


Digitized by Google

ung.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1859.

Erster Band.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1859.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1859.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)





Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1859.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Ein Rückblick auf die literarische Production des Jahrs 1858.

Es dürfte nicht unzweckmäßig und manchem unserer Leser willkommen sein, wenn wir jetzt, bei Beginn des Jahres 1859, also ein Decennium nach einer aufgeregten Periode, von der wir uns auch für Literatur und Kunst die außergewöhnlichsten Folgen versprachen, einen Rückblick auf die literarische Production des letzten Jahres werfen und damit eine Art Leitfaden durch ihre verworrenen Massen und vielfach verschlungenen labyrinthischen Gänge den Lesern in die Hand geben. Wir glauben, daß eine solche Uebersicht und Gruppirung des Gleichartigen in mehr als einer Hinsicht instructiv sein müsse. Eine solche Literaturschau wird zugleich zu einer Zeitschau, ein solcher Rückblick in die nächste Vergangenheit zugleich zu einem Blick in die nächste Zukunft, indem wir die producirenden Kräfte, über welche die Zeit verfügt, die gegeneinander streitenden Principien, die herrschenden Gewalten der Gegenwart und die normalen und anormalen Verrichtungen der literarischen Production wie des nationalen Geistes überhaupt aus einer solchen Ueberschau am besten und deutlichsten kennen lernen.

Einige Unterstützung bei dieser nicht wenig mühsamen Aufgabe fanden wir an dem „Vorwort über Schriftstellerei und Buchhandel", womit Karl Klüpfel den jüngst erschienenen dritten Nachtrag zu seinem „Wegweiser durch die Literatur der Deutschen" (Leipzig, G. Mayer, 1858) eingeleitet hat. Indeß werden wir gerade im Gegensatz zu Klüpfel vorzugsweise, außer der Literaturgeschichte und ihren Seitenzweigen und Hülfsfächern, die poetische Production berücksichtigen, von deren Gattungen Klüpfel nur dem Roman Beachtung schenkt, weil in diesem zufällig die Fiction mit dem Hausgewand der Prosa bekleidet ist. Man liebt überhaupt heutzutage die Bedeutung des poetischen Schaffens und der poetischen Schöpfungen zu unterschätzen, obschon doch in ihnen gerade die feinsten geistigsten Säfte des nationalen Geistes und der Zeitbildung zur Blüte, freilich auch oft zur giftigen Misblüte gedeihen. Und selbst in ihren oft sehr abscheulichen und schädlichen Afterbildungen und Ausartungen bleibt die poetische Production in hohem Grade als Culturmesser und Krankheitssymptom wichtig, um danach die sittliche und geistige Entartung und Verkommenheit einer Zeit beurtheilen zu können. Poetische Werke werden außerdem wahrscheinlich immer an dauernd populärer Wirkung die Werke der Prosa überragen. In Bezug auf ausgebreiteten Einfluß kommen Aristoteles und selbst Plato nicht Homer und Sophokles, Baco nicht Shakspeare, Kant und Schelling nicht Schiller und Goethe gleich. Selbst an sich mehr prosaische Naturen, die sich auf die Literaturgeschichtschreibung warfen, haben dieses populäre Uebergewicht der Poesie dadurch anerkannt, daß sie fast ausschließlich die „poetische" Nationalliteratur in ihren Literaturgeschichten behandelten. Trotzdem ist es zu beklagen, daß die prosaische Nationalliteratur in Deutschland noch keinen so gründlichen Bearbeiter gefunden hat, wie sich die poetische deren so vieler rühmen darf; und es ist dies um so mehr zu beklagen, da diese Gelehrten mit ihrem überwiegend kritischen Geiste und ihrer tendenziösen Richtung meist weit mehr auf die Prosa als auf die Poesie angewiesen zu sein scheinen. Das beweisen auch einige neuere Literaturgeschichten, die, soweit sie zufällig die Prosa betreffen, bei aller Tendenz in scharfsinniger Erörterung zum Theil vortrefflich, soweit sie die Poesie betreffen, schwarzgallicht, einseitig und oft im höchsten Grade ungerecht sind. Wenn man wie Gervinus die verhaßte poetische Production der Gegenwart dann ganz beiseite liegen läßt, so hat dies Verfahren noch Sinn und Logik; aber weniger ritterlich ist es, sie nur dazu zu benutzen, um mit ihrer Verunglimpfung und Herabsetzung ganze Bände zu füllen, dieses Geschäft zu seinem Metier zu machen und sich durch das dadurch Erworbene das Leben zu versüßen, während man es andern dadurch verbittert. Wenigstens sollte man dann doch die Artigkeit haben,

zum Schlusse eine Dankadresse an die so ausgebeuteten Dichter folgen zu lassen oder ihnen einen Theil des Honorars, soviel auf jeden nach der mit seiner Verunglimpfung gefüllten Bogenzahl kommen würde, als Schmerzensgelder zuzustellen.

Darum loben wir es an Klüpfel, daß er, der uns ebenfalls eine mehr verständig-prosaische als naiv-poetische Natur zu sein scheint, sich darauf beschränkt hat, das Publikum nur auf den verschiedenen Gebieten der Prosa zurecht zu weisen, obschon er aus demselben Grunde vielleicht am besten gethan hätte, auch den Roman beiseite zu lassen. Von seinem Verhältniß zur Poesie und seiner literarischen Parteistellung überhaupt zeugen wol genügend die folgenden Worte:

Daß die Poesie in unsern Tagen keine bedeutenden Leistungen aufzuweisen hat, ist eine bekannte Sache. Die poetische Production hört zwar nicht auf und hat sich in der Quantität gegen früher kaum vermindert, aber von den neuen Gedichtsammlungen wird nur wenig gekauft und gelesen, das, was Absatz findet, sind nur die neuen Auflagen älterer anerkannter Dichter.

Rechnet er Geibel, dessen Gedichte 45, Freiligrath, dessen Gedichte 18, Prutz, dessen Gedichte 4, Julius Hammer, dessen „Schau um dich und Schau in dich" 8 Auflagen erlebt haben — von andern Gedichtsammlungen, welche 2 oder 3 Auflagen erlebten, nicht zu sprechen — schon zu den „ältern" Dichtern? Und stehen diesen Erfolgen auf lyrischem Gebiete nicht die Bühnenerfolge von Stücken wie „Uriel Acosta" und „Zopf und Schwert", „Der Fechter von Ravenna", „Die Journalisten" und „Die Valentine", „Narciß", „Die Karlsschüler" und „Graf Essex" u. s. w. vollkommen ebenbürtig zur Seite? Behauptungen wie die angeführte können bei einem Bücherkenner wie Klüpfel doch nicht aus Unkenntniß herrühren; sie müssen einen Zweck haben, der sich auch, wie wir glauben, leicht errathen läßt. Es ist aber bedenklich, in so absprechender Weise über die Poesie der Gegenwart zu urtheilen, solange man es Goethe nicht vergeben kann, daß er der Uhland-Schwab'schen Dichterschule einen „religiös-sittlich-poetischen Bettlermantel" angehängt hat. Daß ferner Klüpfel die humoristische Literatur, auch soweit sie der Prosa angehört, im ganzen sehr stiefmütterlich behandelt, versteht sich von einem neuern Literaturgeschichtschreiber — denn etwas von einem solchen ist doch auch Klüpfel — im Grunde von selbst.

Einige Bemerkungen und statistische Angaben des Vorredners werden uns für den Zweck, den wir uns mit gegenwärtiger Betrachtung vorgesetzt haben, von Nutzen sein und verdienen an dieser Stelle angeführt zu werden. Klüpfel bemerkt mit Recht, daß die literarische Production der beiden letzten Jahre wie in frühern Jahren eine Fruchtbarkeit entwickelt habe, welche das Bedürfniß weit übersteige. In andern Gebieten menschlicher Thätigkeit werde die Menge des Erzeugnisses durch die Nachfrage und den Bedarf bestimmt, und ein mislungenes Product könne sich nicht in die Länge auf dem Markte behaupten. Anders verhalte es sich beim Buchhandel, wo nicht immer der augenblickliche Erfolg über die Bedeutung eines Handelsartikels entscheide. Für den Kaufmann sei jede Waare gut, deren Absatz gesichert sei, für den Verkäufer von Geisteserzeugnissen aber genüge dieser Gesichtspunkt nicht. Denn wie der Schriftsteller nicht blos den Beruf habe, den geistigen Ansprüchen seiner Zeitgenossen zu genügen, sondern auch den, neue Bedürfnisse zu schaffen, indem er Gedanken ausspreche, welche befruchtend wirken und neue Bahnen des geistigen Lebens eröffnen, so habe auch der Buchhändler die Aufgabe, an der Erziehung des Publikums mitzuarbeiten und nach der Brauchbarkeit seiner Waare in dieser Richtung zu fragen. Klüpfel fährt dann fort:

Dies ist nicht blos eine ideale Anforderung, welche mit den kaufmännischen Interessen eines Verlegers im Widerstreit stände, sondern sein Credit hängt davon ab, die Erfüllung dieser Aufgabe muß die Grundlage seiner buchhändlerischen Stellung und Ehre bilden. Die Masse werthloser oder schädlicher Bücher könnte nicht so sehr sich vermehren, wenn die Verleger in ihren Unternehmungen mehr Kritik übten. Gar manche Erzeugnisse der Literatur verdanken ihr Dasein nicht dem wirklichen Bedürfniß des Publikums oder der geistigen Schöpferkraft ihres Verfassers, sondern der Speculation oder der Urtheilslosigkeit des Verlegers, und versperren guten Büchern die Bahn.

Klüpfel weist dann weiter auf die Thatsache hin, daß der Absatz oft gar nicht im richtigen Verhältniß zu dem innern Werth der Bücher stehe; nicht sowol, daß schlechte Waare besonders glänzend abginge, obschon sich jedoch auch davon Beispiele fänden, als daß das Mittelmäßige den Vorzug erhalte vor dem Ausgezeichneten. Das alles ist sehr richtig. Der Buchhandel ist so sehr schuld an der vielen schlechten und verwerflichen Literatur, daß es vielleicht gerechter und nützlicher wäre, wenn man weniger die Autoren, welche schlechte oder schädliche Bücher produciren, als die Buchhändler, welche sie verlegen und oft dazu anregen, aufs strengste recensiren wollte oder könnte. Freilich würden diese Verleger sehr wahrscheinlich über Beeinträchtigung ihres Gewerbes und zugleich vielleicht wegen Injurien klagbar werden, was der in seinem Gewerbe und in seiner Ehre beeinträchtigte Schriftsteller aus guten Gründen fast nie thut, weil es ihm doch zu nichts helfen würde. Jedenfalls ist es von großem Werth, wenn der Buchhandel, wie dies jetzt mehr und mehr der Fall ist, an seine hohe nationale Aufgabe gemahnt wird. Man muß gänzlich und für alle Zeiten von den Grundsätzen zurückzukommen suchen, die noch Kaiser Joseph in Betreff des Buchhandels und Verlags hegte, indem er z. B. in einer am 20. November 1780 ertheilten Resolution sich dahin aussprach:

Wer sich Lettern, Farbe, Papier und Presse anschafft, kann drucken, wie strumpfstricken, und wer gedruckte Bücher sich macht oder einschafft, kann selbe verkaufen; jedoch haben alle den öffentlichen Polizei- und Censurgesetzen genauenstens zu unterliegen. Die lächerlichen Atteslate und Prüfungen der Gelehrsamkeit, so der Regierungsreferent von demjenigen, wer eine Buchhandlung führen will, fordert, sind ganz absurd. Um aus der Lesung der Bücher einen wahren Nutzen zu ziehen, da braucht es viel Kopf, und würden wenige die Prüfung aushalten, ob ihnen das Lesen wahrhaft nutzbar sei. Um aber Bücher zu verkaufen, braucht man keine mehrere Kenntniß, als um Käse zu verkaufen, nämlich ein jeder muß sich die Gattung von Büchern oder von Käse zeitlich einschaffen, die am mehrsten gesucht werden, und das Verlangen des Publikums durch Preise reizen und nützen.

Gerade diese halbhumoristischen Anschauungen scheinen aber vielen Buchhändlern nur zu sehr eingeleuchtet und ihnen zur Richtschnur gedient zu haben.

Klüpfel spricht weiterhin sein Bedauern darüber aus, daß es bisjetzt an statistischen Nachweisungen über den Absatz der verschiedenen schriftstellerischen Erzeugnisse nach Literaturzweigen, Ländern und Lebenskreisen fehle, und versucht nun, einige Beiträge zur Statistik des Buchhandels zu geben, soweit sie ihm durch eigene Beobachtung und durch Mittheilung befreundeter Buchhändler möglich seien. Was den literarischen Verkehr Deutschlands betreffe, so gelte als ausgemacht, daß in Norddeutschland viel mehr Bücher geschrieben und gekauft würden als in Süddeutschland; besonders Sachsen (die sächsischen Herzogthümer wol mit inbegriffen) und die Mark seien wol am schreib- und kauflustigsten. Sicherlich verdient die Erscheinung beachtet zu werden, daß die Verfasser von Ritter- und Räuberromanen fast ausschließlich Norddeutsche, zum größten Theile aber in den sächsischen Landen geboren oder ansässig waren. Erst in neuerer Zeit scheint Wien, das sich freilich immer im Guten wie im Bösen verspätet, auf diesem Gebiete mit Norddeutschland, nachdem diese Gattung literarischer Production hier schon bei weitem nachgelassen hat, in Concurrenz treten zu wollen. Außer den genannten Landstrichen, heißt es in der Klüpfel'schen Vorrede weiter, sei das in geistigem Interesse gerade nicht voranstehende Oesterreich ein von den Buchhändlern besonders berücksichtigtes und geschätztes Absatzgebiet, während auffallenderweise das benachbarte Baiern für den schlechtesten Büchermarkt gelte. Schon günstiger als in Baiern stelle sich die Sache in Würtemberg; Stuttgart sei ein Hauptplatz für die literarische Production, weniger freilich für den Absatz. Das umgekehrte Verhältniß finde in Baden und der Rheinpfalz statt, wo schon der allgemeine Wohlstand des Volks dem Bücherkaufen günstig sei, während die Productionslust zurückträte. Vom Jahre 1831 sei der Buchhandel im Wachsen gewesen bis zum Jahre 1846, dann sei infolge der Theuerung und noch mehr der politischen Ereignisse im Jahre 1848 eine Abnahme eingetreten, die sich aber mit der hergestellten Ruhe allmählich wieder ausgeglichen habe. Besonders auffällig zeige sich die Zunahme der Buchhandlungen in Berlin, Leipzig und Stuttgart; Berlin habe 1831 nur 80, im Jahre 1855 dagegen 195, Leipzig 1831 79, 1855 156 und Stuttgart 1831 17, 1855 dagegen 55 Buchhandlungen gehabt. Leider nehme gerade der Absatz von Büchern wissenschaftlichen Inhalts in neuerer Zeit ab, da die schmalen Besoldungen der Universitätslehrer, Lehrer, Geistlichen und Aerzte nicht mehr zureichten, um neben den sich fortdauernd steigernden Ausgaben für die täglichen Bedürfnisse einen Bücheretat zu erübrigen. Doch hängt dies vielleicht auch mit der Abnahme höhern wissenschaftlichen Strebens in diesen Kreisen zusammen, wie ja auch unter den Studirenden, nach der Versicherung vieler Universitätslehrer, diese Abnahme sich bemerkbar macht, indem die meisten sich darauf beschränken, genau nur die Kenntnisse zu erwerben, die für das Brotstudium nöthig und zum Zweck der Prüfungen gesetzlich vorgeschrieben sind. Daher auch wol der von Klüpfel beklagte Umstand, daß die frühern Literaturzeitungen, die sich gründlicher, mit Auszügen verbundener Beurtheilungen rein wissenschaftlicher Werke beflissen, eine nach der andern verschwunden sind, weil ihnen keine genügende Theilnahme mehr entgegenkam. Klüpfel fährt fort:

> Dieses unnatürliche Verhältniß ist um so mehr zu bedauern, als mit der größern Einnahme in den höhern Kreisen der Gesellschaft keineswegs der Aufwand für Bücher verhältnißmäßig steigt, indem der Luxus in andern Dingen das Bücherbudget auf eine unglaublich kleine Summe herabdrückt. Während in England und theilweise auch in Frankreich auf den Familiensitzen des Adels eine Bibliothek zur Ausstattung des Hauses gehört und es auch bei deutschen Familien der adelichen und bürgerlichen Aristokratie früher Sitte war, eine Büchersammlung zu halten, so ist es jetzt eine große Seltenheit geworden, daß in einem Hause alljährlich eine bestimmte Summe für Bücher verwendet wird. Zu dem allgemeinen Gebrauch der Familie wird etwa außer den Schul- und Kinderbüchern noch eine Ausgabe von Schiller und Goethe, ein Conversations-Lexikon, eine Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung und, wenn's hoch kommt, eine Weltgeschichte angeschafft. In dieser Beschränkung geht die Literatur wol auch in die Kreise des städtischen Handwerkerstandes herab. An die Stelle der Familienbibliothek tritt die Theilnahme an einer Lesegesellschaft, das Abonnement bei einer Leihbibliothek, und diese Institute sind es, auf welche der Verleger von Werken für die Unterhaltung vorzugsweise zu rechnen hat. Der größere Theil des Etats der Lesegesellschaften wird in der Regel für Zeitschriften verwendet, für Bücher bleibt nur ein kleiner Theil übrig.

Da wir auf Klüpfel's „Wegweiser" und die Nachträge dazu später nicht weiter zu sprechen kommen werden, so wollen wir gleich hier noch bemerken, daß dieser Reiseführer durch die deutsche Prosaliteratur, dessen Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit eine Thatsache ist, zu jenen Werken gehört, wie sie nur deutscher Sammelfleiß zu Stande bringen kann. Der Verfasser versichert, den größern Theil der von ihm beurtheilten Bücher aus eigener Ansicht zu kennen, was bei der enormen Menge dieser Bücher und Schriften einen wahrhaften Riesenfleiß voraussetzen läßt. Unmöglich aber konnte er alle lesen, und er hat sich daher bei vielen auf fremdes Urtheil stützen müssen; namentlich nennt er das Zarncke'sche „Literarische Centralblatt" als die Quelle, die er vorzugsweise benutzt habe, wenn ihm die Autopsie eines Buchs fehlte. Seine eigenen Urtheile lassen sich, wie wir glauben, an einem gewissen Geist der Mäßigung erkennen, der auch am allerwenigsten da fehlen darf, wo über ein Buch in nur wenigen Zeilen abgeurtheilt wird. Tadel erfordert mehr noch als Lob einer eingehenden Motivirung, weil er sonst leicht den Charakter der Gehässigkeit erhält und doppelt verletzend wirkt. Zu den schroffsten und absprechendsten Urtheilen gehört das über Gottschall's Literaturgeschichte, die doch gewiß ihre Verdienste hat, welche selbst von einem Gegner seiner Richtung nicht so gänzlich übersehen werden durften, wie hier geschieht. Auch unsere Zeitschrift hat sich über eine solche Kürze des Urtheils zu beklagen, indem von ihr rundweg behauptet wird, daß sie sich nur auf Unterhaltungsliteratur beschränke. Man möchte danach fast

glauben, daß Klüpfel unsere Blätter nur oberflächlich kennt. Es ist richtig, daß die „Blätter für literarische Unterhaltung“ über diejenigen Schriften, welche man zur Unterhaltungsliteratur zu rechnen pflegt (obschon doch eigentlich nur die Erzählungsliteratur, nicht aber die höhern Gattungen der Poesie, auch nicht Reisen, Biographien u. s. w. in diese Kategorie fallen), ausführlichere und vollständigere Rundschauen bringt, als irgendein anderes kritisches Blatt; wenn sich aber Klüpfel die Mühe geben wollte, den ersten besten Jahrgang derselben zu durchblättern, so würde er sich sehr bald überzeugen, daß Naturwissenschaften, Geschichte (insofern sie nicht auf blos gelehrte Specialforschung hinausläuft), Sagen- und Literaturgeschichte, auch die ältere deutsche, Culturgeschichte, Physiologie, Psychologie, Anthropologie, Ethnographie, Staatswirthschaftslehre, selbst Theologie, soweit sie in die allgemeine Bewegung auf kirchlich-religiösem Gebiete eingreift, von d. Bl. keineswegs ausgeschlossen sind, daß vielmehr die diesen Disciplinen angehörenden Hauptwerke oft in so eingehender Weise besprochen werden, daß sie nicht jedem „unterhaltend“ dünken mag. Ja, über gewisse wissenschaftliche Disciplinen liefern unsere Blätter so vollständige und übersichtliche Referate, wie sicherlich kein anderes Journal. Wir sagen dies nicht, um unsere Blätter vor dem Publikum herauszustreichen, was sie auch unsern Lesern gegenüber kaum bedürfen, sondern um den Verfasser des „Wegweisers“ künftig zu größerer Vorsicht in seinen Urtheilen aufzufordern. Auch über die von dem Schreiber dieses aus des Dichters Briefen und Tagebüchern zusammengestellte Biographie Ernst Schulze's finden wir im „Wegweiser“ eine Bemerkung, welche der Berichtigung bedarf. Klüpfel sagt darüber:

> Sehr interessante Mittheilungen aus dem innern Leben des Dichters, die aber im ganzen den betrübenden Eindruck machen, daß das, was man als tragisches Geschick anzusehen pflegte, im Grunde selbstverschuldete Verkehrtheit und Frivolität ist. Der Herausgeber scheint nicht zu wissen, daß die Besitzerin der Briefe, die er nach den im Nachlasse Schulze's vorgefundenen Copien benutzte, noch lebt und wol sehr überrascht sein wird, daß das, was sie als leidenschaftliche Ergüsse eines tiefbewegten Herzens hingenommen und für ein zwischen dem Verfasser und ihr bestehendes Geheimniß bewahrt hat, von ihm selbst als berechnet künstlerische Schöpfung angesehen wurde, die er als literarische Erzeugnisse für die Nachwelt durch Copien sichern zu müssen glaubte.

Es wäre merkwürdig, wenn wir als Herausgeber der Biographie nicht gewußt haben sollten, daß die Besitzerin der Originalien dieser Briefe noch lebt; was aber die Copien betrifft, so erhielten wir diese durch Schulze's Schwester, die noch im Kloster Wienhausen lebende Frau Superintendentin Hornbostel, sicherlich nicht ohne vorangegangene Verständigung zwischen ihr und der Besitzerin der Originalien. Die Behauptung Klüpfel's, daß Ernst Schulze selbst seine Briefe an Adelheid Tychsen als „berechnet künstlerische Schöpfung“ angesehen habe, wollen wir hier auf sich beruhen lassen, obschon sie uns sehr wenig begründet zu sein scheint.

Indem wir nun darangehen wollen, von unserm Standpunkt eine gedrängte Uebersicht der letztjährigen literarischen Erzeugnisse zu geben, finden wir nicht überflüssig zu bemerken, daß wir keineswegs ausschließlich solche Werke und Schriften berücksichtigen werden, die auf dem Titel zufällig die Jahreszahl 1858 tragen. Da uns jedoch die Masse dieser Erscheinungen nöthigt, uns doch in gewisse Grenzen einzuschränken, gedenken wir vorzugsweise nur diejenigen Publicationen zu berücksichtigen, welche im Jahrgang 1858 d. Bl. entweder im Text besprochen oder doch in der Bibliographie aufgeführt und dabei in einer oder der andern Hinsicht bedeutend oder für ihre Gattung charakteristisch sind oder von namhaften Autoren herrühren. Auf vollständige Nomenclatur müssen wir überhaupt aus verschiedenen Gründen von vornherein verzichten.

Von Klüpfel's obenerwähntem „Wegweiser“ ist der bequemste und nächste Uebergang zur Literaturgeschichte. Was die allgemeinen Geschichten der deutschen Nationalliteratur betrifft, so fällt hier zuvörderst ihre tendenziöse Richtung auf, wovon zunächst Koberstein und andere Verfasser von Werken, die mehr Compendien sind, freizusprechen sein mögen; auch trifft dieser Vorwurf wenig oder gar nicht die Literarhistoriker Wackernagel, Cholevius, Hillebrandt, der vielleicht nur zu kritisch in das Detail der von ihm beurtheilten Schriften und Schriftsteller eingeht, und Th. Mundt, der wol auch wie jeder seine Sympathien und Antipathien hat, aber in seiner alle europäischen Literaturen umfassenden „Geschichte der Gegenwart“ in humaner Weise die einzelnen Dichter und Schriftsteller aus ihrem eigenthümlichen Wesen herauszuerklären sucht. Dagegen W. Menzel, K. Barthel, M. Brühl (dieser vom katholischen Standpunkt), Vilmar, Julian Schmidt, Gottschall, selbst Gervinus, der noch von allen das allgemeinste wissenschaftlich gebildete Publikum hat, haben ihre Tendenzen, und jede religiöse oder politische Partei kauft oder liest die Literaturgeschichte, die ihrer Richtung am meisten zusagt. Vielleicht kann man nach der Menge der Auflagen, die jede erlebte, die Stärke und den Umfang der verschiedenen Parteien einigermaßen ermessen. Diese Tendenzen spiegeln sich nicht blos in dem Verhalten der verschiedenen Literaturhistoriker gegenüber der Literatur der Gegenwart, die von dem einen verächtlich ignorirt, von dem andern zu Fleischstückchen zerhackt, von dem dritten als die bisherige höchste Entwickelung unserer Nationalliteratur gefeiert wird, sondern selbst in der Behandlung älterer Perioden. Der eine verkümmert und verstümmelt uns Goethe's, der andere Schiller's Bild; der eine erkennt in Lessing den großen Apostel modern humaner Bildung, der andere verwirft ihn als unchristlich; der eine läßt überall seine demokratischen, der andere seine constitutionellen oder ultraconservativen Tendenzen durchblicken. Dabei herrscht die größte Verwirrung; die Paladine des „gesunden Menschenverstandes“ und der bürgerlichen Sittlichkeit heben trotz dieser Sittlichkeit den zwar genialen aber frivolen und mit der Sittlichkeit seinen Spaß treibenden Heinrich Heine aufs Schild und berufen sich auf seine Aussprüche wie auf die Sprüche des heiligen Evangeliums; die Gegner der Bourgeoisiemoral und des Philisterthums wollen doch wieder nichts von den Roman-

tikern wissen, die doch in dieser Beziehung den allerfreiesten und vorurtheilslosesten Standpunkt einnahmen und die (z. B. Tieck, Eichendorff, Achim von Arnim, Brentano, Hoffmann u. s. w.) einen fortdauernden Krieg gegen alle Arten der Philisterei führten. Diese Literaturgeschichten haben meist ihre sehr großen Verdienste; keine andere Nation besitzt solche von gleichem Werth, aber infolge ihrer subjectiven Färbung erhält man durch sie kein ungetrübtes Bild unserer Literatur, so reich sie auch an sinnreichen Combinationen, wie namentlich die Gervinus'sche, an vortrefflichen Charakteristiken einzelner Autoren und an ausgezeichneten Analysen einzelner Werke sein mögen. Robert Prutz hat in Nr. 50 des „Deutschen Museum" ein bedeutsames Wort über die moderne Literaturgeschichtschreibung gesprochen, und vollständig stimmen wir der Bemerkung bei, mit der er seinen ersten Artikel schließt:

Diese ewig vermischten Atome von Licht und Schatten, von Wahrheit und Irrthum zu sondern, ist denn also die nächste und dringendste Aufgabe des Historikers überhaupt, so auch des Literarhistorikers unserer Tage, und er wird sie nur erfüllen können, indem er weder ausschließlich zur einen noch zur andern Fahne, weder zu den Idealisten noch zu den Realisten, weder zu den abstracten Lobrednern noch zu den ebenso abstracten Verächtern unserer Literatur schwört, sondern, gestützt auf ein höheres Princip, in welchem jene Gegensätze selbst aufgehen, streng den Weg der Mitte innehält, der ihm die freie Aussicht nach rechts wie nach links gestattet. Diese Art der Auffassung, wir wiederholen es, hat wenig Pikantes und Glänzendes, und wer sich entschließt, sie zur seinen zu machen, der muß auch von vornherein auf das laute Beifallsgeschrei der Menge verzichten. Ja er muß sich vielleicht gefallen lassen, daß man seine Darstellung farblos und langweilig schilt; — ihm wird dann immer noch der Trost bleiben, durch seine farblose und langweilige Darstellung mehr zur wirklichen Aufklärung des Publikums und damit auch zur endlichen Lösung der uns gestellten Aufgaben beigetragen zu haben als jene pikanten und glänzenden Schriftsteller, die durch ihre farbreichen, aber einseitigen und unwahren Aussprüche die öffentliche Meinung nur immer mehr verwirren und den Tag der endlichen Genesung nur immer weiter hinausschieben.

Die Frage ist freilich die, ob bereits in unserer Zeit, die so überaus reich ist an sich gegenseitig befehdenden politischen, religiösen, socialen und literarischen Gegensätzen, unsere letzte und glänzendste Literaturperiode von Herder, Goethe und Schiller an bis jetzt mit derselben Objectivität behandelt werden kann als die frühere. Namentlich wird es für den Literaturhistoriker immer eine höchst schwierige Aufgabe bleiben, durch seine Prädilectionen für den einen oder den andern unserer sogenannten classischen Schriftsteller wie durch die persönlichen Beziehungen zwischen Herder, Schiller und Goethe hindurch den richtigen Weg zu finden und in der Aufdeckung ihrer Verirrungen und Gebrechen, die doch nicht ungerügt bleiben können, weil gerade die Fehler großer Männer die verführerischsten und somit schädlichsten sind, wie in der Darstellung ihrer so strahlenden Vorzüge und Tugenden, in denen sie uns ewige Vorbilder sein sollen, mit sicherm Takt ein anständiges Maß zu halten; ferner den Talenten und Bestrebungen der jetzt so allgemein unterschätzten Romantiker, die sicherlich in ihrer Gesammtheit als ein höchst merkwürdiges, wenn auch vielfach bloßen Lichtnebel ausströmendes Sternbild am Horizont der deutschen Literatur glänzten, in jeder Hinsicht, im Guten wie im Bösen gerecht zu werden; endlich in den eklektischen Leistungen der Modernen das Bleibende vom Vergänglichen, das Wahre vom Unwahren, die Frucht von der Spreu, die lebensvollen Keime von den in sich todten zu sondern.

Den ältern Perioden unserer Literatur wurden auch in letzter Zeit die erfolgreichsten Studien gewidmet. Dem vortrefflichen Werke Wackernagel's über das deutsche Kirchenlied folgte die „Deutsche Sionsharfe" von Simrock, der auch eine Schrift über die Nibelungenstrophe und vom „Heliand" (neben Köne und Georg Rapp) eine treffliche Bearbeitung herausgab. Nennenswerth sind ferner, außer dem „Heldenbuch" von dem verstorbenen F. H. von der Hagen, der als eigentlicher Begründer dieser Studien doch immer besondere Beachtung verdient, die Arbeiten von J. Keller über Otfried von Weissenburg, von M. Haupt über Neidhart von Reuenthal, von K. Hase über das geistliche Schauspiel, von Schröer über die deutschen Weihnachtsspiele in Ungarn, von H. Bischoff über Sebastian Frank, von F. Strehlke über Martin Opitz, über den auch Hoffmann von Fallersleben eine bibliographische Schrift als „Vorläufer und Probe der Bücherkunde der deutschen Dichtkunst bis zum Jahre 1700" veröffentlichte. Geiler von Kaisersperg's Schriften erschienen in neuer Auswahl, herausgegeben von Braun, und O. Schade sammelte Satiren aus der Reformationszeit. Hier schließen wir gleich die deutsche Sagenforschung mit an. Hansen brachte friesische, Pröhle unterharzische, Schmitz eifler, F. Müller siebenbürgische, Bechstein thüringer, Enslin frankfurter Sagen, Rochholz Sagen aus dem Aargau und Freih. von Leoprechting Sagen aus dem Lechrain. Haltrich sammelte deutsche Volksmärchen. Auch W. Schäfer's Schrift: „Deutsche Städtewahrzeichen", enthält interessante Beitrage zur deutschen Sagengeschichte.

Den reichlichsten Zuwachs erhielt auch diesmal die unsere neuclassische Periode betreffende Literatur, und namentlich war die Goethe-Schiller-Literatur fortwährend im Anschwellen. Man wendet diesen beiden Männern ein Studium zu, wie sonst nur den classischen Autoren des Alterthums. Besonders studirt man an Goethe herum, dessen Leben und Schriften allerdings auch viel mehr Geheimnisse und Räthsel enthalten, als das Leben und Wirken Schiller's, die viel klarer und unzweideutiger dem Blicke vorliegen. Das von J. Frese trefflich übersetzte und auch in einer wohlfeilen englischen Ausgabe in Deutschland erschienene Werk über Goethe von dem Engländer G. H. Lewes ist so vielfach und ausführlich in d. Bl. besprochen worden, daß wir es hier nur einfach zu nennen brauchen. Die schon früher angeregte und von Lewes wie auch gleichzeitig von Goedeke und Düntzer zu Ungunsten Bettina's entschiedene Frage, inwiefern diese mit ihren Briefen das Publikum mystificirt und die bekannten Goethe'schen Sonette willkürlich und ungerechtfertigterweise auf sich bezogen habe, führte zu einer Polemik, indem namentlich H. Siegfried in einer nicht sehr glücklich stilisirten Epistel an Lewes für Bettina's Ansprüche in die Schranken trat. In einem bei

weitem taktvoller und gründlicher gearbeiteten Plaidoyer hat sich dann weiter noch A. Boden (in Nr. 30 des „Frankfurter Museum") Bettina's angenommen, worauf wir hiermit einfach verweisen wollen. Wenn man übrigens verlangt hat, daß Bettina selbst mit einer runden und bestimmten Erklärung hervortreten solle und dieses Verlangen, weil es gegen eine Frau gerichtet sei, als ein gröbliches und plumpes bezeichnet worden ist, so wollen wir dagegen einfach bemerken, daß einer Frau gegenüber, welche öffentlich und namentlich mit solchen Ansprüchen auftritt, die Galanterie ihre Grenzen hat, wenn es sich vor dem literarischen Gericht um Feststellung der Wahrheit handelt. Neben dem Lewes'schen Werke behält auch J. W. Schaefer's, des Verfassers einer „Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts", in zweiter vermehrter und revidirter Auflage erschienene und durch kritische Genauigkeit sich auszeichnende Biographie Goethe's ihren vollen Werth, und ebenso neben beiden Werken die vortreffliche, in gedrängter Vollständigkeit auftretende Monographie über Goethe, welche K. Goedeke seinem „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" einverleibt hat. Oldenberg verfaßte eine Schrift über Goethe's pädagogische Grundsätze, Kneschke behandelte Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt, der Holländer Oosterzee erörterte in einer von Lange übersetzten Vorlesung Goethe's Stellung zum Christenthum, K. Jügel gab in seinem „Puppenhaus" neue Aufschlüsse über Lili und ihr Verhältniß zu Goethe und Th. Bergk commentirte in einer Schrift acht Goethe'sche Lieder, die er theils neu entdeckte, theils zum ersten mal für Goethe in Anspruch nimmt. Was Schiller betrifft, so wird sein Leben in einem umfangreichen Werke von Palleske behandelt, das als Pendant zu Lewes' Leben Goethe's zu betrachten und von dem der erste Band erschienen ist. Wir werden darüber nach dem bald zu erwartenden Erscheinen des zweiten Bandes ausführlicher berichten. Karl August's Briefwechsel mit Schiller wurde von Emilie von Gleichen-Rußwurm veröffentlicht, Kuno Fischer beleuchtete Schiller's Philosophie und seine in Dramen und Gedichten enthaltenen Selbstbekenntnisse und Gerlinger die griechischen Elemente in der „Braut von Messina". Viele interessante und zum Theil neue Mittheilungen in Betreff Goethe's und Schiller's enthalten Diezmann's „Goethe-Schiller-Museum" und „Weimar-Album", während A. Clemens in einer geistreichen Schrift Schiller in seinem Verhältniß zu Goethe und zur Gegenwart betrachtete. Auch ist hier die „Schiller-Galerie" zu nennen, welche durch Bild und Text (letzterer von einem der Zeichner, dem geistvollen F. Pecht) die Hauptcharaktere aus Schiller's Werken zur Veranschaulichung bringt. Zwei andere Classiker, Lessing und Wieland, sind, jener von A. Stahr in einem selbständigen Werke, dieser von J. W. Loebell im zweiten Bande seines wie es scheint weit angelegten Werks „Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock bis zu Goethe's Tode" ausführlich behandelt worden. Beide Werke werden seinerzeit eine gründlichere Besprechung in d. Bl. nöthig machen. Lessing, dieser seltene Mann, dessen Bestrebungen und Tendenzen mit den Richtungen unserer Zeit an vielen Punkten so genau zusammenfallen, daß man ihn recht eigentlich als unsern literarischen Gesetzgeber betrachten darf, hat eine so ausführliche Behandlung, wie ihm A. Stahr angedeihen ließ, schon längst verdient, und auch Loebell wird man es Dank wissen, daß er unserer Generation wieder ins Gedächtniß bringt, was Wieland für seine Zeit war. Die Schrift von G. Findel: „Die classische Periode unserer Nationalliteratur", erwähnen wir nur als einen Versuch, die Forschungen gelehrter Literaturhistoriker in eine populäre Tonart zu übertragen; der Verfasser ist derselbe, welcher auch K. Barthel's Nachlaßwerk: „Die classische Periode der deutschen Nationalliteratur im Mittelalter" bearbeitete. Ueber Gleim, diesen verdienstvollen Protector der deutschen Musen, veröffentlichte H. Pröhle, der Verfasser einer dankenswerthen Biographie Bürger's, eine kleine Schrift „Gleim auf der Schule" und andere werthvolle Mittheilungen in „Westermann's Illustrirten Monatsheften", und Hölty's „Gedichte" erschienen in neuer vollständiger Ausgabe mit biographischer Einleitung, herausgegeben von F. Voigts. Ein anderer älterer Schriftsteller, der wackere Matthias Claudius, der in seinen Schriften eigentlich unter den Deutschen zuerst einen echt humoristischen und dabei echt volksthümlichen Ton anschlug, fand seinen Biographen an W. Herbst, dessen Lebensbild „Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote" eine zweite neu bearbeitete Auflage erlebte, und der „Barde" Kretschmann seinen Biographen an Knothe. Die neue vollständige Ausgabe von Theodor Körner's sämmtlichen Werken, welche A. Wolff besorgte, enthält dankenswerthe Mittheilungen über den Appellationsrath Körner, das Körner'sche Haus und Theodor Körner selbst und außerdem eine ziemlich ansehnliche Anzahl bisher nicht gedruckter Briefe zwischen Vater und Sohn. Reichen Literaturstoff enthalten auch Düntzer's letzte Veröffentlichungen aus Ludwig von Knebel's Briefnachlaß, und zur Kenntniß des Jean Paul'schen Gemüths, weniger seines äußern Lebens und seines literarischen Wirkens, tragen Jean Paul's von Täglichsbeck herausgegebene „Briefe an eine Jugendfreundin" wesentlich bei. Wir erwähnen hier noch Koberstein's „Vermischte Aufsätze zur Literaturgeschichte und Aesthetik", die Fortsetzung der nun ihrer Vollendung rasch entgegenschreitenden, in vielen Beziehungen trefflichen „Geschichte der deutschen Literatur" von Heinrich Kurz, W. Menzel's „Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit" und die eben sowol in literatur- als culturgeschichtlicher Hinsicht interessante Schrift J. W. Appell's über die Ritter- und Räuberromantik. Auch diese rohen und cynischen Elemente verdienen Beachtung, wenn es zu einer wirklich sittengeschichtlichen Begründung der Literaturgeschichte kommen soll. Einzelne mitlebende Dichter und Autoren findet man in Schmidt-Weißenfels' zweibändiger Schrift: „Charaktere der deutschen Literatur", darunter Julian Schmidt, Friedrich Halm, Auerbach, A. Meißner, Gutzkow u. s. w. in theils scharfen, theils leichten Umrissen dargestellt. Endlich ist hier die Skizze von G. Liebert über Uhland als eine liebevoll in die Eigenthümlichkeiten des Dichters eingehende Arbeit zu nennen,

ganz vorzüglich aber Klüpfel's biographisches und literarhistorisches Werk über G. Schwab, das zugleich um diese Persönlichkeit eine große Anzahl oft genannter oder interessanter Persönlichkeiten und Zeit- und Streitfragen gruppirt.

In unserer der Theorie wenig geneigten Zeit wird die Aesthetik als selbständige Wissenschaft mit nicht sehr großem Eifer angebaut und was darin geleistet wird, scheint meist keinen sehr großen Anklang im Publikum zu finden. Dies ist auch wol der Grund, weshalb A. Zeising's zum Theil scharfsinnige und neue Forschungen auf diesem Gebiete nicht die verdiente Beachtung und Würdigung gefunden zu haben scheinen, zumal da er sich zum Theil gegen Vischer wendet, der den meisten als eine unantastbare Autorität auf diesem Felde gilt und erst noch jüngst mit einer Schrift „Ueber das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunst" aufgetreten ist. Wenn wir noch L. Eckardt's Schrift über „Die theistische Begründung der Aesthetik im Gegensatz zur pantheistischen" und R. Zimmermann's „Geschichte der Aesthetik als philosophische Wissenschaft" nennen, so glauben wir so ziemlich alles genannt zu haben, was in neuester Zeit auf diesem Gebiet, in das auch Gottschall's, ganz dem Standpunkt der Modernität huldigende „Poetik" vielfach einschlägt, Hervorragendes geleistet worden ist. Indeß verdient erwähnt zu werden, daß sich eine neue Aesthetik von M. Carriere unter der Presse befindet, aus welcher im „Morgenblatt" bereits einige Abschnitte veröffentlicht wurden. Auch die Theorie der bildenden Künste wird jetzt wenig in selbständigen Werken angebaut; um so lieber knüpft sie sich an die Betrachtung einzelner Kunstwerke oder zieht sich durch ganze kunstgeschichtliche Darstellungen hindurch, wie durch A. Hagen's verdienstvolles Werk „Die deutsche Kunst in unserm Jahrhundert" und durch A. Springer's „Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrhundert". Auch auf diesem Gebiete herrscht übrigens viel subjective Einseitigkeit und Verwirrung der Begriffe; die auch in der Literatur täglich zu hörende Parole und Gegenparole „Idealismus" und „Realismus" klingt allerorten wider und gewisse Stichworte (vgl. der „Deutschen Kunstbriefe" von A. Helfferich erstes Heft: „Das Kunststichwort") summen in jedermanns Ohren. Wir nennen noch auf diesem Gebiete Wilhelm Stier's von gesunder und zugleich echt dichterischer Kunstanschauung zeugende „Hesperische Blätter", aus seinem Nachlaß herausgegeben, E. Guhl's Schrift „Die Frauen in der Kunstgeschichte" und R. Schlüter's Reisewerk „Aus und über Italien", das sich vorzugsweise mit Kunst und Kunstwerken beschäftigt. Einen interessanten Specialbeitrag zur deutschen Kunstgeschichte lieferte Geyser in seiner „Geschichte der Malerei in Leipzig". Auf dem Gebiete der musikalischen Aesthetik nehmen die Kämpfe zwischen den Orthodoxen und den „Zukunftsmusikern", deren Richtung namentlich F. Brendel in seiner „Neuen Zeitschrift für Musik" vertritt, ihren Fortgang, doch meist nur in kleinen Schriften, von denen wir E. Sobolewski's „Oper, nicht Drama" und Bronsart's „Musikalische Pflichten" nennen. W. Riehl's gern gelesene größere Schrift „Musikalische Charakterköpfe" erlebte eine zweite verbesserte Auflage.

Ein jetzt mit besonderer Liebe angebautes Feld ist das der Biographik. Mehrere hierher einschlagende Werke oder einleitende biographische Skizzen über Goethe, Schiller, Lessing, Claudius, Bürger, Kretschmann, Hölty, Körner, Schwab u. s. w. haben wir, insofern sie Notabilitäten der Literatur betreffen, schon oben genannt. Damit ist aber dieses Feld noch lange nicht erschöpft; wir haben noch die meisterhaften Werke von Strauß über Ulrich von Hutten und Nicodemus Frischlin, Stinzing's namentlich auch in culturgeschichtlicher Hinsicht interessante Biographie des Rechtsgelehrten Ulrich Zasius, Spieker's Biographie des Theologen Andreas Musculus und die des geistlichen Liederdichters Johann Heermann von Ledderhose zu nennen. Nachdem Chrysander mit einer ausgezeichneten Biographie und Charakteristik Händel's vorangegangen, lieferte O. Jahn eine vortreffliche Biographie Mozart's, Marx den ersten Band eines Werks über Beethoven, L. Bischoff eine Uebersetzung der Schrift Ulibischeff's über Beethoven, und Wasielewski eine Lebensbeschreibung R. Schumann's. Das Leben und Kunsttreiben des Bildhauers Schwanthaler behandelte der Münchener F. X. Trautmann mehr novellistisch und unterhaltend in seiner Schrift „Ludwig Schwanthaler's Reliquien", die auch mit nachgelassenen Gedichten des Künstlers und Holzschnitten nach seinen phantasiereichen Gelegenheitszeichnungen ausgestattet ist. Das Leben eines Schauspielers, eines Schülers von Iffland, des in Berlin verstorbenen K. Wauer, wurde von B. Mai beschrieben. G. Forster's Biographie von H. Koenig erlebte eine zweite vermehrte Auflage, über F. Kortüm lieferte Freih. von Reichlin-Meldegg eine Monographie und Gentz' Charakter, Leben und Wirken wurde von E. Schmidt-Weißenfels, der schon früher eine Schrift über die Rahel herausgab, in einem zweibändigen Werke behandelt. An Selbstbiographien und memoirenartigen Schriften war kein Mangel. Erinnerungen aus seinem vielbewegten Leben verarbeitete Arndt in seiner bereits in zweiter Auflage erschienenen, zeitgeschichtlich interessanten Schrift: „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein", G. Eilers gab einen sehr wichtigen Beitrag zur Kenntniß der neuern Zeitbewegungen in seinem mehrbändigen Werke „Meine Wanderung durchs Leben", A. von Sternberg reihte in seinen graziös geschriebenen „Erinnerungsblättern" eine Reihe pikanter Mittheilungen über Personen und Zustände aneinander, Julie Burow beschenkte ihre Freunde mit ihrer Selbstbiographie und selbst Bäuerle behelligte das Publikum mit „Memoiren". Eine Fülle der interessantesten Mittheilungen über das, was die Verfasserin in bewegter Zeit in Berlin und Paris, Heidelberg und Köln, Dresden, Wien und München erlebte, bieten die Denkwürdigkeiten der Dichterin Helmina von Chézy, welche unter dem Titel „Unvergessenes" erst am Schluß des vorigen Jahres erschienen und natürlich einer ausführlichern Besprechung vorbehalten bleiben müssen. Die zu unterhaltendem und nicht selten etwas indiscretem Geplauder aufgelegte Natur des Weibes verräth sich auch in den Erinnerungen von Henriette Herz, die, von Fürst herausgegeben, in zweiter vermehrter Auflage erschienen sind. Eine sehr anziehende Lectüre bieten

E. Harkort's Erinnerungen aus Mexico, aus seinen hinterlassenen Papieren zusammengestellt von G. Kühne, der auch die zweite Auflage der Erinnerungen von Elisabeth von Stägemann mit einer biographischen Einleitung versah. Th. Mundt's dreibändiges Werk über Mirabeau, worin, wie in seinem spätern „Robespierre", eingehende Studien über die Französische Revolution in halbnovellistischer Weise verarbeitet sind, bildet den Uebergang auf der einen Seite zur reinen Geschichtsliteratur, auf der andern zum historischen Roman und zum Roman überhaupt. Wir wenden uns hier zuvörderst zu letzterm.

Freytag's „Soll und Haben" hat, es ist sicherlich nicht zu leugnen, Epoche gemacht. Das beweisen die sieben Auflagen dieses Romans, das beweist noch mehr die literarische Controverse, die sich über ihn angesponnen und ihr Ende noch nicht erreicht hat. Wenn man auch im allgemeinen zugeben mochte, daß der Roman, laut dem vorangestellten Motto, das deutsche Volk bei der Arbeit zu suchen habe, so fragt es sich doch, ob die für das deutsche Volk charakteristische Arbeit gerade in der Bodencultur und im Handel bestehe; sind uns doch z. B. die Holländer und Engländer in beiden sicherlich weit überlegen. Es wollte manchem bedünken, als ob die Thätigkeit der deutschen Nation auf geistigem Gebiete von Freytag zu geflissentlich ignorirt und zurückgesetzt und die bloße Erwerbsfrage als solche und ohne einem höhern Zweck zu dienen, zu sehr in den Vordergrund gestellt sei. Außerdem sonderten sich aus dieser Controverse die beiden Stichworte „Idealismus" und „Realismus" aus: zwei Schlachtrufe, die nun auf dem literarischen Kampfelde ebenso oft gehört wurden, wie in den mittelalterlichen Kämpfen die Schlachtrufe: hie Welfen! hie Waiblingen! Um aus dem Conflict herauszukommen, bewies man uns durch eine schlaue dialektische Escamotage, daß der Realismus im Grunde dasselbe wolle wie der Idealismus; andere nahmen ihre Zuflucht zu dem sogenannten Idealrealismus, und so könnte man noch, als von weitern Untergraden, von einem Ideal=Idealrealismus oder Real=Realidealismus sprechen, nach der Analogie von Nordnordwest oder Südsüdost, je nachdem der Tendenzwind eines Werks mehr aus dem Winkel des Realismus oder mehr aus dem des Idealismus weht. Uns erscheint dieser Streit als ein ziemlich unerquicklicher und müßiger, und wir wären fast geneigt, jener Stimme aus England recht zu geben (denn selbst über den Kanal hinüber trug der literarische Zugwind das Echo dieser Stichworte), welche in der „Westminster review" behauptete, dem Realismus stehe nicht der Idealismus, sondern der Falsismus gegenüber. Hiermit wollen wir uns fürs erste beruhigen, obschon wir wissen, daß damit der Streit gewissermaßen mit der altrömischen Gerichtsformel „Non liquet" unentschieden ad acta gelegt, statt zu Ende geführt ist, um uns zu einer gedrängten Aufzählung der hervorragendern Erscheinungen auf dem Gebiete des Romans zu wenden. Da begegnet uns gleich ein Roman von E. Willkomm: „Banco", in welchem ebenfalls die große Frage des Tags, die Erwerbsfrage vermittelst Geld- und Waarenhandels zu Grunde gelegt ist, während wir doch dem Verfasser die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß er wenigstens bestrebt gewesen ist, in dem Bankier Silbermann eine Persönlichkeit aufzustellen, welche den Reichthum nicht hamsterartig hütet, sondern auch etwas für Kunst und geistige Interessen thut. Es ist damit wenigstens ausgesprochen, daß das Kapital nicht Selbstzweck, sondern Mittel zu höhern Zwecken sein soll. Indessen scheint „Banco" nicht so großen Anklang gefunden zu haben, als desselben trefflicher Fabrikantenroman „Die Familie Ammer". Dagegen hat sich Th. König in seinem Roman „Ein Bild der Zeit" ganz entschieden gegen den Materialismus der Zeit gewendet. Indirect geschieht dies ferner in allen Romanen, deren Haupthelden Künstler oder Dichter sind, wie H. Rau's sechsbändiger Roman „Mozart"; doch sind Romane dieser Art jetzt eben nicht sehr häufig. Vielleicht gehört dahin auch des unerschöpflich productiven E. Willkomm's neuester Roman „Dichter und Apostel", der bereits die Jahreszahl 1859 trägt. Auf mehr realistischem Wege, wie es scheint, suchte O. Roquette in seinem „Heinrich Falk" die an sich mehr der Sphäre des Idealismus angehörende Frage zu lösen, wie ein Individuum zur Kunst und künstlerischen Bildung erzogen werden könne, ohne ein geborenes Genie zu sein. Die Macht der Erziehung bestreiten zu wollen, wäre sinnlos; aber die Ansicht, daß die Erziehung und die äußern Lebensumstände allein ein Individuum zu einem Genie bilden könnten, wo dieses nicht in ursprünglicher Anlage vorhanden, ist allerdings eine Ansicht, wie sie vorzugsweise den Anhängern des Materialismus eigen zu sein pflegt. „Heinrich Falk" hat übrigens in Stil und Composition nicht gewöhnliche Vorzüge. Ueber Gutzkow's wie die „Ritter vom Geiste" im großartigsten Stile angelegtes Zeitrundgemälde „Der Zauberer von Rom", welches schon in den beiden ersten Bänden außer dem Reichthum an Ideen und Zeitbeziehungen die spannende Erfindung und die Kraft der Charakteristik bewundern läßt, können wir einfach auf Gottschall's Bericht in Nr. 51 d. Bl. f. 1858 verweisen; ebenso können wir des A. Meißner'schen Romans „Sansara", der bereits in zweiter wohlfeiler Auflage erschienen ist, hier als einer hervorragenden Erscheinung nur gedenken, da wir demnächst einem Bericht darüber aus der Feder eines unserer Mitarbeiter entgegenzusehen haben. Als ein zeitgeschichtlicher Roman von besonderm Werth, der aber wegen des darin hervortretenden schroffen Pessimismus beim großen Publikum und wegen der allzu ehrlichen Zeichnung der Frauencharaktere bei dem weiblichen Lesepublikum schwerlich den Beifall finden wird, den er wegen der darin sich kundgebenden Kraft der Wahrheit verdient, erscheint uns L. Steub's Roman „Deutsche Träume", der das deutsche Volk bei seinen „Leiden" sucht. Eine um so gemüthlichere Lectüre bietet dagegen der Roman „Sabbatfeier" von Elise Polko, der sich gegen den Steub'schen Roman wie ein stilles, Gegenstände des häuslichen Lebens ruhig abspiegelndes und nur in der Tiefe bewegtes Binnenwasser gegen die offene, von Stürmen aufgewühlte Meerflut verhält. Das tiefere Gemüthsleben findet auch vorzugsweise Befriedigung in A. Stifter's „Nachsommer",

obschon darin die künstlerische Einheit nur zu sehr vermißt wird, während man dem Verfasser allerdings zugestehen muß, daß er zu den wenigen gehört, die aus innerm Drang und Bedürfniß schreiben, und in H. Koenig's „Marianne“, wobei wir nicht unterlassen wollen zu bemerken, daß Koenig einer aus der verhältnißmäßig geringen Zahl deutscher Romanschriftsteller ist, welche sich in keinem Augenblick auf der Nachahmung ausländischer Muster betreffen ließen und lieber dem augenblicklichen glänzenden Effect als ihrer treuen deutschen Natur entsagten. Mehr in Abenteuern bewegen sich Gerstäcker's californisches Zeitbild „Gold!“ und „Aus dem Waldleben Amerikas“ und Wachenhusen's „Rom und Sahara“, während uns Th. Mügge in „Leben und Lieben in Norwegen“ nach dem hohen Norden führt.

Den ausgedehntesten Anbau unter allen Gattungen des Romans erfuhr die historische, und wir nennen hier in erster Reihe den durch Fülle der Thatsachen und durch Reichthum an Charakteren hervorragenden, auch bereits in zweiter Auflage erschienenen Roman von L. Rellstab: „Drei Jahre von Dreißigen“, worin uns die ersten Schreckensjahre des Dreißigjährigen Kriegs vorgeführt werden, während Ludwig Rosen in seinem Roman „Der Buchenhof“ die durch den Dreißigjährigen Krieg in Deutschland angerichtete sittliche und politische Verwüstung und das Treiben einer verwilderten Soldateska schildert, zugleich aber in eine geordnetere Zeit, wie man sie vorzüglich dem Großen Kurfürsten verdankt, erfreuliche Perspectiven eröffnet. Ein anderer bewährter Meister in dieser Gattung, Wilibald Alexis, sammelte seine „Vaterländischen Romane“. R. Heller gab uns in seinem Roman „Der Reichspostreiter in Ludwigsburg“ ein fein und sauber ausgeführtes, lebhaft interessirendes Gemälde aus dem würtembergischen Hofleben zur Zeit der Gräfin von Würben. Wir nennen außerdem noch die Romane „Ein getheiltes Herz“ und „Maria Theresia und ihre Zeit“ von Franz Carion; „Die Hunyady“ von Wilhelmine Guischard; „Schloß Krakau und das letzte Turnier“ von W. Bachmann; „Graf d'Anethan Entraguès von G. Hesekiel, der einer der talentvollern und taktvollern Schildträger der Kreuzzeitungspartei ist; den anonym erschienenen Roman „1806“, J. Bacher's „Brautschau Friedrich's des Großen“, den Roman „Napoleon in Deutschland“ von Luise Mühlbach, die ihr Publikum festzuhalten weiß, und „Andreas Burns und seine Familie“, einen die Ereignisse während der schleswig-holsteinischen Erhebung lebhaft schildernden Roman von dem pseudonymen Philipp Galen, dessen Romane auch gesammelt erschienen sind. Uebrigens wurde nicht blos die Zeitgeschichte, sondern selbst die Geschichte vergangener Tage bisweilen dazu benutzt, sie in gehässiger Weise zu Parteizwecken, namentlich in religiöser Hinsicht zu entstellen, wie dies ein katholischer Pfarrer, der pseudonyme Karl von Bolanden, in seinem Roman „Eine Brautfahrt“ gethan hat, worin er das historische Bild Luther's mit schlauer Benutzung einzelner Züge in eine Caricatur verwandelte.

Unter den Erzählungen und Novellen sind wol vor allem A. von Sternberg's Künstlernovellen zu nennen, oft wahre kleine Meisterstücke, die in zwei Bänden unter dem Titel: „Die Dresdener Galerie. Geschichten und Bilder“, erschienen und ihm den Anspruch sichern, als der beste und vielleicht letzte Meister im Novellenfach und als einer der graziösesten Stilisten anerkannt zu werden, insofern man ihm nicht P. Heyse, der mit „Neuen Novellen“ hervortrat, in der ebenso einfachen als schwierigen Kunst der Novellistik zur Seite stellen will. Doch scheint diesem das feine ironische Element zu fehlen, durch welches sich Sternberg seinem Vorbilde Tieck verwandt zeigt, den er aber im ganzen an naturwahrer Charakteristik übertrifft. Anmuthige Bilder aus dem Leben und Treiben älterer Künstler gab auch Elise Polko in ihrer Novellensammlung „Aus der Künstlerwelt“. Ein ganz anderes Talent ist der pseudonyme M. Solitaire (Nürnberger), der in seinem „Braunen Buch“ und in seinen „Erzählungen bei Nacht“ dämonische Zustände und Ereignisse und die Verhältnisse unglücklicher moderner Existenzen in nachtdunkeln, von grellen Schlaglichtern unterbrochenen Farben malt. Ferner verdienen M. Hartmann's „Erzählungen eines Unsteten“ und „Märchen und Geschichten aus dem Osten“, zum Theil Erinnerungen aus seinem eigenen Reiseleben, Holtei's „Bilder aus dem häuslichen Leben“, Hieronymus Lorm's „Erzählungen des Heimgekehrten“, F. Kürnberger's „Ausgewählte Novellen“, G. Raymund's „Novellen“, E. Willkomm's „Neue Novellen“ und L. Schücking's, der auch einen Roman „Paul Bronckhorst oder die neuen Herren“ veröffentlichte, „Gesammelte Erzählungen und Novellen“ auf diesem Felde hervorgehoben zu werden.

Die Dorfgeschichte scheint allmählich in Abnahme zu kommen, denn es hat auch in der Literatur alles seine Zeit, die Salonnovelle hat sie gehabt und die Dorfnovelle wird sie auch haben. Außer den „Thüringer Naturen“ von O. Ludwig, welche in d. Bl. eine weitläufigere Besprechung fanden, nennen wir P. Stein's „Aus dem schwäbischen Volksleben“, Elfried von Taura's „Erzgebirgische Dorfgeschichten“ und F. von Sommerfeld's „Volksgeschichten aus dem Schwarzbubenland“. Vielleicht verdienen auf diesem Gebiete, das nach zwei verschiedenen Richtungen hin in Jeremias Gotthelf und Berthold Auerbach — von diesen beiden sind auch Gesammtausgaben ihrer Werke zu erwähnen — seine Hauptvertreter fand (ihrer Vorläufer, Immermann, Willkomm und Rank nicht zu gedenken), noch einige andere Erscheinungen gleichen Werthes genannt zu werden; indessen wollen wir uns mit bloßen Titelaufzählungen den Raum nicht zu sehr verengern. Gleicht ja die Dorfgeschichte ohnehin einer stadtkundigen Persönlichkeit, deren Physiognomie und äußere Erscheinung jedermann kennt. Die Unwahrheit liegt nur darin, daß während die meisten Verfasser, der raffinirten städtischen Cultur gegenüber, das Menschheitsideal auf dem Lande suchen, sie selbst doch keineswegs zu Pflug und Dreschflegel greifen, sondern sich im städtischen Comfort sehr wohl zu behagen scheinen, wie auch die fanatischsten Liebhaber der Lectüre von Dorfgeschichten ihre Sympathien für das fingirte Dorfvolk keineswegs auf das wirkliche übertragen, sondern sich von diesem meist in respectvoller Entfernung zu halten pflegen.

Zur dramatischen Literatur übergehend, wollen wir zuvörderst eines merkwürdigen in der „North British review" erschienenen Artikels, der in den literarischen Kreisen Englands lebhaftes Aufsehen gemacht hat, hier gedenken, weil darin die auch in Deutschland so unaufhörlich behandelte Frage vom Verfall des Theaters und dem Verhältniß des sogenannten Bücherdramas zum Bühnendrama aufs schärfste beleuchtet ist. Der Brite behauptet geradezu, daß es mit dem Bühnendrama für immer aus sei. Ein zweiter Shakspeare sei jetzt unmöglich. Den Grund findet er in der großen Ausgleichung und Vermischung aller gesellschaftlichen Unterschiede, die seit einer Reihe von Jahren eingerissen sei und täglich vollständiger werde. Die fortschreitende Gesittung, und das sei vielleicht ihr unvermeidliches Ergebniß, verschleife die scharfen Ecken des besondern Charakters und beraube so das Drama eines seiner Hauptnahrungs= und Anziehungsmittel. Böse Naturen und böse Leidenschaften seien leider die Begleiterinnen jedes Zeitalters, aber darum stellten sie sich nicht immer gerade in dramatischer Form dar. Mit dem Verschwinden der malerischen Unterschiede im Leben sei zum großen Theil der Geschmack des Volks verschwunden, sie dramatisch dargestellt zu sehen; aber die feinen geistigen Elemente, welche den Mangel derselben im geschriebenen Drama ersetzen sollten und auch wol ersetzten, seien nicht darauf berechnet, auf der Bühne Wirkung zu machen. Ein Prämium für falschen Effect werde unsern Dramatikern nicht länger geboten, und demgemäß bildeten die Stücke, welche in den letzten Jahren geschrieben seien, einen sehr merkwürdigen und vortheilhaften Contrast mit einer gleichen Zahl Dramen, die im ersten Viertel dieses Jahrhunderts geschrieben seien, wo die Darstellungsfähigkeit als das Haupterforderniß bei einem Stück gegolten habe. Kurz, der Reviewer ist der Ansicht, daß der dramatische Dichter, welcher die unsere Zeit am tiefsten bewegenden Ideen zum Ausdruck bringen wolle, auf die Bühne verzichten müsse, worin man ihm doch im Grunde nur recht geben kann. Leider tritt hierbei nur, wenigstens in Deutschland, der Uebelstand ein, daß gegenwärtig das Publikum von allen poetischen Schöpfungen die dramatischen am wenigsten liest, während noch zum Schluß des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts die dramatische Form so beliebt war, daß selbst die für das große Publikum bestimmten Romane streckenweise vollkommen dramatisch scenirt und dialogisirt waren. Unglücklicherweise besucht das Publikum das Theater heutzutage nicht mehr, um sich an Gedanken und Gestaltungen zu erbauen, sondern um sich zu unterhalten oder irgendeinen bedeutenden Künstler oder eine beliebte Künstlerin zu bewundern, über denen dann in der Regel der Dichter vollkommer vergessen wird. Nur sogenannte „dankbare" Rollen halten jetzt ein Stück, und die Nöthigung, auch die erste Liebhaberin und den ersten Liebhaber zu beschäftigen, zwingt zur Einführung von Liebesscenen, die namentlich in historischen Stücken oft aufs äußerste störend sind und sich in unangenehmster Weise hervordrängen. Declamatorisches falsches Pathos und falsches Sentiment stehen damit im Zusammenhang, und so ist die Lüge auf unserer Bühne man möchte sagen permanent geworden. Ueberblickt man unsere dramatische Literatur, so erschrickt man förmlich vor dieser unsaglich eklektischen Buntscheckigkeit von dramatischen Formen, die allen Zeiten und allen Völkern entlehnt werden, und mit nur zu gerechtfertigtem Neid blickt man auf die Tragiker der Griechen, der Spanier und Altenglands, die aus einer in sich geschlossenen Nationalität und einem einheitlichen Sitten= und Bildungszustande herausdichteten. Trotzdem verleugnet sich in der dramatischen Poesie der Gegenwart der deutsche Charakter nicht immer; in mancher Hinsicht, namentlich in Bezug auf die Handhabung der technischen Mittel, zeigt sich ein Fortschritt gegen frühere Jahre und im ganzen eine große, zuweilen brillante geistige Beweglichkeit; wir haben neuere deutsche Dramen, die, wenn sie vor Goethe oder Schiller geschrieben worden wären, wol nicht häufiger gelesen werden, aber doch in demselben literarischen Ansehen stehen würden, wie Gerstenbergk's „Ugolino" oder Leisewitz' „Julius von Tarent", und wenn wir auf den Zustand der Bühne bei den meisten andern Völkern blicken, so können wir uns zu dem Standpunkte der unserigen immer noch Glück wünschen, namentlich was die Tragödie betrifft, von der als einer sich fortentwickelnden Gattung bei den andern Völkern kaum noch die Rede ist.

Hier können wir uns selbstverständlich nur auf diejenigen Dramen, und zwar nur auf die hervorragendern einlassen, die im Buchhandel erschienen sind, und ihre bloße Aufzählung wird genügen, um ein Bild jener eklektischen Buntheit zu geben, von der wir oben gesprochen haben. Antike Stoffe behandelten Tempeltey in seiner „Klytämnestra", W. Jordan in seiner „Witwe des Agis", H. Hersch in seiner „Sophonisbe", P. Lohmann in seinem „Appius Claudius" und A. von Maltitz in seiner „Virginia", wobei wir nur bemerken wollen, daß wir antike Stoffe zwar unsern dramatischen Dichtern nicht besonders empfehlen möchten, weil die Erfahrung zeigt, daß sie unser bürgerliches Publikum nicht erwärmen, daß wir aber auch nicht gesonnen sind, sie gänzlich zu verwerfen, weil das Alterthum an großen Charakteren und echt tragischen Conflicten unendlich reicher war als unsere krämerhafte und grübelnde Generation, und es gut sein mag, dem Publikum von Zeit zu Zeit solche Gestalten und Conflicte vorzuführen, um es an die Mittelmäßigkeit und Schwächlichkeit der Mitwelt zu erinnern. Uebrigens werden wir noch der Veröffentlichung mancher Tragödien antiken Charakters, die um den münchener Preis concurrirten, darunter z. B. der gekrönten Tragödie von P. Heyse: „Die Sabinierinnen", wol demnächst entgegenzusehen haben. Merkwürdig als das Erzeugniß einer Frau ist die dramatische Dichtung „Die Sibylle von Tibur", wie es scheint, mehr theosophischen Charakters, während Kinkel in seinem „Nimrod" in die früheste Urzeit zurücktauchte, um darin seine Lehre vom Staat und seiner Entwickelung dramatisch zu verkörpern. Aus der altdeutschen Reckenzeit holte Geibel in seiner „Brunhild" die mächtigen Riesenleiber der Nibelungen hervor, in demselben Versuch mit Hebbel zusammentreffend. G. von Meyern behandelte in seinem „Heinrich

von Schwerin", mit deutlichen Seitenblicken auf Schleswig-Holstein, einen Stoff aus dem deutschen Mittelalter, wie E. Brachvogel, der renommirte Verfasser des „Narciß" und des noch nicht gedruckten Trauerspiels „Mon de Caus" (worin er schon in dem Norweger Munch einen Vorgänger fand), in seinem „Adalbert von Babanberge", der im ganzen gesünder, aber weniger bühnengerecht ist als „Narciß". Genast bearbeitete eine Episode aus dem Bauernkriege in seinem „Florian Geyer", wie wir vermuthen mit Zugrundelegung des gleichnamigen Romans von Robert Heller. Auf nichtdeutschen Boden versetzten uns K. Werder mit seinem „Columbus", der auch von H. Schmidt in München zum Helden eines Trauerspiels gemacht wurde, A. Meißner in seiner Tragödie „Der Prätendent von York" und Gutzkow in „Lorber und Myrte", ein Drama von künstlerischer Durchbildung, in dem wir uns an den prächtigen Hof Ludwig's XIV. und zugleich in den Kreis moderner Empfindungen und Anschauungen versetzt sehen. Der wackere, seit langem schwer leidende J. Mosen brachte sich seinen Freunden durch sein Drama „Der Sohn des Fürsten" wieder in Erinnerung, und ebenfalls eine preußische Heldengestalt führte uns E. Wigert in seinem Drama „Unser General York" vor. Dieser preußische Patriotismus zeigt sich auch in dem noch nicht gedruckten, aber viel aufgeführten historischen Schauspiel von G. zu Putlitz: „Das Testament des Großen Kurfürsten", was wir als Symptom der Zeit hier hervorheben wollen. Mehr dem phantastischen Genre gehört Mosenthal's dramatische Dichtung „Das gefangene Bild" an, in der er plötzlich aus der derben dorfgeschichtlichen Sphäre des „Sonnwendhof" in die dämmerige mondbeleuchtete Flut der Romantik niedertauchte. Von Trauerspielen oder Dramen, welche Conflicte des modern bürgerlichen Lebens behandelten, wüßten wir keins, wenigstens kein hervorragendes zu nennen, so nahe uns Stoffe dieser Art auch gelegt zu sein scheinen. Ziemlich empfindliche Dürre herrscht auf dem Gebiete des Lustspiels; wir haben da etwa nur Hackländer's „Zur Ruhe setzen" und R. Giseke's „Die beiden Cagliostro" zu nennen. Doch läßt sich aus einigen Lustspielen, die jetzt auf den Bühnen umlaufen, wie aus A. Müller's „Die Preußen in Breslau", aus H. Hersch's „Anna-Lise" (dem Titel nach Schauspiel, der Behandlung nach mehr Lustspiel) und aus einigen kleinern gedruckten Stücken erkennen, daß man wieder zu der echt deutschen derbrealistischen Weise zurückkehren zu wollen scheint, nachdem man der mehr pointirten französischen Weise und der Unwahrscheinlichkeiten französischer Lustspielintrigue mehr und mehr überdrüßig geworden zu sein scheint. Da nun aber die moderne Gesellschaft keinen großen Vorrath an komischen Charakteren bietet, die für das Lustspiel sehr brauchbar wären, so wendet man sich mit Vorliebe (und vielleicht hat hierzu Raupach's „Vor hundert Jahren" den Anstoß gegeben) an das vorige Jahrhundert, das in dieser Hinsicht eine reichere Ausbeute gewährt, und verarbeitet besonders historische Persönlichkeiten, unter denen z. B. der alte Dessauer herhalten muß. Daß es hierbei nicht immer ohne Verstümmelung und Verhunzung der historischen Wahrheit und wie überhaupt im modernen Lustspiel nicht immer ohne eine zweideutige Moral abgeht, die, in das gewöhnliche Leben eingeführt, alle sittlichen Verhältnisse von oberst zu unterst kehren und ein geordnetes Familienleben unmöglich machen würde, versteht sich im Grunde leider von selbst. Das geschlechtliche Verhältniß, oft in ziemlich zweideutigen Situationen, bildet auch in unsern Lustspielen, wie überhaupt in unsern modernen Tragödien und meisten Romanen und Dichtungen den Mittel- und Schwerpunkt. Daß sich die Komik in unsern Lustspielen in großartigen Dimensionen bewegen könne, wie bei Aristophanes, oder in genialer Humoristik, wie bei Shakspeare oder Holberg, oder in romantisch-ritterlicher Anmuth, wie bei Moreto, oder in fein und mathematisch bis in den kleinsten Zug ausgeführter Charakteristik, wie bei Molière, das lassen ein und für allemal unsere Bühnenverhältnisse, die allgemeinen Zustände und der Geschmack des Publikums nicht zu.

Ungemeine Fruchtbarkeit herrscht auf dem Gebiete der Lyrik, eine Fruchtbarkeit, die manchem wahrhaftes Entsetzen einzuflößen scheint. Während man aber so auf unsere freilich zum Theil sehr unbedeutenden, aber auch um so unschuldigern Lyriker losschlägt, die im Grunde doch am meisten sich selbst schaden, wenn sie sich unnütze Kosten und Hoffnungen machen, vergißt man, den eigentlichen Sumpfflecken unserer Literatur nachzuspüren, aus denen die eigentlich schädlichen und verderblichen Miasmen entströmen. Indessen lassen wir auch hier R. Prutz für uns sprechen, der im zweiten Artikel seines Aufsatzes über Literatur und Literaturgeschichte (Nr. 51 des „Deutschen Museum" f. 1858) bemerkt:

> Wie jeder neue Frühling neue Blätter und neue Lerchen bringt, und wie selbst der Greis am Stabe, der diese Wiederkehr des Frühlings mit seinen Blumen und Liedern schon achtzigmal gesehen hat, sich dennoch glücklich schätzt und es als eine hohe Gunst des Himmels betrachtet, daß er dasselbe Schauspiel noch zum einundachtzigsten male erleben darf, so bringt auch jedes neue Geschlecht seine neuen Frühlings- und Liebesdichter hervor, solange noch ein Becher schäumt, eine Rose duftet, noch ein schönes Mädchenauge winkt — und verräth es daher eine mehr als greisenhafte Morosität, wenn man diesem ganz natürlichen und echt menschlichen Treiben durch kritische Machtsprüche ein Ende setzen will. Etwas anderes freilich ist es, wenn die Frühlingssänger, denen wir also ihre Existenz an sich von Herzen gönnen, entweder falsche Tonarten singen oder aber wenn sie sich einbilden, im Mittelpunkt der Welt zu sitzen und niemand auf Erden hätte etwas Wichtigeres und Dringenderes zu thun als ihrem Gezwitscher zu horchen.

Der Zug nach der Lyrik ist übrigens ein in der deutschen Natur so mächtiger, daß er nur zu häufig unsere epischen Gestaltungen verdirbt und unsere dramatischen schwächlich und gebrechlich macht; daß aber dagegen auf dem Gebiete der reinen Lyrik noch fortdauernd manches Gute geleistet wird, was vielleicht Aussicht auf längere Dauer hat, als manche unserer gefeiertsten Romane und Dramen, wenn es sich auch nur in Anthologien oder im Gesange fortpflanzen sollte, das wird niemand in Abrede stellen können, der sich nicht aus Widerwillen vor dem wüsten Unkraut, wovon der Garten der Lyrik allerdings angefüllt

ist, abhalten läßt, die duftigen und farbigen Blumen darunter hervorzusuchen. Thatsache ist, daß die Ausländer gerade an der deutschen Lyrik ihre größte Freude zu haben und am liebsten aus dem reichen Vorrath deutscher Lieder und Balladen zu übersetzen pflegen, und daß sie (z. B. der Franzose Chamisso, der Lombarde Cajetan Cerri, der Ungar Bakody, der Russe Jacowlew u. s. w.), sobald sie in deutscher Sprache dichten, nicht Romane und Dramen schreiben, sondern ihrem Herzen in lyrischer Form Luft machen. Im allgemeinen möchten wir nur bemerken, daß das Zurücktreten von Anschauungen, welche auch auf das eigentliche Volk bildend wirken könnten, in unserer Lyrik sehr bemerkbar ist, das Zurücktreten vaterländischer Ideen leider noch mehr als im Drama. Zu den schönsten lyrischen Gaben der letzten Zeit gehören wol R. Prutz' neueste, unter dem Titel „Aus der Heimat" erschienene Gedichte wegen der darin enthaltenen Liebesgedichte, gegen die man wol ein oder das andere Bedenken vom nichtästhetischen Standpunkte haben kann, unter denen sich aber Liebeshymnen befinden, die an Glut der Leidenschaft und an Feuer und zugleich Plastik des Ausdrucks wenige ihresgleichen in der deutschen Literatur haben dürften. Zu den hervorragenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Lyrik gehören ferner R. Gottschall's „Neue Gedichte", in denen der planmäßig durchgeführte Versuch, den Reim auf antikisirende Versmaße anzuwenden, interessant und beachtenswerth und überhaupt der pathetische Ton charakteristisch ist; O. Banck's Gedichte, welche unter anderm auch einen reichen Vorrath zum Theil pikanter Epigramme enthalten; K. L. Reh's von männlicher Gesinnung zeugende Gedichte; F. Hebbel's Gedichte; F. Bodenstedt's „Aus der Heimat und Fremde"; S. Schott's, Scheurlin's, R. Waldmüller's Gedichte; die Gedichte von Katharina Diez; Strodtmann's „Hohes Lied von der Liebe"; B. Sigismund's „Asclepias"; H. Oelbermann's „Herzliederbuch"; H. von Treitschke's „Studien"; Eilr Ling's (eines Pseudonymus) „Aus der Edda" u. s. w. Schöne Balladen brachte A. Böttger's „Buch der Sachsen", das jetzt in zweiter, vom sächsischen Cultusministerium für die Schulen empfohlener wohlfeiler Ausgabe herausgekommen ist, und Balladen nebst Sinngedichten bilden auch wol den Kern der zweiten sehr vermehrten Auflage der Gedichte des Ritters von Leitner. Ebenfalls eine zweite vermehrte Auflage erlebten Dingelstedt's Gedichte, die durch scharf pikante, unverblümte und ironische Auffassung und Darstellung moderner Zustände eine ganz eigenthümliche Erscheinung bilden und einer eingehendern Besprechung vorbehalten bleiben müssen, H. Lingg's Gedichte eine dritte, Prutz' frühere Gedichte und Geibel's „Neue Gedichte" eine vierte, Hammer's „Schau um dich und Schau in dich" sogar eine achte, und Rittershaus' Gedichte eine zweite Auflage. Letztere wie Hammer's neue Gedichtsammlung „Auf stillen Wegen", des verstorbenen A. Schults „Der Harfner am häuslichen Herd", J. Sturm's „Neue fromme Lieder" und die Gedichte von Marie Förster und Julie Burow gehören einer ganz andern Richtung an, indem sie, zwar sehr verschieden im Ton und im Grade technischer Vollkommenheit, die gemüthliche Erbauung des innern Menschen oder die Verherrlichung des häuslichen Wirkens und Familienlebens bezwecken. Eine entschiedene religiöse Färbung, bald mehr rationalistisch bald mehr pietistisch, tragen „Die Sonntagsblätter" der Gräfin Franziska von Schwerin, A. Krummacher's „Harfenklänge" und Pfeilschmidt's „Heilige Zeiten" auf protestantischer und G. von der Heide's Gedichte auf katholischer Seite. Ihnen allen stellt sich als entschiedener und schroffer Gegensatz der jedenfalls sehr aufrichtige und bis zum Cynismus schonungslose Materialismus in K. Heinzen's zu Neuyork erschienenen Gedichten gegenüber. An lyrisch-epischen und pseudoepischen Dichtungen war das vergangene Jahr nicht ganz so reich als die Vorjahre. Als eine vortreffliche Arbeit im rein epischen Genre ist Gregorovius' „Euphorion" und in einer andern Richtung Wolfgang Müller's „Johann von Werth", ferner A. Stern's „Jerusalem" und Hamerling's „Venus im Exil" hervorzuheben. Ueber L. Schefer's „Apotheose des Homer" haben wir noch kein Urtheil. Dorfgeschichten in Versen gaben F. Dörr in seinem „Christabend", wovon die zweite Auflage erschien, M. Horn in seiner „Dorfgroßmutter" und Minna von Mädler in ihrer rührenden und anmuthigen livländischen Dorfgeschichte „Anna". Die vom Comité der Tiedgestiftung gekrönte poetische Erzählung von F. Hebbel: „Mutter und Kind" ist erst ganz vor kurzem erschienen. Alle Sammelplätze deutscher Lyrik, die überaus zahlreichen Almanache, Musenalmanache, Jahrbücher, Albums, Wohlthätigkeitsalbums und Prachtalbums hier zu nennen, müssen wir uns versagen, und kaum haben wir noch Raum genug darauf hinzuweisen, daß die mundartliche Poesie durch K. Groth ihren Schwerpunkt für den Augenblick aus Süddeutschland nach Norddeutschland verlegt hat, obschon von seinen Nachfolgern nur F. Reuter mit seinen mehr derben „Läuschen und Rymels" ein größeres Publikum gefunden zu haben scheint. Groth selbst ließ einen zweiten Band seiner „Vertelln", ein Prachtalbum mit Richter'schen Zeichnungen unter dem Titel „Voer de Goern. Kinderreime" und „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch" erscheinen.

Was die Humoristik und Satire betrifft, so haben wir schon früher bemerkt, daß sie gegenwärtig mehr nur in kleinen Leckerbissen in unsern illustrirten Witzjournalen und Broschüren und Schriftchen von kleinem Umfang aufgetischt wird, als daß sie durch umfangreiche, alle diese einzelnen Ausstrahlungen zu einer mächtigen Lichtmasse verarbeitenden und condensirenden Productionen vertreten wäre. Es ist dies ebenso auffallend als zu bedauern; denn wohin würde man sich vor dem oft so ungesunden Ernst, vor der erkünstelten Leidenschaft, vor der lügenhaften Phrase, vor dem Gewühl der vielen kleinen und großen verstimmenden und verbitternden Zänkereien auf allen Gebieten hinüberretten, als in das freie, göttliche und lichte Reich eines wahrhaft gesunden, objectiven Humors? Wir erinnern daran, was B. Schön über die

Nützlichkeit des Humors bemerkt, wenn er in der Vorrede zu seinen „Humoristischen Pillen" versichert, daß er, als Seelsorger der Kranken im wiener Irrenhause, für seine Reconvalescenten gar keine andere Lectüre brauchen könne als humoristische, daß er damit bei einigen die merkwürdig günstigste Wirkung erzielt habe, daß für die vielen an Grillen und fixen Ideen leidenden Menschen, die sich außerhalb der Irrenhäuser befänden und für leidlich gesund gelten, ebenfalls kein besseres Heilmittel gäbe als den Ideenhumor (den er von Wortwitz und Antithesenhumor unterscheidet), und daß, wer humoristisch schreiben könne, dies ja thun solle, da er damit mehr nutze als er selbst ahne. Nun geben wir freilich zu, daß es unserer Zeit, wie schon oben bemerkt, allerdings an Originalen fehlt, die z. B. für das Lustspiel mit besonderm Glück benutzt werden könnten; um so mehr eignen sich aber unsere Zustände und eben unsere fixen Ideen und geistigen und seelischen Wunderlichkeiten, unser oft sehr donquixotisches Trachten, unser falsches Pathos und Sentiment, unsere Ostentation u. s. w. für humoristische und ironische Behandlung, und mit diesen läßt sich z. B. im komischen Roman und in der komischen Dichtung immer noch etwas anfangen. Wir gestehen freilich offen, daß wir noch nicht Zeit haben gewinnen können, Hackländer's Roman „Der neue Donquixote" und H. Presber's von mehreren Seiten gerühmten, erst jüngst erschienenen humoristischen Roman „Wolkenkukuksheim" zu lesen; was wir aber sonst von größern humoristischen Producten kennen, so enthalten diese, wie Binnewerk's „Narren-Album", E. Helmer's (Ernst Koch) „Prinz Rosa-Stramin", der in zweiter Auflage erschien, und andere, immer nur humoristische Einzelheiten, während das Ganze formlos und zerflossen ist und der künstlerischen Durcharbeitung ermangelt. Ein kleines Büchlein voll Geist und humoristischer Schärfe, bei dem man nur bedauert, daß es so kurz ist, ist die Erzählung von R. A. Hartmann, welche unter dem nicht sehr glücklichen Titel „Das Lied vom Ewigen" erschien. Auch G. Keller entfaltet in manchen Erzählungen, z. B. in der von den drei Kammachern, eine selbst von der englischen Kritik anerkannte besondere Anlage für den Humor. Treffende humoristische Einfälle findet man ferner in R. Binder's „Lichtfunken und Pfefferkörnern", und sehr reich ist daran, des Kladderadatschkalender nicht zu gedenken, der mit ergötzlichen Zeichnungen von H. König ausgestattete neueste (elfte), sofort in zweiter Auflage erschienene Jahrgang des „Lustigen Volkskalender" von A. Brennglas, der auch hier jenen gemüthlichen und doch beißenden Schalksernst offenbart, den er in seinen größern komischen Dichtungen als Adolf Glaßbrenner und Ernst Heiter entfaltete. Dagegen ist die Polemik in dem satirischen Reimwerk von Emilie Emma von Hallberg: „Die deutsche Nationalliteratur", von grobem Gehalt und oft widrigem Ausdruck: eine Erscheinung, die bei einer Frau, welche sonst im rein Lyrischen nicht ohne Gefühl und Zartheit ist, doppelt befremdet. Um so freudiger begrüßen wir die Uebersetzungen Holberg'scher Lustspiele, welche R. Prutz seinem noch näher zu besprechenden Werke über den dänischen Lustspieldichter Holberg beigegeben hat und die trotz mancher rohen Auswüchse eine unerschöpfliche Fundgrube gesund derber, wirksam realistischer und das Leben getreu abspiegelnder, wenn auch nicht eigentlich poetischer Komik waren und immer noch sein können. Daß übrigens die Deutschen den ihnen wol in jüngster Zeit gemachten Vorwurf, an komischer und humoristischer Literatur arm zu sein, nicht verdienen, das wird wol jedem klar werden, der sich die Mühe geben will, den bisher in fünf Lieferungen erschienenen „Hausschatz der deutschen Humoristik" und die von mir dazu geschriebene literarhistorische Einleitung näher anzusehen.

Ich erschrecke bei dem Rückblick auf die Literaturmasse, die ich in Vorstehendem zu klassificiren und kurz zu charakterisiren gesucht habe, und ich erschrecke noch mehr bei dem Gedanken, was ich noch alles vor mir hätte, wenn ich es unternehmen wollte, nur in derselben Weise auch die wissenschaftlichen Disciplinen zu behandeln. Da liegt noch vor uns in breiten Massen die Geschichtsliteratur, in deren neuesten Erzeugnissen, bei größerer kritischer Schärfe, gegenwärtig im allgemeinen mehr auf künstlerische Verarbeitung des Materials hingestrebt wird als früher, obschon allerdings von manchen derselben wie von der Mehrzahl der neuern Literaturgeschichten der in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" bei Gelegenheit der Controverse über Hegel erhobene Vorwurf gelten mag: daß ein parteisüchtiger Ton die Geschichte in ihnen zum Hebel der Tendenz zu machen strebe und ihnen nicht die Richterwürde, sondern die Advocatenrolle zuweise; ferner die Militärliteratur, die sich gerade in letzter Zeit mit vorzüglichen Beiträgen bereichert hat; die zuweilen auch zu tendenziös, aber in immer wachsender Bedeutung auftretende Culturgeschichte (zum Theil, wie in K. Biedermann's „Deutschland im 18. Jahrhundert" sich zu literargeschichtlichen Erörterungen ausbreitend); die Reiseliteratur und Ethnographie, die Philosophie, Physiologie und Psychologie, die Naturwissenschaften, die den Streit zwischen Materialismus und Spiritualismus und die theologischen Fragen unter Christen, Juden und Heiden (zu denen auch Millionen Nichtheiden zu rechnen sind) betreffende Literatur, endlich das Schriftwesen über ausländische Literaturen und Autoren (worunter F. Kreißig's „Vorlesungen über Shakspeare", Dingelstedt's „Studien und Copien nach Shakspeare", H. Floto's Werk über Dante, Gruppe's „Deutsche Uebersetzerkunst" u. s. w.). Wir verzichten jedoch darauf; theils weil wir dadurch auf manche Gebiete geführt werden würden, die uns zwar nicht gänzlich fremd sind, von denen wir aber nicht die specielle Kenntniß eines sich mit ihnen fortdauernd beschäftigenden Mannes vom Fach besitzen, theils weil wir, wenn wir die diesen Disciplinen angehörenden Schriften und Werke in nur einigermaßen eingehender Weise besprechen wollten, mindestens diese ganze erste Jahresnummer darauf verwenden müßten. Wir beschränken uns daher auf die mehr productive oder sogenannte schön-

wissenschaftliche Literatur und was damit zusammenhängt, und wollen die Arbeit, die wir auf Aufzeichnung weiterer zahlreicher Notizen verwandt haben, gern oder ungern umsonst gemacht haben. Recht werden wir aber dem Verfasser des „Literarischen Wegweiser" geben müssen, wenn er am Schlusse seines Vorworts bemerkt: „daß in fast allen Gebieten tüchtige, von wissenschaftlichem Ernst, Geist und Gelehrsamkeit zeugende Leistungen vorhanden sind, welche den Beweis liefern, daß die Literatur im ganzen sich abklärt und durchgebildeter wird, daß entschieden verkehrte Richtungen zurücktreten, das wirklich Gute aber anerkannt wird und zur Geltung kommt", freilich, wie wir hinzufügen, fürs erste oft nur bei der eigenen Partei, bei der leider oft selbst das minder oder nicht Gute Anklang findet und willkommen geheißen wird.

Noch eine Schlußbemerkung wollen wir uns gestatten. In dem zwölften Heft der „Anregungen für Kunst, Leben und Wissenschaft" bemerkt R. Pohl zum Schlusse eines Artikels: „Ueber gesammelte Werke und sämmtliche Schriften", worin namentlich auch über die Cotta'sche „Bibliothek deutscher Classiker" und die „Deutsche Volksbibliothek" gehandelt wird: „Aus all diesen neuern Erscheinungen geht auch hervor, daß das Interesse des Publikums an der werthvollen Literatur im Zunehmen ist"; dagegen bemerkt Prutz im „Deutschen Museum" (Nr. 51): „Die Literatur hat in den letzten zehn Jahren sehr an Werth und Ansehen verloren; darüber dürfen wir uns nicht täuschen, brauchen es aber auch nicht zu thun, weil es, recht verstanden, eine Erscheinung ist, die wiederum zu den erfreulichen Erscheinungen gehört." Das sind nun wieder zwei schroff gegeneinander streitende Ansichten, wie man ihnen heutzutage so oft begegnet. Richard Pohl versichert, daß die Theilnahme an der werthvollen Literatur im Zunehmen sei, und Prutz behauptet, daß sie im allgemeinen in den letzten zehn Jahren sehr an Werth und Ansehen verloren habe. Freilich „recht verstanden" wird man zwischen beiden scheinbar widerstreitenden Behauptungen wol den richtigen Weg hindurchfinden. Wäre übrigens Prutz' Ansicht, daß die Literatur an Ansehen verloren habe, der Wahrheit gemäß, so vermöchten wir keineswegs darin mit ihm geradezu eine „erfreuliche Erscheinung" zu erkennen; denn es würde sich dann immer noch fragen, ob die Nation, indem sie sich der Literatur entfremdet, wirklich den andern preiswürdigen Gütern, welche Prutz höher anzuschlagen scheint als die Literatur, in allem Ernste zuwendet. Das Publikum entwöhnt sich vielleicht, ernste, z. B. literarische Blätter und die gründlich erörternden Leitartikel in politischen Zeitungen zu studiren, um nur um so eifriger leichtfertige Feuilletons und schlechte Unterhaltungsblätter zu lesen; es entwöhnt sich vielleicht, gute Theater zu besuchen, um die zweideutigen Räume eines Sommertheaters und einer Reiterbude zu füllen. Wie oft täuscht in solchen Dingen der Schein! Was wäre überhaupt ein Volk ohne eine sich fortentwickelnde Literatur? Was wären uns alle Kriege der Griechen ohne Homer und Sophokles, ohne Plato und Aristoteles? Und wiegt nicht Horaz einen Sieg Scipio's vollkommen auf? Mit dem Stillstand oder Ende ihrer Literatur steht auch die Nation still oder hat ihr Ende erreicht, wie sich dies aus der Geschichte nachweisen läßt. Freilich gehört bei einer Nation zu einer wahrhaft großen, von echt nationalem Geiste erfüllten Literatur auch eine großartige politische Entwickelung dieses Volks, da sie ohne eine solche stets in ihrem Haushalt gewisse Schwächen, an ihrem Organismus gewisse Auswüchse und Krankheitserscheinungen verrathen wird. Es ist stets darauf zu sehen, daß bei einem Volke alle Functionen gleichmäßig und regelmäßig von statten gehen, und daß dieses oder jenes Organ, womit es arbeitet, nicht zum Schaden eines andern ebenso wichtigen und vielleicht noch wichtigern einseitig zur Herrschaft gelangt.

Hermann Marggraff.

Zur Glückseligkeitslehre.

Das Geheimniß der Lebenskunst. Ein Wanderbuch für alle Freunde des Nachdenkens und der Erhebung. Von Alexander Jung. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Wie weit auch sonst die Wünsche und Plane der Menschen auseinander gehen — eins ist, was sie alle mit gleichem Verlangen erstreben: ein glückliches Leben! Welchen Weg auch jemand aus freiem Antriebe einschlagen möge, den geraden oder den krummen, den bequemen oder den mühevollen, den durch lachende Gefilde oder traurige Einöden führenden: er wählt denjenigen, welchen er wählt, nur, weil er auf ihm oder durch ihn zu erreichen hofft, wovon er sich das höchste Glück, die vollkommenste Befriedigung verspricht. Sieht man nun, daß in dem ganzen Umkreise des menschlichen Lebens und Strebens keine Richtung existirt, die nicht von irgendwem ergriffen und mit mehr oder weniger Eifer verfolgt würde, kein Punkt, der nicht irgendjemand als das erstrebenswertheste Ziel vorschwebte, so kann man nicht daran zweifeln, daß das Menschengeschlecht in seiner Totalität eigentlich an eine Allgegenwart des Glücks glaubt; und soll man nicht diesen Glauben für einen radicalen Irrthum halten, so muß man annehmen, daß wirklich die Sonne des Glücks die Strahlen ihres Lichts und ihrer Wärme überallhin aussendet und daß wirklich in dem weiten Bereiche des Daseins kein Pünktchen existirt, wo man nicht des gesuchten Glücks wirklich theilhaftig werden könnte, dergestalt, daß der Dichter recht hat, wenn er den dem Glück Nachjagenden und immer weiter und weiter Schweifenden zuruft, sie sollten nur das Glück ergreifen lernen, denn das Glück sei immer da! Nun aber, warum wird trotz alledem das Glück so selten, fast niemals gefunden? Warum vermag uns das gefundene immer nur auf eine Weile, nicht für die Dauer zu befriedigen? Die Antwort ist sehr einfach. Was überall ist, das ist eben auch nirgends, wenigstens an keinem Punkte ganz und vollständig, meistentheils nur in einem kleinen, winzigen Bruchtheil vorhanden, dessen Zähler in dem unendlichen Nenner dergestalt verschwindet, daß er uns gar nicht mehr zu zählen,

sondern gleich Null zu sein scheint. Die Unendlichkeit des Nenners ist es aber gerade, was wir erstreben, weil das Streben selbst nur aus dem Gefühl erwächst, daß wir selbst nur kleine verschwindende Bruchtheile im großen, unendlichen Ganzen sind, daß wir der Ergänzung durch andere Bruchtheile bedürfen und zwar so lange bedürfen, bis der Zähler unsers Daseins dem unendlichen Nenner gleich ist. Wann aber ist das? Was wir auch von dem außer uns Seienden uns aneignen, zu welcher Zahl wir uns auch emporarbeiten mögen, die Unzahl des Nenners ist schlechterdings durch keine Zahl zu erreichen, das Endliche kann nie dem Unendlichen gleich werden, dies Bewußtsein muß uns stets und überall wieder ergreifen und in und mit ihm ist uns jedes irgendwo erhaschte Glück wieder in eine unerreichbare Ferne gerückt, dergestalt, daß auch der andere Dichter recht hat, wenn er singt:

> Ach, der Himmel über mir
> Will die Erde nie berühren,
> Und das Dort ist niemals Hier!

Also überall und nirgends! Für den Augenblick auf jedem kleinsten, unscheinbarsten Pünktchen, und auf die Dauer in keinem noch so weiten Raume des weiten Weltalls! Was ist da zu thun? Wie hat es der Mensch anzufangen, das Flüchtige in ein Bleibendes, das momentan Beglückende in ein dauernd Befriedigendes zu verwandeln? Diese Frage ist die Haupt- und Cardinalfrage aller Lebensfragen. Die Beantwortung derselben hat von den ältesten Zeiten an Dichter und Denker, Theoretiker und Praktiker, Weise wie Thoren beschäftigt. Im Grunde ist jede Religion, jede Philosophie, jedes Kunstwerk, jedes politische und sociale System, ja jede einzelne Handlung und Beschäftigung nichts weiter als ein Versuch, dieses wichtigste aller Probleme für sich oder für eine größere Gesammtheit, wenn nicht gar für die ganze Menschheit zu lösen, und die ganze Weltgeschichte wie der Verlauf jedes Einzellebens läßt sich mit bestem Recht als eine Reihe von Cursen bezeichnen, welche die Menschheit in der Glückseligkeitslehre, in der Kunst des Lebens theoretisch und praktisch durchzumachen hat.

So sehr aber auch jeder ohne Ausnahme an der Bewältigung dieser universellen Aufgabe mitarbeitet, nicht blos als Schüler, sondern auch als Lehrer, für sich wie für andere, so thun es doch immer nur sehr wenige mit einem mehr oder minder klaren Bewußtsein. Die große Mehrzahl folgt dabei einem dunkeln, unbegriffenen Triebe, legt sich weder über das Ziel, noch über die Wege, welche sie einschlägt, Rechenschaft ab, und so begegnet es den meisten nicht selten, daß sie einmal zur Lösung der Frage einen wichtigen Beitrag liefern, ein andermal auf einem trostlosen Irrwege begriffen sind, ohne sich in jenem Falle der Wahrheit, in diesem Falle der Täuschung bewußt zu werden. Dies ist um so mehr dann der Fall, wenn irgendeine Zeit von einem mehr oder minder dämonisch wirkenden, die ganze Masse beherrschenden Drange ergriffen ist, wie namentlich die unserige von dem Rennen und Jagen nach dem Materiellen; und in solchen Zeiten thut es dann um so dringender noth, daß jene Frage nicht blos durch unbewußte Experimente, sondern auch durch selbstbewußtes Forschen und Denken, nicht blos aus der Mitte des Reibens und Treibens heraus, sondern von der Warte eines höhern, umfassenden Standpunktes herab ihrer Beantwortung und Lösung näher geführt wird. Dies ist die Aufgabe, die sich der Autor des vorliegenden Buchs gestellt hat, und wer den Verfasser aus seinen frühern Schriften kennt, wer ihn als einen tiefsinnigen, gemüthvollen Denker, als einen die Sache der Menschheit stets mit Wärme und Begeisterung erfassenden Apostel des Wahren, Schönen und Guten, als einen der geistigen Nachkommen Hamann's, Hippel's, Herder's und Kant's achten und lieben gelernt hat, der wird schon hieraus die Ueberzeugung gewinnen, daß ihm in einer Arbeit dieses ebenso religiösen wie philosophischen Geistes keine seichte und oberflächliche, sondern gehaltvolle und tief eingehende Erörterung der wichtigsten aller Lebensfragen geboten wird, und wer in diesem Vertrauen das Buch zur Hand nimmt, wird sich in seinen Erwartungen sicherlich nicht getäuscht fühlen. Wie groß die Anzahl derer ist, welche für das Buch von vornherein diese günstige Disposition mitbringen, vermögen wir nicht zu beurtheilen. So viel aber ist jedenfalls außer Zweifel, daß neben diesen sehr, sehr viele existiren werden, denen das Buch das nicht leistet, was sie nach dem Titel vielleicht von ihm erwarten, und daß, wie der Verfasser in der Vorrede selbst vermuthet, wirklich mancher nach Lesung desselben ausrufen wird: „Also das ist die ganze Sache?" Mehr oder weniger werden so über das Buch alle diejenigen urtheilen, welche darin etwa eine Anweisung zum „Savoirvivre" im socialen Sinne des Wortes erwarten; noch mehr diejenigen, welche darin Regeln oder Rathschläge zu finden hoffen über die sicherste und leichteste Manier, sich die äußern Mittel zur Einrichtung eines behaglichen, genußreichen Lebens im Sinne unserer Zeit zu verschaffen. Ein Leser, der das Geheimniß der Lebenskunst in dieser Weise vom Verfasser gelöst zu sehen hofft, wird gar bald inne werden, daß er sich in ihm getäuscht hat, daß das Reich der Glückseligkeit, wozu ihm dies Buch ein Schlüssel sein soll, kein Reich von dieser Welt, wenngleich keine blasse Vertröstung auf jene Welt, sondern gewissermaßen eine Colonie des Himmelreichs auf Erden ist: eine Colonie, die zwar, was die Erde bietet, nicht verschmäht und verachtet, darin aber gleichwol nicht das allein Beglückende und Heilbringende erblickt, sondern stets im Auge behält, daß sie alles, was sie ist und vermag dem Mutterlande, einer höhern geistigen Welt, verdankt und daß sie nur im innigsten Verbande mit diesem Geistes- und Gottesreich, nur durch eine Aufrecht- und Heilighaltung seiner Sitten und Gesetze das wahre und dauernde Glück zu erringen vermag.

Hiermit ist allerdings in einer Zeit wie die unserige ist, nur wenigen gedient. Man sucht das Glück, aber man sucht es nur noch in den Gütern der Außenwelt; an ein aus dem Innern stammendes Glück, an ein Glück, welches auch ohne jene Güter zu bestehen vermag, glaubt man nicht mehr, oder wenn man noch daran glaubt, hält man es

doch für ein sehr bescheidenes, untergeordnetes Glück, um das man niemand beneidet, nach dem zu streben kaum der Mühe werth scheint. Daß also unser Autor außerhalb des Kreises derer, die ihm ohnehin geistes- und gemüthsverwandt sind, allzu viele für seine Glückseligkeitslehre gewinnen werde, müssen wir bezweifeln; hiermit aber soll keineswegs gesagt sein, daß nicht sein Buch auch denen, die es nicht zu bekehren vermag, doch ein Gegenstand des Interesses, des ästhetischen Genusses, ja selbst einer vorübergehenden Erhebung und Belebung zu werden vermag. Mag sich auch unser jetziges Geschlecht noch so sehr dem Materialismus ergeben, die Sphäre, aus welcher es Kräftigung und Erholung schöpft, ist und bleibt dennoch das Reich des Geistigen und Idealen, und selbst wenn es die Reize und Herrlichkeiten desselben als eitle Träumereien belächelt, es kann nicht umhin sich ihnen doch von Zeit zu Zeit in die Arme zu werfen, und so üben denn auch Schriften wie die vorliegende, trotzdem daß man für die Praxis nichts mit ihnen anzufangen weiß, auf gar manchen, der sonst einer diametral entgegengesetzten Richtung folgt, eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus, eine Anziehungskraft, die sich am passendsten mit der der Musik vergleichen läßt, sofern darin etwas Geheimnißvolles liegt, was man als solches bestehen zu lassen, nicht ins Klare gebracht zu sehen wünscht.

Aber auch abgesehen hiervon ist die Wirkung dieses Buchs der eines Tonstücks nicht unähnlich, und der Autor hat das selbst richtig herausempfunden. Die Grundstimmung, in welcher er diese Composition zu Papier gebracht habe, bezeichnet er in der Vorrede ausdrücklich als eine musikalische und spricht daher auch den Wunsch aus, daß man sein Werk „als eine sprachlich-musikalische Darstellung" betrachten möge und an die Lesung desselben mit jener Andacht gehe, die uns stets erfüllen sollte, wenn wir uns darauf besinnen, daß wir da sind, ohne daß wir uns selbst gerufen hätten, und ohne welche eine würdige Aufnahme eines musikalischen Products nicht möglich sei. Wer Musik ohne Andacht, ohne Erstaunen über das Wunder der Existenz höre, der dürfe von seinem musikalischen Gehör nicht viel Rühmens machen. So dürfe man auch an die Lebenskunst und deren Geheimnisse nicht mit alltäglicher, schaler Gemüthsstimmung herangehen; wer das zu thun gedenke, möge sich lieber in die Geheimlehren der Kochkunst oder der Alchemie einweihen lassen. Was der Verfasser hier mit dem Worte „Musik" bezeichnet, bezieht sich jedoch auf eine weitere Sphäre als die der eigentlichen Tonkunst, nämlich, wie er sich ausdrückt, „auf den Rhythmus, welchem alle Existenz in ihrer Bewegung folgt" und welchen „Ton und Sprache ihrer Natur nach am reinsten wiedergeben". Er räumt zwar ein, daß keine Kunst so unmittelbar dazu geeignet sei, uns die Geheimnisse einer höhern Welt zu verkünden, als die Musik in engerer Bedeutung, aber trotzdem hält er ihre Offenbarungen allein nicht für ausreichend. Er sagt:

Sollen diese Mysterien im Aufschluß die höchste Klarheit erreichen, sollen sie jedem verständlich, für jeden praktisch werden, so muß die Sprache noch hinzukommen. Sie soll die Sehnsucht des Gemüths nicht blos erregen, sondern auch befriedigen. Sie darf uns den Zauber des Musikalischen nicht schuldig bleiben, sie muß aus ihm aber auch bestimmte Ergebnisse gewinnen.

Und worin bestehen nun diese Ergebnisse der Sprache, welche der Autor hier zu uns redet? Welches sind die Geheimnisse, die er uns enthüllt? Wir würden dem Autor einen schlechten Dienst leisten, wenn wir diese Fragen hier sogleich mit ein paar nackten, dürren Worten beantworten wollten. Er selbst hütet sich auch wol, so unzweckmäßig zu verfahren, vielmehr schlägt er ganz jenen Weg ein, auf dem geheime Gesellschaften ihre neuen Mitglieder in ihre Mysterien einführen, d. h. er geleitet den Leser ganz allmählich von Stufe zu Stufe, von Grad zu Grad, unterrichtet ihn in den „Propyläen" zuerst über Begriff und Wesen des „Geheimnisses" überhaupt, sodann über das, was „Leben" bedeutet, hierauf über „Das Geheimniß des Lebens", alsdann über „Die Kunst", ferner über „Die Lebenskunst im Allgemeinen" und endlich über „Das Geheimniß der Lebenskunst", und erst nach diesen Vorbereitungen hält er es für gerathen, ihn in „Das Heiligthum" selbst einzuführen und ihn hier zuerst mit der „Theorie", sodann mit der „Praxis der Lebenskunst" bekannt zu machen. Man sieht, die Sache wird wirklich in echt maurerischem, eleusinischem Geiste betrieben, und wollten wir daher hier den Kern und Mittelpunkt der Geheimlehre, in welche der Leser nach und nach eingeweiht werden soll, von vornherein und auf einmal verrathen, so würden wir damit das Buch um einen nicht geringen Theil seines Reizes und seiner künstlerischen Wirkung, den Leser aber um die wesentlichere Hälfte des aus dem Buch zu schöpfenden Gewinnes und Genusses bringen: denn wie nicht selten auf Reisen der Weg zum Ziel mehr Interesse und Belehrung gewährt, als das Ziel selbst, wie der Schatz, nach welchem der sterbende Vater seine Söhne den Weinberg durchwühlen hieß, im Graben und Schaufeln selbst bestand, so liegt auch hier der Hauptgewinn und der Hauptgenuß, den der Leser aus diesem Buche ziehen kann, darin, daß er dem Autor in seiner zwar langsam fortschreitenden, aber immerfort reichhaltigen, immerfort Geist und Gemüth beschäftigenden Belehrung Schritt vor Schritt folgt und sich von ihm nach und nach durch alle jene mystischen und mysteriösen Seelenstimmungen hindurchgeleiten läßt, die der Verfasser selbst hat durchmachen müssen und die zwar nicht immer vollkommen befriedigend auf die Wißbegierde des Verstandes, aber stets anregend, erhebend, veredelnd auf die religiösen, ästhetischen und sittlichen Triebe des Lebens wirken werden.

Daß hierzu eine Hingebung und Ausdauer gehört, wie sie heutigen Tags selten gefunden wird, kann nicht bestritten werden. Für die wahren „Freunde des Nachdenkens und der Erhebung" aber, denen ja der Autor sein Buch nur geweiht hat, enthält es der Elemente, welche den Leser stets aufs neue anzuziehen und zu fesseln vermögen, in so ungewöhnlicher Fülle, daß sie ihm gern jene Hingebung und Ausdauer schenken werden. Am meisten dürften sich solche Leser durch dasselbe befriedigt fühlen, welche philosophische Reflexion und religiöse Er-

bauung in eins verschmolzen und in ein mehr poetisches als wissenschaftliches Gewand gekleidet lieben. Wer reine Philosophie, reine Religion, reine Poesie verlangt, dem wird Form und Inhalt des Buchs weniger zusagen. Der Philosoph wird darin eine streng logische, dialektische Entwickelung, einen systematischen, durch Gründe überzeugenden Gedankengang vermissen; dem specifisch-religiösen Sinne wird darin vieles zu profan, zu weltlich behandelt und namentlich der Vernunft ein zu breites Terrain eingeräumt erscheinen, und derjenige, welcher nur auf einen poetischen Genuß ausgeht, wird, wenn auch einzelnes von unvergleichlicher Schönheit und Lebendigkeit, doch das Ganz zu abstract, nicht concret und anschaulich genug finden. Wir unsererseits gehören zwar nach unserm persönlichen Geschmack zu denen, welche die hier erörterte Frage lieber in rein wissenschaftlicher Form behandelt zu sehen wünschten; andererseits aber müssen wir allerdings bezweifeln, ob eine solche Behandlung im Stande sein würde, zu Resultaten von allgemeiner und durchgreifender Gültigkeit zu gelangen und denjenigen Resultaten, welche sie gefunden, eine weitere Verbreitung und Einführung in die Praxis zu sichern. Vom Standpunkte der Leichterfaßbarkeit und Anwendbarkeit aus betrachtet, stellt sich in der That eine Behandlungsweise, wie sie unser Autor gewählt hat oder wie er sie seiner Natur nach wählen mußte, als die zweckmäßigste dar, sofern sie eben, was sie vielleicht durch ihre Resultate nicht zu erreichen vermag, zum Theil durch ihre unmittelbare Einwirkung auf Herz und Gemüth erreicht. Nur das wäre zu wünschen, daß der Autor mehr als er gethan auf die Modificationen eingegangen wäre, die seine allgemeinen Maximen unter den einzelnen Lebensverhältnissen erleiden müssen, und daß er seine Lebensregeln mehr mitten auf der hohen Flut des Lebens, als in der klausnerischen Zelle eines zurückgezogenen Beobachters gewonnen hätte. Uebrigens unterschätzen wir die Beobachtungen solcher anachoretischen und mehr in sich, als um sich schauenden Naturen durchaus nicht; denn sie sind in der Regel mit einem divinatorischen Takte begabt, der sie befähigt, über ihnen fern liegende Lebenssphären oft weit richtigere Urtheile zu fällen, als diejenigen, welche sich zeitlebens darin umhergetummelt haben. Auch darin müssen wir dem Verfasser beistimmen, wenn er dem denkenden Geiste das Vermögen zuschreibt, rein aus sich und durch sich selbst zur Entdeckung von Wahrheiten und Weltgesetzen zu gelangen, welche der sinnlichen Beobachtung ohne den vorausschauenden und sie leitenden Geist ewig verborgen bleiben würden. Gerade auf der Anerkennung eines in sich selbständigen Geisterreichs, eines ebenso wie die Außenwelt nach bestimmten Gesetzen geregelten und daher rein geistig erforschbaren „Gedankenkosmos" beruht der Haupt- und Fundamentalsatz der Jung'schen Theorie und gerade hierüber hat er in seiner Schrift sehr wahre und beherzigenswerthe Gedanken niedergelegt. Er sagt unter anderm:

Ideen und Gedanken befinden sich so sehr in einem durchaus geordneten Verhältniß zueinander, daß sie ebenso ein System und Weltsysteme untereinander bilden wie die Sphären des Firmaments, wenn man bei jenen nur nicht an triviale Einfälle, Vorstellungen, Meinungen denken will. Selbst die Phantasien künstlerischer Natur sind auf Gesetze des Vorhandenseins und der Bewegung zurückzuführen. Wer irgendein Studium mit Nachdenken gemacht, eine künstlerische Schöpfung vollbracht hat, wird zu freudigem Erstaunen wahrgenommen haben, wie er schon innerlich gewisse Ideen als vorhanden schaute, deren Orte und Oerter draußen für ihn gleichsam noch leer waren, bis das im Geist Geschaute nun auch draußen von ihm gesehen ward. Seligkeit gewährt schon auf Erden dem Denker und Dichter solche Anschauung. In diesem reinen Spiegel des Anschauens und des Gedankenkosmos sah Columbus schon lange Amerika vor sich, bevor es nun auch draußen vor ihm ausgebreitet lag.

Bei dieser Hochschätzung des Gedankens kann natürlich die Grundanschauung des Verfassers nur eine entschieden idealistische sein. Er selbst hebt dies stets sehr nachdrücklich hervor und legt es unter anderm durch eine scharfe Bekämpfung des Materialismus an den Tag. So sagt er S. 177:

Der Gedanke erscheint dem Naturalisten, dem in die Materie Versunkenen als das Unwesentliche, Gespenstische, als das Nichts. Daher ist ihm auch Gott das Nichts, da er doch der Schöpfer des Alls ist. Da, wo die Materie aufzuhören scheint, beginnt für den Materialisten das Nichts. Aber auch der Raum ist nur die gröber oder feiner erfüllte Geistigkeit. Je mehr sich die Materie in die Niedrigkeit absenkt, desto weniger dem Gedanken- und Geiste verwandt wird sie, von der Schwere und Finsterniß beherrscht. Je mehr sie nach der Höhe aufsteigt, desto mehr nähert sie sich mit dem Lichte dem Geist. Im Feuer der Traube webt schon dieser Gedankengeist. Und selbst in der Schwere der Niedrigkeit blitzt schon in der Erdnatur auf, was mit dem Lichte an den Geist und dessen Herrlichkeit uns gemahnt, wie im Diamanten und in allen edeln Steinarten, diesen Gestirnen des Erdinnern und seiner Nacht. Licht ist der Leiter zur Lebenskunst. Goethe wollte mehr davon, selbst als er starb. Der Gedanke ist das Licht des Geistes. Herder lechzte noch im Tode nach einem großen Gedanken.

Nicht selten braucht er, gegen den Materialismus die Waffen eines ziemlich beißenden Spottes; so z. B. da, wo er die Hypothese bespricht, daß der Mensch nur eine auf chemisch-physikalischem Wege zu Stande gekommene Metamorphose des Thiers, das Thier nur eine Metamorphose der Pflanze, und diese nur eine Metamorphose anorganischer Naturgebilde sei. Er ruft aus:

Wem will man solche Fibelfabeln einer corrupten Geschichtsphantasie aufbinden? Und doch bleibt denen, die nur an die Natur glauben, denen, deren offenbar gewordenes Geheimniß nur Stoff und Kraft ist, nichts anderes übrig als der Wahnwitz jener Fabel. Man wird auf diesem Standpunkt der geistärmsten Geheimnißlosigkeit wahrscheinlich genöthigt sein, den letzten Menschen als langarmigen Affen, oder besser den kurzarmigen, am Gängelbande des Schweifes, wieder ebenso in den Polypen zurückschlüpfen zu lassen, diesen in die Pomeranze, diese in das Blatt, dieses in den Granit, um den Wahnsinn der Natur aufs neue durchführen zu sehen, vielleicht auf einem andern Stern, wie die Natur ihn mit dem ersten Menschen, nach jenen Irrgläubigen, auf Erden durchgeführt haben soll. Man möchte aber doch fragen, wer hier mehr in die zweite Kindheit des Alters gerathen ist, derartige Naturforscher mit ihrem Verstande oder derartige Affen mit ihrer Verwandlung. Auch möchte man sich fast wundern, bei der sonstigen Experimentirlust unserer Zeit, warum nicht schon längst einer jener Herren eine Anstalt errichtet hat für Thiertöchter und Thiersöhne edler Herkunft, d. h. hier: besonders beanlagter junger Möpse, Pudel, Füchse, Biber, Elefanten, um sie in einem Jahre, sage: einem Jahre, zu Men-

schen auszubilden, die nicht blos aufrecht gehen, sondern sprechen und geistreich sind. Sollte wirklich der Grund blos der sein, daß man voraussieht, man würde sich blamiren?

Diese antimaterialistische Richtung macht jedoch unsern Autor nicht blind gegen die Verdienste der naturwissenschaftlichen Forschungen, ja er gesteht denselben auch einen fördernden Einfluß auf die Erkenntniß des Geistes zu. Er sagt:

> Unsere Physiologie wird, was das Vorhandensein einer unendlichen Gedankenwelt betrifft, große Veränderung erfahren, die auch durch den Fortschritt der Naturwissenschaften zu einer ganz andern Naturphilosophie als bisher herbeigeführt werden muß. Der Unterschied zwischen Innen- und Außenwelt ist oft völlig plump und starr, man möchte sagen leblos festgestellt worden. Ihre Einheit für den Geist muß innerhalb nicht blos begriffen, sondern geschaut, erlebt werden. Die feinern, die denkenden Sensualisten haben darin ganz recht, der Materie, der Leiblichkeit eine so große Bedeutung beizulegen, daß sie selbige als den Leiter betrachten, der mit dem Seelenleben in einem telegraphischen Rapport, fast du auf du, steht. Es dringt allerdings ein Blumenstaub von Gedankenseelen von dem All der Außendinge auf uns ein, was die bereits vorhandene Gedankenwelt keinem Zweifel unterliegen läßt, und sie nicht blos in uns herein-, sondern auch wieder in die Dinge, die Realitäten hinausleitet, sodaß diese uns immer mehr aufgeschlossen werden u. s. w.

Aber diese Anerkennung eines innigen Zusammenhangs des Immateriellen mit dem Materiellen ist natürlich bei ihm himmelweit entfernt von der Annahme einer absoluten Abhängigkeit des Geistes von dem Stoff oder gar einer völligen Identität beider. Statt, wie die Materialisten im Gedanken nur ein Product oder eine Function der Materie zu sehen, betrachtet er ihn in seiner Reinheit vielmehr als eine unmittelbare Urthat Gottes und gesteht dem Geiste die Kraft zu, sich innerhalb seines Reichs, d. h. innerhalb den Gedankenkosmos nach eigenem Ermessen und eigenen Gesetzen zu regieren, oder, wie er sich ausdrückt, „unausgesetzt Herr seiner Gedanken zu sein". Und gerade hierauf gründet er seine Theorie und seine Praxis der Lebenskunst. Daß dasjenige, was er hier als Grundbedingung fordert, etwas unendlich Schweres, mancher möchte meinen etwas Unmögliches sei, verkennt er nicht. Aber dies schreckt ihn nicht. Er sagt:

> Wäre es aber möglich und könnten wir es verwirklichen, wir wären Lebenskünstler im vollen Sinne des Wortes. Aber wir wollen uns nicht lange besinnen, ob wir es können. Wir wollen ins Wasser gehen, um das Schwimmen uns anzueignen..... Oder nicht einmal so bedenklich. Wir wollen das hohe Meer der Gedanken, auf dem wir jetzt angekommen sind, wie unermeßlich und schauerlich es sich vor uns auch ausdehnt, und welche Gefahren uns auch begegnen könnten, getrost beschiffen, ob wir uns irgendwie darin zurecht finden, oder gar da landen, wo die seligen Lebenskünstler wohnen. Ist jenes Meer schon für sich eine Welt, ein Universum, das uns fast überwältigt, so wird das Land, in welches es uns bringen dürfte, vielleicht um so mehr eine Welt sein, aber eine solche, in der es gut Hütten bauen ist.

Wir können den Leser, der Sinn für sinnige, tiefsinnige Contemplationen besitzt, nur einladen, dem kühnen Schiffer auf seiner Entdeckungsreise nach den glückseligen Inseln zu folgen. Auf einige Mystik, Ueberschwenglichkeit, Phantastik wird er sich allerdings gefaßt machen müssen, aber er wird vom Autor zugleich lernen, daß eben das Lebensglück nicht ohne die Mitthätigkeit dieser Factoren zu erreichen ist. Und wer wollte sein Auge gegen den Zauber einer Fata-Morgana verschließen blos darum, weil sie nicht mit Händen zu greifen ist? weil sie sich vor dem nüchternen Verstande in nichts auflöst? Ob das Ziel der Reise, an welchem der Autor den Leser ans Land setzt, vom letztern ebenso wol wie vom erstern als das Eiland der Glückseligkeit anerkannt werden wird, lassen wir unentschieden, da hierbei ebenso viel auf den Leser, wie auf den Autor ankommt. Aber auf der Fahrt selbst wird es ihm nicht an den mannichfachsten Erhebungen für Geist und Herz fehlen und unter diesen werden sich ihm die „kleinen Excursionen" — eine Sammlung von aphoristischen, obwol zum Thema des Ganzen in engster Beziehung stehenden Gedanken — als eine ganz besonders reiche Fundgrube anregender oder befriedigender, belehrender oder erbauender Lebensansichten bewähren. Unter den Abschnitten, welche besonders von der poetischen Weltanschauung des Autors ein ebenso vortheilhaftes, wie charakteristisches Zeugniß ablegen, dürften „Auf der Spitze eines Thurms" und „Mein Haus und eine Dachstube" ausdrücklich hervorzuheben sein.

Adolf Zeising.

Kritik des Machiavellismus.

1. Machiavell und Antimachiavell. Vortrag zum Gedächtniß Friedrich's des Großen gehalten am 25. Januar 1855 in der königlichen Akademie der Wissenschaften von Adolf Trendelenburg. Berlin, G. Bethge. 1855. Gr. 8. 4 Ngr.
2. Vertheidigung des Machiavellismus. Von Karl Bollmann. Quedlinburg, Huch. 1858. Gr. 8. 15 Ngr.

Den Machiavellismus vertheidigen zu wollen scheint ein sehr gewagtes, bedenkliches Unternehmen. Denn der Machiavellismus gilt in der öffentlichen Meinung für ein System der List und Verschlagenheit, dem alle Mittel, auch die unmoralischsten, recht sind, wenn sie nur zum Zwecke führen. Machiavellismus und Jesuitismus sind bei rechtlich denkenden Leuten gleich schlecht angeschrieben, wegen ihres Grundsatzes: Der Zweck heiligt die Mittel. Und einer der größten, rechtlich gesinntesten Fürsten, die je auf einem Throne gesessen, Friedrich der Große in seinem „Antimachiavell", hat ja den Machiavellismus verdammt.

Dennoch hat auch der Machiavellismus eine Seite, von der er sich sehr wohl vertheidigen läßt. Denn der Machiavellismus gehört eben zu jenen zweiseitigen Theorien, die sich weder absolut annehmen, noch absolut verwerfen lassen, sondern die in einem gewissen Sinne genommen annehmbar, in einem andern verwerflich sind. Es kommt eben alles darauf an sie cum grano salis zu verstehen. Friedrich der Große befand sich, wie Adolf Trendelenburg in seinem gediegenen Vortrag zeigt, nicht in der Lage, den Machiavellismus richtig aufzufassen, als er seinen „Antimachiavell" schrieb. Friedrich folgte dem Zuge des ersten sittlichen Eindrucks. Ihm ist Machiavell's Buch vom Fürsten Gift und er verhält seinen Zorn gegen den Verfasser nicht. Voltaire sah in solchen Ergüssen des persönlichen Gefühls eine Schwäche und nicht eine starke Seite der Widerlegung; er beschränkte und beschnitt solche Stellen oder ermäßigte den Ausdruck zu wiederholtenmalen.*) Stillschweigend geht ein be-

---

*) Der „Antimachiavell" Friedrich's des Großen erschien, wie Trendelenburg mittheilt, zuerst in der Gestalt, in welcher die Schrift von Voltaire durchgesehen und hier und da verändert worden war, Ende September 1740 unter dem Titel: „L'Antimacchiavell ou examen du prince de Macchiavell, avec des notes historiques et politiques"

wegender Affect, der Affect eines Königssohnes, durch Friedrich's Schrift hindurch. Voltaire mochte fühlen, daß gegen einen Schriftsteller, wie Machiavell, welcher in der kalten Ruhe und in dem stillen Ernste der Betrachtung die größte Wirkung übt, auch der edelste Affect außer dem Vortheile, ja fast außer dem Rechte sei. Friedrich wurde bei seiner Arbeit von der Empfindung beherrscht, historische Untersuchungen oder Berücksichtigung der andern Schriften Machiavell's, um ihn vielseitiger, tiefer und daher billiger aufzufassen, lagen von seinem Wege ab. „Es ist", sagt Trendelenburg, „als ob er nur jenen Makel tilgen und den sittlich verzerrenden Eindruck, der durch Machiavell's Fürsten in die Welt gekommen, aus der Menschheit auslöschen möchte. Kapitel für Kapitel, Schritt für Schritt folgt er dem Machiavell und widerlegt ihn bald durch allgemeine Betrachtungen, bald durch andere Auffassung der historischen Thatsachen, bald durch entgegengesetzte Beispiele aus der Geschichte. Eine solche Widerlegung Blatt für Blatt ist von einer Seite gründlich. Aber indem sie dem Einzelnen nachgeht, versäumt sie das Allgemeine, um in dem Ganzen das Richtige und Unrichtige zu unterschieden. Indem sich die Schrift an die Fersen des Gegners heftet, entbehrt sie der größern eigenen Bewegungen, allzu sehr durch die Gänge des Gegners bestimmt."

Trotz des sittlichen Gegensatzes zwischen Friedrich und Machiavell findet aber doch zwischen beiden eine größere Gemeinschaft und Uebereinstimmung im Grunde der Sache statt, als es bei Friedrich's Art der Widerlegung den Anschein hat. Es sind, wie Trendelenburg nachweist, ganze Kapitel einer wesentlichen Uebereinstimmung da. So z. B. das fünfundzwanzigste Kapitel, in welchem Machiavell vom Glück in den menschlichen Dingen und von dem Widerstand handelt, welchen man ihm leisten könne. Abgesehen von der muthwilligen Laune, mit welcher Machiavell das Glück behandelt, stimmt praktisch Friedrich mit ihm überein und gibt keine andern Mittel an, um dessen Meister zu werden, was dem Handelnden von außen begegnet; sie sind ihm, ähnlich wie dem Machiavell, Kühnheit und Vorsicht, und zwar die eine, wie die andere, zu ihrer Zeit. Auch in Kapitel 9, 11, 12, 13, 14, 22 finden sich Uebereinstimmungen zwischen Friedrich und Machiavell. Des letztern männlich gedachtes Kapitel über die Schmeichler klingt in Friedrich wider; indem er das Gift der Schmeichelei bezeichnet, welchem nur der feste Fürst widerstehe, erweitert er diese Betrachtungen in kluger Menschenkenntniß. In solchen Stellen, in welchen der Sache nach mehr Uebereinstimmung als Widerspruch herrscht, führt der Geist des Widerlegens Friedrich bisweilen ins Kleine und Unrichtige, wie z. B. da, wo Machiavell für den kriegerischen Geist des Fürsten im Frieden die Jagd empfohlen hat (Kapitel 14), Friedrich hingegen mit demselben bezeichnenden Widerwillen, der einst seinem Vater misfällig gewesen, gegen die Jagd als ein geistloses, leeres Vergnügen einen weitläufigen Ausfall thut; oder da, wo Friedrich dem Machiavell vorwirft, daß er nur für kleine Staaten und kleine Fürsten schreibe (Kapitel 13); oder da, wo Friedrich gar die ausschweifende Liebe des Fürsten zu den Frauen, vor welcher Machiavell als vor einem Anlaß zur Unzufriedenheit im Volke warnt, in dieser Beziehung nach dem Beispiele Ludwig's XIV. und anderer für gleichgültig oder unschädlich erklärt; oder da, wo Friedrich die Staaten der Gegenwart vor Revolutionen für sicher hält (Kapitel 17 und 20), eine Sache, worüber er 30 Jahre später, da er in der Kritik des „Système de la nature" den auflösenden Geist des Buchs bekämpfte, vielleicht schon anders dachte.

Treffend macht Trendelenburg auf die Züge der Verwandtschaft aufmerksam, die in dem Charakter Friedrich's wie Machiavell's liegen. Machiavell ist ein gerader und derber Charakter; selbst seine List ist offen; er sieht dem Wirklichen wie es ist, scharf und kühn ins Angesicht. Er ist ein Mann, der dem Schicksal gegenüber fest auf sich selbst beruht. Auch in Friedrich dem Großen verkennt niemand den festen, auf sich selbst beruhenden Geist und Charakter. Machiavell kennt die Menschen, und Friedrich kennt sie auch. Ihre Klugheit entspringt aus einer und derselben Grundansicht vom Menschen. In dem jugendlichen Verfasser des „Antimachiavell" tritt diese Uebereinstimmung noch nicht hervor, aber sie liegt dem strengen Wesen und dem durchdringenden Blick des Königs zum Grunde. Machiavell erklärt, daß alle Menschen böse sind und nur aus Noth Gutes thun, aber sobald sie freie Gelegenheit haben, ihrer bösen Gemüthsart folgen. Auf die Frage Friedrich's II., wie es mit den Schulen in Schlesien ginge, antwortete einmal Sulzer: „Seitdem daß man auf den Grundsatz Rousseau's, daß der Mensch von Natur gut sei, fortgebaut habe, fange es an besser zu gehen." Aber der König erwiderte: „Ach, ihr kennt nicht genug diese verwünschte Rasse, welcher wir angehören."

Friedrich der Große hat nach Trendelenburg durch die That erfüllt, was Machiavell theoretisch auf der Grundlage der Kraft und Consequenz, die der Nerv seines Wesens sind, Großes und Gutes gelehrt hat. Trendelenburg führt zum Belege dessen mehrere Beispiele an. Was Machiavell von seinem Fürsten an Kraft und Consequenz, an Voraussicht und Thätigkeit Großes verlangt, das hat der König in den guten und bösen Tagen seiner Regierung kraft seines angebornen Genie geleistet. Aber im letzten sittlichen Princip bleibt dennoch ein Gegensatz zwischen beiden. Machiavell hat in seinem „Fürsten" fast keinen andern Zustand vor Augen, als einen solchen, in welchem zwischen Fürst und Volk noch kein Friede, sondern Krieg ist und daher statt der Macht des Gesetzes nur die Mittel der Gewalt und der List erscheinen. In dem neuen Fürsten steht die persönliche Selbsterhaltung und die Machtvermehrung mit dem Volke in vielfachem Widerspruch. Selbstsüchtig für sich fühlt sich der neue Fürst feindlich gegen das Volk und gegen den Staat. Machiavell's

(Haag, bei Johann van Düren, mit der Jahreszahl 1741). Als der Druck dieser Ausgabe in Holland bereits begonnen hatte, wünschte der König, der inzwischen auf den Thron gelangt war, das Buch zurückzuziehen, offenbar aus demselben Grunde, aus welchem er als Kronprinz verfügt hatte, daß der „Antimachiavell" anonym erscheine. „Ich spreche im «Antimachiavell» von allen Fürsten zu frei", hatte er an Voltaire unter dem 3. Februar 1740 geschrieben, „um zu erlauben, daß das Buch unter meinem Namen hervortrete." Voltaire, der den Auftrag hatte, die ganze Ausgabe zu kaufen, unterhandelte mit van Düren, aber der Verleger hielt zähe an seinem Rechte und die Schrift trat ans Licht. Voltaire milderte nun einige Stellen und gab eine andere Ausgabe daneben heraus. Dessenungeachtet war der König nicht befriedigt, insbesondere waren nach seiner Ansicht das funfzehnte und sechzehnte Kapitel nicht das, was sie sein sollten; er beabsichtigte, wie er an Voltaire im October schrieb, für die Zeitungen einen Artikel, in welchem der Verfasser des Versuchs die beiden erschienenen Abdrücke verleugnen sollte, und er ging damit um, das Buch zu überarbeiten und in Berlin eine eigene Ausgabe zu veranstalten, da in der von Voltaire besorgten zu viel Fremdes sei, um sie als sein Werk anzuerkennen. Den König scheint die Oeffentlichkeit zu verdrießen, wie man daraus sieht, daß er Voltaire an die von ihm verlangte Geheimhaltung seines Namens erinnert und ihn bittet, den Verfasser nicht allzu sehr an die Straßenecken anzuschlagen. Er thut in der Sache nichts weiter und seine Erklärung, sowie die eigene Ausgabe unterbleibt. Die erste bei van Düren erschienene galt nun für die echte und es folgte von derselben Auflage auf Auflage, Uebersetzung auf Uebersetzung, ins Englische, Italienische, Lateinische, Deutsche. Sie ging durch die Welt. Es ließ sogar der Sultan Mustapha III. Friedrich's des Großen „Antimachiavell" ins Türkische übersetzen, damit das Werk ihm und seinen Söhnen zum Unterricht diene. Es ist gelungen, als Seitenstück zu der Voltair'eschen, meist kürzenden bisweilen auch zusetzenden Ueberarbeitung, nach der theils im königlichen Archiv, theils im Privatbesitz erhaltenen Handschrift Friedrich's des Großen die ursprüngliche Schrift so weit herzustellen, daß nur das zweite Kapitel in dieser Gestalt fehlt. Die neue Gesammtausgabe der Werke Friedrich's des Großen hat daher neben jenem „Antimachiavell" diese ursprüngliche Schrift unter dem ursprünglichen Titel: „Refutation du prince de Machiavell" aufgenommen. Dieser folgt Trendelenburg in seinen Bemerkungen.

Fürst sucht selbst da, wo er sich zum Volke hält, zunächst nur seine Erhaltung, seine Herrschaft. Friedrich dem Großen ist der Gedanke eines solchen Zwiespalts unerträglich und er nimmt von vornherein den entgegengesetzten Standpunkt ein. Daher erklärt er gleich im ersten Kapitel, daß der Fürst, des Volkes Haupt, nur sein vornehmstes dienendes Glied sei. In Machiavell's Fürsten ist die Triebfeder des Handelns eine den begehrlichen leidenschaftlichen Menschen berechnende Klugheit und entschlossene Kühnheit in der Ausführung des kalt Berechneten. Friedrich der Große kennt wie Machiavell den Menschen, und er hat wie Machiavell Entschluß und Consequenz. Aber die Gesinnung seiner Staatskunst hat einen tiefern Grund. Kraft und Consequenz sind nach Friedrich nur dann Tugenden von innerm Werth, wenn sie einem Höhern dienen, wenn ein sittlicher Geist sie beseelt, wenn nichts anderes als die Gerechtigkeit und das Streben für die Wohlfahrt des Volks den Fürsten bestimmt. Die sittliche Weltanschauung Friedrich's ist, wie Trendelenburg zeigt, nicht blos tiefer, sondern auch weiter und reicher als die Machiavell's. Das Bild eines Fürsten, welches Friedrich im Gegensatz gegen Machiavell in seinem Geiste trägt, drückt sich am schönsten in dem Worte aus, das einst König Johann der Gute von Frankreich in der mislichsten Lage gesprochen und das Friedrich wenig verändert wiederholt (Kapitel 18): „Wenn es in der Welt keine Ehre und Tugend mehr gäbe, müßte man ihre Spur bei den Fürsten wiederfinden." Machiavell will Kraft und Consequenz, aber er erhebt sich nicht zu der Geistesstärke, welche die sittlichen Begriffe ein- und durchsetzt. Für Friedrich ist es bedeutsam, daß in den Beispielen, die er dem Machiavell entgegenstellt, mehreremal die Erinnerung an den Kaiser Marc Aurel hervortritt. Nicht ohne Bewunderung nennt er ihn den glücklichen Krieger und weisen Philosophen, der mit der Lehre die strenge Uebung der Weisheit verbinde, und bezeichnend für die eigene ethische, in eine allgemeine Religion zurückgehende Gesinnung Friedrich's ist es, daß er ein Kapitel (Kapitel 21) mit einem dem Marc Aurel beigelegten Worte schließt: „Ein König, den die Gerechtigkeit leitet, hat das Weltganze zu seinem Tempel und die guten Menschen sind darin die Priester und Opferer."

Von diesem höhern moralischen Standpunkt aus mußte Friedrich ganz natürlich und nothwendig zum Gegner Machiavell's werden. Aber eine andere Frage ist es, ob der moralische Standpunkt der richtige bei Beurtheilung des Machiavellismus ist. Eine Theorie, die sich moralisch nicht rechtfertigen läßt, kann doch historisch sich sehr wohl rechtfertigen lassen. Es ist mit den Theorien, wie mit den Handlungen der Menschen. Wie viele Handlungen sind in der Geschichte vorgekommen, die moralisch höchst verwerflich waren, und die der Historiker dennoch als nothwendige Momente der geschichtlichen Entwickelung erklären muß. Auch dem Machiavellismus kann man, wie Trendelenburg zeigt, nur dann gerecht werden, wenn man ihn historisch auffaßt. Zu Machiavell's Zeit ist Italien ohnmächtig und verwüstet, zerrissen und zuchtlos. Fremde, vom Volke glühend gehaßt, Franzosen, Spanier, Deutsche kämpfen um seinen Besitz. Unter kleinen Zwingherren, zwieträchtigen Republiken, selbstsüchtigen Päpsten, eindringenden Fremden ist sein Zustand rettungslos. Da faßt Machiavell, der sonst, wie in der florentinischen Geschichte, für die „Süßigkeit des freien Lebens" begeistert ist, ein Republikaner in seinem Dichten und Trachten, den verzweifelten Gedanken eines Tyrannen, eines „neuen Fürsten", der, wenn auch mit Trug und Grausamkeit, die Macht in seine Hand nehme, die Fremden verjage und das verdorbene Italien zu neuer Herrlichkeit verjünge. In diesem Sinne ist das letzte Kapitel seiner Schrift ein Aufruf, Italien von den Barbaren zu befreien. Für diesen Zweck entwirft er die Mittel, wie der neue Fürst seine Macht erhalte und mehre. Für den Fürsten, als die Grundlage zur Einheit und Befreiung Italiens, ist ihm jedes entschlossene Mittel, sei es Gewalt, sei es List, gut und recht. „Er suchte", sagt Ranke, „die Heilung Italiens; doch der Zustand desselben schien ihm so verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben." Machiavell's Buch ist also nicht als Lehrbuch, sondern als die einer eigenthümlichen Krankheit angepaßte Vorschrift eines Arztes aufzufassen. Friedrich der Große ging nicht auf die Absicht des Buchs, sondern auf dessen Wirkung ein, die er vor Augen hatte. Ueber jenen Aufruf, Italien zu befreien, am Schlusse des „Fürsten" schweigt er ganz; er geht nicht auf das Vergangene, er geht auf den gegenwärtigen fortwirkenden Eindruck eines Buchs, welches unverhohlen und allgemein, ohne Ausnahme und ohne Gegengewicht, die politische Klugheit vorträgt: wenn der Fürst zwischen Freigebigkeit und Geiz, zwischen Grausamkeit und Güte, zwischen Treue und Hinterlist zu wählen habe, so müsse er geizig, grausam, treulos sein; er müsse thun, was ihm nütze; nur müsse er nichts an sich spüren lassen als Güte, Unbescholtenheit und Religion (Kapitel 16 und 18). Machiavell hatte selbst schuld daran, daß man seine Schrift mit ihren allgemein gehaltenen Betrachtungen als ein Lehrbuch des Fürsten nahm, und daß sie in der politischen Welt als ein Lehrbuch wirkte, wie z. B. in den Staatskünsten jener Katharina von Medici, der Tochter des von Machiavell zum neuen Fürsten ersehenen Lorenzo, deren machiavellistische Politik sich unter anderm durch die Pariser Bluthochzeit bekundet hat. „Keine Art von Büchern", bemerkt Trendelenburg sehr wahr, „wirkt schlimmer, als solche, welche einseitige Bestrebungen scharfsinnig zur Theorie ausbilden und dadurch die Selbstsucht mit dem Stempel der Nothwendigkeit ausprägen..... Wo ein Krieg aller gegen alle herrscht, da gilt die Selbsterhaltung als letztes Gesetz, da gilt unvermeidlich Gewalt und List. Soll aber der Krieg aller gegen alle enden, so bedarf es für den, der ihn beizulegen berufen sein soll, außer der Kraft und Consequenz einer innern Erhebung über Gewalt und List; es bedarf, um einen Ausdruck Platos anzuwenden, einer königlichen Natur, die den Keim der Tugend, welche sie um sich herum schaffen will, schon in sich selbst trägt."

Aus der ganzen Trendelenburg'schen Kritik des Machiavellismus geht hervor, daß derselbe sich nur höchst bedingt und eingeschränkt vertheidigen läßt. Und wie sollte es auch anders sein! Gewalt kann niemals der letzte und höchste Zweck des Fürsten, sondern nur Mittel für die höhern sittlichen Zwecke seines Berufs sein. Es kann nur unter ganz bestimmten Umständen und nur vorübergehend nothwendig werden, in der von Machiavell bezeichneten Weise nach der Gewalt zu streben. Trendelenburg ist sogar der Meinung, daß es auch in Italien, selbst in einem Zustande des Kriegs aller gegen alle, anderer Vorschriften bedurft hätte, als solcher, welche an dem Beispiele eines Cäsar Borgia gefunden werden.

Trendelenburg's ebenso gründliche als vielseitige Abhandlung ist, dünkt uns, bei Beurtheilung der den Machiavellismus betreffenden Literatur zum Maßstab zu nehmen.

Karl Bollmann verfolgt in seiner „Vertheidigung des Machiavellismus" einen praktischen, auf die Gegenwart bezüglichen Zweck. Darauf deutet schon das Motto seiner Schrift: „Das Vaterland über alles!" In der „Vorbemerkung" sagt er, unter den gegenwärtigen Umständen sei es die Pflicht jedes wahren Patrioten, das Seinige, unbeirrt durch kleinliche Rücksichten, zum Neubau des Vaterlandes beizutragen. Mit seiner Schrift möchte auch er ein Scherflein für diese große Sache liefern. Es handelt sich demgemäß in Bollmann's Schrift nicht sowol um eine theoretische Beleuchtung des Machiavellismus, als vielmehr um eine praktische Anwendung und Nutzbarmachung desselben für die Gegenwart; daher sich der Verfasser viel mit Besprechung der gegenwärtigen politischen und socialen Zustände zu schaffen macht, theils erklärend, wie sie geworden sind, theils angebend, wie sie nach seiner Ansicht zum Bessern zu wenden. Auf dieses Gebiet praktischer Politik können wir dem Verfasser hier in den „Blättern für literarische Unterhaltung", die keine Leitartikel für die Zukunft zu schreiben, keine politischen Programme zu entwerfen haben, nicht folgen. Wir begnügen uns daher, kurz zu referiren, was der Verfasser eigentlich will und müssen es

den Staatsmännern überlassen, Gebrauch davon zu machen. Der Verfasser legt das Hauptgewicht auf die äußere Politik einer Nation und läßt die innere Politik erst in zweiter Linie folgen. „Erst muß ein Volk eine Nation werden, ehe es an etwas anderes denken kann. Die Unabhängigkeit vom Auslande ist die erste Bedingung des Wohlergehens eines Volks, und deshalb muß auch jede Regierung das Hauptgewicht auf die auswärtige Politik legen. Erst in zweiter Reihe kommt die innere Politik. Solange Italien dem Auslande gegenüber unabhängig dastand, war es groß und glücklich; mit seiner Unabhängigkeit aber verlor es auch seinen innern Wohlstand und sein inneres Glück. Dies ist immer und überall so. Aus diesem Grunde waren denn auch Machiavelli's Maximen, welche außerdem noch die für die damalige Zeit epochemachende Lehre von der staatlichen Centralisation proclamirten, nicht nur für damals brauchbar, sondern sie sind dies auch für alle ähnlichen Zeiten. War Machiavelli's Buch vom Fürsten auch nur eine Gelegenheitsschrift, welche zugleich ihren Verfasser für den Staatsdienst empfehlen sollte, so kann dieses Werk doch auch Anspruch auf universelle Bedeutung machen, indem sich derartige Zustände, wie diejenigen, welche dasselbe veranlaßten, so lange wiederholen werden, als die Welt steht, und deshalb werden sich auch die von Machiavelli empfohlenen Mittel, welche einer tiefen Kenntniß des menschlichen Wesens entsprossen sind, im wesentlichen so lange als brauchbar bewähren, solange die Menschen eben Menschen und keine Engel sind."

Gegenwärtig glaubt nun der Verfasser in Bezug auf Deutschland und Italien wieder eine solche Zeit gekommen, in der sich die machiavellistische Politik als brauchbar erweisen dürfte, um beide Länder von ihrer innern Zerrissenheit und der dadurch herbeigeführten Schwäche zu retten. Er schreibt Preußen dieselbe rettende Aufgabe für Deutschland zu, wie Piemont für Italien. „Deutschlands Zukunft ruht in Preußen und Italiens Zukunft in Piemont. Das italienische Preußen und das deutsche Piemont haben für ihr größeres Vaterland die ganz gleiche Aufgabe, dasselbe zu Einheit, Macht und Herrlichkeit hinanzuführen." Deutschland bedarf nach dem Verfasser, wie einstmals Italien und wie auch das heutige Italien wieder eines bewaffneten Reformators, der es, „und müßte es selbst durch das Rothe Meer eines allgemeinen Kriegs sein", in das Gelobte Land nationaler Einheit und Unabhängigkeit führt. Solch ein bewaffneter Reformator aber werde die Eigenschaften besitzen müssen, die der Machiavellismus fordert. Ein solcher Fürst werde alle Hindernisse besiegen, er werde groß, mächtig, unwiderstehlich sein. Er werde in Bezug auf die Gestaltung der innern Staatsverhältnisse die Vorschriften der bürgerlichen und in Bezug auf die äußere Politik die Lehren der politischen Moral zu befolgen haben; er werde, wie Machiavelli, dieser große italienische Staatsmann lehrt, das Wohl des Volks heilig halten, aber dem Auslande gegenüber weder Milde noch Grausamkeit, weder Treue noch Wortbruch, weder Ehre noch Schande, sondern nur die Einheit, Größe und Unabhängigkeit des Vaterlandes kennen. „Wann", ruft der Verfasser begeistert zum Schluß aus, „wirst du erscheinen, König der Zukunft? Wann wirst du die Dornenhecken innerer vaterländischer Zersplitterung durchdringen und das Dornröschen nationalen Glücks zu freudevollem Erwachen auf den süßen Mund und die geschlossenen Augen küssen? Wann wirst du sie unter den Fanfaren des Hochzeitsmarsches einführen in den Kyffhäuser, damit endlich Barbarossa erwache aus schwerem, beängstigendem Schlafe und die Raben nicht mehr den alten, geweihten Berg der Sage unheilvoll umkreisen? O komm, komm bald! und alle Thore werden sich dir öffnen und alle Deutschen werden dir entgegenjubeln und dir folgen zu Kampf und Sieg! Komm, König und Herr!"

Der Enthusiasmus des Verfassers für die Einheit, Macht und Größe des deutschen Vaterlandes ist zu loben. Aber ob wirklich Deutschlands Zustand ein so verzweifelter ist, daß nur eine machiavellistische Cur helfen kann, eine Cur, die Treubruch und Ströme von Blut nicht scheut, das ist freilich eine andere Frage, deren Beantwortung jedoch nicht mehr hierhergehört. Trendelenburg hat in seiner Abhandlung die Bedingungen entwickelt, unter denen allein sich die machiavellistische Politik rechtfertigen läßt. Ob diese Bedingungen, wie Bollmann meint, gegenwärtig vorhanden seien, das bedarf einer eigenen eingehenden Untersuchung, zu der hier natürlich nicht der Ort ist.

Julius Frauenstädt.

Dichtungen in westfälischer Mundart.

1. Poetische Versuche in westfälischer Mundart von F. Zumbroock. Sechste Auflage. Münster, Aschendorff. 1857. 8. 10 Ngr.
2. Neue poetische Versuche nebst einem Anhange enthaltend Lieder mit Melodien in westfälischer Mundart. Von F. Zumbroock. Münster, Aschendorff. 1857. 8. 10 Ngr.

Das erste schon vor mehreren Jahren erschienene Werk hat in Westfalen einen außerordentlichen Beifall gefunden und bereits die sechste Auflage erreicht. In einem Vorwort bemerkt der Verfasser über den Zweck seiner Gedichte:

> Dat Lachen is gewiß gesund,
> Man hät so selten darto Grund;
> Drum war man noch wull lachen kann,
> Dar lache doch en jeder Mann —

und diesen hat er in der That erreicht. Die Gedichte sind der Mehrzahl nach humoristischen Inhalts, manche höchst ergötzlich; so unter andern: „Dat billige Raseeren", „Die Theegesellschaft", „De Thiedungsliüser", „Die eilige Dienstmagd", „Jan Bärd up de Brutschau", „Jan Bärd as Bedienter", ganz vorzüglich aber: „De Besaupenheit", und das folgende: „Dat Upwaken", die in ihrer Art ausgezeichnet genannt werden können.

Auch unter den Liedern, welche hauptsächlich in den „Neuen poetischen Versuchen" vorkommen, und von welchen einige zu Aufführungen im Carneval benutzt sind, befinden sich manche recht gelungene. Ferner sind einige, theilweise bekannte Anekdoten mit aufgenommen und auf eine sehr ansprechende Weise behandelt, z. B. „De gelehrte Ape", enthaltend die Erzählung, als Voltaire auf einer Reise mit Friedrich dem Großen für einen Affen gehalten und als solcher behandelt wurde. Endlich kommen auch einzelne didaktische Gedichte vor, die sehr ansprechen, z. B. „De plattdütske Spraeke", in welchem die lächerlich gemacht werden, welche sich derselben schämen, sowie „Düwer den Ehestand", in welchem ganz gemüthliche und gesunde Lehren für die Eheleute enthalten sind.

Der Verfasser ist der plattdeutschen Sprache in hohem Grade mächtig; dabei schreibt er leicht, deutlich, fließend, und auch für den gemeinen Mann verständlich; man sieht es den meisten Gedichten an, daß sie ihm nicht viele Mühe gemacht haben; sie sind fast sämmtlich so ganz aus dem Leben gegriffen. Der Schluß ist in der Regel naiv, oft schalkhaft und daher befriedigend; wir wollen nur einen hervorheben. Nachdem in dem oben bemerkten „Dat Upwaken" die Folgen der Betrunkenheit in höchst komischer Weise geschildert sind, ist das Finale:

> Un de Knecht moß laupen
> Em en Hering kaupen,
> Daobi drunk he en Glaß of veer
> Von dat nämlike Beer.

Von den in der ältern Sammlung dieser poetischen Versuche enthaltenen Erzählungen in Prosa wollen wir uns nicht versagen, eine kleinere mitzutheilen: „He lagg up en Stiarvebedde, se satt derstör un holl de Kärße*) in de Hand, un biädde, dat ühr de Mund schummde; up enemaol dao grummeld**) et. «Dao stigg en Unwiar***) up», sag se, «mi hävet all' dat Heu los, dao mott ik maken, dat wi et bi'n ene krigt! — dä Jan-Bärd! hall de Kärße fast,

---

*) Das Licht. **) donnerte. ***) Ungewitter.

un wann du mar derwile sliarwen sollst, dann puff doch erst die Kärße ut, dat mi doch kin Malheur hävet.y"

Für diejenigen, welche der plattdeutschen Sprache nicht mächtig sind, entstehen beim Lesen allerdings erhebliche Schwierigkeiten, und wird vieles unverständlich bleiben, dagegen aber haben wir gefunden, daß dieselben beseitigt werden, sobald das Vorlesen durch einen derselben Kundigen erfolgt. Wir können daher nur wünschen, daß beide Werke eine noch größere Verbreitung finden, erachten auch den Verfasser nach seinen bisherigen Leistungen für völlig befähigt, ein größeres Werk humoristischer Gattung zu liefern. 32.

Nachträgliches zu der Literatur über die jenaische Säcularfeier.

Zu unserm Bericht über die das jenaische Jubiläum betreffende Literatur in Nr. 44 d. Bl. f. 1858 haben wir hier noch einen Nachtrag zu liefern, indem uns nachträglich noch mehrere solcher Gelegenheitsschriften zugekommen sind, darunter folgende: „Ueber die richtige Ableitung und Erklärung des Ortsnamens Jena und der damit verwandten. Sprachwissenschaftlich entwickelt und dargestellt. Nebst geistlichen Liedern und Gedichten zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Einweihung der Universität Jena", vom Pfarrer J. K. Schauer (Weimar, Böhlau, 1858). Der sprachwissenschaftliche Theil der Schrift zerfällt in zwei Abschnitte, wovon der erste die frühern, bezüglich falschen Ableitungen und Erklärungen des Namens Jena aus dem Hebräischen und Griechischen, Lateinischen, Slawischen und Deutschen behandelt. Man hat z. B. dem Namen Jena von den hebräischen Worte „Jain", d. i. Wein, abgeleitet, wonach Jena so viel als Weinort, Weinstadt bedeuten würde, besser noch Essigstadt, da Luther bekanntlich den jenaischen Wein „acetum" nannte. Da man nun den jenaischen Wein oder Essig wahrscheinlich nach Weimar zum Verkauf brachte, so lag natürlich nichts näher als den Ortsnamen Weimar für eine Verstümmelung aus „Weinmarkt" zu erklären! Doch welchen Unsinn hat nicht schon der Scharfsinn unserer Etymologen ausgebrütet! Auch Gerhard Mercator und Hundius, die „Jena" von dem griechischen οἶνος ableiteten, gaben dem jenaischen „acetum" die gebührende Ehre. Der Superintendent Oemler (Georg Aemilius) leitete gar den Namen Jena von dem lateinischen Personennamen Janus, andere ihn aus dem Slawischen ab, z. B. von „Jeden" (Eins), das wie „Jeen" ausgesprochen würde, wonach der Name Jena soviel als „Einsdrei", oder „Dreieins", oder „Dreistadt" bedeute, weil die Stadt aus drei (jedoch unbekannten) Dörfern entstanden sei. Unter den Ableitungen aus dem Deutschen sind folgende die curiosesten: „Jena" sei aus „gähnen" entstanden, mit Bezug auf das Uhrwerk auf dem Rathhause zu Jena, wo ein aus Erz gegossener Mann (von Luther „Hans von Jena" genannt) beim Schlagen das Maul aufsperre; oder aus dem Worte „Genieß", weil die Einwohner dieser Gegend „alles insgemein genossen und gebraucht hätten". Der Verfasser unserer Schrift führt dagegen den Namen Jena auf celtischen Ursprung zurück, nämlich auf das kymrische gen (wobei auf das verwandte Genava der Allobroger, jetzt Genf, und auf das Genua der Ligurier verwiesen wird), und er behauptet, daß Jena ein celtischer Anbau und gewiß von hohem Alter sei. Wir erfahren auch im Verlauf der Schrift, daß die so ehrlich deutsch klingenden Namen Ziegenhain, Lerchenfeld, Egelsee u. s. w. celtischen Ursprungs seien. Ziegenhain habe ursprünglich wol Zeges-hain geheißen, vom irischen seages Wald, Lerchenfeld komme her vom irischen laerg, Anhöhe, Abhang, und Egelsee von irischen aigiol, sumpfiges Thal. Selbst Luther's deutsche Abkunft wird verdächtigt, denn ein Anführer der Celten habe Luther (bei den Römern Lutarius) geheißen. So soll auch „Dusel" und „duslig" vom irischen dusal, Guirlande vom kymrischen gwyrlen, Torte vom kymrischen torth herstammen u. s. w. Vielleicht wird man uns bald davon überführen, daß wir Deutsche überhaupt kein Deutsch, sondern das reinste Celtisch sprechen. — Eine übersichtliche und detaillirte, begreiflicherweise in sehr enthusiastischem Stile abgefaßte Schilderung der jenaer Säcularfeier erschien unter dem Titel: „Jubelerinnerungen. Beschreibung der dreihundertjährigen Jubelfeier in Jena. Von F. Friedrich" (Jena, Deistung, 1858), sicherlich allen denen zur Nachlese und beziehendlich vielleicht auch zur Nachcur zu empfehlen, welche an den hier geschilderten Scenen persönlich mitbetheilt waren. — Besondere Erwähnung verdient die Schrift: „Jena Hungarica", von dem protestantisch-ungarischen Pfarrer L. A. Haan in Békés-Csaba, worin über sämmtliche Ungarn, welche in Jena studirt haben, biographische Notizen mitgetheilt sind. — Allen Erziehern und Lehrern ist folgende Schrift: „Das pädagogische Seminar zu Jena. Historische Bilder aus den Acten derselben Denkschrift zum dreihundertjährigen Jubiläum der Universität Jena von dem ältesten Mitgliede des Seminars" (Leipzig, Engelmann, 1858) angelegentlich zu empfehlen; mit ihr beginnt eine Serie „Monographien zur historischen Pädagogik. Im Verein mit wissenschaftlichen Pädagogen herausgegeben von Karl Volkmar Stoy". Derselbe Pädagoge gab in demselben Verlage ein „Album des pädagogischen Seminars an der Universität Jena" heraus, welches zwei Abhandlungen: „Schrift und Jugend, sonst und jetzt", von Dr. Stoy, und „Leonardo da Vinci", von dem Professor K. B. Stark in Heidelberg enthält. Interessant waren uns in ersterer besonders die historischen Rückblicke. Rudolf Agricola nannte die Schulen seiner Zeit „Gefängnisse, wo Schläge, Thränen, Geheul ohne Ende; mit Unrecht nenne man die Schule schola (Muße) oder ludus literarius (wissenschaftliches Spiel); richtiger erhalte sie von Aristophanes den Namen φροντιστηριον, d. h. Sorgenort". Zum Schluß zieht Stoy heftig gegen alle „Kinderliteratur" zu Felde, von Weiße an bis auf Nieritz und Franz Hoffmann, wie gegen alle Verschrobenheit, womit z. B. ein Lehrer in einer größern Stadt Norddeutschlands seinen zwölfjährigen Schülerinnen die Aufgabe stellte, „die Gefühle Karl's XII. nach der Schlacht bei Pultawa" auszusprechen. Ihn übertraf noch ein Lehrer in B..., der seinen Schülerinnen in der Oberklasse aufgab, die Frage zu beantworten: „Würde Egmont, wenn er leben geblieben wäre, Clärchen geheirathet haben?" H. M.

Notiz.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zu den neuern französischen Schriften, welche für uns Deutsche von besonderm Interesse sein dürften, weil darin auf deutsche Geschichtsmomente oder deutsche Theologie, Philosophie und Wissenschaft Bezug genommen ist, gehören Nourrison's „Tableau du progrès de la pensée humaine depuis Thalès jusqu'à Leibnitz", worüber in der „Revue des deux mondes" lobend bemerkt wird: „Von welchem Gesichtspunkt man auch dieses Werk betrachten mag, wird man dem Verfasser eine ausgezeichnete Befähigung für Untersuchung und Auseinandersetzung nicht in Abrede stellen können"; Mariano Cubi i Soler's „La phrénologie régénorée"; Paul Janet's „Histoire morale et politique"; de Plasman's „Les Strauss françaises". Die „französischen Strauß", deren Doctrinen in dieser Schrift als antireligöse bekämpft werden, sind Renan und Littré, Mitglieder des Instituts. J. Ferrari's vierbändiges Werk: „Histoire des revolutions de l'Italie ou Guelfes et Gibelins", ist für deutsche Leser ebenfalls von besonderm Interesse. Der Verfasser hat von der Geschichte im allgemeinen eine sehr pessimistische Ansicht; er fragt: „Ist die Geschichte etwas anderes als ein bloßes Spiel der ausschweifendsten Leidenschaften, der raffinirtesten Treulosigkeiten, des ungeheuerlichsten Ehrgeizes? Ist sie nicht eine ununterbrochene Reihe von Skandalen? Sind ihre geistig bewegtesten Epochen nicht zugleich auch die verbrecherischsten? Muß sie nicht Ungeheuer schaffen, wenn sie Riesen schaffen will?" Lesenswerth ist auch ein Aufsatz: „Goethe naturaliste", von E. Favre, ein anderer: „Les phases diverses de la philo-

sophie allemande depuis Kant", von L. Wihl in der „Revue contemporaine", und der Aufsatz von St.-René Taillandier in Nr. 20 der „Revue des deux mondes" mit der Ueberschrift: „La philosophie et l'histoire en Allemagne", worin die „neuen Schulen" von H. Fichte und Th. Mommsen abgehandelt sind. Letztern fühlt der Verfasser sich fast versucht, einen „journaliste pamphlétaire" zu nennen. Wir bemerken noch, daß Friedrich von Tschudi's berühmtes Werk über die Alpen unter dem Titel: „Les Alpes. Seule traduction autorisée", ins Französische übersetzt worden ist, und daß in Paris bei Morizot eine „Voyage pittoresque en Allemagne. Partie méridionale" von X. Marmier und eine „Voyage pittoresque sur les bords du Rhin" von Edmond Texier erschienen sind, beide mit Illustrationen von den Brüdern Rouargue und überhaupt typographisch prächtig ausgestattet. Dem ersten Theil des Marmier'schen Reisewerks wird der zweite, das nördliche Deutschland umfassend, demnächst folgen. Marmier macht in dem vorliegenden Theile unter anderm auch gelegentlich eine Bemerkung über die verschiedene Art, wie die Völker speisen: in Frankreich betrachte man ein Diner nur als eine Gelegenheit zu freundschaftlichem Geplauder; in Nordamerika, wenigstens in den Hotels von Philadelphia, Neuyork und Washington sei es ein „acte de voracité brutale"; in Deutschland ein „recueillement". Selbst die deutschen Frauen aus dem Stande der Bourgeoisie, so lebhaft oder sentimental sie auch seien, hörten nur mit halbem Ohr auf das, was man ihnen während der Mahlzeit zuraune, und der würde schlecht anlaufen, der vielleicht ein Diner als Gelegenheit benutzen wolle, um ihnen eine Liebeserklärung oder einige schöne Schiller'sche Verse zuzuflüstern. An schrecklichen Verunstaltungen der Eigennamen fehlt es namentlich im Texier'schen Werke nicht; so soll in Düsseldorf außer Heine, „ce grand et charmant Français, né en Allemagne", auch ein „Varhayen van Eme, littérateur estimé" geboren sein. Ohne Zweifel ist unter letzterm der verstorbene Varnhagen von Ense gemeint. H. M.

Bibliographie.

Abenteuer eines Emporkömmlings. Ein Roman. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 3 Thlr.

Biffart, M., Deutschland, sein Volk und seine Sitten. In geographisch-ethnographischen Charakterbildern. Mit vielen Abbildungen. 1ste Lieferung. Stuttgart, Nitzschke. Gr. 8. 12 Ngr.

Böttcher, C. J., Das Leben Dr. Johann Gerhard's für christliche Leser insgemein erzählt. Mit Joh. Gerhard's Bildniß. Leipzig und Dresden, Naumann. 1858. 8. 10 Ngr.

Cepari, V., Das Leben des heil. P. Franziscus Borgia, Herzogs von Gandia und dritten Generals der Gesellschaft Jesu, nach den Chroniken der Gesellschaft, dem Canonisationsprozesse, den Acten der Rota und der Congregation der Riten dargestellt. Aus dem Italienischen. Mit einem Vorwort von W. Reischl. Regensburg, Montag u. Weiß. 1858. 8. 20 Ngr.

Christiansen, C., Rechtliche Würdigung der Einzelhaft. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Derschau, T. Freih. v., Die Romanov. 1ster Band. Leipzig, Russisches Atelier. Gr. Fol. 88 Thlr.

Dethleff's, Sophie, Gelegenheitsgedichte. Hamburg, Bürger. 16. 22½ Ngr.

Dittmann, A. F., Die großen Veränderungen der Erdoberfläche. I. Bisherige Muthmaßungen, Ansichten und Theorien über die Entstehung des Erdkörpers, die Beschaffenheit seines Innern, die Bildung seiner Oberfläche und die darauf vorgegangenen Veränderungen. II. Thatsachen, durch welche die großen Veränderungen der Erdoberfläche bestätigt werden. III. Nächste Ursache derselben, — entdeckt und erläutert. Schleswig, Heiberg. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Egenter, F. J. (Benedikt Dalei), Rosen und Trauerweiden. Ulm, Gebr. Nübling. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Elling, F. v., Dunkle Wege. Erzählungen und Geschichten. 1ster Band. Stuttgart, K. Müller. 1858. 12. 1 Thlr.

Fischer, G. W. T., Versuch einer Geschichte der Reformation in Polen. Zwei Theile. Grätz. 1855, 56. Gr. 8. 3 Thlr.

Fröhlich, K., Lilgen Konfallgen. Plattdütsche Rimels und swarte Biller voer sine lütten goden Frünn'. Berlin, Wagner. 1858. 4. 15 Ngr.

George, Amara, Vor Tagesanbruch. Erzählungen und Lieder. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Geschichte der Generalsynoden beider evangelischen Confessionen in Ungarn vom Jahre 1791 von CLVI. Jena, Doebereiner. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Glückselig, L., Andenken an Marschall Radetzky. Zu der am 10. November 1858 stattfindenden Enthüllungsfeier des Radetzky-Monumentes in Prag und als Supplement zur gesammten Radetzky-Literatur herausgegeben. Mit der Abbildung des Prager Radetzky-Denkmals und mehreren wichtigen Beigaben. Prag, Storch. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Goltz, B., Exacte Menschen-Kenntniß in Studien und Stereoscopen. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Zur Charakteristik und Natur-Geschichte der Frauen. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Görner, C. A., Almanach dramatischer Bühnenspiele. 6ter Jahrgang. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hammer, J., Auf stillen Wegen. Dichtungen. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Handelmann, H., Geschichte von Brasilien. 1ste Lieferung. Berlin, Springer. Lex.-8. 15 Ngr.

Der alte Hauptmann. Roman in drei Bänden vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder". Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Hauser, M., Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. Briefe aus Californien, Südamerika und Australien. Gesammelt und herausgegeben von S. Hauser. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Schmidt-Weißenfels, Charaktere der deutschen Literatur. Zwei Bände. Prag, Kober u. Markgraf. 8. 3 Thlr.

Warnsdorff, L. v., Jane, Vignette, Claudia. Drei Weiber-Schicksale. Frei nach den „Filles de platre" von Montépin bearbeitet. Zwei Bände. Berlin, Nelte. 1856. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Die versuchte Einigung der deutschen Burschenschaft während der Jubeltage den 15., 16., 17. August 1858 zu Jena. Ein Rückblick und Nachklang nebst einem offenen Sendschreiben an die Teutonen, Germanen und den Burgkeller zu Jena von einem Festgenossen. Weimar, Kühn. 1858. 8. 5 Ngr.

Friedrich, G., Deutsche Gegner der Phrenologie aus neuerer Zeit. Zum 100jährigen Geburtstage Gall's. Cöthen, Schettler. 1858. Gr. 8. 7½ Ngr.

Heber, P., Die Diakonissen nach ihrer Geschichte und Bedeutung in der evangelischen Kirche. Als Beitrag zum Diakonissenhaus in Darmstadt den verehrlichen Vorsteherinnen desselben dargebracht. Darmstadt, Würz. 1858. Gr. 8. 2½ Ngr.

Poland, F., Rechtsgelehrte Richter oder Geschworene. Ein Vermittlungsvorschlag mit Rücksicht auf das neue Sächsische Strafverfahren, den Gebildeten aller Stände gewidmet. Leipzig, Jackowitz. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Reuter, F., Abweisung der ungerechten Angriffe und unwahren Behauptungen, welche Dr. Klaus Groth in seinen Briefen über Plattdeutsch und Hochdeutsch gegen mich gerichtet hat. Berlin, Wagner. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Röpe, G., Hat Pastor Mallet die Juden wirklich versucht? Ein offenes Sendschreiben an Hrn. Dr. Frankfurter. Hamburg, Nolte und Köhler. 1858. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

„Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!“

Die **Deutsche Allgemeine Zeitung** ist im Laufe der letzten Jahre unausgesetzt bemüht gewesen, den an ein grösseres unabhängiges Blatt gestellten Anforderungen des deutschen Publikums zu entsprechen. Gegenüber dem jetzigen regern politischen Leben in Deutschland wird sie in diesem Streben nicht ermüden, sondern demselben vielmehr durch vermehrte Anstrengungen und fortgesetzte Vervollkommnungen entgegenkommen. Ihre politische Richtung darf als bekannt vorausgesetzt werden und ebenso, daß sie in jeder Beziehung — durch **Leitartikel, Originalcorrespondenzen** und **telegraphische Depeschen**, sowie durch ein **Feuilleton** und die besonders sorgfältig gepflegte Rubrik: **Handel und Industrie** — die verschiedenen Ansprüche der Leser zu befriedigen sucht. In Leipzig erscheinend, darf sie außerdem speciell für Sachsen und ganz Mitteldeutschland eine besondere Wichtigkeit beanspruchen.

Das **Abonnement** auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt wie bisher **vierteljährlich nur 1⅓ Thlr. Inserate** (die Zeile 2 Ngr.) finden durch sie die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Annahme von Inseraten: In **Leipzig**: Expedition der Deutschen Allgemeinen Zeitung und Heinrich Hübner; **Altona**: Haasenstein & Vogler; **Amsterdam**: Seyffardt'sche Buchhandlung; **Berlin**: A. Retemeyer; **Bonn**: Henry & Cohen; **Bremen**: C. Schlotte; **Dresden**: C. Höckner und Redacteur Schanz; **Frankfurt a. M.**: Dr. Ed. Hartenfels und Jaeger'sche Buchhandlung; **Hamburg**: Jakob Türkheim; **Hannover**: J. B. R. Mehltretter; **Paris**: Bureau Central pour l'Allemagne, 29, Rue des Bons-Enfants.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständig ist jetzt erschienen:

Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.

Das Geld-, Maass- und Wechselwesen, die Kurse, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usanzen aller Staaten und wichtigen Orte.

Von **Christian Noback** und **Friedrich Noback.**

8. Geheftet 4 Thlr. 21 Ngr. Gebunden 5 Thlr.

Das von allen Seiten mit der grössten Anerkennung aufgenommene und als eine der bedeutsamsten Erscheinungen in der kaufmännischen Literatur bezeichnete «Vollständige Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse etc. Von Ch. und F. Noback» (7 Thlr. 15 Ngr.) hat die weiteste Verbreitung gefunden. Dennoch hat sich das Bedürfniss nach einer kürzern und billigern Zusammenstellung der betreffenden Daten zum täglichen Gebrauch des Geschäftsmannes geltend gemacht und diesem zu genügen, sowie gleichzeitig der rücksichtslosen, meist freilich auch sehr ungeschickten Plünderung, die das Noback'sche Taschenbuch seitens genannter und ungenannter Abschreiber erfahren, entgegenzutreten, war der Zweck des jetzt vollständig vorliegenden Noback'schen «Münz-, Maass- und Gewichtsbuchs».

Es wird hierin dasselbe wie in jenem Werke, nur in einem engern Raum geboten. Es soll dem praktischen Geschäftsmanne für seinen täglichen Gebrauch dienen, namentlich auch wird es für den Reisenden ein willkommenes Vademecum und für die jüngere Kaufmannswelt ein geeignetes Hülfsmittel sein, um neben der Praxis ihres Berufs sich auch theoretisch in Fachgegenständen auszubilden. Es darf nicht als ein Auszug des grössern Werks betrachtet werden, denn es ist thatsächlich eine neue und selbständige Arbeit, die vielmehr als eine Ergänzung der frühern gelten kann, und selbstverständlich auch die neuesten wichtigen Veränderungen auf diesem Gebiete (namentlich in Betreff Oesterreichs) enthält.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Handbuch für Jäger,

Jagdberechtigte und Jagdliebhaber.

Von **Georg Franz Dietrich aus dem Winckell.**

Dritte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von

Johann Jakob von Tschudi.

Mit Holzschnitten und einer lithographirten Tafel.

Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr.

(Auch in 12 Lieferungen zu 15 Ngr. zu beziehen.)

Unter allen fachwissenschaftlichen Werken über die edle Weidmannskunst steht Winckell's Handbuch noch immer unübertroffen da. Kein anderes Werk ähnlicher Tendenz vereinigt in sich eine solche Fülle ausgezeichneter Beobachtungen, streng wissenschaftlicher Untersuchungen und gründlicher Studien über äußere Gestalt, Lebensweise, Nahrung und geistige Fähigkeiten jagdbarer Thiere, kein anderes behandelt so ausführlich den echt weidmännischen Betrieb, sei es zur Schonung des Wildes, sei es zu dessen Nutzbarmachung oder zur Vertilgung des so verderblichen Raubzeuges. Winckell's Handbuch ist daher für jeden Jäger, wie er sein soll, ein ebenso unentbehrlicher als sicherer Führer, der ihm überdies nicht nur vielfache Belehrung, sondern auch eine vortreffliche Unterhaltung gewährt und jedes andere Hand- oder Lehrbuch über den nämlichen Gegenstand fast entbehrlich macht.

Die jetzt vollständig vorliegende dritte Auflage ist von dem bekannten Schriftsteller Dr. J. J. von Tschudi mit aller der Sorgfalt und Liebe zur Sache, die ein solches Unternehmen erheischt, bearbeitet worden. Das Werk hat in dieser Auflage wesentliche Verbesserungen, der Umfang desselben aber trotzdem eine bedeutende Verminderung erfahren. Ebenso ist der Preis der neuen Auflage fast um die Hälfte billiger gestellt worden als bei den frühern Auflagen. Die äußere Ausstattung ist vorzüglich.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 6. Januar 1859.

Dramatische Literatur.

Erster Artikel.

Wer hat nicht erfahren von den Schwierigkeiten, die ein dramatischer Dichter zu überwinden hat, ehe er mit seiner Arbeit vor das Publikum tritt und sie dem Urtheile preisgibt? Abgesehen von den Vorarbeiten und dem Schaffen selbst, das noch immer Lust und Hoffnung mit sich führt, welchen Aerger und welche Kränkungen hat er durchzumachen bei der Einreichung, bei dem Lesen, bei der Besetzung, bei der Aufführung. Ist es doch fast ganz unmöglich geworden ohne Benutzung von Protection und andern Kanälen, blos durch den Werth der Arbeit ihr Aufnahme in das Repertoire eines größern Theaters zu verschaffen. Erst vor kurzer Zeit fanden wir eine dramatische Arbeit durch einen Theateragenten mit der ganz besondern Bitte empfohlen, die Leiter der Theater möchten das eingesandte Stück doch nicht ungelesen zurückschicken. Mit welchen Illusionen läßt der Dichter durch die Agenten seine Arbeit versenden und nicht einmal der Trost bleibt ihm, daß es an maßgebender Stelle durchgesehen wird. Man mache das den Intendanten und Directionen nicht allein zum Vorwurf; sieht man in ihren Lesezimmern die hoch aufgestapelten Manuscripte, die nicht enden wollende Zusendung von dramatischen Novitäten, so findet man schon darin eine Entschuldigung für sie; bedenkt man, daß im Jahre höchstens zehn größere Novitäten vorgeführt werden können, daß dabei die Dramatiker von Ruf zunächst berücksichtigt werden und daß bei jener Zahl auch die Bereicherung des Repertoires mit classischen Stücken eingerechnet ist, nimmt man hierzu noch die Rücksichten, welche die Leiter der Theater zu nehmen gezwungen sind, so wird man einsehen, daß es dem Talente schwer gemacht ist, sich durch dramatische Werke auf der Bühne bekannt zu machen. Da haben sich denn ihre Arbeiten aus dem Staube der Lesezimmer nachgerade durch den Buchhandel direct an das Publikum adressirt, um durch dieses oder durch die Kritik den ersehnten Platz hinter den Theaterlampen zu erringen. Aber täuschen wir uns nicht; das eigentliche Interesse an der Bühne ist in Deutschland, wir möchten behaupten fast überall (Spanien vielleicht ausgenommen) erkaltet; die Vergnügungslust, welche die Theater füllt, der Beifall, den das Virtuosenthum eines Künstlers erringt, die Neugier, mit der jede neue Erscheinung betrachtet und bekrittelt wird, ist weit entfernt von dem regen Interesse an dem Theater selbst, von der Bedeutung der Bühne als einer moralischen Anstalt; es gleicht vielmehr nur jenem billigen Interesse für Reiter- und Thierbuden. Kein Ausspruch ist wahrer als der, daß die Künstler es verschulden, wenn die Kunst fällt.*) Die dramatischen Dichter haben nicht allein auf den jedesmaligen Zeitgeschmack speculirt, sie haben nicht nur in die Dramen der Vergangenheit die Schlagwörter der Zeit hineingespielt und auf die Zeitrichtung durch Phrasen influiren wollen, wo die dramatische Größe allein hätte wirken sollen; sie haben auch, und namentlich die deutschen, versucht, fremden Geist zu inoculiren und wie jener König die Griechen nach und nach gewöhnte, Gefallen an den Thierkämpfen zu finden, so haben sie unser Publikum von der nationalen Einfachheit und von dem Interesse an den großen Leidenschaften abgezogen und so lange mit psychologischen Ausnahmen, oft geistreich genug, übersättigt, bis es anfing das Besondere für die Regel zu nehmen. So lange ist

*) Ehe der Herausgeber d. Bl. das Publikum und die Welt so kennen gelernt hatte, wie er sie jetzt kennen gelernt zu haben glaubt, schwur auch er auf diesen Ausspruch Schiller's wie auf ein Wort der Bibel. Es liegt allerdings in diesem Satz eine tiefe Wahrheit, aber sie ist einseitig, besonders da unser Berichterstatter unter den die Kunst verderbenden Künstlern ausschließlich nur die dramatischen Dichter zu verstehen scheint. Lebte in den Intendanten und Directoren, in den Schauspielern, in denen, welche auf die Gestaltung und Existenz der Hof- wie der städtischen Bühnen gerade den größten Einfluß haben, endlich im Publikum ein hoher, ernster, echt nationaler Sinn, ein heiliger Eifer, gegen jede noch so leise Aeußerung der Frivolität in sittlicher wie nationaler Hinsicht sofort entschiedenen Protest einzulegen, so würden ja die dramatischen Dichter von selbst genöthigt sein, in streng sittlichem und nationalem Sinn zu dichten oder ihr Metier ganz aufzugeben; auch würde man dann verschmähen, seinen Vorrath aus der Garküche der pariser Dramatik zu beziehen. Sieht es auf dem Felde der musikalischen Production etwa besser aus als auf dem der dramatischen? Und wie würde es mit der bildenden Kunst stehen, wenn sie sich allein dem guten Willen und dem Geschmack des Publikums und der von diesem Publikum abhängigen Künstler überlassen sähe?

D. Red.

es durch die dramatischen Dichter von Consequenz zu Consequenz geführt worden, bis es Gefallen fand an den französischen Maitressenstücken, die ihren entsittlichenden Eindruck um so mehr ausüben, da sie unter der Maske einer nichtswürdigen Moral erscheinen. Als Kotzebue die Bühne beherrschte, war in Deutschland kein edler Mann, der nicht mit Trauer den Verfall der Bühne, den verfehlten Zweck derselben betrachtete. Und jetzt? Sind wir nicht viel weiter gekommen, ist nicht die Bühne mehr denn je von einer moralischen Anstalt verschieden, ist sie nicht bei uns viel undeutscher geworden als damals? Wir fühlen uns nicht berufen als modernster Abraham a Sancta Clara eine Noth- und Bußpredigt über die Bühne zu halten; aber wir müssen erklären, daß wir den Verfall unsers Theaters nicht aufgehalten glauben, weder durch die neuesten Maßregeln der Intendanten, noch durch die in Aussicht gestellte Verbindung der dramatischen Dichter. Wir befürchten vielmehr, daß nur dadurch Coalitionen geschlossen werden zum Schaden des dritten Factors, des Publikums.

So tief ist der Verfall der Bühne, daß nur durch eine gründliche Reaction ihr geholfen werden kann. Es wäre dazu nothwendig: 1) Betheiligung der dramatischen Dichter an der Leitung der Theater, d. h. Dramaturgen, die hauptsächlich mit der Prüfung der eingegangenen Stücke betraut würden. 2) Zurückweisung aller unmoralischen, leichtfertigen, undeutschen Arbeiten und besondere Begünstigung der nationalen Dramen. 3) Hauptaufgabe der Bühne sei Stärkung des Nationalgefühls und des Sinns für die Familie, der ewigen Grundlage der Gesellschaft. 4) Zurückführung der Bühne auf Einfachheit und Natürlichkeit, sei es nun hinsichtlich der Anforderungen der Künstler oder in Betreff der Ausstattung, namentlich der Oper und des Ballets. 5) Verbindung der Intendanten und Directoren zur Befolgung der vorstehenden Punkte, zur gleichmäßigen Annahme der durch die Dramaturgen vorgeschlagenen Stücke, nachdem eine Commission aus ihnen noch darüber entschieden hat. 6) Berücksichtigung der Wünsche der dramatischen Dichter beim Lesen, Aufführen u. s. w. ihrer Arbeiten. 7) Vorläufige Verständigung der Leiter der Theater und der Dramatiker (durch die Presse) mit dem Publikum über die Bedeutung der neuen Maßregeln. Eine große Aufgabe hätte dabei die Kritik zu übernehmen; sie hat vor allem den Kothurn abzuschnallen, von dem aus sie alle neuen Erscheinungen betrachtet und sie in Parallele stellt mit classischen Mustern; sie hat das abstracte Urtheil zu vermeiden, durch welches sie sich in directen Widerspruch mit dem Geschmack des Publikums gesetzt hat, das sie, oft nur aus Eitelkeit, statt zu leiten brüskirt; sie hat sich der Animosität zu enthalten, nach welcher jedes Stück von vornherein verdammt ist, weil es von diesem oder jenem Dichter ist; sie hat endlich die Bemühungen der Dramatiker und der Leiter der Theater zu unterstützen und ihre Plane zu fördern, indem die Kritik recht eigentlich berufen ist, den Vermittler zwischen jenen und dem Publikum zu bilden. Möchte die Kritik sich dieser hohen Aufgabe immer bewußt sein!

Wir wissen recht gut, daß wir fromme Wünsche aussprechen, daß ihnen noch manches hinzuzufügen wäre, was über den Raum d. Bl. hinausgeht: es sind eben nur die Hauptmomente skizzirt; es sind die Grundzüge eines Ideals gegeben, zu dessen Verwirklichung wir beitragen und anregen wollen. Wir sind endlich überzeugt, daß ohne eine gründliche Heilung der Sinn für das Theater immer mehr erkalten und die Schaubühne bald nichts mehr sein wird, als eine Arena kleinlicher Leidenschaften.

---

1. Florian Geyer. Trauerspiel in fünf Acten aus der Zeit des Bauernkriegs von Wilhelm Genast. Weimar, Böhlau. 1857. 8. 12 Ngr.

Es ist etwas Gefährliches mit den Dramen aus der Vergangenheit, deren Helden für eine späte Zukunft kämpfen und deren künftiger Sieg entweder allegorisch angedeutet oder mit einer modernen Phrase am Schlusse abgemacht werden muß. Von vornherein fehlt solchen Dramen die Einheit der Idee und gerade an dem Punkte, wo der Leser oder Zuschauer der Ruhe bedarf, um die erweckten Eindrücke in sich zu verarbeiten und das Einzelne mit dem Ganzen in sich selbst in Uebereinstimmung zu bringen, treten verwirrende oder wenigstens abziehende Bezüge vor die Seele, die, wie z. B. in dem vorliegenden Drama, den ästhetischen Genuß in eine politische Reflexion umgestalten. Die Einheit der Idee vermissen wir hier und bei den meisten unserer modernen Dramen, weil sie nicht das große Allgemeine, nicht die ewig fesselnden gewaltigen Leidenschaften zu schildern unternehmen, sondern, zu Liebe der Geschmacksrichtung des Publikums, die Ausnahmen für die Regel, das Gesuchte für das Wahre geben. Der Dichter des vorliegenden Dramas hat versucht, Florian Geyer zum Träger einer sittlichen Idee zu machen; der Schutz des unterdrückten Bauernvolks gegen den Uebermuth des Adels ist seine Aufgabe. Allerdings gelingt es seinem Helden die Burgen zu zwingen, aber dieser selbst fühlt, daß damit etwas nur Aeußerliches gewonnen ist. Die Revolution wächst ihm über den Kopf, Mord und Brand sind die natürlichen Folgen einer Bewegung, der nach dem Bildungsgrade der Theilnehmer weniger eine sittliche Idee, als das übrigens natürliche Gefühl der Rache zu Grunde lag; von den Verbündeten hat außer einer Nebenperson, Wendler Hipler, der frühere Hohenlohe'sche Kanzler, niemand eine Vorstellung von der Bedeutung des Aufstandes; die politischen Ergüsse Kasimir's im fünften Aufzuge in der ersten Scene sind unwahr und unnatürlich, wenigstens gewiß für einen Markgrafen der damaligen Zeit. Auch die Motive Florian's, die ihn an die Spitze der Bewegung bringen, haben wenig sittlichen Werth, geschwächt werden sie jedenfalls durch seine (angedeutete) verletzte Eitelkeit, infolge der verunglückten Werbung um Margarethe Helfenstein; selbst seine Gerechtigkeit macht eher den Eindruck von Humanitätsbestrebungen des 18. Jahrhunderts, als von dem Bewußtsein seiner Aufgabe. Somit erscheint es denn auch natürlich und keineswegs bedauernswerth, daß der Held untergeht, ohne sein Ziel erreicht zu haben; er ging unter an der Unklarheit, die in dem „allgemeinen Drang nach ewiger Gerechtigkeit“ und in dem Gefühle, „wie viel von seinem Wesen denen noch verbunden war, denen er feindlich gegenüberstand“, in ihm kämpfte. Wäre dieser Kampf im Anfange des Dramas lebendig vor ihn getreten, hätte er in dem Verlaufe desselben den Dualismus männlich bekämpft, oder selbst nur das Widerstrebende versöhnt, so hätten wir einen ganzen Helden. Der Kampf um selbstgewählte Principien, selbst wenn sie nachher als Irrthum sich beweisen und das Unterliegen des Helden nöthig erscheinen lassen, hat immer etwas Dramatisches, während das Unterliegen durch Unklarheit und Unbestimmtheit weder fesselt noch rührt. Das eine ist der Fall bei „Götz von Berlichingen“, mit dem hier der Vergleich sehr nahe liegt; das andere im vorlie-

genden Drama. Nachrühmen müssen wir dem letztern eine kurze, correcte Sprache und eine leichte fließende Handlung, die noch viel an Interesse gewonnen hätte, wenn von Genast naheliegende Motive besser ausgebeutet wären. So ist der Kampf Florian's, als er von seiner Familie scheidet, matt und jedenfalls unritterlich, das Benehmen gegen seine Mutter echt modern. Der Dichter hätte dazu „Götz" und „Coriolan" studiren sollen, wie er nicht ohne Geschick (im zweiten Act, zweite Scene) die Verschwörungsscene aus Schiller's „Tell" copirte. Die Visionen Anna's und die Erklärung Kasimir's am Schlusse des Dramas führen uns zurück auf unser erstes Urtheil, daß Hoffnungen, für die Zukunft ausgesprochen, verwirren und nicht befriedigen.

2. Pausanias. Eine Tragödie in fünf Acten von Fritz Eichhorn. Düsseldorf, Kaulen. 1858. Gr. 8.

Dem Dichter der vorliegenden Tragödie scheint es so aufrichtiger Ernst zu sein, seine Aufgabe würdig zu lösen, er deutet so richtig in seiner Vorrede die Gebrechen an, durch welche unsere dramatische Kunst danieberliegt, daß wir bedauern, in ihm nur einen Arzt zu finden, der geschickt in der Diagnose, aber desto weniger in der Wahl seiner Mittel ist. Die vorliegende Tragödie behandelt das bekannte Schicksal des Pausanias; den verschiedenen Leidenschaften und Situationen hat der Dichter versucht, nach Art der alten Tragödie, entsprechende Verse anzupassen; es ist eben ein Versuch, der in der Wahl und Ausführung nicht immer glücklich ausgefallen ist. Der Prolog bis zur sechsten Seite ist in sechsfüßigen Jamben geschrieben, die nicht alle zu rechtfertigen sein dürften; dann folgen anapästische Heptapodien, die ohne Verständniß gebaut sind; besser wären diese sieben Verse als anapästische Dimeter gefaßt, von denen der zweite jedesmal catalecticus in syllabam wäre, also als statt

⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏑⏑ – – – ⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏑

besser – ´ ⏑⏑ – | – ´ ⏑⏑ –
– ´ ⏑⏑ – ⏑⏑ ´ ⏑

Die Jamben von S. 6—28 haben manchen schlechten Vers aufzuweisen, z. B. S. 22: „Wohl lauschen viele gerne auf dein schmeichelnd Wort", und S. 25: „Ein herrl'cher Wein!" während gleich darauf: „Welch" u. s. w. Weshalb der Verfasser Dionysos statt Dyonisos schreibt, ist uns, nebenbei gesagt, unklar. S. 28 erscheinen wieder Anapästen, die zuletzt ganz formlos werden, z. B.: „Ist auch mein Gebet nicht wohllautend, weil" u. s. w. Die zwölfte Scene schließt mit metrischem Wirrwarr; ebenso beginnt die dreizehnte und geht dann zu erträglichen Anapästen über. Der dritte Act beginnt mit iambischen Trimetern, dann folgen in der zweiten Scene schauerliche Anapästen, wie: „Er, der in dem Kampfe dem Schlachtsturm gleichstand", S. 32 gewöhnliche Jamben und in der fünften Scene wieder, übrigens hier der Stimmung nach durchaus unmotivirt, Anapästen, die von den Alten nur gebraucht wurden, um den Uebergang des Dialogs zum Lyrischen anzudeuten; in der sechsten Scene Jamben. Der vierte Act erste Scene ist zunächst trochäisch, dann folgen iambische Trimeter, S. 43 Dimeter anapaesticus catalecticus in syllabam, S. 44 Formloses, S. 45 Anapästen unter Jamben, die unter sich mit Prosa bis zum Schlusse wechseln. Man sieht, an verschiedenen Formen fehlt es dieser Tragödie nicht, wohl aber ihrem Verfasser an Geschick, sie zu handhaben und zu benutzen. Wenn somit die Lösung der Aufgabe für die Fähigkeit des Verfassers zu groß war, so erkennen wir doch gern den Ernst und die Liebe an, mit welcher er dieselbe auszuführen versuchte, und hoffen, daß dieser erste nicht ganz gelungene Versuch ihn nicht abschrecken wird, auch künftig für das wahrhaft und einzig Dramatische zu wirken. Zu rathen ist ihm allerdings vor allem einiges Studium der Technik des modernen Theaters, um lächerliche Anforderungen zu vermeiden, wie „Pausanias nach einem fürchterlichen Kampfe" oder „Ueberall orientalischer Luxus und sybaritisches Betragen" u. s. w.; die Beschaffenheit und Bedeutung der Silbenmaße endlich kann noch immer mit Vortheil studirt werden, selbst aus dem wenigen, was Schlegel darüber sagt.

3. Don Manuel oder des Helden Standbild. Trauerspiel von E. Humbert. Breslau, Graß, Barth und Comp. 1858. 12. 15 Ngr.

Der Dichter kündigt in der Vorrede sein Drama ausdrücklich als ein „christliches" an und sagt unter anderm, das Theater solle eine moralische Anstalt sein, aber nicht „anstatt" (wer verlangte das?), sondern „vermittelst" der Kirche, ein Verlangen, dessen Bedeutung uns auch nach Lesung des Stücks nicht klar geworden ist.

Die Fabel des Trauerspiels ist folgende: König Alfons II. von Asturien, nach seinen Reden der Erfinder der Concordate, bringt seine natürliche Tochter Clara bei seinem Oheim Manuel unter, den er von ihrem Geburtsstande unterrichtet, während außer diesem nur der Betreffende und der Bischof, als Seelenhirt, davon weiß. Der Oheim, zugleich Oberfeldherr, zieht gegen die Mauren, kehrt nicht zurück und wird todt geglaubt. Nach neun Jahren, die zwischen dem ersten und dem zweiten Acte liegen, kommt eine Deputation der Vaterstadt des Verschollenen und bittet um die gern gewährte Erlaubniß, diesem ein Standbild setzen zu dürfen. Zu derselben Zeit erfährt der König, daß Don Manuel's Witwe, Juana, die Pflegemutter seiner natürlichen Tochter, sich anderweitig vermählt habe. Der erst erzürnte König verzeiht und damit schließt der zweite Act.

Ein als Hellseher bekannter Eremit soll dem König die Beruhigung geben, daß Manuel wirklich todt sei; die Kirche, in der Person des Bischofs Abulfus, unterstützt den König in diesem Vorhaben und eine Wallfahrt zu ihm, der nur noch von der Eucharistie lebt und nur Freitags die Sehergabe hat, wird beschlossen. Unter Blitz, Donner, magischer Beleuchtung u. s. w. verkündet er dem König, daß Don Manuel — lebt. Sofort wird man nach Cordova versetzt, der Held ist dort als Sklave, geliebt von seines Herrn Schwester Fatime mit sittsamster Liebe. Man erfährt, daß Fatime die beiden Zeugen, die Manuel's Tod beschworen und dadurch seiner Witwe Verheirathung möglich gemacht haben, angestiftet hat. Dieselben Zeugen (Christensklaven) werden nun benutzt, um der Witwe Wiederverheirathung dem Don Manuel anzuzeigen. Fatime vertheidigt sich dieser kleinen Niederträchtigkeiten wegen dem Publikum gegenüber; ihre Intrigue bleibt ohne Erfolg, Don Manuel verschmäht sie auch als vermeintlicher Witwer. Am Schlusse des Actes wechselt die Scene nochmals, um der entlaufenen kleinen Clara einen Ring, ein Zeichen der königlichen Pathenschaft (sie gilt nämlich allgemein für die Pathe des Königs) auf eine möglichst ungeschickte Weise in die Hände zu spielen. Im vierten Act, wieder nach neun Jahren, beginnt nun eine ganz neue Geschichte. Henrico, Manuel's Sohn, und Clara sind während drei Acten nun so weit herangewachsen, um sich zu lieben, „d'amour", obgleich sie sich für Geschwister halten. Den Muth hierzu finden sie durch den Ausspruch eines alten unbekannten Weibes, das der Clara verkündigte, „sie sei nicht, was sie hat geglaubt zu sein". Sie trauen dem Frieden aber nicht und haben Reue über ihre unmoralische Liebe. Jetzt wird das Thema schon interessanter für ein lüsternes Publikum; erwiesene Bigamie und unmoralische Liebe, natürliche Kinder, durch die Kirche gebilligte Verheimlichung der Vaterschaft und dadurch sanctionirte Lügen, Zauberer: was will man mehr und wer könnte das überhaupt erwarten in einem christlichen Drama? Clara singt mit Guitarrenbegleitung ein Lied von zwölf Versen und vier Strophen von Brüderlein, Schwesterlein, Töchterlein und Lämmlein. Da erblickt Henrico den Ring, erfährt dadurch, daß Clara des Königs Pathe sei und schließt nun mathematisch, daß er nicht ihr Zwillingsbruder sein könne, da er sich einer so hohen Pathenschaft nicht erfreue. Zum Ueberfluß kommt die Mutter hinzu und bestätigt dies, ohne Clara's Geheimniß zu offenbaren. Henrico begibt sich sofort auf eine gelobte Wallfahrt. Nun kommt eine Nachtscene. Don Manuel, als Harfner verkleidet, singt

seine Leidensgeschichte, Einkerkerung und wunderbare Rettung; zufällig hört ihn eine Nonne, und zufällig ist dies Fatime, jetzt Schwester Dolorosa, die ihm wenigstens über den letzten Theil seiner Lebensgeschichte Aufschlüsse geben kann. Sodann kommt der wallfahrende Henrico, Manuel sieht ihn, glaubt sich selbst zu sehen und erschrickt darüber so, daß er krank von Klosterbrüdern aufgenommen wird. Henrico wallfahrt weiter.

Fünfter Act: Enthüllung des Standbildes, dabei Verlobung von Henrico und Clara. Die Procession ist in die Kirche gezogen, da kommt Don Manuel und plötzlich auch ein Kriegsbote, der den Einfall der Sarazenen meldet. Manuel entreißt seinem Standbilde die Fahne und stürzt in den Kampf; alles folgt ihm, mit Ausnahme des Bischofs, der Frauen und — des Königs, der vorzieht, an dem Standbilde mit den Priestern ein „in pace requiescat" zu singen. Circa 30 Verse später hat Manuel viele tausend Mann besiegt, den Bruder Fatime's, Ali, gefangen genommen, und erscheint wieder als Leiche auf einer Bahre. Veni, vici et reveni! Der Schluß ergibt sich von selbst. Ali wird Christ, Henrico heirathet Clara, ohne über ihre Herkunft aufgeklärt zu werden. Dem Bischof oder der Kirche erscheint die Buße (das Cölibat), die sich Alfons für sein Jugendvergehen auferlegt, vorzüglicher, als ein offenes Bekenntniß vor der Welt. Henrico erhält die Anwartschaft auf den Thron. Juana beruhigt sich leicht,

— weil sie nicht wußte,
Was sie gethan.

Die meineidigen Sklaven wandern in den Kerker; unter lang anhaltender kriegerischer Fanfare, die das ungeduldige Publikum gewiß bei einer Aufführung sich schenken wird, fällt der Vorhang.

Wir haben bei der vorliegenden Arbeit etwas länger verweilt, einmal, weil der Dichter 12 Jahre zu ihrer Bearbeitung brauchte, sodann um zu zeigen, wie wenig das Publikum auch von diesem sogenannten christlichen Drama zu hoffen oder zu fürchten hat. Die Verse (ungereimte Jamben) sind ziemlich fließend, die Sprache aber prosaisch, etwas schwerfällig, dabei übrigens logisch und verständig. Poetische Stimmung und Charakteristik fehlt und auch die sittliche Idee, die der Verfasser sehr richtig als Trägerin einer jeden dramatischen Darstellung verlangt, haben wir nicht entdecken können.

4. Der Schmied in Ruhla. Schauspiel in vier Aufzügen von **Peter Lohmann**. Leipzig, Luppe. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Schauspiel behandelt die bekannte Erzählung des Ludwig von Thüringen, der durch des Schmiedes Wort: „Landgraf werde hart", der Eiserne wurde. Statt eines schwachen Mannes, dessen Bewußtsein und Thatkraft erwacht, hat der Dichter uns einen Helden hingestellt, der in Grund und Boden verdorben ist, und dessen Erheben psychologisch undenkbar erscheint. Wahrscheinlich um den Contrast der Ermannung mehr hervorzuheben, gibt er uns ein Bild von einem Menschen, der von Anfang an verächtlich durch seine Sinnlichkeit, und lächerlich durch die Art und Weise wird, wie er sich durch einen höchst ungeschickten Intriguanten leiten läßt. Daß der Landgraf einem Manne wie Gleisberg traut, der ohne Scheu und Scham seine gemeine Sinnlichkeit zur Schau trägt (Act 3, Scene 1), macht von vornherein alles Interesse für ihn unmöglich. Gleisberg ist eine Figur für die münchener „Fliegenden Blätter", ein patentirter Bösewicht, der dabei dumm genug ist, sich und seine Plane zu verrathen und dann und wann Anwandelungen von Gewissensbissen bekommt, die mehr lächerlich als versöhnend stimmen. Wölfle, der Sohn des Vorgenannten, die einzige Persönlichkeit des Stücks, für die man vielleicht ein vorübergehendes Interesse gewinnen könnte, stirbt am Ende des dritten Actes, von seinem Vater durchbohrt, indem er den Stoß empfängt, der den Landgrafen ermorden sollte; die Art und Weise übrigens, wie er im Gespräch mit den Landleuten eingeführt wird (Act 1, Scene 6), die Vorlesung, die er ihnen hält und die politischen Ergüsse, die er dagegen von den biedern Thüringern — immer wohl bedacht im Jahre 1150 — eintauscht, sind unwahr und uncharakteristisch, das Benehmen gegen den Landgrafen und gegen seinen Vater aber grob und theilweise unverschämt. So erzählt er den Bauern den Ausspruch einer italienischen Dame:

Lasset den Deutschen! Seht mir doch sein Maul;
Es ist zu breit zum Sprechen; sollt' ich's küssen
Viel lieber nähm' ich meines Hundes Nase —

und andererseits ruft er seinem Vater nach:

So möge Gott dir gnaden, starrer Mann!
Denk' dieser Stunde einst, die dir den Sohn
Geraubt: ein Leichenstein erschein' sie dir,
Verfluchter Mann, doch nicht mein Vater mehr!

Ueberhaupt scheint Lohmann das Charakteristische der Zeit des Eisernen Landgrafen in der Grobheit, die doch weit von Derbheit verschieden ist, zu finden; er hat namentlich ein Exemplar von Gaugrafen vorgeführt, der ganz gut unter der bescheidenen Hülle eines Hausknechts auftreten könnte. Selbst wenn er, wie Apolde gegen Gleisberg von sich selbst erzählt, seine „Seele schon versoffen" hätte, so würde er doch gewiß noch so viel Achtung vor seinem Lehnsherrn haben, um nicht diesem auf die einfache Frage, wie er sich nenne, zu antworten:

Apolde, Landgraf!
Apolde, schlicht und recht, wie's Euch gefällt
Und wenn's Euch nicht gefällt, habt Dank,
Ich lieb' die Grobheit.

Irgendeine nur mittelmäßige geistreiche, oder zum wenigsten anregende Bemerkung haben wir umsonst gesucht. Für das, was wir vermissen, kann uns die Handlung nicht entschädigen, die eben nicht von einem weitgehenden Erfindungstalente Zeugniß ablegt. Gleisberg will durch sinnliche Genüsse den Landgrafen einschläfern, um mit den Gaugrafen die alten Bedrückungen gegen die Landleute fortsetzen zu können; er verbindet sich mit den erstern, und da augenblickliche Gefahr durch einen kaiserlichen Gesandten droht, der Barbarossa's Schwester dem Landgrafen anzubieten kommt, beschließen sie Ludwig zu ermorden; Wölfle stirbt für seinen Herrn und dieser fügt zu seiner Sinnlichkeit und Dummheit noch die Feigheit, um sich vollständig verächtlich zu machen. Er ruft: „Entsetzlich, wehe mir!" und flieht auf die bloße Nachricht, daß ihm Gefahr drohe. Er eilt verkleidet zu den Landleuten und hört erst jetzt, wie seine Statthalter gehaust haben, und daß auch hier ihm der Tod drohe. „Sein Haupt ist von Angstschweiß naß" geworden unter der Kapuze, die ihn verdeckt, „ihm wird zu Tode angst" (Act 4, Scene 4). Aber die Todesangst hat wenigstens das Gute, daß er sich ernstlich vornimmt ein Vater seines Volks zu werden. Eine Scene in Reinhardsbrunn zeigt uns die unter sich uneinigen Gaugrafen, Gleisberg gelähmt und halb wahnsinnig; die Burg, die der Landgraf so schleunig verlassen hatte, wird erobert, die Gaugrafen werden verbannt.

Graf Gleisberg stürzte sich von dem Altan,
Ihm flog ein Schwarm der gier'gen Raben nach! —

meldet ein eilig eintretender Knecht; ein neuer Bote Barbarossa's, statt des von Gleisberg gefangen gehaltenen, trägt dem Landgrafen die Schwester des Kaisers wiederholt an, zuvor aber will Ludwig den Kaiser auf dem Zug nach Mailand begleiten,

— daß seine Brust erwarme
Von all dem Eis des Treubruchs und Verraths!

Hoffen wir, daß die neue dramatische Arbeit Lohmann's: „Appius Claudius", die wir bisjetzt nur angekündigt fanden, den ungünstigen Eindruck zu verwischen im Stande sei, den der „Der Schmied in Ruhla" auf uns gemacht hat.

5. Einer Lüge Folgen. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von **M. C. Stern**. Leipzig, Gerhard. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.

Selten haben wir in der dramatischen Arbeit eines Literaten von Fach einen größern Mangel an Erfindung, an Geschmack

und an Fähigkeit des Ausdrucks gefunden, als in dem vorliegenden dramatischen Gedicht des Redacteurs des „Kochbe. Sizchak". Die Unfähigkeit Stern's, den ersten Bedingungen zu genügen, die man auch bei den bescheidensten Anforderungen an jeden dramatischen Dichter zu stellen berechtigt ist, zeigt sich gleich in der Exposition. Die Frage: „Warum geschieht das alles gerade heute?" drängt sich dem Leser unwillkürlich auf, macht auf die Unwahrscheinlichkeiten fast absichtlich aufmerksam, zerstört jede Illusion und raubt das nothwendige Interesse, um den Zustand der Dinge zu verfolgen, von dem aus der Dichter seine poetischen Gestalten handeln lassen will. Dieser Ausgangspunkt wird übrigens für die Leser mit einer Anstrengung gewonnen, die zu gleicher Zeit von der Unbehülflichkeit des Dichters einen Begriff gibt. Wir erfahren, erste Scene: Ottkar, Sohn des Grafen Diether von Valent und dessen Nichte und Pflegetochter Lidia sind verlobt und schäfermäßig verliebt; seine Mutter, bestimmt einen alten Streit zwischen Drachens und Valents zu vermitteln, mußte Diether die Hand reichen, während sie einen Jüngling aus dem edeln Geschlechte der Halden liebte; die Gräfin starb, als sie den Sohn geboren hatte. Zweite Scene: Hinko, ein Leibeigener, blickt dem Liebespaar nach und spricht „mit bitterer Ironie" seinen Aerger über diese Liebe aus; für einen Leibeigenen der Ritterzeit sagt er etwas anticipirend:

> Man träumte sich in eine Schäferwelt,
> Wo Seladone nur und Daphnen athmen.

Er liebt Lidia und hat keine Lust „dem ritterlichen Automaten" (eigene Worte des Leibeigenen) zu weichen, vielmehr erzählt er in Versen, die uns zugleich einen Begriff von der Ausdrucksweise des Dichters geben:

> Ich will's und wag's, den Kampf, sie zu besitzen,
> Um solchen Preis setz' ich das Leben ein!
> Will dieser seltnen Blume mich erfreun;
> Ich will's und mag darob mein Blut verspritzen!

Aus einer Höhle tritt Balthasar, der Eremit; gegen diesen beklagt sich Hinko über die Unbill, die er als Leibeigener zu dulden hat, während er im Grunde so überaus menschenfreundlich und gütig behandelt wird, daß er dazu keine Veranlassung hatte. Die Declamation hat aber den Vortheil, daß Balthasar Gelegenheit nimmt, für sich zu sprechen:

> Des Adels Blut verleugnet sich doch nie;
> Der Aar will nie ins Schwalbennest sich fügen!

Der Leser, der jemals Bekanntschaft mit einem Ritterroman gemacht hat, befindet sich nun auf bekanntem Terrain; da gibts z. B. vertauschte Kinder, wahrscheinlich Ottkar der Leibeigene, Hinko des Grafen Sohn, Balthasar der Eingeweihte; letzterer hat Gründe den Hinko als Leibeigenen erscheinen zu lassen, denn er bestätigt ihm, daß Gorge, eine Sklavin, und Benno, ein Verbannter, seine Aeltern seien. Das Motiv ist Rache, wie Balthasar uns ausführlich in einem Monologe (Scene 4) berichtet, weil man (unzweifelhaft Diether) ihn „aus seiner Liebe schönstem Himmel in der Verzweiflung Höllenpfuhl geschleudert" hat; deshalb mußte Gorge die Kinder vertauschen und sie, die einzige Mitwisserin, ist todt. Ein Blick auf das Personenverzeichniß lehrt uns, daß Balthasar hierin schlecht unterrichtet ist; sie lebt, uns allen zum Verderben, zum Besten eines fünften Aufzugs. Wir lassen uns nicht darauf ein zu untersuchen, ob es psychologisch denkbar sei, daß ein Mann, dem seine Geliebte, wie er wußte, gezwungen entsagte, sich statt an dem Räuber seines Glücks an dem unschuldigen Sohn seiner einstigen Geliebten rächt; des augenscheinlich Unwahren gibt es in diesem Stücke so vieles, daß wir diese Unwahrscheinlichkeit, trotzdem sie die Pointe des dramatischen Gedichts ist, mit in den Kauf nehmen. Gleich der Uebergang von der vierten zur fünften und sechsten Scene liefert klare Beweise für unsere Behauptung. Kaum hat nämlich Balthasar ein schauerliches Bild von dem Charakter Diether's geliefert, „der ihn zum lebenden Gerippe gemacht und dazu gelacht hat", so wird uns der Graf als ein liebenswerther Mann vorgeführt, als ein vortrefflicher Vater und ein sanftmüthiger Herr, so weit, daß er sogar Hinko bittet, „ihm seines Herzens Kummer anzuvertrauen". Selbst der Leibeigene, der sich gegen Balthasar so schroff über die Bedrückungen, die ihm widerfuhren, aussprach, muß eingestehen, daß Diether ihm „mehr Vater als Herr war", und endlich gibt Diether ihm noch ein Zeichen von Vertrauen, das in dem Verhältnisse zwischen Herr und Leibeigener zu den Seltenheiten gehören möchte, indem er ihm zuerst die Verlobung Ottkar's mit Lidia anzeigt. Auf Hinko macht aber dies Vertrauen wenig Eindruck, denn in einem Monologe (Scene 8) setzt er sein Recht zur Freiheit auseinander und ruft vor dem Fallen des Vorhangs:

> Und um mein Recht will ich als Teufel ringen,
> Es gilt der Kampf und wird und soll gelingen.

Die Leser d. Bl. werden uns dankbar sein, wenn wir nicht mit gleicher Ausführlichkeit die folgenden Aufzüge wie diese Exposition behandeln.

Im zweiten Aufzuge erfahren wir, daß Ottkar auf seinen Wanderungen, auf denen er gewohnt war „mit Blumen und Kräutern zu kosen", von Ritter Kuno gefangen genommen wurde; Diether beschließt ihn zu befreien und Balthasar freut sich, daß jener sich bemüht

> Um einen Fre.... (hält plötzlich inne) (Abkürzung für Fremden)
> Ha, stille Balthasar,
> Sprich es nicht aus, denn Ohren hat die Wand! (Wald?)

Vor Diether's Auszuge wird Hinko frei erklärt, die Burg und Lidia seinem Schutze anvertraut. Der Leibeigene verfolgt nun letztere mit seinen Liebesanträgen und ermordet den Kastellan, der ihr zu Hülfe eilt. (Erster Mord.) Der dritte Aufzug zeigt uns Balthasar, der, nach des Dichters Verlangen, „im Vorgefühl seiner Rache aufjubeln soll". Lidia beschließt zu fliehen, Diether belagert umsonst Kuno's Burg. Im vierten Aufzuge erscheint Lidia mit der todtgeglaubten Gorge, Diether kehrt zurück und Hinko, in seinem fortgeschrittenen Bewußtsein der Freiheit, ermordet ihn. (Zweiter Mord.) Allgemeines Entsetzen, heftiger Donner und Blitz leiten folgende Sterbescene ein:

> Balthasar (mit schauerlichem Tone).
> Nicht einen Herrenmord beging der Knecht;
> Ein Sohn hat seinen Vater hier erschlagen.
> Diether (außer sich, im Aufröcheln der letzten Kräfte).
> Ha, zwiefach gift'ge Wunde — Weh — — —
> Balthasar.
> Verblute!
> Diether.
> Und von — der eignen — Kinder Hand
> Balthasar.
> Verzweifle!
> Diether (mit gebrochener, verlöschender Stimme).
> Ha, steh' — ich so — an meinem — Ziele!
> Balthasar (hohnlachend).
> Stirb!
> (Ein leuchtender Blitz erhellt die Scene. Der Graf sinkt todt auf die Rasenbank zurück.)

Nach dieser tragikomischen Scene wären die Folgen der Lüge, nach unserer Ansicht, anschaulich genug gemacht; aber damit wäre eine einfache Rittergeschichte erzählt und ein fünfter Aufzug wäre nicht nöthig gewesen. Dieser beginnt mit einem Monologe, in welchem Balthasar „sich niederkauert und gierig die Blutspuren Diether's zusammenscharrt" — gewiß etwas genial Außergewöhnliches, auf der Bühne noch nie Dagewesenes. Hinko kommt dazu und „stoßt" (nicht stößt) ihm sein Schwert in die Brust. (Dritter Mord.) Gorge tritt auf, wir erfahren, daß sie die Kinder nicht vertauscht hat, daß also alle unsere Conjecturen in Frage gestellt sind, daß Hinko ihr und Balthasar's Kind ist, und höchst tragisch wird nun die oben wiedergegebene Sterbescene wiederholt, nur daß Balthasar jetzt der Verhöhnte und Gorge die Mitleidslose ist, was auf kein sehr intimes Verhältniß zwischen Hinko's Aeltern schließen läßt. Der Leibeigene

scheint schließlich seinen Verstand verloren zu haben, denn er behauptet selbst nach diesem Aufzuge noch, daß „die Lüge das alles verschuldet" hätte und ersucht die Ritter, ihn zum Rabensteine zu führen. Das Schicksal Ottkar's und Lidia's, sowie der Mutter Gorge, die auch ihren Sohn ohne Schmerz scheiden sieht, bleibt unentschieden. Die Kritik aber, und das ist das einzige Wort, was wir noch hinzuzufügen haben, kann nicht streng genug gegen diese auftauchenden Dichter sich aussprechen, die, nachdem Himmel und Erde dramatisirt sind, wie Crébillon nach Corneille und Racine, den genre terrible ausbeuten, den sie, mit deutscher Romantik verbrämt, nicht immer so geschmacklos wie hier und deshalb bestechender in unsere Literatur einzuschwärzen suchen.

6. Romeo und Julie. Lustspiel mit Gesang in zwei Aufzügen von **August Kokemüller**. Hannover, Rümpler. 1858. 8. 15 Ngr.

Voltaire's Ausspruch: „Tout genre est bon, hors le genre ennuyeux", bricht über dieses Lustspiel unbedingt den Stab. Es zeigt, wie der Verfasser, welcher Lehrer der deutschen Sprache und Literatur in London ist, sich hineingelebt hat in die geschmacklosen Burlesken, die bei dem londoner Publikum des Olympictheaters den Sinn für das Große und Schöne verdrängt haben. Der Witz wird, wie ein Stück Wild, par force zu Tode gehetzt, und dabei ist er so beschaffen, daß auch das heiterste Gemüth nicht darüber lachen könnte; was an Wortspielen ertragen werden kann, wissen Wien und Berlin nur zu gut; die sogenannten Scherze Kokemüllers übertreffen aber alles Dagewesene in dieser Art. Wehe den armen englischen Schülern des Verfassers, wenn sie an diesem Lustspiele sich im Uebersetzen üben, und wehe uns, wenn sie aus ihm einen Begriff von dem Standpunkte unserer modernen deutschen dramatischen Literatur gewinnen sollen! Man denke sich ein Lustspiel, das auf 176 Seiten eine Sprache führt wie:

Bolzer: Posito, ich setze den Fall, wir wollen einmal annehmen, ich wäre hier zum Fenster hinausgesprungen, ich sage, wir wollen einmal annehmen —

Julie: Dann hätten sie sich als Amts- und Gerichtsschreiber über den gesetzwidrigen Satz aus dem Fenster entsetzt.

Zoller: Ganz natürlich!

Julie: Wären darüber außer sich gerathen.

Bolzer: Wie so?

Zoller: Außer sich und außerhalb des Hauses dazu.

Wir wiederholen: so und noch viel schlimmer ist die Sprache auf 176 Seiten.

7. Herz und Haupt. Ein dramatisches Gedicht von **Karl Schwebemeyer**. Berlin, Springer. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dies sogenannte dramatische Gedicht ist ein Dialog theils historischer, theils fingirter Personen über den zerrissenen Zustand Deutschlands und die Mittel, ihm abzuhelfen; es sind Reden, wie sie in der Paulskirche hätten gehalten werden können, wenn sie eben nicht in sehr ungebundenen Versen geschrieben wären. Daß der Kaiser Friedrich II. als Mittel zum Zweck gebraucht ist, mag der Verfasser verantworten, wir bemerken nur noch, daß das dramatische Gedicht keine Handlung und keine Charakteristik hat.

Erster Aufzug: In Schlesien ist der Hof Herzog Heinrich des Frommen zu Liegnitz von den Mongolen bedroht und harrt auf deutsche Hülfe. Ritter von Eschenheim erscheint, verkündet, daß die Fürsten, zu Merseburg versammelt, berathschlagen, wie die Gefahr abzuwenden, daß zwar das Volk, alt und jung, zur Vertheidigung rings aufgestanden sei, die Fürsten aber fürchteten, daß diese Kraft sich leicht überstürzen könne. Zum Schluß, als bereits die Nachricht von dem Eintreffen des Mongolenheeres vor Breslau durch einen Boten überbracht worden ist, recitirt er noch ein Kriegslied, das der Erzbischof von Magdeburg gedichtet und unter das Volk hat verbreiten lassen. Der Ritter Konrad von Rothkirch, der Vertraute des Herzogs und mit dem Ehrenfräulein der Herzogin Anna, Julie, verlobt, wird auf Kundschaft ausgeschickt und von den Mongolen gefangen genommen; wie es zugegangen, erzählt der treue Diener, der wunderbarerweise sich hat retten können.

Zweiter Aufzug: Friedrich II. vor Rom, der Papst Gregor IX. darin von ihm eingeschlossen. Die Ritter Anselm von Justinger und Walther von der Vogelweide erscheinen vor ihm als Abgesandte der deutschen Fürsten, den Kaiser zur Rückkehr nach Deutschland einzuladen, und mit Vorschlägen zu einer Reichsconstitution, öffentliches Rechtsverfahren, ein höchstes Reichsgericht, ganz Deutschland ein Gesetz und ein Recht, ein allgemeines Handelsrecht, Verbesserung der Münzen, Maße und Gewichte, ein freies Städtethum, ein freier Bauernstand. Dazwischen Streit zwischen Anselm, dem Kaiser und dessen Kanzler über ein geschlossenes Beamtenthum, Furcht des erstern, daß der Kaiser herrschen, aber nicht regieren und bald das Werkzeug eines steifen Zopfbeamtenthums sein werde. Der Kanzler und der Ritter gerathen darüber so aneinander, daß der Kaiser sich ins Mittel schlagen muß. Derselbe tritt nun, nachdem er sie wieder versöhnt, als Vermittler ihrer verschiedenen Meinungen auf; ein Parlament auf breitester Grundlage und durch die Constitution eingeführt, ist sein System, von dem er alles Heil erwartet. Anselm ist damit einverstanden, verlangt aber, daß die Fürsten daneben einen höhern Rath bilden und erst Fürsten und Volksversammlung vereint das deutsche Parlament ausmachen sollen; der Kaiser sei die dritte Macht in diesem Einheitsbunde; ihm allein gebühre die vollziehende Gewalt. Deutsches Seerecht, Aufhebung der Flußzölle, Reichshandelsconsuln sind die weitern Verlangen. Der Kaiser ist mit allem zufrieden und läßt darüber ein Protokoll aufnehmen. Als Kaiser Friedrich II. (es ist immer gut zu erinnern, daß er es ist, der spricht und handelt) eben im Begriff ist, dasselbe zu unterzeichnen, gedenkt Anselm des Vorbehalts der Fürsten, in ihrem Lande ganz nach eigenem Recht unbeschränkt zu regieren; das gibt wieder Veranlassung zu einer neuen politischen Discussion, bei welcher der Kaiser auf die Wechsel, das Wechselrecht und das Bankwesen kommt, ohne übrigens den crédit mobilier zu erwähnen; darüber wird er endlich hungerig und vertagt die Verhandlung bis zum Nachmittag. (Dieser tolle politische Discurs nimmt nebenbei gesagt 107 Seiten ein.)

Dritter Aufzug: Unterredung des Papstes Gregor mit dem Grafen Richard von Cornwall, dem aus dem Gelobten Lande zurückkehrenden Schwager des Kaisers, der für diesen unterhandelt. Der Papst, so bedrängt er ist, gibt nicht nach, entsetzt vielmehr den Kaiser — übrigens ist dies die einzige Scene von einigem dramatischen Effect — Verwandlung. Der Kaiser setzt sein früher abgebrochenes Gespräch mit Anselm fort, der nun erst den Kaiser von dem drohenden Einfall der Mongolen unterrichtet und zur Rückkehr nach Deutschland zu bewegen sucht. Kaiser Friedrich II. darauf:

Ja, ja,
Da thut wol Gottes Hülfe noth! Das steht,
Die Heidenbrut! ganz heidenmäßig jetzt
In Deutschland aus, wenn's heuer so weit schon
Gekommen ist u. s. w.

Walther tritt auf, preist, um den Kaiser zur Rückkehr nach Deutschland zu bewegen, die Vorzüge und Schönheit Deutschlands; der Kaiser ergießt sich dagegen in einen Wortschwall über deutsche und italienische Dichtkunst, gibt auch eine Canzonette in italienischer Sprache zur Zugabe, worauf Walther sich bewogen fühlt, ex tempore ein deutsches Lied zu singen. Dann kommt der Kaiser auf den Kampf mit der Hierarchie, der müsse in Italien zu Ende geführt werden; Anselm ist dagegen der Ansicht, das könne nur in Deutschland geschehen, von unten auf durch Ueberzeugungskraft. Das führt im Wechselgespräch beider auf die Gefahren der Toleranz und der Gewissensfreiheit, auf das Volksschulwesen, auf die Stellung der Gemeinden zur Kirche (Bunsen's Bibelwerk wird nicht erwähnt), auf das Kirchen-

recht, den falschen Isidor, Säcularisation der geistlichen Stifter; endlich überbringt Cornwall die Nachricht von der Halsstarrigkeit des Papstes, der Kaiser lehnt nun alle Bitten auf Rückkehr nach Deutschland ab. Anselm und Walther empfehlen sich, der erstere nimmt das Protokoll mit, um es in Kyffhäusers finsterm Felsenschloß bei dem schlafenden Barbarossa niederzulegen.

Vierter Aufzug: Feldlager der Mongolen. Unterredung des Heerführers Peta mit dem Grafen Rothkirch, die damit endet, daß der letztere lebendig gesotten werden soll. Julia, als Tatarenmarketenderin verkleidet, befreit ihn. Kriegsrath auf dem Schlosse zu Liegnitz, eine offene Feldschlacht wird beschlossen, Herzog Heinrich nimmt unter allerhand bösen Vorbedeutungen Abschied von Mutter und Gemahlin.

Fünfter Aufzug: Ein Bote bringt der Herzogin Nachricht von der Schlacht, die morgen fortgesetzt werden soll. Darauf werden wir nach der Wahlstatt geführt, auf welcher der tödlich verwundete Popo von Osterna sich von seinen Knappen den Gang der Gefechte erzählen läßt. (Eine Scene, die ihren dramatischen Effect der getreuen Nachahmung der gleichen Scenen in „Macbeth“ und „Götz von Berlichingen“ verdankt.) Herzog Heinrich fällt, die Schlacht nimmt für die Christen eine ungünstige Wendung, schon will sich Osterna vollends tödten lassen, da hört er Hurrah, Hurrah, der Preußen Schlachtenruf. Endlich Sieg.

Felsomer, o Felsomer,
Deutschen Brüdern treu vereint
Kämpfte heut' ein Preußenheer —
Und gefallen ist der Feind.

Felsomer, o Felsomer,
Hoch verkünd' es aller Mund,
Nichts hinfüro trenne mehr,
Diesen hehren Freundschaftsbund!

Jetzt das Begräbniß Herzog Heinrich's, dessen Leichnam die Herzogin Anna auf dem Schlachtfelde aufgesucht. Hedwig sieht im Geiste die Zukunft und enthüllt sie den Anwesenden, sieht die deutschen Völker alle zu einem, einem Volk vereint, wenn Deutschland „dir zum alten Herzen dereinst ein neues Haupt entsteht“. Die Verwirklichung dieses Traums setzt sie allerdings andeutungsweise in weite Ferne, indem sie ihre Rede zunächst an den Ritter von Eschenheim richtet, und dadurch dem Leser diesen Namen mit der Eschenheimer Gasse und den dort versuchten Einheitsbestrebungen in Beziehung bringt.

8. Columbus. Trauerspiel von Karl Werder. Berlin, Veit und Comp. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Vor 20 Jahren erschien dieser „Columbus“ zum ersten male auf der Bühne; er fand nur getheilten Beifall und wurde von dem Dichter zurückgezogen, der seit jener Zeit an ihm feilte und ihn prüfte, in öffentlichen Vorlesungen das Urtheil über ihn zu erlauschen suchte und danach endlich sich entschloß zu geben, was vor uns liegt. Anerkennung verdient zunächst der Fleiß, der Ernst und die Würde, mit der Werder seine Aufgabe erfaßte und ausführte; vielen kann er darin ein Vorbild sein. Daß ein Mann wie Werder als Resultat seines Fleißes nichts liefern würde, was mit wenigen Worten zu den Todten geworfen zu werden verdient, versteht sich ohne Erwähnung; Takt, Geschmack und Bildung leuchten unverkennbar aus seinem Trauerspiele heraus und helfen uns über das vielfach Verfehlte hinweg. Dahin gehört zunächst der Stoff selbst, der von dem Momente an, wo Columbus seine Lebensaufgabe erfüllt hat, jedes dramatische Interesse, ja, was noch viel mehr sagen will, jeden poetischen Inhalt verliert. Das Feilschen hin und her um die Belohnung für die Entdeckung ist ebenso prosaisch, wie der sich durchziehende Gedanke von dem Unvollkommenen im menschlichen Dasein keinen Anspruch auf Originalität machen kann. Es ist eine Verkleinerung des Helden, der sich seines geistigen Sieges so bewußt ist, wenn wir ihn die Erfüllungen seiner materiellen Hoffnungen beklagen sehen; große Männer, die sich nicht genügen lassen an dem eigenen Bewußtsein, an dem Siege ihrer Idee und an dem Lorberkranze, den selten die Mitwelt, gewiß aber die Nachwelt flicht, schrumpfen zusammen zu Pygmäen und beeinträchtigen selbst die Bewunderung für die Zukunft. Das mußte Werder fühlen, und daß er es nicht zur klaren Anschauung brachte, zeigt, daß er kein Dichter ist. Dafür spricht übrigens nicht allein das Vergreifen in der Wahl seines Stoffs, den Beweis liefert außerdem reichlich die Sprache, die in dem Streben zu erzählen und auseinander zu legen nicht den Dichter, ja nicht einmal — und das hat uns von Werder am meisten in Erstaunen gesetzt — den Rhetoriker erkennen läßt. Oft scheint es uns, als hätten wir eine Weltgeschichte in Versen vor uns, und letztere sind, bei aller Correctheit, oft so prosaisch, daß man beim Vorlesen sie für wirkliche Prosa halten würde. Was die Handlung betrifft, so liegt sie meistens außerhalb der Tragödie, wir erfahren was geschieht, was gedacht wird, aber wir sehen nur referirende, nicht agirende Personen; dadurch bekommt das Ganze etwas ungemein Schleppendes und Ermüdendes, es überschleicht uns das Gefühl, als habe Werder seine Studien verwerthen wollen und in dem Massenhaften verschwindet leider das einzelne Schöne, das wir namentlich den zwei ersten Aufzügen nachzurühmen haben.

Je einfacher die Handlung und die Sprache sind, desto größer sind die Anforderungen, die von dem Verfasser an Scenerie und Decorationswesen gestellt wurden, als sollte die Ausstattung, wie bei der Oper, über den Mangel an Handlung hinweghelfen. Immerhin bleibt das Werk als Zeichen deutschen Fleißes und treuer Hingabe für die gegebene Aufgabe beachtungswerth, jedenfalls aber geeigneter für die Lectüre, als zu einer Vorführung auf den Bretern.

9. Joseph und seine Brüder. Biblisch-historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von R. Behrle. Regensburg, Pustet. 1858. 8. 13 Ngr.

Abgesehen von dem Interesse, welches das vorliegende Schauspiel durch den Stand seines Verfassers, eines katholischen Pfarrverwesers, erregt, haben wir ihm so viel Gutes nachzurühmen, daß wir es nur warm empfehlen können. Die Reinheit und Einfachheit seines Inhalts, die zarte Art, mit der der Verfasser ohne Pruderie das etwa Anstößige zu umgehen weiß, der Mangel an Tendenziösem endlich dürfte es vielleicht manchen als eine angenehme Gabe erscheinen lassen und macht es besonders zur Aufführung durch Zöglinge bei Instituten geeignet: ein Ziel, das der Verfasser selbst vor Augen gehabt hat. Die Vorzüge des Schauspiels sind freilich nicht in einer verwickelten Handlung und in besonders geistreicher Diction zu suchen; solchen Ruhm scheint der Dichter selbst nicht zu beanspruchen; er will nur „ein wahres, ehrwürdiges Bild zeichnen, das wohlthuend ergreifen und bewegen soll“, und das ist ihm unserer Ansicht nach vollkommen gelungen. Daß hier und da christliche Anschauungen in dieses alttestamentliche Schauspiel sich einmischen, daß einzelne Verstöße gegen das Versmaß bemerkbar sind, wollen wir dem Verfasser gern um der Freude willen nachsehen, die uns durch das Ganze bereitet wurde.

10. Dramatische Werke von Gisela von Arnim. Zwei Bände. Bonn, Weber. 1857. 8. 2 Thlr.

Gisela von Arnim hat in zwei Bänden drei dramatische Arbeiten gegeben: „Ingeborg von Dänemark“, „Das Herz der Lais“ und „Trost in Thränen“. Eine echte Tochter Bettina's und mit allen Vorzügen Brentano's ausgestattet, glänzen ihre Arbeiten durch Kühnheit der Ausdrucksweise, die sich leider oft bis zur Verwegenheit steigert. Das „faire l'esprit sans le savoir“ begegnet der Verfasserin nie; wohl aber läßt sie sich durch ihre Phantasie verführen, alles auszusprechen, was diese ihr dictirt, ohne durch Denken zu begrenzen, wo das Aesthetische überschritten wird. Was eine Frau zu empfinden fähig ist, das schildert sie so glühend, daß man fast erschrickt über die Thränen und Feuernatur, die sich in ihren Dramen ausspricht; das Unklare und Traumhafte aber ist ihr eigentliches Element; alle Empfin-

bungen, die ein bewußteres, folgerichtiges Denken verlangen, wie Haß, Rache, Intrigue mislingen ihr in der Schilderung. Gedanken leuchten wie Blitze in diesen Dramen, aber es fehlt der durchgehende Gedanke, der Inhalt; die Form, die blos zufällig die dramatische geworden zu sein scheint, kann uns nicht entschädigen für das Fehlende. Ueberall tritt das Breite, Auseinandergehende hervor, es wird zu viel geträumt und gefühlt, zu wenig gedacht und gehandelt. Dazu kommt, daß das eigentliche Interesse nie in den Helden dieser Dramen, sondern außerhalb derselben zu finden ist, daß dies außerhalb Stehende aber allein Gisela von Arnim ist, die mit ihrer räthselhaften und maßlosen Begeisterung ein psychologisches Interesse gewährt. Das liebt, lebt und stirbt alles mit einem Herzen von 16 Jahren selbst im Greisenalter. So weit geht die poetische Stimmung, die aus der Dichterin Herz auf das Papier fließt, daß die gehobene und im Grunde exaltirte Stimmung selbst in den Momenten in der Ausdrucksweise sich zeigt, wo Ruhe allein wirken kann. „Ueberall ein Ueberfluß an Wärme — und weil wir denn von allem Ueberfluß wieder überfließen, fließt unsere Lippe über, und jedes Wort wird ein Strahl in einer andern Seele" — mit den Worten, welche die Dichterin dem Rafael Tende in den Mund legt, schildert sie sich selbst, mit ihnen spricht sie aus, wie sie alle hineinziehen möchte in den Zauberkreis ihrer poetischen Stimmung. Der ruhig Denkende aber wird mit den Worten des Nicolo de Pericoli in „Trost in Thränen" sprechen: „Und es gefällt nicht allen — alles."

Wenn wir in dem „Columbus" von Werder gerügt haben, daß er oft Verse schreibt, die Prosa zu sein scheinen, so liegt hier der entgegengesetzte Fehler vor: Gisela von Arnim ist eine so poetische Natur, daß sie nur in Versen sprechen und denken kann; namentlich in „Ingeborg von Dänemark" ist die Sprache in Jamben, ja sogar in sich reimenden Versen, trotz der prosaischen Form vorherrschend. Dazu kommt eine Kühnheit der metaphorischen Redensarten, die oft jedes Maß des Erlaubten überschreitet. Vorstellungen wie: „Der Rauch winkt"; „der Rauch krümmt seine Finger"; „ich erstickе an den süß lallenden Worten, die aus meinen Lippen fließen"; „das steht zu euch das Blut, wie Feuerglut zu einem Dom, und „mein Herz ist dabei wie der erste Schrei der Menge" u. s. w., sind zu kühn; dagegen Gedanken wie: „Ich müßte Nachtlichter essen, um etwas Wärme und Feuer in mich zu bringen" u. s. w. zu trivial. Von ähnlichen metaphorischen Ausdrücken aber wimmeln diese Dramen, und wir versichern, daß wir nicht die weitgehendsten, sondern nur zufällig zusammenliegende herausgenommen haben. Daß bei solcher Sprechweise auch die Charaktere etwas Märchenhaftes und Traumbildartiges haben, versteht sich von selbst; wo einmal eine Gestalt mit Fleisch und Blut auftritt, gleich verschwindet sie wieder in dem selbst heraufbeschworenen Nebel. Solche Sprache und solche Charaktere müssen aber auch die bestangelegtesten dramatischen Situationen verwirren und auseinander halten, ja sie machen es vollkommen unmöglich, der Dichterin zu folgen und ihre Intentionen zu verstehen. Eine eigentliche dramatische Handlung hat im Grunde nur „Ingeborg von Dänemark"; „Trost in Thränen" ist eine dialogisirte Künstlernovelle aus der romantischen Schule, „Das Herz der Lais" endlich eine Originalität, die auf das Talent der Ristori berechnet und für diese geschrieben ist.

Das aber haben wir herausgelesen, daß der Gisela von Arnim eigentlichstes Talent der dramatischen Gestaltung geradezu entgegensteht, daß die Erzählerin lieblicher Märchen den wohlverdienten Lorber in dieser Sphäre — einzelne Episoden dieser Dramen beweisen, wie sehr sie ihn verdient — sich selbst nicht schmälern sollte durch Versuche in einer Richtung, die ihren Elementen zuwider ist, weil sie Ruhe und maßvolle Gestaltung bedarf. Unser scharfes Urtheil aber mag denen ungerecht erscheinen, die nicht wollen, daß mit dem Verstande gerichtet werde, was hauptsächlich das Herz geschrieben hat. 3.

Zur Dante-Literatur.

1. Grundzüge religiös-philosophischer Anschauung in Dante's Paradies nach Philalethes. Festrede zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät des Königs Johann von Sachsen am 12. December 1857 gehalten von Hermann Richter. Zwickau, Verlagsbuchhandlung des Volksschriftenvereins. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.
2. Dante Alighieri, sein Leben und seine Werke. Von Hartwig Floto. Stuttgart, Besser. 1858. 8. 27 Ngr.
3. Dante Alighieri. Ein im wissenschaftlichen Verein zu Stettin gehaltener Vortrag. Von Hermann Grieben. Stettin, Müller. 1858. 16. 10 Ngr.
4. Dante. Studien von F. Ch. Schlosser. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Kritik des 18. Jahrhunderts faßte Philosophie und Poesie als entgegengesetzte Thätigkeiten des Geistes auf; die Gegenwart begreift ihr Verhältniß zueinander in anderer Weise. Poesie ist uns jetzt das zur Anschauung gewordene Denken. Dichten und Denken greifen mithin ineinander; sie schaffen zusammen und gleichsam Hand in Hand das Harmonisch-Schöne und das Rationell-Große. In keinem Dichter alter und mittler Zeit lebten und wirkten beide enger und einträchtiger zusammen als in Dante Alighieri, der in der „Divina commedia" den ganzen Gedanken- und Wissensschatz seiner Zeit dichtend niederlegte. Geschichte, Philosophie, Astronomie und Theologie, Politik und Staatskunde, alle diese bilden den Inhalt seines Gedichts; in allen wurzelt er mit seinen Gedanken und überall verwandelt sein Sinnen den Gedanken in die erhabenste Anschauung in diesem tiefsinnigsten Gedicht „von ew'ger Dunkelheit und ew'ger Helle". Indem er von der Oberfläche der Erde, auf der er seinen Pfad verloren hat, in die Hölle — in ihrem Innern — niedersteigt und von da aufwärts zur entgegengesetzten Oberfläche sich emporarbeitet, den Berg des Fegfeuers erklimmt und von hier durch die Sphäre des Mondes, der Sonne, der Planeten und der Fixsterne zum Empyreum, dem höchsten Sitz des Lichts gelangt, bleibt ihm nichts Irdisches, nichts Himmlisches fremd. Bevor er zu den seligen Geistern gelangt, zu deren Form der Seligkeit es gehört:

> Sich innen dessen, was Gott will, zu halten,
> Sodaß der Wille aller einer wird —

dringt er in immer wachsender Erkenntniß, immer reiferm Selbstbewußtsein „durch alle Himmel bis zur Strahlenquelle", d. h. ins Paradies, wo sich des Dichters religiöse und philosophische Anschauungen voll entfalten. Von diesen ein Bild zu geben, ist die Aufgabe, die unser Verfasser sich gestellt hat. Diese Aufgabe ist ebenso schwierig wie sie bedeutungsvoll ist; schwierig durch die eigenthümliche poetische Ausdrucksweise des Dichters und bedeutungsvoll dadurch, daß sie uns klar machen soll, wie einer der erhabensten und freiesten Geister des Mittelalters das Verhältniß des Schöpfers zum Geschöpf, Gottes zur Welt und zum Menschen begreifen machte. Die Güte Gottes, lehrt Dante, ohne Ende und frei, verspricht ihre Herrlichkeiten aus freiem Gefallen dem menschlichen Geschöpf und gibt ihm Unsterblichkeit, Freiheit und Gottähnlichkeit. Aber die Freiheit des menschlichen Willens findet ihre Schranke in der Ordnung Gottes; der dagegen anstrebende Wille

brachte die Sünde in die Welt, „die uns unähnlich macht dem höchsten Gute". Das Verlorene wiederzugewinnen lag nicht in der Macht des Menschen; er sank vielmehr, indem er steigen wollte, tiefer und tiefer; die ursprüngliche Aehnlichkeit war nur wiederzuerlangen dadurch, daß Gott sich in Christo zu ihm erniedrigte:

> Denn der Gerechtigkeit war jede andre
> Weise ungenügend, wenn der Sohn Gottes
> Sich nicht herabgelassen, Fleisch zu werden.

Sich selbst schenkend bethätigte sich die Liebe Gottes viel tiefer, als wenn er blos vergeben hätte. So wurde das Erlösungswerk vollbracht, zu dessen Vollendung und Krönung von Gott die Kirche und das Reich gestiftet wurden, welche zusammen auf Erden und im Himmel die Ordnung Gottes erhalten, die Gerechtigkeit herstellen. Zur Erlösung aber genügt die sittliche Kraft nicht, es bedarf dazu der Kraft der Gemüths, recht zu lieben, recht zu glauben und recht zu hoffen. Die Liebe ist ein Erfassen des göttlichen Wesens mit dem ganzen Geist, die Hoffnung ein Gewiß-Erwarten der künftigen Glorie, der Glaube die grundlegende Erkenntniß des zu Hoffenden. Der Sieg der drei ist das unmittelbare Schauen der vollen Herrlichkeit Gottes „nicht durch Beweis, nein, sie an sich erkennend". In diesem Moment seligen Schauens endet auch der Dichter, von Grad zu Grad emporgestiegen, von Sphäre zu Sphäre durch Beatrice (die Religion) aufwärts geleitet und endlich durch Vermittelung der Himmelskönigin an den Rand des Strahlenkreises gebracht. Zum Irdischen zurückgekehrt, ist ihm das Gedächtniß fast erloschen; die Süßigkeit des Moments aber träuft in seiner Seele nach; nur in diesem Schauen ist Frieden für ihn zu finden.

Dies ist, nach Hermann Richter, dem Verfasser der oben zuerst genannten Rede, der bewunderungswürdige Rahmen dieser größten und kühnsten Dichtung, wie sie Philalethes analysirt. Wer aber wüßte nicht, daß Philalethes niemand anders ist, als der regierende König von Sachsen, im Verständniß Dante's wol kaum von einem übertroffen. Uns scheint, daß, alles in allem genommen, die katholische Weltansicht zugleich keine erhabenere Ausdeutung und keine tiefere Grundlegung erfahren kann, als sie ihr in Dante's „Paradies" philosophisch und dichterisch gegeben sind.

Das volle und richtige Verständniß des Lebens und der Werke Dante's ist unter uns in stetem Wachsen begriffen und es ist daher eine unabweisbare Pflicht jeder literarischen Zeitschrift, von Zeit zu Zeit von den Fortschritten Kenntniß zu geben, die in dieser Beziehung fast Jahr für Jahr gemacht werden. Aus diesem Gesichtspunkte muß uns ein Werk von Bedeutung sein, das nicht nur den gesammten Inhalt der Dante-Literatur summarisch recapitulirt, sondern diesem Inhalt auch Wichtiges und Bedeutungsvolles hinzuzufügen weiß. Es ist dies das zweite der oben angezogenen Werke: „Dante Alighieri, sein Leben und seine Werke" von Hartwig Floto, einem Schüler Ranke's.

Der Verfasser gehört zu den besonnenen Bewunderern Dante's, die sich selbst nach dem Grunde ihrer Bewunderung und ihrer Freude an dem Dichter fragen. In dieser Beziehung heißt es zum Schluß:

Wenn ich schildern soll, wie mir die ganze „Divina commedia" erscheint, so möchte ich dies sagen: Wir sehen ein Gebäude vor uns von fremdartigem Plan. Die Idee des Baumeisters war in seiner Zeit völlig berechtigt; aber heute dürfte niemand nach diesem Plane bauen. Einige Theile betrachten wir nicht gern; sie erscheinen uns häßlich; aber dennoch ist dies wunderbare Denkmal einer längst verschollenen Zeit in so kühnem Stil errichtet, mit so viel kostbarem Schmuck, ja mit ganzen Gruppen von Edelsteinen geziert, daß es stets von neuem fesselt. In diesen Edelsteinen liegt vorzüglich für mich der Reiz des Gedichts, in jenen Stellen, wo man vergißt, wo man sich gerade befindet. In diesen Stellen tönt alle Musik der menschlichen Sprache wider; denn Dante hat die schönste derselben so meisterlich gehandhabt, wie niemand nach ihm. Hier redet er in Worten, die bald klingen wie Posaunen, bald wie Harfen; wir vernehmen Töne, hier wie Sturmglocken, dort wie Ave-Maria-Läuten, das dem Pilger, der es in der Ferne hört, Heimweh verursacht:

> Squilla di lontano
> Che paja il giorno pianger, che si muore.

Solche Töne fand Dante, weil sein Geist so wunderbar organisirt, sein Verstand so durchdringend, sein Herz so voll tiefster Empfindung war. Weil in ihm jeder Nerv zittert, wenn er dichtet, darum vermag er jede Faser des menschlichen Herzens bloßzulegen, darum jene Schilderungen zu geben, bei denen wir unwillkürlich zu lesen aufhören und uns fragen, wie es kommt, daß in diesen so einfachen Worten so unendlich viel Zauber liegt!

Diese einfachen aber gefühlten Zeilen machen uns den Verfasser werth, da sie ihn so vielen Uebertriebenheiten gegenüber als einen klaren und besonnenen Geist bekunden. Und als einen solchen weist ihn denn auch diese ganze dankenswerthe und verdienstvolle Arbeit aus. Nach einer kurzen Einleitung, in der die Ansicht niedergelegt ist, daß Dante diesen großen Schwanengesang des Mittelalters keineswegs nach einer durchgreifenden Disposition gedichtet und ebenso wenig bei jeder allegorischen Figur an einen bestimmten Gegenstand, einen speciellen Gedankenstoff gedacht habe, hält er für seine Arbeit folgenden Plan fest. Ein kurzer Ueberblick der Schicksale der Dante'schen Poesien, die übrigens niemals im Sinne von Ariosto und Tasso populär werden konnten, unter eingehender Entwickelung der politischen Zustände Italiens und im besondern seiner Vaterstadt Florenz, von der ihn ein einundzwanzigjähriges Exil schied, leitet den Lebensgang des großen Dichters ein. Dante (Durante) Alighieri wurde am 27. Mai 1263, drei Jahre vor der Hinrichtung des letzten Hohenstaufen, zu Florenz geboren; die Familie gehörte zu den edelsten der Stadt und war leidlich wohlhabend; sie hielt sich zu den Guelfen und sein Vater brachte sieben Jahre in der Verbannung zu, bis die Guelfen siegten, um sofort wieder in zwei Parteien zu zerfallen, die sich um das Stadtregiment stritten und endlich in einer dritten Stadtverfassung sich vereinigten. Die Stadt war reich und sehr bevölkert, die Häuser schön und fest; die Bürgerschaft stolz und streitsüchtig. Der Knabe Dante war ein ernstes, sinniges Kind. Er stand im neunten Jahre, als er die achtjährige Beatrice de' Portinari, die Tochter eines adelichen Nachbarn, sah, die fortan der Stern seines Le-

bens sein sollte. Damals sprach er sie nicht, aber in der „Vita nuova", dem Gedicht vom neuen Leben, das damals über ihn gekommen, sagt er selbst: „Bei diesem Anblick geschah es, daß der Geist des Lebens in den Kammern meines Herzens zu erzittern begann: und siehe da, ein Gott, der stärker ist als ich, rief." Im übrigen war Beatrice schon todt, als die „Vita nuova" beendet wurde. Dante's Vater starb, der Knabe studirte emsig, seine Mutter Donna Bella überwachte ihn. Die Studien in Bologna waren vollendet, da sah er Beatrice im achtzehnten Jahre wieder. Sie sprach mit ihm und sein erstes Sonett an sie entstand. Bald darauf vermählte sich Beatrice mit Simon de' Bardi, einem Freunde Dante's, und da über ihn sich nachtheilige Gerüchte verbreitet hatten, grüßte Beatrice ihn nicht mehr. Nicht lange nachher starb sie, die Dante, wie er sagt, über das gewöhnliche Maß der Menschen erhoben hatte. In diesem Verhältniß ist uns vieles räthselhaft, ja unfaßbar. Um es nur einigermaßen zu verstehen, muß man sich in jenes wunderliche Verhältniß der Ritterzeit, den „Frauendienst" hineindenken, der die Liebe als eine sehnsüchtige Bewunderung der Geliebten ohne sinnliches Verlangen begriff und zwar dergestalt vergeistigt und ausschließlich, daß das Liebestribunal der Gräfin von Champagne auf die Frage: ob in der Ehe die Liebe möglich sei, im Jahre 1174 in Form eines förmlichen Richterspruchs ein kategorisches Nein aussprach. Das Ideale, Poetische, Freie einer solchen Liebe, die ganz unabhängig von den äußern Lebensverhältnissen fortbestand und die Dante gegen die Gattin seines Freundes bis zu ihrem Tode auch nach seiner eigenen Verheirathung offen bekennen durfte, bestach die Geister und schien den moralischen Sinn gar nicht zu berühren, wie unerklärlich dies auch uns erscheinen und wie viel Illusion und wie viel Widerspruch bei der Sache selbst auch unterlaufen mochte.

Hiernach berichtet die „Vita nuova" uns nun weiter von dem Schmerze Dante's über Beatrice's Zürnen; ihr Anblick wurde ihm eine Qual, er flieht und sucht sie, bis er 1289 Florenz verläßt, um bei Campaldino gegen Arezzo mitzufechten. Im Jahre 1294 erkrankt er schwer; in demselben Jahre am 9. Juni starb Beatrice, 26 Jahre alt. Von ihrem Tode zu sprechen, versagt er sich, um sich nicht selbst zu loben, aber er beschließt, keine andere Dame zu feiern als sie, und verheißt von Beatrice in einer Weise zu sprechen, wie nie von einer Dame gesprochen ist, er dichtet nämlich schon an der „Divina commedia". Ein Jahr darauf vermählte er sich mit Donna Gemma de' Donati, ward Haupt einer leidlich zahlreichen Familie und führte eine, wie es scheint durch eigene Schuld, nicht allzu glückliche Ehe. Die Sonette und Canzonen der „Vita nuova", im Technischen von der Kunst Petrarca's unstreitig übertroffen, sind, wie der Leser sieht, hiernach der wahre poetische Ausdruck seines Jugendlebens; aber der männliche Geist Dante's fordert die größere Freiheit der Terzine, um sich voll und ganz entfalten zu können. Die Zeit wüsten Treibens, welches ihn eine Zeit lang umstrickte, ekelte ihn endlich an: der düstere Wald der „Divina commedia"; er wandte sich der Politik zu, bekleidete die ersten Aemter in der Republik, ward als einer der sechs Prioren verbannt und fand, vom Heimweh, vom Gefühl erfahrenen Unrechts verzehrt, das Brot der Armuth kostend, fortan nur in der Arbeit an seiner großen Dichtung Trost und Beruhigung. Dies Gedicht ward zugleich eine That seines Lebens, indem es seine religiösen und politischen Grundsätze wiedergab, an seinen Feinden seine Rache vollzog und seine Freunde feierte, während freilich sein Haus in Florenz zerstört, seine Landgüter verwüstet wurden und er selbst (im März 1302) als Flüchtling nach Carrara wanderte, seine Gattin und fünf Kinder in der Hand seiner Feinde zurücklassend. Dante war damals 37 Jahre alt; unter seinen Unglücksgenossen hatte er keinen Freund, er konnte sie nicht achten; sein bester Freund, Cavalcanti, stand auf seiten seiner Gegner. Dieser Schmerz ließ ihn nicht ruhen; er besuchte den Hof der Malaspina in La Magra, den der Scaligeri in Verona, die Romana in Casentino und fand endlich bei den Polentani in Ravenna eine Ruhestatt, nachdem er noch Paris und Flandern, vielleicht auch Deutschland und England besucht hatte. Viermal trat ihm die Hoffnung zur Rückkehr nahe; sie scheiterte stets am Gange der Ereignisse, und so sah Dante seine Gattin nicht wieder; er starb nach zwanzigjährigem Exil, das die Schwungkraft seines Geistes mit unsterblichen Werken ausfüllte. Die Sehnsucht nach der Heimat, der Zorn über die Zustände Italiens, die herben Erfahrungen seines Pilgerlebens, der Kampf für sein Ideal vom Staat und der Ekel an dem unwürdigen Gebaren der Parteien: dies sind die frischen Quellen jener großen Schöpfung, die mitten im Elend des Exils seine höchste Freude war, und der er sich mit höchstem Eifer und höchster Lust hingab. Unter solchen Umständen wurde die „Divina commedia" geschrieben; das Gedicht ist so groß, in allen seinen Verhältnissen so selten und einzig, weil wenige Dichtungen unter so seltenen und den ganzen Geist des Dichters erfüllenden Umständen geschrieben wurden.

Vorher oder besser im Beginn der Arbeit an der „Divina commedia" hatte Dante eine Art poetischer Encyklopädie, „Il convito" („Das Gastmahl"), vollendet. Diese Arbeit ist in vieler Beziehung verfehlt. Dante wollte offenbar seinem Jugendwerke, der „Vita nuova", mit einer ernsten philosophischen Gedichtsammlung ein Gegengewicht gegenüberstellen, oder besser, an jene Arbeit anknüpfend, sie zur höhern Wissenschaft hinüberleiten. Dieser Plan ist wenig gelungen; er konnte nur ein unpoetisches, schwerfälliges Werk erzeugen und es blieb daher auch unvollendet. Die Schrift „De monarchia" setzt Dante's Lehre vom weltlichen Regiment in der Christenheit fort. Die Erde soll nur ein Reich sein und dieses Reich ist des Kaisers; die Menschheit ohne den Kaiser ist wider Gottes Ordnung und ein Ungeheuer. Dies ist der Inhalt der drei Bücher von der „Monarchie". Es kam ein Kaiser nach Dante's Sinn, Heinrich VII.; sein Herz jauchzte hoch auf. „Freue dich, Italien", rief er, „der Bräutigam kommt!" Doch seine Hoffnung raffte des Kaisers Tod 1313 dahin; im „Paradiso" (XXX) wies ihm Dante seinen Lichtsitz an. Bald sollte er selbst ihm folgen; angebotene Begnadigung für Geld hatte der stolze

Geist verschmäht und 1319 mit seinen drei noch lebenden Kindern Jacopo, Pietro und Beatrice in Ravenna, wo er, wie Boccaccio berichtet, Poetik lehrte, Zuflucht gefunden. Hier starb er am 14. September 1321, 56 Jahre alt und ehrenvoll in der Kirche S.-Francisco beigesetzt. „In Florenz", sagt Boccaccio, „weinte niemand um ihn." *) Dante war mittelgroß, etwas gebeugt, dunkeln Teints, krausen schwarzen Barts; ernsten Ausdrucks, beredt, wenn er sprach, aber im ganzen schweigsam; er sang und liebte Gesang, war höflich im Benehmen, besonnen in allem; reizbar, tiefempfindend, stolz und nach Auszeichnung strebend. Unter seinen Fehlern treten Unversöhnlichkeit und, was Boccaccio besonders betont und etwas plump als „Lascivia" bezeichnet, seine Schwäche für das weibliche Geschlecht hervor; er selbst verhehlt uns seine sinnliche Neigung nicht („Convito", I, 4 und an andern Orten).

Wir kommen endlich zu der „Divina commedia" oder der „Commedia", wie sie Dante selbst genannt hat. Der Plan dieses großen Gedichts war ohne Zweifel schon vor 1308 zu Beatrice's Lebzeiten entworfen; Brunetto Latine's Arbeiten über Religion und Politik („Il tesoretto") mögen leicht den ersten Gedanken, das Verlangen, Beatrice würdig zu feiern, den Impuls dazu gegeben haben. Als Dante in die Verbannung ging, blieben sieben Gesänge in Florenz unter andern Schriftstücken zurück. Im Jahre 1306 oder 1307 empfing er die Handschrift wieder; er hatte sie gänzlich vergessen. Vieles spricht dafür, daß diese Gesänge lateinisch und in Hexametern geschrieben waren und nun erst in die Vulgärsprache und in Terzinen umgedichtet wurden. Dante sagt uns selbst, warum er die Dichtung „Commedia" genannt habe und Boccaccio kannte sie nur unter diesem Namen. Der Zusatz „divina" ist spätern Ursprungs. Den Plan des Gedichts nehmen wir als bekannt an: es ist eine Wanderung durch Hölle, Fegfeuer und Paradies, in welche Dante alles zusammendrängt, was seine Zeit über Gott und Bestimmung des Menschen, kurz über die höchsten theologischen und philosophischen Fragen wußte, dachte und ahnte, eingerahmt in einem glühenden Gemälde von den Zuständen Italiens und gefärbt mit den politischen Ueberzeugungen, mit Haß und Liebe des Dichters, der in dieser Dichtung seine ganze Seele ergießt, ohne Rückhalt wie ohne Furcht. Der Weltbau, wie ihn der alte Ptolemäus anschaut, liegt dem Räumlichen der Wanderung freilich zum Grunde, die neun Himmel sind da, aber ihre moralische Bedeutung wird eine andere. Die Nichtigkeit des irdischen Lebens („Paradisò", XXII, 133), der letzte Zweck, die höchste Seligkeit des Menschen, das Schauen Gottes, der Begriff der sittlichen Tugenden, die Vorstellung von der Allgegenwart Gottes, dies und vieles andere gehört dem Dichter Dante an. Den Vorwurf, den man Dante gemacht hat, daß er Gott nur an einer bestimmten Stelle im Weltgebäude erblicke, trifft ihn nicht; der Eingang des „Paradieses" rechtfertigt ihn vollkommen dagegen: „Gottes Glorie durchdringt das All", sagt er, „aber sie strahlt an dem einen Orte mehr als an dem andern." Hiergegen kann niemand etwas einwenden, der da glaubt, daß Gott im Menschen mehr als im Wurm von seinem Wesen niedergelegt hat. Auch unser Verfasser übersieht dies seltsamerweise.

*) Die Stadt Florenz beabsichtigt jedoch im Jahre 1850 ein Dante-Jubelfest zu feiern.

Die Frage, wie Dante zu deuten sei, ob allegorisch, ob buchstäblich, ist zwischen zahllosen Commentatoren bis zum Unsinn hin- und hergezerrt worden. Der Verfasser empfiehlt im zweifelhaften Fall die buchstäbliche Deutung. Die Sache ist unserer Meinung nach die, daß beide Deutungen stets nebeneinander herzugehen haben, da eben dies überwiegend allegorisch, jenes buchstäblich zu verstehen ist, Allegorie und Thatsache aber sich häufig so durchdringen, daß beiden ihr Recht zu Theil wird. Die Allegorie aber in der Weise gewaltsam herbeizuziehen, wie z. B. Kopisch thut, ist ebenso extraglos als willkürlich.

Mit Mühe widerstehen wir der Versuchung, der trefflichen und lichtvollen Darstellung zu folgen, die der Verfasser von dem Gedankeninhalt der großen dreitheiligen Dichtung in ihrem Zusammenhange gibt. Nur auf die Vorstellungsreihe im „Paradiso" müssen wir schon aus Rücksicht auf die Schrift Nr. 1 in diesem Aufsatz doch etwas näher eingehen. Dem Verfasser steht schon das „Purgatorio" höher und mehr zu Sinne, als „Inferno". Er findet das Ganze erquicklicher, die Sprache lieblicher und weicher, ohne daß es den Gedanken an poetischer Kraft gebräche. Am höchsten steht ihm jedoch, wie schon Schlosser, das wenig gelesene „Paradiso", besonders in seinen letzten Gesängen. Betrachten wir diese etwas näher. Dante ist über die Planetenkreise hinaus, von der Einwirkung der „geschaffenen Dinge" befreit, betritt er den Fixsternhimmel und sieht nun

> die Heere
> Von Christi Siegeszug. . . .

Er sieht Beatrice's Antlitz voll unbeschreiblicher Wonne leuchten; er erträgt es nicht, dies Licht ist Christus; da geht Dante's Geist aus sich selbst heraus. Als er aus der Vision erwacht, mahnt ihn Beatrice, die Rose, die einst Fleisch geworden (Maria), und die Lilien, welche die rechte Straße bezeichnen (die Apostel), zu betrachten, indessen Maria, Christus nach, zum neunten Himmel emporschwebt. Das Paradies singt Gloria:

> Sodaß der süße Sang mich trunken machte,
> Und was ich schaute, mir ein Lächeln
> Des ganzen Weltalls schien. . . .

Dann flammt Petrus vor ihm auf, zürnend, daß seine Schlüssel auf Erden als Kriegsfahne wider Christen erscheinen und sein Bild verkaufte Privilegien schmückt. Der Lichtglanz wächst im Krystallhimmel: Beatrice erscheint unbeschreiblich schön in diesem Licht. Im Empyreum endlich steigert sich seine Sehkraft, sodaß sie jedem Lichte trotzt. Auf tausend Sitzreihen erglänzen vor ihm die Seligen, die eine weiße Rose bilden, die Paradiesesrose, die Heiligen des Alten und Neuen Bundes. Drei Kreise flammen auf, einer des andern Abglanz; inmitten glaubt er eine menschliche Gestalt zu sehen. Da leuchtet Beatrice's Antlitz von so starkem Glanz, ihr Auge sieht die Gottheit und ihr Abglanz raubt dem Dichter das Bewußtsein. Von Wonne durchströmt sinkt er in Traum,

die Sprache ist zu arm, das Gedächtniß zu kurz, von diesem Schauen zu erzählen: die Vision ist verschwunden. So spricht Dante von dem, was keine menschliche Zunge aussprechen kann, und wir zweifeln nicht, daß größer und würdiger kein Ausdruck gefunden werden kann, als der, daß eben nur der Abglanz der Gottheit auf Beatrice's Antlitz den Schauenden entseelt.

An geschichtlichen Commentaren zu Dante's Trilogie fehlt es schon lange nicht mehr; der Verfasser aber bringt in einer Reihe von Noten noch manche werthvolle historische Notiz bei, für die wir ihm zu danken haben. Noch dankbarer aber sind wir ihm dafür, daß er sich auf die allegorischen Deutungen fast gar nicht einläßt, indem wir offen bekennen, daß wir diese Bemühung nicht nur für völlig ertraglos erachten, sondern auch gerade in der Pedanterie dieser allegorischen Deutungen ein Hinderniß im freien Genuß der Dante'schen Dichtung zu erblicken glauben. Zum Verständniß, zur rechten Würdigung des unvergleichlichen Dichterwerks, das eine Perle und der wahre Schwanengesang des Mittelalters ist, hat der Verfasser redlich und nach Kräften beigetragen und er hat nicht blos gewollt, er hat sich selbst zu Dank und Ehre gewirkt.

Wir haben ferner von einer kleinern Schrift: „Dante Alighieri", von Hermann Grieben (Nr. 3), welche sich als ein im Wissenschaftlichen Verein zu Stettin gehaltener Vortrag gibt, mit wenigen Worten Rechenschaft zu geben. Der Verfasser hat vollständig begriffen, und hält fest daran, daß Leben und Dichtung bei Dante ein und dieselbe Erscheinung sind und daß der ganze Humanitätsbegriff des Mittelalters in ihm seinen vollen Ausdruck finde. Indem er aus diesem Standpunkte her gegen die frivolen Spöttereien Voltaire's und die gedankenlosen Urtheile Lamartine's über die „Divina commedia" auftritt, die dieser vermeintliche Repräsentant gedanklicher Poesie confus, barbarisch und trivial nennt, vindicirt er ihr schließlich den Ruhm, die Geschichte, das wichtigste Culturmoment, das Selbstgericht des sterbenden Mittelalters, die göttliche Komödie einer ganzen ins Chaos zurücksinkenden Welt zu sein. Wir lassen es dahingestellt, ob mit diesen Bezeichnungen viel für den wahren Genuß und das richtige Verständniß der großen Dichtung gewonnen ist, und wenden uns zu dem, was der Verfasser etwa an materiellem Inhalt über dieselbe beibringt. In dieser Hinsicht begegnet er sich vollständig mit Floto, sodaß es scheint, daß hier wie dort dieselben Quellen vorgelegen haben. In der Lebensgeschichte Dante's findet sich fast nur der eine abweichende Punkt, daß nach unserm Verfasser auf die erste Kunde vom Tode des Dichters Gesandte aus Florenz nach Ravenna gekommen, um die Leiche heimzubringen, welche verweigert wurde, während nach Boccaccio's Ausdruck niemand ihn Florenz um ihn trauerte. Im übrigen stimmt sowol die Lebens- wie die Entstehungsgeschichte der Dante'schen Poesien in beiden Schriften nahezu überein. Fällt hiernach in dieser Beziehung auch nicht viel Verdienst für den Verfasser ab, so kommt ihm doch mit vollem Recht ein anderes zu. Ueber kein Schriftwerk haben sich die Commentare mehr gehäuft als über die Bibel und die „Divina Commedia"; ja von Boccaccio bis Göschel liegt uns von solchen ein in der That schreckhafter Wust vor. Der Verfasser versucht es nun, diesen Wust mit kühner Hand einigermaßen zu sichten; er unternimmt es, uns wenigstens den Grundgedanken der namhaftesten Commentatoren in ihrer Auffassung der Dichtung, ob sie buchstäblich, allegorisch oder anagogisch sei, kurz anzudeuten. Es ist nur ein Versuch: vollständig ausgeführt aber gäbe er ein neues Werk, aus dem viel über die geistigen Verirrungen des Pedantismus zu lernen wäre. Der Autor begnügt sich jedoch mit einigen Andeutungen. Nachdem schon Boccaccio, der erste Interpret Dante's, das abstract-moralische Verständniß der Dichtung mehr als billig angebahnt und empfohlen hatte, kamen seine Nachfolger Filelfo (1460), Landino (1480), Rambaldi (1477), Velutello (1544) und Daniello (1568) darin überein, unter einem Aschenregen von Deutungen, Wortverdrehungen und exegetischen Ungeheuerlichkeiten den ursprünglichen Geist der „Commedia" völlig zu verschütten. Die Exegeten des 17. und 18. Jahrhunderts, denen das geistige Band zum Wesen des Mittelalters völlig abhanden gekommen war, und die sich bogenlang darüber stritten, ob Dante, der als Bürger in der Zunft der Apotheker eingeschrieben war, in der Pharmacie bewandert gewesen sei oder nicht, verschlimmerten die Sache noch. Erst durch Voltaire's Witzeleien und Winckelmann's Aufruf wurde Dante in Deutschland bekannt; im Jahre 1767 erschien die erste deutsche Uebersetzung der „Hölle" von Bachenschwanz und zwei Jahre später Gerstenbergk's „Ugolino". Schlegel und Schelling führten diese Kunde weiter. Von nun an fand in Deutschland die katholisch-theosophische Auffassung, in Italien aber durch Marchetti, Costa und Troya mehr die politische Deutung des Gedichts Anhang, bis Rosetti in London allem Streite dadurch ein Ende zu machen glaubte, daß er die ganze Dichtung kurzweg für ein „Kaiserlied der Weltmonarchie wider den Papst" erklärte. Ueber alle diese unglücklichen Bestrebungen urtheilt der Verfasser mit gesundem Sinn und in annehmbarer Weise. Um so mehr müssen wir überrascht sein, ihn schließlich zu folgendem eigenen Richterspruch gelangen zu sehen:

> In der Chiffresprache des Mittelalters — sagt er — ist die „Hölle" das Papst- und zugleich das Welfenthum, die blutrothe Rebellion wider Kaiser, Reich und Weltordnung, der politische Selbstmord der Völker. Das „Fegfeuer" ist das Ghibellinenthum, der Inbegriff der in Jämmerlichkeit aufgehenden Particularinteressen, die unfähig sind, das ewige Recht wiederherzustellen. Das „Paradies" endlich ist der Sammelplatz der Geister, welche das Elend der Welt erkannt haben und die sich zu dem Werke der Errettung rüsten, d. h. zur Wiederherstellung des Universalreichs des Römischen Kaisers.

Unsere Leser mögen hieraus entnehmen, wie schwer es einem besonnenen Geiste fällt, da, wo alles rast, klar und besonnen zu bleiben. Und hiermit genug!

Bis hierher waren wir in unserer Ausführung gelangt, als wir darauf hingewiesen wurden, daß auch noch das Werk des achtzigjährigen kritischen Geschichtsforschers

Schlosser, das wir unter Nr. 4 aufführten, vor unsern Lesern zu besprechen sei. Und allerdings gehört das Werk des tiefsinnigen und gelehrten Historikers zu den bedeutendsten Arbeiten, die über Dante in deutscher Sprache vorhanden sind, obgleich der Verfasser vornweg erklärt, allen gelehrten Beirath von dieser Arbeit ausschließen und nur den Eingebungen gemüthvoller Betrachtung und poetischer Anregung dabei folgen zu wollen. Bedeutungsvoll wird das Werk Schlosser's besonders dadurch, daß es uns über den gedanklichen Zusammenhang der „Vita nuova" mit der „Divina commedia", der bis dahin mehr geahnt als festgestellt oder nachgewiesen war, vollständig ins Klare bringt und den geistigen Inhalt beider Werke logisch auseinander entwickelt, demnächst aber durch das kritische Licht, mit dem er die namhaftesten Erklärer Dante's, vorzüglich Landino und Rosetti, beleuchtet. So voll und klar wie dem Geiste Schlosser's ist der ganze Inhalt der Poesie Dante's gewiß nur wenigen gegenwärtig und die überzeugende Kraft in dem, was er über den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Dichtungen unter sich und mit dem Leben des Dichters ausspricht, bewältigt oder löst in der That jeden Zweifel und zerstreut jede Ungewißheit. Der Verfasser sieht zunächst die „Divina commedia" ohne die „Vita nuova" als etwas Unvollständiges, ja als etwas Unverständliches an. Beide zusammen aber geben uns nach ihm — in allegorischer Darstellung — das völlig geschlossene Bild des menschlichen Aufsteigens aus der irdischen Sinnlichkeit zu göttlicher Sittlichkeit. Beide Dichtungen besingen in platonisirender Auffassung den Weg, auf dem der Mensch von der sinnlichen Liebe zu der himmlischen gelangt, von irdischen (politischen) Bestrebungen zum betrachtenden Geistesleben, vom Staube zum Licht, indem der Dichter zugleich und wie nebenher den Gang der menschlichen Cultur überhaupt und die Geschichte seiner Zeit, bald allegorisch, bald historisch, bald im poetischen Gewande darstellt. Nach ihm ist Liebe das Band, das den sinnlich frei gewordenen Menschengeist zur Gottheit zieht und endlich mit ihr vereinigt. Diese Wandelung ausdeutend zeigen uns die Canzonen der „Vita nuova", wie die sinnliche Liebe in die platonische (übersinnliche) übergeht; ja, Dante sagt uns selbst, daß seine Liebe zu Beatrice ein Uebergang, ein Bild davon sei, auf welchem Wege der Mensch überhaupt vom Kummer, Verlangen und Schmerz, duldend und leidend, zum Himmlischen gelange. Deshalb klagt er über Beatrice's Entfernung, ihre Krankheit, ihr Zürnen; denn in dem irdischen Mädchen erkennt er das Wesen der Gotterkenntniß, die vollendete Gnade, wie die Scholastik es nennt. An diesem Punkte angelangt, endet die „Vita nuova" und beginnt die „Divina commedia" mit einer allegorischen Darstellung davon, wie der Gang der menschlichen Natur an der eigenen Geschichte des Dichters sich zeichne. Im „Inferno" ist es nun die Aufgabe, die Ausartung aller Sinnlichkeit und ihre Strafe an sich darzustellen. Im „Purgatorio" ist sodann der Weg bezeichnet, wie durch mühsame und schmerzliche Bekämpfung der niedern Triebe und gleichzeitige Beschauung und Beschäftigung mit dem Uebersinnlichen aus dem Dunkel der Verirrung zum Lichte göttlicher Wahrheit zu gelangen sei. Hier jedoch ist die Grenze des menschlichen Vermögens; um in das Paradies emporzusteigen, ist die völlige Entsagung der Welt und die Selbstvertiefung erforderlich. Virgil steht daher als Führer am Ziel seines Werks — die irdische Weisheit — und Beatrice, nicht mehr die irdische Geliebte, sondern ein himmlisches Wesen — Pietas, Gnade, Glaube — beginnt ihr Werk. An dieser Stelle vermag der Referent den, soviel er weiß, niemals ausgesprochenen Gedanken nicht zu unterdrücken, daß Dante bei dem Namen Beatrice wol an die Stammsilbe desselben, an beata und beatitudo, gedacht und so die Geliebte als Vermittlerin der Seligkeit zu feiern gesucht haben werde.

Dies sind die leitenden Gedanken Schlosser's, und wenn er nun hinzufügt, wie der Dichter im ersten Theil der „Divina Commedia" seine Hingabe an die Parteiungen der Zeit tief beklagt und im letzten den Segen preist, durch Beatrice aus dem Dunkel des Irdischen an das Licht des Göttlichen geführt zu sein, was bloßer Verstand ohne Erleuchtung nicht hervorzubringen vermöge, so glauben wir so ziemlich alles vorgetragen zu haben, was wesentlich zu der Auffassung Schlosser's von dem Zusammenhange beider Dichtungen Dante's gehören mag. Und in der That, schließen wir uns dieser Auffassung an, so wüßten wir kaum, was in ihnen dann noch dunkel oder weiterer Aufklärung bedürftig erscheinen möchte!

Näher und genauer begründet sich diese Auffassung noch in dem folgenden Aufsatz: „Ueber die Erklärer des Dante", unter welchen, wie schon angedeutet, Landino und Rosetti dem Verfasser am nächsten stehen; ja, die Beleuchtung dieser Commentatoren erwirkt die völlige Ueberzeugung bei uns, daß der Verfasser im ganzen und großen das „Alleinrichtige" getroffen hat und daß er mit seiner Ausdeutung der großen Dichtung unanfechtbar dastehen wird. Es ist uns nicht gestattet, ihm hier im einzelnen zu folgen, nur einige wesentliche Betrachtungen noch kurz anzudeuten sei uns vergönnt. Im ersten Gesang des „Inferno" (Vers 111) ist der Plan des Gedichts von Dante selbst ziemlich genau angedeutet. Mit dem Finden des himmlischen Weibes: Erleuchtung im achten Gesang des „Paradiso", öffnet sich durch Buße und Besserung das Thor der Gnade dem Wanderer, der es über die drei Schwellen Bekenntniß, Zerknirschung und Buße betritt. Hier nimmt die sterbliche Weisheit in der Person Virgil's von ihm Abschied, indem sie ihm zuruft: „Erwarte nichts ferner von mir, von meinem Winke; frei und gesund ist dein eigenes Urtheil; es wäre Sünde, dir nicht selber zu folgen; drum kröne ich dich!" worauf ihn nun Mathildis, die Allegorie des thätigen Christenthums, empfängt und ihn zum Erkennen ohne Bild, zum Schauen ohne Hülle einweiht, bis er mit jenen herrlichen Versen im Eingang des „Paradiso" zum Seher der himmlischen Gnade sich erhebt. Das Emporsteigen von Sphäre zu Sphäre versinnbildet uns hierbei die Erhebung zu immer höherer Erkenntniß, Liebe und Seligkeit, bis zum Versinken in Gott, das in der wunderbar erhabenen Darstellung vom Anschauen Gottes im

zweiundzwanzigsten Gesang in Verzückung endet, die sich im siebenundzwanzigsten Gesang in den köstlichen Versen:

> Ciachio vadeva mi sembrava un riso.
> Del universo, perche mia abbrezza
> Entrava per l'udir e per lo viso —

kundgibt und dann in Ohnmacht verstummt.

Hiernach folgt mit der Lebensgeschichte des Dichters die Erklärung des Gedichts nach Rosetti, die wir als bekannt voraussetzen. Es ist derselben ein Anhang über die Briefe Dante's, welche K. Witte herausgegeben, beigefügt; die beiden wichtigsten darunter sind, wie bekannt, der fünfte an Kaiser Heinrich VII., den gefeierten Stern Dante's, den er zur Rettung Italiens aufruft, und der siebente, an die Cardinäle gerichtete, über den sittlichen Verfall der Kirche; beide wol von unbestreitbarer Echtheit, wogegen der letzte Brief an Guido da Polenta, italienisch geschrieben, doch wol als eine Erfindung Doni's zu bezeichnen sein wird.

Die treffliche Arbeit Schlosser's schließt mit zwei ganz ausgezeichneten und den Freunden des großen Dichters nicht genug zu empfehlenden Briefen über das „Paradiso". In dem ersten, den ersten und zweiten Gesang des „Paradiso" umfassend, begegnen die Anschauungen Schlosser's sich vielfach mit den uns schon bekannten des Philalethes, mit dem Unterschied jedoch, daß Philalethes mehr die katholische Doctrin zum Ausgangspunkt nimmt, während Schlosser das größere Gewicht auf den von der Philosophie des Alterthums gebildeten und zum eigenen Denken angeleiteten Geist Dante's legt. In diesem Geiste hängt das System der Sphären aufs innigste mit dem System des Verhältnisses einer immer höhern Gattung vernünftiger Wesen und deren Begabung zusammen, und je spröder und poesieloser der Stoff hier sich zeigt, um so mehr staunen wir über die Geisteskraft, die dieses Stoffes Herr wird, um ihn zu wahrhafter Poesie umzubilden, indem sie zugleich für ihren Ausdruck sich eine neue Sprache zu schaffen hat. Der zweite Brief, welcher den dritten bis sechsten Gesang exegetisch darlegt, soll uns besonders zeigen, wie Dante das Ueberschwengliche erreichbar macht und uns zu seiner Erfassung poetisch anleitet. Hier in der That steht Dante am erhabensten da, indem er, den Fuß auf der Erde, mit dem Haupte über die Himmel sich erhebt und seiner Sprache bald die Töne des Schlachtrufs, bald die des begeisterten Hymnus abgewinnt. Des Dichters Ansicht von der Weltgeschichte und von dem Zusammenhang des göttlichen und menschlichen Regiments ist hier sein Thema. Das lehrende Element verbindet sich hier mit dem dramatischen; die Geschichte des Adlers — des Reichs — ist hier ein Hauptstoff. Sodann geht der Dichter auf die Verschiedenheit der Zustände im himmlischen Leben über; die Frage über Gottes Gerechtigkeit bei der Ordnung dieser Zustände aber verschiebt er. Dies scheinbar trockene Thema — wie weiß Dante es dichterisch zu beleben? Er zeigt, wie die unendliche Mannichfaltigkeit des Verdienstes und der Belehrungen dem sterblichen Geiste nur anschaulich gemacht werden könne durch Abstufungen im Raum und im Sein. Die That der Gottheit menschlich vorstellbar zu machen, bedürfen wir der Form von Zeit und Raum. Der kirchlichen Lehre zufolge gibt es keine Stufenfolge der Seligkeit und der Dichter schließt sich dieser Lehre so weit an, daß er alle Seraphim — nur Maria nicht — in denselben Himmel, dem obersten, vereinigt; sie erscheinen Dante nur höher oder tiefer, damit er nach seiner Weise erkenne, wie ihr Zustand sei. „So gebührt sich's zu euerm Verstande zu reden", sagt Beatrice, „die Schrift versteht es anders." Endlich kommt der Dichter auf die göttliche Gerechtigkeit und die Zurechnung. Hier beginnt er mit der scholastischen Lehre vom Zwange des Willens. Wenn eine Gewalt, der zu widerstreben die Seele außer Stande war, sie zwang, so ist sie nicht entschuldigt; denn der Wille, der nicht will, ist, gleich dem Feuer, nicht zu beugen. Sobald der Wille sich fügt, so hört er auf, ein Wille zu sein; der Wille, der der Gewalt nachgibt, wird mit dieser eins und nimmt an ihrer Misfälligkeit vor Gott theil. Dann fährt der Dichter fort: so tönte der heilige Wellenschlag aus der Quelle, aus der die Wahrheit träuft, so stillte sein heiliges Wasser meinen zwiefachen Durst!

Hiermit müssen wir von dieser trefflichen Arbeit Schlosser's Abschied nehmen, tief bedauernd, daß wol kaum zu erwarten steht, diese Hand werde das große Unternehmen einer vollständigen Exegese des „Paradiso" vollenden können. Freuen wir uns um so mehr dessen, was wir an dieser Ausdeutung der sechs ersten Gesänge des mit jedem Jahre mehr in seiner Unvergleichlichkeit erkannten und gewürdigten Gedichts besitzen! **Wilhelm von Lüdemann.**

Klaus Groth über Hochdeutsch und Plattdeutsch.

Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch von **Klaus Groth.** Kiel, Schwers. 1858. 8. 24 Ngr.

Sicherlich haben alle Verehrer der Klaus Groth'schen Muse bisher geglaubt, daß Groth ein rein naiver Dichter und nichts als Dichter sei; aber die Lectüre seiner obengenannten Schrift wird sie eines andern belehren; sie werden erkennen, daß auch Klaus Groth ein zusammengewachsener Zwilling von einem Poeten und von einem Kritiker ist, und daß er, indem er plattdeutsch dichtete, dabei den Nebenzweck im Sinne hatte, seiner geliebten theuern Muttersprache oder Mundart dem gebräuchlichen Schriftdeutsch gegenüber wenn auch nicht zur Herrschaft doch zu dem Ehrenplatz zu verhelfen, der ihr seinem Dafürhalten nach gebührt. Groth betrachtet das jetzige sogenannte Hochdeutsch eben auch nur als eine „Mundart", die von Luther auf den Thron gesetzt worden sei; es sei die sächsische Mundart, die zu Luther's Zeit am häufigsten als Schriftsprache gebraucht wurde, wie dies ganz deutlich aus seinen eigenen Worten hervorgehe: „Ich rede nach der sächsischen Canzelei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unsers Fürsten Canzelei, darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache", oder, nach Groth'schem Begriff, „Mundart". Indem Groth diesen mitteldeutschen Dialekt gewissermaßen als einen Usurpator betrachtet, geht er, wie sich denken läßt, mit etwas heftiger Polemik gegen ihn zu Werke, dabei auch mit einem Selbstgefühl, das wir uns aus der Stellung, welche ihm durch stimmführende Autoritäten in der Literatur angewiesen worden, wol erklären können, das wir aber doch zuweilen etwas gedämpfter gewünscht hätten. Jedenfalls bietet Klaus Groth's in vier Abschnitte und 26 Briefe getheilte Schrift, wie sich von einem in die Geheimnisse und das Material des sogenannten Plattdeusch so tief eingeweihten Autors erwar-

ten läßt, sehr interessante Gesichtspunkte, und da es sich darin gewissermaßen darum handelt, das Anrecht des Hochdeutschen auf seine Herrschaft in der Literatur und dadurch möglicherweise diese Herrschaft selbst in Frage zu stellen, so wird es gerechtfertigt erscheinen, wenn wir hier auf den Inhalt der Schrift etwas näher eingehen.

Der Umstand, daß diese Streitfrage überhaupt nur erhoben werden konnte, ist in der That von einer großen Bedeutung, die man nicht verkennen darf. In England, Frankreich und Italien würde es schwerlich jemand einfallen, eine Mundart auf Kosten der Schriftsprache so zu erheben, wie Groth dies thut, selbst nicht in Spanien, obschon das Schriftspanisch ebenfalls eine zur Herrschaft gelangte Mundart, die castilianische ist. In Deutschland, wo bei dem sich überhebenden Individualismus der Personen wie ganzer Stämme dem Ruf nach Abfall und Auseinanderfall eher Gehör gegeben wird als dem Ruf nach Einigung, läßt sich der Ausgang einer solchen Streitfrage niemals im voraus berechnen. Und das Plattdeutsche ist kein verächtlicher Prätendent, denn es beherrscht 9—10 Millionen Unterthanen, die wenn auch politisch getrennt, doch sittlich, geistig und sprachlich weniger getheilt sind, als irgendeine andere gleich zahlreiche Masse von Deutschen, und dabei hat dieser Prätendent allerdings manche Tugenden und Eigenschaften, welche dem als Souverän anerkannten, übrigens durch andere höhere Vortrefflichkeiten sich wieder vor jenem auszeichnenden Idiom abgehen. Wir können uns zwar nicht als möglich vorstellen, daß das Plattdeutsche je das Hochdeutsche verdrängen könne, da es, was auch Groth sagen mag, bei aller Bildungsfähigkeit doch nicht mit den Entwickelungen des geistigen Lebens in Deutschland gleichen Schritt gehalten hat und um zu derselben Ausbildung zu gelangen, erst die Vergangenheit von drei Jahrhunderten nach- und durchleben müßte, was doch nicht möglich ist. Aber wol könnte sich neben der hochdeutschen Literatur eine selbständige plattdeutsche bilden, da sich das Plattdeutsche für gewisse Gattungen, z. B. die humoristische, und für den Ausdruck gewisser einfacher und inniger lyrischer Empfindungen vielleicht besser eignet als das Hochdeutsche. Beweis dafür ist, daß z. B. Reineke Fuchs und Klaus Groth's Gedichte selbst in hochdeutscher Uebersetzung nie die Wirkung des Originals erreichen werden, was jedoch so ziemlich von allen Dialektpoesien gilt. Das süße oder possirliche Geplauder im Munde eines Kindes läßt sich von einem Erwachsenen nicht nachsprechen, ohne seinen Reiz zu verlieren oder gar unangenehm zu werden. Die Frage aber, ob das Plattdeutsche zu einer selbständigen Literatur berufen sei, muß sich schon in nächster Zeit entscheiden. Denn wenn der Anlauf, der hierzu in letzter Zeit durch Klaus Groth und einige andere genommen ist, nicht bald zu Resultaten führt, die in dieser Hinsicht keinen Zweifel übrig lassen, so dürfte es um eine weitere Entwickelung auf diesem Gebiet mundartlicher Production für immer geschehen sein. Einzelne plattdeutsche Lyriker, Scherzmacher und Satiristen können dann wol immer noch von Zeit zu Zeit auftauchen, aber Lyriker und komische Schriftsteller bilden keine selbständige Literatur, weil sie das sittliche, politische und geistige Leben eines Volks, ja nur eines Volksstammes nicht nach allen Seiten und Richtungen erschöpfen, zumal nicht in einer hinter der Zeit zurückgebliebenen Mundart, die stets einen sehr specifisch territorialen Beigeschmack hat und selbst den Lyrikern und Humoristen immer gewisse enge Grenzen anweist, über die sie nicht hinauskönnen, ohne geschmackswidrig zu werden. Wer möchte wol eine pathetische Ode in plattdeutscher Mundart erträglich finden? oder eine philosophische Abhandlung oder eine ernste Kritik? Eine kleine plattdeutsche Lokalposse kann vielleicht höchst komisch wirken; aber was würde man zu einer plattdeutschen historischen Tragödie, ja nur zu einem plattdeutschen, feine und elegante Formen anstrebenden Conversationsdrama sagen? Hierzu müßte das Plattdeutsche sich eben stets in feiner Gesellschaft bewegt haben, um den nöthigen Schliff zu erhalten. Das aber hat es nicht gethan, und niemals weniger als jetzt ist wol dazu Aussicht, daß es je zur feinern Umgangssprache erhoben werden könnte, da es ja immer mehr selbst unter den mittlern Ständen dem Hochdeutsch Platz macht, freilich einem oft verderbten, einem verplattdeutschten Hochdeutsch oder verhochdeutschten Plattdeutsch, das die Vorzüge des letztern verloren und die des erstern nicht erworben hat. Wir sagen dies nicht aus irgendeiner vorgefaßten Meinung gegen das Plattdeutsche, vielmehr neigen wir uns für unsere Person der Ansicht zu, es sei zu bedauern, daß dasselbe in seiner Entwickelung stecken geblieben sei wie eine schöne Blume, der es an dauernder rationeller Pflege, Behandlung und Schonung fehlte, während die vielleicht minder schöne Schwesterblume infolge besserer Behandlung über sie emporwuchs, durch ihre reiche Blätterentfaltung sie in Schatten stellte, durch ihre üppige Wurzelentwickelung ihr Raum und Erdreich benahm und dadurch zu ihrer Verkümmerung beitrug.

Klaus Groth ist freilich anderer Ansicht: ihm zufolge ist das Plattdeutsche auch in seiner jetzigen Gestalt „die vollkommenere der beiden Schwestern". Ueberhaupt gebe es fast keine der sogenannten gebildeten europäischen Sprachen, die man nicht von irgendeiner Seite her als Muster der Vollkommenheit gepriesen habe; jedes Volk lobe seine Sprache und man verzeihe es ihm, blos der Norddeutsche habe sich bis dahin gefallen lassen, seine Muttersprache als „platt", d. h. in diesem Falle als gemein zu bezeichnen und anzusehen. Jakob Grimm habe vor 40 Jahren vom Gothischen wie von dem Ideal der Schönheit geschrieben, von dem wir Neudeutsche in Schuld und Sünde abgefallen, vor 10 Jahren habe er angefangen, gerade das entgegengesetzte Ende der germanischen Sprachentwickelung, die englische Sprache, für die vollendetste zu halten. Groth weist im Verlaufe seiner Schrift darauf hin, daß es Zeiten gegeben, wo man geglaubt, daß das Hochdeutsche gar nicht im Stande sei, die höhern Lebensverhältnisse, wissenschaftliche Begriffe, verwickelte Denkverhältnisse auszudrücken. Vor dem Erscheinen seines „Quickborn" habe man das Plattdeutsche nur zum niedrig Komischen brauchbar gehalten. Indeß diese Mundart sei zu allem fähig, und wäre sie es nicht, so könnte sie in 50 Jahren so gut wie ihre Schwester befähigt werden. Das ist es nun, was wir weiter oben schon bezweifelt haben; denn um das Plattdeutsche zu dem fähig zu machen, was das Hochdeutsche nach allen Richtungen und Seiten hin leistet, müßte es erst zur allgemeinen deutschen Geschäfts- und feinern Umgangssprache, zur Sprache des Katheders, der Kanzel, des Bureaus, des Theaters u. s. w. erhoben werden; nicht blos lyrische Dichter, auch Gelehrte, Philosophen, Geschichtschreiber und Gesetzgeber müßten sich seiner zu bedienen anfangen; und wo ist jemand, der dies im Ernste für möglich hielte? Hat sich doch selbst eine so schwerwiegende Autorität wie Jakob Grimm dahin ausgesprochen, daß es das Schicksal des Plattdeutschen wie aller Mundarten sein würde, vom Hochdeutschen verschlungen zu werden.

Der Verfasser rückt in seiner Schrift gegen die Hochdeutschschreibenden mit einer zahlreichen Armee starker Vorwürfe ins Feld und leider kann man ihm in vielen nicht unrecht geben. Er sagt z. B.: „Wenn man ein gut geschriebenes französisches Buch mit einem deutschen dem Stile nach vergleicht, so macht das französische immer den Eindruck des Ungekünstelten, es ist, als wenn der schlichte gesunde Menschenverstand daraus spräche. Zwang und Mühe sitzen immer mit dem Deutschen an seinem Schreibepult, seine Sprache ist nie ganz wie blos gesprochen, seine Sätze reihen sich nicht leichthin aneinander, sie sind immer verkettet, verschlungen" u. s. w. Er führt dies zum Theil auf äußere in der hochdeutschen Sprache und ihrem Bau selbst liegende Gründe zurück, die allerdings gelesen und beachtet zu werden verdienen. Indeß der deutsche Geist hat sich diese Sprache geschaffen, und erscheint diese schwerfällig, so liegt dies an der schwerfälligen Art der Deutschen zu denken und ihre Gedanken zu motiviren. Sehr klaren Denkern — und allerdings haben wir deren weniger als tiefe Denker — ist es gelungen, auch in der hochdeutschen Prosa ihre Gedanken mit vollendeter Leichtigkeit und Klarheit auszudrücken. Ich will mich hier nicht auf die oft citirte Prosa eines Lessing oder Goethe berufen, sondern auf

die eines viel seltener genannten Autors, nämlich Lichtenberg's, bei dem jeder Gedanke mit einer so vollendeten Präcision und Rundung ausgedrückt und sprachlich verkörpert ist, wie sich dies bei wenigen Prosaisten auch anderer Völker findet. Der Verfasser wirft namentlich dem als gewandt und fließend gerühmten modernen Stil vor, daß er charakterlos, in seinen Wendungen einförmig, in Fleisch und Farbe blaß und abstract geworden, und er mag damit nicht so ganz unrecht haben. Riehl z. B. habe sich zwar um deutsches Volk und deutsche Sitte verdient gemacht wie wenige, auch sei er zu den gewandtesten Stilisten der Gegenwart zu rechnen, aber sein Stil kranke mit an dem allgemeinen Verderbniß unserer Sprache, namentlich an unnöthiger Häufung abstracter Substantiva.

Gegen alles dies, gibt der Verfasser zu verstehen, würden wir gesichert sein und gewesen sein, wenn wir uns des Plattdeutschen bedienten und von jeher bedient hätten. Lessing sage von sich, daß er den ganzen Umfang seiner Muttersprache erst in Hamburg, d. h. durch das Plattdeutsche habe kennen lernen; ja, Groth hält es gar nicht für unmöglich, daß man seinen wunderbaren Stil, der in Schlagfertigkeit und Humor in den Streitschriften mit dem hamburgischen Pastor Goetze seine Vollendung erreiche, dem Plattdeutschen danke. Norddeutschland habe fast immer das verständige, logische Element vertreten, und Schriftsteller wie Fischart und Jean Paul wären in Norddeutschland unmöglich gewesen. Wir erinnern hierbei daran, daß Lichtenberg, obschon in Süddeutschland geboren, den größten Theil seines Lebens in Göttingen zubrachte, und daß Goethe's Stil im „Werther", den er in Süddeutschland schrieb, ein auffallend verschiedener ist von dem Stil in denjenigen seiner prosaischen Werke, die er in Norddeutschland verfaßte. Groth findet ferner, daß die norddeutschen Dichter, welche von Jugend auf die weichern Töne des Plattdeutschen um sich hörten, viel mehr Gefühl für Wohllaut hätten als die süddeutschen; er erinnert dabei an Bürger, gegen dessen „Vocal- und Consonantenmusik" nicht einmal Goethe wetteifern könne, an Geibel und Freiligrath. Wir finden diese Neigung für weiche und dabei ungekünstelt hervorgebrachte Klänge, dieses Gefühl für harmonische Vertheilung der Vocale, diese Abneigung gegen Häufungen von Zischlauten und harten Consonanten auch bei Hölty (dem bekanntlich der weiche Nikolaus Lenau in seinen Jugendgedichten nacheiferte), bei Ernst Schulze, Wilhelm Müller, Novalis, August Wilhelm von Schlegel, Heine (trotz seiner oft salopen Verse) und andern nord- und niederdeutschen Dichtern. Arndt ist zu diesen Meistern des Wohlklangs weniger zu rechnen, aber er hat ein Gedicht geschrieben, das vielleicht zu den wohllautendsten in deutscher Zunge gehört und dessen Wirkung allein in seiner Musik beruht, das Gedicht „Ballade". Nun ist sicherlich nicht zu leugnen, daß Goethe's Gedichte, namentlich die kleinern, voll süßen natürlichen Wohllauts sind, aber zu Zeiten läßt er sich Härten und Misklänge zu Schulden kommen, an denen nicht blos eine ausländische, sondern selbst eine deutsche Zunge zu arbeiten hat:

> Kracht's gleich, bricht's doch nicht,
> Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir.

Oder:

> Und schwärzt's noch gar,
> Mir's immer doch nicht schwarz g'nug war.

Schiller's Jugendgedichte sind voll von kakophonischen Lauten und Wortstellungen, und auch bei Uhland findet man je zuweilen unangenehme Härten, selbst in seiner herrlichen Ballade „Des Sängers Fluch", z. B.: „Ein Blutstrahl hochauf springt." Ein Muster sprachlichen Wohllauts ist allerdings der Graf Platen, der aber in Ansbach, wo man schon feinere Klänge hört, geboren war und mit einem hervorstechenden Gehör für Rhythmus begabt, sich an den besten Versmustern, namentlich auch den italienischen, gebildet hatte. Dieses Kunststudium merkt man ihm aber doch auch nicht selten an, wie dem sprachgewaltigen Versmeister Rückert, der, nebenbei gesagt, auch von Klaus Groth manchen Tadel erfährt, oft und noch öfter das Behagen an halsbrecherischen Verskunststücken, die uns Erstaunen abnöthigen, zugleich aber auch Schwindel erregen. Einfachen Wohllaut findet man bei Rückert weniger als künstliche Klangverschlingungen, die das Ohr mehr reizen als ihm wohlthun.

Man verzeihe uns diese Abschweifung, zu welcher uns Klaus Groth verführt hat. Wir kehren wieder zu ihm zurück, und zwar namentlich zu dem siebzehnten und dem achtzehnten Briefe. In jenem eifert er unter anderm über den Bilderwust bei manchen hochdeutschen, besonders neuösterreichischen Dichtern, über die bei ihnen so häufig anzutreffende unerlaubte Umkehr und Verdrehung der Bilder und die übertriebenen Hyperbeln, in denen oft das Widerstrebendste zusammengemischt und baarer Unsinn zu Tage gefördert sei. Und mit Recht fügt er hinzu: „Man findet sie in Musterstücken jeder deutschen Anthologie als geistige Nahrung für Kinder und Jungfrauen. Wie müssen sie das erwachende Sprachgefühl, Geschmack und Sinn fürs Einfachschöne verderben!" Aber für diese Verirrungen ist doch die hochdeutsche Sprache, obschon sie dazu leichter verführen mag als das nüchterne Plattdeutsch, nicht allein verantwortlich zu machen, sondern der Ungeschmack derer, die sie dazu misbrauchen. Im folgenden interessanten achtzehnten Briefe springt er plötzlich auf ein anderes Kapitel über, nämlich auf die Seemannsnatur der plattdeutschen Mundart, und er sagt sehr schön: „Die plattdeutsche Sprache hat schon einmal mit der Hansa die Welt beherrscht, sie beherrscht noch das Meer oder theilt die Herrschaft mit ihrer Halbschwester, der englischen. Sie hat nicht blos gedient, hat nicht blos hinter «Putt un Plog» gehockt, sie hat gegen Helden wie Waldemar II. den Sieger geredet, «Saewen un saewentig Hänse», hat Schrecken gesprochen im Femgericht der Westfalen, Uebermuth mit den alten Ditmarschen, Klugheit in den Comptoirs der Handelsherren von Lübeck und Lüneburg, in den Kaufhäusern von London und Neuyork. Das verschwindet nicht wieder aus ihrem stolzen Gang. Welche Sprache eignet sich zum Commando wie sie, die laut tönt, kurz und mächtig aus einer Mannesbrust? Heeren befiehlt sie nicht mehr wie zur Zeit Wittekind's, aber wenn der Sturm braust und die Wogen schallen, dann sind es noch immer plattdeutsche Worte, die Gangspill und Steuer lenken, die Ruhe und Festigkeit wecken in manches braven Mannes Herz." Der Verfasser hebt hervor, daß hochdeutsch auf keinem Schiffe commandirt werde, daß jeder hochdeutsche Seemann sich bequemen müsse, plattdeutsch zu lernen. Dem Hochdeutschen fehlten alle Ausdrücke für die Schiffsstücke und die Seemannsthätigkeiten, und jedem Schiffer würde es als eine lächerliche Unmöglichkeit erscheinen, daß das Plattdeutsche je vom Meere verdrängt werden könne; das Plattdeutsche sei also in diesem großen Gebiete geradezu eine nothwendige Ergänzung der Schriftsprache. Goethe und Schiller müssen sich bei dieser Gelegenheit sagen lassen, daß sie „Landratten" seien; ihre ganze Sprache offenbare es und nicht zu ihrem Vortheil; nicht blos „Der Taucher", „Der Fischer", „Der König von Thule" seien nicht von Meerbewohnern geschrieben, auch die ganze Sprachanschauung dieser Hauptmeister sei binnenländisch. Nun, ein plattdeutsch sprechender Seecapitän würde allerdings den „Fischer" oder den „König von Thule" etwas anders gedichtet haben als so eine „Landratte" wie Goethe. Wozu man übrigens zur See gewesen sein oder gar das Seemannslexikon innehaben solle, um so einfache Vorgänge poetisch zu behandeln, wie sie diesen beiden Balladen zum Grunde liegen, läßt sich schwer einsehen, und was dem „Taucher" an intuitiver Anschauung des Meeres fehlt, wüßten wir auch nicht zu sagen. Dagegen versichert Klaus Groth, daß Voß' unübertreffliche Uebersetzung des Homer in dieser Vollendung keinem Binnenländer je möglich gewesen sein würde.

Man sieht, daß sich Klaus Groth von seiner Liebe zum Plattdeutschen oft etwas weit hinreißen läßt, und ähnlich gewissen selbstbewußten Autoren, die alles besser wissen wollen als andere und den auch noch so bescheidensten Tadel anderer nicht vertragen können, bemerkt er zum Schlusse dieses Briefs: „Die Mängel des Plattdeutschen kenne ich vielleicht genauer als irgendjemand, der ich der erste mit diesen Mängeln praktisch gekämpft

habe und sie habe überwinden müssen. Es sind aber ganz andere Dinge, als die angeben, die uns kritisiren." Seine Behauptungen sind oft sehr apodyktisch. Im funfzehnten Briefe wünscht er Deutschland dazu Glück, daß es an dem plattdeutschen Stamm seiner Sprache einen „Regulator" besitze, „der das natürliche Bewußtsein dadurch erhalten hat, daß er nicht mit philosophirte, daß er Mundart geblieben ist", und er versichert bei dieser Gelegenheit kurzweg: „Die ganze Philosophie ist in Miserebit." Zuweilen weiß er aber auch seine Ansprüche für das Plattdeutsche auf ein Maß zurückzuführen, gegen das sich nicht viel einwenden läßt, so wenn er im zwanzigsten Briefe versichert, auf das Plattdeutsche nicht wie auf ein unbedingtes Muster hinweisen zu wollen, „sondern nur als auf die stets noch fließende Offenbarung des gesunden Menschenverstandes, der sich aus der Anschauung nährt und kein Bedürfniß zum Ausdruck seiner Gedanken hat als das natürliche: diese Gedanken klar zu machen". Im ganzen mag Klaus Groth recht haben, wenn er das Plattdeutsche als den Repräsentanten des gesunden Menschenverstandes betrachtet, aber eines Menschenverstandes, der, wie wir fürchten und hinzufügen, immer etwas Nüchternes und Beschränktes behalten wird. Jedenfalls ist das Plattdeutsche ehr- und merkwürdig durch sein Alter; wenn man zwei niederdeutsche Männer miteinander plattdeutsch reden hört, so glaubt man aus diesen Klängen zuweilen vollständige englische Phrasen herauszuhören, und es ist dies ein Beweis, daß das Plattdeutsche, mit sicherlich sehr geringen Modificationen, sich noch ganz in demselben Zustand befindet, in welchem es sich schon damals befand, als es vor länger als 1500 Jahren mit Hengist und Horsa in England einwanderte, um fortan der Grundstock einer Sprache zu werden, die infolge großartigerer Verhältnisse und der Vermischung mit ritterlichern Sprachelementen die Stammfrau freilich weit überflügelte.

Groth's Schrift ist übrigens, wie schon bemerkt, reich an beachtenswerthen Fingerzeigen und Bemerkungen, von denen wir hier nur noch folgende zwei anführen, die sich gegenseitig ergänzen: „Für die Armen, denen wir Vormund sein müssen, lautet die Sache noch ganz anders. Für sie ist Lessing, Schiller, Goethe gar nicht vorhanden, für sie ist die Literatur der Schriftsprache doch nicht, selbst wenn sie nicht plattdeutsch sprächen. Oder lesen die Winzer des Rheins und der Mosel etwa mehr als die Kornbauern der Nord- und Ostsee? Keineswegs. Im Gegentheil, wenn noch im Volke die Bibel, d. h. hier der Luther gelesen wird, der die Einheit des deutschen Geistes soll herbeigeführt haben, so ist es nicht da, wo jeder Pfaffe auf ihn schimpft. Wollt ihr von Volksbildung reden, so habt ihr für euch noch was ganz anderes auszurotten, als unsere Muttersprache" (zehnter Brief), und: „Es bezeichnet so recht unsere papierene Zeit, daß für sie nur das lebt und existirt, was man zu Papier gebracht, beschrieben, notirt und registrirt hat. Nur das ist eine That, die in Zeitungen belobt wird, nur das ein Land, wovon in Reisehandbüchern zu lesen ist, nur das ein Ruhm, den die «Blätter» vermeldet haben, nur das ein berühmtes Buch, das in Recensionen oder Literärgeschichten als solches aufgeführt steht. Ist z. B. die Religionsgeschichte, die der calwer Verein herausgegeben hat, ein berühmtes Buch? Keineswegs! Und von diesem Buche sind 6—800000 Exemplare deutsch gedruckt, und es mag außerdem in 30—40 Sprachen übersetzt sein. Welches berühmte Buch hat es so weit gebracht? Die Sachen scheinen uns abhanden gekommen zu sein, wir begnügen uns an den umlaufenden Urtheilen über sie." Sicherlich, wer eine Geschichte und Charakteristik des deutschen Volksschriftenwesens und der dahin einschlagenden Literatur schreiben wollte, würde sich ein größeres Verdienst erwerben, als wer zu den neunundneunzig zwischen Goethe und Schiller bereits gezogenen Parallelen noch die hundertste hinzufügen wollte.

Die Schrift Klaus Groth's hat, wie es scheint, noch nicht die Aufmerksamkeit erregt, die sie doch zu erregen verdient, aber auch ebenso wenig von competenter Seite den Widerspruch gefunden, zu dem sie herausfordert. Oder diese Kritiken müßten gerade uns zufällig entgangen sein. Rascher ist man in Deutschland zur Hand, wenn es gilt, persönliche Interessen zu vertheidigen und sich seiner eigenen Haut zu wehren. Klaus Groth hat, was wir nicht für sehr klug halten, sich dazu hinreißen lassen, in der vierten Abtheilung seiner Schrift Fritz Reuter's „Läuschen und Rimels" als „durch und durch gemein" zu bezeichnen und ihm „Düngerbegeisterung" vorzuwerfen; wer seinem Volke ein Dichter sein wolle, müsse den Willen und die Neigung haben, das Edle zu sehen; es möge die Aufgabe der Polizei sein, den Schmuz aufzuräumen, aber nicht die des Poeten, wogegen freilich zu bemerken wäre, daß man nicht alles der Polizei überlassen darf und daß es allerdings moralischen Unrath gibt, dem die Polizei nicht beikommen kann, zu dessen Beseitigung es keinem zur Schande gereicht, die Hand mit anzulegen. Es ist dies freilich ein streitiger Punkt, mit dem die Tendenz Fritz Reuter's vielleicht gar nicht einmal viel zu thun hat; und wir beschränken uns daher nur darauf, unsern Lesern anzuzeigen, daß Reuter gegen Groth eine kleine Schrift herausgegeben hat unter dem Titel: „Abweisung der ungerechten Angriffe und unwahren Behauptungen, welche Dr. Klaus Groth in seinen Briefen über Plattdeutsch und Hochdeutsch gegen mich gerichtet hat." Insofern diese, uns noch nicht zugegangene Schrift nicht etwas besonders Pikantes und von allgemeinem Interesse statt bloßer Persönlichkeiten enthalten sollte, denken wir auf sie nicht weiter zurückzukommen. *)

Hermann Marggraff.

Notizen.

Zur Literaturgeschichte vom culturhistorischen Standpunkte.

In Nr. 4 d. Bl. f. 1858 hatten wir in Betreff der so höchst verdienstlichen „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte" den Wunsch ausgesprochen, daß die genannte Zeitschrift „mehr als bisher auch Kunst und Literatur in den Kreis culturgeschichtlicher Beleuchtung ziehen und dadurch der Behandlung der Kunst- und Literaturgeschichte vom culturgeschichtlichen Standpunkt überhaupt vorarbeiten möchte". Wir wissen nicht, ob man es diesem Fingerzeig oder der selbstgewonnenen Einsicht der Redaction verdankt, daß diese Zeitschrift im letzten Halbjahr eine große Zahl solcher Artikel gebracht hat, welche entweder einzelne literarische Erscheinungen oder ganze Literaturperioden in sittengeschichtlicher Hinsicht beleuchten oder die Kunst im Zusammenhange mit dem sittlichen und geistigen Leben der Nation betrachten. Dahin gehören die Aufsätze: „Ueber das Verhältniß der Kunst zum Leben im 16. Jahrhundert. Ein Beitrag zur innern Entwickelung der christlichen Kunst," von A. von Eye; „Sturm und Drang. Eine culturgeschichtliche Episode", von Johannes Scherr und ganz besonders ein Cyklus interessanter sitten-literargeschichtlicher Aufsätze von August Henneberger unter dem Gesammttitel: „Deutsche Literaturbilder", worin unter andern Gottsched's „Cato", Thimotheus Hermes' „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", J. M. Miller's „Siegwart. Eine Klostergeschichte", Nicolai's „Leben und Meinungen des Herrn

*) Wir erwähnen gleich bei dieser Gelegenheit, daß Klaus Groth zur letzten Weihnachtszeit die deutsche Kinderwelt und ihre Freunde mit folgender schönen Festgabe überrascht hat: „Voer de Goern. Kinderreime alt und neu von Klaus Groth. Mit 52 Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Ludwig Richter, geschnitten von August Gaber" (Leipzig, G. Wigand). An den Reimen und namentlich an den vortrefflichen Richter'schen Zeichnungen werden aber sicherlich nicht blos Kinder, sondern auch ältere Personen ihr Wohlgefallen haben. Klaus Groth hat die Sammlung mit folgendem Spruche eingeleitet:

De Book is mi leef,
De mi't stehlt is en Deef,
De det utdach weer en Dichter,
De dat utmal Ludwig Richter,
De dat rutgev heet Georg,
De dat lehnt hatt dat blot to Borg,
De mi't schenkt hatt weer ni klok,
Denn son Dönnjens dünkt mi kann ik ok.

Magisters Sebaldus Nothanker", Großmann's Lustspiel „Nicht mehr als sechs Schüsseln" u. s. w. besprochen und als Spiegelbilder des Zeitgeschmacks wie der sittlichen Zustände der betreffenden Periode charakterisirt werden. Der Verfasser geht dabei von denselben Grundsätzen aus, die wir schon früher in d. Bl. für eine im culturhistorischen Sinne aufzufassende und durchzuführende Geschichte der deutschen Literatur aufstellten. Alle von ihm besprochenen Schriften sind nur von relativem Werth, sie sind zum Theil abgeschmackt; aber es ist in hohem Grade interessant und wichtig zu wissen, wie es kam, daß „Sophiens Reise" und „Sebaldus Nothanker" in ihrer Zeit mit so großer Begierde und in so weiten Kreisen gelesen und förmlich verschlungen werden konnten und daß mehr noch nach dem „Siegwart" als nach dem „Werther" eine ganze Periode genannt wurde. Gibt es ein ungeschlachteres Drama als Klinger's „Sturm und Drang"? Und doch wurde nach ihm eine ganze literarische Periode getauft. Nehmen wir Großmann's ehedem berühmtes Lustspiel „Nicht mehr als sechs Schüsseln"! In den Tagen, wo ich jung war, kannte ich mehr als einen alten Herrn, der jung gewesen war in den Tagen, wo das Großmann'sche Lustspiel das deutsche Theaterpublikum entzückte. Diese Herren kannten kaum ein Goethe'sches Drama und von Schiller vielleicht nur die „Räuber", aber das Großmann'sche Lustspiel galt ihnen als ein Theaterstück, welches nicht seinesgleichen habe. Woher kam dies? Einmal bildete Großmann's Lustspiel mit Gemmingen's Stück „Der deutsche Familienvater", das in demselben Jahre (1780) erschien, den Anfang zu dem deutschen Familiendrama, das — man mag es beklagen oder nicht, zugeben wird man es müssen — bei unserm bürgerlichen Publikum stets auf lebhaftere Sympathien zu rechnen haben wird, als die Tragödie, besonders die historische. Außerdem sind darin gewisse liberale Ideen, wie sie schon lange vor der Französischen Revolution in den deutschen Köpfen spukten, verarbeitet und zwar in jener derb hausbackenen Weise, die den mittlern Ständen in Deutschland mehr zusagt als alle noch so feine und geistreiche Pointirung, obschon sich seitdem der Geschmack allerdings veredelt hat; denn man stößt im Großmann'schen Stück auf Roheiten, die unser heutiges Publikum sicherlich nicht ertragen würde. Vielleicht dürfen wir die dankenswerthen Arbeiten Henneberger's als Vorstudien zu einer deutschen Literaturgeschichte im sittengeschichtlichen Sinne betrachten, zu der er auch, was namentlich die ältere Periode betrifft, ganz der geeignete Mann wäre. Auch Karl Biedermann's Abhandlung: „Die nordamerikanische und die französische Revolution in ihren Rückwirkungen auf Deutschland" in derselben Zeitschrift (August bis November) hat es vorzugsweise mit den Einflüssen dieser Revolutionen auf hervorragende deutsche Dichter und Publicisten zu thun und ist ebenso wol ein zeit- als literargeschichtlicher Beitrag zur Kenntniß jener bedeutsamen Periode, zu der sich unsere Gegenwart etwa wie der Nachsatz zum Vordersatz verhält.

Goethe's „Faust" in Frankreich.

Sehr wahrscheinlich infolge der gelegentlich von uns schon erwähnten Aufführung des Dennery'schen „Faust" in der Porte St.-Martin und der angekündigten Absicht, den echten Goethe'schen „Faust" auf dem Odeon in Scene gehen zu lassen, mag sich die „Illustration" bewogen gefunden haben, die Cornelius'schen Zeichnungen zum „Faust" durch Nachbildungen, die in Nr. 46 beginnen, zur Kenntniß des französischen Publikums zu bringen. Der Erklärer bemerkt im Eingange seines Artikels, daß keine Nation, selbst nicht die französische, ein Werk besitze, welches wie Goethe's „Faust" so tief in das Volk eingedrungen sei; Gelehrte und Studirende, Hofleute und Bauern wüßten, jeder nach seiner Weise, Stellung und Bildung dieser „création magistrale" zu würdigen. Das rühre daher, weil „Faust" ein „oeuvre éminement nationale" sei u. s. w. Dies ist sicherlich sehr richtig und dieses specifisch Deutsche, welches dem Goethe'schen „Faust" zum Unterschiede von allen überhaupt existirenden Dichtungen eigenthümlich ist, mag auch einer seiner Hauptreize für den Ausländer sein, während doch auch wieder keine andere Dichtung so reich an allgemein menschlichen Gesichtspunkten ist, keine wie diese den ganzen Kreis des modernen Bewußtseins so nach allen Richtungen ausschreitet. Ob aber, wie der französische Interpret versichert, Goethe's „Faust" auch in die Hütte des Bauern gedrungen, möchte doch wol zu bezweifeln sein. Sehr wahrscheinlich beschränkt sich die Kenntniß des Landmanns von der Faustsage auch jetzt noch auf das alte Faustbuch. Ueberhaupt ist die angebliche Popularität selbst oder gerade unserer größten Dichter wol nur eine Illusion; der eigentliche Bauer, das eigentliche Volk liest sie nicht und versteht sie nicht, kann sie auch seiner ganzen Anschauungsweise nach nicht verstehen, denn sie reden zu dem Volke in einer Sprache und in Vorstellungen, die es erst mühsam lernen müßte. Von unsern Dichtern ersten Ranges hat es wol nur Bürger mit einigen seiner Lieder und Balladen, namentlich der „Lenore", wirklich zu einiger Volksthümlichkeit gebracht. Noch jüngst schrieb uns ein preußischer Schulmann, auf dessen briefliche Bemerkungen wir schon dann und wann Bezug genommen haben: „Ja, ja, predigen Sie unaufhörlich die Wahrheit, die reine wenn noch so traurige Wahrheit, «daß unsere classischen Dichter wenig oder vielmehr ganz und gar nicht ins Volk gedrungen sind», predigen Sie dieselbe unermüdlich eben darum, weil es allein die Wahrheit ist, von jedem andern Beweggrunde vorerst ganz abgesehen." Die gäng und gäbe gewordene Meinung, daß z. B. Schiller, von Goethe gar nicht zu sprechen, im eigentlichsten Sinne populär sei, ist deshalb schädlich, weil sie unsere Begriffe über das, was das Volk begehrt und versteht, gänzlich irre führt. Der französische Interpret der Cornelius'schen Zeichnungen, um auf diesen wieder zurückzukommen, zieht unter anderm auch eine Parallele zwischen ihm und Delacroix und bemerkt: „Der Faust Eugène Delacroix' ist nicht der Faust Goethe's und konnte es nicht sein; er ist der Faust Eugène Delacroix', er hat die Fehler und sämmtliche Eigenschaften dieses Künstlers. Groß ist der Uebergang von Delacroix zu Peter Cornelius; die Vorzüge des einen sind die Mängel des andern, und umgekehrt; nur das Genie ist beiden gemeinsam." Schließlich mag erwähnt werden, daß ein jüngerer Fürst Polignac Goethe's „Faust" streng nach dem Originale übersetzt hat, mit welcher Arbeit er sich die Langeweile in den Laufgräben von Sebastopol zu vertreiben suchte, und daß gegenwärtig eine von drei pariser Autoren verfaßte Parodie des Dennery'schen „Faust": „Le faux Faust" auf einer der kleinen pariser Bühnen gegeben wird.

Die Gräfin Dora d'Istria.

Die Verfasserin des in französischer und deutscher Ausgabe erschienenen, durch freisinnige Tendenz, thatsächlichen Inhalt und umfangreiche wohl angewendete Kenntnisse im historischen, literarhistorischen und theologischen Gebiete ausgezeichneten Werks: „Die deutsche Schweiz und die Besteigung des Mönch", Gräfin Dora d'Istria (Gräfin Koltzoff Massalsky), geborne Helene Ghika, hat mit Bezug auf unsern Bericht über ihr erwähntes Werk in Nr. 46 d. Bl. f. 1858 ein Schreiben an uns gerichtet (datirt Veytaux, Canton Waadt, 25. December 1858), worin es unter anderm heißt: „J'ai vu avec satisfaction que vous regardiez comme une oeuvre utile de faire connaître à l'Occident les tendances religieuses et sociales des Orientaux. Cette manière de voir est un puissant encouragement pour moi. Après avoir publié récemment une nouvelle édition, entièrement refondue, de cette «Vie monastique dans l'église orientale», oeuvre que vous avez bien voulu mentionner, je prépare maintenant un tableau complet de la vie des *femmes en Orient*. J'ai en vue bien d'autres projets analogues, et j'espère que je les réaliserai avec le temps." Ein Werk über die morgenländischen Frauen aus dieser Feder hat gerechten Anspruch darauf, allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. **H. M.**

Bibliographie.

Album des deutschen Vereins zur Unterstützung der Hinterlassenen verdienter Künstler. Herausgegeben vom Central-Ausschusse. Würzburg, Stahel. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Asträa. Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1858. Herausgegeben von A. W. Müller und L. Bechstein. 20ster Jahrgang. Sondershausen, Eupel. 1858. Gr. 16. 1 Thlr.

Bäßler, F., Willfried. Episches Gedicht in neun Gesängen. Berlin, Decker. 16. 27 Ngr.

Bechstein, L., Schloß Wartburg. In Liedern und Romanzen gefeiert. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 24 Ngr.

Burow, Julie, Herzens-Worte. Eine Festgabe für Deutschlands Töchter. Berlin, Schotte u. Comp. 16. 1 Thlr.

Der Eckmann. Eine Schwarzwaldsage von F. B. Tübingen, Riecker. 1858. 16. 5 Ngr.

Flygare-Carlén, Emilie, Ein Handelshaus in den Scheeren. Küsten-Roman. Deutsche Originalausgabe. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Stockholm, Maaß. 8. 22½ Ngr.

Frenzel, K., Dichter und Frauen. Studien. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Friedrich, F., Aus dem Volksleben. Erzählungen. Zwei Bände. Prag, Bellmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Guizot, Lady Russell. Eine geschichtliche Studie. Aus dem Französischen. Zürich, Beyel. 1857. Gr. 16. 8 Ngr.

Hebbel, F., Mutter und Kind. Ein Gedicht in sieben Gesängen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 1 Thlr.

Heller, R., Ausgewählte Erzählungen. 2ter Band. — A. u. d. T.: Das Geheimniß der Mutter. Novelle. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hersch, H., Sophonisbe. Trauerspiel in fünf Akten. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 15 Ngr.

Hornay, Die Sprachforschung Wilhelm von Humboldt's und die heutige Philologie. Berlin, Wagner. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Jewsbury, Geraldine Endsor, Das Pflegekind. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von Henriette Lewald. Mit einem Vorwort von Fanny Lewald. Berlin, Guttentag. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Kerner, T., Natur und Frieden. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 26 Ngr.

Kind, C. J., Die Reformation in den Bisthümern Chur und Como dargestellt nach den besten ältern und neuern Hülfsmitteln. Chur, Grubenmann. 1858. 8. 24 Ngr.

Klapp, M., Komische Geschichten aus dem jüdischen Volksleben. Berlin, Hofmann u. Comp. Br. 8. 12 Ngr.

Deutsches Leben. Eine Sammlung abgeschlossener Schilderungen aus der deutschen Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte und der Beziehungen zur Gegenwart. 1ster Band: Die deutsche Trachten- und Modenwelt. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Von J. Falke. Zwei Theile. Leipzig, G. Mayer. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Lebensabriß vom Herrenhuter-Bruder Johann Andreas Schönbein, Bortenmacher in Metzingen unter Urach. Ludwigsburg, Riehm. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Libussa. Jahrbuch für 1859. Herausgegeben von P. A. Klar. 18ter Jahrgang. Mit 1 gestochenen Porträt, 2 gestochenen Kunstblättern und 1 Lithographie. Prag, Ehrlich. 1858. Gr. 16. 2 Thlr.

Lutherbriefe. Herausgegeben von J. K. Seidemann. Dresden, Zeh. Gr. 8. 15 Ngr.

Molière, J. B. de, Tartuffe. Lustspiel in fünf Aufzügen. In deutschen Jamben übertragen von A. Otto-Walster. Leipzig, Voigt u. Günther. 1858. 16. 16 Ngr.

Mügge, T., Verloren und gefunden. Roman in zwei Bänden. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Muther, T., Der Reformationsjurist Dr. Hieronymus Schürpf. Ein Vortrag gehalten im April 1858 zu Königsberg in Preußen. Erlangen, Deichert. 1858. Gr. 12. 6 Ngr.

Pleitner, K., Des Q. Valerius Catullus Hochzeitgesänge kritisch behandelt. Mit 1 Tabelle und 1 lithographirten Abbildung. Dillingen, Blättermann. 1858. Gr. 4. 1 Thlr.

Schönholz, F. v., Geschichtliches, Novellistisches und Humoristisches. Lebensbilder und Erfahrungen. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schwegler, A., Geschichte der griechischen Philosophie. Herausgegeben von C. Köstlin. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Soden, F. L. Freih. v., Kaiser Karl V. in Nürnberg. Zur Kriegs- und Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts. Nach archivarischen Quellen bearbeitet. Nürnberg, Raw. 1858. 8. 20 Ngr.

Der Streit zwischen Menschen und Thier, ein arabisches Märchen aus den Schriften der lauteren Brüder übersetzt und mit einer Abhandlung über diesen Orden, so wie mit Anmerkungen versehen von F. Dieterici. Berlin, Mittler u. Sohn. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Szarvady, F., Der Suezkanal. Mit 2 Karten. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 16 Ngr.

Trystany. Biographisches Lebensbild vom Verfasser von „Vier Lebenswege". Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Ueber Land und Meer. Allgemeine illustrirte Zeitung herausgegeben von F. W. Hackländer. Redacteur: E. Zoller. 1ster Jahrgang. November 1858—October 1859. Zwei Bände. 52 Nummern. Stuttgart, E. Hallberger. Vierteljährlich 2 Thlr.

Mecklenburgisches Volksbuch auf das Jahr 1859. Herausgegeben von dem Stifte Bethlehem zu Ludwigslust. Ludwigslust, Hinstorff. 8. 7½ Ngr.

Bretonische Volkslieder. Uebersetzt von M. Hartmann und L. Pfau. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Willis der Lootse, oder Abenteuer einer im Stillen Meere an unbekannter Küste schiffbrüchig gewordenen Emigranten-Familie. Mit eingestreuten Erzählungen, Reiseerlebnissen und naturgeschichtlichen Schilderungen. Aus dem Englischen. Mit 12 lithographirten Bildern. Dresden, Kuntze. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wüst, W. F., Gedichte in schwäbischer Mundart. Tübingen, Riecker. 1857. 16. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Aus dem Briefe eines Juristen über die bei Sr. Maj. dem König von Bayern unter der Benennung: „Vorstellung und Bitte der evangelisch-lutherischen Einwohner der Stadt Nürnberg, wegen Verletzung ihrer verfassungsgemäßen und kirchlichen Rechte durch Uebergriffe der geistlichen Gewalt" eingereichte Beschwerdeschrift wegen der jüngsten Entschließungen des protestantischen Oberkonsistoriums. Nürnberg, Raw. 1856. Gr. 8. 1 Ngr.

Diezel, G., Politische Resultate der letzten zehn Jahre für Deutschland. Gotha, Scheube. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.

Hieronymi, W., Nur keine Fallstricke!! Ein abgenöthigtes Schlußcapitel zum sogenannten Darmstädter Teufelsstreite. Wiesbaden, Limbarth. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Hopf, A., Berlin, wie es hustet und nieſt. Ein Wiener Ragout mit Berliner Sauce, halb süß halb sauer, in zwei Aftschüsseln. Für das Walhalla-Theater bearbeitet. Berlin, Artistische Anstalt. 1858. 8. 2½ Ngr.

Lenz, G. L. C., Denkschrift über die neuesten kirchlichen Bewegungen in Pommern. Berlin, W. Schultze. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Walter, F., Zu Richter's Kirchenrecht. Bonn, Marcus. 1858. Gr. 8. 2½ Ngr.

Weil, C., Glauben und Unglauben. Gewidmet jedem Einzelnen. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schücking (Levin), Paul Bronckhorst oder Die neuen Herren. Roman. Drei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Levin Schücking, anerkannt als einer unserer beliebtesten Romandichter, liefert in diesem seinem jüngsten Roman ein Gemälde der westfälischen Zustände zu Anfang dieses Jahrhunderts vor der Invasion der Franzosen. Eleganz der Form wie äußerst spannender Inhalt sichern diesem neuen Roman Schücking's eine gleiche günstige Aufnahme, wie sie seine frühern Werke gefunden haben.

Die frühern Romane Levin Schücking's, sämmtlich von dem deutschen Publikum mit lebhafter Theilnahme aufgenommen, erschienen ebendaselbst unter folgenden Titeln:

Die Sphinx. 8. 1856. 1 Thlr. 24 Ngr.
Ein Staatsgeheimniß. Drei Theile. 8. 1854. 5 Thlr.
Die Königin der Nacht. 8. 1852. 1 Thlr. 24 Ngr.
Der Bauernfürst. Zwei Bände. 8. 1851. 4 Thlr.
Ein Sohn des Volkes. Zwei Theile. 12. 1849. 4 Thlr.
Die Ritterbürtigen. Drei Theile. 12. 1846. 4 Thlr. 15 Ngr.
Eine dunkle That. 12. 1846. 2 Thlr.
Ein Schloß am Meer. Zwei Theile. 12. 1843. 3 Thlr.

Außerdem erschien von dem Verfasser in demselben Verlage:

Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. (Brockhaus' Reise-Bibliothek.) 8. Cart. 10 Ngr.

Allen Reisenden die Westfalen berühren, wird Schücking's Buch die angenehmste Unterhaltung auf der Eisenbahn gewähren; von der Kritik ist dasselbe außerordentlich günstig aufgenommen und als „ein wahres Musterbuch der Eisenbahnliteratur" bezeichnet worden.

Von Minden nach Köln. Schilderungen und Geschichten. (Brockhaus' Reise-Bibliothek.) 8. Cart. 10 Ngr.

Levin Schücking schildert hier die vielbesuchte Eisenbahnstrecke von Minden über Rehme (Bad Oeynhausen), Herford, Bielefeld, Hamm, Dortmund, Essen, Duisburg, Ruhrort, Düsseldorf nach Köln, überall die interessante Geschichte (Wittekind, Hermann, das Femgericht ꝛc.) und die gegenwärtigen Verhältnisse der berührten Gegenden berücksichtigend. Er ergänzt damit seine frühere Schrift „Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Winckell, (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Dritte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von **J. J. von Tschudi.** Mit Holzschnitten und einer lithographirten Tafel. Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr. (Auch in 12 Lieferungen zu 15 Ngr. zu beziehen.)

Eine neue, von dem bekannten Schriftsteller J. J. von Tschudi bearbeitete dritte Auflage des berühmten noch unübertroffen dastehenden Winckell'schen Jagdbuchs, deren Preis trotz der vorzüglichen äußern Ausstattung fast um die Hälfte billiger ist als der der frühern Auflagen. Das Werk liegt jetzt vollständig vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

Diese der Literatur, der Kunst und dem öffentlichen Leben gewidmete Wochenschrift hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf einer der interessantesten und gediegensten deutschen Zeitschriften erworben und zählt unter ihren Mitarbeitern die gefeiertsten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.

Allen Lesemuseen, Journalcirkeln ꝛc. kann das **Deutsche Museum** als eine, die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden. Probenummern sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Das **Deutsche Museum** beginnt jetzt seinen neunten Jahrgang. Bestellungen auf denselben werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2—3 Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit $2^1/_2$ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Wöchentlich eine Nummer. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

Auch in dem gegenwärtigen siebenten Jahrgang hat diese weitverbreitete Zeitschrift sich des allgemeinsten Beifalls der Gebildeten zu erfreuen. Der erzählende Theil bietet keine zu lang ausgesponnenen Mittheilungen, sondern kurze, doch immer fesselnde Lebensbilder. Der populärwissenschaftliche Theil ist von ausgezeichneten Gelehrten vertreten. Die früher mit so vielem Beifall gelesenen, aus einer hochgestellten Feder fließenden „Berliner Briefe" sind neuerdings wieder aufgenommen worden und bringen in einer der nächsten Nummern den dritten Brief neuer Folge. Den Freunden der geistvollen, anschauungsreichen Mittheilungen von Max Maria von Weber wird eine Schilderung der arabischen Gazellenjagd, den Freunden der mit so blühenden Farben ausgestatteten literarhistorischen Gemälde von Karl Frenzel ein neues Lebensbild: „Der Dichter des Don Quixote" willkommen sein. Außerdem bringen die nächsten Nummern eine Darstellung über den Einfluß der Seele auf den Leib von Karl Reclam, vom Herausgeber eine Reihe von Anregungen „Ueber die Liebe". Ueberhaupt bedarf die dieser Zeitschrift eigenthümlich angehörende Rubrik der „Anregungen" keiner weitern Empfehlung, da ihre Mannichfaltigkeit, Frische und die Unparteilichkeit der gefällten kritischen Urtheile allgemein anerkannt sind.

Jeder Jahrgang von 52 Nummern bildet einen Band und eignet sich sowol durch seinen reichen Unterhaltungs- und Belehrungsstoff, wie durch seine gefällige Form zur Aufstellung in jeder Familienbibliothek.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 13. Januar 1859.

Julian Schmidt's französische Literaturgeschichte.

Geschichte der französischen Literatur seit der Revolution 1789. Von Julian Schmidt. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 1858. Gr. 8. 5 Thlr. 18 Ngr.

Sich mit der Kritik der deutschen Literatur beschäftigen, heißt nach Julian Schmidt ein Typhus- oder Cholerahospital besuchen und aus demselben, von dem Pesthauche der Todkranken angesteckt, zu dem eigenen Sterbebette heimkehren. In dem Munde ihres Autors begreift sich die Behauptung durchaus und vollkommen. Von Joseph de Maistre rührt das Wort her: „Der Henker ist der Eckstein der Gesellschaft, sein Amt ein heiliges Priesterthum." Julian Schmidt variirt den Satz dahin: Der kritische Nachrichter ist der Pontifex maximus der Literatur. Wenn Ezzelin von Romano, erzählt der Chronist, wie eine eherne Bildsäule auf offenem Markte von Padua über seine Opfer zu Gericht saß, umgeben von den Schergen und Schrecken seines Namens, wenn das Blut floß und der Weheruf der Gemarterten zum Himmel aufstieg, dann pflegte Ezzelin mit der kältesten Ruhe zu erklären: „Die Welt ist sündhaft, und ich bin ihr gegeben, um sie von den Sünden zu reinigen." Den nämlichen Eindruck macht das nämliche Verfahren des Grenzbotenkritikers. Das Dogma von der Fäulniß der Literatur und von seinem eigenen kritischen Messiasberufe ist in ihm Fleisch geworden.

Seit einem Jahrzehnd hat Julian Schmidt mit dem Fanatismus einer sophistischen Dialektik und einer rücksichtslosen Impietät in dem von ihm geleiteten Journal dahin gestrebt, als der Großmeister der literarischen Nachrichter zu gelten und zu wirken. Als Student schrieb er für das historische Seminar zu Königsberg, dem er als Schüler angehörte, eine Abhandlung über Robespierre; das war seine erste historische Studie. Die Beschäftigung mit dem Terrorismus der Schreckensherrschaft ist denn auch nicht ohne Nutzen für ihn geblieben. Von dem Robespierre des Bergs hat er gelernt, wie man ein „Robespierre im Gänsekiel" wird.

Man glaube nicht, daß diese Bemerkungen nicht hierher gehörten. Eine Besprechung von Schmidt's französischer Literaturgeschichte hat ebenso nothwendig auf die journalistische Thätigkeit des Mannes als auf seine deutsche Literaturgeschichte zurückzugehen. Ohne den äußern Erfolg des letztern Buchs hätte sich Schmidt nicht zum Zuchtmeister der französischen Literatur aufgeworfen. Die französische Literaturgeschichte ferner ist in dem gleichen Grade wie die deutsche Literaturgeschichte es war, eine immerhin geistvolle Speculation auf Skandal; gleich dieser ist auch jene eine Macharbeit, die aus einem chaotischen Haufen journalistischen Mosaikabfalls entstanden.

Man wäre so ungerecht, wie es Julian Schmidt selbst ist, sowol wenn es gilt, aus freundgefälliger Courtoisie den Collegen bei der Redaction der „Grenzboten" als das einzige deutsche Dichtertalent der Gegenwart zu präconisiren, als wenn es gilt, über alle übrigen Dichter und Schriftsteller Pranger und Brandmal mit souveräner Verachtung zu verhängen, wollte man es leugnen, daß die Arbeiten von Schmidt gewisse Vorzüge besitzen. Der sentimentale Kladderadatsch Narciß, wie ihn Brachvogel gezeichnet, ist gewiß ein so verhaßter Gesell, wie er nur irgend auf dem Pflaster einer großen Weltstadt umherlaufen kann; dennoch interessirt man sich in lebhafter Theilnahme für den Charakter. Die Darstellung Schmidt's ist von einer mustergültigen und classischen, ja auch nur von einer guten und annerkennungswerthen ebenso weit entfernt, wie Brachvogel's Narciß von einem wirklich dramatischen Charakter; dennoch fesselt diese Darstellung die Aufmerksamkeit ähnlich wie jene Persönlichkeit. Man denke sich eine jener zarten und duftigen ladylikеn Frauengestalten, wie sie in aristokratischen Salonromanen eine Rolle spielen, in glänzender Balltoilette und reichstem Schmuck. Die Dame steht vor einem silbernen Becken. Der parfumirte Glacé greift in einen Haufen der gröbsten und schmuzigsten Wäsche, um sie in jenes zu werfen. Die Dame hat die Caprice, in diesem Anzuge die schmuzige Proletarierwäsche zu waschen. Bevor aber die Wäsche beginnt,

werden die einzelnen Schmutzflecken auf den einzelnen Stücken durch die goldberänderte Lorgnette, auch wol der bessern Wissenschaft wegen durch ein Vergrößerungsglas gründlichst untersucht; es wird über die Entstehung der Flecken, über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der Entstehung nicht minder gründlich reflectirt. Eine solche pikante Waschfrau ist Julian Schmidt. Wie alle Welt in dem Falle, daß in einer öffentlichen Scene die ladylike Wäsche wirklich statifände, stehen bleiben würde, wäre es auch nur, um der Indignation über den Hohn gegen Takt und Anstand, Zucht und Sitte Ausdruck zu verleihen, so ist alle Welt bei dem Schauspiel der Wäsche aus dem gleichen Grunde stehen geblieben, der sich Julian Schmidt unterzogen. So zumeist erklären sich die vier Auflagen der deutschen Literaturgeschichte, dieses „Nationalwerks", wie sie in der Anzeige des Verlegers getauft worden.

Die pikante, sich über alles hinaussetzende Verve der Darstellung ist der erste und hauptsächlichste der zu erwähnenden Vorzüge Schmidt's. Einen zweiten erblicken wir in dem Beweise, der von ihm mit Evidenz geführt wird, daß Athens Sophisten gegen unsere modernen Sophisten nichts als Kinder gewesen. Jener vagabondirende Philanthropenapostel Kauffmann, dessen Andenken Düntzer jüngsthin in Raumer's „Historischem Taschenbuche" erneuert hat, sagt: „Der Mensch kann was er will." Julian Schmidt sagt: „Der Mensch kann beweisen, was er will." Seine dialektische Verbalgladiatorfertigkeit schreckt vor keiner Aufgabe als vor einer unmöglichen, zurück. Als Staatsanwalt in Alba's Blutrath würde Schmidt's rabulistische Virtuosität dieses Colleg vor dem Odium bewahrt haben, welches auf die Körperschaft fiel, weil einer seiner Beisitzer während der Verhandlung schlief und aufwachend dahin resolvirte: „Zum Galgen!" Kein Zweifel, Schmidt hätte so beredt und glänzend plädirt, daß die Sentenz des Schläfers vollkommen motivirt erschienen wäre.

Wenn man will, ist alles Leben ein Carneval, eine Bühne das Leben und Schauspieler die Menschen. Der Direktor alles Seins hat uns allen Engagement gegeben, das Dasein; sein Kassirer, das Gewissen, zahlt einem jeden die Gage. Was wunder, wenn wir uns alle, die einen mehr und besser, die andern weniger und schlechter, auf Coulissengeheimnisse verstehen, auf die Kunst der Schminke und auf den Faltenwurf des Mantels. Es ist ein weiterer Vorzug von Schmidt, daß er in solchen Schauspielermitteln bewandert ist wie nur je ein Mime. Keiner der altrömischen Senatoren, die den Celtenhäuptling Brennus auf dem Forum erwarteten, kann die Toga majestätischer, und weltverachtender um die Schultern geschlagen haben, als Schmidt seinen Mantel, wenn er die Bühne betritt. Er macht uns glauben, sein leidenschaftliches Echauffement, seine morose Verbitterung gegen jede productive Kraft sei die imponirende Ruhe geistiger Gedankenhoheit; er schauspielert ganz unübertrefflich sittlichen Ernst und sittliche Charakterintegrität.

Es wurde soeben Brachvogel's Narciß erwähnt. Die convulsivischen Declamationen dieses dramatischen Helden üben gerade deshalb einen so großen Reiz, weil sich durch dieselben bei aller Herbe und Bitterkeit ein lyrisch-elegischer Ton tiefster Wehmuth hindurchzieht. Narciß ist ein Lump. Wenn er die respectable Gesellschaft verflucht, tönt aus den Flüchen immer die Selbstanklage: ich trage nicht die moralische und geistige Kraft in mir, mich aus meinem Lumpenthum zu der respectabeln Gesellschaft herauszuarbeiten. So flucht der gefallene Engel in der Messiade dem Eden, welches ihm verschlossen und nach dem doch heiße Sehnsucht die Seele füllt. Die ingrimmige Berserkerwuth, mit welcher Schmidt über die geistige Production herfällt, erinnert an die elegischen Flüche des gefallenen Engels bei Klopstock; sie übt ganz den nämlichen Reiz wie die Verwünschungen der respectabeln Gesellschaft durch den pariser Gamin. Schmidt möchte productiv sein, möchte dichterisch und schöpferisch gestalten; dazu drängt glutverzehrend heiße Sehnsucht. Aber das Eden bleibt seinem Unvermögen verschlossen. Nun lästert er das Eden und seine Bewohner, aber je krampfhafter er dem Anschein nach tobt, desto elegischer wird er in der Wirklichkeit und es überschleicht uns eine Art Mitleid mit dem armen Kranken.

Daß ein Schriftsteller von einer so ausgeprägten Physiognomie diese seine eigenthümlichen und eigenartigen Vorzüge in einem seiner Werke verleugnen sollte, wäre schwer glaublich. Auch fehlen diese eigenthümlichen und eigenartigen Vorzüge seiner „Geschichte der französischen Literatur" keineswegs; sie sind alle auch hier vorhanden. Wir erachten uns für verbunden, soweit wenigstens der Raum eines Referats es gestattet, den Leser auf die Genüsse vorzubereiten, die derselbe sich in dem Buche verschaffen kann.

Der Eintheilung in zwei Bände liegt eine innere Nöthigung nicht zu Grunde; die Eintheilung ist eine ebenso willkürliche und äußere, wie die ganze Composition eine willkürliche und flüchtige. Es fehlt durchaus die organische Ineinanderarbeitung und Verschmelzung des Stoffs. Schmidt hat, wie sich das bei einem Tagesschriftsteller ganz von selbst versteht, mit einzelnen Partien der französischen Literatur Bekanntschaft gemacht. An die gelegentliche und oberflächliche Lectüre knüpften sich gelegentliche und oberflächliche Excerpte; aus den Excerpten entstanden allmählich Journalaufsätze; das auf diese Weise gewonnene Material wurde durch die nächstbesten Hülfsmittel, die jedermann zugänglich, zu einer Literaturgeschichte erweitert, indem der Verfasser einen Stein auf den andern legte, just wie er ihm in die Hände fiel; ein paar Kellen Mörtel, will sagen philosophische Reflexionen und rhetorische Stilübungen, ästhetische Notizen und culturhistorisches Raisonnement, wurden als Kitt zwischen die Bausteine geworfen, und gestaltungslos und unförmlich steigt das wundersame Gebäude, ein architektonisches Räthsel, in die Höhe. Außerdem wurden die Schriften der zu beurtheilenden Schriftsteller seitenlang ausgeschrieben. Das ist gewiß die bequemste, aber auch die verwerflichste und schlechteste Manier, einen Autor zu charakterisiren. Weiter ergibt sich aus dieser gleich unwissenschaftlichen wie unkünstlerischen Methode

die Ungleichartigkeit der Behandlung. Ueber das halbe oder ganze Dutzend Dichter und Schriftsteller, welche Schmidt wirklich kennt, ist er bis zum Ermüdenden weitschichtig, breitspurig bis zum Erdrückenden; da wird in den Koffer eingepackt, was nur immer in den Koffer sich einpacken läßt. Die Koffer der übrigen Reisenden sind zum Erschrecken leer; über die überwiegende Mehrzahl der Autoren, die er nicht gelesen, erfahren wir nichts als ein paar biographische Angaben und die Titel ihrer Werke aus dem Conversations-Lexikon und aus einem antiquarischen Inder. Um die also zubereitete Schüssel einigermaßen genießbar zu machen, werden jene Vorzüge, von denen wir sagten, daß sie die eigenthümlichen und eigenartigen Schmidt's seien, als Hülfstruppen in das Gefecht geschickt. Das Aufreizende und Aetzende, das Stachelichte und Hämische des Tons, der durchgehends angeschlagen wird, erreicht den möglichst denkbaren Culminationspunkt; alle Taschenspielerstückchen der Rhetorik, Dialektik und Sophistik werden in Scene gesetzt, um uns mit Schauder vor der Fäulniß in der modernen französischen Literatur zu erfüllen, und die Rolle des in olympischer Majestät hoch über diesen irdischen Dichterlingen schwebenden Kritikers wird ganz untadelig geschauspielert. Das Paradepferd des „gesunden Menschenverstandes", von dem man doch glauben sollte, es sei bereits in der deutschen Literaturgeschichte brust- und kreuzlahm geritten, wird noch einmal bestiegen und der Reiter kommt von dem bedauernswerthen Gaul nicht mehr herunter. Es gibt kein einziges Kapitel in den beiden Bänden, fast könnte man ohne Hyperbel sagen kein einziges Blatt, auf dem nicht der ewige Klingklang von dem „gesunden Menschenverstande" wiederholt würde.

Reflexionen über die erste Revolution leiten das Ganze ein:

Die Französische Revolution klingt den Schriftstellern, die übrigens alles begreifen (uns dünkt, nur Julian Schmidt ist so glücklich), noch immer wie ein Räthsel. Die einen sehen in ihr einen providentiellen Act, den Anfang der wahren Geschichte der Menschheit, die andern den ungeheuersten Frevel, den selbst das Elend eines ganzen Geschlechts noch nicht völlig gesühnt. Niemand hatte sie geahnt, obgleich sie fast ein halbes Jahrhundert lang vorbereitet war. Seit Jahren regte sich bei allen Völkern die dunkle Ahnung, es stehe eine neue Zeit bevor, und als sie nun eintrat, war alle Welt überrascht, am meisten die Führer der Bewegung. Die Weisesten geriethen in Verwirrung; selbst als der Sturm losgebrochen war, begriffen sie noch nicht, wohin er wehe.

In dem Tone geht es bis S. 39 fort:

Der Eindruck der Revolution ist verschieden, je nachdem man sie in ihren großen allgemeinen Zügen auffaßt, oder sie in ihre Elemente zerlegt. Uebersieht man ihren Lauf im Zusammenhang, so wird jede Partei, gleichviel, ob sie sich dafür oder dawider ausspricht, das Große und Gewaltige der Revolution anerkennen; daher z. B. der hinreißende Eindruck, den die gedrängte, fast trockene Darstellung bei Mignet macht. Er betrachtet das Ereigniß von weitem, ohne irgendetwas zu verfälschen, nur so, daß die kleinen Partien in Schatten treten. Dadurch gewinnt das Ganze Form und Gestalt und zugleich einen logischen Zusammenhang, den der Geschichtschreiber nicht erst hineingelegt hat. Anders wird der Eindruck, wenn wir näher treten; vieles, was uns in der Ferne in kräftigen harmonischen Farben erschien, zeigt sich als krankhaft, kläglich, unsittlich. Eine Geschichte der Revolution vom psychologischen Standpunkte aus, oder eine Geschichte des Geschlechts, welches die Revolution machte und erlitt, in seinen hervortretenden Individuen, würde fast aussehen wie eine Philosophie des menschlichen Elends. Die eine Betrachtungsweise darf die andere nicht widerlegen, sie müssen sich gegenseitig ergänzen, und nur durch die Vereinigung beider gewinnt man ein getreues Bild.

Daß ein Rückblick auf die Revolution in einer französischen Literaturgeschichte seit 1789 erforderlich war, wird kein Verständiger leugnen, indessen auch ebenso wenig behaupten wollen, daß diese Betrachtungen zu einer so massigen Ausdehnung anschwellen mußten. Der Koffer wird eben zusammengepackt; gleichviel, was sich gerade ergreifen läßt. Da lesen wir Allerlei und Verschiedenes über den Feudalstaat und die Centralisation, über den Militärstaat und die Literatur des 17. Jahrhunderts, über schlüpfrige Romane und über den Geist der Philantropie, über die öffentliche Meinung und über den gesunden Menschenverstand: kurz, es wird in dem Ragout de omnibus rebus et de quibusdam aliis gehandelt. Ein nächster Abschnitt überschreibt sich: „Die Ideologen." Ihn füllen Notizen über Chamfort, Condorcet, Sieyès, Cabanis, Volney, Tracy, Broussais und andere verwandter Richtung. Etwas Gutes wird den wenigsten gelassen; ebenso seicht und hämisch wie über Chamfort: „Seine Tragödie «Mustapha et Zeangir» war nicht besser und nicht schlechter als viele andere der Zeit, aber sie hatte das Glück, die junge schöne Königin zu rühren", wird über die andern geurtheilt. Wir fragen, heißt es eine ernste Kritik ausüben, oder nennt man es eine frivole Anmaßung und Unwissenheit, wenn man mit den zwei Worten, die wir durch Anführungszeichen markirt haben, das anerkannteste und gefeiertste Hauptwerk eines Dichters abfertigt, der ein Jahrzehnd hindurch der anerkannteste und gefeiertste Dichter Frankreichs war? Auf S. 86 hebt ein neuer Abschnitt an: „Die Dichtung." Man wird belehrt, „der Abstand ist außerordentlich, wenn man die Lyriker von 1830 mit denen von 1770 vergleicht", denn „die Franzosen verstanden besser als irgendeine Nation, dem Inhalt des gesunden Menschenverstandes einen geistvollen und witzigen Ausdruck, dem Inhalt des Gemeingefühls eine kräftige sonore Form zu geben". Ueber Vernachlässigung können sich Parny, Lebrun, Delille, Millevoye u. s. w. nicht beschweren; Proben von ihnen sind ganz wacker zu einer stattlichen Anthologie ausgeschrieben. Von dem Chansonnier Béranger heißt es unter anderm: „Der Stil Béranger's ist nicht überall gleich. Zuweilen wird man an den Geschmack der Kaiserzeit erinnert, die Anspielungen auf die lateinische Mythologie stören den Fluß der Stimmung; er sucht nach geistvollen Wendungen, die zu künstlich und zu verwickelt sind, um nicht gegen den Ton zu verstoßen"; „er wird widerlich, wenn er den gebildeten Mann herauskehrt"; „Fretillon als tragische Erscheinung ist im höchsten Grade widerwärtig"; „«La Bacchante» ist ein steifes, anspruchsvolles Gedicht, dessen materialistische Schilderungen nur

Ekel erregen"; „bei Béranger tritt das Recht und die Pflicht der sittlichen Kritik ein, und man darf nicht verschweigen, daß der Dichter nicht selten einen argen Anstoß gegeben hat" u. s. w. So vornehm und wegwerfend lautet Schmidt's Conduitenliste über einen Dichter, mit dem er noch glimpflich verfährt. Von Béranger's Begräbniß im Sommer 1857 springt er zum Theater der Revolution über, zu Arnault, Raynouard, Ducis, Lemercier, Talma, Andrieux, Picard, Etienne. Auch Scribe und Delavigne werden gleich abgethan. Was noch nicht erledigt, fällt in ein Schlußkapitel: „Die Classiker." Portalis, Joubert, Michaud, die Kritiker des „Journal de l'Empire" und — der Maler David bilden den Inhalt des Kapitels. Es ist sehr bezeichnend für Schmidt, wie er über die Feuilletonkritiker jener Epoche abspricht. Jedes Kind weiß es, daß die ersten Jahre des Kaiserreichs das goldene Zeitalter der literarischen Kritik waren, jeder Dilettant in der französischen Literatur weiß es, welche Stelle unter jenen Kritikern Geoffroy einnimmt. Geoffroy ist für Frankreich ein Lessing. Julian Schmidt, der wahrscheinlich den Gedanken nicht ertragen kann, das Jahrhundert hätte außer ihm noch einen zweiten Kritiker aufzuweisen, mäkelt und hechelt an Geoffroy nach Kräften, und die widerwillige und karge Anerkennung, die er für den Mann hat, besteht in einem Compliment für seinen — gesunden Menschenverstand! „Seine Bildung wie sein Urtheil waren einseitig, aber ein derber gesunder Menschenverstand und eine Entschlossenheit, die keine Schonung kennt, eigneten ihn zum Kritiker jener Periode." Das Kapitel wird durch eine der zahlreichen politischen Digressionen, die hier theilweise eine indirecte Hinweisung auf die Zustände in dem heutigen Empire, beendigt:

> Für diejenigen, welche weder Militärs noch Geometer waren, war das Kaiserreich eine unerfreuliche Epoche, man fühlte, daß Frankreichs Blut in den fortwährenden Kriegen erschöpft, daß alle productiven Kräfte der Nation im Keime erstickt wurden, es verbreitete sich ein tiefes Gefühl der Traurigkeit über das Volk, man war unruhig über die Zukunft und doch in einer vollständigen Unwissenheit über das, was man hoffen sollte; man wandte sich nicht von der Regierung ab, man suchte sein Heil nicht anderwärts; die Zeit der Illusionen und Wünsche war vorüber, und mit der Freiheit war auch die Kraft des Hasses, die Kraft der Aufopferung untergegangen. Man wünschte nicht den Fall des Kaiserreichs, man hoffte keine Reform, man unterzog sich ihm wie einer dunkeln Nothwendigkeit: gleich unfähig, ihm Schranken zu setzen oder es zu stürzen, empfand die ganze Generation ihr Dasein als ein zweckloses; längst von den Theorien zurückgekommen, bewahrte sie eine unbestimmte Abneigung gegen alle Systeme, sie mistraute jeder Opposition, kalt und berechnend glaubte sie nicht mehr an die Ideen, sondern nur noch an die Thatsachen. „Ich denke überhaupt nicht!" antwortete Sieyès, als man ihn fragte, was er über eine bestimmte Sache dächte. .... Es war dem Militärstaat doch nicht gelungen, die gesammten Kräfte der Nation für sich zu gewinnen; wie die ehemalige Demokratie stand er außerhalb des Lebens, und die äußere Niederlage mußte auch seinen innern Sturz herbeiführen. Die Kraft der Revolution aber hatte sich ausgegeben, zu ihr konnte das Volk nicht mehr zurück, und so blieben nur die historischen Mächte übrig u. s. w.

Es bedarf nur sehr unwesentlicher Striche und Correcturen, und man hat die pariser Correspondenzen neuesten Datums, wie wir sie oft genug in den „Grenzboten" angetroffen.

Von dem zweiten Buche: „Die Restauration der Kirche", könnte man meinen, es sei geschrieben, um alle denkbaren und möglichen Bitterkeiten gegen Chateaubriand abzusetzen, ganz wie man gesagt hat, Schmidt's deutsche Literaturgeschichte sei geschrieben, um alle denkbaren und möglichen Invectiven über Gutzkow auszuschütten. Schmidt weiß es ganz genau, daß der größte Theil von Chateaubriand's Ruhm von dem Umstande herrührt, daß der Dichter ein so außerordentlich liebenswürdiger Don Juan gewesen, der zwar „im Alter ein eitler Geck geworden", an dem sich aber „alle spätern Dichter Frankreichs berauscht haben". In dem Sündenregister, das ihm mit inquisitionsmäßiger Genauigkeit vorgerückt wird, figurirt es obenan, daß Chateaubriand, als er im Exil in England lebte, eine Pfarrerstochter kennen gelernt, und obwol verheirathet, eine so glühende Neigung zu dem schönen Mädchen gefaßt, daß er sich nur durch eilige Flucht zu retten vermocht. Auch ist es unverzeihlich von dem Dichter, daß er seine Frau so lange und so arg vernachlässigt hat. Die Aermste! Ob und womit sie sich der Vernachlässigung getröstet, ist ihrem Ritter Julian Schmidt nicht bekannt. Im zweiten Bande (S. 101) liest man:

> Die moralische Pedanterie, die an alle einzelnen Fälle denselben Maßstab legt, jene Gellert'sche Spießbürgerei, die den ehrlichen Reitknecht höher stellt, als den siegreichen Helden, weil man ihm weniger zur Last legen kann, eignet sich schon am wenigsten für die Geschichtschreibung.

Andern Lehren und Vorschriften zu ertheilen, versteht Schmidt vortrefflich, aber für sich selbst, der doch so leidenschaftlich gegen alle Monopole und Exemtionen declamirt, nimmt er — exemplum docet! — Exemtionen in Anspruch. In den Dichtungen Chateaubriand's trifft er „Herzenskälte, verbunden mit erhitzter Einbildungskraft"; von einem seiner Briefe bemerkt er, „derselbe sei aus dem Innersten seiner Seele geschrieben und werfe ein unheimliches Licht auf die Einöde dieses vermessenen Herzens". In den „Natchez" muß man von „der wüsten Formlosigkeit absehen", und findet doch blos „Schönheiten blutiger Art". Man nehme die entsetzliche Scene, „welche auf die Ermordung René's folgt. Das Herz wird krank in diesem Leichenduft, in dieser Mischung des Gespenstischen und der Wollust; es ist eine durch und durch verdorbene Phantasie, die solche Scenen schaffen kann. Selbst in der Perle des Werks, in der Episode der Atala, weht eine Fieberluft." Der „Geist des Christenthums" ist nichts als „das phantastische Spiel mit kirchlichen Formen". Wenn Chateaubriand am Jordan niederkniet und Wasser in eine Flasche füllt, das nachmals bei der Taufe des Herzogs von Bordeaux angewandt wird, wenn er sich in Jerusalem die Ritterweihe geben und mit dem Schwerte Gottfried von Bouillon's umgürten läßt, ist er in des Verfassers Augen „der Ritter von La Mancha und aus René's dämonischer Natur wird ein komisches Bild". René und Chateaubriand werden förmlich identificirt; so ungesund dieser Charakter, sei der Dichter selbst:

Es liegt etwas Dämonisches in dieser Natur, eine unwiderstehliche Macht der Zerstörung. Diese Neigung, die Vorstellungen des Todes stets in die Vorstellungen der Liebe zu mischen, diese Verachtung gegen sein eigenes Gefühl in dem Augenblick, wo er aufs höchste entzückt zu sein glaubt, dies quälende Gefühl der Leere auch im Genuß, dieser Durst nach einer unendlichen Befriedigung, die ihm nie zu Theil wird, weil er ihr kein inneres Leben entgegenbringt: das ist der Typus des modernen Epikuräismus im Gegensatz zum einfachen Epikuräismus des vorigen Jahrhunderts. Es ist ein Genuß, der gewissermaßen seine eigene Sündhaftigkeit fühlt und in dieser schwelgt. René spottet und verachtet, auch wo er glüht; er verachtet im Grunde sich selbst, und nur ein geheimes unbekanntes Etwas in seinem Innern, das kein anderer ergründet, von dem er selbst nicht weiß, was es ist, bleibt ihm heilig. René hat das stolze Gefühl, von keinem begriffen zu sein, vielleicht auch von Gott nicht u. s. w.

Schmidt hätte sich die Länge der Auseinandersetzung ersparen können; wir kennen das Raisonnement ganz hinlänglich aus den „Grenzboten". Das Verdienst sei ihm nicht vorenthalten, daß er Chateaubriand's Bild zur Caricatur verzerrt hat. Nur wenig besser ergeht es den übrigen, meistens sehr bedeutenden Köpfen, mit denen sich der Abschnitt beschäftigt; die Laharpe, Rivarol, St.-Martin, Maury, Bonald, Maistre, Lamennais, Lacordaire, Montalembert u. s. w. finden wenig Gnade vor Schmidt's Augen; ihre principielle Richtung ist ihm zuwider. Bis in das Rohe und Brutale versteigt sich die Heftigkeit der Ausfälle gegen Veuillot.

Das dritte und letzte Buch des ersten Bandes nennt sich „Versuche einer Vermittelung". Die Erschütterungen der Revolution hatten in der französischen Gesellschaft eine tiefe Kluft hervorgebracht. Es waren nicht mehr blos die Interessen und Neigungen, welche die Menschen trennten, es waren die Ideen; beide Parteien redeten eine ganz verschiedene Sprache, die eine verstand die andere nicht mehr. Jede der beiden Seiten enthielt etwas, was der Nation unentbehrlich geworden war: man wollte keine der großen Errungenschaften der Aufklärung aufgeben, man suchte aber doch für sein Herz eine Stätte, wo es sich in die unsichtbare Welt vertiefen und unbeirrt durch den Lärm des Tags seinen Träumereien nachhängen konnte. Zwischen den Extremen, die sich in wilder Leidenschaft gegenüberstanden, suchte die französische Nation nach einer gesunden Mitte, sie strebte den verlorenen Schwerpunkt wiederzufinden, in dem der Verstand und das Gefühl sich begegneten. Dazu konnte weder die alte revolutionäre Schule verhelfen, noch die neue christliche Schule, denn beide verleugneten einen wesentlichen Theil der französischen Geschichte. Die Vermittelung, das Ausfüllen der Kluft wird von der genfer Schule übernommen. Man versteht unter ihr nicht eine zusammenhängende Partei von geschlossenen Ueberzeugungen und bestimmter Organisation, sondern eine Reihe von Schriftstellern, die durch ihre Gesinnung und Cultur miteinander zusammenhängen, die von der Aufklärung ausgehen und sich durch einen innern Proceß ihres Denkens und Empfindens zu jener höhern Ideenwelt aufschwingen, welche das vorige Jahrhundert vernichtet zu haben glaubte. In diese Kategorie werden von dem Verfasser Necker, Mallet du Pan, Frau von Staël, Frau von Genlis, Frau von Krüdener, Frau von Charrière, B. Constant, Sismondi, Fauriel, Barante gerechnet. An boshaften und maliciösen Bemerkungen wimmeln die einzelnen Charakteristiken, oder vielmehr das, was dafür gelten soll; von Frau von Krüdener heißt es beispielsweise: „Ohne starksinnliches Temperament hatte sie einen unstillbaren Ehrgeiz des Herzens; sie war eine spiritualistische Kokette, die Welt sollte sich mit ihr und ihren Empfindungen beschäftigen. Darum sprach sie gern von Liebe, gleichviel ob von der irdischen oder der himmlischen." Auch habe sie es verstanden, „ihr Buch auf eine Weise zu colportiren, in der selbst die Industrieritter unserer Zeit mit ihr nicht wetteifern können". Excurse über die eklektischen Philosophen, deren Wirksamkeit hauptsächlich in das erste Viertel des 19. Jahrhunderts fällt, über Maine de Briand, Royer-Collard, Cousin, Jouffroy, Lerminier, Simon, Rémusat endigen den Band, nicht aber das Buch.

Die Fortsetzung des dritten Buchs eröffnet den zweiten Band. Diese Fortsetzung zerfällt wieder in zwei Kapitel; das letztere zieht die Literaturgeschichte und Kritik in den Kreis seiner Betrachtungen, Männer wie Villemain, Girardin, Nisard, Saint-Beuve, Patin, Planche, während das erste auf die historische Schule eingeht, auf Guizot, Broglie, Salvandy, Saint-Priest, Thierry, Carné, Naudot, Tocqueville, Mignet, Thiers, A. Carrel. Wir halten dies Kapitel für das beste, was die gesammte Arbeit bietet. Hier hat Schmidt selbständige Studien gemacht, ist wohl orientirt und zu Hause. Auch die Gewohnheit des Lästerns und Blasphemirens tritt in den Hintergrund. Störend bemerkbar macht sich dagegen das Unorganische und Abgerissene der einzelnen Artikel; es wird sehr offenbar, wie das Ganze keineswegs aus einem Guß, sondern mosaikartig zusammengefügt ist. Aus dieser Entstehung erklärt sich ein weiterer Tadel, der die Darstellung treffen muß. In einem Grenzbotenfeuilleton mag es ganz am Orte sein, wenn der Leser in das bescheidene Zimmer eingeführt wird, welches Mignet und Thiers gemeinschaftlich bei ihrer ersten Ankunft in Paris bewohnten, wenn Thiers als ein kleines Männchen beschrieben wird, dessen Gesicht durch eine große blaue Brille entstellt wurde, der beständig spöttisch lächelte, der aber auch über alle Dinge, über Kunst, Wissenschaft, Politik mit so frappirender Entschiedenheit zu sprechen wußte, daß man ihm ein Ministerportefeuille prophezeite u. s. w. In eine Literaturgeschichte, die ein wissenschaftliches Werk zu sein prätendirt, dürften dergleichen Züge kaum hineingehören. Thiers wird übrigens zu einem Vertreter des gesunden Menschenverstandes gemacht, der nun einmal nirgends fehlen kann: „Thiers ist constitutionell gesinnt, weil er es als das beste Mittel betrachtet, den Bürgerstand und seinen bon sens zum Mittelpunkt des Staatslebens zu machen", und: „Niemand konnte verkennen, daß Thiers in dieser drängenden Lage (1848) unter allen Mitgliedern der Nationalversammlung den gesundesten Menschenverstand entwickelte." Gegen Mignet wird mit Recht der Vorwurf erhoben, er habe das liberale Publikum mit seiner „Ge-

schichte der Revolution" daran gewöhnt, es mit dem politischen Gewissen leicht zu nehmen:

Persönlich verabscheute er die Greuelthaten von 1793 aufs höchste; aber er weiß sich mit den Umständen abzufinden. Er stellt die Geschichte wie einer dar, der während der Revolution zuerst zu Lafayette, dann zu Brissot, dann zu Danton, zum Wohlfahrtsausschuß, zu den Thermidoriern, zu Bonaparte, zum Kaiser gehalten hätte, und der endlich mit den bekannten Marschällen ins Lager der Restauration übergegangen wäre. Solche Männer gab es in der That, Männer, an denen persönlich kein Flecken haftete, die sich aber in Perioden der Leidenschaft überall der leidenschaftlichsten Partei anschlossen, weil diese zugleich die stärkste war. Aber daß es solche Männer gab, daß es sie in einer so großen Anzahl gab und daß sie mit so großen Talenten ausgestattet waren, das war gerade der Grund, warum die Revolution einen so unheilvollen Verlauf nahm. Alle Achtung vor ihrer Einsicht, sie waren doch nur politische Mantelträger, und es ist sehr schlimm, wenn in den Mantelträgern der Kern der politischen Einsicht gesucht wird.

Auch die Einleitung zu der Charakteristik von Thiers und Mignet enthält manche zutreffende Pointe:

Man versteht die schnell eintretenden Katastrophen der französischen Zustände innerhalb der letzten Jahrzehnde erst dann, wenn man die Stimmungen und Gesinnungen durchforscht, die sie nicht gerade herbeiführten, aber die ihnen entgegenkamen. Zum Eintritt einer Thatsache gehören noch viele Umstände, die sich insofern der Berechnung entziehen, als sie nicht aus dem allgemein sittlichen Geist hergeleitet werden können. Bei einem so elastischen Volk wie die Franzosen muß der Zunder gerade in einem bestimmten Augenblick aufgehäuft sein, daß der elektrische Strahl ihn trifft, und es wäre vermessen, nachträglich die innere Nothwendigkeit aller jener Revolutionen beweisen zu wollen. Die Julirevolution war zu vermeiden, auch die Februarrevolution; aber da sie einmal eintraten, wurde ihre Richtung durch die früher vorbereitete Gesinnung festgestellt. Der Thermometer der öffentlichen Gesinnung ist derjenige Theil der Literatur, der sich auf die Wirklichkeit bezieht; nicht die eigentliche periodische Literatur, für die es schwer sein würde eine mittlere Proportionale zu finden, sondern einzelne Werke, die durch ihre unmittelbare Wirkung beweisen, daß sie die Stimmung der Zeit getroffen haben. Die Julirevolution versteht man nur aus Thiers und Mignet, die Februarrevolution nur aus Lamartine, Louis Blanc und Michelet.

Im vierten und fünften Buch, „Die romantische Schule" und „Die sociale Bewegung", empfängt man den Eindruck, als befände man sich in Unterhaltung mit jemand, dessen bisheriges Reden zwar keinen Zweifel darüber gelassen hat, daß derselbe eines sehr gallichten Temperaments, von dem man aber doch völliges Deliriren nicht erwartet hätte. Was Schmidt über die deutschen Romantiker zusammengelästert, ist nur eine schwache Leistung im Vergleich zu seinen Leistungen über die französischen Romantiker. Jeder von ihnen ist eine „Kassandra, welche von der Welt mit äußerm Glanz verehrt, welche in Sammt und Seide gekleidet sein und Schildkrötensuppen und indianische Vogelnester verspeisen will". In der Specialrevue eröffnet Lamartine den Reigen. Wie Chateaubriand Schmidt's Prügelknabe im zweiten Buche des ersten Bandes, so ist Lamartine der Prügelknabe im vierten Buche des zweiten Bandes. Zu den Sünden dieses Autors gehört es, daß er „schon als junger Mann sein eigenes Zimmer erhielt, eine Uhr, ein Reitpferd und ein Gewehr, und sich der Schätze einer Leihbibliothek bemächtigte". Das meiste, was er geschrieben,

ist nicht blos in Bezug auf den Inhalt von einer erschreckenden Nullität, sondern auch in der Form eine Sudelei;.... während des ganzen Lebens hatte sich bei ihm die Wirklichkeit nur in blendenden Phantasiegemälden geltend gemacht, seine Seele war der einzige Mittelpunkt seines Lebens, sein einziges Bestreben eine vornehme und seelenvolle Haltung, seine Beobachtung kam auf Hallucinationen heraus, seine Handlungsweise wurde durch zufällige Eingebungen bestimmt, seine Ideale gingen gleich Wolkengebilden fortwährend in ihr Gegentheil über. Er hat aller Welt Höflichkeiten gesagt, aber geliebt hat er niemand als sich selbst. Seine Virtuosität in der Träumerei war niemals durch ein ernsthaftes Studium, niemals durch einen männlichen Gedanken unterbrochen;.... am liebsten verweilt Lamartine bei seinen eigenen Grimassen; sein mildes, verklärtes, humanes und doch spirituelles Lächeln wird des Breitern explicirt; wenn er über etwas nachdenkt, so wird die Haltung der Arme, des Kopfes, die verschiedenen Stirnfalten gründlich ausgemalt.....

Nach solchen Proben über Lamartine, über das grüne Holz, kann man errathen, was an Urtheilen und Epitheten für das dürre Holz übrig bleibt, für Prosper Mérimée, Courier, Bazin, A. de Musset, Capefigue, V. Hugo, Gautier, A. de Vigny u. a.

Unter den Socialisten werden die Philosophen Saint-Simon, Fourier, Cabet, Leroux, Reybaud, Buchez, L. Blanc, Proudhon von den „industriellen Romanschreibern", A. Dumas, Jules Janin, Alphonse Karr, Soulié, E. Sue, Balzac, George Sand gesondert. Die Farben, in denen Schmidt hier malt, haben ihre Berechtigung, obwol weniger brennend Roth und Grell auch dem Zwecke genügt haben würde:

Es waren krankhafte Gebilde eines Opiumrausches, und mit dem Sinn für Wahrheit war auch das Gewissen geschwunden. Da man an nichts mehr glaubte, so combinirte man zuerst Stoffe, die nicht zusammengehörten, dann stellte man diese Ausgeburten der Willkür als die Ideale der Zukunft dem wirklichen Leben entgegen. Eine unheimliche Toleranz rechtfertigte nicht blos die Leidenschaft, nicht blos das Verbrechen, sondern auch das Laster, und was das Unerhörteste ist: diese Sophisten, die auch das Widersinnigste zu rechtfertigen und zu erklären unternahmen, geberdeten sich als Charlatane, sie versprachen allen Leiden der Gesellschaft abzuhelfen, eine neue Religion und eine neue Weltordnung herzustellen. So geht in letzter Instanz die Romantik durchweg mit dem Socialismus Hand in Hand; sie predigt die Emancipation des Weibes, die Aufhebung der Armuth, die Gleichheit aller Menschen, die Geburt eines neuen Gottes, die Erlösung des Teufels; man hat sich vom Standpunkte der Moralität darüber skandalisirt, aber was sollten diese Industrieritter anders schreiben, alltäglich den abgestumpften Gaumen der Leute durch ein neues Gewürz zu kitzeln? Das Mittel, diese seltsamen Glaubenssätze zu vertheidigen, fanden sie in der materialistischen Analyse. Die artistische Bildung hörte auf, dagegen wetteiferten die Romanschreiber, Handbücher der Medicin, der Chemie u. s. w. auszuschreiben und ihrer Phantasie nachzuhelfen, indem sie die Notizbücher der Aerzte und die „Gazette des tribunaux" romantisirten u. s. w.

Wir fügen hinzu, der Literarhistoriker Schmidt macht seine Literaturgeschichte, indem er wetteifert, die Romane dieser Romanschreiber auszuschreiben. Von Dumas, den Schmidt noch den „unbefangensten unter den Aposteln des Instincts" nennt, heißt es:

Die Nachahmung der Natur, und zwar der roh-sinnlichen

Natur, wurde seine Aufgabe, an die Stelle des Gefühls setzte er die Begierde, an Stelle der Liebe den Trieb, an Stelle der geistigen Erregung das Blut. Er kennt nur die Stärke, die begehrt, und die Schwäche, die sich fügt.

Die blinde fanatische Wuth, in die sich Schmidt bei der Darstellung der romantischen Schule von vornherein versetzt, schließt jede gerechte Würdigung aus. Gewiß bieten die Leistungen der Romantiker dem begründetsten Tadel Anhalt; die Schule jedoch in Bausch und Bogen als unsittlich und wahnwitzig verschreien, ist jedenfalls unrecht.

Wir können schließen. Wie haben wir gelacht, wie mitleidig die Achseln gezuckt, wenn wir als Kinder von den Kindern aus Hameln lasen, die sich von dem Rattenfänger blauen Dunst vormachen ließen! Die Geschichte wiederholt sich jeden Tag, nur daß die Acteurs nicht die Kleinen, sondern die großen Kinder sind. Oder hat es nicht, um mit unserm concreten Fall zu endigen, eine Zeit nicht Leute gegeben, von denen Julian Schmidt für einen Kritiker und Historiker gehalten worden ist?

Thaddäus Lau.

Radetzky's Denkschriften.

Denkschriften militärisch-politischen Inhalts aus dem handschriftlichen Nachlaß des k. k. österreichischen Feldmarschalls Grafen Radetzky. Stuttgart, Cotta. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 26 Ngr.

Die Sammlung der Denkschriften Radetzky's bildet eine Ergänzung der 1858 erschienenen sogenannten biographischen Skizze „Der k. k. österreichische Feldmarschall Graf Radetzky" (vgl. Nr. 36 d. Bl. f. 1858) und ist dem Verfasser der letztern, welchen die allgemeine Stimme schon genannt hat, bereits vor Jahren von dem verewigten Feldherrn übertragen worden, jedoch mit der ausdrücklichen Weisung, solche erst nach seinem Tode zu veröffentlichen. „Was hier dem Leser geboten wird, ist durchaus den eigenhändigen Concepten des Feldmarschalls entnommen oder nach dessen Dictaten niedergeschrieben; einiges auch blos nach seinen Ideen ausgearbeitet, obschon immer wieder durch ihn selbst verbessert. Seine Bescheidenheit erlaubte ihm nicht vor die Oeffenlichkeit zu treten, solange er noch am Leben war. Er scheute nichts so sehr als eine einseitige Kritik, ein Verkennen seines reinen Strebens." Wir nehmen das Gebotene mit Freuden an. Was kann interessanter und belehrender sein, als die Gedanken eines großen Mannes zu lesen, der auf dem Felde der Staatskunst, der Heeresorganisation und Administration in einer langen ruhmvollen Laufbahn gewirkt und diese als Feldherr so glorreich beschlossen hat! Der Herausgeber hat recht: die kriegswissenschaftliche und kriegshistorische Literatur wird Radetzky's Denkschriften nicht unbeachtet lassen können; und wenn die Kritik, besonders die junge, leichtfertig mit dem Wort ist, hier mag sie Achtung lernen vor dem Gedanken, dem eine große Zeit, welche das jüngere Geschlecht kaum noch versteht, zur Grundlage und die eigene Leistung zur Legitimation dient.

In der erwähnten biographischen Skizze ist bereits angedeutet, daß der Verewigte nicht blos den Degen, sondern auch die Feder zu führen verstand. Wie wäre er auch sonst Chef des Generalstabes der Armee gewesen! Er schrieb bis in die letzten Jahre seines Lebens viel, gern und auch mit großer Leichtigkeit. Die Reihe der Denkschriften, welche uns mitgetheilt werden, beginnt mit dem Jahre 1809 und endigt 1834. Es sind deren 66. Viele davon sind schon in der biographischen Skizze berührt worden, auf welche wir verweisen. So die Ansichten über die oberste Kriegsstelle, mit welchen die Sammlung eröffnet wird und viele der Memoires, Instructionen und Operationsentwürfe aus den großen Kriegen von 1813 und 1814. „Meine Ansichten" ist die zweite Denkschrift betitelt; sie berührt die Lage Oesterreichs nach dem Frieden von Wien, und findet das einzige Heil der Zukunft in der zu stärkenden Wehrkraft. Er erwägt mit Gründlichkeit die Mittel dazu, auch die finanziellen, und geht dabei in das kleinste administrative Detail ein. Auch die wachsende Theurung und der dadurch erzeugte Nothstand des Militärs wird ins Auge gefaßt, und Abhülfe durch Naturalien, selbst Uniformstücke für Offiziere vorgeschlagen. Damals schon die Klage; was soll erst die heutige Generation sagen? Ein „Entwurf zu einer Instruction für die Generalcommanden, die Zutheilung der Offiziere des Generalstabes betreffend" von 1810 enthält für die Beschäftigung der letztern sehr passende Bestimmungen. Gleichfalls von 1810 sind die „Ansichten über die Streitkräfte bei Ausbruch eines Kriegs zwischen Rußland und Preußen einerseits, gegen Polen und Frankreich andererseits", wobei sich der Verfasser Oesterreich verbündet mit Frankreich denkt, entweder defensiv oder offensiv und die Basis der Operationen für beide Fälle ermittelt.

Die beiden folgenden Denkschriften: „Ueber die Beschäftigung der Offiziere des Generalquartiermeisterstabes" und „Instruction für einen bei einer auswärtigen Gesandtschaft zugetheilten Offizier" können noch heute für normal gelten. Wir empfehlen sie besonders der Aufmerksamkeit. „Betrachtungen über einen künftigen Krieg des Hauses Oesterreich" von 1811 rathen zur Festsetzung eines zweckmäßigen Vertheidigungssystems an seinen westlichen und nordöstlichen Grenzen, weil Oesterreich durch den Frieden von 1809 den größten Theil seiner durch die Natur selbst gebildeten westlichen Grenzbarrieren verloren habe und die ganz von Napoleon abhängige Macht in Polen zu bedeutender Stärke angewachsen sei. Der Grundgedanke ist, dem Feinde durch ein wohlgeordnetes System von Befestigungen seine kürzeste Operationslinie, die Donau, zu sperren und gegen Polen die Defensionslinie so weit zurückzuziehen, bis sich Punkte finden, wo große Landstrecken mit mäßiger Truppenzahl zu decken sind. Ein „Kurzer Ueberblick der Beweggründe" zu gleichzeitigem Anfang dieses Werks, sowie der möglichen Einwendungen der obersten Finanzstelle unterstützt die vorige Schrift. „Dem Staate kann kein Opfer zu groß sein, wenn er dadurch seine Sicherheit und die Erhaltung des Ganzen erlangt. Solche Summen sind auf große Zinsen gelegt", lauten Radetzky's Worte, welche für alle Zeiten gelten, besonders für solche, wo in der trügerischen Hoffnung auf einen ewigen Frieden um jede noch so nothwendige Forderung der Wehrkraft gefeilscht wird. „Mittel um in militärisch-politischer Hinsicht in einer genauen fortlaufenden Kenntniß zu sein", gibt der Bericht vom Februar 1812 an, welchen der Kaiser über diesen Gegenstand von Radetzky gefordert hat. Diese Mittel werden heute von allen großen Mächten angewendet: bei den Gesandtschaften attachirte Offiziere, geheime Bereisung der wichtigsten Operationsstraßen, ein Kundschaftssystem an der Grenze, eine Centralstelle für das Nachrichtenwesen. Nun beginnt die Reihe der Denkschriften aus den großen Kriegsjahren, die wir als wichtiges Material für die Geschichte derselben, die noch immer nicht zum Abschluß gediehen ist, bezeichnen. Sie erhalten ihr specielles Interesse eigentlich erst in Verbindung mit dieser. In der biographischen Skizze ist überall ihre Entstehung bezeichnet. Radetzky sprach sich „Ueber die Aufstellung einer Armee zur Vermittelung eines dauerhaften Friedens" unterm 17. März 1813 aus und nahm darin schon Frankreich als muthmaßlichen Gegner an; „Ueber die Mittel und Wege, welche den combinirten Armeen zu Gebote stehen, um die Macht des Feindes zu brechen", ist der Titel einer Denkschrift, ebenfalls vom März, worin er die Aufgabe für das russisch-preußische Heer sieht, die Linie zwischen Erfurt und Bamberg zu gewinnen, um die Streitmacht des Feindes in Nord- und Süddeutschland zu trennen (also ein strategisches Durchbrechen) und durch die hier gewonnene Basis jedes weitere Vorgehen auf der Operationslinie gegen Frankfurt und Mainz zu sichern, während Oesterreich seine Macht im Donauthal sammelt und gegen den

Bodensee overirt. So kam es bekanntlich nicht, aus vielen Gründen. Von Mai ist das „Memoire über die Aufstellung und Bedürfnisse der Observationsarmee in Böhmen', in welchem angenommen wird, daß sie denjenigen Theil, der sich gemäßigten Friedensbedingungen abgeneigt zeigt, mit Waffengewalt dazu zwingen soll, und daß dies aller Wahrscheinlichkeit nach Frankreich sein werde. Darauf sind die Entwürfe berechnet. Für die neue Armeeeintheilung werden selbständige leichte Divisionen vorgeschlagen, die auch gebildet worden sind. Ein zweites Memoire handelt „Ueber den Zweck der Operationen und deren muthmaßlichen Gang, sowie die anzuwendenden Mittel", auch vom Mai 1813. Radetzky sieht voraus, daß die Verbündeten sich nicht an der Elbe halten werden, hofft aber, daß sie die Oder behaupten können, bis Oesterreich so weit schlagfertig sei, den größten Theil der französischen Streitkräfte auf sich zu ziehen. „Ueber den Waffenstillstand" sagt er, was angesichts der Möglichkeit geboten sei und was Oesterreich zu thun habe, um sein Staatswohl durch Waffengewalt zu schirmen, er spricht als Hauptzweck des gemeinsamen Operationsplans aus: blos mit der Hauptarmee die Offensive zu ergreifen, mit allen andern Streitkräften aber sich defensiv zu verhalten, bis Napoleon's Hauptmacht geschlagen sei. In einer folgenden Eingabe „Ueber das Avancement der Stabsoffiziere des Generalquartiermeisterstabes" beklagt sich Radetzky, daß dieselben in dieser Beziehung stark beeinträchtigt würden: das ist seitdem etwas anders geworden, nicht wahr, meine Herren? Ein kurzweg „Memoire" überschriebenes Document vom Juni betrachtet die allgemeine Kriegslage für die österreichische Armee und räth, die Entscheidung erst dann zu suchen, wenn die Alliirten, die er Ende Juni an der Weichsel vermuthet, den Feind von dort zurückgeworfen haben. Dies Memoire scheint früher, als das vorige, aufgesetzt zu sein; dagegen halte ich das folgende: „Was ist nöthig, um die Offensivunternehmungen berechnen zu können?" auch vom Juni bezeichnet, für später, weil darin schon von den drei Armeen der Verbündeten, namentlich vom Kronprinzen von Schweden die Rede ist. Interessant sind „Einige Gedanken über die Ergreifung der Offensive aus Innerösterreich gegen Tirol und Italien", worin die besondere Wichtigkeit und der hohe Werth von Tirol, (damals noch bairisch) dargestellt wird: Tirol als das eine, Böhmen als das zweite Bollwerk der Westgrenze, um das Donauthal zu beschützen, in welchem durch große Brückenköpfe die Communication zwischen beiden Ländern zu sichern wäre; Tirol flankire zugleich Italien und Böhmen Norddeutschland, wie sich jetzt (1813) deutlich zeige. Diese Denkschrift enthält aber noch mehr, als ihr Titel besagt, sie spricht sich freimüthig über Oesterreichs Politik von 1812/13 aus. Es habe den günstigen Moment versäumt, als Napoleon in Rußland unterlegen; jetzt bedürfe es größerer Anstrengungen, um dasselbe Resultat zu erreichen, welches früher mit geringern Opfern und größerer Sicherheit zu erlangen gewesen. Böte aber Oesterreich zu irgendeiner Ausgleichung die Hand, wodurch Napoleon seinen Einfluß auf Deutschland behielte, so unterschreibe es sein Todesurtheil. „Nur Krieg!" heißt das Thema, welches dann mit wahrer Begeisterung und Siegeszuversicht ausgeführt wird und speciell die Offensive gegen Tirol und Italien behandelt. Das strategische Vorschreiten ist in drei Zeitabschnitten dargestellt. Wir empfehlen diesen Aufsatz unsern Fachgenossen ganz besonders. Der „Entwurf einer Instruction für das erste Armee-Reservecorps" und ein gleicher für das zweite, beide vom Juli, enthalten deren Bestimmung, das Donauthal und Wien gegen ein Vordringen der Baiern und des Vicekönigs aus Italien zu sichern. Hierauf folgte die „Stärke der französischen Armee und Aufstellung der verbündeten Armee" am 19. August, also bei Eröffnung des Herbstfeldzugs. Aus dem Monat September erhalten wir 13 verschiedene Denkschriften, zum größten Theil Operationsentwürfe, die wir, den Raum und Zweck d. Bl. im Auge, hier nicht einzeln verfolgen können, die aber aufmerksam gelesen zu werden verdienen. Im September trat bekanntlich eine Art von Waffenruhe auf seiten der Verbündeten ein, welche ihre Verstärkungen erwarteten. Radetzky warnt in den „Grundsätzen" vor einer Vereinigung vieler Streitkräfte, also der Hauptarmee mit Bernadotte oder Blücher, wodurch ein unbeholfener Koloß entstände, dem nur ein Gott gleichen Willen und gleichen Gehorsam einzuflößen vermöchte. „Wir würden vereinigt zur Armee des Xerxes." Er räth zum Ermüdungskriege, wobei sich aber wol eine sinnentstellende Auslassung im Druck eingeschlichen: „Wir können ihn nur dadurch vernichten, daß wir ihn in Ruhe lassen (d. h. nie?), ihn unaufhörlich in Detailgefechten ermüden, ihm jedes Subsistenzmittel entziehen", wenn der erste Satz nicht das Vermeiden einer Hauptschlacht bedeuten soll. Radetzky's Schreibart ist aber sonst so klar wie seine Ansichten. In den letzten dieser Schriftstücke ist nun schon die bairische Armee mit berührt, für General Wrede eine Instruction gegeben. Noch immer aus dem Hauptquartier Töplitz, datirt vom 1. October ist ein „Memoire über den Krieg 1813", welches die bisher gemachten Erfahrungen zusammenfaßt und nur dem Kronprinzen von Schweden zu viel Ehre anthut. Dann folgte die große Linksziehung. In dem Operationsentwurf vom 5. October aus Marienberg lesen wir noch immer als Hauptgrundsatz, daß eine Hauptschlacht vermieden werden soll, nachdem in dem vorhergehenden gesagt ist, daß immer auf die Hauptcommunication des Feindes gewirkt werden müsse. Dies ist also ein klarer Beleg über die Ansicht des obersten Hauptquartiers. Ueber die Schlacht von Leipzig findet sich in vorliegender Sammlung keine Zeile von Radetzky, und wir bedauern es sehr, daß alles, was er für die zur Schlacht führenden Operationen und für die Schlacht selbst aufgesetzt hat, nicht aufgenommen worden ist. Manches, was noch dunkel ist, würde dadurch aufgeklärt worden sein. Diese Lücke ist schmerzlich bemerkbar. Der nächste Operationsentwurf vom 29. October spricht nur von dem fernern Verhalten, das von nun an „mehr als seither den Charakter einer vollkommenen Offensive annehmen kann", und es am gerathensten findet, „den Rhein sofort zu passiren und so mit vereinten Kräften so tief als möglich in das Innere von Frankreich vorzudringen". Hier spricht sich Radetzky's volle Thatkraft aus. Auch in den folgenden „Vorschlägen" und „Memoires über die zu beobachtenden Grundsätze bei künftigen Operationen", „über die Nothwendigkeit, die Operationen diesen Winter fortzusetzen", mahnt er, „das kräftig Begonnene kräftig auszuführen und keinen Augenblick zu versäumen"; „nur aus unserer eigenen Bedenklichkeit kann Napoleon Heil erwachsen".

Aus dem Feldzuge von 1814 liegen nur vier Schriftstücke vor: „Concentrirungspunkte für die drei Hauptcolonnen der im Innern von Frankreich operirenden verbündeten Armee", vom 18. Januar; „Ueber die Bewegungen der Corps des Feldmarschalllieutenants Bianchi und des Erbprinzen von Hessen-Homburg und Aufstellung des dritten, vierten, fünften und sechsten Armeecorps", vom 5. März; „Entwurf zu einer Demonstrativoperation" (als über Blücher's Operationen vor der Schlacht von Laon Ungewißheit herrschte), und ein „Entwurf für die Operationen, falls der Vicekönig von Italien sich nicht unterwerfen sollte", vom 9. April. Eingeschoben sind „Anträge über das Botenmeistercorps der Hauptarmee", das zum Kundschaften, zum Kurierdienst und zu andern Versendungen und zur Stabswache im Hauptquartier bestimmt war.

In der Denkschrift „Ueber das Wiedererscheinen Napoleon's in Frankreich" spricht sich Radetzky in Wien unterm 24. März 1815 dahin aus, daß die Einleitung zum Krieg mit so viel Nachdruck zu betreiben sei, „um spätestens Ende Mai die Offensive zu ergreifen oder nie!!" Die Andeutungen über den Congreß und den Einfluß seiner Länderbegrenzungen bekunden den politischen Scharfblick des Helden. An dies Memoire knüpfen sich wieder Operationsentwürfe, welche zwar durch Waterloo überflügelt, aber doch lehrreich sind. Wir heben die Ansichten über Vertheidigung des Oberrhein und Süddeutschlands hervor, und die Erwägung, ob und wie Strasburg erobert werden könne?

Nach dem Frieden folgt noch eine Reihe von Denkschriften als Frucht gereifter Erfahrungen und hoher militärischer Einsicht. Der „Vorschlag für die Einrichtung der obersten Geschäftsleitung im Hauptquartier“, noch von 1815, stellt den Grundsatz auf, das rein Militärische von dem Administrativen insoweit zu trennen, daß das Militärische den Maßstab geben muß, was das Administrative zu thun habe. In dem „Vortrag über den Zweck der Uebungslager in Friedenszeiten, deren Dauer und über die sichersten Wege, den gegebenen Zweck zu erreichen“, 1816, sind schon die Ideen zu erkennen, welche Radetzky später in Italien bei seinen berühmten Manövern auf so großartige Weise ausgeführt hat. Er erklärt sich gegen die nach „Friedrich's, der Preußen Einzigen“, Beispielen überall üblich gewordene Aufstellung zweier sich gegenüberstehender Corps, weil dabei nur derjenige Theil im eigentlichen Verstande belehrt werde, welchem der Sieg zugedacht sei, der andere Theil aber auch bei der vollkommensten Anlage der Uebung doch jedesmal ohne sichtbare Noth und öfter sogar anscheinend gegen Ehre und Pflicht das Feld räumen müsse und dies im Gemüthe des Soldaten eine Saite sei, die man nie anstimmen dürfe. Auch die höhern Offiziere erhielten dadurch nur ein beschränktes Feld zur eigenen Berichtigung ihres Wissens und zur freien Anwendung der Grundsätze höherer Kriegskunst, weil ein Gefecht mit seinen Folgen nie vorgestellt werden könne, ohne den einen oder den andern Theil zu binden. Es sei daher besser, alle zusammengezogenen Truppen als ein zusammengehöriges ganzes Heer zu betrachten und mit ihm großartige Uebungen im Sinne des wirklichen Kriegsgebrauchs anzustellen. Ueber diesen Gegenstand wurde in letzter Zeit eine lebhafte Discussion in den Militärzeitschriften geführt. Bemerkenswerth bleibt, daß auch Napoleon I. ein Gegner des Manövrirens in zwei Parteien war, und daß sowol einst bei Boulogne, als gegenwärtig bei Châlons dasselbe nie vorgekommen ist. Indessen haben wir zu bemerken, daß in Preußen seit vielen Jahren dahin gestrebt wird, die Manöver soviel als möglich dem Ernst des Kriegs anzupassen, und daß bei den letzten Herbstübungen in diesem Sinne wieder sogenannte „conventionelle Bestimmungen“ erflossen sind, welche alle unnatürlichen Vorkommnisse zu beseitigen streben.

„Organisatorische Gedanken“, 1827 niedergeschrieben, stellen den Ausspruch an die Spitze: „Eine zu jeder entsprechenden Verwendung gut organisirte Armee muß ihr Augenmerk blos auf die Offensive richten.“ Was sie dazu bedarf: Hauptquartier, Ordre-de-bataille, Administration, wird eingehend und klar erörtert. Vieles davon ist beachtet und durchgeführt worden. Zur richtigen Kenntniß der Zustände in der k. k. Armee damaliger Zeit liefern Radetzky's Vorschläge, wie der Herausgeber im Vorwort bemerkt, die wichtigsten Aufklärungen. In den „Gedanken über Festungen“, 1827, finden wir über die Türkei Auslassungen, welche überraschend in die heutigen Verhältnisse passen. Doch lesen wir auch, was Oesterreich thun würde, wenn es zu einem Offensivkriege die Grenzen des „absterbenden Reichs“ überschritte, nämlich Serbien und Bosnien für unabhängig erklären, die Völker bewaffnen und mit in den Krieg gegen die Türkei führen. Das steht für den Augenblick anders.

Eine „Militärische Betrachtung der Lage Oesterreichs“ von 1828 findet dieselbe aller Defensivbarrièren beraubt, ohne verläßliche Bundesgenossen und nur auf sich und seine eigene Kraft gewiesen. Was über die politischen Verhältnisse zu den Nachbarstaaten gesagt wird, namentlich über Preußen, „dem in seiner Territorialschwäche unförmlichsten Staat, den es je auf dem Erdenrund gegeben hat, der daher eine Abrundung lebhaft wünschen, es aber nie aussprechen darf“, ist höchst beachtenswerth. Als gefährlichster Nachbar wird Rußland betrachtet und für einen Krieg mit dieser Macht eine strategische Erwägung der möglichen Operationen angestellt. Für die innere Vertheidigung des Staats findet Radetzky, „da das große und weise Princip, entsprechende Constitutionen zu geben, wahrscheinlich binnen kurzem in allen Ländern Europas zur Ausführung gebracht sein werde“, die zuverlässigste Stärke in zweckmäßig gebildeten Landwehren. Man kann nicht kräftiger für das Landwehrsystem sprechen als Radetzky. „Diese Einrichtung ist die natürlichste und deshalb auch die beste. Sie liefert dem Staate im Verhältniß seiner Bevölkerung die größte Anzahl Streiter; sie erhält im Volk das Bewußtsein lebendig, daß es sich selbst vertheidigt, eben dadurch also auch einen kriegerischen Geist, der nicht leicht ausarten wird, weil diejenigen, welche er belebt, niemals aufhören, Bürger zu sein. Ein solcher Geist, auf einer solchen Höhe aber, macht ein Volk unüberwindlich. Man wird es nicht unterjochen, viel weniger ausrotten können.“

Die Denkschrift: „Ueber den Werth der österreichischen Cavalerie“, 1809, ist für jeden Reiteroffizier von großem Interesse, da sie allgemeine Grundsätze über Remontirung, Ausbildung und Bestimmung der einzelnen Gattungen, sowie über die Führung großer Cavaleriekörper ausspricht, wie sie eben nur ein so ausgezeichneter Reiterführer geben kann. Es erinnert an eine ähnliche Schrift des kürzlich verstorbenen preußischen Generals Roth von Schreckenstein, in welcher ein verwandter Geist weht, sie war im Jahre 1853 dem „Militär-Wochenblatt“ als Beiheft zugefügt. Dem Leser d. Bl. ist vielleicht auch noch Schreckenstein's Werk: „Die Cavalerie in der Schlacht an der Moskwa“, erinnerlich, das als Manuscript gedruckt in Nr. 51 d. Bl. f. 1855 besprochen wurde und jetzt in den Buchhandel gekommen ist. Nach seinem Tode sind noch „Vorlesungen“ von ihm erschienen, auf welche wir unsere militärischen Leser hiermit aufmerksam machen wollen.

Die drei letzten Denkschriften Radetzky's sind aus Mailand datirt. „Ueber eine Operation der verbündeten Heere gegen Frankreich, mit besonderer Rücksicht auf die Armee des Oberrhein“, 1832, denkt der Feldherr im Sinne von 1814, sie soll gegen die Julidynastie gerichtet sein; ihre strategischen Grundzüge sind auf eine genaue Betrachtung des Kriegstheaters basirt. Zwei Jahre später, 1834 spricht er sich „Ueber die Nothwendigkeit eines festen Lagers bei Mailand“ aus; die Ereignisse haben seine Forderungen später nur zu sehr gerechtfertigt. Die letzte Arbeit behandelt die Frage: „Wie kann man gute und große Heere mit wenig Kosten erhalten?“, auch noch von 1834. Sie knüpft wieder an die „Organisatorischen Gedanken“ an. Das System der Cadres und abwechselnder Einberufung wird für Oesterreich nicht passend befunden, weil die Regimenter fortwährend in ihren Werbbezirken bleiben müßten und dies System baldigst statt eines einheitlichen Heeres eine Verbindung von nationalen, d. h. böhmischen, österreichischen, italienischen, ungarischen u. s. w. Armeen gestalten würde. Die Nationalbewaffnung, so viel Verlockendes sie habe, sei nur so lange ausführbar, als zwischen dem Beherrscher und den Beherrschten ein vollkommener Einklang bestehe. „Sollte in Preußen das Volk durch die Verführungen der Propaganda einmal schwierig werden, so ist es um die Regierung geschehen, denn sie hat sich selbst die Ruthe gebunden.“ Das preußische Landwehrsystem hat aber auch diese Probe bestanden und dadurch, weil es seitdem den veränderten Zeitverhältnissen besser angepaßt worden ist, nur gewonnen. Im weitern Verfolg der Frage werden die Mängel der (damaligen) österreichischen Organisation freimüthig aufgedeckt und Abhülfe vorgeschlagen, welche — freilich erst nach einer großen Gefahr, die der Verfasser dieser Denkschrift als Feldherr abgewendet hat — durch den jetzigen Kaiser geschehen ist.

Wir glauben unsern Lesern die Reichhaltigkeit der Denkschriften Radetzky's, soweit es in gedrängter Uebersicht möglich war, geschildert zu haben und nennen sie mit dem Herausgeber nicht blos eine Fundgrube prägnanter Gedanken, sondern auch ein werthvolles Material für die Geschichte der Kriegskunst.

Karl Gustav von Berneck.

Die deutsche Ritter-, Räuber- und Schauerromantik.

In einer Betrachtung „Zur culturhistorischen Begründung der Literaturgeschichte" in Nr. 31 d. Bl. f. 1858 haben wir bereits auf eine Reihe von Aufsätzen J. W. Appell's hingewiesen, welche im Laufe des vorigen Jahres im „Bremer Sonntagsblatt" veröffentlicht wurden. Diese sind jetzt, revidirt und mit Anmerkungen versehen, auch als besondere Schrift unter dem Titel erschienen:

Die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik. Zur Geschichte der deutschen Unterhaltungsliteratur. Von J. W. Appell. Leipzig, Engelmann. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser gehört zu jener Gattung höchst nützlicher Arbeiter auf dem Felde literargeschichtlicher Forschung, wie sie nur Deutschland kennt, welche sich auf irgendeine merkwürdige literarische Specialerscheinung oder Species werfen und nun alles sammeln, was sie darüber nur irgendwo aufzutreiben vermögen. Solche Specialschriften kommen dann als Vorarbeiten den Literaturhistorikern, welche das Gesammtgebiet der Literatur oder doch einzelne größere Abschnitte derselben behandeln, sehr zu statten, entheben sie mancher Mühe und geben ihnen viele interessante Fingerzeige. Zugleich macht sich bei Appell das culturhistorische Element in vorzüglichem Grade geltend. Schon seine Schrift „Werther und seine Zeit" war ebensowol ein Beitrag zur Literatur- als zur Sittengeschichte der Werther-Periode, und seine neueste Schrift dient ebenfalls zur Aufhellung gewisser dunkler Sittenzustände, aus denen die greuliche Spukgestalt der deutschen Ritter-, Räuber- und Schauerromantik hervorging. Die literarischen Erzeugnisse, die in den Kreis dieser Schrift fallen, haben eine sittengeschichtliche Bedeutung, oder sie haben überhaupt keine. Erstere wird man ihnen aber sicherlich nicht absprechen können. Man möchte es kaum für möglich halten, daß in einer überfeinerten, an Bildungsanstalten und Beaufsichtigung überreichen Zeit, in einer Zeit, wo so viele hervorragende Männer sich mit den höchsten Aufgaben der Kunst und des Wissens beschäftigten und in den meisten Gattungen Werke von classischem Werthe schufen, diese rohe und barbarische Literatur sich erzeugen und fortentwickeln konnte; daß Zehn- und Hunderttausende von gebildeten und gemüthlichen Deutschen (denn keineswegs waren es die untern Schichten allein, in welche diese Literatur eindrang) ihr Wohlgefallen an ihr haben konnten; daß diejenigen, welche sofort alle Mannschaften der Polizei in Bewegung gesetzt haben würden, wenn ihnen ein angehender Karl Moor oder Rinaldo Rinaldini oder Abällino ein Taschentuch entwendet hätte, jenen Fratzen von Menschen zujauchzten, die ihre Hände in Blut tauchten und in großartigem Stile das Räuberhandwerk trieben, um mit dem Gestohlenen ihre Buhlerinnen zu unterhalten und der „unterdrückten Unschuld" zu Hülfe zu kommen; daß diejenigen, die selbst nur die Feder oder die Krämerelle oder das Bügeleisen führten, sich für die abenteuerlichen Thaten ungeschlachter Ritter begeisterten, die man in diesen Romanen als Helden darstellte, während sie in der Wirklichkeit doch oft nur Buschklepper und Wegelagerer waren und den Rinaldo Rinaldinis ins Handwerk pfuschten. Es liegt hier in der That etwas Räthselhaftes vor, das ein künftiger Literaturgeschichtschreiber zu erklären versuchen möge, ein Literaturgeschichtschreiber, der nicht blos die einzelnen Autoren von diesem oder jenem Standpunkt kritisch feiert oder abkanzelt, sondern der es sich zur Aufgabe macht, in den literarischen Erscheinungen das sittengeschichtliche Moment hervorzuheben und sie als Spiegelbild und Product ganzer Klassen der Gesellschaft darzustellen. Denn auch das Publikum arbeitet an der Literatur mit, und namentlich an der entarteten ist es mitschuldiger als man zu glauben sich die Miene gibt.

Der Verfasser gibt zwar zu, „daß wir niemals so frevelhafte, stark unzüchtige Bücher ans Tageslicht gefördert haben als die Nachbarn überm Rhein"; aber er fährt fort: „Dagegen müssen wir mit einiger Beschämung auf die Flut unserer gemeinen Unterhaltungsliteratur sehen. Welches andere Land, fragen wir, hat je eine solche Pfefferdütenliteratur gehabt, wie unsere Tagesbelletristik im letzten Viertel des 18. und in den ersten Decennien des 19. Jahrhunderts? An Masse wie an Roheit und Erbärmlichkeit fanden diese schlechten deutschen Romane und Komödien nie und nirgends ihresgleichen. Wir nennen uns so gern selbst das gebildetste Volk in Europa; wer uns jedoch nach der damaligen Lieblingsleserei des großen Publikums beurtheilen wollte, der müßte die «Nation von Denkern und Dichtern» beinahe für die geschmackloseste und zugleich schwachmüthigste unter allen Nationen ansehen." Nur ist zu bemerken, daß doch selbst von dieser wüsten Literatur, wie Appell selbst berichtet, manches in fremde Sprachen überging; so übersetzte Charles Louis de Sevelinges, der auch den „Werther" und „Wilhelm Meister" übertrug, den 1796—98 in vier Bänden erschienenen Roman von Spieß: „Meine Reisen durch die Höhlen des Unglücks und Gemächer des Jammers", unter dem Titel: „Les voyages dans la caverne du malheur et les repaires du désespoir", und noch 1820 erschien eine Uebersetzung seines „Petermännchen" unter dem Titel: „Le Petit-Pierre, ou aventures de Rodolphe de Westerbourg"; von dem „Rinaldo Rinaldini" erschienen 1800 und 1801 zwei französische Uebersetzungen zu Paris, die eine von Duperche, die andere von Delamarre, eine englische von Hinkley 1800 zu London, dann eine russische, dänische, holländische, spanische, polnische, ungarische und italienische. So hat also dieses jetzt verspottete Buch die Reise um die Welt gemacht, es ist seinerzeit ein Weltbuch gewesen! Der Einfluß dieser Romanliteratur ging also über die Grenzen Deutschlands hinaus, und um so auffallender erscheint es, daß ihr unsere Literarhistoriker bisher keine Beachtung geschenkt haben, wie jedoch Appell hinzufügt „mit einziger Ausnahme des gründlich forschenden Koberstein, dem wir in Bezug auf die Entartung und Verwilderung unserer Belletristik die ersten nähern Angaben verdanken". Man behaupte, sagt Appell weiter, daß die gemeine Unterhaltungsliteratur, trotz ihres breiten Umfangs, keinen Platz in der Literaturgeschichte verdiene, und für eine Darstellung, die sich auf die Geschichte der Dichtung beschränke, möge sie in der That ganz gleichgültig sein. Nichtsdestoweniger sei sie für den Sittenforscher beachtenswerth. Ihre Einwirkung auf den Mittelstand und die untern Klassen sei unstreitig bedeutend gewesen, bedeutender als man sich in unsern Tagen gemeinhin vorstelle; sie mache uns manche Züge des frühern Lebens anschaulich, liefere einen Gradmesser für den Bildungsstand, den Geist und Ton der großen Mehrheit des damaligen leselustigen Publikums und führe zu belehrenden Vergleichungen zwischen sonst und jetzt. Nur meinen wir, daß auch in unsern Tagen noch manche Gifte aus der großen Apotheke der Romanproduction dem Publikum verabreicht werden, wenn auch unter anständigerer Etikette und mit feinern Ingredienzien versetzt. Uebrigens hat auch die Ritter- und Räuberromantik in Deutschland noch immer ihr verborgenes Publikum, wie so manche noch in den letzten Jahren namentlich bei Coldit in Leipzig und bei Brener in Dresden erschienene Romane dieser Art und die gar nicht so seltenen Wiederauflagen älterer zu beweisen scheinen. Bedeutungsvoller erscheint noch diese Literatur, wenn man sie in ihren Zusammenhängen mit den Jugendwerken unserer beiden größten Dichter, mit „Götz von Berlichingen" und den „Räubern" betrachtet. Letzteres Trauerspiel, so sehr man auch die darin waltende geniale dramatische und poetische Kraft anerkennen mag, trug sammt einigen Schiller'schen Jugendgedichten, wie die „Kindesmörderin", namentlich dazu bei, die sittlichen wie ästhetischen Begriffe in Deutschland zu verwirren. Das Publikum verlor vielfach seine Unterscheidungskraft für gut und böse, schön und häßlich, erhaben und überspannt, groß und wild, und rohe oder gewissenlose Schriftsteller sündigten auf das Beispiel des gefeierten Schiller ohne Anstand los. Unsere Generation darf mit der Anerkennung dieses Factums um so weniger zurückhalten, da die Zeit fortgeschrittener Civilisation schwerlich ausbleiben kann, wo es kaum jemand begreiflich finden wird, daß dieses immerhin titanische und auch zur Nieder-

brechung gewisser allzu engherziger Schranken vielleicht sehr nöthige Jugendwerk eines später zu so hoher Vollkommenheit gelangten Dichters einen so ungeheuern Enthusiasmus in Deutschland hervorrufen konnte. Würde es doch jetzt schon kaum noch auf der Bühne erscheinen, wenn es nicht noch Charakterdarsteller gäbe, welche in der Rolle des Franz ihre Künste zeigen wollen.

In seiner geschichtlichen Darstellung geht Appell bis auf das 17. Jahrhundert zurück, auf August Bohse, genannt Talander, Happel und Hunold, ps. Menantes, der in der Jugend schlüpfrige, sogenannte „galante" Romane schrieb, später aber Universitätslehrer in Halle und ein gesetzter Mann wurde und seine frühere Richtung mit den Worten verdammte: „Ich wünschte, daß viele meiner Schriften in ihrer ersten Geburt erstickt wären. Die Poesie, wie sie von mir und vielen andern getrieben worden, hat mehrentheils einen geringen Nutzen und noch weniger Tugend in sich." Appell erwähnt, daß in dem 1785 gedruckten Katalog der Bücherei des fleißigen Sammlers Professor Schwabe in Leipzig 1687 Bände deutscher Romane aus den Jahren 1523—1783 verzeichnet sind, worunter auf das 17. Jahrhundert 144 Romane kommen. Wir erfahren dabei, daß nach Meusel's 1806 angestellter Berechnung in Deutschland 1771 über 3000, 1776 über 4300, 1784 über 5200, 1791 ungefähr 7000, 1795 ungefähr 8000, zu Ende des 18. Jahrhunderts 10648 Schriftsteller in Deutschland lebten und daß dieses Heer schon nach dem ersten Decennium des 19. Jahrhunderts sich mindestens auf 12500 Köpfe belief; also einige 1000 Mann stärker war als das jetzige Kriegscontingent des Großherzogthums Hessen. Ausführlichere Charakteristiken gibt hierauf der Verfasser von den Romanschriftstellern Cramer, Spieß und Vulpius. Es ist bezeichnend, daß sich der ungeschlachte Cramer seinen Recensenten, den „ausgetrockneten Halbmännern" gegenüber, die er, auf den Erfolg seiner Romane pochend, gründlich zu verachten sich anstellte, einmal auf den Beifall eines Fürsten berief, der nach Appell's sicherlich begründeter Vermuthung kein anderer war, als Cramer's Protector, der Herzog Georg von Meiningen. Diesen traf Tieck einmal im Bade Liebenstein als Zuschauer in einer Marionettenbude, „wo er aus einem ungeheuern Meerschaumkopf rauchte und sich an dem hier dargebotenen Kunstgenuß, sowie an dem überlustigen Treiben des Janhagels weidlich ergötzte". Eine gewisse roh demokratische Gesinnung half zur Verbreitung der abscheulich stilisirten Cramer'schen Romane wesentlich mit und schadete ihm nicht in der Gunst seines Herzogs, der ja wol genug schlechte Minister, Finanzräthe, Oberstallmeister, Kammerjunker und sonstige Hofschranzen hatte kennen lernen, als daß er sich nicht hätte freuen sollen, wenn sie von Cramer einmal einen tüchtigen Hieb bekamen, den er seiner ganzen Natur nach auch wol seinen fürstlichen Standesgenossen mitunter von Herzen gönnen mochte. Wir gestehen, daß wir bisher weder von Cramer noch von Spieß irgendeinen Roman gelesen haben, aber nach einigen von Appell mitgetheilten Auszügen scheint uns Spieß doch auf einer etwas höhern Stufe zu stehen als sein Rival, wenn es auch in seinen Romanen oft scheußlich genug hergeht. Aber eine gewisse praktische Beobachtung und eine Neigung zur Auffassung der düstern Regionen des modernen Lebens findet sich doch bei ihm, namentlich in dem schon erwähnten Roman: „Meine Reisen durch die Höhlen des Unglücks." Wenigstens finden sich in der Vorrede einzelne Gedanken, die sich bestreiten lassen, die aber doch eine gewisse Wahrheit haben, dazu stilistisch gar nicht übel ausgedrückt sind und vielleicht, wie der ganze Roman, zu der Entstehung der spätern, in den Nachtseiten des menschlichen Geschlechts wühlenden socialistischen Literatur mehr als man glaubt beigetragen haben, eine Vermuthung, die durch den Umstand einige Wahrscheinlichkeit erhält, daß der ebengenannte Roman ins Französische überging. Es ist schon manche deutsche Erfindung in ihren rohen Anfängen vom Auslande adoptirt und weiter ausgebildet worden, um dann als ausländisches Product wieder in Deutschland eingeführt und bewundert zu werden. Ueberhaupt ist an einzelnen dieser Romanschriftsteller doch nicht alles so lächerlich, als es in seiner äußern fratzenhaften Erscheinung aussehen mag. Wenn Spieß in seiner Vorrede bemerkt: „Ich fuhr erschrocken und zitternd empor, wenn mich anhaltendes Nachdenken überzeugte, daß oft die kleinste Ursache die Mutter der größten Begebenheiten wurde; daß ein geringes von mir und tausend andern schon oft verübtes Verbrechen, wenn Zufall und Umstände sich mit ihm vereinigen, den redlichsten Mann zum Räuber, das gefühlvollste Herz zum Mörder, den wärmsten Patrioten zum Verräther seines Vaterlandes machen kann", so ist dies im Grunde doch dieselbe Doctrin, welche auch Karl Moor in einen Räuber und Mörder verwandelte, eine Doctrin, die von den gebildetsten Deutschen durch den Beifall, welchen sie den „Räubern" zollten, gutgeheißen wurde, eine Doctrin, zu der auch sehr wohl Goethe's merkwürdiges Selbstbekenntniß stimmt: er kenne kein Verbrechen, zu dem er nicht die Fähigkeit in sich verspürt habe. Der den genannten Romanschreibern an mannichfachen Kenntnissen und auch an Geschmack überlegene Verfasser des „Rinaldo Rinaldini", der Schwager des Verfassers der „Iphigenia" und des „Torquato Tasso", kommt bei Appell ebenfalls übel weg, und mit Recht, wenn man nur seinen „Rinaldo Rinaldini" und seine übrigen Romane in Betracht zieht. Doch nannte ihn noch jüngst Düntzer einen Mann, den man über Gebühr verkenne, und Goedeke sagt von ihm in dem eben erschienenen fünften Heft seines „Grundriß": „Als Herausgeber der «Curiositäten», einer Sammlung von Aufsätzen über die ältern Zeiten, Volkslieder u. s. w. ist er noch gegenwärtig unvergessen und fortdauernd wirksam." Was seine bekannte auch von Appell mitgetheilte Unterredung mit Schiller betrifft, so hat diese für uns viel mehr etwas Rührendes als Lächerliches, so souverän auch Schiller über Vulpius' „kleine dürre Figur", seine „krumme und sehr gebückte" Haltung, seinen weißen Frack und seine grüngelbe Weste zu spotten beliebte. Schiller behandelte ihn offenbar äußerst wegwerfend, dennoch bedankte sich Vulpius mit den Worten: „Ich bitte um Verzeihung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie gesehen habe." Hierüber hätte einem Manne, einem Dichter wie Schiller doch der Spott vergehen sollen; der Spott an sich hat niemals etwas Moralisches, das zu ihm nur hinzutritt, wenn der Humor sein versöhnendes Licht über ihn verbreitet. Um Vulpius' und seiner Schwester Charakter und Schicksal in humanem Sinne zu würdigen, darf man übrigens nicht die traurige Jugend vergessen, die beide in der Umgebung eines der Trunksucht bis zum Exceß ergebenen Vaters verlebten. Solche Eindrücke verwischen sich nicht so leicht im Leben eines Menschen, zumal wenn fortdauernder äußerer Druck hinzukommt. In andern erwecken diese Eindrücke Groll, Haß und Neid; Vulpius stimmten sie zur Demuth; er rechnete es sich zur Ehre, großen Männern nahe zu treten und ihr Lakai zu sein, selbst wenn er dafür Fußtritte empfing. *)

Kürzer, aber vollkommen genügend, werden von Appell die bekannten Romanschreiber Schlenkert; Albrecht, dem seine Ehefrau, die einst selbst von Schiller gefeierte Schauspielerin Sophie Albrecht, geborene Baumer, bei seiner literarischen Industrie zur Hand ging; Karl Grosse (der sich abwechselnd auch wol einen spanischen Grafen E. R. von Vargas, Marquis C. von G. oder Marchese von Pharmusa nannte); Rambach (ps. H. Lenz und Ottokar Sturm), Gymnasiallehrer in Berlin, der das Talent seines Schülers Tieck dazu misbrauchte, ihm bei seinen Romanen behülflich zu sein; J. J. Brückner; Bornschein; Arnold, Verfasser

*) Es verdient erwähnt zu werden, daß noch ein neuerer Dichter und Literarhistoriker, Eduard Boas, dem Cultus des Genius in der Person Rinaldo Rinaldini's gehuldigt hat. In einem seiner Gedichte wünscht er, was doch alles Mögliche ist, Rinaldo Rinaldini selbst zu sein:

Im Schos des Liebchens ruht' ich, wenn ich müde;
An meiner Seite wacht der treue Rüde;
Die Büchse scharf geladen jedenfalls,
Die Silberpfeife trag' ich um den Hals.

Und lass' ich ihre lauten Töne gellen,
Dann tauchen auf die wilden Spießgesellen
Im Waldesdickicht u. s. w.

der Romane „Das Bildniß mit dem Blutflecken", „Die doppelte Ursulinernonne", „Der Brautkuß auf dem Grabe", „Die Nachtwandlerin oder die schrecklichen Bundesgenossen der Finsterniß" u. s. w., ferner die noch einer neuern Zeit angehörenden Romanfabrikanten Hildebrandt, Leibrock, Riedmann, H. R. Belani (Häberlin) und manche andere abgehandelt. Auch der Verfasser der moralisirenden „Stunden der Andacht", Heinrich Zschokke, erblicken wir in dieser Reihe literarischer Sträflinge als Verfasser des Räuberdramas „Abällino" (der manche Seitenstücke, darunter auch einen „Weiblichen Abällino" hervorrief) und der Romane „Die schwarzen Brüder", „Giulio degli Obizzi, oder Abällino unter den Calabresen" (2 Bde., 1815) und „Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heimlichen Femgerichts" (2 Bde., 1795—99), welcher tollbetitelte Roman im Jahre 1800 von H. H. Westphalen neu bearbeitet und vollendet erschien. Auf den auffallenden Umstand, daß diese Romanfabrikanten, deren Producte für Kannibalen oder Narren und nicht für civilisirte Menschen bestimmt gewesen zu sein scheinen, mit seltenen Ausnahmen in dem gebildeten Kursachsen, den sächsischen Herzogthümern und frühern sächsischen Landestheilen geboren waren, lebten und wirkten, haben wir schon früher hingewiesen. Manche derselben bekleideten einflußreiche Lehrstellen, Cramer war Lehrer an der von Herzog Georg neuerrichteten Forstakademie zu Dreißigacker bei Meiningen; Schlenkert von 1815 an Professor der deutschen Sprache an der Forstakademie zu Tharand; K. A. G. Seidel, der Theologie studirt hatte, eine Zeit lang fürstlich waldeckischer Bibliothekar in Arolsen und seit 1800 erster Lehrer an der Töchterschule zu Dessau; Rambach Lehrer an dem Friedrichwerderschen Gymnasium in Berlin, später Professor der Kameralwissenschaften in Dorpat, sogar kaiserlich russischer Etatsrath und Ritter des St.-Annenordens; Arnold Doctor der Philosophie und der Rechte, Privatdocent und Universitätssecretär zu Erfurt; H. A. Müller, Verfasser der Romane „Benno von Rabeneck, oder das wandernde Gerippe im Brautgemach", „Limbert der Schreckliche" u. s. w. und des Kinderbuchs „Bitte! Bitte! liebe Mutter! lieber Vater! lieber Onkel! liebe Tante! schenke mir doch das allerliebste Buch!" Pastor zu Greußen im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen; Hildebrandt Pastor zu Eilsdorf im Halberstädtischen; Vulpius brachte es schließlich bis zum Oberbibliothekar, großherzoglichem Rathe und Ritter des Weißen Falkenordens. Daß die Verdienste dieser Männer um Barbarisirung der Nation in dieser Weise belohnt wurden, ist für moderne Staats- und Culturzustände ebenfalls nicht wenig bezeichnend. Zum Schluß wirft Appell noch einen Blick auf die Leihbibliothekeneinfuhr aus Frankreich, auf die „Sodomsäpfel, welche die opiumberauschte Muse der neuern französischen Romantik uns darbot" und die er schlimmer nennt als das deutsche „struppige Unkraut", und auf Adolf Bäuerle's neueste Wiener Lokal- und Criminalromane, wobei daran erinnert sein mag, daß auch Bäuerle für seine Verdienste belohnt wurde, indem ihm sieben österreichische Städte das Ehrenbürgerrecht ertheilten. Es wäre zu wünschen, daß Appell dieser interessanten Schrift über die Literatur der Ritter-, Räuber- und Schauerromane eine ähnliche über die Literatur der Ritter-, Räuber- und Schauerdramen folgen lassen möchte, da beide Literaturen einander ergänzen und die letztere als eine öffentlich auf den Bühnen gepflegte noch ganz besondere Beachtung verdient.

H. M.

Kittlitz' Reise nach dem russischen Amerika.

Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika, nach Mikronesien und durch Kamtschatka, von F. H. von Kittlitz. Zwei Bände. Gotha, J. Perthes. 1858. Gr. 8. 4 Thlr.

Das horazische Nonum prematur in annum ist an dem vorliegenden Buche um mehr als das dreifache in Erfüllung gegangen, denn die Reise, deren Beschreibung hier vorliegt, ist die des Admirals, damaligen Kapitäns Lütke 1826—29. Nachdem Hr. von Kittlitz, der zugleich mit dem früh der Wissenschaft entrissenen Dr. Mertens als Naturforscher die Expedition begleitete, schon in einer Reihe von Werken, welche theils seine Kenntnisse als Ornitholog, theils seine Geschicklichkeit als Zeichner darlegen, die Ergebnisse der Reise bekannt gemacht, liegt jetzt die zusammenhängende Erzählung der Fahrten vor, welche zu dem bahnbrechenden Werke der „Vegetationsansichten" wie zu einer Reihe wissenschaftlicher Abhandlungen in den Schriften der petersburger Akademie u. s. w. den Stoff geliefert haben. Die Verzögerung der Publication hat besonders darin ihren Grund, daß der Verfasser hoffte, seine sämmtlichen Skizzen zu einem mit eigener Hand radirten Kupferwerke verarbeiten zu können; erst als diese Hoffnung aufgegeben werden mußte, entschloß er sich zur jetzigen Weise der Veröffentlichung, wo die Radirungen (von des Verfassers Hand) und Holzschnitte nur das gedruckte Wort erläutern. Das Interesse des Werks hat nicht verloren durch diese Verzögerung, denn Kamtschatka, die Karolinen und selbst die russisch-amerikanischen Besitzungen sind von den neuesten wissenschaftlichen Reisen auffallend wenig berührt worden, und das Meiste von dem, was hier über diese Länder mitgetheilt worden, hat für unser Publikum noch den vollen Reiz der Neuheit. Dagegen erhält der Leser jetzt noch die ganze Reife der Lebensanschauung hinzu, welche der Verfasser in seiner Zurückgezogenheit in Mainz durch die mannichfaltigsten, auch auf das classische Alterthum gerichteten Studien sich erworben. Nirgends sind die wissenschaftlichen Forschungen des Verfassers in eine für den Laien ermüdende Form gekleidet, vielmehr trägt der gefeilte, des Schmucks des Humors nicht entbehrende Stil die Spuren, wie sorgfältig der Verfasser den ihm so geläufigen Stoff dem Bedürfniß des großen Publikums angepaßt hat.

Am 1. September 1826 fuhren der Senjawin, welcher außer seiner Bemannung von 62 Köpfen noch 15 Mann für den Dienst des Peter-Paulshafens in Kamtschatka führte, und die Corvette Moller von Kronstadt ab. Nach kurzen Aufenthalten in Kopenhagen, Portsmouth und Teneriffa (15. November) wurde am 7. Januar die Küste von Brasilien erblickt. Für den Aufenthalt in der für den Naturforscher so unendlich anziehenden Umgebung von Rio-de-Janeiro konnten nur 14 Tage erübrigt werden, denn es liegt im Wesen einer sogenannten Weltumsegelung, daß man alles nur flüchtig und im Vorübergehen betrachten kann. Hinzugefügt mag werden, daß der Senjawin ein schlechterer Segler als der Moller war und so immer im Rückstand sich befand und daß bei der Ueberfüllung des Schiffs mit Mannschaft die drei Naturforscher*) und der Zeichner**) in ihrer Thätigkeit vielfach gehemmt waren. Am 14. Februar 1827 erblickten sie die Falklandsinseln, aber erst nach langem Kampfe mit Wellen und Stürmen (8. März) konnten sie die Magellansstraße durchfahren. Am 16. März gingen die Schiffe in der Bucht von Concepcion (Chile) vor Anker, um ihre Vorräthe zu ergänzen. Kittlitz macht bei dieser Gelegenheit folgende eigenthümliche Bemerkung: „Der guten Beschaffenheit unsers Nachtlagers am Lande ungeachtet war es Mertens und mir unmöglich einzuschlafen wegen der doppelten Aufregung, welche die nur durch die Nacht unterbrochenen Natureindrücke sowol als auch die eigenen Gespräche bei uns hervorbrachten. Es ist nämlich ein sehr bemerkenswerther Charakterzug des Seelebens und gehört zu den eigenthümlichen Unnatürlichkeiten desselben, daß vertraute Gespräche, wie sie zwischen zwei Freunden geführt zu werden pflegen, solange das Fahrzeug sich unter Segel befindet, der Regel nach unmöglich sind. Wenigstens kann man von einer an Bord gemachten Aeußerung nie wissen, inwiefern sie wirklich aufrichtig und nicht durch Rücksichten auf Mitreisende modificirt sein möge. So haben also zwei Freunde, wenn sie nach langer Seefahrt zum ersten male am Lande sind, sich gewöhnlich sehr vieles zu sagen, was bisher aus dieser oder jener Rücksicht ungesagt blieb; namentlich werden erst hier ihre wahren Ansichten über die Persönlichkeiten und das Benehmen der Reisegefährten laut, Ansichten, deren Erörterung auf so langwierigen

*) Dr. Mertens, Dr. Eschscholtz, Kittlitz. **) Postels.

Reisen, wie die, auf der wir uns soeben befanden, mitunter von nicht geringer Wichtigkeit ist."

Erst am 20. März konnten sie wegen widriger Winde die Bucht verlassen und langten am 27. in Valparaiso an, wo sie Dr. Pöppig antrafen, in der Vorstadt Almendral ihren Studien lebten und bis zum 15. April, dem Tag der Abreise, größere Ausflüge in das Innere des Landes unternahmen. Die gewaltig lange Seefahrt von Valparaiso bis Sitka begann mit widrigen Winden und endete erst am 24. Juni, nach einer siebenundsiebzigtägigen Fahrt, wo sie in den Norfolk-Sound des Vancouver einliefen. Am folgenden Tage bezogen die Naturforscher die ihnen angewiesenen Wohnungen in Sitka (Neuarchangel). Der Juli wurde mit Ausflügen zu Land und zur See zur Erforschung der Bai von Sitka verbracht und am 1. August die Reise nach den Aleuten angetreten. Erst am 20. August befand das Schiff sich in der Nähe der Fuchsinseln, und am 22. betraten die Naturforscher Illuluk, den Mittelpunkt der russischen Besitzungen, auf der Halbinsel Unalaschka gelegen. Am 31. August verließen sie diesen Hafen, erforschten die im Behringsmeer gelegenen Inseln St.-Georg und St.-Matthäus und fuhren an der Behringsinsel vorbei nach dem Peter-Paulshafen, wo sie am 29. September anlangten. Nach einem sehr interessanten Aufenthalt hier und in der Umgebung, verließen sie am 31. October die Awatschabai nach Süden, passirten am 25. November die Koralleninseln der Brownsgruppe und lagen am 9. December in der Bucht der Ualarinsel von der Karolinengruppe. Kurz vor dem Jahresschluß wurde diese Insel verlassen, das Schiff steuerte erst mehr als 2° südwärts, dann nordwestlich und man entdeckte am 14. Januar 1828 unter 6° 42′ nördl. Br. und 201½° westl. L. von Greenwich eine Insel, welche nach dem Schiff Senjawin-Eiland genannt wurde. Die Untersuchungen im Karolinenarchipel wurden bis zum 24. April fortgesetzt, worauf man nach Norden umkehrte. Am 10. Juni lag das Schiff wieder in der Awatschabai. Wegen des kurzen Sommers in den noch zu bereisenden Gegenden der Behringsstraße durfte der Aufenthalt des Schiffs hier nicht von langer Dauer sein. Kittlitz, um sich ungestört der Erforschung des Landes widmen zu können, entschloß sich, die Expedition hier zu verlassen, entweder bis zum Herbst, oder gänzlich; im letztern Falle wollte er wenigstens noch ein folgendes Jahr daranwenden und durch Sibirien zurückkehren. Am 27. Juni verließ der Senjawin den Hafen. Der Verfasser kann diesen Entschluß, den er nach seinen spätern Erfahrungen als einen unglücklichen bezeichnet, nur der eigenthümlichen Wirkung zuschreiben, welche Klima und Landesart von Kamtschatka, exaltirend und deprimirend, auf die Stimmung der Fremden übt. Der geringe Erfolg seiner zur See, auf Flüssen und zu Lande betriebenen Erforschung von Südkamtschatka bis Bolscherezk ließ ihn den Entschluß, sich von der Expedition gänzlich zu trennen, aufgeben. Im October war der Senjawin wieder angelangt und am 10. verließ Kittlitz mit diesem Schiff den Hafen von Peter-Paul, um über die Karolinen und Philippinen (Manila, 16—30. Januar 1829), St.-Helena (30. April) über Fayal (29. Juni) nach Havre (12. Juli) die Rückfahrt anzutreten. Schon diese trockene Uebersicht vermag dem Leser einen Begriff zu geben von dem Reichthum des Stoffs, der ihm hier geboten wird. Wir wollen nun, soweit es der uns vergönnte Raum erlaubt, noch einige interessante Mittheilungen hervorheben.

Wir beginnen mit der Schilderung von Petersburg: „Auf denjenigen, der Petersburg zum ersten mal besucht, kann der Anblick dieser großen, ihrer Schönheit wegen weltberühmten, so viel Eigenthümliches darbietenden Stadt gewiß zu keiner andern Zeit einen so wunderbar ergreifenden Eindruck machen, als eben in diesen längsten Tagen des Sommers, wenn man, sowie wir damals, um 3 Uhr Morgens ankommt. Das ist vielleicht die einzige Stunde der Nacht, in der mit seltenen Ausnahmen alles schläft; denn bis 2 Uhr pflegt noch viel gearbeitet zu werden und um 4 Uhr sieht man schon wieder einzelne Leute die Geschäfte des Morgens besorgen. Das Zauberhafte des Eindrucks wird vermehrt durch die ungeheuere Regelmäßigkeit und die fast beispiellosen Dimensionen der so sichtbar nach Einem Plane entstandenen Stadt. Diese meilenlangen Perspectiven, die riesigen Plätze, von Palästen und palastähnlichen Gebäuden in sichtbarer Raumverschwendung umgeben, die Kirchen mit goldblitzenden Kuppeln, die zahllosen Fenster und Thüren einer Hauptstadt, die damals schon nicht weniger als 400000 Einwohner zählte, wiewol sie immer noch im Vergleich zu ihrer ungeheuern Ausdehnung menschenleer zu nennen war: das alles zeigte sich dem erstaunten Ankömmling im raschesten Fluge; aber alles offenbarte, die wenigen in so großartiger Scenerie verschwindenden Schildwachen ausgenommen, auch nicht die geringste Spur von Leben, die ganze Stadt war wie durch Zauberei verödet; dabei war es heller Tag, selbst die Sonne war längst schon aufgegangen und hatte bereits einen nicht unbeträchtlichen Theil ihres Wegs zurückgelegt."

Der glänzenden Hauptstadt stellen wir dann auch einen Hauptort gegenüber, das obenerwähnte Illuluk auf Unalaschka: „Einige Häuser, sowie die sehr neu aussehende Kirche, waren nach russischer Art aus Holz gebaut, die übrigen hatten mehr oder weniger die Form der aleutischen Wohnungen. Diese bestehen meistentheils aus Rasen, dem nur einige Balken von Treibholz mehr Festigkeit verleihen, und sind so tief in die Erde gegraben, daß die immer sehr kleinen Fenster sich unmittelbar auf der Bodenfläche befinden. Die darüber aufgethürmten Rasendächer sind mit allerlei Grasarten üppig bewachsen; sie geben den Gebäuden allerdings mehr das Ansehen von Gräbern als von menschlichen Wohnungen. Von welcher Wichtigkeit übrigens bei dieser Bauart, wo es vor allem gilt, sowenig Holz als möglich zu brauchen, der reichliche Graswuchs auf diesen Dächern ist, beweist die Thatsache, daß man sich hier sehr ungern entschließt, zahme Ziegen zu halten, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß solche sehr viel auf die niedrigen Dächer klettern und daselbst das Gras abfressen, worauf denn der weniger dichte Rasen sogleich mehr Feuchtigkeit durchläßt. Das Innere der Häuser zeigt übrigens eine lobenswerthe Reinlichkeit und ist im allgemeinen gegen Nässe sowol als Kälte gut verwahrt."

Die Awatschabucht (von der der Peter-Paulshafen einen Theil bildet) schildert der Verfasser Ende September folgendermaßen: „Steile Gebirgsmassen mit ansehnlich hohen Felsenwänden an der Wasserseite zeigten sich fast durchgängig bedeckt mit lichter Birkenwaldung, unter welcher der Boden außer sehr üppigem Gras- und Kräuterwuchs, den die späte Jahreszeit noch immer nicht zerstört hatte, besonders auf den Höhen, beträchtliche Massen sehr dichten Unterholzes, aus verschiedenen voneinander gesonderten strauchartigen Gewächsen, Nadel- und Laubholz, bestehend, das letztere bereits stark gefärbt mit den herbstlichen Tönen, in gelb, roth und braun. Die Hauptzierden der Awatschabucht, jenes großen, nach innen zu fast kreisrund sich erweiternden Wasserbeckens, bildet der Anblick der entfernten Gebirge. Bei heller Witterung zeigen hier die hohen, steilen, phantastisch ausgezackten und mit ewigem Schnee reich verzierten Bergketten ein unvergleichliches Panorama, das außerdem noch vier vulkanische Kegel verherrlichen, deren höchster bis zu 14000 Fuß aufsteigt. Neben ihm, aber der Küste noch etwas näher, erhebt sich der jetzt noch brennende Vulkan von Awatscha, der erst zwei Monate vor unserer Ankunft die Umgegend weit und breit mit Asche bestreut hatte."

Nachdem die Reisenden, wie früher erwähnt, von Peter-Paulshafen vor dem Winter nach Süden entflohen waren, verweilten sie länger auf der Karolineninsel Lugunor. Die Kleidung der dortigen Frauen besteht seltsamerweise außer einem schmalen Gürtel noch aus einer aus Kokosfasern geflochtenen Halsbinde; die Lebensweise und das dabei übliche Ceremoniell auf diesen Inseln schildert der Verfasser folgendermaßen:

„Diese gastfreien Insulaner sind stets auf bestmögliche Bewirthung des bei ihnen eintretenden Reisenden bedacht. Außer den drei regelmäßigen Mahlzeiten am Morgen, Mittag und Abend wird auf dem Lande gewöhnlich Zuckerrohr zur Erfrischung ge-

reicht; die Grundherren, in deren Besitz die edelsten Früchte sind, bewirthen ihre Gäste mit Kokosnüssen, deren wasserhelle Milch aus der angebrochenen Schale selbst getrunken wird. Die Mahlzeiten bestanden zu jener Jahreszeit fast immer aus frischer Brotfrucht. Ihre Zubereitung ist so, daß die rohe Brotfrucht in zwei Hälften zerschlagen, sodann in der von der Glut möglichst gereinigten heißen Asche verscharrt und mit Blättern bedeckt wird. Etwa nach einer Viertelstunde nimmt man die gar gewordene Speise heraus, die dann auf länglichen, aus Palmennadeln geflochtenen Platten, welche die Teller und Schüsseln vertreten, aufgetragen wird. Aber ein Herumreichen der Schüssel im Kreise der Anwesenden ist nicht gebräuchlich; sie wird entweder vor dem Hausherrn oder vor dem vornehmsten Gaste niedergesetzt, dem es nun obliegt, jedem seinen Antheil mit Grazie zuzuwerfen. Ich selbst bin so schon in der Lage gewesen, daran erinnert werden zu müssen, daß mir eben dieses Ehrenamt zukam; bis ich es richtig verwaltet hatte, saßen die Uebrigen geduldig und unbeweglich im Kreise da, zeigten aber durch die Geschicklichkeit, mit der sie das Zugeworfene zu fangen wußten, daß sie mit der hiesigen guten Lebensart hinreichend bekannt waren."

Nachdem wir bisjetzt den Lesern Bruchstücke aus dem russischen Reiche und aus dem Gebiete von Völkern malaiischer Cultur mitgetheilt, schließen wir unsere Auszüge mit einem Bild aus dem spanischen Colonialreiche. „Manila liegt in einer weiten, cultivirten und waldlosen Ebene, der es jedoch keineswegs an zahlreichen Bäumen und kleinern Gebüschen fehlt. Von der Mündung des Flusses Pasig, der zum Ankerplatz der Schiffe dient, führt ein langer, ziemlich breiter Damm nach der Stadt, deren bei weitem größter Theil aus den verschiedenen sehr volkreichen Vorstädten besteht, zu denen die vielen kleinen Ortschaften, welche die Ebene bis an den Fuß der Gebirge bedecken, gewöhnlich mitgezählt zu werden pflegen. Nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil ist durch starken Hauptwall, nassen Graben und sorgfältig unterhaltenes Glacis befestigt; dieser hat gerade, sehr regelmäßige Straßen; die schweren massiven Gebäude sind außer den Kirchen und dem sehr weitläufigen Regierungspalast, wo der Generalkapitän der Philippinen seinen Sitz hat, meist Klöster und Kasernen. Der viel größere, nicht befestigte Theil der eigentlichen Stadt hat unregelmäßige, ziemlich enge Straßen, und Häuser von sehr verschiedener Größe, die meisten davon sind zweistöckig und mit geräumigen Veranden versehen; das untere Stockwerk ist gewöhnlich gewölbt und von sehr schönem Gemäuer. Die Dächer sind mit gebrannten Hohlziegeln versehen, die geräumigen Fenster meistens ohne Glas, aber mit hölzernen Jalousien, zum Theil auch mit Einsatzrahmen von zusammengesetzten durchsichtigen Muschelschalen versehen. Diese Häuser mit den dazu gehörigen Pferdeställen und andern Nebengebäuden umgeben gewöhnlich sehr sauber gehaltene, mit Quadern gepflasterte Höfe nebst kleinen Gärten, aus denen die Wipfel der Arecapalme, des Melonenbaums u. s. w. hervorragen. Zierliche steinerne Treppen verbinden die Hofräume mit den geräumigen Plateformen der Nebengebäude. In den weit mehr ländlichen Vorstädten sind die Häuser von größern Gärten unterbrochen und von viel leichterer Bauart, häufig aus Bambusrohr auf Pfählen erbaut; Zwischenwände und Fußboden sind käfigartig durchbrochen, um den Luftzug zu erhalten, den man nach Gefallen durch Decken oder Matten hemmt." Wir glauben, daß diese Auszüge genügen, um dem Leser von der anschaulichen Schreibart dieses Buchs einen Begriff zu geben; aber der Verfasser malt nicht mit dem Worte allein, sondern zahlreiche Originalradirungen und eingedruckte Holzschnitte nach seinen Zeichnungen erläutern das Gesagte in angenehmster Weise. 25.

Notiz.

Die „Historisch-politischen Blätter" und Redwitz' „Philippine Welser".

In einem im Decemberheft der „Historisch-politischen Blätter" enthaltenen Bericht über Oskar von Redwitz' „Philippine Welser" stießen wir auf folgende Worte: „Das eine Ergebniß, das die münchener Preisconcurrenz negativ lieferte, ist bei den großmüthigen Absichten, die man ihr entgegentrug, dennoch gewiß betrübend: die Thatsache nämlich, daß nicht ein einziges nationales Drama sich fand, das zur Darstellung auf der Bühne wenigstens empfohlen werden konnte. Was sollen uns die griechischen Muttermörder und die römischen Weiberräuber? Nur die dürre Schulbildung der Fanatiker des Classicismus experimentirt noch mit dem unfruchtbaren Satze, daß das Heil bei den Alten und auf antikem Boden zu holen sei. Das Heidenthum ist todt, seine Anschauung uns fremd, und das gelungenste Muster bringt es kaum weiter als zur frostigen Bewunderung." Wir führen diese Stelle an als einen abermaligen Beweis, daß in unserer Zeit eklektischer, hin- und hertastender Verwirrung die einander widersprechendsten und feindseligsten Principien doch irgendwo wieder zusammentreffen und sich wider Willen und Vermuthen plötzlich auf einem und demselben Boden befinden: die Anhänger der „Philistermoral" oder des sogenannten gesunden Menschenverstandes wollen ebenso wenig etwas von der Romantik und den Romantikern wissen, als so manche Gegner dieser Richtung, welche das Genie von den Schranken dieser Moral eximirt wissen wollen, während beide Richtungen in der Verehrung Heine's wieder zusammentreffen; und hier sehen wir vom orthodox-katholischen Standpunkte die Dramatisirung antik-heidnischer Stoffe verworfen, die auch vom ganz entgegengesetzten modern heidnischen Standpunkte verworfen wird. Im übrigen weist das Alterthum noch ganz andere uns zusagendere Stoffe auf als die Geschichten „griechischer Muttermörder" und „römischer Weiberräuber". Was nun das Redwitz'sche Schauspiel „Philippine Welser" betrifft, so wollen wir gern dem Berichterstatter der „Historisch-politischen Blätter" die Bewunderung gönnen, womit er die darin sich aussprechende „aufrichtige und unverhaltene christliche Gesinnung" und die Redwitz'sche Tendenz, die „Unlösbarkeit der Ehe" und das „Princip der Standesunterschiede" zu verherrlichen, in salbungsvollen Worten feiert. Wir müssen gestehen, daß wir nach den Recommandationen bairischer Blätter doch etwas Interessanteres erwarteten, als wir bei der Aufführung des Stücks auf der leipziger Bühne fanden. Das neue Redwitz'sche Schauspiel schien uns aus meist ziemlich gewöhnlichen Ingredienzien deutscher Rühr- und Familiendramatik zusammengesetzt zu sein. Daß die Personen des Stücks zufällig historische sind, verändert an der Sache nichts. Man denke sich den Kaiser als einen störrigen Landedelmann und den Erzherzog als einen verliebten, etwas schwachsinnigen Junker, den alten Welser als einen modernen geldstolzen Bankier und Philippine als sein sentimentales Töchterchen — und man hat ein ganz modernes Familiendrama. Es ist die Geschichte der Düveke und noch mehr der Agnes Bernauer, nur ohne tragischen Ausgang, oder die der dessauer Apothekerstochter Anna-Liese, nur ohne Humor. Die Sprache ist bald ziemlich schwülstig, bald ziemlich hölzerne Prosa, die sich nur in einigen Stellen über das Gewöhnliche erhebt und den Dichter durchblicken läßt. Gutgearbeitete Jamben würden das Phrasenhafte der Sprache weniger fühlbar gemacht und eine poetischere Stimmung erzeugt haben. Der Stoff eignet sich überhaupt mehr zu einer kurzen Ballade oder Novelle als zu einem fünfactigen Drama. Dabei wollen wir keineswegs in Abrede stellen, daß sich in „Philippine Welser" jedenfalls ein bedeutender Fortschritt in der Handhabung dramatischer Mittel gegen desselben Verfassers „Sieglinde" bemerkbar macht; unter anderm ist der alte Patricier Welser, der dem Kaiser gibt, was des Kaisers ist, sich aber im Bewußtsein bürgerlicher Unabhängigkeit, wie sie Besitz und Reichthum gewähren, gewissermaßen als selbständige Macht ihm ebenbürtig fühlt, eine trefflich angelegte Figur, obschon der Conflict zwischen beiden nicht so prägnant und erschöpfend durchgeführt ist, auch wol als mehr episodisch auftretend nicht so durchgeführt werden konnte, wie man wol wünschen möchte. H. M.

Bibliographie.

Aurora-Album. Dichtungen von R. Anschütz, L. Bowitsch, J. F. Castelli, C. Cerri, W. Constant u. s. w. Bilder von Bachmann-Hohmann, E. Ender, Fr. Fries, C. Grefe u. s. w. 2ter Jahrgang. Wien, Tendler u. Comp. 1858. Gr. 4. 4 Thlr.

Barth, H., Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855. Tagebuch seiner im Auftrag der Brittischen Regierung unternommenen Reise. 5ter Band. Mit Karten, Holzschnitten und Bildern. Gotha, J. Perthes. 1858. Gr. 8. 6 Thlr.

Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Alterthums. Herausgegeben von dem Hennebergischen alterthumsforschenden Verein durch G. Brückner. 1ste Lieferung. Meiningen. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.

Bessell, W., Ueber Pytheas von Massilien und dessen Einfluß auf die Kenntniß der Alten vom Norden Europas insbesondere Deutschlands. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Brunner, S., Ein eigenes Volk. Aus dem Venediger- und Longobardenland. Wien, Braumüller. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Chézy, Helmina v., Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben. Von ihr selbst erzählt. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1858. Gr. 12. 3 Thlr.

Chlumecky, P. R. v., Das Tobitschauer-Buch, eine Quelle zur Rechtsgeschichte des XV. Jahrhunderts in Mähren. Brünn, Nitsch u. Grosse. 1858. 4 Ngr.

Crusenstolpe, M. J. v., Der russische Hof von Peter I. bis auf Nikolaus I. Mit einer Einleitung: Rußland vor Peter dem Ersten. Fortgesetzt von E. Volckhausen. 8ter Band. — A. u. d. T.: Nikolaus I. Von der polnischen Revolution bis zur Intervention in Ungarn. Von E. Volckhausen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Dichterstimmen aus Heimath und Fremde. Für Frauen und Jungfrauen ausgewählt von Luise Büchner. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 16. 2 Thlr.

Dräxler-Manfred, C., Pentameron. Geschichten aus dem Leben. Leipzig, Kollmann. 1858. 8. 27 Ngr.

Ernst, Gedichte. Leipzig, Engelmann. 1858. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Fichte, J. H., Zur Seelenfrage. Eine philosophische Confession. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Fischer, H., Nibelungenlied oder Nibelungenlieder? Eine Streitschrift. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr.

Gladisch, A., Herakleitos und Zoroaster. Eine historische Untersuchung Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 25 Ngr.

Groth, K., Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen. 2ter Band. — A. u. d. T.: Trina. Kiel, Schwers. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Helfferich, A., Entstehung und Geschichte des Westgothen-Rechts. Berlin, G. Reimer. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 38ster Jahrgang für 1859. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Judaea capta oder die Zerstörung Jerusalems. Aus dem Englischen. Mit einer Einleitung von W. Hoffmann. Stuttgart, F. F. Steinkopf. 1858. 8. 15 Ngr.

Koenen, H. J., Der christliche Heidenbote. Ein Gedicht. Aus dem Holländischen übersetzt von A. Knapp. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 16. 12 Ngr.

Mögling, T., Briefe an seine Freunde. Solothurn. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Muck, G., Beiträge zur Geschichte vom Kloster Heilsbronn. Die Verhältnisse vor der Klosterstiftung. Die Heilquelle. Die Heidecker-kapelle. Das Kastrum oder Burggrafenhaus und seine Bewohner. Der Prediger Hocker. Mit 1 Abbildung. Ansbach, Seybold. Gr. 8. 24 Ngr.

Müller, D. E., Die Monokratie, das Grundprinzip des Organischen im Natur- und insbesondere im Menschen-Leben und dessen allgemeinste mathematische Formel. 1ste Abtheilung. Aschaffenburg. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Mürdter, J. F., General-Major Sir Henry Havelock, Baronet von Lacknau, Kommenthur des Bathordens &c. als Kriegsheld und als Christ. Nach den Biographieen von W. Brock, James Grant und John Marshman geschildert. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 12 Ngr.

Norden, Marie, König Wilhelm der Dritte und seine Zeit. Historischer Roman. Drei Theile. Dresden, Schaefer. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Perner, Ueber die Hauptgebrechen der Erziehung. München. 1858. 8. 12 Ngr.

Preger, W., Matthias Flacius Illyricus und seine Zeit. 1ste Hälfte. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Pückert, W., Die kurfürstliche Neutralität während des Basler Concils. Ein Beitrag zur deutschen Geschichte von 1438—1448. Leipzig, Teubner. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Reuter, W., Das Minnelied der christlichen Seele. Trier, Lintz. 16. 12 Ngr.

Rohmer, Th., Die Religion Jesu. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben von G. Widenmann. Nördlingen, Beck. Lex.-8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Rohrbach, C., Shakespeare's Hamlet erläutert. Berlin, F. Schneider. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Die Aufgaben deutscher Politik. Oesterreich und Preußen. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 15 Ngr.

Baumgarten, M., Predigt im Auftrage des evangelischen Kirchentages gehalten am 17. September 1858 in der Waisenhauskirche zu Hamburg. Leipzig, Hoffmann. 1858. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Offenes Sendschreiben an Herrn Consistorialrath Professor Dr. Krabbe. Leipzig, Hoffmann. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.

Bischoff, Th. L. W., Ueber Johannes Müller und sein Verhältniß zum jetzigen Standpunkt der Physiologie. Festrede. München. 1858. Gr. 4. 10 Ngr.

Die Eisenbahnen und der Nationalwohlstand der Schweiz, mit besonderer Rücksicht auf Ziegler's Schrift: Die Gewerbsthätigkeit und die Eisenbahnen der Schweiz. Zürich, Schabelitz. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Erinnerung an die Festfeier am 16. November 1858 bei feierlicher Eröffnung der erzenen Thüren mit den 95 Sätzen an der Schloßkirche zu Wittenberg. Wittenberg, Herrosé. 1858. Gr. 8. 2½ Ngr.

Fritze, A. E., Mein Rücktritt vom Predigtamt in der Gemeinde Ströbeck. Aktenmäßig dargestellt. Nebst einigen Beilagen. Gotha, Stollberg. 1858. Gr. 8. 7½ Ngr.

Heller, J., Oesterreichs Lage und Hilfsmittel. Denkschrift. Leipzig, O. Wigand. 8. 10 Ngr.

Hilgenfeld, A., Rückblick auf das letzte kirchliche Jahrzehend Deutschlands. Jena, Mauke. Gr. 8. 5 Ngr.

Meinhold, E., Die Mitwirkung der Pommerschen Stände in kirchlichen Dingen. Kirchengeschichtlich erörtert. Berlin, W. Schultze. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Ranke, E., Mittheilungen in Sachen des kirchlichen Streites in Oberhessen. Marburg, Elwert. 1858. Gr. 8. 4 Ngr.

Scharff-Scharffenstein, H. v., Preußen und der Prinz-Regent. Frankfurt a. M., Boselli. 1858. Gr. 8. 4 Ngr.

Schutz der Arbeit! Schutz der Freiheit! Ein Beitrag zur Lösung der Gewerbefrage. Bremen, Geisler. 1858. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 20. Januar 1859.

Materialismus oder Spiritualismus.

Sechster Artikel. *)

1. Kritik des Materialismus von Robert Schellwien. Berlin, G. W. F. Müller. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.
2. Ueber atomistische und dynamische Naturauffassung. Ein Votum von C. J. Braniß. Breslau, Trewendt. 1858. Gr. Lex.-8. 10 Ngr.
3. Die Prätensionen der exacten Naturwissenschaft, beleuchtet und mit polemischen Glossen wider Hrn. Prof. Dr. Schleiden begleitet von A. Franz. Nordhausen, Büchting. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Materialismus ist eine Doctrin, welche die Forschungen über die Naturdinge geflissentlich und absichtlich nur bis in eine mäßige Tiefe treibt, ähnlich einem Bergmann, der sich vorsetzte, niemals über 100 Fuß tief seine Schachte zu treiben. Es ist dies eine Art und Weise, an welcher sich an und für sich nicht viel aussetzen läßt; sie kann sogar in manchen Fällen als auf einer Einsicht in die Beschränktheit der eigenen Denkkräfte beruhend ganz lobenswerth sein. Nur muß dann auch nie dabei vergessen werden, daß alles, was sich auf diesem Standpunkte aufstellen läßt, nur immer bis in eine Tiefe von 100 Fuß reicht. Wenn z. B. jener Bergmann von oberflächlichem Betriebe und schlechten Werkzeugen versicherte, er habe bis auf 100 Fuß Tiefe nur taubes Gestein und keine Metallader entdeckt, und folglich sei auch in einer Tiefe von 200 Fuß und darüber noch viel weniger daran zu denken, so müßte man diese Aussage mit Beziehung auf den bequemen Betrieb und die schlechten Werkzeuge zu verstehen wissen.

Uns auf diesen Standpunkt zu versetzen, uns von der Oberflächlichkeit und Ungenauigkeit der Grundbegriffe des Materialismus aufs deutlichste zu überzeugen, diesen Zweck erreicht die „Kritik des Materialismus" von Schellwien auf vollständige Weise. Sie ist mit großer dialektischer Gewandtheit geschrieben. Sie geht sogleich auf die Hauptsache zu, indem sie es mit vollständiger Evidenz klar macht, daß das Verhältniß von Kraft und Stoff, auf welchem der Materialismus fußt, nämlich von der Kraft als einer bloßen Eigenschaft am Stoffe, ein der äußersten und trüglichsten Oberfläche des Sinnenscheins entnommenes Verhältniß ist: ein Verhältniß, welches nicht der gründlichen Verarbeitung der Anschauung durch den Verstand, sondern einem flüchtigen Arrangement derselben durch die bloße Einbildungskraft angehört. Woher es denn kommt, daß das Verhältniß von Kraft und Stoff, wie es sich die Materialisten denken, zwar in einigen Fällen der Physik eine brauchbare Anwendung leidet, in andern hingegen sich nur auf eine geschrobene und die Natur mishandelnde Art durchsetzen läßt, endlich aber im Gebiete der organischen Kräfte zu einer bloßen Fadheit herabsinkt, indem man z. B. mit der Kraft des Gehirns zu denken, der Kraft der Drüsen abzusondern, der Kraft der Zellen zu wachsen, der Kraft der Muskelfasern sich zusammenzuziehen, ungefähr ebenso gut oder ebenso schlecht einen Begriff verbinden kann, als mit der Kraft des Siebes, das Wasser durchzulassen, oder mit der Kraft des Rückens, Schläge zu bekommen.

Es hätte dem Verfasser nicht gelingen können, dem Materialismus so einbohrend und erfolgreich zu begegnen, wenn er blos negativ und abwehrend verfahren wäre. Die Kraft seines guten Angriffs beruht wesentlich auf dem positiven Gehalte einer mit consequenter Logik durchgeführten philosophischen Bewegungslehre, welche mit besonnener Kühnheit das Dasein alles und jeden Stoffs überhaupt in gegründete Abrede stellt. Freilich ist zu fürchten, daß der Gegner, gegen welchen hier gefochten wird, im allgemeinen wol nicht die Vorbildung mitbringen wird, welche nöthig ist, um die Schärfe der hier vorgetragenen Gedanken aufzufassen und sich einen klaren Begriff davon zu machen, was mit einer Dialektik nicht nur der Begriffe, sondern auch der Sache selbst im Naturprocesse gemeint sein könne. Jedenfalls aber wird ihm die Thatsache eine gewisse blinde Verwunderung abnöthigen müssen, wie sich eine Weltansicht mit einschneidender Schärfe der Gedanken vertheidigen läßt, in deren Gebiete es weder Atome, noch Stoffe, noch überhaupt Dinge gibt, sondern nirgends etwas anderes als Erscheinungen,

*) Vgl. die frühern Artikel in Nr. 30 u. 49 d. Bl. f. 1856, 19 f. 1857, 12 u. 30 f. 1858. D. Red.

durchwaltet von gewissen sie beherrschenden Gesetzen; sodaß also das Gesetz ganz allein und für sich selbst die Grundlage alles Gegebenen bildet. Dem Philosophen drängen sich hierbei freilich noch immer manche Fragen auf, welche höchst verschieden beantwortet werden können, auch von dem, welcher die Ueberlegenheit des Gesetzes über den Stoff vollkommen anerkennt. Z. B: ist, wie Schellwien behauptet, auch im Geiste wie in der Materie das Gesetz das erste und das individuelle Dasein das zweite, oder ist nicht vielmehr das gerade Gegentheil hiervon der Fall? Ist nicht der Geist das eigentlich individuelle Dasein, welches um so individueller wird, je mehr es aus der Sphäre der Erscheinung (der Materie) in die Sphäre des reinen Gesetzes (der Erkenntniß) übertritt? Ist nicht das reine Gesetz das Gesetz, welches sich die erkennende Vernunft selbst zur Vollziehung gibt und welches sie daher nicht vollzieht, weil sie muß, sondern weil sie soll? Steht das Wesen, welches dem Gesetz nicht mehr auf blinde, sondern auf freie oder wählende Art unterliegt, nicht eben damit über dem Gesetz? Wird es nicht eben damit ein individuelles, selbständiges und zugleich für andere Wesen seinesgleichen aufgeschlossenes Wesen, gegenüber dem in der allgemeinen Gesetzlichkeit verschwimmenden, unselbständigen und unaufgeschlossenen Wesen der bloßen Erscheinungen? Diese Fragen sollen hier, weil sie dem Materialismus gegenüber von geringerer Bedeutung sind, nicht weiter verfolgt werden. Sie sollen nur erwähnt sein, um anzudeuten, wie entschieden Schellwien innerhalb des Standpunktes, welcher die Realität des Stoffs leugnet, auf das eine Extrem desselben verfällt (auf den Universalismus) mit völliger Verneinung des andern (nämlich des Individualismus).

Vielmehr möge ein anderer Punkt herausgehoben werden, welcher dem Verständniß der Materialisten selbst näher liegt und in welchem die Ansicht der Stofflehrer, mindestens bis auf eine gewisse Strecke weit, gegen die hier geführten Angriffe geschützt werden kann. Es wird behauptet, daß keiner der Stoffe, welche miteinander in eine chemische Verbindung treten, darin bewahrt bleibe und daß folglich das sich in den Erscheinungen Erhaltende niemals der Stoff, sondern immer allein das Gesetz sei. Wasserstoff und Sauerstoff gehen im Wasser zu Grunde, existiren nun nicht mehr. Und ebenso geht das in sie zerlegte Wasser in ihnen zu Grunde und wird nicht mehr gefunden. Und so wird immerfort nur statt des einen etwas anderes gefunden, nach bestimmtem Gesetz. Aber weder ist das eine im andern, noch das andere im einen, sondern das eine und das viele sind vorübergehende Phänomene innerhalb des sich niemals gleichbleibenden, immer aber bestimmten Gesetzen gehorchenden Flusses der Dinge, welcher jene Bestimmungen als verschwindende Ansichten an seiner Oberfläche vorüberführt. Gegen die rohe Ansicht von einer ruhenden Materie ist dies eine gute Bemerkung. Sie dient dazu, das geträumte Festland eines sichern und geborgenen Daseins aus soliden Dingen an sich in den Meeresfluten eines unsichern Erfahrungswechsels untergehen zu lassen. Aber sie unterläßt es, uns die hervorragenden Inseln und Korallenbänke zu zeichnen, welche von dem unter Wasser stehenden Grunde eine wenn auch nur muthmaßliche Kunde geben, sie vergißt die vereinzelten Landzungen und Dämme zu betreten, auf denen man hin und wieder bis auf eine gewisse Strecke weit trockenen Fußes die Fluten durchschreiten kann. So z. B. ist das specifische Gewicht eines chemischen Stoffs ein schlechterdings nicht in den dialektischen Strom des Werdens mit eintretender, sich vielmehr diesem Strom, welcher mit den übrigen Eigenschaften spielt, hartnäckig widersetzender Damm. Wir mögen ihn zu erschüttern suchen soviel wir wollen, er sinkt nicht mit unter, er erhält sich fortwährend. Sein Vorhandensein beweist zwar noch durchaus nicht, daß darum, weil sich eine gewisse Eigenschaft dem dialektischen Strome des Werdens widersetzt, mit dieser Eigenschaft sich nun auch schon zugleich gewisse Klümpchen oder Atome ihm widersetzen müßten. Denn ein specifisches Gewicht ist etwas ganz anderes als ein Klumpen. Aber sie beweist, daß das Untertauchen der Erscheinungen in den allgemeinen Strudel von Verwandlungen und Veränderungen seine genau abgesteckten Grenzen hat. Und sie gibt dem Dialektiker eine Warnung, welche er nicht vernachlässigen darf. Denn wenn es auch im allgemeinen der Strom und nicht das Atom ist, was dem Philosophen als solchem einleuchtet, so wird doch auch der Strom ihn unrettbar irre führen, wenn er nicht genau auf die Punkte achtet, welche dem Strome widerstehen und dadurch ebenso sehr ein über den Strom erhobenes Dasein bekunden, als die sich immer gleichbleibenden Gesetze haben, denen der Strom gehorcht. Achtet er hingegen genau auf diese Punkte, legt er eine Klassenordnung an zwischen den verschiedenen Qualitäten und Eigenschaften, je nachdem sie dem Strome auf längere Zeit oder auf immer, ganz oder zum Theil, allein für sich oder in Verbindung mit andern Qualitäten Widerstand leisten, so scheiden sich ihm gewisse Urphänomene als Grundkräfte, welche im Wechsel des Erscheinens ihr Dasein vertheidigen und die Dialektik des Werdens besiegen und vernichten, von ihren Nebenphänomenen ab, welche durch ihr Ergriffensein von der Dialektik zu bloßen Eigenschaften oder zufälligen Erscheinungen an den Grundkräften oder ihrem gegenseitigen Zusammenspiel herabsinken. Erst sobald dieses geschieht, zeigt sich uns die Lehre von der Ewigkeit der Stofftheilchen oder Atome in ihrem wirklichen Werthe, nämlich als eine Lehre, welche darin irrt, daß sie mit den Eigenschaften, die uns die Natur im Wechsel als bestehend zeigt, auch sogleich eine Anzahl anderer Eigenschaften fortbestehen läßt, von denen die Erfahrung dieses Bestehen verneint. Nicht blos Gesetze, sondern auch Grundkräfte überdauern den Wechsel der Erscheinungen, nicht aber Stofftheilchen. Letztere sind bestimmt, sich wieder aufzulösen in die Grundkräfte, aus deren Spannungen sie hervorgingen. Sind aber die garstigen Klümpchen nicht ewig, sondern vergänglich, dann ist fortan nur noch derjenige Materialismus möglich, welcher spricht: Im Anfang war die That! Dieses eben und nichts anderes ist es, was der Idealismus will.

Die Abhandlung von Braniß „Ueber atomistische und dynamische Naturauffassung" nimmt sich diesen Punkt ebenfalls zum Augenmerk, aber von einer andern Seite her. Sie nimmt sich zum Gegner den geistvollen Vertheidiger der Atomentheorie, nämlich Fechner. Sie sucht zu zeigen, daß es einem geistvollen Manne wie Fechner nur dadurch möglich wurde, ein in den letzten Zügen liegendes Vorurtheil aus der mechanischen Physik zu vertheidigen und zu stützen, daß er ihm statt der gewöhnlichen Auffassung ganz andere Begriffe von feinerer und gebildeterer Art unterschob, mit denen weit eher die Gegner des Atomismus als seine bisherigen Freunde sich werden vertragen können. Denn Fechner erklärt die Atome nicht für einfache, sondern für zusammengesetzte Wesen, zusammengesetzt nämlich aus dynamischen Kraftpunkten von einfacher Art, sodaß hier der einfache Kraftpunkt zum Grundbegriff erhoben, der zusammengesetzte Massentheil hingegen zum abgeleiteten Begriff herabgesetzt wird. Braniß erkennt es daher auch an, daß das physikalische Denken bei Fechner ganz auf jenem umsichtigen und kritischen Standpunkte steht, welchen die Philosophie will, und findet nur das an ihm zu tadeln, daß er, anstatt offen und entschieden mit dem veralteten Vorurtheil zu brechen, noch immer neuen Wein in alte Schläuche füllen möchte, noch immer das, was im Grunde der Sache nichts ist als eine rein dynamische Naturansicht, unter der nur zur Hälfte passenden Aufschrift einer neuen Atomistik desto leichter an den Mann bringen möchte.

Daß Fechner mit seiner neuen Art von Atomen nicht dasselbe will, was der größte Theil der Physiker sich unter Atomen denkt und was namentlich die materialistisch Gesinnten derselben unter diesem Namen festhalten, daß er vielmehr im Grunde die aufgeklärtern und durchdachtern Begriffe einer philosophischen Dynamik unter einem geschickten Deckmantel in die Physik einführt, darin hat Braniß vollkommen recht. Denn sowenig die zwei Personen eines Ehepaars schon dadurch zu einer einzigen Person zusammenschmelzen, daß sie Katholiken sind und folglich niemals zu einer Ehescheidung schreiten können, ebenso wenig schmelzen die unausgedehnten Kraftpunkte, aus denen das Fechner'sche Atom zusammengesetzt ist, schon dadurch in ein einziges Wesen zusammen, daß ihnen unter allen Umständen die Scheidung verwehrt ist. Vielmehr geben viele unter ihnen durch ihre starke gegenseitige Repulsionskraft zu erkennen, daß es nur ein äußerlicher Zwang und nicht eine innere Wesenseinheit ist, welcher sie aneinander kettet. Und so erscheint Fechner den philosophischen Dynamikern gegenüber in einem gewissen Unrecht, wenn er nicht in Hinsicht darauf, daß beiderseitig nur ganz auf einen und denselben Punkt losgesteuert wird, sich die Sprache der philosophischen Dynamik aneignen und in Gemeinschaft mit den Philosophen aller Atomistik entschieden entgegentreten will.

Zu einem andern Urtheil gelangt man, wenn man die Frage aufwirft: Welcher Weg verheißt dem dynamischen Standpunkte in der Physik ein rascheres und wirksameres Umsichgreifen? Der Braniß'sche, welcher sich vom Alten einfach lossagt? Oder der Fechner'sche, welcher mit möglichster Schonung altes Baumaterial in den Nutzen zweckmäßigerer Constructionen zu verwenden sucht? Dem Philosophen liegt der Gedanke einer völligen Revolution in der Physik darum so nahe, weil er die schwere Last der Ausführung nicht mit auf seine eigenen Schultern gewälzt fühlt, und selbst dann, wenn er es versuchte, sie darauf zu wälzen, die Sache immer zu nichts weiter als einem Streite der Facultäten führen könnte. Dem Physiker muß umgekehrt alles daran liegen, in dem großen Gewerke, das sich ameisenhaft aus lauter einmüthig conspirirenden minutiösen Bemühungen zusammensetzt, so wenig als möglich eine unnöthige Störung eintreten zu lassen. Er wird daher überall lieber durch Wetteifer siegen als durch Polemik, überall den Gegner lieber zum freiwilligen Mitarbeiten als zur Unterwerfung zwingen. Und so kann sich diesmal auch Fechner den Revolutionsplanen von Braniß gegenüber nicht wohl anders, denn als ein zahmer Reformer betragen, obgleich er vielleicht zuletzt doch ebenso kühne Entwürfe als jener im Sinne wälzt. Andererseits befindet sich auch den Naturforschern gegenüber Fechner im völligen Recht, wenn er nicht um eines vom veralteten Sprachgebrauche der Atome abweichenden bessern Begriffs derselben willen sich aus dem behaglichen Verbande der auf atomistischer Grundlage innerhalb bestimmter enggezogener Grenzen solid und stetig fortbauenden Naturwissenschaft gewaltsam lostrennen will. Und zwar ist dieses Recht Fechner's den Naturforschern gegenüber ein historisch begründbares. Er geht nämlich aus den confusen und gedankenlosen Abartungen, welche der Atombegriff im Verlaufe der Geschichte der Wissenschaft erfahren, wieder auf seine Anfänge zurück und zielt auf eine Wiederherstellung der historischen Grundidee dieser Lehre. Der Erfinder der Atomistik ist Pythagoras, ein Mann erhabenen Andenkens, welcher, wie er den musikalischen Tönen zuerst ihr Maß bestimmte, so auch zuerst der Physik die Aufgabe stellte, nicht auf dem Wege des dialektischen Raisonnements, sondern der Maße und Gewichte, der Zahlen und Figuren ihr Werk zu treiben. In seinen Begriffen hatte der feste Körper kubische Atome, der feurige tetraëdrische, der luftförmige octaëdrische, der flüssige ikosaëdrische, aber diese Atome waren ihm nicht die letzten Elemente des Seins. Der den Modernen so geläufige Gedanke, daß die Thätigkeit, welche Tetraëder, Kuben und Octaëder construirt (nämlich das Denken), die Function einer aus Tetraëdern, Kuben und Octaëdern zusammengesetzten Substanz sei (nämlich des Gehirns), würde ihm vollkommen unsinnig erschienen sein. Denn früher als die Atome sind ja die Zahlen oder Punkte, aus denen sie bestehen, und früher als die Zahlen ist ja die zählende Thätigkeit, welche sie hervorbringt. Ebenso urtheilt sein neuester Schüler und zeigt sich darin des alten Meisters werth. Soll man es ihm verdenken, wenn er die Atome ebenso wenig als der alte Meister selbst wissen mag, indem sie anschauliche Anhaltepunkte des Messens und Rechnens geben, ohne in der Naturansicht, welche dabei dennoch eine von Grund aus dynamische bleibt, irgendeine Störung oder Trübung zu

veranlassen? Ist es nicht vielmehr eine wahre Lust, von physikalischer Seite her einen Weg eröffnet zu sehen, auf welchem die im Laufe der Zeiten dunkel und trübe gewordenen Atome sich aufs neue aufslichten zu ihrer ursprünglichen dynamischen Klarheit, worin sie Producte aus göttlichen Schöpfertrieben, Figuren aus der Phantasie des Urgeistes, Bestandtheile einer durch das Dunkel der wandelbaren Erdwelt hindurchleuchtenden und für sich selbst ewig unverlorenen Urwelt bedeuteten?

Von dieser Seite angesehen scheint uns die von Braniß gegen Fechner geführte Polemik daher zu weit zu gehen. Der Philosoph darf dem Physiker nicht zumuthen, seine Grundbegriffe auf das Maß des streng und apodiktisch Erweisbaren herabzuspannen. Er muß ihm vielmehr gestatten, auch gewisse unerweisbare, ja sogar erweislich falsche Hypothesen zu Hülfe zu nehmen, vorausgesetzt daß dieselben unschädlich und zur Vollziehung des mathematischen Calculs unentbehrlich sind. Ebenso wenig als der Mathematiker dieses vermeiden kann, kann es auch der Physiker. Hätte sich der Mathematiker nicht die Hypothese erlaubt, den Kreis für ein Vieleck von einer gewissen Art anzusehen, so würden wir das Verhältniß des Diameters zur Peripherie heute noch nicht wissen. Und doch entbehrt diese Hypothese ebenso sehr der Gewißheit, als die Hypothese der Atome. Sie ist sogar noch viel unrichtiger. Denn im Begriff eines eckigen Kreises liegt ein viel stärkerer Widerspruch als im Begriff eines Atoms. Die Gefahr der Sache liegt nur darin, daß, während der Mathematiker zwar seinen Kreis als Vieleck behandelt, ohne jedoch an die Eckigkeit desselben im Ernste zu glauben, der mit Atomen rechnende Physiker in der Regel der Illusion unterliegt, daß, weil das Rechnen mit ihnen so gut geht, daraus auf ihre Wirklichkeit geschlossen werden dürfe. Dieser Schluß ist falsch. Aber daraus, daß er falsch ist, folgt dennoch hinwiederum nicht, daß die Physik sich der nothwendigen Fiction der Atome zu entziehen habe, ohne welche sie ihren Calcul nicht begründen kann. Denn es gehört eben mit zum Charakter dieser Wissenschaft, in ihren Grundbegriffen gewisse Fictionen nicht entbehren zu können. Die Ursache hiervon ist, weil der ganze Gegenstand, mit welchem sie sich beschäftigt, der bloßen Sinnlichkeit als der Sphäre des äußern Erscheinens angehört, deren Existenz nirgends eine reine und lautere, sondern an allen Punkten eine mit unwillkürlichen Fictionen und Phantasmen durchmischte ist, in deren Zusammenhänge nur dadurch einzudringen ist, daß man gewisse ihnen entsprechende willkürliche Fictionen und Phantasmen zu Hülfe nimmt.

Schriften, welche den Grundbegriffen des Materialismus so tief an die Wurzel gehen, wie die von Braniß und Schellwien, verdienen unsern Dank. Durch sie kommt es immer deutlicher an den Tag, daß die hauptsächlichen Ursachen, aus denen der Materialismus die Folge ist, nicht in dem bösen Willen seiner Vertreter, sondern in dem Mangel an Aufklärung in den Grundbegriffen der empirischen Naturwissenschaft beruhen, an welche jene Männer einen viel zu gutmüthigen und starken Glauben mitbrachten, durch welchen sie, wie der Wanderer durch Irrlichter, in Sümpfe gelockt worden sind. Man sieht es immer deutlicher ein, daß nicht die Irrenden zu bekämpfen, sondern die Irrlichter zu vertilgen, die Sümpfe auszutrocknen sind.

Daß in der Naturwissenschaft des heutigen Tags nicht alles mit rechten Dingen zugehe, daß hier etwas faul sein müsse im Staate Dänemark, hat auch Franz mit gesundem Organ herausgewittert. Aber da ihm auch aller und jeder Begriff von dem fehlt, was die Naturwissenschaft des heutigen Tages denkt und will, so schlägt seine Indignation leider die allerverkehrteste Richtung ein von allen, die sie nur erdenklicherweise hätte nehmen können, sodaß jeder Hieb, welchen er versucht, zu nichts führt, als einer empfindlichen Selbstverwundung. Dies würde ihm nicht begegnet sein, wäre sein Herz bei Verfassung der Schrift nicht von so boshafter Galle aufgeschwollen gewesen. Der Faden seiner bisher gewiß schon schwer geprüften Geduld riß bei einer Abhandlung Schleiden's in „Westermann's Illustrirten Monatsheften", und so bekommt denn dieser Naturforscher die Ladung eines theologischen Zorns, welcher zwar der ganzen Naturwissenschaft in Bausch und Bogen gilt, sich jedoch mit einer offenbaren Vorliebe gegen denjenigen unter ihren Vertretern wendet, welcher innerhalb seines wissenschaftlichen Feldes die Rechte des Glaubens, der Sittlichkeit und vor allem der Willensfreiheit im Namen der Philosophie unermüdlich in Schutz nahm, gleich einem Arbeiter am Bau des Tempels von Jerusalem in der einen Hand das Schwert, in der andern die Kelle führend.*) Eben hier, wo der Dämon der Finsterniß die engelgleichste Lichtgestalt der Unschuld und Reinheit anzog, schien er dem Verfasser (einem Geistlichen) seine greuelvollsten Blendwerke auszuspinnen, seine unsagbarsten Missethaten auszubrüten.

Das Ganze zeigt die Absicht, die Naturwissenschaft beim großen Publikum von seiten der Kirche her in einen allgemeinen Miscredit zu bringen durch eine Verdächtigung der wirklich religiös Gesinnten unter den Naturforschern als sentimentaler Heuchler und Phrasenmacher. Es ist nicht denkbar, daß eine solche leichtsinnig und unverzeihlich in die Welt hineingeschleuderte Verdächtigung irgendeinen erheblichen Eindruck hervorbringe; wohl aber erregt ein Doctor der Theologie, Superintendent und Oberpfarrer, welcher mit solcher Leichtigkeit, als wäre dies bei uns Routine, andern ein Versteckenspiel mit den heiligsten Dingen zutraut, über seine eigene Ueberzeugungstreue Gedanken, welche hier nicht weiter ausgeführt werden sollen. Der Herr Superintendent kann sich nicht finden in die unübersteigliche Kluft, welche Schleiden setzt zwischen der materiellen und der geistigen Natur, und weil er selbst mit seiner eigenthümlichen Art von Religiosität sich nicht dareinfinden kann, so meint er, daß niemand, welcher an eine solche Kluft glaubt, es mit der Religion gut meinen könne. Was die von Fries festgesetzte Art der Grenzbestimmung zwischen Natur und Geist betrifft, welcher Schleiden anhängt, so hat dieselbe ohne Zweifel

*) Zufolge Nehemia 4, 17. 18.

etwas Gekünsteltes an sich und ist deshalb auch ein von fast allen übrigen philosophischen Richtungen der Gegenwart einstimmig bestrittener Punkt. Allein die Meinung, als ob eine schroffe Grenze zwischen Geist und Natur gezogen sich mit einem aufrichtigen Sinn für sittliche und religiöse Interessen nicht vertrage, enthält ein seltsames Quidproquo. Die Philosophen sind gewohnt, sonst von theologischer Seite her das Gegentheil vorgeworfen zu bekommen: nämlich daß sie die Grenze zwischen Natur und Geist zu sehr verwischen. Ehemals klagte man über zu wenig Grenze, jetzt mit einem male soll deren zu viel geworden sein? Wem will das in den Kopf? Und was den Urheber jener Grenzbestimmung, J. J. Fries, selbst betrifft, so gehörte dieser Mann in einem ausgezeichneten Grade zu jenen tief religiösen, zartfühlenden und sinnigen Naturen, welche vor allen andern dazu gemacht erscheinen, die Wissenschaft, in welcher sie arbeiten, vor jenen Verstößen gegen das religiöse und echt volksthümliche Gemeingefühl zu sichern, in welche sie durch schulmäßigen Pedantismus und falsche Consequenzmacherei verfallen kann. In diesem Falle hat also der Herr Superintendent einen recht ansehnlichen Bock geschossen. Doch darf hierbei auch nicht verschwiegen werden, was anerkennungswerth ist an dem Manne. Es gehört dahin vorzüglich sein ritterlicher Muth, mit welchem er den Naturforschern zum Dank dafür, daß sie ins theologische Gehege gebrochen, wiederum in das ihrige bricht, und zwar mit Gewalt durch Bestreitung der Kopernicanischen Hypothese als einer unchristlichen. Das ist eine fürchterliche Rache, auf welche der Feind nicht gefaßt sein konnte. Aber auf welche Schichten unserer Volksbildung mag dieses Manöver wol berechnet sein?

So nichtsbedeutend Angriffe wie die Frantz' für die Wissenschaft sind, so sind sie doch nicht ohne Folgen fürs Leben. Eine kecke Invective dieser Art pflegt andere aufzumuntern. So z. B. hat ein gewisser Herr Superintendent und p. pr. Ludewig in Schöningen im „Braunschweigischen Magazin" einen Noth- und Hülfsschrei ergehen lassen in den Landen Braunschweig gegen die Naturforscher und die Naturwissenschaften als Zerstörer des Christenthums und Degradirer der bessern Menschheit und hierdurch eine Erwiderung hervorgerufen unter dem Titel:

4. Die brennende Frage der Zeit. Der Standpunkt der Zionswächter im Kampfe gegen die Naturforscher. Von J. H. Blasius. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1858. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Daß diese Erwiderung es unterläßt, Scheltworte mit Scheltworten zu erwidern, ist in der Ordnung; daß sie einem ohnmächtigen Gegner gegenüber nicht in Eifer geräth, ist der überlegenen Stellung der Naturwissenschaft über einen zurückgebliebenen theologischen Bildungsstandpunkt angemessen; daß sie durch Verketzerung nur ermuthigt wird im Eifer des Beharrens auf der mühevollen Fahrt zu der zu entdeckenden Atlantis, welche an künftigen Geschlechtern die Arbeiten der kühnen Seefahrer von heute lohnen wird, wenn sie nun entdeckt daliegt „eine reizende Insel San-Salvador, wild, üppig, mit großen und schönen Wäldern, mit unbekannten Blumen und Früchten, von reinen, lieblichen Lüften überhaucht und umspült von einem krystallklaren Meere", ist gar nicht zu vermeiden. So stehen allerdings die Sachen. Und wer kein Herz hat mitzuempfinden, in welchen ruhmvollen Anstrengungen zum Heil der Menschheit die Naturwissenschaft dieses Jahrhunderts kämpft und arbeitet und daß diese Arbeit einen wesentlichen Bestandtheil bildet seiner Religion, seiner sittlichen Größe, seiner Idealität und Tugend, der hat keinen klaren Spiegel in der Seele, die Verhältnisse des gegenwärtigen Geisteslebens der Menschheit ohne Verzerrung aufzufassen. Aber bei dem allen bleibt der eigentliche Schaden, welcher den Streit zuletzt verursacht, immerfort unberührt. Man redet von seiten der Naturforscher, als ob die materialistische Theorie die Naturwissenschaften gar nichts anginge, als ob dieselbe eine nur ganz willkürliche und gewaltsam wie an den Haaren in ihr herbeigezogene Hypothese sei. Und dies ist doch nachweislichermaßen nicht so; sondern die Trennung und Geschiedenheit der heutigen Naturwissenschaft vom Materialismus beruht wesentlich auf dem Grundsatze, daß all unser Wissen Stückwerk sei, und man daher die einzelnen Stücke, die man weiß, niemals zu einem einheitbeherrschten Ganzen zusammenfügen dürfe mit rigoroser Consequenz. Nun ist dieses auch nicht nöthig und am wenigsten in einem aus lauter Kleinigkeiten das Große zusammenbauenden Gebiet wie die Naturwissenschaften sind. Allein, was nicht nöthig ist, das ist doch auch nicht in allen Fällen zu verhindern, um so weniger, als in andern Gebieten der Wissenschaft strenge Consequenz und durchschlagendes charakterfestes Denken immer als Haupttugenden gegolten haben.

Nun ist aber offenbar auf dem Felde der heutigen Naturforschung der rigorose Denker gleich verloren. Denn richtet sich das Denken nach strengem Gesetz und nicht nach Willkür, ist alles strenge Gesetz von mathematischer Art, beziehen sich alle mathematischen Gesetze auf Raumbewegungen, ist keine Raumbewegung ohne bewegte Theilchen und sind die bewegten Theilchen die Atome, so wird der Geist unabwendlich zu einer von den Atomen unabtrennlichen Eigenschaft. Obgleich man nun, wie gesagt, im Felde der Naturwissenschaft niemals so zusammenhängend zu denken braucht und niemals so zusammenhängend denken soll, so gibt es doch auch unter den Naturforschern Köpfe, welche das zusammenhängende Denken nicht lassen können und infolge davon die obigen von der heutigen Naturwissenschaft insgemein zugestandenen Sätze so zusammenketten, daß am Ende auch der Geist als eine Art von atomistischem Kegel- oder Billardspiel erscheint. Und daher bleibt die Wurzel des Atomismus so lange unangetastet stehen, als das Kegelspiel der Atome nicht entweder zertrümmert oder doch in den Rang eines eckigen Kreises erhoben wird, mit welchem man rechnet, ohne an ihn zu glauben.

Damit indessen dürfen jene plumpen Zionswächter in keinerlei Weise in Schutz genommen werden. Ihnen kann

man zur Beschämung nichts Besseres gegenüberstellen als die wirklich schätzens- und achtungswerthen Versuche derer, welche sich bemühen, die Wahrheiten der Religion, sei es der geoffenbarten, sei es der natürlichen, mit den ebenso sichern Thatsachen der Naturwissenschaft in Einklang zu bringen.

---

5. Bibel und Astronomie nebst Zugaben verwandten Inhalts. Eine Darstellung der biblischen Kosmologie und ihrer Beziehungen zu den Naturwissenschaften. Von Johann Heinrich Kurtz. Vierte, zum großen Theil neu ausgearbeitete Auflage. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
6. Die speculative Lehre vom Menschen und ihre Geschichte. Im Zusammenhange mit den obersten Grundsätzen der Philosophie und Theologie dargestellt von Albert Stöckl. Erster Band. Würzburg, Stahel. 1858. Lex.-8. 2 Thlr.
7. Zur Charakteristik des einheitlichen Zusammenhangs im Natur- und Geistesleben. Eine Zeitstudie für Selbstforscher. Mit einer lithographirten Tafel. Leipzig, Wienbrack. 1858. 8. 24 Ngr.
8. Kurzer Inbegriff der philosophischen Vorkenntnisse für Leben, Wissenschaft und Kunst, enthaltend die Grundzüge der Anthropologie, Psychologie, Logik u. s. w., zum Schul- und Selbstunterricht, von K. H. W. Münnich. Dresden, Adler und Dietze. 1857. 8. 15 Ngr.
9. Forstrath Lupin an Madame Hellbrook oder die Natur im Geiste. Von Karl Grafen von Baudissin. Leipzig, O. Wigand. 1857. 16. 1 Thlr.

Herr Dr. J. H. Kurtz von Dorpat steht ebenfalls wie Herr Dr. A. Frantz von Sangerhausen auf dem Standpunkte eines strengen Bibelglaubens; dieses aber in einer völlig andern und zwar für den letztern beschämenden Weise. Denn erstlich ist er nicht so unbesonnen, blindlings gegen die Kopernicanische Hypothese anzurennen; zweitens besitzt er so viel humane Liberalität, um die Bewohnbarkeit anderer Weltkörper im Universum außer dem Erdball als möglich zuzugeben; und drittens legt er in seinen Expositionen eine nicht zu verachtende Kenntniß astronomischer Thatsachen und Berechnungsmethoden an den Tag, welche mit der tiefen Unwissenheit Frantz' in diesen Dingen einen interessanten Gegensatz bildet.

Der Plan des Buchs ist anziehend entworfen und mit gelehrter Schriftkenntniß durchgeführt. Es soll an der Hand des so genau als möglich gewahrten Buchstabens der Heiligen Schrift einerseits und der naturwissenschaftlichen Kenntnisse andererseits die Skizze eines vollständigen Weltbildes in seiner genetischen Entwickelung gezeichnet, es sollen damit die Grundzüge einer kosmischen Geschichte des Alls vor Augen gestellt werden.

Die starke Seite an der Arbeit ist der Scharfsinn und die Gelehrsamkeit, womit verfahren wird. Die schwache Seite ist, daß überall blos nach synoptischer Methode verfahren wird, so nämlich, daß die Aussprüche aller Schriften sowol Alten als Neuen Testaments mit gleichem Vertrauen herbeigezogen werden. Und zwar dieses wiederum erstlich mit der Voraussetzung, daß wirkliche Widersprüche verschiedener Autoren unter sich hier niemals vorkommen können und daher, wo sie sich finden, als blos scheinbare sich um jeden Preis gegenseitig ausgleichen haben. Und zweitens mit dem Bestreben, alles Schriftwort am liebsten handgreiflich und buchstäblich zu verstehen, daher eine bildliche und allegorische Auslegung immer erst dann eintreten zu lassen, wenn eine wörtliche schlechterdings nicht möglich ist.

Die Geschichte des Weltalls wird uns hier in vier großen Perioden oder Weltaltern dargestellt, welche eine zweimalige Unterbrechung oder Störung und eine zweimalige Wiederherstellung des göttlichen Plans mit seinen Creaturen in sich schließen. Die erste Unterbrechung geschah durch den Sturz der Engel und Verfinsterung ihrer Wohnsitze. Der zweite durch den Fall des Menschen in die Erbsünde. Die erste Wiederherstellung geschah durch das Sechstagewerk der Schöpfung, vermöge dessen der Allmächtige aus dem durch den Engelsturz verwüsteten Raume unsers Planeten die gegenwärtige Gestalt der Erdoberfläche bildete und ordnete. Die zweite Wiederherstellung geschah durch den Kreuzestod, vermöge dessen die durch Verlust des Paradieses gewirkte Krankheit der Erbsünde ihre entsprechende Arznei empfing. Demgemäß ordnet sich das Ganze in vier Zeitabschnitte oder Weltalter.

Das erste Weltalter umfaßt die Urwelt, als die Erschaffung des Weltalls und seiner ursprünglichen Bewohner, der Engel. Sodann den theilweisen Fall der letztern, durch welchen wenigstens eine von den seligen Lichtwelten des Anfangs in den Fluten des Verderbens versinkt und zur finstern öden Wüste, zum thohu vabohu wird.

Das zweite Weltalter umfaßt die Vorwelt, als die schöpferische Wiederherstellung der durch den Fall der Engel zerstörten Erde, nebst Erschaffung des Menschen. Dann die von letzterm gegebene gottwidrige Entscheidung, welche einen neuen Riß in die Einheit des Weltalls, einen neuen Mißton in den Accord der Sphären bringt.

Das dritte Weltalter umfaßt die Mitwelt, als die Erlösung des Menschen und die Erneuerung der durch des Menschen Fall gestörten Schöpfung vermittelst der Menschwerdung Gottes in Christo. Hier endlich gelangt der auf zwiefache Art gestörte Weltplan Gottes zur absoluten Darstellung.

Das vierte Weltalter ist der ewige Sabbat aller gottgetreuen und zu Gott erneuten Creatur, wo sie eingegangen sein wird in die ewige Ruhe Gottes. Sie ist die zukünftige Welt und enthält eine mit der Ewigkeit eins gewordene Zeit.

Der Grund, auf welchem sich diese ganze Theorie erbaut, ist eine eigenthümliche Auslegung des Sechstagewerks der Schöpfung in der Genesis. Während die herrschende Ansicht der Gegenwart diese Tradition als die kindliche Vorstellung einer unwissenden Vorzeit von der Entstehung der Welt aufzufassen gewohnt ist, sieht Kurtz in ihr eine entweder von Adam oder einem seiner Nachkommen in prophetischer Conception empfangenes historisches Document. Der Concipient hat (S. 77), in prophetischer Erleuchtung zur Theilnahme an göttlicher Autopsie erhoben, mit dem Geistesauge geschaut was vorging, ehe noch ein menschliches Auge vorhanden war. Es sind lauter

prophetisch-historische Tableaux, die sich vor seinem geistigen Auge entfalten, Scenen der schöpferischen Thätigkeit Gottes, deren jede ein Hauptmoment des großen Dramas darstellen. Die Schöpfungstage aber haben ganz dieselbe Begrenzung, die noch jetzt ein chronologischer Tag hat. Die Tradition setzt also die astronomischen Verhältnisse unsers Planetensystems als bereits vorhanden voraus. Sie bezieht sich blos auf die letzte Zurichtung der Erdoberfläche für die Wohnung des Menschen, welche, wie wir zuverlässig aus ihr erfahren, nicht mehr und nicht weniger als genau sechs Erdentage in Anspruch genommen hat. Die ungeheuern Zeiträume der Entwickelung und Zerstörung, welche den Forschungen der Geologie zufolge der gegenwärtigen Erdgestalt vorangingen, fallen entweder vor oder in das thohu vabohu, mit welchem die Erzählung beginnt. Die Astronomie lehrt uns, daß der Fixsternhimmel mit allen seinen Sonnen schon seit Hunderttausenden oder Millionen von Jahren bestand. Dagegen erfahren wir aus der heiligen Tradition mit eben derselben Sicherheit, daß erst im vierten Tagewerk jener letzten Zurichtung der Erdoberfläche Sonne, Mond und Sterne am irdischen Horizonte hervortraten und dadurch anfingen, die Tage und Nächte der Erde zu reguliren und zu beherrschen. Denn zur Kraft der Lichterregung, welche die Sterne wol seit ihrem ersten Bestehen gehabt haben müssen, mußte erst noch die Lichtempfänglichkeit von seiten der Erde hinzukommen, damit ihr Lichtagens auf die Erde einwirken konnte. Und daß diese Lichtempfänglichkeit nicht vor dem vierten Tage eingetreten ist, erfahren wir durch den prophetischen Concipienten. Hiermit erledigt sich dann auch der schwierige Punkt, in welchem so viele einen Anstoß gefunden haben, nämlich die Erschaffung des Lichts vor der Sonne am ersten Tage. Denn natürlicherweise konnte das am ersten Tage geschaffene Licht kein Sonnenlicht sein, weil am ersten Tage jene Lichtempfänglichkeit von seiten der Erde noch nicht hervorgebracht war und daher an diesem Tage die Strahlen der Sonne, mochten dieselben für sich auch noch so heftig brennen, auf die Erde noch keinen Lichteindruck hervorbringen konnten. Wir haben daher das am ersten Tage erschaffene Licht für eine aus dem Vermögen eigener Lichterzeugung unsers Planeten hervorgegangene und also vielleicht dem Nordlichte verwandte Erscheinung zu halten. Oder wir können auch annehmen, daß die lichterregenden Kräfte, welche vom vierten Tage ab an die Sonne gebunden wurden, zuerst, nämlich drei Tage vorher, in den planetarischen Weltkörpern selbst ihren Sitz nahmen, und erst dann, als am vierten Tage die Körper unsers Weltsystems in ihrer individuellen Entwickelung weiter fortgeschritten waren, die polarische Entgegensetzung zwischen Sonne und Planet eintrat, nach welcher die Sonne, vielleicht schon wegen des Uebergewichts ihrer Masse und Schwere, die lichterzeugenden Kräfte an sich riß und verschlang. Dann würde die Erschaffung der Sonne am vierten Tage die Bildung der Photosphäre des Sonnenkörpers bezeichnen, vermöge einer Concentration des früher geschaffenen und bis dahin diffusorisch wirkenden Lichtagens um den planetarischen Kern dieses Fixsterns.

Wie dem auch sei, jedenfalls hat das Sechstagewerk es nicht mit der Erschaffung der Erde, geschweige denn mit der Erschaffung des Weltalls zu thun. Es findet Himmel und Erde schon vor; sie sind schon geschaffen und individualisirt. Aber der Erde fehlt es noch an Licht und Leben. Sie ist thohu vabohu. Das Sechstagewerk gibt ihr beides, im stetigen Fortschritt von der niedern zur höhern Stufe. Es gibt ihr ihre gegenwärtige Gestalt, ihre gegenwärtigen Naturkräfte, ihre gegenwärtigen Bewohner und ihre gegenwärtigen Beziehungen zu den übrigen Weltkörpern. Aber auch die urweltliche Thierwelt, welche wir als eine von den Flötzgebirgen eingeschlossene durch die Geologie kennen lernen, kann, weil sie Mord und Tod in sich trug, nicht im Sechstagewerk entstanden sein. Sie gehört vielmehr, wie die Gebirge, die sie umschließen, einer frühern Geschichte an, von der die Schöpfungsurkunde uns nichts offenbart. Es ist eine von der Mitwelt ganz heterogene, längst schon vor ihr untergegangene Welt. Wenn wir daher in ihr schon Raub und Mord, Krankheit und Tod finden, so kann dies nicht das mindeste dafür beweisen, daß Mord und Tod auch in der Mitwelt von Anfang an vorhanden war. Jene untergegangene Welt, die in den Flötzgebirgen begraben liegt, kann nicht als eine reine Schöpfung Gottes angesehen werden. Wie Mord und Tod durch die Sünde und Empörung gegen Gott in die Mitwelt gekommen sind, so muß auch, scheint es, dort schon ein widergöttliches Element wirksam gewesen sein. Ueber dieses widergöttliche Element bekommen wir ein Licht in dem Berichte vom Genuß der verbotenen Frucht im Paradiese. Hier tritt uns jenes Element in einer dreifachen Einkörperung, einer persönlichen, animalischen und vegetabilischen entgegen, als Satan, Schlange und Baum der Erkenntniß von gut und böse. Hier leuchtet der volle Zusammenhang ein. Baum und Schlange waren die letzten Reliquien des Satanischen auf der erneuerten Erde. Durch Gottes schöpferisches Walten war die Macht des thohu vabohu bereits gebrochen. Die letzten Ausläufer desselben, Baum und Schlange, sollte der Mensch selbst überwinden und bannen. Es waren die letzten, die einzigen Anhaltpunkte Satans auf der neuen Erde, das einzige auf ihr, was er noch sein nennen konnte.

Und so treibt uns denn das buchstäbliche Verständniß des Sechstagewerks folgerichtig zum Schluß, daß Tausende von Jahren vor Erschaffung des Lichts und vor der sechstägigen Ausbildung der heutigen Geographie bereits durch Satans Empörung Tod und Verderben als kosmische Potenz in die urweltliche Erde hineinkam und die Erde zum thohu vabohu, zum Wohnplatze widergöttlicher und dem Untergange geweihter Geschöpfe wurde. Durch die Restitution im Sechstagewerk hat Gott neue kosmische Potenzen des Lebens in die verstörte Erde hineingesenkt. Aber durch den Sündenfall gerieth der Mensch in die Macht seines Verführers und dieser wurde nun aufs neue zum Fürsten, ja zum Gott dieser Welt, bis durch das Zwischeneintreten des göttlichen Heilsplans der Erlösung dem Satan und seinen Engeln die Erde als der Schauplatz der

Heilsgeschichte streitig gemacht wurde. So bleibt denn für die Geister der Bosheit, welche aus dem Himmel als der Wohnstätte der Seligkeit und Herrlichkeit verstoßen wurden, fast nur allein noch die Stellung zwischen Himmel und Erde, im Lufthimmel, übrig, als Beherrscher der Macht der Luft (nach Ephes. 2, 2). Und es ist ihnen kaum zu verdenken, wenn sie von hier aus immer neue Angriffe zur Zurückgewinnung ihres verlorenen Besitzes, obschon vergeblich, zu machen wagen. Denn die Erde war ihre ursprüngliche Wohnung; sie haben alte Ansprüche an sie wegen des thohu vabohu, aus dem sie gebildet ist. Sie haben auch neue Ansprüche an sie gewonnen durch die Sünde und das Verderben in der Menschenwelt.

Auf einen liberalern und minder buchstäblichen Standpunkte in Betreff des Sechstagewerks sehen wir uns aufmerksam gemacht in der „Speculativen Lehre vom Menschen und ihre Geschichte" von A. Stöckl. Dieser gibt von seinem theologischen Bekenntnisse aus die Möglichkeit zu, das Sechstagewerk auf allegorische Weise so zu verstehen, daß darin nur von einem System der Ideenwelt im göttlichen Verstande die Rede sei und daher unter den dortigen Geschöpfen unmöglich die Anordnung und Reihenfolge gefunden werden könne, wie wir sie unter den Gegenständen der wirklichen Welt antreffen. Obgleich er sich selbst diese Idee nicht völlig aneignen zu wollen scheint, so spricht er doch von ihr bei Gelegenheit der Abhandlung der rein philosophischen Lehrsätze der idealistischen Anthropologie und ihrer möglichen Verschmelzung mit dem christlichen Lehrinhalte in folgenden Worten (S. 106):

Wenn daher das Christenthum von einem höhern, übernatürlichen Lebenszustande des ersten Menschen spricht, so kann hier jener erste Mensch kein anderer sein als der ideale Mensch, jener geistige engelgleiche Mensch, der unmittelbar aus Gott emanirt ist, und das Paradies, in welchem nach der Lehre des Christenthums der erste Mensch sich befand, kann nur diesen übersinnlichen geistigen Zustand des Menschen selbst bedeuten. Hieraus geht dann von selbst hervor, daß auch der Sündenfall des ersten Menschen, wie er in der Heiligen Schrift erzählt ist, mit dem überzeitlichen Abfall des idealen Menschen von Gott zusammenfallen müsse. Der Widerspruch, in welchem die Erzählung der Heiligen Schrift mit dieser Annahme steht, kann durch Allegorisirung dieser Erzählung beseitigt werden u. s. w.

Dieser ideale Mensch, als lebendige und substantielle Idee in der Gottheit, würde so zu denken sein, daß er zwar eine leibliche Natur schon ebenfalls in sich schlösse, aber nur von einer höhern, idealen oder rein formellen Art, nicht jene niedere thierische, die wir gegenwärtig an ihm wahrnehmen und die auch am empirischen Menschen nichts als die äußere und abstreifbare Hülle des erstern ist. Der Verfasser weist im historischen Theile seines Werks mit besonderm Nachdruck auf den Alexandriner Philo hin, bei welchem wir diesen Gedanken bereits aufs entschiedenste ausgebildet finden. Nach der Philonischen Auslegung sind die sechs Tage, innerhalb welchen den heiligen Schriften zufolge die Welt vollendet wurde, nicht als wirkliche Zeitabschnitte zu denken, sondern sie drücken nur die Ordnung aus, in welcher die Dinge vermöge ihrer Idee aufeinander folgen, und diese Ordnung ist geregelt durch die Sechszahl, weil diese die vollkommenste ist. Das Sechstagewerk bezieht sich somit blos auf die ideale Schöpfung der Dinge im Logos. So spricht Philo auch fortwährend von zwei Menschen, dem idealen und dem irdischen. Der ideale Mensch ist der wahre vollkommene Mensch, wie er ursprünglich von Gott in der Idee gedacht worden ist. Er ist das vollkommene Abbild Gottes und zugleich das Musterbild des irdischen Menschen. Er ist derjenige Mensch, von dem es im ersten Kapitel der Genesis heißt, daß ihn Gott nach seinem Bilde geschaffen habe, während dagegen unter dem irdischen Menschen derjenige zu verstehen ist, welcher im zweiten Kapitel der Genesis auftritt, und von welchem es daselbst heißt, daß ihn Gott aus Erdlehm gebildet und die Seele ihm eingehaucht habe. Der ideale Mensch befindet sich im Logos als in der Einheit der Ideen in Gott. Und auf der andern Seite wird der Logos selbst von Philo als der ideale Mensch oder der Urmensch bezeichnet und damit angedeutet, daß der Mensch als die höchste und letzte Stufe der Ideenentwickelung in Gott zugleich alle übrigen Ideen in sich als in einem Mikrokosmus eingeschlossen oder eingewickelt enthalte.

Sobald wir uns nach Philonianischer Methode eine allegorische Auffassung des Sechstagewerks erlauben, treten der hebräischen Tradition mehr oder weniger ähnliche und daher zur Vergleichung mit ihr auffordernde Traditionen aus dem indischen, tibetanischen, persischen, griechischen und nordischen Alterthum zur Seite, welche, obwol in einzelnen Zügen voneinander abweichend, doch alle auf den gemeinsamen Sinn hinzielen, daß aus einem uranfänglichen seligen Leben von idealer oder himmlischer Natur in den gegenwärtigen unvollkommenern Zustand ein Sturz geschah. In der einen Sage sind es Engel, welche stürzen, in der andern paradiesische Menschen, in der dritten sind es Engel, welche durch den Sturz sich in irdische Menschen verwandeln. In der letzten Form tritt die Sage bei den Tibetanern auf, sowie auch bei Empedokles, wo sie auf ägyptischen Ursprung zurückweist. Die Sage vom Sturze der Engel und vom Falle paradiesischer Menschen (die ja auch eine Art von Engeln sind) fließen durch allmähliche Uebergänge in den Traditionen der Völker so in eins, daß sie nur für eine abweichende Einkleidung eines und desselben mythologischen Grundgedankens angesehen werden dürfen. Dieser Grundgedanke der Völker ist von der Art, daß er bis auf den heutigen Tag noch in keinem unserer modernen speculativen Systeme sein vollkommenes Aequivalent findet. Weit näher steht ihm ohne Zweifel der antike Platonismus. Aber auch dieser bleibt hinter seinem mythologischen Urbilde, dem er nachtrachtete, noch immer darin zurück, daß er uns zumuthet, das, was die Mythologie der Völker als Realitäten von anschaulicher Natur bezeichnet, in Gestalt bloßer Ideen zu denken. In diesem Punkte hat also die Theologie wol recht, wenn sie behauptet, daß zwischen der bloßen Platonischen Idee eines Geistersturzes und dem realen Glauben der alten Völker an einen solchen noch immer ein Unterschied zu setzen sei. Nur begibt sie sich von diesem festen Boden aus, welcher unangreifbar ist, auf ein sehr schlüpfriges Terrain, sobald sie es unternimmt, im Sturze Lucifer's und im Falle

Adam's zwei historische Thatsachen von unterschiedener Art einander entgegenzusetzen, anstatt natur- und sachgemäß in beiden nur zwei verschiedene Einkleidungen einer und derselben mythologischen Grundanschauung zu erkennen.

Uebrigens trägt das Werk von Stöckl eine entschieden specifisch-katholische Färbung. Es wird darin beklagt, daß es noch keine nach den Quellen bearbeitete katholische Geschichte der Philosophie gebe, und daß die Katholiken genöthigt seien, in dieser Beziehung fortwährend aus protestantischen Quellen zu trinken. Es entgeht dem Verfasser hierbei, daß eine vom katholischen Standpunkte verfaßte Geschichte der Philosophie keine solche mehr sein, sondern ins Gebiet der Apologetik des Katholicismus vom philosophisch-historischen Gesichtspunkte fallen würde. Diesen gefühlten Mangel sucht indessen der Verfasser im zweiten, nämlich im historischen Theile seines Werks in Betreff der speculativen Anthropologie nach Kräften zu ersetzen und dieses mit großem Fleiß und guter Sachkenntniß in einer Geschichte der speculativen Lehre vom Menschen, welche von Pythagoras bis Philo reicht und weiter fortgeführt werden soll. Voran geht im ersten Theil eine Darstellung der speculativen Lehre vom Menschen nach ihren drei möglichen Gestaltungen, nämlich als idealistische, als empirisch-realistische und als christlich-speculative Lehre. Die dritte Lehre verhält sich zu den beiden ersten einerseits als eine dieselben versöhnende Mitte, andererseits als eine dieselben überragende Höhe. Wenn nämlich der Idealismus diese gegenwärtige Welt ausschließlich nur als einen finstern Strafort anerkennt, der blos dem Abfall der Geister von Gott seine Entstehung verdankt und daher Lust, Leben und Freude einzig und allein in einer jenseitigen Welt walten läßt, und wenn umgekehrt der empiristische Materialismus die jenseitige Welt gänzlich leugnet und den Menschen blos auf den Genuß dieser empirischen Welt verweist, so vermeidet die christlich-speculative Lehre mit Sicherheit beide Extreme, indem sie als objective Erkenntnißquelle weder die Idee, noch auch die Erfahrung, sondern die Religion, und zwar auf dem Wege des Autoritätsglaubens, erkennt. Indessen wird dabei in Rücksicht auf die vorchristlichen Philosophen, denen die letztere Wahrheitsquelle noch unzugänglich war, ausdrücklich bemerkt, es sei kein Unglück für die antike Zeit gewesen, daß es in ihr eine Philosophie gab. Auch diese kleine Concession, so geringfügig sie immerhin erscheinen möge, nehmen wir im Namen der Philosophie dankbar in Empfang.

Eine andere Art, sich über die Extreme eines jenseitshungrigen Idealismus und eines diesseitsüberfütterten Materialismus in die richtige Mittelstraße emporzuschwingen, begegnet uns in der „Zeitstudie" eines Anonymus, welche dienen soll „zur Charakteristik des einheitlichen Zusammenhangs im Natur- und Geistesleben". Auch hier sind die beiden Extreme ebenso sehr geflohen, als im vorigen Fall. Aber die Mitte, zu der wir geführt werden, ist nicht der Autoritätsglaube, sondern das Christenthum als eine Darstellung der Idee der Tugend als guter Gesinnung verbunden mit Stärke der Ausführung in einem praktisch-humanistischen Leben. Und allerdings sollte man wol glauben, daß die Tugend und nicht der Autoritätsglaube die eigentliche Magnetnadel sein müsse, welche den richtigen Weg durch Scylla und Charybdis hindurch zur Wahrheit und zum Leben weise, zufolge der alten Sentenz, daß in der Vermeidung des Bösen das eigentliche Grundprincip aller Weisheit enthalten liege. Denn wenn es gelänge, die Tugend unter den Menschen zum Gemeingut zu machen und so in ihre höchste Ausübung zu setzen, mehr noch: wenn dieses vorzüglich mit durch die Beihülfe des kirchlichen Autoritätsglaubens gelänge, welcher hierbei auch keinenfalls würde entbehrt werden können, so würde doch immer die Tugend in ihrer Ausübung hierbei als der alleinige Zweck, der kirchliche Autoritätsglaube aber sammt allen übrigen Erleichterungsmaßregeln als bloßes Mittel zum Zweck erscheinen. Man erklärt dadurch noch lange nicht eine Sache für entbehrlich, daß man sie für ein bloßes Mittel erklärt. Was ist unentbehrlicher als Brot? Und doch ist das Brot ein bloßes Mittel des Lebens, das im Gebiete seiner Zwecke schlechterdings keinen Platz findet. Wie mit dem Brote, ist es mit der kirchlichen Autorität. Unentbehrlich wie das Brot, ist sie auch gleich ihm ein bloßes Mittel. Zweck an sich selbst ist nur die Tugend und schlechterdings nichts außer der Tugend. Zwar ist es viel leichter und bequemer, und daher den niedern Kräften unserer Natur viel angemessener, sich einer kirchlichen Autorität als einer strengen Tugendübung zu unterwerfen. Dieser Umstand aber darf das Urtheil der reinen Vernunft nicht modificiren.

Doch zurück zu unserm Anonymus. Er construirt tabellarisch in lauter Triangeln nach Art des Paracelsus und seiner Schüler. Vom praktisch-humanistischen Leben, als dem Gipfel des Triangels, gleiten alle Schenkel ab, einerseits das Geistesleben im Gebet und andererseits das Naturleben in der Arbeit. Herrscht auf der Naturseite das Herz als Gefühls- und Fassungsvermögen, so herrscht auf der Geistesseite das Hirn als Denk- und Vorstellungsvermögen. Beide aber schließen sich schräg ansteigend im Gipfel zusammen zum Ethischen als zum Gewissen oder Glaubensvermögen. Letzteres ist das Göttliche unter der Idee der Liebe, und von ihm abwärts steigen seine beiden Hülfen oder Mittel, einerseits das Herz als das Weltliche unter der Idee der Seele, andererseits das Hirn als das Geistige unter der Idee des Gedankens. Dem Geistesleben entspricht die Wahrheit, das Allgemeine und die Wissenschaft. Dem Naturleben entspricht die Schönheit, das Besondere und der sinnliche Reiz. Und im Gipfel der Pyramide thront die Tugend als Nächstenliebe, als die Aufnahme des Allgemeinen ins Besondere. In allen diesen Eintheilungen ist der Entwurf einleuchtend und gut, aber der Stil und die Ausführung leiden überall an einer gewissen Ungelenkheit und Trockenheit. Anonymus scheint ein Mann von treuer Auffassungsgabe aber wenig Phantasie zu sein.

Ein desto regerer Schwung des Geistes herrscht in dem „Kurzen Inbegriff der philosophischen Vorkenntnisse" von Männich. Davon zeugt schon der Umstand, daß hier auf 192 Seiten nichts Geringeres gegeben wird, als die vollständigen Grundzüge der Anthropologie, Psychologie, Logik und Metaphysik, der Pädagogik, Moral, Dikäologie und Aesthetik. Und überall, wo sich irgendein abschließender Gedanke einstellt, erscheint die Muse und wir hören ein vollstimmiges Saitengetön, wo wir beim Anonymus nichts gewahren als das feine monotone Geklingel seiner Triangel. Doch sind beide Instrumente in denselben reinen und correcten Accord gestimmt, worüber man nur Freude empfinden kann, in den Accord des Wahren, Schönen und Guten; des Wahren als der Idee des menschlichen Bewußtseins, des Schönen als der Idee der Weltarchitektur, des Guten als der Idee der göttlichen Liebe. Und gern stimmt man daher hier mit in den begeisterten Ruf der Muse ein:

Der Mensch nur darf über die Sterne klimmen
Auf Geisterstufen zum höchsten Ziel;
Er darf zum heiligen Dreiklang stimmen:
Gott, Welt und Mensch! sein Saitenspiel.

Je mehr es bei der heutigen freien und ungehinderten Circulation aller Ideen zu Tage kommt, wie sich häufig gebildete Geister quälen und martern mit einer Anknüpfung idealistischer Religionsideen an eine materialistische Denkart, welche ihnen aus bloßer Gewöhnung anklebt, und wie schwer es ihnen häufig wird, sich auch nur annäherungsweise in den erhabenen Idealismus der immateriellen Voraussetzungen lebendig hineinzudenken, von denen die Traditionskette der abrahamitischen Religionssysteme sich gemeinsam durchherrscht zeigt, desto freudiger ist es immer zu begrüßen, wenn, auch ohne alle Beweisführung, die Höhe einer rein idealistischen Anschauung so ungetrübt ausgesprochen wird, wie z. B. in den Worten des folgenden Symbolums:

Es herrscht sein unbeschränktes Walten
Durch die Unendlichkeit in aller Kraft des Seins.
Gedanken Gottes sind die hehren Weltgestalten.
Nur in ihm, durch ihn ist das Weltall eins.

Auch hat es wenig Sinn, solche Devisen als längst bekannt oder abgedroschen zu schelten. Sie erscheinen nur denen als trivial, denen die Einsicht fehlt, ihren speculativen Gehalt seiner unendlichen Schwere nach zu wägen und zu schätzen. An sich selbst bleiben sie ewig jung wie Gottes Frühling, welcher ebenfalls dadurch nicht altert, daß er im vorigen Jahre schon ebenso geblüht hat wie im heurigen. Oder auch wie die Freundschaft, welche wol verdunkelt, aber nie ganz aus dem Herzen vertilgt werden kann, zufolge dem Motto der Vorrede, in welcher der Verfasser sein Buch einer Tafelrunde von achtzehn alten afranischen Jugendfreunden, theils diesseits, theils jenseits, gewidmet hat:

Was Freundschaft thut und spricht, bleibt ewig unvergessen;
Sie altert nicht, was auch hinweg vom Leben träuft,
Schön wie Unsterblichkeit geht sie durch die Cypressen,
Sie läutert jedes Herz, das ihre Glut ergreift.

Aber es wird Zeit, daß wir auch dem Forstrath Lupin in Voßkuhlen ein kleines Gehör schenken, welchen uns Karl Graf von Baudissin als im wissenschaftlichen Briefwechsel mit einer Freundin, der Madame Hellbrook in Paulinenthal, begriffen vorführt. Der Forstrath erscheint auf den ersten Anblick als ein ganz ordentlicher und christlicher Mann, welcher nur die unglückliche Grille hat, seine Gedanken über Gott und Unsterblichkeit in einen solchen Gallimathias von naturwissenschaftlicher Stofflehre eingewickelt mitzutheilen, daß seiner Freundin dabei allmählich angst und bange wird und sich das freundschaftliche Verhältniß zusehends dadurch abkältet. Und sonach spränge wol als die Moral aus der Fabel hervor, daß man sich weise hüten soll, gegen Frauenzimmer die mystischen und schwärmerischen Ideen über Gott und Unsterblichkeit, an denen die eigene Brust erwarmt ist, anders verlauten zu lassen, als in einer abgeschwächten, durch die hergebrachte dogmatische Terminologie verdünnten und dadurch erträglicher gemachten Form. Widrigenfalls läuft man Gefahr, entweder für einen verrückten Schwärmer oder für einen zügellosen Freigeist gehalten zu werden. Das letztere begegnet dem Forstrath. Aber die Fabel hat noch einen tiefern Sinn. Offenbar war der Hauptzweck des Verfassers, die Ideen seines Forstraths vor dem Publikum zu entfalten, welche aus einem seltsamen Amalgama von platonischem Idealismus und materieller Stofflehre bestehen, wie dasselbe heutzutage in manchen Köpfen herumspukt, und dadurch gewissen Leuten den Spiegel vorzuhalten.

Die Seele des Menschen — so lehrt der Forstrath — ist der feinste Stoff, der Aether. Ihm kommt zugleich die vollendetste Form zu. Solange die Seele auf Erden weilt und sich in einem Zustande von Unreife befindet, enthält sie nur die Anlage zu jener vollendeten Form, die sie späterhin sicher annehmen wird und von der wir uns keine Vorstellung zu machen im Stande sind. Der im Menschen ursprünglich mit dem Körper zusammengewachsene Seelenorganismus löst sich nach und nach ab und gewinnt seine eigene Dynamik, die indessen nur dem Grade nach von der des Körpers verschieden ist. Der reine oder bloße Aether ist das Denkvermögen. Aber er steht in Verbindung mit einem Lebensstoff, durch welchen ebenso das Empfinden und Begehren im Gefühl vermittelt wird, wie durch den Aether die Wahrnehmungen und Combinationen des Verstandes. Auf diese Weise wird die Seele aus der Wüste in einen Garten zurückgeführt, wo alles grünt und blüht und wo auch sie ihre Frische wiedergewinnt und die übrigen Blumen durch ihre Schönheit besiegt. Nur so erscheint auch das Universum als eine harmonische Einheit, welche alle absoluten Gegensätze ausschließt, wenn wir uns vorstellen, daß von den zwei feinsten Stoffen, welche im Leben der Seele in Wechselwirkung sind, der eine (der Aether) durch das ganze Weltall ausgebreitet ist, der andere (der Lebensstoff) zwischen den Himmelskörpern, das Leben fördernd, auf- und niederwallt, sodaß die Seele ungeachtet ihres planetarischen Ursprungs doch zugleich geeignet ist, auch die bevorzugtern Theile des Universums zu bewohnen. So heben sich alle Gegensätze zwischen Geist und Materie, Gott und Natur,

Tod und Leben auf und alles führt sich auf eine bloße Abstufung der Stoffe zurück, unter denen der feinste, beweglichste, die übrigen beherrschende sich in Gott zur Persönlichkeit concentrirt.

Da die Seele ein selbständiger und vom Körper trennbarer Organismus ist, so trägt sie die Merkmale einer höhern Bestimmung an sich und wird ihr volles Bewußtsein mit ins Jenseits hinübernehmen. Es muß, damit die Kette der Entwickelung keine Unterbrechung leide, ein Uebergang zu andern Weltkörpern stattfinden, wo den Ankommenden eine günstigere Natur aufnimmt, sobald hienieden für die höhere Entwickelung keine entsprechende Oertlichkeit mehr vorhanden war. Eine solche schönere Natur können wir mit voller Ueberzeugung den lichtumgebenen Himmelskörpern beilegen. Auf unserer Sonne, die zur Zahl dieser Gestirne gehört, wird der Tag nicht wie auf den Planeten durch die Nacht, der Sommer nicht durch den Winter abgelöst. Ihre Bewohner werden daher weder von Krankheiten heimgesucht, noch durch Nahrungssorgen oder den Mangel irgendeines materiellen Bedürfnisses gedrückt. Folglich sind die Planeten die Pflanzschulen, aus welchen die Sonnen ihre Bewohner beziehen. In der That befällt uns mitunter eine leise Ahnung von den verborgenen Schätzen unserer Seele und einer glanzerfüllten Zukunft, aber selbst die kühnste Phantasie wird es nicht wagen, solchen Ahnungen Worte zu leihen. Ist das Leben Folge des Austausches einer von der Sonne emanirten Substanz, die, nachdem sie auf den Planeten zu einer nur dort möglichen Verbindung schritt, wieder zu ihrer Heimat zurückkehrt, so haben auch Thiere und Pflanzen auf Fortdauer Anspruch, in welcher jedoch die Erhaltung der Selbständigkeit, die bei ihnen nie zur Reife gelangte, nicht mitbegriffen sein kann.

Wenn nun Madame Hellbrook auf diese zwar materialistischen, aber doch ebenso sehr auch tief religiösen, sowol den persönlichen Gott als die individuelle Fortdauer der Seele vertheidigenden Expectorationen nichts zu erwidern hat, als ablehnende Antworten, so erscheint sie darin zunächst in jenem einfachen Unrecht, in welches so leicht der beschränktere Geist entgegen dem höhern tritt, welchen er nicht versteht. Aber auf der andern Seite windet sich doch auch durch des Forstraths Briefe schlangengleich ein grauenvolles Etwas, für welches weibliche Spürnasen einen feinen Geruch zu besitzen pflegen. Denn sie schreibt manchmal, als wären ihr Spinnen über das Gesicht gelaufen. Und so schlägt sich zuletzt der Leser doch unwillkürlich und mitleidig auf die Seite der armen mystificirten Freundin. Denn zu fürchten ist Reineke zwar unter jeder Maske, unter keiner aber mehr, als wenn er den Rosenkranz betet und die Himmelstreppen hinansteigt.

Karl Fortlage.

Vilmar und Beda Weber.

1. Zur neuesten Culturgeschichte Deutschlands. Zerstreute Blätter, wiederum gesammelt von A. F. C. Vilmar. Erster Theil: Politisches und Sociales. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Ueber conservative Gesinnung und Lebensrichtung. Festrede zur akademischen Feier des Geburtstags Sr. königl. Hoheit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. am 20. August 1858 in der Aula der Landesuniversität. Gehalten von A. F. C. Vilmar. Marburg, Elwert. 1858. Gr. 8. 2½ Ngr.
3. Beda Weber. Lebens- und Literaturbild. Mit Beda Weber's Porträt. Regensburg, Pustet. 1858. 8. 24 Ngr.

Wir stellen hier die Schriften zweier Männer zusammen, die, obschon aus verschiedenen Feldlagern gewappnet ausziehend, der eine aus dem Feldlager des orthodoxen Protestantismus, der andere aus dem des orthodoxen Katholicismus, sich auf der Hälfte des Wegs begegnen, einander die Hände schütteln und gegen einen gemeinsamen Feind Stellung nehmen. Dieser gemeinsame Feind ist das Revolutionsfieber der Zeit, wie es 1848 auch in Deutschland zum Ausbruch kam, der Communismus, der Socialismus, die Republik bis herab zu den sanftern Nuancen des Liberalismus und Constitutionalismus, die ihnen im Grunde ebenso verhaßt und vielleicht noch verhaßter sind als jene entschiedenern Richtungen. Nur aus dem Gefühl des Siegs und der Sicherheit, in dem sich ihre Partei noch vor kurzem wiegte und wol noch wiegt, läßt sich erklären, daß man uns jetzt noch zumuthen will, politische Betrachtungen und Schilderungen aus jener aufgeregten Zeit lesen zu sollen, die zum größten Theil doch nur für den Augenblick Bedeutung hatten, dem sie ihre Entstehung verdankten. Manche derselben werden freilich auch jetzt noch dem gründlichern und besorgtern Beobachter der Zeitläufe keineswegs unwillkommen sein, da die ruhige Oberfläche, die sich jetzt in breiter Gewöhnlichkeit unsern Blicken darstellt, schwerlich Bürgschaft dafür leistet, daß gewisse in der Tiefe arbeitende dämonische Mächte nun wirklich auch auf die Dauer beschwichtigt und zur Ruhe verwiesen worden seien. Angenommen übrigens, daß die sogenannten destructiven Tendenzen von 1848 wirklich Sieger geblieben wären, so würden wir vielleicht eben solche Sammlungen aus der Feder der Radicalen und Anarchisten lesen müssen, und es möchte doch gewiß viele geben, welche die beiden Reactionäre Beda Weber und Vilmar für ein kleineres Uebel halten als Vogt und Simon und einen vielleicht nicht wohlgeordneten Zustand doch immer einem Zustande vorziehen, der fürs erste und vielleicht auf lange statt nur nicht wohl, vielmehr gar nicht geordnet gewesen sein würde. Welche Schwerkraft, wenn auch zum Theil nur die Schwerkraft der Trägheit und des Eigennutzes, die conservativen Interessen besitzen, das, meinen wir, sollte den Anhängern der Lehren Proudhon's, Considérant's und Fourier's nun doch wol klar geworden sein.

Die Aufsätze, welche Vilmar in der erstgenannten Schrift gesammelt hat, standen früher in einem kleinen periodischen Blatte, „Der hessische Volksfreund“, welches von ihm 1848 gegründet und bis in das Jahr 1853 fortgesetzt wurde. Der Verfasser sagt im Vorwort: „Gerichtet war dieses Blatt gegen die geistigen Grundlagen jener Revolution, und in dem engern hessischen Kreise, für welchen es bestimmt war, vielleicht nicht ganz ohne Erfolg. Da nun von manchen Gesinnungsgenossen und Mitkämpfern wiederholt der Wunsch ausgesprochen wurde, dasjenige aus jenen längst zerstreuten Blättern aufbewahrt und zusammengestellt zu sehen, was am meisten geeignet scheinen konnte, jene geistigen Grundlagen der Revolution von 1848—50 zu charakterisiren, so habe ich mich der Erfüllung des Wunsches nicht entziehen wollen. Der Kampf ist ja noch heute um dieselben Lebensgrundlagen vorhanden, wie in jenen drei Jahren und hat kaum einige Formen und einige Personen gewechselt. Der Haß gegen geistige Vorzüge und geistige Bedeutendheit, der Haß gegen den Besitz, der Haß gegen das Recht sind heute

noch genau so vorhanden, wie in jener Zeit, und der Haß gegen kirchliches Bekenntniß und kirchliche Erfahrung ist, wo nicht schärfer doch offenbarer und meist auch weit erfolgreicher als damals, freilich schon darum, weil zur Zeit das Feld der Kirche das einzige ist, auf welchem sich der Haß gegen den lebendigen Gott, der auch in dem Haß gegen Besitz und Recht liegt, in voller Gefahrlosigkeit und mit dem Gefühl der Sicherheit, welches von der Gewalt verliehen wird, aussprechen kann."

Wie man auch von dem Standpunkte des Verfassers denken mag, zweierlei Vorzüge wird man ihm zugestehen müssen: einen nicht gewöhnlichen Muth — denn dieser gehörte dazu, um sich in jenen Tagen der Proscriptionen, die damals nur umgekehrt von unten statt von oben ausgingen, so aufrichtig und energisch auszusprechen, wie der Verfasser sich auszusprechen die Kühnheit hatte —, und die Gabe, populär und allgemein faßlich zu schreiben und sich zu der Begriffssphäre und den Interessen des Volks herabzulassen. Durch solche Mittel wirkte auch die Kreuzzeitung, und an Schriftstellern dieses volksthümlichen Gepräges fehlte es allerdings der doctrinären, wenn auch noch so ehrlich gesinnten Mittelpartei, oder sie verschmähte sich ihrer zu bedienen. Die natürliche und unausbleibliche Folge davon war, daß sie in kurzem nach oben wie nach unten isolirt und gleichsam in der Luft stand, daß sich beide Flügel, der rechte wie der linke, sich gegen das Centrum wandten und es aufrieben, jedes in der Hoffnung, die Früchte aus dessen Niederlage für sich auszubeuten, was denn auch, wie jeder weiß, für den Augenblick dem rechten gelungen ist. Freilich, wenn Vilmar vom Volke spricht, so versteht er darunter vorzugsweise den haus- und grundbesitzenden, also allerdings conservativsten und vielleicht auch selbstsüchtigsten Theil desselben, und diesen strebt er in aller Weise gegen die Arbeiter, Fabrikarbeiter, Handwerksgesellen, Proletarier und Brotlosen einzunehmen und zu erbittern, was ihm denn auch in seinem engern hessischen Kreise nicht wenig gelungen sein mag. Denn man appellire nur in überzeugender Weise an das Sonderinteresse einer bestimmten Menschenklasse, selbst zum Schaden einer andern, und man wird bei ihr stets gewonnenes Spiel haben. Man hört es wol auf gewisser Seite nicht ungern, wenn man, wie Vilmar, den Arbeitern vorwirft, daß sie „sich angewöhnt haben, alles, wie man spricht, mit unter die Decke zu nehmen, und die Kunst des Haushaltens und Sparens nicht gelernt haben, auch wol nicht lernen mögen". Nur bleibt uns Vilmar den Nachweis schuldig, wie diese Arbeiter, vorausgesetzt, daß sie zahlreiche Familie haben, was ja sehr oft der Fall ist, es anfangen sollen, von ihrem Verdienst etwas zurückzulegen. Man kann doch sicherlich annehmen, daß in einem Arbeitshause der möglichst niedrige Kostensatz für den Kopf veranschlagt und in Ausführung gebracht ist. Dennoch kommen z. B. im berliner Arbeitshause von den Gesammtkosten durchschnittlich auf den Kopf etwas über 73 Thlr. oder täglich 6 Sgr. Angenommen, eine Arbeiterfamilie bestehe aus acht Köpfen und verdiene jährlich 300 Thlr., so würden hiernach auf den Kopf nur etwas über 37 Thlr. kommen, also ungefähr die Hälfte von dem, was ein Insasse des berliner Arbeitshauses braucht. Und hiervon noch sparen? Ist dies ein menschliches Verlangen? In Betracht kommt hierbei ferner, daß gerade der minder gewissenhafte, aber gewitzigtere Arbeiter eher einen Nebenprofit zu machen weiß als der gewissenhafte, minder schlaue, mithin aus dem Umstande, daß jener vielleicht eher im Stande ist etwas zurückzulegen, noch keineswegs auf seine größere Moralität zu schließen ist. Vilmar schwärmt auf S. 263 für den Militärstand als den einzigen Stand, bei dem noch Zucht und Ordnung zu finden sei, während sich davon in manchen Garnisonsstädten nicht gerade sehr viel Erfreuliches erzählen lassen soll, abgesehen etwa von der äußern Disliplin in Reih und Glied. Nun klagt man fast in allen Ländern über die zunehmende Verkümmerung des Geschlechts, über den fast von Jahr zu Jahr wachsenden Mangel an diensttauglichen jungen Männern, wie auch die Rekrutirungslisten mit sprechenden Zahlen beweisen. Es sind hierüber, zumal auch in Frankreich, ganze Bücher geschrieben worden und man hat, gewisse moralische Uebelstände beiseite gelassen, einen Hauptgrund dieser betrübenden Erscheinung in der schlechten oder unzureichenden Ernährung der heranwachsenden Jugend gefunden. Von hinreichender kräftiger Nahrung und richtiger Körperpflege kann auch in Familien, in denen, wie wir gesehen haben, sehr oft nur 37 Thaler, oft noch weniger auf den Kopf kommen, bei den sonst so gesteigerten Ausgaben (Schulgeld u. s. w.) gar nicht die Rede sein. Will nun Vilmar, daß das Haupt einer solchen Familie, um ein paar Groschen zurückzulegen, seinen Kindern immer noch mehr Nahrung und Kleidung abdarbe? Woher soll im Verlaufe der Zeit die Mannschaft genommen werden, die dazu nöthig ist, um seinen Lieblingsstand, den Stand der Zucht und Ordnung, den Militärstand, zu rekrutiren und in tüchtiger Beschaffenheit zu erhalten?

Vilmar spielt in seinen Aufsätzen der Demokratie übel mit. „Haben wir gelernt", fragt er einmal, „daß die Demokratie mit allem, was drum- und dranhängt, nichts anderes ist, als Dummheit, Schande, Liederlichkeit, Raub, Diebstahl und Mord? Hier gilt kein «Ja, aber», kein «doch», kein «indeß», kein «freilich» und dergleichen elende Ausflüchte der Schwachköpfe. Wer mit solchen Ausflüchten jetzt noch kommen kann, der ist nicht allein ein verächtlicher Schwachkopf und ein Narr, sondern auch selbst ein Diebsgesell und Schandgenosse." Nun, das ist doch eine Sprache, die dem überraschten Leser die scharfgeladene Pistole auf die Brust setzt und kaum von der Sprache übertroffen wird, womit der Freiherr von Canitz, der selbst Staats- und Hofmann war, in seiner merkwürdigen Satire „Der Hof" die Fürstenhöfe seiner Zeit als einen Inbegriff aller nur immer möglichen Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit, der Dummheit, Schande, Liederlichkeit u. s. w. schilderte. Man muß freilich zwischen Vilmar von 1848 und Vilmar von 1858 unterscheiden. Damals galt es, einen Feind, der noch auf dem Platze war und sich selbst jedes Mittel gestattete, in jeder Weise verächtlich und unschädlich zu machen und ihn in all seiner moralischen Blöße darzustellen. Dieser Feind ist jetzt wenigstens nicht mehr activ, und schon erblickt Vilmar einen vielleicht noch gefährlichern Feind in den Reihen seiner eigenen Partei. In seiner am 23. März 1858 geschriebenen Vorrede klagt der Verfasser: „Auf der andern Seite ist die Sorglosigkeit und Genußsucht, das rücksichtslose Ausbeuten des Besitzes als solchen, das Vertrauen auf materielle Mittel und die Verschmähung der geistigen Mittel, vor allen derjenigen geistigen Mittel, welche allein im Stande sind, die Revolution in ihren Principien zu besiegen, jetzt nicht allein in eben solchem Umfange und in eben solcher Stärke, wie bis zum Jahre 1848, sondern in unvergleichbar größerm Umfange und in weit größerer Stärke vorhanden, und zwar vorhanden bei eben denjenigen, gegen welche die Revolution von 1848 zunächst gerichtet war." Man erkennt hieraus, daß Vilmar jedenfalls ein ehrlicher und aufrichtiger Mann ist und nicht zu jenen Schmeichlern und Heuchlern gehört, welche an ihrer Partei alles unbesehens lobenswerth finden und gutheißen, um nicht für ihre Person Anstoß zu erregen und sich ihren Mitreactionären verdächtig zu machen.

Diese Klagepunkte führt er in seiner Festrede „Ueber conservative Gesinnung und Lebensrichtung" weiter aus. Er klagt über die zweideutigen Parteigenossen, denen das Wort „conservativ" so überaus gelegen gekommen sei. „Konnten sie doch", sagt er, „mit diesem Ehrennamen ihre Unfähigkeit, sich in der geistigen Welt zurecht zu finden, ihr Unvermögen, geistig schaffend thätig zu sein, ihre Trägheit und Stumpfheit decken; konnten sie doch damit ihren Liebling, den faulen Frieden, den faulen Frieden vornehmlich des Kapitalbesitzes, der Bureaukratie, des Indifferentismus, in ein anständiges und schmückendes Gewand hüllen. Niemand war gleich von Anfang an, da die Bezeichnung „conservativ" aufkam, eifriger als diese Menschenklasse, diese Bezeichnung für sich in Anspruch zu nehmen, niemand besorgter, dieselbe auf alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens, auch die gleichgültigsten und untergeordnetsten, auszudehnen, niemand unermüdlicher, sie unaufhörlich, bei jeder passenden

und unpassenden Gelegenheit anzuwenden, niemand thätiger, sie für seinen kleinen Haushalt möglichst nutzbar zu machen als sie. Haben wir es doch wiederholt erlebt, daß die Beibehaltung des untergeordnetsten Behördenschlendrians als „conservativ“ gepriesen wurde, weil derselbe den möglichst geringen Aufwand an Einsicht und Thatkraft erforderte“ u. s. w. Freilich, ob die von ihm vorgeschlagenen Mittel ausreichend und geeignet sind, die Unzufriedenheit mit den Regierungen in den Völkern vollkommen zu ersticken, dürfte zu bezweifeln sein, zumal da die Regierungen der verschiedenen Staaten selbst keineswegs eine mit der andern zufrieden sind, sich vielmehr geheim oder offen befehden und einander bald in diplomatischen Noten bald in officiellen und halbofficiellen Blättern die bittersten Dinge ins Gesicht sagen oder sagen lassen. Vilmar hält das „Bekenntniß“ für das Universalmittel gegen den Revolutionsgeist. „Schonung und Zurückhaltung“, sagt er in dem Aufsatz „Haß und Liebe“, „haben aufgehört — halte du in der Kirche das Bekenntniß einem jeden unter die Augen, zur Zeit und Unzeit; es ist die letzte Zeit. Laß sie antworten und sie müssen antworten mit kurzem Ja oder Nein. Von Christo viel zu lehren, wird dir nicht mehr erlaubt sein; es ist eben nur noch so viel Zeit, den Herrn zu bekennen. Der Herr ist nahe? Wie nahe? Ich weiß es nicht. Menschlicherweise gerechnet bis zu seiner sichtbaren Wiederkunft vielleicht noch eine lange Reihe von Menschenaltern“ u. s. w. Wird aber das äußere Bekenntniß viel helfen, wenn es nicht gelingt, den alten Glauben in den Herzen wieder lebendig zu machen? In seiner Festrede fordert Vilmar für die Handwerke, solange deren existiren, corporative Ordnung, „damit nicht die Städte zu Herbergen einer ungegliederten erwerblosen Masse, dem Ziel und der Freude der Radicalen herabsinken“, für die Bauernwirthschaft die „strenge und genaue Sorge für die Zusammenhaltung der Güter“, für den Adel seine alten Rechte, aber von dem Adel auch seine alten Pflichten und Sitten: „die straffe und ernste Haltung, den Königsdienst im Frieden wie im Kriege“, selbst „den Stolz auf seine Ahnen“, im Gegensatz zu dem „Krautjunkerthum“, der „fashionablen adelichen Nichtsthuerei und Rouerie“, dem „adelichen Spiritusbrenner und Rübenzuckersieder“; ja er fordert zur Aufrechthaltung der „Besonderheiten“ sogar die „Schonung des Dialekts in den Schulen“ (vermuthlich um den deutschen Particularismus zu verewigen), und womit wir schon eher einverstanden sind, Schonung der altererbten Kleidung der Stände und Erhaltung der althergebrachten Lustbarkeiten und Ergötzlichkeiten, von denen leider ohnehin nur noch dürftige Reste vorhanden sind. Mit Recht klagt er gelegentlich über die fremdländischen Wortungeheuer „Servilismus“, „Liberalismus“, „Progressismus“, „Stabilismus“ u. s. w. und es ist in der That auffallend, daß man aus dem sich noch immer fortentwickelnden ungeheuern deutschen Sprachschatz für diese Parteibegriffe keine deutschen Ausdrücke aufzufinden wußte. Man könnte in der That auf die Vermuthung kommen, daß diese Begriffe selbst rein ausländischen Ursprungs seien, ließe sich nicht aus der Geschichte aller Völker und schon der Griechen und Römer nachweisen, daß auf einer gewissen, freilich immer bedenklichen und äußerst kritischen Entwickelungsstufe eines Volks diese itio in partes sich aus den Verhältnissen von selbst erzeugt.

Die Auswahl aus den bedeutendern Schriften Beda Weber's ist, wie der Herausgeber Moritz Brühl im Vorwort bemerkt, „mehr zu dem Zweck getroffen worden, um seinen Geist, sein Denken und Fühlen zu charakterisiren, als eine Blume des Besten zu geben, was er geschrieben“. Der dabei befolgte Plan, fährt der Herausgeber fort, sei im wesentlichen derselbe, der seinen Schriften über Görres und Sailer zu Grunde liege und nicht ohne Anerkennung geblieben sei; und er bemerkt weiter: „In unserer Zeit, wo die Masse der Bücher immer mehr anschwillt, das Vortrefflichste in Gefahr ist, sich im Meere des Mittelmäßigen zu verlieren oder rasch zu veralten, scheinen Sammlungen wie die gegenwärtige, welche mit der Buchmacherei geist- und planloser Anthologien nichts gemein hat, ein Bedürfniß.“ *) Vorangestellt ist eine Biographie Beda Weber's, woraus wir erfahren, daß er am 26. October 1798 zu Lienz im tirolischen Pusterthal geboren wurde. Von 1822 an war er 22 Jahre lang Professor am Gymnasium zu Meran, und dieser Bezirk war es auch, der ihn im Jahre 1848 in die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. wählte, in welcher Stadt er fortan seinen bleibenden Aufenthalt nahm, da er die ihm angebotene zur Erledigung gekommene Stelle eines katholischen Stadtpfarrers annahm, mit welcher die eines Domcapitularen der limburger Diöcese verbunden ist. Am 26. Februar 1858 raffte ihn ein jäher Tod hinweg. Von seinen nicht wenig zahlreichen Schriften haben ihn besonders seine „Lieder aus Tirol“, seine „Charakterbilder“ (Frankfurt 1853), seine „Cartons aus dem deutschen Kirchenleben“ (Mainz 1858) u. s. w. in weitern Kreisen bekannt gemacht. Von den im vorliegenden Buche gesammelten Aufsätzen gehören in den Kreis unserer Betrachtung zunächst nur die, welche unter dem Titel: „Laufendes zur Geschichte und Signatur der Gegenwart“, die dritte Abtheilung bilden, und ein Aufsatz: „Die Trauerfeierlichkeit für Robert Blum zu Frankfurt am Main im December 1848.“ Wir dürfen und wollen in die Lauterkeit der religiösen und politischen Ansichten Beda Weber's keinen Zweifel setzen; aber was den Stil und den Reichthum an fruchtbaren, unmittelbar in die Zeit schlagenden Gedanken betrifft, so kann er sich mit Vilmar nicht messen. Beide bekämpfen die Revolution, aber Vilmar's Gesichtskreis ist dabei doch ein weiterer und zugleich ein deutsch volksthümlicherer, während Beda Weber die Fahne des Ultramontanismus ganz offen entfaltet, wie das z. B. in dem Aufsatz „Katholische Volksverdummung“ nur zu deutlich geschieht. Er zieht nicht wie Vilmar ausschließlich gegen die Revolution zu Felde, sondern zugleich gegen den Protestantismus, in dem er doch im Grunde die Wurzel alles Uebels erblickt. Doch das läßt sich erwarten, und es ist hierüber eigentlich kein Wort zu verlieren; selbst dem Vorwurf, daß der protestantische Patriotismus „die Schweden und Franzosen zu Bundesgenossen gegen Deutsche annahm und in diesem saubern Handel die schönsten deutschen Länder auf immer an unsere Erbfeinde überlieferte“, wollen wir hier nicht mit Gegenvorwürfen begegnen, die wir sehr leicht aus der hispanisch-ultramontanen Politik des wiener Hofs und der Ueberschwemmung Deutschlands mit spanischen, wallonischen, italienischen und kroatischen Scharen zur Unterdrückung deutscher Freiheit hernehmen könnten, einer spätern Allianz mit dem „Erbfeind“ gegen einen deutschen Reichsfürsten nicht zu gedenken. Aber mehr als bei irgendeiner andern Partei gilt bei dieser der Satz: wenn zwei dasselbe thun, thun sie nicht dasselbe. In manchen Nebenpunkten, in denen Beda Weber von Vilmar, der gar sehr dem Gaupatriotismus selbst bis auf die Pflege des Dialekts in den Schulen zu huldigen scheint, abweichen dürfte, möchten wir dagegen wieder eher Beda Weber recht geben, z. B. wenn er den kleinen Universitätsstädten „Mangel an Weltbildungsmitteln und großartigen Lebenserfahrungen“ vorwirft; ja er findet sogar, daß „die merkwürdigsten Exemplare deutscher Pedanten mit ihrem Dünkel und Trennungsgelüst, mit ihrer

*) Bei dieser Gelegenheit gedenken wir noch flüchtig des in demselben Verlage erschienenen Pasquills auf Luther in Romanform: „Eine Brautfahrt“, von dem pseudonymen Karl von Bolanden, indem wir durch eine Anzeige desselben auf dem innern Umschlage vorliegenden Buchs in etwas eigenthümlicher Weise daran erinnert werden. In dieser Anzeige heißt es nämlich: „Nachdem protestantischerseits lange Zeit die Existenz der «Brautfahrt» vornehm ignorirt worden war, traten vor kurzer Zeit rasch hintereinander in den «Blättern für literarische Unterhaltung» und in der «Süddeutschen Buchhändlerzeitung» geharnischte Stimmen dagegen auf, die das frühere Stillschweigen wahrscheinlich durch ein um so ärgeres Gepolter rechtfertigen zu können glaubten. Der Autor wird diese nachträglich gekommenen Anschuldigungen, Verleumdungen und Unwahrheiten in einer ohnehin in Aussicht stehenden dritten Auflage nach Verdienst abfertigen.“ Also „nach Verdienst“ — mehr können wir ja nicht verlangen.

sächsischen (!) Bauerngrobheit und Klopffechterei in den Nestern dieser kleinstädtischen Landhochschulen flügge geworden sind". Dagegen stimmen beide in der Verherrlichung des Grundbesitzes und der Ackerbauinteressen und in der Polemik gegen das Schreibereiwesen und die Bureaukratie überein. Das Ideal Beda Weber's ist ein Landwirth, der seine sieben Pferde besitzt; sicherlich, wir alle würden lieber mit sieben Pferden, als mit einer Stahl- oder Gänsefeder arbeiten, wenn sich das nur machen ließe. Nach Beda Weber muß man in den meisten deutschen Ländern die „Ungläubigen, Schwachgläubigen und Irrgläubigen" vorzugsweise unter den Beamten suchen; hier gedeiht die „Schmarotzerpflanze des doctrinären Constitutionalismus", und „da kein überwiegendes Ackerbauinteresse einigermaßen heilkräftig dagegen einwirkt", so gedeihen hier ferner „nur die Mistbeete mit den ephemeren Pilzen parlamentarischer Wühlerei ohne möglichen Sauerstoff, um die geschmacklose Teigmasse der Professoren-, Advocaten- und Beamtenweisheit zu durchdringen". Dies zugleich als Stilprobe! Uebrigens wollen wir hier nicht untersuchen, inwieweit das deutsche Landvolk durch seine übermäßige Proceßsucht und andere Untugenden zur Vermehrung der „Schreiberwirthschaft" beigetragen hat. Vilmar ist jedenfalls der feiner gebildete Geist und von noblerer Haltung, während Beda Weber in seiner Polemik oft alle Humanität beiseite setzt und nicht selten zu den garstigen Hülfsmitteln persönlichen Klatsches und persönlicher Verdächtigungen greift. Auch der entschiedenste Gegner Robert Blum's, wenn er nur sonst Anstandsgefühl hat, wird die empörende Weise nicht gutheißen können, womit Beda Weber in seinen „Umrissen aus der Paulskirche" ihn, der für seine Irrthümer bereits mit dem Tode gebüßt hatte, verfolgte und brandmarkte. Man lese z. B. folgende Stelle: „Gleich in den ersten parlamentarischen Gefechten war der Rest seiner Straßenberedsamkeit verpufft, die gemeinen Räusche des Essighauses zerstörten den Verklärungsschein, der ihn bisher in der sächsischen Bierwelt (!) fern von den überzärtlichen süddeutschen Sittlichkeitsphantasten umflackert hatte. Die akademische Barrikadenjugend Moritz Hartmann und Giskra mit dem doppelten Reiz der Keckheit und Liebesmacht, fraushaarige Docenten und Physiologen mit dem Sturm ihrer schweizerischen Freischarenberedsamkeit, ja selbst die Caricaturen im lebendigen Zustande, Zitz, Schlöffel und Wiesner mit den weiten Ringen der polypenartigen Verbrüderung machten ihn schnell alt, und nahmen ihm die goldene Frucht der Frauengunst vom Mund weg, die er einst trotz fannenhafter Umpuppung so reichlich genossen hatte. Er zog sich mit grollender Resignation in die «Reichstagszeitung» zurück, wo er als lauernder Mops im Gnadenbrote nach Herzenslust geifern und bellen konnte. Eine Sängerin des frankfurter Stadttheaters, die vom Busche des Lebens auch bereits abgeschüttelt war, leistete dem Einsamen mitleidige Theilnahme." Das sind echte Schmutzfarben vom Jahre 1848, in die der priesterliche Verfasser hier den Pinsel getaucht hat. Man sieht, es gibt nicht blos eine „sächsische", sondern auch eine tiroler „Bauerngrobheit". Außerdem versichert Beda Weber, daß Blum mit seiner Frau in einem Scheidungsprocesse begriffen gewesen, daß er seine vielen „trostlosen" Stunden mit Hülfsgeldern aus Polen erheitert, daß Vogt ihm bei seiner verhängnißvollen Abreise nach Wien die Hand gedrückt und gesagt habe: „Gib Acht, daß sie dich nicht aufhängen, verdient hättest du es schon längst" u. s. w.

Doch wir brechen von diesen Skandalgeschichten hiermit für immer ab, um noch einige Betrachtungen hinzuzufügen, zu denen wir während der Lectüre der oben besprochenen Schriften angeregt wurden. Wir für unsere Person glauben an eine höhere sowol moralische als logische Weltordnung; die dumme Materie ist nicht unser Gott. Dennoch lassen uns so manche Zeichen der Zeit leider fürchten, daß der Materialismus (der in seiner wissenschaftlichen Begründung durch Moleschott wirklich so manche humane Keime und ein heilsames Gegengewicht gegen die vorzugsweise durch Hegel proclamirte unbeschränkte Selbstherrlichkeit und Vermessenheit des menschlichen Geistes enthielt, seitdem aber die allerdings fast nothwendig in ihm liegende Bewegung nach abwärts zum Roh-Fleischlichen nur zu rasch vollendet hat) in der nächsten Zeit noch reißende Eroberungen machen dürfte. Diejenigen, welche diese Richtung der Zeit zu bekämpfen vorgeben, glauben oft alles gethan zu haben, wenn sie nur die äußere Kirchenzucht und die äußern Bekenntnißformeln, die hohl und nichtig sind ohne den Glauben, wiederherstellen oder (auf katholischer Seite) Dogmen schaffen, die selbst das Mittelalter nicht kannte. Man droht uns bereits mit dem Schreckbild des Teufels, den der eine der Männer, deren Namen die Ueberschrift dieses Aufsatzes bilden, leibhaftig gesehen haben will; als ob, wer das Princip des Bösen in der Welt in fleischliche oder doch sichtbare Formen kleidet, nicht selbst ein Materialist sei! Weiter hält man uns die Idee vom „christlichen" Staate vor Augen. Aber wollte Christus wirklich privilegirte Kasten, Geburtsadel, Standesunterschiede, stehende Heere, die immer bereit sind, aufeinander loszustürzen, politische Verfolgungen und Proscriptionen? Das alles mag sich so historisch entwickelt haben und durch die Verhältnisse zur Nothwendigkeit geworden sein; aber die Christlichkeit solcher Zustände kann man doch nur auf dem Wege einer Sophistik behaupten, die nur schädlich wirken kann. Entweder man stelle Christi Reich in allen Consequenzen her, oder gestehe offen, daß dies nicht möglich ist. Sicherlich wollte Christus nicht die privilegirte Ueberhebung der einen Menschenklasse über die andere, nicht eine Religion des äußern Bekenntnisses statt einer Religion der Gesinnung, nicht die Verwandlung irgendeines christlichen Staats in eine Finanzanstalt, nicht die Allianz eines solchen Staats mit den Geldmächten, dem rein äußerlichen Besitz, dem Kapital, der Börse, dem Luxus, den Hippel einen „innerlichen Fresser" nannte. Die Menschen verlieren den Glauben an eine höhere moralische Weltordnung, wenn sich diese moralische Ordnung nicht auch im Staat, mag er nun republikanisch, constitutionell-monarchisch oder absolutmonarchisch sein, im Abbilde darstellt. Das Volk fällt mehr und mehr der Corruption, der sittlichen Auflösung, dem Atheismus anheim; es macht die Materie, den Zufall zu seinem Gott, wenn es bemerkt, daß Geburt und Reichthum vor dem Verdienst bevorzugt werden, daß nur zu oft schlauer Eigennutz, Weltgewandtheit, Fügsamkeit und zweideutiger, jedes zweckdienliche Mittel gutheißender Machiavellismus oder Jesuitismus einflußreiche Stellen einnehmen, zu welchen nur Weisheit, Uneigennützigkeit und Rechtschaffenheit berufen werden sollten — womit wir übrigens nichts weiter bekennen, als wozu sich der jetzige Prinzregent von Preußen in seiner nun zur öffentlichen Kunde gebrachten Confirmationsschrift als junger Prinz bekannt hat. Schon Aristoteles sagte: „Der Staat ist kein bloßes Kriegsbündniß zum Schutz gegen fremde Gewalt, ebenso wenig ist er eine Handelsgesellschaft, damit einer durch des andern Hülfe sich bereichere; der Zweck eines wahren Staats ist vielmehr auf ein tugendhaftes und glückliches Leben gerichtet, welches durch die Gottesfurcht bedingt ist." Und Aristoteles war ein Heide, und wir nennen uns Christen.

H. M.

Geschichtliche Romane.

1. St.-André. Geschichtlicher Roman von Gotthardt A. Luther. Drei Bände. Leipzig, H. Schultze. 1858. 8. 4 Thlr.
2. Drei Jahre. Roman von George Hesekiel. Drei Theile. Berlin, Heinicke. 1857. Lex.-8. 3 Thlr.
3. Von Turgot bis Babeuf. Ein socialer Roman von George Hesekiel. Drei Theile. Berlin, Expedition des Adelslexikons. 1856. Lex.-8. 4 Thlr.
4. Meister Putsch und seine Gesellen. Ein helvetischer Roman von Alfred Hartmann. Zwei Bände. Solothurn, Jent und Gaßmann. 1858. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Wenn bei den vorliegenden Büchern sich auch nicht überall der Charakter des historischen Romans streng durchgeführt findet, so sind sie doch im wesentlichen so eng auf der geschicht-

lichen Grundlage aufgebaut, daß eine Zusammenstellung derselben darin ihre Berechtigung findet.

Der Roman „St.-André" von G. A. Luther entlehnt seinen Stoff der Geschichte des Tempelherrenordens. Der Verfasser sendet der eigentlichen Erzählung eine Einleitung voraus, in welcher er von der Entstehung, der Bedeutung und den Folgen der Kreuzzüge handelt, und damit verknüpft er die Stiftung und die Geschichte der geistlichen Ritterorden und vorzugsweise die der Tempelherren. Er theilt uns Auszüge und Uebersichten aus der Geschichte der Ritterorden mit, sowol ihrem äußern Verlaufe als ihrer innern Gliederung nach. Wir werden bekannt gemacht mit den Regeln des Ordens, mit der Entwickelung seiner Statuten, mit den Ceremonien und den Bedingungen der Aufnahme, kurz wir finden da vollständige Auszüge aus historischen Werken über innere sowie äußere Geschichte des Ordens. Der Verfasser hat diese Einleitung für nöthig gehalten, um dadurch den Leser besser in den Stand zu setzen, den nachfolgenden Roman zu begreifen. So sehr vielleicht auch diese Uebersichten, in denen wir freilich sehr oft auf Wiederholungen stoßen, dagegen eine gewisse Geläufigkeit und Abrundung in der Darstellung vermissen, einem gewissen Leserkreis von Interesse sein werden, so sind sie sicher für den größeren Theil des gebildeten Publikums überflüssig, da dasselbe den historischen Stoff bereits anderswo ausführlicher und gründlicher dargestellt gefunden hat; zugleich aber auch sind diese weitern historischen Auseinandersetzungen, welche 70 Seiten einnehmen, ein sprechender Beweis dafür, daß der Roman selbst nicht derart construirt und ausgeführt ist, daß er durch sich selbst ein vollkommenes, in sich getragenes, durch sich klares Bild der Zeit und ihrer Ereignisse bei dem Leser zu erwecken im Stande ist, denn sonst würde ja dieser weitläufige Commentar vollständig überflüssig sein. Wissenschaftlich gebildeten Lesern aber wird es wol schwerlich einfallen, in einem Romane sich Aufklärung zu holen über Bedeutung und Einfluß der Kreuzzüge auf die Entwickelung des öffentlichen Lebens im Mittelalter, über deren Folgen sowie über die Stellung der geistlichen Ritterorden zu dieser wie zur Machtentwickelung geistlicher oder weltlicher Herrschaft. Der Verfasser hat auf diese Weise die gesammte Geschichte des Tempelherrenordens in sein Gebiet gezogen, nur mit dem Unterschiede, daß er die ersten Zeiten desselben mehr fragmentarisch behandelt, während er die letzten Zeiten, die Geschichte der vier letzten Großmeister des Ordens bis zur Auflösung desselben und dem vorausgehenden Processe durch Philipp den Schönen von Frankreich ausführlich entwickelt. Der Verfasser verwahrt sich gegen den Vorwurf, daß er von keinen Vorurtheilen erfaßt, nicht einen Stein mehr auf den überhaupt schon vielfach angegriffenen, zu oft aber auch ganz mit Unrecht in Schutz genommenen Orden zu werfen gewillt sei, sondern daß er im Gegentheile, was historische Thatsachen anbelangt, bestrebt sei, die Grenzen der Wahrheit auch nicht um eine Linie breit zu überschreiten. Wir erkennen gern dieses Streben an, können jedoch nicht umhin, ein entschiedenes Parteinehmen gegen den Orden darin zu finden; es werden da alle die Beschuldigungen, mit denen der Staatsstreich Philipp's des Schönen sowie die im Schlepptau der weltlichen Macht desselben stehende päpstliche Gefälligkeit sich zu rechtfertigen suchte, alle die Märchen und Abgeschmacktheiten, die dem Orden zur Last gelegt werden und für deren Existenz man auf alle Weise Geständnisse namentlich durch Folter und Marter erzielt hatte und die von dem größern Theile auch wieder in freiem Zustande widerrufen worden, als wirkliche historische Thatsachen aufgenommen. So hat der Verfasser die Abscheulichkeiten, welche dem Templerorden bei der Aufnahme der Mitglieder in die sogenannte innere Congregation zur Last gelegt werden, das Küssen des Nabels und des Rückens des Großmeisters, das Anspeien des Crucifixes, das Verfluchen und Verleugnen Christi, die göttliche Verehrung des Bafomethauptes mit allen widerwärtigen Scenen und Handlungen, geradezu in die Darstellung als wirkliche und erwiesene Thatsachen aufgenommen, ohne dabei zu bedenken, wie oft und gründlich diesen Darstellungen von der Geschichte widersprochen worden ist. Und wenn auch einzelnes nicht ganz wegzuleugnen ist, so besteht doch im ganzen ein allgemeiner Zweifel noch fort, der für keinen Historiker bisher verschwunden ist und der, um so mehr den Romanschriftsteller hätte vorsichtig machen sollen, dergleichen Darstellungen nicht als unumstößliche Thatsachen hinzustellen, da sie ja ohnehin jedes ästhetischen Elements so bar und ledig sind, daß das reine Gefühl von solchen Schändlichkeiten verletzt sich abwendet und die Darstellung solcher Scenen nur für ganz grobnervige Leser einigermaßen genießbar sein wird.

Die Handlung des Romans beginnt im Frühjahre 1265 zu Marseille, woselbst der Großprior des Ordens der Tempelherren für die Provence seinen Sitz hatte. Es war dies Wilhelm von Beaujeu, dessen Comthur Odo von Chavannes war. In den Orden wird hier der Held unsers Romans, Gaston von St.-André, aufgenommen; wir erfahren, daß derselbe aus einer der angesehensten und reichsten Familien der Provence stammte und daß nur er und sein Vetter, Bryan von St.-André, die einzigen Stammgenossen sind. Das Interesse des Ordens, das große Vermögen der St.-André zu erwerben, ist damit rege gemacht; Gaston vermacht seinen Theil bereitwillig dem Orden, während er über die Hälfte zu Gunsten seines Vetters verfügt hat, und die ganze Handlung des Romans dreht sich nun darum, diese Hälfte ebenfalls für den Orden zu erwerben. Die Großmeister sind darum nicht in Verlegenheit, man räumt den Vetter und seine Nachkommen gewaltsam aus dem Wege und St.-André sucht man zu verhindern, darüber weiter zu verfügen. Dies ist der eigentliche Kern des Buchs, um den nun die Geschichte und die Wahl der Großmeister, die Kämpfe des Ritterordens in seinen letzten Zeiten, die Liebschaften und Leidenschaften der Großmeister und der Ritter in weiten langen Falten geschlagen sind. Die Darstellung ist sehr weitläufig und umständlich. überall sind historische Notizen eingewebt, von einzelnen Städten werden sogar die Längen- und Breitengrade angegeben, unter denen sie liegen, die Schilderung der Anzüge, des äußern Erscheinens wird mit großer Sorgfalt behandelt. So erscheint der nachmalige Großmeister Beaujeu mit einem Leibrocke von weißem Sammt, dessen Säume mit breiter Silberstickerei bedeckt sind; eine seidene Quastenschnur schlingt sich um die Hüfte; eine feine weiße Spitzenkrause umschließt den muskulösen Hals; weiße, seidene Beinkleider liegen dicht an einem Paar kräftiger, schöngeformter Beine, gelbe hirschlederne Halbstiefel, goldene Sporen, ein Kragen, ein mit Hermelin besetzter Mantel vollenden den Anzug, und die Brust dieses Mannes war „von der Stärke eines Auerochsen". Außer diesen breiten Schilderungen in dem äußern Erscheinen der auftretenden Personen finden sich auch noch unendlich weit ausgesponnene Dialoge, Conversation in Hülle und Fülle, Gebete, welche nicht weniger als zwei Seiten einnehmen (S. 89 und 105). Die Uebertreibung in der Darstellung, die geschraubten Charaktere, die grellen Lichter der Scenen, die phrasenreiche Sprache scheinen für einen Leserkreis berechnet zu sein, bei dem man nur durch starke Mittel Wirkung zu erzielen im Stande ist.

Ebenso wenig ist in den vorliegenden Romanen Hesekiel's die Berechnung auf einen ganz bestimmten Leserkreis zu verkennen. Freilich tritt alles hier ganz anders auf: wir befinden uns in den sogenannten exclusiven Kreisen; da ist schon die äußere Erscheinung eine andere; das gewöhnliche gemeine Duodez, selbst das gewöhnliche Octavformat ist nichts für die vornehmen Hände, welche mit Glacéhandschuhen diese Bücher Hesekiel's lesen sollen; Großoctav, beinahe Kleinfolio, breiter prächtiger Druck, große, weiße und breite Ränder zeichnen schon auf dem Lesetische diese Kinder vortheilhaft vor ihren Brüdern und Schwestern der niedern Gattung aus; der Stil ist rhythmischer, gehobener; die Phrase glänzender, glatter; die Stimmung weicher, prickelnder; die Farben zarter, schillernder; die ganze Welt rückt unter das Prisma der exclusiven Partei, die Thatsachen werden geblendet, die Geschichte wird zurecht geschoben, bis sie für die Augen der Kreuzritter ihren specifischen Glanz hat und den ge-

wünschten Effect erzielt. Es bedarf auch, meint die Verlagshandlung, keiner weitern Empfehlungen dieser „Schöpfungen" Hesekiel's und die „Neue Preußische Zeitung" hebt mit hellem Jubel den Roman ihres Parteigenossen auf den Schild. Das ist der historische Roman, aus dem man Geschichte lernen kann, sagt sie. Und wir sagen, das ist der Roman, aus dem man die Geschichte verlernen kann. Der Hintergrund, auf welchem Hesekiel seine willkürlich erfundenen Romanfiguren handeln läßt, ist freilich einzelnen Abschnitten der Geschichte entlehnt; diese Abschnitte oder Perioden sind aber keine treuen Schilderungen, sondern nur Umrisse, Profile, deren Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit auch nur so lange unverändert beibehalten wird, als sie mit den Anschauungen, Tendenzen, Stimmungen und Zwecken der Partei Hand in Hand gehen. Es ist für unsern Zweck gleichgültig, da wir es ja mit der Sache und nicht mit der Person des Verfassers zu thun haben, zu untersuchen, welche Wandelungen dieser in seinem Bildungsgange durchgemacht hat, welche Einflüsse auf denselben stattgefunden haben, seit er das „Liebe Dorel" oder gar seit er seinen Roman „Menschen und Priester" geschrieben hat. Es ist nicht unsere Sache, weder bei einzelnen Erscheinungen noch bei großen Ereignissen den kleinlichen persönlichen Maßstab anzulegen, wir halten uns lieber an die Sache, denn diese ist trotzdem und alledem dennoch die Siegerin über alle verschwindenden Einzelheiten, wenn wir in derselben auch nicht überall den specifisch „preußischen Herzschlag" zu fühlen im Stande sind. Dies Zurechtschneiden der allgemeinen Geschichte für preußische Zwecke, dies preußische Eingemachte, wenn man sich des Ausdrucks bedienen darf, mag wol, darüber sind wir nicht einen Augenblick in Zweifel, zu den Erfolgen Hesekiel's besonders beigetragen haben; es mag dies die Ursache sein, daß die Partei nunmehr wie in Wagener den Publicisten, in Hesekiel den Romanschriftsteller anerkennt. Aber die Kritik kann einmal diesen Standpunkt für einen allgemein berechtigten nicht anerkennen, weil eben die historischen Thatsachen so verschiedener Natur sind, daß sie nur widerstrebend in den preußischen Stiefel sich schnüren lassen.

Der Roman „Drei Jahre" spielt vom Rückzuge Napoleon's I. aus Rußland bis zum Einzug der Alliirten in Paris und dem Pariser Frieden. Es sind die Befreiungskriege im Brillantfeuer preußisch-bengalischer Beleuchtung; da ist alles vom König ausgegangen, vom preußischen Volke im Triumphe für Gott und Vaterland im Herzen aufgenommen, da ist alles „stahlfeste Preußentreue", „Preußenhand", „Preußenwaffen", alles Jubel für den König, den Alleinherrscher; das herrliche Kriegsheer unter den Waffen, die Lieutenants und Fähnrichs die Helden des Tags, alles durch Preußen, alles für Preußen, alles andere unbedeutend, klein und verächtlich, nur die Waffenbrüder, die Russen, treten in diesem Brillantfeuerwerk noch einigermaßen in ein helles Licht, wie sie denn auch allerdings, und das mag dem deutschen Bewußtsein etwas hart klingen, wesentlichen Anstoß zur allgemeinen Befreiung und zur großen Coalition gegen Napoleon gegeben haben. Wir haben zufällig gerade was die Befreiungskriege betrifft einige gute historische Werke, wenn vielleicht auch eins oder das andere, wie gerade das neueste Werk von Förster, sehr entschieden den preußischen Standpunkt festhält. Wir haben daher auch nicht nöthig hier auseinanderzusetzen, welche Verlegenheiten der Abfall York's am preußischen Hofe hervorgebracht hatte, und gerade dieser Abfall war doch ein wesentlicher Act der Befreiung; wir haben nicht nöthig hinzuweisen auf die Unentschlossenheit, auf die Halbheit, die gerade in den ersten Zeiten der Befreiung in den höchsten Regionen vorherrschte und so entschieden lähmend und verzögernd wirkte; wir halten es auch nicht für nöthig, auf die ausgemachte Thatsache hinzuweisen, wie gerade ein entschieden liberales Princip gegenüber der alten Zopfherrschaft in Preußen in den Befreiungskriegen sich Geltung und Anerkennung verschaffte, ebenso wenig wie man nöthig hat, dagegen Verwahrung einzulegen, daß man die nationale deutsche Sache, wie sie in den besten Köpfen und edelsten Herzen der damaligen Hauptträger des öffentlichen Lebens ihre feste Wurzel geschlagen hatte, mit einer blos preußischen Action verwechselt, wie sehr man auch das starke und einmüthige Vorangehen Preußens anzuerkennen hat. Wir halten darum den historischen Hintergrund, wie er diesem Romane zu Grunde liegt, nicht für getreu; besonders aber sind die Urtheile über Personen aus dieser Zeit ebenfalls mit großer Vorsicht aufzunehmen; denn alles was nicht in das gegenwärtige System der Partei „paßt, das wird wegwerfend behandelt oder ignorirt. In diesem Buche finden sich so recht alle Sympathien der „kleinen aber mächtigen Partei" wieder und zwar sind dieselben hier und da mit einer Naivetät der Reaction angethan, so sehr in der romantischen Brühe gar gekocht, daß man vor lauter Süßigkeit, vor lauter Dustelei, vor lauter Weihrauch Kopfweh bekommt. So ist ein Hauptzug dieser Partei das Liebäugeln mit den Zuständen der Vergangenheit; eine gewisse Berechtigung hat diese Anschauung, wenn sich das aber auf Sachen und Verhältnisse ausdehnt, auf eine Vorliebe für dunkle Ecken und Winkel in alten Häusern, auf eine Anklage gegen das viele moderne Briefschreiben; wenn der Verfasser seinem Aerger Luft macht darüber, daß man Verlobungs-, Heiraths- und Taufanzeigen durch Zeitungen veröffentlicht, daß so das heiligste Leben der Familie „mit Druckerschwärze besudelt, schamlos aller Welt verkündet wird", so hat dieses Kokettiren mit alten Zuständen, die sogar ganz gleichgültiger Natur sind, etwas so Krankhaftes und Forcirtes, daß man zu zweifeln berechtigt ist, ob dies die Anschauungen wirklicher gesunder Organismen oder ob sie blos phantastische Träumereien eines müßigen Geistes sind. In dem Buche wird einmal das schöne Lied „Aennchen von Tharau" gesungen, der Verfasser bemerkt dabei, daß das Lied fast ganz vergessen sei; ein flüchtiger Blick in die erste beste Literaturgeschichte oder in eine Sammlung von Gedichten der Lieder des 17. Jahrhunderts wird den Verfasser hierüber aufklären, daß das Lied nicht vergessen ist. Der Stil des Verfassers ist blumenreich und voller Inversionen; in Jamben und Daktylen hüpft die Prosa vor unsern Augen und reckt sich oft zu schallenden Dithyramben; das klingelt und klirrt, als ob fortwährend der Säbel des Lieutenants von Krunnensee in die Schwadronen der Feinde rassele, indeß im geviertelten Takt der Rosse Hufschlag das Feld erschüttre! Der Lieutenant Krunnensee, sowie dessen Familie bilden die eigentlichen Träger der Geschichte; das Buch zerfällt in drei Abtheilungen: „Eine Abendröthe im Osten"; „Die Irrlichter"; „Hundert Tage". Der Lieutenant Krunnensee erscheint als Kurier aus dem Quartier York's in Berlin, um an den Hof die Nachricht von dem Abfalle zu überbringen; auf dem Wege lernt er am Herde des Menneniten ein Mädchen kennen, das sich in ihn verliebt und darüber später die Wohnung ihrer Aeltern verläßt und so sittlich verkommt. Die Ereignisse führen den Lieutenant nun in den Krieg; wir durchleben mit ihm die Befreiungskriege und manche Waffenthaten, die ihn zum Ritter des Eisernen Kreuzes und später zum Stabsoffizier machen. Die Verhältnisse der Familie der Krunnensee sind mannichfach in die Geschichte verflochten, ohne daß man in ihr eigentlich mehr denn Staffage für die Haupthandlung sehen könnte. Diese ist nämlich im ersten Theile die Befreiung vom französischen Joche, dann die Wiederaufrichtung des Bourbonenthrons in Frankreich und endlich die Geschichte der Hundert Tage. Es ist dies eine große bewegte Zeit, die allerdings Gelegenheit genug darbietet, die preußischen Waffen zu verherrlichen. Zugleich werden die Bourbonen mit großer Vorliebe in Schutz genommen, dagegen kommen die Bonapartisten sehr schlecht weg; viele Episoden finden sich außerdem noch in dem Buche, Schilderungen von Schlachten und Heerzügen; Staatsactionen und Friedensfeier, Intriguen und Duelle, sodaß wahrhaftig der sehr reiche Inhalt die Schuld nicht trägt, wenn am Schlusse das Auge des Lesers sich nach dem grünen Zweiglein der Taube sehnt, auf dem es ausruhen kann, nachdem es in wilder Jagd durch drei Theile hindurch von Aufregung zu Aufregung getrieben worden ist. Kreuz und Sparren, Bibel und Rosenkranz, Schwert und Leier, Scepter und Stock, Heide und Wald, Schlacht und Kampf, das alles wechselt in bunten Bildern; in grellen Contrasten treibt das Buch seine Gestalten an

uns vorüber, bis wir endlich das Lohmeier'sche Erbhaus haben gründen helfen, und in dem Manne mit der breitgeschirmten Mütze und dem tüchtigen Stock am schwarzen Lederriemen den königlichen Major a. D. Herrn Philipp von Krunnensee als Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Schorlibbe mit seiner Gattin Waldemare erkennen und uns nun patriarchalisch zu Ruhe setzen mit dem Motto des Horaz: Glücklich, der, welcher fern von der Welt, den ersten Menschen ähnlich, der Väter Erbe ackert mit eigenem Viehe. . . . .

Das andere vorliegende Buch Hesekiel's: „Von Turgot bis Babeuf", führt den Titel socialer Roman; wir haben es jedoch zu den historischen gerechnet, weil denn doch die gesellschaftlichen Staatsumwälzungen der ersten Französischen Revolution Ereignisse erster historischer Bedeutung sind. Das Buch zerfällt in zwei Theile: die Revolution von oben, und Revolution und Reaction. Der Verfasser führt uns in das Treiben der französischen Parteien kurz vor Ausbruch der ersten Französischen Revolution; die Schuld des Aufstandes tragen die Minister, namentlich die Finanzminister, die Vernichtung der Privilegien dienten, den Sturz der Monarchie herbeizuführen; die Monarchie ist ganz schuldlos, die weißen Lilien schweben in unbeflecktem Glanze über den Ereignissen, die Minister, die Geldmänner, die Charlatane, die Philosophen sind die Ursachen der Revolution; einzelne unruhige Köpfe: Robespierre, der sich in eine Gräfin von altem Adel verliebt hat; Babeuf, der schlechte Schreiber mit den Eulenaugen in dem scharfgeschnittenen Gesichte; Margoton, die Tochter des Kastanienschneiders: das sind die Hebel der Revolution. Diese moderne Staatstheorie der Kreuzzeitung weiß alles lebendig zu machen, sie individualisirt, sie ist schöpferisch; was braucht es noch all der gründlichen historischen Untersuchungen, die Fäden aufzusuchen, die alle zusammen erst sich schlingen mußten, um die gewaltsame Sturmglocke der Revolution und der großen Staatsumwälzung in Bewegung zu setzen? Wozu hat man nöthig den Spuren nachzugehen, die fast ein Jahrhundert in der Geschichte Frankreichs zurückliegen, und die am Ende des 18. Jahrhunderts die breiten Straßen bildeten, auf denen der Strom der großen allgemeinen Bewegung sich lavinenartig ergoß? Wozu dies? Die Monarchie ist gut, die Lilien sind rein; aber die Minister, namentlich „bürgerliche" Gecken wie Necker, „der elende Herzog Egalité", die verletzte Eitelkeit Robespierre's, die beleidigten zurückgesetzten Persönlichkeiten genügen, um die größte Umwälzung des Staats zu erklären. Wozu bedarf es großer, welthistorischer Motive? Die Revolution hat das Unheil über den friedlichen patriarchalischen Staat gebracht, die Privilegien vernichtet, den Adel sehr unangenehm berührt — Grund genug zu deren Verurtheilung. Der einzige Trost nun in dieser allgemein gährenden Zeit sind die Royalisten, die Träger der Lilie; sie stehen fest, bis alles wankt, bis der stürzende Thron sie unter seinen rauchenden Trümmern begräbt. Der Verfasser versteht es im übrigen, durch eine Masse historischer Details, die er freilich willkürlich genug zusammenträgt, Interesse an seinen Personen zu erwecken, und eine nicht unbedeutende Gewandtheit in der Erzählung läßt sich ihm keineswegs absprechen. Er sieht aber die ganze Weltgeschichte nur im Kaleidoskop der romantischen modernen Kreuzritter; alle Sympathien derselben sind der Maßstab für die Echtheit oder Nichtsnutzigkeit der Gefühle seiner handelnden Personen; er schmeichelt allen den Anschauungen, die in jenen privilegirten Ständen, für welche er schreibt, guten Klang haben; er weiß meisterhaft über Scenen hinwegzugehen, bei deren Darstellung jene Anschauungen sich unangenehm berührt finden würden; er weiß dagegen vielmehr andere, wodurch namentlich die Männer des Volks sich Blößen geben, in ein grelles Licht zu stellen und berührt nur leise die Ereignisse oder vielmehr übersieht sie fast ganz, wodurch die Bourbonenregierung in Frankreich sich systematisch ruinirt hat; denn es waren ganz andere Motive als die Gutmüthigkeit Ludwig's XVI., welche den Thron Frankreichs stürzten. Persönliche Motive dienen ihm fast überall zur Erklärung historischer Umgestaltungen; er weiß uns ganz genau zu schildern, wie und auf welche künstliche Weise die öffentliche Meinung gemacht wurde. Den Herzog von Orleans belegt er mit sehr scharfem Titel, er heißt einmal „der armseligste Schuft". Lafayette nennt er „bornirt", „armer Tropf"; Necker „mittelmäßig, unfähig, langweilig, beschränkt". Das Buch geht bis zum Tode Danton's; „in ihm", sagt der Verfasser, „starb der letzte Reactionär und das gequälte Frankreich flüchtete sich rathlos in den Despotismus".

Die Erzählung „Meister Putsch und seine Gesellen" von A. Hartmann hat auf ihrem Titel noch die besondere Bezeichnung „ein helvetischer Roman", weil er die Geschichte und die Ereignisse der letzten 20 Jahre in der Schweiz zum Gegenstande der Darstellung hat. Der Verfasser verwahrt sich in dem Vorworte, daß er eine Parteischrift habe liefern wollen. Derselbe hat an den Kämpfen der Schweiz nicht selbst theilgenommen, er hat nur theilnahmevoll, wie er sagt, vom Ufer her dem Schifflein zugesehen, wie es zwischen den Klippen umhertrieb. Die Eindrücke, die sein Gemüth damals empfing, gibt er photographisch getreu wieder. Damit steht nun freilich im Widerspruch, daß er die handelnden Personen nicht als solche wiedergibt, sondern die Porträts verwischt, aus denselben Typen bildet und den individuellen Charakter zur Gattung zu erheben sich bemüht. Wir sind nicht so sehr mit den einzelnen Persönlichkeiten der Schweiz vertraut, um entscheiden zu können, ob diese Aufgabe ihm gelungen ist; wir haben im Gegentheile eher Grund anzunehmen, daß er sehr oft nur nach der individuellen Natur gezeichnet hat, wenngleich er der Person auch einen andern Namen gegeben hat. Es liegt dies schon in der Natur der Sache. Der Roman hat seinen Namen von den verschiedenen Unternehmungen und Streif- oder Freischarenzügen, wie sie seit 1840 wiederholt in der Schweiz vorgekommen sind. Vorzugsweise hat er die Freischarenzüge gegen Luzern zum Sturz der dasigen Regierung bis zur Expedition des Bundesheeres zur Vernichtung des Sonderbundes zum Gegenstand seiner Darstellung gemacht. Jene zum Theil abenteuerlichen Unternehmen führten in der Schweiz bekanntlich den Namen „Pütsche." Das erste Buch behandelt das Schießen in Solothurn vom Jahre 1840; daselbst wurde ein allgemeiner Frieden zwischen den verschiedenen Cantonen officiell zwar geschlossen, aber schon glimmte das Feuer unter der Asche, das demagogische Wühler gar bald wieder zum Brande anfachten. Die Erzählung folgt nun den Ereignissen Schritt vor Schritt; wir sehen die Vorbereitungen zu diesen „Pütschen" und lernen auch die „Gesellen" kennen, die ihrem Meister ausführen halfen. Durch das Streben des Verfassers nun, die Persönlichkeit der handelnden Personen zu verwischen, ist die Schilderung oft verblaßt, das Bild tritt nicht heraus, es fehlt den Charakteren die Schärfe der Umrisse, es fehlt den Situationen die Frische der Farbe, es treten viele Nebenfiguren auf die Bühne, die für die eigentliche Entwickelung gleichgültig sind und es fehlt damit der Hauptträger des Buchs, der im Stande wäre, dasselbe zu einem eigentlichen Romane zu machen; es sind so größtentheils nur einzelne Bilder, Scenen, Skizzen, die sich der Zeitfolge nach aneinander reihen. Wir gehen so mit dem Verfasser noch einmal hinter den Ereignissen her; wir wohnen den Berathungen bei, welche von den einzelnen Clubs oder Comités gehalten werden; die Schlagwörter mit allem Phrasenschwall schlagen noch einmal an unser Ohr; wir ziehen mit den Freischaren noch einmal nach Luzern und gewinnen von neuem die Ueberzeugung, wie hohl und abgeschmackt das ganze Treiben jener Helden war, die sich an der Schenke zu neuen Winkelrieds und Tells in Wein und Bier berauschten und dann elendiglich die Flucht ergriffen, als die erste Büchse knallte. Der Verfasser läßt uns auch hier und da einen Blick thun in die einzelnen Manöver, welche zur Gewinnung der öffentlichen Meinung von einzelnen Führern der Parteien unternommen wurden: dahin gehört die Geschichte mit dem Kuhmelken, wo ein Candidat, um bei den nächsten Wahlen gewählt zu werden, die Bauern lehren will, mittels kleiner Instrumente die Kühe zu melken. Es mögen dergleichen anekdotenartige Episoden für die Schweizer selbst von größerm Interesse

sein als für uns, die wir den Einzelheiten ferner stehen und mit den dabei handelnden Persönlichkeiten nicht vertraut sind. Der Verfasser scheint übrigens schon bei der Abfassung seines Romans das Bedürfniß gefühlt zu haben, etwas zu den Ereignissen hinzuzuschaffen, wodurch sie sich eben von einer Schilderung unterscheiden und zu einem Romane werden. Wir halten jedoch diese Zuthat oder wenn man will die Construction des Romans geradezu für die allerschwächste Seite des Buchs oder für einen mislungenen Versuch, einen einheitlichen Träger der Handlung aufzustellen. Wir meinen die Person des Fürsprech Fritz Waldmann, den wir zuerst als Bauerssohn und Studenten kennen lernen und den sodann der Verfasser zu einem Junker von Matstetten macht und zwar auf eine so überraschende Weise, daß wir sie nur als Deus ex machina bezeichnen können, abgesehen davon, daß sie selbst innerlich unwahrscheinlich und unnatürlich erscheint. Dieser Waldmann war nämlich, da seine Mutter bei seiner Geburt gestorben war, zur Pflege zu einer Bäuerin gebracht worden; diese hatte ebenfalls einen Knaben, der jedoch sehr schwach und elend war; die Mutter gab nachher diesen als den Sohn des Junkers aus, während sie selbst den Sohn jenes als den ihrigen erzog. Ihr Sohn Theophil kam im Sonderbundskriege um, da machte sie endlich, vom Gewissen getrieben, Geständnisse über den eigentlichen Sachverhalt. Der Stil des Buchs erinnert an manchen Stellen stark an das Sichgehenlassen der Studentensprache. J. Gegenbaur.

Notizen.

Englische Urtheile über deutsche Literatur.

Man hat in uns in jüngster Zeit Zweifel zu erwecken gesucht, ob auf die Urtheile Englands über deutsche Schriftsteller und deutsche Literaturerzeugnisse überhaupt Werth zu legen sei. Karl Gutzkow hat in seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ — allerdings in jener anständigen Weise, welche die journalistische Erörterung literarischer Streitfragen nicht nur möglich, sondern auch willkommen macht — seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß der Herausgeber d. Bl. „so oft und so nachdrücklichen Werth auf die Urtheile legt, die sich in englischen Wochen-, Monats- und Vierteljahrsschriften über die deutsche Literatur finden“. Gutzkow bezieht sich dabei besonders auf die von uns in Nr. 49 d. Bl. f. 1858 auszugsweise mitgetheilte Betrachtung der „Westminster review“ über den deutschen realistischen Roman und er scheint es einigermaßen auffallend zu finden, daß wir „mit besonderer Neigung“ auf die geringschätzende Meinung der englischen Kritiker über einen gewissen Roman (Freytag's „Soll und Haben“) zurückkämen, was sich jedoch einfach daraus erklärt, daß in der Zeit zwischen Gutzkow's „Rittern vom Geiste“ und seinem „Zauberer von Rom“ Freytag's „Soll und Haben“ eben das meiste Aufsehen erregt hat, dreimal ins Englische übersetzt und daher auch am häufigsten in englischen Journalen besprochen worden ist. Gutzkow freilich scheint die Competenz der Engländer, über die deutsche Literatur zu urtheilen, überhaupt in Zweifel zu stellen. Was uns betrifft, so glauben wir den Grad des Interesses, den solche ausländische Urtheile für uns haben können, in Nr. 49 ziemlich genau bezeichnet zu haben; auch wir haben die Competenz der Engländer, in Betreff gewisser Literaturgattungen ein unbefangenes Urtheil abzugeben, bestritten, in Betreff anderer, wie namentlich des realistischen Romans, dagegen anerkannt. Wir stimmen mit Gutzkow überein, wenn er sagt: „Die deutsche Nation hat ihre besondern Heimlichkeiten, die von einem Fremden nicht durchschaut werden können“; sollte es aber einzig und allein an der Unfähigkeit der Engländer, sich in unsere „Heimlichkeiten“ zu versetzen, und wieder an unserer nur zu großen Anschmiegsamkeit an ausländische Heimlichkeiten oder auch Oeffentlichkeiten liegen, wenn deutsche Romane in England bei weitem nicht mit derselben Begierde gelesen werden, als englische Romane bei uns? Wir geben ferner zu, daß manche Urtheile über deutsche Literaturerscheinungen in englischen Blättern von deutschen Schriftstellern zugeflüstert, nicht selten sogar verfaßt sein mögen; aber wir glauben durch langjährige Uebung wol einige Fähigkeit erlangt zu haben, die von Engländern und die von Deutschen in englischen Blättern über deutsche Literatur abgegebenen Urtheile voneinander unterscheiden zu können; denn englischer Stil und englische Auffassung haben etwas so specifisch Nationales, daß es kaum einer langjährigen Uebung wie der unserigen bedarf, sie sofort als urenglisch zu erkennen. Die Urtheile englischer Kritiker (und wer möchte gründlichen Kennern der deutschen Literatur, einem Carlyle, Bulwer, John Oxenford, Lewes, Hayward, Bowring u. s. w. die Befähigung dazu absprechen?) mögen deutschen Schriftstellern freilich nicht immer sehr angenehm sein, aber wir haben nicht vorzugsweise sie, sondern unsere Leser zu berücksichtigen, und diesen, glauben wir, ist es nur willkommen und lehrreich, die Ansichten des Auslandes über deutsche Wissenschaft, Kunst und Poesie kennen zu lernen, zumal da außer d. Bl. nur noch das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ und hier und da die „Allgemeine Zeitung“ von ihnen Kenntniß nimmt.

Auch heute haben wir eines englischen Urtheils über einen deutschen Autor, nämlich über Lessing, welches der „Spectator“ auf Grund des Adolf Stahr'schen Werks abgegeben hat, wenigstens mit einigen Worten zu gedenken. Allerdings scheint dieses Urtheil des „Spectator“ zu beweisen, daß Lessing gerade zu denjenigen deutschen Autoren gehört, deren umfangreiches Wirken sich zum größten Theil dem Urtheil der Engländer entzieht. Zwar wird von dem Berichterstatter des „Spectator“ zugestanden, daß seine Werke „ausnehmend unterhaltend und lesbar“ seien, aber weiter wird versichert, daß sie sich meist an den Literaten von Handwerk wendeten, und von „Nathan dem Weisen“ wird behauptet, daß diese „ernsthafte dramatische Predigt“ Hunderte von Engländern theils ärgern, theils langweilen würde. Das scheint nun freilich wenig zu einem Urtheile der „Edinburgh review“ vom Jahre 1815 zu stimmen, wonach der Name Lessing's unter den gebildeten Engländern fast so populär und familiär geworden sei, wie die Namen Addison's und Fielding's, und (man höre!) den „weniger respectabeln“ Werken Schiller's, Iffland's und Kotzebue's Bahn gebrochen habe (Schiller war zu jener Zeit, wo Carlyle's Werk über ihn noch nicht erschienen war, in England zumeist nur als Verfasser der „Räuber“ bekannt), und mit einem Urtheil derselben Revue im Jahre 1846, wonach Lessing einer der wenigen, ein oder zwei deutschen Autoren sei, welche eine vortreffliche Prosa geschrieben hätten. Schließlich sei noch bemerkt, daß von „Nathan dem Weisen“ eine treffliche Uebersetzung von Taylor vorhanden ist, die derselbe auch in seine 1830 erschienene Anthologie „Historic survey of German poetry“ aufgenommen hat.

Ist Shylock eine tragische oder komische Figur?

Die in Wien erscheinende vielgenannte „Monatschrift für Theater und Musik“ enthielt im Decemberheft, der Angabe nach aus der Feder eines Schauspielers, einen interessanten Aufsatz über Shylock und den „Kaufmann von Venedig“, in welchem der bisher bei unsern Schauspielern üblich gewesenen Auffassung des Shylock aufs entschiedenste entgegengetreten wird. Man sei gewohnt, ihn als tragische Figur darzustellen, welche „Furcht und Mitleid“ errege und zerstöre dadurch den wesentlich humoristisch gehaltenen Charakter des Stücks. Aber der „Kaufmann von Venedig“ sei ein Lustspiel und gehöre keiner Mischgattung an, auch Shylock sei ein komischer Charakter und müsse als solcher zur Erscheinung gebracht werden. Der Verfasser analysirt nun den Charakter des Shylock und weist allerdings aufs überzeugendste nach, daß im Shylock nicht ein einziger edler Zug sei, daß dieser „Teufel in Gestalt des Juden“, wie die Venetianer selbst ihn nennen, dem verhaßten und ihm durch seine edelherzigen kaufmännischen Grundsätze hinderlichen Antonio nicht deshalb zu verderben und sein Herz zu haben begehre, um etwa sein unterdrücktes Volk an ihm, dem Einzelnen, Edeln zu rächen, sondern nur, um, wie er selbst sagt, in Venedig Handel zu

treiben, wie er wolle, was er so lange nicht kann, als Antonio lebt und ihm im Wege steht.

Diese Ansicht war von jeher auch die unserige; wir haben sie schon in dem Artikel „Juden" im vierten Bande des „Allgemeinen Theaterlexikon" und dann noch mehrfach, wenn es die Gelegenheit einer Aufführung des Stücks in Leipzig gab, im Feuilleton der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" geltend zu machen gesucht, gegenüber jener subjectiven Tendenzkritik, welche sogar in Shakspeare einen Schutzredner für die Emancipation der Juden erkennen wollte. Shylock, dem die Tochter mit einem Christen entläuft, um selbst Christin zu werden; Shylock, den nur der Verlust seines Diamanten und nicht der seiner Tochter kümmert und der erst nach dem Verluste dieses Diamanten fühlt, daß der Fluch auf sein Volk gefallen; Shylock, der sich in der ritterlichen Umgebung von lauter edelsinnigen Christen allein und bis zum Ende aufs hab- und rachgierigste und als schmuziger Jude benimmt; Shylock, der am Schluß, um sein Leben und einen kleinen Theil seines Vermögens zu retten, sich dazu erniedrigt, Christ zu werden: dieser Shylock soll das Werkzeug sein, dessen sich Shakspeare bedient habe, um für die Emancipation der Juden zu wirken! Eine einzige Stelle, die bekannte erste Scene des dritten Actes, bietet zu dieser Ansicht eine schwache Handhabe; aber auch diese Worte Shylock's sind nur von augenblicklicher Leidenschaft gefärbt, sophistische Redensarten, womit er seine schlechten Motive zu überfirnissen sucht; ja sie zeigen ihn in einem nur um so schlechtern Licht, nämlich als Lügner und Verleumder, da ja die Christen, und namentlich Antonio, mit ihm aufs säuberlichste verfahren, ihm gütlich zureden, ihn zu Tische laden u. s. w., und die einzelnen harten Worte, die ihm etwa Graziano oder Bassanio anzuhören geben, durch sein maßlos boshaftes und rachsüchtiges Verfahren hervorgerufen und entschuldigt werden. Denn er ist es, der die Christen verfolgt, schmäht, beleidigt, nicht diese ihn. Ob aber Shylock eine vollkommen komische Auffassung zulasse, möchten wir doch bezweifeln, ehe wir diese Aufgabe nicht von einem Meister glücklich gelöst sehen. Unbedingt ist aber zuzugeben, daß man Shylock, in Deutschland wenigstens, bisher zu heroisch aufgefaßt und dadurch den gemeinen Grundzug dieses Charakters zu sehr verwischt hat. Der Verfasser des jedenfalls lesens- und beachtenswerthen Aufsatzes in der „Monatschrift" glaubt den Grund hierzu in dem Umstand zu finden, daß so viele hervorragende Charakterspieler unserer Zeit selbst dem jüdischen Stamm angehörig seien und gibt auch zugleich Fingerzeige, daß und wie die Gerichtsscene mehr in das Komische hinübergespielt werden könne, wobei er darauf hinweist, daß Verkleidungen wie die der Porzia und ihrer Begleiterin ein Mittel der Komödie seien und der ganze Rechtshandel in sehr rabulistischer Weise gelöst würde. Jedenfalls bezweckte aber Shakspeare eine effectmachende Ueberraschung; er würde sonst den gefährdeten Kaufmann und die übrigen Betheiligten vorher auf irgendeine Weise von dem beabsichtigten Advocatenkniff haben in Kenntniß setzen lassen, die einzige Möglichkeit, durch die sich ein recht komischer Eindruck dieser Scene denken und herstellen läßt. *) H. M.

*) Die „Monatschrift für Theater und Musik" erscheint vom 1. Januar an als Wochenschrift unter dem Titel „Recensionen und Mittheilungen über Musik und Theater", durch diesen Titel an die in sieben Bänden (1853—55) erschienenen „Recensionen" anknüpfend, die so viel Aufmerksamkeit erregten. Durch diese Neugestaltung wird sich die Zeitschrift in Stand gesetzt sehen, dem Verlangen des Publikums nach rascher Mittheilung der theatralischen Vorgänge genügen zu können. Manche neue Kräfte sind auch im übrigen Deutschland gewonnen worden und, wie wir hören, ist J. W. Appell, Verfasser von „Werther und seiner Zeit" u. s. w. und auch unsern Lesern durch einzelne Beiträge zu d. Bl. bekannt, in ein näheres Verhältniß zur Redaction getreten.

Bibliographie.

Gast, E. M., Die absolute Wahrheit und die naturgemäß friedliche Entwickelung ihrer Erkenntniß. Zürich, Schabelitz. 1858. 8. 16 Ngr.

Die heilige Hedwig. Berlin, Decker. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Heyse, P., Thekla. Ein Gedicht in neun Gesängen. Stuttgart, Cotta. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Fränzchens Lieder. Lübeck, Dittmer. 16. 15 Ngr.

Koch, E., W. Lynker und C. Altmüller, Drei Weihnachtsgeschichten. Göttingen, Wigand. 1858. 16. 7½ Ngr.

Krapf, J. L., Reisen in Ost-Afrika ausgeführt in den Jahren 1837—55. Zur Beförderung der Ostafrikanischen Erd- und Missionskunde. Zwei Theile. Kornthal. 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Lewes, G. H., Naturstudien am Seestrande. Küstenbilder aus Devonshire, den Scilly-Inseln und Jersey. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von J. Frese. Berlin, Besser. Gr. 8. 2 Thlr.

Paschkowsky, Dorothea v., Cornelia. Aus dem Privatleben eines Arztes. Leipzig, Wiedemann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Peetz, H., Christian, Markgraf zu Brandenburg, und seiner beiden löblichen Städte Bayreuth und Culmbach Freud und Leid. 1603—1655. Darinnen zu finden, was sonderbare Schicksale sothane Städte in Läuften des 30jährigen Krieges bestanden, item was Herr Christian, Markgraf zu Brandenburg, und sein fürstlich Haus Tugendsames gestifft und erlebet, ingleichen draus gar gute Kenntniß von vielen Adeligen, Burgern und Anderer jeweiligem Thun zu schöpfen. Auf den Grund der vorhandenen und neuen Quellen bearbeitet und seinen Zeitgenossen erzählt. Bayreuth, Giessel. Gr. 8. 1 Thlr.

Pölitz, K. H. L., Oesterreichische Geschichte. Neu herausgegeben von O. Lorenz. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Reichenbach, A. B., Die Völker der Erde nach ihrer Eigenthümlichkeit in Regierungsform, Sitten und Nationaltracht durch Wort und Bild geschildert nach den Werken eines Barrow, H. Barth, Catlin, Davy, Gerstäcker, A. von Humboldt rc. 1ste Lieferung. Mit 2 colorirten Tafeln Abbildungen. Leipzig, E. Schäfer. Gr. Lex.-8. 6 Ngr.

Rütjes, H., Zur Anticharakteristik oder Beleuchtung der Flugschrift des Pastor Lic. E. W. Krummacher, betitelt: Zur Charakteristik der neuesten römisch-katholischen Polemik, veranlaßt durch das Buch: „Triumph der wahren Kirche" rc. Emmerich, Romen. 1858. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schädelin, J. J., Von und mit den Armen, nebst einer Zugabe. Bern. 8. 12 Ngr.

Schmidt, A., Zeitgenössische Geschichten. I. Frankreich von 1815 bis 1830. II. Oesterreich von 1830 bis 1848. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Schnars, C. W., Eine Reise durch die neapolitanische Provinz Basilicata und die angrenzenden Gegenden. Mit Berücksichtigung des jüngsten Erdbebens vom 16/17. December 1857. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 16. 15 Ngr.

Illustrirte Schnurrpfeifereien. Lustiges in Wort und Bild. Mit 80 Holzschnitten. Berlin, Reymann. 1858. 16. 7½ Ngr.

Schröer, K. J., Nachtrag zu den deutschen Weihnachtsspielen aus Ungern. Presburg, Wigand. 1858. 4. 10 Ngr.

Sempronius, Gedichte. Berlin, Hasselberg. 1858. 16. 12 Ngr.

Seyffarth, W., Reisefrüchte aus 1857 und 1858. Leipzig, Wiedemann. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Simonis, C., Versuch einer Geschichte des Alarich, Königs der Westgothen. (1ster Theil.) Inaugural-Dissertation. Göttingen. 1858. Gr. 8. 8 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Meine Wanderung durchs Leben.

Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

von Dr. Gerd Eilers,

königl. preuß. Geheimen Regierungsrathe a. D.

Vierter Theil. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

(Der erste bis dritte Theil kosten 5 Thlr. 5 Ngr.)

Soeben ist der vierte Theil dieser Schrift erschienen, die in den literarischen und politischen Kreisen so viel Aufmerksamkeit erregt hat. Es sind interessante und werthvolle Memoiren zur Zeitgeschichte, Schilderungen des geistigen und politischen Zustandes Deutschlands seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, angeschlossen an eigene Erlebnisse und Berührungen mit hervorragenden Persönlichkeiten, besonders dadurch sich auszeichnend, daß der Verfasser überall die volle Wahrheit geben kann und sie ohne Scheu und Verhüllung wirklich gibt.

Während der erste Theil in Jever, Heidelberg und Göttingen, Frankfurt a. M. und Bremen spielt, und unter andern den Geschichtschreiber Schlosser, Voß, Paulus, Neander und den Freiherrn vom Stein schildert, behandeln der zweite und dritte Theil die politischen, kirchlichen und pädagogischen Zustände Preußens und insbesondere der Rheinprovinz in den zwanziger Jahren. Der vierte Theil beschäftigt sich fast ausschließlich mit dem Minister Eichhorn, dem der Verfasser nahe stand, und den damaligen Zuständen Preußens, weshalb dieser Theil der Memoiren fast noch größeres Interesse erregen wird, als die frühern. Mit dem später erscheinenden fünften Theile wird das Werk abgeschlossen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

In neun Bänden.

Erster bis dritter Band. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 10 Ngr.

Soeben ist der dritte Band dieses Werks erschienen, das, ein Seitenstück zu den „Rittern vom Geiste", in gleicher Weise, wie diese das norddeutsche Element der Gegenwart schilderten, die süddeutschen und südeuropäischen Verhältnisse zur Grundlage hat und somit gleichfalls ein Zeitgemälde unserer Tage wird. Die Handlung spielt in Westfalen, am Rhein, in Wien und Norditalien und endigt in Rom, das der Verfasser zu diesem Zweck kürzlich besuchte.

Die folgenden Bände werden in ungefähr monatlichen Zwischenräumen erscheinen.

Gleichzeitig ist von den ersten beiden Bänden eine zweite, wesentlich unveränderte Auflage nöthig geworden, da die erste bereits vergriffen ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des vierundzwanzigsten Heftes (Bogen 47—50 [Schluß] des zweiten Bandes):

Die Memoiren des Herzogs von Ragusa. Zweiter Artikel. **Die Reisende Ida Pfeiffer.** — Kleinere Mittheilungen: Egger (Emile). — Esterházy (Graf Valentin Ladislaus Ferdinand). — Fein (Eduard). — Gilliss (James M.). — Gorczkowsky (Karl, Ritter von). — Mészáros (Lazar). — Otto (Johann Karl Theodor). — Owen (Robert). — Putjatin (Graf Ephim Wassiljewitsch).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten rc. und die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit seltener Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen, sodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Band an 6 Ngr. Der vollständige **erste Band** (der gewissermaßen den **16. Band des Conversations-Lexikon** bildet) kostet geheftet 2 Thlr., gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) in Halbleinwand 2 Thlr. 7 Ngr., in Leinwand 2 Thlr. 9 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 11 Ngr.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an und sind daselbst die bisher erschienenen Hefte, sowie der erste Band nebst einem Prospect zu erhalten.

Im Verlage des Landes-Industrie-Comptoir in Weimar erschien soeben:

Gedichte

von Richard Pohl.

11½ Bogen. Miniaturformat. Eleg. brosch. 25 Ngr. Eleg. geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Der als musikalischer Schriftsteller bereits hinlänglich bekannte Verfasser tritt hier zum ersten male als Dichter auf und dürfte als solcher die allgemeine Theilnahme in nicht geringem Maße in Anspruch nehmen. In den Abtheilungen Helle Tage, Getrennte Liebe, Dunkle Nächte und Wanderbuch bietet er eine Reihe zarter lyrischer Stimmungen, welche Componisten eine um so reichere Ausbeute versprechen, als sie zum größern Theil vom Dichter selbst zur Composition bestimmt wurden. Die letzte Abtheilung Rheinklänge enthält Naturbilder, Stimmungsgemälde und kleinere epische Dichtungen, zu denen das Rheinthal und Baden-Baden die äußere Veranlassung gegeben haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 27. Januar 1859.

Zur Geschichte des deutschen Gaunerthums.

Das deutsche Gaunerthum in seiner social-politischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande. Von Friedrich Christian Benedict Avé-Lallemant. Erster und zweiter Theil. Mit zahlreichen Holzschnitten. Leipzig, Brockhaus. 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

„Die Geschichte der deutschen Polizei erscheint wie eine große Krankengeschichte des Volks, in welcher man erkennt, wie der Reichthum der social-politischen Zustände vom prüfenden Blick der zur Heilung berufenen Staatspolizei ebenso oft richtig wie falsch aufgefaßt, mit einer Menge drastischer und mitigirender Heimittel behandelt, immer aber nur dann glücklich geheilt worden ist, wenn die natürliche Constition des siechenden Körpers richtig erkannt und berücksichtigt wurde."

In diesen Worten spricht der Verfasser des inhaltreichen Werks den leitenden Gedanken seiner Geschichte des deutschen Gaunerthums aus. Das Gaunerthum war ein secundäres Uebel am siechenden social-politischen Körper, wie es schon im frühesten Mittelalter sich zeigte. Es ward nicht zur rechten Zeit angegriffen, um es radical zu heilen, sondern blieb ein vierhundertjähriger, ununterbrochener Proceß zwischen Leben und Tod, weil das deutsche Bürgerthum, in dem eine eigene sittliche Kraft ruhte, sich im fortgehenden politischen Processe jener Cur nicht aushaltig widmen konnte. In den deutschen Städten hatte das gedrängte Zusammenleben die deutsche Polizei „als die vom deutschen Bürgerthum selbst zu seinem Schutze gewollte Ordnung" gefordert und geschaffen. Man erstaunt über die Natürlichkeit, die Klarheit und den sittlichen Ernst dieser städtischen Polizeiordnungen; aber eine wissenschaftliche Ausbildung war unmöglich, nachdem im Laufe des Mittelalters mit der sinkenden Macht der Städte, dem Verfall ihres Selfgovernments, auch eine vielfach gelähmte Kraft in ihrer Administration gegen Ungerechte und Verbrecher sich hervorthat. Die Sicherheitspflege ging selbstredend zur Reichs- und Landespolizei über, welche meist zu wenig und zuweilen dann zu viel that. Statt zur rechten Zeit zu behüten und zu ergreifen, wartete die Polizei im Mittelalter und auch in den spätern Zeiten (auch unsere ist nicht davon freizusprechen) lässig eine Weile zusehend, bis das Uebel so arg und schreiend ward, daß sie durch gewaltsame Eingriffe, durch Galgen, Feuer und Schwert, summarische Justiz oder in unserm Sinne Belagerungszustände, allen mit einem male helfen wollte. Ein gedeihlicher Zustand, eine wissenschaftliche Bildung der polizeilichen Zustände waren daher im Mittelalter unmöglich, die Vorarbeiten daselbst waren verloren und wenn man sich gedrungen fühlte, etwas Gesetzliches und Wissenschaftliches zu gestalten, sah man sich immer genöthigt von vorn anzufangen. Aber des historischen Materials ist mehr vorhanden als man glaubt und der Verfasser hat mit großem Fleiß und großer Mühe das Gerettete zusammengetragen und kritisch gesichtet.

Die Geschichte der Vaganten, Gauner, Strauchdiebe und Räuber in historischer Reihenfolge zu liefern ist schwierig, wie viel Thatsachen aus jedem Zeitalter auch vorliegen; es schiene aber vielen unmöglich einen rothen Faden zusammenhängender Verwandtschaft, zunfthaltiger und wissenschaftlicher Vereinigung in den Verbrechern zu finden, wenn nicht zwei Momente constatirt wären. Zwei rothe Flüsse sind nämlich in den fortschleichenden Sumpf von Laster und Verbrechen seit Mitte des Mittelalters eingedrungen und sie färben die schmuzige Strömung, welche ihre Richtung zu verfolgen möglich macht. Es ist unzweifelhaft, daß das Gaunerthum von jüdischen Rekruten und Zigeunern inficirt, organisirt, gebildet und fortgesetzt worden. Ihre Sprache, ihr Herkommen, ihr Aberglaube dauerten durch Jahrhunderte, sie dauern noch jetzt. Wann vertriebene und gehetzte Juden sich in der Communio der Gauner eingenistet haben, ist nicht zu ermitteln, man findet aber Winke und Spuren, daß sie schon vor dem Mittelalter, vielleicht bald nach ihrer letzten Vertreibung aus dem zerstörten Jerusalem sich mit dem kleinen Welthandel auch ihrer geheimen Künste bemächtigt haben, während die Zigeuner historisch im 14. Jahrhundert, unerklärlich, in Europa auftreten, um schon während ihres Entstehens als die zu erscheinen, wie sie uns jetzt bekannt sind. Dem Verfasser ist es nicht möglich gewesen, über die Herkunft der Zigeuner mehr zu ermitteln, als was man sonst schon davon weiß. Er erkennt an, daß wenn die Zigeuner eine bestimmte Kaste (sei es von Aegypten oder Indien), aus einer bestimmten Volksrasse gewe-

sen, sie ihr goldenes Buch doch nicht geschlossen hätten; sie nehmen vielmehr durch Vermischung oder Adoption auch fremde Landläufer in sich auf, haben aber weniger Markzeichen ihrer Eigenthümlichkeit in das Gaunerthum eingeprägt als die Juden. Doch hält der Verfasser es für überhaupt geschichtlich und sprachgeschichtlich gerechtfertigt, wenn man das Wort Gauner für eine Ableitung, d. h. für eine Abkürzung des Wortes Zigeuner nimmt.

Betrübend ist der so hingestellte Satz, daß, wie infolge der Sklavenemancipation der Pauperismus entstanden, das Christenthum, welches die heidnische Sklaverei verwarf, das Bettlerthum vermehrt habe, indem aus versorgten Sklaven freie besitzlose Menschen geworden sind. Möge es andern obliegen, diese Behauptung, außer andern von Granier de Cassagnac hingeworfenen, zu bekämpfen. Das Gaunerthum hat der Quellen so viele, daß es zu große Arbeit wäre, sie alle zu verfolgen und zu ergründen, und merkwürdig ist nur, daß in jeder dieser Quellen, wenn sie viel Abfluß hatte, immer Juden am Rande derselben zu finden sind. Im deutschen Heidenthum war das Gaunerthum noch unbekannt, wir wissen wenigstens nichts davon; desto deutlicher tritt es im Verfolg der christlichen Kirche vor und um die Dome und Klöster drängten bunt durcheinander Frauen, Mildthätige, Kaufleute, Bettler und Gesindel allerlei Art. Verstärkt wurde es massenhaft durch entlaufene Sklaven, die denn bald auch das flache Land heimsuchten. Das ausgeprägte Bettlerthum folgte bald und mit ihm das controlirte Betteltum, welches sich über das ganze Mittelalter erhalten hat. Bei Basel erfahren wir in authentischen Nachrichten von der Freistätte für alle, auch fremde Bettler, mit schon geführter Ordnung ihres Lebens und Treibens. Die Erlaubniß zum Betteln mußten die Fremden sich vom Reichsvogt erbitten, es mußte „recht gebettelt" werden, und dieser Reichsvogt erhielt einen Antheil vom Erbettelten und war Erbe der Verlassenschaft eines verstorbenen Bettlers! Dazu kommen schon früh andere Schäden, die vielen fahrenden Frauen, Bordelle unter obrigkeitlicher Verwaltung, wie sie in der frivolsten Epoche des vorigen Jahrhunderts nicht vorkamen. Man kennt die Wirthschaft des Kostnitzer Concils, wo nicht weniger als 1400 fahrende Frauen sich einfanden, von denen eine einzige Dirne berechnet hatte, daß sie während jenes Concils sich 800 Goldgülden erworben hatte. Der Rath zu Basel kaufte und verlieh sogar den Frauenwirthen „ein Häuslein, da die hübschen Frawen insitzen" und unterhielt es in baulichem Stande auf seine Kosten. Ja in allen berühmten Städten wurden solche Häuser gebildet und daß die Magistrate davon sich Steuer zahlen ließen, kann um so weniger wundern, wenn man weiß, daß die Päpste zu Avignon von der Verworfenheit ihre Revenuen zogen! Noch 1542 wurde zu Rom durch die päpstlichen Beamten die Abgabe von 45000 Dirnen erhoben und in Nürnberg hatten die Töchter im Frauenhause 1492 die Frechheit, an den Rath wider die Eingriffe der Winkelhuren zu suppliciren: „Uns arme dermaßen und von alter Herkommen, Recht und Sitt ist zu halten." In Nördlingen aber wies 1472 der Magistrat die Geistlichen an, „daß sie nicht mehr in der Nacht, sondern nur am Tage die Bordelle besuchten".

Ein Schritt von dieser Freiheit und Corruption der Bettelnden und Fahrenden zur großen Zunft der Vaganten und Betrüger ist nahe. Dieses Gesindel sammelte sich bald in erschreckender Weise von allen Seiten. Auf wie viele Handlungen stand nicht die juridische oder factische Strafe der Landesverweisung, wie viele ehrlos erklärte Personen wurden „ins Elend" gestoßen. Faustrecht im ganzen Deutschland, ein räuberischer Adel, welcher gern die herrenlosen Knechte auf Zeit ermiethete, um sie zu zwingen, nachher auf eigene Hand auf den schlechten und unsichern Landstraßen ihr Heil zu suchen. Und das Contingent derer, welche im Elend ihre Existenz zu fristen suchen mußten, vergrößerte sich, sagt der Verfasser, „durch fahrende Priester, fahrende Weiber, fahrende Kirchen- und Schullehrer, wandernde Handwerksgesellen, Marktschreier und Taschenspieler". In der Mitte des 14. Jahrhunderts, zur Zeit Karl's IV., zeigen sich die ersten förmlich organisirten Räuberbanden. Um die reiche Handelsstadt Basel concentriren sich Räuber und Gesindel und der Rath schloß (wie natürlich auch viele andere Reichsstädte) Bündnisse mit Fürsten gegen die erstern; gegen die letztern half er sich selbst durch ein Mandat „wider die Gilen und Lahmen", welches, in der Zeit zwischen dem 14. und 15. Jahrhundert erlassen, einen vollständigen Organismus des deutschen Gaunerwesens beurkundet. Dies und die von Reich und Kaiser den Städten erlassenen Privilegien, Räuber zu verfolgen und Schädliche zu richten („im Bewußtsein der reichspolizeilichen Ohnmacht") halfen indessen wenig. Etwas besser half 1495 Kaiser Maximilian's Landfriede; wenigstens, sagt der Verfasser, daß man im Augenblick des Waffenstillstandes mit den Verbrechern „die ungeheuere Gruppirung des Verbrechens und der sittlichen Versunkenheit auf der einen, auf der andern Seite die Schwäche der obrigkeitlichen Gewalt und der Reichspflege überschauen konnte". Das Verbrechen war schon Kunst und Verbrechen geworden, wie man in dem „Liber vagatorum" ersieht, jenem berühmten Werk, das kurz nacheinander in vielfachen Auflagen erschien, von Luther selbst edirt wurde, und welches der Verfasser auch in diesem Werke abgedruckt hat, als einen Beleg, daß es schon eine eigene Literatur der Verbrecherzunft gab. Und wie groß diese Literatur, schon damals bedeutend, in den folgenden Jahrhunderten angewachsen ist, darüber hat derselbe einen eigenen Abschnitt seinem Werke eingeräumt.

Einen andern gewagten Schritt thut der Verfasser. Die sogenannte Reichspolizei war zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken, auch die Landespolizei war als Nothwehr gegen das gruppirte Räuberthum nicht hinreichend, darum mußte man endlich zu dem französischen Polizeisystem greifen, „mit welchem wir uns noch heute behelfen müssen, trotzdem daß es noch ein deutsches Bürgerthum mit dem dringenden Verlangen nach seiner Würdigung und Beschützung gibt". Geben wir das zu, auch die Anklage gegen die polizeiliche Gesetzgebung und Gewalt, meist von der zürnenden Geistlichkeit citirt, welche mit schneidiger

Gewalt in die zartesten Elemente des bürgerlichen und Familienlebens eingriff, wie bei den vielen Kleider-, Tauf-, Begräbnißordnungen u. s. w. und daß auf diese Weise durch die Polizei der Zerstörungsproceß gegen die Grundlage des deutschen social-politischen Lebens, gegen die Familie, das bürgerliche Haus begonnen sei; aber es ist wol zu viel gesagt, wenn der Verfasser behauptet, das Gaunerthum wäre nie in das deutsche Familienhaus gedrungen, wenn nicht jener Zerstörungsproceß gerade von seiten der Polizei so zeitig begonnen und das deutsche Haus und die Familie getrennt hätte, daß unsere Häuser nur noch Wohnhäuser sind, die keine Familie mehr haben. Die sittliche Fäulniß, welche allerdings die Gaunerwirthschaft in die Winkel der Häuser (wie den Stock in die sonnenlosen Mauern) gelockt haben mag, hatte doch wol auch und meist andere wesentliche Gründe.

Vom Schluß des Mittelalters an zeigte sich mit der Verbreiterung eine bedeutende Verfeinerung des Gaunerthums und das Verbrechen ward kunstmäßig betrieben. Aber andererseits drängten historische Umstände die rohe Gewalt und offene Räuberbanden hervor: zuerst der Bauernkrieg, dann der Dreißigjährige. Es waren grauenvolle Bösewichter, welche sich in jenen Banden zusammenthaten, von denen man aber, bedauert der Verfasser, sehr wenig erfahren hat, weil die Justiz die einzelnen Eingefangenen rasch judiciren ließ, und man daher so wenig über den Zusammenhang der verschiedenen Banden als psychologisch über die Persönlichkeit der Hauptleute erfahren hat. Wenn möglich, zwang die Tortur und der allgemeine Glaube die Räuber und Gauner, welche die Gerechtigkeit fing, sich auch zu Zauberern, vom Teufel Besessenen, Hexen selbst zu erklären und dann hatte die Justiz leichtes Spiel und mit ihrem eigenen Gewissen nicht viel Arbeit. Zugleich ist aber evident dargethan, daß schon gegen Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts in Frankreich und Deutschland eine so überaus feste, geschlossene Verbindung des Gaunerthums mit einer in allen Künsten und Theorien desselben eingeschulten Ausbildung existirte, daß „die neueste Zeit kaum irgendein neues Kunststück hervorgebracht hat, sondern daß sie immer nur mit der Verlassenschaft eines alten Erbgutes wuchert". In Frankreich, Deutschland, Spanien und England lebte eine Anzahl Gauner und Räuber, deren Namen schon Berühmtheit im Volke gehabt, die aber im Dreißigjährigen Kriege, in Wallenstein's Armee und den vielen Freibeutern untersanken.

Es geschah zu viel, um alles speciell zu registriren, und in dem Schlamm von Roheit und Greuel konnte die Justiz nichts mehr entdecken und verfolgen; nach diesem Kriege aber tauchten die allergrößten Betrüger und die furchtbarsten Räuberbanden auf. Der Zusammenhang der berüchtigtsten Gauner der verschiedensten Länder ist ebenfalls bewiesen. Die englischen und französischen finden sich häufig mit den deutschen zusammen in Holland, welches wie „eine mystische, unheimliche Gaunerschule" erscheint. Von den in der Literatur allgemein bekannten wollen wir nur der Celebritäten gedenken, welche auch in Deutschland oft genannt wurden: der Alchemist Giovanno Graf von Capitani (der als Goldprinz in Preußen in Goldpapier gehenkt ward), Lips Tullian, in Sachsen verewigten Rufs, der Engländer Jack Sheppard, Cartouche und der Deutsche Nicol List.*)

Die Thaten und die Bande des letztern haben an einzelnen Theilen etwas Romanhaftes, wenigstens was die Person ihres Anführers betrifft, der, ein gemeiner kurbrandenburgischer Reiter, welcher in der Schlacht von Fehrbellin für Brandenburg und Deutschland einen für beide ruhmwürdigen Sieg mit zu gewinnen hatte, einer der verwegensten und stärksten Räuberhäuptlinge war, die Deutschland kennt. Als vornehmer Edelmann, ein Herr von der Mosel, mit Roß und Troß die Messen und frequente Wirthshäuser bereisend, flog er durch ganz Deutschland, um Schätze zu heben. Vor ihm waren die Baldower, die Spürer oder Spurhähne, vorausgegangen und hatten, wenn List angekommen, ihm Rapport zu thun; er untersuchte, ob alles richtig sei und vertheilte dann die Bande, die als seine Dienerschaft oder in anderer Hülle unsichtbar um ihn stand, zur Arbeit. Selten daß ein Einbruch ihm mislang; seiner Riesenstärke mußten die festesten Schlösser und Eisenstangen weichen, und ebenso geschickt und rasch wurden die Expeditionen abgethan, die Schätze forttransportirt. Schätze, sagten wir, denn es waren meistentheils wirkliche, vergraben oder festgekettet und geschmiedet in Kirchen oder alten felsenfesten Schlössern; man glaubte in den Nachwehen des Dreißigjährigen Kriegs an keine andere Sicherheit als diese relativ materielle. Die Bande bestand zum Theil aus Juden, und gewiß wenigstens waren es die Hehler, welche den Raub verwertheten. Doch finden wir auch englische Gentlemen unter den thätigsten, darunter einen hannoverschen Regimentsquartiermeister, welcher in seiner Jugend als Page am Hofe gelebt hatte. Nickel List's Person und Proceß sind uns doppelt interessant, weil der Beichtvater der geräderten und gehängten Maleficanten mit unsaglicher Mühe in einem dichten Quartanten die ganze Lebensgeschichte und Procedur beschrieben hat. Das Werk, welches trotz seines Umfangs bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in mehreren Auflagen erschien, gewährt uns die genügendsten Blicke in das gesammte Räuberleben nach dem Dreißigjährigen Kriege.

Nickel's Bande war um 1700 so ziemlich ausgetilgt und die sich aufraffende Polizei und die Justiz begannen einen furchtbar blutigen Kampf mit dem Gaunerthum. „Die Schaffote trieften vom Blute ganzer Banden nach einer kaum verantwortlich kurzen Procedur." Aber es fing doch eine systematische Behandlung des peinlichen Rechts an und zugleich erhellt aus den vielen literarischen Redactionen einzelner Processe einmal, eine wie ungeheuere Ausbreitung das Gaunerthum in und um Deutschland hatte, dann wie ungelenk und störrisch die Polizei und Criminaljustiz der verschiedenen Länder war, welche zuweilen lieber die Verbrecher entschlüpfen als eigene Rechtsame aus

*) Die Lebensgeschichte der drei letztern findet sich im „Neuen Pitaval".

der Hand ließen. Curiosa wunderbarer Art tauchen dabei auf. Ein hannoverscher Patriot machte nach 1758 den Vorschlag, „daß man alles, was man von solchem Gesindel bekommen könne, durch Zersprengung des Trommelfells in den Ohren taub und mithin zur weitern Communication unter sich untüchtig mache“.

Daß aber Justiz und Polizei bereits zu Mitte des 18. Jahrhunderts des ärgsten wuchernden Uebels schon mehr Herr gewesen, davon gibt man uns als Beweis, daß weder durch den Siebenjährigen noch durch die vorangehenden Kriege wirkliche Räuberbanden sich gebildet hatten. Sonst gab es nach wie vor gefährliche und verwegene Gaunerverbindungen und der deutsche Boden „war von dem Miasma sittlicher Verworfenheit überzogen“. So bekannte der 1745 in Hildburghausen hingerichtete Gauner Schwarzmüller, daß seine Bande seit 50 Jahren in der Stärke von 150 Mitgliedern von Schwaben bis Hannover thätig gewesen; ihr Anführer Krummfinger-Balthasar führte ein eigenes Siegel und Chargen, als eines Hofraths, Oberamtmanns, Regierungsraths und ertheilte auch den Adel! Nach einer geschriebenen Verfassung, dem „Plattenrechte“, handhabte und verfügte er die Strafen. Indessen eigentliche Räuberbanden wie die, von denen man nach dem Dreißigjährigen Kriege wußte und von denen die Romantik im philosophischen Jahrhundert soviel gesungen und geträumt, gab es nur ausnahmsweise, bis die Französische Revolution wie durch einen Zauberschlag auf den erschütterten Grundfesten Frankreichs über ganz Holland und Deutschland und weiter hinaus eine verbrecherische Verbrüderung erzeugte, wie sie die Geschichte nicht weiter aufzuweisen hat. Durch die revolutionären Bewegungen in Brabant und Flandern begünstigt, erhoben sich um 1790 in Holland aus der berühmten Mersener Bande die vielen Banden, welche unter verschiedenen Namen auf beiden Seiten des Rhein über ein Jahrzehnd unzählige Einbrüche, Raub-, Mord- und Brandthaten verübten und der Schrecken ganzer Gegenden und Länder waren. Ihre verschiedenen Namen waren: Die Niederländische, Brabantische, Holländische, Neuwieder, Neuffer, Crefelder, Essener Bande; ihre Haupthelden aber die Fetzer, Damian Hessel, die zwei Bosbeck, Wagner, Picard, Oertüsch, Hackmann u. s. w., ferner der vielgenannte Schinderhannes, dessen Ruf aber im Verhältniß zu den Thaten der Mehrzahl jener erstgenannten über seinen Werth geschätzt war. Er operirte meist auf eigene Hand mit seiner Möselbande und trat nur in einzelnen Fällen mit den Häuptlingen der andern nördlichen Banden in Verbindung. In dem Orte Mersen, unsern Mastricht, hatte schon seit langen Jahren ein Raubgesindel „im stillen“ gelebt. In der Nähe von gegen fünf verschiedenen Landesgebieten hatten die Vagabunden die Leichtigkeit, von einem District in den andern dem Auge der Justiz zu entschlüpfen, und durch die Menge Handelsjuden, welche sich dort aufhielten, die, das Gestohlene aus Hand in Hand zu entfernen. Die Raubmethode der alten Mersener war im Vergleich zu der ihrer Epigonen eine eigenthümliche. Sie stürmten und brachen nicht mit roher Gewalt ein, noch mordeten und mishandelten sie die Personen, sie stiegen nur in der nächtlichen Stille ein und entsprangen mit dem Gestohlenen, ohne daß oft die geringste Spur zurückblieb. Es geschah eben so oft und so geheimnißvoll, daß der gemeine Mann glaubte, es könne nur mit unrechten Dingen verübt und der Böse müsse mit den Dieben im Bunde sein. Diese Vorstellung ward zur Gewißheit, als man erfuhr, daß mehrmals die gestohlenen Sachen schon am nächsten Morgen nach der Raubnacht in dem viele Meilen entfernten Mersen zum Vorschein und Verkauf gekommen waren. So schnell konnte nur der Teufel fliegen! Man fand es am angerathensten, wenn jemand werthvolle Sachen gestohlen waren, sofort nach Mersen zu reisen, um sie in Natur wiederzufinden und für den möglichst billigen Preis zurückzukaufen. Das also schien ein Geschäft, wie in London etwa ein Jahrhundert früher der berühmte Jonathan Wild etablirt hatte; es blieb indessen nicht lange, da die politischen und Kriegsstürme ein friedliches kaufmännisches Geschäft nicht duldeten, vielmehr wurden aus den Dieben und Gaunern vollkommene, fast militärisch geschulte Straßenräuber.

Aber die Romantik hatte zu Ende jenes Jahrhunderts der Aufklärung noch ihr volles Recht und auch die Geschichte muß Act davon nehmen. Die Mersener galten weit umher als vollkommene Herenmeister. Die Phantasie entwarf ein ausführliches Gemälde ihrer Teufeleien. Die Räuber mußten über einem ermordeten Körper ihren gräßlichen Eid ableisten. Belial selbst führte den Vorsitz, musterte die Glieder, inspirirte ihnen die Diebstähle und half ihnen bei der Ausführung. Jedem der Eidesbrüder stand ein zottiger Ziegenbock zu Gebote, auf dem er bei seinen Raubexpeditionen hin- und herreiten konnte; daher ihr allbekannter Name Bocksreiter. In Winterabenden lebten im Volke tausend Geschichten von den unglaublichen und schauerlichen Aventuren der Bocksreiter. Da war plötzlich — nach mehr als zwei Jahrzehnden des Mersener Landfriedens — die Justiz erwacht und ging ans Einziehen und Verhaften, ans Foltern und Hinrichten. „Eine ganze Reihe von Häusern ward durchs Schafot verödet und ein großer Theil von Mersen starb als Missethäter.“

Die zersprengten und geretteten Mitglieder der mersener Eidgenossen (wenn man so sagen will) bildeten nun die obenerwähnten großen Straßenräuberbanden oder traten in deren Verbindung. Man irrt übrigens, wenn man an Bande in dem Sinne der Romane denkt, d. h. wenn man die Gesellen des Nickel List und Schinderhannes als von ihm geworbene und gehorsame Hörige, Soldaten, Knechte des Führers hält. Alle waren Freigeworbene mit gleichen Rechten; der sogenannte Räuberhauptmann übernahm nur bei einzelnen Expeditionen das Commando und durch die List, Stärke und das Glück des Vorangehenden drückte er der Bande den Stempel seines Namens auf; aber auch nur im Landvolke oder vielleicht vor der Polizei, die Genossen wußten nichts davon. Das Verhältniß der berüchtigten einzelnen Räuber zu den andern ist eher dem berühmter Schauspieler zu vergleichen, welche es

vorziehen, sich bei keinem stehenden Theater zu engagiren, sondern frei umherreisen, um, wo Gelegenheit und eine ihnen convenirende Bühne ist, ihr Debut zu machen. Die republikanische Gleichheit in diesen (und in der Mehrzahl der frühern Räuberbanden) ward nur dadurch verrückt, daß die verschiedene Fähigkeit oder der Beruf der einzelnen verschieden tarirt und bei der Theilung bezahlt ward. So stand z. B. der Spürhahn, der Baldower, sehr nahe dem Hauptmann. Doch schwankte die anderweitige Schätzung vielfach zu Zeiten und Orten. Aber in den Tausenden von Verbrechen dieser verschiedenen Banden „erkennt man das vollendete Räubergenie fast aller (?) Genossen, die feinste List und Verschlagenheit und die größte Sicherheit und Verwegenheit in Ausführung der ausgedachten Plane". Wie sie nachts mit lärmenden Waffen inmitten einer volkreichen Stadt das Haus eines Wechslers stürmen (mit dem Rammbaum den Thorweg sperrend), in einer andern Stadt die Häuser verwechseln, schnell aber den Gegenstand der Beute und des Angriffs tauschen, eindringen, schießen, massacriren, die Beute rauben, als schon die Sturmglocke läutet, dann vor den zusammengerafften Bürgern strategisch zum Thor hinausmarschiren, im Nebel verirrt in einen Wald kommen, wo eine Compagnie Soldaten und tausend alarmirte Bauern sie belagern und sie zwei Stunden lang sich gegen die Mehrzahl vertheidigen und endlich erst der Ermattung und der Mehrzahl weichen und gefangen werden: das ist fast mehr in der Wirklichkeit als die Romantik (jener Zeit) zu berichten wagte. Es war auch nur möglich, wo das Kriegstheater zwischen Frankreich und Deutschland so oft furchtbar wechselte, wo die Justiz und Polizei so vieler Territorien nicht ineinander greifen konnte. Als Frankreich zu räumen anfing, flogen die Alten und die flügge Brut über den Rhein und das gesammte Räuberthum bildete eine gewaltige, große Masse, welche sich über ganz Deutschland verbreitete. Die alten Gefängnisse waren nicht fest genug (so brachen die allergefährlichsten Räuber 1800 aus Wesel los) und die alten Beamten nicht zuverlässig im mürben alten Reiche; einige verscheuchten wol, aber griffen nicht die Verbrecher, während andere geradezu die Augen zudrückten und die Hände aufhielten. Die Bordelle, namentlich in Köln, waren die warmen Höhlen der Verbrecher; hier fanden die Genossen sich zusammen, hier lagen sie im Versteck gegen die Polizei und hier vergeudeten sie in wenigen Tagen und Stunden die ungeheuere; oft mit Blut besudelte Beute. Die „Actenmäßige Geschichte der rheinischen Räuberbanden", ein mit unendlichem Fleiß zusammengetragenes Werk, liefert diese unglaublichen Begebenheiten; der „Neue Pitaval" hat eine kürzer zusammenhängende Relation mit mehreren eigenen Bemerkungen von der Hand eines ältern rheinischen Justizbeamten aufgenommen.

Napoleon's eiserner Arm, die zwölf siegreichen Jahre des neuen Jahrhunderts und die Guillotinen in Köln, Mainz und Marburg hatten diesem in hundert kleine Banden zersplitterten Räubergesindel zwar Einhalt gethan, aber, als der Befreiungskampf für Deutschland kam, noch lange nicht alles fertig gemacht. Der Befreiungskrieg für Deutschland befreite auch leider viele Criminalverbrecher. Die Polizei wechselte zu rasch, als daß die neun eingesetzten Beamten sich sogleich zurecht fanden. So entsprangen, als die Russen 1813 Kassel besetzten, 171 Sträflinge, darunter verwegene Räuber, in Heiligenstadt 88. Der neuen Gendarmerie gelang es nur mühsam, dieses und andern Gesindels Herr zu werden, und wenn auch seitdem die offenbaren Räuberbanden verschwanden, so kamen doch die gefährlichsten organisirten Diebesbanden und Gaunerverbindungen zu Tage. Von den vielen vom Verfasser erwähnten heben wir nur hervor die großartige Gauneruntersuchung, die 1831 zu Berlin gegen den Handelsmann Moses Levin Löwenthal und Consorten eröffnet wurde, bei welcher nicht weniger als 520 Personen implicirt wurden und über 800 Verbrechen zur Sprache kamen, unter denen 506 als Raub oder beträchtlicher Diebstahl, an 46 öffentlichen Kassen und 460 Privaten verübt, bezeichnet sind; die Summe des Gestohlenen betrug 210000 Thlr. und in Summa judicirt wurden die Verbrecher zu 1264 Jahr Zuchthaus und 1060 Hieben. Die Untersuchung hat aber wichtigere Resultate hervorgebracht; „als ein offenkundiger Beweis von der historischen Propaganda des Gaunerthums, das mitten im tiefsten langjährigen Frieden und bei dem Bestande einer scharfsichtigen Polizei dennoch in allen social-politischen Schichten so geheim und mächtig fortwuchern konnte, daß es sich zu solcher Gewalt zu erheben vermochte". Die offene Gewalt des Verbrechens hat jetzt aufgehört, „insofern als der gegnerische Widerstand seine Kraft zur Niederhaltung behauptet und an den Tag legt. Die Polizei und das Gaunerthum halten einander in Schach und stehen einander beobachtend gegenüber."

Vorangehendes, die Geschichte des Gaunerthums, ist gewissermaßen nur die Einleitung des inhaltreichen, mit ebenso viel Studium und mühsamen Forschungen als mit wirklicher Begeisterung geschriebenen Werks. Der zweite Abschnitt enthält die Literatur des Gaunerthums mit einem Abdruck des besprochenen „Liber vagatorum" und dem frühern Vocabular in Rothdeutsch; ferner die Darstellung des eigentlichen Gaunerthums, wie es jetzt ist, d. h. seine persönlichen und sachlichen Geheimnisse, die Praxis, Sprache und Terminologie, mit Zusatz einer Vergleichung der französischen mit der deutschen Polizei, endlich einen Hinweis auf die Aufgabe, welche der letztern vorliegt, um das Gaunerthum nicht allein zu verfolgen, sondern damit ein moralisches Ziel zu erreichen. Nachdem ein schlagendes Beispiel angeführt ist, wie es einem religiösen und werkthätigen Manne gelang, einen furchtbaren Gauner, der zehnmal das Leben verwirkt hatte, so zu läutern und zu bessern, daß er nach wenigen Jahren entlassen werden konnte, schließt der Verfasser sein ernstes Werk (soweit es jetzt vorliegt) mit den Worten: „So mag die Neuzeit ermuthigt aufblicken und auch die Polizei inne werden, welche Aufgaben sie zu lösen vermag, wenn sie sich innerlich und äußerlich umgestaltet zu einer wahrhaft christlich-deutschen Polizei." Wegen dieses zweiten Theils, welcher den dauernden, praktischen und wissenschaftlichen Inund Gehalt des Werks umfaßt — der noch nicht erschienene,

das Werk abschließende dritte Theil wird eine Grammatik und ein Wörterbuch der Gaunersprache enthalten — gehört das Werk eigentlich in den Besitz und die Bibliothek jedes praktischen Polizeimannes und Criminalisten, vielleicht auch in die jedes administrativen Beamten. Es ist für ihn ein Handbuch und Lexikon, wo er in hundert Fällen nachgreifen, seltener aber so im Zusammenhang lesen wird, wie in der historischen Einleitung. Auch unsere recensirende Behandlung muß, besonders in einem Blatt „für literarische Unterhaltung", davon abstehen, alle die Kapitel über Schlüssel, Dietriche, Verfälschung der Wechsel, Drohbriefe, Brandbriefe, Signale, Zeichen der Genossen u. s. w. zu verfolgen, wie viel Interessantes auch das einzelne enthält, um uns einstweilen als Motto mit dem begnügen zu lassen, welches der Verfasser mit den Worten triumphirend ausdrückt: „Der Gauner ist nicht unverbesserlich!"

Der Geschichte, wie der Verfasser sie behandelt, wird gewiß jeder mit Interesse folgen und die unendliche Schwierigkeit, die er überwunden hat, anerkennen. Vielleicht würde mancher bei einem Thema, welches auch den Schlichtesten interessiren muß, auch eine einfachere Diction gewünscht haben. Zugleich bemerken wir viele der reichsten Notizen in die Anmerkungen zerstreut. Hätte es dem Verfasser mehr gegolten als eine Einleitung seines wissenschaftlichen Werks, nämlich ein Geschichtswerk selbst zu schreiben, würde er mehreren dieser Anmerkungen einen leitenden Artikel vorangestellt haben. Das war aber nicht seine Absicht, und vielleicht mit Recht. Aber gegen etwas möchte man Protest einlegen. Bei Gelegenheit, wo er seinen sittlichen Zorn, wozu oft Anlaß war, schüttelt, klagt er auch die romantische Sentimentalität an, welche Verbrecher als interessant, liebenswürdig, ja als Helden der wahren Humanität und des gekränkten Menschenrechts zu schildern sucht. Das Factum ist nicht zu bestreiten; die Schelmenromane Spaniens, Deutschlands und wo anderwärts ähnliche sich vorfinden, die Romanzen, Balladen und gewürzten Anekdoten, welche berühmte Räuber und witzige Gauner in glänzendem Licht darstellen, sind Züge, die man vor der Moral verdammen mag, die aber ihr ewiges Recht haben in der Menschennatur, welche immer Opposition der Unterdrückten gegen die Drückenden erhebt und erheben wird, auch wenn diese nur die Vertreter der Ordnung sind. Verderblicher noch ist die factische Sentimentalität der Vornehmen, besonders der selbst gefeiertsten Modedamen, welche in London und Paris seinerzeit Straßenräuber, Highwaymen und Diebe (wie Jack Sheppard), wenn sie durch ihre Verwegenheit, Kühnheit und List einen ungewöhnlichen Ruf erworben hatten, nach Möglichkeit liebkosten, ihre Kerker besuchten, sie beschenkten und ihre letzten Augenblicke vor dem Galgen durch Delicatessen, Annehmlichkeiten oder wenigstens schmeichlerische Worte zu versüßen suchten. Zu welchem Hautgout versinkt nicht Frivolität und Ueppigkeit der Modewelt! Sündhaft allerdings, aber edlern Ursprungs war die Vorliebe, mit welcher die deutsche Romantik der großen Räuber sich bemächtigte, als wären, sollten und könnten sie Vertreter der göttlichen Gerechtigkeit sein, wo die menschliche schläft, hinkt oder corrumpirt ist. Der Fratze will ich schweigen, welche Vulpius in seinem „Rinaldo Rinaldini" auf drei bis vier Bände sprützte (wer hat sie noch gelesen! Ich zufällig, in einer langen schweren Krankheit als Probe der Geduld! Es scheint Unmögliches geleistet; unmöglich nämlich, daß es ein Publikum und vier rechtmäßige Auflagen — der Nachdrucke unbeschadet — gewinnen konnte!) auch des Zschokke'schen verwandten, doch ungleich körnigern und bessern „Abällino"; aber zwischen Schiller's Räuber Moor und Grillparzer's Räuber Jaromir („Ahnfrau") sind noch mannich Räuber verherrlicht, d. h. mit humaner Theilnahme weit edler geschildert worden als sie in der Wirklichkeit jemals gelebt haben und gelebt haben können. Das Motiv ist oben erwähnt und auch unter andern Nationen haben ausgezeichnete Dichter, wie Cervantes und Byron sich dieser Schwäche oder dieses Kitzels schuldig gemacht. Aber kann der Verfasser unsers Werks im Ernst glauben, daß diese Literatur auf die Thatsache der Verbreitung des Gaunerthums in der civilisirten Welt eingewirkt habe? Betrachte man doch die Zahl der Tausende oder tausendmal Tausende, welche den Verfallenen angehörten. Wie unendlich gering ist die der wirklich Verlorenen aus der Bildungsschicht, welche sich mit der Literatur beschäftigt hatte! Daß Scholaren einmal in die böhmischen Wälder laufen wollten, als Schiller's „Räuber" ihr Knabenblut entzündet zu haben schienen, war doch rein muthwilliges Spiel ohne alle nachtheilige Folge. Unter den tausend Zigeunern, Juden, Spielern, Bankrottirern, Säufern, Liederlichen jeder Art, den Söhnen von Verbrechern und Proletariern, befanden sich nur wenige, welche lesen konnten; aber eine Seltenheit war es, wenn einer einmal hatte studiren wollen oder sollen! Weil er eine Rarität war, hieß ja Damian Hessel der „Student", und zur Zeit ist es kaum authentisch erwiesen, daß ein Reichsgraf Moor seit dem Mittelalter Räuberhauptmann war. Den Kitzel, die Romantik, das Mysterium, wie man es nennen will, wer verleugnet das; welcher Knabe hat nicht zu einer Zeit nichts lieber gespielt als Räuber und Wanderer? Als Kind, zur selben Zeit als Schinderhannes auf der Guillotine blutete, ward ich von meiner Wärterin in eine Wachsfigurenbude geführt, wo er selbst, der Gräßliche, lebensgroß vor mir stand, und hinter ihm zehn, zwölf seiner Gesellen, alle greulich und in rothen Hemden! O wie verschlang man damals das entsetzliche Schauspiel, und wer in der Stadt einen Groschen zu geben hatte, mußte es gesehen haben! Der Fetzer war auch ein Held des Volks; ein Spielmann sang in Deutz seine Herrlichkeit als er noch lebte; man wußte und ahnte es, daß der Leiermann ein Baldower der Bande war, und doch hörte das Volk es mit Grauen und Interesse an; noch heute, wenn das Dampfschiff an Köln vorüberfährt, zeigt der Eingeborene wol dem Reisenden den Thurm, wo der Fetzer gesessen und mit unglaublicher Kraft und List entsprungen war. Vor einigen vierzig Jahren, im Feldzuge durch die Eifel, trat ich als Militär beim Durchmarsch in ein einsames Wirthshaus. Als ich auf einen Schemel mich gesetzt, erinnerten mich die Wirths-

leute: ich wisse wol nicht, wo ich jetzt sitze — auf dem Stuhl habe Schinderhannes gesessen! Solch eine große Erinnerung ist dies den Leuten! Krankhafter Kitzel, geheimnißvolle Schauer umwehen das Räuberthum; traurig immerhin, daß die Literatur ihrer sich zu befassen für gut hielt; aber wer kann ihr nachweisen, daß sie selbst das Medium war, um Gauner und Räuber zu hecken!

Eine psychologisch sehr interessante Bemerkung des Verfassers knüpft sich daran: daß kein wahrhaftes Volkslied von wirklichen Gaunern und Raubgesellen existirt; dieser Zustand des Lasters, der Roheit, innerer Verworfenheit und Unsicherheit lasse wie keine freudige Stimmung und Ruhe auch die Poesie nicht aufkommen. Desto mehr des Aberglaubens! In wie greulichen Gestaltungen er bis in die letzte Zeit zu Tage gekommen, darüber gibt der Verfasser schreckenvolle Beispiele. **W. Häring.**

Nordamerikanische Zustände.

1. Pilgerfahrt nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Enthaltend: Skizzen über die dortigen socialen und politischen Zustände während der Jahre 1849—56. Von C. V. A. Warnefried. Wichtig für Auswanderer u. a. Köln, Bachem. 1857. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Lebende Bilder aus Amerika von Theodor Griesinger. Stuttgart, Nitzschke. 1858. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der Verfasser der unter Nr. 1 verzeichneten „Pilgerfahrt", C. V. A. Warnefried, ist jedenfalls ein guter Katholik, aber ein schlechter Musikant. Ein so wunderliches Opus wie dieses Buch ist mir seit langer Zeit nicht zu Gesicht gekommen. Bücher, vom Standpunkt des neuesten Katholicismus aus geschrieben, sind zwar heutzutage keine Raritäten; allein diese „Pilgerfahrt" übertrifft unstreitig alles in ähnlichem Genre Geleistete. Für gegenwärtige Besprechung kommt das Werk etwa nur mit dem dritten Theile seines Inhalts in Betracht; denn einen größern Raum nehmen die auf dem Titel angekündigten „Skizzen über die politischen und socialen Zustände" Nordamerikas nicht ein. Die übrigen zwei Drittel enthalten langweilige religiöse Abhandlungen, erbaulich sein sollende Betrachtungen und zügellos bittere und grobe Ausfälle gegen alle Ungläubigen, als da sind „Heiden, Protestanten, Philosophen, Freigeister, Humanisten" u. dgl. m. Mit bloßen Erbauungsbüchern oder confessionellen Streitschriften ohne allen Anspruch auf wissenschaftlichen oder ästhetischen Werth befassen sich natürlich d. Bl. nicht, und was meine eigene Competenz zur Beurtheilung derartiger Geisteserzeugnisse anbelangt, so hat es mir, offen gestanden, einen wahrhaft heroischen Entschluß gekostet, die hierauf bezüglichen Partien auch nur oberflächlich zu durchfliegen; ich pflege aber als gewissenhafter Kritiker nichts zu recensiren, was ich nicht aufmerksam durchstudirt habe. Den Verfasser aus seiner eigenen Intention heraus zu beurtheilen geht mir jede Fähigkeit ab, und wenn ich durchaus meinen eigenen Gesichtspunkt festhalten wollte, so müßte ich sein Machwerk in einem Tone behandeln, der weder der Würde d. Bl., nach der unbestreitbaren Ehrlichkeit seiner Ueberzeugung angemessen wäre. Zur Charakteristik dieser Partien genügt es zu bemerken, daß sie nicht nur dem Inhalte, sondern auch der Form und Darstellungsweise nach ultrakatholisch sind. Der Verfasser hält es augenscheinlich für eine Sünde, vielleicht für die erste der von ihm weitläufig abgehandelten sieben Todsünden, für verdammliche Hoffart, eigene Gedanken zu haben. Kein Ausspruch ohne gehörige Belegstelle. In erster Reihe figurirt die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments, freilich auf eine Weise, daß protestantische Exegeten sich über die manchen Texten zugemuthete Beweiskraft vor Entsetzen die Haare ausraufen möchten. Sodann rangiren die Offenbarungen der Heiligen, namentlich die der heiligen Katharina von Siena, an deren Hand wir unter anderm einen kleinen Ausflug ins Fegefeuer machen, und die der heiligen Brigitte, welcher „ein Engel die täglichen Lesungen für ihre Ordensschwestern in die Feder dictirte". An letzter Stelle müssen die gottseligen und erleuchteten Männer der Gegenwart ihre Autorität herleihen, insonderheit diejenigen, deren Waffen in der Bachem'schen Officin zu Köln geschmiedet worden sind. Ob „seine in Händen habenden Quittungen", „jede von diesen bis zu einer gefürchteten Macht sich erhobenen Partei", „Profeß abgelegte Religiosen" und dergleichen Constructionen für gut katholisch gelten, ist mir nicht bekannt; ich weiß nur so viel, daß sie nicht deutsch sind.

Um jedoch Anschauungsweise und Tendenz des Verfassers vollständig zu charakterisiren, halte ich es für billig ihm selbst das Wort zu gönnen, zumal da ich auf diese Weise einen nicht unwichtigen Beitrag zur Culturgeschichte unserer Zeit, ja für gläubige Seelen vielleicht sogar einen Beitrag zur Geschichte des Himmelreichs auf Erden zu geben glaube. In dem letzten Kapitel mit der Ueberschrift: „Wunderbare Erscheinungen in der Natur, aber keine Wallfahrtsorte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika", erzählt der Verfasser unter vielen andern Mirakeln auch eine Erscheinung der Jungfrau Maria, welche sich bekanntlich während der jüngsten entscheidenden Verhandlungen über das Dogma von der unbefleckten Empfängniß zum Staunen der gläubigen wie der ungläubigen Welt als Notre Dame de la Salette auf dem dermalen in dieser Hinsicht ganz absonderlich begnadeten Boden von Frankreich in leibhaftiger Gestalt den Unmündigen offenbart hat. Sie scheint in Amerika einen ähnlichen, jedoch etwas schüchternen Versuch gemacht zu haben. Der Verfasser berichtet:

„Diesen Morgen (27. September 1853) stieg die Sonne bei heiterm Himmel und ruhiger Luft zwischen 6 und 6½ Uhr wie eine blutrothe Feuerkugel über das Alleghanygebirge in die Höhe und ein im Garten des Schenkwirths Stadtmüller zu Indiana beschäftigter Deutscher sah in der Sonne eine menschliche Figur, mit einem Mantel bekleidet. Da er dergleichen noch nie gesehen, so hatte er nichts Eiligeres zu thun, als die Nachbarn von diesem wunderbaren Zeichen in Kenntniß zu setzen. Alle schauen nach der Sonne, sehen aber anstatt einer jetzt zwei Personen mit Mänteln bekleidet, die sich die Hände reichten und außerhalb der Sonne emporhoben, bis ihre Füße noch auf dem Rande der Sonnenscheibe hafteten. Alsdann senkten sie sich, ebenso ruhig wie langsam, wieder in die Sonnenscheibe hinab, und die Erscheinung, die etwa 10—15 Minuten gedauert, war vorüber. Einer von jenen Zuschauern behauptete, die eine Person habe einen solchen Mantel getragen, als womit man die Muttergottes auf Bildnissen wol bekleidet sehe. Ob diese Person die Jungfrau Maria, als Schutzpatronin von Amerika, oder überhaupt die römisch-katholische Kirche, ob die andere Person den deutschen Kaiser oder überhaupt den Staat bedeute, der späterhin mit der Kirche Hand in Hand gehen werde? das wußte keiner zu sagen. Nur meinten die Einsichtigern, die Zeit werde dieses Räthsel schon lösen."

Der Verfasser hat seine Reise eine „Pilgerfahrt" genannt, weil ja nach dem Sprachgebrauche der Heiligen Schrift die Christen „Fremdlinge und Pilger" genannt würden. Aber gerade nach diesem Sprachgebrauche hätte er ruhig zu Hause bleiben können und die Welt würde nicht viel dabei verloren haben. Denn obgleich er sein Buch „nach der Vorschrift unsers göttlichen Meisters" geschrieben zu haben glaubt, der da wolle, „daß ein wohlunterrichteter Literat «Altes und Neues» aus seinem Schatze hervorbringe", so war doch meist weder das Alte noch das Neue, welches er auftischt, des Niederschreibens werth. Das wenige, was an dem letztern einigermaßen zuverlässig zu sein scheint, wie namentlich die Aufzählung der katholischen Institute und Akademien, Mönchsorden und Erziehungsanstalten in der Union, ist von zu speciellem Interesse; was dagegen die Statistik des Katholicismus in Nordamerika überhaupt und die Schilde-

rung aller dahin einschlagenden Verhältnisse betrifft, so erregen die Angaben des Verfassers gerechten Zweifel. Daß in den Vereinigten Staaten drei oder gar vier Millionen Katholiken leben sollen, ist eine Behauptung, die mit anderweiten Berechnungen zu sehr im Widerspruch steht, um glaubhaft zu sein; und wenn auch die Zahl von ⅔ Millionen, auf welche sie der Gouverneur Wise von Virginien schätzt, jedenfalls viel zu niedrig gegriffen ist, so übersteigt sie doch schwerlich 1½ Million. Da aber diese Zahl eine compacte Einheit bildet, so ist ihr Einfluß gegenüber den „666 protestantischen Sekten", wie sich der Verfasser das ganze Buch hindurch auszudrücken beliebt, unter allen Umständen groß genug, um eine eifersüchtige Wachsamkeit von seiten der zersplitterten protestantischen Mehrzahl, die mit Recht in ihrer gemeinsamen sittlich-religiösen Grundanschauung den Ausdruck des ursprünglichen angelsächsischen Nationalethos und die einzig mögliche Bedingung für die Fortdauer einer freien demokratischen Republik erkennt, vollkommen zu rechtfertigen. Nur hat sich bedauerlicherweise diese Eifersucht, wie neuerdings alle politisch-socialen Bestrebungen jenseit des Oceans, auf eine Weise fundgegeben, die ihres idealen Gehalts ganz unwürdig ist. Der Knownothingismus ist eine der allerwiderlichsten Erscheinungen auf amerikanischem Boden. Zwar scheint derselbe im gegenwärtigen Augenblick einen moralischen Bankrott erlitten zu haben; allein solange die socialen Erscheinungen, welche ihn ins Dasein gerufen haben, fortdauern, kann die geringste äußerliche Veranlassung ihn in noch gewaltsamern Formen wiedererwecken. Es wäre daher von höchstem Interesse, aus sachkundiger und unparteiischer Feder eine genaue Schilderung der Entstehungsgründe, des allmählichen Wachsthums und der Organisation dieses Geheimbundes sowie seiner Beziehungen zu den politischen Parteien zu erhalten. Von Unparteilichkeit kann bei dem Verfasser nach seinem Standpunkte gar keine Rede sein; aber auch mit seiner Sachkenntniß ist es kläglich bestellt. Eigene klare Ansichten hat er auch in diesem Punkte nicht und die Aussprüche anderer, welche er beibringt, muß man mühselig aus allen Theilen seines Buchs zusammensuchen. Wo er aber wirklich aus selbständiger Ueberzeugung zu sprechen die Miene annimmt, drückt er sich wunderbarerweise im Sinn und Geist einer Partei aus, die er anderwärts nicht schwarz genug malen kann. So sagt er von den Deutschen in Amerika, sie hätten sich früher um die Politik des Landes „soviel wie gar nichts" gekümmert, und fährt alsdann fort: „Hiervon machen jedoch eine Ausnahme die politischen Flüchtlinge aus den Revolutionsjahren von 1848—49, welche die Union in allen Richtungen durchzogen und ihren Landsleuten die Augen zu öffnen bemüht waren, entweder durch Reden oder Zeitungen. Die Mehrzahl dieser gehörte dem gebildeten Stande an und hatte auch nicht geringes Vermögen mit aus Deutschland herübergebracht. Unter diesen befand sich eine Menge politischer Schriftsteller, welche entweder aus eigenen Mitteln Zeitungen herausgaben oder bei den Herausgebern als Mitarbeiter in Dienst traten. Sie verbreiteten Zeitungen über die ganze Union und erweckten ein neues regsames Leben in den für Politik erstorbenen Landsleuten; sie brachten sie auf Gedanken, worauf sie von selbst nimmer gekommen wären, die aber den Nichtswissern, d. h. ihren Hauptleithammeln nicht verborgen bleiben konnten; weil der Deutsche von Natur offenherzig und an Geselligkeit gewöhnt ist. Aus diesen Zeitungen mußte der Amerikaner zu seinem Leid in Erfahrung bringen, «daß sein Ideal menschlicher Weisheit, die amerikanische Verfassung, voller Fehler stecke, und er, der Native selbst, gegen europäische Cultur noch 1000 Jahre zurückgeblieben sei; mithin daß beide im Geiste europäischen Fortschritts cultivirt werden müßten». Schmerzlicher konnte aber amerikanischer Stolz und Dummheit nicht verwundet werden. Die infolge dessen wach gewordenen Besorgnisse beschleunigten die Geburt der Nichtswisser und das Hervortreten ihrer Corporation ans Tageslicht; wenn auch die Hauptlenker dieser Partei unsichtbar blieben, um ohne eigene Gefahr, unter Niedertretung aller entgegenstehenden Gesetze, ihre Streiche gegen die Fremden, insbesondere aber gegen die Katholiken führen zu können." Nach dieser Herzensergießung könnte man in Versuchung gerathen, den Verfasser für einen Gesinnungsgenossen Heinzen's und anderer „Atheisten, Pantheisten und Indifferentisten" zu halten; die Wahrheit aber ist, daß er auch diese in seinen Augen verabscheuungswürdigen Autoritäten benutzt, weil sie seinem momentanen Zwecke, der Herabsetzung und Beschimpfung der Knownothings als der rücksichtslosesten Vertreter des amerikanischen Nativismus, dienen! Das Gesagte hat allerdings seine vollkommene Richtigkeit: denn sowenig auch der persönliche Charakter und das persönliche Auftreten vieler deutschen Flüchtlinge ihren Gesinnungsgenossen und ihren Landsleuten überhaupt zur Ehre gereichen, in demjenigen, wodurch sie bei den Knownothings den Hauptanstoß erregt haben, befinden sie sich jedenfalls im Rechte, und die nationale Bornirtheit der Amerikaner bekundet sich den freiern philosophischen und religiösen Anschauungen der deutschen Auswanderer gegenüber als eine hoffentlich erfolglose Barbarei. Am allerwenigsten] aber stand es dem Verfasser zu, gerade diesen Punkt zu urgiren, zumal da der Knownothingismus sich von dem gleichen [nationalen Standpunkt aus weit früher und weit entschiedener gegen die Kehrseite jener freigeistigen Bestrebungen, gegen das grobe Autoritätsprincip des Katholicismus mit seiner Tendenz, einen großen Theil der republikanischen Staatsbürger und darunter gerade die geistig verwahrlosesten, die Irländer, durch sklavische Abhängigkeit von ihren geistlichen Obern und mittelbar von einem fremden geistlich-weltlichen Machthaber politisch unmündig zu machen, gewendet hat. Allein so sehr auch dieser Kampf vom protestantischen Standpunkt aus materiell berechtigt erscheint, so verwerflich sind die Mittel und Wege des Knownothingismus. Dies nachzuweisen überläßt der Verfasser dem bereits oben erwähnten, entschieden antikatholischen Gouverneur von Virginien, Henry A. Wise, dessen politisches Glaubensbekenntniß nicht weniger als 39 Seiten des Buchs ausfüllt. Das Ergebniß, zu welchem dieser gelangt, ist folgendes: Nichts ist für die amerikanischen Institutionen so verderblich als geheime Gesellschaften zu politischen und religiösen Zwecken auf Unduldsamkeit und Proscription Andersdenkender gegründet, nichts so sehr gegen das Gesetz, gegen den Geist der christlichen Reformation, gegen den ganzen Zweck des Protestantismus, gegen Glaube, Hoffnung und Nächstenliebe, welche uns die Bibel lehren, gegen den Frieden und die Reinheit der Kirchen, gegen eine freie Regierung, gegen menschlichen Fortschritt, gegen amerikanische Gastfreundschaft und Höflichkeit, kurz gegen Amerikanerthum in jedem Sinne und jeder Form. Der Verfasser acceptirt auch diese Folgerungen bestens, obgleich er ihre Voraussetzungen verwirft. Ein solches Verfahren nennen wir Protestanten jesuitisch.

In Betreff des sonstigen Inhalts kann ich mich kurz fassen. Es befindet sich einzelnes recht Gute und Brauchbare darunter, z. B. das über Einwanderung, Landwirthschaft, Gemüsegärtnerei und Weinbau Gesagte. Dies nimmt aber nur einen geringen Raum ein. Von Handel und Industrie versteht der Verfasser offenbar sehr wenig und seine Bemerkungen über die „Geschäftsklemme" sind so unklar wie möglich. Die unvermeidliche Beschreibung von Neuyork wird uns auch hier nicht erlassen, obwol sie ebenso gut hätte wegbleiben können wie die oberflächlichen Notizen über Wisconsin, Illinois und Missouri, welche der Verfasser augenscheinlich nicht aus eigener Erfahrung kennt. Seine Urtheile über die Verfassung, das Gerichtsverfahren, das Wahlunwesen, die Aemterjagd, die zunehmende Unsicherheit des Eigenthums und der Person, Geldgier und Mangel an Rechtschaffenheit, die Zeitungen u. s. w. enthalten leider nur zu viel Wahres; aber der Gesichtspunkt des Beobachters ist so beschränkt und sein Blick durch die gröbsten Vorurtheile so getrübt, daß man nicht einmal den angeführten Thatsachen ohne weiteres Glauben schenken darf. Dazu herrscht in dem ganzen Buche die unglaublichste Verwirrung, und wer nicht von vornherein mit dem Entschlusse, sich auf gut katholisch erbauen zu lassen, an die Lectüre geht, der geräth ohne Zweifel in Versuchung, es nach dem ersten Kapitel aus der Hand zu werfen.

Interessant ist die Schilderung des Parteitreibens zur Zeit der letzten Präsidentenwahl. Ich theile daraus einige Proben amerikanischer politischer Gelegenheitspoesie und Beredsamkeit mit, von denen man freilich nicht einsieht, warum ihnen der Verfasser einen Platz in seinem Buche eingeräumt hat, da ihr Inhalt kaum geeignet ist, die republikanische (oder, wie der Verfasser will, „revolutionäre") Partei herabzusetzen, „welche für den Abenteurer Oberst Frimont (sic!) schwärmte", denselben Abenteurer, dessen große Verdienste unser Alexander von Humboldt bei Gelegenheit seiner jüngsten Candidatur so glänzend anerkannt hat. Die englische Ode an die Freiheit lautet:

Free soil, free men,
Free speech, free men,
Freedom from slavery's thrall.
Free North, free East,
Free South, free West,
Freedom for one and all.
Free ports, free seas,
Free ships, free breeze;
Free homesteads for the people,
Free bells on every steeple,
Free pulpits and free preachers,
(Three cheers for all the Beechers)
Freedom from southern rooks,
Freedom from southern Brooks;
Free schools, free books,
Freedom to worship God,
Freedom to read his word;
Freedom's star-spangled banners
Waving o'er gallant Kansas;
Freedom from border smugglers,
(Three groans for Pierce and Douglas)
Freemen to bear the battle brunt,
And, rushing to the battle front,
Fremont, Fremont!

Die Deutschen sangen:

Ihr Söhne der Freiheit, erwacht, erwacht!
Jetzt gilt es für heilige Rechte
Der Menschheit zu kämpfen mit Kraft und Macht,
Sonst werden wir alle noch Knechte!
Wer die Freiheit nicht als Höchstes ehrt,
Ist selber der Ketten und Peitsche werth!

Es haben die Händler in Menschenfleisch
Sich Kansas zum Opfer erkoren,
Vom Süden her kommt ein Rabengekreisch
Der freiheitsfeindlichen Thoren:
„Wir wollen die Herren von Kansas sein,
Sonst trennen wir uns vom Staatenverein."

Doch der Norden donnert es laut zurück:
„'S ist aus mit der Herrschaft der Junker,
Zu Ende gespielt ist das schmähliche Stück
Vom patriarchalischen Junker.
Kein Fuß breit Landes hinfüro sei
Euch offen für eure Tyrannei!

„Längst habt ihr mit frevelndem Uebermuth
Ob des nördlichen Bruders gelächelt,
Daß in eignem Schweiße er sammle sein Gut,
Während euch euer Sklave befächelt;
Als ob nicht allein der ein freier Mann,
Der den eigenen Kräften vertrauen kann!

„Brüllt «Buck und Breck»*), so laut ihr wollt,
Unser Wahlspruch ist Fremont und Dayton!
Und wenn ihr auch droht und schmollt und grollt,
Wir tanzen nicht länger an Drähten,
Die Freiheitsflamme ist angefacht,
Die Hölle zittert, der Himmel lacht!"

*) Buchanan und Breckenridge.

In Pennsylvanien gibt es Counties, wo die im vorigen Jahrhundert eingewanderten Deutschen ihre Muttersprache derartig verändert und mit englischen Wörtern vermischt haben, daß sie dem Uneingeweihten zwar unverständlich, für den Sprachforscher aber von Interesse sein könnte, weshalb wir der Curiosität wegen, eine solche Rede in vorbesagter Angelegenheit hier folgen lassen.

„Die demokratische Partei hatte sich zu einem Ratificationsmeeting für die Cincinnati-Plateforme und für Buck und Breck versammelt. Banner mit Devisen flatterten in der Luft; Kanonenschüsse zeigten den Beginn der Versammlung an. Schon mancher Redner hatte sich hören lassen, und dem alten «Buck» war manches Lebehoch gebracht, als ein Redner von der republikanischen Partei die Plateforme bestieg und die Demokraten in pennsylvanischer Mundart also anredete:

«Nau, Fellow Demokräte, jetzt will ich euch á Spiich mache auf deutsch, so gut ich juscht kann. Mein erscht deutsch Spiich han ich drobe in der Dief Crick gemacht, un sell, glaube ich, ischt gut ufgenomme worde.

«Ihr wißt; der Jimmy Buchanan ischt genomináted worde für Präsident vun der demokrätik Party un de Republikaner häwwe de Frimont genomináted.

«Nau, ei han juscht nichts gege de Buchanan, bot es ischt mit ihm wie mit sellem Bock. Da will ich euch á Annekdot von erzähle.

«Da war emol á Fermer, der hott zwee Bub' gehett; der een von dene Bub' war á scharfer smarter Näskel, un der annere war e schtiller Kerl. Nau, über á Weil, wie der Alte gestorben ischt, do hätt er unner annern dene Bub' á Heerde Schoof zum verdeele überlasse.

«Bei dene Schoof war á großer fetter Bock, der war dem schtille Bub' sein Favoritbock. Nau, isch emol der scharfe Bub' 'nausgegange un hot die Schoofe verdeelt, un hot alle derre Schoof un de fette Bock uf een Seit geschtellt, un alle fette Schoof uf de annere.

«Well, Bruder, sägt er, nau tschuhs, welche du willscht.

«Der schtille Bub' hat sich den Mätter (the matter) á Bissel angesehe, ischt denn zum fette Bock bei de derre Schoof gegange un hott gesagt: Du scheener, lieber fetter Bock, oft han ich mit dir geschpielt und dich gefüttert, aber nau bischt in verdammt schlechte Company gerathe, un ich will nix mehr mit dir zu thun häwwe.

«Well nau, Fellow Demokrät, so ischt es juscht mit dem Buchanan; er ischt in á verdammt schlechte Company. Wir müsse also tschuse wie der schtille Bub'!»"

Was der Verfasser während seines siebenjährigen Aufenthalts in Amerika eigentlich getrieben hat, ist aus dem Buche nicht ersichtlich. Allem Anschein nach ist er ein katholischer Geistlicher. Wir erfahren nur, daß er in Neujersey und Pennsylvanien verweilt und eine Zeit lang „eine politische, jedoch katholisch redigirte deutsche Zeitung in Pittsburgh" herausgegeben hat. Er war ein so geschickter Redacteur, daß er seinen Hauptconcurrenten von der Gegenpartei todt machte, obgleich er im Stande war seinen Lesern zu erzählen, daß „der im vorigen Jahrhundert platzgegriffene Freiheitskampf der Nordamerikaner mit der am 4. Juli 1776 durch ihre Repräsentanten vollzogenen Unabhängigkeitserklärung" geendet habe. Auch daß Washington „in dem ersten sich zu Neuyork versammelnden amerikanischen Congreß Vorsitzender" gewesen sein soll, ist eine Thatsache, welche erst noch in die Geschichtsbücher nachgetragen werden muß. Für den philosophischen Sprachforscher endlich dürfte es von höchstem Interesse sein, aus der vom Verfasser angeführten Rede des hochwürdigen Bischofs Dupanloup über die Verirrungen der Geister und der menschlichen Vernunft zu lernen, „daß die babylonische Sprachverwirrung, welche wir überall in der Union antreffen, ihren tiefinnerlichen Grund im Abfall vom wahren Glauben und in dem Sittenverderbniß habe, worin auch die Schreibverwirrung der Amerikaner — wonach ein Vocal fünf verschiedene Laute repräsentirt — gegründet ist".

Damit, daß der Leser in Versuchung gerathen könne, auch Griesinger's Buch nach der Lectüre des ersten Kapitels zuzuklappen, hat es keine Gefahr; es ist vielmehr zehn gegen eins zu wetten, daß er es nicht eher aus der Hand legen wird, als bis er es vom Anfang bis zum Ende mit gespanntestem Interesse durchgelesen hat. Diese „Bilder" sind in der That „lebende": ernst wie das Leben und doch auch frisch wie das Leben. Der Verfasser besitzt unstreitig für diese Literaturgattung eine ungewöhnliche natürliche Begabung; aber es verräth sich zugleich in der Anlage und Behandlung des Ganzen eine klare Einsicht in die Bedingungen und Anforderungen derselben. Anerkennenswerth ist in dieser Rücksicht vor allem die weise Selbstbeschränkung des Verfassers, eine Selbstbeschränkung, die sich nach zwei Seiten hin geltend macht. Einmal nämlich faßt er der Regel nach lediglich neuyorker Zustände ins Auge, obwol er offenbar auch in den übrigen Theilen der Union heimisch genug ist. Jene selbstgezogene Schranke macht es ihm möglich, den Gegenstand seiner Darstellung in seiner ganzen Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit zu erfassen, ihm auf den Grund zu gehen und die charakteristischen Eigenthümlichkeiten aller seiner Erscheinungsformen in scharfen Umrissen hervortreten zu lassen und in ein helles, oft ganz neues und überraschendes Licht zu stellen, während diese Vertrautheit mit den amerikanischen Verhältnissen im allgemeinen ihn vor einem unzeitigen Generalisiren bewahrt und da, wo er das wirklich Gemeinsame und Ueberallgültige berührt, für die Richtigkeit seiner Beobachtungen, Urtheile und Rathschläge bürgt. Diese Vorzüge machen sich aber insofern mit doppelter Stärke geltend, als der Verfasser sich auch innerhalb der bezeichneten Sphäre engere Grenzen gesteckt und mit weiser Berechnung auf einen einzigen, aber deshalb um so festern Standpunkt beschränkt hat. Er betrachtet nämlich die amerikanischen und speciell die neuyorker Zustände durchaus nur in ihrem Verhältnisse zur deutschen Nationalität, indem er uns einerseits die wirkliche Lage der in Amerika eingebürgerten Landsleute und andererseits die Aussichten für deutsche Einwanderer auf transatlantischem Boden schildert. Hierdurch wird Griesinger's Schrift, obgleich sie sich auf dem Titel nicht als solches ankündigt, ein wahres Noth- und Hülfsbüchlein für alle deutschen Auswanderer und Auswanderungslustigen, was die große Mehrzahl der ausdrücklich zu diesem Zwecke geschriebenen Bücher, wie z. B. das obige von Warnefried, bekanntermaßen nicht ist. Mit einer verworrenen, buntscheckigen Sammlung von allgemeinen, sporadischen Notizen, die man in dem ersten besten geographischen Handbuche weit vollständiger und zuverlässiger findet und die über alles Mögliche ein wenig und über nichts einen ordentlichen Aufschluß geben, und mit einigen von einer völlig unzureichenden Erfahrung abstrahirten Verhaltungsmaßregeln ist demjenigen, welcher über sein ganzes Lebensschicksal zu entscheiden im Begriff steht, wenig gedient. Da er unmöglich die ganze Literatur über Amerika durchstudiren kann, so wird eine detaillirte Schilderung der dortigen Lebensverhältnisse mit ausschließlicher Beziehung auf die speciellen Schwierigkeiten und Erfordernisse seiner Lage der beste Wegweiser für ihn sein, auch wenn sich dieselbe, wie sich dies bei einer gewissenhaften Darstellung eigentlich von selbst versteht, räumlich und sachlich innerhalb eines beschränkten Kreises hält. Dieses Bedürfniß befriedigt Griesinger's Buch in seltener Weise, nicht nur durch seinen Inhalt, sondern auch durch seine Form. Es enthält 45 einzelne Skizzen, jede ein künstlerisch abgerundetes Ganzes für sich und doch alle sich zu einem eindrucksvollen Gesammtbilde zusammenschließend. Die ungemeine Anschaulichkeit dieser Genrestücke kommt sowol dem Verständniß als auch der Erinnerung zu Hülfe, und wer das Buch mit Ueberlegung gelesen hat, der kann über seine Stellung und sein Benehmen bei seinem ersten Auftreten in Amerika nicht gut mehr im Zweifel sein, wenn er nicht etwa die vielleicht noch wohlthätigere Einsicht daraus gewonnen hat, es sei für ihn am besten im Lande zu bleiben und sich redlich zu nähren. Die Skizzen des Verfassers haben vielleicht neben der Lebenswahrheit so viel Dichtung als zu einem Genregemälde absolut erforderlich ist; dafür aber, daß die erstere nie auch nur im geringsten durch die letztere getrübt wird, bürgt die glänzende Auffassungsgabe des Verfassers, welcher seinen fünfjährigen Aufenthalt in Amerika zum eingehendsten Studium aller dortigen Lebensverhältnisse benutzt hat, bürgt der Vergleich mit anderweiten Sittenschilderungen von da, bürgt vor allem der ganze Ton und die Haltung des vorliegenden Werks selbst. Die Darstellung ist außerordentlich lebhaft und graphisch; Stil und Ausdrucksweise dem Gegenstande genau angepaßt, hier und da keck wie die Pinselstriche eines Ostade. Man kann fast sagen, daß der Verfasser hierdurch ein neues Genre in die Literatur über Amerika eingeführt hat, ein Genre, welches zwischen der wissenschaftlichen Beschreibung und der Schilderung des Touristen in der Mitte steht und das eigenthümlich künstlerische Gepräge vor beiden voraushat.

Wir werden dem Verfasser vielleicht am ehesten dadurch gerecht, wenn wir eine seiner Skizzen vollständig wiedergeben. Wir wählen hierzu aus Rücksicht auf den Raum eine der kürzesten mit der Ueberschrift:

Der Schneider in Amerika.

Der Schneider ist der glücklichste Mensch in ganz Amerika.

Das erste, was er thut wenn er ankommt, ist, daß er heirathet; das zweite, daß er nach Geschäft sieht.

Ein ordentlicher Schneidergeselle ist nie ohne „Schatz", auch hier und da „Feinsliebchen" genannt, aber draußen, in Deutschland nämlich, verging's ihm, das Heirathen! Da mußte er die Woche durch für 18 Batzen, und wenn's hoch kam, für einen preußischen Thaler arbeiten, natürlich bei freier Kost und Antheil an einem Dachkämmerlein; und wie mußte er arbeiten? Von Morgens früh bis Abends spät. Daher kam's auch, daß seine Sitztheile so dick und seine Arme so dünn wurden. Wie konnte er aber mit 18 Batzen wöchentlich heirathen? Und — wenn er's riskirt hätte, hätte man's ihn riskiren lassen? Draußen hat der Pfarrer und der Schultheiß und der Gemeinderath auch was dreinzureden, und der Gemeinde ists gar nicht einerlei, wenn Bettelkinder auf die Welt gesetzt werden!

In Amerika ist das ganz anders. Sobald der Schneidergeselle ans Land tritt, wird er von selbst Meister. Er geht sofort zu einem Kleiderhändler und deren gibt's Legion, producirt sich als Schneidermeister so und so, und fragt, wie viel der Herr Kleiderhändler fürs Hosen- und Rockmachen zahle. Der Kleiderhändler ist sehr erfreut, den Herrn Schneidermeister kennen zu lernen, sagt, was er bezahlt, und gibt dem „Meister" alsbald ein Dutzend Röcke zum „Machen" mit. Sind die Röcke fertig, so bringt sie der Schneider in den Kleiderstore zurück, zieht den ausgemachten Lohn ein und läßt sich ein Dutzend neue Röcke geben, die er nach acht Tagen abermals fertig bringt. So gehts jahraus, jahrein!

Und wie leicht geht das Arbeiten. Da ist kein Aufenthalt mit Messen und Zuschneiden, kein Aufenthalt mit Futter- und Knöpfe-Einkaufen. Der Schneider bekommt alles fertig zugeschnitten; er bekommt soviel Dutzend Futter, Knöpfe, Faden als er braucht, nicht mehr, nicht weniger. Freilich gibt's auch keinen „Abfall". Er kann in Amerika dem Kappenmacher nicht so und soviel jährlich abgeben; er kann sich von einer Kundenhose nicht eine Weste herausschneiden und von einem Kundenrock langt's auch kein Jäcklein für seinen Buben. Aber — alle Vortheile kann ein Land nicht haben, und bis er draußen Einen Rock fertig brachte, ist hier der vierte schon abgebügelt.

Der liebste Tag ist dem Schneider der Sonntag Mittag. Morgens wird noch streng gearbeitet, denn die Röcke, die er am Montag abzuliefern hat, müssen heute schon fix und fertig sein. Aber — mittags geht's los. Er selbst ist nagelneu und flott genug ausstaffirt, aber sein Weibchen, wie sieht die erst aus? Na, wer die draußen gesehen hat, als sie noch bei Secretärs so und so diente, und wer die jetzt sieht! Ein Rosahut mit Blumen, eine schwarzseidene Mantille, ein Tibetkleid mit drei Garnirungen, Sammtstiefelchen, Glacéhandschuhe, gesticktes Schnupftuch, na, was sagst du dazu? Und sie ist erst nicht zufrieden

damit, ob's gleich für den Anfang schon recht ist; zwei seidene Kleider müssen her, ein farbiges und ein schwarzes, und ein achteckiger Shawl muß her und eine echte Crinoline von Kautschuk oder Roßhaar, nicht von Fischbein oder Bandeisen. So steht's mit der Schneidersfrau.

Aber sie verdient's auch, das liebe Weibchen, denn von Morgens früh an ist sie auf den Beinen. Jetzt sitzt sie neben ihrem Mann und hilft ihm nähen und Knopflöcher machen; drauf steht sie am Kochofen und macht im Flug das Mittagsessen fertig. Und dazu singt sie und lacht sie und pappelt sie den lieben langen Tag, wie wenn unser Herrgott den Sonnenschein nur für sie geschaffen hätte! Ohne sein Weibchen ist der Schneider nur ein halber Mensch; er würde kaum zwei Drittheile fertig bringen.

Hat der Schneider am Sonntag mit seinem Weibchen einen Ausflug ins Land gemacht, oder in einem Concertsalon bei „sacred" Musik Lagerbier getrunken — sie trinkt Punsch —, so ist dagegen der Montag sein Eigenthum. Die „fertigen" Röcke oder Hosen oder Westen werden fein zierlich zusammengefaltet und aufeinander gelegt; der Schneider macht sich selbst fertig und — an diesem Tag weiß die Frau schon, daß sie mit dem Mittagessen auf ihren Mann nicht zu warten hat. Zuerst wird die fertige Waare abgeliefert, dann wird das Geld einkassirt, dann wird die neu übernommene Waare in ein Bündel gepackt und nun geht's ins Wirthshaus. Ein paar Kameraden sind schon da; man setzt sich zur „Kreuzmariage" oder zum „Gaigel" oder zum „Napoleonen", offenbar das geistreichste unter allen diesen Spielen, wenn's auch Napoleon selbsten nicht erfunden hat. An diesem Tage geht's ohne einen starken „Dusel" nicht ab. Die Frau zu Hause weiß es aber schon und grämt sich deshalb nicht zu Tode; im Gegentheil, gegen Abend nimmt sie den Weg unter die Beine und sucht ihre Ehehälfte im Lagerbiersalon auf und führt ihn friedlich nach Hause. Den andern Tag wird wieder drauf los genäht und drauf los gestochen, als ob's gar keinen Katzenjammer auf der Welt gäbe!

So geht's von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr.

Von Kindern ist der Schneider kein besonderer Freund. So ein kleiner Schreihals ist nur ein Hinderniß fürs Geschäft. Die Frau hat was anderes zu thun als Kindersäugen und „Babiesabwarten". Der Himmel ist ihm in dieser Beziehung auch günstig und selten gibt's einen Schneider in Neuyork, der eine zahlreiche Nachkommenschaft hätte; im Gegentheil, die meisten Schneiderehen sind kinderlos. Den Grund hiervon mögen Mediciner erforschen!

Hier und da läßt er sich verleiten, ein „Kundengeschäft" anzufangen, und Röcke und Hosen auf Bestellung und nach dem Maße zu machen, gerade wie's in Deutschland Sitte und Gebrauch ist; aber es will nicht recht gehen, man muß zu viel in den Wirthshäusern herumlaufen, um Kunden zu bekommen, und — hier und da passirt's einem auch, daß eine Rechnung unbezahlt bleibt, gerade wie in Deutschland. Früh oder spät kehrt daher der Schneider immer wieder zu seinem frühern Geschäft zurück und wird „Shoparbeiter", d. h. näht zugeschnittene Kleider fertig.

Im Alter, wenn's mit der Arbeit nicht mehr so flink geht, wenn die Augen etwas nachlassen, wird er Flickschneider. Er miethet sich ein kleines Lädchen, besonders gern in der Nähe eines Hotels, und — an Arbeit fehlt's ihm nie, solange noch Knöpfe abspringen und Hosen zerreißen. Die Frau aber ist auch da nicht unthätig und verdient soviel wie er; denn sie bringt die „Flecken" heraus und stellt Rock und Hosen wieder wie neu her.

Sein größter Feind war bisher die Nähmaschine; in neuester Zeit aber hat er sich wieder etwas mit ihr ausgesöhnt. Ja, wenn er übrige hundert Thaler zusammengenäht hat, ist er im Stande und kauft sich selbst eine solche und verdient dann in der Woche statt sieben oder acht Thaler seine zwölf oder vierzehn.

Irische oder amerikanische Schneider gibt's sehr wenige. Die ganze Schneiderzunft ist deutsch. —

Dieses Gemälde hat unzweifelhaft einen ziemlich idyllischen Charakter und dürfte eher geeignet sein, in einem deutschen Schneider Amerikagelüste zu erwecken, als sie zu ersticken. Die Mehrzahl hinterläßt einen ungleich entmuthigendern Eindruck. Der Schneider hat vor den meisten übrigen Professionisten den Vortheil voraus, daß bei ihm selten oder nie jener Arbeitsmangel eintritt, dessen traurige Folgen der Verfasser in der neunzehnten Skizze: „Stoppen, oder es ist nicht alles Gold, was glänzt", so überzeugend entwickelt. Beherzigenswerth ist vor allem Kapitel 29: „Er macht sein Leben", wo der Verfasser durch eine Reihe der schlagendsten Beispiele darthut, daß man es in der Regel trotz des größern Verdienstes in Amerika bei der Unsicherheit der Arbeit und der Kostspieligkeit aller Lebensbedürfnisse auch nicht weiter als in seinem Vaterlande, d. h. bis zum nothdürftigen Lebensunterhalte bringt. Diejenigen, welche sich in ihren Träumen ein gemüthliches Landleben als Gutsbesitzer und Ackerbauer ausmalen, sind namentlich auf das achtundzwanzigste und auf das letzte Kapitel: „Farm-, Land- und Lotassociation" und „Und Fleisch grad' genug" zu verweisen, wo man die schon oft ausgesprochene Erfahrung bestätigt finden wird, daß der Auswanderer selbst des Lebens Noth und Qual bis zur Hefe zu erdulden hat und es im allergünstigsten Falle so weit bringt, bei seinem Tode seine Kinder versorgt zu sehen. Einen tragikomischen Eindruck macht „Der Künstler in Amerika" (25): die Geschichte eines deutschen Malers, der sich in Neuyork vergeblich nach Kunstakademien umsieht, seine mitgebrachten paarhundert Gulden zusetzt, während er mit Liebe und Eifer, um die edle Malerkunst im Lande der Freiheit einheimisch zu machen, monatelang an einem Bilde arbeitet, das er endlich, von allen Bilderhändlern und von einem reichen „Kunstkenner" in der fünften Avenue (vgl. den „Fifth-Avenue-Mann" in Kapitel 35) zurückgewiesen, weil es „ohne Rahmen" sei und „nichts Hervorstechendes, zu wenig Colorit" habe, vor Wuth in tausend Fetzen zerschneidet, worauf er, von der bittern Noth gedrängt und dem wohlgemeinten Rathe eines amerikanischen „Collegen", eines Schildermalers, folgend, den heroischen Entschluß faßt „praktisch" zu werden, welchen Entschluß er dadurch ausführt, daß er zunächst bei einem Peinter in Gesellschaft zweier Nigger und dreier Weißen weißt und gipst, sodann bei einem „Decorationsmaler" in Arbeit tritt, hierauf mit Ueberspringung der „Coloristensorte", welcher der Verfasser in der übernächsten Skizze eine ganz besondere Schilderung zu Theil werden läßt, als Retoucheur bei einem Daguerreotypisten und Photographisten fungirt und sich endlich selbständig als „Kunstfabrikant" etablirt, in welchem Charakter er „Mustergemälde" entwirft, diese auf Bestellung von seinen „Unterpeintern" ausführen läßt und sie zu 10—15 Thalern das Stück, im Dutzend natürlich billiger, verkauft, und sich auf diese Art respectabel ernährt. Einen ungemischt traurigen, fast erschütternden Eindruck hinterläßt die achte Skizze: „Draußen Doctor juris utriusque — in Amerika Bierwirth."

Alle die bisher angedeuteten Kategorien umfaßten Einwanderer, welche ihr Brot auf eine zwar größtentheils trübselige, aber doch ehrliche Weise zu verdienen suchten. Es gibt aber eine große Menge anderer Kategorien, denen jedes Mittel zur Fristung ihres Lebens oder auch zum Reichwerden recht ist. Der Raum gestattet mir nicht auf alle hierhergehörigen Skizzen näher einzugehen und ich verweise daher einfach auf „Medicinae Doctor, Surgeon and Dentist", „Der Schinder oder der deutsche Winkeladvocat", „Der Zeitungsschreiber", „Der Emigrantenwirth", „Der deutsche Bettler". Ergötzlich ist Kapitel 33: „Heute Schneider — morgen Pfarrer." Ein verdorbenes Genie, das vom Primaner zum Schneiderlehrling umgesattelt hat, fühlt sich zu etwas Besserm geboren und sagt nach einigem Aufenthalt der Schneiderboutique Lebewohl, um, von Vater und Mutter mit einigem Gelde ausstaffirt, nach Amerika zu gehen. Hier treibt er sich zunächst als „höherer Bummler" umher, bis ihm das Geld ausgeht und der Wirth ihn eines Tags, zu allem Unglück vor dem Mittagessen, zum Hause hinauswirft. Da

erinnert er sich seiner Fertigkeit mit der Nadel und arbeitet einige Monate lang als Schneidergehülfe. Sowie er wieder einige Thaler Geld in der Tasche klimpern hört, regt sich das Bewußtsein seiner höhern Bestimmung aufs neue. Er beschließt, sich als Cigarrenhändler zu etabliren, kommt aber bald dahinter, daß er bei diesem Geschäft nicht das trockene Brot verdienen kann, und tritt als Barkeeper in eine „Basementkneipe“ (zehnte Skizze) ein. In dieser würdigen Stellung bleibt er so lange, bis es ihm eines Abends beikommt, sich selbst mit den Getränken seines Principals zu tractiren und er sich am andern Morgen steif und kalt oben in einer Gosse auf der Straße findet. Jetzt wird er Dock- oder Hafenarbeiter: die Arbeit ist hart, aber der Lohn nicht schlecht. Eine Zeit lang geht es gut; endlich aber kommt es zu einem Streite zwischen den deutschen und irischen Arbeitern. Die Polizei läßt natürlich die letztern laufen und steckt die erstern ins Loch, aus dem sie am andern Tage wieder entlassen werden, weil kein Kläger erscheint. Gerade zur rechten Stunde stößt er auf einen Farmer, der ihn als Knecht auf seinen Hof mitnimmt. Hier hält er trotz der schweren Arbeit und des schlechten Lebens bis in den Sommer hinein aus; eines Tags aber, wo er eben seinen Monatslohn erhalten hat, erfaßt ihn eine solche Sehnsucht nach frischem Fleisch und Lagerbier, daß er seine sieben Sachen zusammenpackt und auf- und davongeht. Nachdem er seine Sehnsucht befriedigt, verdingt er sich als zweiter „Porter“ auf ein Dampfboot, wo er sich so anstellig zeigt, daß der Kapitän ihn schon zu befördern gedenkt, als er den Mantelsack eines Reisenden ins Wasser fallen läßt, und zwar unglücklicherweise nicht den eines Deutschen, sondern den eines Amerikaners und noch dazu eines Congreßmitgliedes. Der Kapitän zieht den Revolver, um ihn zur Strafe niederzuschießen; da springt er ins Wasser und rettet sich durch Schwimmen ans Land. Er faßt den Beschluß, dem Kapitän einen Civil- und Criminalproceß anzuhängen. Nach vier vergeblichen Versuchen findet er endlich in der nächsten kleinen Stadt einen Advocaten, welcher sich der Sache unter der Bedingung unterzieht, daß er bis zum Austrage derselben „ums Warme“ als Schreiber bei ihm functionire. Eines schönen Morgens aber verschwindet der Advocat, nachdem er sich mit dem Kapitän um eine erkleckliche Summe abgefunden hat. Dem unglücklichen Schreiber bleibt nichts anderes übrig, als sich wieder auf den Weg zu machen. Dieser führt ihn an einer katholischen Kirche vorüber, in welche er eintritt und wo er durch seinen Gesang die Aufmerksamkeit des Meßners erregt, der ihn nach der Messe zum „Hochwürdigen“ bescheidet. Der Geistliche engagirt ihn als Kirchensänger auf alle Sonntage und als Hauslehrer bei den Niecen seiner Haushälterin, da er ihn für einen guten Katholiken hält. Das irische Dienstmädchen übernimmt es, ihn im „Bekreuzigen“ und andern katholischen und nichtkatholischen Mysterien zu unterrichten, wird aber eines Nachts bei dieser Beschäftigung vom Hochwürdigen überrascht, welcher sich nicht ins Handwerk des Proselytenmachens pfuschen lassen will und den Neophyten zum Hause hinausjagt. Dieser tritt in der nächsten Stadt in eine deutsche Schauspielertruppe, wird aber in seiner Rolle als erster Liebhaber ausgepfiffen und mit zerschlagenem Kopfe und zerrissenen Kleidern aus dem Tempel der Thalia hinausgeprügelt. Nachdem er nunmehr alles gewesen, was man in Amerika zu den freien Künsten zählen kann, fühlt er endlich das Bedürfniß sich „häuslich niederzulassen“. Da findet er in einer Zeitung die Annonce: „Ein protestantischer Geistlicher wird verlangt.“ Schnell entschlossen verwandelt er in der Nacht seinen Kirchensängerrock in einen schwarzen Frack, schneidet sich von weißem Papier große weiße Vatermörder, schlingt ein Stück von seinem Hemde als weißes Tuch um den Hals, streicht das Haar weit hinter die Ohren zurück, kauft eine Brille und macht sich unverzüglich auf den Weg. Den nächsten Sonntag hält er seine Probepredigt und schlägt seine beiden Concurrenten, einen Provisor und einen Schuhmacher, glänzend aus dem Felde. Zwar die verlangten Zeugnisse kann er nicht beibringen; da aber die beiden andern Candidaten auch keine haben und die Tochter des Squire, die in Theologicis als Autorität gilt, sich mit dem von ihr mit dem Candidaten angestellten „Examen“ zufrieden erklärt, so wird der ci-devant-Schneider Pfarrer und die Squirestochter Frau Pfarrerin.

Den deutschen Juden, welche vor ihren übrigen Landsleuten in Amerika das voraushaben, daß sie alle reich werden, sind gebührendermaßen drei Kapitel gewidmet: „Der Peddler“, „Der Chatamstreetjude in Neuyork“ und „Der Pawnbroker“. Als Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts figuriren: „Die deutsche Arbeitersfrau in Neuyork“, „Das deutsche Dienstmädchen“ und „Die Kellnerin in Neuyork“. Letztere führt uns in das Gebiet der schauerlichen Orgien der Aphrodite hinüber, als deren Priesterinnen in absteigender Ordnung „Die Mercerstreetdame in Neuyork“, „Die freundliche Bedienung“ des „Basement“ und „Die Straßennymphe“ erscheinen. „Das Tanzhaus“ vervollständigt dieses Nachtgemälde der Gesellschaft. Mehr zur allgemeinen Charakteristik der amerikanischen Zustände, obwol immer in Beziehung auf die Deutschen, dienen: „Heirathen in Amerika“, „Die Californierwitwe“, „Der Grocer“, „Eine amerikanische Eisenbahn“, „Die Wahrsagerin“, „Der Runner“, „Der Junkshop“, „Der Exchangebroker“, „Ein Spielhaus“, „Der Loafer“, „Der Boardingwirth“, „Quacksalberei und Niedertracht“, und „Die Intelligenz-Office“, während „Der Temperenzler“, „Ein amerikanischer Sonntag“ und „Der Bürgergardist“ die deutsche Sitte im Gegensatz zur amerikanischen und den Einfluß der erstern auf die letztere aufzeigen. Der Verfasser schildert hier die ganze Heuchelei der amerikanischen Moralität und Religiosität aus eigenster Erfahrung und läßt bei dieser Gelegenheit auch unter anderm dem culturhistorischen Vermittelungsberufe des „Lagerbiers“ sein Recht widerfahren. In „German friend and Dutch Son-of-a bitch“ setzt er den politischen Einfluß der Deutschen bei den Wahlen und die Verachtung und feindselige Gesinnung der Amerikaner gegen dieselben auseinander. Die beiden ersten Skizzen: „Der Einwanderer“ und „Castle-Garden“ beziehen sich speciell auf die Behandlung der Emigranten während der Seereise und bei ihrer Ankunft in Neuyork; in Bezug auf die letztere stimmt der Verfasser zwar mit Warnefried darin überein, daß die gegenwärtige Einrichtung immer noch weit besser als die frühere Concurrenz der „Runner“ ist, führt aber die Verdienste der Emigrantencommission auf ihr gehöriges, ziemlich bescheidenes Maß zurück.

Faßt man das ganze Gemälde, welches Griesinger vor unsern Augen entrollt, mit einem Blicke zusammen, so kann man dasselbe zwar kein abschreckendes, aber noch viel weniger ein verlockendes nennen. Die Moral des Ganzen ist: Wenn ihr daheim ebenso arbeitet, wie ihr in Amerika arbeiten müßt, so werdet ihr euch dort in neun Fällen unter zehn glücklicher und zufriedener fühlen als hier. Aber „Wie man in Amerika arbeitet“, d. h. wie hier die gespannteste Aufmerksamkeit, die unverdrossenste Regsamkeit und die rastloseste geistige Selbstthätigkeit an die Stelle der deutschen Saumseligkeit und des deutschen Schlendrians treten, wie dort jede Arbeit in Ehren gehalten wird und deshalb der Arbeiter bei kürzerer Arbeitszeit und eher geringerer als größerer Kraftanstrengung drei-, viermal soviel leistet als in Deutschland, das weist der Verfasser in Kapitel 42 so unübertrefflich schön nach, daß ich meine Besprechung seines Buchs nicht zweckmäßiger schließen zu können glaube als dadurch, daß ich allen Lesern, denen sowol, welche sich mit Auswanderungsgedanken tragen, wie denen, welche ruhig daheim zu bleiben gedenken, ganz besonders aber den letztern, den Inhalt dieses Kapitels dringend ans Herz lege.

Der Verfasser beabsichtigt den „Lebenden Bildern“ bald „Neuyorker Geschichten. Erzählungen aus dem Emigrantenleben“; „Land und Leute von Amerika“; „Sodom und Gomorrha oder Neuyork bei Tag und Nacht“ und anderes Aehnliche nachfolgen zu lassen. Sie werden willkommen sein. Je eher, je lieber!

7.

Eine moderne Lebensgeschichte.

Es ist schon wiederholt in d. Bl. die Frage aufgeworfen worden: ob denn wirklich unsere Zeit vorzugsweise zur Hervorbringung von Dichtungen berufen sei, welche sich als eigentliche Kunstwerke darstellen? Das moderne öffentliche und gesellige Leben bietet ja so wenig, was künstlerischen Sinn hervorbringen oder ihn befruchten könnte oder sich sehr zu objectiv künstlerischer Behandlung eignete; um so mehr reizt und fördert es die Neigung zur Contemplation, die sich namentlich auf die Ergründung socialer Probleme, individueller und allgemein menschlicher Zustände und des Verhältnisses des Individuums zum Staats- und Gesellschaftsganzen richtet. Diese kritisch-analytische Neigung ist namentlich bei uns nur zu subjectiven und beschaulichen Deutschen ausgebildet und es verbindet sich hiermit zugleich ein kühlspöttischer und sarkastischer Zug, der sich sehr oft selbst bei Autoren, die sonst in ihren Schriften oder Dichtungen einem idealen Pathos und einem enthusiastischen Ausdruck huldigen, wenigstens in ihren mündlichen Aeußerungen über Personen und Verhältnisse deutlich genug erkennen läßt; aus demselben Grunde geschieht es, daß zu überschwenglich geäußerter Enthusiasmus sich uns meist als ein künstlicher und echauffirter verdächtig macht. Viel mehr Glauben gewinnt uns, wir möchten sagen leider, in der Regel jene kaustische und sarkastische Stimmung ab, die gerade bei Gemüthsmenschen durch die fortdauernde Reibung mit der Welt so leicht hervorgerufen wird und auch folgendem kleinen Büchlein zum Grunde liegt:

Das Lied vom Ewigen. Phantasie über ein unbeliebtes Thema von Robert A. Hartmann. Sanctgallen, Scheitlin und Zollikofer. 1859. 16. 15 Ngr.

Wir nahmen das Büchlein mit nur geringen Erwartungen zur Hand. Nicht deshalb, weil es so unscheinbar und klein ist. Kleine Bücher, wie kleine Leute, haben oft mehr Geist als große, und das kleine Buch Hiob — mit dem wir übrigens das vorliegende nicht entfernt vergleichen wollen — wird so manche vielbändige Werke sicherlich noch auf Jahrhunderte überdauern.*) Aber der sonderbar gewählte Titel, der gar nichts von dem sagt, was das Schriftchen enthält, ließ uns eine Schöpfung erwarten, ebenso abstrus und ungenießbar wie der Titel. Allein wenn auch diese kleine Erzählung eher alles andere als ein Kunstwerk ist, wenn es ihr auch nur zu sehr an Geschmack fehlt und bloße Kaustik meist den Humor ersetzen muß, so stießen wir doch darin auf eine größere Anzahl treffender oder anregender, zum Theil origineller Gedanken, als in manchen mehrbändigen Romanen. Retten wir einen Theil derselben wenigstens für den Kreis unserer Leser, denn schwerlich dürfte die Erzählung, die an jeglicher spannenden Handlung Mangel leidet und nur in aphoristischen Reflexionen fortschreitet, ein größeres Publikum finden.

Der Verfasser schildert darin den einfachen Lebenslauf eines experimentirenden, nach höhern Zielen unklar ringenden, echt modernen Menschen, Andreas Wallner, dessen Vater ein „Mühlarzt" war, in dessen Augen nur das einen Werth hatte, was mit einem Rade versehen war, weshalb er auch an der ganzen Schöpfung nichts so zu tadeln fand, als den Menschen mit seinem feinen Organismus von Nerven und Adern, Gefäßen und Knochen, da doch nach seinem Dafürhalten ein ordentliches Räderwerk viel mehr am Platze gewesen sein würde. In einem weitern Kapitel verspricht uns der Verfasser die Gründe auseinanderzusetzen, warum er seinen Helden in Schwaben geboren werden läßt, statt dessen handelt er in seiner aphoristischen Weise von den modernen Intriguenstücken im Gegensatz zu den wiener Possen, in denen doch hier und da „ein Fetzen Poesie" herumschwimme. Auch mit der Schilderung der Kinderjahre seines Helden sieht es dürftig genug aus; zum Ersatz dafür polemisirt der Verfasser gegen diejenigen, welche sich durch künstliche Mittel in Regionen versetzen, für die sie nicht geboren und erzogen sind, um hinterher, wenn die künstliche Erregung vorüber, nur desto tiefer zu sinken. Hierauf schickt der Verfasser seinen jugendlichen Helden auf ein Gymnasium, bei welchem Anlaß er bemerkt: „Während der dümmste Bauerjunge einen anregenden Vorwurf für den Genremaler oder den Novellisten darbieten kann, ist der Gymnasiast für den Künstler werthlos. Leider taugt er auch sonst nicht viel." Im sechsten Kapitel, d. h. schon auf Seite 24, bezieht Anton Wallner die Universität, jedoch im Grunde nur zu dem Zwecke, damit der Verfasser wieder einige Reflexionen machen kann, darunter folgende: „Während man früher über den freien Willen, Seele, Denkkraft und dergleichen Begriffe für sich allein Betrachtungen anstellte, wobei allerdings manche ungeeignete Abschweifung vorgekommen sein mag, wird man jetzt, wenn man nach derlei Dingen fragt, einfach auf Band so und soviel verwiesen, sehr häufig auch auf das ganze System selbst. Es gleicht dieses Verfahren einigermaßen dem Gebaren jenes Generals, der einst auf die Meldung, daß das Centrum seiner Armee durchbrochen sei, lediglich erwiderte: „Man bringe mir den dritten Band meines Werks über Strategie!" Das achte Kapitel, worin der Held sich auf die Berufswahl vorbereitet, beginnt mit dem artigen Paradoxon: „Daß alles Gescheidte schon einmal gesagt und geschrieben wurde, darüber kann nicht wol mehr ein gegründeter Zweifel bestehen. Bedenklicher aber ist die Frage, ob auch alles Gescheidte schon gelesen worden ist." Im neunten Kapitel hört Wallner bei einem Professor Römisches Recht, „womit man einen Proceß sechsmal entscheiden kann, während man nach Germanischem Rechte unter sechs Processen nur einen aufzulösen vermag". Im zehnten Kapitel studirt endlich Wallner „das Ewige", das sich ihm plötzlich bei einem Spaziergange erschlossen hatte, doch muß man mit Wallner dies Ewige mehr ahnen als begreifen, trotz der citirten Worte Heinrich Koenig's: „Wir jammern über die verlorene Zeit unserer Jugend, und bedenken nicht, daß wir dabei das Ewige gelernt haben." Ach, wenn man von diesem Ewigen nur gerade in den Jahren, wo man der Ewigkeit immer näher rückt, viel brauchen könnte! Wallner will sich nun plötzlich auf die Musik werfen, und zwar im elften Kapitel, worin auch ein „berühmter Compositeur", den der Verfasser zwar nicht nennt, den aber Musikkundige ohne Zweifel erkennen werden, in nicht sehr liebreicher Weise porträtirt ist. Da es mit der Musik nicht recht vorwärts will, geräth Wallner auf den in mancher Beziehung unglücklichsten aller Entschlüsse, nämlich auf den, Schriftsteller zu werden. Dieser Entschluß ging aus einer Art „Hindämmerns" hervor, das, wie der Verfasser sehr richtig bemerkt, nicht nur bei der Jugend, sondern auch bei alten Leuten, ja sogar im Völkerleben vorkommt. Dabei hat aber der Verfasser von der Schriftstellerei einen hohen Begriff, für den wir ihm dankbar sind; er sagt: „Ich werde unter allen Umständen die Ansicht vertheidigen, daß der Beruf des Schriftstellers, der sein Geschäft ehrlich treibt, der schönste ist, weil an seinen Thaten und Werken Charakter und Talent gleichen Antheil haben"; und: „Der Schriftsteller muß sich durch die That erproben, und das ist nicht die übelste Seite des Berufs in einer Zeit, wo man zwei Examina machen muß, um Kaminkehrer zu werden."

Andreas Wallner geräth weiterhin in schlechte Gesellschaft. Da ist zuvörderst ein gewisser Emil Rosenbaum, von dem es heißt: „Es mochte ein Poetlein noch so obscur sein, Rosenbaum wußte seinen Geburtstag, und wenn er sich das letzte mal blamirt habe; er führte die Geburts- und Sterberegister der deutschen Literatur", sodann ein Materialist, Namens Donner, dessen Philosophie in folgendem kurzen Apophthegma bestand: „Der Mensch ist ein Haufen Dr... und ein bischen Leben!" Man kennt solche cynisch-geniale Individuen, die, von ihrer hohen menschlichen

*) Wir machen bei dieser Gelegenheit aufmerksam auf Ernest Renan's, Mitglieds des Instituts, neueste gelehrte Arbeit: „Le livre de Job, traduit de l'Hébreu. Étude sur l'âge et le caractère du poëme" (Paris 1859). Der berühmte Verfasser bekundet in der vorangestellten „Étude" jene ausgebreitete und gründliche Bekanntschaft mit den kritischen Forschungen deutscher Theologen, die ihm und Littré den Ehrentitel eines „französischen Strauß" zugezogen hat.

Bestimmung abgefallen, zuletzt im Kneipenleben untergehen und ihre größte Freude daran haben, harmlose, mehr zum Glauben neigende Naturen, welche sich leicht von ihnen imponiren lassen, mit den Grundsätzen ihrer nihilistisch-materialistischen Lebens- und Weltanschauung anzustecken und womöglich in einen Strudel roher Genüsse hinabzuziehen, in denen sie als aus weicherm Stoff gemacht in der Regel sehr bald sich aufreiben, wenn sie nicht noch zur rechten Zeit sich zu ermannen wissen. Der Verfasser bemerkt sehr richtig: „Man könnte Donner kurzweg einen Dämon nennen. Ich hasse aber dieses Wort wie den Tod. Wenn die Geringschätzung und Verächtlichmachung nicht hinreichen, um einen unbequemen Menschen zu beseitigen, dann greift man zu einem andern Mittel und macht einen Gott, einen Dämon aus ihm." Aus dieser Periode Wallner's wird uns als funfzehntes Kapitel eine seiner angeblichen literarischen Arbeiten mitgetheilt, ein „Besuch im Phäakenland". Auf dieser Phantasiereise legt er sich einmal zu Bett, wird aber durch ein gellendes Hundegebell geweckt, das ihn eine ganze Stunde nicht schlafen läßt, und bemerkt bei dieser Situation: „Ich dachte lebhaft an die drastische Erzählung, die Goethe von einem ähnlichen Vorfalle macht, der ihm in einer Stadt Mitteldeutschlands begegnete. Das ist ja eben das Ersprießliche der vielen biographischen Leistungen unserer Zeit, daß man kaum mehr in eine Situation gerathen kann, in der nicht nachweislich irgendein großer Dichter auch schon gewesen wäre, was denn natürlich ein großer Trost ist." Er macht dann einen Besuch bei Goethe selbst, der ihn unter anderm nach dem gegenwärtigen Stande der historischen Studien in Deutschland befragt, was dem Verfasser Anlaß gibt zu bemerken: „Aus dieser Frage ersah ich wohl, daß Goethe bereits 25 Jahre todt ist; unmöglich hätte er sonst eine Frage von dieser Tragweite an mich stellen können. Hat man doch berechnet, daß 600 Jahre ununterbrochener Lectüre erforderlich seien, um nur die Bücher über französische Geschichte alle zu lesen, welche in der pariser Bibliothek aufbewahrt werden. Rechnet man hierzu noch die Berichte des historischen Vereins für das würtembergische Franken mit dem Sitz in Mergentheim, und die Literatur, welche über die Geschichte der Stadt Prenzlau in den brandenburger Marken erwachsen, so ist begreiflich, daß man mit 22 Jahren in diesen Dingen noch nicht mitreden kann, ohne sich den Vorwurf der Unreife, der Ungründlichkeit, der Materialslosigkeit zuzuziehen, oder sich etwa gar sagen lassen zu müssen, man sei blos geistreich." Von diesem Phantasieeinschiebsel führt uns der Verfasser wieder auf den realen Boden seiner Erzählung zurück, und da kein Roman hergebrachtermaßen ohne ein Liebesverhältniß bestehen kann, so wird uns auch ein solches vorgeführt, aber auch ebenso schnell wieder ironisch beseitigt, wobei der Verfasser ausruft: „Hebe dich hinweg, verfluchter, seelenmörderischer Humor! Womit habe ich denn verschuldet, daß ich immer lachen muß, wenn mir das Herz bricht? Wer hat mir denn diese Fratze angehängt, die mit einem Auge lacht, und mit dem andern weint und die nur eine Larve des Todes ist? Ich gebe dir alles preis, aber schone nur das einzige, was mich noch aufrecht erhält in der Dürre des Lebens, schone meinen Glauben an die Liebe!"

Das folgende Kapitel, das neunzehnte, handelt von der „culturgeschichtlichen Bedeutung des Fracks" und der „schrecklichsten Polizei, welche existirt", der „Polizei des Anstandes". Der Verfasser fragt: „Was will es denn sagen, wenn die Censur in frühern Jahren mitunter einen guten Gedanken strich? Streichen wir denn nicht alle Tage unsere besten Gedanken, unsere kornigsten Einfälle, das, was uns zum Individuum macht und was kein Censor der Welt je gestrichen haben würde, der Anstandspolizei zu Liebe?" Er wirft dem weiblichen Geschlecht vor, daß dieses es gewesen, welches diese Art Polizei hervorgerufen, weshalb auch „das moderne Frauenzimmer den Mann nicht mehr als solchen zu sehen bekommt, sondern den hergerichteten, den gebürsteten, mit einem Wort: den Mann im Durchschnitt". Aus dem zwanzigsten Kapitel erscheint uns folgende Bemerkung mittheilenswerth: „Der gröbste deutsche Professor, nämlich der verstorbene Professor [illegible] in Heidelberg, hat bekanntlich eine Abhandlung geschrieben über die Irrthümer, welche die Dichter alter und neuer Zeit in Bezug auf Nationalökonomie begangen haben. Ich wollte eben einen Aufruf erlassen zur Abfassung eines Werks über die Irrthümer, welche die Nationalökonomen in Bezug auf Poesie sich zu Schulden kommen ließen; aber ich fühle selbst, daß dabei nicht viel herauskäme. Die Menschen der Nationalökonomie leben, wie die des Anstandes, nur im Durchschnitt; sie begehen im Durchschnitt Polizeifrevel, erzeugen im Durchschnitt Kinder, erziehen dieselben auch mitunter, leben und sterben im Durchschnitt." Im einundzwanzigsten Kapitel sucht der Verfasser nachzuweisen, daß das Buch des Predigers Salomo als „das Brevier des allermodernsten Materialismus und der äußersten Blasirtheit" betrachtet werden könne; im vorletzten Kapitel läßt er seinen Helden, mit dem er doch nichts weiter anzufangen weiß, an der Schwindsucht sterben, und im letzten macht er folgende Bemerkung, die eigentlich den Schlüssel zum Ganzen enthält: „Je weiter du von der Erde wegkommst, und je höher du gegen den Himmel steigst, desto dünner wird die Luft, es geht dir der Athem aus, unsere Lungen sind einmal nicht dazu gemacht, und du bekommst am Ende die Schwindsucht. Das Beste zu wissen, haben sich die Götter vorbehalten; wenn wir aber auch nicht wissen, was wahr ist, so wissen wir doch recht gut, wenn wir gelogen haben, und das ist gerade genug." Wie gesagt, der Verfasser weiß uns zwar nicht für die Handlung, nicht einmal für den Helden seiner Erzählung sehr zu interessiren, aber in den mancherlei hin und wieder zerstreuten witzigen, zum Theil originellen Gedanken wird man die Abschnitzel eines tiefern Geistes- und Gemüthslebens nicht verkennen.

Nur eine Stelle in der Vorrede mag uns noch zu einer Schlußbemerkung Anlaß sein. Der Verfasser zieht eine Parallele zwischen Beethoven und Rossini: „Beethoven componirte, weil er mußte, Rossini, weil er konnte und, zu seiner Ehre sei es gesagt, nicht viel länger als er konnte. Beethoven schuf seine Meisterwerke, um seine Gefühle durch das Medium der Musik loszuwerden" u. s. w. Nun ist folgende Aeußerung Beethoven's gegen seinen Freund Bühler aus dem Jahre 1823 sehr bemerkenswerth: „Ich schreibe nur das nicht, was ich am liebsten möchte, sondern des Geldes wegen, was ich brauche", freilich hinzufügend: „Es ist deswegen nicht gesagt, daß ich doch blos ums Geld schreibe."*) Das ist wol auch das Doppelverhältniß aller begabtern Dichter und Künstler, sie schreiben und schaffen fürs Geld, aber nicht **blos** fürs Geld, und dieses ist ihnen wieder nur Mittel zu dem Zweck, die nöthige materielle Grundlage für künftige, vielleicht vollendetere Hervorbringungen zu gewinnen. Wer nur fürs Geld schreibt, ist am letzten Tage, wo ihm der Tod die Feder aus der Hand nimmt, nicht weiter als er am ersten war.

H. M.

Notizen.

Leibniz als Reichshofrath in Wien.

Eine wenigstens kurze Erwähnung verdient die aus den „Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften" (Januar 1858) abgedruckte, in Wien (1858) erschienene kleine Schrift: „I. Leibniz als Reichshofrath in Wien und dessen Besoldung. II. Ueber den kaiserlichen Reichshofrath, nebst dem Verzeichniß der Reichshofraths-Präsidenten von 1559—1806", von Joseph Bergmann, Mitglied der

*) Von Karl Maria von Weber erzählt man, daß er, als er einst von einem reichen londoner Musikalienhändler zum Mittagessen eingeladen worden, wie bezaubert von der in dessen Zimmern herrschenden comfortabeln Pracht plötzlich ganz laut vor sich hingesagt habe: „Es ist doch besser mit Musik handeln als Musik schreiben!" Dieser Ausruf erschien den Umgebungen des berühmten Componisten etwas sonderbar und profan, und doch war er der Situation im Grunde sehr angemessen.

kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wie man aus dem Titel ersieht, besteht die Schrift aus zwei Abtheilungen, von denen nur die erste, Leibniz betreffende hier in Betracht kommen kann. Leibniz hatte bekanntlich durch mehr als drei Jahrzehnde seit des Hofbibliothekars Lambecius' Tode (gest. 1680), in dessen erledigte Stelle er so gern eingetreten wäre, seine Blicke nach Wien gerichtet und anonym und pseudonym seine geschichts- und staatskundige Feder für die Interessen des kaiserlichen Hauses, namentlich im Spanischen Erbfolgekriege verwendet. Sein Wunsch war es immer, der Körperschaft des Reichshofraths anzugehören, und Guhrauer spricht auch in seiner Biographie Leibnizens von dessen Ernennung zu dieser Würde, ohne jedoch seine Angabe genügend zu belegen. Nun haben sich hierüber ganz bestimmte Angaben in Wien vorgefunden. Der Hofsecretär im Ministerium des kaiserlichen Hauses und des Auswärtigen, Alfred Arneth, Verfassers der trefflichen Geschichte des Prinzen Eugen von Savoyen, wies den Verfasser der vorliegenden Schrift auf einige Documente hin, die sich auf Leibniz' Ernennung zum Reichshofrath und seine Besoldung beziehen und im Archive der alten k. k. Hofkammer oder des dermaligen k. k. Finanzministeriums aufbewahrt sind. Diese copirte Bergmann, und die Resultate, welche sich aus ihnen zur Aufhellung dieser bisher dunkel gebliebenen Verhältnisse ergaben, hat er in gegenwärtiger Schrift niedergelegt. Er erzählt, daß Leibniz auf eine an ihn ergangene Einladung sich zum Zar Peter dem Großen nach Karlsbad begab, wo er vom 20. October bis 11. November 1712 verweilte und zu dessen geheimen Justizrathe mit einem Jahresgehalt von 1000 Albertusthalern ernannt wurde. Auch in Dresden, wohin sich der Zar nun begab, machte Leibniz diesem die Aufwartung, und trat von hier seine winterliche Reise nach Wien an, „in Gesellschaft eines Edelmanns bequem und beinahe ohne Kosten", in der Absicht, Reichshofrath mit wirklichen Functionen am kaiserlichen Hofe zu werden und in den Genuß der ihm zugemessenen Besoldung einzutreten, nachdem er schon am 2. Januar 1712 als wirklicher Reichshofrath und zwar auf der Gelehrtenbank decretirt worden war, ohne jedoch, wie der Verfasser glaubt, in den Freiherrnstand erhoben worden zu sein. Wenigstens ist in den Reichsadelsacten von irgendeiner Standeserhöhung Leibnizens keine Zeile zu finden, wahrscheinlich ist auch, „da er unverehelicht war und die Adelstaxen scheuen mochte", nie ein solches Diplom ausgefertigt worden; indeß wird er in einer Zuschrift der k. k. Hofkammer vom 3. August 1714 ausdrücklich „Baron" genannt. Der ohnehin mit dem kaiserlichen Hofe damals etwas gespannte Kurfürst von Hannover zeigte sich mit Leibnizens so langem Aufenthalt in Wien und über die Annahme von Titeln, Würden und Gehalten nicht mit Unrecht unzufrieden, zumal auch die Geschichte des Hauses Braunschweig dabei nicht recht fortrücken wollte, äußerte sich auch vor seiner Abreise nach England in einer zurückgelassenen Ordre über seine historische Arbeit herabsetzend, was für Leibniz um so schmerzlicher war, da man ihm gleichzeitig, solange er in Wien war, den Gehalt (2000 Fl.) und mehrere Auslagen zurückhielt. Uebrigens war Leibniz trotz seines hohen Alters, seiner Gichtanfälle und der in Wien im Jahre 1713 herrschenden Pest, welche über 16000 Menschen hinraffte, sehr thätig und arbeitete mehrere Denkschriften aus, z. B. eine in Betreff des zu schließenden (Utrechter) Friedens, eine andere über die streitig gewordene Erbfolge in Toscana u. s. w. Auch veranlaßte ihn sein vertrauter Umgang mit dem Prinzen Eugen, der nur etliche Tage vor Leibniz in Wien angekommen war, sein philosophisches System, die berühmte Monadenlehre, zu entwerfen. Endlich trat er mit dem Grafen von Wurmbrand, der 1722 mit seiner ganzen Familie katholisch wurde, damals sich aber die Vereinigung der Katholiken mit den Protestanten angelegen sein ließ, in Correspondenz und besprach mit ihm den Plan einer in Wien zu gründenden Gesellschaft der Wissenschaften. Neun auf diese Reichshofraths-Angelegenheit sich beziehende Urkunden sind der Bergmann'schen Schrift einverleibt.

Zur Schiller-Stiftung.

Nr. 1 der „Hamburger literarischen und kritischen Blätter' enthielt einen gutgemeinten Artikel: „Das Vermächtniß des Freiherrn von Pflummern an die Schiller-Stiftung zu Leipzig", von einem Verfasser, der von sich selbst sagt, daß er keinen Anspruch an die Stiftung mache, da er nur Arzt sei. Der Verfasser bemerkt unter anderm: „Wenn wir zur Ehre eines Mannes, eines so wackern Charakters, wie ihn Schiller besaß, etwas thun wollen, das seiner würdig sei, so wird es uns vergönnt sein, den Geist desselben, natürlich nicht nekromantisch, sondern seine während des Lebens kund gegebene Denkweise, in Anspruch nehmend zu befragen: Soll dein Volk dich dadurch ehren, daß es deine Reliquien, die verschiedenen Ausgaben deiner Werke und die sich auf dich beziehenden Schriften ansammle, deine Wohnung in Gohlis u. s. w. erhalte und einige fleißige Schulkinder an deinem Geburtstage beschenke, oder handelt der dir huldigende Deutsche deinem Sinne näher, wenn er seine sonst so häufig darbenden Schriftsteller (du hast das ja selbst erfahren) durch Beiträge vor Dürftigkeit und Mangel sicher zu stellen sucht?.... Daß die Schillerhäuser erhalten bleiben, dafür mag das deutsche Volk jetzt und in Zukunft sorgen; daß aber des verdienstvollen, jetzt lebenden Schriftstellers Dasein gefristet, gemildert und gehoben werde, dafür kann die Nachwelt nichts thun, das müssen schon die Zeitgenossen, Schiller's Geisterrufe folgend, leisten." Offenbar kannte der sich mit Al. unterzeichnende Verfasser, als er diese Zeilen schrieb, die erfreuliche Wendung noch nicht, welche die Angelegenheit des Pflummern'schen Legats genommen hat. Wir wollen uns daher auch d. Bl. als Organs bedienen, um ihm und andern, die vielleicht zufällig ebenfalls davon noch nichts erfahren haben sollten, zur Kenntniß zu bringen, daß diese Streitfrage in einer für beide Theile gleich ehrenvollen, höchst erfreulichen Weise dahin ausgeglichen worden, daß der Vorstand der dresdener Schiller-Stiftung das betreffende Legat an den Vorstand des Schiller-Vereins ausgeliefert, dieser dagegen seinen längstgehegten Plan, auch in Leipzig eine Schiller-Stiftung zu begründen, nun ausgeführt hat. Es hat sich zu diesem Zwecke ein aus mehreren der achtbarsten Männer Leipzigs bestehendes Comité gebildet, das auch bereits einen öffentlichen ohne Zweifel jetzt schon in weitern Kreisen bekannt gewordenen Aufruf zu Beisteuern in den Blättern erlassen hat. Hiermit erledigen sich die in dem citirten Artikel ausgesprochenen Befürchtungen und Warnungen von selbst; die darin zu Tage getretene gute Gesinnung des Verfassers wird aber hoffentlich dem Institute selbst nur zugute kommen.

H. M.

Bibliographie.

Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Herausgegeben von J. L. Kober. 13ter Jahrgang. 24ster Band: Die Töchter des Freischulzen von K. v. Holtei. — 14ter Jahrgang. 1ster Band: Frau von Staël. Biographischer Roman von Amely Bölte. 1ster Band. Prag, Kober u. Markgraf. 1858. 16. à 10 Ngr.

Altes und Neues aus den Ländern des Ostens. Von Onomander. 1ster und 2ter Band. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Feuerlein, E., Die philosophische Sittenlehre in ihren geschichtlichen Hauptformen. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Die Sittenlehre der neueren Culturvölker. Tübingen, L. F. Fues. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Walther von Lille, genannt von Châtillon, Zehn Gedichte. Nach der Pariser Handschrift berichtigt und zum ersten Male herausgegeben von W. Müldener. Hannover, Rümpler. Lex.-8. 15 Ngr.

Beda Weber. Lebens- und Literatur-Bild. Regensburg, Pustet. 1858. 8. 24 Ngr.

Willis der Steuermann. Aus dem Englischen. Zwei Theile. Mit zwölf colorirten Abbildungen. Leipzig, Schrader. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 3. Februar 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Bunsen's Bibelwerk.

Vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde. In drei Abtheilungen. Von Christian Karl Josias Bunsen. Erster Band. — Erste Abtheilung. Die Bibel. Uebersetzung und Erklärung. Erster Theil: Das Gesetz. Leipzig, Brockhaus. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Vom Tage des Erscheinens von Bunsen's Bibelwerk bis heute hat dasselbe in den weitesten Kreisen sowol die allgemeinste und lebhafteste Theilnahme hervorgerufen, als auch die verschiedenste Beurtheilung gefunden. Mußte schon die Persönlichkeit Bunsen's, dem seine frühern Werke die achtungsvolle Aufmerksamkeit des protestantischen Deutschland sicherten, gerade in der Gegenwart die Blicke auf sich ziehen, so wird dieses Interesse noch dadurch erhöht, daß nun ein Theil des Werks vorliegt, in dem er nach seinen eigenen Worten seine Lebensaufgabe gefunden, dem er seine besten Kräfte Jahrzehnde hindurch unausgesetzt gewidmet und dessen Natur endlich ihm nicht nur aus dem engern Kreise der Schule oder der Partei Leser sichert, sondern das sich an die Gemeinde wendet, das überhaupt nicht blos Leser will, sondern das Herz und den ganzen Menschen fordert.

Zwar liegt die fesselnde Eigenthümlichkeit von Bunsen's Schriften jederzeit zum guten Theil darin, daß wie bei ihm stets der ganze Mensch redet, so auch des Lesers Herz und Gemüth stets mitgetroffen wird. Er richtet sich an das allgemein menschliche, richtiger wol christliche Gefühl, und darum ist ihm die Theilnahme aller sicher, in denen solche Worte ein Echo finden. Hier nun aber ist es ein Werk, das nicht nur Eine Frage berührt, nicht blos polemisches oder Parteiinteresse hat, sondern die Sache aller, das Eigenthum aller betrifft und das darum auch die erhöhte Theilnahme wirklich verdient.

Bunsen will der Gemeinde, die am Gottesworte festhält, dieses neu erschließen. Er will dem gegenwärtigen Bedürfniß der Gemeinde entsprechen. Er will durch eine neue Uebersetzung der Bibel aus den Grundsprachen mit untergesetzter Erklärung Kenntniß und Verständniß der Bibel in der Gemeinde erhöhen. Diese Uebersetzung ist zunächst begründet auf die Annahme, daß Luther's Bibel einer durchgreifenden Berichtigung bedürftig sei und diese bisher noch nicht erfahren habe. Er verweist dafür auf die Herstellung eines reinern Textes durch die Kritik und auf die erhöhte Kenntniß der Ursprachen in der Gegenwart, wodurch das richtigere Verständniß der Schrift vielfach erhöht wurde, wie es an 30 ausgewählten Stellen durch Vergleichung der bisherigen Uebersetzungen ausführlich nachgewiesen wird, sowie endlich auf den Fortschritt der Sprache selbst, die seit drei Jahrhunderten eine andere geworden ist. Dabei leitet ihn der Gedanke, daß während die bisherigen erneuten Uebersetzungen auf Luther's Werk die erste Rücksicht nahmen, diese dem heiligen Texte selbst gebührt. Endlich will er die Resultate der bisherigen gelehrten Bibelforschung berücksichtigen und das, was bisher nur Eigenthum der Schule war, ins Leben einführen.

Fassen wir das zusammen, so stellt sich das begonnene Werk dar als eine neue Volksbibel im Geiste des Jahrhunderts, dem Bedürfniß und der Fähigkeit der Gemeinde entsprechend. Er selbst sagt hierüber S. LXXXVII der „Vorerinnerungen":

> Jede gründliche Durchsicht einer der kirchlichen Bibeln der Protestanten muß eine neue Uebersetzung sein. Diese Uebersetzung aber wird sich darstellen müssen in Sprache und Stil als eine Durchsicht der alten und sich lesen als eine neue Ausgabe des bisherigen gemeindlichen Textes: nur wird sie getreuer und gemeinverständlicher sein und den Sinn vieler Stellen, besonders des Alten Bundes, aufschließen, welche dort unverständlich oder misverständlich übersetzt oder geradezu misverstanden waren.

Und mit dieser neuen Uebersetzung wendet er sich an die „Gemeinde", mit welchem schönen Worte er die Gemeinschaft aller in ihrem Glauben an den persönlichen Mittelpunkt und Träger des Christenthums einigen und dieses

Glaubens sich bewußten Glieder der christlichen Kirche bezeichnet. S. VIII:

Allen denjenigen, welche Gott in Christus haben oder suchen und die Wahrheit des Wortes Gottes lieben über alles, ihre Mitmenschen aber als Brüder wie sich selbst, allen diesen reichen wir. Bibel und Bruderhand. Der Geist Gottes besiegelt nur einen Bund, geschlossen über dem Buche, in welchem er waltet. Die Bibel ist die einzige gegenständliche Stütze aller wahren Union; sie ist der feste Grund aller echten evangelischen Verbündung; denn wie sie für die Uebereinstimmung der Grundanschauung zeugt, so zeugt sie auch gewiß und wahrhaftig wider die abweichenden Schulmeinungen der Reformatoren, sobald sie zu trennenden Glaubenssätzen gemacht werden sollen. Wie die Bibel es ist, welche die Heilsbotschaft vom Reiche Gottes in Christus verkündigt, der Gemeinde bewahrt und jedem einzelnen vorhält als Schlüssel und Spiegel seines Gewissens und der Weltgeschichte, so ist diese Bibel auch der Prüfstein aller christlichen Bestrebungen zum Aufbau der Gemeinde und die allein heilige Urkunde aller evangelischen Verbündung.

Wer Bibel sagt, sagt Gemeinde. Denn die Gemeinde der Christusjünger über den Erdkreis hat den Geist Gottes in sich, welchen Christus ihr verheißen (Joh. 14—17). Sie ist und bleibt bis ans Ende aller Dinge oberster Träger und Ausleger dieses Wortes Gottes durch die Zustimmung oder Ablehnung ihres Gewissens. Denn so wichtig auch das geschichtliche Zeugniß von Christus ist, so ist und bleibt doch das höchste das Zeugniß des Geistes (1 Joh. 5, 6. 9).

Das Werk wird in seiner Vollendung acht Bände umfassen, deren erste Abtheilung in vier Bänden nach umfänglichen „Vorerinnerungen" die Uebersetzung der Bibel mit erklärenden Anmerkungen unter dem Texte enthält. Die zweite Abtheilung wird in drei Bänden die „Bibelurkunden" umfassen, d. h. Herstellung und Zusammenstellung einzelner urkundlicher Texte, mit geschichtlicher Erklärung und Auslegung. Die letzte Abtheilung in einem Bande handelt von dem ewigen Reiche Gottes und dem Leben Jesu.

Bisjetzt sind die beiden Hälften des ersten Bandes erschienen. Sie enthalten nächst einem Vorwort an die Gemeinde die „Vorerinnerungen" zum ganzen Bibelwerke: 1) „Bedürfniß und Beruf"; 2) „Sammlung und Text der biblischen Schriften"; 3) „Die Uebersetzungen der Bibel und ihr Standpunkt"; 4) „Die gemeindliche Erklärung und Auslegung der Bibel"; 5) „Geschichte und Plan des gegenwärtigen gemeindlichen Bibelwerks"; 6) Anhang: „Dreißig ausgewählte Schriftstellen zur Prüfung und Vergleichung der gegenwärtigen Bibelübersetzung mit den bisherigen." Von der eigentlichen Uebersetzung liegen die fünf Bücher Moses vor.

Freilich dürfen wir uns die Bedenken nicht verhehlen, die gleich von vornherein vielen gegen eine solche Volks- oder Gemeindebibel aufsteigen werden und die auch sattsam hier wie bei andern Gelegenheiten geltend gemacht worden sind. Sie beruhen theils auf der Pietät gegen Luther's Uebersetzung, theils auf dem Zweifel, ob unsere aufgeregte Zeit dem Unternehmen einer erneuten Bibelübersetzung günstig oder nur fähig dazu sei, sowie ob bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft und der Parteien ein einzelner es wagen dürfe, sich diese Aufgabe zu stellen: Bedenken, die übrigens Bunsen in seinen „Vorerinnerungen" selbst erörtert.

Gewiß sind diese Bedenken sämmtlich beachtenswerth, wo nicht nur persönliche Gründe sie geltend machen. Dennoch aber stellt sich ihnen im allgemeinen die Thatsache entgegen, daß eine Reihe anderer Uebersetzungen, die Bunsen in seinen „Vorerinnerungen" sämmtlich aufführt und würdigt, und aus denen die von de Wette, Meyer und Stier zu nennen genügen möge, eher für das fortgefühlte Bedürfniß einer erneuten Bibelübersetzung spricht, wie zugleich nicht leicht jemand den Vorwurf gegen jene Männer erheben wird, sie hätten durch ihr Werk die Pietät gegen Luther verletzt. Der kirchliche Gebrauch wird natürlich der Luther'schen Uebersetzung ausschließlich bleiben, und ihr diesen nehmen wollen, würde doch wol selbst für solche eine Unmöglichkeit erscheinen, die nur kühlere Freunde derselben sind. Es ist dies eine Gewißheit, deren Begründung unnöthig erscheint. Aber Bunsen hat auch seine Uebersetzung weder für kirchliche Zwecke bestimmen, noch sie für immer fixiren wollen, da bei dem Fortschreiten der Wissenschaft auch seine Uebersetzung berichtigt werden wird. Es ist vielmehr seine Absicht, aus dem durch die bisherigen kritischen Bemühungen gewonnenen Texte und mit Benutzung der Resultate, welche die biblische Wissenschaft geboten, eine richtigere Uebersetzung in Luther's Mustersprache und zugleich nach dem gegenwärtigen Stande der Sprache zu geben, aber allerdings nach dem vorher ausgesprochenen Grundsatze, von der Luther'schen Uebersetzung unbedenklich abzugehen, wo die obenerwähnte erste Rücksicht auf den heiligen Text das fordert. Bunsen selbst sagt hierüber S. XV der „Vorerinnerungen":

Die Grundansicht des gegenwärtigen Bibelwerks ist: die erste Rücksicht gebührt dem heiligen Texte und die zweite der Gemeinde. Diese hat ein heiliges Anrecht darauf, den Text so genau und verständlich als möglich zu besitzen, fortgebildet auf Grundlage der lutherischen Bibelsprache, nach dem gegenwärtigen Stande der Sprache und der biblischen Wissenschaft.

Diese Stellung gilt dem Verfasser als die einzig richtige; sie wird deshalb auch hier von vornherein in aller Nacktheit ausgesprochen; ihre nähere Begründung und Gestaltung wird sie im Folgenden hinlänglich finden. Dann wird sich auch zeigen, wie wenig sie eine undankbare oder unehrerbietige gegen Luther sei. Sie fließt aus der vollsten Anerkennung seines Werks und aus der Ueberzeugung, daß diese Stellung seines Textes zur Bibel und zur Gemeinde die beste Huldigung ist, welche ihm dargebracht werden kann, weil sie nicht allein seinen obersten Grundsätzen, sondern auch seinem Geiste entspricht.

In diesem Sinn und Geiste kann es daher nur Freude erregen, wenn Bunsen das Bedürfniß der Gemeinde nach einer neuen Bibelübersetzung anerkennend zugleich seine beste Kraft diesem Werke widmet, und ganz im Gegensatz zu jener Befürchtung für die Fähigkeit der Gegenwart mögen wir uns freuen an des Verfassers ehrenhafter Begeisterung für die Sache, die als Zeugniß für die Schrift gegenwärtig wol bei manchem nicht ohne Wichtigkeit und Eindruck sein wird, freuen auch an dem Vertrauen zur Zeit, daß sie dem Bibelworte doch nicht so gar entfremdet sei.

Das evangelische Volk hängt allenthalben auch jetzt noch mit unzerstörbarer Zähigkeit an der Bibel und an dem Glauben an das Gotteswort in ihr. Es will sich dieses Gotteswort weder durch Menschenwort, Satzungen und Bräuche verdunkeln,

noch durch rationalistische Aufklärer verflüchtigen lassen. Jene scheinbare Gleichgültigkeit kommt zuerst daher, daß man das Volk fast durchgehends alles gemeindlichen Lebensgefühls beraubt hat, oder dieses wenigstens hat absterben lassen, sodaß sich die Gemeinde um das nicht kümmert, worauf sie doch keinen Einfluß hat. Zweitens muß aber auch noch gesagt werden, daß das ganze Unglück jenes Zwiespalts zwischen Wissenschaft und Kirchlichkeit, zwischen dem Bewußtsein der Gelehrten und dem der kirchlichen Lehrer hierbei zum Vorschein kommt.

In der That darf die Anregung, die das Bibelwerk geben wird, nicht gering angeschlagen werden. Es will beitragen zur Beruhigung und Versöhnung der aufgeregten Gemüther, indem es die Parteien auf dem gemeinsamen Gebiete des Bibelwortes vereint, und so diejenigen versammeln helfen, die über der Hitze des Streites die wahre Einheit der Christen weder vergessen noch verloren haben. In diesem Zusammenhange sind daher die Stellen des Vorworts zu verstehen, in welchen es S. IX heißt:

Bibel und Gemeinde leiden jetzt Noth und werden verfolgt, nicht weil der Geist Gottes im Gottesworte schwach und ungenügend wäre erkannt worden; denn das ist nicht der Fall und liefe gegen alle Verheißungen Gottes und gegen alle Hoffnungen der Menschheit von Anfang an; noch auch weil der Geist Gottes ausgestorben oder absterbend wäre in der Gemeinde. Gerade umgekehrt, Bibel und Gemeinde werden jetzt gedrängt und verfolgt, weil der Geist Gottes wieder anfängt mächtig in ihnen zu werden, mächtig durch die Bibel in der Gemeinde; weil ein Leben sich regt und aufsprießt, welches alle Lügenpropheten mit ihren Abgöttern zu Schande machen muß, wenn man es nicht im Entstehen erstickt.

S. VI:

Wir sollen alle, jeder persönlich, dieses Christus Jünger sein: Werkzeuge dieses Geistes in der Gemeinde des Reiches Gottes, in ihm uns erkennend und liebend als Brüder. Christusjünger sollen wir sein, nicht Jünger weder von Petrus noch von Paulus; wohl aber Jünger mit Petrus und Paulus und mit allen Aposteln, insbesondere mit Johannes, dem Jünger, welcher das Wort der ewigen Liebe gesehen und geliebt und zuletzt verkündigt hat. Als Christusjünger sollen wir die Bibel anschauen und nicht meinen, wie die Juden zur Zeit Christi, daß wir das ewige Leben in der Schrift haben, wenn wir Ihn nicht darin suchen und finden, wenn wir nicht durch Ihn und seinen Geist in ein unmittelbares Verhältniß mit Gott treten und ein Leben der Heiligkeit und Liebe führen in der Freiheit des göttlichen Geistes.

Am mindesten verkennt Bunsen selbst die Gebrechen der Zeit nach dieser Seite hin (S. X):

Die Bibelchristen haben nicht mehr zu kämpfen um die Außenwerke, sondern vielmehr um den Kern der Festung ihres Glaubens. Von außen schwirrt und drängt die ungläubige Welt mit ihrem fast vorflutigen Frevel, mit ihrem Schwindel und ihrer Goldgier, während im Innern grimmige Feinde von allen Seiten heranrücken.

S. XI:

Wir haben alle gefehlt, Haupt und Glieder, Geistliche und Laien, Gelehrte und Ungelehrte; „wir mangeln des Ruhms vor Gott“ (Röm. 3, 23). Ein großes Gericht zieht heran: wir alle empfinden die Schwüle der Weltluft, welche die europäische Menschheit athmet, diesseit und jenseit des Weltmeers. Der Kampf wird geführt um die höchsten, ja um die ewigen Güter der Menschheit; die fernere Gleichgültigkeit gegen das Wort Gottes ist strafbar in den Gemeinden und Völkern, doppelt in ihren Lehrern und Regierungen, und verderblich ist sie für alle.

Und die an dieser Stelle gemachten Vorwürfe sind schwer genug, wenn Bunsen von dem allerdings überwundenen rationalistischen Unglauben redet, jetzt nur noch dem Tröpfeln vom Dache nach dem Gewitter vergleichbar, von den katholischen hierarchischen Bestrebungen mit offener Feindschaft gegen die Bibel und endlich von blindem Formelwesen, übereinkömmlicher schriftwidriger Bibelerklärung, priesterlicher Amtswürde und Machtvollkommenheit. Vollkommen wahr und zutreffend heißt es daher S. XI: „In solcher innern und äußern Noth gilt es sich im Glauben anklammern an die Bibel.“ Daß dieses Anklammern an das Bibelwort in solcher Zeit allein zu retten vermöge, lehrt die Kirchengeschichte, da mehr als einmal nur hierdurch eine neue Zeit begann und ähnliche Gegner mehr als einmal nur durch das Zurückgehen auf die Bibel überwunden wurden. S. XXI:

Je nach dem Maße, in welchem die Bibel volksmäßig übertragen wurde und das Volk sich dieselbe aneignete, ist seine Sprache und sein Schriftthum christlich, das Volk selbst aber in naturgemäßer Vereinigung sittlich, fromm und frei geworden. Es ist auf der Bibel als Haus-, Kirchen und Schulbuch und als Prüfstein aller menschlichen Ordnung, daß die politische und religiöse Freiheit, der Wohlstand, das Gedeihen und die Weltherrschaft der Angelsachsen jenseit der Nordsee und jenseit des Atlantischen Oceans ruht. Es ist die Volksbibel, mit welcher und durch welche jetzt Gesittung, Freiheit und Fähigkeit selbständigen Daseins in alle Welttheile einzieht; sie ist es, welche verwilderte und verarmte Sprachen zu würdigen Zungen des höchsten Gottesbewußtseins gemacht, rohe, fast entmenschte Stämme zu sittlich verantwortlichen Wesen erhoben und das göttliche Ebenbild in ihnen wieder wie durch einen Zauberschlag enthüllt hat. Man denke an Tahiti und Neuseeland!

Und der „Beruf der kritischen Schule“ entspricht dem Bedürfniß der Gemeinde an eine gemeindliche Berichtigung der Bibelübersetzungen zu gehen:

Wenn wir nun näher in das Innere blicken, so erscheint jener Beruf als eine heilige Pflicht, jenes Bedürfniß als eine dringende Noth der Christenheit. Die Fortdauer des gegenwärtigen Zwiespalts zwischen Bibelwissenschaft auf der einen und kirchlichem Bibeltext und gemeindlichem Bibellesen auf der andern Seite würde ein unheildrohender Schade sein für die Wissenschaft wie für die Gemeinde. Es ist nöthig hierbei den Thatsachen ins Auge zu schauen und auch hier rücksichtslos die Wahrheit nach allen Seiten zu sagen. Wir stehen an einem Scheidewege, vor einem Abgrunde: es thut noth, daß wir uns besinnen und redlich miteinander sprechen.

S. XXXV:

Deutschland hat dabei einen hohen Beruf, es hat eine schwererrungene Stellung theils zu behaupten, theils auch wiederzugewinnen. Wenn aber Schule und Gemeinde zusammenstehen und wenn im Lichte der Wissenschaft die Ehrfurcht des Gewissens, dem Triebe der Wahrheit die Liebe des Guten und also die Sorge für die Gemeinde und ihr Wohl zur Seite geht, so wird dem Volk der Reformation niemand eine glänzende Zukunft rauben oder verkümmern können. Zunächst ist eine treue und lichtvolle Uebersetzung und eine Erklärung der Bibel aus dem Mittelpunkte ihrer Einheit die nothwendige Stütze und Besiegelung einer gläubigen und nationalen evangelischen Union.

Daß nun die hiermit gestellte Aufgabe eine wahrhaft große in mehr als einer Hinsicht ist, leuchtet ein, und der Umstand, daß Bunsen zwei jüngere aber selbständige Kräfte — Licentiat Adolf Kamphausen und Dr. Martin Haug —

seinem Unternehmen gewonnen, mit denen er Jahr und Tag hindurch in täglichen Bibelconferenzen alles erörterte, was besonders in den letzten Jahren über den vorliegenden Text geschrieben war, beweist nur seine Gewissenhaftigkeit, ohne daß hierdurch die gestellte Aufgabe verringert wird. Denn der gegenwärtige Stand der biblischen Wissenschaft ist allerdings ein solcher, daß eines Menschen Kraft und Leben kaum ausreichend erscheint, ihr gesammtes Gebiet gleichmäßig zu beherrschen. Bunsen fand freilich, von seltenen glücklichen Umständen von vornherein begünstigt, nicht nur in den exegetischen Werken und verwandten Arbeiten, sondern auch in den erneuten Bibelübersetzungen, vielleicht auch in seiner persönlichen Stellung z. B. zu Ewald eine große Hülfe, aber es würde wol auch ihm kaum gelungen sein, ein solches Unternehmen durchzuführen, wenn er nicht in rastloser Thätigkeit seine Kraft Jahrzehnde hindurch hierauf concentrirt und das einmal gesteckte Ziel unaufhörlich im Auge behalten hätte.

Niemand wird dem Verfasser vorwerfen können — sagt er S. CXVIII der „Vorerinnerungen" — unvorbereitet oder ohne Bedacht und reife Ueberlegung an das Werk gegangen zu sein. Die Ueberzeugung eines Lebens hat einen Werth an sich, wenn sie ehrlich gewonnen und gewissenhaft geprüft ist; und am Ende kann doch niemand mehr thun als ein volles Mannesleben an die planmäßige Ausbildung für ein wissenschaftliches Werk setzen und die zur Ausführung erforderlichen Mittel nach Kräften wählen und anwenden.

Und weil der hierauf folgende Abriß seines Lebens nicht blos als Ausweis seiner Befähigung und das Gesagte bestätigend von Interesse ist, so möge ihm hier zum mindesten im Auszuge eine Stelle gegeben werden.

Schon im Vaterhause von frommen Aeltern auf Christus und die Bibel hingewiesen, las er in der Ursprache einzelne Theile schon auf der Schule. Im Jahre 1808 bezog er die Universität, um Theologie zu studiren; aber auch als er nach zwei Jahren der Erforschung des classischen Alterthums sich zuwandte, verlor er die Bibelforschung keineswegs aus den Augen; ja es dienten ihm diese neuen Studien nur zur allseitigen Vorbereitung auf jene, indem es ihm galt, die Kunst der geschichtlichen Kritik an den ewigen Mustern der Darstellung zu lernen und zu üben und die Wahrheit des biblischen Christenglaubens durch Leben und Erfahrung sich bewähren zu lassen. Von seinen gleichgesinnten göttinger Freunden gedenkt er der heimgegangenen Wilhelm Hey, Karl Lachmann und Friedrich Lücke. In Paris wurde ihm von Sylvestre de Sacy Unterricht im Persischen und Arabischen zu Theil, worauf er, zu einer neuen praktischen Lebensbahn in Rom berufen, während eines zweiundzwanzigjährigen Aufenthalts daselbst und von Niebuhr zur Fortsetzung seiner kritischen Bestrebungen aufgemuntert, die Bibelforschung eifrig fortsetzte. Er sagt S. CXIX:

Sowol in Rom als in England, wo er fast 15 Jahre lebte, hatte er als Gelehrter und Gesandter vielfache Gelegenheit, den unschätzbaren Werth und die Nothwendigkeit der Bibel und ihres Gebrauchs von den zwei am meisten entgegengesetzten Seiten kennen zu lernen. In beiden Ländern fand er christliche Gedanken und Gemüther; aber wie früh (1814) in Holland, so hat er in gereiftem Alter (1841—54) in England im großen gesehen und erfahren, was die Bedeutung des Bibellesens und eines darauf begründeten evangelischen Glaubens und christlicher Gemeinschaft in einem freien Volke sei. Während seines Aufenthalts in diesem Lande hielt er fest an dem, was er in Rom sich zum Gesetz gemacht hatte, jedes Jahr wenigstens einen oder mehrere Monate an dem Bibelwerke unmittelbar zu arbeiten. So vollendete er 1849, nach dem Entwurfe von 1835, den Text einer vollständigen Harmonie der vier Evangelien mit Voranstellung des Johannes. Endlich im Sommer des schicksalsvollen Jahres 1850 ward ihm die Muße und der Trost, das Leben Jesu selbst so niederzuschreiben, wie er es im wesentlichen als Schluß des gegenwärtigen Bibelwerks der Gemeinde vorlegt. .... Die jetzt vorliegende Arbeit ist somit die Frucht fast zwanzigjähriger gelehrter Vorarbeiten (1817—35), nach siebenjährigen akademischen fachmäßigen Vorstudien. Die 22 Jahre von 1836 bis Herbst 1857 sind also die Zeit des methodischen Arbeitens an einem Werke, welches 1854 seine gegenwärtige Form erhielt. Die Erfahrungen eines langen Lebens, der ihm von Gott erhaltene frische Muth und die ungeschwächte Geisteskraft lassen ihn hoffen, daß es ihm vergönnt sein werde, im Greisenalter die begeisterten Gelübde der Jugend zu bezahlen. Von seinen Forschungen auf verwandten und angrenzenden Gebieten, denen ein Uebersetzer und Ausleger der Bibel in unserer Zeit nicht fremd sein darf, hat er der englischen wie der deutschen Gemeinde so weit wenigstens genügende Gewähr vorgelegt, um sagen zu dürfen, daß er sich nicht zufällig oder als Nothbehelf oder aus unzünftiger Liebhaberei damit beschäftigt hat. Aller dieser Arbeiten Mittelpunkt ist ihm aber immer die Bibel und Bibelforschung gewesen.

Allein die wissenschaftliche Befähigung ist natürlich nicht die einzige Bedingung zu einer solchen Bibelübersetzung. Wäre dies der Fall, Bunsen's Aufgabe wäre längst vor ihm vollzogen. Aber eben weil diese eine Bedingung nicht ausreicht, sind die bisherigen erneuten Bibelübersetzungen nie in das Leben eingedrungen. Eine kernige, volksthümliche Sprache, gemüthvolle Tiefe, glücklicher Takt stehen mit jener Bedingung mindestens in gleicher Linie. Mit einem Wort: eine neue Bibelübersetzung muß auch den Genius Luther's fühlen lassen. Es ist nun freilich bedenklich, selbst nach dem Erscheinen des zweiten Halbbandes, da erst ein kleiner Theil der Uebersetzung vorliegt, ein Urtheil über diese Befähigung Bunsen's auszusprechen. Wollte man die vorliegende Uebersetzung nach den Abweichungen von der Luther's beurtheilen, so darf eben nicht vergessen werden, daß Bunsen's Aufgabe nicht ein behutsames Nachbessern von jener war, sondern daß er in der vorhin mit seinen eigenen Worten angegebenen Weise die erste Rücksicht nahm auf den heiligen Text. Man muß ebenso beachten, daß die Aenderung eines Wortes der Luther'schen Uebersetzung, das nach Bunsen's Ueberzeugung dem Original nicht entsprach, den eigenthümlich rhythmischen Schwung der Luther'schen Sprache aufhob und so eine umfängliche Aenderung erheischte, was natürlich nur fortgesetztes Studium der Bunsen'schen Uebersetzung beobachten kann, zu schätzen aber nur strenge Unparteilichkeit vermag. Endlich aber muß bei einer Vergleichung vor allem die allerdings schwere Forderung der Gerechtigkeit erfüllt werden, daß das Uebergewicht der alten Uebersetzung, welche mit jedem Worte tausend Gefühle und Erinnerungen wach ruft, mit welcher unser ganzes Wesen aufs innigste verbunden ist, die neue nicht erdrücke und ihren Werth nicht verdunkle. Mit Rücksicht

auf diese Schwierigkeiten ist daher dem ganzen Unternehmen der Einwand gemacht worden, daß sein Zweck durch eine kirchlich autorisirte Uebersetzung besser erreicht werde. Handelte es sich nun um eine neue Bibelübersetzung für kirchliche Zwecke, so müßte ganz gewiß ein anderer Weg eingeschlagen werden, und der angegebene dürfte gerade für den am einfachsten und sichersten zum Ziele führenden anzusehen sein. Eine Uebersetzung jedoch, die nur für den Privatgebrauch bestimmt ist, ist schwerlich zu bekämpfen. In diesem Falle wird ihre einzige Autorität in ihrer größern Vorzüglichkeit, d. i. Treue bestehen. Dies kann überhaupt nur die innere Autorität einer neuen Bibelübersetzung sein, und es scheint bei der Uebertragung und Vertheilung der Arbeit an eine Mehrheit eine andere Gefahr zu entstehen: ihr einheitlicher Charakter nämlich, die Einheit der Sprache würde dann wol sehr gefährdet sein.

Sehen wir nun zu, wie Bunsen seine Aufgabe gelöst. Daß er sich eine unendlich schwere Aufgabe gestellt, hat er sich schwerlich selbst verhehlt. Aber wenn auch die Achtung vor dem Uebersetzer uns abhält, nach dem Erscheinen eines geringen Theils der Uebersetzung jetzt schon und nur aus diesem Theile ein Urtheil darüber zu fällen, wie ihm die Uebersetzung gelungen ist, so können wir doch aus Bunsen's ganzer Persönlichkeit einen Schluß hierfür ziehen, ob er der Mann für ein solches Werk sei, wenn wir auch von den einzelnen Stellen absehen wollten, die ein ihm günstiges Urtheil motiviren könnten. Es ist der Mann, der am Abend eines reichen Lebens mit jugendlichem Feuer und echt protestantischer Unerschrockenheit kühn den Kampf aufgenommen hat für evangelische Freiheit der Gewissen und der Gemeinde gegen eine mächtige Partei und ihre hierarchischen Bestrebungen. Es ist der Mann, der auf entschieden christlichem Boden stehend und schon vor diesem Kampfe von allen hoch geachtet, die ihn kannten, gerade da seine Stimme erhob, als die bedrohte Sache gefährdeter als je erschien und die Reihen ihrer Vertheidiger sich immer mehr lichteten. Es ist endlich der Mann, der weder durch seine hohe Stellung noch durch vielfache Beschäftigung anderer Art dieses Werk der Bibelübersetzung je aus dem Auge verlor und durch dasselbe gleichfalls der Gemeinde zu helfen und zu dienen sucht. Das sind wahrlich Eigenschaften, die Bunsen in aller Augen als zu diesem Werke geschickt und berufen hinstellen müssen; ja es mag gerade durch seine Persönlichkeit manchen ursprüngliche Gegner einer neuen Bibelübersetzung mit dem Unternehmen ausgesöhnt worden sein, wie auch sein Name nur die allgemeine Theilnahme der Gemeinde wie der Kritik erklärt. Hier ist es vor allem der Mann, der ins Gewicht fällt, und zu seiner Charakteristik möchte Referent noch ein halbes Curiosum anführen, in der Hoffnung, dabei nicht falsch verstanden zu werden. Es ist schon bemerkt worden, daß wenn Bunsen redet, er stets mit ganzer Seele redet. Hieraus scheint nun eine Eigenthümlichkeit hervorzugehen, die an sich nicht zu rechtfertigen, aber dennoch charakteristisch ist für Bunsen's ganzes Wesen. Es ist dies die etwas stürmische, um nicht zu sagen leidenschaftliche und hitzige Art zu schreiben und namentlich die Gegner abzufertigen, die allerdings nicht immer die Ruhe einer wissenschaftlichen Untersuchung trägt und nur aus der Wärme seiner Ueberzeugung erklärt werden mag. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, wie himmelweit verschieden diese Art von dem oft nicht nur unwürdigen, sondern geradezu gemeinen Schimpfen einer ganz andern Partei ist, die in dem Wahne recht volksthümlich zu sein, wenn sie recht gemein wäre, vor nicht allzu langer Zeit neue Beweise ihrer geistigen Armuth gegeben. Bunsen's Name bürgt dafür, eine Probe seiner Polemik bestätigt es. Aber gerade diese Entschiedenheit, die in der Sache keine Halbheit duldet und daher auch in der Form nicht lange klügelt, zeugt von einem volksthümlichen Geiste, wie denn auch entschiedener Muth und entschiedene Offenheit dazu gehörte, in solcher Zeit das Werk zu beginnen. Verkennen wir auch nicht, daß bei einer nicht allzu fernliegenden Vergleichung mit Luther's Derbheit diese Parallele nur zum Nachtheil von Bunsen's Erregtheit ausfallen kann, so ist doch hierin eine Art Garantie dafür zu finden, die Uebersetzung werde nicht eine Gelehrtensprache reden und nicht das Gepräge einer Arbeit in der Studirstube tragen.

Bunsen selbst spricht sich nun in den „Vorerinnerungen" (S. LXXXII) über die neuen gemeindlichen Uebersetzungen und die Grundsätze ihrer Erneuerung und Berichtigung folgendermaßen aus:

> Treu und verständlich zu sein liegt eigentlich im Begriff der Uebersetzung. Es soll der wahre Sinn so genau als möglich wiedergegeben werden, und zwar so, daß er allgemein verstanden werde; d. h. bei einer gemeindlichen Uebersetzung der Bibel, so daß jeder sie leicht und mit Erbauung lesen könne. .... Können wir eine bildliche Bezeichnung in unserer Sprache finden, welche gerade ebenso klar gestempelt sei, so werden wir sie mit beiden Händen ergreifen; wo nicht, so müssen wir das Bild aufgeben, um den Gedanken zu retten. Wir bringen sonst statt eines wahren volksmäßigen Kunstwerks höchstens ein philologisches Kunststück hervor. .... Auch der Ausweg einer Erklärung des undeutlichen oder unverständlichen Ausdrucks in Anmerkungen und Randglossen wäre kein zulässiger, denn jener unverständliche Ausdruck hat gar kein Recht; er war eben ein Misgriff und die Geschichte hat gezeigt, daß er es war. Eine deutsche Uebersetzung soll deutsch sein, klar und durchsichtig wie die Rede des Volks und eine Rede zum Volke. Mutterdeutsch ist die Sprache der Bibelübersetzung, nicht Gelehrtendeutsch oder Judendeutsch. Um es stark auszudrücken, es ist besser, daß die Uebersetzung einer schwierigen Stelle falsch, als daß sie unverständlich oder zweideutig sei. Das erste Erforderniß ist, daß die Gemeinde wisse, was der Uebersetzer hat sagen wollen. Dann ist wenigstens ein fester Grund und Boden für die Verständigung gewonnen. Das ist auch Luther's Weise allenthalben, wo er sich auf sich selbst verläßt. Wir haben aber an eine Uebersetzung jetzt andere Ansprüche zu machen, als man zu Luther's Zeit thun konnte.

Bunsen verweist hierauf auf die Bereicherung der deutschen Sprache und des Sprachgefühls, sowie auf das genauere Verständniß der hebräischen Sprache, deren wörtliche Uebersetzung zu zahllosen Willkürlichkeiten der Erklärung führte, während der Fortschritt der Wissenschaft gegenwärtig das System der hebräischen Satzbildung zur Klarheit gebracht und den Gebrauch der einfachen Verbalformen an bestimmte Gesetze gebunden hat, sodaß auch die feinern Nuancirungen der Sprache deutlich geworden sind.

So beruhigend und zu Hoffnungen berechtigend nun auch diese Worte der „Vorerinnerungen" sind, so muß doch auch schon der bisjetzt erschienene Theil der Uebersetzung zum mindesten einige Anhaltepunkte für die Beurtheilung bieten, zumal da der eigentlichen Uebersetzung eine Auswahl von alt- und neutestamentlichen Stellen vorangeht, die doch gewiß als mustergültig angesehen werden dürfen. Wenn indessen auch einige dieser Stellen es unschwer fühlen lassen, bis zu welchem rhythmischen Schwung der Rede sich die Uebersetzung zu erheben vermag, so scheint in ihnen doch die Rücksicht auf den Ausdruck vor der kritischen und grammatikalischen Seite zurückzutreten. Sie sollten nur den wirklichen Stand der Frage über die Zulässigkeit und Nothwendigkeit einer grundsätzlichen Berichtigung der bisherigen kirchlichen Uebersetzungen der Bibel anschaulich machen. Beweise also wären nur aus der Uebersetzung selbst herbeizuholen. Hier muß es nun freilich dem Gefühl des einzelnen überlassen bleiben, wie weit er Bunsen zugestehen will, den rechten Ton getroffen zu haben, da ein wirkliches Urtheil jetzt noch zurückgehalten werden muß, wie es auch vielfach die Kritik gethan, theils bis zur Vollendung des Werks, theils bis zur genauern Kenntniß und Aneignung, ja vielleicht bis zum genauern Verständniß. Jedes Urtheil würde jetzt nur ein vorläufiges sein können und gerade die Achtung vor dem Uebersetzer muß uns davon zurückhalten. Dagegen hat es Bunsen in jener vorausgeschickten Auswahl von Stellen denen sehr leicht gemacht, die in seiner Uebersetzung ein glückliches Unternehmen und in ihm den Mann zu einem solchen Werke nicht zu finden vermögen — was denn auch gehörig benutzt worden ist —, da eine dieser Stellen und zwar gerade der Anfang der ganzen Uebersetzung, 1 Moses 1, 1 fg.; 2, 4 fg., allerdings schwerlich siegreiche Vertheidiger finden wird. Es ist dies die bekannte Stelle: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde" u. s. w., welche Bunsen also übersetzt: „Im Anfang, da Gott Himmel und Erde schuf und die Erde wüst und öde, und Finsterniß über der Urflut war, und der Hauch Gottes über dem Wasser webete, sprach Gott, Es werde Licht." Es würde schwer sein demjenigen, welchem die hebräische Sprache völlig fremd ist, die sprachlichen Gründe auseinanderzusetzen, welche Bunsen zu dieser Uebersetzung bewogen. Um jedoch dem nichttheologischen Leser die Wahl dieser Periode wenigstens einigermaßen zu motiviren, wird die Bemerkung ausreichen, daß Ewald, dessen Name als epochemachend in der Geschichte der hebräischen Sprachkenntniß gewiß allgemein anerkannt ist, diese Uebersetzung zuerst gegeben, sowie daß namhafte Theologen die Uebereinstimmung der Genesis mit dem Evangelium Johannis in diesen Worten, wenn auch nicht genau in dieser Weise festhalten, sodaß die von Bunsen gegebene Erklärung und Begründung seiner Uebersetzung doch nicht so schnell als bloße Künstelei beseitigt werden darf. Die sprachlichen Gründe abzuwägen, ist jedoch hier nicht der Ort, zumal da die Uebersetzung dieser Stelle einfach nach Bunsen's eigenen Worten sich selbst richtet. Daß jene Periode nämlich unschön und undeutsch, ja — namentlich 1 Moses 2, 4 fg. — wegen ihrer Länge unverständlich ist, das ist einfach zuzugestehen und wol allseitig zugestanden. Wer hat diese Stelle nicht, wie es Referenten gegangen ist, zweimal gelesen und dann sich erstaunt gefragt, ob er denn recht gelesen? Nun sagt aber Bunsen selbst S. LXXXIV der „Vorerinnerungen":

> Eine deutsche Uebersetzung soll deutsch sein, klar und durchsichtig wie die Rede des Volks und eine Rede zum Volke. Mutterdeutsch ist die Sprache der Bibelübersetzung, nicht Gelehrtendeutsch oder Judendeutsch. Um es stark auszudrücken, es ist besser, daß die Uebersetzung einer schwierigen Stelle falsch, als daß sie unverständlich oder zweideutig sei.

So entscheiden hier Bunsen's eigene Worte gegen ihn.

Ganz im Gegensatz zu dieser einen Stelle — denn eine zweite hierhergezogene, die vierte der neutestamentlichen, Ev. Marcus 1, 1—4, hat der Recensent in der „Protestantischen Kirchenzeitung" falsch verstanden — findet jedoch der Leser schon in dem bisjetzt erschienenen Theile der Uebersetzung viele Stellen, deren Schönheit und kraftvolle Sprache Bewunderung abnöthigt. Dies ist der Fall besonders in den poetischen Stücken, bei denen auch dem Laien ein anschauliches Bild von der hebräischen Poesie gegeben wird, und deren Uebersetzung Treue und Verständlichkeit mit Schönheit und Kraft der Sprache in überraschender Weise verbindet. So vor allem in dem Segen des sterbenden Jakob, 1 Moses 49, in dessen Uebersetzung der Kenner zugleich die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung vereint finden wird, in dem Liede und dem Segen Moses', 2 Moses 15, 5 Moses 32—33 und vielen andern.

Gleichfalls glücklich ist bei der Uebersetzung die Erklärung der hebräischen Namen, deren Bedeutung Bunsen in den Anmerkungen durchgehends beifügt. Den Gottesnamen des Alten Testaments, besonders dem Worte Jehovah, ist zunächst nicht nur die philologische Erklärung gegeben, worüber ein interessantes ganzes Kapitel (S. LXXXVIII—XCII) handelt, sondern es ist auch auf die Bedeutsamkeit des Begriffs in den Stellen hingewiesen, denen ohne diese Erklärung ein Theil des reichern Sinnes abgeht, und endlich auch seine Uebersetzung „der Ewige" durch das ganze Alte Testament beibehalten. Es heißt darüber S. XCI:

> Die Einführung des Namens Gottes als des Ewigen in die Bibelsprache der Gemeinde ist ebenso wenig eine gelehrte Buchstabenkrämerei als eine Neuerung: es ist die Herstellung des der Gemeinde entzogenen oder unvermerkt abhanden gekommenen unterscheidenden Gottesbegriffs der Bibel, auf dessen tiefsten Sinn sich Christus unmisverständlich bezogen hat, und welcher der Schlüssel seines ganzen Gottesbegriffs ist. Die schöne und gemüthliche Bezeichnung Gottes als unsers Herrn wird dadurch der Gemeinde nicht genommen, denn sie kommt häufig genug in der Bibel vor, um unsern Sprachgebrauch zu rechtfertigen: aber das Hinzutreten der eigentlichen Wesensbezeichnung gibt ihm erst seine volle Bedeutung.

Und diese Erklärung oder Uebersetzung wird mit demselben Recht auf die bedeutsamen Namen von Personen und Ländern ausgedehnt, auf deren Zusammenhang mit besondern wichtigen Ereignissen der hebräische Text nicht selten verweist und sie aus diesem erklärt, sodaß dann

im Deutschen nur die beigefügte Erklärung jener Namen das Verständniß ermöglicht. Denn wenn z. B. Esau Gen. 25, 30 den Namen Edom erhält, weil er zu seinem Bruder Jakob gesagt hat: „Laß mich doch schlingen von dem Rothen da!“ so ist dies dem Leser geradezu unverständlich, bis er erfährt, daß Edom „der Rothe“ heißt, und so ist es der Fall in vielen Stellen, weshalb dann die Bedeutung des Namens in den Anmerkungen unter dem Texte geboten wird. Es mag der Werth dieser Erklärung in dem angeführten Beispiel nicht zu überschätzen sein, werthlos ist sie nicht; es sollte an einem Beispiele überhaupt nur die Art dieser Erklärung nachgewiesen werden, deren Wichtigkeit für viele Stellen eine bei weitem größere ist.

Diese Anmerkungen nun enthalten gewiß vieles Wichtige, Treffende und Anregende, aber zugleich muß, besonders für den Anfang, hinzugefügt werden, auch nicht wenig für die Gemeinde Unwichtigeres und Entfernteres. Die elf Kapitel der Genesis, welche der erste Halbband enthält, boten nach ihrem Inhalt für diese Anmerkungen allerdings besondere Schwierigkeiten dar. Es galt nicht nur, das Verhältniß des Lesers zu jenen einfachen Berichten klar auszusprechen, sondern auch aus dem ungeheuern vorliegenden Material hierüber zu sondern. Es galt, dem Leser, wenn auch nicht unbedingt Neues, doch solches zu bieten, was sein Verständniß erhöhen, sein Urtheil läutern, ihn selbst in seinem Verhältniß zu jenen Erzählungen befestigen mußte. Dieser Aufgabe wird daher wol kaum je ein einziges Buch vollkommen entsprechen können; sie wird vielmehr ihre volle Lösung nur in dem Gesammtwirken erbaulicher und wissenschaftlicher Lectüre finden und wie diese von der religiösen Grundstimmung abhängen. Eben darum mußte auch die Bestimmung über die Anmerkungen zu jenen ersten Kapiteln, insbesondere zu dem Schöpfungsbericht, der Erzählung von dem Paradies und Sündenfall, überhaupt zu dem gesammten Inhalt jenes Theils der Genesis von den größten Schwierigkeiten sein. Ist nun anzuerkennen, wie diese Anmerkungen sich von vielen naheliegenden Fehlern frei erhalten, so muß es doch auch ausgesprochen werden, daß andere nicht ganz vermieden worden sind, ja daß sie der eben ausgesprochenen Aufgabe, wie es fast nicht anders sein konnte, doch nicht völlig entsprechen. Es ist manches wiederholt, was in den „Vorerinnerungen“ bereits gegeben war, auf die außerdem noch verwiesen wird, wie auch zuweilen die Fassung zu ausgedehnt erscheint; es ist manches gesagt, was schon bekannt sein wird, namentlich in Bezug auf die ersten Kapitel, aus der reichen geologischen Literatur, der sich ja gerade die Gegenwart vielfach zugewendet und die nicht selten sich auf den Schöpfungsbericht der Bibel bezieht, wenn auch das Eingehen auf diese Seite in den Anmerkungen maßvoll und taktvoll beschränkt ist; es wird manches gesagt, was mehr von dogmatischer Bedeutung ist oder doch mehr einem gelehrten Commentar zukommt, so die ethnographischen, ziemlich umfänglichen Notizen, deren Nothwendigkeit und Nutzen für die Gemeindebibel uns nicht einleuchtend ist; es wird endlich manches gesagt, das zum vollkommenen Verständniß wol einer längern Ausführung bedürfte, die natürlich der Raum nicht zuläßt, ja es mag mancher Leser wol dabei fragend der S. XIII gegebenen Versicherung gedenken: nichts zu sagen, was nicht jedem einigermaßen Gebildeten verständlich und von Belang sein sollte. Dazu kommt noch, daß das Idealisiren oder Deuten jener einfachen Erzählungen schlechthin wol für manchen Bedenkliches haben wird. So namentlich die Erklärung des Cherub mit der Flamme des wirbelnden Schwertes von einer vulkanischen Katastrophe des nördlichen Hochasien, des Kainszeichens als Stammzeichen von der Wildheit turanischer Stämme, das Bild des Schöpfers, umgeben von Ideen und Kräften, als er sagt: Lasset uns Menschen machen!, die Versetzung des Sündenfalls in die vorgeschichtliche Welt. Dies zuzugestehen fordert allerdings die Wahrheit. Um so lieber sprechen wir es daher aus, daß des zweiten Halbbandes Anmerkungen einen deutlichen Fortschritt hierin unschwer erkennen lassen, sowol hinsichtlich der gedrängten Kürze als der Auswahl, wenn auch hier zuweilen Beschränkung noch zu wünschen wäre, sowie das reiche Wissen des Verfassers in spätern Büchern für diese Anmerkungen gewiß einen noch lohnendern Boden finden wird, wo allerdings geschichtliche Notizen, Erklärung des Zusammenhangs und schwieriger Stellen, sowie sachliche Bemerkungen aller Art dem Leser höchst willkommen sein werden. So bei den spätern historischen, sowie bei den prophetischen Büchern. Vielleicht dürften übrigens die Anmerkungen auch über Bunsen's berichtigende Abweichungen von Luther's Uebersetzung Aufschluß zu geben haben, obgleich Referent gern einräumt, daß hierdurch ihr Umfang beträchtlich vermehrt, und doch nicht immer deutliche Einsicht erzielt werden könnte.

Fortlaufend finden wir in den Anmerkungen Verweisungen auf Parallelstellen behufs der Erklärung, d. h. auf andere Bibeltexte, welche dieselbe Thatsache oder denselben Gedanken aussprechen oder berühren und das Gesagte ergänzend erläutern. Es führt uns dies auf die Art der Erklärung im Allgemeinen, über welche Bunsen im vierten Abschnitt seiner „Vorerinnerungen“, welcher höchst interessante Kapitel enthält, genauern Aufschluß gibt. Zunächst wird nämlich S. XCIII Erklärung und Auslegung ausdrücklich unterschieden. Die Erklärung ist die unmittelbare Ergänzung der Uebersetzung, sofern diese eine solche erforderlich macht. Die Eigennamen von Ländern, Völkern, Stämmen, Personen, Bergen und Flüssen gehören selbstverständlich hierher, ebenso eigenthümliche Ausdrücke und Gedankenverbindungen, welche uns die sorgsamste Uebersetzung nicht ganz erklären kann. Im allgemeinen hat es die Erklärung mit dem Text zu thun, nicht mit dem Gegenstande des Textes: also nur mit der Feststellung der Thatsache, welche der Text meldet, und mit dem Verständniß des Gedankens, welchen er ausspricht. Der Auslegung hingegen im strengen Sinne ist zuzuweisen, was über den Text hinaus von dem Gegenstande selbst der Gemeinde zu sagen sein möchte. Dabei wird als erster Grundsatz aufgestellt, daß diese Auslegung

in den Anmerkungen zur Gemeindebibel sich rein auf biblischem Boden halten müsse.

Die Bibel legt sich selbst aus, vermöge der Einheit ihrer Grundanschauung von Gott und Welt und von der Natur der sittlichen Weltordnung, welche sie das Reich Gottes nennt.

Hierbei werden nun drei nothwendige Stufen der Erklärung und Auslegung der Bibel unterschieden. Erstens nämlich soll das Thatsächliche selbst, wie es vorliegt, festgesetzt und dargestellt werden, eine Forderung, die Bunsen's philosophische Bildung in helles Licht setzt. Zweitens ist das Entstehen und die Geschichte der Bücher zu erklären. Drittens endlich muß die weltgeschichtliche und bleibende Bedeutung für unser sittliches Leben und Erkennen und für die fortschreitende Bildung der Menschheit betrachtet werden. Forderungen, welche den Wahrheiten entsprechen, die dem gesunden evangelischen Gemeindegefühl und Bibelbewußtsein zu Grunde liegen, und die folgenden drei sind: erstens, daß der Bibel eine thatsächliche Wahrheit beiwohne, daher die Darlegung der äußern Geschichte und der geschichtlichen Offenbarung; zweitens, daß die Geschichte dieser biblischen Berichterstattung eine wahre sei, daher die geschichtliche Untersuchung und Darstellung ihrer Entstehung; drittens, daß es einen bleibenden Kern dieser Thatsachen gebe, daher die Betrachtung dieser bleibenden Bedeutung.

Also die Bibel legt sich selbst aus vermöge ihrer innerlichen Einheit, das ist der oberste Grundsatz. Die innerliche Einheit aber oder der Mittelpunkt der Weltanschauung der Bibel ist für Bunsen das Reich Gottes, der Glaube an ein mit dem Menschengeschlechte in die Zeit eingetretenes, von Ewigkeit her beschlossenes Gottesreich des Wahren und Guten, welches in Christus seinen persönlichen Mittelpunkt hat. Aber freilich fragt es sich nun bei aller Anerkennung dieses Grundsatzes: wie die Auffassung des Inhalts für die Gemeinde zu gewinnen und wodurch das richtige Verständniß nachzuweisen ist? Schon vorher ist gesagt worden, daß die Gemeinde oberster Träger und Ausleger des Wortes Gottes durch die Zustimmung oder Ablehnung des Gewissens, daß das Zeugniß des Geistes das Höchste ist. Hierzu müssen jedoch zum rechten Verständniß dieses Grundsatzes, sowie zu seiner Vereinigung mit dem vorigen von der Selbstauslegung der Bibel eine Anzahl Stellen der „Vorerinnerungen" gezogen werden, die im Zusammenhange mit der spätern Abweisung der andern Bibelauslegungen den scheinbaren Widerspruch lösen und Bunsen's wahre Meinung deutlich machen. Es soll nämlich die Gemeinde durch eigene Forschung die biblische Wahrheit erkennen und sich dergestalt aneignen, daß bei jeder Einzelfrage die Gesammtheit der darüber handelnden Stellen Alten und Neuen Testaments das klarste Licht hierüber ihr geben. Die durchgehende Verweisung von einem Buche auf ein anderes und vom Alten Bund auf den Neuen und umgekehrt macht dem Volksgeiste am sichersten die Einheit des Geistes der beiden Bünde, also die wahre Geisterfülltheit der Bibel anschaulich. S. XCIV:

Den allgemeinsten, also gemeindlichen Bibelschlüssel finden wir in dem Bewußtsein von ihrer Einheit, vom Mittelpunkt des Evangeliums aus vermittelst des Glaubens an das Gottesreich, oder an die gemeindliche, menschheitliche Menschwerdung Gottes, der in Christus persönlich geworden ist. Die Bibel heiligt und erbaut die Gemeinschaft des Hauses und der Pfarrgenossenschaft, und diese Gemeinschaft lebt die Bibel in sich fort und überliefert sie dem jüngern Geschlecht. In dieser gegenseitigen Lebensströmung liegt das Geheimniß der Kraft des evangelischen Glaubens: an ihrem Absterben hängt der Tod, an ihrer Herstellung die Wiederbelebung von Völkern, Kirchen und Staaten.... Die Schrift ist für den in der christlichen Gemeinschaft Aufgewachsenen ein unbestechlicher Spiegel und ein unfehlbarer Prüfstein, gerade wie die Natur es für die Begriffe und Vorstellungen ist, welche sich auf die Sinnenwelt beziehen. Ein getreuer Spiegel muß aber von der Willkür der Menschen unabhängig sein, ein gegenständliches Gewissen. Das ist für das Gottesbewußtsein nur die Bibel.

S. XCVIII:

Das Wort Gottes in der Schrift als der Geschichte Gottes, wenn rein und verständlich vorgelegt in der Gemeinde, ist frei von des Menschen Weisheit wie von seiner Thorheit. Es ist ebenso unabhängig von allen richtigen Betrachtungen als von den falschen. Wie die Natur in ihrer ewigen Pracht und Ordnung den Geist des Menschen durch sich selbst erfüllt mit dem Bilde der ewigen Herrlichkeit und unendlichen Vernunft, aus welcher sie hervorgeströmt ist in den endlosen Raum, ohne daß der betrachtende Geist irgendeine Wissenschaft besitze von den mathematischen Gesetzen, welche dieser sichtbaren Ordnung einwohnen, also wirkt auch durch sich selbst jenes Bild der sittlichen Weltordnung, welches die Schrift uns als Gottes Geschichte in der Zeit vorführt, auf alle Menschen mit unmittelbarer Gewalt und mit unwiderstehlicher Kraft. Die Bibel bedarf nicht der Nachhülfe gelehrter Auslegung und Erklärung, um zur Vernunft und zum Gewissen des Christen zu sprechen und seine Seele zu dem Schöpfer und Erhalter zu leiten, in welchem sie uranfänglich lebt und webt. Vom Geiste Gottes durchzogen, spricht sie fortdauernd zum Geist und erweckt ihn zum Bewußtsein seiner sittlichen Würde und Freiheit.

Darum enthalten die Anmerkungen jene Parallelstellen, welche schon früh eingeführt den alten evangelischen Gemeinden eine innere Bibelkunde gaben, indem sie bei häuslichem Bibellesen, wie bei einsamer Betrachtung sorgfältig nachgeschlagen wurden und so eine Anschauung der innern Einheit der Bibel bewirkten, von der man jetzt kaum noch eine Vorstellung hat. S. XCIV:

Daraus ging jener unzerstörbare Glaube an die Bibel hervor, welcher sich mit der Bildung und Erfahrung des wirklichen Lebens innig verband. Es soll nun nachgewiesen werden, daß diese evangelische Bibelkenntniß auf einem Glauben und einer Anschauung ruht, welchen in dieser gemeindlichen Form durchaus nichts mangelt. Daraus wird folgen, daß der wahre gelehrte Bibelschlüssel nur derjenige sein kann, welcher mit allen Elementen jenes gemeindlichen Bibelbewußtseins an die Bibel geht.

Es ist gewiß, daß mit dieser so verstandenen Selbstauslegung der Bibel in der Gemeinde eine große, echt evangelische Wahrheit ausgesprochen, und daß der Gedanke ein wahrhaft hoher ist, der Gemeinde zu jenem evangelischen Gefühle oder Takte mit zu verhelfen: ein Gedanke, der dem ganzen Bibelwerke die rechte Weihe gibt und ebenso von einem begeisterten evangelischen Streben, wie von dem Vertrauen zur Gemeinde zeugt, wie wir es schon im Anfange unsers Berichts aussprachen. Hierin auch mag die Hoffnung auf den versöhnenden und

vereinigenden Einfluß des Bibelwerks gefunden werden, auf welchen die „Vorerinnerungen" an mancher Stelle blicken, und in diesem Zusammenhange wird der Unparteiische wol nicht bloße Unionsmacherei darin finden. Es ist gerade das Zurückgehen auf die Bibel etwas, was der Gegenwart mangelt, ein Mangel, dessen Folgen schon sichtbar sind, und wenn das Bibelwerk an seinem Theile dazu beiträgt, jenen evangelischen Gemeindegeist zu beleben und anzuregen, so hat es hierin einen reichen Segen und einen hohen Beruf gefunden. Jedenfalls aber verdient die damit gestellte Aufgabe die volle Anerkennung.

Nicht im Widerspruche mit der Selbstauslegung der Bibel aus ihrer innern Einheit steht, was S. c über die geschichtliche Forschung gesagt wird, welche die Thatsachen in ihrer Verbindung als Theile einer sich entwickelnden Reihe betrachtet und in ihrem Zusammenhange darstellt. Zwar gibt allerdings diese geschichtliche Forschung, was gerade jene Stelle hervorhebt, Aufschluß über das Verhältniß der einzelnen Berichte, wo mehrere über denselben Gegenstand vorliegen; zwar unterscheidet sie den Augenzeugen und seinen Bericht von dem bloßen Ueberlieferer, der nur verantwortlich sein will für die Ueberlieferung, die er empfangen, aber dadurch wird die innerliche Einheit der Bibel doch nicht aufgehoben, und für den Fall, wo über dieselben Vorfälle mehrere Berichte nebeneinander laufen — im Alten Testamente die Bücher der Könige und der Chronica, im Neuen Testamente die Evangelien —, verheißt das Bibelwerk die gleichlaufenden Texte der Erzählungen in geeigneter Weise nebeneinander zu stellen, und wo sich in einem Buche verschiedene Bestandtheile finden, gleichfalls sich nur an das Buch zu halten. Wenn endlich die Zerlegung nicht zu einer Herstellung der geschichtlichen Wahrheit führt, gehört sie nicht für die Gemeinde, sondern für die Schule und muß von dieser als eine bloße Schulmeinung angesehen werden, mit welcher die Gemeinde nicht zu behelligen ist, denn sie kann diese nur verwirren.

Zu klarerem Verständniß gelangt Bunsen's Meinung über die Selbstauslegung der Bibel noch durch die darauf folgende Abweisung der andern Bibelschlüssel, welche in ebenso interessanter als zutreffender Weise S. CII—CXVII erfolgt. Zunächst heißt es S. XCIV:

> Eines gelehrten Schlüssels bedarf die große Masse der Gemeinden keineswegs: wohl aber bedürfen der Lehrstand und die Gebildeten eines solchen; da sie nun auch Glieder der Gemeinde sind und zwar die angesehensten, so muß der für sie gesuchte Schlüssel möglichst gemeindlich eingerichtet sein. Das große Ganze der Gemeinde darf dabei nie aus dem Auge verloren werden.

S. XCVII:

> Es treten uns für das gelehrte Verständniß zuvörderst zwei Systeme entgegen, welche einen feindlichen Gegensatz darstellen und doch beide nur durch ihren Gegensatz berechtigt sind zu bestehen. Das eine ist die scholastische Erklärung, welche gewöhnlich als die theologische bezeichnet wird; das andere die bei uns rationalistisch genannte, welche im gewöhnlichen europäischen Sprachgebrauch die philosophische heißt. Jene erklärt die Bibel aus ihrem kirchlichen Glaubenssysteme und für dieses System. Was nicht paßt in ihre Lehre, muß derselben gerecht gemacht werden. Die Lehre ist ihr maßgebend für die Auslegung der Bibel, obwol die Bibel angeblich maßgebend sein soll für die kirchliche Lehre.

Diese kürzere Formel findet ihre Erläuterung in dem der dogmatischen Auslegung gewidmeten Kapitel. Dieselbe sucht also die Bibel durch einen Lehrbegriff zu erschließen, und ihre Berechtigung findet Bunsen darin, daß die Bibel wirklich eine Geschichte der göttlichen Dinge ist, indem sie in geschichtlicher Weise Lehren und Aussprüche gibt über Wesen und Natur Gottes und sein Verhältniß zur Menschheit, sowie darin, daß wir durch die begriffliche Ausbildung des Geschichtlichen uns dessen erst recht klar bewußt werden. Diese Auslegung erkennt also einen bleibenden Gehalt in der Ueberlieferung der Bibel an. Damit jedoch, daß sie die Sprüche und Lehren zusammenfaßt oder vielmehr Haltepunkte für ihre fertigen Formeln in der Bibel sucht, sind ihre Mängel und die Unzulässigkeit dieses Verfahrens gegeben. Denn sie reißt den Spruch aus seinem geschichtlichen Zusammenhang und behandelt ihn blos als Begriff, sie scheidet nicht aus, was geschichtliche Form des Spruchs ist gegenüber der Idee oder der geistigen Anschauung, ja sie läßt alles, was sich ihr versagt, unberücksichtigt oder verdreht es. Im weitern Verlaufe der Ausführung wird der Gebrauch dieses Schlüssels und seine Folgen geschichtlich nachgewiesen, wobei allerdings die ruhige Darlegung zuweilen einer erregtern Sprache weicht, obgleich diese nicht überzeugender als jene wirkt. Indessen das räumt Bunsen der scholastischen Bibelauslegung ein, daß die rationalistische, welche er nun widerlegt, nicht nur voller Widersprüche ist, sondern noch mehr Bedenken gegen sich hat als jene. Zunächst allerdings erkennt er die geschichtliche Berechtigung des rationalistischen Bibelschlüssels in dem Gegensatze zur Tyrannei und Unkräftigkeit der scholastischen Bibelauslegung, seine allgemeine aber darin, daß er vernünftig sein und die Bibel vernunftgemäß auslegen will. Aber die Schrift ist für diesen Standpunkt ein von Menschen unter gegebenen Umständen, in gewissen Zeiten und Oertlichkeiten und für gewisse Zwecke geschriebenes Buch, welches nach den allgemeinen Regeln der Auslegungskunst erklärt werden muß als ein Buch jener Zeit, jenes Volks und Landes, während der ewige Gehalt für die christliche Gemeinde verloren geht. Ja es verschwand wirklich die Bibel allmählich so als heiliges Buch, zuerst der Alte Bund als rein jüdische Nationalüberlieferung, dann auch der Neue, ja selbst das bloße Evangelium. Zuletzt ging den Vertretern dieser Richtung die Person Christi selbst verloren, eine Gemeinde aber hatten sie kaum noch vorgefunden und jedenfalls die Ahnung ihrer erhabenen Würde und Bedeutung verloren. So zerstört also die rationalistische Auslegung, als endgültiger Grundsatz verfolgt, das Ansehen der Bibel als geschichtlicher Grundlage des frommen Bewußtseins.

Hieran reiht sich die Darlegung der theosophischen und pietistischen Bibelauslegung oder des mystischen Bibelschlüssels, welcher Name eigentlich der mysticistische heißen sollte und nur misbräuchlich auf die ganze Richtung

übertragen wird. Denn die wahre Mystik, deren Vertreter im 14. Jahrhundert am Rhein und Jakob Böhme auch von Bunsen als rein evangelisch bezeichnet werden, zeichnet sich im Gegentheil durch ihr Zurückgehen auf die Bibel aus und hat wie stets, so auch für die Bibelauslegung nur belebend und anregend gewirkt, was um so mehr ausdrückliche Erwähnung verdient, als das stark verwerfende Urtheil am Ende des Abschnitts nur den Mysticisten gelten kann. Diese Art der Bibelauslegung nennt Bunsen wie die älteste so die neueste, was er auch in der geschichtlichen Darstellung nachweist. Sie ist ihm jedoch die verkehrteste aller falschen, d. h. einseitigen Auslegungen, weil schwärmerisch und unwirklich, ungeschichtlich und unwissenschaftlich. Denn sie will das Aeußerliche und Geschichtliche begrifflich und geistig machen, tritt aber dabei die Grundsätze der geschichtlichen Erklärung und der philosophischen Auslegung mit Füßen. Sie erkennt zwar an, daß es einen bleibenden Kern, einen geistigen Sinn der geschichtlich erörterten Thatsachen gibt, eine bleibende Bedeutung der geschichtlichen Darstellung, aber die geschichtliche Betrachtung wird vernachlässigt, das rein Thatsächliche aus den Augen verloren.

Sie ist eine unvernünftige Art, die Vernunft nachzuweisen in dem Ueberlieferten, gerade wie die Traum- und Zeichendeuterei im Leben der Wirklichkeit, die Astrologie angesichts des gestirnten Himmels.

Um diese gänzliche Verwerfung zu erklären, bedarf es des nähern Eingehens auf die einzelnen Vertreter dieser Richtung, welches der Abschnitt gibt. Als eine besonders gefahrdrohende Erscheinung wird endlich noch der jüngste Ausläufer dieser Richtung, die scholastische Mystik der Gegenwart, bezeichnet und auf seine unheilvollen Folgen hingewiesen.

Also Eine Wahrheit hat jedes dieser Systeme, eine der drei Wahrheiten, deren Anerkennung für die biblische Auslegung Bunsen fordert und die wir vorhin anführten, aber durch einseitiges Betonen und ausschließliche Anerkennung dieser Wahrheit ohne die andern wird das System falsch. So bleibt denn nichts anderes übrig als zur Bibel selbst zu gehen. Die Gesammtanschauung der Bibel von Gott und Welt ist für die Gemeinde entscheidend und bewahrt ihr allein das christliche Gottesbewußtsein. Sie enthält nicht blos erbauliche oder lehrreiche Geschichte; sie gibt nicht blos Vorschriften für ein untergegangenes Volk, nicht Befriedigung blos für Bedürfnisse, die unser Geist und Herz nicht fühlt; sie ist nicht eine Legende.

Es ist demzufolge eine voraussetzungslose, aber christlich gläubige und geschichtliche Bibelauslegung, welche Bunsen fordert, und die er zwar nicht als die biblische schlechthin im Gegensatze zu jenen verworfenen drei bezeichnen kann, ohne sich einer petitio principii schuldig zu machen, aber der er allein Berechtigung zugesteht. Das ist unsers Erachtens mit jener Selbstauslegung der Bibel gemeint. Die Gemeinde soll sich die biblische Wahrheit aus der Bibel selbst aneignen und sich ihres Glaubens als biblisch begründet bewußt sein.

Dieser Theil der „Vorerinnerungen" bietet uns zugleich zu einer andern Bemerkung Veranlassung. Bei der Besprechung über den dogmatischen Bibelschlüssel finden wir nämlich die einzige Erwähnung eines Begriffs, der gerade für das Bibelwerk eine große Bedeutung hat, während wir seine Darlegung vermissen mußten. Es ist dies der Begriff der Inspiration mit den sich nothwendig anschließenden Fragen, worüber nur an dieser Stelle und zufällig bei der Abweisung der mechanischen Eingebung gehandelt wird, wenn wir von vereinzelten andern Stellen absehen, die gelegentlich oder indirect Verwandtes darbieten, aber den Gegenstand weder erschöpfen, noch eben wegen ihrer Kürze mögliche Misverständnisse ausschließen. Es ist dieser Mangel allerdings um so weniger zu rechtfertigen, als jener Begriff die Grundlage für manches ausführlich Behandelte bietet und erst bei klarem Verständniß über diese Fragen viele Aussprüche recht erfaßt und gewürdigt werden können, daß fast der Wunsch entsteht, es möchte die Besprechung umgekehrt vertheilt sein. Das führt jedoch zugleich auf eine andere Beobachtung, die gleichfalls nicht verschwiegen werden darf. Bunsen scheint nämlich von der Gemeinde eine fast gar zu günstige Meinung zu haben, insofern er ihr manches bietet und bei ihr ein Interesse dafür voraussetzt, was doch wol nur der Gelehrte zu beurtheilen und zu schätzen vermag. Es bezieht sich das Gesagte zunächst auf manches isagogisch und philologisch an sich Wichtige, dessen Studium und Prüfung aber die Gemeinde wol kaum durchführen kann, und dessen Anführung gemeindlichen Zwecken wol kaum entspricht. Vor allem aber bezieht sich dieses Urtheil auf die umfänglichen „Zeittafeln für die alttestamentlichen Geschichten" vom Auszuge der Israeliten aus Aegypten bis auf Alexander den Großen und mit einleitender chronologischer Uebersicht der Epochen und Zeiten der ägyptischen, assyrischen und babylonischen Geschichten. Bei aller Anerkennung von Bunsen's gründlichen Forschungen und reichem Wissen, die auch die Kürze dieser unserer Bemerkung nicht verringern soll, gedenkt doch vielleicht mancher bei Gelegenheit der ägyptischen Dynastien der Worte Ideler's: „Die Urgeschichte Aegyptens ist ein Labyrinth, zu welchem die Chronologie den Faden verloren hat." Gewiß aber fragt sich der Leser, ob das in ein Bibelwerk für die Gemeinde gehört. Es ist der Umfang des Werks ein so bedeutender, daß möglichste Ersparniß des Raums zur Pflicht wird, und diese Rücksicht muß sowol das Interessante vor dem Wichtigen zurücktreten lassen, als auch den Ausdruck möglichst präcis und einfach machen. Beides Wahrheiten, die sich auch bei den „Vorerinnerungen" aufdrängen. Hierzu kommt noch, daß des ganzen Werkes zweite Abtheilung, die Bibelurkunden umfassend, d. h. die Herstellung und Zusammenstellung einzelner urkundlicher Texte mit geschichtlicher Erklärung und Auslegung, gleichfalls einen ziemlichen Umfang haben soll, nämlich drei Bände. So wichtig und interessant gerade die hierin behandelten Fragen über die Entstehung und die Verfasser der einzelnen Bücher dem protestantischen Leser sind, so müssen wir doch nach diesem

Umfange eine ausführlich wissenschaftliche Darstellung annehmen, die gleichfalls ein gelehrtes Publikum voraussetzt. Es wäre vielleicht in den „Vorerinnerungen", die auch einzelnes davon gehen, eine Stelle hierfür gewesen, die allerdings nur einen geringen Theil des Verheißenen enthalten konnte, der aber bei recht präciser Fassung dem Bedürfnisse der Gemeinde entsprochen haben würde. Es sind dies beides Umstände, die im eigenen Interesse des Werks nicht bemäntelt werden durften, da bei einem gemeindlichen Bibelwerke die möglichste Präcision des Ausdrucks und Begrenzung des Gebotenen schon wegen der Verbreitung des Werks nicht genug berücksichtigt werden können. Bei den wol hinlänglich bekannten und beklagten Verhältnissen unsers lesenden Publikums ist aber die prosaische Frage nach dem Preise des Werks freilich ein Umstand, der den Freunden desselben manche Befürchtung erregen muß. Wer es weiß, wie der deutsche Leserkreis selbst bei geringern Ansprüchen sich schnell verengert, wie geistige Interessen, ja Bedürfnisse bei deutschen Lesern eine wirklich beschämende Zähigkeit finden; wer es weiß, wie wenig Familien dem Ankauf von Büchern eine feste Stelle im häuslichen Budget anweisen, der wird sich fragen, wie es hier gehen soll. Es hat die Klage über diese Zähigkeit ihren Grund in der ganzen Zeit. Ist der Umfang des lesenden und seine Lectüre auswählenden Publikums gewiß nicht zu überschätzen, so ist die Zahl der Käufer wol noch geringer. Die bürgerliche Stellung oder zufällige Umstände mögen eine mäßige Büchersammlung mancher Familie geben und man darf darin auch nicht zu schwarz sehen, unberücksichtigt aber wird dieser Umstand wol nicht bleiben dürfen. Aber doppelt ungern verweilt man hierbei diesem Werke, diesem Manne gegenüber, und hoffen wir vielmehr, daß vor allem die Sache und dann die Begeisterung des Verfassers für die Sache auch des Publikums Zähigkeit überwindet.

Der Fortschritt, den das Werk macht in Bezug auf den Standpunkt wie die Uebersetzung, ist freudig begrüßt worden. Alle bisherigen Schriften des Verfassers, namentlich seine „Zeichen der Zeit", sowie „Gott in der Geschichte", an die sich der Inhalt der „Vorerinnerungen" in mehrfacher Weise anschließt, besonders in Bezug auf Bunsen's geschichtsphilosophische Ansicht, sind nur Vorbereitung und Vorläufer des Bibelwerks gewesen. Die Theilnahme, die jenen geworden ist, muß sich daher in diesem gipfeln, wie auch der Kampf, den jene hervorriefen, hier erneut und erhöht worden ist und werden muß. Bunsen verdient diese Theilnahme, wie er den Kampf nicht scheut, der seinerseits nur zur Sonderung und Klärung beitragen wird. Die Aufgabe, die sich das Werk gestellt, ist eine hohe. Möge sein Reichthum vielfach ausgebeutet werden zur Belehrung und Anregung für denkende und strebende Geister, für gläubige Gemüther zur Erbauung und Förderung, für die Gemeinde zur Stärkung und zum Segen! 38.

Norwegen.

Der Telegraphendraht, die metallene Schlagader des Zeitgeistes, hat Länder und Völker einander nahe gerückt. Gedanken werden heutzutage, wie ehemals Passagiergut, allein weiter expedirt, Gedanken können nicht im Meere versinken, nicht von Stürmen verweht werden; sie verwirklichen die alte Phönixsage, sie verjüngen sich im Sterben und die Welt zieht dann ein neues Kleid an. Die Gedanken sind eigentlich fortwährend auf Reisen, sie sind Touristen, die sich im Hotel à l'Univers gegenseitig verdrängen; sie sind hohe Herren, die mit Extrazügen ankommen. Die vollständige Befriedigung aller jener Bedürfnisse, die das reisende Publikum hat, der überhandnehmende Comfort, der sich bereits in Europas fernste Gebirgswinkel eingeschlichen, macht es nothwendig, daß der Dame Bequemlichkeit vorgearbeitet werde. Dies ist das Geschäft der gedruckten „Wegweiser" und Eisenbahnbücher. Kaum will sich ein Gentleman ohne solches in einen Waggon setzen, oder die Kajüte eines Dampfers betreten. Eines der interessantesten dieser Art Bücher ist wol folgendes:

1. Nach Norwegen! von F. Mehwald. Leipzig, Lorck. 1858. 8. 10 Ngr.

Der Verfaßer, der, wenn er nicht wirklich Mann der Wissenschaft sein sollte, sich jedenfalls in geognostischer, botanischer und zoologischer Hinsicht schöne Kenntnisse erworben, hat nach dreimaligem Besuche der Skandinavischen Halbinsel seine mit scharfer Beobachtungsgabe gesammelten Erfahrungen in dem oben angezeigten Werke niedergelegt. Gleich das erste Kapitel der ersten Abtheilung: „Meer und Felsen", ist für jeden denkenden Kopf so anziehend geschrieben, die darin über den so merkwürdigen Malstrom, den Mehwald originell Norwegens Fundament, Erhalter und Versorger nennt, angestellten Reflexionen sind so spannend, daß im Leser augenblicklich der Wunsch rege wird, mit all diesen Naturwundern näher bekannt zu werden. Mit nicht schwächerm Interesse liest man das zweite Kapitel: „Die Einwohner", worin die Normänner, unsere zum germanischen Volksstamme gehörenden Nachbarn, als Männer von echtem Schrot und Korn, in denen die Tugenden der alten Deutschen noch fortleben, mit gewandten Pinselstrichen dargestellt werden. Welch hohen, sittlichen Begriff diese ganz unverdorbenen Menschen vom Eigenthumsrechte haben, beweist sehr schön folgendes Erlebniß des Verfaßers: „Am untern Lougenflusse, wo das Bauholz schon selten ist, sah ich auf allen Felsen im und am Flusse Balken und Planken, welche bei Hochwasser herabgeflößt und beim Fallen des Wassers liegen geblieben waren. Da sich niemand um dieses Holz kümmerte und Jahre vergehen, ehe es durch den Lougen und Glommen an den Ausfluß am Christianiafjord gelangt, bemerkte ich einem Normann: daß auf dem etwa vierzig Meilen langen Flußwege von dem vielen angeschwemmten Holze mangels aller Aufsicht leicht könne welches gestohlen werden. Fast unwillig entgegnete der Mann in seiner Sprache: «Wie könnte dies jemand thun? es ist ja nicht sein Eigenthum!»" Viele, selbst für die gelehrte Welt wichtige Andeutungen gibt der Verfaßer in dem Kapitel über die klimatischen Verhältnisse. Unter anderm sagt er: „Im Süden Norwegens, wo zwar kein ewiger Tag herrscht, wo man aber doch vom April bis Ende August auch bei wolkenfreiem Himmel weder Mond noch Sterne sieht und um Mitternacht bequem bei nächtlicher Helle die Zeitungen lesen kann, hat die fortwährende Einwirkung des Lichts entschiedenen Einfluß auf die klimatischen Verhältnisse, was sich in der Triebkraft aller Gewächse, in der Ausdünstungsentwickelung der Pflanzen und in den atmosphärischen Erscheinungen beim Aufhören der ununterbrochenen Lichteinwirkung deutlich zeigt. In fruchtbaren Jahren, wie 1857 in Norwegen war, wachsen (sogar bis unter den 70. Grad hinauf) die Erbsen binnen 24 Stunden 3 Zoll, die Kürbisse ebenso weit, die Gerste 2½ Zoll und so im Verhältniß die Triebe der Sträucher und Bäume. Die Ausdünstung der Gewächse mittels ununterbrochener Einwirkung des Lichts wird man im Binnenlande Norwegens nicht nur durch die Geruchsnerven, sondern auch durch die Lunge und das kör-

verliche Wohlbefinden gewahr. (Dieser Ausdünstung schreibe ich hauptsächlich die Größe, Kraft, Ausdauer und Gesundheit der Normannen zu.) Der größte Theil Norwegens ist mit Birken bestanden. Die Birke haucht aber bekanntlich unter den sommerlichen Licht- und Wärmeeinwirkungen so viel Sauerstoff aus, daß man überall, wo Forstwirthschaft rationell betrieben wird, die Kieferwälder mit Birken plattirt, um durch die Birkenausdünstung die Kieferraupe abzuhalten. Für die menschliche Constitution ist der Sauerstoff Lebensprincip und mithin sind die norwegischen Birkenthäler im Sommer durch die fortwährende Entwickelung des Sauerstoffs mittels Einwirkung des Lichts gänzlich und unausgesetzt mit diesem Lebensprincip erfüllt" u. s. w.

Der zweite Theil ist ein Wegweiser für Reisende durch Norwegen. Der Verfasser beschreibt zuerst den Weg nach dem Nordcap, wozu er bemerkt, daß es vornehmlich in Norwegen die Landreisen sind, welche noch die Reiseromantik in vollem Maße bieten. Sehr charakteristisch ist sein Bericht über die großen Bauern, von denen einzelne mehr als 20—30 Quadratmeilen Landes stolz ihr eigen nennen. Die an und auf dem Doore wohnenden Familien Tafte, Hjörkin und Kongsvald sind für den Reisenden nicht nur bemerkenswerth, weil man sehr gut bei ihnen logirt, sondern auch weil es Königsfamilien sind. Sie leiten ihren Ursprung von König Harald Haarfager ab, haben alle Hausgesetze, wie die deutschen Königsfamilien in Bezug auf ebenbürtige Heirathen, Erbrecht u. s. w. und handhaben diese Gesetze sehr streng. Im übrigen unterscheiden sie sich wenig von den andern Bauernfamilien. Von dem „höhern Bewußtsein" der Tafte, welche in einem sehr großen Hofe auf einer Bergzinne unter Hjörkin wohnen, erzählt man sich folgenden sehr hübschen Zug: Als König Karl Johann von Schweden nach Drontheim zur Krönung fuhr, nahm er bei Tafte Nachtquartier, wie auch alle Reisende bei einer der drei obengenannten Familien zu übernachten suchen. Der alte Tafte stand an seiner Hausthür und empfing Karl Johann mit der norwegisch-gemüthlichen Anrede: „Obgleich kein königliches Blut in deinen Adern fließt, so heiße ich dich doch im Hause eines Königssohns von Herzen willkommen. Gehabe dich wie in deinem Eigenthume!" Aus der wirklich pompösen Schilderung der eigenthümlichen Felsformationen und der Fata-Morgana am Horizonte der Träneninseln heben wir blos folgende Stelle aus, für die sich Mathematiker und Geometer besonders interessiren dürften: „Man sieht mit Bangen das Schiff in die engen Irrgänge zwischen den vielen Felseninseln einlaufen, weil man keinen Ausgang bemerkt; oder man schaut ungeheuere platte Wände (wie wenn sich ein senkrechter Berg gespalten und die eine Hälfte ins Meer stürzte), oder man bemerkt das Wunderbarste, die vollkommensten Naturkegelschnitte. Letztere sind fast merkwürdiger als die meisten andern Bergformen. Denn wenn man an verschiedenen Orten Bergkegel sieht, deren Höhe einst bedeutend war, wie sie theils wagerecht, theils schräg und platt wie ein Seifenkegel abgeschnitten wurden, so fragt man sich, wie und auf welche Weise führte die Natur den tadellosen Kegelschnitt aus, und wie sind die regelmäßigen Kegel überhaupt entstanden?" Daß all diese seltsamen Erscheinungen auf den Nordländer den mächtigsten Einfluß ausüben, daß sie namentlich gegen Lappland hinauf, wo die Mitternachtssonne so gewaltig auf die Pole des Lebensprincips influirt, seinen Körper stählen, abhärten und zu ungewöhnlicher Thätigkeit und Kraftanstrengung befähigen, darf uns nicht wunder nehmen. „Während des ewigen Tags scheinen die Nordländer keines Schlafs zu bedürfen, denn sie arbeiten fast ununterbrochen, und fragt man, wann sie schlafen? so antworten sie: schlafen können wir in der ewigen Nacht genug." Als zweite Hauptreiseroute beschreibt der Verfasser mit gewandter Feder die Tour von Christiania nach den bergenschen Hochgebirgen. Mit besonderer Vorliebe schildert er die wildromantischen Felsenformationen mit den großartigen Wasserfällen, wie sie in solcher Menge und Fülle kaum ein zweites Land des Erdballs außer Norwegen aufzuweisen hat. Man höre z. B.: „Zwei von verschiedenen Bergen bei Oeyn-kirke etwa 500 Fuß als Schaum herabrauschende Bergflüsse treffen auf dem Punkte, wo sie sich vereinen, auf eine gemeinsame Felsebene, von welcher sie dann zusammen etwa 100 Fuß herabstürzen und unten im Kessel auf eine emporstehende Felsspitze treffen, sodaß sich der Wasserstrom wie ein ungeheuerer Pilz theilt und das ganze untere Thal in Dunst- und Dampfwolken hüllt. Wenige Schritte davon fällt die Wassermasse in den Lila-Mjösen, ein Wasserbecken ringsum mit 4—5000 Fuß hohen Bergen umgeben und von oben gesehen, von wunderbarer Schönheit." Wir können uns kaum erinnern, je ein Touristenbuch mit solcher Spannung und Aufmerksamkeit gelesen zu haben, und nie hat eins derselben in uns den Wunsch, das betreffende Land zu sehen, so rege gemacht, als gerade dieses. So sei es denn auch der deutschen Lesewelt auf das wärmste empfohlen!

Norwegische Zustände bilden wenigstens den Hintergrund in folgender Novellensammlung:

2. Leben und Lieben in Norwegen. Vier Novellen aus dem norwegischen Volksleben von Theodor Mügge. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Umstand, daß in allen vier Novellen ein verliebtes Paar figurirt, ein Nebenbuhler beseitigt und dies oder jenes Hinderniß überwunden werden muß, bis das abgedroschene „Sie kriegen sich" zur Geltung kommt, dieser Umstand verleiht den Novellen einen starken Anstrich von Eintönigkeit. Mügge's Erfindungsgabe, weniger sein Erzählungstalent, scheint sich erschöpft zu haben; kein Wunder, wenn man, wie er, die Bücher aus dem Aermel schüttelt! Schablonenarbeit straft sich immer selbst. Konnte er sich denn nicht wenigstens in einer dieser Erzählungen, die im Lande der felsenfesten Normänner spielen, sich alles weichherzigen Liebesgewinsels enthalten? Soll das männliche Element in unserer luxuriösen Zeit wol ganz vor dem weibischen Schnickschnack mucken und ducken? Sind die parfümirten, nervenschwachen Salondamen wirklich jetzt allein in der Welt die soi-disant ästhetischen Kunstrichter, vor deren zimperlichen Launen der Schriftsteller knechtisch den Nacken beugen muß? Sind sie's? Dann gute Nacht, Aesthetik! Man mag A. W. Schlegel's, Rumohr's oder Tieck's Ansichten über die moderne Novelle theilen oder nicht, so wird man doch stets zugeben müssen, daß die Hauptpointe der Novelle darin liege, einen neuen — schon das Wort weist darauf hin — oder doch wenigstens interessanten Gedanken poetisch aufzufassen und künstlerisch festzuhalten. Ist dies bei Mügge zu finden? Wir glauben, wir können antworten: sehr selten! Es ist ihm nicht möglich, sich kurz zu fassen; daher entbehren seine Producte jene reizende Leichtigkeit, jenes wohlthuende Behagen, jenen feinen Takt, ohne den keine gute Novelle bestehen kann. Wie ganz anders springt uns das norwegische Leben mit seinen gewaltigen Naturscenen in Steffens' herrlicher erster Novelle: „Die vier Norweger", in die Augen! Wie matt und abgeklatscht dagegen bei Mügge! Bei Steffens, welche Tiefe, welch geistiger Reichthum, welch eine Kenntniß des Menschenherzens! Bei Mügge, welch eine Oberflächlichkeit, modern-flitterhafte Seichtigkeit und hohle Phrasenmacherei! Die erste: „Der Schütz von Senjenoe", mahnt stark an Situationen, die uns Mügge schon im „Afraja" aufgetischt; wir wenigstens sind kein Freund von aufgewärmten Gerichten; vielleicht ergeht es andern Lesern dabei besser. Die zweite Novelle: „Henrik Dartley", hat das Verdienstvolle, daß sie von der Mitte an bis gegen den Schluß hin immer interessanter und lebendiger wird. Die Gefangennehmung Dartley's und seine überraschende Befreiung sind mit glänzenden Farben geschildert und mögen für die Mängel der Introduction allenfalls entschädigen. Die dritte: „Rinkan-Voß", ist eine langweilige Liebesgeschichte, die der Leser getrost überblättern kann. Die vierte und letzte: „Signa, die Sennin", ist unsers Bedünkens die beste von allen, obgleich die Hauptperson Signa eine Nebenperson ist.

Ihr Inhalt, gedrängt im Auszuge wiedergegeben, dürfte ungefähr folgender sein: Eduard Falkland, ein feingebildeter junger Mann aus Christiania, der sich der Malerkunst widmete, reist ins norwegische Hochgebirge, theils um Studien nach der Natur zu machen, theils um seine Muhme Emma, die auf dem Landsitze ihres Vaters Halbart Mare lebt, nach Jahren wiederzusehen. Ehe er das Gut erreicht, trifft er zufällig mit Grimmur Skalden, einem derben Holzhändler, der sehr geneigt zur Ironie ist, unterwegs zusammen. Eduard ärgert sich über Grimmur's Sticheleien. Angekommen an Ort und Stelle, vom alten Vetter Halbart normännisch gastlich aufgenommen, kann sich Eduard trotz Emma's Freundlichkeit doch nicht verhehlen, daß sich die schöne, kaum aufgeblühte Jungfrau viel zurückhaltender gegen ihn benehme, als in verrauschten Jugendzeiten. Eduard's stille Neigung zu ihr erleidet einen gewaltigen Stoß, wie er in dem höhnischen Grimmur einen, wie es scheint, begünstigten Nebenbuhler entdeckt. Auf einem Spaziergange ins Gebirge wagt Eduard seinem beklommenen Herzen Luft zu machen und dem schüchternen Mädchen endlich seine heiße Liebe zu gestehen, und hört mit Staunen und Freuden, daß sie erwidert werde; jedoch benimmt ihm Emma alle Hoffnung, da der Vater wünscht, daß sie mit dem reichen Grimmur eine Verbindung eingehe. Die Reibung zwischen beiden jungen Männern wird von Tag zu Tag stärker; trotzdem heuchelt Grimmur stets doch eine freundschaftliche Gesinnung für Eduard, den er einladet, mit ihm den Fortunensteg, der zu großartigen Scenerien des Hochgebirgs halsbrecherisch hinanführt, zu besteigen, wobei er ihm leise Andeutungen über das freie, wilde Leben der schönen Senninnen gibt. Eduard schämt sich nach Grimmur's beißenden Spötteleien über Furchtsamkeit, die gefährliche Alpenpartie abzulehnen; doch empfängt er glücklicherweise durch eine Magd Emma's kurz vor dem Weggehen heimlich einen Zettel, worauf letztere die Worte geschrieben: „Er führt Böses gegen dich im Schilde, sei auf deiner Hut, geliebter Eduard!" Dieser ist so ehrlich den Zettel Grimmur zu zeigen und zu sagen: „Ich denke besser von Ihnen." In Grimmur's Herzen kocht die Wuth über den Ausdruck: „geliebter Eduard". Sie klettern immer höher, erreichen eine Felswand, von der sich ein prachtvoller Wasserfall tosend in die Wildschlucht stürzt. Grimmur lockt den Fremden bis an den Rand des Abgrundes und hebt in rascher Bewegung seinen Arm. Eduard, eingedenk der Warnung, springt schaudernd zurück; nun stehen sich die zwei Männer feindlich gegenüber. Grimmur spricht: „Hört an, was man sich von meinem Großvater Thorkel Skalden erzählt. Er liebte ein Mädchen, so schön wie Emma, und hatte einen Nebenbuhler, wie ich. Da ging er mit diesem hieher an diese Stelle und sie kamen überein, um die Braut zu kämpfen, bis es dem Sieger gelänge den Gegner in die Schlucht hinabzustürzen. Mein Großvater kam von den Fortunfjellen frisch und stolz herunter, kein Menschenauge hat je den wiedergesehen, der mit ihm hinaufgegangen war." Nach einigen Bedenklichkeiten geht Eduard, um den Schimpf der Feigheit von sich abzuweisen, den seltsamen Kampf ein. Die Männer ringen auf Leben und Tod. Plötzlich erscheint auf einer Felsklippe, wie in den Wolken, Signa, die Sennin, die beiden verstohlen gefolgt, und ruft Grimmur zu, daß sie ein Kind von ihm unter dem Herzen trage. Der Normann steht beschämt und verspricht Signa zu heirathen. Eduard und Emma „kriegen sich". Die ganze Erzählung ist gelungen zu nennen; nur mahnt das Erscheinen der Sennin doch zu stark an einen theatralischen Knalleffect. Das konnte sie ja bereits in der Sennhütte sagen.

Emanuel Raulf. *)

Der General von Winterfeldt.

Hans Karl von Winterfeldt und der Tag von Moys am 7. September 1757. Görlitz, Heinze und Comp. 1857. Gr. 12. 15 Ngr.

Die hundertjährige Wiederkehr des Tages, an welchem der General Winterfeldt bei Moys gefallen, hat der zahlreich in Preußen blühenden Familie von Winterfeldt Veranlassung gegeben, die Leiche aus der Gruft, wo sie bisjetzt gestanden, mit Genehmigung des Königs nach Berlin schaffen und auf dem Militärkirchhofe, wo so viele Helden berühmten Namens ruhen, bestatten zu lassen. Diese Feier hat auch das vorliegende kleine Schriftchen in das Leben gerufen: es soll dem Helden einen Denkstein setzen und zugleich die von seinen zahlreichen Gegnern auf ihn geworfenen Schattenseiten als unwahr darthun.

Hans Karl von Winterfeldt, am 4. April 1707 auf Vanselow in Vorpommern, dem Gute seines Vaters, geboren, trat 1720 als Junker in das Kürassierregiment Winterfeldt und avancirte 1722 zum Cornet. Bei einer Musterung fiel dem König Friedrich Wilhelm I. sein stattlicher Wuchs und sein angenehmes Aeußere auf, sodaß er als Lieutenant zu dem Grenadiergarde-Bataillon versetzt wurde, wo er, bald zum Adjutanten befördert, sich das größte Vertrauen des Königs erwarb. Im Jahre 1732 erhielt er den Auftrag, mit einigen Unteroffizieren nach Petersburg zu gehen, um dort neue Truppen auf den Wunsch der Kaiserin Anna ausbilden zu helfen; sie versprach dem König dafür 800 große Leute für seine Garde zu schenken. Er fand dort im Hause des Feldmarschalls Münnich, seines Oheims, die liebevollste Aufnahme und verlobte sich mit der Tochter der Gräfin Münnich aus erster Ehe: Julie von Malzahn, Hofdame der Großfürstin Elisabeth. Die Vermählung fand einige Zeit später statt. Nach seiner Rückkehr blieb er zu dem König in demselben Verhältnisse und begleitete 1734 den Kronprinzen, der seinen Umgang gesucht hatte, an den Rhein, um dort unter Eugen von Savoyen den Krieg kennen zu lernen. Beim Regierungsantritte Friedrich's wurde er zum Flügeladjutanten mit Majorsrang ernannt und im December 1740 als Gesandter nach Rußland geschickt, um ein Vertheidigungsbündniß zu Stande zu bringen, was ihm, wenn auch nur momentan, gelang. Von dort zurückgekehrt, erhielt er das Commando eines Grenadierbataillons, mit welchem er 1741 bei der Einnahme von Glogau war und in der Schlacht von Mollwitz zwischen den Schwadronen des ersten Flügels stand, wo er sich durch kaltblütiges Abschlagen der feindlichen Reiterei auszeichnete. Das Gefecht von Rothschloß am 17. Mai, in welchem er eine feindliche Abtheilung überfiel und zersprengte, brachte ihm, noch im Juni, rasche Beförderung zum Oberstlieutenant und Obersten (nach einigen gleich zum Obersten) mit vordatirtem Patent. Bei diesem Gefecht stand Ziethen, obwol schon Oberstlieutenant, unter Winterfeldt's Leitung, von welcher Zeit an ihre Feindschaft beginnt. Der Verfasser sagt freilich, daß Ziethen auf Winterfeldt's Bericht zum Befehlshaber sämmtlicher Husaren ernannt worden sei und schiebt alle Schuld der Feindschaft auf Ziethen: wer aber den Charakter dieses Helden kennt, mag doch nicht recht daran glauben. Im Feldzuge von 1742 brachte er mit einer vom General Derschau befehligten Abtheilung — wiederum dasselbe Verhältniß — die Grafschaft Glatz zur Ruhe, kehrte

*) Dieses Referat und einige andere, die ihm in nächster Zeit folgen sollen, waren leider die letzten Geistesarbeiten des Verfassers. Emanuel Raulf, mit seinem wirklichen Namen Rudolf Wickerhauser, Bruder des rühmlich bekannten Orientalisten Professors Moritz Wickerhauser in Wien, starb an den Folgen eines Blutsturzes zu Leipzig am 19. December 1858. Unsere Leser kennen ihn aus seinen Kritiken über belletristische Erscheinungen, namentlich über lyrische Poesien und Dialektdichtungen, welche d. Bl. seit einer Reihe von Jahren aus seiner Feder erhielten und veröffentlichten, als einen Schriftsteller, dessen Denk- und Schreibweise nicht ohne eigenthümliches Gepräge war. An selbständigen Publicationen erschienen von ihm eine Gedichtsammlung unter dem Titel: „Granit und Marmor" (Leipzig 1854) und eine Novellensammlung unter dem Titel: „Aus der Mappe eines Kosmopoliten" (Leipzig 1857), worüber man unsere Berichte in Nr. 47 d. Bl. f. 1854 und in Nr. 11 f. 1857 vergleichen möge. Mit ihm ging nicht nur ein Talent, das allerdings seine Besonderheiten hatte, sondern, was in dieser Welt noch mehr bedeuten will, ein ehrenhafter und rechtschaffener Charakter von hinnen. D. Red.

dann nach Böhmen zurück und wurde hier mit 300 Husaren und sechs Grenadiercompagnien befehligt, den anrückenden Feind zu recognosciren; er brachte die wichtige Nachricht vom Anmarsch der feindlichen Hauptarmee, der die Schlacht von Czaslau und dadurch den Frieden von Breslau herbeiführte. Während der Kriegspause blieb Winterfeldt, zum Generaladjutanten ernannt, an der Seite des Königs. Beim Ausbruch des zweiten Schlesischen Kriegs hatte er in Sachsen den Durchmarsch zu vermitteln und kam erst nach der Einnahme von Prag wieder zur Armee, wo er anfangs einen Beobachtungsposten bei Thein, dann aber die Deckung des Magazins von Leitmeritz bis zum Rückzuge nach Schlesien übernahm. Während der Winterpostirung blieb er beim Generallieutenant Dumoulin. Als der König im Frühlinge 1745 bei dem drohenden Einfall des Feindes seine Streitkräfte zusammenzog, erhielt Winterfeldt den Auftrag, „wegen seiner ausgezeichneten Thätigkeit“ mit dem Corps des Generals Hautcharmoy den Neckereien der feindlichen leichten Truppen in Oberschlesien Einhalt zu thun. Er entledigte sich dieses Auftrags, wie eines zweiten bei Hirschberg und Landshut, glänzend. Das Treffen von Landshut ist ausführlich in unserer Schrift geschildert. Bei Hohenfriedberg war Winterfeldt wiederum bei Dumoulin's Avantgarde. Der Verfasser thut ihm aber doch zu viel Ehre an, wenn er consequent schreibt: „Winterfeldt und Dumoulin“; so war das Verhältniß keineswegs. Der König verlieh Winterfeldt bald nachher die Amtshauptmannschaft von Tapiau mit 500 Thlrn. Einkünften. In Böhmen wurde er während des Sommers zu mehreren Unternehmungen verwendet; er maskirte durch eine Aufstellung bei Reichenau den Marsch des Königs von Königingrätz nach Chlum, deckte einen bedeutenden Wagentransport, der aus Schlesien kam, entsetzte das in Neustadt eingeschlossene Grenadierbataillon Tauentzien und vertrieb den Parteigänger Trenck, der bis Landshut streifte. Deshalb war er nicht bei der Schlacht von Sorr. Nach dem Rückmarsch nach Schlesien leitete er im October noch einen Einfall des Generals Nassau in Mähren, und befehligte dann ein Beobachtungscorps bei Greiffenstein, von wo er dem König wichtige Nachrichten über das Vorrücken der Sachsen in der Lausitz sandte. Bei der Offensive gegen dieselben führte er die Vorhut. Auch hier, bei dem Gefechte von Katholisch-Hennersdorf war Ziethen wieder unter Winterfeldt's Befehl gestellt, worüber er sich beim König beschwerte. Der Brief, den er darauf von Friedrich erhielt, ist bekannt und auch hier abgedruckt; er konnte aber den Grollenden nicht beschwichtigen. Winterfeldt mußte nachher, als der König einen Theil seiner Armee Quartiere beziehen ließ, mit einem Detachement nach Schlesien abrücken, um den feindlichen Streifzügen im Gebirge ein Ende zu machen. Unterdessen erfolgte die Schlacht von Kesselsdorf und der Friede.

Ueber das Leben Winterfeldt's während der elf Friedensjahre sind nur wenige Nachrichten vorhanden. Ein neues Feld der Thätigkeit eröffnete sich ihm in der Diplomatie. Seiner Gewandtheit gelang es, „durch Bestechung und andere Mittel der List und Verstellung“ Abschriften der wichtigen Documente zu erhalten, welche den König von den Planen seiner Gegner in Kenntniß setzten. Im Jahre 1756 empfing Winterfeldt die Beförderung zum Generallieutenant und den Schwarzen Adlerorden, auch wurde er zum Gouverneur von Kolberg und Chef des Infanterieregiments Nr. 1 ernannt. Die Inhaberstelle war zwei Jahre erledigt gewesen und daher eine Summe von 10000 Thalern aufgesammelt, welche aber Winterfeldt an die Offiziere und Mannschaften seines Regiments, die einer Unterstützung bedurften, uneigennützig vertheilte. Als die Zeit zum Handeln gekommen war, berief der König Schwerin, Winterfeldt und Retzow zu einer geheimen Besprechung nach Potsdam, um ihre Meinung zu hören, ob er über den Feind sogleich herfallen oder die Ereignisse abwarten solle. Winterfeldt war für das erstere, wozu auch der König schon längst entschlossen war. Angeblich seiner Gesundheit wegen ging er hierauf nach Karlsbad, in Wahrheit aber in geheimer Mission nach Sachsen und Böhmen, um zu recognosciren und konnte von dort ausführliche Berichte vorlegen. Darauf erfolgte der Einmarsch des Königs in Sachsen. Hier rieth Winterfeldt das Lager bei Pirna sofort zu erstürmen; der König wollte aber noch versuchen, das sächsische Cabinet durch Unterhandlungen zu gewinnen, welche Winterfeldt, wiewol vergebens, führte. Als dann der König gegen das österreichische Entsatzheer nach Böhmen vorrückte, wurde Winterfeldt als sein Vertrauter dem Markgrafen Karl beigeordnet, welcher die engere Einschließung des Lagers bewirken sollte. Auch hier entstanden Mishelligkeiten, welche noch erhöht wurden, als Winterfeldt eine Anordnung des Markgrafen eigenmächtig änderte und der letztere vom König streng getadelt wurde. Winterfeldt schloß dann im Auftrage Friedrich's nach der Schlacht von Lowositz die Capitulation mit Rutowski ab, rieth aber vergebens, die Sachsen nicht gewaltsam der preußischen Armee einzuverleiben. Während der Winterquartiere stand er mit sieben Bataillonen, einem Dragonerregiment und 500 Husaren bei Landshut, um diese Gegend zu decken und des Feindes Plane und Rüstungen für den nächsten Feldzug durch geheime Forschungen zu ermitteln, worüber er mit dem Könige einen sehr lebhaften Briefwechsel führte.

Bei der Eröffnung des Feldzugs von 1757 führte er eine der fünf Colonnen, in welchen Schwerin's Armee aus Schlesien in Böhmen einrückte, nach der Vereinigung derselben die Avantgarde. Nachdem Schwerin mit der Armee des Königs vor Prag zusammengestoßen war, begleitete ihn Winterfeldt bei der Recognoscirung, welche bekanntlich die abgelassenen, ungangbaren Teiche, die mit Hafer besäet waren, für Saatfluren ansah und dadurch die Truppen in Terrainhindernisse verwickelte, die sie unter dem feindlichen Feuer nur mit dem größten Verlust passiren konnten. Die Schuld ist Winterfeldt allein aufgebürdet worden; der Verfasser sagt: Schwerin's Adjutant habe berichtet, daß der Feldmarschall sie in Begleitung Winterfeldt's unternommen habe. Diesen Bericht vermissen wir aber. Winterfeldt überschritt jene Sümpfe mit den ersten Truppen und rückte trotz des mörderischen Kartätschenfeuers über Sterboholy hinaus, wurde aber hier durch einen Schuß am Halse vom Pferde geworfen. Die Truppen flohen; er eilte, von kurzer Betäubung erholt, ihnen blutend und zu Fuß nach und traf auf Schwerin, der ihm sein Handpferd geben ließ, um ihn zurückbringen und verbinden zu lassen. Er konnte also den schwer erkauften Sieg nicht theilen. Von der Wunde wurde er bald geheilt, trotz des einen Glases Wein, das ihm der Arzt täglich erlaubt, während er aber zu dessen Schrecken eins von riesiger Größe gebraucht hatte. Prag war unterdessen eingeschlossen; der König hoffte mit der Stadt auch den darin eingeschlossenen größern Theil der feindlichen Armee zu gewinnen und Winterfeldt hatte ihm bereits einen Entwurf zur Einverleibung derselben eingereicht, in welchem der bei den Sachsen geschehene Fehler, ganze Regimenter zusammenzulassen, vermieden werden sollte. Daun's Anmarsch und die Schlacht von Kolin vereitelten aber diese Hoffnungen. Winterfeldt war dem Feldmarschall Keith, der das Belagerungscorps befehligte, zur Seite geblieben. In gleichem, wenig beneidenswerthem Verhältniß wurde er nach der Aufhebung der Belagerung dem Prinzen August Wilhelm beigegeben, als dieser den Befehl über die nach der Lausitz sich zurückziehenden Truppen erhielt. Der Prinz hatte ihn immer ungern gesehen und erbat sich vom König noch den General Schmettau als Rathgeber, der mit Winterfeldt in sehr gespanntem Verhältniß stand. So mußten die unangenehmsten Zerwürfnisse folgen. Zum Unglück war der König von der irrigen Annahme beherrscht, daß die Hauptarmee des Feindes ihm folgen und sein Bruder nur geringere Kräfte gegen sich haben werde; es war aber umgekehrt. Winterfeldt hatte dem Prinzen die Stellung von Leipa vorgeschlagen, diese bewährte sich gut. Aber die Operationen des Feindes in Flanke und Rücken bewogen den Prinzen zum Rückmarsche nach Gabel, welcher jedoch, weil dieser Paß schon verloren war, nicht dahin, sondern auf schwierigen Gebirgswegen über Georgenthal nach Zittau angetreten wurde. Winterfeldt hatte die Avantgarde, die ihm bestimmt war, an Schmettau abtreten müssen, der zwar

Zittau erreichte, hier aber, noch ehe der ihm zur Unterstützung nachrückende Winterfeldt und der Prinz ankamen, mit allen Vorräthen von den Oesterreichern eingeschlossen wurde. Winterfeldt befreite ihn, indem er sich mit einigen Grenadierbataillonen kühn zwischen die Stadt und das feindliche Lager stellte; doch mußte, nachdem der Feind Zittau in Brand geschossen hatte, der weitere Rückzug angetreten werden, welcher dem Prinzen die höchste Ungnade des Königs zuzog. Winterfeldt mußte, auf ausdrücklichen Befehl, nachdem die Vereinigung mit den königlichen Truppen in Bautzen stattgefunden hatte, im Lager bei der Parole bekannt machen: „Die Generale hätten alle verdient, daß über ihr Betragen ein Kriegsrecht gehalten werde, wo sie dann dem Spruche nicht entgehen könnten, die Köpfe zu verlieren; indessen wolle es der König nicht so weit treiben, weil er im General auch den Bruder nicht vergesse." Der Prinz trat sofort aus dem Kreise und ritt, ohne mit dem König ein Wort gewechselt zu haben, nach Bautzen, um die Armee zu verlassen. Er sowol als die andern Brüder des Königs maßen Winterfeldt's Berichten die Schuld der königlichen Ungnade bei; die Behauptung, daß er solche Berichte heimlich abgestattet und den Prinzen und mehrere Generale verleumdet habe, ist jedoch nicht erwiesen. Der Prinz, schon kränklich, sagte später, als er die Nachricht von Winterfeldt's Fall erhielt: „Nun sterbe ich viel beruhigter, da ich weiß, daß ein so böser und gefährlicher Mann weniger in der Armee ist", und noch auf dem Sterbebette am 12. Juni 1758: „Ich beschließe mein Leben, aber Winterfeldt ist es, der es mir verkürzte."

Dieser gerieth in neue, widerwärtige Verhältnisse, als er bei dem Abmarsch des Königs nach Thüringen dem mit der Hauptarmee zurückgelassenen Herzoge von Bevern, mit dem er schon von früher und mehr noch von Bautzen her schlecht stand, beigeordnet wurde. Der König aber, wie er selbst in seiner Geschichte des Siebenjährigen Kriegs sagte, setzte eigentlich auf ihn sein Vertrauen. Beim Abschied, gleichsam von Ahnung erfaßt, sprach er: „Bald hätte ich vergessen, Ihm seine Instruction zu geben! Nur diese weiß ich für Ihn: erhalte Er sich mir!" Der Herzog von Bevern bezog ein Lager bei Schönau, wobei Winterfeldt mit 10000 Mann bei Nieda gegen Nadasdy stand; dann aber wurde die Armee, weil die Stellung zu ausgedehnt sei, gegen Winterfeldt's Rath bei Görlitz an der Landskrone concentrirt. Hier nahm Winterfeldt auf dem rechten Ufer der Neisse Position, das Dorf Moys vor seinem rechten Flügel. Am 7. September wurde er von Nadasdy angegriffen, während die Hauptarmee die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich zu ziehen suchte. Das Treffen von Moys in seinen Einzelheiten wird ausführlich beschrieben. Winterfeldt war nach Görlitz geritten, um sich mit dem Herzog zu besprechen und befand sich gerade im Laden eines Buchhändlers, um Landkarten zu kaufen, als ihm die Meldung von dem Anrücken stärkerer feindlicher Massen zuging. Er hielt die Sache für unbedeutend; „ich weiß wohl", sagte er, „es sind Kroaten, die uns auskundschaften wollen", setzte sich wieder und fing an zu schreiben. Wiederholte Meldungen konnten ihn nicht überzeugen, bis er Kanonenschüsse hörte. Da sprang er auf und rief munter: „Aha! da sind meine Gäste! Nun, ich will sie auch gut bewirthen!" Er warf sich nun auf sein Pferd und ritt zu den Truppen. Bei dem Kampfe um den Hauptstützpunkt der Stellung, den Jäckelsberg, der verloren war, den er aber gegen Ziethen's Rath wieder angriff, traf ihn die Kugel eines Kroaten. Er wurde tödlich verwundet nach Görlitz gebracht, wo er, nachdem er noch den Generalen seine Befehle ertheilt — nur Ziethen vermied seine Nähe — und einen Brief an den König dictirt hatte, verschied. Seine Leiche wurde einbalsamirt und auf seinem Gute Barschau bei Polkwitz beigesetzt, wohin ihr der Prinz von Lothringen, da der Weg durch die österreichischen Posten ging, eine Schutzwache mitgab. Der König empfing die Nachricht von dem Verlust seines Lieblings mit tiefer Bewegung. „Gegen die Menge meiner Feinde werde ich mich wol zu vertheidigen wissen", rief er aus, „aber einen Winterfeldt finde ich nie wieder." Mit diesen königlichen Worten und einer kurzen Schilderung der Persönlichkeit Winterfeldt's schließt die Schrift. Als eine für preußische Militärs, denen sie doch nur gewidmet ist, dankenswerthe Beigabe erkennen wir die Noten unter dem Text, welche die Truppentheile angeben, die in den betreffenden Gefechten mitgekämpft haben und zugleich auch nachweisen, welche der neuern Formationen bei der Reorganisation der Armee, 1808 und später, aus ihnen gebildet worden sind.

Karl Gustav von Berneck.

Der Verein der Bühnendichter und Componisten zu Paris.

Es ist schon in Nr. 49 d. Bl. für 1858 auf den in der Ueberschrift genannten Verein hingewiesen und derselbe den deutschen Bühnendichtern und Componisten als Vorbild zu einer ähnlichen Association empfohlen worden. Nun bringt das „Magazin für die Literatur des Auslandes" einige nähere Angaben über das Wirken dieses Vereins, die uns interessant genug erscheinen, um sie hier theilweise wörtlich zum Abdruck zu bringen:

„Unter den vielen Künstler- und Schriftstellervereinen zu Paris ist der Verein der Bühnendichter und Componisten, dessen Gründung in das Jahr 1837 fällt, als der älteste und beachtenswertheste zu bezeichnen. Wer irgendwelchen Antheil an der Abfassung eines Theaterstücks hat, kann sich dem Verein anschließen, der die Rechte des Autors wahrnimmt, die Honorarkapitalien verwaltet und anlegt. Vom Staat, den Gerichtshöfen, den Bühnen anerkannt, verhandelt der Verein mit ihnen als eine Macht mit der andern und genießt alle Rechte einer moralischen Person. Sein Wirkungskreis erstreckt sich über ganz Frankreich. Eine alljährlich von einer allgemeinen Versammlung ernannte Commission vertritt ihn, wacht über seine Rechte, entscheidet über Unterstützungen, die den bedürftigen Mitgliedern zu gewähren sind, mit dem Vorbehalt jedoch, ihre Beschlüsse von der Generalversammlung bestätigen zu lassen. Sie wurden Verwandten französischer Schriftsteller und Tonsetzer bewilligt, die niemals Theilnehmer des Vereins gewesen, und noch ganz neulich wurde eine Urenkelin Racine's, die mit dem Geschick bedroht war, ihr Leben in einer Schneiderwerkstatt zu verbringen, in ein Kloster zu Blois gethan, um auf Kosten des Vereins erzogen zu werden. Hier wie überall sieht man, daß es der Geist ist, der die Idee einer Anstalt belebt und daß der Buchstabe das an sich Edle tödtet. Von Principien der edeln Bruderliebe geleitet, welche die Wissenschaften und Künste durchwehen, hatte die Commission des genannten Vereins den großherzigen Gedanken, den Ertrag der Aufführungen von «Oberon», «Euryanthe», «Preciosa», «Figaro's Hochzeit» den geradlinigen Erben Weber's und Mozart's zuzustellen. Der Sohn des letztern, Karl Mozart, starb erst kürzlich, im October 1858 in Mailand. Jener Act edelsinniger Freigebigkeit erfuhr nur von zwei Mitgliedern Widerspruch, welche die Commission der Ueberschreitung ihrer Vollmacht bezüchtigten. Sie berichtete darüber an die Generalversammlung, und diese drückte durch eine begeisterte Zustimmung das Siegel auf die edle Initiative ihrer Vertreter." Dieser Fall hatte auch, wie wir aus dem „Theaterarchiv" erfahren, eine Differenz zwischen dem Ausschuß des Vereins und der Direction des Théâtre lyrique zur Folge, indem letztere diese Tantième verstorbenen Autoren zu entrichten sich weigerte. Das Comité des Vereins der dramatischen Autoren und Componisten schlug nun den Weg der gerichtlichen Klage ein, worauf die Direction des Théâtre lyrique sich bereit erklärte, ein Viertel der gesetzlichen Tantième zu zahlen. Nach der neuesten Mittheilung hat das Comité des Autorenvereins sich mit diesem Vorschlage begnügt und seine Klage zurückgenommen. Ueber Karl Mozart erfährt man bei dieser Gelegenheit Folgendes: „Mozart's Sohn empfing kurz vor seinem Ende mit Dank die ihm überschickte Summe von 9000 Fr. Er lebte nicht, wie einige Zeitungen behaupteten, in gedrückten Verhältnissen. Früher österreichischer Beamter, genoß er ein

Jahrgehalt, das, verbunden mit Ersparnissen, seiner bescheidenen Existenz ein genügendes Auskommen zusicherte."

Man ist jetzt in Deutschland nur zu sehr gewohnt, über die Franzosen, die wie jedes Volk ihre Gebrechen und Schattenseiten haben, als Nation sehr abfällig zu urtheilen; dennoch ist es gar keine Frage, daß man in Frankreich in vielen sehr wesentlichen Punkten humaner und liberaler denkt und handelt, als bei uns, daß man dort eher als bei uns zu generösen Entschlüssen schreitet, denen in einzelnen Fällen selbst die sonst bei den Franzosen so stark hervortretenden nationalen Vorurtheile und Einseitigkeiten weichen müssen. Unser Hauptgebrechen ist zunächst der Particularismus und die Kleinstädterei, deren mannichfache üble Folgen wir moralisch zu überwinden suchen müssen, und gerade in dieser Hinsicht werden wir von den Franzosen allerdings manches lernen können.*) Wären wir aus manchen zum Theil nur zu gerechtfertigten Gründen gegenwärtig nicht allzu parteiisch gegen die Franzosen eingenommen, so würden wir z. B. in den Verhandlungen des Montalembert'schen Processes ebenfalls eine großstaatliche Erscheinung erkennen; oder man nenne uns einen andern continentalen Staat, in welchem diese oratorische Prachtentfaltung und zugleich diese Unabhängigkeitsbezeigung vor den höchsten Gerichten des Landes gegenwärtig denkbar wäre! Um übrigens auf das Thema, von dem wir ursprünglich ausgingen, wieder zurückzukommen, wollen wir bemerken, daß die erste Nummer des „Theaterarchiv" unter anderm ein vom Freiherrn von Gall und dem Intendanten Franz Dingelstedt unterzeichnetes Einladungsschreiben an die deutschen dramatischen Dichter und Tonsetzer enthielt, in der Hauptsache darauf hinauslaufend, „den schon mehrfach angeregten Plan eines Vereins unter sich mit bestimmten Satzungen und organischer Gliederung zu endlicher und baldiger Ausführung zu bringen und zu diesem Zweck die bekannten Vorgänge und Beispiele zu empfehlen, wie sie seit Jahr und Tag in Frankreich und England bestehen und sich wirksam erwiesen haben".

Wie schwer hält es doch, die indifferent-egoistische Masse deutscher Autoren zu solchen gemeinsamen Zwecken in Bewegung zu setzen, und doch sollten sie es als eine Ehrensache ansehen und betreiben, auch in diesem Stück es ihren Collegen in England und Frankreich gleichzuthun oder doch einigermaßen nachzukommen, und die deutsche Nation sollte noch mehr als bisher ihnen dabei zur Hand gehen, damit wir auch in dieser Hinsicht vor Europa mit Ehren bestehen können, damit jene Vorwürfe endlich aufhören, die der Franzose Escudier im „Journal de l'Empire" bis zu der schamroth machenden Anklage steigerte: „Das Leben Beethoven's, der bis zum Grabe von Entbehrungen und Leiden, von Noth und von der Intrigue verfolgt wurde, ist eine ewige Schmach für diese deutsche Nation, die kalt wie ihr Himmel ist!" Will man dieser Anklage Escudier's dadurch einen Schein von Begründung geben, daß man, wie dies immer noch von vielen Seiten geschieht, die Begriffe in dieser Hinsicht zu verwirren und die auf Hebung des Loses talentvoller und verdienter Künstler, Schriftsteller, Dichter und Musiker gerichteten Bestrebungen Schritt für Schritt bemäkelt? Noch jüngst mußten wir in einer deutschen Zeitung wieder die oft gehörte Behauptung lesen, daß die Noth das rechte Lebenselement für den Künstler sei, um ihn zu immer höhern Leistungen und Anstrengungen anzuspornen. Nun, als Durchgangsperiode mag auch die Noth für den Künstler und Dichter ihren Werth haben, aber auf die Dauer reibt sie allmälich auch den Begabtesten auf, namentlich im männlichen und höhern Alter und wenn die Sorgen um die Erhaltung einer Familie hinzutreten. Statt aller Redensarten über den befruchtenden Einfluß der Noth auf die poetische und künstlerische Schaffungskraft nenne man uns doch die wirklich großen Werke, welche der Noth ihre Entstehung verdanken; man weise uns nach, ob Aeschylus, Sophokles und Pindar hungerten, als sie ihre unsterblichen Dichtungen schufen? Ob Shakspeare von Gläubigern gedrängt wurde, als er seinen „Lear" oder „Macbeth" schrieb? Ob Ariost am Hungertuche nagte, als er seinen „Rasenden Roland" dichtete? Ob Rafael, Tizian, Rubens unter zehrenden Nahrungssorgen ihre ewigen Meisterwerke schufen? Ob Goethe, als er den „Faust", ob Wieland, als er den „Oberon" dichtete, ob Cornelius, als er die Villa Massimi, die Glyptothek, die Ludwigskirche mit Fresken schmückte, irgend Noth gelitten haben? Die genial hingeworfenen Jugendwerke Schiller's kann ich als Einwürfe, die meine Ansichten irgend zu entkräften vermöchten, nicht gelten lassen. Als er seinen „Carlos" schrieb, war man ihm schon von mehreren Seiten zu Hülfe gekommen, und als er an seinem „Wallenstein" arbeitete, war seine Existenz hinlänglich gesichert, hatte er schon auf drei Jahre die Unterstützung von jährlich 1000 Thalern genossen, die ihm der dänische Minister Graf Schimmelmann ausgewirkt hatte. Es war eine dänische Unterstützung, wie Beethoven eine englische erhielt. Immer wieder müssen wir die treffenden Worte Theodor von Küstner's wiederholen: „Haben einige sagen wollen, daß Armuth und Dürftigkeit bessere Werke der Dichtung hervorbringen, als Wohlstand; so sind dies leere Phantasien und barocke Behauptungen, die wol verdienten, daß sie an dem Urheber derselben, wenn er Talent hätte, erprobt würden." Auch die berühmte Ristori geht von dieser Ansicht aus in einem durch italienische Blätter veröffentlichten Briefe, worin sie, die Schauspieler und Dichter als eine Familie betrachtend (ein Standpunkt, zu dem sich deutsche Schauspieler sehr schwer erheben dürften), das einzige Mittel zur Hebung der nationalen Bühne darin erblickt, daß man die dramatischen Dichter ermuntert, „und zwar nicht blos dadurch, daß man ihren Werken durch die Aufführung Ruhm und Beifall verschafft, sondern auch dadurch, daß man ihre Mühe lohnt, wenn auch nicht würdig, was schwer ist, doch so gut als möglich". Nicht jeder besitzt die heitere sanguinische Natur Mozart's, dem selbst eine bedrängte, obschon doch auch vor dem Gröbsten geschützte Existenz nichts anhaben konnte. Aber auch in Betreff Mozart's bemerkte der brave Haydn in einem an einen hochgestellten Beamten in Prag gerichteten Brief: „Prag soll den theuern Mann festhalten, aber auch ihn belohnen, denn ohne dies ist die Geschichte großer Genien traurig und gibt der Nachwelt wenig Aufmunterung zu fernerm Bestreben, weshalb so viele hoffnungsvolle Geister daniederliegen."

Diese Klage ist freilich sehr alt, in Deutschland wol so alt, als hier überhaupt gedichtet, musicirt und gemalt wird, und wir erinnern hierbei an einen in den Zusammenhang dieser Betrachtung passenden Ausspruch Albrecht Dürer's. Man zeigte ihm einst in einer Stadt ein Gemälde von einem ihm bis dahin unbekannten Künstler, dessen Schönheit ihn mächtig ergriff. Das Lob, das er ihm spendete, verdroß aber eine der Personen, die mit ihm waren, und achselzuckend bemerkte diese, der Schöpfer des Kunstwerks sei im städtischen Spital verdorben und gestorben. Da sagte der wackere Meister: „Das ist für den Künstler keine Schande, aber wohl eine Schande für die Stadt, welche einen so trefflichen Künstler, der ihr einen Namen hätte verschaffen können, so schlecht gelohnt hat!" Schließlich verweisen wir auf Holtei's Vorschläge in der „Allgemeinen Zeitung" in Betreff der dramatischen Autoren, auf Gottschall's Aufsatz „Die Stellung der dramatischen Schriftsteller in Deutschland" in Nr. 4 der in Wien erscheinenden „Recensionen" und besonders auf den von F. Wehl „Ein Wort zu seiner Zeit" in Nr. 3 derselben Blätter. Wehl hebt darin unter anderm hervor, wie die Stellung der französischen Autoren selbst vom Staate aus eine viel gesichertere und geachtetere sei als die der deutschen. H. M.

*) Ein neuerer Beweis französischer Generosität ist das von einem pariser Correspondenten des „Morgenblattes" berichtete Factum, daß das „Journal de débats" der nachgelassenen Witwe seines verdienten Mitarbeiters, des geistreichen Schriftstellers Rigault und deren zwei Kindern eine Pension von jährlich 6000 Francs ausgesetzt hat.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Goethe's Leben von J. W. Schaefer. Zweite aufs neue durchgearbeitete Auflage. Zwei Bände. Mit 2 Bildnissen. Bremen, Schünemann. 1858. 8. 3 Thlr.
2. Deutsche Dichter und Prosaisten von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit nach ihrem Leben und Wirken geschildert von Friedrich Paldamus. Zweite Abtheilung: Von Klopstock bis Schiller. Erster Band. Mit 15 Porträts und Facsimiles in Holzschnitt. Leipzig, Teubner. 1858. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Man kann gegenwärtig wol keine Biographie Goethe's besprechen, ohne vor allem ihr Verhältniß zu dem gepriesenen Buche von Lewes zu erwähnen. Was die Stoffsammlung für Goethe's Leben betrifft, so sind dabei zwei Fundgruben besonders zu beachten: die eine sind die Briefwechsel mit Goethe, deren genaue Durchforschung immer neues Material liefert; die andere sind die Zeitschriften, welche, wie zumal die „Blätter für literarische Unterhaltung", das „Bremer Sonntagsblatt" und „Weimarer Sonntagsblatt", das „Deutsche Museum" und das „Frankfurter Museum", die „Minerva" und „Westermann's Illustrirte Monatshefte" Berichtigungen der eigenen Aufzeichnungen Goethe's oder Nachrichten über darin genannte Persönlichkeiten bringen. Nun ist die erste Auflage des Schaefer'schen Werks 1851 erschienen, lange vor Lewes' Werk. Sicher hat also Schaefer das letztere Buch nicht benutzen können, während es Lewes freistand, die bei Schaefer enthaltenen Hinweisungen auf Stellen in den Briefwechseln zu benutzen. Ein Beweis dafür läßt sich der Natur der Sache nach nicht führen, auch würde die Benutzung solcher Winke dem Engländer durchaus nicht zum Vorwurf gereichen. Wir erwähnen diesen Punkt nur, weil wir nach der gründlichen Arbeit Schaefer's die glänzende Aufnahme des Lewes'schen Werks, als wenn eine Bearbeitung der Biographie Goethe's überhaupt noch nicht existirte, nur aus einem aus einem Rest von Ausländerei erklären können. *) Zu dieser Aufnahme mag die Freude beigetragen haben darüber, daß den Völkern englischer Zunge nicht nur Goethe's Leben, sondern damit zugleich die Geschichte der deutschen Literatur von dem Aufgang Klopstock's bis zum Niedergang der Romantik in einem mit Liebe, Geist und Sachkenntniß gearbeiteten Bilde vorgeführt wurde; aber man sollte nicht vergessen, daß Lewes zunächst englische Leser im Auge gehabt hat und daß sein Verdienst besonders darin beruht, seine Landsleute in das Verständniß Goethe's eingeführt zu haben. Schaefer selbst spricht sich über sein Verhältniß zu Lewes an einer Stelle aus, wo er erwähnt (II, 379), daß viele seiner Ansichten ohne Nennung der Quelle aus seiner ersten Auflage in andere Werke übergegangen sind und von andern als neue Entdeckungen erzählt werden. „Es könnte scheinen, als hätte ich mir (in der zweiten Auflage) Fremdes angeeignet, während ich nur die Worte der ersten Auflage wiederhole. Ich bin es mir schuldig, dies ausdrücklich in Bezug auf Lewes' Leben Goethe's hervorzuheben, damit man nicht übereinstimmende Stellen für Entlehnungen aus seinem Werke halte." Da es hier unsere Aufgabe nicht ist, eine Kritik über Lewes zu schreiben, so verlassen wir diesen Gegenstand, um einige Punkte hervorzuheben, wo dem Verfasser einzelne Berichtigungen entgangen sind. In Bezug auf Behrisch, den Goethe um etwa 10 Jahre zu alt macht, ist der fleißige Aufsatz von Karl Elze in Nr. 2 des „Deutschen Museum" für 1857 zu nennen, der auch sonst Goethe's Angaben vielfach berichtigt. Wenn Schaefer (I, 92) als Goethe's frankfurter Arzt um 1768 Gottfried Wilhelm Müller und in der Anmerkung dazu Dr. Metz nennt, mit dem Zusatz: „andere nennen Metz", so ist dies dahin zu berichtigen, daß hier weder Zweifel noch Meinungsverschiedenheit obwaltet, sondern daß von derselben Seite her, wo aus einer Vermuthung die falsche Angabe, G. W. Müller sei dieser Arzt gewesen, in Lappenberg's „Reliquien der Fräulein von Klettenberg" (Hamburg 1849) überging, diese Angabe auch berichtigt worden ist, nachdem an Lappenberg ein Auszug des Lavater'schen Tagebuchs, seinen Verkehr mit Fräulein von Klettenberg betreffend, von Zürich aus mitgetheilt war, aus welchem hervorgeht, daß Metz dieser Arzt war (vgl. Nr. 272 d. Bl. f. 1850; „Frankfurter Museum", 1856, Nr. 8). Es dünkt uns, daß die Cotta'sche Buchhandlung mit dem Verlagsrecht der Goethe'schen Werke zugleich die Verpflichtung übernommen hätte, endlich eine kritische Ausgabe der Goethe'schen Selbstbiographie zu geben. Es müßte nichts im Text geändert werden, aber in Noten müßten die zahlreichen Irrthümer aufgedeckt werden, welche die neuere Kritik aufgefunden hat. Nur auf diese Weise ist es möglich, daß keine ewige Wiederholung jener Fehler und Versehen stattfinde, denn Goethe's eigene Angaben werden doch immer mehr gelesen, als die Commentatoren und Biographen. Es handelt sich dabei nicht blos um Kleinigkeiten. Goedeke hat erst in Nr. 50 d. Bl. f. 1857 nachgewiesen, wie fehlerhaft z. B. Goethe's Darstellung von Zimmermann's Charakter ist, den er zu einem Unmenschen und Haustyrannen stempelt.

Von kleinen Fehlern sind uns aufgefallen: Sömmering durchweg statt Sömmerring und II, 378 Barthold statt Berthold, im ganzen aber ist das Werk allen Literaturfreunden zu empfehlen. Obgleich die Selbstbiographie Goethe's voraussetzend, läßt der Verfasser den Faden der Erzählung nicht fallen; überall gibt er die Entwickelung des Charakters und nur selten tritt das Urtheil hervor, dann aber die richtige Mitte haltend zwischen unbedingter Verehrung und unbilliger Schärfe; ästhetische Erörterungen nehmen nur geringen Raum ein und kritische Controversen sind in die Anmerkungen verwiesen.

*) Dieser Ansicht unsers Referenten können wir allerdings nicht ganz beistimmen und verweisen in dieser Beziehung auf unsere mehrfachen Besprechungen über das Werk von Lewes. D. Red.

Das Werk von Paldamus ist bereits 1856 begonnen worden, aber zweimalige Wohnungsänderung des Verfassers (er ist gegenwärtig Director der höhern Bürgerschule in Frankfurt a. M.) hat die Vollendung des vorliegenden Bandes vor dem Schluß des Jahres 1858 unmöglich gemacht. Gegenwärtig ist jedoch ein weiteres Heft im Druck und eine eingetretene Theilung der Arbeit wird eine raschere Förderung des Werks hinfort möglich machen. Es ist mit Porträts im Holzschnitt geschmückt und schließt sich in Druck und Format der Cotta'schen Sammlung der deutschen Classiker an. Die zuerst erschienene zweite Abtheilung wird von Klopstock bis zu Schiller's Tode reichen, die erste Abtheilung mit 1456 beginnen, die dritte Abtheilung bis auf unsere Tage sich erstrecken. Der vorliegende Band von 638 Seiten bringt die Biographien von Winckelmann (geb. 1717), Justus Möser (geb. 1720), Klopstock (geb. 1724), Lessing (geb. 1729), M. Denis und Heyne (geb. 1729), S. Geßner (geb. 1730), Wieland (geb. 1733), v. Gerstenberg (geb. 1737), Kretschmann (geb. 1738), Schubart (geb. 1739), M. Claudius (geb. 1740), Boje (geb. 1744), Gotter (geb. 1746), Hölty (geb. 1848), Göckingk (geb. 1748), J. M. Miller (geb. 1750), F. L. v. Stolberg (geb. 1750), J. H. Voß (geb. 1751) und endlich Alxinger (geb. 1755) und Blumauer (geb. 1755). Herder und Goethe werden in den nächsten Heften folgen. Je nach der Wichtigkeit wechselt die Länge der Darstellung von 174 Seiten bei Klopstock und 96 Seiten bei Lessing bis herab zu Boje mit 4 Seiten, Alxinger 3 Seiten und Blumauer 2 Seiten. Auf gründlicher Forschung ruhend wendet das Werk sich an die Gebildeten und versucht zugleich dem Bedürfniß der Lernenden zu genügen. Demgemäß sind neben der Darstellung der äußern Lebensverhältnisse und der innern Geistesentwickelung der Schriftsteller, auf welcher allerdings der Hauptaccent ruht, ästhetische Würdigungen wichtiger Werke, zu deren Erläuterungen einzelne Stellen mitgetheilt werden, durchaus nicht ausgeschlossen. Der moralische und nationale Standpunkt ist überall festgehalten und so wird bei weiterm Voranschreiten eine große Verbreitung dem populären Werke hoffentlich nicht fehlen. 25.

Notizen.

Ein realistischer Roman des vorigen Jahrhunderts.

Man glaube nicht, daß der realistische Roman eine Erfindung unserer Zeit sei; es sind auch vordem schon realistische Romane geschrieben worden, selbst ganz abgesehen von Engel's „Lorenz Stark" und allen Nachahmungen dieses Romans, in denen die bürgerliche Moral ohne Tugend und ohne Sünde, die praktische Weltklugheit, das Nichtzuviel und Nichtzuwenig der Sittlichkeit, die „Philosophie für die Welt" an lehrreichen Exempeln nachgewiesen wurde. Studien zu einem bestimmten literarischen Zweck haben mich zur Lectüre einer ganzen Anzahl solcher Romane geführt. Dazu gehört „Franz Wolfstein oder Begebenheiten eines dummen Teufels", 1799 in Leipzig erschienen und verfaßt von dem Romanfabrikanten Friedrich Christian Laukhard, der auch „Annalen der Universität Schilda", einen „Karl Magnus", seine Autobiographie u. s. w. schrieb und seinerzeit ein zahlreiches Publikum hatte. In dem Vorwort zu seinem „Franz Wolfstein" sagt Laukhard: „Alles, was man in diesem Buche antrifft, trägt sich täglich und trug sich schon tausendmal in der wirklichen Welt zu. Ja, ich habe mich sorgfältig gehütet, Charaktere aufzustellen, die in eine andere Welt gehören als die unserige ist; denn welchen Nutzen, oder auch welches Vergnügen und welchen vernünftigen Zeitvertreib kann ein Buch gewähren, welches von Wesen handelt, die sich bei uns in der Welt nicht finden! Ein übertriebener moralischer Charakter ist eben nicht mehr werth, als ein Geist und eine Hexe aus den Romanen des Herrn Spieß oder ein Genius aus der „Tausend und einen Nacht"". Freilich, wenn man unter realistischen Romanen nicht im allgemeinen jene Gattung von Romanen, welche Begebenheiten und Charaktere aus der realen Welt und der Gegenwart behandeln, sondern nur solche verstehen wollte, welche es speciell mit der Erwerbsfrage und dem Mercantilismus zu thun haben, dann würde Laukhard's Roman nicht in diese Kategorie gehören, vielmehr in die Klasse der Sittenromane. Laukhard will in seinem Roman an den Schicksalen Franz Wolfstein's, des „dummen Teufels", nachweisen, „daß die Tugend für sich allein, ohne Weltklugheit, sehr oft in weltliches Unglück stürzt, wie die leidige Erfahrung alle Tage lehrt". Er fährt fort: „Wer in der heutigen Welt — und so war es zu allen Zeiten — glücklich werden will, der muß allerlei Mittel aufbieten, die freilich die reine Moral nicht vorschreibt, selten billigt, und oft gänzlich verdammt wie ich. Würde Herr Wurmius so reich sein, solche Zulage haben und in solchem Ansehen stehen, wenn er nicht einem Oberbonzen geheuchelt hätte? Und dessenungeachtet ist Herr Wurmius ein großer Vertheidiger des Kantischen Moralprincips." Laukhard hält sich für die Aufgabe, die er sich mit diesem Roman gestellt, um so mehr berufen, da, wie er ganz offen gesteht, er selbst eine Zeit lang „den Weg des Lasters und des Leichtsinns" betreten. Die Darstellung ist nun freilich abschreckend roh und cynisch; der Verfasser nennt auch das Scheußlichste bei seinem Namen und scheut, immer im Interesse der Moral, vor keiner Nudität zurück; aber doch haben seine Schilderungen aus dem damaligen Studentenleben, dem Garnisonsleben und dem Leben der vornehmen Welt einen gewissen sittengeschichtlichen Werth und sicherlich hat es dem Verfasser, der ein abenteuerliches Leben geführt, nicht an den mannichfaltigsten Erfahrungen gefehlt. Die Sittlichkeit muß damals, nach Laukhard's Mittheilungen zu schließen, in den höhern Ständen furchtbar unterwühlt gewesen sein, während sich diese Verderbniß jetzt aus den höhern Ständen vielleicht mehr in die untern gesenkt hat; jede verheirathete Dame durfte oder mußte, um als Dame von Welt zu gelten, noch einen Galan oder mehrere, oder ein sogenanntes „Engagement", ein ächter Cavalier neben einer petite maîtresse noch eine grande maîtresse und außerdem einen maître de plaisir haben, der ihm solche Verhältnisse zumittelte. Die Conversation war so ungenirt als möglich und ging sehr bald aus der Sphäre feiner französischen Zweideutigkeiten in ein sehr unzweideutiges Deutsch über. Etwas von dieser „Zotologie", um uns eines Laukhard'schen Ausdrucks zu bedienen, hat sich wol noch auf unsern Universitäten erhalten, obschon sich doch wol auf den meisten Hochschulen der Studentenjargon gegen damals veredelt haben mag. Bei Laukhard äußert z. B. der Student und Renommist Kerchnig: „Neulich hat er (Wolfstein) Maulschellen gekriegt ob seiner Naseweisheit, daß er blutete wie ein abgestochenes Schwein. Das Büblein kommt allen Leuten dumm, aber, Gott soll mich wichsen! käm' er mir dumm, ich kuranzte ihn mit der Hetzpeitsche, daß er den Priester begehren sollte!" Der Verfasser sagt hierüber ganz treffend: „Die Soldaten haben ebenso ihre eigene Soldatensprache, wie die Studenten ihre Burschensprache. Das Verhunzen der gemeinen Sprache scheint allen verhunzten Menschen ein seltenes Verdienst zu sein. Sie applaudiren jedem, der so ein neues Kraftwort oder einen neuen Kraftausdruck zu Markte bringt." Leider ließ es der Verfasser selbst an solchen Kraftausdrücken nicht fehlen, so sehr siegt böse Angewöhnung und böses Beispiel selbst über bessere Einsicht!

Die „Revue germanique".

Die von Ch. Dollfus und A. Nefftzer herausgegebene „Revue germanique" hat ihr Prüfungsjahr überstanden, indem, wie wir lesen, das erste Heft für 1859 bereits erschienen ist. Dieses liegt uns noch nicht vor, aber wohl das Decemberheft für 1858, dessen Inhalt von mannichfaltigem Interesse ist. Es enthält unter anderm einen von höchst gründlicher Bekanntschaft mit den Arbeiten deutscher Theologen zeugenden Artikel von Michel Nicolas: „La théologie des apôtres", einen andern mit der Ueberschrift „Les legendes suisses du canton d'Argovie", von J. Hunziker, dem die von Rochholz gesammelten „Schweizersagen aus dem Aargau" zum Grunde gelegt sind, den Anfang einer Uebersetzung von Berthold Auerbach's „Spinoza", den Beschluß einer biographischen Abhandlung über Jean Paul von der Baronin Aloise von Carlowitz, ferner einen Artikel „Les jeunes poëtes autrichiens" von Ch. Dollfus, in welchem Moritz Hartmann, Karl Beck und Alfred Meißner besprochen werden. Hartmann hat sich besonderer Auszeichnung zu erfreuen; aus seinen „Zeitlosen" werden mehrere Stellen übersetzt, und es wird ihm namentlich eine „souplesse savante", die zu gleicher Zeit „naturelle" sei, und eine in Deutschland nicht gewöhnliche Klarheit der Form nachgerühmt, ja eine Grazie, die an Correggio erinnere, was freilich manchem als ein etwas überschwengliches Lob erscheinen dürfte. Karl Beck, der im Gerassel gepanzerter Lieder einen so stürmischen Anlauf nahm, jetzt aber fast nichts mehr von sich hören läßt, und Alfred Meißner scheinen Hartmann nur beigesellt zu sein, um ihm zur Folie zu dienen; namentlich wird Meißner von dem, was über ihn gesagt wird, schwerlich sehr erbaut sein. Als lyrischer Dichter, heißt es über ihn, sei er im Grunde nur ein „versificateur éminent", als Prosaist werde er vermuthlich immer nur „le premier des rhéteurs" sein, und als dramatischer Autor zähle er gar nicht mit. Gelegentlich polemisirt Dollfus auch gegen die „critique a priori", wie sie in Deutschland geübt werde, gegen die theoretisirende Aesthetik, deren Resultat doch immer nur darauf hinauskomme, daß die Poesie eben die Poesie, die Kunst die Kunst und das Schöne das Schöne sei. Auf die Lectüre eines Artikels „La première femme de Rembrandt" verweisen wir namentlich den „savant redacteur du catalogue de Dresde", Julius Hübner, der darin einige interessante Angaben über Rembrandt's berühmtes Bild (Nr. 1159 des Katalogs) finden wird. Hierauf folgt eine Anzahl Proben aus einer „Anthologie allemande", einer Sammlung schlagender oder geistreicher Gedanken aus den Werken deutscher Schriftverfasser, welche Eugène Seinguerlet demnächst in einem kleinen Bande herauszugeben gedenkt. Unter den hier mitgetheilten Proben nehmen sich die von Lichtenberg und Börne besonders gut im französischen Gewande aus. Seinguerlet hat übrigens, wie es uns scheint, mit dieser Anthologie einen sehr guten Einfall gehabt; denn die Schriften der bessern deutschen Autoren,

selbst wenn sie als Ganzes verfehlt sein sollten, enthalten doch oft einen wahren Schatz von kostbaren Gedanken und Gedankenkeimen, welche den Anspruch haben, die Bücher selbst wie die Seele den Körper zu überleben. Unter dem Titel „Baisers" werden Uebersetzungen einer Anzahl deutscher Liebeslieder von Rückert, Heine und Chamisso mitgetheilt, die man Paul Brignault verdankt. Das bekannte Heine'sche Liedchen, „Die Welt ist dumm, die Welt ist blind", lautet bei Brignault:

Le monde est stupide et vulgaire,
Et sa bêtise va croissant;
Il se plaint de ton caractère:
Le croirais-tu, rieuse enfant?

Le monde est sot et ridicule,
Laisse-le faire les grands bras:
Ah pauvre monde, il ne sait pas
Combien, combien ton baiser brûle!

Kleinere Bücherkritiken, Correspondenzen aus deutschen Städten, z. B. aus Heidelberg (von E. Seinguerlet, der des Gerüchts erwähnt, daß Professor Häusser's Berufung nach Berlin, und zwar mit nicht weniger als mit einem Gehalt von 5000 Thalern im Werke sei), kleinere Notizen und eine „Chronique Parisienne" bilden den Schluß auch dieser Lieferung. H. M.

Bibliographie.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1859. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 18 Ngr.

Album. Zum Besten des Kaschauer Waisenhauses. Herausgegeben von J. Novelli. Kaschau, Werfer. 8. 2 Thlr.

Aus der Heimath. Ein naturwissenschaftliches Volksblatt. Herausgegeben von E. A. Roßmäßler. Jahrgang 1859. 52 Nummern. Glogau, Flemming. Gr. 4. Vierteljährlich 15 Ngr.

Belgien unter Maria Theresia. Aus dem Vlämischen des L. van Ruckelingen (L. Mathot) übersetzt von M. v. Stubenrauch. Wien, F. Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Classen, J., Jacob Micyllus, Rector zu Frankfurt und Professor zu Heidelberg von 1524 bis 1558, als Schulmann, Dichter und Gelehrter dargestellt. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. Gr. 8. 2 Thlr.

Collins, W., Erzählungen eines reisenden Malers. Aus dem Englischen mit Genehmigung des Verfassers übertragen von L. Du Bois. Lemgo u. Detmold, Meyer. Gr. 8. 1 Thlr.

Dick-Tarleton. Eine Erzählung aus dem Englischen bearbeitet von Veltheim. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim. 1858. 8. 2 Thlr.

Freudvoll und leidvoll. Liebesgrüße von nah und fern. Berlin, Guttentag. 16. 1 Thlr. 27 Ngr.

Einige Gedanken über die heutige Kriegführung. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 9 Ngr.

Marienbader Gedenkbuch. Herausgegeben von Elfriede v. Mühlenfels. Dresden, am Ende. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Amerikanische Gedichte. Deutsch von F. Spielhagen. Leipzig, Roßberg. 16. 24 Ngr.

Gloß, A. v., Wie viel entdeckte bis jetzt die neuere Naturwissenschaft? Ein kritischer Versuch im Sinne des Fortschrittes, besonders gegen Hrn. Dr. L. Büchner's „Kraft und Stoff" und „Natur und Geist". Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Henop, P., Eine Welle im Meere. Gedichte. Berlin, Voß. 16. 22½ Ngr.

Hessemer, F. M., Ring und Pfeil. Ein Gedicht in zehn Gesängen. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. 24. 1 Thlr.

Nicolaus Lange und Matthias Bahil. Zwei Lebensbilder aus der evangelisch-lutherischen Kirche. Herausgegeben von dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland. Eisleben, Christlicher Verein für das nördliche Deutschland. 1858. 24. 6 Ngr.

Lavater, J. C., Andenken an liebe Reisende. Basel, Bahnmaler. 16. 12 Ngr.

Lebensbilder aus Tirol. Von einem Nordländer. Mainz, Kirchheim. 1858. 8. 26 Ngr.

Musset, P. de, Der Chevalier von Riom. Eine Erzählung aus den Zeiten der Regentschaft. Nach dem Französischen von A. v. Wouwermans. Graz, Mühlfeith. 8. 6 Ngr.

Pudor, F., Herman und Thusnelda. Tragödie in fünf Aufzügen. Dresden, Ernst. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rinne, K. F., Speculation und Glauben. Die Faustsage nach ihrer Entstehung, Gestaltung und dichterischen Fortbildung insbesondere durch Goethe. Zeitz, Webel. 8. 20 Ngr.

Roquette, O., Erzählungen. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schalck, E., Erlebnisse eines Rockes. Humoreske. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. Gr. 8. 25 Ngr.

Schelling's, F. W. J. v., sämmtliche Werke. 2te Abtheilung. 3ter u. 4ter Band. — A. u. d. T.: Philosophie der Offenbarung. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1858. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Schrader, A., Radetzky. Historischer Roman. Vier Bände. Leipzig, C. Schäfer. 8. 6 Thlr.

Der Spatz. Dramatischer Scherz in einem Aufzug. Frankfurt a. M., Küchler. 1857. 16. 6 Ngr.

Sternberg, A. v., Dorothee von Kurland. Ein biographischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 5 Thlr.

Tagmann, R., Friedrich bei Leuthen. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Tilsit, Gräfe u. Unzer. 8. 20 Ngr.

Tetzner, T., Das Soldatenkind. Erzählung. Mit colorirten Abbildungen. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrer-Vereins. 1858. 8. 15 Ngr.

Eine politische Todtenschau. Zur Geschichte der staatsrettenden Anarchie in Preußen. Kiel. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Anklage des Aufruhrs, welche die Unterthanen Sr. Maj. des Königs in Dänemark und in den Herzogthümern Schleswig und Holstein gegen einander erhoben haben, rechtlich und politisch geprüft. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 9 Ngr.

Beseler, W., Zur Schleswig-Holsteinischen Sache im November 1858. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1858. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hungerbühler, J. M., Zwei Kabinetsstücke über die St. Bartholomäusnacht und Fürstabt Joachim von St. Gallen. St. Gallen. 1858. 8. 4 Ngr.

— — Karl Wegelin, der St. Gallische Stiftsarchivar und Geschichtschreiber Toggenburgs. Eine biographische Skizze. St. Gallen. 1858. 8. 4 Ngr.

Huyssen, G., Das unangefochtene Recht des lutherischen Bekenntnisses in der preußisch evangelischen Landeskirche. An Feldners Austritt aus derselben und seiner Schrift: „Giebt es in der preußisch evangelischen Landeskirche noch ein Recht für das selbstständige Bestehen lutherischer Gemeinen?" beleuchtet. Elberfeld, Bädeker. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Schröder, M., Geschichte des Münsterdorfischen Kalands. Ein Vortrag gehalten in der Kalandsversammlung am 22. September 1856. Itzehoe, Nusser. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Ueber das Selfgovernment in England und in Preußen. Von einem ehemaligen preußischen Staatsbeamten. Erlangen, Enke. 1858. Gr. 8. 8 Ngr.

Zimpel, C. F., Welche Zeit ist es? oder Erkennungszeichen für das Kommen des Herrn. Frankfurt a. M., Brönner. 1858. 12. 7 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller-Galerie.

Charaktere aus Schiller's Werken.

Gezeichnet von **F. Pecht** und **A. von Ramberg**.

In Stahl gestochen von Fleischmann, Froer, Geyer, Goldberg, Gonzenbach, Jaquemot, Lämmel, Merz, Preisel, Raab, Rosdorf, Schultheiss, Sichling u. a.

Mit erläuterndem Texte von **F. Pecht.**

50 Stahlstiche und 25 Bogen Text. Auf feinstem Kupferdruckpapier. In 10 Lieferungen.

4. Erste bis vierte Lieferung. Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr. 6 Ngr.

Soeben ist die vierte Lieferung dieses Prachtwerks erschienen, das gleich bei seinem Beginn von der Kritik mit der grössten Anerkennung begrüsst wurde und sich schon jetzt zahlreiche Freunde erworben hat. Die bedeutendsten Charaktere aus Schiller's Werken werden in ausgezeichneten Stahlstichen nach Originalzeichnungen der berühmten münchener Maler Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg vorgeführt und durch einen geistvollen Text Pecht's erläutert. Das Werk kann in jeder Weise als ein Prachtwerk ersten Ranges bezeichnet werden.

Um die Anschaffung der «Schiller-Galerie» zu erleichtern wird dieselbe in 10 monatlichen Lieferungen zu je 5 Blatt nebst dem dazu gehörigen Texte ausgegeben.

Die erste bis vierte Lieferung und ein Prospect sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

Inhalt der bisher erschienenen Lieferungen:

Hedwig, Geßler, Lady Milford, Max Piccolomini, Luise Miller; Maria Stuart, Wilhelm Tell, Ferdinand, Gräfin Terzky, Arnold vom Melchthal; Wallenstein, Agnes Sorel, Philipp II., Leonore, Octavio Piccolomini; Andreas Doria, Thekla, Burleigh, Gustel von Blasewitz, Tell's Knabe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des fünfundzwanzigsten Heftes (Bogen 1—5 des dritten Bandes):

Die Culturgeschichte und die culturgeschichtliche Literatur Deutschlands in der neuesten Zeit. — **Ary Scheffer.** — **Statistik und Statistiker in Belgien.** (Wagemann, Mone, Smits, Keverberg, Quetelet, Heuschling, Ducpétiaux, Visschers.) — **Toulon als Kriegshafen.** — Kleinere Mittheilungen: Chmel (Joseph). — Ghika (Helena, Fürstin). — Koromilos (Andreas). — Lyons (Edmund, Lord). — Osann (Friedrich Gotthilf). — Schoppe (Amalie, eigentlich Emma Sophie). — Torlonia (Don Giovanni).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit seltener Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen, sodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden. Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Band an 6 Ngr.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an und sind daselbst die bisher erschienenen Hefte, sowie der erste und zweite Band nebst einem ausführlichen Prospect zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Central-Anzeiger

für

Freunde der Literatur.

Zweiter Jahrgang.

Der „Central-Anzeiger" hat sich in der kurzen Zeit seines Bestehens eine geachtete Stellung unter den Organen der Literatur zu erwerben gewußt. Treu seinem Programm, wird das Blatt auch fernerhin fortfahren, eine unparteiische und möglichst vollständige Uebersicht über die neuen Erscheinungen der deutschen Literatur zu geben und dadurch den Leser im steten Zusammenhange mit der mächtig fortschreitenden Literaturentwickelung halten.

Der „Central-Anzeiger" erscheint am 15. und 30. jedes Monats und ist für den **Pränumerationspreis von nur 5 Ngr. für das Quartal** durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

☞ **Die soeben erschienene erste Nummer des zweiten Jahrgangs ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 10. Februar 1859.

Heinrich Barth's Reisen in Afrika.

Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—55 von Heinrich Barth. Tagebuch seiner im Auftrag der britischen Regierung unternommenen Reise. Dritter Band. Mit Karten, Holzschnitten und Bildern. Gotha, J. Perthes. 1857. Gr. 8. 6 Thlr.*)

Das Barth'sche Reisewerk hat, wie nicht anders zu erwarten stand, die allseitigste und unumwundenste Anerkennung gefunden, und selbst die englische Kritik hat sich allmählich dazu verstanden, dem Verfasser die ihm angeborene Sünde deutschen Herkommens und deutscher Denk- und Darstellungsweise zu verzeihen und seine Leistungen mit lauter und aufrichtiger Bewunderung aufzunehmen. Wenn gleichwol einige deutsche Feuilletonschreiber die Schilderungen Barth's nicht genug von romantischer Brühe übergossen und eine gewisse ihnen eigenthümliche Emotionsbedürftigkeit durch die Lectüre derselben nicht nach Herzenswunsch befriedigt gefunden, wenn andere ihre Unzufriedenheit darüber ausgesprochen haben, daß der Verfasser ihnen die mannichfaltigen Resultate seiner Erlebnisse und Forschungen nicht lieber gleich auf dem Präsentirteller des wissenschaftlichen Systems entgegengetragen hat, so muß man dies einfach ihrem Unverstande zugute halten. Wir wollen zur Ehre dieser Herren annehmen, daß auch sie für den Opfermuth, die Standhaftigkeit, die wissenschaftliche und humane Begeisterung, den Wissensreichthum, die Manneswürde, Selbstbeherrschung und Lebensklugheit des Verfassers einigermaßen Sinn und Verständniß haben, obgleich der von ihnen angelegte Maßstab uns berechtigen könnte, hieran zu zweifeln. Aber eine andere scheinbar geringfügigere Thatsache möchten wir ihnen zu Gemüthe führen. Daß ein Mann nach seiner Rückkehr von einer sechsjährigen Reise voller Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren sich unverzüglich hinsetzt und in kurzer Zeit einen fünf starke Bände umfassenden Reisebericht zugleich in englischer und deutscher Sprache veröffentlicht, um nach dessen Beendigung sofort wieder in die Ferne zu eilen und sich unter neuen Mühsalen und Beschwerden abermals dem Dienste der Wissenschaft zu weihen: das ist denn doch ein Phänomen, dessen Seltenheit und Wunderbarkeit jedermann und dem Feuilletonkritiker in Schlafrock und Pantoffeln erst recht einleuchten sollte. Es muß daher, gelinde ausgedrückt, als eine lächerliche Anmaßung erscheinen, wenn dieser, welcher als eine mühe- und verdienstvolle Arbeit betrachten würde, was jenem sozusagen wie eine Erholung von früherer Arbeit erscheint, und seinen Lebenszweck in dem findet, was für jenen nur ein untergeordnetes Mittel zur Erreichung eines höhern Lebenszwecks ist, ein Werk wie das vorliegende mit derselben Elle mißt, welche er an die Massenproducte einer schöngeistigen Unterhaltungsliteratur anzulegen pflegt. Wir wollen damit nicht sagen, daß Barth's Reisebeschreibung einen solchen Maßstab ernstlich zu scheuen habe; wir begreifen ganz einfach nicht, wie die Feuilletonkritik, sofern ihr irgendwelche Idee von der Größe des Unternehmens einwohnt, überhaupt zu formellen Ausstellungen Zeit oder Versuchung finden kann. Wir unsererseits wenigstens sehen, je weiter wir lesen, nur um so mehr Grund, das gelegentlich unsers Berichts über die beiden ersten Bände ausgesprochene, unbedingt anerkennende Urtheil ganz entschieden festzuhalten, und gehen deshalb ohne weiteres zu unserer eigentlichen Aufgabe, d. h. zu einer gedrängten Inhaltsangabe des uns jetzt zur Besprechung vorliegenden dritten Bandes über.

Barth hatte von seiner Reise nach Adamaua die Keime ernstlicher Krankheit nach Kukaua zurückgebracht. Der Aufenthalt zur Regenzeit in der Hauptstadt von Bornu war nicht eben dazu geeignet, seinen Zustand zu verbessern; aber die Ordnung seiner nichts weniger als glänzenden Vermögensumstände hielt ihn noch längere Zeit daselbst zurück. Am 9. August beendete Overweg seine interessante Beschiffung des Tsad. Er hatte in dem mitgebrachten englischen Boote das seichte Wasserbecken dieses 830 Fuß über dem Meeresspiegel liegenden Sees befahren und einen großen Theil der Inseln besucht, welche in ihm zerstreut liegen und, zuweilen zu großen Sanddünen beschränkt, zuweilen zu weiten grasreichen Niederungen sich ausdeh-

*) Vgl. den Bericht über den ersten und zweiten Band in Nr. 40 d. Bl. für 1857; die inzwischen erschienenen letzten Bände des Werks, der vierte und fünfte, werden in einem besondern Artikel demnächst zur Besprechung kommen. D. Red.

nend, die Yediná oder Búddumа und Kuri, welche den Ueberrest einer großen, von den Kanori fast ganz vertilgten Nation bilden, in ihrer eigenthümlichen nationalen Unabhängigkeit fristen. Doch gestatten die von ihm hinterlassenen Materialien kaum mehr von dieser Reise zu sagen, als Petermann bereits aus ihnen zusammengestellt hat. Dieselbe Flüchtigkeit, womit er seine Notizen hinwarf, trägt auch die Schuld, daß die gemeinsame Reise nach Kanem nicht ganz die wissenschaftliche Ausbeute gewährt, welche man davon hätte erwarten können, wenn die von Overweg, welcher sich damals in vortrefflicher Gesundheit befand, nach und nach gesammelten Nachrichten und gewonnenen Anschauungen zu denen seines damals von Krankheit körperlich und geistig niedergedrückten Begleiters hinzugekommen wären.

Zwei Tage nach Overweg's Rückkehr ließ der Vezier, welcher den Plan der beiden Reisenden, die östlichen Ufer des Tsad zu erforschen, anfänglich für unausführbar erklärt hatte, denselben melden, daß ihnen infolge einiger von den jetzt in seinem Solde stehenden Uelad Sliman auf ihrem letzten Raubzuge erlangten Vortheile nunmehr der Weg in jene Gegenden offen stehe. Die Reisenden kannten zwar den Charakter dieser Leute, welche zu den zügellosesten Räubern in der Welt gehören; da es aber der ausdrückliche Wunsch der britischen Regierung war, daß sie die Länder östlich am See erkunden sollten, und da das dortige Gebiet vom friedlichen Verkehr gänzlich ausgeschlossen und vom Bornuhofe selbst so gut wie aufgegeben war, so blieb ihnen nichts anderes übrig, als ihre friedlichen Bestrebungen mit den weniger heilsamen dieser Horde zu vereinigen. Auch waren die Uelad Sliman für derlei Verbindungen bereits einigermaßen vorbereitet, da sie, während sie noch ihre grasreichen Wohnsitze an der großen Syrte innehatten, mit den Engländern in öftere freundschaftliche Berührung gekommen waren. Uebrigens blieb den Reisenden um so weniger eine Wahl, als jene östlichen Gaue mehr oder weniger von dem damals mit Bornu Krieg führenden und für Fremde völlig unzugänglichen Wadai abhängig waren und zur Wiedergewinnung derselben lediglich die Ueberbleibsel des jetzt heimatlosen Stammes der Uelad Sliman verwendet wurden.

Barth brach am 11. September auf und reiste in langsamen Tagemärschen in fortwährend ziemlich gleicher Entfernung vom Westufer des Sees nördlich durch die Weidegründe der Bezirke Dauerghú und Ngurútua und sodann durch eine ausgedehnte Waldregion mit zahlreichen Lachen schmuzigen Wassers und großen Rinderheerden und durch den District Kaltluá bis nach der Stadt Yo an dem bei Bosso, einer beträchtlichen Kanembu-Ortschaft, mündenden Komádugu (Waube), wo Overweg mit der etwa 45 Mann starken Escorte zu ihm stieß. Der Charakter der Freibeuter, mit denen sie sich hatten in Verbindung setzen müssen, verleugnete sich keinen Augenblick; sie übten schon in Freundeslande die rücksichtslosesten Erpressungen aus und beraubten unterwegs die harmlosesten Reisenden, während ihre ungezügelte Roheit und Wildheit alle Vorstellungen von seiten der beiden Reisenden nicht allein nutzlos, sondern auch gefährlich erscheinen ließ. Nach dem Uebergange über den Fluß war nur noch Schutz von den eigenen Waffen zu erwarten, obgleich die Herrschaft Scheich Omar's von Bornu sich dem Namen nach bis Berdi im Norden des Sees und selbst bis jenseit dieses Ortes erstreckt. Der Zug durchschritt zunächst eine kahle Landstrecke mit einzelnen Talhabäumen, bis er kurz vor der Stadt Barrua angebautes Land und hinter derselben nach Uebersteigung einer bis über den Nordwestrand des Sees sich in kurzer Entfernung davon hinziehenden Reihe von Sandhügeln das Ufer des Tsad selbst erreichte, dem entlang der Weg bald über Wald- bald über Weideland mit zahlreichen Elefanten und Siwakbüschen (Capparis sodata), aus deren verbrannten Wurzeln von den Buddumа Asche gewonnen wird, nach dem Nordwestende des Sees und von da in nordöstlicher Richtung über Ngegimi nach dem großen Dorfe Beri führte, welches so ziemlich den nördlichsten Punkt des Sees einnimmt. Bis zum 15. Breitengrade fortwährend dieselbe Richtung einhaltend, gelangten die Reisenden in ein schönes, hügeliges Land mit reichem Graswuchs, das weiterhin von tiefen dichtbewaldeten Einsenkungen durchschnitten ward, welcher landschaftliche Zug um so entschiedener hervortrat, je weiter sie in Kanem eindrangen. Kurz nachdem sie die nördliche Richtung (längs des 15. Breitengrades) eingeschlagen hatten, stießen sie auf das Lager der Uelad Sliman, von deren Häuptling Rhet sie feierlich empfangen wurden. Allein die schon vorher geringen Aussichten, das Ostufer des Tsad zu erforschen, wurden noch geringer, als ein beträchtlicher Theil des Stammes nach Kukaua aufbrach. Der Ueberrest drang nach Zurücklassung des schweren Gepäcks weiter nach Osten vor, um entweder Mao, den Sitz des eben entflohenen Statthalters von Wadai, zu plündern oder sich der großen Kameelheerden in den berühmten Gründen von Báteli am Nordlaufe des Bahha el Ghasál, zwei Tagereisen jenseit Egē, zu bemächtigen. Die Landschaft behielt überall in Kanem denselben Charakter; eine sandige Ebene mit Bäumen mittlerer Größe, fast durchgehends Mimosen, geschmückt und in günstigen Jahreszeiten zum Anbau von Sorghum wohlgeeignet, hier und da durch tiefe Einsenkungen unterbrochen, die meist hinreichend mit Wasser versehen sind, um schöne Pflanzungen oder Weizenfelder hervorzubringen und zur Blütezeit des Landes die Anziehungspunkte größerer und kleinerer städtischer Niederlassungen bildeten, jetzt aber mit üppigem Waldwuchse bedeckt sind und zahlreichen wilden Thieren Zuflucht gewähren. Hier und da liegen kleine Dörfer eingeborner Kanembu. Ein solches der Fugabu Kobber besuchten Barth und Overweg und fanden bei den freundlichen, aber von den Arabern verachteten und mishandelten Bewohnern die gastlichste Aufnahme. Unter dem 15° östl. L. (von Greenwich) schlug man, die Landschaft Schitati verlassend, eine südöstliche Richtung ein, bis man Schiri, den District der Worhda erreichte, wo die Bande, welche den Eingeborenen eine Viehheerde geraubt hatte, von diesen wiederholt angegriffen wurde. Bei einem dieser Angriffe wäre Barth, der in einem lethargischen Zu-

Feinde zu lange in seinem Zelte geblieben war, den letztern beinahe in die Hände gefallen. Obgleich nun die Worhda mit ziemlichem Verlust zurückgeschlagen wurden, so bewog doch das Gerücht von der Annäherung eines Trupps Wadaireiter die Uelad Sliman zum Rückzuge in einer nordwestlichen, dem See näher gelegenen Richtung. Hiermit war jede Aussicht zum weitern Vordringen nach dem Südostrande des Tsad abgeschnitten, zumal da zu gleicher Zeit von Norden her die Nachricht von einem beabsichtigten Einfall der Tuarez, der gefährlichsten Feinde, welche bereits die frühere Macht der Uelad Sliman vollständig gebrochen hatten, im Lager eintraf. Bis auf geringe Abweichungen den frühern Weg längs des Seeufers verfolgend, langten die Reisenden am 14. November wieder in Kukaua an.

Hier verweilten sie nicht länger als zehn Tage, welche sie damit verbrachten, sich mit ihren äußerst spärlichen Mitteln auf ziemlich ärmliche Weise zu einem neuen Zuge gen Süden auszurüsten. Scheich und Vezier waren bereits mit dem Kern des Heeres zu einer Expedition aufgebrochen, von der es anfangs hieß, daß sie gegen das Bergland Mandera im Südwesten gerichtet sei, bei der es aber lediglich auf eine der gewöhnlichen Sklavenrhasias gegen die heidnischen Bewohner des Südens abgesehen war. Die Gegend am Südwestrande des Sees bis zu 12° nördl. Br. bildet eine weite Ebene mit spärlichem Baumwuchs, aber bedeutendem Hirse- und Baumwollenbau, welche in zahlreichen Ortschaften verschiedener Größe von den Kanori bewohnt wird. Im südlichsten Theil derselben liegt an dem hier 300 Fuß breiten, der Südspitze des Tsad zuströmenden Yálor (vielleicht der weiterhin Imbulu genannte Fluß?) die große Stadt Dikoa mit 25000 hauptsächlich mit Baumwollenweberei beschäftigten Einwohnern, um deren Mauern sich jetzt 20000 Mann Kriegsvolk mit 10000 Pferden und wenigstens ebenso vielen Lastthieren lagerten, obgleich die Truppen der Schua, d. h. der Nachkommen der vor mehreren Jahrhunderten in diese Gegenden eingewanderten Araber, in deren Districte man nunmehr gelangte, sich erst jetzt allmählich anschlossen. Dichte Wälder wechselten hier mit angebauten Landstrichen, wo neben dem Durra auch schon der wilde Reis vorkommt, von dem freilich die Elefanten den viehzüchtenden Einwohnern nur die Nachlese gestatten, und zuerst jene stagnirenden Wasserarme erscheinen, welche die Aequatorialländer Afrikas auf höchst überraschende Weise charakterisiren. Man muß dabei unterscheiden zwischen solchen Gewässern, die mit größern Flüssen in unmittelbarer Verbindung stehen und sich oft parallel mit diesen hinziehen, und den sogenannten Ngáljam, die ganz unabhängig ein kleines Wassersystem für sich bilden und sich oft in schnurgerader oder regelmäßig schön geschweifter Linie, künstlichen Kanälen gleich, dahinziehen. In Diggera, eine Tagereise von der Hauptstadt Manderas, wurde der Plan gegen dieses Land definitiv aufgegeben; der Scheich kehrte nach Kukaua zurück und der Vezier unternahm mit dem größten Theil des Heeres eine Rhasia weiter südlich gegen Mußgu. An den Grenzdistrict des bornuer Gebiets, Wolódje, eine schöne und fruchtbare, von Kanori und Schua in zahlreichen Dörfern bewohnte Landschaft, schließt sich eine wol zehn deutsche Meilen lange Wildniß, hauptsächlich bedeckt von dichtem Wald mit großen Elefanten- und Giraffenheerden, hier und da mit Teichen, Reisfeldern und Wiesenflächen, die von den wandernden Fulbe mit ihren Rindern besucht werden. Der ganze Boden dieser Gegend war ein ununterbrochenes Netz von Elefantenlöchern, die den Marsch sehr erschwerten. Aber auch sonst verlor man nutzlos so viel Zeit, daß die Mußgustämme hinlänglich auf einen Angriff gefaßt und vor einem plötzlichen Ueberfall auf der Hut sein konnten. In der That hatte sich auch die wehrhafte Bevölkerung größtentheils zu retten gewußt; was von erwachsenen Männern erreicht werden konnte, das wurde niedergemacht oder grausam verstümmelt, da es nur auf die allein zu Sklaven geeigneten Weiber und Kinder abgesehen war. Solchergestalt verwüstend, plündernd, sengend, raubend und mordend zog das Heer durch die schönen, vortrefflich angebauten und zahlreich bevölkerten Districte Barea und Wulia, wo anmuthige Höhenzüge mit Sumpfboden, dichte Waldungen mit großen, von üppigem Gras überwachsenen Ngaldjams abwechselten, welche das Vordringen des Heeres nicht wenig erschwerten. Die feigen Kanori aber verspürten, trotz der dringenden Aufforderungen der Fulbe aus den östlichen Theilen von Adamaua, der westlichen Nachbarn und Feinde der heidnischen Mußgu und Tuburi oder Tufuri, keine Lust weiter südlich in das Land der letztern vorzudringen, von denen sie Widerstand zu erwarten hatten, während die verjagten Kerdi sich im Rücken zu sammeln Miene machten. Sie schlugen daher ihr letztes Lager bei dem Dorfe Demmo am Nordrande des großen Ngaldjam von Wulia auf, wo sie acht Tage verweilten und während dieser Zeit nur zwei Streifzüge, den einen in nordöstlicher, den andern in südöstlicher Richtung durch breite unwegsame Wiesenwässer und eine breite Waldregion, nach dem westlichen Hauptzufluß des Schari entsandten, dem weiter nördlich Arre genannten Serbewel, welcher an dem südlichen Punkte unweit des 10. Breitengrades durch mehrere Inseln in zwei 600 und 400 Fuß breite, theilweise unüberschreitbare Arme gespalten, an dem nördlichern 1200 Fuß breit war und für die geflohenen Landeseinwohner eine sichere Schutzwehr bildete. Der Verfasser hält es nicht für unwahrscheinlich, daß das große breite Ngaldjam von Demmo mittels des jetzt mit flachen Kähnen bis Dana im Tuburigebiete zu befahrenden Mayo Kebbi eine Verbindung zwischen dem Niger und Serbewel, also auch dem Tsad bilde; wäre dies aber auch nicht der Fall, so, meint er, betrage die Wasserscheide doch höchstens fünf deutsche Meilen ganz flachen Landes, da das Niveau des Tsad ganz dasselbe zu sein scheine wie das des obern Benue an der Einmündung des Mayo Kebbi, und er ist davon überzeugt, daß in 50 Jahren europäische Fahrzeuge vom Busen von Biafra aus regelmäßigen alljährlichen Verkehr mit dem großen Becken des Tsad unterhalten und dadurch eine Grundumwälzung aller dortigen Verhältnisse herbeiführen werden. Der große Fischreichthum dieser

wohlbewässerten Niederungen, deren Beschaffenheit zu den früherhin gäng und gebe gewesenen Ansichten in schnurgeradem Gegensatze steht, muß den unglücklichen Bewohnern die durch solche Raubzüge verursachte Hungersnoth, welche ohnehin noch Opfer genug fordert, theilweise ertragen helfen. Am 7. Januar trat das mit seiner wenn auch verhältnißmäßig nicht gar zu großen Beute belastete Heer den Rückzug an und schlug dabei im ganzen eine mehr östliche Richtung ein. Nachdem man der auch in Wadai und Darfor geltenden Sitte gemäß die Beute noch vor dem Austritt aus dem feindlichen Lande getheilt hatte, zog man abermals durch die oben geschilderte Grenzwildniß und berührte bei Wasa das Gebiet von Lógone, dessen Bewohner nebst den Kótoko, den Mandara und Gomerghu, den Betta und den Mußgu den großen Völkerstamm der Massa bilden, am engsten aber mit den letztern verwandt sind, von denen sie sich mehr in politischer Hinsicht durch ihre größere Civilisation als durch eine Verschiedenheit der Nationalität absondern. Uebrigens ist der ganze Stamm der Massa-Mußgu in lauter feindlich einander gegenüberstehende Gemeinden zersplittert, die ebenso viel verschiedene Dialekte reden. Der Rest des Heeres lenkte bald darauf wieder in die frühere Richtung ein und hielt am 1. Februar 1852 seinen Einzug in die Hauptstadt.

Wir haben uns bisher auf eine knappe Schilderung der landschaftlichen Züge beschränken müssen, ohne den vom Verfasser auf seinen Zügen nach Kanem und Mußgu trotz seiner fortdauernden Kränklichkeit rastlos angestellten Beobachtungen auf den speciellern Gebieten des Naturlebens sowie seinen anziehenden Sittenschilderungen und seinen mannichfaltigen Bemerkungen über Verfassung, Religion, Charakter, Sprache und Geschichte der von ihm besuchten Volksstämme unsere Aufmerksamkeit zuwenden zu können. Ebenso wenig vermögen wir ein Bild von dem durch ihn in so lebhaften Farben geschilderten Heer- und Campagneleben zu geben, obwol uns dasselbe einigermaßen für den Mangel an noch tiefer gehenden allseitigern Forschungen zu entschädigen bestimmt ist, welche der Verfasser angestellt haben würde, wenn es ihm verstattet gewesen wäre, jene Länder als friedlicher Reisender zu besuchen. Da der beschränkte Raum uns nun einmal eine gewisse Einseitigkeit der Darstellung aufnöthigt, so wollen wir bei unserm Bericht über die Reise Barth's nach Baghirmi unser Augenmerk vorzugsweise auf die Resultate seiner ethnologischen und historischen Untersuchungen richten.

Schon am 4. Februar brach Barth, diesmal allein und als friedlicher Reisender, mit geringen Mitteln versehen, abermals von Kukaua auf, während Overweg einen Ausflug längs des westlichen Seeufers zu machen beabsichtigte. Die Reise ging zunächst das Südufer des Tsad entlang in die Provinz Kotoko, welche von dem nicht unbeträchtlichen Komadugu Lebo durchströmt wird. Das von Schua bewohnte, früher blühende, jetzt aber ziemlich verödete Land mit Ruinen ehemaliger Städte war früher der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen Bornu und Baghirmi. Bei Afade, einer Stadt mit 8000 Einwohnern, wandte sich der Reisende mehr südöstlich und durchschnitt den 12. Breitengrad, nachdem er vorher bei der 7000 Einwohner zählenden Stadt Kala das Gebiet von Lógone betreten hatte. Am 13. März erreichte er Karnak Lógone oder Logón Birni, die Hauptstadt dieses Bornu tributpflichtigen Staats, wo er vom Sultan Yussuf und dessen Beamten äußerst gastfreundschaftlich aufgenommen wurde. Diese Stadt mit einer Bevölkerung von 15000 Seelen liegt am Lógame Lógene, dem westlichen kleinern Arme des Schari, den wir bereits oben kennen gelernt haben und der hier gegen 600 Schritt breit ist. Der Schari selbst bildet die nominelle Ostgrenze des Landes, obgleich die Autorität des Sultans nicht soweit reicht. Im Zusammenhang mit diesen hydrographischen Verhältnissen steht die sumpfige Beschaffenheit des Bodens in jenen Theilen von Lógone und das häufige Vorkommen des Wildschweins, des Rhinoceros, des Flußpferdes und einer giftigen Fliege, deren Biß gleich dem der südafrikanischen Tsetse den Pferden tödlich ist. Die Einwohner des Landes gleichen mehr heidnischen Völkerschaften als Mohammedanern, obwol sie einige bemerkenswerthe Fortschritte in der Cultur zeigen. Da sie aber nicht nur an Bornu einen regelmäßigen Tribut zahlen müssen, sondern auch von den Baghirmiern mit der größten Ungerechtigkeit behandelt und allerlei willkürlichen Leistungen unterworfen werden, so ist es kein Wunder, wenn sich ihr Land nicht in dem blühenden Zustande befindet, den man nach seiner günstigen Lage erwarten könnte. Másseña, die Hauptstadt Baghirmis, liegt von der Lógones in ziemlich östlicher Richtung, welche Barth von nun an mit geringen Abweichungen einhielt.

Am Schari oder Ba angekommen, der hier 1800—2000 Fuß breit ist, erfuhr der Reisende zu seinem Erstaunen, daß der Amtmann des jenseits gelegenen Ortes Assu ihm die Erlaubniß zur Ueberfahrt verweigere — wie sich später herausstellte, weil einer seiner Reisebegleiter, das Haupt mehrerer von Kukaua zurückkehrenden Baghirmier, ihn als eine höchst gefährliche Person bezeichnet hatte. Nun gelang es ihm zwar an einer weiter nördlich gelegenen Stelle glücklich über den Fluß zu kommen; aber er wurde schon an dem nächsten Rastorte wieder eingeholt und mußte nach Mele, wo er übergesetzt war, zurückkehren und hier eine Woche lang auf die Entscheidung des Serma oder Kadamange warten, den der Sultan, welcher eben auf einem Kriegszuge gegen die heidnischen Einwohner von Gógomi abwesend war (auf dem ihn Barth gern begleitet hätte), mit dem Oberbefehl über die Stadt betraut hatte. Dieser wies den Reisenden an, daß er die vom Sultan selbst einzuholende Antwort in Bugoman, einer weiter stromabwärts gelegenen Stadt, abzuwarten habe. Da aber der dortige Amtmann ihn nicht aufnahm, so beschloß er ohne weiteres nach der Hauptstadt vorzudringen. Der Weg dahin führte durch eine ausgedehnte Waldregion und sodann durch eine fruchtbare Landschaft, die namentlich mit Hirse, Baumwolle und Sesam bebaut war, bis zu dem Dorfe Bákada, wo er vierzehn Tage lang vergeblich auf die vom Statthalter erbetene Erlaubniß nach der Hauptstadt zu kommen wartete. Zum Glück fand er inzwischen bei einem kenntnißreichen Greise von sehr lie-

benswürdiger Gemüthsart gastliche Aufnahme, und dieser lange Aufenthalt gibt ihm Veranlassung zu einer eingehenden Schilderung des Dorfs und des Charakters und der Lebensweise seiner Bewohner. Endlich ging ihm aber doch die Geduld aus und er kehrte am 16. April auf einem etwas nördlichern Wege nach dem Schari zurück. Aber in Mele angelangt, ward er verhaftet, an den Füßen gefesselt und seiner Waffen und seines Gepäcks beraubt. In diesem Zustande hatte er vier Tage verbracht, als sein Freund aus Bakada, Hadj Bu-Bekr Ssadik, ankam, seine Freilassung und die Zurückerstattung seiner Habe erwirkte und ihn über sein Heimatsdorf in eine vortrefflich angebaute oder reich mit Gras bewachsene, mit Bäumen, namentlich Talhas und Hadjilidjs geschmückte, an einzelnen Sumpfbecken von schönen Tamarinden und einigen Dumpalmen belebte, meist von Schua bewohnte Landschaft nach der Hauptstadt Mässeña geleitete, wo sie am 27. April eintrafen. Der Statthalter nahm ihn ziemlich freundlich auf, entschuldigte das Benehmen seiner Landsleute durch deren Unbekanntschaft mit seinen Absichten und rieth ihm die Ankunft des Sultans abzuwarten, ohne ihm jedoch die Erlaubniß zu weitern Ausflügen zu gestatten, obwol Barth namentlich gern den Baghirmi in westlicher Richtung durchströmenden Nebenfluß des Schari besucht hätte, welcher der Hauptstadt bis auf etwa 2½ deutsche Meilen nahe kommt und sich bei der Stadt Mißkin in den Hauptstrom ergießt. Er benutzte deshalb seine unfreiwillige Muße zu eingehenden Erkundigungen über die jetzigen und frühern Verhältnisse Baghirmis und Wadais, worin ihn namentlich seine Bekanntschaft mit dem blinden, aber vortrefflich unterrichteten Faki Ssambo, einem hochgewachsenen und hagern Pullo mit spärlichem Barte und ausdrucksvollen Gesichtszügen, und mit dem jungen Faki Ibrahim, einem Eingeborenen von Wadai, ungemein förderte. Meteorologische Beobachtungen anzustellen war nicht ganz unbedenklich, da er bei den Baghirmiern, die sich für aufgeklärte Mohammedaner hielten, aber tief in heidnischem Aberglauben staken, dadurch den Verdacht erregte, den sehnlichst erwarteten Regen zu vertreiben. Endlich, am 3. Juli, hielt der Sultan Abd-el-Kader seinen triumphirenden Einzug in die Hauptstadt. Er erwies dem Reisenden gleich von Anfang an viel Aufmerksamkeit und ertheilte ihm nach einigen Tagen Audienz, jedoch nicht, ohne sich vorher noch der Harmlosigkeit seiner Absichten vollkommen vergewissert zu haben. Barth, welcher die Unausführbarkeit seines Wunsches, nach Wadai vorzudringen, einsah, und überdies durch kurz zuvor eingetroffene Depeschen der englischen Regierung ausdrücklich auf Timbuktu als ein passendes Reiseziel hingewiesen worden war, bat nur um die Erlaubniß ohne weitern Aufenthalt nach Kukaua zurückkehren zu dürfen. Allein die Abreise verzögerte sich gleichwol bis zum 10. August, wo er, obgleich außer Stande den Wunsch Sr. Majestät nach einer Kanone zu befriedigen, mit einem Gegengeschenk und einem ausdrücklichen Erlaubnißschein des Sultans zum unbehinderten Besuche des Landes versehen, nach der Hauptstadt von Bornu aufbrach, die er auf dem frühern Wege am 21. August glücklich erreichte. Hier theilte er dem Scheich, der ihn gern als englischen Consul bei sich behalten hätte, den ihm gewordenen Auftrag, in westlicher Richtung womöglich bis Timbuktu vorzudringen, mit und machte dadurch auf ihn und den Vezier, welche nichts mehr fürchteten, als daß die Reisenden nach Wadai gehen und mit dem dortigen Sultan in freundschaftlichen Verkehr treten möchten, einen so vortheilhaften Eindruck, daß der erstere am 31. August nicht nur den von der englischen Regierung vorgeschlagenen Vertrag unterzeichnete, sondern ihn auch hoffen ließ, daß, wenn wirklich englische Kaufleute in das Land kommen und nach anderer Waare als nach Sklaven verlangen sollten, dann der Sklavenhandel allmählich abgeschafft werden könne.

Overweg war bereits vor zwei Monaten von einer sehr interessanten Reise nach dem südwestlichen Gebirgslande von Bornu zurückgekehrt, hatte aber seit seiner Rückkehr fortwährend gekränkelt. Einzelne Ausflüge, die er, zum Theil in Gesellschaft Barth's, zur Erforschung der Umgegend unternahm, hatten nicht die gehoffte kräftigende Wirkung, da er sich zu unbedacht den verderblichen Einflüssen des Klimas aussetzte. Insbesondere wurde eine Durchnässung bei einer Jagd auf einen Wasservogel für ihn verderblich, da er nicht die Vorsicht gebrauchte, seine Kleider zu wechseln. Er erkrankte ernstlich und wurde auf seinen Wunsch nach Maduari am See zu einem Freunde gebracht; hier ward sein Zustand immer bedenklicher; er verfiel in ein heftiges Delirium und vermochte sich, als er ruhiger geworden war, nicht mehr verständlich zu machen. Barth, welcher die Krisis für überstanden hielt, war nach Kukaua zurückgekehrt, ritt aber schon am andern Morgen auf die Nachricht von der Verschlimmerung der Krankheit wieder nach Maduari. Aber ehe er noch das Dorf erreichte, war Overweg im dreißigsten Jahre seines Lebens Sonntag am 26. September mit Tagesanbruch verschieden. Am Nachmittag legte ihn Barth in sein Grab; es war im Schatten eines schönen Hadjilidj gegraben und gegen Raubthiere wohl geschützt. Er starb dicht an der Seite des Bootes, in dem er seine Reise gemacht, und ruht am Rande jenes Sees, durch dessen Beschiffung er seinem Namen ewige Berühmtheit gesichert hat.

Mit der Schilderung dieses traurigen Ereignisses schließt der dritte Band. Es erübrigt zur annähernden Lösung unserer Aufgabe nur noch, der vom Verfasser für die Ethnographie und Geschichte jener Gegenden gewonnenen Ergebnisse in wenigen Worten zu gedenken.

Die Quellen zur Geschichte des östlichen Sudan, welches die Länder Baghirmi, Wadai oder Dar-Ssulai und Dar-For begreift, fließen noch spärlicher als die zur Geschichte des westlichen. Leo Africanus beschreibt innerhalb dieser Grenzen ein großes und mächtiges Königreich Namens Gaoga, welches ohne Zweifel mit dem von den Bornuern nach seinen Beherrschern, den Bulala, ursprünglich einem Zweige des fürstlichen Hauses von Kanem, benannten Reiche identisch ist. Die Balula, welche den Islam und

eine gewisse Spaltung mißbrauchten, hatten ihr Reich im Gebiete der Kuka, eines Stammes, der früher alles Land im Osten von Baghrmi bis weit ins Innere von Darfor hinein innegehabt hatte, begründet, die Hauptstadt Jauo erbaut und als Herren von Kanem, nachdem sie in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts selbst den großen Stamm der Sorghana unterworfen hatten, sich, wie es scheint, zu den Herrschern von Aegypten in vertraute politische Beziehungen gesetzt. Bald nach Leo's Abreise dehnte das heidnische Volk der Tündjur, welche sich in Dongola von dem ursprünglich in Benese seßhaften Stamme der Bataloffa abgetrennt haben sollen und die in Darfor herrschenden Dadjo besiegt hatten, ihr Reich über ganz Wadai und einen Theil von Baghirmi aus. In Wadai behaupteten sie ihre Herrschaft zufolge einheimischer Tradition 99 Mondjahre, während der zuerst eroberte östliche Theil ihnen auch zuerst wieder entrissen wurde, indem Kuro, der dritte Vorfahr Sliman's, des ersten Moslimfürsten, das heidnische Königreich Darfor gründete. Der mittlere Theil des Tündjurreichs dagegen wurde (1020 der Hedschra) von Abd-el-Kerim, dem Begründer des mohammedanischen Reichs Wadai, gestürzt. Zehn Jahre darauf ward der Islam auch in Baghirmi eingeführt. In dieses Land waren nämlich gleichfalls von Osten her und zwar von Kanga (Mataie), fünf Tagereisen östlich von Mässeña und drei lange Tagereisen südsüdöstlich von Jauo gelegen, heidnische Auswanderer unter dem Häuptling Dokkenge vor 300 Jahren eingedrungen, hatten sich der Fulbe- oder Fellata-Ansiedler gegen die Bulala angenommen, vier kleine in der Mitte des Landes gelegene Königreiche sich durch List unterworfen und so das jetzige Reich Baghirmi begründet. Dokkenge's zweiter Nachfolger erweiterte das Reich beträchtlich und dessen jüngerer Sohn Abd-Allah war es eben, welcher nach Besiegung und Ermordung seines Bruders den Islam einführte und die Wohlfahrt seines Landes bedeutend hob. Ihm folgten 14 Moslimkönige, unter denen Mohammed-el-Amin durch seine glorreiche Regierung Epoche macht. Ebenso gerecht wie tapfer, erweiterte er nicht nur Gebiet und Machtstellung seines Reichs nach Norden gegen Kanem und nach Südosten gegen das sieben bis acht Tagereisen von der Hauptstadt entfernte Gógomi, sondern brachte es auch dahin, daß die Mehrheit seiner Unterthanen sich zum Islam bekannte. Sein Sohn Abd-e'-Rhaman lehnte sich gegen die von einem seiner Vorgänger anerkannte Oberherrlichkeit Bornus auf und wurde von dem Sultan Abd-el-Kerim Ssabun von Wadai, welchen Scheich Mohammed-el-Kanemi zum Beistand herbeigerufen hatte, besiegt und getödtet. Gegen den von Abd-el-Kerim mit dem Königstitel beschenkten jüngern Sohn Abd-e'-Rhaman's, Mallem Ngarmaba Beri, erhob sich dessen ältester Bruder Othman, mit dem Beinamen Bugoman, konnte sich aber erst nach einer Reihe äußerst stürmischer Wechselfälle im Kampfe zuerst gegen Wadai und sodann gegen seinen eigenen Fatscha oder Vezier auf dem Throne behaupten. Ununterbrochene Kriege mit Yussuff, dem Nachfolger Ssabun's, dem er sich wegen der ihm gegen den Fatscha geleisteten Hülfe zum Tribut verpflichtet hatte, gegen Mohammed-el-Kanemi, der, zum Theil mit dem Beistande des Pascha von Tripolis, die alte Oberherrlichkeit Bornus über Baghirmi wiederherstellen wollte, und gegen die von Südwesten andringenden Fulbe, denen er durch einen erfolgreichen Zug gegen Bogo, östlich von Mandara, vergalt, füllten den Rest seiner bewegten Regierung aus. Othman scheint im ganzen genommen ein gewaltiger Despot, aber ein kraftvoller Mann und mitunter selbst edelmüthig und freigebig gewesen zu sein. Er starb gegen Ende des Jahres 1844 und ihm folgte sein ältester Sohn Abd-el-Kader, der gegenwärtige Herrscher, der mit seinem Vater fast während dessen ganzen Lebens auf keinem freundlichen Fuße gestanden hatte. Er hielt es für zweckmäßig, die Tributpflichtigkeit Baghirmis sowol gegen Wadai als gegen Bornu anzuerkennen und ließ es sich dafür besonders angelegen sein, sein Gebiet nach der allein offenen Südseite oder nach den Heidenländern hin zu vergrößern und diesen einen bestimmten alljährlichen Tribut, natürlich an Sklaven, aufzuerlegen. Er wurde dem Verfasser von allen als ein Mann von gesundem Verstande und großer Gerechtigkeitsliebe geschildert. Uebrigens ertragen die Baghirmier die Abhängigkeit von ihren beiden Nachbarn nur mit starkem, wiewol unterdrücktem Unwillen und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie, wenn es die Umstände irgendwie erlauben, die erste Gelegenheit ergreifen werden, ihr Joch abzuwerfen, obschon der an Wadai zu entrichtende Tribut jede Sammlung ihrer Kräfte erschwert.

Baghirmi, das sich von Norden nach Süden etwa 50 und von Osten nach Westen etwa 35 deutsche Meilen erstreckt, besteht aus einer flachen Ebene mit unmerklicher Abdachung nach Norden, nur von einigen wenigen Hügeln unterbrochen, welche die Wasserscheide zwischen dem Becken des Fittri *) und dem des Tsad bilden, wogegen die südöstlichen und südlichen Gemarkungen, wo der Brune, der Schari, der Fluß von Lógone und wahrscheinlich noch mehrere andere entspringen, sehr gebirgig zu sein scheinen, obgleich man dabei an keinen ewigen Schnee denken darf. Der Boden ist theils Sand- theils Kalkboden und bringt deshalb entweder Sorghum oder Negerhirse (pennisetum) hervor; außerdem wird viel Sesam und Bohnen, weniger Erdmandeln, Melonen und Zwiebeln, an Rohstoffen für die Industrie Baumwolle und Indigo erbaut. Reis wird wild in großer Menge gelesen und auch verschiedene Arten eines vermuthlich mit der Poa Abyssinica identischen Grases, sowie die Blätter des Affenbrotbaums und des Hadjilidj als Speise benutzt. Wenn der Boden nicht so ergiebig ist, wie in andern Theilen Sudans, so hat dies seinen Grund darin, daß das Land sehr an Dürre leidet und die Arbeiten des

*) Der Fittri (d. i. in der Kukasprache Thal, Seebecken) hat zwei Tagemärsche im Umfang, ist durchaus mit frischem Wasser auf Thonboden versehen und ringsumher mit reichem Wiesenland, aber nur spärlichem Baumwuchs umgeben, während das Thal des Bat-ha von Reihen schöner Bäume bewaldet ist. Dies ist der einzige Wadi, welcher in den See mündet, der durchaus keinen Abfluß hat. In der Mitte liegt eine Insel Namens Modo, deren heidnische oder halbheidnische Bewohner den See mit kleinen Nachen aus ausgehöhlten Baumstämmen, die zwei bis drei Menschen fassen, befahren.

Landmanns in großem Maße von Termiten und Würmern vereitelt werden. Die häufigsten und nützlichsten Bäume sind die Tamarinde, die Delebpalme, die Dumpalme, der Hadjilidj (balanites Aegyptiacus), der Korna und die Sykomore. Die Gesammtbevölkerung des Landes scheint kaum die Zahl von 1½ Millionen zu übersteigen, die mit Noth 10000 Mann Fußvolk und 3000 Reiter stellen, während die Reiterei von Wadai auf 5—6000 und die von Darfor auf mehr als 10000 Mann anzuschlagen ist. Die üblichste Waffe ist neben dem Handbeil der Speer; Bogen und Pfeile, Schilder, Schwerter und Dolche sind selten; Feuerwaffen sieht man fast nie. Die Baghirmier, ein sehr schöner Menschenschlag, verdienen noch heutigen Tags mehr den Namen von Heiden als von Mohammedanern, sind ziemlich unwissend und haben nur in den aus Wadai eingeführten Künsten der Färberei und Weberei einige Fortschritte gemacht. Schwarze Toben sind bei den Männern viel üblicher als in Bornu, und auch die Bolne oder Túrkedi, welche gewöhnlich die einzige Kleidung der Weiber bilden, sowie das Oberkleid sind schwarz gefärbt. Die Regierung ist eine unumschränkte Monarchie, die weder durch ein aristokratisches Element wie in Bornu, noch durch einen Ministerrath wie in den Haussastaaten gemäßigt wird. Der Titel des Königs ist „Banga". Die höchsten Staatsämter, deren Obliegenheiten jedoch nicht genau bestimmt scheinen, werden zum größten Theil von Sklaven bekleidet. Die Mutter des Sultans und der Thronfolger genießen hohes Ansehen, jedoch ohne entsprechende Machtbefugniß. Die Auflagen werden theils in Getreide, theils in Baumwollenstoffen, von vielen Ortschaften auch in Butter entrichtet. Die Araber von Baghirmi, hier Schiwa genannt, die im ganzen Lande zerstreut wohnen, aber auch einige Dorfschaften ausschließlich besitzen, zahlen eine beträchtliche Abgabe an Vieh, und die zinspflichtigen heidnischen Grenzmarken einen Tribut an Sklaven, welcher die Haupteinnahmequelle bildet. Der Hauptübelstand, unter dem das Land leidet, ist der Mangel einer geraden Karavanenstraße nach der Nordküste, der es von seinen beiden Nachbarn abhängig macht. Von seinem großen, in allen Jahreszeiten schiffbaren westlichen Grenzflusse, welcher das halbe Gebiet des Landes umzieht und mitten durch dasselbe einen Arm sendet, den Bätschikam, der während des größten Theils des Jahres schiffbar ist und für kleinere Fahrzeuge leicht und zu jeder Jahreszeit schiffbar gemacht werden könnte, zieht das Land weiter keinen Nutzen, als daß es sich desselben im Fall eines Angriffs von Westen oder Osten als einer wirksamen Schutzwehr bedient.

Wir erwähnten bereits oben den Gründer des mohammedanischen Wadai. Abd-el-Kerim, aus dem Stamme der Gemir, dessen Großvater Woda mit seinen den Islam bekennenden Landsleuten ins Reich der Tündjur eingewandert war und hier großes Ansehen genossen hatte, erhob sich gegen seinen Lehnsherrn Dáud, machte Mádaba, einen zehn Meilen nördlich von Wara gelegenen Bergort, zu seinem Wohnsitz und sicherte sich nach verzweifeltem Kampfe die Herrschaft. Nach einer langen Regierung folgte ihm sein Sohn Charut, der Wara („die von Hügeln umgebene Stadt") gründete und zur Residenz erhob. Der ältere Sohn des letztern, Charif, fiel auf einem Eroberungszuge gegen den kriegerischen Stamm der Tama, der jüngere, Jakub Aruß, unternahm einen Heerzug ins Innere von Darfor, ward aber geschlagen und zu schleunigem Rückzuge gezwungen. Sein Sohn Charut II. und sein Enkel Djoda sollen je 40 Jahre regiert haben, jener in Ruhe und zum bürgerlichen Glück seines Reichs, dieser in ruhmvollem und siegreichem Kampfe gegen seine Nachbarn. Er befreite sein Land von dem Joche der Forauer, die es mit einem gewaltigen Heere überzogen hatten, und erhielt davon den Ehrennamen Mohammed Sſulai (der Befreier), erhob Wadai, von ihm Da-Sſulai genannt, zu einem geehrten und gefürchteten Reiche und entriß dem Sultan von Bornu den bessern Theil von Kanem. Sein Nachfolger Sſaleh fiel nach einer achtjährigen schlechten Regierung (1805) in einer blutigen Schlacht gegen seinen eigenen Sohn Abd-el-Kerim, der später den Beinamen Sſabun erhielt. Derselbe wird übereinstimmend als einer der weisesten Regenten geschildert, die man je in diesem Theil der Erde hat kennen lernen. Er machte Baghirmi zu einer tributären Provinz und suchte eine directe Verbindung mit der Küste des Mittelmeeres zu eröffnen, starb aber bereits im zehnten Jahre seiner Regierung, als er eben ein Heer gesammelt hatte, um gegen Mohammed-el-Kanemi von Bornu zum Schutz des eroberten Kanem Krieg zu beginnen. Da er keinen Nachfolger ernannt hatte, so erhoben sich die Parteigänger des Stammes der Mádaba gegen die Kóndongo oder die Partei Assed's, seines ältesten Sohnes, und setzten den jüngern Juſſuf auf den Thron. Dieser regierte 15 Jahre in der tyrannischsten Weise und wurde 1830 auf den Antrieb seiner eigenen Mutter getödtet. Sein Sohn Rakeb starb schon nach 18 Monaten im Kindesalter, worauf Abd-el-Aſis, ein Urenkel Mohammed Sſulai's, den Thron bestieg und sich mit Hülfe des kriegerischen Stammes der Kodoi zuerst gegen den Prätendenten der Kelingen und sodann gegen die Kóndongo behauptete. Er war ein Mann von ausgezeichneten Eigenschaften und großem Verstande, starb aber schon nach 5½ Jahren. Sein junger Sohn Adam mußte dem Bruder Sſabun's, Mohammed Sſaleh, ohne triftigen Grund „e' Scherif" genannt, weichen, der sich mit Hülfe des Königs von Darfor, Mohammed Fehdl, dem er dafür einen jährlichen Tribut zugestand, im Juli 1834 des Throns bemächtigte. Dieser Fürst hat sich um das Beste seines Landes bemüht; aber die letzten Jahre seiner Regierung sind für ihn selbst wie für seine Unterthanen unglücklich gewesen. Nachdem er einen erfolgreichen Zug gegen Karka, dem aus Inseln und halbversunkenen Wiesen- und Weidegründen bestehenden Sumpfgau im südöstlichen Winkel des Tsad, unternommen und die Táma, einen räuberischen Stamm in einer bergigen Landschaft vier Tagereisen nordöstlich von Wara besiegt hatte, brach er 1846 mit einem gewaltigen Heer in das Herz von Bornu ein, erreichte jedoch seinen Zweck, die alte Dynastie der Sſefua in ihre Rechte

als Herrscher von Bornu wieder einzusetzen, nicht, sondern trug im Gegentheil zum gänzlichen Ruin derselben bei. Allerdings führte er eine ansehnliche Beute hinweg, verlor aber einen beträchtlichen Theil seines Heeres, wofür ihn die Unterwerfung der Tebu von Bahhr-el-Ghasel nur unzureichend entschädigte. Nach einer ruhigen Regierung von drei oder vier Jahren gab seine wirkliche oder vorgegebene Blindheit, die ihn nach dem Gesetz regierungsunfähig machte, den Anhängern Adam's, den Kodoi, Vorwand, ihn nicht länger als ihren Herrn anzuerkennen. Er verlegte deshalb zu größerer Sicherheit 1850 den Sitz der Regierung von Wara nach Abeschr, einem 20 englische Meilen südlicher gelegenen Dorfe im Gebiete der Kelingen, und zog von hier im folgenden Jahre gegen die Kodoi, die ihn zuerst besiegten, bald aber selbst eine Niederlage erlitten, ohne darum ihre Absicht aufzugeben. Bald darauf erhob sich gegen ihn auch sein ältester Sohn Mohammed, besiegte in einem langen blutigen Kampfe Vater und Brüder und suchte seinen Sieg durch Gewaltsamkeiten, namentlich gegen den Landesadel, zu befestigen. Den neuesten unverbürgten Nachrichten zufolge soll jedoch dieser König von einem seiner Brüder entthront worden sein. Die Berichte Vogel's, falls derselbe oder wenigstens seine Papiere noch zu retten wären, würden über diese Verhältnisse ein volleres Licht verbreiten.

Wadai, das sich ungefähr von 15—23° östl. L. und von 15—10° nördl. Br. erstreckt, ist ein ziemlich ebenes, aber von einer großen Menge einzelner, fast quellenloser Berge unterbrochenes Land, welches sich von Ost nach West, d. h. vom Fuße des Djebel Marra in Darfor nach dem Becken des Fittri neigt, der mittels des Bat-ha alle Wasserläufe des Landes, vielleicht mit Ausnahme des allem Anschein nach einem Nilarme zufließenden Wadi Kia aufnimmt. Nur die Landschaft zwischen Fittri und Tsad hat eine etwas höhere Lage. Die Bevölkerung von Wadai, deren verschiedenartige Elemente mit beinahe unbeschränkter, das Gesammtwesen des politischen Körpers schwächender Macht nebeneinander bestehen, zerfällt in zwei Hauptgruppen, in die der einheimischen oder eingewanderten Negerstämme und in die der arabischen Stämme. Von den erstern bewohnen das eigentliche Wadai oder Maba die Kelingen einen Tagemarsch südlich von Wara, die Malanga im Nordosten, die Mádabe und Madala nahe bei den letztern, die Kodoi, d. i. Bergbewohner, welche sich vor allen andern durch Körperkraft, freiheitsliebenden Sinn und Tapferkeit hervorthun, und außerdem eine Menge kleinerer Stämme von selbständigem Charakter. Die Gemir sind jetzt sehr geschwächt und verdienen nur deshalb besondere Erwähnung, weil aus ihnen das Königshaus stammt. Zahlreicher als die Gruppe von Maba sollen die verschiedenen Abtheilungen der Abu Scharib oder Abii sein, unter denen der kriegerische, länger als zwei Jahrhunderte unabhängig gebliebene Stamm der Tama hervorzuheben ist. Die große Masse der übrigen Stämme muß man beim Verfasser selbst nachlesen; ebenso die verschiedenen Araberstämme, welche seit ungefähr 500 Jahren in Wadai angesessen sind, hier aber nie mit dem Ausdruck Schua oder Schiwe bezeichnet werden und sich in die dunkelfarbigen Soruk und die hellfarbigen Homr scheiden. Bei einer so verschiedenartigen Bevölkerung muß natürlich auch die Regierung der Einheitlichkeit ermangeln. Das gesammte Reich ist nach den Himmelsgegenden in vier große Provinzen getheilt, an deren Spitze je ein Kamkolak mit einem Stellvertreter steht, welcher im allgemeinen die öffentlichen Angelegenheiten verwaltet, Macht über Leben und Tod hat und den Tribut erhebt. Doch scheinen nicht nur die Araber, sondern auch mehrere einheimische Stämme, die ihre selbständigen mächtigen Häuptlinge besitzen, ihrer Gerichtsbarkeit entnommen zu sein. Die Araberstämme werden von Agade oder Agids beherrscht, die ursprünglich als Statthalter derselben bestellt waren und denen auch viele von einheimischen Stämmen bewohnte Orte zugewiesen sind. Diese Agids, unter denen Djerma, dem halb Wadai gehören soll, der mächtigste ist, besitzen große Autorität im Kriege wie im Frieden, denn sie haben nicht nur die Aufsicht über die Geschäfte ihrer Bezirke und die Erhebung des Tributs, sondern auch das Aufgebot der Kriegsmannschaft und deren Anführung in der Schlacht; auch unternehmen sie fortwährend große Raubzüge auf eigene Rechnung. Jeder von ihnen hat einen Chalifa oder Stellvertreter, während ihnen von seiten des Sultans ein Emin beigeordnet ist, welcher die Erhebung der Abgaben zu controliren hat. An der Spitze der Civilverwaltung des Reichs steht ein zahlreicher königlicher Rath, der Faschér, in dem jedoch der Sultan Mohammed Scherif nie erschien. Dieser Rath hält seine Sitzungen auf einem offenen Platze, wo überhaupt alle öffentlichen Angelegenheiten verhandelt werden. Sein Vorstand und der erste unter seinen Mitgliedern an Machtbefugniß ist der Sing-Melek, der augenscheinlich die Stellung eines Veziers hat. Die Hauptstärke des Heeres beruht in der etwa 7000 Mann starken Reiterei, wovon gegen 1000 Mann bepanzert sind. Flinten soll es im ganzen Lande nur 300 geben; die Stärke des Wadaivolks beruht im Gebrauche der Speere, während die Forauí sich vornehmlich auf das Schwert verlassen. Die Rangordnung der Befehlshaber bestimmt sich hauptsächlich nach der Anzahl der von ihnen ins Feld gestellten Truppen; nur die vier obersten sind freie Leute, die übrigen fast ausnahmslos Sklaven. Die Ortschaften sind im allgemeinen klein und es soll keine Stadt geben, die über 1000 einzelne Wohnungen enthält. Diese bestehen, wie in allen Theilen des Sudan, aus Gruppen von runden, glockenförmigen Hütten aus Rohrgeflecht, die mit einer Mauer oder einem Zaune umfriedigt, aber nur bei Standespersonen aus Lehm erbaut sind. Die Araber dagegen wohnen in tragbaren Hütten aus selbstgeflochtenen Matten von Dalebpalmblättern. Der Großhandel ist fast ganz in den Händen der Djellába, die vor 100 Jahren aus dem Nilthale in beträchtlicher Zahl eingewandert und jetzt hauptsächlich in Nimro, acht englische Meilen südwestlich von Wara, angesiedelt sind. Diese Kaufleute von Geburt treiben ihre Geschäfte in Gesellschaften, von denen jede ihre eigene Reiselinie hat. Der Sultan gibt ihnen auf die Dauer jeder Reise einen Agid bei, welcher

ihm für die sehr beträchtliche Abgabe vom Gewinn zu haften hat. Ihre Haupthandelsartikel sind einheimisches Salz, das bis Logone, und Kupfer, das besonders nach Bornu verführt wird, europäische Waaren, Esel aus dem Osten, Turkedi, Taback, Kohol und mancherlei andere von den Haussahändlern nach Baghirmi gebrachte Artikel, vor allem aber Sklaven. Dagegen gibt es in ganz Wadai keinen Marktplatz für die Hauptproducte des Landes und man muß sich selbst die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse aus beträchtlicher Entfernung herbeischaffen. Der Kunstfleiß liefert natürlich nur die rohesten Erzeugnisse, wie Waffen und Ackergeräthe, zu denen man sich einheimischen Eisens, wol auch Kupfers bedient. Die Wadauer wissen nicht einmal den schönen Indigo, der in ihrem Lande wächst, zu verwenden, um ihre Kleider oder vielmehr ihre Hemden zu färben; es gibt nämlich unter ihnen nur wenige, die sich etwas Besseres als dieses wesentlichste Kleidungsstück anzuschaffen vermögen. Die Indigofärberei ist gänzlich in den Händen der in Wadai seßhaften Baghirmier und Bornuer, besonders der letztern. Doch gelten schwarze oder blaue Hemden noch immer als eine Auszeichnung für Standespersonen. Eine ausgebreitete Gelehrsamkeit darf man in einem solchen Lande natürlich auch nicht erwarten; indessen sind die wadauer Fakih und Ulema wegen ihrer Kenntniß des Kurans unter allen Völkern des Sudan berühmt.

Der Anhang des Werks enthält wieder zahlreiche Itinerarien und ein meteorologisches Tagebuch. Die drei Karten der Reisen nach Kanem, Mußgu und Baghirmi sind von Petermann mit gewohnter Genauigkeit und Eleganz ausgeführt. 7.

Zur Lebensgeschichte Melanchthons.

Philipp Melanchthon. Zum Säcularandenken an den dreihundertjährigen Todestag des großen Reformators, den 19. April 1860. Von Johann Friedrich Theodor Wohlfarth. Leipzig, F. Fleischer. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Non omnes licet adire Corinthum! Der Kirchenrath Wohlfarth hat sich ganz gewiß in der wohlwollendsten Absicht an die Biographie Melanchthon's herangemacht, aber nicht minder gewiß fehlen dem Verfasser die Mittel und Kräfte, deren Besitz allein befähigt, eine solche Aufgabe befriedigend zu lösen. Wir möchten uns gern von jeder Bitterkeit gegen den Verfasser fern halten, aber es muß schon ausgesprochen werden, auch auf die Gefahr hin, des gänzlichen Mangels an jeder Courtoisie beschuldigt zu werden: Wohlfarth's Buch ist eine sehr ungenügende Arbeit. Abfällige Urtheile ohne Begründung vorzutragen, ist das Monopol einer gewissen Journalkritik, welche es liebt, allwöchentlich einmal zu verkünden, was wir alle schon wissen, daß Goethe und Schiller längst todt sind und daß einen Shakspeare nur Englands Literatur aufzuweisen hat: zur Begründung unsers abfälligen Urtheils über die angezeigte Biographie ist es nothwendig, daß wir auf die einzelnen Theile derselben näher eingehen. Wir lesen zunächst auf nicht weniger als 16 Seiten ein Vorwort, dessen Inhaltslosigkeit und Schwerfälligkeit von vornherein kein günstiges Vorurtheil für Wohlfarth's schriftstellerische Befähigung erweckt. Daß es nicht jedermanns Sache ist, ein gutes Vorwort zu schreiben, daß ein solches keineswegs zu den leichten Aufgaben gehört, darüber kann kein Zweifel bestehen; ein Buch kann sonder Frage recht tüchtig und dabei doch seine Vorrede ein Misgriff sein. Ebendeshalb legen wir auf das unglückliche Vorwort weiter kein Gewicht; wir bescheiden uns, die Thatsache zu constatiren, daß diese Auslassungen sich in den breitspurigen Wiederholungen über den Nutzen und die Nothwendigkeit verbreiten, verdienten Männern Denkmäler zu setzen. Der Gedanke wird, wie gesagt, auf 16 Seiten zu Tode gehetzt. Es folgt eine Einleitung; sie beschränkt sich auf nur 72 Seiten. Als wir von ihrer Lectüre kehrten, fragten wir vergebens, zu welchem Zwecke der Raum gefüllt worden, kaum daß wir uns Rechenschaft geben konnten, mit welchem Inhalt. „Es mag scheinen", hebt der Verfasser an, „daß wir zu weit zurückgehen, wenn wir, bevor wir Melanchthon's Bild enthüllen, wenigstens einige Bemerkungen über die Offenbarung Gottes an unser Geschlecht überhaupt voransenden." Dann läßt er einen Dr. Voigt sprechen, welcher behauptet, Gemüth und Verstand sind dem Menschen gegeben, um durch sie zum Glauben und zur Erkenntniß zu gelangen. Die Mittheilung des fremden Ausspruchs, welche mehrere Seiten einnimmt, schließt Wohlfarth mit dem eigenen Satze: „Nur ein durch einseitige und darum irrige Cultur des Verstandes als des Vermögens der sinnlichen Erkenntniß im Materialismus völlig auf- und untergegangener de Lamettrie; nur ein Mann, der in unbegreiflicher Verleugnung seiner Vernunft, des Vermögens der Erkenntniß des Ewigen, und seines sittlichen Gefühls, mithin des Gottesbewußtseins in jeder Menschenbrust, den Menschen für eine bloße Maschine, eine Pflanze («L'homme machine», Leyden 1748; «L'homme plante», Potsdam 1748) erklären und das verrufene «Système de la nature» (London 1770) *) schreiben konnte; nur ein so bis zum äußersten Nordpol, wo niemand mehr weiß wo, wie Tegnér sagt, Ost und Süd, Nord und West ist, verirrter oder verschlagener Unglücklicher und dessen unter gleicher Verirrung untergegangene Genossen konnten, wie schon Atheisten zur Zeit Cicero's von einer Zeit zur andern die Behauptung wiederholen, die Religion sei eine Erdichtung von Staatsmännern, um das Volk desto sicherer zu beherrschen." Wir führen den Satz gleichzeitig aus dem Grunde an, weil er den Stil unsers Autors kennzeichnet, der sehr merkwürdig ist. Eine logisch geordnete Darstellung ist seine Sache nicht; er schreibt in abgerissenen meist kurzen Sätzen, die wirr und bunt als zusammenhangslose Absätze aneinander gereiht werden. Ein Dutzend und mehr Absätze auf jeder einzelnen Seite ist das durchschnittliche Maß. Ab und zu wird dann diese Darstellung durch ein Periodenungeheuer unterbrochen, wie wir es eben beigebracht.

Kehren wir zur weitern Charakteristik der Einleitung zurück. Difficile est satiram non scribere! Wie wahr der Satz, fühlen wir ganz und sehr in diesem Augenblick. Nach dem Ausfall auf das „Système de la nature" erfahren wir: „Wie schon die Alten und unter diesen namentlich Aristoteles bei den Griechen und Cicero bei den Römern anerkannten, trägt jeder Mensch eine Gottesahnung, die bei fortschreitender Bildung zum Gottesgefühl, und wenn er auf noch höherer Stufe der Erkenntniß die Gründe derselben zu ermitteln strebt, zum Gottesbewußtsein sich erhebt und verklärt"; und alsdann werden wir an einige Aussprüche von Cicero, „dem Humboldt seiner Zeit", erinnert. Auffallend bleibt es, daß die Citate nach Uebersetzungen angegeben werden. Von Cicero gelangen wir mittels eines kühnen Sprunges auf die Politik der Priesterschaft: „Tacitus bemerkt ausdrücklich, daß die Priester durch geheimnißvolle Schauder (arcanus terror), die sie um sich verbreiten, und eine heilige Unwissenheit (sancta ignorantia), die sie zu erhalten suchten, ihre Herrschsucht ausübten und ihr Ansehen behaupteten." Plötzlich befinden wir uns in einem Meer von Citaten aus dem indischen Gesetzbuch des Manu, dem persischen Dichter Saadi; Pythagoras, Sokrates, Xenophon, Plato, noch einmal Cicero,

*) Die letztere Schrift ist aber bekanntlich vom Baron Holbach nicht von Lamettrie. D. Red.

Antoninus Pius, Kalimachos, Archilochos, Persius, sie und Hunderte von ihren Aussprüchen werden vorgeführt. Wir wissen in der That nicht mehr, wo uns der Kopf steht; wir lesen und lesen; uns überschleicht ein Gefühl, als befänden wir uns auf einem Schiffe, das ein Spiel der Wellen auf dem hohen Meere treibt, weil der Mann an dem Steuer die Herrschaft über das Steuer verloren.

Einst schickten die Athener eine Gesandtschaft nach Sparta. Der beauftragte Redner sprach lange und viel in der Gerusia. Als er geendigt, trieb ihn eine natürliche Eitelkeit, sich nach dem Eindruck seines Vortrags zu erkundigen. Er fragte bei dem Nachbar an, neben dem er saß. „Mein Freund", lautete die Rückantwort, „als du zu sprechen aufhörtest, hatte ich längst vergessen, wovon du zu sprechen angefangen."

Der weitere Inhalt der Biographie setzt sich aus zwölf Kapiteln und einer Schlußbetrachtung zusammen. Das erste Kapitel, welches sich mit Melanchthon's Kindheit, Jugend und Vorbereitung zur Universität beschäftigt, bietet manche interessante Mittheilung, namentlich in Bezug auf die Vorfahren des Reformators. Philipp stammte aus einer Familie, die sich Generationen hindurch durch bürgerliche Rechtschaffenheit und religiöse Frömmigkeit ausgezeichnet hatte. Sein Großvater, Georg Schwarzerd, stand als Rüstmeister und Waffenträger bei dem Pfalzgrafen Philipp, Kurfürsten am Rhein, im Dienst und erfreute sich wegen seiner ausgezeichneten Kunst der vollen Gunst seines Herrn. Der Chronist rühmt ihn als einen rechten, frommen, gottesfürchtigen Mann, der Gott mit Ernst diente, fleißig betete, seine Betstunden wol so stracks hielt als irgendein Geistlicher, auch des Nachts aufstand, auf die Knie fiel und sein Gebet mit Inbrunst that. Am 16. Februar 1497 wurde seinem Sohne zu Bretten nach einer vierjährigen kinderlosen Ehe unser Philipp geboren; der Biograph meint, die Freunde der Aeltern konnten bei der Geburt wie die Gefreundeten des Zacharias in froher Hoffnung rufen: „Was, meinst du, wird aus dem Kindlein werden, um dessen Wiege die Engel wahrhaft gottesfürchtiger Aelternliebe auf- und niedersteigen?" Die geistigen Anlagen und die Richtung des Knaben fertigt Wohlfarth sehr kurz ab; eine seltene, hohe Begabung, bemerkt er, und darin Melanchthon's Bestimmung für die heilige Mission, zu welcher ihn die Vorsehung berief, enthüllte sich schon früher in dem Kinde. Außerdem wird in einem Absatz behauptet: „Melanchthon war eine schöne Johannesnatur", und in einem zweiten und dritten, Luther sei zu einem Manne der That und zum Helden geschaffen, den Melanchthon als guter Genius, als Engel begleitet hätte. Sowol auf der Schule als im Privatunterricht machte Philipp rasche und bedeutende Fortschritte; die hervorstechenden Anlagen und die seltene Wißbegierde des Knaben fielen Reuchlin bei einem Besuche in Pforzheim, wohin man Philipp in die Schule gethan, auf, und er war es, der den vielverheißenden Schüler, indem er nach der Sitte der damaligen Gelehrten den Namen Schwarzerd in den entsprechenden griechischen Melanchthon verwandelte, schon damals in die Gelehrtenrepublik aufnahm. Der Vater hatte eine herzliche Freude an den Fortschritten des Sohnes, namentlich schmeichelte es seinem Stolze und dem des noch lebenden Großvaters, wenn Philipp während der Ferien mit Fahrenden Schülern öffentliche Disputationen anstellte und infolge seiner vielumfassenden Kenntnisse und seines Scharfblicks stets als Sieger hervorging. Mit diesen vielumfassenden Kenntnissen und diesem großen Scharfblick läßt es sich denn freilich schlecht vereinigen, was Wohlfarth, um die Herzenseinfalt und reine Kindlichkeit seines Helden zu belegen, kurz darauf erzählt, Philipp hätte, als man ihm gesagt, der Vater sei todkrank, erst fragen müssen, was denn der Begriff todkrank bedeute. Am 27. October 1507 starb Philipp's Vater; zwei Jahre blieb der Knabe zu Pforzheim im Hause einer nahen Verwandtin mütterlicherseits, der Schwester Reuchlin's. Erst zwölf Jahre alt, bezog er die Universität Heidelberg. Das zweite Kapitel behandelt seine akademische Studienzeit. Dieser Abschnitt ist mangelhaft und unzureichend. Er eröffnet sich mit einer weitschichtigen Einleitung, die sich in einem wahrhaft unerträglichen Stile über die Freude verbreitet, die heute Aeltern empfinden, wenn ein Sohn auf die Hochschule* kommt, über die Befürchtungen, daß etwa der Sohn die akademische Freiheit misbrauchen und verloren gehen könnte, über die mannichfachen Gefahren, welche dem jungen Studenten drohen, über den Nutzen, „wenn alle Aeltern unmittelbar oder mittelbar, wo irgend möglich, dafür Sorge tragen möchten, daß ihre Söhne auf dem schlüpfrigen Gebiete der Universität Aufnahme in ein Haus fänden, wo ein edles Familienleben sie abhält, ihre Erheiterung in weitern Kreisen allein zu suchen, wo weises Wohlwollen über sie wacht und ihre Schritte leitet" u. s. w. Um jene Zeit, so wird endlich ein Uebergang gewonnen, war der Zustand der Universitäten von der Art, daß Aeltern noch ungleich mehr befürchten mußten. Man erwartet eine Schilderung der Verhältnisse auf den damaligen Hochschulen, allein Wohlfarth macht es sich bequemer. Die beliebten Citate müssen helfen. Er citirt Erasmus, der im Jahre 1490 von Paris das offene Bekenntniß abgelegt, „ich habe aus den Collegien nichts herausgenommen, als einen Körper voll verdorbener Säfte und eine große Menge Ungeziefers"; er citirt ein paar bezügliche Aussprüche von Luther, unter anderm: „So ist das Mägdevolk kühn worden, laufen den Studenten nach in ihr Stüblein, Kammern und wo sie können, und bieten ihnen frei ihre Liebe an; und ich höre, daß viele Aeltern ihre Kinder sollen heimgeführt haben, und noch fordern und sagen, wenn sie ihre Kinder zu uns schicken ins Studium, so hängen wir ihnen Weiber an den Hals; entziehen ihnen ihre Kinder; daraus diese feine Schule einen bösen Namen bekommt"; alsdann schließt der Verfasser emphatisch, als hätte er wirklich die Sache, um die es sich handelte, in eingehender und erschöpfender Darstellung erörtert, mit vier Absätzen: „So waren die Universitäten beschaffen." — „So war das Lehrerpersonal." — „So war der Vortrag in den Wissenschaften." — „So war das Leben der Studirenden." Von Melanchthon rühmt der Verfasser, daß er der Scylla und Charybdis, die auf jeder Universität sich öffnen, glücklich entgangen; ein schützender Stern oder vielmehr die Hand der Vorsehung, die ihn zum Großen erkoren, habe über dem zarten Knaben gewaltet. „Wie der zwölfjährige Knabe Jesus sitzt Melanchthon unter den gefeiertsten Lehrern, einzig und allein für die Wissenschaft glühend." Einem Theologen mag der Vergleich nahe liegen, allein in einer Arbeit, die denn doch mit dem Anspruche auftritt, eine historische Arbeit sein zu wollen, nimmt der Vergleich sich befremdend genug aus. Schon nach vier Semestern empfing Melanchthon die Würde eines Baccalaureus; ein Jahr später bewarb er sich um die Magisterwürde. Der Senat ertheilte einen abschlägigen Erlaß, „dieweil er noch so jung und kindischen Ansehens sei". Philipp wandte sich nach Tübingen und hier ward ihm zwei Jahre später die Magisterwürde zuerkannt. Eine in das zweite Kapitel eingeflochtene Philippika „gegen die sklavischen Seelen", „welche die Wissenschaft einzig und allein betreiben, um dereinst ein Amt zu gewinnen, das sie nährt", hätte sich der Verfasser wol ersparen können. Diese traurige Richtung mag heute auf allen Universitäten mehr oder minder grell an den Tag treten; im 16. Jahrhundert war das Studium auf den Hochschulen Selbstzweck, im 16. Jahrhundert waren die Universitäten keineswegs zu Abrichtungsanstalten für Staatsbeamte herabgesunken.

Das dritte Kapitel zeigt Melanchthon als akademischen Lehrer. So anspruchslos der siebzehnjährige Jüngling auftrat, entwickelte er doch einen so seltenen Schatz des Wissens und eine so ausgezeichnete Lehrgabe, daß sein Hörsaal sich schnell füllte und die Studirenden ihm den ungetheiltesten Beifall zollten. Vor seinem Namen traten bald die Namen der gefeiertsten Lehrer in den Hintergrund. Die griechische Sprache und Literatur war seine Specialität. Er übersetzte vieles aus Plutarch, Lucian und Areatus und gab eine eigene griechische Grammatik heraus; auch die Flugschriften, in denen er sich Reuchlin's wider den Ketzerrichter Jakob Hochstraten annahm, verfehlten nicht, ein bedeutendes Aufsehen zu erregen. Wie sehr sein Ruf auch

weit über Tübingen hinaus gewachsen, beweist das ehrende Urtheil, das Erasmus über ihn fällte: „Mein Gott, zu welchen Hoffnungen berechtigt nicht Philipp Melanchthon, der ein Jüngling, ja beinahe noch ein Knabe ist, in Kenntniß beider Sprachen beinahe gleich hoch zu achten! Welchen Scharfsinn im Beweisen, welche Reinheit im Ausdruck, welche seltene und umfassende Kenntniß, welche vielfache Belesenheit, welche Zartheit und Feinheit des Geistes findet sich bei ihm!" Es konnte nicht fehlen, daß Melanchthon glänzende Anerbietungen gemacht wurden; er entschied sich für Wittenberg, wohin er im Sommer 1518 übersiedelte. Zu seiner ersten Vorlesung strömte alles nach dem Hörsaale, der bald so angefüllt war, daß später Ankommende keinen Raum mehr fanden. „Auf den Lehrstuhl stieg mit schüchternem Schritt eine kleine unansehnliche Gestalt, mehr einem Kinde als einem Manne ähnlich. Die Erwartungen sanken. Man glaubte, der Kurfürst sei getäuscht worden. Als jedoch dieses Männlein sich emporrichtete und die hohe edle Stirn, die sanft und doch klar leuchtenden Augen auf die Anwesenden richtete und seine Lippen öffnete zu einer durch den reinsten Stil, den würdigsten Vortrag, den tiefsten und doch gemeinverständlichsten Inhalt ergreifenden und gewaltig fortreißenden Rede, da waren alle froh und staunten des Mannes, dessen irdische Gestalt sich verklärte, sodaß nur ein Gefühl, das Gefühl der ungetheiltesten Bewunderung alle Zuhörer vereinigte." Auch Luther hatte sich unter den Zuhörern befunden. „Wer Philipp", äußerte er nach beendigtem Vortrag, „nicht als Lehrer anerkennt, der muß ein rechter Bachant und Esel sein, den der Dünkel gebissen hat. Es ist auf Erden keiner, den die Sonne bescheint, der solche Gaben hätte wie Philippus." Gern hätte Luther gleich jetzt den neuen Collegen für seine theologischen Bestrebungen gewonnen, aber Melanchthon hielt sich diesen fern, vorerst ganz hingegeben seinem wissenschaftlichen Lehrberufe. Wollte er doch selbst an seinem Hochzeitstage nicht einmal die Vorlesungen aussetzen. Doch konnte er es nicht verhindern, daß er 1519 in die theologische Facultät aufgenommen wurde; die theologische Doctorwürde dagegen dünkte seiner Bescheidenheit viel zu hoch und drückend, er lehnte sie entschieden ab. Für eine nur schlecht verbürgte Sage hält es Wohlfarth, daß der auf seinem akademischen Lehrstuhl so gewaltige Professor den Muth nicht habe gewinnen können, vor einer Gemeinde in der Kirche aufzutreten, weshalb ihm Luther einmal Töpfe als Repräsentanten der Zuhörer in die Kirchenstühle habe setzen lassen.

Im nächsten Kapitel verspricht der Verfasser Melanchthon als Gatte, Vater und Freund darzustellen. Schade, daß der Inhalt des Abschnitts der Aufschrift in keiner Weise entspricht. Wenn eine Metapher gestattet ist, der Verfasser gibt eine Zusammenstellung von ausdruckslosen Farben und Tönen, nicht aber ein bestimmtes Bild. Einzelheiten aus dem häuslichen Leben des verdienten Gelehrten werden zusammenhangslos und ohne Ordnung in bunter Menge aufgetischt. Dabei leidet die Darstellung an der schon mehrfach gerügten Weise, in kurzen, sprunghaften Absätzen zu erzählen, die sich ohne jede Vermittelung drängen und häufen; die biblischen Vergleiche (z. B. die häufig wiederkehrende Phrase: „Melanchthon war ein rechter Israelit ohne Falsch", oder: „zwischen Melanchthon und seinem Diener bestand ein echt patriarchalisches Verhältniß wie zwischen Abraham und Elieser") sollen vermuthlich das Ihrige zur Erhöhung der Reize dieser Darstellung beitragen. Nicht ohne Bedenken, nicht ohne Zweifel an eine angemessene Vertheilung und Gruppirung des Stoffs wird man bereits im fünften Kapitel die Parallele zwischen Melanchthon und Luther lesen; die Betheiligung Melanchthon's an dem Reformationswerke seines Freundes wird erst in spätern Kapiteln entwickelt. Die Parallele selbst, von S. 164—183 reichend, erschöpft die langmüthigste Geduld. Es wird im wörtlichsten Sinne des Wortes leeres Stroh gedroschen; Worte, Worte, nichts als Worte. Die lange Auseinandersetzung bietet nichts anderes, als was schon im ersten Kapitel gesagt war und was fast in jedem andern mindestens einmal wiederholt wird, daß nämlich Melanchthon mit dem Evangelisten Johannes und Luther mit dem Apostel Paulus zu vergleichen sei. Das sechste und siebente Kapitel stehen in einem gewissen Zusammenhange; der erstere will Melanchthon als Reformator der Wissenschaften, der zweite als Reformator der Kirche charakterisiren. Um die erste Aufgabe lösen zu können, fehlt es Wohlfarth an der erforderlichen Kenntniß der damaligen Literatur- und Culturgeschichte, zumal der großen humanistischen Bewegung; mit dem Hinsetzen einer bloßen Nomenclatur aus dem nächstbesten Handbuch ist eine solche Aufgabe nicht erledigt und abgethan. Für die Lösung der andern Aufgabe bringt der Verfasser theologische Kenntnisse und zumal in der Dogmatik mit, aber eine befriedigende Lösung der Aufgabe erheischte außerdem eine ungleich tiefere und umfassendere historische Bildung, als unser Autor sie besitzt. Die politischen Verhältnisse der Epoche sind ihm nur in ihren ganz allgemeinen und rohen Umrissen bekannt; die unerläßlichen Detailstudien auf diesem Gebiete hat er nie angestellt. Die verkehrte Disposition, die wir bereits einmal berührten, zeigt sich sehr eclatant darin, daß, nachdem in dem siebenten Kapitel gleichsam die Summe von Melanchthon's Thätigkeit für die Reformation gezogen worden, sich die vier folgenden Kapitel abermals mit dem weitern Wirken Melanchthon's für die Reformation beschäftigen. Das zwölfte Kapitel erzählt den Tod des Reformators, oder wie Wohlfarth sich ausdrückt, Melanchthon's gottseligen Heimgang. Die Schlußbetrachtung endlich ist an Verworrenheit und Unklarheit ein durchaus ebenbürtiges Seitenstück zu der Einleitung.

Auch unsere Kritik eile zu ihrer Schlußbetrachtung. Das Bild, welches wir zur Charakteristik des vierten Kapitels brauchten, paßt auf die ganze Biographie Melanchthon's von Wohlfarth. Eine Masse von Material ist in dem Buche angehäuft worden, Stein auf Stein, wie er just in die Hand fiel, ohne jede Rücksicht auf architektonische Schönheit. Die Composition dieser Schrift ist eine so unfertige, wie sie uns lange nicht begegnet. Die Darstellung macht sich durch Eigenheiten bemerkbar, die für einen einigermaßen geläuterten Geschmack ungenießbar sind. Non omnes licet adire Corinthum!

Thaddäus Lau.

Unterhaltungsliteratur.

1. Vor Tagesanbruch. Erzählungen und Lieder. Von Amara George. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1859. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zu keiner Zeit haben mehr Frauen geschriftstellert, als in der unserigen, und doch ist es gewiß, daß man unter ihnen nur selten eine hervorragende Gestalt erblickt, die, über das Niveau der gewöhnlichen Frisur emporragt. Wahrhaft poetische Talente sind in den Frauensphären um so kostbarer, je seltener sie sind. Die Erziehung, die hohle Geistreichigkeit des Pensionats und Salonlebens unserer Zeit, der leise Wahnsinn, der sich aus der sterbenden Romantik in die Weiberköpfe geflüchtet hat, haben die schöne Keuschheit weiblicher Poesie entweiht, und ihre verkrüppelten Reste spreizen sich meist mit Manie, Künstelei, Affectation und allem sonstigen Glanzlumpenkram, um Geltung bei einer corrumpirten Gesellschaft zu erreichen. Was aber am meisten dazu beiträgt, den Gehalt echter Poesie, bei Männern sowol als besonders auch bei Frauen in ein erbärmliches Modethum aufzulösen, sind die Kritiker unserer Zeit, denen die journalistische Routine meist nur die knüppelfesten realistischen Anschauungen gestattet und welche nach theoretischen Formeln der Aesthetik den Werth poetischer Productionen ebenso abmessen, wie die preußischen Preßpolizeibeamten nach Quadratzollen den Kubikinhalt stempelpflichtiger Zeitungen. Zeitungen fressen die Poesie auf und seitdem sie dazu dienen, für uns Schriftsteller die profanen Posaunen der Reclame oder der Niedertracht zu sein, ist

Dichten und Schriftstellern auf den Boden des gemeinen, dem Bedürfniß unterthänigen Lebens gedrückt worden. Da kommen sie nun alle herbei, die blanken Bücher, die Marschälle, Volontärs und Kanoniere der Literatur, um für sich das Unsterblichkeitsattest von der kratzigen Feder des professionellen Recensenten zu begehren! Bekommen sie's, posaunt die ganze Klerisei für das neue Genie, welches eher todt ist, als der kostbare Leib, in dem es zu leben bestimmt war; bekommen sie's nicht, sind so sie vergessen und erst eine spätere Zeit gräbt vielleicht die Verdienste eines Talents heraus, das unter dem Hokuspokus seiner Epoche zu Grunde ging. Heute schreibt man für den Zeitungsruhm. Es ist auch recht; wozu nutzt einem so ein Stück Unsterblichkeit, so ein chimärischer Wahnsinn, einer von den Todten zu sein, die möglicherweise von einer spätern Generation zu zähem Kautschukruhm verwandelt werden?

Amara George, was nutzt es dir, wenn deiner einst ein Professor des 20. Jahrhunderts als einer Blume unter den Strohköpfen der Dichterinnen unserer Zeit gedenkt? Seifenblasenruhm, geschlagen von galanten, wohlwollenden und aufrichtigen Kritikern, ist doch viel besser, wenn auch die vornehme Naseweisheit dieser superklugen Generation so thut, als verachte sie ihn! Den Respect, den ich vor dem Weibergeschreibe längst verloren, eigentlich nie gehabt habe, Amara George hat ihn mir eingeflößt! Ich habe „Ada" gelesen, dieses Meisterstück in ihrem Buche, diese wunderliebliche Herzensgeschichte, gewoben aus urechter Frauenpoesie — und, um alles zu sagen, ich habe darüber nicht einschlafen können. Diese liebliche Ada, die als Kind erscheint und als Jungfrau die Liebe krönt; diese holdselige Erscheinung, schwebend auf den schneeweißen Fittichen natürlichster, poesievollster Weiblichkeit; diese Unschuld, die nicht verführt wird, wo kann sie leben, als in Nürnberg oder in der Phantasie eines poetischen Frauengemüths?

Amara George hat in ihrem Buche „Vor Tagesanbruch" gewissermaßen den Beweis von der Vielseitigkeit und Elasticität ihres Talents abzugeben versucht. Neben Novellen und Erzählungen sind poetische Uebersetzungen, eigene Gedichte, Romanzen, Legenden und Sprüche erschienen. Wer möchte bezweifeln, daß sich überall ein seltenes und glänzendes Talent documentirt? Aber freilich, nicht überall mit gleichem Glück. In ihren Gedichten zeigt Amara zuweilen eine Ueberreizung, die, wenn nicht erkünstelt, doch jedenfalls nicht gesunden Ursprungs ist. Wozu ein so sanftes und schönes Talent immer in die Schrecken der Nacht, in die Klüfte der Verzweiflung führen? Ist denn dies ein Zeichen des Genies, daß es nur in dem Gischte der Sturmfluten sich bewegen darf? Nein, das ursprünglich Liebliche soll sich nicht mit dem Schrecklich-Romantischen vermählen; nein, dieses Fieber muß enden, Amara! diese Gährung der poetischen Kräfte muß aufhören, die Saiten der Leier müssen nicht mehr erhitzt werden. Diese sinnliche Ueberspannung, dieser Zug nach dem Mystisch-Romantischen hat sich schon in den ersten Gedichten Amara George's „Blüten der Nacht" offenbart und neuerdings noch durch ihren Uebertritt zur katholischen Kirche. Die Dichterin hüte sich wohl. daß nichts Gefährlicheres daraus erstehe, als ein Band Poesien und ein kirchlicher Abfall!

Amara hat es auch in dem vorliegenden Buch mit der Charakteristik einer Haushälterin, „Frau Zankeisen", versucht; doch hier gerade erweist sich ihr Talent am schwächsten. Eine Rabener'sche Satire schreibt man nicht mit einem so glühenden und auf den Schwingen des Idealismus sich wiegenden Talent; ebenso wenig eine Dorfgeschichte in Auerbach's Manier, wie sie sichtlich die Erzählung: „Die beiden Hirten", bilden soll. Indessen, Madame, man ist zum Kritisiren auch nur Mensch, und obgleich ich es selbst thue, so halte ich doch, wie ich schon andeutete, im Ganzen nicht sehr viel davon. Der sagt dies, jener etwas anderes — man hört's, man ärgert sich, ärgert sich auch nicht, thut was man will; dieser Popanz von Nachwelt lacht am Ende doch die unfehlbare Weisheit der Kritiker von einstmals aus, oder auch wol die Berühmtheit von einem Tag.

2. Berliner Silhouetten. Von E. Kossak. Berlin, Janke. 1859. 16. 10 Ngr.
3. Bade-Bilder. Von E. Kossak. Berlin, Schlingmann. 1858. Gr. 16. 15 Ngr.

Ein neues Buch von Ernst Kossak hat den eigenthümlichen Reiz, daß es gerade so ist wie alle seine frühern. Der Feuilletonist an der Spree, den man mit Recht zu den besten Feuilletonisten Deutschlands zählt, schreibt für alle Zeitungen im Umfange des ehemaligen Heiligen römischen Reichs deutscher Nation jene pikanten, graziösen, auf elegantem Stil sich wiegenden Feuilletons, die heute die gesuchtesten und für ein gewisses Publikum unentbehrlichsten Artikel geistiger Nahrung geworden sind. Es ist der glücklichste Schriftsteller; er hat das Recht, ins Leben hineinzugreifen und alle menschlichen Dinge von ihrer witzigen und burlesken Seite zu betrachten. Er tippt mit seiner Feder hierhin und dorthin und überall springt, wie durch Rübezahl's Zauberkraft, ein Born des Humors ihm entgegen. Kossak ist der geistreichsten Schriftsteller einer, immer ein wenig bitter, oft sehr bissig, nie langweilig, und so glücklich, seine Feuilletonartikel später gesammelt noch als Bücher erscheinen zu lassen. Vielleicht gelingt es ihm und andern, dem humoristischen Genre, das er so glänzend vertritt, auch endlich einmal einen bisher noch nicht gegönnten Platz in einer deutschen Literaturgeschichte zu erwerben.

4. Kleine Wanderchronik von Julius Rodenberg. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1858. 8. 2 Thlr.

Julius Rodenberg ist ein Schriftsteller, der mit Lust und Liebe die Feder führt und aus dessen Werken dem Leser meist ein Hauch frischen Lebens und innigsten Fühlens entgegenweht. Sein Talent zu erzählen und zu beschreiben hat sich in diesen beiden Bändchen der „Kleinen Wanderchronik" aufs neue bewährt; es sind leichte, elegante, bald ernste, bald heitere, belehrende und gefällige Skizzen, wie sie ein Dichter hinwirft, wenn er Land und Leute sieht. Etwas Koketterie webt sich zwar manchmal mit in die Erzählungen, aber sie wird nicht lästig und muß auch wol bei subjectiven Schilderungen mit in den Kauf genommen werden. Rodenberg hat als Resultate seiner Touristenwanderungen bereits ein Werk über Paris und eins über Wales veröffentlicht. In dem vorliegenden greift er in die Zeit seiner Burschenfahrten zurück und ihr interessantestes Bild ist „Das neue Gretchen", ein poetisches, liebliches Mädchen in Frankfurt, welches als Tochter eines Gastwirths in dem Hause wohnt, in dem einst Goethe das Original zu seinem herrlichen Faustgretchen gefunden. Auch die Skizzen aus dem wiesbadener Leben zeichnen sich durch frische und interessante Darstellung aus. Mehr zur Touristenliteratur gehören die Erlebnisse und Betrachtungen in und über London, die sich über die Theater, die Volksmusik, den Krystallpalast und die Deutschen in der Themsestadt erstrecken. Von den letztern finden sich weniger neue als pikant abgefaßte Schilderungen, unter denen die Skizzen über Kinkel und Freiligrath von besonderm Interesse sind.

4. Die Ironischen. Erzählung von Karl Altmüller. Göttingen, Wigand. 1859. 8. 22½ Ngr.

Der Verfasser hat ein außerordentliches hübsches Talent in dieser einfachen aber liebenswürdigen Erzählung entfaltet. Selten begegnet uns ein Buch, das mehr natürlichen Humor, mehr freie, leichte Rede, mehr poetischen Fonds enthielte, als diese simple Studentengeschichte, die mit der bekannten Burleske „Ein Rock und ein Gott" von Paul de Kock viel Aehnliches hat, ohne ihr doch nachgebildet zu sein. Die Ironischen sind eine Gesellschaft verkommener, liederlicher, in cynischem Materialismus vegetirender Studenten, eingepfercht in einer Stube mit einem Bett, und genöthigt, den einzigen Rock wechselsweise zu tragen. Sie dienen gewissermaßen als Folie eines natürlichen, bessern Geistes, der sich mit Widerwillen bald von dieser cynischen Genossenschaft ablöst und in der Liebe zu einer früher verlassenen Pfarrerstochter den wahren Halt eines sittlichen Lebens wiederfindet. Die ganze Erzählung ist von einem so schönen,

alles ausgleichenden, ebenso wol liebenswürdigen als scharfen Geist, von einer so unverdorbenen und wohlthuenden Poesie getragen, daß sie mit voller Gerechtigkeit Anspruch auf Auszeichnung erheben kann.

6. Still und Bewegt. Von Walter Schwarz. Berlin, Peters. 1858. Gr. 8. 22½ Ngr.

Den Inhalt dieses Buchs bilden romantische Skizzen und Novellen, die ein unstreitig poetisches, aber von frühern Einflüssen etwas angekränkeltes Talent bekunden. Der Idealismus, der sich in diesen Bildern offenbart, fließt durch das alte romantische Wesen schwer und träg dahin und kann sich zu wahrer Gestaltung nirgends erheben. Schon die Composition zeigt die Unvollkommenheit oder vielmehr die Wirrniß des beschreibenden Geistes. Der Verfasser stellt gewöhnlich zwei Gegensätze auf, deren jäher Zusammenstoß alsdann die Auflösung bildet. Von einem ruhigen Gang der Erzählung und einer logischen Entwickelung der Charaktere, wie sie selbst in Novellen und Skizzen mindestens angedeutet werden muß, ist nirgends etwas zu finden und dadurch wird manche schöne Schilderung bloßes Fragment; der Geist, der darin zum Vorschein kommt, erscheint gedrückt und anstatt eines poetischen Genusses erzielt der Verfasser wenig mehr als einen grellen Effect. Diese Poesie hat etwas Krankhaftes; sie lebt gern in Schauern der Nacht unter einem schweren, grauen, von Blitzen zerrissenen Himmel; um sie zu erhöhen, bedarf es nur der Reinigung und Abklärung aller falschen romantischen Einflüsse.

7. Schloß und Pfarrhaus. Von B. von Wiese. Breslau, Kern. 1858. 8. 1 Thlr.

Auch diese Erzählung, die den Gegensatz zwischen einer glücklichen vornehmen Familie und einem zufriedenen Pfarrhausleben behandelt, leidet an vielen Schwächen. Der Verfasser verliert sich zu oft in Nebensachen, die ihn den Faden der Haupterzählung verlieren und auf ein nur schwaches, einen dürftigen Stoff nicht bemeisterndes Talent schließen lassen. Auch der Stil hat viele Mängel. Bilder wie folgendes: „Dann trieb sie den Esel an, der langsamen Schrittes, von der Morgensonne beschienen, seinen Weg fortsetzte" (S. 17), sind mindestens lächerlich, da die Wirkung der Morgensonne auf einen derbrealistischen Esel das arme Vieh doch sicherlich nicht poetischer macht.

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Charles Boner.

Schon früher haben wir gelegentlich hervorgehoben, daß bei den Deutschkennern des Auslandes und namentlich den Engländern und Angloamerikanern gerade die deutsche Lyrik sich der meisten Liebe und Pflege erfreut und daß aus ihrem Gebiete mehr als aus jedem andern Gebiete dichterischer Production Verpflanzungen in die ausländischen Idiome und besonders auch in das englische stattfinden. Es ist dies ein Factum, welches nicht in Abrede gestellt werden kann; Namen wie Bulwer, Bowring, Pym, Merivale (diese als Uebersetzer der Schiller'schen oder Goethe'schen Gedichte), John Oxenford (als Uebersetzer Heine'scher Gedichte), Baskerville („The poetry of Germany"), Percy Boyd („A book of ballads from the German"), William Nind (als Uebersetzer Klopstock'scher Oden), J. Macray, („Stray leaves or translations from the lyric poets of Germany", „The golden lyre"), die Nordamerikaner E. Poe, Longfellow, Ch. Leland (der „nordamerikanische Heine"), W. A. Butler, Charles Brooks, die Frauen Mary Anne Burt („Specimens of the German poets"), Frau von Crespigny („My souvenir"), Katharina Winckworth („Lyra Germanica") u. s. w. beweisen dies zur Genüge. Ihnen gesellt sich Charles Boner, der seit einer Reihe von Jahren in Regensburg lebt und uns durch seine Uebertragungen Kobell'scher Dialektpoesien, bairischer Schnadahüpfln, der „Naturstudien" von H. Masius, wie durch sein liebenswürdiges Buch „Chamois hunting in the mountains of Bavaria" und durch seine Originalpoesien „Cain", „The new dance of Death" u. s. w. schon mehrmals Anlaß gab, in d. Bl. von ihm zu sprechen (vgl. Nr. 21 f. 1856 und Nr. 46 f. 1857). Gegenwärtig ist Charles Boner mit einer Sammlung seiner lyrischen Originalgedichte und Uebertragungen deutscher Poesien aufgetreten, die unter dem einfachen Titel „Verse. 1834—1858" bei Chapman und Hall in London (1858) erschien. Zwei deutsche Mottos sind der Sammlung vorangestellt, das eine von Goethe: „Ich habe in meiner Poesie nie affectirt. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und mir nicht zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen"; das andre vom Grafen Schlabrendorf: „Edles kommt schnell; Einfaches braucht Weile." Und einfach ist die Poesie Charles Boner's in der That; er meidet allen Bilderwust, alle unnöthigen Hyperbeln, alle überspannten Gefühle, alle Koketterie mit Byron'scher Zerrissenheit, alle Aetzmittel Heine'scher Ironie; er spricht ein gläubiges Gemüth in den möglichst einfachen Worten aus; er sucht die Menschen über ihr Los und die Vergänglichkeit ihres Daseins zu trösten, mit ihrem Schicksale zu versöhnen, nicht dagegen aufzustacheln; er predigt Humanität und Liebe, ohne deshalb in einen frommthuerischen, moralisirenden Ton zu verfallen; und wer wollte sagen, daß dies alles nicht zu den schönsten Aufgaben eines Dichters gehöre? Er besucht einen Friedhof und denkt dabei seines Vaters:

> Oh that I too could kneel beside thy grave,
> My dear, dear father, upon this, the eve,
> The vigil of the day thou left'st me here!
> Oh, could I lay my hand on that dear mound,
> That little mound that holds what most I loved,
> And there, as of I've done, pray unto God
> To guide me so that I might serve Him, love,
> And honour Him as he who was beneath:
> T'implore His mercy for my erring ways!
> But I can no more kneel beside thee; — now
> We are far separate!
>
> Would that thou didst lie here, 'neath the clear sky,
> Where the dark mountains rising towards the west
> Would cast their shadows as the sun went down;
> With odorous gales floating above thy head,
> And near around thee carefully-kept flowers;
> While o'er thy bosom the glad lark would rise
> Straight up to Heaven like a messenger,
> Or as a spirit leaving the coarse clay,
> And soaring upwards to its home with God etc.

In dem Gedichte „On reading the account of R. B. Haydon's death" schildert Boner, wie er noch ein Jahr vor dem unglücklichen Ende des Künstlers in dessen Atelier gewesen und von ihm mit heiterm Angesicht empfangen worden sei, und nun:

> Oh, heaven! 't is sad to think of! What a host
> Of broken hopes, and agonies and woes,
> And cherished wishes overthrown or cross'd
> Must have convulsed that heart with dreadful throes!
> — — — — — — — — — — — —
> Almighty God! Yet Thou but knowst the whole
> Extent of grief that bow'd his sorely-burden'd soul!

Diese Gedichte sind für uns Deutsche um so anziehender, da sie wol größtentheils auf deutschem Boden entstanden sind; ja Charles Boner besingt mit einem Enthusiasmus, wie man sonst nur einem österreichischen Dichter zutrauen könnte, die österreichischen Feldherren und das österreichische Heer, darunter auch die wiener Freiwilligen in dem Gedicht: „The battle of Novara" (mit dem Radetzky'schen Motto: „Das Losungswort ist Turin!"), und den Erzherzog Johann in der Ode: „To the archduke John, on his election to the supreme power by the parlament assembled at Frankfurt on the Maine, 1848." Dieser Ode hat der Dichter eine Anmerkung hinzugefügt, in der es heißt: „Die Hoffnungen, welche man auf diese Versammlung

setzte, und der Enthusiasmus, mit welchem man die Wahl des Erzherzogs Johann begrüßte, dürfen nicht nach ihren Erfolgen beurtheilt werden. Diese blieben sicherlich hinter den Erwartungen weit zurück; aber unmöglich wird man leugnen können, daß es ein rührendes Schauspiel sei, zu sehen, wie ein ganzes Volk mit würdigem Ernst nach der Erreichung eines im Herzen gehegten Ziels ringt und in vollem Einklang auf einen einzigen Mann als seinen Rather und Führer blickt. Anhänger wie Gegner werden gleicherweise gestehen müssen, daß man es an den besten und edelsten Kraftanstrengungen im Kampfe nicht fehlen ließ. Daran ist kein Zweifel; aber nur wer zu jener Zeit sich in Deutschland befand, kann über diese Sache ein Urtheil haben oder wissen, wie groß die in allen Gemüthern damals hervorgerufene Bewegung war."

Das schon früher veröffentlichte Gedicht: „The verderer's daughter of Baierisch Zell" haben wir in Nr. 46 d. Bl. f. 1857 erwähnt und einige Strophen als Probe mitgetheilt. Wir erlauben uns, aus einer rhythmischen Uebertragung, welche wir in Nr. 267 des „Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung" unter der Ueberschrift „Das Förstermädchen von Baierisch-Zell" davon fanden, folgende Strophen hier deutsch mitzutheilen:

Wir nun traten ein. — Wie friedlich
Diese Ordnung, schlicht und niedlich!
Und da war sie, die so gütlich
Hatte durch das Thal gesungen,
Bis vom Echo es erklungen,
Dies Thal von Baierisch-Zell.

Braun die Wange, frisch und glühend,
Eine Blume, Leben sprühend,
Recht natürlich, kräftig blühend;
Und daneben so bescheiden,
Wie Maßliebchen bei den Weiden,
Am Bach von Baierisch-Zell.

Sie besaß den Zaubersegen,
Den kein Zaub'rer weiß, den Segen,
Dem das Böse stets erlegen;
Alle Sünde mußte weichen
Vor dem Nahn der anmuthreichen
Blume von Baierisch-Zell.

Auf die Krippe' hochbeglücket,
Wo die Mutter, schmerzentrücket,
Den Verheißnen an sich drücket,
Scheint ein helles Licht hernieder:
Solch ein Leuchten strahlte wieder
Die Maid von Baierisch-Zell.

Endlich noch die Schlußstrophen:

O, mit ihrem Heimatsorte
— Es sind keine Dichterworte —
Stand sie herrlich im Accorde:
Solch ein Thal und solch ein Singen,
Das war ein Zusammenklingen!
Ein Lied von Baierisch-Zell.

Hagedorn und Drosselschlagen,
Grünes Ried und Windesklagen,
Bienen, die zu Hause tragen,
Und beblumte duft'ge Heiden —
Paßt zusammen! so die beiden,
Die Maid und Baierisch-Zell.

Außer diesen Originalgedichten enthält die Sammlung noch eine gute Anzahl von Uebersetzungen deutscher Gedichte, besonders von Kobell, dann von Goethe, Hebel, Heine, Freiligrath, Geibel, Anastasius Grün, Dingelstedt, Schiller, von diesem unter anderm die gelungene Uebertragung der beiden großen Monologe aus der „Jungfrau von Orleans". Die erste Strophe des bekannten Monologs „Die Waffen ruhn" mag als Probe hier englisch angeführt sein:

Arms are at rest: — the storm of war is sleeping,
To bloody battle follow song and dance;
Through all the streets the merry groups are sweeping,
From church and altar festal splendours glance.
And round the columns flowery wreaths are creeping;
Arches arise in green luxuriance;
Unnumber'd thronging guests to Rheims are coming,
And through the air resounds a busy humming.

Einige dieser Gedichte, unter andern Goethe's „Erlkönig" und Heine's Lied vom Fichtenbaum, dessen Uebertragung wir auch in Nr. 21 d. Bl. f. 1855 mittheilten, fanden sich schon in den Anmerkungen zu den „Studies of nature" abgedruckt. Wie bei allen neuern englischen und nordamerikanischen Lyrikern, welche sich viel mit der deutschen Lyrik beschäftigten oder aus ihr übersetzten, findet sich auch bei Charles Boner der weibliche Reim viel häufiger angewendet, als dies sonst wol der Fall war, und sicherlich ist dies für die englische Lyrik kein unbeträchtlicher Gewinn. **H. M.**

Notizen.

Zur Geschichte der französischen Theater.

Sehr charakteristische Mittheilungen über die pariser Theater während der Revolution brachte das von F. Adami redigirte „Deutsche Theaterarchiv" (zugleich officielles Geschäftsblatt des deutschen Bühnenvereins) in Nr. 6, 7 und 10 des genannten Blattes, aus der Feder G. Hesekiel's. Die im erwähnten Aufsatz enthaltenen Thatsachen sprechen für sich selbst und zeigen uns die Sansculotten im schlimmsten, aber auch die Royalisten nicht gerade in sehr glänzendem Lichte. Die sittliche Fäulniß hatte die französische Gesellschaft in allen Schichten, in den höchsten wie niedrigsten, ergriffen und von einer decenten Haltung, wie sie eines wirklich civilisirten Volks würdig ist, war nirgends eine Spur mehr. Frecher Uebermuth der Cavaliere und Royalisten und cynische sansculottische Unverschämtheit der Republikaner standen einander gegenüber und ergriffen jede Gelegenheit zu Reibungen. Im Theater kam es zwischen beiden Parteien nicht selten zu blutigen Raufereien, die bis auf die Straße fortgesetzt wurden. Das kleinste Wort, welches der einen oder der andern Partei anstößig war, gab dazu Anlaß. Mit dem Fortgange der Revolution verschwanden freilich die royalistischen Kundgebungen immer mehr, bis sie endlich ganz aufhörten; nur die „comédiens ordinaires du roi" im Theater der Nation wehrten sich noch immer, selbst trotz des am 2. August 1792 erlassenen Decrets, wonach jedes Theater, „auf welchem Stücke gegeben werden, durch welche der öffentliche Geist deprimirt wird oder welche dazu dienen, den schändlichen Aberglauben des Königthums wieder zu erwecken", geschlossen und die Directoren nach der Strenge des Gesetzes bestraft werden sollten. Nun überschwemmten aber Stücke wie „Le mort de Marat", „Les crimes de la feudalité", „Le tombeau des imposteurs", „L'inauguration du temple de la vérité" u. s. w. die in Schmuz versunkenen pariser Theater. In dem letztern Stücke wurde der katholische Cultus durch eine Parodie verhöhnt, in der ein wirklicher Altar auf der Bühne erschien, mit brennenden Lichtern, Weihrauchfässern u. s. w.; auch declamirte ein Schauspieler ein scheußliches Spottlied auf das Vaterunser, zu dem der bekannte Componist Bürger Grétry, derselbe, der vor der Revolution die Censur der Musik verwaltete, eine groteske Musik geschrieben hatte. Die Worte „baron", „marquis", „aux rois" (in einem Racine'schen Stücke) durften nicht mehr vorkommen; statt „baron" wurde stets „Cléon", statt „marquis" stets „Damis", statt „aux rois" einfach „hélas" gesagt. Uebrigens mußten alle Cleons und Damis, ebenso gut wie selbst alle Dämonen, Nymphen, Zephyre der Oper, selbst Tartufe mit der großen dreifarbigen Cocarde erscheinen. Die „comédiens ordinaires du roi" suchten noch immer den Anstand aufrecht zu erhalten, bis sie plötzlich am 3. September 1793 arretirt wurden

und ihr Theater geschlossen. An diesem Gewaltstreich sollen leider die unaufhörlichen Denunciationen, mit denen Talma seine Collegen verfolgte, mitschuldig gewesen sein. — Ein ganz anderes, kaum minder unerfreuliches Bild führt uns in demselben Theaterblatte W. Lyncker vor in seiner Mittheilung: „Das Theater in Kassel während der französischen Fremdherrschaft.“ Man sieht daraus mit Betrübniß, daß die Bevölkerung der Hauptstadt jener politischen Phantasieschöpfung Napoleon's, welche Westfälisches Königreich hieß, die französischen Schauspieler gleichsam wie alte Bekannte begrüßte, während diese doch selbst gefürchtet hatten, mit einem widerstrebenden und grollenden, statt mit einem ihm freundlich entgegenkommenden Publikum zu thun zu haben. Die kasselsche Bevölkerung jauchzte den schönen Tänzerinnen aus Paris zu und vergaß über dieser Prachtentfaltung, daß diese Bajaderen Napoleon's Siege tanzend feierten. Freilich hatten während der ganzen Regierungszeit des Landgrafen Friedrich die Franzosen in Kassel die Breter beherrscht; ja selbst bessere deutsche Stücke wie „Minna von Barnhelm“ hatte das kasseler Theaterpublikum zuerst in französischer Uebersetzung kennen lernen. Uebrigens wurde unter Jérôme das französische Schauspiel sehr stiefmütterlich behandelt, und ein einziger Versuch in der höhern Tragödie mislang so vollständig, daß man sich nie wieder an Racine zu vergreifen wagte. Um so prächtiger waren die Oper und das Ballet ausgestattet; der Gagenetat des letztern allein erreichte in einem Jahre 110000 Fr. Director der Oper war eine Zeit lang der bekannte Componist Reichardt, der früher für die Französische Revolution und gegen Napoleon geschrieben hatte. Seine Geschmacksrichtung gefiel aber den Franzosen nicht, und bald folgte ihm als Director der Italiener Blangini, der ihren Augen und Ohren besser zu schmeicheln wußte.

Deutscher Witz.

In Sebastian Brunner's satirischem Reimwerk „Keilschriften“ fanden wir wenigstens Einen ausgezeichneten Witz, den wir auch in unserm Bericht darüber (Nr. 39 d. Bl. 1856) besonders hervorgehoben und den man nachher auch in andern Blättern lesen konnte. Es ist die Stelle, in der es von Heinrich Heine heißt, er sei

So leer wie das leere Blatt
Zwischen beiden Testamenten.

Leider scheint auch von Brunner's „Keilschriften“ zu gelten, was von so manchen Schriften gesagt wird: das Neue darin ist nicht gut, und das Gute darin nicht neu. Brunner hat sich diesen Witz von der Tafel eines Reichen angeeignet, und dieser Reiche heißt Lichtenberg. Dieser wurde nämlich einmal in Betreff eines Juden, der sich vor einiger Zeit hatte taufen lassen und mit Lichtenberg bekannt war, von jemand gefragt: „Apropos, wie benimmt sich N. N., seit er sich zum Christenthum bekannt hat?“ Da versetzte Lichtenberg: „Es läßt sich gar nichts von ihm sagen; er ist wie das weiße Papier zwischen dem Alten und Neuen Testament.“ Wir fanden diese, irren wir uns nicht, schon von Jördens erzählte Anekdote in Hermann Joseph Landau's Sammlung von Charakterzügen berühmter Männer und Frauen, die unter dem Titel: „Neuer Hausschatz für Freunde der Künste und Wissenschaften“, vor kurzem (Hamburg, Berendsohn, 1858) in zweiter um das doppelte vermehrter Auflage erschien, in vier Heften Musik, Literatur, bildende Künste und Theater umfaßt und eine wahre Fundgrube von lehrreichen oder pikanten Anekdoten und geistreichen oder anregenden Gedanken bildet, namentlich das zweite und stärkste Heft, welches in alphabetischer Ordnung die Männer der Literatur in ihren witzigsten oder charakteristischsten Einfällen vorführt. Deutschland darf sich hiernach rühmen, zu dem europäischen Contingent witziger und geistreicher Männer ein sehr beträchtliches Contingent gestellt zu haben, und wie ungünstig man z. B. auch über Saphir's Charakter, Gesinnung und über das moralische Element seines beißenden Witzes denken mag, so wird man doch nicht leugnen können, daß ihm an schlagfertigem und scharfem Witz unter allen Nationen wol wenige gleichkommen. Nächst ihm zeichneten sich durch witzige Impromptus unter den Deutschen besonders noch Abraham a Sancta Clara, Kästner, Lichtenberg, Lessing, J. J. Engel, Moses Mendelssohn, J. M. Dreyer, Rabener, Kant und Börne aus. Diese Männer beweisen, in wie hohem Grade sich die deutsche Sprache auch für die witzige Fassung geistreicher Einfälle, Saphir besonders, wie sehr sie sich auch für das Wortspiel eignet, und wie wenig dies auch manchem scheinen mag, so ist es doch immer etwas, namentlich der Ansicht vieler Ausländer gegenüber, wonach die deutsche Sprache für den Witz nicht gemacht sei. **H. M.**

Bibliographie.

Auberlen, C. A., Schleiermacher. Ein Charakterbild. Basel, Bahnmaier. 8. 12 Ngr.

Brauer, E., Badische Sagenbilder in Lied und Reim. Karlsruhe, Braun. 1858. Gr. 8. 24 Ngr.

Braun, J., Geschichte der Kunst in ihrem Entwickelungsgang durch alle Völker der alten Welt hindurch auf dem Boden der Ortskunde nachgewiesen. 2ter Band: Kleinasien und die hellenische Welt. Wiesbaden, Kreidel u. Niedner. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Braun, J. W. J., Raffael's Disputa. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 1 Thlr.

Brendel, F., Franz Liszt als Symphoniker. Leipzig, Merseburger. Lex.-8. 10 Ngr.

Brugger, J. D. C., Ansichten über Welt und Zeit. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. 12. 16 Ngr.

Deutscher Bühnen-Almanach. Herausgegeben von **A. Heinrich**. 23ster Jahrgang. Mit dem Porträt der Königl. Hannover'schen Hofschauspielerin Frau von Bärndorf. Berlin, Lassar. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Copping, E., Pariser Bilder. Aus dem Englischen. Berlin, Springer. 8. 24 Ngr.

Flammberg, G. (S. Sturm), Duplessis-Mornay. Eine Tragödie. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 1 Thlr.

Helgel, G., Walpurg. Eine Geschichte aus der Zeit Max Emanuel's. Hannover, Rümpler. 12 24 Ngr.

Kaempf, S. J., Suleiman. Dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen nebst einer Introduction. Prag, Bellmann. Gr. 16. 20 Ngr.

Peschek, C. A., Die Auswanderung glaubenstreuer Protestanten aus Böhmen nach Sachsen im 17. Jahrhundert. Allen Nachkommen von Exulanten gewidmet. Löbau. 1858. Gr 8. 10 Ngr.

Rau, H., Beethoven. Historischer Roman. Vier Theile. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 6 Thlr.

Schneeflocken. Poetisches Jahrbuch aus Rußland. Zweiter Winter. Berlin, A. Duncker. 1858. Gr. 16. 24 Ngr.

Sighart, J., Von München nach Landshut. Ein Eisenbahnbüchlein. Landshut, Krüll. 12. 12 Ngr.

Speculum ecclesiae. Altdeutsch. Herausgegeben von **J. Kelle**. München, Franz. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Voigt, C. C. E., Napoleon I. Ein Lebensbild in Gesängen. Marienberg, Schreiber. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wickerhauser, M., Blütenkranz aus Dschamis zweitem Divan, bei der XVIII. General-Versammlung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft den hochverehrten deutschen Gästen zur Begrüssung in der Kaiserstadt dargebracht. Wien. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Winckler, F., Egoismus und Humanismus oder: „In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf!“ Original-Lustspiel in drei Akten. Berlin, Abelsdorff. Gr. 8. 25 Ngr.

Tomaschek, J. A., Deutsches Recht in Oesterreich im 13. Jahrhundert. Auf Grundlage des Stadtrechtes von Iglau. (Mit Unterstützung des mährischen Landes-Ausschusses.) Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Ulibischeff, A., Beethoven, seine Kritiker und seine Ausleger. Aus dem Französischen übersetzt von **L. Bischoff**. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 17. Februar 1859.

Ludwig Holberg.

Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien. Von Robert Prutz. Stuttgart, Cotta. 1857. Gr. 8. 3 Thlr.

Dänemark darf sich rühmen eher als Deutschland einen dramatischen Dichter besessen zu haben, der eine europäische Berühmtheit wurde und mit dessen Lustspielen sich das Theaterrepertoire anderer Völker (namentlich auch des deutschen) bereicherte. Dieser dramatische Dichter war Ludwig Holberg. Zwar hatte Deutschland schon vor ihm einen Dichter, der unter günstigen Verhältnissen unser Holberg hätte werden können; wir meinen den hochbegabten Andreas Gryphius, dessen Scherzspiel „Die geliebte Dornrose" in Betreff der Charakteristik und der derben Naturwahrheit einen Holberg verwandten Geist zeigt, ja was die kunstgerechte Composition und den geschlossenen Gang der Handlung anlangt, selbst die meisten Holberg'schen Lustspiele übertrifft, dagegen freilich an Gewandtheit und Leichtigkeit des Dialogs, an umfassender Menschen- und Sittenkenntniß, an geschickter Bühnentechnik, an schlagendem Witz und allgemeinen Wahrheiten und Gesichtspunkten die Holberg'schen Komödien bei weitem nicht erreicht.*) Gryphius schilderte in der „Geliebten Dornrose" die Sitten und besonders die Proceßsucht des Landvolks und zwar speciell des schlesischen im ungefügen Provinzialdialekt, Holberg dagegen in einer gebildeten, durch ihn geregelten Sprache, welche Gemeingut eines ganzen Volks war und hauptstädtischen Schliff hatte, die Sitten dieses Volks, besonders aber die hauptstädtischen und mit Vorliebe die der mittlern Bürgerschicht, und so stellte er Charaktertypen der mannichfaltigsten Art auf, die allgemeine Gültigkeit hatten und zum Theil noch haben. Gryphius, der verblendet genug war, der „Geliebten Dornrose" als einem bloßen Gelegenheitsstück einen bei weitem geringern Werth beizulegen als dem Lustspiel „Absurda comica", dem „Horribiliscribrifax" und seinen Trauerspielen, verfolgte ohnehin diesen Weg populärer Charakteristik, den er mit so großem Glück betreten hatte, nicht weiter, was auch nicht thunlich war, weil es zu seiner Zeit noch keine eigentliche Bühne in Deutschland gab; Holberg dagegen, dem sich die neugegründete kopenhagener Bühne darbot, lieferte eine beträchtliche Anzahl von Lustspielen, welche für lange Zeit den Hauptbestandtheil des kopenhagener Theaterrepertoires bildeten, in denen sich sein erfinderischer, welterfahrener Geist in erschöpfendster Weise offenbaren und sich Genüge thun konnte.

Zu der Zeit, als Holberg in Kopenhagen auftrat und wirkte, sah es mit der Bühne und der Bühnenpoesie in Deutschland traurig genug aus. Man hatte die greulichen, von Holberg verspotteten und parodirten Haupt- und Staatsactionen und die improvisirte Komödie, die roh und ungeschlacht blieb, selbst nachdem auf den bessern Bühnen der Hanswurst abgeschafft war. Das höhere Drama, in dem man die sogenannte „classische" Tragödie der Franzosen kläglich genug nachahmte (z. B. Gottsched in seinem damals berühmten „Sterbenden Cato"), wie Gryphius den Holländer Vandel nachgeahmt hatte, blieb geschriebenes Drama, in dem sich die dramatischen Personen wie Schemen oder wie am Draht gezogene Holzpuppen bewegten. Dem Schauspieler war weder in der Komödie noch in der Tragödie Gelegenheit zu psychologischer Charakterentwickelung geboten. Dennoch war auch schon über die deutschen Schauspieler ein besserer Geist gekommen, was mit dem neuerwachten geistigen Leben in Deutschland überhaupt zusammenhing. Aber die einheimischen Dichter gewährten nur ein dürftiges Repertoire, so begierig man auch nach jedem bessern dramatischen Versuche, z. B. nach Lessing's Erstlingsstücken griff. Der fruchtbare unerschöpfliche Holberg, dessen Stücke zwar auf dänische Verhältnisse basirt waren, aber Charaktere und Situationen in Menge enthielten, wie man sie auch zur Zeit in Deutschland auf allen Gassen antraf, lieferte den deutschen Theatergesellschaften ein Repertoire, das für viele das Hauptkapitel bildete, wovon sie die beträchtlichsten Zinsen zogen. Der Umstand, daß Hagedorn's Epigramm:

*) Die neueste Ausgabe der beiden Stücke: „Das verliebte Gespenst" und „Die geliebte Dornrose", von denen das letztere in das erstere bekanntlich arabeskenartig eingeflochten ist, ist die von Hermann Palm, die 1855 in Breslau erschien.

Wer nicht beim Holberg lacht,
Kann beim Goldoni weinen —

damals allgemein bekannt und allgemein als ein classischer Ausspruch verehrt wurde, läßt auf die allgemeine Beliebtheit schließen, deren sich Holberg's Komödien zu jener Zeit in Deutschland erfreuten. Auch Gottsched, der in vielen Stücken einen sehr richtigen Blick hatte, zollte Holberg in seiner „Deutschen Schaubühne" das wärmste Lob; er verglich ihn mit Molière und Destouches, nannte seine Lustspiele „Muster der Schaubühne" und fuhr dann fort:

> Ungeachtet wir in Deutschland einen so fruchtbaren und regelmäßigen Dichter, in dieser Art, noch nicht aufzuweisen haben, so machen wir uns doch eine Ehre daraus, auch diesen unsern Nachbar, aus einem mit uns verschwisterten Volke, den südlichen und westlichen Völkern zum Beweise aufzustellen: daß die nordischen Geister der Gelehrten ebenso träge nicht sind, als sie zu glauben pflegen. Die Thorheit der französischen Affen ist wenigstens so scharfsinnig und so glücklich von ihm (im „Jean de France") ausgelacht worden, daß man hoffen kann, es werden künftig alle solche deutsche Franzosen, davon es eine Zeit lang in Deutschland gewimmelt hat, bei allen, die dieses Stück lesen, halb unehrlich gemacht werden.

Namentlich wurde der „Politische Kannegießer" in Deutschland populär. Ein Eckhof, ein Borchers, ein Schröder, ein Unzelmann haben, wie Prutz bemerkt, bald den Heinrich, bald den Hermann von Bremen jahrelang zu ihren Glanzrollen gezählt, und noch im Sommer 1806, kurz vor dem Ausbruch des Kriegs zwischen Preußen und Frankreich, waren „Wallenstein's Lager" und der „Politische Kannegießer" in Berlin beständig an der Tagesordnung und brachten der Theaterkasse schweres Geld ein, obschon man freilich nicht recht einsieht, was der „Politische Kannegießer" zur Erhöhung der Stimmung, die man gegen Frankreich brauchte, hätte beitragen sollen, insofern dies nicht etwa ein von Unzelmann eingelegtes Impromptu that. In der Scene mit dem Collegium politicum, wo Hermann von Bremen nach der deutschen Bearbeitung eigentlich von der Karte von Polen zu sprechen hat, die ein Loch bekommen, brachte nämlich Unzelmann folgende Veränderung an: „Die Karte von Deutschland hat einen Riß bekommen, aber es wird sich schon ein braver Mann finden, der sie wieder in Ordnung bringt." Diese Veränderung wurde mit dem gewaltigsten Beifallsturm aufgenommen und Unzelmann brachte sie nun regelmäßig vor, so oft das Stück aufgeführt ward. Nächst dem „Politischen Kannegießer" war es namentlich der „Jean de France", welcher das meiste Glück in Deutschland machte; „freilich züchtigte er auch ein Laster", fügt Prutz hinzu, „das vielleicht nirgends so im Schwange war und so gefährliche Folgen für das Wohl der Nation mit sich führte, als eben in Deutschland." Prutz führt weiter an, daß im hamburger Repertoire 1742—43 von der Gesammtsumme von 190 Vorstellungen nicht weniger als 44, also beinahe ein Viertel auf Holberg kommen. Im Jahre 1778 machte die Beck'sche Bearbeitung des „Kanngießer" durch ganz Deutschland die Runde, ja selbst Schulrectoren führten mit ihren Scholaren Holberg'sche Stücke auf, wie 1741 der Schulrector in Annaberg den „Deutschfranzosen", die Nachbildung des „Jean de France". Aber nicht blos die niedern Schichten des Volks erbauten sich an den Holberg'schen Stücken, auch die Vornehmen und die hohen und höchsten Herrschaften, die überhaupt damals noch derben Spaß verstanden, „geruheten diese Bürger- und Bauernkomödie mit Wohlgefallen anzuschauen". Unter anderm wurde 1769 der „Politische Kanngießer" in Braunschweig auf ausdrückliches Verlangen des Hofs gegeben, wobei Eckhof als Heinrich auftrat, und als die geschiedene Königin von Dänemark, die unglückliche Freundin Struensee's, im Jahre 1773 zu Celle in eine solche Schwermuth verfiel, daß nichts sie aufheitern konnte, so machte man den Vorschlag, ihr Holberg'sche Stücke vorzuführen, „woran sie gewöhnt sei": Beweis genug, daß damals noch in Dänemark selbst der Hof sich an dem alten Holberg ergötzte. Auch noch Kotzebue verschmähte es nicht, zu einer Zeit, wo Holberg's Ansehen in Deutschland schon sehr gesunken war, Anleihen bei Holberg zu machen und „Ranudo de Colibrados" (1802), den „Jeppe vom Berge", den „Elften Juni" (als „Der Gimpel auf der Messe") und den „Verpfändeten Bauerjungen" zu bearbeiten, wovon sich der erstere ziemlich lange auf der Bühne erhielt. Selbst Goethe, obschon er, wie Prutz hervorhebt, im ganzen Umfang seiner Schriften Holberg's niemals auch nur mit einem Worte gedenkt, brachte den „Politischen Kanngießer" 1808 auf die weimarische Bühne, aber freilich nicht in seiner ursprünglichen Gestalt, sondern als zweiactiges Singspiel mit modernen Anspielungen und Liedern. Diese von H. Treitschke herrührende Verunstaltung kam im ganzen bis 1810 fünfmal in Weimar zur Aufführung und wurde auch auf andern deutschen Bühnen damals ziemlich häufig gegeben.

Seitdem ist Holberg von der deutschen Bühne allerdings so gut wie verschwunden, obschon die Ausdrücke „Politischer Kanngießer" und „kanngießern" sich eingebürgert haben und häufig genug gehört werden, um uns immer wieder an Holberg zu erinnern. Auch in neuerer Zeit ließ und läßt sich dieser Hermann von Bremen und noch so mancher andere von Holberg erfundene Charakter bald in dieser bald in jener Verpuppung von Zeit zu Zeit noch immer auf der Bühne blicken, z. B. sein Jeppe in Plötz' Lustspiel „Der verwunschene Prinz", wiewol Plötz dabei vielleicht nicht geradezu das Holberg'sche Lustspiel vor Augen gehabt hat, da dieser Stoff ursprünglich in Biedermann's „Utopia" zu finden und auch von andern dramatischen Dichtern und bekanntlich auch von Shakspeare benutzt worden ist. Der komische Geschmack ist nur zu wandelbar; dazu kam in Deutschland jene Periode der Sentimentalität, wo, um mit Prutz zu sprechen, „ein Thränentröpfchen, ein Mondscheinseufzerchen unendlich höher geschätzt ward als die gesundeste Plastik der komischen Kunst", die Periode des Sturms und Drangs, in der es für genial galt, ossianische Nebelgeister oder verzerrte und zerrissene Monstra statt wirklicher Menschen zu produciren, endlich die Periode, in der sich diese Elemente

zum Hellenismus und abstracten Idealismus abklärten. Erst die Romantiker und namentlich Tieck hatten, neben manchen andern unbestreitbaren Verdiensten, auch das, eine gerechtere Würdigung Holberg's wieder anzubahnen, obschon sie ihn, nach unsers Verfassers Ansicht, nicht immer richtig auffaßten. Schiller, der freilich nur die rohen deutschen Bearbeitungen der Holberg'schen Komödien kannte, trieb sogar seine Verachtung gegen den dänischen Aristophanes so weit, daß er in seiner berühmten Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung kurzweg behauptete: „In welchen Schlamm zieht uns nicht Holberg hinab!“ Prutz bemerkt hierzu:

Als Schiller so schrieb, hatte er von dem echten Holberg nie eine Zeile gesehen noch gelesen, und überhaupt war bei Schiller der Sinn für das Komische wol niemals sehr erschlossen, sodaß also, bei aller Ehrfurcht vor Schiller, doch diesem gelegentlichen Urtheil eine tiefere Bedeutung nicht beizulegen ist.

Im übrigen hatte Schiller in der Sache unrecht, während er von seinem Standpunkt doch recht hatte. Ihm und seinen idealen Tendenzen mußte gerade Holberg, der sein directer Gegensatz war, ein furchtbarer Stein des Anstoßes, ein Gegenstand des Widerwillens sein. Wir auf unserm jetzigen Standpunkte, zu dem uns zu verhelfen gerade Schiller so wesentlich beigetragen hat, können zuversichtlicher und ohne große Gefahr wieder zu Holberg zurückkehren und uns an ihm in etwa gleicher Weise erbauen, wie wir uns in einer Gemäldegalerie an den Charakterbildern eines Ostade, Brouwer oder Teniers erbauen, nachdem wir uns kurz vorher an einer Madonna des Rafael oder Murillo erquickt hatten. Auffallender könnte es erscheinen, daß sich auch Hegel in seiner Aesthetik über Holberg als einen nüchternen langweiligen Menschen von erzwungener und unwahrer Komik aussprach; wahrscheinlich ließ er sich von Schiller's Absprecherei leiten, kannte vermuthlich überhaupt Holberg nur vom Hörensagen, wenigstens nicht im Original. Für uns ist Hegel ohnedies in allen eigentlich ästhetischen Angelegenheiten keine maßgebende Autorität.

Man wird es nun sicherlich Prutz Dank wissen, daß er in seinem vorliegenden Werke mit ebenso großer Wärme als Gründlichkeit das Leben und die Schöpfungen eines Dichters behandelt, der unsere Großväter und Urgroßväter in Entzücken versetzte und auf unsere Lustspieldichter der frühern Periode, Krüger, Löwen, Romanus, Stephanie, Bretzner, Großmann u. s. w. von größtem Einfluß war. Auch half Holberg gewiß die Deutschen auf der einen Seite durch die Freiheit in der Behandlung seiner Stoffe und sein gesundes tüchtiges Wesen ebenso sehr von den steifen Nachahmungen der im Schematismus befangenen französischen Komödie als auf der andern Seite durch seine größere Regelmäßigkeit, seine Naturwahrheit und Einfachheit und seinen geistreichern Witz von den Roheiten und Ungeschlachtheiten der einheimischen Stegreifkomödie und dem Wust der Haupt- und Staatsactionen und geschmacklosen Allegorien befreien. Die Empfänglichkeit für Shakspeare ist durch ihn in Deutschland ohne Zweifel in sehr beträchtlicher Weise angebahnt worden. Indem Prutz uns Holberg's Verdienste schätzen lehrt, ist sein Werk zugleich als eine Ehrenrettung für Holberg gegen Schiller's, Hegel's und anderer Ausfälle und Vorurtheile zu betrachten und zu würdigen. Was Holberg für Dänemark und die dänische Literatur war, steht für uns im Grunde erst in zweiter Linie; doch dürfen wir nicht vergessen, daß Holberg für seine Zeit auch als Gelehrter, Historiograph und Polyhistor große Verdienste hatte, daß er als der Schöpfer der dänischen Dichtersprache des 18. Jahrhunderts mit Recht angesehen wird und daß sein Einfluß in dieser Hinsicht bis auf Oehlenschläger maßgebend blieb. Wir freilich können ihn nur noch nach seinen Lustspielen schätzen und in ihnen genießen. Seine ehemals berühmte Satire: „Niels Klim's unterirdische Reise“ und seine historischen Schriften sind unserm modernen, sein „Peder Paars“ unserm deutschen Standpunkt ziemlich entrückt, doch enthalten seine vermischten Briefe und einzelne Abhandlungen, soweit sie die Komödie betreffen, manche verständige und richtige Beobachtungen und praktische Fingerzeige.

Beschäftigen wir uns nach diesen Vorbemerkungen über die Bedeutung Holberg's für Deutschland etwas näher mit dem Werke von Prutz, der in der vorangestellten Widmung an Dahlmann berichtet, daß Holberg seit beinahe 20 Jahren sein beinahe täglicher Begleiter gewesen. Die erste Bekanntschaft mit dem dänischen Dichter habe er durch denselben Mann gemacht, dem er auch sonst so viel verdanke: den verstorbenen Oberlehrer Albert Wellmann in Stettin. Als erste Frucht dieser Beschäftigung mit Holberg sei sein Aufsatz über denselben im zweiten Jahrgange seines „Literarhistorischen Taschenbuch“ (1843) ans Licht getreten. Das vorliegende größere Werk sollte unmittelbar darauf folgen, wie es denn auch schon im Meßkatalog von 1844 als demnächst erscheinend angekündigt worden; in der That jedoch habe es das alte Horazische „nonum prematur in annum“ mehr als doppelt überstehen müssen. Wir glauben und hoffen nicht zum Schaden des Werks. Des Verfassers Ansichten über gewisse Punkte haben sich seit 1843 mehrfach geändert, geklärt und erweitert.

Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste unter dem Titel: „Ludwig Holberg's Leben und Schriften“, den dänischen Lustspieldichter biographisch, kritisch und literarhistorisch behandelt, während die zweite eine Auswahl seiner Komödien: „Der politische Kanngießer“, „Jean de France oder Hans Franzen“, „Jeppe vom Berge oder der verwandelte Bauer“, „Der elfte Juni“, „Die Wochenstube“ und „Ulysses von Ithacia oder eine deutsche Komödie“, in gewandter Uebersetzung nebst Anmerkungen enthält. In der ersten Abtheilung schlägt der Verfasser einen etwas umständlichen Zickzackweg ein, ehe er zu seinem eigentlichen Gegenstande gelangt. Er gesteht sich, daß die Veröffentlichung seines Buchs in eine seinem Eindruck und Erfolge nicht sehr günstige Zeit falle, da die in Deutschland mit Recht herrschenden Antipathien gegen Dänemarks Politik auch gegen eine Schrift, welche das Wirken eines dänischen Schriftstellers behandle, Vor-

urtheile hervorrufen könnten. Daß wir aber in eine so üble Stellung zu Dänemark gerathen seien, hätten wir, meint er, unserer eigenen Schwäche zuzuschreiben, und es sei ein schmerzliches Bekenntniß, aber es müsse doch abgelegt werden:

Es ist bisjetzt noch immer vortheilhafter gewesen, Deutschlands Feind zu sein als sein Freund, und selbst unsere Freunde haben sich noch immer am besten dabei befunden, wenn sie uns den Rücken gewendet und uns unserer eigenen Machtlosigkeit und Zerfallenheit überlassen haben.

Hätten wir nur erst ein einiges, selbstbewußtes und dadurch starkes und mächtiges Deutschland, dann, fährt Prutz fort,

wird das zum Uebermaß gesteigerte Selbstgefühl der Dänen bald wieder in die richtigen Schranken zurückkehren, und aus der Achtung und Anerkennung, welche beide Nationen sich und ihren gegenseitigen Rechten erweisen, wird bald auch ein Bund gegenseitiger Zuneigung und gemeinsamen Handelns erwachsen.

Bis dahin, daß dies geschehe und daß Deutschland dereinst durch entschiedenes und männliches Handeln diese Scharten auswetze, scheine es, meint er weiter, ein nicht unwürdiger Beruf für Kunst und Wissenschaft, durch ihre milden Strahlen den Boden zu erwärmen und vorzubereiten, dem dereinst eine so köstliche Frucht erwachsen solle. Solle man darum, weil man die Politik der Dänen und die eigene unselige Schwäche hassen müsse, auch Dänemarks Dichter hassen? Er fährt fort:

Wir zweifeln; selbst die Römer, ein Volk, dem gewiß niemand eine zu weit getriebene Humanität schuldgeben wird, achteten zum wenigsten die Götter der unterworfenen Völker und nahmen die Bilder derselben mit in ihre Tempel auf.

Prutz weist sodann auf die innerliche Verwandtschaft beider Völker hin:

Wie — den Eisenfressereien der Dänen vom neuesten Datum zum Trotz, die sich so gern als Autochthonen geberden möchten — die gesammte dänische Cultur, so ist auch die dänische Literatur wesentlich ein Product der deutschen Bildung: sie ist gleichsam unter der Sonne des deutschen Geistes emporgewachsen. Ja noch mehr als das: unsere eigene literarische Entwickelung hat innerhalb der dänischen Literatur, wie in einer Uebungsschule, gewisse Uebergänge und Durchgangsstufen durchgemacht, wir haben von ihr gewisse Anregungen und Einwirkungen erfahren, die dann für die Gesammtheit unserer geistigen und namentlich unserer künstlerischen Bildung von größter Bedeutung geworden sind.

Prutz beklagt, daß man in Deutschland die dänische Literatur so wenig kenne, wie die ebenfalls stammverwandten Literaturen der Schweden und Holländer. Selbst größere literargeschichtliche Sammelwerke wie aus älterer Zeit das Eichhorn'sche oder auch nur das Wachler'sche, oder aus neuester Zeit das umfangreiche Gräße'sche Repertorium würden unvollständig und dürftig, wo sie das Gebiet der genannten Literaturen berührten, und Bouterwek's „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit", dieses Denkmal deutschen Fleißes und noch immer jedem neuen Forscher unentbehrlich, habe gerade diese nordischen Literaturen unberücksichtigt gelassen. Er kommt bei späterer Gelegenheit auf diese Klage zurück und bemerkt, daß es seines Wissens für die Geschichte der dänischen Literatur nur ein einziges deutsches Buch gäbe, nämlich die schon 1816 in Wien in zwei Bänden herausgekommenen „Briefe über die dänische Literatur" von N. Fürst, aber dieses Buch sei unvollständig, unwissenschaftlich, unbrauchbar. Eine sehr genaue und vollständige Uebersicht gebe dagegen der Artikel der Ersch und Gruber'schen „Allgemeinen Encyklopädie" über dänische Sprache und Literatur, der aber begreiflicherweise nicht für das größere Publikum bestimmt sei. Es ist allerdings nicht sehr ehrenvoll für Deutschland, daß es einem Franzosen vorbehalten blieb, das geeignetste Buch für diese Gattung von Lesern geliefert zu haben; es ist dies X. Marmier's „Histoire de la littérature en Danemark et en Suède", von dem Prutz sagt: „Es ist französische Arbeit, aber im guten Sinne des Worts, indem sie mit der gewohnten Leichtigkeit und Anmuth der französischen Schriftsteller auch eine leidliche Sachkenntniß verbindet." Sehr Werthvolles und Tüchtiges hätten sodann, wie Prutz weiter bemerkt, die Dänen selbst für die Kenntniß ihrer Literatur geleistet, namentlich Nyerup, Rahbek, Molbech, Thortsen, dessen „Historisk Udsigt over den danske Litteratur indtil Aar 1814" (Kopenhagen 1839) wol eine deutsche Bearbeitung und, fügen wir hinzu, Fortsetzung bis auf die neueste Zeit verdiene, leider aber halte es im Innern von Deutschland außerordentlich schwer, sich zu einem selbständigen Studium der dänischen Literatur die erforderlichen Hülfsmittel zu verschaffen, und in der Mehrzahl unserer öffentlichen Bibliotheken werde man eher ein chinesisches Manuscript finden als ein dänisches Buch.

Was speciell Holberg betrifft, so bemerkt Prutz in der Einleitung, wie wunderlich dessen Schicksale in Deutschland gewesen:

Vor 100 Jahren einer der bekanntesten Namen, auch in Deutschland, ein geachteter Mitarbeiter, in manchen Dingen wol gar ein Nebenbuhler und Muster unserer Geschichtschreiber, vor allem der unbestrittene König unserer komischen Bühne, die Lust unsers Publikums, der Stolz unserer Schauspieler, das gefeierte Vorbild unserer Komödienschreiber, war er bald darauf in der öffentlichen Meinung ebenso tief gesunken, als sie ihn zuvor in die Höhe gehoben hatte. Der ekle Geschmack eines verfeinerten Geschlechts wandte sich von der Derbheit der Holberg'schen Komödie mit Ueberdruß zurück, man warf seinen Namen zu den Possenreißern und unanständigen Gesellen, und wie ehemals der Hanswurst, so ward nun (und mit noch größerm Unrecht) 30 Jahre später Holberg von der deutschen Bühne verbannt oder doch nur unter allerhand Verkleidung selten und sozusagen heimlich zugelassen.

Den Romantikern, „deren Verdienst um die Eröffnung neuer, die Wiedereinführung verschollener Literaturen und literarischer Persönlichkeiten hinlänglich bekannt ist", war es, wie schon bemerkt, vorbehalten, auch den verschollenen Holberg „in der Erinnerung, sogar in der Achtung und Liebe, wenn auch nicht des größern Publikums, doch einzelner exclusiver Kreise wiederherzustellen". Namentlich geschah dies durch Tieck, welcher gerade im Vorlesen Holberg'scher Stücke eine solche Fülle des glücklichsten Humors, der liebenswürdigsten und ursprünglichsten Laune entwickelte, „daß auch die gröbsten Sinne eine Ahnung von der komischen Kraft, der Schalkhaftigkeit und humoristischen Laune bekommen mußten, welche den däni-

schen Dichter erfüllt". Freilich geschah es auch, „daß Holberg, statt durch eine derartige Verbreitung populärer zu werden, vielmehr dem gemeinsamen Verdacht, dem diese Art literarischer Unterhaltung damals noch unterlag, gleichfalls verfiel und als ein bloßer Leckerbissen für die Auserwählten der Romantik, die Ironischen und par excellence Geistreichen von der Mehrzahl des Publikums zurückgewiesen ward". Aber das Interesse für Holberg wurde doch durch Tieck angeregt und es geht mit solchen Anregungen wie mit den Kreisen, die ein in einen Teich geworfener Stein erst näher und dann weiter und immer weiter zieht, und sicherlich ist auch unsers Verfassers Vorliebe für Holberg durch Tieck's Vorlesungen mächtig gefördert worden. Die Romantiker mögen Holberg vielfach falsch aufgefaßt und in ihren eigenen Nachbildungen seiner Komödien gerade das Capriciöse und Wunderliche statt des Tüchtigen und Gesunden nachgeahmt haben, dennoch bleibt es immer eine Art literarisches Ereigniß, als der Knabe Tieck bei einem wohlhabenden Gönner unter einer Zahl ausgesuchter und schön eingebundener Bücher die sehr übel aussehenden Bände entdeckte, welche Holberg's Komödien enthielten und die ihm der Besitzer mit Vergnügen als „nichtswürdige Scharteken" zum Geschenke machte. Ueber Oehlenschläger's Uebersetzung der Holberg'schen Lustspiele äußert sich Prutz sehr abfällig; er nennt sie „in jeder Hinsicht sowol sprachlich wie in der ganzen Auffassung dermaßen mislungen, daß sie, selbst nach dem Urtheil seiner Freunde, sogar jenen alten und veralteten Uebersetzungen weit nachsteht, und konnte sie mithin zur lebhaftern Verbreitung des übersetzten Autors wenig oder nichts beitragen". Sodann kommt der Verfasser auf seine früher schon erwähnte Arbeit über Holberg vom Jahre 1843 zu sprechen und bemerkt, daß er glaube sich seitdem aus gewissen Fesseln des Systems, in denen er sich damals noch bewegte, mehr und mehr herausgearbeitet zu haben und gewisser ästhetischer Einseitigkeiten, „auf die er damals nach der Weise der Jugend wol gar ein besonderes Gewicht gelegt", ledig geworden zu sein, daher auch des Dichters übersprudelnde Laune, seine treuherzige Schalkhaftigkeit, seinen warmen sittlichen Eifer jetzt noch besser würdigen zu können als früher. Auch die Rücksicht, die er damals noch auf die Entwickelung unserer eigenen Bühne genommen, sei jetzt ziemlich überflüssig geworden, und er fügt hinzu: „Solange unsere politischen und gesellschaftlichen Zustände nicht anders werden als sie sind, solange hat auch das Theater bei uns keine Aussicht zu neuer Blüte zu gelangen."

Prutz läßt nun im zweiten Abschnitt dieser ersten Abtheilung eine Geschichte der dänischen Literatur bis auf Holberg folgen, die sicherlich dankenswerth ist, hier aber füglich übergangen werden kann. Der Verfasser hebt darin besonders auch die Einflüsse deutscher Bildung und Literatur auf Dänemark hervor, die Protestantisirung Dänemarks durch Theologen, welche als persönliche Schüler in Wittenberg zu Luther's und Melanchthon's Füßen gesessen hatten, die populäre Wirkung, welche Hans Mikkelsen's dänische Uebertragung der lutherischen Bibelübersetzung in den weitesten Kreisen übte, die Uebersetzungen deutscher Volksbücher, der Schwänke von Hans Sachs, des Reineke Fuchs durch Reger (um 1550) u. s. w.

Wir wenden uns nun zu dem Leben Holberg's, welches manche interessante Momente bietet und im dritten Abschnitt in ausführlicher Weise behandelt ist. Ludwig Holberg, nach seiner eigenen und Albertus Thura's Angabe 1685, nach aller übrigen dänischen Biographen Angabe 1684 zu Bergen in Norwegen geboren, war der Sohn eines armen dänischen Soldaten, der sich lediglich durch seinen Muth und sein Talent zur Stelle eines Obersten emporgearbeitet hatte. Holberg's Vater starb, da der Sohn noch an der Mutter Brust lag und hinterließ ein ziemlich ansehnliches Vermögen, das aber durch eine nächtliche Feuersbrunst gänzlich vernichtet wurde. Nur einige Bauerhöfe blieben der Familie übrig; aber Holberg's Mutter hatte außer ihm noch für sechs Kinder zu sorgen, und auch sie folgte bald ihrem Gatten im Tode nach. Verwandte nahmen sich nun der Erziehung des kleinen Ludwig an; er besuchte die öffentliche Schule in Bergen, zeichnete sich schon früh durch witzige Einfälle aus und versuchte sich schon damals sogar in Satiren und Spottgedichten. Bereits im achtzehnten Lebensjahre bezog er die Universität von Kopenhagen und lag hier der Theologie, obschon er ursprünglich wenig Neigung zu ihr hatte, mit solchem Eifer ob, daß er schon nach Jahresfrist die vorschriftsmäßige Prüfung ablegen konnte, worauf er eine Hauslehrerstelle in der Nähe seiner Vaterstadt bei dem Propst zu Vos antrat. In dieser ziemlich unbehaglichen Stellung blieb er ein Jahr lang, erhielt aber, weil er in seinen Erziehungsgrundsätzen mit der Frau Pröpstin nicht harmonirte, seinen Abschied. Hierauf legte er in Kopenhagen das sogenannte hohe oder große Examen ab und kehrte mit dem „Laudabilis", aber auch, wie er selbst bekennt, mit völlig geleertem Beutel nach Bergen zurück, wo er Hofmeister bei dem damaligen Vicebischof wurde, in welcher Stellung er ebenfalls nicht gerade auf Rosen gebettet war; kurz, Holberg machte, wie Prutz bemerkt, „die auch bei uns noch nicht veraltete Misère eines armen Theologen" nebst allen Chicanen redlich durch. Von jener Reiselust getrieben, wie sie vorzugsweise bei nordischen Männern angetroffen wird, und seiner bisherigen trostlosen Verhältnisse überdrüssig, beschloß er, in die weite Welt zu gehen, machte alle seine Habseligkeiten zu Geld, brachte alles in allem nicht mehr als 60 Thaler zusammen und schiffte sich mit dieser geringen Summe getrost nach Holland ein. Aber nach vierzehntägigem Aufenthalt in Amsterdam saß er auf dem Trocknen; seine Sprachkenntnisse, seine Talente, sein „Laudabilis" verschafften ihm bei den amsterdamer Kaufleuten, denen jeder Bootsmann und Auslader eine respectablere Person war, weder Achtung noch Stellung, und er ging nun, zur Wiederherstellung seiner erschütterten Gesundheit und weil er auch sonst nichts Besseres zu thun wußte, ins Bad nach Aachen. Von hier suchte er seinem Wirth, den er nicht bezahlen konnte, heimlich davonzugehen, man

setzte ihm nach und er wurde eingeholt, welche klägliche Begebenheit ihm, wie er selbst erzählt, noch eine lange Zeit hernach sowol des Tags als des Nachts vor Augen schwebte. „Unzähligemal", erzählt er in seinen Aufzeichnungen, „kam es mir im Traume vor, als wenn der Wirth mich abermals einholte und mich mit Gewalt wieder ins Haus zurückzöge." Auf welche Weise er sich mit seinem Wirth auseinandersetzte, wissen wir nicht, aber los kam er von ihm und wanderte in den elendesten Umständen wieder nach Holland, von wo er sich wieder nach Norwegen begab. Wie er dies möglich gemacht hat, ist schwer einzusehen, und sicherlich wird er es, um bei gänzlichem Mangel an Geld und sonstigen Hülfsquellen so große Reisen zu bewerkstelligen, mit der Moral, vielleicht auch mit der Ehre nicht sehr streng genommen haben. Ob er dann später, als er Rittergutsbesitzer und Kapitalist war, daran gedacht hat, seine Schulden und vielleicht noch Schlimmeres zurückzuzahlen, davon wissen wir auch nichts; jedenfalls sind aber seinem Volke und der Welt die Erfahrungen, die er auf dieser abenteuerlichen Fahrt sammelte, von dem beträchtlichsten Nutzen gewesen. Vielleicht kam ihm dabei auch sein mitleiderregendes knabenhaftes Aussehen zu statten, das ihm übrigens auch bis in seine spätern Jahre anhaftete. Denn als er einige Jahre nachher in London war und eines Tags in einem Wirthshaus eine Pfeife Taback schmauchte, kam dies einem londoner Bürger, der neben ihm Platz genommen, so wunderlich vor, daß er lachend ausrief: „The boy will smoke tabacco!" Ja, noch 10 oder 11 Jahre später, zu einer Zeit, da er bereits Professor extraordinarius in Kopenhagen war, widerfuhr es ihm, daß sein Wirth in Paris einem Nachbar, der ihn um Holberg's Alter fragte, die Antwort gab: „C'est un garçon de dix-huit ans!" Jener Prediger, der, nach Holberg's eigenem Bericht, ihm während seiner ersten Reise darüber Lectionen ertheilte, wie er als ein so blutjunger Mensch es wage, in der Welt herumzureisen, wird daher nicht wenig erstaunt gewesen sein, als Holberg ihn mit einer Flut von lateinischen Worten und Redensarten überschüttete und in Verlegenheit setzte. Voll Respect rief da der Geistliche aus: „De Heer ist en Theologant, ick gratuleere Mynheer!"

In dem norwegischen Städtchen Christiansund gab er hierauf mit so großem Glück und Erfolg Unterricht in den Sprachen und namentlich im Französischen, daß er nach einiger Zeit ein Kapital von — 12 Reichsthalern beisammenhatte. Durch diesen Erfolg muthig gemacht, begab er sich wieder auf Reisen, diesmal nach London und von hier nach Oxford, wo er, um die Schätze der dortigen Bibliothek besser benutzen zu können, sich unter die Studenten einschreiben ließ. Auch unterrichtete er hier in Musik und Sprachen, galt für den besten Flötenbläser der Stadt und fand infolge seiner Talente wie seines liebenswürdigen Wesens fortwährend Schüler und Freunde, sodaß er, wenn auch nicht ohne Entbehrungen und Bedrängnisse, seine Existenz in Oxford wenigstens zu fristen vermochte. Für den Charakter der Engländer gewann er, wie alle, die mit ihnen in nähern Verkehr treten, vorausgesetzt, daß sie ihr Vertrauen zu gewinnen wissen, was freilich nicht sehr leicht ist, hohe Achtung, die er später wiederholt offen aussprach. Mit Shakspeare's Werken soll er während seines Aufenthalts in England nicht bekannt geworden sein, auf welchen Punkt wir jedoch späterhin noch zu sprechen kommen werden. Er verweilte in Oxford ganze zwei Jahre, dann noch einige Zeit in London und ging von hier auf einem schwedischen Schiffe nach Kopenhagen, wo er den Studenten Vorlesungen hielt, die auch, weil er ihnen „einen rechten Schatz von ausländischen Seltenheiten" in Aussicht stellte, sehr zahlreich besucht, aber nicht bezahlt wurden. Er erzählt selbst:

So bestand die einzige Frucht, welche ich von meiner Arbeit erntete, darin, daß diejenigen, welche meine Vorlesungen verlassen hatten, mich sehr tief grüßten, wenn sie mir auf der Straße begegneten, was zwar ein Zeichen der Dankbarkeit war, aber meiner Armuth doch nicht abhalf.

Glücklicherweise fand sich ein einflußreicher Mann, der Staatsrath Winding, durch den guten Ruf, den sich Holberg durch diese Vorlesungen doch erworben, bewogen, ihn für seinen Sohn Andreas, der einen Ausflug nach Deutschland machen sollte, zum Reisebegleiter zu wählen. Aber schon in Dresden hatte diese Freude ein Ende; denn da der junge Winding hier bei einem schwedischen Edelmann Wohnung nahm, erhielt Holberg „auf das höflichste seinen Abschied". Auf eigene Hand begab sich Holberg nun nach Leipzig, wo er mit einem dort studirenden Landsmann fleißig die Vorlesungen der leipziger Gelehrten besuchte, „weniger zwar, wie er selbst bekennt, in der Absicht, etwas zu lernen, als vielmehr um sich im jugendlichen Muthwillen über Inhalt und Art des Vortrags lustig zu machen". Hierzu gaben einige Professoren auch genügenden Stoff; so der Magister Stieffelius, der sich eines Tags große Mühe gab zu beweisen, „daß die Seligen im Paradiese mittags und abends gute Mahlzeiten haben würden, und ein andermal im zierlichsten Latein eine Leichenrede über seine Handschuhe hielt, die ihm den Tag zuvor von seinen Schülern entwendet worden waren". Doch rühmt Holberg den deutschen Gelehrten nach, daß sie gegen Fremde überaus höflich und zuvorkommend seien, und so besuchte er denn auch die Mehrzahl der damaligen leipziger Gelehrten, darunter den Theologen Börner und den bekannten Mencke, von denen jener durch seine liebenswürdigen und geselligen Manieren und durch seine große und auserlesene Bibliothek, dieser als witziger Kopf und als Herausgeber der „Scriptores rerum Germanicarum" u. s. w. bei den Zeitgenossen wohlberufen war. Weniger zeigt sich Holberg von Thomasius befriedigt, der „nur von der rauhen Jahreszeit, von der kalten Luft und andern alltäglichen Dingen sprach, indem er es wol nicht für nöthig hielt, mit einem so jungen Menschen von wichtigern Gegenständen zu reden".

Wir übergehen seine weitern Schicksale in Kopenhagen und wenden uns zu seiner dritten großen Reise, zu der er sich dadurch in Stand gesetzt sah, daß er, der

inzwischen zum öffentlichen Lehrer an der Universität, wiewol ohne Gehalt, befördert worden, ein neu ausgesetztes Stipendium von 100 Thalern jährlich auf vier Jahre erhalten hatte. Er begab sich zu Schiffe nach Amsterdam und von da über Rotterdam und Antwerpen nach Brüssel, von wo er zu Fuß nach Paris wanderte. Und zwar bewerkstelligte er dies, wie seine ganze vierjährige Reise durch Holland, Frankreich und Italien ohne Paß, was in unserer sich gegen damals so großer Freiheiten berühmenden und in manchen Stücken doch wesentlich unfreiern Zeit nicht möglich sein würde. Die ersten Monate verlebte Holberg in Paris, nach seinem eigenen Ausdruck „überaus philosophisch“; er bewohnte ein Stübchen in der Vorstadt St.-Germain, besuchte zwar die Promenaden, verkehrte aber sonst nur mit seinen eigenen Büchern, den Folianten der Bibliothèque Mazarin, in welcher damals namentlich nach dem Bayle'schen Wörterbuch eine so große Nachfrage war, daß sich die Studenten schon früh Morgens darum stritten und zankten, und mit seinem Hauswirth, der seines Handwerks ein Schneider, ein echter pariser Spießbürger und zugleich in seiner Art ein Original war, unwissend, neugierig und plauderhaft zugleich. Später wagte er sich mehr und mehr in die Oeffentlichkeit und besuchte die königlichen Lustschlösser in der Nähe von Paris und namentlich die pariser Gerichtshöfe. Nachdem er in Paris anderthalb Jahre zugebracht, machte er sich auf den Weg nach Italien, theils zu Kahne theils zu Fuße Frankreich durchreisend, um sich dann in Marseille nach Genua einzuschiffen. Von hier begab er sich, ebenfalls zur See, nach Rom, wo er sich, obschon an den Folgen eines heftigen Fiebers fortdauernd leidend, doch mit Eifer der Betrachtung der alten Kunstwerke und besonders dem mannichfachen Genuß des römischen Volkslebens mit Eifer hingab. Auch hatte er das Glück, daß gegen Neujahr 1716 eine Schauspielerbande zu ihm ins Haus zog, an deren Treiben er Studien machen konnte, die ihm später für seine Lustspiele reichen Segen eintrugen. Von Haus aus mäßig, war es ihm leicht, sich an die ökonomische Lebensweise der Italiener zu gewöhnen. Gleich zwei neapolitanischen Edelleuten, die neben ihm wohnten, kochte er selbst, was er mittags und abends speisen wollte, wozu ihm sein Wirth Fleisch, Wurzeln und Kräuter einkaufte, und obschon ihm diese ungewohnte Beschäftigung anfangs etwas peinlich war, brachte er doch bald seine Manestra so gut fertig wie irgendein Italiener. Nach sechsmonatlichem Aufenthalt in Rom begab er sich über Florenz, Turin, Lyon, Paris, Amsterdam und Hamburg wieder nach Kopenhagen zurück; wo er endlich (1718), „nachdem er gehörig ausgehungert und mürbe gemacht war“, in ein ordentliches Lehramt und damit zu einer für seine mäßigen Ansprüche und Lebensbedürfnisse ausreichenden Sicherheit des Unterhalts befördert wurde. Man übertrug ihm nämlich die Professur der Metaphysik, ihm, der eigentlich ein Gegner aller Philosophie und Metaphysik war, obschon er gelegentlich gesteht, „zuweilen“ metaphysische Bücher zu lesen, und die Metaphysik, wenn er auch nicht weit darin gekommen sei, für eine Wissenschaft zu halten, „die einem Philosophen gar wohl ansteht“. Diese sonderbare Stellung zu der Wissenschaft, in der er unterrichten sollte, und seine freien Ansichten in Betreff der Religion erweckten ihm natürlich viele Widersacher, denn, wie Prutz bemerkt, „die akademische Beschränktheit, vielleicht die dickköpfigste und widerwärtigste von allen, fühlt sich allemal von einem mit Furcht gemischten Unbehagen ergriffen, wo Männer von freiem Geist und unabhängigem Charakter in ihre Nähe kommen.“ Doch zum Glück für Holberg wie auch wol für die Metaphysik wurde er schon nach Verlauf von zwei Jahren (1720) zu der seinen Neigungen und Fähigkeiten ungleich besser entsprechenden und überdies weit einträglichern Professur der Beredsamkeit befördert, auch um dieselbe Zeit zum Beisitzer im Consistorium ernannt, wodurch ihm abermals, abgesehen von dem Ertrage seiner schriftstellerischen Arbeiten, eine Vermehrung seiner Einkünfte erwuchs, welche seine akademischen Gegner ihm vergeblich durch einen Proceß streitig zu machen suchten. Merkwürdig ist, daß er, der seit seinen Knabenjahren nie wieder poetische Anwandelungen verspürt hatte, ja, wie er selbst erklärt, „auch an dem schönsten Gedichte kein Vergnügen hatte finden können“, sich nun plötzlich der Dichtkunst zuwandte und durch seinen „Peder Paars“, seine Satiren und Komödien in einem Zeitraum von kaum vier Jahren sich zum ersten Dichter Dänemarks emporschwang.

Im Jahre 1725 trat er seine fünfte und letzte Reise an, und zwar nach Paris, wohin ihn namentlich das etwas abenteuerliche Project führte, einige seiner beliebtesten Lustspiele, die doch so ganz auf ein nordisches Publikum berechnet waren, in selbstgearbeiteten Uebertragungen auf die französische Bühne zu bringen; Prutz meint, es sei dies weniger der Eitelkeit Holberg's zuzuschreiben, als dem Wunsche, den Franzosen zu zeigen, daß auch ein Däne, einer jener Nordländer, die von den Parisern damals als complete Heiden angesehen und in Italien für misgestaltete Menschen „mit Schweinsaugen und mit ungeheuern bis an beide Ohren reichenden Mäulern“ gehalten wurden, etwas auf geistigem Gebiete zu leisten vermöge. Natürlich scheiterte das Project, wie Holberg meint, „an dem schlechten Geschmack des pariser Publikums“; doch trat er mit manchen Celebritäten des damaligen Paris in genauern Verkehr. Im Jahre 1726 kehrte er nach Kopenhagen zurück und ergab sich wieder seinen literarischen Beschäftigungen, jedoch mehr auf wissenschaftlichem als poetischem Gebiete, und als König Friedrich II., der die Entstehung der dänischen Schaubühne wesentlich gefördert hatte und, mit Ausnahme der letzten Jahre, ein prachtliebender, feinsinniger Herr war, im Jahre 1730 gestorben war und der pietistische Christian VI. ihm nachfolgte, feierte seine Muse ganz, wogegen er, an literarische Thätigkeit gewöhnt, wol aber auch zu Erwerbszwecken, nicht aufhörte, umfangreiche historische Werke und unverfängliche moralische oder praktische Schriften zu Tage zu fördern. Seine „Unterirdische Reise des Niels Klim“ wagte er wenigstens nicht in dänischer Sprache zu schreiben

und in Dänemark drucken zu lassen. Sie erschien, in lateinischer Abfassung, 1741 zu Leipzig. Ein neues ganz entgegengesetztes politisches System — wie dies in rein monarchischen Staaten, die daher auch innerlich so oft den größten und vielfach verderblichen Schwankungen ausgesetzt sind, so häufig geschieht — trat sofort mit dem Regierungsantritt Friedrich's V. (1746) ein. Christian hatte die kopenhagener Bühne schließen lassen, Friedrich II., unter dem Schimmelmann, Moltke und Bernstorff Minister waren und der erklärte, daß er alle „fremde Herrnhuterei detestirte", verfügte schon im October 1746 ihre Wiedereröffnung. Doch fand diese erst im December 1747 und zwar in Anwesenheit des Königs statt, und Holberg erlebte noch die Genugthuung, daß sein „Politischer Kannegießer" das erste Stück war, das in dem neuen Hause zur Aufführung kam.

Prutz kommt nun auf einen Punkt zu sprechen, welcher dem alten Holberg viele Vorwürfe und Verdächtigungen zugezogen hat, auf die von ihm selbst nachgesuchte, ja fast erkaufte Erhebung in den Adelsstand. Die Entschuldigungen, mit denen Prutz diese Handlung in ein besseres Licht zu rücken sucht, möge man in dem Buche selbst nachlesen; jedenfalls glauben wir ihm gern, daß Holberg „trotz Baronie und Adelswappen niemals ein Höfling gewesen noch geworden". Holberg selbst vertheidigte sich gegen seine Ankläger unter anderm mit den Worten:

Im übrigen ist meine Standeserhöhung aber auch eine solche, die einem Gelehrten, wenn man mich anders zu den Gelehrten rechnen will, auch sehr wohl zukommt; man müßte denn etwa glauben, daß einer, der die Geschichte, das Staatsrecht und die Sittenlehre vorträgt, nicht geeignet sei, eine höhere Würde zu bekleiden, und daß Rang und Titel lediglich solchen Personen zukommen, die in gewissen andern Collegien sitzen, wo man Rechnungen nachsieht, Auszüge aus Bittschriften macht und Formulare abschreibt.

Gerade an einem Uebermaß von Bescheidenheit scheint uns Holberg allerdings nicht gelitten zu haben; aber was seine Ankläger betrifft, so mögen sich darunter manche befunden haben, denen eine gleiche Erhöhung recht willkommen gewesen wäre, hätten sie sich nur in der Lage befunden, sie durchzusetzen. Es ist einmal eine leidige Thatsache, daß in europäischen Ländern, wo diese Sucht in aller Weise von oben her gepflegt wird, die Menge vor Titeln, Würden und Orden größern Respect hat als vor dem unbetitelten Talent und Verdienst, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht hat man die Frage aufgeworfen, ob Goethe, wenn er nicht Minister, ob Herder, wenn er nicht Consistorialpräsident, ob Schiller, wenn er nicht Hofrath und zuletzt sogar wie jene in den Adelsstand erhoben worden wäre, ob selbst Alexander von Humboldt ohne die mit bevorzugter Geburt sich verknüpfenden Vortheile es wirklich zu ihren europäischen Erfolgen gebracht haben würden. Wir lassen diese Frage auf sich beruhen; nur so viel ist anzunehmen, Holberg werde häufig genug die Erfahrung gemacht haben, daß man dem spätern Baron Holberg die äußern Zeichen der Achtung nicht schuldig blieb, die man dem frühern „Komödienschreiber" Holberg glaubte versagen zu dürfen. Hiermit steht seine eigene Klage, daß seine Schriften nach dieser Zeit „nicht mehr den Beifall hatten als vorher", vielleicht nicht so im Widerspruch als es scheint. Holberg hatte seine Widersacher hauptsächlich unter dem Adel, der ihn zum Theil als einen Eindringling betrachtete, und unter den Vertretern von Wissenschaft und Literatur, die allerdings eine einflußreiche Clique gegen ihn gebildet haben mögen. Noch wahrscheinlicher ist es uns aber, daß seine Stücke durch zu häufige Vorführungen einen großen Theil ihrer Anziehungskraft für das Publikum verloren hatten; auch schrieb er in späterer Zeit vieles Schwache, und um sich dies nicht gestehen zu müssen, schob er die zunehmende Lauheit gegen seine Stücke auf den äußern Umstand, daß er durch seine Erhebung in den Adelsstand Antipathien gegen sich wach gerufen habe, also auf die Bosheit seiner Widersacher.

Ein anderer und schlimmerer Vorwurf richtete sich gegen seinen angeblichen Geiz. Nun wird sich zwar ziemlich bei jedem Künstler und Dichter in einem gewissen Lebensstadium, wo das bloße Renommée seinen Reiz zu verlieren anfängt, der Wunsch einfinden, irgendetwas als äußern Lohn seiner vieljährigen Mühen und Arbeiten sein nennen zu können, und es ist dies ein Wunsch und ein Streben, die sogar zur moralischen Pflicht werden, wenn man Haupt einer Familie ist. Aber der blos zusammenscharrende Geiz ist gerade das Laster, welches einen Künstler und Dichter, zumal einen Junggesellen, am meisten verunziert; denn der Geiz ist die Unpoesie an sich, nicht blos einfache Prosa, sondern complicirt schmuzige Prosa. Holberg selbst zwar beruft sich auf seine ihm angeborene Mäßigkeit im Essen und Trinken, die sogar zu dem lächerlichen und verleumderischen Gerücht Anlaß gab, er habe sich zuletzt nicht nur die Nahrungsmittel zuwiegen, sondern sich selbst vor und nach Tische wiegen lassen, um ja sicher zu sein, daß er die vorgeschriebene Diät nicht überschritten! Indeß diese Mäßigkeit und Nüchternheit findet man eben bei allen, welche Neigung zum Geiz haben und daher jede ihrer Ausgaben auf Heller und Pfennig berechnen. Um nun diese Verdächtigung, daß er geizig sei, zu Schanden zu machen, wendete er, wie er selbst sagt, etwas auf seine Kleidung und verschiedene andere Dinge, die ihm „keine Beschwerlichkeit" verursachten. Jedenfalls scheint ihm die Vermehrung seines Vermögens, das er in seinem Testament der Ritterakademie zu Soröe vermachte, mehr am Herzen gelegen zu haben, als es für einen Dichter und Vertreter geistiger Interessen geziemend ist. Sein Vermögen lag während seines Lebens brach, und so hat er sich die gerade einem Manne in seiner Stellung sich so häufig darbietenden Gelegenheiten, seinen Mitbürgern und darbenden Jüngern der Wissenschaft Gutes zu thun und die Menschen durch gemeinnützige Handlungen mit seinen Schwächen zu versöhnen, wie es scheint, leider nur zu sehr entgehen lassen. Testamentarische Schenkungen eines alleinstehenden vermögenden Mannes sind nur sehr uneigentlich unter die Handlungen werkthätiger Menschenliebe zu rechnen, da sie sehr häufig aus

Prunksucht hervorgehen und mit keinerlei persönlichem Opfer seitens des Schenkenden verbunden sind. Prutz erinnert hierbei in sehr interessanter Weise an Hippel. Er sagt:

Auch Hippel zeigt eine Art von Janusgesicht, ein lachendes als Dichter, und ein anderes, gefurcht von niedrigen Leidenschaften, von Stolz, Haß und tückischer Verstellung im praktischen Leben. Wie Holberg, so arbeitete auch Hippel aus einer niedern, gedrückten Jugend durch eine Beharrlichkeit, fest wie Eisen, sich gleichfalls zu einer einflußreichen angesehenen Stellung und dem Besitz eines bedeutenden Vermögens empor. Auch er, in seinen Schriften die Menschenliebe, die Gemüthlichkeit, der alles verklärende Humor selbst, war im Leben schroff, menschenfeindlich und habsüchtig. Auch er als Schriftsteller der beredte Anwalt der Ehe, der begeisterte Lobredner der Frauen (was man übrigens von Holberg nicht wohl sagen kann) und jeder edlern häuslichen Freude führte in Wirklichkeit, wie Holberg, ein einsames, freudloses Hagestolzenleben. Ja, um die Parallele vollständig zu machen: auch Hippel ließ sich endlich in den Adelsstand erheben, nachdem er so oft die Einfalt der Standesvorurtheile verspottet und das entsetzliche Weh, das sich aus ihnen entwickeln kann, mit so schneidender Wahrheit geschildert hatte.

Prutz sucht zwar die Parallele zu Gunsten seines Lieblings zu wenden; ob und inwieweit ihm dies aber gelungen, mögen die Leser seines Werks selbst sich sagen, obschon es ihm geglückt ist, manche menschlichen Entschuldigungsgründe beizubringen und Holberg wenigstens von einigen der gröbsten Anklagen und Verleumdungen zu reinigen.

Noch muß Holberg's Verhalten zu dem weiblichen Geschlecht in Betracht gezogen werden, da es auf die Rolle, welche die Frauen in seinen Komödien spielen, sicherlich nicht ohne Einfluß war. Holberg gesteht, daß er im Umgange mit Frauen größeres Vergnügen gefunden habe, als in dem mit Männern. Dieses Geständniß dürfte ihm vielleicht sofort die Sympathien unserer Leserinnen gewinnen; aber sie dürften sich sehr enttäuscht finden, wenn sie die Gründe erfahren, die ihn veranlaßten, den Frauen diesen Vorzug einzuräumen. Er besuchte die Frauen, wie er selbst gesteht, nur zu dem Zweck, um sich von seinen angestrengten Arbeiten in Gesprächen zu erholen, „die kein Nachdenken erfordern“. Er fährt fort:

Habe ich mir durch gar zu fleißiges Lesen und Nachdenken Kopfschmerzen zugezogen, so besuche ich niemand lieber als die Frau N. N., die mir nichts anderes erzählt, als was sie heute gespeist, wie viel Eier die Hühner in der letzten Woche gelegt und andere dergleichen Dinge; wodurch der Kopf nicht angegriffen und wobei keine Aufmerksamkeit erfordert wird.

Ein andermal sagt er, er meide darum Männergesellschaften, weil ihm da entweder ein Glas Wein oder eine Pfeife Taback angeboten werde, was beides nicht nach seinem Geschmacke sei, „in den Damengesellschaften dagegen (fährt er fort) trinke ich Thee und Kaffee und unterhalte mich von lauter harmlosen Dingen, was mir in meinen müßigen Stunden das Liebste ist.“ Holberg gehörte zu der Zahl der sehr wenigen Dichter, in deren Lebensgeschichte nirgends die leiseste Spur eines verliebten Abenteuers oder einer zärtlichen Neigung für irgendeine Schöne zu finden ist. Aufrichtig gestanden, halten wir dafür, daß Holberg eine zu selbstsüchtige, berechnende Natur gewesen, um der Liebe fähig gewesen zu sein, die, vorübergehend oder dauernd, sinnlich oder geistig, in einer oder der andern Weise eine volle Hingabe an den geliebten Gegenstand und Opfer und Beschränkungen des eigenen Ichs verlangt. Mit der Liebe zu einem so kalten Object wie das Geld gehen wahre Freundschaft und Liebe schwer Hand in Hand. Darum tadelt auch A. W. von Schlegel nicht mit Unrecht an Molière's „Geizigen“, daß er Harpagon als verliebt darstellt. Holberg war nun sicherlich kein Harpagon; aber die Geld- und die Bequemlichkeitsliebe scheint bei ihm doch in ziemlich starkem Grade ausgebildet gewesen zu sein.

Holberg genoß die Vortheile und Ehren seiner Standeserhöhung, die ihm freilich auch, wie wir gesehen haben, manche bittere Erfahrungen und Anfeindungen zuzog, nicht sehr lange. Prutz schließt die interessante Darstellung seines Lebens mit den Worten:

Endlich, erschöpft von seinen wissenschaftlichen Arbeiten, die er fast bis zum Tage seines Todes fortsetzte, gesättigt von Reichthum, Ruhm und weltlicher Ehre, mußte auch er der Natur ihren Tribut zahlen; er starb 70 Jahre alt, in der Nacht des 28. Januar 1754. Sein feierliches Begräbniß fand erst beinahe ein volles Jahr später mit großem Gepränge statt; er liegt begraben in Soröe, neben der Ruhestätte des Bischofs Absalon, des Zeitgenossen Waldemar's des Großen, des Gönners des Saxo Grammaticus, der ebenso der größte mittelalterliche Schriftsteller Dänemarks war (wenn auch in fremder Sprache) wie Holberg der größte unter seinen neuern Schriftstellern.

Den vierten Abschnitt des Werks, der über Holberg's wissenschaftliche Werke handelt, können wir hier füglich übergehen; er zeigt uns Holberg allerdings von einer jetzt noch wenig gekannten Seite, aber gerade diese war die vergänglichste an seinem literarischen Wirken. Geleugnet kann dabei nicht werden, daß auch seine geschichtlichen und wissenschaftlichen Werke manche verständige Bemerkung enthalten und daß sie, namentlich aber seine „Vermischten Briefe“, soweit sich aus der gut stilisirten Uebersetzung der von Prutz citirten Stellen erkennen läßt, in einem bessern und reinern Dänisch geschrieben waren, als irgendein deutscher Gelehrter damals deutsch zu schreiben wußte. Doch das läßt sich schon aus der Diction seiner Lustspiele schließen, denen Deutschland damals nichts Ebenbürtiges zur Seite zu stellen hatte und im Grunde in dieser Gattung gleich Tüchtiges bis auf den heutigen Tag nichts zur Seite zu stellen hat.

Wir gehen zu dem fünften Abschnitt über, der über Holberg's poetische Werke handelt, mit Ausschluß der lateinischen Epigramme und der wenig bedeutenden „Moralske Fabler“, denen Prutz bereits im vierten Abschnitt einige Worte gewidmet hat. Auch bei der komischen Epopöe „Peder Paars“, bei „Nicolai Klimii Iter subterraneum“, bei den „Satiren“, „Verwandlungen“ und den kleinern Stücken, welche in Holberg's „Mindre poetiske Skrifter“ enthalten sind, brauchen wir uns nicht weiter aufzuhalten. „Peder Paars“, an dem die Dänen noch jetzt einstimmig den leichten gefälligen Fluß der Sprache rühmen, hat zwar für die Dänen einen hohen Werth, indem es überhaupt das erste lesbare Gedicht war, welches die dänische Literatur aufzuweisen hatte und weil

darin die dänische Sprache sofort in feste Regeln gebannt erschien; aber die darin behandelten Verhältnisse sind zu specifisch dänisch und die angebrachte Maschinerie von Göttern und Göttinnen und andere burleske Hülfsmittel zu veraltet, als daß die Modernen und namentlich Nichtdänen besondern Geschmack daran finden könnten. Dasselbe gilt von „Niels Klim's unterirdischer Reise", obschon dieser allegorisch-moralische Roman seinerzeit unter Holberg's Producten das berühmteste war und auch am häufigsten in fremde Sprachen übersetzt wurde. Aber wie Holberg in diesem für uns kaum noch genießbaren Product seiner Landessprache den Abschied ertheilt hatte, so hatte er darin auch das Gebiet des Natürlichen und Volksthümlichen, auf dem er sonst so Bedeutendes leistete, fast völlig verlassen. Eigentlich Mittelmäßiges konnte nun freilich Holbein nicht wol schreiben, eher Verfehltes und Geschmackloses, wo er eben dem falschen Geschmack der Zeit zu sehr huldigte, und so wird auch „Nikolaus Klim" dem eigentlichen Literaturforscher, um danach den Geist und Geschmack jener Zeit beurtheilen und bestimmen zu können, immerhin von Werth und Interesse sein.

Den Lustspielen Holberg's, die ihm in der dänischen und europäischen Literatur jedenfalls eine bleibende und eigenthümliche Stelle sichern, hat Prutz eine gründliche Abhandlung gewidmet, die reich ist an interessanten Gesichtspunkten im allgemeinen, wie an lehrreichen und fruchtbaren Beobachtungen über das Komische, dem Prutz mit Recht eine ebenso hohe Stellung anweist als der ernsten Dichtung. Mit einer gewissen blasirten Vornehmheit wird zwar jetzt von manchem eine naserümpfende Nichtachtung und Geringschätzung der komischen Muse affectirt, während es doch eigentlich gar keines Beweises dafür bedürfen sollte, daß ein komisches Gedicht, in welchem irgendein lehrreicher Gedanke in angemessener plastischer Form und in geistreicher Weise behandelt und ausgesprochen worden ist, nicht deshalb, weil es eben ein komisches ist, geringer geschätzt zu werden verdient als ein ernstes; gibt es doch Stoff an Lebensbeobachtungen, Tendenzen und Gedanken genug in der Welt, der sich gar nicht anders behandeln läßt als in komischer Form. Wir können uns nicht versagen, hier eine Stelle mitzutheilen, in der sich Prutz über die hohe Bedeutung des Komischen ausspricht. Nachdem er die Komik als die vollendete Selbstgewißheit des Geistes und als die friedliche Auflösung und Verklärung der widerspruchsvollen Welt bezeichnet hat, fährt er fort:

Es folgt daraus von selbst, daß die Komik nicht, wie man zu sagen pflegt, nur so am Wege liegt: vielmehr haben wir jene göttliche Heiterkeit, deren Tochter sie ist, als die letzte, reifste Frucht der ganzen Bildung, die äußerste und höchste Entwickelung des menschlichen Geistes zu erkennen. Und dies sowol bei einzelnen Individuen als bei ganzen Völkern, weshalb denn auch immer die Komik die letzte und späteste Blüte eines Volks ist. Ja, es gibt Völker und Literaturen, welche hingestorben sind, bevor ihnen die köstliche Frucht der Komik überhaupt gelächelt oder wenigstens, bevor dieselbe ihre volle Reife, ihre ganze prächtige Fülle gewonnen hatte. Ueberhaupt ist letzteres, streng genommen, in der ganzen Geschichte der Poesie nur einmal, nur in dem Lande, wo der Tempel des Dionysos aufgerichtet stand, nur in Griechenland, und auch hier nur in der attischen alten Komödie der Fall gewesen. Selbst Cervantes, Shakspeare und Rabelais, die eine ähnliche Stellung auf der Grenzmark der mittelalterlichen und modernen Zeit einnehmen, wie Aristophanes die Vollendung und mit ihr den Untergang der Alten Welt bezeichnet, können schon als vereinzelte Erscheinungen den Vergleich mit jener Zeit nicht aushalten, da die alte Komödie, trotz aller ihrer Unbändigkeit, in Athen doch legitim war, da der Chor der Ritter, der Wespen die Bühne beschritt und die entzückten Richter dem Verfasser der „Frösche" den Olivenzweig darboten. Nichts da von häuslicher Misere, von unglücklichen Liebespaaren, geprellten Oheimen, unverhofften Erbschaften! Ein Spiegelbild war es des großartigsten, öffentlichen Staatslebens, eine Kritik des gesammten volksthümlichen Daseins in Politik, Religion, Literatur, immer frisch, immer witzig, immer erfindungsreich, stets ohne Schonung und doch niemals ohne Poesie.

Freilich dauerte diese Herrschaft des Komischen selbst in Athen nicht lange, denn:

nur zu bald zog sich die Komödie aus jener großartigen öffentlichen Sphäre in die niedern Kreise des Privatlebens, die dürftigen Intriguen der Familienwelt zurück, und dieselben Breter, auf denen vor kurzem noch zu unaussprechlichem Ergötzen des gesammten attischen Volks der Wursthändler Kleon agirt hatte, mußten bald darauf die verschmitzten Sklaven, die gefoppten Alten, die gewinnsüchtigen Hetären der mittlern und neuern Komödie tragen.

In Betreff der interessanten Bemerkungen von Prutz über die Wanderungen der Komödie aus Griechenland nach Rom und durch die Commedia dell' arte (die bekannte Sammlung von Gherardi „Le théâtre italien" ist von Holberg nachweislich stark benutzt worden) und durch die französische Komödie hindurch nach Kopenhagen müssen wir auf das vorliegende Werk selbst verweisen. Jedenfalls war es für Holberg ein Glück, daß er in Kopenhagen nicht schon hoch entwickelte oder abgelebte Theaterverhältnisse vorfand, sondern daß das 1720 in Kopenhagen gegründete Theater, wie man fast sagen möchte, recht eigens für ihn geschaffen wurde. Es war kein ausgesogener Boden, den er zu bebauen hatte, sondern Urboden, und seiner eigenen Ursprünglichkeit kam ein ebenso ursprüngliches, unverdorbenes oder doch durch raffinirte Theatergenüsse unverwöhntes Publikum mit frischester Empfänglichkeit entgegen. Prutz bemerkt:

Für die erregten Nerven und den übersättigten Gaumen eines heutigen Publikums erscheint diese Speise allerdings häufig zu einfach und zu wenig gewürzt; bei uns sind es gerade umgekehrt Ueberraschungen, je toller je besser, was wir vom Dichter verlangen; wir wollen von einem Effect in den andern gerissen werden, ja selbst Wahrscheinlichkeit und gesunden Menschenverstand geben wir willig preis, wenn wir dafür nur von Effecten gehörig durchgeschüttelt und gerüttelt werden, und wenn wir nur bei der ersten Scene nicht wissen und ahnen können, was die zweite bringen wird.

Den Holberg'schen Stücken aber, aus denen übrigens die Verwandtschaft des dänischen Volks mit dem deutschen sehr klar hervorleuchtet, rühmt er nach:

Der Spiegel, den Holberg seinen Landsleuten entgegenhielt, war so treu, daß die Nation sich sofort darin erkannte, der nationale Boden, in den Holberg seine Dichtungen verpflanzte, so fest und dem Bedürfniß so entsprechend, daß sich sofort das Gebäude einer wirklichen dänischen Nationalliteratur darauf erheben konnte.

Prutz rühmt ferner Holberg nach, und mit vollkommenem Recht, daß er die wahre Substanz der Sittlichkeit schlecht-

hin nie verletzt habe; er habe keinen Begriff, keine Ahnung von dem leichtfertigen Spiel mit Eid, Treue, Pflicht, das heutigen Tags auf und außer der Bühne so häufig getrieben werde. Es ist richtig, daß den modernen Lustspielen, wenige ausgenommen, meist aller ethische Gehalt fehlt, daß darin die heiligen Satzungen des Familienlebens und alle Respectsverhältnisse oft in ganz frevelhafter Weise untergraben und verspottet werden, und es ist ebenso richtig, daß Holberg, wo er die Zerrüttungen des Familienlebens, Ehebrüche u. s. w. berührt, wenigstens nie damit die Absicht verbindet, sie zu beschönigen oder gar reizend zu finden, wiewol er dann freilich in etwas plumper Weise mehr das Lächerliche als das Unsittliche darin hervorzuheben liebt. Aber eine tiefere Ethik vermögen wir in seinen Stücken doch nicht zu finden. Er lehrt blos rein praktische Moral, ohne höhere Gesichtspunkte. Er lehrt z. B.: kein Dummkopf zu sein und sich nicht betrügen zu lassen, nicht den Franzosen nachzuahmen, weil man sich dadurch nur lächerlich mache, sich nicht dem Trunk zu ergeben, sich nicht über seinen Stand erheben zu wollen; denn, meint Holberg (der sicherlich eher alles andere als ein Demokrat war) im „Jeppe vom Berge", wenn Bauern und Handwerksleute sich der Herrschaft bemächtigen wollten, so würden bald Tyrannen die Obrigkeit verdrängen und jedes Dorf seinen Nero haben. Die Moral seines Lustspiels „Der elfte Juni" ist übrigens schon früher heftig angegriffen worden, und Prutz hat es für seine Pflicht und sicherlich auch für seine Ueberzeugung gehalten, seinen Liebling gegen diese Beschuldigungen in Schutz nehmen zu müssen; er meint, daß wenn ein solcher Einfaltspinsel und Gaudieb wie Niels Ochsendorf von andern noch größern Gaudieben geprellt werde, dies nichts Peinliches mehr habe. Nur ist das Schlimme, daß diese größern Gaudiebe ungestraft ausgehen und den Gewinn ihrer abscheulichen Betrügereien, Ueberlistungen und Gaunereien ruhig in die Tasche stecken, ohne daß die Nemesis sie ereilt. Von irgendeiner alle mit gebührendem Maßstabe messenden Gerechtigkeit ist da keine Rede. Die Moral bleibt mithin immer keine andere als die: wenn du mit einem tölpelhaften Taugenichts zu thun hast, so betrüge und bestiehl ihn wie du kannst! Ueberhaupt hat Holberg das häßliche Laster der Schadenfreude, das in den Menschen leider ohnehin nur zu tief wurzelt, und das Vergnügen an der Ueberlegenheit blos pfiffiger Leute, z. B. seiner verschmitzten Bedienten, über die Einfalt nur zu häufig als Hebel der Komik benutzt.

Merkwürdig ist, daß Holberg ernstlich sich mit der Frage beschäftigte, ob die Geschlechtsliebe, die in unsern modernen Lust-, Schau- und Trauerspielen ein ungebührliches Uebergewicht behauptet, sich nicht völlig vom Theater verbannen lasse und ob es nicht möglich sei, Stücke und namentlich Lustspiele zu schreiben, in denen gar keine Verliebten, ja nicht einmal Frauenzimmer auftreten, und er hat diesen Versuch wirklich in seinem dem Plautus nachgeahmten Lustspiele „Abracadabra oder das Hausgespenst" ausgeführt. Bekanntlich sprach auch Heinrich von Kleist einmal den Einfall aus, ob es nicht besser sei, das weibliche Geschlecht ganz aus dem Theater zu verbannen, da es den Dichter, der für die Bühne schreibe, verderbe und zu Rücksichten nöthige, welche dem Charakter und dem Ernst der Stücke nicht angemessen seien. So etwas läßt sich freilich in einem Augenblick übler Laune eher aussprechen als ausführen. Im übrigen spielt auch sonst die Liebe in Holberg's Stücken eine sehr untergeordnete Rolle. Die Liebhaber sind meist sehr einfache ehrliche Jungen, die nicht viel Worte machen und geradezu auf ihr Ziel, die Heirath, lossteuern, die Liebhaberinnen ebenfalls einfach und unbedeutend, ohne alle Sentimentalität und Affectation. Die Ehefrauen erscheinen bei Holberg meist plump, roh und gemein; überhaupt schildert er die Frauen, im Gegensatz zu Gryphius, nur selten von ihren liebenswürdigen Seiten. Zu den Ausnahmen gehört etwa die Wöchnerin in dem Lustspiel „Die Wochenstube", während in den übrigen Weibern, die sie zu besuchen kommen (darunter auch ein paar verhungerte adeliche Damen), mit bewundernswerther Vielseitigkeit der Auffassung und in ergötzlichster Weise eine Musterkarte aller nur immer möglichen weiblichen Unarten aufgerollt wird. So gern der Dichter, wie wir gesehen haben, gerade Frauengesellschaften besuchte, so hat er doch offenbar dem weiblichen Geschlecht nur eine sehr niedrige Stufe auf der Leiter der Creaturen angewiesen.

Unter den mehr als 30 Komödien, welche Holberg verfaßte, hat Prutz außer dem eben genannten Lustspiele noch dem „Politischen Kannegießer", dem „Jean de France", dem „Don Ranudo de Colibrados", dem „Jeppe vom Berge, und der literarischen Komödie „Ulysses von Ithacia" in seinen literarhistorisch-kritischen Erörterungen die meiste Aufmerksamkeit geschenkt. Der berühmte und in seiner Art wirklich vortreffliche „Politische Kannegießer" verdient schon deshalb vorzugsweise Beachtung, weil Holberg sich hier ganz seiner eigenen Erfindungskraft überlassen hat, wenn er auch für einzelne Scenen und Reden fremde Muster, z. B. das „Théâtre italien" benutzt hat. Zwar hat P. F. Suhm den Nachweis zu führen gesucht, Holberg habe dabei ein Stück von St.-Evremont „Sir Politic" vor Augen gehabt; aber nach Rahbek hat Holberg dieses Stück allem Vermuthen nach gar nicht gekannt; auch hat Holberg selbst die Erfindung seines Lustspiels als sein ausschließliches Eigenthum in Anspruch genommen. Von besonderm Interesse ist noch der „Ulysses von Ithacia", welchen Prutz mit Tieck „als das Juwel der Holberg'schen Dichtung und überhaupt als eins der ausgezeichnetsten Lustspiele aller Zeiten, angeweht von echt aristophanischem Geiste", bezeichnet. Es war unmittelbar gegen die „Tydsk Comödie" gerichtet, gegen die ungeheuerlichen Staatsactionen und Zauberstücke, welche die herumziehende Quoten'sche Bande aus Deutschland („Landstreicher" nennt sie Holberg einmal) von Zeit zu Zeit den Kopenhagenern vorführte. Prutz sagt mit Recht:

Es ist unmöglich, mit beschreibenden Worten einen Begriff zu geben von der tollen Lustigkeit, dem vollen bacchischen Uebermuthe dieses Stücks, das sich endlich, unter lauter Tollheit, Neckerei und Jubel auf eine Höhe steigert, wo selbst die dramatische Form nothwendig zerreißen muß und die Selbstvernichtung der Komödie gerechtfertigt erscheint.

Man kann der kopenhagener Bühne nur dazu Glück wünschen, daß sie damals noch im Stande war, ein solches Phantasiegebäude tollen Uebermuths und Witzes zu tragen; es wurde wirklich aufgeführt, und zwar gereichte dies Stück, wie Holberg selbst bemerkt, „nicht weniger dem gemeinen Mann, der bei moralischen und kritischen Stücken zu gähnen pflegt, als dem Vornehmen selbst zum Ergötzen". Offenbar ist dieses Lustspiel zu den satirisch-literarischen Lustspielen, wie man sie Tieck und der romantischen Schule verdankt, Anlaß und Vorbild gewesen; doch hat keins derselben das alte Holberg'sche erreicht, auch nicht Grabbe's übermüthiges Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", das in Witz und Laune schwerfälliger, persönlicher und minder harmlos erscheint.

Wenn ich selbst von den Eindrücken, welche die Lectüre der von Prutz bearbeiteten Holberg'schen Stücke auf mich gemacht hat, Rechenschaft geben soll, so werde ich von meinem Standpunkt Folgendes zu bemerken haben: Will man Holberg einen Dichter nennen, so wird man den Begriff Dichter freilich in etwas niedrigem Sinne auffassen müssen; denn Holberg erhob sich in seinen Stücken fast nie über das Niedrig-Komische. In dieser Gattung ist er freilich unerschöpflich erfinderisch und unübertroffen, außer von Shakspeare, wo dieser in das Gebiet des Niedrig-Komischen hinabsteigt, in dem er jedoch niemals lange verweilt, während Holberg darin seinen bleibenden Aufenthalt hat. Und selbst die niedrig-komischen Figuren Shakspeare's haben doch immer noch ein höheres poetisches Element in sich, was sie von innen heraus durchleuchtet. Lyrische Anschwellungen tieferer Empfindung fehlen Holberg gänzlich, weshalb er auch die versificirte Komödie verschmähte und verachtete. Aber an Witz und Laune (den Humor hinweggedacht, obschon sich auch von diesem einzelne flüchtige Spuren bei Holberg finden, von dem blos phantastischen ironisirenden Humor sogar ein ganzer Vorrath im „Ulysses von Ithacia") und an Menschen- und Lebenskenntniß steht der dänische Dichter, wie wir meinen, dem britischen gleich. Dabei bleibt er mehr bei der Sache als dieser und vermeidet alle bloße Spitzfindigkeiten und alle Wortspiele, die nur um ihrer selbst willen da sind. Am besten ist Holberg wol jenen holländischen Genremalern zu vergleichen, die es liebten, Wirthshausscenen, Prügeleien, Trunkenheiten, das bunte Treiben auf Kirmessen und Märkten u. s. w. in greller Wahrheit darzustellen. Holberg lebte in einer Hauptstadt, die aber, wie auch so manche sich selbst mit dem Prädicat „groß" brüstende deutsche Stadt noch jetzt, äußerst kleinbürgerlicher Natur war, wo in den mittlern Schichten bei vieler Ostentation Kleinkrämergeist, Beschränktheit, Neid und Klatschsucht, in den untern Ständen, wie dies namentlich in Seestädten der Fall, Völlerei und rohe Genußsucht nebst allen damit verbundenen Erscheinungen vorherrschten. Aus diesen Ständen — denn in die höhern verstieg er sich selten — und aus der Klasse tölpelhafter Bauern und Pachter nahm er seine Charaktere; diese wollte er unterhalten und auch wol bessernd auf sie wirken, indem er ihre Unarten schilderte, ohne sie auch nur durch einen Pinselstrich zu verschönern. Nun freilich entsteht hier die streitige Frage, ob man die Menschen mehr dadurch bessert, daß man ihnen ideale Charaktere vorführt, oder dadurch, daß man ihnen die Menschen zeigt wie sie sind. Für die erstere Ansicht spricht manches, wenn sich nur nicht mit diesem Idealisiren so oft ein absolut Unwirkliches, ein täuschendes Schein- und Phrasenwesen verbände, wenn diesen idealen Gestalten nur nicht so oft Vorstellungen und Worte in den Mund gelegt würden, die dem Volke unfaßbar sind. Goethe klagte einmal selbst darüber, daß sein König Thoas sprechen müsse, als ob kein Weber in Apolda hungere; daraus folgt denn auch, daß kein apoldaer Weber jemals diesen Goethe'schen Thoas verstehen wird; die Sprache, in der dieser spricht, ist ihm fast so fremd wie das Polnische. Allerdings dichtete Goethe seine „Iphigenia" nicht für Weber; aber will man diese armen Leute beharrlich von allen bildenden Einwirkungen der Poesie ausschließen und absperren? Und sicherlich kann eine Tochter aus dem Volke aus dem Geplauder der Holberg'schen Frauen mehr Warnungen und praktische Lehren für ihr Wohlverhalten entnehmen, als aus den Monologen der Schiller'schen Jungfrau. Leider ist es meist das Los der Satiriker und komischen Schriftsteller, daß sie der Menschheit Dienste leisten, die nur zu gering geschätzt und zu bald vergessen werden. Den einen Vorzug wird man der komischen Poesie nicht in Abrede stellen können, daß sie meist viel weniger schmeichelt, täuscht und lügt, daß sie meist ehrlicher ist als die pathetische; denn der Idealismus der letztern ist nur zu oft wie der Flitterstaat der Schauspieler, die, wenn sie ihn abgelegt haben, nicht selten als die ordinärsten Leute dastehen. Ueber den Nutzen der Komödie, mithin auch der komischen Poesie überhaupt, hat sich übrigens Holberg selbst in einer der Ausgabe von 1723 vorgedruckten Abhandlung ganz verständig ausgesprochen und Grundsätze darin aufgestellt, die er selbst in seinen Komödien getreulichst beobachtete, weshalb sie auch, diesen Grundsätzen gemäß, ebenso lehrreich als unterhaltend sind.

Der Dialog ist in den Holberg'schen Stücken durch seinen Fluß, seine Schlagkraft, Präcision und Lebendigkeit in der That bewundernswerth und echt dramatisch und es ist von ihm viel zu lernen; dagegen steht die Composition auf einer sehr niedern Stufe. Die Leute kommen oft, man weiß nicht warum, sie gehen, man weiß nicht warum, und sie erscheinen wieder, man weiß nicht warum. Manches erinnert noch an die improvisirte Komödie, so wenn es einmal im „Elften Juni" als Fingerzeig für die agirenden Schauspieler im Parenthese heißt: „Ein jeder kann sprechen, was er will", oder in der „Wochenstube": „Sie erzählen die Geschichte beide zugleich, aber in einem andern Stil." Ueberhaupt werden wol die Schauspieler manche Lücken in den Holberg'schen Komödien durch Impromptus ausgefüllt haben, wozu ihnen Gelegenheit genug gegeben war. Von der kunstlosen Behandlung zeugen auch die oft sehr unmotivirten Actschlüsse; ein heutiges Publikum würde, wenn es ein Holberg'sches Lustspiel in seiner ursprünglichen Form mitansähe, oft sehr verwundert sein, wenn plötzlich der Vorhang fiele, ohne daß einzu-

sehen ist warum. Auch den rohen Effectmitteln der alten Volkskomödie und namentlich der italienischen begegnet man häufig; Ohrfeigen werden überreichlich ausgetheilt; disputirende Doctoren oder Advocaten fassen sich zum Schluß an der Brust oder an den Haaren; man steckt Einfaltspinsel auf der Bühne in ein Faß oder einen Mehlsack u. s. w. Die Holberg'schen Lustspiele, obschon in Einzelheiten gründlich gearbeitet, sind, was Composition und Intrigue betrifft, doch nur leicht hingeworfene Eingebungen des Augenblicks, und wenn er im „Jean de France" Martha sagen läßt: „Es geht mir wie den Komödienschreibern; während die ihre Komödien schreiben, fällt ihnen erst ein, wie sie dieselben durchführen und endigen sollen", so bezeichnet dieses ironische Selbstbekenntniß sicherlich genau die Art, wie Holberg arbeitete. Wenn man daher ein Holberg'sches Stück unserm heutigen Publikum ganz so wie Holberg es geschrieben vorführen wollte, so würde es dem Ganzen nur wenig Geschmack abgewinnen, wenn auch einzelne Scenen und Situationen durch ihre packende ursprüngliche Komik ihre die Lachmuskeln erschütternde Wirkung sicherlich auch noch jetzt nicht verfehlen würden. Ueberhaupt bilden seine Lustspiele für Komödienschreiber eine unerschöpfliche Fundgrube an komischen Charakteren, Situationen und Einfällen, die zu benutzen und zu modernisiren sie um so weniger Anstand nehmen dürfen, da, wie schon oben bemerkt, Holberg selbst wie die meisten Lustspieldichter im Entlehnen keineswegs sehr verschämt war.

Zu den wenigen Stellen, in denen sich Holberg zum Humor erhob, gehört der possirlich rührende Monolog Jeppe's, in welchem er vom Leben Abschied nimmt, nachdem man ihm eingeredet, er habe Gift getrunken. Jeppe ruft aus:

Fahrt wohl Hans, Niels und Christoph! Fahre wohl, meine Tochter Martha, fahr' wohl mein Augapfel! Von dir weiß ich, daß ich wirklich dein Vater bin..... Du hast auch deines Vaters Angesicht, wir gleichen uns wie ein Tropfen Wasser dem andern. Fahr' wohl, meine Schecke und habe Dank für jedesmal, daß ich dich geritten habe; nächst meinen eigenen Kindern habe ich kein Vieh so geliebt wie dich. Fahr' wohl, Fairfar mein treuer Hund und Thürhüter, fahre wohl, Hinze, mein schwarzer Kater, fahrt wohl, meine Ochsen, meine Schafe, meine Schweine! Habt Dank für gute Gesellschaft und für jeden Tag, den wir zusammen zugebracht haben!

Shakspeare's würdig und an gewisse Monologe bei Shakspeare erinnernd ist auch der Monolog Jeppe's, als er überlegt, ob er ins Wirthshaus gehen oder den Auftrag seiner Frau, Seife zu kaufen, ausrichten soll:

Wäre mir nur erst das Wirthshaus aus den Augen, so hätt' es keine Noth damit, aber es ist, als ob mich einer hier festhielte. Ich muß wieder hinein! Aber, was willst du thun, Jeppe? Ist es mir doch als sähe ich Nille schon am Weg stehen mit Meister Erich in der Hand.*) Ich muß wieder umkehren. Ach dürft' ich doch nur noch für einen Schilling trinken! Mein Magen sagt: trink! Mein Rücken sagt: trink nicht! Wem soll ich nun folgen? Ist mein Magen mehr als mein Rücken? Ich dächte ja. Soll ich nun anklopfen? Heda, Jakob Schuster heraus! Aber da steht mir das verfluchte Weib schon wieder vor Augen. Schlüge sie nur so, daß die Knochen im Rücken keinen Schaden nähmen, da wollt' ich den Teufel danach fragen, ob sie schlägt, aber sie schlägt wie.... Ach Gott helfe mir armen Mann, was soll ich thun? Zwing deine Natur, Jeppe! Wär' es denn nicht eine Schande, wenn du dich ins Unglück stürzen wolltest um ein lumpiges Glas Branntwein? Nein, für diesmal soll das nicht geschehen, ich muß fort. Ach, dürft' ich nur noch für einen Schilling trinken! Das ist mein Unglück, daß ich gekostet habe, nun kann ich nicht wieder davon loskommen. Fort, Beine! Der Teufel soll euch holen, wenn ihr nicht geht!.... Nein die Canaillen wollen meiner Sir nicht. Sie wollen wieder zum Wirthshaus, meine Glieder führen Krieg miteinander. Magen und Beine wollen ins Wirthshaus und der Rücken in die Stadt u. s. w.

*) Nille ist Jeppe's böse Frau, „Meister Erich" ihre Karbatsche.

An Malvolio's Dupirung erinnert sehr lebhaft die Art, wie der verschmitzte Heinrich dem Einfaltspinsel Niels Christensen einredet, daß sich Lucretia in ihn verliebt habe (Akt 4, Scene 2 des Lustspiels „Der elfte Juni"), und in dem renommirenden, sich hinein- und wieder hinauslügenden Offizier in dem Lustspiel „Die Wochenstube" hat man ein Stück Falstaff. Dieser Offizier erzählt, wie er einen fremden Offizier bei der Vogelstange „todt gestochen" habe, vergißt aber in der Schnelligkeit des Gesprächs diese Aussage und versichert weiter, er sei nahe daran gewesen, seinen Gegner niederzustechen; die Spitze seines Degens sei keinen Finger breit von seinem Herzen gewesen. Corfitz erinnert den Offizier daran, daß er ja eben erst versichert, er habe ihn schon todt gestochen, worauf der Offizier ohne in Verlegenheit zu gerathen erwidert: „Hab' ich gesagt, ich habe ihn todt gestochen, so hab' ich ihn auch todt gestochen. Erst stieß er eine Seconde, welche ich parirte und ihm dafür eine Terz wiedergab (stößt nach Corfitz), nachher stieß er nochmals eine Seconde und ich gab ihm eins über den Arm" u. s. w. Prutz sagt zwar, daß, den „Jeppe vom Berge" abgerechnet, es in Holberg's sämmtlichen übrigen Lustspielen nicht eine einzige Stelle gäbe, die sich auch nur dahin ausdeuten ließe, daß er mit Shakspeare bekannt gewesen; wir glauben aber hier doch wenigstens zwei Stellen auch aus den andern Stücken citirt zu haben, die sich sehr wohl dahin ausdeuten lassen. Von Holberg's Kritikern ist die Frage, ob Holberg während seines Aufenthalts in England und namentlich in Oxford die dramatischen Werke Shakspeare's kennen gelernt oder nicht, vielfach erörtert worden. Prutz ist der Ueberzeugung, daß Holberg den Shakspeare nicht gekannt, ja von ihm in England nicht einmal etwas vernommen habe; denn Shakspeare sei zu der Zeit selbst in England so gut wie verschollen gewesen. Aber doch fiel, wie wir bei Prutz selbst lesen, der erste Versuch Rowe's, Shakspeare wieder in die Literatur einzuführen, fast in dieselben Jahre, da Holberg in England verweilte; ist es da glaublich, daß der dänische Dichter nicht wenigstens einige Stücke Shakspeare's kennen gelernt haben sollte? Daß Holberg den Namen Shakspeare's in allen seinen Schriften nicht ein einziges mal nennt, ist kein Beweis dagegen. Von allen andern Gründen abgesehen, glaubte Holberg den Namen Shakspeare's vielleicht schon deshalb nicht nennen zu dürfen, weil sein Name damals überhaupt kaum genannt wurde. Goethe kannte

sicherlich Holberg's Lustspiele sehr wohl; aber Holberg war damals in Miscredit gerathen, und so hat auch Goethe fürs Beste gehalten, sich nirgends auf Holberg zu beziehen. Ueberzeugender dagegen widerlegt Prutz die Ansicht von Gervinus, der in einer gelegentlichen Erwähnung Holberg's denselben „von Weise'schen oder ähnlichen Stücken und deutschen Schauspielern in Kopenhagen angeregt werden läßt". Statt sich von der „Tidsk Comödie" anregen zu lassen, bekämpfte und verspottete Holberg sie ja, wie wir gesehen haben, auf das feindseligste, und was Weise's Stücke betrifft, so sind sie, nach den darüber von Prutz angestellten Forschungen, nur auf Schulbühnen aber nicht auf öffentlichen Bühnen aufgeführt worden.

Hermann Marggraff.

Zur Geschichte und Länderkunde.

1. Land und Leute in der Alten und Neuen Welt. Reiseskizzen von Franz Löher. Dritter Band. Göttingen, Wigand. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Die welthistorische Bedeutung der Meere, insbesondere des Mittelmeers. Historisch-geographische Abhandlung von Karl Rathlef. Dorpat, Gläser. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.
3. Ein Lobgedicht auf Nürnberg aus dem Jahre 1490 von dem Meistersänger Kuntz Haß. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte von K. A. Barack. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.
4. Die Stadt Nürnberg im Ausgang ihrer Reichsfreiheit. Von G. W. K. Lochner. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.
5. Die Hohenzollern am Heiligen Grabe zu Jerusalem, insbesondere die Pilgerfahrt der Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg im Jahre 1435. Aus den Quellen bearbeitet von F. Geisheim. Berlin, Besser. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
6. Reisen in Centralafrika von Mungo Park bis auf Dr. Barth und Dr. Vogel. Bearbeitet von E. Schauenburg. Erster Band. Erste bis siebente Lieferung. M. Park, H. Clapperton, R. Lander. Mit Holzschnitten, Farben- und Steindrücken und einer Karte. Lahr, Schauenburg und Comp. 1858—59. Gr. 8. Jede Lieferung $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Die beiden ersten Bände von F. Löhers „Land und Leute in der Alten und Neuen Welt" sind bereits in Nr. 7 d. Bl f. 1857 besprochen. Wir können uns im ganzen auch für den vorliegenden Theil nur auf das dort Gesagte beziehen. Im Einzelnen bemerken wir, daß der Verfasser im dritten Bande nur von Amerika handelt; blos der letzte Abschnitt: „Ein Tag wieder in Europa" deutet auf die Heimkehr zur Alten Welt und zieht die Parallele zwischen beiden Welten. Vielleicht ist damit das Werk abgeschlossen; wir sagen: vielleicht, denn keine Vorrede vergewissert uns darüber. Eine Vorrede war schon deswegen erforderlich, um den Leser, bei der großen Fülle von Werken, welche das heutige Amerika schildern, darüber aufzuklären, daß hier die aus Zeitschriften gesammelten und überarbeiteten Ergebnisse einer vor mehr als zehn Jahren gemachten Reise vorliegen, wie denn beispielsweise die Schilderung von Gutenberg (S. 162) von dem Verfasser schon im „Ausland" vom 28. October 1848 mitgetheilt war.

Der Verfasser von Nr. 2: „Die welthistorische Bedeutung der Meere", von K. Rathlef, bezeichnet, nachdem er den Kampf zwischen Orient und Occident, welcher mit dem Siege des Westens geendet, geschildert hat, die Grundzüge seiner Ausführung folgendermaßen: „Das Ueberwiegen der Japhetiden und des Occidents steht in naher Beziehung zu einem rein geographischen Verhältniß, zu dem der starren und flüssigen Form unserer Erdoberfläche. Das feste Land übt überall auf seine Bewohner eine mächtige Anziehungskraft, eine fesselnde Gewalt aus, während das bewegliche Meer Leben und Bewegung weckt und in die Ferne lockt und treibt. Unser Erdboden gliedert sich sehr charakteristisch von Ost nach West, von continentalen zu immer oceanischern Formen, vom Continente zu Binnenmeeren und dem Ocean hin. Der Orient ist die continentalere Erdhälfte, der Occident die oceanischere. Das Völkerleben, das im continentalen Orient anhebt und zum gegliederten und oceanischen Occident fortschreitet, zeigt daher das Bestreben, sich von stabilern zu immer beweglichern und freiern Formen zu gestalten. Nächst ihrer höhern, allseitigern Begabung verdanken daher die Japhetiden unstreitig ihrem Wohnsitz im gegliederten Westen und ihrer nahen Beziehung zum Meere ihre überwiegende historische Stellung. Zwar hat die Schiffahrt im Orient und bei den Semiten begonnen und sind diese die ersten Meeresherrscher gewesen, aber den Phöniziern haben sie die Griechen, den Karthagern die Römer entrissen. Immer entschiedener zeigen im Verlaufe der Zeiten die Japhetiden eine innige Beziehung zum Meere und auf sie geht die Meeresherrschaft über. Dies gilt besonders von den germanischen Stämmen und unter ihnen haben zuletzt die Angelsachsen, in den am meisten oceanischen Gebieten des Westens angesessen, sich zu Herren der Meere emporgeschwungen, die Herrschaft in den festen Gebieten der Erde errungen, eine wahre Weltherrschaft gegründet." Da nun das Mittelmeer die Verbindung zwischen dem Westen und Osten bildet, so hat der Verfasser auf dies zunächst seine geschichtsphilosophische Ansicht im einzelnen angewendet. Es geschieht dies mit großer Gelehrsamkeit und in gehobener Sprache im Sinne und auf den Spuren Karl Ritter's, aber mit gleichzeitiger Benutzung der neuesten Forschungen und Lehrmeinungen.

Das unter Nr. 3 verzeichnete „Lobgedicht auf Nürnberg" ist aus einem jetzt erst aufgefundenen, von keinem Bibliographen verzeichneten Drucke von K. A. Barack herausgegeben, der gegenwärtig Eigenthum des Germanischen Museums geworden. Es füllt 16 Octavblätter und scheint den Typen nach aus der Druckerei von Anton Koberger in Nürnberg hervorgegangen zu sein. Die sprachlichen und culturgeschichtlichen Anmerkungen des Herausgebers geben ihm ein weiteres Interesse.

Von noch höherm und allgemeinerm Interesse, über das Weichbild Nürnbergs hinaus, ist die Schrift Lochner's: „Die Stadt Nürnberg im Ausgang ihrer Reichsfreiheit" (Nr. 4). Wie es scheint, hervorgegangen aus Studien, welche die Feier des funfzigjährigen Anschlusses Nürnbergs an Baiern veranlaßte, gibt uns die Schrift ein anschauliches Bild des innern und äußern Zustandes der Stadt und damit zugleich eine Rechtfertigung dafür, daß die alte Reichsstadt den Verlust ihrer Reichsfreiheit gefeiert hat. Durch seine Kunst- und Handelsblüte bietet Nürnberg ein so glänzendes Bild, daß es erst einer genauern Kenntniß bedarf, um die argen Rostflecke zu bemerken, mit welchen spätere Jahrhunderte dies Bild verunzierten, nicht allein durch Schuld der Nürnberger, sondern auch durch den Verfall des Reichsverbandes. War doch die Reichsstadt so schutzlos, daß die vier Hauptthore im Sommer bei Sonnenuntergang, die andern noch früher geschlossen wurden, weil man, gleichwie 1796 geschehen war, einen preußischen Ueberfall fürchtete! Ueber die innern Verhältnisse hat Biedermann in dem ersten Bande seines culturgeschichtlichen Werks „Deutschland im 18. Jahrhundert" werthvolle Nachrichten gegeben; hier finden wir weitere Züge. Ueberraschend für eine so große Stadt ist gewiß die Ländlichkeit offenstehender Dungstätten, das Halten von Federvieh und Schweinen, gleichviel ob man dazu eine geeignete Oertlichkeit hatte oder nicht; doch mag eben diese Abgeschlossenheit in die Mauern die Städter genöthigt haben, auch diese Ländlichkeiten in ihre kleine Welt mit hereinzunehmen. Bis zum September 1809 gab es keine Straßen, sondern nur Gassen, Märkte und präpositionale Ortsbezeichnungen, die man nehmen konnte, wie man wollte, z. B. Bei den Riesen, Unter den Hutern, Beim goldenen Mörser u. s. w. Die Einwohnerzahl war auf 25000 herabgekommen (1852: 49841, 1855: 56398), in abgelegenern Gassen

und auf wenig betretenen Plätzen wuchs Gras zwischen dem Pflaster hervor. Wir verzichten darauf, weitere Züge aus der Schrift hervorzuheben und bemerken nur noch, daß sie eine Musterarbeit für die Schilderung deutscher Städte zu nennen ist.

Eine äußere Veranlassung für die Herausgabe der Schrift von F. Geisheim: „Die Hohenzollern am Heiligen Grabe zu Jerusalem" (Nr. 5), vermögen wir nicht anzugeben. Der Herausgeber hat das Buch dem Herrenmeister des Johanniterordens, Prinzen Karl von Preußen, zugeeignet und eine Notiz über die deutschen Fürsten, welche das Heilige Grab besucht, vorausgeschickt. Der Reisebericht über die obgenannte Pilgerfahrt ist von dem Arzte Dr. Hans Lochner verfaßt und bereits 1790 und 1837 abgedruckt. In dem vorliegenden Werke füllt er die Seiten 205—253, während der übrige Theil Commentarien dazu enthält, die mit großer Gelehrsamkeit abgefaßt sind.

E. Schauenburg's Bearbeitung der „Reisen in Centralafrika von Mungo Park bis auf Dr. Barth und Dr. Vogel" (Nr. 6) erscheint in Heften, deren erstes zu Anfang 1858 ausgegeben wurde und bereits im zweiten Abdruck erschienen ist. Die Kritik hat also schon Zeit gehabt, sich über das Unternehmen auszusprechen und dies ist, wie die beigedruckten Recensionen beweisen, in durchaus anerkennender Weise geschehen. In der That bedarf die Berechtigung eines solchen Werks keines Beweises und die Ausführung ist in vollkommen zweckentsprechender Weise geschehen. Die Reisen nach Centralafrika hatten schon, solange sie nur ein tragisches Interesse boten, einen hohen Reiz für weite Kreise von Lesern; seit den riesigen Erfolgen Barth's und seiner glücklichen Heimkehr aber gesellt sich dazu nicht nur die Fülle reicher Belehrung, sondern auch der Stolz, daß Deutsche es sind, welchen der größte Theil der Erfolge zukommt. Barth's fünfbändiges Reisewerk kann nur in geschickten Auszügen ins Publikum bringen, und zu seinem Verständniß sind wieder die Erfahrungen seiner Vorgänger zumal seit Mungo Park erforderlich, welche, wenn auch nicht zum ersten mal deutsch bearbeitet, doch in der ersten würdigen und gründlichen Zusammenfassung hier vorliegen. Da der erste Band mit R. Lander's Tod schließt, während nach dem Prospectus die Richardson-Barth'sche Expedition bereits einen Theil des ersten Bandes einnehmen sollte, so wird auch kaum der Inhalt der genannten Expedition in den zweiten Band zusammenzudrängen sein, wenn nicht einige Hefte über die versprochenen zwölf zugegeben werden. Auch die Zugabe einer größern Uebersichtskarte von Centralafrika ist erforderlich, da die bei dem vierten Hefte befindliche ganz ungenügend ist. Gewiß wird der Erfolg des schön ausgestatteten Werks ein solcher sein, daß Herausgeber und Verleger zu einer Erweiterung ihres Plans zu einer „Bibliothek der Reisen" ermuthigt werden; Südafrika ist zufolge der Vorrede zunächst in Aussicht genommen.

25.

Neuere Novellistik.

1. Bilder aus der Beamtenwelt. Von Konrad Ernst. Leipzig, O. Wigand. 1858. 8. 2 Thlr.
2. Novellenalbum für Bojanowo. Herausgegeben von R. Gottschall, Pulvermacher und E. Trewendt. Mit Beiträgen von A. E. Brachvogel, R. Giseke, R. Gottschall, Karl von Holtei u. a. Breslau, E. Trewendt. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Jahrbuch des Erz- und Riesengebirges. Herausgegeben von Clemens Ritter von Weihrother und St. Neumann. Zweiter Jahrgang. Prag. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser der „Bilder aus der Beamtenwelt" (Nr. 1), Konrad Ernst, hat uns in seinem „Pfarrer von Buchendorf" jüngst einen psychologischen Roman geboten, den wir um seines Gedankeninhalts willen den Lesern d. Bl. empfehlen konnten. Er läßt dieser Arbeit jetzt eine Reihe von Genrebildern aus einer Sphäre des Lebens folgen, die er unstreitig sehr genau kennt und in der er viel beobachtet hat. Da es immer gut und löblich ist, wenn jemand nur von dem spricht, wovon er eine specielle Kenntniß sich angeeignet hat, so können wir auch diese etwas seltsame Galerie von Bildern, Silhouetten und Porträts aus der Beamtenwelt nur loben. Der Verfasser ist uns als ein geschmackvoller Stilist und guter Beobachter schon bekannt: in diesen Bildern aber erfreut er uns durch eine ungewöhnliche Gabe feiner, leiser aber wirkungsvoller Ironie, mittels welcher er es, seiner künstlerischen Absicht gemäß, erreicht, uns für eine völlig ehrenhaft geschilderte Person doch die gründlichste Verachtung, für einen genialen Strolch aber, von dem er durchaus nichts Löbliches sagt, dennoch die lebhafteste Sympathie zu erwecken und einzuflößen.

Diese Kunst, anderes zu sagen und anderes empfinden zu machen, diese Kunst Voltaire's und Swift's, entwickelt er vorzüglich in Darstellungen aus dem freudlosen und gedrückten Leben des kleinen und subalternen Beamten, das er uns in den drei Erzählungen: „Der Kanzlist", „Der Bureauveteran" und „Aus der Registratur" wie in ebenso vielen verschiedenen Beleuchtungen und Färbungen trefflich zeichnet. Es ist nicht möglich, diese kleinen Verhältnisse maßvoller, wahrer und sinniger zugleich, als es hier geschieht, zu schildern, und uns für ein Genre, das zwar klein ist, aber durch die Art, wie der Verfasser es beherrscht und ausführt, unsere Theilnahme gewinnt, lebhafter als hier geschieht zu interessiren. Es ist ein Jean Paul'sches Bild, dieser sanfte, arme Kanzlist, der die große Aufgabe erfüllt, ein halbes Jahrhundert lang zu schreiben, ohne je einen eigenen Gedanken zu Papier zu bringen, dessen Vaterherz durch die unsaubere Handschrift eines ungerathenen Sohnes gebrochen wird und der an dem Tage sterben muß, wo er nicht mehr schreiben darf, obgleich er seinen Sohn als gesunden und kräftigen Landwirth wiederfindet! Die folgende Erzählung „Der Professor" gewährt den vorzüglichsten Beleg zu dem, was wir oben von der Gabe feinster Ironie sagten, die den Verfasser auszeichnet; denn der ehrenwerthe Gelehrte tritt aus dem Lichte der Trefflichkeit, mit dem der Autor ihn verklärt, für uns dennoch als ein Gespenst der Selbstsucht und der Eitelkeit vollkommen sicher hervor, ohne daß der Erzähler ein Wort hierüber verlautbart; ein Zeugniß achtbaren Talents für Leistungen dieser Art. „Der Bürgermeister von Friedgarten" ist nicht minder als ein launiges Bild der Leidenschaft für das „Alte" zu schätzen, obwol hier nicht alles die Grenzen des guten Geschmacks innehält, die der Verfasser sonst wohl beobachtet. Im „Pfarrer von St.-Peter" ist das Elend des Ehrgeizes und das Glück geschildert, das seine Besiegung gewährt: ein Bild voll Wahrheit und innerer Befriedigung. Von reicher Beobachtung und gutem Humor zeugt dagegen „Der Bureauveteran", wie er für die Schreibfässer der Bureaubeamten und für die Näpfchen ihrer Familien die — Tinte kocht, die so viel Sinn und so viel Unsinn in der Welt vermitteln soll und die bald Gift, bald ein Balsam der Civilisation ist, wie wir sie nun begreifen. Es ist das kleinste Genre, aber das Genre ist nicht schlecht. In dem „Leben eines Präsidenten" thut uns der Hochmuth den Gefallen, vor unsern Augen zu Falle zu kommen, worauf ein heiterer Schluß uns mit ihm versöhnt. Die Saiten des Gemüths aber schlägt der Autor am wirksamsten in der Erzählung „Aus der Registratur" an, in welcher die Freude an der Natur und an der heitern Kunst mit der Knechtschaft des Bureaudienstes in einen so effectvollen Contrast tritt, als ihn Jean Paul nur immer hervorzubringen vermocht hat. Nach allem diesen ist von uns anzuerkennen, daß der Verfasser sein Ziel wohl getroffen hat: denn die Leiden und die Freuden jener trüben Knechtschaft treten in belebten und fesselnden Bildern, bald anmuthig, bald ergreifend vor unsere Seele — und in diesen Bildern ist, was nun täglich seltener wird, Charakter!

Als eine Liebesgabe, wie sie das „Novellenalbum für Bojanowo" (Nr. 2) ist, nimmt man bekanntlich auch einen beschnittenen Dukaten für voll an. Wie sollten wir also diese Novellensammlung,

deren Ertrag den Abgebrannten zu Bojanowo gewidmet wurde, nicht für voll gelten lassen, selbst wenn sie minder Achtbares enthielte, als sie dem Leser in der That darbietet? Uebergehen wir selbst den poetischen Ueberblick der Weltereignisse, mit dem R. Gottschall die Sammlung einführt, so bleibt doch noch genug übrig, dem Buche einen wenn auch nur flüchtigen Reiz zu verleihen oder es dem günstigen Leser zu empfehlen. Eine Novelle von Brachvogel hat an sich ein gewisses günstiges Vorurtheil anzusprechen, und wenn sich auch zeigen sollte, daß die Erzählung: „Van Dyck's Rettung“, bei unsicherer Charakteristik und mehr als nöthigem Schwulst im Ausdruck, sich als eine Jugendarbeit des nun gereiftern Dichters beurkundet, so ist sie doch anmuthig vorgetragen und auf gute Zeit- und Sittenstudien gegründet. Solche Wendungen aber, wie: „Der Sonne dunkelrothe Flammenkugel war längst in jenes Nebelmeer getaucht, das sich abends über London aufzuthürmen pflegt“ u. s. w., wird der Verfasser sich wol jetzt nicht mehr erlauben. Der Erzählung selbst liegt übrigens wol lebensgeschichtliche Wahrheit und etwas Thatsächliches zum Grunde. Die Geschichte John Macnoghten's, des Spielers, welche R. Giseke nach den „Family-romances“ von Burke erzählt, eignet sich dagegen allerdings vielleicht mehr für den „Neuen Pitaval“ als für ein Album; indessen spannt sie doch und unterhält den Leser. „Treue Liebe macht schön“ ist eine ganz Holtei'sche Erzählung, mit all dem Reiz und dem Effect, welchen dieser Novellist selten verfehlt, und all den Mängeln, die einmal in seinem Temperament liegen, das sich im Poetischen nicht von dem Thatsächlichen, im Thatsächlichen nicht von dem Poetischen freimachen kann, aber eben dieses Fehlers wegen fast immer wirksam und populär ist. Das Lebensbild von Kahlert: „Der musikalische Wandersmann“, welches uns den bekannten Maultrommelvirtuosen Koch vorführt, und die Novellette „Der alte Thurm“ von Pulvermacher nehmen keinen besondern Werth in Anspruch; indessen lesen beide sich leicht und gut. Eine vorzügliche, obwol nur kleine Gabe der humoristischen Gattung dagegen ist der „Basmanoglu“ von Gustav vom See, ausgezeichnet durch Situationswitz und von der erheiterndsten Wirkung. Welchen Sinn oft der handgreiflichste Unsinn hat und wie aus dem gedankenlosesten Spiel oft für uns Lebensereignisse von äußerster Tragweite entspringen, zeigt diese wie im Rausch der Lust erfundene allerliebste kleine Erzählung. Was sollen wir mehr und Löblicheres von ihr sagen, als daß Schreiber dieses sie zweimal gelesen hat, ein Ehrentribut, den er seit Jahren keiner deutschen Novelle dargebracht hat. So möge dies Album denn den Leser und die armen Bojanower erfreuen.

Von allem etwas und alles durcheinander gibt selten ein schmackhaftes Gericht! Auch an diesem „Jahrbuch des Erz- und Riesengebirges“ (Nr. 3) haben wir vorweg zu tadeln, daß es nicht blos Gedichte, dramatische Skizzen, Naturschilderungen und Novellen, sondern auch nationalökonomische Aufsätze — über Associationsgeist und Landwirthschaft — und noch vieles andere Unbenennbare zusammenfaßt. Dies kalender- und kaleidoskopartige Gemisch deutet von Haus aus auf einen dürftigen Vorrath von jedem dieser Elemente und auf mangelhafte Geschmacksbildung bei dem Sammler. Wer zu viel bringt, hat die Vermuthung nicht für sich, daß er „viel“ bringt, und wenn wir auch gern zugeben wollen, daß der gute Zweck eines Beitrags für die böhmischen Industrieschulen uns auch hier zu milderer Kritik stimmen darf, so ist doch jedenfalls des Mittelguts gar zu viel in diese Sammlung aufgenommen worden. Doch nun zu dem Einzelnen. Die idiomatischen Gedichte in schlesisch-böhmischer Mundart von Johne stehen den bekannten Leistungen Holtei's in dieser Gattung bei weitem nach, der schalkhafte Witz, der leichte Fluß fehlt darin. Unter den Gedichten ernster Gattung sind die von Elise Gräfin Schlick, von Wenzig und Blauczek immerhin beachtenswerth; das Beste in seiner Art aber ist Vogel's „Weinfaß zu Helfenstein“. Hiernächst empfehlen sich die „Dämmerlieder“ von Hansgirg durch guten Ausdruck nicht gewöhnlicher Gefühle:

> Ja, Dämmerung, das Kind, das süße,
> Wie schwebt's auf leichter, weicher Sohle
> Und sendet weitum stille Grüße,
> Dufthauchend wie die Nachtviole.

Das Lustspiel „Xantippe“ ist kaum mittelmäßig zu nennen. Unter den Sagen zeichnet sich „Wok von der Bistritz“ von Mayer durch Charakter und Form aus. Die „Skizzen“ von Kleroth, dem Riesengebirge entlehnt, bieten nur Gewöhnliches dar, wie denn auch die Erzählung: „Die rothe Kneipe“, von demselben Verfasser, wenig bedeutet. Weit besser ist: „Demoiselle Lemaure“, von Fr. Steinbach, welche uns die launige Bestrafung einer übermüthigen Komödiantin, die selbst an der allmächtigen Pompadour ihren Uebermuth auszulassen wagte, anziehend erzählt. In den Gedichten von Kaltenbrunner lesen wir:

> Vom Riesen, der so stark gewesen,
> Daß er die Welt am Rücken trug —

und haben an diesem grammatischen und echt österreichischen Bock genug. Leider ist derselbe jedoch nicht der einzige Sprößling dieser Rasse in diesem Buche, und wiewol es eigentlich noch für ein ungelöstes Problem gelten muß, ob es eine deutsche Geschichte und eine deutsche Kritik gibt, so sehen wir uns doch zu der dringenden Bitte an unsere „lieben Landsleute“ am Strand der Moldau und der Donau veranlaßt, doch wenigstens dasjenige deutsche Vaterland, das wir unsere Sprache nennen, von Auswüchsen und Unkraut möglichst rein zu erhalten. Die ökonomischen Aufsätze, welche hierauf folgen, lassen wir natürlich unbesprochen und wünschen dem Buche um seines guten Zwecks willen im übrigen viele Abnehmer. 4.

Die Lyrik des Lahngaus.

Lyrisches Album aus dem Lahngau. Herausgegeben von Paul Wigand. Gießen, Ricker. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hat die Kunst die Aufgabe, das ganze Leben nach seinen Höhen und Tiefen darzustellen, die Ideale der Menschheit alle zu verwirklichen oder die Natur und Geschichte zu verklären, so wird ein jedes Werk, Bild oder Gedicht willkommen sein, welches ein noch unausgesprochenes Wort verkündigt, den Gehalt eines noch unberührten Stoffs zu freier Schönheit entbindet. Aber wir dürfen dies Originale, dies Neue und Eigenthümliche auch fordern; zur bloßen Wiederholung und Nachahmung ist die Zeit nicht da und jeder Mensch kann etwas Besseres thun als das von andern Geschaffene abzuschwächen und zu verschlechtern. Da jeder Mensch das Leben von vornan lebt, so scheint ihm selbst manches frisch und ursprünglich, was den andern längst bekannt ist; er mag es auch für sich und seine Genossen singen, und auf die lyrischen Herzensergüsse können wir das Homerische Gleichniß von den Menschen anwenden:

> Gleichwie der Blätter Geschlecht so sind die Geschlechter der Lieder,
> Blätter ergießt zur Erde der Sturm jetzt, andere zeitigt
> Wieder der grünende Wald, wann neu aufgehet der Frühling.

So können wir die Freude am Neuen mit der Strenge gegen das Unberechtigte verbinden, und die Sängerlein dürfen es uns nicht verargen, wenn wir an vielen Dingen gleichgültig vorübergehen, die ihnen vielleicht eine Fülle von Leid und Lust waren, die aber schon anderwärts einen vollendeten Ausdruck gefunden haben.

Wenn sich unter dem Vorsitze eines Veteranen der Wissenschaft, Paul Wigand's, des durch sein Buch über die Feme berühmten Germanisten, eine Schar von jüngern Männern an der Lahn zusammenthut, um den Musen zu huldigen, so tritt damit ein deutscher Gau, von dessen poetischer Thätigkeit die Literatur noch wenig Kunde gewann, in sie herein. Wie man auch ohne ein Paganini oder Liszt zu sein durch das Spielen eines Instruments sich selbst und einem geselligen Kreise musikalischen Genuß bereitet, so haben unsere 15 Lyriker von der Lahn gewiß sich selbst und ihren Bekannten Freude mit ihrer Poesie gemacht, und man muß vor allem hervorheben: es herrscht in

ihrem Album durchaus ein gesunder sittlicher Sinn, eine ansprechende formale Bildung; man wird vieles für unbedeutend, aber nichts für verwerflich erklären können. Gut gemeint sind auch so schwache Producte wie die von Keßler oder Karl Almenröder, von denen der eine ein abgeblaßtes Allegorisiren für dichterische Gestaltung, der andere ein geschmackloses Reimen auf Fremdwörter für Humor zu halten scheint. Paul Wigand nimmt es in seinen Distichen mit der Zeitmessung der deutschen Sprache noch so ungenau, wie es in seiner Schulzeit gestattet war; doch sind uns seine Verstöße lieber als Birnbaum's noch gehaltlos spielende Formgewandtheit; denn die Poesie ist die Kunst durch Sprache, damit die des Gedankens; bloße Bilder, bloßer Reimklingklang sind kein Gedicht, erst die in Bild und Stimmung sich entfaltende Idee macht es dazu.

Folgendes Gedicht von Paul Wigand hätte als Einleitung, die Mannichfaltigkeit der Gaben bezeichnend, das Album eröffnen können:

> Was ist ein Lied? Ich will dir's sagen:
> Ein süßer Hauch aus freud'ger Brust,
> Ein milder Klang aus Jugendtagen,
> Ein Nachhall alter sel'ger Lust.
>
> Ein Götterrausch wenn Becher schäumen,
> Ein freud'ger Ruf durchs Erdenrund,
> Von holder Lieb' ein süßes Träumen,
> Ein Kuß von einem Rosenmund.
>
> Ein heitres Locken aus der Ferne,
> Ein Sehnen, das die Brust erfüllt,
> Doch oft ein Schleier, der die Sterne
> Der Zukunft ahnungsvoll verhüllt.
>
> Ein Schmerz auch wol aus alten Wunden,
> Ein Seufzer aus bewegter Brust; —
> Und doch kannst du allein gesunden
> Durch Saitenklang und Liederlust.

Christian Müller von Wittgenstein und Erwin Wester besingen die Natur ihrer Heimat, und die Lahn wie der Westerwald kommen uns durch sie zur Anschauung. Guido von Meyer, Otto Schlapp, Konrad Hofmann von Neuborn bewegen sich mehr auf ethischem Gebiet mit religiöser Innigkeit; das christliche Gemüth waltet in ihren Liedern ohne dogmatische Befangenheit. Am reinsten klingt vielleicht dieser Ton in einem Gedicht Kohlhauer's:

> Dich bekenn' ich, ew'ge Macht
> Ueber meinem Haupte,
> Dich, du hohe unsichtbare,
> Demuthsvoll geglaubte.
>
> Was vermag ein Menschenherz,
> Was ein Menschenwille,
> Spendest du ihm nicht die Kraft,
> Jene hehre, stille!

Kohlhauer, Sirt von Armin, Fransecki sind Soldaten, preußische Offiziere; das gibt sich selbst in den sinnig-zarten Liebesliedern Fransecki's kund, während Sirt von Armin einem unbefriedigten Thatendrang empfindungsreich energischen Ausdruck gibt, Kohlhauer in der prächtigen „Preußenlosung" und mancherlei Kampfschilderungen neben sinnigen Naturbildern von seinem Stande Zeugniß ablegt. Von Kohlhauer und Fransecki sehen wir auch das Feld der historischen Lyrik angebaut, und es ist wol an der Zeit, daß gerade diesem, wie auch schon von Lingg, Geibel u. a. geschieht, die tüchtigen Kräfte sich zuwenden. Die Geschichte in ihrer Tiefe erfaßt ist Poesie, sie sammelt den Geist der Zeiten selbst schon in großen Männern und Ereignissen, sie verwirklicht Ideen, sie zeigt die Herrschaft der sittlichen Weltordnung im Geschick der einzelnen wie der Staaten. Der Lyriker wird nun zunächst die Aufgabe haben, die Stimmung einzelner Helden oder ganzer Völker in großen Lebensmomenten auszusprechen, sodaß uns die Gemüthslage, die Seelenbewegung anschaulich wird, aus der das Ereigniß hervorgeht oder das Gefühl, welches die Thaten begleitet, durch sie erweckt wird. Auf diese Art sind „Deutschlands Klage unter Ludwig dem Kind", „Napoleon vor Moskau" und „Die Schlacht bei Leuthen" von Kohlhauer, „Manfred" und „Karl von Anjou" von Fransecki gelungene Gedichte. Oder der Lyriker kann die Begebenheit in den Vordergrund stellen, sie erzählend, jedoch um eben das Licht der Poesie auf die hervorragenden Punkte fallen zu lassen und das Schöne und Herrliche in ihnen zu feiern. Hier werden wir mehr den Ton der Ballade vernehmen, den auch unser Album mehrfach anschlägt, aber nicht immer befriedigend; bald ist die Erzählung zu trocken, bald der Gegenstand ohne die allgemein ergreifende Bedeutung. Endlich wird die Poesie gerade den Gedanken, den culturhistorischen Werth der einzelnen Ereignisse, den innern Zusammenhang der Erscheinungswelt, den Conflict der Principien oder geistigen Mächte hervorheben, und wie wir in der Sage eine symbolische Philosophie der Geschichte haben, so wird diese letztere wie der Strahl reinen und vollen Lichtes aus der Wirklichkeit, aus den Thaten selbst hervorbrechen und uns den Sinn des Geschicks enthüllen, die Zeichen der Zeiten deuten. Hierzu hat Kohlhauer Ansätze. Man möchte sagen, er will die Geschichte direct bei den Hörnern fassen, nicht mit einem Aufguß eigener Gefühle ihre Formen verschwemmen, sondern das Thatsächliche selbst in sein Ideal erhöhen, die in ihm liegende Schönheit entbinden; aber die Ausführung ist meist noch hinter dem Wollen zurückgeblieben, Alexander und Cäsar treten nicht in ihrer ganzen Mission, in ihrem vollen Charakter hervor, bei dem Uebergang über den Rubikon wird es uns nicht weltgeschichtlich zu Muthe. Große Dichter repräsentiren das Wissen und Gewissen ihrer Zeit, sie sind die Culturträger, und das ist nur dadurch möglich, daß sie das edelste Mark der Bildung eingesogen, daß sie mit den Ideen der tiefsten Denker, mit den Resultaten der Forschung in Natur und Geschichte sich vertraut gemacht. Dadurch sind sie, wie Aristophanes von Aeschylus sagt, die Lehrer der Erwachsenen. Zu bloßen Gefühlsspielereien ist die Zeit zu ernst, für die Betrachtung von gehaltlosen Bilderbüchern fehlt uns die Muße; wer jetzt dichterisch wirken will, der muß wie Lessing, Goethe, Schiller im Reiche des Geistes zu Hause sein und ein Wort für eins der Räthsel des Lebens haben. Das hohe Ziel muß wenigstens sich jeder stecken, und wenn wir in der geschichtlichen Lyrik noch ein großes offenes Feld für unsere Arbeit finden, so muß der Dichter danach trachten, daß durch seine Lieder auch das Culturbewußtsein der Nation gefördert werde.

Zum Schluß gedenke ich noch rühmend der zum Theil trefflichen Uebersetzungen aus dem Englischen, die uns Kohlhauer mittheilt. Zur Probe möge ein Gedicht von Charles Wolf hier stehen:

Sir John Moore's Leichenbegängniß.

> Nicht ein Trauergesang, keine Trommel erscholl
> Als zum Wall mit dem Leichnam wir schritten;
> Es schoß kein Krieger sein letztes Fahrwohl
> In das Grab dem Helden, dem Briten.
>
> Wir begruben ihn still beim Erbleichen der Nacht,
> Der Mond schien aus neblichter Ferne;
> Mit dem Bajonnet wühlten wir aus ihm den Schacht
> Bei dem traurigen Licht der Laterne.
>
> Kein beengender Sarg hat die Brust ihm bedeckt,
> Nicht umwanden ihn Tücher und Falten;
> Wie zur Nachtruh' so lag er, der Krieger, gestreckt,
> Gehüllt in den Mantel, den alten.
>
> Wir haben die Händ' aufs Herz nicht gepreßt
> In Gebeten, Klagen und Sorgen;
> Wir schauten ins Antlitz, das hehre, ihm fest
> Und dachten mit Thränen den Morgen.
>
> Wir dachten, als wir gebohrt uns hinab
> Und das Lager bereitet ihm drunten;
> Daß der Feind und der Fremdling beträte sein Grab,
> Wenn fern in dem Meer wir verschwunden.

Daß der Feind und der Fremdling verhöhne noch dort
Den Arm, der so muthvoll gestritten;
Doch schlummert der Brave wol ruhig fort
In der Gruft, drein versenkt ihn die Briten.

Kaum hatten das Werk wir zur Hälfte vollbracht,
Da rief es vom Schiff uns zum Scheiden;
Wir hörten, wie rings die Kanone erkracht
Des stürmenden Feinds in den Weiten.

Wir senkten ins Grab ihn; noch träufte vom Blut
Ihm die Wunde, die purpurne Blume;
Kein Denkmal verherrlicht den Helden, er ruht
Allein mit sich selbst — seinem Ruhme.

Moritz Carriere.

Notizen.

Zur Bauern- und Handwerkergeschichte.

Berthold Auerbach hat in seinem diesjährigen Volkskalender in der durchweg fesselnden und trefflich ausgeführten Erzählung „Der Bierbrauer von Kulmbach" den Lebenslauf eines studirten Mannes geschildert, der, den Umständen weichend und sich überhaupt mehr zu den praktischen Thätigkeiten hingezogen fühlend, die Juristerei aufgibt, bei einem Braumeister in die Lehre geht und dann später mit Umsicht eine große Brauerei leitet, als deren Besitzer er es zu einer behaglichen Lage und zum Wohlstand bringt. Auch gegen die Tendenz ist im wesentlichen nichts einzuwenden; es gibt Juristen, Theologen, Beamte u. s. w. genug, welche der Welt mehr nutzen und vielleicht weniger schaden würden, wenn sie Bierbrauer geworden wären oder sonst einen praktischen Beruf gewählt hätten. Indeß bietet der Lebenslauf eines Mannes, der, den untersten Schichten angehörig, unter dem schweren Druck der niedrigsten Verhältnisse die umgekehrte Richtung vom Materiellen zum Intellectuellen nimmt, doch wol ein interessanteres und poetischeres Schauspiel. Zu diesen seltenen Leuten gehört der im Jahre 1798 verstorbene Ulrich Bräker, Weber im schweizer Dorfe Wattweil, dessen Lebensgeschichte, erst von Füßli, später vom Professor Scheitlin, endlich noch im Jahre 1852 nach seinen Originalhandschriften von dem verstorbenen Eduard Bülow unter dem Titel „Der arme Mann im Tockenburg" herausgegeben, mehr Aufmerksamkeit verdient, als sie im ganzen gefunden zu haben scheint. Wir erinnern an das merkwürdige Buch, weil sein Inhalt zu den Tendenzen der modernen Bauern- und Handwerkergeschichte einen höchst interessanten und lehrreichen Gegensatz bildet, und denken vorzugsweise gerade solche Punkte hier hervorzuheben, welche in dem Bericht über genanntes Buch in Nr. 40 d. Bl. f. 1852 nicht in Betracht gezogen worden. Der Verfasser des Berichts bezog sich dabei auf einen lesenswerthen Artikel über das Volksschriftenwesen im zweiten Bande der „Germania" von H. Pröhle, worin dieser diejenigen Männer aus dem Volke aufzählt, welche das Bedürfniß geistigen Schaffens empfanden. Von prosaischen Schriftstellern kannte Pröhle jedoch nur den weimarischen Buchbindermeister Adam Henß, der sich durch seine Wanderungen bekannt gemacht hat, nicht aber unsern Ulrich Bräker, welchen der Referent mit Recht den „bedeutendsten prosaischen Schriftsteller unter den Männern des Volks aus dem vorigen Jahrhundert" nannte, mit dem Hinzufügen, die Literaturgeschichte erwähne Ulrich Bräker nicht, und doch sei er eine der interessantesten Erscheinungen. Nun, unsere Literaturgeschichten müßten etwas ganz anderes sein als sie sind, um auch solchen merkwürdigen Phänomenen die ihnen gebührende Aufmerksamkeit zu widmen. Bräker's Leidens- und Jugendgeschichte ist wirkliche unverfälschte Dorfgeschichte, um so werthvoller, da sie eben wahr ist, und wohl geeignet, die Begriffe der Gebildeten über den Charakter des niedern Volks aufzuklären. Man erkennt aus seiner Kindheitsgeschichte so deutlich als möglich, daß auch in den für so idyllisch und friedlich gehaltenen Alpenthälern unter dem Landvolk nicht sowol zarte als rohe Leidenschaften vorwalten, daß auch hier Unfrieden, Neid und Schadenfreude ihre Stätte haben, daß auch hier die Menschen, wo es ihren Vortheil gilt, einander redlich zu quälen wissen, daß auch hier bis in die tiefsten Bergschluchten hinein jener erbarmungslose Krieg geführt wird, wie er überall stattfindet, wo der Mensch auf den Menschen stößt. Auch jene tiefere Empfindung für Naturschönheiten, wie man sie wol dem Volke andichtet, sind dieser Bevölkerungsklasse meist fremd. Bräker, der doch durch aufgeweckten Geist sich vor seinesgleichen sehr auszeichnete, gesteht selbst, daß dieser Sinn erst in ihm erweckt worden sei, nachdem er sich mit der Lectüre von Schriften beschäftigt hatte, deren Hauptelement die damalige englische Landschaftsmalerei bildete und die er aus der Lesebibliothek der lichtensteiger moralischen Gesellschaft bezog. Später ließ er sich von einem preußischen Unteroffizier für den preußischen Dienst pressen, machte alles Elend eines damaligen preußischen Soldaten in der berliner Garnison mit durch, desertirte aber im Anfang des Siebenjährigen Kriegs und betrieb dann die Weberei in Wattweil. So schlecht es ihm ging, setzte er sich nachts doch hin, um zu lesen und seine Gedanken zu Papier zu bringen. Namentlich wurde Shakspeare sein Liebling, und was er bewundernd über „Julius Cäsar", über „Timon von Athen", über „König Johann", über „Hamlet" (den er den „König unter allen Spielen", den „Kern aller Werke, die je ein großer Dichter machen konnte", den „Edelstein in der Krone", das „Herz im Herzen" nennt) und zum Theil mehr tadelnd über „Romeo und Julie" und „Othello" bemerkt, beweist allerdings, nach Bülow's Worten, „tiefe Lebensweisheit und Weltkenntniß". Er ruft seinen „theuern William" an: „Ich zähle dich, ohne Abgötterei, unter meine Heiligen! Ich beneide dich nicht darum, daß der Himmel dich so besonderer Gnade würdigte. Du hast der Welt deine Gaben mitgetheilt. Wenn die grobe Welt deine Arbeiten verstände, so müßtest du mehr Nutzen schaffen, als Millionen schwatzhafter Theologen mit all ihrem Kram; aber sie versteht sie nicht!" Später nahm sich der 1844 zu Sanctgallen verstorbene Bankier Girtanner seiner aufs väterlichste an, und ihm setzte Bräker auch ein Ehrenmal in seinen Schriften, während die persönliche Bekanntschaft mit den literarischen Notabilitäten von Zürich: Geßner, Lavater, Hirzel u. s. w., „die ihn durch und durch guckten und mehr fragten als er beantworten konnte", ihm den Ruf auspreßt: „Es sind eben nur lauter Menschen in der Welt; man sucht vergebens Engel." Vielleicht bewegen diese kurzen Bemerkungen manchen unserer Leser — wir hoffen es wenigstens — zur Lectüre seiner Autobiographie; man wird die darauf verwendete Zeit nicht bereuen.

Der Hohenasperg und seine Gefangenen.

Die Feste Hohenasperg würde außerhalb Würtembergs, wo sie allerdings als ein nothwendiges Landesübel seit Jahrhunderten ein sehr populärer Gegenstand ist, wahrscheinlich wenig genannt und gekannt sein, wenn sie nicht des Dichters Schubart unfreiwillige zehnjährige Herberge gewesen wäre. So beweist sich auch hier, daß die Stätte, an der ein Dichter duldet — und wem möchte nicht hierbei auch der Spielberg und Silvio Pellico, oder Hohentwiel und der Dichter Nikodemus Frischlin einfallen? — dadurch eine Art Weihe empfängt, und wäre sie die unheimlichste von der Welt. Daher wird man auch außerhalb Würtembergs folgende Schrift des Oberlieutenant Biffart: „Geschichte der würtembergischen Feste Hohenasperg und ihrer merkwürdigsten Gefangenen" (Stuttgart, Aue, 1859) vielleicht nicht ohne Theilnahme lesen. Wir übergehen die Rolle, welche Hohenasperg in frühern Zeiten als Kriegsfestung spielte, obschon sich auch da manches Interessante findet. So wurde der Burgvogt Bastian Emhart, welcher sich von Herzog Ulrich bestechen ließ und die damals in den Händen der Kaiserlichen sich befindende Feste ihm zu verrathen beabsichtigte, nach der Entdeckung des Complots im Jahre 1520 zur Strafe lebendig auf Asperg eingemauert! Von uns näherliegendem Interesse als die kriegsgeschichtlichen Ereignisse, deren Mittelpunkt in frühern Jahrhunderten Hohenasperg war, ist die Geschichte des be-

rüchtigten Juden Süß Oppenheimer, unehelichen Sohns des später cassirten Feldmarschalls von Hettersdorff und einer Jüdin, der nach seinem Sturz eine Zeit lang auf dem Hohenasperg in einem dunkeln Gemache saß und am 30. Januar 1738 auf der heutigen Galgensteige bei Stuttgart gehängt wurde. Heutzutage würde ihm höchstens lebenslängliche Zuchthausstrafe zuerkannt werden. Dann folgen die bekannten Geschichten des Generals Rieger und des Dichters Schubart, über die uns hier wol nicht eben viel Neues berichtet wird, bis vielleicht auf einige Charakterzüge, welche den pietistischen und dabei doch jähzornigen und malitiösen, durch lange harte Gefangenschaft selbst verhärteten Festungscommandanten Rieger betreffen. Rieger konnte z. B. die Garnisonspfarrerin nicht leiden, weil sie rothes Haar hatte. Ging diese nun mit ihrem Kinde auf dem Wall spazieren, so pflegte er einen welschen Hahn gegen sie zu reizen und dabei zu rufen: „Puter, die ist röther als du!" Für einen pietistischen Festungscommandanten und General allerdings ein eigenthümliches Vergnügen! Unter den Arrestanten aus dem Anfange unsers Jahrhunderts erregen besonderes Interesse die Separatisten und die Mergentheimer. Jene verwarfen bekanntlich Kriegs- und Kirchendienst, Taufe, Eid und Abendmahl, erkannten später in Napoleon ihren Messias und Herrn und verweigerten den Behörden Gehorsam, Steuern und Abgaben. Als Napoleon im Jahre 1809 in Begleitung des Königs nach Hohenasperg kam und letzterer ihn fragte, ob er seine schwärmerischen Anhänger sehen wollte, erwiderte Napoleon: „Lassen Sie die Kerls hängen!" Von solchen Anhängern und Ideologen, welche Steuern und Kriegsdienst verweigerten, wollte Napoleon nichts wissen. Was die mergentheimer Arrestanten anlangt, so waren dies die Rädelsführer des nicht ohne Blutvergießen beschwichtigten Aufstandes, welcher in der Stadt Mergentheim ausbrach, als diese 1809 dem Könige und der Regierung von Würtemberg den Huldigungseid leisten sollte. Sechs dieser Aufständischen erlitten den Tod durch Henkershand, die übrigen wurden theils zu lebenslänglicher, theils mehrjähriger Gefängnißstrafe nach dem Hohenasperg abgeführt. Im Jahre 1825 nahm die immer bereitwillige Feste Hohenasperg die Verurtheilten des sogenannten Jugendbundes und 1833 die compromittirtesten Mitglieder der wahnsinnigen ludwigsburger Militärverschwörung auf, darunter den unbesonnenen Oberlieutenant Koseritz, welcher, später begnadigt und vom Könige selbst mit Geldmitteln versehen, nach Amerika ging und hier 1838 in einem Spitale, nach andern Nachrichten auf einem Kriegszuge gegen die Seminolen am Gelben Fieber gestorben sein soll. Unter den politischen Gefangenen der Jahre 1848 und 1849 sind Fickler, Rösler von Oels, dessen glückliche Flucht in der Schrift ausführlicher erzählt wird, und Rau von Gaildorf die hervorragendsten. Es ist erstaunlich, welch eine lange und ereignißvolle Geschichte menschlichen Elends, menschlicher Ruchlosigkeit und menschlicher Thorheit sich an die Geschichte einer solchen kleinen Feste knüpft, so erfreulich es auch andererseits ist, selbst in dieser Jammerchronik die Spuren stets fortschreitender Humanität und milderer Sitten wahrzunehmen. Unter den beigegebenen fünf Holzschnitten ist wol die Abbildung des Schubartsthurms geeignet, das meiste Interesse zu erregen.

H. M.

Bibliographie.

Burns, R., Lieder. Uebertragen von G. Pertz. Mit einer biographischen Skizze von A. Traeger und dem Porträt von Burns. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 16. 24 Ngr.

Curtze, L., D. Philipp Nicolai's Leben und Lieder. Nach den Quellen. Halle, Fricke. Gr. 8. 27 Ngr.

Eylers, G., Betrachtungen und Urtheile des Generals der Infanterie E. L. v. Aster über die politischen, kirchlichen und pädagogischen Partei-Bewegungen unseres Jahrhunderts. 1ster Theil. Saarbrücken, Neumann. 1858. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Ellrod, H., Ima. Rudolph von Habsburgs erste Jugendliebe. Historischer Roman aus dem 13. Jahrhundert. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. Br. 8. 2 Thlr.

Friedreich, J. B., Die Symbolik und Mythologie der Natur. Würzburg, Stahel. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Fröbel, J., Amerika, Europa und die politischen Gesichtspunkte der Gegenwart. Berlin, Springer. 8. 27½ Ngr.

Große, J., Die deutsche allgemeine und historische Kunstgeschichte des XIX. Jahrhunderts. München, Lentner. 8. 27 Ngr.

Hartmann, M. A., Das Lied vom Ewigen. Phantasie über ein unbeliebtes Thema. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 16. 15 Ngr.

Hermann, E., Bernhard Owen oder der Sohn des Magnetiseurs. Roman. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Katharina II., Kaiserin, Memoiren. Von ihr selbst geschrieben. Nebst einer Vorrede von A. Herzen. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Langbein, W., Dr. Carl Mager's Leben aus seinen Schriften, Briefen und aus authentischen Privatmittheilungen dargestellt. Stettin, Müller. Gr. 8. 12 Ngr.

La Rochère, Eugenie de, Die Schloßfrauen von Roussillon oder Quercy im 16. Jahrhunderte. Historische Novelle aus der Zeit Heinrich IV. Aus dem Französischen von einem Priester aus der Diöcese Trier. Schaffhausen, Hurter. 8. 21 Ngr.

Mayer, P., Erinnerungen aus Jerusalem und Palästina. München. 1858. 8. 27 Ngr.

Paul Morphy. Skizze aus der Schachwelt. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Robert, C., Eine Heirath aus Haß. Deutsch von Paul Helm. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Roßbach, J. J., Vier Bücher Geschichte der Familie. Nördlingen, Beck. 8. 2 Thlr.

Stöckl, A., Die speculative Lehre vom Menschen und ihre Geschichte. Im Zusammenhange mit den obersten Grundsätzen der Philosophie und Theologie dargestellt. 2ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der Philosophie der patristischen Zeit mit specieller Hervorhebung der durch sie bedingten speculativen Anthropologie. Würzburg, Stahel. Lex.-8. 2 Thlr.

Waitz, G., Eine ungedruckte Lebensbeschreibung des Herzogs Knud Laward von Schleswig. Mit 1 Facsimile. Göttingen, Dieterich. 1858. Gr. 4. 12 Ngr.

Wiltsch, J. E. T., Die Schlacht von nicht bei Roßbach oder die Schlacht auf den Feldern von und bei Reichardtswerben den 5. November 1757, und was ihr voranging, und nachfolgte. Nach bisher noch unbenutzten authentischen und archivarischen Quellen und nach glaubwürdigen Berichten von Augen-Zeugen. Mit vier Beilagen, einem Schlachtplane und einer Lithographie mit den Schlachtsäulen. Reichardtswerben. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Antikritik gegen den Mecklenburgischen Oberkirchenrath Dr. Kliefoth. Ein evangelisch-lutherisches Zeugniß. Hamburg, Würger. Gr. 8. 6 Ngr.

Materialien zur Geschichte der Regentschaft in Preußen. Anfang Oktober bis Ende Dezember 1858. Berlin, Springer. Gr. 8. 16 Ngr.

Tod und Leben oder Gang und Ende eines begnadigten Schächers. Berlin. 8. 1½ Ngr.

Weiße, L. G., Drei Ansprachen an den hamburger Kirchentag und: Unser Leben ist ein Wallen in die Heimath. Eine Gast-Predigt, gehalten am 17ten Sonntage nach Trinitatis, den 26. September 1858, in der Reformirten Kirche. Hamburg. 1858. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zeugnisse älterer Freunde in der Sache des Herrn Professor Dr. Baumgarten in Rostock. Hamburg, Nolte u. Köhler. 1858. Gr. 8. 9 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Deutsche Gaunerthum

in seiner social-politischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande.

Von Dr. F. C. B. Avé-Lallemant.

Mit zahlreichen Holzschnitten.

Erster und zweiter Theil. 8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

In diesem meisterhaften Werke hat der Verfasser, der sich darin nicht blos als routinirter Polizeimann, sondern auch als wahrer Gelehrter und Denker bewährt, zum ersten male das deutsche Gaunerthum in seiner historischen Ausbildung wie in seiner sittlichen und social-politischen Bedeutsamkeit darzustellen versucht. Daran schließt sich am Ende des ersten Theils eine ebenso neue als werthvolle Arbeit: eine ausführliche Darstellung der Gaunerliteratur. Der zweite Theil behandelt das moderne Gaunerthum sowie die eigentliche Gaunerpraxis und deren zahlreiche specielle Industriezweige, die durch viele Holzschnitte erläutert sind. Der das Werk abschließende dritte Theil, eine specielle Darstellung der Gaunersprache, wird bald nachfolgen.

Für jeden Polizeimann und Criminalisten ist dieses Werk unentbehrlich. Aber auch für Historiker, Alterthumsforscher, Psychologen und Sprachforscher, sowie überhaupt für jeden Gebildeten ist es von größtem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Lieder des Hafis.

Persisch mit dem Commentar des Sudi herausgegeben von **Hermann Brockhaus.** Zweiter Band. Erstes und zweites Heft.

4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Der erste Band (4 Hefte) kostet 10 Thlr. 20 Ngr.

Hafis, der grösste Lyriker der Perser und der vollendeteste Repräsentant der über den ganzen mohammedanischen Orient weitverbreiteten Ghazelendichtung, ist durch Goethe, Hammer, Platen, Rückert und andere in allen Kreisen ein hochgefeierter Name geworden. Eine **vollständige Ausgabe** seiner Lieder im **Original** fehlte unserer wissenschaftlichen Literatur bisher noch; die hier gebotene kritische Ausgabe, die erste in Europa gedruckte, wurde daher von allen Freunden der orientalischen Poesie willkommen geheissen. Durch vollständige Vocalisation und Interpunktion des Textes wird das unmittelbare Verständniss des Dichters bedeutend gefördert; die hinzugefügten Scholien und Paraphrasen des **Sudi** heben alle Schwierigkeiten in der sichern Auffassung der Dichtungen. Die typographische Ausstattung entspricht dem hohen wissenschaftlichen Werthe des Werks.

Von dem **zweiten Bande** an wird im Interesse eines ökonomischern Drucks der Text ohne Commentar gegeben, um erstern bald vollständig zu liefern, was mit der Vollendung des dritten Bandes geschehen sein wird. Die betreffenden Hefte werden in rascher Folge erscheinen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von Rotteck und Welcker.

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des neunundzwanzigsten Heftes (Bogen 17—20 des dritten Bandes):

Cabinetsjustiz, Cabinetsinstanz. Von Welcker. (Schluß.) — Cachet, lettres de. Von Welcker. — **Calhoun** (John Caldwell). Von F. Kapp. — **Calhoun.** (Zweiter Artikel.) Von K. F. Neumann. — **Californien.** Von K. F. Neumann. — Calmarische Union, s. Dänemark und Schweden. — **Calvin** (Johann). Von H. E. G. Paulus und Welcker. — **Camarilla.** Von Welcker. — **Cambacérès** (Johann Jakob Régis de). Von J. Weitzel und Welcker. — Campo-Formio, s. Friedensschlüsse und Französische Revolution. — **Canada.** Von K. F. Neumann. — **Canning** (Georg). Von J. Weitzel und Welcker.

Diese **dritte Auflage** des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den ersten Namen der deutschen Wissenschaft** unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste und zweite Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Monatsmärchen, Bilder und politische Gedichte.

Von Gustav von Meyern.

8. Geh. 16 Ngr.

Bei dem Aufsehen, welches Gustav von Meyern's „Heinrich von Schwerin" erregte, wird diese frühere kleine Gedichtsammlung desselben gewiß manchen interessiren. Dieselbe, welche den größern Dichtungen des Verfassers („Das Welfenlied", 1852, und „Ein Kaiser", 1857) vorherging, wurde bei ihrem Erscheinen (1850) sehr beifällig aufgenommen, wie folgender Auszug aus einer Besprechung in den „Blättern für literarische Unterhaltung" zeigt: „In diesen «Monatsmärchen» feiert eine ungewöhnlich lebendige Phantasie eine Art von capriciösem Carneval. Der Gedanke: die charakteristischen Unterschiede jedes Monats in ein halb symbolisches und allegorisches Märchenbild zu fassen, und so den ganzen Jahreskreis in zwölf Märchenpersonificationen zu gliedern, ist neu und eigenthümlich. Die Aufgabe des Märchens ist von dem Autor dieser Märchenbilder auf das scharfsinnigste gelöst worden, und namentlich sind die drei: «April und die Sonne», «Novemberwetter» und «Decembers Triumph», vortreffliche Genrestücke dieser Art." Dieselben Vorzüge bieten die beiden andern Bestandtheile der Sammlung: „Bilder" und „politische Gedichte".

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 24. Februar 1859.

Zur Poetik.

1. Poetik. Die Dichtkunst und ihre Technik. Vom Standpunkt der Neuzeit von Rudolf Gottschall. Breslau, E. Trewendt. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Deutsche Uebersetzerkunst. Mit besonderer Rücksicht auf die Nachbildung antiker Maße, nebst einer historisch begründeten Lehre von deutscher Silbenmessung. Ein Supplement zu jeder deutschen Literaturgeschichte von O. F. Gruppe. Hannover, Rümpler. 1859. Gr. 8. 2 Thlr.

Jedem Delinquenten wird selbst von Amts wegen vor Gericht ein Vertheidiger beigegeben; es ist daher ganz in der Ordnung, daß in der Person Gottschall's ein Anwalt aufgestanden ist, der es sich zur Aufgabe macht, die Sache der von gewissen Seiten aller möglichen Vergehungen angeklagten modernen Poesie vor dem öffentlichen literarischen Gericht zu verfechten. Er hat dies bereits in seinem Werke: „Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts" gethan, und in seiner „Poetik" setzt er mit gleichem Eifer diese Amtsverrichtung fort. Man mag sich veranlaßt fühlen, seinen Bestrebungen und seinen Anschauungen Einseitigkeit vorzuwerfen; aber das durch Einseitigkeit auf irgendeinem Gebiete gestörte Gleichgewicht kann nur dadurch wiederhergestellt werden, daß ihr eine ebenso entschiedene Einseitigkeit entgegentritt, vorausgesetzt, daß es ihr an Geist, tüchtigen Studien, Begeisterung für die Sache und an verständigen Gesichtspunkten nicht gebricht. Diese Eigenschaften wird man dem Verfasser der „Poetik" nicht in Abrede stellen können, selbst wenn man in vielen Stücken nicht der gleichen Ansicht mit ihm sein sollte. Zudem ist auf dem speciellen Felde der technischen Poetik seit Jahren nichts Selbständiges von Bedeutung geleistet worden; denn die mancherlei in der letzten Zeit erschienenen Aesthetiken — und auch Moritz Carriere's werthvolles Werk „Das Wesen und die Formen der Poesie" ist wesentlich eine Philosophie des Schönen — können sich begreiflicherweise auf das, was an der Poesie Technik und bloßes Kunsthandwerk ist, nicht ausführlicher einlassen.

Im Vorwort verbreitet sich der Verfasser ausführlich genug über seinen Standpunkt und die Absichten, die ihn bei der Abfassung seiner Schrift leiteten. Nach seiner Ueberzeugung ist die Lebenskraft der Poesie zu groß, als daß die vorübergehende Ungunst der Zeit sie ersticken könne. Im Gegentheil, habe eine neue Culturepoche begonnen, so beginne sie auch für die Poesie, und es sei nöthiger als je, auch auf ästhetischem Gebiete das Bleibende vom Vergänglichen zu sondern, damit die Dichtkunst nicht im Joche veralteter Regeln seufze, sondern neue Bahnen einschlage, auf denen sie die Lorbern der Zukunft erreichen könne. Sie habe dies zum Theil gethan, aber ohne von einer wissenschaftlichen Aesthetik gewürdigt zu werden, diese habe vielmehr diesen neuen Aufschwung nur mit verdrossener Miene betrachtet. Wenn überhaupt in Deutschland seit längerer Zeit keine specielle technische Poetik erschienen sei, so fehle es noch mehr an einem wissenschaftlichen Werke, welches den neuen dichterischen Bestrebungen als Fahne dienen und die Gleichstrebenden um sich versammeln könne. Bescheiden gesteht der Verfasser, daß zu einem solchen Unternehmen seine schwachen Kräfte gewiß nicht ausreichten, würden sie nicht dadurch verstärkt, daß er aus der Mitte der neuern Bestrebungen heraus sein Werk zu vollenden trachte und gleichsam die latente Poetik, welche in den Dichtungen der neuern Poeten schlummere, entbinde und ihr einen wissenschaftlichen Ausdruck zu geben suche. Er hebt dann weiter hervor, wie es ihm unmöglich zum Nachtheil gereichen könne, daß er sich selbst productiv auf den verschiedensten Gebieten der Poesie versucht habe. Nur in der Werkstatt des dichterischen Schaffens selbst belausche man seine Geheimnisse, daher sei ein Dichter gewiß mehr als der bloße Theoretiker befähigt, einen lebensvollen und nutzenbringenden Kanon der Dichtkunst zu entwerfen. Auch habe unsere Aesthetik gerade durch unsere classischen Dichter, durch Lessing, Herder, Schiller, Goethe und Jean Paul die wesentlichste Fortbildung erhalten. Er nenne seine Poetik eine moderne; denn er verlange von der Poesie, daß sie aus dem Geiste ihrer Zeit und ihres Volks herausdichte, wie es die Poeten des Alterthums und Mittelalters gethan, und nur eine aus dem Leben der Gegenwart herausgeborene Poesie dürfe auf eine Zukunft rechnen. Er sei keineswegs ein Verächter der Poesie

des Alterthums, er gehöre sogar zu ihren wärmsten Verehrern; nicht nur, daß die Wiedergeburt unserer Nationalliteratur unter den Auspicien der großen Genien des Alterthums vollzogen worden sei, sie vollziehe sich noch immer, noch jeden Augenblick mit dem Hinblick auf diese großen Muster; ja sie werde ihren höchsten Aufschwung erst durch ihr vollkommenes Verständniß nehmen. Aber wie die Poesie der Alten ganz in die Cultur der damaligen Gegenwart aufgegangen sei, so möge sich auch die moderne Poesie vom Geist ihrer Zeit durchdringen lassen; denn dann sei sie besser bei den Alten in die Schule gegangen, „als wenn sie den lyrischen Gedanken in Spondeen und Molossen erquetscht oder das Opfermesser der antiken Tragödinnen mit feierlicher Würde schwingt und das Blut, welches die Klytämnestren und Medeen vergossen, in ihrer dramatischen Wanne auffängt". Nur drängt sich hier freilich die Frage auf, ob auch wirklich unsere Gegenwart so viel poetisches Element, so viel Kunst- und Schönheitsgeist in sich schließe, um den Dichter und Künstler in derselben Weise zu befruchten, wie die hellenische Cultur ihre Dichter befruchtet hat. Kunst und Poesie waren damals ein integrirender Theil dieser Cultur selbst, und ob sie das noch gegenwärtig sind, möchte wenigstens fraglich sein. Schließlich klagt Gottschall über die grenzenlose Zerfahrenheit der heutigen Kritik, über die in ihr herrschende Verwirrung der Principien, „ganz abgesehen vom Lobe der Kameraderie und den verschiedenen Aeußerungen der Parteiwuth", große Talente würden durch kleinlich mäkelnde Beurtheilung auf das Niveau der Mittelmäßigkeit herabgedrückt, der Glaube an die dichterische Kraft der Gegenwart durch die grundlosesten Behauptungen erschüttert. „Kein kritisches Organ", fährt der Verfasser fort, „hat einen unbedingt tonangebenden Einfluß; keins nimmt auf das andere Rücksicht, keine Association der Kräfte ersetzt an Macht, was dem einzelnen fehlt!" Die Klage mag begründet sein; aber es fragt sich, ob diese Zerfahrenheit der Kritik nicht der nothwendige Ausdruck der Zerfahrenheit unserer Zeit selbst ist. Verwickeltere und fraglichere Zustände hat es nicht gegeben seit der Zeit der Reformation, und auch da nicht. Selbst Gesinnungsgenossen gehen jetzt meist nur eine gewisse Strecke miteinander, um plötzlich an einem Punkte anzulangen, wo sie sich trennen müssen, während wieder Antagonisten ebenso unversehens in einem und demselben Punkte zusammentreffen. Diese Erfahrung wird wahrscheinlich auch Gottschall mit seinem Buche machen; seine Gesinnungsgenossen werden sich von manchen seiner Behauptungen abgestoßen statt befriedigt fühlen, und seine principiellen Gegner werden ihm in vielem recht geben müssen.

Die nun folgende Einleitung, eine kurze „Geschichte der Poetik" enthaltend, ist im Grunde nur eine Fortsetzung der Vorrede. Ebenso entschieden den ästhetischen Ansichten der Romantiker opponirend wie die Anhänger des Realismus oder des sogenannten „gesunden Menschenverstandes", kann er seine Vorliebe für Hegel nicht verleugnen. Gottschall bemerkt:

Die Poetik Hegel's, der letzte Theil seiner „Aesthetik", ist reich an den gediegensten Entwickelungen und trefflichen, lange nicht genug beachteten Winken. Er hat die Stellung der Poesie zum Zeitgeiste meisterhaft entwickelt und damit einer modernen Dichtung die Bahn freigelassen; er hat die Bedeutung der von vielen Kunstrichtern gering geachteten Richtung Schiller's und seines dramatischen Pathos schlagend gewürdigt, er hat sich gegen den Dilettantismus und eine ebenso schale wie forcirte Volkspoesie erklärt. Gerade nach dieser praktischen Seite hin (fährt Gottschall fort) ist er von Vischer nicht erreicht worden, da er von einer ästhetischen Feinschmeckerei auf dem Gebiete der Poesie nicht freizusprechen ist und der modernen Dichtung in seiner Poetik keine erhebenden Ziele zu stecken verstand. Dies hindert indeß keineswegs, seine umfangreiche „Aesthetik" für das überaus verdienstliche Hauptwerk der Neuzeit zu erklären, das ebenso ausgezeichnet ist durch großartige Architektonik und speculative Philosophie, wie durch geistvolle und lebendige Kritik.

Im übrigen war es uns auffallend, daß Gottschall unter den neuern Aesthetikern den eigenthümlich forschenden Adolf Zeising und Ludwig Eckardt unberücksichtigt läßt. Mochte er sie von seinem Standpunkt bekämpfen, gänzlich übergehen durfte er sie nicht.

Um von der Reichhaltigkeit der Materien, welche Gottschall in seinem Werke behandelt, einen ungefähren Begriff zu geben, wollen wir hier dessen Inhalt kurz angeben. Die erste Abtheilung: „Begriff und Wesen der Dichtkunst", zerfällt in die drei Hauptstücke: „Die Poesie im System der Künste", „Der Geist der Dichtkunst" und „Die Technik der Dichtkunst". Im erstern behandelt Gottschall in fünf Abschnitten die Themata: „Das Schöne und die Kunst", „Die Dichtkunst", „Die Dichtkunst und die Malerei", „Die Dichtkunst und die Musik", endlich „Die Poesie und die Prosa". Im zweiten Hauptstück handelt der Verfasser von der dichterischen Stoffwelt, von der productiven Phantasie, von dem Gegensatz zwischen Realismus und Idealismus, von dem Verhältniß des Dichters zum Zeitgeist und vom dichterischen Kunstwerk; im dritten Hauptstück von dem dichterischen Wort, den Bildern und Figuren, dem Gebrauch des bildlichen Ausdrucks, von Vers und Reim, von den vorzüglichsten Versmaßen, endlich von den altdeutschen, antiken und orientalischen Strophen. Die zweite Abtheilung umfaßt die Formen der Dichtkunst und handelt im ersten Hauptstück von der Lyrik (Lied, Ode, Elegie), im zweiten von der epischen Dichtung (Volksepopöe, Kunstepos, dichterische Erzählung, Roman und Novelle, didaktisches Gedicht); im dritten endlich von der dramatischen Dichtung. Auf die Darlegung der ästhetischen Principien und Tendenzen des Verfassers brauchen wir wol, von andern Gründen abgesehen, um so weniger näher einzugehen, da wir voraussetzen dürfen, daß sie unsern Lesern aus seinen in d. Bl. veröffentlichten kritischen Aufsätzen über neuere poetische Erscheinungen der Hauptsache nach bekannt sind. Die Leser kennen Gottschall auch als einen warmen Fürsprecher für die Rechte des Idealismus gegenüber den maßlosen Ansprüchen des Realismus, was ihm bei ihnen ohne Zweifel nur zur Ehre gereichen wird. Wir sind sicherlich mit ihm einverstanden, wenn er von dem Idealismus behauptet, daß er sich mehr in der Sonnennähe der Kunst befände, als der Realismus; wenn er aber

weiter die Behauptung aufstellt, „daß der Idealismus dem deutschen Volke näher steht und inniger mit seinem Geistes- und Gemüthsleben verwachsen ist“, so beruht diese übrigens schon oft genug gehörte Ansicht vielleicht doch nur selbst auf einer idealistischen Täuschung. Man will hiervon nicht gern etwas hören, aber ich sehe nicht ein, warum man sich hierüber nicht offen aussprechen und verständigen soll. Wäre der Idealismus der Deutschen eigentliche Natur, so müßte er doch im Zuschnitt des öffentlichen Lebens zur Erscheinung kommen und den Menschen wie den Verhältnissen einen idealen Ausdruck verleihen, und daß dies wirklich der Fall sei, wird man doch nicht behaupten wollen. Doch dieser specielle Punkt wird uns bei dem Gruppe'schen Buche wol wieder von selbst in die Hände laufen. Wir möchten hier nur noch bemerken, daß es mit einem Idealismus ebenso übel bestellt wäre, wie mit einer Religion, wenn beide für das Leben keine Früchte abwerfen wollten. Der falsche Idealismus, der von aller Wirklichkeit abstrahirt und das bloße Jenseits für das Diesseits gibt, kann unter Umständen ebenso schädlich und trügerisch wirken, als der falsche Realismus, der den herrschenden verwerflichen Impulsen und Tendenzen und den Schwächen der Zeit schmeichelt und das bloße Diesseits für das Jenseits gibt. Man wird vielleicht sagen können, daß man eines gesunden Realismus ebenso sehr bedürfe als eines gesunden Idealismus: des erstern, damit der Idealismus nicht allen realen Boden uns unter den Füßen wegnehme, bis wir völlig in der Luft stehen und uns deshalb für Engel halten; des letztern, damit der Realismus nicht in groben Materialismus ausarte, alle höhern Götterbilder und religiösen Ideen, die in des Menschen Brust leben, mit Vandalenwuth zertrümmere und in den Staub stürze und alle Bücher bis auf das schöne Buch, in dem die Mehreinnahmen eines jeden verzeichnet sind, vom Erdboden vertilge. Uebrigens schließt auch Gottschall den Realismus von der Poesie nicht aus, auch er hält ihn berechtigt, „wo er sich in den Dienst der Idee begibt und die von ihr durchleuchtete Welt in ihrer ganzen Wahrheit darstellt“.

Gottschall führt in seinem Werke eine gute Anzahl von Dichternamen an und von vielen theilt er auch Beispiele und Belegstellen zur Erläuterung seiner poetischen Regeln mit. Doch will uns bedünken, daß er sich hierin nicht ganz jener Unparteilichkeit beflissen habe, deren Mangel er der Kritik so sehr zum Vorwurfe macht. Nun hat freilich jeder seine Lieblinge und Gottschall besonders findet sie unter den hochpathetischen declamatorischen Dichtern, weshalb er auch im ganzen mehr Sympathie für Schiller als für Shakspeare und Goethe bekundet. Auch die clairobscuren und dabei den Ausdruck menschlicher Empfindung und Leidenschaft häufig übertreibenden byronisirenden Dichter scheinen bei ihm auf besondere Bevorzugung rechnen zu dürfen. Ueber solche Privatsympathien, die aus des Menschen Innerstem hervorgehen, darf man weiter nicht rechten; aber in einem Buche, welches auf Wissenschaftlichkeit Anspruch macht, dürfen diese mehr persönlichen Sympathien nicht allzu stark hervortreten. Um nur bei den Neuern stehen zu bleiben, so erinnern wir uns z. B. nicht, in dem ganzen Umfange seines Buchs die Namen Arndt, Bauernfeld, Bodenstedt, Chamisso, Duller, Gaudy, Gruppe, Friedrich Halm, Julius Hammer, Paul Heyse, Hoffmann von Fallersleben, Keller, Knapp, Wolfgang Müller, Betty Paoli, Gustav Pfizer, Schwab, Simrock, Julius Sturm, Wilhelm Wackernagel u. s. w. gefunden zu haben, während er doch manchen, die unbedeutender sind als viele von diesen, große Aufmerksamkeit schenkt. Unter den neuern Balladendichtern weiß er nur Fontane zu nennen, „der den Balladenton mit Glück getroffen“. In dem Kapitel über den Roman vermißten wir manche Namen, die sogar Richtungen vertreten oder ebenso gut angeführt werden konnten oder mußten als die hier genannten, und unter den Novellendichtern sogar Sternberg, der seit Tieck die Kunst, eine gute Novelle zu schreiben, noch am besten versteht. Unter denen, die das komische Lied (von Gottschall etwas sonderbarerweise mit dem geistlichen Liede zusammengestellt) anbauten, nennt er von Neuern nur Holtei, Kopisch und Reinick, aber er vergißt Hoffmann von Fallersleben, Gaudy, Glaßbrenner, Schnezler (der als humoristischer Liederdichter viel zu wenig anerkannt ist), Prutz (in der satirisch-politischen Lyrik ausgezeichnet), Castelli, Herloßsohn u. s. w. Ueberhaupt ist die komische Poesie auffallend dürftig behandelt, der humoristische Roman z. B. auf nur einer Druckseite, während doch gerade auf diesem von Literarhistorikern und Aesthetikern so verwahrlosten Gebiete noch die meisten neuen Entdeckungen zu machen und dunkle Regionen aufzuhellen sind.

Gottschall schreibt gern in Bildern; er ist vielleicht der Ansicht Priestley's, daß der bilderreiche Stil im Grunde ebenso natürlich sei als der einfachste, indem der Seele, wenn diese in der gehörigen Lage sei, jene Bilder ebenso natürlich vorkämen als die simple Redeweise. Nur thut Gottschall in dieser Hinsicht, obschon er von dieser Manier allerdings etwas nachgelassen hat, noch immer etwas des Guten zu viel und hier und da stößt man sogar auf ein und das andere vulgäre oder geschmacklose Bild, dem man gerade in einem Buche von mehr wissenschaftlichem Charakter nur ungern begegnet. So sagt der Verfasser einmal: „Frau Birch-Pfeiffer z. B. stopft bei ihren Einschlächtereien für die Bühne in der Regel zu viel in ihre dramatischen Würste.“ So liebte man es ehemals in Jungdeutschland witzig zu sein, aber die noch thätigen Repräsentanten desselben haben dieser Manier schon längst ziemlich entsagt. Davon abgesehen ist der Stil des Buchs, obschon im ganzen für ein wissenschaftliches Werk zu unruhig, doch von so voller und rascher Strömung, daß der Leser unwillkürlich von ihr fortgezogen wird; überhaupt bietet das Buch eine anregende, genußreiche und, mit Verstand und gewissen Vorbehalten gelesen, auch vielfach lehrreiche Lectüre.

Hieran schließen wir das Werk von O. F. Gruppe: „Die deutsche Uebersetzerkunst“, welches sich vielfach mit

Fragen der poetischen Technik, mit der geschichtlichen Entwickelung und der Theorie des deutschen Hexameters und in einer besondern Abtheilung mit der Lehre von der deutschen Silbenmessung beschäftigt. Ein solches Buch konnte nur in Deutschland geschrieben werden, wo das Uebersetzen aus andern Sprachen und besonders aus den alten zu einer wirklichen Kunst ausgebildet worden ist, wo die Frage von der rhythmischen Gestaltung der Sprache und namentlich der Nachbildung antiker Versmaße zu den literarischen Hauptfragen gehörte und noch gehört, wo Gelehrte diese Frage zu einer ihrer höchsten Lebensaufgaben machten und mit denen, welche mit ihren Principien nicht einverstanden waren, in Streitigkeiten geriethen, die mit einer Lebhaftigkeit geführt wurden, als ob davon das Wohl und Gedeihen der Nation abhinge. Daß die Wichtigkeit, womit man diese scheinbar nur secundäre Frage in Deutschland behandelt, den Ausländern unbegreiflich und fast lächerlich erscheint, läßt sich denken; dennoch ist die Sache so unbedeutend nicht, als sie aussehen mag; denn der Geist und die Seele einer fremdländischen Dichtung lassen sich nicht genügend wiedergeben ohne die Form, und indem dies den deutschen Uebersetzern bis zu einem sehr befriedigenden Grade, wenn auch begreiflicherweise nicht bis zur Vollkommenheit gelungen ist, hat sich der Geist hellenischer und lateinischer Dichtung vielen tausend Deutschen, welche die Originale nicht oder doch nicht mit genügender Leichtigkeit zu lesen vermochten, einigermaßen erschlossen oder doch angeheimelt und befreundet. Zudem hat sich durch diese Leistungen, unter denen die Voß'sche Uebersetzung des Homer wol den größten Einfluß übte, das deutsche Sprachgebiet und die Metrik so erweitert, daß auch die Originaldichter davon ihren nicht unbeträchtlichen Nutzen gezogen haben. Gruppe bemerkt in der Vorrede:

> Was die Sprache anlangt, so braucht man nur den Zustand derselben in Lessing's Hand mit dem gegenwärtigen zu vergleichen: der weite Abstand, der sich in Wendungen, in der Wortfügung und Wortfolge kund gibt, kommt aber zum großen Theil, wie diese Schrift davon Zeugniß geben wird, von der Uebersetzung her. Dichter bedeutenden Rangs haben in dieser ihre Kräfte geübt, ihre Schule gemacht; aber nicht blos die einzelnen, auch die Sprache im Ganzen verdankt dieser edeln Gymnastik ihre Biegsamkeit, ihre Stärke; viele der in ihr ruhenden Vorzüge, auf Stammverwandtschaft mit den alten Sprachen begründet, sind in solcher Uebung erst zu Tage gekommen.

Aber nicht nur die deutsche Sprache und deren metrische und prosodische Gesetze haben dabei gewonnen, auch der deutsche Geist, wenigstens in den hervorragenden Dichtungen und Schriften einiger unserer edelsten Dichter und Denker, die in der hellenischen Schule viele ihrer frühern Wüstheiten und Roheiten abstreifen lernten, um fortan adelichere Gebilde aus ihrer Hand hervorgehen zu lassen, und selbst die bildenden Künste, namentlich Architektur und Sculptur, sind davon nicht unberührt geblieben. Daher wird man es Gruppe, der selbst sich vorzugsweise in der Schule der Alten auch als Originaldichter gebildet hat, nur Dank wissen können, daß er in seiner von wissenschaftlichem Geiste getragenen und in wissenschaftlicher Sprache gehaltenen Schrift dieses Thema von historischem wie ästhetischem Standpunkt eingehend behandelt hat.

Bevor wir jedoch auf den Inhalt der Schrift zu sprechen kommen, erlauben wir uns, an eine in der Vorrede enthaltene Behauptung Gruppe's einige Bemerkungen zu knüpfen. Gruppe wiederholt den von mehreren deutschen Gelehrten aufgestellten Satz von der Verwandtschaft des deutschen Geistes mit dem hellenischen. Die deutschen Gelehrten haben bekanntlich manche Grillen, und die Fiction von einer nahen Verwandschaft zwischen dem Geist der Hellenen und der Deutschen scheint uns auch eine solche Grille zu sein. Verwandter mit den Griechen als etwa mit den Samojeden und Lappen sind die Deutschen allerdings; aber noch größer als einzelne nicht abzuleugnende Aehnlichkeiten sind die Verschiedenheiten. Unser Charakter ist romantisch und gothisch-phantastisch, wie unsere gothischen Dome, wie die mittelalterlichen Sculpturen, wie die Nibelungen, wie Dürer's Holzschnitte, wie Goethe's „Faust", wie Cornelius' Zeichnungen zum „Faust" und zur Apokalypse, nur daß dieser Charakter unter den Einflüssen des modernen Lebens sich allmählich wesentlich modificirt, d. h. verflacht und abgeschwächt hat. Daß sich bei der Dressurfähigkeit, Beweglichkeit und Universalität der Deutschen einzelne bevorzugte Geister (wie selbst Schwanthaler, obschon er bekanntlich sich nur im Mittelalter eigentlich wohl befand) auf dem Wege gründlichen Studiums zur Kunstanschauung und selbst Kunstübung im griechischen Sinne erheben konnten, beweist nichts; die Gestaltung des Nationallebens im ganzen und großen ist das Entscheidende. Wahrhaft hellenisch gebildete Männer wie Hölderlin haben sich unter uns immer nur als Fremdlinge gefühlt, und Winckelmann mied Deutschland. Ein Volksepos wie die Iliade oder die Odyssee ist in Deutschland rein unmöglich, und wenn wir ehrlich sein wollen, so findet der deutsche Geist, diesen im Massendurchschnitt genommen, wahrscheinlich mehr im „Reineke Fuchs", sogar in der „Jobsiade" und ähnlichen Producten seinen Ausdruck als in Goethe's „Iphigenia" oder „Torquato Tasso". Ein Perikles oder Alcibiades würden wol niemals die Lieblingshelden des deutschen Volks werden, in dem Grade, wie dies etwa der alte Dessauer oder der alte Blücher waren. So groß der Abstand ist zwischen Aristophanes und Kotzebue, so groß ist der Abstand zwischen einem griechischen und einem deutschen Publikum. Wir haben zwar unsere Theater, in deren qualmige Räume wir uns einpferchen lassen, diese sollen aber von etwas anderer Structur sein als die griechischen; wir haben unsere Volksfeste, z. B. das stralauer Fischerfest, das dresdener Fest auf der Vogelwiese, den tauchaer Jahrmarkt, den keferloher Markt u. s. w., aber auch diese sollen von den griechischen Volkfesten ziemlich verschieden sein; wir haben unsere Gymnasien und Akademien, bei denen man nur nicht an die Gymnasien und Akademien der Hellenen denken darf; wir haben sogar unsre gymnastischen Uebungen auf Turnplätzen, nur daß vor diesen pedantischen und unschönen Gliederverrenkungen ein Althellene wahrscheinlich erschrecken würde. Wir haben unsere Börsen, Fabriken, Kasernen, Comptoirs,

Polizeistuben, Bureaux, Zuchthäuser und Zellengefängnisse — erinnern diese Institute aber an Griechenland? Wir haben zwar keine Sklaven, aber es ist sicher, daß viele griechische Sklaven gebildeter und selbständigern Charakters waren als unsere sogenannten freien Arbeiter, Lakaien und Stiefelputzer. Wo also ist eine Spur griechischen Lebens bei uns? Nun können wir uns allerdings mancher wirklichen Vorzüge rühmen, z. B. unserer unermeßlichen Fortschritte in allen Wissenschaften und der Anwendung ihrer Resultate zu praktischen Zwecken, der philosophischen Durchdringung aller Fragen, oder, da wir hier mehr Poesie und Kunst im Sinne haben, unserer Anlage zum Humor und unsers tiefern Naturgefühls und Gemüthslebens, wodurch wir in Stand gesetzt sind, eine unendlich reichere Scala von Empfindungen und Stimmungen zu beherrschen als die Hellenen und „Musik zu haben in uns selbst“; aber das alles sind ja eben Verschiedenheiten und nicht Aehnlichkeiten. Oder ist jene angebliche Verwandtschaft etwa dadurch intimer geworden, daß wir die schulmäßige Pedanterie so weit trieben, unserer dagegen sich auflehnenden Sprache durchaus trochäenfreie Hexameter abzunöthigen, oder daß Wolf das homerische γλαυκῶπις des Gleichklangs wegen mit „glauäugig“ zu übersetzen wagte?*)

Betrachten wir nun den Inhalt der Gruppe'schen Schrift, so werden wir sagen müssen, daß sie für den Sprachgelehrten, den Metriker, den Aesthetiker und den ausübenden Dichter von gleich großem Interesse ist. Der Laie weiß es gar nicht, wie viele angestrengte Vorarbeiten und scharfsinnige Untersuchungen es gekostet hat, um die Gesetze der deutschen Silbenmessung, wie sie jetzt gelten, nur einigermaßen festzustellen; es wird ihm wie ein Wunder dünken, wenn er bei Gruppe liest, daß, von andern Versfüßen nicht zu sprechen, der Daktylus eine Zeit lang für die deutsche Poesie verloren war und daß, nachdem man ihn wieder erobert hatte und nun allmählich Hexameter und andere alte Versmaße aus Trochäen und Daktylen nachzubilden lernte, doch wieder der Spondeus fehlte, den man (d. h. dessen kunstmäßige Verwendung) mit noch viel größern Mühen erobern mußte, was z. B. Klopstock erst in spätern Jahren gelang. Es ist freilich der Versfuß, der infolge des übertriebenen, pedantischen Misbrauchs, den man später mit ihm trieb, viel Unheil angerichtet und vorzüglich dazu beigetragen hat, den jetzt herrschenden Widerwillen gegen die Nachahmung antiker Versmaße hervorzubringen. Wie viel Mühe kostete es ferner, den reinen Niederschlag des Anapästs im Deutschen zu gewinnen, wie dies besonders Platen gelang, oder die Dichter zu überzeugen, daß spondeische Zusammensetzungen wie Blendwerk, Andacht, Hochmuth, Luftbild u. s. w. nicht als Trochäen, Wörter wie Vaterland, Gottvertraun, Hochverrath u. s. w. nicht als Daktylen gebraucht werden dürfen. Spätere berühmte Verskünstler haben dann wieder schon gewonnene Resultate in Frage gestellt; Platen verstößt z. B. gegen das von Voß und Schlegel stets beobachtete Gesetz, daß kein zweisilbiges Wort im Deutschen zwei kurze Silben haben könne und braucht Wörter, wie: über, ohne, aber, oder, in anapästischen Versen ohne Bedenken als zwei Kürzen. So haben wir auf diesem Gebiete immer noch gegen Willkürlichkeiten und Misbräuche zu kämpfen; es ist aber zu hoffen, daß die Gruppe'sche Schrift manches klären wird, namentlich was die falsche und misbräuchliche Verwendung des Spondeus im Hexameter betrifft.

In der Einleitung geht der Verfasser bis zu den frühesten Versuchen im Hexameter, auf Konrad Gesner, Heräus u. s. w. zurück. Betrachtet man Gesner's und Fischart's kindliche Versuche, so begreift man jetzt kaum, wie es in Deutschland jemals möglich war, Hexameter wie diese zu schreiben, welche mit dem griechischen Hexameter nicht die entfernteste Aehnlichkeit haben. Konrad Gesner machte z. B. um die Mitte des 16. Jahrhunderts folgende (vgl. Gruppe, S. 295):

> Es macht alleinig der glaub die glaubige sälig
> Und darzu fruchtbar zur lieb und gütige Herzen
> Allwäg inn menschen schafft er kein muße by imm ist
> Und kein nachlassen nienen. er würket in allen u. s. w.

Wer möchte dergleichen jetzt für Hexameter lesen? Und selbst wenn man sie liest, wie sie gelesen werden müssen, nämlich:

> És macht álleiníg der gláub die glaubige sälig
> Únd darzú fruchtbár zur líeb und gütige Herzen —

wobei an sich tonlose oder tieftonige Silben den Accent und Hochton erhalten und als Längen gebraucht, Stammsilben dagegen willkürlich um ihren Ton und ihre Länge gebracht werden — selbst dann bringt man noch keine Verse heraus, die darauf Anspruch hätten, Hexameter zu heißen und zu sein. Und was sagt man gar zu folgendem Gesner'schen Hexameter:

> Dúrch Jesúm Christúm, Gott únd Mensch, unseren Herren.

Substantiva wie „Gott“ und „Mensch“ müssen hier alle Bedeutung und Majestät an das Bindewörtchen „und“ abtreten! Das einzige, was in diesen Versen vom Hexameter übrig geblieben ist, sind die Daktylen des fünften Fußes, außer denen sich aber in allen Gesner'schen Versen keine weitern finden. Hiernach urtheile man, welche Mühe es gekostet hat und wie viele misrathene oder nur halbgelun-

---

*) Diese Worte waren schon geschrieben, als uns das erste Decemberheft der „Revue contemporaine“ in die Hände kam, worin es in einem Artikel von Ch. Perrier über die münchener Kunstausstellung und mit Bezugnahme auf eine Rede Carriere's, der die Deutschen als Erben des Hellenenthums dargestellt hatte, unter anderm heißt: „Est-ce faire aux Allemands une mortelle injure de déclarer qu'ils n'ont pas (sauf exception) l'esprit attique?“ und weiterhin: „Les Allemands ont le sens speculatif très developpé, ce qui fait qu'ils raisonnent plus volontiers *in abstracto* que *de visu*.“ Das würde sie nun wesentlich gerade von den Griechen unterscheiden. Wenn die Deutschen sich mit den Griechen vergleichen, so ist dies vielleicht nicht weniger irrig, als wenn sich die Franzosen mit den Römern in Parallele stellen. Zur Zeit der Revolution warf sich jeder Franzose in die Attitude eines Brutus, heutzutage sind sie schon zufrieden, wenn man sie nur den verderbten Römern zur Kaiserzeit ähnlich findet. Suche doch jedes Volk seinen wahrhaften Werth in dem, was ihm eigenthümlich ist und es von andern Völkern unterscheidet und nicht im Angelernten und Angeeigneten!

gene Versuche gemacht werden mußten, um es so weit zu bringen, als wir es jetzt in der Kunst, deutsche Hexameter zu bilden, doch wirklich gebracht haben. Es war eine Arbeit von Jahrhunderten! Unendlich besser sind die Hexameter von Heräus aus dem Jahre 1713, die aber einen zu hüpfenden und gleichmäßigen Gang haben und ihren größten Reiz im hinten angehängten Reim suchen. Einen Schritt weiter ging Gottsched, der in seinen wenigen Hexametern, die er übrigens nur zur Probe machte, den Reim abwarf, z. B.:

Rom und Athen war sonst ganz reich an Meistern und Künsten,
Doch was nützte die Zahl philosophischer Lehrer und Schüler,
Welche man irgend gesehn? O was für ein thörichtes Wesen,
Was für ein albernes Zeug ward täglich im Tempel getrieben!
Pallas erschrak und Jupiter selbst, der Vater der Götter,
Hatte nur Abscheu davor! Schwärmt, schwärmt, ihr rasenden Pfaffen! u. s. w.

Man muß gestehen, daß dies bessere und volltönendere Hexameter sind, als die meisten seiner Gegner, z. B. Bodmer, je gemacht haben. Gottsched war im Princip auf dem ganz richtigen Wege, wenn er hier und da auch Kürzen als Längen und umgekehrt Längen als Kürzen gebrauchte (z. B. „Ja, der Herr").

Gruppe bemerkt gelegentlich, daß man auch im Englischen versucht habe, Hexameter nachzubilden, aber damit nicht weiter gekommen sei, als bei uns Gottsched. Indeß hat Longfellow ein ganzes idyllisches Epos, seine „Evangeline", in Hexametern geschrieben, die, wenn sie sich auch nicht mit Voß'schen oder Platen'schen Hexametern vergleichen lassen, wohin es auch die englische Sprache niemals bringen wird, doch mit den Goethe'schen auf ziemlich gleicher Stufe stehen, wenigstens beweisen, daß „Freiheit, Schönheit und dichterischer Schwung" in der Hand eines wirklichen Dichters mit dem englischen Hexameter doch nicht so ganz unverträglich sind, als Gruppe meint.

Ueber Klopstock handelt ein eigenes Kapitel. Seine Messiade enthält 20000 Hexameter, während die Iliade nur 16252, die Odyssee nur 13010 und die Aeneide nur 9909 Verse hat. Virgilischen und Homerischen Hexametern können sie nun freilich nicht an die Seite gestellt werden. Es fehlt ihnen die feinere Durchbildung. Die weiblichen Cäsuren sind vorwaltend und kommen sehr häufig im vierten Fuß vor, wo sie unstatthaft sind; männliche Cäsuren gibt es zwar, aber sie stehen selten an der rechten Stelle, meistens zu weit hinterwärts, im vierten Fuße; der Gebrauch der bukolischen Cäsur am Schlusse dieses Fußes war ihm noch gänzlich unbekannt, und von dem spondeischen Ausgang machte Klopstock einen übermäßigen Gebrauch. Gruppe sagt:

Hätte Klopstock die Feinheiten des Metrums erkannt und erstrebt, gewiß hätte er dann nicht jene Freiheit, jenen Strom und Guß erreichen können, der durchaus anerkannt werden muß und worin er kaum von irgendeinem Nachfolger erreicht worden. Hierdurch aber verschaffte er der neuen Form bei seinen Zeitgenossen Eingang, welche den Mangel an feinerer Ausbildung fürs erste noch nicht vermißten, dagegen aber für alle Zeit jene antike Form für ein neues Besitzthum der Sprache erkannten.

Man kommt über Klopstock, der ein Mann und Dichter aus dem Ganzen und Vollen und trotz seiner der Fremde entlehnten Versmaße von echt nationalem Inhalt war, dadurch nicht hinweg, daß man seine Messiade jetzt langweilig schilt; sie ist veraltet, weil ihr der christliche Sinn von damals nicht mehr entgegenkommt. Klopstock schuf die neuere deutsche Dichtersprache, die namentlich in Bezug auf Wortbildung und Periodirung noch gegenwärtig im wesentlichen dieselbe ist, deren er sich bediente; er machte die deutsche Sprache zu den kühnsten, jedem Gedanken sich leicht anschmiegenden und ihn präcis ausdrückenden Wendungen geschickt, und Goethe sowol als Schiller haben von ihm großen Nutzen gezogen. In mancher Hinsicht freilich nicht genug. Gruppe bemerkt:

Selbst Goethe und Schiller ließen sich Klopstock's große Errungenschaft entgehen, und jener ist erst von Voß ganz spät zu einiger feinern Cultur gemahnt worden. Wie schlimm, wenn die sogenannten Classiker in prosodischer Behandlung der Sprache und in rhythmischer Ausbildung hinter ihrer eigenen Zeit zurückstehen, sodaß sie, wo es die Nachbildung griechischer Maße gilt, uns schon jetzt als veraltet erscheinen müssen. In gleicher Weise sind sie freilich auch in Rücksicht auf die Behandlung des Reims bedroht; wo nämlich das Studium des Altdeutschen zu ungleich größerer Strenge geführt hat. Man ersehe daraus, wie mislich es ist, den Begriff des Classischen auf eine lebende Literatur anzuwenden und ihn von einer so unlängst vergangenen Periode geltend zu machen!

Freilich dürfte die Frage erhoben werden, ob sie bei zu ängstlicher Beobachtung der prosodischen Forderungen sich nicht vielfach in der freiern Entwickelung ihrer Ideen behindert gesehen haben würden. Merkwürdig erscheint es übrigens, daß Klopstock erst im Verlaufe seines großen Epos den Spondeus entdeckte. In den ersten Gesängen hatte er ganz arglos Stammsilben, welche nicht den Hauptaccent haben, als Kürzen gebraucht; später, und namentlich vom elften Gesange ab, übte er eine neue Prosodie und demgemäß Verskunst aus, welche er soviel als möglich bei neuen Auflagen auch in die ersten Gesänge übertrug. Diese Entdeckung begeisterte ihn so, daß er den Versfuß Spondeus in einer eigenen Ode, „Sponda", feierte, was freilich eine jener echt deutschen Grillen war, die Klopstock's späteres dichterisches Wirken bezeichneten.

Die weitern Kapitel betreffen die frühesten Versuche, Homer im Originalmaß zu übersetzen, darunter die Fragmente von Bodmer und Wieland (1755), von Steinbrüchel (1763), von dem Bruder Klopstock's in der Zeitschrift „Der Greis" (Band 9, Stück 107), Zachariä's holperige und jetzt völlig ungenießbare hexametrische Uebersetzung des Milton und Bürger's merkwürdige Bruchstücke einer iambischen Uebersetzung der Iliade. Jedenfalls muß man bedauern, daß es Bürger an Fleiß und Ruhe fehlte, sein begonnenes Unternehmen zu Ende zu führen, da seine Iliade unzweifelhaft ganz eigenthümliche populäre Vorzüge besessen haben würde. Weiter bringt Gruppe die in jeder Hinsicht schwache Uebersetzung des Homer von Bodmer (1778) zur Sprache, und bemerkt zum Schluß des betreffenden Kapitels:

Es lag hier offenbar eine ganz neue Aufgabe, eine Aufgabe für jüngere Kräfte. Sie sollte in Norddeutschland gelöst

werden; eine höhere Gerechtigkeit scheint dies verlangt zu haben. Hier war die antike Formbildung vorhanden, hier das genaue Studium des Griechischen zu Hause.

Im Jahre 1778, also gleichzeitig mit Bodmer's Homer, erschien die Uebersetzung der Iliade von F. L. von Stolberg, die gegen die Bodmer'sche einen unermeßlichen Fortschritt bekundete und bis 1798 drei Auflagen erlebte. Gruppe wirft dann noch einen Blick auf Christian von Stolberg als Uebersetzer griechischer Dichter und auf Ramler, von dessen Uebersetzungen einiger Horazischen Oden er sagt, daß sie in hohen Ehren gehalten werden müßten. Ueberhaupt erkennt er Ramler's jetzt mit Unrecht unterschätzte Verdienste um reinliche Versification gebührend an, hebt jedoch gelegentlich als merkwürdig hervor, daß er, der sich in lyrischen Maßen so vortrefflich bewährte, in Hexametern überall ein auffallendes Ungeschick zeigte.

Das Jahr 1779 brachte einen Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Uebersetzerkunst hervor. Hier trat Voß mit Proben seiner Uebersetzung der Odyssee zuerst auf, und man erkannte sofort, daß alle frühern Versuche, Homer zu übersetzen, eben nur Versuche gewesen waren. Auch alle Spätern sind über Voß nicht viel hinausgekommen, eher in den wesentlichsten Stücken hinter ihm zurückgeblieben, namentlich da, wo sie von ihm abwichen und ihn zu verlassen suchten, um etwas Neues zu geben. Auf die Schwächen, die namentlich die spätern Auflagen infolge des zu eigensinnig festgehaltenen und misverstandenen Spondeenprincips aufweisen, werden wir noch später bei Erwähnung der zweiten Hauptabtheilung der Gruppe'schen Schrift zu sprechen kommen. Es ist die Art deutscher Gelehrten und gelehrten Dichter (auch Klopstock that dies in spätern Jahren), sich in irgendeinem Princip zu verrennen, es auf die äußerste Spitze zu treiben und ihm alles, Schönheit, Verständlichkeit und Natürlichkeit zum Opfer zu bringen. Von dieser Einseitigkeit besessen hat Voß die lateinischen Dichter, und namentlich Horaz und Tibull, in seinen Uebersetzungen wahrhaft mishandelt, sodaß seine Verdeutschungen oft dunkler und unverständlicher sind als das Original; jedenfalls sind sie undeutsch. Freilich kam ihm bei diesen lateinischen Kunstdichtern ein Einfluß nicht mehr zu statten, der ihm bei dem naiven Homer wol von nicht unbeträchtlichem Nutzen war; wir meinen den Einfluß der Luther'schen Bibelübersetzung. Auch ist Voß in späterer Zeit von einem gewissen handwerksmäßigen Betrieb des Uebersetzergeschäfts schwerlich ganz freizusprechen.

Voß hatte zwar in den spätern Ausgaben und namentlich in der Ausgabe letzter Hand dem Spondeenprincip nur zu viel von der Leichtigkeit, Naivetät und Anmuth der frühern Ausgaben geopfert, aber doch auch Trochäen noch immer zugelassen; auch Schlegel that dies anfangs, ebenso wol in Uebersetzungen als in eigenen Producten, wie in der Goethe gewidmeten Elegie „Die Kunst der Griechen", die für lange Zeit ein Höhepunkt deutscher Hexametrik geblieben ist; aber gerade die Künstlichkeit scheint für nicht naive Dichter einen ganz besondern Reiz zu haben, und so sehen wir ihn plötzlich in seiner Einleitung zu seinen Uebersetzungsproben aus Mahabharata den Grundsatz aufstellen: „Es versteht sich von selbst, daß im Hexameter keine Trochäen geduldet werden können", mit welcher hochmüthigen Aeußerung alle Vorgänger, unter ihnen Klopstock und Voß, beseitigt werden sollten. Seine bekannte Elegie „Rom" hat denn auch wirklich das zweifelhafte Verdienst, trochäenfrei zu sein, freilich auf Kosten viel bedeutsamerer Erfordernisse und Feinheiten, die man von einem guten Hexameter zu verlangen hat. Wie mag Frau von Staël, welcher diese Elegie gewidmet war, wol mit diesen schwerfälligen Distichen fertig geworden sein, wie mag sie wol z. B. den harten Semipentameter: „Herr dein selbst sein gilt's", von den Lippen geperlt haben! Wunderlich erscheint es — wenn bei deutschen Kunstdichtern und Gelehrten überhaupt etwas wunderlich erscheinen könnte —, daß diesem Manne das feine Gehör für Wohllaut, welches er in den meisten seiner gereimten Gedichte bekundete, in seinen spätern Hexametern versagte! Wolf schritt auf diesem Wege der Spondeenraserei weiter und lieferte seine Uebersetzung der ersten hundert Verse der Odyssee, diesen Gegenstand höchster Bewunderung für alle Philologen, Gymnasialprofessoren und selbst Primaner, welche sich an Pindar's Hymnen und Aeschylus' „Agamemnon", die vollkommen zu genießen und zu verstehen selbst manchem gebildeten Altgriechen eine sauere Aufgabe gewesen sein mag, die jugendlichen Köpfe zerbrachen und Augen, Brust und Unterleib ruinirten. Gruppe weist nach, wie die sogenannten Musterhexameter Wolf's sprachlich wie metrisch und prosodisch an den schreiendsten Fehlern leiden und bemerkt zum Schluß seiner Kritik:

> Wolf bleibt nach meinem Urtheil entschieden hinter Voß; er hat dieselben Fehler, sogar in noch viel höherm Grade, und er besitzt nicht seine Tugenden; Voß hat ungleich mehr zusammenhängenden Guß, Ton, Stil, er ist wärmer, naiver; Wolf kälter, hölzerner, gespreizter, vor allem ungleicher.

Die folgenden Abschnitte handeln über Herder, für dessen Uebersetzungen aus der griechischen Anthologie der Verfasser nur Lob hat, über Friedrich Jacobs, über einige philologische Uebersetzer, über die Tibull-Uebersetzer Koreff, Günther, Strombeck, über Neuffer als Uebersetzer der „Aeneis", Osiander als Uebersetzer der „Georgica", Schwenk, Kannegießer, W. E. Weber, L. von Knebel, der wegen seines Lucrez als einer der besten deutschen Uebersetzer gepriesen wird, Köpke, dessen Uebersetzung des Plautus der Verfasser mit Recht sehr hoch stellt, Wilhelm von Humboldt als Uebersetzer der Oden des Pindar und des Aeschyleischen „Agamemnon", Ottfried Müller als Uebersetzer der „Eumeniden", Bothe als Uebersetzer des Euripides, Böckh als Uebersetzer der „Antigone", Troß und von Böcking als Uebersetzer der „Mosella" des Ausonius, Mörike als Uebersetzer des Theokrit, Johannes Minckwitz, Lommatzsch, Theodor Heyse u. s. w. Von Donner wird die Uebersetzung des Sophokles als „epochemachend" bezeichnet, während seine Uebersetzung des Homer mehr Tadel als Lob erfährt: sie möge fließender sein als die von Voß, aber nicht mehr in demselben Grade

homerisch, der gesammte Maßstab sei bedeutend herabgestimmt worden; sie sei im Grunde nur lesbar für das große Publikum. *) Platen und sein Einfluß wird in einem besondern kurzen Kapitel charakterisirt, und obschon Gruppe mit Recht auch an ihm den fast krankhaften Trochäenhaß rügt, wird er doch als Versbildner über alle Vorgänger gestellt; er sei der Maßstab geworden — ein Maßstab, strenger als alle vorigen —, welcher von jetzt an an die neuern Uebersetzer aus den Dichtern des Alterthums gelegt worden sei. Unter den Uebersetzungen des Sophokles hätten vielleicht die Uebertragungen des „Königs Oedip" und der „Antigone", welche Hölderlin während der ersten Jahre seines Wahnsinns in den lichtern Augenblicken verfaßte, schon als merkwürdiges psychologisches Problem und literarische Curiosität wol einige Beachtung verdient; und unter den neuern Uebersetzern vermissen wir, neben manchen andern, selbst Döderlein, den Verdeutscher der Horazischen Episteln, welcher in der Einleitung seine eigenen Uebersetzungsprincipien weitläufiger dargelegt hat, die nicht wol übergangen werden konnten, selbst wenn Gruppe sich gegen sie auflehnen mußte. Die jetzt so häufigen Versuche, Dichtwerke des Alterthums theilweise (z. B. die Chöre in den Tragikern) oder vollständig in gereimten Versen zu übersetzen, hat Gruppe kaum berücksichtigt; ohne Zweifel aus Absicht; dennoch vermissen wir sein motivirtes Urtheil über die Streitfrage, ob solche Uebersetzungen überhaupt zulässig seien oder nicht, nur ungern, da es nicht ohne alles Gewicht gewesen sein würde.

In einem letzten die deutsche Silbenmessung behandelnden Abschnitt begründet Gruppe vieles, was er im Laufe der ersten Abtheilung nur gelegentlich berühren konnte, mehr im Zusammenhange und mit Belegung von Gründen. Seiner Behauptung, daß die alten Sprachen den Reim nicht haben konnten, indem hier immer (?) nur die gleichen Endungen und Formen, wie puerorum und populorum, evanescit und florescit aufeinander treffen würden, darf man wol, was wenigstens das Lateinische betrifft (denn auf die griechische Sprache möchte Gruppe's Behauptung wol zutreffend sein), die gereimten lateinischen Kirchenhymnen entgegenhalten, die sicherlich einen so feierlichen majestätischen Klang haben, daß sie, wie wir aus häufiger Erfahrung wahrgenommen, selbst Ohr und Herz Ungebildeter, die den Sinn der Worte nicht kennen, mit Macht berühren. Gruppe geht in diesem Abschnitt auch auf die Geschichte der deutschen Prosodie und Metrik ein. Opitz stellte in seiner „Prosodia germanica" (1634) zuerst das Gesetz auf, daß an die Stelle dessen, was bei den Griechen und Römern die Quantität sei, bei uns der Accent träte; woraus denn folgt, daß in unsern Metren nicht eigentlich von langen und kurzen Silben, sondern nur von Hebungen und Senkungen die Rede sein könne. Freilich zog Opitz die gesammte Verskunst in zu enge Grenzen zusammen; nach ihm gab es nur zwei Rhythmen im Deutschen, einen männlichen, den Jambus, und einen weiblichen, den Trochäus. Daktylische Rhythmen und vollends Anapästen, oder auch nur Spondeen und bacchische Versfüße waren nach ihm im Deutschen unmöglich. Opitz' Freund, August Buchner, führte wenigstens die erstern wieder in seiner Verskunst ein, und seitdem wurde es wieder Brauch, von Länge und Kürze der Silben zu sprechen, wie dies Philipp von Zesen in seinem „Hochdeutschen Helicon" thut. Gottsched machte zuerst auf solche Wortfüße aufmerksam, welche sich aus Längen zusammensetzen, sicherte mithin dem Spondeus unter den deutschen Versfüßen einen Platz. Diese Entdeckung scheint aber damals unbeachtet oder doch ungewürdigt geblieben zu sein; da Klopstock erst nach längerer Praxis, wie wir gesehen haben, dem Spondeus auf die richtige Fährte kam. Wir übergehen die zweifelhaften Verdienste Adelung's und K. Ph. Moritz' um die deutsche Prosodie und gehen sogleich zu Voß über, der zuerst den Begriff von dem Stammwort und der Stammsilbe aussprach. Gruppe bemerkt:

> Er gewann dadurch ein feststehendes Element gegenüber dem wechselnden Accent, sodaß jetzt erst von einer Zeitmessung im Deutschen, wenn auch nicht in demselben Sinne wie in den alten Sprachen, so doch in einem annähernden, die Rede sein konnte.

Voß begründete seine Lehre, auf der gegenwärtig unsere besten Prosodisten und Verskünstler fußen, in seiner Schrift: „Zeitmessung der deutschen Sprache." Hieraus folgt nun die unverbrüchlich festzuhaltende, tief im Bau der deutschen Sprache begründete Regel, daß kein zweisilbiges Wort im Deutschen zwei kurze Silben haben kann, weil immer die eine überwiegt und der andern gegenüber die Rolle als Stamm spielt. Es ist dies hervorzuheben, weil sogar Platen gegen dies Gesetz häufig verstößt und das Beispiel eines solchen Verskünstlers leicht andere zu gleichen Verstößen verführt. An feinen Beobachtungen sind Gruppe's Abhandlungen in diesem Theile seiner Schrift sehr reich, so wenn er darauf hinweist, daß die Griechen das Verbot der weiblichen Cäsur im vierten Fuße des Hexameters durch alle Zeiten beobachtet hätten, ein paar ganz einzeln stehende Stellen im Homer ausgenommen, deren Echtheit noch nicht einmal festgestellt worden sei. Voß' Hexameter seien in dieser Hinsicht durchaus nicht musterhaft, und Schlegel, Wolf, Platen seien ihm hierin gefolgt. Indeß da auch Horaz und Virgil sich erlaubt haben, von dieser Regel der Griechen abzuweichen, und da gute Hexameter im Deutschen zu bilden gar keine leichte Sache ist, wird man in diesem Punkte doch wol nachsichtig sein müssen. Vollkommen einverstanden sind wir aber mit Gruppe in seinen Bemerkungen über die Gefahren, die es hat, im Deutschen durchaus trochäenfreie Hexameter bilden zu wollen; woher es auch geschieht, daß diese Art deutscher Hexameter dem Ausländer Ohrenzwang und auch dem deutschen Ohre sicherlich kein Wohlgefallen bereitet. Die Spondeen müssen

*) Die von Gruppe, soviel wir uns erinnern, in seiner Schrift nicht gewürdigte Donner'sche Uebersetzung des Euripides, deren vollständiger Titel lautet: „Euripides. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von J. J. C. Donner", erscheint jetzt (Leipzig und Heidelberg 1859) in zweiter verbesserter Auflage, wovon uns der erste Band vorliegt. Sein „Sophokles" hat bekanntlich bereits die vierte (neu bearbeitete) Auflage erlebt.

ungezwungen und natürlich kommen, sonst sind sie nur vom Uebel. Am schlimmsten aber steht es mit diesen Spondeen, die im Deutschen zehnfach mehr Gewicht und daher auch mehr Schwerfälligkeit haben als im Griechischen, wenn ihr Hochton in die Senkung, der Tiefton dagegen in die Hebung des Versfußes fällt. Das hat zuerst Voß sich erlaubt und sich darauf selbst viel zugute gethan und die andern sind ihm darin gefolgt. Selten und an charakteristischen Stellen angebracht, kann dieses Kunststück sogar ein nicht zu verschmähendes pikantes Reizmittel sein, um das oft monotone Geklapper deutscher Hexameter zu unterbrechen; aber unsere Verskünstler haben seit Voß förmlich danach Jagd gemacht. Zuweilen hat man sogar die natürliche und unnatürliche Stellung nebeneinander, wie in folgendem Hexameter in Voß' „Luise":

Und mit süßerem Kern Walnuß und röthliche Bartnuß.

Infolge dieses Spondeenzwangs wird dann ein Schiff zum „Meerschiff", ein Mahl zum „Festschmaus", das Meer zur „Salzflut", die Frucht zur „Feldfrucht", der Wein zum „Festwein", der Rock zum „Leibrock", die Kraft zur „Mannkraft", das Schwein zum „Mastschwein", u. s. w.; „hundert Söhne", „zehntausend Meilen" kann man nicht sagen, dafür sagt man „hundert der Söhne", „zehntausend der Meilen" (bei Schlegel); niemand darf mehr mitten im Hexameter „eine Frau", „eine Wahrheit", „dieser Mann", „meine Tochter", „seine Söhne" u. s. w. sagen; der unbestimmte Artikel oder das Pronomen muß dann nothwendig den Ausgang des einen und das Substantiv den Anfang des nächstfolgenden Verses bilden. Welche Verkünstelungen und Gezwungenheiten müssen von einem solchen Systeme die Folge sein! Hunderte und darunter viele der schönsten, ja geradezu unentbehrlichsten Worte der deutschen Sprache werden bei dieser Trochäenscheu von der Anwendung in Hexametern ausgeschlossen, und wenn man sich auch vielleicht bei den meisten mit matten Umschreibungen helfen kann, so wird dies doch bei Eigennamen wie Brandenburg, Würtemberg, Steiermark, Dänemark, Magdeburg, Regensburg, Halberstadt, Erzgebirg (wofür man sich vielleicht mit einem „Gebirg", das vom Erze sich nennt", helfen würde, da solches Drollige und noch Drolligere in der That vorkommt), Odenwald, Stubbenkammer, Bodensee, Berlichingen, Hardenberg, Tauenzien u. s. w. rein unmöglich. Auch den lyrischen Strophen, die man den Alten nachahmte, hat man diesen Spondeenzwang auferlegt, und Gruppe, sonst ein enthusiastischer Bewunderer Platen's, bemerkt in dieser Hinsicht mit Recht:

Man prüfe mit näherm Eingehen die so hochgehaltenen sapphischen und alcäischen Strophen, wie Platen sie bildet: sicherlich ist in ihnen viel Kunstfleiß aufgewendet, sicherlich hat der Dichter es sich nicht leicht gemacht; allein in welcher Richtung und mit welchem Gewinn? Er irrt, wenn er glaubt im Sinne der Sappho und des Alcäus zu singen, denn er bewegt sich nur in den Schuhen des Horaz. Er müht sich ängstlich um Cäsuren und Spondeen, wo die Griechen nichts davon wissen.

Auf diese Weise ist z. B. der sapphischen Strophe, diesem „weichsten und mildesten Maß, das je von der griechischen Lyra erklungen", von neudeutschen Dichtern ein das Ohr verletzender Charakter der Schwere, Härte und Gezwungenheit aufgedrückt worden. So hielten sich unsere neuern Dichter, wo sie die Wahl hatten zwischen der freiern Bewegung der griechischen Dichter und der kunstvollern der römischen, immer lieber an diese als an jene, nur um ihre Kunst zeigen zu können. Aber keine Nation läßt sich durch die Grillen ihrer Gelehrten auf die Dauer octroyiren, was ihrer innersten Natur widerstrebt, und so geschah es leider, daß, wie schon bemerkt, diese Verschrobenheiten in weiten Kreisen Antipathien gegen die Nachbildung antiker Versmaße überhaupt hervorgerufen haben.

Hermann Marggraff.

L. A. Frankl's Reise nach dem Orient.

Nach Jerusalem! Von Ludwig August Frankl. Zwei Theile. Leipzig, Baumgärtner. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Wer die Bedingungen kennt, unter denen das vorliegende Reisewerk zu Stande gekommen ist, dürfte auch ohne specielle Einsichtnahme in dasselbe ein ziemlich zutreffendes Urtheil darüber zu fällen im Stande sein. Es ist eben ein Exemplar aus der zahlreichen Species der modernen Touristenliteratur, über deren mittleres Niveau es sich jedoch an einzelnen Punkten in anerkennenswerther Weise erhebt. Auf der einen Seite haben wir es mit einem Schriftsteller zu thun, welcher, obschon bisher noch nicht auf dem fraglichen Gebiete thätig, unzweifelhaft eine nicht zu verachtende Auffassungs- und Darstellungsgabe besitzt. Auf der andern Seite sehen wir denselben im Fluge von Ort zu Ort einem bestimmten Ziele zueilen, wo er, ebenfalls in verhältnißmäßig kurzer Zeit, innerhalb eines beschränkten Kreises eine ganz specielle Mission zu erfüllen hat. Was ist der Leser unter diesen Voraussetzungen zu erwarten berechtigt? Eine Reihe von Beobachtungen und Erlebnissen, denen, wo sie von einiger Wichtigkeit sind, das Interesse der Neuheit, und, wo sie wirklich ausnahmsweise neu sind, das Interesse der Wichtigkeit abgehen wird, und die daher füglich hätten ungeschrieben bleiben können, ohne daß die Literatur oder Wissenschaft gerade sehr viel verloren hätte, die aber, nachdem sie nun einmal geschrieben worden sind, sich für jedermann als eine angenehm unterhaltende, für die mit der Reiseliteratur über Syrien und Palästina wenig Vertrauten auch als eine belehrende und anregende Lectüre empfehlen lassen. Sollte es sich außerdem herausstellen, daß die Schilderung jenes beschränkten Kreises nach irgendeiner Seite hin auch die allgemeine Aufmerksamkeit zu beschäftigen verdient, so würde dieser Umstand den Werth des Buchs nicht unwesentlich erhöhen. Diese ganze Schlußfolgerung haben wir bei der Lectüre des vorliegenden Reisewerks vollkommen bestätigt gefunden; insbesondere freut es uns aber hinzufügen zu können, daß auch die zuletzt ausgesprochene Voraussetzung eintrifft.

Frau Elise Herz zu Wien hatte beschlossen, zum Andenken ihres verstorbenen Vaters Simon Edlen von Lämel eine Kinderbewahranstalt in Jerusalem, zunächst für israelitische Kinder österreichischer Unterthanen, zu stiften und zu diesem Zwecke ein Kapital von 50000 Gulden bestimmt. Dr. Frankl erhielt von ihr den Auftrag, zur Gründung dieses Instituts in Jerusalem selbst die nöthigen Einleitungen zu treffen. Nachdem derselbe die jüdischen Bewohner Jerusalems durch eine kurze Schrift („Kol meb asser") auf den Zweck seiner Ankunft vorbereitet hatte, trat er am 11. März 1856 seine Reise an, um von Triest aus mit einem Lloyddampfer nach Konstantinopel zu fahren. Korfu und Zante wurden nur ganz vorübergehend berührt. Letztere Insel als die Geburtsstätte, erstere als der Aufenthaltsort des inzwischen (am 21. Februar 1857) verschiedenen edeln Dionisos Solomos veranlassen den Reisenden zu einer kurzen Schilderung der Lebensverhältnisse und poetischen Schöpfungen dieses größten,

wenn auch im ionischen Dialekte singenden neugriechischen Dichters. Auch sein vierzehntägiger Aufenthalt in Athen ist hauptsächlich durch literarische Beziehungen von Interesse. Die mannichfach im modernen Hellenenthum zu Tage tretenden Erinnerungen an altgriechische Denkweise und altgriechisches Leben haben wol für den Kenner des classischen Alterthums auf den ersten Blick etwas zugleich Ueberraschendes und Anmuthendes, stehen aber doch, genauer betrachtet, selbst da, wo sie nicht gemacht sind, mit den Eigenthümlichkeiten und Anforderungen des modernen Lebens einigermaßen im Widerspruch. So fehlt es an einem national griechischen Drama, weil Griechenland, abgesehen von dem italienischen Operngesang, kein Theater hat. „Jedes griechische Weib würde sich für entehrt halten, auf der Bühne zu erscheinen", und „jeder Mann hielte es unter seiner Würde, als Schauspieler aufzutreten, und seine Freiheitskämpfer durch Knaben dargestellt zu sehen, würde ihm lächerlich vorkommen". Auch in den jährlich am 25. Mai durch die Universität stattfindenden Dichterkrönungen spricht sich ein solcher antiker Zug aus. Von dem ersten dieser poëtae laureati, Zalakosta, erhielt der Verfasser einen Besuch, während dessen sich der Dichter namentlich gegen die unnatürlichen Wiederbelebungsversuche des Altgriechischen aussprach. Er klagte auch darüber, daß sich in Griechenland kein Buchhändler finde, der den Verlag von Gedichten übernehme. Der Verfasser verkehrte noch oft mit Zalakosta, der in ihm jedesmal den Eindruck einer edeln, nationalen Gesinnung, einer schönen Menschlichkeit und poetischen Begeisterung hervorrief. Einem andern berühmten neugriechischen Dichter, dem Minister Rangabé, stattete der Reisende selbst einen Besuch ab. Der Minister, ein kleiner hagerer Mann mit blondgrauen Haaren und hellen blauen Augen, von schlichtem, freundlichem Wesen, redete ihn gewandt in deutscher Sprache an: „Sie kommen aus dem Vaterlande Uhland's und Rückert's; seien Sie mir herzlich willkommen." Er theilte dem Verfasser unter anderm mit, daß er seit lange mit dem Gedanken umgehe, ein griechisches Theater zu schaffen, und die Art und Weise, wie er denselben inzwischen verwirklicht hat, ist eine neue Huldigung an die deutsche Muse von seiten des Uebersetzers vieler Goethe'schen und Schiller'schen Gedichte: das griechische Theater zu Athen ist mit „Kabale und Liebe", übersetzt von Rangabé, eröffnet worden. Die Beobachtungen des Verfassers auf hellenischem Boden enthalten noch manches Anregende, wovon jedoch nur sein Hinweis auf die hervorstechenden Vergleichungspunkte zwischen dem serbischen und griechischen Volksgesange und Tanze, seine Schilderung des traurigen Zustandes der deutschen Colonien in Attika und eine Lebensskizze der phantastischen Herzogin von Piacenza (Madame Lebrun), welche in Athen zum Judenthume übertrat und 20 Jahre lang (bis 1854) die dortige Gesellschaft durch ihr seltsames und extravagantes Wesen in Erstaunen setzte, speciell hervorgehoben werden sollen. Während er im Piräus einige Tage auf den Dampfer wartete, machte er noch die interessante Bekanntschaft der Amerikanerin Miß Dorothea L. Dix, welche, von reiner Menschenliebe angetrieben, sich selbst die Mission auferlegt hatte, in allen europäischen Staaten auf Verbesserung der Irrenanstalten hinzuarbeiten. Sie war soeben von Rom gekommen und schilderte dem Verfasser ihren raschen und glänzenden Erfolg bei Pius IX.

Nur in Syra und Smyrna unterwegs kurze Zeit verweilend, brachte das Dampfschiff den Reisenden in wenigen Tagen nach Konstantinopel. Hier waren es, kurz nach dem Pariser Frieden, hauptsächlich politische Interessen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigten. „Wird der Hat-Humajum wirklich ausgeführt werden?" war insbesondere die Frage, welche innerhalb der jüdischen und christlichen Kreise, mit denen der Verfasser vorzugsweise in Berührung kam, gerade so wie bei uns bald bejahend bald verneinend beantwortet ward. „Der Hat-Humajum", äußerte Herr von Hahn, der österreichische Consul in Syra und Verfasser der bekannten „Albanesischen Studien", welcher, nebenbei bemerkt, noch mit Sammlung griechischer Märchen beschäftigt war, von denen er voraussagte, daß sie durch ihre außerordentliche Aehnlichkeit mit den deutschen auffallen und zu manchen kühnen philologischen Combinationen Anlaß geben würden: „der Hat-Humajum und die in ihm ausgesprochene Gleichstellung der Confessionen ist möglich, aber — in türkischer Weise, langsam und erst nach langer Zeit. Was auch die Welt gegen das Tanfimat sage, doch hat es seine Wirkung gehabt und äußert sie noch fort und fort. Die Verhältnisse in der Türkei sind seitdem ganz anders geworden. Die Türken klagen zwar über ihre Zustände, wenn man aber ins Einzelne geht und ihnen die guten Folgen an besondern Fällen nachweist, dann sagen sie: Ja, das ist wahr! Ebenso ist der Zustand Griechenlands in fortgesetztem Vorschreiten begriffen; man bemerkt das deutlich, wenn man die Anfänge gesehen hat." Dies ist der officiell österreichische Standpunkt. In ganz anderm Sinne sprach man sich in einer Gesellschaft bei dem Hofgärtner des Sultans, Christian Sester, aus: „Wenn auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß das Tanfimat sehr langsam, aber doch einigen Fortschritt herbeigeführt hat, so ist der Hat-Humajum «ein Blatt Papier zwischen dem Großherrn und seinem Volke». Es wird einiges, solange die Westmächte die Hauptstadt schützen, d. h. belagern, in Ausführung gebracht werden, um dann, wie eine Kanonenkugel an Mehlsäcken, an dem trägen Widerstande der türkischen Regierung zu verflechen. Der Hat greift zu sehr an die religiösen Grundfesten des Reichs und scheint mit der vielleicht sogar der türkischen Regierung nicht verschwiegenen Ueberzeugung, daß er unausführbar sei, gefordert worden zu sein." Auch die Worte Omer-Pascha's, welchem der Verfasser einen zweimaligen Besuch abstattete, verdienen angeführt zu werden, obgleich wir damit nicht sagen wollen, daß dieselben ohne weiteres als der Ausdruck seiner vollen Ueberzeugung hinzunehmen seien. Auf die Bemerkung Frankl's, daß der Unterricht vielleicht der Untergang der jetzt noch halb selbständigen türkischen Nation sein werde, entgegnete er: „Sie sprechen die Anschauung der gebildeten Völker Europas aus und irren mit ihnen", und er stellte es entschieden in Abrede, daß die Reformen an den Grundsätzen der Religion rütteln und den Verfall des sinkenden Reichs herbeiführen würden, indem er sagte: „Gewiß nicht; der Türke ist tief religiös, aber nicht mehr fanatisch. Die Ulemas haben keine Macht und ein fester Wille kann alles." Omer-Pascha schildert der Verfasser folgendermaßen: „Seine Gestalt ist mäßig hoch, schlank, Haupthaar und Bart grau, die Augen hell und eindringend. Die Jochbeine in dem sonst länglich schmalen Gesichte etwas vortretend. Die kroatische Bildung ist unverkennbar, wie denn auch das correct gesprochene Deutsch nicht ohne slawischen Anklang ist. Er war als türkischer Offizier gekleidet. Ein dunkelbrauner Waffenrock war offen und ließ eine graublaue, seidene Weste sehen. Das Haupt bedeckte ein rother Fes. Seine rechte Hand ließ fort und fort die Kugeln eines schwarzen Rosenkranzes, der mit silbernen Quasten geziert war, durch die Finger gleiten." Wir wollen übrigens, um nochmals auf den Hat-Humajum zurückzukommen, nicht verschweigen, daß nach des Verfassers eigenen Erfahrungen die Sache auch ihre Kehrseite hat: Christen und Juden wollen zwar gern mit den Türken gleiche Rechte haben, aber von gleichen Pflichten und namentlich von der Militärpflicht wollen sie nichts wissen; höchstens trösten sie sich mit dem Gedanken an die Möglichkeit einer Loskaufung von letzterer.

Von dem vielfachen in Konstantinopel und dessen Umgebung Beobachteten und Gesehenen sei hier nur noch der neue Palast des Sultans erwähnt, welchem der Verfasser, der ihn infolge besonderer Vergünstigung kurze Zeit vor dem völligen Ausbau desselben in Augenschein nehmen durfte, eine ausführliche Beschreibung widmet. Alles Uebrige müssen wir übergehen, um mit einigen Worten der Verfassung der türkischen Juden zu gedenken, deren Verhältnissen der Verfasser natürlich einen nicht unbeträchtlichen Theil seiner Darstellung einräumt. Die einzelnen Notizen über die zerstreuten jüdischen Gemeinden des türkischen Reichs mögen in Ermangelung zuverlässigerer Quellen für den Statistiker und insbesondere für die Glaubensgenossen des Verfassers von Werth sein; wir unsererseits beachten nur das allgemein

Wichtige. Die Verfassung der türkischen Juden entspricht der der übrigen nichtmohammedanischen Unterthanen des Reichs. Die Leitung aller öffentlichen Geschäfte steht dem Oberrabbi des einen der beiden konstantinopolitanischen Bet-Din oder Rabbinercollegien zu, welcher von dem ihm beim Amtsantritt durch die Regierung ertheilten Orden den Titel Chacham Baschi des Nischan führt. Mit ihm verkehrt die Regierung in allen Angelegenheiten, welche die Juden des weiten türkischen Reichs betreffen. Ihm liegt es ob, ihnen alle Befehle kund zu thun und über deren Vollziehung zu wachen. Er hat die Vollmacht, die Steuern der Juden für das ganze Reich zu repartiren, was er mit Hülfe der Rabbinen in den jüdischen Gemeinden, die er ernennen und absetzen kann, ausführt. Ferner muß jede der Hauptgemeinden, z. B. Smyrna, Salonich, Jerusalem, wenn sie einen Rabbi wählt, dem Chacham des Nischan in Konstantinopel davon Anzeige machen. Im Falle daß dieser zum Neugewählten Vertrauen hat, schlägt er ihn der Regierung vor, die ihn bestätigt und ihm, wenn die Gemeinde jährlich eine Taxe von 30000 Piastern dafür bezahlt, ebenfalls die Insignien des Nischanordens verleiht. Die damit Belehnten, was freilich wegen ihrer Armuth nur die wenigsten Gemeinden sind, genießen das Vorrecht, ihre Wünsche oder Vorschläge dem Chacham des Nischan in Konstantinopel mitzutheilen, der die Pflicht hat, die Regierung ungesäumt davon in Kenntniß zu setzen. Rücksichtlich des einzelnen sowie der innern Verfassungsverhältnisse der Gemeinde zu Konstantinopel müssen wir auf das Werk selbst verweisen.

Am 29. April ging der Verfasser abermals zu Schiffe. Von Smyrna, Rhodos und Cypern sah er gerade so viel, als man in Zeit von wenigen Stunden mit offenen Augen sehen kann; Rhodos besuchte er glücklicherweise noch kurz vor der furchtbaren Explosion, welche die Ritterstraße, den Siegesbogen, die Johanniskirche und hundert andere Gebäude, Paläste und Moscheen in einen Trümmerhaufen verwandelte. Von der Landung in Beirut an gewinnt die Reise mehr den Charakter des Stetigen, Zusammenhängenden; das Dampfschiff läßt nunmehr dem Rosse, wol auch dem Kameele und Segelboote wieder sein altes gutes Recht. Ein höchst eigenthümliches Interesse hat die Schilderung des Besuchs, welchen der Verfasser dem hochbejahrten und blinden maronitischen „Fürsten des Libanon" auf seinem Schlosse zu Sibne abstattete. Ueber die Religion der fürstlichen Familie herrschen widersprechende Stimmen: sie bekennt sich wol zum Christenthum, allein der Reisende konnte während seines vierstündigen Aufenthalts keine Ceremonie, keinen Ausspruch, kein Kreuz oder Heiligenbild entdecken, welches ihn an das Christenthum des Hauses erinnert hätte, und der Fürst soll nach Umständen unbedenklich die Farbe wechseln. Von Beirut begleiten wir den Verfasser zunächst über den Libanon, nicht weit von den Felsendörfern der Drusen vorüber. Maroniten, welche die Reisegesellschaft im Zelte besuchten, theilten ihm über die letztern Folgendes mit: „Wir Christen leben mit den Drusen im besten Einvernehmen. Es sind tapfere, entschlossene Männer von guter Gemüthsart. Ueber ihren Glauben bewahren sie ein tiefes Geheimniß, von dem sie selbst mit ihren besten und bewährtesten Freunden, wenn sie nicht auch Drusen sind, nicht sprechen. Sie beten, wie die Juden und Mohammedaner, nur einen Gott an. Der Wille, die Weisheit, die Gerechtigkeit, das Wort sind unsterbliche Wesen, die den Zusammenhang zwischen den Menschen und Gott erhalten. Ihr Prophet Hakim ist der letzte, zu dem Gott sprach und der siebente seit Erschaffung der Welt. Jesus, der Sohn Joseph's und Maria's, ist ein falscher Prophet. Ihre Seelen wandern, je nach ihrer Tugend oder ihrem Laster, in schönere oder häßliche Menschengestalten. Ihr Prophet wird wiederkommen, und das wird die Zeit der ewigen Glückseligkeit auf Erden, das Paradies sein. Das wird geschehen im Jahre der Hedschra 411 (!). Die Aeltesten eines jeden Dorfs gehen den Freitag um die Mitternachtsstunde auf den ihnen zunächst gelegenen Berg, um Gottesdienst zu halten. Sie lesen eine Stunde lang aus einem Buche, das niemals ein Nichtdruse gesehen hat. Selbst unter ihnen werden die Männer erst, wenn sie das vierzigste Jahr erreicht haben, in die Geheimnisse der Religion eingeweiht. Einen Verrath derselben würden sie mit dem Tode bestrafen. Doch weiß man seit Menschengedenken nichts von einem solchen Falle." Im wesentlichen damit übereinstimmend fand der Verfasser später auf der Rückreise das Urtheil der Christen in Rame, einem Dorfe zwischen St.-Jean d'Acre und Safed. „Sie sagen zwar, daß sie an Gott glauben, aber in Wahrheit ist dem nicht so. Sie nehmen nicht an, daß die Menschheit von einem Paare abstamme, sondern von vielen zugleich. Denn wie konnte ein Menschenpaar zugleich weiße und schwarze Kinder erzeugen? Sie glauben auch nicht an die Sündflut. . . . . Es sind brave, tapfere Männer, denen das gegebene Wort heilig ist, es sind hülfreiche Nachbarn, und ihre Weiber sind keusch."

Eine dreitägige Reise brachte den Verfasser nach dem von einem Blumenduftmeere umwogten Damascus, dessen Schilderung uns mitten in das volle orientalische Leben hineinversetzt. Er machte hier manche interessante Bekanntschaften, unter andern die des Obersten Geßler, eines der aus dem preußischen Heere in das türkische übergetretenen Offiziers, die des preußischen Consuls, des gelehrten Orientalisten Wetzstein, und die — Abd-el-Kader's, welcher nicht nur die medicinische Geschicklichkeit seines Gastes gegen die Schmerzen eines hohlen Zahns zu Hülfe rief, sondern auch sein poetisches Talent zu verwerthen wußte, indem er sich von ihm besingen ließ. Der Emir beabsichtigte damals, seinen zahlreichen Verehrern Vorträge über die moslemitische Offenbarungslehre zu halten. „Er hat einen großen Anhang im Morgenlande, den er sich durch den Ruhm seiner Tapferkeit wie durch seine oft prophetische Beredsamkeit erworben hat. Seine Rolle ist nicht zu Ende gespielt, und wie überhaupt der Ausdruck seines Kopfes, die Vorsicht seiner Aeußerungen Schlauheit bekundet, so scheint er mit dem feinsten Gehör in die noch so fernen Weltereignisse hineinzuhorchen und in sich entschlossen zu sein, wenn ein ihm glücklich scheinender Moment kommen sollte." Wir eilen nun mit dem Verfasser in zwei Tagen über den Antilibanon nach den erhabenen Ruinen von Baalbek und weiter über die schneebedeckten, gefahrvollen Höhen des Gebirgs den uralten Cedern des Libanon zu, deren Zahl jetzt auf neun herabgesunken ist, um vielleicht im Laufe des nächsten Jahrhunderts gänzlich zu verschwinden. Das Dampfschiff trug den Reisenden von Tripolis zurück nach Beirut, und von hier weiter an die Gestade Palästinas, die er bei Jaffa betrat. Durch die Ebene von Saron über Ramleh und Kuryet-el-Enab, das alte Kiriath-Jearim, pilgernd, erreichte er am 28. Mai Jerusalem.

Die Beobachtungen und Erfahrungen des Verfassers in Jerusalem, sowie seine Wanderungen im Heiligen Lande sind zwar, wie fast alles was er schreibt, anziehend, einen selbständigen Werth haben aber nur seine Aufschlüsse über die Zustände, Sitten und Anschauungen seiner Glaubensgenossen, zu deren genauerer Erforschung ihm die zur Erledigung des ihm gewordenen Auftrags nothwendigen Schritte hinreichende Veranlassung boten. Jerusalem hat eine Bevölkerung von 18000 Seelen, unter denen sich 3000 Christen und 5700 Juden befinden. Die letztern scheiden sich wie alle morgenländischen Juden in die zwei Hauptklassen der Sephardim und Aschkenasim. Sephardim heißen die Nachkommen der spanisch-portugiesischen Juden, welche bei der Vertreibung der Juden aus Spanien unter Isabella von dorther in alle Welt auswanderten. Die Sephardim in Jerusalem stammen wieder aus den türkischen Provinzen, aus Aegypten, Tunis, Tripolis, Algier, Marokko, Persien, Indien u. s. w. und bedienen sich des spanischen Idioms. Sie bilden die bei weitem überwiegende Mehrzahl der jüdischen Bevölkerung, 4000 Seelen, und die Großgemeinde von Jerusalem, an deren Spitze der Chacham Baschi steht. Die Aschkenasim stammen nur zum geringsten Theile aus Aschkenes, d. i. Deutschland und Holland, die meisten aus Rußland, Galizien, Ungarn, Böhmen und Mähren. Sie rechtfertigen aber insofern die Bezeichnung Deutsche, als sie deren Sprache, wenn auch in einem wunderlichen

Dialekte und mit seltsamer Betonung, sprechen und, wie der Verfasser hinzufügt, durch innere Zwietracht den deutschen Charakter beurkunden. Sie haben sich vor etwa 30 Jahren von den sepharedischen Glaubensgenossen getrennt und allmählich in sechs verschiedene, sich leidenschaftlich anfeindende Gemeinden gesondert. Diese sind die Peruschim, auch Pharisäer genannt, fanatische, bigote, intolerante, bei strenger Beobachtung des Ceremonialgesetzes gleichwol irreligiöse und unsittliche Eingeborene Rußlands, aber meist unter österreichischem Schutze, die einer ähnlichen religiösen Anschauung zugethanen, aber dem sepharedischen Ritus anhängenden, minder fanatischen, aber sittenreinern Chassidim Wolhyniro, die diesen ganz gesinnungsverwandten Chassidim Oesterreicher, die mehr zu den Peruschim neigenden Chassidim Chabet, die aus Peruschim und Chassidim zusammengesetzten Warschauer, und die wenig zahlreichen Ansche Hod, deren deutsche Abkunft kaum bemerkbar ist und welche sich die Peruschim zum Vorbild nehmen. Die Aschkenasim, deren Spaltung nur durch Geldstreitigkeiten hervorgerufen worden ist, haben kein geistliches Oberhaupt; nur die Peruschim und Warschauer haben ein „Besdin", dessen Mitglieder von Europa her gewählt werden. Hierzu kommen noch die Karaiten oder Karäer (d. h. Textler im Gegensatz zu den Mekalebim, d. h. Traditionsgläubigen), nach dem Berichte ihres Vorstehers die ältesten Einwohner Jerusalems seit der Zerstörung des zweiten Tempels, aber von den übrigen Juden, namentlich von den Aschkenasim, verachtet. Es hat mit ihnen eine geheimnißvolle Bewandtniß. Im Jahre 1762 wollten die Juden eine heimliche Versammlung in der karaitischen Synagoge halten. Als der Chacham Baschi die Treppe hinabstieg, strauchelte er. Man faßte Verdacht, grub nach und fand unter den Stufen die Schriften des Maimonides, welche sie auf hinterlistige Weise hatten mit Füßen treten lassen wollen. Der Chacham Baschi fluchte ihnen, daß sie niemals eine Minjam, d. i. die zum Gebete nöthigen zehn Männer, in ihrer Gemeinde haben sollten, und dieser Fluch ist bislang in Erfüllung gegangen.

Es liegt nicht in unserer Aufgabe nachzuweisen, wie Frankl seine Mission ausführte. Genug, es gelang ihm, nach mannichfachen einleitenden Schritten und Besprechungen mit den Vertretern der einzelnen Gemeinden die der Sepharedim und zwei von den Aschkenasim, darunter den literarisch verdienten Rabbi Joseph Schwarz, für die Annahme der ihnen zugedachten Wohlthat zu gewinnen und die Unterrichtsanstalt provisorisch einzurichten. Die Demonstrationen der schon früher von außen her gegen ihn aufgehetzten Feinde der Aufklärung nahmen eine Zeit lang gewaltsame Formen aller Art an: die schmuzigsten Pasquille wurden angeschlagen und einige Fanatiker wollten an der Tempelmauer „Schofar" das Lärmhorn blasen; einmal war die Haltung der Gegner so drohend, daß Frankl es für nöthig hielt, beim Ausgehen seinen Revolver einzustecken, und erst, als der österreichische Consul und Kiamil Pascha sich energisch ins Mittel schlugen, verstand man sich dazu, ihn in Frieden zu lassen. Auf uns machte dieses ganze Getreibe mit seinen wunderlichen Acteurs, diesen grotesken Gestalten mit dem allbekannten Habitus der Kinder Israel, dieser Sturm in einem Glase Wasser, welcher uns wie eine beabsichtigte Caricatur großer weltgeschichtlicher Ideenkämpfe anmuthete, einen unwiderstehlich komischen Eindruck. Wer aber selbst der Gegenstand dieses Hasses, die Zielscheibe dieser rohen, schmuzigen Angriffe war, wer seine reinen Absichten verdächtigt, seine humanen Bestrebungen von den eigenen Glaubensgenossen verkannt und schnöde zurückgewiesen sehen mußte, dem ist es wohl zu verzeihen, wenn ein Gefühl tiefen Schmerzes und unaussprechlichen Ekels alle andern Gefühle in ihm zurückdrängt. Und in der That, wohin auch Frankl seine Blicke wenden mochte, alles in den Verhältnissen der Israeliten in Jerusalem erschien ihm schmachvoll und trostlos. Die Juden in der Heiligen Stadt sind eine einzige unwissende, sittlich verdorbene, leiblich und geistig verrottete, unverschämte Bettlergemeinde im buchstäblichen Sinne des Wortes. Sie leben geradezu blos von den im Abendlande zusammengebettelten Almosen, bei deren Vertheilung überdies die wohlhabenden Vorsteher ihre ärmern, unzufriedenen, aber wehrlosen Glaubensgenossen übervortheilen. Wenn diese Hülfsquelle versiegt, so verschachern sie ihren Glauben an die englische Mission, die dafür ein gutes Backschiesch zahlt, und sie wiederholen das unter Umständen mehr als einmal. „Das einzig gute Geschäft, das sich noch gehalten hat", sagt ein jüdisch-polnischer Witz, „wenn man sich taufen ließ, wer hat's verdorben? Die Juden mit ihrer Concurrenz." Nur der vierundzwanzigste Theil betreibt auf armselige Weise ein Handwerk; von Ackerbau keine Spur; 5461 Menschen von 5700 sind müßig und erwerblos. Den Hauptgrund dieser physischen und moralischen Verkommenheit findet der Verfasser in den frühzeitigen Heirathen, und es scheint, als ob das ganze Geschlecht unrettbar seinem Untergange entgegeneilen müßte, wenn nicht die fortwährende Einwanderung frische Lebenskraft zuführte. Allerdings finden sich nach den aufopfernden Bemühungen eines Sir Moses Montefiore, Rothschild und Albert Cohn einzelne Ansätze zum Bessern; aber sie sind sehr schwach und nur die vom Verfasser vorgeschlagene stetige und geregelte Ueberwachung von seiten der abendländischen Glaubensgenossen würde zur Hoffnung auf eine gedeihliche Entwickelung derselben berechtigen.

Die Beobachtungen des Verfassers außerhalb der jüdischen Kreise sind sehr spärlich und unzuverlässig. Ueber Kiamil-Pascha erfahren wir einiges Interessante, sonst scheint ihm das mohammedanische Leben völlig fern gelegen zu haben; auch seine Bemerkungen über die Verhältnisse der Christen sind meist unbedeutend. Was er über den unsinnigen Bekehrungseifer der englischen Missionsgesellschaft sagt, hat wol seine Richtigkeit, allein der großartigern Bestrebungen des protestantischen Bisthums wird nicht mit einer Silbe gedacht. Der preußische Consul Dr. Rosen wird nur im Vorübergehen erwähnt; seine Bekanntschaft mit dem englischen, J. Finn, ermöglichte ihm den Besuch des Museums und der Bibliothek der von diesem gegründeten und geleiteten, aber protestantisch exclusiven „Jerusalemitanischen literarischen Gesellschaft". Der Verfasser glaubte sich von allen nichtjüdischen Kreisen möglichst fern halten zu müssen, um seiner Sache nicht zu schaden, und wenn man diese Rücksicht nicht billigen will, so liegt darin wenigstens kein Vorwurf für den Schriftsteller, welcher übrigens seinen verhältnißmäßig kurzen Aufenthalt in Jerusalem zu den mannichfaltigsten Beobachtungen innerhalb der ihm zunächstliegenden Sphäre benutzt hat. Seine kurzen Besuche an den durch die heilige Geschichte geweihten Orten der Stadt und Umgegend enthalten natürlich auch nichts besonders Neues und Wichtiges; nur zwei derselben scheinen eine besondere Erwähnung zu verdienen, nämlich der in den 1855 von Douglas entdeckten und im „Athenaeum" beschriebenen antiken Steinbrüchen und der in der Moschee Omar's, welche bekanntlich die Stelle des alten Tempels auf dem Berge Moria einnimmt. Auf die interessante Beschreibung der letztern wollen wir den Leser um so mehr aufmerksam machen, je seltener diese außerordentliche Vergünstigung einem Ungläubigen gewährt wird: ward es doch Forschern wie Robinson und Tobler nicht gestattet, den Tempelplatz zu betreten. Auch war der Verfasser einer der letzten, denen diese Gunst zu Theil wurde; seit Kiamil-Pascha nicht mehr Gouverneur von Jerusalem ist, bleibt der Zutritt wieder von moslemitischer Seite streng untersagt.

In den vierzigtägigen Aufenthalt des Verfassers zu Jerusalem fällt auch ein viertägiger Ausflug über Jericho nach dem Jordan und dem Todten Meere, und von da zurück über das Kloster St.-Saba und das kleine, schöne Bethlehem, an den Teichen und Gärten Salomo's vorüber, nach dem gesegneten, von weinbewachsenen Hügeln umgebenen Thale von Hebron mit seinen reichen historischen Erinnerungen und nach dem Grabe Rahel's, vor welchem die Bekenner dreier Weltreligionen in Andacht ihre Knie beugen. Am 6. Juli nahm der Verfasser von Jerusalem auf immer Abschied. Seine Ideale waren zerronnen. „All die Gesänge", schreibt er, „die ich dem Heiligen Lande und seinen prophetischen Gestalten geweiht hatte, hier wären sie

niemals in meiner Seele empfangen und vom Geiste großgezogen worden.“ Ein kleines Segelboot trug ihn nach Khaifa am Fuß des Karmel, in dessen prachtvollem, durch die unermüdliche Thatkraft des einen Mönchs Giovanni Battista wieder aufgebautem Bergkloster er bei den echt toleranten Brüdern freundliche Aufnahme fand. Von hier ritt er längs des Seegestades nach dem noch theilweise in Ruinen liegenden St.-Jean d'Acre und sodann weiter über Safed mit seiner 2100 Seelen zählenden Judengemeinde, der größten nächst der in Jerusalem, nach dem Galiläischen Meere. Die interessanten Ausflüge von Tiberia aus müssen wir übergehen, halten es aber für erwähnenswerth, daß er hier eine in hebräischer Sprache geschriebene, Historisches und Wunderbares, Gebete und Gedichte in hebräischer und spaniolischer Sprache enthaltende Chronik von Tiberia kaufte, welche nach der daraus mitgetheilten Probe nicht ohne geschichtlichen Werth zu sein scheint. Die weitern Haltepunkte seiner Reise: Nazareth, der Tabor, Jesreel mit der nach ihm benannten großen und fruchtbaren und doch völlig entvölkerten Ebene, und die Ruinen von Samaria, brauchen nur genannt zu werden, um die reichen, an diesen geschichtlich schwangern Boden sich knüpfenden Erinnerungen, denen sich charakteristische persönliche Erlebnisse anschließen, ahnen zu lassen. Von Nablus, dem alten Sichem, aus, wo er den Hohepriester der nur noch 150 Seelen zählenden alten Samaritanergemeinde kennen lernte, erstieg er den Garizim und besuchte sodann Jakob's Brunnen und Joseph's Grab. In Jaffa wieder angelangt, sagte er am 22. Juli dem Lande seiner Jugendsehnsucht Lebewohl, um über Aegypten der Heimat zuzueilen. Was er im Lande der Pyramiden geschaut, das gedenkt er später in einem besondern Reisewerke mitzutheilen.

Wir haben zur Würdigung des von uns besprochenen Buchs nur noch wenige Worte hinzuzufügen. Die einzige Specialität des Verfassers haben wir bereits zur Genüge hervorgehoben; für den Mangel an einem tiefern naturwissenschaftlichen oder historischen Verständniß entschädigt zum Theil die lebendige und in der Regel einfach gefällige Schilderung persönlicher Erlebnisse, welche von zahlreichen werthvollen Sagen und Legenden geschickt durchwoben ist. Wir können also das Werk unter den angedeuteten Beschränkungen warm empfehlen, dürfen aber dabei die Nachlässigkeit, mit welcher der Verfasser hier und da die deutsche Sprache behandelt, um so weniger ungerügt hingehen lassen, je häufiger sich gerade österreichische Schriftsteller, wenigstens in der Prosa, diese Unart zu Schulden kommen lassen. Wenn man neuerdings allgemein von Deutschland und Oesterreich oder von Oesterreich und Deutschland sprechen hört, so wollen wir ihnen wenigstens zu Gemüthe führen, daß fürs erste unsere gute deutsche Sprache noch keine österreichisch-deutsche geworden ist. Und wenn wir auf dem Raume einer einzigen halben Seite Wörter wie „Pyräus“, „Echynaden“ und „Kikladen“ finden, so thun wir dem Verfasser wol nicht Unrecht, wenn wir ihn ersuchen, inskünftige etwas mehr Sorgfalt auf die Orthographie zu verwenden. 7.

Ein arabisches Märchen.

Fr. Dieterici, außerordentlicher Professor in Berlin, gab heraus: „Der Streit zwischen Mensch und Thier, ein arabisches Märchen aus den Schriften der Lautern Brüder übersetzt und mit einer Abhandlung über diesen Orden, sowie mit Anmerkungen versehen“ (Berlin, Mittler, 1858). Die „Lautern Brüder“ waren ein dem Freimaurerorden nicht unähnlicher, wohlgegliederter Bund zu Basra, zu welchem im 10. Jahrhundert in dem von hartem Religionszwang gedrückten Reiche der Khalifen eine Anzahl würdiger Männer zusammentraten zu dem Zwecke, durch Erforschung der Religionen und Wissenschaften geläutertere Ansichten über Tugend und menschliche Würde im Volke zu verbreiten, rücksichtslos den Sünden ihrer entnervten Zeit entgegenzutreten und die Resultate der Wissenschaft in allgemein faßlicher Weise dem Volke zugänglich zu machen. Zu diesem Zwecke suchten sie in 51 Tractaten, welche als die Abhandlungen der Lautern Brüder bekannt sind, den ganzen Bereich der Wissenschaften zu umfassen und in ihnen die Lösung der wichtigsten Fragen aus dem Neupythagoräismus und Neuplatonismus zu gewinnen. In dem vorliegenden Märchen, welches einen Anhang zu der die Naturgeschichte der Thiere behandelnden einundzwanzigsten Abhandlung bildet, sind die geistigen und geistlichen Bestrebungen dieses Ordens sinnbildlich dargestellt. Es wird die Härte und die stolze Ueberhebung des Menschen über die andern Creaturen geschildert, indem die Beredtesten der beiden Parteien vor dem unparteiischen König der Genien miteinander streiten.

Die Einkleidung der Fabel ist folgende: Die Winde treiben ein Schiff mit allerlei feingebildeten Leuten an eine von den Genien beherrschte Wunderinsel, und jene behaupten alsbald das Recht absoluter Herrschaft über die Thiere, welche sich vor dem König der Genien über die Gewaltthätigkeit des Menschen beschweren. Der Herrscher der Genien verlangt eine gerechte Untersuchung, worauf die Thiere Gesandte an alle sieben Thierklassen schicken, deren Könige eine Versammlung ihrer Unterthanen veranstalten und die beredtesten zum König der Genien als Vertreter senden. Nun beginnt vor den Genien ein Wettstreit, in welchem auf der einen Seite der Grieche, Araber, Syrer, Iraqenser, Perser und Indier die Vorzüge des Menschen hervorheben, während auf der andern Seite die Biene, der Sprosser, der Schakal, die Grille und der Papagai als Sachwalter der Thiere den Menschen gerade keinen schmeichelhaften Sittenspiegel vorhalten, und in anziehender Weise dagegen die Ordnung und Zucht in ihren Thierstaaten, namentlich die im Bienenstaat, als Muster aufstellen. Alle Vorzüge, welche der Mensch in den von seinem verständigen Raffinement und der feinen Genußsucht hervorgerufenen Verhältnissen zu haben wähnt, werden mit scharfer Kritik und treffendem Witz niedergeworfen, und nur durch seine Unsterblichkeit rettet sich der Mensch aus der Niederlage.

In der dem Märchen folgenden Abhandlung über den Orden der Lautern Brüder werden zuvörderst die Tractate dieses Ordens aufgezählt, sodann die Hauptsekten des Islam, die Mutaziliten und Szufi charakterisirt; im dritten Abschnitt wird über die Auffassung der Weltseele bei den Arabern gehandelt; im vierten Abschnitt die Gliederung des Ordens dargestellt und zuletzt vom Verfasser und dem Sinne des Märchens gesprochen. Erklärende Anmerkungen bilden den Schluß des dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen gewidmeten, durch sinnige Darstellung erfreuenden Buchs, das von dem Leben und geistigen Ringen der Araber um das Jahr 1000, also zu einer Zeit, in der sie als die Vertreter der damaligen höhern Bildung angesehen werden dürfen, ein klares Bild gibt und für die Geschichte der Naturwissenschaft und der Philosophie bei den Arabern, sowie für die geistige Entwickelung des Islam von Bedeutung ist.

Der Verfasser bemerkt in der Vorrede, daß die Abhandlungen der Lautern Brüder trotz ihrer großen Wichtigkeit für die Culturgeschichte bisher bei der geringen Zahl der Arbeiter auf dem so ungemein großen Felde der arabischen Philologie gar wenig Berücksichtigung gefunden hätten. A. Sprenger habe indeß das Verdienst, in zwei Artikeln des „Journal of Bengal“ (1848) alle 51 Abhandlungen in Betracht gezogen zu haben, nachdem schon K. Nauwerck 1837 einige Proben aus dem vorliegenden Märchen veröffentlicht hatte. Auch könne man, bemerkt der Verfasser, einer Abhandlung über dieselben von dem Orientalisten Flügel entgegensehen. Für die Uebersetzung standen Dieterici neben den kalkuttaer Drucken von 1812 und 1842 noch die pariser Handschrift Nr. 1005 und die berliner Handschrift aus der Sprenger'schen Sammlung Nr. 1946 zu Gebote. 13.

Notizen.

Lessing.

Die „Allgemeine Zeitung" brachte in den Beilagen zu Nr. 364 und 365 einen Aufsatz über Stahr's (demnächst natürlich auch in d. Bl. zu besprechendes) Werk über Lessing, der unter anderm Beherzigenswerthen die an sich allerdings richtige Bemerkung enthielt, daß es ein Misgriff sei, wenn ein Biograph an seinem Helden schlechterdings alles und jegliches loben zu müssen glaube. Eine Lobrede sei keine Lebensbeschreibung. Was solle der erheuchelte Heiligenschein bei Männern, die groß und gewaltig genug seien, um trotz ihrer Gebrechen dergleichen unwahre Verbrämungen entbehren zu können. Die Heuchelei erzeuge wiederum Heuchelei und außerdem Hochmuth, charakterlose Selbstgefälligkeit, die tadellos zu sein wähne, weil man ihr die berühmten Landsleute halb als Helden, halb als Engel vor Augen stelle u. s. w. Es heißt freilich auch: Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet! und es fragt sich, ob zelotische, gegen einen Mann von öffentlichem Charakter gerichtete Anklagen, die man z. B. einem Prediger auf der Kanzel sehr übel vermerken und untersagen würde, einem Biographen zu gestatten seien. Wenn der Verfasser des genannten Aufsatzes den Grund zu dem großen Beifall, welchen Lewes' Biographie Goethe's gefunden hat, einzig darin erblickt, daß der Engländer den deutschen Dichter von allen (?) Schwächen und Mängeln rein zu waschen verstanden, und sich dabei so weit vergißt, in diesem Beifall ein Symptom „deutscher Michelhaftigkeit" zu erkennen, so ist dagegen zu bemerken, daß zu den Pflichten eines Biographen auch die gehört, seinen Helden gegen thätsächliche Verleumdungen und Verdrehungen und gegen böswilligen Klatsch in Schutz zu nehmen. Im ganzen möchten wir als Grundsatz aufstellen, daß in Bezug auf gewisse persönliche Schwächen, durch die der Held einer Lebensbeschreibung mehr sich als andern schadete, dem Biographen die äußerste Vorsicht und Humanität zur Pflicht gemacht sei; daß er dagegen unerbittlich streng sein müsse, wo es gilt, niedrige Ränkesucht und gemeine Motive zu enthüllen und überhaupt Handlungen zu geiseln, durch die der Geschilderte seinen Nebenmenschen oder dem Gemeinbesten Schaden zufügte. Der Verfasser des Aufsatzes in der „Allgemeinen Zeitung" meint, daß sich auch Stahr von der „unter uns tiefgewurzelten Lobrednerei" gleichfalls nicht freigehalten habe; aber die Rügen, die er nun seinerseits gegen Lessing vorbringt, betreffen so unbedeutende Punkte, daß sie kaum zu einer eigentlichen Anklage Halt gewähren. Er rechnet zu Lessing's Fehlern z. B. „seine Scheu vor einer festen Lebensstellung, derentwegen er unstet durchs Leben gehetzt wurde", endlich sein „gänzliches Unvermögen mit dem Geld umzugehen", sowie das Bedürfniß, „in rauschenden und zugleich kostspieligen Vergnügungen Zerstreuung und Lust zur Arbeit zu suchen". Nun, das „Unstete" und das „Unvermögen mit dem Gelde umzugehen", theilt Lessing gerade mit fast allen wirklich großen Männern in Kunst, Literatur und Wissenschaft, und der Vorwurf, daß er sich „rauschenden und zugleich kostspieligen Vergnügungen" ergeben habe, ist nur zu sehr geeignet, von dem anspruchslosen Charakter und den einfachen Lebensbedürfnissen Lessing's einen ganz falschen Begriff zu geben; dieser Vorwurf ist selbst noch zu stark für Lessing's kurze Aufenthaltszeit in Breslau, auf die er eigentlich gemünzt ist. Wer würde rein bleiben, wenn man flüchtige, vielleicht durch die Umgebungen hervorgerufene Jugendthorheiten bedeutender Männer mit solcher Krämerelle messen wollte? Und soll man etwa auch Gellert's Tugendruf bemäkeln, weil er einmal als junger Mann genöthigt war, einer Schneiderrechnung wegen heimlich aus Leipzig zu entweichen? Mit der nun folgenden Behauptung: „Seine über alles Lob erhabene Uneigennützigkeit in einer so verführerischen Stellung, sowie die opferwilligste Großmuth gegen seine Angehörigen ist nicht geeignet, ein derartiges Misverhältniß auszugleichen", sind wir vollkommen einverstanden, wenn wir uns das „nicht" vor „geeignet" hinwegdenken. Wir erwähnen bei diesem Anlaß, daß J. W. Schaefer in Nr. 52 des „Bremer Sonntagsblatt" eine kleine Schrift von dem Professor Opzoomer: „Lessing, de vriend der waarheid" (Amsterdam 1858), zur Anzeige brachte, eine Schrift worin der Holländer unsern Lessing als ein Vorbild unbestochener Forschung und reiner Wahrheitsliebe hinstellt, wie er schon früher in einer geistesverwandten Schrift Goethe als Ideal der neuesten Poesie schilderte und seinen Landsleuten als Muster der Nacheiferung empfahl.

Seltsame Enthüllungen einer nordamerikanischen Miß über Deutschland.

In Nr. 49 des Heinzen'schen „Pionnier" fanden wir in einer Anzeige des Werks von Fr. Kapp: „Das Leben des Generals Steuben", gelegentlich einer literarischen Curiosität mit den Worten erwähnt: „Kürzlich erschien ein Buch über Deutschland von einer gewissen Miß Johnson, einer amerikanischen alten Jungfer mit blauen Strümpfen, ein Buch voll der lächerlichsten Märchen und Anschauungen. Unter andern Neuigkeiten berichtet Miß Johnson, daß in St.-Goar, dem romantischen Städtchen am Rhein, die Mädchen hundertweise auf öffentlichem Markte verkauft würden." Ueber diese neueste Münchhausiade erfährt man jetzt etwas Näheres aus einer newyorker Correspondenz des „Morgenblatt", in der das Buch „ein wahres Juwel der Dummheit" genannt wird. Die Verfasserin des „Peasant life in Germany" gesteht ganz offen, nach Deutschland gegangen zu sein, ohne ein Wort deutsch zu verstehen; jedoch habe sie das Glück gehabt, sehr bald ein Mädchen als Reisebegleiterin oder Kammerzöfchen zu finden, welches geläufig englisch sprechen konnte. Aus dieser zu Fleisch gewordenen Skandalchronik scheint Miß Anna Johnson ihre bedeutendsten Inspirationen geschöpft zu haben, insofern sich ihr verschmitztes weibliches Factotum nicht etwa das Vergnügen gemacht hat, der leichtgläubigen Miß einen Vorrath der schönsten Lügen aufzubinden, um sie und noch mehr sich selbst dadurch zu amusiren. Die Miß verwechselt unter anderm Karl den Großen mit Karl V., läßt Luther im Rheinthal geboren werden, macht aus der Pfalz einen Pfalzgrafen, erhebt die Schornsteinfeger zu Regierungsbeamten und versichert, daß es in Holstein und Schleswig keinen Adel gäbe. Sie verdenkt es den Deutschen sehr, daß sie mehr auf Ausschmückung der Wohnungen mit Gemälden und Kupferstichen als mit Teppichen und andern Luxusgegenständen hielten, und von der Sittenlosigkeit der weiblichen Jugend in Deutschland erzählt sie die haarsträubendsten Dinge. Ihrer Versicherung, daß in den höchsten Gesellschaften der Sitte des Tabackrauchens allgemein gehuldigt werde, wird man um so eher Glauben schenken, da sie die höchste Gesellschaft Deutschlands ohne Zweifel nur in diesem oder jenem Gasthofe und an der Table-d'hôte kennen lernte. Wie schon andere ausländische Touristen vor ihr erzählt sie, daß die deutschen Studenten häufig mit der Pfeife im Munde auf der Landstraße bettelnd angetroffen würden. Wahrscheinlich sah auch sie fechtende Handwerksburschen für Studenten an, was allerdings ein verzeihlicher Irrthum ist, da es leider in Deutschland genug Studenten gibt, die sich in ihren Manieren nicht eben sehr von der bessern Sorte der Handwerksburschen unterscheiden. Den Gipfel des Unsinns erreicht aber die Verfasserin in der schon oben erwähnten Behauptung, daß in St.-Goar und in Hessen-Kassel Frauen und junge Mädchen alljährlich an die Meistbietenden verkauft würden und daß es in Deutschland nicht eine einzige politische Zeitung gibt. Letztere Versicherung ist übrigens nicht so ganz unwahr, denn für jemand, der nicht deutsch kann, existirt allerdings ebenso wenig eine deutsche politische Zeitung, als für jemand, der nicht englisch kann, eine englische politische Zeitung existirt. Sollte die nordamerikanische Miß vielleicht auch die im Jahre 1853 erschienenen absurden „Letters from abroad by a young Lady" (vgl. Nr. 39 d. Bl. f. 1854) als Quelle benutzt haben, in denen unter anderm erzählt wird, daß die Studenten in Bonn vorkommendenfalls körperlich gezüchtigt würden, studirende Prinzen ausgenommen?

H. M.

Goethe's angebliche Flohdissertation.

Die in Nr. 38 d. Bl. f. 1855 veröffentlichte Notiz „Zu Goethe's Lebensgeschichte" bedarf einer kleinen Berichtigung. Der Irrthum nämlich, als hätte Goethe eine Dissertatio juridica über die Flöhe verfaßt, ist schon lange vor der in jener Notiz erwähnten Sitzung des frankfurter Kunst- und Alterthumsvereins und gründlicher widerlegt worden. Mit gerechtem Unwillen hat F. H. von der Hagen diese Mystification und die ältere Geschichte des Buchs in dem vierten Bande der „Germania" (1841, S. 225 fg.) besprochen. Er vermuthet dort sogar, daß der unter dem Pseudonym Opicius Jocoserius versteckte marburger Professor Otto Philipp Zaunschliffer nur eine ältere Arbeit wieder herausgegeben, unsers Bedünkens jedoch mit schwachen Gründen. Eine so frühe Ausgabe, wie Hagen dort statuirt, Marburg 1635, die dann vor Zaunschliffer's Geburt erschienen wäre, kennt auch Emil Weller nicht, der in einem Beitrag zur Flohliteratur (Petzholdt's „Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekswissenschaft", 1854) dieses Werk mit herangezogen und seine verschiedenen Ausgaben verzeichnet hat. 34.

Bibliographie.

Barack, K. A., Hans Böhm und die Wallfahrt nach Niklashausen im Jahre 1476, ein Vorspiel des großen Bauernkrieges. Nach Urkunden und Chroniken bearbeitet. Würzburg. 1858. Gr. 8. 15 Ngr.

Bullrich, A. M., Telegraph der Seelen zwischen dem Diesseit und dem Jenseit. Mit Abbildungen. Berlin, Streerath u. Comp. 16. 10 Ngr.

Corvinus, J. (W. Raabe), Die Kinder von Finkenrode. Berlin, Schotte u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr.

John Baptist Dasalu. Ein Lebensbild aus West-Afrika. Basel. 1858. 8. 4½ Ngr.

Dichtungen. Von Karl Sch... Wien, Dirnböck. 1857. 16. 9 Ngr.

Dirksen, H. E., Der Rechtsgelehrte Aulus Cascellius, ein Zeitgenosse Cicero's. Berlin, Dümmler. 1858. Gr. 4. 8 Ngr.

Fliedner, T., Reisen in das heilige Land, nach Smyrna, Beirut, Constantinopel, Alexandrien und Cairo, in den Jahren 1851, 1856 und 1857. In zwei Theilen. 1ster Theil: Reise mit vier Diakonissen in das heilige Land, nach Smyrna, Beirut und Constantinopel im Jahre 1851. Mit 71 Abbildungen, einem Plane von Jerusalem und einer Charte von Palästina und einem Theile Aegyptens. Kaiserswerth. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Für Frankenstein. Eine Sammlung von Gedichten verschiedener Verfasser, herausgegeben zum Besten der armen Abgebrannten in Frankenstein. Mit Beiträgen von: Th. Köhler, A. v. Krosigk, F. W. Krummacher, G. v. Meyern ꝛc. Halle, Fricke. 16. 20 Ngr.

Grossi, T., Marco Visconti. Geschichte aus dem 14. Jahrhundert. Aus dem Italienischen von G. Fink. Schaffhausen, Hurter. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Heßlein, B., Des Teufels Großmutter. Oder: Berlin Oben und Unten. Sittenbild aus der Gegenwart. 1stes bis 10tes Heft. Berlin, Verlags-Magazin. 1858. Gr. 8. à 3 Ngr.

Kalidasa's Wolkenbote übersetzt und erläutert von C. Schütz. Nebst H. H. Wilson's englischer Uebersetzung. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

König, T., Luther und seine Zeit. Culturhistorischer Roman in vier Bänden. 1ster Band. — A. u. d. T.: Jugend und Entfaltung oder Mansfeld, Magdeburg, Eisenach, Erfurt. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lang, H., Ein Gang durch die christliche Welt. Studien über die Entwickelung des christlichen Geistes in Briefen an einen Laien. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Leffière, L., Der Basilisk oder: Greuel der modernen Themse-Babels. Ein Gemälde der Gegenwart aus der englischen Verbrecherwelt. 1stes bis 10tes Heft. Berlin, Verlags-Magazin. Gr. 8. à 3 Ngr.

Leiser, P., Regenten-Spiegel. Aus dem 101sten Psalm des königl. Propheten David dargestellt in vier auf dem Landtage zu Torgau im Juni 1605 gehaltenen Predigten. Etwas abgekürzt, übrigens fast ganz unverändert, nebst einem kirchengeschichtlichen Vorberichte neu herausgegeben von F. Friederich. Wernigerode. Gr. 16. 7½ Ngr.

Leschke, J. W., Jesus-Lieder. Breslau, Dülfer. 16. 8 Ngr.

Liebig, J. v., Naturwissenschaftliche Briefe über die moderne Landwirthschaft. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Löber, R., Die Lehre vom Gebet aus der immanenten und ökonomischen Trinität wissenschaftlich abgeleitet. Jena, Frommann. Gr. 8. 10 Ngr.

Rachel. Eine biographische Novelle von der Verfasserin der „Zwei Schwestern". Berlin, Adolf u. Comp. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schubert, G. H. v., Die Ruhestunden eines alten Auswanderers. Kaiserswerth. 1858. 8. 6 Ngr.

Stradam, R. v., Gedichte. Wien, Manz u. Comp. 8. 20 Ngr.

Teut. Jahrbuch der Junggermanischen Gesellschaft herausgegeben von F. J. Kruger. 1ster Jahrgang 1859. Vier Hefte. Hamburg. Gr. 8. 3 Thlr.

Thalia. Taschenbuch für 1859. Redigirt von F. Steinebach. 46ster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Dirnböck. 8. 2 Thlr.

Ueber Gefängniß-Vereine und Asyle für entlassene Sträflinge zunächst in Rheinland und Westphalen. Ein Versuch zum Anbahnen einer Reform der Gefängniß-Vereine. Von einem Arresthausbeamten. Bonn, Wittmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Wagner, R., Tristan und Isolde. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 20 Ngr.

Whitty, E. M., Aus dem Londoner Zigeunerleben. Aus dem Englischen. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wildenau, H., Der Knalleffect. Lustspiel in zwei Acten. Frei nach dem Französischen. Berlin, Adelsdorff. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Blumroeder, A. v., Ansprache an das deutsche Volk und insbesondere an die patriotischen Volksfreunde, denen die Würde und Ehre ihres Vaterlandes am Herzen liegt. Leipzig, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Golovin, J., Die Leibeigenschaft in Rußland. Leipzig, Hübner. Gr. 8. 10 Ngr.

Hansgirg, C. V., Lorbeer- und Eichenblätter. Poetische Festgabe zur Prager Radetzky-Feier. Prag, Bellmann. 1858. Lex.-8. 7 Ngr.

Preußens Hoffnung. Ansprache Sr. Königl. Hoheit des Prinz-Regenten von Preußen an das neue Ministerium am 8. November 1858. Berlin, Verlags-Magazin. Gr. 8. 1½ Ngr.

Raaslöff, H. J. A., Die Verfassungs-Zustände der Dänischen Monarchie und der Deutsch-Dänische Conflict. Kopenhagen, Gyldendal. 1858. Gr. 8. 18 Ngr.

Gemeinsame Rechte Holsteins und Schleswigs. Nach den Königl. Erlassen vom 6. November 1858. Mit Beilagen A. B. C. D. Hamburg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Suum cuique. Eine Denkschrift über Preußen. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Uhlich, Dissidentische Denkschrift. Gotha, Stollberg. 8. 5 Ngr.

Wauer, H., Preußens Prinz-Regent. Eine Ode. Berlin, Logier. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Rettung der Gesellschaft
aus den Gefahren der Militärherrschaft.

Eine Untersuchung auf geschichtlicher und statistischer Grundlage über die finanziellen und volkswirthschaftlichen, die politischen und socialen Einflüsse des Heerwesens,

Von **Wilhelm Schulz-Bodmer.**

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese hochbedeutsame und im gegenwärtigen Augenblicke, wo die Gefahr einer Friedensstörung von neuem den unheilvollsten Einfluß auf alle Verhältnisse ausübt, besonders wichtige Schrift des bekannten Publicisten, deren Widmung Freiherr von Bunsen angenommen hat, behandelt die von den erleuchtetsten Staatsmännern anerkannten, mit der jetzigen Organisation des Militärwesens verbundenen Uebelstände, die das ganze Staatsleben und alle bürgerlichen Verhältnisse gefährden, und erblickt das beste Heilmittel dafür und die beste Garantie einer dauernden Erhaltung des Weltfriedens in einer Reorganisation des ganzen Heerwesens und einer allgemeinen entsprechenden Reduction der Armeen. Das Werk ist sonach durchaus nicht blos für Militärs (welche ihr wahrscheinliches Vorurtheil gegen die Vorschläge des Verfassers wol fallen lassen werden, wenn sie erfahren, daß er selbst Militär war), sondern für alle Kreise von dem höchsten Interesse, namentlich für Staatsmänner, Volksvertreter, Staatsbeamte, Nationalökonomen und überhaupt jeden Gebildeten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs.

8. Geh. 24 Ngr.

Ein bekannter, Oesterreich angehörender Staatsmann, der sich aber vorläufig nicht nennt, um den Inhalt seiner Schrift allein wirken zu lassen, spricht sich hier über die innern staatlichen Verhältnisse Oesterreichs aus. Er erachtet es als eine Nothwendigkeit für die äußere Machtstellung des Kaiserreichs, daß dessen verschiedene Volksstämme unter Bewahrung ihrer naturgemäßen Entwickelung durch eine Verfassung fester verbunden werden, und erblickt in der Erhaltung des Gesammtstaats das Hauptbedingniß für die glückliche Entwickelung der einzelnen Nationalitäten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Essai sur l'histoire de l'humanité.

Par **Michael Antonides.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Entwurf und Grundzüge einer Geschichte der geistigen Entwickelung der Menschheit, die der Verfasser, ein angesehener, hier pseudonym auftretender Gelehrter Russlands, als Frucht langjähriger Forschung der Oeffentlichkeit vorlegt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das unbewusste Geistesleben
und die göttliche Offenbarung.

Ein Versuch durch genauere Kenntniß der menschlichen Seele Religion und Wissenschaft zu versöhnen.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Dieses Werk stellt sich als ein neuer geistreicher Versuch dar, durch genauere Kenntniß der menschlichen Seele Religion und Wissenschaft zu versöhnen. Was der Verfasser in jahrelanger Erörterung philosophischer Fragen und in tieferm Eindringen in die merkwürdigen Erscheinungen des unbewußten (magischen) Geisteslebens an Ueberzeugung gewonnen, findet sich in dem ersten Theile in klarer und lichtvoller Darstellung niedergelegt. Mit der daraus hervorgegangenen psychologischen Grundanschauung, daß diese letztgenannten Phänomene im innigsten Zusammenhange mit dem gesammten geistigen Leben des Menschen stehen müssen, schreitet er in dem zweiten Theil zur Untersuchung der hervorragendsten religiösen Fragen, indem er versucht den Einklang zwischen philosophischem und theologischem Wissen anzubahnen und damit eine Religionsphilosophie herzustellen, welche das Gebiet des Glaubens zwar ergänzt, jedoch seinem wesentlichen Inhalte nach unangetastet läßt.

Genannt hat sich der den höchsten Kreisen angehörende Verfasser deshalb nicht, weil er der Ansicht ist, daß Gegenstände von allgemein menschlichem Interesse weit unbefangener geprüft werden, wenn man den Autor nicht kenne; denn so günstig das Vorurtheil sei, welches ein in der literarischen Welt gefeierter Name bei den Gesinnungsgenossen erwecke, so ungünstig wirke ein Name, den man nicht kenne oder gegen welchen man im voraus eingenommen sei.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich von Raumer's
Geschichte der Hohenstaufen
und ihrer Zeit.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Sechs Bände. 8. Geheftet 6 Thlr. Gebunden 7 Thlr.

(Auch in 12 Halbbänden zu 15 Ngr. nach und nach zu beziehen.)

Diese dritte Auflage des berühmten Werks liegt jetzt vollständig vor. Der Preis desselben ist in dieser wohlfeilen Volksausgabe gegen früher um die Hälfte ermäßigt worden, um das Werk — eins der wenigen deutschen Geschichtswerke, die in das Volk gedrungen — als eine Bereicherung jeder Haus- und Familienbibliothek immer weitern Kreisen zugänglich zu machen.

Von dem Verfasser erschienen in demselben Verlage:

Vorlesungen über die alte Geschichte. Zweite umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Erster bis achter Band. 8. 1832—50. 24 Thlr. 13 Ngr.

Vermischte Schriften. Drei Bände. 8. 1852—54. 8 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 3. März 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Zur Geschichtsliteratur.

Venedey. Gervinus.

1. Geschichte des deutschen Volks von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Jakob Venedey. Dritter Band: Versuch einer Wiederherstellung von Kaiser und Reich. Berlin, Besser. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Von G. G. Gervinus. Dritter Band: Die Revolutionen der romanischen Staaten in Südeuropa und Amerika. Leipzig, Engelmann. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Die Leser von J. Venedey's lesenswerther „Geschichte des deutschen Volks" mögen mit dem dritten Bande des Werks wieder einmal die „Verfassung des deutschen Reichs vom 28. März 1849" zur Hand nehmen, sowie die am 28. December 1848 bekannt gemachten „Grundrechte des deutschen Volks". Denn es handelt sich wesentlich in diesem dritten Bande — der den Zeitraum von Rudolf von Habsburg bis zur Eintheilung des Reichs in zehn Kreise und bis zur Errichtung des Reichskammergerichts unter Maximilian I. umfaßt — wie in den Jahren 1848 und 1849 um misglückte Versuche einer Reform der Reichsverfassung; und eine Vergleichung jener Urkunden neuester Zeit mit den erfolglosen Bestrebungen, mit den getäuschten Erwartungen früherer Jahrhunderte wird neben belehrender Unterhaltung zugleich einigen Trost für die Zukunft gewähren. Nach zehnjährigem Starrkrampfe deuten die jüngsten Vorgänge in Preußen und einigen andern Staaten darauf hin, daß wieder ein deutsches Volksleben in freilich noch matten Schlägen zu pulsiren beginnt; und so werden sich ja die Deutschen wieder jener guten oder schlechten Vorsätze für ein neues öffentliches Leben erinnern wollen, die sie vor zehn Jahren gefaßt und urkundlich abgefaßt hatten. Damit soll keineswegs behauptet werden, daß es sogar in unserer speculationswüthenden Zeit jetzt schon eine gute buchhändlerische Speculation sein würde, die Grundrechte von 1848 und die Reichsverfassung von 1849 in neuen Auflagen zu veröffentlichen und in irgendeiner Form — sei es nur als „Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes" — dem deutschen Publikum zum Kaufe anzubieten. Denn so frei sind die Deutschen kaum schon geworden, daß man diesen Kauf polizeilich ungehindert ließe, obgleich oder weil sich jene Urkunden der ausdrücklichen Genehmigung der meisten Regierungen zu erfreuen hatten. Aber wären in den deutschen Staaten nur noch so viele Exemplare der Reichsverfassung vorhanden, als deutsche Männer im Jahre 1849 ihr Gut und Blut dafür zu opfern erklärt hatten, so würde die Zahl derselben vollständig hinreichen, um überall vom Norden bis zum Süden über das frühere und jetzige Deutschland solche Betrachtungen hervorzurufen, die um so ersprießlicher wären, je weniger sie angenehme und beruhigend-einschläfernde Gefühle zu erwecken vermöchten. Mit irgendeinem Werke über deutsche Volksgeschichte, wie gerade mit dem von Venedey in der Hand, werden sich die vergleichenden Deutschen bald überzeugen, wie ihre Bestrebungen im Jahre 1848 weder so neu, noch so ungeheuerlich waren, daß sich die „Neue Preußische Zeitung" zehn Jahre lang dagegen bekreuzen mußte; sie werden finden, daß sogar die meisten der damals umlaufenden Namen und Schlagworte keine Erfindungen des neuteuflischen Revolutionsgeistes sind, wie denn namentlich von einem „Parlament" und insbesondere von einem „Frankfurter Parlament" schon in Urkunden des 15. Jahrhunderts die Rede ist; sie werden erkennen, daß die Versuche der einheitlichen und freiheitlichen Reichsreform, so oft sie gescheitert, nach langen Perioden einer unheilbar scheinenden Lähmung doch wieder zu Tage traten, und daß eben diese Versuche — schon Jahrhunderte vor der Proclamation von Kalisch — nichts anderes waren als der naturnothwendige Drang einer Erneuerung und Herstellung im „ureigenen Geiste der deutschen Nation".

In fünf Büchern (13—17) gibt der Verfasser die Geschichte dieser vergeblichen politischen und kirchlichen Besserungsversuche zum Vorabende der Reformation.

Seine Schilderung Rudolf's von Habsburg ist zugleich die vorbildliche Schilderung der österreichischen Politik bis auf die neueste Zeit. Er hebt besonders hervor, wie Rudolf durch Hülfe der von ihm fortwährend begünstigten Bettelorden und infolge seiner Zugeständnisse an das Papstthum zum Thron gelangt sei und sich darauf befestigt habe; und wie er bei Verfolgung seines ausschließlichen Zwecks, der Vergrößerung seiner Hausmacht gerade dem klerikalen Einflusse seine zeitweise großen Erfolge verdankte. Durch ebendiese rücksichtslose Ausbeutung des Reichs im Interesse des kaiserlichen Hauses trug er wesentlich bei, um auch an den andern Fürstenhöfen jede nationale Politik in Vergessenheit zu bringen und eine fortwuchernde dynastische Familienpolitik des offenen und heimlichen Hochverraths und Landesverraths an die Stelle treten zu lassen. Von den Fürstenhöfen ging sodann die engherzige Sorge für das Haus mehr und mehr auch auf die einzelnen Bürger über; sodaß endlich in Deutschland kaum noch Tugenden des öffentlichen Lebens zu finden waren, sondern höchstens das selbstsüchtige Spießbürgerthum sogenannter häuslicher Tugenden von mehr als blos zweifelhaftem Werthe.

Als das Hauptergebniß der Regierung Rudolf's für das deutsche Reich und Volk erkennt hiernach Venedey die Begründung der Oligarchie der Wahlfürsten, welche zuerst durch den Kurverein von Rense (Buch 14) Form und Gestalt erhielt. Dadurch kam einige Methode in die Ausbildung der Landeshoheit auf Kosten der Reichshoheit: die einzelnen Dynasten suchten sich erst in die Reihe der Kurfürsten aufzuschwingen, um bei der fortschreitenden Zerstückelung und Ausplünderung des deutschen Reichs zu größern Beuteantheilen zu gelangen. Die jahrhundertelang fortgesetzte dynastische Erziehung der Deutschen zu zahmen Hausthieren ging jedoch nicht von statten, ohne in weitem Kreise einen zum Theil siegreichen Widerstand hervorzurufen. Nachdem erst die „groben Bauern" und bald auch die Städte der Schweiz mit ihren Streitkolben gegen das Glück der patriarchalisch-dynastischen Bevormundung wirksame Verwahrung eingelegt, kam auch für das übrige Deutschland die Zeit der Eidgenossenschaften (Buch 15), besonders der städtischen Verbindungen, indem zumal während der langen Regierung Ludwig's von Baiern die Bedeutung der Städte und selbst der untern Schichten ihrer Bevölkerung erheblich gestiegen war. Ein Zeugniß für die damals im Volke herrschende Stimmung war jene Weissagung, daß „der Schwanberg bei Werthheim in Franken dereinst in der Mitte der Schweiz liegen werde"; ähnliche Prophezeiungen knüpften sich an andere Berge Deutschlands. Von den gleichen Ursachen aus und im Kampfe gegen die wesentlich gleichen Uebel hatte sich indessen die demokratisch-republikanische Bewegung über die Grenzen des deutschen Sprachgebiets weit hinauserstreckt und ganz Mitteleuropa ergriffen. Denn es gab schon im 14. Jahrhundert ein Staatensystem in Europa, das sich später zum europäischen und dann zum europäisch-amerikanischen erweiterte, worin sich die Schicksale der völkerrechtlich unabhängigen Einzelvölker und Sonderstaaten gleichwol zu einem großen gemeinsamen Schicksale verflochten durch jenen socialen und internationalen Völkerverkehr, der stets zugleich die Wirkung und die Ursache von wesentlich gleichartigen Culturzuständen gewesen ist. War doch im 14. Jahrhundert die Einheitlichkeit der römisch-katholischen Kirche mit ihrem mächtigen Einflusse kein minder starkes Band für die Völkersolidarität des mittlern und westlichen Europa, als es im 19. Jahrhundert der tausendfach gesteigerte Welthandel für einen bei weitem größern Völkerkreis geworden ist! Mit Recht macht darum Venedey darauf aufmerksam, daß für die demokratisch-republikanische Bewegung jener Zeit sowol der Aufschwung als die Niederlage eine gemeinschaftliche wurde. Im Zeitraum von nicht vollen drei Jahren erfolgte die Niederlage der von Wat Tyler und dem Priester John Straw geleiteten Volksbewegung in London durch König Richard II., die der flandrischen Städte in der Schlacht bei Roosebeke (November 1382) durch den französischen König und Adel; sowie die der Commune von Paris, die auf dem Punkt gestanden, Frankreich eine republikanische Verfassung zu geben. So wurden die frühern Siege der Schweizer, Friesen und der Hansa über Fürsten und Adel, sowie der Sieg der schwäbischen Städte bei Reutlingen (1377) wieder aufgewogen. Damit trat zugleich ein entscheidender Wendepunkt ein; und der zeitweise wieder ermattenden Demokratie konnte kein neuer Aufschwung gegeben werden durch die neuen Siege der Schweizer bei Sempach und Näfels (1386 und 1388). Denn in das gleiche Jahr 1388 fiel die Niederlage der schwäbischen Städte, nachdem in dem mit der Schlacht bei Döffingen beendeten Kriege etwa 1400 Dörfer zerstört worden waren. Diese Niederlage war ebenso erklärlich als verdient, da nicht die Städter — wie in der Schweiz — mit dem Landvolke gemeinschaftliche Sache gemacht, sondern es gegen sich aufgereizt und den Fürsten in die Arme getrieben hatten. Ueberdies hatten sich die Städter des Fehlers schuldig gemacht, daß sie früher dem hohen Adel oder dem Landesfürstenthum zur Unterdrückung des Landadels Beistand geleistet. Unter solchen Umständen hatten die noch so glänzenden Siege der Schweizer zu Ende des 14. und diejenigen des folgenden Jahrhunderts in den Burgunderkriegen nicht mehr jene ursprüngliche Wirkung einer unmittelbaren demokratischen Propaganda des Beispiels und der That, wie die erste Erhebung der Eidgenossen. Diese Siege der Schweizer hatten nur noch die Folge, daß sie dadurch ihre eigene Freiheit und Selbständigkeit befestigten; und daß sie mit heldenkühnem Trotze ihren Freistaat, als einen Vorposten der kommenden Weltgeschichte in die Mitte des monarchischen und immer monarchischer werdenden Europa hineinschoben.

Im sechzehnten Buch berichtet der Verfasser über die Reformconcilien von Pisa, Konstanz und Basel (1409—50) und weist am Schlusse darauf hin, daß im gleichen Jahre 1450, als Papst Nikolaus V. die Nichtreform der Kirche durch ein stolzes Jubiläum feierte, die ersten gedruckten Bibeln verbreitet wurden; daß also der fortschreitende

Geist der Weltgeschichte in demselben Augenblicke, als die Kirchenreform mit Rom gescheitert war, auch schon die Reform gegen Rom eingeleitet hatte. An die Geschichte des Conciliums von Konstanz knüpft sich die des Hussitenaufstandes, worin das Feldherrngenie eines Ziska gebührend anerkannt wird. Der Verfasser vergißt nicht hervorzuheben, wie Ziska zuerst in größerm Maßstabe das Schießpulver und Feuergewehr benutzte, sodaß sich von Böhmen aus die zum Theil noch jetzt gebräulichen Benennungen von Kriegsgeräthen — als Haufnize (Haubitze) und Pistola (Rohr, Pistole) — über Europa verbreiteten. Ueber der Sorge für das Feuergefecht vernachlässigte aber Ziska nicht die für das Handgefecht: er war nicht blos der Erfinder der beweglichen, aus den mit Ketten aneinander befestigten Fahrwerken gebildeten Wagenburgen, sondern wandte auch eine besondere Sorgfalt darauf, seine eifrigen und schlagfertigen Taboriten auf den geordneten Gebrauch eisenbeschlagener Dreschflegel tüchtig einzuüben. Schon früher hatten die Schweizer mit ihren Morgensternen und Streitkolben eine ähnliche Bewaffnung und eine damit zusammenhängende neue Taktik zur Anwendung gebracht, und mittels derselben errangen die „groben Bauern" der Schweiz und Böhmens jene Erfolge, die den militärischen Fachmännern jener Zeit völlig unbegreiflich schienen. Ueberhaupt läßt es sich in den meisten glücklich geführten Volkskriegen gewahren, daß darin bei den Volksheeren eine neue und noch ungewöhnliche Bewaffnung und Gefechtsverwendung aufkam, die für die in der alten Militärschule gebildeten Gegner etwas Ueberraschendes hatte, und welcher diese letztern mit ihren herkömmlichen Kriegsmitteln zu Schutz und Trutz nicht wirksam zu begegnen vermochten. Sodann macht Venedey die richtige Bemerkung, daß man sich bisher — hauptsächlich, aber nicht blos in Italien — an einen „manierlichen" Krieg gewöhnt hatte, worin es wenig Getödtete gab und der gefangene Söldner meist nur Pferd und Rüstung verlor, dann ein Lösegeld zahlte oder gegen neuen Sold zum frühern Feinde überging. Erst die Erhebung der Schweizer und Hussiten brachte wieder Leidenschaft und Poesie in die Kriege, und die neue Manier ihres unmanierlichen Todtschlagens trug bei den Volksheeren jener Zeit nicht am wenigsten zu ihren erstaunlichen und doch erklärlichen Erfolgen bei.

Der Schluß des dritten Bandes zeigt das Deutsche Reich im stets weiter gehenden Verfalle, ohne daß sich das deutsche Volk noch besondere Mühe gegeben hätte, demselben Einhalt zu thun; er zeigt uns, damit gleichlaufend, die anarchische Drachensaat der Landeshoheiten im stets üppigern Wachsthume. Das allmähliche Aufkommen der stehenden Armeen seit Karl VII. von Frankreich — von denen schon der Kanzler seines Nachfolgers, Philipp von Comines, mit hellem Blicke voraussagte, daß sie „eine furchtbare und gefährliche Bande seien, an der das Land lange bluten werde" — trug zur raschern Ausbildung jener Landeshoheit bei, die endlich zur unbeschränkten oder nur scheinbar beschränkten Fürstensouveränetät auswachsen sollte. Was dieser Entwickelung noch im Wege stand, wurde mehr und mehr beseitigt oder brach, als innerlich hohl, in sich selbst zusammen. So schwand namentlich die Bedeutung des Ueberrestes der altdeutschen Volksgerichte, jener heimlich gewordenen Feme, die noch ein letzter Damm gegen die Umgriffe der Landeshoheit war, weil ihre Mitglieder auch die vornehmen Verbrecher und Verbrechen zur Rechenschaft zogen und nicht selten an Fürsten und Grafen die Todesstrafe durch Aufhängen vollzogen. Je mehr sich aber der deutsche Bürger von allen öffentlichen Angelegenheiten weg in das häusliche Leben zurückzog, um sich mit verengtem Geiste höchstens noch mit den Interessen seines Kirchspiels oder seiner Zunft zu befassen, desto mehr blieb es den weltlichen und geistlichen Dynasten überlassen, das Reich in Stücke zu reißen, und sich zugleich gegenseitig aus dem Wege zu räumen. Das damals gebräuchliche dynastische Mittel zur Verminderung der Dynastien war die Vergiftung; und obgleich der später zum Papst Pius II. gewordene Aeneas Sylvius, ohne das geringste christliche Bedauern über die früher gelungenen Giftmorde, nur die trockene Bemerkung machte, daß die Versuche dazu verschwunden oder erfolglos geworden seien, „seit jeder Fürst seinen Vorkoster habe"; so ließ sich doch sogar nach dieser Bemerkung und ungeachtet der neuen Leibgarde der „Vorkoster", gewahren, daß eine Menge Fürsten an Gift starben. Gleichwol waren der Dynastien schon allzu viele, als daß durch diese Bemühungen für Vereinfachung des Erbrechts ein mächtiges und ganz Deutschland umfassendes Erbkaiserthum nur annähernd hätte vorbereitet werden können, weshalb auch Klüpfel in seinem Werke über „Die deutschen Einheitsbestrebungen" (vgl. Nr. 27 d. Bl. f. 1854) dieser dynastischen Einheitsbestrebungen mit keinem Worte Erwähnung thut. Ein Zeichen der mit der Zersplitterung in Landeshoheiten zunehmenden Erniedrigung und Schwächung des Deutschen Reichs war es vielmehr, daß schon gegenüber dem Kaiser Friedrich III. die Franzosen zum ersten male vom Rhein und von ihren „natürlichen Grenzen" sprechen durften. Auch kann es für ein Zeichen deutscher Reichsohnmacht gelten, als sich Maximilian I. nach dem kläglichen Schwabenkriege an der siegreichen kleinen Schweiz mit der Anklage zu rächen suchte, daß sie „einen Bundschuh wider den geistlichen Stand, Adel und alle Ehrbarkeit" aufgerichtet habe; und als er die bestehenden Stände mit der Versicherung zu schrecken suchte, der schweizerische Bundschuh gehe darauf aus, „den Reichen ihre Güter zu nehmen und arm und reich gleich zu machen". Also schon vor viertehalbhundert Jahren der gegen die Schweiz gerichtete Vorwurf, daß sie „ein Herd des Communismus" sei.

Im Vorstehenden suchten wir einen Begriff zu geben sowol von der für ein populäres Geschichtswerk so wichtigen Gruppirung der Thatsachen als auch vom Geiste ihrer Auffassung durch den Verfasser. Jedes einzelne Menschenleben, selbst das scheinbar unbedeutendste, könnte doch dem wirklich aufmerksamen und sinnigen Beobachter die reichlichste Fülle eines kaum zu bewältigenden Stoffes darbieten. Handelt es sich gar um die Lebensgeschichte

eines ganzen Volks, so kann es nicht fehlen, daß sich die verschiedenen Betrachter und Erzähler aus dieser Einheit eines unermeßlich Mannichfaltigen Verschiedenes herausgreifen, um das eine vor dem andern zu Tage treten zu lassen. Vergleichen wir namentlich die gleichfalls populäre deutsche Volksgeschichte von Duller und Hagen mit derjenigen von Venedey, so finden wir, daß Hagen den größern Fleiß und Raum dem socialen Volksleben gewidmet hat, sowie jener eigentlich sogenannten Culturgeschichte, für welche das Politische und Staatsrechtliche nur ein einzelnes unter vielen, nur ein besonderes und nicht einmal besonders zu beachtendes Moment ist. Dagegen hat sich Venedey mehr den Staat, die politischen Bestrebungen und das Rechtsleben der deutschen Nation zum Gegenstande genommen. Die beiden neuen Geschichtswerke sind also in gewisser Weise als sich gegenseitig ergänzend zu betrachten. Mußte doch jeder achtsame Beobachter gerade aus den Vorgängen der allerneuesten Zeit die Ueberzeugung schöpfen, daß es ohne die Lösung der politischen auch keine Lösung der socialen Zeitfragen geben kann, und daß es nur die grundfalsche Ansicht einiger Communisten und socialistischen Verächter der „alten, schlechten Gesellschaft" war, wenn sie wähnten, daß man den Staat, Staatsrecht und Politik beiseite setzen und gleichwol zu einer ersprießlichen Socialreform gelangen könne.

Ueber das Rechtsleben der deutschen Nation enthält noch das den dritten Band einleitende zwölfte Buch („Deutsche Cultur auf der Grenzscheide zwischen Mittelalter und Neuzeit") eine anziehende Schilderung, besonders in der wohldurchgeführten Vergleichung des Sachsenspiegels mit dem Schwabenspiegel. Es ist ein löbliches Beginnen, wenn man es bis in das Haus des schlichten Bürgers hinein zum Bewußtsein zu bringen sucht, wie das deutsche Volk durch Pfaffen und Doctoren des römischen und kanonischen Rechts um sein eigenes und heimatliches gutes Recht gebracht wurde. Der Verfasser weist also kurz darauf hin, wie im gesellschaftlichen Leben dieses Volks, in Literatur und Lebensweisheit, in Poesie und Kunst, im Gebiete der staatlichen Organisation und bürgerlichen Gesetzgebung ein fortwährender und mit abwechselndem Glücke geführter Kampf zwischen den ursprünglich deutschen und den eingedrungenen fremden Elementen statthatte. Auf der Oberfläche, in den höhern Regionen herrschte während des Interregnums die lateinische Sprache vor und mit ihr römische und byzantinische Auffassung und Anschauungsweise; bei den Bauern und der Masse der städtischen Bevölkerung erhielt sich dagegen mit dem ausschließlichen Gebrauch der Muttersprache zugleich die einfache, gerade und gesunde deutsche Volksart. Für das öffentliche Leben in Staat und Gemeinde blieb das Volk selbst, die im weitern oder engern Kreise betheiligte Gesammtheit aller freien Männer, die lebendige Quelle alles maßgebenden Rechts. Dieses Recht war also ein der eigensten Natur entsprungenes Gewohnheitsrecht, und der Ausdruck für das sich selbst seine Regeln setzende Volksleben war der von unten aufwachsende Brauch, auf den jedes gesunde Volk — gegenüber jeder willkürlichen Gesetzgeberei und Maßregelung von oben herab — noch bis zur heutigen Stunde große Stücke hält. Denn alles einseitige und halsstarrige Festhalten an veralteten Gebräuchen ist immer nur die Folge eines einseitig-willkürlichen Drucks von oben durch eine Regierung und Staatsbeamtenschaft, die sich selbst schon vom Volksleben losgerissen und sich diesem zwiespältig entgegengesetzt hat; die gerade dadurch zu jenem einseitigen Festhalten zwingt, weil sie es nicht dulden mag, daß sich, nach Maßgabe der zeitlich und örtlich veränderlichen Verhältnisse, das Volk selbst seine Gewohnheitsrechte und Bräuche aus freien Stücken umbilde. Als nun unter Heinrich dem Finkler und den andern sächsischen Kaisern die bei Karl dem Großen und seinen fränkischen Nachfolgern zu Tage tretende gallo-romanische Auffassung von Staat und Herrschaft wieder in den Hintergrund gedrängt war, erlangte auch das aus dem Volke selbst hervorgehende Gewohnheitsrecht wieder die Oberhand. So blieb es in der Hauptsache während der deutschen Hohenstaufenperiode, obgleich schon in der zweiten Hälfte der Regierung von Friedrich Rothbart die bologneser Rechtsgelehrten und römischen Kaisergesetze den volksthümlichen Bräuchen und Gewohnheitsrechten Abbruch zu thun begannen. Zum möglichsten Schutz gegen diese fortschreitende Verdrängung der deutschen Volksrechte veröffentlichte also Eike von Repgow, kurz nach dem Regierungsantritt Kaiser Friedrich's II., seine Sammlung der Rechtsgewohnheiten und Gerichtsgebräuche des sächsischen Volks. Sein zu Anfang des 13. Jahrhunderts erschienener Sachsenspiegel beruhte noch auf derselben Grundanschauung, wie sie in der „Germania" des Tacitus, in den Salischen Gesetzen und allen andern Denkmalen eines ursprünglichen und unverfälschten Volksthums der Germanen zu Tage getreten war. Eike von Repgow wollte damit zugleich den Umgriffen des Fürstenthums, sowie den von Rom ausgehenden Neuerungen einen Damm entgegensetzen; und im Bewußtsein, daß er auf dem Boden des guten alten Rechts stehe, sprach er einen feierlichen Fluch gegen jeden aus, der es wagen werde, sein Werk zu verfälschen und ihm Unrechtes beizumischen. Die trübe Ahnung, die ihm diesen Fluch eingegeben, ging nur allzu bald in Erfüllung, als kaum nach einem halben Jahrhundert der Schwabenspiegel erschien. Er war eine Umarbeitung und Fälschung des Sachsenspiegels nach jenen Grundsätzen und Bestrebungen, welche die geistlichen und weltlichen Großen Deutschlands freilich schon seit Jahrhunderten gehegt hatten, die aber besonders in der kläglichen Zeit des Interregnums (1254—73) solche Fortschritte machten, daß sie gegen Ende desselben vielfach in die öffentlichen Zustände übergegangen waren. Wo im Schwabenspiegel der Brauch noch anerkannt ist, da wird er doch in die von den Kirchengesetzen Roms ihm gezogenen Grenzen hineingewiesen oder von dem Willen des Königs und seiner Fürsten abhängig gemacht. Zugleich ist es im Schwabenspiegel auf eine Schwächung der Macht des Volkskaisers abgesehen, gegenüber einer gesteigerten Macht des Papstes und der Oligarchie der Wahlfürsten, besonders der geistlichen.

Nach den im Sachsenspiegel noch anerkannten Grundsätzen war dagegen die ganze freie Gemeinde, wenn sie als Gericht oder als Ding versammelt war, nicht blos berufen, Recht zu sprechen und Unrecht zu sühnen, sondern sie führte zugleich die Aufsicht über alle bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustände und Bedürfnisse der örtlichen Gemeinde und der Landesgemeinde. Alle Privatacte — Kauf, Tausch, Erbverträge, sogar Mönchsgelübde u. dgl. — geschahen vor Gericht, um ihnen höhere Sicherheit und Bürgschaft zu geben. Alles echte Eigenthum konnte gar nicht veräußert werden als im echten Ding. Auch wurde vor Gericht darüber entschieden, ob neue Burgen und Städte gebaut und alte befestigt, ob Schanzen, Wälle, Thürme irgendwo im Lande angelegt werden dürften; und hatte das Gericht entschieden, daß eine Burg ungerechterweise angelegt sei oder wegen Unrechts zerstört werden müsse, so zog der Graf an der Spitze der Gerichtsgemeinde selbst aus und that die ersten drei Schläge gegen die Mauer der Burg, die der Zerstörung geweiht war. Das blieb also die durchgreifende Regel, daß alles Recht, alle Ordnung und alle Macht aus der richterlichen Gewalt der Volksgemeinde und Ortsgemeinde hervorgingen, weshalb auch der Sachsenspiegel mit dem allgemeinen Grundsatze schließt, daß keiner „ein Gebot, eine Heereslast, eine Strafe, einen Dienst, ein Recht auf das Land setzen könne, die das Land nicht selbst willküre". Es ist merkwürdig genug, wie im 19. Jahrhundert — nachdem die Erschütterungen der Revolution das überall erstarrte europäische Völkerleben in lebendigen Fluß gebracht — die noch im Sachsenspiegel niedergelegten Rechtsgrundsätze, welche aber seit Jahrhunderten verschollen schienen, aus den lange verschütteten Quellen wieder zu Tage brechen und von neuem ihre befruchtende Strömung zu beginnen versuchen. Vor allem sind es germanische Völker, die sich der alten Bedeutung ihres Gemeindewesens von neuem erinnern und deren Streben in erster Linie auf Wiederherstellung der Selbständigkeit der Gemeinde gerichtet ist. Dieses Streben that sich namentlich wieder in den Grundrechten des deutschen Volks von 1849 besonders im Artikel XI. (Grundrechte der Gemeinde) kund; und kaum waren 1858 im preußischen Volke neue Hoffnungen erwacht, als sich dieselben vorzugsweise auf die Befreiung der Gemeinden sowol aus bureaukratischer als aus patriarchalisch-grundherrlicher Bevormundung gerichtet haben. Ein Blick auf den weiten Umfang der altgermanischen Volksrechte läßt aber zugleich erkennen, wie die Gemeinde stets auch die maßgebende Mitschöpferin der socialen Verhältnisse war; wie sie berechtigt und verpflichtet blieb zur fortwährenden Ausgleichung der schroffern Gegensätze von Armen und Reichen, von Rohen und Gebildeten, von Geringen und Vornehmen. Und fassen wir die neueste Geschichte der socialen Bewegungen ins Auge, so finden wir, daß auch wieder die Völker des 19. Jahrhunderts — durch einen richtigen Instinct der Rettung getrieben — von der Befreiung und Erneuerung des Gemeindewesens zugleich die Lösung der verhängnißvollen socialen Frage erwarten.*) Ein guter Theil dessen, was jetzt als Neuerung entweder ersehnt oder angefeindet wird, ist also nach seinen tiefsten Wurzeln und nach seinem wesenhaften Kerne nichts anderes als Erneuerung; und die schon nahe 70 Jahre dauernde Periode der Revolutionen, die zugleich Restaurationen sind, dürfte darum erst mit der vollständigen Herstellung der alten Volksrechte und Volksfreiheiten zum Ablaufe kommen.

Im dritten Bande seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts" behandelt Gervinus die Revolutionen der romanischen Staaten im südlichen Europa und Amerika; er hat es also mit einem der verwickeltsten und schwierigsten historischen Stoffe der Neuzeit zu thun. Der eiserne Fleiß des Verfassers in Aufsuchung und Durchforschung der zahlreichen und doch unergiebigen, der weithin zerstreuten, mitunter seltenen und sich widersprechenden Quellen für die Geschichte dieses Abschnitts ist ebenso rühmenswerth als sein geübter historischer Scharfblick und Tiefblick, der das Zusammengehörige und wirklich Maßgebende zu verbinden und hervorzuheben, das Unwesentliche auszuscheiden und das labyrinthische Gewebe der tausendfach sich durchkreuzenden kleinen Ereignisse, bei dem nur die Anarchie des Zufalls ihr Spiel zu treiben schien, zu übersichtlicher Klarheit unter die das bunte Mancherlei der Vorgänge beherrschenden Triebfedern zu gruppiren verstand. Dieser dritte Band enthält ein großes weltgeschichtliches Drama, das von meist kleinen Menschen aufgeführt wird; wir erblicken meist nur unbedeutende Persönlichkeiten, die nach schwachen und schwankenden Motiven handeln, und sind doch im voraus gewiß, daß die äußerlich so geringfügig scheinenden Begebenheiten mit ihren unermeßlichen Folgen bis weit in die Jahrhunderte hineinragen werden. „Noch niemals", sagt Gervinus von den südamerikanischen Unabhängigkeitskriegen, „handelte es sich um so große Zwecke mit so kleinen Mitteln"; und diese Bemerkung ist nicht einmal ausschließlich auf die blos materiellen Mittel zu beziehen.

Der Verfasser führt die Geschichte der südamerikanischen Bewegung bis zum Ausbruche der Militärrevolution von 1820 im spanischen Mutterlande, wodurch dessen mächtigste Anstrengung zur Unterwerfung der Pflanzlande der Neuen Welt vereitelt wurde. Er bemerkt sodann über den Einfluß des überall unerwarteten Ereignisses, daß er entscheidend war für die Sache der Unabhängigkeit in Südamerika. Als die Nachricht von den Vorgängen bei Cadiz dahingelangte, war zwar überhaupt schon für die kaum erst verloren geachtete Revolution eine günstige Wendung eingetreten, theils durch die Offensive San-Martin's gegen Chili, theils und hauptsächlich durch Bolivar's kühnen und allen Gefahren trotzenden Uebergang über die Anden, der sich demjenigen Bonaparte's über den St. Bernhard sehr wohl an die Seite stellen läßt, sowie durch das südamerikanische Marengo, durch seinen Sieg am

*) Näheres darüber im „Staatslexikon" von Rotteck und Welcker (dritte Auflage), Artikel „Communismus und Socialismus seit 1848".

Boyaca (7. August 1819), wodurch die ganze spanische Herrschaft jener Gegenden von Grund aus erschüttert wurde. Allein an organisirter Streitmacht waren noch immer die Spanier den Independenten überlegen, und bevor mit den Cadizer Verträgen, welche die Armseligkeit der spanischen Königsmacht in das hellste Licht setzten, nicht auch ein moralisches Gewicht in die Wagschale fiel, konnte man wol glauben, daß sich in dem an unerwarteten Wechselfällen so reichen Kampfe ohne den Aufstand im Mutterlande die Entscheidung noch lange verzögert hätte und zwar keine entgegengesetzte, aber doch eine andere geworden wäre, als sie wirklich geworden ist. Denn so weit war im Jahre 1820 der Bruch der Colonien mit dem schwachen Mutterlande allerdings schon gediehen, daß man sich eine dauernde Unterwerfung der erstern kaum noch als möglich denken konnte; und in der Hauptsache mag man darum wol der Bemerkung von Gervinus beipflichten, daß man sich in Amerika wie in Spanien die fähigsten und „thätigsten Urheber und Leiter der Bewegung alle hinwegdenken könne, ohne sich darum den ganzen Gang derselben wesentlich anders denken zu müssen". Dieselbe Bemerkung gilt jedoch auch für die spätern Volkserhebungen, einschließlich derjenigen von 1848 und etwa mit einziger Ausnahme der ungarischen Bewegung.

In der Geschichte der spanischen Revolution von 1820, die sich derjenigen des südamerikanischen Unabhängigkeitskriegs anschließt, zeigt der Verfasser, wie nicht blos die spanischen Ereignisse nach Amerika, sondern auch die amerikanischen nach Spanien hinüberwirkten und den Losbruch in Cadiz veranlaßten. In den Jahren 1811—19, in der Zeit der Volkserhebung gegen Napoleon und der Restauration, waren 42000 Mann nach den Colonien geschickt worden und fast gänzlich zu Grunde gegangen. Jetzt sollten unter dem mehr und mehr der Verachtung anheimgefallenen Ferdinand VII. — als die spanische Armee, ohne Kleidung, Sold und Waffen, wenig über 50000 Mann stark war und die Artilleriemunition kaum für eine einzige Schlacht ausreichte — noch größere und voraussichtlich vergebliche Opfer als je zuvor gebracht werden. Die in Andalusien versammelten Truppen sagten es sich also gegenseitig, daß man sie zur Schlachtbank führen wolle und die Intelligenz der Bajonnete setzte sich mit wenigstens augenblicklicher Wirksamkeit dem Misbrauche entgegen, den die Willkür einer blödsinnigen Politik mit ihnen zu treiben gedachte.

Die Geschichte ist ein beständiger Kampf zwischen unaufhörlich wechselnden, aber stets sehr leibhaftigen Menschen und Menschengruppen, deren Bedürfnisse und Meinungen, deren Leidenschaften, Neigungen, Gelüste und Interessen sich zwar begriffsmäßig unter gewisse Kategorien bringen lassen, die aber als Triebfedern des menschlichen Handelns in unermeßlich mannichfaltiger Weise zur Wirksamkeit gelangen. Selbst die am unmittelbarsten wirkenden Bedürfnisse und Empfindungen des gemeinen Lebens — Hunger und Durst, Frost und Hitze — äußern sich ja immer nur stoßweise in zeitlich und örtlich tausendfach verschiedenen Pausen und Räumen. Um so weniger kam jene frühere deutsche Geschichtschreibung der Wirklichkeit nahe, welche uns noch die Geschichte wie einen in den Lüften geführten Krieg von Gespenstern schilderte, die ihre irdischen Leiber bereits auf der Erde zurückgelassen hatten; als einen Krieg, worin die in Schlachtordnung gereihten Meinungen der streitenden Parteien, ihre abstracten Principien des Rechts oder Unrechts und ihre verschiedenen „pragmatischen Maximen, wie sie den Puppen wol im Munde ziemen", gleichsam auf eigene Hand gegeneinander losschlugen. Aber diese schiefe Auffassungsweise gewann allzu sehr nicht blos in der Literatur, sondern auch in der Praxis des öffentlichen Lebens die Oberhand. Eine Folge davon war es, daß sich jede Partei nach jeder Niederlage mit dem künftigen Siege ihrer Meinung tröstete; daß aber keine Partei durch Schaden klug wurde, eben weil sie in der Selbstvergötterung ihrer Meinung, ihres sogenannten Princips der Freiheit oder der Ordnung, viel zu wenig die eigenen und sehr concreten Thorheiten und Versäumnisse erkannte und beachtete, wodurch sie selbst ihre Niederlage verschuldet hatte. Diese moderne Seuche eines Doctrinarismus, der aus dem Wolkenhimmel seiner Abstraction heraus die Völker en bloc zu beherrschen und zu beglücken wähnt, forderte auch in Spanien ihre Opfer. Die erst siegreiche revolutionäre Partei legte viel zu wenig Gewicht auf jene besondern Mittel und Maßregeln, wodurch sie sich eine starke und wohlorganisirte bewaffnete Macht hätte schaffen und dieselbe dauernd gewinnen können. Aber nicht blos damals in Spanien, sondern noch in andern Ländern, die sich höherer politischer Bildung rühmten, und in spätern Zeiten trat es deutlich hervor, daß die Politik der Parteien viel zu ausschließlich Verfassungspolitik, daß sie viel zu wenig Militär- und Finanzpolitik ist. Nachdem endlich die Vorgänge von 1848 — 49 besonders auch in Deutschland einen Commentar zu der alten und einfachen Wahrheit geliefert hatten, daß ohne Macht nichts zu machen ist, schienen wenigstens die Historiker endlich damit anzufangen, den über Rechtserörterungen allzu sehr übersehenen Machtmitteln, namentlich den militärischen und finanziellen Dingen größere Sorgfalt zuzuwenden.

Zu diesen Historikern gehört besonders Gervinus, der nichts geschichtlich Bedeutendes übersieht, der es von seinen oft versteckten Wurzeln an bis zu seinen weitesten Verästungen mit gewissenhafter Sorgfalt zu erfassen sucht und mit der für den Geschichtschreiber so besonders wichtigen Gabe der vertheilenden Gerechtigkeit sowol hinsichtlich der Personen als der Thatsachen ausgestattet ist, sodaß er den mehr oder minder einflußreichen Thatsachen den ihnen gebührenden und verhältnißmäßigen Antheil in seiner Darstellung zuzumessen weiß. Darum berichtet er ausführlich genug, was andere vielleicht kaum erwähnt hätten, daß Quiroga den Soldaten des Nationalheers nach zwei Jahren den Abschied und je nach ihrer Dienstzeit eine Belohnung an Nationalgütern versprochen habe; daß später Torreno in den Cortes den Antrag gestellt, dieses Versprechen anzuerkennen und zu erfüllen; daß

man auch darauf wirklich eingegangen sei und zugleich beschlossen habe, den Sold der ganzen Armee — kümmerlich genug — um monatlich 3 Realen 18 M. zu erhöhen. Allein gerade darum, weil es das infolge der Bewegung von Cadiz berufene neue Ministerium als nothwendig erkannte, daß man künftig der mishandelten Armee den ihr gebührenden Sold nicht blos pünktlich auszahlen, sondern denselben erhöhen müsse, weil es aber zugleich die Finanznoth zu berücksichtigen gedachte, glaubte es die Auflösung des Nationalheers vorschlagen zu müssen. Ein weiterer Grund für diese Maßregel war die Rücksicht auf das Ausland, dem man durch die Entwaffnung die Beruhigung gewähren wollte, daß es von Spanien aus auf keine revolutionäre Propaganda abgesehen sei. Durch dieselbe Maßregel hatte sich jedoch, wie Gervinus hervorhebt, die Regierung der besten Ordnungsstütze beraubt, und es wurde damit zugleich das Zeichen zu der Bildung der reactionären Glaubensbanden gegeben. Auf dem Punkte, wohin der Verfasser im dritten Bande seiner Geschichte gelangt ist, läßt er indessen noch einige Dunkelheit darüber, wie weit denn wirklich jene Auflösung des Nationalheers vollzogen worden ist. Um so mehr wird er bei der spätern Geschichte der französischen Intervention darauf bedacht sein, den ganzen Umfang jener Fehler und Versäumnisse zu bezeichnen, wodurch es sich die Anhänger der Cortesverfassung von 1812 selbst unmöglich gemacht hatten, dem keineswegs sehr starken und sehr kriegseifrigen Invasionsheere der Franzosen ein bei weitem zahlreicheres, wohlorganisirtes und begeistertes Vertheidigungsheer entgegenzustellen, in dem jeder einzelne durch sein eigenstes und persönliches Interesse zu den äußersten Anstrengungen für die Erringung des Siegs angespornt war.

Ueber jenes Versprechen Quiroga's an die Soldaten des Nationalheers sagt Gervinus: „Dieser mächtige Köder gewann ihm nicht mehr als sieben Bataillone." Aber ein solcher erster Gewinn war keineswegs ein geringer. Damit war dem Despotismus, der über Spanien herrschte, das Werkzeug zu willkürlichem Schalten und Walten in zwei Stücke gebrochen. Dagegen muß man einräumen, daß es die Anhänger der Verfassung von 1812 — Moderados wie Exaltados — nicht verstanden haben, sich der günstigen Stimmung der Armee und Nation auf die Dauer zu versichern. Dies konnte in Spanien, wie in jeder andern Monarchie des europäischen Festlandes nur dadurch geschehen, daß der Armee und dem Volke eine große und unmittelbar empfundene Wohlthat erzeigt wurde, und diese Maßregel konnte keine andere sein, als für jetzt und immer die gänzliche Aufhebung der Conscription, der in Spanien bis zum heutigen Tage so allgemein verhaßten Quinta. So hätte man mit einem Schlage — und darum mußte es zunächst gelten — den innern Feinden der Constitution jeden Boden im spanischen Volke selbst unter den Füßen weggezogen. Für den Fall des Angriffs von außen hätte man sich aber mit leichter Mühe der bereitwilligsten Dienste der schon geübten Soldaten versichert; und vielleicht mit der Hälfte des Aufwandes, welche die Errichtung einer zum Felddienst fast gänzlich untauglichen Nationalgarde erforderte, hätte man die noch beibehaltenen Cadres der stehenden Armee mit einer Volkswehr ausfüllen können, die sich gegen den äußern und innern Feind in wirksamster Weise vertheidigen konnte und wollte. Nach solchen Beschlüssen und Maßregeln, wodurch man dem Kern der Nation selbst die Vertheidigung der neugewonnenen Nationalrechte anvertraut hätte, wäre wahrscheinlich selbst jedem Versuche einer Gegenrevolution mittels des Einbruchs eines französischen Heers vorgebeugt worden. Gegen eine Nation, welcher die neue constitutionelle Regierung durch Abschaffung der Conscription die höchste Wohlthat erzeigt, und welche doch durch eben diese Abschaffung dem Auslande eine Bürgschaft dafür gegeben hätte, daß sie nach außen hin keine gewaffnete Propaganda für die Freiheit machen wolle und könne, würde Frankreich schwerlich seine bewaffnete Propaganda für den Despotismus gewagt haben. Dies war um so mehr zu erwarten, als durch die Abschaffung der Conscription im bourbonischen Spanien wol auch dem Volke und Heere im bourbonischen Frankreich die von den restaurirten Bourbonen verheißene Abschaffung der Conscription ins Gedächtniß wäre zurückgerufen worden. Man kann jedoch den Führern der spanischen Bewegung aus ihrer folgenschweren Versäumniß kaum einen besondern Vorwurf machen, da sich in viel späterer Zeit in andern Ländern dieselbe Versäumniß wiederholen sollte; da sie sich namentlich in Frankreich wiederholte, welches doch seit mehr als einem halben Jahrhundert die strenge Schule unaufhörlich sich erneuernder Revolutionen und Reactionen durchlaufen hatte. Nach den Februarereignissen von 1848 kamen allerdings in Frankreich einige lichte Gedanken im Gebiete der Militärpolitik zum Vorschein. So hatte E. Girardin die unverzügliche Entlassung von 200000 Mann gefordert. So äußerte E. Barrault in seiner gegen Lamartine geschleuderten Strafpredigt, daß sich Frankreich keineswegs als „Don Quixote aller unterdrückten Nationalitäten" hätte erklären, daß es vielmehr „die Entwaffnung hätte wagen sollen, um die hundertweise dadurch ersparten Millionen zu innern Verbesserungen und zur Befruchtung der augenblicklich ins Stocken gerathenen Arbeit zu verwenden". Sehr entschieden bekannte sich auch Proudhon zu dieser Ansicht. „Die Februarrevolution", sagte er, „mußte als ersten Act die allgemeine Entwaffnung verlangen und eine Verweigerung der Entwaffnung als casus belli erklären." Er wollte also im schlimmsten Falle nur den einen Krieg zum Zwecke der Entwaffnung und folglich zur Herstellung eines wirklich dauerhaften Friedens. Endlich wissen wir von Cavaignac und andern, daß sie die völlige Unverträglichkeit unsers jetzigen stehenden Heerwesens mit jeder Freiheit und dauernd gesicherten Ordnung einsehen lernten. Aber diese verständigern Ansichten kamen entweder zu spät, als schon wieder der Sieg der Reaction entschieden war, oder sie äußerten sich überhaupt nur als flüchtige Gedankenblitze, nicht aber als überlegte Plane, die mit Besonnenheit und Ausdauer verfolgt wur-

den. Also nicht einmal die europäischen Völker des Jahres 1848 können dem spanischen Volke des Jahres 1820 eine besondere politische Unreife zum Vorwurf machen; und was jene verständigern militärpolitischen Ansichten betrifft, die jetzt endlich mehr und mehr Eingang gewinnen, die aber in allen Monarchien des europäischen Festlandes ihre Verwirklichung erst noch erwarten, so mögen darin auch das heutige Spanien und das heutige Frankreich so ziemlich auf gleicher Linie stehen.

Nachdem das eine versäumt war, was Spanien vor der Erneuerung des Despotismus hätte bewahren können, verschlägt es wenig, was sonst noch von seiten der Moderados im Ministerium und den Cortes von 1820 beschlossen und gethan wurde. Daß alle halben Maßregeln jener Tage nichts fruchten konnten, gibt auch Gervinus zu, ungeachtet einiger Vorliebe für die anfangs herrschende Majorität der Moderados. Ueber die sogenannten Exaltados bemerkt er (S. 378):

Das unverwerfliche Zeugniß eines Evaristo San-Miguel wirft die Revolutionäre jener Zeit, denen er selber angehörte, zu dem frivolen Geschlecht der politischen Himmelsstürmer französischer Schule, die ihre politischen Ansichten, noch mehr als nach ihrer Parteidoctrin, nach ihren persönlichen Ansichten zu modeln pflegen, deren Ehrgeiz von keiner Ehre, deren Geist von keiner Charakterwürde, deren strebsamer Gedanke von keiner Tugend, deren Kraft von keinem Maße begleitet ist; die die strenge Sittlichkeit verachteten, in der die Reformatoren anderer Zeiten (nach der Meinung San-Miguel's) das stärkste aller Wirkungsmittel erkannten, die vor allem vielmehr ihre Freiheit von jedem Vorurtheile glaubten beweisen zu müssen durch die Annahme einer wirklichen, ja oft selbst durch den Anschein einer erkünstelten Sittenlosigkeit.

Aber selbst diese wahre oder erkünstelte Sittenlosigkeit — wie verderblich ihre politischen Wirkungen sein mochten, da sie das Vertrauen des bessern Theils der Nation untergraben half — erscheint noch als glänzende Tugend neben der vollendeten Armseligkeit und Nichtswürdigkeit eines Ferdinand VII., über den Gervinus ein besonders treffendes Urtheil fällt. Er zweifelt nicht, daß es auch diesem Könige während Augenblicken mit der von ihm beschworenen Verfassung Ernst gewesen sei und macht die richtige Bemerkung, daß eine solche aufrichtige und momentan ernstliche Meinung psychologisch in keiner Weise ein unlösbares Räthsel gewesen sein würde. Er fährt dann (S. 368—369) fort:

Es ist an anderm Orte noch in spätern Jahren dies Schauspiel wieder erlebt worden, wie so schlaffe Naturen von so unempfindlicher Ehrlosigkeit auf solcher höchsten Stelle, auf die in so bewegter Zeit alle Stöße der Erschütterung gerichtet sind, einem jeden dieser Stöße nachgeben und sich schaukelnd zu jeder neuen, ehrenvollen und schimpflichen Stellung bequemen, um zuletzt wieder in die erst gewohnte Lage in ganz heilem Selbstgefühle zurückzufallen.

Die Geschichte der Militärrevolutionen in Portugal und Neapel, die sich noch unmittelbarer als der im dritten Bande nicht mehr behandelte piemontesische Soldatenaufstand, der cadizer Militärrevolution angeschlossen, führt Gervinus bis zu dem Punkte, da ihr augenblicklicher Sieg entschieden, aber in den ihren Sieg begleitenden Verhältnissen schon ihre künftige Niederlage begründet war. In der Schilderung der portugiesisch-brasilianischen Erhebung von 1820, welcher die Militärverschwörung von 1817 vorangegangen war, vergißt es der Verfasser nicht, auf die ungeheuern und erfolgreichen Anstrengungen zurückzuweisen, die das kleine portugiesische Volk im Kriege gegen Frankreich und gegen Napoleon I. zur Behauptung seiner Unabhängigkeit gemacht hatte. Im Jahre 1811 hatte Portugal an Linientruppen, Milizen und Landsturm eine bewaffnete Macht von 335000 Mann oder mehr als 10 Procent auf den Beinen. Das waren also Leistungen zum Zwecke der Vertheidigung, wie sie nur von der Schweiz mit ihrer Milizverfassung erreicht und theilweise übertroffen werden können. Aber die Schweiz ist zu ihren verhältnißmäßig noch größern Leistungen nur dadurch befähigt, daß sie nicht schon im Frieden ihre Kräfte an die Unterhaltung eines kostspieligen stehenden Heers verschwendet. Portugal sollte dagegen auch nach dem Siege, durch den damals allmächtigen Einfluß von Lord Beresford, zu der herkömmlichen Thorheit der Unterhaltung eines zahlreichen stehenden Heers im bewaffneten Frieden verurtheilt werden. Dieses Heer sollte, wie Gervinus hervorhebt, aus nicht weniger als 59000 Mann, oder aus 22 Procent der Mannschaft zwischen 17 und 40 Jahren bestehen. Und doch war England selbst, wie sich aus den Vergleichungen des Statistikers Balbi ergibt, um dieselbe Zeit klug genug, nur eine Armee von 5½ Procent seiner gleichnamigen männlichen Bevölkerung zu unterhalten; wie es denn überhaupt jahrein und jahraus seiner Industrie eine bei weitem geringere Masse von Arbeitskräften entzieht, als dies in den Monarchien des Festlandes durch die Zusammenpressung von verhältnißmäßig weit zahlreichern conscribirten Zwangsheeren geschieht. Jener stehenden Armee sollte sich in Portugal außerdem eine Miliz anschließen, und alle Eigenthümer und Söhne von Eigenthümern von 18—40 Jahren umfassen.

Die vollständige Ausführung dieser Beschlüsse scheiterte aus finanziellen Gründen und eben damit ward auch manche, von Beresford beabsichtigte, zweckmäßige Maßregel vereitelt. Zu diesen „guten Bestimmungen" zählt Gervinus mit Recht die projectirte Solderhöhung für die portugiesische Armee; und man kann es nur loben, daß er überhaupt auf die sociale und politische Stellung der fast überall auch ökonomisch noch so sehr vernachläßigten Soldaten eine größere Aufmerksamkeit richtet, als es eine nur allzu große Anzahl von oberflächlich urtheilenden Historikern und Statistikern von Volksabgeordneten und nach herkömmlichem Schlendrian bureaukratisch wirthschaftenden Staatsbeamten zu thun gewöhnt ist. Denn in der That handelt es sich dabei um Dinge, die vom größten geschichtlichen Einflusse schon gewesen sind, und die es in einer vielleicht sehr nahen Zukunft noch weit mehr sein werden. Dem Soldaten gebührt von Rechts wegen für die von ihm verlangten Militärdienste ein Lohn, wie er auch im freien Vertrage zwischen Dienstherren und Dienstwilligen festgesetzt wird; also ein Lohn, wie ihn der englische Soldat oder der in den

Armeen des Festlandes freiwillig dienende Stellvertreter wirklich bezieht. Aber die gezwungenen Soldaten des Festlandes werden tief unter diesem gerechten Lohne bezahlt; und doch vertraut man diesen Hunderttausenden bewaffneter und waffengeübter Männer, die von Staats wegen mit augenscheinlicher Unbilligkeit behandelt, die Tag für Tag in ihrem rechtmäßigen Erwerb verkürzt werden, den Schutz der politischen und gesellschaftlichen Ordnung im festländischen Europa an! Die von Gervinus im dritten Bande geschilderten Militärrevolutionen in den meisten romanischen Staaten dienen indessen mit zum Beweise, daß es endlich für alle europäischen Staaten an der Zeit wäre, die ihren eigenen Armeen so lange versagte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Geschieht dies endlich, weil es zur Abwehr immer näher drohender Gefahren geschehen muß, so gibt es sich aus finanziellen Gründen ganz von selbst, daß nur noch kleine und nur aus Freiwilligen gebildete Cadres ständig unterhalten werden können, denen sich im Kriege der Vertheidigung das zahlreiche Aufgebot der Landwehren oder Milizen einreihen oder anreihen würde. Dann mindert sich zugleich der maßlos gesteigerte Staatsaufwand im Frieden, während gleichzeitig dem Ackerbau und der friedlichen Industrie unschätzbare Arbeitskräfte gewonnen werden. Dann fällt sogar die Möglichkeit leichtfertig begonnener Offensivkriege weg, womit fort und fort der Ehrgeiz der Soldatenkaiser die Ruhe des Welttheils bedroht; und dann schließt sich endlich der seit mehr als 60 Jahren stets vergeblich beschworene „Abgrund der Revolutionen", weil man die Periode des Friedens und Wohlstandes, der Freiheit und Ordnung für die Völker Europas beginnt. Hiermit glauben wir unsere Bemerkung hinlänglich gerechtfertigt zu haben, daß auch Gervinus jeden seiner einsichtigen Leser in kurzem auf einige Punkte hingewiesen hat, womit in nächster Zukunft die Lösung oder Nichtlösung der politischen und socialen Wirren der Gegenwart im Zusammenhange steht.

Wilhelm Schulz-Bodmer.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Religion und Poesie.

1. **Lazarus.** Trost und Rath für Leidende. Sonettenkranz von **H. Neumann.** Neisse, Graveur. 1858. 16. 20 Ngr.
2. **Alte Bergmannslieder.** Herausgegeben von **Reinhold Köhler.** Weimar, Böhlau. 1858. 16. 18 Ngr.
3. **Das Hohelied in der Bibel.** Eine Sammlung von hebräischen Liebesliedern in deutsche Reime übersetzt und erläutert von **Friedrich Albrecht.** Ulm, Gebr. Nübling. 1858. 16. 18 Ngr.
4. **Psalmen David's allgemeinen religiösen Inhalts.** Metrisch übersetzt von **C. Koller.** Mit Parallelstellen aus dem Neuen Testamente. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1858. 8. 12 Ngr.
5. **Gedichte** von **Luise und Wilhelmine Hensel** zum Besten der Elisabethstiftung in Pankow. Herausgegeben von **H. Kletke.** Berlin, Rauh. 1858. 16. 20 Ngr.
6. **Lieder einer Verborgenen.** Herausgegeben von **Albert Knapp.** Leipzig, Holtze. 1858. 8. 24 Ngr.
7. **Vom Oelberge.** Geistliche Dichtungen. Von **J. P. Lange.** Neue vermehrte Ausgabe. Frankfurt a. M., Brönner. 1858. 8. 27 Ngr.
8. **Die Tochter Jephtha's.** Ein biblisches Gedicht. (Buch der Richter, Kap. 10 und 11.) Von **Eugenie Stillfried.** Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 1858. Gr. 16. 12 Ngr.

In einem frühern Artikel haben wir es als eine Hauptaufgabe der religiösen Dichtung bezeichnet, daß sie das ideale Moment der Religion erfasse und fürs Leben fruchtbar mache. Soll dies auf entsprechende Weise geschehen, so muß der Dichter individualisiren. Er muß einzelne Situationen und Züge aus dem individuellen Leben, Denken und Empfinden herausgreifen und an diesem die Idee, die den Gegenstand des Gedichts bildet, zur Anschauung bringen. Unter den Werken, die wir heute zu besprechen haben, ist es besonders eins, das sich durch die reichste Individualisirung in wahrhaft überraschender Weise auszeichnet. Wir haben es deshalb an die Spitze gestellt und schicken voraus, daß es zwar streng genommen nicht als eine religiöse Dichtung betrachtet werden kann, weil es hierzu an der völlig gesicherten Basis des Glaubens fehlt, daß wir aber im Hinblick auf das durch alle Zweifel hindurch immer wieder hervorleuchtende tief religiöse Gemüth des Dichters seine Herzensergüsse unter obiger Rubrik zur Besprechung zu bringen keinen Anstand nehmen mochten.

Des „Lazarus" Trost und Rath für Leidende von **H. Neumann** (Nr. 1) ist in Sonetten geschrieben. Einhundertachtundachtzig Sonette auf Ein Thema! Und man kann sie hintereinander durchlesen, vom ersten bis zum letzten, ohne zu ermüden, im Gegentheil, mit immer steigendem Interesse! Haben wir damit nicht ein Lob ausgesprochen, wie sich's kaum größer sagen läßt? Und doch ist's so. Wir empfehlen unsern Lesern auf das wärmste, den Versuch zu machen, und sie werden uns recht geben. Der Lazarus ist der Dichter selbst, unheilbar krank, jahrelang unter den peinlichsten Schmerzen zwischen Leben und Tod schwebend, wie Heine. Er versichert, daß er die bitterste Wahrheit „gesungen", wie man sage, obschon ihm das Singen längst vergangen sei. Wir kennen des Dichters Verhältnisse nicht, aber wir würden die Wahrheit seiner Dichtung auch ohne jene Versicherung vermuthet haben; so kann nur der schildern, der Selbsterlebtes und Selbstempfundenes schildert. Wie im äußern letzten Lebensschicksale erinnert der Dichter auch in Poesie und Stimmung vielfach an Heine, jedoch ganz ohne Nachahmung; er ist eine völlig unabhängige selbständige Natur, mag vielleicht Heine an Genialität nicht ganz erreichen, ist aber männlicher, inniger, reiner und vergißt auch unter der bittersten Ironie und den wildesten Ausbrüchen der Leidenschaft nie, was er sich und der Poesie schuldig ist. Es bedarf nach dem Gesagten kaum erst der Erwähnung, daß man in diesen Sonetten keine eintönigen Lamentationen zu befürchten hat; es sind Seelengemälde der ergreifendsten Art: sanft klagende und wild klagende, hypochondrische und lebensmuthige, Tod bangende und Tod wünschende, hoffende und verzweifelnde, ungläubige und gläubige, prometheisch murrende und kindlich ergebene überall Schwäche und Kraft, Schwanken und Widerspruch, und doch Ein Charakter, dessen Räthsel sich durch die Krankheit erklären. In diesen Sonetten ist Fülle und Bewegung, ein ewiges Kämpfen und Ringen, Sinken und Aufstehen, Siegen und Unterliegen; sie sind nicht rein lyrischer Natur, sie sind dramatisch belebt, denn der Dichter hat Weib und Kind und weiß die Situationen, die sich aus seinem Schicksal in Beziehung zu denselben ergeben, trefflich zu zeichnen. Er zieht dabei eine wunderbare Mannichfaltigkeit von Außendingen in seine Camera obscura, das Krankenzimmer, herein, und diese verlieren dadurch, daß sie sich in diesen dunkeln Räumen abspiegeln, nichts von ihrem Glanze. Daher gewähren die endlos wiederkehrenden Variationen über dasselbe Thema doch immer neuen Reiz. Shakspeare sagt in einem seiner Sonette:

> Wie alt und neu die Sonn' ist alle Tage,
> Spricht meine Lieb' aufs neu' die alte Sprache.

So hier des Dichters Lied. Hören wir ihn selbst über die Frage, warum er sich von diesem Thema nicht losreißen konnte:

Woher, so fragt ihr, nahmst du die Geduld
Zu diesem trüben, immergleichen Treiben,
Vom Leide mir in einer Form zu schreiben,
Als büßest du schon hier der Sünden Schuld?

Ich stütz' das Haupt auf meinen Arm und Pult,
Die Stirne mir bedächtiglich zu reiben,
Um nicht die Antwort schuldig euch zu bleiben,
Denn fast klingt eure Frage wie Insult.

Was hat Petrarca einstens wol bewogen,
Sonette dichtend, von dem Scheitelbogen
Laura zu preisen bis zur kleinen Zehe?

Das Gegentheil — den Haß — hab' ich gesogen
Aus meinem bleichen Bild, so oft ich's sehe,
Und darum sing' ich stets von meinem Wehe.

Zeigt sich der Dichter hier von einer seiner schroffen Seiten, so müssen wir ihm auch von der milden gerecht werden, und bei dieser werden die Leser gewiß gern länger mit uns verweilen als bei jener.

Wann schläfst du, Gute? — Stets, bei Tag und Nacht,
So oft ich suche, find' ich deine Hand,
Ihr sanfter Druck ist mir zu wohl bekannt,
Und hat mich ruhig stets und froh gemacht.

So hältst du unermüdlich Krankenwacht,
Läßt nieder dich auf meines Lagers Rand,
Kühlst leise streichelnd meiner Stirne Brand,
Hast neu den Lebensmuth mir angefacht.

Und stehst du lauschend über mich gebeugt,
Hast mir zum Kuß den holden Mund gereicht,
Und schaust mildlächelnd zu dem Kranken nieder;

Dann hebe ich des Geistes Schwingen wieder,
Balsam'sche Würze strömt durch meine Glieder,
Und fleh, der Dämon vor dir, Engel, weicht.

Dann und wann mischt sich doch ein Jubelton unter die Klage, bei auftauchenden Genesungsschimmern oder bei dem Anblick der Seinen. Hier ein Sonett, vielleicht bei der Rückkehr von einer — erfolglosen — Badereise geschrieben:

Zu Haus! Zu Haus! Es wohnt in diesem Worte
Ein wunderbarer, ein tief heil'ger Sinn,
O, keine Lippe spricht es kalt dahin,
Kein Herz schlägt ruhig, kehrt's zu diesem Orte.

Zu Haus! Zu Haus! Sie schaute aus der Pforte,
Mein Weib, mein Alles, was ich ward und bin,
Mein Fleisch und Blut, mein Hoffen, mein Gewinn,
Mein treuer Engel über Herd und Horte.

Ein „du! o du!" — Sie sank an meine Brust,
Ich küßte ihr die Thränen von den Wangen,
Indeß die Kinder jauchzend uns umsprangen.

O! meine Kinder! — Süße Vaterlust! —
Zu viel, zu viel, zu reicher Gottessegen!
Ich kann nicht schreiben mehr vor Herzensschlägen.

Der Gedanke an die Seinen drängt ihm das heiße Gebet um Erlösung durch den Tod oft im Entstehen schon wieder in das Herz zurück. Er weiß nicht, was er um ihretwillen wünschen müsse: leben oder sterben? und entscheidet die Frage bald auf die eine, bald auf die andere Weise:

O, weintest Du um mich die letzten Thränen
An meinem Grab und gingest dann von dannen;
Du würdest beten, würdest dich ermannen,
Erfreuen wieder in dem Reich des Schönen.

Ich mag dich nicht den Freuden all entwöhnen,
Die güt'ge Götter recht für dich ersannen,
Nicht in die dumpfe Krankenstube bannen,
Wo du nur hörst den Siechen trostlos stöhnen.

An jedem Abend und an jedem Morgen
Seh' ich dein rothgeweintes Aug' voll Sorgen,
Und wünsche, daß dies Leid nur möge enden.

Ich fleh' zum Himmel mit erhobnen Händen,
Er möge endlich doch den Tod mir senden, —
Dein Leid — bei mir im Grabe wär's geborgen.

Haben wir den Dichter in solchen Stimmungen kennen gelernt, so vergeben wir ihm wol gern manches tobende und stolze, manches verdrossene, ja sogar harte Wort, und das um so mehr, weil es stets ein poetisches ist. Es berührt freilich empfindlich, wenn wir einem Weibe, das — gleichviel, ob Dichtung oder Wahrheit, wir wissen es nicht — durch eine Menge der innigsten und zartesten Züge liebender Hingebung unsere vollste Zuneigung gewonnen hat, plötzlich den Vorwurf machen hören:

Doch als stets düstrer wurde mein Gemüthe,
Sah ich verwelken meines Glückes Blüte, —
Zu hoch war solche Probe ihrer Liebe!

Wir verfolgen mit Spannung Sonett um Sonett, sehen mit innerm Zorn die Vorwürfe härter und immer härter werden und athmen erst wieder auf, wenn der Dichter dann doch noch sein Unrecht eingesteht:

So quäl' ich meine Lieb' stets ohne Schuld,
So auch verzeiht sie, ohne mich zu strafen.

Doch kommen noch Rückfälle, bis endlich das Schlußfacit gezogen wird:

Jetzt seh' ich, daß mein Ich mein Leiden war.

Der Dichter moralisirt nie, er tritt dem Aeußerlichen der Religion selbst noch für die Sterbestunde mit fast verletzender Schroffheit entgegen, aber er hält der Seele einen Spiegel vor, in welchem sie interessante und lehrreiche Studien machen kann. Die Form ist vortrefflich.

Auch die „Alten Bergmannslieder" von Reinhold Köhler (Nr. 2) sind keineswegs von blos religiösem Inhalt, finden aber eine passende Stelle unter unserer obigen Rubrik, weil ein frommer Ton gerade bei den dem Bergmannsstande gewidmeten oder von ihm ausgehenden Liedern fast überall durchklingt.

Aufrichtig, gottesfürchtig und fleißig dabei,
Dies sind die bergmännischen Tugenden drei,

heißt es in einem solchen alten Liede; und in einem andern:

Ein Bergmann muß viel ausstehen
wol in der Gruben tief;
in Klüften und in Gängen:
wie manchem Ungelück
muß er doch unterworfen sein;
keine Stunde könnt' er leben
ohne Hülf des Herren sein.

Das Bewußtsein der täglichen und stündlichen nahen Gefahr ist bei dem Bergmann so stark, daß mehrmals in diesen alten Liedern der Gedanke wiederkehrt, Frauen und Kinder jedesmal in dem Augenblick, wo der Vater und der Gatte in die Grube fährt, schon als Waisen und Witwen zu betrachten:

Wenn ein Bergmann des Morgens früh aufsteht
und geht von seinem Weibe,
sein Weib eine rechte Witwe ist;

oder:

Wenn ihr nun thut einfahren
wol in die Gruben nein,
in Leib- und Lebensgefahren
thut ihr allezeit sein,
darzu euer Weib und Kinderlein,
die thun auch gleichfalls stehen
wie Witwen und Waiselein.

Das hieran sich knüpfende lebendige und unmittelbare Gefühl steter Abhängigkeit von einer schützenden höhern Hand führt

von selbst zu religiösem Sinn. Das hindert aber den Bergmann nicht, das Leben froh und nach Befinden auch ziemlich leicht zu nehmen, wie's im „Lustig Berglied“ steht:

Wer da will ein Bergmann sein,
muß Kardsche (Courage) haben,
er muß ohne Angst und Pein
in die Grube fahren
und hiegegen reich Metall
aus der Erde hauen.
Ist er nur frisch und gesund,
muß er Gott vertrauen.

Hat er gleich kein Kreuzer Geld,
darf er nicht verzagen,
er muß hier in dieser Welt
vergessen alle Plagen.
Wenn er in die Grube fährt,
bleibt die Sorg' auf Erden.
So gedenkt er allezeit:
es wird besser werden.

— — — — — — — —

Wollen wir essen Fleisch und Brot,
Müssen wir es borgen;
will es auch bezahlet sein,
lassen wir Gott sorgen.
Unsre Kleider, Strümpf' und Schuh
sammt dem Grubenkittel,
und was sonst gehört dazu,
sind geborgte Mittel.

Fleisch und Brot das dienet zwar
den Menschen zu erhalten;
Taback brauchen wir ebenfalls,
Kaffee warmen und kalten.
Musik machen wir uns selbst,
spielen können wir alle;
mit den Jungfern tanzen wir,
und das recht mit Schalle.

— — — — — — — —

Drum so laßt uns lustig sein,
ihr Steiger und ihr Hauer!
Machen wir die Fässer leer,
wird das Bier nicht sauer.
Mag der Wirth wol unsre Zech'
an die Wände malen;
wenn uns Reichthum überfällt,
woll'n wir ihn bezahlen.

Interessant ist die öfter vorkommende bergmännische Symbolisirung. Da ist Christus ein „himmlischer Bergmann“ oder „ein auserkorner Bergfürst“, dem „der Sinn zu bauen stund“. Nun heißt es weiter:

Der Durchschlag, den er machte,
Geschah zu Bethlehem;
den Gang er da nach trachte,
fuhr nach Jerusalem;
da schlug er ein im Tempel
und offenbart sich wol,
gab damit gut Exempel,
wie man recht schürfen soll.

Er baut „Straßen und Strecken“ und findet bald „fein Geschicke“ und „edle Handsteine“, bald „unartig Gestein“ mit viel „festen Kämmen und Knauer“; wo „Stahl und Eisen“ nicht verfangen, braucht er „ein feine Kunst mit Feuer und mit Schießen“, fördert das tiefverborgene gute Erz heraus,

und thät's herrlich einführen
in seine Hütten gut
mit Freud' und Jubiliren
aus ritterlichem Muth.

Die letzte Strophe lautet dann:

Herr Christ, hilf, daß wir alle
gute Goldstufen sein,
und führ' uns bald mit Schalle
in deine Hütten ein!
Thu' uns mit Freuden bringen
ins schöne Paradeis,
so wollen wir dir singen
ewig Lob, Ehr' und Preis.

Die Sammlung ist eine Nachlese zu den Sammlungen von Mosch und Döring, von denen sie zwar auch Lieder mit aufgenommen hat, jedoch unter Beifügung von Varianten und Anmerkungen. Im übrigen ist sie theils aus mündlichen Quellen, namentlich den Mittheilungen der ilmenauer Bergleute und aus den Liederbüchern der letztern, theils aus seltenen alten Büchern, besonders dem wahrscheinlich zu Freiberg in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschienenen „Berglieder-büchlein, Welches nicht allein mit schönen Berg-Reyhen, Sondern auch Andern lustigen, sowohl alt als neuen Weltlichen Gesängen, Allen lustigen und fröhlichen Hertzen, Zu Ergötzung des Gemüthes, versehen“, sowie aus andern Volksliedersammlungen zusammengetragen. Ist auch in diesen alten Bergmannsliedern die Poesie nur sparsam vertreten, so enthalten sie doch vieles, was für den Bergmann, und manches, was auch allgemein, literargeschichtlich oder historisch, interessant ist, und die Arbeit ist eine verdienstliche. Die beigegebenen Anmerkungen, theils sprachlich, theils technisch erklärend, sind dankenswerth. Zu den Versen:

Der Zwitter in dem Kübel,
Das Malwerk auf dem Rost,
Das bringt uns viele Freuden u. s. w.

— — — — — — — —

Die letzte Mordengrube,
Die soll ja sein mein Grab —

sagt der Herausgeber: „Ob das «Malwerk auf dem Rost» und «Die letzte Mordengrube» richtig sind, und was sie bedeuten, weiß ich nicht.“ Wir sind der Meinung, daß sich das Malwerk auf dem Rost wahrscheinlich auf den Amalgamirungsproceß bezieht, bei welchem das Erz ganz klein zerstoßen auf die Erzmühle gebracht und, wenn es dort zu Mehl vermahlen worden, zum Rösten an die Rostherde abgegeben wird; die letzte Mordengrube ist wol Anspielung auf Grubenbenennungen, wie z. B. die bekannte Alte Mordgrube bei Freiberg.

Das Hohelied gehört nach der Auffassung des Bearbeiters von Nr. 3, F. Albrecht, ebenfalls nicht zur religiösen Dichtung; wir stimmen ihm darin bei, glauben aber, daß es seinen Platz in derselben nicht eher verlieren wird, als bis eine Christengemeinde nach Joh. 10, 16. künftig einmal einen neuen Kanon aufstellt. Unter den vielen Bearbeitungen des Hoheliedes haben bereits mehrere in d. Bl. Besprechung gefunden. Bei Gelegenheit des Referats über „Sulamith“ von O. F. Gruppe (vgl. Nr. 49 f. 1858) bemerkten wir, daß uns die Ansichten derjenigen, die das Gedicht für Fragmente eines Dramas halten, am meisten zusage; wir halten an dieser Meinung noch immer fest, ohne uns eine entscheidende Stimme anmaßen zu wollen, die wir wie billig den Orientalisten von Fach überlassen müssen. Die Auffassung, die der vorliegenden Bearbeitung zu Grunde liegt, ergibt sich aus dem Titel. Der Verfasser erblickt in dem Hoheliede eine Sammlung von etwa 20, theils bruchstückweise, theils vollständig erhaltenen hebräischen Dichtungen, welche, mit alleiniger Ausnahme eines Bruchstücks von einem Trink- oder Jägerliede, die Geschlechtsliebe zum Thema haben. Er gibt eine wörtliche Uebersetzung des vorhandenen Textes mit vorangesetzten und eingestreuten Versen, um die Situation in poetischer Weise aufzuklären. Uebersetzung und Einschaltungen zeugen von Talent und poetischer Begabung; nur sind hier und da die Interpolationen zu lang und zu willkürlich, wie z. B. im „Trinklied“, das vier Zeilen biblischen

Text (2, 15) und 20 Zeilen Zuthat des bearbeitenden Dichters enthält.

Bei den weiter folgenden Werken bedarf es nicht erst einer besondern Legitimation, sie gehören unbestritten in unser heutiges Gebiet.

C. Kollner bietet uns in seinen „Psalmen David's allgemein religiösen Inhalts" (Nr. 4) eine Auswahl von 31 derselben, und wir erfahren aus der Vorrede, daß in der Schweiz an competenter Stelle der Wunsch nach einer metrischen Bearbeitung der Psalmen, anstatt der Lobwasser'schen, rege geworden. Daß sich die Psalmen zur Umarbeitung ins geistliche Lied vortrefflich eignen, wird niemand bezweifeln. Nur ist die Aufgabe außerordentlich schwer; wenigstens dem ganzen großen Leserkreise gegenüber, der mit Ohr und Gemüth an den kühnen Schwung der Luther'schen Poesie gewöhnt ist. Es ist nicht allein die mächtige Größe, mit der der neue Bearbeiter in die Schranken tritt, an sich, die er zu überwinden hat, er findet vielmehr das geistige Gebiet, das er sich eröffnen will, bei der evangelisch-lutherischen Welt von jener Größe schon ganz entschieden eingenommen, denn die schönsten Stellen der Psalmen weiß jedermann auswendig. Soll die neue Form an dem so in der Seele fest gewordenen Eindruck nicht scheitern, so muß sie in Dithyramben ertönen, die mit den bereits eingebürgerten an Großartigkeit wetteifern können. In der Schweiz, für welche der Verfasser zunächst schrieb, wird ihn diese Schwierigkeit vielleicht weniger beeinträchtigen. Seine Uebersetzung ist einfach und klar, aber in der formellen Ausführung verschieden; oft sehr leicht und fließend, z. B. Ps. 139 und 145, oft an Härten, namentlich an störenden Inversionen leidend. Zur Vergleichung mit der Luther'schen Uebersetzung heben wir nur ein paar Verse heraus:

Ps. 103, 15. 16. Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darübergehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennt sie nicht mehr.

> Gleicht doch dem Gras unser Leben,
> Menschen den Blumen gleich blühn;
> Kaum daß sich Winde erheben,
> Sinken sie spurlos dahin.

Ps. 19, 1—3. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündiget seiner Hände Werk. Ein Tag sagt es dem andern, und eine Nacht thut's kund der andern.

> Die Himmel verkünden des Ewigen Ruhm,
> Das Weltall enthüllt seine Macht;
> Laut rufet ein Tag es dem andern zu,
> Und flüsternd die Nacht es der Nacht.

Hier vermißt man den Luther'schen Schwung; dagegen erreicht denselben in Kraft und Rhythmus die Gellert'sche freilich in sehr freier Uebertragung sich bewegende Hymne:

> Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
> Ihr Schall pflanzt seinen Namen fort.
> Ihn rühmt der Erdkreis, ihn preisen die Meere,
> Vernimm, o Mensch, ihr göttlich Wort.

In der vorliegenden Uebersetzung schaden mitunter eingeschaltete Bei- und Nebenwörter, theils durch Beschränkung, wie das „flüsternd" in der angezogenen Strophe, theils durch eine Malerei, die zu sehr ins Breite geht, z. B. Ps. 23, 1. 2.:

> Gott ist mein Hirt!
> Kein Mangel wird
> Mir trüben das Vertrauen.
> Er lagert mich
> So wonniglich
> Auf zarten grünen Auen.
>
> Zum frischen Quell
> So spiegelhell
> Wird seine Hand mich leiten u. s. w.

Wie ganz anders klingt Luther's: „Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser." Wenn in der Vorrede von einigen „nothgedrungenen Erweiterungen" gesprochen wird, so können wir die Berechtigung dazu in der durch die angeführten Beispiele erläuterten Weise nicht anerkennen; dagegen zollen wir der Accommodation des Verfassers, insofern er die an den herrlichsten Stellen der Psalmen oft so störenden Verwünschungen der Feinde und die Freudenbezeigungen an dem Unglück derselben weggelassen hat, unsern Beifall. Die mit vollem Text beigedruckten Parallelstellen aus dem Neuen Testament bilden eine schätzenswerthe Zugabe.

Die „Gedichte" (Nr. 5) von Luise und Wilhelmine Hensel, zum Besten der Elisabethstiftung von Pankow, einer Waisenanstalt für arme Kinder, der die Dichterinnen Leben und Thätigkeit gewidmet haben und für die sie nun auch auf diesem Wege noch fortwirken, sind Klänge voll stiller Wehmuth, durch Glauben verklärt, denen wir recht viele Sympathien gönnen. Nur wäre diesen Herzensergüssen bei aller Resignation etwas weniger Lebensmüde und etwas mehr Lebensfreudigkeit zu wünschen gewesen. Doch trifft dieser Vorwurf in minderm Grade die von Wilhelmine Hensel beigetragenen Gedichte, indem uns aus den letztern öfters, namentlich in den Abschnitten Kindheit und Jugend ein hellerer Ton entgegenklingt, wie z. B. aus dem Gedichte „An der See", das wir für das beste der Sammlung halten und hier folgen lassen:

> Strahlendes Meer mit der wogenden Flut!
> Grünende Ufer und fröhlicher Muth,
> Blumen im Thal und Muscheln am Strand,
> Friede des Himmels auf See und auf Land.
>
> Wer mit Verständniß dies alles erschaut,
> Dem ist die Brücke nach oben erbaut!
> Auge des Herrn ist das endlose Meer,
> Auge des Herrn strahlt von Thautropfen her.
>
> Hört ihr der Wogen melodischen Klang?
> Ernst und erhaben wie himmlischer Sang.
> Menschenkind, fühle durch Woge und Wind,
> Gott hört so gerne sein dankbares Kind.

In den „Liedern einer Verborgenen" ist, wie Albert Knapp uns mittheilt, die Verborgene „eine liebe, bald einundsechzigjährige Frau und Familienmutter, äußerlich durch allerlei Kreuz, innerlich aber durch das gütige Wort Gottes und die Kräfte der zukünftigen Welt zu einer Verkündigerin der Liebe Christi großgezogen": eine Charakteristik, die der Inhalt des Büchleins rechtfertigt. Der Herausgeber hat ihr diese Lieder „nach langen Bitten und Mahnungen abgerungen" und bietet uns in denselben eine Sammlung frommer, gläubiger Gedichte, die sich durch warmes Gefühl und steten innigen Hinblick auf das Heil durch den erlösenden Christus charakterisiren. Wir haben uns früher einmal in d. Bl. über die Passionssänger ex professo, welche das Wesen der Versöhnungslehre vor allen Dingen in Jesu Wundenblut, durchstochenem Herzen, durchgrabenen Händen und Füßen suchen und über dem Körperlichen das Geistige vergessen, ausgesprochen. Die Verborgene gehört nicht zu den Dichtern dieser Kategorie; allein eben deshalb, weil sie hoch über ihnen steht, müssen wir jeden Verstoß in dieser Beziehung doppelt rügen, und einen solchen finden wir in dem Gedicht: „Um Mitternacht. Zwischen den Bettchen der Kinder", in der Strophe:

> Tritt herein mit deinem reichen Segen,
> Du, der Mütter hört und Kinder liebt,
> Die durchgrabne Hand auf sie zu legen,
> Die uns jede Himmelsgabe gibt.

Hier haben wir eine Situation, die auf Christus, wie er in der Fülle seines Lebens und Wirkens vor uns steht, an-

Christus, der die Kindlein zu sich kommen läßt und sie segnet und herzt, wie mit innerer Nothwendigkeit hinweist; und anstatt dessen wird der gekreuzigte Christus mit sichtbarem Zwange und in einer Weise, die das äußere Leiden überwiegend hervortreten läßt, herbeigezogen. Wir gestehen, wir wünschten auf dem Gebiete der religiösen Dichtung, wo wir fast nur dem leidenden und sterbenden Christus begegnen, den lebenden und handelnden besser und im richtigen Verhältnisse vertreten zu sehen; denn man sollte bedenken, daß der Tod Jesu nur durch sein Leben die vollste und schönste Bedeutung gewinnt. Die Aufgabe ist freilich schwerer, aber belohnender und fruchtbarer. Die „Lieder einer Verborgenen" zerfallen in vier Abschnitte: „Naturanschauungen", „Inneres Leben", „Mutterworte", „Gelegenheitsgedichte", und bringen in sämmtlichen Abtheilungen werthvolle Gaben, wohin besonders die Gedichte „Das Saatfeld", „Herbstwanderung", „Am Bache", „Der Mönch", „Ueber ein Kleines", „Wir werden bei dem Herrn sein allezeit" gehören. Was die äußere Darstellung anlangt, so zeichnet sich dieselbe, abgesehen von einiger hier und da sich bemerkbar machenden Breite, durch gewandten Versbau und fließende Sprache aus.

Die geistlichen Dichtungen J. P. Lange's, „Vom Oelberge" (Nr. 6), werden durch den Dichter selbst in den beiden Zeilen:

> Sie stammen nicht aus Schul- und Tempelträumen;
> Ich schritt zu sammeln sie durch Kidrons Schlucht —

entsprechend charakterisirt. Doch darf man dies nicht misverstehen. Sie sind mit denen der „Verborgenen" verwandter Natur, aber, wie jene, frei von aller Polemik. Sie rollen in warmer, frischer Begeisterung recht klangvoll und fließend dahin, würden aber noch anregender wirken, wenn sich der Dichter etwas gedrungener gehalten hätte. Nicht als ob wir damit den Gedichten den Vorwurf des Wortreichthums und der Gedankenarmuth machen wollten: im Gegentheil sie sind reich an Gedanken, und was die Enunciation anlangt, so legte sich der Dichter schon durch die kurzen Metra, die er gewählt hat, einen Sporn an, unnöthigen Wortschwall zu vermeiden. Aber die Themata sind so ausgebeutet, daß dem Leser bei der sich überstürzenden Flut oft nur paralleler Gedanken selbst gar nichts zu denken übrig bleibt; er wird, indem er dem Dichter folgt, so müde gemacht, daß auch die Phantasie ihm den Dienst versagt, und kein größerer Fehler eines Gedichts, als wenn es alles sagen will und dem Leser beim Mitschaffen an der Gestaltung der behandelten Idee nach allen Richtungen hin vorgreift. Der Fehler des Zuviel gilt von der Sammlung im ganzen wie von den Liedern insbesondere. Hätte der Dichter die erstere quantitativ beschränkt, so würden die Wiederholungen im Stoff, die natürlich dann auch leicht zu Wiederholungen im Gedankengange führen konnten, vermieden worden sein; und hätte er im einzelnen Liede die hervorragenden und besonders charakteristischen Gedanken und Bilder, an denen es nicht fehlt, in maßvoll abgerundeter größerer Isolirung gelassen, so würden sie zur vollen Wirkung gekommen sein. Zu den gelungenen Gedichten gehören: „Bethanien", „Die gute Aussicht", „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes", „Der Dornstrauch", „Die Künstlerin" und mehrere andere, aus denen wir einzelnes herausheben wollen. So ist in dem Liede „Der festliche Augenblick" der Gedanke: „Im Augenblick hab' ich die Ewigkeit", in origineller Auffassung kräftig und glücklich durchgeführt; in gleicher Weise in dem Gedicht „Die Nacht im Tage, der Tag in der Nacht" der Gegensatz: Tag der Erde — Nacht der Welt, und Nacht der Erde — Tag der Welt. Den vielbesungenen Themen Schlaf und Traum ist doch wieder eine neue Wendung abgewonnen:

> Wie ein Kind im Dunkeln keimend
> Unterm Mutterherzen ruht,
> Zieh' ich schlummernd, saug' ich träumend
> Aus dem Aether Kraft und Glut.
> — — — — — — — —
> In des Traumes hellen Spiegel
> Fällt die Welt und alle Zeit,
> Aufgelöst ist jedes Siegel,
> Wirklich jede Möglichkeit.

Interessant ist die „Symbolik der Zahl", voll mannichfaltiger Deutungen, nicht ohne mystische Zuthat, theils der Zahl im allgemeinen, theils der einzelnen Zahlen eins bis zwölf. Wir begnügen uns mit einer Strophe mitten heraus:

> Zwei ist das Leben, das sich selber spaltet,
> Sich selbst zu einen in Verwandtschaftswahl;
> Der Gegensatz, der bald als Trennung waltet,
> Als Einung bald im Nest, im Hochzeitssaal;
> Zwei ist der Zweifel, ist die Schuld,
> Der Haß, die Schlacht, des Todes Stöhnen,
> Zwei das Vertrauen und die Huld,
> Zwei ist der Liebe Wahl und ihr Versöhnen.

Die Beziehungen zur Natur sind oft sinnig ausgebeutet, wie z. B. in dem Gedicht:

Die Pappel.

> Nicht mit Früchten, noch mit Blüten
> Kann ich euch den Dienst vergüten,
> Daß ihr liebend mich gepflegt;
> Keinen Stab fürs Pilgerleben
> Kann mein schwacher Arm euch geben,
> Keinen Pfeiler, der euch trägt.
>
> Wenn die leisen Winde schweben,
> Muß ich schwanken schon und beben
> Wie ein Kind auf fremdem Pfad;
> Und mein Wipfel mit den Zweigen
> Muß sich scheu zur Erde neigen,
> Wenn der Sturm sich scheltend naht.
>
> Laßt mich still an euren Grüften
> Wehen in geweihten Lüften,
> Euern Todten stehn zur Hut:
> Die in Friedensbetten liegen
> Laßt mich singend, säuselnd wiegen,
> Bis dereinst sie ausgeruht.
>
> Schwach und schwankend ist mein Leben,
> Aber doch ein festes Streben
> Aufwärts in des Himmels Näh';
> Mit den Zweigen, mit dem Stamme
> Schieß' ich auf wie eine Flamme —
> Euch ein Fingerzeig zur Höh'!

Am Schlusse sind einige Psalmen beigefügt, die jedoch weniger Uebertragungen als Paraphrasen sind, wie denn z. B. der prachtvolle hundertsechsundzwanzigste Psalm in des Dichters Weise zu sechs sechszeiligen Strophen ausgedehnt ist.

Eugenie Stillfried hat die biblische Erzählung von Jephtha und seiner Tochter, welche letztere unter dem Namen Achsa eingeführt wird, unter dem ähnlich lautenden Titel „Die Tochter Jephtha's (Nr. 8) zu einem modernen Epos von 18 zusammenhängenden Romanzen in einer Weise ausgesponnen, die von bedeutendem poetischen Darstellungstalent zeugt. Unter strenger Beibehaltung der historischen Momente, wie wir sie im zehnten und elften Kapitel des Buchs der Richter verzeichnet finden, hat die Dichterin in Scenerie, Situation und Charakteristik so viel eingewoben, als zu Herstellung eines lebendigen Bildes erforderlich war. Ob aber dieses Gemälde, abgesehen von den äußern Zügen, seinem innern geistigen Gehalt nach befriedigen könne, das ist eine Frage, die wir verneinen müssen. Sehen wir zunächst blos auf die Darstellung der Dichterin. Sie bezeichnet das Gelübde in dem unter dieser Aufschrift gegebenen Abschnitt des Gedichts als ein vom blinden Wahn Jephtha's geborenes. Hier steht sie auf dem richtigen Standpunkte. Wenn sie nun aber weiter von demselben reflectirenden, sub-

jectiven Standpunkte aus im Abschnitt „Vollendung" die Vollziehung des Gelübdes als eine von Gott gewollte That auffaßt, so kommt sie mit sich selbst in Widerspruch. Hätte aber auch die Dichterin von den hier gerügten subjectiven Reflexionen abgesehen und die Handlung rein nach dem Lichte ihrer Zeit in die Erscheinung treten lassen, so war doch damit dem Mangel, der im Stoffe liegt, nicht abgeholfen. Jephtha's That ist nichts weiter als ein Rückfall in denselben Götzendienst, der im zehnten Kapitel (Vs. 6) des Buchs der Richter verworfen wird: „Aber die Kinder Israel thaten fürder übel vor dem Herrn und dienten Baalien und Astharoth und den Göttern zu Syrien und den Göttern zu Zidon." Denn diesen phönizischen Göttern, dem in eins verschmolzenen Baal-Moloch (Melkarth) und der Astarte (Astharoth), wurden bekanntlich zahlreiche Menschenopfer gebracht. Mag nun immer Jephtha diesen Götzendienst in den Jehovadienst herübernehmen, das Wesentliche der That bleibt ein und dasselbe. Dadurch, daß er das Gelübde unbedingt ablegte, also auch den begegnenden Menschen einschloß, war er der Schuld des beabsichtigten Götzendienstes verfallen. Mit der Vollziehung häufte er Schuld auf Schuld. Hiergegen läßt sich der von Jehovah verliehene Sieg nicht einhalten. Sobald Jephtha das Sündige seines Gelübdes erkannte — und das mußte er wie jeder echte Jehovahdiener seiner Zeit, schon wegen des Gegensatzes zwischen dem reinen Jehovahdienste, von dem Menschenopfer zu jeder Zeit ausgeschlossen gewesen sind, und dem verworfenen Molochsdienst, für den sie charakteristisch waren —, so mußte er den verliehenen Sieg für eine Prüfung betrachten: er war es dann, der die Schuld zu sühnen hatte; er mochte das thun, er mochte das Gelübde geistig lösen, Jehovah Leben für Tod bieten und ihm, wie jene Latiner, einen Weihefrühling darbringen, aber er durfte nicht Schuld auf Schuld häufen. Indem das Gelübde vollzogen wird, fällt Achsa nicht einer höhern Idee, sondern einer Thorheit zum Opfer, und somit ist ihr Schicksal kein tragisches im ästhetischen Sinne des Worts, und es fehlt das erhebende Moment, was uns beim physischen Untergange des Menschen allein poetisch zu versöhnen vermag. 18.

Dichterschulen in Frankreich und Deutschland.

1. Les poètes contemporains. Thalès Bernard et l'école Allemande. Par *Leon Rogier*, membre de l'union des poètes. Paris, C. Vanier, libraire de l'union des poètes. 1859. 1 Fr.

2. Teut. Jahrbuch der Junggermanischen Gesellschaft herausgegeben von F. J. Kruger. Erster Jahrgang. 1859. Erstes Heft. Hamburg, Expedition des Teut. Gr. 8. 22½ Ngr.

Eine seltsame Erscheinung! Während sich in Deutschland eine Dichtergesellschaft gebildet hat, welche ein exclusiv-germanistische Richtung zu verfolgen und namentlich die Einflüsse Frankreichs zu bekämpfen gedenkt, hat sich in Frankreich selbst eine Dichterschule aufgethan, die sich ganz offen als eine „école allemande" bezeichnet. Selbst das bloße Factum, daß sich eine Schule jüngerer Poeten in Frankreich bilden konnte, weist auf deutschen Einfluß hin; denn Dichtergenossenschaften von der Gattung wie die Union des poètes, hat es vom Hainbunde an (der frühern Dichtergenossenschaften: des Blumenordens, des Schwanenordens, des Palmenordens, der Pegnitzschäfer u. s. w. nicht zu gedenken) bis zur Junggermanischen Gesellschaft herab nur in Deutschland gegeben. Hier haben sie auch fast immer die Tendenz gehabt, für die Reinigung der deutschen Sprache und die Stärkung des deutschen Nationalgefühls zu wirken, während umgekehrt die jüngere Dichtergeneration in Frankreich gegenwärtig das Bedürfniß fühlt, die etwas trockene Scholle der französischen Poesie mit der frischern Flut der deutschen und weiterhin der Volkspoesie überhaupt zu berieseln und zu erquicken. Darin kommen die Union des poètes und die Junggermanische Gesellschaft überein, daß jede ihr journalistisches Organ, jene das „Bulletin de l'Union", diese den „Teut", ja selbst jede ihre eigene Expedition hat; denn in der Rue de Buffault zu Paris wohnt C. Vanier, der Verleger der erstgenannten Schrift, der sich auf dem Titel ausdrücklich als Libraire de l'union des poètes bezeichnet, und in der Großen Rosenstraße zu Hamburg befindet sich die Expedition des „Teut". Das jedoch möchten wir als sicher annehmen, daß die pariser Union des poètes fester in sich geschlossen ist, über reichere pecuniäre Mittel verfügt und aus beiden Gründen längere Dauer verspricht. In Deutschland laufen, laut alter Erfahrung, solche Gesellschaften meist nur zusammen, um bei den ersten Windstößen auseinander zu fallen, theils weil sich meist ein einzelner in ungebührlicher Weise die Dictatur anzueignen sucht, theils weil es an dem richtigen ungezwungenen Gesellschaftstakt fehlt und die Verhandlungen zu pedantisch geführt werden, theils weil doctrinärer Eigensinn und Rechthaberei Unkraut unter den Weizen säen, theils endlich, und das ist die Hauptsache, weil die meisten in den Erwartungen, die sie von solchen Vereinen für die Befriedigung ihres Ehrgeizes hegen, sich sehr bald bitter getäuscht sehen. Ueberhaupt glaube man ja nicht, daß in unsern Tagen dem einzelnen durch die Mitgliedschaft an einer solchen Verbindung mehr Respect zuwachse, als er durch seine Leistungen sich zu erwerben im Stande ist. Früher gab es noch eine gewisse naive und poetische Gemüthlichkeit in Deutschland, seitdem diese aber unter den Einwirkungen der Zeit mehr und mehr verschwunden, ist, wie wir fürchten, auch das letzte Bindemittel für Dichtergenossenschaften dieser Art verloren gegangen.

Ueber die Union des poètes und deren Mitglieder spricht sich Rogier an mehreren Stellen seines oben angezeigten Schriftchens aus. Sie wurde von Robert Victor gegründet zu dem „ausnehmend christlichen Zweck, die Poesie zu moralisiren und den Anfängern Gelegenheit zu verschaffen, ihre Producte in die Oeffentlichkeit zu bringen". Größere Bedeutung erhielt diese Gesellschaft aber erst durch den Eintritt des auch bereits in d. Bl. öfter erwähnten Dichters Thalès Bernard, desselben, dessen literarisches Wirken die vorliegende Schrift charakterisirt. Dieser bewirkte auch den Hinzutritt folgender Mitglieder, meist aus der Provinz: Felix Bouquet, „l'un de plus parfaits connaisseurs des pays slaves, et traducteur de la meilleure comédie de Martinez de la Rosa"; Don Antonio Vinageras, „le poète de Cuba"; Fräulein Zoé Fleurentin, „auteur de gracieuses idylles où l'idee morale est toujours présentée sous une forme pittoresque"; Sebastian Rhéal, „l'infatigable commenteur de Dante"; Eugène Creffot, aus Dijon, „qui a écrit cette navrante élégie intitilée «La fileuse», digne pendant de la «chûte des feuilles»"; Paul Ristelhuber, „auquel on doit de bonnes imitations des poésies allemandes"; Chastan, aus Valréas, „poète également habile en français et en provençal et n'ayant aucun des préjugés ordinaires aux écrivains du Midi"; Auguste Lestourgie, aus Argentat, „qui a chanté les joies du foyer dans un style émouvant"; E. Larivière, „un auteur qui s'est formé seul en se pénétrant de Burns et en regardant la nature"; D. Genour, aus Château-Renard und Alphonse Claeys aus Dünkirchen. Ueberhaupt scheint Thalès Bernard als Verehrer der Volksdichtung für die Poesie mehr von den Provinzen als von der Hauptstadt zu erwarten, weshalb er auch eine innige Verbindung herstellte mit dem Redacteur der „France littéraire", Adrien Pelatan in Lyon, von dem gesagt wird, er sei „un poète enthousiaste, un de ces hommes rares qui voient dans la poésie plus que la poésie". Als hervorragende Dichter werden an einer andern Stelle noch folgende genannt, die ebenfalls Mitglieder des Vereins zu sein scheinen: Louis Ménard, der ein Buch geschrieben hat, welches reich ist an „délicieuses ballades allemandes" und dessen Philosophie, an deren Hand er in den „abstractesten Mysticismus der alexandrinischen Schule einbringt", als „profonde et vertigineuse" gerühmt

wird; Auguste Lacaussade, „welcher in seinem heitern Gemüth den majestätischen Frieden englischer Landschaften abspiegelt“; und Leconte de Lisle, „effaçant Laprade, de même que Corneille a effacé Rotrou“, der den Glanz Griechenlands in einem Stil „sublime comme celui d'Homère“ besingt, und von dem es ein andermal heißt, er sei „toujours grandiose, toujours profond métaphisicien, enveloppé dans sa forme splendide comme dans un manteau de pourpre, qui cachait à la foule les rayonnements de son coeur ardent“. (Wir führen diese und andere Stellen von ähnlichem enthusiastischen Ausdruck absichtlich französisch an, weil unserer kritischern und besonnenern Muttersprache diese überschwengliche Ausdrucksweise doch etwas widerstrebend ist.) Zu Gunsten dieses Dichters wird dann weiter gegen Laprade geeifert, der in die Akademie aufgenommen worden sei, „où il est capable d'endormir même le spirituel M. Viennet“, während die neubegründete „Revue européenne“ denselben Laprade wegen seiner „Idylles héroïques“ bis in die Wolken erhebt. Im ganzen können wir Deutsche uns nur geschmeichelt fühlen, wenn der Verfasser der vorliegenden Schrift bemerkt: „C'est l'influence germanique qui a déterminé une si riche éclosion de poésie.“ Er setzt hinzu, daß diese Dichter nicht allein sich an Deutschland herangebildet hätten; sie hätten auch das Alterthum und die Traditionen des Nordens studirt; aber, fährt er fort „ils ont profité des travaux exécutés par les savants d'outre-Rhin sur le polythéisme et sur les civilisations barbares“.

Daß der Verfasser ein Enthusiast der gutartigsten Gattung sei, wird man schon aus dem Voranstehenden erkannt haben. Außerdem hat er sehr weite und abenteuerliche Reisen gemacht. Leo Rogier erzählt, daß er, als er Frankreich 1852 verlassen, erwartet habe, bei seiner Rückkehr neue Dichter, und darunter manche seiner Freunde im „Zenith des literarischen Himmels“ zu finden. Er habe mit einer kleinen Anzahl junger Freunde verkehrt, die ihre Mission durch ernste Studien, namentlich metaphysische, vorbereiteten. In den „langen Conferenzen“, an denen er meist als schweigender Zuhörer theilgenommen, habe es sich um nur zu wichtige Fragen gehandelt, namentlich um die Frage, ob die „verderbte Schule der byronisirenden Träumer und der oberflächlichen Anhänger der bloßen Kunstdichtung“ nicht bald durch die kühnen Schriftsteller, welche neue Wege anbahnten, gestürzt werden würden. Rogier fährt dann fort: „Meine Erwartung wurde nicht getäuscht. Nachdem ich das Cap Horn umschifft, Gold in den Minen Californiens gesucht, Musketenfeuer unter den Mauern von Hermosilla ausgehalten, die Chinesen Kantons und Singapores begrüßt, schweigende Hymnen an die auf den Wogen des Indischen Oceans glitzernden Sterne gerichtet; nachdem ich mich im Palanquin durch die Straßen Kalkuttas tragen gelassen und mit Schmerz die elenden Hütten zu Pondichery betrachtet, welche bezeugen, daß Frankreich in dieser Weltgegend keine gebietende Nation mehr ist, nachdem ich die dürre Abdachung von St.-Helena erklommen und bei dem Cap der Guten Hoffnung vorbeigesegelt, wo ich vergebens den Schatten Adamastors suchte; nachdem ich spanisch mit den schönen Chilerinnen von San-Jago geradebrecht und englisch mit den weniger verführerischen Geschöpfen, die ihr Glück in Californien zu suchen kommen; nachdem ich alles gesehen, vom Mexicaner an, der, wie ein Räuber der komischen Oper gekleidet, zu Pferde die Wüste durchstreift, bis zum homme de lettres, der genöthigt ist, auf dem Theaterplatze zu S.-Francisco Stiefel zu putzen, kam ich endlich nach Paris zurück und fand meine Freunde und Bekannte aus der Dunkelheit emporgestiegen. Ihre Namen waren mir schon zu Ohren gekommen, und oft, wenn ich auf den Felsen saß, welche die enge Einfahrt der californischen Stadt krönen, sehnte sich mein Herz nach ihnen und im Traum schwebte Frankreich vor meiner Seele. Als ich sie wiedersah, fühlte ich mich wie zu einem neuen Leben erwacht; sie aber waren dieselben geblieben und hatten alle Hoffnungen erfüllt, zu denen ihr Talent sie berechtigte.“

Eine wissenschaftlich logische Anordnung geht der Schrift Rogier's ab; er wiederholt sich häufig, und selbst von den Tendenzen, den Statuten, der innern Organisation der Union des poètes, wie von den Kräften, über die sie verfügt, erhält man kein ganz sicheres Bild. Er selbst sagt von sich: „Besäße ich mehr Gelehrsamkeit, so würde ich vielleicht auf Thalès Bernard's philologische Arbeiten, von denen ich nur im Vorbeigehen sprach, zurückkommen, aber da ich selbst ein Träumer bin, ziehe ich die Poesie allem Uebrigen vor.“ Diesen träumerischen Eindruck macht auch seine Schrift, die aber mit herzlicher Wärme und Begeisterung verfaßt ist.

Da wir schon früher in d. Bl. bei Gelegenheit einiger seiner lyrischen Flugblätter die Ansichten Thalès Bernard's über die Mittel zu einer Reorganisation der Poesie dargelegt haben, brauchen wir wol auf den Inhalt vorliegender Schrift, soweit sie Thalès Bernard betrifft, nicht näher einzugehen; nur ein paar Stellen wollen wir als für Deutsche besonders interessant hier hervorheben. Der Verfasser schildert namentlich die Verdienste Thalès Bernard's um das Bekanntwerden der Volkspoesie in Frankreich. Als dieser im September 1853 seinen ersten Artikel in dem (jetzt eingegangenen) „Athenaeum“ geschrieben, habe man von der Volkspoesie in Frankreich nur Bürger's „Lenore“ und einige Stücke von Burns allgemeiner gekannt. Allerdings hätten die Gelehrten seit längerer Zeit davon mehr gewußt und die bretagnischen Gesänge, die der Serben, Schotten, Griechen und Spanier übersetzt; dagegen die bewundernswerthen Lieder der Esthen, die kecken Chansons der Ungarn, die melancholischen der Böhmen seien in Frankreich unbekannt gewesen. Da sei Thalès Bernard aufgestanden und habe die Volksdichtungen der Esthen, der Albanesen, der Russen, der Ungarn, der Béarner, der Mähren, der Böhmen, der Slowaken, der Bewohner von Languedoc und Lothringen übersetzt und erklärt; er habe zugleich gegen die Humanisten des 16., gegen die Classiker des 17., gegen die Philosophen des 18., gegen die Romantiker des 19. Jahrhunderts seine Stimme erhoben und sie angeschuldigt, die Poesie mit mythologischem und feudalem Aufputz beladen und niemals wahre Innerlichkeit und Einfachheit gekannt zu haben. Ebenso habe er, wird weiterhin hervorgehoben, die kalte Galanterie der provenzalischen Poeten, welche man zur Zeit der Restauration zum Ideal zu erheben getrachtet, aufgedeckt und den deutschen Gelehrten dargethan, warum die Poesie der Troubadours die französische Nation so kalt ließen. Er habe in den literarischen Blättern die Franzosen mit einer großen Anzahl ausländischer Dichter bekannt gemacht, er habe unter andern den im Alter von 25 Jahren gestorbenen Grafen Strachwitz aus dem Grabe erweckt und Rudolf Gottschall, dem „admirateur passionné de la France“, die Hand dargereicht. In Betreff des letztern heißt es dann später, daß Thalès Bernard „par l'obligeance du célèbre Rodolphe Gottschall“, auch die schlesischen Dichter kennen gelernt habe. Es wird mit Nachdruck hervorgehoben, daß sich Thalès Bernard besonders in Bezug auf dichtende Frauen „éloquent et plein d'émotion“ gezeigt, so gegen die Baronesse von Reinsberg, deren „mélancoliques rêveries d'Italie et d'Allemagne“ seine Anerkennung gefunden. Von des Dichters Originalpoesien werden dann mehrere mitgetheilt. Von der einen derselben mit dem Anfange: „Lorsque Clémence Isaure, excitant les poètes“ u. s. w. sagt Rogier in gewohnter Begeisterung: „Ces ravissantes strophes sont pleines d'une sensibilité allemande. On croit entendre quelque fille blonde, l'une des plus suaves créations de Jean Paul, Liane elle même, chanter en posant ses doigts légers sur les fibres les plus délicates des coeurs amoureux.“ Ein andermal weist er auf die Einflüsse hin, die der Dichter von den deutschen Philosophen empfangen habe; er sei beseelt von Schelling's Pantheismus, besonders liebe er Fichte, und wie Hegel, dem er dessen „audace inouïe“ entlehne, habe er das Absolute, „qui le domine et l'écrase“, verwegen gesucht. Mit dieser metaphysischen Richtung habe er aber auch stets christliche Rechtgläubigkeit zu verbinden gewußt, als ein „digne fils de l'Eglise,

qui, pourvu qu'on reste dans le cercle du dogme, a toujours permis aux penseurs les opinions les plus libres et les plus progressives". Eine solche Verbindung würde man freilich in Deutschland für unmöglich halten. In einer spätern Phase habe der Dichter den Triumph des Geistes über die Natur gefeiert. Rogier bemerkt: „Die Hegelianer schlugen einen falschen Weg ein, indem sie behaupteten, man müsse die Materie oder wenigstens die Eroberungen der Industrie verherrlichen, als ob wissenschaftliche Nomenclaturen und die barbarischen Kunstausdrücke der Physik und Chemie jemals in Versen verwendet werden könnten. Thalès Bernard hat diesen Irrthum in der «Revue espagnole» vom 5. April 1858 zurückgewiesen, und er selbst hat in der «Hymne hégelien» gezeigt, welche Rolle die neuere Poesie zu übernehmen hat und an welchen Punkten sie sich mit der Wissenschaft in Verbindung setzen könne." Den Menschen im Kampfe mit der Natur darstellen „ce serait l'objet d'une poésie titanique qui ferait le pendant des hymnes adressés aux metaphysiciens, dont l'audace cherche à s'emparer du monde intellectuel". Mehrfach klagt der Verfasser darüber, daß die Kritik in Frankreich überall Spuren der „décadence" und der „décrépitude" erblicken wolle, zwar für unlautere Producte habe man wol Lob, aber aus Eifersucht ignorire man Schriftsteller von keuscher und ernster Gesinnung oder der Haß gegen sie verrathe sich in „déclamations stériles". Ein andermal wendet er sich gegen Byron, dessen Werke, „sans mission moralisatrice", zwar Enthusiasmus erregen, aber die menschliche Seele doch nur verschlechtern könnten; die Poesie müsse wieder ein Höheres anerkennen und ein Priesterthum, ein Apostolat werden, „qui marque le front du poète d'une auréole lumineuse". Der Verfasser verheißt nun in den weitern Bändchen seiner „Poètes contemporains" der Reihe nach alle jene „großen Geister" zu schildern, „qui conservent à la France le rang intellectuel qu'elle n'a jamais perdu". Gelegentlich werden auch die Urtheile angeführt, welche deutsche Blätter, z. B. die „Schlesische Zeitung", die „Jahreszeiten" und die „Blätter für literarische Unterhaltung" (die der Verfasser so freundlich ist, „le journal littéraire le plus célèbre de toute l'Allemagne" zu nennen) über Thalès Bernard gefällt haben.

Ueber die Junggermanische Gesellschaft, als deren Chef und Begründer der Gelehrte und Journalist Fr. J. Kruger anzusehen ist, haben wir absichtlich bisher kein Urtheil abgegeben, weil wir erst in Geduld abwarten wollten, welche Früchte sie bringen werde. Nun aber liegt uns die erste literarische Frucht ihres Gesammtwirkens in Gestalt des Jahrbuchs „Teut" vor, und zwar dessen erstes Heft, das in einem kritischen Blatte doch nicht unerwähnt bleiben darf. Die Tendenz des Vereins, so weit sie namentlich durch Kruger selbst vertreten wird, ist ja auch eine an sich ganz löbliche. Der Verein bezweckt, soviel an ihm liegt, die deutsche Literatur und namentlich den deutschen nationalen Sinn zu fördern und ein literarisches Deutschland zu schaffen, welches nichts von religiöser Feindschaft und Stammeshaß weiß und sich vor jeder Ueberschätzung des Auslandes und namentlich des Franzosenthums fern hält. Die Junggermanen haben es als ihre Aufgabe betrachtet, „einen jeden Deutschen als ihren Bruder anzuerkennen, der sich selbst als Deutscher fühlt und schätzt". Indeß haben wir nicht umhin gekonnt, schon zu Anfang unsers Aufsatzes darauf hinzuweisen, daß solche Vereine in unserm lieben Vaterlande meist den Todeskeim schon bei der Geburt in sich tragen. Vereine, die auf einem wissenschaftlich praktischen Interesse beruhen, können allerdings auch in Deutschland auf längern Bestand rechnen, aber ganz anders verhält es sich mit Vereinen, die ein specifisch literarisches oder vorzugsweise gar poetisches Interesse verfolgen, selbst wenn sie dabei die nationale Fahne aushängen. Bisher scheint der Verein in der That nur solche Mitglieder zu zählen, welche sich auch auf dem Felde der Poesie versucht haben, woraus hervorzugehen scheint, daß wir es hier nicht mit einem eigentlichen Vaterlandsvereine, sondern mit einer bloßen Dichtergenossenschaft zu thun haben, die nebenbei verspricht, in deutschem und namentlich nicht-Heine'schem Sinne zu dichten. Dabei scheint man sich bei der Aufnahme nur auf solche Dichter zu beschränken, welche wirklich noch in jungen Jahren stehen; wir vermuthen dies wenigstens, denn leider ist den Namen der Junggermanen im vorliegenden Jahrbuch das Taufzeugniß nicht beigedruckt. Die religiösen und Stammesunterschiede sollen abgeschafft sein, aber da man einmal in Deutschland aus dem Particularismus nicht herauskann, will man wenigstens, wie es scheint, den Gegensatz zwischen der Jugend und dem Alter festhalten. Wir fragen: wie alt darf höchstens ein Dichter sein, wenn er Mitglied des Vereins werden will, und wie alt darf er als Junggermane im äußersten Falle werden? Muß er vielleicht austreten, wenn sich auf seinem Scheitel die ersten grauen Haare zeigen? Ueber alles dies erhalten wir keinen Aufschluß, wissen auch nicht, ob an ältere Dichter Einladungen ergangen und von diesen nur ignorirt worden sind; wir wissen nur, daß das Häuflein der Junggermanen aus Dichtern besteht, von denen selbst die namhaftern erst in den letztern Jahren in der Literatur aufgetaucht sind, und daß die lyrischen Erzeugnisse der andern den Eindruck großer Jugendlichkeit machen. Hüte man sich ja, daß ein Verein, der eine allgemein deutsche Tendenz und Bedeutung beansprucht, nicht den Verdacht auf sich lade, eine bloße Coterie zu sein; er würde dann kläglich enden und für den Spott nicht zu sorgen brauchen! Ein Anlaß zum Hader innerhalb des Vereins selbst liegt sodann namentlich in der entschiedenen Oppositionsstellung Kruger's gegen Heine und Börne. Wir selbst haben, bei aller gebührenden Hochachtung für Heine's Genialität, die verderblichen Folgen des übertriebenen Heine-Cultus, wie er längere Zeit im Schwange war, wiederholt hervorgehoben; aber in dem Programm eines Vereins ist diese Parteinahme gegen eine gewisse Persönlichkeit und ihre literarische Richtung doch besser zu vermeiden. Daher beantragte auch der „Junggermane" Höppl auf der mainzer Versammlung die Weglassung des Heine und Börne betreffenden Passus, worauf W. Grothe aus Berlin bemerkte: Heine sei einer der ersten gewesen, welche die deutsche Poesie in einen moralischen Sumpf hineinführten, weshalb seine Richtung von der Junggermanischen Schule entschieden verlassen werden müsse, und Kruger sich im Betreff Börne's dahin äußerte, Börne habe sich mit Vorliebe einen Franzosen genannt und in Paris seien es gerade die „Börne'schen Phrasenmacher", welche die deutsche Nationalität den Fremden gegenüber mit Schmuz bedeckten. Dann hat Börne eine Doppelnatur gehabt; denn in seiner französischen Zeitschrift hat er in wahrhaft glänzender Weise die eigenthümlichen Vorzüge des deutschen Geistes vertheidigt, und über die Herrlichkeit der deutschen Sprache hat kaum jemand so beredt geschrieben als Börne. Wer wollte übrigens leugnen, daß Deutschland genug Erscheinungen bietet, welche gerade mehr kaustischen Geistern, von Lichtenberg an bis auf Börne, von selbst zu Gegenständen der Satire und des Aergers werden?

Was den Inhalt des vorliegenden Jahrbuchs betrifft, so enthält dasselbe zuvörderst einen Bericht über die erste junggermanische Versammlung in Mainz, an der sich außer Kruger noch die „Junggermanen" Karl Siebel, Christian Höppl, August Peters, Hugo Oelbermann, Wilhelm Grothe und „noch einige andere" betheiligten. Daß es „die Menge bringen muß", kann also von dieser Versammlung schwerlich gelten. Der Herausgeber selbst steuerte außer diesem Bericht fernere Aufsätze über die Reinigung und Fortbildung der deutschen Sprache und über die Zukunft der deutschen Verskunst, eine sehr scharfe Polemik gegen Julius Fröbel und eine Anzahl Bücherrecensionen bei, unter letztern eine Anzeige des „Zauberers von Rom", eines Werks, „das den Namen des bekanntesten der lebenden deutschen Dichter an der Stirn trägt". Kruger ist offenbar ein vaterländisch gesinnter Mann, ein Mann von Talent, Geist und Kenntnissen, der mit Energie seine Ziele verfolgt, sich aber auch häufig in Sonderbarkeiten und grillenhaften Neuerungen gefällt. Dahin gehören seine sprachlichen Reinigungsvorschläge. Für Magnet nimmt er z. B. höchst willkürlich durch Zusammenziehung die

Wurzel Mat an, und leitet davon ab: „matisch" (magnetisch), „Matung" (Magnetismus), „bematen" (magnetisiren), „maten oder anmaten" (magnetisch anziehen); für „elektrischer Funke", „Elektricität", „elektrisch", „elektrisiren", „elektrischer Telegraph", „elektro-telegraphische Depesche (Telegramm)" und „Elektrisirmaschine" schlägt er vor: „Glitz", „Glitzung", „glitzig", „beglitzen", „Glitzer" oder „Glitzbote", „Glitzbericht", „Glitzgeräthe" oder „Glitzmache"; von der griechischen Wurzel „plast" bildet er „Plaster" (bildender Künstler), „Freiplaste" oder „Vollplaste" (Statue), „Halb- oder Wandplaste" (Relief), „Hochplaste" (Hautrelief), „Tiefplaste" (Basrelief), „Vorplaste" (Modell) u. s. w.; von der Wurzel „walt" bildet er „Walter" (Staatsminister), „Schatzwalter" (Finanzminister), „Waltung" (Ministerium), „Waltungserlaß" (Ministerialrescript), „Walte" (Portefeuille); für „Kritik" sage man „Pruf", z. B. „Pruf der Urtheilskraft", für Nervensystem sage man „Genirv" (wie „Gebirg" von „Berg"), für Meteorologie sage man „Wetterik" u. s. w. In dem Aufsatz über die Verskunst, in welchem er Platen vorwirft, die Gesetze des griechischen Versbaues auf die deutsche Sprache übertragen und das Quantitätsgesetz über das Betonungsgesetz gestellt zu haben, hat er ein neues Gesetz, das „Pausengesetz" aufgestellt, indem er zugleich die übeln Folgen aufzählt, die aus der bisherigen Unkenntniß dieses von ihm aufgefundenen Gesetzes hervorgegangen seien. Die Beiträge von Luise Otto: „Nürnbergs Blütezeit", und von Wilhelm Grothe: „Die Schlacht von Tannenberg", nennen wir blos, und auch die „Junggermanische Blütenlese", Gedichte von M. Beilhack, Heinrich Dippel, Wilhelm Grothe, Christian Höppl, dem Herausgeber u. s. w. enthaltend, wollen wir hier nicht unserer Kritik oder unserm „Pruf" unterziehen, weil uns dies zu weit führen würde. Kleinere Mittheilungen und junggermanische Correspondenzen aus Hamburg, Wien, München und Neuyork bilden den Schluß dieses Hefts. Interessant war uns namentlich die müncheuer Mittheilung (wahrscheinlich von dem „Junggermanen" Beilhack) über die dort bestehenden Dichterkreise, in denen sich ein Bild deutscher Zersplitterung im Kleinen darstellt. Da gibt es erstlich, außer den einzelnen fechtenden Guerillas wie Trautmann, Steub, Beilhack u. s. w., die „alte Garde der Zwanglosen", sodann die Reste des „Vereins für deutsche Dichtkunst", der, im Jahre 1848 „nach großen Dimensionen" angelegt, damals alle producirenden Kräfte umfaßte, jetzt aber bis auf wenige Veteranen zusammengeschmolzen ist, endlich die „Krokodile", mit Geibel an der Spitze, um den sich Lingg, Melchior Meyr, Heyse, Bodenstedt, Löhr, Dahn, Grosse u. s. w., also meist Neumünchener gruppiren. Sie versammeln sich wöchentlich in einem Kaffeehause, lesen einander ihre Gedichte vor und nennen sich „Krokodile" nach einem Gedichte Lingg's. **H. M.**

Burcard Waldis.

Leben und Schriften des Burcard Waldis. Von Georg Buchenau. Marburg, Elwert. 1858. 4. 12 Ngr.

Die mit dem 16. Jahrhundert lebhaft fortschreitende Umwandelung der Anschauungen und bürgerlichen Zustände brachte auch in die persönlichen Verhältnisse der einzelnen eine solche Beweglichkeit, daß wol mancher, der in friedfertiger Nachgiebigkeit dem Sturm auszuweichen suchte, eine Reihe abenteuerlich wechselnder Schicksale erlebte; wie viel mehr mußte dies Männern wie Burcard Waldis begegnen, die bei ihrem energischen Sinne den reformatorischen Kämpfen nicht müßig zusahen, die nicht resignirend verkümmerten, wenn sie aus ihrer Bahn gedrängt wurden, sondern den Muth haben, ihr Leben mehrmals gleichsam von neuem zu beginnen, bis sie eine ihren innersten Neigungen entsprechende Stellung erlangten. Der Ausspruch eines griechischen Weisen, daß niemand ein tüchtiger Dichter sein kann, der nicht auch ein tüchtiger Mensch ist, bewährt sich bei unserm alten Fabeldichter insofern, als er den Ruhm hinterlassen, daß dieselbe frische und wackere Denkart, welche seine Dichtungen so anziehend macht, ihm selbst persönlich eigen gewesen; denn in jedem Lebensverhältnisse erscheint er als derselbe verständige, biedere und thätige Mann, dessen Rath und Beistand auch seine Mitbürger gern in Anspruch nahmen.

Burcard Waldis theilte eine lange Zeit mit Boner, welcher eigentlich die äsopische Fabel zuerst in unsere Dichtung einführte, das Schicksal, daß seine Lebensumstände fast gänzlich unbekannt waren. Die wenigen Notizen, welche Jördens vor 50 Jahren zusammenstellte, konnte auch noch Gervinus (1838, III, 47) nur durch unbedeutende Zusätze ergänzen. In den letzten Jahren haben jedoch besonders hessische Gelehrte mit Eifer den Erlebnissen ihres Landsmanns nachgespürt. In der neulich erschienenen Abhandlung von Buchenau in Marburg ist nun das, was bereits von andern aufgefunden war, einer Revision unterworfen und außerdem sind viele neue Momente beigebracht, zu deren Ermittelung Fleiß, Scharfsinn und Glück einander die Hand reichten. Manches ist berichtigt, bloße Vermuthungen sind zu bestimmten Thatsachen geworden und mit der Sicherstellung der Einzelheiten hat sich auch ein Zusammenhang zwischen denselben eingefunden, wiewol allerdings noch immer wichtige Umstände dunkel bleiben.

Burcard Waldis wurde zu Allendorf an der Werra um 1480 geboren, wo seine angesehene und begüterte Familie seit langer Zeit ansässig war. Für den geistlichen Stand bestimmt, genoß er eine gelehrte Bildung. Ungefähr 20 Jahre alt, machte er eine Wallfahrt nach Rom, wo er über den päpstlichen Hof eben solche überraschende Aufschlüsse erhielt wie Luther. Was muß in dem Geiste eines Jünglings vorgegangen sein, welcher, wenn die Vermuthung nicht trügt, nun eine Wanderung unternahm, die ihn von Unteritalien nach Lissabon und von da nach Riga führte. Die Nachrichten über seine Jugend sind indessen ebenso unzuverlässig wie dürftig, und jetzt erst folgt in seiner Lebensgeschichte eine beglaubigte Thatsache. Waldis, der zu Riga im geistlichen Stande ausgezeichnete Fähigkeiten an den Tag gelegt haben muß, wurde nämlich 1523 von dem Erzbischof Kaspar von Linden, als sich die Bürgerschaft mit stürmischem Eifer der Reformation hingab, nebst zwei andern Mönchen zu einer Gesandtschaft an den Kaiser erwählt. Auf dieser Reise stand Waldis auch in Nürnberg vor dem Cardinal Campeggio, aber nicht, wie Gervinus annahm, als strasburger Bürger und Abgeordneter. Bei ihrer Rückkehr wurde Waldis nebst einem seiner Begleiter von den aufgebrachten Bürgern eingekerkert, der zweite war entflohen. Waldis hatte indessen von dem Zustande der katholischen Kirche nicht so viel Gutes wahrgenommen, daß er hätte Lust haben sollen, ein Märtyrer derselben zu werden. Er trat nach einigen Wochen, die ihm allerdings unter schweren Kämpfen mit sich selbst vergingen, zu der evangelischen Lehre über und man gab ihm die Freiheit. Nun ließ er sich in Riga als Zinngießer nieder. Dieses nöthigt fast zu der Annahme, daß er in seiner Jugend eine Zeit lang das Gewerbe erlernt hatte. Von Riga aus unternahm er dann weite Handelsreisen nach Lübeck, Amsterdam, Worms, Mainz, Breslau u. s. w. Hier darf man wol fragen, wie es möglich war, daß ein unbemittelter Mann zu einem so umfangreichen Geschäftsbetriebe gelangte, und hat nicht überhaupt ein so ausgebehnter Handel mit Zinnwaaren etwas Befremdendes? Räthselhafter ist jedoch folgendes Ereigniß. Waldis selbst erzählt, daß er drittehalb Jahre im schweren Gefängniß und im Rachen des Todes gelegen, bis endlich, als jedermann an seiner Rettung verzagte, seine beiden Brüder, die sich ihm zu Liebe von Weibern und Kindern trennten und über 200 Meilen zu Wasser und zu Lande in die Ferne reisten, ihn mit eigener großer Gefahr los und ledig machten. Was hatte Waldis verbrochen, weshalb wurde er in der peinlichen Untersuchung sogar „mit scharfer Tortur angegriffen"; an welchem Orte, in welchem Lande erlitt er diese Haft? Hierüber ist es bisher nicht möglich gewesen etwas zu ermitteln. Auch Buchenau hat sich mit dem Nachweise begnügen müssen, daß alles, was man zur Aufklärung dieses Ereignisses ersonnen, unhaltbar sei. Um

1540 verließ Waldis Riga und zog nach Hessen in seine Heimat Er verlebte hier einige Jahre in stiller Muße, jedoch ohne sich gänzlich den öffentlichen Angelegenheiten zu entziehen. Wie er als Zinngießer zu Riga in einem Kampfdrama für die evangelische Kirche gefochten, so richtete er jetzt nach der Sitte der Zeit einige satirische Gedichte gegen die katholische Partei, namentlich gegen Heinrich von Braunschweig, den besondern Gegner Philipp's von Hessen. Dies empfahl ihn seinem Landesherrn und er erhielt 1544 die reiche Pfarre zu Abterode in der Nähe von Allendorf. Einige Jahre vorher hatte er sich mit einer Pfarrerwitwe verheirathet. Jetzt arbeitete er die zum Theil schon früher begonnenen Werke aus, welche ihn hauptsächlich bekannt gemacht haben: den Aesopus und den Psalter. Ferner wurde von ihm der „Theuerdank" umgedichtet und die Satire: „Regnum papisticum" von Thomas Naogeorg übersetzt. So war er bis gegen sein achtzigstes Jahr hin unermüdlich thätig, aber nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Geistlicher. Man wird von vornherein überzeugt sein, daß ein Mann, welcher seinen Brüdern so theuer war, daß sie ihm jenen ungewöhnlichen Liebesdienst erwiesen, in seiner Gemeinde ebenfalls als Menschenfreund gewaltet und ihre Anhänglichkeit besessen hat. Dafür fehlt es aber auch nicht an einem bestimmten Zeugniß. Waldis' Nachfolger zu Abterode wurde sein Schwiegersohn. Diesen hatte sich die Gemeinde erbeten und in dem Gesuche, welches uns erhalten ist, wird dem nunmehr in Schwachheit dahinsinkenden alten Pfarrherrn das schöne Lob ertheilt, daß er mit großem Ernst, Fleiß und Eifer Gottes Wort gelehrt, in allen Dingen seines Amts treu gewartet; daher wünsche die Gemeinde um dieser Wohlthaten willen sich ihm durch die Empfehlung seines Schwiegersohns gefällig und dankbar zu erzeigen. Der Tod des Greises erfolgte 1556.

So besäße denn unsere Literaturgeschichte auch das Leben von Waldis. Freilich kann man nicht den Wunsch unterdrücken, die Nachrichten möchten vollständiger und zuverlässiger sein. Die eigenthümliche Beschaffenheit der Quellen brachte es mit sich, daß wichtige Umstände im Dunkel bleiben, während Unwichtiges zur Kenntniß der Nachwelt gelangt. So fehlt das Nähere über jene merkwürdige Gefangenschaft, aber man erfährt dafür, in welchem Hause zu Riga Waldis als Zinngießer gewohnt hat. Manche Nachrichten verdienten eine bessere Bürgschaft. Wie merkwürdig sind Waldis weite kaufmännische Reisen! Dafür, daß sie wirklich stattgefunden, gibt es keinen andern Beweis, als daß er in seinen Gedichten mit kurzen Worten sagt, er habe das, was er erzählt, in Lübeck, Mainz u. s. w. erlebt oder gehört. Waldis liebt es, seine Erzählungen zu lokalisiren, ohne dabei die poetische Erdichtung zu vermeiden. Lissabon z. B. war damals für den Nordländer das Ende der Erde, man scheint dahin alles Seltsame verlegt zu haben und Waldis selbst läßt den lügenhaften Knaben, welchen Junker Hans einst mit auf Reisen nahm, Lissabon als den Ort nennen, wo er den Hund von der Größe eines Pferdes gesehen. Nun spricht Waldis in einem andern Gedicht davon, daß man Menschen als Sklaven verkaufe und auch zu Lissabon, „wie er's daselbst gesehen habe". Auf Grund dieser einen Zeile läßt ihn Buchenau die Reise dahin machen, und zwar von Rom aus durch die Pyrenäische Halbinsel, weil es nicht wahrscheinlich sei, daß ihn seine kaufmännischen Geschäfte so weit nach dem Süden geführt haben sollten (S. 19), und auf Grund derselben Zeile zählt er später (S. 17) doch Lissabon zu den Handelsplätzen, die Waldis mit seinen Zinnwaaren besucht habe. Niemand wird an der Thatsache zweifeln, aber niemand wird sich auch des Wunsches erwehren, daß die Nachricht von einem so bedeutenden Unternehmen eine breitere Basis zum Beweise haben möchte, als diese eine eingeschaltete Reimzeile. Die poetischen Licenzen sind bei Waldis nicht selten. So soll sich die Begebenheit mit Johann, dem muntern Seifensieder, welche doch nach ihrem Ursprunge nichts anderes als eine altgriechische Anekdote ist, in Lübeck ereignet haben. Ein andermal erzählt Waldis: ein gewaltiger Sturm habe bei Gothland ein Schiff in große Gefahr gebracht; alles sei verzagt gewesen, da man den Tod vor Augen sah; ein junger Geselle habe jedoch fröhlich sein Kandel getrunken und dem Schiffsherrn, der sich darüber verwunderte, geantwortet: er werde nicht ertrinken, denn er sei zum Hängen geboren, wie er sich denn auch all sein Tag von der Dieberei ernährt. Wer möchte Bedenken tragen, diese Geschichte für eine Fiction zu dem vermuthlich uralten deutschen Sprichworte zu erklären. Waldis will aber selbst bei diesem an sich höchst unwahrscheinlichen Vorfalle auf dem Schiffe zugegen gewesen sein. Das Gedicht beginnt mit den Worten:

> Einsmals, da ich zu Lübeck war,
> Gedacht nach Riga mit meiner Waar
> Zur Seewärts auf einem Schiff zu fahrn
> Auf daß ich möcht damit erspârn
> Zu Land den langen bösen Weg,
> Der mich oft gemacht hat faul und träg u. s. w.

Welch ein mislicher Widerspruch liegt darin, daß das erzählte Reiseabenteuer wahrscheinlich erdichtet ist, der Eingang zu der Erzählung jedoch als einer der stärksten Belege für Waldis' weite Reisen gelten soll.

Dieses alles sei nun nicht gesagt, um die mit so viel Fleiß und Liebe geschaffene Lebensgeschichte des Dichters mit Zweifeln anzugreifen; es soll nur auf die Schwierigkeit der Aufgabe hingewiesen werden, die hier zu lösen ist, und man wird von Herzen wünschen, daß die Auffindung besserer Quellen die eifrigen und glücklichen Bemühungen der Forscher noch mehr belohnen möge. Der zweite Abschnitt enthält ein genaues Verzeichniß der Schriften von Waldis mit den vollständigen Titeln und den Vorreden.

Karl Leo Cholevius.

Notizen.

Ein Franzose über die Universität Heidelberg.

Wir haben schon in Nr. 6 d. Bl. f. 1858 einer heidelberger Correspondenz der „Revue germanique" von dem Franzosen Seinguerlet gedacht, wollen aber noch mit einigen Worten hier auf sie zurückkommen. Seinguerlet spricht von dem plötzlichen Zurückgehen der Studentenzahl von 721 auf 631, bemerkt, daß dieser Verlust sich unter den Facultäten sehr ungleich vertheile und fast ganz die Rechtswissenschaft und (mit Faust's Worten) „leider auch Theologie" betreffe und stellt dann die Meinungen über die Gründe dieser Abnahme zusammen. Einige seien nämlich der Ansicht, diese Abnahme sei die Folge der von den Regierungen, namentlich von der preußischen, ausgegangenen Warnungen vor dem Zudrang zu den Rechtsstudien, da der Candidaten zu viele seien, um sie nach Wunsch anzustellen und zu befördern. Diese Warnung sei aber nicht ohne selbstsüchtige Motive; man wolle nämlich in der zu großen Zahl hoffnungsloser Aspiranten eine der Ursachen der revolutionären Bewegung von 1848 erblicken und beabsichtige, die jungen Leute zu nöthigen, sich dem kaufmännischen Berufe zuzuwenden. (!) Andere leiteten diese Abnahme von dem in Heidelberg so fühlbaren Mangel an ästhetischen und philosophischen Vorlesungen ab, und wenn die Frequenz der Universität Jena fast in demselben Grade zugenommen, wie die der Universität Heidelberg abgenommen habe, so sei dies dem Umstande zuzuschreiben, daß diese Studien in Jena gegenwärtig viel mehr gepflegt würden. Zur Ergänzung dieser Mittheilungen dient vielleicht eine in derselben Lieferung enthaltene Correspondenz aus Jena, wonach von Heidelberg aus dem Professor Kuno Fischer die verlockendsten Anerbietungen gemacht worden seien; dieser habe aber erklärt, Jena für jetzt noch treu bleiben zu wollen, und man schmeichle sich, daß, wenn er, insofern er wirklich später Jena verlassen sollte, wenigstens nicht nach Heidelberg zurückkehren werde. Interessant sind in der Seinguerlet'schen Correspondenz namentlich die Mittheilungen über die verstorbenen Gelehrten Eduard Röth und Ludwig Knapp, welcher letztere bekanntlich die Ideen der materialistischen Schule auf die Jurisprudenz anzuwenden suchte. Seinguerlet berichtet, unter wel-

chen harten Entbehrungen Röth seine umfassenden Studien gemacht, und fährt dann fort: „Niemals gab es einen entschiedenern Gegensatz als zwischen Röth und Knapp; zwischen beiden lag ein Abgrund. Wenn der eine der treue Repräsentant der alten Sitten, der klösterlichen Gewohnheiten der Wissenschaft, ein philosophischer Einsiedler war, der in seiner Specialität wie in einer thebaischen Wüste hauste, so pflückte der andere im Gegentheil, als ein Mann von Geist und Weltbildung und etwas flüchtig in seinen geistigen Beschäftigungen, von allen Zweigen Blüten und Früchte; er gehörte — wenn auch mehr durch seine Lebensweise als durch seine Ideen — der durch das Junge Deutschland eröffneten Richtung an. Sohn eines hessen-darmstädtischen Ministers hatte freilich Knapp nicht wie Röth nöthig, eine ihm durch Armuth aufgelegte harte Lehrlingszeit überwinden zu müssen" u. s. w. Röth's Leben und Streben veranlaßt den Franzosen zu der Bemerkung: „Gestehen wir es offen, wie es eine der schönen Seiten des deutschen Charakters ist, daß der Deutsche, nachdem er einmal in den Künsten oder Wissenschaften seine Wahl getroffen, seinen «Beruf», wie er ihn nennt, mit überlegtem ernsthaften Enthusiasmus festhält und alle ihm dadurch auferlegten schweren Pflichten mit einer fast religiösen Glut erfüllt." Es soll übrigens unter Röth's nachgelassenen Papieren eine Uebersetzung der 37 ersten Kapitel des ägyptischen Buchs der Todten nebst Commentaren aufgefunden worden sein, und wie man Seinguerlet mittheilte, werde das Werk bald veröffentlicht werden.

Shakspeare französisch.

Da Shakspeare in Deutschland von größerm Einfluß und in weitern Kreisen eingebürgert, ja man darf wol mit Recht sagen, nationaler ist als mancher namhafte deutsche Dichter, so wollen wir nicht verfehlen, alle Shakspeare-Freunde darauf aufmerksam zu machen, daß eine vollständige französische Uebersetzung der Werke Shakspeare's („Oeuvres complètes de W. Shakspeare") nebst Commentaren, historischen Noten u. s. w. im Erscheinen begriffen ist, und zwar aus der Feder François Victor Hugo's, eines Sohnes des berühmten Victor Hugo. Der erste Band, „Les deux Hamlet" enthaltend, befindet sich bereits in der Oeffentlichkeit. Im „Bulletin bibliographique" der „Revue des deux mondes" vom 1. Februar lasen wir darüber folgende Notiz: „Diese durch den Namen des Autors sich so lebhaft empfehlende neue Uebersetzung hat das Verdienst, alle Bilder und alle Ausdrücke des Shakspeare-Textes genau wiederzugeben. Ergänzungen, kritische Erörterungen und Noten tragen dazu bei, um diese Uebersetzung als ein gänzlich neues, gewissermaßen als ein Originalwerk erscheinen zu lassen. Der erste Band enthält die beiden «Hamlet», nämlich denjenigen, den wir schon kennen und der zuerst im Jahre 1604 gedruckt wurde, und den viel kürzern, ziemlich bemerkenswerthe Verschiedenheiten mit dem frühern bietenden, dessen einziges Exemplar erst im Jahre 1825 entdeckt wurde. Der Vergleich dieser zwei Ausgaben eines und desselben Werks gewährt dramatische Belehrung in mehr als einer Hinsicht; aber außer der so schätzbaren Treue, welche uns endlich den wahren Shakspeare mit all seiner Erhabenheiten*) und Kühnheiten gibt, finden wir hier über «Hamlet», dieses glänzende und unvergängliche Meisterwerk der romantischen Dramatik, eine sehr beachtenswerthe und genaue Studie, in welcher das Drama sorgfältig und unter neuen Gesichtspunkten analysirt und erklärt ist. So leitet dieser erste Band die Reihe derjenigen, die ihm folgen sollen, auf die glänzendste Weise ein." Die gesammte Uebersetzung soll, 15 Bände stark, binnen drei Jahren vollendet sein. **H. M.**

*) „Grandeurs". Warum können wir nicht „Großheiten" sagen, oder vielmehr, warum sagen wir es nicht?

Bibliographie.

Lopez, D. B. F., Die Braut des Ketzers oder die Inquisition zu Lima. Aus dem Spanischen übersetzt von A. Seubert. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Lubojatzky, F., Das goldene Buch vom Vaterlande oder Sachsen, sonst und jetzt nebst Entstehung und Schicksale seiner Städte und Ortschaften. Ein Buch für Leser aller Stände des sächsischen Volkes. 1ste und 2te Lieferung. Löbau, Walde. Gr. 4. à 3 Ngr.

Melville, W., Der Dolmetscher. Eine Erzählung aus dem letzten Kriege. Aus dem Englischen übertragen von W. E. Drugulin. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Mezger, G. C., Ueber den Werth der höheren allgemeinen Bildung. Rede. Augsburg, Rieger. 1858. 4. 6 Ngr.

Pirazzi, E., Fünf Zeitgedichte. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 6 Ngr.

Poe, E. A., Erstaunliche Geschichten und unheimliche Begebenheiten. Stuttgart, Scheible. 16. 14 Ngr.

Roffhack, C., Daniel in der Löwengrube. Ein Lebensbild aus den Zeiten des Exils in fünf Betrachtungen. Barmen, Langewiesche. Gr. 8. 7½ Ngr.

Romberg, Die Gottesleugnung und die Beweise für das Dasein Gottes. Vorlesung am 14. December 1858 gehalten in Danzig. Danzig, Homann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schuller, J. C., Herodes. Ein deutsches Weihnachtsspiel aus Siebenbürgen. Mit einleitenden Bemerkungen über Festbräuche der Sachsen in Siebenbürgen. Sylvestergabe für Gönner und Freunde. Hermannstadt, Steinhaussen. Gr. 8. 6 Ngr.

Sobolewski, E., Das Geheimniß der neuesten Schule der Musik. Leipzig, Wiedemann. 8. 7½ Ngr.

Holsteinische Stände-Zeitung. Jahrgang 1859. Nr. 1. Itzehoe. 4. 3 Thlr.

Strack, J., Beitrag zur Geschichte des Winterfeldzuges in Ungarn von 1848 und 1849. Nach authentischen Quellen zusammengestellt. Wien. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.

Tornwaldt, Savonarola zu Florenz, Reformator vor der Reformation. Eine historische Vorlesung gehalten zum Besten des Evangelischen Johannes-Stiftes in Danzig den 23. November 1858. Danzig. Gr. 8. 4 Ngr.

Wiegand, W., Einleitung in Plato's Gottesstaat für Freunde der Akademie. Worms. Gr. 4. 7½ Ngr.

Wiegen-Lieder, Ammen-Reime und Kinderstuben-Scherze in plattdeutscher Mundart. Bremen, Kühtmann u. Comp. Lex.-8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der Zünfte Ehre und Vortheil. Ein Neujahrsgruß an das deutsche Handwerk für 1859. Göttingen, Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Actengemäßer Abdruck der Voten des Hrn. Prof. Lic. Plitt in Heidelberg, in Betreff des neuen Kirchenbuchs auf der Generalsynode vom Jahre 1855. Darmstadt, Zernin. 1858. Gr. 8. 1 Ngr.

Beitzke, H., An meine Wähler des Anclamer, Demminer, Ueckermünder und Usedomer Wahlkreises. Anclam, Dietze. Gr. 8. 2 Ngr.

Schütz, F., Eine Stimme aus der evangelisch-protestantischen Gemeinde zur Beleuchtung des Kirchenbuchstreites. Allen Protestanten vorgelegt. Mannheim, Löffler. 8. 3½ Ngr.

Warum wir von der gnädigst gestatteten Freiheit, das sogenannte Minimum des neuen Kirchenbuchs nicht — wenigstens nicht in allen seinen Theilen — einführen zu müssen, von Gewissens wegen Gebrauch machen wollen. Von Mitgliedern der evangelischen Gemeinde zu Heidelberg. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von Rotteck und Welcker.

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von Karl Welcker.

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des **dreißigsten Heftes** (Bogen 21—24 des dritten Bandes):

Canon, canonisches Recht, s. Kirchenrecht. — Canton, s. Reichsritterschaft und Eidgenossenschaft. — Canzleisässigkeit, s. Gerichtsstände, privilegirte. — Capet, s. Frankreich. — **Capital.** Von E. Pickford. — **Capitalansammlung und Ersatz für vernichtetes Capital.** Von K. Mathy. — Capitalsteuer, s. Einkommen- und Capitalsteuer. — Capitularien, s. Deutsche Gesetze. — **Capitulation.** Von Welcker. — Carbonari und Calderari, s. Geheime Gesellschaften. — Cardinal, Cardinalscollegium, s. Curie (römische). — Carmer (Joh. Heinr. Kasimir, Graf von), s. Preußisches Landrecht. — **Carnaval.** Von J. Weitzel. — Carnot (Lazare, Graf), s. Französische Revolution. — **Carolina.** Von Welcker. — Cassationshof, s. Organisation der Gerichte. — **Castlereagh** (Robert Stewart, Viscount). Von Rotteck. — **Caucus und Nationalconvention.** Von F. Kapp. — **Cautelen,** Cautelarjurisprudenz. Von Welcker. — **Cautionen im Strafverfahren.** Von L. Triest. — **Censur als Sittengericht in alter und neuer Zeit.** Von Welcker.

Diese **dritte Auflage** des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den ersten Namen der deutschen Wissenschaft** unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste und zweite Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungsblätter

von

A. von Sternberg.

Fünfter Theil. 8. Geh. 24 Ngr.

(Der erste bis vierte Theil haben gleichen Preis.)

Die Fortsetzung von Sternberg's Memoiren, die vielfaches Aufsehen erregt haben. In der höchst pikanten und zugleich graziösen Weise, die Sternberg wie wenigen eigen, bietet derselbe dem Leser, an seine eigenen Lebensschicksale während der letzten 25 Jahre anknüpfend, Schilderungen der Gegenwart sowie Porträts der in derselben wirkenden interessanten Persönlichkeiten. Von Dresden ausgehend, führt er nach Manheim, Stuttgart, Weimar und über Rußland nach Berlin, mit dessen Zuständen vor und nach 1848 er sich ausführlich beschäftigt, dann nach Wien und Dresden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lichtstrahlen aus W. von Humboldt's Briefen

an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von **Elisa Maier.** Vierte Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Erscheinen einer vierten Auflage dieser Schrift binnen wenigen Jahren spricht am besten für ihren Werth.

In demselben Verlage erschienen:

W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Ausgabe in Octav. Sechste Auflage. — Ausgabe in Großoctav. Fünfte Auflage. Jede Ausgabe geheftet 4 Thlr. 12 Ngr., gebunden 5 Thlr.

Dieses Werk ist so berühmt und schon so weit verbreitet, daß es keiner besondern Empfehlung mehr bedarf.

Im Verlage des **Oesterreichischen Lloyd** in Triest erschien soeben:

Lloyd's Illustrirte Reisebibliothek.

Fünfter Band:

Reisehandbuch für Griechenland

mit Einschluß Thessaliens, Albaniens, des Archipels und der Jonischen Republik.

Von

Dr. Moritz Busch.

Mit 12 Ansichten, 1 Reisekarte und 1 Plan von Athen.

In Calico geb. Preis 3 Fl. oder 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue orthopädische Behandlungsweise

veralteter spontaner Luxationen im Hüftgelenke.

Erfunden und mit Erfolg durchgeführt von

Dr. Johannes Wildberger.

Mit drei Tafeln Abbildungen. 4. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der auf dem Felde der praktischen Orthopädie längst und rühmlichst bekannte Verfasser legt hier die Resultate mehrjähriger Erfahrungen und Beobachtungen zur Würdigung und Prüfung vor. Die demselben eigenthümliche Behandlungsweise und die von ihm angewendeten Apparate werden in dieser Abhandlung auf das genaueste beschrieben. Eine Anzahl Krankengeschichten ist beigegeben und zeugt für den günstigen Erfolg; die angeführten Abbildungen veranschaulichen die Apparate und deren Anwendung. Ausser für Sachverständige ist das Werk namentlich auch für die Angehörigen von Leidenden dieser Kategorie von Wichtigkeit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 10. März 1859.

Zur Geschichtsliteratur.

Venedey. Gervinus.

(Beschluß aus Nr. 10.)

Der letzte Abschnitt des dritten Bandes von Gervinus' Geschichtswerk: „Royalistische Reaction in Frankreich", handelt von der Ermordung des Herzogs von Berry, von dem hierdurch veranlaßten Falle des Ministeriums Decazes und von der erfolglosen französischen Militärverschwörung im August 1820. Schon früher macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß jene That der Ermordung des Herzogs durch P. Louvel am 13. Februar 1820 wol unter dem Eindrucke der spanischen Ereignisse vom Januar desselben Jahres gereift sein möge. Er hebt sodann hervor, daß dieselbe That sowol diesseit als jenseit der Pyrenäen bei den Royalisten Furcht und bei ihren Gegnern Hoffnungen geweckt habe, weil man die Ermordung nicht sogleich als die Handlung eines einzelnen erkannte, sondern für das planmäßige Werk einer mächtigen Verbindung hielt. So trug dieser Vorgang in Frankreich zum augenblicklichen Gelingen der Bewegung in Spanien bei; da aber seine spätere Folge in Frankreich gerade jener Sieg der royalistischen Reaction war, so wurde eben dadurch auch die spätere royalistisch-französische Intervention in Spanien vorbereitet.

Fassen wir nun blos die nächsten Folgen der Bewegungen von 1820 ins Auge — einerseits das vollständige Scheitern derselben in Italien, Spanien und Portugal, während andererseits durch diese Revolutionen in Europa der Unabhängigkeit der spanischen Pflanzlande in Amerika, sowie derjenigen Brasiliens der mächtigste Vorschub geleistet wurde —, so gewinnt es allerdings den Anschein, daß alle Anstrengungen Europas nur zum Vortheile Amerikas gemacht worden seien, und daß alle Cultur der Alten Welt nur noch zum Dünger dienen solle, um die Cultur der Neuen Welt zum raschern Wachsthum zu bringen. Allein zu einer ganz andern Ansicht gelangen wir, sobald wir für eine vollständigere Deutung der Begebenheiten von 1820 die spätern Ereignisse und Zustände mit in Erwägung ziehen. Dann läßt sich unmöglich verkennen, daß durch das alles, was im Jahre 1820 scheinbar vergebens versucht wurde. — wie etwa in Spanien durch den Beschluß der Befreiung des Grundeigenthums, die Aufhebung aller Majorate und Fideicommisse, das Verbot jedes weitern Erwerbs von Grundbesitz durch Kirchen und Klöster —, nicht blos den noch fortwuchernden Ueberresten des alten Feudalstaates tiefe Wunden geschlagen wurden, sondern daß auch durch jene ersten größern Versuche einer Selbstemancipation der Armeen sogar die Wurzeln jedes künftigen Militärdespotismus schon tief untergraben worden sind. Auch sehen wir ja in Spanien und Portugal, daß sich die freien Verfassungsgesetze der zwanziger Jahre zwar nicht nach ihrem buchstäblichen Inhalte später verwirklicht haben, daß sie aber nach erneuerten und lange schwankenden Kämpfen gleichwol die Grundlage der neuern Rechtszustände wurden. Ungeachtet der jenseit der Pyrenäen schwerlich schon beendigten Wirren und obgleich auch dort noch die Meinungen und Bestrebungen hin- und herwogen, haben doch jene freiern Grundsätze in der Hauptsache einen Sieg errungen, der kaum noch in eine Niederlage umschlagen kann, welche die dauernde Herstellung des frühern politischen und kirchlichen Absolutismus zur Folge hätte. Darum geben uns die Ereignisse früherer Jahrzehnde zugleich einen Fingerzeig für die maßvolle Beurtheilung späterer Begebenheiten. Auch die im Jahre 1848 verkündeten Verfassungen und Volksrechte werden wol ebenso wenig als die Cortesverfassung von 1812 in einer zweiten unveränderten Auflage jemals zur Vollziehung kommen; aber sie werden ebenso wenig für alle Zukunft verloren sein. Die Gründung eines freien Bauernstandes im ganzen Umfange der österreichischen Monarchie, die Beseitigung des heimlichen Gerichtsverfahrens und der Censur bleiben wichtige und erfreuliche Ergebnisse, ob auch bis zur Stunde noch so viele Wespen an diesen Früchten eines stürmischen Jahres nagen. Vor allem liegt aber in den Bewegungen, die wie im Jahre 1820 so auch wieder im Jahre 1848 innerhalb der stehenden Armeen statthatten, ein neues Zeugniß, daß der Militärabsolutismus doch nur episodisch in den Culturstaaten noch zum Vorschein kommen kann, und daß wir

uns höchst wahrscheinlich gerade jetzt in derjenigen Episode befinden, worin die Mittel vorbereitet werden, um nach nochmaliger Beseitigung der Militärherrschaft auch ihre Wiederkehr dauernd unmöglich zu machen. Solche Betrachtungen drängen sich bei der Durchlesung des dritten Bandes wol jedem auf, der einigermaßen zwischen den Zeilen zu lesen weiß und verständig genug ist, um nicht blos die nächste Spanne Zeit zum Maßstabe für die Bedeutung weltgeschichtlicher Ereignisse machen zu wollen.

Die Geschichte des Unabhängigkeitskampfes im spanischen Amerika bis 1820, welche die erste und größere Hälfte des dritten Bandes umfaßt, verdient eine besondere Beachtung nicht blos durch ihren reichen Inhalt, sondern auch durch die Form der Darstellung. Die Werke des Verfassers dienen nicht dem Zwecke leichter und bequemer Unterhaltung; sein Stil dringt nicht mit unmittelbarer Wärme und Einfachheit auf den Leser ein, um ihn fortzureißen oder auch nur zum ernsten Nachdenken anzuregen und zu nöthigen; sondern es werden vielmehr Leser vorausgesetzt, die des Selbstdenkens schon gewöhnt und einer weitern Belehrung noch zugänglich sind. Die oft durch mehrere Seiten ohne Absatz fortlaufende Redeweise — obgleich die wichtigsten Daten in besondere Randbemerkungen gewiesen sind und den Zusammenhang nicht unterbrechen — hat so lange etwas Ermüdendes, bis man erst dem gedankenreichen und gediegenen Inhalte ein lebhafteres stoffliches Interesse abgewonnen hat. Allein was die höhere Form der Geschichtschreibung anlangt — die zeitlich und räumlich zweckmäßige Gliederung eines Materials von solcher Fülle und Mannichfaltigkeit, daß sich andere an dessen Bewältigung in so gedrängter Fassung kaum gewagt haben würden —, so hat Gervinus darin Ausgezeichnetes geleistet. Er schildert und kennzeichnet zunächst den historischen Boden, aus dem sich die Ereignisse seit 1808 entwickelten: eine dünne Bevölkerung, über ungeheuere Strecken zerstreut; verbindungslose Provinzen; wenige und weit auseinander liegende Städte; die verschiedenartigsten Stämme und Rassen, in Unwissenheit gehalten durch ihre Beherrscher wie durch die Macht einer üppigen tropischen Natur; seit Jahrhunderten fast ununterbrochene Ruhe, die höchstens für kurze Frist und auf beschränktem Raume gestört wurde. So war die Treue und Unterwürfigkeit der Bewohner sowol ihnen selbst als auch im Mutterlande zu einem Glaubensartikel geworden, und besonders bei der schwachen „Bevölkerung der innern Lande dauerte die Vorstellung von der Weltmacht Spaniens fort, wie damals, als eine Hand voll Abenteurer binnen 50 Jahren diese massigen Staaten gegründet hatte". Von Buenos-Ayres bis Lima und Quito genügten herkömmlich 2000 Soldaten zur Erhaltung der Ordnung, und bei einer gegen den Vicekönig gerichteten Bewegung in Mexico (1624) fanden sich keine Truppen und keine Waffen. In Chile gab es noch bei dem Ausbruche der Revolution keine Waffenfabrik und keinen Waffenschmied. Auch war es nicht der Druck einer thätigen Tyrannei, der zum gewaltsamen Gegenstoße aufreizte. Aber die Bewohner der Pflanzlande fühlten es doch endlich, daß sie am Boden hinzukriechen verdammt bleiben sollten; und die von den europäischen Stürmen geschüttelte Frucht war endlich reif genug geworden, um vom Mutterstamme abzufallen und aus sich selbst heraus die Keime einer neuen Welt zu entfalten.

Wie in der Beurtheilung aller neuern Revolutionen, so stehen sich im Urtheil über die Erhebung der Hispano-Amerikaner zwei geradezu entgegengesetzte Meinungen einander gegenüber. Die einen erklären die Losreißung der Colonien für den Abfall einer unreifen Frucht und für das willkürliche Gemächte des unruhigen Ehrgeizes einiger wenigen. Den andern ist sie eine That der Nothwendigkeit und der allzu lange verzögerten Gerechtigkeit. Wenn nirgends sonst — sagen die Spanier und Gegner der Unabhängigkeit —, so habe doch im spanischen Amerika die Kirche und Geistlichkeit auf seiten der Freiheit und Menschlichkeit gestanden; und zugleich die Religion und das Gesetz habe zu aller Zeit das Los der Neger gemildert, ihren Freikauf und Selbstverkauf gestattet und erleichtert, ihre Freilassung empfohlen und gefördert. Auch die Rechte der indianischen Bevölkerung seien durch besondere Gesetze und eine eigene Regierung — der Rath von Indien — geschützt worden. Andererseits wurden schwere Anklagen über die Ungerechtigkeit und Tyrannei der spanischen Herrschaft erhoben. Jede dieser beiden Ansichten bezeichnet der Verfasser zugleich als richtig und unrichtig; denn bei der Beurtheilung der dortigen Zustände müsse man den schon von Anfang an vorhandenen Zwiespalt in den Triebfedern der herrschenden Bevölkerung ins Auge fassen, sowie die gegeneinander und epochenweise nacheinander wirkenden Kräfte und Strebungen. Dadurch seien Zustände sehr gemischter Natur entstanden, „wechselnd anarchische und idyllische, militärischer Druck und theokratische Milde, humane Gesetzgebung und barbarische Praxis, zweckmäßige Einrichtungen zur Hebung einer augenblicklichen Noth, die aber, über die Zeit der Noth fortdauernd, durch Misbrauch zu Fluch und Unheil wurden". Diese seine eigene Ansicht rechtfertigt der Verfasser durch einen historischen Rückblick auf die drei Perioden der spanischen Herrschaft, von denen jede nahebei ein Jahrhundert umfaßt.

Im 16. Jahrhundert, in der Zeit der von den Conquistadoren und ihren nächsten Nachfolgern begonnenen und fortgesetzten Militärherrschaft, finden wir die Gewalt der großen militärischen Lehnsträger auf der einen, sowie Sklaverei auf der andern Seite. Diese despotische Regierung nährte den gegenseitigen Haß der Kasten und arbeitete namentlich, durch Begünstigung der Majorate, der Bildung eines freien Bauernstandes systematisch entgegen. Für ihre in der Politik so oft befolgte Maxime: „Theile und herrsche", lag freilich ein besonderer Anlaß darin, daß noch 50 Jahre nach der Eroberung die Zahl der eingewanderten Spanier nicht mehr als 15000 war. Am besten meinte es noch der Militärdespotismus mit den Indianern, die sich ihm am fügsamsten unterwarfen.

Dieser Säbelherrschaft arbeitete schon frühe die Geistlichkeit entgegen, indem sie ihren eigenen Einfluß an die

Stelle der erstern zu setzen suchte. Es gelang ihr während des 17. Jahrhunderts, nachdem sie manche menschlichen Gesetze und Einrichtungen theils in Anregung gebracht, theils wirklich durchgesetzt hatte. Hinsichtlich der indianischen Bevölkerung brachten die hierarchischen Einflüsse ein wirklich oder scheinbar wohlgemeintes Bevormundungssystem zu Stande, das sich in Paraguay bis zu einem von den Jesuiten ausgebeuteten Communismus ausbildete. In mancher Beziehung war die Bevormundung der Indianer zugleich eine Bevorzugung: man ließ ihnen ihre alte Gemeindeverwaltung unter eigenen Kaziken, fesselte sie aber gleichzeitig an ihre Wohnorte. So entstand eine Art Hörigkeit, ähnlich derjenigen in den Gemeinden der russischen Leibeigenen mit ihren halbcommunistischen Einrichtungen; worüber man auch einige interessante Mittheilungen in dem Werke von J. Fröbel: „Aus Amerika" vergleichen mag. An die Stelle der blutigen Eroberungen traten nun die friedlichen Kriegszüge (correrias) der geistlichen Missionen, unter denen besonders diejenigen der Jesuiten von Chile bis Californien reichten. Doch wie überall, so wußten auch im spanischen Amerika die geistlichen Hirten ihren wachsenden Einfluß dahin zu benutzen, um zum eigensten Vortheile ihre Heerden solchermaßen in die Schur zu nehmen, daß gerade die Priesterschaft zu wesentlichem Theile das Elend eines indianischen Proletariats verschuldete, dem man nur das Leben fristete, weil man ohne es das Land nicht ausbeuten konnte. Es bildete sich ein System der häuslichen Sklaverei aus, welches die Pfarrer und Ordensgeistlichen mit den Kaziken und Regidoren um die Wette benutzten zur Erpressung von Geschenken und zur Aussaugung der indianischen Gemeinden. Darum kam es zu einigen Aufständen gerade gegen die „Missionare des Friedens und die Meister der patriarchalischen Regierungskunst". Zu Anfang des 18. Jahrhunderts waren die südlichen Provinzen Brasiliens und selbst Paraguay in allgemeinem Aufstande gegen die machtgierigen und gewinnsüchtigen Jesuiten. Eine Bulle Benedict's XIV., die besonders den Jesuiten galt, mußte allen geistlichen Orden den Betrieb von Gewerben und Handel verbieten, sowie besonders auch den Kauf und Verkauf der Indianer als Sklaven. Aber gleichwol wurden sogar noch zur Zeit von Humboldt's Reisen von den Missionen in Neuspanien aus förmliche Streifzüge unter die wilden Stämme zur Erpressung von Leibeigenen unternommen, sodaß nun die Geistlichkeit im 18. und noch im 19. Jahrhundert selbst that, wogegen sie im 16. Jahrhundert geeifert hatte.

Zum besondern Verdienste hatte sich der spanisch-amerikanische Klerus seine Bemühungen um die Vermischung der Rassen angerechnet, und gleichwie der gewissenhaften Erfüllung einer der schwierigsten geistlichen Berufspflichten, so rühmte er sich sogar offen genug — trotz aller Keuschheitsgelübde — seiner wirksamsten persönlichen Thätigkeit in diesem Fache. Gervinus sucht dieses Verdienst durch die Bemerkung zu verkleinern, daß trotz der Mischung keine Verschmelzung erfolgt sei, und daß nach wie vor die indianische Bevölkerung einen Staat im Staate gebildet habe. Daran knüpft er die Frage: ob nicht überhaupt durch die Bekehrung und Mischung die Europäer mehr herabgezogen, als die Indianer emporgehoben worden seien? Die Spanier selbst, fügt er hinzu, hätten behauptet, daß der Vorsprung Nordamerikas der vollständigen Verdrängung der Indianer zuzuschreiben sei. Auch weist er darauf hin, daß es überall für die Eroberer in den mittlern Zeiten ein großer Vortheil gewesen, wo die unbildsamen (?) Völker — Celten, Iberer, Preußen — gänzlich oder beinahe gänzlich vertilgt oder verdrängt wurden, daß dagegen eine herabziehende Kraft der Mischung beobachtet werden konnte, wo eine übergroße und rohe Volksmasse das erobernde Culturvolk in sich aufgesogen habe. Diese an sich sehr richtige Bemerkung läßt sich wol dahin erläutern, daß überall aus der Vermischung der Völker statt eines Verlustes an Cultur ein Gewinn entstehen muß, wo das erobernde Culturvolk nicht blos ein vorübergehendes, sondern ein wirkliches und dauerndes Uebergewicht über das unterworfene Rohvolk behauptet; daß aber eben dieses Uebergewicht von dem zwischen den beiden Völkern bestehenden und durch sehr verschiedene Factoren gebildeten Verhältnisse ihrer physischen, geistigen und sittlichen Eigenschaften, sowie davon abhängt, daß von Anfang an das gebildetere Volk unter dem rohern in nicht allzu geringer Anzahl auftritt. Es handelt sich also hier um eine jener Fragen, die sich nimmermehr unter eine allgemeine Formel bringen lassen, sondern nur vom vorwärts oder rückwärts schreitenden Leben selbst gelöst werden können. Doch darf man wol glauben, daß es ähnlich im Völkerleben wie im Pflanzenleben ist, daß dort auch ein übermächtig scheinender Rohstamm mittels eines kleinen Edelreises veredelt werden kann, nur nicht durch ein allzu kleines und nicht mittels weniger Atome eines edlern Stammes.

Das herrschsüchtige Streben der Geistlichkeit brachte diese in Zerwürfniß mit allen weltlichen Behörden; und da auch durch die Eifersucht des weltlichen Klerus auf die Mönchsorden, besonders auf die Jesuiten, der Zwiespalt in die Reihen der Hierarchie selbst kam, so ward dadurch die bürgerliche Beamtenherrschaft des 18. Jahrhunderts herbeigeführt. Gervinus nennt dieses Jahrhundert das mercantile, weil damals in der Politik die Handelsinteressen maßgebend wurden und zwar zunächst nach den Ansichten des Mercantilsystems, das auf die metallreichen Pflanzlande in Amerika zu deren besonderm Nachtheile seine besondere Anwendung erhielt. Da es sich hiernach noch keineswegs um eine den eigensten Bedürfnissen der Völker entwachsene Handelspolitik handelte, sondern vielmehr um ihre bureaukratische Bevormundung auch in commerziellen Dingen, so läßt sich die von Gervinus sogenannte mercantile Periode auch als diejenige der bürgerlichen Beamtenherrschaft bezeichnen. In dieser Zeit der gouvernementalen Versuchspolitik im Gebiet der materiellen Interessen gewannen indessen die Pflanzlande seit dem 18. Jahrhundert eine mehr europäische Physiognomie. Die weiße Bevölkerung nahm zu, und namentlich in den von den Minen weiter abgelegenen Gebieten von Chile, Venezuela

und Buenos-Ayres bildete sich durch Nachwanderung eine Mittelklasse, welche gegen das früher durch die Umstände noch einigermaßen entschuldigte monopolistische Ausbeutungssystem des Mutterlandes den heimlichen Krieg der eigenen materiellen Interessen zu führen begann. Die Beschränkungen des Verkehrs wurden besonders bitter empfunden seit dem Erbfolgekrieg und seit der Erhebung der Bourbonen auf den spanischen Thron. Seitdem bildete sich immer mehr der Schleichhandel aus, den auch Gervinus die „große Schule aller List und Gewaltthätigkeit" nennt. In der That sind der Handelszwang und der ebenso widernatürliche Militärzwang die beiden Schulen, worin noch bis zur Stunde die Regierungen das Volk zum Ungehorsam gegen sie selbst, zur Umgehung, zur Verachtung und zum Hasse der Gesetze und aller Gesetzlichkeit erziehen lassen. Der mehr noch versteckte als offene Widerstand der Pflanzlande gegen die aussaugende Politik dessen Mutterlandes, brachte indessen diese letztere in den stets unheilvollen Zustand des Schwankens. So wurde 1748 eine Zeit lang ganz freier Handel nach allen spanischen Häfen gewährt, dann wieder Beschränkung des Verkehrs angeordnet, endlich unter Karl III. von 1778—88 noch einmal Handelsfreiheit für die Spanier gestattet, wodurch der spanische Handel von 148½ auf 1104½ Millionen Realen gesteigert wurde. Aber die Forderungen der Colonisten wurden mit solchen vereinzelten Zugeständnissen, deren Gewährung man bald wieder bereute, immer ungestümer. Die Unzufriedenheit und Begehrlichkeit wurden vermehrt durch das Herüberwirken der nordamerikanischen Ereignisse, und unmittelbar erschütternd hatte die Austreibung der vom niedern Volke noch immer abergläubisch verehrten Jesuiten gewirkt, wie sie nach Pombal's Beispiel auch von Karl III. im Jahre 1767 aus dem tiefsten Geheimniß heraus beschlossen und sofort vollzogen wurde. Es entstanden Unruhen in Venezuela und Neugranada, wo eine aus allen Freien von 15—45 Jahren gebildete und von creolischen Offizieren befehligte Miliz zur Vorschule für den spätern Befreiungskrieg wurde. Durch die brüske Verjagung der Jesuiten hatte aber zugleich die blinde Anhänglichkeit des übrigen Klerus an das Mutterland abgenommen. Um so mehr verbreitete sich der Skepticismus bei einem Theile der städtischen Bevölkerung, und an die Stelle der jesuitischen Missionen traten die der Encyklopädisten. Ihrerseits trugen die gereizten Jesuiten ihr Möglichstes zur weitern Erweckung eines revolutionären Geistes bei; sie erklärten sich sogar bereit, den ketzerischen Engländern zu einem Angriffe auf Mexico ihren Beistand zu leihen. Zu alledem kam die unüberlegte Politik Karl's III., der die Unabhängigkeit Nordamerikas unterstützte und dadurch auch den Unabhängigkeitstrieb der Hispano-Amerikaner nährte; der aber gleichwol nicht Selbstüberwindung genug hatte, um dem noch 1783 ertheilten Rathe des Grafen Aranda zu folgen, wonach der König nur die Inseln behalten, aber Mexico, Peru und Costafirma an drei Infanten seines Hauses überlassen sollte. Ein Zeichen vom Dasein revolutionärer Elemente war der zwar schnell verlodernde, aber für einen weiten Kreis vorbereitete Aufstand des 1781 in Peru hingerichteten Tupac Amaru.

Als man unter Karl IV. die erregten Geister wieder zu bannen suchte, war es zu spät. Die schamlose Bevorzugung der Spanier vor den Eingeborenen und der Handel mit Stellen und Orden, wie er besonders von den Creaturen Godoi's getrieben wurde, schärfte noch die Erbitterung gegen die verhaßten „Gothen". Schon zur Zeit der ersten französischen Revolution knüpfte F. Miranda aus Carracas zum Zwecke einer schon planmäßig betriebenen Herstellung der Unabhängigkeit erst mit England, dann mit Frankreich (1792) und abermals mit England an. Aber sein 1806 mit ärmlicher Ausrüstung von Neuyork aus auf die Costafirma unternommener Versuch misglückte; während auch das nur augenblicklich gelungene Unternehmen der Engländer gegen Buenos-Ayres durch Liniers vereitelt wurde. Der spanische Aufstand von 1808 hatte England von einem Gegner in einen Bundesgenossen der spanischen Nation verwandelt, er hatte zugleich die Pflanzlande mehr auf sich selbst gewiesen, und zur Selbstregierung fast genöthigt. Die nächste Folge war, daß da und dort die örtliche Unzufriedenheit gegen besondere Behörden und Persönlichkeiten zur Aeußerung kam. Die ersten gewaltthätigen Ausbrüche der Revolution, die 1809 und 1810 in Oberperu und in Quito statthatten, wurden jedoch mit so leichter Mühe niedergeschlagen, daß nun gerade diese Gebiete bis zum Jahre 1822 völlig ruhig blieben. Wo sonst noch neugebildete, patriotische Junten an die Spitze traten, wie in Carracas und Buenos-Ayres, handelten sie doch im Namen Ferdinand's VII. Ueberhaupt dachte man vorerst mit sehr geringen Ausnahmen so wenig an eine völlige Losreißung vom Mutterlande, daß man noch im Jahre 1809 eine Summe von 280 Millionen Realen, die zur Hälfte aus freiwilligen Beiträgen bestand, nach Spanien abgehen ließ. Inzwischen hatte die Centraljunta von Cadiz beschlossen, daß aus jedem der amerikanischen Reiche und Capitanien nur ein Abgeordneter in dieser Junta sitzen solle, und daß die Colonien im ganzen nur 26 Abgeordnete in den Cortes, also auf beiläufig jede Million nur einen haben sollten, während in Spanien schon auf je 50000 Einwohner ein Deputirter gewählt wurde. Noch mehr böses Blut machte es, daß die kaum erst gewährte Handelsfreiheit alsbald wieder aufgehoben wurde. Unter diesen Umständen hatte die Bewegung zur politischen Selbständigkeit ihren Fortgang, ging jedoch in den meisten Provinzen vorerst ohne Blutvergießen und ohne Eigenthumsverletzung von statten, indem sie sich auf einige maßgebenden Städte und den gebildetern Theil ihrer Bevölkerung beschränkte. Ein Zeichen aber, daß die Gährung endlich auch die erst gleichgültig zuschauende Masse erfaßt hatte, war 1810—11 in Mexico der Aufstand der ländlichen und indianischen Bevölkerung, unter der Führung Hidalgo's, eines Pfarrers in der Nähe von Guanaxuato. Hidalgo selbst wurde zwar mit Mühe überwunden, aber das Signal zum blutigsten Bürgerkriege war damit den untern Klassen der Bevölkerung gegeben. Seitdem finden wir, daß der in gerader Linie auf die

völlige Abschüttelung des spanischen Jochs hindrängende Volksinstinct zu wiederholten malen jene diplomatischen Vermittelungsversuche durchkreuzte, bei denen es auf irgendeine Halbheit abgesehen war; daß ebendadurch die Bewegung mitunter selbst gegen den Willen der ostensiblen Führer ihrem Ziele entgegengeführt wurde.

Die Jahre 1811 — 16 sind die Periode der „Ausbreitung und des Verfalls der Revolution". Auf die Nachricht, daß sich auch im Mutterlande die Nation zur Selbstregierung ermannt habe und auf die Kunde von der Annahme der Cortesverfassung von 1812 breiteten sich in den Pflanzlanden die Ideen der Unabhängigkeit und Selbständigkeit über weitere Kreise aus. Aber schon vor dieser Annahme wurde der in Mexico begonnene Bürgerkrieg erneuert und fortgesetzt; abermals unter der Führung eines Pfarrers, Morelos, eines Freundes von Hidalgo. Ueberhaupt läßt sich bemerken, wie auch in Südamerika ein Theil der niedern und dem Volke nahestehenden Geistlichkeit im eigentlichen Volkskriege eine besonders hervorragende Rolle spielte und meist den Anstoß zur Erhebung gab; wie sodann die Leitung der Geschäfte im Stadium der Verhandlungen an die Rechtsgelehrten überging; bis endlich, unter dem Einflusse kriegerischer Ereignisse und drohender Gefahren, die Soldaten den Juristen die Leitung der Revolution aus der Hand nahmen. Der Bürgerkrieg unter der Führung von Morelos bot manche merkwürdige Erscheinung dar, wie denn besonders die Vertheidigung der später davon genannten Ciudad-Morelos (früher Cuautla-Amilpas) der Vertheidigung von Saragossa und Gerona an die Seite zu setzen ist. Im Jahre 1813 mußte der Vicekönig 84000 Mann Truppen und Milizen aufbieten, um den Insurgenten in Mexico überall die Spitze zu bieten. Da aber noch zur Zeit der Aufstand der untern Klassen der Bevölkerung und namentlich der Indianer die Mehrheit der Besitzenden zu Vertheidigern des Bestehenden machte, so gelang die Unterdrückung der Insurrection, jedoch weniger durch Gewalt als durch die Milde eines neuen Vicekönigs. Hiernach kehrten etwa 17000 begnadigte Flüchtlinge aus den Wäldern in die Städte zurück und traten zum Theil in die creolischen Regimenter ein, welche damals noch die Hauptstärke der spanischen Sache waren, um unter diesen Truppen durch die Erzählung von Thatsachen, die man ihnen bisjetzt sorgfältig vorenthalten hatte, revolutionäre Ansichten und Gesinnungen zu verbreiten, die später zur That werden sollten. So wurde selbst durch das Mislingen der Revolution ihr späteres Gelingen vorbereitet, und dies um so mehr, als die Führer der Independenten nach dem spanischen Sprichwort „Geduld und inzwischen die Karten gemischt" zu handeln und die ihnen günstigen spätern Gelegenheiten abzuwarten wußten.

Einen andern Gang, der gleichwol zu ähnlichen Ergebnissen führte, nahm die Bewegung in Venezuela und Neugranada. Hier ging der Anstoß von den Gebildeten und Gemäßigten aus, und insbesondere war es Venezuela, das sich den ruhmvollen Namen der „Erstgeborenen der amerikanischen Freiheit" erwarb, indem es von allen Pflanzlanden zuerst im Juli 1811 eine förmliche Unabhängigkeitserklärung erließ. Auch schritt man sogleich zu einer „gutgemeinten Nachbildung der nordamerikanischen Constitution", jedoch mit einer dreihauptigen Vollziehungsbehörde. Aber mit dieser doctrinären Erhebung zur Idee der Unabhängigkeit und Republik war die That der Befreiung noch lange nicht gethan. Die Häupter des neuen Freistaats brachten vielmehr durch unüberlegte Maßregeln ihr eigenes Werk wieder zum Verfall. Ihre an sich wohlbegründete Furcht vor der Gefahr, womit jedes allzu ausgedehnte stehende Heerwesen die Freiheit bedroht, ließ sie doch ganz verkehrte Wege einschlagen, um dieser Gefahr zu entgehen. Gegenüber der spanischen Partei und ihrer nur örtlich zurückgedrängten bewaffneten Macht bedurfte es in diesen ausgedehnten und dünn bevölkerten Länderstrecken einer aus geworbenen Freiwilligen bestehenden und ständig bereiten Truppe, an die sich bei jedem feindlichen Zusammenstoße das Aufgebot der Miliz der nächsten Umgegend anzuschließen hatte. Aber man wollte selbst von einer solchen Kerntruppe nichts wissen, die sich den Kriegsdienst zum Berufe machte, während sie zugleich durch einen hohen Sold und ein zweckmäßiges Belohnungssystem, also durch ihr eigenstes persönliches Interesse, an die Fahnen des neuen Freistaats gebunden blieb. Man glaubte genug zu thun, indem man eine sogenannte Miliz decretirte, die mit lästigen und vielfach überflüssigen Wach- und Kriegsdiensten geplagt wurde, wozu sich zwar ein Theil der städtischen Jugend, nicht aber die Masse der arbeitenden und ihrem bürgerlichen Berufe allzu lange entrissenen Bevölkerung willig zeigte. Es war ein neuer Beleg zu dem „non semper idem est idem", daß diese sogenannte Miliz so ziemlich das vollständige Gegentheil einer Miliz war, wie sie anderswo und z. B. in der Schweiz besteht. Wie früher in den Dienst des Königs, so mußte die Mehrzahl der Rekruten nun auch in den Dienst der Republik mit Handfesseln geschleppt werden; denn in der That war man über die gehässigste und schlechteste Form einer ständigen Bewaffnung, über die auf Conscription und Zwangsaushebung gegründete, gar nicht hinausgekommen.

Eine ebenso verkehrte Anwendung machte man von der an sich unleugbaren Wahrheit, daß ein rechtzeitig und zweckmäßig creirtes Papiergeld ein mächtig und ersprießlich wirkendes Nothmittel sein kann. Man schuf also eine Million Pesos (Piaster) Papier, dem man aber Zwangscurs gab und wofür kein Einlösungskapital gegründet wurde. Und noch dazu war diese ganze Schöpfung eines Zwangspapiers durch die Verhältnisse keineswegs geboten; denn gerade Geld sowie Lebensmittel waren im reichlichsten Ueberflusse vorhanden. Diese aber verbargen sich nun und so wurden die Preise der Lebensmittel künstlich in die Höhe getrieben. Auch die mit entwertheten Papierfetzen bezahlten Soldaten begannen auszureißen, und die Armee ging zu Grunde, nachdem ihr übermäßiger Bestand selbst schon den Landbau zu Grunde gerichtet und ihm so viele Hände entzogen hatte, daß reiche Ernten Indigo uneingethan verdarben. Die Einführung

einiger neuen und ungewohnten Steuern half noch mehr den Mismuth über die neue Republik und ihre Gewalthaber steigern; denn trotz der Oeffnung der Häfen litt man jetzt in höherm Maße als zur Zeit der spanischen Handelssperre. Solche Maßregeln waren es, die einen Bolivar — wie vor und nach ihm andere Männer der That — den tiefsten Widerwillen gegen die Dialektiker, Sophisten und Philosophen an der Spitze von Staat und Heer fassen ließen. Zu alledem kam ein verhängnißvolles Naturereigniß. Durch ein Erdbeben, das am 26. März 1812 und gerade am Jahrestage der Revolution statthatte, war eine besonders große Masse patriotischer Truppen und Freiwilligen umgekommen, und die den Neuerungen in Venezuela in ihrer Mehrheit abgeneigte Geistlichkeit verfehlte nicht, dem abergläubischen und ohnehin schon misvergnügten Volke jene Begebenheit als ein Zorngericht Gottes gegen die Revolutionäre zu schildern. Das alles half wieder den Spaniern unter der Führung des grausamen Monteverde vorübergehend zum Siege. Dieser wurde ihnen durch die Schwäche des die Ueberreste der Independenten befehligenden Generals Miranda erleichtert. Unter Monteverde und seinen Helfershelfern begann die furchtbarste Reaction. Durch massenhafte verrätherische und scheußliche Verstümmelungen und Hinrichtungen wurden die Patrioten gezehntet. Alles beugte sich oder flüchtete vor den spanischen Henkern und Folterknechten. Mit ausdauernder Heldenkühnheit hielten nur noch 45 Jünglinge von der Felseninsel Chacachare aus die Fahne der Unabhängigkeit aufrecht. Selbst die Verkündung der Cortesverfassung von 1812 wurde zur neuen Falle für die Patrioten benutzt. Der Verfasser bemerkt:

Aber nichts entzündete so sehr die Parteiwuth und den Rachedurst der Amerikaner als dieses Verfahren der aufschießenden reactionären Häuptlinge, die sich selbst ermächtigten, das Brudervolk im Namen eines königlichen Phantoms mit so blutiger Barbarei zu vertilgen und das Universum des Columbus einem armen Reste von Spanien, der dem französischen Joche entgangen war, zu unterwerfen.

Diese Barbareien der Royalisten riefen später Bolivar's Decret von Trujillo und seine Verkündigung eines erbarmungslosen Vertilgungskriegs hervor. Es trat also ein in der Geschichte öfters und aus begreiflichen Gründen wiederkehrender Fall ein. Gerade aus jener Bewegung in Venezuela, die mit der größten Mäßigung, mit der äußersten und übertriebensten Schonung der politischen Gegner begonnen hatte, ging im Verlaufe der Begebenheiten die höchste Schonungslosigkeit, Grausamkeit und Unmenschlichkeit aus den noch lange fortbrennenden Parteikämpfen hervor.

Während dieser Vorgänge in Venezuela hatte sich Bolivar rechtzeitig nach Neugranada begeben, das noch zur Zeit seine Unabhängigkeit behauptete. Einen Beweis von der Klarheit, Gewandtheit und Ueberlegenheit seines Geistes gab er durch eine an den Congreß von Neugranada gerichtete Denkschrift vom 15. December 1812 über die Ursachen des Verfalls von Venezuela, worin er der bisher in den Colonien befolgten Staatskunst den Krieg erklärte. Er verwarf darin das System der unzeitigen Duldung, wonach auf jede Verschwörung eine Begnadigung, auf jede Begnadigung eine Verschwörung erfolgt sei; er verwarf jenen theoretischen Republikanismus, der nicht das höchste Gewicht auf eine energische und wohlberechnete Militär- und Finanzpolitik legte, sondern mit der Ausklügelung von Verfassungsformen und papierenen Rechtsgarantien das Beste gethan zu haben meinte; er verwarf auch für die Zeit der Krise den Föderalismus und die damit zusammenhängende Verschleuderung der Staatsgelder an eine Unzahl von Provinzen und Bundesbeamten. Der Präsident C. Torres setzte es nun durch, daß

dem Bolivar die wenigen Bundestruppen Neugranadas zur Befreiung Venezuelas überlassen wurden und daß mit ihm — in ähnlichem Vertrauen, wie einst Frankreich zu Washington bewies — Verträge abgeschlossen wurden über die künftige Rückzahlung der Vorschüsse durch Venezuela, das um diese Zeit einzig in den Phantasien Bolivar's existirte.

So wurde dieser in den Stand gesetzt zur Unternehmung des ersten seiner beiden glänzenden Heereszüge, die zu den kühnsten Kriegsthaten der Neuzeit gehörten und wodurch er sich den Titel des Befreiers und die Macht eines Dictators für die Dauer des Kriegs erwarb.

Allein der „Befreier" wußte seinen Sieg und seine Stellung nicht in vollem Maße zu benutzen. Durch einige unvorsichtige Blößen, die er gab, durch einige Schwächen, von denen er sich übermannen ließ, veranlaßte er einen abermaligen und so vollständigen Umschlag des Kriegsglücks, daß er selbst wieder das befreite Gebiet verlassen mußte. Auch in Neugranada hatte dieser Umschlag statt. Unter solchen Umständen landete in Venezuela der spanische General Pablo Morillo mit nahe 11000 Mann Truppen, denen im April 1815 nach 2500 Mann folgten. Jetzt schien überall wieder die Fortdauer der spanischen Herrschaft gesichert, und dies um so mehr, als auch eine allgemeine und sehr augenfällige Veränderung in der Stimmung der Bevölkerung eingetreten war. Die revolutionäre Spannkraft der ersten Jahre war erschlafft; selbst in den Perioden ihres Glücks und Siegs hatte die Revolution die ihren möglichen künftigen Ergebnissen weit voraneilenden Wünsche und Erwartungen ihrer Anhänger bitter getäuscht; und als nun gar aus dem Mutterlande die Kunde von der Herstellung Ferdinand's VII. und den beklagenswerthen Fortschritten einer maßlosen Reaction kam, da trat auch wieder in Amerika die Rückwirkung der Gewohnheiten einer dreihundertjährigen Knechtschaft zu Tage und eine lähmende Furcht bemächtigte sich allerorten der kaum noch leidenschaftlich aufgeregten Bewohner. Eine Folge der allgemeinen Abspannung war auch im Jahre 1817 das Mislingen des kühnen Heerzugs, den der als politischer Flüchtling nach Amerika gekommene jüngere Mina in Mexico unternommen hatte.

Es war gleichwol nur ein flüchtiger Triumph, den die Reaction in der Neuen Welt feierte. Als in der Zeit von 1816—17 alle andern Colonien der spanischen Herrschaft wieder unterworfen waren, hatten sich nur die Gebiete von La-Plata in factischer Unabhängigkeit er-

halten. Aber auch hier war ein Verfall der Revolution deutlich zu bemerken. Als jedoch durch die Landung Morillo's auf der Insel Margarita die Besorgniß verschwunden war, daß diese Expedition zunächst und unmittelbar gegen Buenos-Ayres gerichtet sei, da ermannte man sich wieder. Der General San-Martin hatte den erfolgreichen Gedanken, daß es keine bessere Vertheidigung der Unabhängigkeit der Plategebiete geben könne, als wenn die Revolution, statt Gewehr bei Fuß den spätern Angriff ihrer Feinde abzuwarten, nun ihrerseits zur Offensive schritte. Er wußte die Bedenklichkeiten der Regierung in Buenos-Ayres theils zu beseitigen, theils setzte er sich darüber weg, und gab durch seinen überraschenden und erfolgreichen Zug nach Chile dem Kampf für die Unabhängigkeit eine neue, entschieden günstige Wendung. Denn nahe um dieselbe Zeit gelang es auch Bolivar, Paez und einigen andern Independentenführern in Venezuela jene Erfolge zu erringen, wodurch für Bolivar der schon erwähnte und wesentlich entscheidende zweite Heereszug über die Anden ermöglicht wurde. Ebendiese Vorgänge wirkten aber auch mächtig genug auf das Mutterland, um die Militärrevolution von Cadiz zum Ausbruche zu bringen und um Spanien die Erneuerung jedes kräftigen Versuchs zur Wiederunterjochung seiner Colonien für immer unmöglich zu machen. Ueber dieses verhängnißvolle Ineinandergreifen der Geschicke der Alten und Neuen Welt sagt Gervinus schon im Anfange des dritten Bandes:

Mit der Unterwerfung seiner amerikanischen Pflanzlande durch Spanien wäre die dort noch verletzte Legitimität gerächt und die Reaction in allen Erdtheilen durchgeführt worden. Denn nur in der Neuen Welt loderte noch das Feuer der Revolution fort, und zwar der echten, vollbürtigen, republikanischen Revolution, die in gerader Linie vom Aufstande Nordamerikas und der französischen Umwälzung abstammte.

Die Geschichte des wechselvollen Kampfes in Südamerika gab dem Verfasser einen naheliegenden Anlaß zu manchen interessanten Vergleichungen mit eben jenem Aufstande Nordamerikas. Ueber den Unterschied der Meinungen, die während der beiden Insurrectionen der Neuen Welt vorherrschten, bemerkt er, daß zur Zeit des nordamerikanischen Unabhängigkeitskriegs alle Festlandmächte Europas, als die Revolution den Geschlechtern noch neu war, dasselbe Recht der Revolution anerkannten und begünstigten, das sie zur Zeit des südamerikanischen Kampfes mit ebenso allgemeiner Uebereinstimmung verwarfen und anfeindeten. Ihre Begünstigung konnte zwar im 18. Jahrhundert den Sieg der amerikanischen Unabhängigkeit und Befreiung beschleunigen; aber ihre Anfeindung konnte diesen Sieg im 19. Jahrhundert nicht mehr vereiteln. Wenn sodann Gervinus hervorhebt, daß bei einer Vergleichung der Südamerikaner mit den Nordamerikanern alles zum Vortheile der letztern ausfalle, weist er doch zugleich bei den erstern auf die sehr zahlreichen Züge einer „Ausdauer im Unglück, einer Fähigkeit zu Entbehrungen, zur Ertragung unsaglicher Beschwerden, zur Aufopferung von Ruhe und Besitz, von Gesundheit und Leben für die väterlichen Penaten, wie davon die Geschichte nur wenige Beispiele hat". Er weist hin auf den bei den Südamerikanern oft so merkwürdigen Verein von elastischer Kraft und standhafter Ausdauer, ohne es jedoch zu übersehen, wie diese guten und männlichen Eigenschaften allzu häufig durch den Rückfall in eine fast unglaubliche Indolenz und Erschlaffung durchbrochen werden, und wie plötzlich wieder die selbstsüchtigen Triebfedern des Ehrgeizes und der Eitelkeit, des Eigennutzes, der Genußsucht und des persönlichen Rachedurstes über alle Rücksichten des Gemeinwohls die Oberhand gewinnen. Dabei fällt es jedoch dem Kenner der Geschichte in keiner Weise ein, die Nordamerikaner selbst in der ruhmvollsten Zeit ihrer Erhebung als fleckenlose Muster bürgerlicher und kriegerischer Tugend anzupreisen. Er betont es vielmehr (S. 104 fg.), wie auch Washington fortwährend Klage erhoben habe:

daß die Menschen von selbstlosen Grundsätzen wie ein Tropfen im Meer seien, daß auf das Feuer der patriotischen Begeisterung zu bauen eine Thorheit sein würde; daß Ausschweifungen, Zerstreuungssucht, Müßiggang, Eigennutz und Zwietracht die Sache der Unabhängigkeit unaufhörlich gefährden.

Der Erzählung der Begebenheiten ist überall an passendem Orte die gelungene Schilderung der hervorragenden Persönlichkeiten eingefügt, wodurch andererseits wieder der Verlauf der Begebenheiten theilweise erklärt wird. Wir machen hier nur aufmerksam auf die Charakteristik der Generale Paez und Bolivar in Columbien, deren Eigenschaften sich in mancher Beziehung widersprachen, die sich aber ebendeshalb gegenseitig ergänzten, was zur endlichen Herbeiführung entscheidender Erfolge gewiß nicht wenig beigetragen hat. Paez gehörte der farbigen Bevölkerung an und war offenbar der hervorragendste unter der beträchtlichen Zahl der farbigen Emporkömmlinge. Er war nicht so überlegenen Geistes, daß ihm dieser den Mangel jeder Bildung hätte ersetzen können; er hatte keinen genialen Blick für weite und verwickelte Verhältnisse; aber er war ein ganzer Mann zu jeder Zeit und an jeder Stelle. Unerschrocken und muthig bis zur Tolldreistigkeit, von hohem Wuchse und allen andern so überlegen an körperlicher Stärke, daß es ihm eine Lust war, seine widerspenstigen Soldaten im persönlichen Ringkampfe zum Gehorsam zu zwingen, war er der Abgott seiner wilden Krieger, die um so williger ihm folgten, je weniger er sich überhob, je mehr er auch als Befehlshaber ihr Kamerad, in Ernst und Spiel ihr Genosse blieb bei allen Leiden und Freuden, bei allen Entbehrungen und Genüssen. Ihm hatte man es vor allen zu verdanken, daß die Llaneros in den Ebenen des Orinoco — ein kriegerisches und abgehärtetes centaurisches Hirtenvolk, gleich den Gauchos in den Pampas der Plataſtaaten, oder den Czikos in den Puszten von Ungarn — für die Sache der Unabhängigkeit gewonnen wurden. Ebendiese Llaneros waren früher durch die ungeschickte Behandlung von seiten einiger republikanischen Führer den Spaniern als gefährliche Werkzeuge der Unterdrückung in die Arme geworfen worden, und ihr späterer Uebertritt zu der Sache der Unabhängigkeit, der sie fortan mit ausdauernder Treue dienten, war von nicht geringer Bedeutung. Zum Führer dieser Halbwilden in einem vieljährigen Kriege, der

— abgesehen von einigen merkwürdigen Städtevertheidigungen — nichts anderes war, als ein über ungeheuere Räume ausgedehnter Guerillakrieg, schien gerade Paez wie von der Natur bestimmt. Ueberdies war er uneigennützig, ohne Misgunst und Neid, und bei aller Strenge und Schonungslosigkeit gegen sich selbst doch milde gegen andere; auch bewahrte er sogar in seiner spätern Stellung als militärischer Dictator den Sinn für Gesetz und Ordnung.

In der in den höhern Stellungen so besonders seltenen Tugend der Uneigennützigkeit war Bolivar sogar nach den Zeugnissen seiner Feinde seinem Kampfgenossen Paez gleichzustellen. Nachdem er selbst ein großes Vermögen der amerikanischen Sache geopfert hatte, wies er ohne Prunk und ohne Ueberwindung die Millionen zurück, die ihm später die Congresse der befreiten Länder anboten, und schon darum wird sein Name glänzender in der Geschichte leuchten, als derjenige aller spätern Emporkömmlinge, welche die einmal gelungene Speculation auf politische Macht zum Ausgangspunkt für Speculationen auf Geld und Gut zu benutzen suchen. Auch das ist anzuerkennen, daß der Schicksalsmann der Neuen Welt, der Retter der amerikanischen Gesellschaft sich erst auf mühseliger dornenvoller Bahn den Ruhm seines Namens erobern mußte, daß er sich seine einflußreiche Stellung durch keinen intriguenmäßig vorbereiteten Staatsstreich, dessen Gefahr er seinen Werkzeugen überlassen durfte, mit einem gelungenen Wurfe erwürfeln konnte. Dagegen ist Bolivar nicht völlig freizusprechen von Misgunst gegen seine Nebenbuhler, von Eitelkeit und jenem Ehrgeize, der nicht immer die persönlichen den sachlichen Rücksichten nachsetzt. Es lag in seiner creolischen Natur, daß er sich nach erfolgreichen aber mühevollen Anstrengungen in Genußsucht und Schlaffheit zurückfallen ließ, und sich dann wol auch solcher Schwächen und Versäumnisse schuldig machte, wodurch das mühsam Errungene wieder aufs Spiel gesetzt wurde. Er bewies es zu wiederholten malen, daß er die berechnende und combinatorische Kühnheit des Feldherrn besaß; aber er hatte lange nicht in dem Grade wie Paez den die Menge gewinnenden und fortreißenden soldatischen Muth, der die persönliche Gefahr lieber aufsucht, als ihr aus dem Wege geht. Mehrere seiner Kampfgenossen und Neider machten ihm sogar gelegentlich den vielleicht ungerechten, aber einer rohen Masse gegenüber stets gefährlichen Vorwurf der persönlichen Feigheit. Dennoch war Bolivar unter allen revolutionären Führern derjenige, der am mächtigsten und entscheidendsten in die Geschicke Südamerikas eingriff und der als der Unentbehrliche nach jedem Falle stets wieder durch die Stimme seiner Mitbürger an die Spitze gehoben wurde. Denn ihm stand das Uebergewicht einer gebildeten Intelligenz zur Seite. Er war nicht blos Feldherr, sondern hatte auch den umfassenden Blick des Staatsmanns, und sogar seine in der beschränkten Denkweise eines abstumpfenden Despotismus erzogenen Landsleute fühlten es doch bald heraus, daß ihr eigenes Schicksal mit dem der andern Staaten und Völker eng verflochten sei und daß sie eines Mannes bedurften, der auch die internationalen Beziehungen kannte und richtig zu beurtheilen wußte.

Schon durch die obenerwähnte Denkschrift hatte Bolivar seine staatsmännische Begabung dargethan, und er gab dafür auch in der Folge noch manchen thatsächlichen Beweis. So theilte er keineswegs mit der großen Mehrheit seiner Landsleute die von den Spaniern ererbte hochmüthige Selbstgenügsamkeit und den allen rohen Völkern noch eigenen Haß oder Verachtung alles Fremden. Vielmehr erkannte er es als höchst wichtig, daß möglichst das Ausland und die Ausländer durch ihr eigenstes Interesse für die Sache der Unabhängigkeit gewonnen würden. Darum ließ er unter noch so lästigen Bedingungen in London über die Anwerbung von Engländern unterhandeln, um die britischen Interessen an die der Amerikaner zu knüpfen. Bolivar's Unterhändler, Mendez, ging so weit, daß er für jeden englischen Soldaten 80 Dollars Handgeld bestimmte, 2 Schilling Tagsold mit englischen Rationen, am Ende des Kriegs ein Stück Land und 500 Dollars; für die Offiziere ward ein Drittheil Sold mehr festgesetzt, als der entsprechende Sold bei der britischen Cavalerie. Auch ein deutsches Corps wurde in Brüssel geworben. Die zuerst geworbenen Engländer langten gerade zur Zeit von Bolivar's Unglück an, weit die meisten kamen durch Noth und Seuchen um, oder verliefen sich wieder, aber die wenigen Uebrigbleibenden leisteten gute Dienste. Darum ließ Bolivar von neuem ein Corps Engländer anwerben, und in England zeigte sich so große Neigung zur Anwerbung, daß sie sogar auf die Stimmung der spanischen Expeditionsarmee in Cadiz einschüchternd wirkte und sich die englischen Minister dazu herbeiließen, jenen Werbungen durch eine foreign enlistment bill Einhalt zu gebieten. Von den mehreren tausend Engländern, die überhaupt zwischen 1817—19 Venezuela erreichten — selbst von denen, die zu günstiger Zeit anlangten —, kam die große Mehrheit durch Krankheit, Entbehrungen und Strapazen um das Leben; aber die wirklichen und großen Dienste, welche die geringen Ueberbleibsel leisteten, waren mit dem dafür gemachten Aufwande nicht zu theuer erkauft. Noch beachtenswerther und von allgemeinerer Bedeutung war es, daß Bolivar, nach dem Beispiele Washington's und des nordamerikanischen Congresses, ein Gesetz erließ, das allen Soldaten zur Belohnung ihrer Dienste am Ende des Kriegs ein Geschenk von Ländereien zusagte und die Austheilung dieser Nationalgüter regelte. Auch der fleckenreine und uneigennützige Washington, auch der uneigennützige Bolivar gehören also zu jenen wirklich großen Feldherren und Staatsmännern, denen es „eine Thorheit ist, nur auf selbstlose Menschen zu zählen und nur auf das Feuer der patriotischen Begeisterung zu bauen", die vielmehr die Menschen nehmen, wie sie wirklich sind und gerade darum diesen wirklichen Menschen gerecht zu werden trachten, indem sie nach den Leistungen, die der Staat von seinen Soldaten fordert, auch die Gegenleistung des Staats an die Soldaten bemessen. Von dieser klügern, gerechtern und wirksamern Militärpolitik ist man aber

im Allgemeinen noch weit entfernt in den europäischen Festlandsstaaten.

Dem Verfasser konnte es nicht einfallen, in seiner einmal vollendeten Geschichte des südamerikanischen Unabhängigkeitskriegs Conjecturalpolitik zu treiben und sich in Muthmaßungen über die Zukunft der Neuen Welt zu ergehen. Aus seiner unbefangenen Schilderung des Thatsächlichen und der maßgebenden Persönlichkeiten zur Zeit der Krisis geht jedoch schon deutlich hervor, daß er nicht der Ansicht derjenigen sein kann, welche den romanischen oder gemischten Völkern in der größern südlichen Hälfte Amerikas für alle Zeiten eine traurige Zukunft oder eine blos untergeordnete Stellung im Getriebe der Weltgeschichte weissagen; welche ihren tugendhaften Abscheu vor der Anarchie in Amerika äußern und jene unfindbare Ordnung in Europa rühmen, die wol immer nur eine Erschlaffung vor und nach der Zeit eines revolutionären Fiebers ist; welche ihr Wehe schreien über die wenig bedeutenden Katzbalgereien einiger südamerikanischen Militärhäuptlinge und jeden Maßstab, jedes Urtheil und jedes Gefühl für die Uebel und Gefahren einer Militärherrschaft verloren haben, die mit vielfach größerm Druck auf den meisten Völkern Europas lastet.

Wilhelm Schulz-Bodmer.

Franz Dingelstedt als Lyriker.

Neue Auflagen von Büchern und namentlich von Gedichtsammlungen haben zwar in der Regel keinen Anspruch darauf, in d. Bl. ausführlicher berücksichtigt zu werden, da das literarische Material uns von allen Seiten in so reicher Fülle zuströmt, daß wir Mühe und Noth genug haben, nur die ersten Auflagen aller ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmenden Schriften zur Anzeige zu bringen. Wenn sich jedoch ein Buch, beziehungsweise eine Gedichtsammlung, bei einer spätern Auflage so erneuert hat, daß die hinzugefügten Ergänzungen zugleich als Ergänzungen zur Charakteristik des Verfassers oder Dichters anzusehen und an sich von Werth und individueller Bedeutung sind, wenn namentlich zwischen der einen und der darauf folgenden Auflage ein langer Zeitraum lag, in welchem sich der Verfasser weiter entwickelte, dann muß es nicht blos erlaubt, sondern auch als eine Pflicht erscheinen, von dieser Regel eine Ausnahme zu machen.

Eine solche Ausnahme gestatten wir uns heute, indem wir die zweite Auflage der „Gedichte“ von Franz Dingelstedt (Stuttgart, Cotta, 1858) zur Anzeige bringen. Das scharf individuelle Gepräge, welches diesem Dichter eigen ist, würde uns allerdings die Versuchung nahe legen, hier ein Bild des Dichters in ganzer Figur zu zeichnen; dies hat indeß bereits J. Gegenbaur bei der Besprechung der ersten Auflage der Dingelstedt'schen Gedichte in Nr. 13—16 d. Bl. für 1846 gethan, und wir wollen uns, besonders angesichts einer zweiten Auflage, die doch nur zum Theil Neues enthält, darauf beschränken, zu jenem Gesammtbilde Dingelstedt's als Dichter einige Retouchirungen und ergänzende Striche zu liefern, soweit uns die neu hinzugefügten Gedichte hierzu Stoff und Anlaß bieten.

Wir übergehen daher das „Buch der Lieder“ und das „Buch der Liebe“, soweit dieses nichts Neues enthält, die in den „Irrfahrten“ enthaltenen Selbstbekenntnisse, den vielbesprochenen Liedercyklus „Roman“ voll brennender Sinnenglut und gallenbittern Degouts, die Sonette, die „Denkmäler“ mit den schönen Gedichten an Goethe, Chamisso u. s. w., das bekannte unheimliche „Nachtstück aus London“, das ergreifende, in energischen nachtdunkeln Farben ausgeführte Seelengemälde „Niederländisches Seestück“, das treffliche Gedicht „Die Flüchtlinge“ u. s. w., da wir annehmen dürfen, daß über alle diese das Urtheil bereits festgestellt ist. Etwas wesentlich Neues, wodurch wir dem Dichter selbst Genüge thun oder ihm gar lehrreich werden könnten, trauen wir uns in der That kaum zu, darüber zu sagen. Auch ist Dingelstedt, wie wir glauben, in sich fertiger und über das, was er will und kann, über sich, sein Talent und seine Tendenzen klarer als irgendein anderer Dichter. Er selbst verzichtet, wir wissen es genau, auf Erfolge im Stile Geibel's oder Redwitz' wie auf „classischen“ Nachruhm, er begnügt sich mit dem Verdienst, ein durch und durch modernes Buch, das nur „freie, starke und männliche“ Seelen auf- und annehmen können, auf den Markt gebracht zu haben. Unbemerkt können wir jedoch nicht lassen, daß er in seiner jetzigen officiellen Stellung manche fast schauerliche Selbstbekenntnisse, die er als freier Literat ablegte, zu unterdrücken nicht für nöthig gehalten und seinen alten Trotz gegen das Urtheil der Menge und seine Gleichgültigkeit gegen die Meinungen und Misdeutungen der Welt von neuem dargelegt hat. Wie mit brennenden Lettern steht auch in diese Auflage das „Nachtstück aus London“ eingedruckt mit dem unerhörten Fluch, den er früher gegen sich selbst schleuderte:

> O unglückselig Weib! Sie bietet zum Genuß
> Feil den entweihten Leib; ihr Lächeln, ihren Kuß
> Verkauft sie an den ersten Besten.
> Ich — buhle mit dem Geist! O unglücksel'ger Mann!
> Das Göttliche in mir biet' ich dem Pöbel an,
> Bei seinem Abhub mich zu mästen!

Und weiter:

> Es ist derselbe Fluch, der auf uns beiden brennt:
> Auf deine Schönheit schlug, es schlug auf mein Talent
> Das Handwerk seinen Sklavenstempel!

Fühlt sich der Dichter auch in seiner jetzigen Stellung von diesem Fluche oder seinen Nachwirkungen noch nicht ganz frei? noch immer gelähmt durch die Last der Gegenwart oder durch den Druck der Erinnerungen an die Vergangenheit oder durch bange Blicke in das Künftige? Oder hat er diese Selbstverfluchung seines Talents als ein ihm selbst historisch gewordenes Moment aus seinem Buche nicht tilgen wollen, weil dieses ja die Geschichte seines Lebens und der von ihm mit sich und mit der Welt bestandenen Schlachten enthält? Gerade die kritischen Momente sind in einer Schlacht die allerwichtigsten,

und wo gäbe es für einen Dichter einen kritischern Augenblick als den, in welchem er sich dazu hinreißen läßt, sein Talent mit einer ihre Gunst feilbietenden londoner Dirne zu vergleichen? Das ist der Wendepunkt, wo sich der Kampf nothwendig entweder zum Siege oder zur Niederlage entscheiden muß, und da wir von einer letztern bei Dingelstedt nichts wissen, so dürfen wir eher auf den erstern schließen. Aber freilich die Wunden, die dem Geist in seinem Kampfe mit der Welt geschlagen werden, heilen nicht so leicht als körperliche Wunden, und die Narben, die sie hinterlassen, gereichen nicht immer zur Zierde, vielmehr dem, der diese Wunden in der Verzweiflung sich selbst schlug, nicht selten zum nagenden Vorwurf.

Indeß lassen wir das Vergangene vergangen sein und wenden wir uns dem Genusse der neuern Früchte am Baum der Dingelstedt'schen Lyrik zu. Sie haben in der That einen im Ganzen mildern, weniger brennenden Geschmack. Wir begegnen z. B. unter den Gedichten, womit diese neue Auflage vermehrt ist, einem Cyklus „Hauslieder", die allerdings einen Frieden athmen, der zu der im „Roman" lodernden wilden Glut wohlthätig und beruhigend wirkt, wenn er auch nicht das ist, was man „Gottesfrieden" nennt. Doch auf diesen resignirten „Frieden in Gott" werden wir Modernen wol überhaupt verzichten müssen. In dem Gedicht „Verwandlungen" erinnert er seine Gattin daran, wie viel Glanz und Ruhm sie für ihn aufgeben mußte:

> Für Jubel und Verehrung,
> Für Gold und Lorbern viel,
> Nur eine Christbescherung,
> Ein Baum, ein Krippenspiel!
>
> Die Breter werden Bretchen;
> Mein holdes Weib, sieh her:
> Ein neues Wiegenbettchen!
> Nicht wahr, was willst du mehr?

Sehr schön ist das Gedicht an seine Tochter Gabriele, an die er, als sich auf seinem Scheitel ein einzelner Vorposten von grauem Haar einfindet, die Bitte richtet:

> Du aber nimm die Scher' und schneid'
> Dir ab dies weiße Fädchen;
> Als Einschlag für mein Sterbekleid
> Bewahr' es, liebes Mädchen!
> Gott gebe, daß auf meinem Grab
> Du singen kannst und beten:
> Von seinen grauen Haaren hab'
> Ich keines zu vertreten!

Aber auch Anklänge düstrer Weltanschauung finden sich in diesen gemüthvollen Liedern:

> Die Welt mit ihren bunten Bildern,
> Sie reizt und fesselt mich nicht mehr;
> Es fällt mir schwer, sie abzuschildern,
> Sie nur zu sehen fällt mir schwer.

Seinem Sohn Franz ruft er zu:

> Du mußt, wie es dein Vater vor dir that
> Dir deine Stelle in der Welt erwerben;
> Magst du gedeihen, oder ach! verderben,
> Dein ist, sowie die Ernte, auch die Saat!

Dann mischt sich wieder die Dingelstedt'sche Ironie, die leicht etwas ins Derbe übergeht, in diese Klänge, wie in dem originellen Gedicht „An meinen Reisesack":

> Du wirst sogar, nicht ohne Thränen,
> Den letzten Liebesdienst mir thun,
> Auf dir, anstatt auf Hobelspänen,
> Will dieses Haupt im Sarge ruhn;
> Und daß mein Erbe nicht vergesse,
> Den Inhalt steck' er fein hinein:
> Ich will, wie Schiller's Nadowessier,
> Mit Zubehör begraben sein!
>
> Gebt mir ein Dutzend Trauerspiele,
> Die ich zum Einschlaf stets bedarf,
> Zündhölzchen, Bürsten, Gänsekiele,
> Mir niemals, andern oft zu scharf,
> Den Schwamm, Vergangnes auszuwischen,
> Ein Glas, aus dem man Lethe trinkt,
> Auch kölner Wasser zum Erfrischen,
> Wenn's drunten, wie hier oben, stinkt!

Ebenfalls eine neue Zuthat sind die „Lieder aus der Fremdenlegion", die Selbst- und Weltbetrachtungen eines Legionärs auf Helgoland, dem es gleichgültig ist, wohin es geht, ob nach Indien oder der Krim; denn „wird es draußen noch so schlimm, daheim — war's auch nicht gut". In oft glücklichem Volkston, den aber auch häufig wieder zu raffinirte künstliche Wendungen unterbrechen, ist darin der politische Jammer Deutschlands und das Elend dieser Leute geschildert, die, herrenlos in dem herrenreichen Vaterlande, ihre Haut um ein paar Schillinge an das Ausland verkaufen. Der Ton ist beißend ironisch, nicht ohne Beimischung von Wehmuth. Diese Mischung von Ironie mit tiefem Gefühl theilt Dingelstedt mit Heine, nur löst sich bei ihm die Ironie nicht ab, um das Gefühl wieder in seiner Nichtigkeit darzustellen und höhnisch zu behandeln, sondern die Ironie durchdringt die Empfindung, wird selbst Empfindung und dient dieser nur zur Verstärkung. Diese Lieder sind übrigens bereits aus einem der deutschen Musenalmanache bekannt, und eins der schönsten mit dem Anfang „Am hohen Helm mein Schilderhaus" ist bereits früher von uns mitgetheilt worden. Doch können wir uns nicht versagen, hier noch ein paar Strophen aus dem Liede Nr. 3 mitzutheilen, worin sich der Legionär über die Prügeleien der Deutschen untereinander in folgender origineller Weise wäßert:

> Herr Corporal, laßt mit Vergunst
> Nur Faust und Fuchtel ruhen,
> Es bleibet ja den Russen sunst
> An uns nichts mehr zu thuen.
>
> Auch der Herr Lieutnant sind nicht faul,
> Kann fluchen nach der Regel,
> Und führt ein Lexikon im Maul
> Von Esel, Ochs und Flegel.
>
> Fürwahr, mein einz'ger Trost ist bei
> Dem ungeschlachten Treiben,
> Daß Schimpferei und Schlägerei
> Unter uns Deutschen bleiben.

Tragische Bilder aus der münchener Cholerazeit enthalten die „Drei Stücklein aus dem Todtentanz zu München, 1854". Das erste derselben erzählt die Geschichte von 12 Handwerksburschen, welche in der bekann-

ten münchener Bierwirthschaft Zum grünen Baum beieinander waren und sich durch die ominöse Zahl 13 zu dem Scherz verführen ließen, durch Würfeln zu entscheiden, wer von den 13 Personen im Laufe eines Jahres durch den Tod abgefordert werden würde. Ein Schneider wirft dreimal hintereinander drei Einser, die niedrigste Zahl. Erschüttert wankt er nach Hause, fällt hier auf die Knie vor einem Muttergottesbilde und verpflichtet sich feierlich, das Muttergottesbild in Oettingen von Kopf bis zu Füßen neu zu kleiden, falls ihm das Leben erhalten würde. Die Jungfrau Maria geht auf den Handel ein; die Cholera rafft im folgenden Jahre sämmtliche Würfler dahin, den Schneider ausgenommen, der am Grabe des letzten ausruft: „Der Glaub' ist stärker als der Aberglaube!“ Es ist dies wol das erste Gedicht, in welchem Dingelstedt einen Stoff behandelte, der mit der Gläubigkeit und dem religiösen Mysterium etwas zu thun hat. Das zweite erzählt das Schicksal eines jungen Mannes in Tirol, der endlich seinen Lieblingswunsch erfüllt sieht und den Ruf als Hofschauspieler nach München erhält, aber schon am Tage nach seiner Ankunft in München von der Cholera ergriffen und hinweggerafft wird. Seitdem kann man täglich seine Mutter an seinem Grabe sitzen sehen, das Berufungsschreiben in der Hand:

Sie hält in ihrem Schose
Ein welkes Blatt Papier;
Das Siegel drauf, das große,
Das schwarze, zeigt sich dir —
Und spricht mit Stolz: „Ich sitze
Hier nicht als Bettlerin;
Da drunten liegt mein Fritze,
Der Hofschauspieler, drin!“

Das dritte dieser „Stücklein“ berichtet von einer Amme, die, von der Cholera ergriffen, sich nicht eher ins Spital bringen lassen wollte, als bis man ihr vorstellte, daß ihr Bleiben ihren geliebten Pflegling, das „Comtessel“, selbst mit Ansteckung bedrohe. Wir begegnen darin folgender Strophe:

Vornehme Kinder haben keine Mutter,
Sie sind vom ersten Athemzug verwaist;
Ein fremder Busen gibt ihr leiblich Futter,
Und fremde Bonnen gängeln ihren Geist.
Nur wenn Papa im Spiel, Mama bei Hofe
Die Nacht zuvor besonders glücklich war,
Dann bringt zum Frühstück wol die Kammerzofe
Ein kleines, schönes, aufgeputztes Paar.

Diese Bissigkeit gegen die Unnatur der vornehmen Gesellschaft findet sich, wie man sieht, bei Dingelstedt heutzutage noch, wie sie sich früher, wenn auch in stärkerm Grade bei ihm fand. Es ist eine seltsame Doppelnatur in ihm. Derselbe Widerspruch zwischen der Eleganz der Form und der Derbheit des Inhalts, der sich so häufig in seinen Gedichten findet, scheint sich auch auf seine Lebensgewohnheiten oder von diesen auf jene zu übertragen. Es scheint ihn unwiderstehlich hinaufzureißen in die vornehmen Kreise, in eine Lebensstellung voll äußerer Eleganz, obschon er sich dieser Gesellschaft doch wol nur äußerlich accommodirt, innerlich aber — denn etwas von einem Plebejer in gutem Sinne steckt noch in ihm — fortdauernd Opposition macht. Seine streitlustige weltverachtende Ironie überwirft ihn immer wieder mit den Verhältnissen, in die zu gelangen und die zu beherrschen vielleicht sein höchster Ehrgeiz war. Goethe, Dingelstedt's Vorbild in manchem, verachtete seine Umgebungen zuletzt auch gründlich, wie wir aus einer Mittheilung von Nicolovius wissen, aber die Thräne des Zorns und Ingrimms, die er bei gewissen Vorfällen in seinem Auge zerdrückte, ließ er vor dem höfischen Volke nicht sehen, sondern er wandte sich abseits; Dingelstedt, der auch als Dichter die Goethe'sche Selbstbeherrschung nicht besitzt, macht ihnen eine Grimasse ins Gesicht.

Mit derselben souveränen Verachtung, wie die Gesellschaft, behandelt er auch die moderne Literatur. In dem etwas herb absprechenden und in der Form etwas spröden „Epilog“ redet er das Publikum an:

Du liebst, wenn du ein Lesebad gebrauchst,
Daß du in laulichtes Gefühlicht tauchst.

Die Wahrheit, welche kalt dich überläuft,
Willst du in süßer Bildermilch ersäuft.

Ein Phrasenmeer, ein Strom von Sentiment,
Kein Salzkorn Geist: das gilt dir für Talent.

Das wird, als hätt' es eine Welt bewegt,
In jeder Messe zweimal aufgelegt.

So hat uns Gott ein Schriftenthum beschert,
Und ach, ein Volk, das eins des andern werth.

Das Höchste ist, das Drama, der Roman,
Dem Handwerk, dem Versuche unterthan.

Ebenso übel ergeht es der Lyrik:

Formvirtuosen, die die Kunst gezeigt,
Wie man auf Einer Saite alles geigt.

Vornehme Gaukler, die, weil's Mode nun,
Volksliederlich und bänkelsäng'risch thun u. s. w.

Alle, die nach Uhland und Heine gekommen sind, gelten ihm als Epigonen. Und die Zeit selbst:

Die Zeit hat andre Ziele als die Kunst:
Ihr bester Geist verpufft im Dampf, im Dunst.

Dennoch liebe er diese Zeit; sie sei sein Mütterchen, sein Fleisch und Blut; daher suche er die Poesie nicht in der Ferne, sondern in der Nähe, und sollte er sie „aus dem tiefsten Schlamme waschen“. Vielleicht werde eine spätere Zeit, wie sie andererseits manches jetzt gefeierte Idol stürzen werde, in seinen Fragmenten wenigstens den unerschrockenen Wahrheitstrieb erkennen:

Und wenn sie gleich auch mich nicht krönen kann
Als Meister, spricht sie doch: er war ein Mann.

Im Grunde bedurfte es dieses polemischen Prologs nicht, da schon die poetischere und harmlosere „Zueignung“, welche er dieser Auflage vorangestellt hat, vollkommen hingereicht haben würde, das Publikum auf den Standpunkt zu stellen, von dem aus er betrachtet sein will. Er nennt sich darin einen vorzugsweise subjectiven Dichter:

Doch eins wird sich in allem zeigen,
Was dichtend ich ins Leben rief:
Es ist, oft allzu sehr, mein eigen,
Gelehrte nennen's subjectiv.

Ich bin einmal (und will's auch bleiben!)
Ein unverbesserlich Subject:
Nur was ich lebe, kann ich schreiben,
Gleichviel ob's andern taugt und schmeckt.
Deswegen hab' ich niemals allen,
Wol einzelnen um desto mehr,
Mir selbst am wenigsten gefallen —
Das Werdende genügt sich schwer.

Allerdings ist Dingelstedt ein sehr subjectiver Dichter; das Ich sitzt bei ihm, wie die Kreuzspinne, webend und lauernd immer im Mittelpunkte, von dem alle Ausstrahlungen ausgehen und zu dem sie wieder zurückkehren. Das ist zwar bei den meisten Modernen auch der Fall; aber sehr häufig sind die Situationen und Gemüthsstimmungen, in denen sich Dingelstedt producirt, nicht von jener Art, wie sie jeder erleben und mitempfinden kann, sondern von höchst exceptioneller Art, die für gewöhnliche Menschenkinder zuweilen sogar etwas Befremdliches, wenn nicht selbst Abstoßendes hat, indem der Gefühlsreiz darin sich zum Ueberreiz steigert. Gedichte dieser Gattung haben dann keine Allgemeingültigkeit, sondern nur eine individuelle Bedeutung; sie mögen eigenthümlich in Inhalt und Ausdruck sein, aber sie werden niemals Gemeingut der Nation werden können, weil diese eben nicht aus lauter Dingelstedts besteht. Indeß weiß er sich auch nicht selten mit großer Energie in die Gemüthszustände anderer, namentlich leidender Individuen zu versetzen, wie die ergreifende nachtdüstere Erzählung von der unglücklichen Zeintge, deren ironisch zugespitzter Schluß ebenfalls gegen die Blasirtheit der vornehmen Gesellschaft gerichtet ist, die Lieder eines Legionärs, die „Drei Stücklein aus dem Todtentanz zu München" und manche andere Nachtbilder aus dem socialen Leben beweisen, und diese Gedichte gehören gerade zu den schönsten und haben Anspruch auf Popularität. Jedenfalls hat diese Sammlung den Vorzug, daß sie, wie er selbst von ihr sagt, ein volles Dichterleben widerspiegelt, in welchem, nach seinem eigenen Geständniß in der „Zueignung", auch die Verirrungen, Flecken und Schatten „schwarz und scharf" mit abgezeichnet sind.

Hermann Marggraff.

Criminal-psychologische Denkwürdigkeiten. Für Gebildete aller Stände. Von Friedrich Noellner. Stuttgart, Cotta. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Für „Gebildete aller Stände" sind diese Denkwürdigkeiten allerdings, denn der Inhalt ist interessant und die Darstellung geistreich und blühend. Dieser Inhalt besteht aber aus zwei Theilen, den theoretischen Winken und Wünschen und den mitgetheilten Erinnerungen aus wirklichen Criminalfällen, welche zu diesen Winken und Wünschen hülfreich sein sollen. Beide Theile sind von tief sittlichem Ernste inspirirt, und es ist nur zu wünschen, daß die Gebildeten aller Stände, welche die Macht haben einzuwirken, mit demselben Eifer die Winke und Wünsche des Verfassers lesen möchten. Aber die Gedanken, Winke und Wünsche sind im allgemeinen nichts Neues, sie vibriren schon mehr als in der Luft, sie sind da und dort schon öfters ausgesprochen, und es kommt nur darauf an, sie zusammenzufassen, sie zum System zu schmieden und denen ins Gesicht handhaft hinzuhalten, welche der Macht und des Willens sind, sie zur Ausführung zu bringen. Und wenn das auch nicht der Fall wäre, wenn es nur Winke und Wünsche blieben, weil das rechte Forum, Parlament, Autorität noch fehlen, so ist es doch gut, wenn die fluctuirenden Gedanken immer dichter, faßbarer, massenhafter werden, um denen um Sinn und Herz zu schweben, gleichsam den Saumseligen zu drohen, welche vielleicht dereinst doch berufen sind, dabei mitzuwirken. „Stehen", ruft der Verfasser, „mit jenen (von ihm dargestellten) Erfahrungen unsere Staatseinrichtungen, unsere Gesetzgebung, unser Staatsrecht, die Strafvollstreckung im Sinne des Zwecks im Einklang? Sind wir wirklich so weit vorgeschritten, wie unser Jahrhundert sich rühmt?" Er antwortet mit einem entschiedenen Nein. Fortschritte sind da, ja, man hat die Autos da Fé abgeschafft, auch die Verbrennungen von Hexen und Ketzern; man hat endlich auch in den meisten Ländern den einsamen Inquisitionsproceß, die moralische Folter vor den verschlossenen Mauern, fahren lassen, die Oeffentlichkeit wirft ihr Licht auf Schuld und Unschuld, und die Geschworenen bürgen dem Angeschuldigten, daß nicht allein die eisernen Formen, sondern auch menschliche Gemüther über ihn urtheilen. Aber im Hinblick zu den Anforderungen eines die psychologische Grundlage des Menschen festhaltenden Rechts sind wir sicherlich nicht vorgeschritten, und er ruft: „Ein späteres Jahrhundert wird darüber richten, wie wir über die Vergangenheit urtheilen; man wird dann erkennen, wie weit wir heute von dem hohen Ziele entfernt waren, welches die Stätte der Gerechtigkeit ist." Ob denn das niemand bedenklich sei, fragt er, wenn zuweilen Aussprüche der Geschworenen deutlich gegen das Gesetz verstoßen? Das natürliche Rechtsgefühl steht im Widerspruch mit der Gesetzgebung, und dieses Rechtsgefühl macht sich trotz aller Eide, nur an das Gesetz zu halten, Geltung durch die zwingende Macht des moralischen Gesetzes, und die Freisprechung der Angeklagten siegt über die juristische Erfindung. Möge auch „ein im positiven Gesetze großgezogener Jurist" bedenklich den Kopf schütteln, so müßten wir daraus den sichern Fingerzeig entnehmen, „wie weit die Strafgesetzgebung in der Anforderung für materielles Recht noch zurück ist".

Alle Strafen und Strafsysteme ruhen nicht auf solider Grundlage. Keine der zahllos deutschen Strafrechtstheorien hat sich im Leben verwirklicht. Den Beweis dieser Behauptung, wenn es dessen noch bedürfte, führt der Verfasser in kurzen Worten: Vor 100 Jahren war die Justiz billig und kurz, durch vielbeschäftigte Henker, Staupenschlag, Landesverweisung, Prügel, Martern aller Art. Ward es gebessert? Nun, an die Stelle von allem kam die Freiheitsstrafe, theuer und lang. Machte das die Subjecte und die Objecte besser? Was ist über die Zuchthäuser gedacht und geschrieben und was ist das Resultat? „Man verpestet die Moral, man fügt die Niederträchtigkeit in den Strafanstalten zusammen und zerstört jeden Funken von Rechtsgefühl im Sträfling und gibt dafür jährlich Millionen aus." Kann da eine Strafgesetzgebung im Fortschritte begriffen sein? Der Verfasser erinnert an Schiller's Bekenntnisse eines „Verbrechers aus verlorener Ehre", der, als Verirrter ins Zuchthaus gesperrt, unter Mördern, Dieben und Vagabunden geschult, seinen Lehrmeister im Abscheulichen endlich übertraf. Die Gesetze, meinte er einst, wären Wohlthaten für die Welt, aber die Zeitrechnung meiner Verbrechen, sagt er, fing mit dem Urtheilsspruch an, der mich auf immer um meine Ehre brachte. Eine solche Anklage gegen den Staat habe Schiller vor 58 Jahren erhoben „und sie besteht noch heute". So stehe es mit der Qualität der Strafe, ob aber die Quantität der langdauernden Strafen die Verbrecher bessere oder die Entsittlichung nicht noch vergrößere? Genügt nicht oft ein Viertheil der Strafe?

Aber unendlich wichtiger als das ist die Aufgabe: die feinen Fäden zu entdecken, „welche nach der Genesis des Verbrechens" hinführen. Vor wenigen Jahrhunderten hatte man sicher einen psychologischen Schlüssel gefunden, den Bund mit dem Teufel. Theologen, Juristenfacultäten und Parlamente erkannten ihn an, und daß ohne Teufel keine Religion und kein Recht sei; ob wir denn nun auch den modernen Schlüssel, den Aufklärung und

Wissen uns zureichen, besähen, nur aus der Seele des Angeschuldigten das rechte Bekenntniß zu entwinden? Wer hat die Verwegenheit das zu behaupten! „Wenn dem aber nicht so wäre", sagt er, „müßten wir nicht in Demuth und Bescheidenheit erkennen, daß kein erschaffener Geist in das Wesen der menschlichen Seele dringt, daß seine Unkenntniß niemals durch bureaukratische Machtsprüche zu ersetzen ist, daß uns dies Bedenken wenigstens zur Milde und Humanität auffordern müßte?" Der Verfasser vertieft sich dann wissenschaftlich in sehr feine Fäden der Psychologie und Phrenologie und verweist auf eine physiologisch-psychologische Prüfung, welche allein der Rechtswissenschaft helfe; aber möchten die deutschen Juristen auch rastlos ihre vorgeschriebenen Pflichten erfüllen, was werde das Resultat ihrer Wirksamkeit für die Gerechtigkeit in jenem Sinne sein? Ein weiter Abstand bleibe eröffnet zwischen ihren enormen Anstrengungen mit den Millionen an Kosten und einem fast gänzlich verfehlten Zwecke. Dieses trostlose Gemälde der Mängel, welches der Verfasser am Schlusse hinwirft, wollen wir aber sich selbst überlassen und lieber an den einzelnen Fehlern und Lücken haften, wo er beim Eingange sich mit der Hoffnung, daß es besser werden könne, verweilte.

Ein sehr beherzigenswerther Aufsatz ist der über das Verhältniß des Untersuchungsrichters zu dem Angeschuldigten. Welche psychologische Macht liegt dem erstern bei, wenn er ein Mann von echter Intelligenz, Bildung. Humanität ist und — Zeit hat! Ein solcher Untersuchungsrichter, der Geist und Herz zugleich hat, kann verstockte Verbrecher erweichen und das Bekenntniß ihnen so entreißen, daß es von ihnen zuletzt, man könnte sagen, als Geschenk präsentirt wird; oder als Beichte! Es kommt vor, daß es dem Angeklagten ein Bedürfniß wird sich zu erleichtern, und gerade nur ihm, diesem Manne, der ihn doch vernichten muß und wird, weil er das Herz ihm zu erweichen gewußt hatte. Wie oft erfuhren wir, daß ein eigenes, freundschaftliches Verhältniß zwischen dem Gefangenen und dem Inquisitor sich ausbildete, beide mit Thränen voneinander schieden, wenn der Verurtheilte zum Schaffot ging. Ergreifende und rührende Beispiele liefert der Verfasser, wie dies namentlich bei politischen Gefangenen in den traurigen demagogischen Untersuchungen von 1848 sich ereignete: wie ein hartherziger, rauher, eingebildeter Inquirent verirrte Jünglinge bis zur Verzweiflung brachte, daß das Wort, das schon über ihre Lippen floß, erstarrte, daß er sie bis zum Selbstmord nöthigte, während nachher ein humaner einsichtiger Richter die Bekenntnisse in den ersten Tagen und Stunden entrang. Wir wissen leider in Deutschland von vielen dieser hartherzigen Stockjuristen, welche in jener unseligen Zeit die traurigen Zustände noch verschlimmerten, aber auch von manchen humanen und christlichen Inquisitoren, die später die Tröster und Freunde der Verurtheilten wurden. Der Verfasser nennt keinen Namen. Warum? Wir wollen einen der letztern nennen, er ist lange todt, aber sein Ehrenname wird bleiben — Julius Eduard Hitzig, den ein Dichter und selbst Criminalist, der geniale E. T. A. Hoffmann, würdigte, hoch achtete und deshalb in einer seiner Dichtungen porträtirt hatte. Seit der Einführung der Oeffentlichkeit und Unmittelbarkeit des Verfahrens ist die Bedeutung des Untersuchungsrichters geschwunden; es ist die Meinung, daß es genüge, in der Untersuchung das Beweismaterial nur zu sammeln, nicht zu verarbeiten, die schwierigsten Fragen höchstens zu berühren, niemals gründlich zu beantworten. Dadurch leiden jetzt zahlreiche Untersuchungen an derselben Leichtfertigkeit und oberflächlichen Behandlung, welche die französische Informativuntersuchung kenntlich machen und das Amt des deutschen Inquirenten herabwürdigen. Leider ist dieser Anschuldigung nicht zu widersprechen; aber die Schuld liegt nicht allein an dem öffentlichen und Schwurgerichtsverfahren, sondern ist ältern Datums. Abgesehen von einzelnen ausgezeichneten Inquisitoren würden die Untersuchungen im ganzen leichtfertiger als früher, etwa wie in der Zeit des philosophischen Jahrhunderts, abgefertigt; aber nur aus dem einfachen Grunde, weil bei der Ueberfüllung der Fälle den Untersuchungsrichtern die Zeit fehle. Ein jetzt verstorbener Philosoph, der bei der Erfahrungsseelenkunde nach criminalistischen Fundgruben suchte, klagte, daß Klein's Genauigkeit und Gründlichkeit in den Mittheilungen der spätern Juristen zu fehlen scheine. Das war im allgemeinen ein ungerechtes Urtheil, wir hatten Criminalisten, welche psychologisch mit viel tieferer Sonde in die Seele der Verbrecher eindrangen und auch ihre Resultate förderten, aber wie war das für die Mehrzahl der Fälle möglich, wenn man die Regesten der Criminalistik in allen deutschen Ländern dieses Jahrhunderts zählt! Wie konnten die fleißigsten, geistreichsten, begabtesten Untersuchungsrichter, denen z. B. die Untersuchung der vielen hundert Mitschuldigen der rheinischen Räuberbanden zu Anfang dieses Jahrhunderts (die Fetzer, Picard, Schinderhannes) oder der berliner Gauner- und Betrügergesellschaft der letzten Decennien (Löwenthal und Comp.) oblag, die Seelenzustände aller der einzelnen ergründen! Und wie war es gar erst möglich, die Genesis jedes dieser zahllosen Verbrecher zu verfolgen! Und fast allen größern Criminalgerichten wird eine solche Fülle von Arbeit in den letzten Decennien obgelegen haben. Wenn das öffentliche Verfahren und die Schwurgerichte rascher die Gefängnisse geräumt haben, und das eine Wohlthat für die bürgerliche Gesellschaft und den Staat ist, so sind wir doch fern davon es zu vertheidigen, wenn die Inquisitoren sich nun ihre Arbeit leichter machen und was ihre Pflicht ist, den Geschworenen allein oder doch das Mühseligste überlassen.

Wir stimmen folgenden Sätzen des Verfassers mit aller Achtung und Theilnahme bei: „Verbrechen sind Erscheinungen des menschlichen Gemüths, welche oft an feinen Fäden fortlaufen, daß ihr Ursprung, dem beobachtenden Auge unbemerkbar, sich oft in den dunkelsten Partien des Geistes verliert." — „Der durch ein Verbrechen Belastete gleicht einem Kranken, und so wie der rationell gebildete Arzt nur der Diener der Natur, nicht ihr Beherrscher ist, wie er die Heilkraft der Natur in dem echten Sinne eines Hyppokrates zu würdigen und nicht einzugreifen hat mit heroischen Mitteln, um Schiedsrichter zu sein über Leben und Tod — ebenso hat der Untersuchungsrichter, den psychologischen Heilproceß als ein Werk des schöpferischen Lebensprincips anerkennend, nur die Krisis zu überwachen und zu unterstützen, welche die Gewissen als die regelnde Kraft jedes moralischen Leidens erzeugt." — „Die scharfsinnigste Combination reicht nicht aus, um das Geständniß zu ersetzen. Nur dadurch wird der Schlüssel zur concreten That gegeben, mit ihm öffnet sich der Blick in das Innere des Menschen, alle Zweifel schwinden, die psychische Erkenntniß wird leicht, und die Frage: ob der Urheber einer schauderhaften Handlung als moralisches Ungeheuer zu bemitleiden oder nur als Unglücklicher zu bemitleiden sei? löst sich von selbst." Alles vortrefflich, aber wo findet der allerintelligenteste, gebildetste Staat so viele intelligente, gebildete und humane Juristen, um den psychologischen Heilproceß, wie der edle Verfasser ihn wünscht, zu führen! Wo ist ein solcher Staat in der wirklichen Welt? In Frankreich? Darüber ist Eine Stimme: die Justiz beschäftigt sich nur mit schuldig oder nichtschuldig, oder vielmehr ob der Angeklagte oder der Ankläger mehr Kraft, Geschick, äußere Beweise in seine Wagschale wirft; es fragt sich nicht über den innern Menschen, die Organe kämpfen nicht mit psychologischen, sondern mit oratorischen Mitteln. In England rettet ein in der ganzen Nation verbreitetes großes praktisches Geschick vor größerm Unglück und ein Gottesurtheil greift immer noch tiefer in das Leben ein, als man zugesteht. Die Justiz wie das Volk befindet sich im ganzen noch wohl dabei, aber wer beansprucht, erwartet jenen psychologischen Heilproceß bei englischen Richtern, wie ist er bei der ganzen Justizpflege nur möglich? In Deutschland gibt es ernst durch Geist und Herz gebildete Juristen, man rühmt die Criminaljustiz in Hessen, Preußen, Hannover und andern Ländern als eine vorzügliche, ältere und jüngere Richter, die als Inquisitoren fähig sind und die Pflicht in sich fühlten, den psychologischen Heilproceß bei jedem Verbrecher zu versuchen: aber reichen sie aus nur für alle bedeutendern Criminalfälle? Und wie viele der anscheinend geringern

Fälle, verübt von jüngern Verbrechern, wo auf Geist und Herz zumeist eingewirkt werden könnte, sind den jüngern oder untergeordnetern Beamten zugewiesen! Findet man bei Referendarien, Actuaren, Unterrichtern, die unter der Last anderer Geschäfte stöhnen, Menschenkenntniß, Weltbildung, die echte Humanität, welche auch die bessern, sprudelndern Geister erst durch lange Jahre, Lebensstudien und Schicksale erringen? Erwägt man hierzu, wie die humanioren Studien auf den Universitäten jetzt immer mehr beiseite gelassen werden, wie die Mehrzahl der Studenten nur auf die Fachwissenschaft sich wirft, wie Theologen und Juristen die Collegien der Philosophen und Historiker für überflüssig halten — die Theologen sogar absichtlich, um sich nicht zu stören oder um mächtigen Gönnern gefällig zu sein, und die Juristen schließen sich ihnen an —, wie Zweck und Ziel nur scheint, vollständige Abgangstestimonien zu erhalten, so ist wenig Aussicht, daß den jüngern Rechtspraktikanten die Humanität von der Akademie mitgegeben werde, welche der Verfasser von den künftigen Untersuchungsrichtern wünscht. Denn die Studien der Naturwissenschaft, wenn sie wirklich die Alten, Geschichte und Philosophie jetzt der studirenden Jugend ersetzen sollten, machen doch, wenn es gelingt, einen sehr weiten, weiten Umweg zur Humanität.

So sieht denn alles das, was der Verfasser wünscht, wofür er mit aller Begeisterung die Leser, den Staat, die Menschheit interessiren will, sehr trostlos, es sieht fast wie eine Fata-Morgana aus, oder eine Wüste, wo nur einzelne grüne Stellen uns humanistisch erfreuen können. Vielleicht freilich ist auch das Täuschung, vielleicht sproßt weit gedeihlichere Saat aus dem Boden überall, als wir jetzt wissen und ahnen, wie das ja in manchen andern hochwichtigen Menschheitsangelegenheiten in letzter Zeit geschehen ist; aber eine traurige Erscheinung in der Publicität dürfen wir nicht umgehen. Womit beschäftigen sich, wenn sie mit dem Gegenstande sich beschäftigen, jetzt die Journalistik, Broschüren, Parlamentsreden? Mit der Frage über das Aufhören der Todesstrafe! Als ob damit das Wichtigste geschehen wäre, um der Humanität einen Schlußstein nachzusenken. Ob die unendlichen Argumente, Beweise, Declamationen der Menschenfreunde, Volksabgeordneten, Staatsmänner, wo sie weit über das Ziel schießen, nicht weit nützlicher auf zwei Gegenstände verwandt wären, auf die unser Verfasser aufs neue und mit so beredtem Eifer hinweist: auf die Besserung der Gefängnisse und auf Mittel, die Untersuchungsrichter zu Menschen zugleich von Geist und Herz zu bilden. Das erste denke man allein, unerledigt, und die Todesstrafe hätte aufgehört! Keine Erlösung durch den Henker mehr, aber die moralischen Moräste der Gefängnisse und Zuchthäuser dauerten in Ewigkeit fort! Das zweite vermögen freilich weder die weisesten Parlamentsbeschlüsse, noch die mächtigsten Autokraten; aber der gemeinsame Wille der Guten und Einsichtigen, der, wenn auch unsichtbar, doch unabläßig im Strom des Lebens die Ufer netzt, hat mehr gewirkt, als die Kühnsten glaubten. Gerade in unsern Tagen, wie sieht man vieles wirklich, ausgeführt, was man vor wenigen Jahren für unmöglich, als einen Traum der Thoren betrachtete! Vieles, sage ich, ich will nicht einzelnes vorbringen; nur beiläufig erwähne ich eins in Bezug der Ansichten über die Gefängnißangelegenheit. Die Junkerreaction in Preußen eiferte seit den zwanziger und dreißiger Jahren mit wahrem Ungestüm gegen die Staatsverschwendung, um prächtige Gefängnisse zu erbauen, damit Verbrecher in Palästen wohnten, während der ehrliche Proletarier in einfallenden Hütten frieren und verkümmern müßte. Es klang etwas darin, der Sinn war freilich nur, man solle die politischen Gefangenen (die unschuldigen Demagogen vor den Märzzeiten) schlechter behandeln als man that. Jene Reaction hatte zehn Jahre hindurch in Preußen gesiegt, regiert und fast ganz nach ihrem Willen sich gebart; aber ihre Gefängnißtheorie drang nicht durch. Man hat nicht einmal gewagt sie ernsthaft vorzubringen; der wahre Humanismus, der Sinn der Guten und Einsichtigen hatte im stillen unabläßig gedrängt und geschoben und die Gefängnisse werden nach wie vor gebaut, wie die Humanisten und nicht wie die Junker es für zweckmäßig hielten, gleichviel ob sie darin wirklich das Rechte fanden oder irren.

Von den mitgetheilten Erinnerungen aus wirklichen Criminalfällen sind zwei von höchster Bedeutung, jedem Leser, Staatsmann, Juristen und dem die Menschheit mehr als ein Schall ist von Interesse; wir meinen die beiden Fälle: „Meuchelmord im Complote zweier Bauern" und „Ein Rechtsaccessist, ein Schullehrer und ein reicher Müller im verbrecherischen Complote". Der Titel sagt aber schon, daß etwas fehlt; wir können nichts anderes sagen, als es fehlt ein Titel, der den Leser beim ersten Durchblättern anzieht. Wer sie durchliest, wird die Fälle nicht wieder fallen lassen; denn für den Psychologen, Humanisten, den Beobachter der Zeitgeschichte sind sie eine reiche Fundgrube. Der erstere Meuchelmord ist ein so complicirter Criminalfall wie nur einer in ihren Regesten aufgefunden wird, und liefert zugleich ein schauderhaftes Spiegelbild, welche raffinirte Verworfenheit gerade in dem Stande sich oft vorfindet, welchen unser Publikum und sentimentale Dichter noch gern als den harmlosen darzustellen, die Staatswissenschaft, von Parteien angeregt, aber als den gesunden Kern der Nationen zu rühmen belieben — dem Bauernstande. Der andere Fall, das betrügerische Complot unter drei Personen von Vermögen und Bildung, mehr um satanischer Lust, als um der wirklichen Noth willen, um sich selbst mehr Vortheil zu schaffen und andern zu schaden, ist aber wol ein Unicum. Es wirft der Fall grelle Schlaglichter in die gesellschaftlichen Zustände, wo alles religiöse Gefühl unter feinen, gebildeten und gelehrten Individuen vollkommen ausgestorben ist. Aber warum hat der geehrte Verfasser beide Fälle nur als Belege für seine theoretischen Abhandlungen behandelt, warum hat er nicht historisch die Thatsachen, wenn auch entfernt von der Actendürre, erzählt? Warum liefert er nicht Namen der Orte und Personen, warum nicht die Jahreszahlen u. s. w.? Wir glauben an die Wahrheit und Wirklichkeit alles dort Niedergeschriebenen, aber wie ganz anders würde es wirken, eindringen, wenn wir Ort, Zeit, die wirklichen Menschen, die darin handeln, vor uns sähen, hörten! Jetzt zweifelt mancher Leser hin und her, ob es denn auch alles so wirklich sich ereignet und der Verfasser nicht manches arrangirt und componirt habe, um nicht die Thatsachen, sondern seine Argumente zu beweisen. Wir, wie gesagt, nehmen an, daß alles aus den Acten entnommen ist; aber wie anschauender, eingreifender, erschütternder würde das Gemälde sein, wenn wir auch Hintergrund, Staffage, und wäre es auch der Rahmen darum, mit Augen sähen! Die Rücksichten, es zu verbergen, sind doch jetzt nicht mehr vorhanden, und wie anders wirkt jetzt jeder Criminalfall, weil die Oeffentlichkeit ihr Licht darauf wirft. Sie allein macht es ja möglich, daß wir auf die bessern Zustände hoffen, an welche der Verfasser appellirt.

W. Häring.

Notiz.

Ein karlsbader Gedenkbuch.

Elfriede von Mühlenfels spielt in der Literatur so zu sagen die Rolle einer Barmherzigen Schwester; sie hat schon früher ein oder mehrere Album zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken herausgegeben, welche Erfolg hatten, und neuerdings erschien von ihr ein „Karlsbader Gedenkbuch. Zum fünfhundertjährigen Gründungsjubiläum von Karlsbad" (Dresden, Ernst am Ende, 1858), dessen Reinertrag zur Bildung eines Unterstützungsfonds für diejenigen Kurgäste, die keine Aufnahme in den Hospitälern finden können, wie zur Begründung eines ersten sächsischen Krankenbettes im dortigen Hospitale bestimmt ist. Dieses der Königin Maria von Sachsen gewidmete Album ist mit mehreren lithographirten karlsbader Ansichten versehen und sein Inhalt besteht nur zum Theil aus bisher ungedruckten Poesien, zum größern Theil aus bereits Gedrucktem, auch in Prosa, wobei vorzüglich solche Mittheilungen benutzt sind, welche auf Karlsbad Bezug haben. Besonders für dieses Album

bestimmte Originalbeiträge sandten unter andern ein: Prinzessin zu Schleswig-Augustenburg, A. Böttger, A. Bube, J. Cotta, J. Hammer, G. Hesekiel, J. Hübner (zwei Sonette an Rauch), C. Kauffer, A. Kaufmann, R. Köhler, Charlotte Krug, geb. Schnorr von Karolsfeld, G. Kühne, O. von Redwitz (ein frommes Gedicht „Gebet"), Pauline Schanz, J. N. Vogl, J. H. von Wessenberg u. s. w. Außerdem enthält das Album Sprachproben aus den meisten europäischen Sprachen (darunter „In the Album of Miss Mühlenfels", von Sarah Austin), Uebersetzungen, namentlich von K. Schier in Dresden, J. Schanz und der Herausgeberin, einen Choral für Instrumentalmusik und Pianoforte von dem Herzog Ernst von Koburg-Gotha und eine von Neapel aus eingesandte Composition des Heine'schen Liedes: „Ein Fichtenbaum steht einsam", von dem Prinzen Emil von Wittgenstein. In einem Auszug aus einer Schrift Châteaubriand's, dessen Aufenthalt in Karlsbad betreffend, interessirte uns folgende Stelle: „On publie une liste quotidienne du Sprudel: sur les anciens rôles on lit les noms des poètes et des hommes de lettres les plus éclairés du Nord, Gurowsky, Dunker, Weisse, Herder, Goethe; j'aurais voulu y trouver celui de Schiller, objet de ma préférence." Dunker (wer ist dieser?) und Weiße neben Herder und Goethe! Uebrigens sind diese Mittheilungen Châteaubriand's sehr unbedeutend, der mittelmäßigste deutsche Literat würde aus Karlsbad Interessanteres in Form und Inhalt mitzutheilen gewußt haben. Von einigem literarischen Interesse sind die „Karlsbader Erinnerungen und Dichtungen aus dem Tiedge-Kreise". In Betreff Körner's, der sich im Juli 1813 in Karlsbad und zwar im gastlichen Hause der Frau von der Recke aufhielt, um von seinen bei Kitzen erhaltenen Kopfwunden Heilung und Genesung zu finden, wird bemerkt: „Theodor Körner trat nicht in Goethe's Nähe. Jung, enthusiastisch, der Sache des Vaterlandes feurig hingegeben, war der politische Dichterjüngling jener Zeit das directe Gegenstück zum kühlen, leidenschaftslosen, nur in sich bewegten Goethe von damals, der sein Centrum in sich selbst fand." Der Ausdruck „politischer Dichterjüngling" ist etwas kühn, und wie jemand kühl und leidenschaftslos und doch in sich bewegt sein kann, ist auch nicht wol einzusehen. Uebrigens weiß man aus Goethe's Briefen an Theodor Körner's Vater, wie wohlwollend Goethe für den jungen Mann gesinnt und wie groß die Theilnahme war, die er seinen dramatischen Versuchen angedeihen ließ. Ferner wird versichert: „Mit Goethe kam Frau von der Recke auch in Karlsbad nur selten zusammen; beider Naturen waren zu verschieden, um sich in ihren Ansichten und in ihrer Lebensweise dauernd anzuziehen." Daß Goethe und Frau von der Recke sehr verschiedene Naturen waren, daran zweifelt sicherlich niemand.

H. M.

Bibliographie.

About, E., Der König des Gebirges. Deutsch von E. Drugulin. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Antonides, M., Essai sur l'histoire de l'humanité. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bohn, E., Vierzehnheiligen in Thüringen. Ein Beitrag zu der Landeskunde des Herzogthums Sachsen-Meiningen. Apolda, Leubner. 1858. Gr. 8. 12 Ngr.

Bremer, Frederike, Vater und Tochter. Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. — A. u. d. T.: Gesammelte Schriften. 33ster und 34ster Band. Mit einer Musikbeilage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 20 Ngr.

Cassel, P., Erfurter Bilder und Bräuche. Ein akademisches Programm. Erfurt, Villaret. Gr. 8. 15 Ngr.

Disselhoff, J., Shakespeare's Tragoedien — ein Wegweiser zum Glauben. Ein Vortrag, gehalten in Schwelm den 7. December 1858. Schwelm, Scherz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ende, C. G. E. am, Des Maurers Weihe. Dichtung nach Schillers Lied von der Glocke. Dresden, am Ende. Gr. 8. 5 Ngr.

Ficker, J., Ueber die Entstehungszeit des Sachsenspiegels und die Ableitung des Schwabenspiegels aus dem Deutschenspiegel. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Rechtsquellen. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 24 Ngr.

Gerlach, W. F., Erinnerungen an den seligen Johann Jakob Hahn, Doktor der Theologie, Superintendenten und Oberprediger zu Bleicherode. Mühlhausen. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Hahn, C. U., Die große Erweckung in den Vereinigten Staaten von Amerika. Sammlung von Gedanken und Thatsachen darüber, zur Prüfung vorgelegt. Basel, Bahnmaier. 8. 3 Ngr.

Hansen, H. J., Geschichte der Stadt Narva. Dorpat. 1858. Gr. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Lau, T., Zur Auswahl, Skizzen und Artikel. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Lieske, C. R., Dante und seine Stellung zu Kirche, Schule und Staat seiner Zeit. Festrede. Dresden, Adler u. Dietze. 1858. Gr. 8. 3 Ngr.

Luther über Scheidung und Wiederverheirathung Geschiedener. Zusammengestellt aus dessen Werken von F. Dahms. Berlin, Oehmigke. Gr. 8. 5 Ngr.

Müsset, P. de, Sicilien und Francisco, der Hirtenknabe. Nach dem Französischen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Riehl, W. H., Culturstudien aus drei Jahrhunderten. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Rogge, F. W., Aus Westminster-Abtei. Schwerin, Oertzen u. Schloepke. 16. 15 Ngr.

Schweder, G., Weimar in seiner Bedeutung für den Protestantismus und die evangelische Kirche. Ein Vortrag. Berlin, F. Schulze. 8. 6 Ngr.

Der Spiegel deutscher Leute. Textabdruck der Innsbrucker Handschrift. Mit Unterstützung kaiserlicher Akademie der Wissenschaften herausgegeben von J. Ficker. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wartmann, H., Leben des Cato von Utica mit einer Schilderung der Zustände Roms da Cato in die politische Laufbahn eintrat und einer kritischen Würdigung der Quellen. Gekrönte Preisschrift. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 24 Ngr.

Zeugnisse für Christus erörtert von einem Preußischen Rechtsanwalt. Soest, Nasse. Gr. 12. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Bedeutung der Dappenthalfrage. Zur Belehrung und Aufklärung des Schweizervolks. Herausgegeben auf Veranstaltung des Centralausschusses der Helvetia. Basel. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Cultus-Streit in der evangelischen Kirche Badens. Eine Appellation von dem „belehrenden" an den „besser zu belehrenden" evangelischen Oberkirchenrath in Karlsruhe. Ulm, Gebr. Nübling. 8. 6 Ngr.

Die Gewerbfreiheit, mit besonderer Rücksicht auf Oesterreich. Ein Beitrag zur volkswirthschaftlichen Würdigung derselben. Prag, Kober u. Markgraf. Gr. 8. 12 Ngr.

Gutachten der theologischen Facultät zu Greifswald über das Rostocker Consistorialerachten. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Pelz, E., Nachrichten über Minnesota. Bamberg, Buchner. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Sire, rassurez-vous. Réponse à l'empereur Napoléon III. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 5 Ngr.

Wolf, R., Ueber Cometen und Cometen-Aberglauben. Ein populärer Vortrag den 22. Januar 1857 zu Zürich gehalten. Zürich, Meyer u. Zeller. 1857. Gr. 8. 4 Ngr.

Zur Sache des Professor Dr. Baumgarten. Eine neukirchliche Stimme. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 17. März 1859.

Zur Literatur der belletristisch-artistischen Jahresgaben.

Eine der wenigst dankbaren und angenehmen Aufgaben, die einem Berichterstatter in einem kritischen Blatte zufallen können, ist die, eine Kritik und Uebersicht über diejenigen Novitäten zu geben, welche der Literatur der alljährlich wiederkehrenden Albums, Almanache und anderer Misch- und Sammelwerke dieser Art angehören. Denn hier ist von einer Concentration seiner Gedanken auf einen Hauptgegenstand, eine Hauptrichtung, eine Grundstimmung oder eine hervorragende literarische Individualität gar nicht die Rede. Die Verleger erwarten eine Berücksichtigung der typographischen Ausstattung, der beigegebenen Bilder, vielleicht selbst des Einbandes; die Redacteure erwarten, daß man ihrer Mühe und ihrem Geschmack in der Auswahl der literarischen Beiträge gerecht werde, überhaupt eine möglichst eingehende Kritik; und von den hundert und mehr als hundert Dichtern und Novellisten, die dazu Gaben beisteuerten, erwartet jeder, daß man gerade seinen Beitrag besonders hervorhebe und rühme, möge man auch alle übrigen unerwähnt und unberücksichtigt lassen. Wie soll man diesen verschiedenartigen Ansprüchen genügen? Bleiben wir nur bei den beitragenden Dichtern stehen, so wird jeder, den man unberücksichtigt und unerwähnt läßt, über absichtliche Zurücksetzung oder über Unempfänglichkeit für die Trefflichkeit seines Beitrags klagen; hebt man den Beitrag dieses oder jenes Poeten als besonders gelungen hervor, so wittert man darunter eine Bevorzugung aus persönlichen Motiven u. s. w. Kurz, der Kritiker ist ganz in der Lage jenes Dorfschulmeisters, der einmal in eine vornehme Gesellschaft kam und, indem er dem einen sein Compliment machte, einen zweiten, hinter ihm Stehenden unangenehm berührte, indem er sich bei diesem entschuldigen wollte, einem dritten auf die Hühneraugen trat, und so die ganze Gesellschaft hindurch, bis zuletzt alle über den armen Mann herfielen und ihn wüthend zum Tempel hinauswarfen. Was bleibt uns daher, um nicht einer gleichen Behandlung ausgesetzt zu sein, übrig, als der ganzen Dichtergesellschaft im allgemeinen, statt jedem einzelnen, unser Compliment zu machen? Indeß werden wir die Namen derjenigen Beitragenden, die am meisten gekannt und genannt sind, bei jedem einzelnen Buche anführen, auch wol dieses oder jenes Gedicht, das uns aus einem oder dem andern Grunde charakteristisch erscheint, hervorheben oder mittheilen. Doch werden wir auch in dieser Hinsicht ökonomisch verfahren müssen, da wir diesem Genre, das, mit Ausnahme der Musenalmanache, mehr der Luxusliteratur angehört und ohnehin in periodischer Wiederkehr jedes Jahr seinen Platz in Anspruch nimmt, nicht allzu viel Raum bewilligen können.

I. Albums.

Wir wenden uns zuvörderst zu den Prachtalbums, die, so Schönes sie zum Theil auch in „Bild und Lied" enthalten, doch eigentlich keinen nothwendigen Grund ihres Erscheinens in sich haben und daher für ein Blatt wie das unsrige recht eigentlich als Luxusgegenstände und Toilettenartikel gelten müssen, wie sie denn auch vorzugsweise zu Zierden auf den Tischen der Pracht- und Gesellschaftszimmer bestimmt sind. Zu einer ausführlichen Besprechung in einem Kunstblatt eignen sie sich viel eher, da sie in ihrem artistischen Theil wirklich auf Kunstwerth Anspruch zu machen haben und Compositionen von bewährten und namhaften deutschen Meistern vorführen. Wir in d. Bl. haben nun freilich besonders den meist aus lyrischen Beiträgen bestehenden literarischen Theil derselben zu berücksichtigen, obschon der artistische gerade bei Werken dieser Art doch keineswegs ganz zu übergehen ist. Vier solcher Albums liegen uns vor, von denen zwei erst dem vorigen Jahre ihre Entstehung verdanken und als ganz neue Erscheinungen von uns zuerst berücksichtigt werden sollen; es sind folgende:

1. Deutsche Kunst in Bild und Lied. Originalbeiträge deutscher Maler und Dichter. Herausgegeben von Adolf Böttger. Erster Jahrgang. Leipzig, Bach. 1858. Gr. 4. 3 Thlr. 20 Ngr.
2. Neues Düsseldorfer Künstleralbum. Redigirt von W. Ellen. Erster Jahrgang. 1859. Lahr, Schauenburg u. Comp. 1858. Gr. 4. 8 Thlr. 22½ Ngr.
3. Düsseldorfer Künstleralbum mit artistischen Beiträgen von A. Achenbach, O. Achenbach, A. Arnz, Hugo Becker u. s. w. unter literarischer Mitwirkung von A. E. Brachvogel, O. Braun, A. Conrad, F. Dahn, G. F. Daumer u. a. nebst

einer Reliquie von Hölderlin. Neunter Jahrgang. 1859. Redigirt von Christian Höppl. Düsseldorf, Arnz u. Comp. 1858. Gr. 4. 3 Thlr. 22½ Ngr.

4. Argo. Album für Kunst und Dichtung, herausgegeben von F. Eggers, Th. Hosemann, B. von Lepel. 1859. Breslau, E. Trewendt. 1859. Gr. 4. 5 Thlr. 20 Ngr.

Was das Album „Deutsche Kunst in Bild und Lied“ betrifft, so behauptet dies den andern gegenüber in seinem artistischen Bestandtheile mehr einen allgemein deutschen Charakter, da darin keine specielle deutsche Kunstschule besonders bevorzugt ist, während die Albums Nr. 2 und 3 unsers Wissens nur Bilder von düsseldorfer oder ehemaligen düsseldorfer, die „Argo“ nur Bilder von berliner Künstlern enthält. Zu diesem leipziger Album steuerten bei: aus Berlin Eduard Steinbrück („Waldtäubchen“) und Karl Steffeck („Rehe“); aus Karlsruhe C. F. Lessing („Brennendes Kloster“); aus Dresden Julius Hübner („Begrüßung der Maria und Elisabeth“), Eduard Bendemann („Odysseus und Penelope“) und Guido Hammer („Der kämpfende Gnom“); aus Leipzig Auguste Schreck („Früchte“); aus München Bonaventura Genelli („Mars und Amor“), W. von Kaulbach („Charakterkopf“, Bildniß eines militärischen Graubarts mit der Inschrift „La garde meurt, mais ne se rend pas“) und August Vischer („Der alte Hellebardier“); aus der Schweiz Wilhelm Georgy („Gemsen“); aus Weimar Friedrich Preller („Nausikaa“); aus Wien G. Waldmüller („Am Fronleichnamsfeste“). Mehrere darunter, und zwar einige der lieblichsten und am allgemeinsten ansprechenden, wie Steinbrück's „Waldtäubchen“, Guido Hammer's „Kämpfender Gnom“ u. s. w. sind in Farben ausgeführt. Der Herausgeber, Adolf Böttger, hat diese Bilder poetisch erläutert, mit dem Geschmack, der Formengewandtheit und dem sinnigen Eingehen in den Inhalt und Geist dieser Bilder, wie man sie von diesem Dichter erwarten durfte. Zur Probe diene hier das Gedicht:

Der kämpfende Gnom.

Im Gestrüpp, wo dichtgeschart
Eriken und Farrenkräuter,
Liegt der Gnom, und streicht den Bart,
Herr, vom Stand der Bärenhäuter.
Mausefellen ist sein Rock,
Weidenbast die Pluderhose,
Ein Wacholderzweig sein Stock,
Und sein Dolch ein Dorn der Rose.

Horch! da rauscht es in dem Gras,
Und es schwanken Halm und Farren,
Leise schlüpft's und gleißt wie Glas,
Daß dem Gnom die Glieder starren.
Unter ziegelrothem Dach
Eines mächt'gen Fliegenschwammes
Aeugelt grün und zornig, ach!
Eidechslein, das Kind des Schlammes.

Kaum nun springt der Gnom hervor,
Schlängelt sich das Thier im Ringe,
Zischt und züngelt; daß empor
Furchtsam flehn die Schmetterlinge.
Hurtig zückt der Gnom den Speer
Heißen Ingrimms auf den Drachen,
Zischend spritzt das Blut umher
Aus dem Salamanderrachen.

Jener trennt den Kopf vom Rumpf,
Steckt ihn auf die Brombeerlanze,
Und im seligsten Triumph
Flicht er Eichlaub sich zum Kranze.
Siegreich zieht er dann einher,
Zeigt sich Vättern, Basen, Ohmen;
Widerhallt im Land die Mär
Klingt von „Sanct-Georg dem Gnomen!“

Von einem Dichter, der im Mittelpunkt so vieler persönlichen Beziehungen steht und einen so feinen und wähligen Geschmack besitzt wie Adolf Böttger, ließ sich erwarten, daß es ihm gelingen werde, einen schönen lyrischen Blumenstrauß zusammenzubringen. Und in der That zeichnen sich die lyrischen Beiträge in dem Böttger'schen Album durch einen gewissen gleichstimmigen Ton aus, ohne daß sie deshalb einförmig und einfarbig erschienen; diese Gleichstimmigkeit betrifft nur die Grund-, nicht die Deckfarben. Wie fast überall machen freilich auch hier die urkräftigen vaterländischen Klänge Arndt's eine Ausnahme. In dem Gedicht „Rausche und brause!“ geiselt er diejenigen, welche von dem Verfall Deutschlands faseln, und er fährt dann fort:

Nicht also mit dir! Nimm dir deutschen Schwung,
Deutscher, nimm einmal dir deutschen Stolz
Für dein großes Volk unter Greisen jung,
Grün wie seines Walds grünstes Eichenholz!

Nicht also mit dir! Rausche durch den Wald!
Rausche, brause Zorn, durch Stein und Bein!
Brause, deutscher Muth, Gottes Zorngewalt!
Greif die Adler dir, laß die Krähen schrein!

In weicherm, rührendem Ton singt, wie sich erwarten läßt, ein anderer Veteran der Lyrik, Justinus Kerner; wir führen von ihm an:

Das Lachen.

Das Lachen kommt nicht oft von Herzen,
Das weiß ich, weil's mir oft geschah;
Aber der Thränen süße Schmerzen,
Die sind dem Herzen immer nah'.

Vergebliches Hoffen.

Wenn es doch nur Morgen wär',
Hab' ich nächtlich oft gedacht,
Doch wenn kam der Morgen her
Mit der Sonne goldner Pracht
Blieb es in mir dennoch Nacht.

Solche Seufzer haben freilich nur individuellen Werth und sind mit der Pietät aufzunehmen, welche der unter den Gebrechlichkeiten des Alters leidende Dichter verdient. Außerdem enthält dieses Album Gedichte von Schefer, Julius Sturm, Storch („Deutschland! Auf dem leipziger Schlachtfelde in der Nacht vom 17. zum 18. October 1857“, ein Gedicht, das unter den jetzigen Zeitumständen doppelte Bedeutung gewinnt); Gottschall, Dräxler-Manfred, Rodenberg, Dreves, Koller, Zeise, Apel, Kauffer, Bube, Anna Löhn, Rittershaus, C. G. Ritter von Leitner, Geibel, Hebbel, Gruppe, Minckwitz, Jegór von Sivers u. s. w., außerdem Reliquien von Eichendorff und Schnezler. Zu diesen Reliquien werden wir auch wol die Beiträge des inzwischen verstorbenen Dichters Emanuel Raulf (Rudolf Mückenhauser), unsers ehemaligen Mitarbeiters, rechnen dürfen, und da die in diesem Album mitgetheilten Gedichte desselben die letzten waren, die von ihm gedruckt sind, so erlauben wir uns wenigstens eins derselben hier anzuführen:

Nur die Götter u. s. w.

Nur die Götter und die Frauen
Können Menschen selig machen
Durch die alte Herzenszunge,
Ungetheilte, tiefe Liebe.

Seht! es wölbt sich Welt und Himmel —
Mannesbrust an Frauenbusen,
Und es blinken sich die Sterne
Wie das Glück, das neugeborne.

Und in diesem Umfassen,
Ruht die ganze Schar der Herzen,
Ruht die Sehnsucht, die so müde,
Selig aus im Schos der Gottheit!

Das „Neue Düsseldorfer Künstleralbum", von Ellen redigirt, entstand vielleicht hauptsächlich in der Voraussetzung, daß das ältere Album, das Misgeschick des Arnz'schen Verlagsgeschäfts verwickelt, zu erscheinen aufhören würde. In dieser Erwartung sah man sich freilich getäuscht, und das neue Unternehmen muß nun zusehen, wie es die Concurrenz bestehen wird. Das Anrecht hierzu besitzt es ebenso durch die Vorzüglichkeit der technischen Ausstattung, die sich selbst bis auf den Deckel erstreckt, wie durch den Werth der Bilder und im ganzen auch der lyrischen Beiträge. Die thätige Verlagshandlung hat wenigstens keine Mühen und Kosten gescheut, auch tüchtige literarische Beiträge von anerkannten Dichtern zu erwerben, und wenn auch nicht alle darin enthaltenen lyrischen Gaben gleichen Werthes sind, so zeichnen sich doch wieder andere durch Frische und Heiterkeit des Tons oder durch charakteristische Malerei vortheilhaft aus. Unter den artistischen Beigaben behaupten die farbig ausgeführten Compositionen von Scheuren, welche die klimatischen und ethnographischen Gegensätze zwischen Nord und Süd, Ost und West bildnerisch darstellen, einen eigenthümlichen Werth. An zum Theil sehr ansprechenden oder charakteristischen Genrebildern, die der Zahl nach die Landschaft bei weitem überwiegen, finden sich hier: „In der Kaserne" von Camphausen, „Die Befreiung", eine Gefechtsscene von A. Beck, „Das Gewitter" von Süs, „Einquartierung" von Salentin, „Der kleine Vermittler" (ein besonders gemüthvolles Bild) von Wallander, „Der Slowake" von Dieffenbach, „Weihnacht" von Hasenclever, „Muttersorge" von Hübner, „Bivouak" von Sell und „Das Stiefkind" von Winschebrink. Dieses Stiefkind ist ein derber Junge, der, verlassen von seinen Angehörigen, erbärmlich schreiend in der Wiege liegt, und die Stiefmutter eine große Hündin, welche ihre eigene Brut, ihre rechten Kinder verläßt, um an dem armen Jungen Mütterstelle zu vertreten und ihn in Schlaf zu wiegen. Diesen Genrebildern reihen sich eine sehr reiche und poetische Landschaft von Lessing und eine Partie vom Ufer des Lago Maggiore von Lindlar an. Aber auch mehrere lyrische Beiträge sind noch speciell illustrirt, und gerade diese Illustrationen gehören zu dem Schönsten, was das Album in artistischer Hinsicht bietet. Scheuren lieferte die Illustrationen „In Neapel" (Gedicht von Eminus), „Michelangelo Buonarotti" (Gedicht von O. von Schorn) und „Der Kobold" (Gedicht von Mathilde Raven); W. Sohn illustrirte das Gedicht „Die junge Italienerin", Bleibtreu, einer der wenigen deutschen Maler, welche Schlachtscenen darzustellen wissen und das nöthige kriegerische Feuer dazu mitbringen, das Gedicht „Jörg", Nevins das Gedicht „Der Wartthurm von Savona", Tidemand das Gedicht „Die junge Norwegerin", Krüger, in einer echt dichterisch empfundenen Landschaft, das Gedicht „Der Morgen". Die fünf letztgenannten Gedichte sind von dem Redacteur des Albums, Ellen, und wir vermuthen, daß vor diesen Gedichten die Bilder da waren, welche Ellen nur poetisch erklärt hat, vielleicht mit Ausnahme des Gedichts „Jörg", welches überhaupt zu den besten poetischen Beiträgen dieses Albums gehört. Der schlicht soldatische Ton, wie er solchen Soldatengeschichten angemessen, ist darin vorzüglich getroffen. Jörg war ein einfacher preußischer Musketier, der sich in der Schlacht an der Katzbach ebenso opferte, wie Arnold von Winkelried bei Sempach, nur daß ihm in unserer Zeit, wo die Schlachten meist aus Massenbewegungen bestehen und die That des einzelnen selten in die Augen fällt, nicht derselbe europäische Ruhm zu Theil wurde. Ellen schildert im Eingange das „Heidenwetter", das während der Schlacht herrschte:

Kaum dachten
Der welschen Feinde wir, die wir verfolgten,
So feindlich hielt der aufgeweichte Grund,
In dem wir knöcheltief, knietief versanken,
Uns fest und hemmte uns bei jedem Schritt.
So denkt ihr euch den Krieg nicht! „Treten wir
Und kneten wir den koth'gen Lehm hier aus
Wie Ziegelbrenner?" rief verdrießlich Jörg —
„Ist das Soldatenarbeit?"

Plötzlich und unerwartet steht das brandenburgische Bataillon vor einem französischen Viereck, aus dem ein Stachelwald von Bajonneten den Preußen entgegenstarrt. Das Pulver ist durchnäßt und an Schießen ist nicht zu denken. Man mißt einander mit den Blicken, beiderseits mehr erstaunt als kampfbereit. Inzwischen läßt der preußische Befehlshaber von Othegraven das französische Quarré umzingeln und der Lieutenant von Meja ruft: „Drauf! drauf!" Aber die Brandenburger stutzen und zögern; niemand wagt anzufangen; da springt Jörg hervor:

Mit beiden Händen
Hob sein Gewehr er übern Kopf und wuchtig
Warf er es — auf drei Schritte nur — den Welschen
Die grad' ihm vis à vis, in die Visage,
Daß sie sich wundern mochten. Darauf griff er,
Soweit er spannen konnte, mit den Armen
Die Bajonnete auf und stürzte jubelnd
In das Quarré und — sterbend. Denn in Leib
Und Brust eindrangen ihm zwei sichre Stöße;
Daß todt er in der Feinde Reihen fiel.
Wir aber zauderten nicht mehr. Mit Hurrah
Brachen wir vor, die Kolben hoch geschwungen.

Nun geht das Todtschlagen los:

Wir Brandenburger fechten
Fürwahr nicht schlecht, doch währt' es eine Weile,
Bis alle Arbeit war gethan. Und leider
Blieb auch der Unsern mancher auf dem Platz,
Der in der Heimat schmerzlich wol vermißt ward:
Den Meja hatten sieben Bajonnete
Getroffen, daß wir ihn verloren gaben.
Doch hat die Feldscherkunst — mich wundert's noch —
Nachher ihn hergestellt. Mir selber schrammte
Ein Säbelhieb nicht schlecht die Stirn, die Narbe
Könnt ihr noch heute sehn. Nur Othegraven
Blieb unverletzt und nahm mit eigner Hand
Den welschen Obersten gefangen. Alle
Die andern Welschen deckten todt den Platz;
Wir gaben einmal kein Pardon, wir rächten,
Was sie am lieben Vaterland verbrochen,
Und waren, ich gesteh' es, ohn' Erbarmen.

Mir war's zumal gar leid um Jörg. Wir hatten
Ganz kurz vorher so friedlich noch geplaudert,
Und jetzt vermocht' ich kaum, ihn aus dem Haufen
Der Leichen aufzufinden. Er war brav
Wie wenige. Als ich ihm das Gesicht
Gewaschen und nicht eine Spur von Leben
Noch in ihm fand, kam auch der Commandeur
An uns heran und legte seine Hand
Auf Jörg's todkalte Stirn. „Er starb als Held",
So sprach er zuckend, als ob Thränen ihm
Nicht ferne wären, „er hat uns zum Siege
Die Bahn gebrochen, möge sein gedenken
Das Vaterland!" Darauf begrub ich ihn.

Vergeßt den Tapfern nicht! In Bild und Lied
Ehrt unsern Jörg als Preußens Winkelried!

Störend war uns in diesem Gedicht, dem wir wünschen, daß es sich durch Anthologien bald in der preußischen und deutschen Jugend einbürgern möge, die Verszeile: „Die grad' ihm vis à vis, in die Visage", warum nicht: „Die grad' ihm gegenüber, ins Gesicht?" Außerdem enthält dieses Album eine Reliquie („Elegie") von dem Königsberger Ernst Wilhelm Ackermann, der fünfundzwanzigjährig 1846 in Neapel starb und dessen poetischer Nachlaß 1848 von seinem Vater W. Ackermann und Ernst Raupach herausgegeben worden; ferner Gedichte von L. Schefer, Gruppe, Vogl, Constant, Pröhle, Endrulat, Bube,

Hoffmann von Fallersleben u. s. w. Die des letztern zeichnen sich durch ihren heitern schalkhaften Ton aus, der hier besonders deshalb wohlthuend wirkt, weil in dem literarischen Theile aller dieser Albums das heitere Element höchst dürftig, in manchen gar nicht vertreten ist. Warum meidet man aber den Humor in der Poesie, da er doch in den Genrebildern sehr häufig zur Erscheinung kommt? Meint man wirklich, daß die Poesie weniger zum Humor berechtigt sei als die Kunst? Oder meint man, daß ihn die Liebhaber solcher Albums, während sie ihn im Bilde willkommen heißen, vornehm und hypochondrisch zurückweisen würden, falls er sich in poetischer Form blicken ließe?

Das von Christian Höppl redigirte „Düsseldorfer Künstleralbum“ ist des „Neuen“ älterer Bruder; denn es steht bereits im neunten Lebensjahre, und man darf ihm wol den Ruhm nicht verkümmern, daß es mehr oder weniger allen später erschienenen Albums dieser Art zum Vorbild gedient hat. Die artistischen Beiträge des Albums rühren, wie bei dem jüngern Concurrenzalbum, nur von düsseldorfer Künstlern oder solchen her, welche in Düsseldorf gebildet wurden und Düsseldorf zum Theil zu hoher Zierde gereichten. Unser Interesse erregte besonders eine lithographirte Nachbildung des auch sonst schon in weitern Kreisen bekannt gewordenen Bildes „Die Verlassene“ von C. Hübner, der überhaupt Romane aus dem wirklichen Leben, oder wenigstens düstere tragische Episoden daraus mit ergreifendem Pinsel auf die Leinwand zu werfen weiß. Nächstdem nennen wir ein Schlachtbild von Bleibtreu („Zum Sturm“) und unter den komischen und tragikomischen Genrebildern die von Litschauer, Salentin, Hiddemann, Hugo Becker und Kindler, endlich unter den Landschaftsbildern besonders die von Lessing („Nach dem Ueberfall“), von O. Achenbach („Villa Conti in Frascati“), eine norwegische Landschaft von Guden und eine Gebirgslandschaft von A. Weber. Von namhaften Dichtern und Dichterinnen trugen unter andern Leopold Schefer, Justinus Kerner, Mörike, Brachvogel, Gruppe, Höppl, Gottschall, Meißner, Höfer, Daumer, Rodenberg, Adelheid von Stolterfoth, Emma Niendorf, Luise von Ploennies und viele erst im letzten Lustrum aufgetauchte oder bekannt gewordene Dichter, endlich F. Wehl, außer dem im echten Balladenton gehaltenen Gedicht „Der sterbende Sohn“ auch eine Novellette von nachtdunkler Färbung, „Die Meerfahrt der Braut“, bei. Mehrere dieser literarischen Beiträge sind zugleich auch illustrirt, darunter die ebengenannte Novellette und die Gruppe'sche Ballade „Der Trompeter von Königswinter“, die Sage von jenem Spielmann behandelnd, der, mit einem Räuschchen vom Tanzsaale kommend, auf der Spitze des Drachenstein um Mitternacht zu seinem Vergnügen ein Tanzlied trompetet, worauf die Todten aus ihren Gräbern steigen und paarweise sich um die Platte her zum Tanze reihen. Will er ermüdet und abgeängstet zu blasen aufhören, so muß er auf den Wink der gespenstigen Herren und Frauen wieder ein neues Stücklein beginnen —

> Es wehen die Schleier, die Mäntel der Herrn,
> Sie sind ihm so nah', und sie scheinen so fern —

bis endlich mit dem Glockenschlage eins die tanzende Geistersippschaft wieder in ihre Gräber zurückkehrt. Der bis zum Tode erschöpfte Trompeter fiel hierauf, wie sich denken läßt, in Ohnmacht und er hat es sich nie wieder beikommen lassen, zu seinem Vergnügen um Mitternacht auf dem Drachenstein zu blasen. Die Gruppe'sche Ballade ist ganz gut, aber die mit unheimlich phantastischem Humor aufgefaßte Illustration von A. Schrödter ist noch besser. Freilich ist bei der Darstellung solcher Scenen der Maler dem Dichter gegenüber im allgemeinen im Vortheil, wenn dieser nicht die Phantasie und die bewundernswürdige Anschauungsgabe und Darstellungskraft eines Bürger oder Goethe besitzt; aber der Hauptmangel der Gruppe'schen Ballade scheint mir darin zu liegen, daß er die Geister ihren Tanz in viel zu ernsthafter gravitätischer Weise, statt mit wildem Humor verrichten läßt. Die Tänzer befehlen dem Trompeter stets mit „düster herrschendem“ Blick, ein neues Tanzstückchen anzufangen; wer aber tanzt und des Tanzens nicht satt werden kann, der ist auch in seiner Weise lustig, mag er auch direct aus dem Grabe oder vom Galgen kommen. Das interessanteste Stück in diesem Album ist eine Reliquie von Hölderlin, die wir hier auch vollständig mittheilen wollen, da dieses Gedicht während der Wahnsinnsperiode des unglücklichen Dichters um 1823 entstanden ist. Mörike erhielt es von Wilhelm Waiblinger, in dessen Gesellschaft er den Geisteskranken zu Tübingen besuchte, in Hölderlin's Handschrift. Mörike bemerkt dazu: „Es hatte keinen Titel. In einem Aufsatz über «Hölderlin's Leben, Dichtung und Wahnsinn» (zu Rom im Jahr 1830 geschrieben und in den «Zeitgenossen» erstmals abgedruckt) erwähnt Waiblinger dieses Gedichts aus unvollkommener Erinnerung. Man darf es ohne Frage zu dem Lieblichsten zählen, was sich unter dem Wust dieser traurigen Spätlinge fand. Von Krankheitsspuren fällt am stärksten das unwillkürliche Abreißen der schwungvollen Reflexion, bei dem jähen Eintreten des landschaftlichen Bildes, in der zweiten Strophe auf. Es ist hier keine Lücke, die der Dichter etwa noch auszufüllen gedacht hätte; die Zeilen stehen im Manuscript genau so regelrecht hintereinander, wie ich sie gebe. Eine gewisse prosaische Ausdrucksweise und Unbehelflichkeit in einzelnen Wendungen und Worten, der sonderbar präcisirende Gebrauch des zwar, sind Eigenheiten, welche die Poesien Hölderlin's aus jener Zeit auf eine mehr rührende als störende Art kennzeichnen.“ Die Ode lautet:

> Wenn aus dem Himmel hellere Wonne sich
> Herabgießt, eine Freude den Menschen kommt,
> Daß sie sich wundern über manches
> Sichtbares, Höheres, Angenehmes.
>
> Wie tönet lieblich heil'ger Gesang dazu!
> Wie lacht das Herz in Liedern die Wahrheit an,
> Daß Freudigkeit an einem Bildniß .....
> Ueber dem Steige beginnen Schafe
>
> Den Zug, der fast in dämmernde Wälder geht.
> Die Wiesen aber, welche mit lautrem Grün
> Sich decken, sind, wie jene Heide,
> Welche gewöhnlicherweise nah' ist
>
> Dem dunkeln Walde. Da auf den Gipfeln auch
> Verweilen diese Schafe. Die Gipfel, die
> Umher sind, nackte Höhen, sind mit
> Eichen bedeckt und seltnen Tannen.
>
> Da, wo des Stromes regsame Wellen sind,
> Daß einer, der vorüber des Weges kommt,
> Froh hinschaut, da erhebt der Berge
> Sanfte Gestalt und der Weinberg hoch sich.
>
> Zwar gehn die Treppen unter den Reben steil
> An, wo der Obstbaum blühend darübersteht.
> Und Duft an wilden Hecken weilet,
> Wo die verborgenen Veilchen sprossen;
>
> Gewässer aber rieseln herab, und sanft
> Ist hörbar dort ein Rauschen den ganzen Tag;
> Die Orte aber in der Gegend
> Ruhen und schweigen den Nachmittag durch.

Wie bei dem „Neuen“, so vermissen wir auch bei diesem ältern „Düsseldorfer Album“ Erklärungen zu den Bildern, die, mögen sie in gebundener oder ungebundener Rede abgefaßt sein, doch jedenfalls sehr zweckmäßig sind, besonders aber, wie es uns scheint, poetische, vorausgesetzt, daß eine geschickte Hand sie bearbeitet.

Das vierte Album: „Argo“, welches sich, wie wol seine drei Jahrgänge beweisen, in der Gunst der Liebhaber solcher Literatur bereits festgesetzt zu haben scheint, kommt zwar in Breslau heraus, ist aber wesentlich ein Product der berliner Kunst. Man findet hier unter den Genrebildern mehrere interessante von

ethnographischem Charakter, wie die „Fischer im Bosporus" von Hermann Kretschmar und die Darstellung eines Juhász oder Schafhirten in der Umgebung einer ungarischen Puszta von Pape; auch schlägt in dieses Genre die charakteristische „Scene in einem londoner Commercial Room" von Ludwig Löffler, das Abbild eines römischen Winkeladvocaten mitten in seiner advocatischen Thätigkeit von C. Cretius und die Darstellung einer Scene vom brüsseler Hundemarkt unter dem Titel „Schwere Wahl" von C. Arnold. Griffe in das niedere Volksleben thaten Hosemann in seinen Bildern „Sechsundsechzig" und „Der neue Pfeifenkopf", A. Wisniewski in „Mit Verlaub", während Amberg in seinem Bilde „Süßes Nichtsthun" eine Dame aus der vornehmen Welt in ihrem prätentiös comfortabeln Farniente darstellt. Dergleichen elegante Bilder sind überhaupt bei den berliner Genremalern beliebt. A. Menzel lieferte einen Don Juan, doch begegnen wir diesem Künstler lieber auf dem Gebiet historischer Charakteristik. Der tüchtige Thiermaler Steffeck stellte einen Hund als Tantalus dar, wie ihm die schönsten Speisewaaren vor den Augen schweben, die er aber nicht erreichen kann. Landschaften lieferten A. Haun („Im bairischen Hochlande" und „Zerstörtes Raubnest") und A. Riefstahl („Jagdschloß", ein Bild voll poetischen Effects). Sehr dankenswerth sind die den Schluß des Albums bildenden Erklärungen der artistischen Beiträge von Friedrich Eggers, die zum Theil auch biographischer Art sind. Zwei der beitragenden Maler haben, wie man aus Eggers' Mittheilungen erfährt, Aegypten besucht, freilich zu sehr verschiedenartigen Zwecken: Eduard Pape, der das Neue Museum mit landschaftlichen Fresken schmücken half, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit; Hermann Kretschmar zum Zwecke landschaftlicher und ethnographischer Studien. Letzterer hatte auch das seltene Glück, in Aegypten Mehemed-Ali, nachdem sich ein französischer Maler dessen Zufriedenheit nicht zu erwerben gewußt, und später in Konstantinopel den Sultan Abdul-Medschid nach dem Leben porträtiren zu dürfen.

Zu der Verproviantirung des literarischen Theils haben sich die exclusive Dichterschule Berlins und die exclusive Schule Münchens die Hände gereicht. Wir nennen unter diesen Beiträgen die Dorfnovelle „Auf dem Staatshofe" von Th. Storm (mit Initialen von Riefstahl), die Novelle „Aus dem Postwagen" von W. von Merckel (mit Initialen von Hosemann), Gottschall's längeres Gedicht „Salomon de Caus", Scherenberg's „Drei Jugendblätter aus John Franklin's Lebensbuch" (mit Initialen von L. Burger), B. von Lepel's Ballade „Genesius" (mit Initialen von H. von Blomberg) und dessen „Ghaselen", Lingg's Gedichte „Zweiflers Nachtgedanken" und „Vergessen und verloren", das Gedicht „Rococo" von H. von Blomberg (mit Initialen von Wisniewski), die von Fontane übersetzten schottischen Balladen. E. Geibel erzählt Schulgeschichten. Der Dichter hatte einmal an einer Rauferei mit den Zöglingen der Nachbarschule theilgenommen, war deshalb zum Carcer verurtheilt worden und sollte auch die übrigen Rädelsführer angeben, auch darüber Aussage machen, ob sie sich dabei eines Stocks bedient hätten. „Ich nicht", versetzte der junge Geibel, der sich am schuldigsten fühlte, „ich nicht, aber von den andern welche mögen — — —" Da fuhr der Rector auf: „Falsch angewandter Conjunctiv! ein Factum ist's!" und versetzte ihm einen Backenstreich. Geibel knüpft hieran die Bemerkung:

> Doch trug mir dieses Argument ad hominem
> Heilsame Früchte. Nimmer hab' ich mich seitdem
> Des Conjunctivs beflissen, wo's ein Factum galt
> Selbst nicht bei Hof. Und das wog manchmal schwer.

Heyse klagt in einem „Morgengebet" vom Jahre 1849 darüber, daß sich das deutsche Volk frevelhaft von Gott abgewandt habe:

> Es war so groß, es war so stark,
> Solang es dein gewesen,
> Es war der Erde bestes Mark,
> Zum Herrlichsten erlesen.
>
> Wie mochte nur der Widergeist
> Aus deinem Arm es winden?
> Herr, laß es, wenn die Binde reißt,
> Zu sich, in dir sich finden!
>
> Erneue das gefälschte Blut
> Vom Gift der Feindeslehre;
> Gib ihm zurück den hohen Muth,
> Den frohen Muth der Ehre.
> Mach's fester wie gediegen Erz,
> Mach's eins zu allen Stunden;
> Doch wenn im Krampfe zuckt das Herz,
> Wie will der Leib gesunden?
>
> — — — — — — — —
>
> Toll heult der Sturm, die Woge brüllt,
> Die Völkerwirbel drehen;
> Wohin du alles führen willt,
> Wir sollen's nicht ersehen:
> Verhöhnt, verworren Rath und That
> Der Weisen wie der Thoren,
> Und doch, und doch, auf eignem Pfad
> Dein Recht bleibt unverloren!

Scherzhafter sieht W. von Merckel die Weltdinge an in dem kleinen Gedicht:

> Des Doctors Rath.
>
> Zu einem Doctor sprach ein kranker Mann:
> „Ich bin seit langer Zeit recht übel dran.
>
> „Sonst hab' ich meinen Nachbar durchgebläut,
> Der, seit ich schwach bin, mir mit Prügeln dräut;
>
> „Macht fein gesund mich, daß ich wieder dann
> Wie früher meinen Nachbar prügeln kann!"
>
> Der Doctor sprach: „Das macht sich nicht so bald;
> Ihr seid nicht krank nur, sondern auch zu alt.
>
> „Ein Mittel gibt's, das eher helfen kann:
> Den Nachbar mach' ich auch zum kranken Mann!"
>
> Bei sich gedacht' er: „Sind erst beide krank,
> So sind mir beide sicher lebenslang!"
>
> Der andere sprach: „Das war kein Doctors Rath!
> Ich dächt', ihr würdet lieber — Diplomat!"

II. Jahr- und Taschenbücher.

Gegen diese schwere Reiterei der Albums in Quart und in Prachtrüstungen, zu denen auch das „Familienbuch des Oesterreichischen Lloyd" und ähnliche periodische Unternehmungen zu rechnen sind, hat die leichte Schwadron der Taschenbücher in Octav, Duodez und Sedez nicht Stand halten können. Freilich hatten diese schon so ziemlich das Feld geräumt, ehe noch die Albums auf dem Schlachtfelde der buchhändlerischen Concurrenz erschienen waren; jetzt aber sind sie auf vielleicht nur ein Halbdutzend in ganz Deutschland und Oesterreich zusammengeschmolzen. Von den noch bestehenden kommen die meisten auf letzteres; in dem übrigen Deutschland darf die „Cornelia", ehrwürdig durch ihre 44 Jahrgänge, um so mehr als Ausnahme gelten, da sie sich nach Art einiger der ältern, abgesehen von poetischen Bildererklärungen, ausschließlich auf Novellen und Erzählungen beschränkt, während die später entstandenen, wie die „Libussa", auch Aufsätze literarischen, artistischen und biographischen Inhalts bringen und das „Jahrbuch deutscher Belletristik" ebenso gut Musenalmanach als Novellen-

sammlung ist. Die Mode, wechselnd und perfid wie sie ist, hat sich übrigens so sehr gegen die Taschenbücher und selbst gegen den Namen „Taschenbuch" gerichtet (vielleicht weil man jetzt die Taschen mit etwas andern als mit Drucksachen zu füllen trachtet), daß sogar die „Libussa" es vorgezogen hat, sich „Jahrbuch" und nicht Taschenbuch zu nennen. Wir haben heute aus diesem Kreise folgende zur Anzeige zu bringen:

1. Libussa. Jahrbuch für 1859. Herausgegeben von Paul Aloys Klar. Achtzehnter Jahrgang. Mit einem gestochenen Porträt, zwei gestochenen Kunstblättern und einer Lithographie. Prag, Ehrlich. Gr. 16. 2 Thlr.
2. Jahrbuch deutscher Belletristik auf 1859. Fünfter Jahrgang. Mit Beiträgen von Fr. Bodenstedt, A. E. Brachvogel, Ida von Düringsfeld, L. Foglar u. a. Herausgegeben von Siegfried Kapper. Mit dem Bildnisse A. E. Brachvogel's in Stahlstich. Prag, Bellmann. 1858. 8. 1 Thlr.
3. Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1859. Herausgegeben von Aloys Henninger. Vierundvierzigster Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 2 Thlr.

Das von Paul Aloys Klar herausgegebene Taschenbuch „Libussa", das nun bereits den achtzehnten Jahrgang angetreten hat, wird mit einem Aufsatz „Prinz Rupert" von Friedrich Fürsten Schwarzenberg eröffnet. Es ist die an interessanten Begebenheiten reiche Biographie des Pfalzgrafen Rupert, Sohns des böhmischen Winterkönigs Friedrich von der Pfalz und der englischen Prinzessin Elisabeth. Fast noch mehr als die Lebensbeschreibung selbst interessirten uns die politischen Geständnisse des Verfassers, obschon sie im allgemeinen keine andern sind, als man sie von dem „österreichischen Landsknecht" erwarten darf und auch wol schon sonst aus seinen literarischen Arbeiten bekannt sind. Fürst Schwarzenberg findet die alte Zeit viel schöner und poetischer. Nicht nur hätten sich die frühern Trachten viel malerischer gemacht, auch ein wärmerer Geist sei durch die Gemüther der Menschen gegangen, man habe noch für Ueberzeugungen gekämpft und gelitten. Von der Gegenwart sagt er: „Ohne Geheimnisse, ohne Liebesabenteuer, ohne Räuber oder Werber, ohne Duellanten oder Entführer, ohne Liebe, Spiel und Kampf — beschirmt, bevormundet und bewacht von Polizei, Censur und Gensdarmerie, bewegt durch Dampf statt durch Roß und Muskelkraft, fliegt die jetzige Zeit mit ihren Passagieren zwar viel schneller, aber auch viel langweiliger dem Endziel alles irdischen Wollens, dem Grabe und der Vergessenheit zu." Der Fürst scheint also jene frühern Jahrhunderte nicht blos um ihre wirklichen Vorzüge, sondern selbst um ihre Räuber, Werber und Entführer zu beneiden: allerdings sehr ehrenwerthe Personen, die unsern Romanfabrikanten und Leihbibliotheken hübsches Geld eingebracht haben. Diese Liebhaberei des Fürsten erinnert übrigens an jene Hyperästhetiker, welche Italien besonders um seine alten Ruinen beneiden und mit Schauder der Zeit entgegensehen, wo die Wüste um Rom in cultivirtes Land verwandelt werden sollte. Der Verfasser bemerkt weiter, Richtiges, Halbrichtiges und Unrichtiges ineinander mengend: „Jetzt ist die Partei, der man angehört, meistens nur ein Resultat der zufälligen Stellung; man glaubt ebenso wenig an seine Sache als man supponirt, daß der Gegner wirklich davon durchdrungen sei. Ist ja doch beim modernen Vernunftstaat jede individuelle Persönlichkeit, Familie, Kaste, Stand, ja sogar Nation, Volk, Rasse und Confession dergestalt in den Hintergrund gedrängt worden, daß das administrirte Object, Staatsbürger genannt, eigentlich beinahe geschlechtslos nur als infima fractio der großen besteuerungsfähigen und zu administrirenden Gesammtmasse, keine Bedeutung hat und keine Erwähnung verdient. Es liegt demselben also auch blut- und gutwenig daran, was mit dieser unfreiwillig zusammengekoppelten Gesellschaft vorgeht, außer insofern als sein persönliches Interesse damit unmittelbar betheiligt ist." Daher thue es ihm immer so wohl, fährt der fürstliche Verfasser fort, wenn er aus dem „centralisirten, aus dem administrirten und tabellarisch-militärisch kasernirten Preußen, aus all den Welsch- und Deutschländern heimkehre in die kaiserlich königlichen Erblande"; da finde man noch die große wie die kleine Familie, das Volk, die Zunft, die Innung, den Stand, da gäbe es noch Nationaltrachten, da begegne man noch „Gestalten", da werde der Mensch nicht wie in andern Ländern „à peu près wie die Säuge- oder eierlegende Thierklasse" klassificirt und je nachdem er Geld habe oder nicht unterschieden u. s. w. Wenn übrigens der Verfasser von dem „tabellarisch-militärisch kasernirten" Preußen spricht, so sollte er wenigstens nicht vergessen, daß gerade in Preußen, trotz dieser Uniformirung, der Kampf der Principien und geistigen Gegensätze lebhafter ist als sonstwo in Deutschland und daß dieser Kampf vielleicht gerade infolge dieser äußern Disciplin in Preußen die Gefahren nicht hat, die er anderswo haben würde.

Gehen wir nun zu den übrigen Beiträgen des Taschenbuchs über. Heinrich Reitzenbeck beschreibt das Leben der Dichterin Johanna Maria Sedlmayer (geb. 1811 zu Salzburg, gest. daselbst 1853), von der bereits 1831 „Gedichte" erschienen, auch mehrere Stücke vaterländischen Inhalts auf der Schaubühne Salzburgs aufgeführt worden sind. Johanna lebte lange Jahre hindurch wie ihre Mutter vom Tabackskram und verkaufte Rauch- und Schnupftaback, Feuerschwamm und andere Kleinigkeiten, später war sie geachtete Lehrerin an einer Mädchenschule. Melchior von Diepenbrock, Grillparzer, Nikolaus Lenau und andere namhafte Zeitgenossen erfreuten sie durch Zuschriften, Ladislaus Pyrker kehrte bei jedem Besuche Salzburgs in dem unscheinbaren Tabackladen am Collegienplatze ein, und so oft König Ludwig von Baiern nach Salzburg kam, beehrte er die Dichterin mit seinem Besuche. Unter den übrigen Beiträgen in Prosa (die novellistischen übergehen wir) nennen wir noch die geschichtliche Skizze „Die prager akademische Legion vom Jahre 1800" (mit einer lithographischen Abbildung) von dem Herausgeber, mehrere Mittheilungen aus dem Stammbuche des Componisten Wenzel Tomaschek, einen Aufsatz von Legis Glückselig über „Böhmens Ottokar als dramatischer Stoff", worin Uffo Horn's Trauerspiel über das bekannte Grillparzer'sche gestellt wird, namentlich weil Grillparzer den Habsburger Rudolf auf Kosten Ottokar's zu heben gesucht habe, und unter den „Vaterländischen Denkblättern" besonders die Biographie des Malers Wilhelm Kandler (geb. 1816 zu Kratzau in Böhmen), dessen Bildniß eine der artistischen Zierden des Buchs bildet. Von besonderm Werth ist eine Reihe von Briefen Kandler's aus Rom, welche im gegenwärtigen Jahrgange die Jahre von 1844 bis zum Mai 1849 umfassen und 1860 fortgesetzt werden sollen. Sie sind interessant zur Kenntniß des deutschen Künstlerlebens in Rom und beweisen unter anderm, daß Neid, Brotneid und Eifersucht in den Künstlerkreisen doch lange nicht so heftig sind als in der Schriftstellerwelt. Die Briefe aus den Jahren 1848 und 1849, in denen sich Kandler als guter Deutscher und feuriger österreichischer Patriot zeigt, enthält so interessante Mittheilungen aus der italienischen Revolutionsperiode, daß wir mit Vergnügen der angekündigten Fortsetzung der Briefe entgegensehen. Lyrische Beiträge steuerten unter andern bei: Hoffmann von Fallersleben, Kerner („Trost beim Erblinden", „Das Herz als Auge", „Mensch, stelle dich nicht über die Natur" u. s. w.), Ebert („Was fromme Gedanken sind", „Ein Verkannter"), Bube, Gottschall, Kilzer, Constant, Vogl (der seinen Dichtertitel diesmal noch durch das hinzugefügte „Dr." zu heben sucht), Köhler u. s. w. Adolf Stöber schließt sein Sonett „Italienische und altdeutsche Gemälde" mit den Worten:

> Bewundern muß ich euch, mit Lorbern schmücken,
> Italiens Meister, eure Künstlernamen,
> Und „Bravo! Bravo!" ruf' ich mit Entzücken.
>
> Doch steh' ich unter Dürer's, Kranach's Rahmen,
> So möcht' ich in der Meister Hände drücken
> Den Palmzweig und mit Rührung sagen: „Amen!"

Der greise Castelli klagt in seiner Epistel „Dichter von ehe-

ten und von heute" über die poesielose Stimmung der Zeit, zugleich aber auch über die Dichter. Den Menschen wirft er vor:

Sie können jene Ding' allein nur fassen,
Die mit den Händen sich betasten lassen.
Was riecht, was schmeckt, was klinget und was glänzt,
Das nur faßt ihr Verstand, so eng begrenzt.
— — — — — — — — —
Phantasten nennt man die Poeten leider,
Der Dichtkunst Reich ist aus, jetzt kommt das Reich der Schneider!

Aber auch die Dichter seien mitschuldig. Früher seien sie Apostel des Wahren und Schönen gewesen, sie hätten „Samen des Ruhmes und der Ehre" ausgestreut und „strenge Sittenlehre" hätte durch ihre Dichtungen hindurchgeklungen. Castelli charakterisirt weiter die ersten Dichter aller Nationen, von den Deutschen Klopstock, Herder, Wieland, Geßner (wie kommt dieser hierher?) Schiller,

deſſen Kunstvermächtniß
Nicht nur in jedes deutschen Volks Gedächtniß,
Nein, in der Deutschen Herzen ist geschrieben,
Den wir bewundern, aber mehr noch lieben —

endlich Goethe,

der allergrößte sondergleichen,
Noch nicht erreicht und niemals zu erreichen,
Goethe, der alle die verschiednen Aeste,
Die von dem Baum der Poesie sich breiten,
Behängt mit Früchten, reif für alle Zeiten,
In jeder Gattung schuf das Schönste, Beste:
Im Heitern und im Traurigen,
Im Lieblichen und Schaurigen,
Im Epischen und Lyrischen,
Phantastischen, Empirischen,
Im anmuthsvollen Innigen,
Im Witzigen und Sinnigen,
In Elegien und Stanzen,
Balladen und Romanzen,
Im „Werther" und im „Meister",
Allüberall ein Meister.

Nun aber die neuern Dichter:

Nur wenig Neues keimt im Dichterhain,
Wir lallen nur von Blumen, Lieb' und Wein,
Kein Blitz entströmet unserm trocknen Geiste,
Wir suchen nicht das Höchste, nur das Meiste,
Wir singen nur allein, damit wir singen,
Nicht um ins Herz der Menschen einzudringen,
Wir loben nur die großmuthvollen Reichen
Und die da stolz sind auf der Ahnen Leichen,
Ein jeder baut sich seine eigne Welt,
Und wer am besten zahlt, der ist sein Held u. s. w.

Nun ganz so schlimm ist es denn doch wol nicht, und es lebt und wirkt jetzt sicherlich mancher Dichter, der wenigstens mehr Bedeutung hat als der Rococodichter Geßner, welchen Castelli neben Herder, Goethe und Schiller stellt. Aber freilich mögen einem alten Herrn, wie Castelli, der noch aus einer gemüthvollern Zeit stammt, die übertriebenen Prätensionen so mancher unserer Dichter und ihre künstlichen Machinationen, um sich durch die Gase kameradschaftlichen Lobes wie ein Luftballon aufblähen zu lassen, wunderlich genug vorkommen. Indeß hat es immer sein Bedenkliches, wenn ein Dichter sich beikommen läßt, über die Dichter der Zeit so in Bausch und Bogen abfällig zu urtheilen; denn er legt dadurch den Verurtheilten die Versuchung nahe, an ihn die Frage zu richten, ob er denn selbst den hohen Principien gemäß gedichtet, die er aufstellt, und warum er es nicht gethan?

Das „Jahrbuch deutscher Belletristik", seit fünf Jahren von Siegfried Kapper herausgegeben, enthält außer dem Märchen „Der eiserne Ring", von Wolf Glaser, die vier Novellen: „Sechs Tage sollst du arbeiten" von Robert Waldmüller, „Der Glasfabrikant" von Leopold Schefer, „Ein Mann des Wollens" von Ida von Düringsfeld, und „Ein Actienkönig des vorigen Jahrhunderts" von Max Ring. Dieser „Actienkönig" ist der berühmte oder berüchtigte Finanzspeculant Law, und wir werden durch diese Erzählung in Zustände eingeführt, die vielleicht die ersten Keime zu der spätern Blut- und Thränenernte der Französischen Revolution legten, ohne welche diese wenigstens vielleicht keinen so gewaltsamen Charakter angenommen hätte. Die pariser Emeute, die gegen Law losbrach, war ein charakteristisches Vorspiel dieser Revolution, wenn auch durch einen langen Zeitraum von ihr getrennt. Außerdem enthält diese Erzählung auch für unsere Zeit lehrreiche Fingerzeige und Warnungen genug, sodaß man sie als durchaus zeitgemäß empfehlen kann. An epischen und lyrischen Beiträgen enthält das Jahrbuch ein interessantes Bruchstück aus der epischen Dichtung „Marfa und Andreas", welche Friedrich Bodenstedt unter der Feder hat, Gedichte von Brachvogel (dessen Porträt dem diesmaligen Jahrgang als Titelkupfer dient), die in etwas salopem Ton gehalten sind, obschon das erste derselben: „Zwei Steine", einen sinnreichen Gedanken ausspricht, und Gedichte von Foglar, Hansgirg, Hieronymus Lorm, Julius Rodenberg, Ludwig Seeger und Adolf Stern. Von Hieronymus Lorm führen wir hier folgende kleine Gedichte an:

Rath.

Verschwende nicht dein tiefstes Sein;
Was du nicht bist, das wird nicht dein.
Du tränkst den Sand mit Herzensblut,
Er wird doch nicht zum Rosenhain.
Verschmerz' es bald und lern' von ihm,
Eh' er dich deckt, verschlossen sein!
Du ruhst schon hier in deinem Geist
Wie einst in deinem Grab — allein.

Geschiedene Welten.

Wissenschaft und Poesie
Sind getrennte Kreise;
Frieden kennt der Dichter nie,
Unglück nie der Weise.

Julius von der Traun scheint einen Beweis davon geben zu wollen, daß die Dichter keinen Frieden kennen. Es ist von ihm am Schlusse ein Gedicht: „Der Jäger zu Losensteinleithen", abgedruckt, welches schon im vorigen Jahrgang stand. Die Redaction gibt dazu folgende Erläuterung: sie habe vor dem Abdruck im Jahrgang 1858 dem Dichter in Betreff einiger wenig erheblichen Aenderungen im Ausdruck ausführlich motivirte Vorschläge gemacht, und da sie darauf keine Antwort erhalten, habe sie, eine stillschweigende Zustimmung des Verfassers annehmend, das Gedicht mit den von ihr für zweckmäßig gehaltenen Aenderungen abdrucken lassen. Nach dem Erscheinen des Jahrgangs habe sich der Dichter über die seinem Gedicht dadurch angethane „unsinnige Verunstaltung" und „Mishandlung" und über die ihm in seinen literarischen Rechten widerfahrene Kränkung bitter beschwert. Die Redaction hat nun das Gedicht zur Genugthuung des Dichters wie zur Vergleichung der Varianten mit dem ursprünglichen Text noch einmal abdrucken lassen.

Daß das von Aloys Schreiber begründete, später von J. W. Appell und nach dessen Uebersiedelung nach Wien gegenwärtig von Aloys Henninger redigirte Taschenbuch „Cornelia" bereits seinen vierundvierzigsten Jahrgang angetreten hat, ist ein Beweis für die Zähigkeit und die Ausdauer des Verlegers, oder dafür, daß gerade diesem Taschenbuche ein Stamm beharrlicher Leser und besonders Leserinnen treu geblieben ist. Poetisches findet sich darin nichts als die von Dräxler-Manfred in Sonettenform abgefaßten Erklärungen zu den meist eleganten Bildern, unter denen sich auch das schöne Porträt des Dichters Milton im Alter von 12 Jahren und das Heinrich Heine's befinden. Diese Bilder sind meist nach ausländischen Meistern wie Landseer, Newenham, Corbould, André, Dubufe u. s. w. sauber in Stahl gestochen. Außerdem

enthält dieses Taschenbuch fünf Novellen. Eduard Ziehen schildert in seiner Novelle „Prüfungen" das Geschick einer Gräfin, welche, gebrochen durch die Intriguen, die man gegen ihre Liebe zu dem Grafen von St.-Avold spann und denen sie zu großen Glauben schenkte, ihrem Leben dadurch ein Ende macht, daß sie sich die Pulsadern öffnet. Die zweite: „Die Erbschaft", von C. F., ist komischen Charakters und findet ihre Lösung durch das oft schon benutzte Motiv eines Testaments, welchem ein Codicill angehängt ist, und merkwürdig genug bringt auch in der folgenden Erzählung „Des Dichters Segen" ganz dasselbe Motiv die Verwickelungen zum Austrag. Es handelt sich darin um das Liebesverhältniß der jungen Gräfin Emma zu dem bürgerlichen Hofmeister des Hauses. Die Gräfin R. hatte in einem Testament den Fluch über jede nicht ebenbürtige Heirath in ihrem Hause ausgesprochen. Auf ihrem Sterbebette stellte ihr der Pfarrer vor: sie möchte doch den Fall bedenken, „daß um die Hand einer Tochter ihres Geschlechts ein Mann von dem Geiste oder wenigstens dem Gemüthe und der Richtung Herder's, ein edler Dichter oder Gelehrter sich bewürbe". Sofort ließ die sterbende Gräfin den Notar und die Testamentszeugen herbeiholen und fügte dem Testament einen Nachsatz hinzu, wodurch sie ihren in der Haupturkunde befindlichen Fluch für ungültig erklärte. Durch dieses Codicill wird nun die Heirath zwischen dem Hofmeister, der selbst ein Schüler Herder's und dabei Dichter ist, und der jungen Gräfin Emma möglich gemacht. F. Hilarius führt in seiner Erzählung aus dem Volksleben: „Der Torfstecher und sein Kind", in die Dorfgeschichte eine neue Menschengattung ein, die der Torfstecher in den bairischen Moorlanden, deren hier keineswegs in sehr vortheilhaftem Lichte erscheinenden sittlichen Zuständen, wie die schroffen Verhältnisse zwischen den aristokratischen Hofbauern oder den Rothhöflern und den plebejischen Kleingütnern und Feldnern, endlich die mancherlei althergebrachten Gebräuche in die Erzählung, der es nicht an kräftiger Pinselführung gebricht, recht geschickt eingeflochten sind. Natürlich dreht sich auch hier die Intrigue um ein junges Mädchen, das hergebrachtermaßen unter all diesem rohen und verwilderten Volk als ein Engel erscheint. Die letzte Erzählung „Funfzig Jahre", nach einem wirklichen Criminalfall von Rellstab verfaßt, ist, von einigen Breiten abgesehen, meisterhaft und mit großer psychologischer Kenntniß durchgeführt und reich an ergreifenden Momenten. Das einzige Wesentliche, was man daran als einer „Novelle" aussetzen könnte, ist der Umstand, daß man schon nach der Lectüre der ersten 10 oder 12 Seiten ziemlich genau weiß, wie sich das Ganze entwickeln wird.

III. Musenalmanache.

Erst mit den „Musenalmanachen" betreten wir eigentlich literarisches Gebiet. Die Musenalmanache sind die Sammel-, Muster- und Organisationsplätze der lyrischen Landwehr theils einzelner Provinzen, theils des Gesammtvaterlandes; hier entfalten sie sich zu imponirenden regelmäßigen Linien; hier kann man sie nach den verschiedenen landschaftlichen Abzeichen und ihren geistigen Richtungen unterscheiden; hier lernen sich die einen als Stamm-, die andern als Gesinnungsverwandte, alle überhaupt als Glieder eines Ganzen kennen und fühlen. Die Musenalmanache haben daher seit der Zeit, wo die deutsche Literatur disciplinirt und mit Bewußtsein ihrer großen Aufgabe betrieben wurde, stets eine nicht unbedeutende Rolle in der Entwickelung der deutschen Lyrik gespielt. Ein Album, ein Taschenbuch kann verschwinden, ohne daß dieser Verlust in den eigentlich literarischen Kreisen besonders gespürt werden würde; aber dem gebildeten poesieliebenden Publikum und namentlich den producirenden Dichtern selbst würde etwas fehlen, wenn kein Musenalmanach mehr in Deutschland erschiene. Dieser Fall ist zwar für ein paar Jahre schon eingetreten, aber das Bedürfniß für einen Musenalmanach machte sich dann nur in noch verstärkterm Maße Platz, und wir erlebten den Fall, daß nach einer solchen Pause zwei Musenalmanache nebeneinander in die Waffen traten, von denen jedoch nur der eine, der Schad'sche, das Feld behauptet hat. Auch würden zwei Musenalmanache von allgemeiner deutscher Bedeutung nebeneinander offenbar zu viel sein, besonders da noch provinzielle Musenalmanache nebenher zu gehen pflegen, wie gegenwärtig das „Lyrische Album aus dem Lahngau" (vgl. Nr. 8 d. Bl.) und die unten verzeichneten Musenalmanache Nr. 2 und 3. *) Dem Musenalmanachsvater, Christian Schad, dürfen wir aber die Anerkennung nicht versagen, daß er die Aufgabe, die er sich mit seinem Musenalmanach gestellt, nun bald ein Decennium lang mit einer Zähigkeit, wie sie freilich deutschen Lyrikern eigen ist und den Deutschen auch auf andern Gebieten gewünscht werden möchte, anfangs wol auch mit persönlichen Opfern, stets aber mit einem großen Aufwand von Fleiß und Zeit verfolgt hat. Schwerlich ist aber auch ein anderer Lyriker so wie Schad zur Herstellung und Aufrechterhaltung eines allgemein deutschen Musenalmanachs geeignet; denn keiner gehört so wenig als er einer exclusiven Coterie an, keiner ist so wenig subjectiv eigensinnig, keiner zeigt sich auch so unabhängig von landsmannschaftlichen Rücksichten und politischen Parteitendenzen. Nach diesen Vorbemerkungen gehen wir zu seinem und den andern noch zu erledigenden Musenalmanachen über:

1. Deutscher Musenalmanach. Herausgegeben von Christian Schad. Mit dem Bildniß Joseph Freiherrn von Eichendorff's und einer Musikbeilage von Louis Spohr. Neunter Jahrgang. Würzburg, Stahel. 1859. 12. 1 Thlr. 12 Ngr.
2. Ost- und westpreußischer Musenalmanach für 1858. Im Namen des altpreußischen Dichtervereins herausgegeben von August Lehmann. Dritter Jahrgang. Königsberg, Nürmberger. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Schneeflocken. Poetisches Jahrbuch aus Rußland. Zweiter Winter. Berlin, A. Duncker. 1858. Gr. 16. 24 Ngr.

Schad sagt über die Bedeutung seines Musenalmanachs, den er als den Erben und die Fortsetzung des ältesten in Deutschland überhaupt existirenden betrachtet, in einer Schlußbemerkung zu dem diesmaligen Jahrgange: „Der «Deutsche Musenalmanach», seit 1770 begründet, also im neunundachtzigsten Jahre seines Bestehens begriffen, «eine ausgewählte Sammlung theils neuer, bisher ungedruckter, theils hier und da zerstreut gedruckter Dichtungen der besten und anerkanntesten Dichter der Gegenwart», war von seinem Anfang an ein mächtiger Hebel der deutschen Nationalliteratur und wurde zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Schriftstellern herausgegeben, so namentlich von Bürger, dem Sänger der unvergleichlichen «Lenore», von Voß, dem kerndeutschen Verfasser der «Luise», von Schiller, dem Liebling der Nation, Kerner, Chamisso und Schwab, und Rückert. Im Jahre 1850, in einer Zeit nationaler Zerspaltung, unternahm der jetzige Herausgeber, theils das Leid der Gegenwart zu lindern, theils die Hoffnung auf die bessere Zukunft zu hegen und zu pflegen,

*) Dahin gehört auch wol die lyrische (zweite) Hälfte des „Album des literarischen Vereins in Nürnberg", das jedoch wegen seines vorwiegend literarischen Inhalts einer besondern Besprechung vorbehalten bleiben muß.

trotz vielfachen Widerspruchs eine neue Folge. Die deutsche Kritik begrüßte sogleich den ersten Jahrgang als den «großdeutschen» im Gegensatz zu ähnlichen Bestrebungen von geringerer Tragweite" u. s. w. Der Herausgeber beruft sich weiter darauf, daß nicht nur die Zeitschriften des Inlandes, sondern auch englische, französische, holländische und italienische seinen Musenalmanach ausführlich besprochen hätten, und daß die besten deutschen Zeitschriften ihn alljährlich zum Gegenstand eindringender Beurtheilung wählen „als zuversichtlichen Gradmesser der zeitgenössischen Dichtung überhaupt". Der Grund für diese Erscheinung liege — abgesehen von der ursprünglichen Bestimmung des Musenalmanachs „mitten in der Vielheit deutscher Volksverschiedenheiten nach einer und nicht der geringsten Seite hin, nämlich der des deutschen Liedes, des Sanges und der Sage, in den heimatlichen Gauen einen gemeinschaftlichen Sammelpunkt zu bilden" — in der Zahl, Art und Bedeutung der in den bisherigen Jahrgängen, einschlüssig des neunten, durch Wort und Tondichtungen vertretenen Verfasser.

Im übrigen ist der Herausgeber von seinem bisher befolgten Princip, nur Ungedrucktes aufzunehmen, diesmal abgewichen, er hat vielmehr auf die „uranfängliche, so sachgemäße und geschichtlich so wichtig gewordene Einrichtung des Musenalmanachs: eine strenge Auswahl theils aus Originalbeiträgen, theils aus bereits vorhandenen neuern Druckwerken zu geben, zurückgegriffen". So bringt denn der gegenwärtige neunte Jahrgang unter 243 Gedichten 118 Originalbeiträge und 125 solche, die aus Gedichtsammlungen, Sammelwerken und Wochen- und Monatschriften, welche in der Schlußbemerkung sämmtlich genannt werden, ausgewählt sind. Von den 119 Dichtern haben 54 Originalbeiträge geliefert; bei sieben von ihnen hat auch noch Auswahl aus Gedrucktem stattgefunden. Auswahl aus Druckwerken trat bei 72 Dichtern ein, von denen auch sieben Originalien beisteuerten. Es ist nun nicht zu leugnen, daß, wenn sich die Benutzung schon gedruckter Gedichte noch weiter ausbreiten sollte, der Musenalmanach sich vielleicht nicht ganz zu seinem Vortheil zu sehr dem Charakter einer Anthologie nähern würde; indeß wird ja wol der Herausgeber hierin das richtige Maß zu halten wissen. Im ganzen müssen wir uns mit diesem neuen System einverstanden erklären. Einmal werden dadurch manche gute Gedichte, die ohne den Musenalmanach vielleicht in alle Winde verflattert wären, durch ihn im Andenken der Mitwelt lebendig erhalten und, wie der Verfasser bemerkt, „thatsächlich vor dem Untergang gerettet", sodann ist es Factum, daß nicht selten von denselben Dichtern, die vielleicht nur Mittelmäßiges an die Redaction des Musenalmanachs einsenden, an anderer Stelle, in Sammelwerken, Albums, Taschenbüchern und Zeitschriften viel vorzüglichere Gedichte sich finden. Durch Auswahl der besten im Manuscript eingesandten Gedichte und der besten in den letzten Jahren gedruckten wird es so dem Herausgeber möglich sein, Jahrgänge herzustellen, von denen alles zu Mittelmäßige fern gehalten ist. Endlich hat der diesmalige Jahrgang vor den frühern den Vorzug voraus, daß zum ersten mal die Reihe der lebenden Dichter, unter Vorantritt der Todten, von dem ältesten bis auf den jüngsten in chronologischer Folge angeordnet ist. Als die jüngsten bilden Ludwig Eckardt (geb. 1827), Julius Große (geb. 1828) und L. A. Stause (geb. 1832) den Schluß des Jahrgangs.

Natürlich können wir uns hier nicht auf die aus Drucksachen, sondern nur auf die aus eingesandten Manuscripten ausgewählten Beiträge einlassen, wobei wir uns jedoch aus Raumrücksichten nur auf einzelnes, was uns charakteristisch zu sein schien, beschränken müssen. Von Eichendorff, Helmina von Chézy und Nicol finden sich hier Gedichte aus ihrem Nachlaß, die bisher noch nicht gedruckt waren. Eichendorff eifert unter anderm gegen die „moderne Ritterschaft", jene „Wichte", denen Adler „im Knopfloch" hängen bleiben, und gegen die „Altliberalen", denen er (im Jahre 1848) zuruft:

> Und da's nun gärt und schwillt und quillt — was Wunder,
> Wenn platzend dieser Herentopf jetzunder
> Euch in die Lüfte sprengt mit allem Plunder!

Gottschall beschreibt in energischer Ausmalung einen „Gang durch die Vorstadt", er schildert die friedlichen Hütten der Armuth, die Behausung der geschminkten Sünde, die Kasernen, die Bahnhöfe, die Gefängnisse, die Prachtvilla eines Bankiers; aber ach,

> Es wird das Volk nicht mit den Völkern reich,
> Zum Golde rollt das Gold mit alter Tücke,
> Geschlechter siechen, Kellerblumen gleich —
> Zermalmt vom Glücksrad fluchen sie dem Glücke.

Oder er denkt bei dem Anblick einer Fabrik des Loses der Arbeiter:

> Hier schafft der Mensch ein Stückwerk Tag für Tag
> Mit dumpfen Sinnen, mit verstörten Mienen,
> Sowie des Rades Schwung, des Hammers Schlag,
> Der todte Kreislauf rollender Maschinen.

Ignaz Hub verherrlicht in seinem rührenden Gedicht „Marie Rottmann, die brave Jungfrau an der Nahe" eine der schönsten Gegenstände der Dichtkunst, die Aufopferung eines Menschen für den andern bis in den Tod, hier die Aufopferung einer Tochter für ihren Vater, die That der Marie Rottmann, die ihren armen Vater über Land begleitete und unterwegs, vom grimmigsten Winterwetter überrascht, sich nach und nach fast aller ihrer Kleidungsstücke entledigte, um ihren alten Vater damit zuzudecken und vor dem Frost zu schützen:

> An öder Statt, so fremd, so fremd, ...
> In ihrer frommen Opferlust
> Entkleidet fast bis auf das Hemd,
> Entschläft sie auf des Vaters Brust.
> Und von den Bergen steigt die Nacht
> Und hüllt in ihren Mantel beide,
> Sie sind aus sel'gem Schlaf zum Leide
> Des Erdenlebens nicht erwacht.

J. Sturm feiert in einem schönen Gedicht die „Mutterliebe"; Storch dagegen die Poesie, die er gegen ihre Ankläger und Verleumder vertheidigt:

> Wie Moos zerfallendes Gemäuer
> Mit grünem Teppich überzieht,
> So wirft den klanggewebten Schleier
> Auf den gemeinen Stoff das Lied.
> — — — — — — — —
> Doch ihr, die ihr die Gottgesandte
> Verhöhnt, verlästert und verbannt,
> Ihr habt euch selbst das Mal der Schande
> Auf die gemeine Stirn gebrannt!

Zeise ruft in seinem Gedicht „Die deutschen Argonauten" den Auswanderern zu:

> Das wilde Drängen ohne Ruh' und Rast,
> Es zieht auch dich verlockend übers Meer,
> Dein Sinnen hat's umgarnt und hat's erfaßt,
> Jedoch dein Herz bleibt kalt, dein Herz bleibt leer.
> Einst kommt die Zeit, mag sie auch fern noch sein,
> Wo du mit Gold aufwögst das Häufchen Sand,
> Darin den Schlummer fände dein Gebein,
> Im deutschen Grund, im deutschen Vaterland!

Glaßbrenner eifert gegen die „Sirupigen":

> Ihn, der aller Weisheit Ruhm,
> Nimm dir zum Exempel,
> Der da warf das Wucherthum
> Aus des Vaters Tempel!
> Keine Rose ohne Dorn!
> Keine Liebe ohne Zorn!
> Fort das Ungeziefer!

Georg Keller fordert in seinem „Sängergruß am eidgenössischen Sängerfeste in Zürich 1858" seine Landsleute auf zu singen:

Das Land ist eben recht,
Ist nicht zu gut und nicht zu schlecht,
Ist nicht zu groß und nicht zu klein,
Um drin ein freier Mann zu sein!

Wie grüne Au'n im Firnenschnee
In alter Zeit verschwunden,
So hat noch jedes Volk das Weh
Des Endes auch empfunden!
Doch trotzen wir dem Untergang
Noch lange hin mit Sang und Klang!
Noch halten wir aus eigner Hand
Dich hoch empor, mein Vaterland!

In unserer mehr auf das Elegante und Zierliche, oder auf das düster Zerrissene, oder auf das Ironische gerichteten Zeit begegnet man selten Gedichten, die von erhabenem Ausdruck wären; diesen finden wir aber in folgendem Hymnus J. G. Fischer's, den wir deshalb auch vollständig mittheilen:

Astronomie.

Wenn ich nachts in des Tiefsinns Muse
Stille einhergeh' unter des Himmels
Ewig sorglos wandelnden Sternen,
Und bedenke bei mir, daß auch ein Stern nur
Unser wandelnder schwerer Planet,
Und wie es die Menschen auf ihm treiben,
Die Helden und die Kinder, die Thoren und die Weisen,
Erobern Länder, küssen und morden,
Berauschen vom Wein sich — und träumen vom Weltall;
Und droben in unbekümmerter Höhe
Schweigt still der unausdenkliche Schöpfer,
Der Welten wie Sand am Meer besitzt
Und zu groß ist, auf einer zu wohnen:
Da ist mir, als trüg' ich es leicht, wenn jetzt
In Trümmer der wankende Erdball ginge,
Und des Weltgeist's alter genauer Rechner,
Die nichts verlierende treue Schwerkraft,
Zeichnete sie ans Blau des Aethers
Wie ein paar winzige Lichterfunken,
Und nach Jahren oder Jahrtausenden,
Oder auch nie entdeckte ein Auge
Irgend im weiten Schöpfungsraume,
Daß sich ein Sandkorn im All zersprengt,
Das wir jetzo noch Erde heißen.
Und es wird mir so weit und groß zu Muth,
Daß Erden und Sterne zerbrechen können,
Und Er doch ewig derselbe bleibt.
Und ich höre des Weltalls Meere tönen,
Es brausen ins Herz mir die Völker der Schöpfung,
Wie mir's niemals getönt in den Tempeln der Alten,
Noch in den Märkten der Neuen Welt.

Subjectiver ist Emilie Emma von Hallberg (geb. 1826 zu Köln); doch liegt ihrem in formeller Hinsicht etwas salopen Gedichte „Am Allerseelenfeste" ein hübscher Gedanke zu Grunde; sie sieht, wie am Allerseelenfeste die Menschen die Gräber geliebter Todten mit Blumen und Kränzen schmücken; da sagt sie zu sich:

„Die Gräber deiner Todten
Auch du heut' schmücken mußt."
Und eine Rose stecke
Ich weinend an die Brust.

Wir haben der Verfasserin satirisches Reimwerk „Heinrich Heine's Himmelfahrt" wegen der darin enthaltenen Gehässigkeiten und Cynismen streng tadeln müssen; wir freuen uns, auch einmal einen netten Einfall ihrer Muse hervorheben zu können; überhaupt möge sie überzeugt sein, daß wir, wo es nur immer angeht, lieber loben als tadeln.

Lingg, so eigenthümlich und oft großartig in seinen Weltgeschichts- und Völkerbildern, lieferte mehrere kleinere Lieder, in welcher Gattung er minder ausgezeichnet ist; Adolf Krummacher zwei Gedichte frommen Inhalts, die sich auch durch ihre reine Form bemerkbar machen; Ritter von Leitner ein gemüthvolles Gedicht „Das Tannenbäumchen", Ebert einige Lieder von sittlicher Schwere, Rogge ein an Alexander von Humboldt gerichtetes gedankenreiches Gedicht; Scheffel ein preiswürdiges humoristisches Gedicht „Ein fremd Gespann", das wir deshalb hervorheben, weil der Humor in diesem Jahrgange gerade nicht sehr reichlich vertreten ist; außerdem steuerten noch Kinkel, A. Stöber, Reh (von dem besonders „Frühling und Winter" zu nennen ist), Jegór von Sivers, Kapper, Löwe, Castelli, Eckhardt, Rollett, A. Dörr, L. Kalisch, Pröhle, Pfarrius, Kletke, K. Mayr, Endrulat, Notter, Bube, der Herausgeber („Aus dem Klingewald") u. a., Originalbeiträge bei, unter denen sich vieles Gute befindet. Der längste Beitrag ist das über 70 Seiten umfassende episch-idyllische Gedicht von Große: „Das Mädchen von Capri", das viele lebendige malerisch-plastische Schilderungen aus der italienischen Natur und dem italienischen Volksleben enthält. Aber die Hexameter sind ihm oft sehr übel gerathen und klingen oft wie Verse aus Bodmer's „Noachide". Wir führen einige an, von denen mehrere dadurch, daß sie durch ungehörige Incisionen in zwei Hälften, oder selbst drei Abschnitte zerfallen, oder durch den Mangel an Cäsuren dem Ohre unangenehm werden:

Durchstreift schon hatten wir beide,
Wie auf Reisen ein Brautpaar, | rings die glückliche Insel. —
Sicherlich waren's Geschenke | wol aus glücklichen Tagen. —
Frei in dem eigenen Eiland | unangreifbar dem Feinde. —
Reisebereit, doch an jeglichem Tage | fügt' es der Himmel. —
Aber im Uebermuthe | fragt' ich: | Sage doch, Schelmin!

An andern Gebrechen kranken die Hexameter:

Weil mir nicht mehr war am Leben ein Recht und der holden Bethörung. —
Schwimmen durch den Atlantischen Ocean weiter nach Norden.

Zuweilen braucht der Verfasser unzweifelhafte Längen als Kürzen, z. B. anbietend, unheimlich, oder; auch ist die Periodirung, namentlich gegen den Schluß hin, oft zu gehackt; z. B.:

Finden wird er mich, wenn er mich ruft. Ich fürchte den alten
Waffengefährten des Krieges nicht. Euch aber geziemet,
Fröhlich zu leben. Ihr seid noch jung. Euch blüht noch die Hoffnung
Glücklicher Liebe. Versucht sie denn u. s. w.

Mit dem nach breiter Entfaltung strebenden epischen Versmaß verträgt sich dieser kurze Satzbau durchaus nicht. Doch das sind nur Nachlässigkeiten, die der sonst talentvolle Dichter bei einiger Aufmerksamkeit künftig leicht wird vermeiden können.

Ueber den „Ost- und Westpreußischen Musenalmanach" sind wir in der Lage und ziehen es vor, den Bericht eines unserer Blätter dann und wann mit Mittheilungen bedenkenden Mitarbeiters einzufügen. Des Verfassers Ansichten dürften zwar mit denen, welche in den Kreisen der kritischen Zunft vorherrschen, nicht immer ganz übereinstimmen; aber gerade dies ist ein Grund mehr, der uns bestimmt, den Bericht zu veröffentlichen. Er lautet:

„Die Frage, ob dieser Musenalmanach eine Berechtigung zu seiner Existenz hat, ist dadurch praktisch zu seinen Gunsten beantwortet, daß ihm bereits zum dritten male eine hinreichende Theilnahme von seiten des Publikums geworden ist. Anders ist diese Frage von einem oder zwei Recensenten des vorigen Jahrgangs entschieden worden; ob mit Recht oder Unrecht, das würde hier nicht zu erörtern sein, da wir nicht die Aufgabe haben, eine Kritik über Kritiken zu schreiben; dennoch wollen wir diese Gelegenheit ergreifen, um den Standpunkt, welchen wir bei der Beurtheilung solcher Erscheinungen für den richtigen halten, in der Kürze zu bezeichnen; und wenn wir dabei nicht die gravitätische Amtsmiene eines gestrengen Kunstrichters annehmen, sondern mit faltenloser Stirn und heiterm Blick auf die Sache schauen, so hoffen wir eben dadurch der Wahrheit näher zu kommen.

„Fast in jeder kritischen Anzeige neuer Gedichtbücher wird die Ueberschwemmung des Büchermarktes mit poetischen Erzeugnissen als ein Uebel der Zeit beklagt. Wir glauben, daß die Ankläger unrecht haben. Wem geschieht denn etwas Schlimmes mit den Hunderten und Tausenden von Gedichten, welche die letzten Jahrzehnde hervorgebracht haben? Den Dichtern selbst gewiß nicht; denn es gewährt ihnen ohne Zweifel einen nicht geringen Genuß, sich gedruckt zu sehen. Ebenso wenig dem Publikum; denn niemand ist durch ein staatliches, kanonisches oder moralisches Gesetz verbunden, Gedichte zu lesen; wer aber dergleichen gern hat, kann sich nur freuen, daß für die Befriedigung seines Geschmacks so reiche Tafeln gedeckt sind und sich stets mit frischer Speise füllen. Aber die Verleger, die häufig nicht auf ihre Kosten kommen? Nun, es ist ihre eigene Schuld, wenn sie schlechte Speculationen machen und Makulatur für ihr Geld drucken lassen; doch scheint es auch damit keine Noth zu haben, da sich immer noch eine beträchtliche Anzahl Verleger zu Gedichten von berühmten und unberühmten Verfassern findet, ungerechnet, daß wol die Mehrzahl dieser Artikel nicht auf Kosten der Verleger, sondern der Verfasser gedruckt wird. Fassen wir somit alle Interessenten ins Auge, so können wir in der That nicht einsehen, daß die Massenhaftigkeit der poetischen Production etwas Verderbliches sei; im Gegentheil erscheint sie als ein heilsames Gegengewicht gegen die materiellen Zeitbestrebungen. Wenn es nämlich wahr ist, daß fast die ganze civilisirte Menschheit von der Tarantel der Geldsucht gestochen ist und in wahnsinniger Hast das Goldene Kalb umtanzt, so müssen wir um so mehr darauf halten, daß die idealen Güter — und zu diesen gehört doch unstreitig die Poesie — nicht aus dem Curszettel gestrichen werden und auf dem Markt des Lebens noch Angebot und Nachfrage finden. Will man dagegen einwenden, daß eben nur das Höchste und Vollkommenste in der Dichtkunst von Werth sei und daß, wer dies nicht vollbringen kann, überhaupt nicht dichten müsse, so erscheint uns dies als überspannter Rigorismus. Sollen wir uns alle für impotent erklären, da Schiller und Goethe todt sind und da die Spätern sämmtlich hinter ihnen zurückstehen? Hat nicht neben dem herrlichen Park auch das freundliche Landhaus mit dem anmuthigen Gärtchen seine Reize? Oder — um den Gegenstand noch von einer andern Seite zu betrachten — verdient nur ein solcher Dichter Beachtung, der täglich Verse macht und dicke Bände von Poesien in die Welt schickt; kann nicht auch derjenige etwas Gutes hervorbringen, dem die Muse nur in seltenern glücklichen Stunden lächelt und der während eines ganzen Jahres vielleicht nur drei oder vier Gedichte schreibt? Zu dieser Kategorie gehört die Mehrzahl der Verfasser des vorliegenden Musenalmanachs: vieles von dem, was sie liefern, wird unsere letztere Frage bejahen lassen; denn das Tüchtige und Wohlgelungene überwiegt darunter das Schwache und Verfehlte. In der Mannichfaltigkeit der dargebrachten Gaben finden sich zahlreiche Lieder von zarter und inniger Empfindung, sowie manche heitere, einem frischen Humor entsprungene Dichtung; neben den weichen und süßklingenden Tönen, welche besonders mehrere von den Dichterinnen anstimmen, erschallt kräftiger, männlicher Gesang, der seine Stoffe bald aus dem grauen Alterthum des Landes entnimmt, bald die großen Erscheinungen der Neuzeit feiert und von patriotischer Begeisterung erfüllt ist, oder von leichtern Schwingen bewegt, in lebenslustigem Jubel dem unerschöpftichen Thema der Poeten, der Liebe und dem Weine huldigt. In allen diesen Richtungen fehlt es hier nicht an recht ansprechenden Leistungen und nicht wenige Beiträge genügen auch den höhern Ansprüchen der poetischen Kritik, wie z. B. von Rudolf Gottschall («Im Remter zu Marienburg»), August Müller («Wer schläft dort?»), Mary Belling («Es hat der Herbst für dich»), Eduard Hejnel, Bertha B., Luise von Duisburg («Der Schlafende»), A. («Der Lebensmüde»), Gustav Ludwig («Am Meeresstrand»), Henriette Laudien, Ludwig Kuhls («Liebesdank»), Theobald Rehbaum («Sommerfäden»), Julius Lehmann («Oppem Geborbsbach»), Rudolf Reusch, Erwin Schlieben («Das Aelternhaus»), August Lehmann («Kaiser Karl und das Dorfschulmeisterlein», «Die Brücke bei Dirschau»); August Schreiner («Winterlust»); Franziska Gräfin Schwerin, Julie Stahl, Emilie W. («Jüngst fragtest du, was Poesie wol sei»), Amalie und Ottilie Zimmermann, Karl Weishaupt («Allein, allein»).

„Zum Schlusse erlauben wir uns noch einige Worte über den von sehr achtbarer Seite gegen provinzielle Musenalmanache erhobenen Vorwurf, daß sie den Particularismus befördern. Nach unserer Meinung sind dieselben zu harmlos, um die deutsche Einheit in irgendeiner Weise zu beeinträchtigen; wenigstens ist uns in dem preußischen Almanach keine Spur von separatistischem Dünkel oder von bissiger Polemik gegen andere Theile des deutschen Vaterlandes vorgekommen. Die Sonderung der Dichter nach Provinzen ist an sich etwas Unschädliches und gestaltet sich ganz natürlich, wo es der persönlichen Anregung und der örtlichen Nähe der Zusammenwirkenden bedarf, um ein literarisches Unternehmen dieser Art zu Stande zu bringen. Diese Sonderung hat aber auch einen Vortheil, den wir nicht gering anschlagen möchten: es wird nämlich dadurch manches Bedeutungsvolle, was auf andere Weise kaum aus den Grenzen eines engern Kreises heraustreten und der Vergessenheit anheimfallen würde, durch das Medium der Poesie zur allgemeinern Kenntniß gebracht und in wohlverdientem Andenken erhalten. Wir rechnen dahin das Sagenhafte, selbst das Anekdotische, was sich im provinziellen Leben an denkwürdige Erscheinungen knüpft, und verweisen beispielshalber auf einen poetischen Beitrag von August Lehmann. Es ist ein Gelegenheitsgedicht im besten Sinne des Worts und gründet sich auf die wahre Begebenheit, daß der Mann, welchem bei dem Riesenbau der Weichselbrücke das mit der schwersten Verantwortlichkeit verbundene Geschäft oblag, alle einzelnen Theile des Gitterwerks in ihren gegenseitigen Verhältnissen aufs genaueste zu berechnen, ein Opfer seines unermüdlichen Denkens und Arbeitens wurde und der es wohl werth ist, daß die Poesie, eine ihrer edelsten Pflichten erfüllend, sein Grab mit einem Kranze schmückt.

Die Brücke bei Dirschau.

Der Mathematikus.

Krank liegt beim Lampenschimmer
Der Mathematikus;
Sein Rechnen hat ein Ende,
Er kam zum rechten Schluß.

Was er so klug berechnet,
Wohl ist's nun ausgeführt:
Vollendet steht die Brücke,
Er hat genug studirt.

Doch seine Nerven zittern
In fieberhafter Glut,
Und gaukelnde Rechengeister
Umdüstern ihm den Muth.

Sie schweben in bunten Gestalten
Und tanzen dahin und daher,
Und jauchzen empor zu den Sternen
Und sinken stumm in's Meer.

Da tritt der Bauherr freundlich
Zu ihm ins Kämmerlein:
«Sei fröhlich, lieber Meister,
Wir woll'n des Werks uns freun!» —

«Und wenn die Kunst nicht reichte?»
Spricht jener zweifelnd drauf;
«Ohn' Irren, ohne Wanken
Ist nur der Sterne Lauf!» —

«O sei getrostes Muthes!
Die Kunst hat sich bewährt,
Und morgen rollen Massen
Den Weg, den wir gelehrt.» —

„Und wenn die Rechnung irrte
Auch nur um Einen Zoll?
Und wenn die Hoffnung täuschte
Die meinen Busen schwoll?» —

«Laß ab, du lieber Meister,
Von deinem Traumgebild!
Der frohe Morgen lächelt
Bald hold und licht und mild.»

Und Phöbus lenkt seinen Wagen
Am Himmelszelt herauf,
Und über die Wunderbrücke
Da zieht's in schwerem Lauf:

Voran das Dampfroß keuchend,
Der Zug lang hinterher —
Triumph! Es ist gelungen!
Dem Meistern Ruhm und Ehr'!

Die frohe Kunde dringet
Gar schnell von Mund zu Mund.
Nun, guter Rechenmeister,
Nun wirst du wol gesund!

Und als sie jubelnd eilen
Ins ferne Kämmerlein:
Die Seele war geschieden
Im goldnen Morgenschein."

Wir wollen diesem Berichte unsererseits nur noch die Bemerkung hinzufügen, daß das mehrjährige Bestehen des Altpreußischen Dichtervereins und sein einträchtiges Wirken unserer erst in Nr. 10 ausgesprochenen Ansicht, als ob in Deutschland zur Zeit die Bedingungen für dauerhafte Dichtergenossenschaften solcher Art fehlten, zu widersprechen scheint. Wir hatten jedoch dabei nur allgemein deutsche Dichtervereine im Sinne; in provinzieller Begrenzung und unter Dichtern, unter denen keiner ein sehr drückendes Uebergewicht behauptet, mögen solche Dichtervereine allerdings für eine Reihe Flitter- und Honigjahre wol möglich sein.

Dem „Ost- und westpreußischen Musenalmanach" liegt das „Poetische Jahrbuch aus Rußland" oder „Die Schneeflocken" ebenso nahe als die russischen Provinzen, die darin wol hauptsächlich vertreten sind, jenen östlichsten Provinzen der preußischen Monarchie nahe liegen. Der „Zweite Winter" dieses Jahrbuchs enthält unter anderm auch Beiträge von zwei inzwischen Verstorbenen, Max Cambecq und Friedrich Hinze, deren schriftlicher Nachlaß den Herausgebern zur Verfügung gestellt war. In dem Vorwort wird von ihnen gesagt: „Die freundlichen Landschaftsbilder des im frühesten Mannesalter gestorbenen Cambecq, seine ebenso naiven als phantastischen Schilderungen aus dem Kleinleben der Natur, werden sich, so hoffen wir, nicht weniger Freunde erwerben als die aus gereifterm Gemüthe entsprungenen, klar und scharf gedachten Schöpfungen Hinze's, der, im Leben wie im Dichten ein Jünger heiterer Lebensweisheit, die irdischen Dinge bald mit dem Auge des lachenden Philosophen behandelte, bald mit dem Wohlgefallen einer gesunden Menschennatur genoß." Von Cambecq erwähnen wir ein burlesk-pittoreskes Gedicht: „Der Frühling und die Lappländer", welches beginnt:

Am Eismeer, wo die Möven schrein,
Der Winter wird geboren;
Da stehen die Lappländer dünn und klein
Und sehen in die rothe Sonne hinein,
Die ihre Strahlen verloren.

Sie glotzen die feurige Kugel an
Und hauchen sich in die Hände u. s. w.

Die Lappländer sind sehr erfreut, daß nun endlich der Lenz beginnt, und begrüßen die so lange entbehrte Sonne mit einem Trunk frischen Seehundsthran; da kommt ein Schneesturm und bedeutet der Sonne, daß er hier allein der Herrscher sei. Nun schließt das Gedicht:

Die Sonne wird vor Aerger klein,
Die Seehunde blöken heiter;
Die Lappländer friert es im Sonnenschein
Sie kriechen in die Hütten hinein,
Und der arme Frühling zieht weiter.

Die Lappländer schauen ihm lange nach,
Er wirft seinen letzten Funken;
Sie denken über ihr Schicksal nach
Und haben heut, wie alle Tag',
In Thran sich voll getrunken.

Die Gedichte Hinze's entwickeln einen derben, gesunden, lebensfrischen, doch zuweilen nicht sehr geschmackvollen Humor. In dem unvollendet gebliebenen komisch-satirischen Heldengedicht „Prinzessin Kardia" schildert der Verfasser den Sturz der Königin Ratio, worauf Prinzessin Kardia den Thron besteigt:

Es hieß gar bald von Kardia:
„Elle règne, mais ne gouverne pas!"
Wie in der Magna-Charta.

Die Tendenz des Gedichts ist hierin deutlich genug ausgesprochen. Das Reifste lieferte Friedrich Meyer von Waldeck in seinem epischen Gedichte „Don Juan", wovon der vierte Gesang hier mitgetheilt ist. Die Dichtung, deren Held der berühmte Don Juan d'Austria ist, besteht aus einzelnen beschreibenden Gedichten in wechselnden Versmaßen; Form, Vers und Reim sind mit bemerkenswerther Gewandtheit behandelt; die Schilderungen lebendig, voll Glanz und Anschaulichkeit. Der Dichter schildert z. B. den Marsch des Christenheers durch die glühende Wüste:

Der Sonnenball hebt sich am blauen Rund,
Und seine hellen Strahlenspitzen
Wirft grell zurück der heiße, gelbe Grund
Und wandelt sie zu glüh'nden Feuerblitzen.

Kein Hügel, keine Wolke — Licht, nur Licht,
Der Blick fühlt seine Kraft ermatten,
Kein Grashalm, der die Flammenpfeile bricht,
Vergebens sucht das Auge Schatten — Schatten!

— — — — — — — — — —

Und wolkenlos hebt sich des Himmels Dom,
Still ist es über Meer und Küste,
Und stet und lautlos, gleich dem dunkeln Strom,
Wälzt sich das Heer der Franken durch die Wüste.

Da blitzt's und flimmert's an dem Horizont,
Und Thürme und Paläste ragen,
Von goldner Kuppel Wölbung übersonnt,
Die laubgeschmückte, schlanke Säulen tragen.

Und Bäche rieseln von umbuschter Höh',
Im Winde flüstern Sykomoren,
In kühlen Wellen spielt der blaue See
Bis zu den palmenüberwachsnen Thoren.

Und aus der Pforte strömt der Krieger Schar,
Ein flimmernd Meer von Lanzenspitzen,
Dem Emir trägt das Schild der Tschokodar
Und läßt es in dem Glanz der Sonne blitzen.

Das Heer glaubt erfreut Tunis und den Feind vor sich zu sehen; aber es war nur eine Luftspiegelung; denn plötzlich zittert's

in der lichtgetränkten Luft,
Es schwinden Thürme, Quellen, Bäume,
Und Thor und See löst sich in hellen Duft
Und Roß und Mann verwehn in leere Räume.

Und wieder stürzen Licht, Durst und Glut „mit neuem Grimm sich auf die Krieger". Außerdem enthält dieser Musenalmanach Beiträge von Karl von Bursſy, F. A. Gelbcke, A. Tollert, der unter anderm den Rheinwein besingt, welcher vom

„freien deutschen Rhein deutschen Muth und deutsche Kraft" bringe, und Ludwig Osten. Unter den Liebesliedern des letztern finden sich einige sehr sinnige, wie die mit dem Anfange: „Ob ich dich liebe?" „Dein Leben ist der Liebe Bild", „Bist du die Welt, daß ich die Welt in deinem Wesen finde?" u. s. w. Folgendes mit Wortgleichklängen eigenthümlich-künstlich spielende kleine Gedicht theilen wir hier mit:

In einem Augenblick,
Wo deiner Augen Blick
Mich traf und deines Grußes süßes Wort —
Bebt' ich vor Liebesglück,
Und trug ein liebes Glück
In stillentzückter Seele mit mir fort,

Es schwebt' dein Angesicht,
Dein Bildniß, an Gesicht,
Wuchs und Geberde lieblich, engelrein,
Vor mir im Abendlicht,
Da ward der Abend licht
Und bleich am Himmel all' die Sternelein.

Was auch die Gegner moderner Lyrik sagen mögen, so ist es doch ein erfreulicher Gedanke, daß auf den Schallwellen dieser Lyrik deutsche Sprache und deutsche Empfindung, deutscher Ernst und deutscher Scherz, deutsche Liebe und deutscher Zorn bis in den Mittelpunkt Rußlands fortgepflanzt werden. Begrüßen wir daher diese „Schneeflocken" lieber als Blütenflocken, welche nicht ein Schneesturm, sondern ein prophetischer Frühlingshauch von dem russischen Zweig am Riesenbaum deutscher Lyrik zu uns herüberweht. **Hermann Marggraff.**

Schleiermacher's Briefwechsel.

Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. Zwei Bände. Mit Schleiermacher's Bildniß. Berlin, Reimer. 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Es ist gegenwärtig eine sehr beliebte Manier, einem Manne, der sich in dem öffentlichen Leben irgend bemerkbar gemacht hat, zumal Schriftstellern und Dichtern, deren Hinterlassenschaft zu Untersuchungen immer aufs neue einladet, womöglich bis zur Ammenbrust und bis zum Wickelbande mit dem Scharfsinn eines geheimen Polizeiagenten nachzuspüren. Allerdings mögen derartige Bestrebungen in den meisten Fällen, wenn auch nicht immer eine immerhin anerkennungswerthe Pietät gegen ein verdienstvolles Wirken und Schaffen bekunden, auch kann nicht verkannt werden, daß auf diesem Wege die Literatur manche Bereicherung erfahren hat, für die man denen, welchen sie zu verdanken ist, dankbar sein muß. Allein andererseits kann es nicht in Abrede gestellt werden, daß der Eifer, Biographien zu schreiben, Briefsammlungen bekannter Todten herauszugeben, überhaupt biographisches Material zusammenzustellen, häufig auch viel Seetang zu Tage gefördert hat, einen übergroßen Haufen Spreu, in welchem die Fruchtkörner gar spärlich vertheilt sind. An Biographien und Büchern, welche zu jenen das Material hergeben wollen, haben wir Ueberfluß, dagegen Mangel an wirklich brauchbaren und guten derartigen Arbeiten. Sehr natürlich und leicht begreiflich! Blöde und schwache Augen, meint Thomas Carlyle, pflegen meistens gerade diejenigen zu sein, welche glänzende Gegenstände vorzugsweise lieben, und nicht sobald ist die letzte Scholle Erde auf den Sarg eines namhaften Todten geworfen, und schon stürzt ein Schwarm kleiner Menschen diensteifrig herbei, um mit der Sehkraft, die ihnen beschieden, herumzublinzeln und herumzuspähen, bis sie gefunden und gesammelt, was als eine leibliche Lebensgeschichte ausgegeben werden kann. Es sollte anders sein. Wir sind versucht zu behaupten, es gelte von der Biographie als Kunstwerk etwas Aehnliches wie von Homer, von dem man gesagt, er sei der leichteste und gleichzeitig der schwierigste Dichter. Jedenfalls macht die Biographie Anforderungen an bedeutende Kräfte, sie hat zu ihrer Voraussetzung nicht eine bescheidene, sondern eine sehr geschärfte Sehkraft, wenn anders das gelieferte Werk ein wohnliches Gebäude, nicht ein architektonisches Räthsel sein soll.

Auch die beiden Bände „Aus Schleiermacher's Leben", die halb Briefsammlung, halb Biographie sind, wird man trotz des mannichfach bedeutsamen Inhalts nur mit theilweiser Befriedigung aus der Hand legen.

Schleiermacher's Hinterbliebene waren schon oft aufgefordert, die zahlreichen Briefe aus dem Nachlasse des Todten der Oeffentlichkeit zu übergeben. Verschiedene Bedenken hielten die Familie ab, dem Wunsche nachzukommen. Zunächst trug die große Mehrzahl der vorhandenen Briefe einen reinen Privatcharakter; Schleiermacher hat wenige Briefe geschrieben, in welchen Fragen der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens vorzugsweise behandelt werden, und nur solche interessiren doch vor allem den wirklich gebildeten Theil des Publikums. Freilich fehlen auch in den Privatbriefen die Beziehungen auf das öffentliche Leben und die Wissenschaft nicht ganz; sie blicken überall durch. Denn Schleiermacher wurde auf das lebendigste von Jugend auf von allem berührt, was in dem öffentlichen Leben vorging, und war stets dahin gerichtet, nicht isolirt für sich zu leben, sondern in dem Ganzen und für das Ganze, und es gilt wol von ihm ganz besonders, daß sein Leben in der Wissenschaft und sein eigenstes persönliches — Theorie und Praxis — stets nach einer völligen Uebereinstimmung strebten. Wir werden auf solche Briefe zurückzukommen haben. Eine andere Erwägung gegen die Veröffentlichung von Schleiermacher's vertrauten Mittheilungen war, daß dieselben fast ausschließlich in eine frühere Lebensperiode Schleiermacher's fallen, aber aufhören, nachdem er einen Hausstand gegründet hatte und gleichzeitig einen Wirkungskreis fand, welcher alle seine Kräfte und Thätigkeit auf eine Weise in Anspruch nahm, die ihm kaum Zeit gelassen haben würde, fortan mit seinen Freunden schriftlich wie früher zu verkehren, wenn er auch das Bedürfniß dazu gehabt hätte. Trotzdem hat sich die Familie jetzt zur Herausgabe der lange verschlossenen und gehüteten Papiere entschieden; der entscheidende Grund war nach der vorausgeschickten Erklärung der Umstand, daß inzwischen schon von anderer Seite (es wird wol W. Gaß' „Friedrich Schleiermacher's Briefwechsel mit J. Chr. Gaß", Berlin 1852, gemeint) manches, aber sehr lückenhaft gegeben war, und daß es deshalb angemessen erscheinen mußte, durch ausführlichere Mittheilung jene Lücken zu ergänzen und dadurch die Möglichkeit zu gewähren, Schleiermacher's innern Entwickelungsgang, soweit er in dem Verkehr mit den befreundeten Menschen hervortritt, wenigstens für einen Theil seines Lebens jedenfalls klarer und mehr im Zusammenhange zu verfolgen, als es bisher geschehen konnte.

Jeder der beiden Bände zerlegt sich in zwei Hauptabschnitte. Der erste Band, von Schleiermacher's Kindheit bis zu seiner Anstellung in Halle im October 1804 reichend, besteht aus dem Abschnitt: „Von Schleiermacher's Kindheit bis zu seiner Anstellung in Landsberg und dem Tode seines Vaters im Herbste 1794", und aus dem zweiten: „Vom Jahre 1794 bis zu Schleiermacher's Anstellung in Halle, October 1804". Die beiden Abschnitte des zweiten Bandes überschreiben sich: „Von Schleiermacher's Anstellung in Halle bis zu seiner Verheirathung im Mai 1809" und „Von Schleiermacher's Verheirathung bis an sein Lebensende, den 12. Februar 1834." Vorausgeschickt ist dem ersten Abschnitt des ersten Bandes ein autobiographisches Fragment, welches für die Correspondenz ein besonders schätzenswerther Commentar und aus dem einige Mittheilungen unsern Lesern nicht unerwünscht sein dürften. Wir werden diese Mittheilungen derartig halten, daß wir mit denselben die Besprechung der in die einzelnen Epochen fallenden Briefe verbinden.

Nach diesen handschriftlichen Aufzeichnungen, die Schleiermacher im April 1794 auf amtliche Veranlassung geschrieben, war er am 21. November 1768 zu Breslau geboren, wo sein Vater damals als reformirter Prediger wirkte. Die Tage der ersten Kindheit wollen wir übergehen. Der Knabe galt für einen hellen, aufgeweckten Kopf, namentlich machte er im Lateinischen auffallende Fortschritte. Er selbst nahm das

Lob, das ihm allseitig zu Theil ward, nicht ohne Genugthuung, aber auch nicht ohne Zweifel hin. Wenn er das, was er in der Schule in abgerissenen Stücken gelesen hatte, für sich in ein Ganzes zusammenfassen wollte, so gelang es ihm, weil er von den nöthigen Vorkenntnissen zu sehr entblößt war, fast nie, sich die Sache lebendig zu machen, was ihn nicht wenig beunruhigte, und da er bei seinen Gespielen von dieser Unruhe nichts merkte, so fing er an, gewaltig an der gepriesenen Größe seiner natürlichen Fähigkeiten zu zweifeln und schwebte beständig in der Angst, daß andere diese unliebsame Entdeckung mit der Zeit auch machen würden. Sein Unterricht war übrigens so unwissenschaftlich und mangelhaft als möglich. Naturgeschichte lernte er nur aus dem Kinderfreund kennen. Er erschrak bisweilen, daß er nicht begreifen konnte, wie das Wasser kocht oder friert, wovon er glaubte, daß es jeder Mensch um ihn her wüßte. Der Geschichte konnte er nicht den mindesten Geschmack abgewinnen; ihr ermüdend trockner Vortrag verursachte ihm tödliche Langeweile und es kostete ihn schreckliche Mühe, die vier Weltmonarchien und die Reiche der persischen Könige in ihrer Ordnung zu behalten. Die Versetzung des Vaters von Breslau nach Pleß und dann nach der Colonie Anhalt war für die wissenschaftliche Ausbildung des Knaben eben auch nicht förderlich; der Vater beschäftigte sich wol in freien Stunden mit dem Unterrichte des Sohnes, aber die Lehrstunden wurden nur zu oft durch Amtsgeschäfte unterbrochen. Von seinem zwölften bis vierzehnten Jahre fiel Schleiermacher einem Schüler Ernesti's in Pleß in die Hände, zu dem ihn der Vater, das Unzureichende seines eigenen Unterrichts erkennend, in Pension gethan; Tag und Nacht exercirte der neue Pädagog mit völliger Vernachlässigung jeder andern Disciplin die classischen Sprachen. Wohl bewandert mit diesen kam Schleiermacher im Jahre 1783 in das Pädogogium zu Niesky, einer Quäkeranstalt, wohin ihn der streng religiöse Vater that, weil er auf andern Schulen den Religionsunterricht vernachlässigt und die Schüler deshalb dem sittlichen Verderben preisgegeben glaubte. Mit voller Hingabe schloß sich Schleiermacher an einen Mitschüler, den nachmaligen Bischof der Brüdergemeine, an Albertini. Beide studirten auf das fleißigste zusammen; man nannte sie Orest und Pylades. System war gerade nicht in den Studien der jungen Leute: „Unsere literarischen Unternehmungen waren kolossalisch und abenteuerlich, aber, obgleich sie nicht nach Verhältniß ihrer Mühseligkeit und unsers Zeitaufwandes nutzen konnten, so waren sie doch nicht fruchtlos. Nur mit Hederich's Lexikon und der Merk'schen Grammatik ausgerüstet, warfen wir uns auf die griechischen Dichter und verschlangen mit einer verhältnißmäßig sehr großen Rapidität den Homer, Hesiod, Theokrit, Sophokles, Euripides und Pindar. Daß wir vieles nicht verstanden, machte uns nicht irre; wir wußten wol, daß es mancherlei Hülfskenntnisse geben mußte, die uns fehlten, aber wir hatten genug an dem, was wir verstanden und hofften auch uns selbst immer mehr Licht zu verschaffen. Eine Lection über die griechischen Alterthümer hatten wir nie gehört, aber wir machten selbst nach und nach allerlei Entdeckungen und schrieben mit großem Triumph Abhandlungen, strotzend von Citaten, die nichts enthielten, als was die ganze Welt wußte. Noch lächerlicher war eine mit Danz' Grammatik und Stock's Lexikon ohne alle hier so unumgänglich nothwendige Vorkenntniß unternommene Lectüre des Alten Testaments, wo wir nicht eher als in den Finsternissen des Ezechiel stecken blieben u. s. w." Von dem Pädagogium wurde Schleiermacher gleichzeitig mit dem Freunde im Jahre 1785 nach dem Seminar zu Barby versetzt, der Universität der Brüdergemeine. Hier galt eine klosterartige Strenge, welche den aufstrebenden Geist Schleiermacher's vielfach beengte und bedrückte; die freie Forschung, bis herab auf die Lectüre, war eingeschränkt: „Die Untersuchungen der neuern Theologen über das System und der Philosophen über die menschliche Seele kamen uns nicht zu statten, denn wir hörten wol beiläufig, daß so etwas in der Welt geschah, aber den Inhalt davon konnten wir nur aus dem errathen, was wir selbst entdeckten. Wir frevelten wol, indem wir uns durch meilenweite heimliche Gänge oder durch verbotene Correspondenz Bücher aus dem Index verschafften, aber es waren nur Wieland's Gedichte und Goethe's Werther u. s. w."

Nach längern innern Kämpfen kam Schleiermacher zu dem Entschluß, das Institut zu verlassen und die Universität Halle zu beziehen. In dem vorliegenden Briefwechsel bilden die Schreiben, die über diese Angelegenheit zwischen Vater und Sohn ausgetauscht wurden, eine der interessantesten Partien; die Denkungsart beider wird durch diese Briefe ungemein charakterisirt. Er möchte gern Theologie studiren, hatte Schleiermacher nach Hause geschrieben, und zwar recht von Grund aus; aber er werde das nicht von sich rühmen können, wenn er von Barby fortkomme, und daran sei die vor geschriebene große Einseitigkeit der Lectüre schuld. Sofort versichert ihn der Vater, er verliere nichts, wenn ihm auch die Einwendungen und Erklärungen der Neuern unbekannt blieben. „Vermeide diesen Baum des Erkenntnisses und die gefährlichen Lockungen zu demselben unter dem Scheine der Gründlichkeit.... Ich habe fast alle Widerlegungen des Unglaubens gelesen; sie haben mich aber nicht überzeugt, sondern ich hab's erfahren, daß der Glaube eine Regale der Gottheit und ein zu lauteres Werk ihres Erbarmens sei." Darauf antwortet der Sohn: „.... Der Glaube ist eine Regale der Gottheit, schrieben Sie mir. Ach bester Vater, wenn Sie glauben, daß ohne diesen Glauben keine, wenigstens nicht die Seligkeit in jenem, nicht die Ruhe in diesem Leben ist, als bei demselben, und das glauben Sie ja, o, so bitten Sie Gott, daß er mir ihn schenke, denn für mich ist er jetzt verloren. Ich kann nicht glauben, daß der der ewige, wahre Gott war, der sich selbst nur den Menschensohn nannte; ich kann nicht glauben, daß sein Tod eine stellvertretende Versöhnung war, weil er selbst es nie ausdrücklich gesagt hat, und weil ich nicht glauben kann, daß sie nöthig gewesen.... Zweifel stürmten ehemals auf Sie los, als jetzt auf mich, und doch sind Sie noch der geworden, der Sie noch jetzt sind; denken Sie, hoffen Sie, glauben Sie, daß es mir ebenso gehen kann, und seien Sie versichert, daß ich mich, solange ich auch nicht mit Ihnen eines Glaubens bin, doch immer befleißigen werde, ein rechtschaffener und nützlicher Mensch zu werden, und das ist doch die Hauptsache." Der Brief schließt mit der dringend wiederholten Bitte um Einwilligung zu der beabsichtigten Uebersiedelung nach Halle. Daß die Einwilligung dem Vater nicht leicht wurde, zeigt der vom 8. Februar 1787 datirte Brief, aber die Einwilligung wurde doch ertheilt: „O du unverständiger Sohn!" hebt der alte Pastor an, „wer hat dich bezaubert, daß du der Wahrheit nicht gehorchest? welchem Christus Jesus vor die Augen gemalt war, und nun von dir gekreuzigt wird.... So gehe denn in die Welt, deren Ehre du suchst. Siehe, ob deine Seele von ihren Träbern kann satt werden, da sie die göttliche Erquickung verschmäht, welche Jesus allen nach ihm dürstenden Herzen schenkt. Hast du nie ein Tröpflein Balsam aus seinen Wunden gekostet?.... Mein Herz zittert, zittert unter der Ahnung, daß die liebreichen Warnungen eines für dein Wohl zärtlich besorgten Vaters, ja sogar deine eigenen Erfahrungen ohne Frucht sein werden, denn die Verblendung deines Sinnes ist schon zu groß; nur du mein Gott und Heiland! kannst diesem armen Blinden die Augen öffnen" u. s. w.

In Halle fand Schleiermacher an dem Professor Stubenrauch, einem Oheim von mütterlicher Seite, einen väterlichen Freund, der sich des jungen Studenten auf das wärmste und liebvollste annahm. In die Studien des letztern wollte noch immer keine rechte Einheit kommen; nach dem eigenen Eingeständniß schadete ihm am meisten der Eigendünkel, der den Autodidakten eigen zu sein pflegt. Sie wollen immer bei der Manier bleiben, durch die sie mit großem Aufwand wenig erworben haben; sie verachten das Lernen und meinen, es käme gar nicht darauf an, was man wisse, sondern wie man es wisse. Uebrigens ließ auch der kurze Aufenthalt von kaum zwei Jahren auf der Universität kein anderes als ein blos fragmentarisches Studium bei Schleiermacher zu; wie tief er den Mangel fühlte, zeigen die nach Hause gerichteten Briefe. Nach den akademi-

schen vier Semestern lebte er ein Jahr bei dem Oheim Stubenrauch, welcher unterdeß seine Professur mit der Predigerstelle zu Drossen in der Neumark vertauscht hatte. Dort bemühte sich Schleiermacher, den fragmentarischen Kenntnissen, die er in den theologischen Wissenschaften erworben hatte, hier und da eine Ergänzung und überhaupt mehr innern Zusammenhang zu geben, mit gutem Erfolge, denn das Examen pro licentia, welches er im Sommer 1790 bestand, absolvirte er so gut, daß der Hofprediger Sack ihm sofort eine Hofmeisterstelle bei dem Grafen Dohna zu Schlobitten in Preußen verschaffte. Zwei und ein halbes Jahr verblieb er in dieser Stellung, die in vielfacher Hinsicht eine äußerst angenehme war. Die Grafen Dohna gehören zu dem ältesten, reichsten und geachtetsten Adel in Preußen. Die Briefe aus der Periode athmen sämmtlich volle Zufriedenheit, doch vermißt man manches in ihnen, was man vielleicht zu finden erwartet hätte. Er hält fast durchgehends mit Urtheilen über Persönlichkeiten zurück, über die wir gern ein Urtheil von ihm haben möchten. So schreibt er z. B. dem Vater von seinem ersten Besuch in Königsberg, er sei bei dieser Gelegenheit bei verschiedenen Professoren, auch ein „halbes Stündchen" bei Kant gewesen. Aber über die Unterredung, über den Eindruck, den Kant auf ihn gemacht, giebt er nur folgende Andeutung: „Ein halb Stündchen habe ich bei Herrn Kant und ein paar andern Professoren zugebracht. Um des halben Stündchens willen werden Sie es mir leicht verzeihen, daß ich nicht mehr von ihnen sage; denn was kann man in einer so kurzen Zeit anders sehen, als ob die großen Männer ihren Kupferstichen und Gipsbüsten ähnlich sind oder nicht, und ob die Beschreibungen, die man von ihnen gehört, und die Vorstellungen, die man sich von ihnen gemacht, zutreffen oder nicht." Ob er bei einer spätern Gelegenheit Kant aufgesucht, bleibt ungewiß; er erwähnt ihn nicht mehr. Ziemlich komisch ist die Furcht und das Vorurtheil, das sich in einem gleichfalls an den Vater gerichteten Briefe gegen die Freimaurerei ausspricht. Auf einem benachbarten Gute hat Schleiermacher die Bekanntschaft eines andern Hofmeisters gemacht, dessen Wesen ihn anzieht. Aber „der Mann gehe auch durch böse Gerüchte, er ist — maçon und eins von den Häuptern einer gewissen société, die gemeiniglich mit dem Namen Gichtelianer belegt werden". Da der Betreffende einst in Glatz gelebt, so erkundigt sich Schleiermacher, ob der Vater vielleicht etwas Näheres über denselben wisse. Mitunter begegnen wir Stellen in der Correspondenz, welche Dinge behaupten, deren factische Unrichtigkeit offenbar; unter anderm klagt Schleiermacher, daß er einen guten Theil seines Honorars auf den Ankauf von Büchern werde verwenden müssen: „selbst in Königsberg hat kein einziger Gelehrter eine Bibliothek". Das ist denn doch eine zu starke Hyperbel. Viel und angelegentlich beschäftigte den jungen Pädagogen die Französische Revolution: „Offen", heißt es in einem Briefe an den Vater, „wie ich mit allen meinen Gesinnungen gegen Sie herausgehe, scheue ich mich gar nicht Ihnen zu gestehen, daß ich die Französische Revolution im ganzen genommen sehr liebe, freilich, wie Sie es wol ohnehin von mir denken werden, ohne alles was menschliche Leidenschaften und überspannte Begriffe dabei gethan haben, und was, wenn es sich auch in der Reihe der Dinge als unvermeidlich darstellen läßt, doch nicht als gut gebilligt werden kann, mit zu loben, und noch vielmehr ohne den unseligen Schwindel, eine Nachahmung davon zu wünschen und alles über den Leisten schlagen zu wollen" u. s. w. Mit großer Entschiedenheit nennt er die Hinrichtung des Königs eine Barbarei. „Aber so sehr", fügt er hinzu, „als ich mich an der Sache selbst geärgert habe, habe ich mich über die Art geärgert, wie ich so viele Menschen darüber habe urtheilen hören. Manche verdammen die Handlung nur deswegen, weil er ein gesalbtes Haupt ist, andere entschuldigen die Sache mit der Politik und ihr Abscheu betrifft nur das verfehlte Decorum, und was dergleichen schiefe Urtheile mehr sind. Ich habe mich dabei oft aufgeführt, wie die Stimme des Predigers in der Wüste, und ist mir auch gerade so gegangen. Wenn ich den Leuten das Wahre vorhielt, daß keine Politik in der Welt zum Morde berechtige und daß es infam sei, einen Menschen zu verdammen, dem nichts erwiesen sei, so hatten sie dazu keine Ohren; wenn ich ihnen aber das Falsche ihrer Gründe vorhielt, daß, wenn die Todesstrafe überhaupt etwas Rechtmäßiges sei und Ludwig etwas verbrochen hätte, was er den Gesetzen gemäß verdiente, das Gesalbtsein seiner Verdammung weiter nicht hinderlich wäre; wenn ich ihnen sagte, daß das Decorum im Grunde nur eine Kleinigkeit sei und nichts darauf ankomme, wer ihm die Haare abgeschnitten habe, so wollten sie sich kreuzigen und segnen und schrien mich gar für gefühllos aus. So ist es mir in der ganzen französischen Sache schon bei tausend malen gegangen." Indeß nicht bei der „französischen Sache" allein sollte es ihm so ergehen; auch in der Dohna'schen Familie erregte die Lebhaftigkeit und der Eifer, mit dem er seine Anschauungen von Unterricht und Erziehung vertheidigte, Anstoß. Es kam zu Erörterungen und Debatten zwischen ihm und dem Grafen, die nicht selten einen sehr leidenschaftlichen Charakter trugen, und bei einer solchen erhielt er den Abschied. „Ein adeliches militärisches Wort nimmt sich nicht so leicht zurück", benachrichtigt er den Vater, und da es seinem Ehrgefühl widerstrebte, die Vermittelung der Gräfin nachzusuchen, welche sehr leicht ein Arrangement und gerne zu Stande gebracht haben würde, so sei er abgereist. Der Brief, welcher die Vorgänge erzählt, enthält ein Selbstbekenntniß, welches für die Beurtheilung von Schleiermacher's geistiger Eigenthümlichkeit, überhaupt für das Verständniß seines Charakters von Wichtigkeit ist: „Was es mich kostet, von hier zu gehen, weiß hier so keiner, indem ich mich immer wenig über meine Gefühle ausgelassen habe. Auch das ist für das Fortkommen in der Welt ein Fehler, der aber zu tief in meinem Charakter liegt: ich hasse das Schwatzen bis in den Tod; wer nicht sehen kann, was in mir vorgeht, dem werde ich es niemals auskrähen, und das Sprechen von Empfindungen ist bei mir schlechterdings nur für die Abwesenden, die aus meinem Betragen nichts davon sehen können."

Bald nach seiner Rückkunft aus Preußen öffnete sich Schleiermacher eine andere Laufbahn; er wurde Mitglied eines Seminars für gelehrte Schulen, welches der Oberconsistorialrath Gedicke in Berlin leitete, und zugleich Lehrer an dem dortigen Kornmesser'schen Waisenhause. In beiden Verhältnissen blieb er jedoch nur ein halbes Jahr; er wurde zum Prediger nach Landsberg an der Warthe berufen. Bis zu dieser Berufung reichen die handschriftlichen autobiographischen Aufzeichnungen, denen wir bisher gefolgt sind. In Landsberg blieb Schleiermacher bis zum Jahre 1796, wo er Prediger an der Charité in Berlin wurde; dann ging er 1802 als Hofprediger nach Stolpe, welches er im October 1804, als Professor und Universitätsprediger nach Halle berufen, verließ. Aus der Zeit vom October 1794 bis August 1797 sind Briefe nicht vorhanden, dagegen finden sich aus den Jahren 1797—1802 fortgesetzte ausführliche Mittheilungen, namentlich an seine Schwester Charlotte, eine echte Herrnhuterin, die Schleiermacher innig liebte und mit der er in einem ähnlichen Verhältniß stand, wie Goethe zu seiner Schwester. Die moderne Gegenwart scheint derartige Verhältnisse zwischen Bruder und Schwester nicht mehr zu kennen. In diesen Zeitraum fällt auch die nähere Bekanntschaft Schleiermacher's mit Friedrich Schlegel, ferner mit Henriette Herz, deren Haus damals in Berlin der Mittelpunkt eines geistig belebten, geselligen Kreises war und der Schleiermacher bis an sein Lebensende ein treuer Freund blieb, während das Verhältniß mit Schlegel sich bald wenn auch nicht ganz lösen, doch sehr in den Hintergrund treten sollte. Weiter machte Schleiermacher um diese Zeit die Bekanntschaft mit dem Theologen von Willich, der sein vertrautester Herzensfreund wurde; als er 1809 starb, wurde seine Witwe Henriette von Mühlenfels Schleiermacher's Gattin, welche dieser zuerst bei einer gemeinsamen Freundin, bei Charlotte von Kathen, kennen gelernt hatte. Der Briefwechsel mit diesen Personen füllt die zweite Hälfte des ersten Bandes, in dem außerdem einige Briefe Schleiermacher's an Eleonore G., die Schleiermacher liebte, Stelle gefunden haben. Die Familie hat

Anstand genommen, diese letztern Briefe vollständig zu veröffentlichen, nicht sowol aus Rücksicht auf Schleiermacher, als weil es nothwendig gewesen wäre, in die innersten und verborgensten Verhältnisse einer ganz fremden Familie einzugehen. Wir können eine solche durch Discretion gebotene Enthaltsamkeit nur billigen.

Was nun diesen ganzen Theil der Correspondenz anbetrifft, so enthält derselbe die bei weitem interessanteste Partie des Briefwechsels. Hier findet sich nicht mehr die Zurückhaltung im Urtheil über Personen, wie in den Briefen, die aus Schlobitten datiren; der Gesichtskreis des Schreibenden hat sich erweitert; diese Correspondenz ist eine reiche Fundgrube des werthvollsten Materials. Damit soll nicht gesagt sein, als adoptirten wir in Bausch und Bogen die Urtheile, die sich hier vortragen: im Gegentheil nur zu oft würden wir, könnte das unsere Aufgabe sein, gegen dieselben in eine Polemik eintreten. In den Briefen insbesondere, die an Henriette Herz gerichtet sind, macht sich auffallend ein herbes, absprecherisches Gelüste bemerkbar, welches sich, glauben wir, aus dem Bestreben erklärt, möglichst geistvoll vor der geistvollen Freundin zu erscheinen. So schreibt er an dieselbe unterm 1. Mai 1799 über Goethe's Verhältniß mit der Vulpius Dinge, welche jeden Anhänger der Goethe-Gemeinde ebenso tief verletzen müssen, wie sie mit Entschiedenheit zurückzuweisen sind. Der Kern des Inhalts liegt in dem Satze: „Man kann sehr poetisch und doch sehr trivial und gemein sein. Poetisiren Sie, wie Sie wollen, das Verhältniß zwischen Goethe und der Vulpius bleibt immer gemein.“ Und ein paar Tage später wird über Fichte abgeurtheilt: „Ein anderes Katheder findet nun Fichte gewiß nicht, und im ganzen muß ich gestehen, halte ich es für ein vortheilhaftes Ereigniß, daß seine Philosophie vom Katheder, wohin sie gar nicht paßt, vertrieben ist.“ Am 17. Mai hat er von Schlegel gehört, daß Schiller's „Macbeth“ erschienen: „Es jucke ihm grausam in den Fingern, das Stück zu recensiren.“ Im Juli hat er Jean Paul's „Titan“ gelesen: „Es sind doch wahrlich alles die alten Sachen und auch in der Geschichte und den Decorationen die alten Erfindungen, welches eine schreckliche Armuth verräth. Selbst die Charaktere sind, wenn auch nicht geradezu copirt, ganz in dem alten Genre.“ Fast übermäßig hoch wird dagegen Tieck gestellt: „Was Sie von Tieck in den Zeitungen gelesen haben, weiß ich nicht; mir ist nichts dergleichen vorgekommen; aber übermüthig wird er nicht werden durch das Lob, weil er die Menschen viel zu sehr verachtet. Uebrigens überzeuge ich mich, daß er sehr viel ist für die deutsche Literatur, und zwar etwas, was weder Goethe noch Schiller, noch Richter sein können.“ Von Friedrich Schlegel heißt es an Willich: „Vor der Welt kann und muß ich ihn wol meinen Freund nennen; denn wir sind einander reichlich, was man unter diesem Namen zu begreifen pflegt. Große Gleichheit in den Resultaten unsers Denkens, in wissenschaftlichen und historischen (welche Sonderung!) Ansichten, beide nach dem Höchsten strebend, dabei eine brüderliche Vereinigung, lebendige Theilnahme eines jeden an des andern Thun, kein Geheimniß im Leben, in den Handlungen und Verhältnissen; aber die gänzliche Verschiedenheit unserer Empfindungsweise, sein rasches, heftiges Wesen, seine unendliche Reizbarkeit und seine tiefe nie zu vertilgende Anlage zum Argwohn, dies macht, daß ich ihn nicht mit der vollen Wahrheit behandeln kann, nach der ich mich sehne.“ Für Theater und Kunst interessirte sich Schleiermacher ungleich weniger, als für die belletristische Literatur; auch der politischen Vorgänge, der öffentlichen Zustände gedenkt er nur ein einziges mal gegen die Schwester: „Hier (in Berlin) ist es mir täglich vor Augen, wie alle Theile der Staatsverwaltung mit unwürdigen Menschen ohne wahre Kenntnisse und besonders ohne allen Charakter überladen sind, und wie sich dergleichen blos durch die Länge der Zeit und durch die Bereitwilligkeit, mit der jeder seinesgleichen forthilft, zu den höchsten Stellen heraufschwingen.“ Die Intimität mit der Herz hatte die Schwester beunruhigt: „Du kannst dir also noch immer nicht mein Wesen und Verhältniß mit der Herz denken“, wird ihr geantwortet. „Es ist eine recht vertraute und herzliche Freundschaft, wobei von Mann und Frau aber auch gar nicht die Rede ist; ist das nicht leicht sich vorzustellen? Warum gar nichts anderes sich hineingemischt hat und sich nie hineinmischen wird, das ist freilich wieder eine andere Frage; aber auch das ist nicht schwer zu erklären. Sie hat nie eine Wirkung auf mich gemacht, die mich in dieser Ruhe des Gemüths hätte stören können. Wer sich etwas auf den Ausdruck des Innern versteht, der erkennt gleich in ihr ein leidenschaftliches Wesen, und wenn ich auch blos dem Einfluß des Aeußern Raum geben wollte, so hat sie für mich gar nichts Reizendes, obgleich ihre Gestalt unstreitig sehr schön ist, und ihre kolossale königliche Figur ist so sehr das Gegentheil der meinigen, daß, wenn ich mir vorstelle, wir wären beide frei und liebten und heiratheten einander, ich immer von dieser Seite etwas Lächerliches und Abgeschmacktes darin finden würde.“ Auch wollen wir aus dem Abschnitt zwei Briefe hervorheben, die man beide nicht ohne die wärmste Theilnahme, ja Hochachtung für Schleiermacher lesen kann. Den einen, aus dem wir bereits das Urtheil über Schlegel angeführt, schreibt er an Willich, dem er bei der Gelegenheit seine Freundschaft für das ganze Leben verspricht; der zweite datirt aus Stolpe und ist an Henriette Herz gerichtet: „Der Freund könne die Freundin nicht mehr mit Sie anreden, er müsse sie Du nennen.“

In Halle, wohin Schleiermacher im October 1804 ging, schloß er mit Steffens einen herzlichen Freundschaftsbund, wenngleich ihr unmittelbares Zusammenwirken durch die Auflösung der dortigen Universität schon 1806 wieder aufhörte. Eine feste Stellung gewann Schleiermacher aufs neue erst bei der neubegründeten Universität Berlin, nachdem er zuvor, wie erwähnt, im Mai 1809 die Witwe seines Freundes Willich geheirathet. Er zählte damals 41 Jahre; die Gattin hatte kürzlich das einundzwanzigste Jahr zurückgelegt. Die Ehe war eine sehr glückliche. Anfangs noch sehr geschlossen und beherrscht von dem überwiegenden und so viel gereiftern Geiste Schleiermacher's, entwickelte sich, von ihm genährt, das eigenthümliche Wesen der Gattin später bei immer entschiedener und selbständiger an seiner Seite, und wie andererseits auch dieses wieder nicht ohne lebendige Einwirkung auf Schleiermacher's Entwickelung bleiben sollte, darüber hat er sich in seinen spätern Briefen wiederholt ausgesprochen. Sein Haus ward zum Mittelpunkte eines reichen Familienlebens eines fröhlichen, geselligen Kreises, der Gegenstand vieler Liebe von nah und fern, die er reichlich zurückgab. Die Verschiedenartigkeit seiner Geschäfte, Kanzel, Katheder, die Akademie der Wissenschaften, schriftstellerische Arbeiten, gemeinnützige städtische Aemter u. s. w. beanspruchte seine Zeit vollauf; die Correspondenz wurde spärlicher; schon im Jahre 1810 entschuldigte er sein weniges Briefschreiben, im Vergleich mit den frühern Zeiten, gegen Charlotte von Kathen damit, daß er jetzt nicht mehr der einzelne sei, und daß, wenn seine Frau schreibe, ja auch er immer geschrieben habe. Die vorhandenen Briefe aus dieser letzten Epoche tragen denn auch meist einen ausschließlich privaten Charakter, und, sprechen wir es nur geradezu aus, sie sind, obschon der ungenannte Herausgeber eine ziemliche Anzahl von ihnen zusammengebracht hat, ihrem Inhalt nach sehr unbedeutend, wenigstens in keiner Hinsicht mit denen zu vergleichen, die uns der zweiten Hälfte des ersten Bandes mitgetheilt werden. Schleiermacher pflegte jeden Herbst eine größere Reise zu machen, oft mit seiner Frau, zum Theil auch mit den Kindern. Bisweilen reiste er indeß auch allein, oder die Familie theilte sich in verschiedene Reisen. Dadurch wurde denn wiederholt eine längere oder kürzere Trennung von den Seinen veranlaßt, und es trat wol auf beiden Seiten das Bedürfniß schriftlicher Mittheilung ein. Die überwiegende Mehrzahl der Briefe in der letzten Abtheilung besteht aus einer solchen Familiencorrespondenz, welche für die Nachkommen der Familie ein Interesse haben mögen, für weitere Kreise jedoch keineswegs.

Als biographisches Material ist die Sammlung uns nicht unwillkommen, d. h. als ein vollständig rohes, ungesichtetes und ungeordnetes Material. Dem großen Publikum wäre mehr gedient gewesen, wenn ein kritisches Verständniß die Herausgabe

besorgt hätte. Bei aller Achtung, die wir vor den reichen geistigen Gaben Schleiermacher's hegen, können wir mit dem Geständniß doch nicht zurückhalten, daß in seiner Correspondenz, wie ja in jeder Correspondenz auch des bedeutendsten Mannes, neben dem Gediegenen und Werthvollen manche Spreu, wie wir es in der Einleitung genannt, sich angehäuft hat, und der Spreu wird, um auch damit nicht zurückzuhalten, bei Schleiermacher gegen das Ende seines Lebens eine bedenkliche Menge. Wir glauben nicht zu irren, daß der eine erwähnte Brief an Willich für jeden Leser ungleich mehr und besser zur Orientirung über den eigenartigen Charakter und Geist Schleiermacher's dient, als ganze Briefstöße, welche im Folgenden mit einer kleinlichen und übel angebrachten Gewissenhaftigkeit abgedruckt werden. Beschränkung im Stoff wäre für den Herausgeber sicher am Orte gewesen; das Buch, das er geliefert, ist ein solches, aus dem erst ein Buch geschrieben werden muß. Man wende nicht ein, daß es auch die Absicht gewesen, blos das Material zusammenzustellen; das Werk erhebt auf ein Mehr den Anspruch, es will mindestens eine theilweise Biographie sein, wie schon die gewählte Aufschrift „Aus Schleiermacher's Leben", die eingestreuten Bemerkungen ferner über die äußern Lebensschicksale des Mannes, die Mittheilungen über seine amtliche Stellung, seinen gesellschaftlichen Verkehr u. s. w. beweisen.

Thaddäus Lau.

Kolenati's Reise nach dem Kaukasus.

Reiseerinnerungen von F. A. Kolenati. Erster Theil. — A. u. d. T.: Die Bereisung Hocharmeniens und Elisabethopols, der Schekinschen Provinz und des Kasbek im Centralkaukasus. Mit 10 Holzschnitten. Dresden, Kuntze. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Es ist uns nicht gelungen zu enträthseln, welcher Literaturgattung dieses Buch wol einzureihen sein dürfte. Dem Titel nach zu urtheilen, will es sich selbst als ein Reisewerk angesehen wissen, allein sein Inhalt rechtfertigt diese Prätention durchaus nicht. Von einer Reisebeschreibung ist doch wol vor allem zweierlei zu erwarten: erstens ein lebendiger, ansprechender Zusammenhang zwischen den persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen des Reisenden und den wissenschaftlichen Ergebnissen der Reise, und zweitens das Festhalten der zeitlichen Aufeinanderfolge in der Darstellung, mit einem Worte die Erzählungsform. Eine Reisebeschreibung, in welcher jenes individuelle Moment nicht bedeutsam hervortritt, wird auch durch die getreuesten und lebendigsten Schilderungen aus dem Gebiete des Natur- und Menschenlebens nur selten einen ästhetischen Eindruck hervorzubringen oder auch nur den Leser zu unterhalten und zu fesseln im Stande sein. In den vorliegenden „Reiseerinnerungen" reduciren sich die persönlichen Erlebnisse auf ein Minimum, und man könnte dem Verfasser nur zum Danke verbunden sein, wenn er den Leser auch noch mit dem größten Theile dieses Minimums hätte verschonen wollen. Diese eintönige Aufzählung von Reisezurüstungen, Reisestationen und Reisekosten kann nur ermüdend wirken, und die vom Publikum gar nicht verlangten Rechenschaftsberichte über die Art und Weise, wie der Verfasser seine Zeit benutzt, wie er an diesem Tage beim Herrn Professor NN. gespeist und an jenem Tage beim Herrn General Soundso Visite gemacht und Tags darauf des Herrn Generals Soundso Gegenvisite empfangen habe, erscheinen in ihrer völligen Beziehungslosigkeit zu irgendwelchen interessanten Thatsachen fast komisch. Daß der Verfasser außerdem, obgleich er von einer „synchronistischen" Zusammenstellung seiner Reiseergebnisse spricht, in seinen Erinnerungen das Vorher und Nachher beliebig durcheinanderwirft und, bei Lichte besehen, in der Erzählung eine Art von geschichtlichem Krebsgang einhält, ist sicherlich nicht geeignet den Werth seiner Leistung zu erhöhen.

Doch wir kennen manches Werk, das, ohne den ästhetischen Anforderungen zu entsprechen, welche man an eine Reisebeschreibung zu stellen berechtigt ist, durch seinen interessanten und gediegenen Inhalt für den falschgewählten Titel hinreichend entschädigt und eine gelungene Monographie über den von ihm behandelten Theil der Erd- oder Völkerkunde bietet. Aber auch an diesem Maßstabe gemessen, kann unser Urtheil über den Werth der vorliegenden Schrift wenig günstiger ausfallen. Die darin beigebrachten Thatsachen sind weder zuverlässig noch umfassend genug, als daß es für eine Monographie der auf dem Titel erwähnten kaukasischen Provinzen gelten könnte. Denn was zuvörderst die Zuverlässigkeit anbelangt, so ist es gewiß ein höchst bedenklicher und zugleich verwunderlicher Umstand, daß uns im Jahre 1858 eine Reihe obendrein ziemlich zusammenhangsloser statistischer Notizen aus den ersten vierziger Jahren aufgetischt und überdies die Zumuthung an uns gestellt wird, dem Verfasser alle diese außer dem Bereiche seiner persönlichen Beobachtung liegenden Angaben auf sein Wort hin zu glauben. An der Genauigkeit der beigebrachten naturhistorischen Thatsachen, welche jedenfalls den wesentlichsten und werthvollsten Bestandtheil des Buchs ausmachen, zu zweifeln haben wir keinen Grund. Der Verfasser dieser Reiseerinnerungen, zugleich der Verfasser einer Reihe von Werken und Abhandlungen über Zoologie, Mineralogie und Botanik, deren Titel drei große Octavseiten ausfüllen, ist zweifelsohne auf naturgeschichtlichem Gebiete eine gar nicht zu verachtende Autorität und besitzt nicht nur ein sehr geübtes Auge für die speciellsten Formen dieses Gebiets, sondern zugleich einen ganz außerordentlichen Sammlerfleiß, wie die von ihm fuderweise aus Kaukasien nach Moskau und Petersburg geschickten Exemplare von Mineralien, Pflanzen und Thieren zur Genüge darthun. Aber von Vollständigkeit, Uebersichtlichkeit oder gar systematischer Anordnung ist auch hier keine Rede. Und dazu welche Darstellungsweise! Von anschaulicher oder nur leidlich gefälliger Schilderung keine Spur. Ganze Seiten sind mit eitel Nomenclaturen angefüllt und dabei die Namen der einzelnen Species nicht nur in deutscher und lateinischer, sondern auch in russischer, armenischer und tatarischer Sprache angegeben. Ueber die Richtigkeit der letztern haben wir kein Urtheil, wohl aber wegen der mehrfachen Irrthümer in der Schreibweise russischer Wörter unsere Zweifel. Einzelne breitere Schilderungen, wie „Die Pferde Transkaukasiens", „Die Hunde der tatarischen Nomaden", „Der Schakal", „Das Kameel", „Die Weincultur Transkaukasiens", „Die Bienenzucht Transkaukasiens", „Der Fischfang und die Bereitung des Caviar", sind stofflich nicht ohne Interesse, aber der Form nach ungenügend. Noch weniger befriedigen die Sittenschilderungen, überhaupt die ethnographischen Partien des Buchs. Die umfänglichste Abhandlung, die über den so wichtigen Seidenbau Transkaukasiens, ist trotz des gewaltsamen Herbeiziehens fremdartiger Gegenstände die trockenste und unerquicklichste des ganzen Werks. Verhältnißmäßig am anregendsten sind noch die letzten Kapitel, welche uns die Jagd auf den kaukasischen Steinbock am Kasbek und die Ersteigung dieses zwar nicht höchsten, aber unstreitig interessantesten aller Berge des Kaukasus schildern.

Sucht man, mit der mühsamen Lectüre des ganzen Buchs glücklich zu Ende, sich den Gesammteindruck desselben klar zu machen, so kommt man ohne langes Besinnen zu der Ueberzeugung, daß es dem Verfasser nur darum zu thun gewesen sei, vor allen Dingen ein Buch drucken zu lassen, und da er nichts Neues zu bringen hatte, so suchte er seine alten, in wissenschaftlichen Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen wieder hervor, excerpirte oder beschnitt dieselben, machte auch vielleicht einige kleine Zusätze, reihte sie an einen Faden zusammen und schickte sie wieder in die Druckerei: das scheint die einfache Entstehungsgeschichte des ersten Theils dieser „Reiseerinnerungen" zu sein, deren Fortsetzung wir unsererseits dem Verfasser gern erlassen würden. Weit entfernt den einzelnen Bestandtheilen des Buchs ihren wissenschaftlichen Werth absprechen zu wollen, müssen wir uns doch ganz entschieden gegen eine derartige Zusammenwürfelung derselben erklären: in specialwissenschaftlichen Zeitschriften waren sie ganz an ihrem Orte; aber zu einem Buche, welches in jedem

Falle einen innern sachlichen Zusammenhang erheischt, hat sie der Verfasser nicht zu verarbeiten verstanden. Es thut uns leid einem Manne von ernstem wissenschaftlichen Streben und unleugbarem wissenschaftlichen Verdienste gegenüber obiges Urtheil aussprechen zu müssen; aber gerade diesem darf ein solches Verfahren am allerwenigsten ungerügt hingehen. Wäre es ihm nicht vor allen Dingen darauf angekommen so und soviel Seiten zu füllen, so würde er sich sicherlich einiger Ordnung in der Darstellung befleißigt habrn, und wir hätten ihm für diese herzlich gern alle jene nicht zur Sache gehörigen Ausfüllsel erspart, welche kaum einen andern Zweck haben können als den, das Volumen möglichst anzuschwellen. Die Beweise für diese Behauptung liegen überall vor: so wird z. B. (S. 89) Linné's für die Charakterisirung der tatarischen Hunde gänzlich irrelevante, völlig allgemein gehaltene Schilderung des Hundes überhaupt abgedruckt und damit eine Seite ausgefüllt; so begnügt sich der Verfasser (S. 177) nicht, uns zu sagen, daß nach dem höchsten Curse 2 Rubel 70 Kopeken = 1 Rubel Silber sind, sondern er vergeudet 1½ Seite mit einer Tabelle, welche die Voraussetzung enthält, daß der Leser das Einmaleins nicht im Kopfe hat; so gehört der größte Theil dessen, was er über den Seidenbau beibringt, gar nicht zur Frage, um die es sich eigentlich handelt. Auch das Bruchstück einer Elementargrammatik der tatarischen Sprache ist hierher zu rechnen; denn für den praktischen Gebrauch ist es viel zu kurz und unvollständig, als Beitrag zu einer allgemeinen Charakteristik aber viel zu lang und unbezeichnend.

Natürlich enthält das Buch gar manche interessante Einzelheiten. Nur ein paar Proben, wobei der geneigte Leser das „ländlich sittlich" nicht aus den Augen verlieren wolle:

„Unser Schlaf wurde sehr gestört durch die Masse Flöhe, und da bewährte sich abermals das in dieser Gegend allgemein bekannte persische Insektenpulver, wovon ich einen ganzen Sack voll zur Vorsorge mitgenommen hatte. Einige Prisen reichten hin, diese lästigen Thiere zur ewigen Ruhe zu bringen. Dieses Pulver wird tatarisch: Püre dermani, armenisch: Lewütiech genannt und besonders bei Lori in Hocharmenien bereitet. Man sammelt die Blütenköpfe des Pyrethrum roseum und caucasicum (eine Art rothblütiger Hundscamille), trocknet sie im Schatten und pulverisirt sie auf Mühlen. Das Pulver wird auf Haufen geschichtet und einer Fermentation unterworfen, wodurch sich ein Fermentöl bildet, dessen Ausdünstung alle durch Stigmen (Luftröhrchen) athmende Thiere nicht vertragen, sondern betäubt werden und, wenn diese Wirkung längere Zeit anhält, absterben. Der Handel mit diesem Pulver ist im ganzen Orient großartig, und es ist auch gegenwärtig der Export nach Europa eröffnet.... Allen durch Lungen und Kiemen athmenden Thieren ist dieses Pulver unschädlich, nur äußert es auf schwache Naturen, besonders Kinder, eine momentane nachtheilige Einwirkung durch die Geruchsnerven auf das Gehirn, eine Art ätherischer Betäubung, wobei man im Gehirn, besonders nach der Stirngegend zu, ein Gefühl hat, als wenn sich etwas im Gehirn schnell zusammenziehen und wieder ausdehnen würde."

Man verachte kein Geschenk des lieben Gottes. Wer weiß, wie manche poetische Stimmung noch zur That wird, wenn einmal zukünftige Touristen unter Neapels und Andalusiens ewig blauem Himmel mit diesem orientalischen Arcanum gewaffnet sind! Jetzt etwas für den Salonmann oder Diplomaten:

„Besonders erfreuten mich einige Feinheiten dieser (tatarischen) Edelleute im Ausdrucke. So erkannten sie in mir gleich den Halüm baschi, gelehrten Arzt, weil ich Pflanzen und Thiere sammelte. So äußerten sie sich gegen meinen Dolmetscher, als er ihnen sagte, er wisse nicht, ob ich geneigt sein werde, ihnen zu ordiniren: «O, er hat ein weißes Gesicht, und wer ansucht, der bekommt das Gesicht einmal schwarz, wer dagegen abschlägt, bekommt ein zweimal schwarzes Gesicht.» So sagen sie, wenn sie gerade nicht aussagen wollen: gut, daß dieser Mensch schon weggegangen oder gestorben ist: «Wenn er gestern weggegangen oder gestorben wäre, so wären es schon zwei Tage.» Wenn sie jemandes Namen erfahren wollen, so sagen sie: «Wenn ich deinen Namen hätte, würde ich dir meinen vor die Füße legen — oder schenke mir deinen Namen.»"

Minder congenial dürfte ihnen folgende mehrfach erwähnte Sitte erscheinen. Der Reisende hatte an einer jener tatarischen Mahlzeiten theilgenommen, deren reichbedachten Speisezettel mit culinarischen Bemerkungen er uns mitzutheilen nie verfehlt. Er erzählt:

„Was mir am meisten auffiel, war, daß fast alle Gäste nach dem Mahle aufzustoßen begannen und durch den Mund und die Kehle förmlich detonirten; noch auffallender war es und ging ins Lächerliche, daß jedesmal der Hausherr sich verneigte. Dies ist bei ihnen so Sitte; es bedeutet den eclatantesten Dank, daß man sich bis an die Kehle satt gegessen hat, und darum dankt auch jedesmal der Hausherr für das Compliment."

Einen hervorstechenden Zug in jeder deutschen Reisebeschreibung über den Kaukasus werden die transkaukasischen deutschen Colonien bilden. Auch der Verfasser besuchte vier derselben, Elisabeththal (in Somchetien), Helenendorf (im Bezirk von Elisabethopol oder Gandscha), Katharinenfeld (in Bortschali) und Annenfeld (in Samschadil). Sie befinden sich in leidlichem Wohlstande, haben eine fleißige Bevölkerung und treiben namentlich einen blühenden Weinbau, dessen Ertrag mit der Zeit noch zunehmen kann. Was uns an ihnen, oder doch an der Mehrzahl von ihnen, hauptsächlich interessirt, sind jedoch nicht ihre äußern Verhältnisse, auch nicht ihr Deutschthum, sondern die eigenthümlichen religiösen Erscheinungen, die in ihrer Mitte hervorgetreten sind. Die Colonisten der soeben erwähnten Ortschaften, sowie die der Dörfer Neutiflis und Alexandersdorf (bei Tiflis) und Marienfeld (bei Cachetien) stammen aus dem Lande Justinus Kerner's, das schon Nordamerika mit seinen Propheten und Sektirern beglückt hat. Die bei ihrem Aufbruche aus der Heimat vorhandenen Keime religiöser Spaltungen entwickelten sich bereits auf der Reise nach der neuen Heimat und nahmen hier, zumal da es anfangs an Predigern mangelte, höchst eigenthümliche Erscheinungsformen an. In Elisabeththal z. B. bestand die Sekte der sogenannten Pöpplianer, welche den frühern Zustand, wo gewählte Kirchenälteste das Amt der Geistlichen zu versehen hatten, hartnäckig festhielten. Der Verfasser wohnte einer gottesdienstlichen Versammlung derselben bei dem alten Adam Pöpple bei, wo aus dem „Geistlichen Liederkästlein" von Hiller gesungen und ein Abschnitt aus dem Evangelisten Lucas im würtembergisch-bäuerischen Dialekte erklärt wurde. Nach der wortgetreuen Schilderung des Verfassers hatte das ganze Treiben der Anwesenden jenen rationalistischen, altklugen und selbstgerechten Anstrich, welcher die untern Schichten protestantischer Gemeinden nicht selten kennzeichnet: Leute, welche ihre Bibel vollkommen zu verstehen und damit den Schatz aller göttlichen und menschlichen Weisheit festzuhalten wähnen. Die Pöpplianer haßten die Kirche und die Prediger und behaupteten, man müsse nur unbedingt an die apostolische Lehre glauben und getauft sein, sonst brauche man nichts zur Seligkeit. Pöpple taufte und traute auch früher, später war es ihm untersagt; doch taufte ein jeder Vater seine Kinder, nur bei der Ehe mußte die kirchliche Einsegnung erfolgen. Ihnen sowol wie der Kirche feindlich gegenüber stand eine weit stärkere, fast alle sechs deutschen transkaukasischen Colonien inficirende Sekte, die sogenannten Separatisten oder Spohnianer. Die Versammlungen der letztern, bei deren einer auch der Verfasser zugegen war, ähnelten in der Hauptsache denen der Quäker. Kirche und Prediger waren ihnen ein Gräuel; jeder sprach, was ihm der Geist eingab, und so saßen sie oft stundenlang in stummer Meditation da. Sie verwarfen die Taufe oder doch die Kindertaufe, die Confirmation und die Trauung und hielten das Abendmahl in der Weise der Reformirten. Sie huldigten lange der Abstinenz, kreuzigten ihr Fleisch sammt den Lüsten und Begierden und fasteten oft volle sechs Tage. Wurde einer vom Teufel allzu sehr angefochten, so trieb man diesen ganz auf ähnliche Weise aus, wie dies bei

den methodistischen Campmeetings in Nordamerika geschieht. Es half aber alles nichts; das Purificationsprincip ließ sich nicht in seiner äußersten Consequenz durchführen und man mußte den heirathsfähigen Kindern wenigstens die Ehe wieder verstatten. An der Spitze standen drei Aelteste; den einen, einen alten Mann, nannten sie Gott den Vater; den zweiten, einen jüngern, Gott den Sohn, die dritte, ein altes Weib, Namens Leibsleerin, Gott den heiligen Geist. Nach dem Tode der letztern wurde die Frau eines Wagners, Barbara Spohn, die dritte göttliche Person und zuletzt Hauptperson. Diese Frau, deren Bekanntschaft auch der Verfasser in Katharinenfeld zu machen die Ehre hatte, ist ein Beispiel jener in der religiösen Sphäre gar nicht seltenen Erscheinung, daß eine Person, die sich ein oder das andere mal vielleicht wirklich bona fide für inspirirt hält, durch den unbedingten Glauben ihrer Anhänger zur Annahme einer Prophetenrolle gedrängt wird, zu deren weiterer Durchführung sie alle möglichen Mittel des Betrugs in Bewegung setzen muß. Das „Bäbele" verkündete in mannichfachen Variationen, daß der Herr ihr befohlen habe, die Gläubigen gen Jerusalem zu führen, und wirklich versammelten sich zu Pfingsten 1843 mehrere hundert Separatisten, nachdem sie ihre Habe verkauft oder verschenkt hatten, in Katharinenfeld, um den Zug ins Gelobte Land anzutreten: Allein die Behörde verlegte ihnen mit Kosaken den Weg und nöthigte sie zur Umkehr. Die Spohn war die einzige, welche gar nichts verkauft und die Schüssel ihres Hauses wohlweislich mit auf den Weg genommen hatte. Hierauf schickten die Separatisten mit Bewilligung des Gouverneurs von Grusien drei Männer ab, zwei nach Jerusalem und einen nach Konstantinopel, um anzufragen, ob sie aufgenommen würden und einen Ansiedelungsplatz bei Jerusalem auszuforschen. Sie kamen Ende 1843 mit der Nachricht zurück, daß es ihnen dort nicht gefallen könne, worauf fast alle, sogar die Spohn, wieder kirchlich wurden.

Die oben angeführten Stellen erlauben einen Schluß auf den Stil des Verfassers, welcher das Urtheil über den Werth seines Buchs kaum zu heben geeignet ist. Unsere Literatur ist an Werken über Kaukasien nicht so arm, als daß die vorliegenden „Reiseerinnerungen" den Anspruch erheben könnten, eine wesentliche Lücke in der betreffenden Literatur auszufüllen. 7.

Notiz.

„Die Poesie des Handels."

Hackländer's illustrirte Zeitschrift „Ueber Land und Meer" — die, wie wir glauben, Glück machen wird, da Hackländer den Geschmack eines weitverzweigten Publikums genau kennt und sein Talent ihm geschickt zu accommodiren weiß — enthielt jüngst eine Betrachtung unter der Ueberschrift „Die Poesie des Handels", worin behauptet wird, daß der Handel mit Unrecht in dem Rufe dürftiger, alle Poesie vernichtender Prosa stehe; vielmehr lasse ein Blick auf seine Geschichte seit den frühesten Epochen ihn in seiner ganzen „poetischen Glorie" erkennen. Die Betrachtung schließt mit den Worten: „Was macht die moderne Civilisation so stark, so mächtig? Ist es nicht die universelle Entwickelung der Handelsverbindungen, durch die alle Producte der Erde und des Meeres, der Fabriken, der Eisenhämmer, alles was uns die Natur in ihrer unerschöpflichen Güte bietet, alles was die Kunst und die unermüdliche Industrie schafft, auf den allgemeinen Markt kommt, wo sich Verkäufer und Käufer begegnen? In welcher Region auch die freigebige Hand der Vorsehung ein wünschenswerthes Product der Hand des Menschen nahe legt, ob es die Berge Chinas mit duftenden Blättern bedeckt oder als Korn im Sande Californiens glänzt, mag es in den tiefern Gründen der arktischen Meere ruhen oder in der Sonnenglut der fruchtbaren Ebenen des Südens reifen, mag es aus den englischen oder amerikanischen Werkstätten zu Tage kommen: der mächtigste Souverän des Weltalls zieht alles gleichmäßig an sich, aber nicht um es für sich zu behalten, sondern um es der Menschheit zu Diensten zu stellen." Von diesem allgemeinen Standpunkt betrachtet zeigt sich der Handel allerdings in einem Schimmer poetischer Verklärung und als ein Gegenstand hymnologischer Betrachtung; seine große weltgeschichtliche Mission hat wol auch noch kein Einsichtiger dem Handel in Abrede gestellt. Die Frage ist nur, ob von dieser Glorie auch auf das einzelne kaufmännische Geschäft ein Abglanz fällt, der den wahren Dichter einladen könnte, es zum Gegenstande poetischer Behandlung zu machen. Es mag sich Poesie knüpfen an die Seeschiffe, die der Kaufmann in ferne Weiten aussendet; wie aber steht es, wenn wir in seine dunstigen Comptoirstuben blicken, wo die einzige Bewegung in dem Geräusch der auf- und niedergleitenden Gänse- oder Stahlfedern besteht? Oder wenn wir uns in den Kopf des Kaufmanns hineindenken, der meist nur über Zahlen, über Gewinn und Verlust und nicht über Ideen brütet? Thatsache ist, daß noch kein wirklich großer Dichter, einer von denen, welche auf der Menschheit Höhen wandeln, sich versucht gefühlt hat, unter der handeltreibenden Masse seine Helden zu suchen. Der ritterliche Kaufmann Antonio im „Kaufmann von Venedig", der so wenig von einem Kaufmann im modernen Sinne hat, ist eine seltene Ausnahme; aber schon Ernst Schulze schrieb über diesen Gegenstand aus Hamburg am 20. October 1815: „Ich wäre in diesem Augenblick gern mitgegangen über das Meer, aber ich zweifle doch, daß ich mit großem Gewinn wiedergekommen sein würde, denn der Kaufmann von Venedig wird wol immer die einzige poetische Person unter dieser Menschenklasse bleiben, und es gehört auch Shakspeare's Genie dazu, um einen solchen Charakter zu erfinden." H. M.

Bibliographie.

Schnetger, A., Mohammed und Irene. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig. 1857. Gr. 16. 20 Ngr.

Schulz-Bodmer, W., Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft. Eine Untersuchung auf geschichtlicher und statistischer Grundlage über die finanziellen und volkswirthschaftlichen, die politischen und socialen Einflüsse des Heerwesens. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Seidler, L. P., Paul Werkmann und seine Freunde. Aus den Papieren eines Beamten. Zwei Theile. Frankfurt a. d. O., Schiefer. 8. 3 Thlr.

Straubenmüller, J., Pocahontas, oder: die Gründung von Virginien. Poetische Erzählung. Baltimore, Schmidt. 1858. 16. 10 Ngr.

Tageslitteratur.

Angerstein, W., Die deutsche Burschenschaft und das Wartburgfest von 1817 in ihrem Zusammenhange mit dem Turnen. Vortrag, gehalten bei der Gedächtnißfeier für Friedrich Ludwig Jahn am 15. August 1858. Berlin. 1858. 8. 2½ Ngr.

Aub, Toleranz und Humanität, ein Wort der Abwehr und Verständigung. Mainz, M. Jourdan. Gr. 8. 2 Ngr.

Baumgarten, M., Der Glaube und die Gewissensfreiheit. Ein Vortrag, gehalten in der Tonhalle zu Hamburg am 31. Januar 1859. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Justiz-Assessoren und die Advokatur in Preußen. Ein Votum von einem preußischen Justizbeamten, aber keinem unbesoldeten Assessor. Stettin, Graßmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Laguerronière, Der Kaiser Napoleon III. und Italien. Nach dem Französischen. Berlin, Reichardt u. Comp. Lex.-8. 5 Ngr.

Rodenberg, J., Deutsche Antwort auf die welsche Frage. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1½ Ngr.

Wolffberg, Mortara oder das Ereigniß in Bologna. Nach den authentischsten Quellen erzählt und betrachtet. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Stettin, Graßmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 24. März 1859.

Neue deutsche Romane und Novellen.

Unter den 22 Bändchen, welche, des kritischen Richterspruchs harrend, auf meinem Arbeitstische liegen und nach Stoff und Behandlung ein sehr buntscheckiges Völkchen ausmachen, nehmen die Arbeiten von Frauen eine hervorragende Stellung ein und mögen daher, ganz abgesehen von dem traditionellen Vorzugsrechte des schönen Geschlechts, meine Besprechungen eröffnen. Was bei diesen Frauennovellen vor allem in wohlthuender Weise sich bemerklich macht, das ist das fast durchgängig taktvolle Innehalten der natürlichen Grenzen edler Weiblichkeit, die hier nirgends zu jenen traurigen und widerlichen Zerrbildern ausartet, welche die moderne Literatur gerade im Gebiete der weiblichen Mitarbeiterschaft nicht selten zu Markte bringt. Und so naturgemäß und instinctartig, als in den vorliegenden Frauennovellen sich die reine Weiblichkeit äußert, so ungesucht leuchtet daraus eine edle und innige Moral hervor, welche ein verklärendes Licht über diese anspruchslosen Schöpfungen verbreitet: ist ja die ideale Sittlichkeit vor allem das Wesen edler Weiblichkeit, deren erhabenste Wirkung sich in der Heiligung der Sitten und des Lebens ausdrückt.

1. Welt und Haus. Eine Erzählung für gebildete Frauen und Töchter von Elise Steudel. Aarau, Sauerländer. 1858. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Das ominöse Prädicat „für gebildete Frauen und Töchter" ist nicht geeignet, für diese Erzählung ein besonders günstiges Vorurtheil zu erwecken, denn es fallen einem dabei sofort alle die schmählichen Sünden ein, welche über ein Jahrhundert hindurch unter dieser Receptadresse im lieben deutschen Vaterlande begangen worden sind, und nicht ohne einen gelinden Schauer stürzt man sich mit der unentbehrlichen Todesverachtung eines deutschen Kritikers in die Blümchenkaffeeflut der drohenden Strickstrumpfmoral und Klatschphilosophie. Obwol nun der Eingang des Buchs diese Beängstigungen keineswegs zerstreut, weil ihm ein gewisser verhängnißvoller Gouvernantenton anhaftet, so schwinden bei weiterm Eindringen in die Erzählung bald die bedenklichen Nebel und ein reiner Genuß tritt an die Stelle des Mistrauens. Bedeutende Vorgänge, epochemachende Ideen, originelle Auffassungen sind es freilich nicht, welche diese Novelle besonders auszeichnen; aber gesunde Moral und Lebensanschauung, lebendige Handlung, Frische der Empfindung und charakteristische Färbung der auftretenden Persönlichkeiten entschädigen für den Mangel genialer Gestaltung um so mehr, als das Werkchen ohne jegliche Prätension an den Leser sich wendet. Die Aufgabe, zu schildern, wie ein junges unverdorbenes Mädchen aus dem stillen Asyle des Hauses durch die Stürme der Verführung in den Strudel des Genusses geräth, aus welchem es sich endlich mit erwachter sittlicher Kraft zur Tugend zurückrettet und als schönen Lohn der Entsagung die Seligkeit des Gattin- und Mutterglücks im wiedergewonnenen Frieden des Hauses findet: diese Aufgabe hat schon so manche mehr oder weniger poetische Arbeit zu lösen gesucht; doch nur selten mit der im allgemeinen harmonischen und frisch in sich abgeschlossenen Weise unserer Verfasserin. Daß dieselbe dabei ab und zu etwas ins Breite geräth, Unbedeutendes besonders liebevoll zurecht legt, kleine Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche übersieht und hier und da mehr Correctheit in ihren Stil hätte bringen können: diese Schwächen vergißt man gern über der Mannichfaltigkeit der vorgeführten Bilder, der seelischen Innigkeit des Ganzen, der wohlgelungenen Verknüpfung und Lösung der Hauptfäden und über dem Interesse, das sie bis ans Ende ihrer Erzählung sowol an der Handlung als an den Personen wach zu erhalten weiß. Erscheinungen wie der Baron, die französische Gouvernante, der alte Diener des Herrn Aster und andere sind ganz trefflich gelungene Charakterfiguren, und daß unsere Autorin auch den Humor zu verwerthen versteht, beweisen unter andern die allerliebste Scene zwischen dem Baron und Fräulein Lucile im Walde und die Entführung der letztern. Wäre die ohne Noth hereingezwungene grasse Geschichte, welche der Held der Novelle in Amerika erlebt, fortgeblieben oder doch motivirter und wahrscheinlicher vor Augen gebracht, so gliche die ganze Erzählung in der That einem frischen Strome, der zwar vom Sturm und Wetter mannichfach aufgewühlt wird, stets aber zwischen seinen grünen Ufern Ruhe und Frieden wiederfindet, ohne je zerstörend über sein Gebiet zu schweifen. In jener abenteuerlichen amerikanischen Begebenheit verläßt unsere Verfasserin eben ihr Gebiet und erntet als Frucht dafür eine Abgeschmacktheit, welche den sonst so harmonischen Schluß ihrer Arbeit wesentlich beeinträchtigt. Diese Erfahrung möge sie sich für die Folge als Lehre dienen lassen; ein anderes ist es, den umgrenzten Landsee mit leichter Barke befahren, ein anderes draußen auf stürmender Meerflut des Schiffes seufzendes Steuer lenken.

2. Novellen von Adelheid von Auer. Zwei Bände. Göttingen, Wigand. 1858. 8. 2 Thlr.

Wenn die Feder der vorigen Verfasserin einen mehr deutschbürgerlichen Charakter anschlägt und gerade darin eigenthümliche Vorzüge entwickelt, so hat das schriftstellerische Wesen von

Adelheid von Auer ein entschieden aristokratisches Gepräge, ohne deshalb, einige kleine Capricen abgerechnet, in jenen seelenlosen Salonton zu verfallen, der alles nur nicht poetisch zu wirken im Stande ist. Die Novellen dieser Autorin sind nicht alle von gleichem Werthe und je nach den mehr oder weniger in der Begabung ihrer Verfasserin liegenden Aufgaben, welche sie sich stellen, von höherer oder niederer Bedeutung. Im Grunde ist das Humoristische dem Talente dieser Dame weniger zugänglich; das beweist die Erzählung „Die beiden Grafen", welche einen durchaus langweiligen Eindruck macht und keineswegs die reiche Komik auch nur im entferntesten zum Ausdruck bringt, welche in dem dabei zum Thema dienenden kränklichen Mysticismus unserer Tage liegt. Wo indeß die humoristische Behandlung nicht Zweck und Ziel der gestellten Aufgabe ist, sondern wo nur einzelne Figuren einer zufälligen komischen Beleuchtung unterworfen sind, da ist die Verfasserin wieder auf eigenem Grunde und nach dieser Richtung hin darf die kleine Erzählung „La duchesse du vinaigre" ein allerliebstes Charakterbild von echt ethischer Bedeutung genannt werden. Adelheid von Auer besitzt einen hellen Geist und eine feine Beobachtungsgabe und sie wäre vollkommen begabt, mit jener pointirten und eleganten Verstandesäquilibristik zu glänzen, welche der Conversationsgebrauch mit dem Prädicate geistreich bezeichnet; allein diese Schriftstellerin hat zu viel deutsches inniges Gemüth, um ihren Stolz in die einseitige Cultur einer blendenden Spielerei zu setzen, sie sucht vielmehr die ihr zu Gebote stehenden heterogenen Mittel zum Ganzen zu verschmelzen und aus ihrer vereinten Kraft ihre dichterischen Gebilde zu erzeugen. Zu dieser Wahrnehmung gibt ganz besonders die umfänglichste der vorliegenden Novellen „Nach zwanzig Jahren" Veranlassung: die Verbindung der gegensätzlichen Geisteselemente zu einem schöpferischen Ganzen ist hier zwar keineswegs geglückt; vielmehr deutet alles auf einen fortgesetzten Kampf dieser Factoren miteinander hin und es läßt dieser geistige Proceß natürlich die künstlerische Ruhe der Behandlung in der vorliegenden Erzählung nicht recht zur Geltung kommen: allein der Wechsel der Behandlungsweise hat doch auch seine Reize und wirkt in dieser Novelle schon deshalb viel weniger störend, weil es sich hier um die Malerei der heterogensten, in sich selbst unaufhörlich ebbenden und flutenden Stimmungen und Seelenkämpfe handelt. Interessante Persönlichkeiten werden, nachdem sie früher in lebhaften lokalen, gesellschaftlichen, amtlichen und rein menschlichen Beziehungen zueinander gestanden haben, nach 20 Jahren an demselben Orte wieder zusammengeführt: die einen sind fast dieselben geblieben, die andern hat Rang, Erfahrung, Geschick mehr oder weniger umgewandelt. Welch eine Fülle der Erinnerungen! Früher geknüpfte, dann gerissene oder lässig fortgeführte Fäden schlingen sich neu oder finden frische Spannung, Schatten der Erinnerung werden lebendige Menschen, die Gräber sprechen, wenn auch nicht, indem sie ihre Todten entsenden, so doch indem das Säuseln der Cypressen um die überlebenden Menschenherzen mahnend rauscht; wie viele Geheimnisse decken sich da auf! wie wird die Vergangenheit zur Gegenwart und diese zum Rahmen der erstern! Aber dieses Ringen zwischen Sein und Gewesen um die Zukunft, als um das zu erstrebende Resultat dieser Kämpfe, hat etwas Gespenstiges und Unheimliches: das ist der Mann, der sich mit seinem eigenen Schatten hetzt, diese Welt erschrickt einmal über das andere vor sich selbst; trägt doch fast jede ihrer Persönlichkeiten zwei Köpfe, einen nach dem Aufgang, den andern nach dem Niedergang gewendet. Und weder Flemming in Hannchen's Arm noch Margarethe an der Seite des tapfern Monk vermögen all das unheimliche Wesen zu einem harmonischen Abschlusse zu bringen; das Glück der erstern blüht zu offen auf dem Grabe von Margarethens gebrochenem Herzen und alle Ueberredungskunst der Dichterin kann uns die Ueberzeugung nicht verwischen, daß Margarethens Herz erst sterben mußte, ehe sie sich an der Hand der ehrenwerthen Person beruhigt fühlen konnte. Unvermittelt bleiben die Gegensätze, ungesühnt die begangenen Frevel stehen. Das ist der unkünstlerische verfehlte Totaleindruck der in Rede stehenden Novelle. Aber es mangelt deshalb nicht an trefflichen und höchst geistreichen Einzelheiten: die Charakterzeichnung und Entwickelung der seelischen Vorgänge ist — die unmotivirten Endschlüsse abgerechnet — ebenso fein und sicher als im hohen Grade spannend, ja nicht selten ergreifend, und sonderlich der Charakter des Generals von Löwen sowie das eigenthümliche Verhältniß zwischen ihm und seiner früh verstorbenen Gattin macht der Seelenmalerei der Verfasserin alle Ehre, die auch in Betreff des künstlerischen Gewebes ihrer Fabel — die Schlußentwickelungen abermals abgerechnet — ein sehr glückliches Geschick erkennen läßt, wennschon auch sie vor ganz unnützen Weitschweifigkeiten und störender Begünstigung des Nebensächlichen sich nicht ganz zu schützen verstanden hat.

Ein heiterer Ton künstlerischer Freiheit liegt über der „Sonnenaufgang und Sonnenuntergang" benannten Novelle derselben Dichterin, wenn auch hier das Spiel zwischen Vergangenheit und Gegenwart, offenbar eine Lieblingslaune der Autorin, mannichfach die Reinheit des Eindrucks beeinträchtigt. Eine um so tiefere und ungebrochenere Wirkung geht dagegen von der letzten Novelle der vorliegenden Sammlung aus, welche als die Perle der letztern bezeichnet werden muß und vollkommen jene poetische Unmittelbarkeit athmet, die das untrügliche Zeichen echter Dichterberufung ist. „Mit gebrochenen Flügeln!" heißt diese edle und werthvolle Musengabe. Aus des Waldes duftigem Asyle und aus den treuen Armen der liebenden Großältern soll Helene, die junge kaum erst beschwingte Taube, hinausfliegen in die große Welt, zu lernen und zu werden. Und so steht sie mit dem Jugendgenossen, dem eine glühende Liebe zu dem schönen Mädchen unerwidert im Herzen flammt, Abschied nehmend am rauschenden See; da sinkt eine wilde Taube sterbend zu ihr nieder. „Armes Thierchen — es hat den Flügel gebrochen, wie hat es nur dies so ungeschickt angefangen? Mag's nun sterben — was soll ein Vogel mit gebrochenen Flügeln!" so flüstert Helene und fragt dann den Gefährten, was das Glück sei. Der antwortet, auf den See zeigend: „Solche Klarheit, solche Reinheit, solchen Frieden in eines Menschen Brust und das unvergänglich strahlende Licht des Himmels über seinem Haupt — das ist Glück." Aber Helene dachte das Glück in anderm Sinne: „Wie ich's nennen, wie ich's beschreiben soll, weiß ich nicht. Es schwebt über mir wie ein Stern, es wirft leuchtende Strahlen über die Welt und ein jeder Strahl weckt Blüten; aber all die Strahlen und die Blüten gelten nichts, nur der ganze Stern ist es, und „ehe man ihn errungen, ist alles nur Schein des Glücks"". Arme Helene, wärst du daheimgeblieben in deinen Wäldern und hättest an seiner Liebe und an seinem Glücke dich genügen lassen, statt, dem innern Drange folgend, hinauszuflattern, um den schönen Stern zu suchen. Aber sie fand den Stern am Herzen ihres Felix — ein kurzes Sternenglück. Denn über den Geliebten brechen all die freventlichen Sünden der modernen Welt zusammen, welche seine Aeltern ohne sein Wissen begangen hatten, und die Mutter als Ehebrecherin, den Vater als Betrüger erkennend, fällt Felix in Wahnsinn und Tod. Da wankt sie denn heim mit zertretenem Herzen und zertretener Liebe und bald rauscht der grüne Wald über dem Todtenhügel der „Taube mit gebrochenen Flügeln"!

3. Neue belletristische Originalbibliothek. Sechster Band. — A. u. d. T.: Wellen des Lebens. Skizzen von Agnese Grans. Weimar, Kühn. 1858. 8. 1 Thlr.

Die Dichterin — denn das ist Agnese Grans im wahren Sinne des Worts — hätte wol noch einen bezeichnendern Namen für ihre „Skizzen" wählen können als den Titel: „Wellen des Lebens": denn ihre Schöpfungen sind vielmehr Wellen des Herzens. Ueberall ist es in diesen Erzählungen und Charakterbildern das Gemüth, welches in seinen Höhen und Tiefen, seinen Gluten und Schauern, Kämpfen, Leiden, Wonnen und Irrnissen die Geschicke der handelnden Persönlichkeiten erzeugt, motivirt und bestimmt, und Agnese Grans ist eine tiefe Kennerin des kleinen großen Menschenherzens, dessen verborgenste

Geheimnisse keine noch so scharfsinnige Philosophie, wol aber der hellsehende Geist des Poeten zu ergründen vermag. Am gelungensten sind unstreitig diejenigen dieser Skizzen, welche dem Schauspielerleben entnommen sind und welchen eine tief eindringliche Wahrheit und Lebenswärme innewohnt. Alle Leidenschaften und innern Wirrnisse, welche vorwiegend dem Schauspielerstande eigenthümlich sind, aber auch alle edelsten, menschlichen und poetischen Erhebungen desselben weiß die Dichterin in farbenfrischester Darstellung zu verlebendigen, überall mit durchaus ungesuchtem Freimuthe eine echt sittliche Wirkung erzeugend. Die Qualen des künstlerischen Ehrgeizes und der schauspielerischen Selbstüberschätzung, die leidenschaftliche Liebe, die heilige Begeisterung für die Aufgabe des Künstlers, die alle Raffinerie der Verführung siegreich überwindende Tugend des Weibes, das bleiche Elend künstlerischer Herabgekommenheit, die heitere Genügsamkeit in beschränktester Existenz: alle diese für die poetische Behandlung allerdings höchst dankbaren Momente hat die Dichterin oft mit wahrhaft tragischer Gewalt, stets mit echt poetischer Sinnigkeit zu verkörpern vermocht und darin nicht blos ihre künstlerische Begabung in helles Licht gestellt, sondern eine wahrhaft edle und hohe Gesinnung entfaltet, auf welche wir Deutschen nun einmal einen besondern Werth zu legen Gott sei Dank noch nicht verlernt haben. In den der Bühnenwelt nicht angehörenden Skizzen dieser Sammlung, welche nicht minder ein warmer poetischer Hauch durchweht, stört oft eine gewisse Gesuchtheit in Situation und in Motiven, sowie eine Hinneigung zu sentimentaler Ueberschwenglichkeit, wie sie die mehr realen Begebnissen entnommenen Bilder des Schauspielerlebens zu ihrem großen Vortheile nicht aufzuweisen haben. Sonderlich schwach durch die gerügten Mängel ist die „Ein Dichterherz" benannte Erzählung, während „Die Gesandtin" und auch „Drei Frauen" viel gesünder in die Welt schauen. Auf Grund dieser Wahrnehmungen dürfte der begabten Dichterin zu rathen sein, daß sie sich vor allzu vagen, allgemeinen und phantastischen Vorwürfen hüte und ihr Talent besondern und realen Stoffen zuwende, um der naheliegenden Gefahr der poetischen Verweichlichung zu entgehen und Methode der Behandlung zu lernen.

4. Erzählungen und Novellen von Luise von Hammerstein. Frankfurt a. M., Boselli. 1858. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Offenbar baut auch diese Schriftstellerin ihre Arbeiten auf sittlichem Grunde; allein ihre Voraussetzungen sind nicht immer von ethischem Geiste getragen und eine düstere und verworrene Schicksalsidee liegt unheimlich auf ihren Schöpfungen. Sie hat eine gewisse Gewandtheit, die Dinge geschickt zu verwickeln und die noch so tief verschlungenen Fäden in der Hand zu behalten; allein zuletzt geht ihr die Lust oder die Kraft aus und dann schließt sie matt oder gewaltsam. Die Wahrscheinlichkeit kümmert sie ebenso wenig als die innere Wahrheit und ihre Gestalten haben alle etwas Puppenartiges und Prädestinirtes. Dabei ist Luise von Hammerstein durchaus nicht ohne Talent; aber sie müßte ihre Aufgaben ernster fassen, wenn sie Freude an ihrem Schaffen erleben und diejenige Freiheit der künstlerischen Arbeit sich erringen will, ohne welche sich jede poetische Thätigkeit in eine Monotonie auflöst.

Damit wäre denn den Damen, deren Schriften diesmal zur Besprechung vorlagen, alle schuldige Ehre in freimüthigem, nach bestem Wissen und Wollen ausgesprochenem Lobe und Tadel erwiesen, und ich darf, ohne ferner an besondern Gattungen zu haften — unsere nivellirende Zeit verwischt dieselben ja immer mehr —, frisch in den literarischen Berg vor mir hineingreifen. Leider fallen sogleich zwei wenig erfreuliche Machwerke heraus:

5. Durch Nacht zum Licht, ein Seelenbild von dem Verfasser der Schrift: „Ein Jahr in Chalonnes." Erfurt, Villaret. 1858. 8. 18 Ngr.

6. Der Beruf, eine Novelle aus der Neuschweiz. Regensburg, Pustet. 1857. 8. 18 Ngr.

In beiden Tractätchen werden arme Seelen aus den Klauen des Teufels errettet; in ersterm ein Mägdlein, in letzterm ein Jüngling; in ersterm wenigstens zu einiger Vernünftigkeit, in letzterm direct in den Schos des heiligen Loyola. Das Seelenbild „Durch Nacht zum Licht" verfolgt doch wenigstens eine Idee und läßt ein etwas verrücktes und übergeschnapptes kleines Pastorentöchterchen nach unterschiedlichen Rückfällen endlich durch Thätigkeit und Arbeitsamkeit zu religiöser Bescheidung und Befriedigung zurückkehren; über alle Beschreibung langweilig zwar und geistlos, aber doch die Vernunft nicht an den Pranger stellend; die neuschweizerische Novelle hingegen kennt nur Einen Gott, den alleinseligmachenden Jesuitismus, und quält sich ab, einen dummen, täppischen und läppischen Buben „in den Habit" zu bringen. Wäre dabei noch irgendeiniges psychologisches Interesse erzeugt und käme irgendwie die, ich möchte sagen infernalische Bedeutsamkeit des Jesuitismus zum Vorschein, so möchte man's allenfalls noch lesen; so aber ist's nichts als ein trauriges Sammelsurium jesuitisch-zelotischer Propaganda, dem hiermit sein Laufpaß gründlichst ertheilt sei. Wahrlich, ein gut Theil freifröhlicher Gottesfurcht wäre unserm Zeitalter, dem zelotischen wie dem materialistischen Lager, dringend zu wünschen: solches Geschreibsel wie das vorliegende — und es gibt dessen leider nur zu viel rechtfertigt diesen Wunsch zur Genüge.

7. Erzählungen von Falkner. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1857—58. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Falkner hat gründliche Studien für seine novellistischen Zwecke gemacht, sowol historische als praktische, und man muß ihm durchaus die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sein Material vollkommen innehat, indem er ebensowol in den historischen Details seiner Erzählungen als in lebendiger Menschenkenntniß zu Hause und bewandert ist. Allein der Chronist und der praktische Mann — denn als solche erweist sich unser Autor durchgängig — haben nur zu oft den Poeten vergessen und während hier allzu häufig ein überaus trockener und compendienhafter Ton sowie eine sehr unbequeme Anhäufung geschichtlicher Daten stört, langweilt an andern Orten die Absichtlichkeit einer stark moralisirenden Manier und einer übertriebenen Nutzanwendbarkeit; auch ist der Patriotismus des Autors, so ehrenwerth er an sich erscheint, doch einseitig, um nicht Fragezeichen aller Art zu provociren. Sodann hat Falkner fast in keiner seiner Erzählungen sich die producirende Kraft bis ans Ende frisch erhalten können: vielmehr tödtet er das Anziehende und selbst Spannende, welches mehrere seiner Novellen anfänglich entwickeln, nur zu oft durch Abschwächung der Motive und der Handlung, indem er sich in der Weitschweifigkeit seines Materials völlig verliert. Wie fesselnd gestalten sich z. B. die Erzählungen „Das große Magisterium", „Meister Anton von Brünn", bis in ersterer die gedankliche Bedeutsamkeit in eine ganz gewöhnliche Leihbibliotheksgeschichte sich auflöst und in letzterer die anfängliche Frische der Schilderung in ein unbefriedigtes fragmentarisches Stückwerk zerfährt. Inzwischen sind alle diese Erzählungen immerhin lesbar, mannichfach anregend und von einer hohen Gesinnung erwärmt, die allem menschlich Edeln und Großen geweiht ist, und keine Sonnen zwar und keine Sterne, aber doch helle Flämmchen, die Licht und Wärme ausathmen.

8. Fürstin Ursini. Der General Lindner. Historische Novellen von Walther Tesche. Leipzig, Gräfe. 1857. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die erste dieser in einem Bande vereinigten Novellen führt uns an den spanisch-französischen Hof Philipp's V. und weiht uns in die Intriguenspiele der Fürstin Ursini ein, vermöge welcher diese immerhin merkwürdige zweite Ninon de l'Enclos den schwachen Fürsten und durch ihn Spanien beherrschte. Das bunte Gemisch leichter pariser Eleganz und gemessener castilischer Grandezza, wie es an diesem bourbonischen Zweighofe sein Wesen trieb, ist mit großem Geschick und vieler Anschaulichkeit in dieser Intriguengeschichte versinnlicht und mit den kleinen pikanten Palastabenteuern, Umtrieben und Machinationen ganz unterhaltend aufgeputzt. Der Verfasser hält sich ziemlich

streng an das Historische und seine Charakteristik verdient nach dieser wie nach jeder andern Beziehung hin alle Anerkennung: der höchst schwierig zu plastischer Anschauung zu bringende Charakter Philipp V., welcher aus lauter Halbheiten im guten und bösen Sinne zusammengeflickt ist und dessen apathische Passivität durch einen Hauch romantischer Melancholie wie ein Grabhügel vom blassen Mondesschimmer beleuchtet wird, die höchst eigenthümliche Persönlichkeit des Conde Priego, in welchem die castilische Verschlagenheit sehr glücklich verkörpert ist, die herrische Gestalt der Elisabeth von Parma, endlich die mit feiner Consequenz durchgeführte interessante Heldin der Novelle, die Fürstin Ursini: das sind alles lebendige und sprechende Beweise für die mannichfaltige und plastische Gestaltungskraft unsers Autors und dieses Talent verläßt ihn auch nicht bei den unbedeutendsten Figuren seiner Schöpfung, sodaß nirgends die mindeste Abmattung des charakterischen Wesens ersichtlich wird. Und wenn trotz alledem und trotz einer spannenden Handlung der Eindruck des Ganzen ein unerquicklicher ist, wenn selbst an sich so poetisch wohlthuende Persönlichkeiten wie Alfons und Corilda ohne erwärmenden Einfluß auf die Totalwirkung bleiben, so liegt der Grund davon einzig darin, daß das ganze vorgeführte Stück Hofgeschichte weder in seinen Persönlichkeiten — das vorgenannte episodische Pärchen ausgenommen — noch in seiner Handlung irgendwie unser menschliches Wesen rührt und bewegt. Diese Jagd um Vortheil und Genuß, dieses fortgesetzte Lungern und Schleichen des Egoismus, es kann die Seele nicht erfassen, wenn nicht wahrhaft große und bedeutende Persönlichkeiten als Träger edelster Ideen aus dem Gewirr emporsteigen und den Sieg des Menschenthums verkünden.

Nicht weniger fühlbar macht sich dieses seelenlose Wesen in der zweiten Novelle: „Der General Lindner", und nebenbei begreift man nicht, warum der Autor diese Erzählung eine historische nennt; denn daß nach dem Aberglauben der Leute das Gespenst eines ehemaligen russischen, bei der Ermordung des Kaisers Paul betheiligt gewesenen Generals spukend im alten Schlosse zu Kammerau umgeht und in einem Thurme historische Documente mancher Art gefunden worden, das gibt denn doch noch kein Recht, eine poetische Arbeit eine historische zu nennen. Genug, der gespenstige General, welcher freilich nur in der erhitzten Phantasie der Leute existirt, richtet Unheil über Unheil in dem Herrenhause zu Kammerau an und wird die Ursache, daß der wackere junge Förster Friedrich seinem Röschen wegen aus Gespensterfurcht verspäteter Hülfsleistung durch den Erstickungstod im Kohlendampfe entrissen wird. Und da nun diese einzigen zwei Menschen, Friedrich und Röschen, welche unser menschliches Mitgefühl erregen — der englische Gast und der deutsche Baron sind denn doch gar zu sehr „Herren der Schöpfung", um warm für sich einzunehmen —, zum Schluß der graulichen Spukgeschichte zerschmettert werden, ohne daß irgendwie ein Engel der Versöhnung aus dem Greuel sich erhebt, so übt der Ausgang der Geschichte auf die Empfindung einen wahrhaft vernichtenden Eindruck und die trockene Moral: „Fürchte dich vor Gespenstern nicht", vermag das katzenjämmerliche Schlußgefühl nicht zu bannen. Der Anfang der Erzählung verspricht entschieden mehr und zeichnet sich neben sehr gelungener Lokalcharakteristik durch eine recht glückliche humoristische Färbung aus, die nun, mit dem haarsträubenden Schlusse zusammengehalten, im Verein mit diesem dieselbe Wirkung thut, wie der Anblick eines Menschenkopfes, dessen eine Seite in fröhlicher Laune harmlos lächelt, während die andere unter Folterqualen zuckt und zittert.

9. Bouquet. Originalnovelletten von C. Cubasch. Leipzig, Matthes. 1858. 8. 25 Ngr.

Dieses hübsch ausgestattete Bändchen enthält des Poetischen, Geistreichen und Humoristischen viel und spricht sehr günstig für das Talent seines Verfassers. Acht Blumen von den verschiedensten Gestaltungen, Farben und Düften bilden den in der That schönen und ausgesuchten Blütenstrauß, welchen der Dichter sich und seinen Lesern gewunden hat und nicht eine derselben darf eine mißrathene genannt werden, vielmehr sind fast alle echte Kinder der Sonne und des Lenzes. In „Die Engelwacht" schildert der Poet, wie des Thürmers kleines Kind in einer unbewachten Minute am Fries des Plattenkranzes nach Blumen haschend, sich des sonnigen Anblicks freuend und von der Gefahr nichts ahnend, herumgleitet, bis es stürzt — aber nicht in die Tiefe, sondern, von Engeln bewacht, in die Arme der athemlos vor Entsetzen herbeigeeilten Mutter, Blumen im zitternden Händchen. Der Thürmer aber zieht sein Käppchen und im frommen Danke gen Himmel blickend, murmelt er:

> Du sendest viele Engel aus,
> Zu wachen rings im Vaterhaus,
> Daß sie uns deine Liebe mild,
> Vorhalten als ein schirmend Schild!

Diese kleine Scene — ich finde keinen die dramatische Eindringlichkeit des Begebnisses besser bezeichnenden Ausdruck — ist ein wahrhaftiges kleines Meisterstück, insofern sie mit magischer Gewalt den Leser in die angstvolle Stimmung der Situation reißt und ihm dann wieder die ganze Seligkeit der durch Gottes Hand geleiteten Errettung des holden Kindes genießen läßt.

In „Eine weiße und rothe Ballblume" ist es die Poesie der Ballnacht, die heitere und die thränenreiche, welche der Dichter mit schwungvoller Phantasie verherrlicht, während „Die Madonna der Rache" ein finsteres italienisches Nachtstück voll leidenschaftlicher Tragik bietet und in den „Parmaveilchen" ein düsterer Act aus Donizetti's Liebesleben sich mit dämonischer Gewalt vollzieht. Das lyrische Bild „Die Phantasiegeborene" athmet Jean Paul'sche Ekstase und in dem schwermüthigen Fragmente „Tänzerin und Theologe" stirbt eine heilige Seele den Opfertod für die Geliebte, welche dieser Tod vom Pfade der schönen Sünde erretten soll. Ein reizendes Kunst- und Liebesleben blüht in der duftigen Novelle „Hanswürstchen", bis des Todes schwarze Schatten diesen holden Frieden decken, aber die heilige Liebe siegt. Mitten unter diesen theils düstern und schwermüthigen, theils ernsten und schwungvollen Poesien leuchtet die Humoreske „Bamboche" wie eine lachende Rose unter trauernden Lilien. Dieses „Stück pariser Leben" wird von einem so köstlichen Humor beseelt und athmet eine so kecke und frische Laune, daß man es, ohne zu ermüden, immer von neuem lesen und sich daran erquicken kann. Der Dichter dieser Bilder, Phantasien und Novellen ist ein begabter Geist, dem die Musen holde Gefährtinnen sind: möchte er nicht zu lange schmetterlingartig von Blume zu Blume flattern, sondern zu rechter Zeit seine schönen Kräfte in der Lösung einer ernsten künstlerischen Aufgabe concentriren.

10. Verstand und Gemüth, ein Bild aus dem Leben von Hans Hermann Müller. Wien, Wallishausser.

Die Obstverkäuferin „Frau Leni" an der schönen Aussicht zu Wildenberg war nicht zur Hüterin rothwangiger Aepfel geboren; vielmehr schien sie als Tochter des Landraths Haltenfried gegründete Aussicht auf eine günstige Lebensstellung zu haben. Allein der Mensch denkt, Gott lenkt, und so wurde Fräulein Haltenfried nach dem Tode ihrer Aeltern genöthigt, Dienste in fremden Häusern zu suchen, sodaß sie zur Kammerjungfer einer geldstolzen furienhaften Kaufmannsfrau herabsank. Im Hause dieser Megäre knüpft sich zwischen dem armen verlassenen Mädchen und dem Neffen der mehrgenannten Xantippe ein zärtliches Verhältniß ernstester Art. Aber die liebenswürdige Tante des jungen Mannes weiß die Sache zu hintertreiben und ihre Intriguen reichen so weit, daß nach geschehener Trennung die liebende Helene, die Landrathstochter, glauben muß, ihr Fritz habe sie verlassen, während dieser sie vergeblich sucht, und sie sich schließlich als Obstverkäuferin in die wildenberger Einsamkeit zurückzieht, sich resignirt zu scheinbarer Gemüthsruhe fassend und nur mit dem Uhrmacher Bollmann näher verkehrend. Inzwischen hat sich Fritz auch in sein Schicksal gefunden und, statt seiner Helene eine Clara in sein Herz schließend, diese letztere ge-

heirathet, nachdem dieselbe von einem Herrn von Siegberg von einem Selbstmordversuche in den Nordseewellen zurückgehalten worden war. Clara, Fritz und Siegberg treffen sich auf einer Vergnügungsreise vor der Obstbude Heleuens oder vielmehr der Frau Leni, welche ihren ehemaligen Geliebten schweigend erkennt und Clara sinkt, als sie den Uhrmacher Bollmann, welcher die Tragesessel des Städtchens in Pacht hat, sieht, in Ohnmacht, während dieser rasend davonstürmt. Herrn von Siegberg's Menschenfreundlichkeit, um nicht zu sagen Neugierde, löst das Räthsel: Clara hatte von diesem Herrn Bollmann einen Sohn, welchen dieser bei sich im Hause hegt und nun soll Leni die Versöhnerin vorstellen, indem sowol Clara als Fritz beide schuldig (letzterer an Leni's Unglück) seien und also guten Grund hatten, jeder dem andern gegenüber beide Augen zuzudrücken. Zu diesem Zwecke wird ein Ballet arrangirt und nach einigen Pro und Contra gelingt der Versöhnungsplan so gut, daß Fritz Clara's und Bollmann's Sohn als den seinigen anerkennt, ihn mit der Nichte Bollmann's verlobt und Leni sogar mit ins Haus der versöhnten Gatten zieht. Diese höchst bedenkliche Naivetät endet dann, wie zu erwarten stand, damit, daß Dame Clara wüthend eifersüchtig wird und „Frau Leni" das Feld räumt, als Barmherzige Schwester ihr Leben beschließend. Diese verworrene mit Liedern aller Art gespickte Geschichte soll nun die Moral illustriren: „Die Farben des Lebens sind: Verstand, Gemüth, Arbeit, Recht." Wirklich? O du armes farbloses Leben, wenn das deine einzigen Farben wären!

11. **Amarillen und Bartnelken. Gesammelte Novellen Erzählungen und Humoresken von Theodor Drobisch. Zwei Bände. Leipzig, Gräfe. 1857. 8. 2 Thlr.**

Theodor Drobisch ist ein so bekannter und beliebter Schriftsteller, daß es wol ziemlich überflüssig ist, als sein Lobredner in langer Rede aufzutreten. Die vorliegenden harmlosen Blätter, welche nur unterhalten und Gemüth und Laune anregen wollen, entfalten mehr oder weniger alle Vorzüge ihres Autors und zeichnen sich schon durch die große Tugend der Lesbarkeit, welche keineswegs so leicht zu erringen ist als die Selbstüberschätzung räumt, höchst vortheilhaft vor andern aus. Am glücklichsten gerathen sind entschieden die humoristischen Stücke dieser Sammlung und unter ihnen vor allem die Erzählungen „Der Unglücksvogel", „Ein Sohn, der für seinen Vater eine Frau sucht" und „Die ländlichen Wähler". Da lebt eine so frische und wirksame Komik in der Situation wie in der Charakteristik und eine so heitere Harmonie zwischen Stoff und Behandlung, daß man sofort den Meister herauserkennt und den reinen Genuß es absolut Gelungenen empfindet.

2. **Paul Eisenschmidt oder Baronin und Sängerin. Roman von Freiherrn Konstantin von Giltersberg. Zwei Bände. Leipzig, Gräfe. 1857. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.**

Paul Eisenschmidt, der Sohn eines reichen Kaufmanns ud Rittergutsbesitzers, seufzt unter dem Drucke einer bösen nd niedrigdenkenden Stiefmutter und unter der herzlosen Gleichgültigkeit seines Vaters, sodaß seine früheste Jugend traurig enug sich gestaltet und er nur bei dem ehrsamen Kutscher und en geduldigen Thieren Trost und Erholung findet. Endlich eißt ihn der Schoshund seiner gnädigen Frau Stiefmama, welen er mit dem Rechte der Abwehr beleidigt hatte, aus dem aterhause in eine pietistische Seelenverknöcherungsanstalt, wo nter der Despotie eines zelotischen Pfaffen die heilige Jugend erhunzt und verkrüppelt wird. Paul benimmt sich hier mannaft genug und entzieht sich im Angesichte einer schmählichen üchtigung seinem Kerker durch kecke Flucht. Auf seinem Wege - er will eben in die weite Welt hinaus — trifft er eine isende Schauspielergesellschaft der untergeordnetsten Kategorie, ut bei dieser Dienste, knüpft ein kindlich zärtliches Verhältniß it der kleinen Jenny an, wird von einem braven Schauspieler, m Komiker der Bande, förmlich an Kindesstatt angenommen id verläßt dann die Lappenbühne des Herrn Directors Purzlinger, indem er sich bis auf weiteres aus dem Gange der Novelle, deren Held er ist, zurückzieht. Dafür macht der Leser die Bekanntschaft einer in der That höchst liebenswürdig gezeichneten geistvollen jungen Baronin, welche Witwe ist, und sieht später die kleine Jenny der Hanswurstbühne als gefeierte italienische Sängerin und intime Freundin der Baronin wieder. Der Umstand, daß die Pferde mit dem Wagen, der beide Damen trägt, durchgehen, gibt Gelegenheit, daß Paul wieder auf dem Theater erscheint und zwar als Lebensretter beider Huldinnen. Er ist inzwischen, dank seinem wackern nun verstorbenen Pflegevater, ein tüchtiger Mann geworden, der in litteris etwas Ordentliches leistet und sich bald die Liebe der Baronin nicht ohne innigste Gegenliebe gewinnt. Der Sohn jenes elenden Pfaffen, welcher Paul's Kindheit verbittert hatte, und die diesem Schleicher dienende Partei fanatischen Frömmlerthums bringen zwar den Helden des Romans noch in große Bedrängniß; allein die Liebe weiß ihn zu retten und so zieht er denn an der Seite seiner schönen Gemahlin beglückt in das Schloß seines inzwischen gestorbenen Vaters ein, welches ihm seine Stiefmutter trotz ihres guten Willens dazu auf die Dauer nicht länger streitig machen konnte. Jenny, die Sängerin, heirathet den Stiefsohn der Baronin und der alte Komödiantenvater Purzlinger wird Haushofmeister des Freiherrn von Eisenschmidt.

Dieser Roman, dessen Gerippe soeben bloßgelegt wurde, hat manches Lobwürdige: er ist in einer ungesuchten, reinen und natürlichen Sprache geschrieben, bietet keine ungehörigen und störenden Retardirungen, führt anziehende und wohlgezeichnete Persönlichkeiten vor, erhöht das Interesse an seinem Fortgange von Entwickelung zu Entwickelung und ist in jenem freien und vorurtheilslosen Geiste geschrieben, der als schönste Frucht echter Bildung sich geltend macht. An gelungenen Einzelheiten mangelt es keineswegs; so ist die Schilderung des neuern Komödiantenlebens auf breitester Grundlage voll Frische, Lebendigkeit, Wahrheit und Humor, und die Persönlichkeiten, die ernsten wie die komischen, erfreuen sich einer sehr gelungenen Charakteristik. Gestalten wie der alte Kutscher, die Mitglieder der Purzlinger'schen Bande, der Stiefbruder Paul's dürfen sich einer echt komischen Kräftigkeit rühmen und andererseits sind die zarten und geistigen Erscheinungen der Baronin und Jenny's von wahrhaft poetischer Innerlichkeit und Tiefe, ohne daß die Besonderheit beider dadurch beeinträchtigt würde. Aber von diesem Lobe muß der Held des Romans geradezu ausgeschlossen werden. Er erregt nur bis zu seinem Abgange von der Purzlinger'schen Gesellschaft durch die Frische seiner Erscheinung Interesse, von da an scheint der Antheil des Dichters selbst sich von ihm ab- und den beiden liebenswürdigen Frauen zuzuwenden, denn es wird nur in Bausch und Bogen referatmäßig erzählt, daß Paul eben ein ehrenwerther Mann geworden ist; über diese Linie erhebt er sich nicht und auch dieser Eindruck schwächt sich noch ab durch die Passivität, zu welcher er im weitern Verlaufe der Handlung verdammt wird; die Geliebte und die Freunde arbeiten für ihn, und dem stolzen Motto des Buchs: „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann", entgegen schafft die Baronin Paul's Schicksal. Und so zerfällt der ganze Roman in zwei lose zusammengeheftete Bruchstücke, deren ersteres Paul, letzteres die Baronin zur Firma hat. Endlich, um auch im Einzelnen der Rüge nicht zu vergessen: es ist nicht wol glaublich, daß das Unwesen in der Kinderverhunzungsanstalt jenes würdigen Pastors auf die Dauer ein so tiefes Geheimniß bleiben konnte, als der Verfasser dies voraussetzt, und ein so edel angelegtes und so hochstrebendes Weib wie Jenny verliert sich nicht zwischen heute und morgen an einen Mann, der zwar ein ganz ehrenwerther Soldat, aber doch ein geistig ziemlich unbedeutendes Herrchen ist. Derlei Mängel der Motivirung, kleine Unwahrscheinlichkeiten und zu obenhin behandelte innere Vorgänge finden sich in dem Buche mehrere und deuten darauf hin, daß der Autor zu schnell schreibt. Herr von Giltersberg darf an sein Talent mit gutem Gewissen glauben; aber eine gründlichere Vertiefung in seine dichterische Arbeit würde ihn vor mancherlei Verfehltem

bewahren und seinen Schöpfungen die unentbehrliche Festigkeit in Fundament und Aufbau geben, ohne welche das talentvollste Werk ein schwankender Versuch bleibt.

13. Schmetterlinge von Hans Wachenhusen. Berlin, Huber. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mit eleganter Feder und geistreicher Laune zeichnet Hans Wachenhusen in bunten frischen Bildern die moderne Welt von Paris, die Frauen des Orients und die eleganten Studien und nobeln Passionen der Gentlemen par excellence. Im letztern Abschnitte erfahren wir armen Deutschen, denen — so meint wenigstens Wachenhusen — das sentiment du goût völlig abgeht, was es eigentlich zu bedeuten habe, ein echter Gentleman zu sein: wir lernen die Philosophie der Eleganz, die Kunst der Toilette, der Unterhaltung, des Savoirvivre, haben Gelegenheit uns auch mit der Kehrseite der Fashion, mit der „Dandyismus" getauften Caricatur bekannt zu machen, und gelangen ins Klare über die Begriffe: anständige Leute, leidenschaftliche Leute, kleine Passionen, Sport und Tanz — die Sprache der Füße. Selbst bis in die geheimnißvollen Gemächer des Serail führt uns der geistreiche Cicerone, indem er zeigt, welchen drückenden conventionellen Zwang die Haremsgesetze nicht blos auf die gepriesenen Schönheiten des Orients, sondern auch auf die Männer ausüben; selbst der Sultan muß diesem Despotismus sich beugen. Außer in den Haremlik geleitet uns der ebenso liebenswürdige als kundige Führer auch auf den Sklavenmarkt zu Stambul, der ihm so empörend nicht erscheinen will, als man ihn gewöhnlich schildert und endet seine orientalischen Skizzen mit einer reizenden, von poetischem Dufte beseelten Mondnachtsscene vor einem Kouak des Bosporus. Zwischen der schmachtenden Augensprache der Odalisken und den funkelnden herausfordernden Blicken der schönen Pariserinnen hebt der gemeinschaftliche Zweck des holden Spiels den Unterschied auf; bezaubern will man so gern am Goldenen Horn wie an den Ufern der Seine. Ob Odaliske ob Lorette: gefallen und genießen wollen sie beide, das ist der Inhalt ihres Lebens. Aber was ist eine Lorette? Den altfranzösischen Namen femmes entretenues fand man eines schönen Tags antiquirt, prosaisch: Nestor Roqueplan erbarmte sich und taufte die misliebig gewordene Firma in Lorette um. Wer aber ferner wissen will, was Arthurismus ist und zu welchem Schatten des ci-devant die heutige pariser Grisette herabgekommen ist, was eine pariser Ehe zu bedeuten hat und wie man überhaupt in Frankreichs Babylon sich zu amusiren versteht, der blättere nur das elegante Bändchen der Wachenhusen'schen „Schmetterlinge" eigenhändig durch: er legt es gewiß nicht fort, ohne auf das pikanteste und anmuthigste unterhalten worden zu sein; aber an die Brust schlagen wird er sich, dafern ihm ein deutsches Herz darin pocht, und freudig beten, ohne den pharisäischen Hochmuth der Schriftworte: Herr ich danke dir, daß ich nicht bin wie diese! Und das ist die ethische Bedeutung, welche diese „Schmetterlinge" haben: so elegant, fein und spielend, ja scheinbar leichtfertig seine Skizzen gehalten sind, Wachenhusen hat sie doch mit deutscher Redlichkeit entworfen, und wer ihm den Vorwurf der Frivolität macht, der verwechselt Stoff und Behandlung. Preisen wir uns glücklich im Bewußtsein unsers deutschen Ernstes in sittlichen Dingen und im Bewußtsein des reinen Adels unserer Frauen; aber schlafen wir nicht ein in träger Zuversichtlichkeit unter dem Gesange der fränkischen Syrene: wer Schätze hegt, der bleibe wachsam!

14. **Norddeutsche Volksbibliothek. Herausgegeben von Hermann Schiff. Erster Band: Regina oder Das Haus Todtenstein. Altona, Verlagsbureau. 1858. 8. 1 Thlr.**

Es ist die düstere Zeit des 10. Jahrhunderts mit ihren Weltuntergangsängsten und wilden Geislerhausen, in welcher diese Erzählung sich zuträgt. Am Gifttranke des Bruders ist der nächste Erbe der Königskrone gestorben und diese hat der Mörder sich aufgesetzt, mit Blut und Tod seinen finstern Thron sichernd. Aber die Tochter des gemordeten Reichserben, welche dieser mit dem geheimnißvollen stillen Fräulein auf Burg Todtenstein erzeugt hat, Regina, ist noch am Leben und fordert ihr Königsrecht, ob sie gleich unter der Obhut des würdigen Abts Bernhardt, einer Creatur des Thronräubers Philipp, in sicherm Klostergewahrsam hinter Schloß und Riegel steckt. Mit Hülfe eines Doctor Alguarara, welcher die mystischen Künste der Zeit zu höhern Zwecken treibt und den Herrn Abt vermöge dieser Mittel beherrscht, wird Regina durch den kühnen Ritter Unbesonnen aus dem Kloster befreit und indem sie, eingeweiht in chemische Geheimnisse, welche der Aberglaube mit Zauberei bezeichnet, in einem Rauchfasse weißen Dampf hinter ihrem schnaubenden Rosse verbreitet und so im Volke den Wahn, die Kriegsjungfrau weihe die Schlachtfelder, erzeugt, gelangt sie glücklich auf die sichere Burg Todtenstein. Ein geheimer Bund der hohen Herren des Landes wirkt für sie im stillen, indeß Ritter Unbesonnen offen für sie kämpft. Umsonst verflucht Abt Bernhardt die königliche Jungfrau als Hexe von Babylon, umsonst zieht die Heeresmacht König Philipp's gegen sie zu Felde, umsonst stellt der fanatische Priester sich an die Spitze der Geislerhorden, denen sich König Philipp anschließt: die geheimen, wenn auch wider Regina's-Willen angewandten Zauberkünste des Doctor Alguarara, die Treue der Bergvölker, die Heldenthaten des Ritters Unbesonnen und Regina's Herrschergröße erkämpfen der guten Sache den Sieg; die junge Königin reicht dem kühnen Ritter ihre Hand und eine neue Sonne des Glücks und des Friedens steigt herauf über die geängsteten Länder.

Also der Hergang dieser höchst eigenthümlichen und originellen Schöpfung, welche ebenso sehr durch die echt künstlerische Consequenz der Entwickelungen und des Fortschritts der Handlung als durch die plastische Kraft und Schärfe der Charakteristik und durch den eigenartigen, durchweg streng festgehaltenen Ton der Zeit interessirt. Es ist da alles so rund beisammen, so sicher ineinander gekettet, so folgerichtig, es sind die einzelnen Momente in Darstellung und Vorführung der Begebenheiten so sicher berechnet und so höchst wirksam im Besondern wie im Allgemeinen, daß wir der künstlerischen Behandlung das Prädicat „ganz vorzüglich" nicht versagen können. Auf dem düstern historischen Grunde der allgemeinen Furcht vor dem herannahenden Weltuntergange und der daraus erzeugten Verwilderung und Ausartung aller Zustände steigt unsere Erzählung wie die glühende Lavamasse eines finstern verderbenschwangern Bergkraters empor und erhellt mit ihren unheimlichen grellen Flammen eine in wildem Aufruhr durcheinander gewühlte Welt, bis die Gluten des Verderbens und der Nemesis sich erschöpft haben und der holde Stern des Friedens versöhnend über den Trümmern strahlt, die unter seinem Schimmer zu herrlichem Neubau sich erheben werden. Da, wo das Grauenhafte der Begebenheit allzu energisch sich zur Geltung bringt, hat der Dichter theils mit feiner poetischer Ironie, theils mit drastischem Humor das Grasse gemildert und jederzeit bethätigt er sich mit freiem Geiste als Beherrscher seiner Dichtung, der er in keinem Punkte zum Opfer fällt. Alle mannichfaltigen Tugenden poetischer Schöpferkraft vereinigen sich in dieser Arbeit, deren Bedeutsamkeit in der harmonischen Verschmelzung des Realen mit dem Phantastischen zu einem Kunstwerke besteht. Die Flamme dieser Dichtung leuchtet weit hinaus bis in unsere Zeiten hinein, und blitzt wie ein funkelnder, scharf geschliffener Krystall aus einem Lichtherde von tausend Strahlen aller Farben.

15. **Die Freimünzer. Roman in drei Büchern von E. Mühler. Drei Bände. Leipzig, Hartknoch. 1857. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.**

Man ist recht müde, wenn man diese drei dickleibigen Bände Freimünzerei durchgearbeitet hat: schade um das an eine absurde Idee vergeudete Talent! Mühler beginnt sein Werk mit vollen kräftigen Accorden, welche ein großes Charakterbild im Gebiete des Egoismus und der Habsucht erwarten lassen, allein statt dessen wird ein Labyrinth völlig gaunerhafter und moralisch

unwürdlicher Machinationen, welche mehr oder weniger dem Jesuitenspruche „Der Zweck heiligt das Mittel" huldigen, zusammengebaut und drei starke Bände hindurch ein meilenlanges Rechenexempel des raffinirtesten Industrieritterthums abgewickelt. Die mathematische Kunstfertigkeit und Verstandesschärfe, welche sich in dieser Hetzjagd von Mine und Contremine offenbart, ist außerordentlich; aber für Geist und Seele kommt dabei nichts heraus und so verschieden die geschilderten Intriguen und Gaunereien auch sind, sie lösen sich doch bald in ein tödliches Einerlei auf. Was nutzt die zum Theil vorzügliche Technik der Charakteristik, wenn die geschilderten Persönlichkeiten keinen Adel und keine geistige Bedeutsamkeit an sich tragen! Wie wirkungslos ist eine Spannung der Handlung, welche auf demselben Kitzel der Spielerleidenschaft basirt ist, gegen welchen Mühler doch entschieden Fronte macht! Und dann steckt das Buch voll Schlüpfrigkeit, und die Behandlung dieser Obscönitäten ist eine sichtlich geflissentliche, entschieden frivole, ja stellenweise geradezu ekelerregende. Mit solchen Mitteln zerreißt man die Netze des Lasters nicht, man löst sie höchstens auf und windet sie anders; nur eine wahrhaft große sittliche Gesinnung, welche hohe Thaten gebiert, erhebt sich triumphirend über den Geist der Lüge, die kleinlichen reformationsbeflissenen Intriguanten dieses Romans tauschen nur Gleiches mit Gleichem, Schwindel um Schwindel; denn — um mit Prutz zu reden — „In Sünde kann die Freiheit nicht gedeihen!"

Hermann von Bequignolles.

Zur Reformationsgeschichte.

Betrachtungen über das Zeitalter der Reformation. Mit archivalischen Beilagen. Von Wilhelm Roßmann. Jena, Mauke. 1858. 8. 2 Thlr.

Es wäre sehr zu wünschen, daß der Eifer und die Theilnahme, welche die Reformationsgeschichte gefunden, im gleichen Grade andern Perioden unserer nationalen Geschichte auch zu Theil werden möchte. Das Zeitalter der Reformation gehört unstreitig zu denjenigen Epochen, die am meisten und gründlichsten durchgearbeitet worden sind; die historische Literatur ist überreich an reformationsgeschichtlichen Beiträgen und namentlich an Biographien aus der betreffenden Epoche. Wir haben im Laufe des vorigen Jahres Gelegenheit gehabt, die hervorragendern jener Erscheinungen die das Jahr zu Tage förderte, in d. Bl. zu besprechen. Kaum gibt es mehr irgendeinen Mann, der an jenem segensreichen Werk der Glaubensreinigung theilgenommen, und wenn es auch nur dadurch wäre, daß er an irgendeinem Orte das Abendmahl zuerst in zweierlei Gestalt ausgetheilt oder an irgendeiner theologischen Gladiatorenzänkerei, will sagen Disputation theilgenommen, dem man nicht eine eigene Monographie, oft eine mehrbändige, gewidmet und den man nicht als ein besonders ausgezeichnetes und begnadigtes Rüstzeug der gereinigten Lehre dargestellt hätte, an dessen Vortrefflichkeit mit Ausnahme der Apostel oder der Kirchenväter kaum ein anderer reiche. So gern man geneigt ist, die Gesinnung der Pietät, eine Eigenschaft, an der unsere Gegenwart sonst so arm, gelten zu lassen und den historischen Fleiß anzuerkennen, aus dem solche Werke hervorgegangen, man kann doch nicht umhin Bedenken gegen diese Production zu äußern. Einmal führt dieses Fahrzeug oder vielmehr diese Schiffahrt unter der Flagge der Reformationsgeschichte viel Ballast und Seetang, die Frucht, deren Genuß uns vermittelt wird, ist nicht selten ein Haufen Spreu, in dem der gediegenen und brauchbaren Körner gar wenige, nicht selten ferner wirken diese Monographien insofern geradezu schädlich, als sie ein vom parteiisch befangenen Standpunkt aus gemaltes Bild der geschilderten Zeit und der geschilderten Persönlichkeit geben, ein Bild, in dem auch dasjenige, was zu tadeln und zu verwerfen, als für die Gegenwart nachahmungswerthe Proben der Glaubensstärke und der Ueberzeugungstreue empfohlen werden. Der Grund der Vorliebe für das Reformationszeitalter ist allerdings sehr leicht erklärlich; man greift Momente aus der Epoche heraus, weil deren innerer Zusammenhang und mannichfache Nachwirkung auf die Zustände der unmittelbaren Gegenwart auch ohne tieferes Suchen erhellt. Ein weiteres Zurückgehen (wir sprechen selbstverstanden nicht sowol von den Fachhistorikern, als mehr von dem großen Publikum) auf das Mittelalter wird vermieden; die durch Raumer's Werk erzeugte Begeisterung für das Reich, für seine Herrlichkeit und Schmach unter den Hohenstaufen hat sich als ein schnell auflodernbes Strohfeuer ausgewiesen und einer unverkennbaren Abneigung gegen die Epoche Platz gemacht, die gestiegen, je mehr Grund zu einer Reaction gegen mittelalterliche Romantik und was mit ihr zusammenhängt, gegeben worden ist. Und doch ist gerade das Mittelalter keineswegs so losgelöst oder loszulösen von allen Beziehungen zu der Gegenwart und zu den modernen Menschen, doch haben Darstellungen aus dem Reformationszeitalter, wenn sie die Nachwirkungen und Resultate jener Bewegung für unsere Gegenwart zur Anschauung bringen wollen, tief auf das Mittelalter zurückzugehen, wollen sie anders nicht, wie es allerdings eine große Mehrzahl von ihnen thut, blos die auf der Oberfläche schwimmende Crême der Dinge abzuschöpfen sich begnügen.

Die Studien von Roßmann — das ist ihr nicht zu unterschätzender Vorzug — sind weit entfernt von der angedeuteten Oberflächlichkeit; mit Ernst und Energie hat es sich der Verfasser zur Aufgabe gestellt, in den Geist der von ihm behandelten Epoche einzudringen, er hat tiefer gegraben, als andere es pflegen, er geht, wie wir es eben als nothwendig bezeichnet, weit in das Mittelalter zurück und auf die Ideen, welche in demselben die leitenden, wenn er uns die Kenntniß der Nachwirkungen der Reformation auf die Gegenwart vermitteln will. Dennoch, trotz dieses Ernstes und trotz dieser Energie, kehren wir von der Lectüre des Buchs durchaus nicht mit einer vollen und satten Befriedigung; im Gegentheil unser Widerspruch gegen den ganzen Vortrag sowol als gegen Einzelheiten desselben ist so oft herausgefordert, so gewichtige Bedenken drängen sich wiederholt gegen den Vortrag auf, daß wir das in einzelnen Partien immerhin geistvoll gehaltene Werk nicht unbedingt empfehlen können. Bemühen wir uns in Kürze das Wesentliche unserer Opposition wider Roßmann zusammenzufassen. Der Verfasser bekennt sich zu der Schule der sogenannten philosophischen Geschichtschreiber. Ohne philosophische Bildung ist ganz gewiß keine Geschichtschreibung möglich, nicht einmal ein Geschichtsstudium. Aber die Philosophie darf in der Geschichtsforschung nicht die vorwiegende Hauptsache werden, das Recht der einzelnen Persönlichkeit und die Freiheit der einzelnen That muß anerkannt, darf nicht in die Zwangsjacken eines von vornherein fertigen Systems eingeschnürt werden. Die wahre Geschichtschreibung ist eine Combination der synthetischen Methode, die es mit den Personen und Thatsachen zu thun hat, und der analytischen Methode, die sich mit den Ideen und Zuständen beschäftigt. Zu einem solchen Princip, welches wir für das einzig richtige erachten, bekennt sich Roßmann nicht. Die einzelne That und die einzelne Persönlichkeit sind ihm nichts; ihm ist Geschichte der dialektische Proceß der Weltgedanken; in seinen Augen erscheinen die Menschen als willenlose und unfreie Puppen; nicht Thaten machen und bilden nach ihm die Geschichte, sondern der Pragmatismus und der Causalnexus der Ideen und Gedanken. Er betrachtet die vergangenen Zeiten und Geschlechter nicht um ihrer selbst willen; die vergangenen Zustände sind ihm nur „die Ferne dessen, womit wir selbst uns unmittelbar verbunden wissen". Nach ihm gehen die Dinge ihren Gang trotz des guten oder bösen Willens derer, durch welche sie sich vollziehen, und die Ideen haben ihre eigene Dialektik, die wir aus den Personen nicht begreifen. Was eine geschichtliche That genannt wird, ist nach Roßmann nicht das Werk des einzelnen, sondern der ganzen Menschheit; er betrachtet die Personen nur als gelegentliche Stützpunkte der Idee, deren einzelne Momente sich auf sie vertheilen. Seine Methode ist die ausschließlich analytische.

Eben diese Methode erklärt es, daß Roßmann nicht Geschichte geschrieben hat, sondern daß er willkürlich Geschichte

construirt hat. Er gibt nicht Geschichte des Reformationszeitalters, sondern individuelle und objective Reflexionen über die Geschichte der Epoche.

Sehen wir uns den Inhalt seines Buchs näher an. Es ist das Resultat der Untersuchungen Roßmann's, ein Resultat aber, das nicht sowol erst durch die Untersuchungen gewonnen wird, als vielmehr ein Resultat, das bereits vor den Untersuchungen bei dem Verfasser von vornherein feststand: die Reformation war bestimmt, die Verschiedenheit des mittelalterlichen und des modernen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche zu bewirken. Unter den Händen Roßmann's schrumpft die Aufgabe der gesammten Reformationsgeschichte dahin zusammen, die Umwandelung der mittelalterlichen Anschauung über Kirche und Staat in die moderne Anschauung über beide Mächte und mit dieser Idee die thatsächliche Umwandelung des mittelalterlichen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in das moderne darzustellen. Es wäre demnach viel richtiger gewesen, er hätte seine Studien nicht Beiträge zur Reformationsgeschichte genannt, sondern die historische Entwickelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche. Der Gegensatz nun der mittelalterlichen und der modernen Idee über dieses Verhältniß ist nach Roßmann das folgende. Im Mittelalter ist es die Kirche, welche dem Leben des einzelnen und der Nation Richtung und Leben gibt. Nicht nur sofern dem Gemüthe die Satzungen der Kirche als fest und unverrückbar galten, sondern indem das staatliche und private Leben überall gebunden ist durch die äußerliche Macht, über welche sie verfügt. In der energischen Durchführung der Katholicität hat sie alle Lebensthätigkeiten überwaltet, und weder neben ihr noch über ihr gibt es irgendeine selbständige Instanz. Denn das Reich ist nichts Besonderes neben der Kirche; es ist da in Kraft derselben Idee, welche die Kirche trägt, und ist gegründet auf dem Gedanken, die natürliche Welt für sie zu gewinnen und zu ordnen und die irdischen Verhältnisse der Menschen im Sinne der Kirche beherrschen zu sollen. In moderner Zeit dagegen liegt die Summe aller Macht im Staate, und die Kirche hat kein anderes Mittel zu wirken als durch das freie Wort auf das freie Gemüth. Weder das Leben der einzelnen noch das der Nation ist gebunden durch die Satzungen der Kirche. Die mittelalterliche Gemeinsamkeit der Nationen ist zersetzt durch die Interessen der einzelnen. Sie gleichen ihre Ansprüche gegeneinander aus im diplomatischen Verkehr, der sich in dergleichen Grenzen bewegt, welche das Völkerrecht setzt. Aber die Grundsätze dieses Völkerrechts sind nicht identisch mit den Bestimmungen der Kirche, und die Gemeinsamkeit der Nationen, sofern sie auch jetzt besteht, gründet sich auf etwas anderes als auf ein gemeinsames Bekenntniß. So gibt die Kirche in äußerlich bindender Weise weder dem Ganzen noch dem Einzelnen Maß und Richtung des Lebens. Sie ist in den Staat getreten und gehört ihm ihrer äußern Stellung nach nicht anders an als jedes andere Institut. Die Reformation hat den Unterschied geschaffen; ihr Product ist die Umwandelung von Kirche und Reich in Gemeinde und Staat.

In den Anfängen seiner Untersuchung über das mittelalterliche Verhältniß zwischen Staat und Kirche greift Roßmann sehr weit zurück. Zunächst nur knapp und flüchtig skizzirend, wird die Darstellung seit dem Reichstage von Soissons, auf dem Papst und Geistlichkeit Childerich III. vom Throne der Merovinger entfernen, breiter und eingehender. In einer Weise, welche nicht dem Geiste und Charakter der behandelten Zeiten und Menschen entspricht, welche die modernsten Anschauungen in jene Epochen hineinträgt, führt Roßmann seine Skizze bis zum Ende des 15. Jahrhunderts aus; er verweilt schließlich bei dem damaligen Verfall aller Ordnungen, welche das Product gemeinsamer sittlicher Energie sind und die allein das Leben lebenswerth machen. Der Abschluß des Kapitels faßt die Resultate der Auflösung zusammen: „Das ist die Endschaft jenes Idealismus, der zuerst das heilige Reich, dann die unfehlbare, weltlich mächtige Kirche geschaffen hatte, welche zuerst jenes, dann sich selbst zertrümmerte. Und fassen wir die Summe des Verderbens zusammen, so lag es ohne Zweifel darin, daß man, indem man die weltlichen Dinge im Princip verachtete, sich doch die irdische Lust erschlich mit Hülfe eben der Kirche, welche den Himmel zu vertreten vorgab. Diese Lüge fraß am Mark der Völker. Es fehlte da sowol der Muth, kräftig die irdischen Dinge anzufassen und sie zur Grundlage geistigen Lebens zu machen, als sie ganz und rückhaltlos zu verwerfen. Drei Stücke sind es, welche aus der Zersetzung des Katholicismus resultiren: dieser furchtbare Materialismus, jene Wundersucht, welche die Geister aller beherrscht, und ein drittes, welches als der zeugende Grund des Neuen zu betrachten ist. Es ist wahr, die Geschichte jener Zeiten durchschreitend wandelt man auf verkohlten Trümmern. Aber es hat doch nicht die volle Wahrheit, sie zu zeichnen und das Bild für das jener Zeit auszugeben (?). Wo ist da eine Andeutung der Glut, welche die Atmosphäre bewegte? Denn dies ist die Ergänzung: indem das mittelalterliche Wesen sich verzehrte, ward ein ungeheueres Maß von Wärme frei. So scheint die Fülle von Meinungen und Doctrinen bezeichnet werden zu können, welche das 14. und 15. Jahrhundert erzeugen. Das zeichnet sie alle aus, daß sie ins Ungemessene sich erweiternd die Menschen weit über ihr anfängliches Meinen hinaustreiben. Das ist das Suchen nach neuen Welten. Um so stürmischer und drängender werden die Gedanken, je weniger es gelingt, neue Bindungen zu finden, neue Formen zu schaffen. Die großartigsten Gedanken und Aussichten bewegend sah man sich außer Stande, die Verhältnisse, hartnäckig, verworren und verwachsen wie sie waren, zu rücken und zu bewegen. Eine Lage der Dinge, welche in kürzester Zeit unglaublich viel edle Kraft verzehrte, die besten Namen verbrauchte und das Reinste zwang, sich mit Unreinem zu behaften." Gegenüber diesem Verfall und dieser Auflösung lag die einzige Möglichkeit, zu neuen und heilvollen Zuständen zu gelangen, allein in der Anerkennung des irdischen Lebens und der natürlichen Verhältnisse des Menschen als der Grundlage geistigen Lebens. Die kirchliche Reformation konnte nur diese Aufgabe haben, in allen Bereichen das irdische Leben wiederzugewinnen und zur Anerkennung zu bringen, um dadurch für den Menschen realere Bedingungen herzustellen, als der bloße Gedanke der Christenheit gewesen war. Der Verfasser geht den verschiedenen Erscheinungen nach, in denen er den Ausdruck der werdenden modernen Anschauung erblickt, und mitunter macht er recht zutreffende und sinnige Bemerkungen. So schreibt er unter andern über die Kunst (S. 73): „Es ist eine zwar feinere aber nicht minder deutliche Offenbarung des modernen Wesens, wenn Filippo Brunelleschi den im germanischen Stil begonnenen Dom von Florenz in einer gewaltigen Kuppel vollendet, als wenn Huß auf dem Concil von Konstanz die Berechtigung der weltlichen Macht verkündet. Wenn van Eyck die Technik der Oelmalerei vollendet und dadurch die Malerei, die nun nicht mehr blos auf die Wände heiliger Gebäude gewiesen ist, aus dem Dienste der Kirche befreit; wenn die Autoren der Griechen und Römer aus ihrer Vergessenheit hervorgezogen, in den Schulen eingeführt werden, so sind das Aeußerungen ebendesselben Geistes, der die Theologie jetzt vollständig verwandelt. Wenn Albrecht Dürer vier Apostel als die Vertreter der vier Temperamente darstellt, so ist das eine ebenso kräftige Durchbrechung der Katholicität, als wenn Gerhard Zerbolt von Zütphen darauf dringt, daß das Volk das Evangelium und seine Gebete in der Muttersprache besitze, und selbst niederländische Erbauungsschriften schreibt."

In der Entwickelung der bezeichneten modernen Anschauung unterscheidet der Verfasser verschiedene Perioden. Das Charakteristische der ersten bestand darin, daß sich das moderne religiöse Princip und das moderne staatliche Princip ohne Beziehung aufeinander selbständig entwickelten: „Der moderne Staat entstand in der Nothwendigkeit einer einigen unbezweifelten Autorität gegenüber der mittelalterlichen Vermischung geistlicher und weltlicher Macht, und diesem seinem Ursprunge gemäß war es, daß er sich aller idealistischen Rücksichten entschlug und nur in der Verfolgung seiner eigenen nächsten Interessen sich bewegte.

Es bildete sich das reine, nackte, ideenlose Königthum aus, dem die Herrschaft Selbstzweck ist, das keine andere Aufgabe als den Krieg anerkennt und die wahrhaften, sittlichen sich nicht zumuthet. Diese vollständige Emancipation des weltlichen Regiments war die nothwendige Reaction gegen die Verkümmerung, die es erfahren. Sie war nothwendig, um den Staat das Bewußtsein der Persönlichkeit gewinnen zu lassen." Diese Gestaltung des staatlichen Lebens war nach Roßmann das Product der humanistischen Bildung, wie sie von Italien ausging. Aus den Bestrebungen jener Männer hat also nichts resultirt, als das „nackte, ideenlose Königthum". Man denke! Wie einseitig und willkürlich, wie verkehrt, wie geradezu falsch!

Luther wird von Roßmann zu einem großen Politiker und Staatsmann von dem umfassendsten und weitschauendsten Geiste gemacht. Nach ihm war der schlichte Mönch, dessen Verständniß für politische Verhältnisse doch in Wirklichkeit und Wahrheit ein sehr engherzig beschränktes war, „völlig durchdrungen von der weltgeschichtlichen Bedeutung der Gedanken"; man darf von den Aenderungen im Staatsleben, die in jener Zeit vor sich gingen, nicht als von Folgen der Reformation reden, denn „sie gehörten zur Reformation selbst und Luther übersah sie ganz". Daß Luther auch nicht ein einziges staatspolitisches Verhältniß seiner Zeit zu übersehen und zu beurtheilen im Stande war, thut den Verdiensten des Mannes keinen Abbruch, denn seine Verdienste liegen nicht nach der Seite der Politik, aber dieses Unvermögen ist eine hinreichend constatirte Thatsache. Der einzige unter den Männern der Reformation, der ein solches Vermögen besaß, hieß Ulrich von Hutten, und wie wenig Luther diesen Ulrich von Hutten zu begreifen und zu übersehen vermochte, kann man in der trefflichen Biographie des Ritters nachlesen, mit welcher Strauß unsere Literatur bereichert hat.

Wir verzichten, dem Verfasser in weitere Einzelheiten zu folgen. Er ist ein denkender Kopf unfehlbar, aber die Methode, mit welcher er an die Betrachtung der Geschichte herantritt, halten wir für grundfalsch. Der materielle Inhalt seines Buchs macht den Eindruck, als strömten dem Verfasser während der Arbeit die Gedanken in Fülle zu; aber er ordnet und beherrscht den Reichthum nicht, er springt von einem noch nicht hinreichend erörterten Gegenstand zu einem neuen ab, um später wol wieder auf jenen zurückzukehren. Wiederholungen sind dabei unvermeidlich, auch Unklarheit entsteht nicht selten, die Composition hat nichts künstlerisch Gerundetes. Daß die Darstellung keine lobenswerthe, werden die von uns mitgetheilten Stilproben gezeigt haben. Schönheit ist ein Geschenk der Natur. Man kann ebenso wenig von einem akademischen Docenten verlangen, daß er schön schreiben, als daß er jedermann durch den Reiz einer persönlichen Erscheinung bezaubern soll. Was aber die Literatur mit Fug und Recht von ihm verlangen kann, ist, daß er mindestens verständlich und deutlich schreibe, ganz so, wie die Gesellschaft mit Fug und Recht von ihm verlangt, daß er nicht mit schmuziger Wäsche und im fadenscheinigen Rock sich ihr vorstelle. Ein schlecht geschriebenes wissenschaftliches Werk macht dem Leser unnöthige Qual, der mit der Aneignung des Inhalts schon genug zu thun hat; die Toleranz, daß man in solchen Fällen gegen Formfehler um der Sache willen nachsichtiger, ist sich nicht rechtfertigen. Der beringte Finger mit einem schmuzigen Nagel bleibt immer anstößig. 35.

Aus dem Leben eines ungarischen Flüchtlings.

Der Flüchtling. Von Iwan Golovin. Leipzig, Hübner. 1859. 8. 25 Ngr.

Die Weltgeschichte rechnet mit den Summen unermeßlichen Unglücks und Misgeschicks. Verfolgt man ihre Combinationen genauer, so ist man versucht, an einen Fatalismus zu glauben, gegen den keine Appellation stattfindet. Wir können uns frei bewegen, allerdings, aber nur so weit, als es die Kette erlaubt, die an unserm Arm klirrt. Wir sagen wol, jeder sei seines Glückes Schmied, aber es ist Thatsache, daß sich die meisten Menschen erfolglos abquälen, während sie unwissentlich dem großen Ganzen dienen. Ganze Geschlechter gibt es, deren Familienannalen nicht ein einziges Mitglied aufweisen, welches Glück gehabt hätte, Geschlechter, welche einem eisernen Fluche verfallen zu sein scheinen. Das Unglück ist für Millionen ebenso unvermeidlich wie der Tod, aber da es fast ebenso allgemein ist und einem höhern Zwecke dient, ist es doch auch wieder kein Uebel; es ist eben nothwendig wie Kranksein und Sterben. Und wie nach der Behauptung denkender Aerzte jeder Mensch, auch der anscheinend gesündeste, irgendwie und irgendwo, wenn auch nur ein klein wenig, krank ist, so gibt es auch keinen Menschen, wie glücklich er auch scheinen möge, der nicht irgendwie und irgendwo, wenn auch nur ein ganz klein wenig, unglücklich wäre. Daß es allgemeine Menschenpflicht ist, gegen die verschiedenen Formen des Unglücks wie gegen die verschiedenen Krankheiten auf rationelle Heil-, Schutz- und Erleichterungsmittel bedacht zu sein, versteht sich dabei von selbst. Je mehr sich wahre Humanität und Gesittung über die Erde ausbreiten, desto geringer wird auch die Zahl der schwer Leidenden, der unheilbar Unglücklichen werden.

Eins der hauptsächlichsten Mittel, wodurch die Weltgeschichte ihre Zwecke fördert, sind die Auswanderungen ganzer Familien, Sippschaften und Stämme. Diese Auswanderungen sind theils freiwilliger, theils gezwungener Art, entspringen entweder dem Gefühl der Unbehaglichkeit und der Unzufriedenheit mit den frühern Verhältnissen, oder sie sind die Folgen offener Gewaltthat und Expulsion. Schon Adam war im Grunde ein Expulsé. Es war ihm nicht beschieden, fortdauernd im Paradiese zu leben; nachdem er vom Baume der Erkenntniß die verbotene Frucht gepflückt hatte, erkannte er, daß im Paradiese nicht seines Bleibens sei; er sehnte sich aus diesem Zustande dumpfer einförmiger Nichtsthuerei hinweg; der Engel mit dem flammenden Schwerte, der ihn hinaustrieb, war nur seine innere Unzufriedenheit und die instinctmäßige Erkenntniß seiner Menschenwürde und Menschenaufgabe. Er sollte dem ganzen Menschengeschlechte das Vorbild sein, daß dessen Aufgabe nicht im bloßen müßiggängerischen Genusse bestehe, daß es arbeiten und im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen müsse. Die Geschichte der Menschheit ist im Grunde eine Geschichte ihrer Auswanderungen. Die Juden wanderten nach Kanaan, die Ionier nach der asiatischen Küste, die Tyrrhener nach Etrurien, die Angeln nach Britannien aus u. s. w. Von Auswanderern griechischer Städte, welche vor der siegenden politischen Partei wichen, wurden die schönsten Flecke des Erdbodens fruchtbar gemacht, die blühendsten Handelsstädte gegründet. So bis auf die heutige Zeit. Einem Häuflein auswandernder Briten, namentlich Puritaner verdanken wir die gewaltige nordamerikanische Republik. Strecken fruchtbaren Bodens befinden sich irgendwo in den Händen wilder Völkerschaften, in deren Händen sie werthlos sind: da zettelt die Weltgeschichte an irgendeinem Punkte der civilisirten Welt politische oder religiöse Zerwürfnisse an oder erweckt in übervölkerten Landstrichen bei Hunderten und Tausenden das Bedürfniß, ihre Lage zu verbessern, und der Strom der Auswanderung ergießt sich dorthin, gleich einer zu hoch geschwollenen Flut, die einen Ausweg sucht. Welche unermeßliche Bedeutung die Auswanderung zu mercantilen und agricolen Zwecken in unsern Tagen gewonnen hat, darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren. Weniger deutlich liegt vielleicht der Nutzen und Endzweck der eigentlich politischen Emigration vor; doch ist auch sie ohne Zweifel einer jener Factoren, womit die Weltgeschichte rechnet; diese Emigration trägt wesentlich zum Austausch der Ideen, zu jener geistigen Verschmelzung der Völker bei, welche vielleicht im Plane der Weltgeschichte liegt, während dieselbe Emigration doch auch wieder den bereits zersprengten Fragmenten dieses oder jenes Volks einen Halt- und Stützpunkt zur Conservirung ihrer Landessprache und Landessitte in fremden Ländern gewährt. So sehen wir, daß das Unglück der einzelnen immer zum Glück und Gedeihen des Ganzen beiträgt, was freilich für den Unglücklichen selbst nur ein leidiger Trost ist; denn ist auch der Schmerz an

sich kein Uebel, sondern nothwendig, so empfindet ihn doch selbst der Philosoph, welcher von dieser Wahrheit vollkommen überzeugt ist.

Einen Abschnitt oder vielmehr nur einige genreartige Episoden aus der letzterwähnten Emigration behandelt der Russe Iwan Golovin, der sich namentlich durch seine Bestrebungen für den Panslavismus bekannt gemacht und dadurch bei manchen in den Verdacht eines russischen Emissärs gebracht hat, in seiner Schrift „Der Flüchtling", welche er als „dankbarer Sohn" seinem „großen Vaterlande" gewidmet hat: eine Widmung, die vielleicht ebenso zweideutig ist, als das vorangestellte Motto: „Selig seid ihr, wo ihr verfolgt werdet um der Gerechtigkeit willen", denn mit diesem Motto ist noch immer nicht gesagt, daß die, deren Leiden er hier schildert, „um der Gerechtigkeit willen" verfolgt wurden. In der Vorrede beklagt der Verfasser mit Recht, daß es noch keine allgemeine Geschichte der Emigration gäbe; nur die Geschichte der protestantischen Emigration sei vollständig behandelt worden, und zwar von d'Aubigné in dessen bekanntem Werke. Ueber Karl's II. Aufenthalt am Hofe von St.-Germain und in Holland, „wo seine Kleider zusammen keine 30 Schilling in dem Momente werth waren, als mit dem Rufe zum Throne die Tausende von Pfunden aus London kamen, die er seinem Bruder habgierig vorzeigte", enthalte die „Geschichte der großen Revolte von Clarendon" einige Angaben und über das Emigrantenlager in Koblenz seien in Châteaubriand's nachgelassenen Memoiren nur wenige witzige Andeutungen zu lesen. Der Hof Ludwig's XVIII. in Mitau sei noch unbeschrieben. In Betreff seiner Schrift sagt der Verfasser im Vorwort: „Die gebrochene Revolution von 1848 zerstreut Flüchtlinge aller Nationen nach allen Ländern; doch schlagen sie ihr Hauptquartier in London auf. Ihre Leiden, Drangsale und Bestrebungen zu schildern, ist die Aufgabe dieses Werks. Der Flüchtling ist ein politischer «wandernder Jude», der keine Rast und Ruhe hat, dessen Vaterland die Landstraße ist, zu dem die Regierungen fortwährend schreien: «Gehe fort!»" u. s. w. Endlich ist es die Absicht des Verfassers — die wir in der That nicht in diesem Buche gesucht hätten — die Phrenologie, welche sich wenigstens in England und in den Vereinigten Staaten alle Tage mehr Geltung verschaffe, „in das alltägliche Leben einzuführen".

Wir glauben, daß die Recensenten der Mehrzahl nach mit ihrem Urtheil über die wenig umfangreiche Schrift Golovin's bald fertig sein werden; sie werden sie wahrscheinlich flüchtig, oberflächlich, geschwätzig, ein Gemisch zusammengewürfelter Anekdoten u. s. w. nennen. Wir müssen jedoch bekennen, daß wir sie mit vielem Vergnügen und theilweise nicht ohne Belehrung gelesen haben. In einer Hinsicht war sie uns sogar sehr interessant; wir glaubten aus ihr die Symptome jenes Geistes zu erkennen, durch den Rußland einmal mehr als durch alle seine Armeen und zahllosen Steppenreiter der europäischen Civilisation gefährlich werden kann: das ist der Geist einer furchtbar illusionslosen Kaustik, die an den Menschen und Zuständen nichts Ideales mehr erblickt und alle Handlungen auf egoistische Impulse zurückführt. Dieser schneidenden, wahrhaft erbarmungslosen Kaustik, zu deren nationalrussischem Grundcharakter sich noch die Skepsis der deutschen philosophischen Speculation und der französische frivol spielende Witz und Esprit gesellen — drei Elemente, die in einer Hand vereinigt ihr Gefährliches haben — glauben wir bei allen russischen Schriftstellern begegnet zu sein, deren Schriften wir bisher kennen lernten. Ihre höchste Höhe mag sie freilich in den bekannten nachgelassenen Selbstbekenntnissen des Grafen Rostoptschin erreichen, der in gründlicher Menschenverachtung seinesgleichen gesucht haben dürfte. Da begegnet man nirgends einer Phrase, aber auch nirgends einer schönen Schwärmerei, die an sich und die Menschheit glaubte; alle Sätze sind epigrammatisch zugespitzt, und leider sind sie in der eiskalten Unerbittlichkeit, womit sie die schlechtern Motive der Menschennatur darlegen, meist nur zu wahr. Die Menschen kennen, heißt bei diesen Russen die Menschen verachten, sie verachten heißt bei ihnen sie berechnen und wie unzurechnungsfähige Maschinen handhaben. Diese Russen mögen blasirt sein, aber sie besitzen dabei doch die starknervige Kraft logischer Consequenz, unerschütterlichen Gleichmuths und eines Stoicismus, der gegen die Leiden und Schicksale anderer ebenso unempfindlich ist wie gegen die eigenen. Es ist unglaublich, mit welcher kalten, ja fast behaglichen Gemüthsruhe Golovin in seiner Schrift die traurigsten Erlebnisse erzählt, von denen ein Deutscher aufs tiefste afficirt und zu den übertriebensten Ausdrücken des Mitgefühls getrieben werden würde, während dieser Russe darüber gleichmüthig hinwegschreitet, wie das Schicksal, das sich für seine Landsleute in der Person des Zaren objectivirt. Nie aber verfallen diese Russen in die abstoßende Roheit, deren sich der deutsche Radicalismus so oft in solchen Fällen schuldig macht; sie bleiben ebenso weltmännisch fein und in den Formen einschmeichelnd, als sie kalt und stoisch sind. Welche Eroberungen lassen sich mit diesem Geiste machen, da ihm so manche Stimmungen der Zeit und der an allen Idealen verzweifelnde oder davon übersättigte, im allgemeinen egoistisch blasirte Charakter der Generation entgegenkommen!

Der Verfasser schildert in seiner Schrift die Schicksale eines ungarischen Verbannten, Skreny, der von seiner Schwester um die Hälfte seines Vermögens betrogen worden. Diese Schwester wird uns geschildert als „rachsüchtig und versteckt", „schlau wie eine Schlange", als „ein kleiner Teufel mit einem Cupidosgesicht, ein Thier mit einer sammtenen Pfote, das uns bekratzt, gerade wenn es uns liebkost; sie besitzt sogar deutsche Sentimentalität" u. s. w. Dann war Skreny fünf Jahre in Pesth, um seinen Studien obzuliegen. In den wiener Octobertagen 1848 half er an den Barrikaden mit bauen; „in den Clubs wurde fleißig geredet, und die wiener Studenten benahmen sich besser als anderswo in Deutschland", behauptet Skreny. An dem ungarischen Unabhängigkeitskriege nahm er nur einen indirecten Antheil, da er seinen Widerwillen gegen den Militärdienst und die Honveduniform nicht überwinden konnte. „Die gewesenen Lieutenants", erzählt Skreny, „sind zu Generalen geworden, aber dann mußte man wenigstens am Hofe paradirt haben, und die Ehre hab' ich nicht gehabt." Skreny war mehr Literat und Dichter als Soldat und versuchte es in Paris, wo er als Verbannter lebte, mit einem französisch geschriebenen Trauerspiel „Maria Theresia", das er in einem Kreise von Literaten vorlas, das aber nicht zur Aufführung kam, weil die französische Regierung darin liberale Anspielungen erblickte. Er meldete sich nun als Mitarbeiter beim „Journal des Débats", und Armand Bertin empfing ihn ungemein freundlich und äußerte, daß er die Ehre haben würde, ihm eine schriftliche Antwort zu überschicken; die Antwort war, daß die Redaction mit Artikeln überladen sei. Dann wandte er sich an den bekannten Véron, damaligen Eigenthümer des „Constitutionnel". Dieser empfing ihn im Bette, „zwischen der Nachtmütze und dem Nachtgeschirr", und äußerte: „Wenn Kaiser und Könige sich klein zeigen, müssen wol die Bürger von Paris sich groß zeigen." Skreny, mit der Rubrik Deutschland von Véron beauftragt, schrieb nun einen Artikel, worin er ausführte, „wie glücklich es wäre, daß Preußen ernstlich die constitutionelle Bahn betreten habe, daß es auch nur dann reich sein könne, sobald es aufhöre, ein bureaukratisches und militärisches Land zu sein, da es bekannt sei, daß Soldaten keinen Reichthum schaffen können und nur jene Sicherheit gewähren, die eben nicht sehr bedroht sei" u. s. w. Da sagte der Hauptredacteur zu ihm: „Mein Herr! an jenem Tage, wo Preußen wirklich constitutionell werden wird, wird der französische Einfluß auf den Rhein zu Ende sein. Sie sollten das Gegentheil von dem schreiben, was Sie behauptet haben und nur die Unaufrichtigkeit des preußischen Liberalismus hervorheben." Skreny machte Einwendungen, „aber mit einem Franzosen läßt sich's über auswärtige Verhältnisse nicht gut sprechen", und Skreny nahm seinen Artikel zurück. In einer andern Zeitschrift wurden Aufsätze von ihm eingerückt, aber nicht honorirt; dann versah er ein humoristisches Blatt mit

Beiträgen, welche dazu halfen, die Abonnentenzahl zu heben, als er aber nach vielen Monaten in einem Augenblicke der Noth eine Anleihe bei der Kasse machen wollte, ward ihm auf seinen Brief nicht einmal eine Antwort zu Theil. Inzwischen war er in die literarischen Salons eingeführt worden, z. B. in den der Frau von Ancelot, wo er auch die Gräfin d'Agoult (Daniel Stern) kennen lernte. Es heißt über diese Frauen in der Schrift: „Madame Ancelot's Güte war wirklich von einer solchen Beschaffenheit gewesen, daß sie niemals einem Manne etwas zu verweigern gehabt hat; nun war sie aber zu alt, um etwas anderes als klug zu sein, und Daniel Stern hatte sich nicht so gut über Liszt zu trösten gewußt, als Liszt über sie." Indeß die Ausweisung ließ nicht lange auf sich warten. Skreny hatte sich nämlich unterstanden, „das Wort des Prinzen Napoleon, daß sein Cousin keinen Tropfen Bonaparteschen Bluts in sich habe, zu wiederholen, zur Bestätigung dessen, daß derselbe nicht der Halbbruder, sondern ein ganzer von Morny wäre, indem sie beide die Söhne von Herrn Flahaut seien", auch hatte er nach Pierre Bonaparte ein anderes Geschichtchen aufgerührt vom Schlosse Ham her „über die Tochter des Schmieds, als ob sie zwei Kinder gehabt, wovon das eine in einer Punschbowle verbrannt worden und das andere ohne Existenzmittel gelassen sei." Außerdem hatte er noch klatschhafte Mittheilungen in einer deutschen Zeitung über Mrs. Howard drucken lassen. Kurz, er erhielt den Befehl, in 24 Stunden Frankreich zu räumen. „Warum richten Sie mich aber nicht?" fragte er den pariser Polizeidirector Perry. „Wir finden es bequemer, Sie auszuweisen!" war die Antwort. Wir können dem Ungar, der sich statt mit ernsthaften Dingen, mit solchem persönlichen Skandal befaßte, gerade keine sehr große Sympathie auf den Weg geben, der ihn zuvörderst nach Genf, sodann nach Chambery, Turin und Nizza führte. Hier verliebte er sich, wie er sich schon früher einmal in Paris verliebt hatte, und es ging ihm ebenso übel. Seine erste pariser Angebetete, eine angebliche Baronin, wurde, wie er zu seinem Schrecken erfuhr, von einem Dragonerofffizier unterhalten und hatte ihn nur „zur Veränderung" ins Garn zu locken gesucht; seine nizzaer Geliebte, eine Engländerin, „die einen sehr schönen Hund hatte und selbst eine gewisse Aehnlichkeit mit dessen Schönheit besaß", drang durch ihren Arzt auf „Entschädigung", nachdem „die Sachen schon etwas weit, und vielleicht schon zu weit gegangen waren". Dieses Ansinnen kam ihm so originell vor, daß er sich vornahm, das Land der Originalität kennen zu lernen, und er reiste nach England.

Skreny befindet sich mit dem Anfang des neunten Kapitels in London. Der Verfasser leitet dieses Kapitel mit einer Bemerkung Joseph de Maistre's ein, welcher beklagte, daß die „beste Sache, die der Freiheit, von der am wenigsten liebenswürdigen Nation, den Engländern, vertreten wird"; seinerseits gesteht jedoch der Verfasser: „Aber die Freiheit ist und bleibt das schönste Gut in der Welt." Was Skreny betrifft, so versuchte er es weiter mit der Schriftstellerei, er schrieb eine „Geschichte der Freiheit", die eine „beredsame Martyrologie" war und worin er die Menschen in Christen und Pilatisten, statt wie der Verfasser will, in „Ambosse und Hämmer" eintheilte, und eine „Geschichte der Präsidenten der Vereinigten Staaten", mit der er ein besseres Honorar, aber einen kleinern Erfolg erzielte. Indeß mit den Verlegern hatte er seine „gewöhnlichen Quälereien", er erkannte bald, „daß im Gebiete der Literatur wie der Journalistik in England ein großer Despotismus herrscht und Dickens und The Times heißt"; er sah ein, „daß die Feder den Schriftsteller nicht mehr ernähren könne in einer Zeit, wo beinahe ein jeder ein Autor ist". Hierzu kam, daß die Engländer zwar anfangs viel Sympathie für die Flüchtlinge zeigten, „so lange sie hofften, daß dieselben bald in ihre Länder in einer hohen Stellung zurückkehren würden", daß sie aber auch den Ungarn den Rücken zukehrten, als sie wahrnahmen, daß diese nur zehrende Gäste seien. Auch Zwistigkeiten, „die mit dem Unglücke Hand in Hand gehen", schlichen sich unter den Ungarn ein. Von Skreny behaupteten seine Landsleute, daß er zu sehr von sich eingenommen sei; „doch war er", fügt der Verfasser hinzu, „bei weitem nicht so eitel als Kossuth, und ein jeder, der sich nicht Unrecht thun läßt, wird von den Unterdrückern für einen solchen, der seinen Werth überschätzt, gehalten". Skreny suchte nun, wie die meisten Flüchtlinge, seine Existenz durch Sprachunterricht gegen billiges Honorar zu fristen, und der Verfasser bemerkt hierzu, daß die Engländer „einen jeden zu schätzen, d. h. aus einem jeden ihr Interesse zu ziehen wissen". Nachdem Skreny noch einem Juden, der ihn beleidigt, in einem Duell eine Secunde auf den Hals und ins Gesicht versetzt und sich dadurch unter den Flüchtlingen Respect verschafft hatte, nahm er die Stelle eines Lehrers bei einer Familie in der Provinz an; „aber die Familie, wo er eintrat, war sittlich — nur zum Schein. Der Herr lebte mit der Schwester seiner Frau, welche letztere bei Skreny Trost suchte und ihm die Geschichte erzählte." Später plauderte auch der Hausherr bei einem Glase Punsch sein Verhältniß mit seiner Schwägerin aus, was Skreny so anekelte, daß er seine Stelle aufgab und nach Amerika ging. Doch gefiel es ihm in Neuyork gar nicht sehr: „Er fand den Dollar zu mächtig und die Sitten zu verdorben, die Straßen zu schmuzig, besonders im Winter, und die öffentliche Bibliothek (Astor's) zu klein. Wenn es auch einige merkwürdige Männer in Amerika gibt, ist deren Zahl doch in keinen Vergleich mit denen Europas oder auch nur Englands zu bringen." Der Verfasser knüpft hieran die allgemeine Bemerkung: „Mazarin fragte nicht, ob ein Mensch gescheidt sei, er frug, ob er glücklich sei, und unser Jahrhundert fragt nicht, ob ein Mann tugendhaft, sondern ob er reich sei. Was wäre Prinz Albert, sagte ein Engländer zu Skreny, wenn er kein Geld hätte?" Skreny besuchte nun die Wilden, darunter die Titonen, „deren Name uns unwillkürlich an die Teutonen erinnert, die wildesten unter den Wilden", und hierauf Nicaragua und Granada, um hier die Erfahrung zu machen, „daß die Spanier in Amerika nicht die besten Eigenschaften entwickeln". Die Unreinlichkeit ist da zu Hause. „Skreny schenkte einem Mädchen ein Stückchen Seife, als er aber sah, daß ihre Hände dennoch unrein blieben, fragte er, was sie mit der Seife mache? «Ach, Senor», antwortete sie, «sie ist so hübsch, daß es schade wäre, sie zu verderben; ich bewahre sie zu Ihrem Andenken auf.» Als er sie ein andermal fragte, warum sie die Tassen nicht wasche? erwiderte sie: «Ach, die werden doch gleich wieder beschmiert!»" Es wird weiterhin versichert, daß dort Geschwister unter sich heirathen, „weil ja, wie die Leute dort meinten, ein Bruder eine Schwester besser kenne und liebe", daß in ganz Spanisch-Amerika die katholischen Priester Kinder zeugen, ohne dadurch Auffallen zu erregen, und daß man nicht selten Familien von verschiedenen Farben finde, was die Ausgelassenheit der Sitten verrathe.

Im zehnten Kapitel finden wir Skreny wieder in London und zwar als Phrenologen. Er hatte nämlich bei seinem frühern Aufenthalte in England dem Prinzen von Armenien, welcher Könige und Prinzen mit seiner angeblichen fürstlichen Abstammung „beschummelte", auf sein ehrliches Gesicht 20 Guineen geliehen, die er natürlich nicht wieder zurückerhielt. Fortan legte er sich auf die Phrenologie, um sich von dem Aeußern der Menschen weniger täuschen zu lassen, „da ein Schurke oft ehrlicher als ein rechtschaffener Mann aussieht". Schade nur, daß nicht jeder, mit dem uns unser Lebensweg zusammenführt, so ohne weiteres still halten wird, um sich den Schädel untersuchen zu lassen, zumal wenn er uns hintergehen will und unsere phrenologischen Absichten merkt, es müßte denn dieses allgemeine Durchsuchungsrecht der Schädel durch einen russischen Ukas zum Gesetz erhoben werden. Der Verfasser oder vielmehr Skreny behauptet kurzweg: „Die Phrenologie irrt sich nicht mehr wie jede andere Wissenschaft." Wunderbar, die Sternkunde, die Naturwissenschaften u. s. w. haben Tausende von Jahren gebraucht, um es zu ihrer jetzigen Höhe zu bringen, und die Phrenologie will es während weniger Jahre bereits zur Unträglichkeit gebracht haben. Aber gerade gegen diese Wissenschaft werden wir vorzugsweise auf der Hut sein müssen, denn so großen Nutzen sie

stiften würde, wenn sie wirklich untrüglich wäre, so unberechenbaren Schaden würde sie bei allgemeiner Anwendung zu praktischen Zwecken anrichten, wenn sie auf Täuschung beruhte oder auch nur unzuverlässig wäre. Dieses Vertrauen zur Phrenologie ist vielleicht die einzige Illusion, der sich der Verfasser hingibt (insofern nicht etwa an seiner Schutzrede für diese Wissenschaft einige Ironie theilhat), aber sie ist sehr wohl aus der realistisch-russischen Natur des Verfassers zu erklären, der es begreiflicherweise höchst bequem und praktisch finden würde, wenn man dahin gelangen könnte, alles Geistige den Menschen mechanisch abzutasten, wie man etwa die gröbere oder feinere Qualität der Schafwolle durch die bloße Fühlung herausfindet. Skreny erfand auch die „nationale Phrenologie". Hier eine Probe davon: „Die englische Rasse gehört zu den langköpfigen. Die Tschakos eines irländischen Regiments passen einem englischen gewöhnlich nicht, und ein amerikanischer Offizier hat in Mexico keinen Hut finden können, der breit genug für ihn war. Nur was diese Länge ausmacht, ist gerade das Selbstgefühl. Suchen Sie es nicht in slawischen Köpfen, denn sie verdienen den Namen der Sklaven doch zu sehr." Bei den Franzosen dagegen, heißt es weiter, sei der Beifallsinn besonders ausgeprägt, und dieser Sinn, vereint mit dem Kampfsinn, mache aus ihnen gute Soldaten. Im englischen Kopfe sei der Nahrungssinn mehr entwickelt wie in einem französischen, überhaupt mehr in den nördlichen als in den südlichen Rassen. Der Einfluß der nordischen Luft auf die Ernährungs- und Verdauungswerkzeuge, wie die Erfahrung, daß auch nordische Menschen unter den Tropen viel von ihrer Eßlust einbüßen und ihre Küche anders bestellen, kommen gegen diese Annahme nicht in Betracht. Da wir übrigens schon vor dem Auftauchen der Phrenologie als Modewissenschaft sehr genau wußten, daß die Engländer viel Selbstgefühl und Eßlust, der Franzose Beifallsinn und Kampflust besitzt, so verlieren diese phrenologischen Aufschlüsse im Grunde allen Werth. Bei der deutschen Rasse findet Skreny das Wohlwollen viel mehr entwickelt als bei der angloſächſiſchen Race, weshalb die Deutschen auch „mehr sociabel" seien, dagegen gehe ihnen der praktische Sinn ab. Das sind auch so Schlüsse nach rückwärts. Ganz posſirlich macht es sich aber, wenn Skreny bei den Preußen den „Gegenstandssinn" besonders entwickelt findet. Sind die Preußen keine Deutsche? Oder haben ihre Schädel andere Formen angenommen, seit sie Preußen heißen?

Skreny nahm ein sehr trauriges Ende. Eines Morgens hatte man an der Brücke von Waterloo einen Reisesack gefunden, welcher die Gebeine eines Menschen, aber ohne die Füße und den Kopf enthielt. Dies waren die Reste des unglücklichen Flüchtlings, dessen Schicksale uns hier beschäftigt haben. Ein Deserteur, den er vorher kennen gelernt hatte und gegen den ihm alle seine phrenologische Kenntniß keinen Schutz gewährte, hatte ihn, als er am Schreibtisch saß, von hinten her ermordet und hierauf seinen Leichnam zerstückelt, und ein mit dem Mörder im Bunde stehendes Frauenzimmer hatte hierauf das Fleisch in Salz gekocht, um die Vernichtung desselben zu beschleunigen. „Der Deserteur, dessen Namen man niemals erfuhr, schiffte sich nach Montevideo ein", so schließt, ohne weitere Phrase, das wunderliche Buch. Auch diese den Schluß der Schrift bildende greuliche Mordgeschichte ist mit einer objectiven Trockenheit und Gemüthsruhe erzählt, mit der etwa eine Frau ihrem Manne über die Procedur beim Backen eines Rosinenkuchens berichten würde.

H. M.

Dialektdichtungen.

Es erscheinen heutzutage eine Masse von Büchern, die der sogenannten vornehmen Klasse der Gesellschaft ein für allemal fremd bleiben — sie will mit Büchern des Volks nichts zu thun haben; kaum läßt sich der gebildete Mittelstand, den von oben angegebenen Ton nachäffend, herab, sein Auge darauf zu werfen. Die Sonderinteressen der verschiedenen socialen Gesellschaftsschichten spiegeln sich in Deutschland in der Wahl der Lectüre der einzelnen Klassen schärfer ab, als in jedem unserer Nachbarstaaten. Es ist dies besonders für Dialektdichtungen eine misliche Sache, weil sich ihrer Verbreitung Hinderniß auf Hinderniß feindlich entgegenstellt; wie selten gelingt es einem oder dem andern Volksbuche, diese Schranken zu durchbrechen und sich einen nationalen Platz zu erobern. Man scheut sich in die tiefern Regionen herunterzusteigen, vergißt jedoch dabei, daß die überwiegende Mehrzahl der größten Geister Kinder des Volks waren, es ist dies Vornehmthun also nichts, als eine Art von falscher Scham und somit lächerlich. Könnte das Geständniß eines einzelnen diesem Uebelstande gegenüber fruchtbringend wirken, wir besännen uns keinen Augenblick, es laut auszusprechen, daß uns die bereits durch eine Reihe von Jahren fortgesetzte Lectüre der verschiedenartigsten Volksbücher aus allen deutschen Gauen ein ganz besonderes Vergnügen gewährte. Die Aeußerungen des deutschen Geistes sind so mannichfaltig, der Versuch, doch darin eine gewisse Einheit, wenigstens ein stammgemäßes, inniges Verwandschaftsverhältniß zu entdecken, für den denkenden Kopf so verlockend, daß es uns wunder nimmt, bisher nur wenige Menschen gefunden zu haben, die sich für die Entfaltung und Abwickelung dieses Processes wärmer interessiren. Der Lohn für die Mühe sitzt im Totaleindruck, im Ueberblick des Nationalgeistes. Wir können uns nicht verhehlen, daß man eben diese Mühe scheut. Im allgemeinen jagt heute jeder einer einseitigen Richtung nach, sei es diese oder jene, gleichviel; das Ganze gehörig ins Auge zu fassen, ist wenigen gegönnt. Wir knüpfen an das Gesagte die Besprechung folgender jüngst erschienenen Dialektdichtungen an:

1. Gedichte in trierscher Mundart von Ph. Laven. Mit angehängtem Glossar. Trier, Lintz. 1858. Gr. 8. 27 Ngr.

Wir entnehmen einem ziemlich langen Vorworte, worin sich der Verfasser über den trierschen Dialekt ergeht, folgende bezeichnende Stelle: „Zum schnellern Verständniß dieser Gedichte merke man sich in grammatischer Beziehung 1) die erste Person des Präsens Activum ist in der trierschen Mundart dem Infinitiv Activum gleich, z. B. eich kaufen = ich kaufe; 2) die triersche Mundart setzt das Subject des Satzes nicht in den Nominativ, sondern in den Accusativ, sodaß bei transitiven Verben sich im Satze zwei Accusative finden, wovon der eine als Subjects-, der andere als der Objectscasus zu fassen ist. Dieser sonderbare Gebrauch verliert bald für den Leser sein Auffälliges, wenn man sich nur erst daran gewöhnt hat." Was die Gedichte selbst betrifft, so machten, auf uns wenigstens, den günstigsten Eindruck jene kurz zugespitzten, erotischen Liedchen, worin sich ein echter Volksgeist äußert, wie z. B. in „Mei Gank", „Iweraal", „Herzenskinnik" u. s. w. Unter den erstern Gedichten haben uns besonders angesprochen: „Bleifd Derhaam" und „Òn Trier", wovon sich das erstere durch das naive Umspringen mit einem ernsten Gedanken, das zweite durch ein tiefes Vaterlandsgefühl vortheilhaft auszeichnet. Jedoch das Beste im ganzen Buche scheint uns folgender schöner, ein rein menschliches Zartgefühl aushauchender, lyrischer Erguß zu sein:

> Och de Fraaen sollen hihr Gläschen drönken.
> Mieh [1]) wohl duhd neits [2]) dem Herzen,
> Als wamm-mer [3]) Fraaden-Driehne [4]) weind
> Als wann ön klesem Waaser
> De Aaw ze schwömme scheind.
>
> Wu wär da Maan, dån Driehnen
> Der Fraad dem Weiwervolk nödd gönnd?
> Då wär jò nòch mieh grausam
> Als Fochs on Wolf gesönnd.

---

1) Mehr. 2) Nichts. 3) Wenn man. 4) Freudenthränen.

Wie schien, wann feichd en glänsig
Ded Aaw voll Fraaden-Driehne staahd!
Dôch sâd: wu krien de Fraaen
Derzu de Feichtigkaad?

Vômm Waaser? — Fähl gerohden!
Der wôsst: Ded Waaser, daad mer brônkd
Steigd nôdd zum Kobb hin, weil ed
Gleich ôn de Môge sänkd.

De Wein gôssd [1]) Driehne-Waaser,
Wô Wein kimt jô och weinen hâr,
De Wein nor michd [2]) de Aawen
Wô feichden Dônste [3]) schwer.

De Wein gôssd Driehne-Waaser
Hä steigd zum Kobb, wie Morjensdaahw,
Hä fôlld mödd [4]) Perlendrobben
Mödd Driehnen, ôn ded Aaw.

An scheind ôn Fraaenaawen [5])
En helle Fraad, wie Sonneliehchd,
Dan rähnd [6]) ird aus den Aawen
Erröff [7]) ôff hihr Gesiehchd.

Vergônnd dôromm, dir [8]) Männer,
De Fraaen och e Gläsche Wein,
Daad sei dorch Fraaden-Driehnen
Och manchmöhl stelig sein!

Noch schärfer spricht sich der dort heimische Volksgeist in Epigrammen, Sinngedichten und Sprichwörtern aus, die der Verfasser unter dem launigen Titel: „Allerlaai Klaa' Garäbbel“ gesammelt, denn dies letzte Wort heißt sowol Plunder, als auch kleine Kinder. Die verschiedenartigsten Gedanken werden darin bald blitzartig hingeschleudert, bald zartsinnig, gleich einem Seidenfädchen abgesponnen. Man höre einige derselben (S. 152):

Engelchen, eich holen deich, [9])
Engelchen aus Sachsen,
Wann off meinem Aebbelbaam
Dalercher mer wachsen.

S. 161:

Heisa, Lißchen,
Heid ôff ed Maai,
Gômm-mer e Kißchen,
Eich gänn-der-e zwaai!

S. 167:

Wie se hihre Aermcher schwänkd,
Wie zömberlich se giehd!
Mer maand, se wär vômm Drechseler
Aus Hälfebaan gedriehd.

Oder satirischen Inhalts (S. 157):

Ze Brandebach dô wohne Leid
Wô gruser Dendussdrie,
Se koche, wann ed Wônder ôff,
Hihr Aehsen [10]) sich mödd Schnie [11])
Se stederen [12]) Jâhr aus Jâhr ôn
Mädd Zeidungen hihr Vieh,
On weil se winnig [13]) Waaser hänn,
Su läschen se mödd Strieh.

S. 167:

De lusdige Bruder.

Eich mächd su gär e Simmche Geld
Zum Drallatn [14]) mer verschaafen:
Wa wöll fier neinenzwanzig Groschen
Den Dahler mer verkaafen?

---

1) Gibt. 2) Macht. 3) Dünste. 4) Mit. 5) Frauenaugen. 6) Regnet. 7) Herab. 8) Ihr. 9) Ich hole dich. 10) Essen. 11) Schnee. 12) Füttern. 13) Wenig. 14) Jux, Schwärmerei.

S. 169:

Juchhei! eich hône heid
Mein Auer [1]) versezzd,
Eich denken, se hôdd mich
Gewäckd heid zelezzd.
Daad ihwig [2]) dickdacken
Daad stöhrd aám ôm Schlôf,
Eich schaasd se heid ford,
Daad ôff naun hihr Strôf!

Unter den Sprichwörtern fiel uns folgendes auf:

Dommeldich [3]) hôdd den Hals gebrôchch,
Lanksam leefd noch.

Der Verfasser verdient alle Anerkennung, er ist sozusagen ganz zu Haus auf diesem Gebiete, besonders lobenswürdig ist der Fleiß und die Genauigkeit, mit der er das Glossar ausgearbeitet hat.

2. Gedichte in schwäbischer Mundart von W. F. Wüst. Tübingen, Riecker. 1857. 16. 6 Ngr.

Der Verfasser scheint andere Begriffe zu haben von der Fähigkeit, des Lesers Lachmuskeln in Bewegung zu setzen, als wir; da er in der Vorrede diesen Punkt besonders hervorhebt. Wir wenigstens haben während der Lectüre seines Büchleins keine Miene verzogen. Wir gestehen ihm gern auf der andern Seite zu, daß Festgedichte einen mislichen Standpunkt einnehmen gegenüber jenen, die eben diese Feste persönlich mitzumachen nicht Gelegenheit hatten. Das mag allenfalls für die Kinder des Schwabenlandes gute Waare sein, jedoch die allgemeine Kritik kann darauf unter dem angedeuteten Umstande nicht Rücksicht nehmen. Die mit in den Kauf gegebenen Schwänke sind uns, mit wenigen Ausnahmen, wässerig vorgekommen; der beste dürfte „Michel und der Jude“ sein; die Anekdote ist jedoch schon so alt, daß wir uns erinnern, sie bereits in unsern Jugendjahren gehört zu haben. Das einzige, was wir zu loben wüßten, wäre „Der Spatz und das Milchbrot“, doch möchten wir selbst dabei dem Verfasser den guten Rath geben, erst zu lernen sich kürzer zu fassen.

3. Schnorre aus Frankfort und Sachsehause. Schee ze lese voors Colleg un derhaam, voorem Spichel un hinnerm Owe, im Saloon und im Stibbche, lustig, schaurig un draurig. Geschriwwe dorch Sanche Peffer und seine Collegsfreindi. Vier Hefte. Frankfurt a. M., Küchler. 1858. Gr. 16. 8 Ngr.

Daß Frankfurt ein lustiges Völkchen beherberge, das gern Witze und Schnurren macht, ist längst bekannt; da wird alles, was über die Straße läuft, vom Vetter Jocus aufgeschnappt, oder die Satire wetzt sich ein bischen die Fangzähne daran, ohne just bösartig zu werden. Zum Beweise diene:

Die Crinoline.

E Wohldhat voor die schebbe Baa [4])
Deß is die Crinoline.
Aach voor die Umständ [5]) groß und klaa
Dhut se vortrefflich diene.

Voor's Schmuggle is se aach patent,
Zem Gassekehrn net minner,
Gar manch kimmt met Gebrausch gerennt.
Sonst is aach nix derrhinner.

E Crinolin zehn Elle weit
Sonst gibt's nix Elegantes,
Für manche is kaa Gaff ze breit,
So recht was Ueberspanntes.

Die Fraue sinn, deß is bestimmt
Und derff mer net vergesse,
Je garstiger die Mode kimmt,
Je ärger druff versesse!

---

1) Uhr. 2) Ewig. 3) Tummle-dich, personificirt. 4) Schiefe Beine. 5) Wenn sich Frauen in andern Umständen befinden.

Unter den prosaischen Beiträgen dürfte der gelungenste sein: „Neuigkeiten“, worin sich ein gesunder, wiewol beißender Witz Luft macht. Ueberhaupt streift so manches ans Derbe an, z. B. regnet es doch gar zu dick auf den „Liebenden“ unbarmherzig herunter; dies ist wahrhaftig kein Panegyrikus auf die platonische Liebe; man muß es jedoch mit Volkspoesien in dieser Beziehung nicht so genau nehmen, die Zimperlichkeit ist hier durchaus nicht am Platze. Das Büchlein wird allen lustigen Kreisen willkommen sein.

Emanuel Raulf. *)

Notizen.

Recensentenmanöver.

Es gibt in Deutschland, dem Lande der Urgemüthlichkeit und Grundehrlichkeit, eine gute Anzahl von Recensenten, die, um vulgär zu sprechen, „mit allen Hunden gehetzt“ und in allen Handwerkskniffen bewandert sind. Zu ihnen gehört auch der kritische Altmeister Wolfgang Menzel, derselbe, der nach Schulz-Bodmer's Bezeichnung (vgl. Nr. 39 d. Bl. f. 1858) in seiner „Geschichte der letzten 40 Jahre“ aus lauter „Zeitungsexcerpten“ eine bloße „Kapuzinerpredigt“ zusammengereiht hat und auf Grund dieses Buchs von M. Heß in Meidinger's „Kritischen Monatsheften“ einer „boshaften Gemüthsart“ beschuldigt wurde (vgl. Nr. 19 d. Bl. f. 1858). Man wird sogar behaupten können, daß seine Methode überhaupt allen blos tendenziösen Recensenten, selbst wenn sie sich auf der entgegengesetzten Seite befinden, mehr oder weniger zum Vorbild gedient hat. Ein sonst human gesinnter Kritiker (der dies übrigens der Inhumanität gegenüber weniger zu sein braucht) kann sich wol einmal übereilen, aber er wird dann bei nächster Gelegenheit seine Uebereilung wieder gut zu machen suchen; aber das Unrecht, das diese Tendenzrecensenten begehen, entspringt nicht aus Uebereilung, sondern aus der schlauesten gemüthlosesten Berechnung, wie und wodurch sie ihren Gegnern am meisten wehe thun und Schaden zufügen können, weshalb man sie auch niemals auf der menschlich liebenswürdigen Schwäche betreffen wird, daß sie ihr Unrecht eingestehen und irgendwie und irgendeinmal wieder gut zu machen suchen. Jene Mittel zu schaden sind erstlich eine hochfahrende, grob burschikose, höhnische Absprecherei, womit man die Gesammtthätigkeit und den literarischen oder auch persönlichen Charakter eines Schriftstellers mit einem Dutzend anmaßender, von Selbstgefälligkeit strotzender Worte abzufertigen und an den Pranger zu stellen sucht, und zweitens das nur zu bekannte Manöver, womit man, nicht etwa aus Flüchtigkeit, sondern aus wohl berechneter Absicht, in einem ganzen Werke eine kurze Stelle oder ein paar aus dem Zusammenhange reißt, um sie und ihren Verfasser dem Gelächter oder der Misachtung preiszugeben. Auf diese Weise hat Menzel in seiner neuesten, von uns demnächst zu besprechenden Literaturgeschichte unter anderm einen neuern humoristischen Roman von einem Schriftsteller, der ohnehin auf andern Gebieten wol bekannter ist (wir sind es nämlich selbst und der Roman, den der Bannfluch des kritischen Papstes von Stuttgart traf, ist unsere 1856 erschienene satirische Münchhaustade „Fritz Beutel“), als ein absurdes Product behandelt, indem er vier oder fünf Zeilen daraus anführt, und zwar nicht aus der Erzählung selbst, sondern aus dem burlesken Inhaltsverzeichniß am Schlusse des Buchs, aber so, daß der Leser annehmen muß, sie seien dem eigentlichen Texte entlehnt, und er hat außerdem noch durch Verstümmelungen dafür gesorgt, die angeführten Worte, die natürlich als dem Register entnommen ohne Kenntniß der betreffenden Partien der Erzählung unverständlich sind, noch unverständlicher erscheinen zu lassen. **) Das wäre ja gerade, als wenn jemand die „Jobsiade“ dadurch lächerlich zu machen suchte, daß er irgendeine Kapitelüberschrift daraus citirte, als eine Probe für Geist und Inhalt des ganzen Gedichts, das er dann freilich gar nicht gelesen zu haben braucht. Und das erlaubt sich Menzel, dem wir überhaupt in Sachen des Humors keine große Urtheilsfähigkeit zugestehen können, nicht etwa in einem Feuilleton nach Saphir'schem Muster, sondern in einer angeblichen Literaturgeschichte. Die Anwendung solcher Mittel trägt zwar wesentlich dazu bei, dem Ansehen der Kritik im allgemeinen und sogar bei vielen Kritikern selbst zu schaden, aber in dem einzelnen Falle wird doch der Zweck erreicht, dies oder jenes literarische Product in ein lächerliches Licht zu stellen. Sicherlich hätten wir zu dem Menzel'schen Ausfalle geschwiegen, wie wir zu einzelnen tadelnden Bemerkungen, die auch wol früher schon von manchen Seiten gegen das wenigstens anspruchslose und jedenfalls nicht für Literaten geschriebene Buch gerichtet worden, immer geschwiegen haben, was allerdings in den meisten Fällen das Beste ist; aber wir glauben im allgemeinen Interesse unsere Stimme erheben zu müssen gegen das in der That „unerlaubt geistlose“ Verfahren, selbst das bloße Register eines Buchs zu dessen Verunglimpfung auszubeuten.

Adelheid von Stolterfoth.

Ein im vorigen Jahrgange des Schad'schen „Musenalmanach“ mitgetheiltes Gedicht von Adelheid von Stolterfoth, Baronin von Zwierlein, mit der Ueberschrift „Bekenntniß 1857“, worin sie unter anderm gesteht, weder ein Kochbuch noch auch ein Gesangbuch geschrieben, auch nicht viele Dutzend Strümpfe gestrickt zu haben, gab uns, namentlich auch wegen des salopen Tons, zu einem Tadel Anlaß, den wir deshalb fast bedauern möchten, weil er einem Feuilletonisten der „Neuen Preußischen Zeitung“ die Handhabe zu einer spöttischen Bemerkung bot, welche die würdige Matrone aufs tiefste verletzt zu haben scheint. Dies wenigstens schien aus ihrer in wehmüthig bescheidenem Tone abgefaßten Berichtigung hervorzugehen. Dieser an sich wenig bedeutende Vorfall beweist, daß Dichter und Dichterinnen sich bedenken sollten, mit einem einzelnen Gedichte, welches nicht den Ausdruck der Reife trägt oder nicht einen besonders originellen Gedanken behandelt, in einem „Musenalmanach“ aufzutreten. Eine verkümmerte oder häßliche Blume gewährt, einzeln gereicht, einen unangenehmen Eindruck und erweckt gegen den Geschmack derjenigen Person, die sie reicht, ein ungünstiges Vorurtheil, während sie in einem von derselben Hand gebotenen ganzen Blumenstrauß wenig oder gar nicht bemerkt wird. Die Dichterin hat dasselbe Gedicht, als echte Lyrikerin unserm kritischen Tadel Trotz bietend, in die mit einer Zueignung und sechs neuen Gedichten vermehrte vierte Auflage ihrer Gedichtsammlung „Rheinische Lieder und Sagen“ (Frankfurt a. M., Sauerländer, 1859) wieder aufgenommen, und obschon es auch dieser Sammlung gerade nicht zu einer besondern Zierde gereicht, so ist es doch hier viel mehr am Platze, indem es nun zur nähern Verdeutlichung und Charakteristik einer lyrischen Individualität dient, die wir aus dem Ganzen nur lieb gewinnen können; wir wissen nun, warum sie sich etwas darauf zugute thut, daß sie

*) Aus dem Nachlasse desselben.

**) S. 417 des Buchs heißt es in der Inhaltsangabe des siebenten Kapitels: „Bedeutungsvolle Unterhaltung des Kaisers Fritz Beutel mit seinem Marineminister Krischan Schroop über das Besitz- und Eigenthumsrecht und über den alten Adam, für Juristen von größter Wichtigkeit“; und S. 423 in der Inhaltsangabe des dreißigsten Kapitels: „Fritz Beutel gewinnt die Schlacht an der Alma und stürmt Sebastopol, indem ihm Guitarria Cichoria Cigarretta (so ließ Fritz Beutel aus im Buche angegebenen Gründen seine erstgeborene Tochter taufen, was Menzel hierdurch vielleicht zum ersten mal erfährt) zur Hülfe kommt.“ Daraus hat Menzel, die Zeitfolge verändernd und beide Stellen in Einen Satz zusammenschiebend, folgenden durch Auslassungen und die willkürliche Einschiebung von Kommas zwischen die Taufnamen möglichst gesteigerten Unsinn hergestellt: „Fritz Beutel gewinnt die Schlacht an der Alma und stürmt Sebastopol, indem ihm Guittarria, Cichoria, Cigarretta zur Hülfe kommt. Unterhaltung des Kaisers Fritz Beutel mit seinem Marineminister über Eigenthumsrecht und den alten Adam, für Juristen von größter Wichtigkeit.“ Citirt man einmal zu einem solchen Zwecke wie Menzel, so ist von einem ehrlichen Kritiker zu fordern, daß er ebenso wenig ein Komma verrückt oder hinzufügt als einen einzigen Buchstaben unterschlägt.

kein Koch- oder Gebetbuch geschrieben, keine Strümpfe gestrickt, keinen Whist gespielt, keinen Cercle im Saal gemacht, ihren Bekannten nicht in Versen zum Geburtstag gratulirt, dem sich blähenden Hochmuth den Rücken gedreht, beim Ennuyement gegähnt und beim Geschwätz der Thorheit gelacht hat. Die Dichterin gehört nicht zu den himmelstürmenden Frauen, welche aus der Sphäre ihres Geschlechts heraustreten, sondern verräth überall zarten weiblichen Sinn; sie findet nichts häßlicher, „als wenn ein süßer Frauenmund zerschneidet eines Nächsten Ruf und Ehre", und sie ermahnt ihre Geschlechtsgenossinnen, „im Busen Milde sich zu bewahren und selbst der Schuld noch eine Thräne zu schenken"; sie warnt eine junge Freundin vor den Gefahren der Dichterlaufbahn, sie möge nicht nach dem Lorber trachten, sondern sich mit der Myrte begnügen, um einst Knaben „mit frischen deutschen Herzen" großzuziehen; denn ein Fluch der Zeit, dem nur wenige entgingen, sei es, „in dumpfer Mittelmäßigkeit bis an das Grab zu singen"; sie mahnt zum Wohlthun: „Thu deine Hand auf! Reicher, gib dem Armen!" u. s. w. Manche Lieder, wie z. B. das mit dem Anfange: „Hätt' ich starke Adlerschwingen", sind in der That sehr schön und echt lyrisch. Dabei gehört sie, wie Luise von Ploennies, zu den leider seltenen deutschen Frauen, welche sich durch eine wahrhaft deutsche Gesinnung auszeichnen und diese Gesinnung auszusprechen wagen, so in den Gedichten „Wiederkehr" vom Jahre 1829 mit dem Anfange: „Sei mir gegrüßt mit stolzem Herzen, mein Heimatland, mein Vaterland!" in dem Gedichte „Das Vaterland" vom Jahre 1841, worin wir der Strophe begegnen:

> Zerrißnes Land,
> Mein Vaterland,
> Bedrängt und vielgestaltig —
> Ach, lange schon
> Trifft dich der Hohn
> Von allen, die gewaltig
> Umschlingt der Freiheit Band —

in dem Gedichte „Gute Fahrt" vom Herbst 1848, worin sie den Ruf: „Ein Kaiser und ein deutsches Vaterland!" ertönen läßt, und in manchen andern. Die Verfasserin ist bereits eine Veteranin der Dichtkunst, denn man findet in ihrer Sammlung einzelne Gedichte, die schon dem Jahre 1821 (z. B. „Den Kriegern, die nach Hellas ziehn"), ja dem Jahre 1818, wie „Wechsel", „Leben", „Des letzten Kaisers Rheinfahrt" u. s. w., angehören.
H. M.

Bibliographie.

Ankunft zu Hause. Von der Verfasserin von „Eine Falle um einen Sonnenstrahl einzufangen" u. s. w. Aus dem Englischen. Berlin, F. Schulze. 16. 10 Ngr.

Bachofen, J. J., Versuch über die Gräbersymbolik der Alten. Mit vier Steindrucktafeln. Basel, Bahnmaier. Lex.-8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Baltzer, E., Die neuen Fatalisten des Materialismus, eine Streitschrift wider sie und für die Freiheit. Gotha, Stollberg. Lex.-8. 15 Ngr.

Bibliothek der Mecklenburgischen Ritter- und Landschaft. 1ste Abtheilung. Mecklenburgica. Rostock. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.

Bolanden, C. v., Franz von Sickingen. Historischer Roman aus dem XVI. Jahrhundert. Regensburg, Pustet. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Daumer, G. F., Die dreifache Krone Roms. Versuch einer neuen Beleuchtung und Charakterisirung des römisch-katholischen Priester- und Kirchenthums, namentlich was dessen elementare und principielle Inhaltsbestimmungen und deren vorläufige Begründung und Erscheinung in vorchristlicher Zeit und Welt betrifft. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 12½ Ngr.

— — Marianische Legenden und Gedichte, größtentheils nach alten lateinischen, italienischen, spanischen, französischen und deutschen Darstellungen und Original-Poesien. Münster, Aschendorff. 16. 15 Ngr.

Escher, H., Maß und Gewicht als Grundlagen der Geschichte. Zwei Abhandlungen. Zürich, Meyer u. Zeller. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.

Faber, F. W., Sir Lancelot. Eine Legende aus dem Mittelalter. Aus dem Englischen nach der 2ten Originalausgabe mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von M. Dorr und W. Zottmann. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Feydeau, E., Fanny. Episode aus dem Leben einer jungen Frau. Nach der 7ten Auflage des Französischen. Berlin, Hasselberg. 16. 1 Thlr.

Fischer, T., Lebens- und Charakter-Bilder Griechischer Staatsmänner und Philosophen aus G. Grotes Griechischer Geschichte übersetzt und bearbeitet. 1ster Band. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 24 Ngr.

St. Gallische Handschriften. In Auszügen herausgegeben von G. Scherer. St. Gallen, Huber u. Comp. Lex.-8. 26 Ngr.

Grimm, H., Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. Berlin, Hertz. Gr. 8. 8 Ngr.

d'Harcourt, Madame geb. Gräfin Saint-Aulaire, Die Herzogin von Orleans, Helene von Mecklenburg-Schwerin. Ein Lebensbild. Aus dem Französischen von Marie von F. Berlin, F. Schneider. 8. 20 Ngr.

Helene Herzogin von Orleans, Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. Ein Lebensbild. (Von Gräfin d'Harcourt.) Aus dem Französischen. Berlin, Springer. Lex.-8. 20 Ngr.

Helmolt, K. v., Tilemann Heßhus, zuletzt Doctor und erster Professor der Theologie zu Helmstedt und seine sieben Exilia. Ein Stück Leben aus den kirchlichen Bewegungen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aus Briefen jener Zeit zusammengestellt. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 16 Ngr.

Leben Gustav Adolfs, Königs von Schweden. Für Freunde der Gustav-Adolf-Stiftung. Mit dem Porträt Gustav Adolfs nach van Dyk. Naumburg. 1858. 8. 10 Ngr.

Marx, A. B., Ludwig van Beethoven's Leben und Schaffen. Zwei Theile, mit Beilagen und Bemerkungen über den Vortrag Beethovenscher Werke. Berlin, Janke. Gr. 8. 4 Thlr.

Narrhalla-Lieder von den Jahren 1846, 1853—57, nebst ausführlicher Chronik des Mainzer Carnevals. Mainz, F. Schott. 16. 6 Ngr.

Peters, A., Natur und Gottheit. Preisgesänge. Meißen, Schmidt. 16. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Baumgarten im Bunde mit der Lehrfreiheit. Verden, Steinhöfel. Gr. 8. 4 Ngr.

Brenske, J. G., Die Ehefrage, besonders zum Nutz und Frommen des Hohen Landtages der Preußischen Monarchie vom liberalen Standpunkt aus beleuchtet. Frankfurt a. O. Gr. 8. 7½ Ngr.

Cur ecclesia divisa? Ein theologisches Sendschreiben an die Evangelische Allianz. Nördlingen, Beck. Lex.-8. 6 Ngr.

Deutschland und Italien. Stuttgart, Scheible. Lex.-8. 7 Ngr.

Gutachten der theologischen Facultät zu Göttingen über die in dem Erachten des Consistoriums zu Rostock gegen die Theologie des Dr. Baumgarten erhobene Beschuldigung fundamentaler Abweichung von der kirchlichen Lehre. Mit Genehmigung der Facultät dem Druck übergeben. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 28 Ngr.

Die Kunst und das sächsische Kunstbudget. Eine Warnungsstimme. Dresden, Türk. Gr. 8. 5 Ngr.

Woran uns gelegen ist. Ein Wort ohne Umschweife. Kiel, Schwers. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Neuere Werke über deutsche Literatur und deren Geschichte.

Dritter Artikel.*)

1. Des Stadtsecretarius Cristianus Wierstraat Reimchronik der Stadt Neuß zur Zeit der Belagerung durch Karl den Kühnen, Herzog von Burgund. Nach dem Originaldruck von 1497, mit Anmerkungen und Wörterbuch, herausgegeben von E. von Groote. Köln, Du Mont-Schauberg. 1855. Gr. 8. 24 Ngr.

Der Herausgeber, der sich schon wiederholt um die niederdeutsche Sprache und Literatur verdient gemacht hat (wir erwähnen nur seine Ausgabe der „Reimchronik von Köln" von Gottfried Hagen), bietet uns auch im vorliegenden Buche wieder eine sehr schätzenswerthe Gabe, schätzenswerth durch die Wahl des Gedichts, das er uns mittheilt, durch die Behandlungsweise, durch die Einleitung, durch die Anmerkungen und durch das beigefügte Wörterbuch. Das Gedicht erzählt uns nämlich die Geschichte der Belagerung der Stadt Neuß durch den Herzog Karl von Burgund im Jahre 1474 und deren heldenmüthige Vertheidigung während länger als einem Jahre gegen eine weit überlegene Kriegsmacht. Der Verfasser ist der damalige Secretarius der Stadt, Christian Wierstraat, der der Belagerung als Augenzeuge beiwohnte, und sie gleichsam als ein Tagebuch unter dem Titel „Hystorie van der airlicher stat Nuys" aufzeichnete. Nähere Nachrichten über den Verfasser gibt die Einleitung nicht; wahrscheinlich ist von demselben eben sonst nichts bekannt; dagegen enthält sie eine ziemlich ausführliche Darstellung der Verhältnisse zu der damaligen Zeit, und zwar zum Theil mit den Worten eines zeitgenössischen schweizerischen Chronisten, des bekannten berner Gerichtschreibers Diebold Schilling, aus dem insbesondere die Correspondenz zwischen Köln und Bern mitgetheilt wird. Der Herausgeber sagt:

Aeußerst erfreulich ist es zu sehen, in welchem innigen Verkehr noch in damaliger Zeit die deutschen Städte unter sich standen, wie sie einander von ihrem Wohl und Wehe Nachricht gaben und wechselseitige Theilnahme und Hülfe gewärtigten.

Und in der That sind die Kämpfe der Städte gegen die Fürsten und Bischöfe bei weitem das Schönste und Erhebendste, was die deutsche Geschichte darbietet, und es wäre daher sehr zu wünschen, daß ein mit dem Stoff vertrauter Schriftsteller, der zugleich auch der Sprache und Darstellung mächtig wäre, eine allgemeine Geschichte der deutschen Städte und ihrer gegenseitigen Beziehungen in klarer und allgemein verständlicher Fassung schreiben möchte. Wir sind überzeugt, daß ein solches Buch, wenn es sich durch Inhalt und Form Eingang zu verschaffen im Stande wäre, wesentlich dazu beitragen würde, das allgemeine Nationalbewußtsein und die Liebe zur alten deutschen Freiheit zu kräftigen, unter welcher wir freilich nicht die deutsche Freiheit Friedrich's II. verstehen, der bekanntlich mit diesem Wort die Unabhängigkeit der Fürsten von Kaiser und Reich bezeichnete. In einer solchen Geschichte würde namentlich die innige Verbindung der Eidgenossen mit den andern deutschen Städten hervorzuheben sein, es würde zum allgemeinen Bewußtsein gebracht werden müssen, wie diese stets bereit waren, den von den Fürsten und Bischöfen bedrängten Städten Deutschlands zu Hülfe zu eilen und diese der freien Entwickelung theilhaftig zu machen, deren sie sich selbst erfreuten. Es würde dies gewiß mächtig dazu beitragen, das seit so langer Zeit zerrissene Band zwischen den deutschen Völkern diesseit und jenseit des Rhein wieder anzuknüpfen und die alte Liebe wieder zu beleben, die durch die traurigen politischen Verhältnisse seit dem Schwabenkrieg beinahe ganz vernichtet worden war. Wie viele Deutsche wissen wol noch, daß die Schweizer ihre Hülfsvölker bis in die Mitte von Deutschland schickten, wenn es sich darum handelte, eine befreundete Stadt gegen die sie bedrängenden Fürsten zu vertheidigen.*)

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 10, 11 u. 40 d. Bl. f. 1858. D. Red.

*) So schickten die Eidgenossen im Jahre 1450 800 Mann nach

Der Stadtschreiber Wierstraat tritt in seiner Reimchronik seinem alten Amtsgenossen in Köln, Gottfried Hagen, würdig zur Seite, welcher, ebenfalls derzeit Stadtschreiber, wie weitaus die meisten Chronisten der Städte und freien Länder *), die Kämpfe Kölns für seine Freiheit im 13. Jahrhundert, wie er sie selbst erlebte, darstellt. Die Chronik Gottfried Hagen's hat sich jedoch nur in einer einzigen Handschrift erhalten, die den ursprünglichen Text des Verfassers nicht wiedergibt, da sie dessen Sprache in die des 15. Jahrhunderts überträgt. Dagegen besitzen wir die Historie Wierstraat's in ihrer ursprünglichen Fassung. Es wurde dieselbe nämlich im Jahre 1497 ohne Zweifel unter den Augen des Verfassers zu Köln, muthmaßlich bei Johann Kölhoff gedruckt. Zwar haben sich von diesem Drucke nur sehr wenige Exemplare erhalten, jedenfalls aber ein ganz vollständiges, das der Herausgeber benutzen konnte. Wierstraat hatte der Einleitung zufolge sein Werk schon 1475 gedichtet. Der Herausgeber ist nicht ungeneigt zu glauben, daß das Gedicht auch bald nachher zum Druck befördert wurde; da jedoch von einer solchen ersten Ausgabe keine Spur und nirgends eine Andeutung zu finden ist, so scheint diese Vermuthung wol begründet. Der Verfasser hat sich zwar nicht genannt, dagegen seinen Namen in einem durch das ganze Gedicht sich ziehenden Akrostichon angegeben, indem die Anfangsbuchstaben der einzelnen Abschnitte oder Paragraphen (Puntgyn) den Namen des Verfassers, das Jahr und den Tag angeben, an welchem das Werk vollendet wurde. Dieses Geheimniß wird in der dem Gedichte vorangeschickten kurzen Vorrede von dem Drucker nachgedruckt:

> Vor dem Beginne des Büchelchens ist zu wissen, daß die ganze Geschichte und die Historie von der Belagerung der ehrwerthen Stadt Neuß sehr künstlich und meisterlich mit mancherlei Manier der Reime von dem derzeitigen sinnreichen Secretarius der Stadt gemacht ist.

Zu dieser Stelle fügt der Herausgeber folgende Bemerkung hinzu:

> Die künstlich und meisterlich in mancherlei Manier der Reime, d. h. in mannichfachem Versmaß, abwechselnde Darstellung ist wirklich ein Schmuck, durch welchen sich diese Reimchronik vor andern in auffallender Weise unterscheidet, und die Leichtigkeit, mit welcher der Verfasser die verschiedenen, allerdings oft künstlichen Strophen handhabt, läßt auf seine ungewöhnliche gelehrte Bildung schließen. Ob indessen die Bezeichnung meisterlich ihn als Meister (magister artium) bekunden soll, mag unentschieden bleiben. Sein Amtsbruder G. Hagen nennt sich am Schlusse seiner Reimchronik ausdrücklich „Meister".

So künstlich die Form ist, wodurch man an die Meistersänger erinnert wird, so ist sie doch mit so großer Gewandtheit und so tüchtigem Geschick behandelt, daß weder die Sprache noch der Inhalt darunter leiden, und der „sinnreiche Stadtschreiber" steht daher weit über den meisten Dichtern seiner Zeit. Oefters erinnert seine Darstellung an die besten Schlacht- und Siegeslieder der Schweizer, wie auch die Liebe zur Heimat ihn fortwährend beseelt und oft wahrhaft begeistert. Der Herausgeber sagt:

> Er bewährt sich als ein Mann, dem das Wohl und der Ruhm seiner Stadt nahe am Herzen liegen und der sich bemüht, der Tapferkeit, Klugheit und Ausdauer, mit der sie unter ihrem ausgezeichneten Feldobersten Hermann von Hessen der langen Belagerung eines mächtigen Feindes widersteht, ein würdiges und bleibendes Denkmal zu stiften.

Es hat somit die „Reimchronik der Stadt Neuß" nicht blos historischen, sondern auch poetischen Werth, ein Lob, das wenigen unter den Reimchroniken ertheilt werden kann. Sie hat aber auch sprachlichen Werth, wie der Herausgeber in der Einleitung und den Anmerkungen gebührend hervortreten läßt. Die Herausgabe des Gedichts verdient daher nach allen Seiten hin unsern Dank, um so mehr als der Herausgeber den Text des alten Drucks mit der größten Treue wiedergegeben und durch treffliche Anmerkungen, sowie durch das beigefügte Wörterbuch das Verständniß des interessanten Gedichts wesentlich gefördert hat. Gern hätten wir eine Stelle, z. B. diejenige mitgetheilt, in welcher erzählt wird, wie die Neußer die Feinde aus dem verdeckten Gange vertrieben, den sie bis nahe an die Stadt geführt hatten: eine Stelle, von der der Herausgeber mit Recht sagt, daß sie einen der großartigsten und rührendsten Züge der Belagerungsgeschichte enthalte, wie sie in ähnlicher Weise nur bei den Heeren der hochherzigsten Völker vorkämen. Allein wir trugen Bedenken, eine längere Stelle in einem Dialekt mitzutheilen, der vielen unserer Leser kaum verständlich

---

Nürnberg, als diese Stadt von 22 gegen sie verbündeten Fürsten bedrängt wurde. Hans Rosenplüt, der die Geschichte dieses Kampfes, an welchem er selbst persönlichen Antheil nahm, in Reime brachte, schreibt den Sieg, den die Nürnberger erfochten, vorzüglich den Eidgenossen zu. Indem er die Schlachtordnung der Nürnberger einem mächtigen Thiere vergleicht, sagt er:

> Zweitausend Spießträger waren seine zwei Seiten,
> Und auch sein Bauch, das ist kein Scherz;
> Sein Schwanz waren sechshundert Reiter,
> Achthundert Schweizer waren sein Herz."

Später heißt es:

> Der Markgraf (Albrecht Achilles von Brandenburg) schrie:
> Wenn sie sich verschießen,
> So wollen wir dann in sie rennen;
> Die Schweizer mit den langen Spießen,
> Die wollen wir am ersten trennen. —
> Da schrie ein Ritter: «Fürst, edler Herr,
> Laßt uns so jämmerlich nicht morden!»
> Hört zu: sie schießen je länger, je mehr,
> Sie sind zu eiteln Teufeln worden.
> Für sie hilft weder Kreuz noch Segen,
> Und auch kein Harnisch von Stahl und Eisen;
> Sie fürchten weder Schwert noch Degen;
> Dieses Volk kann niemand abweisen:
> So nahmen die Schweizer niemanden gefangen.
> Darum laß uns von hinnen wenden:
> Der grimme Zorn hat sie umfangen,
> Sie werden den Adel hinmorden und schänden.
> Da hub sich ein Fliehen von ihnen allen,
> Und sie sind also schnell von dannen gerückt,
> Und wäre ihrer einem ein Auge entfallen,
> Er hätte sich nicht danach gebückt.

*) So der Verfasser der „Limburger Chronik", er mag Johann Gensbein oder Tilemann [illegible] geheißen haben, so die Berner Konrad Justinger, Thüring Frickard, der Breslauer Peter Eschenloer u. a.

sein möchte, und in einer prosaischen Uebersetzung würde das Ganze doch zu viel verlieren. Wir begnügen uns daher, den sehr gut abgefaßten, gedrängten Ueberblick dieser Begebenheit mit den Worten des Herausgebers mitzutheilen, durch welchen unsere Leser in den Stand gesetzt werden, die tapfern Krieger kennen und lieben zu lernen:

Unter dem Schutz ihrer Bollwerke und Schienen hatten die Feinde einen verdeckten Gang bis nahe an die Stadt getrieben, durch den ehestens ein schwer zu bewältigender Angriff auf die Stadt zu befürchten stand. Manche hatten schon den Muth verloren; es entstanden Parteiungen und es war die Rede davon, eine Capitulation einzugehen. Allein durch Gottes Gnade ward die Eintracht hergestellt. Einige Tapfere beschließen, Leib und Leben einzusetzen, um die Stadt und ihre Mitbürger zu retten. Lütticher gewandte Pionniere graben eine Contremine, jene Edeln greifen zu ihren Waffen, empfehlen sich dem Schutze Gottes, der Himmelskönigin und des heiligen Quirin, den sie zu ihrem Bannerträger erwählen, werfen sich auf die Knie und beten fünf Paternoster und Ave Maria, fordern ihre Mitbürger noch auf, einen Festtag zu geloben, und mit dem Rufe: „Hilf großer Gott vom Himmelreich!" stürzt der erste sich in den Eingang, während ihm die Uebrigen folgen. Wie grimmige Löwen dringen sie durch, treiben die Feinde, die bewaffnet in dem Gange stehen, hinaus, erobern, während diese die Flucht ergreifen, mehrere Geschütze und andere Dinge und befestigen den gegenseitigen Eingang so, daß den Feinden die Lust vergeht, dahin zurückzukehren. In der Stadt wird ein Dankfest gefeiert für die wunderbare Errettung, indem man nur Gott die Ehre gibt.

2. Der Sündenfall und Marienklage. Zwei niederdeutsche Schauspiele aus Handschriften der wolfenbütteler Bibliothek herausgegeben von Otto Schönemann. Hannover, Rümpler. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der leider viel zu früh verstorbene junge Gelehrte hat sich durch die Herausgabe dieser beiden niederdeutschen Schauspiele ein wahres Verdienst erworben. Die Zahl der bisjetzt gedruckten geistlichen Spiele ist nämlich sehr gering, und zudem ist das erste der hier mitgetheilten deshalb schon merkwürdig, weil es alle Hauptstücke des Alten Testaments vom Sündenfall bis auf die Verheißung der Erlösung durch Anna's Verkündigung darzustellen unternimmt. Es übertrifft daher alle übrigen bekannten geistlichen Schauspiele des Mittelalters an Größe des Zeitraums und bis auf eins auch alle an Umfang. Als Verfasser des „Sündenfalls" nennt das Akrostichon der Vorrede Arnoldus Immessen, welcher vermuthlich Rector oder Plebanus zu Eimbeck gewesen und aus dem in der Nähe gelegenen Dorfe Immensen an der Wispe gebürtig war. Sein Zweck bei diesem Schauspiele war, die Heilige Schrift dem Volke näher zu bringen, und so ist auch die ganze Darstellung einfach und volksthümlich. Merkwürdig ist namentlich das komische Zwischenspiel, in welchem Salomo sich mit seiner Frau zankt und danach mit seinen Dienern eimbecker Bier trinkt.

Das zweite Schauspiel, die „Marienklage" mit dem damit verbundenen Osterspiel und Christi Auferstehung stimmt in einzelnen Theilen mit hochdeutschen geistlichen Spielen überein, ja es finden sich sogar einzelne Verse wörtlich bei andern Spielen wieder. Mehrere mittelhochdeutsche Formen, die sich im niederdeutschen Spiel finden, weisen auf Benutzung älterer hochdeutscher Texte. Die Handschrift, welcher die Marienklage und das Osterspiel entnommen sind, begleitet die eingeschalteten Gesänge mit Musiknoten, welche der Herausgeber in getreuer Nachbildung mittheilt, was um so nothwendiger erschien, als damit vielleicht ein Schlüssel zu den Notenzeichen der von Mone in den „Schauspielen des Mittelalters" (I, 31) benutzten Handschrift des 13. Jahrhunderts gegeben wird.

---

3. Bergreien; eine Liedersammlung des 16. Jahrhunderts. Nach dem Exemplare der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar herausgegeben von Oskar Schade. Weimar, Böhlau. 1854. 8. 25 Ngr.

Es ist dies Buch ein höchst wichtiger und dankenswerther Beitrag zur Geschichte des deutschen Volksliedes, das sich in neuerer Zeit mit Recht so vielseitiger Theilnahme erfreut. Schade bietet uns nämlich einen correcten und getreuen Abdruck einer alten Liedersammlung, welche auf der Bibliothek zu Weimar aufbewahrt wird. Sie befindet sich in einem merkwürdigen und werthvollen Mischband, der meist alte, meist nürnbergische Liederbogen und eine andere zu Nürnberg durch Kunegund Hergotin gedruckte Sammlung von zehn Liedern enthält, aus der mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit geschlossen werden kann, daß auch die „Bergreien" in derselben Druckerei, also zwischen 1528 und 1537 gedruckt worden sind. Es ist dies die älteste gedruckte Liedersammlung, die auf uns gekommen ist, und das weimarer Exemplar wahrscheinlich das einzige, das noch vorhanden ist, weshalb die Gabe Schade's noch werthvoller wird. Der Titel der Sammlung ist: „Bergkreyen. Etliche Schöne gesange, newlich zuosamen gebracht, gemehret und gebessert." Daraus ließe sich schließen, daß die Sammlung ein wiederholter Abdruck wäre, doch kann sich der Ausdruck „gemehret und gebessert" auch blos auf die einzelnen Lieder beziehen; auch wird überhaupt, wie der Herausgeber mit vollem Rechte bemerkt, auf dergleichen Titel nicht viel zu geben sein.

Der Name „Bergreien" ist für die meisten Lieder der Sammlung unpassend.

Reie ist Tanz, Reigen, dann auch Tanzlied, wie Neithart seine Lieder reien nannte: Bergreien bezeichnet sie nicht etwa als auf Bergen oder von Bergbewohnern, sondern von Bergleuten gesungen, die also auch damals im Rufe besonderer Pflege und Bewahrung des Volksgesanges gestanden haben. Bergleute zu Verfassern haben in unserer Sammlung nur zwei oder drei Lieder, wenngleich noch andere in ihrer letzten Strophe sich als von ihnen gesungen oder gedichtet anzeigen. Aber auch von Bergreien im Sinne von Liedern, volksmäßigen und meistersängerischen (sogenannten Gesellschaftsliedern), die von Bergleuten gesungen wurden, hat man bald abgesehen und damit im allgemeinen eben nur Lieder und Gesänge bezeichnet. Auch der Begriff von Reie als Tanzlied kann durchaus nicht weiter in Anschlag kommen.

Die Sammlung enthält im ganzen 58 Lieder, theils geistlichen, theils weltlichen Inhalts, ein einziges ist historisch, einige beziehen sich auf die Reformation. Mehrere derselben finden sich bei Uhland, im „Ambraser Liederbuch", in Nicolai's „Kleinem feinen Almanach", bei Erlach, in Hoffmann's „Gesellschaftsliedern", und in andern ältern und

neuern Sammlungen; aber da die Sammlung oft gute Varianten darbietet, ist ihre Veröffentlichung immerhin von Werth. Die meisten Lieder erscheinen hier jedoch zum ersten mal. In mehreren Stücken haben sich die Dichter genannt oder in Akrostichen bezeichnet; sie heißen Andreas Gruber, Ludwig Heilmann, Balthas von Haylprunn und Heinrich Müller; in andern wird wenigstens die Heimat des Sängers angegeben. Manche haben auch culturhistorisches Interesse, wie der „Bergkreye von mancherley Hüeten" (Nr. 16) und der „Faßnacht Reyen" (Nr. 13). Einige sind offenbar viel älter als die Zeit des Drucks, ja man möchte in zweien oder dreien Anklänge an die Zeit des Minnegesangs erkennen.

Die vorliegende Ausgabe gibt, wie schon erwähnt, den alten Druck buchstäblich genau wieder, jedoch zur größern Bequemlichkeit mit abgesetzten Versen, während sie im Original, wie bei beinahe allen ältern Liederdrucken, in fortlaufenden Zeilen gedruckt und nur die Strophen abgesetzt sind. Auch hat der Herausgeber zum leichtern Verständniß Interpunktion hinzugefügt, was nur gebilligt werden kann. Doch auch so bleiben manche Stellen dunkel, namentlich für solche, welche mit der ältern Sprache nicht vertraut sind. Daher sind am Ende Anmerkungen hinzugefügt, welche in populärer Darstellung die schwierigern Stellen erklären. Freilich ließen sich manche nicht aufhellen, weil der überlieferte Text offenbar verdorben ist. In den Anmerkungen theilt der Herausgeber daher auch meist gelungene Vorschläge zu Verbesserungen des Textes mit, sowie er ferner die Varianten beifügt, welche andere alte Drucke oder neuere Sammlungen gewähren.

---

4. Niederdeutsche geistliche Lieder und Sprüche aus dem Münsterlande, nach Handschriften aus dem 15. und 16. Jahrhundert herausgegeben von B. Hölscher. Mit Anmerkungen, Wörterbuch und einer Musikbeilage. Berlin, Hertz. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Herausgeber, der sich schon früher durch seine Schrift „Das deutsche Kirchenlied vor der Reformation" (Münster 1848) um die Hymnologie verdient gemacht hat, gibt uns in vorliegender Sammlung einen sehr werthvollen Beitrag zur Geschichte und Literatur des Kirchenliedes im katholischen Deutschland, und wir sind ihm für dieselbe um so dankbarer, da sie auch für die Sprache von Interesse und Wichtigkeit ist. Die von ihm mitgetheilten Lieder und Sprüche sind verschiedenen Handschriften entnommen, über welche er im Vorwort die nöthige Auskunft gibt; die bedeutendste und reichste derselben, welcher die 62 ersten Stücke entlehnt sind (es sind deren im ganzen 70), stammt aus dem Nonnenkloster Niesing zu Münster und ist wahrscheinlich kurz vor 1588 geschrieben. Das Büchelchen gehörte einer Nonne, Katharina Tirs, welche auch die Lieder bis Nr. 55 geschrieben hat, während die übrigen von andern Händen sind. Natürlich hat die genannte Nonne die Lieder nicht selbst gedichtet, sondern nur abgeschrieben. Ueber den Ursprung derselben bemerkt der Herausgeber:

Der Umstand, daß von der Reformation und den Wiedertäufern gar keine Andeutungen darin vorkommen, läßt im allgemeinen ihre Entstehung in die Zeit vor diesen Ereignissen, also in den Anfang des 16. und in das 15. Jahrhundert versetzen.

Daß manche derselben aus frühern Zeiten stammen und noch älter sind, als der Herausgeber annimmt, ist wol nicht zu bezweifeln, andere aber, und wol die meisten, sind ganz gewiß spätern Ursprungs und mögen in der Mitte des 16. Jahrhunderts verfaßt worden sein.

Viele von den mitgetheilten Liedern sind auch holländisch vorhanden und sogar zum Theil nur Uebersetzungen aus dem Holländischen. Der Herausgeber gibt hierüber folgende Auskunft. Die Nonnen des Klosters Niesing lebten wie die Brüder des Gemeinsamen Lebens nach der Regel des heiligen Augustin und hatten stets einen Vater aus dem Orden dieser Brüder zum geistlichen Führer. Diese beiden Genossenschaften, die am Ende des 14. Jahrhunderts in Holland entstanden waren, hatten bald nach ihrem Entstehen am Niederrhein, im Bisthum Münster und durch das ganze nördliche Deutschland ihre Häuser bekommen, welche mit denen in Holland stets in genauer Verbindung blieben, wie denn überhaupt zu jener Zeit das Münsterland mit Holland in wissenschaftlicher und mercantilischer Hinsicht in regem Verkehr stand, welcher auch auf seine der holländischen ohnehin schon so ähnliche Sprache Einfluß haben mußte, der übrigens auch jetzt noch besteht. So finden sich daher in den Texten natürlich vielfache Anklänge aus dem Holländischen, daneben aber auch aus dem Rheinländischen, Hochdeutschen und Mecklenburgischen. Hierzu bemerkt der Herausgeber mit vollem Rechte:

Deshalb aber darf man nicht, wenn nicht andere Beweisgründe vorliegen, nach einzelnen Lauten und Formen gleich jedes Lied einem bestimmten Dialekte und einer bestimmten Gegend als seiner Heimat zuschreiben wollen; um so weniger, da in Westfalen (und wol nicht blos in Westfalen, sondern überall) auch oft in benachbarten Ortschaften die Sprache des Volks bedeutend voneinander abweicht, namentlich in den Vocalen. Ebenso wenig darf man aus mangelhaften Reimen, deren in diesen Gedichten manche vorkommen, schon auf eine Uebertragung aus einem andern Dialekte schließen. Auch in hochdeutschen, holländischen und lateinischen Gedichten des Mittelalters kommen dergleichen Reimfehler vor.

Es hätte wol noch hinzugefügt werden können, daß der unvollkommene Reim, die bloße Assonanz oft auf einen volksthümlichen Ursprung der Lieder hinweist, wenn die sonstige Haltung derselben damit übereinstimmt.

Der mystische Geist, der in vielen dieser Lieder herrscht und der oft unwillkürlich an Thomas von Kempen erinnert, die so oft wiederholte Klage über die Leiden des innern Menschen, über die Nothwendigkeit, auf dem Wege des Kreuzes dem Heiland nachzufolgen, durch Selbstverleugnung und Entsagung zur Liebe Gottes durchzudringen, mit einem Worte, die eigenthümliche Richtung, welche in einer großen Anzahl dieser Lieder unverkennbar ist, bewegt den Herausgeber anzunehmen, daß sie Personen aus jenen Genossenschaften zu Verfassern haben mögen. Es ist zwar richtig, daß die Poesie von den Brüdern des

Gemeinsamen Lebens gepflegt wurde, aber der mystische Zug und Ton ist nicht blos diesen Genossenschaften eigenthümlich, er findet sich auch später bei Katholiken wie bei Protestanten wieder, und aus ihm allein kann der Beweis nicht geführt werden, daß die mitgetheilten Lieder ältern Ursprungs seien, wenn es auch bei manchen derselben aus andern Gründen unzweifelhaft ist.

Die Anmerkungen, welche der Herausgeber den einzelnen „Ledekens" beigefügt, erklären theils den Inhalt, theils die Sprache, immer kurz und gedrängt, aber auch immer genügend. Einige haben nicht blos Interesse in Bezug auf den mitgetheilten Text. Wir führen nur eine an. Mehrere Lieder vermeiden das Wort „minnen", das man wegen des Reims erwarten sollte und welches die holländischen Texte wirklich haben; statt desselben steht in der niederdeutschen Bearbeitung „leven" (lieben). Das Wort „minnen" war aber im 16. Jahrhundert in Westfalen noch gar wohl bekannt, wie es denn in den Predigten des aus Münster gebürtigen Johann Vege noch häufig vorkommt, obschon die Ausdrücke „lefde" (Liebe) und „leven" auch bei ihm schon vorherrschend sind. In der Handschrift der Nonne Katharina Tirs kommt das Wort überhaupt nur einmal vor, in dem übrigen Theile der Sammlung erscheint es nur in zwei Liedern. Die Vermeidung des Wortes „minnen" hat aber ohne Zweifel darin seinen Grund, daß es mit der Zeit anstößig wurde und man je länger je mehr einen obscönen Sinn damit verband, gerade wie sich ein anständiger Mensch in Frankreich des Wortes baiser nicht mehr bedienen darf.

So hat auch der Herausgeber der Schriften des Heinrich Suso, gedruckt zu Augsburg durch Hans Othmar, 1512, das Wort „minnen" und seine Ableitungen mit „Liebe" u. s. w. vertauscht, weil, wie er im Prolog sagt, das Wort „minne" in etlichen Sprachen (Dialekten) nicht mehr rechte, göttliche, ehrbare und ziemliche, sondern thierliche, viehische, unehrbare, unziemliche Minne anzeigt.

Bei dem neunten Liede, in welchem Christus mit einem Einhorn verglichen wird, hätte der Herausgeber auf ein ähnliches Lied bei Uhland (Nr. 339) verweisen können und sollen.

Sehr merkwürdig ist das einundzwanzigste Lied „Van den hilligen geiste", dessen erste Strophe „Nu bitt wy den hilligen geist" u. s. w. schon von dem Franciscaner Berthold (gest. 1272) erwähnt wird, während die drei letzten Strophen mit der Erweiterung Luther's übereinstimmen, woraus sich also ergibt, daß nicht alle mitgetheilten Gesänge vor der Reformation entstanden sind. Auch Nr. 41 spricht gegen des Herausgebers Meinung; es ist nämlich offenbar einem protestantischen geistlichen Liede nachgebildet, das selbst aus einem weltlichen Liede hervorgegangen war. Da die hochdeutsche Form mit Beziehung auf den protestantischen Lehrbegriff gebildet war, so hat der katholische Bearbeiter diese Beziehung verwischt und auf diese Weise seinen Glaubensgenossen angepaßt. Endlich erwähnen wir noch das letzte Lied, eine sehr gelungene und ziemlich wörtliche Uebersetzung des lateinischen Hymnus des heiligen Bernhard: „Jesu dulcis memoria", von dem jedoch nur 21 Strophen übertragen sind, während es deren 48 hat.

Das Wörterbuch ist eine verdankenswerthe Zugabe; es enthält, wie billig, nur diejenigen Wörter, welche im Hochdeutschen nicht vorkommen oder von der hochdeutschen Form bedeutend abweichen. Bei weitem die meisten waren dem Herausgeber aus der jetzt noch herrschenden Volkssprache bekannt; wo dies nicht der Fall war und die Bedeutung eines Worts sich nicht auf andere Weise mit Sicherheit ermitteln ließ, ist die Uebersetzung nur als Conjectur angegeben, was ebenfalls durchaus zu billigen ist. So ist auch die Musikbeilage sehr willkommen. Die Handschrift der Nonne Katharina enthält nämlich auf den ersten 16 Blättern lateinische Weihnachtslieder mit Singnoten; drei derselben, die mit deutschen Worten untermischt sind, theilt der Herausgeber in einer Anmerkung der Vorrede mit, die Noten zu den beiden ersten stehen in der Musikbeilage, welche auch die Noten zu zwei andern deutschen Gesängen enthält.

---

5. Pamphilus Gengenbach. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte der Reformationszeit. Herausgegeben von Karl Goedeke. Hannover, Rümpler. 1856. Gr. 8. 5 Thlr.

Die Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts ist allzu lange vernachlässigt gewesen. Es ist dies allerdings leicht zu erklären. Erstens wurde das tiefer eingreifende Studium unserer Literatur überhaupt erst durch die Beschäftigung mit der ältern Sprache angeregt und überhaupt möglich; es war eben für das Mittelalter und die Blütezeit der Poesie so viel zu thun, daß man nicht eher weiter herabstieg, als bis die Ausbeute weniger reich und weniger lohnend zu werden anfing. Zweitens trug zur Vernachlässigung der spätern Denkmäler ohne Zweifel der Umstand bei, daß die Dichtungen des 15. und 16. Jahrhunderts an poetischem Gehalt und künstlerischem Werth denen der frühern Zeiten gar zu sehr nachstanden und man sich durch die allerdings oft rohe Form abgeschreckt fühlte. Bei alledem bietet aber die Literatur dieser Jahrhunderte viel Tüchtiges und für Geschichte, Sprache und Poesie Werthvolles dar, was nicht länger unbeachtet bleiben darf. Seit einiger Zeit wird denn auch diese Periode mehr berücksichtigt und wir haben schon manche treffliche Erscheinungen auf diesem Gebiete begrüßen können.*) Zu den besten gehört die vorliegende, die um so mehr unsern Dank und unsere Anerkennung verdient, als

*) Bei dieser Gelegenheit können wir nicht unterlassen, unser tiefes Bedauern auszudrücken, daß der Verein zur Veröffentlichung älterer Drucke aus der bezeichneten Zeit seine Wirksamkeit noch nicht begonnen hat. An der Thätigkeit der Vereinsmitglieder, an deren Spitze, wenn wir nicht irren, Goedeke steht, kann es nicht fehlen, der rastlose Eifer und Fleiß dieses Gelehrten ist ja bekannt genug. Sollte die geringe Anzahl von ungefähr 150 Unterschriften (wenn wir nicht irren), die für den Beginn nothwendig war, nicht zusammengekommen sein? Dies wäre doch ein gar zu trauriges Zeichen von der Gleichgültigkeit, ich will nicht sagen des Volks, nicht einmal der Gelehrten, aber doch wenigstens der Bibliotheken, von denen doch mit Sicherheit zu erwarten gewesen wäre, daß sie den Verein in seinem lobens- und dankenswerthen Unternehmen unterstützen würden, zumal die jährlichen Beiträge äußerst gering sind.

sie uns mit einem wackern Manne bekannt macht, von dem man bis dahin nur sehr wenig wußte.

Pamphilus Gengenbach war Buchdrucker und Bürger zu Basel.*) Ob er dort und wann er geboren war, ist unbekannt, wie überhaupt seine ganze Jugendzeit. Seine Wirksamkeit als Buchdrucker, über welche sich der Herausgeber mit gewohnter Gründlichkeit verbreitet, übergehen wir hier, da seine Bedeutung auf seiner schriftstellerischen Thätigkeit beruht, die mit der Zeit der Reformation zusammenfiel. Er hat eine Reihe von etwa 24 Schriften hinterlassen, deren Werth seine Zeitgenossen wohl zu würdigen verstanden. Wie es scheint, begann er mit Liedern, die als historische Gesänge wichtig sind, abgesehen davon, daß sie mit großer Anschaulichkeit und großer Entschiedenheit der Gesinnung gedichtet sind. Goedeke ist der allerdings sehr wahrscheinlichen Ansicht, daß Gengenbach ein Meistersänger war, jedenfalls scheinen die Meisterlieder, die aus seiner Druckerei hervorgingen, auch von ihm verfaßt zu sein.

Die Werke, welche Goedeke in neuem höchst getreuen Abdrucke vorlegt und mit bibliographischen, historischen, literarischen und sprachlichen Anmerkungen erläutert, sind folgende, und wir nennen sie, weil wir unsern Lesern einen Dienst zu erweisen hoffen, wenn wir sie mit einem Schriftsteller näher bekannt machen, der bisjetzt so ziemlich unbekannt geblieben ist.

1) „Der Welsch Fluß." Gengenbach stellt darin die französisch-italienischen Kriege unter der Form eines Kartenspiels dar, indem er die dabei Betheiligten als Kartenspieler auftreten läßt. Ueber den Titel des Gedichts ist nämlich zu bemerken, daß Fluß, Flüßli ein Kartenspiel war, das um jene Zeit erst aufgekommen und namentlich am französischen Hofe sehr im Schwang war. Nach einer langen Einleitung kommt das kurze Spiel (Drama), in welchem jede der aufgeführten Personen drei Verse spricht, wie im Kartenspiel jeder Theilnehmer drei Karten hatte. Einige Stellen sind aus Brant's „Narrenschiff" entlehnt, das auch sonst hin und wieder von Gengenbach benutzt wird.

2) „Der alt Eydgenoß." Dies Gedicht, das von der wärmsten Vaterlandsliebe eingegeben ist, mahnt die Eidgenossen ab, mit den Fürsten sich einzulassen, wie die Vorfahren es gethan, die sich mit Käs und frischem Wasser begnügten und dabei glücklich und frei waren.**) Das Gedicht wurde später, für den Volksgesang verkürzt, in Zürich gedruckt, was genugsam für seine poetische Kraft beweist.

3) „Der Bundschuh." Mit Ausnahme der gereimten Vorrede, welche zum Gehorsam gegen die Obrigkeit, den Adel und die Priesterschaft auffordert***), ist die kleine Schrift in Prosa abgefaßt. Sie enthält eine bis in die kleinsten Bestandtheile genaue Darstellung der unglücklichen Bauernverschwörung, sodaß es wol unzweifelhaft ist, Gengenbach habe bei der Abfassung amtliche Quellen benutzt.

4) „Tod, Teufel und Engel." Dies Gedicht, das wie das nachfolgende, ein Meistergesang ist, erzählt die Geschichte von drei Gaunern, welche, als Tod, Teufel und Engel verkleidet, einen Wirth in Berlin berauben wollen, aber, von der Tochter desselben entdeckt und hierauf gefangen und gehangen werden.

5) „Fünf Juden." Auch in diesem Stück zeigt sich Gengenbach als einen Sohn seiner Zeit. Den Inhalt bildet die Geschichte von fünf Juden, welche ein Marienbild schänden und dafür grausam hingerichtet werden.

6) „Die zehn Alter." Goedeke sagt darüber:

Mit diesem Spiel beginnt die Geschichte des neuern deutschen Schauspiels; es war der erste Versuch und als solcher in wunderbarer Weise glücklich. An der Reihe der zehn Alter schreitet ein Einsiedel und fragt jede Stufe nach ihrer Art und Neigung. Die Antworten sind sorglose, mitunter übermüthige Bekenntnisse zu Fehlern und Schwächen, die der Einsiedel mit Ermahnungen und Zurechtweisungen erwidert.

Das Spiel fand wegen seines treffenden Inhalts großen Beifall und zwar noch mehr in Deutschland als in der Schweiz; es wurde vielfach nachgedruckt, an mehreren Orten gespielt und öfters nachgeahmt oder bearbeitet.

7) „Der Nollhart." Unter Nollharten oder Lollharten, die manchem unserer Leser wenigstens aus Zschokke's „Freihof von Aarau" bekannt sind, verstand man eine Art von Laienbrüdern, die zu vielen Spöttereien Anlaß boten, da sie unter dem Scheine der Religion dem Müßiggange und manchem andern Laster heuchlerisch fröhnten, wenn es auch wol solche gegeben hat, denen es mit den religiösen Dingen Ernst war. Im Jahre 1488 war unter dem Namen „Nollhart" ein Buch voll Prophezeiungen erschienen, das in Gengenbach's Spiel personificirt wird. Gengenbach selbst gibt den Plan seines Spiels an. Wie er in den „Zehn Altern" die Altersstufen vom Einsiedel befragen und in der „Gouchmat" die bürgerlichen Stände vom Narren ausmachen läßt, so führt er im „Nollhart" die politischen Mächte und darunter auch den Juden vor. Sie fragen der Reihe nach den Bruder Methodius, Brigitta und die Sibylla von Cumä um ihre Zukunft. Es treten auf der Papst, der Kaiser, der König von Frankreich, der Bischof von Mainz, der Pfalzgraf, der Venediger, der Türke, der Eidgenoß, der Landsknecht (Bruder Veit) und endlich der Jude. Jedem Stande werden seine Fehler gesagt; beim Eidgenossen wird der Dichter warm in patriotischem Eifer, beim Venediger in Groll und Haß. Der Landsknecht weckt seinen Humor. Unverkennbar ist in diesem Stücke des Dichters Vorliebe für das Kaiserhaus und eine feindselige Erbitterung gegen

*) Durch Leu verführt, hat Goedeke behauptet, das Geschlecht Gengenbach sei in Basel ausgestorben; dem ist aber nicht so.

**) In den Anmerkungen über das „Reislaufen", d. h. die Sitte, fremde Kriegsdienste zu suchen, um Geld zu gewinnen, wäre auch Zwingli zu erwähnen gewesen.

***) „Diese Stände", sagt Gengenbach, „stammen von Noe's frommen Söhnen Sem und Japhet, während der Bauernstand von dem mit dem Fluch des Vaters beladenen Ham abstammt und daher zu Knechtschaft verdammt ist." Man sieht, daß Gengenbach damals noch ganz in den beschränkten Ansichten seiner Zeit befangen war.

Frankreich. Das Ganze ist ernsthaft gehalten, doch scheint mitunter ein Spott über den Bruder durchzubrechen, dessen leidenschaftliche Haltung nicht ganz ohne die Absicht ist, sie lächerlich zu machen. Diente doch der Teufel, vor dem man sich fürchtete, zur komischen Figur; warum sollte man über einen Nollhart, den alle Welt gering schätzte, unbeschadet des Glaubens an seine Verkündigungen, nicht gelacht haben? Die Weissagungen sind freilich dunkel und sogar unverständlich. Der Herausgeber hat es nach vergeblichen Bemühungen unterlassen, dieselben zu erklären; er hoffe, es werde sich vielleicht einmal jemand besser aufgelegt und besser ausgerüstet finden, um die Propheten- und Visionsliteratur im Zusammenhange gründlich und lichtvoll zu behandeln. Es ist dies freilich ein schweres Stück Arbeit, die vielleicht nicht einmal sehr lohnend ist, und wir können gar wohl begreifen, daß dem Herausgeber darüber die Geduld ausgegangen ist. Es ist wol möglich, daß sich jemand findet, der zu solchem Beginnen mehr Geduld besitzt, ob er aber dazu besser ausgerüstet sein wird, als der Herausgeber des Gengenbach, das möchten wir wol bezweifeln, wenn wir auch keinen andern Grund anzugeben hätten, als die Behandlung des vorliegenden Buchs selbst.

8) „Die Gouchmat." Die bisher verbreitete Meinung, als ob dieses Spiel gegen Murner's gleichartiges Gedicht gerichtet sei, ist unrichtig; vielmehr ist es gegen ein anderes kurz vorher erschienenes Gedicht gerichtet, das die Unkeuschheit für sündlos erklärt hatte. Gengenbach schildert darin, wie verschiedene Alter und Stände auf die Gouchmat laufen, d. h. sich an liederliche Weiber hängen und darüber arm und krank werden. Der Narr, der an der Fürsten Höfe nicht mehr gedeiht, weil alle Welt in sein Gewerbe greift, hütet die Gouchmat der Frau Venus und warnt die Herandringenden: den Jüngling, den Ehemann, den Kriegsmann, dessen Etter Heiny Winkelried Frau Venus erst kürzlich betrogen und ihm Hof und Haus und all sein Vieh aufgerieben hat; ferner den Doctor, den alten Gouch von 90 Jahren, endlich den Bauer, dem die Bäuerin nachläuft und in die Haare fällt, worauf der Narr ihnen die Pritsche schlägt und der Hofmeister zum Beschluß anzeigt, daß sich Frau Venus mit ihren Töchtern jung und alt zu Basel in der Malenzgasse, d. i. im Siechenhause niedergelassen habe. Wen es verdrießt, daß jung und alt, Mönch und Pfaffe ihr zulaufe, der möge vom Ehebruch abstehen, und nicht wie die Sau im Kothe liegen. Das Spiel zerlegt sich in sechs Abschnitte, in jedem wiederholt sich die Bitte um Einlaß; die Warnung des Narren, die bald geradezu ausgesprochen, bald spöttisch eingekleidet ist; die Liebeswerbung der Gouche um Venus oder ihre Frauen. Sie machen einen Tanz, werden ausgezogen und in Lumpen oder weibischer Kleidung entlassen und mit dem Spotte des Narren abgeführt. Gengenbach hat versucht, die Charaktere zu individualisiren: der Kriegsmann pocht und prahlt; der Alte, der am Stabe einherschleicht, fühlt sich auf der Gouchwiese vom Anblick der schönen Frauen entzündet, sein Herz gumpelt und rumpelt ihm im Leibe, er will nichts mehr vom Stecken wissen, seine Füße werden ihm leicht und sein ganzer Leib geht empor. Als ihm der Seckel leer geworden, schleicht er mit hängenden Backen wie der Tod. Bauer und Bäuerin spielen die Prügelscene der alten Fastnachtsspiele, die im ganzen Jahrhundert wiederkehrt. In den Reden der Narren und Weiber tritt wieder jene Sucht hervor, Beispiele und gute Lehren aus heiliger und profaner Literatur auszukramen. An lokalen Anspielungen scheint das Stück sehr reich zu sein.

In allen diesen Stücken erkennen wir leicht den Geist, der der Reformation vorging und sie hervorrufen mußte; die Spiele Gengenbach's, die wir bisher haben kennen lernen, sind von derselben Gesinnung durchdrungen, welche Brant's „Narrenschiff", Murner's „Narrenbeschwörung", „Schelmenzunft" und andere Werke der Zeit charakterisirt. Sie decken die Gebrechen im bürgerlichen und religiösen Leben auf und bringen zum Bewußtsein, daß es anders werden müsse. Bei Gengenbach tritt als Bürger einer freien Stadt und als Schweizer auch das politische Element hervor, was bei den andern Dichtern seiner Zeit mehr oder weniger unbeachtet bleibt, oder wenigstens nicht in der nämlichen Fülle zur Erscheinung gelangt, wie bei Gengenbach. Mit solchen Gesinnungen mußte das kräftige Auftreten der Reformatoren bei ihm den besten Anklang finden, und so widmete er seine folgenden Schriften beinahe ausschließlich der großen Bewegung, die er durch dieselben nicht wenig förderte.

9) „Die Todtenfresser" sind das erste Gedicht, mit welchem er auf die Seite der Reformation trat. Mit diesem Worte bezeichnet er die Geistlichen und deren Anhang, die von den Todtenmessen Unterhalt und Wohlleben gewinnen. Bekanntlich hat der berner Maler Nikolaus Manuel ebenfalls ein Spiel unter dem nämlichen Titel geschrieben; es ist nicht unwahrscheinlich, daß er dabei die Satire Gengenbach's vor Augen gehabt habe. Wie scharf dieser die Mängel des Papstthums aufgreift, wie vortrefflich er das Verwerfliche in dessen Lehren dem Volke zum Bewußtsein zu bringen sucht, ersieht man schon aus der kurzen Inhaltsanzeige des Herausgebers:

Der Papst verwirft des blinden Luther Tand und fordert die Seinen auf, sich nicht daran zu kehren; denn Christus habe für unsere Sünden genug gethan, sodaß wir es nicht mehr zu thun brauchten. Der Bischof, der weltliche Priester, der Bernhardiner, der Bettelmönch, die Klosterfrau und die Pfaffen mögen leben das gute Leben, das sie von den Todtenmessen haben, das aber leider in Abgang zu kommen drohe, da kein Bauer mehr opfern wolle. Der Teufel freut sich seiner auserwählten Kinder, aber die Seelen der Bettler, der Pfarrer, Edelmann und Bauer klagen über die Todtenfresser, die ihnen das Ihre nehmen.

10) „Practica." Es ist dies eine Satire auf die Kalendermacher und ihre Prophezeiungen. Dergleichen Satiren wurden damals häufig gemacht; die von Fischart ist allgemein bekannt; nicht so bekannt ist, daß dieser zu derselben eine frühere seines Gegners Johann Naß benutzte. Die vier folgenden Schriften: 11) „Der Pfaffenspiegel", 12) „Der Laienspiegel", 13) „Der Ewangelisch Burger" und 14) „Von drien Christen" gehören mehr in das

Gebiet der theologischen Literatur als in das der Literatur im engern Sinne, sind jedoch wegen ihres entschiedenen Auftretens gegen das Papstthum von hohem historischen Interesse. Ob diese Schriften übrigens von Gengenbach sind, ist noch sehr zweifelhaft, vielleicht haben sie den rheinfelder Reformator Johann Eberlin von Günzburg zum Verfasser.

15) „Die Jakobsbrüder", eine Legende, die so vortrefflich ist, daß man mit dem Herausgeber bedauern muß, daß Gengenbach nicht noch mehrere gedichtet habe. Er benutzte dazu ein Gedicht eines sonst unbekannten Dichters, Kunz Kistener, der selbst wahrscheinlich aus einer ältern Quelle schöpfte, als welche Goedeke den „Walläre" Heinrich von Linau's vermuthet.*)

Das Gedicht erzählt die Geschichte zweier Freunde, die gen Campostell wallfahrten. Der eine, ein Graf aus Baiern, stirbt, bevor das Ziel erreicht ist. Der andere, ein Schwabe aus Heigeloh, der schon 20 Jahre fern von der Heimat gewesen, nimmt die Leiche mit zum heiligen Jakob, der die Freundestreue durch Erweckung des Todten belohnt. Unauflösliche Freundschaft kettet die beiden aneinander und bewährt sich, als der Schwabe dem Aussatz verfällt und nur durch das Blut des Kindes seines Freundes geheilt werden kann. Der Freund bringt das Opfer, reinigt den Freund vom Aussatze, und will mit ihm entweichen, kann aber nicht scheiden, ohne Weib und Aeltern noch einmal gesehen zu haben. Während des Abschieds bringt die Amme das Kindlein, das der heilige Jakob gesund gemacht hat. Voll Andacht gründet der Graf ein Kloster Gnadau für Frauen und Männer.

Der Herausgeber macht mit Recht auf die Aehnlichkeit dieser Legende mit dem „Armen Heinrich" von Hartmann von Aue aufmerksam; noch näher aber lag es, auf Konrad's von Würzburg „Engelhart" hinzuweisen, da auch hier die Freundestreue und das Opfer der Kinder zur Heilung von der „Miselsucht" den Mittelpunkt bildet, also in dem Wesentlichen mit Gengenbach's „Jakobsbrüdern" übereinstimmt, während die Aehnlichkeit mit Hartmann's „Armem Heinrich" nur in der Heilung des Aussatzes durch Menschenblut überhaupt beruht. Zwar ist hier auch Aufopferung, aber ihr Motiv ist Liebe, daher wesentlich von dem in den „Jakobsbrüdern" verschieden.

16) „Novella." Ob diese gegen Murner gerichtete Satire von Gengenbach selbst herrührt, war nicht mit Bestimmtheit auszumitteln, denn daß sie aus seiner Druckerei hervorging, ist natürlich kein Beweis. Doch macht es der Herausgeber ziemlich wahrscheinlich, daß sie unsern Dichter zum Verfasser hatte. Die „Novella" ist eine der launigsten Satiren jener an Satiren reichen Zeit. Der Herausgeber sagt:

Es gibt, die Manuel'schen Fastnachtsspiele mitgerechnet, in der Literatur der zwanziger Jahre kein Gedicht, das mit so lachendem Humor geschrieben ist. Der lahme, podagrische Pfarrer, der sich auf seine Bibliothek auf dem Bret und im Kasten beruft, vor 30 Jahren auch wol der Priesterehe hold gewesen wäre und sich jetzt noch so lebhaft aufregen kann, daß er selbst nach Wittenberg laufen möchte, um mit Luther zu disputiren und ihn mit Allegaten in die Enge zu treiben, daß er weder aus noch ein wissen sollte — wenn nur leider das verfluchte Podagra nicht wäre: diese Figur ist so vorzüglich angelegt und meisterhaft durchgeführt, daß sie jedem humoristischen Dichter Ehre macht. Es ist zu bedauern, daß die gute Laune und die sichere Hand, die hier walten, nicht auf das wirklich dramatische Gebiet gerathen sind. Es würde ein Spiel entstanden sein, das uns fast ein Jahrhundert vor Shakspeare den Ruhm des vollendeten Humors erworben hätte. Wie das Spiel jetzt liegt, fehlt ihm allerdings die innere Rundung des Stoffs. Nach dem Zwiegespräch mit dem Meßner geht der Pfarrer auf den eigentlichen Stoff über. In seiner Pfarre, erzählt er seinen Gästen, ist ein Bauer Karsthans gestorben, der größte Narr, der sich von Luther's Glauben durch nichts wollte abbringen lassen. Der Pfarrer möchte gern wissen, wie es jetzt um ihn stehe, ob ihn der Teufel hin habe oder ob er in den Himmel gekommen. Vierzehn Tage darauf erscheint Karsthans dem Pfarrer als Gespenst. Auf Rath des Doctors Prediger Ordens wird Murner geholt, um den Geist zu beschwören. Murner kommt und geht zur bestimmten Zeit mit dem Meier, dem Doctor, Pfarrer und Meßner auf den Kirchhof, wo der Geist sich eingestellt hat. Die Beschwörung des Doctors hilft nicht. Da kriegt ihn der Murner dran und setzt ihm hart zu. Der Geist bekennt, daß er zwar nicht Karsthans, aber der große Narr sei, dem Karsthans, als Murner ihm den Harn besehen, im Hintern gesessen. Er habe keine Ruhe, weil er auf dem Todtenbette eine Beguine begehrt habe, und werde nicht eher gestillt werden, bis er wieder einen Narren verschlucke. Für den nächsten Morgen seine Wiederkunft verheißend, verschwindet er. Die Uebrigen haben keine Lust, dabei zu sein, aber Murner überredet sie; auch finden sie sich wieder ein. Der Geist hält dem Murner eine Rede, er habe Narren beschworen, Schelmen die Ohren gemolken und manchem einen strohen Bart geflochten*), nun sei er alt geworden, habe kein Glück mehr auf Erden und gefalle mit seiner Weise niemand mehr. Obwol Murner sich sträubt, wird er vom Geist verschluckt. Der Meßner frohlockt und schlägt vor, ihm das Requiem zu singen: Requiescat in pace!

Verständlich wird das Ganze erst, wenn man Murner's Gedicht kennt, wie er den großen lutherischen Narren beschworen hat: eine Satire, in welcher der große Narr nichts anderes bedeutet als eben die Reformation. Murner, der diesen Narren beschworen hatte, wird berufen, den unbekannten Geist zu beschwören, der sich als jenen großen Narren kund gibt und ihn verschlingt. Der Dichter der „Novella" hat recht, die große Bewegung der Welt ging über Murner hinweg und verschlang ihn und seinen veraltenden Humor.

17) „Der Combißt" und 18) „Der neue deutsche Bileamsesel", die beide ebenfalls gegen das Papstthum gerichtet sind, liegen nur in späterer Ueberarbeitung vor, weshalb wir sie hier übergehen.

19) „Liber Vagatorum", welches die damaligen Vagabunden in 28 Kapiteln schildert. Goedeke hält die prosaischen Bearbeitungen dieses Stoffs für Auflösungen des Gengenbach'schen Gedichts. Wir kennen die Ausgabe mit Luther's Vorrede nicht, die Goedeke in Händen gehabt zu haben scheint, dagegen eine andere frühere Ausgabe, die auch von Panzer nicht erwähnt wird. Nach Vergleichung dieses Drucks mit dem Gedichte Gengenbach's möchten wir beinahe glauben, daß das Verhältniß umgekehrt ist, daß nämlich die prosaische Redaction älter ist und daß Gengenbach diese erweitert hat, theils in den Betrachtungen, theils durch Anführung von Beispielen, die im Prosadruck

*) Kistener's Gedicht, das sich handschriftlich auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet, hat Goedeke in 100 Exemplaren für Freunde abdrucken lassen, um weitere Forschungen über die ursprüngliche Quelle zu veranlassen. Uebrigens scheint Gengenbach eine andere Handschrift als die wolfenbütteler benutzt zu haben.

*) Alles dies sind Anspielungen auf Murner's Gedichte.

nicht stehen, und die darin sicherlich nicht fehlen würden, wenn der Bearbeiter das Gedicht vor sich gehabt hätte. Auch das rothwelsche Wörterbuch scheint für diese Meinung zu bürgen. Im Gengenbach'schen fehlt ein Wort, „sonnenboß", das dieselbe Bedeutung hat wie das vorhergehende „strom"; es ist aber nicht anzunehmen, daß ein späterer Bearbeiter dieses eingeschoben hätte, vielmehr ist es glaublicher, daß es beim Druck des Gengenbach'schen Buchs ausgelassen worden ist, weil das deutsche Wort für „sonnenboß" in den zwei unmittelbar vorhergehenden Zeilen schon steht, und der Setzer ebendadurch irre geführt worden sein wird. Auch kommen im Gengenbach'schen Drucke Fehler vor, die sich in der Prosaausgabe nicht finden, was wieder dafür zu sprechen scheint, daß diese älter ist. Referent besitzt übrigens den Druck nicht selbst, sondern eine (hoffentlich genaue) Abschrift, die er vor vielen Jahren gefertigt hat. Sollte Goedeke glauben, dieselbe auf irgendeine Weise benutzen zu können, so steht sie ihm sehr gern zu Dienst.

Es wird aus unsern Bemerkungen hoffentlich ersichtlich geworden sein, daß sich Goedeke durch die Bekanntmachung von Gengenbach's Schriften ein wahres Verdienst um die Geschichte der Literatur erworben hat. Dieses Verdienst stellt sich aber durch die beigefügten Anmerkungen noch viel bedeutender heraus, und wir stehen nicht an, mit Rücksicht auf dieselben das Buch meisterhaft zu nennen. Es zeugt von einer wirklich riesigen Belesenheit und von einer sichern Beherrschung der mit dem beharrlichen Fleiß erworbenen Kenntnisse, die sich nicht häufig mit der geschmackvollen Behandlung vereinigt findet, die aber um so höher zu schätzen ist, als wir durch diese klare Behandlung mit dem Verfasser des massenhaften Stoffs Herr werden, den er uns darbietet.

Goedeke hat im Verlauf seiner Darstellung auch ein Wörterbuch zum Gengenbach versprochen, es würde dies eine höchst erfreuliche Zugabe zum schönen Werke sein, das übrigens, wie schon bemerkt, der werthvollen Zugaben viele enthält, die wir leider nicht mehr besprechen können.

Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit, herausgegeben von Oskar Schade. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1856. 8. 4 Thlr.

Das vorliegende Werk schließt sich vortrefflich an Gen[...]nbach's antipapistische Schriften und füllt, wie Goedeke's [...]rbeit, eine wesentliche Lücke in der Geschichte der deut[...]en Literatur aus. Zwar ist schon vielseitig auf die [...]ichtigkeit der „Satiren und Pasquille aus der Refor[...]tionszeit" aufmerksam gemacht worden, namentlich von [...]hann Voigt in Raumer's „Historischem Taschenbuch" [...]d von Karl Hagen in seinem Werke „Deutschlands [...]rarische und religiöse Verhältnisse"; auch ist manche [...]rhergehörige Schrift schon gedruckt worden (so finden [...] viele in Scheible's bekannten Sammlungen), aber die [...]rliegende erscheint dessenungeachtet keineswegs als über[...]ssig, vielmehr als eine sehr dankenswerthe Gabe. Denn [...]ne zu erwähnen, daß die Scheible'sche Ausgaben nicht [...]mer die nothwendige Correctheit des Textes darbieten, sind diese Flugschriften in seinen Sammlungen so sehr zerstreut und mit andern untermengt, daß die so wünschenswerthe Uebersicht dadurch gänzlich verloren geht. Diese hat man natürlich in der vorliegenden Sammlung, die übrigens das näher Zusammengehörende auch zusammenstellt. Zudem ist sie immerhin viel reicher als die Scheible'sche Sammlung, sie ist viel sicherer und correcter und gibt endlich noch eine Reihe von Erläuterungen, während Scheible sich mit dem Abdruck des Textes begnügt, und nicht einmal über die Drucke, die er zu Grunde gelegt, hinreichende Auskunft gibt.

Die Zeit der Reformation ist für Deutschland (wir wollen ihren universalhistorischen Charakter nicht einmal in Anschlag bringen) von so außerordentlicher Wichtigkeit, sie ist in religiöser, politischer, sittlicher, geistiger und literarischer Hinsicht von so hoher Bedeutung, daß eine Sammlung aller auf dieselben sich beziehenden Quellen und Urkunden gewiß höchst wünschenswerth wäre. Unter diesen nehmen aber die zahllosen Flugschriften, die meist von den Protestanten, zum Theil aber auch von den Katholischen ausgingen, eine bedeutungsvolle Stelle ein. Sie haben vorzüglich auf das Volk gewirkt und den Sieg der einen oder der andern Partei wesentlich mit begründen helfen. Viele sind freilich ganz lokaler Natur und beziehen sich auf die speciellsten Verhältnisse der Zeit, aber in ihnen findet man eben ganz vorzüglich die Erklärung, warum dieser oder jener Landestheil sich dieser oder jener Religionspartei angeschlossen hat. Aber auch die lokalsten Flugschriften blieben in ihrer Wirkung selten auf die Gegend beschränkt, für welche sie zunächst bestimmt waren; denn die religiösen Dinge waren damals zur gemeinsamen vaterländischen Angelegenheit geworden, durch sie wurde, freilich nur für kurze Zeit, das Nationalgefühl wieder in mannichfacher Weise geweckt, was der religiösen Bewegung eine noch durchgreifendere Bedeutung verleiht.

Eine solche Sammlung könnte aber freilich nicht die Aufgabe eines einzelnen sein, wie sie auch kaum von einem Verleger unternommen werden könnte, da ein solcher zu bedeutende Mittel und Kräfte darauf verwenden müßte und sich im glücklichsten aber kaum denkbaren Falle nur ohne wesentlichen Verlust darausziehen könnte. Dagegen wäre dies eine schöne Aufgabe für eine Regierung, namentlich für eine protestantische, die sich dadurch ein würdiges Denkmal setzen und der Sache der religiösen Freiheit auch in unsern Tagen einen wesentlichen Dienst erweisen würde. Denn wir sind überzeugt, daß dem immer mehr um sich greifenden Ultramontanismus und Jesuitismus auf der einen und dem verdüsternden Obscurantismus auf der andern Seite nichts Besseres und Wirksameres entgegengesetzt werden könnte als die Flugschriften aus der Reformationszeit; die bessern unter denselben würden auch jetzt noch auf das verständige Gemüth des Volks vielleicht die nämliche Wirkung hervorbringen wie vor 300 Jahren.

Doch sind dies nur fromme Wünsche und werden es wol auch bleiben. Daher müssen wir die Gabe, die uns

in den vorliegenden Bänden dargereicht wird, um so dankbarer entgegennehmen. Sie enthalten im ganzen 30 größere und kleinere Stücke, unter welchen einige als Muster der Satire gelten können. Wie schon erwähnt, hat der Herausgeber auch das Verwandte zusammengestellt; so wird der erste Band mit sechs Stücken eröffnet, die sich im allgemeinen auf die kirchlichen Zustände zur Zeit der Reformation beziehen und theils die Misbräuche überhaupt, theils einzelne Gebrechen aufdecken und verhöhnen, welche die christliche Kirche entehrten. Sechs andere Stücke beziehen sich auf den Herzog Heinrich von Braunschweig, den bekanntlich auch Luther selbst in seiner gewaltigen Weise bekämpfte; das letzte behandelt in einem „Gespräch des Herrn mit St.-Peter" ganz allgemein die sittlichen und gesellschaftlichen Zustände um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Der zweite Band beginnt mit drei Stücken, die sich auf die politisch und religiös so mächtige Sickingen'sche Angelegenheit beziehen. Das erste derselben: „Gesprechbüchlin Neuw Karsthans", wird von vielen dem Ritter Ulrich von Hutten zugeschrieben; der Herausgeber bezweifelt dies aus allerdings nicht unwichtigen Gründen. Wie dem aber auch sei, so ist die Schrift ganz vortrefflich und entspricht ihrem Zwecke, die Bauernschaft für die politischen und religiösen Plane des großen Sickingen zu gewinnen, auf das vollständigste. Eine damals sehr gewöhnliche Art von Pasquillen war in Form von Manifesten des Höllenfürsten Lucifer als fingirten Oberhauptes der päpstlichen Kirche; es werden fünf Stücke dieser Art mitgetheilt. Diesen folgen vier persiflirende Umdichtungen biblischer Stücke, welchen sich vier sehr charakteristische, wenn auch an innerm Werth ungleiche Dialoge anreihen, von denen der erste: „Ain schöner Dialogus. Cuonz und der Fritz", und der dritte: „Ain schöner Dialogus zwischen aim pfarrer und aim schulthaiß, betreffend allen übeln stand der geistlichen, und bös handlung der weltlichen, alles mit geizigkeit beladen", die Hand des Kenners verrathend, ungemein lehrreich sind. Es ist bekannt, daß der letzte Dialog auch literarhistorisch wichtig ist, weil darin einige anonyme Gedichte dem Murner beigelegt werden. Unter den dann mitgetheilten fünf Stücken in poetischer Form zeichnet sich der „Triumphus veritatis. Sik der warheit, mit dem schwert des geists durch die wittenbergische nachtigall erobert", wie durch seinen Umfang, so auch durch seine innere Bedeutsamkeit aus. Der Verfasser nennt sich Hans Heinrich Freiermuot, sagt, daß er zu Nürnberg auf dem Sande geboren sei und in der Schweiz wohne. Unter den Beweisen, daß das Gedicht nicht vor dem Jahre 1523 entstanden sein könne, hätte der Herausgeber vielleicht auch anführen können, daß sich der Titel desselben offenbar auf Hans Sachsens Gedicht „Die Wittenbergisch Nachtigall, die man jetz höret überall" bezieht, das am 8. Juli 1523 gedichtet wurde. Den Schluß machen „zwei recht harte und bösartige Satiren" vom Tod der Seelenmesse und das päpstliche Handbüchlein.

Die Sammlung gewinnt noch höhern Werth durch die inhaltreichen Anmerkungen, die alles berühren, was Erläuterung bedurfte und sich über die benutzten alten Drucke, den Inhalt und die historische Bedeutung der einzelnen Stücke verbreiten und vorzüglich die Sprache betreffen, wodurch das Verständniß auch für solche wesentlich erleichtert wird, welchen die alte Sprache unbekannt ist.

---

7. Andreas Gryphius. Das verliebte Gespenst, Gesangspiel, und die geliebte Dornrose, Scherzspiel, mit Einleitung herausgegeben von Hermann Palm. Breslau, Trewendt. 1855. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Herausgeber hat sich früher schon durch eine inhaltreiche Abhandlung über den in neuerer Zeit erst nach Verdienst wieder gewürdigten Christian Weise rühmlich bekannt gemacht; vorliegende Schrift schließt sich jener würdig an. In der Einleitung wird zuerst erzählt, bei welcher Veranlassung der große Dramatiker die beiden mitgetheilten Stücke dichtete, deren Wiederabdruck nicht blos durch ihre innere Bedeutsamkeit, sondern auch dadurch gerechtfertigt erscheint, daß sie nicht in der Gesammtausgabe der Werke des Dichters stehen und darum sehr selten geworden sind. Der zweite Abschnitt entwickelt den poetischen Werth der beiden Stücke. Wenn der Herausgeber das erste, nämlich „Das verliebte Gespenst", auch unzweifelhaft viel zu hoch stellt, so weiß er doch einzelne Seiten scharfsinnig hervorzuheben, die von frühern Beurtheilern unbeachtet geblieben sind und das Drama offenbar in ein günstigeres Licht stellen. Doch legt er auch den Hauptwerth nicht diesem, sondern dem zweiten Stücke, der „Geliebten Dornrose" bei, welches „Scherzspiel" Gryphius in die Acte des ersten als lustiges Intermezzo einfügte, womit er einer Sitte der Zeit folgte, welche offenbar auf dem mehr oder weniger bewußten Streben beruhte, das Volksschauspiel, dessen Berechtigung man fühlte, neben dem gelehrten Drama nicht ganz aufzugeben und dem derben, ungeschminkten Spaße seine Bedeutung zukommen zu lassen. Der Dichter hat darin den glänzendsten Beweis für seine Befähigung zur komischen und insbesondere zur volksthümlichen Darstellung geliefert, und es steht das kleine Stück daher weit über seinen beiden größern Lustspielen („Herr Peter Squenz" und „Horribilicribrifax"), deren Komik nicht volksthümlich und ohne gelehrte Bildung nicht zu verstehen ist. Auch gehören diese ihren Grundlagen nach nicht ganz dem Dichter eigenthümlich an, während die „Dornrose" unzweifelhaft von seiner Erfindung ist. Die Charakteristik, die der Herausgeber von dem Stücke gibt, ist gründlich, erschöpfend und zeugt von Geschmack.

Man sehe die treffliche Charakteristik der einzelnen Personen, wie des ganzen Bauernstandes, dessen Wesen sich uns heute in seinen Grundzügen noch ebenso darbietet wie vor 200 Jahren. Seine Schilderung bei Gryphius, die allerdings auch durch Darstellung des Standes, aber nicht seiner Roheit allein ergötzen will, erhebt sich weit über ähnliche bei andern Dichtern durch das maßvolle Innehalten gewisser Schranken, deren Ueberschreiten z. B. bei Christian Weise und selbst bei Holberg dem Bauer alle Menschenwürde raubt. Ebenso vermeidet zwar Gryphius in der Sprachweise desselben keineswegs mit ängstlicher Scheu gewisse Kraftausdrücke, die der Bauer unbedenklich im Munde führt, ist aber fern von wohlgefälligem Ha-

sten nach schmutzigen und zotenhaften Redensarten. In welch schönen Contrast weiß er sodann die einfache, ungekünstelte Liebe der Jungen zu dem Zank der Alten zu stellen! Wie sauber ist überhaupt die Figur der Dornrose gezeichnet, deren Liebenswürdigkeit der Dichter auf feine Weise dadurch erhöht, daß er sie allein hochdeutsch sprechen läßt, was ihr durch den häufigen Verkehr mit dem Edelhofe geläufig geworden ist. Welch köstliche Figur ist ferner die dem „Horribilicribrifax" entlehnte Kupplerin, die hier einen weit vortheilhaftern Eindruck macht als dort. Trefflich schließt endlich auch der Arrendator den ganzen Proceß ab, dessen dictatorisches Gebieten zu der demüthigen Unterwürfigkeit der handelsüchtigen Bauern einen schönen wirksamen Gegensatz bildet, bei dem sich aber die in der Schlußscene entwickelte Klugheit und Umsicht schwer mit so beschränkter Prahlerei denken läßt, als ihm Gryphius bei seinem ersten Auftreten beilegt. Ebenso wenig als die vor dem Arrendator einhergehenden, mit Heugabeln bewaffneten Leibwächter wollen auch die in beiden Stücken wiederkehrenden Verdrehungen von Fremdwörtern unserm heutigen Geschmack zusagen; indeß sind dergleichen Uebertreibungen eben Eigenthümlichkeiten der Volkspoesie jener Zeit.

Es ist diese Darstellung im ganzen durchaus gut; doch in Einem Punkte ist dieselbe irrig. Wenn nämlich gesagt wird, daß Dornrose die einzige Person im ganzen Stücke sei, die hochdeutsch spreche, so ist dies nicht richtig; denn auch der Arrendator Wilhelm von Hohen Sinnen spricht hochdeutsch. Dadurch aber, daß der Herausgeber dies unbemerkt gelassen hat, mußte er auch eine weitere Schönheit der Dichtung unberührt lassen. Obgleich nämlich der Arrendator und Dornrose hochdeutsch reden, so ist ihre Sprache doch durchaus verschieden; jener spricht pedantisch, geschraubt und gesucht, bringt gern, jedoch ohne widerliche Uebertreibung, fremde Wörter vor, die er verunstaltet, und dabei hat seine Sprache immer die Färbung des Dialekts, wodurch seine mangelhafte affectirte Bildung recht lebendig hervortritt, während Dornrose in durchaus reinem, aber durchweg einfachem und schlichtem Hochdeutsch spricht: eine Feinheit der Auffassung, die jedenfalls einen großen Dichter beurkundet. Die letzte Bemerkung des Herausgebers bezüglich der Verdrehung der Fremdwörter scheint uns ebenfalls nicht begründet; die Verdrehung von Fremdwörtern im Munde Halbgebildeter oder auch des Volks ist ein komisches Mittel, das nicht blos eine Eigenthümlichkeit der Volkspoesie des 17. Jahrhunderts war, sondern von jeher von den Dichtern mit Glück und guter Wirkung gebraucht wurde und auch jetzt noch gebraucht wird, wie man sich, um nur Einen Dichter zu nennen, aus den Zauberspielen des trefflichen Raimund überzeugen kann.

Im dritten und vierten Abschnitt der Einleitung behandelt der Herausgeber die Sprache der beiden Stücke in sehr gründlicher und erfreulicher Weise; namentlich schenkt er den syntaktischen Verhältnissen gebührende Aufmerksamkeit, was um so mehr anzuerkennen ist, als diese Seite gewöhnlich nicht oder nur sehr oberflächlich in Betracht gezogen wird. Auch die Bemerkungen über die rhythmische Eigenthümlichkeit des Dichters gewähren mannichfaches Interesse. Im letzten Abschnitt theilt der Herausgeber das Nöthige über die Originalausgaben der Stücke mit.

Diese sind getreu wieder abgedruckt, und hat der Herausgeber, was sehr dankenswerth ist, die überaus schlechte und sinnentstellende Interpunktion des Originals verbessert. Wir wünschen mit ihm, daß das treffliche Lustspiel des größten Dramatikers des 17. Jahrhunderts in dieser guten Ausgabe, welche durch die gründliche und geschmackvolle Einleitung noch mehr Werth erhält, viele Leser finden und das Gedächtniß des trefflichen Dichters in vollstem Sinne erneuert werden möge. *)

Ehe wir unsern Bericht schließen, drängt es uns, einen Punkt zu berühren, der sich auf einige Aeußerlichkeiten mehrerer der angezeigten Schriften bezieht. Daß die Gelehrten, welche sich vorzugsweise mit der ältern deutschen Sprache beschäftigen, in Nachahmung Grimm's ihre Schriften mit lateinischen Buchstaben drucken lassen, kann nur gebilligt werden. Die sogenannte deutsche Druckschrift ist bekanntlich nur eine geschmacklose Abart der lateinischen; sie ist eine Erfindung der Mönche, die ihre Zeit wahrscheinlich nicht besser als mit Anhäufung von Schnörkeln u. dgl. auszufüllen wußten. Es ist bekannt, daß sie keineswegs ausschließlich in Deutschland vorkam, und es ist daher irrig, sie als vorzugsweise deutsch bezeichnen zu wollen. **) Ohne sich vielleicht davon Rechenschaft zu geben, aber von der schönen Gestalt der lateinischen Schrift angezogen, hatte man schon im vorigen Jahrhundert und im Anfang des jetzigen angefangen, die deutschen Lettern mit lateinischen zu vertauschen. Zur Zeit der Freiheitskriege wurde aber die lateinische Druckschrift gänzlich wieder zurückgedrängt, weil man in allem echt deutsch sein und nichts Gemeinschaftliches mit dem Erbfeinde haben wollte. Wenn wir uns nicht täuschen, so hat sogar Jakob Grimm gegen den Gebrauch lateinischer Buchstaben geeifert, jedenfalls sind seine ersten Werke mit deutschen Lettern gedruckt, so „Die altdeutschen Wälder", „Der arme Heinrich" u. s. w. Später kam er davon ab und gebrauchte ohne Ausnahme die lateinische Schrift aus dem oben angegebenen Grunde, daß sie schöner und die andere in der That nicht deutsch sei. Seine Schüler und Nachfolger haben ihm auch darin und vollkommen mit Recht nachgeahmt.

Wir können auch nichts dagegen einwenden, daß die Germanisten die Substantiva nicht mit großen Buchstaben schreiben, die unsers Wissens erst im 16. Jahrhundert aufkamen, aber nur gebraucht wurden, um irgendein dem Sinne nach bedeutendes Wort auch durch den Druck hervorzuheben; sie vertraten also zunächst nur die Stelle des Unterstreichens in der Schrift, oder der gesperrten, der fetten oder

---

*) E. Wengler's „Hausschatz der deutschen Humoristik" bringt dieses auch von Cholevius sehr hochgestellte Gryphius'sche Scherzspiel ebenfalls vollständig und führt es somit beim größern Publikum ein.
D. Red.

**) Ganz anders verhält es sich mit der eigentlichen Schrift; diese hat sich wirklich eigenthümlich ausgebildet und unterscheidet sich wesentlich von der lateinischen, wenn sie auch aus ihr entstanden ist. Zudem gewährt sie den großen Vortheil, daß man mit derselben viel schneller schreiben kann als mit der lateinischen, weil sie aus lauter Strichen besteht, die leicht und schnell miteinander verbunden werden, während die lateinische auf dem Kreise beruht, der mehr Zeit in Anspruch nimmt.

der Cursivschrift im Druck. In dieser Bedeutung finden wir den Gebrauch der großen Buchstaben zu jener Zeit auch bei den Franzosen und Engländern. Es wurden daher nicht blos Substantiva, sondern auch andere Wörter, selbst Partikeln, mit großen Buchstaben geschrieben, wenn sie hervorgehoben werden sollten. Erst sehr spät, am Ende des 17. Jahrhunderts, wurde es in Deutschland Sitte, alle Substantiva mit großen Buchstaben zu schreiben. Wahrscheinlich kam es daher, daß man diese in durchaus fehlerhafter Auffassung Hauptwörter nannte, was sie gar nicht sind, da das Prädicat, das Verbum die eigentliche Seele des Satzes, also dessen Hauptwort ist. Die Franzosen und Engländer, sowie die Italiener, Spanier u. s. w. haben allmählich den Gebrauch der großen Buchstaben immer mehr eingeschränkt und sie endlich nur im Anfang der Sätze oder bei Eigennamen angewendet; selten kommt es noch vor, daß einzelne Wörter im Satze durch dieselben ausgezeichnet und hervorgehoben werden. Auch dies ist schon im vorigen Jahrhundert in Deutschland nachgeahmt worden, und wenn wir uns nicht irren, ist die erste Ausgabe des „Oberon" von Wieland, obgleich mit deutschen Lettern, doch ohne Anwendung der großen Buchstaben bei Substantiven gedruckt. Da somit ein Grund nicht vorliegt, warum diese Wörter mit großen Buchstaben geschrieben werden sollten, so könnte man sich die Entfernung derselben allerdings noch gefallen lassen, obgleich diese Art zu schreiben vollkommen nationalisirt ist, darum auf Beachtung und Beibehaltung Anspruch machen kann und sie überdem keineswegs unangenehm auf das Auge wirkt.

Während aber die Germanisten die alte Mönchsschrift verdammen und dieselbe zu verbannen suchen, ahmen sie dieselbe in anderer Weise nach. Die alten Handschriften haben bekanntlich große Buchstaben nur am Anfange der größern Abschnitte, nicht aber auch am Anfang der Sätze. Dies hat wol vorzüglich darin seinen Grund, daß die großen Buchstaben zu ihrer Ausführung sowol viel Zeit als großen Raum erforderten und eine öftere Wiederholung derselben daher unthunlich war. Warum sollten wir aber auch dieses nachahmen wollen, da dieser Grund für uns nicht besteht? Dagegen ist der Gebrauch der großen Buchstaben am Anfang der Sätze durchaus gerechtfertigt, weil jeder Satz ein selbständiges Ganzes bildet, das vom vorhergehenden, wie vom nachfolgenden abgegrenzt werden soll. Geschieht dies durch einen bloßen Punkt, wie es die Germanisten thun, so wird das Lesen ungemein erschwert. Das Auge faßt denselben nicht schnell und sicher genug auf und er erfüllt daher seinen Zweck nur unvollkommen. Der große Buchstabe hat am Anfang der Sätze einen logischen Werth, der zur Deutlichkeit wesentlich beiträgt. Und nun fragen wir, warum soll er diesen nicht haben? Warum soll eher ein Eigenname mit einem großen Buchstaben geschrieben werden, als das Wort, mit welchem ein neuer Gedanke beginnt? Offenbar ist dies rein willkürlich und unbegründet, und wir begreifen wahrlich nicht, daß dieser durch nichts begründete Gebrauch so viele Nachahmer hat finden können, da nur wenige Germanisten, wie z. B. Wackernagel, der freilich in jeder Beziehung eine höchst selbständige Stellung einnimmt, sich davon frei gehalten haben.

Ebenso können wir uns mit der Interpunktion der Schule nicht befreunden. Die deutsche Interpunktion ist ihrer Natur nach wesentlich logisch, sie soll daher die Sätze, und zwar nicht blos die Hauptsätze, voneinander trennen und unterscheiden. Nun wird dies aber von den Germanisten nicht beachtet, und sie trennen mehrere Arten von Nebensätzen nicht durch Unterscheidungszeichen, wogegen sie die französische Interpunktion annehmen, welche ihrer Natur nach wesentlich rhetorisch ist. Daß auch dies zur Undeutlichkeit beiträgt, ja selbst dem Stil einen fremdartigen Charakter aufdrückt, braucht kaum weiter ausgeführt zu werden.

Heinrich Kurz.

Ethnographisches und Culturgeschichtliches.

Dritter Artikel.*)

1. Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen. Von F. Schönwerth. Zweiter Theil. Augsburg, Rieger. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Lübeck. Bilder und Skizzen aus Vergangenheit und Gegenwart. Von Heinrich Asmus. Lübeck, F. Aschenfeldt. 1857. 16. 1 Thlr.
3. Marschenbuch. Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe. Von Hermann Allmers. Gotha, Scheube. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
4. Charakterbilder aus den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg, den Hansestädten Hamburg und Lübeck, wie dem Fürstenthum Lübeck, betreffend das Land und seine Gestaltungen, das Volk und sein Werden, sein Leben, seine Sprache, seine Einrichtungen und Zierden, entworfen für das Volk von A. U. Hansen. Hamburg, Würger. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
5. Die Insel Rügen. Reiseerinnerungen von Ernst Boll. Schwerin, Bärensprung. 1858. Gr. 8. 25 Ngr.
6. Bunte Bilder, das ist: Geschichten, Sagen und Gedichte nebst sonstigen Denkwürdigkeiten Esthlands, Livlands, Kurlands und der Nachbarlande. Von Christian Eduard Pabst. Erstes und zweites Heft. Reval, Wassermann. 1856. 12. 1 Thlr.

Der erste Theil des Schönwerth'schen Werks, der im ersten Artikel besprochen worden ist, war in jeder Beziehung geeignet, den Wunsch nach einer baldigen Fortsetzung anzuregen, obschon die Aussicht hierauf durch den Verfasser selbst halb und halb abgeschnitten zu sein schien. Um so angenehmer wurden wir durch das Erscheinen des vorliegenden zweiten Theils überrascht, der dem ersten an Werth nichts nachgibt, mit dem aber auch das Werk noch keineswegs zum völligen Schlusse gelangt ist. Der Verfasser bricht vorläufig in der Beschreibung der Sitten und Gebräuche ab und beginnt mit der Sage. Er führt diese meist in recht sinniger Weise, auf die altgermanische Mythologie zurück und setzt auch den mit der letztern nicht speciell vertrauten Leser durch vorangeschickte allgemeine Bemerkungen, die mit Klarheit und Präcision abgefaßt sind, in den Stand, dem überall sich offenbarenden Zusammenhange zwischen Sage und Mythe selbständig zu folgen. Wie sich nach der alten Eintheilung der Elemente die Götter, die an ihnen und durch sie wirken, bequem gruppiren lassen, zerfällt das gesammte dargebotene Material in die vier Hauptabschnitte „Licht und Feuer", „Luft", „Wasser" und „Erde". Greifen wir aus jedem dieser Hauptabschnitte einiges besonders Interessante heraus.

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 28 und 34 d. Bl. f. 1858. D. Red.

Die Lichtträger, Sonne und Mond, eröffnen den Reigen. Die Gothen, nach dem Verfasser der Kernstamm der Oberpfalz, verehrten die Vanengötter. In grauer Vorzeit geriethen die Religionssysteme der Vanen und Asen in Kampf. Der Friedensschluß kam dadurch zu Stande, daß von jedem Theil Glieder der Gegenpartei herübergenommen wurden, wie z. B. die göttlichen Geschwister Freyr und Freya, Mond und Sonne, von den Vanen zu den Asen. Zwar konnten sie nun nicht mehr Lichtgötter vorstellen, da diese im Asensystem bereits vertreten waren, sie bekamen aber ein verwandtes Gebiet, Liebe und Zeugung, Ehe und Fruchtbarkeit. An den Act der Aufnahme der Vanen unter die Asen knüpft folgende Sage aus Neuenhammer an. Mond und Sonne sind Mann und Weib. Als sie Hochzeit hielten, that der Mond, der stets als etwas kalt und langweilig gilt, der feurigen Braut nicht zur Genüge, er hätte lieber geschlafen. Das verdroß die Sonne, sie schlug dem Mann eine Wette vor, daß wer von ihnen zuerst erwachen würde, das Recht haben solle, bei Tage zu scheinen, dem Trägen gehöre die Nacht. Würden sie beide zugleich wach werden, sollten sie fortan nebeneinander am Himmel glänzen. Die Sonne ließ der Aerger nicht lange ruhen. Schon um 2 Uhr wach, zündet sie der Welt das Licht an, weckt den frostigen Mond und hält ihm ihren Sieg vor und zugleich die Strafe, daß sie nun nie mehr mitsammen eine Nacht verbringen würden. Sie habe die Wette gesetzt und mit einem Eide bekräftigt, damit sie gebunden sei und nicht schwach werden könne. Nun kommt Reue und Sehnsucht. Die Möglichkeit einer Wiedervereinigung gewähren die Zeitpunkte der Sonnenfinsterniß. Das Ehepaar beginnt aber stets mit gegenseitigen Vorwürfen, die Zeit zur Versöhnung läuft ab, die Sonne muß ihrem Schwur gemäß weiter wandern, blutroth vor Zorn macht sie sich auf den Weg. Wer denkt nicht hierbei an Heine's „Sonnenuntergang"?

> Aber der trotzige Sonnengott,
> Bei dem Anblick der Gattin erglüht er
> In doppeltem Purpur,
> Vor Zorn und Schmerz,
> Und unerbittlich eilt er hinab
> In sein flutenkaltes Witwerbett.

Hätte Heine die deutsche Sage gekannt, so hätte er sein schönes Lied nicht von Luna, der Göttin, und Sol, dem Gott, zu singen und die Introduction von Sonne und Mond im Beginn des Gedichts nicht mit der Exposition im Fortgang desselben in Widerspruch zu setzen gebraucht. Wie nun eine Sonnenfinsterniß um die andere erfolglos vorübergeht, ist die Sonne immer heiß von Liebeszorn, manchmal aber sieht sie ihr Unrecht ein, dann weint sie blutige Thränen und geht blutroth unter. So haben wir den „Zorn" und den „Schmerz". Der weitere Verlauf der Sage läßt aber keinen Vergleich zwischen ihr und dem Heine'schen Liede mehr zu. Der Mond in seiner Sehnsucht nimmt ab, bis er zur kleinsten Sichel wird; wird er nach und nach voll, so hofft er; ist er voll und sieht sich getäuscht, so nimmt er wieder ab. Daher sein Licht so mild und melancholisch, daher klagen ihm unglücklich Liebende ihr Leid. Doch sollte der Mond nicht immer einsam bleiben. Eine arme Braut, eine Waise, muß sich in Dienst begeben, um ihre Aussteuer zu erschwingen; sie spinnt ihr Leinen, weil man ihr bei Tage keine Zeit läßt, nachts bei Mondschein, auch in den Samstagnächten, wo man nicht spinnen soll. Dabei macht sie das Fenster auf, der Mond scheint immer freundlicher, sie träumt, sie werde in den Mond hinübergetragen, und als sie erwacht, ist sie wirklich drin — die Spinnetin im Monde. Wenn sie müde wird, ihr Köpfchen sich neigt, und ihre Haare des Flachses Haar streifen, wird der Mond verdunkelt; dann ist Mondfinsterniß. Doch fährt sie bald wieder in die Höhe. Der Bräutigam, matt von Klagen, war im Walde hingesunken und entschlafen; die Sonne, als sie beim Niedergehen die Erde streift, nimmt ihn auf und zu sich empor. Die Brautleute sehen sich beim Auf- und Niedergange und sind voll Sehnsucht zueinander. Der Mond trauert über die untreue Sonne und über die Maid, die auch nichts von ihm wissen will. Dann weint er, und seine Thränen sind die Sternschnuppen. Wo sie auffallen, findet man einen Kreuzer, der nicht weicht, so oft man ihn auch ausgibt, oder ein Zettelchen, welches in Versen die Zukunft des Finders enthält. Jedenfalls ist diese Sage von der Spinnerin im Monde interessanter und poetischer als die so häufig wiederkehrende vom Manne im Monde oder „die Treffelsteiner", gleichfalls aus der Oberpfalz, wonach zwei Leute im Monde sitzen, „Mann und Weib, die sich gegenseitig Läuse suchen, was man ganz genau sieht, wenn der Mond voll ist". Von der Spinnerin im Monde kommt übrigens der Alteweibersommer; sie läßt die Fäden fliegen, weil sie das Garn nicht zum Weber bringen kann. Mannichfaltig sind die Sagen von der Kraft, die der Mond auf die Erde ausübt. Er zieht an, bringt Gegenstände in Bewegung, macht daß die Decken vom Bett herunterfallen, bleicht mehr als die Sonne; wenn der Mond eine Schwangere beschaut, wird das Kind mondsüchtig; ebenso, wenn er auf das Ehebett scheint, daher die Betthimmel und, als dies noch nicht genug half, die Bettvorhänge entstanden, ohne welche keine Ausstattung in der Pfalz vollständig ist; wer im Mondschein badet, wird vom Mond betrogen und ertrinkt; alles, was guten Fortgang haben soll, muß im „gungen laycht" (jungem Licht) unternommen werden; was im Vollmond geschieht, bleibt auf gleichem Wege, was im abnehmenden, mislingt oder nimmt ab, daher das Versprechen der Schäden im abnehmenden Monde erfolgt. Auch die andern Himmelskörper berührt die Sage. Die Sterne sind Löcher, welche die Riesen mit Kugeln in das Himmelsgewölbe geworfen haben, und aus denen das Licht des innern Himmels heraussieht. Die Milchstraße nennen die Oberpfälzer die Witterungsstraße, weil es schön wird, wenn sie schön steht, oder die Landstraße, Heerstraße, Himmelsstraße: auf ihr zogen einst die Götter in ihre himmlischen Burgen.

Beim Feuer führt die Sage theils auf den wohlthätigen Feuergott, den Donnerer, Donar, theils auf den zerstörenden, Locki, zurück. Gegen diesen gebraucht man noch heute den Feuerbann, durch geweihte Opferbrote, und den Feuersegen; den erstern verehrt man durch Hegung der ihm heiligen Thiere von röthlicher Farbe, als der Störche, der Feuerschwalben und Rothschwänze, durch Pflege der ihm geweihten Gewächse (Hauswurz und Donnerbart) und durch Verehrung des Blitzes und des Ofens (Herds); letzteres namentlich bei Sonenfinsternissen, wo die Leute auf die Knie fallen, zum Ofen gewendet beten, Brosamen und geweihte Palmen in das Feuer werfen, die Fensterläden schließen und die Kinder in der Stube halten. Auch bei Pfänderspielen kniet das Mädchen, welches ein Pfand zu lösen hat, mit gefalteten Händen vor den Ofen und betet den Spruch: „Lieber Ofen, ich bet' dich an, du brauchst Holz und ich einen Mann!" bis einer hintritt und sie erlöst. Unter den sonstigen feurigen Erscheinungen spielen vorzüglich die feurigen Männer oder Landsknechte, in Menschengröße, denen das Feuer aus dem Munde herausschlägt oder die es im ausgehöhlten Rücken tragen, und die Irrlichter, die im Kleinen das sind, was die feurigen Männer im Großen, eine Rolle. Es sind arme Seelen, die die Grenzsteine verrückt haben und auf Erlösung harren. Fluchen vertreibt sie, beten zieht sie an.

An der Spitze der Luftgötter stehen Wodan, der in der Wilden Jagd fortlebt, Frigga seine Gemahlin, Thor sein Sohn, und Sif, des letztern Gemahlin, die Regengöttin, von der der Verfasser das hier und da noch vielgebrauchte „sifern" für regnen ableitet und die er mit der Freya identificirt. Aber auch Donar, der Donnergott, reicht in dieses Gebiet herüber. In dasselbe fallen die atmosphärischen Erscheinungen Wind und Wetter, Regen, Hagel, Thau, Nebel. Wenn der Wind stark geht, stellen sich die Leute von Velburg unter die Thür, streuen eine Hand voll Mehl in die Luft und rufen: „Da Wind, hast du Mehl für dein Kind, aber aufhören mußt du." Der Wind ist klein, kugelrund, hat einen großen Kopf und weiße Haare, kann nichts leiden, was groß ist, wie Berge, Thürme, Bäume,

ist immer mürrisch (bouswirri) und hat es besonders auf das „Weibervolk" abgesehen, denen er das Haar zerzaust und andere Unbilden zufügt. Sein Weib, die Windin, ist noch schärfer, aber verliebter Natur; sie reißt den Männern den Hut vom Kopf, daß sie ihr nachlaufen müssen. Oft gerathen Wind und Windin miteinander in Streit; dann gibt es Sturm und Wirbelwind. Die Alpenlandsage, daß sich einer erhängt habe, wenn starker Wind ist, findet sich auch um Amberg herum. In dieser Stadt „gerathen die Jungfern gut", wenn der Wind im Frühjahr über die „Hollerstauden" geht, ehe sie ausgeschlagen sind. Der Wind „orgelt", „jammert", „schläft ein", „erwacht".

Die alten Luftgötter wurden bei Ausbreitung des Christenthums zu Teufeln, ihre Priester und Priesterinnen zu Zauberern und Hexen umgewandelt. An den letztern zeigt sich der Fluch der Unwahrheit durch die dunkeln Jahrhunderte hindurch im Großen. Auch die oberpfälzer Sage weiß in aller Naivetät von den Greueln der Hexenverfolgung zu erzählen. Es wäre eine Aufgabe christlicher und humaner Forschung, zu ermitteln, ob irgendwo ein Winkelchen christlicher Erde aufgefunden werden könne, wo diese Schrecken nicht hingedrungen sind. In Neuenhammer erzählt man: „Ein Mädchen von etwa zehn Jahren nahm einen Pfahl und rührte damit im Brunnen umeinander. Fragt sie der Nachbar: «Was thust du da?» «Ha», erwiderte sie, «thut es meine Mutter auch, sie nimmt einen Stecken und rührt damit im Brunnen herum und hinum, dann kommt das Wetter.» Da wurden Mutter und Kind verbrannt." Und in Neustadt: „Ein Kaufmann fuhr mit seinem Kinde, einem Mädchen, in die Stadt; da kam ein Gewitter. Der Vater eilte. Das Kind aber suchte ihn zu beruhigen; sie könne machen, daß das Wetter nicht schade, sie habe es von der Frala (Großmutter) gelernt, welche auch die Wetter machen könne. Der Vater zeigte es an, um die Tochter zu retten. Sie war aber schon Hexe und wurde mit der Großmutter verbrannt." Daß die Criminaljurisprudenz des Hexenhammers hauptsächlich gegen das schwächere Geschlecht wüthete, namentlich aber, daß sie die sonst allenthalben sacrosancte Kinderwelt in ihren Bereich zog, daß sie Kinder zu Anklägern auf Leben und Tod machte und Kinder auf den Scheiterhaufen schleppte, das ist der häßlichste Zug in diesem häßlichen Bilde, das uns in der That noch heute zum bittersten Kampfe gegen alle Sage auffordern würde, wenn wir nicht zwischen Gebrauch und Misbrauch zu unterscheiden wüßten und uns der Hoffnung hingeben dürften, daß eine immer ausgebreitetere einsichtsvolle Bearbeitung der Sage nur dazu dienen könne, dem Volke einen Spiegel vorzuhalten, in dem es sich selbst erkennt und der es ihm offenbar macht, daß dasselbe Element, welches, in Aberglauben für Wahrheit genommen, sein geistiges Leben vergiftet, im Licht der Vernunft als Dichtung erfaßt oder als Wahn erkannt, eine Fülle der befruchtendsten Wahrheiten über dasselbe ausgießt. Nach dieser salvatio animi fahren wir fort, die Culturgeschichte der Oberpfalz an der Hand der Sage zu beleuchten. Zur Abwehr gegen die bösen Wetter dienen verschiedene Mittel, unter andern das Werfen eines Messers ins Gewitter — ein Prototyp des Blitzableiters — oder das Schießen in dasselbe; ebenso das Läuten: die Hexen und bösen Geister können den Ton der geweihten Glocken nicht vertragen. Hier und da bläst man zu demselben Zwecke das Wetterhorn; so in Oberbernried. Das wollen aber die Waldthurner nicht leiden, weil damit die Gewitter zu ihnen ins Thal heruntergeblasen werden. Auch gegen den Hagel gibt es mancherlei Vorkehrungen. In Neustadt stellen sie den Dreifuß, in Fronau das Weihkesserl auf den Mist, „und lassen die Schloßen hineinfallen, so schadet in diesem Jahre das Wetter nicht mehr". Jedenfalls ist hier der Mist, als causa efficiens, für das gesammte Fruchtgefild genommen und solchergestalt dieses symbolisch unter den Schirm des geweihten Wassers gebracht. Man begegnet dieser Symbolik in den Sagen häufig. Wenn es heißt: „Baden im Thau gibt den Mädchen die verlorene Jungfrauschaft wieder", so sehen wir darin ein poetisches Bild für die schwer wieder zu gewinnende Reinheit des Herzens; in eine ähnliche Kategorie gehört „der abgedörrte Schnee, der für alles gut ist"; die zahlreichen Sagen vom Heben der Schätze, insoweit dieses an bestimmte, selten wiederkehrende und flüchtig vorübergehende Zeitabschnitte, z. B. zu Feiertagen, während des Vorlesens des Evangeliums, geknüpft ist, weisen darauf hin, daß die Gelegenheit schnell erfaßt werden müsse, und wiederholen des alten Cato: „Fronte capillata est, post est occasio calva" in anderer Form; die Darreichung von Gold und Kleinod unter dem unscheinbaren Aeußern von Erbsen, Kohlen, Dünger u. dgl. symbolisirt in unzähligen Nuancen das alte Sprichwort: „Wer das Kleine nicht ehrt, ist des Großen nicht werth", und selbst das so häufig vorkommende Verfluchen, welches, so unberechtigt der Fluch auch ausgesprochen werden mag, doch stets und augenblicklich in Erfüllung geht, wenn auch zumeist mit einem Rückschlag auf den Verfluchenden selbst, läßt sich recht wohl symbolisch dahin deuten, daß der Fluch, als der entgegengesetzte Pol der Liebe, nothwendig nach allen Seiten hin vernichtend wirken muß und somit in seinen Folgen den unschuldigen Verfluchten und den Verflucher in gleicher Weise trifft. Die Sage symbolisirt nach der einen Seite hin die einfache Consequenz, nach der andern die Vergeltung, die jede Schuld in sich selbst trägt.

Doch kehren wir von den Deutungen, die wir hier versucht haben, zu unserm Werke zurück. Die in den germanischen Ländern am meisten verbreitete geisterhafte Lufterscheinung fehlt natürlich auch in der Oberpfalz nicht: „'s Wild Goig", die Wilde Jagd. Es ist Wodan, auf dem weißen Schimmel, und sein Gefolge, das sich durch jene Christen vermehrt, welche über der Lust am Weidwerk Gottes und ihrer Mitmenschen vergaßen. Wer sich nicht niederwirft, wenn sie heranstürmt, wird mit fortgenommen (nach Konstantinopel, Venedig oder sonst wohin), gewöhnlich aber kurz darauf unversehrt an die alte Stelle zurückgebracht. Wer ruft: „Mir auch mein Theil!" dem wird ein Stück von einer Menschenleiche zugeschleudert, welches, so oft er es auch wegwirft, immer wieder zu ihm kommt. Wirft er es aber fort, sobald die Wilde Jagd wieder erscheint, und ruft dazu: „Ohne Salz kann ich's nicht brauchen!" so wird er davon befreit. Was die andern Luftgeister, die Holzhetzer, die Kaltenegger und die Elben anlangt, so müssen wir auf das Werk selbst verweisen, um für Wasser und Erde noch Raum zu behalten. In der Oberpfalz bekommen die Hebammen die neugeborenen Kinder nicht vom Storch, sondern aus dem Brunnen, vom Wassermann. Trotzdem ist dieser den Menschen feind und zieht hinab, wen er kann. In der Regel klebt allen mythischen Wesen etwas Häßliches an; sie wurden den ersten Christen häßlich gemacht, um diese von den falschen Göttern abzuziehen. Die weibliche Wasserbevölkerung theilt aber mit den Burgjungfrauen das Vorrecht der Schönheit. Das Wassermädchen ist sehr schön, aber theilweise beschuppt. Die Sirene oder Mirfral (Meerfräulein) gehört ursprünglich der romanischen Sage an; sie ist oben Weib, unten Fisch oder Schlange. Die Nixe, das Wasserfral, ist durchaus germanisch, ganz Weib, stets lieblich und anmuthig. Die Sirene sucht in der Männerliebe Erlösung, die Nixe Jugend, Schönheit und ein auf Jahrhunderte hinaus erneutes Leben. Endlich gibt es noch Geisterfischchen, theils fingerslang, theils nur nadelgroß; es sind verwunschene Leute und arme Seelen, die nach und nach erlöst und in den Himmel aufgenommen werden.

Weit reicher als das Wasser sind Berg und Wald mit sagenhaften Geschlechtern bevölkert. Der Verfasser stellt darüber seine eigenen Theorien auf. Die Riesen sind ihm die Ureinwohner, die Tschuden; zwischen diesen und den vorher zur Stelle gekommenen Celten schoben sich die Germanen wie ein Keil hinein. Die Celten wurden unterjocht und blieben als besiegt zurück. Die Sage gestaltete sie später zu Zwergen. Sie sind in den Künsten des Friedens, in Bereitung von Schmucksachen, Webestoffen, Waffen wohlerfahren und betreiben den Bergbau. Ihr Hauptsitz ist das Fichtelgebirge. Die Römer, als ebenbürtige Kämpfer, wurden, wie die Ureinwohner, zu Riesen, und

viele ihrer Castelle, auf denen sich die Germanen später anbauten, wie Helfenberg, Wolburg, Amberg und andere gelten als Riesenburgen. Die Sage führt aber die Riesen bis in die Urzeit zurück und bringt sie mit der Schöpfungsgeschichte in Verbindung. „Zur Zeit, als die Erde neugeschaffen und noch weich war, machten die Riesen, wenn sie darauf herumgingen, mit ihren Fußtritten die Thäler und Berge der Erde, so groß und schwer waren sie." Und das Paradies ist nach der bärnauer Sage auf dem Fichtelgebirge zu suchen, was ja schon die vier Flüsse Main, Eger, Nab- und Saale beweisen, deren Anfangsbuchstaben, wie wir zu bemerken bitten, zugleich auf den Menschen hindeuten. Wie wir den Riesen die Berge und Thäler der Erde zu verdanken haben, so einer Riesin die Stürme; sie hatte so schöne Augen, blau von Farbe, daß Meer und Himmel darüber in Streit geriethen, und davon kamen die Stürme. Die merkwürdigen Riesenknochen, die man in Gräbern der Oberpfalz gefunden, Schädel von 3 Fuß 4 Zoll im Umfang und Armknochen von 3 Fuß 2 Zoll Länge, überlassen wir den Geologen zur Prüfung und wenden uns zu den Zwergen. Auch ihre Entstehung knüpft die Sage an die Urzeit an. „Nach dem Buche Noë", erzählt man in der Gegend von Amberg, „erlaubte Gott diesem und seinem Weibe, rückwärts Steine zu werfen: daraus wurden die Zwerge, Männlein und Weiblein, und der Herr befahl ihnen, den Menschen zu dienen." Sinnig ist der bei allen guten Zwergen fast regelmäßig vorkommende Zug, daß sie ihre Dienstleistungen ungesehen verrichten, wenn sie sich auch sonst im Verkehre mit dem Menschen dem Anblick nicht unbedingt entziehen, und daß sie außer etwas Milch oder Brei und ein paar Krümchen Brot keine Belohnung annehmen, sondern sofort verschwinden, wenn ihnen die Leute, denen sie Hülfe geleistet, ihren Dank auf außergewöhnliche Weise zu erkennen geben wollen. Der Verfasser gibt von diesem interessanten Völkchen eine förmliche Culturgeschichte in Miniatur, die sehr ergötzlich zu lesen ist und aus der wir vernehmen, daß ihre Tracht je nach der Hantierung verschieden ist, z. B. bei den Feuerarbeitern roth, daß sie besondere Sonntags- und Werkeltagskleidung haben, daß sich jeder Zwerg bei Lebzeiten seinen gläsernen Sarg selbst macht, darin zur Insel der Seligen schwimmt, beim Anlanden aus dem Todesschlafe erwacht und den mitgenommenen Hammer gebraucht, um die gläserne Hülle zu zerschlagen, und noch vieles andere, was wir übergehen müssen. Nur das sei noch hervorgehoben, daß sich ein Zug indischer Philosophie in unserer Zwergensage bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der Verfasser berichtet, daß, was Herodot bei den Trausoi in Thrazien, den Nachbarn der Geten, beobachtet habe, noch heute von den Zwergen der Oberpfalz gelte, „daß sie nämlich die Neugeborenen beweinen, weil sie doch nur für Leiden zur Erde kommen, dagegen die Verstorbenen, als diesen Leiden entgangen, glücklich preisen, daß sie dort trauern, hier tanzen". Diese Zwergphilosophie erinnert uns an den Ausspruch eines bekannten Philosophen des gegenwärtigen Jahrhunderts, der bei den sehnsüchtig sich begegnenden Blicken zweier Liebenden die Frage aufwirft: „Warum so heimlich, furchtsam und verstohlen?" und sie dahin beantwortet: „Weil diese Liebenden die Verräther sind, welche heimlich danach trachten, die ganze Noth und Plackerei des individuellen Daseins zu perpetuiren." Den Zwergen wollen wir indeß diese pessimistischen Lebensansichten weniger verargen als den Philosophen, denn es sind Nachtleute: nur vom Ave-Maria-Läuten bis zur Frühglocke dürfen sie ihre unterirdischen Wohnungen verlassen, wenigstens in der Regel; in einzelnen Gattungen und in einzelnen Fällen kommen Ausnahmen vor. Als ein Zwitterding, nämlich bald in Zwergen- bald in Menschengestalt treten die bekannten Venetianer oder Walen in der Oberpfalz auf; als Menschen werden sie mit der Windsbraut von weit hergetragen, als Zwerge wohnen sie in den Bergen.

Zu den waldbewohnenden Zwergen gehören die Holzweibchen (die aber auch ihre Männchen haben); sie sind theils behaart, theils mit Moos bewachsen, theils in leinene Kittel gekleidet und thun den Menschen Dienstleistungen. In alten Zeiten hatten sie viel Verkehr in den Dörfern und brachten denen, zu denen sie kamen, Glück, sind aber nach und nach verschwunden, weil die Bauern unterlassen haben, beim Fällen der Bäume drei Kreuze auf den Stock zu schlagen. Nur auf solchen Stöcken haben sie Schutz vor dem Wilden Herr; denn der auf das Religionssystem der Asen zurückzuführende Wilde Jäger ist der Todfeind der vanischen Holzfräulein. Ziemlich isolirt steht in der Sage aus Neuenhammer ein Holzweibchen, das, auf ein Feuer springend, zum schönen jungen Weibe wird. Nur zu Pfaffenreuth bei Eschenbach kommt noch ein Holzfräulein in menschlicher Gestalt und Größe vor, das sich aber auf ganz eigenthümliche Weise einführt. „Ein Mädchen mußte Streu rechen. Da kam das Holzfral und sagte: «Such mir ein wenig, fürchte dich nicht, ich thue dir nichts, es ist nicht dein Unglück!» Da setzte sich das Dirnlein auf einen Stock, und das Holzfral legte ihr seinen Kopf in den Schos und ließ sich suchen. Als es aufstand, lag in dem Schos ein Häuflein Geld. Zugleich sagte sie zum erschrockenen Mädchen: «Du darfst dich nicht fürchten, es ist kein unrecht Geld und du hast es verdient.»"

Wir eilen zum Schluß und gedenken nur noch der Burgjungfrauen, rücksichtlich deren der Verfasser ebenfalls eine interessante Hypothese aufstellt. Er schickt voraus, daß er unter den äußerst zahlreichen Sagen dieser Art, die mit der Menge der Burgen Hand in Hand gehen, vorzüglich diejenigen ins Auge gefaßt habe, an die sich mythische Momente anknüpfen, und das sind namentlich die von den Riesenburgen herstammenden. Von den Fräulein dieser Burgen sagt er nun: „Die schneeweiße Farbe, in welche sie sich kleiden, die Thiere, Hund und Schlange, welche in ihrer Nähe weilen, die unterirdischen Schätze, deren sie hüten, theilweise auch die geheimnißvollen unterirdischen Gänge und Schachte ihres Aufenthaltsortes weisen darauf hin, daß es überall eine und dieselbe Erscheinung sei, und zwar die verhüllte Erdenmutter, heiße sie nun Northus, Hel oder Freya, welche hier ihren Sitz hatte. Die Erde ist die Mutter der Germanen — Tuisco terra editus — um so mehr die gemeinsame Ahnfrau aller Adelichen, der auf den Burgen herrschenden edeln Geschlechter." Diese Ahnfrau geht in den Schlössern um, sucht wie ihre Nachkommen, Erlösung durch das Christenthum und bietet dafür ihre Schätze als Preis. Der Verfasser erzählt von den vielen Burgen der Oberpfalz interessante Geschichten. Merkwürdig ist das mehrfach überlieferte Moment, daß einzelne jener Burgen, wie z. B. die Schlösser Frauenstein und Reichenstein, Schellenburg und Flössenburg, durch eine Drahtleitung in der Luft miteinander verbunden waren. Was für eine Art von Telegraph dies aber gewesen sei, berichtet die Sage nicht. Häufig gestaltet der Verfasser die Sage zu umfassenderer Erzählung, wohin namentlich die Nixenmärchen gehören; allein überall ist die einfache Weise volkssaglicher Darstellung trefflich beibehalten. Wir wiederholen, daß sich auch dieser zweite Theil des Werks durch umsichtige Forschung, logische Anordnung und gefällige Form auf das vortheilhafteste auszeichnet.

Die Bilder und Skizzen in Asmus' „Lübeck" kündigen sich schon ihrem Titel nach als Aphorismen an und sind es in der That, enthalten aber mancherlei interessante Beiträge zu der Culturgeschichte der alten berühmten Stadt. Hierher rechnen wir aus dem Abschnitte „Märchen und Sagen" die Erzählung vom Scharfrichter Hans Heiling, aus der sich ergibt, daß das Volk in Lübeck schon von den frühesten Zeiten an die Zwecklosigkeit und Barbarei der Tortur erkannte. Der Scharfrichter selbst demonstrirt den Beweis dafür dem Magistrat ad oculos, und zwar mit wenigstens so viel Erfolg, daß von da an (1421) nach des Verfassers Versicherung, die Tortur in Lübeck nur selten und mit großer Vorsicht gebraucht wurde. Unter den „Bildern aus der Vergangenheit" berichtet die Skizze „Ein Märtyrer" von einem protestantischen Ketzergericht, das noch im Jahre 1687 zu Lübeck gehalten wurde. Peter Günther, ein aus Preußen eingewanderter Kleinschmiedegeselle, fand wegen socinianischer

Ansichten seinen Tod als Gotteslästerer auf dem Schaffot. Höchst merkwürdig ist hierbei die freimüthige und rationelle Verwendung, welche der Superintendent Petersen zu Eutin ganz von freien Stücken für ihn eintreten ließ, sowie auf der andern Seite das den kläglichsten Gegensatz zu dem Exposé Petersen's bildende Gutachten der theologischen Facultät zu Wittenberg, die sich selbst nicht entblödete, die ihrer Sphäre ganz fern liegende Frage von der Beweiskraft der Zeugenaussagen mit in den Bereich ihrer Competenz zu ziehen und natürlich zu Ungunsten des Angeschuldigten zu entscheiden. Petersen war es gelungen den Bürgermeister Kerkring und andere einflußreiche Männer Lübecks für eine mildere Meinung zu stimmen. Sobald aber dies bekannt geworden, wurde von allen Kanzeln der Stadt mit solcher Heftigkeit gegen Günther gepredigt, die Obrigkeit so sehr der Saumseligkeit und Gleichgültigkeit beschuldigt und dieselbe zur schleunigen Bestrafung so dringend aufgefordert, daß die milder Gesinnten nicht durchdringen konnten. Günther wurde im Jahre 1687 enthauptet. Seine letzten Worte waren: „Du ewiges, wahrhaftes Licht, erbarme dich meiner!" An wie schwachen Fäden in den alten guten Zeiten Leben und Freiheit des einzelnen hing, zeigen neben den Inquisitions-, Hexen- und Ketzergerichten und ihrer Schutzheiligen, der Tortur, auch die bis tief in das Mittelalter hinein in Gebrauch gebliebenen gottesgerichtlichen Criminalproceduren, wovon der Verfasser in dem Artikel „Das Barrecht" ein Fragment gibt. Er beschreibt dasselbe nach den noch im Jahre 1566 im Herzogthum Bremen vorgekommenen Formen. Anstatt des Körpers des Entleibten, vor welchen anderwärts der Angeschuldigte zur Erhärtung seiner Unschuld geführt wurde, begnügte man sich mit einer vom Leichnam abgeschnittenen Hand. Diese aufbewahrte Hand oder der „Schein" wurde zwischen zwei noch unbenutzten eschenen Schüsseln auf ein reines Papier gelegt, von dem Gerichtsvogt in Gegenwart der geschworenen Beisitzer in das Gericht gebracht und auf einen mit unbenutzter Leinwand bedeckten Tisch gesetzt. Der Angeschuldigte mußte hierauf, bis zu den Hüften völlig entblößt, dreimal unter Anrufung des Namens Gottes an die aufgedeckte Schüssel treten, seine Finger auf die Hand legen und mit einem Eide seine Unschuld bekräftigen. Alsdann wurde der Schein mit der größten Sorgfalt untersucht; fand sich ein Zeichen, z. B. hervorquellendes Blut, so wurde der Angeschuldigte als überführt verurtheilt; fand sich keins, so wurde er freigesprochen. Daß die Schüsseln von Eschenholz sein mußten, ist übrigens nicht ohne Bedeutung; man erinnere sich nur an den wichtigen Platz, den der Eschenbaum in der altgermanischen Mythologie einnimmt, für deren zähes Fortleben in allen Phasen der Gesellschaft wir hier einen neuen Beweis vor uns haben. Ueber die Vorliebe des Deutschen für symbolische Zeichen haben wir uns bereits ausgesprochen. Eine Menge Beispiele dafür finden sich in dem Abschnitt „Geschichtliche Skizzen" unter „Der Grünsoden-Eid". Der Bauer schwur unter Berührung einer grünen Sode (eines Stück Rasens); der Soldat auf Schwert oder Degenknopf; der Friese, dem das Haupthaar der größte Schmuck war, unter Anfassung des Zopfes (daher das Sprichwort, man könne einem Friesen trauen, wenn er die Haare in der Hand habe); die Frauen bei Brust und Zopf (Nesteid, Nesteleid); Schwangere auf ihren Gürtel; bei Grenzstreitigkeiten mußte sich der Schwörende bis auf das Hemde ausziehen, in eine zwei Fuß tiefe Grube knien und ein Stück Rasen auf das Haupt legen; der Fuhrmann trat mit dem einen Fuß auf das Rad seines Wagens, der Schiffer auf den Schiffsbord, der Reiter in den Steigbügel, der Fremde an das Stadtthor, mit dem Blick nach der Heimat gerichtet; man nannte diesen letztern Eid den Elendeneid, weil im Mittelalter ein Fremder oder Auswärtiger ein elender Mann hieß.

Das heiterste Bild in der vorliegenden Sammlung gewähren die Volksfeste. Ehrend für die Lübecker ist es, daß sich eins der bedeutendsten, was mit allgemeiner Theilnahme von vornehm und gering, jung und alt gefeiert wird, an das Waisenkinderfest anschließt. Das Weihnachtsfest halten die Lübecker 14 Tage lang, wie die Engländer, und namentlich spielt der Rathsweinkeller (der in der nächsten Zeit sein fünfhundertjähriges Jubiläum feiern wird) mit seinen weiten Räumen, dem Admiralitätstisch, den Rosen, der Linde, dem Brautgemache (wo die lübischen Junker ihre „Brautköste" hielten), dem Magistrate und wie sie sonst heißen, eine große Rolle. „Tag und Nacht sind eins geworden: Eheleute, Jungfrauen und Jünglinge, elegante Damen und Herren, Dienstmägde und Knechte, Diener und mecklenburger Ammen statten in buntem Gemisch den unterirdischen Räumen Besuch ab, ohne daß sich eine Menschenseele darüber moquirt, was sonst leicht in einer kleinen Stadt der Fall ist; trinken aus grünen Römern Rheinwein, Malaga u. s. w., essen Confect, Marzipan oder Pfeffernüsse dazu, lassen die Becher lustig und seelenvergnügt erklingen, singen, scherzen, lachen, ganz wie ehemals die lübischen Patricier und Junker, ohne sich den geringsten Zwang anzuthun. Wer uns nicht Glauben schenken will, der komme und sehe die Karavanenzüge, welche zum Rathsweinkeller im lübischen Carneval wallfahrten." Ein anderes Fest ist die Kriegelhög (Hög = Freude, Kriegel ein Backwerk) der Stecknitzfahrer, der Schiffer, welche den Verkehr auf dem Stecknitzkanal zwischen Trave und Elbe unterhalten; es zeichnet sich neben den andern gewöhnlichen Festlustbarkeiten durch die sogenannten Nachtvisiten aus. Ueber Nacht wird nämlich im ganzen Quartier der Stecknitzfahrer jedes Haus zum Festhaus für jedermann. Gleichviel ob fremd oder einheimisch, jeder, weß Standes er sei, ist in jedem Hause ungeladen willkommen und wird mit Kaffee oder Kriegeln oder mit Schweinefleisch und Zuthat, sammt Spirituosis, tractirt, muß aber auch im Essen und Trinken gehörig Bescheid thun, wenn er nicht den Zorn der gastfreien Wirthe auf sich laden will. Finden die umherwandernden lustigen Gesellschaften die Bewohner eines Hauses schon zur Ruhe gegangen, so quartieren sie sich auf eigene Faust ein, thun sich aus den Vorräthen des Hauses gütlich, kochen und schmausen, bringen aber sodann alles schönstens wieder in Ordnung und ziehen unter Lachen und Jubel weiter. Noch enthält das Werkchen interessante Notizen über Feste der Vorzeit, namentlich die Feier des Maitags, das Bohurtfest, welches fast ganz mit dem altdeutschen Julfest übereinkam, den feierlichen Transport eines lübecker Weindeputats nach Mecklenburg durch den Martensmann und eine Tischlerprocession vom Jahre 1725, wobei der Aufzug in drei „Corporalschaften" eingetheilt war, deren jede fünf Musikanten und drei „kleine Knäbchen, die in ihren Händchen bloße Degen trugen", an der Spitze hatte, während im Zuge selbst neben zahlreichen, dem Handwerksbetrieb, dem Verkehr mit fremden Nationen, den Jahreszeiten u. s. w. entsprechenden allegorischen Personen auch die Säulenordnungen personificirt erschienen, und zwar die „Toscana" als Bauer, die „Donicar" geharnischt als Ritter, und die „Jonita, Corinthia und Composita in schöne Frauenhabiter gesteckt, in denen sie gemächlich einherschritten". Wir müssen es uns versagen, weiter auf das einzelne einzugehen, und gedenken nur noch, daß der Verfasser bei Abschätzung der Zustände in Gegenwart und Vergangenheit der letztern trotz ihres äußern Glanzes keineswegs den Vorzug einräumt, indem er davon ausgeht, daß diejenige Zeit für die beste zu halten, wo Wohlstand und Bildung möglichst gleichmäßig vertheilt seien, und die Bemerkung anknüpft, daß gegenwärtig in Lübeck mit unbedeutendern Mitteln weit mehr Gutes geschehe als zu jeder frühern Zeit mit viel größern Geldkräften.

Auch das „Marschenbuch" von Allmers führt sich in seinem zweiten Titel „Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe" als ein Werk ein, bei dem das Absehen nicht auf eine streng wissenschaftliche Behandlung und systematische Vollständigkeit gerichtet gewesen ist; indeß bieten diese Bilder ein so umfassendes und erschöpfendes Gesammtgemälde dar, daß dem Leser, der die geschilderten Landstriche sammt ihren Bewohnern und den wichtigsten Momenten ihrer Geschichte kennen lernen will, wenig zu wünschen übrig bleibt; und was man an

Masse des Materials und der Menge von Daten, wie man sie in einem förmlichen geographischen Handbuch und in einer Specialgeschichte finden würde, entbehrt, das wird durch die Lebendigkeit der Darstellung und die praktische Hervorhebung der wichtigsten Momente, auf die es ja zumeist ankommt, mehr als aufgewogen. Uebrigens sind die Land- und Volksbilder keineswegs bunt durcheinander gewürfelte Skizzen, sondern eine wohlgeordnete Reihe ineinander greifender Darstellungen, die uns mit dem behandelten Stoff auf die angenehmste Weise vertraut machen. Das Buch zerfällt in zwei Haupttheile. Der erste bespricht in zwei Abschnitten das Land und Volk im allgemeinen, der zweite enthält das Wichtigste über die einzelnen Marschstriche an Weser und Elbe. Es sind dies die hannoverschen Gebiete Osterstaden, Vieland, Land Wursten, Land Hadeln, Land Kedingen und das Alte Land; ferner die oldenburgischen Marschen Land Wührden, Stedingerland, Stadland und Butjahdingen; endlich ist dem an Vieland sich anschließenden Bremerhasen ein besonderer Abschnitt gewidmet.

Neu für den mit den betreffenden Districten weniger Vertrauten sind die großen Verschiedenheiten, die sich trotz der Gleichförmigkeit der Hauptgrundzüge in den einzelnen Marschen geltend machen, und die man um so weniger voraussetzen möchte, je mehr die unmittelbare Nachbarschaft und der auf den ersten Anblick fast gar keine Nuancen darbietende Charakter einer flachen Strommündungs- und Meeruferlandschaft auf völlig gleichmäßige Verhältnisse schließen lassen könnte. Der Unterschied wird aber theils durch die Stammverschiedenheit der Bewohner, hier friesisch, dort sächsisch, theils durch die Bodenverhältnisse, die auch bei den Marschen keineswegs durchgängig gleich sind, bedingt. Heben wir zuvörderst einiges aus dem Gemeinsamen hervor.

Des Holländers Sprichwort: „Deus mare, Batavus littora fecit" gilt natürlich auch für die Weser- und Elbmarschen. Und dieses Machen der Ufer ist in der That wörtlich zu verstehen. Man denkt bei den Marschgegenden gewöhnlich nur an die Deiche, die zwar das Land schützen und somit die Bedingungen des Anbaus und die Träger der Cultur sind, aber doch nicht eigentlich Grund und Boden hervorbringen; allein dies letztere geschieht gleichfalls, man schafft sich erst den Grund und Boden und dann deicht man ihn ein. Das Mittel zu dieser Landgewinnung sind die Schlengen, Werke aus hoch übereinander gelegten und mit Weidenschlingen und Pfählen befestigten Faschinenbündeln, die gleich starken Wällen weit in den Strom hineinragen, sodaß er sich an ihnen bricht und die Schlammtheile, die er führt, fallen läßt. Diese häufen sich zu beiden Seiten der Schlenge an und bilden ein Festland, welches unter der Benennung Vorland (Außendeich, Hölder) zuerst als Wiese oder Weide benutzt und, wenn es eine Größe, die zu den Eindeichungskosten in richtigem Verhältniß steht, erlangt hat, eingedeicht wird. Die Schlengen kosten bei nur mäßigem Umfang schon Tausende von Thalern, dienen aber gleichzeitig zur Vertiefung des Stroms und zur Verwahrung der Ufer vor den rastlos nagenden Wogen, während die Deiche das ganze Binnenland gegen die Hochfluten sicher stellen. Von welcher Wichtigkeit die letztern sind, läßt sich aus der Drakonischen Deichgesetzgebung früherer Jahrhunderte abnehmen. Nach dem stedinger Deichrecht von 1424 wurde derjenige, der sich an einem zum Schutze des Deichs gepflanzten Baume vergriff, mit dem Verlust der Hand bestraft; wer den Deich selbst dolose beschädigte, wurde verbrannt; wer ihn vernachlässigte, sodaß ein Deichbruch erfolgte, wurde „mitsammt dem Holz und den Steinen seines Hauses bedeicht", d. h. lebendig begraben. Die Deiche haben eine Höhe von 15 — 30 Fuß, eine Stärke bis 60 Fuß am Grunde und eine Kappe (obere Deichfläche) von 6 — 12 Fuß; sie sind in der Regel mit Rasen, manchmal mit Faschinen und in besonders bedrohten Lagen mit Granit- oder Sandsteinquadern bekleidet, erstrecken sich viele Stunden hintereinander fort und bieten einen interessanten Spaziergang dar, indem sie die schmale Grenzscheide zwischen zwei völlig verschiedenen Welten ausmachen: hier die üppige Marsch mit Fruchtäckern, blühenden Auen und stattlichen Gehöften und Dörfern; dort die öden Watten und darüber hinaus Strom und Meer. Was helfen aber alle Deiche gegen die periodisch eintretenden verheerenden Sturmfluten? Die Allerheiligenflut von 1570 setzte von Holland bis Jütland alle Deiche unter Wasser und kostete über hunderttausend Menschen das Leben. Merkwürdig sind die Anstrengungen, mit denen man sich oft noch im letzten Augenblicke zu schützen sucht. Hier nur ein Fall aus neuer Zeit: „Am 21. October 1845 befand sich das osterstader Dorf Offenwarden in höchster Gefahr. Bereits fingen die hochgeschwollenen, unablässig heranbrausenden Fluten an, sich oben durch die Deichkappe einen Weg zu bahnen. Eine Kappenstürzung war mit jeder Minute vorauszusehen und dann ein vollendeter Durchbruch unvermeidlich. Da warfen sich die Einwohner des Dorfs, an ihrer Spitze der Ingenieur Schröter, voll Muth mit ihren Leibern auf die Deichkappe. Jeder ein Bündel Stroh vor sich, lagen sie hier so lange im Sturm und Wogendrang, bis das Wasser gefallen und die Noth vorüber war. So retteten sie mit Gefahr ihres Lebens und unter der unsaglichsten Anstrengung ihr Heimatsdorf."

Aber nicht blos den Fluten wird die nährende Scholle abgerungen. Gewöhnlich lehnen sich die Marschen unmittelbar an den Rand des höhern sandigen Landes, die Geest, an, manchmal aber liegt zwischen Geest und Marsch ein Strich Moorboden. Wo es die Verhältnisse gestatten, wird nun auch dieser durch Kanäle (Fehne) zu fruchtbarem Ackerland umgeschaffen. Die Fehne sind breit und tief, schiffbar, und gehen bis in den Strom oder ins Meer. Die Colonisten graben den Torf ab, verfahren ihn in ihren Schiffen und bringen als Rückfracht Dünger und Marscherde. Bald bedecken sich beide Ufer des Fehns mit Häusern, Gärten, Aeckern und Stavelplätzen. Der Verfasser entwirft ein reizendes Bild von diesen Colonien, wo nirgends concentrirter Reichthum, aber durchweg bescheidener Wohlstand herrscht, unter denen Papenburg (seit 1675), mit 6000 Einwohnern, ansehnlichen Schiffswerften, mehreren Kirchen, einer Navigationsschule und einer Handelsflotte von mehr als 130 kleinern und größern Seeschiffen die bedeutendste ist; alles sonst ein ödes, der Cultur anscheinend völlig unzugängliches Moor. Besonders interessant unter den Mooren sind die schwimmenden, die infolge dieser Eigenschaft der Cultur und des Anbaus ebenfalls fähig sind. So existirt bei dem Dorfe Wakenhausen ein Landstrich, der, wenn das übrige Land umher überschwemmt wird, sich hebt. Er „schwimmt mit allem, was er trägt, mit seinen Eichen und Tannen, Erlen und Birken und reichem Unterholz, mit Aeckern und Gärten durchaus hoch und trocken auf den Fluten". Nur die Häuser schwimmen nicht mit; sie sind auf festen Erd- und Sandwurthen erbaut und zeigen recht deutlich das Steigen und Fallen des Landes umher, indem sie bald hoch auf ihren Hügeln hervorragen, bald, wenn das Moorland emporgetrieben ist, wie in der Ebene dastehen.

Der Verfasser beschränkt sich nicht darauf, das Land im allgemeinen zu schildern, auch der Pflanzen- und Thierwelt sind ganz speciell eingehende Abschnitte gewidmet, bei denen wir uns aber nicht verweilen wollen, weil wir noch einiges vom Volke der Marschen mitzutheilen gedenken, das in seiner Culturgeschichte wie in seinen Unabhängigkeitskämpfen ein hohes Interesse in Anspruch nimmt. Bewunderungswürdig ist die Kraft und Ausdauer, mit der die Marschbauern, Sachsen und Friesen, so verschieden ihr Charakter sich sonst zeigt, hierin aber eins, ihre Selbständigkeit zu wahren suchten, und wirklich, oft gegen bedeutende Uebermacht, jahrhundertelang gewahrt haben, bis sie endlich dem Andrang ihrer verbündeten Feinde, der Herzöge und Fürsten von Lauenstein, Braunschweig, Oldenburg, sowie des Erzbischofs von Bremen und der Stadt Bremen unterlagen. Fast immer kämpfen Frauen und Knaben mit, mehrmals sehen wir das allgemeine Landespanier von einer Jungfrau getragen; die Kirchen, auf hohen Wurthen aus massiven Granitblöcken erbaut und mit ansehnlichen Gräben umgeben, ursprünglich zum Asyl gegen die Fluten bestimmt, dienen später als letzte Bollwerke gegen den Feind und werden monatelang vergeblich be-

lagert; Zwingburgen, die man ihnen nach periodischen Niederlagen in das Land gebaut, werden erstürmt und abgebrochen, und neue allgemeine Erhebungen knüpfen sich an ihren Fall. Dieser und manche andere Züge erinnern lebhaft an die Schweiz; allein die Erfolge des Marschenvolks reichten nicht über das Mittelalter hinaus, sie haben weder eine neue Geschichte, noch Geschichtschreiber und Dichter, und so wurden sie vergessen, bis in jüngster Zeit manches geschah, um die Erinnerung an ihre Vergangenheit wieder aufzufrischen. Am bekanntesten dabei sind die Stedinger geworden, die schon im 13. Jahrhundert durch die berüchtigten Kreuzzüge unter Papst Gregor IX. und Erzbischof Gerhard II. von Bremen unterlagen, und zwar Osterstade im Hannöverschen 1233, Stedingerland im Oldenburgischen 1234, letzteres mit einem Verluste von 6000 Friesen, die auf dem Walplatze blieben, die Gefangenen, die man verbrannte, ungerechnet. Ebenso kräftig und theilweise glücklicher kämpften Stadland und Butjahdingen in Oldenburg und besonders das Land Wursten in Hannover, das nie ganz unterworfen wurde und noch im 16. Jahrhundert einen billigen Vergleich mit dem Erzbischof von Bremen abschloß, der ihm gegen mäßige Steuern die alten Rechte, die eigene innere Verfassung und ungekränkte Beibehaltung des Luther'schen Bekenntnisses sicherte. Ueberhaupt hat sich in den Marschen viel von der alten Gemeindeverfassung erhalten, und hier und da wählt das Land selbst zu den höhern Gerichts- und geistlichen Behörden seine Mitglieder.

Daß nach Antecedentien wie die hier berührten der germanische bäuerliche Stolz mit seinem exclusiven Wesen, seinem Standesvorurtheil, seinen Geldheirathen und seiner Scheu vor Mesallianzen in den Marschen minder tiefere Wurzeln geschlagen haben sollte als anderswo, müßte man schon a priori bezweifeln, und der Verfasser gibt uns über das Vorhandensein aller dieser charakterisirenden Momente die vollste Aufklärung. Hierin sind sich die sämmtlichen Marschbauern gleich; ebenso findet sich fast allgemein, neben großer Vorliebe fürs Alte, eine stark hervortretende Selbstsucht und Rechthaberei, glühende Ehrliebe, strenge Gesetzlichkeit (sodaß Verbrechen fast gar nicht vorkommen), Redlichkeit und ein ehrbares patriarchalisches Familienleben. Die Hauptverschiedenheit bedingt die Nationalität; der Friese ist höchst phlegmatisch, der Sachse weit rühriger und lebendiger. Im übrigen findet man in einigen Marschen, wie in Osterstade, Wührden und Wursten, die größte bäuerliche Einfachheit in Hauseinrichtung und Lebensweise von alter Zeit her unverändert beibehalten, während in andern, namentlich im Land Hadeln, was Cultur und Sitte anlangt, ein völlig modernes Leben Platz ergriffen hat. „Keine Marsch", sagt der Verfasser, „die in schöner Frühlings- und Sommerzeit solch ein Bild mächtiger Fülle und Ueppigkeit darbietet, keine, wo Cultur und modernes Leben, Luxus und Intelligenz derart ihren Sitz aufgeschlagen, keine, deren kräftiges Volk seit uralten Zeiten so viele Freiheiten und Rechte und eine so straffe Selbständigkeit und Unabhängigkeit in der Verwaltung seiner innern Angelegenheiten zu behaupten wußte, als das Land Hadeln, die nördlichste Marsch am linken Elbufer." Die Bauart der Gehöfte ist der Beschreibung und Abbildung nach eine völlig bäuerliche, jedoch von andern Marschenhäusern dadurch unterschieden, daß das Hinterhaus blos für Wohngemächer bestimmt und von den Wirthschaftsräumen durch eine Wand mit Flügelthüren getrennt ist. Hier herrscht nun der moderne Luxus mit Teppichen, Tapeten, schweren Gardinenstoffen, Gemälden in Goldrahmen, reichstem Porcellan- und Silbergeschirr, Mahagonitischen und feinen Damastgeweben, während der geräumige Vorplatz, der die schweren messingbeschlagenen Koffer und die alten künstlich geschnitzten Schränke mit den Familienschätzen enthält, mit geschliffenen rothen Sandstein- oder Marmorplatten belegt ist. Hinter dem Hause liegt der Garten oder Park; die Equipage fährt der Kutscher in Livree vor; man besucht Concerte und Bälle, spielt L'Hombre und Whist, sehr hoch, und ergötzt sich in Hamburg an „den raffinirtesten und pikantesten Genüssen, welche die üppige Weltstadt nur zu bieten vermag". Indessen widmen sich die hadelner Bauern auch Besserm und Höherm. Die meisten haben das treffliche Progymnasium des Landes zu Otterndorf oder die Rectorschule in Altenbruch besucht, und gern beschäftigen sie sich in Freistunden mit englischer und französischer Literatur. Bei alledem bleiben sie Bauern, und der junge Hauswirth oder die Söhne (denn wenn diese herangewachsen, zieht sich der Vater gern von persönlicher Arbeit zurück und beschränkt sich auf die Oberleitung) säen und pflügen in ihren alten kurzen Feldjacken mit und unter den Knechten ebenso gewandt, als sie sich Tags zuvor in Frack und Glacéhandschuhen bei der Française unter den Damen des Balls bewegten.

Auf Otterndorf und seinen Rector Voß, der hier die Uebersetzung der Odyssee vollendet und einige seiner schönsten Idyllen (daneben auch viele Gelegenheitsgedichte, welche von den Inhabern als Reliquien hoch und theuer gehalten werden) gedichtet hat, ist das Land Hadeln noch heute stolz. Der Verfasser theilt eine humoristische Ode auf den Wind, ein Abschiedslied, in dem Voß das Land trefflich charakterisirt hat, und manche Anekdoten mit, namentlich von einer Voß'schen Fête, welche der arme Rector (mit 300 Thaler Gehalt) nach zahllosen Einladungen, die er seinerseits erhalten hatte, zur Revange zu geben sich endlich doch entschließen mußte und welche ebenfalls noch heute in gutem Andenken ist. Freilich fehlte es fast an allem; aber er und seine Ernestine, Boje's Schwester, wußten Rath zu schaffen. Zu Sofas und Stühlen z. B. mußten eine Menge alter Folianten dienen, und die geistige Speise, mit der Voß, neben der leiblichen und dem immer kreisenden großen göttinger Pokal, aus dem der Hainbund getrunken, in unerschöpflichem Humor seine Gäste regalirte, wirkte oft so erschütterndes Gelächter, bis „mehr als ein Bücherthron unter einem alten schwerwiegenden Schultheiß zusammenbrach".

Die Bevölkerung von Hadeln ist unvermischt sächsisch. Von den Friesen, die sich in Osterstade, Wührden, Vieland und Wursten am stärksten vertreten finden, gilt das alte Wort: Frisia non cantat noch heute. Ihre einzige echte Lustäußerung ist das Juchen und die alleinigen Träger ihres Volksgesangs sind die Orgeldreher; dagegen ist der Friese als reiner Verstandesmensch witzig, namentlich in Sprichwörtern und Schlagwitzen, von denen der Verfasser mehrere zum besten gibt. Im Lande Wursten, der nördlichsten Weser- und zugleich Seemarsch, huldigt man stark dem Bacchus; die Leute trinken sehr viel, aber ohne sich zu betrinken. Wir lesen von einem wurstener Hausmann (Großbauer), der an der Grenze mit 12 Flaschen Rum im Reisewagen betroffen wird, die er „als Reiseproviant" nicht versteuern will. Man läßt die Ausflucht nicht gelten, er erbietet sich zum Beweise, und der mitfahrende Steuerbeamte muß sehen, daß nach zwei Stunden die 12 Flaschen leer sind, ohne daß er selbst auch nur ein Tröpfchen davon zu kosten bekommen hätte. Ergötzlicher ist die Anekdote von den Landesvorstehern, die zu dreien einmal 48 Flaschen Wein auf einem Niedersitze zu sich genommen hatten. Die Sache war weiter erzählt worden, und als später zwei der Zecher eine Steuerermäßigungs-Petition des Ländchens persönlich bevorworteten, bemerkte der Minister, wenn drei Wurstener an einem Abend 48 Flaschen Wein daraufgehen ließen, könnten sie wol noch die alten Steuern tragen. Darob wurden die Petenten äußerst verlegen. Endlich stammelte der eine: „Ja, Herr Minister, aber es is doch ok woll wat spillet (verschüttet). Das vieltrinkende Land Wursten hat auch einen solennen und officiellen uralten Trinkspruch, der bei feierlichen Gelegenheiten regelmäßig von einem der Landesvorsteher oder dem anwesenden Beamten ausgebracht wird:

Gott bewahre Dam un Dyken (Deich)
Siehl (Schleuse) un Bollwerk un dergliken,
Darto (dazu) unser Land un God (Gut)
Un en erlik Wurster Blod.

Ein ganz eigenthümlicher Schlag Menschen bewohnt das Alte Land, den nordöstlichsten Theil des Herzogthums Bremen, Landdrostei Stade, südlich der Schwinge; sie sind schlau, gewandt, vorsichtig, gegen Fremde mistrauisch, außerordentlich

lebendig und rührig und bis zur Härte egoistisch. Ihr hauptsächlichster Erwerbszweig ist die Obstcultur; sie versenden die Erträgnisse ihrer Waldungen von Fruchtbäumen nach England, Schweden und Rußland, und mancher Bauer löst jährlich 6—700 Thaler aus seinem Obst. Glänzend schildert der Verfasser die Schönheit der altländer Frauen, die bei ihren großen äußern Reizen auch ungleich milder, gütiger und liebenswürdiger als die Männer seien, sich sehr jung verheiratheten und dabei so trefflich conservirten, daß sie noch als Großmütter, hübsch und frisch, eine stattliche Erscheinung darböten. Wir würden allen Heirathscandidaten empfehlen, nach Altland auf die Brautschau zu gehen, wenn nicht eben die Freier nach unabänderlicher Marschsitte altländer Bauersöhne sein müßten. Hier findet sich auch allein in der Marsch noch die Sitte, statt des Brautringes die Echte zu geben, d. h. einige alte Münzen oder besonders dazu geprägte Medaillen mit den Symbolen von Liebe und Ehe, die zu diesem Behufe in den Familien auf Jahrhunderte hinaus forterben. Auch tragen die Bräute als Brautkrone einen ganz merkwürdigen Kopfputz, welchen der Pfarrer hält. Es gehört das zu seinen Accidentien. Wenigstens würde man die Kosten der eigenen Anschaffung nicht scheuen, da ein altländer Mädchen sonst auf seinen Brautstaat 6—700 Thaler verwendet. Ueberhaupt müssen die Kosten einer Hochzeit in den Marschhöfen sehr bedeutend sein, da 4—500 Gäste das Minimum zu sein scheinen, während man an manchen Orten die Einladungen nicht auf so viel Personen, sondern auf so viel Häuser berechnet, wonach die Zahl der Gäste bis auf 1000 ansteigt. Ebenso solenn sind die Leichenbegängnisse. Bei diesen findet in Osterstade ein viermaliger Schmaus statt: beim Einkleiden, beim Legen ins Holz (Einsargen), vor dem Begräbniß und endlich viertens nach dem Begräbniß. Bei diesem vierten Schmause machen es die Osterstader wie die Zwerge in der Oberpfalz, sie jubiliren. „Herrschte vorher die größte Stille im Hause, wurde nur geflüstert und leise aufgetreten, so ist jetzt mit einem male jeder Zwang entfernt. Alles athmet auf, man ißt und trinkt nach Herzenslust, man pafft dermaßen darauf los, daß man vor Tabacksdampf kaum drei Schritte weit steht. Alle Zungen sind gelöst, man schwatzt und scherzt, lacht und trinkt durcheinander, klingt sogar mit den Gläsern an und die Gemüthlichkeit steigt mit jeder Stunde. «Und warum», sagte bei solchen Gelegenheiten stets ein alter osterstader Prediger, «sollten wir uns auch nicht freuen als gute Christen? ist doch auch unser verstorbener Mitbruder da oben mit den lieben Englein gewiß recht fröhlich jetzt.»" An Sagen sind die Marschen arm und das Werk enthält in dieser Beziehung nichts besonders Interessantes. Im übrigen könnten wir noch vieles Bemerkenswerthe hervorheben, wollen aber davon absehen und machen nur noch auf die Charakteristik der braven stedinger Matrosen, die sich namentlich als gute Ehemänner auszeichnen, und auf die Mittheilungen über das große Auswanderungshaus zu Bremerhafen, das, wie der ganze schnell aufblühende Platz, sehr anziehend geschildert ist, aufmerksam. Das Buch empfiehlt sich auch durch die dem Texte eingefügten, sehr schön ausgeführten Abbildungen von Häusern, Trachten, Grabsteinen u. dgl.

(Der Beschluß folgt in der zweitnächsten Lieferung.)

Deutsch-nordamerikanische Zustände.

Daß sich die denkenden Köpfe in Deutschland noch viel zu wenig um die Umtriebe des Radicalismus und Atheismus der deutsch-amerikanischen Presse kümmern, scheint uns eine ausgemachte Sache zu sein. Während daheim allerlei dogmatische Flickexperimente zur Wiederherstellung des tief erschütterten religiösen Lebens gemacht werden, scheinen die Hunderttausende von Deutschen in Nordamerika, von den Agenten des Atheismus ebenso energisch als geschickt bearbeitet, immer mehr und unrettbar dem entschiedensten Radicalismus und Materialismus zu verfallen, und dies kann bei dem regen Wechselverkehr zwischen dem Mutterlande und der Emigration schwerlich ohne empfindliche Rückwirkung bleiben. In dieser Hinsicht erscheint uns namentlich Heinzen's „Pionier" von Bedeutung, da in ihm die atheistische Propaganda ihren Hauptsitz aufgeschlagen hat und die Grundsätze dieser Richtung hier mit unleugbarem Talent und einer nichts schonenden kühnen Aufrichtigkeit in einer sehr faßlichen Sprache vorgetragen und auf ihre einfachsten Elemente zurückgeführt werden. Noch jüngst hat Adolf Douai für den „Pionier" in Boston gegen hundert neue Abonnenten angeworben und es wagen dürfen, in einer Zuschrift an Heinzen aufs bestimmteste zu versichern, „unsere Bostoner theilen seine (des «Pioniers») Ansichten großentheils", wobei er zugleich den Wunsch ausspricht, daß das Polemische mehr als bisher zu Gunsten des unterhaltenden Theils beschränkt werden möchte; denn nicht die darin zur Geltung gebrachten radicalen Ansichten, sondern die persönlichen Skandale, in die sich Heinzen unablässig verwickelte, waren es, durch welche der „Pionier" viele seiner Gesinnungsgenossen abstieß und seinen Abonnentenkreis beschränkte. Der „Pionier" ist nun auch wirklich seit Anfang dieses Jahres aus Neuyork nach Boston übergesiedelt, und in der That scheint seit dieser Uebersiedelung die persönliche Polemik und der cynische Skandal nicht mehr so lange und so häufige Schmuzfurchen durch die Spalten dieses Blattes zu ziehen wie früher. In dieser Hinsicht wird Douai wol einen günstigen Einfluß auf das Blatt üben, insofern er nämlich mit Heinzen, der allen Leibern seinen Kopf aufsetzen möchte, sich auf die Dauer vertragen sollte, was freilich kaum zu erwarten ist. In Bezug auf Religionssachen steht Douai freilich mit Karl Heinzen auf ziemlich demselben Standpunkte. So enthielt der „Pionier" in Nr. 49 des vorigen Jahrgangs eine bostoner Correspondenz von Douai, welche die Hoffnungen und Wünsche der Radicalen in höchst unverblümter Weise darlegte und mit den Worten begann: „Die Kirchlichkeit und scheinbare Religiosität der Yankees ist uns Radicalen natürlich ein Dorn im Auge." Doch sei diese Kirchlichkeit nur scheinbar, denn die Geistlichen hätten so wenig politischen und socialen Einfluß, daß in ganz Neuengland der Grundsatz praktisch durchgeführt werde, nie einen von ihnen zum Mitgliede eines Schulvorstandes oder einer wohlthätigen Anstalt, einer politischen Parteiorganisation oder eines wissenschaftlichen und künstlerischen Vereins zu wählen; der Prediger sei überall, außer in der bischöflichen Kirche, so sehr von der Gemeinde abhängig, daß er lediglich das Sprachrohr ihrer theologischen Ansichten sei und abgesetzt werde, sobald er dieselben nicht ausdrücke; daher sei die Geistlichkeit genöthigt, überall selbst an die Spitze der Fortschrittspartei zu treten u. s. w. In dieser Betrachtung stoßen wir noch auf folgende bezeichnende Stelle: „Unsere aufgeklärten Despoten, Friedrich der Große und Joseph II. und ihre vielen kleinen Nachtreter mußten den gelehrten Freidenkern Lessing und Schubart, Wieland und Herder, Schiller und Goethe, Kant und Fichte erst die Bahn religiösen Zweifels brechen; erst seitdem es bei Hofe Mode wurde, im Sinne Voltaire's über Religion zu spotten, wagten die Vertreter der deutschen Wissenschaft und Philosophie freisinnig in Religionssachen zu denken. Es ist wahr — wir Deutschen sind seitdem folgerecht im Zweifel und in der Kritik fortgeschritten, bis wir auf die gründlichste Weise in der Welt mit allem Glauben und aller Religion wissenschaftlich aufgeräumt haben, während die Engländer, Franzosen und Holländer in der religiösen Kritik längst wieder zurückgegangen sind. Allein wie religiös beschränkt zeigte sich die Masse der Deutschen noch zu Anfang der achtundvierziger Revolution. Und wie gering ist noch immer derjenige Bruchtheil der Deutschen, welche religiös emancipirt sind, im Vergleich zur Masse der Nation!" Im stillen blicken die radicalen Atheisten, die „mit allem Glauben und aller Religion wissenschaftlich aufgeräumt haben", auf so manche Zeichen der Zeit mit großer Befriedigung zurück, sie reiben sich vor Vergnügen darüber die Hände, daß z. B. in den so bändereichen Briefsammlungen unserer größten Geister nicht ein einziger Zug kirchlicher Gesinnung, eher das Gegentheil zu finden ist, daß in einer deutschen Schullehrerversammlung von 400

Mitgliedern innerhalb drei Tagen nur ein einziger einmal das Wort „Religion“ in den Mund zu nehmen wagte, daß das auf die geistige und sittliche Bildung so einflußreiche Theater, welches bei den Griechen aufs engste mit dem religiösen Cultus zusammenhing, ausschließlich den allerweltlichsten Impulsen folgt, daß, einzelne Conventikel ausgenommen, aus unserer vornehmen wie niedrigen Gesellschaft fast jede religiöse Reminiscenz, aus unsern öffentlichen Bildungsinstituten, Hörsälen, Gerichts-, Beamten-, Polizeistuben und überhaupt öffentlichen Anstalten jeder Art meist jedes religiöse Emblem verschwunden ist, daß die Zahl der Kirchenbesucher und Communicanten stets abnimmt, während die Vergnügungslokale die Zahl ihrer Gäste oft kaum fassen können, und daß überhaupt die Hauptströmung der Zeit entschieden der Richtung materialistischer Erwerbs-, Gewinn- und Genußsucht zugewandt ist. Doch das alles ist ihnen immer noch nicht genug; das Volk ist immer noch zu „religiös beschränkt“, wie wir gesehen haben.

Diese Heinzenisten und Douaiisten sind allerdings innerlich davon überzeugt, daß die Mehrzahl der Menschheit und besonders ihrer Landsleute ihre Ansichten theilt, daß Religion und Kirchlichkeit sich im Herenkessel der Kritik zu bloßem Rauch und Dunst aufgelöst haben, daß, wie dies ein gewisser Päthig aus Buffalo in einem Aufsatz des „Pionier“ ausspricht, „das Zeitalter der reinen Humanität allein auf- und herbeizuführen sei durch die allgemein verbreitete und anerkannte Wahrheit: die Natur ist und außer der Natur ist nichts!“ Aber in dieser Ueberzeugung, und von ihrem Standpunkt eben nicht mit Unrecht, verlangen sie, daß sich die Menschheit auch offen zu diesen Ansichten bekenne, und sie werfen denen, die es nicht thun, Heuchelei, Scheinheiligkeit und Feigheit vor. Was nun aber das Zeitalter der „reinen Humanität“ betrifft, das sie durch ihre Grundsätze herbeizuführen versprechen, so muß man freilich leider bekennen, daß die Anfänge dieses Zeitalters der „reinen Humanität“, insofern sie sich in den die deutsch-amerikanische Presse verunstaltenden persönlichen Skandalen und Zänkereien darstellen, keineswegs sehr geeignet sind, uns auf Fortsetzung und Ende dieser neuen Humanitätsperiode begierig zu machen. Allerdings können sich die Apostel derselben darauf berufen, daß auch die Kämpfe auf dem Gebiet der Religion oder vielmehr der Theologie, und zwar besonders in Deutschland, häufig in die widerlichsten Klopffechtereien und bösartigsten persönlichen Verleumdungen und Anklagen ausgeartet sind, welche wesentlich dazu beitrugen, die Religion in den Augen der Menge zu entwerthen und ihrem geheiligten Ansehen Schaden zuzufügen; aber das ist doch sicherlich keine Entschuldigung für diejenigen, welche die Aera der neuen Humanität damit einweihen, daß sie die Andersdenkenden aufs inhumanste behandeln und verleumden und dadurch diese Humanität von vornherein in ein sehr zweideutiges Licht stellen.

Sobald freilich eine solche geistige Bewegung in die gebildeten Mittelklassen einzudringen beginnt, pflegt sie auch an Schroffheit und Einseitigkeit zu verlieren und dem Anstands- und Sittlichkeitsgefühl dieser Klassen die nöthigen Concessionen zu machen. So hat auch der „Pionier“, seit er sich unter „unsern Bostonern“ befindet, wie schon bemerkt, sich zu einer im ganzen anständigern Haltung in den Formen bequemt. Nennt man ja doch Boston das „nordamerikanische Athen“, und die Frage ist nur, wie lange es der überhaupt an Stillsitzen nicht gewöhnte Heinzen unter diesen nordamerikanischen Atheniensern aushalten wird. Es sind freilich nur wenige Nummern, die uns von diesem bostoner civilisirten „Pionier“ vorliegen, da man sie uns aber zugeschickt hat, so läßt sich annehmen, daß gerade sie Mittheilungen enthalten, auf welche ihr Redacteur besondern Werth legt. Wir dürfen dahin namentlich den von Heinzen im December zu Neuyork gehaltenen Abschiedsvortrag rechnen, welcher in Nr. 6 abgedruckt ist. Zu den bessern moralischen Eigenschaften Karl Heinzen's gehört ohne Zweifel die Unabhängigkeit und Unerschrockenheit, womit er nach allen Seiten hin die Wahrheit sagt, wenn es gilt, Stichwörter und Lieblingsphrasen der Zeit auf ihre wahre Beschaffenheit zurückzuführen. Er schont das Publikum nicht, er schmeichelt ihm durchaus nicht. Diesmal hat er es mit der öffentlichen Meinung zu thun, und gewiß gehört gerade in Nordamerika einiger Muth dazu, gegen die Autorität dieses zur Herrschaft gelangten Parvenu anzukämpfen; ob es auch klug gehandelt ist, das freilich ist eine andere Frage. Heinzen sagt: „Wenn der «Teufel» es auf die öffentliche Meinung abgesehen hat, datirt er sie her von «Gott» und macht sie zur «Stimme des Volks». Will man alles, was unselbständig, launenhaft, wechselsüchtig und thöricht ist, in ein Wort zusammenfassen, so nehme man das Wort «öffentliche Meinnng». Was ist die Mode? Sie ist ein Kind der öffentlichen Meinung und sie charakterisirt ihre Mutter genauer als irgendeine andere Erscheinung. Gibt es etwas Tyrannischeres und zugleich Servileres, etwas Räthselhafteres und zugleich Dummeres, etwas Hartnäckigeres und zugleich Wetterwendischeres als die Mode?“ Die öffentliche Meinung ist in Heinzen's Augen auch nur ein Modeproduct. In Deutschland sei einmal zur Zeit der Censurherrschaft die „Preßfreiheit“ das Stichwort dieser Modemeinung gewesen; alles habe man geglaubt auf dem Wege der Preßfreiheit erreichen zu können. Nun, man möge nur nach Nordamerika blicken, um zu sehen, wie gering die Resultate dieser Preßfreiheit seien. Was hälfe die Freiheit der Rede, wenn sich ihr die Ohren verschlössen? Der Amerikaner habe eine erschreckliche Furcht vor der Tinte, „wenn sie die Feder eines Kritikers ihres Herrgotts und ihres Washington, ihrer Bibel und ihrer Constitution, ihrer Bornirtheiten und ihrer Autoritäten, ihrer Sitten und ihres Dünkels benetzt“. Die „Conspiration des Ignorirens der Wahrheit“, versichert Heinzen weiter, „des Umgehens der Kritik“ sei nirgendwo ausgebreiteter als hier, „wo Wahrheit und Kritik die größte Freiheit besitzen“, und die Deutschen ahmten hierin den Angloamerikanern bestens nach. Mit solchen Angriffen auf die Allherrscherin „öffentliche Meinung“ wird sich Heinzen freilich keinen Dank erwerben und kein Glück machen, wie auch bereits aus dem Umstande hervorzugehen scheint, daß er denselben Vortrag, „noch mehr für ein amerikanisches Publikum eingerichtet“, auch in Boston zu halten beabsichtigt, dazu aber „keine Ermuthigung“, auch das Terrain in Boston „noch nicht genug vorbereitet“ gefunden habe. Ueberhaupt erklärt Heinzen, wenn nicht etwa ein wohlthätiger Zweck oder dergleichen eine Ausnahme bedinge, vor „Deutschen“ keinen Vortrag mehr zu halten, wenn man ihm nicht mindestens 200 Zuhörer garantire. Jeder der fünf Millionen Deutschen habe Geld „für Bier, für Taback, für schlechte Theater, für Vereinsfahnen, für Turnerfahrten und andere Nichtigkeiten“, er müsse also auch Geld haben für einen guten Vortrag; seien dennoch 25 Cents dem Herrn Landsmann lieber als der Vortrag, so müsse dem Vortragenden der Stolz lieber sein als der Landsmann.*) Hiermit im Zusammenhange steht in derselben Nummer eine Notiz, worin darüber Klage geführt wird, daß ein von A. Douai in Boston Anfang Februar gehaltener Vortrag so spärlich besucht gewesen, und wol nicht mit Unrecht wird der Grund des spärlichen Besuchs in dem Umstand gefunden, daß zu viele Vereine, deren jeder seine speciellen Zwecke verfolge, unter den Deutschen in Boston beständen. Diese Klage paßt leider so ziemlich auf alle deutsche Städte; man vereinigt sich, wie es scheint, bei uns im Kleinen nur, um es zu keiner allgemeinen Einigung kommen zu lassen, weshalb auch die vielen kleinen Vereine im ganzen den Anblick einer allgemeinen Vereinigung gewähren.

In einer frühern Nummer, in der vom 29. Januar, bekom-

*) Nicht alle denken übrigens in dieser Hinsicht wie Heinzen, wie wir aus einer Notiz des „Pionier“ ersehen, wonach im Laufe des Januar und Februar in Hoboken, dem bekannten Stadttheile Neuyorks, eine Reihe deutscher Vorlesungen stattfand; und zwar las F. Kapp über „Die deutsche Einwanderung im vorigen Jahrhundert und die deutschen Gesellschaften“; F. Schütz über „Australien und Vandiemensland“; Esseller über „Ulrich von Hutten“; Löwe (aus Calbe) über „Das Leben des Freiherrn vom Stein und seine Bedeutung für die gegenwärtige Gestalt Deutschlands“; Struve über „Das Haus Habsburg“ und Dulon über „Glaube und Wissen“.

nen auch wir und einige journalistische Collegen in Deutschland unser Theil, und zwar in dem Artikel „Würdigung deutscher Bestrebungen in Amerika". Heinzen bezieht sich darin auf die Worte der „Tribune", eines in Neuyork erscheinenden englischen Blattes: „The German skepticism and German materialism are both things to be dreaded, but not tendencies calculated specially to affect our people. We can only pity the race, whose masses are so scourged by these two curses. But against all these and similar bad effects from the German immigration, we have one grand result, which is to make the presence of the Germans in this country a blessing to all succeeding times. We mean their influence on the question of Freedom and Slavery." Hiervon nimmt Heinzen eine Schwenkung zu der Behauptung, daß „das Urtheil der Presse in dem sklavereihassenden Deutschland über deutschen Radicalismus in Amerika mit dem Urtheil der gemeinsten Botokuden der Sklavenhalterpresse dieses Landes" zusammentreffe und fährt dann fort: „Was hier der gemeine Parteidienst der Sklavenhalterei den Botokuden in die Feder dictirt, das dictirt in Deutschland den Hofräthen und Theetischliteraten, die dort jetzt die Presse beherrschen, die Polizei der Despoten. ‚In den deutschen Radicalen dieses Landes sehen die Herren nicht Vertreter des deutschen Geistes, die hier den Ideen der Humanität Bahn brechen, sondern immer nur die Revolutionäre, die einst Sr. Majestät oder Sr. Hoheit, mit deren gnädiger Erlaubniß Herr Prutz, oder Herr Julian Schmidt, oder Herr Freytag, oder Herr Marggraff ein Blatt redigirt, so viel Angst und Unruhe bereitet haben. Wo diese Mitglieder der kritischen Polizei einen deutsch-amerikanischen Revolutionär besprechen, geschieht es nur mit dem pflichtschuldigen Unterthanenabscheu, welcher vor allem den Verdacht einer Sympathie von dem Beurtheiler abzuwenden hat. . . . . Wenn etwas die Erniedrigung constatirt, zu welcher der öffentliche Geist in Deutschland jetzt herabgebracht ist, so ist es das unangefochtene Sittenrichteramt der literarischen Hofräthe und Polizeiknechte über dasjenige, was allein, neben unserer classischen Literatur, Deutschlands Ehre im Auslande rettet, nämlich über den Radicalismus." Liegt hierin nicht einiger Humor, besonders aber in dem Umstande, daß die Vertreter des deutschen Journalismus, unter denen so wenig Einigkeit zu finden ist, vor den Augen Heinzen's alle gleichviel werth, daß sie sammt und sonders „Theetischliteraten", „literarische Hofräthe" und „Polizeiknechte" sind? In derselben Nummer gibt Heinzen wieder eine naive Probe jenes Radicalismus, „der Deutschlands Ehre vor dem Auslande rettet". Er erwähnt eines „Jesuitenstreichs", den Gustav Struve gegen Dulon begangen, indem er dessen Schulanstalt in Miscredit zu bringen gesucht habe und zwar aus Brodneid, weil Struve in der Geschichte und seine Amalie in der deutschen Sprache unterrichte. Dulon habe nun in einem öffentlichen Vortrag, zu dem sich ein sehr zahlreiches Publikum eingefunden und zu dem Struve selbst eingeladen worden, diesen so abgeführt, „daß Hohn und Verachtung ihn nach Hause begleitet haben". Hierzu macht Heinzen folgende für seinen „Radicalismus" bezeichnende Note: „Er (Struve) hat nie den Verstand oder Muth gehabt, die Religion und den Herrgott über den Bord zu werfen. (!) Seine «Weltgeschichte» steckt voll Christenthum, und Nazareth hat für diesen abgeschmackten und oberflächlichen Historiker mehr Interesse als das ganze Hellenenthum." Folgende Notiz Heinzen's in derselben Nummer erschien uns noch erwähnenswerth: „Die «Familienblätter», welche schon früher die von uns vorgeschlagene Goethe-Feier in eine Schiller-Feier umgewandelt zu sehen wünschten, wiederholen ihren Vorschlag und sprechen die Meinung aus, man könne zur Ausführung das auch in Deutschland gefeierte Jubiläum benutzen. Es wäre erfreulich, wenn nur irgendetwas der Art zu Stande käme, obschon es nicht gleichgültig ist, ob man dabei den Namen Schiller oder Goethe benutzt. Sollte es sich aber, wie bei der Burns-Feier, um eine jährliche Wiederholung handeln (die auch wir im Auge hatten), so würden wir entschieden an Goethe festhalten. Er ist ein mehr umfassender, höherstehender, dauerhafterer Repräsentant des deutschen Geistes als Schiller. Daß er bei den Massen weniger «populär» ist, darf nicht abhalten, muß vielmehr ein Grund sein, ihm den Vorzug zu geben. Man soll ihn populär machen, wo er es noch nicht ist." Bei einem „Radicalen" erschien uns diese so offen und entschieden ausgesprochene Vorliebe für den von vielen als aristokratisch und antidemokratisch verschrienen Goethe mindestens interessant. Begreiflicherweise wird freilich eine solche Einzelstimme nicht im Stande sein, die Strömung der Sympathie für Schiller, die durch die Gegenwart hindurchgeht, in ein anderes Bett zu leiten. Das beweisen unter anderm auch die umfassenden Vorbereitungen, welche von den Deutschen in Nordamerika an verschiedenen Orten zu einem am 10. November zu begehenden Schiller-Fest getroffen werden, unter anderm in Philadelphia, wo sich zu diesem Zweck ein Comité gebildet hat und zum Ankauf des Schiller-Hauses in Marbach gesammelt worden ist.

H. M.

Aus dem Nachlaß der Frau Karoline von Wolzogen.

An Karoline von Humboldt, geb. von Dacheröden.

Ich war in einem so wunderbaren Zustande, daß ich dir nicht früher schreiben konnte, beste Seele. Das Bad greift mich sehr an; doch erwarte ich gute Folgen. Deinen Brief empfing ich den Tag meiner Abreise von Weimar. Ich selbst habe ein Bedürfniß dir den Eindruck jener Stunden auf mein Wesen mitzutheilen, das ewig unauslöschlich sein wird. Ich hatte Hoffnung bis zum letzten Odemzuge — den Tod hatte ich nie gesehen, und Schiller schien mir nicht kränker, als ich ihn schon in fünf ähnlichen Fiebern gesehen hatte. Beängstigt war ich freilich über seinen Zustand; doch während der neun Tage keinen Moment hoffnungslos. Was das Schauervolle des ganzen Zustandes vermehrte, war Stark's*) Abwesenheit. Die Hoffnung, daß Schiller allein am besten wußte, was ihm diene, solang er bei Besinnung war, erhielt mich.

Ach, ich glaube wohl, die vorjährige Krankheit hat den Samen des Todes erzeugt; aber minder dumpf wäre mein Schmerz, wenn ich alle Hülfe der Kunst um ihn gesehen hätte! Niemand als ich hat das Gefühl, daß es wol hätte anders gehen können. Du weißt, ich kann mich über nichts verblenden. Lotte hat keine Ahndung darüber. Aber nie habe ich das Wirken des Schicksals, der Nothwendigkeit, die mir in meinen hellsten Momenten als ewige Güte erscheint, deutlicher gefühlt. Langen physischen Leiden ist er entgangen; denn die Zerstörung, die man in allen Theilen fand, ließ nichts anderes erwarten. Aber auch nur ein halbes Jahr für solch ein Wesen! Wie unendlich viel geht damit verloren!

Er war den ganzen Winter hindurch matt, oft traurig, aber unaussprechlich milde und leise empfindend. Er fiel von einem Katarrhfieber in das andere, und in seinen Zügen bemerkte ich eine sonderbare Veränderung. Er selbst hatte keinen Glauben an ein langes Leben, aber auch keinen Gedanken an so nahen Tod. Er war voll Projecte auf die nächsten Jahre, sprach von Reisen und von einem ruhigen Landaufenthalt. In seinem Kalender fanden wir alle Geburtstage der Familie angemerkt, und sogar seinen eigenen!

Hat dich denn auch ein so unaussprechliches Gefühl des Mitleids mit dem Entschlafenen verfolgt? Noch immer kann mich nichts erfreuen, weder Natur noch Kunst, und eine Last zieht mir das Herz hinunter, wo er kalt und lebenslos ruht, und Licht und Luft spielen über ihm vergebens.

Doch ich will dir zu erzählen suchen.

Bis zum sechsten Tag des Fiebers hatte Schiller seine völlige Besonnenheit. Er hatte ein Bad genommen und sich zu Bett gelegt, wo sich das Röcheln auf der Brust legte. Am

*) Stark, Geheimer Hofrath und Professor der Medicin in Jena.

Abend war er so klar und heiter, und sagte, er hätte eine neue Ansicht seines Zustandes und wüßte nun, wie er seine Gesundheit behandeln müßte. Ich werde eine ruhige Nacht haben, sagte er sanft gerührt, wenn es Gottes Wille ist.*)

Schiller erzählte Lotten, daß in einer Nacht des Fiebers im Februar 1805, da H. Voß bei ihm gewacht, er in einem Anfall von Ohnmacht geglaubt habe todt zu sein, daß er sich allein, in Dunkel eingehüllt vor Gott geglaubt und die Rechenschaft seines Lebens vor dem Ewigen habe ablegen wollen — als er eben Voßens Gestalt über sich gebeugt gesehen und sich noch im Erdenleben gefunden.

Auch am letzten Morgen seines Lebens riß er sich einigemal auf, sah edel in die Höhe und sagte einigemal Judex. Am Abend vor seinem Tode sagte er einmal, nach oben sehend: „Ist das euer Himmel? ist das eure Hölle?" und sah dann freundlich nach oben als hätte er eine liebe Erscheinung. Die tröstenden Worte, daß es immer besser und immer klarer in ihm werde, sagte er mir am Abend vor seinem Todestage.

Billet von Frau von Staël an Schiller.
Weimar 1804.

Müller**) part demain. Si vous venez diner avec moi, nous irions de là ensemble à la cour; si vous me refusez, au moins songez, que vous m'avez promis la visite après diner. Je suis dans le ravissement d'une pièce de vous, que je ne connaissois pas: le rétour des Grecs***), et je me mets à la traduire. — Hommage, admiration et amitié. †)

Brief vom Grafen Schimmelmann an Schiller.
Kopenhagen, 6. März 1798.

Seien Sie, lieber Schiller, mein Fürsprecher bei Ihrer holden Schwägerin, die Verfasserin des schönen Romans „Agnes von Lilien", Ich scheine zwar es nicht zu verdienen, einen solchen bei ihr zu haben. Doch ich bin nicht schuldig — nur aus Blödigkeit darf ich ihr nicht selbst so spät meinen Dank bringen. Ich fühle so ganz den Werth ihres Geschenks und ihrer Erinnerung bei dieser Gelegenheit; ich schätze ihre seltenen Talente mit so wahrer Empfindung, daß ich für jede Entweihung der Worte mich fürchte. Wie könnte ich dies Buch so unbefangen loben in einem Briefe an sie selbst gerichtet? — „Agnes von Lilien" ist eine seltene neue Erscheinung unserer Zeiten, die nicht reich an solchen reinen Gestalten sind; auch ist das Gewand von reinstem Gewebe; Licht und Grazie überall. Die künstlich-einfache Geschichte an sich ist fast zu interessant für eine so herz- und geistreiche Einkleidung. Es drängen sich oft die mannichfaltigen Begebenheiten zu gewaltig auf den Leser zu, der ruhig den schönen Sinn fassen und aufnehmen sollte. So schien es mir — ist dies die Schuld der Leser oder der Verfasserin? ist es Lob oder Tadel? — Ihre Sprache hat eine Originalität, die für mich wirklich reizend ist. Dieses Buch ist unmöglich das erste, und auch nicht — ich hoffe es — das letzte von einer so geübten Hand. Der Schluß gewährt einem die schönste Ueberraschung, indem wir die holde Agnes in der Gegend ihrer glücklichen Jugend wiederfinden und — verlassen. — Sagen Sie nun Ihrer Frau Schwägerin meinen herzlichen, warmen Dank.

Ich hatte seit sechs Wochen meinen geliebten Bruder hier unter uns. Seit sieben Jahren hatten wir einander nicht gesehen — nun schickt ihn der König als Gesandten nach Spanien! Die Entfernung ist entsetzlich! der Abschied mir schwer — diese Lage meines Herzens kann wol als Entschuldigung gelten, für ein solches Herz.

Mein Bruder, der Gesandter in Holland war, hat viel in unter den Neufranken seit vier bis fünf Jahren leben müssen. Ihre Krieger sind Titanen, ihre Pläne riesenmäßig und ihre Mittel zur Ausführung unbegrenzt. Dabei benutzen sie alles, und erlauben sich alles. Das Räthsel ihrer ungeheuern Macht ganz zu erklären vermag wol niemand. Wo und wie wird es aufhören? Es brausen die Stürme von außen und innen allenthalben. Ob und wie lange der Norden frei bleibt, das wissen die Götter. Die Lage der Schweiz ist traurig. Auch dort hat mein Bruder die stärkste Gährung in allen Gemüthern gefunden. Füßly ist ein biederer, aufgeklärter, kluger Mann; er wurde damals nicht gehört; die Regierung von Bern war gewiß nicht ganz schuldlos.

Adieu. Verzeihen Sie einen so langen Brief. An Ihre liebe Frau meinen herzlichen Gruß. E. Schimmelmann.

29.

Notiz.

Eine neue französische Zeitschrift.

Man schreibt uns über eine neue soeben in Paris gegründete Revue „Le quart d'heure. Gazette des gens demi-sérieux", welche von vier jungen Schriftstellern Valery Vernier, Zacharie Astruc, Arthur Louvet und Stephane Gachet geleitet wird, von denen sich Vernier bereits durch Aufsätze in der „Revue des deux mondes" und einen versificirten Roman „Aline, journal d'un jeune homme", der in den Journalen „avec de grands éloges" besprochen worden ist, und Gachet durch Kunstartikel im „Siècle" und im „Artiste" vortheilhaft bekannt gemacht haben. Die Redacteure haben, wie uns unser französischer Gewährsmann mittheilt, dabei den Zweck vor Augen, für eine möglichst große Zahl von Lesern zu schreiben und deshalb die Langweile schwerfälliger Gelehrsamkeit zu meiden „comme la peste"; ihre Absicht sei „de présenter au public un recueil jeune, convenable, honnête, libre, joyeux, un recueil qui se respecte et qui respecte la langue si negligée de nos jours dans ces sortes d'entreprises". Besondere Aufmerksamkeit soll darin den ausländischen Literaturen gewidmet werden, und zahlreiche Correspondenten in Deutschland, England, Italien, Spanien und Rußland werden regelmäßig die Leser über die Literatur- und Kunstbewegung in diesen Ländern unterrichten. Novellen, Romane, kritische Artikel über Theater, Malerei und Musik werden den Inhalt bilden, nur die Politik bleibt ausgeschlossen, „car c'est un fruit défendu dans le celeste empire de M. Bonaparte". In den uns zugleich mit übersandten zwei ersten Bändchen interessirte uns namentlich eine heidelberger Correspondenz von E. Seinguerlet, indem er darin ein Thema, welches unsere Blätter von jeher lebhaft beschäftigt hat, nämlich die Sympathie der Franzosen für deutsche Literatur und Wissenschaft behandelt. Er sagt darin unter anderm: die Zeit sei vorvorüber, wo der Herzog von Rovigo an die Frau von Staël bei Gelegenheit der Beschlagnahme ihres Werks „De l'Allemagne" schreiben konnte: ‚Nous ne sommes pas réduites à chercher des modèles dans les peuples que vous admirez. Votre ouvrage n'est pas français"; man brauche nicht mehr zu fürchten, in Frankreich als ein schlechter Bürger zu gelten, wenn man Goethe, Jean Paul und Schiller lobe. Er hebt hervor, daß Revolutionen und Emigrationen wesentlich dazu beigetragen hätten, literarische Wechselbeziehungen zwischen beiden Ländern herzustellen, und wie infolge der politischen Ereignisse und Fluctuationen Frau von Staël, Benjamin Constant, Charles de Villers und Charles Vanderbourg, der „habile traducteur du Laocoon de Lessing" nach Deutschland gekommen seien, so seien später Ludwig Börne und Heinrich Heine nach Frankreich verschlagen worden; wie endlich der französische Romanticismus dem literarischen Deutschland, so habe das Junge Deutschland dem politi-

*) Hier scheint etwas zu fehlen. Wovon ich abschreibe, sind einzelne Blätter, die vielleicht auch nicht zusammengehören.

**) Johannes Müller, der auf seiner Reise nach Berlin einige Tage in Weimar verweilte.

***) Das Siegesfest.

†) Man sehe das Werk der Frau von Staël nach: „De l'Allemagne", Bd. 2, Kap. 12.

schen Frankreich die Hand dargereicht. Seinguerlet ist sogar so ehrlich, frei und offen zu gestehen, daß Frankreich von diesem gegenseitigen Austausch gegenwärtig den größern Nutzen habe. Denn was führe Frankreich nach Deutschland aus? Vaudevilles, Romane, Producte der Demi-Monde-Literatur, kurz leichte literarische Waare, welche mit der Saison vergehe, die sie entstehen ließ; „während (fährt Seinguerlet fort) wir Franzosen dafür historische oder philosophische Arbeiten, umfangreiche Studien über die vergleichende Sprachforschung, Lieder von unvergleichlicher Zartheit, Dorfgeschichten und vortreffliche Opern erhalten. Für jeden Denker, jede tiefbewegte, träumerische Seele ist die deutsche Literatur eine unerschöpfliche Fundgrube." Dabei gesteht er, daß alles, was bisher in Frankreich über deutsche Literatur geschrieben worden, von den „appréciations trop allemandes" der Frau Baronin von Staël bis zu den „traductions trop peu françaises" der Frau Baronin von Carlowitz, von den philosophischen und poetischen Phantasien der beiden Victor, Cousin und Hugo, bis zu gewissen Producten der beiden Alexander, Dumas und Weill, „dont l'un s'imagine savoir le français, parce qu'il comprend l'allemand, et l'autre comprendre l'allemand, parce qu'il écrit fort bien en français" — daß alle diese Arbeiten, so zahlreich sie seien, doch nicht hinreichten, dem mit der Sprache Unkundigen einen vollständigen Begriff von der deutschen Literatur zu geben, auch nicht die Arbeiten Saint-René Taillandier's, die er früher selbst mit so großer Andacht gelesen. „Oui", ruft Seinguerlet aus, „l'Allemagne est grande, mais Saint-René n'est pas son prophète!" Seinguerlet bespricht weiter die Bemühungen der „Revue des deux mondes", der „Revue contemporaine", namentlich deren Artikel über die münchener Kunst, auf die wir vielleicht noch zurückkommen, und der preiswürdigen „Revue germanique", deren Mitarbeiter er ist, um Verbreitung der Kenntniß deutscher Literatur unter seinen Landsleuten, und verheißt am Schluß, demnächst eine Revue der neuesten und interessantesten Erzeugnisse der deutschen Literatur zu geben. Was Seinguerlet selbst betrifft, so ist dieser ein kaiserlich französcher Expulsé, der, nachdem er sechs Monate lang in den Kasematten von Ivry „sur la fragilité des constitutions politiques" nachzudenken Gelegenheit gehabt, seit sieben Jahren dem Studium der deutschen Literatur obliegt; die deutsche Sprache selbst hat er schon von Kindheit auf gesprochen. H. M.

Bibliographie.

Armand, Alte und neue Heimath. Breslau, E. Trewendt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Scenen aus den Kämpfen der Mexicaner und Nordamerikaner. Breslau, E. Trewendt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Asher, D., Arthur Schopenhauer als Interpret des Göthe'schen Faust. Ein Erläuterungsversuch des ersten Theils dieser Tragödie. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 12 Ngr.

Bartsch, G., Deutsche Liedergestalten. Erfunden und gezeichnet. 1ste Lieferung. Berlin, Brigl u. Lobeck. Gr. Fol. 3 Thlr.

Baur, F. C., Die Tübinger Schule und ihre Stellung zur Gegenwart. Tübingen, L. F. Fues. 8. 18 Ngr.

Behr, Julia, Was mir mein Klavier erzählt. Berlin, Behr. 16. 10 Ngr.

Broch, F. K., Italien und die jetzige politische Lage des übrigen Europas. Einleitung zur Geschichte Italiens vom Beginne der ersten französischen Revolution bis zur neuesten Zeit. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 18 Ngr.

Gätzschmann, M. F., Sammlung bergmännischer Ausdrücke. Zusammengestellt und kurz erklärt. Freiberg, Craz u. Gerlach. 16. 10 Ngr.

Griesinger, T., Die alte Brauerei oder Criminalmysterien von New-York. Nach dem Leben erzählt. 1ste Lieferung. Tutlingen, Kling. 8. 4 Ngr.

Horn, F., Deutsche Blätter, Knospen und Blüthen aus Jena. In Erwiederung des „offnen Sendschreibens aus Weimar" und zur Erinnerung an die dritte Säkularfeier der Universität den Alten und Jungen dargebracht. Jena, Mauke. Gr. 8. 12 Ngr.

Lassalle, F., Franz von Sickingen. Eine historische Tragödie. Berlin, Besser. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Le Grave, Agnes, Dichtungen. Berlin, Besser. Gr. 16. 25 Ngr.

Meerheim, R. v., Poeten-Welt. Dresden, Meinhold u. Söhne. Gr. 16. 1 Thlr.

Musikalische Parade. Herausgegeben von Jeremias Querpfeifer. Berlin, Falckenberg. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Pohl, R., Gedichte. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 16. 25 Ngr.

Proudhon, P. J., Die Gerechtigkeit in der Revolution und in der Kirche. Neue Principien praktischer Philosophie. Uebersetzt von Ludwig Pfau. 1ster Theil. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Hamburg, O. Meißner. 1858. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Putlitz, G. zu, Badekuren. Lustspiel in einem Aufzuge. Berlin, Schlesinger. Gr. 8. 10 Ngr.

Reden über Freimaurerei an denkende Nicht-Maurer. Leipzig, Luppe. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rötscher, H. T., Kritiken und dramaturgische Abhandlungen. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sardemann, G., Geschichte der Ersten Weseler Classe, oder der Reformirten Gemeinden des ehemaligen Herzogthums Cleve, besonders ihres presbyterialen Lebens, gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts. Wesel, Bagel. 8. 10 Ngr.

Schiltberger aus München, J., Reisen in Europa, Asia und Afrika von 1394 bis 1427. Zum ersten Mal nach der gleichzeitigen Heidelberger Handschrift herausgegeben und erläutert von K. F. Neumann. Mit Zusätzen von Fallmerayer und Hammer-Purgstall. München. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Seibert, C. G., Deutsche Abende. Vorträge über die ursprüngliche Religion der Germanen, ihren Nationalcharakter und die Geschichte ihres Uebertritts zum Christenthum. 1ster Theil. Barmen, Sartorius. Gr. 8. 1 Thlr.

Sloman, H., Lose Blätter geheftet in Frankreich. Kiel, Schwers. 8. 18 Ngr.

Sophocles, Antigone. Uebersetzt von H. Clemen. Lemgo. 1855. 8. 7½ Ngr.

Thisted, W., Der Familienschatz. Nach der dänischen Erzählung. Frei bearbeitet von J. Ziegler. Zwei Theile. Kopenhagen. 1856, 57. 8. 2 Thlr.

Treitschke, H. v., Die Gesellschaftswissenschaft. Ein kritischer Versuch. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 16 Ngr.

Tschischwitz, B., Lieder eines Verbannten. Bremen, Heyse. 16. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Baumgarten, M., Meine Sache vor dem Landtage zu Malchin. Die betreffenden Actenstücke herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 10 Ngr.

Herrmann, E., Rechtsgutachten über die Entlassung des Professor Baumgarten in Rostock. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 5 Ngr.

La Politique française devant l'Europe par un Allemand. Berlin, Behr. Gr. 8. 10 Ngr.

Preußen und die italienische Frage. Berlin, Springer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Riemann, R., Der Artikel XII der Preußischen Verfassung: „Die Freiheit des religiösen Bekenntnisses — wird gewährleistet u. s. w." Seine Feinde und Freunde und der Stand seiner Entwickelung. Breslau, Kern. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 7. April 1859.

Heinrich Barth's Reisen in Afrika.

Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—55 von Heinrich Barth. Tagebuch seiner im Auftrag der britischen Regierung unternommenen Reise. Vierter und fünfter Band. Mit Karten, Holzschnitten und Bildern. Gotha, J. Perthes. 1858. Gr. 8. Jeder Band 6 Thlr. *)

Mit den vorliegenden beiden Bänden, welche die vorhergehenden um ein Beträchtliches an Umfang übertreffen, ist das große Barth'sche Reisewerk zu seinem Abschlusse gediehen. Während der erste Band uns ein, man darf wol sagen, durchaus neues und überraschendes Bild der Wüste mit ihrem charakteristischen Leben und Treiben vorführte, und der zweite und dritte Band uns mit den östlichen Theilen des mittlern Sudan, soweit sich dieselben um den Tsadsee gruppiren, also mit Bornu, Adamaua, Kanem, Mußgu, Baghirmi und Wadai, näher bekannt machten, schildern die beiden letzten Bände die westlichen Theile des mittlern Sudan oder mit andern Worten das Flußgebiet des gewaltigen Nigerstroms, von dessen beherrschendem Einflusse nur ein verhältnißmäßig geringer Streifen der südlichen und westlichen Küste Centralafrikas ausgeschlossen bleibt. Bei dieser überwältigenden Stoffmasse versteht es sich wol von selbst, daß wir den Verlauf und die Ergebnisse der Reise Barth's nur in den gedrängtesten Zügen darzustellen im Stande sind. Wir gehen deshalb sofort zur Sache über.

Nachdem sich Barth vom Scheich und Vezier Bornus verabschiedet hatte, brach er am 25. November 1852 von Kukaua gen Westen auf. Sein Reisezug bestand aus vier Pferden, vier mit Mundvorrath und Geschenken beladenen Kameelen und acht eingeborenen Dienern, unter denen zwei von Overweg freigelassene Sklaven, ein Haussaknabe Namens Dyrregu und ein Marghibursche Namens Abbega, deshalb von besonderm Interesse sind, weil sie Barth nach Europa begleitet haben. Beide sind zum Christenthum bekehrt worden und haben hübsche Fortschritte gemacht. Abbega ist Ende 1857 wieder nach Yoruba abgegangen, der intelligentere Dyrregu dagegen noch einige Zeit unter der Leitung des Missionars Schön geblieben, den er sehr tüchtig bei der Uebersetzung der Heiligen Schrift in die Haussasprache und bei der Erweiterung seines Wörterbuchs dieser Sprache unterstützt hat. Bei einer für den Sudan ungewöhnlich niedrigen Temperatur — das Thermometer zeigte am Morgen nur 4½° C. über dem Gefrierpunkt — durchzog die Reisegesellschaft die fruchtbare und auch an Weidegründen und Sumpfwaldungen reiche Provinz Koiam und setzte bei den Ruinen von Ghasr-Eggomo oder Birni, der alten Hauptstadt des Bornureichs, über den Komádugu Wáube, dessen Wasserstand sich von dem des Scheri und Benue durch die Eigenthümlichkeit unterscheidet, daß er im September ganz trocken ist und im November über seine Ufer tritt, der aber jetzt bereits im starken Abnehmen begriffen war. Die Expedition verfolgte nun, ziemlich parallel der von Barth auf seiner Herreise eingehaltenen Richtung, den nördlichen Arm dieses die Provinz Manga bewässernden Flusses, der, wie die meisten afrikanischen Flüsse, in seinem mittlern und obern Laufe eine ausgedehnte see- oder sumpfartige Erweiterung bildet. Von Surrikulo aus schlug man eine fast nördliche Richtung durch die bisjetzt so gut wie völlig unbekannten gebirgigen Gebiete der äußersten nördlichen Grenzprovinz Munio ein, welche an dem höchst interessanten, ausgedehnten Natronsee bei Bune vorbeiführte. In Gure, der Hauptstadt Munios, stattete Barth dem tüchtigen und einflußreichen Statthalter dieser erst unlängst von den Tuareg zurückeroberten Grenzprovinz, Kosso, einen Besuch ab und wandte sich dann wieder westlich durch Sinder, die nordwestlichste Grenzprovinz Bornus, wo er mit frischangekommenen Geldmitteln seine Reiseausrüstung vervollständigte. Während seines Aufenthalts hier gelang ihm auch endlich die Beseitigung jenes eigenthümlichen Fußübels, dem fast alle Europäer im dortigen Klima ausgesetzt und infolge dessen oft die ganzen Beine vom Knie abwärts mit Wunden und Narben bedeckt sind. Neu gestärkt brach er am 30. Januar auf, um den ziemlich unsichern und gefährlichen Grenzgau zwischen dem Gebiete der unabhängigen Haussaua und dem der Fulbe, den Sitz unabhängiger Heidenstämme, zu durchziehen, und er gelangte glücklich über Tassáua und Gasáua in das Reich Sokoto. Nach einem längern Aufenthalte in Katsena, wo er für 650 spanische Thaler Einkäufe

*) Vgl. die Besprechungen der frühern Bände dieses Werks in Nr. 40 d. Bl. f. 1857 und in Nr. 7 d. J. D. Red.

machte, reiste er in Begleitung des Ghaladima (oder Vezier) von Sokoto durch die von einem Heere der Goberáua bedrohten Nordprovinzen des Reichs über Syrmi und die berüchtigte Wildniß von Gundumi und erreichte am 31. März das Dorf Gauassu am Rande der letztern, wo Aliu, der Emir el Mumenin von Sokoto, im Begriff einen Heerzug gegen die Goberáua zu unternehmen, sein Lager aufgeschlagen hatte. Der Emir empfing ihn mit großer Freundlichkeit und in bester Laune, versicherte ihm, daß er den Gang der Mission und besonders Barth's eigene Schritte mit größtem Interesse verfolgt, auch von seiner Reise nach Adamaua gehört habe, und willfahrte rückhaltslos seinen beiden Gesuchen, ihm einen Freibrief zu geben, der allen englischen Kaufleuten bei einem Besuche seines Gebiets in Handelszwecken volle Sicherheit für ihre Person und ihr Eigenthum gewähre, und ihm seine Reise nach Timbuktu, welche zur Zeit durch den Aufstand der Provinz Kebbi sehr erschwert werde, vermittelst seines weitreichenden Einflusses nach Kräften zu erleichtern. Barth schildert den Emir als einen untersetzten Mann von mittlerer Größe und mit einem runden, vollen Gesicht, das deutlich eher die Züge seiner Mutter, einer Haussasklavin, als diejenigen seines Vaters Mohammed Bello, eines freien und edeln Pullo, zeigte. Seine Kleidung war überaus einfach und legte ebenfalls Zeugniß davon ab, daß er den reinen Pullocharakter aufgegeben hatte; denn sie bestand fast nur in einem Hemde von grauer Farbe. Auch sein Gesicht war unverhüllt, während sein Vater Bello selbst in seiner Privatwohnung, wenigstens vor einem Fremden, niemals verfehlte dasselbe zu verhüllen. Barth verabschiedete sich vom Sultan, der mit seinem Heer gegen den Feind aufbrach, und verfügte sich nach Wurno, der gegenwärtigen, hart an der Nordgrenze des Reichs gelegenen Residenzstadt der Herrscher von Sokoto.

Die Fulbe (Fula, Féllani, Fellāta, Fullān), der intelligenteste aller afrikanischen Stämme, haben als Eroberer gänzlich verschiedene nationale Elemente in sich aufgenommen und besitzen daher einen etwas unbestimmten Charakter. Einzelne Stämme sind zwar nicht gänzlich in dem Hauptstamm aufgegangen, haben aber wenigstens ihr eigenthümliches Idiom ganz vergessen und die Fulfuldasprache angenommen; so z. B. die Ssissilbe, eine Abtheilung des zahlreichen Stammes der Wákore, zu denen auch die sogenannten Mandingo gehören. Andere sind vollständig vom Hauptstamme verschlungen, wie die aus einer Mischung des Djolof-Elements hervorgegangenen Tórobe, die jetzt sogar für den edelsten Theil der Bevölkerung gelten. Andere Abtheilungen sind dagegen sehr erniedrigt, z. B. die Djawambe, die noch im 16. Jahrhundert ein selbständiges Reich am obern Niger bildeten, die Laube am Senegal, jetzt im allgemeinen zu dem Range von Tischlern herabgedrückt, die nebst andern auf ähnliche Weise unterdrückten Stämmen dem Gemeinwesen der Fulbe den Charakter einer Kastenabtheilung geben. Das Verschmelzen dieser westlichen Stämme mit der Pullonation bietet, der gewöhnlichen Ansicht gegenüber, einen unumstößlichen Beweis dafür dar, daß der Eroberungszug der letztern sich von Westen nach Osten bewegte, obwol ihr Ursprung in vorhistorischen Zeiten in der Richtung nach Osten zu suchen sein mag. Barth ist der Meinung, es werde sich mit der Zeit klar herausstellen, daß die Fulbe die Pyrrhi Aethiopes des Ptolemäus und die helle herrschende Bevölkerung von Ghanata waren. Schon im 16. Jahrhundert waren die Fulbe in den Landschaften östlich vom Niger stark und nicht ohne Einfluß und im nächsten Jahrhundert finden wir Fulbestämme selbst in verschiedenen Ortschaften Baghirmis angesessen. Aber eben in dieser weiten Verbreitung lag der Grund, daß die Nation in den einzelnen schwachen Königreichen, wo sie eine neue Heimat gefunden hatte, mit Ausnahme von Bághena, machtlos blieb. Eine neue Epoche für sie eröffnete sich erst im Jahre 1802, als Bāna, der Herrscher von Gober, den Scheich Othman und die übrigen Fulbehäuptlinge vor sich lud und die Ansprüche, welche sie zu machen anfingen, mit Strenge zurückwies. Othman war zu jener Zeit im Dorfe Daghel unweit des heutigen Wurno angesiedelt, wo er bei seinen Landsleuten das Amt eines Imam verwaltete, und hatte schon früher angefangen, ihnen einen neuen religiösen Impuls zu geben, der sie über ihre kleinlichen Privatinteressen erhob. Damals aber mit Unwillen erfüllt über die Art, wie er, der große Gläubige, sich von jenen Heiden, den Goberaua, behandelt sah, ward er angespornt, den Versuch zu wagen, sich und seine Stammesgenossen von der Gewalt des eingeborenen Landesherrschers unabhängig zu machen. Nachdem er daher seine Landsleute versammelt hatte, die ihn unter diesen Umständen zum Scheich ernannten, erhob er die Fahne religiöser und politischer Genossenschaft seines Stammes. Seine Unternehmung war im Anfange keineswegs erfolgreich; aber der Fanatismus seiner Anhänger, die er fortwährend durch seine religiösen Gesänge (deren berühmtesten der Verfasser im Anhange mittheilt) zu frischer Energie begeisterte, war so groß, daß er zuletzt glücklich genug war, den Grund zu einem ausgedehnten Reiche zu legen. Dabei ward er nach Kräften von seinem Bruder Abd-Allahi unterstützt, der, obgleich ihm an Jahren überlegen, der erste gewesen war, welcher ihm seine Huldigung darbrachte, sowie auch, und zwar ganz besonders, von seinem Sohne Mohammed Bello. Othman nahm seine Residenz zuerst in Gando, wo er eine lange Zeit hindurch belagert wurde, später in Ssiffáua, bis er sein Leben in einer gewissen fanatischen Ekstase endete, wie dies Clapperton geschildert hat. Sein Sohn und Nachfolger Mohammed Bello war bemüht, mehr Ordnung in das befestigte Reich zu bringen. Er zeichnete sich nicht weniger durch seine große Liebe zur Gelehrsamkeit als durch seine kriegerische Gesinnung aus, und verdient überhaupt einen hohen Rang unter den afrikanischen Herrschern, wenn er auch in seinen kriegerischen Unternehmungen nicht immer glücklich war und ihm wie allen Fulbe das eigentliche Organisationstalent abging. Seine Kämpfe gegen die einheimischen Stämme sowie gegen seinen großen Nebenbuhler Mohammed-el-Kanemi von Bornu entschei-

digen die Art, wie er Clapperton bei dessen zweitem Besuche behandelte. Von der Regierung seines Bruders und Nachfolgers Atiku (1832—37) wissen wir weiter nichts, als daß während derselben volle Sicherheit geherrscht haben soll. Dagegen machte sich unter dessen Nachfolger Aliu, einem Sohne Bello's, der Geist nationaler Unabhängigkeit in einem weitgreifenden Befreiungskriege Luft. Da diesem Fürsten die meisten von den edeln Eigenschaften seines Vaters und zumeist dessen kriegerische Gesinnung abgehen, so befand sich das ausgedehnte Reich, das sich im Süden bis an den Benue und im Südosten fast bis an den Sserwele oder Schari erstreckte, bei der Ankunft Barth's in einer höchst trostlosen Lage, aus der nur ein kräftigerer Herrscher es zu retten vermag.

Barth hatte während seines langen Aufenthalts in Wurno und in dem nicht weit südöstlich davon gelegenen, immer mehr verfallenden Sokoto, der eigentlichen Haupt- und frühern Residenzstadt des Reichs, hinlängliche Veranlassung, die traurigen Verhältnisse desselben kennen zu lernen. Endlich konnte er sich von Aliu verabschieden, der mit wenig Beute und ohne allen Ruhm von seinem Feldzuge zurückkehrte, und setzte am 8. Mai seine Reise fort. Ein neuntägiger Marsch in südwestlicher Richtung brachte ihn nach Gando, der Residenz Chalilu's, des Beherrschers des westlichen Pulloreichs, dessen Provinzen beide Ufer des Niger einschließen. Chalilu ist ein Sohn des obengenannten Abd Allahi, dem sein Bruder Othman bei seinem Tode den westlichen Theil des weiten, von ihm beherrschten Gebiets abtrat. Er folgte seinem Bruder Mohammed Wani vor etwa 17 Jahren, lebt aber seit seinem Regierungsantritt in einem Zustande mönchischer Zurückgezogenheit. Dieser Umstand, welcher Barth dazu nöthigte, seine Geschenke durch eine treulose Mittelsperson überreichen zu lassen, verursachte ihm viel Schwierigkeiten; nur durch ein wiederholtes Geschenk brachte er es dahin, daß ihm Chalilu nicht blos die Weiterreise gestattete, sondern ihm sogar einen eigenhändigen Freibrief für Engländer überhaupt gab. Durch den Aufstand Daud's, des aufständischen Häuptlings der Kabaua, befand sich das Reich in solcher Zerrüttung, daß Barth keinen Ausflug in die Umgegend der Stadt wagen konnte. Dagegen hatte er das Glück, von dem gelehrten Bochari, einem Sohne Mohammed Wani's, eine Handschrift des überaus schätzbaren historischen Werkes Ahmed Baba's zu erhalten, das ihm einen ungeahnten Blick in die frühere Macht des Sonrhayreichs verstattete, und daraus die im neunten Bande der „Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft" veröffentlichten Auszüge zu machen. Am 4. Juni, nach bereits angebrochener Regenzeit, verließ Barth die von einem herrlichen Pflanzenschmuck umkleidete, aber äußerst düstere und todte Hauptstadt des ausgedehnten Reiches Gando, dessen herrliche Provinzen an jenem großen westafrikanischen Flusse, der einen so leichten Zutritt in diesen Erdtheil eröffnet, oder an dessen Armen gelegen sind, damals aber meistentheils in einen Abgrund von Anarchie versunken waren.

Die Straße führte längs der sumpfigen oder trockenen Faddama anfangs in westlicher, später in nordwestlicher Richtung durch die fruchtbare Provinz Kebbi, deren östlicher Theil noch zu Sokoto gehört. Hier sah der Reisende auch die schöne Stätte von Birni-n-Kebbi, deren einstige Größe jetzt nur noch durch die Größe der Mauer angedeutet wird. Während das Sonrhayreich in Trümmer zerschmettert wurde, ward sie nicht nur der Mittelpunkt eines bedeutenden Handels, sondern auch der Sitz eines mächtigen Königreichs, das zur Zeit seiner Blüte seine Herrschaft über alle benachbarten Länder am Niger ausbreitete und selbst mit dem mächtigen Bornureiche unter dem kriegerischen Mohammed einen nicht erfolglosen Kampf unternehmen konnte, aber endlich 1806 von den Fulbe erobert ward. Ein langer Tagemarsch durch eine gefahrvolle dichte Waldwildniß brachte die Reisenden in das Foghathal, die Grenzscheide zwischen den beiden großen Stämmen der Haussaua und Sonrhay, wo auf 30 Fuß hohen, fast regelmäßig viereckigen Schuttterrassen nach Art der alten assyrischen Städte Salzweiler erbaut sind, zu deren Füßen sich seichte schmuzige Pfuhle salzhaltigen Wassers von fast schwarzer Farbe ausbreiten, welches den ganzen Thalboden mit seinem Salzgehalte durchschwängert und aus dem die kriegerischen Thalbewohner ein werthvolles Salz zu gewinnen verstehen.

Am 20. Juni erreichte endlich Barth das nächste Ziel seines rastlosen Forscherdranges, seiner heißen Sehnsucht: er hielt mit seinem Rosse der Stadt Ssay gegenüber an den Ufern des mächtigen Nigerstroms, der hier zwar nur 1000 Schritt breit ist, aber seine Fluten (bis auf einen einzigen kleinen Felsen) ungebrochen zwischen 20—30 Fuß hohen Felsufern mit einer Schnelligkeit von ungefähr drei (englischen) Meilen in der Stunde dahinrollt. Wie alle centralafrikanischen Flüsse führt er in den Gebieten verschiedener Zungen verschiedene Namen: er ist der „Große Fluß", der „Dhiuliba" oder „Duli-ba", der Mandingo (Duli) oder Wäkore, der „Mayo" der Fulbe, der „Eghirrëu" der Imóscharh oder Tuáreg, der „Issa" oder „Ssai" der Sonrhay, der „Kuára" der Kómbori, der „Baki-n-rua" der Haussaua. Der Name „Niger" kommt von dem Worte „n-eghirrëu", ist also mit dem Ausdrucke der Tuareg identisch. Von Ssay aus, das ungefähr unter 13° nördl. Br. und 2½° östl. L. von Greenwich gelegen ist, erstreckt sich der Fluß aufwärts in fast gerader nordwestlicher Richtung bis in die Nähe des 18. Breitengrades, wo er im Distrikt Burrum (0° östl. L.) eine ziemlich gerade westliche Richtung bis Timbuktu (3° westl. L.) einschlägt, um von hier wieder in südwestlicher Richtung bis zu der mit Ssay fast genau unter demselben Breitengrade gelegenen Stadt Djenni im Reiche Mássina hinaufzusteigen, von wo sich seine noch unerforschten Quellen weiter westlich in die Nähe der Quellen des Senegal hin verlieren. Denkt man sich daher die untere, größere Parallellinie hinweg, so stellt der Lauf des Niger zwischen den angedeuteten vier Punkten ziemlich genau die Form eines Paralleltrapezes mit beinahe gleichen Winkeln dar. Verlängert man sodann im Gedanken die östliche Seite um ihre eigene Größe,

also bis zum 8° nördl. Br., so erreicht man ziemlich den Punkt, wo der große östliche Nebenarm, der Benue, einmündet und mit dem Hauptarme vereint in ziemlich südlicher Richtung der Bucht von Benin zuströmt.

Die Stadt Ssay ist ziemlich groß und trotz ihres erstaunlichen Mangels an Betriebsamkeit für die Europäer der bedeutendste Punkt in dieser ganzen Flußlandschaft, wenn es ihnen einmal gelingt die Flußschnellen weiter unten zwischen Rabba und Yauri zu passiren. Der dortige Statthalter war über die Ankunft Barth's — des ersten Christen, der diesen Platz je besucht hatte, da Mungo Park auf seiner ewig denkwürdigen Nigerfahrt hier ganz unbemerkt vorbeigeschifft zu sein scheint — höchlichst entzückt und hegte den ernstlichsten Wunsch, daß ein Dampfschiff oder anderes Fahrzeug der Europäer den Fluß heraufkommen und seinen Markt mit europäischen Erzeugnissen versehen möge. Als er aber hörte, daß der Reisende keinen Handel treibe, fing er an, denselben mit Argwohn zu betrachten und seine Abreise zu betreiben. Barth verweilte auch nur wenige Tage. Da an eine Flußfahrt stromaufwärts fürs erste gar nicht zu denken war, so mußte er, den vom Niger zwischen Ssay und Timbuktu gebildeten stumpfen Winkel abschneidend, in möglichst gerader Richtung den Landweg nach letzterer Stadt verfolgen. Dabei zeigte sich aber ein Uebelstand, den Barth auf seinen bisherigen Reisen noch nie verspürt hatte: er sowol wie seine Begleiter waren der Sprache der Sonrhay, des Grundstocks der Bewohner der vor ihm liegenden Gegenden, unkundig und sein eigenes Studium war zunächst ausschließlich dem Fulfulda, der Sprache des erobernden Stammes, gewidmet. Er mußte am 24. Juni die Weiterreise antreten, ohne einen sprachkundigen Landeseingeborenen für seinen Dienst gewinnen zu können.

Der Weg führte zunächst durch die hügelige Landschaft Gurma, in deren Hauptstadt Tschampagóre Barth den ausgezeichneten Häuptling Mohammed Galaidja besuchte. Er schildert denselben als einen Mann von ungefähr 70 Jahren mit einem überaus angenehmen, fast europäischen Gesichtsausdruck. Galaidjo folgte im Jahre 1815 seinem Vater Hambodedjo, dem mächtigsten Häuptlinge Mássinas oder Melles am obern Niger, wo nach dem Sturze des Sonrhayreichs durch Mulai Hamed von Morokko viele kleine Königreiche entstanden waren. Nun ereignete es sich, daß durch die große religiös-politische Bewegung der Fulbe in Gober angeregt, sich auch unter deren Stammesgenossen am obern Niger ein Anführer erhob, welcher sich dasselbe Ziel der Verbreitung des Islam in seiner neuen gereinigten Form stellte. Dieser Anführer war Mohammed oder Hamed Lebbo. Bei seiner Ankunft in Mássina (1817) schloß er anfangs ein Bündniß mit Galaidjo, der selbst den Islam annahm, und eroberte mit ihm verbrüdert das benachbarte Land. Als er aber später von seinem Verbündeten Unterwerfung und Anerkennung seiner Oberherrschaft verlangte, ward Galaidjo in einen dreijährigen Krieg mit ihm verwickelt und sah sich zuletzt genöthigt, mit dem Reste seiner Anhänger weiter östlich eine neue Heimat zu suchen, wo ihn der Herrscher von Gando mit offenen Armen aufnahm. Dieser war nämlich mit dem unabhängigen Treiben Lebbo's und seines Sohnes und Nachfolgers Ahmedu keineswegs zufrieden; denn jene Reformatoren gingen in ihrem puritanischen Eifer und ihrer Siegesüberhebung so weit, daß sie ihren Landsleuten in Sokoto und Gando eine Botschaft des Inhalts zuschickten, wenn sie sich nicht bequemen wollten, die Zahl ihrer Weiber auf zwei zu beschränken und ihrer weiten weiblichen Kleidung zu entsagen, so würden sie ihnen einen feindlichen Besuch machen. Aus diesem Grunde herrscht noch jetzt kein freundschaftliches Verhältniß zwischen den Höfen von Sokoto und Gando einerseits und dem von Hamd-Allahi andererseits; daher auch die von dem sonst in jeder Beziehung so bereitwilligen Aliu an Barth gestellte Bedingung, den letztgenannten Hof nicht zu besuchen. Die eingewanderte Gemeinde hat inmitten der Umwohner ihren eigenthümlichen Typus und ihre ursprünglichen Sitten fest bewahrt. Während alle Fulbe der Umgegend ein ziemlich schlanker Menschenschlag mit ausdrucksvollen und scharf geschnittenen Zügen sind und sich durchaus in weiße Farben kleiden, sind diese Einwanderer untersetzte, kräftige Leute mit offenen, runden Zügen und langem, schwarzem, buschigem Haar, alle gleichmäßig in hellblaue Toben gekleidet und ohne Ausnahme mit Feuergewehr, oft mit französischen Doppelflinten bewaffnet, einzelne in ihrer Haltung an den Charakter des Europäers erinnernd. Gurma enthält außerdem noch eine Reihe unabhängiger (mit den südwestlich davon wohnenden Mossi oder More und Tombo verwandter) Stämme unter einheimischen Häuptlingen, von denen namentlich die Torobe specielle Erwähnung verdienen.

Bald nach dem Eintritte in die nordwestlich von Gurma gelegene Provinz Yaghe setzten die Reisenden über die Ssirba, einen hier fast 100 Schritt breiten und 12 Fuß tiefen Nebenfluß des Niger. Drei weitere mächtige Ströme, alle ebenfalls südöstlichen Laufs, welche sie weiterhin zu passiren hatten, ergossen sich wahrscheinlich in die letztere. An der Grenze von Libtako, der nordöstlichsten Provinz des Gonborreichs, war wieder ein bedeutender Waldstrom von wenigstens 600 Schritt Breite und 4½ Fuß Tiefe zu überschreiten. Ueberhaupt hatte man eine sehr wasserreiche Gegend betreten; der Boden hat nämlich zu wenig Neigung, um dem sich ansammelnden Wasser die Möglichkeit des Abflusses zu gewähren, sodaß sich hier und da ansehnliche Wasserbecken, oft in der Ausdehnung eines ungeheuern Sees, bilden. Ein solches sammelt sich z. B. alljährlich an der Westseite von Dore, der äußerst verfallenen Hauptstadt der in einem völlig anarchischen Zustande befindlichen, von den immer weiter südlich vordringenden Tuareg bedrohten Provinz Libtako, welche jedoch ein großer Verkehrspunkt für die Araber von Asauād, dem nördlich von Timbuktu gelegenen Wüstenstrich, ist, deren verschiedene Straßen sich sämmtlich an einem großen seeartigen Hinterwasser des Niger, dem Chalébleb, etwa 40 Meilen nördlich von Dore, vereinigen, dessen Wässer nach der Regenzeit mit der erwähnten

Ansammlung bei der Hauptstadt in Verbindung steht. Die Araber bringen hauptsächlich Salz, die östlichen Mandingo weiße Kolanüsse und Muscheln, die Einwohner von Mossi Esel und Baumwollenstreifen, die Uferbewohner des Niger Butter und Korn auf den Markt.

Barth hatte kurz zuvor einen Araber aus Walata (westlich von Timbuktu) in seinen Dienst genommen, der außer dem Arabischen auch Fulfulda, Sonrhay, Mossi, Bambora und Temäschirht sprach; aber dieser verschlagene und treulose Mensch, der durch Barth's Erzählung eine schmachvolle Unsterblichkeit erlangt hat, war seinem Herrn in dem noch bevorstehenden gefährlichsten Abschnitte seiner Reise eher ein Hemmniß und ein Fluch, als eine Hülfe. Infolge der unaufhörlichen Regengüsse schwollen die zahlreichen Flüsse und Sümpfe so sehr an, daß ihr Uebergang mit vielfachem Aufenthalt und zahlreichen Schwierigkeiten verbunden war. Es war dem Reisenden vollkommen unmöglich, den Lauf dieser meist ganz zeitweiligen Waldströme und ihr Verhältniß untereinander näher zu bestimmen, und ebenso vermochte er später auf seiner Straße am Ufer des Niger herab nur wenige von den untern Stromläufen dieser Gegend mit den auf der Hinreise nach Timbuktu durchschnittenen obern Stromläufen in Verbindung zu setzen. Der bedeutendste dieser Ströme war der Buggoma in der Landschaft Aribinda, der erst nach vielen vergeblichen Bemühungen zur größten Noth an einer Stelle passirt werden konnte, wo er einen eine halbe Meile breiten Sumpf bildete. Während die Reisegesellschaft im Walde nach einer Furt suchte, stürzten plötzlich 150—200 halbnackte Menschen von wildem Aussehen, jeder mit ein paar Speeren und einem zerfetzten Schilde aus dem Felle der Leukoryx bewaffnet, aus dem Gebüsche hervor und umzingelten sie, ihre Waffen mit kriegerischen Geberden über den Köpfen schwenkend. Barth erzählt:

Es schien sich eine ernsthafte Angelegenheit entwickeln zu wollen. Hierbei war nun das Geleit meines Walaters jedenfalls von Nutzen; denn als ich, von diesen kriegerischen Gestalten umdrängt, mein Gewehr anlegte, bat mich dieser schlaue Gefährte, ruhig gerade auf die Leute loszureiten. Während ich es nun that, gab er den Eingeborenen durch Schreien zu verstehen, daß ich ein Scherif sei und ein Freund des Scheichs El Bakáy, welchem ich eine Anzahl Bücher aus dem Orient brächte. Infolge dessen ließen sie plötzlich ihre Speere sinken und umdrängten mich mit den dringendsten Bitten, ihnen meinen Segen zu verleihen. Die Umstände, in denen ich mich befand, zwangen mich ihren Wunsch zu erfüllen; aber es war keineswegs eine angenehme Sache, meine Hand auf alle diese schmuzigen Köpfe zu legen.

Die Gefahr wurde ungleich größer, als man die steinige, von dem Bomborigebirge mit seinen malerischen, burgartigen Felsenmassen durchzogene Provinz Dalla erreichte, die von einem Statthalter regiert wird, der dem fanatischen, in Hamd-Allahi residirenden Herrscher von Massina in directer Abhängigkeit unterworfen ist. Da letztere nun nimmermehr einem Christen erlaubt haben würde, sein Gebiet zu betreten, und überdies gerade damals ein junger, ganz unerfahrener Prinz Namens Ahmadu an die Regierung gekommen war, so sah sich Barth gezwungen den Charakter eines Arabers anzunehmen und hielt es unter diesen Umständen für das Beste, gleich als Scherif aufzutreten. Nichtsdestoweniger mußte er dem Statthalter noch unterwegs in einem Dorfe seine Aufwartung machen. Dieser steht mit seinem südlichen Collegen und Nachbar, dem Statthalter von Gilgodji, fast beständig auf dem Kriegsfuße, wie das mit beinahe allen diesen Häuptlingen der Fall ist, obwol sie die Lehnsdiener desselben Oberherrn sind. Später sollte ihn Barth unter ganz veränderten Verhältnissen wiedersehen, nämlich als Verbannten, wo er sogar genöthigt war, ihn um Schutz gegen seine eigenen Landsleute und Glaubensgenossen anzuflehen. Höchst eigenthümlich ist der zugleich mit dem Islam über diesen ganzen Theil des Sudan eingeführte Baustil: die hohen runden Thonhäuser mit ihren spitzen konischen Strohdächern und ihren Verbindungsmauern geben den Ortschaften das Aussehen von Miniaturfestungen mit zahlreichen Bastionen, Thürmen und Courtinen, während die sie umgebenden einzelnen Stroh- und Rohrhütten sich oft wie Zipfelmützen ausnehmen. Sonrhay und Fulbe wohnen hier mehr oder weniger vermischt untereinander.

Man betrat nunmehr dasjenige Gebiet, wo die Tuareg Iregenäten (d. h. die gemischten Stämme) ihre Zeltlager aufgeschlagen hatten. Barth wußte sich durch Geschenke die Freundschaft dieser nomadischen Viehzüchter zu gewinnen, die er als Leute von breitschulterigem Wuchse, untersetzt und von schönem Ebenmaß der Glieder, mit einem gefälligen Gesichtsausdruck und einer weißen Hauptfarbe beschreibt. Unter dem Schutze dieser neuen Freunde, welche durch die Berührung mit den ungastlichen Sonrhay ihre alte Gastlichkeit nicht ganz verlernt hatten, setzte nun Barth unter fortwährender Angst vor Verrath von seiten des habsüchtigen Walaters, der diese seine Lage zu mannichfaltigen Erpressungen benutzte, seine Reise weiter fort und traf am 18. August in der Stadt Bámbare ein. In dieser kleinen, von räuberischen Fulbe bewohnten Ortschaft mußte er unter so peinlichen Umständen mehrere Tage verweilen, während der Walater und ein anderer seiner Diener dem großen Tuareghäuptling Ssomki, dessen Lager sich in der Nähe von Ssaraiyámo befand, von ihm ein ansehnliches Geschenk überbrachten, um sich seines Schutzes zu versichern. Bámbare liegt an einem Arme oder vielmehr todten Hinterwasser des Niger, das während des höchsten Standes der Ueberschwemmung, d. h. 4—5 Monate im Jahre, auf doppeltem Wege einen directen Flußverkehr mit Timbuktu gestattet. Dieses flache Gewässer wird im Westen von einer Hügelkette begrenzt, welche das in südwestlicher Richtung 7—8 Meilen lange herrliche Seebecken des Nyéngai davon absondert. Nach der Rückkehr seiner Diener brach Barth, der inzwischen den Bewohnern von Bámbare auf deren Gesuch durch seine Fürsprache bei Allah Regen erwirkt hatte, wieder auf, passirte den erwähnten See und kam Tags darauf im Lager Ssomki's an. Obwol hier und anderwärts einigemal nahe daran entlarvt zu werden, gelangte er glücklich nach Ssaraiyámo, einer leidlich blühenden Stadt von etwa 5000 Einwohnern, deren Statthalter direct

unter dem Befehle des Herrschers von Hamd-Allahi steht. Barth mußte hier nicht nur vor einer Versammlung der Vornehmen das Eröffnungsgebet des Kuran hersagen, was er mit gleich günstigem Erfolge wie in Bámbare that, sondern auch dem Statthalter Othman ärztlichen Beistand leisten und ihm sodann seinen Segen zu einer Reise nach der Hauptstadt ertheilen, auch dies mit gleicher Wirksamkeit. Als der Statthalter später erfuhr, daß der vermeintliche Scherif ein Christ sei, ward er sehr entrüstet, weil er in dieser Beziehung nicht den leisesten Argwohn gehegt hatte. Dies machte nun dem Scheich El Bakáy nicht wenig Vergnügen und er schrieb jenem zu wiederholten malen, er solle doch ganz zufrieden sein, daß ihm ein so böser Mensch wie ein Christ nicht allein Regen, sondern sogar eine gute Aufnahme bei seinem Oberherrn verschafft habe.

Weit über dieses ganze Land hin breitet sich ein Netz von Flußarmen, Hinterwässern und Kanälen aus, von dem man früher gar keine Vorstellung hatte, und das während einer gewissen Jahreszeit eine gewaltige Wasserverbindung eröffnet. In der Regenzeit reist man von hier auf einem westlichen Arme nach Timbuktu, während man zu Anfang der Flußschwelle eine östliche Abbiegung machen muß. Auf dem letztern Arme trat auch Barth, unter Zurücklassung eines Theils seiner Pferde und Kameele, in froher, gehobener Stimmung am 1. September seine überaus interessante Flußfahrt an. Der Fluß, bei Ssaraiyámo 450—500 Schritt breit, ist bald offen, bald mit „Byrgu", einem reichsaftigen Grase, welches dort das Hauptfutter für Rinder und Pferde bildet und sogar den Menschen mit einem süßen Getränk und einer Art schlechten Honigs versorgt, sowie mit weißen Wasserlilien so dicht überwachsen, daß an vielen Stellen das Ruder gar nicht zu gebrauchen ist. Auch die Ufer sind bald mit hohem Rohrgras überwachsen, bald frei und mit zahlreichen Dumpalmen und Tamarinden geschmückt. Ein böser Uebelstand ist aber, daß die größern Boote in diesen seichten Hinterwässern nicht nahe genug ans Ufer herangefahren werden können und daher die Passagiere täglich zwei- bis dreimal durch das Wasser zu waten haben. Diese Ufer, einst belebt von dem Geräusch vieler größern und kleinern Dörfer der eingeborenen Sonrhay, sind jetzt auf große Strecken in Stille und Verödung begraben. Lebhafter wurden dieselben, als man sich am 4. September der Insel Kora näherte, um deren Nordspitze herum man in den majestätischen Hauptarm des Stroms einbog, der an dieser Stelle etwa eine englische Meile breit war. Der Verfasser sagt:

Es war mir recht interessant, hier die vom wohlverdienten französischen Reisenden René Caillié auf seiner mühevollen und gefährlichen Reise durch den ganzen westlichen Theil von Nordafrika, von Sierra Leone nach Morokko, verfolgte Straße zu erreichen, und es ist mir eine angenehme Pflicht, die allgemeine Richtigkeit seiner Beschreibung zu bestätigen.

Er erklärt die Eifersucht der Engländer gegen ihn einfach dadurch, daß er hinzufügt, es sei den letztern ein unerträglicher Gedanke gewesen, daß einem armen, schutzlosen Abenteurer, der sich unter dem schmählichsten Lügennetz verbergen mußte, ein Unternehmen gelingen sollte, dem einer der kühnsten und hochherzigsten Offiziere des Heeres, Major Laing, zum Opfer gefallen war. Am 5. September landete Barth in Kábara, der Hafen Timbuktus. Leider war ihm bereits die unerfreuliche Nachricht geworden, daß der Scheich Ahmed El Bakáy, auf dessen allgemein gerühmten edeln und zuverlässigen Charakter er sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte, zur Zeit abwesend sei. Barth empfand in dieser Lage wie schon anderwärts schmerzlich den Mangel eines directen Empfehlungsbriefs von Konstantinopel: er ward alsbald Gegenstand der Neugier, der Zudringlichkeit, des Argwohns, der Habsucht, ja selbst unzweideutiger Bedrohung. Am zweiten Tage darauf ritt er, begleitet von Ssidi Alawate, einem jüngern Bruder des Scheichs, dem sein wahrer Charakter insgeheim mitgetheilt worden war, durch eine Landschaft, die entschieden den Charakter einer Wüste dem langersehnten Ziele seiner Reise entgegen und von einer ihm entgegenkommenden Schar Leute aus der Stadt begrüßt, nicht ohne neue Gefahr bei dieser Gelegenheit sich zu verrathen, seinen Einzug in Timbuktu, wo er sich in einem dem Scheich gehörigen Hause eigenen Wohnung desselben gegenüber einquartierte.

Timbuktu (ursprünglich Túmbutu) hat lange Zeit Europa als der Mittelpunkt und die Hauptstadt eines großen Negerreiches figurirt, aber mit Unrecht; denn es hat zu keiner Zeit, und am wenigsten in der ältern henden Periode des Landes, mehr als eine untergeordnete Rolle gespielt. Freilich war von dieser Periode überhaupt von der Geschichte des westlichen Sudan bis soviel wie nichts bekannt. Jetzt dagegen ist uns den bereits oben erwähnten glücklichen Umstand, daß Gelegenheit fand, die von Ahmed Baba, einem durch Stellung, reiche Lebenserfahrung und große Gelehrsamkeit ausgezeichneten Manne, verfaßte und aus innern wie äußern Gründen durchaus glaubwürdige, vollständige Geschichte des Reichs Sonrhay von den ersten Spuren historischer Urkunden bis zum Jahre 1640 unserer Zeitrechnung durchzusehen, ein überraschender Einblick in die bisher dunkeln Zeiträume der Geschichte jenes ausgedehnten und wichtigen Landgebiets eröffnet worden. Leider konnte Barth die Schrift nur theilweise excerpiren; aber diese Auszüge reichen hin, eine sehr fühlbare Lücke unsers historischen Wissens bis auf weiteres befriedigend auszufüllen, außer einer großen Menge in dem vorliegenden Reisewerke zerstreuten Notizen und einem der Geschichte des Sonrhayreichs und der Stadt Timbuktu eigens gewidmeten Kapitel ganz besonders die dem vierten Bande angehängten, 73 Seiten einnehmenden, chronologischen Tabellen über die Geschichte von Sonrhay und der benachbarten Königreiche zur Genüge darthun. Wir würden unserer Aufgabe nicht gerecht werden, wenn wir nicht den Versuch machen wollten, dieselbe in ihren Hauptzügen zu skizziren.

Das älteste Reich im Stromgebiete des Niger, von dem wir historische Kunde haben, ist das Königreich Ghana oder Ghánata, dessen centraler Theil die jetzige Provinz

Bághena südwestlich von Timbuktu (16° nördl. Br., 8° westl. L.) umfaßte. Dasselbe wurde um das Jahr 300 unserer Zeitrechnung von Wakayamangha gegründet und bis zum Beginn der Hedschra von 22 Königen aus einer weißen (leukäthiopischen?) Dynastie beherrscht. Sechzig Jahre später finden wir in Ghánata bereits ein ausgedehntes mohammedanisches Stadtviertel mit 12 Moscheen. Ueberhaupt streift die Verbreitung des Islam in jenen Gegenden an das Wunderbare. So bekannte sich zu Anfang des 9. Jahrhunderts Tilutan, der mächtige Wüstenhäuptling der Limtuna, zu der neuen Religion und bekehrte die benachbarten Negerstämme. Als der zweite Nachfolger desselben, Temim, 918 von den Senágha, welche um die Mitte des 10. Jahrhunderts über die ganze Nachbarschaft des Negerlandes mit Einschluß von Ghánata geherrscht zu haben scheinen, erschlagen worden war, theilten sich die Berberstämme an der Grenze der Wüste und des Negerlandes in die Herrschaft. Unter diesen werden Tin-Yerutan, der König von Audaghost, einer wichtigen Handelscolonie der Senágha westlich von Walâta am Kodiagebirge, und Tinesua, dem 23 Negerkönige tributpflichtig gewesen sein sollen, namentlich erwähnt. Audaghost, das später von Ghánata abhängig geworden war, wurde (1052) von Jáhia Ebn Omar, dem Häuptling der Merabotin (Tuareg), der Schüler des Religionslehrers Abd Allah Ebn Yassin, erobert und geplündert. Dessen Bruder Abu Bekr (1056—88) unternahm einen Kriegszug im großen Maßstabe gegen die Negerstämme, eroberte Ghánata von den Senágha und zwang einen großen Theil der Einwohner sowie die benachbarten Districte des Negerlandes zur Annahme des Islam. Im Jahre 1204 überwältigte der mit den Wakore eng verwandte Stamm der Mandingo oder Djuli die herrschende Klasse von Ghánata und gründete auf den Trümmern ihres Staats das mohammedanische Reich Melle, dessen Einfluß sich über den ganzen mittlern Lauf des Niger erstreckte. Der größte aus der Reihe der Könige von Melle, Mansa Mussa (1311—31), entwickelte die ganze militärische und politische Macht dieses Königreichs, das nach Ahmed Baba's Worten „eine Stärke zum Angriff ohne Maß und Grenze" besaß. Er unterwarf das aus den Ueberbleibseln von Ghánata gebildete Bághena, Sagha, Timbuktu und Sonrhay mit seiner Hauptstadt Gogo, blieb aber im besten Einverständniß mit dem Sultan Abu'l Hassan von El Mághreb (Morokko). Im Jahre 1326 unternahm er eine Pilgerfahrt nach Mekka mit einer äußerst zahlreichen Begleitung, die einer ganzen Armee glich, und mit großen Reichthümern, er nahm seinen Weg über Walata und Tauat und kehrte über Gogo zurück. Das eigentliche Melle scheint eine doppelte Regierungsform gehabt zu haben, eine politische und eine nationale. In ersterer Hinsicht war es in eine nördliche und eine südliche Provinz getheilt, die wahrscheinlich durch den Dhiuliba geschieden wurden; in der letztern aber bildete es drei große Provinzen mit je 12 Häuptlingen oder Statthaltern. Unter Mansa Mussa's Söhnen scheint das Reich einige Verluste erlitten zu haben; denn wir finden erwähnt, daß erst der Bruder des erstern und Nachfolger des letztern, Mansa Sliman (1335—59), seine Macht wiederhergestellt, Timbuktu abermals erobert und sogar das eigentliche Sonrhay zur Anerkennung seiner Oberherrschaft genöthigt habe. Nach seinem Tode schwächten lange Zeit hindurch innere Unruhen, Thronstreitigkeiten und schlechte Regierungen das Reich, das wir in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts unter fünf Parteien, nämlich unter die drei nationalen und die zwei politischen Statthalter getheilt finden; doch erscheint es noch in dem Bericht des Portugiesen Aloise Cada Mosto (1454) als das mächtigste Königreich des ganzen Negerlandes mit Einschluß von ganz Gambia und von großer Wichtigkeit für den Handel mit Gold über Kukia nach Aegypten und über Tumbutu nach Tauat und Wadan, dem damaligen Mittelpunkt des Sklavenhandels. Erst als infolge eines Thronstreits König Sonni Ali von Sonrhay die Hauptstädte zerstörte, ging das seit lange geschwächte Reich auf immer zu Grunde.

Der Ursprung des Reichs Sonrhay ist auf Sā Alayámin zurückzuführen, welcher zu Anfang des 7. Jahrhunderts nach Kukia kam und die älteste (wahrscheinlich libysche) Dynastie der Sā gründete. Von der Lage Kukias wissen wir weiter nichts, als daß es 15 Meilen von Ghánata entfernt und um die Mitte des 11. Jahrhunderts ausschließlich von Mohammedanern bewohnt war, während alles ringsumher noch dem Götzendienste huldigte. Später verlegten die Herrscher der genannten Dynastie, deren funfzehnter, Sa Kassi (1009), den Islam annahm, ihren Regierungssitz nach Göhö oder Gârhö, einer schon zu Ende des 9. Jahrhunderts blühenden und namentlich über Wârgela am Nordrande der Wüste (jedenfalls dem Bakalitis des Ptolemäus) im lebhaften Verkehr mit Nordafrika stehenden Handelsstadt, deren einer Theil von Mohammedanern, der andere von Heiden bewohnt war. Timbuktu wurde erst im Beginn des 12. Jahrhunderts von den Imoscharh gegründet, war aber anfangs nur ein unbedeutender Marktplatz. Der Sonrhaystaat wuchs allmählich an Ausdehnung und Macht, gerieth aber nichtsdestoweniger, wie bereits oben erwähnt, in Abhängigkeit von dem großen Mellekönig Mansa Mussa (1326). Auch Timbuktu scheint sich demselben ohne Widerstand ergeben zu haben, erntete aber aus dieser Abhängigkeit von dem mächtigern Königreiche bedeutende Vortheile, indem es nun gegen jede Gewaltthätigkeit der benachbarten Berberstämme geschützt war und bald ein Marktplatz ersten Ranges wurde, in welchen die angesehensten Kaufleute aus Missr, Fesan, Ghadâmes, Tauât, Tafilelt, Draah, Fâs, Sfuß und andern Orten nach und nach von Biru oder Walâta übersiedelten. Allein schon wenige Jahre darauf wurde es durch den König von Mossi (welches bis zur jüngsten Zeit die Sache des Heidenthums mit Erfolg verfochten hat) mit Feuer und Schwert verwüstet und blieb nun sieben Jahre lang sich selbst überlassen, bis es (1337) wieder in die Abhängigkeit von Melle zurückfiel, in welcher es Ebn Batuta auf seiner Reise (1352) über Ma-

lata, Melle oder Mäli (der Hauptstadt an einem nördlichen Arm des Dhiuliba), Mima und sodann zu Flusse über Kábara nach Gogo vorfand. Im Jahre 1433 wurde es von einem Stamme der Imöscharh unter Akil dem Volk von Melle entrissen und von den Eroberern, die einen einheimischen Statthalter einsetzten, anfangs mit ziemlicher Milde regiert, später aber bedrückt und gemishandelt.

Zu derselben Zeit, wo Timbuktu durch den Herrscher von Mossi erobert ward, entfloh der Sonrhayprinz Ali Killun von dem Hofe zu Melle, wo er als Geisel gehalten worden war, in sein Geburtsland nach Gogo und machte dasselbe durch die Stiftung der Ssonnidynastie in gewissem Grade von Melle unabhängig. Der sechzehnte König dieser Dynastie, Ssonni-Ali (1464—92), „der große Tyrann und berüchtigte Bösewicht“, gestaltete die ganze Physiognomie dieses Theils von Afrika um, indem er das Königreich Melle niederwarf. Er zog auf Veranlassung des Statthalters Omar gegen Timbuktu, welches zuvor niemals zum eigentlichen Sonrhay gehört hatte, nöthigte Akil zur Flucht, verwüstete und plünderte die Stadt und richtete unter deren Bewohnern, besonders unter den Gelehrten, ein furchtbares Gemetzel an. Sodann unterwarf er nicht nur Bághena, sondern auch Djinni, welches nicht einmal von den Königen von Melle erobert worden war, begnügte sich aber damit die Häuptlinge dieser Länder tributpflichtig zu machen. Ssonni Ali war es jedenfalls auch, an den João II. von Portugal eine Gesandtschaft schickte und der den Portugiesen erlaubte, in Wadan eine Factorei zu errichten, die sie jedoch nicht lange unterhielten, da der Ort zu unfruchtbar und von der Küste zu weit entfernt war. Er ertrank bei seiner Rückkehr von einem Kriegszuge gegen Gurma, nachdem er die Soghorān und die Fullān, deren Macht in dieser frühen Zeitperiode von höchstem Interesse ist, unterworfen hatte. Gegen seinen Sohn Abu Bekr Daud erhob sich einer seiner Offiziere, Mohammed ben Abu Bekr, ein Eingeborener von Sonrhay, der, anfangs zurückgeschlagen, zuletzt (1492) den König in einer höchst blutigen aber entscheidenden Schlacht besiegte und unter dem Namen Áskia oder Sikkia mit dem Titel Emīr el Mumenīn und Chalifa el Moslemīn den Thron bestieg.

Das erste, was dieser große Sonrhaykönig that, war, daß er seinen Unterthanen einige Ruhe gönnte, indem er einem Theil der Bevölkerung friedlichen Geschäften nachzugehen erlaubte. Nachdem er durch Eroberung der wichtigen Stadt Sagha und durch Unterwerfung des Mandingho-Statthalters von Melle und des Herrschers von Djinni sein Reich befestigt und erweitert hatte, unternahm er mit seinen Prinzen und Gelehrten, mit den ausgezeichnetsten Männern aller ihm untergebenen Stämme und 1500 Bewaffneten eine Pilgerfahrt nach Mekka, welche ihn mit dem Osten in Berührung brachte und am meisten zur Verbreitung seines Ruhms beitrug. Ueberhaupt ein Freund der Gelehrsamkeit, suchte er in der heiligen Stadt die Belehrung der unterrichtetsten und frömmsten Männer und verewigte sein Andenken durch freigebige Stiftungen. Nach seiner Rückkehr unternahm er einen Kriegszug gegen Mossi, dessen König er vergeblich zur Annahme des Islam aufgefordert hatte, brachte das bereits tributpflichtige Bághena unter seine unmittelbare Herrschaft und erschlug einen Häuptling der damals sowol im Süden (Gurma) als im Nordwesten und Südwesten schon sehr mächtigen Fulbe. Im Jahre darauf (1501) zerstörte er die Hauptstadt von Melle (vielleicht Ahmed Baba's Sillen oder Salna), damals die größte Stadt im Negerland mit fast 6000 Wohnhäusern, und legte dem Beherrscher dieses Landes einen so schweren Tribut auf, daß er diesem dadurch vollständig die Hände band. Hartnäckiger und langwieriger war der Kampf gegen Barbu, das zwischen Gurma, Yorube und dem Niger eingeschlossene Land, dessen kriegerische Einwohner ihm einen verzweifelten Widerstand entgegensetzten. Während der nächsten Jahre beschäftigte er sich, wie es scheint, ausschließlich mit den innern Angelegenheiten seines ausgedehnten Reichs und hielt sich meist in der Nähe von Timbuktu auf, wo er sich auch während Leo's Anwesenheit (1506) befand. Im Jahre 1512 zog er, sein Reich immer weiter nach Westen ausbreitend, gegen den mächtigen Häuptling Allain und erschlug ihn in Saru. Dieser höchst interessante Zug übte gewaltigen Einfluß bis auf die Küste, wo die unternehmenden Portugiesen zu jener Zeit ihre Macht entfalteten. Als nämlich Kolli, Allain's ältester Sohn, der gerade damals auf einem Kriegszuge abwesend war, das Schicksal seines Vaters erfuhr, floh er mit seinem Heere nach Futa, welches damals dem König von Djolof gehörte, ermordete diesen und setzte sich in den Besitz der Hälfte seines Reichs. Schon im nächsten Jahre finden wir Hadj Mohammed auf einem Feldzuge gegen Osten, wo er nach Leo's Aussage nicht nur Katsena, Gober (damals eine große Haupt- und Handelsstadt), Sanfera, Segheg, Kano und beinahe ganz Haussa unterwarf, sondern sogar die Berberstämme von Agades vertrieb und eine große Anzahl seiner eigenen Leute dorthin verpflanzte. Dies war jedenfalls der Höhepunkt seiner Macht; denn nach seiner Rückkehr empörte sich der Statthalter der Provinz Kebbi, schlug seinen Lehnsherrn und machte sich unabhängig. Es war aber auch der Höhepunkt seines Glücks: nach dem Tode seiner beiden treu ergebenen Brüder Omar Kumsághu und Omar ben Túmbutukoy ward er ein Spielzeug in den Händen seiner übermüthigen Söhne, bis endlich der muthmaßliche Thronerbe Mussa sich gegen ihn empörte und ihn (1529) zur Abdankung zwang. Ahmed Baba sagt, er sei zu mild gewesen, um ein unruhiges Land wie Sonrhay zu regieren. Innere Zerwürfnisse und unglückliche Kämpfe nach außen kennzeichnen die Regierung Mussa's und seines Neffen Mohammed Bánkore, während der kräftige Ismáail, ein jüngerer Sohn Hadj Mohammed's, schon nach drei Jahren starb. Dessen Bruder Isshák war der härteste König, der je über Sonrhay herrschte; er verschaffte sich aber auch bei seinen Feinden, selbst in den entlegensten Theilen seines ungeheuern Reichs, Achtung und wies die

unberechtigten Ansprüche des mächtigen Mulai Ahmed von Marokko mit Energie zurück. Sein Bruder Daûd (1553—82) war ein friedliebender König; dessen Sohn El Hadj Mohammed aber soll seinem Großvater an Tapferkeit und beharrlicher Ausdauer geglichen haben, obgleich er an erlangten Erfolgen weit hinter diesem zurückblieb und von Anfang seiner Regierung an in Bürgerkriege gerieth, die mit seiner Entthronung (1587) endeten. Zugleich hatte Mulai Ahmed ein 20000 Mann starkes Heer in der Richtung von Wadan ausgeschickt, mit dem Befehle alle Orte längs des Flusses — Senegal und Niger galten wahrscheinlich für Einen Strom — zu erobern und gegen Timbuktu vorzurücken; aber die Gefahr ging für diesmal vorüber, da die Größe der Armee selbst ihren Untergang durch Hunger und Durst herbeiführte. Auch unter der Regierung der beiden Brüder El Hadj's, Mohammed Bana's (gest. 1588) und Isshak's, zerrütteten innere Aufstände das Reich; doch erholte sich dasselbe unter dem letztern wieder. Er unternahm mehrere Kriegszüge, und er bereitete eben eine Expedition gegen die ferne Provinz Kala im Norden von Djinni vor, als er die Kunde erhielt von der Ankunft des Pascha Djodar, eines tapfern Eunuchen Mulai Ahmed's, mit einem Heere von 3600 Musketieren. Er traf mit diesem zusammen, ergriff aber die Flucht. Da Djodar den Reichthum von Garho seinen Erwartungen nicht entsprechend fand, so war er bereit, gegen die ihm von Isshak gemachten Anerbietungen das Land wieder zu räumen und berichtete deshalb an seinen Herrn, dessen Antwort er in Timbuktu abwartete. Allein der ehrgeizige Mulai Ahmed entsetzte wuthentbrannt Djodar des Oberbefehls und entsandte den Pascha Mahmud ben Sarkub mit dem Auftrage den Askia Isshak aus dem Sudan zu vertreiben. Der neue Befehlshaber zog Isshak entgegen, der mit seinem Heere zum letzten Kampfe für sein Königreich und die Unabhängigkeit seines Landes herannahte. Allein die Tapferkeit der Sonrhay erwies sich den Feuerwaffen des Feindes gegenüber fruchtlos (1591); der fliehende Isshak wurde von Mahmud bis Kukia verfolgt; Verrath und Uneinigkeit vereitelten den Versuch eines letzten Widerstandes und nach langem Umherirren mußte der letzte Sonrhaykönig, von seinen Freunden und nächsten Verwandten verlassen, von seinen Glaubensgenossen zurückgestoßen, bei seinen Feinden, den Heiden in Gurma, Zuflucht suchen. Anfangs freundlich aufgenommen, gab er ihnen wahrscheinlich Anlaß zur Furcht und wurde nach einiger Zeit nebst allen seinen Begleitern erschlagen. Der schon vorher vom Reste des Heers zum Askia ausgerufene Mohammed Kagho ward verrätherischerweise verleitet, sich der Gnade des Pascha zu ergeben und wider Treu und Glauben in Ketten geworfen und hingerichtet.

Pascha Mahmud regierte mit Strenge, hielt es aber anfangs noch für angemessen einen Schein von Nationalität aufrecht zu erhalten und stellte deshalb noch zwei Schein-Askia nacheinander auf. Aber der Geist der Unabhängigkeit war noch nicht erloschen. Zwei Jahre lang mußte Mahmud den Statthalter von Bantal, Nuh, der sich zum Askia in Dendi erklärte, bekämpfen, ohne daß seine wiederholten Siege jenen Geist völlig zu ersticken vermocht hätten. Dasselbe Nationalgefühl gab sich in Timbuktu kund, dessen Einwohner sich den ihnen auferlegten Beschränkungen ihrer Selbständigkeit mit Gewalt widersetzten, bei welcher Gelegenheit die Stadt in Flammen aufging, ohne dadurch einen dauernden Nachtheil zu erleiden. Erfolgreiche Züge gegen die Sogh oràn und gegen die heidnischen Bambera, welche Djinni beunruhigten, festigten die Herrschaft der Marokkaner, welche außer dem ganzen ungeheuern Sonrhayreiche auch noch die ganze Provinz Hombori im Süden des Flusses und sogar einen Theil von Tombo erobert hatten. Ihre Hauptbesatzungen lagen in Djinni, Timbuktu, Bamba, Garho und Kalna in Dendi; ihre Hauptstärke aber bestand darin, daß sie sich durch Heirathen mit den Eingeborenen verbanden, wodurch eine besondere Klasse der Bevölkerung entstand, die noch heutigen Tags unter dem Namen der Erma oder Ruma unterschieden wird und einen eigenthümlichen Dialekt der Sonrhaysprache spricht. Natürlich fanden diese Mischlinge bald alle ihre Interessen in der neuen Heimat und kümmerten sich wenig um Marokko. Auch wurden die alten Einrichtungen großentheils beibehalten, erwiesen sich aber bald als unwirksam. Der alte Ahmed Baba, der selbst als Gefangener ins Land der Eroberer geschleppt, aber aus Achtung vor seiner Gelehrsamkeit und Tugend wieder in seine Heimat entlassen worden war, schreibt:

> Auf die friedliche Ruhe unter Askia el Hadj Mohammed war ein Zustand steter Furcht, auf das behagliche Leben Verwirrung und Leiden gefolgt; die Einwohner des Landes begannen überall den Kampf miteinander; Eigenthum und Leben waren fortwährend gefährdet. Dieser verderbliche Zustand griff um sich, wuchs an Kraft und erhielt endlich die Oberhand über das ganze Land.

Von jetzt an ist Sonrhay als eine Provinz Marokkos an die Geschicke dieses Staats geknüpft, deren Ausführung nicht hierher gehört. Wir erwähnen nur den bemerkenswerthen Umstand, daß Sultan Mulai Issmaîl (1672—1727) eine stehende Armee von Negern, besonders aus Sonrhay, bildete, die er mit marokkanischen Weibern verheirathete, um seine eigenen Unterthanen im Zaum zu halten. Allmählich lockerten sich die Bande zwischen beiden Reichen immer mehr; 1680 unternahm Ssoba, der mächtige König von Gober, kriegerische Streifzüge jenseit des Kuara und in demselben Jahre soll Timbuktu von den Mandingo erobert worden sein; im Jahre 1770 endlich eroberte der Tuaregstamm der Auelimmiden das bisher von den Ruma beherrschte Gogo und errichtete unter dem Häuptling Káua (1780) am Norduser des Niger das mächtige Reich Aussa, unter dessen Oberhoheit auch Timbuktu gestanden haben soll.

Eine wesentliche Umgestaltung erlitten alle diese Verhältnisse durch das erobernde Auftreten der Fulbe, dessen Ergebnisse wir hier nicht näher ausführen können, als dies bereits oben andeutungsweise geschehen ist. Wir fassen nur noch die neuesten Schicksale Timbuktus ins Auge. Wenn diese Stadt politisch von jeher nur eine sehr untergeordnete Rolle gespielt hat, so ist sie doch als der

Sitz mohammedanischer Gelehrsamkeit stets von hoher Bedeutung gewesen, und diese Bedeutung mußte noch steigen, als Gogo infolge der Eroberung durch die Marokkaner immer mehr sank und Timbuktu wegen seiner größern Nähe an Marokko allmählich den ganzen Rest des Handels in den zerrissenen Nigerlanden an sich zog. Während der auf die Eroberung folgenden Zeit der Anarchie freilich und infolge der Erpressungen von seiten der Tuareg auf der einen, der Bambera und Fulbe auf der andern Seite mußte die Stadt natürlicherweise von ihrem frühern Glanze bedeutend herabsinken. Dennoch fristete sie ihr Dasein unter dem wechselsweise vorherrschenden Einflusse des Heidenthums, wie ihn der kriegerische Stamm der Bambera am stärksten übte, und des von den arabisch-berberischen Stämmen vertretenen Islam. Da drohte die Einnahme der Stadt durch die Fulbe von Massina im Jahre 1826, wenige Monate nach der Zeit, als der unternehmende, aber unglückliche Major Laing nach ungeheuerm Misgeschick und großen Leiden endlich die Stadt erreichte, all ihrer Handelsthätigkeit auf einmal ein Ende zu machen. Diese fanatischen Feinde jedes nicht geradezu unumgänglichen Lebensgenusses, in deren Gebiet sogar Musik und Tabackrauchen streng verpönt sind, bedrückten nicht nur die heidnischen Handelsleute aus Wangara und Mossi, welche den Handel mit den im Süden des Niger gelegenen Ländern vermittelten, sondern auch die mohammedanischen Kaufleute vom Norden, besonders die von Ghadâmes und Tauât. Infolge dieser Bedrängnisse vermochten die Ghadamssier den Scheich el Muchtâr, den ältern Bruder El Bakáy's und Nachfolger Ssidi Mohammed's, seine Residenz von Asauâd nach Timbuktu zu verlegen. So trat in dieser zerrissenen Gemeinde eine dritte Macht zwischen den Fulbe und Tuareg auf und bediente sich der letztern, soweit es deren mangelhafter Zusammenhalt erlaubte, gegen die Anmaßungen der erstern. Infolge dieser unaufhörlichen Collision trieben die Tuareg die Fulbe um das Jahr 1844 völlig zur Stadt hinaus, worauf an den Ufern des Flusses eine Schlacht geschlagen ward, in der eine große Anzahl der letztern fiel oder ertrank. Da aber Timbuktu wegen seiner Lage am Rande eines Wüstenstrichs stets von dem fruchtbaren Massina abhängig ist und dessen Gebieter die Kornausfuhr dorthin verbot, so ward 1846 durch die Vermittelung El Bakáy's ein Abkommen dahin getroffen, daß Timbuktu den Fulbe unterworfen sein sollte, ohne militärisch besetzt zu werden; der Tribut, etwa 4000 Mithkal Gold (7000 Thaler), sollte von zwei Kadhis, einem Pullo und einem Sonrhay eingesammelt werden, diesen auch die Entscheidung über alle Fälle von geringerer Bedeutung zustehen. Dennoch ist die Polizei der Stadt in den Händen eines oder zweier Sonrhay-Amtleute mit dem Titel Emir, die aber sehr wenig Gewalt besitzen und sich den Fulbe gegenüber auf die beiden Kadhi und den Tuareg gegenüber auf den Scheich El Bakáy zu stützen suchen. Die gerichtlichen Plackereien gehen ins Unendliche. Daneben fordern die Tuareg täglich und lassen sich nicht von den einzelnen abweisen, während die Regierung keine Kraft hat dieselben zu schützen; auch Bakáy und seine Brüder müssen natürlich hübsch beschenkt werden. Diesem verwahrlosten Zustande kann nicht eher abgeholfen werden, als bis sich eine starke und einsichtsvolle Macht am obern Laufe des Niger wieder festgesetzt hat, um die vortreffliche Lage zum Handel völlig auszubeuten.

Die Folgen dieser Zerrüttung sollte auch Barth während seines langen Aufenthalts in Timbuktu schmerzlich empfinden. Es konnte nicht fehlen, daß sein wahrer Charakter alsbald entdeckt wurde, und bereits am Morgen nach seiner Ankunft hörte er, daß Hammâdi, der Nebenbuhler und Feind El Bakáy's, die Fulbe davon in Kenntniß gesetzt und diese herrschende Klasse ihn zu tödten beschlossen habe. Alauâte, der Bruder des Scheich, auf dessen einstweiligen Schutz er gehofft hatte, misbrauchte seine bedrängte Lage zu Bekehrungsversuchen, die er jetzt wie späterhin vom Standpunkte eines rationalistischen Christenthums und einer humanen Religionsansicht aus mit Erfolg zurückwies, und zu Erpressungen, denen er sich, zumal bei seinem äußerst schwachen und fieberhaften Gesundheitszustande, fügen mußte. Endlich erhielt er einen ermuthigenden Brief vom Scheich, den er auf eine Weise beantwortete, welche ihm die dauernde Achtung dieses ausgezeichneten Mannes gewann. Inzwischen benutzte er seine Zeit, um von dem hochgelegenen Dache seines Hauses aus den Plan und die Bauart der Stadt sowie das Thun und Treiben ihrer Bewohner, das freilich dem von Kano an Lebhaftigkeit weit nachsteht, so aufmerksam zu studiren, wie dies seine den Blicken derselben ziemlich ausgesetzte Stellung nur irgend gestattete; spätere gelegentliche kurze Ritte durch einzelne Theile der Stadt vervollständigten seine Beobachtungen. Timbuktu (nach Petermann's Combination der Barth'schen Winkel und Distanzen unter 10° 37′ nördl. Br., 3° 5′ westl. L.) liegt nur wenige Fuß über dem Niveau des Niger, von dessen Hauptarm es 7—8 Seemeilen entfernt ist. Die Stadt bildet jetzt ein Dreieck, dessen Basis dem Flusse zugekehrt ist und dessen Spitze nach Norden zeigt. Sie ist, namentlich im südlichen Theile, dicht bewohnt; die Häuser, etwa 980 Thonwohnungen und mehrere hundert runde Mattenhütten, welche letztern mit wenig Ausnahmen auf der Nord- und Nordostseite die äußere Umschließung der völlig offenen Stadt bilden, sind alle in gutem Zustande; öffentliche Gebäude aber gibt es außer den drei großen Moscheen durchaus keine. Die Zahl der wirklich angesiedelten Bewohner beträgt etwa 13000, die der gelegentlichen Besucher zur Zeit des größten Handels und Verkehrs, besonders vom November bis Januar, durchschnittlich 5000 und unter günstigen Umständen 10000. Die Stadt selbst producirt nichts; die einzigen blühenden Gewerke sind die der Grobschmiede und Lederarbeiter, obgleich sie sich früher auch durch Weberei und Färberei ausgezeichnet haben mag. Der auswärtige Handel hat vornehmlich drei große Straßen, den Handelsweg am Flusse entlang von Südwesten her und die Straßen von Marokko und Ghadâmes; seine Hauptartikel sind Gold,

Salz und Guro= oder Kolanüsse, die den Kaffee ersetzen, Reis, Negerkorn und vegetabilische Butter, sowie mannichfache Gewürze, namentlich Pfeffer und Ingwer, auch etwas Baumwolle; das Haupttauschmittel, vorzüglich gegen Salz, ist der in Kano producirte einheimische Baumwollenstoff. Die Haupteinfuhrartikel aus Europa sind rothes Tuch und Calico, außerdem Messerschmiedearbeiten, alles dies von englischem Fabrikat, Matratzen, Leibbinden, Spiegel, Thee und Taback; letzterer wird auch aus Arabien bezogen und bildet nebst Datteln den Haupteinfuhrartikel aus Tauât. Die Ausfuhr beschränkte sich zur Zeit von Barth's Anwesenheit außer Gold auf etwas Gummi und Wachs; Sklaven und Elfenbein bildeten nur einen geringfügigen Bestandtheil derselben. Jedenfalls aber liegt hier ein großartiges Feld für die europäische Wirksamkeit offen, da die Lage Timbuktus an der Stelle, wo der große Fluß Westafrikas der weit vorgeschobenen und ausgedehnten Oase Nordafrikas am nächsten rückt, unter allen Umständen von der größten commerciellen Bedeutung ist.

Am 26. September kam der Scheich an. Barth beschreibt ihn als einen etwa funfzigjährigen Mann von etwas mehr als mittlerer Größe und vollem Wuchse, gemüthreichen, klugen, beinahe europäischen Gesichtszügen, etwas schwärzlicher Hautfarbe, einem zwar nicht starken, aber ziemlich langen und schon etwas ergrauten Backenbart und dunkeln Augenwimpern. Er verbürgte sich sofort aufs neue für die persönliche Sicherheit seines Gastes in der Stadt und versprach, ihn durch seinen treuesten Anhänger baldmöglichst auf seiner Rückreise bis zu den Tuareg geleiten zu lassen. Die Hoffnung auf eine baldige Abreise ward aber zu Schanden, als am 1. October eine ansehnliche Schar Bewaffneter von Hamd=Allâhi eintraf und an den Emir einen Befehl zur Vertreibung des Christen aus der Stadt überbrachte; denn abgesehen von der Rücksicht auf die Sicherheit seines Gastes, vielleicht auch von eigennützigen Beweggründen, die ihm der treulose Walater eingeflüstert hatte, hielt es El Bakây jetzt für nothwendig, den Fulbe zu zeigen, daß er den Christen vollkommen gegen ihre Macht zu schützen im Stande sei. Hierzu war freilich sein Charakter nicht energisch und kriegerisch genug. Er besuchte indeß (am 11. October) in Barth's Begleitung sein sieben Meilen nordöstlich von der Stadt befindliches Zeltlager, um sich von da mit seinen Freunden, den Imoscharh, in Verbindung zu setzen, kehrte aber schon zwei Tage darauf zurück. Während die beiderseitigen Parteien sich zu dem drohenden Kampfe zu verstärken bemüht waren, machte Barth einen unter diesen Umständen ziemlich kühnen Ausflug nach der meist von Fulbe bewohnten Hafenstadt Kabara. Unterdessen stieg die Aufregung in der Stadt immer mehr; man bemühte sich von verschiedenen Seiten, den Scheich in seiner Gesinnung irre zu machen, aber er wankte keinen Augenblick. Einen bewaffneten Angriff am 1. December im Zeltlager vereitelte Barth's Entschlossenheit. Es kamen dringendere Aufforderungen von Hamd=Allâhi; aber auch die Macht des Scheichs wurde durch herbeigerufene Reiterscharen vom Stamm der Tademekket verstärkt. Einmal kam dem Reisenden auch ein glücklicher Zufall zu Hülfe. Ali, der Sohn des alten Scheich Hamed Ueled Abêda, des Mörders des Majors Laing, der mit einer ansehnlichen Schar Bewaffneter eingetroffen war und seine feindselige Gesinnung gegen den Christen bei mehreren Gelegenheiten an den Tag gelegt hatte, ward plötzlich von einer Krankheit ergriffen und starb im Alter von etwa 40 Jahren. Sein Tod machte einen außerordentlichen Eindruck auf die Leute, da es eine allgemein bekannte Thatsache war, daß sein Vater der Mörder des Christen sei, welcher früher diese Stadt besucht hatte, und dieser Eindruck war um so größer, als man allgemein glaubte, daß Barth Major Laing's Sohn sei. In dieser ungewissen Lage schloß das Jahr 1853.

Das neue Jahr begann für Barth mit einem Ausflug nach dem Ueberschwemmungsufer des Niger, der infolge eigenthümlicher, noch nicht völlig aufgeklärter Verhältnisse gerade um diese Zeit seinen höchsten Wasserstand erreicht, und mit einer gefährlichen Erkrankung. Der Scheich, welcher, was er auch sonst für Tugenden haben mochte, keineswegs die der Zuverlässigkeit besaß, wußte, theils aus politischen, theils aus Familienrücksichten die Abreise seines Gastes immer wieder zu verzögern. Inzwischen verschlimmerte sich durch die Ankunft eines andern Pulloanführers mit einer ansehnlichen Schar Bewaffneter von Hamd=Allâhi die Situation immer mehr. Nach der Ankunft des ältern Bruders und anderer Verwandten des Scheichs kam es zu Unterhandlungen, die aber erfolglos blieben und ernsthafte kriegerische Vorbereitungen zur Folge hatten. Barth hätte jetzt unter dem Schutze der zu diesem Zeitpunkte eingetroffenen befreundeten Kelulli seine Rückreise antreten können, allein El Bakây verließ sich auf die versprochene Ankunft des großen Tuareghäuptlings Alkuttabu, mit dessen Hülfe er einen entscheidenden Schlag gegen die Fulbe auszuführen gedachte. Unglücklicherweise wurde diese Hoffnung durch eine jener innern Stammesfehden, welche die Tapferkeit der Tuareg ihren Feinden gegenüber nutzlos und jeden einheitlichen Plan von größerm Maßstabe unausführbar machen, vereitelt und der Scheich sah sich endlich, als sich seine eigenen Brüder gegen ihn ins Mittel schlugen, am 17. März zur Annahme eines Vergleichs genöthigt, kraft dessen sein Gast die Stadt zu räumen, die Fulbe aber dessen Wohnung unangetastet zu lassen und ihre Streitkräfte aus der Stadt zurückzuziehen hatten. Barth hatte nun den Tag seiner Abreise im Zeltlager seines Gastfreundes zu erwarten.

Nach unendlichen Verzögerungen fand dieselbe endlich am 19. April statt. Diese denkwürdige Reise, welche zum ersten mal den mittlern Lauf des Niger der geographischen Kenntniß eröffnet, ging bis nach Bornu, d. h. bis in die Nähe des 15. Breitengrades, am nördlichen, später östlichen, oder linken, dem sogenannten Aussa=Ufer, sodann aber am westlichen oder rechten, dem sogenannten Aribieda= oder Gurma=Ufer des Stroms entlang. Während seines östlichen Laufs behält der Fluß im Durch=

schnitt die majestätische Breite, welche er bei Timbuktu zeigt, wird hier auch verhältnißmäßig am wenigsten von Inseln unterbrochen, obgleich dieselben noch immer zahlreich genug sind; kurz zuvor aber, ehe er sich in dem Districte Burrum nach Süden wendet, bildet er bei Tóssaye eine Flußenge von nicht mehr als 300 Fuß Breite. Seine größte Breite dagegen erreicht er auf dem ersten Theile seines südlichen Laufs bis Gogo, bald als gewaltiger offener Strom, bald mit zahllosen Inseln und Inselchen übersäet, deren Gewirr das Auge des Wanderers von den Dünen oder Anhöhen des Ufers aus zu überblicken vergeblich unternimmt. Weiter hinab werden die Inseln immer gestreckter und die sie einschließenden Flußarme enger, bis der Fluß endlich, je mehr er sich der Stadt Ssay nähert, desto mehr den Charakter eines fast inselfreien Stroms mit offenem Fahrwasser von ziemlich gleichmäßiger Breite annimmt. Den von Barth angestellten Beobachtungen und eingezogenen Erkundigungen nach, welche freilich nicht erschöpfend sein konnten, scheint der Niger auf seinem ganzen mittlern Laufe der Schiffahrt kein wesentliches oder schwer zu beseitigendes Hinderniß entgegenzustellen.

Die Reise ging, dank der gewohnten Saumseligkeit und Unentschlossenheit des Scheichs, anfangs langsam genug von statten; ja infolge der Auflehnung Achbi's, des Häuptling's der Iguadaren, gegen Alkuttabu, das Oberhaupt sämmtlicher südwestlichen Tuareg oder Auelimmiden, welche die politische Macht El Bakáy's bedroht und in der That nach Barth's Abreise den Ausbruch eines blutigen Kriegs zur Folge hatte, in dem ein großes Heer der Fulbe von Massina Timbuktu überzog (1855), infolge dieser Auflehnung und der dadurch hervorgerufenen Vermittelungsversuche des Scheichs sah sich der Reisende sogar zu einer mehrtägigen rückgängigen Bewegung gezwungen. Erst am 17. Mai wurde die Rückreise wieder aufgenommen. Dieselbe führte an den häufig von breiten Sümpfen und mächtigen Hinterwässern durchschnittenen Dünen des hier und da mit Feigenbäumen, Tabhas und Sykomoren geschmückten, meist mit giftigen Euphorbien, Dumgebüsch und namentlich mit Ssiwāk (capparis sodata) bewachsenen, an einzelnen Stellen mit Taback, Reis und Sorghum, ja selbst mit Weizen und Gerste bepflanzten, von zahlreichen Löwen und Giraffen belebten Ufer des krokodilreichen Flusses entlang durch die Gebiete verschiedener Auelimmidenstämme, namentlich der Kēl-n-Nokunder, der Kel-antsár und der Kel-e-Ssúk, in deren Zeltlagern man eine freundlichere Aufnahme fand, als in den Dörfern der ungastlichen Sonrhay. Unfern Gogo, der berühmten Hauptstadt des alten Sonrhayreichs, die jetzt zu einem Dorfe von 300 Hütten herabgesunken ist, nahm Barth am 8. Juli herzlichen Abschied von dem ebenso trefflichen und ehrenwerthen wie duldsamen und aufgeklärten Scheich El Bakáy, der ihm außer einem Empfehlungsbriefe an die mohammedanischen Herrscher von Gondo, Sokoto und Bornu mehrere seiner Schüler zur Begleitung mitgab. Barth konnte nun schneller vorwärts eilen und traf nach einer interessanten Reise längs des von unabhängigen Sonrhay oder Fulbe bewohnten, von breiten Nebenflüssen durchschnittenen westlichen Stromufers am 30. Juli wieder in Ssay ein.

Was dieser ganzen Reise am mittlern Laufe des Niger einen höchst eigenthümlichen, tiefer als die Großartigkeit der Flußlandschaften und der intime Verkehr mit den wilden und tapfern Wüstensöhnen das Gemüth ansprechenden Charakter verlieh, waren die überall noch lebendigen Erinnerungen an den kühnen weißen Fremdling, der vor 50 Jahren (1805—6) dort vorbeigeschifft war. Barth, der im Zeltlager vor Timbuktu vielleicht mehr als einem Theilnehmer am Morde des Majors Laing die Hand gedrückt hatte, sprach mit mehr als einem Tuareggreise, der an den Angriffen seiner Landsleute auf den verwegenen Abenteurer betheiligt gewesen war. Der obenerwähnte Häuptling Auāb beschrieb ihm die Umstände, unter denen Park von den Tuareg zuerst etwas oberhalb Kabara angegriffen worden sei, wo er einige Zeit mit der vergeblichen Bemühung verloren, habe einen Verkehr mit den Eingeborenen zu eröffnen, während die Tin-gerégedesch mittlerweile ohne Verzug die Kunde von seiner Ankunft zu den Iguadaren gebracht hätten, die dann ihre Boote gesammelt und ihn zuerst bei Bamba, dann wieder an der Flußverengung von Tossaië ohne Erfolg angegriffen hätten, indem der riesenhafte mystische Fremde hinter seinen Rindshäuten, womit er das Fahrzeug umgeben hatte, unablässig hervorschoß. Endlich aber habe das Boot jenes verwegenen Unbekannten auf den Felsriffen von Ensummo (wahrscheinlich die Insel Anssongo) festgesessen, wo dann die Tuareg jener Umgegend abermals einen wilden Angriff und mit mehr Erfolg gemacht, sodaß sie ihm gewaltige Noth verursacht und zwei von den Christen getödtet hätten. Die Verheerungen, welche Park's Kugeln unter den Tuareg anrichteten, mögen allerdings, wie Major Laing in einem Briefe von Tauāt an General Sabine ahnungsvoll ausspricht, den Tod dieses Reisenden (1826) mit verschuldet haben; wurde doch selbst Barth, obwol unter dem Schutze El Bakáy's stehend, von den Stammesgenossen der Gefallenen anfangs mit Mistrauen betrachtet.

Von Ssay aus verfolgte Barth mit einigen Abweichungen seine alte Straße über Gando, Sokoto und Wurno, wo ihn Aliu abermals mit großer Freundlichkeit aufnahm, schlug aber diesmal den Weg südlich über Kano, statt über Katsena, ein. Sein zweiter Aufenthalt in dieser Stadt war für ihn sehr unerquicklich, da er gänzlich von Mitteln entblößt, hier eine Menge Schulden zu bezahlen hatte und zu diesem Behufe Geld gegen wucherische Zinsen (100 Procent auf vier Monate) aufnehmen mußte, indem das von ihm in Sinder deponirte Vermögen während der Empörung Abd e' Rahman's gegen seinen Bruder, den Scheich Omar von Bornu, in welcher auch Barth's Freund, der Vezier, den Tod erlitten hatte, abhanden gekommen war und das auch nach Europa gedrungene Gerücht von seinem Tode in Timbuktu überall Glauben gefunden hatte. Unter diesen Umständen faßte Barth den Plan noch einmal, die schwierige Straße durch

ter und mitten durch die Tuareg zu versuchen, ging aber auf die Nachricht von der Wiedereinsetzung Omar's und dem kurz zuvor ausgebrochenen höchst blutigen Kampfe zwischen den Kelowi und Kelgeroß wieder davon ab. Er durcheilte also rasch die ziemlich unsichern Provinzen Gummel, Maschena und Bundi, und er hatte eben am 30. November früh die gleichnamige Hauptstadt der letztern verlassen und eine Waldwildniß betreten, als er eine Person höchst fremdartigen Aussehens auf sich zukommen sah.

Es war ein junger Mann, dessen überaus helle, mir schneeweiß erscheinende Gesichtsfarbe auf den ersten Blick zeigte, daß seine Kleidung, eine Filzlitobe, wie ich sie selbst trug, und der um seine rothe Mütze gewundene weiße Turban, nicht seine eigenthümliche Tracht sei. Da erkannte ich in einem seiner schwarzen berittenen Begleiter meinen Diener Madi, den ich bei meinem Ausbruche von Kukaua als Aufseher im Hause zurückgelassen hatte, und sobald er mich sah, benachrichtigte er seinen weißen Begleiter, wer ich sei, und nun eilte Herr Dr. Vogel (denn er war es) vorwärts und wir hießen uns einander in höchster Ueberraschung vom Pferde herab herzlich willkommen..... Inmitten dieser ungastlichen Waldung stiegen wir nun vom Pferde und setzten uns nieder. Mittlerweile kamen auch meine Kameele nach und meine Leute waren höchst erstaunt darüber, einen weißen Landsmann neben mir zu finden. Ich holte einen kleinen Vorrathssack hervor, wir ließen uns Kaffee kochen und waren ganz wie zu Hause. Seit länger als zwei Jahren hatte ich kein deutsches oder überhaupt europäisches Wort gehört, und es war ein unendlicher Genuß für mich, mich wieder einmal in der heimischen Sprache unterhalten zu können.

Nach einer etwa zweistündigen Unterhaltung setzte Vogel seinen Marsch nach Sinder, Barth den seinigen über Surrikulo nach Kukaua fort, wo er am 7. December eintraf. Ueberzeugt, daß er den ihm durch die Entwendung seines Eigenthums zugefügten Schimpf nicht ungerügt hingehen lassen dürfe, drang er beim Scheich auf dessen Wiedererstattung. Die mit der Geltendmachung dieser Forderung verknüpften Weitläufigkeiten, die auch nach der Zurückerlangung der gestohlenen 400 Thaler bleibenden pecuniären Bedrängnisse und das zwischen Vogel und dessen beiden Begleitern, dem Corporal Church und dem Gemeinen Macguire, insbesondere dem erstern, obwaltende Misverhältniß verursachten ihm noch einen viermonatlichen Aufenthalt, dessen Unannehmlichkeiten ihm nur durch den zwanzigtägigen Verkehr mit seinem Landsmann versüßt wurde, welchen er am 20. Januar 1855 zur Stadt hinausgeleitete, nachdem er ihm zu seiner Reise nach dem bisher noch unerforschten Yákoba und nach Adamaua den Empfehlungsbrief des Herrschers von Sokoto eingehändigt hatte. Endlich am 4. Mai konnte er Kukaua verlassen und nebst dem Corporal Church unter dem Geleite einer kleinen Tebukafla in ganz erschöpftem Gesundheitszustande seine Reise auf der großen östlichen Karavanenstraße durch das Gebiet der Tebu oder Teda antreten. Auf die interessante Schilderung dieser Wüstenreise specieller einzugehen verbietet uns der Raum; die von den Tuareg drohende Gefahr nöthigte ihn, namentlich auf der letztern Hälfte des Wegs, wo er lediglich auf seine eigenen schwachen Vertheidigungsmittel angewiesen war, zu einer so rastlosen Eile, daß beinahe jeden Tag eins oder mehrere seiner Kameele und Pferde den Anstrengungen des Marsches erlag. Nachdem er seinen Diener Mohammed den Gatroner, der ihm fünf Jahre lang treu gedient, in seinem Geburtsorte Madruffa entlassen hatte, hielt er am 20. Juli, vom Consul Werrington und einer großen Anzahl der Einwohner höchst ehrenvoll empfangen, seinen Einzug in Aursuk. Aber selbst hier waren noch nicht alle Schwierigkeiten zu Ende, da infolge der Bedrückungen der türkischen Regierung auf Anstiften eines aus seiner Haft in Trebisond entwichenen Häuptlings Namens Rhoma ein sehr ernsthafter Aufstand unter den mehr unabhängigen Stämmen des tripolitanischen Paschaliks ausgebrochen war, der sich von Djebel über den gesammten Ghurian ausbreitete und allen Verkehr abschnitt. Erst als der Reisende den Kriegsschauplatz, zwar nicht unbelästigt, aber doch wohlbehalten, hinter sich zurückgelassen hatte und am 28. August 1855 bei seiner Ankunft in Tripolis nach $5^1/_2$ Jahren mit unaussprechlicher Freude zum ersten male wieder die unermeßliche dunkelblaue Oberfläche des Mittelländischen Meeres erblickte, durfte er sich allen Gefahren glücklich entronnen glauben.

Noch müssen wir der zahlreichen Anhänge zu diesen beiden Schlußbänden kurz gedenken. Außer den meteorologischen Tagebüchern, den mit wichtigen historischen und statistischen Notizen ausgestatteten zahlreichen Itinerarien und den obenerwähnten chronologischen Tabellen über die Geschichte von Sonrhay enthalten sie zwei Gedichte des Scheichs El Bakáy in Urtext und Uebersetzung, dessen Empfehlungsbrief und Stammbaum, einen Gesang des großen Fulbereformators Othman Dan Fodie und ein ganz specielles Verzeichniß der maurischen Stämme Westafrikas und sämmtlicher Abtheilungen und Familien der großen südwestlichen Gruppe der Imascharh oder Tuareg, denen sich die Erzählung vom verlorenen Sohne im Temaschirht und ein 117 Seiten umfassendes Wörterbuch des Dialekts der Auelimmiden anschließt. Aus den Vorbemerkungen des Professors Newman zu dem letztern geht hervor, daß das Temaschirht in seinen Wurzeln wie in seinen Bildungsformen mit der kabylischen Mundart wesentlich übereinstimmt und daß diese Sprachen sowie des Schilha (in Marokko), des Ghadamssîd u. a. Töchter einer und derselben libyschen Muttersprache und untereinander nicht mehr abweichend sind als etwa das Portugiesische, Spanische und Italienische. Außer den speciellen Reiserouten ist dem fünften Bande noch eine große Generalkarte in zwei Blättern über sämmtliche von Barth's Forschungen umfaßte Theile Nord- und Centralafrikas beigegeben, die von Petermann mit der rühmlichst bekannten Genauigkeit und Eleganz ausgeführt worden ist und die, obgleich ihren Ortsbestimmungen keine astronomischen Beobachtungen, sondern nur die von Barth aufgezeichneten Winkel- und Distanzangaben zu Grunde liegen, dennoch wegen der großen als gegenseitiges Prüfungsmittel und Correctiv dienenden Menge und Sorgfältigkeit der letztern auf lange Zeit hinaus ihren Werth behaupten wird. Das 47 Seiten starke Register am Schlusse des Werks hätte füglich drei bis viermal so umfangreich sein können, ohne daß damit des Guten zu viel geschehen wäre.

Unser Bericht, obgleich für den Raum d. Bl. fast schon etwas zu umfänglich, erscheint, an dem reichen Inhalte des Werks gemessen, doch nur als eine sehr kärgliche Skizze. Wer an dieser Farbe und Fülle vermißt, nun den müssen wir eben auf das Buch selbst verweisen. Es wird aber nicht jeder Muße genug haben, um fünf starke Bände wie die vorliegenden mit der erforderlichen Sammlung durchlesen zu können, und wir glaubten deshalb zu einer eingehendern Darstellung, namentlich der historischen Partien, verpflichtet zu sein, und dies um so mehr, je entschiedener sich nach allem, was wir anderwärts bisher darüber gelesen haben — die Aufsätze in „Unsere Zeit" ausgenommen —, die Ueberzeugung uns aufgedrängt hat, daß das Barth'sche Reisewerk mehr gelobt als gelesen und mehr gelesen als studirt wird. Es ist auch, wenigstens als Ganzes genommen, gar kein anziehendes oder unterhaltendes Werk im Geschmacke des großen Lesepublikums. Daß es freilich einen überaus reichen Schatz birgt, das erkennt auch das blödeste Auge auf den ersten Blick; ehe aber dieser Schatz vollkommen gehoben sein, ehe vollends die Anregungen zu weitern Forscherthaten, die es in sich schließt, nachzuwirken aufgehört haben werden, werden Jahre und Jahrzehnde vergehen. Das aber eben sichert dem Buche und dem Manne, der es nicht blos, wie irgendein anderer Autor, geschrieben, sondern im entschiedensten, schönsten Sinne des Worts gelebt hat, seine Unsterblichkeit. Niemand haßt mehr als wir die Anbetung des rohen Erfolgs; aber es ist ein stolzer, ein erhebender Anblick, einen Mann auf demselben Wahlplatze triumphiren zu sehen, wo die meisten, ja fast alle Kämpfer in gleicher Sache vor ihm gefallen sind, wenn dieser Triumph der gerechte Lohn seines Verdienstes ist. Wohl fällt auch bei dem, was Barth errungen, die Gunst des Glücks schwer in die Wagschale; niemand erkennt dies bereitwilliger an, niemand ist von innigerm Dank gegen die Vorsehung erfüllt als er selbst. Aber wenn er siegreich hinausführte, was so viele Männer von gleicher, ja vielleicht größerer Unternehmungslust, Kühnheit, Standhaftigkeit, Opferfreudigkeit und Begeisterung unvollendet ließen, so hat dies einen Hauptgrund darin, daß er sie an Mäßigung und Selbstbeherrschung, an Klarheit des Blicks und Sicherheit des Benehmens, mit einem Worte an echter Lebensweisheit übertraf. Nur der Umstand erscheint uns als ein glücklicher Zufall, daß der erste, dem das große Unternehmen so vollständig gelungen, ein Mann von vorwiegend classisch-humanistischer Bildung mit entschieden ausgeprägtem historischen Sinne war. Erst dadurch hat sein Werk den Stempel der Vollendung aufgedrückt erhalten und ist in der Wissenschaft zum Marksteine, seinem Verfasser zum Denksteine geworden. Aber nicht wir allein, auch die fernen Volksstämme, mit denen er verkehrt, unter denen er geforscht und gelitten hat, werden sein Andenken bewahren. Die Erinnerung an seine friedliche Sendung wird, getragen von seinem Bilde und seinem Namen, lebendiger unter ihnen fortleben als die räthselhafte, blitzartig vorübergegangene Erscheinung Mungo Park's, mancher Same der Cultur, den er unter ihnen ausgestreut, wird im stillen fortkeimen, und für manche Familie wird der Tag seines Verweilens in ihrem Thonhause, in ihrer Stroh- oder Mattenhütte oder unter ihrem Lederzelte eine bedeutungsvolle Erinnerung sein. Und wenn endlich nach mehreren Generationen auch diese Ueberlieferung zu erblassen beginnt, dann werden, so hoffen wir, die Segnungen der Civilisation, denen er die Thore aufgethan hat, so weit in das Herz Afrikas vorgedrungen sein, daß jene Völker die verhallenden Klänge der Tradition mit eigener Hand in den Tafeln einer Nationalgeschichte fixiren werden, die ein ebenso integrirender Bestandtheil der Weltgeschichte wie ihre nicht am wenigsten durch sein Verdienst neuerrungene Bildung und Gesittung ein organisches, unablösbares Glied der Menschheitscultur sein wird.*)

7.

Charaktere der deutschen Literatur. Von Schmidt-Weißenfels. Zwei Bände. Prag, Kober und Markgraf. 1859. Gr. 8. 3 Thlr.

Die deutschen Kritiker — und welcher Deutsche wäre kein Kritiker? — scheinen eine besondere Neigung zum Untersagen und Verbieten zu haben, wie es sich übrigens bei einem Volke, welches von der „Times" ein „Volk von Schulmeistern" genannt zu werden pflegt, im Grunde von selbst versteht. Was z. B. die dramatische Poesie betrifft, so möchte ihr der eine alle antiken Stoffe verbieten, der andere (z. B. Immermann) alle Stoffe, welche jenseit des Reformationszeitalters liegen, während ein dritter gar nur solche Stoffe für dramatisch verwendbar hält, welche der Gegenwart unmittelbar entnommen werden. Der eine behauptet, deutsche Geschichtsstoffe seien zu langweilig und spröde, um mit Vortheil dramatisirt zu werden, ein anderer will das Drama wieder ausschließlich auf rein vaterländische Stoffe beschränkt wissen. Stoffe aus der Geschichte gelten diesem überhaupt für unzeitgemäß, Stoffe aus dem modernen bürgerlichen Leben jenem für zu vulgär. Der eine behauptet: das Verderben des Dramas ist der Vers, weil er zu hohler Decla-

---

*) Wir theilen bei dieser Gelegenheit gleich noch mit, daß das Publikum dem Erscheinen einer kleinern Ausgabe des großen Barth'schen Reisewerks oder vielmehr einem Auszuge aus demselben entgegenzusehen hat, nachdem, wie es in dem betreffenden Prospect der Verlagshandlung Justus Perthes in Gotha heißt, sich in weitern Kreisen das Verlangen nach einer Ausgabe kund gegeben, „deren Umfang und Preis die Anschaffung einem jeden erlaubt, der Interesse an einer der merkwürdigsten Reisen unserer Zeit nimmt". Diese abgekürzte Ausgabe soll unter Barth's Mitwirkung von einem bewährten Gelehrten besorgt, die Form des Tagebuchs, in welcher das größere Werk abgefaßt ist, zwar nicht beibehalten, jedoch der reiche Stoff in der selbständigen Form eines das Selbsterlebte nur in gedrängterer und deshalb um so lebendigerer Weise schildernden eigenen Reiseberichts Barth's bearbeitet werden. Das in den Anhängen des größern Werks enthaltene gelehrte Material soll in die Reiseerzählung selbst verwebt werden, jedoch nur insoweit als es dazu dienen kann, ein anschauliches Bild des merkwürdigen Landes zu geben. Außer dem Vorzug größerer Gedrängtheit und dadurch auch größerer Lesbarkeit wird diese kleinere Ausgabe noch das vor dem großen Werke voraushaben, daß sie mit manchen Einzelheiten, welche der Reisende verhindert war in der fünfbändigen Ausgabe mitzutheilen, wird bereichert werden können. Diese kleinere Ausgabe wird in zwei Bänden von zusammen 30—40 Bogen zum Preise von 3 Thlr. und zwar in zwölf Lieferungen à 7½ Ngr. erscheinen und mit dem Porträt des Reisenden, vier Ansichten in Farbendruck, vielen Holzschnitten und einer Uebersichtskarte von A. Petermann ausgestattet sein. Mit dem Mai beginnend soll das Werk bis Ende dieses Jahres vollständig in den Händen der Subscribenten sein. D. Red.

mation verführt, der andere behauptet, das Verderben des Dramas ist die Prosa, weil sie uns aus der Sphäre des Idealismus zu sehr zu dem Niveau des Gewöhnlichen hinabzieht. Was weiter die Lyrik betrifft, so behauptet man von der einen Seite, daß Liebe, Wein, Frühling u. s. w. vollkommen verbrauchte Gegenstände seien, während andere gerade in ihnen das ewige und eigentliche Thema der Lyrik erkennen wollen; der eine erklärt rundweg, alle politische und patriotische Lyrik sei zopfig, der andere behauptet, alle Lyrik ohne politische oder vaterländische Tendenz sei inhaltlos; der eine erblickt die höchste Aufgabe der Lyrik in dem Anbau ethischer oder doch moralisch-didaktischer Tendenzen, der andere findet letztere mit dem Wesen der Lyrik wie überhaupt aller Poesie gänzlich unvereinbar; dem einen gilt die Ballade als eine höhere Entwickelungsstufe der Lyrik nach der epischen Seite hin, dem andern nur als eine gereimte Erzählung, als ein vollkommen werthloses Zwittergeschöpf u. s. w. Kurz, wenn wir allen diesen Stimmen Gehör geben und Glauben schenken wollten, so würde sich kein einziger Stoff für poetische Behandlung eignen, und doch gäbe es auch wieder keinen, der sich nicht dafür eignen würde. Ebenso verhält es sich mit dem Roman. Eine Veranlassung zu diesen Widersprüchen erblicken wir freilich in den maßlosen Ansprüchen so mancher unserer schaffenden und dichtenden Autoren, welche das Genre, das sie gerade bebauen, als das einzige zur Zeit gültige zu empfehlen, alle übrigen aber durch journalistische Manöver außer Cours zu setzen und vom Markte zu verdrängen suchen.

So hat sich auch in Bezug auf das vorliegende Buch von Schmidt-Weißenfels eine vereinzelte Stimme dahin ausgesprochen, daß solche literarische Porträts und alle memoirenartigen Schriften vom Uebel seien. Zur Zeit des Jungen Deutschland seien solche Bücher an der Tagesordnung gewesen; ein gesunderer Zustand der Dinge habe von ihnen Abstand genommen; jetzt scheine man geneigt, dieser verwerflichen Vorliebe für literarische Charakteristiken von neuem huldigen zu wollen. Wir unsererseits sehen jedoch nicht ein, worin das Verderbliche solcher in Buchform auftretenden literarischen Charakteristiken beruhen soll. Aus den Journalen wird und kann man sie doch nicht ausschließen wollen, und was in Journalen zu thun nicht nur erlaubt, sondern selbst geboten ist, wird doch in Büchern zu thun nicht unerlaubt sein. Sind diese Charakteristiken an sich mislungen, finden sie keine Käufer und Leser, so mögen die Unternehmer den Schaden und Spott dafür tragen, der Verleger den Schaden und der Verfasser den Spott. Niemand ist ja verpflichtet, solche Bücher zu kaufen und zu lesen. Haben sie literarischen Werth und geistigen Gehalt, so wissen wir nicht, durch welche Eigenschaften und in welcher Richtung sie schädlich wirken sollen. Sicherlich gibt es Publicationen von viel verderblicherer Art, vor denen die Kritik nicht warnt, mit denen sie sogar oft nur zu säuberlich verfährt, ja denen sie nicht selten aus kameradschaftlichen Rücksichten nur zu sehr schmeichelt. Soll ein literarisch gebildetes und literarisch überaus thätiges Volk wie das deutsche keine Bücher mehr haben, welche über die Literatur und die Literatoren der Gegenwart handeln? Knüpft sich nicht an die zeitgenössischen Schriftsteller immer ein beträchtliches Stück des Nationallebens, des geistigen Lebens der Zeit überhaupt? Vertreten sie nicht Ideen, Tendenzen, Richtungen, und soll über diese keine Debatte in Büchern mehr stattfinden? Sind die literarischen Bestrebungen, und zwar gerade wie sie sich auf dem schönwissenschaftlichen Gebiete gestalten und ausprägen, nicht von äußerster Wichtigkeit? Denn Romane, Dramen, Dichtungen, Charakteristiken, literarische Pamphlete, Journale u. s. w. sind es zumeist, welche das allgemein gebildete Publikum, das keine streng wissenschaftlichen Bücher liest, mit Ideen speisen und mit seiner täglichen geistigen Nahrung versorgen. Zuweilen ist dieser Nahrungsstoff sehr ungesunder Art, wir geben es zu, um so mehr ist es aber Pflicht, darüber öffentlich zu sprechen und die schädlichen Bestandtheile darin nachzuweisen. Es mag richtig sein, daß zur Zeit des Jungen Deutschland das literarische Interesse, und zwar namentlich das persönliche Interesse der sogenannten „Literaten" ein zu bedeutendes Uebergewicht behauptete, daß die namhaftern Schriftsteller zu sehr die große Trommel schlugen, zu viel Gassenlärm machten und zu viele literarische Gamins, die dann wol ihr Hauptpublikum bildeten, bei ihren Straßenumzügen hinter sich herschleppten; aber in dieser Hinsicht wird man sich heutzutage nicht zu beklagen haben, und ich glaube auch nicht, daß jemals ein ähnlicher Zustand der literarischen Dinge wieder eintreten wird, weil nichts in derselben Form wiederkehrt und die Grundrichtung der Zeit eine andere geworden ist. Eher kann man darüber Klage führen, daß die Theilnahme an dem Wirken der Schriftsteller in weiten Kreisen nur zu sehr erloschen ist, daß andere Interessen, und zwar nicht immer gerade sehr ideale und geistige, an Stelle der literarischen getreten sind. Früher gaben wol einzelne Literaten auf den Plätzen der Journalistik Possenspiele zum besten, jetzt werden öffentliche Possenspiele oft von ganz andern Leuten aufgeführt. Jedenfalls wäre es eine höchst seltsame Erscheinung, daß Schriftsteller selbst, die von der Belletristik oder dem Urtheil darüber Brot und Ruf haben, die Theilnahme für literarische Interessen möglichst zu untergraben und zu ersticken suchten, wüßte man nicht, daß dies in gewissen maßgebenden Kreisen, in denen die Schriftstellerei immer noch eine persona ingrata ist, und von einem nicht unbeträchtlichen Theile des Publikums selbst gern gesehen wird. So verfolgen diese Detractoren bei ihren Anklagen und antiliterarischen Umtrieben nur ihr Einzelinteresse, ohne Rücksicht auf die Gesammtheit.

Gegen das von Schmidt-Weißenfels in vorliegendem Buche angebaute Genre haben wir also von unserm Standpunkte nichts, und es wird sich nun weiter nur noch fragen, ob seine Charakteristiken literarischen Werth und wie vielen sie beanspruchen dürfen. Wir sind nicht blind gegen die Schwächen des Verfassers, aber wir verkennen auch nicht seine Vorzüge. Schmidt-Weißenfels huldigt einem schönen, warmen Idealismus; er ist ehrlich und aufrichtig, oft bis zum äußersten; er ist human, außer gegen den Inhumanen; er hat für die Lüge der Welt einen scharfen Blick; er kämpft und schreibt für die Zurückführung verschrobener Verhältnisse auf die Basis natürlicherer und menschlicherer Grundsätze. Aber obschon diese angegebene Grundstimmung durch alle seine Charakteristiken geht, fehlt es ihm andererseits an logischer Consequenz, an scharfer Begrenzung und Veranschaulichung seiner Begriffe. Es finden sich im einzelnen viele Widersprüche; er hebt die Geschilderten durch sein Lob oft in die Wolken, daß sie sich unter die Götter versetzt wähnen möchten, und gleich darauf stürzt er sie wieder durch seinen Tadel in den tiefsten Abgrund der Verdammten und Ruchlosen. So auch mit andern Erscheinungen. Er erblickt z. B. in den Salons die Hauptpflegestätten des literarischen Geistes; er sagt: „Die Poesien Goethe's und Schiller's, Herder's und Klopstock's, Jean Paul's und Fouqué's; die Philosophien Kant's und Fichte's; die Schauspieler Iffland, Eßlair, die Sophie Schröder, genug, alle diese und ihnen verwandte Erscheinungen verliehen dem Salonleben sogleich eine gewisse Mannichfaltigkeit und Flüssigkeit und riefen jene graziöse Kritik hervor, die mit möglichster Geistreichigkeit und meist mit einer kokett-maliciösen Pointe über alle Gestaltungen des geistigen Lebens hinforttanzte. Es ist wahr, daß die Literatur in diesen Salons entschieden nur Modesache war; aber diese Mode war fruchtbar für das ganze intelligente und nationale Leben. In diesen Cirkeln stellte man gewissermaßen das Urtheil über ein Werk fest und zeigte hier fast ausschließlich eine Aufmerksamkeit für die Literatur, ein Interesse und eine anregende Betheiligung, die in der großen Masse des Volks noch keineswegs sich geltend machte. Erst als dieses Volk unter solcher Aegide sich literarisch herangebildet hatte, ergriff es mit seinem gesunden Menschenverstand die Literatur" u. s. w. Von denselben Salons, denen er eine nationale Bedeutung zuerkennt, die wir ihnen nicht in diesem Grade zugestehen können, zumal da der Verfasser dabei nur die berliner Salons im Auge hat, heißt es dann einige Seiten später: „Die Frivolität und der Klatsch sind im Grunde die beiden Mächte, von denen aus

das Salonleben emanirt; aller Duft, mit dem sie sich umhüllen, aller Glanz, mit dem sie sich umgeben, alle Poesie, welche sie offenbaren, verdecken doch nur den frivolen Kern. Die brillante Aeußerlichkeit ist der Reiz der Salons und niemals der innere Gehalt; wird jene glänzende Aeußerlichkeit, die sich mit aller Raffinerie zu spreizen weiß, fletrirt und welk, so ist der einstige Zauber mit einem male dahin und nichts bleibt zurück, als Hohlheit, Dürftigkeit und selbst Laster. Die Solidität des Lebens wohnt dort nicht und Mark und Tugend, Patriotismus und alle jene dem Herzen entströmte Empfindungen sind noch niemals von Salons gepflegt worden." Wir glauben, daß die erste Hälfte dieser Betrachtung über den Salon ihm mehr von außen inspirirt und zugeflogen ist, während die zweite seine wahre Meinung ausspricht; denn von Widerwillen gegen die „Fäulniß, Verworfenheit und Heuchelei" der Gesellschaft ist der Verfasser aufs tiefste durchdrungen, und wenn er auf diesen Punkt zu sprechen kommt, wird er ganz Feuer und Flamme und kann nicht genug Worte finden, um diese Gesellschaftsfäulniß zu brandmarken. Ein bei ihm sehr hervortretender richtiger Instinct des Herzens läßt ihn meist das Richtige fühlen, aber durch die Wärme des Herzens läßt er sich dann auch leicht dazu hinreißen, das richtig Gefühlte im Ausdruck zu übertreiben.

Schmidt-Weißenfels ist ganz ein Kind der Gegenwart, das alle Leiden und Gebrechen der Generation aufs schmerzlichste mitempfindet; aber es fehlt ihm an Kenntniß der historischen Vergangenheit, an gründlichen Studien und literarischer Durchbildung. Wir trauten unsern Augen kaum, als wir bei ihm lesen mußten, daß Lessing ein Jude gewesen. Der Verfasser hebt vielleicht sehr treffend hervor, daß der germanische Geist wie kein anderer mit der Eigenthümlichkeit behaftet sei, „neben dem positiven Schaffen auch die Kritik auszuüben" und „das ewige Wesen und die ewige Wahrheit herauszuholen", daß diese angeborene Dialektik, „welche ihm eine Weltanschauung ohnegleichen verschafft hat und ihn hoch über den Geist aller andern Rassen stellt", ihn dem Geist des Judenthums vielfach verwandt mache, daß beide, der jüdische wie der germanische Geist deshalb auch in einer „wunderbaren Harmonie" zusammengingen, „sobald diese kritische Epoche sich geltend macht", und er fährt dann fort: „So war es bei Spinoza, so bei Lessing, so bei Börne und Heine", und ein paar Seiten darauf sagt er: „Um den Gegensatz zu diesem Kampf hinzustellen, führt Auerbach die auf der Höhe der Zeitideen stehenden Juden ein, nämlich Lessing und Mendelssohn." Der Verfasser, wenn er es sonst nicht wußte, hätte nur das Conversations-Lexikon aufschlagen dürfen, um in Erfahrung zu bringen, daß Lessing der Sohn eines protestantischen Predigers war. Von der Ironie, womit, wenn wir uns recht erinnern, Wolfgang Menzel in moralischer und geistiger Beziehung Lessing einen Juden genannt hat, müssen wir Schmidt vollkommen freisprechen; Ironie ist ihm ein gänzlich fremdes Element; aber historische Gewissenhaftigkeit sollte ihm wenigstens nicht fremd sein. Des Verfassers Stil kennen unsere Leser aus seinen Beiträgen für d. Bl.; er ist gewandt, fließend, sehr lebhaft, oft glänzend, aber zuweilen phrasenhaft und zu bilderreich, an Stellen, wo der einfachste Ausdruck auch der wirksamste sein würde; es fehlt ihm an Bestimmtheit und Correctheit; es finden sich nicht selten Verstöße gegen die deutsche Grammatik und Syntax und Flüchtigkeiten und Nachlässigkeiten, die selbst bei mangelhafter Kenntniß der Grammatik bei einiger Aufmerksamkeit leicht zu vermeiden waren; die Satzbildung erinnert zuweilen an französische Constructionen, an die der Verfasser noch von seiner langjährigen Beschäftigung an pariser Journalen her gewöhnt sein mag, die er aber abzuthun nun ernstlich bedacht sein sollte, seitdem er nicht mehr französischer, sondern deutscher Journalist ist.

Die Schriftsteller, welche der Verfasser in beiden vorliegenden Bänden charakterisirt, sind die folgenden: im ersten Bande Nikolaus Lenau, Gutzkow, Friedrich Halm und Sternberg, im zweiten Auerbach, Meißner, Julian Schmidt und Brachvogel. Diese Charakteristiken waren zum großen Theil bereits in den „Kritischen Blättern für Literatur und Kunst", deren Redacteur der Verfasser eine Zeit lang gewesen, abgedruckt, aber von Haus aus nicht zu diesem Zwecke bestimmt, weshalb sie auch keineswegs als gesammelte Journalartikel gelten dürften, „wie sie denn überhaupt, da Raum und Umstände beim Abdruck in der Zeitschrift viele Auslassungen und eine eigene Redaction bedingten, durch Wiederherstellung des ursprünglichen Textes in vielfach ergänzter und veränderter Abfassung erscheinen und ihnen auch einige noch nicht abgedruckte zur Ergänzung beigesellt sind". Der Verfasser macht, laut dem Vorwort, Anspruch darauf, in diesen Charakteristiken „ein vollständiges und einheitliches Gemälde von der geistigen Bewegung unserer Epoche zu liefern".

Unter diesen Charakteristiken sind wol die Brachvogel's und des Freiherrn von Sternberg die abgerundetsten oder doch pikantesten. Theils hatte der Verfasser Gelegenheit, die Individualität beider Männer an Ort und Stelle, d. h. in Berlin genauer zu beobachten und zu studiren, theils sind beider Talent und Eigenthümlichkeit von der Gattung, zu deren Beurtheilung Schmidt's kritisches Talent am besten ausreichen dürfte. Hierzu kommt bei Brachvogel, daß dessen „Narciß" eine directe Kriegserklärung gegen jene Gesellschaft ist, gegen welche Schmidt nicht oft genug und nicht hitzig genug polemisiren kann. „Brachvogel", sagt der Verfasser, „sprach durch den Mund des Narciß unbewußt einen Fluch gegen das Publikum aus, gegen diese lorgnettirende, parfümirte, duftende und feine Gesellschaft, die im Parquet saß, ohne Schamröthe auf den Wangen, aber amusirt durch die Grimassen eines vom Geschick confiscirten Menschen. .... Und so wie diese Parquetgesellschaft des Hoftheaters in Berlin, so dachte die gesammte Gesellschaft. Narciß war der Narr einer faulen verdorbenen Rasse, die ihren neuen sentimentalen Narren erhalten hatte." Sicherlich, dieser Narciß würde als ein Charaktertypus unserer blasirten Zeit Anspruch auf Dauer haben, wenn es sich nur Brachvogel nicht hätte beikommen lassen, ihn zu einem Werkzeug der Geschichte selbst zu machen und zu diesem Zwecke mit einer Leichtfertigkeit, die selbst den Unwillen der in diesem Punkte es nicht gerade sehr streng nehmenden französischen Kunstrichter erregt hat, historische Verhältnisse und Persönlichkeiten wie einen Handschuh umzukehren. Bisjetzt hat noch die Gewissenhaftigkeit als eine Haupttugend der Deutschen gegolten, aber unsere neuern dramatischen Dichter, an deren Treiben sich freilich das Publikum mitschuldig macht, scheinen systematisch darauf hinzuarbeiten, uns auch in dieser Hinsicht vor dem Auslande zu prostituiren und uns im Lichte der frivolsten Geschichtsverfälscher erscheinen zu lassen. In der Einleitung zu dieser Charakteristik Brachvogel's bemerkt der Verfasser: „Die Poesie unserer Zeit, das läßt sich nicht leugnen, ist eine trostlose, klagende und ätzende; beschuldigen wir deshalb nicht die Dichter, die von einer poesielosen Zeit gesäugt, ihr um so gewaltiger zu fluchen (!) pflegen, je mehr sie mündig werden." Zur Ergänzung dieser Behauptung führen wir aus dem Schmidt'schen Buche noch folgende Stelle an: „Gerade diejenigen Naturen, welche man poetische zu nennen pflegt und die der Fanatismus der realistischen Partei in Bausch und Bogen als Weltschmerzler, Träumer und Phantasten gerichtet hat, gerade diese Seelen, «ces coeurs sensibles qui sont nés pour être malheureux», haben die Aufgabe unserer Zeit tief begriffen und mühen sich redlich ab, die Coincidenz des Realen und Idealen zu bewerkstelligen. Ihre anscheinende Schwärmerei ist häufig nichts anderes als ein Schweifen in entfernte Gebiete, um die Welt der Stoffe nach allen Seiten hin zu erobern, und wenn sie die Verzweiflung überkommt, daß ihre Eroberung nicht die Lösung des Problems bewerkstelligen hilft, so ist dies die Folge der Krankheit, an der unsere poetischen Naturen nothwendig leiden müssen, weil ihnen die Harmonie ihrer ideellen Natur mit der praktischen des Lebens noch fehlt." Es war freilich eine andere Zeit, von deren Poeten Matthias Claudius sagen konnte, sie seien „helle reine Kieselsteine, an die der schöne Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion anschlagen, daß Funken herausfliegen". Während aber Schmidt die Dichter

und die Gesellschaft der Gegenwart so durch und durch krankhaft findet, erscheint ihm das „Publikum“, das ja doch zu einem großen Theile von jener Gesellschaft gebildet wird, sehr gesund. Wenigstens sagt er in dem Aufsatz über Alfred Meißner: „Das Publikum im Leben will die Wirklichkeit; aber wenn sich das Publikum vor einem Werke der Kunst versammelt, um von der Prosa des Lebens auszuruhen, so lebt ein höheres Bewußtsein in ihm und es ist gesund idealistisch.“ Ist das richtig bemerkt und beobachtet? Sind es wirklich die idealen Gebilde der dramatischen Muse, welchen das Publikum seinen größten Beifall schenkt, und nicht vielmehr derb realistische, kunstlos aus den heterogensten Elementen zusammengewürfelte Producte, wie „Therese Krones“ oder „Berlin wie es weint und lacht“, wie vor 1848 ein ähnliches Product: „Das Weib aus dem Volke“ es war, welchem das „Publikum“ die Prämie zuerkannte?

Den Dorfgeschichten Auerbach's spendet der Verfasser großes und verdientes Lob. Diese Sympathie für das dorfgeschichtliche Genre steht ihm, der gegen die gefirnißte sogenannte gute Gesellschaft eine so gründliche Abneigung an den Tag legt und zu dem Rousseau'schen Naturevangelium geschworen hat, natürlicher als manchem andern Verehrer Auerbach's. Nur in der Behauptung Schmidt's, Auerbach habe sich dadurch eine „außerordentliche Ehrenstellung“ errungen, daß er für das „Volk“ geschrieben, und wer jemals in alten Dörfern und kleinen Städten, in Weilern und auf dem Lande, mit einem Worte bei diesem Volk der Bauern geforscht habe, der werde „die große und schöne Popularität Auerbach's vernehmen“, möchten wir einige Uebertreibung erblicken. Hat Schmidt wirklich diese Erfahrung in „alten Dörfern“ gemacht? Die Erfahrungen, die wir wenigstens auf dem Lande und zwar in der Nähe großer gebildeter Städte in dieser Hinsicht gesammelt, sind etwas anderer Art, was wenigstens den eigentlichen alten Bauer betrifft, für den in der Regel außer vielleicht Bibel und Gesangbuch, einige alte Volksbücher und ein althergebrachter Kalender (aber nicht der Auerbach'sche) die einzige Literatur bilden, mit der er sich beschäftigt. Möglich, daß Auerbach's „Gevattersmann“ in einzelnen Landstrichen in Bauernhäusern zu finden ist und gelesen wird, aber schwerlich seine eigentlichen Dorfgeschichten, durch die fast immer ein Geist philosophischer Betrachtung hindurchgeht und deren Sprache schon eine ganz andere ist als diejenige, welche der Bauer spricht und versteht. Die hier und da eingestreuten schwäbischen Provinzialismen thun es nicht, sind sogar den Bauern in andern Landstrichen, namentlich den plattdeutsch redenden, unverständlicher als das Hochdeutsche. Wenn Auerbach irgendwo sagt: „Die stetige und fast unbewegliche Macht des Volksthums, des Volksgeistes ist wie eine heilige Naturmacht; sie bildet den Schwerpunkt des Erdenlebens.... Welchen unglücklichen Schwankungen wäre die Menschheit hingegeben, wenn alsbald jede sittliche, religiöse und wirthschaftliche Bewegung die der Gesammtheit würde!“ so ist dies zwar sehr richtig und schön; aber es ist kein Bauerndeutsch, und es scheint uns sehr zweifelhaft, ob ein echter deutscher Bauer diese abstracte Sprache verstehen würde.

Ueber Gutzkow bemerkt der Verfasser unter anderm: „Er charakterisirt unsere Zeit, welche ihre historisch bedingte Mission hat und deshalb nicht kleiner ist als alle andern, wenn sie im Verhältniß zu ihnen auch so erscheint. In Gutzkow kennzeichnet sich mit einem Zuge die doppelte historische und literarische Physiognomie unserer Epoche, die, das darf man nicht verkennen, nur einen Punkt des Uebergangs für die Gesellschaft wie für die Dichtkunst bildet.... Er hat am ausgedehntesten den Forderungen seiner Zeit durch poetische Darstellung Rechnung zu tragen vermocht; er hat jeden Kampf mitgemacht, der in ihr ausgeschlagen ward; er hat jede Strömung wie Gegenströmung begriffen und zu zeichnen versucht; er hat am energischsten das noch verhüllte Ideal unserer Generation zu entschleiern unternommen.“ Freilich läßt sich fragen, ob mit so innerlich krankhaften Menschen, wie die meisten bei Gutzkow sind, dies „verhüllte Ideal“ sich erreichen läßt. So weit wir Gutzkow's neuesten Roman „Der Zauberer von Rom“ gelesen haben — und diese Eigenthümlichkeit macht ihn uns besonders interessant — begegneten wir keinem männlichen oder weiblichen Individuum, welches nicht irgendwie und irgendwo krankhaft wäre und eine faule Stelle hätte. Wir tadeln dies nicht. Ist es einmal mit unserer Generation so traurig bestellt, und es scheint wirklich so, so darf und soll sie ihr Chronikant auch so schildern, statt uns über sie zu täuschen und irre zu führen. Von diesem Standpunkt war uns auch folgender Gutzkow'sche Ausspruch, welcher die Moral unserer Zeit kennzeichnet, von großem Interesse: „Wer immer mit dem Verstande vorauswühlt, wohin er mit Hand und Fuß zur That nachschreiten soll, der verschüttet sich den Weg, wenn er plötzlich den Einfall bekommt, nicht dem Verstande, sondern dem Herzen folgen zu wollen. Eins darf man nur festhalten, entweder den Ruhm oder die Ueberzeugung. Alles zugleich erstreben, verdirbt eins das andere. Wer den Ruhm will, soll — die Weltphilosophie lehrt es — das Gewissen nicht hören: wer das Glück will, muß auf die Ueberzeugung verzichten.“ Es gehört Muth oder doch Aufrichtigkeit dazu, die Grundsätze, wonach die meisten in unserer Zeit handeln oder die Weltdinge beurtheilen, mit dieser Entschiedenheit bloßzulegen. Das hilft wenigstens die Heuchelei der Zeit beseitigen. *)

Wir haben unsere gewissen Gründe, auf den von Eduard Schmidt gegen seinen Namensvetter Julian Schmidt gerichteten Aufsatz hier nicht weiter einzugehen; möge, wem es daran liegt, ihn selbst lesen! Der Verfasser springt mit Julian Schmidt scharf, zum Theil erbarmungslos um, nur hätten wir gewünscht, daß er gerade diesem Gegner gegenüber jedes Wort, ehe er es niederschrieb, aufs schärfste erwogen und abgewogen und jede zweideutige Phrase sorgfältigst vermieden hätte. Was heißt das, wenn z. B. der Verfasser sagt: „Wir trachten nicht danach, einem solchen Schriftsteller ein einziges Lob zu verkümmern; er mag seinen Ruf behalten, aber er soll seine Autorität verlieren.“ Julian Schmidt würde in einem solchen Falle gerade umgekehrt verfahren, er würde zuvörderst erst den Ruf seines Gegners zu vernichten suchen, weil, wenn dies gelingt, die Autorität des Angegriffenen von selbst fallen muß. Daß der Verfasser an seinem Gegner auch einzelnes Gute anerkennt, können wol wir am wenigsten tadeln, da auch wir an der Schwäche leiden, selbst an denjenigen, die uns nur Uebles zuzufügen suchten, zu loben, was an ihnen zu loben ist, selbst wenn wir davon überzeugt sind, daß wir das gleiche Verfahren von ihnen nicht zu erwarten haben.

Friedrich Halm's dramatische Verdienste führt Eduard Schmidt im ganzen auf ein sehr geringes Maß zurück, wenn er z. B. sagt: „In so glänzenden Triumphen, wie sie Halm's Muse feierte, liegt noch etwas Trostreicheres und Verständigeres, als wenn ein Dichter über jeden Mangel an Anerkennung seiner

*) In Alexander Alt's „Briefen über Gutzkow's «Zauberer von Rom»“ — von denen wir erst, nachdem wir obige Worte geschrieben, Kenntniß genommen haben und deren Würdigung dem Verfasser des Berichts über den Gutzkow'schen Roman in Nr. 51 d. Bl. f. 1858 vorbehalten bleiben muß — heißt es unter anderm: „Die Frau von Buschbeck ist eine ganz unnatürliche und unangenehme Caricatur.“ Daß diese Gutzkow'sche Figur „unangenehm“ sei, wollen wir zugeben, aber daß sie eine „unnatürliche“ Caricatur oder überhaupt „Caricatur“ sei, müssen wir in Abrede stellen. Mancher Leser des Romans wird sich wol dabei an diese oder jene Person ähnlichen Gepräges erinnert haben, die ihm auf seinem Lebenswege begegnet ist; und wer denkt nicht an jene Dame von Adel, die in Berlin vor Gericht stand, weil sie die ihrer Pflege befohlenen Kinder ihres Bruders aufs empörendste gemartert, ihnen Nesseln auf die Brust gebunden und sie sogar genöthigt hatte, Nesseln zu verschlingen? An diese Wirklichkeit reicht die angebliche Gutzkow'sche Caricatur bei weitem noch nicht. Wir sind überzeugt, daß Gutzkow diese Frau von Buschbeck wie auch die meisten andern Figuren des Romans im Wesentlichen nach dem wirklichen Leben gezeichnet hat, ohne sie zu cariciren.

Schöpfungen zu Grunde geht und das Glück hat, nach 50 Jahren für bewundernswürdig erklärt zu werden. In der Unsterblichkeit liegt gar nichts Schönes, wenn man nicht gelebt hat.“ Und weiter: „Wenn Halm's Poesien der Nachwelt verloren gehen, so haben sie doch reichlich der Mitwelt Gefallen verschafft, und das ist ein so schönes Verdienst, daß man dem Nachruhm gern entsagen kann, von dem man als Leiche im Grabe nichts hört und sieht.“ Derselben appetitlichen und mit den sonstigen idealistischen Tendenzen des Verfassers wenig im Einklang stehenden Ansicht war auch der Satiriker Liscow, wenn er in der Vorrede zu seinen 1739 erschienenen Schriften bemerkt: „Die Unsterblichkeit suche ich nicht. Ich will lieber

Un buffet bien garni pendant cent ans de vie
Que mille autels après ma mort.“

Ueber eins müssen wir noch mit dem Verfasser rechten: er macht sich gern die Ansichten und Urtheile anderer zu Nutze, ohne seine Quelle zu nennen. In seinen Aufsätzen über Nikolaus Lenau und Friedrich Halm hat er, abgesehen von dem ganz ähnlichen Gedankengange im ganzen, einzelne Stellen fast wörtlich aus unsern Aufsätzen über Nikolaus Lenau (Nr. 47 d. Bl. f. 1856) und über Friedrich Halm (Nr. 35 f. 1857) entlehnt. Wir sagten in unserer Betrachtung über Nikolaus Lenau: „Diese Gesellschaft, die zu wirklichen Opfern nicht gerade leicht zu bewegen ist, gönnt ihren Lieblingen keine Ruhe, sie hetzt sie ab und müde“; Schmidt sagt: „Die vornehme Gesellschaft ist überdies zu wirklichen Opfern nicht bereit; ihr Egoismus gönnt ihren Lieblingen keine Ruhe, sie hetzt sie ab und müde.“ Wir sagten: „Die gebildete höhere Gesellschaft in Deutschland ist kaum je härter getroffen, ihre Schattenseiten sind kaum je greller beleuchtet worden, als durch Nikolaus Lenau's traurigen Ausgang“; Schmidt sagt: „Der traurige Ausgang Nikolaus Lenau's war ein Schlag für die ganze höhere Gesellschaft in Deutschland.“ Wir sagten: „Es ist aufreibend und erschöpfend, immer interessant erscheinen und mit den Geistreichen geistreich sein, sie möglichst an Geist überbieten zu müssen“; Schmidt sagt: „Es ist erschöpfend und aufreibend zugleich, immer interessant zu erscheinen und mit den Geistreichen geistreich zu sein, sie möglichst an Geist überbieten zu müssen.“ Wir sagten: „Frauen von gesund kräftigem, unverbildetem Gefühl werden dagegen auf den Dichter gewiß wie frisches Quellwasser wirken“; Schmidt sagt: „Da sehr selten Frauen von gesund kräftigem, unverbildetem Gefühl existiren, die auf den Dichter erquickend wie frisches Quellwasser wirken könnten....“ Wir sagten: „Diese Abschwächung, dieses Diplomatisiren der Leidenschaften zeigt sich auch in Friedrich Halm's dramatischen Dichtungen“; Schmidt sagt: „Diese Abschwächung, dieses Diplomatisiren der Leidenschaften weisen alle dramatischen Dichtungen Halm's auf.“ Wir sagten: „Mir ist dabei (bei Ingomar) immer unwillkürlich ein durch die Liebe gezähmter Commis eingefallen, der bei einer Sonntagspartie seinem Mädchen den Korb abnimmt, während sie seinen Spazierstock trägt“; Schmidt sagt: „So trägt er, weil Parthenia es für ein Zeichen der Cultur hält, am Schlusse des dritten Acts ihr Körbchen, wie einer jener wohlzuerkennenden Handlungsgehülfen, die Sonntags mit saftig gestrichenen Butterbemmen und einigen Würsten im Pompadour am Arme einer geliebten Minna eine Landpartie machen.“ Wir sagten: „Kurz, es ist alles wie zu einer Travestie gemacht und es ist schwer, dergleichen im Stile ernster Kritik zu besprechen“; Schmidt sagt: „Die Travestie liegt in diesem seltsamen Stück so auf der Hand, daß es unmöglich ist, in einem andern Tone davon zu sprechen.“ Doch genug solcher Parallelstellen! Es freut uns, wenn man unsere Aussprüche und Urtheile der Benutzung für werth hält; wenn man sich aber dazu herbeiläßt, sie zu entlehnen, so sollte man sich auch nicht schämen, denjenigen zu nennen, von dem man sie entlehnt hat. Dagegen müssen wir an Schmidt durchaus rühmen, daß er auch in seinen schärfsten Polemiken niemals in einen persönlich gehässigen, grob insultirenden Ton verfällt, niemals zu Personalbeschreibungen, Steckbriefsignalements und andern verwerflichen Hülfsmitteln dieser Art seine Zuflucht nimmt, sich auch niemals in eine hoffärtige aufgeblähte Attitude wirft, wie andere, welche den Angegriffenen immer zurufen zu wollen scheinen: „Thu' ich den Mund auf, rühr' sich keine Maus!“ Der Verfasser ist überhaupt ein human gesinnter Mann, und er geht in seinen Humanitätsforderungen sogar so weit, daß er vom Liberalismus fordert, er solle die reine Humanität darstellen. Dies müßte der Liberalismus, um nicht mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, allerdings thun, wäre er allgemein menschlichen statt wie bisher rein politischen Charakters. Diese Forderung Schmidt's gehört, wie es uns scheint, nicht dem Idealismus sondern dem Utopismus an, in den sich sein Idealismus überhaupt nicht selten verläuft.

H. M.

Notizen.

Die Gesellschaft der Junggermanen.

Unsere Bemerkungen über das literarische Organ der Junggermanischen Gesellschaft, den „Teut“, und über diese Gesellschaft selbst in Nr. 10 d. Bl. haben das Haupt derselben, F. J. Kruger, veranlaßt, uns eine nebenbei bemerkt klar und präcis stilisirte, umfangreiche Entgegnung oder Berichtigung einzusenden, für die wir dankbar sind, ohne uns deshalb verpflichtet zu fühlen, sie ihrer ganzen Länge nach in d. Bl. zum Abdruck zu bringen. Wäre der Raum, über den wir in d. Bl. verfügen, so unendlich wie der transscendentale Raum Kant's, so würden wir gern ein Uebriges thun; da dies aber nicht der Fall ist, müssen wir den Chef der Junggermanen bitten, seine vollständige Erklärung in eine künftige Lieferung des „Teut“ einzurücken, wohin sie viel besser paßt. Wir sind nicht das Organ der Junggermanischen Gesellschaft, noch irgendeiner andern Gesellschaft oder Coterie; wir suchen vielmehr unsere Ansichten mit den Ansichten desjenigen größern Gesellschaftskreises in Einklang zu setzen, der sich außerhalb aller politischen oder confessionellen Parteien, aller constituirten oder nichtconstituirten literarischen Gesellschaften oder Coterien bewegt. Ob unsere Ansichten dieser oder jener Partei, dieser oder jener gelehrten Kaste oder literarischen Coterie oder Gesellschaft gefallen, darauf kommt es uns weniger an als darauf, daß sie die Zustimmung des eben bezeichneten weitern Gesellschaftskreises haben. Nur einige mehr Thatsächliches enthaltende Angaben Kruger's mögen hier berührt sein. Kruger gibt zu, daß allerdings in diesem Augenblicke der Schriftstellerstand noch vorwiegend in der Gesellschaft der Junggermanen vertreten sei, daß unter nahezu 60 Mitgliedern sich wenigstens 40 befinden, „welche für die Oeffentlichkeit arbeiten“. Aber dies erkläre sich dadurch, „daß dieselben zunächst auf das Streben der Junggermanischen Gesellschaft aufmerksam werden mußten“. Die Gesellschaft sei keineswegs abgeschlossen, sondern bilde vielmehr in ihrer jetzigen Gestalt erst den Grundstock eines Netzes von Zweigvereinen und habe bereits in den wichtigsten Städten Deutschlands, vornehmlich in Hamburg als dem „Vorort“, dann in Berlin, Wien, München und verschiedenen rheinischen Städten ihre Haltpunkte, während die Gesammtzahl der Städte, in welchen sich Mitglieder befänden, bereits mehr als 20 betrage. Uebrigens zähle schon jetzt die Gesellschaft unter ihren Mitgliedern talentvolle Tondichter (z. B. in Hamburg Catenhusen und Vollbach), Baukünstler, Maler, Kaufleute und überhaupt „Leute von Sinn für geistige und vaterländische Bestrebungen aus allen Ständen“. Kruger gibt ferner zu, „daß allerdings die Gesellschaft mit Bewußtsein darauf hinzielt, hauptsächlich die jüngern Kräfte unter ihr Banner zu sammeln“, was sich von selbst verstehe, „wenn von einem Streben die Rede ist, das erst in der Zukunft seine hauptsächlichsten Früchte tragen soll“. Denn, fährt Kruger fort, „die Zukunft der deutschen Nation beruht nicht auf den Schultern des absterbenden sondern des aufstrebenden Geschlechts“. Doch das ist nicht viel mehr als Phrase, so gut es auch klingen mag. In der geistigen Welt gibt es ja gar kein absterbendes Geschlecht, da jedes wirklich geistkräftige Streben über Alter und Tod hinausreicht. Kruger beruft sich darauf, daß nicht die Stützen der hebräischen Gottesgelehrsamkeit, son-

dern vor allem Schreiner, Fischer, Seidenmaler und Gerber, „deren Ruhm vorher auch nicht weit her gewesen“, die Gründer der christlichen Kirche waren. Nun freilich, Gerber, Fischer, Schreiner dieser Art mögen sich jetzt schwer auftreiben lassen, und man muß statt ihrer nach „Literaten“, Lyrikern, Tonkünstlern, Handlungsbeflissenen u. s. w. greifen! Im übrigen, bemerkt Kruger, sei ein vorgerücktes Alter keineswegs ein Hinderniß für die Aufnahme, falls mit demselben zugleich jugendliche Frische und Begeisterung für die Zielpunkte der Junggermanischen Gesellschaft verbunden seien, es stehe jedermann frei, sich ihr anzuschließen. Es steht ihnen also nur „frei“, sich ihr anzuschließen? Nein, man sollte sie, die beiden Grimm, Uhland, Arndt, Rückert u. s. w. in jeder Weise zu gewinnen trachten; ihre Namen und die Namen anderer im „vorgerückten Alter“ stehenden echten „Junggermanen“ würden uns erst die rechte, jetzt noch vermißte Bürgschaft gewähren, daß von der Junggermanischen Gesellschaft Früchte für die Zukunft zu erwarten seien. Mit Beziehung auf den junggermanischen Gegensatz gegen das Heine-Börnethum bemerkt Kruger: „Wir sind gegen jede Ausländerei, möge sich dieselbe die Franzosen oder die Engländer und Yankees oder die Alten, oder wie die Stocktheologie das auserwählte Volk Gottes zum Muster nehmen“, und mit Beziehung auf die Sprachreinigungsvorschläge, für die Kruger allein die Verantwortung auf sich nimmt: „Die mainzer Versammlung beschloß nur im allgemeinen, daß jeder Junggermane auf Reinigung und Fortbildung seiner Sprache hinzuwirken habe.“ Mit diesen beiden letztern Bestrebungen können wir uns nur vollkommen einverstanden erklären. Schließlich versichert Kruger, daß unsere in Nr. 10 d. Bl. ausgesprochene Vermuthung, der Verfasser der im ersten Heft des „Teut“ enthaltenen münchener Correspondenz sei der Junggermane Beilhack, eine irrige sei. Auf den Juni ist eine Hauptversammlung der Junggermanischen Gesellschaft in Nürnberg festgesetzt; sollte sie wirklich bedeutsame Resultate zu Tage fördern, so werden wir sie sicherlich nicht unbeachtet lassen.

H. M.

Ein satirisches Gedicht auf Lavater vom Jahre 1786.

Durch Zufall gelangte ich in den Besitz eines handschriftlichen Gedichts, worin das pietistisch-mystische Treiben Lavater's bei seinem Besuche in Bremen im Jahre 1786 und die Wundercuren seiner Anhänger verspottet werden. Das Gedicht, von dem sehr wahrscheinlich viele Abschriften in Bremen umliefen, deren eine, ein ziemlich vergilbtes Blatt, in meine Hände gelangte, ist durchaus nicht ungeschickt gearbeitet, wenn auch nicht selten im Ausdruck etwas derb und cynisch; auch verräth sich einige Frivolität schon darin, daß der Verfasser das schöne Kirchenlied „Wie schön leucht't uns der Morgenstern“ zur Grundlage seiner Parodie gewählt hat. Da wir glauben, daß das Gedicht nicht im Druck oder höchstens als jetzt vergessenes Flugblatt erschienen ist, sein Inhalt und Ton uns aber für jene Zeit charakteristisch zu sein scheint, so dürften vielleicht in d. Bl. folgende Strophen nicht ohne Interesse gelesen werden:

Ein Jungfräulein, sonst frisch und roth,
Lag hülflos und in großer Noth;
Es konnt' im Schlaf nicht sprechen.
Alsbald der theure Wundermann
Mit Hand und Mund das Werk begann,
Zu heilen ihr Gebrechen:
„Schaue, treue, Gratiosa, Dolorosa,
Auserlesen! Auf mein Wort, du sollst genesen!“

Mit diesem Trost er von uns wich,
Und einen Jünger wählte sich;
Das war ein Mann nach seinem Sinn,
Voll Glauben und voll Kindersinn!
Den thät er instruiren:
„Glaube, treibe, was ich lehre, mir zur Ehre,
Dir zur Krone, der Vernunft zum Spott und Hohne!“

Der in Bremen zurückgelassene und von Lavater inspirirte Wunderdoctor macht nun seine magnetische Cur, und siehe, sie gelingt:

O Wunderschlaf, o Zauberei!
Was Meister in der Arzenei
Nicht zu ergründen taugen,
Lehrt kranken Jungfern Phantasie;
Durch dicke Wände sehen sie
Wohl mit verschlossnen Augen.
Kennen, nennen, was geschrieben, weil den lieben
Guten Dingern Augen sitzen an den Fingern u. s. w.

Daß dieses satirische Gedicht, welches mit den Worten beginnt: „Wie schön leucht't uns von Zürich her der Wunderthäter Lavater“, auf Lavater's Aufenthalt in Bremen im Jahre 1786 Bezug hat, geht aus den Worten hervor: „Also agiren sah man ihn in unserm lieben Bremen.“ Vielleicht könnte uns ein recht belesener Bibliophile sagen, ob das Gedicht schon irgendwo gedruckt und ob sein Verfasser bekannt ist. 13.

Bibliographie.

Abbeokuta oder Sonnenaufgang zwischen den Wendekreisen. Eine Schilderung der Mission im Lande Joruba. Aus dem Englischen. Bis auf die Gegenwart fortgesetzt und wesentlich erweitert durch die Einleitung: Die Morgenröthe des tropischen Afrika von W. Hoffmann. Mit einer Karte von Joruba und den angrenzenden Ländern. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 28 Ngr.

Bar, L., Zur Lehre von Versuch und Theilnahme am Verbrechen. Hannover, Hahn. Gr. 8. 12 Ngr.

Bruna, J., Im Heere Radetzky's. Skizzen aus den Jahren 1848 und 1849. Prag, Credner. Gr. 8. 20 Ngr.

Corrodi, A., De Herr Professer. Idyll aus dem Züribiet. Winterthur, Steiner. 1858. 16. 20 Ngr.

— — De Herr Vikari. Winteridyll usem Züripiet. Winterthur, Steiner. 1858. 16. 20 Ngr.

Eichrodt, L., Die Pfalzgrafen oder eine Nacht auf den Heidelberger Gassen. Dramatisches Bild. Lahr, Geiger. 8. 18 Ngr.

Erinnerungen an Ernst Theodor Mosevius. Breslau, Kern. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hasse, Ursprung, Gegensatz und Kampf des Guten und Bösen im Menschen. Entwickelt aus der physischen Lehre des Euripides und nachgewiesen an einzelnen Charakteren seiner Dramen. Magdeburg, Heinrichshofen. 4. 10 Ngr.

Heerklotz, A., Janthe. Episode aus dem Tscherkessen-Kriege. Meißen, Klinkicht u. Sohn. 1858. 16. 25 Ngr.

Das schweizerische Heerwesen und der Soldatengeist. Ein Rückblick auf Erscheinungen aus jüngst vergangener Zeit. Von einem schweizerischen Wehrmann. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 12 Ngr.

Henne, A., Histoire du règne de Charles V. en Belgique. Tome I. Bruxelles. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Herzog, X., Der Idealist, oder eine Pastoral aus dem Leben in Form einer Novelle. Lindau, Stettner. 8. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Amrein, J., Naturbetrachtung und Gotteserkenntniß. Vortrag, gehalten in der Marianischen Congregation zu Luzern, am Dreikönigenfeste 1859. Luzern. Gr. 8. 3 Ngr.

Bekanntes. Zusammengestellt von einem Zeitgenossen. Coblenz, Baedeker. Lex.-8. 4 Ngr.

Menzel's, W., Vertheidigungsrede gegen die Familie Zschokke. Gehalten am 22. Februar 1859 vor dem Königl. Criminalamt in Stuttgart. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 5 Ngr.

Napoleon III. und seine weltgeschichtliche Mission. Ein Mahnruf in der zwölften Stunde. Berlin, Verlags-Magazin. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 14. April 1859.

Inhalt: Bekenntnisse der Kaiserin Katharina II. — Neue Proben epischer Poesie. Von W. Jordan. — Sybel's „Historische Zeitschrift". — Ethnographisches und Culturgeschichtliches. Dritter Artikel. (Beschluß.) — Notiz. (Zur deutschen Journalistik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Bekenntnisse der Kaiserin Katharina II.

Memoiren der Kaiserin Katharina II. Von ihr selbst geschrieben. Nebst einer Vorrede von A. Herzen. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Hannover, Rümpler. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wir nehmen dies Buch mit Erwartungen zur Hand, die zunächst nicht ganz erfüllt werden. Es wird andern Lesern damit schwerlich anders ergehen. Ein Tagebuch der „nordischen Semiramis", wie man Katharina II. von Rußland genannt hat, von ihr selbst geschrieben, beglaubigt und eingeführt von A. Herzen — welchen Geschichtsfreund sollte eine solche Schrift nicht lebhaft anziehen, ja, wen möchte nicht schon die Vorrede, die ohne Frage ein echt Herzen'sches Gepräge tragen wird, für diese Blätter mit Interesse erfüllen? Die Enttäuschung des Lesers beruht darauf, daß er, indem er eine Schrift von hohem historischen Interesse erwartete, zuvörderst nicht viel mehr antrifft, als das Tagebuch eines jungen Mädchens von vornehmem Stande, in welchem die Masse mädchenhafter Bagatellen, kleinlicher Intriguen und genrehafter Hofmisère weitaus die historischen und politischen Züge der Zeit überwuchert und von den letztern nur einen unbedeutenden Niederschlag zurückläßt. Erst später erkennen wir, daß es diesen Blättern jedoch an rein menschlichem Interesse, an Seltsamkeit biographischer Anziehungskraft und theilweise an spannender Kraft für die Neugierde des Lesers keineswegs fehlt, und daß es zwar nicht gerade das historische, immerhin aber das anekdotische Interesse ist, das hier eine ungewöhnliche Befriedigung zu erwarten hat.

Was zuvörderst die Authenticität dieser Memoiren betrifft, so berichtet uns Herzen, daß die hier der Oeffentlichkeit übergebenen Blätter sich unter den wenige Stunden nach dem Tode der Kaiserin versiegelten Papieren derselben fanden; daß Fürst Kurakin, Kaiser Paul's Freund, eine Abschrift davon nahm, die vielfach circulirte, vom Kaiser Nikolaus später zwar unterdrückt wurde, jedoch in einzelnen Copien noch immer erhalten blieb, wie denn eine solche von der Hand des Dichters Puschkin in Odessa bekannt war. Seit 1855 traten wieder mehrere Abschriften dieser Memoiren an den Tag, die mit den ältern gleichlautend, keinen Zweifel an ihrer Authenticität aufkommen lassen, wie wir denn auch dem Vorredner darin recht geben, daß der Inhalt der Memoiren auf jeder Seite ihre Echtheit ganz unverkennbar darzuthun geeignet ist. Herzen sagt:

> Indem man diese Blätter liest, sieht man sie werden, man sieht die Verfasserin sich zu dem heranbilden, was sie gewesen ist. Ein lebhaftes Kind von 14 Jahren, blond, coëffirt à la Moise, muthwillig, verlobt mit einem kleinen Idioten, dem Großfürsten, leidet sie schon früh an der Krankheit des Winterpalastes, dem Durst nach Herrschaft. Eines Tags, als sie mit dem Großfürsten auf der Fensterbank sitzt und mit ihm scherzt, sieht sie Graf Lestocq kommen, der zu ihr sagt: „Packen Sie Ihre Sachen — Sie werden nach Deutschland zurückreisen." Der junge Idiot schien nicht sehr betroffen von dieser Trennung. „Auch mir war sie ziemlich gleichgültig", sagt die kleine Deutsche; „aber die russische Krone war es mir nicht", setzt die vierzehnjährige Prinzeß von Zerbst hinzu.

Dies ist Katharina im Keime! Die Memoiren brechen im Jahre 1759 plötzlich ab: von den spätern Jahren bis 1762 sollen nur abgerissene Bruchstücke, wohlverwahrt, vorhanden sein, in diesem Jahre aber ergriff Katharina den russischen Scepter, als eine „res nullius", verwandelte Rußland und machte es im wesentlichen zu dem, was es heute noch ist.

Der Vorredner gibt zunächst eine Skizze der geschichtlichen Vorgänge von 1729—51, dieser seltsamen Epoche, in der das Scepter des größten Reichs Europas wie ein unter Kindern streitiges Spielzeug, von Hand zu Hand ging, wo eine einzige Nacht dem ungeheuern Reiche einen neuen, ungeahnten Beherrscher gab, ohne daß von dem Volke hierbei im geringsten die Rede war. Dies Vorwort, in einem Geiste geschrieben, den der Leser sich leicht denken kann, leitet die Geschichte Katharina's ein, und erklärt denn auch, wie es kam, daß auch die geniale kleine deutsche Prinzessin von dem großen unbekannten Etwas, das man das russische Volk nennt, eigentlich gar keine Notiz nehmen konnte. In der That hat auch erst das Jahr 1812 ein solches Volk erschaffen oder doch in die Erscheinung treten lassen, und wir müssen, wollend oder nicht, gestehen, daß für eine so junge Existenz wie diese dies Volk doch einen fast wunderbaren Aufschwung genommen hat!

Doch wir wenden uns zu unsern Memoiren zurück, die, wenn sie den lernbegierigen Geschichtsfreund auch nicht völlig befriedigen, doch des Interessanten genug darbieten, um ihre Veröffentlichung genügend gerechtfertigt zu finden, die den Leser angenehm genug zu unterhalten und was den allgemeinen Sitten- und Culturzustand des Hofs und der Aristokratie Rußlands betrifft, auch mannichfach zu belehren im Stande sind.

Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst, dieselbe, welche unter dem Namen Katharina II. die Begründerin der russischen Macht wurde, war im Jahre 1744 von der Kaiserin Elisabeth auf Empfehlung Friedrich's II. mit ihrer Mutter von Kiel an den russischen Hof berufen, um mit dem Thronerben, Herzog Peter von Holstein, damals 16 Jahre alt, verlobt zu werden. Sie selbst zählte 15 Jahre und gab sich als ein kleines, schüchternes blondes Mädchen, voll Geist und Lernbegierde und mit allen Anfängen eines starken und festen Charakters. Mit ihrer Ankunft in Moskau beginnen ihre Memoiren und liefern auf den ersten Bogen ein lebhaftes Bild der ziemlich ärmlichen und kleinlichen Verhältnisse am kaiserlichen Hofe, wo die Parteien — Schweden und Russen — in tausend kleinen Intriguen sich um Gunst und Einfluß streiten, ein Kampf, den die Memoiren mit der Feder eines lebhaften funfzehnjährigen Mädchens naiv genug darstellen. Die äußerst unliebenswürdige Gemüthsart ihrer Mutter, die es an gelegentlichen Ohrfeigen nicht fehlen läßt, die kindische Weise ihres Bräutigams, der nur am Spiel mit Puppen und mit Lakaien, die er einexercirt, Vergnügen findet, der bald mit ihr spielt wie ein Kind, bald sie brutal behandelt oder ihr von seinen Liebschaften erzählt; günstige und ungünstige Stimmungen der Kaiserin, die ihr jedoch im ganzen ebenso viel Neigung, als ihrer Mutter Haß bezeugt; Klosterbesuch, Krankheiten, Reisen nach Kiew und Petersburg, die auf großen Gesellschaftswagen mit Bänken versehen, zurückgelegt werden, dies und Aehnliches füllen die ersten Bogen. Wir sehen, wie die Mutter, welche niemand liebt, den künftigen Kaiser einen schlecht erzogenen „kleinen Jungen" schilt, weil er unversehens ihre Geldkiste umwirft; wie sie die Kleiderstoffe, die ihr die Kaiserin schenkt, sich selbst zueignet; wie eng und ungemüthlich die häusliche Einrichtung in Petersburg ist, wo Mutter und Tochter in demselben Zimmer schlafen und wohnen; wie alle Theile gegen sie auftreten, als man erfährt, daß sie 17000 Rubel Schulden gemacht habe, für Geschenke an ihre Umgebung und den Großfürsten, sie, die nur drei Kleider und ein Dutzend Hemden mit nach Rußland gebracht und das Bettzeug ihrer Mutter hatte benutzen müssen; wie man sie von ihren liebsten Gespielinnen trennt und um sie zu demüthigen, jeden grausam verfolgt, den sie bevorzugt und dergleichen mehr. Inzwischen gab man ihr doch gute Lehrer und sie lernte mit solchem Eifer russisch, daß sie oft nachts mit nackten Füßen aus dem Bette sprang, um die Aufgaben Adadurow's, ihres Sprachmeisters, zu memoriren, sodaß die Kaiserin sie deshalb lobte und küßte, während ihr Verlobter nichts lernte und gegen alles Russische unverhohlenen Haß zeigte. Endlich machte sie denn die Bekanntschaft des schwedischen Gesandten, Grafen Gyllenborg, in dessen Umgang ihr höheres geistiges Leben erwachte. Der Graf nannte sie seine kleine Philosophin, und indem er von ihr ein „Porträt ihrer selbst" verlangte, ihr den Plutarch und den Montesquieu zu lesen gab, warf er in Katharina's Seele den Zündstoff, der sie weit über ihre Umgebung, über ihre Zeitgenossen erheben sollte. Von nun an war zu lernen, zu lesen und zu schreiben ihre größte Lust, und indem sie ohne Unterlaß über sich selbst nachdachte, kam sie zu dem festen Entschluß, weder groß noch klein zu vernachlässigen, sich stets um die Gunst aller zu bemühen und sich zur Regel zu machen, zu denken, daß sie aller bedürfe. Dies Bemühen erwarb ihr denn auch die Gunst des ganzen Hofs: die Kaiserin lobte und herkoste sie, nur die Mutter wurde ebendeshalb immer kälter gegen sie und der Großfürst sprang in fortwährendem Wechsel von Vertrauen zu Abneigung, Lobsucht und Gleichgültigkeit über. „So wurde auch mir seine Person gleichgültig", sagt sie, „allein die Krone von Rußland war es nicht!"

Endlich am 21. August 1745 erfolgte die Vermählung mit aller Pracht, deren der russische Hof damals fähig war, in achttägigen Festlichkeiten. „Mein Herz", sagt Katharina, „versprach mir kein großes Glück, aber der Ehrgeiz hielt mich aufrecht; ich empfand ein geheimes Etwas, das mich nicht zweifeln ließ, daß ich früher oder später souveräne Kaiserin von Rußland sein würde." Die strenge Haltung, der Katharina bisjetzt unterworfen gewesen, nahm nach der Hochzeit nur noch zu. Eine tyrannische Hofmeisterin trat bei ihr ein: ihre heitern Gespielinnen zogen sich von ihr zurück; statt zu lachen flüsterte man nur in ihrer Nähe; ihr Gemahl spielte fort mit seinen Lakaien, kümmerte sich nicht um sie und erzählte ihr nach vierzehn Tagen mit seiner gewohnten Discretion — discret wie ein Kanonenschuß, sagt Katharina launig von ihm —, daß er in Fräulein Carr (später Fürstin Galyzin) sterblich verliebt sei. Sie hörte dies ruhig an, beschloß aber bei sich, gegen diesen Mann, dem der gesunde Menschenverstand so völlig fehlte, gleichgültig und ohne alle Eifersucht zu bleiben. Sie hat diesen Entschluß durchgeführt. Inzwischen steigerte sich die Tyrannei der Kaiserin und die Brutalität des Großfürsten täglich gegen sie und Katharina's Lage war endlich nicht besser als die einer politischen Gefangenen. Der Grund dazu war Bestuschew's, des Großkanzlers, Mistrauen und Argwohn gegen jedermann. Es wurde ihr befohlen, wenn sie ein Bad nehmen, zum Abendmahl gehen, welchen Anzug sie anlegen sollte; sie durfte weder Briefe schreiben, noch ausgehen, noch mit wem sie wollte sprechen, und jeder, dem sie die geringste Gunst zeigte, ward von ihr entfernt, verbannt, verfolgt. Als ihr Vater starb, erlaubte man ihr acht Tage lang zu weinen, am neunten ward ihr befohlen aufzuhören, da ihr Vater kein König gewesen sei, und es sich nicht passe, daß eine Großfürstin länger um einen bloßen Prinzen trauere. Dazu kam, daß die Roheit ihres Gemahls täglich unerträglicher wurde. Er hatte sich eine Meute von Jagdhunden angeschafft, die er, um

sie zu verstecken, in einem hölzernen Verschlage neben ihrem Schlafgemach unterbrachte, wo sie ihr Tag und Nacht durch Geheul und Gestank die Ruhe raubten; dabei war er selbst fast immer berauscht, roch auf unerträgliche Weise nach Taback und sprach ohne Aufhören von ihrem Stolz und ihrer Schlechtigkeit. Die Verwirrung der holsteinischen Angelegenheiten, die er als Herzog leiten sollte, machten ihn unwirscher als je; er sollte dies Herzogthum gegen Oldenburg vertauschen, was er nicht mochte, litt beständig Geldnoth und sann nur darauf, wie er von der Kaiserin Geld erhalten konnte. Als die letztere nach der Geburt des Thronerben Paul — 20. September 1754 — Katharina 100000 Rubel schenkte, wußte er sich in Besitz dieser Summe zu setzen, die er mit seinen Trinkgenossen und Lakaien vergeudete. Die Geburt Paul's, welche unter den seltsamsten Umständen erfolgte — denn Katharina ward außer dem Bett zwischen zugigen Fenstern und Thüren davon überrascht und niemand wagte sie volle drei Stunden lang ohne Befehl der Kaiserin ins Bett zu tragen — verschlimmerte noch ihre Lage. Niemand bekümmerte sich um sie, während sie an den heftigsten rheumatischen Schmerzen infolge jenes Umstandes litt; der Großfürst zechte mit seinen Trinkgenossen, jungen Kalmücken, ihr Kind war zur Kaiserin gebracht, die es selbst pflegte, die Mutter durfte es nicht einmal sehen! Kein Wunder, daß Katharina bei solcher Behandlung zuletzt der tiefsten Melancholie verfiel. Völlig vereinsamt, wie sie war, suchte sie wieder in ihren Studien Trost und Erquickung. Sie las den Tacitus und Voltaire, und diese Beschäftigung, welche eine abermalige geistige Revolution bei ihr hervorrief, richtete sie endlich wieder auf, als die Kaiserin wieder anfing, ihr Gunst und Wohlwollen zu bezeugen. Der Großfürst freilich blieb unverbesserlich; in seiner Thorheit hatte er sich aus Holstein ein Detachement Soldaten kommen lassen, die er exercirte, zu Generalen machte, um das Vergnügen zu haben, sie wieder zu degradiren, und wiewol er alle Russen sich mit der Bevorzugung dieser Menschen zu Feinden machte, erschien er doch selbst vor der Kaiserin in holsteinischer Uniform, was natürlich ihren Zorn erregte. Dann wieder bedrängten ihn seine verwirrten Angelegenheiten so, daß er bei seiner Gemahlin Rath suchte, sie Madame Hülfsquelle nannte und ihr endlich die holsteinische Regierung fast ganz überließ. Dabei hatte er alle Monate eine andere Liebschaft und machte seiner Gemahlin rohe Vorwürfe, wenn sie seine Maitressen kalt behandelte. Es scheint, daß dies halb wahnsinnige Benehmen auf Katharina endlich die Wirkung ausübte, sie zur Verzweiflung zu bringen, in der sie selbst zu tollen Streichen überging, Verkleidungen als Mann, nächtliche Besuche mit den Soltikows und Narischkin vornahm und sich zu maßlosen Intriguen für heitern Lebensgenuß verleiten ließ. Dergleichen Unternehmungen und das offene Bekenntniß, daß auch sie in dieser Zeit gerade keine Heilige war, erfüllen die Memoiren aus den Jahren 1755 und 1756. Nacheinander gewannen Soltikow, Narischkin, der schöne Poniatowsky und mancher andere ihre Neigung und vielleicht noch etwas mehr. In ihrer Lage war jedoch für diese Verirrungen sicher viel Entschuldigung zu finden, und da alle diese Verhältnisse mit ziemlicher Offenheit in den Memoiren berichtet werden, so kann der Leser leicht denken, daß es an Ueberraschungen, spannenden Auftritten und unterhaltenden Scenen in ihnen nicht fehlt. Ja, auch höchst komische Situationen tauchen ab und zu auf, wie z. B. da, wo das großfürstliche Paar im Bette liegend, während Peter mit seinen Drahtpuppen spielt, plötzlich von einer kaiserlichen Anmeldung überrascht wird und die Puppen eilig unter der Bettdecke verbirgt, oder wenn wir S. 114 lesen: wie der Großfürst im edeln Spiel des Peitschenknallens vertieft, sich selbst die Wange aufschlitzt und nun von Katharina dick geschminkt wird, damit die Kaiserin nichts merke; oder in Peterhof mit seiner Gemahlin aus Langeweile L'Hombre spielt, wenn er verliert wüthend wird und seine Nachtmütze als Marke für 10000 Rubel benutzt. S. 219 heißt es:

In dieser Zeit und lange nachher war sein Hauptspielzeug eine enorme Menge kleiner Puppen aus Blei, Holz, Teig und Wachs, welche er auf sehr schmalen Tischen, die ein ganzes Zimmer einnahmen, aufstellte, sodaß man sich kaum zwischen ihnen bewegen konnte. Er hatte diese Tische der Länge nach mit Messingstücken verbunden, an welche Schnüre befestigt waren, die, wenn man sie anzog, einen Lärm machten, der dem Kleingewehrfeuer glich. Mit diesen Truppen feierte er die Hoffeste, indem er sie losschießen ließ. Täglich löste er mit ihnen die Parade ab und ließ andere Truppen zur Wache aufziehen, wobei er stets in voller Uniform, gestiefelt und gespornt und mit Ringkragen und Schärpe zugegen war, indeß diejenigen seiner Diener, die zu diesen herrlichen Exercitien zugelassen wurden, ebenso erscheinen mußten.

Im Jahre 1758 besteht Katharina ihr zweites Wochenbett; die Geburt ihrer Tochter Anna Petrowna brachte ihr abermals ein Geschenk der Kaiserin von 60000 Rubel, was ihrer kärglichen Apanage von 30000 Rubel jährlich sehr zu statten kam. Die Schilderung, welche die Memoiren von der Kaiserin Elisabeth entwerfen, ist im allgemeinen dieser Tochter Peter's des Großen überhaupt nicht ungünstig. Abgesehen von kleinlicher Herrschsucht und eifersüchtiger Gewaltliebe, treten doch Beweise eines wohlwollenden Gemüths und großer Treue für ihre Begünstigten uns genug entgegen; es fehlt nicht an gutem Urtheil und selbst der endliche Sturz des Großkanzlers Bestuschew, der zuletzt in offener Ministersitzung erfolgte, wurde seinen vielen Feinden keineswegs leicht gemacht. Dagegen duldete Elisabeth allerdings nicht den geringsten Eingriff in ihre Herrschaft, und als Katharina nach dem Siege von Großjägerndorf den fliehenden Marschall Apraxin brieflich beschwor, umzukehren und die Befehle der Kaiserin zu erfüllen, wurde auch dies ihr von der Kaiserin lange nicht verziehen. Sie machte ihr vielmehr den Vorwurf des Stolzes und des Dünkels, die allein geistreiche Person am Hofe zu sein — und mochte damit auch nicht ganz unrecht haben. Die Art, wie Katharina sich gegen dergleichen Vorwürfe zu vertheidigen wußte, zeigte allerdings von ungemeinem Verstand, und so stellte sich ihr gutes Verhältniß zur Kaiserin, die an schlimmen Launen und an schlimmern Krämpfen litt, nach jeder

Störung immer wieder her. Dagegen verbitterte sich die Stellung zu dem Großfürsten immer mehr. Tiefer und tiefer in Trunksucht und Liederlichkeit versinkend, zeigte er im Jahre 1758 offen die Absicht, sich von Katharina zu trennen und Fräulein Woronzow, seine Maitresse, zu ehelichen. Es kam dahin, daß Katharina, die nicht blos ihre Gesundheit, sondern ihr Leben selbst bedroht sah, ihre Entlassung zu ihrer Mutter, die in Paris lebte, verlangte. Durch ihren Beichtvater erlangte sie eine Unterredung mit der zürnenden Kaiserin, und eine spannende Scene zwischen ihr, dem Großfürsten und der Kaiserin endete damit, daß Elisabeth ihr ihr volles Wohlwollen zusicherte, ihren Neffen, wie oft geschah, zum Teufel wünschte und ihr eine neue Unterredung unter vier Augen zugesagt wurde. Obwol Elisabeth über den Großfürsten ganz so dachte, wie Katharina selbst, und schon seit Jahren nicht ohne Zorn und Ekel in seiner Nähe sein konnte, so dauerte es doch lange, ehe diese zweite Audienz stattfand, denn die Kaiserin empfing oft wochenlang niemand und unterschrieb nichts; endlich kam der lange erwartete Tag für Katharina doch heran, den sie in ihrem Gemache verschlossen, in das Studium der „Encyklopädie" vertieft, herankommen ließ und der über ihr Schicksal entscheiden sollte; da brechen mitten in dem Bericht über diese Unterredung die Memoiren — Sommer 1759 — plötzlich ab!

Nachdem wir so den Inhalt derselben dem Leser im gedrängten Auszuge vorgeführt haben, wird er mit uns im Stande sein, ein Urtheil über ihren Werth zu fällen. Besteht auch ein großer Theil ihres Inhalts aus Nichtigkeiten und unbedeutenden Hofgeschichten, so ziehen uns diese Memoiren doch durch eine gewisse Ueberlegenheit und Tiefe des Urtheils, wie dadurch, daß sie jene kleinlichen Verhältnisse unter sich und vom höhern Standpunkt aus beleuchten, fortdauernd an, und da sie zugleich durch Personen und Charakterbilder in reichster Folge zu fesseln wissen und unterhaltende Scenen genug bringen, so bieten sie, neben mancher historischen Ausbeute, eine sehr unterhaltende Lectüre dar. Für eine Philosophin, wie sich die Schreiberin gern von andern nennen läßt, hätten wir zwar ein hervortretenderes, reflectives Element, mehr Beschaulichkeit und etwas weniger Eitelkeit, die sich selbst über die Reize ihrer Person vernehmen läßt, erwarten dürfen; indeß dürfen wir doch dabei nicht vergessen, in wie nichtiger und eitler Umgebung alle diese Vorgänge zu Tage treten und wie Katharina in dieser Atmosphäre immer noch als die ernsteste, charaktervollste und unterrichtetste Persönlichkeit erscheint. Ihre Entschlüsse sind oft sittlich und würdig genug, ihre Reflexionen tief und ernst, ihr Benehmen immer fein, ihre Rathschläge klug und bedacht. Der Gram bewältigt sie oft, aber niemals dauernd; sie zeigt sich von Natur versöhnlich und nimmt gegen jedermann gern eine freundliche Stellung ein. Sie dachte: „Fühlst du dich unglücklich, so erhebe dich über dein Unglück und handle so, daß dein Glück von äußern Verhältnissen unabhängig werde. Es ist doch nur der Stolz, der das Gefühl des Unglücks unerträglich macht." Dieser Satz macht dem philosophischen Geiste Katharina's alle Ehre, und wenn sie auch von Eigenliebe sich nicht frei zeigt und über die Leidenschaft der natürlichen Liebe Gedanken hegt, die ihre Unwiderstehlichkeit beweisen sollen, so müssen wir doch im ganzen bekennen, daß ihre Grundsätze rein und ihre Entschlüsse achtbar sind. Freilich wird niemand leicht Verwerfliches über sich selbst dem Papiere anvertrauen; allein der Charakter dieser Selbstbekenntnisse ist doch im ganzen genommen der der Freimüthigkeit und Offenheit, welche auch dem Gegner sein Recht widerfahren läßt. Hiernach können wir dem Leser überlassen, an diesen Memoiren, deren Echtheit wir unsererseits nicht in Zweifel ziehen, sich nach Belieben zu erfreuen. 4.

Neue Proben epischer Poesie.

1. Der lustige Essenschmied. Ein Wander- und Stromerleben aus früherer Zeit, in poetischen Bildern von C. Weiss. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1858. Gr. 8. 12 Ngr.
2. Najade. Dichtung von Emilie Emma von Hallberg. Trier, Troschel. 1857. 16. 18 Ngr.
3. Hannibal's Tod. Ein Gedicht von P. J. Willatzen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1857. 16. 15 Ngr.
4. Agnes Bernauer. Gedicht von Katharina Diez. Berlin, Decker. 1857. 16. 24 Ngr.
5. Die Schlacht bei Novara. Von Anton Heinrich aus Liebenthal. Wien, Manz und Comp. 1857. 16. 12 Ngr.
6. Abälard und Heloise. Ein Gedicht in fünf Gesängen von C. A. Ungerer. Leipzig, Wagner. 1857. 16. 10 Ngr.
7. Elsbeth. Ein Romanzenkranz. Lübeck, Dittmer. 1857. 16. 24 Ngr.
8. Schneewitchen vom Gral. Epos in zwölf Gesängen von Joseph Pape. Münster, Cazin. 1856. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Immer reichhaltiger strömen die deutschen Liedergaben zu und immer schwieriger wird die Arbeit des Kritikers, die Spreu auszustäuben, zumal viele der auftretenden Sänger ihre erste Opfergabe auf den Altar der weit mehr genannten als empfundenen Poesie niederlegen. Der Kritiker hat es leider nicht nur mit dem Gegenstande der Opferung, sondern auch in erster Reihe mit den persönlichen Ansprüchen der Opfernden zu thun, weil, wie wir schon oft erfahren haben, nur wenige Jünger der neuern Liederkunst die Kritik ertragen mögen. Wir unsererseits waren immer, selbst für den herbsten Tadel, dankbar. Im allgemeinen wird unserer Meinung nach heutzutage viel versprochen und wenig gehalten, mit großem Sturmlaufe begonnen und hinkend geendet; Ueberschätzung auf der einen (des Dichters) und Unterschätzung auf der andern (des Publikums) Seite reißen die Kluft zwischen beiden immer tiefer und breiter. Des letztern Uebersättigung wird durch Ueberfüllung des Marktes immer krankhafter.

Doppelte Freude ist es, wenn man auf dichterische Producte stößt, die, dem edeln Rheinwein ähnlich, hellglänzend, rein und feurig die Seele erquicken, wie dieser Leib und Seele zugleich. Man begeistert sich dann einmal wieder an dem „Engelsköpfchen auf dem Goldgrunde". Alles Uebrige außer diesem wenigen echten Gewächse ist künst-

liches Gebräu, dessen Bestandtheile gefärbtes und gebranntes Wasser bilden. Der Kaufmann preist seine Waare und die Waare verliert endlich ihren Werth. Sollte daher nicht auch der deutsche Buchhandel sich ermannen und sich bemühen, nur preiswürdige, d. h. echte Waare auf den Markt zu bringen? Sollte seine Intelligenz nicht die Kraft besitzen, den durch Fluten gebrochenen Damm wiederherstellen zu helfen?

Uns liegen einige neue Sangesproben aus dem deutschen Dichterwald vor; wir wollen ihre Stimmen prüfen.

Die Laufbahn eines Essenschmieds (Nr. 7) zumal eines lustigen, kann, wie niemand leugnen wird, voll so heiterer Poesie sein, wie sie nur immer die Brust eines Dichters füllen mag, dem es Bedürfniß ist, sie in irgendeinen brauchbaren Stoff überfließen zu lassen. Unser lustiger Essenschmied aber ist nichts weniger als eine poetische Figur und der Inhalt seines Wanderlebens, in 46 Kapitel auf 119 Seiten vertheilt, ist ebenso prosaischer Art wie seine Sprache, deren sich täglich Tausende seinesgleichen bedienen. Es möchte keine nach einem frohen Wanderleben sich sehnende, noch so überschwengliche Seele dem Essenschmied zu folgen wünschen, um, wie sie sich's geträumt, in der poetischen Ueberfülle von Ungebundenheit und Sorgenlosigkeit, von täglich, stündlich wechselnden Scenen heißer Lust und süßen Leidens recht selig schwelgen und einen köstlichen Jugendtraum einmal wirklich leben zu dürfen. Hätte Weiss diesen Zauber über uns walten lassen, so wäre ihm Größeres gelungen. Valentin, so heißt der Held seines Gedichts, hat des Vaters Handwerk erlernt und soll, nach rechtem Brauch, einige Zeit wandern, um an Erfahrung und Geschick reicher nach Hause zurückzukehren. Am ersten Morgen seiner Wanderschaft schaut er, wie alle vor und nach ihm, nochmals zurück, dann aber nur vorwärts und wohin das Leben ihn locken mag. Mit seinesgleichen trifft er auf der Landstraße und der Herberge zusammen, wir lernen die Formen des Arbeitsuchens bis zum kleinlichsten kennen, begegnen dem Wanderburschen im Amtslokal der hohen Polizei in höchst unpoetischer Rede: „Ein Mensch mit Basiliskenblick, die Nas' wie eine Gurke dick", folgen ihm geduldig in die Dorfschenke, wo die Fuhrleute eine bevorzugte Kaste bilden (weil sie sich anständiger aufführen), und erleben es endlich, daß er sich in Röschen verliebt, seines Meisters Töchterlein, das, als der Vater dem wandernden Gesellen, der in Liebesseligkeit die Pferde vernagelt, die Thür weist, sich schier zergrämt. Doch

> Gewiß, was immer wird geschehn,
> Treue Liebe kann nicht untergehn,

spricht Valentin, sein Röschen tröstend, das scheidend mit ihm flüstert:

> Wie mild und labend
> War doch dieser wunderschöne Abend!!

und der Essenschmied wird aus Verzweiflung ein Stromer, d. h. ein Vagabund, der „fechtend" von Ort zu Ort an allen Werkstätten vorüberwandert. Aber das gute Princip siegt, als er auf einem Jahrmarkt den Gegenstand seiner Liebe wiederfindet und der ehrbare Meister, nachdem er ihn vor den Verführungen eines Werbers gewarnt, ihm sein Töchterlein sofort übergibt, worauf dann ein starker Klepper das Kleeblatt nach Hause führt, um die Mutter mit einem glücklichen Pärchen zu überraschen. Welch hohe Poesie! Natürlich wird daraus eine Hochzeit, Valentin ein Schmiedemeister und nach dem durch ein Naturgesetz bedingten Zeitraum glücklicher Vater eines Sohnes, der nach 20 Jahren thut, wie der Alte gethan — und wer das Lied nicht weiter kann, der fang' es wieder von vorne an!

Was das Formelle des Gedichts betrifft, so möchten wir dem Dichter rathen, etwas sorgsamer zu feilen und mehr Respect vor der Form zu haben, der geradezu Trotz geboten ist.

Emilie Emma von Hallberg muthet dem deutschen Publikum viel zu, wenn sie von ihm verlangt, daß es einer Dichtung wie dieser, in der eigentlich nur von ihres Herzens Liebesschmerzen die Rede ist, seine volle Theilnahme schenke. Das Märchen „Najade" (Nr. 2) ist nur dem mit romantischem Zierath geschmückten Bilderrahmen ähnlich und ist nicht das Bild selbst; dieses stellt das Herz der Dichterin dar, in welchem ein, wie sie behauptet, heroischer Kampf ausgefochten wird. Wir haben diejenigen, welche von ihrer Seele poetischem Schwunge viel reden, selten als echte Poeten erfunden und waren auch in diesem Falle versucht, unsere Zweifel walten zu lassen, als wir lasen, daß „die Poesie die Seele (ihr) umstricke". Indessen haben wir uns gern dahin bekehrt, daß wir die Dichterin der „Najade" günstiger zu beurtheilen hoffen dürfen — wie wir es nur wünschen können —, wenn sie sich entschlossen haben wird, sich mehr mit der ihrer Dichtung zu Grunde gelegten Idee als mit sich selbst zu beschäftigen, und Phrasen zu vermeiden, die als Schale gedacht dem Fruchtkern gar wenig Raum übrig lassen. „Des Ritters Brautfahrt" erinnert leider sehr an Goethe's „Erlkönig", und wer verliert in diesem Falle? Viel schlimmer aber sind die eingestreuten Sonette als „Zwischenspiele" (darin die Dichterin die Hauptrolle übernimmt), in deren einem sie beginnt: „Ein Weib zu sein, kann es Trostloseres geben?" Mit diesem Verse würde sie ganz mit uns gebrochen haben, wenn wir nicht gern um des Frauengemüths willen, das fast durchweg rein vorwaltet, verzeihen möchten, daß sie sich also vergessen und das, was sie zu heben sucht, das Weib, so freventlich schmähen konnte. Vielleicht ist das Schlußsonett das Beste im Büchelchen, vielleicht auch gelingt ihr eine neue Schaffung besser als diese, von der sie selbst sagt: „Doch was ich wollte, ist mir nicht gelungen."

„Hannibal's Tod" von P. J. Willatzen (Nr. 3) haucht uns stärkend und erfrischend an nach hier Poesie-, dort Inhaltlosem. Wir fühlen in dem kleinen epischen Gedichte die Größe der Idee, welche den Dichter bewog, gerade solchen Stoff zu dem poetischen Gewande, das er vor dem Leser ausbreitet, in dieser verschwimmenden, an Kraft und Wahrheit so armen Zeitperiode auszuwählen. Er zeigt uns das sinnenberauschende Leben des Ueberflusses im König von Bithynien nur, um einen desto schärfern Gegensatz in Hannibal's, seines Schützlings und Gastfreundes, edler, stolzer, unabhängiger Kraft zu zeichnen. In dem geächteten Besieger der stolzen Roma sehen wir diese Kraft in ihrer unverfälschten moralischen Würde und diese wieder in voller Herrlichkeit ihres Adels. Wir fühlen uns tief verletzt durch die unmännliche Feigheit des Königs, aber siegreich gehoben durch Hannibal's Sterben, der hierdurch die menschliche Feigheit im Purpur überwindet und zum Verbrechen stempelt. So ist das Göttliche im Menschen, das durch feige Unterordnung unter sinnliche Neigungen zum Thierischen erniedrigt wurde, vollkommen gesühnt, und Willatzen hat die sich gestellte Aufgabe poetisch befriedigend gelöst, wenn wir das „ich" in dem übrigens nicht lobenswerthen Verse: „Dann bin ich gerächt! dann bin ich gerächt!" nicht auf Hannibal's Person, sondern auf die durch ihn vertretene Menschheit beziehen, wie es der Dichter auch wol gemeint hat.

Nur die vierfüßigen Jamben, in denen das Gedicht geschrieben ist, wünschten wir correcter und die Sprache fließender; Verse, wie: „Und endlich vollends ihn besiegt", oder: „Wenn's haßt, dann haßt es ohne Maß!" u. dgl. m. würden dann ebenso gut verschwinden, wie die vielen Apostrophirungen, lauter redende Zeugnisse noch nicht überwundener Sprachschwierigkeit.

Katharina Diez (Nr. 4) ist durch ihre frühern „Dichtungen nach dem Alten Testament" in weitern Kreisen bekannt geworden. Möglich, daß die eigenthümliche Construction ihres Gemüths sie diesen Stoffen eben zugeführt hat, in denen Großartigkeit und höchste Einfachheit der Rede und Handlung neben tiefer und natürlicher Unterordnung unter das unmittelbar verkündete göttliche Gesetz einen mächtigen Einfluß auf sie ausübten. Wir sagen möglich, daß es so sei, doch in der neuesten ihrer poetischen

Schaffungen verräth sich wenig von der aus dem Quell des Alten Testaments sich ergießenden Mächtigkeit, vielmehr scheint Katharina Diez, indem sie sich auf ein neues Gebiet gewagt, sich selbst in ihrer Mächtigkeit überschätzt zu haben. Die Dichterin hat uns durch ihre frühern Leistungen berechtigt, größere Anforderungen an sie zu stellen, als an manche ihrer Schwestern, und an ihr war es, das zu erkennen und dem zu genügen oder aber ihr Saitenspiel innerhalb der sie umgebenden Kunstsphäre zu üben. Das Alte Testament lieh ihr schon fertige Stoffe, auf denen sie gleichsam Tapisseriearbeiten ausführte; doch aus der Geschichte eine Handlung herauszugreifen und die darin verschlungene Reihe von Erscheinungen zum Ganzen, zum vollkommenen Bilde des menschlichen Lebens zu vereinen, erfordert eine selbständige poetische Kraft, welche die zu Grunde gelegte Idee zugleich sicher beherrscht. Zur Hervorbringung eines Epos scheint aber die poetische Kraft unserer Dichterin denn doch nicht auszureichen. Fast alle in dem uns vorliegenden Gedicht „Agnes Bernauer" zu rügenden Fehler entspringen aus dem Irrthum, dem die Dichterin über sich selbst verfallen ist. Selbst das, was wir als Nachlässigkeit der Form rügen müssen, ist eine böse Frucht dieses Irrthums, und nur Mangel an Kraft verführt die Dichterin, oft nur gereimte Phrasen an Stelle poetischer Wahrheit, die aus der sich entwickelnden Handlung immer frischer hervorquellen mußte, flüchtig zu setzen. Schönheiten des Gedichts, deren es viele darin gibt, werden auf diese Weise vollständig maskirt und vielen Dank muß uns Katharina Diez wissen, daß wir mit gespannter Aufmerksamkeit ihre Dichtung in der Absicht, die Blößen ihrer Dichtung aus dieser Maskirung zu lösen; von Anfang bis zu Ende durchforscht haben. Weil wir die poetische Gabe eines Frauengemüths vor uns hatten, fühlten wir die Verpflichtung, dem Gemüthsleben des Weibes auch Rechnung zu tragen, und wenn auch von „Galanterie des Kritikers" keine Rede sein kann, so wird doch Schonung in gewissen Grenzen geboten. Gehen wir auf das Gedicht selbst etwas näher ein.

Albrecht von Baiern, Sohn des Herzogs Ernst, kommt nach Augsburg, in dessen Mauern die Jungfrau lebte, nach welcher das Gedicht benannt worden ist. Dürfen wir dem Gemälde glauben, welches Katharina Diez von der Agnes Bernauer sich zu entwerfen bemüht, so finden wir nirgends mehr ein solch menschliches Engelsbild wieder und sind nicht überrascht, daß Albrecht, den die Dichterin schildert: „Schön, wie Künstler die Erzengel malen", sich um die Liebe der Agnes bewirbt. Die von der Stadt Augsburg veranstalteten Festlichkeiten geben den Liebenden noch nicht Veranlassung genug, sich einander zu nähern. Albrecht sendet ihr auch zierliche Verse, welche der Mutter indessen die Pflicht auferlegen, die Tochter zu warnen:

> Weißt du, daß schon die schlimme Stadt
> Des Herzogs feile Buhle dich nennt?

Da schwört Agnes voller Entsetzen das Wiedersehen des Geliebten ab, stürzt in ihre Kammer, tritt stolz daraus hervor, wirft einen welken Blumenstrauß, der an ihrem Busen geruht, zum Fenster hinaus und sinkt elend wieder zusammen. Wir halten die Schilderung dieser Scene für durchaus verunglückt. Doch weiter. Albrecht in seiner Liebesnoth sucht Zerstreuung und beschließt im Forst eine Jagdpartie; Agnes, von ihren Gespielinnen aufgefordert, schließt sich dieser auf einem Lustgange nach demselben Walde an und trennt sich unbewußt von den Ihrigen wie Albrecht von den Seinigen, um die Fährte des Wildes zu spüren, oder wie es im Gedicht heißt:

> Die spornen die Rehlein zum eiligen Lauf
> Und machen ihnen die Stunden bitter.

Nach kurzer Einsamkeit finden sich die Liebenden in des Waldes heiliger Ruhe. Doch Agnes denkt der Mutter Warnung:

> O, schone mich, ich darf ja nicht
> Als Weib in deinen Armen liegen,

und endet mit dem Ausruf:

> Ich liebe, liebe, liebe Dich!
> Drum fliehe, fliehe, fliehe mich!

Die ganze Situation wird durch diese bequeme Manier zu reimen fast ebenso lächerlich, wie sie unschön ist durch die vorläufig ganz unbegründete Abwehr seitens der Jungfrau, weil wir an die Unschuld ihrer Liebe nun nicht mehr so felsenfest glauben dürfen. Das Urtheil erscheint hart, ist aber gerecht. Als wir bis zu dieser Stelle gekommen waren, hatten wir Mühe, uns zum Weiterlesen zu bewegen, und nicht nur der Verse wegen, sondern weil wir den Hergang, wie ihn die Dichterin gedacht und ausgeführt hat, für durchaus unpoetisch halten. Ist das die Poesie der Liebe, daß der Priester im Hintergrunde lauert, um zwei Herzen in irdische Fesseln zu schlagen? Gibt es sonst keine reine unentweihte Liebe? Clärchen hätte ihrem großen schönen Egmont nicht mit dem Sakrament der Ehe gedroht. Doch Clärchen ist eine durch die Poesie geweihte, rein menschliche Natur, so ganz Weib, daß sie das Unreine nicht einmal ahnt. Agnes Bernauer aber ist ein Engel, der sich seiner himmlischen Berufspflichten ebenso wohl bewußt ist, wie er den fleischlichen Köder kennt, daran die mit der Erbsünde behaftete Creatur sich fängt. Katharina Diez hat sich in ihrer Ueberschwenglichkeit verirrt; der Engel mit dem Heiligenschein ist ihr unter den Händen verwandelt in ein achtsames Mädchen, das dem Geliebten nur in der Gestalt eines Ehemanns den Riegel öffnet.

Es ist uns nicht möglich, die Erzählung zu Ende zu führen ohne vielleicht entstellende Abkürzungen. Genug, Albrecht nimmt Agnes als eheliches Weib auf sein Schloß, wird von seinem Vater verflucht und enterbt, sengt und brennt aus Rache in dessen Gauen und gibt endlich der Versöhnung Raum, als er an der Leiche der gemordeten Geliebten gestanden.

Agnes ist durchweg im leidenden Zustande, in Albrecht aber keineswegs die Leitung der Handlung. Welche von beiden Personen ist nun die Hauptperson? Der Held sollte siegreich sein, sollte es in der Idee wenigstens sein, doch er ist's nirgends und erweckt sich nicht einmal die nothwendige Theilnahme. Die Form des Gedichts ist fast auf keiner Seite frei von Fehlern und Nachlässigkeiten, mit so großer Fertigkeit die Reime auch gehandhabt sind. Die Dichterin hat vieles wieder gut zu machen; jedoch mit einiger Strenge gegen sich selbst, mit weniger Empfindelei und mit ernsterer Vertiefung in die Poesie des Lebens wird es ihr gelingen, den Leser wieder zu versöhnen.

„Die Schlacht bei „Novara" von Anton Heinrich (Nr. 5) ist ein in Hexametern abgefaßter Schlachtbericht, ein Beispiel echter Militärpoesie, die in ihrer Ausschließlichkeit an uns keinen Lobredner findet. Wären die Verse so gut, wie des alten Helden Radetzky taktische Züge, wir hätten genug zu loben; doch jene bleiben hinter diesen zu weit zurück, und der österreichische Doppeladler muß auf seinen Ruhmesschwingen andere Sänger zu den Höhen tragen, auf welchen die poetische Begeisterung unverwelkliche Kränze flicht. Der Dichter hätte übrigens wohl daran gethan, den Leser in die Arena einzuführen und des blutigen Kampfspiels Veranlassung und Zweck zu verrathen, anstatt ihm ohne weiteres einen Platz im Zuschauerraum anzuweisen. Daß er im vierzehnten Gesang ein „Scheibenschießen" auf den sardinischen Heerführer Passalaqua in den Kreis der Verherrlichung des österreichischen Heeres zieht, zeugt für seinen Mangel an echt poetischem Gefühl; wohl ihm! daß er dem Heldengreise Radetzky seine menschliche Größe nicht auch verunglimpft, sondern ihn zeigt, wie er inmitten der zerstörenden Wuth des Kampfes sich noch „menschlich faßt" und dem Morde Schranken setzt. Des Dichters poetisches Talent scheint uns nicht unbedeutend zu sein, doch sehr der Durchbildung zu bedürfen. Hoffentlich reicht er uns werthvollere Gaben, zu denen wir ihm Stoffe von allgemeinerm Interesse aus dem großen Gebiete der Geschichte empfehlen.

C. A. Ungerer hat in „Abälard und Heloise" (Nr. 6) die bekannte Geschichte der beiden Liebenden in Verse gekleidet, ohne ihren poetischen Werth erhöht zu haben.

Das Wort ist todt und kann nur wiedergeben
Die Schattenbilder von dem schönen Leben —

sagt der Dichter, ohne zu bedenken, daß er sich selbst von vornherein das Urtheil hiermit spricht: denn das Wort, das „todte", soll des Dichters Geist beseelen und Gestalten schaffen, würdig, im höchsten Glanze des schönen Lebens verklärt zu wandeln. Als Heloise, ihrer Jungfräulichkeit beraubt, vor Frau Genoveva tritt, schildert sie der Dichter:

Denn Heloise blühte lieblich zwar,
Doch blühte sie wie die „gefüllte" Rose,
Und bald ward das Geheimniß offenbar,
Das eingeschlossen lag in ihrem Schose.

Ob dieses Gleichniß gerade zart gedacht sei, überlassen wir gern dem Leser zu beurtheilen und schließen unsere Besprechung mit dem Wunsche, daß uns der Dichter recht bald Gelegenheit geben möge, mit ungetheilterm Lobe auf sein Talent hinweisen zu können.

Ob der Romanzencyklus „Elsbeth" (Nr. 7) eine anonyme Gabe aus weiblicher Hand sei, wissen wir nicht, möchten es aber fast vermuthen. Das Gedicht scheint ein Erstlingswerk und als solches zugleich eine Frage an den Kritiker: welche Hoffnungen läßt du mir? Wir glauben durch Aufrichtigkeit einen größern Dienst zu erweisen als durch ausweichende Entschuldigungen, und so gestehen wir denn vorläufig unsere Hoffnungsarmuth. Möglich, daß derselbe Baum, mit echtem Pfropfreis veredelt, in der Folge rechte Früchte tragen werde, doch für jetzt, und davon kann nur die Rede sein, halten wir den Romanzenkranz „Elsbeth" für eine Dilettantenarbeit, die in Privatcirkeln mancherlei Anerkennung finden wird, während sie vor dem öffentlichen Gericht der Kritik, welches zarte Rücksichten nicht zu nehmen pflegt, weder der Anlage, noch der Diction, noch dem Versbau nach Gnade finden dürfte. In liebenswerther Unbefangenheit tritt uns die Dichterin in jeder Zeile entgegen und mit so naiver Anschauung und so kindlicher Bildermalerei, daß wir gern das gesprochene Urtheil zurücknehmen möchten, um nur überhaupt nicht zu tadeln. „Singe, wem Gesang gegeben", ruft unser verehrungswürdiger Uhland, und in allen Zweigen hat er Stimmen erweckt, zu viel, um ihnen Schweigen zu gebieten: es zwitschern die Jungen mit den singenden Alten um die Wette, und selbst das Zwitschern heißt Gesang. Wenn wieder der Lenz erwacht, dann lauschen wir unserm Sänger vielleicht mit größerm Vergnügen.

Wir stehen vor einem ansehnlichern Gebäude, im mittelalterlichen Stil aufgeführt, und zwar auf deutschem Grund und Boden. Joseph Pape, der Verfasser von „Schneewitchen vom Gral" (Nr. 8), ist ein treuer Jünger der romantischen Schule und weiß mit vieler Kraft und großem Talent die ihn durchdringende Idee, daß der Triumph des Glaubens mit dem der deutschen Einheit in eins zusammenfalle und daß der Kampf um diese nur durch den Sieg des Glaubens gewonnen werde, nach seiner Weise glücklich darzustellen. Der Dichter ist hiervon so lebhaft durchdrungen, daß wir an die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen glauben dürfen, wenn wir auch nicht mit ihm einverstanden sein können. Sein Standpunkt ist nicht der unserige, selbst abgesehen davon, daß seine Poesie der katholischen Kirche so dienstbar ist, wie die des Dichters der „Amaranth", und wie wir die Muse des letztern eine „unfreie" nennen, so müssen wir auch hier bedauern, daß eine so schöne dichterische Begabung sich wiederum hat in Fesseln schlagen lassen. Wir möchten den Dichter einen Schwärmer heißen, der in der heutigen Zeit ein Fremdling ist, der, hingerissen von der poetischen Wirkung, welche der Glaube seiner Kirche auf die Sinne zu üben versteht, jene anfängliche Zeit des Glaubens an die Wunder der Kirche wieder lebendig und Deutschland in keiner andern Gestalt sieht, als in der es vor so und so vielen Jahrhunderten sich darstellte: in roher, opferfreudiger Kraft, ein blutender Knechtesleib, der die Wunden seiner zerrissenen Glieder durch den Balsam zu heilen hofft, welchen die Kirche — Arzt und Apotheker zugleich — allein zu bereiten und zu reichen versteht. Glückt es ihr, diese Hoffnung als Ueberzeugung zu fixiren, so ist ihr Triumph unzweifelhaft und Deutschland einig. Es ist ein politischer Kampf, dessen Ende in „Schneewitchen" prophezeit wird. Die Vollendung des Münsters, dessen Bau sich durch das ganze Gedicht hindurchzieht, ist die Erlösung vom Streite und die Erfüllung der deutschen Herrlichkeit. Es ist des Grales König, der erwartet wird, der hehre Kaiser, dessen Krönung wir beiwohnen.

Was Wolfram von Eschenbach uns gesungen von des Grales Herrlichkeit ist wahre Poesie, jener Zeit durchaus zugehörig, und mehr als das, von jener Zeit untrennbar, wenn ihr nicht jede Poesie genommen werden soll. In einem herrlichen Wundergarten wallen wir und reichen Herzens und mit friederfüllter Seele kehren wir daraus zurück. Was Joseph Pape gesungen hat, ist in sich unwahr; in seinem Wundergarten blüht nicht das Leben; die Antlitze der Todten sind mit Karmin gefärbt, sie werden uns nur als Lebende gezeigt. Dennoch ist das Gedicht reich an Schönheiten und oft wirkungsvoll in seinen Theilen. Ist auch die alte Nibelungenstrophe nicht immer glücklich beherrscht, so fühlen wir doch ihr Verständniß durch und freuen uns über höchst gelungene Verse, machen aber den Dichter auf Härten aufmerksam, die er leicht hätte vermeiden können:

Sie tanzten um Schneewitchen, im Jubel maßlos

oder:

So sagt' er scheläugig. Da sprach sie u. s. w.

und

Seine süße Traute der Held, bevor er schied,
Wer singt Liebender Jammer? Drum geschweige denn das Lied.

Wortbildungen wie „Ungewinn" und Beiworte wie „sturmwillig" erinnern zu sehr an die Sprache der Nibelungen, als daß wir uns des Gedankens an eine mehr mechanische Nachbildung jener Sangesweise erwehren könnten, zumal die heutige Sprachweise, welche uns geläufig und ein Ergebniß der Kämpfe ist, welche die Sprache durchlebt hat, nichts mehr von jenen Idiomen weiß.

Gewänne der Dichter die Kraft, seine Muse von den sie lähmenden Fesseln zu befreien, träte er selbst frei in den Kampf für deutsche Hoheit und Einigkeit, so möchte er Größeres vollbringen als das bisher Geleistete, das nur für enge Kreise einen Werth erringt. Form und Geist würden gewinnen. Wir suchen Deutschlands einheitliche Größe auf ganz andern Wegen und gewiß ein großer Theil des deutschen Volks mit uns. Das vorliegende Gedicht ist uns keine Leuchte. **A. Jordan.**

Sybel's „Historische Zeitschrift".

Alle Verehrer und Freunde der historischen Wissenschaft werden sicherlich mit Vergnügen ein Unternehmen begrüßen, das eine bisher bestandene wesentliche Lücke im Organismus der historischen Wissenschaft auszufüllen bestimmt ist; wir meinen die von Heinrich von Sybel in der Literarisch-artistischen Anstalt der Cotta'schen Buchhandlung zu München herausgegebene „Historische Zeitschrift", wovon uns das erste Heft vorliegt. Georg Waitz sagt in Bezug auf dieses Unternehmen in einem noch weiterhin zu erwähnenden Aufsatz: „Die Unternehmung der «Historischen Zeitschrift» kann niemand mit größerer Theilnahme begrüßt haben als ich. Seit Jahren habe ich beklagt, daß wir eines solchen Organs für unsere Wissenschaft entbehrten, daß, während alle möglichen Fächer mit Zeitschriften reich gesegnet waren, während auch für einzelne Seiten und Zweige der Geschichte, für Hülfs- und Nebenwissenschaften solche bestanden, uns Historikern ein periodisches Blatt abging, in dem wir Gelegenheit hätten, uns über wichtige Fragen zu verständigen und zugleich zu den weitern Kreisen zu sprechen, die für geschichtliche Wissenschaft Interesse haben." Der Herausgeber selbst spricht sich im Vorwort dahin aus, daß diese Zeitschrift nicht eine antiquarische und nicht eine politische sein solle. Sie gehe nicht darauf aus,

schwebende Fragen der heutigen Politik zu behandeln oder sich zu einer speciellen politischen Partei zu bekennen. Die dem politischen Urtheil der Zeitschrift zu Grunde liegende Auffassung schließe den Feudalismus aus, „welcher dem fortschreitenden Leben abgestorbene Elemente aufnöthigt", den Radicalismus, „welcher die subjective Willkür an die Stelle des organischen Laufs setzt", den Ultramontanismus, „welcher die nationale und geistige Entwickelung der Autorität einer äußern Kirche unterwirft". Gleichwol wünsche man „vorzugsweise solche Stoffe oder solche Beziehungen in den Stoffen zu behandeln, welche mit dem Leben der Gegenwart einen noch lebenden Zusammenhang haben". Es soll daher im allgemeinen den Stoffen der modernen Geschichte ein größerer Raum als jenen der ältern, und den deutschen ein größerer als den ausländischen vorbehalten werden. Die einzelnen Gebiete des historischen Studiums sollen der Aufgabe der Zeitschrift gleich nahe stehen, und es sollen daher auch Beiträge aus der Rechts- und Verfassungsgeschichte, aus der Literatur- oder Kirchengeschichte, soweit sie den allgemeinen Grundsätzen der Zeitschrift entsprechen, ebenso wie Arbeiten aus der politischen Geschichte im engern Sinne gegeben werden. Zur allgemeinen Orientirung wird jedes Heft der Zeitschrift eine bibliographische Uebersicht der neuen Erscheinungen der historischen Literatur Europas bringen, begleitet, soweit es möglich ist, von kurzen Bemerkungen über den Inhalt, die Art und den Standpunkt der erheblichern Schriften.

Nicht immer, meinen wir, tritt eine neue Zeitschrift mit so gediegenen und werthvollen Abhandlungen und mit so hervorragenden Namen auf den vielbestrittenen literarischen Kampfplatz wie diese neue historische. Zuvörderst bringt sie mehrere Aufsätze von Giesebrecht, Waitz, Ranke, Pertz und Droysen unter der Gesammtüberschrift: „Zur Charakteristik der heutigen Geschichtschreibung in Deutschland." Der erste dieser Aufsätze: „Die Entwickelung der modernen deutschen Geschichtswissenschaft", ist die Rede, mit welcher sich Wilhelm Giesebrecht am 19. April 1858 als Professor der Geschichte an der Universität Königsberg habilitirt hat. Man höre nicht selten die Behauptung, sagt Giesebrecht unter anderm, daß wir Deutsche erst neuerdings eine historische Literatur gewonnen hätten, welche sich der der Engländer und Franzosen ebenbürtig zur Seite stellen könne. Auch besitze Deutschland allerdings nicht so lange Geschichtschreiber, „welche in glänzender Kunst der Darstellung mit den Franzosen wetteifern", noch kaum historische Werke, „welche, gleich denen der Engländer, von dem frischen Hauche eines nationalen Staatslebens durchweht, eine männliche Gesinnung kräftigen und heben". Nichtsdestoweniger liege doch eine äußerst mannichfaltige und reiche historische Literatur hinter uns, und eine wissenschaftliche Behandlung der Geschichte datire in gewissem Sinne in Deutschland bereits von den Zeiten der Reformation. Eine erschöpfende Darstellung der deutschen Historiographie von Mascov, J. Möser und Schlözer an bis auf unsere Tage würde eins der rühmlichsten Denkmale sein, welche dem deutschen Geiste gesetzt werden könnten. Trotz vieler und wesentlicher Mängel dieser Historiographie, „welche ihren Sitz vor allem auf den Universitäten hatte und einen gewissen Zunftzwang übte", habe sie doch auch große und schöne Vorzüge, die ihr gerechte Anerkennung selbst außerhalb Deutschlands erworben; vor allem habe sie ein unermüdlicher Fleiß im Ansammeln des Materials, Ernst und Gründlichkeit der Forschung, Wahrheit und Unparteilichkeit der Gesinnung ausgezeichnet! Wer die Geschichte der Völkerwanderung studire, dem seien Mascov's Arbeiten noch heute unentbehrlich, während das damals sehr bewunderte Buch des Abbé Dubois fast verschollen sei, und selbst Montesquieu's geistreiche Aperçus, so wichtig sie für die Entwickelung der politischen Anschauungen waren, kaum noch für die gelehrte Forschung irgendwelches Interesse hätten. Niemand werde an schriftstellerischer Kunst Schlözer einem Voltaire zur Seite stellen, aber an Gründlichkeit der Forschung und Wahrheitsgefühl sei der göttinger Professor dem Schöngeist von Ferney weit überlegen. Mit diesen Vorzügen der deutschen Historiographie habe es zum Theil zusammengehangen, wenn sie schon damals mit großer Beharrlichkeit die Richtung auf die Universalhistorie verfolgte. Andere Völker seien dadurch unserer Wissenschaft manchen Dank schuldig geworden und wol auch schuldig geblieben. Giesebrecht führt dann weiter aus, wie das Trachten nach der Wahrheit der Geschichte, das kräftigste Ringen nach der Erkenntniß derselben und Gründlichkeit der Forschung die edeln Kennzeichen unserer Historiographie bis heute geblieben. Während aber die gelehrte Geschichtsforschung und die ihr folgende philosophirende Historiographie kein sonderliches Interesse für die Geschichte des deutschen Volks gezeigt, herrsche jetzt namentlich seit der Herausgabe der „Monumenta Germaniae" eine Thätigkeit auf dem Gebiet der deutschen Geschichte, wie nie zuvor. Zwar eine den Ansprüchen der Wissenschaft auch nur von fern entsprechende allgemeine Geschichte unsers Volks gäbe es noch nicht, und es sei sehr zu bezweifeln, ob für den Augenblick oder die nächste Folge selbst dem glänzendsten Genie unter den günstigsten äußern Verhältnissen ein solches Werk gelingen werde. Man stehe vielmehr noch im Studium der vorbereitenden Arbeiten; die wissenschaftliche Bewegung setze sich vornehmlich durch monographische Bearbeitungen fort, die aber durch den Gedanken an das Ganze durchdrungen seien.

Der zweite dieser Aufsätze von Georg Waitz, derselbe, dem wir schon oben einige Worte entlehnten, trägt den Titel „Falsche Richtungen" und die Form eines an den Herausgeber gerichteten Sendschreibens. Er bekämpft darin unter anderm den unkritischen, unwissenschaftlichen Dilettantismus, von dem vielleicht keine Wissenschaft so sehr zu leiden habe, als gerade die Geschichte; den „falschen Conservatismus", welcher sich, im Gegensatz zu der eigentlich kritischen Methode, jetzt namentlich auf dem Gebiet der alten Geschichte einseitig geltend zu machen sucht, welcher „vor dem geschriebenen Wort einen Respect wie der Bauer vor dem gedruckten" hat, welchem Rollin lieber ist als Niebuhr und welcher nicht haben will, daß man das Gewebe der Anekdoten, Sagen und Mythen „mit unheiligem Finger trenne, um nachzusehen, ob die einzelnen Bestandtheile vielleicht brauchbar sind"; endlich die Sucht zu combiniren, „in Zeiten und Begebenheiten Tendenzen hineinzulegen, von denen ein unbefangenes Auge nicht die geringste Spur zu entdecken vermag, die Lücken der Ueberlieferung mit den Gebilden eigener Phantasie auszufüllen oder die vereinzelten Trümmer derselben willkürlich zusammenzufügen oder zu einem Ganzen von modernem Stil und Geist zu ergänzen". Da sei ihm, bemerkt Waitz, die alte naive Geschichtschreibung doch noch lieber, und im Vergleich mit solchem Zurechtmachen der Dinge erschienen ihm ihre trockenen und langweiligen Relationen vergangener Zeiten wahrhaft ehrwürdig; auch der oft geschmähte Pragmatismus des vorigen Jahrhunderts und die ästhetische Schönfärbung, die sich mit ihm verband, seien noch lange nicht so gefährlich, „wie diese sich für geistreich und wahrhaft wissenschaftlich haltende Manie" u. s. w. Die sich diesem Sendschreiben anschließenden Aufsätze sind die Denkschriften von Ranke, Pertz und Droysen, welche von ihren Verfassern am 30. September 1858 in der von König Maximilian II. gegründeten historischen Commission vorgetragen wurden, um von verschiedenen Seiten her die Aufgabe und künftige Thätigkeit derselben zu beleuchten.

Der nächste Aufsatz: „Macaulay's Friedrich der Große. Mit einem Nachtrag über Carlyle", von Ludwig Häusser, einem Geschichtschreiber, der mit patriotischer Wärme und Geradsinnigkeit eine Natürlichkeit, Unmittelbarkeit und Klarheit des Stils verbindet, wie sie bei deutschen Geschichtschreibern eben nicht allzu häufig angetroffen werden, ist eine so gründliche Abfertigung der Macaulay'schen Schrift über Friedrich den Großen, wie man sie diesem Pamphlet immer nur wünschen kann. Sollte Macaulay einmal die Anfangsgründe der deutschen Sprache und Grammatik getrieben haben, so würden wir ihm sehr rathen, diese Studien trotz seines höhern Lebensalters wieder aufzunehmen, um noch vor seinem Lebensende diese Häusser'sche Antikritik seines Essay über Friedrich im Original lesen

zu können. Macaulay's Schmähschrift, denn anders wird man diesen Essay nicht nennen können, ist nicht nur voll absichtlicher, boshafter Entstellungen, die sich allenfalls dann einigermaßen erklären ließen, wenn Friedrich den Engländern Böses zugefügt hätte und er ihr Feind statt ihr Bundesgenosse gewesen wäre, sie ist auch ohne jene Gewissenhaftigkeit, ohne jene Kenntniß und jenes Studium der Quellen gearbeitet, welche die ersten und nöthigsten Erfordernisse eines Geschichtschreibers sind. Nichts erscheint Häusser unter den vielen Widerlichkeiten des Macaulay'schen Libells so widrig, als die eilfertige Kürze, womit Macaulay alle großen historischen Momente Friedrich's abfertigt, verglichen mit der behäbigen Breite, womit er dessen Händel mit Voltaire ausmalt. Macaulay macht sich mit Vorliebe lustig über Friedrich den Versemacher und Schriftsteller, während doch z. B. die Briefe dieses „Tyrannen ohne Furcht, ohne Glauben und ohne Barmherzigkeit" einen Schatz von treffenden und staatsklugen Bemerkungen enthalten und nicht nur den König und Staatsmann in glänzendem, sondern auch vielfach den edeln, die Leiden seines Volks und des menschlichen Geschlechts aufs tiefste mitempfindenden Menschen und Humanitätsphilosophen in liebenswürdigem Lichte zeigen, ihn bewundern und lieben lehren. Diese Briefe sind ein Denkmal seiner Größe so gut wie seine Schlachten und staatsmännischen Leistungen, ein Denkmal einzig in seiner Art, ein Denkmal ganz anderer Art, als Napoleon sich in seinen im theatralischen Schwulst geschriebenen Bulletins aufgerichtet hat. Wenn uns etwas mit dem meist in Schmuzfarben ausgeführten Macaulay'schen Bilde Friedrich's des Großen versöhnt, so ist es der Umstand, daß es einem deutschen Geschichtschreiber Gelegenheit gab, des Königs Lebensbild nur strahlender daraus hervorgehen zu lassen; uns Deutschen war es aber schon recht, daß uns die übertriebene Verehrung, die wir jeder im Auslande gefeierten Notabilität, mithin auch Macaulay entgegentragen, mit diesem Pamphlet aus der historischen Falschmünzerei Macaulay's heimgezahlt wurde. Um so willkommener müssen wir Carlyle's großes Werk über Friedrich heißen, an dessen Methode Häusser zwar manches auszusetzen hat, dem er aber nachrühmt, daß es nicht leicht und flüchtig gearbeitet sei, daß es dem Verfasser um Wahrheit zu thun gewesen, und von dem er unter anderm bemerkt: „Manch hartgesottenes Vorurtheil zu widerlegen und der insularen Selbstgenügsamkeit von gar vielen Dingen, die sie nicht kennt aber verurtheilt, einen deutlichern Begriff beizubringen, überhaupt ein trefflicher Anti-Macaulay zu werden, dazu hat der Autor vollkommen das Zeug, und wir können nur wünschen, daß sein Buch im eigenen Vaterlande eine recht große Ausbreitung finde."

Nächst diesem Häusser'schen Aufsatz dürfte wol des Herausgebers Aufsatz über Joseph de Maistre das meiste Interesse für das große Publikum haben und der von E. Zeller mit der Ueberschrift: „Der platonische Staat in seiner Bedeutung für die Folgezeit", verdienen, letzterer deshalb, weil er nachweist, wie viel von der griechischen Philosophie in das spätere Judenthum, namentlich in die Lehre der Essäer und Ebjoniten eingeflossen ist, wie auch der Apostel Paulus sich in seiner Vaterstadt Tarsus diesem Einfluß der griechischen Bildung nicht zu entziehen vermocht habe, und wie auch Spuren davon in seinen Briefen, dann auch im Hebräerbrief und im vierten Evangelium zu finden seien. Plato hat es ja zuerst ausgesprochen, daß die sichtbare Welt nur die Erscheinung und zwar die unvollkommene Erscheinung einer unsichtbaren sei und daß der Mensch aus dem Diesseits ins Jenseits flüchten und das gegenwärtige Leben als eine Vorbereitung für ein künftiges betrachten solle. Somit ist Plato „der erste Urheber oder wenigstens der bedeutendste Vertreter jenes Spiritualismus, welcher, nicht blos den Griechen, sondern auch den Juden ursprünglich fremd, in den letzten Jahrhunderten vor Christus sich allmählich der Gemüther bemächtigt und durch das Christenthum in weiten Kreisen die Herrschaft erlangt hat". Aber noch mehr: auch in den politischen Idealen der modernen Utopisten von Thomas Morus an bis auf Cabet herab lassen sich die bekannten Züge der „platonischen Republik" ganz deutlich wiedererkennen. Plato wollte ja auch einen Staat, in welchem für die höhern Stände die Ehe, die Familie, das Privateigenthum aufgehoben seien, die Kinder, ohne zu ihren Aeltern zu kommen, von ihrer Geburt an in öffentlichen Anstalten erzogen, die sämmtlichen Activbürger auf Staatskosten gemeinschaftlich gespeist, die Mädchen ebenso wie die Knaben in Musik und Gymnastik, in Mathematik und Philosophie unterrichtet, die Weiber wie die Männer zu Soldaten (aber wohlbemerkt zu Reservesoldaten!) und Beamten verwendet werden sollten u. s. w. Also lauter Communismus und Weiberemancipation, sodaß unsere modernen Communisten sich nicht einmal auf die Originalität ihres Systems viel zugute thun dürfen. Freilich findet auch ein wesentlicher Unterschied statt; denn wie Zeller bemerkt: „Plato will das Privatinteresse aufheben, seine modernen Nachfolger wollen es befriedigen; jener strebt nach Vollkommenheit des Ganzen, diese nach Beglückung der Einzelnen; jener behandelt den Staat als Zweck, die Person als Mittel; diese die Personen als Zweck, den Staat und die Gesellschaft als Mittel. Die meisten unserer Socialisten und Communisten sprechen dies offen genug aus: Möglichst viel Genuß für den einzelnen, und deshalb gleich viel Genuß für alle ist ihr Wahlspruch." Wie weit hinauf gehen doch die Zusammenhänge in der Geschichte, wie wenig ist da, was nicht schon, wenn auch in anderer Form, einmal dagewesen! Wir klagen über das in manchen despotisch regierten Staaten eingeführte Absperrungssystem, und doch haben es die Spartaner in dieser Hinsicht viel ärger getrieben. Da waren, wie Zeller gelegentlich hervorhebt, gegen Einschleppung fremder Sitten, gegen Neuerungen aller Art die strengsten Maßregeln ergriffen, da waren Reisen ins Ausland untersagt, da wurden Lehrer und Dichter, von denen man einen übeln Eindruck fürchtete, des Landes verwiesen, da wurden sogar einem Musiker, welcher die herkömmliche Zahl der Saiten an der Lyra vermehrt hatte, die überzähligen abgeschnitten!

So weite geschichtliche Perspectiven bietet der Aufsatz Sybel's über de Maistre, dem dessen 1858 in Petersburg erschienene „Lettres inédites" und A. Blanc's Werk „Mémoires politiques et correspondance de J. de Maistre" (Paris 1858) zu Grunde gelegt sind, allerdings nicht; dagegen greift sein Inhalt noch directer in die politisch-religiösen Bewegungen unserer Zeit ein, und außerdem ist die Persönlichkeit, deren Wesen und Wirken darin in klaren Umrissen charakterisirt ist, jedenfalls eine höchst merkwürdige und interessante. Wie bewundernswerth ist die Energie und Zähigkeit, womit de Maistre in Petersburg seine politischen und ultramontanen Plane betrieb! Welche Entbehrungen legte sich der Graf längere Zeit auf, da sich sein Gehalt bei den Ansprüchen des russischen Luxus als völlig unzureichend erwies! Sybel erzählt: „Den Besucher empfing auf der dunkeln Treppe des kleinen Quartiers der einzige Diener mit der bescheidenen Oellampe; statt des unerschwinglichen Pelzes that auch im russischen Winter der alte sardinische Mantel seinen Dienst; es kam endlich so weit, daß der Gesandte, ohne Mittel, um standesmäßig zu speisen, für mäßiges Kostgeld am Tische seines Bedienten aß und eine Zeit lang dessen Stelle einem entsprungenen Verbrecher anvertraute, welcher das Asyl des Gesandtenhauses sich anstatt der Löhnung anrechnen ließ." Freilich sein abenteuerlicher Plan, Kaiser Alexander zu einem Werkzeug des Jesuitismus zu machen, ihn vielleicht gar zum Uebertritt zu bewegen, scheiterte und mußte scheitern. Da klagte Joseph de Maistre im Jahre 1819: der Kaiser habe das Christenthum auf den Tod getroffen, indem er Genf, den Sitz aller Rebellionen, beschütze, indem er die Bibelgesellschaft, dies ganz unchristliche Unternehmen, befördere und das deutsche Gift einer allgemeinen Religiosität in sich sauge u. s. w. „Wer soll", schloß er seine Klagen, „ihm diese Dinge eröffnen? Wenn man sich fragt, durch welches Organ die Wahrheit bis zu einem Kaiser von Rußland dringen möchte, so lassen sich unter allen Geschöpfen nur zwei entdecken: ein Engel oder eine Dame!"

Der speciellste Aufsatz, der aber trotzdem bisher die größte öffentliche Aufmerksamkeit erregt hat, ist der von M. Büdin-

ger: „Die königinhofer Handschrift und ihre Schwestern", worin die Unechtheit der so berühmten königinhofer Handschrift wie es scheint aufs unwiderleglichste nachgewiesen ist; wenigstens bedarf es zur Widerlegung dieses Nachweises ganz anderer Beweise als leidenschaftlicher Ach- und Weherufe der Czechen, öffentlicher Ausfälle und Processe. Wir können hier auf Einzelheiten nicht näher eingehen, und wollen nur bemerken, daß, während die zahlreichen erhaltenen altböhmischen Dichtungen aus dem 14. und zum Theil wol auch aus dem Ausgange des 13. Jahrhunderts ausnahmslos in der Form und ohne Zweifel nach dem Muster der deutschen Reimpaare verfaßt sind, sich in den Heldengedichten der königinhofer Handschrift das zehnsilbige ungereimte Metrum der Serben findet, weshalb auch schon der verstorbene Kopitar die neue böhmische Entdeckung schlechtweg für eine Fälschung und für eine Nachahmung der Serbenlieder erklärte. Da aber dieser ausgezeichnete Mitbegründer der slawischen Philologie seinen Ausspruch nicht weiter zu erklären für gut fand, so mußte er sich von den Vertheidigern den Vorwurf gefallen lassen, es seien nicht wissenschaftliche Gründe, die ihn zu seiner Beschuldigung veranlaßt hätten, sondern Neid gegen die Böhmen und ihre Literatur. Büdinger sucht nun nachzuweisen, daß das Gedicht der königinhofer Handschrift ein matter Auszug aus der armseligen Chronik des Hajek sei, „in welchem, bei nur unwichtigen Zusätzen, alle wesentlichen Momente beibehalten sind". Auch stellt Büdinger die bezeichnendsten Stellen aus Hajek und dem Gedichte zur Vergleichung gegenüber und bemerkt dann: „Die Lüge ist zu Tage; ein großartiger altslawischer Mythus ist von armseligen Scribenten platt geschlagen und dann von Fälscherhand mit Flittergold behängt worden, Dobner mußte für Jaromir's Wiedereinsetzung herhalten und den serbischen Volksliedern entsprang das Versmaß."

Wir haben diesem ersten Heft der Sybel'schen Zeitschrift, dessen letzter von Kluckhohn besorgter Theil eine beträchtliche Anzahl meist kurzer Bücheranzeigen unter dem Titel „Uebersicht der historischen Literatur des Jahres 1858" enthält, aus Rücksicht auf die Bedeutung und Neuheit der Erscheinung ausnahmsweise eine längere Besprechung gewidmet, während wir im allgemeinen den Grundsatz festhalten müssen, periodisch wiederkehrende Wochen-, Monats- und Vierteljahrsschriften nicht im Detail zu besprechen; auch werden wir den fernern Heften der „Historischen Zeitschrift" nur in besondern Fällen, wenn wir durch irgendeine in ihnen enthaltene Abhandlung oder Mittheilung von hervorragender Bedeutung uns dazu aufgefordert fühlen sollten, in d. Bl. unsere Aufmerksamkeit widmen können. **H. M.**

Ethnographisches und Culturgeschichtliches.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 14.)

Der ausführliche Titel von Hansen's „Charakterbildern aus den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg" u. s. w. (Nr. 4) gibt den Inhalt des Buchs desselben schon ziemlich erschöpfend an. Was noch fehlt, um hierüber vollständigen Aufschluß zu ertheilen, wollen wir mit des Verfassers eigenen Worten aus der Vorrede hinzufügen und damit zugleich eine Probe von seiner Schreibweise geben. „Noch eine Statistik?" fragt er. „Nein. Was denn? Aus der Statistik, aus Chroniken, Monographien, Correspondenzen, Gesprächen, aus den eigenen Anschauungen und Erfahrungen des Verfassers eine Zusammenstellung über unser Nordalbingien, d. h. das Land vom rechten Elbufer (Lauenburg bis Brunsbüttel) nordwärts, mit Ausschau über die jütische Grenze hinauf ohne auf die Inseln an Sund und Belten überzusetzen. Wer sein Volk liebt, der muß auch wünschen, daß es sich selbst, sein Land und dessen Zierden, Hab und Gut, Vorzeit und Gegenwart, Sprache und Sitten, Gesetz und Ordnungen, Kirche und Schule, Naturproducte und Kunstfleiß, Bedürfnisse und Ziele der Zukunft erkenne, vom verdummenden und verbitternden Vorurtheil und Particularismus lassend, die neue Zeit verstehe und ihren edlern Bestrebungen sich einreihe, ohne leichtfertig undankbar der Väter, ihrer Kämpfe und Geschicke oder der Stätten, wo diese bestanden wurden, zu vergessen. Für diese ideologischen und thatkräftigen Patrioten ist dies Buch geschrieben, darum wird die Politik nicht berührt, die andere Ziele verfolgt und statt zu binden meistens entzweit." Hiernach liegen Inhalt und Tendenz klar vor. Das Werk enthält eine ausführliche und recht befriedigende nordalbingische Vaterlandskunde und gibt in dem einen allerdings sehr compreß gedruckten Bande, bei äußerst gedrängtem Stil, gewiß ebenso viel, als man anderwärts in zwei oder drei Bänden zu suchen haben würde. Von der brennenden Frage der Gegenwart hält er sich fern; er ist, nach dem ganzen Geiste des Buchs zu schließen, ein Mann des Centrums, national, unabhängig, und macht abwechselnd nach allen Seiten hin Fronte. An manchen Stellen erinnert der Stil in seiner polternden, eifrigen, sich fast überstürzenden Kernhaftigkeit an den alten Jahn, namentlich an die Weise, wie dieser in mündlicher Aussprache sich zu ergehen pflegte. Unter den „ideologischen und thatkräftigen Patrioten", für die das Buch bestimmt ist, sind übrigens keineswegs blos die sogenannten Gebildeten zu verstehen, vielmehr wendet sich der Verfasser an seine Landsleute ohne Ausnahme, mit dem Schlußwunsche, daß sie sich in Randbemerkungen über Land und Leute ergehen und sich und ihm zur Freude aus dem Buche selbstthätig ein Volksbuch schaffen möchten. Dies ist die rechte Art, Volksbücher zu schreiben; Verfasser und Leser müssen zusammenwirken, der eine soll zu denken aufgeben, der andere denken, ausbeuten und mit der Ausbeute zu Nutz und Frommen kleinerer Kreise weiter wirthschaften. Natürlich muß das Verständniß auch dem Nichtvorgebildeten ohne Zuziehung anderer Hülfsmittel möglich sein, und wir finden es daher ganz in der Ordnung, daß dem Buche, über dessen zahlreiche Fremdwörter ein Sprachreiniger wol den Kopf schütteln würde, ein Verzeichniß derselben, sowie ein plattdeutsches Vocabularium beigefügt ist; nur hätten diese beiden Hülfsmittel mit dem Werke selbst mehr in Einklang gebracht, und es hätte bei der Auswahl der zu erklärenden Wörter etwas sorgfältiger verfahren werden sollen. Denn wenn z. B. die Worte „Eremit", „Guirlande", „Grammatik" im Fremdwörterbuche Aufnahme gefunden haben, während sich für die Ausdrücke „mencheliches" (Brot), „Grose" (der Löwenzahn dient als Grose gegen Unterleibsstockungen), „Stouts" (Fabrikation von Stouts), Cakesbäckerei, Furunkel und dergleichen nirgends eine Erläuterung vorfindet, so scheint auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig gethan worden zu sein. Auch hätten ganz ungewöhnliche fremde Ausdrücke besser vermieden werden sollen. Anstatt „disgruiren", um nur einen hervorzuheben, würde auseinanderlaufen, womit es im Wörterbuche verdeutscht ist, weit zweckmäßiger gleich im Texte seinen Platz gefunden haben.

Werfen wir nun einige Blicke in den reichen Inhalt selbst. Die Hauptbestandtheile der Bevölkerung von Nordalbingien sind Friesen, Sachsen und Wenden. Auch hier findet es sich bestätigt, daß die Sachsen geistig reger sind als die Friesen. Die allgemeinen Grundzüge des Nationaltypus sind ein rechtschaffenes, herzig-treues Wesen, Wahrheitsliebe, Besonnenheit, Ordnungsliebe, Arbeitsfreude, Zufriedenheit, Heimatsinn und ehrlich-praktische Frömmigkeit. Fanden sich aber schon in den reinen Marschgegenden eine Menge Charakternuancen je nach verschiedenen Gebieten, so sind sie hier bei weitem zahlreicher, weil zu den Marschen noch die Geesten, das höher gelegene Wald-, Wiesen- und Ackerland, die Seegegenden und die großen, mittlern und kleinen Städte hinzukommen. Adel und Leibeigenschaft bildeten sich vorzüglich in den wendischen Districten aus; die Dithmarschen haben sich von letzterer ganz frei zu erhalten gewußt. An Schattenseiten, denen in den Elb- und Wesermarschen fast ganz entsprechend, fehlt es auch in Nordalbingien nicht. Merkwürdig in dieser Beziehung ist die Mittheilung, daß in früherer Zeit für den „Strandsegen" in den blankeneser und helgoländer Kirchen Gott nicht nur inbrünstig gedankt, sondern sogar gebeten wurde.

Alles was in Sitte und Sage an den Aberglauben anstreift,

behandelt der Verfasser mit großer Indignation. Er schließt den betreffenden Abschnitt mit den Worten: „Und so mag es des Unsinns genug sein, womit die Leute sich da und dort schmeicheln, in Schlaf wiegen oder erschrecken, oder woran sie ihren Argwohn oder Haß gegen andere in Flammen setzen.“ Jedenfalls sehr beherzigenswerthe Worte, doch darf man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten; oft verbirgt sich unter dergleichen Bild und Form ein guter Kern, was sich allerdings von dem hier Mitgetheilten nicht behaupten läßt. Ueber seine physischen Zustände scheint sich der Nordalbingier nicht zu beklagen zu haben. Wie er stark in Tafelfreuden ist (die der Herren übergehen wir, wie wohl es aber mitunter den Dienstknechten wird, ersehen wir daraus, daß einer an einem Osterabende 33 Stück hartgesottene Eier verzehrte), so kann er auch große Kraftproben aufzeigen, fünf Tonnen Weizen tragen (eine unter jedem Arm, zwei auf dem Rücken, die fünfte in den Zähnen) und eiserne Nägel mit den Fingern zu Korkziehern drehen. „Eeten und Drinken sind för Lief und Seel ein isern Band.“ Dieses alte Sprichwort klingt stark an das Materialistische an; indeß, lassen wir das Essen und Trinken dahingestellt, so viel ist gewiß, daß Nordalbingien auch an geistigen Größen reich ist. Der Verfasser zählt ihrer eine Legion auf, wobei er freilich nicht blos die Eingeborenen, sondern auch diejenigen, die längere Zeit ihren Wohnsitz im Lande gehabt, oder die nur da geboren sind und sich auswärts berühmt gemacht haben, berücksichtigt, und wobei Hamburg, Lübeck, Altona und Kiel ein großes Gewicht in die Schale legen. Da begegnen wir den Märtyrern, Marquard, Anhänger von Huß, der im Jahre 1466, und Heinrich von Zütphen, der in der Nacht vom 10/11. December 1524 wegen seiner protestantischen Lehre verbrannt wurde — der letztere durch einen von den Dominicanern aufgeregten Volkshaufen —; dann, um ein paar Jahrhunderte zu überspringen, den Dichtern Hagedorn, Johann Andreas Cramer, Klopstock, Claudius, Boje, Eschenburg, Gebrüder Stolberg, Gerstenberg, Schmidt von Lübeck, Campe, Prätzel, Waleserode, Geibel, Hebbel, Groth, Strodtmann, Endrulat, Willkomm, Wehl, Heinrich Zeise; auch Lessing, Voß und F. H. Jacobi werden wegen ihres längern Aufenthalts zu Hamburg und Eutin in die Liste mit aufgenommen, vieler andern zu geschweigen. An sonstigen Notabilitäten sind die hervorstechendsten die beiden Minister Bernstorff, Niebuhr Vater und Sohn, Büsch, Archenholz, Harms und Dräseke, die kieler Professoren: Thibaut (1788—1802), Feuerbach (bis 1804), Welcker (1814—16), Schweppe (1805—18), Reinhold (1794—1823), Dahlmann (1813—21); die Astronomen und Mathematiker Schumacher, Bode, Hansen (aus Tondern) und Dase (aus Hamburg); der Naturforscher Schleiden, auch aus Hamburg; der Schauspieler Schröter und der Buchhändler Perthes daselbst; die Tondichter Romberg und Maria von Weber und die Maler Asmus Carstens, Tischbein, Speckter und Overbeck. Auch das Andenken an den edeln Theodor Preußer, der bei Rettung der Dänen aus dem brennenden Schiffe Christian VIII. seinen Heldentod fand, wird mit Recht wieder aufgefrischt. Allen hier genannten und neben ihnen vielen andern verdienten Männern unter seinen Landsleuten, deren Namen nach außen hin mehr oder weniger bekannt geworden, hat der Verfasser einen längern oder kürzern Paragraphen gewidmet. Dabei läuft manche Anekdote mit unter, von denen eine hier Platz finden möge. Der Propst Reinbeck in Berlin wurde 1736 als Hauptpastor nach Hamburg berufen und hätte gern angenommen; allein die Unterhandlungen zerschlugen sich an höherm Willen. Friedrich Wilhelm I. rescribirte eigenhändig. „Plat Plat absoluhte abgeschlagen! Was haben die Hamburger meine braven Prediger zu werben; sie wollen ja nicht leiden einen Lumpenkerl werben, und sie wollen meine Stütze aus'm Land debauchiren. Ist nicht Manier.“

Minder erschöpfend als der biographische ist der geschichtliche Abschnitt; auch leiden einzelne der hier dargebotenen aphoristischen Rückblicke an Unklarheit. Brevis esse laboro, obscurus fio. In höchst praktischer Weise sind dagegen die Zoologie und Botanik behandelt, theils was die Schilderung anlangt, wo oft mit wenig Worten viel gesagt wird, z. B.: „Die reizende Heidepflanze kleidet den Boden, wo Menschenhand nicht ackert, arbeitet dieser still vor, verleiht der Landschaft sentimental-heitern Ernst, reicht der Biene Honig, der Armuth Heizung“; theils im Hinblick auf die überall mit eingestreuten Bemerkungen über die nutzbare Verwendung der geschilderten Producte. Die Abschnitte: „Zur Physiognomie des Landes“ und „Für Touristen“, welcher letztere auf sechs Seiten eine Fülle interessanter Notizen enthält, zeichnen sich durch gute Charakteristik aus und erfreuen uns mit manchem ausdrucksvollen Landschaftsbild; so S. 153: „Durch die freundliche Propstei nach Plön vordringend besuchen wir zuerst den Schloßthurm, wo die holsteinischen Reize wie eine Rose sich entfalten, der große und der kleine See mit vielen Nachbarn das glänzende Auge uns zuwenden, die kleine bosauer Kirche uns an die mittelalterlichen Siege des Christenthums mahnt, das prächtige Gut Ascheberg (im Winter sieht der mit Buchen bepflanzte Hügel wie ein Aschenkegel aus, nach andern soll die Höhe vulkanischen Ursprungs sein) uns zum Besuch ladet, unter uns das Städtchen in einem Frieden schläft, der nur unterbrochen wird, wenn hier der Landesherr Siesta hält.“ Die lebendigen Schilderungen von Hamburg, Kiel, Altona und andern Städten sind zu umfassend, als daß wir näher darauf eingehen könnten. Alle erkünstelte und erotische Industrie wird hier mit Heftigkeit vom Verfasser bekämpft, dagegen die naturgemäße, welche sich auf die Verarbeitung der Landesproducte wirft, bevorwortet. In dem Abschnitt über Civil- und Criminalrecht und den beiderseitigen Proceß, bei dessen Bearbeitung dem Verfasser juristische Freunde zur Seite standen, findet sich manches allgemein Interessante. Auch in Holstein haben sich noch Ueberreste der alten volksmäßigen Dinggerichte erhalten; und als eine heutzutage wol sehr seltene Erscheinung heben wir die Cönobialgerichte der adelichen Klöster hervor, in welchen Frauen, die Aebtissin und zwölf Conventualinnen, unter Assistenz des rechtskundigen Klosterpropstes, über die innerhalb der Mauern des Klosters vorfallenden Streitigkeiten zu Gericht sitzen und die Urtheile „mit feinem Rechtsgefühle“ finden. Groß ist aber die Menge der in Nordalbingien beziehendlich neben- und übereinander gültigen Rechtsbücher, als: das Jütsche Lov oder Landrecht, das Dithmarsische Landrecht, das neue Lübische Recht, der Sachsenspiegel, das Dithmarsische Stadtrecht, das Stadtrecht von Eckernförde, Schleswig, Flensburg, Apenrade und Hadersleben, das Altfriesische, Nordstrander, Eiderstedter, Fehmarsche Landrecht; daneben Gewohnheitsrechte, Lokalstatute, Privilegien und zur Aushülfe das gemeine Recht. Culturhistorisch merkwürdig ist es, daß das Jütsche Lov Testamente im allgemeinen nicht anerkennt. Nur „Seelengaben“, Verfügungen über kleinere Theile des Nachlasses zu Gunsten frommer Stiftungen, sind gestattet. Auch in Hamburg ist die Fähigkeit zu testiren sehr eingeschränkt. Das Criminalrecht beruht in der Hauptsache noch auf der Carolina, jedoch unter mehrfachen specialgesetzlichen Milderungen.

Einen vortheilhaften Eindruck machen die außerordentlich zahlreichen gemeinnützigen und wohlthätigen Stiftungen, mit denen namentlich Hamburg und Altona gesegnet sind. Unter den vielen hier aufgeführten rühmt der Verfasser mit Recht an der des Schröder'schen Ehepaars, daß die Stifter bei Lebenszeit Hand ans Werk gelegt, die nach Zweck und Einrichtung klar durchdachte Stiftung ohne Beirrung ins Leben gerufen und für die Aufnahme in die Anstalt die Grenzsteine ignorirt, nämlich auch sogenannte Fremde derselben mit theilhaftig gemacht haben. Der Fond dazu soll eine Million Mark betragen, und die Anstalt gewährt 50 bedürftigen Familien anständige Wohnung, mit besonderm Gärtchen für jede einzelne und dem nöthigen Lebensunterhalt.

Es führt uns dies auf die Innere Mission, deren im Schlußabschnitte gedacht wird, mit gebührender Anerkennung für alle diesfallsigen praktischen Bestrebungen durch Warte- und Kleinkinderschulen, Kindergärten, Asyle, Vereine, Krankenhäuser, Stiftungen, jedoch nicht ohne als Resultat der Betrachtungen

den Satz hinzustellen, „daß alles Redressiren und Nachholenwollen Stückwerk und Nothbehelf bleibe“, dagegen „die häusliche Charaktererziehung in unzertrennlichem Bunde mit der Schule auf religiös-sittlichem Fundament“ die Hauptsache sei. Er macht auch hier nach zwei Seiten Fronte, theils gegen diejenigen, die „in Sitte und Brauch, Lebensweise und Genuß der jämmerlichsten Assucht huldigen, dagegen auf Sittlichkeit und wahre Menschenwürde, als der Zopfzeit angehörig, mit Verachtung hinabblicken“, theils gegen diejenigen, die „in überschwenglicher und stolzer Gläubigkeit das einzige Erlösungsmittel suchen und das Wesen des Menschen schon in den Augen des Kindes degradiren, statt der Erziehung das Princip: Denke, von Herzen dankbar gegen deinen Gott, groß von dir und deiner Bestimmung, um sündliche Erniedrigung zu hassen! zu Grunde zu legen“. Auf diesem Bewußtsein, so verlangt er, solle sich dann „in freudigem Gehorsam, reger Arbeit, zeitiger Entsagung, mächtiger Selbstbeherrschung, kindlicher Einfalt, reiner Lust an Gott und Natur, an Mensch und Beruf, an Wissenschaft und Kunst, an Recht und Gewissen das Reich Gottes ausbauen“. Damit wollen wir uns von dem Verfasser unter herzlicher Anerkennung des vielen Guten, was sein Werk enthält, verabschieden.

Ernst Boll's Reiseerinnerungen: „Die Insel Rügen“ (Nr. 5), sind die Frucht eines wiederholten, oft längern Aufenthalts, den der Verfasser daselbst genommen, wobei er es, unter Berücksichtigung fremder Forschungen, an sorgfältigen eigenen nicht hat fehlen lassen. Die letztern erstrecken sich vorzugsweise auf die geologische, botanische und zoologische Ausbeute der Insel und liegen demnach dem Zwecke des gegenwärtigen Artikels ferner; sie verbreiten sich aber auch vielfach über Geschichte und Statistik und bieten in den betreffenden Abschnitten sowie in den Naturschilderungen reiche und neue Einblicke in diese eigenthümliche und mit Recht vielbesuchte Insel dar. Ganz besonders reich ist dieselbe an vorhistorischen Denkmalen, und zwar namentlich auch aus den beiden ersten menschlichen Zeitaltern, wie sie jüngst ein Gelehrter in der „Revue des deux mondes“ klassificirt hat, dem steinernen und dem kupfernen. Der Verfasser sagt: „Die ganze Insel steckt voll von Denkmalen des slawischen und vorslawischen Heidenthums; es gibt dort nicht allein Tempel- und Burgwälle, Opfersteine und Dingstätten, sondern hohe, langgestreckte, mit Steinen umkränzte Hünengräber und kreisrunde, glockenförmige Kegelgräber zu Tausenden. In welcher großen Menge ferner dort Waffen, Geräthschaften und Schmuckgegenstände aus Stein, Bronze und Eisen (oft sehr mühsam und zierlich gefertigt) gefunden werden, zeigt z. B. die lehrreiche Sammlung rügenscher Alterthümer, die der Herr Staatsanwalt Rosenberg in Bergen besitzt, und die nach seinem vom 24. Januar 1854 datirten Berichte über dieselbe damals schon aus 800 gut erhaltenen, zum Theil sehr seltenen Stücken bestand, welche alle von ihm in dem kurzen Zeitraume von 2½ Jahren zusammengebracht waren und seitdem mit unablässigem Eifer vermehrt worden sind.... Welchem Volke die ältesten dieser Denkmale und Ueberreste, namentlich die Hünengräber, die Dingstätten, die steinernen und bronzenen Waffen und Geräthschaften angehört haben mögen, darüber schweigt die Geschichte. Schon die Slawen wußten nichts Bestimmtes mehr über den Ursprung derselben; dies erhellt daraus, daß sie z. B. die Hünengräber schon mit den unbestimmten Ausdrücken «Gräber der Alten» (1174) und «Riesenhügel» (1234) bezeichneten.“ Wie die ersten unbekannten Bewohner sind auch die Slawen, die unter dem Namen der Ranen oder Rüjanen als beutelustiges Seeräubervolk die Insel gefürchtet machten, sich aber später, nachdem das Christenthum im Jahre 1168 Eingang gefunden, der Bodencultur zuwandten, seit Jahrhunderten schon von der Insel verschwunden, wenigstens in der Sprache; denn im Jahre 1404 starb nach Kantzow's Erzählung auf Jasmund eine alte Frau, Namens Gulitzin, „welche, nebst ihrem Manne, die letzten Leute auf Rügen gewesen wären, die wendisch hätten reden können“. Derselbe Kantzow schildert das Volk von Rügen um das Jahr 1540 in folgender Weise: „Die Einwohner dieses Landes sind ein sehr zänkisch und mortisch Volk, daß sich an ihnen schier das alte lateinische Sprichwort bewahrheitet: omnes insulares mali. Denn im ganzen Lande Pommern werden kein Jahr soviel vom Adel und andern erschlagen, als allein in dieser kleinen Insel. Es gibt auch bei diesem Volke so viel Rechtsgang, als im halben Lande zu Pommern. Denn alle Sonnabende hält der Landvogt sammt den Aeltesten vom Adel des ganzen Landes zu Bergen Gericht; da hat er von früh Morgens bis schier an den Abend genug zu thun.... Es ist kein Edelmann oder Bauer im Lande so schlecht, daß er sein Wort nicht selbst redete und daß er nicht das gewöhnliche Landrecht wissen sollte. Und aus solcher Vermessenheit will einer dem andern in nichts weichen und es kommt daraus viel Hader und Mord, sonderlich gerathen sie in den Krügen und Wirthshäusern leichtlich aneinander, und wenn einer von ihnen sagt: «Dat walte Gott, un een kolt Isen» (Eisen), so mag man ihm wol auf die Fäuste sehen und nicht aufs Maul, denn er ist bald an einem.“ Er bemerkt dann weiter, daß sie nie anders als mit Schweinespieß und Reutling (Jagdmesser) gingen; auch bei Hochzeiten, Begräbnissen und beim Besuche der Kirche trügen sie die Wehre. Merkwürdig sind die Vorkehrungsmaßregeln, die gegen dieses „mortische“ Wesen für nöthig befunden worden, denn wir lesen an einer andern Stelle, bei Gelegenheit eines Referats aus dem alten rügenschen Straßenrecht, daß alle Todtschläger, Jungfrauenkränker und andere Uebelthäter, alle Verfestete und die Bauern, die mit einem Edelmann in Zwist waren, vor der geschwächten Person, vor dem, der sie verfestet hatte, und dem, mit welchem sie im Zwiste waren, die Wege und Stege, die Krüge, Mühlen, Märkte und Schmieden meiden mußten, so lange die Sache noch unvertragen war, damit eine Begegnung der feindlichen Parteien nicht zu neuen Rechtsverletzungen führe. Fand aber ein zufälliges Zusammentreffen statt, so mußten jene sich umwenden und einen andern Weg ziehen, oder doch, wenn Platz war, so weit ab vom Wege treten, als man mit einem Steinwurfe reichen konnte, oder, wenn auch dies nicht möglich, wenigstens das Gesicht von ihrem Widerpart abkehren, der sich dann bei hoher Strafe nicht an ihnen vergreifen durfte. Es erinnert dies an mittelalterliche veronesische oder an corsicanische Zustände; indeß dürfte ein Schlüssel zu den Gewaltthaten gegen den Adel vielleicht auch in dem Umstande gefunden werden, daß gerade um die gedachte Zeit (1540) die ersten Fälle von „Legung der Bauerdörfer“, „willkürlicher Verjagung der Bauern durch ihre Grundherren“ und allmählicher Einführung der bis dahin unbekannten „Leibeigenschaft“ vorkamen, welche letztere sich bis zum Jahre 1806 erhielt, obschon einzelne besser denkende Grundherren seit der Mitte des 18. Jahrhunderts angefangen hatten, ihre Bauern zu emancipiren. Wie wenig Werth übrigens auf Menschenleben gelegt wurde, geht daraus hervor, daß nach dem „wendisch-rügianischen Jagdrechte“ von 1546 das Schießen oder Werfen nach Hasen, „wenn se em schon in den Kohlgarden gingen“, bei „Pön des Halses“ verboten war. Auch das Halten von Jagdhunden war bei Todesstrafe verboten, und allen andern Hunden mußte der eine Vorderfuß abgehauen werden; in England, um dies beiläufig zu erwähnen, die Vorderzehen von 3 zu 3 Jahren, während auf das Hasenjagen noch im 18. Jahrhundert ebenfalls Todesstrafe gesetzt wurde.

Was der Verfasser für die Gegenwart über die Zustände der Bewohner berichtet, beschränkt sich in der Hauptsache auf eine Schilderung der primitiven Badeorte Krampas und Saßnitz und einige allgemeine Bemerkungen. Das Zeugniß, das er den Einwohnern dieser beiden Dörfer ausstellt, ist ein günstiges. Er rühmt ihre Sittlichkeit, Mäßigkeit, Ehrlichkeit und Friedfertigkeit und schildert sie, wenn sie auch gegen Fremde infolge ihres großen Phlegma nicht zuvorkommend seien, doch als höflich, uneigennützig und dienstwillig. Durch viele Wechselheirathen gleichsam eine einzige große Familie bildend, ohne Ausnahme ansässig und mit einem ihren geringen Bedürfnissen entsprechenden Lebens-

unterhalte versehen, hätten sie sich einen sehr unverdorbenen Charakter erhalten; was leider auf andern Dörfern der Insel nicht der Fall sein solle, namentlich nicht auf den grossen Höfen, wo die Wirthschaft theils durch zahlreiche, auf dem Hofe selbst lebende Knechte und Mägde, theils durch Tagelöhnerfamilien, welche getrennt vom Hofe in kleinen Dörfern (also ohne unmittelbare Aufsicht) zu wohnen pflegten, betrieben werde. Damit müssen wir uns für die Charakteristik der Bewohner Rügens begnügen, finden uns aber nicht veranlaßt, den abfälligen Bericht de auditu über die andern Dörfer ohne weiteres zu unterschreiben, wenigstens nicht auf die in der Parenthese ausgedrückte Motive hin; denn die unmittelbare Aufsicht, welche die Sittlichkeit einer Gemeinde allein genügend verbürgt, kann keine andere sein, als die von innen heraus kommt, aus der Brust jedes einzelnen.

Werthvoll für den Botaniker und Zoologen sind des Verfassers ganz detaillirte Angaben über Flora und Fauna, die antediluvianische mit eingeschlossen, und das um so mehr, als die Stand- und Fundorte mehrfach genau beschrieben sind. Wo die Darstellung das mehr wissenschaftliche Gebiet verläßt, namentlich an denjenigen Stellen, wo sie mit Reminiscenzen aus Dichtern und eigenen und fremden poetischen Gaben in das belletristische Gebiet hinübergreift, ist sie minder glücklich. Wir begegnen hier einem jedenfalls innerlich recht poetisch gestimmten Gemüthe, dem es aber — vielleicht, weil das trockene gelehrte Moment zu überwiegend ausdrückt — nicht recht gelingen will, das Gefühlte formell entsprechend zu gestalten. Auch scheint es der Verfasser manchmal zu vergessen, daß er zum größern Publikum spricht, indem er unnöthigerweise erzähle, was er nicht gesehen und warum er es nicht gesehen, und daß er ebendeshalb darüber nichts weiter mittheilen könne. Diese Negativen machen den Leser nicht satt und nicht froh; im Gegentheil, sie lassen es ihn empfinden, daß er da mit leeren Händen abziehen muß, wo er etwas hätte erwarten können. Die angedeuteten Mängel der Form beziehen sich indeß nicht auf die Naturschilderungen, die das Charakteristische scharf und gut hervorheben; doch sind die interessantesten landschäftlichen Punkte der Insel Rügen so bekannt, daß wir nicht näher auf dieselben eingehen wollen. Nur die Bodenbildungen der Insel sollen uns nach Anleitung des Verfassers noch einen Augenblick beschäftigen. Das Meer arbeitet auch hier, und selbst die steilen Nord- und Ostküsten sind der Veränderung unterworfen und nicht gefestet genug, um den vereinten Angriffen von Regen und Frost, die von oben her in den Spalten wirken, und vom unterwühlenden Wellenschlag der Meeresfluten, die, wenn auch die Ostsee von Ebbe und Flut nur unmerkliche Spuren zeigt, durch die Stürme gegen die Kalkwände gepeitscht werden, widerstehen zu können, sodaß man angefangen hat, selbst solche steile Uferböschungen an ihrem Fuße, hier und da bis zu einer ansehnlichen Höhe hinauf, mit großen Felsblöcken zu bekleiden. Die südlichen Küsten dagegen nehmen durch Alluvion zu; es haben sich auf diesem Wege lang ausgedehnte Landzungen angesetzt, und die dadurch entstandene Gesammtbildung der Insel ist so eigenthümlicher Art, daß sie bei 60 Meilen Ausdehnung noch nicht 17 Quadratmeilen Fläche enthält, während dieselbe Ausdehnung in ein reines Quadrat gelegt, 225 Quadratmeilen Fläche einschließen würde. Auch über die Ostsee selbst, ihre in mehrfacher Beziehung nur halbmarine Beschaffenheit, ihre Vegetation und ihre befloßten und bemantelten Bewohner in der Umgegend der Insel Rügen findet sich am Schlusse noch manches Interessante, rücksichtlich dessen wir die Leser auf das Buch selbst verweisen.

Die „Bunten Bilder“ von Pabst (Nr. 6), die uns immer weiter nach Osten, in die russisch-deutschen Provinzen, führen, sind ein Quodlibet von Mittheilungen aus alten Historiographen und Chronisten, Berichten aus alten Lokalblättern, Sagen und eingestreuten Gedichten, theils von berühmten Namen, als Flemming, Herder, Chamisso, theils anonym, alles ohne bestimmten Plan zusammengereiht, ein Quodlibet, welches neben manchem Werthvollen auch manches Werthlose enthält. Zu letzterm gehören mehrere prosaische Gelegenheits- und andere Gedichte, ein paar Nekrologe ohne Interesse für weitere Kreise, der Bericht über die Seeschlacht bei Reval (1790), was Form und Darstellung anlangt, und einzelnes aus den kleinern prosaischen Aufsätzen. Die Anekdote von Michaelis zu Göttingen und dem tollen Hunde im Auditorium ließen wir uns, etwas kürzer erzählt, gefallen, da der muthige Professor den flüchtigen Studenten gegenüber eine ganz stattliche Figur macht: nur ist sie unter den Denkwürdigkeiten der Ostseeprovinzen nicht am Platze. Denn fragen wir nach dem Zusammenhang, so ist das kein anderer, als daß der Student, dem der Hund gehörte, ein Livländer war.

Interessant ist die Zusammenstellung der verschiedenen Sagen, welche Seitenstücke zu der Dido-Sage bilden. Mittels eines zerschnittenen Kalbfells erlangt der Schwedenkönig Byrge von den Bürgern zu Wisby auf Gothland den Platz zur Erbauung einer Königsburg; mittels einer Stierhaut Hengist den Platz zum Schlosse Kaercorrei in England; ebenso erlangen die Sachsen die Stätte zur Erbauung der Offenburg; Ivar der Däne zur Lundunaburg oder nach Saxo mittels einer Pferdehaut den Platz zur Erbauung von York; Raimund vermittelst einer Hirschhaut den Platz zur Erbauung des Schlosses Lusinier in Frankreich; endlich die Deutschen mittels einer Ochsenhaut den Platz zur Erbauung der Stadt Riga. Der Verfasser führt diese Sagen auf alte sächsische Ueberlieferungen zurück und schließt sich an Grimm an, der es für unkritisch erklärt, wenn man dieselben aus der Dido-Sage ableiten wolle, da die ihnen zu Grunde liegenden Bestimmungen dem Geiste jugendlicher Völker überhaupt angemessen seien.

Aus der esthnischen Sage vom Blocksberge auf der Insel Oesel erfahren wir, daß dort für die Deutschen seperat gekocht wird. Die Aufsätze: „Das Herzogthum Livland um das Jahr 1730“ von Friedrich Christian Weber und „Die litauische Landschaft Samaiten“ von Herberstein geben Bemerkenswerthes über Wohnung, Kleidung und Gebräuche der Livländer und Litauer. Herberstein erzählt: „So findet man noch bis heute viel Abgötterei in den betreffenden Einschichten; denn etliche das Feuer, etliche Bäume, die Sonne und Mond anbeten. Andere haben ihre Götter wie Penaten in ihren Häusern. Das sind Würmer wie die Eidechsen, aber größer, mit vier kurzen Füßen, schwarz und dick, nicht mehr als drei Spannen lang; sie haben ihre bestimmten Tage, da reinigen sie das Haus, setzen eine Milch inmitten ihrer Wohnung und knien auf den Bänken, so kommt der Wurm hervor und pfeift die Leute an, wie die zornigen Gänse, dann so ehren und beten sie mit ihrer ganzen Familie den mit Furcht an, bis er sich gesättigt hat und an seinen Ort zurückkehrt.“ In Livland aber, an der litauischen Grenze, gehen die Bauern, wenn es donnert, mit entblößtem Haupte auf ihren Acker, tragen auf den Schultern einen gewichtigen Schinken und rufen: Perkune (Gott des Donners) enthalte dich und thue dem Meinigen keinen Schaden, ich will dir auch diesen Schinken geben. „Aber kaum“, fährt Weber in seiner Erzählung fort, „ist das Gewitter vorüber, so setzt sich der Bauer mit den Seinigen um den Schinken und frißt ihn selbst auf.“

Culturgeschichtlich wichtig sind ein paar Stücke dieser Sammlung, beide aus dem 17. Jahrhundert, in denen die Aufklärung mit dem herrschenden Aberglauben halb und halb zu brechen beginnt, aber noch tief darin stecken bleibt. Das erste ist: „Ein klein Bauer-Prognosticon für Livland von Salomon Gubertus“, wie sich aus dem Inhalt ergibt, nach 1643 geschrieben; es enthält Wetterregeln, theils nach atmosphärischen Erscheinungen, theils nach den Vorzeiten (z. B. nach einem strengen Winter pflegt ein weicher zu folgen), theils nach Wahrnehmungen an Thieren oder nach Anzeichen, die sich aus Beobachtung der Beschaffenheit anderer Naturgegenstände ergeben, also im ganzen nach richtigen meteorologischen Grundlagen zusammengestellt, widerlegt manche Irrthümer der Zeit, z. B. die Behauptung, daß es vor der Sündflut keinen Regenbogen gegeben, daß das Schaltjahr unglückselig sei (denn das beruhe ja nicht auf der Natur, sondern auf des Julianischen Kalenderschreibers Gutdünken), gibt

aber dabei noch manches Curiosum zum besten, z. B.: „Wieviel Stunden die Sonnenfinsterniß währt, soviel Jahre währt ihre Wirkung. ... Wenn es bei klarer Nacht das Ansehen hat, als thue sich der Himmel auf, so folgt sehr trocken Wetter. Es verursacht in dem Menschen Aufwallen der Galle, das macht Zorn, Zwietracht, Krieg. ... Wenn der Donner einschlägt, das geschieht gar selten durch einen Donnerkeil, sondern der Donnerschlag geschieht öfter durch einen feinen subtilen Spiritum, der von Salpeter und Schwefel ist. ... Der Donnerstreich benimmt den giftigen Dingen das Gift, wenn er sie schlägt, welche nicht giftig sind, die vergiftet er (liegt nicht hierin eine Ahnung der im Blitze sich ausgleichenden positiven und negativen Elektricität?) .... Auf Martinsabend unterstehen sich viele aus der Gänse Brustknochen des Winters Beschaffenheit anzudeuten; solches wird von vielen Gelehrten verworfen. ... Viele verwundern sich darüber, daß der Hahn nach Mitternacht gegen Morgen kräht. Die Philosophen haben in dieser Sache ungleiche Meinungen; ich lasse mir die nachfolgende gefallen. Die Sonne ist der König unter den Planeten und Sternen, mit dem, daß sie alle von ihr den Schein haben, 'gibt sie ihnen zugleich das Commando, wie sie des Himmels Influenz moderiren, d. i. wie sie mit dem Gewitter (Witterung) den Creaturen auf und in der Erde, auch im Meer beispringen sollen. Wenn nun diese Feuerkugel', in welcher anima mundi vornehmlich residirt, von dem Horizont, welchen die antipodes einhaben, merklich anfängt abzutreten und sich zu unserm Hemisphärio zu nahen, das merkt der Hahn durch sein sonderlich Temperament und verkündigt es seinem Herrn', daß er die Vortagesgeschäfte danach richten könne." Mehr noch gilt die obengedachte Erscheinung, jenes Gemisch von Aberglauben und hereinbrechendem Licht, von dem zweiten der erwähnten Stücke, einer Hexenpredigt, welche der Pastor und Superintendent M. Hermann Samson im Jahre 1626 in der Domkirche zu Riga gehalten hat. Im ersten Theile wird bewiesen, daß alle Prediger schuldig seien, die Zauberei als eine abscheuliche Sünde und Laster ihren Zuhörern vor Augen zu malen; im zweiten wird auseinandergesetzt, wie die weltliche Obrigkeit mit den Hexenleuten procediren solle. Dieser Theil ist in der That ein Hexenhammer in nuce, in welchem aber durch die tiefe Finsterniß schon manche erfreuliche Lichtstrahlen hindurchblicken. Auf die Pflicht der Obrigkeit, von Amts wegen einzuschreiten, wird unbedingt gedrungen; auf einen Kläger könne nicht gewartet werden, publica fama genüge, um eine fleißige Forschung eintreten zu lassen. Nun werden die Mittel der Forschung geprüft. Verbotene (verwerfliche) Mittel sind, wenn man gebeut den Hexen die Kleider zu ändern, ferner das Haarabscheren, das Begießen mit Weih- oder Taufwasser, das Suchen nach einem Teufelsmal, die Wasserprobe (wenn man ihnen die rechte Hand an den linken Fuß an die große Zehe und die linke Hand an den rechten Fuß bindet und wirft sie also dreimal ins Wasser, schwimmen sie dann, so sind sie Zauberinnen): eine Probe, deren Trüglichkeit der Prediger nachweist und dabei den Misbrauch tadelt, daß Aeltern ihre Kinder auf gleiche Weise zu probiren pflegten und dabei viel unschuldig Blut erwürgten; er tadelt dann ebenfalls als ein verbotenes Mittel das heiße Eisen und siedende Wasser und besonders auch noch das Erzwingen des Bekenntnisses durch die Tortur. Dies ist für 1626 sehr viel, und der rigaer Superintendent zeigt sich seiner Zeit sehr weit und was die Tortur anlangt um anderhalb Jahrhunderte vorausgeschritten. Endlich rechnet er sehr vernünftigerweise zu den Stücken der falschen Probe auch „die Bekenntniß auf diese oder jene Person, die oftmals ganz und gar unschuldig sind". Als zulässige Mittel, „damit man die Zauberer ihrer Uebelthat kann und mag überweisen", erkennt er nur folgende drei: 1) Beweisung durch zween oder drei Zeugen; sie müssen gottfürchtig, redlich und unparteiisch sein, das Hexenwerk mit eigenen Augen gesehen haben und ihre Aussage beeiden; 2) eigenes Bekenntniß, in Güte gethan, „und dabei die Person beharret, obschon die Werke, die sie bekennt, ihr als einem Menschen zu thun unmöglich gewesen sind, sondern vom Teufel ihren Ursprung gehabt; 3) „die klare helle That, welche zeuget wider den Menschen". Rücksichtlich der Zurechnungsfähigkeit unterscheidet er zwischen den „in Melancholei Ersoffenen", die sich das Hexenwerk nur einbilden; denen, die in Wahrheit mit dem Teufel einen Bund geschlossen, aber weder Menschen noch Vieh Schaden gethan; und denen, die den Bund mit dem Teufel abgeschlossen und auch wirklich Schaden gethan haben. Die ersten will er ganz freigesprochen wissen (im Gegensatz zu den Jesuiten und Calvinisten, die der Meinung sind, „daß man das Hexenvolk nicht soll leben lassen schlechterdings"), „denn Melancholei und Phantasie ist kein Laster, sondern des Herzens und des Häuptes Krankheit"; die zweiten sollen nur aus der Gemeinschaft der Christen „ausgemustert" werden, „da dies mehr ein geistlich und theologisch Laster als politisch und weltlich, und mehr in die Kirche als aufs Rathhaus gehört"; die dritten endlich, „die machen kein Bedenken, denn hiervon hat Gott der Herr einen ausdrücklichen Ausspruch gethan: die Zäuberinnen sollst du nicht leben lassen". Dies führt er weiter aus, bemerkt in Bezug auf die Modalität, daß man nach dem Alten Testament solch Volk gesteinigt habe, daß aber die Christen nicht so genau an die Cermonien desselben gebunden seien, und schließt: „Darum observiren wir das genus, nämlich wir verurtheilen die Zäuberer zu Tode, die Art aber und Weise der Strafe verändern wir aus christlicher Freiheit und verbrennen sie lebendig." Es erregt ein ganz eigenthümliches Gefühl, wenn wir wie hier Vernunft und Wahn in engem Bunde nebeneinander hergehen sehen. Es muthet uns an wie ein geistiges Blindenmannspiel; der Suchende tappt geraden Schritts auf die Wahrheit los, schon steht er vor ihr, wird fast von ihrem Hauche berührt, tastet links und rechts und — schreitet vorüber; oder er ergreift sie und sieht sie doch nicht. Denn die Binde ist das unerlaßliche Gesetz des Suchens, und wenn sie fällt, ist seine Rolle ausgespielt. So der einzelne, so Generationen; nur glücklicherweise mit dem Unterschied, daß der Schleier, der auf dem Gesammtauge der letztern liegt, dem Lichte zugänglicher ist als jede individuelle Binde. 18.

Notiz.

Zur deutschen Journalistik.

Es thut uns immer weh, von dem Eingehen älterer oder neuerer Literaturblätter Kunde zu erhalten, da man daraus fast die Ueberzeugung gewinnen könnte, daß die eigentliche literarische Gemeinde, wie sie in Deutschland bisher bestand, immer mehr zusammenschmilzt und daß es den vorzugsweise der Kritik gewidmeten Blättern immer schwerer wird, neben den alles und noch etwas in ihren Kreis ziehenden, die mannichfaltige Kost nur in kleinen Appetitbißchen dem Publikum vorsetzenden illustrirten Zeitungen, den politisirenden Wochenschriften und den bunten Zeitungsfeuilletons ihre Existenz und ihren Einfluß zu behaupten. Aber niemals werden illustrirte Blätter und Zeitungsfeuilletons für eigentliche Literaturzeitungen genügenden Ersatz leisten können, aus Gründen, welche hier aufzuzählen zu weit führen würde. Soeben sind wieder zwei Literaturblätter, eins der ältesten und eins der jüngsten, von der literarischen Arena mit gesenktem Schwert und verhüllter Fahne abgetreten: die „Hamburger kritischen und literarischen Blätter" und die von Meidinger in Frankfurt a. M. vor Jahresfrist gegründeten „Kritischen Monatshefte", jene mit der letzten Märznummer, diese mit einem am 31. Januar gratis ausgegebenen Supplementheft; jene mit der Bemerkung, daß sie durch die Ungunst der Zeit dazu genöthigt sind und mit dem leidigen Trost, daß sie sich ihre Wiederaufnahme vorbehalten, diese mit der Ankündigung, daß sie sich „als Monatshefte nicht die Theilnahme erwerben konnten, welche ihr Fortbestehen sicher gestellt hätten", und ebenfalls mit dem halben Trost, daß die Verlagshandlung „den Gedanken, der in diesen Heften lebte, in Verbindung mit andern anregenden und allgemein bildenden wissenschaftlichen und literarischen Mittheilungen in anderer Form demnächst wieder aufnehmen werde". Wir wollen hier nicht untersuchen, ob und

wie weit das Eingehen dieser Blätter einzig und allein der „Ungunst der Zeit" zur Last zu legen ist, jedenfalls kann sich aber das hamburger Blatt auf seine 35 Jahrgänge und auf seine durchweg anständige Haltung berufen, und dem Meidinger'schen Blatt, das mit so sanguinischen, von uns allerdings gleich nicht getheilten Hoffnungen und so zuversichtlichen Verheißungen auf den Kampfplatz trat, standen zum Theil recht tüchtige kritische Kräfte zur Verfügung.

Allerdings tauchen auch immer wieder neue kritische Blätter auf, aber freilich oft nur, um so schnell wieder zu verschwinden, als sie gekommen sind, wie z. B. Kruger's „Nordische Blätter". Der von dem talentvollen Lyriker Bernhard Endrulat zu Hamburg im Würger'schen Verlage ins Leben gerufenen Wochenschrift „Blätter für deutsche Dichtung" wollen wir herzlich gern ein besseres Los wünschen. Dieses Blatt soll eine „Freistatt sein für die mit Unrecht abgewiesenen, mit Unrecht so geringschätzig angesehenen Erzeugnisse deutscher Lyrik und Epik", und wird daher im ersten Theile lyrische und epische Beiträge in sorgfältiger Auswahl enthalten; ein zweiter Theil soll Schilderungen, Abhandlungen, Charakteristiken, Biographien von deutschen Dichtern und Schriftstellern u. s. w., ein dritter kritische Besprechungen neuer Erscheinungen aus dem ganzen Umfange der schönen Literatur, ein vierter und letzter eine literarische Rundschau oder Tagesgeschichte der Literatur bringen. In der uns vorliegenden Nr. 13 ist namentlich ein Aufsatz unter dem Titel: „Aus Wolfgang Menzel's sogenannter Geschichte der deutschen Dichtung. Keine Blumenlese", aus der Feder des Herausgebers interessant. Es werden darin die oft höchst merkwürdigen, in ihrer zelotischen Wuth fast komischen Urtheile Menzel's über Ernst Schulze, Immermann, Platen, Heine (der „kleine Jude Heine"), Börne (der „Jude Baruch"), Weisflog, die Jungdeutschen, Sallet, Titus Ulrich, Herwegh, Kinkel, Ernst Willkomm, uns selbst (nämlich über das Inhaltsverzeichniß zu unserm „Fritz Beutel", worüber man Nr. 14 d. Bl. vergleichen möge) und andere zusammengestellt. Man müßte dergleichen halbwirre Urtheile eigentlich mit gutem Humor hinnehmen wie die Sprünge und Witze eines Arlequin, der dabei grimmige Gesichter schneidet, fänden sie sich nicht statt in einem Feuilleton in einer angeblichen Literaturgeschichte, die vielleicht doch einer gewissen Partei für ein paar Jahre Vergnügen machen wird, und zeigte sich nicht, wie auch Endrulat besonders hervorhebt, namentlich in der Art und Weise, in welcher Menzel den Inhalt der einzelnen von ihm besprochenen Werke angibt, ein zu empörender Mangel an aller kritischen Gewissenhaftigkeit, als daß man dazu still schweigen könnte. Endrulat schließt seine Abfertigung mit den kräftigen Worten: „Wir wissen nicht, ob sich in der deutschen Presse schon eine Stimme gegen das Menzel'sche Schmähbuch erhoben hat, das aber glauben und hoffen wir, daß sie bei dieser Gelegenheit durch ein einmüthiges «Hinaus!» beweisen wird, daß es ihr an Gefühl für Anstand und Ehrenhaftigkeit in Besprechung literarischer Dinge noch keineswegs so sehr gebricht, wie die Menzel'sche Schamlosigkeit vorauszusetzen scheint." Aus der den Schluß der Nummer bildenden „Literarischen Tagesgeschichte" heben wir die interessante Notiz hervor, daß der jetzt in Heidelberg sich aufhaltende französische Gelehrte Seinguerlet, von dem schon mehrmals in d. Bl. die Rede war, damit beschäftigt ist, Lessing's sämmtliche (?) Werke ins Französische zu übersetzen.

Aus Nr. 14 des Endrulat'schen Blattes erfährt man, daß Feodor Wehl mit dem Beginn dieses Vierteljahres die Leitung des Feuilletons der „Reform", des in Hamburg erscheinenden, „in einer Auflage von 20000 Exemplaren über den albingischen Norden verbreiteten Volksblattes" übernommen hat, ohne daß deshalb, wie es scheint, seine Stellung zu den „Jahreszeiten" eine Aenderung erleidet. Gleichzeitig ist die Redaction des seit Jahren von Julius Hammer geleiteten Feuilletons der „Sächsischen Constitutionellen Zeitung" an Robert Giesefe, Herausgeber der „Novellenzeitung" und die Redaction des Feuilletons der „Breslauer Zeitung" an unsern Mitarbeiter Rudolf Gottschall übergegangen.

H. M.

Bibliographie.

Aeschylus, Die Sieben vor Theben. Uebersetzt von H. Clemen. Lemgo. 1855. 8. 7½ Ngr.

Heppe, H., Ursprung und Geschichte der Bezeichnungen „reformirte" und „lutherische" Kirche. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 15 Ngr.

Heyden, E., Gallerie berühmter und merkwürdiger Neuseeländer. Eine biographische Sammlung. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1858. 8. 24 Ngr.

Längin, G., Gedichte. Lahr, Geiger. 1858. 16. 8 Ngr.

Mousson, A., Ein Besuch auf Korfu und Cefalonien im September 1858. Vortrag gehalten den 10. Februar 1859. Nebst speciellen Zusätzen. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 12 Ngr.

Philippson, L., Das Ich. Ein Lehrgedicht. Besondere Ausgabe. Leipzig, Baumgärtner. 8. 9 Ngr.

Schwarz, C., Predigten aus der Gegenwart. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Speyer, O., Bilder Italienischen Landes und Lebens. Beiträge zur Physiognomik Italiens und seiner Bewohner. In zwei Bänden. 1ster Band. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stahr, A., Aristoteles und die Wirkung der Tragödie. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 15 Ngr.

Sutermeister, O., Drei deutsche Sprachen. Literarisch-pädagogische Skizzen. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Voigt, G., Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Vorberg, K., Auf Vorposten. Lebens- und Campagnebilder aus Schleswig-Holstein. Kreuznach, Voigtländer. Gr. 16. 10 Ngr.

Wartenburg, K., Die Väter der Stadt. Roman. Drei Bände. Leipzig, Herbig. 8. 3 Thlr.

Weber, K. v., Zur Chronik Dresdens. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 28 Ngr.

Tagesliteratur.

Deutschlands und Frankreichs Macht. Eine Schutz- und Trutzschrift von einem Deutschen Officier a. D. Potsdam, Riegel. 16. 10 Ngr.

Entwurf einer neuen Heeres-Gestaltung. Berlin, Riegel. 8. 10 Ngr.

Friedemann, O. B., Kaiser Napoleon III. und die Revision der Verträge. Zur Beleuchtung der Kriegs- und Friedensfrage. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 3 Ngr.

Gaß, W., Das Erachten des hochwürdigen Großherzoglichen Consistoriums von Meklenburg über die theologischen Schriften des Professor Dr. Baumgarten. Greifswald. Gr. 8. 7½ Ngr.

Loebell, J. W., Ueber die Einheit Italiens. Vortrag gehalten zu Düsseldorf am 1. März 1859. Bonn, Henry u. Cohen. 12. 6 Ngr.

Der Ministerwechsel im November 1858. [Ein Programm für 1859.] Berlin, Heinicke. 8. 2½ Ngr.

Rom und die Nationen. Von einem Laien. Bremen, Schünemann. Ler.-8. 9 Ngr.

Zeugniß aus der evangelisch-lutherischen Kirche Nordamerikas in Beantwortung der Frage: Warum hangen wir so fest an der lutherischen Kirche? Nebst einem kurzen Vorbericht über den Stand der lutherischen Kirche daselbst. Hildesheim, Gerstenberg. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Zukunftskarte Europas im Jahre 1860. Nach den Beschlüssen der Pariser Konferenz. Lithographirt. Mit Text. Stuttgart, H. Köhler. Qu. gr. Folio. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften.

Von K. A. Varnhagen von Ense.

Achter Band. Geh. 4 Thlr.

Dieser langerwartete, aus dem Nachlasse Varnhagen von Ense's erscheinende achte Band seiner „Denkwürdigkeiten" enthält unter anderm Mittheilungen über seinen Verkehr mit Fürst Metternich, wegen derer der Verfasser die Veröffentlichung dieses Bandes auf seinen Tod verschob. Der reiche Inhalt des Bandes erhellt aus folgender gedrängten Uebersicht: I. „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens" (Ungarn, 1809; Nach dem Wiener Frieden, 1809, 1810; Wien und Baden, 1834); II. „Personen" (Voltaire; Bernhardi; Karl Müller; Freiherr v. Brinckmann; Tieck; Goethe beim tollen Hagen); III. „Kritiken" (eine fortlaufende Revue der interessantesten literarischen Erscheinungen bis auf die neueste Zeit); IV. „Rahel" (wichtige Nachträge zu den frühern Veröffentlichungen über Varnhagen's Gattin).

Von diesem achten Band sind zwei Ausgaben veranstaltet worden, wovon die eine, in Octav, an die erste Auflage des Werks (1837—42), die andere, in Duodez, an die zweite Auflage (1843) sich anschließt, was von den Besitzern derselben zu beachten ist.

Die frühern Bände sind zu folgenden Preisen zu beziehen:

I—III. (1843.) Denkwürdigkeiten. Drei Theile. 6 Thlr.
IV—VI. (1843.) Vermischte Schriften. Drei Theile. 6 Thlr.
VII. (1846.) Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Erzählungen. Kritiken. 2 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Prescott's historische Werke.

Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. 8. 6 Thlr.

Geschichte der Eroberung von Mexico. Mit einer einleitenden Uebersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Mit zwei lithographirten Tafeln. 8. 6 Thlr.

Geschichte der Eroberung von Peru. Mit einer einleitenden Uebersicht des Bildungszustandes unter den Inkas. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Mit einer Karte von Peru. 8. 5 Thlr.

Diese drei Werke des kürzlich verstorbenen berühmten amerikanischen Historikers gehören anerkanntermaßen zu den werthvollsten, jedem Gebildeten Genuß und Belehrung bietenden Erzeugnissen der neuern Geschichtsliteratur und liegen hier dem deutschen Publikum in deutschen, von dem Verfasser selbst für trefflich erklärten Uebersetzungen vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des siebenundzwanzigsten Heftes (Bogen 10–1[illegible] des dritten Bandes):

Die Handelskrisis in den Jahren 1857 und 1858. Ein[illegible] Abschnitt. — **Die deutsche Einwanderung und Ansi[illegible]lung in Ungarn.** — **Marschall Pelissier, Herzog [illegible] Malakow.**

Kleinere Mittheilungen: Aytoun (William Edmondstoun[illegible]). — Budberg-Bennighausen (Roman, Freih. von). — Everett (Alex[illegible] Hill). — Goldschmidt (Hermann). — Hamilton (Sir William[illegible]). — Hildreth (Richard). — Lobatschewskij (Nikolai Iwanowitsch). — Le[illegible]ferrand (Augustin Ricard, genannt de). — Prescott (William H[illegible]ling). — Ripon (Frederick John Robinson, Graf von). — Rostop[illegible] (Gräfin Ewdokia Petrowna).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehn[illegible] Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Con[illegible]versations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durch[illegible] **selbständigen Werth**, indem es **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur**, die [illegible] Ereignisse, Persönlichkeiten ɩc. und die Fragen des Tags [illegible]handelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich be[illegible] einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahre[illegible] also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande [illegible] 6 Ngr. Der **erste** und **zweite Band** (die gewissermaßen [illegible] **16.** und **17. Band des Conversations-Lexikon** bilden[illegible]) werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden [illegible] das Conversations-Lexikon) geliefert und sind gleich den bei[illegible] ersten Heften des dritten Bandes und einem Prospect in [illegible] Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirter Handatlas

Unter diesem Titel ist vor kurzem die erste Liefer[illegible] eines neuen Kunst- und Prachtwerks erschienen. [illegible] Verein mit E. Leeder und H. Leutemann von Th. Schade her[illegible]gegeben und für Freunde der Erdkunde wie zum Gebrauch beim Unterricht bestimmt. Das Werk wird 25 Blätter [illegible] Stahlstich (in Gross-Folio) nebst erläuterndem Texte [illegible]halten und in 6 Lieferungen zu 4—5 Blatt erschein[illegible] Subscriptionspreis 12 Ngr. für jedes Blatt nebst Text.

Die erste Lieferung (1 Thlr. 18 Ngr.) ist nebst einem Pro[illegible]spect in allen Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen vorräth[illegible]

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 21. April 1859.

Inhalt: Völkerstudien von Bogumil Goltz. Von Hermann Marggraff. — Vischer über Inhalt und Form. Von Adolf Zeising. — Zur Kritik der Schopenhauer'schen Philosophie. — Notizen. (Marquis de la Grange; Emil Rittershaus.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Völkerstudien von Bogumil Goltz.

Der Mensch und die Leute. Zur Charakteristik der barbarischen und der civilisirten Nationen. Von Bogumil Goltz. Fünf Hefte. (Erstes Heft: Die Großmächte und Mysterien im Menschenleben. Zweites Heft: Der wilde und der civilisirte Mensch oder Natur und Geist. Drittes Heft: Zur Charakteristik der Türken, Russen, Polen und Juden. Viertes Heft: Zur Charakteristik der Spanier, Italiener und Franzosen. Fünftes Heft: Zur Charakteristik der Engländer.) Berlin, Besser. 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Friedrich Schlegel war es unsers Wissens, der von dem Menschen behauptete, er sei eine ernsthafte Bestie. Ebenso gut könnte man sagen, er sei eine sehr komische Bestie, die höher organisirten Geschöpfen vielleicht gerade dann am lächerlichsten erscheinen würde, wenn sie sich am ernsthaftesten geberdet. Das Resultat der von Bogumil Goltz in seiner obengenannten Schrift angestellten Beobachtungen scheint dagegen das zu sein, daß der Mensch es im besten Fall zu einem civilisirten Raubthier bringt, dem immer ein Maulkorb angelegt bleiben muß, um es zu hindern, unabläffig um sich zu beißen. Nur bei einigen wenigen Bevorzugten hat die fortdauernde Dressur und Selbstdressur so guten Erfolg, daß man sie auch ohne Maulkorb herumlaufen lassen kann. Es ist ein schlimmes Dilemma, in welches der Mensch so versetzt wird: befindet er sich im rohen Naturzustande, so bemächtigt er sich seines Opfers mit brutaler Gewalt, ist er civilisirt, so umkreist er es schleichend und lauernd, bis er seiner Beute sicher ist; der Naturmensch zeigt seine Krallen unverhüllt, der civilisirte zieht einen Handschuh drüber; jener gleicht dem traditionellen, wilden und leidenschaftlichen Teufel, der sich auf die Attribute seiner diabolischen Natur etwas zugute thut; dieser dem Mephistopheles, der den Cavalier spielt und beim Tanzmeister die nöthigen Pas eingelernt hat, um trotz seines lahmen Teufelsfußes sich in anständiger Gesellschaft mit Grazie bewegen zu können. Diese Grazie ist doch aber wieder nur eine verlogene Caricatur der natürlichen Anmuth und daher im Grunde widerlicher als jeder noch so natürliche Gestus. Nun gibt der Verfasser zwar zu, daß einige wenige Männer (nicht Frauen, denn diese bleiben nach Goltz immer Naturkinder, wenn sie nicht etwa durch affectirte Bildung in unausstehliche Aeffinnen verwandelt werden) sich auf dem Wege religiöser Vertiefung und indem sie sich der höchsten Denkresultate bemächtigen und selbst ein denkendes Leben führen dem Ideal wahrer Bildung und Gesittung nahe kommen können, aber diese werden vereinsamt stehen wie einzelne Sterne in sonst stockfinsterer Nacht, die sie mit ihren Strahlen nicht zu durchdringen und aufzuhellen vermögen; als seltene Ausnahmen beweisen sie nur um so mehr für die Generalregel, daß der Mensch im natürlichen Zustande gar nicht zur höhern Reife kommt, in der Treibhauswärme der Civilisation aber in Fäulniß übergeht.

Wir verkennen nicht, daß der ganze Zustand unserer geistigen und socialen Bildung dieser verzweifelten Ansicht Vorschub leistet. Dieser Zustand ist so überreizt, so verkünstelt, so affectirt und so voll ungesunden Raffinements, daß wol die meisten sich im stillen nach natürlichern und einfachern Zuständen zurücksehnen, und er birgt zugleich so viele Elemente nur schlecht verhüllter und überfirnißter Barbarei in sich — denn der maskirte Egoismus des civilisirten Menschen ist so gut Barbarei wie die gewaltthätige Selbstsucht des Wilden —, daß wir uns von allen Seiten von Gefahren umgeben wissen und der denkend Umsichblickende in dieser precären Lage sich gerade nicht sehr behaglich fühlen kann. Außerdem findet die Vermehrung der civilisirten Menschen zumeist und in erschreckenden Proportionen gerade in denjenigen Schichten statt, welche mehr oder weniger dem Proletariat angehören und in deren Massen das Licht der Civilisation nur schwach oder nur in schiefer Richtung einzudringen vermag, die, bei vieler Genußsucht und wenig Glauben, ihren Appetit durch den Anblick üppiger Tische fortdauernd gereizt fühlen, ohne ihn doch befriedigen zu können. Auf der andern Seite sind aber die Segnungen der Civilisation wieder so bedeutend, daß man der Ueberlegenheit, die sie verleiht, sich erst dann in vollem Maße bewußt wird, wenn man diesen Zustand mit dem Zustande roher Naturvölker vergleicht. Es wäre leichtsinnig, wegen der mit

jeder hochentwickelten Civilisation unzertrennlich verbundenen Auswüchse und Gefahren diese Civilisation selbst preisgeben zu wollen, und es wäre Selbstentwürdigung, wegen gewisser Vorzüge, die der Naturmensch vor dem civilisirten Menschen voraushat, die Menschheit in ihren Urzustand zurückversetzen zu wollen.

Die bezeichnete zwieträchtige Stimmung und Anschauung zieht sich recht deutlich durch des Verfassers obengenannte Schrift, ja selbst seine Denk- und Schreibweise spielt in dieser Doppelfärbung. Goltz denkt auf der einen Seite raffinirt und echauffirt, wie nur ein Autor des 19. Jahrhunderts denken kann, der sich an der reichbesetzten Tafel der Civilisation satt und übersatt gegessen hat; andererseits ist er aber auch eine urzuständliche originelle Natur, die durch die ihr angeborene Energie vor der bloßen Blasirtheit geschützt wurde und an den Genüssen der Civilisation nur unter fortgesetzten Protestationen theilnahm. Ebenso die Schreibart. Er braucht Worte, Bilder, Bezeichnungen, wie sie nur die höchste Bildung gewähren kann; es ist ein Deutsch, das in seiner Mischung mit überzahlreichen philosophischen rein literarischen Ausdrücken und Fremdwörtern ebenfalls nur ein Resultat moderner Bildung ist; dabei läßt sich dieser Stil ins Wilde gehen, er gehorcht keinem Zügel, er schweift nach rechts und links aus; er ist um in ein anderes Bild zu fallen, seinem Wesen nach ein Culturerzeugniß, gleich einem modernen Garten, der aber verwildert ist, in welchem die Culturpflanzen, weil sie nicht mit sorgsamer Hand beschnitten und in Ordnung gehalten werden, sich ineinander verwickelt und verknotet haben. Die reine Natur schafft, wenigstens unter unsern Breiten, einfacher. Der Stil des Verfassers geht überhaupt zwischen Kunst und Natur seinen eigenen Weg, wie unser Autor selbst; dieser Stil ist wenigstens individuell ausgeprägt und das Prädicat der Originalität und Eigenartigkeit wird man ihm wol lassen müssen. Es ist ein durchaus männlicher Stil, der die ehrliche Gesinnung des Verfassers genau ausdrückt, keine diplomatischen Winkelzüge macht und nirgends mit dem Nipptischgeschmack der Zeit kokettirt. Geräth der Verfasser in Hitze, so entströmt seiner Feder oft ein so unerschöpflicher heißer Sprudel von charakteristischen Ausdrücken, daß man darüber erstaunen möchte. Namentlich entwickelt er einen verschwenderischen Ueberfluß an malerischen Beiwörtern und oft nur zu drastischen Kraftausdrücken, wenn er die innere Unruhe, die Zerfahrenheit, die Widersprüche unserer Zeit, die Fratzen der Civilisation oder im Gegensatz dazu die Unarten barbarischer Völkerschaften geiselt. Zuweilen, wenn er, von seinem Naturinstinct geleitet, in die Tiefen des Lebens blickt, ist seine Schreibweise sehr schön; dann hat Goltz etwas von einem Weissager; an eine Methode ist bei ihm freilich nicht zu denken, daher sind auch seine Schriften reich an Wiederholungen, Breiten und Widersprüchen.

Doch wir wollen fortan mehr den Verfasser selbst sprechen lassen, und wenden uns nun direct zu seiner Schrift, und zwar zuvörderst zu den ersten Heften, dessen Specialtitel „Die Großmächte und Mysterien des Lebens“ etwas Gesuchtes und Dunkles hat, was bei Lite[...] besser zu vermeiden ist. Der Verfasser betrachtet dari[n] unter anderm „Natur und Civilisation“ in ihrem gegenseitigen Verhältniß und in ihren Gegensätzen, wobei e[r] sich, so Treffendes er auch im einzelnen bemerkt, [...] in manche freilich zum Theil vielleicht nur scheinbar[e] Widersprüche verwickelt. Er gibt zu, daß man unter de[n] wilden oder weniger gebildeten Völkerschaften, bei Negern und Otaheitern, bei Malaien und Kaukasiern, bei ägyptischen Nilschiffern und Eseljungen, bei den Lazzaroni, [...] Serben, Kroaten, Ungarn und Dalmatinern viel Harmloses, Liebenswürdiges, Poetisches und Naives finde, a[ber] wer sich wilde und civilisirte Barbaren näher angesehe[n] und mit ihnen Geschäfte gemacht, der wisse, „daß ihn[en] alle Liebenswürdigkeiten und Fatalitäten, alle Tugenden und Treulosigkeiten der elementaren Natur eigen [sind]“. Und ein andermal bemerkt er:

Das wilde Leben ist nur aus Augenblicken, Eingebungen, Episoden und Improvisationen zusammengesetzt, die aller [...] und Ausgeglichenheit entbehren. Unter Barbaren muß man [...] ten in aller Liebenswürdigkeit und Naivetät auf Betrug, [Ver]rath und Bestialität gefaßt sein.

Dagegen preist er die Segnungen der höhern Bildung und behauptet: nur mit dem geschulten und gebildeten Menschen sei in allen Fällen Verständigung möglich; [...] er begreife Billigkeit, Maß und Recht; nur die Reibung in Schule, Stadt und täglichem Verkehr erhalte den Geist und das vernünftige Bewußtsein. Der Verfasser, [der] unsers Wissens lange Jahre Landwirth war und Gelegenheit hatte, das Bauernvolk genau kennen zu lernen, klagt über die auf dem Lande herrschende Verwilderung und „Verbauerung“, denn der Naturalismus verp[...] nicht nur den Geist, sondern „ersäufe auch Seele [und] Gemüth“. Dann aber eifert er wieder in den stärksten und oft übertriebensten Ausdrücken gegen unsere Civilisation, gegen diese „Oeffentlichkeit, Vergesellschaftung, Massenbewegung, Uniformität, Naturwissenschaftlich[e] Seelenleugnung, Säcularisation aller Heiligthümer“, [ge]gen diesen ganzen „Nivellirungs- und Auslichtungsproceß“. Er klagt dann weiter über uns „tintenwüchsige [...] des unkräftigen Pantheismus“, über die ganze „literatur-betrunkene, literaturobservirte und literaturpolicirte Zeit“, wo es „mehr Tintenfässer als Weinfässer, mehr [...] als Lebenswein“ gibt. Wenn das Volk ganz und [...] seinem Naturalismus und Instinct überlassen bliebe, [...] sinkt es (nach des Verfassers Worten)

nicht blos in ein unschuldiges Pflanzenleben zurück, sondern [...] Bestialität; wenn man aber den gemeinen Mann wiederum [...] encyklopädischer, mit formaler Bildung und mit Zeitschriften, mit Eisen und Dampf, mit Industrie und mit Materialismus und anstatt des Christenthums mit Astronomie und Sternen[...] zu Leibe geht, so wickelt man ihm mit diesem Culturhaspel [die] Seele aus dem Leibe heraus.

Dies zugleich als Beispiel von der drastischen Schreibart des Verfassers. Er behauptet ferner, die berliner „[...] sich selbst kokettirende Miserabilität“ müsse die „Ausmündung jeder Volkscultur“ sein, „deren Recept all[...] aus Industrie und Naturwissenschaft, aus sublimirter Kunstgießerei, aus Meinungsöffentlichkeiten, aus Religion[...]

ritik, aus telegraphischen Nachrichten, aus Fortschritten n Eisen und Dampf, aus Wechselgeschäften, aus Speculationen à la hausse und à la baisse und aus Fixgeschäften zusammengesetzt ist". Von der Literatur behauptet er einerseits, daß sie es ist, „durch welche die menschliche Naturgeschichte zu einer Culturgeschichte veredelt wird"; andererseits aber, daß sie es überall gewesen, durch welche die Helden- und Gottesgeschichte bei allen Nationen vor ihrem Untergange Fiasco gemacht hat". Diesen Auswüchsen und Gefahren gegenüber geht der Verfasser so weit, plötzlich wieder zu behaupten, „nicht alles ist unmächtig und schlimm an der Dummheit, an den Heiden und Barbaren und an den Thieren, welche die Wüste zeugt und ernährt". Sollen wir nun zum Naturzustande und zur Unbildung zurückkehren? Doch nein; denn an einer andern Stelle meint Goltz: „Was man von der Naivetät und der Harmonie gewöhnlicher Menschenkinder, z. B. von den in Romanen und Dramen traditionell gewordenen Oekonomen, Forstleuten, Matrosen und ausgedienten Soldaten zu halten hat, das wissen diejenigen am besten, die mit solchen harmonisch organisirten Naturmenschen einmal in Conflict gekommen und vor Gericht gewesen sind." Eine traurige Alternative! Jeder Naturzustand ist abscheulich und Volksbildung und Aufklärung führen nothwendigerweise zu einer „mit sich selbst kokettirenden Miserabilität"! So viel müssen wir freilich zugeben, daß die Civilisation, wenn sie sich von den nöthigen Grundlagen der Gemüthsbildung, der Pietät und der Sittlichkeit lossagt und sich dem Gottseibeiuns des Materialismus verschreibt, mit den größten Gefahren verbunden ist, zuletzt in eine nur übersirnißte Barbarei ausartet und den innerlich entarteten Nationen Verderben und Untergang bereitet. So stürzte die schöne hellenische Welt in sich zusammen, so die ganze antike Welt. Darum sehe jeder nach seinen Kräften darauf, daß die Civilisation nicht auf diese abschüssige Bahn gerathe; denn bewegt sie sich erst einmal auf dieser schiefen Ebene, dann ist es schwer, vielleicht unmöglich, sie in ihrem Gange nach abwärts aufzuhalten, dann hilft alle Klugheit und alle Philosophie und alle Hoffart nichts mehr, und aller Geist des Plato oder Aristoteles zeigt sich gegen das Verhängniß ohnmächtig.

Den Kapiteln „Die Natur und der Mensch" und „Natur und Civilisation" folgen nun in unmethodischem Aufeinander die Kapitel: „Das Reisen", „Die Wüste", „Erziehung und Liebenswürdigkeit", „Die Pädagogie und die Pädagogen", „Römische und christliche Romane", „Die Musik und die Leute" (worin der Verfasser unter anderm gegen die „Beethovenbegeisterungen", die „Musikspectakelwirthschaft" und die „Fingerverrenkungsgymnastik" u. s. w. eifert), „Liebe und Ehe", „Einsamkeit und Geselligkeit", „Irrsinn", „Arbeit", „Besitz, Geld und Armuth", „Religion, Glaube, Begeisterung" u. s. w. In allen diesen Betrachtungen fehlt es neben manchen excentrischen oder einseitigen Behauptungen, den wogelnden Aufwallungen des Augenblicks, auch nicht an treffenden und anregenden Gedanken, die von reicher Erfahrung wie von eigenthümlicher und selbständiger Beobachtungsgabe zeugen und manche Modeansicht zu berichtigen geeignet sind. So bemerkt der Verfasser in der Betrachtung, die er der Arbeit widmet, sicherlich sehr richtig:

> Ein tugendhaft und frei in die Welt blickender gescheidter Mensch wird durch Arbeiten noch tugendhafter, heiterer, gescheidter und freier werden; ein Dummer verdummt und verthiert durch übertriebene Arbeit zur Maschine und zum Thier. Die Arbeit allein gibt keine Würde und Intelligenz, und am wenigsten thut dies die mechanische und übertriebene Arbeit, ohne die Zugabe der Schule, der Wissenschaft, Kunst und Religion. . . . . Welchen thierischen Ausartungen der productive Fabrikarbeiter und der Knecht auf dem Dorfe unterliegt, ist allbekannt.

Der Verfasser macht hiervon auf die Rolle, die man jetzt die Arbeit auch in der Dichtung spielen läßt, folgende Anwendung:

> Die liebe moderne Literatur hat freilich ein schlechtes Arbeitsbewußtsein und stimulirt sich also zu einer einseitigen und absoluten Heiligung der Arbeit, die ebenso unwahr, übertrieben und forcirt ist wie alle andern Ideen, auf die nach und nach der Literaturaccent gelegt wird. Denn weil man nachgerade nichts Neues mehr in Stoff und Formen auffinden kann, so sucht man es in outrirter Emphase und nagelneuer Accentuation.

In der Betrachtung über Einsamkeit und Geselligkeit behauptet der Verfasser, daß sich in der Einsamkeit mehr der poetische Sinn, im herausfordernden Verkehr mit der Welt mehr die sittliche Kraft stähle, obschon die jetzige lärmhafte Geselligkeit und Oeffentlichkeit auch corrumpire das Volk sei zugleich lustig und melancholisch; nur der Geist des Gelehrten, des gebildeten Künstlers und Weltmanns erhalte sich auch im höchsten Lebensalter (aber doch wol nicht immer) von jener Traurigkeit frei, welche dem alten Bauersmann, dem Jäger, Fischer, Schiffer und Häuptling eigen sei; Melancholie sei die Diagnose schwerer Verbrecher und blutdürstiger Tyrannen, suche aber auch die edelsten und schuldlosesten Menschen und die junge Liebe heim, und er bemerkt dann sehr wahr:

> So viel habe ich in Erfahrung gebracht, daß Personen ohne alle Melancholie und Gewissensbeschwerden keine gemüthstiefen Menschen sind. Ohne allen Ernst können nur flache und alberne Leute sein.

Schön sind die Worte, womit er einen der Gründe für die dem Alter anhaftende Betrübniß und Schwermuth erklärt:

> Die jugendlichen Gestalten, die einst um uns wandelten, sind von den Grazien, vom Liebeszauber verlassen. Aus den altvertrauten Gesichtern, aus der Gattin Antlitz, aus unserm Spiegelbilde sprechen fremde Geberden und fremde Geister ein schreckliches Geheimniß ohne Worte mit guten alten Mienen und treuen Augen aus: es lautet auf Alter, Verwandlung, Vergänglichkeit und Tod.

Ueberhaupt stehen dem Verfasser da, wo er sich in die Geheimnisse der Gemüthswelt, des Naturlebens und des Naturgefühls versenkt, ebenso schöne als mächtige Worte zu Gebote, wie in den folgenden Stellen:

> Eben heute wo alles Leben an die Oeffentlichkeit gebracht, der Verstand auf den Thron der Welt gesetzt ist und die im Parteienkampfe ausgebrochene Verwirrung durch Literatur und Eisenbahn zum Nord- und Südpol getragen wird, da schmachtet das Menschengemüth nach einer Abgeschiedenheit, in der es

sich auf seinen Urgrund, auf seinen Schöpfer besinnen, in der es wieder die Stimmen der Natur und Uebernatur hören kann, die es seit der Kindheit, den inspirirten Unschuldtagen nicht vernahm, wo die Sehnsucht des Herzens mit dem Blau des Himmels verschwimmt, das Ungewitter den Zorn der Gottheit verkündet, das Rauschen der Waldbäume in Geisterstimmen und der Wasserfall in Parabeln zu uns spricht. . . . .

Erst auf dem hohen Gebirge, auf dem Meere und in der Wüste fühlt der Mensch seine Vereinsamung, seine Hülflosigkeit, die Größe des Erdballs, die Unermeßlichkeit des Weltalls und die Ueberlegenheit der elementaren Natur. Hier ist Schweigen, hier ist der Ernst des Lebens und des Todes; hier hat die Herrschaft des Menschenwitzes ein Ende, sobald die Natur von ihren uralten Gewalten Gebrauch machen will; hier retten das Menschenkind nur seine natürlichen geistigen Kräfte im Verein; hier hilft keine Abstraction und Convenienz, hier bringt sich nur der ganze Menschenwitz durch, wenn Gott mit ihm ist. Im Meeressturm lernt man beten; die Wüste ist die Geburtsstätte der Religionen; Gebirgsvölker halten getreulich an ihrem alten Herrn und Gott.

Was das Reisen betrifft, so meint der Verfasser, daß man im Winkel, im kleinsten Ort, bei andauernder Beobachtung und Geduld mehr lernen und für sein Heil gewinnen könne als in der weiten Welt; der lebenslängliche andauernde Verkehr mit wenigen Menschen und Dingen gebe einen geübtern und tiefern Blick in die ganze Welt als ein Herumskizziren und Herumflaniren in ganzen Welttheilen. So meinte auch Theodor Hippel, der wie so manche unserer größten Denker: Kant, Schiller, Jean Paul u. s. w., nicht viel in die Welt hinausgekommen ist: „Reisen ist nicht die Art, die Menschen kennen zu lernen. Zu den meisten Reisenden könnte man sagen: Bindet ihm die Füße und werft ihn ins Vaterland!“ Es kommt freilich darauf an, wie und zu welchen Zwecken man reist und wie lange man sich in den besuchten Lokalitäten aufhält. Wer z. B. nur flüchtig unsere dem Reisenden nur ihre Glanzseiten darbietenden Hauptstädte besucht, rennt sich leicht in Illusionen fest, die sicherlich nicht Stich halten würden, wenn er eben dort und namentlich zu Existenzzwecken längere Jahre lebt.

Treffend äußert sich auch der Verfasser über den Einfluß, welchen die Verhältnisse auf den Menschen ausüben, wenn er bemerkt: der Mensch sei zwar seines Glückes Schmied, gleichwol übten die Verhältnisse eine Reaction auf ihn aus; sie hämmerten ihn zusammen, daß ihm (nach des Verfassers Worten) „Hören und Sehen vergeht“ oder modellirten ihn allmählich und ohne daß er es merke; der größte Mensch hänge nicht blos durch eine oder durch tausend Schwächen mit der Zeit zusammen, sondern sein Geist müsse den Proceß der Culturgeschichte ganz so mitmachen, wie sein Körper die Bewegung des Erdballs theile. Der Mensch sei und bleibe nothwendig Product der Verhältnisse und Elemente, welchen er angehöre, wenn ihn auch Freiheit und Bildung in Stand setzen könnten, „sich den schlimmsten Einflüssen und Einseitigkeiten des Geschlechts, der Rasse, des Klimas, der Erziehung, der Nationalvorurtheile, der Schule und Sitte oder des religiösen Dogmas zu entziehen“. Doch ist der Verfasser der Ansicht, daß man das, was man durchaus sein müsse, auch in der Regel sei; die rechten Nothstände riefen überall „die Nothwehr ins Dasein und die rechten Kräfte ins Gewehr“. Der Verfasser erzählt, er habe einen Ehrenmann gekannt, der zu sagen gepflegt: „Wenn ich morgen Dachdecker werden soll, habe ich heute keinen Schwindel mehr“, und dieser Mann habe sein Dictum durch sein Leben bewahrheitet.

Auf den Besitz legt Goltz einen großen Werth; er findet, daß der Charakter nicht nur auf den Besitz, sondern der Besitz und insbesondere der große Geld- und Grundbesitz noch mehr auf den Charakter zurückwirke: „Geld und Besitz gibt nicht nur die Macht, die damit verknüpft ist, sondern die Sicherheit und Dreistigkeit, welche eine Grundbedingung alles Verstandes sind: aude sapere.“ Das ist so wahr, daß es z. B. wol nur sehr wenige bedeutende und einflußreiche öffentliche Sprecher gegeben hat, die aus wirklich ärmlichen gedrückten Verhältnissen hervorgegangen wären; denn gerade zu der Function eines öffentlichen Sprechers gehört eben vor allem „Dreistigkeit“ und „Sicherheit“. Fortgesetzter Lebensdruck legt sich nicht blos auf die Seele, sondern auch auf die Lippen und macht jene wie diese verschlossen. Der Härte, die sich so oft mit dem Reichthum verbindet, und dem dummen Geldstolz kann natürlich ein Mann wie Goltz das Wort nicht reden wollen; ja er findet sogar, daß, „wer in Geldsachen schmuzig, unzuverlässig und gaunerisch“ sei, auch „kein grundguter, kein grundnobler Mensch“ sein könne.

Der Verfasser schließt diesen mehr allgemeinen Theil seiner Schrift mit einer Betrachtung über die Religion und verwandte Gegenstände, in der er unter anderm bemerkt:

Betrachtet man den Weltzustand, wie er war und ist, so sind wir, um auf eine sinnlos gotteslästerliche Redensart der Jüngstzeit zu antworten, so wenig über das Christenthum hinaus, daß vielmehr alles Volk (keine Schicht der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen) in das Christenthum hineinwachsen muß, bevor das alte und neue Problem der Volksbildung, der Menschenerziehung und infolge dessen das Problem des vollkommensten Staats- und Erdendaseins auch nur entfernt, geschweige denn nur annäherungsweise gelöst werden kann.

Dieser ersten Abtheilung der Schrift folgen in den übrigen Heften Betrachtungen über Charakter und Geist der verschiedenen barbarischen und civilisirten Hauptrassen und Hauptvölker. Zuvörderst charakterisirt der Verfasser unter der Ueberschrift „Der wilde und der civilisirte Mensch oder Natur und Geist“ die Neger und Kaffern, die Insulaner im Stillen Ocean, die amerikanischen Indianer, die Tschuktschen und Jakuten, die Chinesen und Japanesen, die Indier, die Araber in Aegypten. Da diesen Skizzen meist bekannte Reiseberichte, wie die von G. Forster, Wrangel, W. Heine u. s. w. und dem Kapitel „Arabische Lebensarten und Liebenswürdigkeiten aus Aegypten“ des Verfassers früher erschienenes Buch „Der Kleinstädter in Aegypten“ zu Grunde gelegt sind, so brauchen wir auf diese ethnographischen Skizzen nicht weiter einzugehen.

Es folgt nun eine Charakteristik der Türken, Russen, Polen und Juden, nebst einigen einleitenden Kapiteln mit den Ueberschriften „Der Naturalismus und die Barbarei im Schose der Civilisation“, „Der Muth und das Frei-

heitsgefühl barbarischer Nationen" u. s. w., die manches Merkwürdige und Eigenartige, um nicht zu sagen Capriciöse enthalten. Wie der Verfasser mit den alten Griechen umspringt, das ist in der That erstaunenswerth. Es ist zwar bis zu einem gewissen Grade richtig, wenn der Verfasser sagt, daß ein Volk in seiner Kunst und Literatur nur den idealen Factor, nicht die Werkeltagsnatur abspiegele, insofern der Verfasser hier nur die Literatur und Kunst versteht, von denen allein unsere Aesthetiker, Kunstkenner und Literaturgeschichtschreiber Notiz zu nehmen pflegen; doch wird man zugeben müssen, daß Kunst und Poesie bei den Griechen ein viel wesentlicheres Element der Volkscultur selbst waren als bei uns Hyperboräern und bei den Modernen überhaupt. Aber selbst was die nachhellenischen Völker betrifft, wird man doch, wenn man sie erschöpfend charakterisiren will, unmöglich die Art, wie sie Literatur und Kunst trieben, so gänzlich beiseite lassen dürfen, wie der Verfasser dies durchgehends thut. Es ist keineswegs gleichgültig, daß wir Deutsche keinen Rafael oder Murillo, aber einen Albrecht Dürer, keinen Dante, aber den Dichter der Nibelungen, keinen Shakspeare, aber einen Hans Sachs, keinen Rembrandt oder Palladio, aber einen Erwin von Steinbach, keinen Calderon, aber einen Schiller, keinen Byron, aber einen Goethe haben; daß ferner die Niederländer keinen Leonardo da Vinci oder Correggio, aber einen Teniers, Rembrandt und Ostade haben. Aber unserm Verfasser sind Kunst und alle höhern Gattungen der Literatur ziemlich gleichgültige Dinge, für ihn hat der alte Spruch „Artes molliunt mores" keine Gültigkeit, und daher sind ihm die alten Griechen nur „ästhetische Idealisten", welche „die verschlossen gehaltene und zeitweise explodirende Phantasie der nordischen Schulmeister, Antiquare und Kunstenthusiasten bis zur Absurdität idealisirt hat"; er findet, daß „nur aus der naiven selbstverleugnenden Auffassung junger und liebenswürdiger Gelehrten, die jedem schönen Schein entgegenschmachten, sich ihre Apologien über Griechen und Spanier erklären lassen". Den Spartanern, die wir alle auf der Schule wegen des Thermopylenkampfs bewundern mußten, wirft er „scheußlichen Communismus" vor, und nicht ganz mit Unrecht, wenn man bedenkt, daß bei den Spartanern ein bejahrter Mann seiner Frau einen jüngern Freund zuführen, ein kinderloser von einem andern dessen Gattin sich leihen durfte u. s. w. Von dem „ostensibeln Geschwätz von Kalokagathie" will er gar nichts wissen; nicht durch die ästhetische Verfeinerung in Künsten und Wissenschaften könne die Menschennatur zur wahren Humanität entwickelt und potenzirt werden, sondern „nur mit Hülfe der Uebernatur, der transcendent gewordenen Seele, der Gemüthsentwickelung im Christenthum". Zu gleicher Zeit erklärt er aber wieder der Naivetät ungebildeter Völker und Menschen den Krieg; er behauptet, daß der naive Mensch dem Triebe der Selbsterhaltung „bis zur gefühllosesten, bornirtesten Selbstsucht" folge; daß ihm für alle Wesen, die nicht ganz so organisirt, situirt, gebildet und beschäftigt sind wie er selbst, jede Mitleidenschaft fehle, was allerdings richtig zu sein scheint. Die „Culturfratzen" seien es, behauptet er weiter, die den Dichter und Denker in barbarische Länder treiben, und wenn er dann einen „extraordinären" Tataren oder Araber oder einen „vermaserten Soloweisen" finde, so nehme er ihn für einen Goethe, Sokrates oder Horaz (welchen letztern der Verfasser, beiläufig bemerkt, niemals für etwas anderes gehalten hat als für einen „Salonschwätzer, einen flachen und zweideutigen Charakter und einen gebildeten Sklaven"), und präparire sich der Poesie und seinen Bedürfnissen zu Liebe eine Mirza-Schaffy-Philosophie, die „fatal und närrisch" werde, „wenn man ihre Astknötchen zu pulsirenden Herzpunkten machen und diese gar zu Weltkreisen expandiren will". Auch der Bewunderung für den Heroismus barbarischer Nationen sucht er einen Stoß zu versetzen, indem er bemerkt, daß ja auch gerade die gefühl- und gewissenlosesten Verbrecher oft Muth und Tapferkeit zeigten und mit Fassung zu sterben wüßten; der Heldenmuth und die Freiheitsliebe barbarischer Völker seien mit Roheit, Herzenshärtigkeit, Despotismus und Selbstsucht gepaart. Er wirft dann einen Blick auf die Corsen und Neugriechen, welche letztern nach ihm den „ränkevollen, sophistischen, perfiden und lügengeübten Parteigeist der alten Griechen" geerbt haben sollen. An den Türken erkennt er, gegenüber unserer affectirten Bildung, manches Gute an, kommt aber zu dem Schluß: „Wer alte Naturalisten, wer alte profane Weiber gründlich studirt hat, weiß, wie leer und trostlos, wie stupid und abscheulich es um ihr Inneres aussieht. Nur dem vernunftgebildeten Geist, dem durchgeistigten Christen ist ein glückliches, trostreiches, erhebendes Alter beschieden." Das Thier, behauptet der Verfasser sehr zuversichtlich, sei keuscher als der Mensch (!), der Südländer sei in seinen Ausschweifungen lange nicht so brutal und cynisch als die intelligentern Nordländer; gleichwol gehöre selbst ein brutaler englischer oder amerikanischer Matrose nicht selten einer höhern Potenz der Menschenbildung und des Menschengenius an, als der frugalste, enthaltsamste und liebenswürdigste Lazzarone oder als ein venetianischer Gondelführer, welcher Strophen aus Ariost und Tasso singe.

Den Russen nennt der Verfasser in seiner drastischen Weise einen „Culturbankert" und spricht ihm Ideenreichthum, Tiefsinn, Begeisterung, Charakterwürde, Seelenschmelz, Humor und Witz vollkommen ab; den Witz wol mit Unrecht, denn an Talent für satirische und komische Auffassung der Zustände und Personen und namentlich für beißende Kaustik scheint es dem Russen keineswegs zu fehlen. Der Russe, sagt er, sei das eigentliche Ideal eines Handelsmenschen im größten und kleinsten zugleich, Engländer, Juden und Italiener kämen ihm darin nicht gleich. Für des Russen etwas weites Gewissen in Bezug auf das Dein und Mein ist es bezeichnend, daß der Russe alles, was er stiehlt, nur „gefunden" hat; stiehlt er z. B. ein Pferd, so versichert er ganz treuherzig, daß er es „gefunden" habe. Goltz hebt dann weiter die merkwürdigen Gegensätze im russischen Charakter hervor; der Russe sei weicher wie irgendeine andere Nation, und doch wieder aufs äußerste gefühllos, er sei nachsichtig und voll

Härte, bequem im Umgange und an die zwangvollste Subordination gewöhnt u. s. w., dabei von Natur liebenswürdig, lenksam, hingebend, für Familienleben und geselligen Verkehr geschaffen; doch habe er wenig Anlage für Poesie und Philosophie. Indeß ist es doch bezeichnend, daß gerade die Hegel'sche Philosophie unter der jüngern russischen Generation so zahlreiche Anhänger zählt. In Betreff der Polen, die er besonders genau zu kennen scheint, behauptet der Verfasser, daß es keine andere Nation gebe, die so herzlich, so wetterwendisch, so liebenswürdig, so natürlich und unbändig, so leichtsinnig und leichtfertig sei wie die Polen, und er fügt hinzu: „Polen, Weiber und Kinder sind liebenswürdige Barbaren." Er stellt den feurigen, graziösen, polnischen Tänzer dem deutschen gegenüber und behauptet dabei von dem deutschen, daß er sich beim Tanze „wie ein Oekonom" geberde. Der Verfasser schildert weiter die berühmte „polnische Wirthschaft", rühmt aber, dem knauserigen Deutschen gegenüber, doch dem polnischen Edelmann nach, daß er freigebig und generös sei. Nun sind sicherlich Freigebigkeit und Generosität poetischere und liebenswürdigere Eigenschaften als Knauserei, nur ist zu bedauern, daß der polnische Edelmann sein Geld meist nicht an edle und große Zwecke wendet, sondern es im prahlerischen Leichtsinn fortwirft, „wenn es namentlich gewisse Ostentationen und noble Lebensarten gilt". Bei den Polen herrsche, bemerkt Goltz weiter, ein bequemer Comfort, während der Deutsche und Engländer ihn mit einer Pedanterie und Gründlichkeit etablirten, daß er dadurch nicht nur unromantisch, sondern auch lästig und unbequem werde. Für die Polinnen aus der aristokratischen Klasse schwärmt der Verfasser förmlich, und findet daher auch die Galanterie der stattlichen polnischen Männer gegen die Frauen sehr begreiflich. Er gesteht, daß der Deutsche sich in einem polnischen Familienkreise wie von einem Zauber umstrickt fühle und dann wenigstens auf Stunden seine deutsche Förmlichkeit, Schwerfälligkeit und Pedanterie vergesse; freilich vermisse er später die Grundlage an sittlichem und religiösem Fundament, an solider Intelligenz und wissenschaftlicher Bildung.

Hieran schließt sich ein langes Kapitel über die Juden, in welches manche anziehende Genrebilder eingeflochten sind. Er kommt unter anderm auch auf das Verhältniß der Juden zu den Künsten und der Literatur zu sprechen und behauptet, daß man unter ihnen wenige Künstler, Musiker und Dichter finde, wol aber zersetzende Kritiker und „Widersacher mit Virtuosität"; im ganzen aber zeige die Literatur mehr „geistreiche" Juden als Christen auf, und wenn es eine Schönheit und Grazie des Stils gebe, so habe sie Börne dargelegt. Indeß haben die Juden in jüngster Zeit auch auf musikalischem Gebiete sich sehr ausgezeichnet, freilich meist nur Söhne reicher Aeltern und Bankiers, die ihnen die Mittel zu ihrer Ausbildung und zur Förderung ihrer Erfolge im reichlichsten Maße gewähren konnten, was in unserer Zeit, wo sich mit Geld so viel erreichen läßt, von äußerster Wichtigkeit ist. Auch im Gebiete der Poesie haben sie in neuester Zeit Hervorragendes geleistet, dagegen mag es richtig sein, daß sie, trotz Bendemann und Magnus, im allgemeinen für Malerei, Skulptur und Baukunst weniger ursprüngliche Anlage oder Neigung besitzen. Schon die alten Hebräer waren wol ein hochbegabtes Literatur- aber ganz und gar kein Kunstvolk. Goltz versichert auch, daß es den Juden an Empfänglichkeit für die Natur fehle, und er beruft sich dabei auf Kompert, welcher es auffällig findet, daß schon die jüdischen Kinder von Blumen nicht viel wissen wollten. Goltz meint auch, der Jude (zumeist doch wol nur der eigentliche Handelsjude) sei durch und durch profan und spreche schon beim Hinausgehen aus der Synagoge vom Geschäft. Den Jüdinnen rühmt er nach, daß sie, in jüdischer Gesellschaft wenigstens, unbefangener als die jüdischen Männer und bei weitem natürlicher und unaffectirter als die Christinnen seien, wobei er wol vorzugsweise an deutsche Christinnen denkt; unter den Christen seien sie aber oft nicht wiederzuerkennen. Christliche Männer bewegten sich übrigens gern in jüdischer Damengesellschaft, weil sie dort mehr Gefühlstiefe, Leidenschaft und Beweglichkeit des Geistes zu finden meinten. Die Jüdinnen (aber auch wol die jüdischen Schriftsteller, Dichter, Musiker u. s. w.) zeigten sich merkwürdig allem Modernen zugethan, im Guten wie im Schlimmen, und an keinem Geschöpf zeigten sich die Einflüsse der Zeit so sichtbar als an den jüdischen Frauen.

Den größten Widerwillen offenbart Goltz gegen die romanischen Völkerschaften, gegen die Spanier, Italiener und Franzosen. Was die Spanier betrifft, so rühmt er ihnen „Gleichgültigkeit gegen äußere Lebensgüter" als eine Nationaltugend nach, nennt sie aber „Ungeheuer und Kind in einem Athem", und „Prototyp eines mit sich selbst zerfallenen verlumpten Genie". Eigentlich interessant war uns unter seinen Bemerkungen über die Spanier, die er wol schwerlich aus Autopsie kennt, nur die über die Asturier, die sich ihrer rein gothischen Abkunft rühmen und in ihrem Mangel an Artigkeit im gesellschaftlichen Umgang, in ihrem hadersüchtigen und wenig lebendigen Wesen wol noch ihre deutsche Abstammung verrathen. Noch viel heftiger entladet sich sein Zorn gegen die Italiener, an denen er auf seinen Reisen keine guten Erfahrungen gemacht zu haben scheint; doch waren dies eben nur Reiseerfahrungen, die nicht sehr geeignet sind, um ein Volk gründlich kennen zu lernen. Er sucht alle Illusionen zu zerstören, welche der Gelehrte, der Künstler in Betreff der Italiener hegt, meint, „Aesthetik ist die zweideutigste Diagnose von einem Volke" und zählt die Italiener selbst den „liebenswürdigen und ästhetischen Hundsföttern" bei. Er bemerkt: „Der italienische Schmuz gehört, ohne Witz gesprochen, zur Naturgeschichte des italienischen Menschen", und versteigt sich sogar bis zu der maßlosen Behauptung: „Forterbende potenzirte Ehrlosigkeit und Nichtsnutzigkeit, ein unverschämter, zeugungskräftiger und schuftiger Naturalismus macht die italienische Durchschnittsphysiognomie von Venedig bis Sicilien aus." Selbst für ihre bestechendern Eigenschaften weiß er nur schlimme Motive aufzufinden. „Man muß italienische und spanische Weiber im Zorn gesehen haben", sagt er, „um

sich zu überzeugen, was für ein erbärmliches, indignirendes, die Menschheit entwürdigendes Ding diese südliche Grazie ist." Dabei meint er aber doch, daß das gemeine Volk in Italien unendlich besser und bildkräftiger sei als die gebildeten Klassen. Selbst die schöne italienische Sprache erregt seinen Widerwillen. Sie gilt ihm nur als eine „weibische, weichliche, mit lauter Vocalen verbuhlte und verschnittene" Sprache, als eine Ausartung der „gesackten" (!) Römersprache.

Nachdem der Verfasser schon früher gelegentlich in Betreff der Franzosen bemerkt, daß ihnen „die Lüge, die Affectation, die Manier und Komödie und der sittliche Schematismus" zur zweiten Natur geworden seien, wogegen ihnen das Gewissen, das Gemüth, die Religion für eine „Schauspielerei" oder für eine „naive Illusion" gelte, widmet er ihnen im vierten Heft ein eigenes Kapitel, dessen Inhalt sich in den einzelnen Ueberschriften: „Culturbarbareien bei den Franzosen", „Die französische Unpersönlichkeit, Mechanik, Abgeschmacktheit und Schamlosigkeit" u. s. w. genugsam kennzeichnet. Indeß, bemerkt er, die Welt liebe nun einmal die Leichtfertigkeit, den sinnlichen Schaum, den schäumenden Witz, die Zungengewandtheit, die gefällige Façon, das declamatorische Pathos und den Komödienspectakel, den Modewechsel, die Taschenspielerei mit Worten und Werken wie nichts in der Welt, und für alle diese Liebhaberei sei der Franzose der Herenmeister, der Tausendkünstler ohnegleichen. Ein andermal sagt er von ihnen, sie seien „trotz aller Culturschleifereien und historischen Metamorphosen die verlogenen prahlerischen, ostensibeln, gleißnerischen, immer schlagund redefertigen, vielgewandten, leicht beweglichen, oberflächlichen und leicht zusammengerotteten Gallier geblieben". Dabei gesteht er freilich, daß der Franzose mehr materiellen Instinct, mehr graziösen Verstand und unendlich mehr politischen und socialen Geist besitze als der Deutsche, und daß er bei tausend Gelegenheiten mehr sittliches Fundament, mehr Ehrliebe, Ritterlichkeit, Biederherzigkeit und Gemüthlichkeit zeige als der Italiener. In diesem Kapitel kommt er auch auf Voltaire und Rousseau zu sprechen, und nennt letztern einen bloßen „Raisonneur und Declamator", einen „bornirten und querköpfigen Naturphilosophen". Er zieht unter anderm ferner einen Vergleich zwischen der russischen und französischen Sprache und findet, daß beide von einem Mechanismus regiert seien und sich in ihrer Construction wie eine Mosaik darstellten. Hieran fügen wir noch unsererseits, weil sich gerade Anlaß dazu bietet, eine Bemerkung über den von vielen der französischen Sprache nachgerühmten Wohlklang. Dieser beruht ja aber durchaus nicht in dem Material der Sprache selbst, sondern wird nur dadurch künstlich hervorgebracht, daß die Franzosen gewisse Buchstaben und ganze Silben gar nicht, andere anders aussprechen als ihr natürlicher Tonlaut ist, wieder andere durch die Nase schnarren, oft halbe Worte verschlucken oder am Gaumen zerdrücken, die Betonung willkürlich auf Ableitungssilben legen u. s. w. Bei unserer deutschen Sprache würden wir am Ende einen ähnlichen Wohlklang, wenn er Wohlklang ist, erreichen, wenn wir in der Aussprache unserer deutschen Worte mit ähnlicher Willkür verfahren wollten. Sehr wahrscheinlich wird im Laufe der Jahrhunderte die Kenntniß der Regeln, wonach die Franzosen ihre Sprache accentuiren und prononciren, verloren gehen; nachkommende Völker werden dann das Französische vielleicht nach den natürlichen Regeln aussprechen, wie wir unser Deutsch, und sie werden dann gar nicht begreifen, wie es möglich gewesen, daß eine Sprache von so ungefügem Material die Lieblingsumgangssprache aller Völker unserer Zeit werden konnte. Noch eine wie es uns scheint ziemlich sinnreiche Bemerkung des Verfassers wollen wir hier anführen: er meint nämlich, wenn der Franzose kein besonderes Wort für den Begriff „Mann" besitze, so könne dies nur daher kommen, weil bei ihm der männliche Geist nicht nachdrücklich genug entwickelt und prononcirt sei.

Man wird uns nicht vorwerfen wollen, daß wir die Franzosen überschätzten; wir haben immer vor der französischen Politik gewarnt und immer nachdrücklich darauf hingewiesen, daß unsere Literatur niemals in ein tieferes Elend versank, als wenn sie ausschließlich und zu sklavisch französische Muster copirte, daß der deutsche Geist niemals so sehr entartete, als wenn er dem französischen Geist tributär wurde, daß die deutsche Nation überhaupt sich niemals vor andern Völkern und den Franzosen selbst so lächerlich machte, als wenn sie äußerlich ein Zerrbild französischer Sitte darstellte wie Holberg's Jean de France. Aber die Franzosen, die wenigstens eine Nation sind, welche sich niemals zum Spielball ausländischer Intriguen und Willkür hergab und ihre Einheit niemals trotz aller innern Revolution zersprengen ließ, besitzen auch so manche löbliche Eigenschaften, die vielleicht von unsern Urteutonen nur deshalb gering geschätzt werden, weil sie fühlen, wie weit wir selbst davon entfernt sind. Erst jüngst schrieb uns ein politischer Flüchtling, der, obschon ihn ein deutscher Bannstrahl traf, eine kaiserliche Anstellung in Frankreich erhielt:

> Die Franzosen sind in Federkriegen doch viel anständiger und humaner und gegen Parteigenossen von einer Rücksicht und Hingebung, die mustergültig ist. Auch die Freundschaft, selbst da wo sie nur formell ist, bestimmt sie zu Acten der Aufopferung, wovon ich hundert Beispiele anführen könnte. Man spricht viel von der Unstetigkeit ihres Charakters; nicht einmal die Hälfte ist davon wahr. Nachdem ich von den meisten Freunden und Bekannten volle neun Jahre getrennt gewesen war und zwar ohne ihnen je geschrieben zu haben, fand ich sie mit gleich wohlwollenden Gesinnungen wieder. Manche hatten ihre Fahne gewechselt, trotzdem bestand aber doch die Achtung vor dem frühern Verhältniß noch fort. Du weißt, wie aufrichtig ich an Deutschland hänge, aber nichtsdestoweniger muß ich gestehen, daß französischer Takt und französisches Zartgefühl (délicatesse) probehaltiger als deutsche Gemüthlichkeit sind, die beim keuschen Mondschein und blendenden Lampenschimmer oft nach etwas aussieht, am Sonnenlicht und im Tagesverkehr aber schmählich verblaßt. Zudem sagt und schreibt der Deutsche: „In Geldsachen hört alle Gemüthlichkeit auf!" u. s. w.

Aehnliche Ansichten fanden wir vor einiger Zeit in der Wochenschrift „Das Jahrhundert" ausgesprochen. In dem betreffenden Aufsatz hieß es unter anderm, daß es namentlich den Deutschen sehr schwer werde, den Charakter der Fran-

zosen zu begreifen; hierzu müsse man sehr lange in Frankreich gewesen sein, mit Personen aus allen Ständen Umgang gehabt und namentlich, was vielleicht das Schwierigste sei, sich mit dem Geiste ihrer Sprache vollkommen vertraut gemacht haben. Unbeständig seien die Franzosen nur in Dingen, die ihrer Natur nach oberflächlich und veränderlich seien, z. B. in den äußern Formen des geselligen Lebens. Was dagegen die eigentliche Seele, das Princip dieses Lebens, den Standpunkt der Humanität betreffe, da sei der Franzose beständiger, als man bei oberflächlicher Beobachtung geneigt sein möchte zu glauben. Der Verfasser des Artikels versichert, daß er nirgends, bei alt und jung, dauerndere Ueberzeugungen, tiefer wurzelnde Gesinnungen gefunden habe als bei den Franzosen, und er fährt nach dieser freilich vielleicht zu bezweifelnden Versicherung fort: „Die französische Urbanität ist keine blos äußerliche Höflichkeit, wie sie denen erscheint, welche die leichte Erregbarkeit und Beweglichkeit der Franzosen für Leichtsinn und Unbeständigkeit, ja für Falschheit und Treulosigkeit halten. Sie ist vielmehr der unmittelbare Ausdruck ihrer echten Humanität. Es gibt gewiß kein gutherzigeres Volk als das französische." In demselben Sinne äußerten sich gegen uns auch andere Landsleute, welche längere Zeit in Frankreich domicilirten, und jedenfalls bleibt die Thatsache bemerkenswerth, daß sich so viele Tausende von Deutschen in Frankreich und namentlich Paris aufhalten, welche sich dort so wohl befinden, daß sie nur zu bald ihr Vaterland vollständig vergessen, was man von Franzosen, die nach Deutschland kommen — und sie thun dies nicht ohne große Noth — weniger sagen kann. Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" bemerkte in Bezug auf die Ausfälle unsers Verfassers gegen die romanischen Nationen, nachdem es darauf hingewiesen, daß jedes Volk sein Gemüth, nur jedes in seiner eigenen Weise habe:

Wenn den Franzosen und Italienern nichts bleibt, so haben sie das Verdienst, dem barbarisch gewordenen Europa die antike Tradition der griechischen Urbanität und Humanität vermittelt zu haben. Allen Respect vor den Tugenden und der gesunden Kraft unserer deutschen Vorfahren, aber Bildung, Humanität und Achtung vor der Menschenwürde haben sie nicht erfunden — wir sind sehr gemüthlich, solange wir gut gelaunt sind —; aber Höflichkeit, Takt, Zartgefühl wird selbst heute noch der größten Zahl unserer Landsleute herzlich schwer. Dieses Zartgefühl, der Takt, was unangenehm sein und beleidigen könnte, die Discretion in peinlichen Verhältnissen, die Achtung vor der äußern und innern Würde des Nebenmenschen, dieses Kennzeichen echtester Humanität, die eine tiefe geistige Quelle haben müssen, gebühren, man mag sagen, was man will, den Franzosen und damit machen sie noch heute Propaganda bei Russen und Polen, ja bei deutschen Bauern...... Gott bewahre uns vor der deutschen Biederkeit, Treue und Aufrichtigkeit in ihrem formlosen Naturzustande, wie er noch ziemlich häufig selbst bei Gelehrten und Männern „von Bildung" angetroffen wird.

Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß, wie die Geschichte beweist, der Franzose in Augenblicken leidenschaftlicher Aufwallung seine Urbanität und selbst seine Galanterie gegen Frauen vergessen kann; aber diese Aufwallungen sind dann doch immer mit einem imponirenden oft freilich auch theatralischen Pathos verbunden, dem Verbrechen gesellt sich die Größe, und Scenen rührender Aufopferung und Noblesse bilden fast immer die versöhnende Lichtseite zu so dunkeln Schatten. Was Italien betrifft, so hat auch dieses seine große Geistesepoche in Kunst und Literatur gehabt, ohne die wir schwerlich ganz das wären, was wir sind, und Personen, die sich unter ihnen längere Jahre aufgehalten haben und nicht blos gewinnsüchtige Facchinos, Vetterinos und Cicerones und unverschämte Bettler kennen lernten, wissen auch von ihnen viel Rühmliches zu erzählen. Der Oesterreicher C. von Czoernig erkannte in einem aus den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften auch einzeln abgedruckten Vortrage über die „Ethnographie Oesterreichs" (Wien 1857) den Italienern und besonders den Lombarden viele sehr löbliche Eigenschaften zu, und Paul Heyse bemerkte jüngst in einem Vortrage über die italienische Volkspoesie laut der „Neuen Münchener Zeitung":

Als Resultat für den Volkscharakter der Italiener muß man, so gering sonst unsere Meinung sein mag, das Zugeständniß machen, daß sich in ihnen bei der Abwesenheit aller Züge männlicher Reife, eine Idealität, eine Zartheit und Heftigkeit der Leidenschaft erhalten hat, die nur der Jugend eigen sind. Der Augenblick ist ihnen alles, die Vergangenheit nichts. Das Herz und die Natur bleiben die einzigen Quellen ihrer Poesie, in welcher bei aller Freiheit und Leidenschaft dennoch eine gewisse Grenze nie überschritten wird. Jene ewige Jugend bleibt immer ein Ruhm.

Es ist, wie schon bemerkt, ein großer Mangel der Goltz'schen ethnographischen Untersuchungen, daß er Kunst, Literatur und Poesie der Völker gänzlich unberücksichtigt läßt, sonst würde er z. B. auch in Betreff der Spanier haben zugeben müssen, daß ein Volk, welches einen Calderon, Lope de Vega, Cervantes, Moreto, einen Murillo, Velasquez, Zurbaran u. s. w., also Dichter und Künstler von höchster Noblesse hervorgebracht, nicht blos „Prototyp eines mit sich selbst zerfallenen verlumpten Genie" sein könne. Die Spanier liegen jetzt danieder, aber nicht ärger oder nicht so arg, als wir Deutsche zu Zeiten daniedergelegen haben.*) Hüten wir uns, durch

*) Es sind in letzter Zeit so manche Reiseberichte in Deutschland erschienen, welche geeignet sind, unsere Ansichten über die Spanier in einem ihnen günstigen Sinne zu berichtigen; dahin gehören die Schriften von Moritz Willkomm, Alban Stolz, Wolzogen u. a., ferner Lamont's Reisebriefe aus Spanien, welche das „Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung" im vorigen Jahre brachte. Lamont wohnte unter anderm in Madrid einer öffentlichen Universitätsfeierlichkeit bei, und er schreibt auf Anlaß derselben: „An den Professoren bewunderte ich die Fertigkeit des freien Vortrags: wo ich Gelegenheit hatte mit Fachgenossen in Verkehr zu treten, war ich von dem Umfange und der Gründlichkeit ihres Wissens, sowie von der trefflichen Einrichtung und Ausstattung ihrer Institute um so mehr überrascht, als ich den in Deutschland ziemlich allgemein verbreiteten Ansichten zufolge keine besonders günstigen Erwartungen davon gehegt hatte. Alles was ich auch sonst in dieser Beziehung wahrgenommen habe, war geeignet den vortheilhaftesten Eindruck hervorzubringen. Besonders muß ich hervorheben, daß eine Bedingung erfüllt wird, welche ich als das Kriterion des wahren wissenschaftlichen Sinnes und als unabläßig für höhern Erfolg betrachte, ich meine die Vermeidung des Particularismus, den man bei mehr als einem Volke antrifft. Was in Frankreich, in England, in Deutschland angestrebt und erzielt wird, findet ebenso viel Beachtung wie das Einheimische. Französische und englische Literatur ist, man darf sagen, allgemein verbreitet; aber auch eine ziemliche Anzahl von Professoren trifft man an, die deutsch zu lesen, mehrere die in dieser Sprache geläufig sich auszudrücken im Stande sind."

solche Ausfälle wie die Goltz'schen zu Repressalien herauszufordern! Vielleicht möchten wir dann doch nicht so vollkommen siegreich bestehen, als Goltz sich einzubilden scheint.

Der Charakteristik der Engländer, die er in der allgemeinen Einleitung ein „Gemengsel von Noblesse und Brutalität, von Spleen und Trivialität, von Weltbürgersinn und Philisterhaftigkeit, von Großmuth und Gewissenlosigkeit" u. s. w. genannt, ist ein eigenes Heft, das fünfte, gewidmet, und er bemerkt darin unter anderm: „Schon im Gange, in der Miene und Haltung des Engländers, im Ton der Stimme, in seinem zungenbequemen Dialekt drückt sich eine Negligence und Natürlichkeit aus, die nur aus dem stärksten Selbstgefühl und aus einer persönlichen Sicherheit hervorgehen kann." Es ist richtig, daß dieses Auftreten andern oft sehr unangenehm werden kann, aber wir für unser Theil lieben diesen festen, breiten Gang des Nationalengländers, indem sich dadurch selbst in dem Individuum das Bewußtsein ankündigt, einer weltherrschenden Nation anzugehören; wir lieben diese nämliche stolze Gleichgültigkeit, die aber auch wieder nichts von dem französischen Geckenhochmuth oder jener nicht sehr männlichen burschikosen deutschen Renommisterei hat, die zu der sonstigen deutschen Schüchternheit einen eigenthümlichen aber keineswegs sehr erfreulichen Gegensatz bildet; wir lieben diesen geradeaus gerichteten, kaum nach links und rechts abschweifenden Blick, während der Deutsche so gewohnt ist, den an ihm Vorüberschreitenden neugierig ins Gesicht zu sehen oder sich gar noch umzuwenden, um auch möglichst noch von der Rückseite des ihnen zufällig Begegnenden Kenntniß zu nehmen. Diese Neugier hat ja ebenso wenig mit Wohlwollen etwas zu thun, als die stolze Gleichgültigkeit des Engländers mit Miswollen. Zu dieser großartigen Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt werden freilich die Engländer förmlich abgerichtet. So erzählt der Kanzler Niemeyer, daß, als er die Schule von Eton besuchte, ein Zögling derselben bestraft wurde, weil er auf der Straße mit einem ihm befreundeten Hamburger gesprochen habe; denn die Schüler durften nur miteinander und mit ihren Vorgesetzten verkehren und mit niemand sonst sich unterhalten. Der Gymnasialrector Brandes, der dies in einer seiner Schriften mittheilt, bemerkt dazu: „Wir schreien oder spotten über solche Härte, und doch sind die Engländer nicht allein kluge, sondern auch praktische Leute, die wohl wissen, was sie thun." Der englischen Herzlichkeit widmet der Verfasser ein eigenes Kapitel, in dem er unter anderm versichert: „Die Perle der Liebe und Freundschaft ist in England zu Hause." Nach seiner Ansicht hängt diese Herzlichkeit mit dem englischen Verstande aufs innigste zusammen, und sicherlich wird jeder, der mit Engländern näher zu verkehren Gelegenheit hatte, zugeben, daß es in dem Herzen des verständigsten Engländers eine Stelle gibt, wo er kindlicher Gemüthsmensch ist. Freilich kann der Brite auch aufs äußerste gefühllos sein und gleichgültig gegen Nebenmenschen wie gegen die leblose Schraube an einer Maschine, wenn es sich um Erwerb und Gewinn und um die Erreichung eines Nationalzwecks handelt; doch hat sich auch hierin viel gebessert, obschon Bogumil Goltz nicht anzugeben weiß, „wie viel Ambition und Klugheit, wie viel Menschlichkeit in den Reformen steckt". Der Verfasser macht auf Anlaß der englischen Herzlichkeit die bis zu einem gewissen Grade richtige Bemerkung, daß man wahrhafte Herzlichkeit oft gerade bei solchen Menschen antreffe, die wenig Phantasie und Sentiment besäßen und noch weniger von schönen Künsten und Wissenschaften verständen. Künstler und Dichter wie alle Gebildeten gewöhnlichen Schlags hätten nicht so viel Herz als die Geschäftsleute (diese aber doch wol nur dann, wenn das „Geschäft" gänzlich aus dem Spiele bleibt), Handwerker, Soldaten und Arbeiter; nur der Genius conservire in allen Culturprocessen auch noch die Fähigkeit, zu lieben und zärtlich zu sein. Den englischen „Vollblutugenden" ständen, bemerkt Goltz weiter, freilich auch die englischen „Vollblutlaster" gegenüber; einen consequentern, gewissenlosern Bösewicht gäbe es nicht als einen vom englischen Blut; die deutsche Sünde sage sich selten ganz und gar von Scham und Gewissen los; sie löse sich in Reue noch während der Missethat auf und breche der Bosheit die Spitze ab. Wir möchten fast glauben, der Verfasser habe nicht hinlänglich Criminalgeschichte, z. B. den „Neuen Pitaval" studirt; er würde sonst schwerlich die letztere Behauptung niedergeschrieben haben. Der Verfasser stellt auch eine Vergleichung zwischen der englischen und deutschen Schulerziehung an und meint, daß die deutschen gelehrten Schulen den Idealsinn des künftigen Gelehrten erzögen und mit dem Allgemeinmenschlichen den Grund zum besondern, zum künftigen Beruf legten. Die Engländer gingen direct auf die Praxis los. Daher arbeite sich der Engländer auch nicht leicht zu einem Weltbürger, zu einem harmonisch gebildeten Menschen durch; aber unser idealistisches Princip verführe zu Prätensionen und erziehe eine Unmasse von „taugenichtsigen" Literaten, Aesthetikern und unfruchtbaren Ideologen; dagegen leiste der englische Realismus dem dortigen Materialismus zu viel Vorschub. Er gelangt zu dem Schluß, daß die Oekonomie der Menschengeschichte ohne die deutsche Universalität und Idealität, ohne die deutsche Versöhnung, Mäßigung und Ausgeglichenheit ebenso wenig bestehen könne als ohne die englische Charakterkraft, Thatkraft und Einseitigkeit. Wie bekannt hat sich eine deutsche pädagogische Autorität, L. Wiese, im ganzen mehr für das englische Erziehungsprincip ausgesprochen; und allerdings kann man dem deutschen Erziehungswesen wol vorwerfen, daß es die Gemüther unruhig und unstet macht und erhitzt, daß es nur zu oft zum Dünkel und zur Phraseologie verführt, an der wir Deutschen so gut wie die Franzosen leiden, während sie dem Engländer fast ganz unbekannt ist. Was hilft die Universalität, der Idealismus, das Weltbürgerthum innerhalb der vier Wände? Dieses Weltbürgerthum ist sehr wohlfeil und schützt nicht gegen Härte und Lieblosigkeit. Zum Schluß gibt der Verfasser eine kurze Schilderung

der Irländer, wonach dieses Volk leicht als das liebenswürdigste Volk der Erde erscheinen könnte. Indeß schöpft dabei der Verfasser aus einer sicherlich nicht ganz unparteiischen Quelle, aus Lorrequer, der unsers Wissens selbst ein Irländer ist. Gelegentlich wüthet er, wie früher schon gegen die italienische und französische, so auch gegen die englische Sprache, der er „flegelhafte Zungen-, Lippen-, Gaumen- und Rachencommoditäten" vorwirft und überhaupt Injurien sagt, für die sie ihn vor Gericht belangen könnte.

Den Deutschen hat Goltz keine eigene Betrachtung gewidmet, doch finden sich über sie eine Menge Notizen im Buche verstreut, welche das Widersprechendste über diese Nation aussagen. Dies liegt überhaupt in der Methode des Verfassers, wozu noch allerdings kommt, daß das deutsche Volk an innern wie äußern Gegensätzen überaus reich ist und daher auch dem Auslande als eine Art Räthsel erscheint. Goltz sagt von ihnen z. B., es sei ihnen der Naturstolz und Nationalstolz, den der Engländer in seinem Blute bewahre, durch Grübelei, Schulmeisterei, Gemüthlichkeit und Philosophie abhanden gekommen; der Deutsche sei ein „Lästerer, Krakehler und Klugkoser"; er wirft ihm „Schwerfälligkeit und Ungrazie" vor, während es wenigstens den Bewohnern mancher süddeutschen und österreichischen Gebirgsländer, denen allerdings ihre kleidsamere Tracht zu Hülfe kommt, nicht an natürlicher Grazie und Elasticität fehlt; er bemerkt, daß den Polen an dem Deutschen folgende Eigenschaften misfällig sind: „Phlegma, Knauserei, Förmlichkeit, Schulmeisterei, Unschönheit, Unnatur, Mangel an conversationeller Bildung, an Grazie, an Gewandtheit; in Summa: Schwerfälligkeit und Pedanterie." Der Verfasser gibt den Mangel an Grazie zu, aber er motivirt ihn in folgender, den andern Völkern nicht sehr schmeichelhafter Weise:

> Die Flachheit, die Bornirtheit, die Trivialität, die Gemeinheit und Gewissenlosigkeit haben andern Nationen, Franzosen, Italienern, Polen die freie, d. h. graziöse Entwickelung belassen, während das deutsche Gewissen und die deutsche Geistestiefe die natürlichen Grazien und Liebenswürdigkeiten absorbirt.

Ein andermal versichert er,

> daß man nur bei dem deutschen, gebildeten und reifen Manne auf die charakteristischen Eigenschaften des wahren Menschen: auf Gleichmuth und Ebenmaß, auf Ausgeglichenheit und Oekonomie, auf die Harmonie aller Kräfte, auf Selbstcontrole und Selbstbewußtsein, auf objectiven und förmlichen Verstand, auf Selbstverleugnung und Selbstachtung, auf Scham und Ehrgefühl, auf Pflicht und Gewissen, auf Treu und Glauben, auf freie Unterwerfung unter ein absolutes Gesetz, auf künstlerisch und wissenschaftlich freie Handhabung von Ideen und Normen rechnen darf.

Das ist nun freilich alles Mögliche. Weiter versichert Goltz, daß „nur das deutsche Antlitz ein Menschenthum wie kein anderes verbürgt", daß ferner, was manchem zu lesen überraschend sein wird, „so fein, so verständig, so delicat zugleich, wie ein deutscher Mensch alle leisesten Schattirungen, Rhythmen und Metamorphosen des Geistes und Herzens in der Stimme und Geberde wiedergibt, es ihm nicht einmal der Italiener und Spanier, geschweige der Franzose nachthut". Ein Theil dieser Lobeserhebungen wird freilich von einer Autorität bestätigt, die keine geringere ist als Friedrich der Große, dessen Urtheil wir anführen, weil Friedrich vielen, aber mit Unrecht, als ein Verächter der Deutschen und alles deutschen Wesens gilt. Friedrich schrieb einmal an Voltaire:

> Es fehlt uns die liebenswürdige Lebendigkeit der Franzosen, allein wir haben als Ersatz gesunden Sinn, Offenheit, Wahrhaftigkeit.

Und ein andermal:

> Der Fehler der Deutschen ist nicht Mangel an Geist; gesunder Sinn ist ihnen eigen, ihr Charakter nähert sich dem der Engländer. Die Deutschen sind arbeitsam und tief; haben sie einen Stoff ergriffen, so werden sie Meister. Könnte man ihre Schwerfälligkeit bessern und sie mit den Grazien etwas vertrauter machen, so zweifle ich nicht, daß auch meine Nation große Männer hervorbrächte.

Als Friedrich diese Worte schrieb, lebten zwar keine eigentlich großen Männer in Deutschland, aber frühere Zeiten hatten deren schon, trotz mangelnder Grazie, viele hervorgebracht und Friedrich selbst sollte eine neue Reihe großer Männer eröffnen.

Wir fügen noch einige eigene Bemerkungen an. Es gibt mythische Traditionen wie die von der deutschen Gemüthlichkeit, gegen die schwer anzukämpfen ist. In der Oppositionszeit zwischen 1830—48 war es Brauch, diese Gemüthlichkeit, mit der ein Volk überhaupt so wenig coquettiren sollte wie eine Jungfrau mit ihrer Unschuld, als einen wirklich vorhandenen Gegenstand zu betrachten, den man zuvörderst zu beseitigen trachten müsse, ehe es gelinge könne, die Deutschen zur richtigen politischen Thatkraft zu beflügeln. Alles sollte diese Gemüthlichkeit verschulden! Wie aber, wenn das, was man unter dem Namen Gemüthlichkeit bekämpfte, gar nicht vorhanden war? Denn was versteht man in Deutschland eigentlich unter Gemüthlichkeit? Viele verstehen darunter nur die Wirthschaftsgemächlichkeit, ein bloßes Sichgehenlassen im Gespräch, möglichst formlos und zwanglos, möglichst geistlos; Andere verstehen darunter sogar das Privilegium, recht gründlich grob sein zu dürfen, und die sehr unlöbliche Leidenschaft des Geklatsches und Geträtsches, des Aufziehens, „Schraubens", „Uzens" und „Krakehlens", und sie befinden sich da, wo sie dieser Leidenschaft nicht nach Herzenslust fröhnen können, im höchsten Grade „ungemüthlich". Andern ist schon da nicht recht wohl, d. h. nicht gemüthlich, wo es ihnen nicht gestattet ist, in ihrem Provinzialdialekt möglichst ungenirt zu plaudern, und in manchen deutschen Landstrichen rücken die „Autochthonen", wenn sie jemand mit scharfem preußischen Accent oder überhaupt reines Hochdeutsch sprechen hören, scheu hinweg; denn dieser Mensch erscheint ihnen „sehr ungemüthlich". Derselben Art Gemüthlichkeit huldigt das weibliche Geschlecht in Kaffee- und Theegesellschaften. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Nun, sind die Klopffechtereien unserer Gelehrten und literarischen Haudegen, die Anzüglichkeiten und anonymen Ausfälle und die geschmacklosen und rohen Späße in dem den öffentlichen

Inseraten gewidmeten Theile unserer Lokalblätter, die vielen Familienhäkeleien und brotneidischen Intriguen und die zahlreichen Processe und Gerichtshändel die süßen Früchte, an denen wir diese Gemüthlichkeit erkennen sollen? Und ist nicht vielleicht gerade diese auch auf den Universitäten gepflegte rohe Gemüthlichkeit die Hauptursache, daß bei uns die „Grazien" nicht recht gedeihen wollen? Keineswegs wollen wir hierdurch in Abrede stellen, daß es unter den Deutschen eine große Anzahl wirklich und nicht blos scheinbar gemüthvoller Menschen gibt und zwar mehr in den untern und mittlern als in den höhern Ständen, wo es wenigstens nicht zum guten Ton zu gehören scheint, sich auch äußerlich gemüthlich darzustellen. Aber wer auf seinem Lebensgange solche reine Gemüthsmenschen hat kennen lernen, der wird auch wissen, daß sie mit ihrem Gemüth nur sehr schlechte Geschäfte machten und die Concurrenz mit den blos berechnenden Verstandesmenschen und den blos egoistischen Intriguanten nicht bestehen konnten, weshalb auch Gutzkow in seinem neuesten Roman als Lebensregel den Satz aufstellt, daß, wer im Leben sein Glück machen und ein großes Resultat erzielen wolle, dem Gemüth den Laufpaß ertheilen müsse. Es sind dies nicht seine Worte, aber es ist der Sinn der betreffenden Sentenz.

Dagegen möchten wir die Deutschen gegen einen Vorwurf in Schutz nehmen, der ihnen, wie uns scheint, mit Unrecht gemacht wird, nämlich gegen den Vorwurf unpraktisch zu sein. Man nennt sie unpraktisch, weil so und so viel Gelehrte sich unpraktisch zeigen, so und so viel Philosophen ins Blaue des Transscendentalismus hinein speculiren, so und so viele Lyriker ihren Träumen nachhängen, so und so viel Talente oder Genies zu Grunde gegangen sind, oder endlich weil die Deutschen auf politischem Gebiet nichts Rechtes zu Stande zu bringen wußten, was aber viel mehr im Eigensinn, in der Rechthaberei, in der in Deutschland so verbreiteten kritischen Zweifelsucht und im gegenseitigem Stammeshaß seinen Grund hat. Dagegen, wo es die kleinen Interessen der eigenen Existenz betrifft, da zeigen sich die Deutschen im allgemeinen wol sehr praktisch, indem sie auch den kleinsten Vortheil wahrzunehmen wissen, geschickte und thätige Arbeiter und meist auch ein wenig Knauser sind. Man lasse einen Deutschen und einen Irländer, Polen, Ungarn, Spanier u. s. w. mit denselben Geldmitteln in die weite Welt wandern, und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß es der Deutsche weiter bringen wird als die andern. Viele, die mit sehr wenigem ausgewandert sind, haben es in der Ferne zu angesehenen Kaufleuten und wohlhabenden Farmern, manche, wie Astor, selbst zu großen Reichthümern gebracht. Diese praktische Umsicht erstreckt sich auch auf das weibliche Geschlecht; ein deutsches Mädchen wird sich sicherlich viel eher an den Mann zu bringen wissen, als eine Französin, Spanierin oder Italienerin, die zu stolz sind, sich einem Manne aufzudringen, wenn er ihnen viele Umstände macht. Gelangen trotzdem viele bei allem Fleiße, aller Erfindungsgabe in Deutschland zu nichts, mußten so manche mit ihren Ideen und Planen ins Ausland wandern, um sie hier, wenn sie überhaupt ausführbar waren, in Ausführung zu bringen, so liegt dies eben an ganz andern nur zu bekannten Verhältnissen. Mit diesem praktischen Geschick, das wir dem Deutschen, wie bemerkt, nicht wie so manche andere Eigenschaften absprechen möchten, verbindet sich bis auf den heutigen Tag noch bei den meisten ein Geist der Solidität und Reellität, obschon wir doch niemand rathen möchten, sich auf die mündlichen Zusagen selbst deutscher Ehrenmänner zu sehr zu verlassen, denn der alte Volksspruch: ein Mann, ein Wort! hat sich auch bei uns dahin modificirt, daß man für „ein Wort" lesen muß „ein Contract".

Der Verfasser hat in diesem Werke vorzugsweise die gröbere Hälfte des Menschengeschlechts, die männliche, im Auge gehabt, aber seitdem auch eine Schrift über die Frauen erscheinen lassen, welche als ein Supplement zu dem vorliegenden Buche zu betrachten ist und vielleicht im Verein mit dem Michelet'schen, jetzt in deutscher Uebersetzung erschienenen Buche über die Liebe einer besondern Besprechung vorbehalten bleiben muß. Nur gelegentlich kommt er in dem Buche, welches Grundlage und Object gegenwärtigen Berichts bildete, auch auf die Frauen bei den verschiedenen Völkerschaften zu sprechen. Im allgemeinen betrachtet er sie, wie wir gesehen haben, wie die Kinder und die Polen als „liebenswürdige Barbaren". Daher stellt er sie in der Betrachtung über den „Muth und das Freiheitsgefühl barbarischer Nationen" auch in Betreff ihres Muths mit den Barbaren zusammen. Er bekennt zwar bei dieser Gelegenheit, daß die Frauen oft mehr Muth zeigten als die Männer, aber dieser Muth der Frauen gelte selten einem Princip, einer Wahrheit, er wechsele mit Verzagtheit und fieberhafter Anstrengung, er sei „der Muth der Schwäche, sehr oft der Feigheit, der Unwissenheit, des Blödsinns, der Unvernunft und der Furcht"; das Weib kenne in seiner Leidenschaftlichkeit weder Maß noch Selbstcontrole oder Gerechtigkeit und ruhiges Urtheil. Man sieht hieraus, wie aus dem Vorstehenden überhaupt, daß es der Verfasser, welcher sich den Menschen recht eigentlich zum Gegenstande seiner Forschung ausersehen hat, in seinem Buche an excentrischen Behauptungen und an Aufstellungen, welche Widerspruch und Anstoß zu finden geeignet sind, keineswegs fehlen läßt; nichtsdestoweniger ist es ein sehr anregendes und lesenswürdiges Buch, das neben vielen Einseitigkeiten auch eine große Anzahl richtiger und dabei selbständiger und furchtloser Beobachtungen enthält, welche dazu beitragen werden, den gegenüberstehenden Einseitigkeiten die Wage zu halten und manchen vulgären, zuweilen schädlichen Illusionen ein Ende zu machen. In der Reihe der vielen glatten und unterschiedslosen literarischen Physiognomien unserer Zeit tritt Bogumil Goltz wenigstens, wenn auch nicht als ein schöner, doch als ein individuell ausgeprägter Charakterkopf bedeutsam hervor.

Hermann Marggraff.

Vischer über Inhalt und Form.

Ueber das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunst. Von F. Vischer. Zürich, Meyer und Zeller. 1858. Lex.-8. 6 Ngr.

Die Frage nach dem zwischen Inhalt und Form bestehenden Verhältniß ist ohne alle Frage eine der wichtigsten, aber auch eine der schwierigsten im ganzen Gebiete nicht nur der Kunstwissenschaft, sondern der Wissenschaft überhaupt. Soll ihre Beantwortung keine einseitige und oberflächliche sein, so setzt dieselbe einerseits eine umfassende und sorgfältige Beobachtung sämmtlicher Erscheinungen, die sich nach Form und Inhalt unterscheiden lassen, d. h. der ganzen innerhalb unsers Gesichtskreises liegenden Welt, andererseits eine speculative Versenkung in die verborgensten Tiefen der Metaphysik, in die innersten Mysterien des Seins voraus: denn es gilt ebenso sehr, über die unendlich verschiedenen Modificationen, in denen sich jenes Verhältniß zu manifestiren vermag, wie über die Ur- und Grundbeziehung, aus welchen sich alle diese Modificationen entwickeln, eine den Thatsachen entsprechende und in sich haltbare Vorstellung zu gewinnen. Obschon Vischer in der vorliegenden Abhandlung das gedachte Verhältniß nur mit specieller Beziehung auf die Kunst zu erörtern sucht, so hat doch auch er sich der Nothwendigkeit, dasselbe auch von seiten seiner Bedeutung in der Natur und innerhalb der reinen Begriffsphäre zu betrachten, nicht ganz entziehen können; ja er stellt sogar die Ideen, welche er über das Verhältniß von Inhalt und Form in diesen Gebieten hegt, in den Vordergrund und sucht, was er über dasselbe Verhältniß in der Kunst zu sagen hat, erst nach ihnen, theils durch Angabe der Analogien, theils durch Hervorhebung der Unterschiede zu bestimmen. Obschon wir uns nun aber mit der Art und Weise, wie Vischer die Sache angegriffen hat, im allgemeinen einverstanden erklären müssen, vermögen wir doch den Kern und die Summe dessen, was er über das Verhältniß selbst aufgestellt hat, noch nicht als befriedigend zu erkennen. Es befinden sich unter seinen einzelnen Gedanken sehr viel richtige und feine Bemerkungen, auch seine Grundansicht trifft im Wesentlichen das Wahre; aber trotzdem entbehrt seine Darstellung der vollen wissenschaftlichen Klarheit und innern Consequenz, sie läßt eine tiefere und schärfere Erfassung des besprochenen Verhältnisses vermissen und macht in einzelnen Partien den Eindruck, als habe sich der Autor mehr von momentanen Einfällen und einem Behagen an stilistischen Effecten, als von einer gründlichen, nur die Sache ins Auge fassenden Durchdenkung des Gegenstandes leiten lassen.

Daß sich der Autor um einer bequemen oder wirksamen Wendung willen hier und da zu Behauptungen fortreißen läßt, die nicht ganz dem Thatbestande entsprechen, kann man sogleich aus seinem ersten einleitenden Gedanken erkennen. „Solange es eine Kunst gibt", lautet derselbe „wird das Kunsturtheil in zwei einseitige Richtungen auseinander laufen, welche trennen, was im wahren Wesen der Sache und im einzelnen Werke, das ihm entspricht, untrennbar eins ist, und das eine der losgerissenen Elemente des Ganzen für das Ganze halten: die eine wird alles Gewicht auf den Gehalt, die andere auf die Form, die eine auf das Was, die andere auf das Wie legen." Ist dem wirklich so? Hat wirklich zu allen Zeiten — um von der Zukunft zu schweigen — ein derartiges Schisma in der Beurtheilung der Künstler und Kunstwerke stattgefunden, daß die einen nur den Gehalt, die andern nur die Form zu würdigen gewußt hätten? Wir meinen, die Zahl so durchaus einseitiger Beurtheiler dürfte zu allen Zeiten nur eine sehr geringe gewesen sein, und was sich ohne Uebertreibung behaupten läßt, ist jedenfalls nur das, daß es unter allen Umständen selbst dem besonnensten und unbefangensten Kritiker äußerst schwierig, ja fast unmöglich ist, bei der Beurtheilung eines einzelnen Kunstwerks dem Inhalt und der Form vollkommen gleich gerecht zu werden und daß daher bei den kritischen Abwägungen in der Regel eine mehr oder minder bemerkbare Bevorzugung des einen oder des andern Elements stattfindet. Dies ist aber von dem, was der Verfasser behauptet, sehr wesentlich verschieden. Wäre es so, wie er sagt, so wäre die gesammte bisherige Kritik und Aesthetik auch nicht einen Schuß Pulver werth: denn sie hätte in diesem Falle geradezu gegen das eine oder gegen das andere der beiden nothwendigen und unentbehrlichen Elemente stocktaub und stockblind sein müssen. So aber, wie es in der That nur steht, ist die Sache keineswegs so fürchterlich, sondern sogar besser, als wenn es nicht so wäre: dann fände jenes Schwanken nach der einen oder der andern Seite schlechterdings gar nicht statt, legten Künstler und Kunstbeurtheiler dem Gehalt und der Form stets ganz genau den nämlichen Werth bei, so wäre überhaupt eine Bewegung, ein Fortschritt, eine Ausbreitung der Kunst nach verschiedenen Seiten und Richtungen geradezu unmöglich, Kunst und Kunstkritik müßten sich gleichsam steif und kerzengerade wie auf einer Schnur oder auf der Schärfe eines Schermessers fortbewegen, und es fragt sich, ob nicht in diesem Fall die thatsächliche Einheit von Inhalt und Form erst recht in zwei völlig auseinander fallende Hälften zerspalten würde.

Daß der Verfasser seinen ersten Satz selbst nicht so hyperbolisch, wie es die Worte verlangen, gemeint hat, glauben wir gern; daß er aber seine Abhandlung sogleich mit einer so übertriebenen und unhaltbaren Behauptung beginnen konnte, ist eben ein Beleg dafür, daß er es nicht immer mit dem, was er bringt, so genau nimmt, wie es die wissenschaftliche Entwickelung verlangt, und daß er sich auch wol, wenn es ihm paßt, ein paar von steifleinenen Gegnern in eine ganze Schar verwandelt, wäre es auch nur um mit gutem Grund seiner schlagfertigen Klinge zu möglichst viel Scharten zu verhelfen. Doch lassen wir das. Wir werden ihn sogleich seine Hiebe nach einer Seite hin austheilen sehen, wo dieselben mit mehr Recht angebracht sind, als den imaginären Größen, den Windmühlenriesen angeblich bornirter Substantialisten und Formalisten gegenüber. Nachdem er sich nämlich zunächst über das „heitere Völkchen" der Hegelianer von wegen ihrer substantialistischen Kunstphilosophie und Kunstkritik mit jenem Humor, der auch die eigenen Kameraden preisgibt, lustig gemacht hat, kommt er darauf zu sprechen, daß sich seit dem leidigen Bankrott, den die Hegel'schen Ideen mit dem Umschlag der Revolution auf ästhetischem wie auf politischem Gebiet gemacht hätten, die Kunstkritik auf das andere Extrem, auf den formalistischen Standpunkt, geworfen habe; der Formalismus der Kunsttheorie sei aber in seiner Sphäre dasselbe, was der Materialismus in der Philosophie oder Naturwissenschaft sei, dergestalt daß man ihn auch wol als den ästhetischen Materialismus bezeichnen könnte. So bietet sich dem Autor Gelegenheit dar, in und mit dem artistischen Formalismus zugleich den naturwissenschaftlichen Materialismus zu geiseln, um jenen ihnen gegenüber die Ansprüche und Rechte des Substantialismus und Idealismus geltend zu machen. So sehr wir hier in dem, was er gegen den Materialismus als solchen und gegen den Formalismus als solchen sagt, mit ihm in den Hauptsachen übereinstimmen, so will es uns doch scheinen, als ob die Parallelisirung beider mehr ein pikantes Paradoxon als eine stichhaltige Wahrheit sei und als ob durch dieselbe die Erkenntniß des Verhältnisses, welches in Natur und Kunst zwischen Inhalt und Form besteht, eher irregeleitet und verwirrt, als belehrt und aufgeklärt werde. Vischer fühlt selbst, daß er hiermit nichts Geringeres als das Bestehen eines diametral entgegengesetzten Verhältnisses von Inhalt und Form in der Natur einerseits und der Kunst andererseits behauptet, und hält daher eine Rechtfertigung seines Gedankens für nothwendig. „Man darf sich", sagt er, „in der Ziehung dieser Parallele nicht dadurch stören lassen, daß je der Materialist gerade die Form für blos anhängendes Attribut des Stoffs, diesen für das Wesen der Welt erklärt, der Kunstformalist aber nicht das Material an sich, sondern die künstlerisch-technische Behandlung desselben für das Wesen der Kunst. Denn dieser vergißt, will nichts davon wissen, daß diese Behandlung ihren wahren Grund in einer inhaltsvollen Bewegung der Seele

hat, daher ist sein Begriff von Form ein sinnlicher, obwol er nicht rohes, sondern gebildetes Material im Auge hat, und entspricht dem philosophischen Materialismus, dem die Form, welche in den höhern Reichen des Lebens zur Seele wird, als das posterius, als ein Ergebniß einer Atomverbindung erscheint, für welche er im Atom selbst, das ihm doch Princip ist, keinen Grund finden kann.“ Und noch deutlicher explicirt er sich weiter unten, wenn er sagt: „Wie der Materialist den Stoff, so erklärt der Kunstformalist die sinnliche Erscheinung des Inhalts im Kunstwerk für das ganze Wesen derselben. Wie jener nicht erkennt, daß es einen Stoff, der nicht bis in sein Innerstes hinein Form wäre, gar nicht gibt, so erkennt dieser nicht, daß es eine bloße Form in der Kunst gar nicht gibt.“ Das Hinkende dieser Vergleichung ist leicht zu erkennen. Der Materialist und der Kunstformalist sollen sich darin gleichen, daß beide die sinnliche Erscheinung als die Hauptsache betrachten, obwol jeder von beiden unter der sinnlichen Erscheinung etwas anderes versteht, nämlich der Materialist den Stoff und der Kunstformalist die Form. Wir können zugeben, daß dem so ist. Was aber folgt daraus? Daß in der sinnlichen Erscheinung bereits eine Vereinigung von Stoff (Inhalt) und Form vorhanden sein muß: denn wäre dies nicht der Fall, so wäre es schlechterdings unmöglich, daß sie der Materialist nur als Materie, der Formalist nur als Form auffaßt. Was thut nun aber der Verfasser, um die Analogie des Kunstformalismus mit dem Materialismus zu beweisen? Er thut, als ob „die sinnliche Erscheinung für die Hauptsache halten“ vollkommen dasselbe wäre, wie „die Materie für die Hauptsache halten“, trotzdem daß es in der That heißt: „die Verbindung von Materie und Form für die Hauptsache halten“. Offenbar beruht die ganze Beweisführung des Verfassers nur auf einer Amphibolie, indem er dem Begriff der sinnlichen Erscheinung plötzlich den Begriff der Materie, der ihn doch nur zur Hälfte ausfüllt, unterschiebt. Minder anstößig würde diese Begriffsvertauschung dann sein, wenn der Kunstformalist ebenso wie der Materialist in der sinnlichen Erscheinung den Stoff, die Materie als die Hauptsache und die Form nur als das Anhängende, Hinzutretende betrachtete; so aber ist er ja gerade dadurch Formalist, daß ihm nicht der Stoff, sondern die Form als die Hauptsache gilt. Es ist also in der That schlechterdings nicht einzusehen wie er gerade als Formalist dem gerade umgekehrt verfahrenden Materialisten entsprechen soll.

Daß Vischer auf diese schiefe Zusammenstellung kommen konnte, hat seinen Grund darin, daß er sich überhaupt das Verhältniß von Stoff und Form, wie es in der Natur und Kunst besteht, nicht vollkommen klar gemacht hat. Darin zwar, daß er gegen den Materialismus einerseits und gegen den Formalismus andererseits geltend macht, es gebe weder einen Stoff mit blos anhängender Form, nach eine Form mit blos anhängendem Stoff, sondern nur eine Einheit beider, hat er recht; hiermit ist aber das Verhältniß beider zueinander doch nur sehr einseitig und unvollständig bestimmt: denn bestände nicht zwischen ihnen neben jener Einheit auch eine Verschiedenheit, so würde man nie dazu haben kommen können, beide als Gegensätze zu denken. Gerade ihre Verschiedenheit aber und die beiden inwohnende Fähigkeit, miteinander in die mannichfaltigsten und verschiedenartigsten Verhältnisse zu treten, ist es, was zu den Streitigkeiten über die größere oder geringere Wichtigkeit beider Anlaß gegeben hat, und will die Wissenschaft jene Streitfragen einer Lösung näher führen, so wird sie nicht blos die ursprüngliche Einheit beider, sondern auch ihre Unterschiede und Gegensätze bestimmen müssen. Hieran hat es aber der Autor fehlen lassen; höchstens bringt er über diesen Punkt vereinzelte Bemerkungen; nach einer gründlichen, aus der Tiefe schöpfenden Erörterung dieser Frage sieht man sich vergeblich um. Versuchen wir, ihn wenigstens andeutungsweise zu ergänzen.

Um den Gegensatz von Inhalt und Form, Stoff und Form, oder noch allgemeiner gedacht, von Wesen und Form in seiner Ursprünglichkeit zu erfassen, muß man in seiner Betrachtung durchaus auf den höchsten und universellsten aller Begriffe, den Begriff des Seins, zurückgehen. Selbst an diesem, in dem sonst alle Unterschiede aufgehoben erscheinen, läßt sich deutlich inmitten ihrer Einheit und Unzertrennlichkeit der Gegensatz von Wesen und Form beobachten; denn das Sein stellt sich, wie ich erst kürzlich in zwei längern Abhandlungen, welche sich unter dem Titel: „Kritik der höchsten Begriffe“ in den „Kritischen Monatsheften“ befinden, ausführlich nachgewiesen habe, stets und nothwendig in drei verschiedenen Grundformen dar, nämlich einmal so, wie es als völlig in sich eins und gleich, als Begriff in unserm Innern existirt, d. h. als Sein; sodann wie es als in sich unterschieden und auseinander gelegt, als Erscheinung in der Außenwelt existirt, d. h. als Seiendes; und endlich drittens, wie es die Einheit in die Verschiedenheit und die Verschiedenheit in die Einheit aufhebend, als lebendige Entwickelung und thatsächliches Geschehen in dem Wechselverkehr der Innenwelt mit der Außenwelt existirt, d. h. als die unendliche Summe und Reihe des in jedem Momente und auf jedem Punkte sich immerfort aufs neue setzenden Ist. Daß das Sein als „Sein“, das Sein als „Seiendes“ und das Sein als „Ist“ nur drei verschiedene Formen eines und desselben sind, und daß sich diese drei Formen von dem Begriffe des Seins nicht trennen lassen, lehrt uns schon die Sprache; es ist also klar, daß selbst der höchste und allgemeinste Begriff neben dem, was sein Wesen ist, auch Formen zeigt, ja daß sein Wesen gerade darin besteht, diese Formen zu haben oder sich in diesen Formen zu zeigen. Demgemäß erscheinen Form und Wesen schon in dem einfachsten und ursprünglichsten aller Begriffe und unzertrennlich miteinander verbunden, dergestalt daß sich der eine nicht ohne den andern denken läßt; aber gleichwol erscheinen sie nicht als völlig indifferent und ununterscheidbar, sondern im Gegentheil als etwas einander Entgegengesetztes: denn als Wesen des Seins fassen wir das in allen Formen sich Gleichbleibende, als Form dagegen die die Einheit des Wesens nicht aufhebende Veränderungsfähigkeit. Da wir schlechterdings keinen Gedanken zu produciren vermögen, welcher nicht das Sein in allen drei Formen, als Sein, Seiendes und Ist, d. i. als Prädicat, Subject und Copula, enthielte, da wir also das Sein niemals blos seinem Wesen nach, sondern stets auch in seinen Formen denken: so bleibt für uns die Frage, ob die ursprünglichere Seite des Seins das Wesen oder die Form sei, schlechthin unbeantwortbar, sie sind für uns stets und überall mitsammen da. Trotzdem ist es unserer Vorstellungsweise geläufig, sich insofern das Wesen als das Ursprünglichere zu denken, daß sie annimmt, das Wesen habe die Form, das Wesen sei das selbständig Existirende und die Form das blos Adhärirende, und diese Vorstellungsweise hat wenigstens insoweit eine Berechtigung, als das Bleibende leichter als ein Selbständiges und das Wechselnde leichter als ein blos Hinzutretendes gedacht wird, als umgekehrt. Diese Anschauungsweise erhält noch dadurch eine Unterstützung, daß das Bestehen von Formen vorzugsweise an der zweiten Form des Seins, d. h. im Reich des Seienden, im Gebiet der Erscheinungen erkannt wird und sich scheinbar aus ihr ableiten läßt. Man kann sich nämlich sagen: Wenn nur die erste Form ohne die zweite, nur das einheitliche „Sein“ ohne das unterscheidbare „Seiende“ bestände, so würde auch die dritte Form nicht existiren können, und gäbe es überhaupt nur *eine* Form, so würde sich dieselbe in nichts vom Wesen des Seins unterscheiden, es würde also der Begriff einer Form dem Begriff des Wesens gegenüber gar nicht haben entstehen können. Nach dieser Art zu schließen scheint allerdings die Form minder ursprünglich als das Wesen zu sein, aber es scheint auch nur, denn man vergißt dabei, daß ja schon eine Form als bestehend angenommen wird, indem man die Entstehung der Formen aus der zweiten Form des Seins abzuleiten sucht. Alle diejenigen Vorstellungen also, welche die Form dem Wesen gegenüber als das Secundäre, Accessorische betrachten, haben nur eine scheinbare, nur eine im obigen Sinn festzuhaltende Gültigkeit; in der That besteht zwischen Wesen und Form nur der Unterschied, daß wir uns unter dem Wesen das Bleibende, unter der Form das Wechselnde des Seins denken, und dieser

Unterschied muß als der Haupt- und Grundunterschied von Wesen und Form betrachtet werden.

Wie aber verhält es sich mit dem Unterschiede von Stoff und Form? Substanz und Form? Inhalt und Form? Um dies klar zu machen, müssen wir vor allem zeigen, wie sich die Begriffe „Stoff", „Substanz" und „Inhalt" zu dem Begriffe „Wesen" verhalten. Ist das Sein, sofern es als Stoff, Substanz u. s. w. gedacht wird, mit dem Sein, sofern es als Wesen gedacht wird, schlechthin identisch? Nach dem vulgären Sprachgebrauch, der alle drei zu Gegensätzen der Form macht, sollte man es denken; trotzdem verhält es sich anders. Derjenige unter diesen Begriffen, welcher dem Begriff des Wesens noch am nächsten kommt, ist der der Substanz. Trotzdem ist die Substanz, weit entfernt das ganze Wesen des Seins zu sein, nur eine Form desselben, nämlich die zweite, d. h. das Sein als Summe und Inbegriff des unterschiedlichen Seienden gedacht. Während uns nämlich das Sein als Sein, das Sein in seiner Allgemeinheit und Unterschiedslosigkeit, nur als das allgemeine Prädicat, als die allgemeine Eigenschaft des Seienden gilt, fassen wir das Seiende in seiner Verschiedenartigkeit und Mannichfaltigkeit als das in dies Prädicat Hineinfallende, als das diese Eigenschaft Tragende und Ausfüllende oder mit einem Worte als die Substanz des Seins. Unter der „Substanz" verstehen wir mithin alles dasjenige, was als Seiendes an der Qualität des Seins participirt; sie wird also als solche von der Qualität als solcher unterschieden, dieser Unterschied ist jedoch kein wesentlicher (denn im Wesen sind ja „Sein" und „Seiendes" gleich), sondern nur ein formaler, d. h. die Substanz ist, ebenso wie die Qualität selbst nur eine Form, und zwar eine von den drei Grundformen, in denen sich das Wesen des Seins überhaupt denken läßt. Hieraus folgt, daß Substanz und Form eigentlich keinen ursprünglichen Gegensatz zueinander bilden, sondern daß alles, was uns als Substanz erscheint, im Grunde selbst schon als eine Form betrachtet werden muß. Nun liegt es aber im Begriffe der Substanz, daß sie das Sein in seiner Verschiedenheit und Zersplitterung ist. Es stellt sich mithin die Substanz nicht als eine Einheit, sondern als eine unendliche Summe vieler und verschiedener Substanzen dar. Diese verschiedenen Substanzen sind in ihrem eigentlichsten und ursprünglichsten Wesen sämmtlich einander gleich, darin nämlich daß sie sämmtlich sind, sämmtlich an der Qualität des Seins participiren. Wenn sie also trotzdem voneinander verschieden sind, können die Unterschiede zwischen ihnen abermals nur formale sein, d. h. sie können keine ewigen, bleibenden, sondern nur wechselnde, veränderliche sein. Dies wird denn auch durch unsere Erfahrung bestätigt. Wir sehen wie die verschiedenen Substanzen stets und immerdar in einem Fluß, in einem Austausch gewisser Eigenschaften begriffen sind, wie sie sich miteinander verbinden und wieder voneinander trennen, wie sie sich in immer neuen Combinationen und Mischungen darstellen, kurz einem ununterbrochenen Wechsel unterworfen sind. Die einzige Qualität, welche sich in allen diesen Veränderungen als die durchaus constante und bleibende erweist, ist diejenige, in der sie alle einander gleich sind, nämlich die des Seins; alle übrigen kommen und gehen, verschwinden und kehren wieder, werden andere und stellen sich wieder her. Insofern erscheinen uns sämmtliche Substanzen als etwas Vergängliches, als blos auftauchende und wieder verschwindende Formen des sie alle durchdringenden Wesens, nämlich des Seins. Daneben aber bieten uns gewisse Substanzen auch Gesichtspunkte dar, nach denen wir geneigt sind, sie als etwas Bleibendes und Dauerndes anzusehen, freilich nicht dem ewigen, beharrlichen Sein gegenüber, sondern nur in Vergleich mit solchen Substanzen, die sich noch minder constant erweisen. Wir bemerken nämlich, daß manche Substanzen trotz aller Veränderungen, die sie erleiden, doch immer wieder zu einem gewissen Grundbestande zurückkehren und in allen Modificationen gewisse Eigenschaften festhalten, während sie andere wechseln. Dies macht uns geneigt, den Complex dieser wenn auch nur scheinbar bleibenden Eigenschaften als das Wesen der Substanz, dagegen die wechselnden Eigenschaften nur als die Formen derselben anzusehen, und indem wir das Wesen der Substanz als die Substanz selbst betrachten und kurz als „Substanz" bezeichnen, kommen wir auf diese Weise dazu, auch von einem Gegensatz zwischen Substanz und Form zu reden, d. h. gewisse formale Seiten einer Substanz als wesentliche, andere dagegen als wirklich nur formale zu betrachten. Im Gegensatz zu irgendeiner bestimmten einzelnen Substanz gedacht bedeutet also die Form jeden beliebigen der Zustände, in welchen sich diese Substanz vorübergehend befinden kann und durch welche sie ihr Wesen in seiner Variabilität und Modificationsfähigkeit an den Tag legt. Der Gegensatz zwischen Substanz und Form ist also in der Hauptsache derselbe wie der zwischen Wesen und Form, nur daß er das eine mal auf die Sphäre des gesammten Seins, das andere mal nur auf irgendein größeres oder kleineres Bruchstück desselben angewandt wird und daß er da eine absolute, hier nur eine relative Geltung hat.

Ganz ebenso hat man sich natürlich auch den Gegensatz von Stoff und Form zu denken, sofern man unter „Stoff" ganz dasselbe wie unter „Substanz" versteht. Nimmt man dagegen Stoff in einem engern Sinne, versteht man z. B. nur das darunter, was die Naturwissenschaft unter „Materie" versteht, nämlich nur die greifbaren und ponderabeln Substanzen und schließt demgemäß die imponderabeln Substanzen wie Wärme, Elektricität, Licht u. s. w. unter dem Namen von „Kräften", und noch mehr die übersinnlichen, geistigen Substanzen, den Inhalt des Denkens, Fühlens und Wollens oder mit einem Worte des Bewußtseins vom Begriffe des Stoffs aus, so erhält der Gegensatz von Stoff und Form einen beträchtlich andern Sinn, und zwar einen solchen, der mir nicht mehr haltbar, wenigstens mit der Grundbedeutung des Gegensatzes nicht mehr verträglich erscheint und der um so sorgfältiger vermieden werden sollte, als er bereits zu sehr vielen und sehr nachtheiligen Begriffsverwirrungen Anlaß gegeben hat. Faßt man nämlich Stoff in dem obenerwähnten engern Sinne als ponderable Materie und betrachtet gleichwol die Form als ergänzenden Gegensatz des Stoffs, so ist man dadurch genöthigt, nicht blos die Erscheinungen der Wärme, Elektricität u. s. w., sondern auch alle geistigen Erscheinungen, namentlich die Gefühle, Gedanken und Willensacte als bloße Formen zu betrachten und sie den Stoffen, die als das Wesentliche und Bleibende gefaßt werden, als das Unwesentliche und Bestandlose gegenüberzustellen. Dies ist [illegible] auch bekanntlich von den Materialisten in mehr oder minder consequenter Durchführung geschehen, und so sehr auch die Vertreter des Idealismus und diejenigen Philosophen, welche Idealismus und Materialismus zu vermitteln suchten, gegen die Schlußergebnisse des Materialismus protestirt haben, so sind sie doch nicht energisch genug darauf bedacht gewesen, die Schiefheit und Unhaltbarkeit jenes Gegensatzes klar ans Licht zu ziehen und die Form nur als Gegensatz zur Substanz im vollen Sinne des Worts, d. h. sofern sie nicht blos die greifbaren, sondern auch die imponderabeln und geistigen Erscheinungen umfaßt, gelten zu lassen.

Auch der Verfasser der vorliegenden Schrift ist über die Nothwendigkeit dieser Begriffsfeststellung nicht mit sich ins Klare gekommen. So sehr er auch gegen den Materialismus [illegible] adoptirt er von ihm doch die Vorstellung, als sei der Geist in seiner Thätigkeit nur „die Form auf dem Gipfel ihrer Organisation" und seine Polemik gegen den Materialismus besteht darin, daß er aus eben dieser Annahme den Schluß zieht: [illegible] die Form zuletzt als Geist zu erscheinen vermöge, so könne das Wesen, das auf seiner höchsten Organisationsstufe solches vermöge, das Wesen, welches man Materie nenne, an sich schon auf seinen niedrigsten Stufen kein bloßer Stoff sein, sondern müsse auch hier bereits Form, Seele, Geist in sich tragen. Hiernach gilt also auch ihm der Geist nur als die Form der Materie, und er unterscheidet sich von den Materialisten nur insofern, daß er auch die niedern z. B. die sinnlichen Formen schon als einen der Materie inwohnenden, mit der Materie [illegible]

rennbar verbundenen Geist betrachtet, während die Materialisten
ur die von der Gehirnmasse producirten Formen als Geist gel-
n lassen. Diese Ansicht genügt aber keineswegs, um des Ma-
rialismus wirklich Herr zu werden. Wäre der Geist wirklich
ur Form, wenn auch von Anfang an mit der Materie verei-
igte Form, so würden wir ihn unter keiner Bedingung als ein
umitten der Veränderungen Bleibendes, Beharrliches, mithin
uch nicht als etwas Wesentliches, sondern nur Ab- und Zu-
ehendes, Zufälliges, Accidentelles betrachten können und der
Materialismus hätte darin, daß er den greifbaren Stoff als das
llein Bestehende und Unvergängliche ansieht, also gerade darin,
as wir am wenigsten zugeben dürfen, unbestreitbar recht.
ann man sich zu diesem Zugeständniß nicht entschließen und
rechen nicht wenig Thatsachen, namentlich das in allen Ent-
ickelungsstadien und Veränderungen sich stets als ein und dasselbe
ch erfassende Selbstbewußtsein des Individuums dafür, daß
ich inmitten der geistigen Veränderungen ein Constantes und
nveränderliches existirt, so bleibt nichts übrig, als auch den
istigen Erscheinungen ein nicht blos formales, sondern auch
bstantielles Dasein zuzuschreiben und den Unterschied der im-
onderabeln Kräfte, der Gefühle, Gedanken und Tendenzen von
en ponderablen Stoffen nicht als einen so specifischen, wie er
wischen Wesen und Form besteht, sondern nur als einen gra-
uellen zu betrachten, d. h. die ponderablen Stoffe als gröbere
nd schwerere, die Imponderabilien und Geisteserscheinungen da-
gen als subtilere und leichtere Substanzen anzusehen, derge-
lt daß von jenen zu diesen eine ununterbrochene Stufenleiter
steht, etwa wie vom höchsten Grad der Kälte bis zum höchsten
rad der Wärme, sodaß von irgendeinem in der Mitte liegen-
n Punkte die einen noch als ponderabel und materiell, die
dern schon als imponderabel und immateriell, die einen
ichsam als Minus-, die andern als Plusgrade der Wärme
d Beweglichkeit, oder umgekehrt die einen als Plus-, die
dern als Minusgrade der Kälte, Schwere und Unbeweg-
hkeit erscheinen. Nur durch diese Annahme wird dem Reiche
s Geistes wie auch dem der höhern Sinnlichkeit eine selbstän-
ge, substantielle Existenz neben dem der greifbaren Materie gesichert,
r durch diese Annahme wird zugleich der Unterschied und Ge-
nsatz, wie die Einheit und Cohärenz beider Reiche zu einer ebenso
istig begreifbaren als sinnlich anschaulichen Vorstellung erhoben
d nur durch diese Annahme wird endlich auch der Standpunkt
wonnen, von welchem aus sich das Verhältniß zwischen Sub-
nz und Form sowol im materiellen wie im immateriellen Ge-
t mit Klarheit erfassen läßt.

In welches dieser beiden Reiche nämlich wir auch unsern
ick richten, wir finden in beiden, daß sich überall da, wo sich
rmen entwickeln, auch ein Bleibendes oder wenigstens Blei-
beres erkennen läßt, an oder aus welchem sich die Formen
wickeln, daß die Formen nichts anderes sind als die verschie-
artigen Entfaltungen eines im Innersten sich gleichbleibenden
sens. Als der Grund dieser Entfaltungen zeigt sich aber
zends ein schlechthin Einfaches, etwa ein rein Geistiges oder
Materielles, vielmehr geht jede Formerscheinung aus dem
d einmüthigen, bald conflictartigen Zusammenwirken zweier Ein-
ubstanzen, hervor, von denen die eine dem materiellen, die andere
t geistigen Gebiete angehört, wenigstens dem einen oder dem
ern näher liegt. Alle Formerscheinungen lassen sich daher
den Processen vergleichen, welche infolge von chemischen
schungen entstehen, sie sind die Effecte der unendlich verschie-
artigen Combinationen, in welche mehr oder minder materielle,
r oder minder geistige Substanzen miteinander treten können.
ofern ist die einzelne Form in der That, wie die Materialisten
aupten, ein Product, ein posterius, aber nicht, wie diese
len, blos des materiellen, ponderabeln Stoffs, noch auch, wie
cher im Widerspruch mit seiner oben mitgetheilten Ansicht,
che die Form als etwas dem Stoff gegenüber Selbständiges
als die Urquelle des Geistigen ansieht, an einer andern
lle ausspricht, ein Erzeugniß des Geistes, sondern vielmehr
Product des gemeinschaftlichen Zusammenwirkens beider, der-
gestalt daß die eigenthümliche Beschaffenheit jeder einzelnen Form einerseits durch die eigenthümliche Beschaffenheit der sie in der Verbindung mit dem Geist empfangenden Materie, andererseits durch die eigenthümliche Beschaffenheit des sie in Verbindung mit der Materie erzeugenden Geistes bedingt ist. Geist und Materie haben also an der Entstehung einer Form mit gleicher Nothwendigkeit Antheil, sie verhalten sich zu ihr gleichsam wie Vater und Mutter, und die Mitwirkung des Geistes bei dieser Production erscheint nur insofern als die höhere, als seine Thätigkeit mehr activen, dagegen die der Materie mehr passiven Charakters ist.

Dies gilt ebensowol für die Formen der Natur wie für die der Kunst und an eine so verschiedenartige Bedeutung der Form, wie sie nach Vischer in diesen beiden Gebieten bestehen soll, dergestalt daß in dem einen Formalismus sei, was in dem andern Materialismus ist, kann auch nicht im entferntesten gedacht werden. Naturformen wie Kunstformen entstehen beide nur dadurch, daß eine immaterielle Substanz auf eine materielle Substanz einwirkt und sie nach Maßgabe des zwischen Action und Reaction bestehenden Verhältnisses gestaltet. Die Entstehung der Kunstformen unterscheidet sich von der Entstehung der Naturformen nur dadurch, daß bei diesen das active, geistige Princip nur insoweit nachweisbar ist, als es noch im Bereich der imponderabeln physikalischen Kräfte, z. B. der Wärme, der Elektricität, des Lichts u. s. w. liegt, dagegen nur indirect von uns erschlossen und geahnt werden kann, sofern es als eine rein geistige, formbestimmende Idee zu denken ist, während wir rücksichtlich der Kunstformen aus unmittelbarer Selbstbeobachtung wissen, daß wirklich der active, impulsgebende Factor stets in einem rein geistigen Princip, in einer vorbildenden Idee besteht. Dieser Unterschied hat seinen Grund darin, daß die geistigen Substanzen, welche die Entstehung von Naturformen bewirken, noch unentwickelte, urzuständliche sind, noch die Formationsfähigkeit der Materie zur Kräftigung und Ausbildung ihrer selbst benutzen müssen, während diejenigen geistigen Substanzen, welche zur Entstehung von Kunstformen Veranlassung geben, sich selbst bereits durch Assimilation der ihnen homogenen und dienstwilligen Materie dergestalt gekräftigt und ausgebildet haben, daß sie mit Bewußtsein nicht nur die ihnen assimilirte Materie, sondern auch die ihnen ferner liegenden Stoffe nach vorbildlichen Ideen zu gestalten vermögen. Die Bildung der natürlichen Formen erfolgt daher unter vorherrschendem Einfluß der in der Materie waltenden Gesetze, indem die mit der Materie in Verbindung tretende geistige Potenz sich begnügt, dieselbe je nach seinem eigenthümlichen Bedürfniß und Wesen auf sich wirken zu lassen oder die Einwirkung womöglich abzulehnen; die Bildung der künstlerischen Formen dagegen erfolgt unter dem dominirenden Einfluß des Geistes, indem der Geist die Materie so, wie er will, gestaltet und sich den Naturgesetzen dabei nur insofern fügt, als sie sich nicht abweisen lassen oder insoweit es seinen eigenen Zwecken entspricht. Nur eine Folge hiervon ist es, daß im Bereich der Kunst der Idealismus eine höhere Berechtigung hat als der Materialismus und Naturalismus, d. h. der Künstler muß seine Formen zunächst und vorzugsweise nach seinen Ideen gestalten und hat sich nur zu hüten, daß er hierbei nicht einer bestimmten Materie Formen abzugewinnen sucht, die sie unter seinen Händen, so wie es die Idee verlangt, nicht anzunehmen vermag. Zum Materialismus sinkt die Kunst herab, wenn sie nur oder hauptsächlich durch das Material als solches, z. B. durch blendende Stoffe, glänzende Farben, schönklingende Worte u. s. w. zu wirken sucht und hierbei die Darstellung einer Idee als Nebensache betrachtet. Diesen Materialismus als Formalismus zu bezeichnen hat nur insofern einen Sinn, als man bei ungenauer Ausdrucksweise zuweilen alles, was zur Darstellung der Idee dient, auch das Darstellungsmaterial, als Form ansieht. Formalismus im strengern Sinne des Worts ist in der Kunst nur diejenige Richtung zu nennen, welche bei der Schöpfung ihrer Formen weder der Idee noch dem Material die Bedeutung des formbestimmenden Princips einräumt, sondern lediglich oder haupt-

sächlich durch die Formen als solche Effect zu machen sucht. Daß auch diese Richtung häufig gefunden wird, daß sie namentlich in solchen Zeiten dominirt, in welchen die künstlerische Technik eine bedeutende Höhe erreicht hat, während die Gedankenproduction bereits mehr oder weniger erschöpft ist, dafür liefert die Geschichte der Kunst und Poesie nur zu viel Belege, und leugnen läßt sich nicht, daß auch unter den Leistungen der Gegenwart gar manches von formalistischem Charakter gefunden wird. Gleichwol scheint es uns eine einseitige Auffassung unserer heutigen Kunst und Poesie zu sein, wenn Vischer den Formalismus geradezu als die Haupt- und Grundrichtung derselben bezeichnet. Im Gegentheil scheint mir das vorherrschende Streben der Jetztzeit darin zu bestehen, der künstlerischen Darstellung neue Gebiete der Ideenwelt zu erobern und sich namentlich auch solcher Sphären zu bemächtigen, die man sonst der prosaischen Behandlung überließ, so z. B., um nur eins zu nennen, die Culturgeschichte, die neuerdings nicht nur von der Poesie, sondern auch von der Malerei und Tonkunst ausgebeutet wird. Politische und religiöse Tendenzgedichte freilich, wie sie vor dem Jahre 1848 im Schwange waren, tauchen jetzt nur ausnahmsweise noch auf; aber kann es schon Formalismus genannt werden, wenn man die Stoffe lieber aus andern Gebieten als aus dem politischer und kirchlicher Desiderien schöpft? Wenn man sich in der Sculptur und Malerei jetzt mehr und mehr von dem frühern Idealismus einem sogenannten Realismus zuzuwenden sucht, so liegt auch hierin mehr eine Beseitigung als Förderung des Formalismus, denn der Realismus bethätigt sich hauptsächlich darin, sich von den als Muster überkommenen, typisch gewordenen Formen zu emancipiren und dergestalt den Inhalt als Hauptsache zu betrachten, daß dieser seine Formen sich selbst erzeugen muß. Selbst in der Musik, unstreitig der formellsten aller Künste, ist die jüngste und neueste Richtung gerade diejenige, welche im Kampf gegen die frühern, vorzugsweise nach Formenschönheit strebenden Richtungen, die Darstellung wirklicher Ideen und Gedanken als die Hauptaufgabe betrachtet wissen will, und wenn daneben auch solche Stimmen laut werden, welche aus Widerspruch gegen die Formverachtung in die Formüberschätzung verfallen und fälschlicherweise sogar zu behaupten suchen, die Musik könne gar nichts anderes als reine, inhaltslose Formen darstellen, so können wir es zwar nur billigen, wenn Vischer derartige Einseitigkeiten und Extravaganzen zurückweist, aber wir können darin durchaus keinen Grund finden, die gegenwärtige Kunstrichtung als eine vorherrschend formalistische zu betrachten.

Sofern nun die Vischer'sche Abhandlung hauptsächlich auf der ungegründeten Voraussetzung beruht, als thue es jetzt vor allem noth, dem Ueberhandnehmen des Formalismus entgegenzuarbeiten, hat sie, wie uns scheint, von vornherein zu dem in ihr erörterten Thema eine schiefe Stellung eingenommen und ist dadurch verhindert worden, die wichtige Frage über das Verhältniß der Form zum Stoff in unbefangener und umfassender Weise zu beantworten. Im Einzelnen findet sich manches Treffliche, aber eine nur annäherungsweise befriedigende Lösung des Problems, eine nur einigermaßen innerlich begründete und praktisch anwendbare Abgrenzung der Ansprüche und Rechte, welche der Inhalt der Form und die Form dem Inhalt gegenüber hat, haben wir darin nicht entdecken können. **Adolf Zeising.**

Zur Kritik der Schopenhauer'schen Philosophie.

Schopenhauer's philosophisches System, dargestellt und beurtheilt von Rudolf Seydel. Gekrönte Preisschrift. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.

Das Interesse, welches die vorliegende Schrift wegen der Wichtigkeit ihres Gegenstandes erregen muß, wird noch erhöht durch den Grund ihrer Entstehung: sie wurde durch eine von der philosophischen Facultät zu Leipzig für das Jahr 1856 aufgestellte Preisfrage veranlaßt.

„Bei allem Bemühen, gerecht zu sein", ist der Verfasser „in den Fall gekommen, das eigentliche Verdienst Schopenhauer's für die Auffindung philosophischer Wahrheit sehr gering anschlagen zu müssen", ja er vermag „ein solches Verdienst, durch welches wir in der Geschichte der Philosophie mit dem Namen Schopenhauer ein Stadium des Fortschritts bezeichnen könnten", gar nicht zu erkennen. Mit dieser Versicherung eröffnet er sein Buch, und fügt hierzu noch die Warnung, nicht zu willig dem „unmittelbaren Eindruck" bei der Lectüre Schopenhauer's zu folgen, und sich wol zu hüten vor einer leicht verstrickenden „belletristischen Zauberkraft" seiner Schriften. Wenn irgendjemand durch die Vorzüge der Schopenhauer'schen Darstellungsweise nicht geblendet worden ist, so gebührt dies Lob Seydel, der sein Auge deshalb im voraus mit schwarzen Gläsern bewaffnet zu haben scheint.

Das Hauptwerk Schopenhauer's, versichert Seydel, war schon bei seinem Erscheinen (im Jahre 1818) hinter dem unaufhaltsamen Drange der philosophischen Wissenschaft zurückgeblieben. „Die Philosophie, welche es enthält, ... hat weder Hegel, noch Schleiermacher, noch Herbart an sich erlebt." Dagegen soll es ein Stadium Fichte'scher Philosophie sein, das sich vollständiger, obwol freilich auch nicht in Bezug auf Aesthetik und Ethik, in Schopenhauer's System abspiegelt. Dieses Stadium bezeichnet dem Verfasser Fichte's „Bestimmung des Menschen", eine Schrift, welche, beiläufig gesagt, sich selbst für nicht mehr ausgibt, als eine popularisirende Darlegung der damaligen Resultate der Fichte'schen Philosophie, und daher nicht einmal Anspruch darauf macht, für „Philosophen von Profession" bestimmt zu sein. Hier aber soll mit ihr sogar eine ganz neue Periode in der Geschichte der Philosophie seit Baco und Cartesius beginnen. Will man durchaus mit Fichte einen neuen Zeitraum eröffnen, so sollte man ihn wenigstens von Fichte's Wissenschaftslehre datiren, und zwar von dem Tage an, wo Fichte jenen denkwürdigen Brief an Reinhold schrieb, der den ersten Vertreter der Kant'schen Philosophie in sein Heerlager hinüberzog; denn hiermit war das Schicksal der Philosophie in Deutschland für ein halbes Jahrhundert entschieden. Aber gern lassen wir es dahingestellt sein, inwieweit gerade diesem Zeitraume der „Cultus des Genius" in der Philosophie nachzurühmen sei, für welchen Seydel in die Schranken tritt, Schopenhauer und dessen Anhänger des Sacrilegiums beschuldigend.

„Fides praecedit intellectum" — dieser Grundsatz charakterisirt die neuere Methode zu philosophiren und hiermit den Standpunkt unsers Verfassers. „Ein Urprincip wird mit Begeisterung erschaut, von dessen Wahrheit man nicht sowol durch stringente Schlüsse (!), als durch die Aussicht überzeugt worden ist, welche es auf eine systematische Totalerkenntniß der Welt mit einem male eröffnet, und durch welche es im Gemüthe des Forschenden mehr, als bei dessen Vernunft, die vorläufig zurückgeschoben ist (!!), den unmittelbarsten Widerklang findet." Diese Methode befolgt nicht Grundsätze, sondern Maximen, die sich natürlich nicht durch die Vernunft prüfen, sondern lediglich ins Gewissen schieben lassen. „Jedes Paar von Gegensätzen in höherer Einheit zu versöhnen, wird Maxime." Es wird nicht mehr gefolgert, sondern ohne weiteres gesetzt. „So wird die Einheit, Identität der Formen und Gesetze des Denkens und Seins unmittelbar gesetzt, gesetzt, weil man sie setzen mußte, weil man erkannt hatte, daß sie schon stillschweigend gesetzt sein mußte, ehe sie gesetzt werden, ja auch, ehe sie geleugnet werden konnte." Erst zur „consequenten Durchführung des Systems bedarf es wieder der" (vorläufig zurückgeschobenen) „Vernunft"!

„Fichte, Schelling und Schleiermacher haben den Uebergang" zu dieser Speculationsmethode „in sich erlebt"; „Schopenhauer dagegen .... ist im Uebergange selbst", und zwar auf dem Standpunkte, den „die Bestimmung des Menschen" bezeichnet, „stehen geblieben". Er verhält sich zu den Lehren jener Philosophen nur als ein verspäteter Vorbote. Sogar sein Stil soll, vermuthlich nach Abzug der „belletristischen Zauberkraft", verkündigend auf die Erscheinungen hinweisen, welche die neuere philosophische Literatur uns brachte.

Der Verfasser gibt uns nunmehr eine Darstellung der Schopenhauer'schen Philosophie, der sich sogleich bei den einzelnen Abschnitten seine Begutachtung anschließt. Wir müssen hervorheben, daß diese Darstellung äußerst wenig Liebe für den Gegenstand bekundet. Sie ist nicht nur in die sparsamsten Abbreviaturen gefaßt, die sich seltsamerweise oft bis auf die Silben und Buchstaben erstrecken, sondern zerstückelt und zerreißt auch den Stoff in der willkürlichsten Weise, und nimmt die einzelnen Belegstellen, in dem ungerechtfertigten Eifer, Widersprüche aus den meist durch Jahrzehnde in ihrer Entstehungszeit getrennten und daher natürlich auch manche Verschiedenheit in der Form und Darstellungsweise an sich tragenden Schriften Schopenhauer's zu erhaschen, oft aus allem für das Verständniß nothwendigen Zusammenhang heraus. Die Punkte, wo der Verfasser sich auf die Priorität Fichte's bezieht (S. 25, 61, 65, 66), bitten wir, da ein Vergleich hier zu weit führen würde, den Kenner selbst in Erwägung zu ziehen, und dabei die betreffenden Stellen in der „Bestimmung des Menschen" nachzuschlagen: er wird finden, daß auch nicht eine einzige der von Seydel hervorgesuchten, vereinzelten und zufälligen Aehnlichkeiten die Vorgängerschaft Fichte's zu behaupten berechtigt. Eine Verwandtschaft zwischen Schopenhauer und Fichte ist überhaupt nur insoweit anzuerkennen, als beide gemeinschaftlich auf dem Boden der Kant'schen Philosophie stehen. Dieser gemeinschaftliche Ursprung ihrer Lehren wird von denen, welche mit dem Vorwurfe der Priorität auftreten, völlig außer Acht gelassen.

Der Verfasser bringt die Schopenhauer'sche Philosophie unter drei derselben ganz fremde Fächer: Logik, Physik und Metaphysik. Die Bezeichnung „Logik" für Erkenntnißtheorie überhaupt würden wir, als eine bloße Wortverschiedenheit, gern hingehen lassen, wenn uns nicht mit dem Ausdrucke zugleich die Sache untergeschoben würde. Diese Logik aber, welche der Verfasser aus einigen Spänen der Schopenhauer'schen Philosophie zusammensetzen will, ist keine andere als die Hegel'sche mit ihren unsterblichen Fundamentalsätzen: Sein = Nichts, und: Sein + Nichts = Werden. Die Anerkennung des Identitätssatzes (oder Satzes vom Widerspruch) als eines absolut gültigen, auch auf „andern Sternen" einheimischen Gesetzes der Wahrheit muß das wichtige tertium comparationis abgeben zwischen Schopenhauer und der Philosophie des absoluten Wissens. An diesem einen Satze aber hängen, nach Seydel, alle übrigen Erkenntnißformen so fest, daß wenn nur er mit visirtem Paß über die Grenze gelangt ins überschwengliche Reich der Noumena, auch Zeit, Raum und Causalität sich nicht länger aufhalten lassen und von ihrer subjectiven Gültigkeit emancipiren. Daß der Identitätssatz eine absolute Wahrheit sei, hält der Verfasser für gar keiner Ausführung bedürftig. Wer dies verneinen wollte, behauptet er, gliche dem, der da sagt, er könne nicht reden. Dies Gleichniß ist nicht ohne Absicht von der Sprache hergenommen. Der Verfasser will uns nämlich glauben machen, daß alle Erkenntniß nur abstract sei, aus bloßen Begriffen bestehe, und daher der Form der Mittheilung unterliege; Goethe aber sagt sehr wahr: „Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren." Der Verfasser bedenkt nicht, daß die Anschauung, welche der feste, ruhende Hintergrund ist aller Abstraction, von einem Widerspruche gar nicht behaftet sein kann, und daß daher der Satz des Widerspruchs in der Anwendung auf sie gar keinen Sinn hat, man müßte ihn denn, was Kant als unstatthaft nachweist, durch die Zeitbestimmung „zugleich" beschränken. Erst im Gebiete der Abstraction begegnen wir dem Widerspruch. Wenn unser Erkennen nun überhaupt nur Form ist, so betrifft der Satz des Widerspruchs lediglich die Form einer Form.

Wir können, ohne langweilig zu werden, uns nicht der Bemühung unterziehen, die Argumentationen speciell zu widerlegen, durch welche der Verfasser mit dem solchergestalt als aeterna veritas habilitirten Identitätssatze alle andern Erkenntnißgesetze, insbesondere das Causalitätsgesetz und den (in der Mathematik herrschenden) Satz vom Seinsgrunde, identificiren und somit alles in den Topf der Einerleiheit zusammengießen will. Er gelangt zu der exorbitanten Behauptung, daß es keine Wahrheit gebe als die logische, und daß nur analytische Urtheile den Charakter der Nothwendigkeit haben können. Dann freilich ist Kant's berühmte Frage nach der Möglichkeit synthetischer Sätze a priori, weil sie deren Wirklichkeit als ausgemacht voraussetzte, eine sehr unbedachte und verkehrte gewesen. Der Grundgedanke der Vernunftkritik ist ein falscher und deren Werth sinkt auf Null herab. Aber anstatt aller Widerlegung rathen wir dem Verfasser, Kant's Schrift „über eine Entdeckung, nach der alle Kritik der Vernunft entbehrlich werden soll", zu lesen, und die Zurechtweisungen, welche ein jetzt längst vergessener Quidam dort erfährt (vgl. S. 328, 332, 350, 387 fg. der Hartenstein'schen Gesammtausgabe, Bd. 3), auf sich anzuwenden, wovon er sich manche Belehrung versprechen darf. Er beherzige besonders den Ausspruch Kant's, daß man nie den Unterschied zwischen synthetischen und analytischen Urtheilen gehörig einsehen kann, „wenn man ihn auf dem Gebiete der Logik erklären will, denn wir müssen eben schon aus der formal-discursiven Erkenntniß heraus und zur Anschauung (reinen oder empirischen) übergehen, um zu wissen, was ein synthetisches Urtheil sei".

Wir würden aber Seydel gewiß sehr unrecht thun, wenn wir diese Unlust zu Distinctionen und diesen Hang, die philosophischen Fragen auf das Gebiet der Logik zu versetzen, ihm allein zurechnen wollten: es sind dies vielmehr die Grundgebrechen der neuern deutschen Speculation überhaupt. Man suchte der Anstrengung empirischer Forschung zu entgehen, und glaubte, der zu wahrer philosophischer Productivität (die auf Intuition, d. h. anschaulicher Auffassung der realen Welt, beruht) nothwendigen Stimmung und Energie des Geistes entrathen zu können, indem man das beschwerliche Erfahrungsgebiet überhüpfte und sich in den leichten Aether der inhaltslosen Vernunft erhob. Hier befindet sich jeder zu Hause, und keiner ist reicher als die andern. So begründete diese Geistesrichtung eine Art von geistigem Socialismus und gab jedem die metaphysische Wünschelruthe an die Hand. Denn wenn alle Erforschung der Wahrheit nicht mehr ist, als die Zubereitung und Verschneidung dessen, was a priori schon in unserer Vernunft lag; so gibt es wenig Arbeit, und wir brauchen, um uns zum Mahl zu setzen, nur unser „Tischlein, deck' dich!" auszurufen.

Der Verfasser der Schrift scheint es für seine Aufgabe zu halten, jede auch noch so einfache, verständliche und durch sich selbst einleuchtende Behauptung Schopenhauer's schief aufzufassen oder zu verdrehen und deren Gegentheil mit Gründen zu unterstützen. Die Art und Weise, wie dies geschieht, fällt oft ins Komische. Wir begnügen uns mit zwei Beispielen, könnten aber deren mehr als ein Dutzend bringen. Schopenhauer führt (mit Kant) als einen Beleg dafür, daß räumliche Verhältnisse begrifflich gar nicht zu fassen, sondern nur mittels der Anschauung verständlich zu machen sind, den Unterschied zwischen dem rechten und linken Handschuh an. Hierauf entgegnet Seydel: der Umstand, daß der linke Handschuh nicht an die rechte Hand passe, habe lediglich darin seinen Grund, daß die Wirkung auf die Finger beim unpassenden Handschuh eine hemmende sei, und dies ergebe sich (durch ein analytisches Urtheil) aus dem Begriffe des Unpassenden. Fast ebenso seltsam lautet eine andere Entgegnung. Schopenhauer belegt die Behauptung, daß die Zeit nichts den Dingen Immanentes sei, unter anderm durch das Gesetz der Trägheit, welches die apriorische Einsicht enthalte, daß die Zeit keine physischen Veränderungen hervorbringe. Dem stellt Seydel entgegen: das Gesetz der Trägheit sei nirgends völlig realisirt in der Natur (!) und ein Perpetuum-mobile nicht zu construiren, weil die Zeit wirklich physische Veränderungen hervorbringe. Vortrefflich! So ist es also die Zeit, welche z. B. einen rollenden Gegenstand endlich zum Stillstehen bringt, und man schmiert die Wagenräder vermuthlich deshalb ein, um den störenden Einfluß der Zeit auf ihre Bewegung zu verringern.

Wenn Lessing irgendwo sagt, daß es ein leichtes Geschäft sei,

einem Schriftsteller Widersprüche vorzuwerfen, so möchte dies bei Schopenhauer doppelt leicht sein, nicht nur aus dem schon angedeuteten Grunde, weil die Resultate seiner Forschungen aus sehr verschiedenen Lebensaltern herrühren, sondern auch darum, weil er bei seinen Untersuchungen stets unmittelbar auf die (innere oder äußere) Erfahrung zurückgeht und die Uebereinstimmung zwischen den Erfahrungen nicht macht, sondern sucht. Wer nichts zu sagen weiß, wird keine Gefahr laufen, sich zu widersprechen. Wer aber bei jedem Anlasse, auf jeder Seite seiner Schriften so viel sagt wie Schopenhauer, wird wenigstens den Schein des Widerspruchs nicht immer vermeiden können, und wer ihn ernstlich zu verstehen bemüht ist, wird diesen Schein durch Nachdenken entfernen. Ohne uns daher auf die unzähligen Inconsequenzen einzulassen, welche der Verfasser aus Schopenhauer's Werken herausgefischt zu haben glaubt, machen wir für den Kenner der Schopenhauer'schen Philosophie noch folgende Bemerkung. Die mit einiger Scheinbarkeit geführten Angriffe gegen den Beweis der Apriorität des Causalgesetzes (S. 19 fg.) gründen sich lediglich auf das Misverständniß, daß die Empfindung von Schopenhauer als ein ursprünglich Unräumliches und Unzeitliches (als ideeller Punkt im ideellen Augenblicke) aufgefaßt werde (was allerdings Fichte thut, wenigstens in Bezug auf die räumliche Beschaffenheit; vgl. „Bestimmung des Menschen", neue Auflage, Berlin 1825, S. 75 und 100), welches nun erst durch die Anwendung des Causalgesetzes seine zeitliche und räumliche Qualität erhalte, woraus folgen würde, daß gar kein denkbarer Stoff der erkennenden Handlung untergelegt sei. Allein Schopenhauer ist weit entfernt von dieser Annahme. Vielmehr folgt er der Ansicht Kant's, wonach die Empfindung schon ursprünglich in Raum und Zeit (oder, wie beim Gehör, wenigstens in der Zeit allein) empfangen wird. Aus diesem Grunde eben nennt Kant Raum und Zeit Formen der Anschauung, und befaßt er sie unter dem Ausdrucke „reine Sinnlichkeit". Nur den Nachweis, durch welche Handlung des Subjects die uns so gegebene Empfindung zur Vorstellung einer raumerfüllenden wirkenden Masse werde, welche Function also der Empfindung die Materialität verleihe, diesen Nachweis gibt Schopenhauer. Die Gesichtsempfindung ist also schon ursprünglich ein in räumlicher Ausbreitung gegebenes Reale, aber erst durch das Zuthun des Verstandes erwächst aus ihr die Vorstellung eines den Raum in seinen drei Dimensionen erfüllenden, bestimmt begrenzten Gegenstandes. Wir müssen bei dieser Gelegenheit dem Verfasser auch den Rath ertheilen, sich künftig bei Citaten mit Anführungszeichen einer größern Sorgfalt zu befleißigen. Der Ausdruck: „die Retina empfindet den Eindruck verkehrt", findet sich in keiner Schrift Schopenhauer's. Alle Polemik, selbst die heftigste, betrifft nur die Ueberzeugungen des Angreifenden, aber ein Versehen der genannten Art erregt Mistrauen gegen seine Gesinnung.

Mit dem Grundprincipe der Schopenhauer'schen Metaphysik bekennt sich der Verfasser in der Hauptsache einverstanden; nur polemesirt er gegen die Bezeichnung „Wille" und will das Wesen der Welt als ein absolutes Werden, als einen ewigen, teleologischen Proceß aufgefaßt wissen. Welche Würdigung Schopenhauer's Theorie des Schönen und die Lehren seiner Ethik, dieser vielleicht tiefsinnigsten Partie seines Systems, durch den Verfasser erfahren, wollen wir unerörtert lassen. Es wird uns lieb sein, wenn die vorliegende Schrift eine allgemeinere Beachtung und der von ihr behandelte Gegenstand dadurch eine vermehrte Theilnahme findet; denn auch wir sind der frohen Ueberzeugung, daß „zu einer unparteiischen Beurtheilung der Schopenhauer'schen Philosophie in unsern Tagen alle Bedingungen erfüllt seien". Aber diese Zeit der unbefangenen Beurtheilung würde noch fern, sehr fern für uns liegen, wenn die Ansichten des Verfassers dieser Schrift die heute geltenden wären. 36.

Notizen.

Marquis de la Grange.

Schon bei Gelegenheit einer Besprechung des von dem Marquis de la Grange herausgegebenen Reiswerks des Seigneur Caumont (Nr. 32 d. Bl. f. 1858) benachrichtigten wir unsere Leser, daß der Marquis mit der Ausarbeitung einer „Histoire littéraire d'Allemagne" beschäftigt sei, auf die man um so gespannter sein darf, da sie wol die erste alle Perioden der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten an umfassende deutsche Literaturgeschichte ist, welche man der Feder eines Ausländers verdanken wird. Jetzt theilt man uns mit, daß der erste und vielleicht schon der zweite Band derselben bereits in die Oeffentlichkeit getreten sein würde, wenn der Verfasser nicht seit fünf Monaten an einem rheumatischen Uebel gelitten hätte. Auf dieses Leiden deutet Marquis de la Grange auch in einem Discours hin, der unter dem Titel „Discours de réception prononcé par M. le marquis de la Grange le 9 novembre 1858 à l'académie impériale des sciences, belles lettres et arts de Bordeaux" soeben in Bordeaux bei Gounonilhou, „imprimeur de l'académie", erschienen ist. Er spricht nämlich im Eingange der Schrift sein Bedauern aus, daß der Zustand seiner Gesundheit ihn verhindert habe, früher der freundlichen Einladung der Akademie Folge zu leisten, sodaß zwischen seiner Wahl zum Mitgliede und seinem Eintritt bereits drei Präsidenten einander gefolgt seien. Die Schrift war uns schon deshalb interessant, weil sie zu den sich mehrenden Beweisen gehört, daß auch in den französischen Provinzen ein regeres wissenschaftliches und literarisches Leben erwacht, daß sich die Provinzen wenigstens in dieser Hinsicht von der drückenden Monokratie der Hauptstadt loszuringen streben. Der Marquis wirft die Frage auf, wie es komme, daß Guyenne, welches in alten Tagen schon als Aquitanien eine so bedeutende Rolle gespielt, dieses „pays privilégié", berühmt durch seine Troubadours, das Vaterland eines Montaigne und Montesquieu, eines Vergniaux und Desèze, in neuester Zeit so zurückgeblieben sei. Bordeaux sei ja immer noch „la ville la plus spirituelle du monde", seine Bewohner hätten noch immer denselben lebhaften Geist; aber ihre Thätigkeit habe eine andere Richtung eingeschlagen. Doch das liege nicht an einer lokalen Ursache; dieselbe Ursache habe überall und nicht blos in Frankreich dieselben Folgen gehabt; die Tendenzen der Zeit müßten angeklagt werden. In allen Ländern nehme man mit Bedauern die Erscheinung wahr, daß, je weiter sich der handwerksmäßige Unterricht ausbreite, um so mehr der Gipfel der höhern Studien einzusinken scheine, daß die Zahl der Unwissenden zwar sich verringere und die der Capacitäten zweiten Rangs in bedeutendem Grade wachse, daß dagegen aber auch der überragenden Geister weniger würden, gleich als ob das Licht nur in der Finsterniß leuchten könne; schon fange es den Regierungen an schwer zu werden, Männer zu finden, welche den Anforderungen der Zeit gewachsen seien. Man vernachlässige die Studien, welche das Herz veredelten und den Geist erhöben; und indem man sich auf die Specialstudien und die sogenannten positiven Wissenschaften beschränke, gewöhne sich der Geist, die Welt nur von dem Winkel aus zu betrachten, auf den man sich eingeschränkt habe, also vom engsten Gesichtspunkt. In Deutschland theile man die Studien in ein wissenschaftliches und in ein Brotstudium („études qui servent de gagne pain"); dieser Unterschied sei sehr bezeichnend. Wollten sich die Geister in Frankreich „specialisiren", so würde die Wissenschaft in ein bloßes Handwerk mit kastenartiger Eintheilung entarten, und die Zahl der an der Scholle der materiellen Interessen klebenden Menschen, „que les Allemands qualifient encore de *Philistins* pour les séparer du peuple de Dieu", würde in schreckenerregender Weise zunehmen. Die schönsten Epochen der Geschichte seien aber diejenigen gewesen, in welchen der Glaube des Zweifels Herr geworden, aber ein Glaube, hinlänglich erleuchtet, um auch dem Bewußtsein und der Vernunft genugzuthun. Was nütze es, wenn jeder lesen und schreiben

könne, niemand aber gesund zu denken im Stande sei? Am Schlusse seines Discours hebt de la Grange hervor, daß der Kaiser ein Decret erlassen habe, welches die Veröffentlichung der französischen Gedichte seit dem 12. bis zum 14. Jahrhunderte verordne, „um nicht den deutschen Gelehrten und den englischen Bibliophilen die Ehre zu lassen, die Denkmäler altfranzösischer Dichtkunst zu veröffentlichen"; es sei auch in der That überraschend, welche Lebenskraft in diesen Dichtungen: „Les quatre fils Aymon", „Fierabras", „Huon de Bordeaux", „Jourdain de Blaye", „Amis et Amiles" verborgen sei; diese und „Jean de Paris", „Mélusine", „Le chien de Montargis", „Pierre de Provence", „Robert le Diable", „Valentin et Orson", „Gallien le restauré" würden noch heute als Volksbücher gedruckt und gelesen, und nicht nur in französischer Sprache und in Frankreich selbst, sondern in allen europäischen Sprachen und Ländern. Wir erwähnen noch, daß dieser Discours wirklich ausgezeichnet schön geschrieben ist, mit jener Anmuth, Bestimmtheit und spiegelklaren Durchsichtigkeit, wie sie in deutschen wissenschaftlichen Schriften zur Zeit nur äußerst selten angetroffen werden, sodaß englische Kritiker behaupten, reines Deutsch finde man gegenwärtig nur noch in unserer von den Gelehrten so verachteten Poesie. Wirklich schrieb man zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland im allgemeinen eine reinere, natürlichere und anmuthigere Prosa, ohne doch vielleicht denselben Geist und dasselbe Wissen zu besitzen, wie sie heutzutage so häufig angetroffen werden.

Emil Rittershaus.

Im Jahre 1855 trat ein junger Dichter aus dem Wupperthale, Emil Rittershaus, zuerst mit einer Sammlung von Gedichten auf, die sich bald Freunde erwarb und sich jetzt in zweiter, stark vermehrter Auflage (Breslau, Trewendt, 1858) um neue Freunde bewirbt. Gedichtsammlungen dieser Gattung sind jetzt überhaupt beliebt; große weltgeschichtliche Aufgaben werden darin nicht behandelt, metaphysische Räthsel nicht zu lösen gesucht; dämonischen Regungen und stürmischen aufregenden Leidenschaften wird vorsichtig aus dem Wege gegangen; von Witz, Humor und Ironie findet sich keine Spur, obschon vielleicht ein Anflug von anakreontischer Tändelei (wie bei Rittershaus in der Abtheilung „Wein"); auch das epische Element, zeige es sich auch nur in dem engen Rahmen der Ballade, und die gestaltende Phantasie haben in ihnen keine Stätte mehr. Um so mehr handelt es sich in ihnen um sinnige Lebensbeobachtung, um bürgerlich-sittliches Wohlverhalten, um sokratische Weisheit im modernen Gewande, um den Trost, den man einer Welt gegenüber, welche für die Unklugheit einer Handlung in weltlichem Sinne ein sehr scharfes Auge hat, aber keins für die tiefern sittlichen Motive einer Handlung, in der eigenen Brust suchen muß, um die Verherrlichung des Familienlebens: kurz um die Feststellung des innern Glücks, um die Beruhigung und Beschwichtigung des Herzens, um das Gleichgewicht der Seele und die Mittel, wie es zu erringen ist, trotz der Unvollkommenheit und Gebrechlichkeit der Welt, gegen die mit Energie anzukämpfen schon deshalb nicht rathsam wäre, weil man das Gleichgewicht der Seele, den innern Frieden, dieses höchste Lebensziel, dadurch ja nur stören würde. Wer wollte leugnen, daß eine Poesie dieser Art und Tendenz nicht ihre volle Berechtigung habe, zumal in unserer Zeit, wo so viele Unruhe in den Gemüthern und so viele Verwirrung in den sittlichen Begriffen herrscht? Nur hüte man sich, dieses Genre der Poesie für das allein berechtigte oder für das höchste zu halten; es ist eben nur für diejenigen Gemüther, welche nach überstandenen Herzensleiden zuletzt im unbewegten Frieden ihr Glück suchen und finden, aber nicht für die starken Herzen, die von Kampflust geschwellt sind, die handeln, wagen und kämpfen müssen, um sich im richtigen Gebrauch ihrer Kräfte wohl zu fühlen; hüten wir uns vor einem Quietismus, der unsere Kraft lähmen und uns zuletzt in träumerisch-müßige Fakirs verwandeln würde. Zu den liebenswürdigsten Vertretern jener didaktischen Gemüthspoesie gehört nun Emil Rittershaus, und wer auf dem gleichen Wege, auf dem er sie fand, Trost und Frieden sucht, wird nicht umsonst an dem durchaus lautern Quell seiner Poesie seine Seele zur Tränke führen. Uebrigens verweisen wir auf Gottschall's Bericht über die erste Auflage seiner Gedichte in Nr. 45 d. Bl. f. 1856. Die Gedichte, um welche diese neue Auflage vermehrt ist, speciell zu berücksichtigen und zu kritisiren, dürfte deshalb nicht nöthig sein, weil Ton und Stimmung in ihnen dieselbe ist wie in seinen frühern. Nur in formeller Hinsicht möchten wir noch etwas rügend bemerken. Des Verfassers Gedichte haben im ganzen eine sehr leichte flüssige Form, aber sie sind nicht frei von harten Elisionen vor Consonanten, namentlich nicht die längern. Wir finden deren z. B. in dem sonst schönen Gedicht „Friedrich von Borckel" (S. 184—192) folgende: „Wer möcht' sich mit dem Greis befassen"; „Ich hab' geschlummert"; „Ich werd' Soldat"; „So hab' die Freuden ich ans Herz gepreßt"; „Und hab' zu mir gesagt"; „Und dacht' der Heimat"; „Hatt' getrieben"; „Ich dacht' des Parks"; „Ich rafft' mich auf"; „Mein Träumen war zu End'" (als Reim auf „kennt"); „Was ich in jener Stund' gelitten"; „Ich hab' nicht mitgesungen"; „In der letzten Stund'" (als Reim auf „Mund") u. s. w. Wir gehören nicht zu den kritischen Kleinmäklern, welche sich ein Vergnügen daraus machen, Verstöße dieser Art in Gedichten aufzusuchen; aber wenn sich solche Härten auf dem Raum weniger Seiten in so großer Zahl wiederholen, so ist es klar, daß dadurch der Genuß auch des besten Gedichts wesentlich beeinträchtigt wird. Es sind dies Nachlässigkeiten, die der Dichter bei der Gewandtheit, womit er sonst die Form beherrscht, ohne große Mühe vermeiden oder beseitigen konnte.

H. M.

Bibliographie.

Bacheliade. Oder wundersamliche Schicksale und Wanderungen und was ihme sunsten Abentheuerliches bei seinen Kämpfen mit Schlangen und Mäusen, Dänen und Preußen 2c. aufgestoßen seie, ihme, dem Bachel 2c. Würzburg. 8. 12 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Findlinge. Zur Geschichte deutscher Sprache und Dichtung. 1stes Heft. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 24 Ngr.

Kalisch, D., Anton steck' den Degen ein! oder: Der weibliche Rarey. Fastnachts-Burleske. Berlin, Falckenberg. Gr. 16. 5 Ngr.

Patriotische Klänge von 1859. Ein Liederkranz gewunden dem deutschen Volke. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 16. 10 Ngr.

Kolenati, F. A., Reiseerinnerungen. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Die Bereisung Circassiens. Mit 16 Holzschnitten. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 25 Ngr.

Krauß, S., Die große Synode, ihr Ursprung und ihre Wirkungen. Historischer Versuch über das erste Jahrhundert des Thalmudismus von Herrn Rabbiner Löw, kritisch beleuchtet. Pest, Pfeifer. Gr. 8. 12 Ngr.

Mahlmann's, A., sämmtliche Schriften. Nebst Mahlmann's Biographie und Portrait. 1ster Band. Leipzig, Fries. Gr. 16. 15 Ngr.

Maercker, F. A., Karl Martell. Tragödie in fünf Akten. Berlin, Decker. 8. 22½ Ngr.

Sander, Die Katastrophe im Orient und ihre Rückwirkung auf den Occident. Berlin, W. Schultze. 1855. Gr. 8. 16 Ngr.

Weilepp, J., Markgraf Johann von Küstrin. Eine poetische Schilderung als Nachlese zum Reformationsfest. Halle, Fricke. 16. 6 Ngr.

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Herausgegeben von M. Lazarus und H. Steinthal. 1ster Band. Sechs Hefte. Berlin, Dümmler. Gr. 8. à Heft 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 28. April 1859.

Bronn's Theorie der Schöpfungsgeschichte.

Untersuchungen über die Entwickelungsgesetze der organischen Welt während der Bildungszeit unserer Erdoberfläche. Von H. G. Bronn. Eine von der französischen Akademie im Jahre 1857 gekrönte Preisschrift, mit ihrer Erlaubniß deutsch herausgegeben. Stuttgart, Schweizerbart. 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Der durch seine paläontologischen Forschungen in der gelehrten Welt rühmlichst bekannte Verfasser hat in diesem Werke ein neues Zeugniß seines unermüdlichen Fleißes, seiner tiefen und umfassenden Kenntnisse gegeben, das nur diejenigen in vollem Umfange zu würdigen wissen, denen ein Einblick in die unendliche Fülle der Thatsachen nicht nur, sondern auch in die Schwierigkeiten ihrer Beurtheilung und Sichtung vergönnt ist, und welche allein es möglich machte, auf sie eine befriedigende, auf allen Punkten gestützte Theorie zu gründen. Ist schon an sich der Gegenstand, der hier behandelt wird, von hohem wissenschaftlichen Interesse, so wird dieses noch durch die Lösung und die daraus gezogene Schlußfolgerung gesteigert. In der That hängt das Problem der Entstehung und Entwickelung der organischen Schöpfung der Erde nicht blos mit der Naturwissenschaft zusammen: es ist geeignet, auch von der Philosophie, selbst der Theologie in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen zu werden. Ist nämlich, wie eine erst in jüngster Zeit aufgetauchte Richtung sich zu erweisen bemüht, alles von jeher so gewesen wie jetzt, haben die Haupttypen des Thier- und Pflanzenreichs, auch die vollkommensten, von jeher existirt, so erscheinen uns die verschiedenen Physiognomien der organischen Natur in den verschiedenen Perioden des Lebens der Erde lediglich durch die äußern Umstände veranlaßt, kehren mit den gleichen Umständen immer aufs neue wieder. Existirt aber, wie Bronn bewiesen zu haben scheint, auch ein progressives Gesetz, so ist damit ein Plan offenbar geworden, nach welchem die organische Schöpfung sich im Einklang mit den äußern Umständen nach der in ihre Keime gelegten Prädestination von einfachern und relativ unvollkommenern Formen zu dem Reichthum und der Fülle von Gestalten aller Vollkommenheitsgrade entwickelt hat, welche die gegenwärtige Periode mit dem Menschen an der Spitze auszeichnet. Jene, welche Bronn's Gesetz der successiven Entwickelung vom Niedern zum Höhern umstoßen wollen, haben dem seinigen ein gleich allseitig gestütztes System entgegenzustellen oder wenigstens so viele widersprechende Thatsachen beizubringen, daß die — bisjetzt so vereinzelten — Ausnahmen von jenem Gesetze zur Regel werden. Der Verfasser sagt:

> Die Erdrinde ist ein großes Buch; ihre Schichten sind die Blätter desselben, Versteinerungen die Buchstaben des Alphabets und der Inhalt ist die Geschichte der Schöpfung..... Aber jene Blätter liegen unvollständig, zerrissen, durcheinander geworfen und verblichen vor uns, wir müssen sie zu ordnen und zu ergänzen suchen, die Interpretation findet weiten Spielraum..... Das Alphabet, worin das Buch geschrieben, war uns lange fremd; man hatte es verkannt und begann es erst zu entziffern, als man anfing, den Schlüssel dazu in unserer heutigen Natur zu suchen..... Der Verfasser dieses Buchs besitzt die größte Glaubwürdigkeit, denn er war Zeitgenosse der Begebenheiten, die er uns beschreibt, er war der Baumeister unserer Erdrinde selbst, welcher viele Ereignisse jener Zeiten durch Autobiotypie dargestellt hat..... Nicht leicht hat irgendein bedeutenderes Ereigniß in der Geschichte der Erdoberfläche eintreten können, das uns nicht durch die Art, den Zustand, die Vergesellschaftung und den Wechsel der fossilen Reste verrathen würde.

Welche Schwierigkeiten ergeben sich aber, wenn es das Ordnen und Bestimmen dieser zerstreuten und oft kaum kennbaren Reste früherer Organisationen gilt! Neben den jetzt vorhandenen, gesammelten und größtentheils auch schon beschriebenen 100000 Arten von Pflanzen und 120000 von Thieren sind bereits gegen 30000 Arten fossiler Organismen aufgefunden, deren Einordnung in die verschiedenen Perioden, Schichten und Terrains eine mehr oder minder verwickelte Arbeit erfordert, abgesehen von den Schwierigkeiten, welche eine sich immer mehr häufende Synonymie mit sich bringt. Nachdem der Verfasser im ersten Theil die Einleitung gegeben, in welcher man einer ziemlich scharfen Kritik d'Orbigny's begegnet, welcher in seinem „Prodrome de Paléontologie stratigraphique" und in seinem „Cours élémentaire de Paléontologie et de Géologie" die „Wissenschaft aufs neue mit einer ebenso üppigen als flüchtigen Synonymie überschüttet hat, statt sie zu fördern", liefert er eine Reihe von Tabellen als Belege für seine spätern Ausführungen, eine wahre

Riesenarbeit, auf die mühsamsten Zusammenstellungen und Zählungen gegründet. Im zweiten Theil untersucht der Verfasser vorerst das Problem der Entstehung der Organismen. Die physikalischen und chemischen Gesetze reichen hin, auch jene Bewegungen und Veränderungen zu veranlassen und fortzuführen, welche die Erde und deren Rinde gestaltet haben, aber es entstehen keine neuen Organismen mehr. Der Naturforscher kann sich schwer entschließen, die Erzeugung der Organismen als unmittelbaren Ausfluß göttlicher Schöpferthätigkeit anzusehen, weil durch eine solche sonst nichts in der Natur, alles vielmehr durch allgemeine Kräfte bewirkt und geordnet wird; er nimmt daher lieber eine noch unbekannte Kraft an, welche die Organismen hervorgebracht hat und in seltenen Fällen nach Lyell noch jetzt hervorbringt. Manche Naturforscher lassen die einfachsten Organismen durch spontane Erzeugung entstehen und die zusammengesetztern aus wenigen Urformen durch Wirkung eines innern Bildungstriebes unter sich fortwährend verändernden äußern Umständen im Laufe der Zeiten hervorgehen (de Lamarck, Geoffroy St.-Hilaire, Oken, Grant, d'Alton, Unger u. a.) Nun aber wurde die spontane Ergänzung immer mehr beschränkt und zweifelhaft und es liegen keine Erfahrungen von dem Uebergang einer Species, Sippe oder gar Ordnung und Klasse in andere vor. Die allerfrühesten organischen Wesen waren Pflanzen, Pflanzenthiere, Weichthiere, Krebse, vielleicht auch schon Fische, welche alle gleichzeitig auftraten, daher nicht durch Umbildung aus frühern entstanden sein konnten. Jede Art entstand sogleich in einer mehr oder weniger großen Zahl von Individuen und nahm daher schon uranfänglich einen gewissen Bezirk ein; manche Arten mochten wol auch in nicht zu entfernten Zeiten mehrmals nacheinander entstanden sein. Die unbekannte, die ersten Organismen erzeugende Kraft hat in gesteigertem Maße durch die ganze geologische Zeit fortgewirkt bis zum Erscheinen des Menschen und wir sehen nirgends eine allmähliche Umgestaltung älterer Arten und Sippen in neue. Zugleich zeigt sich in der Aufeinanderfolge der Organismen ein Plan und stetiger Gang; alte Arten gingen unter und gaben eben dadurch Raum für sie ersetzende neue, gewöhnlich vollkommenere, und immer standen die neuen in Beziehung zu den äußern Umständen und Lebensbedingungen; zuletzt als alles für ihn vorbereitet war, erschien der Mensch. Entweder war diese planmäßige Entwickelung das Werk eines bewußten Schöpfers, der alles bis ins kleinste selbst ordnete oder einer bisjetzt unbekannten allgemeinen Naturkraft, woraus sich erklärt, daß die Entwickelung der unorganischen und organischen Natur stets gleichen Schritt hielt. Der Verfasser entscheidet sich dafür, daß alle Pflanzen- und Thierformen durch eine unbekannte Kraft ursprünglich geschaffen, nicht aus einigen wenigen Urformen hervorgegangen seien, sagt aber dabei:

Eine solche Kraft, obgleich wir sie nicht kennen, würde nicht nur mit der gesammten übrigen Einrichtung der Natur vollkommen in Einklang stehen, sondern es müßte uns auch der Schöpfer, welcher die Entwickelung der organischen Natur durch eine solche in sie gelegte Kraft leitete, wie er die der unorganischen durch bloße Zusammenwirkung von Attraction und Affinität leitet, weit erhabener erscheinen, als wenn wir annähmen, daß er auf die Einführung und den Wechsel der Pflanzen- und Thierwelt auf der Oberfläche der Erde fortwährend dieselbe Sorge verwenden müsse, wie sie ein Gärtner täglich auf jedes einzelne Pflänzchen bei Bestellung seines Gartens verwendet.

Ist es einerseits undenkbar, daß ohne Regelung durch eine unendliche Vernunft eine geordnete Welt hätte entstehen können, so muß man andererseits zugeben, daß diese Regelung sich allerdings nicht so auf alle einzelnen Geschöpfe beziehe, daß das Leben eines jeden Individuums ihre directe Einwirkung erfährt; es scheint vielmehr die Vorstellung der Wahrheit nicht zu fern zu sein, daß allein die das Weltall überhaupt und die Entwickelung der Erde und ihrer Organisation insbesondere normirenden (nach menschlicher Anschauung unveränderlichen) Gesetze als directer Ausfluß jener höchsten Intelligenz, jenes allumfassenden Willens zu betrachten seien. So entsteht für das nachbildliche Denken und die sinnliche Wahrnehmung der Schein, als ob alles sich nur nach blinder Nothwendigkeit bewege und gestalte, während ein auf den Ursprung zurückgehendes Denken immer wieder auf eine alles vorausbestimmende Vernunft gelangen wird. Und man sage nicht, daß die Annahme einer solchen die Naturforschung hemme, deren Aufgabe eben die ist, jene ewigen Gesetze und ihre Wirksamkeit zu erkennen, wie sie sich in der Entstehung der Organismen, ihrer Entwickelung und Aufeinanderfolge geltend macht. Unser Verfasser, dessen Ansicht hierüber mit der unserigen im wesentlichen übereinstimmen dürfte, hat sich nun bemüht, auf der Grundlage der Thatsachen eine Folge solcher Gesetze aufzustellen, deren hauptsächlichste hier angeführt werden sollen.

Nach seinem ersten Gesetz traten die beiden organischen Reiche bald nach den ersten neptunischen Niederschlägen in Typen und Maßen auf, wie sie den äußern Existenzbedingungen angemessen waren. Damals war die Centralwärme der Erde auch auf deren Oberfläche noch sehr fühlbar, die Beschaffenheit der Atmosphäre eine von der jetzigen sehr verschiedene; Pflanzen- und Thierreich wirkten auf ihren Kohlensäure- und Sauerstoffgehalt wesentlich ein. Pflanzen und Thiere waren anfangs und noch lange Zeiten hindurch in allen Breiten sich sehr ähnlich, mehr tropischen Charakters, und eine zonenweise Verschiedenheit derselben wurde erst von der Mitte der Tertiärzeit an deutlich, wo die Abkühlung von den Polen, an welchen die Organisation des Landes immer spärlicher wurde, gegen die tiefern Breiten fortschritt. Die Veränderungen in der Bevölkerung der Erde geschahen nicht durch Umwandelung der zuerst vorhandenen Arten, sondern durch Aussterben dieser und Entstehen neuer. Die frühesten Arten nicht nur, sondern selbst Sippen und Familien waren den gegenwärtigen am unähnlichsten; die Uebereinstimmung mit letztern breitete sich allmählich von den Familien und Sippen auch über einen Theil der Arten aus. Die topographisch verschiedenen Floren und Faunen, den ungleich gearteten Stationen und Höhengürteln der Berge und Meere entsprechend, wurden allmählich zahlreicher und schärfer geschieden, die Gruppirung der Organismen man-

mannichfaltiger, ihre Zahl immer größer. Höchst eigenthümliche, kaum mit etwas anderm vergleichbare Stationen waren die unermeßlichen Stigmariensümpfe zur Zeit der Steinkohlenbildung; die Stigmarien, baumartige Pflanzen, den Nadelhölzern verwandt, bildeten nach ihrem Absterben und Zerfallen eine Unterlage für andere Vegetabilien und verwandelten sich unter dem Wasser von der Luft abgeschlossen allmählich in Kohle, so die mächtigen Steinkohlenlager erzeugend, durch welche der Atmosphäre ein so großer Theil ihres Kohlenstoffs entzogen wurde. Die Uebereinanderlagerung der Steinkohlen mit Sandstein- und Schieferthonschichten zwischen ihnen deutet auf viele Jahrtausende währende Senkungen des Bodens infolge plutonischer Vorgänge in der Erde, verbunden mit Ausströmen kohlensauren Gases aus dem Erdinnern, welches stets wieder durch neue Stigmariengenerationen absorbirt und in Kohle gebunden wurde. Während der Kohlensäuregehalt unserer jetzigen Atmosphäre $^{6}/_{10000}$ ist, berechnet Bischof denselben vor der Steinkohlenperiode auf $^{6}/_{100}$, ein Verhältniß, bei welchem das Bestehen der jetzigen Thierwelt ganz unmöglich wäre. Zahlreiche Arten von Pflanzen und Thieren konnten nur entstehen, nachdem andere, von denen sie abhängig sind, schon vorhanden waren; so die meisten Landinsekten, Vögel und Säugethiere, die in Nahrung und Aufenthalt auf bestimmte Pflanzen und Thiere angewiesen sind, ein Verhältniß, welches Bronn die sociale Beziehung der Organismen nennt. Die hauptsächlichste Veränderung in den äußern Existenzbedingungen der lebenden Wesen bestand sicherlich in der Theilung des Uroceans in mehrere Meere und Buchten, dem Auftauchen von Inseln, die allmählich in Continente zusammenflossen, auf welchen sich Gebirge erhoben. Die primordiale Meeresbevölkerung, eine nur schwimmende und rein pelagische, wurde zum Theil litoral; ihr gesellte sich eine Küstenbevölkerung, endlich eine continentale Bevölkerung bei: ein Proceß, welchen der Verfasser „terripetale Bewegung" nennt und denselben wol auch als von einem eigenen Gesetz, dem der terripetalen Entwickelung abhängig sein läßt. Im allgemeinen sind aber die Landbewohner auch höher organisirt als die des Wassers; die allerersten Pflanzen waren Meeralgen; die Reste der ersten Landpflanzen und Amphibien erscheinen in den Devonschichten, die ersten wahren Landthiere und Luftathmer in den Steinkohlenschichten, von wo ab die Landbevölkerung immer mehr das Uebergewicht über jene der See erlangte.

Neben diesen Gesetzen der äußern Existenzbedingungen und terripetalen Bewegung besteht ein selbständiges positives Schöpfungsgesetz, das sich durch die Einfachheit und Planmäßigkeit der gleichzeitigen wie der sich folgenden Veränderungen in der organischen Natur bethätigt. Infolge dieses Gesetzes und im Gegensatz zu der durch das erste und zweite bewirkten Complication und Ungleichförmigkeit nimmt man strenge Einförmigkeit in der jedesmal gleichzeitig nebeneinander existirenden Schöpfung über die ganze Erde wahr; gleichzeitig entstehen und vergehen überall Sippen und Arten; auch das Gleichgewicht zwischen Pflanzen und Thieren und bei diesen letztern wieder zwischen Pflanzen- und Fleischfressern ist eine Folge dieses Gesetzes. Ebenso, daß die organische Welt von unvollkommenern zu vollkommenern Formen fortgeschritten ist, zwar nicht in dem Sinne, daß sie etwa im Thierreiche mit den Pflanzenthieren begonnen habe und von da zu den Strahlthieren, Weichthieren, Gliederthieren fortschreitend zuletzt zu den Wirbelthieren gelangt wäre, aber doch so, daß im ganzen und großen eine progressive Bewegung vom Unvollkommenern zum Vollkommenern stattgefunden hat. Der Verfasser stimmt hierin mit Sedgwick, Hugh Müller, Ad. Brogniart, Agassiz im Gegensatz zu Owen, d'Orbigny, C. Prevost, Lyell, Forbes überein, welche letztern einen solchen Fortschritt leugneten. Es entstanden allerdings gleich anfänglich schon mehrere Haupttypen, mehrere Unterreiche, nämlich jene, die bei den damals herrschenden äußern Bedingungen bestehen konnten und zwar zuerst mit ihren unvollkommenern Wasserbewohnern, die im ganzen den Landbewohnern derselben Gruppe nachstehen, und während im Laufe der Zeiten die höhern Typen und Unterreiche nachfolgten, schritten auch jene früher entstandenen niedrigern zu den höhern Formen in ihrem Bereiche fort. Noch deutlicher als im Thierreiche ist dieser Gang im Pflanzenreiche zu erkennen, dessen höchste und reichste Kreise infolge des Progressivgesetzes erst lange nach den niedrigern erscheinen, obschon die äußern Bedingungen es schon früher gestattet hätten. So sehen wir namentlich die Dikotyledonen (wir fassen diesen Begriff immer mit Ausschluß der Nadelhölzer) erst in der Kreidezeit auftreten, womit wieder das Erscheinen der meisten landbewohnenden Thiere, besonders der Säugethiere, dann der meisten Insekten und Vögel zusammenhängt. Und hier mußten wieder die pflanzenfressenden Arten den fleischfressenden und beide den parasitischen Formen vorangehen, die auf und in ihnen leben. Das Progressivgesetz spricht sich jedoch nicht nur in der Erzeugung vollkommenerer Grundformen neben den unvollkommenern, sondern auch in der Unterdrückung einestheils der vorhandenen aus, die nachdem sie einen Culminationspunkt erreicht, sich vermindern und endlich verschwinden, um höhern Formen Raum zu geben. Gewisse, gewöhnlich unvollkommenere Gruppen reichen hingegen in etwa gleichbleibender numerischer Stärke durch alle Perioden hindurch.

Alle wichtigen Erscheinungen in der Aufeinanderfolge der organischen Wesen lassen sich mit einigen untergeordneten Ausnahmen durch diese drei Hauptgesetze erklären. Zu diesen Ausnahmen gehören z. B. das spätere Erscheinen mancher Knochenfische und das frühe einiger Landreptilien vor den Wassersauriern, sowie das schnelle Aussterben der sehr vollkommenen Riesensaurier beim Erscheinen der Säugethiere. Agassiz hatte mehrere Arten von Typen unterschieden, unter welchen die sogenannten embryonischen die meiste Anerkennung gefunden haben; die unvollkommenen Formen einer Reihe oder Gruppe verhalten sich hiernach zu den höhern, wie die Embryonen dieser letztern zu den ausgebildeten Individuen. Bronn findet diese Lehre zwar oft, aber nicht überall bestätigt,

indem nicht alle Charaktere, welche die aus der Metamorphose eines embryonischen Typus entstehenden Geschöpfe annehmen, Zeichen höherer Vollkommenheit, sondern vielmehr Variationen über einen Grundgedanken, über ein Organisationsthema sind.

Bekanntlich theilt man die ganze seit dem ersten Auftreten der Organisation verflossene Zeit in drei Hauptperioden: die paläolithische als die älteste, von den silurischen Schichten bis zum Zechstein reichend, in welche die Bildung der Steinkohlen fällt; die mesolithische, in welcher die Trias-, Jura- und Kreideschichten niedergeschlagen wurden; und die känolithische oder Tertiärperiode mit ihren Unterabtheilungen des Eokän, Miokän, Pliokän, vom Nummulitenkalk bis zum Diluvium, an welches sich die Alluvialzeit oder die gegenwärtige, welche aber bereits schon Hunderttausende von Jahren währen mag, anschließt. Im ganzen sind alle Erscheinungen, die sich aus den angeführten Gesetzen ableiten lassen, durch alle geologischen Perioden gleichmäßig fortgeschritten, mit Ausnahme zweier Wendepunkte, wovon einer an das Ende der paläolithischen, der andere vor dem Anfang der känolithischen Zeit fällt. Mit ersterm hörte das allgemeine Vorkommen der Stigmariensümpfe und der mit ihnen verbundenen Erscheinungen auf und es verschwanden zahlreiche paläolithische Thier- und Pflanzengestalten; am zweiten Wendepunkt starben die Ammoniten und Belemniten aus, es erschienen zuerst oder doch in großer Zahl die Dikotyledoneen, die Knochenfische, die baumbewohnenden Vögel und die Säugethiere und das früher über die ganze Erde gleichmäßig warme Klima begann sich nach Zonen zu unterscheiden.

Rücksichtlich des Erscheinens und Verschwindens der Organismen scheint erwiesen zu sein, daß das Entstehen neuer und Vergehen alter Arten im ganzen ununterbrochen fortwährte, mit Ausnahme des plötzlichen gewaltsamen Endes, welches eine Anzahl von Arten gleichzeitig durch geologische Katastrophen nahm, und daß die Lebensdauer der einzelnen Arten sehr ungleich war, sodaß die einen die Bildung von zwei und mehreren geologischen Terrains überlebten, während die andern nicht so lange Zeit dauerten, als die Bildung eines einzigen erforderte. Ein geologisches Terrain ist aber der Inbegriff aller während einer gewissen Zeit rund um die Erde gebildeten Gesteinsschichten, mögen sie auch nach den Gegenden verschiedenen Charakter zeigen, und eine geologische Fauna oder Flora nennt man die Gesammtsumme aller in einem gewissen Zeitraum existirenden Thier- und Pflanzenarten, mögen dieselben diesen Zeitraum ganz ausgefüllt oder die Grenzen der Terrains zeitlich überschritten haben. Wegen der überall stattfindenden Uebergänge gibt es weder streng abgeschlossene Terrains noch streng abgegrenzte successive Thier- und Pflanzenschöpfungen, obwol manche untereinander besser abgegrenzt erscheinen als andere; aus dem angeführten Grunde haben auch zwei aufeinanderfolgende Terrains, Floren oder Faunen, gewöhnlich einige Arten miteinander gemein. Selbst lithologisch abgegrenzte Etagen und Perioden werden von manchen Arten überschritten. Die markirteste dieser Grenzen, jene zwischen dem Permien und dem Buntsandstein, also zwischen der paläolithischen und mesolithischen Periode, wird jedoch, soweit bisjetzt bekannt, von keiner Art überschritten; auch Trias und Oolith haben soviel wie nichts miteinander gemein, wol aber ziemlich viele Species Oolith und Kreide, noch mehrere Kreide- und Tertiärschichten, also mesolithische und känolithische Periode. Zahlreiche Arten sind aus der Tertiärperiode in die Alluvialzeit oder die gegenwärtige übergegangen, wie denn nach Göppert viele Pliokänpflanzen von Schoßnitz in Schlesien und viele in Bernstein eingeschlossene mit noch jetzt lebenden Pflanzen identisch sind. Im allgemeinen ist die Verschiedenheit gleicher Schichten desto größer, je weiter ihre horizontale Entfernung voneinander; die Silurschichten Böhmens, Skandinaviens, Großbritanniens und Nordamerikas gleichen sich weder im Mineralcharakter, noch in Mächtigkeit, Gliederung u. s. w., sodaß ihr Wiedererkennen nur noch durch den paläontologischen Charakter, durch die in ihnen eingeschlossenen organischen Reste erkannt wird. Es ist klar, daß wenn die Bildung identischer Niederschläge aus dem Meere in einer Gegend länger als in der andern gedauert hat, weil in ersterer der Zustand des Meeres sich längere Zeit gleichblieb, auch die Beschaffenheit der lebenden Wesen eines solchen Meeres und ihrer Reste in den aus ihm niedergeschlagenen Schichten länger als anderwärts gleich bleiben mußte. Fanden in einer Gegend stürmische Vorgänge, z. B. Erschütterungen des Bodens statt, oder Erhitzung desselben und Ausströmen tödlicher Gasarten, wodurch die Organismen zerstört wurden und deren progressive Entwickelung eine Unterbrechung erfuhr, so wird nothwendig die Uebereinstimmung eines so heimgesuchten Terrains mit den folgenden geringer sein als bei ruhiger Entwickelung.

Wol dreißig- bis sechsunddreißigmal wurden alle vorhandenen Organismen durch neue verdrängt. Um die Zeit einigermaßen schätzen zu können, welche darüber verflossen ist, untersucht man, unter Zugrundelegung der plutonischen Hypothese von der Erdbildung, die Abkühlungsschnelligkeit flüssiger und heißer Massen. Auf jeden Fall sind nun während des Erscheinens dieser verschiedenen Organisationen Millionen von Jahren verflossen und eine noch viel längere Zeit, bis es überhaupt zur Bildung von Organismen gekommen war. Wahrscheinlich wurden die Zeiten gleicher Abkühlung immer länger und verflossen allmählicher ineinander als im Anfang. Wie die frühern geologischen Perioden untereinander, so ist auch die jetzige nicht streng von der nächstvorigen geschieden, sondern geht unmerklich in dieselbe über. War eine Gruppe von Organismen am Ende der vorigen in Ab- oder Zunahme begriffen, so setzte sich die eine oder andere in die gegenwärtige Periode fort. In den frühesten Zeiten hatten Pflanzen- und Thierreich einen ganz fremdartigen Charakter durch die jetzt ganz verschwundenen Ordnungen oder Familien der Asterophylliten, Sigillarien, Stigmarien, Lepidodendren u. s. w. unter den Pflanzen, die Graptolithen, Krinoideen, Ammoniten, Trilobiten, Labyrinthodon-

ten, Pterodaktylen, Keripoden u. s. w. unter den Thieren; von den jetzigen Sippen existirten nur 1 — 3 Procent. Deren Anzahl wurde allmählich größer und stieg im Laufe der Zeiten bis 90 Procent und darüber; von der Eokänzeit bis zur Gegenwart gestalteten sich die Floren und Faunen nach den Zonen immer verschiedener und zugleich lokal. In der Pliokän- und noch mehr in der Diluvialzeit lebte schon ein bedeutender Theil der jetzigen Arten in den gleichen Gegenden wie heutzutage, sodaß z. B. die versteinerten Conchylien der englischen Tertiärschichten mit denen der jetzigen Nordsee, die italienischen mit denen des Mittelmeeres, die westindischen mit denen des dortigen Meeres großentheils identisch sind und die diluvialen Knochenhöhlen meist Säugethierreste solcher Arten enthalten, welche noch jetzt in den bezüglichen Ländern leben. In den sogenannten Alluvialschichten endlich, jenen, deren Bildung noch jetzt fortwährt, findet man nur Reste noch jetzt lebender Arten. Das Taxodium distichum, eine Cypressenart, welche häufig im Ueberschwemmungsgebiet des Mississippi wächst, ein Baum, welcher bis 6000 Jahre alt wird, bildet in Louisiana mit seinen unzählbaren fossilen Stämmen zehn durch Erdlager getrennte und übereinander liegende Schichten, deren Bildung nach der Berechnung Dowler's 158400 Jahre erfordert hat, welche wahrscheinlich sämmtlich in die gegenwärtige oder Alluvialperiode fallen: eine verhältnißmäßig kurze Zeit, wenn man bedenkt, daß die Bildung der Steinkohlenlager wol eine Million Jahre erfordert hat. Nun findet sich aber das Taxodium fossil bereits in den Miokänschichten, den obersten der tertiären Zeit, und liefert somit einen weitern Beweis des Uebergangs beider Perioden ineinander. Diejenigen, welche eine feste Grenze zwischen beiden finden möchten, haben wol auch das erste Auftreten des Menschen als solche annehmen zu dürfen geglaubt, aber in den letzten Decennien sind fossile Ueberreste des Menschen mit solchen diluvialer Thiere unter Umständen zusammengefunden worden, die kaum einen Zweifel gestatten, daß der Mensch gleichzeitig mit einigen derselben lebte. Will man auch von den noch etwas zweifelhaften fossilen Backenzähnen in Bohnerzen der würtembergischen Alp absehen, so scheinen doch die Schädel und andern menschlichen Skelettheile, welche Lund in Knochenhöhlen Brasiliens mit Gebeinen von Platonyx chlamydotherium u. s. w. zusammenfand, ganz auf gleiche Weise versteinert und mit Eisenoxyd durchdrungen wie diese, kaum hierüber einen Zweifel zu lassen. In der vierten (von oben gezählt) jener Taxodiumschichten Louisianas, welche nach Dowler vor 57600 Jahren gebildet worden wäre, fand sich 16 Fuß tief im Boden, unter der Wurzel eines Cypressenstammes, ein Schädel, der die Charaktere der amerikanischen Menschenrasse an sich trägt. Mit dem Erscheinen der dikotyledonischen Pflanzenwelt am Anfang der tertiären Zeit ist der wichtigste und folgenreichste Schritt zu der jetzigen organischen Schöpfung geschehen, deren Veränderungen von da an bis zur Gegenwart ganz allmählich und ohne schroffe Uebergänge erfolgt sind.

Referent konnte in dieser Anzeige nur die hauptsächlichsten Momente des reichen Inhalts der vorliegenden Schrift herausheben. Der Verfasser selbst bezeichnet als neue Ergebnisse derselben die Aufstellung des obersten Gesetzes, nämlich der Anpassung der successiven Organisationen an die äußern Existenzbedingungen einer jeden Zeit; die Leistung des Beweises einer höhern Temperatur der Erde am Anfang der organischen Schöpfung durch das allgemeine Vorkommen organischer Reste schon in den ältesten neptunischen Schichten; die Gleichzeitigkeit des Auftretens von Pflanzen- und Thierreich. Sind diese Annahmen auch sonst in der Geologie gebräuchlich, so hat doch der Verfasser die paläontologischen Nachweise hierfür gegeben. Er widerlegt zugleich die alte Vorstellung von abgegrenzten Floren und Faunen in abgeschlossenen Terrains, erweist die ungleiche Dauer der Arten und den mächtigen Einfluß des Terripetalgesetzes. Er stellt ferner das immanente Gesetz progressiver Entwickelung auf und erkennt als bedeutungsvollste Existenzbedingung für die Landthiere das Auftreten der Dikotyledoneen. Er macht aufmerksam auf den Zusammenhang der Senkungen des Bodens und des Ausströmens von kohlensaurem Gase mit der die Atmosphäre wieder reinigenden Function der Stigmarienwälder. In seinem Werke sowol als in dem über diese Gegenstände in der Naturforscherversammlung zu Karlsruhe 1858 gehaltenen Vortrag hat der Verfasser nicht unterlassen zu bemerken, daß die aus den Thatsachen gezogenen Schlüsse auf dem gegenwärtigen Bestand der erstern ruhen, daß neue Entdeckungen manches zu modificiren, aber kaum eins der aufgestellten Gesetze umzustoßen vermöchten. Immer jedoch wird unsere Kenntniß von den organischen Resten, die einst in die Erdrinde begraben wurden, nur Stückwerk bleiben.

Wenn Geologie und Paläontologie in diesem Jahrhundert zu solcher Bedeutung gelangt sind, so allgemeines Interesse zu erwecken vermochten, so ist dieses noch mehr als in ihren glänzenden Leistungen in der Größe und Wichtigkeit ihres wissenschaftlichen Objects begründet. Die Entstehung und erste Bildung der Erde erscheint uns nicht mehr als ein isolirter Schöpfungsact, sondern als ein Theil der Gestaltung und Entwickelung des Sonnensystems selbst. Mag auch nach neuern Beschränkungen die Gewalt und Wirksamkeit des plutonischen Elements bei der Bildung der Erdrinde nicht so allgemein und ausgedehnt gewesen sein, wie früher angenommen wurde, mögen manche Gesteine, denen man sonst feurigen Ursprung zuschrieb, einen wässerigen haben, — so scheint doch in Beziehung auf den ersten Zustand der Weltkörper, der bei den Sonnen immer am längsten währt, der alte Heraklit im Rechte und das Feuer ihre Mutter zu sein. Erst als seine Macht gebrochen, ins Innere zurückgedrängt war, konnte sich Wasser bilden, die Erde sich mit Meer bedecken, das etwas früher sie als Dampfhohlkugel umgeben hatte. Dem Flüssigen aber entsprießt das organische Leben, das allmählich an allen Punkten der vielgestaltigen Erde hervorbrach und nach vielfachen Umgestaltungen endlich seine gegenwärtige Physiognomie annahm. Die Wissenschaft hat nicht blos diese zu erkennen und zu

begreifen, sondern sie hat mit epimetheischem Blick das große Drama in seinen Acten und Scenen nachbildlich zu construiren, durch welches die Gegenwart geworden ist. Wenn unser Verfasser in erste Linie das Gesetz der Anpassung an die äußern Existenzbedingungen und erst in die zweite das mehr ideale Gesetz der progressiven Entwickelung stellt, so mochte er zu dieser Anordnung in den Thatsachen ihn bestimmende Gründe gefunden haben; uns will es bedünken, daß das Gesetz progressiver Entwickelung an Rang und Bedeutung das erste, das wahre Urgesetz sei, ähnlich wie in der Geschichte der Geist und die Anlage eines Volks oder auch nur eines Individuums das primitive Regulativ für seine Geschicke ist, mag es auch durch die äußern Verhältnisse in seiner Manifestation oft bis zum Verkennen gestört und zurückgedrängt werden. In Wahrheit stehen allerdings sämmtliche Gesetze in Uebereinstimmung und sind nur verschiedene Ausdrucksweisen der sich offenbarenden schöpferischen Idee.

Begegnen uns in dem vorliegenden Werke oft Wiederholungen, so sind diese in seiner Bestimmung begründet; es schien nöthig, bei jedem Abschnitt immer wieder das Ganze zusammenzufassen und so immer neue Grundlagen für die weitern Folgerungen zu gewinnen. Es handelt sich bei einer Preisarbeit nicht blos um die einmalige Aufzählung der Thatsachen und Erscheinungen, sondern um die Verbindung aller zu einem sich stets aufs neue zusammenschließenden beweiskräftigen Ganzen, um actenmäßige Darstellung, welche geeignet ist, die angestrebte Ueberzeugung bei den Richtern und auch bei dem aufmerksamen, gründliche Belehrung suchenden Leser hervorzurufen. Auch verliert der letztere bei der Reproduction der frühern Angaben nicht nur nichts, sondern gewinnt durch deren präcisere Zusammenfassung, die ihm zugleich das Nachschlagen der allegirten Stellen meistens erspart. Referent hegt die innige Ueberzeugung, daß die gediegene Arbeit des Verfassers dem objective, ungeschminkte Wahrheit suchenden wissenschaftlichen Publikum aufs beste empfohlen werden darf und daß das Interesse, welches jeder Denkende an der Erkenntniß des in derselben behandelten hochwichtigen Gegenstandes nimmt, durch sie auf das treueste gewahrt wird.

Maximilian Perty.

Zur biographischen Literatur.

1. David Spleiß, weiland Antistes der Schaffhauserschen Kirche, nach dessen schriftlichem Nachlaß und mündlichen Nachrichten geschildert von C. Stokar. Basel, Bahnmaier. 1858. Gr. 8. 27 Ngr.
2. Ludwig und Edeltrudis oder Bilder aus der Kirche im 12. Jahrhundert von F. J. Holzwarth. Erster Theil. — A. u. d. T.: Der heilige Bernhard. Eine Erzählung aus dem kirchlichen Leben des 12. Jahrhunderts. Tübingen, Laupp. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
3. Die vorkarolingischen christlichen Glaubenshelden am Rhein und deren Zeit. Nebst einem Anhang über Siegfried den Drachentödter. Nach den Quellen dargestellt von L. Heber. Frankfurt a. M., Boemel. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Johann Turmair, genannt Aventinus, Geschichtschreiber des baierischen Volks. Nach seinem Leben und seinen Schriften dargestellt von Theodor Wiedemann. Freising, Datterer. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
5. Henricus de Langenstein dictus de Hassia. Zwei Untersuchungen über Leben und Schriften Heinrich's von Langenstein. Von Otto Hartwig. Marburg, Elwert. 1857. Gr. 8. 20 Ngr.
6. Wiclif als Vorläufer der Reformation. Antrittsvorlesung von Gotthard Victor Lechler, gehalten zu Leipzig den 9. Juli 1858. Leipzig, C. F. Fleischer. 1858. 16. 10 Ngr.

Gegen Hagelschlag und Wassersnoth, gegen Feuer und Schiffbruch, gegen alle möglichen Gefahren gibt es Assecuranzen; daß auch gegen die Gefahr, einem ungeschickten Biographen in die Hände zu fallen, eine Assecuranzgesellschaft gebildet werden möchte, den Wunsch erregt recht lebhaft das Buch, welches der Diakonus Stokar über David Spleiß (Nr. 1) geschrieben. Stokar weiß es ganz gewiß und spricht es mit Bestimmtheit in der Vorrede aus, daß seine Arbeit eine solche ist, die von den meisten ignorirt und von den wenigen, die sie betrachten, getadelt werden wird: trotz dieser ganz richtigen Selbsterkenntniß und Selbstschätzung hat er den Gelüsten nicht widerstehen können, sein Erzeugniß dem Preßbengel zu überliefern. Das Erzeugniß ist eine höchst verfehlte Arbeit, an der nur zu bedauern, daß sie sich einen Gegenstand zum Vorwurf gewählt, der es verdient hätte, einer geschicktern Feder Vorwurf zu sein. David Spleiß gehört zu den Männern, für welche unsere Sympathie allerdings eine geringe ist; dieses individuelle Gefühl kann jedoch die Anerkennung nicht ausschließen, daß er eine kräftige, kerngesunde Natur war, die in ihrer Weise ihren Zwecken und Zielen mit dem gewissenhaftesten Eifer und einer aufopfernden Berufstreue zustrebte. David Spleiß ist eine verwandte Natur von Jung Stilling. Ein achtbarer religiöser Mysticismus ist der Mittelpunkt seines Seins. Der Biograph macht aus diesem Manne einen Pietisten nach dem modernsten Zuschnitt eines officiellen Kirchenthums; er verseichtigt und verwässert in einer Darstellung, durch die sich hindurchzuschlagen eine wirkliche Qual ist, die kräftigen und gesunden Elemente in dem Manne zu ungesunden Auswüchsen; er verzerrt sein Bild geradezu zur Caricatur. Die Unähnlichkeit seines Porträts sehr wohl kennend, versucht Stokar einen dahinzielenden Vorwurf damit abzulehnen, daß Spleiß ein Mensch gewesen, dessen Wesen sich nicht recht in den Rahmen einer Schrift und des Buchstabens einzwängen läßt. Wir fragen, wie der Verfasser das weiß, weshalb zwängt er trotzdem Spleiß in das Prokrustesbett seiner Schrift und seines Buchstabens, und dient er der Wahrheit oder der Unwahrheit, wenn er ein Buch veröffentlicht, von dem ihm bekannt, daß sein Inhalt nicht der Inhalt des Lebens, welches jenes beschreibt? Zur Signatur der Darstellung in stilistischer Hinsicht mag gleich die erste Periode dienen, mit der das Werk anhebt: „Es hat eine mehr als oberflächliche Bedeutung, wenn von dem Gewebe des menschlichen Lebens gesprochen wird; denn gleichwie jegliches Gewebe aus zwei Factoren sich bildet, aus den festgespannten Fäden des Zettels, woraus die Grundlage des Stoffs entsteht, und aus den bunten Fäden des Eintrags, welche das bewegliche Weberschifflein dazwischenflicht und woraus die Farbe und der Charakter des Stücks erwächst, so gestaltet sich auch das Leben eines Menschen vorzugsweise aus zwei Factoren: Vaterstadt, Familie, mit einem Wort der natürliche Boden, aus dem ein Menschenleben entsproßt, sie reichen in den gegebenen Anlagen, Gemüths- und Geistesrichtungen die Grundlage, den Grundstoff zu dem Gewebe dar, während das freie Regen und Bewegen des individuellen Geistes, seine Treue oder Untreue und in letzter Linie die Einwirkungen göttlicher Gnade und Geistes diesen Stoff gestalten und ihm seinen wirklichen Werth aufprägen." In derartigen breitspurigen und langathmigen Sätzen, welche auf die Dauer einen ästhetisch gebildeten Geschmack in unerträglicher Weise anwidern müssen, hält sich die gesammte Darstellung, deren Reize sicher dadurch nicht erhöht werden, daß der Bericht der unscheinbarsten und kleinsten Nichtigkeiten mit einem massigen Ueberundüberladen von Bibelcitaten begleitet wird, Citate, die sich mit allzusichtlicher Osten-

tation vortragen. Zur Charakteristik des materiellen Inhalts der Darstellung nur ein paar Züge. David's Mutter, erfahren wir in dem zweiten Kapitel, war einst in der Küche beschäftigt und die fromme Frau sang bei ihrer Arbeit ein geistliches Lied. Das dreijährige (!) Kind gerieth über die Klänge des schönen heiligen Liedes vor Entzücken fast außer sich, sodaß es herumzappelte und seine kleinen Hände und Füße in lebhaftester Bewegung hin- und her- und auf- und niederwarf. Madame erkannte aus der Scene, daß in ihrem Kleinen ein lebendiger, freudiger Geist schlummere, der sich einst „Gottes, seines Heilands" freuen sollte. Noch unerquicklicher ist der süßlich frömmelnde Ton, in dem die Bekanntschaft von Spleiß mit seiner nachmaligen Gattin und der Verlauf der ganz alltäglichen Liebesgeschichte erzählt wird: wie Spleiß angefangen, „dieses zarte Blümlein zu begießen" u. s. w. Von welcher Art die Composition des Buches, mag man daraus entnehmen, daß die Biographie des am 13. Februar 1786 einem Buchbinder geborenen David Spleiß mit einer heraldisch-genealogischen Untersuchung über die ältesten Spuren des Geschlechts der Spleiß beginnt. Wir werden belehrt, daß die „Spyser" auf das Landstädtchen Diessenhofen am Rhein hinweisen, wo sie ums Jahr 1311 als Edelknechte und Dienstleute der „Fürsten von Oesterreich" (!) lebten. Bei den Vorvätern des Helden des Buchs sollen sich „besondere mathematische und physikalische Triebe" bemerkbar gemacht haben, denn — man höre! — „merkwürdigerweise zählt die Familie Spleiß während der beiden letzten Jahrhunderte nicht weniger als zwölf Buchbinder".

Aus der Jugendgeschichte David Spleiß' erfahren wir, daß der Anblick einer Lilie über seine ganze Richtung bleibend entschieden: „Sein Auge fiel auf eine Lilie, die in einem Gärtchen am Bache blühte; es geht ihm ein Licht auf über die Liebe Gottes, die dies arme Blümlein am Bache so herrlich kleidet; er sieht diese Liebe Gottes glänzen in dem vor seinen Augen verklärten Pflänzchen, sie leuchtet ihm so hell und so freundlich in sein innerstes Herz hinein" u. s. w. Daß der Knabe aufgeweckten Geistes und kein gewöhnlicher Schüler gewesen, beweist das Zeugniß seines ersten Lehrers, des Predigers Maurer: „Gaben: vortreffliches Wort- und Sachgedächtniß, vorzügliche Fassungs- und Denkkraft, erstaunliche Leichtigkeit in Erlernung fremder Sprachen. Charakter: unübertrefflicher Fleiß, anhaltende Arbeitsamkeit, Neigung zum Ernst selbst in den Erholungen, angeborenes religiöses Gefühl, welches er durch Nachdenken zu unterhalten und zu befestigen sucht." Der Vater bestimmte ihn zum Kaufmann; mit seinem sechzehnten Jahre trat er Ostern 1802 auf ein Comptoir. Der Beruf behagte ihm nicht; die Biographie versichert: „penser c'est vivre für mich, vita sine literis mors est" sei sein täglicher Gedanke gewesen. Welche verhaßte Schreibart, penser c'est vivre u. s. w.! Wir lesen die Gebete, welche David Spleiß niedergeschrieben; „der, ohne deß Willen kein Sperling vom Dache fällt, ließ die Gebete nicht unbeachtet." Durch die Vermittelung des Professors J. G. Müller, eines Bruders des bekannten Historikers, konnte David Spleiß zur Vorbereitung auch das theologische Studium des collegium humanitatis in Schaffhausen besuchen. Sein akademisches Studium machte er auf der Universität Tübingen. Nach der Beendigung desselben lebte er mehrere Jahre in verschiedenen Häusern als Hauslehrer; im Februar 1812 erhielt er die Berufung zum Professor der Mathematik an dem schaffhausenschen Collegium, dessen Schüler er selbst gewesen. Er nahm die Stelle an, um sie gegen eine Pfarre zu vertauschen, nachdem sich seine „religiöse Erweckung" vollzogen, die Stokar in einem eigenen Abschnitt des Breitesten darlegt. Nicht sowol aus Stokar, sondern trotz Stokar ersehen wir, daß Spleiß, der schließlich in gerechter Anerkennung seiner Verdienste um die Erweckung und Beförderung des kirchlichen Bewußtseins zum Antistes der schaffhausenschen Kirche berufen wurde, eine höchst segensreiche Thätigkeit im Verlaufe seines vielbewegten Lebens entwickelt hat. Er starb am 14. Juli 1854.

Einem Pietistenconventikel mag Stokar's Arbeit zur offiziellen Genugthuung und zur aufrichtigen Langeweile gereichen; für einen andern Kreis oder zu einem andern Zweck kann das Buch schwerlich dienen.

Ueber den „Heiligen Bernhard", welcher den ersten Theil von Holzwarth's „Ludwig und Edeltrudis" (Nr. 2) bildet, können wir uns kurz fassen, obschon dieser Tendenzroman mit seinen 36 Bogen dickleibig genug ist. Das eben gebrauchte Wort bezeichnet ausreichend den Charakter des Buchs. Liest man den Titel und das Vorwort, so erwartet man eine wissenschaftliche Biographie; die Erwartung wird sehr gründlich enttäuscht; man erhält einen Tendenzroman zu Gunsten der ultramontanen Hierarchie in der katholischen Kirche. Bei einer literarischen Kritik pflegen wir zunächst nach dem materiellen Inhalt einer Tendenz weniger zu fragen; diese Untersuchung gehört unsers Bedünkens mehr in eine politische, als in eine Literaturzeitung. Wir halten uns bei solchen Erscheinungen an die formelle Lösung der Aufgabe. Und da müssen wir denn gestehen, daß wir in Verlegenheit gerathen, falls man uns auffordert, ein Buch zu nennen, das an schriftstellerischem Ungeschick mit der Leistung von Holzwarth sich messen könnte. Eine so einförmige und triste Oede, eine so vollkommene Gedankensahara, eine so entschiedene Geschmacklosigkeit und Trivialität ist uns lange nicht vorgekommen. Nur einen Vorzug können wir dem Verfasser einräumen: er versteht die Kunst, das Nichts in das Unendliche auszuspinnen und auszurecken, wie schwerlich je ein Autor vor ihm. Wir haben uns gefragt und keine Antwort gefunden, wie es überhaupt möglich, mit einer so dürftigen und armseligen Handlung, wie sie der Inhalt des Romans bietet, mehr als 36 Bogen anzufüllen. Daß der Leser bei dem Genuß dieser Lectüre einschläft, ist natürlich und erklärlich; durchaus unnatürlich aber und unerklärlich bleibt es, daß der Autor selbst über und während seiner Production nicht sanft entschlafen. Zwei Ritter, durch innige Freundschaft vereint, hegen den Wunsch, ihre Freundschaft möge auch auf ihre Kinder übergehen. Zu dem Ende verlobt Graf von Berg seine Tochter Edeltrudis schon in der Wiege mit Ludwig, dem Sohne des Grafen von Helfenstein. Der letztere ist in Schwaben begütert; Graf von Berg haust am Rhein. Die Verlobten haben sich nie gesehen oder gesprochen. Die Zeit ist erfüllt und die Abmachung der Väter soll in Kraft treten. Da predigt der heilige Bernhard in Deutschland das Kreuz, und in dem Grafen Ludwig entsteht angeblich ein innerer Seelenconflict, ob er der Stimme des Gewissens folgen solle, die ihn an dem Kreuzzuge theilnehmen heißt, oder ob er seiner Liebe folgen und Edeltrudis heirathen solle. Das Fräulein hat mit einem ähnlichen Conflict zu kämpfen; sie möchte ihre Liebe zu Ludwig befriedigt sehen, andererseits aber sagt ihr die Stimme des Gewissens, daß sie den Verlobten nicht von einem so frommen und Gott wohlgefälligen Werke abhalten dürfe. Die 567 Seiten des Romans beschäftigen sich mit der Darstellung dieses Conflicts; auf 567 Seiten legen sich die Betreffenden fortwährend die Frage vor: was soll ich thun? Die Entscheidung erfolgt endlich: das religiöse Gefühl trägt den Sieg über die „fleischliche Neigung" davon und wird verherrlicht. Edeltrudis schickt sich an, in ein Kloster zu gehen und Graf Ludwig nimmt das Kreuz. Ganz abgesehen von der unerträglichen Breite, mit welcher der Conflict ausgemalt wird, ist ein Interesse für denselben von vornherein schon dadurch untergraben, daß man an die Leidenschaft und Stärke der beiden Gefühle, die miteinander ringen, nicht glauben kann, wenigstens nicht an die gleichmäßige Stärke und Leidenschaft. Die Liebenden kennen sich ja gar nicht; sie sind sich beide bisher vollkommen gleichgültig gewesen. Der Conflict entsteht nicht etwa, nachdem sie die gegenseitige Bekanntschaft gemacht; die gegenseitige erste Zusammenkunft erfolgt am Ende des Buchs, nachdem bereits bei dem Ritter wie bei der Dame der Entschluß feststeht. Außerdem hat die Ausmalung des Conflicts etwas geradezu Ridicüles, weil der beschränkteste Verstand sich sofort sagen muß, daß der Conflict höchst einfach seine befriedigende Lösung erhalten könnte, wenn Graf Ludwig Edeltrudis als

Gattin auf die Burg seiner Väter heimführte, und sich alsdann dem Kreuzheere, das noch gar nicht einmal versammelt ist, sondern erst gerüstet werden soll, anschlösse. Hinsichtlich der Anlage ist es so verkehrt als möglich, daß die erwähnte Liebesgeschichte sich überall in den Vordergrund drängt und derjenige Gegenstand, der nach der ursprünglichen Intention des Verfassers die Hauptsache sein sollte, daß Bernhard der Heilige nur in allerdings zahlreichen und häufigen, immer aber doch nur gelegentlichen und untergeordneten Episoden auftritt. Vor dem Heiligen wird ein Weihrauchfaß widerlicher Adulation geschwungen, Er verrichtet Wunder, nicht blos moralische, wie die Ueberredung des Königs Konrad und anderer Großen zum Kreuzzuge; auch eine Blinde wird durch ihn sehend und ein Lahmer erhält durch ihn den Gebrauch der Füße wieder, nicht etwa durch chirurgische Operationen, sondern allein durch die Heiligkeit und Wunderthätigkeit seines Worts. Ueberhaupt werden der Phantasie des Lesers starke Dinge zugemuthet. Es wird als historische Thatsache unter andern eine Geschichte erzählt, daß ein Königssohn die Krone ausgeschlagen, nach Deutschland gekommen und dort bis an sein seliges Ende als heiliger Einsiedler gelebt habe. An der Wahrheit der Erzählung, fügt der Verfasser hinzu, dürfe kein frommer Christ zweifeln, er dürfe nicht neugierig nach dem Namen des Prinzen fragen, das wäre unfromm und unchristlich. „Ein treues Bild der charakteristischen Eigenthümlichkeiten des 12. Jahrhunderts", wie es das Buch sein will, ist dasselbe nicht im entferntesten; schon die gehässige Beurtheilung der Hohenstaufenpolitik schließt die geschichtliche Treue aus. Einzelne charakteristische Eigenthümlichkeiten des Zeitalters sind allerdings herausgegriffen und ziemlich anschaulich colorirt, aber stets nur solche, welche dem Autor zur Tendenz paßten. Sehr oft begnügt sich die Darstellung lediglich mit dem Excerpiren von Quellenschriftstellern, natürlich kirchenfreundlichen, die seitenlang Wort um Wort ausgeschrieben werden. Wie wenig Verständniß Holzwarth von dem wirklichen historischen Geiste des 12. Jahrhunderts besitzt, mag die Thatsache zeigen, daß in seinem Roman Edeltrudis sich mit der blinden Schwester über Gegenstände der modernsten Philosophie unterhält, daß die Blinde eine solche Unterredung mit einem Disput abschließt, daß die Urtheile der Schwester sich nicht mit der Logik vereinbaren ließen.

Der Verfasser stellt noch zwei weitere Bände in Aussicht, in denen der Kreuzzug von 1147 und die ersten Zeiten des Kaisers Friedrich I. beschrieben werden sollen. Wir rathen ihm, er sparte sich die Mühe, wenigstens unserer Ansicht nach scheint ihm das operam et oleam perdidi als Lohn gewiß zu sein.

Es ist eine wahre Herzstärkung und Erquickung, wenn man nach der Lectüre zweier so ungenügenden Bücher, wie es die von Stokar und Holzwarth sind, auf eine so fleißige, gründliche und achtbare Arbeit stößt, wie sie Ph. Heber in seinen „Vorkarolingischen christlichen Glaubenshelden" (Nr. 3) geliefert hat. Auf das sorgfältigste ist der Verfasser den ersten Spuren der Verkündigung des Evangeliums im Rhein- und im Donaugebiet nachgegangen, und die bemerkenswerthesten Ergebnisse sind das Resultat dieser umfassenden und eindringenden Quellenstudien. An der Hand des Verfassers durchwandern wir jene Gaue während der ersten Jahrhunderte der christlichen Aera; wir sehen gewaltige Persönlichkeiten bald einzeln bald in der apostolischen Zwölfzahl auftreten und, unabhängig von der römischen Kirche, allein gestützt auf das lautere Wort Gottes, Einrichtungen gründen, deren Lebensfähigkeit ebenso wenig bezweifelt werden kann als die der christlichen Kirche überhaupt. Diesen Persönlichkeiten die ihnen gebührende Achtung zu verschaffen und die Lebensfähigkeit ihrer Pflanzungen nachzuweisen, ist die Aufgabe, deren Lösung Heber unternimmt. Er zeigt uns, daß die vulgäre Ansicht, als ob Bonifacius (Winfried) der erste bedeutende und fast alleinige Pfleger und Pflanzer des Christenthums am Rhein und im übrigen Deutschland gewesen sei, der wirklichen Geschichte widerspricht. Die angestrengte und erfolgreiche Thätigkeit der vor-Winfried'schen christlichen Apostel und Genossenschaften am Rhein und bis ins Innere Deutschlands hinein wird nachgewiesen; wir sehen, wie infolge der Ungunst äußerer Verhältnisse die Früchte der Saat, die eben angefangen hat, eine schöne Ernte in Aussicht zu stellen, und deren Erstlinge schon eingethan sind, plötzlich von fremden Schnittern gewonnen werden. Und noch mehr. Diese fremden Schnitter stellen die frühern Arbeiter als unverständige, nachlässige, ja sogar unsittliche Arbeiter dar. Die Beweggründe sind klar. Winfried ist der erste, welcher die ersten Christengemeinden in Deutschland für die römische Tradition gewinnt. Er hatte am 30. November 723 die Bischofsweihe empfangen und bei der Gelegenheit auf Petri Reliquien geschworen, daß er die römische Tradition lehren und soweit er es vermögen werde alle Gemeinden in Deutschland unter den römischen Stuhl bringen wolle. Daher seine päpstlichen Empfehlungsschreiben an den Hausmeier Karl Martell, daher die später mit Erfolg in Curs gesetzte Darstellung, daß Winfried der erste Apostel in Deutschland gewesen. Den Irrthum der Darstellung legt Heber auf das klarste dar, und indem er es thut, verhilft er den vor-Winfried'schen Aposteln zu ihrer rechten geschichtlichen Bedeutung.

Zwei Abhandlungen über die alten Bewohner des Rheinlandes und über die Naturreligion der alten Deutschen leiten das Buch ein. Dann wird mit dem dritten und vierten Kapitel der Beweis beigebracht, daß schon während der Römerzeit das Christenthum zahlreiche Bekenner auf der rechten Rheinseite hatte. Im Jahre 87 zog die 22. Legion in einer Stärke von 6800 Legionären und 5400 Auxiliaren als Besatzung in Mainz ein, von wo aus abwechselnd einzelne Cohorten über den Rhein, z. B. in den Odenwald und nach Oberhessen abgeschickt wurden. Die 22. Legion war bei der Zerstörung von Jerusalem mit verwandt worden; sie sowol, als die erste Cohorte der 21. Legion, welche in Oberhessen ihr Standquartier hatte, rekrutirte aus Damascus und dem übrigen Syrien, d. h. aus einer Bevölkerung, die zahlreiche Bekenner der neuen Lehre zählte. Es begreift sich, wie auch unter den Rekruten Christen waren, die sich später in Deutschland ansiedelten und ihrem Bekenntniß Anhang gewannen; den Beweis liefern die vielen christlichen Inschriften und Grabsymbole aus der Römerzeit, welche oft bei Häuserbauten u. s. w. aufgefunden worden sind. Wie verbreitet am Rhein, und zumal in den römischen Legionen, das Christenthum im 4. Jahrhundert gewesen, zeigt die blutige Strenge, mit welcher Julian Apostata, als er 355 im Auftrage des Kaisers Constantinus zur Armee am Rhein kam, diejenigen, welche sich als Christen bekannten, als Frevler gegen den Militärgehorsam verfolgte. Es war bei dieser Gelegenheit, als bei einer angesagten Musterung der Legionen zu Worms ein junger Centurio aus den Reihen vor den Cäsar hintrat: „Bisher habe ich dir gedient. Gestatte, daß ich von nun an in Gottes Dienste trete. Ich bin ein Christ." Der so sprach und sich mit den Worten dem Todesurtheil aussetzte, war Martin, nachmals der berühmte Bischof von Tours und der erste unter den Aposteln in Deutschland. Aus dem biographischen Material, das Heber über ihn beibringt, seien ein paar Mittheilungen erwähnt. Als Martin noch Kriegsmann war, sah er einst bei einem Ritt um das Stadtthor zu Amiens einen Armen, der bei der herrschenden Kälte vor Frost zitterte. Sogleich zog Martin sein Schwert, durchhieb seinen Reitermantel und warf die eine Hälfte dem Armen zu, damit er sich darein hüllen und erwärmen könne. Die Handlung ist, durch viele Bilder an und in den Kirchen dargestellt, endlich zum Symbol der christlichen Milde gegen die Armen geworden. Gleich ehrwürdig erscheint Martin in seinem Benehmen und Urtheil über die sogenannten Ketzer in der christlichen Kirche. Um 383 waren die Priscillianer wegen einer abweichenden Meinung in Glaubenssachen verurtheilt und hatten an den Kaiser Maximus appellirt. Auf Befehl des Kaisers wurde Priscillian und sechs von dessen Anhängern zu Trier hingerichtet. Auf die Kunde von dem Processe war Martin eiligst von Tours aufgebrochen, um es durch seine Vermittelung nicht zum Blutvergießen kommen zu lassen. Er kam zu spät, machte indeß die Behaup-

tung mit Nachdruck geltend, „es sei genug, ja mehr als genug, wenn die für Ketzer Erklärten aus der Kirche verstoßen würden". Die Regel ist denn auch 350 Jahre lang im Abendlande befolgt worden; Winfried war der erste, der von ihr abwich und Bestrafung der Ketzer durch den weltlichen Arm verlangte. Für Ketzer aber erklärte er alle, welche die römische Tradition nicht annehmen und dem römischen Papste nicht gehorchen wollten. Endlich ist Martin von Tours für das ganze Abendland dadurch höchst wichtig geworden, daß er das Mönchsleben in dasselbe allgemein verpflanzte.

In ähnlicher Weise wie die Wirksamkeit Martin's behandelt Heber die Missionsthätigkeit einer großen Anzahl anderer Männer, unter denen die wichtigsten der Frankenapostel Remigius, Fridolin, der Apostel Alemanniens, Chrotold in Wimpfen, der Aquitanier Goar, Rupert von Worms, Gallus und der Schotte Columban; ferner der Schotte St.-Wedel, der Friesenapostel Willebrod, der Bischof Pirmin, der Abt Otmar u. s. w. Es gewähren die einzelnen Kapitel nicht allein die reichsten Einblicke in den kirchlichen Entwickelungsproceß jener Tage, auch die politische und Culturgeschichte ist überall von dem Verfasser mit berücksichtigt worden, überall erkennt man den Ernst und die Gründlichkeit, mit der diese Studien angestellt worden. Der Nachweis, daß der deutsche Nationalsinn, daß die Reinheit und die Ursprünglichkeit der deutschen Kirche durch die Veränderungen, welche innerhalb ihrer Kreise durch das Auftreten Winfried's bewirkt wurden, nicht ungekränkt geblieben, spricht sehr beredt aus dem ganzen Buche, aber stets hält sich der Verfasser von jener Leidenschaftlichkeit fern, er fällt seine Urtheile mit der besonnenen Ruhe und Würde, wie dieselbe dem Verkünder der historischen Wahrheit wohl ansteht. Ebendeshalb muß selbst bei dem strengsten Katholiken, dem die geschichtliche Wahrheit mehr gilt und höher steht als die Einseitigkeit und das Vorurtheil confessioneller Parteitraditionen, Heber's Arbeit die günstigste Aufnahme finden. Freunden literarhistorischer Forschung wird das Werk außerdem durch den Anhang willkommen sein, welcher sich mit Untersuchungen über die christgeschichtliche Seite der Nibelungen und der Siegfriedsage beschäftigt. Wir machen aus dieser Partie, für welche bereits die neuesten Forschungen von Raßmann benutzt sind, namentlich auf die Abhandlung über die Quellen der Sigurdsage aufmerksam.

Wie mitunter gewisse diplomatische Noten und Aktenstücke die Anerkennung finden, daß sie ein schätzbares Material enthalten, dann aber für immer beiseite gelegt werden, so fürchten wir, wird man an Wiedemann die wahrhaft ameisenhafte Sedulität anerkennen, mit der er in seiner Schrift „Johann Turmair, genannt Aventinus" (Nr. 4) jedes Sandkörnchen zusammengetragen, man wird für das schätzbare Material danken, aber man wird es beiseite legen. Und verargt kann eine solche Handlung niemand werden, der an seine Lectüre selbst nur sehr mäßige und bescheidene Forderungen nach der ästhetischen Seite hin zu stellen gewohnt ist. Die Form des Buchs muß als eine höchst ungenießbare bezeichnet werden; bei dieser einförmigen, todten und seelenlosen Darstellung, bei der man das Gefühl der Leere und des Nichts auf das peinlichste empfindet, überfällt uns die unerträglichste Langeweile. Dürrer und trockener als Wiedemann kann nicht der dürrste und trockenste Chronist des Mittelalters erzählen. Die Vorrede ließ etwas anderes erwarten. Sie schlägt einen sehr kecken Ton an, der so burschikos und herausfordernd klingt, wie man es einem ehemaligen Pastor jenseit des Oceans gar nicht zutrauen sollte. Den „Verdächtigungen, Hindernissen und Anständen", die Wiedemann bei der Veröffentlichung (wir können uns nicht entschließen mit ihm zu schreiben: in der Veröffentlichung) seiner Arbeit zu bekämpfen hatte, wird ein Fußtritt versetzt, dann die Versicherung ertheilt, der Verfasser schreibe nicht, „um den Fünfteilsaft und den Lebensabsud des ganzen Werkes in der Vorrede abzulagern", auch will er sein Buch weder geneigten Lesern noch gelehrten Herren empfehlen, obschon dasselbe auf doppelten Blättern doppelten Personen, einem Lebenden und einem Todten, dedicirt ist, er weiß es: habent sua fata libelli. Wem sein Stil und seine Ausdrucksweise nicht gefallen, der möge bedenken, daß in seiner Tinte kein Zucker, sondern scharfer Essig und Seewasser sich befunden; Zucker in die Tinte zu thun, habe er für überflüssig gehalten, da er, derselbe Mann, der zu seinem Namen auf dem Titel in vier langen, enggedruckten Zeilen seine Titel, Würden und Ehrendiplome herzählt, von Kindesbeinen an Lob, Anerkennung, Auszeichnung u. s. w. nie gesucht. Solche Versicherungen regen ganz natürlich die Erwartung an, man werde wunder welche scharfe und geharnischte Darstellung zu lesen bekommen. Statt dessen erhält man eine Darstellung, die auf ein Haar der Darstellung auf einer zu bezahlenden Rechnung oder in einem gerichtlichen Protokoll gleicht. Es ist von Aventin ein Tagebuch vorhanden, ein „Hauskalender"; Wiedemann begnügt sich meistens, in dem biographischen Theil seines Helden die Daten aus jenem Hauskalender zu excerpiren. Wir greifen die nächstbesten Stellen heraus, um dem Leser eine Darstellung von der Art dieser biographischen Kunst zu geben. S. 12 heißt es: „Im Monat März 1504 erhielt nun unser Geschichtschreiber das Magisterium der sieben freien Künste. Diese Würde wurde ihm bei einem zweifachen Ceremoniale ertheilt. Das erste ging an dem 24., der ein Sonntag war, das zweite am Mittwoch darauf, den 27. März vor sich. Am 30. März verließ er Paris und begab sich geradewegs nach Abensberg, wo er im Juni eintraf. In seiner Vaterstadt verweilte er bis in den November, begab sich dann nach Straubing, und verweilte hier vom November 1504 bis Ende März 1505. Ende März 1505 begab er sich zum zweiten mal nach Wien, um durch den Umgang und Unterricht der dort versammelten Gelehrten seine Kenntnisse zu mehren. Hier verweilte er bis Februar 1507" u. s. w. Oder S. 17: „Das Jahr 1512 verlebte er theils in München, theils in Landshut. Am 29. October 1512 starb seine Schwester Margaretha in einem Alter von 27 Jahren (es ist wirklich ein Wunder, daß nicht auch die Tage und Stunden berechnet werden), am 6. December wurde er von Landshut aus von dem Landesherrn mit Dr. Sebastian Ilsung, Leonhard von Eck und Augustin Kölner als Commissar zur Schlichtung entstandener Zwiespalte an die Universität Ingolstadt gesendet; das Jahr 1513 verlebte er ganz in Landshut und das Jahr 1514 in München. 1515 machte Aventin mit seinem erlauchten Zöglinge eine Reise nach Italien, hier lernte er mehrere treffliche Gelehrte, auf welche dieses Land Ursache hatte stolz zu sein, kennen, sah die Ueberbleibsel der classischen Vorzeit und mochte wol Gelegenheit finden, manches werthvolle Material für seine historischen Studien zu sammeln" u. s. w. Vermehrt werden die Reize der Darstellung dadurch, daß sie jeden Athemzug durch Noten und Anmerkungen Unterbrechung erfahren; mit solchen ist mindestens der vierte Theil jeder Seite regelmäßig bedeckt.

Wenn wir der ersten Abtheilung des Buchs, welche sich mit den äußern Lebensverhältnissen und Lebensschicksalen Aventin's beschäftigt, die annalistische Dürre und die Pedanterie in minutiösen Details zum Vorwurf machen, so veranlaßt die zweite Abtheilung „Aventin als Geschichtschreiber" zu noch andern Bemerkungen. Die 17 Kapitel dieses zweiten Buchs (manches Kapitel umfaßt nur zwei bis drei Seiten, ja das Kapitel „Aventin's Philosophie" beschränkt sich auf nur eine einzige Seite) würfeln die verschiedenartigsten Dinge zusammen; man hat einen Haufen Mosaik vor sich, aus dem gar vieles füglich ganz hätte fortbleiben können, ohne daß man es vermißt haben würde. Die Charakteristik Aventin's als Geschichtschreiber beginnt ab ovo; eine Auseinandersetzung der gesammten Entwickelung der deutschen Historiographie vor Aventin leitet die Charakteristik ein, und wiederum diese Auseinandersetzung selbst beginnt mit Tacitus, mit dem Nachweis, wie abgeschmackt die Mittheilung des Römers, daß die historische Ueberlieferung der Deutschen in Liedern bestehe, denn, wie mit dem Aufwand zahlreicher Citate und Belege bewiesen wird, das Gleiche gelte von allen Völkern ohne Ausnahme: „Die Sage ist überall zuerst da, mit Mühe gelingt es der Geschichte, ihr einen

Vorrang abzugewinnen, sie kehrt wieder, behauptet nicht nur ihren Platz neben der Geschichte, sondern wird ihr oft vorgezogen oder wenigstens als nothwendiger Schmuck bezeichnet" u. s. w. Im allgemeinen zeigt das zweite Buch etwas mehr Colorit als das erste, doch ist festzuhalten, daß die lebhaftere Färbung und Haltung zum großen Theil dadurch gewonnen ist, daß die polemischen Stellen aus Aventin's Schriften ausgeschrieben sind. Aventin gehörte zu den Humanisten und lag wie diese alle mit der Geistlichkeit in bitterer Fehde. Seine Ausfälle auf den römischen Klerus sind scharf und schneidend; möglich daß Wiedemann ebendeshalb bei der Ausarbeitung seines Werks mit den „Verdächtigungen, Hindernissen und Anständen", von denen er spricht, zu kämpfen hatte. Wir sind der Ansicht, dem Verfasser wären schwerlich Hindernisse bereitet worden, wenn diejenigen, welche jene in den Weg legten, den Commentar gekannt hätten, mit dem Wiedemann die Polemik Aventin's gegen die Geistlichkeit begleitet. Wiedemann versichert, nach „Lob, Anerkennung, Aussichten" u. s. w. nie gestrebt zu haben; wir wollen, um dieser seiner Versicherung nicht direct und geradezu zu widersprechen, uns geographisch ausdrücken: die Art und Weise seiner Beurtheilung Aventin's und zumal des Kampfes, den dieser Geschichtschreiber mit dem Klerus zu bestehen hatte, scheint es fast außer Frage zu stellen, daß Wiedemann durchgehends stark nach München schielt und zumal nach der dort einflußreichen ultramontanen Partei. Aventin's Kampf gegen den Klerus ist nach dem Verfasser eine fortgesetzte Kette von niedrigen Handlungen, er hat sich der unedelsten Waffen bedient, zu den schmählichsten Verdächtigungen gegriffen, Haß und Ingrimm haben seine Feder geführt, er ist des Anstandes uneingedenk gewesen und Schmähen und Schimpfen waren ihm willkommen. Auf diese Sätze folgen Belege aus Aventin's Schriften: „Wenn die Mönche in dem Chore beten, so sind sie den brummenden Eseln gleich. Bettelklöster und Bordelle sind vor Gottes Augen ein und derselbe Greuel. Die Habgier der Priester wird nur übertroffen durch ihre Unwissenheit. Auf der Kanzel erzählen sie die lächerlichsten Dinge voll Unverschämtheit, wie z. B. daß Vespasian seinen Namen daher erhalten habe, weil ihm die Nase voll Wespen gesessen, davon er nicht eher befreit werden konnte, als bis er ein Gelübde gethan, den Tod Jesu zu rächen" u. s. w. Das Sündenregister schließt Wiedemann mit dem Bemerken: „Daher dürfte es ganz klar sein, warum nach seinem Tode die Sage ging, der Teufel peitschte jede Nacht unsern Geschichtschreiber mit eisernen Ketten auf dem Gottesacker von St.-Emmeran herum, seine historischen Werke verboten, seine Person als auctor haereticus primae classis von Rom aus bezeichnet wurde, Baronius ihn eine Bestie und der Abt Stephan von Scheuern einen Lutheraner, Calvinisten und Verleumder ersten Ranges nannte." Alsdann schickt sich der Verfasser an, die gänzliche Grundlosigkeit der Angriffe Aventin's auf den Klerus zu erhärten: „Wenn Aventin den Klerus der Unwissenheit und Bornirtheit beschuldigt, so ist hier Leidenschaftlichkeit am ersten Platze. Baiern hatte von jeher das Glück, in seinen literarischen Leistungen verkannt zu werden. Baiern besaß damals sehr wissenschaftlich gebildete Kleriker." Welch ein Beweis! Aventin hat sich nach Wiedemann in seiner Polemik zu einem ungentlemanliken Schmähen und Schimpfen fortreißen lassen; ist es aber gentlemanlike und etwa kein Schmähen und Schimpfen, wenn der Anstandswächter Wiedemann selber des Anstandes so bar und ledig, daß er im Stande ist, das Folgende niederzuschreiben: „Aventin und die Humanisten beschuldigen den Klerus der Schwelgerei und zügelloser Ausschweifung in der Liebe. Zugegeben, daß dieses Uebel unter dem Klerus damaliger Zeit stark wüthete, doch wer waren die, welche dem Klerus dieses Laster vorwarfen und ihn heilen wollten? Es waren Menschen, die noch sittenloser waren, denn die reisenden Humanisten streiften nahezu an vollendete Vagabunden. Hutten, dieses echte Bild eines Lumpen in seiner vollkommensten Ausbildung, Celtes, Bebel, dem die kräftige Gestalt der schwarzwälder Mädchen sein größtes Vergnügen war, von dem Wimpheling sagte, er besitze von ihm sehr schmuzige Gedichte, Hermann von Busche, Hieronymus Balbus, Mutian, dieses glaubens- und sittenlose Unthier, Coban Heß, der größte Säufer seiner Zeit, waren die Aerzte."

Auf S. 204 lesen wir, daß „Aventin keinen bairischen Patriotismus kannte". Sehr einfach, damals war noch nicht die Entdeckung von der dritten Großmacht in Deutschland gemacht. Auf S. 138 heißt es: „Wer bei Aventin die Motive der modernen Geschichtschreibung als Geld, Befriedigung eigener und fremder Eitelkeit und Parteizweck suchen wollte, dürfte irre gehen." Wir danken für die Belehrung über die Motive unserer Geschichtschreiber, Herrn Theodor Wiedemann, weiland Pastor in Petropolis, natürlich ausgenommen. Die Anthologie solcher und ähnlicher Stellen könnte leicht vermehrt werden, wäre indeß Raumverschwendung.

Die dritte und letzte Abtheilung des Buchs beschäftigt sich mit den einzelnen Schriften Aventin's. Die größte Sorgfalt und der wahrhafte Ameisenfleiß in dem Zusammentragen des Materials sind auch hier wieder unverkennbar.

Als einer der gefeiertsten unter den berühmten Theologen des 14. Jahrhunderts gilt Heinrich von Langenstein. Die Bearbeitung seines Lebens hat indeß mit eigenthümlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Es gibt nämlich zwei Theologen, die beide unter dem Namen Heinrich von Langenstein oder Heinrich von Hessen, der letztere Name ist der gebräuchlichere, bekannt sind. Beide waren angesehene Lehrer und Vorstände deutscher Universitäten, der eine war ungefähr 25 Jahre jünger als der andere, beide standen in Verbindung mit Worms, auf dessen Bischofsstuhle gegen Ende des 14. Jahrhunderts ein edler Hesse saß, beide stammen sehr wahrscheinlich aus ein und demselben Dorfe und gehörten ein und demselben Geschlechte an, beide behandelten in ihren zahlreichen Schriften, die man früh untereinander mengte, ganz nahe verwandte Gegenstände. Ist nun die durch die Verwechselung dieser beiden Männer entstandene Verwirrung schon groß genug, so wird sie durch die Sucht der Mönchsorden, berühmte Männer unter die Zahl der ihnen Angehörigen zu rechnen, noch gesteigert, und eine unkritische Geschichtschreibung weiß deshalb bis auf den heutigen Tag bald von drei, bald von fünf Heinrich von Hessen zu berichten. Es ist das Verdienst von Otto Hartwig, daß er das Chaos dieser verwirrten und vermischten Nachrichten verständig gesichtet und Ordnung in dasselbe hineingebracht hat. Ernst und Gediegenheit der wissenschaftlichen Forschung ist das charakteristische Merkmal seiner gründlichen Abhandlung: „Henricus de Langenstein dictus de Hassia" (Nr. 5). Durch Vorzüge der Darstellung will er eben nicht glänzen; auch widersprach wol einer eleganten Darstellung die natürliche Sprödigkeit des Stoffs. An hervorragenden äußern Ereignissen und Vorgängen ist das Leben Heinrich's von Langenstein arm; für seine Thätigkeit kann, so rastlos und umfassend sie immerhin gewesen sein mag, ein allgemeineres Interesse weder vorausgesetzt, noch erweckt werden; die scholastische Theologie und die Controversen, die aus der Beschäftigung mit ihr entsprangen, dürfte ein für allgemein anziehende Schilderungen wenig ausgiebiger Gegenstand sein. Die Abhandlung zerlegt sich in zwei Theile. Der erstere bietet Untersuchungen über das Leben Heinrich's von Langenstein. Die Dürftigkeit der Quellen für einzelne Partien schließt eine gleichmäßige Bearbeitung von vornherein aus, und man hat demgemäß für diesen Mangel nicht den Verfasser verantwortlich zu machen. Soweit überhaupt Ermittelungen möglich sind, wurde Heinrich von Langenstein im Jahre 1325 geboren. Von seiner Jugendzeit ist uns nichts bekannt und über seine Vorbildung zur Universität lassen sich nur Vermuthungen aufstellen. Er studirte in Paris. Die sehr eingehende und übersichtliche Darstellung der Zustände an der pariser Hochschule, wie sie sich damals entwickelt hatte, bildet geradezu den Glanzpunkt in unserer Abhandlung. Namentlich ist die oppositionelle Haltung der Universität gegen die päpstliche Curie sehr anschaulich und gründlich entwickelt. Im Jahre 1375 erlangte Langenstein nach zehnjährigem Studium den Grad eines

Licentiaten der Theologie. Eine Schrift astronomischen Inhalts, die er veröffentlichte, lenkte die Aufmerksamkeit des Kanzlers Johannes von Calore auf ihn, der ihn zu seinem legitimen Vicekanzler ernannte. In dieser Stellung verblieb er bis in den Herbst des Jahres 1882, wo er Paris verlassen mußte, weil die Universität sich mit Clemens VII. aussöhnte, gegen den Langenstein in dem Schisma Partei genommen hatte. Nach mannichfachen Wanderungen wurde er als Professor nach Wien im Jahre 1384 berufen. Bis zu dem genannten Zeitpunkte hatte nämlich Wien einer theologischen Facultät entbehrt; Albrecht III., der die Universität seiner Hauptstadt in Blüte bringen wollte, wußte die Genehmigung einer zu begründenden theologischen Facultät zu erwirken, und da ihm sein Kanzler Berthold von Freisingen Heinrich von Langenstein warm und dringend empfohlen hatte, gab er dieser Empfehlung nach. Der Herzog hatte die Berufung nicht zu bereuen; bis zu seinem Todestage, den 11. Februar 1397, genoß Langenstein in der ganzen gelehrten Welt des höchsten Ansehens; Urban VI. bot ihm sogar das Bisthum Oesel in Livland an. Vorzüglich wirkte Langenstein als Schriftsteller; mit Untersuchungen über diese seine Schriften beschäftigt sich der zweite Theil der Abhandlung. Der Verfasser sondert in einem ersten Kapitel die Werke aus, die weder von Heinrich von Langenstein, noch von dem in der Einleitung erwähnten Heinrich von Hessen verfaßt sind; in ein zweites sind diejenigen Schriften verwiesen, von denen es zweifelhaft, welchem von beiden Männern sie angehören; ein drittes endlich umfaßt die große Anzahl der unzweifelhaft echten Werke Heinrich's von Langenstein. Daß dieser zweite Theil seiner Aufgabe nur annähernd gelöst sei, gesteht der Verfasser selbst zu; die Benutzung der handschriftlichen Schätze der wiener Bibliotheken war ihm nicht vergönnt.

Lechler's Vortrag „Wiclif als Vorläufer der Reformation" (Nr. 6) richtet sich in seinem Kern gegen Heinrich Leo und diejenigen Historiker, welche dem letztern folgend behaupten, daß Lutheraner den Wiclif nimmermehr unter die rechten Zeugen zählen könnten. Diese Ansicht als eine irrige zu widerlegen, Wiclif als einen wirklichen und echten Vorläufer der Reformation darzustellen, ist die Aufgabe, welche Lechler sich stellt. Zu dem Ende beginnt er mit einer summarischen Zusammenfassung der Momente aus der äußern Lebensgeschichte des Engländers, in welcher wir Neues und Unbekanntes gerade nicht viel gefunden haben; dann schildert er schon eingehender und ausführlicher Wiclif's Persönlichkeit nach ihrem innern Gehalt und Wirken. Er erblickt in Wiclif einen Vertreter des sächsischen Elements gegenüber dem normannisch-romanischen. Es ist bekannt, daß mit der Eroberung Englands durch Wilhelm, mit der neuen Dynastie und dem fremden Adel auch das romanische Wesen nach England verpflanzt wurde. Ebenso bekannt ist es, daß diese Verpflanzung auf eine sehr entschiedene und selbstbewußte Reaction stieß und bald offener, bald stiller ein Wettkampf des germanischen und romanischen Elements statthatte. Gerade das 14. Jahrhundert, in welches Wiclif's Lebenszeit fällt, zeichnet sich in der englischen Geschichte als ein Zeitraum kräftiger Hebung und frischen Lebens aus, eine Folge des Kampfes der Geister. Durch die Kriege mit Frankreich hob sich das britische Nationalgefühl, wuchs die Selbständigkeit der Parlamente; und indem der niedere Adel, der Kaufmann in den Städten, der Landmann, kurz der angelsächsische Stamm an Gewicht in politischer und staatsökonomischer Beziehung zunahm, drang auch die angelsächsische Sprache, auf Kosten sowol der französischen als der lateinischen, wieder empor, und in demselben Zeitraum taucht auch mit Chaucer, dem Vater der englischen Poesie, eine englische Nationalliteratur auf. Der erwachende, wesentlich germanische Nationalgeist regte sich mit besonderer Kraft auf dem kirchlichen Gebiete. Und eben hier greift die Persönlichkeit Wiclif's ein. Allerdings ist er nicht selbst Reformator geworden, aber ein wirklicher und echter Vorläufer der Reformation ist er wegen seines Kampfes gegen die Entartung der Kirche seiner Zeit und weil er die Heilige Schrift, die er selbst aus der Vulgata in das Englische übertrug, als Grundlage und Regel christlichen Glaubens und Lebens aufgestellt hat. Ferner ging das ganze Streben Wiclif's auf kein anderes Ziel, als Reinigung und Erneuerung der Kirche, Wiedergeburt der Christenheit zum apostolischen Christenthum. Man hat endlich, was den Erfolg betrifft, festzuhalten, daß Wiclif in der That eine ungemein anhaltende Wirkung hervorgebracht hat, nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch auswärts, namentlich in Böhmen, wo Hieronymus von Prag und Johannes Huß aus seinen Schriften geschöpft haben. In England selbst hat sich die evangelische Anregung, welche Wiclif gegeben, trotz Scheiterhaufen und Gefängnissen, nachweislich anderthalb Jahrhunderte lang bis zur Reformation forterhalten. Der Vortrag zeichnet sich durchgehends durch die Klarheit der Disposition aus. Es ist in ihm alles anschaulich und übersichtlich zusammengestellt und geordnet.

Thaddäus Lau.

Ein literarisches Album.

Von unserm Bericht über die diesjährigen Albums in Nr. 12 d. Bl. hatten wir ein Album ausgeschlossen und für eine besondere Besprechung zurückgelegt, weil uns einige darin enthaltene Beiträge eine Bedeutung zu haben schienen, welche weit über das gewöhnliche Albumsinteresse hinausreicht; es ist dies das

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1859. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1859. Gr. 8. 18 Ngr.

Der uns vorliegende Jahrgang ist bereits der sechzehnte dieses Albums, welches, wie Julius Merz, der Gründer und Vorstand des Vereins, in dem kurzen Vorwort bemerkt, „seit seinem Erscheinen im Jahre 1844, durch alle Jahrgänge, in vielen Privatbibliotheken, in Lesekreisen und bessern Leihbibliotheken Aufnahme gefunden". Mit Recht spricht Merz die Erwartung aus, es werde „der heurige Jahrgang nicht minder freundlich aufgenommen und seinen Vorgängern angereiht werden, und zwar um so mehr, als er geeignet scheinen dürfte, nach verschiedenen Seiten hin anzuregen und auch wol zu befriedigen."

Wir nehmen zuvörderst einen kleinen Aufsatz heraus: „Ueber Albrecht Dürer" von J. Maar, weil es gerade in unserer Zeit, in welcher die Zierlichkeit und Eleganz der Form und die Virtuosität in der Ausführung über alles geschätzt zu werden pflegt, doppelten Dank verdient, wenn es ein Kenner unternimmt, das oft nur zu vergeßliche, gegen manche seiner größten Geister nur zu undankbare deutsche Volk an den Werth Dürer's, dieses ebenso genialen und vielseitigen als urdeutschen Künstlers in kräftigen Worten zu erinnern. Wir halten es für ein glückliches Zusammentreffen, daß dies auch von Professor Guhl jüngst geschehen ist, der in Berlin eine Reihe von Vorträgen, mit deren Ertrage das Germanische Museum in Nürnberg unterstützt werden soll, mit einem Vortrage über Dürer eröffnete und darin, wie die Zeitung „Berlin" berichtete, Albrecht Dürer als denjenigen Maler schilderte, „in welchem die deutsche Kraft sich concentrirte und ihren höchsten Ausdruck fand, und dies bei den beengendsten bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen Dürer's, ungleich denen der gleichzeitigen großen italienischen Künstler, die mit Ehren und Gütern überhäuft wurden und mit Fürsten und Päpsten befreundet, selbst wie Fürsten lebten", welchen Worten der Berichterstatter die Bemerkung hinzufügt, er habe die Vorlesung verlassen, „aufs neue von der Bedeutung Albrecht Dürer's und der Sitte Deutschlands überzeugt, seinen genialen Söhnen jeden Schritt zu der Höhe zu erschweren, von welcher aus sie mit der Glorie ihres Ruhms das undankbare Vaterland überstrahlen". Maar behauptet: „In der That, wenn es mit der innern Entwickelung unsers nationalen Geisteslebens nicht wirklich noch kümmerlich aussähe, so müßte Dürer der Liebling seiner Nation sein. Freilich die moderne Blasirtheit, der alles bekannt scheint und die doch nichts kennt, die alles überwunden zu haben meint, hat auch Dürer überwunden. Er bietet auch eine zu gesunde

und kräftige Nahrung für dieses Geschlecht." Einige Zeilen weiter bemerkt er: „Es ist die Kraft und Wahrheit des Ausdrucks; die Großartigkeit und Unmittelbarkeit der Empfindung, welche uns in diesem Geiste entgegentritt, daß sich keiner weder vor noch nach ihm mit ihm vergleichen läßt. Das Göttlichste in der Kunst ist die Kraft, und eine so seltene Eigenschaft, daß sie viele Fehler vergessen läßt, auch die Ermangelung der das Auge bestechenden Grazie. Geschmack und Grazie können bei einiger Anlage ausgebildet, angelernt werden die Kraft ist nur den Herrlichsten verliehen." Hierin sind wir mit dem Verfasser vollkommen einverstanden, aber er wird so gut wissen wie wir, daß man mit solchen Ansichten gegenwärtig beim großen Publikum kein Glück macht. Man darf nicht vergessen, daß Albrecht Dürer, der, wie Maar bemerkt, an Feuer der Einbildungskraft und an Originalität der Gedanken selbst den gewaltigen Buonarotti übertraf und selbst von dem Franzosen de Piles als das begabteste und fruchtbarste Genie unter allen Künstlern anerkannt wurde, aus der Unmittelbarkeit seines religiösen Gefühls heraus seine Christus-, Marien- und Heiligenbilder schuf, einzig und allein „zur Ehre Gottes", wie der auf anderm Kunstgebiete vielleicht gleich große aber nicht so vielseitige Sebastian Bach. Die gleichzeitigen großen italienischen Meister, die freilich tiefer in das Allerheiligste der Schönheit und Anmuth, aber auch nur der Schönheit und Anmuth, nicht des Gemüths und der Innigkeit eingedrungen waren, stellten dagegen in ihren Madonnen meist eben nur majestätische oder reizende Frauen und Jungfrauen, in ihren Aposteln schöne imponirende Greise, in ihren zum Theil nackten Heiligen herrliche Jünglingsgestalten dar, weshalb auch der heilige Sebastian einer ihrer Lieblingsgegenstände war. Selbst der nackte Leib des Heilandes wurde oft nur dazu benutzt, um schöne Körperformen, quellendes Fleisch und kräftige Muskulatur zur Anschauung zu bringen. Die Kirche, in deren Dienst sie arbeiteten, merkte es freilich nicht oder wollte es nicht merken, wie viel Heidnisches, Weltliches und Verführerisches damit in die Kirchen, in Mönchs- und Nonnenklöster einzog, wie Mystik und Askese da nur ein heuchlerisches Scheinleben führen konnten, wo Kirchen und Klöster in Tempel für den Cultus des Schönen umgewandelt wurden. Die Reaction blieb denn freilich nicht aus, wenigstens nicht bei dem nüchternen, stets nur auf das Wesen dringenden niederdeutschen Volke. Wie ganz anders würde sich übrigens Dürer's ebenso tiefer als umfangreicher Geist entwickelt haben, wenn er unter günstigen Verhältnissen gelebt hätte. „Ihm war es nicht gegönnt", bemerkt Maar, „in einer Reihe von Schöpfungen als Maler sich voll und rein auszusprechen. Für ihn gab es keinen Vatican, keinen Julius II. und keinen Leo X. Keine der Ermuthigungen, durch welche sonst der Genius zu den höchsten Leistungen gesteigert wird, wurde ihm zu Theil..... Denken wir uns Rafael in seiner Villa, mit fürstlicher Pracht, mit Bildung und Schönheit umgeben — und unsern Dürer in dem engen düstern Hause an der Ecke der Zeiselgasse; Rafael, überschüttet mit Gunst und Reichthum und großartigen Aufträgen — Dürer hinter seinen Kupferplatten, eine mühselige Technik treibend, weil sein Auskommen dadurch gesicherter war!" Die nürnberger Patricier waren zu der Zeit bereits knauserig geworden, und ein kunstliebendes Publikum gab es damals in Deutschland nicht, wie es auch jetzt noch keins gibt, welches den Künstler zu großen Werken, die nicht blos Genre- und Landschaftsbilder sind, ermuthigte; das zu thun, bleibt auch jetzt noch einzelnen Fürsten überlassen, die zugleich pracht-, ehr- und kunstliebend sind. Dürer hatte über mangelhaften Absatz seiner Werke, über schlechte oder gar keine Bezahlung leider viel zu klagen. „Ich machte viele Sachen", schreibt er einmal in seinem Tagebuche, „den Leuten zu gefallen; aber das wenigste wurde mir bezahlt" u. s. w. Dagegen bezweifelt der Verfasser die alte Tradition, wonach Dürer's Frau eine unausstehliche Xantippe gewesen; Dürer selbst habe sich in seinen Schriften über sie niemals beklagt (was jedoch, wenn er auch dazu Grund gehabt hätte, von einer so edeln ritterlichen Natur auch nicht zu erwarten war); nur einmal nenne er sie scherzend seine „Rechenmeisterin"; der bekannten Pirkheimer'schen Bemerkung in seinem Briefe an Johann Tscherte sei nicht zu trauen, weil er der persönliche Feind von Dürer's Frau gewesen, und Pirkheimer habe zu den Männern gehört, in deren Gesellschaft etwas eifersüchtige Frauen ihre Männer nur ungern sähen; doch müsse auch er einräumen, Agnes sei eine „ehrbare, gottesfürchtige und fromme Frau". Indeß das ihr von Dürer selbst ertheilte Prädicat einer „Rechenmeisterin" läßt doch darauf schließen, daß sie wenigstens sehr, vielleicht bis zum Extrem genau und haushälterisch gewesen und nach Art solcher wie überhaupt wol der meisten Frauen den Genius ihres Mannes nur so weit geschätzt haben mag, als Küche und Keller davon Profit hatten. Was half es ihrem Ansehen unter den nürnberger Patricierfrauen und vornehmen und nichtvornehmen Klatschschwestern, daß Bellini und Rafael unsern Dürer bewunderten? daß der berühmte Marc Anton Dürer's Passion nachstach? daß die Maler von Bologna dem deutschen Meister den Vorzug vor allen Malern in der Welt gaben und ihm versicherten, sie wollten jetzt freudiger sterben, nachdem ihr so lange gehegter heißer Wunsch, Albrecht Dürer zu sehen, in Erfüllung gegangen? Ja, hätte man damals nur unsere Titel gekannt, mit denen wir trotz alles Eiferns gegen die deutsche Titelwuth mehr als je überschwemmt sind, hätte sie unter ihresgleichen als „Frau Professorin" oder „Frau Directorin" auftreten können, so hätte sie doch etwas von dem Ruhme ihres Mannes gehabt! So aber war sie einfach Frau Dürer und ihr Gatte — Kupferstecher und Holzschneider! Und wie fleißig war dieser Mann, um sich wie ein anderer ehrlicher Philister durchzubringen! Außer seinen überallhin verstreuten großen Malerwerken, von denen eins der herrlichsten bei einem Brande in Wien zu Grunde ging, sind von ihm nahe an 200 Kupferstiche, die jetzt mit Gold aufgewogen werden, über 100 Holzschnitte, ferner noch viele Schnitzereien in Holz und Speckstein u. s. w. vorhanden. Die Kupferstecherkunst, die vor ihm gleichsam nur noch stammelte, lernte durch ihn sprechen und wurde von ihm zu einer „bisjetzt noch unübertroffenen" Höhe gebracht. Dürer war es, der die Kunst des Aetzens und Radirens und die Kunst, Holzschnitte in zwei Farben zu drucken, erfand und der zuerst die Linienperspective nach den Regeln der Mathematik in Deutschland lehrte; er verfaßte vortreffliche Schriften und Unterweisungen über das Befestigungswesen, über die Messung, über die Proportion des menschlichen Körpers und über die Proportionen und Stellungen der Pferde, welche letztere Schrift jedoch leider verloren gegangen ist. Der Verfasser bemerkt: „Napoleon sagt in seinem Werke über Artillerie, daß der größte Artillerist der deutsche Maler Albrecht Dürer sei, und anderweitig rühmt er die so zweckmäßige Erfindung der Flankenvertheidigung von demselben"; und er versichert ferner, daß die neue bairische Festung Ingolstadt in der Hauptsache ganz nach dem Dürer'schen Systeme construirt sei, und daß die berühmtesten Ingenieure der Neuzeit, Carnot, Montalembert u. s. w. Dürer zum Muster genommen hätten. Und über einen Mann von so unermeßlichen Verdiensten und vielseitigen Talenten spricht das elegante, blasirte, charakterlose Völkchen unserer Zeit meist nur mit verächtlichem Achselzucken, wogegen Maar von ihm behauptet: „Wir brauchen nicht patriotisch, sondern nur gerecht zu sein, um ihn als den größten christlichen Maler, als das universellste Genie, das Deutschland je gesehen, und — als den besten Menschen zu bezeichnen. Seine titanenhafte Größe ist die eines Shakspeare, die Erhabenheit seiner Phantasie die eines Dante! Solange die ewigen Gesetze der Kunst gelten, wird er dastehen als ein leuchtender Stern. Als ein echt nationaler Künstler aber ist sein Verdienst nicht hoch genug anzuschlagen, weil es ja eine so seltene Tugend geworden, daß der Deutsche deutsch ist." Ja, es ist eine Schmach für Deutschland, daß dieser seltene und so echt deutsche Mann im ganzen im Auslande geschätzter ist als in seinem Vaterlande selbst; und noch in neuester Zeit wurde ihm in England ein schönes und ehrendes Denkmal gesetzt, indem man eine neue Auflage der kleinen Passion (wovon die Holzstöcke in London

ich befinden) veranstaltet hat, und zwar überaus billig, um das herrliche Werk dem Volk zugänglich zu machen. „Das ist schön und verdient Nachahmung!" fügt Maar hinzu. Es ist übrigens fraglich, ob eine Nation, die ein Genie nicht anders behandelt und belohnt als etwa einen Handwerker oder Lohnschreiber und ihm kein Opfer bringt, sondern nur von ihm verlangt, vollkommen befugt sei, mit seinen der ganzen Menschheit zugute kommenden Leistungen sich zu brüsten, als habe sie den nächsten und meisten Antheil daran, zumal wenn nur ein sehr geringer Theil der Nation sie zu würdigen versteht. *)

Sehr dankbar sind wir für einen längern Aufsatz von G. Arnold: „Rundschau über die neuern holländischen Dichter", da der Deutsche von der stammverwandten holländischen Literatur im Grunde weniger weiß als von der chinesischen oder malaiischen. Und doch gab es eine Zeit, wo berühmte deutsche Dichter bei den Holländern in die Schule gingen, wie Andreas Gryphius bei Vondel. Höchstes Lob verdienen diese holländischen Dichter namentlich wegen der feurigen patriotischen Gesinnung, die sie alle durchweht und von der sie fast alle in That und Wort Proben abgelegt haben. Der Verfasser des Aufsatzes theilt einige dieser patriotischen Gedichte in Uebersetzung mit: „Die Niederlande" von H. A. Spandaw (geboren 1775) und „Volkslied" von C. Loots (geboren 1764), letzteres mit dem Anfang:

> Wilhelmus von Oranien,
> So klang der Väter Sang,
> Trotz sei dir, finstres Spanien,
> Und Alba's eh'rnem Zwang!
> Ein Volk, so fromm als kräftig,
> Pflanzt auf den Speer und Hut:
> Wilhelmus von Nassauen!
> Das war der Name gut.

Auch einige Proben komischer Poesie, in welcher sich früher unter andern Decker, Poot und Lucas Rotgans, in späterer Bilderdijk und Elisabeth Wolff auszeichneten, bringt der Verfasser in deutscher Uebersetzung, darunter ein Gedicht von J. van Osterwijk Bruijn, eine echte Schildbürgergeschichte, unter dem Titel: „Der Thurmbrand." Der Mond strahlte nämlich einmal in einer holländischen Stadt so sonderbar in ein Thurmfenster, daß der Wächter diesen Schimmer für eine anstehende Feuersbrunst hielt und „Feuer! Feuer!" rief. Die ganze Stadt kommt in Aufruhr, man rückt mit Spritzen heran, man beginnt das Löschungswerk. Endlich erkennt man, daß man nur Mondschein löscht. Folgenden Tags läßt ein hoher Rath ans Stadthaus die Verordnung schlagen:

> Von nun an soll bei Mondenschein
> Allhier bei uns kein Brand mehr sein,
> Und wer nicht fügt sich dem Beschluß,
> Sogleich die Stadt verlassen muß.

An dieser Lalengeschichte erkennt man recht deutlich, wie sehr die Holländer unsere Vettern und Blutsverwandten sind. Ein anderes Gedicht behandelt die Geschichte von einem Sternkucker, dem, während er in die Sternenwelt vertieft ist, ein ihn besuchender Gelehrter eine gebratene Ente verzehrt. Dieser will sich eben entfernen, als der Astronom endlich erscheint, den Gelehrten zum Entenschmause einladet und ihn nöthigt, wieder mit ihm in das Zimmer zurückzukehren, worauf der Astronom den Deckel von der Pfanne hebt und zu seinem Erstaunen nur das Gerippe der Ente vor sich erblickt. Er sinnt her und hin, wie dies geschehen; da wendet er sich zu seinem Besucher entschuldigend mit den Worten:

> Verzeiht, spricht er, ich bin vergessen,
> Ich dachte traun, ich müßt' noch essen,
> Und hab's doch allbereits gethan!

Der Verfasser dieser Schnurren lebt noch als Kaufmann in Amsterdam, als schon bejahrter, aber noch sehr rüstiger Mann, allgemein geachtet und als anspruchslos heiterer Gesellschafter beliebt. Auch Loots war ein Handlungsbeflissener. Ueberhaupt scheint die Poesie in Holland gar nicht in dem Grade wie in Deutschland ein Monopol der gelehrten Kaste zu sein. Der Verfasser des Aufsatzes theilt auch ein Gedicht von Bilderdijk „Der Lorbeer" mit, welches uns jedoch nur eine ziemlich getreue Copie der von Hölty bereits 1770 verfaßten Ballade „Apollo und Daphne" zu sein scheint. Bei Hölty lauten die Anfangsstrophen:

> Apoll, der gern nach Mädchen schielte,
> Wie Dichter thun,
> Sah einst im Thal, wo Schatten kühlte,
> Die Daphne ruhn.
>
> Er nahte sich mit Stutzertritten,
> Mit Ach und O!
> Als Daphne schnell mit Zephyrschritten
> Dem Gott entfloh.

Bei Bilderdijk lauten sie in Arnold's Verdeutschung:

> Der Gott und Großfürst der Poeten
> Sah Peneus' Kind,
> Wie sie im weichen Gras des Eden
> Ein Kränzchen bind't.
>
> Er ging, sie liebreich zu begrüßen,
> Und sprach sie an,
> Doch sie mit Flügeln an den Füßen
> Ihm schnell entrann.

Nur fehlt bei Bilderdijk die schalkhaft witzige Pointe, womit das Hölty'sche Gedicht schließt.

Zwei Aufsätze von J. L. Hoffmann „Das deutsche Volkslied" und „Die deutschen Volksbücher" ergänzen einander. Namentlich der letztere enthält manche sehr richtige Bemerkungen, so wenn der Verfasser hervorhebt, daß es, von den komischen Volksbüchern abgesehen, gerade Rittergeschichten sind, welche zumeist die Literatur der Volksbücher bilden, so die Geschichte von der heiligen Genoveva, von der Griseldis, der schönen Magelone, der Hirlanda u. s. w. Der Verfasser bemerkt hierzu: „Es liegt einmal im Volke, sich vom äußern Schimmer blenden zu lassen und das, was großen Herren begegnet, weit wichtiger und anziehender zu finden, als was der Sphäre seines eigenen Lebens entnommen ist." Wir sind überzeugt, daß dieser Hang noch besteht und daß daher die jetzt in den gebildeten Kreisen beliebten Dorfgeschichten von den Bauern gerade am wenigsten gelesen werden. Dem Humor und der Volkskomik widmet der Verfasser, der es als ein Zeichen eines guten Naturells und gesunden Zustandes der Seele erkennt, wenn Ernstes und Heiteres neben- und miteinander gedeiht, einige sehr freundliche Worte. Er sagt z. B.: „Jede Lehre kann man in komischer Weise aussprechen, und es fragt sich sehr, ob die Weisheitssprüche Salomo's oder die derben Antworten, mit welchen ihn sein Narr Markolf bedient, lehrreicher sind." Und ferner: „Die Schildbürger sind keine vorübergehende Erscheinung, sondern leider von unsterblicher Dauer; jede Gegend und jede Zeit hat ihr eigenes Schilda." Der Verfasser behauptet mit Recht, daß unser Volk einen sehr glücklichen Humor besitze, ist aber der Ansicht, daß sich die Deutschen in dieser Gattung in frühern Zeiten verhältnißmäßig weit mehr hervorgethan als jetzt, und daß leider die durch alle Stände sich verbreitende Cultur vollends allen Volkswitz zu ersticken drohe. Ueber die Volkskomik und die humoristischen Volksbücher finden sich in dem Aufsatze in der That manche ganz vortreffliche Andeutungen. Für das Volkslied, das so viel dazu beigetragen, unsere Lyrik aufzufrischen und ihr ein innigeres nationaleres Gepräge zu ertheilen, zeigt sich der Ver-

*) Uebrigens scheint die Zeit gekommen zu sein, wo auch bei dem größern Publikum in Deutschland Dürer's Verdienste wieder mehr Würdigung finden dürften, als dies längere Zeit der Fall war; so brachten auch jüngst die „Unterhaltungen am häuslichen Herd" einen biographischen Artikel über Dürer, worin in kurzen Zügen dessen Verdienst, als Künstler und Schriftsteller, wie sein ganzes sittlich reines, liebloses und echt künstlerisches Leben dargelegt werden.

fasser mit Recht sehr begeistert. Nur muß man zwischen Volkslied und Volkslied einen Unterschied machen. Es befinden sich unter den deutschen Volksliedern sehr viele von äußerst sinnlichem, liederlichem, cynischem und frechem Charakter, wie deren sich in der Volkspoesie keiner andern Nation finden, und wenn man sich für diese Sorte deutschen Volksgesangs begeistert, blos weil sie „Volkslieder“ sind, so begeistert man sich vielleicht für die Impromptus irgendeines sitten- und zuchtlosen Strolchs und Saufbruders. Wenn z. B. der Verfasser ein Zechlied anführt, in welchem es unter anderm heißt:

> Mein Gut ist viel zu klein . . . .
> Es muß verschlemmet sein —

so ist dies ein Lied, in welchem wir weder viel Humor und Poesie, noch irgendeine empfehlenswerthe Lebensweisheit zu finden vermögen, obschon es leider bei weitem nicht das schlimmste ist. Der Verfasser bemerkt: „Die Trinklieder sind von gar glücklicher Sorglosigkeit. Sie kümmern sich nicht

> ums Römische Reich;
> Es sterb' heut' oder morgen,
> Es gilt ihm alles gleich.“

Nun ja, wir kennen diese deutsche Blauemontagsstimmung, der „alles gleich ist“, selbst ob das „Reich“ darüber zu Grunde geht; ob man aber diese Sorglosigkeit eine „glückliche“ zu nennen habe; erscheint uns doch sehr zweifelhaft. Werthvoller und der Beachtung der Literarhistoriker zu empfehlen ist desselben Verfassers längerer Aufsatz: „Alexander im Lichte des Mittelalters, mit besonderer Berücksichtigung von Lambrecht's Alexanderlied“, welcher mit den Worten schließt: „Der in Lob und Tadel vorsichtige Gervinus hat recht, wenn er im Preise dieses Werks einen höhern Ton anstimmt, mag er auch andere zum Widerspruch reizen; nur daß wir seit Auffindung der Fragmente des Aubry von Besançon den größten Theil jenes Lobes nicht mehr dem Deutschen zu spenden haben, sondern dem Franzosen.“ Die übrigen Aufsätze: „Die deutschen Burgen“, von K. A. Barack; „Die Liebe des Mönchs Eckehard und der Herzogin Hadwig nach Scheffel“, von E. Lösch, welcher Scheffel's „Ekkehard“ neben das Ausgezeichnetste, was die deutsche Literatur auf dem Gebiete des Romans aufzuweisen hat, zu stellen erklärt; „Einiges über und von Charitas Pirkheimer“, von J. F. J. Lützelberger und die interessante Verbrechergeschichte „Aus dem Leben“, von L. Marr können wir einfach nur nennen, da der Raum d. Bl. doch auch einige Rücksichten fordert, und auch die den Schluß des Albums bildenden Gedichte von G. Arnold, K. Ebersberger, Luise Hoffmann, L. Marr, J. Merz, A. Pichler, A. Trabert, C. Weiß u. s. w. müssen wir ihrem eigenen Schicksale überlassen.

H. M.

Notiz.

Poeten und Musiker.

Im vierten diesjährigen Heft der „Anregungen“, die in der That ihrem Titel sehr genau entsprechen, stellt Franz Brendel eine Vergleichung zwischen den Musikern und Dichtern in Bezug auf Wohlverhalten und Lebensstellung an, die nicht eben sehr zu Gunsten der letztern ausfällt. Brendel ist zwar zugleich auch Schriftsteller und Journalist, zunächst allerdings auf musikalischem Gebiete; sonst aber bewegt er sich in einem gesellschaftlichen Kreise, der mit dem Kreise der eigentlich literarischen Gesellschaft nicht oder nur an wenigen Punkten zusammenfällt, und wenn er versichert, der Schriftstellerstand sei in den Augen des Publikums degradirt und letzteres beachte und schätze nicht mehr die Personen, sondern nur das sich documentirende Talent, so fällt dieses Urtheil aus solcher Feder schwer ins Gewicht. Dabei darf man freilich nicht vergessen, daß aus Gründen, die alle hier anzuführen zu weitläufig sein würde, vielleicht gerade in der Metropole des deutschen Buchhandels, trotz des dort gepflegten „Cultus des Genius“ in der Person Schiller's, der Schriftstellerstand als solcher im allgemeinen einer geringern Achtung genießt als wahrscheinlich an irgendeinem andern Orte Deutschlands. Freilich scheinen an dieser zur Schau getragenen Misachtung auch Affectation, Misgunst oder banale absprechende Raisonnirerei einen starken Antheil zu haben. Eine Hauptveranlassung zu dem Miscredit, in den sich die Schriftsteller gebracht haben, erblickt Brendel in ihren taktlosen Kämpfen und Klopffechtereien, „die noch immer ein geistiges Faustrecht bei uns aufrecht erhalten, nur mit Verbannung aller Rittersitte, wie einmal Chr. H. Weiße sehr treffend bemerkt“. Wenn solches geschieht, so weiß man in der That nicht, wo da der „gesunde Menschenverstand“ geblieben ist; denn diesen wenigstens verlangen wir, wenn auch nicht die edlern Impulse angeborener oder erworbener Humanität und Urbanität. Es gab eine traurige Zeit in Deutschland, wo auch die Gelehrten im allgemeinen, die Theologen insbesondere aufs tiefste verachtet und ein Spott und Stichblatt aller waren; das war die Zeit der gelehrten Raufereien, die Zeit, wo jeder auf den andern die maßloseste persönliche Schmach zu häufen suchte und zwar in den gröbsten und flegelhaftesten Ausdrücken, ohne daß diese gelehrten Kampfhähne einsehen wollten, daß jeder in demselben Grade an Achtung einbüßte, in welchem es gelang, der persönlichen Achtung, die sein Gegner etwa genoß, Abbruch zu thun. Seitdem die Gelehrten sich mehr und mehr daran gewöhnt haben, bei ihren Disputen, die ja oft sehr nöthig und durch das Interesse der Wissenschaft geboten sind, wenigstens das äußere Decorum zu beobachten und mehr die Sache als die Person und deren persönlichen Verhältnisse im Auge zu behalten, seitdem hat sich der Gelehrtenstand, unter dem zunächst der Stand der betitelten Universitätsgelehrten zu verstehen ist, sicherlich in der öffentlichen Meinung außerordentlich gehoben. Brendel bemerkt: „Die alte Roheit und Bärenhaftigkeit der Deutschen spielt noch immer eine Rolle bei uns, wenn schon etwas verfeinert und von dem Gebiet des äußern auf das Gebiet innerlichen Lebens verlegt. Allerdings soll man der Sache gegenüber nicht mit Glacéhandschuhen auftreten; wollte man dabei indeß alle Rücksichten des Anstandes und der feinern Sitte aus den Augen verlieren, so wäre dies das andere Extrem. Sehr geschadet in dieser Beziehung hat, wie die «Blätter für literarische Unterhaltung» vor einiger Zeit bemerkten, Goethe's und Schiller's Xenienkampf. Ein Ton wurde damals angestimmt, der noch immer fortklingt, und so auch die spätere Generation zu Misgriffen verleitet hat. Fehlt es doch der Nation überhaupt in diesen Dingen noch ganz an dem rechten Takt und ist demzufolge selbst das allgemeine Urtheil zurückgeblieben und versteht derartige Uebergriffe nicht mit der gebührenden Indignation zurückzuweisen.“ Schiller's und Goethe's „Xenien“ finden, wie wir hinzufügen, noch heute viele Bewunderer, und doch war dieser Kampf gegen kleinere, aber oft sehr verdiente Männer nicht viel mehr als ein literarischer Skandal, und man frage sich, ob die großen musikalischen Meister, ein Sebastian Bach, Mozart, Gluck, Haydn u. s. w. je fähig gewesen wären, solche öffentliche Fußtritte an geringere Musikmeister auszutheilen. Zwar bedauert Brendel, daß in neuester Zeit auch auf musikalischem Gebiete „pöbelhafte Angriffe“ (nämlich auf die sogenannte „Zukunftsmusik“) vorgekommen seien, die aber wol nur selten von eigentlichen Fachmusikern herrührten, daß man von Männern, „die auf ihrem Gebiet die hervorragendsten sind durch Geist, Genie und Kenntnisse“, wie von den „elendesten Pfuschern“ gesprochen habe; im ganzen aber findet er bei den Musikern mehr moralischen Kern als bei Literaten und Poeten; sie litten nicht an jener „lächerlichen Eitelkeit und kleinlichen Empfindelei, jener Neigung zum Selbstpoussiren oder Emporschraubenlassen durch gute Freunde“; man suche weniger auf Kosten der andern sich hervorzuthun, man respectire die Collegen; es seien unter den Musikern im ganzen doch nur wenig unklare Köpfe, die so sehr ihre Stellung verkennten, um in der bezeichneten Weise aufzutreten. Sicherlich gibt es übrigens auch unter den Dichtern einzelne bescheidene selbst heutzutage noch; nur leider hilft in dieser Welt die Tugend der Bescheidenheit viel weniger rasch zu Glück und Ansehen als die Untugend der Unbescheidenheit.

H. M.

Bibliographie.

Alt, A., Briefe über Gutzkow's „Zauberer von Rom." 1. 2. 3. Prag, Bellmann. Br. 8. 10 Ngr.

Altmüller, H. W., Jerusalem nach seiner örtlichen Lage und bedeutungsvollen Geschichte. Kassel, Fischer. 12. 6 Ngr.

Andrásy, Graf E., Reise in Ostindien, Ceylon, Java, China und Bengalen. Aus dem Ungarischen übersetzt. Mit Holzschnitten und 16 colorirten Gemälden nach den Originalskizzen in lithographirtem Farbendruck ausgeführt. Pest, Geibel. Imp.-Folio. 30 Thlr.

Baltisch, F., Armuth und Reichthum. Kiel, Schwers. Gr. 8. 12 Ngr.

Bastiat's, F., Ausgewählte volkswirthschaftliche und politische Schriften. Aus dem Französischen übersetzt von C. J. Bergius. 1ster Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Baumann, A. W. v., Die militairische Beredtsamkeit dargestellt in Erörterung und Beispiel. Dresden, Kuntze. 8. 20 Ngr.

Behrend, F. J., Geschichte der Gefängnissreform. (1ster Theil.) Vereinigte Staaten; Grossbritannien; Irland. Berlin, Brigl u. Lobeck. Gr. 8. 25 Ngr.

Bernhard, F. J., Der alte Georg. Eine christliche Erzählung. Leipzig, Brodt. 8. 12 Ngr.

Bilder aus der Länder- und Völkerkunde. 1stes Bändchen. Zwickau, Verlagsbuchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 6 Ngr.

Buek, F. G., Hamburgische Alterthümer. Beitrag zur Geschichte der Stadt und ihrer Sitten. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 1 Thlr.

Carnéri, K., Der heutige Materialismus vom sittlichen, rechtlichen und socialen Standpunkte. Würzburg, Etlinger. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Dem Andenken Christian Friderich Wurm's, Professors der Geschichte am akademischen Gymnasium in Hamburg. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 6 Ngr.

Dittmer, G. W., Die Lübeckischen Familien Greverade und Warendorf im 16. Jahrhundert; ein Beitrag zur Culturgeschichte dieser Zeit. Lübeck, Dittmer. Gr. 8. 6 Ngr.

Ebert, K. E., Fromme Gedanken eines weltlichen Mannes. Dichtungen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Eckardt, K. G., Otto Victor Fürst von Schönburg-Waldenburg in seinem öffentlichen Leben und Wirken geschildert. Waldenburg. Gr. 8. 6 Ngr.

Gedanken über die Restauration der Kirche in Deutschland. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Gedichte und Scherze in jüdischer Mundart. Nr. 1. Berlin, Lasser. 8. 2½ Ngr.

Geyer, H., Historische Gemälde aus dem Leben der alten Deutschen. 1stes Heft: Die alten Pommer-Wenden. Kassel, Fischer. 12. 7½ Ngr.

Gosche, R., Ueber Ghazzâlîs Leben und Werke. Berlin, Dümmler. 1858. Gr. 4. 24 Ngr.

Gregorowitsch, R., Die Fischer. Ein Roman. Aus dem Russischen. Nebst Einleitung von A. Herzen. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gundling, J., Advokat Schnobeles. Eine Geschichte aus dem Alltagsleben. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hesekiel, G., Lilienbanner und Tricolore. Kleine Geschichten aus Frankreich. Leipzig, Violet. 8. 22½ Ngr.

Hundeshagen, C. B., Der badische Agendenstreit. Aktenstücke sammt einem erläuternden Vorwort. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 15 Ngr.

Kalewipoeg, eine Estnische Sage, verdeutscht von C. Reinthal. 1ste und 2te Lieferung. Dorpat. 1857—58. Gr. 8. à 20 Ngr.

Kayserling, M., Ein Feiertag in Madrid. Zur Geschichte der spanisch-portugiesischen Juden. Berlin, Springer. Gr. 8. 12 Ngr.

Deutsches Leben. Eine Sammlung geschlossener Schilderungen aus der deutschen Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte und der Beziehungen zur Gegenwart. 3ter Band: Die Geschichte des deutschen Handels. Von J. Falke. 1ster Theil. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 1 Thlr.

Lessing, H., Torso und Korso. Aus dem alten und neuen Rom. Berlin, Springer. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Michelet, J., Die Liebe. Deutsche autorisirte Ausgabe. Uebersetzt von F. Spielhagen. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rahden, W. Baron v., Miguel Gomez. Ein Lebenslichtbild. — A. u. d. T.: Supplement zu: Wanderungen eines alten Soldaten. 3ter Theil. Aus Spaniens Bürgerkrieg. 1833—1840. Mit 1 Facsimile. Berlin, Decker. Lex.-8. 15 Ngr.

Rohde, F., Oden. 1stes Buch. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmidt, J., Uebersicht der englischen Literatur im neunzehnten Jahrhundert. Sondershausen, Neuse. 8. 1 Thlr.

Schubert, G. H. v., Erinnerungen aus dem Leben Ihrer Königl. Hoheit Helene Louise, Herzogin von Orleans, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. Nach ihren eigenen Briefen zusammengestellt. Mit einem Porträt. München, Literarisch-artistische Anstalt. Lex.-8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Streckfuß, A., Hohenzollern. Historische Bilder. 1ster Halbband. Friedrich der Erste und die Quitzows. Berlin, Springer. 8. 12½ Ngr.

Stricker, G. T., Vom Herzen zum Herzen. Straßburg. 16. 15 Ngr.

Tipka, Louise, Gedichte. Prag, Bellmann. Br. 8. 1 Thlr.

Wiese, L., Ueber den Mißbrauch der Sprache. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Eine deutsche Antwort auf die italienische Frage. Prag, Bellmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Deutschland und die italienische Frage. Zur Verständigung zwischen Nord und Süd. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 5 Ngr.

Frank, K., Die Politik der Zukunft vom deutschen Standpunkt. Würzburg. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Italien und die Karte von Europa. Deutsche Antwort auf La Guerronnière's Napoleon III. und Italien und E. de Girardin's Europa im Jahre 1860. Leipzig, Kollmann. 8. 7½ Ngr.

Der bevorstehende Krieg und das deutsche Volk. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 5 Ngr.

Kaiser Napoleon III. und Preußen. Berlin. Gr. 8. 5 Ngr.

Nur Deutschland ist der Friede! Des deutschen Volkes und Gottes-Stimme in vaterländischen Liedern. Dem deutschen Fürsten- und Volks-Bunde gewidmet von einem deutschen Bundessoldaten. Frankfurt a. M., Gebhard u. Körber. Gr. 8. 5 Ngr.

Deutsche Reime entgegen ausländischen Ungereimtheiten. Nr. 1—9. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Ngr.

Rupp, J., Die Grenzboten, der paritätische Staat und die freien Gemeinden. Königsberg. Gr. 8. 3 Ngr.

Das Schutzzoll-System in Oesterreich. Eine Denkschrift in der zwölften Stunde. Dresden, Türk. Gr. 8. 3 Ngr.

Wagener, H., Was wir wollen. Ein Wort zur Verständigung. Vortrag gehalten in der Fraction von Blanckenburg. Berlin, Heinicke. Gr. 8. 5 Ngr.

Wuttke, A., China's religiöse, sittliche und gesellschaftliche Zustände mit Beziehung auf die neuesten Bewegungen daselbst. Ein Vortrag auf Veranstaltung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 15. Januar 1855. Berlin, W. Schultze. 1855. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 5. Mai 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Neue humoristische und satirische Romane.

Es ist eine eigene Sache mit der Empfänglichkeit für den Humor. Sobald er, statt in den Impromptus des „Kladderadatsch" oder der „Fliegenden Blätter" in größern geschlossenen Compositionen und ohne illustrirende Holzschnitte auftritt, hat er auf allgemeine ihm entgegenkommende Theilnahme zur Zeit nicht sehr zu rechnen. Man wird vielleicht sagen, die Schuld davon liege an unsern zeitgenössischen Humoristen und nicht am Publikum. Nur gibt es leider eine große Menge von Personen, denen alle Empfänglichkeit entweder für den Humor überhaupt oder doch für diese oder jene Gattung des Humors versagt ist. Die Zahl derer z. B., welche dem Humor Shakspeare's, dieses tiefsten aller Humoristen, keinen Geschmack abzugewinnen vermögen und seine Scherze frostig, gesucht, geschraubt, geschmacklos, und seine komischen Figuren plump oder monströs und übertrieben finden, ist ungemein groß, namentlich unter den Frauen, wenigstens den deutschen. In England mag das Verhältniß allerdings ein günstigeres sein; haben wir doch das Geständniß einer englischen Dame schwarz auf weiß: der Humor sei „but little understood by the general class of German writers and readers"; es ist dies die Ansicht einer Dame, die im Gegensatz zu den meisten deutschen Frauen gerade an humoristischen Dichtungen ihr besonderes Wohlgefallen findet. Wir sind überzeugt, daß es unter den deutschen Frauen wenige gibt, welche den „Don Quixote" mit wirklichem Behagen und Interesse lesen, dagegen viele, welche für Jean Paul's Sentimentalitäten schwärmen, wogegen sie sich von seinen rein komischen Schnurren sicherlich mit Widerwillen abwenden, wie sie auch in Immermann's „Münchhausen" die rein komischen Partien überschlagen. Aber auch unter den deutschen Männern wird es so manchen geben, der z. B. mit Schiller vollkommen übereinstimmt, wenn derselbe von Holberg's Lustspielen behauptet, daß sie den Leser in den tiefsten Schmuz herabziehen, so manchen, der an „Reineke Fuchs" keinen Geschmack findet, die mit Recht so beliebte „Jobsiade" ein triviales Product nennt und Kotzebue's „Kleinstädter", mit denen Kotzebue selbst ein „gutes Lustspiel" geliefert zu haben mit Recht glauben durfte, als ein ordinäres Machwerk verurtheilt. Man weiß, daß es der Frau von Staël gänzlich unbegreiflich erschien, wie die Deutschen an gewissen komischen Partien in Goethe's „Faust", z. B. an dem in Deutschland berühmten Flohliede, Gefallen finden könnten. So kann auch dem einen der Humor nicht fein, keusch und ätherisch, dem andern nicht grob, cynisch und körperlich genug sein. Kurz, der Geschmack zeigt sich nirgends so verschieden, so eigenwillig und eigenartig als gerade dem Humor gegenüber. Was die Kritik anlangt, so kann man von ihr behaupten, daß sie für den Humor eine wahre Rabenmutter ist, daß sie keine Gattung der Production so verächtlich, so wegwerfend, so schnöde behandelt oder so vornehm ignorirt als die humoristische. Der Vorwurf, den man ihr von so vielen Seiten macht, daß sie nämlich die Production einschüchtere statt zu fördern, paßt ganz besonders auf ihr Verhalten gegenüber der humoristischen Production, indem sie das Dogma nicht oft genug wiederholen kann, daß unsere Zeit keinen Stoff für den Humor biete und keine Empfänglichkeit dafür besitze. Nach diesem Dogma wird dann natürlich jedes humoristische Product ignorirt oder von vornherein verworfen, und ein großer Theil des Publikums läßt sich dies Dogma gefallen, denn es ist allerdings für die Denkfaulen und die nicht für den Humor Organisirten sehr bequem. Wer das Theater nicht gern besucht, hört es ja auch mit Vergnügen, wenn man es einen verlorenen Posten schmäht, und wer für Musik kein Gehör hat, nickt Beifall, wenn man die Musik als eine untergeordnete oder verwerfliche Kunst bezeichnet. Es ist wahr, unsere Zeit hat viel Altkluges und Grämliches; aber hat nicht auch dieses Grämliche sein Komisches? Freilich möchte ich niemand rathen, einen neuen Eulenspiegel, ein neues Lalenbuch, eine neue

Münchhauſiade im Geiſt der alten naiven Schnurren zu ſchreiben, da gewiſſe Leute ſofort behaupten würden, dieſer Humor ſei trivial, inhaltlos und antiquirt, ich möchte aber auch niemand rathen, ſolchen Producten Zeitbeziehungen und ſatiriſche Tendenzen zum Grunde zu legen, denn ganz dieſelben Leute würden ſofort ſagen, dieſe Tendenzen machten den Humor zunichte und brächten ihn um den höchſten Reiz, der jene alten Schnurren ſo drollig mache, um den der Naivetät. Es hilft alſo alles nichts: „Der Jude wird verbrannt!“

Trotz dieſer Ungunſt, unter welcher humoriſtiſche Producte gegenwärtig im allgemeinen zu leiden haben, ſind ſolche Producte und beſonders komiſche Romane doch gar nicht ſo ſelten, als es ſcheinen könnte, wenn man den Zuſtand unſerer Literatur nur nach den Referaten unſerer kritiſchen Blätter beurtheilen wollte. Ebenſo wenig erhellt unſer Reichthum an humoriſtiſchen Romanen aus unſern Literaturgeſchichten. Wenn in dieſen — um nicht bis auf den „Finkenritter“, den „Simpliciſſimus“ und „Philander von Sittewald“ zurückzugehen — Wieland wegen ſeines „Don Sylvio“ und ſeiner „Abderiten“, Nicolai wegen „Sebaldus Nothanker“, Hippel, Jean Paul, Thümmel, Muſäus, vielleicht auch noch Knigge, Wezel und J. W. Müller (wegen des „Siegfried von Lindenberg“) genannt ſind, ſo kann man ſchon ſehr zufrieden ſein. Aber es haben noch viele andere ſchon in früherer Zeit humoriſtiſche Romane geſchrieben, die, wenn ſie auch vom äſthetiſchem Standpunkt werthlos erſcheinen, doch als Spiegelbilder damaliger Sitte und Cultur von großem Intereſſe ſind. Werden ja doch in unſern Literaturgeſchichten Hunderte von Werken ernſter Gattung aufgezählt, die auch nur für ihre Zeit Bedeutung hatten, aber nicht einmal den ſittengeſchichtlichen Werth wie jene humoriſtiſchen Romane haben und daher mit viel weniger Recht in unſern Literaturgeſchichten verewigt ſind. J. W. Müller, von dem noch 1808 Jördens ſagte, er ſei ein Romanſchriftſteller „vom erſten Rang“, er ſei ein Kenner der Welt und des menſchlichen Herzens, habe Witz und Laune und namentlich, was ſo vielen fehle, einen richtigen Begriff von dem Werthe und dem Berufe des Volksſchriftſtellers — dieſer „Müller von Itzehoe“ ſchrieb außer ſeinem berühmten „Siegfried von Lindenberg“ noch eine ganze Reihe von komiſchen Romanen wie „Die Herren von Waldheim“, „Emmerich, eine komiſche Geſchichte“, „Geſchichte des Herrn Thomas“ u. ſ. w. Wenn dieſe Romane es auch nicht zu der Beliebtheit brachten, wie ſein in zahlloſen Exemplaren über Deutſchland verbreiteter „Siegfried von Lindenberg“, ſo waren ſie doch ſehr geſchätzt und geleſen, wie ſchon daraus hervorgehen mag, daß mehrere derſelben ſogar ins Holländiſche und Däniſche überſetzt wurden. J. F. Jünger wird in unſern Literaturgeſchichten wol als Luſtſpieldichter genannt, während man ihn als Verfaſſer früher viel geleſener komiſcher Romane wie „Huldreich Wurmſamen von Wurmfeld“ und „Fritz“ (dem nach Jünger's Tode von anderer Hand ein fünfter und ſechster Band hinzugefügt wurde, was wol als Beweis ſeiner damaligen Beliebtheit gelten mag) kaum noch zu kennen ſcheint. Lafontaine's „Quinctius Heymeran von Flaming“, in dem unter anderm die lächerlichen Stammbaumprätenſionen einer gewiſſen Adelsklaſſe mit Erfolg perſiflirt ſind, war ebenfalls ſeinerzeit ein berühmter Roman, und noch der Freiherr von Sternberg lernte, wie er in ſeinen „Erinnerungsblättern“ erzählt, einen in Deutſchland reiſenden Lord kennen, der dieſen Roman als eins der vortrefflichſten deutſchen Bücher rühmte; unſere Literaturgeſchichtſchreiber ſcheinen von Lafontaine nichts weiter zu wiſſen, als daß er blos weinerlich-empfindſame Romane verfaßt habe. Von Heinrich Gottfried von Bretſchneider, dem Freunde Nicolai's und wie dieſer ein Vorkämpfer der Aufklärung gegen Obſcurantismus und Jeſuitismus und deshalb in Oeſterreich vielfach verfolgt, ſcheint man gar nichts zu wiſſen, obſchon ſein Roman „Waller's Leben und Sitten“ Schilderungen voll Laune, Witz und feiner Ironie aus dem Geſellſchaftsleben ſeiner Zeit und namentlich der wiener Welt enthält, auch manche andere ſeiner Schriften und Romane ihn den beſſern Satirikern und komiſchen Schriftſtellern des vorigen Jahrhunderts anreihen. Auf einer unvergleichlich tiefern Stufe ſtehen die komiſchen Romane von Cramer und von Laukhard, z. B. von jenem „Paul Yſop, Geſchichte eines reducirten Hofnarren“, „Fräulein Runkunkel“ und „Baron Sturmdrang“; von letzterm, deſſen wüſtes Leben noch jüngſt Robert Prutz im „Deutſchen Muſeum“ unter dem Titel „Aus dem Leben eines Taugenichts geſchildert hat, beſonders die „Annalen der Univerſität Schilda“; dennoch ſind auch ſie als Quellen zur Kenntniß der damaligen Sittenzuſtände keineswegs zu verſchmähen, namentlich ſind Laukhard's Schilderungen aus dem theils liederlichen theils verwilderten und halbbarbariſchen Leben der damaligen Garniſons- und Univerſitätsſtädte nicht ohne Werth. Die Geſchmackloſigkeit, welche in dieſen Producten herrſcht, überſteigt zwar alle Begriffe, aber wenigſtens an Lebenserfahrung und Menſchenkenntniß fehlt es darin nicht, und jedenfalls iſt es ein nicht in Abrede zu ſtellendes Factum, daß ſie einen zahlreichen Leſerkreis hatten und daß mithin die Vorwürfe, die man dieſen Scribenten zu machen hat, zugleich auch auf einen anſehnlichen Theil des deutſchen Volks ſelbſt zurückfallen; denn wie St.-René Taillandier mit Recht bemerkt: „Les peuples sont toujours responsables de la littérature qu'ils approuvent ou qu'ils subissent“, nicht immer ihrer Geſammtheit, aber doch einem beträchtlichen Beſtandtheil nach.*) Freilich, wenn man ſolche Producte ignorirt, ſo iſt dies immer noch bei weitem entſchuldbarer, als wenn man den Inhalt eines ſo hochſtehenden humoriſtiſchen Erzeugniſſes wie Immermann's

---

*) Die obenerwähnten Unterlaſſungsſünden ſind jedoch noch nicht die ſchlimmſten. In Gervinus' kleinerm „Handbuch“ finden wir z. B. Abraham a Sancta Clara nicht einmal erwähnt, und den Namen Karl Heinrich's Ritter von Lang, den wir zu den witzigſten Köpfen Deutſchlands zählen möchten und deſſen „Hammelburger Reiſen“ ſchwerlich ohne Einfluß auf Heinrich Heine's „Reiſebilder“ geblieben ſind, wird man wahrſcheinlich in allen deutſchen Literaturgeſchichten vergebens ſuchen oder etwa nur wegen ſeiner Memoiren kurz erwähnt finden.

„Münchhausen" bei einem neuern Literaturgeschichtschreiber; Wolfgang Menzel, durch folgenden Auszug verfälscht findet: „Ein Enkel des großen Lügners Münchhausen hält vor einem einfältigen Edelmanne, seiner schmachtenden Tochter und einem Schulmeister, der, obgleich halb verrückt, noch den meisten Verstand hat, eine unendlich lange ironische Rede, worin er aus dem Hundertsten ins Tausendste kommt, vorzugsweise über die damals neueste deutsche Literatur, und kühlt sein Müthchen an seinen Gegnern eklig, grämlich, verbittert, ohne Witz und gesundes Urtheil", und wenn es dann weiter heißt: „Welche Verwirrung im Kopfe des Dichters läßt das voraussetzen! Wie weit entfernt ist er von Tieck's heiterer Unbefangenheit und Grazie, die er krampfhaft zu erkünsteln strebt!"

Wenn nun ein Deutscher in einer sogenannten Literaturgeschichte über unsern hervorragendsten humoristischen Roman neuerer Zeit, an dem man freilich die gänzliche Zusammenhangslosigkeit zwischen den ernsten und humoristischen Partien mit Recht zu tadeln hat, ein so schnödes Urtheil fällt, dann allerdings kann man es verzeihlich finden, wenn es zu den fixen Ideen des Auslandes zu gehören scheint, daß die Deutschen überhaupt keine Anlage für den Humor hätten oder wenigstens keine humoristischen Romane besäßen. So äußerte noch jüngst St.-René Taillandier in dieser Beziehung: „Le roman satirique, humoristique est à peu près inconnu chez nos voisins, ou du moins les oeuvres de ce genre, consultées seulement par les historiens littéraires, ont laissé peu de traces dans le souvenir du pays", ein Urtheil, dem er selbst freilich anerkennende Worte über die komischen Partien, namentlich über die diplomatische Fehde zwischen den Fürstenthümern Schnauzlingen und Schnüfflingen in Steub's Roman „Deutsche Träume" folgen läßt. Sind wir wirklich so arm an humoristischen Romanen, wie der Franzose meint? Wir sind es selbst heutzutage nicht, wie ja auch der Umstand beweisen dürfte, daß uns zu gleicher Zeit fünf Romane mehr oder weniger humoristischen, satirischen und komischen Charakters vorliegen und von uns in Folgendem besprochen werden sollen. Es mag richtig sein, daß sich unter ihnen kein Werk von classischem Werth und epochemachender Bedeutung befindet; aber auch unter den neuern Romanen ernster Gattung gibt es, wenn überhaupt einen, doch sicherlich nur äußerst wenige, denen man ein solches Prädicat zutheilen oder eine durchgehende Vortrefflichkeit nachrühmen könnte. Wir gehen jetzt zu der Besprechung der uns vorliegenden Romane über, wobei wir von denen, welchen eine bestimmte Zeittendenz und eine entschieden lehrreiche Absicht zum Grunde liegt, zu denen fortschreiten wollen, in denen der Unterhaltungszweck den belehrenden überwiegt und der Humor im Wege des freien Schaffens mehr sich selbst als einer Tendenz zu genügen sucht.

---

1. Die Väter der Stadt. Roman von Karl Wartenburg. Drei Bände. Leipzig, Herbig. 1859. 8. 3 Thlr.
2. Advocat Schnobeles. Eine Geschichte aus dem Alltagsleben von Julius Gundling. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 1859. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Wolkenkukuksheim. Humoristisches Genrebild von Hermann Presber. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Herr Rentier Rosentipfel und seine beiden Neffen. Komischer Roman aus den harmlosen Tagen des goldenen Berlin von Heinrich Smidt. Berlin, Janke. 1859. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
5. Die Kinder von Finkenrode. Von Jakob Corvinus (W. Raabe), Verfasser der „Chronik der Sperlingsgasse" und von „Ein Frühling". Berlin, Schotte u. Comp. 1859. Gr. 16. 1 Thlr.

Der Roman „Die Väter der Stadt" von Karl Wartenburg (Nr. 1), in welchem sich die ernsten und komischen Partien so ziemlich die Wage halten mögen, spielt in einer deutschen kleingroßen Stadt, nämlich in der Residenzstadt eines kleinen deutschen Staats. Der Verfasser bemerkt über seinen Roman in der Vorrede, daß derselbe keinen Anspruch darauf mache, zu den politischen Tendenzromanen gezählt zu werden, trotzdem daß sein Inhalt öffentliche Dinge zum Gegenstande der Darstellung habe. Er schildere in leichten Zügen zeitgeschichtliche Kämpfe, deren Mittelpunkt der Streit um eine altdeutsche Einrichtung sei, die nur deshalb vielen revolutionären Ursprungs zu sein scheine, weil das Jahr 1848 ihr lange Zeit verdrängtes, wahres Wesen wieder zur Geltung gebracht: die freie Selbstverwaltung der Gemeinde. Den Boden kleinstaatlicher Verhältnisse habe er deshalb gewählt, weil das Gemeindeleben während der letzten acht Jahre gerade in den kleinern deutschen Ländern die verhältnißmäßig freieste Entwickelung gehabt; man brauche nur an jene treffliche Gemeindeverfassung der thüringischen Länder, insbesondere an die des Herzogthums Sachsen-Koburg-Gotha zu erinnern. „Die Arbeit", fährt er fort, „wurde noch in jener trüben Zeit begonnen und vollendet, die, als die Periode der Umkehr, noch frisch im Gedächtniß aller sein wird. Daß dem Humor hier und da einiger Spielraum vergönnt, lag in der Natur der Sache und der Umstände. Wenn der Humor aus dem Leben verdrängt wird, so flüchtet er ins Reich der Dichtung." Er gesteht zwar selbst, daß der Stoff „an und für sich spröde und ungefügig" sei, erachtet ihn aber doch einer „nationalen dichterischen Behandlung nicht ganz unwerth". Und sicherlich nicht; spiegelt sich doch, wie der Verfasser selbst bemerkt, im Mikrokosmos der Makrokosmos wider. Nun ist zwar der Verfasser kein eigentlicher Dichter, aber er ist ein treuer, sorgfältiger und verständiger Beobachter des Lebens und der Menschen; er copirt letztere genau so wie sie sind, mit ihren Vorzügen und Schwächen, nur daß die Mängel bei den meisten Personen seines Romans überwiegen, wie dies leider in der Wirklichkeit wol auch der Fall sein mag. Insofern ist der Verfasser allerdings der ausbündigste Realist, den man sich denken kann; aber der löbliche Zweck, menschliche Mängel lächerlich, Laster und Untugenden verhaßt zu machen und dadurch veredelnd und bessernd auf seine Nebenmenschen zu wirken und besonders Nationalsinn und Gemeinsinn in ihnen zu wecken, adelt diesen Realismus. Die Handlung ist sehr einfach, indem eine simple Bürgermeisterwahl ihren Mittelpunkt bildet, um den sich alle übrigen Personen und Verhältnisse gruppiren. Bürgermeister der Stadt ist Dr. August Rothe, der sich durch seine gewandte Zunge in den Jahren der Bewegung einen großen Anhang unter der Bürgerschaft verschafft hatte. Von seinem Universitätsleben her hatte er noch ganz jene burschikosen Manieren, „die man bei einem Studenten am Ende ganz in der Ordnung findet, während sie bei einem ins bürgerliche Leben Eingetretenen unangenehm werden können". Aber er wußte den Spießbürgern zu imponiren und ihnen den nöthigen liberalen Dunst vorzumachen, bis sie ihn zum Bürgermeister wählten. Als nun die Epoche der „Umkehr" kam, kehrte auch Rothe um und schwamm mit der Gegenströmung, solange es ging. Er liebte den Wein und die Weiber, und grundsatz- und haltungslos wie er war, ergab er sich dem Trunk bis zum Exceß, ließ sich auch Nachlässigkeiten im Amt und selbst Veruntreuungen zu Schulden kommen, über die jedoch die herrschende

pietistische Partei, von der uns einige verächtliche Exemplare vorgeführt werden, deshalb fürs erste hinwegsah, weil sie ihn gerade dieser Vergehungen wegen in den Händen zu haben und in ihm ein willenloses Werkzeug ihrer Plane zu erblicken glaubte. Aber die neue Bürgermeisterwahl rückt heran, und es werden ihm drei Mitbewerber gegenübergestellt: Senator Drossel, Senator und Kaufmann Pfeiffer und Doctor Heinrich Hagen, ein Mann von edelster und humanster Gesinnung, aber, gestehen wir es offen, zu doctrinär, um eigentlich interessant zu sein. Es ist überhaupt ein Unglück, daß gerade Tugend und Rechtschaffenheit in den meisten Romanen langweilig erscheinen, weil nur wenige Romanschriftsteller die Kunst verstehen, den Trägern dieser Tugend originelle Charakterzüge beizumischen, wie dies Dickens versteht und wie es auch Heinrich Smidt in seinem „Rentier Rosentipfel“ gelungen ist. Auch leiden die vorbereitenden Partien an zu großer Breite, wogegen die mit der Bürgermeisterwahl unmittelbar verbundenen Vorgänge durch viele ergötzliche Züge bezeichnet sind. Dahin gehören die anonymen Annoncen, womit in der „Stadt- und Landtrompete“ die verschiedenen Candidaten von ihren Gegnern lächerlich gemacht werden. So fand sich gegen Drossel die Anspielung: „Wer gesonnen ist, sich zu hängen, warte noch vier Wochen, wo in unserer guten Stadt eine allgemeine Drosselei stattfinden wird. Unentgeltlich und von Amts wegen“; hinter dem Wahlspruche Pfeiffer's „Wahrheit und Ehrlichkeit“ hatte sich folgendes Inserat eingeschlichen: „Und richtiges Maß und Gewicht und unter 1 Pfund Kaffee nicht 1/4 Pfund Steine“; gegen Rothe: „Ein altes Bierfaß wird wegen Mangels an Raum zu verkaufen gesucht. Offerten bittet man unter der Chiffre Dr. A. R. in der Expedition dieses Blattes abzugeben“; gegen Hagen: „Nur keine gelehrten Federfuchser, sondern einen Bürgersmann, der weiß immer, wo uns der Schuh drückt. Mitbürger, wir brauchen keinen Studirten.“ Mitten darunter fand sich das pietistische Inserat: „Mitbürger! habt Acht! Der Erbfeind geht um. Zwietracht säet er unter den Weizen. Blos in dem HERRN ist das Heil. Siehe, er suchet einen, den er verschlinget. Hebe dich weg, Versucher“ u. s. w. Doch man kennt diese meist ebenso boshaften als witzlosen anonymen Expectorationen deutscher Gemüthlichkeit, Offenheit und Bildung, deren Tummelplatz unsere Lokalblätter zu sein pflegen. Indeß es half dem Candidaten Pfeiffer nichts, daß er in den letzten Tagen vor der Wahl seine Waaren für den halben Preis verkaufte; es half dem Senator Drossel nichts, daß er in den letzten acht Tagen alle Welt in den Wirthshäusern freihielt; beide fielen durch, und Drossel tröstete sich mit den Worten: „Sei's darum — das ganze Nest verderbe! Ist doch der Pfeiffer auch durchgefallen“; ebenso fiel der frühere Bürgermeister Rothe durch, den jedoch noch zu rechter Zeit der Schlag traf, ehe seine Veruntreuungen in die Oeffentlichkeit gelangten. Der wackere Hagen wird natürlich gewählt, und in einem Augenblicke, wo, wie es am Schlusse des Buchs heißt, „das helle Morgenroth, das in Deutschlands größtem Staate nach langer Nacht angebrochen und das seinen Lichtschimmer über das ganze große Vaterland wirft, mit seinem Glanze auch die Schwertspitzen der Kämpfer für das alte deutsche Recht der Gemeinde, sich selbst zu regieren, vergoldet“! Eine ergötzliche Figur des Romans ist unter andern der gelehrte Rector, der über die römischen Comitien zehnmal unterrichteter ist als über die Gemeindeverfassung der Stadt, von der er nicht ein Jota kennt, der um alle Liebschaften des Alterthums weiß, aber nicht bemerkt, daß seine Tochter Optativa sich in ein Liebesverhältniß verstrickt, ja, den eine Bewerbung um ihre Hand in Erstaunen setzt, weil er kaum bemerkt hat, daß sie inzwischen in ein Alter getreten ist, wo Liebes- und Heirathsgedanken sich beim weiblichen Geschlecht von selbst einfinden. Auf den Taufnamen Optativa war er aber verfallen, als er gerade an seinem dritten Programm über die Partikeln ἄν und εἰ schrieb und dabei von neuem auf die Bedeutung des griechischen Optativs gerieth. Seine Frau opponirte gegen diesen heidnischen Namen und schrieb auf den Zettel, den sie zum Superintendenten behufs der Taufe schickte, die Namen Marie Elisabeth, zu gleicher Zeit lief aber auch ein von des Schulmanns Hand beschriebener Zettel mit dem Namen Optativa Eusebia ein. Der Superintendent wußte nun nicht, wie er das kleine Mädchen taufen sollte; aber die Frau Superintendentin, die im Hause mit großer Energie das Scepter führte und deshalb im herzoglichen Schlosse ein „Papst im Unterrocke“, vom Schulrath Mantius aber „Frau Consistorium“ genannt wurde, bestimmte ihren Mann, das kleine Wesen auf den ihr höchst lächerlich vorkommenden Namen Optativa zu taufen, weil sie wußte, daß damit der Mutter Optativa's, die sie nicht leiden konnte, ein Possen geschähe. Solcher kleinen ergötzlichen Züge finden sich viele im Buche. Unter den ernstern Partien ist besonders die Episode ergreifend, welche den greisen französischen Sprachlehrer Dubois betrifft. Als die Februarrevolution losbrach, rührte sich in ihm der alte französische Republikaner; er feierte sogar im Lokalblatt die „liberté“ in französischen Reimen, machte sich aber dadurch nach oben so misliebig, daß er seiner Stelle an der Landesschule enthoben wurde. Nun fielen seine Gläubiger in Massen über den „alten französischen Lump“ her, wie sie in einer Anwandlung süßer deutscher Gemüthlichkeit ihn nannten, bis er in seiner Verzweiflung, als gerade die Klänge der Marseillaise „Aux armes, oh citoyens!“ ihn berührten, zum letzten Mittel griff und er unter dem Ausrufe: „Tout perdu! finissons cela! Oh mes pauvres enfants!“ seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende machte. Wie es im Leben so geht, so auch hier; seine Freunde bedauerten, nichts Ordentliches für ihn gethan zu haben, und doch hätte die Hälfte der Summe, die sie nun für seine Hinterlassenen aufbrachten, vielleicht hingereicht, ihm eine bessere Lage zu bereiten und ihn seiner Familie zu erhalten. Selbst ein wohlgenährter Fleischer rief: „Gott, wenn ich das hätte ahnen können, ich hätte ihm noch eine Kalbskeule geschickt und den Bettel geschenkt. Wer konnte sich auch solches Elend denken!“ Indeß war es dem Fleischer doch keineswegs sehr angenehm, als ihn ein dabeistehender Nachbar beim Wort nahm und bestimmte, die Kalbskeule der Witwe und ihren acht Kindern zu schicken. Das sind so Züge, wie aus dem Leben gegriffen! An beachtenswerthen Reflexionen fehlt es dem Roman keineswegs; doch führen wir hier nur eine über die Schriftstellerei an. Der Candidat Oppermann, wegen seiner freisinnigen Grundsätze von oben her verfolgt, gibt, dieser Verfolgungen überdrüßig, seine Lehrstelle auf und beschließt, sich fortan durch schriftstellerische Arbeiten zu ernähren: „Es ist entschieden“, schreibt er einem Freunde, „ich werde Schriftsteller. Jedenfalls ein ebenso ehrenwerther Beruf wie jeder andere. Der Unterschied besteht vielleicht nur darin, daß der Schriftsteller außer der Berufsgeschicklichkeit auch noch ein gut Theil Entsagungsfähigkeit braucht. Aber eben das ist es, was mich anzieht.“ Der Advocat Karsten ergreift diese Gelegenheit, in Abrede zu stellen, daß der Schriftstellerstand in Deutschland misachtet sei; diese Misachtung sei in den meisten Fällen eine affectirte oder entspringe aus Neid; denn es gäbe jetzt mehr als einen Richelieu, der allen staatsmännischen Ruhm für ein Lorberblatt aus dem Kranze Corneille's hingeben würde. Er kenne einen Assessor, der neulich, als man für die Schiller-Siftung sammelte, ganz erschrecklich gegen die „Literatenbande“ losgezogen sei. Inzwischen halte sich dieser Assessor für eine poetisch organisirte Natur und habe über ein Dutzend Novellen geschrieben, von denen leider keine in die Oeffentlichkeit gedrungen. Vor 14 Tagen endlich sei ihm der große Wurf gelungen, eine Novellette in ein stuttgarter Unterhaltungsblatt einzuschmuggeln; seitdem habe er nicht wieder von einer „Literatenbande“ gesprochen. Welcher Stand könne auch die Berechtigung haben, „dem Schriftstellerstande, dem «Literatenthum», um die landläufige Schimpfbenennung zu gebrauchen, Misachtung zu zeigen“? „Ich bin“, fährt Karsten fort, Freund von einer gewissen socialen Statistik und sammle mir allerlei darauf bezügliche Notizen. Da fand ich denn, daß es verhältnißmäßig unter jedem andern Stande mehr räudige Schafe gibt, als unter den Schriftstellern. In meiner funfzehnjährigen Praxis

habe ich vier Beamte, die wegen Malversation, drei, die wegen Corruption, fünf, die wegen Misbrauchs der Amtsgewalt; acht Kaufleute, die wegen Wechselfälschung, funfzehn, die wegen Waarenfälschung; fünf Geistliche, die wegen Libells; drei Mädchenschullehrer, die wegen Incests; acht Handwerker, die wegen Betrugs, fünf, die wegen Meineids; drei Rentiers, die wegen Wucherei; zwei Militärs, die wegen Landfriedensbruchs, einen, der wegen Gotteslästerung; zwei Advocaten, Collegen von mir, die wegen Unterschlagung anvertrauter Gelder; neun Handwerksburschen, die wegen Tumults und Schlägerei und acht Fabrikarbeiter, die wegen schwerer Körperverletzung angeklagt waren, von Amts wegen vertheidigen müssen. Der einzige Schriftsteller, den ich in diesen 15 Jahren zu vertheidigen hatte, war ein gewisser Doctor Georg Hummel, damals Mitarbeiter an dem in unserer Nachbarstadt erscheinenden «Eulenspiegel». Die Sache war einfach die, daß Hummel in seinem Blatte dem Magistrat des Städtchens Schlechterwitz, welcher eine lächerliche und ungrammatikalisch stilisirte Bekanntmachung erlassen, den Rath gab, bei dem Privatlehrer Schnabel, der einen Cursus für Recht- und Schönschreiben eröffnet, schleunigst Unterricht zu nehmen." Wir bemerken hierzu, daß die officiellen Tabellen über die vor den pariser Assisen zur Verhandlung gekommenenen Criminalfälle für jeden andern Stand bei weitem ungünstigere Resultate ergeben als für den Stand der Künstler, Schriftsteller und Schriftstellergenossen.

Wir haben uns gerade bei diesem Roman länger aufgehalten, weil er, ohne unter den vorliegenden Romanen der poetischste oder humoristischste zu sein, doch die größte Fülle von Charaktertypen, von Zeitbeziehungen und praktisch anwendbaren, vielfach die scharfe Auffassung eines Juristen verrathenden Lebensbeobachtungen enthält. Höhern Kunstforderungen genügt er freilich nicht, und in seinem Streben nach Wahrheit überschreitet der Verfasser zu oft die Grenzlinie des Geschmacks. Warum müssen wir Deutsche so oft roh sein, wo wir wahr sein wollen? Wie der Schuft Schippmann mit seinem ewigen „Hä hä!" wie die Liebesscene zwischen dem heuchlerischen lasterhaften Katecheten Schamvogel und Babette, wie der Bürgermeister Rothe, dem „ein Stück englisches Pflaster die Hälfte der Nase bedeckte, während sich längs der gleichfalls verletzten Unterlippe ein Streifchen angefeuchteter Hausenblase hinzog", in seinem „Katzenjammer" dargestellt wird, das sind doch Schilderungen, die alles billige Maß überschreiten. Den Hoffleischer Braun schildert der Verfasser als einen Mann mit „rothem Gesichte, dessen Wangen einer frisch gestopften Blutwurst gleichen und dessen Hände wie mit Speck eingerieben glänzen", und in ähnlicher Weise beschreibt er uns den Hofbäcker Lecker „mit den kurzen, dicken, sprenkelartig gebogenen Beinen" und den Hofdrechsler mit den „Storchbeinen". Cui bono? muß man hier fragen: was oder wem glaubt man mit solchen abstoßenden Signalements zu nützen? Wer das Publikum an häßliche Vorstellungen gewöhnt, verdirbt auch sein sittliches Gefühl. Man schildere uns solche Personen in ihren moralischen Häßlichkeiten und ihr äußeres Bild wird sich dann der Leser schon von selbst machen. Auch die Engländer, selbst Shakspeare, haben in dieser Richtung viel gesündigt, und solche Personalbeschreibungen sind z. B. an Dickens' Romanen nicht die Seite, die wir besonders rühmen möchten; aber auch Dickens führt selbst im Groben feiner und geistreicher aus. Es ist leider nicht zu leugnen, daß die Deutschen schon in den ältesten Zeiten diesem Hange mit Vorliebe fröhnten, wie z. B. die wahrhaft ekelhaften Porträts Aesop's, Markolf's u. s. w. in den alten Volksbüchern beweisen; aber nachdem wir durch die Schule griechischer Schönheit gegangen sind und nachdem wir Goethe und Schiller, der freilich in seiner Jugend in der Zeichnung Franz Moor's auch ein Uebriges that, gehabt haben, sollten wir uns doch hüten, in diese eines gebildeten Volks durchaus unwürdigen Widrigkeiten zurückzufallen; denn rückfällige Sünder sind doppelt strafbar, wie der Verfasser als Jurist am besten weiß.

Die „Geschichte aus dem Alltagsleben" von Julius Gundling: „Advocat Schnobeles" (Nr. 2), gehört genau genommen nicht zu der Gattung der eigentlich humoristischen Romane; er ist weder im ganzen noch episodisch von komischer Tendenz und Wirkung; das Komische darin ist mehr nur ein Spiel des Zufalls, insofern an der Gattung von Personen, mit denen es gerade dieser Roman zu thun hat, auch einzelne komische Züge zu Tage zu treten pflegen; denn wo gesellte sich nicht dem modernen Alltags- und Kleinleben und zumeist auch wol den jüdischen Ghettozuständen von selbst ein Anstrich des Komischen? Indeß fehlt es dem Roman nicht an satirischen Beziehungen und auch die Willkür in der Form, welche diesem Roman eigen, ist für den komischen Roman überhaupt charakteristisch. Ganz besonders aber gehört er hierher, weil darin ebenfalls auf Sittenschilderung und Darstellung des Wirklichen hingearbeitet ist, womit der Verfasser wie Wartenburg eine lehrreiche Tendenz verbindet. Nur bewegt er sich in einem kleinern Ausschnitt der Gesellschaft und in der bestimmten Richtung, die Gefahren des modernen Wucher- und Schwindelwesens darzustellen, zu welchem Zweck es dem Verfasser gefallen hat, besonders jüdische Männer als Repräsentanten dieses Treibens zu wählen. Somit erscheint dieser Roman mehr warnend, ablehnend, während der Wartenburg'sche Roman dadurch, daß er die freie Selbstverwaltung der Gemeinde zur Geltung bringen will, einen mehr positiven Inhalt bietet. Gundling schildert in seinem Roman den Lebenslauf eines jüdischen Advocaturgehülfen, Schnobeles, der es durch glückliche und pfiffige Ausbeutung und Benutzung der Umstände und Personen wie durch energische Zähigkeit und seine Vermählung mit Sarah, Tochter des reichen jüdischen Wucherers Kaifur zum Wohlstand bringt und um den armen Schreiber Schnobeles bei den Leuten vergessen zu machen, sich den Namen eines „Doctor Schneeball" beilegt. Indem er aber eine Menge gewagter Speculationen in seiner Hand zu concentriren sucht, geht es mit ihm immer mehr abwärts, bis er endlich gänzlich verarmt ist. Hierzu kommt ein Proceß mit seinem Schwiegervater. Sarah, liebebedürftig wie sie ist, kann es neben dem stets rechnenden, sorgenvollen und verdrießlichen Manne nicht aushalten, verläßt ihn heimlich und kehrt wieder zu ihrem Vater zurück. Schnobeles oder Schneeball, mehr noch ehrgeizig und großmannsüchtig als eigentlich gewinnsüchtig, erhebt einen Proceß gegen den Schwiegervater, und als dieser ihm 30000, sage 30000 Gulden bietet, wenn er freiwillig auf Sarah Verzicht leisten will, schlägt er diese Summe aus, denn er sieht in den nächsten Tagen der gerichtlichen Entscheidung entgegen, wonach Sarah von Gesetzes wegen genöthigt werden wird, zu ihm zurückzukehren. Seine Rachsucht gegen seinen Schwiegervater kennt inzwischen keine Grenzen. Hierzu benutzt er einen Verwandten, Namens David Knorpeles, der die Wuchergeschäfte des reichen Kaifur besorgt. Dieser steht im Rufe eines vollkommenen Ehrenmannes: aber das Wuchergeschäft Knorpeles ist nur eine Filiale des Kaifur, der ihm dazu die Gelder gibt und 10, 12 und 20 Procent von den Darlehen bezieht. Schnobeles und Knorpeles wissen es nun so zu veranstalten, daß ein von Knorpeles entrirtes betrügerisches Geschäft zur Kenntniß des Criminalgerichts gelangt und Kaifur selbst in die wegen übertriebenen Wuchers eingeleitete Criminaluntersuchung mitverwickelt wird. Noch schwebt diese über Kaifur's Haupt, als Sarah, die trotzdem plötzlich entdeckt haben will, daß Schneeball „ein Herz wie ein Kind" habe, beschließt, freiwillig und ehe noch das Gesetz gegen sie entschieden, zu ihrem Gatten zurückzukehren, was sie wirklich auch thut, obschon ihr der Vater seinen Fluch mit auf den Weg gibt. Schneeball arbeitet nun wieder in der Kanzlei des Advocaten Falkenklau als Amanuensis, um sich und Sarah zu ernähren, im Innersten geläutert und von seiner „Großmannsucht" geheilt, schämt sich auch nicht einmal seines ursprünglichen Namens Schnobeles mehr. Wir brauchen dem Leser wol kaum zu sagen, daß dieser Schluß ebenso unnatürlich als unbefriedigend ist. Sarah hat den Schnobeles, wie sie selbst bekennt, nie geliebt, und er hat in der That für ein weibliches Wesen auch gar nichts Anziehendes; wie kann sie ihn nun lieben,

nachdem er auf das Haupt ihres Vaters Schmach und Schande gebracht oder wenigstens den besten Willen gezeigt hat, es zu thun? Man kann sich als möglich vorstellen, daß ein Weib in einem solchen Collisionsfalle sich für den Gatten entscheidet, aber doch nur dann, wenn es seinem Gatten in leidenschaftlicher Liebe zugethan gewesen und diese Leidenschaft wieder in ihm erwacht ist. Dies aber war bei Sarah nie der Fall, und nachdem Schnobeles, der überhaupt körperlich wie geistig und moralisch nie so unliebenswürdig erscheint als in diesem Stadium seines inhaltlosen Lebens, eine so niederträchtige Intrigue gegen ihren Vater angesponnen hatte, mußte sie ihn verabscheuen; 30000 Gulden hatte er zwar für sie ausgeschlagen, aber aus zum Theil auch nicht sehr edeln Gründen, aus Eigensinn, seinen Proceß durchzuführen, und aus Rachlust; eigentliche Liebe zu Sarah hatte ja dieser berechnende Mensch ohnehin nie gefühlt. Außerdem wird uns Sarah als ein Weib von glühender Sinnlichkeit geschildert, sodaß selbst ihre Wimpern „sich wie Fühlhörner der Leidenschaft verlangend ausstreckten“, was gewiß alles Mögliche und mehr als alles Mögliche ist; sie hatte sogar einmal eine Liaison mit einem Schauspieler angeknüpft, in den sie sich, sonderbarerweise, verliebt hatte, als er gerade den Narren in „König Lear“ gab: kurz, noch weniger als ihren frühern Einfall, ihren Gatten ohne weitern Grund zu verlassen, können wir ihren Einfall, wieder zu ihm zurückzukehren, mit ihrem Charakter und den Verhältnissen zusammenreimen. Doch solche Verstöße gegen Natur und Wahrscheinlichkeit finden wir in dem Buche manche; wir begreifen z. B. nicht, wie der schüchterne, stets so gedrückt erscheinende Xavery dazu kommt, gerade Schauspieler zu werden; wir müssen tadeln, daß manche Episoden, wie die den Bajazzo Hannibal und die Kunstreiterin Anselmini betreffende mit der Haupthandlung fast in gar keinem Zusammenhange stehen, daß manche Personen mit großem Gewicht auftreten, um dann für immer zu verschwinden, so der Spitzbube Dickhammel, der im ersten Drittel des ersten Bandes die Hauptrolle spielt und von dem man dann nichts weiter zu hören und zu sehen bekommt. Sonst aber findet sich in der Charakterzeichnung vieles Gelungene, so in der Zeichnung des Schnobeles selbst, für dessen Schlechtigkeiten und Schwindeleien sogar der Verfasser durch die geistige Ueberlegenheit, womit er ihn sie ausüben läßt, lebhaft zu interessiren weiß; des Kaifur, des Knorpeles, des Löw Zucker, der die Journalistik auf rein industriellem Fuße höchst pfiffig zu organisiren weiß; der greisen Judith Esther Esseles, der Leihbibliothekarin des Ghetto, die eine Lichtgestalt unter diesem Schwindlergesindel bildet, des Rechtsanwalts Falkenklau u. s. w. In die Geheimnisse der Advocatur, des Wucher-, Schwindel-, Speculations- und Gaunerwesens unserer Tage scheint der Verfasser überdies recht gut eingeweiht zu sein und die Enthüllungen, die er uns darüber bringt, sind zum Theil so eigenthümlicher und pikanter Art, daß man den Roman, wenn er auch höhern Kunstanforderungen nicht entspricht, sicherlich nicht ohne Interesse und Belehrung lesen wird, besonders wenn man nur erst den an zusammenhanglosen Breiten leidenden ersten Band hinter sich hat.

Der Titel des „humoristischen Genrebildes“ oder vielmehr der humoristischen Genrebilder von Hermann Presber „Wolkenkukuksheim“ (Nr. 3) ließ uns erwarten, daß wir es hier mit einer rein fingirten Welt, wie etwa in „Nils Klim's unterirdischer Reise“, in der „Utopia“, in „Gulliver's Reisen“, in Chamisso's „Schlemihl“, in dem komischen Theile des Immermann'schen „Münchhausen“, in Tieck's „Verkehrter Welt“ und ähnlichen Erzeugnissen, zu thun haben würden, also mit einer Form und Gattung, in welcher die Satire, ohne persönlich zu verletzen und Unbehagen zu stiften, andererseits doch am energischsten und umfassendsten zu Werke gehen und sich zu freier dichterischer Gestaltung erheben kann, obschon dieser Form der Satire freilich die Gefahr nahe liegt, sich zu sehr in die kalte Allegorie oder in die Caricatur zu verlieren, zu der es schwer wird das Analoge in der wirklichen Welt aufzufinden. Jedenfalls setzt diese Form bei dem Leser große Hingabe und mitarbeitende Phantasie voraus, wozu aber das heutige Lesepublikum theils zu ungläubig und phantasielos, theils zu bequem ist, wiewol es sich doch nur zu häufig durch Darstellungen, die angeblich dem wirklichen Leben entnommen und doch der Sache nach sehr unwirklich sind, täuschen und hinters Licht führen läßt. Aber wir leben einmal in dem Zeitalter des Realismus und der Realitäten, und so ist auch dieses Presber'sche „Wolkenkukuksheim“ nichts weiter als eine sehr bestimmte Lokalität, eine deutsche Stadt, welche so gut wie das Fürstenthum Luftenburg, in dem es liegt, irgendwo in Deutschland besteht, bevölkert von deutschen Spießbürgern, wie wir alle sie kennen zu lernen die Ehre gehabt. Selbst die Zeit, in welcher die erste Geschichte des Buchs „Wolkenkukuksheim“ spielt, ist genau angegeben, es ist der Spätherbst und der December des Jahres 1848, sodaß wir also von vornherein ziemlich genau darauf vorbereitet sind, was wir in Bezug auf Darstellung der Personen und Verhältnisse zu erwarten haben. Merkwürdigerweise handelt es sich auch in dieser Geschichte wie in den „Vätern der Stadt“ um eine Bürgermeisterwahl und die Intriguen, die für und gegen den frühern Bürgermeister gesponnen werden, nur daß dieser, ein wackerer Mann, bei der Wiederwahl den Sieg behält; ja auch hier, wie in dem Wartenburg'schen Roman, stoßen wir auf eine Reihe von Annoncen aus einem Lokalblatt, dem „Freien Kreisblatt von Wolkenkukuksheim“, die uns in die tiefsten Tiefen des deutschen Gemüths, des deutschen Witzes und der deutschen Bildung blicken lassen; nur bilden sie, seltsam genug, im buntesten Wirrwarr ein eigenes Kapitel, das sechste, ohne irgendwie mit der eigentlichen Handlung im Zusammenhang zu stehen. Man findet darunter folgende charakteristische: „Wir erklären hiermit alle die, welche uns mit der berüchtigten Katzenmusik in Verbindung bringen, als [illegible] Verleumder trotz ihres religiösen Anstrichs und besonders [illegible] dies einem gewissen Buckelorum zur gefälligen Beachtung. Fr. Sporer. Em. Mäuer.“ Oder: „Noch immer verzapfe ich Barrikadenwein, die Maß für 3 Kreuzer. Unter Barrikaden gegossen, wirkt er besser als aller Mörtel. Er zieht Droschken, Schränke und Pflastersteine so fest zusammen, daß dieselben den größten Geschützen standhalten. Zu zahlreichem Besuche ladet höflichst ein Heilige Ohrfeige, Oberkrakehler zu X. Y.“ Im übrigen zeugt diese Erzählung, wenn sie auch namentlich anfangs zu breit gehalten ist, für das Talent des Verfassers, drollige Situationen drollig und gemüthliche Familienscenen gemüthlich darzustellen. Das zweite Genrebild trägt den Titel: „Ein Wolkenkukuksheimer Lämpeler.“ Man nennt nämlich in Wolkenkukuksheim „lämpeln“, wenn jemand beim Kegelschieben die Kugel nicht heftig aufsetzt, sondern nur ganz leise hinlegt, und dann doch meist den Erfolg erzielt, daß sie zwei oder drei Kegel mitnimmt, die dann im Fallen und Rollen meistens die andern mit sich reißen. Die Geschichte dieses „Lämpelers“ ist nun freilich an sich sehr unhumoristisch und dabei ziemlich unbedeutend. Der „Lämpeler“, Otto Braun mit Namen, verliebt sich im [illegible], wie er dies schon früher gethan, in Frankreich in eine schöne Witwe und diese, um jeder Gefahr aus dem Wege zu gehen, verreist nach Bordeaux; er eilt ihr nach, kann sie aber nicht finden und kehrt wieder nach Deutschland zurück, um sich hier zu verloben und zu „lämpeln“. Nebenbei bildet er sich ein, an einer Rückenmarkskrankheit zu leiden, weshalb er nicht müde wird, den betreffenden Artikel im Conversations-Lexikon zu lesen. Der Verfasser wünscht diesem Lämpeler ruhige gemüthliche Thätigkeit und eine glückliche Ehe und wir ihm auch, obschon uns das ganze zerfahrene Treiben desselben sehr wenig Achtung und Theilnahme einzuflößen im Stande war. Das Beste und Humoristische an dieser so eigenthümlich mit einer Betrachtung über die medulla spinalis endenden Geschichte ist das eingeflochtene Tagebuch des Helden über seine Gymnasial- und Studienzeit, welches, wenn auch ebenfalls von etwas breiter und zu detaillirter Haltung, doch viele wirklich komische Züge enthält. Otto Braun war eigentlich für den Kaufmannsstand bestimmt und sollte bei Brenzel und Comp. in die Lehre treten; aber [illegible]

Blicke, die ihm vorher in das Leben eines Lehrlings zu werfen vergönnt war, schreckten ihn zurück. Er begegnete nämlich eines Tags einem alten Schulfreund und er schreibt über diese Begegnung in seinem Tagebuch: „Ich erkannte ihn kaum wieder, so fein und verlockend war sein Anzug. Im runden Hütchen und Glacéhandschuhen, das Haar und die ganze Gestalt duftig, stand er vor mir, reichte mir die Spitzen der Finger, und sprach in seltsamen, gutgewählten Worten. Die Idee, welche ich dadurch von der Handlung Brenzel und Comp. erhielt, war sehr bedeutend. Was mußte das für eine Beschäftigung sein, die einen Menschen so umwandeln konnte! Unglücklicherweise für meinen hohen Begriff vom Kaufmannsstand sah ich den jungen Handelsbeflissenen auch am Morgen und zwar in der ersten kaufmännischen Thätigkeit, mit welcher er die Woche eröffnete. Er stand am Pulte des Principals, hatte einen Staubbesen in der Hand und war eifrig bemüht, abzukehren und zu reinigen. Dabei glänzte sein Rock in den mannichfaltigsten Farben, nur war die des Schmutzes vorherrschend. Er suchte sich rasch meinen Blicken zu entziehen; aber an demselben Tage sah ich ihn in noch erschreckenderm Costüm zwischen Oel- und andern Fässern einherschreitend, die Feder hinter dem Ohre und fast von jedem Handelsartikel des Hauses Brenzel und Comp. ein Abbild und Muster auf seinem Rock, sodaß er eine sichere und unnahbare Vogelscheuche hätte abgeben können. Diesmal konnte er sich meinem forschenden Auge nicht verbergen. Ja, er kam, als ich gar nicht weichen wollte, auf mich zu und sprach einige durchaus ungewählte und natürliche Worte. Dabei wollte er mir auch beim Abschiede die Hand reichen, die ich zu ergreifen Bedenken trug." Wir führen diese Stelle an, weil sie wenigstens ein Stück von der Kehrseite des glänzenden Gemäldes zeigt, in welchem andere Romanschriftsteller uns das Leben der Handlungslehrlinge und Commis vorgeführt haben. Ganz besonders gelungen sind in diesem Tagebuche die Schilderungen, welche das Revolutionchen betreffen, womit die Spießbürger der Hauptstadt Windich die großen geschichtlichen Vorgänge auf dem Welttheater parodirten. Da ist alles voll Leben, Anschaulichkeit und Wahrheit. Weniger genießbar würde uns das Liebesverhältniß zwischen dem Helden und der jungen Schauspielerin erscheinen, wenn es nicht durch einen Geist der Selbstironie erträglich würde, womit die Thorheiten, die ein siebzehnjähriger Mensch in solchen Zuständen zu begehen pflegt, recht ergötzlich verspottet werden. Es fehlt dem Verfasser überhaupt nicht an Talent für Groteskmalerei, noch an Keckheit und Richtigkeit der Beobachtung, aber noch gar sehr, wie dies auch sein früherer Roman „Ideal und Kritik" bewies, an ästhetischer Oekonomie und an künstlerisch ordnendem und organisirendem Verstande, zu dem er aber wol noch gelangen wird, wenn er sich ernstlich zusammenzunehmen die Kraft und den Willen hat.

Heinrich Smidt's komischer Roman „Herr Rentier Rosentipfel und seine beiden Neffen" (Nr. 4) macht unter den vorliegenden Romanen noch am meisten den Eindruck einer geschlossenen Composition, während er an Fülle fruchtbarer, in die Zeit unmittelbar schlagender Beobachtungen hinter manchem derselben zurückbleibt. Heinrich Smidt hat ganz und gar nichts von der tendenziösen Schärfe, womit Wartenburg und Gundling in das Fleisch der Zeit schneiden und ihre Schäden ätzen, und wenig von der freilich auch nur mit der Jugend verbundenen selbstbewußten Keckheit, womit Presber seine Erfahrungen, Meinungen und Erlebnisse ordnungslos vor den Leser hinschüttet, unbekümmert, ob alles das, was ihm interessant ist, es auch dem Leser sein werde. Heinrich Smidt, der jedenfalls die größere Virtuosität und Kunstpraxis vor den andern voraushat, verfaßt seine Romane ausschließlich und ausdrücklich zu dem Zwecke, seine Leser zu unterhalten und zu spannen. Er sucht daher wirklich romanhafte Intriguen und Situationen zu erfinden, die man nicht gerade auf der Straße auflesen kann; er schildert, aber er raisonnirt nicht, und wenn es schon auch in diesem Roman einzelne Episoden gibt, die nicht genau in die Handlung eingreifen, so sind sie doch nur flüchtiger Natur und drängen sich nicht zu stark auf Kosten der Haupthandlung hervor. Rosentipfel ist ein gutmüthiger Rentier, wie nicht eben alle Rentiers sein sollen, ein Junggesell voll Bonhommie, der sein Glück nur darin findet, daß er andern Glück bereitet. Namentlich hängt sein Herz an seinen beiden Neffen, den Söhnen einer Schwester, die sich aus jugendlichem Leichtsinn mit einem Menschen verheirathet hat, welcher, ohne sittlichen Fonds, immer tiefer und tiefer sinkt, bis er zuletzt auf der untersten Stufe der Demoralisation und des äußern und innern Elends angelangt ist, worüber er sich durch frivolen Witz hinwegzuhelfen sucht. Er hat eine tödliche Erkrankung seiner Frau dazu benutzt, dem Rentier vorzuspiegeln, daß dieselbe gestorben sei, und wiederum seiner Frau, daß die beiden Söhne, die dann von Rosentipfel adoptirt werden, während ihres Krankenlagers von derselben Krankheit ergriffen und dahingerafft worden seien. Auf dieser allerdings ziemlich gewagten Erfindung beruht die Romanintrigue. Gelasius Piepenbringer muß allen Scharfsinn aufwenden, um Schwager und Frau in ihrem Wahn zu erhalten, und eine persönliche Begegnung beider zu verhindern, damit er in der Lage bleibe, die ihm auf Anlaß des angeblichen Todes der Gattin und der Verzichtleistung auf seine Söhne von Rosentipfel ausgesetzte Rente fortbeziehen und ihn immer wieder von neuem schröpfen zu können. Natürlich kommt die Lüge zuletzt denn doch ans Tageslicht; Rosentipfel sieht seine so schmählich betrogene Schwester wieder, freilich als eine Sterbende, doch noch rechtzeitig genug, um ihr den letzten Augenblick durch den Anblick ihrer todtgeglaubten Söhne versüßen zu können. Am anziehendsten im ganzen Buche ist der Charakter Rosentipfel's selbst, durch den der Verfasser bewiesen hat, daß Tugend, Bravheit und Edelmuth in Romanen nicht nothwendig langweilig zu sein brauchen, wie sie dies in Werken dieser Art so häufig sind. Der Verfasser hat dies dadurch erreicht, daß er Rosentipfel nicht doctrinär, moralisirend oder seinen Umgebungen geistig sehr überlegen dargestellt hat, sondern als einen Mann voll Gemüth und fröhlichen Sinn, der mit den Menschen aufs angenehmste verkehrt, sich ihren Eigenthümlichkeiten fügt, lebt und leben läßt, dabei aber in allem Thun und Treiben gesunden Menschenverstand und richtige Beurtheilung aller Verhältnisse offenbart. Die Liebe, die ihn für seine Neffen beseelt, hat etwas Rührendes, zumal da sie ihm durch manche verkehrte Handlungen zuweilen große Noth machen. Gelungen sind auch dem Verfasser die Schilderungen aus dem berliner Volksleben, das er aus dem Grunde kennt, in denen die berliner Art zu sein und mit Witzen und Wortspielereien selbst bei den ernstesten Ereignissen um sich zu werfen, treffend zur Erscheinung gebracht ist. Es gibt freilich an diesem Romane auch manches auszusetzen. Auf die Unwahrscheinlichkeit der Handlung haben wir schon hingewiesen, doch weiß der Verfasser damit wenigstens zu spannen und manche interessante Verwickelungen herbeizuführen. Für die Neffen, die sich unnöthigerweise bis zum Verwechseln ähnlich sehen, weiß der Verfasser kein rechtes Interesse zu erwecken, und was der Verfasser damit bezweckt, daß er den zum Kaufmannsstande Bestimmten eine Zeit lang dem Pietismus, den Gelehrten aber der Genußsucht huldigen läßt, sehen wir nicht recht ein; es fehlt hier die tiefere Motivirung, die überhaupt nicht des Verfassers Sache ist. Auch erscheint uns die Vorführung von Persönlichkeiten, die wirklich in Berlin gelebt und gewirkt haben, besonders aus den schriftstellerischen Kreisen, dann auch anderer stadtkundigen Personen eher störend als anziehend, ausgenommen die Erscheinung Ludwig Devrient's im Weinhause, wo er dem vom Wein etwas betäubten Rentier dessen eigene Person in so täuschender Weise vorführt, daß dieser selbst an sich irre wird und in die komischste Verzweiflung geräth. In der That hat Berlin seine Zeiten gehabt, wo es ihm an poetischen Elementen nicht fehlte; „aber Berlin ist nicht mehr das goldene", seufzt der Verfasser am Schlusse im wehmüthigen Hinblick auf diese vergangene Herrlichkeit.

Der Verfasser des letzten Romans: „Die Kinder von Finkenrode" (Nr. 5), Jakob Corvinus (W. Raabe), hat sich schon durch seine frühern Romane, namentlich aber durch seinen ersten „Die Chronik der Sperlingsgasse" einen Namen erworben und in weitern Kreisen schnell beliebt gemacht, und auch der vorliegende spricht durch einen liebenswürdigen Humor, durch seine Ironie und durch Delicatesse in der Beobachtung wie in der Ausführung gemüthlich an. Unter den von uns eben genannten Romanverfassern besitzt er wol das innerlichste poetische Gemüth, während ihm die gleiche Energie wie manchem von ihnen nicht zu Gebote steht. Er hat manches von Jean Paul, freilich ohne dessen große, weittragende Gedankenflüge und leuchtende Geistesblitze, und manches von Washington Irving, von letzterm namentlich die mikroskopische Feinheit und Sauberkeit in der Detailmalerei, die eigentlich den Hauptreiz an vorliegender Erzählung bildet, aber im Grunde mehr nur für bloße Skizzen wie die Irving'schen ausreicht. Dies beweist sich auch an diesen „Kindern von Finkenrode", die anfangs durch ihre feine Genremalerei in nicht gewöhnlichem Grade fesseln, während dieses Interesse infolge der doch zu einfachen Erfindung allmählich eher abnimmt als sich erhöht. Auch scheint der Verfasser zuletzt etwas hastig gearbeitet zu haben, sodaß selbst der Stil, der überhaupt hier und da an Manier leidet, und nicht blos die Stimmung des Verfassers in eine etwas krampfhafte Unruhe geräth. Die Personen der Erzählung sind, wie man uns versichert, sämmtlich erfunden und aus der Phantasie des Verfassers hervorgegangen; um so mehr überrascht uns die Kunst, womit er sie so darzustellen weiß, daß man glaubt, sie seien der Hauptsache nach Porträts wirklich existirender Individuen. Redacteure gehören ihrer ganzen Beschäftigung nach wol schwerlich zu den sehr poetischen und interessanten Figuren, und welch eine interessante Figur hat der Verfasser trotzdem aus dem Redacteur Weitenweber zu machen gewußt! Die Erzählung an sich ist so einfach, daß sie sich kaum wiedererzählen läßt. Der Held, ursprünglich Mitarbeiter an der in einer großen Stadt erscheinenden Zeitschrift „Kamäleon", erhält die Kunde, daß er in seiner Vaterstadt Finkenrode eine ansehnliche Erbschaft gemacht hat, und reist nun in dieser Angelegenheit nach Finkenrode, und was er auf der Reise dorthin und in Finkenrode selbst erlebt, bildet den Inhalt der Erzählung. Zuletzt sehen wir den Helden, sehr unerwartet, wieder in dem Redactionszimmer des „Kamäleon", wo ihm „sehr weh und übel" zu Muthe ist. Wußte der Verfasser, wie es so vielen deutschen Romanschriftstellern geht, die einen Roman zu schreiben anfangen, ohne über das Weitere genügend nachgedacht zu haben, kein Ende zu finden? Oder soll darin eine gewisse Ironie liegen, daß der poetisch fühlende Held der Erzählung wieder zum Schluß Journalist wird, während der trockene ironische Weitenweber, der so ganz zum Journalisten geboren zu sein scheint, in Finkenrode zurückbleibt, um dort zu heirathen? Als Probe von des Verfassers Art und Weise möge hier nur folgende Stelle angeführt sein. Der Held des Romans kommt spät Abends bei schlechtestem Regenwetter in Sauingen an und sucht nach einem Unterkommen; da erblickt er den Nachtwächter und fragt ihn nach dem Goldenen Hahn. „Er beschaute mich", erzählt der Held, Bösenberg, „von der Spitze des Hutes bis zu den Ueberschuhen, examinirte meinen Regenschirm in der Linken und meine Reisetasche in der Rechten, und ließ nach einigen bedächtigen Zügen aus seiner kurzen schwarzen Pfeife die tröstende Antwort erschallen: «Erst muß ich den Herrn Bürgermeister und den Herrn Kämmerer ansingen!».... Wir sangen den Herrn Bürgermeister an und ermahnten ihn und seine Gemahlin, das Feuer und Licht zu bewahren; dann begaben wir uns vor die Wohnung des Herrn Kämmerers, und die Hände in den Taschen, den Reisesack zwischen den Füßen, lauschte ich den ossianischen Tönen des Wächters der Nacht, der mein Schicksal in den Händen hatte. O ihr romanlesenden zarten Seelen, Frauen und Jungfrauen Sauingens, hat in dieser Nacht, während ihr euch auf weichem Flaum, in den süßesten Träumen wiegtet, nicht ein schriller, schneidender Wehlaut diese Träume gestört? Was hättet ihr begonnen, wenn ihr gewußt hättet, daß der so «rühmlich bekannte» Verfasser der «Heirathsgedanken», der Dichter der «Frommen Liebeslieder» u. s. w. unter euern züchtig verhüllten Kammerfenstern zähneklappernd sein Schicksal verwünschte? Hand aufs Herz, Bürgerinnen im Reich des Schönen und Sentimentalen, wäret ihr liegen geblieben oder wäret ihr aufgesprungen, die Mama zu wecken, Thee zu kochen, dem knurrenden Papa die Kellerschlüssel zu stehlen, Kränze zu winden aus den blühendsten Ranken euerer Fenstergärten? Antwortet, deutsche Mädchen! die strengste Discretion wird zugesichert!" Das heißt freilich diese „Bürgerinnen im Reich des Schönen und Sentimentalen" auf eine starke Probe stellen!*)

Wir haben nur noch wenige Worte hinzuzufügen. Von dem Lalenbuche oder den Schildbürgergeschichten bis zu Wieland's „Abderiten" und von diesen wieder bis zu den „Kindern von Finkenrode" herab war von jeher namentlich die Kleinstädterei, dieses Gemenge von lächerlichem Dünkel, dummstolzer Aufgeblasenheit, gutmüthiger Beschränktheit und boshafter oder unüberlegter Klatscherei, die unerschöpfliche Fundgrube, woraus in Deutschland der Humor und die Satire ihre Stoffe zu entnehmen pflegten. So auch in den eben besprochenen Romanen; denn auch Gundling, dem sich die Gelegenheit bot, das Schwindelwesen bis in die höchsten Kreise der hauptstädtischen Gesellschaft und bis in die unmittelbare Nähe der politischen Machthaber zu verfolgen, beschränkt sich doch wesentlich auf den Umkreis einer kleinen oder mittelgroßen Stadt und auf das Ghetto, und der Smidt'sche Roman spielt zwar in einer großen Hauptstadt, bewegt sich aber doch auch nur in Kreisen von theils kleinbürgerlichem, theils plebejischem Zuschnitt. Liest man Romane dieser Art, so wird man doch an der vielfach wiederholten Behauptung, daß die Deutschen vorzugsweise eine idealistische Nation und hellenischen Geistes seien, gar sehr irre, und man erinnert sich unwillkürlich an Johannes Falk's satirische Verse:

Auch wir vergleichen uns mit Rom und Griechenland,
Statt Bürger haben wir — Commis und Krankenwärter;
Statt Cäsar — Suwarow, statt Cato einen Werther.
Wir lohnen das Verdienst! — der strenge Cato wär'
In Deutschland — käm' er nur — längst Tabackscontroleur.
Erkiese Cicero statt Tusculum den Prater,
Die Wiener machten ihn, Gott weiß, zum Auscultater;
Und wenn Homeros selbst in unsrer Mitt' erschien,
In kurzer Zeit so wär' er — Rector in Eutin.

Sicherlich bedürfen wir der idealistischen Dichtung, um uns an ihr von Zeit zu Zeit über diesen kleinlichen Wust in höhere Regionen zu erheben und uns an das Göttliche in der menschlichen Natur wie an unsern Zusammenhang mit den erhabensten Genien der Menschheit zu erinnern; gleichzeitig werden uns aber auch solche satirische Sittenromane aus dem Alltagsleben stets sehr heilsam

*) Zu früh, um sein Erscheinen hier ganz zu übergehen, zu spät, um seine Besprechung obigem Aufsatz noch einverleiben zu können, wird soeben ein neuer Roman von Jakob Corvinus angekündigt unter dem Titel: „Halb Mähr, halb mehr!" Wir behalten uns eine besondere Beurtheilung desselben vor, und denken bei dieser Gelegenheit auch auf einen früher erschienenen, bisher in d. Bl. noch unbesprochenen Roman des Verfassers: „Ein Frühling", zurückzukommen.

sein, indem sie uns die Welt um uns zeigen wie sie ist und doch nicht sein sollte, uns die Wahrheit vor Augen stellen, statt uns bloßen Schein vorzugaukeln, und uns mahnen, in Demuth in uns zu gehen und zur Beseitigung der mancherlei bestehenden moralischen und socialen Gebrechen eifrig mitzuwirken. Hermann Marggraff.

Herzog Ferdinand von Braunschweig.

Ferdinand Herzog zu Braunschweig und Lüneburg während des Siebenjährigen Kriegs. Aus englischen und preußischen Archiven gesammelt und herausgegeben von E. von dem Knesebeck. Zwei Bände. Hannover, Helwing. 1857. Gr. 8. 5 Thlr.

Der Krieg von welthistorischer Bedeutung, welchen der Volks- und Schriftgebrauch vorzugsweise den Siebenjährigen genannt hat, ist in neuester Zeit wieder vielfach in seinen einzelnen Theilen ein Gegenstand literarischer Arbeiten geworden, wozu jedenfalls das hundertjährige Gedächtniß seiner Epoche den Anlaß vorherrschend gegeben hat. Von den Monographien, welche die Literatur des Siebenjährigen Kriegs neuerdings vermehrt haben, sind auch in d. Bl. besprochen worden: das treffliche Werk von Kutzen (Nr. 15. f. 1858) und die beiden kleinern Schriften von Müller (Nr. 28). Außerdem haben wir sehr wichtige Materialien für die pragmatische Geschichte des Siebenjährigen Kriegs erhalten durch Veröffentlichung von Correspondenzen leitender Persönlichkeiten, wie z. B. von Schöning die des Königs Friedrich mit dem Prinzen Heinrich seinem Werke zum Grunde gelegt, wie von Eelking die des Ministers Brühl mit Riedesel herausgegeben hat (vgl. Nr. 15 d. Bl. f. 1857). Ein neues, sehr verdienstvolles Werk dieser Art ist das vorliegende, welches die amtliche Correspondenz des Herzogs Ferdinand von Braunschweig in seiner Eigenschaft als Oberanführer der alliirten Armee im nordwestlichen Deutschland enthält. Der Titel des Werks scheint wol etwas anderes, nämlich eine Geschichte und Charakteristik dieses erlauchten Feldherrn zu versprechen, indessen klärt uns der Verfasser sogleich über den Anlaß und Zweck seiner Arbeit auf und wir erkennen deren hohen Werth für die politische und militärische Geschichte des Siebenjährigen Kriegs ebenso vollkommen an, als wir die unendliche Mühe und Schwierigkeit des Unternehmens, aus Archiven umfangreiche Actenstücke zu sichten und zu sammeln, hinlänglich zu würdigen wissen.

Eine kurze Einleitung spricht sich über jene Zeit und ihre Begebenheiten aus, zu denen sich trotz der gewaltigen Erschütterungen einer spätern Periode der denkende Geschichtsfreund, wie der sein Fach studirende Militär mit immer neuem Interesse wendet, weil sie des Lehrreichen und Wunderbaren so unendlich viel enthalten. Für denjenigen, welcher sich zum Feldherrn oder Staatsmann ausbilden will, wird der Siebenjährige Krieg stets ein fruchtbringendes Studium bleiben. Der Verfasser gibt dann eine gedrängte biographische Skizze, in welcher die Abstammung und Laufbahn des Herzogs Ferdinand bis zu dem Zeitpunkte dargestellt wird, wo König Georg II. ihn sich zum Anführer der alliirten Armee erbat. Er war der nachgeborene Prinz eines kleinen Fürsten, sorgfältig erzogen, auf Reisen gebildet; sein älterer Bruder, Anton Ulrich, ist bekannt durch sein tragisches Ende in Rußland, wo er, als Regent für seinen unmündigen Sohn Iwan, durch Elisabeth gestürzt, in Sibirien starb; zwei andere Brüder standen in kaiserlichen Diensten und es ist wahrscheinlich, daß auch ihm dazu vortheilhafte Anerbieten gemacht wurden, aber die Anhänglichkeit seines ältesten Bruders, des regierenden Herzogs Karl, für das Haus Brandenburg bestimmte ihn, in Preußen sein Heil zu versuchen. Der Verfasser fügt die Bemerkung hinzu: „Welche Folgen würde es gehabt haben, wenn Ferdinand seine welthistorische Laufbahn, statt Preußens Zwecke zu fördern, im österreichischen Interesse durchgeführt hätte!" Wir meinen nur, dort hätte Herzog Ferdinand nicht so leicht die Stellung gewonnen, die ihm gestattet hätte, sein Feldherrntalent in so ruhmvoller Weise zu entwickeln.

Herzog Karl kam mit Friedrich II. 1740 überein, ein Fußregiment für den preußischen Dienst zu werben, dem sein Bruder als Oberst und Regimentschef vorstehen sollte. Dieser wurde von seinem königlichen Schwager freundlich empfangen, übernahm sein Regiment in Prenzlau, begleitete aber den König ohne dasselbe 1741 nach Schlesien und wohnte hier zuerst der Schlacht von Molwitz bei. Als der König das Schlachtfeld auf dringende Vorstellungen Schwerin's verließ, mußte Herzog Ferdinand mit ihm reiten — beide später die ausgezeichnetsten, mit Ruhm gekrönten Feldherren ihrer Zeit! Die Schlacht von Czaslau, wo Friedrich bereits als solcher auftrat, machte der Herzog in seinem Gefolge mit, wie er ihn auch nach dem Frieden auf mehreren Reisen begleitete. Als sein Regiment die erste Revue bestanden hatte, wurde er zum Generalmajor ernannt und führte dasselbe dann im Zweiten schlesischen Kriege nach Böhmen, wo er sich des Königs volle Zufriedenheit erwarb. Zum Beweise derselben übertrug ihm Friedrich das Commando des Regiments Garde. Bei Hohenfriedberg befehligte er eine Brigade, die Regimenter Garde und von Hake, mit welchen er den Angriff von Thomaswaldau siegreich ausführte; bei Soor kämpfte er gegen seinen eigenen Bruder Ludwig, welcher ihm gegenüber eine österreichische Truppenabtheilung befehligte; beide wurden hier verwundet und ein jüngerer Bruder, Albrecht, der als Zuschauer den Feldzug mitmachte, getödtet. Der elfjährige Frieden, welcher dem Zweiten schlesischen Kriege folgte, war der Entwickelung der kriegerischen Talente des Herzogs sehr förderlich. Nicht allein durch Studien, sondern auch durch den Umgang mit ausgezeichneten Männern gebildet, strebte er dem Ideal eines Feldherrn nach, und der König, der ihn gewissermaßen wie seinen Zögling ansah, führte ihn mehr und mehr in die höhern Mysterien der Kriegskunst ein. Im Jahre 1750 wurde er zum Generallieutenant, 1755 zum Gouverneur von Magdeburg und Chef eines Infanterieregiments ernannt. Bald darauf berief ihn der ausbrechende Krieg zu neuer Thätigkeit. Beim Einmarsch der preußischen Armee in Sachsen 1756 führte er die rechte Flügelcolonne, die sich bei Halle vereinigt hatte, bei Lowositz den rechten Flügel der Infanterie, der aber nicht zum Gewehrfeuer kam. Auch bei Prag 1757 befehligte er auf dem äußersten rechten Flügel, wo er die verschanzten Höhen bei Hlowpetin erstürmte; der Schlacht von Kolin wohnte er nicht bei. Der Verfasser bemerkt, daß es ohne diese Niederlage dem König vielleicht gelungen wäre, den Krieg mit einigen großen Schlägen schnell zu beendigen und setzt hinzu: „Für die Kriegsgeschichte ist es ein großer Gewinn, daß es nicht dazu kam, denn sie würde dadurch um einige der lehrreichsten Feldzüge und wichtigsten Schlachten ärmer sein": eine Bemerkung, welche die Friedensfreunde, wenn sie überhaupt ein verwerfliches Buch vom Kriege läsen, mit sittlicher Entrüstung erfüllen würde. Nach dem Rückzuge aus Böhmen und der eingegangenen Nachricht von der Capitulation von Kloster Zeven wurde Herzog Ferdinand mit einem kleinen Detachement in das Halberstädtische entsendet, um die französische Armee unter Richelieu zu beobachten, dann aber, als der König gegen die zweite französische und die Reichsarmee sich wandte, nach Leipzig gezogen, um theil an der Schlacht von Roßbach zu nehmen. In dieser commandirte der Herzog wieder den rechten Flügel der Infanterie, welcher jedoch, wie bei Lowositz, nicht zum Schuß kam.

Dies war die letzte Kriegshandlung, welcher Ferdinand unter dem Oberbefehle Friedrich's II. beiwohnte. Schon vor der Schlacht war der hannoversche General Graf Schulenburg in Leipzig angekommen, um im Auftrage Georg's II. den Prinzen Ferdinand zum Oberbefehlshaber der alliirten Armee zu erbitten. Der König gab seine Einwilligung. Nach einer zusammenhängenden Darstellung der Ereignisse in Westfalen und Niedersachsen, welche der Uebernahme des Commando von seiten des Herzogs voran-

gingen, schließt der Verfasser die Geschichtserzählung und läßt nun die Correspondenz des Herzogs mit den Königen Georg II. und Friedrich II. und dem englischen Ministerium den Faden weiter fortführen, ohne die Depeschen durch erklärende Bemerkungen miteinander in Verbindung zu bringen. Sie sprechen auch in der That durch sich selbst, und da die Sammlung nur für den Geschichtsforscher und Freund der Kriegsgeschichte bestimmt ist, bei denen die Kenntniß der Begebenheiten bis zu einem gewissen Grade des Details vorausgesetzt werden kann, würde eine dazwischen eingeflochtene Kette von Erläuterungen eher störend als angenehm sein.

Die Depeschen sind nach Jahrgängen chronologisch mit einer für jedes Jahr durchgehenden Nummer geordnet. In der ersten wird Licht über die Verhältnisse verbreitet, unter denen der Herzog den Oberbefehl übernahm. Er fragt den König Friedrich II.: „Werde ich die hannoverschen Truppen als General von Ew. Majestät commandiren oder werde ich eine besondere Bestallung vom König von Großbritannien erhalten?“ Er bittet in diesem Falle um Erlaubniß, sich nicht eher auf seinen Posten begeben zu dürfen, als bis er diese Bestallung erhalten habe, die aber der Art sein müsse, daß er nicht der Spielball des hannoverschen Ministeriums werde, sondern mit dem König in derselben unmittelbaren Verbindung stehe, als mit Friedrich II.; er wünscht, daß man sich über die Vollmacht erkläre, welche er über die Kriegsoperationen und die Kriegskasse erhalten würde. Dann legt er dem König Friedrich den mit dem englischen Gesandten Mitchell und dem Grafen Schulenburg vereinbarten Operationsplan dar, welchen der König zwar durchdacht findet, aber doch modificirt wünscht. Dem König Georg meldet er, daß er den Wünschen seines deutschen Ministeriums nachgebend, ohne weitere Befehle von ihm zu erwarten, an den Ort seiner Bestimmung abgegangen ist; gleiche Meldung richtet er an Friedrich II., und beide Könige sind damit einverstanden; ein Schreiben von Lord Holdernesse drückt noch die ganz besondere Befriedigung aus, den Herzog an der Spitze des Heeres zu sehen. So weit die Klärung seines Verhältnisses. In Nr. 10 bittet er Friedrich II. um eine Verstärkung an leichten Truppen, deren Mangel er empfindet, der König sagt ihm zehn Schwadronen Dragoner und fünf Schwadronen Husaren zu. Die folgenden Schriftstücke sind den Operationen gewidmet. Der Herzog stellt dem König vor, wie groß die Vortheile für seine eigenen Angelegenheiten sind, wenn der Feind gezwungen wird, die Weser zu verlassen, und bittet ihn, weil der entscheidende Moment naht, dessen günstigen Erfolg zu sichern. Wir sehen überall die Entstehung der Operationsplane, die Einflüsse, welche sie gestaltet haben, und eben darin liegt der hohe Werth ähnlicher Veröffentlichungen. Mit Nr. 14 beginnen die Berichte über den eingeleiteten Feldzug und die ersten glücklichen Ereignisse von 1758. Der König warnt vor einer Ueberflügelung durch den Feind von Bremen her und räth, „gerade auf ihn zuzugehen und ihn anzugreifen“: stets der Offensivgedanke seiner Kriegführung, der sich besonders klar in Nr. 18 ausspricht. „Was die Operationen im Felde betrifft, so wage ich mir mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß Ew. Durchlaucht von der Wahrheit meiner Ansichten, die ich Ihnen mitgetheilt, überzeugt sein werden, daß nämlich derjenige, welcher offensiv vorgeht, leichter seinen Zweck erreichen wird.“ Höchst charakteristisch ist die eigenhändige Nachschrift des Königs zu der Antwort auf die Meldung der Einnahme Mindens: „Je vous félicite mon cher de tout mon coeur de vos heureux succès. Puissiez vous fleurdeliser (Anspielung auf Voltaire's «Pucelle») tous les français en leur imprimant sur le cul les initiales de la paix de Westfalie et les rechasser ainsi au delà du Rhin. Fédéric.“ So stets die Unterschrift. Der Herzog erhielt mit einer bald darauf folgenden, fast ganz in Chiffren geschriebenen Depesche zugleich das Patent als General der Infanterie. Er wird angewiesen, die preußischen leichten Truppen bei weiterm Vorrücken in die Länder der Kurfürsten von Köln und Pfalz und auch in das Münstersche zu entsenden, um diese Fürsten, welche sich mit äußerstem Undank gegen ihn benommen, durch tüchtige Contributionen und Rationenlieferungen etwas mitzunehmen. „Voyez-vous“, fügt er hinzu, „l'offensive vaut mieux que le défensive. Vous accablez de tout cela Cumberland qui avec les mêmes troupes n'a fait que des cojoneries.“ Wie klar die Ansichten des Herzogs über Kriegführung im allgemeinen waren, geht schon aus Nr. 28 hervor; man hat unter den Militärschriftstellern Bülow (vgl. Nr. 14 d. Bl. f. 1854) als den ersten genannt, der den Begriff einer Operationsbasis einleuchtend dargestellt habe, hier finden wir ihn schon bei Ferdinand von Braunschweig vollkommen ausgebildet, die Theorie kann aber auch nur das Resultat der Praxis sein. Dem König Georg setzt er in Nr. 3[…] sehr bestimmt auseinander, warum es unmöglich gewesen, mit den Erfolgen der Armee diejenigen Vortheile zu erlangen, welche der König erwartet hat. „Die Entfernung vom Kriegsschauplatze läßt diese Art von Schwierigkeiten etwas in den Hintergrund treten und macht auf den Geist fast den nämlichen Eindruck, wie gewisse Gegenstände in der Perspective, welche die Natur der Dinge gewöhnlich anders erscheinen lassen.“ Ebenso bestimmt nimmt er sich des Landgrafen von Hessen gegen das britische Ministerium an, das ihm die rückständigen Forderungen und neue Subsidien verweigert. Wir lesen ein paar Schreiben dieses Fürsten voll bitterer Beschwerden. Beim Rheinübergange wurde das Gebiet der Republik Holland verletzt, worüber die Stände bei der Statthalterei Beschwerde führten; der Herzog erklärt es für Zufall und schiebt die Schuld auf die Wegweiser, welche die Grenzlinie nicht genau gekannt hätten. Mit Freuden begrüßt er die Nachricht von der Expedition der Flotte gegen St.-Malo, wodurch es möglich sein werde, den Krieg in Frankreich selbst fortzuführen. König Friedrich wird fortwährend in Kenntniß über den Fortgang der Operationen erhalten; der Meldung über den Sieg bei Crefeld an Georg II. liegt eine Relation der Schlacht, verfaßt vom Generaladjutanten von Reden, bei. Nr. 50 stellt Lord Holdernesse vor, daß Verstärkungen dringend nothwendig sind; die Auszüge aus den Schreiben des Lords, obgleich von früherm Datum, hätten vielleicht jenen nachgestellt werden sollen, da der Herzog sie doch erst später erhalten hat und die Verstärkung, wenn auch nicht in der geforderten Zahl, ihm darin schon zugesagt ist. Der Herzog kommt auf jene Zahl von 10000 Mann zurück, besonders „weil die Operationen des Königs von Preußen in Mähren weniger vom Glück begünstigt scheinen und der Feind sich daher bald wieder von seinem Schrecken erholen und seine Ueberlegenheit benutzen werde“. In große Verlegenheit geräth er durch die Abberufung der preußischen Cavalerie, zu der sich Friedrich durch den Anmarsch der Russen veranlaßt sieht; er macht dagegen Vorstellungen und sucht auch durch den König von England Friedrich zu bewegen, diese Cavalerie ganz bei seiner Armee zu lassen, da ihm besonders der Mangel der Husaren fühlbar werden müsse, „welche so nothwendig für eine Armee sind und deren Se. Majestät nur eine einzige Schwadron besitzt“. Friedrich II. will ihm dann wenigstens die Husaren lassen, aber auch die Dragoner hält der Herzog, der unterdessen wegen der Niederlage des Fürsten von Ysenburg wieder den Rhein überschritten hat, noch zurück. Eine Verwendung des englischen Gesandten bewirkt, daß der König, wenn seine Expedition gegen die Russen günstig sei, ganz auf die Abberufung verzichten will. Hier findet sich, wie auch der Verfasser bemerkt, eine Lücke, den Sieg bei Zorndorf betreffend. Das nächste Schreiben des Königs ist vom 6. September und spricht nur von dem Marsche gegen Daun. Das vom 1. September, auf welches der Herzog Bezug nimmt und womit er ihm zugleich einen gefangenen Kosacken zur Ansicht geschickt hat, fehlt. Unterm 8. September genehmigt der König dann die Annahme der Pension von 2000 Pfund Sterling, welche Georg II. dem Herzoge ausgesetzt hat. Die eigenhändigen Nachschriften sind vom Verfasser in ihrer französischen Orthographie unverändert wiedergegeben. „Je commensse à croire, qu'il nous faut une bataille tous les 15 jours de meme que l'on purge reguillerement des corps

spongieux." Er hat aber seine Absicht über die Cavalerie geändert und verlangt sie zurück, da Ferdinand ja ohnehin keinen Vortheil aus ihr ziehen könne, wenn man sich, ohne zu schlagen, nur beobachtend gegenübersteht; nur, wenn er eine Schlacht liefern wolle, möge er sie erst nach derselben entlassen. In der Nachschrift: „Je vous prie de m'envoyer dans la place du Calmouk un petit maitre françois bien ridicule et amusant", gewiß nicht ohne Absicht, die zu bekämpfenden Feinde den Truppen lächerlich zu machen. Aber der Herzog gibt die Dragoner nicht her und vertheidigt sich gegen die Mahnung des Königs, daß er nicht nur als englischer, sondern auch als preußischer General handeln möge, indem er anführt, daß er zugleich die preußischen Gebiete in Westfalen und Niedersachsen decke. Damit scheint sich die Sache verblutet zu haben. Der Herzog legt später dem König seinen Plan für den folgenden Feldzug vor; der König billigt denselben im allgemeinen und fügt hinzu: „Doch hindert uns unsere Minderzahl sowol jetzt als auch in Zukunft, allen unsern Feinden zu gleicher Zeit Widerstand zu leisten und über dieselben erhebliche Vortheile zu erringen. Nehmen wir uns daher immer die in dem diesjährigen Feldzuge beobachteten Grundsätze zur Richtschnur, d. h. gehen wir immer offensiv zu Werke und beharren wir nur so lange auf der Defensive, als wir nicht eine bedeutende Stärke besitzen oder der Feind sich nicht durch Diversionen schwächt. Wir dürfen uns immer glücklich schätzen, wenn wir jede Campagne so zu Ende führen wie die letzte." Eigenthümlich ist, wie der König die Aufnahme eines jungen Prinzen von Ysenburg in seinen Dienst ablehnt: „Ich habe keine große Lust, mich mit Prinzen zu belästigen, da man dieselben nur zur Plage hat." Den Herzog ernennt er am Schlusse des Jahres zum Generalfeldmarschall.

Aus dem Jahre 1759 ist gleich das erste Schreiben von großem Interesse. Friedrich II. stellt darin die Verhältnisse tiefer eingehend dar, welche ihn bestimmen alle seine Kräfte vereinigt zu halten, und die Ereignisse erst abzuwarten, ob dieselben vielleicht zu seinem Vortheil ausfallen. Er hofft, daß der Tod des Königs von Spanien in der Politik eine Entzweiung seiner Gegner herbeiführen werde. Die Depeschen, welche für 1758 mehrere Lücken hatten, kommen nun mehr in Fluß, besonders die Berichte an das englische Ministerium werden ausführlicher. Der Herzog thut alles, um vor Eröffnung des Feldzugs für seine Artillerie, welche zu schwach ist, Verstärkung zu erhalten, überhaupt aber um sich gegen die Plane der Feinde, von welchen er durch Abschrift eines Schreibens von Choiseul Kenntniß erhalten, gehörig zu rüsten. In England befürchtete man sogar eine französische Invasion. Ferdinand legt Holdernesse die Gründe vor, aus welchen er eine Expedition gegen Frankfurt unternehmen will, um dem bedrohten Ysenburg'schen Corps zu Hülfe zu kommen und eine Diversion zu Gunsten Hessens zu machen. Anfangs glücklich, endigte dies Unternehmen bekanntlich mit dem nachtheiligen Treffen bei Bergen, worüber der König ihn in einem eigenhändigen, in der Originalfassung mitgetheilten Schreiben tröstet. Er nennt diese Schlacht nur eine *affaire de bibus* — wozu Ferdinand geschrieben: „Je ne connais ce terme sous raie (sous rayé)." Auch andere würden nachschlagen müssen: bibus, triv. Lumpen. Wiederum macht er ihn auf grobes Geschütz aufmerksam, an dem es ihm fehle, und „ohne davon einen großen Train zu besitzen es in diesem verfluchten Kriege unmöglich sei Vortheile zu erreichen". Der Herzog hatte jedoch 21 Geschütze groben Kalibers, sie waren nur wegen der damaligen Unbeweglichkeit der Artillerie nicht zu rechter Zeit da, wo sie gebraucht wurden. Er legt dem König seinen fernern Operationsplan vor, den dieser billigt. „Die Hauptsache, sowol für Sie, wie für mich, besteht gegenwärtig noch immer darin, wie man sich eines Feindes entledigen könne, um dann zum Angriffe eines andern überzugehen." In diesen wenigen Worten liegt der Schlüssel seiner ganzen Kriegführung. Durch den Prinzen Karl von Bevern läßt er dem Herzoge die Instruction für die Generalmajors der Infanterie überreichen, welche er erlassen hat. Die allgemeinen Grundsätze derselben sind trotz der veränderten Taktik von bleibender Geltung. Wie lehrreich in ihren strategischen Combinationen sind überhaupt alle die Briefe des Königs an Ferdinand! Die Idee, über die Weser zurückzugehen, wird von Friedrich auf das lebhafteste bekämpft; wir empfehlen Nr. 31 besonders der Aufmerksamkeit unserer militärischen Leser. Er schreibt darin: „Lassen Sie sich um des Himmels willen nicht aus der Fassung bringen und sehen Sie die Dinge nicht zu schwarz, der erste Schritt, den man nach rückwärts thut, macht einen schlimmen Eindruck auf die Armee, der zweite ist schon gefährlich, der dritte aber wird immer verderblich sein. Allein dies alles hängt vom Terrain ab und ich wette, daß Sie den Feind, wenn derselbe sich unvortheilhaft postirt hat, schlagen werden." Eine Diversion zu Gunsten des Herzogs kann er wegen seiner eigenen bedrängten Lage nicht machen. Dagegen ist Georg II. geneigt, seine Armee um 10000 Mann, die er in Sold nehmen will, zu verstärken und will deshalb an die Höfe von Stuttgart und Manheim Vorschläge ergehen lassen; Friedrich zweifelt an der Bereitwilligkeit, weil sie Frankreich zu nahe, um dasselbe nicht zu fürchten, er glaubt auch nicht, daß Baiern, der Nachbar Oesterreichs, zu gewinnen sei, und räth dagegen einen Versuch mit Dänemark, der ohne Zweifel der beste Alliirte wäre, zu machen. In einem spätern Schreiben erkennt er die Verlegenheit, in welcher sich Ferdinand befindet, vollkommen an, äußert aber: „Das Schlimmste von allem ist jedoch immer, zu keinem Entschlusse kommen zu können." Er drängt immer zur That, obgleich er doch früher eingestanden, daß er „wie der Blinde von der Farbe" urtheile, indem er von dem dortigen Terrain nicht mehr kenne, als die Hauptstraße „von Berlin nach Wesel". Auch in spätern Schreiben (Nr. 43, 45) tadelt er den Rückzug des Herzogs nach der Weser sehr entschieden, nennt den Entschluß einen unseligen und glaubt ihn schon in Stade zu sehen: „Vergessen Sie nur nicht, daß Sie 1757 und 1758 mit einer Hand voll geschlagener Truppen große Thaten verrichteten, während Sie jetzt mit einer trefflichen und zahlreichen Armee sich auf eine Weise benehmen, die von Leuten, welche des Kriegs kundig sind, unmöglich gebilligt werden kann." Er begreift nicht, „wie der Herzog eine so große Furcht vor den Franzosen haben kann" und „es kommt ihm höchst sonderbar vor, daß der Feind, allenthalben unangreifbare Stellungen auffindet und er nie!" Der Herzog rechtfertigt sein Verfahren dadurch, daß der Feind, ohnehin um 30000 Mann stärker, ihm nie eine Gelegenheit zum Schlagen gegeben habe und meint, der König werde einräumen, daß es eine sehr große Frage sei, ob man überhaupt eine Schlacht liefern solle, wenn die obwaltenden Umstände, wie dies bei ihm der Fall, auch nicht die geringste Hoffnung auf Erfolg geben. Er stellt zugleich seine fernern Operationen dar und den Tag nach diesem Schreiben, am 1. August, erringt er den glorreichen Sieg bei Minden. Ueber diese Schlacht finden wir einige Relationen, unter denen Nr. 49 die schriftliche Aussage des Herzogs über das Verhalten Lord Sackville's enthält, welcher bekanntlich die Cavalerie rechten Flügels mit Nichtachtung wiederholter ihm zugegangener Befehle nicht vorrücken und in die Schlacht eingreifen ließ. Er wurde, als er obenein wegen der lobenden Erwähnung eines andern Offiziers, in welcher er einen indirecten Tadel für sich erblickte, Beschwerde führte, auf die vom Herzoge erhobene Klage zurückberufen und vor ein Kriegsgericht gestellt; König Georg strich ihn eigenhändig aus der Armeeliste. Es mag dem Herzoge zu nicht geringer Genugthuung gereicht haben, dem König Friedrich auf dessen Vorwürfe mit einer siegreichen Schlacht antworten zu können, welche Nachricht in 48 Stunden — bei 70 Stunden Entfernung — zu ihm gelangte und zwar auf dem Marsche zur Schlacht von Kunersdorf. Der König ist sehr erfreut darüber, räth ihm, das Eisen zu schmieden, solange es warm ist, und beschränkt sich auf wenige Zeilen, „weil er in wahren Kindesnöthen liege". Den Ueberbringer der Depesche, Kapitän von Bülow, den der Herzog für den brauchbarsten Offizier der ganzen Armee erklärt, befördert er zum Major.

Wenige Tage später mußte der König den Verlust der Schlacht von Kunersdorf mittheilen, der Eingang dieses Schreibens (Nr. 58) ist ausgelassen. In der Antwort des Herzogs können wir seinen feinen Takt bewundern, mit welchem er alles vermeidet, was verletzen könnte. Für den Sieg von Minden hat er mittlerweile die Insignien des Hosenbandordens erhalten. Ein zweites Schreiben Friedrich's vom 24. August aus Fürstenwalde, wo er seine Truppen nur fünf Meilen vom Feinde wieder gesammelt hat, athmet schon freier, weil die Russen ihren Sieg nicht benutzten; er ersucht Ferdinand, ihm durch eine Diversion gegen Merseburg und Leipzig Luft zu schaffen, was dieser jedoch ablehnen muß, weil er nur 39 Bataillone, der vor ihm weichende Feind aber immer noch 120, wenn auch sehr geschmolzene Bataillone besitzt; er verspricht aber zu thun, was in seinen Kräften steht, sobald er Münster genommen hat. Der Fall von Dresden veranlaßt den König zu einer wiederholten Aufforderung, ihm zu Hülfe zu eilen: „Wozu werden Ihre Vortheile helfen, wenn Sie mich hier durch die Uebermacht erdrücken lassen?“ Aber die Verhältnisse gestatten dem Herzoge noch immer keine Möglichkeit, eine Detachirung zu unternehmen. An Lord Holdernesse berichtet er, daß der Kurfürst von Trier den Franzosen gutwillig Ehrenbreitstein eingeräumt hat und fürchtet, daß der Kurfürst von Mainz diesem Beispiele folgen werde. „Es ist höchst schmerzlich sehen zu müssen, wie sich die Franzosen in Besitz aller festen Plätze am Rhein setzen und wie die deutschen Fürsten thöricht genug sind, ihr eigenes Interesse zu verkennen und den Franzosen hierzu die Hand zu bieten. Die Beschützung der deutschen Fürsten, welche sie allenthalben zur Schau tragen, ist nur ein nichtiger Vorwand; sie halten es im Gegentheil für unsinnig, auch nur einen einzigen Grenadier zu opfern, um den mit ihnen verbündeten deutschen Fürsten zu Hülfe zu kommen. Wäre es nicht von Vortheil, diesen Fürsten begreiflich zu machen, daß sie nur von Frankreich hintergangen werden und demselben zum Spielball dienen?“ Es ist eine alte, traurige Geschichte, welche sich nur zu oft wiederholt hat! An der Lahn standen sich die beiden Heere dann lange gegenüber, bis die Capitulation von Münster, welche die dort verwendeten Truppen disponibel machten, und eine Bewegung des Herzogs in die rechte Flanke des Feindes diesen zum Rückzug bewogen. Dies und ein glückliches Unternehmen des Erbprinzen gegen Fulda, wo die Truppen des Herzogs von Würtemberg zurückgeworfen werden, macht endlich die von Friedrich oft erbetene Diversion nach Sachsen möglich. Das letzte Schreiben vom 25. December hofft, daß der Erbprinz mit seinem abgeschickten Corps am 28. December bei dem König eintreffen werde.

In den ersten Depeschen aus dem Jahre 1760 tauschen beide Fürsten gegenseitig ihre Ansichten über die Kriegslage aus. Daun's Stellung in Sachsen ist für unangreifbar befunden worden, der König hält daher den Erbprinzen nicht länger zurück, als die Uebereinkunft besagte, er wünscht jedoch, daß er gegen Langensalza hin Winterquartiere beziehen möge, um die Gegner glauben zu machen, daß er im Frühjahr wieder zu ihm stoßen werde und zugleich, um der Armee des Herzogs nahe zu sein. Offenbar wünscht der König, dies Corps sich zu erhalten. „Dies alles kann mir behülflich sein, mich bis zum Frühjahr zu halten; sollte der Krieg jedoch fortdauern, so sehe ich nichtsdestoweniger meinen gewissen Untergang voraus.“ Welches Vertrauen Friedrich in den Herzog setzte, bewies, daß er ihn bittet, ihm offen seine Ansichten über den nächsten Feldzug mitzutheilen. Ferdinand thut dies und hofft das Beste, wenn Frankreich, wie es scheine, zum Frieden geneigt sei; er glaubt, wenn der König den stärkern Theil seiner Armee in Schlesien, den andern an der Elbe operiren lasse, werde er durch gute Defensivmaßregeln Zeit gewinnen, ohne Terrain zu verlieren, auch stehe Europa am Vorabend großer Ereignisse, deren mehr als eins zu Gunsten des Königs ausfallen werde. Wir sehen hier schon die Idee des Feldzugs von 1760, wie sie verwirklicht worden ist. Der kleine Krieg, der während der Winterquartiere fortgesetzt wird, bringt den Alliirten immer neue Vortheile, so die Expedition gegen Dillenburg, wobei unter anderm die Bergschotten, von Luckner's Husaren unterstützt, ein französisches Dragonerregiment zersprengten und auf ihren Pferden zurückritten. Die nächsten Schriftstücke enthalten die Maßnahmen für den kommenden Feldzug, welche Ferdinand dem König mittheilt; er äußert dabei Mistrauen gegen den neuen Landgrafen von Hessen, der es nicht ungern sehen würde, wenn Kassel und er selbst in die Hände der Franzosen fiele, von denen er sich viele Vortheile verspreche, der englische Gesandte in Kassel sei etwas dumm, es würde daher gut sein, wenn der König einen Mann von Geist hinsende, welcher auf den Landgrafen, der selbst weder Fähigkeit, gefährliche Pläne zu entwerfen, noch Festigkeit sie auszuführen besitze, einen gewissen Einfluß gewänne und die Emissare von Wien und Versailles verdrängte. Eingehender spricht sich darüber ein Schreiben an Georg II. aus. Jetzt aber fordert König Friedrich seine beiden Dragonerregimenter so ernstlich zurück, daß sie endlich abmarschiren. Der Feldzug wurde erst im Juni eröffnet. Ueber die Operationen und Gefechte berichtet der Herzog sowol an Friedrich, wie an Lord Holdernesse: aufmerksame Leser werden die verschiedene Abfassung nicht außer Acht lassen. Interessant ist die Relation über das Treffen bei Emsdorf vom 16. Juli, worin sich zeigt, was ein gut geführtes Reiterregiment, hier Elliot-Dragoner, leisten kann. Auf die Mittheilung des Siegs bei Warburg, getrübt durch den Verlust von Kassel, antwortet der König mit wahrer Befriedigung durch die Schlacht von Liegnitz, welche er eine von Roßbach in zweiter verbesserter Auflage nennt; Ferdinand wünscht darauf, daß ihm bald eine zweite von Leuthen folgen möge. In einer fast ununterbrochenen Reihe von Berichten an Lord Holdernesse gibt er seine fernern Unternehmungen kund; Nr. 57 spricht sich detaillirt über die Lage der Armee im September aus, welche ihn veranlaßt, den Schauplatz aus Hessen an den Niederrhein zu verlegen. Diesen Entschluß und seine Gründe, daß die Franzosen dadurch zur Räumung von Hessen und Hannover bewogen werden sollen, setzt er auch Friedrich auseinander.. Der Erbprinz belagert nun Wesel, muß aber bald davon abstehen; über seine Operationen berichtet er selbst an den englischen Minister, wobei der beabsichtigte Ueberfall (der die bekannte Aufopferung des französischen Kapitäns Chevalier d'Assas veranlaßte) und das Treffen von Kloster Kamp dargestellt ist. König Friedrich, der die Unternehmung auf Wesel als höchst unsicher betrachtet, spricht sich, nachdem sie gescheitert, in Nr. 69 sehr bitter darüber aus: „Wenn Sie nur immer die Zahl der feindlichen Bataillone und Schwadronen berechnen, werden Sie gewiß schlechte Fortschritte machen.“ Noch ehe Ferdinand dies Schreiben erhalten hat, legt er dem König seinen neuen Plan, um Broglie von Kassel zu entfernen, vor, und schildert zugleich die Schwierigkeit seiner Verpflegung, die in der damaligen Kriegführung überall hervortrat und dieser so viele Fesseln anlegte. Gleich darauf folgt die Antwort auf die herben Tadel des Königs (Nr. 78). Sie bekundet das tief verletzte Gefühl des Feldherrn und seinen männlichen Charakter, ohne in seiner Rechtfertigung die Ehrerbietung gegen den Monarchen außer Augen zu setzen. Friedrich mildert aber in Nr. 74 sein Urtheil keineswegs, sondern verschärft es eher durch Gründe. Der Herzog schweigt und es tritt wieder ein besseres Verhältniß ein. Unterdessen ist ihm der Tod Georg's II. gemeldet worden; dem neuen König, der ihn eigenhändig seines vollen Vertrauens versichert hat, legt er den Plan vor, auf Kassel zu marschiren, wodurch er den Feldzug glücklich zu beendigen hofft. Die späte Jahreszeit (December), die schlechten Wege und die Schwierigkeit der Magazinirung, wodurch die Armee dem Hunger ausgesetzt wird, machen die Ausführung jedoch unmöglich, was Ferdinand dem König Friedrich, der ihn wegen seiner Unthätigkeit von neuem tadelt, auseinandersetzt. „Ew. Majestät verlangen das Unmögliche; ich bin nicht so geschickt, um operiren zu können, ohne hierzu die Mittel zu besitzen. Die Ungeduld, welche mir Ew. Majestät zu erkennen geben, kann weder die Jahreszeit ändern, noch Lebensmittel herbeischaffen.“ Der König antwortet auf dies empfindliche Schreiben, daß ihm nichts an-

das übrig bleibe, als sich nicht mehr in seine Operationen zu mischen, über welche er sich jedes weitern Urtheils enthalte, da er ihm von den Gründen seines Verhaltens keine klare Idee gegeben habe und er daher dessen Zweck nicht habe begreifen können. Er solle aber bedenken, ob er sich je der englischen Krone und den Augen der Welt gegenüber werde entschuldigen können, die Franzosen im Besitze von Kassel, Göttingen und Münden gelassen zu haben. Die Dissonanz wird gelöst, indem der Herzog sich von dem Vorwurfe, den König von seinen Operationen und deren Gründen nicht unterrichtet zu haben, reinigt und der König es hierauf für das Beste erklärt, alles zu vergessen und von jetzt an nur an das zu denken, was beide gegenwärtig für das Beste der gemeinsamen Sache zu thun schuldig seien.

Im Januar 1761 beginnt aber die Controverse von neuem. Der Herzog stellt vor, wie er wegen der Unterhandlungen mit so vielen Regierungen Schwierigkeiten zu bekämpfen habe, welche der König nicht kenne, da er nur zu befehlen brauche; der König erkennt diese Schwierigkeiten nicht an und drängt fortwährend zur That, indem er seine Ansicht durch Gründe unterstützt und dem König von England vorzulegen bittet. Die Franzosen unternehmen mittlerweile einen Angriff gegen Duderstadt, werden aber abgewiesen; die Relation des Treffens ist der Meldung beigefügt. Endlich treten bessere Witterungsverhältnisse ein, welche Ferdinand in den Stand setzen, seine längst beabsichtigte Expedition auszuführen. Diese ist in einer Reihe von Depeschen, mit dem eingeschalteten Tagebuche, zu verfolgen. Sie endigt, wie auch König Friedrich anerkennt, sehr glorreich; die Franzosen werden aus ihren Stellungen bis hinter den Main gedrängt und ihrer Magazine beraubt, die Sachsen bei Langensalza geschlagen. Friedrich II. räth jetzt, eine Schlacht zu vermeiden, weil Broglie durch eine solche gerettet werden kann, ein Beweis, daß er nicht einseitig nur immer die Offensive will, sondern die Verhältnisse immer klar zu würdigen versteht. Die Belagerung von Kassel wird nun begonnen, rückt aber nicht recht vor und muß endlich, nachdem der Feind einen glücklichen Ausfall gemacht, wobei sich die alliirten Truppen schlecht benommen haben, aufgehoben werden, weil Broglie seine Armee gesammelt und der Erbprinz mit einem Detachement eine Niederlage erlitten hat. Der König erkennt die Nothwendigkeit des Rückzugs vollkommen an und spricht sich über die Unwissenheit und Unbrauchbarkeit der Generale, denen Ferdinand die Schuld aller Unfälle beimißt, im allgemeinen aus: „Die meisten haben weder Einsicht, noch die Gabe, selbständige Entwürfe zu machen. Dieselben sollten vor allem Geistesstärke und Festigkeit haben und sich durch ein ungünstiges Ereigniß nicht gleich außer Fassung bringen lassen; allein Männer dieser Art sind überhaupt so selten, daß man selbst in den größten Armeen deren kaum vier oder fünf finden dürfte.“ Dem neuen englischen Minister Lord Bute trägt der Herzog hierauf seine Absichten für den künftigen Feldzug vor — die Winterexpedition war ein hors d'oeuvre —, den König von Preußen aber bittet er um Rath, ob er seine Stellung mit dem Gros der Armee bei Hameln oder in Westfalen zur Deckung von Lippstadt und Münster nehmen solle? Friedrich ist der Meinung, daß die Stellung an der Diemel, welche Ferdinand besonders hervorgehoben, die günstigste sei; diese wird denn auch eingenommen. Ein Memoire an Lord Bute stellt die Mängel des Commissariats dar, unter denen die Armee leidet, sowie die Mittel zur Abhülfe; viel besser ist es freilich dadurch nicht geworden. Der Feldzug begann wieder mit dem kleinen Kriege im Juni und führte die Schlacht von Vellinghausen am 15. und 16. Juli herbei, in welcher die Franzosen geschlagen wurden. Der Herausgeber fügt hier, wie bei den übrigen Treffen, in einer Note die aus den Kriegsacten entnommene Angabe der Verluste bei. In einem sehr schmeichelhaften Schreiben wünscht Friedrich II. dem Herzoge Glück zu der neuen Erhöhung seines Ruhms und dankt ihm zugleich im Namen des Landes Halberstadt und Magdeburg, welche durch diesen Sieg von einer großen Gefahr befreit worden. Ein Erlaß des Königs Georg in deutscher Sprache spricht gleichfalls die größte „Dankverbundenheit“ aus. In den folgenden Depeschen und ihren Beilagen werden die Details über die weitern Ereignisse an Lord Bute berichtet; mehr und mehr geschieht darin des Generals Luckner Erwähnung, desselben Luckner, welcher nach dem Kriege in französische Dienste getreten und 1794 guillotinirt worden ist. Im November beginnen die Vorbereitungen beider Armeen für die Winterquartiere, um diese so vortheilhaft als möglich zu gewinnen. Wichtig für die Beurtheilung der Verhältnisse ist die Depesche Nr. 70, in welcher der Herzog, von Lord Bute aufgefordert, über die effective Stärke der Armee und deren Beschaffenheit berichtet. Wir lesen darin von einem eigenthümlichen Misbrauch. Nicht allein, daß ein großer Theil der Offiziere nur Soldaten zu Bedienten hat, werden auch von den Regimentern Leute zum Führen der Packpferde und Fuhrwerke verwendet und zwar immer die größten und kräftigsten Leute, wodurch nicht allein der Zahl, sondern auch dem Werthe nach ein großer Verlust an Combattanten entsteht. Da der Herzog keinen Fürsten in Deutschland kennt, welcher Großbritannien mit Truppen auszuhelfen vermöchte oder wagte, so macht er einige Vorschläge zur Verstärkung der Armee. Unmittelbar an dies Schreiben schließt sich der Bericht über die glückliche Expedition zur Vertreibung der Franzosen aus der Gegend von Einbeck. Nach viermonatlicher Unterbrechung der Correspondenz erfolgt nun wieder eine Mittheilung an König Friedrich, auf welche dieser mit einem Glückwunsche zu dem „herrlichen Feldzuge“ antwortet und nur unendlich bedauert, daß, obgleich er alles gethan, was Menschen möglich gewesen, um sich der Feinde zu erwehren, und obgleich es ihm nicht ganz mislungen ist, ihre Absichten zu vereiteln, er dennoch keine Erfolge errungen habe. In der Nachschrift zu diesem höchst interessanten Schreiben (Nr. 74) nennt er diesen Krieg für sich und Ferdinand mehr eine Schule der Geduld als der Tapferkeit. Der Herzog antwortet darauf sehr dankbar, meldet, daß von der französischen Armee ein Theil auf dem Rückmarsch nach Frankreich begriffen ist, was auf Frieden hoffen läßt, und bietet dem Könige ein von ihm errichtetes Husarenregiment für seinen Dienst nach dem Frieden an, was von Friedrich angenommen wird. Nr. 78 beschließt hier die Correspondenz der beiden Fürsten, weil die spätere, oft unterbrochene, wenig Interesse mehr habe. Das letzte Schreiben des Jahres an Lord Bute berührt einen wichtigen Gegenstand, die Disciplin. Diese aufrecht zu halten befand sich der Oberbefehlshaber der combinirten Armee in einer schiefen Lage, da jedes Contingent seine eigene Strafgewalt aufrecht hielt. Der Herzog bittet um eine allgemein gültige Verordnung, welche als Norm anzunehmen die andern Fürsten bewogen werden müßten; er schlägt aber zugleich vor, zur Belohnung tapferer Offiziere einen Militärorden zu stiften, wie der preußische pour le mérite und der österreichische Maria-Theresia-Orden.

Die Schriften aus dem Jahre 1762 beginnen mit dem Stande der verbündeten Armee vom 1. Januar. Sie bestand aus englischen, hannoverschen, braunschweigischen und hessischen Truppen, einem Contingent Schaumburg-Lippe (das Bataillon Sachsen-Gotha war 1759 den Hannoveranern einverleibt), preußischen Husaren, preußischen und wallonischen Freiwilligen in einem Sollstande von 100466 Mann und 71969 Mann unter den Waffen. Von den folgenden Nummern bis zum Juni, welche fast nur administrative und persönliche Verhältnisse betreffen, hätte manche von untergeordnetem Interesse ausgelassen werden können. Die Correspondenz zwischen Georg III. und dem Herzoge ist meist in deutscher Sprache geführt, freilich in dem damaligen, mit Fremdwörtern reichlich durchschossenen Curialstile. Mit dem Treffen von Wilhelmsthal oder Grebenstein, wo die französische Armee überfallen und geschlagen wurde, gewinnen die Aktenstücke wieder an Wichtigkeit für die Kriegsgeschichte, besonders die fortgesetzten Tagebücher, welche die Details der Operationen enthalten. Diese endigten am 1. November mit der Capitulation von Kassel, worauf bald infolge der abgeschlossenen Friedenspräliminarien ein Waffenstillstand unterhandelt wurde. Die Convention der beiden Heerführer, der

Schluß des Armeetagebuchs, die beiden letzten Schreiben des Königs und seines Feldherrn im französischen Original und ein ausführlicher Bericht des Herzogs an Lord Halifax über seine Verwaltung bilden den Schluß der werthvollen Documente. Nachdem Ferdinand von Braunschweig alle Maßregeln, welche die bevorstehende Auflösung der Armee nöthig machte, getroffen hatte, übergab er am 24. December 1762 das Commando an den General von Spörcken und reiste nach Braunschweig ab.

Damit endigte seine Feldherrnlaufbahn. Der Herausgeber wirft noch einen kurzen Rückblick auf dieselbe. Mehr als fünf Jahre hatte er mit beschränkten Mitteln gegen die gesammte Landmacht Frankreichs das ihm zur Deckung anvertraute Kriegstheater behauptet und dem König Friedrich, indem er jenen mächtigen Feind abhielt, auch gegen Preußen zu wirken, die wichtigsten Dienste geleistet. „Der Stern von fünf französischen Marschällen war vor dem seinigen erblichen und doch waren unter ihnen tüchtige Männer, hervorgegangen aus der Schule des Marschalls von Sachsen, und einer von ihnen, der Herzog von Broglie, konnte dem Herzog Ferdinand fast ebenbürtig an die Seite gestellt werden." Die gedrängte Uebersicht der Kriegsereignisse, gewissermaßen das Résumé des Thatsächlichen aus den wörtlich mitgetheilten Schriftstücken, ist sehr gelungen und dient zugleich zur Orientirung in dem letztern. Vielleicht wäre sie aus diesem Grunde voranzustellen, d. h. dort anzufügen gewesen, wo der Verfasser die Einleitung abbricht, um die Depeschen reden zu lassen. Um die Thaten Ferdinand's in das rechte Licht zu stellen, wird mit Recht hervorgehoben, daß die französische Armee, im Gegensatze der verbündeten, aus Einem Gusse gebildet, Einem Kriegsherrn diente und unter Feldherrn ihrer eigenen Nation stand, daß sie im ganzen immer an Zahl doppelt überlegen war, sich theilweise vortrefflich schlug, im Festungskriege die Alliirten bei weitem übertraf und neben den Soubise und Clermont, auch tüchtige Feldherren und Generale besaß. Die Charakteristik Ferdinands gibt zu erkennen, wie keiner seiner Zeitgenossen für die große Aufgabe, der er sich zu unterziehen hatte, so geeignet gewesen sei sowol durch seine hohe Geburt und erlauchten Verwandtschaften, welche die Eifersucht der Untergenerale in Schranken gehalten und ihn als Prinzen von welfischem Stamme vorzugsweise berufen, die welfischen Stammlande zu vertheidigen, als auch durch seine edle Persönlichkeit, seine schöne und ritterliche Erscheinung, seine Gerechtigkeit und den unerschütterlichen Gleichmuth in Gefahren, Eigenschaften: die ihn zum Abgott der Armee gemacht haben. Den Truppen, aus denen die letztere zusammengesetzt war, widmet der Verfasser noch eine nähere Betrachtung. Die Hannoveraner bildeten fast die Hälfte, wir begegnen hier wieder dem echtgermanischen Kernvolke, wie es uns kürzlich auch von Hartmann geschildert ist (vgl. Nr. 46 d. Bl. f. 1858). „Auf ihre Treue, Tapferkeit und Hingebung konnte der Herzog immer mit Sicherheit zählen. Ein streng religiöser protestantischer Geist war allen gemeinsam von dem höchsten General bis zum letzten Gemeinen hinab und oft erschollen ihre frommen Gesänge abends nach dem Appell in die Lager ihrer mehr von der modernen Cultur beleckten Feinde hinüber." Der Verfasser läßt aber auch den übrigen deutschen Contingenten Gerechtigkeit widerfahren. Von den Engländern sagt er: „Sie zeigten alle die guten und übeln Eigenschaften, welche sie stets in der neuern Geschichte bewährt haben. Ein unerschütterlicher Muth, große Zähigkeit in der Vertheidigung, kühnes oft unbesonnenes Vorgehen im Angriff zeichneten sie einerseits aus. Andererseits waren sie schwer in Disciplin zu halten, streitsüchtig im Quartiere, hochmüthig gegenüber den andern Truppen, ohne Oekonomie mit Fourrage und Provision, und Krankheiten sehr unterworfen." Allen diesen Uebelständen, sollten wir meinen, läßt sich abhelfen, wenn man nur ernstlich will. Von Luckner, dem berühmten Parteigänger, folgen noch einige Notizen. Er trat 1757 als Major aus dem holländischen Dienst in den hannoverschen über, wo er eine Husarenschwadron errichtete, welche nach und nach zu einem starken Regimente anwuchs. Aus unzähligen Gefechten ging er fast immer siegreich hervor, erlitt nie persönlich einen Echec und wurde mit immer wichtigern Commandos betraut, sodaß er in jedem Jahre einen Grad avancirte und zuletzt als Generallieutenant eine Armeedivision führte. Seine dienstliche Correspondenz befindet sich bei den hannoverschen Kriegsacten und ist, wie uns versichert wird, in hohem Grade originell und anziehend. Wir wünschten daher, sie ebenfalls veröffentlicht zu sehen. Stets war er heiter und frohen Sinnes. Nach dem Kriege, in welchem er sich einen solchen Namen gemacht hatte, wurden ihm von vielen Seiten, unter anderm von Rußland Anträge gemacht; er zog den französischen Dienst vor, um dort — durch die Guillotine zu sterben. Herzog Ferdinand trat in sein früheres Verhältniß als Gouverneur von Magdeburg zurück, konnte sich jedoch, nachdem er fünf Jahre fast unabhängig ein großes Heer commandirt und ganz Westfalen als erobertes Land unumschränkt beherrscht hatte, nicht mehr in ein untergeordnetes Verhältniß finden. „Für ihn war in der Monarchie Friedrich's des Großen kein Raum mehr." Bei einer Frühjahrsrevue 1766 erhoben sich zwischen dem König und ihm Differenzen, in deren Folge er den Abschied nahm und sich ganz nach Braunschweig zurückzog. Dort beschloß er sein Leben am 3. Juli 1792 im zweiundsiebzigsten Lebensjahre.

Wir danken dem Herausgeber nochmals für das verdienstvolle und mühsame Werk, das er unternommen hat, — und schließen uns von ganzem Herzen den Worten an, die er zuletzt ausspricht: „Mögen Zeiten, wie die damaligen, nie wiederkehren, niemals wieder Deutsche gegen Deutsche den brudermörderischen Kampf führen! Nur in der Einigkeit sind wir stark, unsere Schwäche liegt in unserer Zwietracht, dem alten Fehler unserer Nation!"

Karl Gustav von Berneck.

Reisebriefe eines Virtuosen.

Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. Briefe aus Californien, Südamerika und Australien von M. Hauser. Gesammelt und herausgegeben von S. Hauser. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 1859. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wenn man, 30 Jahre alt, frei und gesund, bei voller Börse und mit so reger Empfindung für Naturreiz, Schönheit und Kunst, wie der Verfasser sie bekundet, die schönsten Theile der Erde durchwandert, überall gefeiert, geliebkost und reich beschenkt, da hat man wahrlich wenig Ursache, irgendeines andern Sterblichen Los zu beneiden. Eine übervolle Schale des Glücks ist einem solchen Wanderer geboten, und wenn er davon nicht mit höchstem Dank genießt oder durch geringes Unbehagen oder unverständiges Heimweh sich den Genuß verkümmern läßt, so ist er maßlos thöricht. Er möge doch sein Los mit dem des mühseligen, an die Scholle gefesselten Arbeiters oder mit dem an ärmliche Pflichten gebundenen geistigen Heloten vergleichen und hiernach in hellem Jubel zum günstigen Himmel aufjauchzen!

Dies Los ist das unsers Autors, des Componisten und Violinvirtuosen Misca Hauser aus Ungarn, dessen Reisebriefe sein Bruder hier geschickt zusammengestellt uns vorlegt, nachdem sie schon im Feuilleton der „Ostdeutschen Post" viele Leser erfreut und den Ruf gewonnen haben, eine der blühendsten, frischesten und anziehendsten Touristenarbeiten darzubieten, die man antreffen kann. Es versteht sich wol von selbst, daß in diesen rasch hingeworfenen brieflichen Mittheilungen viel flüchtig Angeschürtes und nicht wenig Irriges oder Halbwahres mit unterläuft und daß die gezogenen Folgerungen oft einer mäßigenden und berichtigenden Kritik zu unterwerfen sind, da sie sich eben als rasche Erzeugnisse des Moments charakterisiren; allein die Frische und die Fülle der Beobachtungen, der heitere Geist der unmittelbaren Darstellung, die Laune und die Plastik in den Schilderungen von Personen und Sachen, die lebendige Farbe des Vortrags, die große Mannichfaltigkeit der Situationen und die häufige Berührung mit bekannten und berühmten Personen, endlich aber auch die Selbsterkenntniß und die durchaus bescheidene Weise des Erzählers: alles dies erweckt bei dem Leser so viel Sympathie, Vergnügen und Befriedigung, daß er

über die sächlichen Mängel dieser Berichte, welche von wissenschaftlichen Ansprüchen sich fern halten und nur Leben, Städte und Menschen schildern wollen, gern hinwegsieht und dem glücklichen Manne, der uns an seinem Glücke soviel er kann, theilnehmen läßt, sich zu Dank verpflichtet fühlt für eine wahrhaft erfrischende und verjüngende Lectüre. Michael (Misca) Hauser, 1822 geboren, ein Schüler Mayseder's, seit dem achtzehnten Lebensjahre Violinconcertist, hat bereits einen großen Theil Europas gesehen, Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und Rußland als Virtuose durchreist, als er von London aus im Jahre 1850 nach Neuyork berufen wird, von hier die ganze Union im Süden und Norden durchwandert und da er findet, daß er hier nicht sich, sondern nur seine Agenten bereichert, mit seiner Geige und einem kleinen Stückchen Hoffnung nach Californien pilgert. Hier beginnen die trefflichen und so unterhaltenden Reisebriefe „in die Heimat", welche die vorliegenden zwei Bände füllen und die sein Bruder Sigmund herausgab.

Der erste Brief aus S.-Francisco vom 23. März 1853 schildert uns die Reise von Neuyork nach Nicaragua und über die Landenge von Panama nach Californien, und heiter, voll humoristischer Züge, lebendiger Darstellung und treffender Zeichnung wie dieser sind alle folgenden Briefe. Sie zeigen einen gebildeten Geist, dem Kunst und Literatur vertraut sind, das liebenswürdigste Naturell und den Mann von Blick und Beobachtung, der seine Wahrnehmungen in blühender Sprache, oft mit wahrhaft poetischer Wirkung uns darlegt. Sein Buch ist so voll des Neuen und Anziehenden, daß wir uns damit begnügen müssen, an den Faden seiner Weltwanderung nur hin und wieder ein Bild, eine Situation, eine Personenschilderung anzuknüpfen, die uns vorzügliche Aufmerksamkeit erweckt oder besonders Vergnügen gewährt hat. In S.-Francisco, das in 12 Tagen von Panama erreicht wird, trifft der Verfasser mit Lola Montez und Katharina Hayez, der Sängerin, zusammen, mit welchen er lange verbunden bleibt. Man kennt das Land, den Reichthum seiner Natur, das wilde Ringen des Gelddurstes, das hier herrscht. Der Verfasser braucht zu seinem Unterhalt täglich 30 Dollars, die Eintrittspreise seiner Concerte betragen aber auch 10 und 5 Dollars und werden auch von den 10000 Chinesen, die hier leben, viel besucht. Dies Volk, das der Verfasser als höchst widerwärtig schildert, trifft er überall auf seinen Wegen in zahlreichen Kolonien an, von denen das merkwürdig ist, daß sie sich nirgends wie die andern Einwanderer in die Bevölkerung verlieren, sondern überall besondere Gemeinden, mit eigener Obrigkeit, Schulen, Theatern u. s. w. zu bilden wissen, was z. B. den Deutschen fast nirgends glückt. Derselbe völlige Mangel an wahrem Kunstverständniß, der dem Autor Nordamerika verleidete, herrscht natürlich auch hier: dagegen muß er den „Carneval" oder seinen musikalischen Scherz „Vöglein auf dem Baume" bis zum Ueberdruß endlos wiederholen, und der Beifall, den dies classische Ungeheuer findet, bringt ihn zur Verzweiflung, obwol dergleichen Concerte ihm 3—6000 Dollars eintragen. In Sacramento, wohin die Reise täglich gegen 300 Dollars kostete, spielte er Lieder ohne — Geld, da die Mineraleute wenig Miene machten, seine Concerte zu besuchen. Hier tanzt Lola Montez, spielt Theater, macht Fiasco mit ihrem Schauspiel: „Lola Montez in München", theilt Ohrfeigen aus und handelt dafür Gold ein. Ihre unverwüstliche Schönheit, ihr Spinnentanz und ihre Yelva entzückten: dem Verfasser begegnet sie bald huldvoll, behandelt ihn als Freund oder verfolgt ihn auf den Tod. In Sacramento wird sie von dem Publikum verhöhnt. In feenhafter Toilette tritt sie vor und hält nun folgende wortgetreue Anrede: „Myladies und Gentlemen! Lola Montez achtet das Volk Californiens zu hoch, um auf das dumme Lachen einfältiger Laffen zu achten. (Neues Gelächter.) Ich will sprechen", schreit sie, „kommt herauf, gebt mir euere Männerhosen und nehmt dafür meine Weiberröcke — ihr seid nicht werth, Männer zu heißen. (Ungeheueres Gelächter.) Ihr, die ihr nicht den Muth habt, euch mit einem Weibe zu schlagen, das euch alle nicht fürchtet, euch alle verachtet, ja dies Weib". — da schließt ein Sturm von Aepfeln und Eiern ihr den Mund und der Verfasser muß mit dem „Vöglein" das rasende Publikum beruhigen. Aber Lola triumphirte doch.

Der Verfasser schildert nun Land und Leute, den fabelhaften Aufschwung der Städte, die tiefe Depravation des ganzen, blos dem Golddurst gewidmeten Lebens, die Spielhöllen, den Jammer der Goldgräber, den unglaublichen Gewinn einzelner, die Volksfeste, die Chinesen und ihren stets wachsenden Einfluß, Feuersbrünste, Ovationen, welche Deutsche und Chinesen ihm darbringen, Duelle auf offener Straße, Mordthaten, die niemand rügt und dergleichen Bekanntes mehr in seiner ergötzlichen Weise. In Stockton, wo er ein Concert gibt, erscheint plötzlich ein ausgebrochener Tiger unter seinen Zuhörern, wofür er dem Hausbesitzer, da er zugleich Friedensrichter ist, noch 200 Dollars Schadenersatz bezahlen muß; dagegen machen ihm hier die Zeitungsredacteure — im Gegensatz zu Europa — Brillantnadeln zum Geschenk. Nach zehnmonatlichem Aufenthalt pilgert Hauser nach Südamerika, entzückt zuerst in Neugranada ein rohes Publikum mit dem zwölfmal wiederholten „O Susanna", einem Negerliede, und gelangt dann nach fünf Tagen in das Paradies von Lima. Hier ist er glücklich, hier, in diesem Zaubergarten der Welt findet er den Sinn für die edle Musik, der dem Yankee, ja sagen wir der britischen Rasse überhaupt, verschlossen ist, wieder; ein zauberisches Land, wundervolle Weiber, einen unwissenden aber liebenswürdigen Menschenschlag, behagliche, sympathetische Geselligkeit, feurige Bewunderung seiner Kunst, unvergleichliche Pracht der Nächte zu Land und zu Meere. In dieser musikalischen Oase, hochgeehrt von dem Präsidenten der Republik, im Hause des nordamerikanischen Residenten Mr. Clay fürstlich aufgenommen, weidet er sich an Beethoven, Mozart und Haydn'schen Quartetts, gibt mäßig einträgliche Concerte vor einem kunstverständigen Publikum und erfreut sich an dem Entzücken der schönen Señoras, die neugierig seine Geige aus ihrem Behälter nehmen und sie damit allerdings in große Gefahr bringen. Ein Concert, am 1. Februar 1854, erfährt freilich eine seltsame Störung, indem Don Elias, der Prätendent, die Stadt plötzlich überfällt; der Verfasser flüchtet im Concertanzuge, die Geige unterm Arm, nach Callao; Don Elias wird jedoch zurückgeschlagen und dem Siege folgt unendlicher Jubel. Am Schluß seines so genußreichen Aufenthalts in diesem von allem Zauber der Natur so reich ausgestatteten Lande, ruft der Verfasser aus: „Wie ganz anders ist es doch hier, als in den profanen Parvenustädten der Vereinigten Staaten, wo man nichts zu bewundern hat als die Dampf- und Menschenmaschinen, die aus der Erde wachsenden Mauern und die wilde Jagd nach Glück und Gold, wo die Kunst, die Poesie verdorrt und eine gut construirte Drehorgel mehr Bewunderung findet, als eine Symphonie von Beethoven! Hier aber genießt der Mensch der Freude des Lebens, ist bessern Geistes, bessern Herzens und keine lebendige Rechenmaschine des Eigennutzes." Valparaiso, wohin der Verfasser sich zunächst wendet, ist zwar von kahlen Gebirgen umgeben, allein die Ebene umher ist lachend und mit Quietas-Landhäusern von malerischer Lieblichkeit bedeckt. Das Volksleben gleicht dem von Lima: aber der finstere Katholicismus der herrschenden Geistlichkeit drückt auf die Geister. Des Verfassers Concertzettel werden von Söldlingen der Mönche abgerissen; in einem Negerorchester entdeckt der Verfasser einen Bekannten, den Sohn eines Commerzienraths aus Aachen, der hier schwarz angemalt Strauß'sche Walzer geigt und zufrieden lebt. Der Autor flüchtet vor den Priestern nach S.-Jago, wohin eine abscheuliche Postwagenreise ihn führt. Die Stadt bietet ein ganz mittelalterliches Bild, Paläste und armselige Hütten ohne Fenster: der Ort liegt 3000 Fuß hoch und genießt der reinsten Luft; überall sorglose Freude, Musik und Tanz; jeder Tag ist ein Festtag, „und immer dreht sich der Spieß am Herd". Die Wohnungen sind unverschlossen, das Volk ehrlich und gutmüthig; die Frauen schön, unwissend und unglaublich putzsüchtig. Für die Männer ist es unanständig, ohne Mantel zu gehen oder zum Besuch ohne diesen einzutreten.

Der Verfasser verweilt, componirend und geigend fünf Wochen auf einem Landgute des Kapitäns Taborah, besucht Concepcion und Capio, wo er gute Concerte gibt, schifft sich dann mit einer chinesischen Generalsfamilie, die er uns wunderlich porträtirt, nach Australien ein und landet zunächst in Tahiti, um auch, sowie die Chinesen, die Königin Pomare für die europäische Concertmusik zu bekehren. Dies irdische Paradies, von schönen und gutmüthigen Menschen bewohnt, malt er uns zunächst in seiner eigenthümlichen frischen Weise, in aller seiner sonderbaren Halbcultur, die Frauen, wie er sagt, von attischer Schönheit, arkadisch-unschuldig und lachend in Anmuth wie das Eden, das sie umgibt. Hier war noch kein Concertgeber erschienen, und niemand wußte, was man sich unter einem „Tonkünstler" denken sollte, sodaß die tahitische Polizei ihn festnahm und zu dem französischen Gouverneur führte. Nachdem sich alles aufgeklärt, gab er sein Concert, bei dem die Königin zwar erschien, aber nicht aushielt: die gähnende, barfüßige Majestät ergriff vor einer Cavatine aus „Ernani", die Mr. Cremieux, der Chef der französischen Militärmusik, flötete, die Flucht und vernichtete so alle Hoffnungen unsers Reisenden auf einen „tahitischen Orden"! Aber der „Carneval" wirkte und alles war entzückt über den „fremden Geiger", der auf dem Holze so gut wie ein Vogel zu pfeifen verstehe! Ein Festmahl bei dem Gouverneur zeigt uns diese kräftigen und schönen Naturkinder im ergötzlichen Kampf mit europäischer Sitte, mit Messer, Serviette und Gabel und in ihrer kostbaren, halbnackten Toilette. In einem zweiten Concert erschien die Königin wieder und ergriff die Geige des Erzählers, der, während sie in den Saiten mit den Fingern spielte, natürlich wie auf der Folter stand; ein tahitisches Volkslied, das er spielt, erfreut die gelbe Majestät höchlich. „Sie frug mich in gebrochenem Französisch, ob ich auch aus dem Lande der Franzosen komme, und als ich dies verneinte, faßte sie meine Hand, drückte sie und flüsterte geheimnißvoll: «Ich liebe diese Männer nicht.» Dann löste sie ein kleines goldenes Kreuz von ihrer Korallenkette und reichte es mir mit den Worten: «Zur Erinnerung an Pomare», worauf ich mich tief verbeugte und das königliche Haus verließ." Wir übergehen die oft wirklich poetischen Naturschilderungen dieser glückseligen Insel, um den Verfasser endlich nach Sidney in Australien zu begleiten, von dessen trauriger Küste er am 1. December 1854 schreibt. Man kennt Sidney mit seiner 60000 Menschen zählenden seltsamen Bevölkerung, in der sich der Auswurf der Civilisation mit der thierischen Roheit des Wilden begegnet, mit seiner Losung: to make money, seinem Dandythum, Spielhöllen, Chinesen und seinem übereuropäischen Luxus. Hauser gibt hier Concerte mit Miß Hayez, zu 5 Pf. St. Entrée, Damen und Dandies in höchster Toilette im ersten Rang, Goldgräber und Räuber im Amphitheater. Im Hause des Gouverneurs wird ein glanzvolles Fest von ihm verherrlicht: Triumph, Gold und Ehre überall. Er geht nach Maitland und die Begegnisse dieser Reise durch das wilde häßliche Land, die Katastrophe, die ihm hier zustößt, als das Theater, in dem er geigt, sich plötzlich verfinstert, weil der Impressario seine Gasschulden nicht bezahlt hat, unterhalten den Leser auf das anmuthigste.

Im zweiten Bande lernen wir Australien und australisches Leben in lebendigen und greifbaren Bildern vollständiger kennen, als aus irgendeinem andern uns bekannten Werke, die Schriften Gerstäcker's nicht ausgenommen. In Goulburn, einer Breterstadt von 5000 Einwohnern, die nichtsdestoweniger ihr Shakspeare-Hotel, ihr Lord Byron-Theater u. s. w. hat, trifft er zuerst wieder auf eine schöne Natur, mit Palmen und Bananen. Er gibt unter den seltsamsten Hindernissen ein seltsames Concert, erweckt Begeisterung und wird mit Ehren überschüttet. Desto schlimmer steht es mit den Bildungsversuchen, welche das Gouvernement mit der Urbevölkerung unternimmt, deren falsche, diebesschlaue, thierische Natur sie als völlig culturunfähig erscheinen läßt. Aus einer mühsam gegründeten Volksschule in Goulburn waren plötzlich in einer Nacht alle hre Zöglinge ausgebrochen und in die Wälder entflohen, wo man sie mühsam wieder einfangen mußte. Von Goulburn aus wird Paramatta in den Bei- nen besucht: der in Hast gebaute Ort hatte schon eine deutsche Schauspielergesellschaft angezogen. Man kann sich den „Wilhelm Tell" denken, der hier gegeben wurde, vor einer Bevölkerung deutscher Tagelöhner, denen leider schon alles deutsche Wesen abhanden gekommen ist. Von hier geht es nach Bathurst, den der Verfasser, wie er sagt, sofort den Concertfrieden aufkündigt. Die harmlose Versammlung sah sich plötzlich in ihrem ... überschwemmt, und der Virtuose selbst flüchtet, die Geige unterm Arm, in einem Kahn vom Felde seiner Triumphe! Das ...

> Das Land, bei dessen lockendem Verheiß,
> Die Hoffnung noch vom Sterbelager springt —

und das uns der Verfasser, man muß es gestehen, in seinen grellen Gegensätzen und Antithesen lebendiger und mit ... Geist, als irgendeiner seiner Vorgänger schildert; das Land, ... dem der grelle Widerspruch der Sitten und des Lebens ... Widerhall in dem ebenso grellen Widerspruch seiner Natur ... seiner klimatischen Verhältnisse findet. Welch ein Unter- ... z. B. zwischen der Natur in Moretonbay und Adelaide ... Norden Australiens? Hier Palmen und paradiesische ... mengefilde, die etwas Vertrauliches und Umschlingendes ... von Wohlgerüchen durchhauchten, ewig heitern Lüften ... die die Flammenküsse der Sonne kühlend den Pilger ... und ihn mit ihrer Herrlichkeit völlig überwältigen; dort ... Wüstenbrand und alles vernichtende Wolkenbrüche im ... Wechsel u. s. w. In einem solchen Zaubergarten liegen ... 400 Häuser von Moretonbay und von Penvitto, von ... Verfasser, nachdem er fünf Concerte in acht Tagen ... nach Sidney zurückkehrt, das er nach vier Monaten wieder ... verändert findet. „Es ist ein Emporkömmling", sagt er, „dem ... Gott plötzlich die Taschen füllt und der nun prunksüchtig ... seinen Schätzen prahlt, alle Welt blendend und in Aufschneiderei und riesenhaften Unternehmungen keine Grenzen kennt ... Später wird Melbourne besucht, ein Ort, dem 150000 Einwohner wol etwas übertrieben zugewiesen werden, und der ... einer englischen Industriestadt gleicht. Hier herrscht ein ... diger Carneval, Spectakel, Opern, Ballete aller Art, ... 20000 Chinesen spielen hier wieder eine große Rolle und ... dem Verfasser mit ihren Wunderlichkeiten vielen Spaß, ... das unglaubliche Elend der Auswanderer ihm Thränen ... Ein Concert bringt dem patriotischen Comité 20000 ... einmal ein: auch Lola Montez, nun wieder Witwe, ... Bruder ihren Gemahl Patrik Hull erschossen hat, findet sich ... ein. Von hier geht es nach Ballarat, Geelon und ... erstere beiden Orte, Breterresidenzen in der Nähe der ... minen, wild und schauervoll, wo der Verfasser zwölf ... gibt und Lola tanzt, aber Fiasco macht. „Es gibt nichts ... licheres", sagt der Autor, „als dies erotisch-culturhistorische ... allen Winkeln der Erde zusammengeschneite Concertpublikum ... eine wahre schwäbische Dreigroschen-Komödiantenbude." Mit ... zücken begrüßt er demnächst Adelaide, wo deutscher Geist ... die Macht erfrischender Cultur und menschlichen Ordnungs... ihn endlich wieder umgeben; es ist ein lebensfrischer ... der Morgenblüte vielversprechender und gesetzmäßiger Entwicklung, malerisch schön unter tropischem Himmel gelegen ... Zufluchtshafen der über den Ocean gewehten deutschen ... thümlichkeit. Hier ist ein Schiller-Theater, ein ... sino, ein Hotel Zur deutschen Treue; hier klingen alle ... ten des deutschen Reichs munter durcheinander, hier ... vaterländische Element, überall sonst ein zerbrechliches, ... gesteuertes Fahrzeug, fest vor Anker. In allen Straßen ... regste deutsche Leben. „Es lachte zwar nicht immer dies ... sagt der Verfasser schön, „es seufzte auch zuweilen und ... unter der Last der Armuth, aber es lebte und bewegte sich ... denn hier, wo das Glück gut gelaunt mit jedem kecken ... würfelt, wo der Besitz eine Laune des Zufalls, die Hoffnung ... Schmeichlerin selbst des Mangels ist, verliert das Elend ... bleiche Farbe der Ohnmacht: die Noth hilft sich auf, der ... scherzt und die Armuth wird vergoldet!" Auch hier ist ...

wider die Tagesheldin, denn sie fordert den Zeitungsredacteur, der sie tadelt, zum Zweikampf, den ein alter Liebhaber für sie ausficht. Die Concertcompagnie, welche der Autor mit Bochsa, dem Harfenspieler, theilt, ist jedoch voller Hemmnisse, der Sinn für Musik ist auch hier depravirt und oft, wenn man ihm stürmischen Beifall bei musikalischen Mordscenen zujauchzt, denkt der Verfasser mit Goethe:

> Mein Lied ertönt der unbekannten Menge,
> Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang.

Das Heimweh schüttelt ihn. Wiederum werden die Goldminen, ja selbst die Wilden, die er so greulich schildert, besucht und die unterhaltendsten Abenteuer erzählt, in Melbourne, Hobertown, Bendigo, der „bird on the tree“, vor Engländern, Deutschen, Chinesen, Franzosen, Malaien und Holländern gegeigt und Gold, Ovationen und Fackelzüge in Empfang genommen, aber die Sehnsucht nach Europa und der Heimat ließ dem Geiger keine Ruhe mehr. In Ballarat verfehlt er den Postwagen und von Ungeduld getrieben entschließt er sich zur Rückkehr nach Melbourne mit einer Gesellschaft chinesischer Possenreißer und Gaukler auf einem abscheulichen Karren. Wer lenkt sein Schicksal? dachte Hauser, und beschreibt uns diese Reise äußerst launig. „Jeden Augenblick fuhr ich wie verzweifelt in die Höhe, um meine bezopften Gefährten, die mich zerquetschten und mit ihrem stinkenden Athem mich erstickten, durch Zerren und mörderische Püffe und Stöße von mir abzuwehren; es waren sanfte Bestien, die, wie ich ihnen nachrühmen muß, alles mit größter Duldung ertrugen und sich in ihren lächerlichen Ceremonien trotz aller Bettelhaftigkeit nicht im geringsten stören ließen.“ In Melbourne endlich ein letztes Concert und ein donnerndes Lebewohl der Menge. Die lange Seereise, die Comforts des riesigen Dampfers Emeu, der 600 Passagiere bequem beherbergt und von den stärksten Wogen kaum leis bewegt dahinfährt, die erhabenen Naturscenen, die der Verfasser zeichnet, Swan-River, die Padnas, Point de Galles auf Ceylon, wo der Dampfer anlegt, das Indische Meer mit seinen Zaubern, Aden und die Landreise nach Kairo, diese Stadt selbst und Alexandria, alle diese reichen Scenen müssen wir in dem Buche selbst aufzusuchen dem Leser überlassen. Mit dem Teviot gelangt der Autor nach Malta und ist nun in der Heimat.

Wir aber erweisen seinem Buche nichts als die einfachste Gerechtigkeit, wenn wir schließlich unsere Meinung dahin aussprechen, daß es einen der anziehendsten und unterhaltendsten Weltwanderungsberichte bietet, der uns seit langer Zeit vorgekommen ist, und durch Fülle und Frische des Inhalts wie der Darstellung eine ungemein erfrischende und belebende Lectüre gewährt. Stil und Sprache, durchweg entsprechend und stellenweise wahrhaft ausgezeichnet, haben vielleicht der Hand des Herausgebers etwas zu danken, doch kann uns dies, wenn dem so ist, in der Befriedigung, mit der wir diese treffliche Briefsammlung aus der Hand legen, natürlich nicht stören. 4.

Wilhelm Götzinger.

Das Januar- und Februarheft der Vogel'schen Monatsschrift „Die höhere Bürgerschule“ enthält eine interessante Lebensskizze Max Wilhelm Götzinger's von E. Köhler, deren wir auch hier mit einigen Worten gedenken wollen, da Götzinger (geboren 1799 in dem sächsischen Städtchen Neustadt bei Stolpe, gestorben 1856 im Bade Oeynhausen) sich nicht blos um das Schulwesen der Schweiz, sondern durch seine meist mehrmals aufgelegten Schriften: „Deutsche Dichter“ (sechste Auflage, 1858); „Dichtersaal“ (zweite Auflage, 1855); „Der Liedergarten“ (zweite Auflage, 1855); „Die deutsche Sprache“, „Deutsches Lesebuch“ u. s. w. um die deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft große Verdienste erworben hat. Wir erfahren daraus unter anderm, daß Götzinger einmal wirklich damit umging, sein Schulamt niederzulegen und von der Feder zu leben; aber, schreibt er weiter: „Ich betrachte es für eine Art Unglück nichts zu sein als Schriftsteller.“ Wunderlich daß man solche Ansichten fast nur in dem mit Buchhändlern und Bücherschreibern überfüllten, viellesenden und sich auf seine Literatur so viel zu gute thuenden Deutschland anzuhören bekommt! Die Hauptursache seiner Antipathie gegen die Schriftstellerei als Brotfach lag aber wol darin, daß ihm, wie er selbst gesteht, das Schreiben, in spätern Jahren freilich auch das Unterrichtgeben schwer von der Hand ging, daß er keine ursprüngliche schriftstellerische Anlage und mithin auch nicht den damit verbundenen unüberwindbaren Drang zum Schriftstellern besaß. Uebrigens ist mit der Ausübung eines Berufs nur dann ein wahres Unglück verknüpft, wenn dieser Beruf mit den Neigungen und Ueberzeugungen des Ausübenden in Widerspruch steht und dadurch allmälig ein innerer, zehrender und nicht mehr zu versöhnender Zwiespalt hervorgerufen wird, und solches Unglück mag es in manchen andern Berufszweigen wol noch viel häufiger geben als in der Schriftstellerwelt. Götzinger scheint von Haus aus überhaupt eine ziemlich prosaische trockene Natur gewesen zu sein; er hatte z. B. so gut wie gar kein Gefühl für Naturschönheiten; er selbst gesteht in einem Briefe an seinen Freund Schumann, nachdem er während der Augustferien 1825 die Alpenthäler und Höhen der deutschen Schweiz durchwandert: „Ihnen kann ich es wol gestehen, daß mir die vielen Wasserfälle, Gletscher u. s. w. am Ende fast langweilig wurden, daß mir auch das unterwaldener Land besser gefiel als das majestätische berner Oberland. Ueberhaupt bin ich durch diese Reise von dem, was ich längst vermuthete, deutlich überzeugt worden: daß ich für den Genuß bloßer schöner Natur nicht geschaffen bin. Ich wende immer meinen Blick von ihr ab auf die sie belebenden Menschen; finde ich mich durch diese nicht befriedigt, so ergötzt mich auch jene nicht sehr.“ Leider aber fand er die Menschen in der Schweiz auf den besuchtesten Wegen „im ganzen sehr verdorben, vermuthlich durch die Reisenden“. Aber gerade diese ursprüngliche prosaische Trockenheit seines Gemüths bedurfte eines Gegensatzes und Gegengewichts, und er fand diese Ausgleichung in den deutschen Dichtern, in die er sich so einlebte, „daß er im letzten Lebensjahre den Tag über Uhland's oder Rückert's Gedichte auswendig lernte, um sich in den schlaflosen Nächten daran zu erquicken. Sogar noch in Oeynhausen repetirte er das auswendig Gelernte stundenlang auf dem Sopha liegend oder im Schweigen der Nacht, und vergnügte sich so wie mit lieben Freunden.“ Der bloßen Landschaftsmalerei in der Poesie und der blos beschreibenden Dichtkunst blieb er freilich immer entfremdet, wie er selbst gesteht; auch in poetischen Schöpfungen wendete er immer den Blick „auf die sie belebenden Menschen“; und es waren gerade die aus dem Gemüth schöpfenden Dichter, die er bevorzugte, so den jetzt viel zu sehr vergessenen Lyriker und Novellisten Eduard Ferrand (Eduard Schulze), von dem er an seinen Freund Mörikofer 1847 schreibt: „Ich selbst schätze ihn höher als sämmtliche jetzt lebende Novellisten.“ Merkwürdig war es, daß Götzinger sich in der Schweiz einbildete, ein „eingefleischter Sachse“ zu sein, dem die Leute im „schönen Sachsenland“ besser, einfacher und redlicher erschienen als in der Schweiz und dasjenige am schönsten vorkam, „was ihm die Elbgegend ins Gedächtniß zurückrief“; daß er aber bei einem Besuche Sachsens im Jahre 1841 sich hier höchst unbehaglich fühlte und über die Zustände daselbst wie über seine Landsleute sich in seinen Briefen äußerst bitter ausließ: „Ich bin dem Wesen dort (in Sachsen) zu sehr entfremdet und würde mich sehr gedrückt dabei fühlen“, schreibt er; „der *** Schulplan hat mir kaltes Grausen eingejagt“ u. s. w. In Betreff Varnhagen's und Ranke's bemerkt er einmal in einem Schreiben an Mörikofer vom Jahre 1847: „Diese Schriftsteller heben an ihren Helden die gute Seite hervor, sie verschweigen nicht geradezu die schwachen und schlechten, allein sie tragen hier schwache Tinten auf, dort sehr starke. Dadurch leidet offenbar die Wahrheit der Objectivität.“ Dagegen erblickt er in dem „Leben Schubart's“ von Strauß „die Idee einer aufrichtigen Charakteristik verwirklicht, wie denn überhaupt Strauß zu solchen Darstellungen geschaffen ist“. Außerdem enthält diese lehrreiche Lebens-

skizze, zu welcher Köhler namentlich auch bisher ungedruckte Briefe benutzt hat, noch so manche interessante Bemerkungen Götzinger's über hervorragende Personen, so über Friedrich Kortüm, einen „sehr verschlossenen, etwas stolzen Mann, darum von den andern Lehrern (in Hofwyl) meist geflohen"; über Hurter, dem „alle Leute, die wir andern als Patrioten achten, Schufte, die Reformatoren Strohköpfe, die sieben göttinger Professoren Dummköpfe und Halunken sind", dem er aber auch nachrühmt, daß er „leutselig, umgänglich, nur zu heiter und zu gemein sei"; über Jakob Grimm, den er als Sprachforscher mit Naturforschern wie Cuvier und Humboldt, als umfassenden Denker mit Geistern wie Baco und Leibniz vergleicht; über W. Wackernagel, von dem er unter anderm 1855 sagt: „O hätte ich in Leipzig einen solchen Professor gehabt, was wäre ich für ein Kerl geworden! Es ist erstaunlich, was der junge Wackernagel (er ist noch nicht 30 Jahre) alles weiß!" Rührend ist es, wie Götzinger, als seine später allgemeiner werdende Lähmung mit der rechten Hand begann, noch mit der linken schreiben lernte: „Mit der Linken arbeitete er 1851 an seinem «Lesebuch», das druckbereit werden mußte, und hatte noch den Humor, in selbiges eine Bitte der linken Hand um bessere Berücksichtigung bei der Erziehung aufzunehmen." 13.

Notizen.

Goethe's Gedichte und Balladen in neuer englischer Uebersetzung.

Zwei Engländer, W. Edmondstoune Aytoun und Theodore Martin, haben sich zusammengethan, um Goethe's Gedichte und Balladen zu übersetzen und ihre Uebersetzung unter dem einfachen Titel „Poems and ballads of Goethe" bei Blackwood in London erscheinen zu lassen. Man könnte nun verlangen und hoffen, daß zwei vereinte Kräfte etwas ganz Vorzügliches zu Stande gebracht haben müßten; dies scheint jedoch nach dem „Athenaeum" keineswegs der Fall zu sein. Der Berichterstatter bemerkt: „Obschon bereits verschiedene Uebersetzungen der Gedichte Goethe's im Englischen versucht worden sind, so befindet sich doch keine vollkommen gelungene darunter. Allerdings wurde Scott zuerst durch eine gute Uebersetzung des «Götz von Berlichingen» und des «Erlkönig» bekannt. Shelley hat eine Stelle aus dem «Faust» so ausgezeichnet übersetzt, daß man nur bedauern kann, daß er nicht das ganze Drama statt einiger Scenen übertragen hat. Zu den vielen Planen Coleridge's gehörte auch eine Uebertragung des «Faust»; er gab aber die Idee auf, «because he doubted whether it became his moral character to translate or lend countenance to language much of which he thought vulgar and blasphemous; and, partly and objectively, because, on a comparison of idioms, the bard found that he could, on the same subject, write so much better himself»." Der Berichterstatter vermuthet, daß einer oder der andere dieser Gründe die Welt mancher Uebersetzungen beraubt habe, welche ohne Zweifel, wären sie nur ausgeführt worden, bewundernswerth gewesen wären; dieser Mangel an musterhaften Uebersetzungen, habe andererseits einer ziemlichen Anzahl Uebersetzungen, welchen kein Leser des Originals seine ernstlich gemeinte Bewunderung schenken könne, Thür und Thor geöffnet. Der Berichterstatter fährt fort: „Eine unvollkommene Seelenverwandtschaft mit euerm Autor, ein Verlangen, zu bessern, zu verwandeln, hübsche Partien weiter auszuspinnen und nicht hübsche zu kürzen, ihn auf das Niveau euerer eigenen Phantasie herabzudrücken, ihn keusch und sittlich zu machen, wo er das Gegentheil ist, gezwungen wo er einfach, devot wo er trotzig, christlich wo er heidnisch ist; eine Absicht, sein Metrum zu ändern, seinen Sinn anders auszulegen und seine Form und Musik zu verwischen, das sind nach meiner Ansicht wesentliche Hindernisse für das Gelingen einer Uebersetzung." Hieraus geht schon hervor, daß der Berichterstatter den beiden Uebersetzern zu verstehen geben will, daß ihnen das unternommene Werk nicht sehr gelungen sei. Der Berichterstatter ist freilich nicht blind gegen die Schwierigkeiten, welche gerade Goethe dem Uebersetzer bietet: „Wer kann", sagt er, „Thautropfen aneinander binden, Westwinde einkerkern oder die flüchtigen Sonnenstrahlen einfangen? Zur Hälfte besteht Goethe's Schönheit in seiner vollendeten Einfachheit und Ruhe, in einer griechischen Klarheit und Bestimmtheit, in der Art wie er schöne Worte schönen Gedanken vermählt, nicht durch eine mariage de convenance, um so vieler Silben oder Rhythmen oder Bilder willen, sondern «from inward and affinity of beauty».... Versetzt ein Wort oder ändert das Metrum, gebt für einen hellen einen tiefen Ton, für ein glänzende eine matte Farbe, und dahin ist der Reiz des Gedichts, Symmetrie und Haltung. Statt das Gedicht verschönert zu haben, habt ihr es seiner Schönheit beraubt." Das nun ist es, was der Berichterstatter den beiden Uebersetzern zum Vorwurf macht; sie hätten das Original geändert, das eine mal weil sie den Text nicht verstanden, das andere mal weil sie nicht mit ihm übereinstimmten oder aus andern Gründen, die man nicht zu errathen vermöge. Das Distichon:

> Welche Wonne gewährte der Blick auf dies herrliche Bild mir,
> Stünd' ich Armer nicht so heilig wie Joseph dabei —

lautet z. B. in der Uebersetzung oder vielmehr Verwässerung und Purificirung der beiden Herren, denen die Stelle irgendetwas Anstößiges haben mochte:

> What joy that sight might bear,
> If with a pure and guilt-untroubled eye,
> To him who sees them there,
> He look'd upon the twain, like Joseph standing by.

Die Engländer sind freilich sehr prude; nennt doch auch der sonst vorurtheilslose Berichterstatter des „Athenaeum", um selbst seinen Landsleuten keinen Anstoß zu geben, Goethe's hier ausgedrücktes Gefühl „bade nough", nur meint er, es gezieme sich für einen Uebersetzer nicht, etwas schwächliche Frömmigkeit darüberzugießen und die Stelle beim Publikum als „thoroughly orthodox" einzuschmuggeln. Nächst der Wiedergabe der „Braut von Korinth", deren metrische Schwierigkeiten die beiden Uebersetzer fast ganz überwunden hätten, rühmt der Berichterstatter nur die Bearbeitung des Gedichts „Der Besuch" als „the most successfull of the translations".

Eine Ferienreise nach Schweden.

Der Rector des Gymnasiums zu Lemgo, H. K. Brandes, hat seine „sechste Taube" ausfliegen lassen, nämlich einen „Ausflug nach Schweden im Sommer 1858" (Lemgo, Meyer, 1858); die „Tauben", die er früher ausfliegen ließ, waren die Tagebücher über seine Ferienreisen nach Schottland, England, in die Pyrenäen, durch das Salzkammergut nach Venedig, endlich nach Rom. Diese nicht sehr umfangreichen Reisetagebücher scheinen hiernach ihr bestimmtes Publikum zu finden, dem ihre periodische Wiederkehr willkommen ist, und in der That sind sie anziehend durch die einfache Objectivität, womit der Verfasser schildert und erzählt, und durch die Frische und Heiterkeit, womit er das von ihm Erlebte und Angeschaute auf sich wirken läßt und die Eindrücke wiederzugeben weiß. Ehe er auf Wanderung geht, klopft er den Schulstaub ordentlich aus, und von Pedanterie, Schulmeisterei und Grämlichkeit ist in seinen Reiseschriften nicht eine Spur zu finden. Wir begleiten daher den Verfasser mit Vergnügen nach Stockholm und Umgegend, nach Gripsholm, Upsala, Dannemora, Gefle, Dalarne (Dalekarlien), Falun, den Siljansee, Westerås, Motala, Wadstena und dem Omberg, endlich nach Gothenburg und von da über Kopenhagen zurück. Auch für die eingeflochtenen Bemerkungen über die schwedische Sprache, die voll- und wohlklingendste aller Sprachen germanischen Namens, sind wir ihm dankbar, ebenso für die Bemerkungen über das schwedische Gesangbuch, in welchem sich auch zwanzig Lieder von Luther, drei von Franke, vier von Paul Gerhard und mehrere von Neumark, Arndt u. s. w. befinden. Der Anfang der Luther'schen Hymne „Eine feste Burg" lautet in der schwedischen Uebersetzung:

Vor Gud är oss en väldig borg.
Han är vort vapen trygga.
Po honom i all nöd och sörg
Vort hopp vi vilje bygga etc.

Die Lage Stockholms versetzte ihn, der doch auch die schönsten Städte und Gegenden Italiens gesehen hat, in Entzücken, namentlich von der Ostseeseite; er sagt: „Man glaubt nicht eine Stadt des Nordens, sondern eine italienische vor sich zu haben, man meint, nach Genua oder Neapel gekommen zu sein. Nicht übertrieben ist das Lob, welches ihr gespendet wird, wenn man sie das Paradies des Nordens nennt; ich glaubte in meinem Entzücken, es gebe auf dem Erdenrund nicht ihresgleichen." Auch der Trollhättafall und dessen Umgebungen machten auf ihn einen „unbeschreiblichen" Eindruck und ließen eine Sehnsucht in ihm zurück, „die ich (fährt er fort) auch jetzt, indem ich dies schreibe, nicht los werden kann". Als dritten Glanzpunkt Schwedens bezeichnet er die Gegend von Gothenburg. Von einem Besuch des in Schweden berühmten Siljansee dagegen räth er ab; der Weg von Gefle über Falun nach Leckfand sei einförmig und ohne Reize, und wenn auch der Siljan und das Thal der Dalelf bis Avestq lieblich und anmuthig sei, so habe Deutschland, auch abgesehen vom Alpenlande und von den Thälern des Rhein und der Donau, schönere Gegenden. Bei Gelegenheit des Besuchs der Bibliothek von Upsala erzählt er in Betreff des berühmten Codex argenteus, daß aus ihm, was Dr. Löbe 1834 entdeckte, einmal mehrere Blätter heimlich herausgeschnitten und entwandt wurden, die indeß später zurückgekommen sind. Zu Anfang des Jahres 1857 sei Dr. Uppström daselbst zu einem schwer Erkrankten gerufen worden, der ihm ein Packet gab, das jene fehlenden Blätter enthielt, und aussagte, daß er sie von dem Bedienten eines reisenden Engländers erhalten habe. Man vermuthe jedoch, daß der Kranke und bereits Verstorbene sie selbst entwandt habe. Das erinnert an einen ähnlichen neuern Vorfall in einer deutschen Stadt. Uebrigens befinden sich auf der Upsala-Bibliothek aus der deutschen Litteratur sogar die neuern Erklärungsschriften über Goethe und Schiller, „wiederum ein Zeichen", bemerkt der Verfasser, „daß man in Schweden die deutsche Sprache achtet". Der Schrift ist eine Uebersichtskarte von Stockholm beigegeben. H. M.

Bibliographie.

Bastian, A., Afrikanische Reisen. — A. u. d. T.: Ein Besuch in San Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Congo. Ein Beitrag zur Mythologie und Psychologie. Bremen, Strack. Gr. 8. 2 Thlr.

Binnewerck, F., Der echte Ring. Roman in sechs Büchern. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr.

Pfälzer Briefe. Von einem Ungenannten. 1ste Sammlung. Landau, Kaußler. 1858. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bruch, J. F., Die Lehre von der Präexistenz der menschlichen Seelen historisch-kritisch dargestellt. Straßburg, Treuttel u. Würtz. Gr. 8. 24 Ngr.

Cornelius, P., Ein Sonettenkranz für Frau Rosa von Milde. Weimar, Kühn. Gr. 8. 3 Ngr.

Freytag, G., Die Fabier. Trauerspiel in fünf Acten. Leipzig, Hirzel. 8. 1 Thlr.

Treue Geschichte der Drangsale die das deutsche Dorf Z.... bei Mainz im ersten Revolutionskriege durch die Franzosen erlitten. Dem deutschen Volke nach eigenen Erlebnissen berichtet von F. L. J. Leipzig, Haessel. 8. 10 Ngr.

Heßling, M. v., Eine Posse per Dampf oder Narrenstreiche am Himmel und auf der Erde. Carnevals-Preisstück mit Gesang und Tanz in vier Akten. Musik componirt und arrangirt von Demselben. Mainz, F. Schott. 12. 10 Ngr.

Heyse, P., Die Sabinerinnen. Tragödie fünf Akten. Berlin, Hertz. 8. 25 Ngr.

Hopf, A., Tante Europa und ihre Großmägde. Carnevalsposse mit Gesang und Betteltanz. Berlin, Mecklenburg. 8. 2½ Ngr.

Joël, M., Die Religionsphilosophie des Mose ben Maimon [Maimonides]. Breslau. Gr. 4. 12 Ngr.

Kempe, F., Friedrich Schneider als Mensch und Künstler. Ein Lebensbild nach Original-Mittheilungen, Original-Briefen und Urtheilen namhafter Kunstrichter bearbeitet. Mit Schneider's Porträt in Stahlstich, zwei Lithographien, Facsimilen, Autographie und vielen Musik-Beilagen. Dessau, Neubürger. Gr. 8. 3 Thlr.

Meißner, A., Dramatische Werke. 1ster Band. Leipzig, Herbig. 16. 24 Ngr.

Moschus, D., Neaera. Komödie. Nach dem 1845 in Athen erschienenen ersten Abdruck der Florentinischen Handschrift. Nebst einer literarhistorischen Abhandlung des griechischen Herausgebers Andreas Mustoxydis von Korcyra. Griechisch und deutsch mit Einleitungen und Anmerkungen von A. Ellissen. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 24 Ngr.

Müller, O., Der Klosterhof. Ein Familienroman. Drei Bände. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Orlich, L. v., Indien und seine Regierung. Nach den vorzüglichsten Quellen und nach Handschriften. 1ster Band. — A. u. d. T.: Allgemeine Geschichte von Indien von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1857. Leipzig, G. Mayer. Lex.-8. 3 Thlr.

Richthofen, E. K. H. Freih. v., Die äusseren und inneren politischen Zustände der Republik Mexico seit deren Unabhängigkeit bis auf die neueste Zeit. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ruth, E., Geschichte des italienischen Volks unter der Napoleonischen Herrschaft als Grundlage einer neuesten Geschichte Italiens. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 15 Ngr.

Strauss, O., Der Psalter als Gesang- und Gebetbuch. Eine geschichtliche Betrachtung. Berlin, Hertz. Gr. 8. 5 Ngr.

Tegnér, E., Axel. Ein romantisches Gedicht. Aus dem Schwedischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von A. R. v. Schullern. Innsbruck, Wagner. 16. 9 Ngr.

Trendelenburg, A., Friedrich der Grosse und sein Staatsminister Freiherr von Zedlitz. Eine Skizze aus dem preussischen Unterrichtswesen. Vortrag gehalten am 27. Januar 1859 in der Königl. Akademie der Wissenschaften. Berlin, G. Bethge. Gr. 8. 5 Ngr.

Tröstungen und Rathschläge aus der Erfahrung. Aus dem Französischen nach der 9ten Auflage des Originals. Bremen, Strack. 16. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Andrae, A., Aktenmäßige Beleuchtung der Erwiederung des Königl. Ober-Kirchenraths auf die Eingabe der Pommerschen Patrone vom Januar 1858. Naugard. Gr. 8. 5 Ngr.

Böhlau, Der Kriminal-Prozeß Rose und Rosal. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 8 Ngr.

Dethloff, A., Gedanken eines Laien über Vergangenheit und Gegenwart unserer Mecklenburgischen Landes-Kirche. Ein evangelisch-lutherisches Zeugniß für Hrn. Pfr. Dr. Baumgarten. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 5 Ngr.

Frieden oder Krieg? Ruhe oder Umsturz? Ein Blatt der Zeitgeschichte. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 5 Ngr.

Der deutsche Patriotismus vor dem Richterstuhle des französischen Moniteur. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Sundelin, An die deutschen Geschworenen. Ein Beitrag zur Verständigung über ihre Aufgabe in der Gegenwart. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. Gr. 8. 6 Ngr.

Vorwärts! Ein Votum aus und für Sachsen. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 12. Mai 1859.

Plattdeutsche Literatur.

Zweiter Artikel.*)

Seit zu Anfang vorigen Jahres unser erster Artikel ber plattdeutsche Literatur in d. Bl. stand, sind wieder rschiedene neue Erscheinungen auf diesem Gebiete der iteratur hervorgetreten, welche wir heute hier mit den och von früherer Zeit vorliegenden zusammen besprech wollen. Mehr und mehr gewinnt es wirklich den nschein, als hätten die recht, welche vor der neuplattutschen Literatur als einer Feindin der hochdeutschen, nichts Geringeres zur Absicht habe, als sich ihr tes Gebiet zum Alleinbesitz wieder zu erobern und sich lbst zur norddeutschen Schriftsprache zu erheben, erraken und warnten. Man bleibt nämlich nicht einmal bei stehen, die poetischen Gedanken in dieses Gewand r plattdeutschen Sprache zu kleiden, sondern alle Wochen st lesen wir die Ankündigungen von Werken über die attdeutsche Sprache; dahin gehören die Wörterbücher ußer dem gediegenen großen allgemeinen von Kosegarten verdienstvollen Arbeiten von Stürenberg: „Ostfriesisches Wörterbuch", und von Schambach: „Wörterbuch der niedeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und ubenhagen"), dann die „Grammatik der plattdeutschen prache" von Julius Wiggers und die von A. Marahs und außer vielen andern besonders die polemische hrift von Klaus Groth, „Briefe über Hochdeutsch und attdeutsch" (Kiel 1858).

Die ausführliche Besprechung dieser Werke würde einen d. Bl. zu weit umfassenden Raum einnehmen, auch gehöt sie nicht eigentlich vor unser Forum, da wir vielmehr uns r die Aufgabe gestellt, das in plattdeutscher Mundart Geriebene zu besprechen; doch dürften wir in dem heutigen Arl einigemal genöthigt sein, auf das letztgenannte (übrigens Nr. 2 d. Bl. bereits besprochene) Buch Bezug zu nehmen, o gestehen daher hier im voraus, daß wir, obgleich selbst ein attdeutscher und ein warmer Verehrer der lieben schönen uttersprache, doch höchlichst erstaunt waren über die Keckeinerseits und die Einseitigkeit andererseits, welche das Groth'sche Buch charakterisiren. Schritt vor Schritt raubt Groth der hochdeutschen Sprache jeden Anspruch auf Vorzüge irgendwelcher Art, um sie der plattdeutschen Schwester in um so höherm Maße zu vindiciren. Das heißt mit Gewalt Zwietracht hervorrufen; oder glaubt Groth wirklich die Gegner zum Schweigen zu bringen, wenn er mit einem Selbstgefühl und einer Unumwundenheit, die uns nicht geringes Bedenken macht, wo er von dem Wohllaute der plattdeutschen Sprache redet, sich selbst hoch emporhebt und Schiller's bisher am meisten bewundertsten Verse aus dem „Taucher" verurtheilt? Er sagt nämlich:

> Ein Lied von so absolutem Wohlklange wie z. B. „Hartleed" im „Quickborn", das in den tiefen Brusttönen den Schmerz malt, ist im Hochdeutschen durchaus unmöglich. Ich behaupte nicht, daß Goethe'sche, Heine'sche Verse nicht wohlklingend sind, Meister bezwingen auch das widerstrebende Element, ein Canova würde den Granit zu einer Frauenbüste weich machen. Aber der Plattdeutsche hat den Klang im Ohr, er wird, auch wenn er hochdeutsch dichtet, den Sinn mit Erfolg hinüberbringen, und die Schriftsprache wird immer von ihrer Schwester lernen und gewinnen. Schiller's, des Schwaben, „Und es wallet und siedet" u. s. w. ist geradezu unschön (!), obgleich auch Goethe es bewunderte. Bürger würde es nicht bewundert haben.

Doch ersparen wir uns weitere Bemerkungen und Aussetzungen für weiter unten und gehen zu den uns vorliegenden Schriften in plattdeutscher Sprache über.

1. Der 1. April 1856 oder Onkel Jakob und Onkel Jochen, Lustspiel in drei Acten. Blücher in Teterow, dramatischer Schwank in einem Act. Von Fritz Reuter. Greifswald, Koch. 1857. Gr. 12. 15 Ngr.
2. Kein Hüsung. Von Fritz Reuter. Greifswald, Koch. 1858. 12. 25 Ngr.
3. En poa Blomen ut Annmariek Schulten ehren Goahrn von A. W. Herausgegeben von Fritz Reuter. Greifswald, Koch. 1858. 16. 15 Ngr.
4. Aus dem Volk für das Volk. Plattdeutsche Stadt- und Dorfgeschichten. Herausgegeben von John Brinckmann. Erstes Heft: „Dat Brüden geiht üm." Zweites Heft: „Kaspar Ohm un ick." Güstrow, Opitz u. Comp. 1854—55. Gr. 16. 9¾ Ngr.
5. Allgemeines plattdeutsches Volksbuch. Sammlung von Dichtungen, Sagen, Märchen, Schwänken, Volks- und Kinderreimen, Sprichwörtern, Räthseln u. s. w. Herausgegeben von H. F. W. Raabe. Wismar, Hinstorff. 1854. Gr. 16. 10 Ngr.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 6 d. Bl. f. 1858. D. Red.

Sämmtliche fünf Bücher sind in mecklenburgisch-vorpommerscher Mundart geschrieben. Voran stellen wir füglich den unermüdlichen liebenswürdigen **Fritz Reuter**, von dem Nr. 1 und 2 verfaßt, Nr. 3 besorgt und herausgegeben worden. Schon in unserm ersten Artikel hatten wir Gelegenheit, zwei plattdeutsche Schriften dieses Dichters lobend zu besprechen; dort lernten wir ihn als trefflichen Humoristen kennen (seine „Läuschen un Rimels" sind das Lieblingsbuch der Plattdeutschen geworden), heute in Nr. 2 zeigt er, daß auch die weichen elegischen und ernsten Klänge ihm nicht fremd sind, während in Nr. 1 sein Humor in ergötzlicher Weise sich abermals offenbart. „Onkel Jakob und Onkel Jochen" gehört nur zum Theil der plattdeutschen Literatur an: Die Sprache dieses heitern Spiels, das freilich in der Composition vielfach aus Reminiscenzen erbaut ist, ist ein Gemengsel von Hochdeutsch, Plattdeusch und berlinischem Jargon. Onkel Jakob, ein pommerscher Bauer, hat sich bereits vor langer Zeit in der Nähe von Berlin angesiedelt und ist ein Hochdeutscher geworden, sein Bruder Jochen, der auch bereits geraume Zeit bei ihm lebt, ist noch zum Theil Plattdeutscher, er spricht in der „Messingsprache", das ist, dem seltsamen Hochdeutsch, welches der spricht, der eigentlich platt redet und hochdeutsch reden will, und das, wie wir bereits im ersten Artikel erwähnten, von Reuter wahrhaft meisterlich behandelt wird. Mariane, Jakob's Haushälterin, spricht berlinerisch, und Samuel, Jochen's alter Bedienter, kann sich trotz aller Bemühungen von seiner plattdeutschen Muttersprache nicht freimachen und geräth, sobald er etwas lebendig wird, immer wieder in sie hinein. Scene vor Scene können wir dem lustigen Stück nicht folgen und es besprechen, aber verweisen zur Probe auf den Anfang. Hier kommen sofort Samuel und Mariane zusammen; diese verspottet den alten Pommer wegen seiner „jreulichen Muttersprache" und meint, „det die jefühlvolle, jebildete Liebe sich nich in det Plattdeutsche übersetzen läßt und dat det mit ihr in seine Muttersprache jrausam stuckert". Samuel versichert ihr das Gegentheil und will ihr zum Beweise „Spaß's wegen" einmal eine solche pommersch-plattdeutsche Liebeserklärung machen.

Samuel. Ick schlag also meinen Arm um Sie und wenn ick dat dahn hew, dann kiek ick Ihnen grad in die Oogen, mit Lieblichkeit nämlich, und denn segg ick ...

Mariane. Fällt Er denn nich uf die Knie?

Samuel. Knie? Nee! Wat haben die Bein damit tau dauhn? Ick segg blos: Mien leiv Dürting, ore Fieking, ore Stiening, ore Murrjahning, wenn du willst as ick will, denn sünd dien Hart un mien Hart e i n Hart.

Mariane. O Jott, wie eenfach, aber och wie rührend! Un denn is et schon alle?

Samuel. For mienen Part is dat nu all. Nu kommen Sie as geliebtes Frauenzimmer.

Mariane. Na, wat muß ick denn nu as jeliebte Pomeranze duhn?

Samuel. Sie kucken mir wieder liebreich an und sagen: Ja, Jöching, ore Johanning, ore Zämeling, ick will, wat du willst, und dien Hart und mien Hart sünd beid e i n Hart.

Mariane. Na, meinetwegen! Ja, Zämeling, ick will, wat du willst, und dein Herz und mein Herz sind beide e i n Herz.

Samuel. So is't richtig! Nun noch einen ausdrücklichen Kuß!

Mariane. Muß det och?

Samuel. Müssen? Wat wollt nich müssen? (Mariane küßt ihn.)

Samuel. So, so! Seihn Sei, as ick noch tau Langenhanshagen wäre ...

Indessen ist Onkel Jochen eingetreten, hat den Schluß der Scene mit angehört und läßt sich, soviel Samuel auch versichert, „dat war jo man blos Spaß", nicht ausreden, daß es sich hier um ein wirkliches Liebesverhältniß handle, er macht dem alten Diener ernste Vorwürfe über seinen jugendlichen Leichtsinn, fordert aber, nun es einmal so weit gekommen, daß es auch zu Ende geführt werde, und kurz — aus dem Spaß wird Ernst, Samuel muß, mag er wollen oder nicht, die Mariane heirathen.

Ebenso ergötzlich sind auch die übrigen Scenen, und wir können das ganze Buch nicht nur zum Lesen, sondern sogar auch Theaterdirectoren zum Aufführen empfehlen, da die Sprache, selbst wo sie plattdeutsch ist, überall verständlich geblieben.

Was Fritz Reuter aber besonders charakterisirt, das ist die Harmlosigkeit seines Scherzes, der nirgends über die Grenze des gemüthlichen Spaßes hinausgeht. Reuter ist überall ein liebenswürdig-anspruchsloser, herzlich-ansprechender Schriftsteller, und um so mehr muß es uns befremden, wenn Groth in seinen Briefen in so wenig harmloser, in so erbitterter Weise über einen Mann herfällt, dem es keinen Augenblick eingefallen ist, dem Dichter des „Quickborn" den Rang streitig zu machen. Ueberhaupt muß es uns wunder nehmen, wie wenig Gnade die übrigen Schriftsteller in plattdeutscher Mundart vor Groth's Richterstuhl finden. Man sollte fast glauben, er fürchte jede Concurrenz, denn Anerkennung finden eigentlich nur zwei, die allerdings seinem Ruhme keinen Abbruch thun werden: einigermaßen der verstorbene Fooke Hoissen Müller, dessen ganz vorzügliche Gedichte wir im ersten Artikel besprochen haben, und außerdem besonders die Gedichte der geisteskranken A. W., welche noch dazu Klaus Groth gewidmet sind. Wie hoch wir Groth's Talent schätzen und ihn als Dichter achten, haben wir deutlich genug früher ausgesprochen, aber „die Kunst ist frei", und wir können kein Gottsched'sches Dictatorium gebrauchen, das uns die Flügel bindet. Wie weit der Dichter des „Quickborn" in dieser Beziehung geht, das beweist auch seine Forderung in Betreff der plattdeutschen Orthographie, auf die wir zum Schluß der Besprechung dieser fünf Nummern kurz eingehen wollen.

Das anderere Buch von Reuter, „Kein Hüsung" (Hüsung heißt zunächst: Wohnung, dann auch: Niederlassungsrecht), ist recht eigentlich geeignet, sich unter dem Volke Mecklenburgs freundliche Aufnahme zu erwerben, da der Dichter mit dem ihm eigenen sichern Gefühl, volksthümliche Stoffe zu ergreifen, das hier einen Gegenstand zum Vorwurf gewählt hat, der für die mecklenburger Verhältnisse leider so charakteristisch ist. Die abhängige Lage der Landleute, das unnatürliche Verhältniß zwischen Herr und Knecht, das eigentlich von der

Leibeigenschaft nur mehr durch den Namen unterschieden ist, dieses ist das Grundthema der idyllischen Erzählung. Daß es da nicht mehr lustig hergehen kann, daß da dem sonst unerschöpflich heitern Reuter selbst der Humor vollständig ausgeht, wen wird es wundern? Zumal wenn er hört, daß der Dichter nicht der Mann ist, der nur volksthümlich schreibt, weil er auf das Volk speculirt, sondern der von Liebe und wackerm Eifer für die Verbesserung der Lage seiner Landsleute erfüllt ist. Das beweist die Wärme der Darstellung durch das ganze Buch, seine offene Parteinahme gegenüber dem Junkerthum, die allerdings den Verfasser bisweilen zu einigen Schroffheiten verleitet hat. Wer offenen Sinn und ein warmes Herz für das Volk hat, dem dürfen wir das Büchlein, das in seinem Kerne eine socialistische Tendenz birgt, empfehlen; aber auch der Freund spannender Erzählungen und malerischer Bilder und Scenen wird dem Buche sicherlich Geschmack abgewinnen. Reuter's Schilderungen zeichnen sich vortheilhaft aus, sie gelingen ihm immer, sie sind plastisch-anschaulich, warm, lebendig und was die Hauptsache ist wahr.

Die Verfasserin des dritten Buchs: „En poa Blomen ut Annmariek Schulten ehren Goahrn“, das von Fritz Reuter herausgegeben, ist offenbar ein eminentes Talent, dem selbst Groth seine Anerkennung nicht versagen kann. Die Gedichte sind einfach, herzlich und naiv, ohne gerade gedankenreich zu sein. Aber das will auch die Dichterin nicht; sie gibt sich wie sie ist, wie sie denkt und empfindet, wenn die schreckliche Krankheit, welche schon seit Jahren ihren Geist so sehr zerrüttet hat, „die sie fern hält von ihrem an häuslichem Segen reichen Kreise und sie außer Stand setzt, den Pflichten als Gattin und Mutter zu genügen“, einmal nachläßt und qualfreie, lichte Momente ihr ein klares Denken gestatten. Die Gedichte haben durchaus nichts Krankhaftes, obwol sie aus unglücklichem Herzen gequollen sind, aber Ergebung in den Willen des Himmels und ruhiges Dulden treten uns überall aus den eigentlichen Empfindungsliedern entgegen. Ein edles zartbesaitetes Frauenherz erkennen wir auf jeder Seite des Buchs, das aber selbst unter den schrecklichsten Leiden sich einen freien, offenen, ja mitunter gar heitern Sinn bewahrt. Zu den schönsten Gedichten der Sammlung gehören die vielen Bilderchen aus dem Naturleben: „Vagelleed“, „Sparlings bi dei Schün“, „Dubenmutte“ u. s. w. Wir können das Buch wol nicht besser empfehlen, als wenn wir hier die wenigen Worte Groth's, dem das Buch gewidmet ist, hinzufügen, die wir in seinen „Briefen über Plattdeutsch und Hochdeutsch“ finden:

Ich las wirklich zum ersten mal (!) ein plattdeutsches Buch mit Vergnügen; der Geist, in dem es geschrieben, wie die Form, in die er sich gekleidet, sind ansprechend, sind anmuthig. Die Frau schreibt einfach, wie ihr ums Herz ist, und schreibt das so treuherzig, wie man es nur im heimlichen Stübchen der Mutter, dem Liebsten, dem Kindchen oder dem Vater dort oben aussprechen kann, es ist immer wie Kosen oder Gebet, oft auch das herzliche Lachen oder Weinen, wie es das vertraute Ohr gewohnt ist. Sie künstelt sich nirgends erst einen Geist oder ein Gefühl oder eine Stimmung an, weder eine hohe noch eine rohe, um dann dafür mühsam Worte und Reime zu suchen, aber sie hat Geist und Gefühl und spricht sie aus oft tief erschütternd.

Die unter dem Titel „Aus dem Volk für das Volk“ erschienenen plattdeutschen Stadt- und Dorfgeschichten von **Brinckmann** (Nr. 4) sind ebenfalls höchst ansprechende Erzählungen für das Volk, dem sie dadurch noch mehr zugänglich gemacht sind, daß sie einzeln in kleinen Heftchen zu sehr billigem Preise verkauft werden. Möchte ihnen das zu der weiten Verbreitung verhelfen, die sie ihrem gesunden Inhalte und der bequemen heitern Form nach beanspruchen dürfen. Besonders anziehend ist das erste Heftchen: „Dat Brüden geiht üm“, das eine Umarbeitung des bekannten lustigen Märchens vom Igel und Hasen enthält. Wir stimmen ganz mit den vom Verfasser im Vorwort gemachten Aussetzungen an der bisherigen Fassung der Fabel und danken ihm für die Aenderung, wodurch der Schluß des Schwanks harmlos und sittlich gerechtfertigt erscheint. Weniger verständlich, obgleich treffend und spannend ist die zweite Erzählung: „Kasper Ohm un ick.“ Bei Anwendung der vielen seemännischen Ausdrücke, welche auch ein Glossar nothwendig gemacht haben, und denen sich noch manche englische und französische Phrasen beigesellen, hat doch der Verfasser zu wenig auf das Volk Rücksicht genommen, dem das Verständniß der an und für sich schon nicht so leicht zu lesenden, weil ungewohnten plattdeutschen Schrift auf jede mögliche Weise erleichtert, nicht aber erschwert werden mußte. Das auf der Rückseite des zweiten Heftes in Aussicht gestellte dritte Heft, enthaltend „Dat Leuschen von den Hähkt und den Voß“, das wol wiederum in dem Genre der ersten Erzählung gehalten sein möchte, ist uns nicht zugegangen, auch wissen wir nicht, ob der Verfasser seine Geschichten fortgesetzt hat. Wenn es aber geschehen, und die fernern Geschichten in der Weise wie die erste zugänglich und einfach sind, so werden wir sie als einen beachtungswerthen Zuwachs der Volksliteratur begrüßen.

Besondere Berücksichtigung und Theilnahme verdient das „Allgemeine plattdeutsche Volksbuch“ von **Raabe** (Nr. 6), das eine in der That sehr reichhaltige Sammlung aller im niedersächsischen Volke umgehenden Märchen, Schwänke, Volks- und Kinderreime, Sprichwörter und Räthsel enthält. Fleiß und Sorgfalt des Herausgebers verdienen unsere volle Anerkennung, und wissen wir wol die große Mühe zu schätzen, welche die Sammlung beanspruchte, namentlich da sie eigentlich die erste ist. Besonders vollständig ist die Sammlung von Sprichwörtern, und haben wir bei sorgfältiger Prüfung fast kein einziges der uns bekannten vermißt, obwol Schreiber dieses Schleswiger ist und um so eher voraussetzen durfte, daß dem Verfasser als Mecklenburger manche Sprichwörter aus seiner nördlichern Heimat möchten unbekannt geblieben sein. An Sprichwörtern aber ist schwerlich ein Volk so reich als das plattdeutsche, und immer sind sie, wenn auch derb, zutreffend und schlagend und der Humor in ihnen unverwüstlich. Außer der Sammlung von Sprichwörtern und Volksliedern, denen sich auch

eine Darstellung von „allerhand olle Gebrüke un Awerglowen“ zugesellt, finden wir hier nicht nur Bruchstücke aus alten plattdeutschen Schriftstücken, so „Ut dei Likenpredigt“ des berühmten Predigers Jobst Sackmann (gestorben 1718), aus „De vier olle beräumde Scherzgedichte“ von Lauremberg, und Lieder, die wir noch oft von unsern Großältern haben singen hören, sondern auch die besten und volksthümlichsten von Klaus Groth, das reizende Idyll „De Fahrt na de Isenbahn“ von Sophie Dethleffs, das 1850 zuerst im „Volksbuch für Schleswig-Holstein und Lauenburg“ erschien, in Holstein für die plattdeutsche Literatur epochemachend wirkte und als Vorläufer des „Quickborn“ betrachtet werden kann, ferner Lieder von Bornemann, Reuter u. a.

Das ganze Buch ist eine dankenswerthe Gabe und verdient die weiteste Verbreitung; nur eins war uns bedenkenerregend, der Titel „allgemeines“ plattdeutsches Volksbuch, da die Sprache desselben ausschließlich auf den mecklenburger Dialekt beschränkt ist, und der Herausgeber zum offenbaren Nachtheil der Gedichte Groth's und anderer Nichtmecklenburger diese in mecklenburger Mundart übertragen hat.

Wir kommen damit aber auf einen Tadel, den wir sämmtlichen fünf hier besprochenen Büchern nicht erlassen können und der besonders die Orthographie betrifft. Ohne Zweifel haben die plattdeutschen Schriftsteller in Mecklenburg am meisten den Volkston getroffen und sind ihre Gedichte, wenn auch von weniger hochpoetischem Fluge als die der Holsteiner und des Ostfriesen Müller, weit mehr volksthümlich, verständlich und einfach, wenn die Dichter sich nur dazu verstehen wollten, einmal ein kleines Wörterverzeichniß beizufügen und zweitens nicht einer so ungeheuerlichen Orthographie zu huldigen. Die Mundart der Mecklenburger ist die weichste, die Laute in ihr sind am meisten verwischt und daher am wenigsten mit der gewöhnlichen Aussprache der hochdeutschen Schriftzeichen übereinstimmend. Ein allgemeines plattdeutsches Volksbuch ist offenbar keineswegs auf Mecklenburg allein berechnet, aber auch selbst da kann das Bestreben, den Laut genau durch Schriftzeichen wiederzugeben, nur zu Irrungen und Misverständnissen Anlaß geben. Zudem war es aber auch gar nicht nöthig und würde eine dem Stamme folgende Schreibung der Wörter durchaus denselben Zweck erfüllt haben. Um nicht zu weit abzuschweifen, sei es uns an einem schlagenden Beispiele gestattet, unsere Meinung zu vertheidigen. Die reine und richtige Aussprache des Buchstaben r durch rasches zitterndes Anschnellen der Zungenspitze gegen den Gaumen und die obere Zahnreihe ist, wie überhaupt in Deutschland, besonders den Norddeutschen fast unmöglich, als Ersatz dient uns ein schnarchender Laut im Kehlkopfe. Je mehr dieser sich von dem richtigen Klange des r entfernt, um so mehr nähert er sich dem vocalischen Laute des a. Bei dem Mecklenburger ist er nun fast ganz zum a geworden, aber nichts berechtigt darum die Schriftsteller in dieser Mundart, das r durch a zu ersetzen, wenn dadurch die Unverständlichkeit so bedeutend erhöht wird, wie es geschieht. Wer denkt bei „Pia“ noch an den Plural von „Pierd“ (Pferd), wer bei „goa“ a „gor“ (gar). Die Nothwendigkeit zwang keineswegs zu dieser Abweichung, denn den Mecklenburger selbst befremdet die Schreibung, da er es sich nicht einfallen läßt, zu sprechen kein r, wenn er statt dessen a tönen läßt; er spricht das Schluß-r immer so, und würde also durchaus seinem Dialekte gemäß richtig Pia lesen, wenn auch „Pier“ geschrieben steht. Wir geben es den mecklenburger Schriftstellern zu bedenken, wie sehr sie durch ihre Eigenthümlichkeit in der Rechtschreibung der Verbreitung ihrer Schriften schaden, wollen aber hier auch zugleich allgemein warnen vor jeder zu genau nachahmenden Darstellung der Laute durch Schriftzeichen, damit nicht eine heillose Verwirrung eintrete. Die plattdeutschen Mundarten sind enge verwandt, die ostfriesische und holsteinische z. B. gar nicht so sehr verschieden, aber ewig werden sie getrennt und einander fremd bleiben, wenn immer der eigentliche Laut jeder Landschaft durch Schriftzeichen soll wiedergegeben werden, was noch zudem überall nicht möglich ist. Wer kann sagen, was die Folge wäre, wollte der Schwabe, der Sachse, der Berliner, der Holsteiner das hochdeutsche Wort schreiben, wie er es ausspricht? Vor allem verwerflich aber und wenig volksthümlich ist es, wenn gar neue Zeichen in die Schrift hineingebracht werden, welche die hochdeutsche Schrift nicht kennt, die den Nachbarvölkern entlehnt werden und doch zu nichts nützen. Dahin gehört die Anwendung des dänischen æ, eines eigenthümlichen, aus a und e vereinigten Schriftzeichens, oder des e mit der französischen Cedille. Beides findet sich in der Groth'schen Orthographie, scheint uns aber durchaus unstatthaft, wenn man bedenkt, daß das Volk in Norddeutschland an und für sich schwer hochdeutsch, noch schwerer das ungewohnte Plattdeutsch liest, und nun sich mit ganz neuen und fremdartigen Schriftzeichen abplacken muß, die es schwer begreift und erkennt, die auszusprechen es sich vergebens abmüht, und nicht ahnt, daß es sich hier um einen Laut handelt, den es täglich über die Zunge bringt, der sein ganz eigenthümliches Eigenthum ist. Wenn daher Groth in ziemlich dictatorischer Weise Professor Wiggers wegen der von ihm erfundenen und befolgten Rechtschreibung maßregelt und fragt: „Ich frage jeden plattdeutschen Schriftsteller auf sein Gewissen (!), ob er wirklich die ganze Sache vorher durchdacht hat, ehe er von der Schreibung, wie Müllenhoff und ich sie wohlüberlegt nun doch einmal als die ersten, die die Arbeit thun mußten, festgestellt haben“, und weiter: „Warum weicht also Wiggers von uns ab?“ so antworten wir, wenigstens soweit uns als Herausgeber des „Plattdütschen Volkskalenners“ diese Frage angeht, in aller Bescheidenheit: daß wir uns von der Richtigkeit der nur halb an den Stamm, nur halb an die Aussprache angelehnten, daher unzuverlässigen Schreibweise nicht haben überzeugen können, daß wir nicht Lust hatten, neue Schriftzeichen einzuführen, welche in den deutschen Druckereien fehlen, und zu deren Anschaffung sich die Verleger nicht immer verstehen, daß wir aber auch den plattdeutschen Lesern, auf welche zunächst doch die Schriften berechnet

net waren, nicht zumuthen mochten, ihre alltäglichen Laute durch fremde unverständliche Zeichen vorgeführt zu sehen, und daß endlich die Bezeichnung in der Groth'schen Orthographie möglicherweise für seine, die ditmarsche Mundart, ausreichen mag, die abweichenden Laute der übrigen Dialekte aber eine von jenen unabhängige Bezeichnung verlangen. Der Laut zwischen å und ö z. B., den Groth durch das dänische œ bezeichnet, findet sich fast nur im ditmarscher Dialekt, wozu sollten wir denn das neue Schriftzeichen einführen? Für den Laut hingegen zwischen ö und den zwischen oi, ei und ee, die fast allen Plattdeutschen angehören (grön, spr. fast groin; ick weet, spr. fast weit), bietet Groth uns keine Zeichen; kann da seine Orthographie genügen?

---

6. Achtern Aben, oder: Plattdütsches Volksbok för Kinner un ole Lüd. Tohopstakt un ut egen Fabrik von J. N. F. Augustiny. Flensburg, Herzbruch. 1857. 8. 12 Ngr.
7. Norddütsche Stippstörken un Legendchen. Von Ludwig Schulmann. Zweite Auflage. Hildesheim, Finke. 1858. 16. 12 Ngr.
8. Kökschen Drievwark in Hamborg. En plattdütsch Rymels as'n lütjen Spoß för plattdütsche Lüüd vun Hans Dusenschön. Altona, Verlagsbureau. 1857. 8. 2 Ngr.
9. Hausknechten Drievwark. En Rymels to'n Pläseer vun Hans Dusenschön. Altona, Verlagsbureau. 1857. 8. 2 Ngr.
10. Snack und Snurren ut de Spinnstuv. Plattdeutsche Dorfgeschichten in ditmarscher Mundart von Th. Piening. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1858. 8. 1 Thlr.
11. Ditmarscher Gedichte. Plattdeutsche Poesien in ditmarscher Mundart. Von Johann Meyer. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1858—59. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
12. Plattdütsche Volkskalenner för 1858. Herutgebn vun Friedrich Dörr. Mit 8 Holtsnedn. Leipzig, Voigt und Günther. 1857. 8. 10 Ngr.
13. Derselbe für 1859. 2. Jahrgank. Mit 6 Holtsneten. Leipzig, Voigt und Günther. 1858. 8. 10 Ngr.

„Achtern Aben" von Augustiny (Nr. 6) ist ein gar wunderliches Buch; wunderlich ist schon die Bemerkung auf dem Titel „tohopstakt un ut egen Fabrik", denn abgesehen davon, daß der Ausdruck „ut egen Fabrik" durchaus fremd und unplatt ist, nimmt es sich doch gar zu seltsam aus, wenn der Verfasser seine eigene Dichtung Fabrikarbeit nennt. Allerdings hat er damit den Nagel auf den Kopf getroffen, denn was in dem Buche Original des Verfassers ist, gehört zu den traurigen Versmachereien, deren uns heutzutage so oft begegnen. Es sind recht erbärmliche Versuche, Prosa in Reime zu kleiden, ohne allen Schwung, platt und dürftig, dazu aber auch in einer Sprache, die nur als Uebersetzung aus dem Hochdeutschen zu betrachten ist. Noch mehr hat der Verfasser fehl gegriffen in den Uebersetzungen. Hier finden wir nicht nur eine wörtliche Uebersetzung des Vaterunsers, von dem der ganz unplatte, weil fast aus lauter Abstracten bestehende Schluß lautet: „Un föhr uns nich in Versökung, sonnern erlös uns von dat Böse! Denn dien is dat Riek un de Kraft un de Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen"; ferner alte längst abgethane Fabeln von Pfeffel, Lichtwer u. s. w., sondern auch — sollte man es glauben? — „En Mährken: Philemon un Baucis, nach Ovids Verwandlungen, Buch VIII, V. 625—724" in ungeheuerlichen Hexametern. Beachtung verdient übrigens die Zugabe von Volksliedern und Sprichwörtern, sowie die Sprachproben, Uebersetzungen des Gleichnisses vom Säemann ins brandenburgische, rheinische, aachener, mecklenburgische und holsteinische Plattdeutsch, die zu einigen interessanten Vergleichungen und Beobachtungen Anlaß geben könnten, wenn es nur — was wenigstens in der holsteinischen Uebersetzung nicht der Fall ist — richtig übersetzt wäre. Interessant ist endlich der Dialekt des Buchs, der dem mittlern Lande von Südschleswig, dem sogenannten Stapelholm, angehört, dessen besonders auffällige und von den übrigen Dialekten abweichende Eigenthümlichkeit in der Bildung des Imperfectums durch die Endung „er" besteht (ick lew, ich liebe, ick lewer, ich liebte). Dem Buche ist ein Abschnitt „Sprachliches" beigefügt; indessen hüte man sich, dem unpatriotischen Verfasser zu glauben,

daß der Einfluß unverkennbar sei, den die Nachbarschaft des Dänischen auf das Plattdeutsche ausübt. Viele Satzverbindungen und Wörter sind rein dänischen Ursprungs und die Danismen häufen sich, je weiter nach dem Norden. Zwei Meilen nördlich von Schleswig ist der Zischlaut sch meist in sk übergegangen; das dänische Hülfszeitwort „blive" wird für „wardn" gebraucht, „af" für „von" u. s. w.

Die plattdeutsche Sprache hat von der dänischen nichts gelitten, höchstens könnte man das vom Platt des mittlern Schleswig sagen, aber was will das bedeuten, wenn man bedenkt, daß in der Stadt Schleswig selbst noch gar kein dänischer Einfluß ersichtlich, das Plattdeutsche selbst aber vier Meilen nördlich von dieser Stadt, in Flensburg, überall seine Endschaft erreicht, während das eigentliche große plattdeutsche Gebiet, ganz Norddeutschland, nichts vom Dänischen weiß. Sk für sch ist allgemein in Westfalen und Ostfriesland, und „bliben" statt „werden" ist plattdeutsch, was der allgemeine Gebrauch von „dot blibn" (todt werden) für „sterben" beweist.

Richtiger wäre eine Bemerkung über den in der That unverkennbaren Einfluß des Plattdeutschen auf das Dänische, das überhaupt ja ursprünglich zum größten Theil Plattdeutsch ist. Dänisch wird eigentlich nur auf den Inseln und in der nördlichsten Hälfte Jütlands gesprochen; das Dänische im südlichen Jütland ist den Inseldänen fast unverständlich, weit mehr hingegen dem Plattdeutschen zugänglich, und das sogenannte Dänisch in Nordschleswig, das die Dänen so sehr betonen, um daraus einen Schluß auf die Nationalität zu ziehen, ist vollends ganz eigentlich plattdeutsch im Stamm, dänisch nur in seinen Endungen.

„Die norddütschen Stippstörken und Legendchen" von Schulmann (Nr. 7) sind freundliche, reizende Bilderchen, zum Theil den Spukgeschichten angehörig, die man sich im „Schummern" (in der Dämmerungszeit) vor dem Kamin zu erzählen pflegt. Der Dialekt ist der der Gegend um Hildesheim, vielfach allerdings bereits durch hochdeutschen Einfluß corrumpirt, dennoch aber weich und zutraulich, ganz im Charakter des Plattdeutschen. Sicherlich sind die Geschichten zum großen Theil solche, welche der

Verfasser sich als Kind von der Großmutter hat erzählen lassen und die noch in seiner Heimat umgehen; aber auch das verdient ihm zum Dank angerechnet zu werden, wenn er auf solche Weise beigetragen zur Sammlung des großen Schatzes von Volkspoesie. Für die Güte des Büchleins spricht auch die rasch erfolgte zweite Auflage.

Nur um gänzlich den vor uns liegenden Haufen plattdeutscher Bücher zu räumen, nennen wir die beiden unter Nr. 8 und 9 genannten Bücher: „Kökschen Driewark" und „Huusknechten Driewark" von H. Dusenschön, deren Besprechung im übrigen sich nicht der Mühe lohnt. Es ist die fadeste Versmacherei von Hinz und Kunz, Leierkastenpoesie, Verse, die alle sich dem Gesetze: Rim di oder ick fret di! haben beugen müssen. Daß von solchen Blättern (jedes der beiden Gedichte besteht aus nur einem halben Bogen und ist ohne Umschlag) auch nur ein einziges Exemplar verkauft werde, sollte man kaum denken, und doch werden sie überall verbreitet. Es ist das ein trauriger Beweis für die Wahrheit, daß selbst noch immer das plattdeutsche Volk seine eigene Sprache nicht achtet, sondern glaubt, daß sie zu nichts Besserm nütze sei als zum Belachen.

Gottlob kehren wir mit Nr. 10 wieder zu den gediegenern Productionen zurück und begrüßen in dem Verfasser der „Snack un Snurren", Th. Piening, ein nicht unbedeutendes Erzählungstalent. Es ist die echt gemüthliche behäbige Natur des plattdeutschen Landmanns, die uns hier aus dem Buche anspricht, doch will uns die Sprache und Art der Darstellung weniger an die Spinnstube, wie der Verfasser will, sondern an den geselligen Tisch beim dicken Bierwirthe im Dorfkruge gemahnen. Die ganze langsame Geschwätzigkeit, das breite Sichgehenlassen in der Ausführung des Details, das finden wir ganz so wie in der Landschenke. Daher aber müssen wir auch unbedingt annehmen, der Verfasser hätte ganz dasselbe auf nur halb so viel Seiten sagen können; aber das ist kein Tadel, gerade die Umständlichkeit der Erzählung liebt der Plattdeutsche bei aller Kürze des Ausdrucks, die ihm sonst eigen ist, und Piening hat daher sehr glücklich den rechten Ton getroffen. Die Stoffe in den einzelnen Erzählungen gewinnen wegen ihrer Neuheit, Natürlichkeit und wegen des Reichthums an Erfindung sofort unser Interesse, und der frische Humor, die derbe, aber gutmüthige Ausdrucksweise erhält uns in Spannung. Die Erzählung „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut" hat am meisten unsern Beifall, weil es ihr auch nicht an Wärme der Empfindung fehlt, doch sind auch die übrigen ansprechend, besonders „De Feldtog na Brunsbüttel", worin uns ein heiteres Stück aus der ditmarscher Chronik von 1848 vorgeführt wird. Dankenswerth ist auch der mit Geschick, Kenntniß und Fleiß gearbeitete „Ueberblick der plattdeutschen Grammatik", der nebst einem reichhaltigen Wörterverzeichniß den Schluß des Buchs bildet; nur hätten wir lieber gesehen, wenn der Verfasser die große Menge von Terminen aus der grammatischen Schule vermieden, und statt der Wörter „Cardinalzahl, Gemination, Elision" u. s. w. die ebenso üblichen, dazu verständlichern [...] schen Namen angewendet hätte. Wir müssen hier, [...] fast bei allen Büchern, den Mangel an volksthümlichen [...] Bestrebungen für das allgemeinere Verständniß beklagen und tadeln. Fast überall will es uns scheinen, als schrieben die guten Leute nicht für das plattdeutsche Volk, sondern für die Freunde der plattdeutschen Sprache unter den gebildeten Hochdeutschen, und doch wissen wir, wenigstens ist uns das von verschiedenen Seiten in Betreff unsers Kalenders mitgetheilt, daß die plattdeutschen Bücher gerade besonders vom Volke und zwar auch von der Klasse, bei der man sonst nur höchstens Bibel und Gesangbuch fand, gekauft und mit Freude gelesen werden.

Nachdem wir so die vor uns liegenden plattdeutschen Bücher besprochen, bleibt uns noch eins übrig, das wir um so weniger übergehen dürfen, als es allseitig mit dem größten Beifall aufgenommen ist, ich meine die „Ditmarscher Gedichte" von Johann Meyer, (Nr. 11) den wir bereits in unserm ersten Artikel, ehe noch die Sammlung erschienen war, nach einigen Proben als einen talentvollen Dichter bezeichneten. Die nun gegen Ende des vorigen Jahres erschienene Sammlung hat nah und fern die größte Anerkennung, in Norddeutschland jubelnden Beifall gefunden und verdient auch in der That eine solche Aufnahme. Wir stehen nicht an, Meyer, wie es bereits von anderer Seite geschehen, Groth an die Seite zu stellen und ihn neben Groth, Müller und Reuter, die bis jetzt das Bedeutendste in der neuplattdeutschen Literatur producirt haben, als ebenbürtig zu rangiren. Meyer's Gedichte sind ganz eigentlich aus dem Volksleben seiner Heimat geschöpft, und wenn dabei manches mit unterläuft, das mit den Gedichten seines Landsmannes Groth nach Inhalt und Form Aehnlichkeit hat, so wolle man nicht an Nachahmung denken. Der Grund dieser Aehnlichkeit liegt einzig darin, daß, wie Fr. Hebbel in der „Wiener Zeitung" weiter ausgeführt hat, beide Dichter aus demselben Quell Stoff und Form schöpften. Meyer's Gedichte sind durchaus originell, jedes einzelne aus dem Herzen geflossen, und zugleich der echt volksthümliche Ausdruck eines einfachen, biedern Holstenherzens, nirgends Erkünsteltes, Verschrobenes, sondern alles tief, aber ohne Sentimentalität empfunden, klar gedacht und schön zu Tage gefördert. Vorzüglich gelingt dem Dichter das einfache Lied, in den Proben desselben finden wir all das Harmlos-Neckende, das Breitbehäbige, Derbanschauliche wieder, welches das Leben und die Sprache des Plattdeutschen charakterisirt. Zu den vortrefflichen humoristischen Stücken zählen wir: „Hinnerk-Ohm", „Kieler Umslag", „Hans Narr" u. a. Indeß beschränken wir uns auf diese kurze Besprechung, und erlauben uns nur noch zur Empfehlung nachstehendes Lied: „ModerGraff", unsern Lesern aus der Sammlung vorzuführen:

Hier plöck mi jo keen Rosen af
Un tre der nich op hin;
Dit Graff dat is en helli Graff,
Min Moder slöppt darin.

Min Moder, de mi hött un dragn,
De mi dat Leben dahn,
Min Moder, de mi hött un sagn,
Mit Hartblot un mit Thran.

So gut weer doch keeneen as du
Mit all din Lev un Leid!
Du brave Fru — du gude Fru,
Slap still in Seligkeit!

Mit Thran begot ick düsse Sted,
Hier heff ick braken legn,
Hier heff ick kneet, hier heff ick bed
Un lut na'n Himmel schregn.

Dit Graff dat is en helli Graff;
Min Moder slöppt darin!
Hier plöck mi jo keen Rosen af
Un tre der nich op hin.

Daß sich der Meyer'schen Lieder, die so viel Sangbares enthalten, auch die Musik bemächtigen werde, war zu erwarten; und in der That sind in diesen Tagen bei Crantz in Hamburg bereits fünf dieser Lieder in trefflicher Composition von Serpentien erschienen, denen sich von demselben Componisten in nächster Zeit ein Heft für Männerquartett anreihen wird.

Wir dürfen aber auch einen Tadel nicht verschweigen, zumal da er das Grundübel der neuern plattdeutschen Poesie betrifft. Meyer hat nämlich einmal gleich Groth den griechischen Hexameter angewendet, eine Form, gegen die sich nun ein für allemal die plattdeutsche Natursprache sträubt (wenigstens ist uns noch kein gesunder Hexameter im Plattdeutschen zu Gesichte gekommen); dann aber auch hat Meyer, soviel wir wissen, als der erste, sich Groth in der von uns oben gerügten Orthographie angeschlossen, die dem Verständniß so wenig als möglich entgegenkommt und daher nicht geeignet ist, dem Volke die Lectüre zugänglich zu machen. Wir hoffen, daß J. Meyer ferner davon zurückkommen und wenigstens alle ausländischen Lautbezeichnungen als überflüssig und irreführend aufgeben werde.

Bei den meisten plattdeutschen Dichtern haben wir den Mangel an Rücksicht auf einen Leserkreis unter dem Volke, auf dem Lande, unter den eigentlichen Plattdeutschen tadelnd hervorheben müssen. Und in der That, wenn auch die Bücher viel von den Landleuten gelesen werden, so bleibt doch dem Holsteiner das Buch des Mecklenburgers und umgekehrt unverständlich. Es fehlte an einem wirklich allgemeinen Volksbuche in plattdeutscher Sprache, und um ein solches ins Leben zu rufen, unternahm Schreiber dieses vor zwei Jahren die Herausgabe seines „Plattdütschen Volkskalenners", der in zwei Jahrgängen bereits vorliegt (Nr. 12 u. 13) und von dem infolge der allgemeinen günstigen Aufnahme jetzt der dritte Jahrgang für 1860 sich unter der Presse befindet. Vor allem hüteten wir uns vor der dialektischen Färbung; zwar ist das vorangestellte Kalendarium in der Mundart des Herausgebers verfaßt, der derselben allein hinreichend mächtig ist, aber dabei so allgemein verständlich, daß es auch dem Hochdeutschen ohne Hülfe des Wörterverzeichnisses einen hochdeutschen Kalender entbehrlich macht. In der Orthographie steiften wir uns nicht auf besondere gelehrte Grundsätze, sondern ließen jedem Mitarbeiter den für die Bezeichnung seiner dialektischen Eigenthümlichkeit von ihm als nöthig erachteten Laut. Diese Rücksicht war anfänglich nothwendig, wenn uns auch die angewandte Orthographie falsch erscheint; wir wollten, da noch keine Orthographie festgestellt ist, nicht dictatorisch einschreiten, wünschen jedoch sehr, daß die Mitarbeiter sich einer möglichst einfachen natürlichen Schreibung befleißen möchten. Indeß vermieden wir bereits jede neuerfundenen Schriftzeichen. Bei Auswahl des Textes zur Unterhaltung, der mit Holzschnitten illustrirt worden, sahen wir auf Volksthümlichkeit, strenge Sittlichkeit, die für Volksschriften unerlaßlich ist, auf frische, kecke, humoristische Darstellung, besonders aber auch auf die Vertretung möglichst vieler Dialekte, um das Buch allgemein zu machen. Leider haben wir bisher von Schriftstellern außer Holstein und Mecklenburg wenig Unterstützung, hatten aber doch schon die Freude, Proben des holsteinischen, schleswigschen, nord- und südhannoverschen, bremer, mecklenburgischen und braunschweigischen Dialekts bringen zu können. Besonders dankbar haben wir die Sammlungen von Sprichwörtern und Volksliedern aufgenommen, die uns von allen Seiten zugingen und uns befähigen, den Reichthum derselben allmählich zu allgemeinerer Kenntniß zu bringen. Dem Buche wird jährlich ein ausreichendes Wörterverzeichniß beigegeben. Druck und Format, sowie die Ausführung des Kalendariums stimmt genau mit dem Steffens'schen Kalender.

Lieb wäre es dem Herausgeber, wenn sein Kalender etwas zur Realisirung seines Lieblingswunsches beitragen könnte, daß nämlich schließlich durch Verschmelzung und gegenseitige Ergänzung der Dialekte eine allgemeine plattdeutsche Schriftsprache zu Wege gebracht würde, die nicht die hochdeutsche Schwester verdränge, aber für diejenigen poetischen Stoffe, für die sie mehr als das Hochdeutsche geeignet und auf die sie also ein Recht hat, ein vollkommenes Gewand abgäbe, was keiner der Dialekte allein vermag. Mit diesem Wunsche und der Bitte, die plattdeutschen Schriftsteller möchten sich freizumachen streben von dem blinden Sichbeschränken auf ihren besondern Dialekt und ihre Aufgabe gegenüber dem gesammten plattdeutschen Volke ins Auge fassen, wollen wir schließen. Wir hoffen, daß man uns verstehe, und stellen nur beispielsweise hier die Frage auf, ob es nicht an der Zeit sei, daß der Ostfriese, der eine unschöne Diminutivendung „ken", und der Holsteiner, der gar keine hat, die schöne und herzige Endung des Mecklenburgers „ing" aufnehme (Badding, Mudding u. s. w.). Gebe jeder von seinem Reichthume das Beste her, und wir könnten eine ebenso herrliche plattdeutsche Sprache uns erringen, wie Luther und seine Zeit die neuhochdeutsche aus den Schätzen der oberdeutschen Dialekte geschaffen. Eine Probe in dialektlosem Plattdeutsch gedenken wir bald einmal in unserm Kalender zu bringen.

Friedrich Dörr.

Ein Roman aus den californischen Goldminen.

Ueberblickt man die Bibliographie der letzten Jahre, so findet man eine Reihe gewisser Namen, die das Publikum mit ihren Werken förmlich in Belagerungszustand versetzen; kaum hat eins die Presse verlassen, so sind auch schon ein paar neue „Wälzer" da. Gewöhnlich sind diese Opuscula auch in jeder Hinsicht Dampfproductionen, die, gleichmäßig mit unserm Locomotivjahrhundert, athemlos keuchend dahergerannt kommen, um womöglich Aufsehen zu erregen, jedoch oft schneller als die Dampfwolke über dem eisernen Schienenweg sich in ein leeres Nichts auflösen. Diese Vielschreiber suchen mit ihren Romanen und Novellen die Damenherzen immer warm zu halten; hat einer ihrer sentimentalen Amorosos das Malheur gehabt, Fiasco zu machen, so wird in einem neuen Werke rasch ein zweiter vorgeführt, der dem Vollmond in hyperromantischer Schwärmerei das „letzte Double" vorgeben kann. Die Concurrenz wird nicht gefürchtet. Die Criminal- und Verbrecherliteratur, die das jetzige Publikum beinahe lieber genießt als das tägliche Brot, mischt zu der Liebesgeschichte das gehörige Quantum Senf und die gewöhnlichen Leihbibliotheklefer loben und preisen den Autor — 24 Stunden lang; denn nun figurirt schon wieder ein anderer Schriftsteller auf dem Ehrenplatze des Katalogs. So mancher dieser Herren, erst im kräftigsten Mannesalter stehend, hat die Bändezahl von Goethe's oder Jean Paul's sämmtlichen Werken um das doppelte überholt; sie scheinen sich den Maculaturheros Dumas, der damit prahlte 1000 Bände veröffentlicht zu haben, zum edeln Vorbilde zu nehmen. Wie viele Helfershelfer der französische Bücherfabrikant en gros bei seinen Werken beschäftigte, das hat er uns nicht gesagt. Was in ästhetischer Beziehung von derartigen Productionen zu halten sei, hängt natürlich von dem jeweiligen Standpunkte ab, von welchem aus man sie betrachtet. Alle jene, die einem ästhetischen Idealismus huldigen, müßten, ihrem Grundsatze getreu, unbarmherzig das Damnatur über solche Bücher aussprechen. Mehr Gnade dürften diese Autoren vor dem Forum des ästhetischen Realismus finden, wobei man sich mit der Forderung, die Natur blos nachzuahmen, begnügt; jedoch dadurch wird der Künstler oder Dichter blos zum Copisten herabgewürdigt. Das Lob dieser Klasse kann also sehr wenig bedeuten. Wer endlich auf dem Standpunkte des ästhetischen Synthetismus steht, der die goldene Mittelstraße zwischen beiden schroff gegeneinander Fronte machenden Extremen erwählt, die unserer Meinung nach die allein richtige ist, der wird solchen Werken nicht viel Geschmack abgewinnen können, weil sie stets eine gewisse Einseitigkeit zur Schau tragen und allen höhern Kunstsinns bar sind. Es gibt unumstößliche Gesetze und Regeln, die der schaffende Genius bereits Jahrtausende sanctionirt hat; es wirft ein übles Licht auf die Buchstabenritter von heute, daß sie sich darüber gänzlich hinauszusetzen wagen, ohne einen neuen Schlüssel zur Pforte des ästhetischen Himmelreichs gefunden zu haben — sie schreiben sozusagen vor der Thüre, und tragen hiermit ehrlich das Ihrige dazu bei, die allgemeine Verwilderung des Geschmacks, die auf dem Stoppelfelde des modernen deutschen Dramas und der Schauspielkunst bereits ihren Gipfelpunkt erreicht hat, auch auf epischem Gebiete bis zur letzten Stufe zu führen. Wer der Kunst neue Gesetze dictiren will, der muß auch Shakespeare'sche oder Goethe'sche Kraft in den Adern fühlen; jedoch die literarischen Träger eines Zeitalters, das sich auf so viele Abwege verirrt hat, wie unseres, sollten im Gegentheil lieber trachten, ihre eigene Zerfahrenheit und bildnerische Gesetzlosigkeit soviel als möglich zu bemänteln, wenigstens eine gewisse Pietät für das Unumstößliche äußern. Es sieht in der deutschen Literatur wahrhaftig jetzt aus wie auf einem Trödelmarkt: unter französischem Gerumpel und englischem Plunder, das die Uebersetzer in Massen aufspeichern, gucken deutsche Originalromane mit der mitleidigsten Miene hervor, gleichsam, als riefen sie demüthig den Vorübergehenden zu: „Bitte, bitte, liebes Publikum, wende mir einen gnädigen Blick zu! Laß doch einmal deinen durch filtrirtes Seine- und Themsewasser verdorbenen Geschmack eine Radicalcur machen! Ich biete dir deutsche Hausmannskost, ich garantire dir einen gesunden Schlaf, wenn du dich mir ganz anvertraust — auf Doctorehrenwort! Ich vertreibe dir deinen leihbibliothekarischen Katzenjammer — komm zu mir! Bitte, bitte, liebes Publikum!" Gerade dieser [illegible] haft grassirenden Uebersetzungsmanie hat es die deutsche [illegible] des 19. Jahrhunderts beinahe größtentheils zu danken, daß [illegible] sich in einem solch verwilderten Zustande befindet. Diese Herren wissen nicht, wie sehr sie bei andauernder Beschäftigung von dem Wesen der fremden Sprache anziehen; fällt es ihnen einmal ein, selbstschöpferisch aufzutreten, so wimmelt es in dem verwahrlosten Stile ihrer Muttersprache von französischen und englischen Constructionen, jedoch die deutsche Grammatik und Syntax kommt dabei zu kurz. Abgesehen davon hat sich eine gewisse Roheit in die moderne Prosa eingeschlichen, deren Wurzel wol in der ganz [illegible] gar materialistischen Denkweise der Autoren zu suchen sein dürfte. Man kann sich kaum der Hoffnung hingeben, daß all diese Uebelstände bald einem geläuterten, edlern Streben weichen werden; alles, was man auch dagegen mit dem besten Willen sagt, kommt einem selbst nicht anders vor wie eine Stimme in der Wüste.

Friedrich Gerstäcker, von dessen bereits bekannten Werken „Die Regulatoren in Arkansas" und „Die Flußpiraten des Mississippi" eine neue wohlfeile Stereotypausgabe erschienen ist, hat seinerzeit damit bewiesen, daß er, wenn er [illegible] die gehörige Zeit nimmt, etwas Gutes zu liefern im Stande [illegible]. Er scheint jedoch mit dem letztgenannten Opus als Schriftsteller seinen Höhepunkt erreicht zu haben; denn mit allen später [illegible] blicirten Büchern ging er entschieden thalab. Eine Rundschau über sein neuestes Werk:

Gold! Ein californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849 [illegible] Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1858. 8. 4 Thlr.

wird uns dies klar und deutlich zeigen. Wenn man auf [illegible] Titelblatte das Wort „Lebensbild" liest, so erwartet man [illegible] auch, etwas vom Verfasser aus dem wirklichen, realen [illegible] Geschöpftes zu finden. Aber es geht in diesem Buche, wie [illegible] sogleich sehen werden, dermaßen romanhaft zu, daß der Verfasser besser gethan hätte, das jüngste Kind seiner Muse geradezu [illegible] Roman zu taufen. Man höre: Die deutsche Brigg „[illegible] aus Hamburg bringt eine Schar von Abenteurern, [illegible] müden u. s. w., kurz, eine sehr gemischte Gesellschaft, deren [illegible] glieder beinahe alle die Absicht haben, ihr Glück in den [illegible] minen zu versuchen, nach Californien. Eine Ausnahme [illegible] von macht der Amerikaner Hatson, ein junger Mann sch[illegible] merischer Natur, der, wie er vom Verfasser gezeichnet oder [illegible] gesagt verzeichnet ist, zehnmal eher für einen über seine [illegible] sophischen und psychologischen Universitätsstudien grübelnden Deutschen, als für einen praktischen Amerikaner gehalten [illegible] könnte. Mrs. Hatson war zwei Jahre früher in England [illegible] einem jungen Manne verlobt, den sie von Herzen liebte. [illegible] mann vom Fach, wollte er nur noch vor seiner ehelichen [illegible] bindung eine Reise nach Ostindien machen, als die Braut [illegible] Schreckensnachricht erhielt, daß sein Schiff gleich beim [illegible] laufen aus der Themse auf den Goodvin Sands verunglückt [illegible] mit Mann und Maus untergegangen sei. Der Schmerz [illegible] den Bräutigam wirft das gefühlvolle Mädchen auf das Krankenlager, worauf ihr Vater, verschiedenartiger Verhältnisse [illegible] nach Valparaiso mit ihr geht, wo ihm Mr. Hatson wesentliche Dienste leistet und die Tochter endlich seiner Bewerbung [illegible] ihre Hand nachgibt. Kaum getraut, erhält sie einen Brief [illegible] ihr das Blut in den Adern erstarren macht, denn sie erkennt [illegible] dem ersten Blick Charles', ihres vorigen Bräutigams Hand [illegible] wurde nach jener unglücklichen Katastrophe von einem amerikanischen Schooner gerettet, welchen ein tagelang dauernder [illegible] oststurm verhinderte, Charles ans europäische Ufer zu [illegible]. Als er den Aufenthalt seiner Braut entdeckt, ohne jedoch [illegible] ihrer ehelichen Verbindung auch nur das Geringste zu [illegible] gibt er ihr brieflich die Versicherung seiner unwandelbaren [illegible]

und schließt mit der Bemerkung, daß er diesem Briefe auf dem Fuße folgen werde. Die Neuvermählte zeigt sogleich diese Zuschrift ihrem Gatten und schreibt mit zitterndem Herzen an Charles den Scheidebrief des letzten Lebewohls, Hatson ewige Treue versprechend. Trotzdem bemächtigt sich seit diesem Tage ihres Mannes eine eigenthümliche Unruhe; das Gespenst der Eifersucht verläßt ihn nicht mehr bei Tag und Nacht; er geberdet sich wie einer, der von stillem Wahnsinn ergriffen worden ist. In einer sein Nervensystem beinahe aufreibenden Angst fordert er seine junge Frau dringend auf, mit ihm in ein anderes Land zu fliehen, damit Charles, wenn er Valparaiso erreicht, sie nicht mehr hier treffe und hiermit überhaupt die Idee aufgebe, die Geliebte je wiederzusehen. Um seine Gemüthsruhe hoffentlich für immer herzustellen, willigt Mrs. Hatson augenblicklich ein und so kommen sie mit der Brigg „Leontine" nach San-Francisco. Auffällig war ihr jedoch, daß ihr Gemahl die Vorbereitungen zur Abreise sehr geheimnißvoll betrieb. Endlich gestand er ihr, daß er fürchte, Charles würde ihnen noch nach Californien folgen; er versuchte deshalb, ihn auf eine falsche Fährte zu locken. Es lag nämlich gleichzeitig ein anderes Schiff, nach Sydney in Australien bestimmt, im Hafen von Valparaiso; ein Brief, für Charles zurückbleibend, meldete ihm, daß sich das junge Ehepaar nach Neuholland eingeschifft hätte. In San-Francisco im Union-Hotel eine Wohnung suchend, trifft Hatson mit seinem alten Bekannten Siftly, einem ganz verworfenen Subjecte, zusammen, welcher als Gauner in den Spielhöllen Californiens, wo bei Karten, Würfel und Roulette Betrug, Mord und Todtschlag an der Tagesordnung sind, eine große Rolle spielt. Er verlockt auch Hatson daran theilzunehmen, der sich jedoch, nachdem er funfzig Dollars Lehrgeld gezahlt hat, von der Schule des Lasters fern hält. Trotz dieses zurückhaltenden Benehmens faßt der Gauner Hatson scharf ins Auge. Die Frage des letztern, ob man hier am Platze Fremdenlisten einsehen könne, macht Siftly stutzen; er ist schlau genug dem Gemüthskranken sein Geheimniß abzulocken. Dieser will hierdurch in Erfahrung bringen, ob Charles Golway nicht bereits mit einem oder dem andern Schiffe hier angekommen sei, worauf ihm Siftly den freundschaftlichen Rath gibt, er möge Charles, falls er sich noch einmal bei seiner Frau blicken ließe, Knall und Fall über den Haufen schießen. Der Gefürchtete erscheint wirklich, ohne nur die leiseste Ahnung davon zu haben, daß sich seine vorige Braut derzeit in San-Francisco befinde. Hatson kündigt seiner Frau nach einer heftigen Scene an, daß er schon morgen Anstalt treffen wolle, von hier abzureisen. Siftly, der gemeinschaftlich mit dem Erzgauner Smith und einigen andern in einem Spielzelte Bank gibt, hält mit diesen ein sehr zweideutiges Gespräch über Feuersgefahr, und wie unter solchen Umständen ihr Gold, bei dem jede Nacht einer die Wache hat, zu retten wäre. Sonderbarerweise bricht in derselben Nacht Feuer aus. Die allgemeine Verwirrung benutzt Smith, um das anvertraute Gold zu unterschlagen und damit in die Minen zu flüchten. Hatson, der, während die Zelte und Holzbuden in lichten Flammen lodern, Versuche macht, seine Habe zu retten, verliert im Gedränge seine Frau, und als ihm ein Bekannter den Ort angibt, wo derselbe sie in Begleitung eines Mannes gesehen hat, alterirt er sich hierüber so stark, daß er bedenklich erkrankt, weil er sich in seiner albernen Eifersucht natürlich einbildet, jener Mann könne niemand anders als Charles gewesen sein.

Die Scene wird nun in die Goldminen verlegt. Der kleine Staat in der Bergwildniß war schon organisirt, obgleich sehr mangelhaft; jedoch hatte man bereits einen Friedensrichter und Sheriff erwählt. Als Zeichen seiner Würde flatterte vor dem Zelte des erstern das Sternen- und Streifenbanner der vereinigten Staaten von Nordamerika im Winde. Hier versammelte Goldgier alle Nationen; jeder hatte das Recht, gegen Angabe der üblichen Gebühren sich einen Erdenfleck zu wählen, um mit der Schaufel in der Hand sein Glück zu versuchen. Der indianische Häuptling Resos bringt bei dieser Gerichtsbehörde die Klage an, daß von einem weißen Manne ein Indianer seines Stammes ermordet worden sei, nämlich von einem gewissen Smith. Major Ryoth, der Friedensrichter, ein sehr bequemer Mann, verabsäumt die Sache gehörig zu untersuchen — die Indianer ziehen racheschwörend ab. Major Ryoth wird eines schönen Morgens nicht gefunden; es beliebte ihm, sich über alle Berge aus dem Staube zu machen. Natürlich ist man nun genöthigt, einen neuen Friedensrichter zu wählen. Inzwischen kommt Siftly an und erfährt, daß sich Smith in den Minen aufhalte. Der letztere hat bereits in einem Zelte eine Spielbank errichtet, wo er betrügerischerweise den Abenteurern und Vagabunden das den Tag über im Schweiße ihres Angesichts ergrabene Gold rasch abnimmt. Smith erblaßt, als er Siftly gewahr wird. Er hat jedoch die Geistesgegenwart, das Gespräch auf die Feuersbrunst zu lenken und mit einem bedeutungsvollen Blicke auf Siftly läßt er die Worte fallen: „Ich kenne sogar den Brandstifter." Siftly, der den Sheriff ins Zelt mitgenommen hatte, um Smith sogleich zu verhaften, findet nach dieser schlimmen Bemerkung für gut, die Sache vor der Hand auf sich beruhen zu lassen, was dem Sheriff verdächtig genug vorkommt. Siftly sieht sich also gezwungen, mit dem andern Gauner in gutem Einvernehmen zu bleiben. Smith bequemt sich auch, mit ihm das gestohlene Geld zu theilen, unter der Bedingung, daß er am Spieltische sein Croupier werde, da sie dann hinsichtlich des Betrugs zusammen das „Außerordentlichste" leisten könnten. Jene Goldgräber, die nicht dem Laster des Spiels ergeben waren, murrten laut, daß die Behörde die Errichtung von Banken dulde; sie drohten das Gaunervolk aus dem Bereiche der Minen zu verjagen. Dies bringt Siftly auf den Gedanken, Hatson zum Alcalden zu wählen, da er, wie er zu Smith bemerkt, ein Mittel wisse, ihn zu allem zu bringen, wozu er ihn haben wolle. Ein deutscher Justizrath, der aus Curiosität anfängt nach Gold zu schürfen, bemerkt, als er wieder einmal zu seiner Grube geht, um sein verlorenes Feuerzeug zu suchen, daß jemand hier mit dem Spaten dabeigewesen sein müsse. An seinem Feuerzeuge sitzt ein Blutfleck. Der Justizrath findet es nicht der Mühe werth, der Behörde hiervon die Anzeige zu machen (!). Graf Beckdorf drängt ihn dazu. Im Beisein des Sheriff wird die Grube untersucht und darin der Leichnam eines wahrscheinlich im Schlafe Ueberfallenen gefunden. Nach Untersuchung der Wunden gibt sich der Sheriff dem Glauben hin, daß wahrscheinlich ein Weißer der Mörder sei, weil die Indianer und Mexicaner sich gewöhnlich anderer Waffengattungen bedienten. Der Leichnam wird vom Berge hinabgeschafft und es kommt bald ein Mann dazu Namens James Cook, der den Ermordeten auf den ersten Blick erkennt. Dieser hieß Johns. Die Amerikaner, schon lange den Zudrang der Europäer zum Goldlande mit schelen Augen betrachtend, verlangen die strengste Untersuchung der Mordthat. Der Bruch zwischen den Einheimischen und Fremden wird immer größer. Es kommt zu einer tumultuarischen Versammlung, worin die Fremden „Europäische Banditen" gescholten werden. Siftly benutzt diese Aufregung der Gemüther, um Hatson zum neuen Friedensrichter vorzuschlagen. Dieser lehnt anfangs die ihm zugedachte Ehre ab, jedoch Siftly weiß ihn bei seiner schwachen Seite zu packen; er raunt ihm ins Ohr, daß er sich den gefürchteten Burschen, falls er sich in den Minen blicken ließe, in seiner neuen, mächtigen Stellung, als oberste Gerichtsperson, leicht für immer vom Halse schaffen könne. Von mehreren Seiten wird Hatson gewarnt sich nicht mit Siftly, diesem verworfenen Menschen, einzulassen, jedoch der praktische Amerikaner ist taub für jede Ermahnung. Unterdessen verbreitet sich das Gerücht, daß die Chinesen auf dem ihnen gerichtlich zugesprochenen Terrain sehr viel Gold fänden. Nur ihr Anführer, ein breitschulteriger Chinese mit einem prächtigen rabenschwarzen Zopfe, versteht ein wenig Englisch. Siftly, in Gesellschaft eines andern Raufbolds, sucht Händel mit den arbeitenden Chinesen anzuspinnen, die sich natürlich nicht gutwillig von dem goldreichen Platze vertreiben lassen. Es kommt zu Thätlichkeiten. Siftly, zu Boden geschlagen, geräth in die höchste Wuth, erhebt sich und schneidet mit seinem Messer dem

Anführer den langen Zopf von dem sonst kahlgeschorenen Haupte und schlägt erbarmungslos damit auf den Chinesen ein, worauf er höhnisch die seltsame Knute auf sein Opfer schleudert. Als sich der Arme nach einer momentanen Betäubung erholte, sprang er mit einem wahren Angstschrei auf, nachdem er den Verlust des von ihm fast heilig gehaltenen Zopfes entdeckt hatte. Da jedoch die übrigen Chinesen bereits die Flucht ergriffen, so bleibt ihm, trotz seines heftigen Zorns, auch nichts übrig, als das Feld zu räumen.

Dieser Vorfall macht böses Blut; denn es ging flugs von Mund zu Mund, die Amerikaner hätten geschworen, alle Fremden aus den Goldminen zu vertreiben. Der Sheriff theilt Hatson die Befürchtung mit, daß sicherlich die Fremden und die Mexicaner mit 300 Indianern gemeinschaftliche Sache machen werden gegen die hiesigen Bürger der Vereinigten Staaten, die letztern sich also von einer vierzigfachen Anzahl bedroht sähen. Inzwischen kam Charles in den Minen an und traf zufällig mit Hatson's Gemahlin auf einem Spaziergange im Walde zusammen; das Gefühl der ersten Liebe überwältigte sie dermaßen, daß sie sich weinend und lachend an seine Brust stürzte. Nach einer gegenseitig schmerzlichen Erklärung gibt Charles sein Wort, mit dem nächsten Schiffe Californien zu verlassen. Siftly's plötzliche Erscheinung stört das letzte Lebewohl, ziemlich theatralisch. Charles, dessen Pferd eine Wunde bei einem frühern Ritte erhalten hat, trägt sich mit dem Gedanken, ein neues zu kaufen, um seinen Vorsatz rasch ausführen zu können. Ein gewisser Boyles bietet ihm für das lahme Thier drei Unzen in Goldkörnern, die Charles, ohne sie nachzuwiegen, in seinen Beutel schüttelt. In demselben Augenblicke bemerkt er die trotzig aufgehißte mexicanische Flagge. Hatson und der Sheriff bemühen sich, die Amerikaner zu versammeln. Mitten in diesem Tumult kommt Hatson's Frau zurück; sie will ihm sogleich gestehen, daß sie Charles gesprochen habe — er weist sie zurück mit der Bemerkung, es sei jetzt keine Zeit zu Privatgeständnissen, indeß das öffentliche Wohl auf dem Spiele stehe. Hatson, der bisher eine eifersüchtige Schlafmütze war, ist nun plötzlich der thatkräftigste Mann von der Welt; er befestigt die Flagge der Vereinigten Staaten an einer Stange und fordert mit begeisterter Rede seine Landsleute auf, mit ihm gegen die Uebermacht zu ziehen und die mexicanische Flagge in den Staub niederzureißen. Die tollkühne Schar besinnt sich keinen Augenblick, dieser Aufforderung Folge zu leisten; mit einem „Hurrah für Old-Amerika" und unter dem Gepfeife des „Yankee-doodle" setzt sich der Zug in Bewegung. An Ort und Stelle angekommen, schallt ihnen ein drohendes „Guarda!" aus hundert mexicanischen Kehlen zugleich entgegen. Hatson schreit ihnen mit donnernder Stimme zu: „Nieder mit euerer Flagge, ihr Hunde, die ihr es wagt, den Boden hier mit ihren Lügenfarben zu schänden!" Die Mexicaner leisten unbegreiflicherweise nur mit Worten, doch nicht mit Waffen Widerstand, da es ihnen doch hätte ein Leichtes sein müssen, Hatson sammt seiner kleinen Schar nicht nur einmal, sondern zehnmal über den Haufen zu werfen; sie strecken sogar schmählicherweise ohne Schwertstreich und Schuß die Waffen. Um den Indianern zu zeigen, was sie von ihren Bundesgenossen, den Mexicanern, zu erwarten hätten, wird im Nu die entehrte Flagge von ihrem Fahnenstock gerissen und unter die amerikanische gebunden. Gleich nach dieser Heldenthat verfällt Hatson wieder in seine eifersüchtigen Träumereien; Siftly flüstert ihm zu: „Er ist da!" und setzt lachend hinzu, Charles habe sich mit einer alten Bekannten im Walde ein Rendezvous gegeben. Hierüber geberdet sich Hatson, als wollte er in Ohnmacht fallen, seine Hände ballen sich krampfhaft und der Schweiß steht ihm in großen Tropfen auf der Stirn. Die Indianer ziehen sich zurück und erwischen gelegentlich Smith, dem sie, um jenen an einem der Ihrigen verübten Mord zu rächen, beide Ohren abschneiden; mehrere Deutsche retten ihm mit Mühe das Leben. Siftly will dies benutzen, um Hatson gegen die Indianer aufzuhetzen, doch der Friedensrichter entgegnet ihm, der Fall gehöre vor eine Jury. Siftly, darüber böse, ruft den Umstehenden zu: „Wer geht mit, Jungens, sich ein halb Dutzend Scalpe da draußen von den rothen Canaillen zu holen?" Unterdessen hat Charles von Cook, einem alten Ansiedler aus den westlichen Staaten, ein Pferd erhandelt. Der Alte macht dem Sheriff die Anzeige, daß ein bei diesem Handel erhaltenes Stück Gold dem ermordeten Johns gehört habe. Auf Charles ruht nun der Verdacht des Mordes. Er wird, trotz seines Protestes, daß hier ein Misverständniß obwalten müsse, verhaftet. Er fährt vor Schreck zusammen, als der Sheriff die Worte fallen läßt: „Mr. Hatson wird die Sache bald in Ordnung bringen", denn er sieht sich nun in der Gewalt seines schlimmsten Gegners. Cook und der Sheriff jedoch deuten dieses Erschrecken als Folge eines schlechten Gewissens. Hatson quält zur Abwechselung wieder einmal seine Frau bis aufs Blut mit den peinlichsten Forschungen, nachdem sie ihm das Zusammentreffen mit Charles gestanden.

Unter diesen Umständen erscheinen die beiden Rivalen vor Gericht. Cook ist jeden Augenblick bereit zu beschwören, daß jenes besonders geformte Stück Gold dem Ermordeten gehörte. Charles gibt natürlich an, das Gold von dem Manne erhalten zu haben, dem er sein lahmes Pferd verkaufte, er weiß jedoch seinen Namen nicht; ferner, Zeugen zu seinen Gunsten könne er rasch nicht stellen, da sich selbe nicht hier, sondern in benachbarten Minen jenseit der Gebirgsrücken aufhielten. Hatson stimmt dafür, die ganze Sache an den Districts-Court zu verweisen, mit den ablehnenden Worten: „Mir steht kein Recht zu über Leben und Tod"; da schreit Cook wild dazwischen: „Aber der Jury steht es zu!" Vor der Hand wird Charles in das Zelt des Sheriff abgeführt und dort als Gefangener bewacht. Hatson's Frau gibt sich der Verzweiflung hin, als sie das Vorgefallene erfährt; er spannt ihr Gefühl auf die Marter wie der rohste Henkersknecht. Er ist so gemein an das edle Weib geradezu die Frage zu richten: „Also liebst du deinen frühern Verlobten noch?" Die Gestachelte entgegnet: „Lieben? ja, wie man einen Todten liebt! Ich habe ihm entsagt, aber du kannst nicht verlangen, daß ich ihn vergessen soll!" Boyles, vom Sheriff zur Rede gestellt, gibt zur Antwort, er kenne das verhängnißvolle Stück Gold nicht; jedoch in Siftly's Spielzelt sagt er zu diesem: „Es ist dasselbe, was ihr mir neulich morgens geborgt habt", über welche Aeußerung der Gauner wüthend wird, weil er befürchtet, in die böse Sache verwickelt zu werden; er entgegnet: „Ich habe es den Abend vorher einem Mexicaner drüben in Cedar Valley abgenommen." Boyles hat die feste Ueberzeugung von Charles' Unschuld, ist aber durch frühere Mordgeschichten so an Siftly gekettet, daß er durch Angabe seines Namens sich ihn nicht zum Feinde machen will. Der Sheriff zeigt Charles an, er wolle das Verhör bis morgen Abend hinausschieben, falls sich der Gefangene verbindlich mache, bis dahin einen Entlastungszeugen zu stellen. Charles nennt Robin und einen Mann, den die andern der Beschreibung nach für den alten Nolten erkennen. Graf Beckdorf trägt sich an, sogleich nach dem sechs Stunden entfernten Macalomes zu reiten, um wenigstens einen der Genannten aufzufinden. Die Amerikaner, welche Charles als Engländer hassen, erklären, die Jury müsse spätestens um 4 Uhr nachmittags beginnen. Siftly hetzt die Amerikaner — es kommt zu einem Tumulte — das Leben des Gefangenen hängt an einem Haare, da erscheinen die Zeugen zu seinem Gunsten — Hatson spricht Charles frei. Der Sheriff sagt: „Nun bleibt uns nichts übrig, als diesem Mr. Boyles aufzuspüren." Dieser jedoch stellt sich freiwillig am nächsten Morgen im Zelte des Sheriffs, der mit Erstaunen das Bekenntniß vernimmt, er habe jenes Goldstück von Siftly erhalten und vermuthe, der Spieler sei Johns' Mörder. Als sie bewaffnet in das Gaunerzelt eindringen, finden sie Siftly's zerfetzten Leichnam auf dem Bette liegend; die Kehle war ihm mit jenem chinesischen Haarzopf fest zugeschnürt. Smith, in demselben Zelte schlafend, war mit einem Knebel zwischen den Zähnen an die Bettpfosten gebunden. Er sagte aus, daß Siftly der Brandstifter jenes großen Feuers in San-Francisco gewesen sei. Charles nimmt einen sentimentalen Abschied von Mrs. Hatson. Ihr Gemahl, seine Friedensrichterstelle aufgebend, zieht in die Heimat.

Dies ist ungefähr der Faden, der sich durch drei starke Bände mit oftmaliger zweckloser Unterbrechung hinzieht, denn es tritt eine Masse höchst geschwätziger Nebenpersonen, um die sich der Leser sehr wenig kümmert, immer und immer wieder störend auf; dies benimmt dem Ganzen vollends die Haltung. Hatson ist nicht nur ein zu schwacher, sondern wirklich durch seine absurde Eifersucht zu lächerlicher Charakter, um als Centralgestalt zu einem so übermäßig weit ausgesponnenen Seelengemälde dienen zu können. Das plötzliche Ueberschnappen aus dem Zustande der Lethargie zu höchster Thatkraft ist gänzlich unmotivirt geblieben; überhaupt gehört zur correcten Zeichnung eines solchen barocken Charakters der tiefe Blick und die schlagende Kraft des Altmeisters Shakspeare, doch Gerstäcker ist dieser Aufgabe nicht gewachsen. Ein Mann, der ein gutes, sanftes Weib so quälen kann, verdient, daß es ihn nicht einmal, sondern ein dutzendmal verlasse, lieber als gemeine Magd fremden Leuten diene, als länger bei solch einem Quälgeiste zu bleiben. Siftly's fortwährende Zuflüsterungen und scheinbare Beschwichtigungen, um Hatson's Eifersucht zu nähren, mahnen stark an Jago im „Othello"; doch diese dramatische Meisterfigur hat von diesem neuen Rivalen keineswegs zu befürchten, aus dem Sattel gehoben zu werden; denn dieser californische Gauner ist wirklich ein sehr matter Jago. Das dämonische Princip, durch die Persönlichkeit eines gemeinen Lumpen repräsentirt, verliert seine sonst leicht auf Leser ausübende Macht, weil die Gemeinheit sich nie zu einer großartig-dämonischen Idee erheben kann; jedoch ohne diese Erhebung kommt einem nur der Geruch des Zuchthauses in die Nase — selbst den Galgenstrick ist nur ein ganzer Kerl werth. Wir nennen es einen crassen Widerspruch des Verfassers, Hatson so verblendet sein zu lassen, daß er diesem miserabeln Subjecte beinahe bis zum Schlusse sein Vertrauen schenkt. Gerstäcker ist bekanntlich ein passionirter Jäger, er schießt aber in seinen Büchern doch wol noch mehr Böcke als im Walde. Er erlaubt sich Unwahrscheinlichkeiten und genirt sich nicht, daraus fortwährend die Consequenzen zu ziehen, um dann dort und da einen gewissen Knalleffect losputzen zu können. Wir wollen nur ein paar derselben hervorheben. Ist es nicht unwahrscheinlich in hohem Grade, daß so ein abgefeimter, durchtriebener Halunke, wie Siftly, der die Schule des Lasters und Verbrechens ganz und gar durchgemacht hat, den Leichnam Johns' in einem Loche der Goldgräber einscharrt? Muß er nicht der Entdeckung der Mordthat schon am nächsten Morgen gewärtig sein, wenn der betreffende Mann zur täglichen Arbeit kommt? Das liegt doch auf der Hand. Ist nicht ringsum Gebirg und Wald genug, wo der Todte hätte gewiß jahrelang schlummern können, bis seine Gebeine gefunden worden wären? Das heißt doch an die Absurdität des Lesers stark appelliren! Gerstäcker hätte Siftly lieber gar Johns' Leiche neben dem Sheriffzelt eingraben lassen sollen, um die Justiz zu höhnen. Scheut man solche Misgriffe nicht, dann ist es freilich leicht, interessante Situationen herbeizuführen. Eine zweite Unwahrscheinlichkeit ist die, daß die Mexicaner, im Verein mit den Fremden und Indianern, also in kolossaler Ueberzahl, Säbel und Dolche ziehen und mit gespannten Revolvern Hatson und seinem Häuflein zuerst trotzig entgegentreten und plötzlich nichts thun. Wir wollten dieser Geschichte allenfalls noch Glauben schenken, wenn z. B. ein Washington der Mann am Platze gewesen wäre. Man weiß, daß hochberühmte Persönlichkeiten zuweilen auf die Masse eine zauberhafte Wirkung ausüben. Wer aber ist dieser Hatson? Für alle mehr oder weniger ein ganz gewöhnliches Individuum, ja sogar für jene, die ihn näher kennen, nichts weiter als eine eifersüchtige Schlafhaube, die sozusagen mit wachen Augen ein Traumleben führt und total gefangen ist von einer krankhaften fixen Idee. Selbst wenn wir zugeben, daß die Mexicaner zuweilen feig seien, wie kommt es, daß Hatson sämmtlichen Europäern und jenen gesunden, wilden Söhnen des Waldes dermaßen imponirt? Wir sind vielmehr der Meinung, eine oder die andere Rothhaut hätte sich im gegebenen Falle nicht lange besonnen, Hatson's Herz mit einem vergifteten Pfeile zu durchbohren. Es wäre uns nicht schwer, dem Verfasser noch ein halb Dutzend ähnlicher Unwahrscheinlichkeiten nachzuweisen, wir wollen jedoch nur noch die glänzendste Verzeichnung im ganzen Werke kritisch beleuchten — diese ist der deutsche Justizrath. Der Mann spricht nie einen verständlichen Satz, sondern stößt immer nur einzelne unzusammenhängende Worte aus, ja sogar einmal lallt er nur Silben wie ein Wiegenkind, indeß es uns stets auffiel, daß alle Juristen, nicht blos in Geschäftsangelegenheiten, sondern auch in der gewöhnlichen Umgangssprache lieben, sich sehr scharf, deutlich und correct auszudrücken. So weit verirrt man sich, wenn man, wie Gerstäcker, ein Vergnügen daran findet, die im Auslande lebenden Deutschen lächerlich zu machen. Ferner einen Mann des Gerichts, der bei aufgewühlter Erde sehr verdächtige Blutspuren entdeckt, dazu schweigen zu lassen, das ist wirklich ein starkes Stück! beinahe à la Birchpfeiffer — das setzt dem Werke die Krone auf! Kurz, das sind nicht Menschen der Wirklichkeit, sondern Gerstäcker'sche Phantasiegestalten; der Titel „Lebensbild" sitzt dem Werke wie Ironie auf dem Nacken. Da hat doch Sealsfield in dieser Richtung weitaus Bedeutenderes geleistet; in seiner transatlantischen Scenerie haben wir stets wirkliche Menschen vor uns, Amerikaner von Fleisch und Blut. Trifft man auch dort und da in Gerstäcker's Buche glänzende Episoden, so müssen wir ihm dennoch auch in dieser Hinsicht den Vorwurf machen: er trägt die grellsten Farben so fingerdick auf, daß junge Decorationsmaler viel von ihm lernen könnten. Das Beste am Buche dürfte die Schilderung der jetzt allgemein umgehenden Goldgier und ihrer demoralisirenden Folgen sein.*)

Emanuel Raulf.

Eine kritische Revue St.-René Taillandier's über die deutsche Literatur.

St.-René Taillandier hat wieder einmal das Bedürfniß gefühlt, sich über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Literatur in einem ausführlichen Résumé auszusprechen, „sans qu'un commandement exprès du roi lui vienne", um uns eines von ihm selbst auf einen deutschen Autor angewendeten Citats zu bedienen. Allen, welchen es daran liegt, die deutsche Literatur einmal durch die Vermittelung dieser französischen Brille zu betrachten, diene zur Nachricht, daß sich der betreffende Aufsatz unter der Ueberschrift „La littérature du présent en Allemagne" in der ersten diesjährigen Märzlieferung der „Revue des deux mondes" befindet. Wir wollen nicht leugnen, daß auch dieser Aufsatz, wie alle Betrachtungen St.-René Taillandier's über deutsche Literatur, vieles Wahre und Treffende enthält. Es ist aber etwas anderes, eine oder ein paar inhaltsverwandte Literaturerscheinungen in eingehender Weise zu besprechen, und etwas anderes, eine Gesammtübersicht über das ganze Gebiet der Literatur in gedrängtem Résumé zu geben. Dort verliert die Schärfe des Urtheils durch die gründliche Motivirung ihr Gehässiges und Verletzendes, hier, in ein paar Zeilen zusammengedrängt, steigert sich die Schärfe eines abfälligen Urtheils über diesen und jenen Autor oder über eins seiner Producte leicht zu der ätzenden Herbigkeit eines richterlichen Spruchs über Leben und Tod eines Autors, oder sie nimmt den Schein einer blos zufälligen übeln Laune und augenblicklichen Verstimmung an; man handelt nicht über den Autor ab, man fertigt ihn ab, um möglichst rasch zu Ende zu kommen und einen andern vorzunehmen. Wir leugnen ferner nicht, daß, was wir mit aufrichtigem Dank anerkennen, St.-René Taillandier seit länger als einem Decennium mit einer bei einem Ausländer seltenen und daher doppelt anerkennenswerthen Hingabe sich mit der Entwickelung der mitzeitigen deutschen Literatur beschäftigt und

*) Dieser Aufsatz ist der letzte uns vorliegende aus dem Nachlaß des Verfassers, dessen am 14. December vorigen Jahres erfolgtes Ableben wir den Lesern d. Bl. bereits in Nr. 6 gemeldet haben.
D. Red.

dadurch wol das Recht erworben hat, über diese Literatur mitzusprechen, ja daß er in der neutralen Stellung als Franzose gewisse Vortheile vor deutschen Kritikern voraushat, indem letztere an den literarischen und geistigen Kämpfen in Deutschland unmittelbar und selbst persönlich interessirt sind. Nur scheint es uns, als habe er diesen Vortheil nicht entschieden genug wahrgenommen und benutzt, als habe er sich, bei aller anscheinenden Unparteilichkeit seines Urtheils, von persönlichen Einflüsterungen von Deutschland her nicht immer in dem Grade freigehalten, als man wol wünschen möchte und gerade ihm möglich war; und sowenig wir auch einem französischen Freunde der deutschen Literatur es verbieten oder auch nur verargen können, wenn er eine Reise nach Deutschland macht, um hier die literarischen Dinge durch Autopsie kennen zu lernen, so scheint er bei seiner deutschen Rundreise doch nur gewissen Coterien persönlich näher getreten zu sein, und es hat sich, will uns bedünken, der schädliche Einfluß hiervon bei ihm in mannichfachen Spuren kundgegeben. Wir leugnen endlich nicht, daß sein oft sehr scharfes Urtheil über Zustände und Persönlichkeiten der deutschen Literatur im einzelnen viel Richtiges hat und wohlgeeignet ist, zu unserer Aufklärung und Selbsterkenntniß beizutragen und uns vor gewissen Misgriffen und falschen Richtungen zu warnen, für die er als Ausländer einen unbefangenern Blick hat als wir Deutschen selbst, die wir mitten in der Verwirrung stehen. Aber man darf doch an ihn die Frage richten, warum er es vorzieht, bei uns aufzuräumen, da es in den Ställen der französischen Literatur, in denen gerade nicht immer holländische Reinlichkeit angetroffen wird, sicherlich ebenso viel oder noch mehr aufzuräumen gibt als bei uns. Dabei verkennen wir freilich keineswegs, daß Taillandier bei seinen Urtheilssprüchen über deutsche Literatur auch ein sehr bestimmtes nationales Ziel vor Augen hat, und wenn er auf den deutschen Sack schlägt, den französischen Maulesel meint. Wir verkennen endlich ganz und gar nicht, daß seine Aufsätze reich sind an solchen Gesichtspunkten, Ansichten und Leidenschaften, die er selbst „généreuses“ nennt, „généreuses“ in einer Bedeutung, für die wir leider im Deutschen keinen völlig entsprechenden Ausdruck haben.

In seiner neuesten Betrachtung über die productive Literatur Deutschlands behauptet er, daß der Zustand derselben das Chaos sei, ob ein fruchtbares oder zeugungsunkräftiges, könne man nicht wissen. Zwar die Wissenschaften ständen in Blüte, darunter auch die Geschichtswissenschaft, auf deren Gebiete die Mommsen, Sybel, Häusser soeben im Begriffe seien die, „école studieuse, subtile, intelligente, mais trop froide et trop diplomatique“ Leopold Ranke's zu entthronen: eine Versicherung, für die wir die Verantwortung natürlich dem Verfasser überlassen müssen. Aber das Leben und das tiefere Bewußtsein eines Landes habe, fährt er fort, verschiedene Arten sich zu offenbaren, und der lebhafteste und getreueste Ausdruck dieses Volksbewußtseins sei die eigentlich productive Literatur: Poesie, Roman, Drama; kurz alle jene Werke, die der Pedant geringschätze, deren Werth aber der Geschichtschreiber zu würdigen wisse, seien die Vertrauten des allgemeinen Bewußtseins und Gedankenlebens. Mit Recht scheint uns der Verfasser den Werth dieser productiven Literatur so hoch anzuschlagen. Unsere Literaturgeschichtschreiber thun ja im Grunde dasselbe, indem sie in ihren Werken vorzugsweise die Schöpfungen der Dichter zum Gegenstande ihrer historisch-pragmatischen Betrachtung und kritischen Analyse wählen, und es ist nicht viel mehr als eine pedantische Affectation, wenn sie über die Dichtungen der Gegenwart als bloße Mis- und Fehlgeburten in Bausch und Bogen ihr verdammendes Urtheil aussprechen oder gar dem lebenden Geschlecht verbieten wollen, zu dichten und zu schaffen. Will man z. B. behaupten, es dürfe keine Lyriker mehr in Deutschland geben, so sage man doch lieber, es solle mit dem deutschen Gemüth, das etwas anderes ist als die sogenannte deutsche „Gemüthlichkeit“, überhaupt ein Ende haben, denn solange es noch in Deutschland Gemüth gibt, und wir glauben, daß dieses nur mit dem deutschen Volke selbst aussterben wird, solange wird es auch Gemüthsdichter, d. h. Lyriker geben. Bedauern wir schon, daß im Volke selbst die Kraft der Phantasie und des Humors, Märchen und Schwänke und allerlei ergötzliche Schnurren zu erfinden, gänzlich ausgestorben zu sein scheint, so würde es noch viel trauriger aussehen, wenn es nicht noch unter den Höhergebildeten wenigstens Individuen gäbe, welche an frühern Schöpfungen ihre Phantasie so weit nähren und stärken, daß sie dadurch vermögend werden, selbst Werke der Einbildung zu schaffen und die Kraft der Imagination einigermaßen lebendig und continuirlich zu erhalten. Das Volk will seine Erzähler haben, die unmittelbar aus dem Leben der Gegenwart schöpfen oder es mit ältern Geschichten bekannt machen; daher bedürfen wir des Romans und besonders des Sittenromans, der auch in der That, recht benutzt, eine der vorzüglichsten Quellen der Culturgeschichte, wie für die mitlebende Generation eine der erglebigsten Quellen der Belehrung und Aufklärung über die Bedürfnisse und Zustände der Gegenwart ist. Die Wichtigkeit der Schaubühne, die allabendlich in Deutschland so und soviel Tausende in ihren Räumen versammelt sieht, braucht erst gar nicht bewiesen zu werden, selbst wenn nicht schon Schiller ihre Bedeutung als einer nationalen Bildungsanstalt festgestellt hätte. Es ist fast bedauerlich, daß man von Zeit zu Zeit immer wieder auf dieses Thema zurückkommen muß, da die Wissenschaft, deren Macht, Einfluß und hohe Bedeutung gewiß von uns in vollstem Maße erfaßt wird, in ihrer jetzigen exclusiven und häufig nur zu sehr dem Volksbedürfniß und Volksverständniß abgewandten Richtung nur zu geneigt scheint, die Bedeutung der productiven Literatur zu verkennen oder ganz in Abrede zu stellen. An Beispielen von Verirrung, Verflachung und Corruption sind zwar ihre Jahrbücher leider ungemein reich, aber sie gingen dann auch stets aus einem Allgemeinleiden der Zeit hervor, und auch der Wissenschaft hat es sicherlich nicht an verfehlten und schädlichen Richtungen gefehlt, an verderblichen Einflüssen, die sie bald empfing, bald ausübte. Und wäre es nicht eine Thorheit und Absurdität, wenn man die gelehrte Kunstgeschichte über die Kunst selbst, die gelehrte Literaturgeschichte über die sich fortentwickelnde Literatur stellen wollte?

Auf dem Gebiete dieser productiven oder schönwissenschaftlichen Literatur ist nun, nach St.-René's Versicherung, alles in Deutschland „confondu“; indeß sei es mehrmals vorgekommen, daß die Literatur in Deutschland in Verfall gerathen sei, um sich plötzlich wieder zu erneutem Leben aufzuschwingen, und es sei ein gutes Zeichen, daß Deutschland selbst es einsehe, wie viel der Zustand der literarischen Dinge zu wünschen übrig lasse, und daß es Anstrengungen mache, diesen Zustand zu verbessern. Zuvörderst wendet sich der Verfasser zur Lyrik und er versichert, daß, obschon es Lyriker in Ueberfluß gäbe, unter dem jüngern Nachwuchs doch keine würdigen Nachfolger Uhland's und Rückert's, Justinus Kerner's und Anastasius Grün's zu finden seien. Nur einer unter den während der letzten Jahre in Deutschland Aufgetauchten habe „quelques accens originaux“ vernehmen lassen, und dieser eine ist, man rathe wer? Ludwig Pfau, „esprit juvenile, imagination ardente“, kurz ein Dichter, „qui manie la langue poétique avec une dextérité singulière“. Ja, St.-René will einige Aehnlichkeit zwischen Ludwig Pfau und Alfred de Musset finden, bedauert jedoch, daß der Deutsche sein Talent an zu viele Nichtigkeiten verschwendet und sich zu vieler schwer zu tadelnder „juveniles incartades“ schuldig gemacht habe. Hermann Lingg, an dem er die Kraft des Stils und die Größe der Bilder rühmt, dagegen die Incohärenz der Empfindungen und Ideen tadelt, gehöre zu jener Gruppe von feiner und anmuthiger Bildung, in welcher Geibel, Paul Heyse und Bodenstedt glänzen, und es sei sehr zu bedauern, daß er seiner Phantasie nicht einen freiern kräftigern Flug gegeben, da es ihm vielleicht gelungen sein würde, in einen Verein talentvoller Männer, „qui semblent assez disposés à s'endormir“, irgendein neues Element einzuführen. Was Geibel betreffe, so sei diesem das deutsche Volk aufs allerfreundlichste entgegengekommen; seine Gedichte hätten 45 Auflagen erlebt, und es sei dies ein Erfolg, dessen sich äußerlich genommen vielleicht selbst Uhland kaum

rühmten Namen. Bei der neuen Sammlung seiner Gedichte habe er Gelegenheit gehabt, seine Schuld gegen das deutsche Volk gut zu machen; aber er fahre fort, sein Talent auf Kleinlichkeiten (frivolités) zu verwenden; nichts außer der Form drücke diesen Strophen ein Datum auf; sie könnten ebenso gut schon vor 100 Jahren geschrieben worden sein und von einem zierlichen und gewöhnlichen Poeten in einem Jahrhunderte wieder gereimt werden. Das ist doch wol nicht so ganz richtig; das in der neuen Sammlung Geibel's sich befindende Gedicht „Mythus vom Dampf" hätte z. B. vor 100 Jahren nicht gedichtet werden können und würde in 100 Jahren wenigstens nicht so gedichtet werden. Paul Heyse gegenüber bemerkt er: „Eine Erzählung des Boccaccio nehmen, sie verständig arrangiren und verbessern, in die Erzählung mancherlei psychologische Studien einweben, an Präcision und Anmuth mit der Prosa des italienischen Erzählers wetteifern, das kann wol ein prächtiges Stillexercitium sein, aber es ist nicht die Aufgabe und das Werk eines Schriftstellers, «qui se trouve placé avec trois ou quatre autres au premier rang de sa génération»." Friedrich Bodenstedt kommt im ganzen besser weg; nur fehle ihm, meint der Franzose, das Vertrauen zu sich selbst, um ein größeres Werk auszuführen. Wozu sich aber zu einem großen Werke quälen, wenn man Kleineres vielleicht besser machen kann und für größere epische Dichtungen in der That kein Publikum da zu sein scheint? Im allgemeinen aber ruft er den Münchenern zu: Liebt euer Jahrhundert, studirt es, lebt sein Leben, nehmt theil an seinen Schmerzen und Freuden u. s. w. Dann kommt St.-René auf Prutz' Gedichtsammlung „Aus der Heimat" zu sprechen, von der er sagt, sie sei das literarische Ereigniß während der letzten Monate des Jahres 1858 gewesen. Er nennt Prutz einen Kritiker „d'une véritable valeur, instruit, éloquent" u. s. w.; man habe von ihm Arbeiten reich an Untersuchungen und Ideen; auch in seinen Gedichten handhabe er die Sprache mit einer seltenen Geschicklichkeit, obschon sie im allgemeinen zu rhetorisch sei. Der Franzose drückt nun sein Erstaunen darüber aus, daß ein solcher Mann, ein Mann in reiferm Lebensalter, der seiner Nation immer ein hohes Ziel gesetzt, der in seinen literargeschichtlichen Arbeiten so viel Tüchtigkeit und ernste Studien offenbare, der den Beruf habe, der Jugend wenn nicht als Dichter, so doch als Publicist den Cultus des Vaterlandes, die Hingabe an die Menschheit und den Glauben an die göttlichen Dinge zu predigen, daß der sich jetzt hinsetze „à célébrer sur tous les tons l'exaltation de l'amour sensuel". Er fährt dann fort: „Wenn ein ernsthafter Mann solche Verse schreiben kann, wenn er sie von der Kritik mit Nachsicht und vom Publikum mit nicht allzu großem Erstaunen aufgenommen sieht, so ist dies nicht etwas blos Zufälliges, sondern es ist ein Symptom. Die Verse von Prutz bezeugen die Erstarrung der Geister. Ist es wirklich nur der Skandal, welcher heutzutage Werken der Poesie Aufmerksamkeit verschaffen kann? Was mich schmerzlich berührt, ist die Nachahmung einer gewissen pariser Literatur, und ist diese Nachahmung eine unfreiwillige, so ist das Uebel noch bedenklicher." Hiergegen hätten wir einiges zu bemerken. Einmal ist Prutz nicht der Mann, den Skandal mit Absicht und zu industriellen Zwecken zu betreiben, wie Heinrich Heine, der nicht müde wurde, einem seiner Freunde, wie wir von diesem selbst wissen, zuzurufen: „Skandal mußt du machen, wenn du gelesen sein willst!" Aber Prutz gestattet dem Dichter Indulgenzen, die er sonst keinem gestatten würde, weil er der Ansicht zu sein scheint, daß der Dichter Leidenschaften durchleben und die Sprache dieser durchlebten Leidenschaften reden müsse, selbst wenn diese mit der herkömmlichen bürgerlichen Moral nicht ganz im Einklang stehen sollten. Sodann hat die deutsche Kritik zu diesen „Nachtfeiern der Venus" nicht still geschwiegen, aber sie hat auch mit Recht die vielen schönen, zarten und reizenden Lieder, die sich in dem betreffenden Cyklus der Prutz'schen Gedichte befinden, bereitwillig anerkannt. Endlich bedarf es zur Verherrlichung der sinnlichen Liebe nicht der Nachahmung einer gewissen „pariser Literatur", denn die sinnliche Leidenschaft hat von alters her, bei Gottfried von Strasburg, wie später bei Günther, Bürger, Wieland, Heinse u. a., in der deutschen Poesie stets eine bedeutende Rolle gespielt, und nicht blos in der Kunst-, sondern auch in der Volkspoesie. Und so haben sich allerdings in Deutschland auch Beurtheiler gefunden, wie noch jüngst im „Bremer Sonntagsblatt", welche den betreffenden Prutz'schen Gedichten den Preis unter allen neuern ertheilten, weil in ihnen am muthigsten mit der Pruderie der Zeit gebrochen sei, während der Franzose geneigt ist, Moritz Hartmann's „Zeitlosen" unter den neuesten Producten der Lyrik am höchsten zu stellen. Was der poetischen Literatur im allgemeinen in Deutschland fehle, meint St.-René, sei weniger das Talent, als die gute Leitung des Talents. Die einen seien zaghaft und sängen nur mit halber Stimme; die andern, einer bloßen Laune fröhnend, vergäßen die Principien ihres ganzen Lebens. An einer andern Stelle bezeichnet St.-René den Hauptsitz des Leidens mit den Worten: „Sorglosigkeit der Meinung, Sorglosigkeit der Schriftsteller, das ist unglücklicherweise der Charakter, den ich bei jedem Schritte auf dem Gebiete der eigentlichen Literatur antreffe. Es scheint, als habe ein Bruch zwischen der deutschen Gesellschaft und den «écrivains d'imagination» stattgefunden. Die Literatur übt keine Wirkung mehr auf die Gesellschaft, die Gesellschaft keinen Einfluß mehr auf diejenigen, welche sie zu schildern sich das Ansehen geben. Daher gibt es für den Künstler keine Regel mehr, keine Warnung mehr für die Phantasie, die sich verirrt; die Literatur, ohne Princip, ohne Zügel, ist außer Rand und Band, und wenn einmal ein Werk voll guten Geistes auftaucht, so möchte man fast sagen, der Zufall habe es hervorgebracht."

Der Franzose kommt nun auf die Erzählungsliteratur und besonders auf die Dorfnovellistik zu sprechen, wobei er den Satz aufstellt, jetzt sei die Bourgeoisie alles oder vielmehr es gebe keine Kasten mehr, der tiers-état sei zur Nation geworden und das Leben dieser Nation müsse man schildern. Indeß möchten wir die Bourgeoisie, deren bedeutsame Stellung und löbliche Eigenschaften wir keineswegs verkennen, doch vor Selbstüberhebung warnen, da die Geschichte ein besonderes Gelüst zu haben scheint, den Hochmuth der Generation von heute an der vielleicht minder schuldigen Generation von morgen zu strafen. Sternberg, Gutzkow, Paul Heyse, Moritz Hartmann als Verfasser der „Erzählungen eines Unsteten", Heribert Rau, Gerstäcker u. a. werden kurz erwähnt, und der Novelle „Deutsche Liebe" wird Steub's Roman „Deutsche Träume" gegenübergestellt. Steub's Roman sei, sagt er, ein pikantes originales Werk, nicht immer so gelungen, wie man wol wünschte, aber von kühnem Wurf. St.-René rühmt darin besonders die „tableaux excellens, où se déploie la verve humoristique du conteur". Nur fehle die Einheit; den närrischen Scenen gesellten sich Scenen von ganz entgegengesetztem Ton und der Leser wisse nicht, ob es sich hier um eine satirische Allegorie oder eine Tragödie handle. Um so Lachen und Weinen zu mischen, bedürfe es einer größern Kunst. Doch das schade nichts; es fänden sich in dem Buche doch Ideen, Kühnheit, ein hohes Bewußtsein der Pflichten eines Schriftstellers, das Verlangen, die Menge zu erregen, statt zu resigniren und blos für das Vergnügen der Müßigen zu sorgen.

Auf die Bühnenpoesie übergehend behauptet der Verfasser, dem auf diesem Gebiete doch wol die genügende Umschau fehlt, daß sie sich noch unfruchtbarer zeige als der Roman. Seit dem „Fechter von Ravenna" sei kein bedeutendes Stück auf der Scene erschienen; Brachvogel's „Adalbert von Babenberge" zeige gegen desselben „Narciß" einen bemerkenswerthen Fortschritt, aber einen Nebenbuhler Friedrich Halm's, einen Regenerator der deutschen Bühne dürfe man in Brachvogel nicht erblicken. Ueber die Resultate des münchener Preisausschreibens äußert er sich ziemlich sarkastisch, und er schließt diese Betrachtung mit den Worten: „Es ist nicht genug, die Dichter ins Feld zu rufen und zu klassificiren, man muß ihnen Rathschläge ertheilen. Und der erste Rath, der ihnen zu geben wäre, ist der: Wurzelt in euerer Zeit! Die wahren Dichter sind Vertraute und Tröster.

Mögt ihr nun die Gesellschaft unserer Tage schildern oder mögt ihr vergangene Ereignisse in Scene setzen, niemals dürft ihr vergessen, daß es die Menschen des 19. Jahrhunderts sind, zu denen ihr sprecht. Warum haben die Herren von Schack, Geibel und Sybel, statt diesen minutiösen statistischen Rechenschaftsbericht über die von den Preisbewerbern behandelten Gegenstände zu geben, nicht die diese Dichtungen kennzeichnenden Geisteseigenschaften charakterisirt? Warum sagten sie nicht: unter dieser Legion von 113 Schriftstellern haben 35 frivolen Tendenzen, 25 abstracten Prätentionen gehuldigt; 15 derselben muß man den Pedanten, 15 andere den Dilettanten beizählen; 2 oder 3 sind selbstsüchtige Träumer, Kunsthandwerker, welche in die Form vernarrt sind und von ihrer Zeit nichts wissen."

Der Verfasser wendet sich hierauf, nachdem er an den Hainbund erinnert, der auch dem Germanismus gehuldigt, zu der „Gesellschaft der Junggermanen", auf die er das Wort anwendet: die Hölle sei mit guten Vorsätzen gepflastert, zu der literarischen Satire, z. B. zu dem Reimwerk „Die Höllenfahrt von Heinrich Heine", endlich zu den Kritikern, welche in erster Person oder auch „par entremise de leurs lieutenans" den Anspruch darauf erheben, die fortlaufende Bewegung der deutschen Literatur zu beurtheilen und zu controliren. Als die drei hauptsächlichsten nennt er mich selbst, Kühne und Prutz; es fragt sich nur, ob auch das deutsche Publikum dieses Triumvirat als das ausschlaggebende anerkennt. In der Hauptsache wirft er uns allen dreien vor, daß wir nicht scharf genug zu Werke gingen und zu viele unbedeutende Erscheinungen in den Kreis unserer Kritik zögen. Was mich selbst betrifft, so stellt St.-René mich, wie ich im Jahre 1839 war, mir, wie ich im Jahre 1859 bin, gewissermaßen als Muster gegenüber, indem er mein damals erschienenes Buch über deutsche Literatur mit einem Lobe auszeichnet, das mir um so überraschender und begreiflicherweise auch um so erfreulicher sein muß, da ich selbst das Buch fast vergessen, wenigstens seit etwa 15 Jahren nicht mehr in der Hand gehabt habe. St.-René vermißt jetzt an mir die Energie, mit der ich damals in der Literatur aufzuräumen und ihre Gebrechen zu kennzeichnen gesucht habe. Er fragt, ob dies die Folge von Entmuthigung und Ennui sei? eines Mangels an Principien oder an Freiheit? Sind das aber keine Principien, wenn man, wie wir dies doch zu thun glauben, den Interessen der Humanität wie denen des vaterländischen Geistes das Wort redet und gegen den „esprit de frivolité, frivolité légère ou frivolité pedantesque" noch wie früher ankämpft? Sind das nicht Principien, wenn man — und hierdurch glauben wir mit St.-René Taillandier auf demselben Boden zu stehen — einerseits die Gefahren eines die Gesellschaft monopolisirenden geistvernichtenden Materialismus, andererseits die Gefahren eines unpraktischen trügerischen Idealismus oder vielmehr Utopismus nach Kräften bekämpft? Wir glauben nicht, wirklich schlechte und unedle Gesinnung und verwerfliche Frivolitäten jemals durchgelassen, vielmehr im wesentlichen Lessing's Grundsatz befolgt zu haben: „Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd und mit Zweifeln bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler, und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher." Wenn wir dessenungeachtet hier und da zu gelinde gewesen sein mögen, wo wir bei mangelndem Talent wenigstens guten Willen und ehrliche Gesinnung erkannten, so schreibe dies St.-René unserm Wunsche zu, wenigstens für unsern Theil die Gesetze und Formen der Urbanität zu beobachten, welche, wie jedermann bekannt, in Deutschland leider nur zu oft gröblich verletzt werden. Indeß hat sich in dieser Hinsicht seit 20 Jahren im Zustande der Journalistik manches gebessert (obschon sich auch freilich wieder andere Mängel eingeschlichen haben), und wenn es auch jetzt noch keineswegs an Brutalitäten und raffinirten Bosheiten fehlt, die demjenigen, der sie ausübt, mehr zur Schmach gereichen als demjenigen, gegen den sie verübt werden, so wimmelt es doch in der deutschen Journalistik nicht mehr so wie damals von literarischen Buschkleppern, vor deren Ueberfällen und persönlichen Angriffen ein der Oeffentlichkeit angehörendes Individuum während der Heine-Periode keinen Tag sicher war; es hausen noch einige alte Drachen in diesem Sumpfe; aber es wimmelt darin nicht mehr wie 1839 von Tausenden von giftigen Insekten und Stechfliegen. Was versteht endlich St.-René unter der „manque de liberté"? Wir sind vollkommen ungehindert in unserm Urtheil, und wir fügen uns mit Vergnügen und Bewußtsein der von St.-René wie es scheint verkannten oder geringgeschätzten Tendenz d. Bl., über die deutsche Literatur der Gegenwart in möglichst vollständiger Weise Buch zu führen, wie dies von keinem andern deutschen Blatte geschieht. Auch unserm französischen Collegen würden wir aus seinen eigenen Aufsätzen nachweisen können, daß es nicht immer gerade die bedeutendsten Erscheinungen waren, denen er seine Aufmerksamkeit gewidmet, an die er sein Lob verschwendet hat. Wir achten ihn übrigens zu sehr, um nicht diese Gelegenheit zu ergreifen, uns mit ihm über die uns leitenden Grundsätze zu verständigen, wie hiermit geschehen ist.

Nachdem St.-René auch Julian Schmidt vorgeworfen, daß er, dessen eigentliches Feld die „critique militante" sei, sich von der literarischen Debatte zurückgezogen habe, nennt er als die Ursachen der Confusion, in welcher sich die literarischen Dinge in Deutschland befänden, folgende: Bruch zwischen dem „public sérieux" und der „littérature d'imagination", Dilettantismus der Schriftsteller, oberflächliche Leichtigkeit, Gewohnheit ohne Glaube und Liebe zu schaffen, banale Geschwätzigkeit oder schweigendes Grollen der Kritik. Die Schuld auf den politischen Zustand Deutschlands zu werfen sei nichtige Ausflucht; jedes Volk sei verantwortlich für die Literatur, die es hat, der es sich füge. Er versichert, daß es nicht eine „intention dénigrante" sei, die ihm diese Blätter dictirt habe, im Gegentheil, seine Strenge sei ein Beweis seiner Sympathie; und er schließt mit den Worten: „Wenn die Völker im 19. Jahrhundert noch durch politische Fragen getrennt sind, muß die Literatur sie vereinigen; die von dem Dichter verherrlichte heilige Allianz hat vorzugsweise die Vertreter des Gedankens zu Ministern. Von den Völkern, welche diese große liberale Genossenschaft bilden, hat jedes das Recht, seinen Nachbar zu fragen: schläfst du? wachst du? denn jedes von ihnen trachtet, durch das Studium der fremden Literaturen sich zu ergänzen, und wenn es sich in seiner Hoffnung getäuscht sieht, ist die Verwarnung, welche es formulirt, nicht ein feindliches, es ist der Ruf der Schildwacht im Schose der Nacht." Man hört diese Worte um so lieber in einem Augenblicke, wo beide Völker gegeneinander rüsten, nachdem sie eben in einem so lebhaften Austausch der Ideen und beiderseitigen Vorzüge begriffen waren. Haben wir selbst doch den Franzosen die Kriegsmittel geliefert, womit sie uns bekämpfen oder zu bekämpfen drohen: die Buchdruckerkunst für ihre Zeitungsartikel und das Schießpulver für ihre Kanonen.

H. M.

Notiz.

Christian Friderich Wurm.

Einem Manne von einer gerade in Deutschland noch immer seltenen Tüchtigkeit, insofern diese darin besteht, die Wissenschaft im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt und des Vaterlandes praktisch zu verwerthen, dem in Hamburg verstorbenen Professor Wurm wurde in einer kleinen Schrift: „Dem Andenken Christian Friderich Wurm's, Professors der Geschichte am akademischen Gymnasium in Hamburg" (Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke, 1859), ein literarisches Denkmal gesetzt, welches mit einem Vorwort von H. Schleiden, datirt Hamburg 15. Februar 1859, versehen ist. In diesem Vorworte ist namentlich die „ungezählte Reihe von Thaten" hervorgehoben, „in denen sich seine uneigennützige, selbstverleugnende Güte, sein echt menschliches Wohlwollen, seine nie ermüdende Bereitwilligkeit, andern zu helfen und zu dienen, offenbarte". Gegen seine Freunde, versichert der Vorredner, sei Wurm über seine Verhältnisse großmüthig

leben gewesen und seine höchste Freude sei gewesen andern zu itzen, „durch Wort, durch Schrift, durch tagelanges, wochenges Arbeiten“. Dem Vorworte folgen biographische Notizen, oraus wir unter anderm entnehmen, daß Wurm im Jahre 1825 ie Lehrerstelle in der Anstalt des Dr. Charles Mayo in Epm (Grafschaft Surrey) bekleidete, sehr bald aber nach London ng, wo er im Winter 1826/27 Vorlesungen über die deutsche teratur an der Royal Institution hielt und sich bis Ende 27 mit Arbeiten für englische Journale beschäftigte. Diesem ifenthalte in England und dieser Beschäftigung verdankte es urm, daß er das Englische wie seine Muttersprache redete d schrieb; überhaupt besaß er das Talent, leicht jede Sprache, ;en er gerade zu seinen Studien bedurfte, ohne Lehrer zu ler. Von 1828—30 redigirte er nacheinander die in Ham;g begründeten englischen Zeitschriften „The gleaner“ und he Hamburg reporter“ und im Jahre 1830 einigte er sich : Hoftrup über die Gründung einer neuen deutschen Zeitschrift, „Kritischen Blätter der Börsenhalle“, die er von nun an Ende 1834, wo sie mit den „Literarischen Blättern der ;senhalle“ verbunden wurde, redigirte. Diese später von der örsenhalle“ ganz getrennte Zeitschrift ist bekanntlich erst mit n letzten März d. J. eingegangen. Aus seinen letzten Lestagen erwähnen wir noch, daß er im Juni 1858 einer Aufderung des Parlaments von England Folge leistete, um dort einem Ausschuß desselben als Sachverständiger in Betreff des ider Zolls sich vernehmen zu lassen. Von London krank zugekehrt, suchte er in der Wasserheilanstalt in Reinbeck Gene;, doch ohne Erfolg; er entschlief sanft am 2. Februar 1859. sen biographischen Notizen folgen ein Verzeichniß der sämmt:n im Druck veröffentlichten Arbeiten Wurm's, die vom PaGeffcken gehaltene Grabrede und „Worte zum Gedächtniß s Collegen“, gesprochen von Chr. Petersen, woraus hervorheben, daß dem Verstorbenen der Sinn für Abstraction Idealismus gänzlich gefehlt habe, weshalb er nie dem Plato hmack abgewinnen konnte, obgleich er mit der „Politik“ des iteles ebenso befreundet als vertraut gewesen; ferner daß :m, „wenn auch sonst seine Herbigkeit mitunter verletzte, im se seiner Collegen meistens ein versöhnendes Element war“. Schluß des Schriftchens bilden ein kurzer „Nachruf“, von Rießer im Wissenschaftlichen Verein gesprochen, und der uck eines in der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ entn gewesenen Nachrufs an Wurm. Seine literarischen Arn sind, wie aus dem hier mitgetheilten, noch von ihm selbst fertigten Verzeichniß derselben hervorgeht, ungemein zahlreich; bestehen sie meist nur in kleinern Schriften, Denkschriften Journalaufsätzen; seine Richtung auf das Praktische ließ ihn immer auf die nächste bedeutende vaterländische Tagesfrage n, sodaß er nicht Zeit und Muße zur Ausarbeitung eines :ren Werks gewann. Das Verzeichniß theilt sich in die Rubri- 1) „Erziehung, Unterricht, classisches Alterthum“; 2) „Verigspolitik; deutsches Staats- und Bundesrecht“; 3) „Hanolitik“, 4) „Völkerrecht und nationale Politik“; 5) „Zur jen Frage“; 6) „Zur schleswig-holsteinischen Frage“; Vermischte Arbeiten“; 8) „Hanseatisches, Hamburgisches“. der sechsten Rubrik befindet sich auch die 1850 zu London ckte Staatsschrift: „A letter to Viscount Palmerston, erning the question of Schleswig Holstein“ (mit der Unrift: Germanicus Vindex), welche anfangs von verschieSeiten dem damaligen preußischen Gesandten, Ritter Bunugeschrieben wurde. H. M.

Bibliographie.

Badewitz, K., Die drei Friederiche. Deutsche Größe in und Mannen. Zwei Sendschreiben an das deutsche Volk. ich eine Erinnerung im Jubeljahre Friedrichs von Schiller. :, Ehle. Gr. 8. 10 Ngr.

Boeckh's, A., Gesammelte kleine Schriften. 2ter Band. — A. u. d. T.: Reden, gehalten auf der Universität und in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Herausgegeben von F. Ascherson. Leipzig, Teubner. Gr. 16. 3 Thlr.

Brandes, H. K., Ausflug nach Schweden im Sommer 1858. Mit einer Uebersichts-Karte von Stockholm. Lemgo, Meyer. Gr. 8. 20 Ngr.

Edgar, F., Der Findling von Koburg. Bilder aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges und der Kolonisirung Amerikas. Koburg, Riemann jun. 8. 7½ Ngr.

Genthe, F. W., Friedrich Taubmann als Mensch und Gelehrter. Eine Vorlesung. Leipzig, Gräbner. Gr. 8. 6 Ngr.

Hackländer, F. W., Krieg und Frieden. Erzählungen und Bilder. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Helvetia. Musen-Almanach auf das Jahr 1859. Herausgegeben vom schweizerischen literarischen Vereine. Glarus. Gr. 8. 28 Ngr.

Hildebrandt, J., Philipp Melanchthon. Sein Leben und Wirken, für die Gebildeten aller Stände auf Veranlassung der 300jährigen Wiederkehr seines Todestages dargestellt. Stettin, Graßmann. 8. 10 Ngr.

Horsell, W., Der Vegetarianer auf allen Punkten bewaffnet. Eine Erklärung seiner Theorie; eine Darlegung seiner Hauptbeweise und eine Beantwortung principieller Einwürfe. Aus dem Englischen frei übersetzt von E. W. Neustadt O./S. 8. 5 Ngr.

Humboldt's, W. v., Briefe an F. G. Welcker, herausgegeben von R. Haym. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 28 Ngr.

Löwenthal, E., Lyrische und dramatische Dichtungen. Ellwangen, Heß. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Müller, O., Der Selbstmord. Eine psychiatrische Skizze. Harburg, Elkan. Gr. 8. 20 Ngr.

Perschmann, T., Der Entwickelungsgang Schiller's in den Jahren 1785—1795. Ein Beitrag zur 100jährigen Geburtstagsfeier des Dichters. Nordhausen, Haacke. Gr. 8. 5 Ngr.

Sederholm, K., Der geistige Kosmos. Eine Weltanschauung der Versöhnung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 3 Thlr.

Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. 8ter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Beseler, W., Die Verfassungsfrage in der Holsteinischen Ständeversammlung. Zur Schleswig-Holsteinischen Sache im März 1859. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bitte exkommunizirter Laien in Schwaben und Franken und fünf exkommunizirter katholischer Priester der Diözese Augsburg an die hohe Kammer der Abgeordneten in Bayern, Schutz gegen Verfolgung und religiöse Freiheit betreffend. Augsburg. Gr. 8. 6 Ngr.

Böhm, C. J. T., Die Zeichen der Zeit und die Wiederkunft unseres Herrn Jesu Christi. Berlin, Uthemann. Gr. 8. 6 Ngr.

James, J. A., Ueber die große Erweckung in Amerika. Ein Vortrag. Hamburg, Oncken. 16. 1½ Ngr.

Müller, M., Der neue große Bauernkrieg oder ein Fingerzeig zu seiner Abwehr. Allen Bauernfreunden gewidmet. Dresden, Schäfer. Gr. 8. 2 Ngr.

Po und Rhein. Berlin, Besser. 8. 10 Ngr.

Preußen im Congreß. Vom Verfasser der Flugschrift: „Kaiser Napoleon III. und Preußen.“ Berlin. Gr. 8. 5 Ngr.

Preussen und Deutschland. Sechs Aufsätze aus der Frankfurter Handelszeitung. Frankfurt a. M., Auffarth. Lex.-8. 7½ Ngr.

Warnung vor der Civil-Ehe. April 1859. Berlin, Heinicke. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 19. Mai 1859.

Inhalt: Zur Geschichte der europäischen Höfe. Von Friedrich Voigts. — Deutsche Pädagogen. — Reiseliteratur. — Notiz. (Wilhelm Hauff und Johann Christian Günther.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte der europäischen Höfe.

Jene Zeit liegt noch nicht eben weit hinter uns, wo man glaubte, mit den Zeitungsnachrichten vom Umzuge des Landesfürsten aus dem Sommer- ins Winterpalais, von Ernennung einiger Kammerherren und Stallmeister sei die Geschichte eines Landes gegeben. Wenn gar noch sonstiger Affairen, etwa eines Maskenballs oder einer glänzenden Jagdpartie gedacht wurde, so blieb dem Volk eigentlich nichts zu wünschen übrig und nur einzelne wußten dergleichen geschickt als Scala für den Stand der Dinge zu benutzen. Außerdem aber fanden und finden sich immer Personen, deren Neigung oder Abneigung sie zum Aufzeichnen von Anekdoten, von besondern oft geheim gehaltenen Vorfällen, zum Porträtiren von Persönlichkeiten anreizte, und wie damit nicht selten Aufklärungen über staatliche Ereignisse gegeben werden, so sind sie auch vorzugsweise geeignet, die Höhe oder Tiefe des Cultur- und Sittenstandes eines ganzen Volks, einer ganzen Zeit zu bemessen, denn in dieser Beziehung entwickelt der allgemeine Nachahmungstrieb eine große Thätigkeit um so mehr, als es manchmal so leicht nicht sein mag, sich dem von oben gegebenen Impuls zu entziehen. Ebendeswegen wird auch nach Zeit und Umständen ein solcher Impuls absichtlich gegeben, um irgendeinen für nothwendig erachteten Zweck zu erreichen. Der Impuls drückt und wirkt dann um so gewaltsamer, je mehr dabei die organische Gemeinsamkeit von Rechten und Pflichten aus dem Auge gesetzt wird, wo also das an sich richtige „der Staat bin ich" lediglich in dem Sinne gehandhabt wird, daß oben nur Rechte, unten nur Pflichten sein sollen. Starres Festhalten an dieser Unmöglichkeit hat selbst im Orient, von woher sie den Weg ins Abendland frühzeitig zu finden wußte, fort und fort Revolutionen entwickelt, von denen bekanntlich ganz Europa zu erzählen weiß, wären es auch nur Palastrevolutionen gewesen. Auch von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet haben jene Aufzeichnungen ihren unverkennbaren Werth: sie sind selbst in ihrer meist aphoristischen Form immerhin Lehrbücher, die, wenn auch nur von wenigen studirt, doch nicht so ganz ohne Einfluß bleiben auf die Geschicke der Regierenden, der Länder, der Völker.

In neuerer Zeit haben Schriftsteller Bedacht darauf genommen, dergleichen zerstreute Hofgeschichten eines und desselben Landes zusammenzustellen und meistens umfaßt ihre Arbeit einen bestimmten Zeitabschnitt. Verhältnißmäßig ist das zerklüftete Deutschland arm an dergleichen zerstreuten Geschichten, und so mag Vehse, wie wenig es ihm auch gelungen ist, von oben herab Anerkennung für seinen Fleiß zu erwerben, sich es im stillen zu besonderm Verdienst anrechnen, in erster Reihe derjenigen zu stehen, welche das von den einzelnen Höfen Erreichbare zu einem Lebensbilde zusammengefaßt haben. Sehr rasch ist ihm eine ansehnliche Reihe von ähnlichen Werken über andere Höfe gefolgt, was immerhin darauf hindeuten mag, daß sie als Nothwendigkeit anzusprechen sind. Wieviel daran auch das allgemeine Erbtheil der Neugier theilhaben mag, so kann und darf doch nicht verkannt werden, daß wir Menschen ein aus weiter Ferne Herableuchtendes im äußersten Falle sogar anbeten; ehren und wahrhaft lieben aber nur dann, wenn wir es erkannt haben als ein Verwandtes, und in diesem Falle sieht das Auge sogar gern über manches hinweg, was da bezeugt, daß das Verwandte eben auch bei dem allgemeinen Erbtheil alles Menschlichen nicht leer ausging.

Zählen wir nunmehr die uns vorliegenden Werke hier auf, so muß vorangeschickt werden, daß wenn mehrere derselben nicht schon früher in d. Bl. angezeigt wurden, solches lediglich unterblieb, weil die einzelnen Bände derselben nur in weiten Zwischenräumen erschienen, zum Theil auch gegenwärtig noch nicht ganz vollständig vorliegen, und es immer mislich bleibt, über ein noch nicht abgeschlossenes Werk, zumal wenn es geschichtliche Tendenz hat, mit einiger Entschiedenheit ein Wort zu sagen. Der Verfasser hat allerdings die Absicht, Geschehenes darzustellen, dasselbe aus dem Charakter der Persönlichkeiten und der Zeitumstände zu entwickeln und zu begründen; allein er gibt dabei mehr oder weniger seine eigene Individualität, seine Ansichten, seine Tendenzen nicht auf, und diese können nur in ihrem Vollgehalte erkannt und gewürdigt werden, wenn er das letzte Wort gesprochen hat.

Möge dies als Einleitung betrachtet werden für die nähere Ansicht folgender Werke:

1. Der versailler Hof vom Anfange des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts von Magnus Jakob von Crusenstolpe. Deutsche Originalausgabe. Sechs Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1855—57. 8. 7 Thlr. 15 Ngr.
2. Der russische Hof von Peter I. bis auf Nikolaus I. und einer Einleitung: Rußland vor Peter dem Ersten. Von Magnus Jakob von Crusenstolpe. Deutsche Originalausgabe. Erster bis sechster Band. — Fortgesetzt von E. Volckhausen. Siebenter Band. A. u. d. T.: Nikolaus I. Die polnische Revolution. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1855—58. 8. Jeder Band 1 Thlr. 7½ Ngr.
3. Russische Hofgeschichten. Neue Folge: Von Katharina II. bis Nikolaus I. Von H. E. R. Belani. Drei Bände. Leipzig, E. L. Fritzsche. 1857. 8. 4 Thlr.
4. Memoiren der Fürstin Daschkow. Zur Geschichte der Kaiserin Katharina II. Nebst Einleitung von Alexander Herzen. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1857. 8. 3 Thlr.
5. Ein russischer Staatsmann. Des Grafen Jakob Johann Sievers Denkwürdigkeiten zur Geschichte Rußlands. Von Karl Ludwig Blum. Vier Bände. Mit 19 Bildnissen. Leipzig, Winter. 1857—58. Gr. 8. 11 Thlr. 6 Ngr.
6. Russische Familienchronik von S. T. Aksakoff. Aus dem Russischen übersetzt von Sergius Raczynski. Zwei Theile. Leipzig, Engelmann. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
7. Geschichte des dänischen Hofs von Christian II. bis Friedrich VII. Von Eduard Maria Oettinger. Erster bis siebenter Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1857—58. 8. 7 Thlr. 15 Ngr.
8. Aus dem Hofleben Maria Theresia's. Nach den Memoiren des Fürsten Joseph Khevenhüller von Adam Wolf. Wien, Gerold's Sohn. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Uebersehen wir die Reihe der hier genannten Werke, so drängt sich namentlich bei den unter Nr. 1—3 aufgeführten fast unwillkürlich die Frage nach ihrem historischen Werth auf. Offenbar besteht ihre Grundlage aus der nicht unbeträchtlichen Zahl von Memoiren und Anekdotensammlungen, welche Frankreich und Rußland seit etwa der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufzuzählen haben, und wenn nicht alle, so doch die Mehrzahl dienten Zwecken persönlicher Natur im Guten wie im Schlimmen. Indessen kann hier eine entscheidende Antwort auf diese Frage nicht versucht, vielmehr im allgemeinen und namentlich im Hinblick auf das größere Lesepublikum nur angedeutet werden, daß sie gar wohl als Handhaben zu benutzen sind, wo es dem Strebsamen darauf ankommt, einem und dem andern Gegenstande nähern Antheil im Studium seiner Quellen zuzuwenden; daß sie daher eine bedeutende Stufe höher stehen, als die Zwittergeburten historischer Romane, denen vor nicht gar langer Zeit noch ein ansehnlicher, zu den gebildeten Lesern gehörender Kreis, bestochen durch ansprechende Zeichnung von Situationen und Charakteren, eine Art Köhlerglauben zuwandte.

Der unsterbliche Köhlerglaube hat gegenwärtig eine andere Richtung genommen, auf welcher wir ihn nicht zu begleiten haben, indem wir Crusenstolpe's Werken über den französischen und russischen Hof einige nähere Betrachtungen zuwenden. Daß eben diese beiden Höfe für den Schweden eine besondere Anziehungskraft hatten, bedarf kaum näherer Erörterung, zunächst in Bezug auf den schwedischen Nachbar Rußland, und wie seit Ludwig XIV. Frankreich kaum irgendein Land in Europa mit seinem Einfluß verschonte, so konnte auch Schweden schon vom Dreißigjährigen Kriege her sich der französischen Politik und Hofluft nicht erwehren; es fand sich in unserm Jahrhundert sogar gemüßigt, einen Franzosen auf den Thron zu berufen. Die Betrachtung der oben unter Nr. 1 und 2 nachgewiesenen beiden Werke führt außerdem noch fast unwillkürlich zu Vergleichungen über die Mittel und Wege, wie im Osten und Westen Europas eine unbeschränkte Herrschaft über zwei Nationen erstrebt wurde, von denen die französische schon eine zum Theil leuchtende Geschichte und mit derselben eine Stufe der Cultur erreicht hatte, die ihr eine nicht selten entscheidende Stimme auf dem Schauplatze der Politik, der Kunst und Wissenschaft sicherte, während der Osten noch auf den ersten Schimmer ihrer Morgenröthe zu warten hatte. „Der Staat bin ich!" sagte Ludwig XIV. mit dem graziösesten Anstande der Majestät, und wenn Peter I. nicht dasselbe sagte, so prägte doch mindestens sein Rohrstock es einem jeden, der etwa daran zu zweifeln Miene machte, fühlbar genug ein. Das ist, genau betrachtet, der wesentlichste Unterschied in den Wegen zu einem und demselben Ziele. Frankreich wurde damit der Revolution in die Eisenarme geschleudert, welche die Bourbons und Orleans zerdrückt haben, und Rußland — hat sich immer weiter ausgedehnt.

Diese und ähnliche Betrachtungen boten jedoch wol schwerlich die Grundlage für Crusenstolpe's Arbeit, oder wir müßten dann in einem wie dem andern irgendeinen pragmatischen Organismus entwickelt sehen, der jedoch nicht eigentlich aufzufinden ist. Historische Werke, und als solche wollen die vorliegenden angesehen sein, pflegt ihr Verfasser durch ein Vorwort einzuleiten, um dem Leser den Standpunkt zu bezeichnen, von welchem aus für das Gebäude die rechte Ansicht eröffnet werden soll. Schlichte Chroniken oder Annalen bedürfen keiner Darlegung ihrer Grundidee, keiner Anzeige und Rechtfertigung irgendeiner Tendenz: sie geben sich einfach als für sich selbst sprechendes Material, als Hülfsmittel für jeden, der desselben bedarf. Seit wir jedoch eine Kunst der Geschichtschreibung haben, will und muß der Historiker mehr leisten als dürres Aneinanderreihen von Thatsachen, die so, wie sie gegeben sind, kaum mehr miteinander gemein haben, als den todten Faden des Buchbinders.

Bei den vorliegenden deutschen Originalausgaben, bei denen wir voraussetzen, daß sie ihren schwedischen Schwestern gleich seien, ist kein Vorwort, keine Einleitung, kein Inhaltsverzeichniß mitgegeben: nur die Titel geben Ort und Zeit an, wo und in welcher man heimisch werden soll. Nach diesen Titeln handelt es sich lediglich um den versailler und den Hof zu Petersburg. Nur dem letztern ist als „Einleitung" ein Zeitabschnitt vor Peter I. vorangestellt, und eine solche Einleitung konnte auch dem erstern füglich gegeben werden, um dann mit etwa 1680 die Schöpfung Ludwig's XIV. vorzuführen. Das ist nicht geschehen, vielmehr beginnt das Buch ohne weiteres schon mit dem 5. Jahrhundert, wo Chlodwig, der erste christliche König der Gallier, den Reigen der Unthaten eröffnet, dem wir bis S. 350 des ersten Bandes folgen

müssen, damit wir sehen, was der Verfasser aus einem Geschichtsmaterial von zwölf Jahrhunderten herauszuheben wußte. Verweilen wir einige Augenblicke bei dem versailler Hof!

Es ist gewiß nicht die Absicht des Verfassers gewesen, für Ludwig XIV. und seine nächsten Nachfolger irgendeine Rechtfertigung oder auch nur Entschuldigung daraus herleiten zu wollen, daß sie aus einem unabsehbaren Modergrunde üppig emporwucherten: vielmehr sollen die Anekdoten, denen wir durch jene lange Zeit folgen mußten, wol nur daran erinnern, daß dem Verfasser die Nothwendigkeit eines gewissen Organismus doch vorschwebte, als er sich zum Niederschreiben der Hofgeschichten entschloß. Sind jedoch dergleichen Anekdoten nur nach einer einzigen Richtung hin ausgesucht und aneinander gereiht, so fragt man sogleich nach dem Gegensatze, der Kehrseite. Wenn wir daher kaum irgendeinem rechtlichen Menschen begegnen, vielmehr fort und fort von einem Skandal in den andern gezogen werden, so befällt uns wenn nicht Apathie, doch Gleichgültigkeit; wir fühlen uns gelangweilt, und von da bis zum Widerwillen ist nur ein kurzer Schritt. Der Mann, welcher aus einem Guckkasten seinen Lebensunterhalt zieht, zeigt wol eine Schlacht, eine brennende Stadt, eine Mordthat: er schiebt aber doch freundliche Bilder dazwischen, denn dergleichen gibt es doch auch in der Welt, und wird gern gesehen. Vielleicht weiß er auch, daß solche Gegensätze einander heben und verstärken. Billig sollte auch der Verfasser diese Waffe benutzt haben.

Der Vergleich mit dem Guckkasten ist dem Verfasser wol nicht angenehm, er liegt jedoch sehr nahe, theils durch das Aneinanderschieben einzelner Anekdotenbilder, theils weil dem größern Publikum jedes Hofleben überhaupt nicht viel anders erscheinen kann als ein Guckkastenbild. Möge es den Verfasser besänftigen, wenn wir sagen, es könne ihm darum zu thun gewesen sein, doch auch einmal die historische Thatsache zur Anschauung zu bringen, daß eine von den Umständen begünstigte Macht selten nur zurückscheut vor den Mitteln, sie zu erhalten und zu erweitern; daß sie für diesen Zweck oft genug mit Creaturen sich umgeben muß, die im Grunde nichts anderes wollen, als sich selbst möglichst hoch stellen, sich bereichern, mindestens vom Leben so viel genießen, als es nur bieten will. Da ist es denn so weit eben nicht bis zur äußersten Grenze der Unsittlichkeit und einer Roheit, die trotz des blendenden Glanzes schlimmer ist, als die eines gemeinen Verbrechers, der seine Verwilderung mit dem Leben bezahlen muß, um, wie gesagt wird, die Gesellschaft zu versöhnen.

Es mag wol kaum irgendeinen Hof geben, der rein von Blut und Sittenlosigkeit geblieben wäre, wenigstens hat die Geschichte dergleichen stets als seltene Ausnahme hervorzuheben, und der französische Hof zählt nicht in der Reihe solcher Ausnahmen. Leistete ihm doch auch die Kirche hülfreiche Hand! Die Bartholomäusnacht, die Dragonaden zur größern Ehre Gottes wissen davon zu erzählen und mögen den Noyaden und andern Greueln der ersten französischen Revolution als verlaßliches Musterbild vorgeschwebt haben. Kehren wir aber zurück zu dem versailler Hof. Ludwig XIV. verstand es, ihn mit einem Glanze zu umgeben, wie er bis dahin nicht gesehen war. Er bedurfte dazu der Künste, und er wußte sie zu benutzen; er bedurfte geschickter Federn, und sie standen ihm zu Gebote; er bedurfte für den Staat, der er selbst sein wollte, sowie den Nachbarn gegenüber diplomatischer Präponderanz und des Waffenglücks, und sie blieben ihm nicht versagt. Seine Zeitgenossen nannten ihn „den Großen", und er hätte „der Glückliche" sein und heißen können, wenn es selbst einem Könige nicht schwer würde, das Glück zu tragen. Die Frauen waren stärker und die Maintenon klüger als er. Der blasirte Lüstling ward fromm wie ein altes Weib und hinterließ dem Staate, der er, wie sich von selbst versteht, nun nicht mehr selbst war, die Last ungeheuerer Schulden, welche er mit seinen Prinzen „ohne Geblüt" (!) noch besiegelte. Das war der Musterkönig, dem alle Welt huldigend zuströmte, um nach seinem Küchenzettel einen die Heimat vergiftenden Hexenbrei zu kochen. Daß und welche Höfe in unserm Deutschland von diesem Gift durchdrungen wurden, ist ein längst entschleiertes Geheimniß. Allgemeiner noch war der Einfluß der französischen Literatur jener Zeit, und wenn es auch dankbar anerkannt werden mag, daß die Deutschen, denen in dem mörderischen 17. Jahrhundert keine Zeit gelassen war, sich auf sich selbst zu besinnen, von ihren überrheinischen Nachbarn wenigstens schreiben lernten; so ist es doch immer zu beklagen, sie einer noch heute fortwuchernden Nachäfferei hingegeben zu sehen.

Was man übrigens Ludwig XIV., mit dessen Tode der erste Band schließt, auch Schlimmes nachsagen mag, so war er doch immer ein König, welcher der Welt zeigte, wie ein Hof zu schaffen und zu halten sei. Die ihm folgende Regentschaft des Herzogs von Orleans dagegen, im ganzen zweiten Bande nur sehr nothdürftig bewältigt, ist eine kaum übersehbare Reihe von Nichtswürdigkeiten. Der Herzog, dem es nicht an einigen lobwürdigen Eigenschaften fehlte, vergaß, daß ein Regent eine andere, man möchte sagen schwierigere Aufgabe hat als ein König. Dazu schien ihm die allerdings nicht eben leichte Kunst versagt, für die Geschäfte die rechten Männer zu wählen, und wenn er sein Factotum Dubois auch oft einen Schurken nannte, so war er doch, durch ununterbrochenen Sittenrausch abgestumpft, zu schwach oder zu bequem, sich desselben zu entledigen, und eben die Schurken verstehen es meistens, sich unentbehrlich zu machen. Eine schlechtere Schule, als die lange Regentschaft, mochte daher für Ludwig XV. nicht gefunden werden und sie hat ihre Früchte getragen! Uebrigens liegt die Regentschaft in vielfältigen und weitverbreiteten Schriften vor, und Neues bringt darüber das Buch so wenig, daß das Gebotene wie überall so auch hier nur Stückwerk bleibt, welches zu keiner genügend verständlichen Ansicht gelangen läßt. Daher mag es auch unentschieden bleiben, ob das S. 201 fg. dieses zweiten Bandes ohne klar ersichtlichen Anlaß eingeschobene Urtheil des Historikers Duclos über Karl XI. und Karl XII. etwa den Schweden sagen soll, daß ihre

jetzige Dynastie nur ein fremdes Pfropfreis auf dem angestammten Königsaste sei. Wir haben bei dieser deutschen Originalausgabe mit Schweden nichts zu thun.

Wie leicht übrigens Crusenstolpe sich es mit der Geschichte macht, mögen nur einige wenige Beispiele darlegen. Im ersten Bande, S. 25, ist vom Processe der Tempelherren die Rede, wo denn behauptet wird, der Todestag ihres letzten Großmeisters J. B. Molay werde jährlich in der Freimaurerloge mit Gottesdienst begangen; es sei des Ordens vornehmster Feiertag. Bekanntlich aber ist das vornehmste Fest der Freimaurer das Johannisfest, und es steht historisch fest, daß die Freimaurerei mit jenem untergegangenen politischen Orden nichts zu schaffen hat. S. 268 vermodert der Sohn Ludwig's XVI. als Kind durch grausame Behandlung und Mangel an Pflege. Das ist allerdings vielfältig gesagt, immer aber noch unerwiesen. Im Gegentheil hat Levin Schücking in seinem Roman „Ein Staatsgeheimniß" alle bisjetzt erreichbaren Documente beigebracht, nach denen wol anzunehmen steht, daß das Schicksal des Unglücklichen, der seinen nächsten Verwandten im Wege war, noch eine offene Frage ist. — Im zweiten Bande, S. 122, wird erzählt, Georg I. habe den Prinzen von Wales gehaßt, weil er ihn nicht für seinen Sohn hielt; er habe Verdacht gehegt über ein verbrecherisches Zusammenleben seiner Gemahlin (Sophie) Dorothea mit Königsmark, den er in einen heißen Ofen habe werfen lassen, während er die „Kurfürstin" längere Zeit auf einem Schlosse eingesperrt. Crusenstolpe muß nicht einmal seines eigenen Landsmanns Palmblad „Aurora Königsmark" gekannt haben, sonst hätte er wissen können, daß der (nachmalige) Prinz von Wales längst geboren war, ehe Königsmark am Hofe des Kurfürsten Ernst August erschien. Er hätte ferner gewußt, daß Königsmark nicht in einen überhaupt nicht zur Hand stehenden Ofen geworfen, sondern einfach durch eine Partisane niedergeschlagen wurde. Endlich hätte er gewußt, daß Georg zur Zeit dieses Ereignisses noch Kurprinz, seine Gemahlin also nicht Kurfürstin war. Diese lebte nach der Scheidung noch 32 Jahre, also allerdings „längere Zeit" in der Verbannung, doch war sie nicht „eingesperrt". Das nächtliche Ereigniß im Schlosse zu Hannover ist bekanntlich von vielen ältern und neuern Federn dargestellt, und wenn jemand sich der Mühe unterzöge, die mannichfaltigen Relationen darüber aneinander zu reihen, so würde man damit eine eigenthümliche Scala für die Phantasiegestalten im menschlichen Kopfe gewinnen. S. 129 ist Joseph II. im Jahre 1717 nicht allein schon Kaiser, sondern hat auch eine bereits vermählte Tochter. Nun war Joseph II. freilich wie bekannt in manchen Dingen ein absonderlicher Herr, indessen wurde er doch erst 1764 Kaiser und starb 1790. Nach Crusenstolpe müßte er also mindestens 90 Jahre alt geworden sein, was ihm jedoch trotz seines starken Willens nicht möglich werden wollte. Mit der Geschichte, sehen wir, ist es von Crusenstolpe nicht eben genau genommen, und da neben derselben nicht füglich von Poesie als einem allenfalls Entschädigenden die Rede sein kann, so erscheint das ganze Werk, welches im sechsten Bande mit dem Tode Ludwig's XVIII. abschließt, als eine ohne sonderliche Kritik unternommene Zusammenstellung aller eben zur Hand kommenden Nachrichten des Tags, denen meistens nur so lange Glauben geschenkt werden kann, als sie nicht von den nächstfolgenden modificirt oder ganz verdrängt werden, was bekanntlich fast immer zu geschehen pflegt.

Wenden wir uns nun zu dem russischen Hofe Crusenstolpe's, so ist manches von demjenigen zu wiederholen, was oben beim versailler Hofe zur Sprache gebracht werden mußte. Ein rechtlicher Mensch ist auch hier so selten und so schwer aufzufinden, wie eine Perle in einem Scheffel Erbsen, und weil dem nun einmal so zu sein pflegt, so sollte das Bessere um so erkennbarer herausgestellt werden. Für diesen Mangel läßt sich indessen so viel zur Rechtfertigung sagen, daß der russische Hof zur Zeit Peter's I. erst langsam aus einer Roheit auftauchte, wie sie nicht empörender im asiatischen Tyrannenthum sich ausprägt. Zu dem übrigen Europa, welches schon weit in der Cultur fortgeschritten war, bestand ein nennenswerthes Verhältniß so wenig, daß es für den Russen eine terra incognita war. Kaum eine andere Gemeinsamkeit läßt sich auffinden, als die, welche das Christenthum etwa vermitteln konnte. Aber auch dieses war schon vom 4. Jahrhundert her in so eigener Weise ausgebildet, daß Rom und Konstantinopel als Pole betrachtet werden müssen, bei denen an eine Vereinigung nicht zu denken ist. Gemeinsam war beiden kaum mehr als der Heiligen- und Bilderdienst. Die Volksbildung ging über Aeußerlichkeiten so gut wie gar nicht hinaus, denn seit die Politik sich des Christenthums bemächtigte, trat der Geist, die Grundidee desselben mehr und mehr zurück, und der Politik, möge sie im Staat oder in der Kirche den Absolutismus anstreben, ist meistens mit Volksbildung eben nicht sonderlich gedient. So kannte Rußland denn auch nur Herren und Sklaven, und über den Herren stand der Zar, der Staat und Kirche in sich vereinigte und wenig mehr zu fürchten hatte, als gelegentliche Conspirationen der Herren unter ihm, die denn bekanntlich auch in verschiedenen Palastrevolutionen sich kund gaben.

Die Allein- und Gewaltherrschaft konnte martern und morden, aber keinen Geist erwecken, dessen sie doch bedurfte, wenn sie bei irgendeinem Zusammenstoß nicht von der europäischen Cultur in den Grund gesegelt sein wollte. Das erkannte zunächst Peter I., dessen eiserner Wille vor nichts zurückscheute, um den Nachbarn ein etwaiges Gelüst nach einem solchen Zusammenstoß zu verleiden; und da lag die Idee nicht eben in weiter Ferne, selbst möglichst weit vorzuschreiten, um wenigstens durch Massenentwickelung zu imponiren. Für diesen Zweck bedurfte man der leitenden Hülfe ausländischer Cultur, und kaum war dieses Bedürfniß angedeutet worden, so fanden sich Deutsche, Holländer, Franzosen und manche andere in großer Zahl mit ihren Diensten ein. Wie die Alttürken jeden Ausländer als abenteuernden Glücksjäger und Religionsfeind verachten und sich seiner zu entledigen suchen, so wurden auch von den Altrussen die Fremden, obgleich sie deren

Schöpfungen vielfältig als Wunder anstaunen mochten, stets als Eindringlinge, als Störenfriede gehaßt, und nur der unbeugsamen Strenge des Autokraten konnte es möglich werden, den feindseligen Starrsinn wenigstens zu beugen, den vielfältig drohenden Ausbrüchen desselben mit allen zu Gebote stehenden Gewaltmitteln, bei deren Wahl man in Rußland nicht ängstlich war, entgegenzuschreiten, und so gelang es, eine Flotte zu schaffen, ein Kriegsheer zu bilden, eine neue Residenz an der Newa zu gründen, und immer weiter vorzudringen. Für jene Flotte waren feste Häfen nothwendig, und was Kronstadt und Sewastopol bedeuten, darüber gibt die Erfahrung unserer Tage die beste Auskunft.

Diese allerdings überall bekannten Thatsachen mußten hier berührt werden, um auf das Feld zu gelangen, dessen Ernte Crusenstolpe auslegt. Er will berichten vom russischen Hofe, und von einem solchen kann vorzugsweise nur seit Peter's I. Schöpfung einer neuen Hauptstadt die Rede sein. Und nun ist vor allen Dingen hervorzuheben, daß die vorliegenden Bände sich, gegen den versailler Hof gehalten, vortheilhaft auszeichnen. Wie hier nur flüchtig zusammenhängende Lebensbilder ohne sonderliche Kritik aneinander geschoben sind, die geradezu auf die Annahme einer noch zurückbehaltenen Absichtlichkeit hinführen, so liegt dort das Bestreben nach einem organisch gegliederten Aufbau zu Tage, der freilich Momentanes nicht ausschließen will, dasselbe jedoch, um den historischen Fluß nicht zu hemmen, zum Theil in Noten verweist, die der Leser überschlagen, oder nach Belieben als Leiter und Erklärer seiner aus dem Text gewonnenen Anschauung benutzen mag. Wenn daher auch bei dem über die russischen Hofzustände vorzugsweise seit Peter I. vorliegenden reichen Material dem Kundigen nichts Neues gesagt wird, so ist dem größern Leserkreise doch ein anziehendes und im allgemeinen zureichendes Mittel in die Hände gegeben, sich einige nähere Kenntniß aus einem Lebenskreise anzueignen, der lange schon als gefürchteter Zauberkreis eines Popanz herüberdrohte. Das hat er auch den Schweden, seinem nächsten Nachbar im Nordwesten, nachdrücklich empfinden lassen, und eben durch diese Nachbarschaft wird ein angelegentlicheres Vertrautsein mit den russischen Specialitäten, welche Crusenstolpe in den vorliegenden Bänden bethätigt, vermittelt sein.

Dem Inhalte derselben Schritt vor Schritt zu folgen, liegt außer den Grenzen d. Bl. Sie umfassen, außer der die Vorzeit Peter's I. in fünf Kapiteln nachweisenden Einleitung, mit seinem Privatleben auch dieses Zaren eigenthümliche Wege, um mit Europa auf gleiche Linie und wenn möglich noch höher hinaufzukommen; sodann seine Nachfolger und Nachfolgerinnen bis einschließlich Nikolaus I. Den Schluß des zweiten Bandes bildet ein Anhang, welcher aus einem alten officiellen Journale „die Feierlichkeit bei der Vermählung des Großfürsten Peter Feodorowitsch und der Großfürstin Katharina Alexjewna", einer Prinzessin von Anhalt-Zerbst, wörtlich mittheilt. Wir sehen aus dieser Beschreibung, daß am 1. September 1744 der allgemeine europäische Hofzopf auch schon den Weg über die russische Grenze richtig aufgefunden hatte.

Peter's I. Witwe und Nachfolgerin, Katharina I., ward von den Unterthanen geliebt, von Europas und Asiens Mächten geachtet und gefürchtet; allein mit ihr begann beim russischen Hofe ein Uebermuth, eine so schrankenlose Sittenverwilderung, wie die Geschichte sie nur von römischen Damen der Kaiserzeit zu erzählen weiß. Das kam Abenteurern und Günstlingen ganz wohl zu statten, sonst aber ward weit umher alles vergiftet, wie man Aehnliches dem Boa Upas nachgesagt hat. Die folgenden Kaiserinnen, Anna, Elisabeth und Katharina II., wußten freilich den sittlichen Abgrund, in welchem sie sich gefielen, mit verschwenderischem Glanze zu maskiren, und die letztere verstand es daneben, mit ihrem Geiste zu bestechen; sie soll sogar geschriftstellert haben. Dennoch schien es, als solle dieses Weiberregiment als warnendes Beispiel gegeben sein, da, wo Autokratie Grundgesetz und die allgemeine Barbarei wol an einigen Gliedern schon gefesselt, damit jedoch lange noch nicht überwunden ist.

Einzelheiten, um das hier Gesagte zu begründen, müssen, wie schon erwähnt, übergangen werden. Im allgemeinen nur sei angemerkt, daß der Verfasser auch hier nicht eben wählerisch zu Werke gegangen ist, wir daher manchen Zügen begegnen, die für die Möglichkeit nichts weiter aufzuweisen haben als ein Gerücht, welches von Mund zu Mund wechselnde Declinationen erfährt. Nur ein Beispiel für viele. Als der Geliebte der nachmaligen Kaiserin Katharina I., Moens de la Croix, auf dem Schaffot steht, flüstert er dem Scharfrichter ins Ohr: „Du findest in meinen Kleidern ein Bildniß verborgen. Behalte die kostbare Einfassung, das Bild aber mußt du zerstören." Der Scharfrichter that das und damit war jede Spur von Moens' vertrautem Verhältniß zur Gemahlin Peter's I. verschwunden, ihr Leben gerettet. Die Frage: ob der Scharfrichter französisch verstand oder Moens russisch sprechen konnte, mag auf sich beruhen, wie in manchen Theaterstücken; aber — soll überhaupt die Geschichte wahr sein, so muß nothwendig der Scharfrichter geschwatzt haben; that er das, so erfuhr der Zar gewiß davon und um Katharina's Leben stand es so unsicher wie möglich. Das that es dennoch, denn nur des Fürsten Repnin eindringlichen Vorstellungen gelang es endlich, ihre Hinrichtung zu verhindern. Sie kam mit dem Schrecken davon. Man sieht, es war leicht, die Scharfrichtergeschichte mit dem eben Gesagten in Verbindung zu bringen, um wenigstens die Wahrscheinlichkeit derselben zu begründen. Das ist jedoch in keiner Weise geschehen und man hat nun freie Wahl, davon zu halten was man will. Mit gleicher Bequemlichkeit kann noch manches andere betrachtet werden.

Wenn sodann auch zuzugeben ist, daß der Verfasser ein reiches Material für seine Conception zusammenbrachte, so ist ihm doch auch eins und anderes entgangen. Es mag hier an eins erinnert werden, welches erst in neuerer Zeit in die historische Literatur eingeführt ist und eben wegen seines romantischen Charakters ein willkommenes

Motto für den Verfasser abgeben mußte. Peter I. vermählte seinen Sohn Alexis mit der Prinzessin Charlotte Christine Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel. Sie hatte von der Roheit des Gemahls unendlich zu leiden und soll infolge grober Mishandlungen bei ihrer zweiten Niederkunft gestorben sein. Man findet den 1. November 1715 als Todestag bezeichnet. Nun aber fehlt es unglücklichen Prinzessinnen, vorzüglich, wenn sie schön und liebenswürdig sind, nicht an Freunden, und so ist auch vor mehreren Jahren in einer historischen Zeitschrift mit möglichst begründeter Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß es gelungen sei, Alexis und seine Anhänger zu täuschen. Die Prinzessin soll nach Amerika entkommen sein und dort später ihrem Retter die Hand gereicht haben. Wir legen kein allzu großes Gewicht auf diese Geschichte; wenigstens aber steht sie nicht als nackte Anekdote da, sie hat daher nicht zu verkennende Vorzüge vor jener Scharfrichteranekdote. Da wir es sodann eben mit einer braunschweiger Prinzessin zu thun haben, so mag ein anderes Beispiel, wie leicht der Verfasser selbst über historisch Feststehendes hinwegschreibt, hier noch Platz finden. Es wird I, 184 fg. die Palastrevolution erzählt, welche den braunschweiger Prinzen Anton Ulrich und seine Familie stürzte, um die ausschweifende Prinzessin Elisabeth, Tochter der Kaiserin Katharina I., auf den Thron zu bringen. Nach Crusenstolpe soll Anton Ulrich 1780 in der Verbannung auf der Insel Kolmogory gestorben sein: doch starb er schon im Mai 1775. Sodann sollen die Töchter desselben dem Vaterlande der Aeltern, also doch wol Braunschweig, wieder zurückgegeben sein. Allein wie außer den Töchtern, Katharina und Elisabeth, noch zwei Söhne, Peter und Alexius, das Schicksal der Aeltern theilten, so wurden diese vier Kinder in Uebereinkunft mit Dänemark im Jahre 1780 nach Horsens in Jütland versetzt. Die ältere Prinzessin, Katharina, starb dort erst 1807, während der von der Kaiserin Anna zum Thronfolger bestimmt gewesene älteste Prinz, Iwan, in der Gefangenschaft zu Schlüsselburg schon am 5. August 1764 durch Ulusiew und Tschekin ermordet wurde.

Ueber die folgenden Bände müssen wir kurz hinweggehen und wollen nur einen Augenblick bei der Kaiserin Katharina II. verweilen. Ueber das Leben oder eigentlich den Lebenswandel derselben liegen mancherlei Anekdotensammlungen vor, welche dem ziemlich weit verbreiteten Interesse am Skandal reichen Stoff bieten, ohne doch irgendein verlaßliches Bild dieser Frau dem Beschauer zu gewähren. Ein solches gibt auch Crusenstolpe nicht, und es mag auch einigermaßen unsicher sein, aus einzelnen Erscheinungen im Leben Gekrönter ein richtiges Bild derselben zu construiren, denn diese Erscheinungen hängen oft genug an so vielen unsichtbaren Fäden, daß sie selbst jenen Gekrönten fremd bleiben. Offenkundig ist es schon sehr lange, daß die Kaiserin Günstlingen Gelegenheit bot, sich zu bereichern und eine gefährliche, oft verderbliche Macht zu erobern; daß sie daher vielfach getäuscht wurde: überall aber und selbst unmittelbar aus Scenen, denen das schwache Weib erlag, als Kaiserin hervortrat, an deren Wort, deren Blick das Leben von Millionen hing. Daran hat Crusenstolpe sich gehalten. Wie dagegen eine solche Frau möglich werden, möglich bleiben konnte, dafür hat erst die neuerste Zeit einen Wegweiser in den Memoiren der Kaiserin geboten, welche ihr inneres und äußeres Leben als Großfürstin entwickeln, und nun erst erfahren wir mit mehr Sicherheit, wie aus dem unglücklichen Dasein und der Liebenswürdigkeit der Stolz einer Kaiserin, die Härte der Selbstherrscherin, die Schwäche des Weibes in schroffen Gegensätzen hervortreten konnten.

Hieran knüpfen sich einige allgemeine Betrachtungen. Nicht mit Unrecht ist der historische Roman, welcher [illegible] Laufe dieses Jahrhunderts vorzugsweise durch Walter Scott in die Literatur eingeführt wurde, als Verderber gründlicher Bildung bezeichnet. Als Roman findet [illegible] namentlich unter der Jugend, einen weiten Leserkreis [illegible] die meisten Glieder desselben glauben, durch ihn einen Schatz verlaßlicher Kenntniß erworben zu haben, der weiteres Studium überflüssig mache, denn Bequemlichkeit [illegible] Phantasie nimmt das in freundlichster Weise Gebotene leicht für verbriefte Wahrheit, und eignet sich damit [illegible] Weltanschauung an, die nicht Stich hält. Die [illegible] Walter Scott's verschulden dieses Ergebniß nicht so [illegible] denn sie steigen über den wirklichen Lebenskreis nicht [illegible] aus und halten sich neben tüchtiger Charakterzeichnung mit tiefer Einsicht wenigstens in den Schranken poetischer Wahrheit. Aber die Schar seiner Nachtreter [illegible] der Nordsee hat manches Germanenkind auf dem Gewissen. Und hätten die Deutschen nicht, gewaltsam von eiserner Nothwendigkeit gestachelt, dem Riesenstrom der Industrie sich anvertrauen müssen, sie ständen, der gegenwärtig beliebten Umkehr der Wissenschaft und des Glaubens gegenüber, auf viel schwächern Füßen, als man hier [illegible] da doch wahrnehmen muß. Bedenklicher aber steht [illegible] jedenfalls mit solchen Werken, welche vom Titel bis [illegible] letzten Punkt sich als geschichtliche Wahrheit in populärem Gewande aufdrängen, und da dem größern Theil [illegible] Publikums kein Maßstab näherer Prüfung zu Gebote steht, dagegen keine Ausnahme macht von der allgemein menschlichen Richtung, die nur zu gern in die Fenster [illegible] Nachbars einen Blick wirft, so müssen dergleichen Werke, wenn sie nicht in jedem Punkte streng historisch begründet sind, nothwendig weitumher schiefe Ansichten erzeugen, und wenn sie vom Leben und Thun höherer Stände, wenn sie aus dem Familienkreise gekrönter Häupter [illegible] richten, so kann es nicht fehlen, daß das nach dieser Richtung hin immer schon wachsame Mistrauen eine Nahrung begierig aufnimmt, welche dasselbe stets tiefere Wurzeln treiben läßt. Keiner, der nur einigermaßen mit dem [illegible] vertraut ist, wird leugnen wollen, daß in den Palästen der Großen auch nur Menschen wohnen, unter [illegible] manche gleich den Herrschern im Orient sich für Söhne und Töchter der Sonne halten oder doch ausgeben, [illegible] ebendeshalb ein Recht zu haben glauben, die unter ihnen Stehenden auszudörren, wie manchmal die Sonne blühende Fluren zu Staub versengt. So bezeugt auch die Geschichte, daß hier und da ganze Generationen hindurch

hof mit allen seinen Gliedern in einer Verworfenheit schildert, für deren Bezeichnung kaum ein passender Ausdruck sich finden will, und dennoch hat die Geschichte, die nichts von einer überdem nutzlos sich erweisenden Ausgabe in usum Delphini wissen will, die strenge Pflicht auf sich, auch das in ihre Tafeln einzugraben. Diese Pflicht aber ist zugleich das heilige Recht verbunden, dem gerecht zu bleiben durch jene Wahrheit, die überall den Punkt aufzufinden weiß, wo selbst die äußerste Verworfenheit zu einem Boden für ihren Gegensatz sich hergeben gezwungen ist. Wer daran zweifeln mag, der mag auch zu beweisen versuchen, daß sein Muth, das Leben zu ertragen, nichts weiter als eine alte Gewohnheit sei.

Mit dem Gesagten ist der gutmüthigen und ebenso ... Glaubensschwäche, die alles gutheißt, ein Huldigungsopfer keineswegs dargebracht; auch ist keinem das Recht abgesprochen, über Leben und Thun unter den ge... Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu berichten. ...t er dabei jedoch mit der kaum verhüllten Absicht zu ...erke, die Schwächen und Gebrechen dieser Glieder überall in den Vorgrund zu schieben, so hat sein Werk als sol... keinen Anspruch auf eine Stelle in der Geschichte; ...l aber ist es als ein Zeichen der Zeit zu betrachten ...d in dieser Beziehung ein historisches Moment, oder ...nn man will Monument. Der Grund und Boden der ...sellschaft ist, nicht etwa seit der Revolution von 1789, ...dern schon seit dem Dreißigjährigen Kriege tief unter...ht, und keine Macht will durch einseitige Maßregeln, ...en es anzusehen ist, daß sie nur die ephemere Dauer ...ner Existenz sichern sollen, den weitern Verlauf der ...tersinden aufhalten. Ebenso wenig wird dieser Ver...f dadurch beschleunigt, daß wir Geschichten erzählen ... liederlichen Prinzessinnen; von Saturnalien eines ...optes, welches keinen Unterschied kennt zwischen einer ...enkrone und einer Schellenkappe; von Gewaltthaten, ...r welche nur die strenge Geschichte zu Gericht sitzt; ...lich zwischen dem allen von Einzelheiten, die nur durch ... Möglichkeit begründet sind, vor keiner Kritik aber ...halten. Fassen wir nun alles Berührte kurz zusam..., so ist mit den vorliegenden beiden Werken Crusen...e's über Frankreich und Rußland weder ein histori... Roman, noch eine pragmatisch gegliederte und an...nenswerth documentirte Geschichte, vielmehr nur eine ... Zusammenstellung der alten Chronique scandaleuse ...ben, die bekanntlich seit dem vorigen Jahrhundert ...t über Persönlichkeiten an den Höfen von Frankreich ... Rußland viele und darunter denn auch obscure und ...uzige Federn in Thätigkeit gesetzt hat. Raumer's ...storisches Taschenbuch" (dritte Folge, neunter Jahr...g, Leipzig 1858) gibt eine Abhandlung über das ...h Japan. Ihr Verfasser K. F. Neumann sagt darin ...58):

> Die Geschichte der Despotien verdient nicht geschrieben zu ...en. Wo kein Volksleben sich regt, wo die gebückten In... stumm am Boden hinkriechen, in unumschränkt regierten ...en gibt es in Wahrheit keine Geschichte. Was man so ...t, das kümmert, das fördert uns nicht.

Das ist, wenn auch nicht unbedingt, ein wahres Wort; wenigstens wäre es wol nicht so übel gewesen, wenn Crusenstolpe dieses Wort, ehe er sein Werk über den petersburger Hof schrieb, gekannt und beachtet hätte. Indessen — es ist nun einmal geschrieben. Die Zwittergestalt beider Werke bleibt auch wol ohne weitern Einfluß auf das politische Urtheil des Volks, welches überdem mehr und Besseres zu thun hat, als die Zeit mit alten Hofanekdoten zu verzetteln. Wenn es aber einmal Kenntniß von Corruptionen nehmen will, so liegen dergleichen ihm viel näher. Was sodann die Höfe selbst und deren Diener den beiden Werken gegenüber für eine Miene annehmen, ist an sich gleichgültig, wie denn auch desfallsige Vermuthungen hier ganz überflüssig sind.

Uebrigens ist nicht anzunehmen, daß Crusenstolpe's Feder lediglich zu dem Zweck in Bewegung gesetzt sei, um die menschliche Schwäche der Neugier als willkommen für den Erwerb zu benutzen. Im Gegentheil, er war mit den Zuständen seines Vaterlandes Schweden zerfallen und benutzte die Höfe von Frankreich und Rußland als Ableiter seines Unwillens. Anders steht es mit dem siebenten Bande vom „Russischen Hof", welchen C. Volckhausen bearbeitet, und auch unter dem besondern Titel „Nikolaus I. Die polnische Revolution" dem Publikum vorgelegt hat. Dieses Ereigniß konnte lediglich nur nach den bisjetzt offenkundigen Documenten dargestellt werden, wenn das Buch nicht von der Kritik und den Zeitgenossen zurückgewiesen sein wollte, und Volckhausen hat das reiche Material so gut benutzt, daß sein Werk jenes Ereigniß genügend widerspiegelt. Ob Polen sein Schicksal der Zerstückelung und Unterjochung verdiente; ob es in der pariser Revolution von 1830 den schicklichen Zeitpunkt, seine Ketten abzuschütteln, wählte, sind Fragen, die der Geschichte zur völligen Beantwortung noch vorliegen. Soweit gegenwärtig schon eine Ansicht hervortreten kann, war Ludwig Philipp's Einschreiten in die Reihe der Herrscher keineswegs geeignet, die Hoffnungen der Polen auf ihn zu unterstützen. Er selbst saß noch keineswegs sicher auf dem Thron, und einen kaum ausbleibenden europäischen Krieg aus der in Polens Wäldern und Sümpfen glimmenden Kohle anzufachen, widersprach seiner Neigung wie seiner Politik. Auch konnten Oesterreich und Preußen einem Fortschreiten der Revolution im russischen Polen nicht unbekümmert zusehen und überhaupt mag das einmal aufgelöste Polen kein Erbtheil aus alter Zeit aufweisen können, welches eine Neugestaltung in Aussicht stellte. Daß übrigens Kaiser Nikolaus, seit er die Revolution zertreten, die Polen als solche nicht ferner gelten ließ, war von ihm als Selbstherrscher überhaupt nicht anders zu erwarten; überdem sollte das Russenthum allein Geltung haben, soweit sein Scepter reichte. Wir können übrigens den im vorliegenden Buche innegehaltenen Gang der Ereignisse hier nicht weiter darlegen, sondern nur im allgemeinen anzeigen, daß derselbe in zehn Kapiteln angemessen verfolgt wird. Den Schluß bilden zwei Anlagen: 1) „Manifest des polnischen Reichstags"; 2) „Russischer Katechismus". Der Katechismus wird wol nicht eben weiter bekannt sein. Er wurde, wie der Verfasser

anführt, auf directen Befehl der russischen Regierung in Wilna 1832 gedruckt und ist eigens zum Gebrauch für die Schulen und Kirchen der polnisch-russischen Provinzen bearbeitet. Vielleicht ist bei dieser Bearbeitung ein ähnliches Product maßgebend gewesen, welches „der großen Nation“ ihren Kaiser Napoleon I. als eine Art Gott hinstellte. So weit hat es der vorliegende Katechismus freilich noch nicht getrieben; er unterjocht nur einfach alles Denken und Thun der Willkür des Herrschers, und da nirgends der Gegensatz ausbleibt, so weiß auch der gewaltsam Geknechtete immer schon eine Handhabe zu finden für eigene Willkür, und so steht denn das sittliche Princip stets auf einer Nadelspitze.

Der neuen Folge „Russischer Hofgeschichten“ von Belani (Nr. 3) kann hier nur vorübergehend gedacht werden. Das frühere Werk des Verfassers hat Referent nicht gesehen. Das vorliegende umfaßt den Zeitraum von Katharina II. bis Nikolaus I., also eine der reichhaltigsten Perioden. Der bekanntlich inzwischen verstorbene Verfasser, Häberlin hieß er, war auf Schriftstellererwerb angewiesen und hat in einer langen Reihe von Jahren mancherlei Romane und dergleichen geschrieben, ohne irgend besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Das Publikum sah sehr bald, daß den Werken jenes Etwas fehle, welches fast unmittelbar die Ueberzeugung gibt, sie seien Kinder einer innern Nothwendigkeit. So sind denn auch die vorliegenden „Hofgeschichten“ wol nur entstanden, weil Vehse diesen Ton angeschlagen, und da dieser die Höfe in Deutschland bereits hinweggenommen, so ward zum Auslande gegriffen, wo denn Rußland am bequemsten zur Hand lag und ebenso bequem Material bot, welches nur einigermaßen schicklich zusammenzustellen war. Und das ist geschehen. Der Verdacht irgendeiner vorwaltenden Parteirichtung, welche die Feder des Verfassers etwa geführt hätte, taucht beim Lesen nicht auf, und so mag dieses Buch sich selbst empfehlen als faßlicher Wegweiser und zugleich als das Beste, was der Verfasser dem Publikum vorgelegt hat.

Die „Memoiren der Fürstin Daschkow“ (Nr. 4) sind als eine der werthvollsten Perlen zu schätzen, welche die Literatur auf diesem reichen Felde aufzuweisen hat. Sie mußten einen weiten Umweg, nämlich über England nach Deutschland machen; allein eben dieser Umweg vermittelt zugleich die Bekanntschaft mit einer englischen Dame, der ältern Miß Wilmot, welcher wir nothwendig unsere volle Hochschätzung zuzuwenden haben. Sie war 1805—7 in Rußland und Hausgenossin der Fürstin und schreibt während dieser Zeit in den einfachsten, aber deswegen höchst interessanten Briefen nach England hinüber. Diese Briefe sind dem zweiten Theile von S. 304 bis zum Schluß angefügt. Was die Fürstin wußte und konnte, war das Werk der Selbstbildung, und wie diese schon Zeichen eines Charakters ist, so hat eben diese Frau in dem ihr beschiedenen Lebensgange unausgesetzt Gelegenheit finden sollen, unerschütterlichen Charakter in einer Weise zu bethätigen, wie er bei Frauen, denen man hier und da eigentlichen Charakter nicht zugestehen will, jedenfalls selten gefunden wird. Ihr politisches Leben beginnt mit der ihr von der Großfürstin aufgenöthigten, sehr wesentlichen Betheiligung an der Eroberung des Zarenthrons, und wie die nunmehrige Kaiserin Katharina II. Kenntnisse und Befähigungen zu würdigen wußte, bezeugt die wol nur im damaligen Rußland mögliche Ernennung der Fürstin zur Präsidentin der Akademie der Wissenschaften. Der reiche Inhalt der Memoiren kann hier nicht weiter verfolgt werden. Nur die Frage: War sie glücklich? muß, den gewöhnlichen Sinn des Wortes vorausgesetzt, verneint werden, wie sie wol so ziemlich überall zu verneinen ist, wo edler Charakter, reine Gesinnung und seltene Kenntnisse zum Kampfe mit dem Leben herausgefordert werden. Aber das Unglück mit der Standhaftigkeit eines klaren Sinnes zu ertragen ist dennoch ein Glück. Hatte die Fürstin als Gattin und Mutter keine Freude, war sie den Launen des Throns preisgegeben: sie ging doch ungebeugt durch alle Wirrsale, und so konnte sie endlich in ihrem Asyl bei Moskau sich ein Paraklet schaffen, wie es J. J. Rousseau niemals erkannt hat.

An die Memoiren einer Frau unmittelbar die Denkwürdigkeiten eines Staatsmanns zu reihen, kann da nicht auffallend erscheinen, wo Frauen an dem Geschick des Throns, des Staats, der Völker sich betheiligen, wie das überall und hier zunächst in Rußland der Fall ist. Wir wenden uns daher ohne weitern Uebergang an das bedeutendste aller diesmal vorliegenden historischen Werke, an die „Des Grafen Johann Jakob von Sievers Denkwürdigkeiten zur Geschichte Rußlands“ (Nr. 5), durch deren Herausgabe sich K. L. Blum ein bleibendes Verdienst um die Geschichte eines Landes und einer Zeit erworben hat, welche den Historiker überhaupt noch vielfältig angelegentlich beschäftigen muß, ehe wir sagen dürfen, daß alle Räthsel gelöst seien. Wir müssen den ausschließlich historischen Forschungen dienenden Organen ein näheres Eingehen auf das hier von dem ehrenhaftesten Fleiße gebotene reiche Material überlassen, und können nur in gedrängtester Kürze den Inhalt nachweisen, schicken jedoch sogleich voraus, daß dieses Werk nicht etwa nur für den eigentlichen Historiker Interesse haben kann, vielmehr jedem Gebildeten, für welchen menschliches Thun und Geschick Werth hat, die reichste Ausbeute gewährt. Jeder der vier Bände zerfällt in drei Bücher, welche zusammen den Zeitraum von 1731—1808, von Sievers' Geburt bis zu dessen Tode, umfassen. Wir begleiten den jungen Livländer nach Kopenhagen und London, in die Schlachten von Großjägerndorf und Zorndorf, zur Belagerung von Kolberg und auf der Reise nach der Schweiz und Italien. Mit der Ernennung zum Gouverneur von Nowgorod beginnt Sievers' administrative Thätigkeit. Der Ackerbau, die Fürsorge für die Bauern, die Einrichtung von Posten, die Gründung vier neuer Städte, die Regulirung der Wasserverbindungen, die Abschaffung der Folter sind die

hauptsächlichsten Gegenstände, welche Kraft, Kenntnisse und festen Willen herausfordern. Die Abschaffung der Folter mag vielleicht einer der ersten Schritte gewesen sein, die rohe Behandlung der Dienerschaft, der Leibeigenen zu mäßigen. Indessen, obgleich diese Behandlung, in manchen Erscheinungen, z. B. bei dem militärischen Prügelsystem, vielleicht schlimmer als die Folter, noch weit über die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fortbesteht, ist es jedenfalls Sievers zu hohem Verdienst anzurechnen, für die Beseitigung einer Marter gesorgt zu haben, die im civilisirten Europa noch bis in das jetzige Jahrhundert hinein unter Staats- und Justizmännern ihre Freunde hat. Eine neue Reichsverfassung, welche die Jahre 1776—80 in Anspruch nahm, schließt mit Sievers' Abschied aus dem Staatsdienste, und bis 1791 war sein livländisches Besitzthum Bauenhof Gegenstand seiner Sorgfalt. Allein er war doch unentbehrlich! Polen, nach dem Rußland schon lange ausgeschaut, forderte einen gewiegten Staatsmann, und Sievers, der in einem Familienbriefe geschrieben hat: „Es wär' ein Ruhm, den Polen, leichtsinnig, unvernünftig, eigennützig, oft schlecht, ihnen zum Trotz ihr Glück zu gründen", muß als Botschafter nach Warschau gehen. Seine Thätigkeit, wol die bedeutendste, füllt den ganzen dritten Band des vorliegenden Werks und schließt wie seine frühere als Generalgouverneur und Schöpfer einer neuen Reichsverfassung mit seinem Sturz. Für die Geschichte Polens und seiner Theilung ist dieser Band von wesentlicher Wichtigkeit. Bauenhof und verschiedene Reisen füllen die beiden ersten Bücher des vierten Bandes. Sievers empfängt vom Kaiser Paul den Ritterschlag, und nachdem ihm noch die Grafenwürde ertheilt, wird er zuletzt schnöde verabschiedet.

Das ist das Leben eines Mannes durch 77 Jahre unter großentheils sehr schwierigen Verhältnissen, und da der Herausgeber ihn fast durchweg selbst reden läßt, meistens in Familienbriefen, so lernen wir ihn als wahrhaften Ehrenmann kennen und schätzen. In der Vorrede zum vierten Bande deutet der Herausgeber auf die innere, mit starken Schritten fortschreitende Entwickelung Rußlands und deren in Deutschland mit allem Ernst zu beachtende Folgen hin. Diese Entwickelung, an welcher in erster Reihe Deutsche sich bethätigt haben, lassen gegenwärtig schon das Wort Napoleon's I. vom ehernen Koloß mit Thonfüßen als Trugwort erscheinen, wenigstens gegenüber einer zwanzigjährigen Beobachtung des Herausgebers und den unbefangenen Wahrnehmungen der Zeitgenossen überhaupt. Doch das ist schon mehrfach durchgesprochen und mag als Gegenstand für politische Organe hier nur als Andeutung gegeben sein. Es sei schließlich noch angemerkt, daß dem Werke 19 Porträts denkwürdiger Personen und eine Ansicht von Bauenhof, dem bescheidenen Landsitze des Grafen Sievers, beigegeben sind.

Wenn wir bisher Rußland als politischen Staat betrachtet haben, so mögen sich hier nun schicklich die Bilder aus dem Familienleben anreihen, welche mit der „Russischen Familienchronik" von S. T. Aksakoff in der Uebersetzung von Sergius Raczynski (Nr. 6) gegeben sind. Die Söhne des Verfassers haben schon seit längerer Zeit einen Namen in der russischen Literatur, während er selbst, ein siebzigjähriger Greis nur seit kurzem erst durch ein Büchlein über die Jagd bekannt geworden ist. Die vorliegende Chronik war dem Publikum eine überraschende Erscheinung, welche durch Einfachheit des Stils, durch psychologische Wahrheit, durch Treue der lokalen und zeitlichen Färbung sich überall Freunde erworben hat. Auch der Augenblick, wo dies Buch erschien, im Anfange des Jahres 1856, also gleichzeitig mit dem neuen Aufschwunge der russischen Journalistik, war nicht gleichgültig, und die Schilderung des altrussischen Familienlebens hat manchen Erörterungen, mancher Polemik zwischen Slawenthümlern und Progressisten zum Anknüpfungspunkte gedient. Die Uebersetzung haben wir mit Dank entgegenzunehmen, da ungeachtet des Interesses, welches die innern Zustände Rußlands in neuerer Zeit erwecken, der Zustand der russischen Gesellschaft doch im ganzen dem übrigen Europa noch manches Räthselhafte bietet. Allerdings erzählen uns ältere und neuere Reisende manche zum Theil höchst unerquickliche Einzelheiten vorzüglich aus dem Verhältnisse des Herrn, des Freien zum Leibeigenen; allein eben solche Einzelheiten gewähren kein verlaßliches Bild der Gesammtheit, weil sie des Gegensatzes entbehren, weil sie von Beobachtern geboten werden, deren Anschauungsweise aus Zuständen sich gebildet hat, die mit den russischen wenig oder gar nichts Verwandtes haben. Darum heißen wir diese Chronik willkommen auf deutschem Grund und Boden. Sie führt uns durch drei Generationen, und in jeder derselben in ein anderes Leben. In dem Großvater erwacht dann und wann jene Berserkerwuth, wie nordische Sagen sie uns vorführen. Dennoch ist er durchweg ein rechtschaffener, hochgeachteter Edelmann, während sein Nachbar und Vetter Kurolesoff jene Ungeheuer repräsentirt, von denen schon seit dem vorigen Jahrhundert einzelne Berichte zu sagen wissen, um uns gegen das russische Leben mit Abscheu zu erfüllen. Die Liebesgeschichte, wie sie in dem beschränkten Sohne des Großvaters zu einem hochherzigen, geistig entwickelten Mädchen gegeben ist, bietet dem Leser und dem Romanschriftsteller eine der werthvollsten Perlen. Doch dürfen wir uns nicht länger bei diesem trefflichen Buche verweilen. Mögen wir oft mit solchen, eine richtige Erkenntniß russischen Lebens besser als Touristenbücher fördernde Aufzeichnungen erfreut werden!

Um die Touristen nicht gegen sich aufzubringen, muß Referent gestehen, daß er in diesem Augenblick in sich selbst erschrocken ist. Er muß sich selbst ja bei den Kreuz- und Querzügen dieser Relationen als einen der flüchtigsten Touristen betrachten, und mit diesem aufrichtigen Bekenntniß möge denn die nun noch kurze Wanderung durch Europas Reiche fortgesetzt und beschlossen werden, indem wir nach Dänemark übersetzen. Oettinger hat in seiner „Geschichte des dänischen Hofs" (Nr. 7) die Periode von 1483 bis zur Gegenwart zum Gegenstand seiner Darstel-

lung erwählt. Es ist, da die vorliegenden sieben Bände nur bis zum Jahre 1839 reichen, noch ein achter Band zu erwarten. Die „Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung" verdammt das Buch, Oesterreich hat es verboten, in Schweden und Dänemark ist es übersetzt. Das gewährt einen guten Einblick in die Verschiedenheit menschlicher Ansichten, die denn auf den Absatz des Werks, an welchem überall den Verfassern wie den Verlegern gelegen sein muß, einen günstigen Einfluß haben. Derselben Ansicht ist auch Oettinger. Er hat sich durch nichts stören lassen, und legt sogar das Geständniß ab, er habe Vehse's Werk vervollständigen und berichtigen wollen, wie denn auch Referent gesteht, dem Buche mit Antheil gefolgt zu sein.

Die Manier des Verfassers — und zu den Manieristen im bessern Sinne muß er doch gestellt werden — ist aus anderweiten Productionen bereits bekannt. Die Frage, ob dieselbe einem historischen Werke angemessen sei, mag hier unentschieden bleiben, da die Frage näher liegt: ob der Verfasser die Absicht gehabt habe, Wahrheit geben zu wollen? Wir möchten diese Frage bejahen; wenigstens liegt überall das Bestreben vor, die Darstellungen zu documentiren. Damit wäre auch schon die durch etliche Verdammungssprüche angeregte Frage: ob es die Absicht des Verfassers gewesen, den dänischen Hof in ein schlechtes Licht zu stellen? beseitigt. Er hebt das Gute hervor, wo es sich findet, und jene Zeiten, wo man das Schlechte vertuschte, sind vorüber, wie denn auch unter anderm Struensee's kannibalische Ermordung schwer zu vertuschen gewesen wäre.

Aber es ist hier durchaus nicht die Aufgabe, einen Panegyrikus auf den Verfasser anzustimmen. Es sollte, da hier den sieben Bänden nicht Schritt vor Schritt gefolgt werden kann, nur im allgemeinen gesagt sein, daß das Buch allein schon durch seinen Quellenreichthum nicht ohne Werth für jene bleibt, welche sich unterrichten wollen, und diese mögen dann auch von Stramberg's „Rheinischen Antiquarius" zur Hand nehmen, der bekanntlich von Koblenz her nicht weniger als den ganzen Erdball an den Rhein zu fesseln weiß, und da er im vierten und fünften Bande auf die Familie Rantzau zu sprechen kommt, so gibt er bei dieser Gelegenheit fast die ganze dänische Geschichte, und weiß dann von Christian IV. und Christiane Munk, sowie von Corfiz Uhlfeld und dessen Gemahlin eigentlich noch mehr zu sagen als Oettinger. Dieser zieht auch gelegentlich Ereignisse in den Kreis seiner Darstellungen, die man hier nicht suchen sollte und nimmt es dann manchmal nicht eben genau mit urkundlicher Begründung. So mußten wir auch hier wie oben bei Crusenstolpe dem Grafen Königsmark am Hofe zu Hannover begegnen und die Entdeckung machen, daß das an denselben sich knüpfende Ereigniß lediglich nur wie vom Hörensagen flüchtig niedergeschrieben sein könne. Selbst Ortsnamen sind keinem geographischen Handbuch entnommen und daher hin und wieder unrichtig.

Von nächstem Interesse für den Leser dürfte der siebente Band sein, da die Zeit von 1808 — 39 meistentheils als miterlebt die bisjetzt denkwürdigsten Ereignisse unsers Jahrhunderts mit ihrem wesentlichen Einflusse auf Dänemark vorüberführt. Friedrich VI. hielt bekanntlich bis zum letzten Augenblicke an Napoleon I., und sein Volk knüpfte hieran den schmerzlichen Verlust Norwegens. Indessen hat er doch dagegen Lauenburg erworben und hat das Verdienst, die Leibeigenschaft aufgehoben, durch Einführung von Provinzialständen eine freiere Verfassung angebahnt, auch die jüdischen Unterthanen emancipirt zu haben. Während seiner zweiunddreißigjährigen Regierung blühten Kunst und Literatur in Thorwaldsen, Heiberg, Baggesen, Oehlenschläger, Andersen, Oersted u. a. Selbst die Königin beschäftigte sich mit einem Nebenzweig der Geschichte, nämlich mit Genealogie, und ihre Tafeln sind, wenn auch nicht ganz frei von einigen Fehlern, doch immer sehr brauchbar. Vielleicht mag die angelegentliche Beschäftigung bei Herstellung dieser Tafeln dem Könige langweilig erschienen und darum ein Nebenverhältniß zu einer Matrosentochter veranlaßt haben, welche vom Volk Frau Danemandt und Mutter der Bedrängten genannt wurde. Die Darstellung dieses Verhältnisses füllt das zwölfte Kapitel, und wenn oben gesagt ist, es liege überall das Bestreben vor, das Vorgeführte zu documentiren, so gilt dieser Ausspruch von diesem Kapitel nur bedingungsweise, insofern nämlich, als der Anknüpfung des Liebesverhältnisses poetische Wahrheit nicht versagt werdenkann. Mit Brief und Siegel ist sie nicht zu beglaubigen.

Wie wir Deutschen gegenwärtig zu Dänemark stehen, hat das soeben besprochene Werk auf ein lebhaftes Interesse zu zählen, da das Publikum daraus schlagendere Motive für Neigung und Abneigung entwickeln mag. Es ist eine ganz eigenthümliche Verbindung von Armseligkeit und Großartigkeit, die wir da gewahren müssen; eine Kleinstädterei, die durch manche günstig einwirkende Umstände sich sehr wichtig zu manifestiren weiß und wirklich Bedeutendes schafft, ohne doch jemals frei aus der Umzäunung der Fleckenwirthschaft heraustreten zu können. Referent betrachtet es daher als eine besondere Gunst des Geschicks, daß es ihm vergönnt sein sollte, von hier aus sogleich nach Wien sich zu versetzen und überhaupt diese Relationen mit der Anzeige eines Werks zu beschließen, durch dessen Bearbeitung und Herausgabe sich der bekannte Historiker Adam Wolf ein dankenswerthes Verdienst gesichert hat und das den Titel trägt: „Aus dem Hofleben Maria Theresia's. Nach den Memoiren des Fürsten Joseph Khevenhüller" (Nr. 8). Es erscheint eben zu einer Zeit, wo für Oesterreich ein neues kräftiges Leben heraufzublühen begonnen hat, wo wir daher unsere Blicke mit lebhafterm Antheil dorthin richten; wo wir also um so angelegentlicher uns umsehen nach einem verlaßlichen Standpunkte. Zugleich aber erscheint es zu einer Zeit, wo Crusenstolpe und andere das Leben einer Zeitgenossin Maria Theresia's, nämlich der Kaiserin Katharina II. von Rußland, in das Publikum wieder eingeführt haben, womit dem Betrachtenden nächste Gelegenheit sich bietet, zwei der hervorragendsten Persönlichkeiten als Frauen und Herrscherinnen gegeneinander abzuwägen. Der Herausgeber

[u]nd das umfangreiche Tagebuch des Fürsten Khevenhüller [i]m ungarischen Nationalmuseum zu Pesth, und dieses in [a]llen Details für den äußersten Fleiß zeugende Tagebuch [ei]nes Edelmanns aus einer der vornehmsten Familien, [v]on einem der ersten Räthe der Krone, durch 33 [J]ahre der Kaiserin als Obersthofmarschall, Oberstkämmerer und Obersthofmeister dienend, mußte nothwen[di]g zu näherer Einsicht anreizen. Auch das fürstlich Lob[ko]witz'sche Archiv zu Raudnitz an der Elbe, sowie eine [rei]chhaltige Sammlung im Archiv zu Neuhof in Böhmen [bie]ten das wünschenswertheste Material, und indem der [B]earbeiter der Schätze gedenkt, welche überhaupt in den [öste]rreichischen Adelsarchiven noch begraben liegen, knüpft [er] daran die richtige und allgemeine gültige Bemerkung:

Solange nicht das Wichtigste davon in einzelnen Mono[gr]aphien und Memoiren aufgearbeitet ist, solange wir nicht [leb]endige Schilderungen unserer größten Feldherren, Minister [un]d Diplomaten besitzen, wird die Erkenntniß der österreichischen [G]eschichte im 17. und 18. Jahrhundert immer eine unvollkom[me]ne bleiben..... Es lebt in der Geschichte Oesterreichs ein [Ge]ist des Rechts und der Humanität; die Zustände entwickeln [sic]h so stetig, daß... die Erinnerung (daran) nur wohlthuend [un]d kräftigend wirkt. Die Mittheilungen aus den Khevenhüller'[sch]en Memoiren können davon Zeugniß geben. Mir ist wenig[ste]ns bei allen meinen Studien nirgends ein so lebendiger Ein[dru]ck von dem hohen und reinen Sinn der Kaiserin Maria The[res]ia, sowie von dem ruhigen festen Walten dieser unvergeßlichen [Fra]u zurückgeblieben, als bei der Lectüre dieses Tagebuchs.

Damit kann man sich lediglich einverstanden bekennen. [Da]s Meiste, was geboten wird, war bisher nicht bekannt [ode]r lebte nur in mangelhafter Erzählung. Wir finden [da]n im ersten Kapitel eine so nothwendige als dankens[wer]the Biographie des Fürsten Khevenhüller, und lernen [dar]aus eine Individualität kennen, durch und durch [Ca]valier. Die Reformen der Kaiserin unterwirft er oft [ein]er strengen unfreundlichen Kritik, immer aber ist er [dem] Hause Oesterreich mit wahrhaft rührender Treue er[geb]en. Im zweiten Kapitel erscheint der Hof in der [Sta]dt; die Politik der Kaiserin im allgemeinen; die Ver[änd]erung des Ministeriums 1753; die Kaiserin in ihrer [Fam]ilie; die Vergnügungen des Hofs und eine Reihe [von] Persönlichkeiten, die sich in und um den Hof bewe[gen]. Das dritte Kapitel gibt Skizzen über den Hof und [das] Leben in Schönbrunn und Laxenburg, über die Feste [im] Schloßhof und die Vermählungsfeier der Erzherzogin [Chr]istine mit dem Prinzen Albert von Sachsen. Die [Rei]sen nach Böhmen, Ungarn, Frankfurt und Innsbruck [in d]en Jahren 1754, 1764 und 1765 schildert das vierte [Kap]itel, und das fünfte den jungen Hof, die beiden [Ehe]n Joseph's II. und sein erstes Auftreten in Oester[reich]. Den Schluß bilden Originalbriefe und Billets der [Kai]serin an Khevenhüller, an den Fürsten Karl Liechten[stein] und dessen Gemahlin, sowie an den Grafen Johann [Pál]fy, und biographische Notizen über eine lange Reihe [merk]würdiger Persönlichkeiten.

Indem wir noch einmal einen Blick über sämmtliche [hier] besprochene Werke werfen, müssen wir fast unwill[kür]lich einer Vorlesung des Professors Wachsmuth in Leipzig gedenken, die am 12. December 1857 in der öffentlichen Sitzung der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften daselbst gehalten und mit dem Titel „Ueber die Quellen der Geschichtsfälschung" im Druck erschienen ist. „Es ist", heißt es sogleich im dritten Absatze, „äußerst selten der Fall, daß eine Reihe äußerer Erscheinungen sich vollständig, in ihrer Ganzheit und nach dem innern Zusammenhange von Ursache und Wirkung offenbart: vielmehr läßt sie erst durch Supplemente aus dem menschlichen Geiste sich als Geschichte construiren." Referent führt diesen Ausspruch nicht an, um einem und dem andern der besprochenen Werke Geschichtsfälschung vorzuwerfen, vielmehr lediglich nur um fragen zu dürfen, ob ihnen allen, oder welchen derselben ein für die Geschichte ersprießlicher Werth beizulegen sei? Da möchten denn die „Memoiren der Fürstin Daschkow", „Des Grafen Sievers Denkwürdigkeiten" und das zuletzt besprochene Werk Adam Wolf's in erster Reihe stehen und diesen die „Russische Familienchronik" anzuschließen sein. Die andern, unter denen Oettinger's „Geschichte des dänischen Hofs" übrigens jedenfalls weit voransteht, bedürfen mancher Vorsicht, wenn sie für irgend einen historischen Zweck benutzt werden sollten.

Friedrich Voigts.

Deutsche Pädagogen.

1. Leben und Wirken des Regierungs- und Schulraths Wilhelm von Türk, von ihm selbst niedergeschrieben als ein Vermächtniß an die von ihm gegründeten Waisenhäuser, und nach seinem Tode herausgegeben von Angehörigen des Verfassers. Potsdam, Stein. 1859. 8.
2. Dr. Karl Mager's Leben aus seinen Schriften, Briefen und aus authentischen Privatmittheilungen dargestellt von W. Langbein. Stettin, von der Nahmer. 1859. Gr. 8. 12 Ngr.
3. Professor Gustav Evers. Von C. Dettmer. Lübeck, von Rohden. 1859. Gr. 4 Ngr.

Mit Recht ist die Pädagogik in neuester Zeit in Deutschland, hier wenigstens mehr als in jedem andern Lande, immer mehr in den Vordergrund getreten, und sicherlich kann es keinen edlern und segenvollern Beruf geben als den, den Menschen zu bilden und zu erziehen und die Unmündigen im Geist mündig zu machen. Staat und Gesellschaft haben auch die Wichtigkeit der Lehrthätigkeit anerkannt, indem sie sich in neuerer Zeit wenigstens mehr als früher bemüht zeigen, dem Lehrerstande eine sorgenfreiere Existenz zu begründen, ohne die einmal ein unverkümmertes, gemüthsheiteres und auf die Gemüther der Jugend wieder Heiterkeit und Frische ausströmendes Wirken in diesem Berufe nicht gedacht werden kann. Die Zeit wenigstens, wo Lichtenberg behaupten konnte: „Es ist doch seltsam genug, daß der Mann, der die Pferde zureitet, Tausende von Thalern zur Besoldung hat, und die, die die Unterthanen zureiten, darben müssen", diese Zeit scheint glücklicherweise allmählich im Verschwinden zu sein. Freilich könnte und müßte namentlich für die Volksschullehrer und die Unterlehrer an höhern Schulen noch viel mehr geschehen, als wirklich geschieht. Wollen die Staatsregierungen, daß ihnen zufriedene Unterthanen erzogen werden, so ist es der verkehrteste Weg, daß man, während man für so manche Luxusberufe übertriebene Summen verwendet, die Schullehrer in einer Lage läßt, welche sie mit Gott und der Welt unzufrieden macht. Diese Ungunst theilt der Lehrer bis zu einem gewissen Grade noch immer mit dem Schriftsteller, der, wenn er seinen Beruf recht begreift, auch ein Lehrer der Nation und ein Volksbildner ist, gewissermaßen aber noch immer zu den vom Staat Ausgestoßenen, sicherlich sehr zu dem eigenen

Schaden des letztern, und zu den heimatlosen und vogelfreien Proletariern gehört. Der Staat kann die Schriftsteller allerdings nicht bezahlen, aber er sollte ihnen wenigstens die Achtung und Berücksichtigung schenken, die sie verdienen. Solange freilich Schriftsteller, die, wie Gentz, ihr glänzendes Talent verkaufen, oder die, wie Heine, durch eine mit Sentimentalität gepaarte Frivolität die Nerven kitzeln und die Neigung zu pikantem Skandal befriedigen, die ausgewählten Lieblinge gewisser Diplomaten und Staatsmänner sind oder waren, solange ist oder war für den redlich strebenden Schriftsteller und ehrlich arbeitenden Schulmann — denn beide hängen mehr zusammen als man gemeinhin glaubt — nicht viel zu erwarten, aber sehr viel zu wünschen. Indeß darf man hoffen, daß man auf dem Wege der Besserung, den man in dieser Hinsicht doch eingeschlagen zu haben scheint, fortschreiten wird, denn die in frivoler Weise der Gourmandise und den culinarischen Genüssen huldigende Schule der Staatsmänner und Diplomaten, die den Ernst als Spaß und den Spaß als Ernst betrieben, scheint denn doch im Aussterben zu sein. Die „Avertissements", die sie in letzter Zeit erhalten haben, waren doch gar zu eindringlich, um nicht zu sagen grob. Sie wissen recht wohl, was auf solche „Avertissements" zu folgen pflegt, wenn sie sich öfter wiederholen.

Wir begrüßen Biographien verdienter Pädagogen mit demselben Vergnügen, womit wir Biographien verdienter Schriftsteller zu begrüßen pflegen. Man findet in beiden ein ähnliches Ringen, ein ähnliches Streben nach der Aufklärung anderer, eine ähnliche stille und consequente Arbeitsamkeit, ein ähnliches Kämpfen mit Hindernissen, ein ähnliches Unbelohntbleiben, was die materielle Existenz betrifft, und daher auch eine ähnliche Entsagungsfähigkeit und eine ähnliche Verzichtleistung auf Genüsse, Comfort und äußern Glanz. Beide, der Schriftsteller wie der Schulmann, sehen sich in ihrem Streben nur zu oft verkannt, nur zu oft von der Menge und namentlich von den in glänzenden Lebensumständen sich Befindenden zurückgesetzt; sie müssen sich beide mit dem innern Lohn begnügen, der Schriftsteller muß sich mit dem Bewußtsein trösten, eine Gemeinde Gleichgesinnter, die auf seine Worte hört, um sich geschart, der Schulmann mit dem Bewußtsein, in so und so viel jugendlichen Gemüthern die Keime des Edeln und Guten geweckt und gepflegt und im Garten der Menschheit so und so viel junge Baumstämme großgezogen zu haben, welche der künftigen Generation Früchte bringen und wieder gute Schößlinge treiben werden. Natürlich spreche ich hier nur von den Schriftstellern und Schulmännern, welche zu ihrem Beruf durch innern Drang getrieben wurden und ihn mit Gewissenhaftigkeit und dem vollen Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit als Erzieher der Menschheit und Lehrer des Volks ausüben. Man darf hierbei nicht vergessen, daß ein ungesunder pedantischer Ernst, ein zu salbungsvoller phrasenreicher Idealismus und ein zu weit getriebener sittlicher Rigorismus der Wirksamkeit beider nur schädlich ist, namentlich auch der Wirksamkeit des Lehrers, der dadurch die Gemüther der zur Heiterkeit geneigten Jugend nur abstößt, verbittert, verdüstert oder sie mit Hochmuth und Eigendünkel füllt, und Knaben und Jünglinge schon früh in anmaßende Schulmeister und die Mädchen in kleine Gouvernantinnen verwandelt, die immer nur corrigiren und alles besser wissen wollen als ihre Umgebungen. Der Scherz mit ernstem Hintergrunde sollte den Unterricht noch viel mehr durchdringen als dies bisher in der Regel wol noch geschieht; denn man wird finden, daß Lehrer, welche ihren Unterrichtsgegenständen, wo es angebracht ist, eine scherzhafte Seite abzugewinnen und ihre Lehren in ein heiteres Gewand zu kleiden wissen, bei der Jugend das meiste Vertrauen genießen und dem Vorgetragenen am sichersten Eingang in ihre Gemüther verschaffen. Wir verstehen darunter freilich eine etwas andere geistigere Art des Scherzes, als meist in den sogenannten „Schulwitzen" zur Erscheinung kommt, obschon auch diese, wenn sie nicht gar zu trivial sind, zu Zeiten ganz gut angebracht sein mögen.

Unter den vorliegenden Biographien verdienter Schulmänner heißen wir die erste, welche die Selbstaufzeichnungen des preußischen Regierungs- und Schulraths Wilhelm von Türk enthält, namentlich willkommen; denn es handelt sich in Türk's Leben nicht um die bloße Theorie, sondern um die Praxis, nicht um ein bloßes Unterrichten und Unterweisen, sondern, wie dies auch auf dem Titel hervorgehoben ist, um ein Wirken. Sein Bildungsgang bietet außerdem eigenthümlich interessante Momente, wie sie in dem Bildungsgange von Pädagogen nur ausnahmsweise angetroffen werden. In Türk war die Menschenliebe, die Liebe zu den geistig Unmündigen und den Verwaisten, in einem seltenen preiswürdigen Grade lebendig, und diese Liebe, dieses Mitleiden war für ihn, der für eine ganz andere glänzendere Carrière durch die Verhältnisse bestimmt schien, die innere Stimme, welcher er folgte, als er plötzlich die Erziehung und Pflege der Jugend und namentlich der verwaisten zu seiner Lebensaufgabe machte, der er dann auch mit seltener Energie treu blieb. An einem solchen Leben haben wir ein nachahmungswürdigeres Beispiel als an den glänzenden Lebensläufen irgendeines jener Helden und Kriegsobersten, mit deren Vorführung und Verherrlichung die Phantasie der Zöglinge auf unsern Gelehrtenschulen gereizt zu werden pflegt. Es scheint diesem Pädagogen und Waisenvater auch immer Ernst damit gewesen zu sein, darauf hinzuwirken, daß in der Schuljugend der Verstand nicht zu einseitig und ausschließlich auf Kosten des Gemüths wie der leiblichen Gesundheit cultivirt werde. Und in der That, mit eingelernten Wissens- und Denkresultaten und dem Dünkel, der unzertrennlich davon ist, ist unsere Generation über und über voll gestopft und gemästet, sodaß Verdauungsbeschwerden und geistige Indigestionen kaum bei irgendeinem ausbleiben; es scheint fast an der Zeit zu sein, auch einmal die andere Seite des Menschen, die Liebe, das Gemüth, das Billigkeits- und Humanitätsgefühl direct in Pflege zu nehmen; und so lächerlich es uns auch scheinen mag, wenn wir lesen, daß Gleim einmal ernstlich mit dem Gedanken umging, eine höhere Akademie für die Humanität als Musteranstalt ähnlicher Institute zu gründen und darin alle wahrhaften Menschenfreunde zum Segen der Menschheit zu verwenden, so war der Gedanke doch so übel nicht und jedenfalls der Ausführung werth. Schlimm genug, wenn uns jetzt ein solches Project lächerlich erscheint, da ihm doch die edelste und löblichste Absicht zum Grunde lag.

Wilhelm von Türk's Vater, Otto Philipp, stammte aus Kurland und begleitete zuletzt die Stelle eines Kammerpräsidenten und Obermarschalls am herzoglich meiningischen Hofe. Seine Mutter war die Tochter eines Freiherrn von Bibra und eine durch Frömmigkeit und einen sehr gebildeten Geist gleich ausgezeichnete Frau. Diesem Paar wurde Wilhelm von Türk geboren. Er selbst erzählt von seiner Kindheit: „Von Jugend auf kränklich, litt ich vorzüglich an Skrofeln. Der Krankheitsstoff warf sich auf die Knochen, und ich mußte sehr oft mich schmerzhaften chirurgischen Operationen unterwerfen. Ich kann mich noch sehr deutlich erinnern, daß man mir dann immer die Augen verband, mich auf einen Stuhl setzte und mich bei dem Blutverluste, den die Schnitte veranlaßten, glauben machen wollte, ich hätte aus der Nase geblutet. An die freie Luft kam ich wenig, meine Schmerzenskammer verließ ich nur selten; ich litt dabei unaufhörlich an Zahnschmerzen; im vierten Jahre hatte ich die natürlichen Blattern, die mir Taubheit auf dem linken Ohr und Blindheit auf dem linken Auge zurückließen. Wenn ich tagelang im Bette lag, so waren Bilder von Thieren meine größte Freude, und noch heute steht das Bild eines Elefanten, das ich damals gesehen, lebhaft vor meinen Augen. Ich war fünf Jahre acht Monate alt, als mich meine Mutter, die ich nur selten sah, einst vor ihr Bett kommen ließ, mir die Hand reichte und mir mit schwacher Stimme sagte: «Lieber Wilhelm, sei immer fromm und gut!»" Bald darauf starb Wilhelm's Mutter, und er wurde nun zu seinem Oheim mütterlicherseits, dem Oberjägermeister von Bibra in Hildburghausen in Pflege gegeben. Hier langte er an, „elend, ein Bild des Jammers, mit

[...]fenen eiternden Wunden." Im Hause seines Oheims wurde er, [...] die öffentliche Schule damals hinsichtlich der Sittlichkeit in [...]em sehr übeln Rufe stand, nebst einem Vetter von einem Hof[...]eister Namens Böttcher erzogen. Er erwähnt unter anderm, [...] er in einem Garten vor dem Hause ein eigenes Beetchen [...]tte und hier und in dem großen Hintergarten seine frohesten, [...]ücklichsten Stunden verlebte. „Wehe den armen Kindern in [...]oßen Städten, die eines Gartens am Hause entbehren müssen!" [...]ft er bei diesem Anlaß aus. So viel aus seiner Kindheits- [...]d Jugendgeschichte, die zum großen Theil die Motive erklärt, [...]s denen seine spätere Sympathie für Verwaiste hervorging.

Siebzehn Jahre alt bezog er die Universität, wie er selbst [...]tand für dieselbe wenig vorbereitet. Von der griechischen [...]prache verstand er gar nichts, einen lateinischen Prosaiker über[...]te er ziemlich, aber einen Dichter zu übersetzen vermochte er [...]ht. Von der Mathematik und Algebra wußte er nichts und in [...]riftlichen Aufsätzen war er wenig geübt. Dabei war er auch [...] körperlicher Hinsicht zurückgeblieben, er konnte weder reiten [...]ch fechten, noch einen längern Spaziergang aushalten. Unter [...] vielen kräftigen jungen Leuten ward er nun bald seinen un[...]ülslichen Zustand gewahr, und er beschloß nun alles anzuwen[...]n, was, unbeschadet seiner fleißigen Studien, dazu beitragen [...]nnte, seinen Körper zu kräftigen. Die Ferien verlebte er im[...]r in Meiningen und Hildburghausen unter seinen Verwandten, [...] deren Abendgesellschaften fast ausschließlich das Kartenspiel [...]pflegt wurde, für das auch Wilhelm, wie er selbst gesteht, [...] außerordentliche Leidenschaft faßte. Aber gerade der Um[...]d, daß er eine besondere Geschicklichkeit im L'Hombrespiel er[...]ngte, sollte einen merkwürdigen Einfluß auf sein Schicksal [...]üben. Von solchen unbedeutenden Dingen hängt in dieser [...]rischen sublunarischen Welt das Schicksal der Menschen oft [...]! Als nämlich Türk ausstudirt hatte, und ohne Vermögen, [...]e Verbindungen, ohne alle Aussicht in Hildburghausen sich [...]hielt, wurde er eines Abends zu dem dort gerade weilenden [...]inzen Karl von Mecklenburg, dem Vater der regierenden [...]rzogin gerufen, um den dritten Mann bei einer L'Hombre[...]tie zu machen. „Unbeschreiblich blöde", wie Türk damals [...]r, erschien er schüchtern im prinzlichen Cirkel, erwarb sich [...]r durch sein Spiel die volle Zufriedenheit des Prinzen, der [...], als er bald darauf seinem plötzlich verstorbenen ältesten [...]uder, Adolf Friedrich IV., als regierender Herzog von Mecklen[...]g-Strelitz folgte, in Erinnerung dieses von ihm nach seiner [...]zen Bedeutung gewürdigten Talents als Auditor der Justiz[...]zlei und Kammerjunker nach Strelitz berief. Elf Jahre lang [...]ßte er nun jeden Abend von 6—9 Uhr mit dem Herzog [...]ist spielen, denn dazu war er nach Strelitz berufen; das [...]ditoriat war nur Nebensache. Dieses Einerlei verleidete ihm [...] Spiel gründlich, besonders als er während einer sechswöchent[...]en schweren Erkrankung hinlänglich Zeit und Gelegenheit [...]e, über die Leerheit seines bisherigen Lebens nachzudenken. [...]terbrochen wurde dieses öde einförmige Dasein durch eine Reise, [...] welcher er den Herzog begleitete und die ihn über Berlin, [...]esden u. s. w. nach München und Stuttgart führte. Nichts [...] allem, was er auf dieser Reise gesehen, hatte ihn so lebhaft [...]eressirt als das Schullehrerseminar in Hannover, damals wol [...] vorzüglichste in Deutschland. Gleich nach seiner Rückkehr [...] er an, sich lebhaft um das Schulwesen in Mecklenburg-[...]elitz zu bekümmern. Da er aber fühlte, wie gering seine [...]ntnisse in diesem Fache waren, beschloß er, eine Reise zu [...]chen, um die bessern Unterrichtsanstalten in Deutschland und [...] Schweiz kennen zu lernen. Der Herzog scheint eine Reise [...] solchem Zwecke für sehr überflüssig gehalten zu haben, beson[...] da ihm dadurch ein so vorzüglicher Whistspieler für eine [...]isse Zeit entzogen werden sollte, und schlug ihm das nach[...]chte Reisestipendium ab; glücklicherweise fand sich in einem [...]ehrer Pestalozzi's, dem stettiner Kaufmann Salingré, ein für [...]es Reiseproject begeisterter Mann, der ihm die erforderliche [...]mme vorschoß. Im Mai 1804 trat Türk diese Reise an, [...] für sein Schicksal entscheidend wirken sollte. In Leipzig be-suchte er unter anderm die damals berühmte Schulanstalt des Professors Tillisch, dem er zu bemerken nicht unterlassen konnte, daß er die Kinder für ihr Alter zu weit führe und daß diese mit großer geistiger Anstrengung verbundene zu frühe Ausbildung des Verstandes vielleicht zum Nachtheil der Gesundheit der Kinder geschähe. Tillisch entgegnete hierauf: „Wenn es sich darum handelt, eine für die Wissenschaft richtige Idee durchzuführen, da kommt es auf ein paar Kinder nicht an!" Das ist ja gar nicht anders, als wenn ein Despot seine Soldaten erbarmungslos ins Kanonenfeuer schickt und jede Gegenbemerkung mit der Aeußerung niederschlagen wollte: zu einem solchen Zwecke kommt es auf ein paar Menschenleben mehr oder weniger nicht an! Ueberhaupt müssen wir die Schule um ihres eigenen Heils und Einflusses willen ernstlich warnen, ihre Macht über die Leiber und Geister nicht in einen Despotismus ausarten zu lassen, womit sie häufig selbst in das materielle Wohl der Familien und in das Innerste des Familienlebens eingreift und statt Liebe zu erwerben, Haß und Abneigung erwirbt. Das kann ihre Aufgabe nicht sein, das verträgt sich mit ihrem Princip nicht. So fanden wir auch jüngst in einer Schrift von F. Baltisch bemerkt: „Der Eifer für die Schulen geht in Deutschland oft zu weit. Ich habe gesehen, daß eine arme Frau, die allerdings noch eine Hütte besaß und einen Ofen, aber längst keine Schulkinder, gepfändet werden sollte, wegen gezwungenen Schulgeldes. Sie mußte das bischen Torf, womit sie sich den Winter über wärmen wollte, verkaufen, um Schulgeld zu bezahlen." Mit Recht entgegnete Türk, um auf den obenerwähnten Fall zurückzukommen, dem Pädagogen Tillisch, daß bei der Erziehung immer das Kind der Zweck sein müsse und daß er jede Methode misbilligen müsse, welche nicht das Kind, sondern, und zwar selbst auf Gefahr der Gesundheit des Kindes, nur das Wissen berücksichtige.

Von seiner pädagogischen Rundreise durch Deutschland und die Schweiz zurückgekehrt, nahm Türk sofort 12 Knaben in Unterricht, und obschon ihm dieses Geschäft anfangs große Anstrengung kostete, fühlte er doch bald, daß er hier „in seinem Elemente" sei. Die Whistpartien und die Galatage ekelten ihn an. In Betreff eines solchen Galatags bemerkt er: „Es kam mir alles vor, wie ein Schauspiel, und nachdem ich selbst im großen Hofcostüm meine Rolle gespielt, nahm ich in einer Fensternische Platz und betrachtete nun alles, sowie man ein Schauspiel im Schauspielhause betrachtet. Aber von Stund an ward es mir klar, daß dies Verhältniß nicht für mich paßte; ich fühlte mich unbehaglich und unbeholfen am Hofe." Hierzu kam, daß er sich zu verheirathen gedachte und erwog, daß der Hofmann nicht darauf rechnen dürfe, den Abend im Kreise der Seinen zuzubringen und daß an den kleinen deutschen Höfen selbst die Frauen oft am Hofe erscheinen müßten, was einen unverhältnißmäßig großen Kostenaufwand verursache.*) Er verließ also den strelitzer Hofdienst und ging nach Oldenburg, wo er vom Herzog zum Justiz- und Oberconsistorialrath ernannt wurde. Da er jedoch seinen Hauptzweck, sich ganz der Leitung des Schulwesens und dem Fache der Erziehung zu widmen, nicht erreichen konnte, ging er mit seinen Zöglingen, die er inzwischen zu sich genommen, 1808 nach Yverdun, „um von dem Ertrage einer dort zu gründenden Erziehungsanstalt zu leben und nun das Fach der Erziehung und des Unterrichts recht ernstlich zu studiren, um

*) Diese Verheirathung fand später statt, und zwar mit Wilhelmine von Buch, Tochter eines preußischen Geheimraths. Eine weitere Erwähnung seines ehelichen Verhältnisses findet sich nicht in seinen Aufzeichnungen, was dem Umstande zuzuschreiben ist, daß er seiner Gattin das Versprechen gegeben, nie etwas dieselbe Betreffendes in die Oeffentlichkeit zu bringen. Sie war nämlich der jetzt unter den Frauen wol ziemlich selten gewordenen Ansicht, daß das Innere des Familienlebens ein Heiligthum sei, welches durch Veröffentlichung nicht entweiht werden dürfe, und daß, während das Wirken des Mannes mehr nach außen gehe, das Walten und Wirken der Frau so geräuschlos wie möglich sein müsse.

einst fähig zu sein, das Erziehungs- und Unterrichtswesen eines Landes oder einer Provinz zu leiten". Es war sein Glück, denn sein Nachfolger im Amte, ein Herr von Fink, und ein Freund von ihm, der Landdrost von Berger, wurden beide zur Zeit der Napoleonischen Besitznahme des Landes auf Vandamme's Befehl auf den Wällen von Bremen erschossen. Türk befand sich in keinem Augenblick darüber in Zweifel, daß, wäre er im Amte geblieben, ihn dasselbe Schicksal betroffen haben würde. Von Yverdun verlegte er 1811 seine Erziehungsanstalt nach Vevay, folgte aber 1815 dem an ihn von Preußen ergangenen Ruf als Schulrath nach Frankfurt a. d. O., wo er von dem damaligen Präsidenten der zweiten Abtheilung in sehr eigenthümlicher Weise mit den brüsken Worten empfangen wurde: „Was wollen Sie hier? Sie gehören nicht hierher, sondern nach Berlin!" Seine Reisen als Schulrath führten ihn unter andern nach Züllichau, wo er das von einem einfachen Nadler, Steinbart, gegründete Waisenhaus und das später hinzugefügte Gymnasium besuchte. Er gesteht mit Recht, daß ihn die Einrichtung, wonach die Zöglinge, je nachdem sie bezahlten, an vier der Güte der Speisen nach verschiedenen Tischen speisen, sehr wenig zugesagt habe. Wir können aus eigener Beobachtung die Unzweckmäßigkeit dieser Einrichtung bestätigen, indem die am ersten Tische Speisenden die Aristokraten spielten und auch sonst vielfache Vorrechte genossen, während die vom vierten Tische von den besser Speisenden als Parias angesehen und behandelt wurden. Im Jahre 1817 ging Türk als Schulrath nach Potsdam und übte hier eine sehr segensreiche Wirksamkeit. Er stiftete das Civilwaisenhaus, die Friedensgesellschaft, die erste Kinderbewahranstalt, den Wohlthätigkeitsverein, die Waisenversorgungsanstalt zu Klein-Glienicke, das Elisabethstift, betheiligte sich an der Errichtung der städtischen höhern Gewerbschule in Berlin, bestrebte sich für Wiederbelebung des Seidenbaus, zu welchem Zwecke er noch 1827 eine Reise nach Turin und Mailand machte, und sorgte für Schwimmanstalten und Turnübungen, wobei er aber die Misgriffe Jahn's vermied, der nach seiner Ansicht darin gefehlt hatte, „daß er den jungen Leuten eine zu hohe Meinung von ihrer eigenen Wichtigkeit in der Eigenschaft als Turner beibrachte und daß er die Turnübungen zu wenig mit der übrigen Erziehung in Einklang brachte". Auch literarisch war Türk thätig, und es finden sich in dieser lehrreichen Autobiographie 14 seiner pädagogischen oder den Seidenbau betreffenden Schriften verzeichnet. Der verdiente Mann starb 1846 in Glienicke, und alljährlich versammelt sich auf dem dortigen Kirchhofe die Schar der Zöglinge seiner Anstalten zu einer ernsten Gedächtnißfeier.

Gegen Wilhelm von Türk's Leben, an dem besonders die Peripetien von Interesse sind, womit der skrofulöse, gelähmte, mit Wunden bedeckte, elende Knabe ein Hofmann und dieser Hofmann wieder ein Pädagoge, Waisenvater und Wohlthäter der Menschheit wurde, erscheint freilich Mager's Leben ziemlich uninteressant, obschon er sicherlich jenen an philologischen Kenntnissen, an philosophischer Durchbildung und an eigenthümlichem Geist weit überragte, auch durch seine Werke, z. B. „Geschichte der französischen Nationalliteratur", „Die deutsche Bürgerschule", „Die Encyklopädie oder das System des Wissens", die Zeitschrift „Pädagogische Revue" (welche gegenwärtig unter dem Titel „Pädagogisches Archiv" von dem Verfasser der vorliegenden Schrift fortgesetzt wird) u. s. w. in der literarischen Welt viel bekannter ist. Aber es gibt Eigenschaften, die wir an einem Pädagogen und Schulmann höher schätzen müssen, als allen Geist, alle allgemeine literarische Bildung, alle philologischen und philosophischen Kenntnisse, nämlich diejenigen Eigenschaften, wie sie Türk besaß und wie sie Mager seinem ganzen Bildungsgange nach weniger zu Gebote standen. Mager war ein echter Sohn der deutschen Universitätsbildung und ist auch, wie wir meinen, über das bloße Theoretisiren und Schematisiren, über die „scholastische Theorie", wie er sich selbst ausdrückte, nicht viel hinausgekommen, so viel Geist und Scharfsinn er hierin auch entwickelte und so ehrenwerth an ihm sein Forschungstrieb und sein Streben nach sittlicher und geistiger Vervollkommnung auch erscheint. Wir selbst haben ihn noch im ersten Lustrum des dritten Decenniums in Berlin persönlich gekannt. Damals galt er, der seinen ehrlichen deutschen Namen Mager französisch mit dem Accent auf der letzten Silbe auszusprechen pflegte, vielen noch als ein bloßer geschickter Compilator, als ein zungenfertiger, mit Hegel'schen Floskeln um sich werfender Dialektiker und als ein ziemlich anmaßender, renommistischer, wenn auch wesentlich gutmüthiger Schwätzer, der aber doch selbst sehr bedeutenden Leuten blauen Dunst vorzumachen und sie zu blenden wisse. Manche stehende sich immer wiederholende Redensarten wie die „man ist ja kein Sandkorn neben einem andern Sandkorn, sondern ein Organismus in einem Organismus" u. s. w. verliehen seinen Raisonnements einen fast komischen Anstrich, so geistreich und gewandt er auch seine vielen paradoxen Behauptungen zu verfechten wußte. Von dieser Renommisterei scheint er auch später nicht ganz frei geblieben zu sein; denn auch der Rector der Cantonsschule in Aarau sagt in einer in vorliegender Schrift mitgetheilten Charakteristik Mager's: „Leicht übernahm er sich auch und erging sich in Hyperbeln, beim Widerspruch immer in höhern, wo die Phantasie über Gebühr auf die Darstellung der Wirklichkeit Einfluß übte. Mit dieser Schwäche schadete er sich manchmal und brachte sich in den Ruf eines Renommisten, besonders wo man seine eigenthümlichen Vorzüge nicht genug kannte, um sie als Gegengewicht oder vielmehr als Uebergewicht in die Wagschale zu legen. Mit einigen Collegen gerieth er nicht ohne seine Schuld in einen heftigen und überlauten Streit, der für die Schule bedenklich zu werden drohte" u. s. w. Auch sein Biograph und Lobredner, Langbein, muß zugeben, daß Mager's Auftreten als Director des Realgymnasiums in Eisenach schroff gewesen, daß er sich, wenn er auf Widerstand stieß, zu Worten und Aeußerungen habe hinreißen lassen, „die in einer kleinen Stadt nicht bald verhallten", und daß er dadurch oft selbst seiner Wirksamkeit geschadet habe. Dies lag an seiner rechthaberischen Natur, die sich andern gegenüber Indulgenzen gestattete, denen der auf unsern Universitäten herrschende Geist Vorschub leistet. Dulden die „Studirten" schon von einem andern Studirten nicht leicht einen Widerspruch, so natürlich noch viel weniger von einem Nichtstudirten. Aber Mager handelte nie gegen sein innerstes Gewissen, er wollte nur, was seiner Ueberzeugung nach gut und richtig war, ja er hatte sogar den Muth und die Selbstverleugnung offen zu bekennen, daß er geirrt habe, wenn er ein besseres Einsehen gewann; und er, ein Hegelianer „von der strictesten Observanz", wie man sie nannte, schwor später seinen Meister ab, ja erklärte sich offen und entschieden gegen ihn, indem er sich mehr Herbart zuwandte. Diesen Verwandlungsproceß zu verfolgen gewährte uns an dieser Schrift fast das meiste Interesse. Mager erklärte z. B. später in seiner „Pädagogischen Revue", sich der fast stärksten Ausdrücke bedienend, die es überhaupt geben kann: „Wenn ich jetzt als siebenunddreißigjähriger Mann von Zeit zu Zeit einen Band von Hegel öffne und dabei auf Stellen stoße wie folgende: Rechtsphilosophie, §. 337, §. 345, Vorlesungen über Geschichte der Philosophie, II, 237, die der Dichter des «Faust» dem Mephistopheles hätte in den Mund legen können, und mich daran erinnere, daß mir und mit mir vielen Tausenden meiner Altersgenossen, deren Bildungsjahre in die Zeit des Altenstein'schen Ministeriums fielen, auf Veranstaltung des zum Schulherrn gewordenen Staats diese Abscheulichkeiten als die höchste und dazu mit aller Autorität des Staats verstärkte Weisheit quasi aufgenöthigt worden sind, daß diese Abscheulichkeiten fast von allen philosophischen Kathedern gelehrt wurden und das Wahre und Heilsame, wieder durch Veranstaltung des Staatsschulregiments, nach Kräften beiseite geschoben und unterdrückt wurde; wenn ich dann um mich schaue und nachzähle, wie viele meiner Altersgenossen durch solche officielle Brunnenvergifterei mehr oder weniger sittlich verdorben und zum Theil ganz zu Grunde gegangen sind: dann packt mich ein Zorn über die Erfindung des Teufels, welche man Staatsschulwesen nennt, daß ich Mühe

habe, den Fluch über den ganzen Staat, zu unterdrücken, der diese Seelenverkäuferei, diese Molochsopfer zu seinen Regalien zählt und höchstens von Zeit zu Zeit einmal — wenn etwa ein neuer Charlatan den alten aus der Mode bringt — mit dem Gift abwechselt." In ebenso entschiedener Weise sprach er sich gegen die Spinoza'sche Ethik aus, nach der durchaus nicht abzusehen sei, „warum ein arbeitsscheuer Mensch nicht als Straßenräuber und Mörder leben sollte, wofern er nur solche angreift, die weniger stark sind als er, und sich vor den Gerichten zu hüten weiß" u. s. w. Mager war eben von der den meisten philosophischen Systemen anhaftenden Indifferenz gegen die Moral zu einer mehr christlichen und aus dem allgemeinen Sittengesetz hervorgehenden Ethik hindurchgedrungen. Schwerer als diese Widerrufe mögen ihm die Geständnisse geworden sein, welche ihm das Jahr 1848 abpreßte. Er, der noch den „herrlichen März 1848" und die „prächtigen Wiener, die die Akropolis des Absolutismus überwältigt", gepriesen, fand doch bald nicht leidenschaftliche Worte genug gegen den Struve'schen „Banditenzug", gegen den „Wahnsinn der Canaillokratie in Berlin und Wien", gegen die verfassunggebenden Versammlungen, zu denen die Abgeordneten in den „Irrenhäusern zusammengesucht worden"; ihm schwand der letzte Rest von Hoffnung, „es könne in unserm Deutschland bei seinen Lebzeiten noch leiblich gut und auch der Schule geholfen werden"; er schrieb im September 1848 an Langbein: „Ich kenne die Partei des verbrecherischen Wahnsinns, die Partei des Meuchelmordes seit 11 Jahren; ich habe sie in der Schweiz studirt. Und eben weil ich sie kenne, darum bin ich seit circa 4 Monaten so unglücklich, seitdem sich nämlich zeigt, welch geringe Widerstandsfähigkeit in den ordentlichen Leuten Deutschlands ist." Und an denselben schrieb er: „Wer an seiner Zeit verzweifelt, hat nicht mehr den Beruf, eine Zeitschrift zu leiten." So gab Mager die „Pädagogische Revue" auf, die dann später von Langbein, Scheibert und Kahr, später von ersterm allein fortgesetzt wurde. Vergessen darf man bei so melancholischen Ausbrüchen freilich nicht, daß schon damals seine Gesundheit untergraben war, daß seine Krankheit, die ihn jahrelang an den Rollstuhl bannte und 1856 seinen Tod herbeiführte, schon im Jahre 1850 oder früher theilweise Lähmung zur Folge hatte, weshalb er auch den Plan, nach Amerika zu gehen, aufgeben mußte. Immerhin ist in dieser Schrift ein eigenthümlich reicher geistiger, psychologischer und pathologischer Entwickelungsgang eines vielbegabten Mannes vor Augen gelegt, und für die philosophische Auffassung und Durchdringung der Pädagogik fehlt es nicht an anziehenden und lehrreichen Erörterungen.

Gustav Evers, dessen Leben und Wirken C. Dettmer beschrieben hat, war Professor und Oberlehrer am Catharineum der Hansestadt Lübeck, um deren geistiges und wissenschaftliches Leben er sich auch als Vorsteher der Kunst- und Naturaliensammlung und durch seine in der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit gehaltenen Vorträge mannichfache Verdienste erwarb. Auch an den Kämpfen der Zeit nahm er lebhaften Antheil. In den „Neuen Lübecker Blättern" legte er überzeugend und beredt in zahlreichen Aufsätzen die Nothwendigkeit einer Reform der lübecker Verfassung dar und die schon 1844 erschienene Schrift „Die Nothwendigkeit und Durchführbarkeit des reinen Repräsentativsystems bei Organisation unserer Verfassung" rührt in der ersten Hälfte ganz von ihm her. Im Jahre 1845 erschienen von ihm zwei einander ergänzende Schriften: „Lübecks Bedrückung durch die dänische Politik" und „Kiel und Lübeck", welche nicht blos in seiner Vaterstadt, sondern auch in den patriotischen Kreisen des übrigen Deutschland mannichfachen Anklang fanden. Die Ereignisse des Jahres 1848 begrüßte er mit den fröhlichsten Hoffnungen, die aber bald schwanden, als der Radicalismus in Deutschland und in Lübeck selbst immer trotziger sein Haupt erhob. „Es war ihm klar", sagt der Verfasser der Schrift, „daß der Versuch eines vollständigen Neubaues unter Verleugnung aller Geschichte und wohlerworbener Rechte nicht nur auf unbesiegbaren Widerstand stoßen, sondern auch gleichzeitig die Errungenschaften von Jahrhunderten in Frage stellen und so wie so das Ganze preisgeben würde. Das allgemeine Wahlrecht, wie es für die frankfurter Nationalversammlung angeordnet war, erschien ihm daher ebenso verwerflich als die jedes Zusammenwirken mit den gesetzlichen Autoritäten verschmähende Handlungsweise des Funfziger-Ausschusses." Schon im Mai 1848 bekämpfte er in seiner Schrift „Die Gefahr des Vaterlandes und der Weg seiner Rettung" den Radicalismus und die Revolution; in seiner Schrift „Die deutsche Nationalversammlung und die deutschen Regierungen" (1849) suchte er nachzuweisen, daß der Anspruch der Nationalversammlung auf endgültige Beschlußfassung über die dem gesammten Deutschland zu gebende Verfassung weder im Rechte noch in einer vernünftigen Politik begründet sei; in der Flugschrift „Zur Lösung der schleswig-holsteinischen Frage" rieth er eine billige Theilung Schleswigs als den zwar anfangs manche Interessen verletzenden, aber doch für die Dauer allein befriedigenden Ausweg an, und in der im December 1850 veröffentlichten Broschüre „Oesterreich, Preußen und die Einheit Deutschlands" kam er zu dem Schlusse, daß Preußen für das Recht des deutschen Volks wie für seine eigene verpfändete Ehre zum Schwerte greifen müsse. Möge man die in diesen Schriften ausgesprochenen Ansichten und Grundsätzen billigen oder misbilligen, so sind es doch gerade diese patriotischen und politischen Bestrebungen, die ihm eine über Lübecks Weichbild hinausreichende allgemeinere Theilnahme sichern. Auch mögen sie dazu beigetragen haben, verstärkte Anfälle eines Nervenleidens herbeizuführen, welches schon früher wiederholt bei ihm aufgetreten war. Weder mehrmonatliche Entbindung vom Schulamt noch mehrfache Badereisen milderten das Uebel, das immer furchtbarere Fortschritte machte und ihn der tiefsten Melancholie überlieferte, „bis er endlich, von namenloser innerer Angst gepeitscht, den Vorsatz faßte, von dessen Ausführung er im Sommer vorher noch im letzten Augenblicke zurückzutreten vermocht hatte, seinen Tod in den Fluten zu suchen. Am Sonntag, 6. Februar nachts 3 Uhr, schlich er sich aus seiner Wohnung, um nicht wiederzukehren. Erst am vierten Tage gelang es, die Leiche aufzufischen, und die angestellte Section ergab Abnormitäten, wie sie sich bei den Unglücklichen, die einen gewaltsamen Tod suchen, häufig finden."

H. M.

Reiseliteratur.

1. Neue Reiseskizzen aus Spanien. Von Franz Lorinser. Zwei Theile. Regensburg, Manz. 1858. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.
2. Ansichten aus den deutschen Alpen. Ein Lehrbuch für Alpenreisende, ein Naturgemälde für Freunde der Natur. Von Karl Müller. Mit Holzschnitten und einer Karte. Halle, Schwetschke. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Allen frohen Wanderern. Ein Reise- und Familienbuch. Von Robert Trenzsch. Leipzig, Mertens. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Verfasser der „Neuen Reiseskizzen aus Spanien", F. Lorinser (Nr. 1), scheint unter den leidenschaftlichen Touristen der Gegenwart allerdings einer der leidenschaftlichsten zu sein. Wenigstens stellt er uns das seltene, unsers Wissens noch nicht dagewesene Phänomen eines Reisenden dar, der, nachdem er auf einer Pilgerfahrt durch die südlichen Provinzen von Spanien alle Genüsse, aber auch alle Mühseligkeiten einer solchen Reise vollauf gekostet hat, wenige Jahre später in dies Land zurückkehrt, um auf einer Wanderung durch die Nord- und Westprovinzen desselben einen noch viel größern Theil von Beschwerden und Mühseligkeiten durchzumachen, blos — da ihm besondere und Fachzwecke gänzlich fehlen — zu dem Ende, seine Eindrücke von „Land und Leuten" in Spanien wieder aufzufrischen oder zu vervollständigen, und nebenher „San-Jago di Compostella" als verspäteter Pilger zu besuchen. Nun wohlan, es ist dies ein Beweis sowol von seltener Treue der

Gefühle, als auch davon, wie stark und reizvoll jene ersten Reiseeindrücke auf sein Inneres gewirkt haben müssen; es ist eine zur Zeit ungewöhnliche Erscheinung, zu der wir die Erklärung nur in der eigenthümlichen und vom Verfasser mit besonderer Sympathie erfaßten speciellen „Liebenswürdigkeit" des spanischen Volkscharakters in seinem ganzen Umfang finden können; eine Sympathie, die der Verfasser allerdings auf jeder Seite seines Berichts offen bezeugt und gut motivirt.

Ueber den ersten zweibändigen Reisebericht Lorinser's haben wir in Nr. 25 d. Bl. f. 1857 zu seiner Zeit günstig referirt; wir können im ganzen genommen dasselbe günstige Urtheil auch den beiden Bänden der „Neuen Reiseskizzen" zuwenden. Allerdings fehlt dieser Arbeit so ziemlich alles, was sie zu einer gelehrten oder wissenschaftlich bedeutenden machen könnte, da, wie schon gedacht, dem Reisenden besondere Reisezwecke nicht vorschweben und da er, wie es fast scheint, geflissentlich alle sich darbietenden Anknüpfungspunkte an die politische, die Cultur- und die Kunstgeschichte des Landes seiner Vorliebe verschmäht, um ausschließlich seine Reiseeindrücke, Landschaftsbilder, persönlichen Erlebnisse, Naturschilderungen u. s. w. darzubieten. Allein die allerdings beschränkte Aufgabe, welche er sich stellt, erfüllt er doch in so anspruchsloser, naiver und liebenswürdiger Treue, daß wir ihn mit unablässiger Theilnahme, ja oft mit wahrem Vergnügen auf seiner beschwerlichen Wanderung zu folgen gedrungen sind. Es ist zuvörderst ein eigenthümlicher Reisezug, welchen der Verfasser verfolgt und auf dem er wenige Vorgänger hat. Von Frankreich und den biscayischen Provinzen aus wendet er sich nämlich dem Zuge der spanischen Nordküste zu, wandert durch die Provinzen Santander, Asturien und Galicien nach San-Jago di Compostella, um von hier durch die an landschaftlichen Schönheiten so reiche Provinz von Vigo nach Lissabon, von dort auf äußerst beschwerlichen Wegen durch Estremadura nach Sevilla — das er auf seiner ersten Reise der Cholera wegen nicht erreichen konnte —, von hier aber nach Cadix und Gibraltar, nach Malaga und schließlich nach Oran und Algier zu gehen, und endlich in Marseille wieder französischen Boden zu betreten. Daß dieser eigenthümliche Reiseplan mit den allergrößten Beschwerden verbunden und auf jede Art von Reisecomfort dabei Verzicht zu leisten sei, war dem Verfasser zum voraus bekannt, schreckte ihn aber nicht zurück, eben weil er hier, fern von allen besuchtern Reisewegen, um so sicherer mit dem unverfälschten, nobeln und liebenswürdigen spanischen Volkscharakter in Berührung zu kommen rechnen konnte: eine Rechnung, die ihn denn auch nicht getäuscht hat.

Bevor wir nun seinen Bericht selbst etwas näher betrachten, wollen wir noch daran erinnern, daß der Wanderer katholischer Priester und als solcher in einer besondern Vertrauensstellung zu dem Volke im allgemeinen befestigt manche Zugänge zu dem Gemüthe des Volks zu finden weiß, welche andern Reisenden verschlossen blieben; sowie daß der vollständige Besitz der Sprache des Landes und eine körperliche Abhärtung, welche es ihm möglich macht, diese Reise mitten in der größten Sommerhitze des Jahres 1857 zu unternehmen, ohne viel von dieser zu leiden, seinen Reiseerträgnissen sehr günstig waren. Wir sehen den Pilger also von Bordeaux und Bayonne aus, nach einem Besuch des kaiserlichen Seebades Biarritz, die biscayischen Provinzen bis zu dem frischen, reizenden Bilbao hin, von dem er ein volles und liebliches Bild entwirft, durchziehen, dann längs der wildzerklüfteten und übelberufenen Nordküste von Biscaya nach Santander zu Schiffe und von hier nach Oviedo auf einem fünftägigen Ritt zu Pferde seinen Weg nehmen. Schon hier lernen wir genau den besondern und eigenartigen Charakter dieser Küste, wie er sich in Asturien und Galicien fortsetzt, kennen, dessen specieller Reiz in einer Folge von zahllosen Buchten besteht, die, Rias genannt, von irgendeinem kleinen Fluß in seinem Zusammentreffen mit dem Meere gebildet, rings von malerischen, grünen Bergen eingefaßt, sich wie mächtige Landseen ausbreiten, während sie auf ihrer Südseite von den schneebedeckten Kuppen der asturischen Alpen hoch überragt werden und so überall einen köstlichen landschaftlichen und malerischen Abschluß erhalten. Solcher Rias beschreibt der Verfasser uns eine große Anzahl, und indem er sie treffend mit den oberitalienischen Seen, dem Garda- und Comersee vergleicht, zeichnet er diese Scenerie, bald frisch belebt, malerisch, anmuthig, bald wildromantisch und großartig, bald still und heimlich mit den mannichfaltigsten Zügen und mit sichtbarer Vorliebe. Diese Scenerie wiederholt sich nach Ueberschreitung der trennenden Cuestas (Bergzüge) längs der ganzen Nordküste in den mannichfaltigsten Gestaltungen und Vegetationsverhältnissen bis zu ihrem herrlichsten Abschluß in der Bucht von Vigo, dem reizvollsten Punkt der spanischen Nordküste, den der Reisende mit dem Schluß des ersten Bandes seiner „Skizzen" erreicht. Bis dahin hat er jedoch Beschwernisse ungewöhnlicher Art in Menge zu bestehen, hinreichend um minder kräftige und minder entbehrungsfreudige Naturen wie er von diesem Reisewege abzuschrecken. Die Vegetation an dieser Küste hat überall wenig vom südlichen Charakter. Die Cuestas sind meist wild, öde, baumlos; in den Thaleinschnitten herrscht die immergrüne Eiche und die Kastanie vor, auch die deutsche Eiche und die Fichte verbreiten hier Kühlung; selten erscheint ein halbwüchsiger Oelbaum und eine erste schwache Palme findet sich erst bei Vigo vor, dagegen versperren riesige Weinranken und Brombeeren, haushohe Canna (Rohr) und Farrnkraut oft genug die elenden Wege bis zum Undurchdringlichen. Der Ritt nach Oviedo führt von der Küste ab tiefer ins Land hinein: die Cuestas werden immer rauher, höher und trostloser, die Ventas immer elender; Frost (im Juli) und Hunger immer empfindlicher: aber plötzlich wendet sich der Weg, die Berge öffnen sich und das entzückte Auge blickt eine zauberische Ria entlang, hinaus in das azurne Meer rechts und links auf die asturische Alpenwelt, und „alles Leid ist schnell vergessen"! So geht der Weg über Cumillas, Castres, Riva de Cella, Gijon nach Oviedo, das für eine Provinzialhauptstadt bescheiden genug sich ankündigt. Indeß enthält der Ort doch eine schöne, wiewol kleine Kathedrale, einige alte Paläste, zwischen einstöckigen Häusern zerstreut, und vor allem eine gute Fonda, in der der Pilger sich von seinen Reiseleiden erholt. Doch ein noch weit beschwerlicherer, sechstägiger Ritt nach Santiago, dem nächsten Zielpunkt seiner Pilgerschaft, steht ihm bevor, wird jedoch, besser beritten und gut begleitet, heiter und froh zurückgelegt. Zunächst bis Mandoñedo, einem freundlichen Ort an der Grenze Galiciens, fast dieselbe Scenerie, wie bisher: Sierren links, das Meer rechts, mitunter offenes Land, mit strotzenden Ernten und Bruchstücken vom Camino real, Kunststraßen. Dann erhebt sich der Weg, vom Meere abwärts, auf ein Hochplateau, das, von Thälern und Cuesten durchschnitten, bis Santiago anhält, rauh, kalt und mitunter völlig wild und öde, wo entsetzliche Ventas dem Wanderer kaum ein Obdach zu bieten haben. Hinter dem elenden Orte Villalba nimmt der Reisende in La Tolda sein Nachtlager, an dessen Beschreibung der Leser erkennen mag, was ein Reisender in Spanien Liebliches und Anmuthiges zu bestehen haben kann. Zwar tröstet das reizende Betanzas für den greulichen Paß von Infiesta einen Augenblick; allein gleich darauf beginnen die Parameras, wüste Höhenzüge, von neuem, um erst bei Santiago zu enden. Indem der Verfasser das Ziel seiner Wallfahrt wie vorbestimmt richtig am Tage des großen Apostelfestes erreicht, hat er den merkwürdigen Landstrich durchzogen, der dem Christenthum und dem Reich der Gothen ein letztes Asyl bot, von wo aus sie zum zweiten male Spanien erobern und den Halbmond überwinden sollten. Der erste Eindruck der Apostelstadt erinnerte den Reisenden an die Stadt der sieben Hügel: ein verhältnißmäßig großer Ort mitten in einer Wüste wie Rom, St.-Peter und der Vatican hier von dem unermeßlichen Pilgerhospital und der Kuppel der Kathedrale vertreten und auf diesen stolzen Bauwerken derselbe Abglanz der Heiligkeit wie dort, ein wundervolles Glockengeläute die Luft erfüllend. Aber bald zeigt sich an der Stelle alter Herrlichkeit tiefer Verfall. Die Hunderttausende von Pilgern des Mittelalters sind auf wenige Tausend zusammengeschmolzen, die Kirchen-

este haben einem großen Jahrmarkte (feira) den Vordergrund ingeräumt und nur das pomphafte Feuerwerk, mit dem die Hauptkirche, das Apostelgrab, beleuchtet wird, ist von dem alten glanzvollen Feste des Schutzpatrons von Spanien übrig geblieben. Indeß verdient die Schilderung dieses großen Kirchenfestes noch immer den Dank des Lesers, im höhern Grade wenigstens, als die Beweise, welche der Autor dafür beibringt, daß hier wirklich das Grab Jakob's des Zebedäers zu finden sei, und welche wesentlich darauf hinauskommen, daß man eben kein anderes Grab des Apostels kennt.

Nach drei Tagen, die seiner Schaulust genügten, alles Sehenswerthe und das etwas rohe Wesen der Bevölkerung kennen zu lernen, verläßt der Verfasser das rauhe, feuchte Santiago, um auf einer galicischen Diligence über Pontevedra, wo Agaven eine südliche Vegetation ankündigen, an die herrliche Ria von Vigo zu gelangen, die, an den Comersee mahnend, urplötzlich allen Reiz des Südens vor ihm entfaltet. Die Umreise am Gestade dieser prachtvollen Bucht, das Meer und die schönen Inseln, Las Cies vor sich, malerische Sierren zur Rechten, durch ein üppiges, reich bebautes Uferland hin, gehört zu dem Schönsten, was Spanien dem Wanderer bietet, und der Blick vom Castroberge bei Vigo steht dem von Camoldoli bei Neapel nach der Meinung des Verfassers, nur wenig nach. In den üppigen Gärten und der guten Fonda von Vigo erwartet er das englische Dampfschiff, das ihn denn auch mit dem Anfange des zweiten Theils nach Lissabon bringt. Ungünstig wie der erste Eindruck ist, den das portugiesische Volkswesen auf den aus Spanien kommenden Fremden macht, ist auch der Anblick von Lissabon nicht von dem großartigen Effect, den der Verfasser sich davon versprochen hatte. Zwar ist die meilenlange Häusermasse von dem alten Thurm von Belem ab hügelauf und hügelab längs den geschwungenen Ufern des Tejo, von dem gegenüberliegenden Almeida aus überblickt, von mächtigem und großem Eindruck; allein die Monotonie dieser gelblichen Häuserwoge, welche von hervorragenden Bauwerken nur wenig unterbrochen wird, ermüdet das Auge sich bald. Was der portugiesischen Hauptstadt fehlt, sind eben schöne Thürme, ohne welche kein Städtebild lange anziehend bleibt, Thürme und hohe Kirchen, welche die Furcht vor der Katastrophe von 1755 nicht mehr entstehen läßt, die bekanntlich in wenigen Minuten 40000 Menschen unter Trümmern begrub. Seitdem hat Lissabon, wiewol es schmuck und reinlicher geworden ist, aufgehört, eine malerische Stadt zu sein; es ist gerade, ig und bequem, aber einförmig und reizlos geworden. Dabei macht es einen im ganzen ziemlich todten Eindruck, wenn es auch an schönen Gärten und Passeios, in welchen selbst die Musa par. gedeiht, und an einzelnen schönen Plätzen und Paläsen nicht fehlt. Volk, Sprache und Tracht der Frauen, alles das misfällt dem an die spanische Grazie und Lebendigkeit gewöhnten Auge. Selbst Cintra, dies vielgerühmte portugiesische Paradies, fesselt, obwol er davon viel Schönes berichtet, unsern Reisenden so wenig, daß er nur einen halben Tag daselbst verweilt, angeblich, weil er kein Unterkommen findet, was bei einem Wanderer, der so wenig wie er nach guter Unterkunft fragt, auffallen muß. Castilho dos Moros, Mafra, das Königsschloß da Pena werden jedoch gebührend gerühmt. Nach Lissabon zurückgekehrt, wählt der Verfasser zu seiner Weiterreise den Landweg und reist mit der Mala-posta (Meilpost), die aber in der That eine schlimme Post war, nach Badajoz, ein Weg, der durch die elenden Ortschaften der Provinz Alemtejo, Aldeas novas, Montemoro, Arrayolos, Evora, Estremoz, Elvas und durch wüste Landstriche, in welchen bald Fichten, bald Agaven vorherrschen, hinführt. Badajoz selbst liegt malerisch am Guadiana und macht einen ziemlich angenehmen Eindruck auf den Reisenden. Von hier bringt eine fünftägige Carrofert, deren Beschwernisse selbst unsern abgehärteten Pilger unfähig machen, ihn nach Sevilla. Das merkwürdige Fuhrwerk bestand einfach aus zwei kolossalen Rädern mit einem Korbe aus Esparto und einer weißen Plane überdacht. Von einem Sitz war nicht die Rede und auf die Frage, ob auch ein guter „asiento" vorhanden sei, sprach der Mozo zwar pathetisch: „Yo lo tengo por bueno": es fanden sich aber nur ein paar Futtersäcke vor, die glücklich zu erreichen stets ein halsbrechendes Kunststück bildete. Mit diesem Fuhrwerk Schritt für Schritt, in Begleitung eines Sevillaners „del Commercio", wird unser Reisender in fünf Tagen über Albuera, Sta.-Marta durch die hügelreiche Provinz Estremadura, an reifen Getreidefeldern vorüber, wo überall Häcksel geschnitten wurde, dann über Fefia, Maimona und Fuenta-Santos an die grünen Vorberge der Sierra-Morena und somit nach Andalusien befördert, wo ihn nach langer Glühhitze endlich wieder kühle Berge und malerische Thäler voll südlichen Pflanzenwuchses in Empfang nehmen. Sevilla, die bekannte Maravilla Spaniens, das der Verfasser im allgemeinen mit Köln vergleicht, verfehlt seinen Eindruck auf ihn nicht und besonders ist es die Puerta del Perdon und ihr Orangenhof, was ihn entzückt; im ganzen jedoch muß auch er ihrer Rivalin Granada den Vorzug einräumen. Hier besucht er auch Bibliotheken und Museen, die sonst von ihm ziemlich vernachlässigt zu werden pflegen. Die Reise nach Cadir, das ihn, wie fast jeden Reisenden entzückt; dann nach Gibraltar und von dort nach Oran bietet wenig Erhebliches oder Neues dar; dagegen können wir ihm unsern Dank für die sehr eingehende und durch lebhafte Versinnlichung hervorstechende Schilderung von Algier, Stadt, Volk und Umgebung, nicht versagen, da er dem Leser von allem diesen ein weit faßlicheres und deutlicheres Bild zu geben weiß, als dies Reisenden, wie Hackländer und Wachenhusen, die ihm andererseits als Beobachter so sehr überlegen sind, gelingt. Der Verfasser besucht auch in der Umgegend ein Kabylendorf, zeigt viel Begeisterung für die französischen Civilisationsversuche, rühmt die Verwaltung und reist endlich mit dem marseiller Dampfschiff in 50 Stunden nach der französischen Küste, nach Paris und Breslau, wo er genau in acht Tagen von seiner Abfahrt von Algier ab, anlangt. Indem wir den Reisenden hier verlassen, haben wir von den „Neuen Reiseskizzen" das von der vorangehenden Arbeit desselben Verfassers Gesagte zu widerholen und die Anerkennung auszusprechen, daß er uns mit einem angenehm unterhaltenden Reisebericht, der zwar die Prätension, durch Gelehrsamkeit zu glänzen, nirgends kund gibt, aber doch des Belehrenden nicht wenig enthält, beschenkt und hiermit unsern Dank wol verdient hat. Unstreitig hat er Spanien vollständiger und gründlicher kennen gelernt, als einer seiner Vorgänger seit Huber und Willkomm, und wenn er mit raschen Urtheilen und flüchtigen Beobachtungen auch minder freigebig ist als Hackländer und Wachenhusen und andere, so weiht er uns in die eigentliche Kenntniß von „Land und Leuten" doch viel tiefer und gewissenhafter ein als alle frühern Touristen der jüngsten Zeit.

Was dem ebenbesprochenen Reisebericht an wissenschaftlicher Tiefe und Begründung abgehen mag, das ersetzen die „Ansichten aus den deutschen Alpen" von K. Müller (Nr. 2) im reichsten Maße. Der Verfasser ist der Ansicht, daß der volle Naturgenuß nur durch wissenschaftliche Vorbildung gewonnen werden könne und der Referent hat aus eigener Erfahrung gelernt, daß wir in der Natur nur das gut und richtig sehen, was wir zu sehen wohl vorbereitet sind. Es ist umsonst, sagt er, das Gemälde eines Meisters ohne Einsicht in Stil, Composition und Technik verstehen zu wollen, und ebenso vergeblich ist es, in einer Alpenreise vollen Genuß zu erwarten, ohne von der Natur der Alpen, vom Nothwendigen und Zweckmäßigen ihrer Bildung die nöthigen Vorkenntnisse zu besitzen. Auf dieser wol richtigen Betrachtung ist die vorliegende Schrift begründet, und sie erfüllt ihren Zweck vollkommen, indem sie dem Wanderer durch die Alpen des Salzkammerguts, Tirols vom Pinzgau ab durch alle innern Thäler bis zum Vorarlberg und dem Bodensee und durch einen Theil von Kärnten die wissenschaftlichen Vorkenntnisse gewährt, deren er zum Vollgenuß jener schönen Naturgemälde bedarf oder die ihm dabei nur wünschenswerth sein können. Es bleibt hierbei nichts unbeachtet, was Geologie, Geognostik,

Physik und Botanik an die Hand geben können, um den nicht völlig ungebildeten Reisenden mit dem vollsten Wissensmaße zum Vollgenuß einer solchen Reise auszustatten, und indem dieser dies alles innig gemischt mit den anziehendsten Schilderungen des Malerischen und Effectvollen und der persönlichen Erlebnisse seines Führers empfängt, findet er sich diesem zu zwiefachem Dank geneigt und verbunden.

Die Reise beginnt von München aus, schildert zunächst Salzburg, den Königssee und sein Gebirge, wendet sich dann in das Pinzgau, zum Rauris und Gasteiner Thal und über die Tauern zum Großglockner, dessen Besteigung durch Major von Innstätten uns geschildert wird. Hier endet der erste Reiseabschnitt.

Salzburg und seine wundervolle Natur sind hundertmal geschildert worden; der Verfasser findet noch neue Striche und Farben für dies Gemälde. Er erkennt einen harmonischen, einen musikalischen Reiz in den Bildungen dieser Natur, der die Mozart, Haydn und Weber begeistigen mußte. „In dieser Natur", sagt er, „ruht ein Inhalt, eine Unmittelbarkeit, eine zur Frömmigkeit stimmende Naivetät, ohnegleichen und unerschöpflich, wie die Schöpfung selbst. In ihr ruht zugleich eine Form, ein Maß, über ihr schwebt ein Licht, gleichweit vom Grellen wie vom Düstern entfernt, mild wie das der gemäßigten Zone, glänzend wie das der warmen Himmelsstriche. Eine solche Natur konnte nicht ohne mächtigen Einfluß auf das Gemüth des Menschen bleiben, und dieser Einfluß sprach sich im Liede, in der Musik aus." Mit ähnlichen Betrachtungen schließt die Schilderung des ersten Alpenglühens vom Mönchsberge aus genossen, wie denn überall das Gedankliche und Phantasievolle in den Naturgemälden des Verfassers neben dem Strengen und Wissenschaftlichen seinen Platz findet und ihn gut ausfüllt. Die Bestimmung d. Bl. gestattet uns nicht, dem Verfasser in den Einzelheiten seiner Wanderung zu folgen; wir können höchstens auf eine oder die andere seiner Wahrnehmungen hindeuten, an die sich etwa eine zufällige Bedeutung knüpft. So ist über die Natur, das Leben, die Wanderung der Gletscher der Abschnitt „Gang zum Großglockner" von ganz besonderer Wichtigkeit, indem er manches Geheimniß erklärt oder doch der Deutung näher bringt, während über Cultur und Volkswesen der Tiroler die Reise durch das Pusterthal vorzüglich anziehend und lehrreich erscheint. Hier heißt es z. B.: „Die merkliche Verschlechterung des Klimas ist eine Wahrnehmung, die gleichmäßig durch ganz Tirol gemacht wird, sie hängt mit der zunehmenden Entvölkerung zusammen und steht mit ihr in Wechselwirkung. Das alte tiroler Leben verstummt unter dem Kampf um die Existenz der Familie: die Noth, die Klage über zunehmendes Vereisen der Alpen und Sinken der Temperatur ist allgemein, auch ihre Ursachen sind bekannt. Sie beruhen wesentlich auf der furchtbaren Entwaldung der Gebirge; wo der Wald fehlt, schieben sich die Gletscher, die Schneefelder unaufhaltsam vor, es ist unmöglich in solcher Nähe junge Schonungen emporzubringen, und wo früher herrliche Birkenwaldungen bestanden, ist jetzt, wie in Island, nur ellenhohes Gestrüpp zu sehen. Bruneken, nur 300 Fuß höher als Lienz, hat jetzt weder Reben noch Maisbau mehr, weil der Ferner vorrückt und mit ihm die Vereisung zunimmt. Hier ist nun der Sitz jener ins Ausland wandernden Teppichhändler aus Tirol, welche der echte Tiroler jedoch kaum als Landsleute gelten läßt. Ihr familiäres «Du», dessen sie sich draußen im Reich bedienen und ihr naives Geradezugehen sind keine natürlichen Abzeichen eines Tirolers, sondern eine bloße Usurpation, die in dem heitern Thale, einem der belebtesten und freundlichsten von ganz Tivol, unbekannt ist."

Ein fernerer Abschnitt unsers Reiseberichts umfaßt nun die südlichen Thäler Tirols, das Badiathal, das Eisackthal bis Botzen, Meran, das Vintschgau, Malis, das Rosanathal und endlich Vorarlberg bis Bregenz und erfüllt auch hier die doppelte Aufgabe eines Lehrbuchs und eines reichen Naturgemäldes. Mit dem Vorthal der südlichen Dolomitalpen beginnt zugleich die romanische Sprachscheide im Badiathal: die bisherige Herrschaft des Urgesteins (Gneis) geht von nun an in die Formation des Muschelkalks über, auf dem sich der Dolomit erhebt, der ganz neue Formen und eine neue Flora — Zwerggesträuche — im Gefolge hat. Der Verfasser drückt später, in Meran, die Ueberzeugung aus, daß die Bildung der Naturumgebungen auch für die geistige Menschenbildung unbedingt bestimmend und maßgebend sei. So lebhaft er diese Ansicht nun auch vorträgt und so scheinbar er sie zu machen weiß, so glauben wir unsererseits doch, daß ein nicht geringes Maß von Selbsttäuschung hierbei unterläuft. Man liest dergleichen oft und es soll nicht geleugnet werden; daß die Sache etwas für sich hat: im ganzen genommen geht man in diesem Parallelismus zwischen Naturgestalt und Menschengeist jedoch regelmäßig zu weit. Der Verfasser hat gefunden, daß in dem lichtreichen Dolomitgebiet heiterere Formen herrschen als in dem düstern Urgestein. Das kann zugegeben werden. Sofort knüpft er aber daran, daß ein schönerer Menschenschlag auftrete: auch das mit Recht, da das reichere Naturleben größere Wohlhabenheit ergibt. Wenn er nun aber den Stolz, die Freiheitsliebe, den selbständigern Charakter gleichsam von den kühnen Umrissen der Gebirge abhängig sein, Unabhängigkeitsgefühl und Großartigkeit der Ansichten von den weiten Bergaussichten, Kraftgefühl vom Bergsteigen, Einfachheit, Ruhe und besonnene Tapferkeit, ja selbst den religiösen Glauben von Berg und Thal abstammen läßt, so vergißt er mit vielen andern alle die zahllosen Ausnahmen, die seinen Regeln entgegentreten. Er vergißt, um nur des Nächsten zu gedenken; daß auch Gebirgsvölker weich und charakterschwach sein können, wie die nördlichen Pyrenäen-, die schlesischen Gebirgsbewohner, die Stämme am südlichen Himalaja u. a. m. und daß seine gepriesenen Passeyrer nicht zäher, selbständiger und stolzer sein können, als die Bauern der westfälischen und jütischen Marschebenen, die Pommern und die Friesen. Ja, soll Napoleon I. durchaus ein Product der corsischen Berge sein, die er schon im zwölften Jahre verlassen, so fragen wir einfach, warum denn seine Brüder so durchaus andere Menschen waren als er? Wir meinen, daß in solchen Parallelen zwischen Naturform und Menschengeist viel jugendliche Illusion mit unterlaufe und daß Abstammung und Ernährungsweise an der Menschenbildung viel mehr Antheil nehmen, als Klima und Umgebung, womit wir denn seiner Begeisterung für die Hofer, Haspinger, Oppacher und andere tiroler „Leonidasse" keineswegs zu nahe treten wollen. Seine Charakteristik der Thäler von Meran und Botzen ist vorzüglich und gern treten wir ihm darin bei, daß unter beiden ein Streit um den Vorrang eigentlich nicht statthaben könne; da, wer sich an einer kräftigen, plastischen Natur mehr erfreut, Botzen, und wer sich der romantischen Schönheit zuneigt, Meran den Vorzug einräumen muß; er selbst will dem ersten einen goldenen Apfel, dem andern aber einen Apfel von Gold ertheilen, was den alten Streit immerhin geistreich lösen heißt. Das Vintschgau, das Stilfserjoch, das Innthal endlich sind nicht minder eingehend und mit malerischer Wirkung geschildert und geographisch wie ethnographisch uns nahe gebracht, als die frühern Punkte, und die Culturbedürfnisse des Landes, Sein und Werden der Bevölkerungen sind gut und anschaulich dargestellt, ja, die Befähigung des Verfassers für die Lösung seiner ganzen und vollen Doppelaufgabe scheint eher gegen den Schluß seiner Arbeit hin zu wachsen, als irgendeine Abnahme oder Ermüdung zu verrathen. Und so schließt er denn auch sein inhaltreiches Werk mit einem vorzüglich sorgsamen Inhaltsverzeichniß und einer ganz vortrefflichen Karte seiner Wanderung ab, die zusammen mit den Illustrationen im Laufe des Buchs das Verdienst desselben und seine Brauchbarkeit für jeden ernsten Wanderer in dieser herrlichen Alpenwelt noch bedeutend zu erhöhen geeignet sind.

Wir schließen diesen Artikel mit einigen Worten über ein zwar wohlgemeintes, aber freilich nur unbedeutendes Buch: „Allen frohen Wanderern", von R. Trentsch (Nr. 3), das uns jedoch mehr zur Erheiterung für „verstimmte" Reisende geschrieben zu sein scheint. Wir sitzen in einem langweiligen

...asthofe, der feine Regen schlägt melancholisch und eintönig ... unser Fensterglas, oder wir finden uns in einer politisiren... Reisegesellschaft im Eisenbahncoupé festgebannt oder haben ...e lange Stunde auf die Ankunft des Zugs zu warten, un...thig und zu jeder ernsten Lectüre unaufgelegt: das ist der ...oment, in dem die leichte Gabe des Verfassers uns willkom...n sein wird! Eine Zeit, die für alle Bedürfnisse der Zeit ...rgt, muß auch auf die Leere der Zeit Bedacht nehmen und so ...t auch eine Sammlung von flüchtigen Reisebildern und Reise...ekdoten in ihr ihre Berechtigung. Mehr aber gibt unser Ver...ser allerdings nicht. Er schildert uns einen Sonntagnachmit...g in Petersburg, erzählt eine komisch-fürchterliche Geschichte ...n einem petersburger Ballfest, schifft mit uns nach Rügen, ...teigt die Roßtrappe, malt eine Spielbankscene, steigt über ...s Wormserjoch, besucht das Passeyrthal und Schloß Tirol, ...teigt den Rigi, befährt den Comersee und dient uns in Mai...d als Cicerone. Der Autor, der alle diese Sachen für die ...artenlaube" schrieb, ist kein „Reisebildner" ersten Ranges; ...ein manche von seinen Schilderungen gelingt ihm doch ganz ...t: so ist seine Wanderung auf dem Dache des mailänder Doms ...ht übel, wenn wir ihm auch die 4500 Statuen nicht nach...hlen mögen, die er hier angetroffen haben will. Ebenso ist ...e Splügenreise und der Besuch von Chur, das Verweilen in ...ichenau, die Wanderung in Salzburg und Tirol und anderes ...riedigend; ihren speciellen Werth wird die kleine Sammlung ...r doch immer nur von dem Umstande empfangen können, ... sie als „Reiselückenbüßer" in den oben bezeichneten Mo...ten uns in die Hände fällt. Dann erscheint sie ohne andere ...prüche als Freund in der Noth und kann von uns als ...her empfohlen werden. 4.

Notiz.

...ilhelm Hauff und Johann Christian Günther.

Eins der am häufigsten in Deutschland gesungenen Lieder ...das zu einem wirklichen Volksgesange gewordene bekannte ...datenlied von Wilhelm Hauff mit dem Anfange: „Morgen...! Morgenroth! leuchtest mir zum frühen Tod!" Die we...ten werden wissen, daß Hauff Versmaß und Motive dazu ...einem Gedicht Johann Christian Günther's benutzt hat, ...hes in seinen poetischen Werken unter der Aufschrift „Abschied ...seiner ungetreuen Liebsten" enthalten ist. Bei Günther ...tet z. B. die erste Strophe:

> Wie gedacht,
> Vor geliebt jetzt ausgelacht,
> Gestern in den Schos gerissen,
> Heute von der Brust geschmissen,
> Morgen in die Gruft gebracht!

...! spätere Strophe lautet:

> Und wie bald
> Mißt die Schönheit die Gestalt!
> Rühmst du gleich von deiner Farbe,
> Daß sie ihresgleichen darbe:
> Ach die Rosen werden alt!

...betreffenden Parallelstellen aus dem neuern Liede brauchen ...wol, weil sie allgemein bekannt sind, hier nicht erst anzu...n. Wir theilen dies nicht mit, um auf W. Hauff irgend ...leisesten Tadel zu werfen, wir freuen uns vielmehr seiner ...chst glücklichen, das Vorbild an Gehalt weit übertreffenden ...estaltung des Günther'schen Gedichts; aber wir glauben ... daß es manchem von Interesse sein dürfte, von dem hier ...rtheilten Factum Kunde zu erhalten. An eine rein zufällige ...lichkeit beider Gedichte ist sicherlich nicht zu denken und es ... nur noch zu fragen, ob das Günther'sche Gedicht hier und ...m Volke oder in Kasernen gesungen wird und die Melodie, ...es uns scheint, eine ältere Volksweise ist. 13.

Bibliographie.

Aimard, G., Die Trapper in Arkansas. Deutsch von C. Drugulin. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Aster, A., Maria. Ein Gedicht. Hannover, Lohse. 16. 20 Ngr.

Burns', R., Gedichte. Uebertragen von H. J. Heintze. Mit erläuternden Anmerkungen. Leipzig, C. F. Fleischer. 16. 2 Thlr.

Germer, C. W., Das Studentenkorps Vandalia. Deutsches Universitätsleben und Fahrten durch die Welt. Mit zwei Illustrationen. Leipzig, Wengler. 16. 10 Ngr.

Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom 5ten Jahrhundert bis zum 16ten Jahrhundert. 1ster Band. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Höfler, C., Heinrich's IV., Königs von Frankreich, Plan dem Hause Habsburg Italien zu entreißen. Eine historische Abhandlung. Prag, Credner. Gr. 8. 10 Ngr

Laurencin, F. P. Graf, Das Paradies und die Peri. Dichtung aus „Lalla Rookh" von Th. Moore. In Musik gesetzt von R. Schumann. Erläutert. Leipzig, Matthes. 4. 12 Ngr.

Meißner, A., Durch Sardinien. Bilder von Festland und Insel. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Müller, W., Gedichte. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 16. 10 Ngr.

Mundt, Th., Italienische Zustände. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Skizzen aus Piemont und Rom. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Prochnow, J. D., Johannes Evangelist Goßner. Eine biographische Skizze nebst Uebersicht der Goßner'schen Missionsthätigkeit. Berlin. 8. 15 Ngr.

Steinmann, T., Zwei Dutzend Gedichte. Wien, Sommer. 1858. 8. 8 Ngr.

Stöber, A., Der Hünerhubel, ein gallisches Hügelgrab bei Rixheim. Der Weiler Ell, das gallo-römische Helleius. In vermehrter und verbesserter Bearbeitung herausgegeben. Mülhausen. 8. 9 Ngr.

Wiseman, Die Lampe des Heiligthums. Novelle. Regensburg, Pustet. Gr. 16. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Darf Deutschland ruhig zusehen, wie Oesterreich angegriffen wird? Eine Stimme aus dem deutschen Norden. Augsburg, Doll. Gr. 8. 5 Ngr.

Die italienische Frage im Jahre 1859. [Aus der Civiltà cattolica.] Augsburg, Doll. Gr. 8. 6 Ngr.

Die russische Gesetzgebung, gegenüber der Gewissensfreiheit unserer Zeit. Aus dem Französischen. Mit einem deutschen Vorwort. Münster, Theissing. Gr. 8. 4 Ngr.

Maurer, G. L. v., Rede bei der 100jährigen Stiftungsfeier der Königl. Akademie der Wissenschaften am 28. März 1859. München. Gr. 4. 5½ Ngr.

Preußen und der künftige Congreß. Ein Mahnruf an das deutsche Volk. Berlin, Springer. Gr. 8. 5 Ngr.

Roth, C. L., Stimmen aus der württembergischen Kammer der Abgeordneten im Sommer 1858. Ein Beitrag zur Verständigung über sociale Fragen. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 5 Ngr.

Schulz-Bodmer, W., Entwaffnung oder Krieg. Eine Denkschrift für den italienischen Congreß. Zugleich ein Nachtrag zu der Schrift: Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 8 Ngr.

Uhlich, Uns graut vor Euch! Rede vor der freien Gemeinde in Berlin. Berlin, Seelhaar. 8. 1½ Ngr.

Zunz, Die Vorschriften über Eidesleistung der Juden. Beleuchtet. Berlin, Springer. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Auf stillen Wegen.

Dichtungen von Julius Hammer.

Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Eine neue Gedichtsammlung Julius Hammer's, die vierte, die von ihm erscheint, allen Freunden der frühern gewiß sehr willkommen. Der Charakter und die eigenthümlichen Vorzüge der Hammer'schen Dichtungen sind so bekannt, daß letztere keiner weitern Empfehlung bedürfen. Daß sie sich zahlreiche Freunde erworben haben, beweist das Erscheinen der achten Auflage seiner ersten Sammlung.

Julius Hammer's übrige Dichtungen

erschienen in demselben Verlage und in gleicher Ausstattung (Miniatur-Ausgaben) unter folgenden Titeln:

Schau um dich und Schau in dich. Achte Auflage. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Zu allen guten Stunden. Zweite Auflage. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Fester Grund. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Hammer's bereits in achter Auflage erschienene Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich", sind mit vollem Recht Leopold Schefer's „Laienbrevier", und Rückert's „Weisheit des Brahmanen" an die Seite gestellt worden.

Die zweite, auch schon in zweiter Auflage erschienene Sammlung: „Zu allen guten Stunden", enthält poetische Productionen ähnlicher Geistes- und Gemüthsrichtung, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

Die Gedichtsammlung „Fester Grund" kann gewissermaßen als ein zweiter Theil zu „Schau um dich und Schau in dich" bezeichnet werden. „Fester Grund" heißen die Dichtungen und ihn sollen sie gewinnen helfen durch Selbsterkenntniß und durch Erkenntniß der stufenweisen Entwickelung des Ewigen und Höchsten im Menschen.

Außerdem erschien von dem Verfasser ebendaselbst:

Einkehr und Umkehr. Roman. Zwei Theile. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Geschichte dieses Romans, mit dem Julius Hammer zuerst auch als Romanschriftsteller aufgetreten, ist dem realen Leben der Gegenwart entnommen, zu dem sie das Beste, den idealen Gehalt, in harmonisches Gleichgewicht zu setzen bemüht ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur Politik des Tages.

Von Friedrich von Raumer.

8. Geh. 6 Ngr.

Diese soeben erschienene Schrift enthält die Ansichten des berühmten Historikers über die Tagesfragen: über Oesterreichs Stellung, die Verhältnisse Italiens und Preußens Aufgabe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fromme Gedanken

eines weltlichen Mannes.

Dichtungen von

Karl Egon Ebert.

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Nach längerm Schweigen tritt der durch seine in dritter Auflage erschienenen Gedichte (Stuttgart, Cotta), durch sein Heldengedicht „Wlasta" und mehrere andere Werke bekannte Dichter mit dieser ausgewählten Sammlung vor das Publikum. Das Aufsuchen des Echten und Rechten und der Kampf gegen das Unechte und Nichtrechte bildet den Grundton der „Frommen Gedanken", die der Verfasser in praktischer Anschauungsweise zum größten Theile aus der Welt, wie sie eben ist, aus den Zuständen und Richtungen der Gegenwart herausgegriffen hat.

Varnhagen von Ense, dem diese Dichtungen im Manuscript bekannt wurden, schrieb über dieselben kurz vor seinem Tode unter anderm: „Gleich die Hauptsache berührend, erkläre ich unumwunden, daß ich der Richtung und Tonart der «Frommen Gedanken» aufrichtigst beistimme. Es ist hier ein Dichtungsgebiet eröffnet, wo die Phantasie nicht in wilden Schweifungen, sondern begleitet von Verstandesklarheit, in weisen Betrachtungen sich ergeht. Der Leser dieser Gedichte muß die innigste Hochachtung für den Dichter fühlen und in sich selber bald die wohlthuende Einwirkung von ihnen wahrnehmen; dies kann ich wenigstens von mir rühmen, und ich denke, vielen andern wird es ebenso ergehen. Ein sittlicher Kern, wie hier überall zu Grunde liegt, vom Schmuck der Dichtung umgeben, in blühender und reicher Sprache, hat von jeher dem deutschen Gemüth entsprochen, Beifall und Zustimmung angeregt. Auch diese Gabe darf meines Erachtens mit Gewißheit auf dankbare Empfänger hoffen."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Porträts von

Friedrich Schiller und Charlotte von Lengefeld

Gezeichnet von **Pecht**, gestochen von **Raab** und **Fleischmann**.

Imperial-Folio. Separatabdrücke aus der «Schiller-Galerie».

Ausgabe auf feinstem Kupferdruckpapier: jedes Blatt 16 Ngr.

Prachtausgabe auf chinesischem Papier: jedes Blatt 20 Ngr.

Diese beiden in Stahl gestochenen Porträts, die Pendants bilden, zeichnen sich durch geistvolle Auffassung wie durch künstlerische Vollendung vor andern aus, und werden jedem Verehrer Schiller's willkommen sein. Sie sind der

«Schiller-Galerie» von **F. Pecht** und **A. von Ramberg**

entnommen, jedoch in bedeutend vergrössertem Format. Von diesem Prachtwerk liegen bisjetzt sechs Lieferungen (à 1 Thlr. 6 Ngr.) vor; die noch fehlenden vier Lieferungen werden in etwa monatlichen Zwischenräumen erscheinen, und das Werk wird somit noch vor Schiller's hundertjährigem Geburtstag vollendet sein.

Vorräthig in allen Buch- und Kunsthandlungen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 26. Mai 1859.

Zur Geschichte Westfalens und Niedersachsens.

1. Geschichte der westfälischen Geschlechter unter besonderer Berücksichtigung ihrer Uebersiedelung nach Preußen, Kurland und Livland, von A. Fahne. Mit fast 1200 Wappen und mehr als 1300 Familien. Köln, Heberle. 1858. Folio. 14 Thlr.
2. Geschichte des münsterischen Aufruhrs in drei Büchern von C. A. Cornelius. Erstes Buch: Die Reformation. Leipzig, T. O. Weigel. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.
3. Geschichte der Diöcese und Stadt Hildesheim. Von H. A. Lüntzel. Herausgegeben aus dessen Nachlasse. Zwei Bände. Hildesheim, Gerstenberg. 1857—58. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.
4. Geschichte des Schlosses Steinbrück im Fürstenthum Hildesheim und Jürgen Wullenweber. Von H. A. Lüntzel. Hildesheim, Gerstenberg. 1851. Gr. 8. 15 Ngr.
5. Der heilige Bernward, Bischof von Hildesheim. Von H. A. Lüntzel. Hildesheim, Gerstenberg. 1856. Lex.-8. 16 Ngr.

Wir haben hier einige historische Arbeiten zusammengestellt, welche im Laufe der letzten Jahre erschienen und als verdienstvolle Beiträge zur westfälischen und niedersächsischen Geschichte zu betrachten sind. Die „Geschichte der westfälischen Geschlechter" von A. Fahne (Nr. 1) verlangt namentlich in dieser Beziehung unsere Aufmerksamkeit und den gebührenden Zoll der Anerkennung als ein Unternehmen, dessen Abschluß eine ganz unendliche Mühe, einen zähen, ausdauernden, bienenhaften Sammlerfleiß erforderte, und dessen Vollendung eigentlich etwas Phänomenales hat bei unserer deutschen Gelehrtenzunft, die derartige weitaussehende, ein unendliches Arbeiten erfordernde Ziele sich wohl vorsetzt, aber infolge scrupulöser Gewissenhaftigkeit, die sich nie ein Genüge thut, selten damit zu Ende kommt. Eine Geschichte, d. h. eine genealogische Erörterung und Darstellung sämmtlicher Geschlechter eines Landes zu geben, welche riesenhafte Arbeit das ist, wird, wer jemals genealogische Forschungen trieb und dabei auf die Urkunden zurückging, zu würdigen wissen! Fahne, bekannt durch zahlreiche Leistungen auf dem Gebiet der Geschichte, namentlich seiner niederrheinischen Heimat, hat schon früher ein ähnliches Werk in Bezug auf die kölnischen, jülichschen und bergischen Geschlechter (zwei Theile, Köln 1848) edirt und jetzt seinen Fleiß den westfälischen Geschlechtern zugewendet. Dieser Fleiß bleibt nun wie gesagt in hohem Grade anerkennenswerth, und um so mehr, als er ein höchst uneigennütziger ist; denn der Verfasser hat für das Werk, dessen Veröffentlichung, resp. Herstellung nach seiner Angabe einen Kostenaufwand von 3000 Thlr. machte, unter dem reichen Adel Westfalens fast gar keine Subscribenten gefunden, obwol sein Unternehmen zunächst für diese wichtig und bedeutungsvoll erscheinen mußte. Ein Blick in das Buch mit seinen zahllosen ausführlichen Stammtafeln, seinen Wappenabbildungen in Holzschnitt, der Fülle seiner Notizen über längst ausgestorbene Geschlechter zeigt auch das ernste Streben nach gründlicher, erschöpfender und vollständiger Lösung der Aufgabe, die sich der Verfasser setzte. Trotzdem dürfen wir nicht verschweigen, daß manches grobe Versehen begangen wurde; daß manches Geschlecht unerwähnt blieb, welches hätte erwähnt werden sollen; daß manche Verwechselung von Namen und Orten vorkommt, die billig hätte vermieden werden sollen. Mängel und Irrthümer aber sind zu verzeihlich bei einer solchen Arbeit, als daß man scharfen Tadel darüber aussprechen dürfte, wenn man auch einräumen muß, daß die Brauchbarkeit des Werks für den Geschichtsforscher und Geschichtschreiber darunter sehr leidet. Wir machen auf einige dieser Verstöße aufmerksam. Bei dem Namen Droste sagt Fahne: sie hießen ursprünglich von Manerschein. Das ist ein Schnitzer, der einem Genealogen nicht entschlüpfen sollte, weil die Droste zu Vischering, die alten Drosten und Anführer der Vasallenschaft des Hochstifts Münster als das erste und vornehmste Geschlecht des niedern Adels in Westfalen angesehen werden. Diese Drosten hießen ursprünglich von Wulfheim oder Wulfen, bis sie den Amtsnamen Droste annahmen. Den Namen Manerschein führte nur ein einzelnes Mitglied der Familie als Spottnamen im 15. Jahrhundert. Auch das Wappen gibt Fahne unrichtig an; sie siegeln mit einem silbernen Schild im rothen Felde, nicht roth in Silber, wie unser Autor sagt. Falsch ist ferner, wenn Fahne angibt, die Droste zu Hülshoff,

ursprünglich Deckenbrock genannt, seien die Drosten des Stifts Unserer lieben Frauen zu Ueberwasser gewesen; sie waren die Truchsessen oder Drosten und Anführer der Lehnsmannen des Domkapitels zu Münster. Ferner finden wir mehrfach Familien aufgeführt, die entschieden nicht ritterbürtige waren, z. B. Mensingk, Longe, Mürstermann; und dagegen adeliche z. B. von Detten, von Schücking, von Glane, von Tonking zu Cuchenheim, von Ostmann, von Krane zu Mattena und Brockhausen und viele andere gar nicht erwähnt. Wenn Familien so neuen Adels wie von Forkenbeck Aufnahme fanden, hätten auch die Namen von Olfers, von Druffel, von Zurmühlen, von Tönnemann, von Tenspolde nicht fehlen dürfen. Auf der andern Seite ist Fahne ziemlich eifrig im Schaffen neuer Geschlechter. So oft er einen Namen mit einem de in einer Urkunde findet, so führt er denselben als den eines Geschlechts auf. Z. B. „Matbergen, 1150 kommt Elvericus de Matbergen in einer Urkunde des Bischofs Philipp von Osnabrück vor." Derartiges Vorkommen beweist nun noch lange nicht die Existenz eines besondern Geschlechts; de Matbergen wird der Name eines Hofes, eines Besitzes sein, nach welchen jener Elverich sich schrieb, der, weiß der Himmel welchem Ministerialengeschlechte angehörte; wenn wir das Wappen nicht haben, können wir aus einem einmaligen Erwähnen des Namens in einer Urkunde nichts schließen.

Das sind alles jedoch Einzelheiten; ein wesentlicherer Fehler unsers Buchs scheint uns der zu sein, daß Fahne die Genealogie der wichtigsten westfälischen Geschlechter, der Droste-Vischering, der Merveldt, Galen, Fürstenberg, Plettenberg, Kerkering und viele andere gar nicht mittheilt, sondern darüber auf seine noch zu erwartenden Schriften, die Geschichte der Dynasten von Bocholtz oder die Geschichte der Herren von Hövel verweist. Dies macht das vorliegende Werk offenbar unvollständig.

Wir gehen über zu der „Geschichte des münsterischen Aufruhrs" von C. A. Cornelius (Nr. 2), einer ausgezeichneten Schrift, deren wir bereits früher würden Erwähnung gethan haben, wenn wir nicht das Erscheinen des zweiten und dritten Buchs hätten abwarten wollen. Dies verzögert sich jedoch in unbilliger Weise — es steht seit 1855 in Aussicht. An einer gründlichen, erschöpfenden, auf den neuern historischen Forschungen basirenden Geschichte des großen münsterschen Wiedertäuferdramas hat es bisher gefehlt; der Verfasser der vorliegenden Arbeit zeigt, daß niemand mehr als er berufen sei, uns eine Geschichte jener Revolution zu geben, „die, nach Zeit und Raum beschränkten Umfangs, weder durch Mannichfaltigkeit der wirkenden Kräfte noch durch ihrer Theilnehmer geistige Bedeutung sich auszeichnet, allein an Schwung der Bewegung, Größe des Ziels und Vollkommenheit des Umsturzes den vielbeschriebenen gleichartigen Weltereignissen nicht nachsteht". Der Verfasser stellt in dem vorliegenden ersten Buche seiner Geschichte die der eigentlichen Wiedertäufererhebung voraufgehende Periode der Verbreitung der Reformation in den westdeutschen Landen dar. Große geistige Klarheit der Auffassung und eine edle, sorgfältig behandelte Form sind dabei, was den Leser zunächst fesselt. Jene Klarheit, verknüpft mit dem Streben nach Unparteilichkeit, zeigt sich namentlich in der Beurtheilung der altkirchlichen Verhältnisse, was bei dem katholischen Standpunkt des Autors um so mehr zu rühmen ist. Sehr gut und mit Geist ist dabei der Zusammenhang der reformatorischen Bewegungen mit dem wissenschaftlichen Lichte dargestellt, das von den Bestrebungen der Humanisten und der Rückkehr zu der Bildung des classischen Alterthums über die Welt ausstrahlte. Der feindliche Gegensatz zwischen den Tendenzen der neuen Wissenschaftlichkeit und denen der alten Kirche mußte bald zu Tage treten, und dabei erblickt Cornelius auf jener der Vertreter der letztern den größern Theil der Schuld. Er sagt (S. 30):

> Hätten diese, wie sie mußten, auf der Höhe der Zeit gestanden, so wäre ihnen die Erkenntniß nicht schwer geworden, daß der neue fremde Geist, der jetzt langsam emporstieg, zwei Aufgaben ihnen deutlich stellte; die eine: die Reform der Kirche zu beschleunigen, das weltliche Wesen, das jedem Angriff auf das Kirchenthum Sieg verhieß, mit allen Kräften zu unterdrücken und zu verbannen; die zweite: Geist mit Geist zu bekämpfen, sich des neuen Bildungsstoffs zu bemeistern, seine Macht und Schönheit mit der alten christlichen Wissenschaft und Anschauungsweise zu versöhnen und als lebenbringendes einträchtiges Glied in den Kreis des Bestehenden einzuführen. Es steht den Meistern der Theologie und Häuptern der Kirche wohl an, und ist ein Zeichen, daß sie nicht blos die Beweise der Wahrheit inne haben, sondern von der Wahrheit selbst erfüllt sind, wenn sie allen, was unter Menschen schön und gut ist, wo immer es sich finden mag, ein offenes Herz entgegentragen.

Das ist gewiß sehr richtig bemerkt, aber an die Kirche des 16. Jahrhunderts solche Anforderungen stellen, heißt doch eigentlich Feigen vom Dornstock verlangen. Darum ja eben war jede Opposition jener Zeit so erfolgreich, war selbst, wie sich in den Bauernkriegen manifestirte, jede unterste Schichte des Volks, die sonst so zäh und unerschütterlich vom Elemente des Glaubens beherrscht wird, gegen die historische Kirche jener Zeit aufgebracht, weil ein inneres Geistesleben, welches „den Geist mit Geist zu bekämpfen", sich „eines neuen Bildungsstoffes zu bemeistern" vermocht hätte, gar nicht mehr darin vorhanden war. Die Stimmen einzelner erleuchteter Männer der Kirche, wie sie allerdings, wenn auch gar wenig, auftauchten, wurden von den Männern, die in theologicis das Wort führten, den Facultäten, den Hochstraten, den Arnold von Tongern, den Johann Wenradt, sofort erstickt; und die fürstlichen Bischöfe dachten nicht darum sich wählen und in Ausnahmsfällen auch wol weihen lassen, um durch Reformen sich ihre souveränen Hoheitsrechte schmälern zu lassen; das Episkopat war ja bei ihnen im Reichsfürstenthum vollständig aufgegangen! Freiwillige Entsagung auf Privilegien im großen und ganzen ist etwas, wovon unsers Wissens die Geschichte kaum ein Beispiel aufgewiesen hat.

Interessant ist es zu verfolgen, welche große Rolle bei dem raschen Wachsthum und der Verbreitung der neuen Lehre in Westdeutschland der Orden der Augustiner

ziell. Schon von der ersten Zeit des Bestehens der Uni-
ersität Wittenberg an sandte aus dem ganzen Gebiet
wischen Weser und Schelde kein anderer Orden als die
Augustiner Einsiedler seine Brüder nach Wittenberg zum
Studium; nur die Augustiner lassen dort ihre Ange-
hörigen promoviren, alle andern, Franciscaner, Domi-
nikaner, Karmeliter, ziehen nach den Hochschulen von Köln,
öwen, Paris, Leipzig, nur gerade nach Wittenberg nicht.
Die lutherisch denn auch die Augustiner in den kaiser-
chen Niederlanden sich bewährten, ist bekannt. Aber in
Westfalen und am Niederrhein ebenfalls zeigte es sich,
ß wo in diesen Gegenden die frühesten Spuren der
eformation auftauchen, auch jedesmal dort ein Augu-
nerkloster in der Nähe ist.

Nachdem der Verfasser eine allgemeine Uebersicht über
n Gang der Reformation in Westfalen und am Nieder-
hin gegeben, geht er dazu über, die Geschichte des
wiedergeborenen Evangeliums" in der Stadt Münster
s Auge zu fassen und die Verhältnisse, die hier obwal-
ten, bis zu dem Augenblick zu entwickeln, wo die neue
hre die vertragsmäßige Anerkennung ihrer Herrschaft
ungen hat, wo also der erste Akt des Dramas zu
de ist und der zweite mit dem Beginn der Wieder-
uferpropaganda seinen Anfang nimmt. Je mehr wir
n die Gründlichkeit der Studien, die Klarheit der Auf-
fung und den Adel der Form an dem vorliegenden
ch rühmen müssen, desto lebhafter ist das Bedauern,
ß es ohne Fortsetzung scheint bleiben zu sollen. Hat
se aufrichtige und lichtvolle Darstellung der Dinge
lleicht Anstoß erregt auf einer Seite, die mächtig genug
r, dem Verfasser seine Arbeit zu verleiden?

Eine Auswahl wichtiger Actenstücke, die nicht allein
Unterstützung der Ausführungen des Textes dienen,
ndern auch einen lebendigen Einblick gewähren in den
arakter und das Wesen der Zeit, schließt das erste
ch des Cornelius'schen Werks.

Nr. 3 unserer Zusammenstellung: „Geschichte der
ese und Stadt Hildesheim", ist ein ebenfalls un-
lendetes Werk. Der um die Erforschung der Ge-
hte seiner Vaterstadt Hildesheim hochverdiente Justiz-
) H. A. Lüntzel war während einer langen Reihe von
ren mit der Bearbeitung eines die Geschichte dieser
dt betreffenden Werks beschäftigt, vor dessen Vollen-
g ihn leider der Tod abrief. In seinem Nachlasse
d sich die Arbeit gefördert bis zum Anfang des 16. Jahr-
derts, bis zum Tode Bischof Erich's, 1503. Der Her-
gabe derselben unterzog sich nun O. Abel in Bonn;
r wurde jedoch bekanntlich der Wissenschaft durch einen
zeitigen Tod entrissen, und die Veröffentlichung des
liegenden Buchs mußte endlich begonnen werden, ohne
ihm die Feile und wichtige Nachhülfe zu Theil wurde,
he der geistreiche und gelehrte junge Geschichtschreiber
sicherlich hätte angedeihen lassen. Aber auch so
s eine höchst bedeutsame Bereicherung der Literatur
niedersächsischen Geschichte und in gewisser Weise auch
abgeschlossenes Ganzes, wenn man ihm nämlich den
Titel „Geschichte Hildesheims im Mittelalter" gibt. Es
ist gegründet auf genaues Durchforschen der Quellen, es
ist wesentlich Resultat jenes vom Diplomenstaube sich näh-
renden Bienenfleißes deutscher Gelehrsamkeit, die wir
kennen; hat jedoch dabei den großen Vorzug, durch
Erzählung, Schilderung und Orientirung über den cul-
turhistorischen Charakter der einzelnen Epochen den rein
wissenschaftlichen Kern in genießbarer Form zu bieten.
Der Inhalt ist in vier Abschnitte getheilt, deren erster
die Urgeschichte bis auf Bernward (992), der zweite die
Epoche von Bernward bis auf Bischof Bernhard (1130),
der dritte die Zeit von Bernhard bis zu Heinrich I.
(1246), der vierte endlich die größere Periode von Heinrich I.
bis auf Bischof Erich (1503), umfaßt. An jeden dieser
Abschnitte knüpft der Verfasser Abhandlungen über „Land
und Leute" der Zeitperiode, worin er die Verhältnisse
der herrschenden Mächte in Staat und Kirche, der ein-
zelnen Klassen der Bewohner, der Stadtgemeinden und
namentlich der großen Reihe von Klöstern, die zur Hildes-
heimer Diöcese gehörten, beleuchtet, und zwar mit der
Sicherheit des seinen Stoff durch gründlichste Studien
beherrschenden Autors. Auf einzelnes einzugehen ent-
halten wir uns, da es uns in Minutien diplomatischer
Erörterungen führen würde; wir begnügen uns mit der
Anerkennung der tüchtigen Förderung, welche durch dies
Werk das Fach unserer Specialgeschichte erhalten hat.

Demselben Verfasser verdanken wir die „Geschichte
des Schlosses Steinbrück" (Nr. 4). Im Jahre 1367 hatte
Gerhard von dem Berge, der Bischof von Hildesheim,
siegreich die große Fehde wider Herzog Magnus mit der
silbernen Kette von Braunschweig, Erzbischof Theodorich
von Magdeburg und Bischof Albert von Halberstadt
bestanden und in offener Feldschlacht sich zwei dieser mäch-
tigen Herren eingefangen. Belehrt durch den Einfall
derselben in sein Stift, beschloß er, die nach Norden und
Nordosten offen liegenden Grenzen desselben durch den
Bau einer festen Burg zu schützen und errichtete in einer
Niederung an der Fuse das Haus Steinbrück. Trotz des
Lösegeldes aber, welches er von seinen Gefangenen erhal-
ten (13000 Mark Silbers), trotz der unter seiner Re-
gierung sehr ausgedehnten Besteuerung der Unterthanen,
war Bischof Gerhard wie fast alle Fürsten jener Zeit in
beständiger Geldverlegenheit. So sah er sich bald ge-
zwungen, seine neue Burg seinem Domkapitel zu ver-
pfänden, und dies letztere wußte in nicht langer Frist aus
dem Pfandrecht ein Eigenthumsrecht zu machen. Die
Feste hatte dann ihre wechselnden Schicksale, sie gerieth
in die Hände Herzog Heinrich's von Braunschweig, dem
sie die schmalkaldischen Bundesgenossen wieder abnah-
men, bis sie endlich vom Jahre 1643 an dem Dom-
kapitel zurückgegeben wurde. Unsere Monographie erzählt
nun ausführlich diese Herrschaftswechsel, die zahlreichen
Belagerungen und Erstürmungen der Burg, und detaillirt
die für die Sittengeschichte oft sehr merkwürdigen übrigen
Verhältnisse. Höchst anziehend aber wird unsere Schrift
durch die Erzählung des tragischen Endes von Jürgen

Wullenweber, den bekanntlich der Erzbischof von Bremen, in dessen Gewalt er gerathen, an seinen Bruder Herzog Heinrich von Braunschweig auslieferte (Februar 1536), den kühnen Demagogen in die Gewalt des auf landesherrliche Machtvollkommenheit eifersüchtigsten Tyrannen, den Ketzer in die Hände des eifrigen Katholiken. Die Burg zu Steinbrück, damals im Besitze des braunschweigischen Herzogs, nahm Wullenweber auf. Die Mauern seines Kerkers sind 10 Fuß dick, der innere Raum 17 Fuß lang und breit, in der Höhe von 21 Fuß gewölbt. Es ist indeß in der Höhe von 9 Fuß eine Balkendecke durchgezogen gewesen, sodaß sich ein oberes Gemach von 12 Fuß Höhe bildete, mit zwei schmalen mit Bänken in den Fensternischen versehenen Fenstern, einer Thür nach dem Burgwohnhause und einer Treppe nach dem jetzt verschwundenen Gemache über dem Gewölbe. Jener letztere 12 Fuß hohe Raum war wahrscheinlich die Verhörstube, während der eigentliche unten liegende Kerker ganz dunkel war. Durch eine Reihe von immer neuen Folterungen wurden hier Wullenweber von seinem fürstlichen Henker alle möglichen Geständnisse entrissen und dann wurde über ihn ein öffentliches Volksgericht nach alter Sitte abgehalten, das natürlich nichts war als eine alle Gerechtigkeit höhnende Farce. Am 24. September 1537 trat das Landgericht am Tollensteine vor Wolfenbüttel zusammen unter freiem Himmel und bei gewaltigem Zusammenlaufe des Volks. König Christian von Dänemarks Rath und Orator und drei Abgeordnete Lübecks traten als die Ankläger auf, auf Grund der Wullenweber durch die „Peine" entrissenen Geständnisse. Wullenweber antwortete kurz und bestimmt. Der Richter forderte endlich einen der Schöffen auf, die Art der Strafe zu bestimmen, dieser that nach Besprechung mit den Umstehenden den Ausspruch: „Herr Richter, das ehrliche Land findet, daß ihm der Scharfrichter das Urtheil finden soll." — „Meister Hans", sprach der Richter, „so frage ich dich darum." Der Meister Hans sagte: „Herr Richter, soll ich ihm das Urtheil finden, so will ich ihn hinausführen und in vier Theile hauen und legen sie auf vier Räder und ihn richten zwischen Himmel und Erde, daß er dies nicht mehr thue und ein anderer daran gedenke." Nun wurden dem Angeklagten noch drei Artikel vorgelesen, die der Notar, welcher das Protokoll schrieb, wegen des Lärmens des Volks und der Pferde zum Theil nicht verstehen konnte, worauf Wullenweber sich kurz verantwortete: „Es ist wahr, ich habe in meinem Gefängnisse also bekannt, aber wegen der großen Marter und Pein, die vorhanden war, und zur Errettung meines Leibes und Lebens. Welche ich im Gefängnisse beschuldigt habe, die will ich jetzt wieder entschuldigen, daß meine Seele nicht anderwärts sterben dürfe vor dem strengen Gerichte Gottes. Ich bitte auch meinen günstigen Herrn, Se. fürstliche Gnade wolle sich mit dem unschuldigen Blute nicht behangen, meiner armen Seele zu einer ewigen Verdammniß." Hierauf rief Klaus Hermeling, der lübecker Stadthauptmann: „Jürgen, wir sind dir der Entschuldigung nicht geständig." Da ist der Scharfrichter mit ihm hinweggezogen. Als sich nun Wullenweber vom Geri[cht] gewendet, da hat der herzogliche Großvogt Berthold Ru[...] da gehalten und Jürgen sprach ihn an: „Herr Vog[t], ich bitte Euch, Ihr wollet so wohl thun um zu meinem gnädigen Herrn zu reiten und Se. fürstliche Gnade zu vermahnen der tröstlichen Zusage, die er mir persönlich zugesagt, daß er mir wolle einen ziemlichen Tod anlegen lassen, der mir armen Manne wohl zu leiden stünde, daß ich armer Mann nicht verzweifle, zum ewigen Ver[...]derb Leibes und der Seelen!" Der Großvogt erwiderte: „Jürgen, weil Ihr dessen begehrt, so habe ich Gewalt von meinem Herrn, daß man Euch einen ziemlichen T[od] soll anthun, welcher Euch wohl zu leiden steht und wi[ll] das mit dem Scharfrichter bestellen." Auf der Di[ng]stätte angekommen, erleichterte Jürgen Wullenweber m[it] die gepreßte Brust in zornigen Worten an den lübeck[er] Stadthauptmann, setzte sich dann, mit seinem Gewiss[en] und mit der Welt fertig, auf die Knie nieder und empfi[ng] den tödtlichen Streich mit dem Schwerte. Sein L[eib] wurde geviertheilt und die Theile auf vier Räder gel[egt].

So, schließt unser Autor seine Erzählung des [...]gangs, starb Jürgen Wullenweber den Tod des [...]brechers, 44 Jahre alt, von seinen Zeitgenossen v[er]dammt und verwünscht, und drei Jahrhunderte nach [...] haben geschwiegen, ohne den ungerechten Spruch der [...]welt umzustoßen; erst die neueste Zeit hat in gründlich[er] Forschung und in dichterischer Darstellung den Kranz [...] Wullenweber's Haupt gesetzt, der es schon längst [...] schmücken sollen. War er doch, wie Barthold sagt, [...] größte und kühnste Staatsmann, den das Abendroth [...] freien deutschen Bürgerthums umglänzte.

Nr. 5 unserer Reihe ist lediglich ein Abdruck [...] Episode aus Nr. 3, geschmückt mit einer Abbildung [...] Michaeliskirche zu Hildesheim, wie sie im Jahre [...] sich darstellte, und als Weihgeschenk der Versamm[lung] des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und A[lter]thumsvereine in Hildesheim am 16.—19. Septem[ber] 1856 dargebracht.

Levin Schücking

Aus dem amerikanischen Westen.

1. Bis in die Wildniß. Von Armand. Vier Bände. Br[...] E. Trewendt. 1858. 8. 5 Thlr.
2. Amerikanische Jagd- und Reiseabenteuer aus meinem [...] in den westlichen Indianergebieten. Von Armand. [...] 24 vom Verfasser nach der Natur entworfenen Sk[izzen]. Stuttgart, Cotta. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wir sind über die amerikanischen Gesellschaftszu[stände] in Deutschland nunmehr mit so reichlichem Lesema[terial] versorgt, daß es in der That Holz in den Wald tr[agen] heißt, noch mehr von diesem Stoffe zu sammeln. [...] Neue Welt ist in allen Richtungen, unter den Einflü[ssen] der Bewunderung wie des Abscheus, des Hasses wie [der] Liebe und so umfassend geschildert, gezeichnet, gemalt, [...] Neigung verklärt, von Abneigung verdunkelt, daß nur [...] die Schriften noch, welche neue Wege in die unerm[eßliche] westliche Wildniß eröffnen, auf unsere Theilnahme [...]

rechnen haben. In den Kreis dieser Schriften gehören die vorliegenden beiden Werke, und da sie charaktervoll und mit geschickter Hand ausgeführt sind, so dürfen wir wol annehmen, daß unsere Leser ihnen einige Sympathie entgegenbringen werden. Aus einigen Andeutungen ist zwar zu entnehmen, daß diese Zeichnungen gerade nicht der allerjüngsten Zeit angehören, vielmehr ein Zeitraum von 15—16 Jahren zwischen der vollendeten Reise nach Amerika und der Gegenwart liegt — worauf beispielsweise auch die lange Ueberfahrt in einem Segelschiff, die Trinkwassernoth und anderes hindeutet —, allein obwol der Verfasser hierüber schweigt, erscheint der Held des Romans, welcher wol der Erzähler in eigener Person ist, doch so im Kampf mit den jüngsten Zuständen und Entwickelungen, daß unsere Theilnahme für ihn nichts an ihrer Frische verliert. Er steht hierbei weder im Solde der Vorliebe noch der Abneigung, sondern gibt sich als völlig unbefangener Beobachter, und wenn der Totaleindruck, welchen seine Erzählung uns hinterläßt, ein dem amerikanischen Nationalwesen nicht günstiger ist, so ist dies nicht seine, sondern die Schuld der herben und verhängnißvollen Erfahrungen, die er in der Gesellschaft der Neuen Welt zu machen hat. Der Vortrag dieser Ereignisse ist einfach und ungekünstelt, der Inhalt mannichfaltig, der Kern des Thatsächlichen und Wirklichen überall leicht erkennbar und da der Verfasser fast alle wesentlichen Zustände skizzirt, die Ereignisse gut gruppirt und das Charakteristische in ihnen lebendig und deutlich hervortreten läßt, so können wir es ihm ohne weitere Empfehlung überlassen, für sich selbst zu sprechen.

Eine ungewöhnlich lange Seefahrt von Rotterdam nach Neuorleans, mit allen Fährlichkeiten einer solchen, Sturm, Windstille, Wassernoth, Sturzwellen und Klippenfurcht ausgestattet, erfüllt fast den ganzen ersten Band und würde ermüden, wenn der Erzähler uns nicht mit einer Reihe anziehender Porträts aus seiner Reisegesellschaft angenehm zu unterhalten gewußt hätte. Eine reiche Kreolenfamilie, Frau Brillot mit zwei schönen Töchtern, die nach dreijährigem Aufenthalt in Europa nach ihrer Heimat Neuorleans zurückkehrt, und der sorglose aber lustige Kapitän der Medina nehmen den Vordergrund dieser Gesellschaftsgruppe ein. Der Erzähler hat das Glück, das Herz der schönen Eugenie und die Zuneigung der Mutter wie der geistreichen Schwester Victoria zu gewinnen und betritt die Neue Welt als Bräutigam, denn auch Hr. Brillot empfängt den Retter seiner Familie vom Tode des Verschmachtens während langer Wassersnoth als solchen mit offenen Armen. Die Familie aber ist streng methodistisch und ganz in der Gewalt ihres fanatischen Beichtvaters Raillier, dem es denn auch nach langem Kampfe gelingt, die Liebenden zu trennen. Trostlos verläßt Armand endlich Neuorleans, gründet in Neuyork ein Handelsgeschäft, das emporblüht, unterliegt aber einem Gauner, Bernard; verarmt, findet er sich in einer zweiten Liebe zu der reichen Mary Mercer nochmals betrogen, tödtet im Duell seinen Todfeind, den wilden Vetter Mary's, und beschließt nun, gegen die „Civilisation" mit grimmem Haß erfüllt, in die Wildniß zu ziehen, um als ein Pionnier der Civilisation, im Kampf mit den Thieren des Urwaldes, sich und der Natur allein zu leben. Diesen Plan führt er mit dem Anfang des vierten Bandes aus, nachdem er im zweiten und dritten Bande uns die lebhaftesten Bilder von der Wildheit und Massenhaftigkeit des amerikanischen Lebens, dem raschen Glückswechsel, der rohen Selbstsucht, dem frivolen Spiel mit Recht und Gerechtigkeit, aber auch von Scenen treuer Freundschaft, gemüthvoller Anhänglichkeit und von den sanften Reizen der südlichen Pflanzenwelt, den Villeggiaturen am See Ponchartrain, von üppigen Quadronenbällen, Wettrennen und Volksbelustigungen u. s. w. vorgeführt hat. Den vierten Band erfüllt dann die Reise auf dem Mississippi und der dramatisch gefärbte erste Auszug in die Wildniß gegen den Leonefluß und die Sabagebirge, die letzten Ausläufer der Cordilleren, wo der Verfasser seine Colonie zu gründen gedenkt. Der allmähliche Abschied von der Welt der Civilisation, der Besuch der vorletzten Ansiedelung und endlich der letzten Farm, die schon halb der Wildniß angehört, der Eintritt in die noch nie betretene Wildniß, alles dies übt eine große, fast dramatisch spannende Wirkung auf den Leser aus, wirklich und wahr, wie die Schilderung ist. Sogleich treten uns die mächtigsten Naturbilder leibhaft entgegen: der Urwald in seiner unentweihten Schönheit, die Prairie in ihrer prangenden Ueppigkeit, das unermeßliche Thierleben, in Horden von Büffeln, welche als Vorläufer der Cultur erst die Wälder durchbrechen und Pfade für den Menschen bilden müssen, die Rind- und Pferdeheerden, Hirsch, Bär, Jaguar, die Antilopenheerden jagend, Flamingo und Truthühner in unabsehbaren Scharen. Endlich der rothe Wilde zu Pferde, theilweise noch Kannibale, der sanftere Fußindianer, Weiko und Delaware, der schöne Menschenschlag der Lepans u. s. w.: alles in Bildern von der äußersten Mannichfaltigkeit und Fülle. Der Reisende hat nun sein Ziel erreicht. Allein auf seinem treuen Wunderrosse Czar und von seinem gewaltigen Hunde Trush begleitet, zieht er nun viele Tage lang durch die vom Urwald bedeckte Wildniß, bis zu der Stelle am Leone, die er sich zu seiner Ansiedelung ersieht, erreicht dann das erste mexicanische Blockhaus, wo er die einst geliebte Quadrone Isabella sterbend antrifft und kehrt dann über San-Antonio — wo die Menschen zwar nicht sterben, aber vertrocknen — nach Louisiana zurück, um seine Ansiedelung am Leone vorzubereiten. Der Plan wird in Gesellschaft von drei Deutschen ausgeführt und die kleine Colonie blüht rasch empor, als Armand auf einer Wanderung im Indianergebiet Eugenie Brillot in dem Wigwam seines Freundes, des Häuptlings Ohayo, als dessen Weib wiederfindet. Mit der schmerzlichen Trennung von ihr endet das Buch, dem wir neben angenehmer Unterhaltung ein gutes Theil lebenvoller Bilder aus dem Gesellschafts- wie aus dem Wüstenleben der Neuen Welt verdanken. Wir können davon und wie der Verfasser zu schildern versteht, nicht viele Proben geben, eine jedoch und zwar die reizvolle Schilderung

eines Quadronenballs in Neuorleans sei uns anzuführen gestattet.

Die Quadronen, welche diese Bälle besuchen, sind meist von freien farbigen Müttern geboren und ihre Väter sind größtentheils wohlhabende Leute, die bei der Erziehung ihrer Kinder nichts fehlen lassen; doch den Fluch, der auf dem Schatten ihrer Haut, der bläulichen Farbe ihrer Nägel ruht, können sie mit allem Golde nicht wegkaufen. Die hier Versammelten waren gekommen, um sich einmal wieder öffentlich als Ladies zu zeigen, was die selbstsüchtigen Weißen diesen armen Wesen nur darum gestatten, damit sie selbst sich den Genuß verschaffen, sich ihrer wunderbaren Schönheit und ihrer Liebenswürdigkeit zu erfreuen. Mit ungewöhnlichen körperlichen Reizen, mit allen geistigen Vorzügen aufs reichste begabt, meist frei und unabhängig, zum großen Theil wohlhabend, selbst reich, drängt sie das Vorurtheil doch vom gesetzlichen Familienleben zurück und es bleibt den Unglücklichen keine Wahl, als sich mit einem ihresgleichen zu vereinigen oder unverheirathet mit einem Weißen zu leben und in ihren Kindern erst mit dem Vater auf gleiche Stufe zu treten. Heißliebend wie sie sind, wäre es die größte Erniedrigung für sie, sich mit einem Farbigen zu verbinden; von der Gesellschaft der Weißen aber öffentlich ausgestoßen, rächen sie sich dadurch, daß sie ihre geistigen und körperlichen Reize dazu benutzen, ihre Unterdrücker, ungesehen von der Welt, um so fester in die Fesseln der Liebe zu schmieden. Die angesehensten und ersten jungen Männer von Louisiana beugen sich so unter das Joch einer bezaubernden Quadrone, entsagen den matten Reizen der weißen Schönheiten und stürzen trotz aller Drohungen ihrer Familien in die rächenden Arme eines solchen heißliebenden Engels des Südens.

Das Schauspiel, welches sich Armand hier darbot, war überraschend und seltsam schön; der Glanz einer so großen Anzahl von Schönheiten, die wie blinkende Sterne auf dunkelm Nachthimmel strahlten, blendete ihn. Die Hautfarbe war hier in allen ihren Schattirungen, vom leichtesten Paille bis zu dunkelm Goldbraun vertreten; bald neigte sie sich mehr in das Orange, das Schwefelgelbe, das Goldige, bald ging sie mehr in die mattern Töne der Olivenfarbe über. Die Lippen waren bald wie Karmin, bald wie frisches Kirschroth, bald wie brennender Zinnober. Die Tinten der Augen wechselten weniger, die meisten waren ganz schwarz, wie die Haare, die mit fast unnatürlicher Fülle prangten und alle Kunst erforderten, glatt erhalten zu werden. Bei vielen dieser schönen Wesen drängte sich das Blut in die Wangen, wodurch namentlich die gelben Teints der schönsten reifsten Pfirsich ähnlich wurden. Meist groß und schlank, mit langem Hals, gewölbter Brust, schmaler Taille, zierlichen Füßen und kleinen Händen, schienen alle von derselben geistigen Frische und Laune belebt, der eine große Beweglichkeit, ein leichter oder majestätischer Schritt vollen Ausdruck gaben. Mit dem Schmettern der Trompete und der lustigen Weise der Clarinette und dem Rasen des Schellenbaums begann jetzt der Tanz, und des Erzählers Herz verfehlt nicht, sich für die schöne und geistreiche Apollone zu entflammen.

Wir bedauern hier abbrechen zu müssen, um auf dem uns zugemessenen Raum noch der zweiten der vorliegenden Schriften einigermaßen gerecht werden zu können. Die vorige Arbeit des Verfassers muß in der Lesewelt wol vielfachen Beifall gefunden haben, denn vor uns liegt unter Nr. 2 eine glänzend ausgestattete und mit 24 Illustrationen versehene Fortsetzung seiner Colo-
sationsgeschichte am Rio Leone in den angezeigten „Ameri-
kanischen Jagd- und Reiseabenteuern“, der wir, weil
im Lehrreichen, Thatsächlichen und Anziehenden noch
reicher erscheint als das erste Werk, vor diesem
Vorrang vindiciren müssen. Wir finden hier zu
dieselbe Menschen- und Thiergesellschaft wieder, die
am Schluß des vierten Bandes der ersten Erzählung
umgab. Das Buch umfaßt dann aber einen Zeitraum
von 16 Jahren einer wunderbaren Existenz an der Grenze
des westlichen Indianergebiets in Texas, die wechselnden
Scenen einer unendlich erhabenen Natur, wilder Jagd
auf Menschen und Thiere, ernster Sorgen, Gefahren
Anstrengungen, ungekünstelter Freuden, Genüsse und Er-
holungen, wunderbarer Kämpfe gegen Naturgewalten
Art, Scenen und Auftritte ungeahnter Kraftentwick-
lung und geistiger Energie, wie alles dies dem Pionier
der Civilisation so lange zugemessen ist, bis er selbst
die zweite Linie zurücktritt und eine Reihe jüngerer
siedelungen ihn von der unmittelbaren Berührung
der „Wildniß“ absondert. Mit drei Deutschen,
Wunderrosse Czar und seinem Hunde Trush, hat
Verfasser am Fuß der Berge des Rio Grande, an
steilen Ufern des Leone, seine kleine Colonie gegründet
auf drei Seiten mit einer 14 Fuß hohen Mauer
aufrecht stehenden Bäumen umwehrt und sie an
vordern Ecken mit kleinen Vorbauen als Schanzen
sehen, von wo im Fall des Angriffs das ganze
zu bestreichen war. Südwärts vom Fluß, wo die
nung stand, erstrecken sich unabsehbar ansteigende,
lenförmige Prairien, nordwärts mehrere Stunden
dichtester Urwald; nach West und Nord gar keine ci-
firte Nachbarschaft, nach Ost und Süd 80 Stunden
die nächste Ansiedelung.

Von diesem Blockhause aus, das allmählich zu
ganz behaglichen und selbst mit Kunstgegenständen
schmückten Wohnung anwächst, unternimmt er eine
endliche Folge von Jagd- und Entdeckungszügen, die
wochenlang in der Wildniß fesseln, ja selbst eine
deckungsreise, 250 deutsche Meilen nordwärts gegen
Plattefluß hin, also durch dieselben Wüstenstriche,
uns Möllhausen's wissenschaftliche Reise jüngst so
ziehend geschildert hat. Der Verfasser ist freilich
Vorgänger und besteht mit Gefahr und Noth einen
härtern Kampf als die Expedition, deren Führer
hausen war; besonders aber als er verirrt, mehrere
allein und zu Fuß in der Wildniß am Colorado
irrt und uns an einer Situation von dem höchsten
nendsten Interesse theilnehmen läßt. Es ist nicht
auch nur übersichtsweise die Reihe unterhaltender
teuer, die der Erzähler in dieser großartigen Natur,
Kampf mit Bären, Jaguar und Wolf, mit den
Comanches, den muthigen Weiko- und Lepan-Indianern
auf der Büffel-, Hirsch- und Pferdejagd erlebt,
deuten oder den Leser eine Vorstellung davon zu geben
in welchem Maße dies wunderbare Naturleben die
steigert, die Sinne bis zum Wunderbaren schärft

...nisse des Culturlebens durch Kraft und Freiheitsgefühl ... den Hintergrund drängt. Alles was wir vermögen, ..., neben einigen allgemeinen Bemerkungen, eine oder ... andere dieser anziehenden Scenen, die oft mit so ...greifender Wirkung gezeichnet sind, zu skizziren. Vor ...len ist die Jagd auf den König der Prairie, einen ...ilden Schimmelhengst, der zu einer Art mythischer ...erson geworden ist, mit wahrhaft dramatischem Effect ...sgestattet, von dem wir wenigstens eine Probe zu ...ben versuchen wollen. Dies edle Thier hatte mit ...iner Heerde zwischen dem Blockhaus und den Berg... ...llen seinen Stand; die Indianer verehrten dies Thier ...ner Schönheit wegen mit abergläubischer Furcht und ...hoben es in Liedern und Erzählungen zur Unsterblich... ...it; sein Reich blieb fabelhaft, mit Wundersagen aus... ...schmückt. Der Verfasser sah dies Thier öfter und be... ...loß es zu fangen, da er sich zum „Kreesen", d. h. zum ...chießen durch den Hals, nicht entschließen konnte. Oft ...m er ihm nahe, dann hob der Hengst seinen zierlichen ...opf stolz in die Höhe und kam, den seidenhaarigen ...hweif hoch in der Luft, im Paradetrabe auf ihn zu, ...iß und zart wie ein Silberreiher, blieb 50 Schritt ... ihm stehen, blies schnaubend aus seinen purpurnen ...istern, trabte dann, bald nach ihm, bald nach seiner ...erde blickend, im Kreise umher, und fort flog er, wie ... Pfeil seiner Heerde nach und verschwand. Nach langen ...rbereitungen begann endlich die Jagd des edeln Thiers. ...ncy, die Stute, war wochenlang dafür besonders gepflegt ... abgerichtet; Antonio, der Mexicaner, führte den Lasso. ...mand erzählt nun:

Wir ritten in das Thal hinunter, der Hengst kam im ...be auf uns zu; ein schöneres Bild war nicht zu sehen, wie ... jedem Tritt die langen lockigen Mähnen auf- und nieder... ...ten und sein breiter Rücken wie aus Marmor gehauen ...nte, während der Schweif gerade in die Höhe gehoben das ...äuselte milchweiße Haar im Winde flattern ließ. Vorwärts, ...ich Antonio zu, und Fancy stürzte mit solcher Schnelligkeit ... ihn zu, daß der Hengst vor Schreck sich rückwärts auf die ...ape warf, dann aber mit einem ungeheuern Satz durch die Luft .... Der Lasso sauste über ihn hin, berührte seine Nase und das ...r, die Fessel ahnend, schoß wie der Blitz unter ihm dahin. Nun ...un ein Jagen, zwei Stunden lang; das Thier fiel endlich ...Trab, seine Kraft schien erschöpft. Eine schwarzgähnende ...Schlucht lag vor ihm, hier mußte er wenden. Vorwärts, ...ich nochmals, des Fanges sicher; da — es war nicht möglich, ...onnte nicht hinüber — ein Sprung, daß ich vor Entsetzen mich ...ndte, und der Hengst flog über den 40 Fuß breiten Ab..., hob das Hintertheil vom Boden und trabte kräftig die ...lucht hinunter. Wir sahen uns sprachlos an und ich gelobte ... nie wieder den Versuch zu machen, diesem fürstlichen Thiere ...Freiheit zu rauben.

So nobel wie hier empfindet der Verfasser jedoch ... immer, und wir sehen mit schmerzlichem Bedauern, ... der kühne Abenteurer zu andern Zeiten einen freilich ...lichen Weiko- oder Comancheindianer mit seiner nie ...nden Büchse sicher und mit nicht mehr Gefühl nieder..., wie einen Jaguar oder einen Bären des Urwaldes. ... dem Haß der Civilisation und dem berauschenden ...nnegefühl einer wilden und schrankenlosen Freiheit ist ...überhaupt ein eigenes Ding, und wir sehen an dem Beispiel des Erzählers, daß eigentlich keine dieser Stimmungen eine menschliche ist und auf die Dauer ertragen werden könne, wenn wir ihm auch gern glauben, daß ihm nach wochenlangem wilden Umherschweifen in der von allem denkbaren Naturreiz erfüllten Wildniß selbst sein Blockhaus mit offenen Thüren und Fenstern für nicht besser als ein drückendes Gefängniß erscheint.

Es gäbe nun für uns noch viel Anziehendes aus dem Leben des Autors, aus seinem Verkehr mit den so verschiedenen wilden Stämmen der Indianer, die von der äußersten Wildheit der Pferdeindianer, Weikos, Mescaleros und Comanches, bis zu den von der Civilisation schon mannichfach berührten Fußindianern, Delawaren und Apaches, alle Grade der ersten Cultur der rohen Rasse darstellen, von seinen Entdeckungszügen und blutigen Jagdabenteuern, von den nach und nach sich einfindenden Ansiedlern neben und vor ihm, von Squatters, Bienen- und Biberjägern, die ihn besuchen, zu berichten. Wir könnten namentlich der anziehenden Betrachtungen gedenken, die der Verfasser sowol über die rasch vordringende Cultur in dieser 400 Meilen breiten, mit allen Gaben der Natur reich ausgestatteten westlichen Wildniß als über die muthmaßlichen Geschicke der indianischen Bevölkerung derselben anstellt, welche ihm einer gewissen Civilisation zwar nicht unfähig, aber bei aller körperlichen Schönheit und geistiger Erwecktheit doch zu einem eigentlichen Culturleben nicht vorbestimmt zu sein scheint; allein wir müssen hierüber den Leser auf das durchweg so anziehende Buch selbst verweisen, das übrigens, trotz der wilden Lebensweise des Erzählers, in Stil und Vortrag einen unverkennbaren Fortschritt gegen den Roman verkündet, das auf alle Weise aus einem reichen, selbständigen und tiefen Geiste geflossen ist und dem die beigefügten Illustrationen nach der Natur zur wirklichen Zierde gereichen. Mit diesen Vorzügen wird demselben denn auch ein befriedigter Leserkreis sicher nicht fehlen können, der es mit Vergnügen hört, daß der Verfasser, obwol noch immer in der Nähe der indianischen Jagdgebiete, doch jetzt nur von friedlichen Stämmen in seiner sehr erweiterten Ansiedelung besucht wird und die gewöhnlichen Gefahren des Grenzlebens sämmtlich überwunden zu haben scheint. 4.

Semmler als wissenschaftlicher Begründer des Rationalismus.

Die Theologie Semler's. Dargelegt von H. Schmid. Nördlingen, Beck. 1858. 8. 1 Thlr.

Uns allen sind die Veränderungen gar bekannt und geläufig, welche während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in unserer nationalen Literatur sich vollzogen. Aber nicht auf jenem einzelnen Culturgebiete allein, auf fast allen Wissens- und Lebensgebieten traten in jener Epoche die bemerkenswerthesten Veränderungen ein oder bereiteten sich doch mindestens vor. Jedes der Gebiete hat seine Stimmführer und Bahnbrecher: die ästhetische Kritik ihren Lessing, die Philosophie Kant, die Poesie Goethe und Schiller, die Theologie ihren Semler. Zu der Zeit, als der letztere den theologischen Lehrstuhl in Halle bestieg (1752), war noch auf allen deutschen Kathedern die Orthodoxie vertreten.

Damals war es lediglich der Gegensatz von Orthodoxie und Pietismus, um den sich die Theologie bewegte, und wenn einzelne Theologen, wie Baumgarten, der Wolf'schen Philosophie Einfluß auf die Theologie verstatteten, so wurden sie deshalb von der überwiegenden Mehrzahl der Collegen, welche durch die Concession die Orthodoxie gefährdet erkannten, auf das lebhafteste angegriffen. Im ganzen war der Zustand, in dem sich die damalige Theologie befand, ein höchst unerquicklicher. Sie litt an den Nachwirkungen des Stoßes, den ihr der Pietismus versetzt hatte. Dieser hatte ihre Unbefangenheit und Sicherheit erschüttert und hatte doch der Theologie kein frisches Leben einzuhauchen vermocht. Beide, Orthodoxie und Pietismus, siechten unaufhaltsam dahin, und die meisten Theologen der Zeit, die überhaupt des Denkens fähig und für Gedanken zugänglich, beschlich die Ahnung, daß eine Revolution in der Theologie bevorstehe. Revolutionen auf dem geistigen Gebiete vollziehen sich nicht so schnell, wie Umwälzungen in der Politik; jene bedürfen mehr der Zeit. Die Stürme, welche über die Orthodoxie des vorigen Jahrhunderts hereinbrachen, beginnen um die Mitte des Jahrhunderts; der Sturm braucht ein volles Menschenalter, bis er sich legt. Zunächst sehen wir die Gebildeten unter den Laien sich von dem sogenannten positiven Bekenntniß der Kirche abwenden. England und Frankreich, das eine Land mit seinem Deismus, das andere mit seinem Encyklopädismus, hatten sich Einfluß zu verschaffen gewußt. In Preußen regierte Friedrich der Große. Die Thatsache sagt, was zu sagen ist. Unter dem aufgeklärten König wurde die Aufklärung mächtig gefördert. Die deutsche Philosophie hörte auf sich den Schein zu geben, als sei sie mit dem orthodoxen Christenthum einverstanden. Von der Wolf'schen Philosophie war Reimarus ausgegangen, der in seinen „Wolfenbüttelschen Fragmenten" dem Naturalismus das Wort redete und nach dem Muster der englischen Kritik die biblische Geschichte angriff. Die Popularphilosophie, die sich an die Wolf'sche anreihte, reagirte mit Nachdruck gegen den Glauben an eine positive Offenbarung; die Aufklärung sollte die Orthodoxie aus dem Felde schlagen. Lessing sprach seine Worte der Schärfe und Klarheit; für alle, die zu den Gebildeten gezählt sein wollten, war es eine ausgemachte Wahrheit, daß der Glaube an eine übernatürliche Offenbarung, wie die Theologie eine solche bis dahin behauptet hatte, unhaltbar sei. Die natürliche Religion war es allein, der man Wahrheit zuerkannte. Diesem Glauben in den nichttheologischen Kreisen gegenüber verhielten sich die Theologen zunächst lärmend und polternd, dann passiv; in den siebziger Jahren haben sie auch nicht einen namhaften Theologen unter sich, der mit voller Gewißheit die Orthodoxie vertreten und mit seinem Zeugniß für dieselbe auch wissenschaftliche Achtung sich erworben hätte. Schließlich, in den achtziger und neunziger Jahren, lassen sich alle namhaften und in Geltung stehenden Theologen in zwei Klassen eintheilen, von denen die einen der dem positiven Kirchthum abgewendeten Richtung zugethan sind und sich nur dadurch voneinander unterscheiden, daß sie das mehr oder minder offen eingestehen, während die andern nur mit größter Schüchternheit den positiven Glauben oder Stücke desselben festhalten, dabei aber so viel Zugeständnisse an die moderne Zeitrichtung machen, daß sie sich dadurch um Achtung und Geltung bringen. Die Theologen dieser Richtung werden als solche von den Mitlebenden angesehen, welchen nur der Muth fehlt, aufzugeben, was doch nicht mehr zu halten ist.

In diese Decennien fällt die Wirksamkeit Semler's, die Wirksamkeit desjenigen Mannes, der mehr als ein anderer Theologe der Zeit zur Bekämpfung der Orthodoxie und zur Begründung des Rationalismus das Seine beigetragen. Die kleine, und wie sich im Nächsten ausweisen wird, höchst unbedeutende Monographie, welche diesen Artikel veranlaßt, stellt sich die Aufgabe, dem Entwickelungsgange Semler's nachzugehen. Hätte Stahl die Biographie geschrieben, er würde die Aufgabe in der Form anders gelöst haben; er wäre schärfer und vernichtender, dafür aber auch glatter und geistvoller gewesen. Was die Resultate anlangt, so hätte Stahl keine andern gewonnen, als der erlanger Professor — das Anathema über Semler. Schmid will billig und gerecht urtheilen, er strebt nach einer scheinbaren Objectivität und Unbefangenheit, und auch dieser Schein und dies Anstreben sei ihm bei dem bestimmt ausgeprägten Parteistandpunkte, den er einnimmt, anerkannt. Schein aber ist nicht Wesen, Anstreben nicht Vollbringen. Was Schmid in Wirklichkeit liefert, ist nicht eine unbefangene Würdigung Semler's und seiner Zeit, ist eine Polemik gegen beide. Unter den Händen des Verfassers wird Semler zu einer Puppe, an welcher der Satz illustrirt wird: der Rationalist ist kein Christ, selbst wenn er ein so ernster, wissenschaftlich gebildeter und aufrichtig frommer Mann ist, wie dies Schmid in Beziehung auf Semler bereitwillig einräumt. Wir nehmen insofern an dem Resultate keinen Anstoß, als dasselbe bei des Verfassers Parteistellung das natürliche und zu erwartende war; ja wir gehen weiter, wir nehmen keinen Anstoß an dem Resultate, sobald dasselbe für ein lediglich theologisches gelten will. Die kirchlichen Auffassungsweisen von dem Wesen des Christenthums stehen sich diametral gegenüber: die eine, zu der sich Schmid bekennt, versteht darunter einen Complex von historischen Thatsachen und religiösen Dogmen; die andere, welche die Semler's ist, sieht in dem Christenthum eine von Christus ausgehende Anregung zu reinerer Erkenntniß und Verehrung Gottes und zu nachhaltigerer sittlicher Besserung. Das Recht oder das Unrecht der beiden Auffassungsweisen juridisch abmessen zu wollen, mit bestimmter Festigkeit und juridischer Schärfe es in einem einfachen Journalartikel auszusprechen, welche von den beiden Auffassungen die mehr berechtigte, wäre eine lächerliche Anmaßung. Wie sollte ein einfacher Journalartikel sich anmaßen, das erreicht zu haben, was durch die gesammte philosophische und theologische Entwickelung eines ganzen Jahrhunderts nicht zu erlangen gewesen? Eben deshalb lassen wir Schmid's Resultat gelten, sobald dasselbe zwar nicht das theologische, aber doch ein theologisches sein will. Indeß ein theologisches Resultat ist keineswegs das vollständige und befriedigende Resultat einer biographisch-kritischen Untersuchung; wir fragen nach den wissenschaftlichen, nach den historischen Resultaten, und nach dieser Seite hin ist das Buch von Schmid von einer erschreckenden Armuth. Eine solche Dürftigkeit, wie wir sie hier entdecken, sollte man denn doch bei einem deutschen Universitätslehrer kaum erwarten, obschon wir wissen, daß allerdings im deutschen Reiche manche Facultät mit dem Worte ausreichend charakterisirt ist: die Stühle sind besetzt.

Johann Salomo Semler wurde als der jüngste Sohn eines thüringer Predigers am 18. December 1725 geboren. Der Vater hatte mit Bedacht wohlhabende und einflußreiche Männer zu Pathen seines Sohnes gewählt, denn er war arm, und es lag in der Sitte der Zeit, auf solche Weise für die künftige Fürsorge zu tragen. Im vorliegenden Falle erreichte der Vater freilich seinen Zweck nicht, denn die Pathen starben zu früh, als daß sie hätten namhafte Hülfe leisten können. Eng und drückend waren die Verhältnisse, unter denen der Knabe aufwuchs; alles, was ihn umgab, trug den Stempel des Kleinlichen und Spießbürgerlichen. Das stimmte entweder ganz mit seiner Natur überein oder wirkte doch bestimmend auf dieselbe ein. Für die Persönlichkeit Semler's kann man sich in keiner Weise interessiren. Er war ein klarer nüchterner Kopf, aber das Engherzige und Spießbürgerliche bleibt der Grundzug seines Charakters, es mangelt ihm entschieden die Poesie und Lebhaftigkeit des Geistes, welche sonst Männer auszuzeichnen pflegt, die reformatorisch in ihrem Berufszweige gewirkt haben. Tholuck mag zu weit gehen, wenn er Semler's Seele „eine Seele ohne Schwung der Phantasie, ohne Tiefe des Gemüths, ohne Schwung der Ideen" nennt, und Schmid thut vollends ein Uebriges, wenn er, dieses Urtheil adoptirend hinzufügt: „So gestaltet sich gern das Wesen des Bürgers, wenn er seiner Natur nach trivial und poesielos ist. Niemand war das aber mehr als Semler". Was sich aber nicht leugnen läßt, ist, daß Semler allerdings durch und durch den Eindruck eines prosaischen und schwerfälligen Menschen macht.

und daß sich durch sein ganzes Leben eine gewisse Gedrücktheit des Gemüths zieht, die sich zuweilen bis zur Weinerlichkeit steigert. Auf der andern Seite will es jedoch auch hervorgehoben sein, daß Semler alle die ehrenwerthen Seiten besitzt, welche aus kleinlichen Verhältnissen und Umgebungen hervorzugehen und mit einer derartigen Natur verbunden zu sein pflegen. Sein ganzes Leben bekundet einen schlichten, soliden Sinn, Einfachheit und Rechtschaffenheit; praktische Tüchtigkeit und eine unermüdliche Thätigkeit sind ihm eigen; ehrenhaft, fromm und demüthig ist er voll Treue und Pietät gegen Lehrer, in aufrichtiger Liebe seinen Schülern zugethan, gefällig gegen jedermann, musterhaft als Gatte und Vater. Aber in den Augen der Anhänger der Augustinischen Sündentheorie haben diese so hochachtbaren Eigenschaften, diese nicht genug zu schätzenden Vorzüge keinen oder doch nur einen sehr untergeordneten Werth; für und nach Schmid entbehren die „bürgerlichen Tugenden“ Semler's „jener Ehrenhaftigkeit des edlern Bürgerthums, die aus einer freien, festen und einfachen Seele hervorgeht“; bei aller aufrichtigen Frömmigkeit ist der Pelagianer, der „gern von seinem nicht großen, aber guten Herzen spricht“, doch „kein Christ“, er ist „voll Verblendung über sich selbst“, seiner Nüchternheit fehlt die „tiefere“ Auffassung des Christenthums, seine Frömmigkeit ist eine „blos natürliche“, keine „christlich erleuchtete“.

Nach dem Zeugniß, das Semler selbst in seiner Autobiographie ablegt (würde man aus Schmid's Monographie fortnehmen, was er dieser von ihm bis in das Unerlaubte benutzten Autobiographie verdankt, es würde des Eigenen bitterwenig übrig bleiben), war es die Erziehung im älterlichen Hause, welche jenen prunklosen, ehrbaren Sinn ihm einflößte, und war es insbesondere die Mutter, eine verständige, schlichte, fromme Frau, welche diesen Sinn in ihm befestigte. Er verlor sie, als er etwa 15 Jahre zählte; nach ihrem Tode wurde vieles anders in dem Hause ihres Vaters, zum Nachtheil beider, des Vaters und des Sohnes. Die Veränderungen hingen mit dem Pietismus zusammen, der damals seinen Sitz in Semler's Heimat aufschlug. Die Autobiographie gibt uns über den Punkt die reichsten Aufschlüsse. Ein gewisser Lindner hatte den Pietismus im Saalfeldischen etablirt. Ein aus österreichischem Dienst entlassener Prediger war der Mann, der, man weiß nicht wie, herzoglicher Hofprediger, Beichtvater und Superintendent geworden war. Er beherrschte den Herzog vollkommen. Neue Einrichtungen wurden getroffen und alle Sonntage besondere Erbauungs- und Wiederholungsstunden angesetzt. Nicht aber, fügt Semler sehr bezeichnend hinzu, in der Schloßkirche wurden diese Erbauungsstunden gehalten, sondern in dem herzoglichen Speisesaal, obgleich dieser alle Sonntage dazu erst eingerichtet und aus der unmittelbar daranstoßenden Schloßkirche die Stühle und Bänke herbeigeschleppt werden mußten. Ueber dem Gedanken, daß alle vor dem Herrn gleich seien, vergaß man indeß doch nicht die Rangordnung: „Oben in der Mitte saß der Proponent oder Herr Lindner, auf beiden Seiten der Hof, mittenan waren viele Bänke für andere Personen, schlechtere blieben stehen.“ Der junge Semler durchschaute die Hohlheit des pietistischen Treibens; es widerte ihn an, um so mehr, als der Pietismus in dem Hause seines Vaters nur zu bald eine verhängnißvolle Rolle zu spielen berufen war. Der älteste Sohn hatte seine akademischen Studien in Jena beendigt und war zu dem Vater zurückgekehrt. Der junge Mann mochte als Corpsbursche wild geschwärmt haben; physisch und geistig gebrochen, suchte er nach Art schwacher Naturen Zuflucht und Heil im Pietismus. Aber der Aermste konnte nicht zum Frieden kommen. Er gerieth über die Größe seiner Sünden in Verzweiflung; er betete nicht nur, er winselte halbe Nächte vor dem Heiland, und doch fand sich keine Veränderung in seinem Bewußtsein. Da näherte sich auch der Vater dem Pietismus und empfahl ihn unserm Semler. Es wirft dieser Umschlag des Vaters gerade kein sehr gutes Licht auf denselben, und mußte nothwendig auch auf den Sohn einen übeln Eindruck machen. Der Sohn erzählt: „Nach dem Tode meiner Mutter hat sich auch die Denkungsart meines Vaters nach und nach merklich geändert. Ich weiß es nicht, ob die Vorstellung, daß ich bald auf die Universität gehen müßte und Unterstützung von Stipendiis oder vom Superintendent bei Hof nöthig hätte, nach und nach den Grund zu einer Denkungsart mitlegte, die ganz der vorigen entgegen war. Oder ob die Veränderung des Hauses, daß keine so kluge Wirthin mehr hatte, und also mehr Aufwand ihm sichtbar wurde, dazu half.“ Genug, bald mußte sich der Sohn auf die Vorstellungen des Vaters bekehren lassen: „Dem Hof sei gar nicht gleichgültig, daß ein Sohn des Archidiakonus unbekehrt sein und bleiben wolle und durch das Beispiel so viel andere Schüler immer mehr verderben helfe.“ Allein der Neophit brachte es nicht weit in der neuen Frömmigkeit. Er suchte zwar mit allem Ernst die sogenannte Versiegelung und die Gewißheit, daß er ein Kind Gottes sei; kein Winkel im Hause war übrig, wo er nicht, um gewiß allein und unbemerkt zu sein, oft gekniet und viele Thränen geweint hatte, Gott möge ihn dieser großen Gnade würdigen, aber es half nichts. Es fehlte ihm das, was jene Glauben nannten; er blieb unter dem Gesetz, in einem gesetzlichen Zustande, wie es hieß; d. h. mit andern Worten, Semler konnte nicht heucheln mit Lippengeschwätz wie andere, die in der Heuchelei ihren materiellen Vortheil fanden.

Im Herbst 1743 ging Semler als Student nach Halle. In einem Kreise von Gesinnungsgenossen wurden die pietistischen Experimente fortgesetzt. Es fallen aus Semler's Aufzeichnungen die bezeichnendsten Streiflichter auf dieses Treiben einer irregehenden Vernunft. Anfangs wurde er nur erst „als ein Katechumenus angesehen, er gehörte noch nicht in die Reihe der Vollkommenen, aber alle liebten ihn und suchten ihn völlig dem Heilande, wie es hieß, zu gewinnen“. Ein Herrnhuter aus dem Cirkel meinte, Semler sei dem Heiland schon sehr nahe; an der ganzen Nähe hindere ihn nichts, als das unselige Studium, „er solle es wegwerfen, der Heiland könne besser lehren als Menschen“. Deshalb gehe auch er, der Herrnhuter, nicht in die Collegia und genösse dafür unaussprechliche Seelenruhe und den Unterricht des Heilandes. Semler gerieth immer mehr in Unruhe und zerfiel mit sich selbst, sodaß er einst wünschte, „er möchte doch dieser Klumpen Eis, dieses Stück Holz sein“. Er schwankte zwischen Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, denn daß beides nicht vereinbar sei, hatten ihm seine frommen Freunde nahe genug gelegt. So war er einmal voll Fröhlichkeit, als er einige lateinische Bücher zu kaufen Gelegenheit fand, und seine alte Neigung zu den Studien kam wieder in Kraft, aber die Freunde beantworteten die Fröhlichkeit mit der Ermahnung, er möge über sein sündhaft Herz besser wachen. Da war es mit seiner Fröhlichkeit aus, am liebsten hätte er die Bücher dem Händler zurückgebracht, aber er meinte, zur Strafe für seine Sünden müsse er sie behalten. Allmählich überwand seine Liebe zu den Studien diese Scrupel, er konnte es nun nicht mehr leiden, „wenn jemand seine Seelsorge so übel vertheilte, daß er deshalb nicht fleißig studiren sollte“. Auch der Kreis seiner Bekannten änderte sich nach und nach, „von nun an herrschte keine solche Mikrologie mehr, man zwang einander nicht nach der Ordnung zum Herzensgespräch oder zum Gebet nach der Reihe, man schätzte auch die Gelehrsamkeit viel mehr“.

Man ist nicht wenig überrascht, wenn Schmid die Entrüstung Semler's über das frivole Possenspiel des Pietismus durchaus theilt. „Wir müssen die geistliche Vorbereitung“, heißt es (S. 16), „die Semler für seinen Beruf zu Theil wurde, beklagen. Ein häßliches, pietistisches Treiben hatte sich unter seinen Augen entfaltet, er war voll Vorurtheil gegen die gewesen, welche der so gearteten Frömmigkeit sich ergaben, er hatte traurige Beweise von der Wirkung eines solchen Pietismus gesammelt, er wußte, daß viele dieser Frommen Heuchler waren und aus schlechten äußern Motiven sich den Pietisten anschlossen. Und dennoch hatten äußere Umstände ihn vermocht, die gleichen Wege zu gehen, wider Neigung und Ueberzeugung zwang er sich dazu, an seinem eigenen Urtheil macht er sich geflissentlich irre“ u. s. w. Ganz und ohne Rückhalt verurtheilt Schmid den Pietismus; er sucht nicht etwa jene speciellen Erscheinungen als

einseitige Auswüchse und Verirrungen darzustellen, das Wesen und das Princip des Pietismus dagegen in Schutz zu nehmen. Diese Haltung muß befremden, denn Schmid weiß sich im Herzen vollständig eins mit dem Pietismus, er identificirt das ganze Buch hindurch wahres Christenthum und Pietismus. Die Unterscheidung, die er zwischen beiden macht, „daß der Pietismus die zur Kindschaft Gottes nothwendigen Erfahrungen und Erlebnisse als greifbare Gefühle zu haben wünsche“, ist eine nichtssagende Sophisterei. Man empfängt den Eindruck, daß Schmid sehr wohl eingesehen, daß die Corruption des Pietismus in dem concreten Falle eine doch zu eclatante, zu evident die Heuchelei und der Fanatismus sei, als daß nicht jeder geistig gesunde Mensch sich von dem Versuche, dieses Treiben in Schutz zu nehmen, mit Ekel abkehren müßte. Deshalb versteht sich der Verfasser zu der Concession an die öffentliche Meinung: er gibt den Pietismus preis; was er aber unter der „positiven Religion der Thatsachen des Heils“ versteht, was er die wahre Frömmigkeit und das wahre Christenthum nennt, das ist wiederum nichts anderes als der reinste Pietismus. Wie der Pietismus sein Standpunkt ist, das verräth Schmid in fast jedem Urtheil auf das unzweideutigste; wie verfänglich klingt es z. B. in dem Munde eines Mannes, der an der Stelle, von welcher wir handeln, den Pietismus verurtheilt hat, später dieses Urtheil aber ganz vergißt, wenn er ausruft: Semler habe sich vom Pietismus sagen lassen, was man zu erfahren und durchzuleben habe, um ein Kind Gottes zu werden, habe es aber zu diesen Erfahrungen und Erlebnissen in sich selbst nicht gebracht; er sei nie zu einem rechten Verständniß von dem gekommen, was der Pietismus mit ihm wolle, habe sich von ihm nicht zu einer Einsicht in das Wesen wahrhaft evangelischer Frömmigkeit führen lassen.

Seine Befreiung von dem Pietismus verdankt Semler nächst den eigenen Studien dem nähern und vertrautern Umgange mit dem Professor Baumgarten, dem einzigen unter den hallenser Docenten, der einer freiern Richtung zugethan war und zu dem sich der junge Student mächtig hingezogen fühlte. In seinen Vorlesungen und Schriften war Baumgarten allerdings zurückhaltend, dagegen ließ er sich in Privatgesprächen und Gesellschaften über seine theologischen Ueberzeugungen des Weitern aus. So erzählt Semler mit Behagen von einer Abendgesellschaft bei Baumgarten, an welcher der berühmte Voltaire und der Kanzler von Wolf theilgenommen. Baumgarten, berichtet er, nahm damals die Partei eines gelehrten englischen Deisten; und nun war es für den, der es verstand, denn es wurde um der übrigen Tischgesellschaft willen, lateinisch geredet, ein inniges Vergnügen zu sehen, wie die ganz gemeine Theologie so gewaltig verlor, ohne daß auch die christliche Religion dabei zu kurz kam. Alle theologische technische Kunst wurde an ihren rechten Platz gewiesen: daß sie dem Christen keineswegs wichtig sei; daß sie dem gelehrten Stande schon an sich selbst und nach ihrer Absicht und der Geschichte nach als besonderes Eigenthum gehört, keineswegs aber die allgemeinen Grundsätze der Religion ausmache oder göttlich seligmachende Belehrung besser enthalte. Semler schließt die Erzählung mit der Bemerkung: „So wenig Baumgarten diese Beobachtung in seinen Schriften und Vorlesungen jemalen deutlich vorgetragen und auseinandergesetzt hat, so tief faßte ich sie und machte für mich alle mögliche Application.“ Nach beendigtem Universitätsstudium bewarb sich Semler um die Conrectorstelle in Saalfeld, die er indeß nicht erhielt. Dafür wurde er mit dem Titel eines professor extraordinarius als Redacteur der „Koburgschen Staats- und gelehrten Zeitung“ angestellt, und schon ein Jahr später, 1751, als Professor der Geschichte nach Altdorf berufen. Hier verheirathete er sich, und die kurze Zeit, die er dort verweilte, ist die glücklichste seines Lebens gewesen. Schmid macht es ihm zum Vorwurf, daß es bei der Liebesgeschichte und Heirath unendlich prosaisch und spießbürgerlich hergegangen, ein geradezu lächerlicher Vorwurf. Die Romantik der modernen Pensionatfräulein kannte jene Zeit noch nicht. Um Ostern 1752 wurde Semler als Professor der Theologie nach Halle berufen. Er schwankte, ob er den Ruf annehmen sollte. Am meisten peinigte ihn die Frage über die Stellung, die er als Theolog in Halle einnehmen sollte, denn schon war er dahin gekommen, einzusehen, er könne mit keiner der beiden Parteien gehen, nicht mit der pietistischen, aber auch nicht ganz mit der neuen scientifischen, wie er die von Baumgarten repräsentirte Richtung nennt; vor dem Gedanken aber, einen neuen, eigenen Weg einzuschlagen, erschrak er. Nach langem Bedenken entschied er sich für die Annahme des Rufs. Er schloß sich zunächst auf das innigste an den von ihm so hoch verehrten Baumgarten; mit einem eisernen Fleiß studirte er Tag und Nacht die Quellen der Kirchengeschichte. Es ist eine große Ungerechtigkeit von Schmid, die sich eben nur aus seiner principiellen Abneigung gegen Semler erklärt, wenn er der bedeutenden Verdienste des Mannes um die Förderung der theologischen Disciplinen nach ihrer gelehrten Seite hin kaum mit einem Worte gedenkt; er könne sich, meint er, des genauern Eingehens darauf um so eher entschlagen, als ja eine Würdigung derselben von Baur in den „Theologischen Jahrbüchern“ vorliege. Wie einseitig und verkehrt! Der Biograph Semler's hat gerade auf die wissenschaftlichen Leistungen dieses Theologen den vollen und ungetheilten Accent zu legen; Semler ist derjenige, der in der deutschen Theologie den Rationalismus wissenschaftlich und systematisch begründet. Aber was ist die Wissenschaft, was bedeuten Forschung und Kritik in den Augen eines Anhängers des „positiven Christenthums“. Jener Commilitone Semler's hatte es ihm ja gesagt, er studire nicht, besuche keine Vorlesungen und befinde sich doch ganz wohl. Schmid schreibt eine Biographie und Kritik Semler's in der nämlichen Weise, als wenn sich jemand hinsetzen wollte, um eine Biographie und Kritik Cicero's zu geben und dabei erklärte, über die Verdienste Cicero's als Redner und Schriftsteller besäße man schon hinreichende Würdigungen, man müßte zusehen, und zwar lediglich und ausschließlich, ob der Consular auch ein großer Patriot gewesen.

Die Anhänglichkeit und Pietät, welche Semler seinem einstigen Lehrer und jetzigen Collegen Baumgarten bewies, hat etwas ungemein Rührendes. Er war stets der Wohlthaten eingedenk, die ihm jener erwiesen, und lohnte ihm das, soviel er konnte. Er, der mit seiner Zeit so ängstlich geizte, hatte für Baumgarten immer Zeit und war erfinderisch in kleinen Zerstreuungen für den verehrten Mann. Es gereicht ihm dieses Verhältniß zur höchsten Ehre. Während der letzten Krankheit Baumgarten's, der im Jahre 1757 starb, wich er nicht von dem Bette des Leidenden. Nach dessen Tode überkam er die Zuhörerschaft Baumgarten's gleichsam als die Erbschaft desselben, und auch die Direction des theologischen Seminars, die jener geführt, wurde ihm zu Theil. Die öffentliche Aufmerksamkeit richtete sich im erhöhten Grade auf ihn, und er rechtfertigte dieselbe durch den Inhalt seiner Vorlesungen wie seiner zahlreichen Schriften. In kurzem galt er allgemein als die erste theologische Autorität.

Eine Analyse des Systems von Semler nach dem Buche von Schmid hat ihre Schwierigkeiten, weil der Biograph viel mehr dazu beiträgt, das Verständniß abzuschwächen und zu verwässern, als dessen klare Einsicht zu vermitteln. Es ist keine Kritik, mit welcher Schmid die Darlegung der Theologie Semler's begleitet; die Begleitung bilden nur Stoßseufzer und ein pharisäisches An-die-Brust-schlagen, daß Semler kein Christ gewesen; außerdem vereinzelte, ebenso ungerechte, als unnütze Bemerkungen. Semler, wird geklagt, schreibe höchst kunstlos, schwerfällig, steif, verworren. Wir wollen unsern Autor nicht an den alten Satz vom Balken und Splitter erinnern, nicht untersuchen, ob jemand, der so wenig Ahnung von der künstlerischen Composition eines Buchs hat, wie Professor Schmid, der zwar plan und klar, aber auch klar wie Wasser schreibt, ein Recht besitzt, die Schwerfälligkeit und Steife der Darstellung eines andern Autors zu tadeln; wir machen einfach darauf aufmerksam, daß zwischen der Eleganz des heutigen Feuilletonstils und der Schriftsprache, wie sie vor einem halben Jahrhundert die übliche war, nothwendig ein Unterschied sein muß, einfach weil sich seitdem die Sprache und der Stil ein Jahrhundert hindurch

ortentwickelt und weiter gebildet. Wenn Schmid ferner gegen
Semler die Klage erhebt, er verfalle stets in Wiederholungen
und gewisse Gedanken kehrten in allen seinen Schriften immer
wieder, so wollen wir dem Biographen nicht zu erwägen geben,
aß die nämliche Anklage gegen ihn selbst mit bestem Recht gel-
end gemacht werden könnte, indem zwar nicht gewisse Gedan-
en, aber doch der einzige Gedanke (wenn man die Phrase über-
aupt einen Gedanken nennen kann), der Satz: „Semler war
in Christ, denn er begriff nicht die Thatsachen des Heils",
ortwährend und stereotyp bei Schmid wiederkehrt; wir stellen
hm anheim zu erwägen, wie es nicht nur natürlich, sondern
othwendig, daß die Fundamentalgedanken, welche einem wissen-
schaftlichen System zu Grunde liegen, sich als der leitende rothe
aden durch eine jede Arbeit des Autors hindurchziehen müssen.

Zur Constituirung der äußern Religionsgesellschaft, wie sie
a Staate besteht und wie sie der Staat bedarf, das ist die
nsicht Semler's, sei allerdings das äußerliche Christenthum
s eine bestimmte Anzahl von Lehren, Dogmen und Glaubens-
tikeln nothwendig; verschieden und wohl von dieser äußern Re-
gionsgemeinschaft abzusondern sei dagegen die individuelle Pri-
atreligion jedes einzelnen. Die Begründung dieser Sonderung
gibt die Kritik des Begriffs der Kanonicität. Was man Kanon
enannt, die Meinung, als wären die Schriften Alten und
euen Testaments alle gleich göttlichen Ursprungs und müßten
n allen Christen als die einzige Quelle der göttlichen Wahr-
it und der moralischen Erfahrungen angesehen werden, diese
leinung sei ein Vorurtheil und dieser Kanon existire nicht.
er Kanon beruht nur darauf, daß die Majorität der „katho-
ischen" Christen seit dem 4. Jahrhundert darin übereinstimmte,
se Bücher öffentlich vorlesen zu lassen. Damit ist ihre un-
veränderliche Geltung eine Sache des öffentlichen Kirchenrechts
worden; keineswegs aber folgt aus der historischen Thatsache,
ß ein jedes Buch in diesem Kanon für jeden einzelnen Chri-
n die verbindliche Kraft einer Quelle göttlicher Wahrheiten
d moralischer Erfahrungen besäße, vielmehr ist jedem den-
nden Christen die besondere Untersuchung und Kritik dieser
ücher für seinen Privatgebrauch vollkommen frei geblieben,
er um mit Semler's Worten zu sprechen: „Es ist die-
nicht eine allgemeine Pflicht aller Christen, daß sie aus
en Büchern des Alten Testaments, aus allen Kapiteln und
ersen, sollten und müßten dogmata fidei et vitae ebenso
rleiten, als aus dem Neuen Testament. Denn, wenn nun ein
hrist schon über andere unfähigere hinausgewachsen ist, und der
istlichen innerlichen vollkommenen Uebung geläufig ist, soll und
uß der auch im Buch Ruth, Esther, Nehemia, Richter u. s. w.
gmata fidei et vitae suae finden, da er als Christ oft das
gentheil, ungeistliche Gesinnung und gemeine menschliche Hand-
ngen sieht, manche, die sogar lieber ihm unbekannt bleiben
llten?" Deshalb kann Semler „der theologischen gemeinen
eorie vom Kanon durchaus nicht selbst weiter beipflichten".
er müsse sich bemühen, „die ganz zufällige Beschaffenheit der-
ben aufzusuchen und sie also der Historie nach viel genauer
zustellen, um das eigene Urtheil eines jeden denkenden und
st nachforschenden Christen wieder völlig frei zu schaffen".
s nothwendige Consequenz muß mit der Kanonicität auch die
spiration fallen. Ebenso wenig die Gesammtheit der heiligen
hriften eine von Gott direct und besonders veranstaltete, für
e Zeiten und für alle Völker gültige Sammlung ist, ebenso
nig sind die einzelnen Schriften der Bibel durch eine speciell
ttliche Eingebung entstanden. Eine Schrift weist nur dann
s Kriterium des göttlichen Ursprungs auf, wenn sie Allge-
eines und zu aller Zeit Wichtiges für die menschliche größere
ollkommenheit enthält, und wenn die eigene moralische Voll-
mmenheit und wahre Glückseligkeit des einzelnen dadurch be-
rdert werden kann. Bei vielen Büchern des Kanon fehlt die-
s Kriterium ganz oder doch zum wesentlichen Theil. Viele
halten — und dies ist ein überaus fruchtbarer Gedanke, den
emler zuerst hervorgehoben hat — mehr oder weniger Lokales
d Temporäres: „Das sei ein Hauptfehler der heutigen Her-
meneutik, daß sie, von der Hypothese einer völlig gleichen Inspi-
ration ausgehend, alles auch zur steten Lehre für die Christen,
die auch in ganz anderer Zeit und Gegend lebten, als jene aller-
ersten Zuhörer oder Leser sich befanden, gerechnet wurde, und
zudem sollte diese also gleich gute christliche Lehre auch noch dazu
nur eine einzige Vorstellung oder Modification der Vorstellung
geben, bei Verlust der ganzen christlichen Seligkeit dessen, der
andere Dinge dabei denkt, wenn sie gleich seine eigene Wohl-
fahrt nicht angingen, sondern fremde Historie waren." Semler
macht mithin außerdem die Verbindlichkeit der kanonischen Schrif-
ten von der verschiedenen Stufe der Einsicht und Vollkommen-
heit der verschiedenen Leser abhängig. Das Christenthum bestehe
nicht in bestimmten Lehren, die in bestimmten Schriften nieder-
gelegt, sondern in Uebung der Gottseligkeit, und da möchten
denn je nach der Art der Individuen zur Anregung dieser Gott-
seligkeit dem einen diese, dem andern jene Lehren taugen, welche
sich in der Heiligen Schrift finden. Wer bereits tiefer gegraben
hat und geforscht, ist bereits hinausgewachsen über unfähigere
Anfänger; je weiter der Christ in Einsicht und Uebung komme,
um so weniger habe er nöthig, gleichsam noch einmal die An-
fangsgründe aus den kanonischen Schriften zu lernen, um so
weniger sei er an dieselben gebunden.

Das auf diese Weise gewonnene Resultat hat noch eine
weitere Tragweite. Gibt es keine kanonischen Schriften in dem
bisher angenommenen Sinne, und ist die Göttlichkeit der Hei-
ligen Schrift eine so relative, daß sie dem einen göttlich sein
kann, während sie es dem andern nicht ist, so folgt daraus, daß
die Heilige Schrift auch nur in sehr relativer Weise das prin-
cipium cognoscendi sein kann. Gott hat allerdings die ewi-
gen moralischen Wahrheiten, durch welche sich die christliche
Religion von andern Religionen unterscheidet, in der Schrift nie-
dergelegt, aber „sollte denn die gewissenhafte Erkenntniß des
Christen etwa abnehmen oder gehindert werden, wenn sie aus
wirklicher freier Einsicht und wachsender geübter Erkenntniß ein
und das andere Buch von denen beiseite legen, welche bei den
Juden heilige Bücher oder bei den ehemaligen Christen kano-
nische Bücher hießen, indem sie ehedem für unfähigere Leute
einigen Nutzen hatten"? Gerade das Wachsthum der Erkennt-
niß ist die Absicht und der Endzweck aller jener Schriften, welche
Gott nach und nach den Juden und Christen mitgetheilt hat.
Das Wachsthum der Erkenntniß aber ist wiederum verschieden
je nach der subjectiven und individuellen Anlage und Befähigung
der einzelnen, und es kann mithin keine Unveränderlichkeit und
stete Gleichheit solcher Erkenntniß geben. So gelangt Semler
zu dem Schlusse, das Christenthum besteht nicht in einer un-
veränderlichen Summe von stillstehenden Kenntnissen und Lehren,
und man darf sich auch zu dieser Meinung nicht dadurch brin-
gen lassen, daß in den neutestamentlichen Schriften sich solche
noch finden. In ihnen handelt es sich darum, die Vorstellungen,
welche sich damals unter Juden und Heiden vorfanden, allmählich
und vorsichtig zu berichtigen und die Leute damaliger Zeit zur
bessern Erkenntniß zu bringen. Alles darin ist also gesagt mit
Bezug auf die damaligen Vorstellungen. Das Wesen des Chri-
stenthums ist etwas durchaus Innerliches, „es ist durchaus in
den Gemüthern", es besteht aber in wahrer, innerlicher Gottes-
verehrung. Diese ist eben in den verschiedenen Menschen in
verschiedenem Grade vorhanden und ist eines steten Wachsthums
fähig. Nach ihrer objectiven Seite hat die Religion keinen an-
dern Inhalt, als den ganz allgemeinen des Glaubens an einen
Gott, der alle Menschen mit gleicher Liebe umfaßt. Zu diesem
Glauben und zu einem auf diesen Glauben basirten moralischen
Leben erzogen Christus und die Apostel. Natürlich waren nicht
alle Menschen gleich empfänglich und gleich willig, und natür-
lich rissen sich nicht alle gleich leicht los von ihren bisherigen
Vorstellungen. Darum gibt es auch so mannichfache Stufen
unter den Christen und darum ist es insbesondere nicht möglich,
daß alle in den gleichen Vorstellungen sich einigen. Darauf
kommt es aber auch nicht an, diese Vorstellungen gehören nicht
zum Wesen der Religion selbst, dem einen dienen diese, einem

andern jene zum Anweis im moralischen Leben, und wenn sie nur dazu dienen, kann man jedem die seinen lassen: „Die immer größere Vielheit und Ungleichheit der Menschen, die nun Christen werden, blos äußerliche oder auch innerliche, macht es unmöglich, daß sie über den Begriff und das Verhältniß Gottes, Christi und des Geistes Gottes, über allen wirklichen Inhalt des Neuen Testaments ein und dieselbe Summe von Vorstellungen und Urtheilen annehmen und immer behalten sollten. Zu irgendeiner einzigen Stufe christlicher eigener moralischer Besserung und Wohlfahrt ist auch dergleichen völlige Einheit einer Religionsform gar nicht nöthig; zu einer und derselben Stufe eigener christlicher Religion sind alle jene so ungleichen Menschen von dem unendlichen Gott nicht berufen oder verpflichtet."

Dogmen in dem Sinne der Consistorialkirche kennt Semler's Christenthum nicht. Die Kirchentheologie, die einzelnen Dogmen sind erst im 4. Jahrhundert von den Bischöfen gemacht, welche hierbei zunächst die äußere Unterwerfung ihrer kirchlichen Unterthanen und die feste Verbindung eines großen Kirchenstaats vor Augen hatten. Die Privatgottesverehrung des Christen bleibt von diesem dogmatischen Glauben durchaus unberührt und unabhängig. Das öffentliche Religionswesen kann dem fortgeschrittenen, verständigen Christen vielfach anstößig sein, aber wegen solcher Mängel darf er sich doch nicht der äußern religiösen Gemeinschaft entziehen. Viele Pflichten würden nicht geleistet werden, wenn jeder nur seine größte Bequemlichkeit und ganze Behaglichkeit in Anschlag brächte. Die verständigern Christen würden den unfähigern durch öffentliche Veränderungen nur Anstoß geben, während sie ihnen ohne dieses auf gar viele Art und Weise noch nützlich werden können, und namentlich die leichtsinnige, gewiß unmoralische Einbildung vieler übereilter Zeitgenossen hindern, die sich über alles hinwegsetzen, weil sie einige Spöttereien aufgefangen haben. Mit einem Wort, die kirchlichen Dogmen sind keine Glaubensartikel im eigentlichen Sinn, zum Wesen der Religion trägt es gar nichts aus, wie man sich zu ihnen stellt; es steht dem Christen ganz frei, welche Vorstellungen er sich darüber bilden, wie er die Grundgedanken für sein praktisches Leben nutzen will. Dabei falle aber das Christenthum durchaus nicht mit dem Naturalismus zusammen. Wie man nicht leugnen kann, daß die moralische Welt nicht weniger in sehr gleiche Klimata oder unabänderliche Einflüsse getheilt ist, als die Lage der Erdkugel, durch welche die Arten der physischen Producte immerfort verschieden sind, so wird man auch den Begriff von Gottes Verhältniß und Wirkung auf die Seelenkräfte mancher Menschen nicht aufheben können. Die Naturalisten können nicht behaupten, es gebe außer der successiven Uebung des Menschenverstandes über moralische Dinge gar keine Belehrung und Offenbarung Gottes. Die natürlichen Seelenkräfte des Menschen haben eine so ungleiche Stimmung, daß durchaus ihr eigenes Nachdenken über das Verhältniß Gottes einen ungleichen Gang behalten muß. Dadurch wird eine erweiterte Wirkung und Offenbarung Gottes nöthig, und auf diesem Grundsatz von steten Wirkungen des Geistes Gottes in manchen Menschen beruht eben die christliche Religion. Die Anregung zu rechter geistiger Verehrung Gottes führt den Christen auf die Offenbarung Gottes in Christo zurück.

Das sind die leitenden Grundsätze in der Theologie Semler's. Philosophischen Gehalt haben nach Schmid die Grundsätze nicht; das Ergebniß dessen, „was Semler philosophisches Studium nannte, war höchst ärmlich". Ist Schmid wirklich in der Selbsttäuschung befangen, daß er etwa wähnt, die einzige Weisheit, die er stets und immer als sein einziges argumentum ad hominem aufzutischen hat: „Semler war kein Christ, da er nicht an die Thatsachen des Heils glaubte", diese einzige vornehm absprechende Aeußerung sei „gehaltvoller und philosophischer", als der Ernst und die Treue, die Ausdauer und Gründlichkeit in den Studien Semler's? Wir finden persönlich nicht die allermindeste Neigung oder Nöthigung, uns für den Rationalismus oder seine Vertreter irgend zu enthusiasmiren, im Gegentheil, wenn wir unsere persönlichen Sympathien und Antipathien in religiöser Beziehung aussprechen dürfen, so sei kein Hehl daraus gemacht, daß uns das nüchterne Puritanerthum des Rationalismus gar wenig interessirt; wenn aber diese sogenannte „neuere Theologie des positiven Christenthums" sich anstellt, als verfahre und sei sie logischer und philosophischer, von mehr Gehalt als der Rationalismus, so gebietet die historische Gerechtigkeit einfach, daß man eine derartige Prätension als unberechtigte Anmaßung zurückweist. Oder bildet sich etwa diese „neuere Theologie" wirklich ein, sie habe mit ihrer heuchlerischen Sophistik und Romantik, welche sich leider den Schein geborgt, als stütze sie eine conservative Politik, und die eben deshalb, weil die Angabe geglaubt worden, neuerdings auch jede gesunde conservative Politik in Miscredit gebracht hat, glaubt diese neuere Theologie von der Farbe Hengstenberg's, sie habe wissenschaftlich das wissenschaftliche System des Rationalismus überwunden? Die Einbildung wäre eine Idiosynkrasie.

Es konnte nicht fehlen, daß Semler von seinen Zeitgenossen vielfach misverstanden wurde, und diese Misverständnisse sind für ihn die Quelle tiefen Leids geworden. Die Orthodoxen verketzerten ihn als einen Naturalisten; die letztern wiederum beschuldigten ihn der Heuchelei und des Mangels an Muth; er sei zu feig, offen in ihr Lager überzutreten. Es ist fast das widrige Schakalsgelüste, das nach Leichen scharrt, wenn Schmid die abfälligen Urtheile und Kränkungen, welche Semler an seinem Lebensabende von den Zeitgenossen erfuhr, zusammenstellt und dieselben in aller Ordnung, ja in ihnen eine wohlverdiente Strafe seiner Unchristlichkeit findet.

Wenn wir mit der Versicherung schließen, daß wir von der Lectüre dieser auch äußerlich kärglich ausgestatteten Monographie mit dem entschiedensten Ungenügen zurückkehren, so wird es nach dem bereits Gesagten nicht erst nöthig sein, dies Ungenügen weiter zu motiviren.

Thaddäus Lau.

Die ökonomischen Verhältnisse des Schriftstellerstandes.

Im Laufe des März hielt der Royal literary fund in London, unter dem Vorsitze des Grafen Stanhope, seine regelmäßige Jahressitzung. Die Zahl der Theilnehmer war diesmal geringer als sonst, da die Opponenten gegen die bisherige Administration und Organisation, Dickens und Dilke und ihre Freunde, diesmal weggeblieben waren, nachdem sie drei Jahre lang vergebens opponirt. Indeß wurde ein Schreiben von Dickens vorgelesen, des Inhalts, daß er und seine Genossen auf die Opposition nicht verzichteten. Bekanntlich gehen seine Reformvorschläge dahin, daß außer den fortlaufenden Jahrespensionen auch Darlehen und rückzahlbare Jahresgelder, die freilich für den Empfänger immer drückend und nur eine augenblickliche Aushülfe sind, bewilligt und im Lokal des Vereins Lese- und Schreibezimmer eingerichtet und Abendversammlungen und „conversazioni" gehalten werden sollen, was jedoch bisher abgelehnt wurde, weil diese Reform und Erweiterung gegen die Grundgesetze der Stiftung verstoße. Die Versammelten waren damit gar nicht unzufrieden, daß Dickens und Genossen „durch ihre Abwesenheit glänzten", und so verlief der Abend in Gemüthlichkeit und Friedfertigkeit. Der Rechenschaftsbericht bot manche interessante Daten. Im ganzen wurden im Laufe des vergangenen Jahres an 58 Personen Unterstützungen im Betrage von 1840 Pf. St. vertheilt. „Science and art" erhielt die größte Summe, nämlich 330 Pf., welche acht Personen zugute kam, die niedrigste das Drama, nämlich 20 Pf., welche Unterstützung jedoch nur einer Person zufiel. Auf die Kategorie „Geschichte und Geographie" fiel die Summe von 315 Pf., die sich an neun Personen vertheilte. Von den übrigen „Grants" kamen acht auf die Kategorie der Topographie und Reisen und ebenso viele auf die der Poesie, sieben auf die der Essays and tales, fünf auf die der periodischen Literatur, drei auf die der classischen, drei auf die der Rechtswissenschaft, zwei auf die der biblischen Literatur, zwei auf die der vermischten, je eine auf die der

Medicin und die der Moralphilosophie. Die Ausgaben der Stiftung betrugen für Zinsen 184, für Besoldung des Secretärs und Collectors 225, für „zufällige“ Posten 118 Pf. Der dem Stammkapital zugute kommende Ueberschuß belief sich auf 205 Pf. Somit kann man wol sagen, daß sich diese Stiftung in einem sehr blühenden Zustand befindet, und man möchte fast bedauern, daß Dickens, der sich überhaupt gern in alles einzumischen scheint und von dessen im Bunde mit Bulwer und dem verstorbenen Douglas Jerrold projectirter „Guild of literature and art“ man nichts weiter vernommen hat als große Redensarten und den Aufruf zu Subscriptionen, auf seine Opposition nicht verzichten will, da solche Wühlereien und Zerwürfnisse einem wohlthätigen Institute niemals von Vortheil sind.

Nicht ohne Genugthuung lasen wir, daß ein Kreis von wiener Journalisten kürzlich zu einem Verein zusammengetreten sei, der sich die Unterstützung hülfsbedürftiger Mitglieder des Journalistenstandes und die Vermittelung des geselligen Verkehrs zur Aufgabe gemacht habe und sich den Namen „Concordia“ beilegen wolle. Durch die Aufstellung der Kategorie von Ehrenmitgliedern hält dieser Verein, wie dies bei ähnlichen Vereinen in England der Fall, in zweiter Reihe den Beitritt von gebildeten und literaturfreundlichen Männern offen. Den Monatsbeitrag habe man sehr niedrig gestellt, weil man mit Sicherheit darauf rechne, dem Vereinsvermögen durch Akademien, Concerte, theatralische Vorstellungen, literarische Albums u. s. w. alljährlich eine ansehnliche Summe zuführen zu können. Mit dem Verein soll ein Schiedsgericht verbunden sein, welches in Ehrensachen zu entscheiden hat, wie wir glauben eine sehr empfehlenswerthe Einrichtung. Die Statuten enthalten, wie man versichert, in Bezug auf die Aufnahme sehr strenge und kluge Bestimmungen. Die Unterstützungen sollen, wie es scheint, fürs erste zumeist erkrankten Mitgliedern und den Hinterlassenen verstorbener zugute kommen. Wir freuen uns über jeden neuen Versuch, der darauf hinzielt, den Gemeingeist und den Geist der Hülfsbereitschaft unter den deutschen Schriftstellern zu fördern, selbst wenn er fürs erste nur eine lokale Begrenzung hätte. Man hat es den wiener Journalisten zum Vorwurf machen wollen, daß sie nicht gesucht hätten, ihre Zwecke mit dem Zwecke der Schiller-Stiftung in Verbindung zu setzen. Aber gerade die Journalisten und Feuilletonisten haben wol am wenigsten von dieser Stiftung zu erwarten, und gerade sie gehören zumeist der Lokalität an, für die sie schreiben und wirken. In Leipzig und Berlin kennt man nicht die Bedürfnisse der wiener Journalisten, und umgekehrt. Ohnehin nimmt Oesterreich der deutschen Gesammtheit gegenüber auch in literarischer Beziehung eine abgesondertere Stellung ein als jedes andere deutsche Land. Wien bildet eine Welt für sich, und soviel die wiener Journalistik auch zu wünschen übrig läßt, wird man doch zugeben müssen, daß der Journalist in Wien eine einflußreichere und geachtetere Stellung einnimmt als vielleicht an irgendeinem andern Orte Deutschlands. Die wiener Journalisten scheinen überhaupt mehr Wärme, Naivetät und Frische zu besitzen als die der andern deutschen Hauptstädte und haben schon öfters bewiesen, daß ihnen Gemeingeist keineswegs fehlt und daß sie in dringenden Fällen auf das Entgegenkommen ihres Publikums rechnen dürfen. Erst vor einiger Zeit veranstalteten sie für ein seit längerm erkranktes Mitglied ihrer Genossenschaft ein öffentliches Concert und Declamatorium, eine sogenannte Akademie, welche einen Ueberschuß von 2000 Fl. gewährte. So ergaben auch die von Saphir zu wohlthätigen Zwecken in Wien veranstalteten Vorlesungen stets einen sehr ansehnlichen Ertrag. Inzwischen ist man auch in Oesterreich noch weit davon entfernt, den Journalisten und Publicisten die Achtung zu widmen, deren sie sich in England, Schottland, wo man noch jüngst einem in Deutschland kaum bekannten Journalisten ein öffentliches Denkmal errichtete, und in Frankreich erfreuen. Zu fürchten ist auch, daß die Kriegsstürme, die man weiß nicht welchen Charakter und welchen Umfang annehmen werden, alle diese Bestrebungen sehr in den Hintergrund drängen oder doch für den Augenblick wesentlich beeinträchtigen dürften. So hat bereits Major Serre auf Maxen erklärt, daß die von ihm projectirte und bereits von mehreren Fürsten genehmigte Nationallotterie zum Besten der allgemeinen Schiller-Stiftung in Rücksicht auf die allgemeine Weltlage noch ein Jahr lang vertagt bleiben müsse.

Wir nehmen hiervon Anlaß auf ein Thema zurückzukommen, das wir schon sehr oft in d. Bl. wie in andern Zeitschriften behandelt haben, auf das wir aber von Zeit zu Zeit immer wieder zurückzukommen für unsere Pflicht halten. Nicht etwa zu unserm Vergnügen, denn wir können versichern, daß das Besprechen dieses Themas in uns immer einige Verstimmung hervorruft, um so mehr, da wir glauben, daß man sich damit nur bei einer Minorität der Schriftstellerschaft selbst Dank und höchstens einmal von St.-René Taillandier das Lob erwirbt, man sei „plein de sympathie pour ses confrères“. Franz Brendel brachte jüngst in seinen „Anregungen“ unter dem Titel „Poeten, Musiker und die junggermanische Schule“ eine Betrachtung über die Hauptursachen, die es veranlassen, daß die Achtung für den Schriftsteller, d. h. für dessen Person, in so hohem Grade abgenommen habe. Eine Hauptursache dieser betrübenden Erscheinung erblickte Brendel in den oft in Brutalität und Gemeinheit ausartenden Klopffechtereien der Schriftsteller. Hierüber haben wir, was uns von unserm Standpunkt zu sagen nöthig schien, bereits in Nr. 18 d. Bl. gesagt. Die andere Hauptursache liegt, wie Brendel behauptet, „jedenfalls in den pecuniären Verhältnissen der Literaten und Poeten“. Er fährt fort: „Weil die Musik zugleich noch eine Seite des künstlerischen Handwerks hat, genießt sie auch die materiellen Vortheile eines solchen. Die Existenz des Poeten dagegen ist die allerprecärste, und er ist darum genöthigt zu allerhand Hülfsmitteln seine Zuflucht zu nehmen, eifersüchtig zu wachen über seine Erfolge, diese zu suchen, sich hervorzudrängen, sich selbst zu poussiren, andern von seiner großen Bedeutung fortdauernd vorzusprechen und diese zur Schau zu tragen, um nur überhaupt auf einen grünen Zweig zu kommen. Machten doch die «Blätter für literarische Unterhaltung» bei Gelegenheit darauf aufmerksam, daß ein Schriftsteller in Deutschland sehr geschätzt sein könne, ohne daß seine Werke wirklich Absatz fänden. Man hat von seiten des Publikums noch zu wenig erkannt, daß alle, die sich für eine Bestrebung interessiren, auch die Verpflichtung haben, dieselbe nach Kräften zu unterstützen. So ist eine Erhebung des Schriftstellerstandes nur möglich durch Verbesserung der materiellen Lage desselben.“ Sicherlich, fügen wir hinzu, denn die Welt ist heutzutage nur zu gewohnt, den Werth eines Arbeiters und seiner Arbeit nur nach dem materiellen Ertrage der letztern zu beurtheilen, und wer trotz aller Arbeit und allen Talents „pauvre“ bleibt, gilt ihr nicht viel mehr wie ein „Lump“, mit dem man nicht viel „Sache zu machen“ braucht; aus diesem Grunde strebte auch Schiller, wie er sich einmal in einem Briefe ausdrückt, nach „ökonomischem Ruhm“, weil dieser den schriftstellerischen fördern helfe. Brendel fährt fort: „Sehr irrig aber würde es sein, auf eine solche Verbesserung der materiellen Lage zu warten, und dann erst eine Regeneration zu versuchen, d. h. nur erst, wenn sich die Umstände gebessert haben, vor eigener Thüre kehren, im eigenen Hause Ordnung einführen zu wollen. Der umgekehrte Weg ist der allein richtige. Literaten und Poeten müssen die Reform in ihrem eigenen Bereiche in die Hand nehmen, und dadurch auf die Verhältnisse einwirken. Solange dieselben nicht ihre Eifersüchteleien beiseite lassen, solange sie nicht als vereinte Macht auftreten und ihre Interessen gegenseitig und gemeinschaftlich vertreten, kann auch in der äußern Stellung sich nichts ändern. Die größere Achtung wird kommen mit der Achtung vor der Corporation.“

Ueber nichts bestehen wol in Deutschland so verkehrte und confuse Ansichten, als über den Schriftstellerstand, dem manche, wie es scheint, kaum einmal eine bürgerliche Berechtigung zugestehen möchten. Er ist aber einmal da, und zwar ist er massenhaft da, und so wird er wol als ein nothwendiges Product unserer Cultur gelten müssen. Wo das Schulwesen in Blüte steht, da wird es auch viele Schulmeister geben; wo starke Nachfrage nach Kunst-

werken ist, da wird es viele Künstler geben; wo viel Sinn für Theater und Musik herrscht, da wird es viele Schauspieler und Musikanten geben; und wo großes Lesebedürfniß vorhanden ist, da wird es viele Schriftsteller geben. Nichts, scheint uns, kann einfacher sein als dies. Je mehr Buchhandlungen entstehen, je mehr Zeitungen und Blätter auftauchen, je mehr überhaupt das Bedürfniß vorhanden ist zu drucken und zu verlegen, um so mehr wird die Zahl der Schriftsteller zunehmen. Dies ist, denken wir, abermals einfach genug. Die deutschen Regierungen (oder sagen wir zutreffender: das deutsche Volk selbst) betrachten und behandeln freilich die Schriftsteller ziemlich allgemein wie heimat- und rechtlose Zigeuner; aber sie würden ohne Zweifel sehr in Verlegenheit kommen, wenn sie alle diejenigen, die jetzt als Redacteure, Journalisten, Uebersetzer, Romanschriftsteller, Theaterdichter u. s. w. ihre Existenz haben, in Aemtern und Staatsstellen, die ihrer Bildung und ihren Fähigkeiten angemessen wären, unterbringen sollten, da ja ohnehin über die zu große Zahl der Aspiranten in allen Fächern Klage geführt wird. Sie sollten daher dem Himmel danken, daß diese „überschüssige Bildung", wie man sie wol genannt, auf Privatwegen versorgt ist. Aber während wir uns mit der ungeheuerlichen Vorstellung großthun, daß die alten Hellenen eigentlich in uns Deutschen wieder aufgestanden seien, kann sich doch kaum jemand von der Ansicht frei machen, daß Amt, Stand und Titel nothwendig dazu gehören, um aus dem Menschen etwas Ordentliches zu machen.*)

Und ist es überhaupt unnatürlicher, daß ein schriftstellerisches Talent zugleich auch zu Erwerbszwecken schreibt und producirt, als daß der Pastor sich dafür bezahlen läßt, daß er das Wort Gottes von der Kanzel verkündet und die gesetzlichen religiösen Ceremonien verrichtet? Läßt sich der Staatsmann die Dienste, die er seinem Fürsten und seinem Lande, häufig sogar mehr jenem und sich als diesem leistet, läßt sich der General seine Garnisonsdienste und seine Schlachten, selbst seine verlorenen, nicht theuer genug honoriren? Soll nun der Schriftsteller nicht dahin trachten, seine Arbeiten zu dem möglichst hohen Preise zu verwerthen, da ja heutzutage jeder dasselbe thut, fast jeder um so gewissenhafter und freudiger und in dem Gefühl größerer Selbständigkeit auch um so besser arbeitet, je besser er bezahlt ist? Verdienen nicht gerade Schriftsteller hohe Achtung, welche von ihrem Talent nicht ausschließlich zu lucrativen Zwecken Gebrauch machen und ihrem literarischen Streben fortdauernde Opfer bringen, da sie doch sehen, daß der „geachtete" Schriftsteller vom Publikum meist viel schlechter bezahlt wird, als der vielleicht bei weitem weniger geachtete, dessen Streben sich vornehmlich dahin richtet, für das Amusement und die Unterhaltung vornehmer oder nicht vornehmer Müßiggänger zu schreiben oder gar für die Befriedigung ihrer Skandalsucht zu sorgen? Es gibt gegenwärtig genug Tonkünstler (obschon noch Mozart, Weber und Beethoven, welche man in andern Ländern in Gold eingefaßt haben würde, sich gar sehr gequält und abgearbeitet haben), Maler, Bildhauer, Architekten, Schauspieler, Sänger, Virtuosen, die ihren Vortheil aufs beste wahrzunehmen wissen, ohne daß die Welt dabei ein Arges, oder darin eine Beeinträchtigung ihres „Genius" findet. Nur in Betreff des Schriftstellers und namentlich des Dichters wird in Deutschland, aber auch nur hier principiell, das Dogma festgehalten, daß ein „Genie" sich möglichst quälen müsse, daß die Noth die zehnte Muse, ja daß sie von dem Lose des Genie unzertrennlich sei, und man vertheidigt dieses Dogma mit einer Hartnäckigkeit, die bald theils an Albernheit, bald theils an Schadenfreude grenzt. Immer beruft man sich darauf, daß der „Genius" — falls eben seine körperliche Hülle nicht vor der Zeit zusammenbricht — die Kraft in sich habe, sich durch alle Widerwärtigkeiten und über alle Hindernisse hinwegzuarbeiten. Leider wissen wir jedoch nicht, wie viele Genies gar nicht zur Entfaltung gekommen sind, wir wissen nur von denen, welche es zu etwas gebracht haben. Man kann das größte militärische Genie sein und doch ewig Unterlieutenant bleiben, weil es gerade den Fürsten und Regierungen nicht gefällt, Krieg zu machen. Bürger war sicherlich ein Genie; er hatte sogar nach unserer Ansicht das Zeug zu einem großen dramatischen Dichter. Das beweisen seine Balladen (namentlich seine „Lenore"), in denen das dramatische Element mit größerer Energie sich geltend macht, als in irgendeiner Ballade Goethe's und Schiller's. Aber Bürger verkam unter schofeln Umgebungen und schlechten Geschäften in seiner jämmerlichen, demoralisirenden Justizamtmannsstelle zu Altengleichen, er, der „Lieblingsdichter der Nation", für den niemand etwas that, als es noch Zeit war. Schiller war gewiß ein Genie ersten Ranges, und doch gestand selbst er, als er sich an Körner als seinen letzten Rettungsanker klammerte, in einem Briefe vom 7. December 1784: „Ueberdem zwingt ja das deutsche Publikum seine Schriftsteller, nicht nach dem Zuge des Genius, sondern nach Speculationen des Handels zu wählen", und so hat auch er als Theaterdichter später der Sentimentalität und der Schaulust des Publikums mitunter mehr Zugeständnisse gemacht, als gerade nöthig war. Man sei doch nur ehrlich und sage, wie selbst dem Genie — denn „Genie" bleibt ja doch immer das Paradepferd in Deutschland, während die Ackerpferde und Karrengäule: gewissenhafter Fleiß, redlicher Wille, gerader Verstand, Liebe zur Menschheit u. s. w. doch auch nicht zu verachten sind — die Möglichkeit und das Selbstvertrauen und das Unabhängigkeitsgefühl kommen soll, zu schaffen und große Werke hervorzubringen, wenn ihn es umlagert, wenn Gerichtscitationen, Executionen, Aussicht auf den Schuldthurm u. s. w. seine Tags- und Nachtgespenster sind. Das fühlte auch Grabbe, als er, freilich in seiner halbtollen renommistischen Weise, einmal an seinen Verleger schrieb: man möge ihm nur 2000 Thlr. geben und er wolle einen „Faust" schreiben, gegen den der Goethe'sche eine Lumperei sein solle. Und wie ergreifend sind Schiller's Klagen gegen Körner, daß ihm seine Schulden „das Leben verbittern"; wie düster ist überhaupt der Schatten, den die Geld- und Existenzfrage durch den Schiller-Körner'schen Briefwechsel wirft! Ja, selbst Schiller erblickte in dieser sorgenvollen Periode wie Grabbe die Möglichkeit, große Compositionen hervorzubringen, nur in der Perspective einer gesicherten Lebensstellung, in einer sogenannten Geldheirath, wenn er am 9. März 1789 an seinen Körner schreibt: „Könntest du mir innerhalb eines Jahres eine Frau von 12000 Thlrn. verschaffen, mit der ich leben, an die ich mich attachiren könnte, so wollte ich dir in fünf Jahren eine Fridericiade, eine classische Tragödie und, weil du doch so darauf versessen bist, ein halb Dutzend schöner Oden liefern." Ach leider! „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles." Uebrigens war Schiller's spätere Heirath durchaus keine Geldheirath, aber ungerechnet, daß seine Frau einen kleinen jährlichen Zuschuß von Mutterseite hatte, war ihm seine eheliche Verbindung mit einem adelichen Fräulein doch von wesentlichem Nutzen, indem sie ihm eine Stellung in der weimarischen Gesellschaft verlieh, den Hof veranlaßte, größere Rücksichten auf seine äußere Lage zu nehmen und ihm nach verschiedenen Seiten sehr vortheilhafte Connexionen eröffnete.

Es ist nun allerdings nicht zu leugnen, daß ein Schriftsteller, wenn seine Bücher fortdauernd ausgezeichnet gut gehen, was jedoch eine große Seltenheit ist, oder wenn er eine gut fundirte Zeitung redigirt, sich heutzutage oft besser steht als mancher Beamte. Aber die Gunst des Publikums ist wankelmüthig und wetterwendisch, die Concurrenz groß, die Productivität nicht unerschöpflich und durch Krankheiten und Alter bedroht; im Bestande der Blätter und Zeitungen und somit in den Redactionen tritt häufiger Wechsel oder Systemswechsel ein, und so folgen auf sieben fette Jahre leicht sieben magere, welche jene verzehren

*) Schiller nahm den Ruf als Professor an der Universität Jena an, weil, wie er an Körner schreibt, sein ganzes Absehen bei der Sache sei, „in eine gewisse Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten". Körner schrieb darauf zurück: „Dein Ruf, selbst im historischen Fache, kann durch einen solchen Titel nichts gewinnen." Aber nur sehr wenige in Deutschland denken wie Körner.

aufzehren. Mit Künstlern, deren Talent vom Staat oder reichen Patriciern in Beschlag genommen ist, mit Hofschauspielern, mit ersten Sängern und Sängerinnen wird ein deutscher Autor betreffs seines Einkommens wol ohnehin nie concurriren können. Der Sorte von Menschen aber, welche der Student unter dem Namen „Philister" zu begreifen pflegt, ist ein Künstler oder Dichter nur eben so viel werth, als er von ihm Nutzen zieht, und nicht einen Pfennig mehr. Man glaube nicht, daß einem Schriftsteller oder Dichter irgendein Druck, eine Bedrängniß, eine Demüthigung darum, weil er Dichter oder Schriftsteller ist, erspart werde, daß man ihm im Hinblick auf die Schwierigkeit geistigen Schaffens Rücksicht angedeihen lasse; im Gegentheil, in kritischen Lagen ist ein Schriftsteller schlimmer daran als irgendein gewöhnlicher Geschäftsmann, weil er nicht denselben Credit genießt, ungerechnet, daß er weniger praktisch ist und den Kopf zu voll hat, um sich wie der Geschäftsmann ausschließlich mit den Bedingungen seiner materiellen Wohlfahrt zu beschäftigen. Der moralisch und materiell herabgekommenste, aber dabei „gezriebene" Geschäftsmann wird, wenn er irgendein bürgerliches Geschäft, einen Kramladen, eine Tabagie u. s. w. etabliren will, wol einen Kapitalisten finden, der ihm den dazu nöthigen Credit gewährt, aber nicht der Schriftsteller, wenn er den Kapitalisten dazu auffordert, ihm auf ein literarisches Project eine Summe vorzustrecken, oder wenn er seinem Gläubiger ein Manuscript verpfänden wollte. Wir sagen nicht, daß dies anders sein könne oder solle, wir wollen damit nur zeigen, in welchem materiellen Werthe in dem literarisch so hoch entwickelten, seine berühmten Schriftsteller nach ihrem Tode öffentlich feiernden Deutschland das literarische Product steht, insofern hierüber noch irgendeine Illusion obwalten sollte. Oder will man etwa sagen, gerade in dieser materiellen Geringschätzung des literarischen Products spreche sich die Hochachtung seines ideellen Werths aus? Der deutsche Spießbürger selbst würde lachen, wenn man ihm ein solches Motiv unterlegte.

H. M.

Notiz.

Trübner's Katalog der nordamerikanischen Literatur.

Bei Trübner und Comp. in London erschien: „Trübner's bibliographical guide to American literature. A classed list of books published in the United States of America during the last forty years. With bibliographical introduction, notes, and alphabetical index." Der Herausgeber, N. Trübner, trägt einen deutschen Namen (er ist ein aus Deutschland stammender, aber schon seit Jahren in London etablirter Buchhändler), und auch wol nur von dem Fleiße eines Deutschen war eine so mühselige Arbeit zu erwarten; doch sind einige Rubriken der Einleitung, für die man besonders dankbar sein muß, von nicht deutscher Feder, nämlich die Section „Contributions towards a history of American literature", von Benjamin Moran, und die Section „Public libraries of the United States", von Edward Edwards. In der erstern wird auch ein Blick auf die „Foreign writers in America" geworfen, unter denen sich auch einige Deutsche, namentlich Francis Lieber aus Berlin und Hermann E. Ludewig aus Dresden hervorgethan haben; ersterer der Herausgeber der „Encyclopaedia Americana", der „Political Ethics", der „Essays on labour and property", der Schrift „Civil liberty and selfgovernment" und verschiedener vortrefflicher Arbeiten über die Strafgesetze und das Pönitentiarsystem; letzterer Verfasser der Werke „Literature of American local history" und „Literature of American aboriginal languages", welches, wie der Verfasser der „Contributions" bemerkt, immer als eins der „most valuable books of its class" angesehen zu werden verdient. Ludewig wanderte erst 1844 nach Amerika ein und starb bereits 1856, „but not before he had placed his name imperishably among those of distinguished foreigners who have contributed to the young nation's literature". Lieber wirkt literarisch schon seit 1828 in Amerika, „and since that period he has both written much and done much for political and philosophical science in the United States". Dahin gehören auch F. J. Grund mit seiner Schrift: „The Americans in their social, moral, and political character", und der Schweizer Philipp Schaff als Verfasser des höchst schätzbaren Werks: „History of the Apostolic Church." Die sehr inhaltreiche, die mannichfaltigsten und wichtigsten Materien besprechende „Introduction" umfaßt nicht weniger als CXLIX, die eigentliche Bibliographie nebst dem Inder nicht weniger als 554 Seiten. In letzterer war es uns interessant, die verschiedenen Uebersetzungen aus dem Deutschen aufzusuchen. Was unsere classischen Autoren betrifft, so ist in Amerika am häufigsten aus Goethe übersetzt worden, nämlich seine Selbstbiographie, und diese zwar mehrmals, „Werther", „Götz", „Faust" (von Charles T. Brooks, mit Noten, im Jahre 1856); „Iphigenia in Tauris" (1851), „Hermann und Dorothea" (1854); „Egmont", „Wilhelm Meister" (1851), Goethe's Aufsätze über Kunst (von Ward); ferner seine Gespräche mit Eckermann, sein Briefwechsel mit Schiller. Von Schiller dagegen finden wir nur folgende Uebersetzungen angezeigt: „Homage of the arts" (von C. T. Brooks); „William Tell" (von William Peter) und „Aesthetic prose letters and essays". Von Herder, Klopstock, Lessing, Wieland finden wir nichts verzeichnet. Dagegen ist von Jean Paul mehreres übersetzt worden unter den Titeln: „Reminiscences of the best hours of life for the hour of death", „Flower, fruit and thorn pieces" (von Edward Henry Noel) und „Walt and Vult? or the twins" (von Eliza Buckminster, die auch ein „Life of Jean Paul Frederick Richter" schrieb). Uebersetzt wurden ferner Heine's „Reisebilder" (von Charles G. Leland) und seine Briefe über deutsche Literatur (von G. W. Haven), Feuchtersleben's „Diätetik der Seele", Grillparzer's „Sappho" und Oehlenschläger's „Correggio" (beide in einem Bande), Novalis' „Heinrich von Ofterdingen", Temme's „Anna Hammer", Gisele's „Pfarr-Röschen", „Gregorovius' „Corsica", Menzel's „Deutsche Literaturgeschichte" (von C. C. Felton) u. s. w. Noch häufiger sind begreiflicherweise die Uebersetzungen von Werken rein wissenschaftlichen und fachwissenschaftlichen Charakters und sie, wie die Uebertragungen poetischer Werke würden noch zahlreicher sein, wenn die in England erscheinenden Uebersetzungen aus dem Deutschen nicht auch das Bedürfniß der Nordamerikaner für deutsche Literatur mitbefriedigten. Wir erwähnen noch, daß F. H. Hedge ein Werk herausgab: „The prose writers of Germany; containing specimens of Luther, Kant, Wieland, Lavater, Goethe, Schlegel etc." Charles Sealsfield's (Siegelfeld's) Romane erschienen theils zuerst in englischer Sprache, wie „Tokeah, or the White Rose" (Philadelphia 1828), theils wurden sie von ihm selbst, theils von andern wie Ch. Fr. Mersch, G. Hebbe und James Mackay ins Englische übersetzt. In einem Zusatz der Bibliographie werden als die Vorzüge der Sealsfield'schen Romane „a thorough knowledge of human nature, skilful delineation of character, dramatic dialogue, and a rare talent for discription" hervorgehoben, und dann die Verwunderung ausgesprochen, „that the works of so powerful a writer should hitherto have completely escaped the attention of the English reading public".

H. M.

Bibliographie.

Assing, Ludmilla, Sophie von La Roche, die Freundin Wieland's. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fischer, G., Haspinger. Ein Heldenbild. Ulm, Sailer. Gr. 8. 15 Ngr.

Gundling, J., §§. [Paragraphe.] Skizzen aus der Juristen- und Beamtenwelt. Zwei Bändchen. Prag, Gundling. 8. 20 Ngr.

Ségur, v., Vertrauliche Unterhaltungen über den heutigen Protestantismus. Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 2. Juni 1859.

ie Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Zur deutschen Culturgeschichte.

. Geschichte Mecklenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte, von Ernst Boll. Zwei Bände. Neubrandenburg, Brünslow. 1855—56. Gr. 8. 5 Thlr.
Kirchliche Sitten. Ein Bild aus dem Leben evangelischer Gemeinden. Von Heinrich Andreas Pröhle. Berlin, Hertz. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
Leben und Thaten des weiland wohledeln und gestrengen Herrn Sebastian Schertlin von Burtenbach, durch ihn selbst deutsch beschrieben. Nach der eigenen Handschrift des Ritters urkundlich treu herausgegeben von Ottmar F. H. Schönhuth. Nebst dem Bildnisse Schertlin's. Münster, Aschendorff. 1858. Gr. 8. 25 Ngr.

Wer den neuesten literarischen Vorgängen in Deutsch-nd mit aufmerksamem Auge nachgeht, wird und muß iden, daß unsere Literatur sich mit einem Eifer und ier Vorliebe culturhistorischen Bestrebungen und Studien wendet, wie dies früher niemals dagewesen ist. Eine rartige Regsamkeit bezeugen nicht blos rein culturhistorische Werke, wie die von Wachsmuth, Klemm, Scherr d Biedermann, und nicht blos rein culturhistorische Zeitriften, von denen die zu Nürnberg von Müller und lke herausgegebene gleich von der Wiege an, mehrere dere dagegen erst seit kurzem mit Umsattelung ihrer ecke in den Dienst der Culturgeschichte getreten sind, ndern auch Arbeiten auf mehr oder minder mit der lturgeschichte verwandten Gebieten, wie Dorfgeschichten, ographien, ethnographische Studien, Denkschriften poscher und religiöser Erfahrung und Reflexion und ncherlei bürgerliche Romane und Novellen. Selbst die litische Geschichte lenkt nach Schlosser's Vorgange und h Macaulay's überseeischen Einflüssen mit entschiedenem hritt in die Hallen der Culturgeschichte. Unverkennbar : dieser frische literarische Trieb seine Berechtigung. e Simsonskraft der neuen Zeit ist die an die bürgere Volksschicht übergegangene Macht der Intelligenz d des flüssigen Reichthums, der beiden Haupthebel des lkerlebens, mit denen der Bürger in unsern Tagen an der Hand der eingefangenen beschleunigenden, Raum und Zeit verkürzenden, Stofflasten und Gedanken tragenden Naturkräfte vorerst Feuereifer und Freiheit in die materiellen Schöpfungsgebiete, namentlich in alle Zweige der Landwirthschaft, der Industrie und des Handels gebracht, damit aber zugleich das Selbstgefühl der Massen im Großen und Kleinen und den heiligen Sinn für national einheitliches Leben angebahnt hat. Eben diese Erstarkung und gesteigerte Thätigkeit des bürgerlichen Gesellschaftskörpers nöthigt und belebt das historische Auge, sich die gesammte Entwickelung des Volkslebens klar zu machen und dadurch die historische Vernachlässigung, welche dasselbe in frühern Zeiten erfahren, möglichst zu sühnen. Daraus geht aber auch hervor, daß die Culturgeschichte von einem ernsten Bedürfnisse des Lebens hervorgerufen ist und Dienste mit großen Zwecken überkommen hat. Als solche hat sie zur Aufgabe, in ihren Schilderungen ebenso wahr und gerecht als freimüthig auszusprechen, wie sich das gesammte Volk im Laufe der Zeit in allen Etagen seines nationalen Baues von der Gewalt der Natur allmählich losgerungen und mehr und mehr zum Träger der Vernunft entwickelt und gestaltet hat oder wie dasselbe in seinen politischen, socialen, moralischen und religiösen, in seinen agrarischen, gewerblichen und mercantilen Bestrebungen, in Kunst und Wissenschaft von den Dämonen der Trägheit und Thorheit gemaßregelt und gehemmt oder von den lichten Ideen des Geistes gefördert und gesegnet worden ist.

Mit dieser Forderung, welche, um sie kurz zu fassen, auf einem gewichtreichen Stoff, auf dem Zwang einer strengen Methode und auf der Gebundenheit hoher Zwecke beruht, tritt sie nothwendig mit gleicher Entschiedenheit einerseits den seitherigen Gewöhnungen und Fertigkeiten der politischen und der literarhistorischen Darstellung, welche gern und vorherrschend die Straße der hohen Olympier wandelte, dort die Thaten der Gewaltigen und die Festgedanken der gnadenspendenden Salons illuminirend, hier den Cultus

der glücklichen Genien pflegend, andererseits dem gerade gegenüberliegenden Realismus entgegen, welcher von den besonnten Spitzen der Gesellschaft nach den dunkler gehaltenen und gröber geformten mittlern und untern Volksschichten oder von dem Idealismus nach der derbern Naturwüchsigkeit und sinnlich frischern Wirklichkeit hinüberdrängt. So natürlich und erklärlich nun auch der literarische Rückschlag wäre, unter die Strohdächer der Dörfler oder in die Bureaux der Pfefferkrämer geworfen zu werden, sowenig liegt es in dem Ernst und Zweck der Culturgeschichte, eine Literatur zu erwecken und zu begünstigen, welche ungelenke oder luftige Erdgestalten als beseelende Schöpfungen zu Markte bringt. Aber auch ebenso wenig kann sie aus denselben Gründen einen flachen, spielerischen und fäßlichen Sinn zulassen, wenn immerhin ein zur Zeit noch großer Theil des Publikums am liebsten nach dieser Speise langt und wenn selbst in manchen vielgestaltigen Stoffen mehr Reiz für die Phantasie als Nahrung für den Geist und das Herz gefunden wird.

Die drei obengenannten Werke, deren kritische Besprechung wir übernommen haben, sind ganz in dem culturhistorischen Geiste geschrieben, den wir im Interesse der Wissenschaft und des deutschen Volks fordern müssen. Zwar unterscheiden sich dieselben nach Stoff, Zweck, Behandlungsart und Umfang der culturhistorischen Ergebnisse, selbst nach der Zeit ihres Entstehens, indeß in Bezug auf die Gesinnung, welche sie athmen, stimmen sie überein und eben dieser Verwandtschaft wegen lassen sie sich auf einen Rahmen der Kritik zusammenspannen oder wenigstens aneinander reihen.

Wir wenden uns zuerst zu der „Geschichte Mecklenburgs" von Ernst Boll (Nr. 1). Mecklenburg, nach seiner politischen Entwickelung der größte Sonderling unter den deutschen Ländern und Ländchen, hat mit dem Jahre 1728 das erste Werk einer gesammten Landesgeschichte erhalten. Was vorher über dies Land in historischer Hinsicht geschrieben worden ist, kam nicht über Form und Wesen der Chroniken hinaus und behandelte überdies in der Mehrzahl nur Lokalgeschichten wie unter andern die von Ribnitz, Parchim, Schwerin und Rostock, in der Minderzahl einzelne Stücke und Seiten der Landesgeschichte, aber dort wie hier theils mit phantastischen theils mit trockenen und losen, vielfach voneinander entlehnten Angaben. Erst im 18. Jahrhundert lenkte nicht allein der auf deutschem Boden von Mascou und Bünau wieder wach gerufene historische Sinn, sondern auch der in Mecklenburg heiß entbrannte Kampf zwischen Fürsten und Adel, der Seele und der Faust der mecklenburger Stände, den Blick vom Einzelnen auf das Ganze, von den Bruchstücken auf die Continuität der Thatsachen, indessen lange noch nicht von dem Beengten und Parteilichen zu dem Umsichtigen und Unabhängigen, noch nicht von den einzelnen Fäden auf die lebendige Wechselwirkung und einheitliche Verbindung aller Fäden, nicht von dem blos Ueberlieferten und Nachgebeteten zu dem kritisch Begründeten und noch nicht von der langweiligen trockenen Massenanhäufung zur fesselnden künstlerischen Behandlung. Wie freilich damals die Sachen in Mecklenburg lagen, war die Erfüllung der einen oder andern dieser Forderungen schwer, die Erfüllung aller eine Unmöglichkeit und sie ist es, offen gestanden, selbst zur Stunde in diesem Lande, wo die Quellen mancher Sonderinteressen und Begebenheiten noch vom Parteiauge behütet und bewahrt werden.

Die Bearbeitung der allgemeinen mecklenburgischen Geschichte begann zwar mit einem Werke, das auf einer möglichst parteilosen, unabhängigen Gesinnung erbaut war; es fehlten jedoch demselben, um gründlich, lichtvoll und schlagend zu werden, die auslänglichen urkundlichen Stützen und die Geschicklichkeit einer planvollen Anordnung des Stoffs. Der Verfasser dieses für die Darstellung der allgemeinen Geschichte Mecklenburgs bahnbrechenden Werks war Hans Heinrich Klüver. Der Anklang, den seine Geschichte im Publikum fand, bewirkte, daß sich der Hofrath C. G. Jargow zu Strelitz einer neuen Bearbeitung derselben unterzog, welche in den Jahren 1737—42 erschien. Daß Jargow dies anonym that, darüber rechtfertigt er sich in seiner Vorrede also: damit er nicht Ursache haben möchte, der Beschaffenheit der damaligen Welt nachzugehen, mithin nur etwa ut servum pecus autoritatis das nachzupfeifen, was dem einen oder dem andern gefallen möchte, sondern dasjenige zu schreiben, was — jedoch ohne jemand zu beleidigen — der Wahrheit und der historischen Gewißheit gemäß sich befände, weshalb auch alle seine Berichte, insofern sie nicht auf allgemein landkundigen Dingen beruheten, allemal von ihm mit unverwerflichen Beweisen aus den Landesdocumenten bestätigt worden wären. Mochte die Ritterschaft in Mecklenburg befürchten, daß ihre Rechte von dem parteilosen Geist der Geschichte wenn auch nicht erschüttert doch vielfach angezweifelt werden könnten, oder mochte einer ihrer Parteigänger gleiche Palmen begehren, wie sie Klüver und Jargow errungen hatten, kurz vor dem Schlusse des Jargow'schen Werks trat der aus dem holsteinischen in den mecklenburg-strelitzischen Dienst übergetretene Matthias Johannes von Behr mit seinen acht Büchern „Rerum Meclenburgicarum" für die Ritterschaft in die Schranken. Man kann ihm Fleiß, Eifer und Geschicklichkeit in der Zusammenbringung von Thatsachen und Zeugnissen, welche dem Recht und der Ehre des Adels huldigen, keineswegs absprechen, wohl aber abgesehen von aller Kritik und Gerechtigkeit jenen schönen Sinn, der den historischen Stoff ebenso lichtvoll ordnet als fesselnd darstellt. Da übrigens einmal die Geschichtschreibung zum Advocatendienst für einseitige Bestrebungen herabgestiegen war, und da diese selbst noch in heftigem Ringen miteinander zu Feld lagen, so erklärt sich auch, daß bald nach Behr für beide mecklenburgische Lager advocatorisch-historische Schriften erschienen. Es trat nämlich im Jahre 1753 Samuel Buchholz, damals Conrector in Werben, mit seinem Versuch in der Geschichte des Herzogthums Mecklenburg für die Interessen der fürstlichen, dagegen der sternberger Präpositus David Franck

[illegible] im Jahre 1788 mit seinem alten und neuen Mecklenburg für die der ständischen oder genauer der adlichen Macht auf; der Gesinnung nach jener mit Absicht und Leidenschaft, dieser trotz seiner lautern Zwecke durch einseitige Quellen zur Einseitigkeit verleitet; der Behandlung nach jener ein Paragraphist, dieser ein Chronist. Auf diese Weise war leider die mecklenburgische Geschichte aus der Bahn, welche das Klüver-Jargow'sche Werk eröffnet hatte, herausgedrängt; denn daß sie durch die erwähnten Parteischriften eine Bereicherung an erschlossenem urkundlichen Material gewann, wog lange nicht die Vernachlässigung oder Verhöhnung der wissenschaftlichen und sittlichen Forderungen auf, welche sie zu erfüllen hat. In diesem Zustand blieb sie wie ein gebannter oder verwünschter Schatz mehrere Decennien, selbst dann noch, als nicht allein die kritische Methode durch Lessing, sondern auch die künstlerische Behandlung des Ausdrucks durch eine Reihe von deutschen Schriftstellern zu Postulaten der Literatur und der unbestochene historische Sinn durch Schlözer zu einem nothwendigen Erforderniß geschichtlicher Darstellung gemacht worden war. Zwar treten gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts fast gleichzeitig zwei Mecklenburger auf, welche, von den Forderungen der Zeit getrieben, an die Bearbeitung der mecklenburgischen Geschichte Hand anlegen, aber keiner derselben wird beiden Seiten der historischen Darstellung, der kritischen und der künstlerischen, zugleich gerecht. Der Regierungsrath Fr. A. Rudloff war der eine, der Prediger Aepinus der andere. Jener zertrümmerte allerdings dadurch, daß er sein pragmatisches „Handbuch der mecklenburgischen Geschichte" auf dem Grund der Urkunden erbaute, alle Fabeleien der seitherigen mecklenburgischen Historiker, was ein wesentlicher historischer Gewinn war; aber daß er dem geschichtlichen Stoff keinen belebenden Ausdruck einhaucht, vielmehr bis zum Ermüden kalt und trocken ist, daß er zudem sein Werk nur bis zum Dreißigjährigen Krieg ausgeführt und daß er sein Urtheil nicht ganz ungefärbt, namentlich von der Hinneigung zur Illumination der Fürsten nicht ganz frei erhalten hat, drückt seine Arbeit zurück zu einem bloßen, vorsichtig zu benutzenden Urkundenbuch; dieser dagegen suchte seine „Geschichte von Mecklenburg für Jedermann in einer Folge von Briefen" dem mecklenburger Publikum in mundrechter Behandlung zuzuführen, wählte aber dazu die der geschichtlichen Darstellung widerstrebende Briefform und einen durch seine Schwerfälligkeit und Schwerverständlichkeit belästigenden Ausdruck, sodaß sein Werk weder das Interesse des Volks erregen noch in Berücksichtigung des unkritisch zugelassenen Stoffs die Studien des Historikers fördern kann.

Nach diesen beiden Männern blieb die mecklenburgische Geschichte von neuem ein volles Menschenalter fast unangebaut, wenigstens ungefördert liegen, indem die Uebersicht derselben, welche der Prediger Hane 1804 herausgab, als ein unselbständiges Werk hier keine Beachtung finden kann. Erst der Schloßhauptmann K. Ch. Fr. von Lützow war es, der in den Jahren 1827—35 ihre Bearbeitung mit seinem „Versuch einer pragmatischen Geschichte von Mecklenburg" wieder aufnahm, leider jedoch sie ebenso wie Rudloff nicht über die Mitte des Dreißigjährigen Kriegs ausdehnte. Trotzdem hat von Lützow sich um die mecklenburgische Geschichte wesentliche Verdienste erworben, welche nicht allein darin bestehen, daß er seinen Bau auf archivalischen Quellen aufführt und daß er sich wie Klüver und Jargow möglichst parteilos hält, sondern auch darin, daß er mit der politischen Geschichte zugleich die Culturgeschichte verbindet, wodurch er alle seine Vorgänger übertrifft und selbst vielen Historikern anderer Länder nach Zeit und Muster vorausschreitet. Auch das muß seinem Werke nachgerühmt werden, daß es im glücklichen Zusammentreffen mit reichen historischen Einwirkungen von außen her in den mecklenburgischen Landen wenn auch zunächst nur in den höhern und gebildetern Schichten der Gesellschaft das Interesse an den historischen Studien mit angeregt hat. In demselben Jahre, wo von Lützow sein Werk abschloß, entstand nicht allein zu Schwerin ein Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, der sich, namentlich durch den thätigen wackern Archivrath Dr. G. Lisch, zu einem der fleißigsten unter den vielen untereinander verbundenen deutschen historischen Vereinen emporgearbeitet hat, sondern es gab auch der Prediger Masch seine treffliche „Geschichte des Bisthums Ratzeburg" heraus. Durch diese Arbeiten, besonders durch die vielfachen geschichtlichen Aufsätze der schweriner Vereinsschrift, wie nicht minder durch die 1846—47 erschienene vorzügliche Schrift des Pastors F. Boll über die „Geschichte des Landes Stargard" waren in den letzten 20 Jahren aus den öffentlichen und privaten Archiven, aus Untersuchungen geographischer und ethnographischer Verhältnisse und aus Nachforschungen über Denkmale der Kunst und Wissenschaft und über Sprache und Sitte so viel neue Bausteine zu einer allgemeinen Landesgeschichte gewonnen worden, daß es ein ebenso dringendes Bedürfniß war, dieselben in einem von Anfang bis zur Gegenwart fortgeführten landesgeschichtlichen Rahmen zum Besten und zum Dank des Publikums zu verarbeiten, als es unverkennbar seine große Schwierigkeit hatte, das reiche, aber auch lose Material künstlerisch zu einem Guß zu gestalten.

Der zu Neubrandenburg geborene, von väterlicher und mütterlicher Seite aus wackern Familien abstammende, als Naturforscher bekannte Ernst Boll, Bruder des bereits genannten, um die mecklenburgische Specialgeschichte verdienten Franz Boll, hat durch seine „Geschichte Mecklenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte" diesem Bedürfniß abgeholfen. Sein Werk, von welchem der erste Band im Jahre 1855 und der zweite im Jahre 1856 erschien, war, wie der Verfasser selbst in der Vorrede gesteht, anfänglich zu seiner eigenen Belehrung unternommen; da er jedoch bei der Construction eines übersichtlichen historischen Bildes von Mecklenburg sich mehr und mehr überzeugte, daß wenigen Mecklenburgern es möglich sei, die Schwierigkeit der Entwerfung eines solchen wie für ihn so für alle unentbehrlichen Bildes zu über-

winden, so glaubte er, seinen Landsleuten keinen unwillkommenen Dienst zu erweisen, wenn er ihnen seine Arbeit vorlegte. Nicht blos Mecklenburg, sondern auch das übrige Deutschland hat dem Verfasser zu danken, daß er die Frucht seiner Privatstudien auf den Altar seines engern und weitern Vaterlandes niedergelegt, um so mehr als dies einerseits mit einer seltenen, den strebenden Mann kennzeichnenden edeln Bescheidenheit, andererseits mit rühmlichen, die Wissenschaft fördernden Leistungen geschehen ist. Daß ihm die Lösung seiner Aufgabe zu einer wohlgelungenen geworden, dazu trug außer der Unterstützung seines Bruders Franz Boll, der selbst einige wichtige Abschnitte des Werks verfaßt hat, nicht allein seine gründliche Kenntniß des historischen Materials bei, soweit dieses in und für Mecklenburg erschlossen ist, sondern auch seine patriotische Gesinnung und seine lautere Liebe zur Wahrheit, welche den echten Quellen der Aufzeichnungen und den ursprünglichen Motiven der Handlungen nachgeht und mit Freimüthigkeit die Entwickelungen der mecklenburger Zustände offen legt, und dies alles in einem klaren, edeln, selbst hier und da gehobenen Ausdruck und in planvoller Anordnung. Wenn übrigens des Verfassers unbestochenes Urtheil manchen in ihre Partei oder in die Zustände ihres Landes verbissenen mecklenburger Persönlichkeiten nicht behaglich und ersprießlich, vielleicht sogar tendenziös erscheinen will, so können wir dies sehr wohl erklärlich finden, müssen aber dabei Boll's historische Arbeit in Schutz nehmen, welche nicht um Gunst und Gold, sondern der Wahrheit und Gerechtigkeit dient. Wir unsererseits haben vielmehr beim Durchlesen der Boll'schen Geschichte öfters den Wunsch gehegt, er möchte da, wo ewige menschliche Rechte verletzt werden, einen mehr grollend donnernden Ausdruck gebraucht haben; denn wie soll und kann die Geschichte entzücken und erschüttern, begeistern und demüthigen, wie bilden und packen, wenn sie nicht über die großen und kleinen Todten, über die schönen und elenden Gesinnungen und Thaten der Menschen und Völker zu Gericht sitzen und ohne Scheu das Schwarze schwarz und das Reine rein nennen darf? Und doch zürnen wir deshalb nicht mit dem Verfasser, loben ihn vielmehr, wenn er mit maßvoller Offenheit mehr Terrain für die Ausbreitung der Vaterlandsgeschichte zu gewinnen glaubt als mit zornvollem Ausdruck. Auch darüber, daß er noch manche öffentlichen und privaten archivalischen Schätze des Landes unbenutzt mußte liegen lassen, können und mögen wir in Anbetracht sowol der mecklenburgischen Verhältnisse als seiner eigenen Aufgabe nicht mit ihm rechten, so sehr wir diesen Uebelstand auch bedauern müssen, indem selbstverständlich bei reicherer und durchgreifenderer Benutzung der urkundlichen Materialien der Zusammenhang und die Beleuchtung vieler politischer Thatsachen und Zustände (wir erinnern unter anderm hier nur an das bei Boll noch nicht vollkommen zurückgeschlagene Visir der mecklenburgischen Landesklöster Malchow, Dobbertin und Ribnitz als sogenannter adelicher Domänen) sich anders gestaltet und ebenso die Culturgeschichte des mecklenburger Volkslebens sich noch farbenreicher gestalten hätte, als wir dies hier ausgeführt finden. Freilich müssen wir zugleich auch gestehen, daß eine Geschichte von Mecklenburg, welche auf einer möglichst vollständigen Quellenunterlage ruhen soll, weder morgen noch übermorgen aus der Druckerei kommen wird, indem in diesem Lande manche Archivalia den Gang zum Hochgericht scheuen; ebendeshalb hat der Verfasser sehr wohl gethan, daß er die bereits zu Tag gesponnenen Fäden der Geschichte Mecklenburgs zur Leinwand, um sein eigenes Bild zu gebrauchen, verarbeitet hat. Besonders können wir seine äußere oder politische Geschichte, weniger seine Culturgeschichte des mecklenburger Landes ein Stück Leinwand nennen, indem dort mit gutem Geschick diejenigen Ereignisse, welche für Volk und Land von nachhaltiger Wirksamkeit waren, zum Hauptgrund des Gewebes, und weniger politisch, mehr social bedeutsamen und interessanten Züge zum Einschuß genommen und zu einem anziehenden Ganzen gebildet, hier dagegen vorherrschend mehr lose Culturbilder aneinander gereiht sind, obschon den einzelnen keineswegs Wärme und Farbe fehlt.

Der erste Band des Boll'schen Werks behandelt die Geschichte Mecklenburgs bis zu dem Tode des Herzogs Johann Albrecht, also bis zum Jahre 1576 oder bis gegen den Schluß des Reformationszeitalters; der zweite bis zum Jahre 1848. Warum der Verfasser sie nicht weiter, namentlich nicht über die sturmbewegten demokratischen Jahre hinausführt, hat seinen leicht erklärlichen Grund darin, daß er mit dem Ende des Jahres 1847 einen festen Grenzstein der bis dahin im ganzen noch starren oder schlummernden politischen und socialen Verhältnisse Mecklenburgs findet, während die Ereignisse mit und seit dem Jahre 1848, wie er bekennt, einem neuen Lavastrom gleichen, dessen Boden, wenn auch schon an der Oberfläche erstarrt, dennoch jahrelang so heiß bleibt, daß der Fuß des Wanderers ihn nicht ungestraft betreten darf.

Unmöglich können wir hier, um nicht den uns zugelässigen Raum d. Bl. zu überschreiten, dem inhaltreichen Boll'schen Werke Schritt um Schritt nachgehen; um aber doch die Art zu zeigen, wie der Verfasser seinen historischen Stoff behandelt und das Interesse für die Geschichte seines Vaterlandes zu erwecken befähigt ist, greifen wir einige Züge, namentlich solche Entwickelungsfäden heraus, welche Unter- und Grundlagen der gegenwärtigen Zustände geworden sind. Es lassen sich solche Fäden in der Geschichte Mecklenburgs um so leichter nachweisen und offen legen, als in diesem Lande die im Mittelalter aufgeschoßte Lebens- und Staatsform nicht nur blos erhalten und behütet, sondern im Laufe der letzten Jahrhunderte herab bis zum Anfang des jetzigen vollendet, mit festen Privilegien, mit verbrieften und versiegelten [illegible]sulirten Rechten und unverbrüchlichen und krystallisirten Gewöhnungen verkeilt und zu einem Bau zugespitzt worden ist, gegen den alle Wellen der frühern Zeit vergeblich, die der neuesten Bewegung nur mit einigem Schütteln und Rütteln anschlugen. Wenn nun gleich in [illegible]

neuesten Zeit auf den verschiedenen socialen Gebieten des Landes mehr geschehen ist, als in den fast drei Jahrhunderten seit der Einführung der Reformation, wie in der That die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Feststellung der Erbpachtbauern im Domanium, die sichere Grundirung der Geld- und Creditverhältnisse, die rastlose Umgestaltung der Landwirthschaft, die Vervollkommnung der Communicationsmittel zu Wasser und zu Land, die Verbesserung der Schulen, der Rechtspflege und des Medicinalwesens rühmliche Reformen und Schöpfungen sind, so ist doch hier zur Zeit noch allen Bewegungen ein altes schweres Bleigewicht beigegeben, welches in den Verhältnissen des Grundbesitzes und in der Verfassung und dem ständischen Wesen, dem Herzschlag des Staates, liegt. Der Verfasser sagt II, 402:

Der Grund und Boden Mecklenburgs wurde bei der Germanisirung im 12. und 13. Jahrhundert von den Landesherren großentheils an die Geistlichkeit, an Vasallen und städtische Bürgerschaften mit sehr ansehnlichen Privilegien hinweggegeben, welche in manchen Fällen so bedeutend waren, daß dem Landesherrn über manche dieser kleinen Gebiete nichts weiter als die Landeshoheit übrig blieb, alle seine andern Rechte aber in die Hände der Grundeigenthümer übergingen. Hierdurch erhielten diese als Landstände zugleich die Macht, sich aufrecht zu erhalten, auf diesen Privilegien beruhte ihre Selbständigkeit. Sie waren jetzt nicht bloße Unterthanen, sondern sie übten ihrerseits Herrschaftsrechte über ihre Hintersassen aus; nur durch ihre Vermittelung konnte der Landesherr diese erreichen, Abgaben und Dienste von denselben erlangen. Demnach verstand sich ihre Mitwirkung bei der Landesregierung ganz von selbst. Es bedurfte dazu nicht erst eines besondern Zugeständnisses oder einer verfassungsmäßigen Anordnung, denn nicht ohne den Beistand der politischen Stände konnte die Landesherrschaft ausgeübt werden.

Dem glücklichen, üppigen Gedeihen der ständischen Macht in Mecklenburg kamen übrigens außer der Occupation von Grund und Boden, in welcher theils die Keime theils die Früchte derselben liegen, nach und nach noch andere günstige Verhältnisse zu Hülfe. Schon das war ein günstiger Umstand, daß bei der Einwanderung der Deutschen in das Wendenland Mecklenburg die germanische feudale ständische Verfassung als eine fest gegliederte Macht und schlagfertige, ausdehnungslustige Körperschaft eintritt und als solche gleich von den ersten Zeiten des germanisirten Landes an durch ihren feudalmäßig organisirten Adel, ihre geistlichen Prälaten und städtischen Bürgermeister die Rechte des Volks und Landes vertritt. Zwar blieben die Rechte und Pflichten dieser Feudalstände sowol in Bezug auf ihre Gegenseitigkeit als in Bezug auf den Landesherrn mehrere Jahrhunderte ohne genaue Formulirung, selbst jede einzelne Herrschaft hatte ihren besondern Landtag;

Erst die Streitigkeiten unter den herzoglichen Brüdern (Heinrich und Albrecht, den Söhnen des 1503 verstorbenen Herzogs Magnus), das drohendes Kriegsungewitter, welches sich in den drei nordischen Reichen zusammengezogen hatte, und der revolutionäre Geist, welcher damals (im Reformationszeitalter) ganz Deutschland durchwehte, veranlaßte im Jahre 1523 die Prälaten, Lehnsmänner und Städte der Lande Mecklenburg, Wenden, Rostock und Stargard sich zu gegenseitigem Schutz und Beistande durch eine sogenannte Union näher aneinander zu schließen, ein für die Geschichte unserer Landesverfassung ungemein wichtiger Schritt.

Die Union vom Jahre 1523, nach welcher die Stände sich untereinander verpflichteten, einander gegen die Beeinträchtigung ihrer Privilegien beizustehen, begründete den ständischen Körper Mecklenburgs als eine in sich abgeschlossene untheilbare Corporation mit dem Zweck, in der festgeschlungenen Corporation ein für alle Zeiten unzerreißbares Einigungsband der getrennten Landestheile zu gewinnen und zu bewahren.

Und in der That, das muß man gestehen, daß in keinem andern deutschen Lande die Stände ihr Recht allezeit, selbst in den für sie widerwärtigsten Zeiten und Fällen mit einer solchen Hartnäckigkeit vertheidigt und dabei einen gleich starken Gemeingeist kund gegeben haben, als dies in Mecklenburg der Fall war. Freilich kamen ihnen, um eine so seltene exorbitante Macht, Zuversicht und Haltung zu erreichen, nicht allein die fast stereotyp gewordenen Geldverlegenheiten der Fürsten, nicht allein ihre eigene ununterbrochen wie früher jenseit der Landesgrenzen, so später innerhalb derselben genährte Fehdelust und nicht allein ihre Kenntniß und Benutzung der Gold- und Silbergassen zu Wien, auf das vortheilhafteste zu statten, sondern auch die zwei glücklichen Umstände, einmal daß mit der Einführung der Reformation die Geistlichen als landstandberechtigte Staatsglieder aufhörten, wodurch die ganze Kraft der Stände an die alte eingeborene Ritterschaft (der bürgerliche Landstand war früher zu unbedeutend und zu demüthig) überging, demzufolge nun diese in feuerfester Phalanx und Coterie ihre Interessen gegen Fürsten, Bürger und Bauern und selbst gegen den neu eingewanderten Adel hütete, erweiterte und verdichtete, und zum andern daß sie mit dem Steigen des Bodenwerthes namentlich seit 1607 allmählich das Legen und Verlegen der Bauern ausführte, wodurch sie vollkommen landherrlich, das bäuerliche Volk dagegen leibeigen wurde. Wie im Jahre 1572 die obengenannten säcularisirten Landesklöster, so wurden ihr im Jahre 1621 außer vielen andern Concessionen die wehrlosen Bauern preisgegeben, jene für 400000, diese für 1 Mill. Fl. Was lag darum dieser landstandritterlichen Coterie näher, als sich in dieser exclusiven Stellung zu erhalten? Und wollte sie solches, so mußte sie das Einigungsband der getrennten Länder für immer dauernd schmieden.

Als ein solches hat sie denn auch fortan gedient, nicht allein im Jahre 1621, als die damaligen Herzoge abermals eine radicale Landestheilung vornehmen wollten, sondern auch im Jahre 1701, als die letzte mecklenburgische Landestheilung zwischen den beiden jetzt regierenden Linien stattfand; auch dem Erbvergleich vom Jahre 1755 dient sie zur Grundlage.

Ebendarum ist Mecklenburg durch seine landständische Verfassung und namentlich durch die Stärke seiner geschlossenen landständischen Corporationen, welche das Schließamt aller größten und kleinsten Interessen des Landes behauptet, vor allem in staatlicher Beziehung ein höchst merkwürdiges Land.

Es gibt zwar zwei Großherzoge von Mecklenburg, welche in ihren respectiven Ländern souverän sind, dennoch aber bilden diese beiden Länder, durch das feste Band der Union zusammengehalten, nur einen einzigen Staat, ein feudum solidum et

indivisum, wie dies schon einst Kaiser Karl IV. im Jahre 1373 so bestimmt hatte. Die Hauptbestandtheile dieses Staates sind: das Herzogthum Mecklenburg oder der mecklenburgische Kreis, das Herzogthum Güstrow oder der wendische und stargardische Kreis, der rostocker District, die Herrschaft Wismar, die Fürstenthümer Schwerin und Ratzeburg und die Klostergüter. Ein Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz aber existirt in Bezug auf unsere Verfassung gar nicht; denn wenn es sich um allgemeine Landesangelegenheiten handelt, figurirt es als integrirender Theil des Herzogthums Güstrow, bei Dingen aber, die Mecklenburg-Strelitz allein angehen, tritt es selbsthandelnd als stargardischer Kreis jenes Herzogthums auf.

Kann man auch den Nutzen nicht verkennen, welchen die altritterschaftliche Corporation in früherer Zeit dem mecklenburgischen Gesammtstaat besonders dadurch gebracht hat, daß sie seine politische Einheit fest im Auge behielt, so muß man freilich auch gestehen, daß ihr dies mehr als Folie und Mittel für ihre Zwecke und Verhältnisse diente und daß ihre eigene Errungenschaft, was besonders schwer ins Gewicht fällt, eine Lähmung in das mecklenburger Volksleben hineintrieb, welche selbst noch jetzt nicht alle Glieder des mecklenburger Staatskörpers verlassen hat.

Was in Mecklenburg in zeitgemäßer Umgestaltung geleistet ist oder wenigstens zu leisten versucht wurde, konnte allein durch die Regierungen geschehen, welche dabei aber auf den allerzähesten Widerstand von seiten der Stände stießen. Denn welchen Grundsätzen diese letztern huldigten, erhellt z. B. aus den Gründen, aus welchen im Jahre 1843 der Vorschlag der Regierung, die städtischen Feldmarken zu separiren, abgelehnt wurde: „Nützlich (hieß es) sei die Separation wol, aber durch dieselbe werde eine Aenderung von Verhältnissen bezweckt, deren jetziger Bestand in den Anfängen des städtischen Wesens wurzele und deren Umgestaltung zu Zuständen führen könne, die außer aller Berechnung lägen?“ In ähnlichem Geiste wurde Hrn. Pogge auf dem Landtage, als er privatim den Vorschlag machte, in den Geschäftsförmlichkeiten zu Gunsten der Bequemlichkeit der Ständemitglieder eine kleine Aenderung vorzunehmen, geantwortet: „Gott bewahre! hier muß nichts verändert werden. Es kann sich hier nicht darum handeln, was zweckmäßiger ist, sondern was gebräuchlich ist.“

Wie dies Grundgebrechen, so hebt der Verfasser mit gleicher Freimüthigkeit die mit der starren feudalen Verfassung Mecklenburgs zusammenhängenden Uebelstände hervor, namentlich daß auf dem Landtage genau genommen $^{13}/_{20}$ der Bevölkerung nicht vertreten würden, daß der Landtag an Vielköpfigkeit leide und daß daselbst ein grelles Misverhältniß zwischen den Städten und den Rittergütern stattfinde, indem circa 600 Rittergutsbesitzer, dagegen nur 46 Städte landstandsberechtigt, also 600 Stimmen auf jener, nur 46 auf dieser Seite wären; zugleich deckt er die aus der Zersplitterung des Landes in viele kleine selbständige Territorien herauswachsenden Folgen auf, darunter vor allem die furchtbar traurigen Heimatsverhältnisse oder die harten lokalen Absperrungen gegen all und jede Freizügigkeit, durch welche die in erschreckender Weise zunehmenden Uebertretungen des sechsten Gebots (1780 ein uneheliches Kind auf $17{,}_3$; dagegen 1850 eins auf $5{,}_4$ eheliche) und die massenhaften Auswanderungen hervorgerufen werden.

Trotzdem aber daß Mecklenburg in dem historisch und politisch höchst denkwürdigen Corps seiner eingeborenen und recipirten Ritterschaft eine römische Repulsivkraft gegen jede Bewegung, welche die Rechte des Corps und die Heiligkeit der feudalen Verfassung nicht segnet, zu Tag treten läßt und trotzdem, daß dies Land den Hahnenschrei der neuen Zeit zu dämpfen sucht, so gehen doch in seinem staatlichen, socialen und landwirthschaftlichen Körper Erscheinungen vor, welche darauf hindeuten, daß sich auch hier der Sinn für das Bestehende über kurz oder lang mit dem Sinn und Trieb für Umgestaltung und Verjüngung nach dem Durchgang durch ernste Kämpfe versöhnen und vermählen wird und muß. Wenn unter anderm in Mecklenburg das Verhältniß der adelichen Rittergutsbesitzer zu den bürgerlichen im Jahre 1703: 680 zu 30; 1793: 411 zu 111; 1833: 289 zu 241; 1844: 285 zu 294 und 1857: 294 zu 316 war; wenn ferner im Jahre 1572 es in ebendiesem Lande 130—140, 1755 nur 80 und 1756 nur noch 44 altadeliche oder eingeborene adeliche Familien gab, so deutet dies alles doch offenbar auf ein Heranreifen des bürgerlichen Geistes und Einflusses, also gerade da, wo die Feudalpfähle in das mecklenburger Leben eingeschlagen sind, aber auch wo die Hebel der neuen Gestaltung angelegt werden müssen. Ist immerhin der allmähliche Abgang der alten Adelsgeschlechter durch Reception von eingewanderten Adelsfamilien und neu geadelten Geschlechtern zum Theil ersetzt worden, so bleibt doch gegen die Hälfte der Rittergüter für den Adel verloren, was für die fernere Entwickelung Mecklenburgs sicher nicht ohne die Wirkung von großer Tragweite sein kann. Wenn noch im Jahre 1748 die bürgerlichen Stände aus dem Landtagssaal flüchten mußten, um nicht von der Ritterschaft aus den Fenstern gestürzt zu werden, so bedrängen sie bereits nach einem Jahrhundert den alten Ritterschaftskörper nicht blos mit der Beanspruchung gleicher Vorzüge, namentlich mit den Forderungen einer gleichen Theilnahme an der Wählbarkeit zu den Landrathsstellen und in den engern Ausschuß, des gleichen Genusses der drei reichen Klöster und des Rechts gleicher ritterschaftlichen Uniform, sondern auch mit allgemein liberalen Gesinnungen und gerechten Reformplänen. Erkennt übrigens der Adel Mecklenburgs das für die gesunde Entwickelung des staatlichen Lebens unerlaßliche motorische Volkselement an, bringt er seine wirklichen Rechte mit den Pflichten gegen das ganze Land in Harmonie und betrachtet er fortan die Bürger und Bauern als berechtigte Glieder des gemeinsamen Landes und nicht mehr wie vordem als eine ganz besondere Gattung von Menschen, die man mit Kastenstolz unter die Füße treten und höchstens zur Arbeit hetzen müsse, um Champagner trinken zu können, so kann er seine Stellung zu einer gesegneten machen, indem er gerade vor dem Adel mancher andern Länder alles Zeug besitzt, unberechtigten Forderungen Mäßigung, zerrissenen Bestrebungen Gemeingeist und unfreien unterwürfigen Gesinnungen Selbständigkeit und edles Selbstgefühl einzuhauchen. Dabei stützen wir uns auf das den mecklenburger Adel ehrende Geständniß des Verfassers (II, 461):

Der große gesetzmäßige Einfluß, welchen der Adel in

Mecklenburg durch seine ritterschaftlichen Privilegien besitzt, hat es sich ihn unnöthig gemacht, auf einem krummen Wege nach einem ungesetzlichen Einflusse bei Hofe zu trachten, wodurch unser Adel glücklicherweise von einem Schandfleck frei geblieben ist, der an dem Adel so vieler anderer Länder klebt. In gerechtem Stolze hat er niemals danach gestrebt, durch die Vermittelung von Gunstdamen Einfluß auf seine Fürsten zu erlangen, und viel weniger noch sich beeifert, solche Damen gar aus seinem eigenen Kreise zu liefern, wie dies nicht selten in andern deutschen Ländern geschehen ist.

Kommt für Mecklenburg dieser junge frische Tag, wo der Adel mit den übrigen Gliedern des Staats einträchtig zusammenwirkt, so wird sich auch die Feder finden, welche jene neue Zeit ebenso zu rühmen weiß, wie umgekehrt einst der bekannte Mecklenburger J. H. Voß die Wirthschaft des Landes zu seiner Zeit gegeißelt hat. Die Literaturgeschichte kennt wol die Ausfälle und Angriffe dieses Mannes auf Fr. Stolberg, auf Heyne und Kreuzer, nicht aber seine sehr starke Geißelung der mecklenburger Zustände im vorigen Jahrhundert. Boll hat das Verdienst, namentlich auf den muthigen Schrei, den Voß für die Aufhebung der Leibeigenschaft zu einer Zeit ausstieß, wo in Mecklenburg ein gegen das Legen der Bauern gerichteter Tadel noch vielfach für Wahnsinn genommen wurde, hingewiesen zu haben. Uebrigens sind Voß' Angriffe auf der mecklenburger Gutsherren „landsittliches Eigenthumsrecht über ihre leibeigenen Gutsunterthanen" beachtenswerthe Culturbilder, welche auf gründlicher Anschauung beruhen und bei ihrem Erscheinen in Mecklenburg viel Aufhebens erregten. Für Voß selbst hatten sie zur Folge, daß er um das Rectorat zu Neubrandenburg kam.

So viel über das Werk von Boll. Das hier darauf bezüglich Gegebene wird sicher genügen, um bei dem Leser nicht allein das Interesse für das Werk, sondern auch für Mecklenburg selbst zu erwecken. Historisch unrichtige Angaben, wie unter andern die II, 343 vorkömmliche, daß die älteste Tochter des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz an Koburg, statt an Hildburghausen verheirathet gewesen sei, haben wir im ganzen wenige gefunden.

Wir wenden uns nun zum zweiten Buch unseres Berichts: „Kirchliche Sitten", von H. A. Pröhle. Es behandelt dasselbe die kirchlichen Sitten evangelischer Gemeinden. Wie die Sprache eines Volks zu seinem Geist und Charakter, wie seine Sage zur Phantasie, so steht die kirchliche Sitte zum Gemüth und Glauben in lebendigem innigen Bezuge. Denn je tiefer und reicher und wärmer das Herz der Menschen von der idealen Macht des geoffenbarten Wortes erfaßt und erfüllt wird, desto mehr durchhaucht und durchfunkelt diese die Aeußerlichkeiten des Lebens, wie umgekehrt je mehr die Triebkraft der ewigen Wahrheiten durch das Ueberwuchern materieller Zeitrichtungen abgeschwächt wird, desto mehr vertrocknen die mannichfachen Formen, in denen der sittliche Geist Zeugniß von sich ablegte und seine wirksame Kraft offenbarte. Die Bedeutsamkeit des Zusammenhangs, in welchem die kirchliche Sitte mit der Leucht- und Wärmkraft des Geistes steht, hat keine Zeit verkannt, am meisten jedoch wendet sich ihr die Aufmerksamkeit der Völker in solchen Zeiten zu, wo die Formen eines glaubensreichen Gemeindelebens vor den siegreichen Einflüssen eines anders gearteten Lebensinhaltes absterbend zusammenbrechen. Es verwandeln sich zwar im Strome der Zeit allmählich alle socialen Formen auf Erden, weil dem Geiste der Völker vom Anfang an eine heilige Locomotivkraft beigegeben ist, indeß am stärksten tritt der Formenwechsel auf, wenn entgegengesetzte Ideen zusammenstoßen und einander aus dem Tempel und der Anbetung des menschlichen Herzens verdrängen. Unsere Zeit hat sich unverkennbar wie die reformatorische, ja wie die uranfänglich christliche zu einer Periode gestaltet, in welcher die seitherigen Lebensformen von dem neuen Athem des Völkerlebens mehr und mehr abgestoßen werden. Da nun in den abziehenden, gleichwie in den neuen, sich erst zu Tag arbeitenden Formen ein wichtiges culturhistorisches Moment der Volksseele liegt, indem sie die jedesmalige, ihnen adäquate Kraft und Art der Innerlichkeit des größern und kleinern Gemeindelebens messen, so verdienen sie überhaupt, ganz besonders aber in den Perioden großer Uebergänge mit Recht den Griffel der Aufzeichnung. Und daß das Bedürfniß, die kirchlichen Sitten unserer Väterzeit und der Gegenwart darzustellen, in der That vorhanden ist, beweisen mehrfache voneinander unabhängige, fast gleichzeitige Erscheinungen unserer Tage. Es sind nämlich in der jüngsten Zeit nicht allein die Geistlichen mancher Länder (so unter andern die des Herzogthums Sachsen-Meiningen) von ihren Consistorien aufgefordert worden, die kirchlichen Sitten ihrer Parochien zu beschreiben, und nicht allein hat der culturhistorische Verein zu Weimar Ende des Jahres 1857 einen Aufruf zur Sammlung und Zusammenstellung der in den verschiedenen Gegenden Deutschlands entweder noch jetzt bestehenden oder doch vordem üblich gewesenen und in mündlicher oder schriftlicher Ueberlieferung fortlebenden Sitten und Gebräuche des Volks in Bezug auf den Volksgesang, auf Hochzeiten, Taufen, Begräbnisse und Kirchweihfeste an die mit ihm verbundenen Vereine ergehen lassen, sondern auch das uns hier vorliegende Buch von Heinrich Andreas Pröhle, dem Vater des durch seine Harzsagen, Kriegsdichter und andere literarische Producte bekannten Schriftstellers Heinrich Pröhle, gibt dafür ebensowol mit seinem Inhalt als mit seiner Genesis ein lautes Zeugniß. Bezüglich des letztern Punktes bekennt der Verfasser in seinem Vorwort:

Vor mehr als zehn Jahren wurde in der Provinz Sachsen von dem verehrten Herrn Amtsbruder Dr. Wilhelm Harnisch in Elbei auf einer der gnadauer Pastoralconferenzen der Gedanke angeregt, die kirchlichen Sitten zu sammeln. Die damalige kirchliche Monatsschrift für die Provinz Sachsen nahm diesen Gedanken auf, vermochte indessen bei mangelndem Zufluß an Material nur sehr wenig von den kirchlichen Sitten zu publiciren. Hierauf veröffentlichte ich einen Aufruf, worin die Geistlichkeit der Provinz Sachsen um Mittheilung der kirchlichen Sitten gebeten wurde, weil ich beabsichtigte, dieselben in einer Besonderschrift zusammenzustellen. Dieser Aufruf wurde mit einer empfehlenden Beischrift des königlichen Consistoriums für die Provinz Sachsen, von dem damaligen Herrn Consistorialpräsidenten Dr. Göschel unterzeichnet, amtlich verbreitet; und es

gingen einige, wenngleich wenige, sehr werthvolle Mittheilungen ein. Die bald veränderten Zeitumstände waren, wenn auch nur scheinbar, dem Unternehmen nicht günstig.

Ebendeshalb blieb die begonnene Arbeit seit dem Jahre 1848 liegen. Erst im Jahre 1857 wandte sich der Verfasser, ermuntert durch seinen Sohn und durch die Erfolge, welche dessen „Harzsagen" gefunden hatten, von neuem derselben zu. Was ihm bei der Ausführung besonders zu statten kam, war außer der eigenen Liebe zur Sache und außer den Beiträgen einiger gleichgesinnten Amtsbrüder der Vortheil, daß er „auf dem Lande geboren und erzogen wurde und 38 Jahre hindurch Prediger in verschiedenen Pfarrorten der Provinz Sachsen war und daß sein gegenwärtiges Pfarramt einen reichen frischen Quell kirchlicher Sitten bildete". Somit gehört der Stoff, den uns der Verfasser in seinem Gemälde kirchlicher Sitten bietet, größtentheils seinem eigenen thätigen Sammeln an. Wenn nun auch dadurch das landschaftliche Gebiet, auf welchem diese Blüten gepflückt wurden, ein sehr beschränktes geblieben ist, so muß man doch dem Sammler einmal überhaupt, daß er mit seiner Schrift den Reigen für die literarische Bebauung eines obschon höchst interessanten, doch bisher brach gelegenen Feldes eröffnete, und dann insbesondere dafür danken, daß er reichlich und fleißig gegeben hat. Pröhle's Buch in der Hand wird mancher Geistliche lernen, Leben zu fühlen, wo er Gerippe, sinnige Formen zu erkennen, wo er Thorheiten erblickte, zu hegen und zu pflegen, wo er mit dogmatischen Sätzen sengen und brennen wollte; er wird lernen, die Aeußerungen der Volkspsyche nicht allein zu achten, sondern sie auch zum Besten zu benutzen; er wird tiefer und liebender in das Leben der Gemeinden dringen und, weil er zum Verständniß der Sprache ihrer Empfindungsformen gekommen, segensreicher wirken. Sowie dem Geistlichen, muß das Buch auch dem Culturhistoriker von Gewinn und Bedeutung sein, indem sich ihm dadurch sowol eine der sinnigsten und wichtigsten Entwickelungen des Volkslebens erschließt, als auch sich ihm Haltpunkte bieten, um auf den verschiedensten Gauen Deutschlands den Fluß und die Ausprägungsart der kirchlichen Sitten zu untersuchen. Wenn wir hiermit die bedeutsame Sache den Culturhistorikern mitzuweisen, so haben wir namentlich im Auge, daß in ihren Händen die Geschichte der kirchlichen Sitten nicht allein Zusammenhang nach Raum und Zeit und in Bezug auf die verwandten Gebräuche und Sitten des Lebens, sondern auch ihre rechte Würdigung gewinnen kann. Denn es gilt hierbei wie bei allem Historischen das ewige Gesetz, seelenvoll und doch parteilos und ohne Dogma und Beiwerk die Erscheinungen darzustellen. Dies eben führt uns auf die Art, wie der Verfasser seinen Sittenstoff behandelt hat.

Zuvor nun einige Worte über Titel und Anordnung des Buchs. Jener ist genau genommen zu eng, indem der Verfasser Sprichwörter und Redensarten aufgenommen hat, welche, wenn immerhin sie der Bibel oder der Kirche entlehnt sind, doch darum noch keine Sitten sind. Auch gehört die S. 63 erwähnte sogenannte Spiegelsfeier zu Halberstadt mit ihrem rein socialen Charakter nicht in dieses Buch. Der gesammte, hier gebotene Sittenstoff ist in sieben Abschnitte („Heilige Tage und Zeiten", „Orte", „Personen", „Einzelne Bestandtheile des öffentlichen Gottesdienstes", „Besondere kirchliche Handlungen", „Kirchenzucht", „Gewöhnliches Leben") abgetheilt. Ob aber eine solche Anordnung auf der innern Verwandtschaft der Gegenstände beruhe, ob namentlich nicht der vierte, fünfte und sechste Abschnitt vor dem zweiten und dritten zu jener seien, geben wir dem Verfasser zu bedenken.

Was nun die Behandlung des Stoffs betrifft, so hat der Verfasser sich mit seiner Empfindung und mit seiner besondern theologischen Ansicht in die Darstellung der Sitten hineingelegt, wodurch freilich diese an rein objectiver Auffassung und an Kürze einbüßen mußte. Zwar entschuldigt derselbe sein Pathos sowol als sein theologisches Urtheil, dieses durch die jetzige, solche Entscheidung herausfordernde Zeit, jenes durch sein Zusammengewachsensein mit seiner Gemeinde, indeß beides hätten wir im Interesse der Wissenschaft, die über alle momentane Empfindungen und individuelle Ansichten hinausliegt, gern ausgeschieden gesehen, um so mehr als das Pathos des Buchs öfters in weichen Weltschmerz überspringt und die gefällten Urtheile nicht durchaus frei von Herzenseinflüssen geblieben sind. Ebendeshalb dürfte sich der Verfasser [illegible] hier und da täuschen, wenn er einerseits seine eigenen Gefühle, welche seinem Herzen zur Ehre gereichen, in gleicher Stärke und gleicher Art bei den Gemeinden [illegible] andererseits ein stetes Zustimmen zu seinen Anschauungen und Anordnungen bei seinen Amtsbrüdern voraussetzt. Besonders dürfte man sich mit ihm nicht durchaus einverstanden erklären, wenn er abgestorbene Sitten wieder der Gegenwart zuweist, indem es ebenso auf dem kirchlichen als auf dem politischen Gebiet bedenklich ist, zu octroyiren. Was zur lebendigen machtvollen Sitte sich ausgestalten soll, muß aus dem innersten Leben der Gemeinden herauswachsen und als berechtigtes Bedürfniß mit allen übrigen Lebensverhältnissen zusammenklingen; wo dies nicht der Fall ist, bleibt ein jeder Versuch der [illegible] lokal und persönlich und wird zu keinem Gemeingut der kirchlichen Gesellschaft. Wenn wir unter anderm in der alten Hagelfeier einen schönen Pulsschlag echt [illegible]lichen Sinnes und Lebens finden, so werden sicher die modernen Kirchengemeinden, welche ihre Felder gegen Hagelwetter in desfallsigen Versicherungsanstalten versichert haben, weniger das schreiende Bedürfniß einer kirchlichen Hagelfeier fühlen, als die frühere Zeit, welche den elementaren Gewalten schutzlos preisgegeben war. [illegible] Beispiel des subjectiven Ausdrucks, den das Buch [illegible] hat, entnehmen wir den S. 36 und 37:

Der heilige Abend vor Ostern (der große Sabbat, der heilige Sabbat), dessen Feier in der ältesten Kirche, [illegible] den beiden vorhergehenden Tagen, besonders wichtig und [illegible]gezeichnet war, ist in der protestantischen Kirche niemals, [illegible] in einigen Gegenden durch eine Vesper, kirchlich gefeiert [illegible] Wenn man auch in gerechter Besorgniß der Ueberladung [illegible] hat, eine ausgedehntere Feier dieses Tags für bedenklich zu [illegible]ten: die Vespern, als Vorfeier des heiligen Osterfestes, [illegible]

ie Trauer der Marterwoche anfängt, sich in Freude zu verwandeln, hätten sollen doch nirgends, wie längst geschehen, einsehen. Ich habe sie hier — wie schon früher in Roklum — nd ich meine nicht ohne Segen wieder ins Leben gerufen. Es t ein rührender Anblick, die Besucher der Ostervesper vor dem nfange der kirchlichen Andacht auf dem weiten, die Kirche ngebenden Gottesacker meist rings zerstreut umher an den räbern der Ihrigen, sinnend und mit Thränen der Wehmuth e beschauend, stehen zu sehen. Sie ziehen von den Gräbern in e Kirche und wir singen: „Jesus meine Zuversicht", beschauen nn im Geist das Heilige Grab, von dem der Stein bald abwälzt sein wird, und sie gehen getröstet und voll Osterhoffng hinweg aus der Kirche und kehren noch einmal, ehe sie imgehen — ach! und ich mit ihnen! — mit milderm Schmerz d mit seliger Ahnung zu den theuern Gräbern zurück. Mir llt bei diesem Grabesgange zu der Ruhestätte meiner seligen attin und meiner kleinen Enkelin, wo auch noch ein leerer atz zu einem neuen Grabe, in welches, wie in des Herrn rab, niemand je geleget war, für mich bereit gehalten ist, an allemal das Lied ein:

Ich geh' zu deinem Grabe,
Du großer Osterfürst u. s. w.

) ist denn — da die drei letzten vorhin erwähnten liturgischen stenandachten in der Montags-, Dienstags- und Mittwochsper gehalten werden — in meiner Gemeinde, und ich meine, le meiner Brüder werden mich um diese heiligen Freuden beiden, an jedem Tage der großen Woche eine kirchliche Feier, ade wie es in der ältesten Kirche war, in der alle sechs Tage Ostern als Kirchentage behandelt und die einzelnen Tage um als feria prima, feria secunda, feria tertia, feria arta, feria quinta, feria sexta und feria septima aufgezählt rden.

Mehr als diese subjective Färbung befriedigt uns das streben des Verfassers, die kirchlichen Sitten in der denlänge ihrer Entwickelung zu construiren. Denn wo möglich ist, sucht er die Wurzel, welche zumeist in n christlichen Geiste gefunden wird, die Blüte und das sterben oder das noch gegenwärtige Leben derselben hzuweisen. Wie dies Streben rühmlich ist, so muß h das als Verdienst dem Verfasser zugestanden werden, ; er für seinen Kreis die Kette der kirchlichen Sitten lständig zu geben bemüht ist. Mehr solcher Versuche und dort im protestantischen Deutschland, und es läßt das vollständige Bild der kirchlichen Sitten für die tsche evangelische Kirche gewinnen.

Vergleichen wir die von dem Verfasser nachgewiesenen ten mit denen der kirchlichen Gemeinden am Fuße des üringerwaldes, so könnten wir leicht darthun, daß die hrzahl derselben auch hier entweder lebendig waren r noch lebendig sind: ein Beweis, wie der evangelische st der protestantischen Kirche das ihr zugewendete deutsche ksleben in gleich starker Bildungskraft durchdrungen Viele dieser gemeinschaftlichen Sitten verdienen eine z besondere Beachtung. Namentlich gilt dies unter erm vom Hausgottesdienste. Das Bewußtsein, daß in : protestantischen Hause unserer Väter ein solcher Cultus and und daß derselbe nicht allein einen festen Damm n wilde Strömungen von außen und von oben, sont auch einen fruchtbaren Boden für literarische und llschaftliche Triebe bildete, ist gegenwärtig fast ganz chwunden, obschon die Blüte dieses Gottesdienstes noch ganzes und sein Untergang noch kein halbes Jahrhundert zurückliegt. Dem Referenten begegnete es vor wenig Monaten, daß er selbst einem deutschen Historiker den Beweis für das ehemalige Dasein eines solchen Hauscultus führen mußte. Um so erfreulicher war es darum für ihn, auch in Pröhle's Schrift ein Zeugniß für den ehemaligen Hauscultus zu finden.

Unter der Gruppe von kirchlichen Sitten, welche dem pfarramtlichen District des Verfassers eigenthümlich sind und welchen die Umgegend des Thüringerwaldes andere ihr eigenthümliche entgegensetzen kann, erscheinen manche Formen als besonders sinnig und sittig. Dahin rechnen wir z. B., daß beim Kirchengehen die Töchter ihren Müttern, die Väter ihren Söhnen vorauszuschreiten pflegen, was bedeuten will, daß die Mütter allezeit auf den Weg ihrer Töchter Acht haben und die Söhne in die Fußtapfen ihrer Väter treten sollen. Auch das Streuen weißen Sandes um Gräber und bei manchen Festlichkeiten birgt einen schönen Sinn. Uebrigens ist diese Sitte eine altheidnische, indem sich schon in Hünengräbern weißer Sand als Unterlage der Weihgaben vorfindet. Wenn der Verfasser als unkirchlich tadelt, daß man hie und da den preußischen Adler ins Kirchensiegel nimmt oder auf Kirchthürmen an die Stelle des Kreuzes setzt, so hat er hierin vollkommen recht, nur hätte er auch deshalb eine Rüge aussprechen sollen, daß mancher Cantor am Erntefest seine Besoldung in der Kirche einsammeln muß. Wir halten einen solchen Act für unwürdig sowol hinsichtlich des Festes als auch hinsichtlich des Sammlers.

Schließlich fassen wir unsere Besprechung der Schrift über kirchliche Sitten in die Formel zusammen, daß der Verfasser derselben nicht blos der Anfänger eines Dings ist, das alle Ehre verdient, sondern daß er sich auch als einen tüchtigen Kenner und Bearbeiter des Sittengebiets erwiesen hat, weshalb wir ihm aus der Ferne unsern Dank für seine Leistung und unsere Hochachtung für seine dem Volkswesen zugewendete edle Gesinnung aussprechen.

Die dritte obengenannte Schrift begreift zwar nur das Leben einer einzelnen Persönlichkeit, aber einer granitenen Persönlichkeit in einer heiß bewegten Zeit und in festen und reichen Bezügen zu dieser Zeit. Denn eben an dem größern oder kleinern gesegneten Zusammenhang, in welchen sich das einzelne Glied durch Gesinnung und That zu seinem Gesellschaftskörper setzt und erhebt oder an dem stärkern oder geringern Grad des gerechten Volksbedürfnisses, zu welchem sich der einzelne durcharbeitet, ist die Bedeutung und, weil solches nicht ohne sittliche Unterlage geschehen kann, die wahre Tüchtigkeit des Menschen zu messen. Dieser Satz gilt ganz besonders dem in den ersten Decennien der Reformation thätigen Kriegshauptmann Sebastian Schertlin. Seine Jugend (er war 1496 zu Schorndorf im Würtembergischen geboren) fiel in diejenige Zeit, wo die größte Krisis, welche in die Entwickelung des Völkerlebens eingreifen kann, dem deutschen Volke von der Vorsehung zugewiesen war. Es hatte im Anfang des 16. Jahrhunderts nach vielfachen, auf kleinen Räumen in frühern Jahrhunderten versuchten Vorgefechten

endlich der große allgemeine Kampf begonnen, wo Freiheit des Subjects und Gewalt der äußern Autorität, wo göttliche und menschliche Forderungen, Bewegung und trieblose Ruhe, Hell und Düster auf Leben und Tod miteinander rangen. Solche Kämpfe haben nothwendig nicht allein ihren Zunder, sondern auch ihre nachhaltigen Stützkräfte in derjenigen gesellschaftlichen Schicht, welche in der berechtigten Ausübung ewiger und zeitlicher Rechte beengt und verkümmert worden ist. Auch das ist ebenso der Natur und Aufgabe solcher Kämpfe gemäß als selbstverständlich, daß die Stützen, welche den erregten Kampf tragen, leiten und fördern, nach ihren Kräften verschieden geartet sein müssen und darum für die entsprechenden Leistungen berufen sind, je nachdem es gilt, die Wahrheit und Gerechtigkeit der sittlichen Güter mehr mit den Waffen des Geistes oder, wenn die Umstände dazu nöthigen, mehr mit dem Schwert der festen Faust zu vertheidigen. Für die letztere Art war Sebastian Schertlin geboren und geworden. Ein unbiegsamer Trieb und ein klares Verständniß seines Wesens hatte ihn 1518 von den Studien zu Tübingen und Wien hinweg und dahin geführt, wo er seinen Anlagen genügen und seinen Charakter zum imponirenden Ausdruck erheben konnte. Nicht allein persönlich tapfer, sondern auch ganzen Kriegermassen Muth und Vertrauen einhauchend, dazu umsichtig, mit klarem, raschem Ueberblick über Kriegshaufen und Kriegsgegenden und überdies glücklich, weil er für den rechten Augenblick Auge und Faust bereit hatte, dies waren die Eigenschaften, welche ihn nach Georg von Frundsberg zum ersten deutschen Kriegsmann und Feldhauptmann machten und ihn aus dem bürgerlichen Stand zum Glied der deutschen Ritterschaft emportrugen. Und doch trotz seiner ritterlichen Erhebung und trotz seines im Krieg gewonnenen bedeutenden Ruhms, Einflusses und Vermögens blieb er dem Charakter nach, wie er von Haus aus war, fest, treu und bieder, von echt bürgerlicher und echt deutscher Gesinnung, ohne Falsch und allen Praktiken im Großen und Kleinen feind. Aber eben diese Eigenschaften führten ihn frühzeitig aus den kaiserlichen Diensten zur Annahme und zum Dienste des Protestantismus, für dessen günstige Geschicke er die entscheidende Kraft besaß, wenn anders die politischen Verhältnisse beim Ausbruch des Schmalkaldischen Kriegs bessergestaltig gewesen wären. Die edle sowol protestantische als deutsche Sache, die Schertlin nicht voneinander trennen konnte, unterlag jedoch und er mit ihr, nicht im ehrlichen offenen Kampfe, sondern durch undeutsche geheime Listen und Verräthereien, welche die schwerfälligen, leichtgläubigen Deutschen täuschten, lähmten, spalteten und bewältigten. Die Folgen dieser Niederlage sind für das deutsche Gemeinwesen furchtbar traurig geworden und selbst zur Stunde noch nicht überwunden. Denn war die protestantische Kirche bis zum Jahre 1547 erobernd und blos mit der Kraft der Wahrheit erobernd und mußte ihrer unbeirrten frischen Entfaltung ganz Deutschland zufallen, so wurde sie seitdem leidend und an die feinen Fäden politischer Künste gebunden und dazu wurde Deutschland zweispaltig und seine Entwickelung siech gemacht. Was Schertlin betrifft, so begab er sich, um dem Zorn und der Strafe des Kaisers auszuweichen, von Augsburg, dessen Kriegsoberster er war, nach der Schweiz, sah sich indessen auch sehr bald hier bedrängt und trat deshalb in die ihm angebotenen Dienste Frankreichs, wo er nicht allein als Truppenführer, sondern auch als Vermittler zwischen König Heinrich II. und dem Kurfürsten Moritz benutzt und namentlich beim Abschlusse des von beiden Mächten im Februar 1552 abgeschlossenen Vertrags verwendet wurde.

Hatte Kaiser Karl V. Schertlin's kriegerische Tüchtigkeit an der Spitze der Protestanten fürchten müssen und darum ihn seinem ganzen Hasse preisgegeben, so konnte er denselben noch weniger auf seiten Frankreichs dulden; deshalb zog er, da hier alle kaiserlichen Gewaltmittel nicht nur nicht günstig, sondern sogar nachtheilig wirkten, den geächteten Kriegsmann noch vor dem Schlusse des Jahres 1553 auf dem Wege der Begnadigung wieder nach Deutschland herüber. Sobald Schertlin nach Burtenbach, seinem Rittergutssitze, zurückgekehrt war, ernannten ihn von neuem viele weltliche und selbst geistliche Reichsfürsten zu ihrem Obersten, auch nahm ihn König Ferdinand zu seinem Kriegsrath; indeß mit dem Jahre 1559 trat er mehr und mehr vom öffentlichen Leben ins häusliche, aus dem momentanen Gehorsam der Soldateska in die freie, dauernde Liebe seiner reich gegliederten Familie zurück. In der Muße, die ihm hier am Abend seines Lebens zu Theil ward und die nur zeitweilig durch Fehden mit Nachbarn gestört wurde, schrieb er sein Leben.

Mit Absicht haben wir die wichtigen Stellungen, welche Schertlin als Kriegsmann nacheinander beim Kaiser, bei den Protestanten, in Frankreich und bei den deutschen Reichsfürsten und Städten eingenommen hat, im voraus angedeutet, um die Bedeutsamkeit der Selbstbiographie eines solchen Mannes durchblicken zu lassen. Müssen wir auch zugeben, einmal, daß Schertlin kein Mann von tiefen Ideen, von großer staatsmännischer Weisheit und von fein höfischer Gewandtheit war und daß darum seine Biographie weder reiche und tiefe Aufschlüsse über die Charaktere, mit denen Schertlin zusammenkam, noch feine und gründliche Beobachtungen über das innere Getriebe der damaligen politischen und kirchlichen Gewalten, noch umfassende und belehrende Aufklärungen über das sociale Leben der Zeit enthält; zum andern, daß die Selbstbiographien von Götz von Berlichingen und von Hans von Schweinichen an Stoffreichthum und an lebendigen Detailschilderungen des gesellschaftlichen und politischen Lebens ihrer Zeit höher stehen als Schertlin's Schrift, welche vorherrschend über Kriegsereignisse berichtet: so hat sie dessenungeachtet ihren anzuerkennenden besondern Werth, welcher vor allem darin besteht, daß sie das Bild eines emporgekommenen Kriegsmannes im Glück und Unglück, im Feld und daheim aufrollt und daß sie alle Hauptactionen in und außer Deutschland während fast drei wichtiger Kaiserzeiten aufführt, besonders aber über die Türkenkriege und über das Raufleben der Ritter und Fürsten dieser Zeit und über den Schmalkaldischen Krieg

treffliche Mittheilungen enthält, die für die politische und culturgeschichte Deutschlands von nicht geringem Interesse sind. Ebendeshalb hat sich Ottmar Schönhuth, durch seine vieljährige Thätigkeit beim Historischen Verein für das würtembergische Franken rühmlichst bekannt, durch die Herausgabe der Selbstbiographie Schertlin's ein neues Verdienst erworben, um so mehr dies, als der Abdruck derselben, der vor 80 Jahren erschien, auf keiner urkundlichen Treue beruht, überdies auch zu den literarischen Seltenheiten gehört. Schönhuth hat zu seinem Abdruck die auf der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindliche Originalhandschrift benutzt und diese, wie er selbst angibt, mit aller Genauigkeit, selbst bis auf einige kleine Abänderungen mit allen ihren Mängeln, die namentlich gegen das Ende der Schrift hervortreten und das hohe stumpfgewordene Alter des Biographen beurkunden, wiedergegeben.

Der Ausdruck der Biographie ist trocken chronistisch, wird aber da lebendig, wo der Verfasser die deutschen und religiösen Interessen verrathen oder wo er Gesetze und verbriefte Rechte von der Rauflust mancher Gewaltigen verhöhnt sieht. Jenes tritt vor allem in der Schilderung des Schmalkaldischen Kriegs, dieses in dem Referat über die Unbilden hervor, welche er und seine Familie wegen ihrer Güter und Gerechtsame vom Grafen Ludwig von Oettingen und vom Pfalzgrafen Wolfgang zu erdulden hatten. In beiden Fällen führt ihn indeß sein Unmuth zu Farben, die über das gerechte Beurtheilungsmaß der Thatsachen hinausschillern. Namentlich betrifft dies sein schweres, verdammendes Urtheil über den Landgrafen Philipp von Hessen. Rommel hat in seiner „Geschichte von Hessen" den Landgrafen deshalb zu retten gesucht, doch, wie wir erachten, bei aller Ausführlichkeit nicht so durchgreifend genügend, daß alle damals gegen den Landgrafen gemachten Vorwürfe auf ihren rechten Verstand und versöhnenden Ausdruck zurückgeführt sind. Wenn wir auch von Schertlin's gereizter Anklage und selbst von der gleichartigen Anklage absehen, welche der Landgraf vom augsburger Volke zu erdulden hatte, ja wenn wir auf ihn die Beschuldigungen, welche das Testament Johann Friedrich's des Großmüthigen nicht mitbeziehen, so wird doch dadurch die Erscheinung oder genauer die Thatsache nicht gelöscht, daß sich im Gegensatz zu Philipp kein leisester derartiger Vorwurf an den Kurfürsten Johann Friedrich herangewagt hat, wie groß auch dessen Mitschuld am Drama war. Auch bleibt immerhin merkwürdig, daß Schertlin noch im hohen, mild gestimmten Alter seine Ansicht, es sei der Landgraf Philipp in Verbindung mit dem Kurfürsten Moritz ein Verräther an der protestantischen Sache gewesen, unverändert festhielt, während sein Urtheil über Johann Friedrich ein durchaus günstiges war, ja gleichsam an Wärme zunahm.

Einen gleichen Unmuth wie über den Schmalkaldischen Krieg verrathen Schertlin's Ausdrücke da, wo er der deutschen Politik, der Reichspraktiken im Großen und Kleinen, des ungelenken Fürstenkörpers und des lahmen Reichszustandes gedenkt. Es sind dies oft nur kurze Andeutungen, aber Exclamationen von schwerem Inhalt und treffendem Ausdruck. Um übrigens die Art der Darstellung zu veranschaulichen, greifen wir folgende Stellen heraus:

Anno 1540 disputierten die Papisten vnnd Evangelischen zu Wormbs cristen glaubens halb.

Anno 1541 ward ein reichstag zu Regenspurg gehalten vnnd des glaubens halb disputiert, gar wenig ausgericht.

Auf gehaltenem reichstag ist von gemainen reichsstenden fur eylend hilff 10000 zu fuß, 2000 zu roß dem konig zu gut erkant worden, vber die haben mich gemeine stend zu obristen erkant, aber der römische konig auß anrichten meiner nachpaurn, der vom Stein freuntschaft, clain Heß von Bämelburg vnd her Wolf Dietrich von Knöring, vnd vmb deßwillen das ich Hessen, Churen, vnd den Euangelischen mit dienst verwant, hat in meinem abwesen, ee ich personlich ankomen, ainen andern, hern Wolf Dietrich von Knöring angenomen vnd mich außgeschloßen.

Die eilend hilff hat so lang verzogen, das dise dazwischent geschlagen worden vnd ist das gelt verfinantzet worden, das auß disem hauff 3000 knecht, vnd 500 pferd sind worden, ist ellendignlich mit der sach vmbgegangen, hett ain armen abzug, vnausgericht aller sachen, genomen, das kriegsvolk hungers gestorben vnd vbel jämerlich haimkomen.

In disem jar vmb Michaelis hab ich mein tochter Ursulam dem edlen vnd vesten Hansen von Stammheim zu Geissingen verheirat, vnd yr geben zu heusteur 4000 f vnd sonsten sie wol mit claider clainot 2000 f wert außgesteurt; ist der beischlaff zu Burtenpach gehalten den 18 Septembr.

Seind vil erlicher leut vom adel alda gewest, hat meiner tochter der landgraf zu Hessen ain ketten für 100 f vnd die von Augspurg ain geschirr für 63 f geschenkt. Es ist yr geschenkt worden ob 600 f wert. Es hat mich die hochzeit gestanden mit claider, kränz, ringen, spilleut, koch, keller 500 f. Essen vnd trinken — 200 f.

Und ist der von Bürn mit etlichenn reutern vnd knechten in die graueschafft Catzenölenpogen gezogen, Darmstett, darynnen nichts dann paurn gelegen, sich darffer geweret, gesturmpt, hat wol 200 personen daruor verlorenn, vnnd als er vber Rain hinwegk wolte ziehenn, nach dem Niderland, seind deren von Frankfurt gesante komen, im die statt ergeben, dero er selbs gelacht vnnd sie verspott, hat in die statt 12 fendlin knecht gelegt, er selbs den winter alda beliben, vnd darnach 300 pferd bei den knechten gelassenn.

Anno domini 1566 ist ain großer reichstag von kaiser Maximiliano dem andern in der statt Augspurg gehaltenn wordenn, darauf bei großer teuerung, da ain mas wein 7 vnd 8 kreutzer vnd ain schaff haber 2 thaler gegolten, von chur vnd fürsten ain großer pracht mit spilen, fressen, sauffen vnd panckadieren gewest.

Das über Schertlin's Selbstbiographie hier Mitgetheilte erscheint uns auslänglich, um die Einsicht des Publikums in die Beschaffenheit und den Werth der Schrift zu vermitteln, und dies eben war der Zweck unserer Anzeige.

G. Brückner.

Deutsche im Auslande.

1. Versuch einer Lebensskizze von Johann Nikolas Böhl von Faber. Nach seinen eigenen Briefen. (Als Handschrift gedruckt.) 1858.
2. Aus mexicanischen Gefängnissen. Bruchstück aus Eduard Harkort's hinterlassenen Papieren. Herausgegeben von F. Gustav Kühne. Leipzig, Lorck. 1858. Gr. 8. 16 Ngr.

Andere Völker mögen, weil sie ein mächtiges, rundes, in sich geschlossenes Ganzes bilden oder eine weltherrschende Stellung einnehmen, mit größerm Glanze auf der Weltbühne auftreten als wir Deutsche; aber seinem zähen gewissenhaften Fleiß, seinem bohrenden Scharfsinn, seinem penetrirenden, vorurtheils-

losen, universellen Geiste, seinem Forschungstriebe und seiner Wißbegierde verdankt es der Deutsche, daß er im stillen unter den andern Völkern Eroberungen auf Eroberungen macht und fast unbemerkt aber sicher die geistige Landkarte der Welt um so zu sagen revidirt und umgestaltet. Wer unter den civilisirten Nationen auf wahrhaft tiefe Bildung Anspruch machen will, muß, so schwer es ihm auch ankommt, die schwierige deutsche Sprache lernen, weil in ihr geistige Schätze niedergelegt sind, die sich nur vermittelst der Kenntniß der deutschen Sprache selbst gewinnen lassen, Resultate des tiefsten, kühnsten und zum Theil rücksichtslosesten Forschens und Denkens, in denen das moderne Bewußtsein in seiner ganzen Schärfe und äußersten Consequenz heraustritt. Die andern Völker hängen den Wahrheiten, die der menschliche Geist auf seiner langen Wanderung gefunden hat, immer noch eine Hülle um, zum Theil aus Schönheits- zum Theil aus Nützlichkeitszwecken; der Deutsche reißt sie ihnen ab, selbst auf die Gefahr hin, daß die eine oder die andere Wahrheit dann nicht in schöner Gestalt erscheint oder auf den stürmischen Eindringling den Eindruck des entschleierten Bildes zu Sais macht. Diese Bewegung geht allerdings zunächst vom deutschen Centrallande aus, aber sie wird auch durch deutsche Sendlinge mitten in den Schos anderer Völker getragen, sodaß sich auch im Auslande selbst bereits Feuerherde des ebensowol leuchtenden und wärmenden, als auch vielfach zehrenden deutschen Geistes gebildet haben. In die innere Gestaltung Rußlands haben die Deutschen nach allen Richtungen hin aufs tiefste eingegriffen, die moderne dänische und schwedische Literatur sind wesentlich nur Nebenschößlinge der deutschen, in England ist die Kenntniß der deutschen Literatur weit verbreitet, in der französischen Literatur und namentlich in der französischen Journalistik tritt deutscher Einfluß, selbst durch zahlreiche deutsche Namen repräsentirt, immer mehr zu Tage, trotz des widerstrebenden romanischen Bonapartismus, in Nordamerika hat sich die deutsche Presse immer selbständiger organisirt, und wenn auch der deutsche philosophische und politische Radicalismus von den Angloamerikanern entschieden zurückgewiesen wird, so hat doch die deutsche theologische Forschung unter den Nationalamerikanern bereits ihre begeisterten Anhänger (z. B. Theodor Parker) und die Dienste, welche die Deutschen in der Antisklavereifrage leisten, werden von freisinnigen Nordamerikanern willig acceptirt und anerkannt. Kein Volk sendet überhaupt so viele Männer ins Ausland, welche die geistige und wissenschaftliche Propaganda zu ihrer Lebensaufgabe machen, als das deutsche. Minder hervortretend war bisher deutscher Einfluß unter den echt romanischen Völkern; doch macht sich in Italien trotz der durch politische Verhältnisse hervorgerufenen und unterhaltenen Nationalabneigung bei den bessern Köpfen, besonders in Norditalien, der Einfluß deutscher Wissenschaft und Philosophie immer mehr geltend. So hält auch der Verfasser des 1858 zu Turin herausgekommenen und jüngst in den „Heidelberger Jahrbüchern" besprochenen „Annuario statistico Italiano", Cäsar Correnti, der deutsch zu verstehen scheint, da er auf der ersten Seite Goethe's Worte „Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen" deutsch anführt, den deutschen Stamm für naturwüchsig, und er würde, wie er versichert, gern die Gegenwart „das germanische Zeitalter" nennen, wenn die Deutschen sich nicht so gern in das Unendliche verirrten. Doch erkennt er an, daß alle Völker Europas mehr oder weniger mit dem germanischen Blute aus dem Centrallande Europas gemischt worden, sodaß eine Verwandtschaft mit dem Deutschthum nicht geleugnet werden könne. Alle regierenden Häuser, den Sultan, Napoleon und Bernadotte ausgenommen, seien entweder rein deutschen Ursprungs, wie die Häuser von Braunschweig, Hannover, England, Preußen, Oranien-Nassau, Holstein, Dänemark, Koburg und Belgien, Griechenland-Wittelsbach, oder wenigstens aus germanischem Stamme entsprossen, wie die Bourbons-Capet und das Haus Savoyen, oder durch Heirath germanisirt, wie die Romanow, Este und Braganza. Wir erinnern hier noch an das Werk der Gräfin Dora d'Istria (Prinzessin Koltzoff-Massalsky), der Hospodarstochter, über die deutsche Schweiz, worin der Schilderung des Einflusses, den der germanische Geist auf die Welt ausgeübt hat und ferner noch auszuüben berufen ist, viele der beredtesten und glänzendsten Blätter gewidmet sind.

Wir haben hier die Tagebücher und Briefe von zwei deutschen Männern vor uns, die im fernen Auslande wirkten, und von denen der erste, Johann Nikolas Böhl von Faber, eine wirklich literarische Bedeutung für sein Adoptivvaterland Spanien beanspruchen kann. Diese Bedeutung haben auch Adolf von Schack in seiner „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien", Julius in seiner deutschen Bearbeitung von Ticknor's „History of Spanish literature" und der Verfasser eines im zweiten Heft der „Deutschen Vierteljahrsschrift" 1857 unter dem Titel „Literarische Wechselwirkung Spaniens und Deutschlands" mitgetheilten Aufsatzes gebührend anerkannt. In dem letztern heißt es über Böhl von Faber: „In Deutschland geboren und erzogen, brachte er die freie kritische Anschauung, welche sich seit Lessing unter uns Bahn gebrochen, und jene Unbefangenheit und Empfänglichkeit des deutschen Gefühls, die gerade die deutsche Nation auszeichnet, mit. Böhl's kritische Streifzüge rehabilitirten nämlich den Calderon. Auch suchte er seine Theorien praktisch zu verwirklichen; es gelang ihm, einem Deutschen von Geburt, Bildung und Gesinnung, zuerst, auf die spanische Bühne in dem Theater von Cadiz das rein nationale Drama eines Calderon und Moreto zurückzuführen. Diese Bemühungen fanden eine Anerkennung, welche nicht blos für den Augenblick Böhl seinen mannichfachen literarischen Feinden gegenüber nicht unbedeutend unterstützte, sondern, was wichtiger war, auch den von ihm vertretenen Ansichten einen nicht mehr entfernten vollkommenen Sieg verhieß. Böhl hatte indeß doch die Freude, die volle Emancipation des spanischen Theaters von dem französischen Einfluß zu erleben, die allerdings erst nach dem Siege der Romantik in Frankreich selbst erfolgte (1834). Dennoch blieb Böhl das hohe Verdienst, nicht blos jenem Siege vorgearbeitet, sondern auch zuerst den Weg zu einem neuen Aufbau gewiesen zu haben." Glücklicherweise fand Böhl in einem spanischen, ihm auch persönlich befreundeten Gelehrten, Augustin Duran, einen rüstigen Mitstreiter, der seine Bestrebungen ebenso eifrig aufnahm als mit Erfolg fortsetzte. In seinem 1828 erschienenen „Discurso" bezog sich Duran nachdrücklich auf die deutsche Kritik, die er, des Deutschen unkundig, nur aus Böhl's Schriften kannte, und ohne Zweifel ist er auch durch Böhl's „Floresta", einer aus drei Bänden bestehenden Anthologie aus dem spanischen Liederschatze, welcher Böhl später eine ebenfalls in Deutschland gedruckte Auswahl altspanischer Schauspiele folgen ließ, zur ersten Herausgabe seines „Romancero" (1828—32) angeregt worden.

Das Leben und Wirken Böhl's wird uns, meist nach seinen eigenen brieflichen Aufzeichnungen, in der vorliegenden Schrift geschildert, die zwar, als Handschrift gedruckt, ursprünglich nur für einen nähern Freundeskreis bestimmt ist, aber wie ein vertrauter Freund Böhl's in einer die Schrift betreffenden Mittheilung im „Bremer Sonntagsblatt" bemerkte, „durch Gegenstand und Inhalt sich an die literarischen Kreise wendet": die Freunde und Verehrer Böhl's, heißt es dann weiter, müßten selbst wünschen, daß der Verstorbene allgemein bekannt werde, da er bisjetzt über die Grenzen seiner Vaterstadt Hamburg hinaus wol nur den Kennern der spanischen Literatur eine glänzende und hochgeachtete Erscheinung sei. Es ist schon dies ein interessantes Moment, daß er von Haus aus Kaufmann, „unter den Leuten seines Standes eine rara avis war, da er sich mit aller Lebendigkeit seines Geistes den Wissenschaften, zumal der schönen Literatur zuwandte", wie der Verfasser des erwähnten Artikels im „Bremer Sonntagsblatt" bemerkt. In der vorliegenden Schrift wird uns ein Schreiben Böhl's aus dem Jahre 1789 mitgetheilt, welches von so edler, nur auf Beförderung des Gemeinwohls gerichteter Gesinnung durchdrungen ist, daß der Verfasser der Schrift mit Recht bemerkt: „Wie

viele würden wol in unsern Tagen von den jungen Leuten, die nur um reich zu werden fremde Welttheile aufsuchen, ähnliche Gedanken mit ihren Absichten verbinden?" In der That muß man sagen, daß sich bisher der deutsche Kaufmannsstand mitgenießend und fördernd nicht wie er sollte und könnte und productiv fast gar nicht, weniger vielleicht als irgendein anderer Stand an der Literatur betheiligt hat. Zu den wenigen ehrenwerthen Ausnahmen gehört unser Böhl. Freilich war auch seine Jugenderziehung in literarische Hände gegeben, in die Joachim Heinrich Campe's, und es wird vielleicht manchem von Interesse sein zu erfahren, daß Johann Böhl der Johannes des Campe'schen „Robinson" ist. Sein Vater hatte in Cadiz ein Handlungshaus begründet, welches damals zu den reichsten in Europa gehörte, und in das Johannes Nikolaus, der 1770 zu Hamburg geboren wurde, schon im funfzehnten Lebensjahre eintrat. Aus seinem Leben führen wir nur ein paar der bedeutendern und für ihn einflußreich gewordenen Momente an. Dahin gehört seine 1796 mit Fresquita de Larea, einer geistreichen Spanierin und Tochter einer Irländerin geschlossene eheliche Verbindung. Ebenso sehr als Böhl's Herz an Deutschland, deutscher Sitte und Sprache hing, ebenso sehr blieb seine Gattin der deutschen Sprache und dem deutschen Wesen entfremdet, und als er 1797 nach Deutschland zurückkehrte, um sich in Braunschweig niederzulassen, mußte er bald einsehen, welchen Misgriff er begangen, denn Schwiegermutter und Frau fühlten sich unheimlich in dem fremden protestantischen Lande, weshalb Böhl es für gerathen hielt, noch vor dem Anbruche des Winters wieder nach Spanien zurückzukehren. Seine Briefe, die er über seine Reise nach der deutschen Heimat schrieb, bieten manches Interessante. Er wohnte unter anderm dem großen Revolutionsfest am 22. September 1797 bei, versichert aber, daß alles sehr ernst und stille zugegangen sei und die Menge keinen Funken von Enthusiasmus mehr gezeigt habe. Alle französischen Städte außer Paris, durch die seine Reise ihn führte, fand er „öde und leer" und Zufriedenheit nur „unter den eigentlichen Vorstehern der gegenwärtigen Ordnung". Die Reise ging sodann durch den „traurigsten Theil" Spaniens: „Nur Biscaya", schreibt er, „bietet Naturschönheiten dar. In ganz Andalusien und den beiden Castilien sind Bäume eine Seltenheit. Die Städte sind alle gleich traurig, öde und verfallen, und die Menschen gleich verschlossen, abstoßend und gefühllos. Der Garten Spaniens ist die Provinz Valencia, Catalonien der Sitz der Industrie und des Fleißes, und die schöne Natur muß man in Granada suchen. Alles dieses liegt aber weit von der Hauptstraße ab." Auch das spätere Leben in Cadiz gefiel ihm nicht, er klagte über dessen Einförmigkeit, gab sich aber mit um so größerm Eifer seinen wissenschaftlichen Studien hin, namentlich dem Studium der altspanischen Literatur, das dann so schöne Früchte eintragen sollte. Vorzugsweise entzückte ihn die komische Literatur der Spanier, und er schreibt darüber: „Das Niedrigkomische (im Gegensatz von le haut-comique) habe ich nie so echt gefunden; was ich über den ästhetischen Werth der Bouffonerie und des Burlesken denke, mag ich nicht sagen; genug, darin gibt es eine so originelle Ausbeute, daß man allein darum die Sprache studiren könnte." Und er fügt die nur zu allgemein gültige Klage hinzu: „Schade, daß so wenige Sinn dafür haben!"

Im Jahre 1806 machte er einen abermaligen Versuch sich in Deutschland anzusiedeln, und zwar als Landwirth in Görslow im Mecklenburgischen, wohin er auch seine damals neunjährige Tochter Cäcilie mitnahm, die, wie sie auf der einen Seite für deutsche Bildung und Gründlichkeit empfänglich war, doch andererseits auch die Tochter des Südens nicht verleugnete, später in zweiter Ehe in Sevilla lebte, und sich durch mehrere geistvolle spanische Novellen, von denen eine „Sola" in ihrer eigenen deutschen Bearbeitung in Hamburg gedruckt wurde, rühmlich bekannt gemacht hat. Frau und Schwiegermutter folgten ihm diesmal nicht. Seine Verhältnisse als Gutsbesitzer bestimmten ihn, sich adeln zu lassen und Namen und Wappen seines Stiefvaters, des Geheimraths von Faber anzunehmen. So nannte er sich jedoch nur als Gutsbesitzer, in allen kaufmännischen Verhältnissen blieb er der bürgerliche „Johann Nikolas Böhl". In seinen görslower Briefen finden sich einzelne interessante Bemerkungen wie folgende: „In meinen Augen hat die katholische Religion nie einen größern Feind als den großen Napoleon gehabt. Er erschüttert sie recht in ihren Grundfesten, und wenn er lebt, so haben wir sicher noch von ihm eine Vereinigung zu erwarten, in welcher unter katholischer Form eine Art calvinischer Dogmatismus alles eigentliche Christenthum (Gefühlsreligion) zu vernichten streben wird." Inzwischen bereitete er sich selbst zum Uebertritt zur katholischen Religion wie allmählich auch zur Rückkehr nach Spanien vor, da bei seiner Landwirthschaft sein Vermögen immer mehr zusammenschmolz, und als er 1815 wieder in Cadiz anlangte, fand er das Handlungshaus total ruinirt. Doch gelang es ihm, wieder eine selbständige Stellung zu erringen. Seine Beschäftigung mit der spanischen Literatur hinderte ihn nicht, auch mit der deutschen Literatur in fortdauerndem Verkehr zu bleiben, indem er sich die bedeutendsten literarischen Erscheinungen zusenden ließ. Der dritte Theil von Goethe's Leben gibt ihm zu der Bemerkung Anlaß: „Niemand heitert mich so auf als Goethe; durch wenige schlichte Worte macht er mir die verwickeltsten innern und äußern Verhältnisse klar; ich fühle mich selbst doppelt, nachdem ich ihn gelesen, ich werde zufriedener mit mir selbst, weil ich mich besser kennen und meine Eigenthümlichkeit mehr ehren lerne. Ich merke wol, daß sich hierbei leicht etwas Unmoralisches einschleichen kann, dieses ist aber eine Klippe, woran alle tiefern Untersuchungen über Willkür und Nothwendigkeit stoßen müssen und wobei nur das innere Bewußtsein entscheiden kann." Er liest mit dem „innigsten Behagen" Claudius' sämmtliche Werke von Anfang bis zu Ende durch und findet darin allenthalben „die Andeutungen jener belebenden Sinnesart, die sich späterhin so vorzüglich entwickelt hat, leider aber immer in der Minorität geblieben ist"; er klagt, daß, während die Gebildetsten unter den Engländern und Franzosen das eigenthümlich Poetische der deutschen Romantiker anerkennten, die „Superklugen unter den Deutschen" die Verdienste derselben wieder bekritteln zu müssen glaubten; er ärgert sich (schreibt er im Jahre 1827) an dem „ruchlosen" Heinrich Heine „blau und blaß", gesteht aber, daß er nicht müde werde ihn zu lesen, findet den Liedercyklus „Die Nordsee" ganz originell, fährt aber dann fort: „Wenn er aber den kleinen Byron spielt und seiner abgeschmackten Vergötterung Bonaparte's den Zügel schießen läßt, dann ist er um so widerlicher, da man es bei seinem Geiste nur als eine bezweckte Verhöhnung des Publikums ansehen kann, gleichsam als wolle er sehen, wie viel sich die deutschen Leser bieten lassen." Je älter er wird, desto mehr fühlt er sich von der neuern deutschen Literatur abgestoßen. Was seit Goethe, Schiller und Tieck erschienen sei, versichert er in einem Briefe vom 20. März 1836, stelle sich ihm nur als ein matter Abglanz dar, und er fügt hinzu: „Die Herren Heine und Börne sind witzig genug, allein solche Ruchlosigkeit kann durch keine Blume gedeckt werden", und sechs Wochen später schrieb er an den Buchhändler August Campe: „Ich bin der deutschen Literatur total abgestorben, und kann nichts modernes Deutsches lesen. Solange ich so fühle, will ich nichts von Deutschland erhalten." In demselben Briefe gesteht er, daß er bei beiden Parteien in Frankreich keinen Funken von Edelmuth finde, „nur der niedrigste Egoismus, erhöht durch barbarischen Starrsinn und Rachsucht" zeige sich unverhohlen, und mit jener der Welt so verhängnißvoll gewordenen Verzweiflung gewisser Ultraconservativen ruft er aus: „O wer hätte geglaubt, daß man Bonaparte jetzt als einen Schutzengel ansehen würde, um dieses Höllengesindel zu Paaren zu treiben." Von einer lang andauernden schmerzhaften Krankheit erlöste ihn am 9. November 1836 ein sanfter Tod.

Ganz anderer Art war das Leben und Wirken Eduard Harkort's, dessen zum Theil im Gefängnisse mit Stiefelwichse statt mit Tinte niedergeschriebene Tagebücher Gustav Kühne

unter dem Titel „Aus mejikanischen Gefängnissen" zusammengestellt hat. Eduard Harkort war 1798 zu Harkorten bei Hagen in Westfalen geboren und ein jüngerer von den in ihrer Heimat wie in Leipzig und Berlin in rühmlicher Weise namhaft gewordenen Brüdern dieses Geschlechts. Nachdem er in Sachsen auf der Bergakademie zu Freiberg als Geometer seine technische Ausbildung erhalten und eine Zeit lang in Preußen als Artillerist gedient hatte, ging er im Auftrag der englischen Gesellschaft „Mejican Company" als deren Berg- und Hüttendirector nach Mejico, wo er unter anderm eine Generalkarte des Staats Oajaca anfertigte. Der Herausgeber erwähnt im Vorwort, daß Alexander von Humboldt einige seiner Höhenmessungen in Südamerika benutzt und dabei seines Namens gedacht habe. Mishelligkeiten mit einem spätern Commissar der Gesellschaft, Ambrosio Obicini, veranlaßten ihn, den Dienst derselben zu verlassen und dem General Santana, der damals (1832) mit der klerikalen Partei im Kriege lag, seine Dienste anzubieten, die auch willig angenommen wurden. In einem für Santana unglücklichen Treffen bei Tolome wurde Harkort nach der tapfersten Gegenwehr und stark verwundet gefangen genommen und erst in ein Lazareth und sodann nach Puebla und von hier nach der Festung Perote gebracht. Hier besuchten ihn von Zeit zu Zeit Geistliche, die ihn zum Uebertritt zu bewegen suchten und ihm dafür Rettung seines Lebens zusicherten. Harkort blieb aber standhaft im Glauben, und schon sollte er, mit Ketten beladen, zum Richtplatz geführt werden, als er von den Seinigen durch eine geglückte Ueberrumpelung des Platzes befreit wurde. Er machte nun den weitern Feldzug Santana's und die Erstürmung von Puebla mit. Ueber seinen eigenen Antheil an der letztern bemerkt er: „Ich setze mit einem Geschütz über den Graben und dringe durch die Stadt unter Kugelregen bis vor den Palast, wo Calderon sich noch befindet, schieße aber nicht, um den Palast nicht zu beschädigen. Derselbe wird bald erbrochen und geplündert, und die Stadt ist unser." Weiter wohnte er der Schlacht von Puente de Mejico (6. December) bei, die, obschon sie ziemlich unentschieden blieb, doch noch in demselben Monat die Capitulation der Hauptstadt und die Anerkennung des von Santana unterstützten Pedraza als Präsident und die Abdankung Bustamente's zur Folge hatte. Man sieht schon aus dieser Skizze, daß es hier an merkwürdigen persönlichen Erlebnissen und interessanten kriegerischen Ereignissen nicht fehlt, und man wird das kleine Buch mit dem Vergnügen und der Spannung lesen, welche solche Abenteuer stets gewähren. Die Darstellung ist einfach und ungekünstelt, dafür aber wenigstens in den ausführlicher behandelten Partien, um so lebendiger, frischer und anschaulicher. Wir wählen nur einige kurze Stellen zur Probe. Harkort war auf dem Schlachtfelde von Tolome für todt liegen geblieben und wurde nun in eine Hütte gebracht, und zwar in dieselbe, wo er noch morgens vergnügt mit Santana gefrühstückt hatte. Er erzählt nun:

„Unter diesen Gedanken, ohne Speise und Trank, ohne Bedeckung gegen den die leichte Rohrhütte durchziehenden Wind, brachten wir die Nacht zu. Das Gewinsel, Stöhnen und Klagen mehrerer Schwerverwundeten, das Geschrei der unsere Hütten umgebenden Schildwachen, das Gerassel der Geschütze und Wagen, die herangebracht wurden, der Schmerz meiner Wunden, der Gedanke an die Zukunft, ließen mich nicht viel schlafen, obgleich ich meine ganze Philosophie zusammensuchte, um mir Ruhe zu erzwingen. Ich muß ein kleines Wundfieber gehabt haben, denn wenn ich die Augenlider schloß, um den Schlaf zu versuchen, so störten mich die wunderlichsten Bilder. Besonders erinnere ich mich einer eigenthümlichen Phantasie. Ich meinte nämlich immer mich in Gesellschaft von einigen Magistratspersonen von Wermelskirchen und Hückeswagen (Dörfer des märkischen Sauerlandes in Westfalen) zu befinden, an welche ich, seit ich die vaterländischen Fluren verließ, nie wieder gedacht hatte. Diese Herren saßen mit mir an einem Tische voll alter Documente und Handschriften, aus denen sie mir den Ursprung und die Geschichte dieser beiden Orte zu beweisen suchten. Ihre langweiligen Vorlesungen verursachten mir die heftigsten Kopfschmerzen; ich wollte immer aufstehen und die Unterhaltung abbrechen, aber die Herren ließen es durchaus nicht zu. Diese Phantasie wurde mir unerträglich, und ich verscheuchte sie durch Oeffnung der Augen, aber sobald ich ermüdet sie schloß, saßen die Herren Bürgermeister und Gemeinderäthe von Wermelskirchen und Hückeswagen wieder da, vor ihren Acten und großen Tintenfässern und vor dem preußischen Adler über der Thüre. Zuweilen guckten dann bekannte Gesichter durch die Wand, die mich anlachten und mir winkten, den weisen Magistrat sitzen zu lassen: Maler Frey aus Danzig, der selige Professor Stark aus Bremen, Obergeometer Eichelberg, welcher sich traurigerweise den Hals abstürzte, mein Freund Halle aus Hagen mit der Violine in der Hand, Artilleriehauptmann Streit, der fleißige Kartenzeichner u. a. Um mich von diesen seltsamen Bildern zu befreien, zwang ich mich mit Gewalt wach zu bleiben, so sehr mir der Schlaf willkommen gewesen wäre. Ein junger Capitän mit krausen schwarzen Haaren, dessen Kopf mit dem meinigen auf dem Maissacke ruhte, starb an seinen Wunden in dieser Nacht, sodaß, als der Tag anbrach und diese Unglücksscene beleuchtete, ich ihn an meiner Seite todt und kalt erblickte."

Wer so humoristisch träumen kann, wird auch im Wachen guten Humors gewesen sein, und diesen hat auch Harkort, der zugleich viel musikalischen Sinn hatte und geschickter Flötenbläser war, unter allen Umständen und in den peinlichsten und gefährlichsten Lagen bewiesen. Schon im Lazareth war er derjenige gewesen, der seine Leidensgenossen erheiterte und zwar besonders durch den Vortrag von Märchen und lustigen oder romanhaften Geschichten. Dasselbe that er im Gefängniß zu Puebla. Er schreibt in seinem Tagebuche:

„Bei meinem Eintritt ins allgemeine Gefängniß hatte ich mich verbindlich machen müssen, alle Abende, nachdem sich ein jeder niedergelegt hatte, Erzählungen zum besten zu geben, und ich war um so bereitwilliger dazu, als ich dadurch Gelegenheit fand, die spanische Sprache ganz in meine Gewalt zu bekommen. Ich tischte demnach auf, was ich wußte. Märchen aus der Jugendzeit, Anekdoten von Friedrich dem Großen, Walter Scott's Romane, Till Eulenspiegel, Schinderhannes, die «Haimonskinder» Musäus' «Volksmärchen», Hoffmann's «Phantasiestücke» u. s. w. waren bald erschöpft und ich mußte meine Zuflucht dazu nehmen, Schauspiele und Trauerspiele in Erzählungen zu verwandeln, wie «Kabale und Liebe», «Die Räuber», «Die Jungfrau von Orleans», «Die Verschwörung des Fiesco» u. s. w. Als es damit auch zu Rande ging, blieb mir nichts anderes übrig, als aus verschiedenen Romanen und Erzählungen zusammenzusetzen, ja, ich strengte mein Genie an, um aus den Nibelungen, Fouqué's «Zauberring» und «Thiodolf», Alringer's «Bliomberis» u. s. w. eine unendlich lange Heldengeschichte aufzustellen, zur großen Erbauung meiner Zuhörer, bei denen die Sachen, weil sie ihnen fremd waren, viel Beifall fanden. Da unsere Gefangenschaft so lange dauerte, so wäre ich zuletzt beinahe genöthigt worden, die heterogensten Personagen in eine Geschichte zusammenzuflicken, und Ulysses, Trenck, den Freischützen, Maria Stuart, die Kreuzfahrer, Kaiser Karl den Großen, Baron von Münchhausen und Kyau nebeneinander figuriren zu lassen. Doch kam es glücklicherweise nicht dazu."

Wir wollen noch eine Stelle mittheilen, welche das Leben und die sittlichen Zustände des mejicanischen Klerus betrifft. Harkort bemerkt hierüber:

„Ich habe schreckliche Beweise der Immoralität von dem größten Theil der hiesigen Geistlichkeit erhalten, die ich nicht mittheilen mag. Ich habe Dörfer besucht, wie Las Veras, Oajolotepec, Penoles u. s. w., wo Bequemlichkeit halber jährlich der Geistliche nur einmal oder höchstens zweimal erscheint, um dann für alle Heiligen des Kalenders vierzehn Tage lang hintereinander Messe zu lesen. Er lebt diese Zeit hindurch herrlich und bequem, wie unser Herrgott in Frankreich (wie man zu sagen pflegt), trinkt seinen Wein, nimmt die Gebühren für sämmtliche Messen in Empfang, und schleppt auf seinen Maul-

hieren, welche ebenfalls nicht Noth gelitten haben, Eier, Käse, hühner, Truthähne und andere Sachen mit sich fort, die der ndianer sich selbst versagt. Dieser bleibt dann wieder sich selbst berlassen für die übrige Zeit des Jahres, tauft seine Kinder lbst, begräbt seine Todten und besucht unbeachtet seine Höhlen nd Bergspitzen, wo er noch seinen versteckten Altar hat und n Trümmern der Götzenbilder seiner Vorfahren Opfer bringt. r besprengt seine Felder mit Blut von Papageien oder welschen ühnern, bestreicht seine Thüren damit, wie die Kinder Israels mit m Blute des Osterlamms, vergräbt vor seinem Tode sein Geld, an ahrscheinlich für ihn heiligen Orten. Welche Verwirrung! och Geduld! Das Licht wird auch hier über die Finsterniß gen; schon fängt man an von Toleranz zu reden (Gott schenke m Herrn Rocafuerte, diesem Apostel des Liberalismus in Re-igionssachen, ein langes Leben!), der Protestantismus wird auch r seinen Eingang finden, mit ihm der eigentliche Unterricht r Indianer, und Beispiele, wo ein Geistlicher seine Köchin gjagt und ihre und seine eigene Tochter in seine Dienste mmt, werden seltener werden."

Nicht um uns in die religiöse Polemik zu mischen oder confes-nelle Propaganda zu machen, sondern nur um eine statistisch be-aubigte Thatsache anzuführen, weisen wir bei diesem Anlaß darauf , daß selbst die officiöse „Neue Münchener Zeitung" (Nr. 288 Abendblatts für 1858) in einem Aufsatz „Aus der bairischen iminalstatistik" zugeben mußte, daß sich das Resultat für die otestanten günstiger stellt als für die Katholiken, indem während es siebenjährigen Zeitabschnitts (von 1850/51 bis 1856/57 schließlich) im rechtsrheinischen Baiern auf etwa 539 Köpfe katholischen Bevölkerung 1 Abgeurtheilter katholischer Re-ion, auf 748 Einwohner der gesammten protestantischen Be-kerung 1 Abgeurtheilter protestantischer Confession kam.

Was Eduard Harkort's fernere Schicksale betrifft, so fühlte sich später gedrungen, gegen den Mann, dem er früher mit geisterung in die Schlacht gefolgt war, gegen Santana, Waffen zu ergreifen. Er befehligte die Artillerie des Staa-Zacatecas, bekleidete auch im Dienste von Tejas den Rang s Obersten und half diesem jungen Staate seine Unabhängige itenz erkämpfen, die ihm durch die Niederlage Santana's Jacinto (April 1836) gesichert wurde. Bald nach Beendi-g des tejanischen Unabhängigkeitskriegs starb Harkort, ein er seiner Anstrengungen und des Klimas; er erlag einem ber am 11. August 1834. Zur Belohnung seiner Verdienste de ihm eine ansehnliche Strecke Landes am Cleto-Creek im tardistrict zugesprochen. Die von ihm brieflich hinterlassenen staatlich anerkannten Ansprüche darauf sind von seiner ein-n in Sachsen lebenden Tochter und Erbin wiederholt, bisher vergeblich bei den betreffenden Autoritäten in Erinnerung acht worden. H. M.

Aus Theodor Rohmer's Nachlaß.

Religion Jesu, von Theodor Rohmer. Aus dem Nach-ß des Verfassers herausgegeben von Gustav Wiedenmann. ördlingen, Beck. 1859. Lex.-8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die vorliegende Schrift ist nur ein Bruchstück eines größern ks, welches nach dem ursprünglichen Plan des Verfassers einem ersten Theil die Lehre und das Leben Jesu darstellen, zweiten Theil aber darlegen sollte, wie weit das Christen-n nach Dogmatik, Moral, Cultus und Verfassung Erzeug-des Bewußtseins Jesu von sich selbst sei, welches also den ichtlichen Christus und die christliche Kirche in ihrem Ver-iß zueinander und weiterhin zur Vernunft (Wissenschaft Staat) zum Gegenstand seiner Betrachtung machen wollte. Verfasser war es aber nicht vergönnt, das Werk seiner ge gemäß auszuführen; die Religion Jesu enthält nur die Hälfte des ersten Theils, nämlich die Lehre Jesu, und auch Abschnitt konnte der Verfasser nicht zu demjenigen Ab-ß bringen, welcher seinem Geist vorschwebte. Der Tod nahm ihn von seinen Arbeiten weg, und ein Freund des Verewigten übergibt nun die Resultate der religionsphilosophischen Forschun-gen des Verstorbenen, soweit sie vorliegen, der gebildeten Welt. Es ist um so mehr zu bedauern, daß es dem Verfasser nicht vergönnt war, sein Werk zu vollenden, je großartiger und über-raschender, je eigenthümlicher und tiefgreifender die Gesichts-punkte sind, unter welchen er die weltgeschichtliche Erscheinung Jesu auffaßt. Die Schrift ist nicht das Werk eines Fachge-lehrten, legt aber genaue Bekanntschaft mit dem Entwickelungs-gang der neuern Philosophie und Theologie, tiefes Verständniß der hierbei in Betracht kommenden Erscheinungen und überlege-nes Urtheil an den Tag und zeichnet sich dadurch aus, daß sie, indem sie an denkende Menschen überhaupt, nicht blos an Män-ner des Fachs sich wendet, in klarer und allgemein verständ-licher Sprache redet, dabei aber Untersuchungen unternimmt und Ideen ausspricht, welche geeignet sind das volle Interesse der wissenschaftlichen Theologie in Anspruch zu nehmen und früher oder später für die theologische Wissenschaft von Bedeutung wer-den müssen.

Nach dem eben Besprochenen müssen wir die Schrift für eine sehr wichtige Erscheinung ansehen und können nur wün-schen, daß sie die Aufmerksamkeit des gebildeten Theils des deut-schen Volks in dem Maße auf sich ziehen möge, in welchem sie es verdient. Wir glauben hierzu am besten dadurch beitragen zu können, daß wir die Anschauung des Verfassers in ihren Grundzügen dem Leser vorführen, wobei wir den Verfasser so-viel als möglich selbst reden lassen. Wir beginnen

1) mit dem Standpunkt der Betrachtung, auf wel-chen sich der Verfasser in der Einleitung stellt. In dem Proceß, in welchen sich die Vernunft nunmehr seit zwei Jahrhunderten mit dem Christenthum verwickelt sieht, handelt es sich um die Frage, ob das Princip des Christenthums — und dieses ist nichts anderes als der Gottmensch Jesus Christus mit der Einzigkeit und Ausschließlichkeit seiner Offenbarung — von dem Verstand gerechtfertigt werden kann oder nicht. Von der Verständigung über diese Frage hängt die Entscheidung ab über das Verhält-niß, in welches unsere und die kommende Zeit zum Christen-thum sich setzen wird. Stellt es sich heraus, daß das Christen-thum der menschlichen Organisation an sich genügt, so kommt demselben als der specifisch menschlichen Religion bleibende Dauer zu; genügt es ihr aber nicht, hat der menschliche Geist eine Entwickelungsstufe erreicht oder kann er sie je erreichen, welche dem Christenthum widerspricht, so geht dieses, nachdem es seine Mission vollbracht, wie die antiken Religionen unter, und alle Vereinbarungsversuche sind vergeblich. Nun ist es aber That-sache, daß die menschliche Vernunft mit diesem Princip und in-folge hiervon mit der Dogmatik, der Moral und dem Cultus des Christenthums mehr und mehr zerfallen ist.

Alle Versuche, diesen Bruch zu umgehen, sind fehl geschla-gen; die Vernunft ist im Verlauf dieses Processes vielmehr da-hin getrieben worden, die Grundlage des Christenthums selbst, das Dasein eines persönlichen, weltschöpferischen Gottes zu negi-ren. Der Verfasser bespricht sofort die Vermittelungsversuche, welche zwischen dem Christenthum und der Vernunft im Ver-lauf der theologischen Entwickelung der Neuzeit gemacht worden sind. Er weist nach, wie der Rationalismus die Vernünftigkeit des Christenthums dadurch zu retten suchte, daß er den kirch-lichen Christus aufgab, um an den geschichtlichen allein sich zu halten, wie umgekehrt der moderne Pantheismus von dem ge-schichtlichen Christus abstrahirte und in dem kirchlichen Dogma von Christus den speculativen Gehalt der christlichen Lehre zu erblicken glaubte.

Beidemal wurde der geschichtliche und der kirchliche Chri-stus auseinander gerissen; Schleiermacher versuchte sie wieder zu vereinen mit seiner bekannten Lehre von der Einheit des Urbild-lichen und Geschichtlichen; aber diese Vermittelung ist in Wahr-heit keine Vermittelung, sofern Schleiermacher mit derselben kei-neswegs zur Begründung der Kirchenlehre gelangte, vielmehr nicht nur die übernatürlichen Thatsachen im Leben Jesu fallen

ließ, sondern auch die Grunddogmen des symbolischen Christenthums, die Dreieinigkeit und die Versöhnung in ihrem bestimmten Gehalt verwischte. Aus all diesem ergibt sich für den Verfasser der Satz, den er mit aller Bestimmtheit voranstellt, daß der historische und kirchliche Christus nicht zu trennen sind, daß sie miteinander stehen oder miteinander fallen werden. Soll also das Christenthum in seinem Princip für die Vernunft begründet werden, so muß dies in einer Weise geschehen, daß ebenso das Verständniß des Selbstbewußtseins Jesu, wie das Verständniß der Lehre der Kirche von ihm gegeben, daß mit einem Wort begreiflich wird, was Lessing unbegreiflich fand, wie die Religion Jesu und die christliche Religion in einer und derselben Person bestehen können. Und sofern die Lehre der Kirche von Christus nur das mittelbare geschichtliche Erzeugniß der Aussagen Jesu von sich selbst sein kann, kommt alles darauf an, dieses Räthsel und Mysterium des Christenthums zu erklären.

Dieser Aufgabe kann aber nur genügt werden durch die psychologische Erkenntniß der Individualität des Stifters des Christenthums. Dazu gehört einerseits, daß man die Erscheinung des Gottmenschen, die geschichtliche Person Jesu, seine Lehre und sein Leben, wie es sich dem Geschichtsforscher und Menschen ohne Rücksicht auf irgendwelche dogmatische Meinung darstellt, ins Auge faßt. Dieses Verfahren gibt aber nur eine praktisch-psychologische Vorerkenntniß des Wesens dieser Persönlichkeit, wie dies die neuere kirchliche Theologie schlagend zeigt, welche auf dem Weg der exegetischen Analyse für die Feststellung des Selbstbewußtseins Jesu viel gethan hat, aber außer Stand ist, das Wesen dieser menschlichen Individualität, welcher dieses Selbstbewußtsein eignet, zu erklären, weil sie, statt von dem Selbstbewußtsein Jesu auf sein Wesen zu schließen, dieses Selbstbewußtsein des historischen Jesus mit dem menschgewordenen Logos als der zweiten Person der Trinität zu vermitteln sucht und für die Menschwerdung dieses Logos immer wieder einen speculativen Beweis anstrebt, welcher der Natur der Sache nach unmöglich ist, sofern eine historische Thatsache nicht metaphysisch bewiesen werden kann.

Zum Verständniß der Persönlichkeit Jesu ist also andererseits nothwendig eine theoretisch-psychologische Erkenntniß der in Christus erschienenen menschlichen Individualität. Den Schlüssel zu dieser kann nur eine Wissenschaft des Menschen nach Geist und Körper geben, von welcher die gegenwärtige Anthropologie kaum eine Spur zeigt, eine Wissenschaft, welche nachzuweisen hat, welches der der menschlichen Gattung zukommende Charakter ist, ob und inwieweit ein einzelnes Individuum diesen Gattungscharakter in sich verkörpern, ob und warum diese Verkörperung nur in Einem Individuum erfolgen und warum dieses Individuum gerade in jener Epoche der Menschheit erscheinen mußte.

„Die Religion Jesu" hat es zunächst nur damit zu thun, aus der Anschauung Jesu von sich selbst, wie sie in den Evangelien ausgesprochen ist, ein Bild seiner geschichtlichen Persönlichkeit zu entwerfen, von ihm selbst sich sagen zu lassen, was die Wissenschaft von ihm aussagen mußte, um ihn als den zu erweisen, als den er sich gab.

Aus dem Bisherigen erhellt, daß der Verfasser zum Christenthum sich in ein durchaus positives Verhältniß setzt. Er will auf dem Weg der unbefangenen geschichtlichen Untersuchung, aber geleitet von einer tiefern psychologischen Erkenntniß des menschlichen Wesens die Persönlichkeit Christi und zwar den historischen und kirchlichen Christus wie sie unzertrennlich eins sind vor dem denkenden Verstand in ihrer ewigen Bedeutung und Herrlichkeit rechtfertigen; er will auf dem Weg des verständigen Erkennens von einer vom Christenthum unabhängigen, von ihm nicht erzeugten und nicht zu erzeugenden Wissenschaft aus das Wesen des Christenthums, wie es von Anfang an bis heute in der Tiefe des Gemüths als göttliche Kraft erfahren worden ist, so nun auch dem Licht des Verstandes aufschließen und die Einzigkeit, Vernünftigkeit und ewige Gültigkeit der christlichen Religion dem denkenden Geist zum Bewußtsein bringen. Dies ist aber nicht möglich, solange der Grundgedanke des Christenthums, das Princip der Religion überhaupt, nämlich die Idee des lebendigen, persönlichen Gottes, nicht einen großen rationalen Nachweis erhalten und damit vor der Vernunft gerechtfertigt ist. Diesen Nachweis, welchen die Vernunft fortwährend angestrebt, aber bisjetzt nie erreicht hat, ist enthalten in der Schrift „Gott und seine Schöpfung", auf welche die bekannte „Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltansichten" vorbereitet hat. Mit der in diesem Werk vorgetragenen Welt- und Gottesanschauung steht der Verfasser, wie aus der Vorrede erhellt, im engsten Zusammenhang.

Hat der Autor dieser Werke den Anspruch erhoben, in seinem makrokosmischen Gottesbegriff auf dem Weg des logischen Denkens zu derselben Wahrheit gelangt zu sein, welche das Christenthum auf dem Weg der gemüthlichen Erfahrung erreicht hat, und in der Form des logischen Begriffs für den menschlichen Verstand dasselbe auszusprechen, was das Christenthum in der Form unmittelbarer Glaubenswahrheiten dem menschlichen Gemüth erschlossen hat, so wollte sich der Verfasser in der „Religion Jesu" mit dem historischen Christenthum auseinandersetzen und von seiner Gotteslehre, wie von der ihrer Logik zu Grunde liegenden Psychologie aus den Beweis der Vernünftigkeit des Christenthums antreten und damit zeigen, daß in seiner Lehre nach allen Seiten hin die Versöhnung von Gemüth und Verstand, von Religion und Wissenschaft, von Gewissen und Logik gegeben sei. Es erhellt, daß wenn der Verfasser es unternimmt das Christenthum vor dem denkenden Verstand zu rechtfertigen, umgekehrt seine Gotteslehre um so mehr von dem Christenthum gerechtfertigt werden wird, je mehr es ihm gelingen sollte, die weltgeschichtliche Persönlichkeit Jesu von seinen Principien aus befriedigend zu erklären. Sehen wir daher

2) wie der Verfasser die Persönlichkeit Jesu nach ihrem Selbstzeugniß auffaßt. Daß Christus nicht blos wie Moses und Mohammed als Werkzeug der göttlichen Offenbarung, sondern als die lebendige Offenbarung, als den, der selbst offenbart, sich weiß, daß das Gottesbewußtsein dem zufolge sein Bewußtsein so durchdrungen hat, sein Wille im göttlichen so aufgegangen ist, daß nicht mehr er selbst, sondern Gott in ihm lebt, ist klar und unleugbar. Allein das reicht nicht hin; Christus spricht nicht nur von seiner sittlichen Stellung, sondern von seiner Natur, und diese ist ihm eine so vollständige Einzigkeit, daß niemand fähig ist, sie ganz zu fassen. Es fragt sich nur, wie man dieses Selbstbewußtsein Jesu, welches weiterhin in der Ueberzeugung Jesu von seiner vorweltlichen Existenz, von sich selbst als Weltrichter und endlich von seiner Macht, in und durch seine Persönlichkeit der Menschheit das ewige Leben zu vermitteln, sich äußert, erklären will. Entgegen der Auffassung der neuern Religionsphilosophie, wonach in Christus die Idee der Einheit der menschlichen Gattung als des endlichen Geistes mit dem unendlichen Geist zuerst lebendig wurde und wonach er sich als den Repräsentanten dieser idealen Gattungspersönlichkeit wußte, ohne sich jedoch mit dieser für identisch zu halten, spricht der Verfasser den Satz aus: Christus war überzeugt, daß er selbst der Genius der Gattung, der Vertreter derselben in ihrem Verhältniß zu Gott und der bleibende Führer und Richter ihrer moralischen Entwickelung sei, dem als unsterblichem Geist (denn sofern er vom Weib geboren wie jedes Menschenkind das irdische Leben wieder verlassen mußte, ist er vergänglich) alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist, weil die menschliche Gattung die Spitze der gesammten Schöpfung ist. Ist er es ferner, welcher die Idee der nachweltlichen Unsterblichkeit dadurch zur Gewißheit persönlicher Fortdauer erhoben hat, daß er seiner persönlichen Fortdauer sich gewiß war, so muß er seiner vorweltlichen Unsterblichkeit in anderer Weise als wir sich bewußt gewesen sein, sodaß für ihn wirkliche bewußte Präexistenz in Gott war, was für uns nur unbewußte Präformation ist. Dieses Bewußtsein ist aber schlechthin kein übermenschliches, sondern ein vollkommen gesundes menschliches Bewußtsein;

der Menschensohn ist in ihm nichts Niedrigeres als der Gottessohn, und der Gottessohn ist in ihm nichts, was über die menschliche Natur hinausgeht. Alle Menschen sind Menschen — und alle sind Gottessöhne; der Unterschied ist nur der, daß was die andern nur vermöge ihrer menschlichen Gattungsnatur haben, nämlich die Ebenbildlichkeit mit Gott, er individuell hatte. Hieraus erklärt sich auch, daß Jesus seine Persönlichkeit als Princip des ewigen Lebens für die Menschheit anschaute. Einer bewußten Unsterblichkeit sind die Menschen nur dadurch fähig, daß sie ihrer unvollkommenen Individualität das ihnen kraft ihrer Rasse innewohnende Ebenbild Gottes einverleiben; diese Einverleibung kann aber erst dann eine vollkommene werden, wenn das individuelle Ebenbild erschienen ist. Denn nur dadurch, daß sich die Menschen in Jesu Menschlichkeit hineinleben, vermögen sie die Menschlichkeit aus sich herauszubilden.

Hatte also der Verfasser in „Gott und seine Schöpfung“ im Menschen zwischen Körper (Leib und Seele) und Individualgeist unterschieden und den Satz aufgestellt, daß jeder Mensch seiner Gattung nach als beseelter Organismus das vollkommene endliche Abbild des makrokosmischen Gottes sei, während sein Individualgeist nur eine Theilidee des Schöpfers ist, hatte er von hier aus logisch die Möglichkeit eines Individualgeistes nachgewiesen, welcher als göttliche Vollidee in demselben Grad das Ebenbild Gottes ist, wie die übrigen es gattungsmäßig sind, so zeigt nun die geschichtliche Untersuchung des Selbstbewußtseins Jesu (denn nur die Geschichte kann, wie der Verfasser schon in „Gott und seine Schöpfung“ es aussprach, hierüber entscheiden), daß dieser Geist in Jesu von Nazareth wirklich in die Welt eingetreten ist.

3) Jesus und der Heilige Geist. Fragen wir aber, wie Jesus, während er so bestimmt auf die Sphäre der Religion sich beschränkte und nur diese eine Seite des menschlichen Wesens zu repräsentiren sich bewußt war, dennoch für das Urbild der Menschheit sich halten konnte, so ist die Antwort; darum, weil er, indem er die Menschheit nach ihrem Gottesbewußtsein und sittlichen Gewissen darstellte, der Repräsentant der Menschheit nach ihrer höchsten Seite hin war. Allein wenn doch feststeht, daß nicht blos die Religion, sondern auch das Wissen es ist, welches den Menschen zum Menschen macht, so konnte Jesus in gewisser Hinsicht nur als einseitige Verkörperung des menschlichen Urbildes sich denken. Soll also in seinem Selbstbewußtsein kein Widerspruch sein, so muß er von sich selbst ein anderes, ihm ebenbürtiges Princip unterschieden haben und dieses ist der Heilige Geist, der ideale, intellectuelle Gattungsgeist, welcher das der Wissenschaft und dem Staat zu Grunde liegende Princip ist, in der individuellen Mannichfaltigkeit sich stets gleich bleibt und in den auserlesenen Naturen beständig zu Tage tritt, mit einem Wort das in der Gattung verkörperte geistige Ebenbild Gottes ist. Der Gattungsgeist trägt mittelbar die Religion in sich, kann sie aber vermöge seiner geistigen Tendenz aus sich allein nicht entfalten; die Offenbarung Jesu schließt die höchste Erkenntniß in sich, aber Jesu Sache ist es nicht, sie selbst zu entwickeln. Dies ist Aufgabe des Geistes, der in alle Wahrheit von der von Christus gegebenen Grundlage aus leitet.

Hieraus folgt zweierlei: einmal, daß wenn das Princip Christi das Fundament der Menschheitsentwickelung, das diese Entwickelung leitende Princip aber der Heilige Geist, der Gattungsgeist ist, die Menschheit in Christus die Spitze ihrer Entwickelung nicht erreicht hat, daß also das Geschichtlichwerden des Urbildlichen in Christus keineswegs eine Entwickelung der Menschheit in absteigender Linie bedingt; sodann daß, wenn das von Christus gelegte Fundament ein unentbehrliches ist, die Menschheit nie über den religiösen Inhalt seiner Lehre, obschon über die geistige Form hinausgehen kann, in welcher er sie dargestellt hat.

Hiermit haben wir die Grundzüge der vom Verfasser vertretenen Auffassung der Persönlichkeit Jesu entwickelt. Es ist deutlich, daß sie eine wesentlich neue, durchaus selbständige ist, getragen von einer in sich geschlossenen Weltanschauung. Ihren Ausgangspunkt nimmt sie in der psychologischen Unterscheidung von Körper (Leib und Seele) und Geist, Gattung und Individuum, und weiterhin von Gemüth und Verstand, als den zwei Grundfactoren des menschlichen Wesens, und in dem Begriff des Menschen als des endlichen aber vollkommenen Abbilds Gottes; wie diese Lehre logisch begründet ist in der Schrift „Gott und seine Schöpfung“. Ihre Eigenthümlichkeit aber besteht darin, daß, indem Christus von den vom Verfasser aufgestellten Principien des menschlichen Wesens aus begriffen wird, er durchaus Mensch und nur Mensch ist, aber so, daß er, wenn er hierdurch auf der einen Seite uns menschlich nahe gerückt wird, auf der andern Seite in seiner einzigen Hoheit über der Gattung steht und als voller Mensch der bleibende Mittler zwischen seinem Geschlecht und Gott ist.

37.

Notizen.

Biographisches.

Eduard Heyden, gegenwärtig Director einer Erziehungsanstalt für Knaben in Frankfurt a. M. und selbst aus dem Reußischen, gab eine Sammlung biographischer Skizzen unter dem Titel heraus: „Galerie berühmter und merkwürdiger Reußenländer“ (Frankfurt a. M. 1858). Befinden sich auch unter diesen „Reußen“ oder „Reußenländern“, deren Leben und Wirken in vorliegendem Buche skizzirt ist, nur wenige Berühmtheiten ersten Ranges, wohin namentlich Heinrich Schütz, der erste deutsche Operncomponist und von seinen Zeitgenossen „der Vater der deutschen Musik“ genannt, gerechnet werden muß, so gibt es unter ihnen doch eine ansehnliche Anzahl merkwürdiger oder verdienstvoller Männer, von denen wir hier nur folgende nennen: den dem Simon Dach'schen Dichterkreise angehörigen Liederdichter des 17. Jahrhunderts Heinrich Alberti; ferner Böttiger, Erfinder des Porzellans; Heinrich Gottfried von Bretschneider; das mechanische Genie Johann Gottfried Freitag; den ehemals beliebten Lustspieldichter Tobias Philipp Freiherr von Gebler; den um die deutsche Schauspielkunst und die Consolidirung des deutschen Schauspielwesens hochverdienten Schauspieler und Theaterdirector Heinrich Gottfried Koch; den ausgezeichneten medicinischen Schriftsteller Karl Georg Neumann, namentlich durch seine „Allgemeine Therapie“, sein fünfbändiges Werk „Von den Krankheiten des Menschen oder specielle Pathologie und Therapie“ u. s. w. bekannt und zugleich Verfasser des berühmten Studentenliedes „Hoch vom Olymp herab ward uns die Freude“, das er 1791 auf der Universität Jena dichtete und das uns hier in seiner vollständigen neunstrophigen Gestalt mitgetheilt wird, den „Naturdichter“ Johann Gottlieb Nündel, der 1818 und 1835 Sammlungen seiner der Form nach übrigens mehr der Kunst- als der Naturdichtung angehörigen Poesien unter den Titeln „Geistes- und Herzenskinder“ und „Blüten und Früchte“ herausgab, und wenn er gerade kein Papier hatte, seine Gedichte auf Breter und Latten niederschrieb, weshalb auch sein Principal, der Fabrikbesitzer F., einst äußerte, daß mit jeder Waarenkiste, die er versende, auch Nündel'sche Gedichte mit ins Ausland gingen; und den berühmten Geographen und Kartenzeichner Reichard. Von lebenden „Reußenländern“ hat hier nur der Dichter Julius Sturm Aufnahme gefunden, ungerechnet die biographischen Mittheilungen des Herausgebers über sich selbst, die er dem Vorwort eingewebt hat. Von literargeschichtlichem Interesse sind unter anderm namentlich die Mittheilungen über Heinrich Gottfried von Bretschneider, der im Siebenjährigen Kriege erst unter den Sachsen, dann unter einem preußischen Freicorps diente, später in Holland, Frankreich und England herumabenteuerte, in Oesterreich wegen seiner Freundschaft mit Friedrich Nicolai, zu dessen „Reisen“ Bretschneider die meisten Materialien lieferte, von den Jesuiten verfolgt, endlich aber doch in Ansehung seiner Brauchbarkeit und Talente zum Gubernialrath ernannt ward. In dieser Stellung verharrte er bis zum Jahre 1801, beschäftigte sich in den letzten Lebensjahren mit der Abfassung eines Katalogs über seine aus 10000 meist alten und

seltenen Blättern bestehende Kupferstichsammlung und starb 1810 in dem Schlosse Krzmitz bei Pilsen, das ihm sein Freund Graf Wrtby auf beliebige Zeit zur Benutzung abgetreten hatte. Er schrieb unter anderm „Graf Esau, ein Heldengedicht“ (1768, eine Satire auf einen Gesandten), einen „Musenalmanach“ (Lemberg 1788, ganz von Bretschneider), eine Schrift unter dem Titel „Theodor“ gegen Napoleon, deren noch bei dem Buchhändler Degen in Wien vorgefundene Exemplare der französische Gesandte jedes zu 3 Francs aufkaufte, den „Almanach der Heiligen auf das Jahr 1788“, und einige Romane, darunter „Waller's Leben und Sitten“ (Berlin, Nicolai, 1793), Schilderungen meist aus der wiener Welt „voll Laune, Witz und feiner Ironie“. Die von Bretschneider 1801 verfaßte und in Nicolai's Nachlaß gefundene, später in „Blackwood's Edinburgh Magazine“ ins Englische übersetzte Beschreibung seiner Reiseabenteuer in den Jahren 1772 und 1773 gab Göckingk mit biographischen Notizen unter dem Titel „Reise nach London und Paris, nebst Auszügen aus Bretschneider's Briefen“ 1817 heraus. Bretschneider verfaßte auch die bekannte Parodie auf „Werther's Leiden“ in Form eines Bänkelsängerliedes, mit der Schlußstrophe:

> Man grub ihn nicht im Tempel,
> Man brannte ihm kein Licht.
> Mensch, nimm dir ein Exempel
> An dieser Mordgeschicht'.

Bekanntlich parodirte auch sein Freund Nicolai den „Werther“, aber in Prosa, unter dem Titel „Freuden des jungen Werther.“

Eine neuentdeckte Robinsonade.

Franz Georg Ferdinand Schläger, wie er sich auf dem Titel nennt: „Dr. th. und ph., Senior ministerii und Pastor prim. in Hameln 2c. 2c.“ gab heraus: „Wunderbare Schicksale des Martin Speelhoven, eines Kaufmanns aus dem Klevischen, in Emden verstorben, von ihm selbst beschrieben und zur Unterhaltung und Belehrung zeitgemäß bearbeitet“ (Hannover, Hahn, 1858). Der Herausgeber berichtet, daß ihm vor mehreren Jahren ein schon zur Vernichtung bestimmtes Buch in die Hände kam mit dem Titel: „Die Glücks- und Unglücksfälle Martin Speelhoven's, eines Kaufmanns aus dem Klevischen gebürtig, welche ihm sowol in seiner Jugend als auch auf Reisen nach Amerika begegnet, nach dessen Gefangennehmung und Flucht, wie auch achtzehnjährigem Aufenthalt auf einer damals noch nie besuchten Insel und endlichen Befreiung, von ihm selbst beschrieben“ (Dresden und Leipzig, bei Joh. Nik. Gerlach u. Sohn, 1763). Dieses Buch, angeblich schon im Anfange des 18. Jahrhunderts geschrieben, hatte für den Herausgeber, wie er versichert, so viel Anziehendes, daß er beschloß, es in zeitgemäßer Bearbeitung herauszugeben. Vorher schrieb er noch nach Dresden und Leipzig, um sich über das Buch weitere Auskunft zu verschaffen, erhielt aber nur die Antwort, daß eine Buchhandlung Joh. Nikol. Gerlach und Sohn gar nicht mehr vorhanden sei; auch bat er die Herren Geistlichen in Emden um Nachricht, ob dort von einem Martin Speelhoven nicht irgendwo Kunde anzutreffen sei, da er (angeblich) dort begraben liege und sich durch Legate verewigt habe; aber von keiner Seite habe er befriedigende Antwort erhalten. Wir für unser Theil glauben, daß dieser Martin Speelhoven nie gelebt hat und daß das Buch, welches wol Hermann Hettner bei Abfassung seiner Schrift über Robinson und die Robinsonaden schwerlich gekannt haben dürfte, ursprünglich eine Speculation auf die im vorigen Jahrhundert erwachte lebhafte Liebhaberei an Robinsonaden war. Der Herausgeber möchte, „wenn es nicht zu gewagt ist“, glauben, daß Campe bei seinem „Robinson Crusoe“ dieses Buch gekannt habe. Das ist allerdings möglich, und es fehlt keineswegs an überraschenden Aehnlichkeiten; diese sind jedoch allen solchen Robinsonaden mehr oder weniger gemeinsam. Um so hervortretender sind andererseits die Verschiedenheiten. Es geht viel abenteuerlicher und romantischer in diesem „Martin Speelhoven“ her als im Campe'schen „Robinson“, so schon in der Jugendgeschichte Martin's, die eher an die Art des „Simplicissimus“ und anderer Sitten- und Abenteurerromane erinnert. Auf der Insel selbst, auf der Martin ausgesetzt wird, bringt ihm ferner der Zufall eine Menge glücklicher Umstände entgegen und führt ihm sogar zeitweise alle Vortheile europäischen Comforts zu, sodaß er im ganzen nicht so viel Scharfsinn aufzuwenden braucht als Robinson Crusoe und dadurch zum Theil eines Moments verlustig geht, der diesen so besonders interessant und für die Jugend lehrreich macht; endlich handelt es sich in der letzten Hälfte oder dem letzten Drittel des Buchs um eine veritable Liebesgeschichte, indem ein englisches Schiff an der Küste landet und Karoline, die Tochter des Kapitäns, mit ihm in ein näheres Verhältniß tritt. Die Intriguen, die von dem Vater und einem Lieutenant gegen dieses Verhältniß gesponnen werden, treten nun in den Vordergrund und ziehen sich, in der Weise eines echten Romans, bis zu Martin's Heimkehr nach Europa hin. Sehr naiv ist es dabei, daß die beiden Liebenden in voller Unschuld nebeneinander hinleben, so auf der Insel in der Wohnung Martin's, obschon Karoline ihm die Wirthschaft führt und in seiner unmittelbaren Nähe ihr Nachtlager hat, so später in Emden, wo sie, nach mancherlei Schicksalen, mehr als 20 Jahre lang bis zu ihrem Tode als Martin's platonische Freundin lebt, womit die Kindermoral des Buchs gerettet ist. Ein psychologisch interessanter Zug dagegen ist es, daß der erste Mensch, dem unser Martin auf der Insel begegnet, und der freilich wunderlicherweise sein eigener von ihm nicht gekannter Vater ist, sofort mit ihm Händel anfängt, ihn auf dem Eilande als unberechtigten Eindringling nicht dulden will und ihm nach dem Leben trachtet, und daß das erste Schiff, welches auf der Insel landet, ihm zwar seine Karoline zuführt, aber außerdem nur Bosheit, Unfrieden, Intrigue, Verleumdung und Verfolgung bringt, kurz jenen geheimen wie offenen Kriegs- und Belagerungszustand, der innerhalb der menschlichen Gesellschaft permanent ist. Für Leserinnen möchte der „Martin Speelhoven“, dessen Veröffentlichung nicht ohne alles literarhistorische Interesse ist, durch die Einmischung Karolinens und vieler romantischen Elemente manche Reize vor andern Robinsonaden voraushaben.

H. M.

Die lateinische Inschrift in Auerbach's Keller.

In der Anzeige von W. Schäfer's „Deutschen Städtewahrzeichen“ (Nr. 43 d. Bl. f. 1858) wird namentlich der leipziger Faustbilder Erwähnung gethan, und die Erklärung und Deutung, welche Schäfer dem räthselhaften lateinischen Distichon Vive bibe obgraegare etc. gibt, allen frühern vorgezogen. Gewiß hat auch die Deutung: Vive bibe obgraegare etc. etwas Ansprechendes, namentlich im Vergleich mit der gezwungenen Erklärung Robbe's, auf deren Mittheilung sich Schäfer in dem ersten ausführlichen Artikel über jene Wahrzeichen („Illustrirte Zeitung“, 24. Januar, S. 90) beschränkt hatte. Erledigt aber wurde die Sache mit jenem Vorschlag Schäfer's noch keineswegs; sie ist es unsers Erachtens in einer Gelegenheitsschrift, die fast gleichzeitig mit der Anzeige in d. Bl. ans Licht trat, in der „Gratulation des Friedländer Gymnasiums zum Amtsjubiläum des Pastor Leuschner in Roga (Mecklenburg), eines ehemaligen Collegen der Anstalt am 20. October 1858“. Zu dieser Schrift haben sämmtliche Lehrer je nach ihren Neigungen oder Studien beigesteuert, voran der als philologischer Forscher in weiten Kreisen bekannte Director R. Unger mit Beiträgen zur classischen Literatur und zu allererst mit einer Erörterung der dunkeln Inschrift auf dem Faustbilde, ein Stoff, dessen Wahl er in gemüthvoll ansprechender Weise dem Greise gegenüber so motivirt — und die vielen lauten und stillen Verehrer von Leipzig werden auch hier die Wiederholung der Worte gestatten —: „Primum memoriam redintegravimus amoenissimae et celeberrimae illius urbis, in qua adolescens Tu litterarum studiis naviter operatus simul et saluberrimam institutionem habuisti et ingenuas oblectationes.“

Unger liest nun die Inschrift so:

Vive, bibe, *obgraecare* memor Fausti hujus et hujus Poenae. *Aderat* claudo haec *aspera et* ampla gradu — und abgesehen von der äußern Wahrscheinlichkeit dieses Vorschlags wollen wir unsere sozusagen philologische Freude nicht verhehlen, wie der Verfasser das sonst unbekannte Compositum obgraecari für die Bezeichnung eines heitern Lebensgenusses durch eine Reihe der umfassendsten Belesenheit entnommener treffender Analogien gestützt und das ganze Distichon auf die vorschwebenden, zum Theil auch von andern Dichtern des 16. Jahrhunderts mit Vorliebe wiedergegebenen Reminiscenzen des classischen Alterthums zurückgeführt hat. 34.

Bibliographie.

Auerbach, B., Der Wahrspruch. Schauspiel in fünf Akten. Leipzig, Weber. 8. 20 Ngr.

Lübeckische Blätter. Sonntagsblatt der Lübecker Zeitung. Redacteur: A. Sartori. 1ster Jahrgang. 1859. Februar bis December. 48 Nummern. Lübeck. Gr. 4. 2 Thlr.

Literarische Bonbons. 1stes Bändchen. Denksprüche für's Leben. 128. Berlin, J. Abelsdorff. 7½ Ngr.

Brandt, A. H. W., Die Gerechtigkeit aus dem Glauben. Gesetz und Glaube. Des Christen Beruf zur Freiheit. Drei protestantische Predigten. Amsterdam, Seyffardt. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Donai, A., Fata Morgana. Deutsch-amerikanische Preis-Novelle. St. Louis Mo. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Duncker, C., Iffland in seinen Schriften als Künstler, Lehrer und Director der Berliner Bühne. Zum Gedächtniß seines 100jährigen Geburtstages am 19. April 1859. Berlin, Duncker u. Humblot. 8. 1 Thlr.

Goltz, B., Exacte Menschen-Kenntniß in Studien und Stereoscopen. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Zur Physiognomie und Characteristik des Volkes. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Gruenz, K., Eine gemischte Ehe. Wirklichkeit und Wahrheit in einem Lebensbilde. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 12. 1 Thlr.

Hesekiel, G., Vor Jena. Roman. Nach den Aufzeichnungen eines Königlichen Offiziers vom Regiment Gensd'armes. Zwei Bände. Berlin, F. Schneider. 8. 2 Thlr.

Hoburg, K., Die Belagerung der Stadt Danzig im Jahre 1734. Mit einem Plan. Danzig, Bertling. 1858. Gr. 8. 15 Ngr.

Kohl, J. G., Kitschi-Gami oder Erzählungen vom Obern See. Ein Beitrag zur Charakteristik der Amerikanischen Indianer. Zwei Bände. Bremen, Schünemann. 8. 3 Thlr.

König, T., Luther und seine Zeit. Culturhistorischer Roman in vier Bänden. 2ter Band. — A. u. d. T.: Zweifel und Erleuchtung oder Wittenberg. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Krohn, A. C. F., Lütt plattdütsch Gedichte. Rostock. Gr. 16. 10 Ngr.

Lawrence, J., Einfache Gedanken über geheime Gesellschaften. Aus der 5ten englischen Auflage übersetzt von J. Degmeier. Dayton Oh. 1855. 8. 1 Thlr.

Lobe, J. C., Aus dem Leben eines Musikers. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mejer, O., Die Concordatsverhandlungen Württembergs vom Jahre 1807. Mit bisher ungedruckten Actenstücken. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 16 Ngr.

Mering, Freih. F. E. v., Die Reichsgrafen von Hohenzollern in ihren Beziehungen zu Stadt und Erz-Diöcese Köln. Köln. Gr. 8. 10 Ngr.

Mohl, R. v., Encyklopädie der Staatswissenschaften. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Müller von der Werra, Flamboyant. Demaskation eines weltpolitischen Carnevals. Zeitgedichte. Leipzig, Lehmann. 8. 1 Thlr.

Sanct-Hilar, Christian Grabbe. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Luppe. 8. 15 Ngr.

— — Charlotte Stieglitz. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Luppe. 8. 15 Ngr.

— — Der Sünden Fluch und der Liebe Segen. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Luppe. 8. 15 Ngr.

Schwerdt, H., Thüringer Dorfgeschichten. Die Spinnstube. Das Vogelschießen. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 22 Ngr.

Der christlich ergänzte Spinozismus, die allein mögliche Vorstellung vom wahrhaft göttlichen Sein. Eine Skizze in vier Abtheilungen. Würzburg, Halm. 1858. 8. 5 Ngr.

Stein, P., Der letzte Churfürst von Mainz. Historischer Roman aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Drei Bände. Leipzig, Herbig. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Uhlich, Religiöse Vorträge. I. Allgemeines aus der Vernunftreligion. Gotha, Stollberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Varchmin, F. W. v., Die Jahre 1848 und 1849. Erinnerungs-Blätter dem Ruhme und der Ehre der Preußischen Armee geweiht. Berlin. 1858. 8. 1 Thlr.

Warnsdorff, L. v., Fräulein La Ruine. Frei nach der „Mademoiselle La Ruine" von Montépin bearbeitet. Zwei Bände. Berlin, Nelte. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Willkomm, E., Am häuslichen Herd. Criminal- und Strandgeschichten. Zwei Bände. Gotha, Opetz. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Winterfeld, A. v., Geschichte des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem. Mit besonderer Berücksichtigung der Ballei Brandenburg oder des Herrenmeisterthums Sonnenburg. Mit Illustrationen. Berlin, Berendt. 4. 6 Thlr.

Tagesliteratur.

Einige flüchtige Bemerkungen zur endlichen radicalen Lösung der schwebenden Zeitfrage. Im Anfange des Monats April 1859. München, Lentner. Gr. 8. 1 Ngr.

Denkschrift betreffend die preußische Machtstellung im deutschen Nordwesten. Berlin, Springer. Lex.-8. 5 Ngr.

Durch Krieg zum Frieden! Ein Mahnruf in der zwölften Stunde. Von einem nicht Unbekannten. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Hirsch, B. B., Zeitblätter. Nr. 1. Sonntags- und deutsche National-Volksfeste. Preußen und die italienische Frage. Berlin, Röhring. Gr. 8. 3 Ngr.

Kleinschrod, C. F. G., Oesterreich und die italienischen Verträge. Eine Rechtsbetrachtung. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 10 Ngr.

Napoleon III. der Mann der größten Attentate des 19. Jahrhunderts von einem Conservativen. Cöln. Lex.-8. 15 Ngr.

Ringler, A., Prophetische Mahnung an Napoleon III., von selbst gegeben durch den wunderbaren fatalistischen Zusammenhang der Geschicke des Hauses Napoleon mit der Zerstörung Troja's; den alten Mythen vom Raub Europa's und von der weltverheerenden Chimära; ferner mit der Wegräumung dieses Ungeheuers durch Bellerophon ꝛc. Ein pythisch-mythisch-historisch-oratorisches Capriccio über ein zeitgemäßes Thema. München, Fleischmann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ritter St. Georg, der Drachentödter. Chur, Grubenmann. Gr. 16. 2½ Ngr.

Die Traditionen preußischer Politik niedergelegt in drei geschichtlichen Aufsätzen, entsprechend der nationalen, der politischen, der religiösen Grundlage des preußischen Staates. Berlin, Springer. Lex.-8. 18 Ngr.

Ueber die richtige Auffassung der dramatischen Charaktere in Uffo Horn's Tragödie: „König Ottokar." Prag, Calve. 1858. Gr. 8. 3 Ngr.

Zur italienischen Frage. März 1859. Wien, Manz u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 9. Juni 1859.

Dramatische Literatur.

Zweiter Artikel.*)

Jede Kunst hat zunächst den Zweck, Freude und Vergnügen zu bereiten; es ist weise, das Bedürfniß danach zur Bildung und Erziehung des Volks zu benutzen. Auch von der Bühne her soll dieser höhere Zweck im Auge behalten werden. Von der Tragödie bis zur Posse ist es die Aufgabe der dramatischen Dichtung falsche Leidenschaften zu geiseln, sittliche Begriffe anschaulich zu machen, den Sinn für die Schönheit der Form auszubilden. Mitten in die Fragen des öffentlichen und privaten Lebens hinein soll der Dichter den Schauplatz seiner Dichtung verlegen und durch seine Dichtung der Wahrheit huldigen und die Lüge brandmarken; wirken soll er auf den Geist seiner Nation und durch lebendiges Beispiel seine Zuhörer zum Denken und zum Handeln anregen. So lauten wenigstens die Ansprüche, welche die Kritik an eine dramatische Arbeit zunächst und hauptsächlich macht, und daß sie dabei in jetziger Zeit mit dem augenblicklichen Geschmack des Publikums in Widerspruch steht, ist nur ein Beweis von ihrem hohen Standpunkte und von dem niedern der schaulustigen Masse. Der Widerspruch aber ist zumeist herbeigeführt durch die Leiter der Theater und durch die Dichter. Man ruft nach einem nationalen Theater; aber in demselben müßten die Schwächen unserer Zeit geschildert werden und, abgesehen von den Staatsrücksichten, die sich dem entgegenstellen, ist es dem Dichter schwer gemacht, gegen die materielle Richtung unserer Zeit mit poetischer Würde anzukämpfen. Die Kraft und die Ausdauer, die zum Verstehen des wahrhaft Großen gehören, fehlen sowol unserm Publikum als den meisten unserer Dichter; es ist viel leichter, mit dem modernen „Blödsinn", der sich namentlich in der Stadt der Intelligenz breit macht und geneigte Zuhörer gefunden hat, ein wohlfeiles Lachen über die Thorheiten und Erbärmlichkeiten unserer Zeit zu erregen, als mit Ernst die Pygmäen derselben mit großen Charakteren in Parallele zu stellen. Einige Dichter, und die meisten können wir sagen, haben mit Phrasen die großen Fragen abzuthun gemeint; sie wirkten, solange man an dieselben glaubte; die Entnüchterung aller Parteien nach den Erfahrungen des Jahres 1848 hat auf der politischen Schaubühne wie auf den Bretern die Phrase zu Grabe getragen.

Aber mit ihrer Bestattung ist auch eine Kühle in der Stimmung entstanden, die jedem poetischen Schaffen hinderlich ist; es ist eine ähnliche Unsicherheit über den zu verfolgenden Weg zum Vorschein gekommen, wie nach der spiritualistischen Schwelgerei zu Anfang unsers Jahrhunderts, wie nach der Glanzzeit der Neuromantiker, nur um so bedeutender, da zu unserer Zeit die ganze Nation und jeder in sich eine Reaction erlebte. Dabei kommt der wahre, sittliche Volksgeist in der Zeit der Gährung nicht zur Erscheinung, erst in der Abklärung erkennt man seine Größe; wohl ist in ihr die Kraft da, die ihr Alles einsetzt für eine große Idee, aber sie wird erst verstanden von einem nachfolgenden Geschlecht. Selbst da wo Wahrheit vorliegt, wird das Publikum jetzt eine Täuschung fürchten, denn es ist vorsichtig geworden. Es hat erfahren, daß der eifrige Mensch im Kampfe gegen Vorurtheil und Unsinn, selbst über seine wahre Meinung hinaus Ansichten aufstellt; und wer wollte verkennen, daß seit Lessing dies immerfort in der dramatischen Literatur geschehen sei? Sehen wir nicht überall auf der Bühne nur edle Proletarier und schurkische Vornehme und Reiche, vortreffliche Juden und scheinheilige Christen, idealisirte Maitressen, die trotz ihres Lasters tausendmal vorzüglicher geschildert werden, als ihre Mitmenschen? Die Gerechtigkeit und das Mitleiden für verfolgte, unglückliche und bedauernswerthe Menschen verleitete zu extremen Anschauungen und die Uebertreibung wuchs mit den Nachahmern, die fern von den lobenswerthen Motiven nur auf den Mode gewordenen Geschmack des Publikums speculirten. Mit alledem hat sich unsere dramatische Poesie immer mehr in die Unwahrheit verstrickt, die Ausnahme für die Regel gegeben und durch Uebertreibung auf der einen oder der andern Seite dem Ganzen Eintrag gethan.

Daher ist es auch mit gekommen, daß gerade die dramatischen Dichter, die recht eigentlich nach einer nationalen Bühne

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 2 d. Bl. D. Red.

verlangen, am wenigsten volksthümlich sind. Man nehme die Werke Shakspeare's oder Calderon's, sie sind ein lebendiges Bild ihrer Zeit, im Einzelnen oft kaum zu verstehen ohne Kenntniß ihres Jahrhunderts und doch noch von derselben nachhaltigen Wirkung auf das Publikum ihrer Nation, jetzt wie damals; die dramatischen Dichter unserer Zeit bemühen sich, auch ein Bild der Zeit zu geben, sie sind aber so befangen von ihrem eigenen Urtheile, sie loben und verurtheilen ihr Jahrhundert so überwiegend nach der Rolle, die sie selbst in ihm spielen, daß sie nur sich, also wieder die Ausnahmen schildern. Das gilt nicht nur von denen, die auf ihre Nation durch Schilderung der Thatsachen wirken wollen, auch das innere Leben, das Geheimniß des Herzens legen sie mit dem Secirmesser des Verstandes so bloß, daß hier wie dort die poetische Stimmung verloren geht. Liegt in alledem nicht Entschuldigung genug, wenn die Kritik dem Publikum, das mit solcher Speise gefüttert wird, die Augen öffnen will, oft freilich in einer Art und Weise, die gerade das Entgegengesetzte bewirkt? ist es dem Publikum so sehr zu verargen, wenn es, mit verdorbenem Geschmack, das Theater eben nur noch betrachtet als ein gutes Mittel die Langeweile zu tödten und mit demselben ästhetischen Behagen ein Stück von der Birch-Pfeiffer (wir nennen sie, weil man sich gewöhnt hat, sie als Repräsentantin einer gewissen Gattung zu betrachten) oder eine wirklich gute Arbeit unserer wenigen vorzüglichen Dichter der Neuzeit betrachtet? Das Publikum steht mit seinem Urtheile im Widerspruch mit der Kritik, die es sich immer bestochen vorstellt; es sieht, wie die Leiter der Theater das Mittelmäßige begünstigen und das Gute zurückdrängen, dabei aber oft genug noch von höhern Absichten faseln, deren sich das Individuum nicht bewußt ist; es ist durch die Gewöhnung so faul geworden, daß es die leichte Lectüre derjenigen vorzieht, die zum Nachdenken anregt; die Masse fürchtet die Wahrheit und duldet höchstens die überzuckerten Anspielungen, die möglicherweise den Nachbar, nie aber die eigene Person berühren könnten; sie scheut sich nicht, über Größe spöttisch zu lächeln, weil sie nur ihren kleinen Maßstab für den richtigen hält. So ist im allgemeinen das Publikum beschaffen, das über die Dichter zu Gericht sitzt, und selbst die Bessern und Besten nehmen die Gegenwart wie sie ist und schweigen, oder werden müde in dem Kampfe gegen die Lüge, die fort und fort wirkt, bis sie auch auf dem Theater jede Spur von Einfachheit, Wahrheit und Natürlichkeit unterdrückt haben wird.

---

1. Amaranth und Ghismonda oder die Brautfahrt. Großes romantisches Schauspiel in sechs Aufzügen. Nach der epischen Dichtung Amaranth von Oskar von Redwitz. Für die Bühne bearbeitet von Adolf Steppes. Darmstadt, Köhler jun. 1858. Br. 8. 15 Ngr.

Steppes hat sich den gradus ad Parnassum eben nicht schwer gemacht; er hat, um die an und für sich unglückliche Idee auszuführen, die „Amaranth" von Redwitz zu dramatisiren, dessen Verse einfach abgeschrieben und wir haben daher nur einen Abdruck des gedachten Gedichts vor uns. Wie lächerlich sich die süßlichen und augenverdrehenden Liebes- und Klagelieder in diesem Zusammenhange ausnehmen, wie widerlich und unsittlich die Liebe zu Amaranth auftritt, während Herr Walther als Mann von Ehre und christlicher Ritter Ghismonden zu freien auszieht, wie zudringlich Amaranth's Liebe erscheint mit dem Wunsche:

Könnt' ich doch selbst Eur Schildknapp sein
Und dürfte ich überall Euch begleiten, —

das alles wird der Leser begreifen, der bedenkt, daß naiv sein sollende Aussprüche der Dichtung hier plötzlich, ohne jede Vermittelung, in Rede und Gegenrede sich gegenüberstehen. Wenn Steppes die Absicht gehabt hätte, Redwitz zu ironisiren, er hätte es nicht besser thun können, aber ohne Zweifel ist ihm alles fürchterlicher Ernst, das Drama ist sogar einmal auf der großherzoglichen Bühne zu Darmstadt aufgeführt, der Verfasser behält sich das Recht vor die Erlaubniß zu einer weitern Aufführung zu ertheilen, er hat die Scenerie genau angegeben — ein Schränkchen, ein Kästchen, eine Ampel, ein Krügelchen und Donner, Blitz, Regen und Sturm —; er schreibt vor, wie dies oder jenes gesprochen werden soll, kalt, ironisch oder „auch skoptisch". Uebrigens eine Erfindung stammt von Steppes, abgesehen davon, daß er einzelne Verse hinzufügen mußte, um die von Redwitz zu verbinden; der Dramatiker hat entdeckt, daß Ghismonda's Vater der Buhle von Amaranth's Mutter gewesen ist, und daß Ghismonda, deren gotteslästerliche Sonette uns nur zum Theil geschenkt werden, einen Buhlen Rinaldo Ferrati hatte, der sie wegen ihres Verhältnisses mit Walther ersticht, worauf er sich ebenfalls tödtet. Dem treuen Walther „blutet zwar das Herz", im Grunde aber ist er froh, so seine Verpflichtung los zu werden und Amaranth heirathen zu können. Im allgemeinen aber müssen wir gestehen, daß diese Bearbeitung uns als das Nonplusultra literarischer Production erschienen ist und daß wir kaum wissen, was wir mehr bewundern sollen, die naive Kühnheit Steppes' oder die Gutmüthigkeit des Hrn. von Redwitz, mit der er duldet, daß seine Dichtung auf eine solche Weise verarbeitet wird.

2. Lord William Russel. Historische Tragödie in fünf Acten von A. Munch. Aus dem Norwegischen übertragen von John Heyliger Burt. Kopenhagen, Lose und Delbanco. 1858. 8. 20 Ngr.

Als wir vor Jahren in der „Revue des deux mondes" (Lieferung vom 1. Mai 1855) Guizot's „L'amour dans le mariage" lasen, waren wir beim ersten Eindruck von dem schönen Stoffe überrascht, den diese Erzählung zu einer dramatischen Bearbeitung bot. Bald aber überzeugten wir uns, daß hier das psychologische Interesse das vorherrschende sei und daß das Familienglück jener liberalen und christlich gesinnten Helden zu einfach und erhaben dasteht, als daß nicht jeder Zusatz, dessen die Thatsache zur dramatischen Bearbeitung bedurfte, den Eindruck schwächen müßte. Unsere damalige Ansicht ist durch die vorliegende Tragödie nur verstärkt worden, obgleich wir von vornherein zugestehen müssen, daß die Behandlung des Gegenstandes eine sehr geschickte und anziehende ist. Der Stoff ist kurz folgender: Lord William Russel verheirathet sich fast zu derselben Zeit mit Lady Vaughan, in der er in die Opposition des Unterhauses eintritt; mit Lord Shaftesbury bildet er eine Partei mit dem ausgesprochenen Willen, den Herzog von York, Bruder des Königs, als Katholiken von der Thronfolge auszuschließen. Karl II., der darin einen Angriff gegen seine königliche Autorität sieht, beschließt die Partei auseinander zu sprengen, um so mehr, da in ihr entschiedene Republikaner und Männer figurirten, die vor dem Königsmorde nicht zurückschrecken. Der erste Streich sollte die Häupter treffen, die aber zeitig genug durch einen sonst eifrigen Royalisten, Lord Mordaunt, gewarnt werden. Shaftesbury, der viel consequenter und weitgehender seine Plane verfolgt hatte, als Russel, flieht nach Holland; Russel, sorglos wie Egmont, und mit dem Bewußtsein seiner Unschuld, da er immer vor gewaltthätigen Schritten gewarnt hatte, bleibt und wird gefangen. Aus dem politisch interessanten Processe bleibt für uns nur anzuführen, daß Lady Russel mit

Standhaftigkeit bei dem Gemahl aushielt, daß sie selbst im Verhöre Notizen zu seiner Vertheidigung schrieb und daß sie zwei mannichfache Versuche machte den Geliebten zu retten, ängstlicher aber für seine Ehre als für sein Leben kämpfte und wachte. Den 21. Mai 1681 wurde Lord Russel hingerichtet. In der Tragödie sehen wir das Unterliegen des edeln Mannes; die Geschichte erzählt uns wenige Seiten später von der Revolution von 1688 und hierin liegt ihr Vorzug vor der Tragödie. Die Grundzüge, nach denen Munch gearbeitet hat, haben wir hier zunächst angegeben; fügen wir hinzu, daß die Charaktere kurz und scharf gezeichnet sind, daß der Dichter ein unverkennbares Talent für dramatische Gestaltung zeigt, daß die Sprache edel und rein und der jedesmaligen Situation angemessen ist und gedenken wir endlich noch lobend der geschickten, fleißigen Uebersetzung. Störend und fast verletzend wirkt dagegen auf uns das Auftreten der Herzogin von Portsmouth, der Maitresse des Königs, und ihre Unterhandlungen mit der Lady, um ihrem natürlichen Sohne die Erbfolge zu sichern; es ist das eine jener Zuthaten, die wir oben tadelten, die kleinliche Motive in die großen, bewundernswerthen Thatsachen mischt. Es ist als ob von jenem Augenblicke an Russel mehr durch die Rache eines elenden Weibes, als seiner Ueberzeugung zur Ehre unterläge; ebenso paßt die zweite Zusammenkunft der Lady mit der Herzogin und der erstern Sprache in dieser Scene nicht zu ihrem sonstigen Charakter. Wir schließen mit der Bemerkung, daß sich diese Tragödie, die wir unsern Lesern gern empfehlen, durch ihre dramatischen Gegensätze, wie durch die von uns oben gerühmten Vorzüge wohl zu einer Aufführung eignet, und mit der in ihr geschilderten rührenden und erhabenen Gattenliebe, wie durch das männliche, tüchtige Bewußtsein, mit welchem der Held seinem Berufe als Christ, als Edelmann und Bürger folgt und ihm „die schöne Ruhe des heimisch stillen Herdes opfert", einen moralischen Eindruck auf die Zuhörer hinterlassen muß.

3. Dramatische Werke von **Karl Goldschmidt**. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von seinen Freunden. Zwei Bände. Berlin, G. Reimer. 1858. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die beiden Bände der durch den Grafen Schwerin-Putzar und F. Goldschmidt herausgegebenen dramatischen Werke Karl Goldschmidt's enthalten theils Nachbildungen nach dem Englischen und Spanischen, theils Originalstücke. Der Verfasser war, wie uns das Vorwort sagt, eine jener glücklich situirten Persönlichkeiten, der neben seinem praktischen Berufe sich dem heitern Umgang mit den Musen zuwenden konnte, wobei er durch seine literarischen Bekanntschaften gefördert wurde. Ausbildung seines reichen Geistes war seines Lebens Hauptzweck und die vor uns liegenden Arbeiten lassen auch jene reife Beobachtung des menschlichen Treibens und des menschlichen Herzens erkennen, welche die Herausgeber dem Dichter nachrühmen. Mehrere dieser dramatischen Arbeiten sind schon über die Bühne gegangen, andern wurde der Zutritt durch jene Ungunst der Verhältnisse verweigert, die wir in unserm letzten Vorworte näher charakterisirt haben; zu jenen gehören namentlich die Originallustspiele, die sich durch die obengenannten Vorzüge, durch geschickt angelegte Verwickelungen und durch einen eleganten, fließenden Dialog auszeichnen. Freilich fehlen auch hier nicht die Unwahrscheinlichkeiten, an denen kürzere Lustspiele nur zu leicht leiden, wie denn auch die ewig wiederkehrenden Namens- und Personenverwechselungen, die Hindernisse einer Ehe durch Geburt, endlich stereotype Figuren wie eine kokette, heirathesüchtige Alte darin ihr Wesen treiben. Von dieser Art des Salonlustspiels kann man ja aber auch füglich etwas Neues und Ueberraschendes nicht erwarten und man wird sich begnügen müssen, wenn das Dagewesene, wie hier, geschickt verarbeitet und verwandt wurde.

Von den Nachbildungen ist „Die Flucht" nach Beaumont und Fletcher entschieden das schwächste Stück der Sammlung. Die Verwickelung wird durch einen Liebenden herbeigeführt, der sich in der Stunde betrinkt, in der seine Geliebte mit ihm entfliehen will. Wir müssen gestehen, daß diese Art der Realität, wie sie hier vorgeführt wird, uns eben nicht mundet; es gehört eine starke Portion Verleugnung aller idealen Auffassung der Liebe dazu, um die Versöhnung eines Mädchens mit einem Manne für möglich zu halten, der dem Wein zu Liebe die Ehre seiner Braut aufs Spiel setzt. Möglich, daß diese Art der Selbstverleugnung besteht, auf der Bühne aber wird dies schnelle Verzeihen auch denen unbegreiflich erscheinen, die wenigstens einen Rausch einem braven Manne zugute halten. Das andere Stück desselben Verfassers, das uns hier in deutscher Bearbeitung vorliegt, ist die Nachbildung eines jener Volksstücke, wie sie zur Zeit Shakspeare's Sitte waren und von denen uns der große Brite im „Sommernachtstraum" eine unübertroffene Probe gegeben hat. Es behandelt das Auftreten des Lehrlings Ralph als Ritter von der brennenden Mörserkeule, während seine Principalin die Improvisationen desselben vom Standpunkte des Publikums aus commentirt und kritisirt. Das Lustspiel, das zu gleicher Zeit eine wohlgelungene Parodie der Ritterstücke ist, zeichnet sich durch entsprechenden Humor aus, der trotz der Länge des Stücks nicht lahm wird und auch den Leser immer in Athem erhält, wenn derselbe auch öfters versucht sein möchte mit Hippolyte zu sprechen: „Das ist das närrischste Zeug, das ich jemals hörte." Dankbar müssen wir Goldschmidt für die wohlgelungene Uebersetzung der „Amantes de Teruel" des Juan Eugenio Hartzenbusch sein, jenes Trauerspiels, welchem der spanische Dichter seinen Ruf besonders verdankt. Die Eigenschaften, ergreifende Situationen und feurige Schilderung der Leidenschaften, die Schack dem Dichter überhaupt nachrühmt, finden wir hier in ihrer größten Vollkommenheit; es ist uns dabei, als ob durch deutsche Anklänge, die bei der zum Theil deutschen Geburt und Erziehung des Dichters wohl möglich sind, z. B. in der Behandlung des Begriffs der Ehre, uns das Verständniß des Trauerspiels näher gebracht wäre. Wir finden dabei eine edle und fließende Sprache, gedrängte und fesselnde Handlung, klaren Plan und ansprechende Situationen: Vorzüge, die uns nur um so mehr den übereilten und matten Abschluß mit unmotivirten Sterbescenen bedauern lassen. Das zweite spanische Stück der Sammlung „Ein Freund am Hofe" hat gleichfalls einen neuern Dichter, Antonio Gil y Zarate, zum Verfasser, der namentlich durch seine effectvollen Dramen bekannt ist; hier hat er ein politisches Intriguenstück gegeben, das zur Zeit der Herrschaft Alberoni's spielend, sich namentlich durch Feinheit der Zeichnung der Charaktere und durch ein treues Wiedergeben der Stimmungen auszeichnet, während er ein lebendiges Bild spanischen Lebens in eleganter, poetischer Sprache und in Verwickelungen gibt, wie wir sie kaum reichhaltiger der unerschöpflichen Phantasie Calderon's verdanken.

4. Appius Claudius. Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Peter Lohmann**. Leipzig, Luppe. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.
5. Oliver Cromwell. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von **Peter Lohmann**. Leipzig, Luppe. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.

Wir begrüßen zunächst mit Freuden den bedeutenden Fortschritt, den der Dichter mit diesen beiden dramatischen Arbeiten gemacht hat. Lohmann gibt in beiden einen Entwickelungsmoment der Weltgeschichte, und er versteht es, namentlich in „Appius Claudius", denselben in den engen Rahmen, der durch das Schauspiel geboten ist, so zu fassen, daß er weder zu knapp noch unverständlich erscheint; der Dichter gewinnt vielmehr Raum, um die Charaktere, von denen er keinen nebensächlich behandelt, durch Wort und That klar sich vorstellen zu lassen, ohne dabei die große Handlung irgendwie aufzuhalten. So wird denn niemand den Fleiß und den Ernst verkennen, mit welchen Lohmann seine Entwürfe ausführte und mit Freuden bemerken, daß sein Talent ihn dabei bestens unterstützte. Beide dramatischen Arbeiten stellen den Kampf zweier Parteien und das jedesmalige Unterliegen der herrschenden dar. In „Appius Claudius" sehen wir den Kampf der Volkstribunen und spätern Consuln gegen die Decemvirn. Wenn auch der Vergleich mit Coriolan hinsichtlich der Exposition sehr nahe liegt, so müssen

wir doch gerade diese besonders lobend erwähnen; der Leser wird durch das lebendige Volksbild mitten hinein in die Situation versetzt und gewinnt Interesse für die handelnden Personen, die durch die Gegensätze ihres Auftretens glückliche Gelegenheit zur Charakteristik bieten. Am wenigsten gelungen ist dem Dichter die Schilderung des Appius selbst, der zu energielos, fast schwach vorgeführt ist und dessen patentirte Fehler, deren er sich dabei immer bewußt ist, eine unglückliche Ideenverbindung mit dem Gaugrafen Gleisberg in des Dichters „Schmied von Ruhla" hervorrufen; die Schilderung der Intrigue und der Bösewichter ist überhaupt nicht Lohmann's Stärke. Ganz anders hervortretend sind dagegen die Freunde des Appius, die, ihren Vortheil höher schätzend als das Wohl Roms, ihn zu Gewaltmaßregeln antreiben, und ihnen gegenüber der Verlobte der Virginia, Icilius, jeder Zoll ein Römer; der alte Krieger Lucius Siccius; der Volkstribun Virginius, der ewig vermitteln will, bis die Frevelthat, an seiner Tochter verübt, ihn zur Rache anstachelt; Lucius Valerius, der Idealist, und Marcus Horatius, der Mann der That, dessen Zunge ebenso schneidend ist als sein Schwert, der tapferste und bewußteste Kämpfer gegen die Anmaßungen der Decemvirn.

In „Oliver Cromwell" ist neben dem Manne, der dem Schauspiele den Namen gegeben hat, der interessanteste Charakter der des flüchtigen Königs, der, von falschen Rathgebern umgeben, in anmaßlicher Verblendung seine Freunde und seine Partei von sich scheucht, bis er, ein Opfer seines Irrthums, auf dem Schaffot endet. Der Dichter sagt uns selbst, man könne dieses historische Schauspiel nicht verstehen, ohne sein früheres Drama „Karl Stuart" gelesen zu haben; dort ist die Exposition für seinen „Cromwell" zu suchen und hier vermissen wir den Abschluß; die Gewissensbisse, mit denen der Held die neue Herrscherwürde übernimmt, und die geringe Hoffnung, mit der er zu neuen Kämpfen eilt nach des Königs Fall, zeigen, daß eben kein Abschluß der Dinge herbeigeführt ist; wir haben historische Wahrheit, aber kein in sich abgeschlossenes Kunstwerk vor uns. Welchen Beifall wir übrigens der Charakteristik der handelnden Personen, namentlich der der Anhänger des Königs zollen, die unbedingt mit Vorliebe bedacht sind, so können wir uns doch nicht mit der Zeichnung der beiden Elisabeth befreunden, denen es wenigstens an Spannkraft der Seele fehlt. Der Dichter wird zum Schluß uns noch die Bitte gestatten, daß er mit seinem Urtheile über die Recensenten etwas bescheidener sein möchte; sein Nachwort zeigt von einer krankhaften Selbstüberhebung, vor welcher wir Lohmann um so mehr warnen müssen, da sie fähig ist, die Zukunft eines Mannes zu untergraben, der uns durch seinen tief sittlichen Charakter, durch sein wackeres Streben und durch die unverkennbaren Fortschritte, die seine neuesten dramatischen Arbeiten zeigen, ein aufrichtiges Interesse eingeflößt hat.

6. Constantin Dragoses. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Maximilian Beilhack. Cannstatt, Bosheuyer. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.

In dem vorliegenden Trauerspiele, das den Untergang des Oströmischen Kaiserreichs behandelt, ist alles mit so starken Farben aufgetragen — Charaktere, Exposition, Dialog u. s. w. —, daß man es, um uns eines gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen, mit Händen greifen kann. An dramatischer Kraft und tragischer Tiefe findet sich darin freilich kein Ueberfluß, aber dafür haben wir Effecte und Gegenüberstellung von Charakteren, die so durchaus schlecht oder gut sind, daß man von den ersten Worten an mit ihnen vollständig fertig ist.

In „Constantin Dragoses" entwickelt sich weder eine Handlung noch eine Persönlichkeit; es wickelt sich vielmehr alles mehr theatralisch nach und nach ab und schließt endlich mit dem Tode des Helden, ohne daß zu diesem, in diesem Zeitpunkte gerade, eine andere Nothwendigkeit vorläge als eben die, daß die Tragödie ihr Ende haben mußte. Dabei fehlt es, wie gesagt, nicht an Theaterfiguren, die in der Darstellung kaum zu vergreifen sein können; da ist der blinde Prokopius, der Metropolit der griechischen Kirche, der immer einen Bannfluch und Einverständniß mit dem unzufriedenen Volke bereit hält, wenn der Kaiser nicht Lust bezeigt, zur griechischen Kirche überzutreten; ferner die geheimnißvolle graue Mutter, die bald im griechischen, bald im türkischen Lager ihre wahnsinnigen Streiche spielt, bis sie sich endlich als die einst vom Patriarchen den Türken geopferte Mutter des Kaisers zu erkennen gibt.

> Ich ward geraubt,
> Ohnmächtig auf des Sultans Schiff geschleppt,
> In Murad's Arm erwacht' ich neu zum Leben.
> Mohammed ward mein Sohn, doch in der Stunde,
> Da er geboren ward, befiel mich Wahnsinn —

erzählt die Mutter Crescentia und gibt uns dadurch die Kunde, daß der Kaiser und der Sultan, die feindlich sich Gegenüberstehenden, Brüder sind. Eine solche Theaterfigur ist endlich Hortensia, eine freche Buhlerin, die über ihre sinnliche Lust trotz einer Dame du demimonde spricht und die dabei geliebt wird von den beiden Brüdern, die sich wieder in Edelmuth so überbieten, daß mancher Schüler ihnen bewundernd Beifall zuklatschen wird. Wir werfen noch einen Blick auf den Helden, dessen drittes Wort „Ideal" ist und der so dumm und schwach erscheint, daß sein entschiedenes Unglück nicht als Folge einer Verschuldung, sondern nur als natürliches Ergebniß aus dem fühlbaren Mangel an Lebensklugheit erscheint; so fällt er denn, von allen Seiten verlassen, mit der in seinen Verhältnissen gewiß sehr idealen Beruhigung, daß ihn das siegende Jahrhundert erwarte. Der Leser wird aus dem Gesagten erkennen, daß von einer tiefern sittlichen Idee in diesem Trauerspiele überhaupt kaum die Rede ist; auf den Effect berechnet gehört es zu jenen Geisteskindern, die eben erst geboren, auch schon der Vergessenheit anheimgefallen sind. Die Ausdrucksweise des Dichters möge der Leser nach folgenden Proben beurtheilen:

> O häuslich Glück, der Gatte einer Mutter
> Des eignen lieben Weibes sein zu können.

> Du bist's, mein alter Freund. Ist alles richtig?

> Ich freute mich der Widerpart zu sein,
> Da ich auch alle Ideale hasse
> Und im Verstande nur Charakter suche —
> Und dein Verstand macht dich charakterlos.

> Ihr wollet also nicht mit uns entwandern?

> Meine Marie, Hälfte meiner Seele,
> Du Lippe meines Mundes, komm, o komm!

> Ja, es gibt Nöthe, die nicht beten lehren.

7. Der Verbannte am Pontus Euxinus. Tragödie in fünf Aufzügen von E. Buchholz. Marburg. 1858. Gr. 8. $17\frac{1}{2}$ Ngr.

Vorliegende Tragödie behandelt die Verbannung des Ovid, der auf des Augustus Machtgebot Rom verlassen mußte und Tomi am Pontus Euxinus zum fernern Aufenthalte angewiesen erhielt. Den Stoff fand der Dichter in Ovid's „Trauergesängen" und in dessen Briefen aus dem Pontus; die Ursache der Verbannung findet er in Ovid's Vergehen gegen die Sittlichkeit durch die „Kunst zu lieben", in einem Majestätsverbrechen, dessen er sich schuldig gemacht hatte, endlich in einer von Sidonius Apollinaris angeführten Liebe des römischen Dichters zur Julia, der Tochter des Ovid. Buchholz will in dieser Tragödie „einen Menschen zeichnen, der, von der Natur mit ausgezeichneten Anlagen ausgestattet und vom Glücke begünstigt, die der Menschheit gezogenen Schranken nicht achtet, durch eine schwere Verirrung mit einer höhern Macht in Conflict geräth und dadurch seinem Schicksale verfällt". Der Dichter glaubt somit sich der Theorie angeschlossen zu haben, die Aristoteles im dreizehnten Kapitel

seiner „Poetik“ entwickelt; wir aber glauben, daß er jene etwas gar zu modern aufgefaßt hat. In der vorliegenden Tragödie sind weder Schranken übersprungen noch Verirrungen (ἁμαρτία) begangen, wie sie Aristoteles nothwendig gehalten hat um eine Sühne zu erlangen; auch hat dieser schwerlich unter dem Conflict mit einer höhern Macht die Ungnade eines Kaisers, die einen Pasquillanten traf, verstanden.*) Aber ebenso wenig wie Buchholz, gegen die Anforderungen des Aristoteles, seine poetische Gerechtigkeit vertheidigen kann, ebenso wenig können wir sie, selbst nach modernsten Begriffen, anerkennen; der Dichter hat auch selbst die Schwäche ganz richtig herausgefühlt und seine Vorrede ist im Grunde nur ein Geständniß, daß eigentlich ein tragisches Geschick hier gar nicht vorliegt, wohl aber ein unglückliches Schicksal, das ein bedeutender Mann theilweise durch seine Schuld sich bereitete. Daß der Dichter dem Ovid noch in dessen Sterbestunde die Nachricht von seiner Begnadigung zukommen läßt, löst weder die Dissonanzen der frühern Acte auf, noch hätte er zu befürchten brauchen, daß durch eine Rückkehr des Ovid nach Rom der tragische Eindruck abgeschwächt würde: einfach schon deshalb, weil sowol Dissonanzen als tragischer Eindruck überhaupt fehlen. Mitleid mit dem Schicksale eines Mannes, dessen Schuld nicht mit der Strafe in Einklang steht, der unverschuldet und, was wohl zu beachten ist, ohne Bezug auf seine Verirrungen, in der Verbannung von allem verlassen wird, was ihm als Besitz schmeichelte, Mitleid, sagen wir, bringt allein keinen tragischen Eindruck hervor; von einer „Furcht“ aber, die den Leser nach der Ansicht des Dichters ergreifen soll, wenn er bedenkt, daß bei ähnlichen Verirrungen ihn gleiches Los wie Ovid treffen könnte, möchte das Publikum doch wol im allgemeinen keine Ahnung haben, höchstens zieht es sich aus dem Ganzen die Moral, daß das Schicksal oft sehr ungerecht verfährt und eine neue Lebensanschauung dürfte es dadurch nicht gewonnen haben. Die ganze Tragödie ist überhaupt ein dialogisirtes Epos; von Anfang bis zu Ende wird erzählt, zum Theil sehr gut und poetisch, aber die Handlung wird dadurch selbstverständlich schleppend und ermüdend. Da erzählt Ovid seiner Pflegetochter Pavilla, die er als Säugling fand, von seinem frühern Leben; da berichtet Sever, der Freund des Helden, ebenso ausführlich wie er nach Tomi kam; Ovid klagt sich seiner Verirrungen in einem Monologe an und wiederholt sich wenige Seiten darauf, er beschreibt den Abschied von Rom und seine Reise nach Tomi mit möglichster Ausführlichkeit. Zum Glück kommt immer wieder ein ebenso Redseliger und nimmt die Geduld in Anspruch: Gallus mit der Aufzählung von Roms Schönheiten; Zainolxis mit seinem Beweise, daß Pavilla seine Tochter sei; Cassius mit der Entdeckung der Ursache seines schnöden Undanks gegen Ovid und Casca mit seinem Bericht, wie jener bestraft wurde. So sehr wir entschieden behaupten müssen, daß „Der Verbannte am Pontus Euxinus“ keine Tragödie ist, so können wir doch die Dichtung um der einzelnen Schönheiten willen, die wir namentlich in Sprache und Ausdruck, sowie in der lebendigen Schilderung erkennen, zum Lesen empfehlen. Dabei erfreut uns der Ernst, mit dem der Dichter an die Bearbeitung seines Stoffs gegangen ist und der immerhin, und gerade in unserer Zeit Anerkennung verdient. Vielleicht thäte Buchholz gut, sich dem Epos zuzuwenden.

8. Hippolyt. Tragödie von Oswald Marbach. Leipzig, Lorck. 1858. Br. 8. 20 Ngr.
9. Medeia. Tragödie von Oswald Marbach. Leipzig, Lorck. 1858. Br. 8. 20 Ngr.

Oswald Marbach, dem wir eine wohlgelungene Verdeutschung der Tragödien des Sophokles mit ästhetischen Erklärungen verdanken, gibt in „Hippolyt“ und „Medeia“ zwei eigene Tragödien, deren Stoff aus der griechischen Sagengeschichte entnommen wurde; er ist in der Behandlung derselben dem Vorbilde Goethe's in der „Iphigenia“ gefolgt; doch er hat, wie dies ein neuerer Literaturhistoriker diesem nachrühmt, im griechischen Geiste empfunden und gedichtet, von den Griechen aber nur das Ewige, Bleibende beibehalten, dagegen alles abgesondert, was nur Eigenthümlichkeit des Volks und der Zeit war. So hat Marbach namentlich die Unwahrscheinlichkeiten vermieden, die bei den Griechen auf einer allgemeinen Voraussetzung beruhten, und dadurch moderne Tragödien geschaffen, die bei der Selbständigkeit ihrer Composition doch wieder nicht das Studium der betreffenden Zeiten und Sitten vermissen lassen. In der erstern Tragödie wird die Liebe der Phädra, der Gemahlin des Theseus, zu ihrem Stiefsohn Hippolyt vorgeführt; auch der Sohn liebt die Mutter, aber die Ehrfurcht vor seinem abwesenden Vater veranlaßt ihn zu fliehen, besonders als er sieht, daß auch Phädra ihre Liebe nur mit Gewalt niederkämpft. Die Amme, welche die Glut ihrer Gebieterin entdeckt hat, verräth diese, wie im Auftrag der Phädra, ihrem Sohne und verwandelt dessen Liebe so weit in Verachtung, daß er sie gegen seine Mutter ausspricht. Phädra nimmt sich verzweifelnd das Leben, nachdem sie in einem Briefe, um sich zu rächen, den Hippolyt anklagt, er habe sie mit Liebesanträgen verfolgt. Theseus kehrt zurück, sein Fluch jagt den Sohn aus dem väterlichen Hause, in das er sterbend zurückgebracht wird; jetzt erst enthüllt die Amme die Wahrheit. Der Leser wird leicht erkennen, daß auch dieser Tragödie die Verschuldung fehlt, die zur Rechtfertigung des tragischen Geschicks nothwendig ist; Marbach selbst sucht nach einer solchen und läßt wol deshalb Phädra von der ekeln Krankheit der Liebe sprechen, die fortzeugend ihr Geschlecht berückte und besiegte. Erst mit ihrem Tode bereitet der Dichter das Ende des Hippolyt vor; indem er die bis dahin fast zu weich gehaltene Phädra aus Rache den Geliebten anklagen und den Zorn des Theseus dadurch heraufbeschwören läßt. Auch dieser erscheint nicht durch den Willen der Götter verblendet, sondern einfach getäuscht durch die falsche Anklage seiner Gattin, die allein den Sohn tödtet. Wir haben hier also überall Irrthum und zwar einen solchen, der durch Aussprechen jederzeit berichtigt werden konnte und dessen Enthüllung nur durch Leidenschaftlichkeit verhindert wird; eine verbrecherische That, die eine Sühne verlangte, wie etwa im „Oedipus“, ist durch den Irrthum nicht vollendet. Im Gegentheil, die Liebe der beiden Hauptpersonen ist nicht verbrecherisch, sie wird überwunden und Phädra erscheint nur schuldig durch die kupplerische Bereitwilligkeit der Amme; daß danach Hippolyt an der Frauentugend seiner Mutter verzweifelt, ist ein ebenso verzeihlicher Irrthum, als der des Theseus, der seinen Sohn für schuldig hält. Für die Tragödie aber ist eben das Unterliegen zur Sühne für eine wirkliche Schuld nöthig, oder wenigstens das Besiegtwerden durch ein Verhängniß, gegen welches es der Mühe werth erscheint, den Helden seine Energie einsetzen zu lassen; sonst erscheint sein Kampf kleinlich und sein Unterliegen erweckt in uns nur ein wohlwollendes Mitleiden; mit kurzen Worten, die moralische Freiheit des Helden hat in dieser Tragödie nicht Raum sich zu bewähren. Einen andern Fehler finden wir in dem Dualismus der Handlung, die von dem Augenblicke an, in welchem Phädra den Rachebrief schreibt, andere Motive und einen andern Charakter erhält. Nach diesen Einwürfen halten wir uns aber auch um so mehr verpflichtet, die Schönheiten dieser Tragödie anzuerkennen, die wie die zweite (und diese wie wir sehen werden in noch weit größerm Maße) eine poetische Schöpfungskraft, Meisterschaft in der Exposition, in der Entwickelung Ruhe und Mäßigung, glückliche Form und Charakteristik und hochpoetische Sprache zeigt.

In der „Medeia“ ist eine strengere Geschlossenheit der leitenden Idee und der Handlung zu bemerken; die Entwickelung der Charaktere ist schärfer und der Punkt, von dem aus der Dichter exponirte, die Verwickelung schürzte und die Lösung herbeiführte, klarer zu erkennen. Das tiefere Eingehen in das Gemüth zeigt sich hier namentlich in dem glänzend geschilderten Contraste zwischen der

*) Sollte hier aber C. Buchholz unter der „höhern Macht“ wirklich nur die „Ungnade des Kaisers“ verstanden haben, und nicht vielmehr jene, die „unerforschlich, unergründet, des Schicksals dunkle Knäuel flicht“? D. Red.

Liebe der Griechin und der Barbarin. Der Conflict zwischen Leidenschaft und Liebe wird freilich zum Vortheil der erstern entschieden, aber die Lösung ist berechtigt und auch jene verfällt dem Geschick. Was aber namentlich diese Tragödie vorzüglich macht, ist die Wahrheit und das allgemein Menschliche der Leidenschaften, die selbst in Bezug auf Medeia nicht übertrieben und verzerrt erscheinen. Die großen Leidenschaften erheben das Herz und geben schwächlichem Mitleiden nicht Raum; der Liebe der Glauke und der Leidenschaft der Medeia gegenüber erscheint der Tod nur wie ein höherer Wille, der die empörten Wogen glättet. Als Probe der zum Theil hochpoetischen Sprache möge hier ein Ausspruch Jason's in der überaus schönen Unterredung mit Glauke folgen:

> Hinaus ins wüste Meer zu Kampf und Sieg!
> Das Steuer nehm' ich selbst in meine Hand,
> Wenn hoch die Stürme gehn, und Wogen brausen.
> Da hilft kein Segel — nur das Männerherz
> Wirft keck entgegen sich dem wilden Sturme,
> Es schwillt die Brust, doch ruhig, klar besonnen
> Schaut durch der Wogen und der Wolken Kampf
> Der Steuermann — ein Druck der starken Hand —
> Vorüber braust das Schiff an scharfer Klippe,
> Die es zermalmen sollte; wüthend geifert
> Das tolle Meer und wirft den weißen Gischt,
> Der Wolken Fetzen wild ins Angesicht
> Dem kühnen Schiffer, welcher muthig lächelt:
> Er hat gesiegt und durch die Wasserwüste
> Zeigt seines Geistes Pharos ihm den Weg.

10. Barbarossa's Erwachen. Ein Geisterspiel von Maximilian John. Berlin, Plahn. 1858. Gr. 16. 7½ Ngr.

Das Erwachen Barbarossa's zu neuem Leben und zur Herstellung des neuen Reichs sieht der Dichter nahe bevorstehend; der deutsche Genius sucht nach ihm seine Zukunft nicht in Herstellung eines längst gerichteten Reichs, was ihm jeder gern zugeben wird; aber worin er sein neues befriedigendes Leben sucht, darüber möchten die Meinungen getheilt sein. Jedenfalls sind die Wünsche und Hoffnungen John's in dieser Hinsicht etwas unklar und doch zu idealistisch, wenn er des deutschen Genius Kraft, Macht und Vollendung findet „in der naturgemäßen Einfachheit der ersten Zeiten, auf Grundlage des ursprünglichen Gemeindethums und in freier Verbindung der altvolksthümlichen Provinzen; vor allem aber versöhnt und erhoben im einfachen und einigenden, lebensfreudigen und thatkräftigen Gottesbewußtsein". Und dieses ideale Reich, das wol von der gesunden Vernunft ebenso gerichtet sein dürfte, wie das alte, zerfallene durch die Geschichte, soll mit der Waffe des Geistes seine Nachbarlande und mit England vereint die ganze Welt erobern. Den Adler aber, der der Sage nach aus Norden daherfliegen soll, um die Raben zu verscheuchen, auch den hat John gefunden: es ist der vermuthliche Nachfolger jenes Königs, der die deutsche Kaiserkrone, „verhängnißvoll den Deutschen von jeher", von sich wies; kurz, jener hoffnungverheißende preußische Prinz, der durch seine Vermählung „das Volk des Denkens und das Volk der That, die Wahrheit mit der Freiheit treu verband". Mit dieser Hinweisung ist das Geisterspiel zu einem bloßen gutgemeinten Gelegenheitsstück abgeschwächt, das jene Verbindung und Preußens Stellung feiern soll. Der deutsche Genius aber wird wol weiter schmachten müssen im Kyffhauser und der Adler wird noch lange nicht erscheinen, der die Raben zu verscheuchen bestimmt ist!

Es bleibt uns noch übrig zwei kleine Lustspiele kurz zu besprechen und zwar

11. Kein Geld. Lustspiel in einem Act von Julius Laurenty. Riga, von Böttlicher. 1858. 16. 15 Ngr.

12. Drei Monate nach Dato. Lustspiel in einem Aufzuge von Hermann Grieben. Stettin, Th. von der Nahmer. 1858. 8. 7½ Ngr.

Das erste ist eine echt französische Bluette, was Erfindung und Dialog betrifft, nur berechnet für den Effect des Augenblicks. Ein Maler, Marcel, und ein Schriftsteller, Al[illegible], zwei Freunde in Geldverlegenheit, verschaffen sich 1000 Francs, indem sie einen Bankier, dessen Maitresse früher Alfred's Geliebte war, eifersüchtig machen durch ein Porträt des Mädchens und dies schließlich um den gedachten Preis an ihn verkaufen. Solche Eintagsfliegen brauchen als Zeichen der Zeit nur in der Kritik genannt zu werden, während eine Beurtheilung ganz unnöthig erscheint.

In dem zweiten Lustspiele ändert ein junger Mensch so lange seinen Namen in Lenz, Sommer, Herbst und Winter, bis er den vier Jahreszeiten zur allgemeinen Befriedigung der Geliebten des Mädchens, sowie der erwünschte Schwiegersohn des [illegible] sich entwickelt, und auch seine Schwester, die mit in der Intrigue ist, ihren ersehnten Theil aus der allgemeinen Verwirrung erhält. Ist auch die Erfindung nicht neu und bewegt sie sich im Geleise jener oft dagewesenen Komik, die durch Namensverwechselungen hervorgebracht ist, so wird doch das Lustspiel, [illegible] der mit einem einactigen Lustspiel so oft zusammenfallenden Unwahrscheinlichkeiten, hübsch und rund gegeben, die Zuhörer [illegible] lustigen und angenehm unterhalten.

3

Der russische General Löwenstern.

Denkwürdigkeiten eines Livländers. (Aus den Jahren 179[illegible]-1815.) Herausgegeben von Friedrich von Smitt. [illegible] Bände. Mit einem Bildniß. Leipzig, C. F. Winter. 18[illegible]. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Als dies Werk zuerst angekündigt wurde, erwartete[illegible] darin die militärischen Denkwürdigkeiten des Generals von Löwenstern zu finden. Der Herausgeber belehrt uns aber in [illegible] kurzen Vorworte, daß es mit diesem, welche der General in französischer Sprache eigenhändig über sein Leben aufgesetzt [illegible] in den Archiven des Kriegsministeriums niedergelegt hat, [illegible] zu verwechseln sei. Die vorliegenden Denkwürdigkeiten sind [illegible] auch nach Tagebüchern, Briefen, mündlichen Erzählungen [illegible] Generals, sowie nach andern sichern Angaben abgefaßt und [illegible] dem General selbst durchgesehen, berichtigt und als wahr [illegible] ihm aus der Seele geschrieben anerkannt. Sie haben vornehmlich Sitten, Zustände und die merkwürdigsten Personen der [illegible] ihm durchlebten Periode zum Gegenstande und werden überall mit dem größten Interesse gelesen werden. Der Herausgeber führt den General redend ein und läßt ihn seine Biographie selbst erzählen, wodurch nicht allein die Darstellung an [illegible]digkeit und psychologischer Wahrheit gewinnt, sondern auch [illegible] Autor von mancher moralischen Verantwortung befreit [illegible]. Denn sagen wir es nur gleich offen heraus, damit der [illegible] weiß, was er in dem Buche zu finden hat: es ist mit einer [illegible] Rückhaltlosigkeit auch gegen die eigene Person des Selbsterzählers geschrieben und gibt uns damit ein Sittenbild der [illegible] Gesellschaftsklasse, welcher derselbe durch Geburt und Rang [illegible] gehörte. An Naivetät der Schilderung läßt es darin nichts [illegible] wünschen übrig.

Woldemar Freiherr von Löwenstern wurde im Jahre 1[illegible] auf dem Schlosse Rasick in Esthland geboren, wohin [illegible] ursprünglich in Livland ansässige Familie übergesiedelt [illegible]. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, besuchte die Ritterakademie in Reval und trat 1793 als Sergeant in das Semenowsche Garderegiment ein, dessen Chef, Graf Soltikow, ihn [illegible] seine Ordonnanzsergeanten aufnahm. Diese, sämmtlich aus [illegible] nehmen Familien, versahen gewissermaßen Pagendienste bei [illegible] und begleiteten ihn zu allen Hoffesten. Hier lernte Löwenstern die hochstehenden Personen am Hofe Katharina's kennen, [illegible] andern den Fürsten Platon Zubow, der damals als erster [illegible] glänzte, und Fersen, welcher dann gegen Kosciuszko zog. [illegible] folgenden Jahre wurde er mit einer Anciennetät von acht Jahren [illegible] Wachtmeister zur Garde zu Pferd und am Neujahrstage 179[illegible] Rittmeister zum Regiment der ukrainischen leichten Reiter [illegible] wobei er der Kaiserin vorgestellt und zum Handkuß zugelassen [illegible]. Das Regiment, zur Armee Suworow's gehörig, cantonnirte [illegible]

hlen. Dort verweilte er zuerst 14 Tage in Grodno, wo der
setzte König Stanislaus in einer Art von Haft, aber nicht
e Glanz und würdige Haltung lebte, neben ihm in mehr
königlicher Pracht der Fürst Repnin. Die persönlichen Er-
nisse des jungen Offiziers verfolgen wir hier nicht weiter,
interessant auch manche derselben sind. Er machte dann in
em Kürassierregiment den Feldzug 1799 in der nördlichen
hweiz mit, dessen Begebenheiten und Eindrücke lebendig dar-
ellt sind; auch eine Charakteristik Korsakow's lesen wir,
lche die allgemeine Ansicht in der russischen Armee über diesen
fähigen Feldherrn ausspricht. Mit 200 Kosacken abgeschickt,
die Verbindung mit Suworow herzustellen, fand Löwenstern
alten Löwen mitten in einem Dorfe von seinem Generalstabe
geben, auf einem tragbaren Nachtstuhl sitzend, wobei er man-
lei Dienstgeschäfte abmachte und zuweilen halblaut dazwischen-
: Hurrah! hau! stich! jag! „Suworow's Leben war so
ntlich, sein Charakter so durchsichtig, seine Zeit endlich so be-
ftigt, daß man dergleichen nicht so hoch anschlagen muß.
hatte dabei kein Arges und wollte gewiß nicht übermüthig
n Abhängige handeln." Auf dem Rückmarsche in der Gegend
Augsburg kam Löwenstern mit einem Theile des Condé'schen
ps, namentlich mit der Leibschwadron des Dragonerregiments
Herzogs von Enghien zusammen. Graf Damas, der nach-
ige Pair und Oberkammerherr, commandirte sie; nach ihm
der älteste Offizier der Oberst Baron Grünstein, der einige
re später bei der berüchtigten Aufhebung des Herzogs von
französischen Gensdarmen zuerst für Enghien selbst gehalten
be und bei einiger Geistesgegenwart den Herzog hätte retten
en: ihn selbst würde man doch nicht füsilirt haben. Wol
Offiziere gehörten zu der einen Schwadron und es gab da ein
ges Leben, an welchem der Herzog oft theilnahm. Die
en marschirten nach drei Wochen weiter nach Böhmen, wo
nstern den Carneval in Prag mitmachte; er widmet den
den desselben, den drei glänzendsten Sternen: den Gräfinnen
, Schlick und Kolowrat, dem „Höllenspiel", in dem er sehr
lich war, einige Blätter der Erinnerung und führt uns dann
ie alten Standquartiere seines Regiments nach Livland, wo
m schwer fiel, sich wieder an die Einförmigkeit des Lebens
wöhnen. Er war unterdessen Major geworden. Wir lesen
Schilderungen der Zustände des dortigen Grundadels, wie
n andern Gegenden sich auch gestalten. „Das ist der ge-
Weg livländischer Güter, alter Erwerbungen des Schwerts
des Krummstabs. Auf und ab, rechts und links, aber zu-
immer in den Kasten rigaischer Kaufleute, wo sie vielleicht
der Zeit alle Platz finden werden." Welchen Versuch Lö-
ern gemacht, ein solches verpfändetes Gut mit einer schönen
wieder zu befreien und wie er an dem Veto seines Vaters
erte, ist mit andern Abenteuern ergötzlich zu lesen. Im
1800 wurde ein Corps unter Graf von der Pahlen an
Ostsee zusammengezogen, zu welchen auch Löwenstern's Re-
t rückte. Bei diesem Marsch kam er durch Laudon, von
em Schlosse das livländisch-deutsche Geschlecht, dem der
mte Feldherr entsprossen ist, den Namen führt; das Burg-
Laudon mit Totzen gehörte urkundlich seit 1432 diesem Ge-
te und der große Laudon ist 1716 zu Totzen geboren. Es
so falsch, wenn er Loudon geschrieben und seine Vorfahren
gland oder Schottland gesucht werden. Jetzt gehört das
dem Baron Meiners, nachdem es eine Zeit lang den Thiesen-
ns gehörte, welche, nach dem Spruch, alle Güter in Liv-
besessen haben, oder noch besitzen, oder besitzen werden.
Die Thronbesteigung Alexanders brachte auch im Kriegs-
Veränderungen hervor. Die Zahl der Kürassierregimen-
urde vermindert, und auch das Löwenstern's wieder in ein
onerregiment verwandelt, das seine Quartiere in den klei-
hen Districten erhielt, namentlich in Gluchow, wo eine
ang die Residenz der Hetmans gewesen. Hier fand Löwen-
in den Häusern des vornehmsten Adels Zutritt, unter denen
irstliche Haushalt des Feldmarschalls Grafen Rasumowski
aturin an feudaler Pracht alles überstrahlte. Außerdem
gewährten die Märkte und Messen in den kleinen Städtchen,
die zu verschiedenen Zeiten abgehalten wurden, die Möglichkeit
einen guten Theil des Jahres umherzuziehen und sich zu erheitern;
diese Märkte dauerten je drei Wochen und wurden besonders von
den vielen Landedeldamen mit großen schwarzen Augen, die
sich in ihren Weilern langweilen, zahlreich besucht, auch Rou-
lette und Schauspiel fehlte nicht. In den Standorten bildeten
die Offiziere überdem einen Leseverein, wozu der Major von
Herzberg mehrere Bücherballen von Leipzig und Petersburg kom-
men ließ. Nachdem Löwenstern in dieser Weise drei Jahre im
Kosackenlande sich getummelt, nahm er Urlaub in seine Heimat
und entschloß sich, den eigenen Herd zu gründen. Er nahm
1804 seinen Abschied und vermählte sich mit einem Fräulein
von Thiesenhausen; sein Vater ließ ihm dazu ein hübsches Haus
in Reval einrichten und trat ihm drei Güter ab. Das Glück
dieser Ehe wurde aber durch den Verlust zweier Kinder und eine
Krankheit getrübt, welche ihn bewog, südlichere Gegenden auf-
zusuchen. Indessen auch seine Frau erkrankte, und mußte sich
einer Operation an der Brust unterwerfen, wodurch er in Wien
gefesselt wurde. Er erzählt von seiner Reise einen Vorfall, der
charakteristisch für die Liebe der Oesterreicher zu ihrem Kaiser ist.
In einem Posthause war er, auf Pferde wartend, an einem
Tischchen, mit der Mütze auf dem Kopf, eingeschlummert, als
ihm plötzlich die Mütze vom Kopf genommen wurde. Entrüstet
sprang er auf und stellte den Postmeister, der es gethan, mit
auffahrender Stimme zur Rede. „Herr Oberst", antwortete der
ehrliche Oesterreicher, „nichts für ungut. Sie sitzen vor dem
Bilde unsers gnädigsten Kaisers und können da wol die Mütze
abthun." Löwenstern sah wirklich Kaiser Franzens ernst-freund-
liche Züge, gab dem Postmeister recht und schlummerte bar-
häuptig wieder ein, im Schutz des milden Auges des alten
Reichsoberhaupts.

In Wien wurde Löwenstern dann dem Kaiser selbst vor-
gestellt und zwar, da kein russischer Gesandter in Wien war,
durch den französischen, Grafen Andréossy. Er hatte viele
Empfehlungen mit und wurde in den höchsten Kreisen, sowie
bei den Mitgliedern des diplomatischen Corps eingeführt, sah die
Erzherzoge, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen, den geist-
reichen Fürsten von Ligne und die bedeutendsten Staatsmänner.
Einladungen folgten auf Einladungen und auch seine Frau ge-
wann sich viele Freundinnen: Frau von Specht, berühmt durch
Schönheit und Geist, und besonders die witzige Gräfin Fünfkir-
chen (später Gräfin Esterhazy). Aber Frau von Löwenstern
mußte eine zweite schmerzhafte Operation dulden, welche sie ganz
daniederwarf. Inzwischen brach der Krieg von 1809 aus und
Löwenstern erlebte in Wien alle Ereignisse, vom Anmarsch der
Franzosen bis zur Schlacht von Wagram. Der Herausgeber
läßt hier das Tagebuch, welches Löwenstern damals geführt hat,
reden. Die Schilderungen der Scenen, welche es enthält, ist
ebenso interessant als ergreifend, die Fragmente schließen mit
dem Tode der kranken Frau, welche am 10. Juni ihren Leiden
erlag. Um Löwenstern seiner Schwermuth zu entreißen, schlug
ihm ein Bekannter, Fürst Gagarin, vor, ihn, der als General-
adjutant Alexander's in Napoleon's Hauptquartier gesandt war,
dorthin zu begleiten; Löwenstern nahm es an und wohnte so als
Zuschauer der Schlacht von Wagram bei, von welcher er er-
zählt, was er gesehen hat. Am Abende des zweiten Tags,
als die Schlacht gewonnen war, und Napoleon sich bereits in
sein Zelt zurückgezogen hatte, entstand auf einmal im Rücken
des Heers eine große Aufregung und Verwirrung, welche furcht-
bar zunahm. Löwenstern war auf dem Rückwege nach der Lobau,
als ein paar Stallmeister des Kaisers an ihm vorüberjagten
und schrien: „Retten Sie sich doch! Die österreichische Cavalerie
attakirt schon die Zelte des Kaisers!" Das Geschrei: „Aux
armes!" ertönte überall; die Garde, welche um die Zelte bivoua-
kirte, ergriff die Gewehre und bildete Vierecke, Napoleon stieg
zu Pferde. Aber es war nur ein blinder Lärm, veranlaßt durch
österreichische Streiftrupps von der Armee des Erzherzogs Johann,
der allerdings durch rechtzeitiges Erscheinen der Schlacht von

Wagram, wie Blücher bei Waterloo, hätte eine andere Wendung geben können. Wenn auch nur seine Cavalerie, statt der Patrouillen, welche schon einen so panischen Schrecken verbreiteten, mit einigen tausend Pferden abends erschienen wäre, welche Erfolge hätte sie gewinnen können!

Löwenstern kehrte nun in sein Vaterland zurück, wo er eine Audienz bei dem Kaiser hatte; er versäumte aber diese Gelegenheit, mit Vortheil wieder in den Dienst zu treten. Alexander mußte glauben, daß er nicht dienen wolle und äußerte später sein Bedauern darüber: er habe ihn wollen in die Chevaliergarde nehmen und zu seinem Flügeladjutanten machen. Die Leere, welche Löwenstern daheim in Esthland fühlte, trieb ihn bald nach Petersburg zurück, wo er sich in den vollen Strudel des Residenzlebens stürzte. Unsern ehrbaren Lesern, die in bescheidenen bürgerlichen Verhältnissen leben, mögen sich die Haare sträuben, wenn sie wiederum von dem „jeu d'enfer" hören, wobei jedesmal 50000 Rubel und mehr auf dem grünen Teppich lagen, von Löwenstern's Spiel mit dem Grafen Bobrinskoj, das er selbst in der Krankheit im Bett mit ihm fortgesetzt und das ihm 400000 Rubel Gewinn eingetragen, die er aber natürlich nicht behalten hat. Er wurde vielmehr zuletzt rein ausgezogen. Er gesteht selbst, die Kraft nicht besessen zu haben, dem üppigen, zerstreuten Leben, das seinen Charakter zuletzt verderben konnte, zu entsagen; er trieb den Strom hinab. Erst nach den traurigsten Erfahrungen spielte er nicht mehr, ohne deshalb seinen Bekanntschaften zu entsagen. Er war oft in dem Hause des bairischen Gesandten, Grafen de Bray, dessen Gemahlin ihm verwandt war, auch bei Kutusow und dem alten Grafen Orlow, wo man fast nur Personen der altrussischen Partei sah. Gegen die Franzosen herrschte bei dem vornehmen russischen Adel eine große Abneigung, die sich einmal ganz eigenthümlich kund gab. Bei dem französischen Gesandten Caulaincourt, Duc de Vicence, war ein Maskenball, zu dem die Gäste mit dem Bemerken eingeladen wurden, wenn nicht costümirt, so doch im Domino oder venetianischen Mantel zu erscheinen. Das auswärtige diplomatische Corps und die Fremden unterwarfen sich dieser Anordnung, aber alle Russen erschienen im gewöhnlichen Ballcostüm und der Botschafter, als er das Absichtliche darin deutlich wahrnehmen konnte, erbebte vor innerer Wuth, die er jedoch verbergen mußte. „Es war ein besonderer Anblick, die Repräsentanten des Kaiserreichs, des Rheinbundes und die tutti quanti des Napoleonischen Europa in buntfarbigen, phantastischen Gewändern einhertreten und den einfach und ernst gekleideten Inländern gleichsam ein Schauspiel geben zu sehen."

So kam das Kriegsjahr 1812 heran. Löwenstern trat, von dem Kriegsminister Barclay de Tolly im Auftrage des Kaisers dazu aufgefordert, wieder als Major in die Armee ein, wurde zum ältern Adjutanten der ersten Armee ernannt und zu mehreren schwierigen Aufgaben verwendet. Seinem Feldherrn Barclay de Tolly mit treuer Anhänglichkeit ergeben, schildert er uns denselben mit Vorliebe, wir erfahren manches, das zur Ergänzung der Toll'schen Memoiren dienen kann und folgen dem Verfasser mit Interesse durch die Ereignisse des ewig denkwürdigen Feldzugs. Ihn selbst traf ein seltsames Misgeschick. Er war als Parlamentär zu Murat geschickt worden und da bald nachher den Franzosen ein beabsichtigtes Unternehmen verrathen wurde (wir wissen jetzt wie), benutzten Löwenstern's Feinde, ihn zu verdächtigen; er erhielt eine Mission mit Depeschen nach Moskau und wurde dort vom Gouverneur Rostoptschin förmlich zurückgehalten — warum? erfuhr er nicht. Von Rostoptschin theilt er einige beißende Bemerkungen mit. Die Energie seines Charakters verlieh den Witzfunken seiner Rede, besonders wenn er gereizt ward, die Heftigkeit eines tödlichen Geschosses. So äußerte er einmal: „Wenn man dem König von Neapel seine schöne Kleidung abnimmt und ihm eine schäbige Infanterieuniform anzieht, dazu statt des kecken, freien Sinnes eines Husaren die lauernde Zähigkeit eines Douaniers zutheilt, so hat man den Kronprinzen von Schweden." Sich selbst verlieh er in einem scherzhaften Aufsatze, betitelt: „Meine Memoiren", den er einer Dame schenkte, folgende Grabschrift: „Ici on a déposé, avec une ame blasée, un coeur épuisé et un corps usé, un vieux diable trépassé. Mesdames et Messieurs, passez!" Löwenstern wurde [...] von Moskau wieder entlassen und kam noch zur Schlacht an Borodino zurecht. Die Stimmung im Heer und Volk nach dem Verluste von Moskau schildert er treffend. Von dem Augenblick an sagte sich jeder: jetzt beginnt der Krieg für uns erst recht. Nachdem Barclay de Tolly vom Heere abgereist war, wurde Löwenstern, Oberstlieutenant für den Tag von Borodino, bei Kutusow Adjutant. Bei dem Stillstande der Operationen machte er [...] ohne Vorwissen des Fürsten eine Ausflucht zu den Vorposten, die Miloradowitsch befehligte. Da kam denn wol Murat [...]sprengt und Miloradowitsch caracolirte heran: Löwenstern [...] ihm als Gegenstück zu der Tracht des Königs von Neapel [...] die malerische Kleidung seines Stammes, des serbischen, [...] „Dem Charakter nach glichen sich beide vollkommen, beide [...]ten sich ein ritterliches Ansehen zu geben, zu glänzen, den [...] zu spielen, auf die Menge zu wirken, während sie von [...] der eine ein Gascogner des Südens, der andere des [...] waren." Es gelang Löwenstern endlich durch den Fürsten [...]daschew, Kutusow's Schwiegersohn und Liebling, die Erlaubniß zu erhalten, bei der Vorhut ganz zu verbleiben. So kam denn zu der Geschichte des französischen Rückzugs noch manches ergreifende Bild von russischer Wahrnehmung aus hinzu[...]. Er hatte auch Gelegenheit zu eigenen glücklichen Unternehmungen. So nahm er einst mit Sumy'schen Husaren unter Budberg [...] Geschütze und einige Fourgons, die von einer starken, fran[zösi]schen Colonne ernsthaft vertheidigt wurden; es gelang, Ge[schütze] und Fourgons fortzubringen. Auf einem der letztern hatte [sich] ein Franzose in kaiserlicher Livree verkrochen, welcher Löwenstern heimlich verrieth, daß 60000 Napoleonsd'or darin enthalten seien. Dieser theilte es seinem Bruder, der bei ihm war [...] Budberg mit und sie beschlossen auf den Fourgon während der Nacht im Bivouak ein wachsames Auge zu haben und ihn [...] bei hellem Tage zu untersuchen. Andere Fourgons wurden [...]geschlagen. In einem fanden sich Vorräthe für die kaiserliche Tafel, besonders eingemachte Früchte. Die Obengenannten, [seit] Tagen auf Kartoffeln und Schwarzbrot reducirt, fielen [mit] wahrem Heißhunger darüber her und verzehrten die in Franz[...]branntwein eingemachten Früchte in Massen, nicht ahnend, [wie] der süße Alkohol wirken könne. Das war aber der Fall, [sie] schliefen todtenfest ein, und als sie erwachten, war der [...] volle Fourgon verschwunden. Alle Nachforschungen, wo[hin er] gekommen und wer ihn geleert, blieben fruchtlos. Daß er [wirk]lich das Geld enthalten, geht aus Dennier's „Itinéraire [de] l'empereur Napoleon pendant la campagne de 18[12]" (Paris 1842) hervor, in welchem angegeben ist, daß in der Nacht vom 15. zum 16. November 1,294000 Francs [...] des Schatzes vom Feinde genommen worden seien.

Aber Löwenstern erlebte noch eine größere Kränkung. [Als der] Kaiser in Wilna wieder zur Armee gekommen war und Auszeichnungen in Menge austheilte, brachte Kutusow Löwenstern [auf] einem Balle die freudige Kunde, daß er zum Obersten befördert sei. Am andern Morgen jedoch wurde ihm mitgetheilt, daß der Kaiser bei specieller Durchsicht der Beförderungsliste Löwenstern's Namen wieder gestrichen und selbst die für Borodino erhaltene Beförderung zum Oberstlieutenant, als [durch] Misverständniß erfolgt, wieder zurückgenommen habe. [Ähn]liches war noch nie geschehen! Der Kaiser war noch [...] infolge der früher erwähnten Verdächtigung gegen Löwenstern eingenommen und hatte Kutusow, der ihn lebhaft vertheidigte, sogar verboten, seiner zu erwähnen. Löwenstern war [in Ver]zweiflung, er beschloß aber, da er sich in seinem Gewissen [rein] fühlte, zu bleiben und der Zeit seine Rechtfertigung zu über[las]sen, die bei des Kaisers mildem und gerechtem Sinne nicht [aus]bleiben konnte. Obgleich vom Fürsten und von seinen Kameraden mit der größten Theilnahme behandelt, schied er sich [von] aller Gesellschaft und sah nur die vertrautesten Freunde. [Ein] alter Gönner Winzingerode schlug ihm endlich vor, ihn zu [be]gleiten, als er das Corps, das auf Schlesien operiren [...]

übernahm. Aber der Kaiser strich wiederum Löwenstern's Namen in der Liste der zu jenem Corps zu versetzenden Offiziere aus und Löwenstern war nun in seiner Verzweiflung nahe daran, sich den Tod zu geben. Aus dieser Stimmung riß ihn ein treuer Freund, der Baron Budberg, Chef des Kürassierregiments des Kaisers; dieser machte ihm den Vorschlag, mit ihm zu marschiren, und Löwenstern, ohne jemandes Zustimmung im Hauptquartier nachzusuchen, schloß sich ihm an. So rückte er mit in Preußen ein. In der Gegend von Ortelsburg wurde er durch eine Krankheit gegen drei Wochen zurückgehalten; als er dann aber in Plotzk wieder zum Hauptquartier kam, überraschte ihn Kutusow mit der freudigen Nachricht, daß der Kaiser von der vorgefaßten Meinung zurückgekommen sei und ihm die Wahl des Armeecorps, zu welchem er gehen wolle, überlasse. Er entschied sich ohne weiteres für Winzingerode, für welchen er noch obenein von dem Staatssecretär Grafen Nesselrode mit Depeschen betraut wurde. Anfangs dem Stabe zugetheilt, erhielt er bald den Befehl über zwei Kosackenregimenter, mit welchen er die Verbindung mit dem Wittgenstein'schen Corps, das in Berlin eingerückt war, suchen sollte. Die Züge, welche er mit diesen Söhnen der Steppe unternahm, die glücklichen Handstreiche, die ihm gelangen, die Schlauheit und Kühnheit, welche er dabei entwickelte, stellen sein militärisches Talent, besonders für den kleinen Krieg, in das schönste Licht. Wir empfehlen diesen Theil des Werks, der ebenso interessant als lehrreich ist, unsern militärischen Lesern vor allen übrigen; sie werden auch manchen Handstreich gegen das schöne Geschlecht, das allerdings den Befreiern vom fremden Joch besonders hold war, in seiner etwas zu detaillirten Schilderung nicht allzu rigoristisch beurtheilen. Andere Leser bitten wir um Nachsicht für die Verwilderung im Kriege, die oft nur den Augenblick in vollen Zügen genießen will.

Während der großen Schlachten war Löwenstern mit seinen Kosacken auf der äußersten Flanke des Feindes, um abzuwarten und zu beobachten; vor der von Größgörschen kam er nur um 10 Minuten zu spät, sonst hätte er in einem Dorfe den Vicekönig von Italien mit seinem ganzen Stabe aufgehoben. Dafür glückte es ihm nach dem Waffenstillstande, in der Niederlausitz eine Kriegskasse mit 700000 Francs zu nehmen, die er nach Berlin schaffte, dort durch seine Kosacken heimlich auf den Boden im Goldenen Adler am Dönhofsplatz schaffen ließ und gegen alle Ansprüche der preußischen Commandantur zu behaupten wußte. Nach preußischem Kriegsgesetz muß eine feindliche Kasse abgeliefert werden, nach russischem gehört sie den Truppen, welche sie genommen haben. Die Erzählung dieser Begebenheit ist höchst ergötzlich zu lesen; für Referenten hatte sie noch ein besonderes Interesse, weil er sie als Knabe ganz in der Nähe des Vorfalls mit erlebt hat und sich des Aufsehens und was man davon erzählte noch sehr genau zu erinnern weiß, dann auch, weil der Major von Barnekow, welcher bei Löwenstern's Kosacken gestanden, später in preußischen Dienst zurückgetreten, demselben Regiment aggregirt wurde, in welchem Referent seine Dienstzeit begann und 35 Jahre fortsetzte, bis er eine andere Stellung erhielt. Von dem sehr bedeutenden Antheil an der Beute, irren wir nicht, gegen 40000 Thaler, sprach Barnekow noch oft und erzählte auch, daß er später einmal in Karlsbad einen der Offiziere getroffen, welche die Kasse damals vertheidigt; dieser habe ihn angeredet, ob er ihn noch kenne, er habe ihm einst eine Kriegskasse abgenommen; worauf Barnekow in seiner muntern Weise erwiderte: „Liebster Freund, haben Sie nicht noch eine?“ Löwenstern schildert ihn getreu als einen der liebenswürdigsten und witzigsten Gesellschafter; er ist auch als dramatischer Dichter bekannt geworden. Das gern gesehene Lustspiel „Nein!“ ist unter anderm von ihm. Bei seinen Streifzügen kam Löwenstern auch mit andern russischen Parteigängern zusammen, von denen er Prendl, welcher ihm jene Kasse sogar abjagen wollte, einen Mann von sehr geringen militärischen Verdiensten nennt, der nur äußern Effect zu machen verstanden durch Blick, Schnurrbart, Säbelrasseln und Drohungen, sein Herz sei aber zahm, Tapferkeit gar nicht vorhanden gewesen; Fügner dagegen, ein trefflicher Soldat von vielem Verdienst, habe stets alle französischen Gefangenen tödten lassen, nicht aus Bosheit, sondern aus Fanatismus, wie er selbst geäußert, infolge eines Gelübdes, das er gethan, als er 1812 einen Haufen französischer Tempelschänder in einer Kirche getroffen, wie sie dort zusammengetriebenen Weibern und Mädchen auf die brutalste Weise Gewalt anthaten. Noch in Schlesien ließ er vier Offiziere und 150 Mann, welche Löwenstern gefangen genommen und ihm zur Bewachung übergeben hatten, hinter der Colonne umbringen und setzte dem ungemessenen Zorne Löwenstern's jene kaltblütige Erklärung entgegen. Sein Grimm kehrte sich aber nur gegen die Franzosen; alle übrigen Nationalitäten aus Napoleon's Heer schonte er. Einige Wochen später wurde er, bei Dessau durch die Elbe schwimmend erschossen.

Im weitern Verlaufe des Feldzugs wurde Löwenstern unter Tschernyschew's Befehle gestellt und deckte ihm bei seinem berühmten Unternehmen auf Kassel die Flanke, indem er bis Halberstadt und Wolfenbüttel streifte und Bernburg zur Sicherung des Rückzugs besetzte. Diesen Ort vertheidigte er gegen eine starke feindliche Colonne aus allen Waffen, die von Magdeburg gegen ihn ausrückte, mußte ihn zwar räumen, nahm ihn aber durch überraschenden Angriff wieder, nur mit Kosacken gegen Infanterie, Cavalerie und Geschütz, wofür er vom Kronprinzen von Schweden mit Lobeserhebungen überschüttet wurde. Er mußte den wichtigen Punkt auch ferner festhalten, „damit der Kronprinz für seinen Rücken gesichert sei“, und konnte daher nicht an der Schlacht von Leipzig theilnehmen, veranstaltete aber zur Siegesfeier in Bernburg einen Ball, den er sich 200 Friedrichsdor kosten ließ. Es kamen dazu sogar Damen aus Gegenden, welche noch von den Franzosen besetzt waren; sie hatten den Muth, zwei Waffenlinien zu überschreiten, um Quadrillen und Cotillons zu tanzen. Zur Verstärkung des Orchesters ließ Löwenstern aus einem Dorfe innerhalb der französischen Linien zwei Clarinetten und ein Waldhorn durch 200 Kosacken holen, eine „musikalische Fourragirung“, welche ein preußischer Offizier von Klitzing, der mit Bewilligung des Königs bei Löwenstern's Kosackenbrigade Dienste that, glücklich ausführte. Bald darauf hatte Löwenstern eine Expedition auf Göttingen, Hildesheim und Braunschweig auszuführen, für welche ihm der Kronprinz persönlich Instructionen gab. Sobald er eingetreten war, rief er ihm zu: „Je suis enchanté de vous voir, mon ami, entendez-vous, mon ami? adieu, mon ami!“ Die letzte Redensart war nämlich eine Angewohnheit, er wiederholte sie im Laufe seiner Unterhaltung sehr oft, ohne darum abbrechen zu wollen. Löwenstern blieb der Nordarmee zugetheilt bis Mitte December 1813, und hatte Gelegenheit auch dort sich auszuzeichnen, wurde allerdings auch einmal von den Dänen überfallen, welches Gefecht er mit lebhaften Farben schildert. Als der Waffenstillstand eintrat, erhielt er Befehl, sich persönlich zu Winzingerode zu verfügen, während seine Kosacken bei dem Woronzow'schen Corps blieben. Er reiste über Düsseldorf, wo er einige Tage verweilen mußte — „unter Scherz, Spiel und Muthwillen“ —, nach Lüttich, wo er Winzingerode fand, der ihm den Auftrag gab, sich zum General Bülow zu verfügen, um zwei Kosackenregimenter, die er ihm geliehen, auf zarte Weise wieder loszumachen, da sie Bülow unter allerlei Vorwänden zurückhalte. Er fand aber dort den Herzog von Weimar, der den Oberbefehl übernommen hatte, und es gelang ihm nicht ohne Mühe, seinen Auftrag zu erfüllen; dabei hatte er die Bekanntschaft Bülow's, den er bewundert, des Fürsten Pückler-Muskau und anderer ausgezeichneter Männer gemacht. Zu Winzingerode zurückgekehrt, blieb er einstweilen im Hauptquartier. Winzingerode war ein vortrefflicher Reiter und leidenschaftlicher Tabacksraucher, der die Pfeife fast nie ausgehen ließ; gegen die Soldaten war er freundlich und zog vor jedem, der ihn grüßte, den Hut, aber er galt bei ihnen nicht viel, weil er die Gabe der Sprache nicht besaß, die der russische Soldat vor allem hoch hält. Der Verfasser macht dabei die richtige Bemerkung, daß man im Kriege die Soldaten nie elektrisiren, begeistern,

fortreißen wird, wenn man ihre Liebe nicht hat, und daß dazu ein freundliches Wort der Theilnahme an ihrem besondern Ergehen oder ein munterer Scherz viel beiträgt. Diese Gabe hatte Yermolow im höchsten Grade, und auch der Kronprinz von Schweden, der seine Worte stets ins Russische übersetzen ließ, wußte immer einen angenehmen Eindruck auf die Truppe hervorzubringen.

Soissons war genommen, als bei Winzingerode unbestimmte Nachrichten von den Unfällen des schlesischen Heeres einliefen; um sich Gewißheit zu verschaffen, wurde Löwenstern an Blücher abgeordnet. Durch Geistesgegenwart entging er unterwegs der Gefahr, von den Bauern erschlagen zu werden, traf den Feldmarschall in Châlons und kehrte glücklich nach Rheims zu Winzingerode zurück. Aber ein großer Verlust hatte ihn betroffen. Seine ganze Equipage, welche er von Düsseldorf aus, da er mit Postpferden reiste, hatte nachkommen lassen, war unterwegs durch Verrath der Bauern dem Feinde in die Hände gefallen, die schwache Kosackenbedeckung getödtet und zersprengt worden: 6 Zugpferde, 14 Reitpferde, 14000 Rubel in Assignaten und 2000 Louisdor waren verloren, Löwenstern berechnet den Gesammtwerth auf 80000 Rubel. Das war denn freilich eine bittere Revanche für die Kriegskasse. Doch scheinen ihm damit die Mittel nicht erschöpft gewesen zu sein, denn er kaufte sogleich wieder drei Pferde für 5000 Rubel. Auch überließ ihm Winzingerode, sich von den 2000 Pferden, welche Rosen in Gröningen für das Heer requirirt hatte, vier Stück auszuwählen. Als Parlamentär erwirkte er dann die zweite Uebergabe von Soissons, das mittlerweile wieder von den Franzosen besetzt worden war; dabei erschien aber auch ein preußischer Parlamentär, von Martens, der die abgeschlossene Capitulation mitunterzeichnete und sich nachher das ganze Verdienst zuschrieb, worüber ein unerquicklicher Streit und Schriftwechsel stattfand, dessen Documente in den Beilagen des Werks mitgetheilt werden. Von dem Treffen von Craonne lesen wir, wie Winzingerode durch seine Zögerungen eine der besten Combinationen Blücher's zu Schanden gemacht und den Generalen Sacken und Woronzow, von denen sich der letztere hier unverwelkliche Lorbern gepflückt, den blutigen Rückzug aufgedrungen hat. Bei Laon finden wir Winzingerode und seinen Stab einquartiert in einem Siechen- und Irrenhause, mitten unter Wahnsinnigen wohnend, den Abend und die Nacht vor der blutigen Entscheidung „bei köstlichen Speisen, von des Generals vortrefflichem Koch sorgsam bereitet, bei den ausgesuchtesten Weinen und einem wahren Höllenspiel" verbringend. Löwenstern gewann 10000 Rubel und durch Wetten noch 400 Louisdor. Dann folgte die siegreiche Schlacht von Laon. „Das Charakteristische", sagt Löwenstern, „war die besondere Furcht vor Napoleon. Denn obgleich wir um das dreifache überlegen waren und eine fast unbezwingliche Stellung hatten, ließen wir uns doch zwei Tage von seinem kleinen Häuflein, das man von der Höhe ganz übersehen konnte, in derselben angreifen und beschäftigen, ohne es zu wagen, ihm tüchtig auf die Finger zu klopfen." Freilich erkennt er den Einfluß an, den Blücher's Erkrankung hatte und wie nun die selbstsüchtigen Leidenschaften der Corpsführer wieder erwachten und zu kleinlichen Berechnungen und Behauptungen führten: ein Beweis, welche lähmende und lösende Kraft unverhofftes Glück hat. Als Winzingerode später in geheimer Sendung mit seiner Cavalerie Napoleon auf seinem Marsche in den Rücken der Verbündeten folgte, um ihn glauben zu machen, es sei die ganze Armee, verfehlte ihn Löwenstern, der wie alle Personen des Hauptquartiers sich eine große Freiheit der Bewegung nahm. Er schloß sich der Reiterei Korff's an, bei welcher er das denkwürdige Gefecht bei La Fère Champenoise mitmachte. Wir finden ihn dann wieder bei Woronzow und in der Schlacht von Paris bei dem Grafen Pahlen. Die Schilderung des Einzugs von Paris und der Zustände daselbst, welche Löwenstern aus vielfacher eigener Erfahrung kennen gelernt, beschließt das Werk. Seine persönlichen Erlebnisse sind pikant genug. Beim Einzuge schon, wo sich viele elegante Damen hinzudrängten, lud er eine pariser Schönheit, die in Gefahr kam, ein, sich zu ihm auf den Sattel zu setzen, was sie muthig annahm; ihr Beispiel fand Nachahmung und bald saßen wol ein Dutzend eleganter Damen auf diese Weise in der Suite zu Pferde. Kaiser Alexander bemerkte es und zeigte es lächelnd dem Könige von Preußen; Schwarzenberg äußerte: „Wenn es nur halt kein Sabinerinnenraub wird!" Ueber die Kundgebungen der feilen Menge, die jetzt den Imperator, ihren Abgott, lästerte, sein Standbild mit dem Strick um den Hals von der Vendômesäule reißen wollte, bis eine Abtheilung Semenow'scher Garde die Säule schirmend umstellte, hören wir nichts Ueberraschendes: das bleibt sich immer und überall gleich! Löwenstern, zum General ernannt, wohnte allen Festen und Feierlichkeiten bis zur Abreise der Monarchen bei und begab sich dann auf Urlaub nach Karlsbad. Eine Fortsetzung, wie der Schluß verspricht, würden wir mit Freuden willkommen heißen, das Vorwort des Herausgebers, das uns den Tod des Generals mittheilt, macht uns jedoch darüber zweifelhaft.

Baron Löwenstern ist am 2. Februar 1858, 82 Jahre alt, in Petersburg gestorben. Die letzten 25 Jahre seines Lebens hat er außer Diensten hier zugebracht; er nannte sich scherzhaft nach seiner kleinen Wohnung den Eremiten von der Moika, seine Freunde aber verglichen ihn mit dem bekannten Grafen Schlabrendorf in Paris, mit dem er auch im Aeußern einige Aehnlichkeit hatte, vorzüglich wegen der Anziehungskraft, welche seine geistreiche Unterhaltung auf jedermann ausübte. Er war in den ersten Häusern ein beliebter Gast und die ausgezeichnetsten Personen: Minister, Generale, Diplomaten, Künstler, Gelehrte, selbst gebildete vornehme Frauen besuchten ihn in seiner Wohnung. Auch stand er in reger Thätigkeit bis zuletzt in einem ausgezeichneten Briefwechsel nach allen Seiten, und noch vier Wochen vor seinem Tode hat der Herausgeber das letzte schriftliche Lebenszeichen von ihm erhalten. Möchte der letztere die Materialien zur Fortsetzung der höchst interessanten Biographie, wenigstens soweit sie Löwenstern's Dienstjahre betrifft, in Händen haben, aber der zweite Band schließt ohne den Vermerk, den der erste hat, und so werden wir wol darauf verzichten müssen. Jedenfalls hoffen wir die Leser auf ein Werk aufmerksam gemacht zu haben, das ihnen eine genußreiche Unterhaltung auf dem sichern Grunde welthistorischer Begebenheiten bieten wird. **Karl Gustav von Berneck.**

Internationale Anthologien.

1. Amerikanische Gedichte. Deutsch von Friedrich Spielhagen. Leipzig, Roßberg. 1859. 8. 24 Ngr.
2. The poetry of Germany. A selection from the most celebrated German poets of the two last centuries. Chronologically arranged and accompanied with an historical survey of the German poetry from Haller to the present time. By *F. Ahn*, author of the New method of learning the German language. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 1 Thlr.

Mit dem Ausdruck „internationale Anthologien" bezeichnen wir solche Sammlungen ausgewählter, entweder in der Originalsprache oder in Uebersetzungen mitgetheilter Gedichte eines Volks, welche vorzugsweise dazu bestimmt sind, die Lyrik dieses Volks unter den andern Nationen bekannt zu machen. Bei dem gesteigerten und sich fortdauernd steigernden internationalen Verkehr der Völker sind in neuerer Zeit solche Sammlungen immer häufiger geworden. Als das Centralvolk Europas und als das kosmopolitischste aller Völker sind wir Deutsche, unter denen die sich immer mehr realisirende Idee einer „Weltliteratur" ja zuerst ausgebrütet wurde, an solchen Sammlungen besonders reich. Doch hat es auch das Ausland an Gegenseitigkeit nicht fehlen lassen. In England bestehen Anthologien deutscher Gedichte in Uebersetzungen in gar nicht so geringer Zahl, unter denen die von Taylor, Baskerville, Robertson, Macray, den Damen Mary Anne Burt, Katharina Winckworth u. s. w.

besonders zu nennen sind, und erst vor kurzem gab der Nordamerikaner Charles T. Brooks eine Sammlung ausgewählter deutscher Gedichte unter dem Titel „German lyrics" heraus. Die Lyrik ist eben als der unmittelbarste und reinste Ausdruck der Empfindung und des Naturinstincts die Allgemeinsprache aller Völker, und die deutsche muß gerade den Engländern um so verständlicher sein, je verwandter der Geist beider Völker und die beiderseitigen Idiome sind. Wir erinnern hier an das interessante Factum, daß der Schotte W. B. Macdonald 1854 in Edinburgh zehn schottische Lieder und einige Lieder von Heber und Poe in rhythmischer Verdeutschung erscheinen ließ (worüber man Nr. 13 d. Bl. f. 1855 vergleichen möge), um dadurch die Verwandtschaft des Schottischen mit dem Deutschen darzuthun. Aber selbst in Frankreich bestehen solche Sammlungen, wie die von Gérard de Nerval, Flocon und Paul de Lacour, dessen Anthologie „Bouquet de Lieder" seinerzeit in d. Bl. ausführlicher besprochen wurde. *)

Hierzu kommen die Uebersetzungen einzelner Lyriker, wie namentlich in England die Uebersetzungen der Schiller'schen Gedichte von Bulwer, Johnston, Bowring, der Goethe'schen von demselben Bowring, dann von Aytoun und Martin, welche erst jüngst die Goethe'schen Gedichte und Balladen gemeinschaftlich in ihre Muttersprache übertrugen. Wir nehmen hierbei im Vorübergehen Veranlassung, nachdem wir in Nr. 19 d. Bl. ein ziemlich ungünstiges Urtheil des „Athenaeum" über diese Compagniearbeit citirt, ein bei weitem günstiger lautendes Urtheil der „Westminster Review" anzuführen. Der Berichterstatter in der „Westminster Review" bemerkte: „Professor Aytoun's und Mr. Martin's bereits wohlbekannte Uebersetzungen erscheinen hier gesammelt. Die Auswahl beschränkt sich allein auf jene so zahlreichen und doch so vollendeten kleinern Compositionen, welche der große und fruchtbare Genius Goethe's so verschwenderisch ausstreute. Kräftig und anmuthig, tief und schäkernd, weise und zart, zeichnete Goethe sich in jeder Dichtgattung aus, und viele dieser Gedichte fordern von jedem Leser Bewunderung und Huldigung." Der Berichterstatter bemerkt dann, daß man die Anerkennung Goethe's in England hauptsächlich Carlyle verdanke; denn die Uebersetzung seines frühesten Dramas (des „Götz von Berlichingen") durch Walter Scott habe eben nur dazu gedient, in England, das damals noch wenig Deutsch studirt, Goethe's Namen bekannt zu machen, während man doch geneigt gewesen sei, das Hauptverdienst davon dem Uebersetzer zuzuschreiben. Jetzt freilich habe man von fast allen Erzeugnissen Goethe's Uebersetzungen, aber die vorliegende seiner Gedichte und Balladen dürfte wol unter allen den Preis verdienen. Freilich seien nicht alle Stücke gleich gut übersetzt; die des „Erlkönig" z. B. sei „altogether spiritless" und weit schlechter als irgendeine frühere. „Aber in der unvergleichlichen «Braut von Korinth»", fährt der Berichterstatter fort, „treten die verbündeten Verdienste der Uebersetzer bei weitem mehr hervor; dieses Gedicht liest sich, besonders im Original, obschon auch das Englische in vorliegender Uebersetzung ausgezeichnet ist, als habe sich in stiller Nachtwache der Geist der Vergangenheit wie eine Flammenzunge auf Goethe herabgesenkt, und er schreibt wie von dem Geist antiker Poesie angehaucht." Dieses Gedicht, eine der herrlichsten Balladen, die je gedichtet worden, ist dasselbe, über welches Schiller in einem Briefe an seinen Freund Körner die sehr wunderliche Bemerkung machte: „Im Grunde war's nur ein Spaß von Goethe, einmal etwas zu dichten, was außer seiner Neigung und Natur liegt." Wer möchte mit Schiller für einen „Spaß" halten, was so sichtlich aus der tiefsten Anschauung und dichterischen Stimmung Goethe's hervorgegangen ist? Gebe der Himmel, daß sich unsere Dichter recht oft einen solchen Spaß machten!

Nach dieser Einleitung oder wenn man will Abschweifung gehen wir zu den beiden Anthologien über, die uns zu vorstehenden Bemerkungen veranlaßten, und zwar zuvörderst zu der Sammlung amerikanischer Gedichte, welche Spielhagen in unser „geliebtes Deutsch" übertragen hat. Wir sind dem Dolmetscher der nordamerikanischen Lyriker für seine Arbeit sehr dankbar. Die Proben sind charakteristisch gewählt und zum Theil aus beachtenswerthen Dichtern, die in Deutschland zeither wenig oder gar nicht bekannt waren. Auch die Uebersetzungen scheinen uns fast sämmtlich gelungen und sind sehr lesbar. Einzelne Härten und Dunkelheiten, die uns hier und da wol aufstießen, möge man mit der Schwierigkeit der Aufgabe, die in manchen Fällen nicht gering war, entschuldigen; es gibt Gedichte, oder einzelne Stellen in Gedichten, die gut in eine andere Sprache zu übertragen schwieriger ist als ein Originalgedicht in der Muttersprache zu verfassen. Namentlich scheint uns Spielhagen eines der Haupterfordernisse eines Uebersetzers, das darin besteht, die dichterische Eigenthümlichkeit des Originals dichterisch mitzuempfinden, in sehr anerkennenswerthem Grade zu besitzen. Gleich die Vorzüge W. C. Bryant's, welchen Spielhagen wol mit Recht vorangestellt hat, sind uns noch nie so klar geworden als aus den von Spielhagen übersetzten Proben. Wenn auch Longfellow in Deutschland bekannter, der deutschen Weise, namentlich im Liede, verwandter und in den Formen beweglicher und mannichfaltiger ist, so übertrifft ihn doch Bryant an Tiefe der Reflexion und an Originalität und Energie des Ausdrucks. Als Probe von seiner Dichtweise wie von der Geschicklichkeit des Uebersetzers führen wir hier nur folgende Stelle aus dem Gedicht „Erde" an:

> Und ach! beweine ich doch auch mit dir
> Geliebte Todte! Ihre Gräber sind
> Auf deinen Bergen — fern — so fern — und doch,
> Wie ich, in rabenschwarze Nacht gehüllt,
> Hier liege bang an deiner treuen Brust —
> Der Menschen Wiege und der Menschen Grab —
> Fühl' ich, daß ich umarme ihren Staub.
> Ha, wie die Stimme donnert! Und ich weiß,
> Was sie bedeutet, und mein Geist erschrickt.
> Ob all des Frevels schreit die Erde auf!
> Es lauscht der Himmel. Horch! die Gräber all
> Der armen Herzen, die der Kummer brach:
> Der Staub der Jungfrau, die betrogen ward —
> Und des, den sein Jahrhundert von sich stieß —
> Die Gräber aller, die für Menschenglück
> Gestrebt und die geerntet Hohn und Spott —
> Die Asche all der Streiter für das Licht —
> Und das Gebein der Helden, die im Kampf
> Für Freiheit fielen, deren todten Leib
> Den Hunden, deren Namen man der Schmach
> Zur Beute ließ — sie alle klagen laut.
> Die Winkel, wo der abgehetzte Sklav
> Zur ew'gen Ruh' sich streckte, wo verscharrt
> Der Kindheit süße Blumen, die man brach
> Mit schnöder Hand — sie wimmern leis und bang.
> Von Schlachtenfeldern, wo zum blut'gen Kampf
> Die Gottesgeißeln hetzten ihre Scharen

*) Eine deutsche Zeitung hatte auf Veranlassung der Paul Heyse'schen Verdeutschung der Gedichte von Giuseppe Giusti, welche allerdings höchst gröbliche Ausfälle gegen die „Tedeschi" oder vielmehr gegen die Oesterreicher, also besonders auch Böhmen, Mähren, Kroaten, Slowaken u. s. w. enthalten, die Ansicht ausgesprochen, daß ein Franzose sich niemals so weit erniedrigen würde, deutsche Gedichte, in denen seine Nation mit ähnlichen Schmähungen überhäuft würde, als etwas Gutes zu preisen oder zu übersetzen. Aber Paul de Lacour hat in seiner Anthologie nicht nur mehrere gegen die Franzosen direct gerichtete Kriegslieder Theodor Körner's, denen überhaupt die hinreißenden Weber'schen Melodien einige Beliebtheit in Frankreich verschafft, sondern selbst Arndt's Blücherlied übersetzt. Da heißt es denn:

> A Lutzen dans la plaine, il les a bien reçus!
> Là des milliers des Français sautaient comme des chèvres.
> On a vu des milliers courir comme des lièvres etc.

Auch wird Arndt im Vorwort wegen seiner feurigen, deutsch patriotischen Gesinnung ausdrücklich hervorgehoben und belobt.

In wilder Wuth — erhebt sich ein Getös,
Als ob der rauhen Krieger Todtenheere
In ihrem schweren Schlummer sich geregt.
Und Klagelaute schallen aus des Meers
Purpurnen Gründen — grausenhafte Mär
Von Schauderthaten, die man tief versenkt
Ins Wogengrab. Und Busch und Heideland,
Und Waldespfade und das finstre Moor,
Und Teich und Seen, Straßen, enge Gassen
Von stolzen Städten: jetzt, da alles schweigt,
Sie murmeln von Gewaltthat und Verrath.

Auf Bryant folgt Longfellow (von dessen Gedichten, beiläufig bemerkt, A. R. Nielo im Jahre 1857 zu Münster eine vollständige deutsche Uebersetzung erscheinen ließ) mit einer Anzahl von Proben, darunter das schöne Gedicht „Der Dorfschmied", dessen beide Schlußstrophen bei Spielhagen lauten:

In Arbeit, Freude, Kümmerniß
 Geht er die Lebensbahn;
Der Morgen sieht ein Werk entstehn,
 Der Abend sieht's gethan —
Und wer gestrebt und wer geschafft,
 Dem darf der Schlummer nahn.

O, Dank dir, Dank, mein würd'ger Freund!
 Wol golden ist der Rath:
In der heißen Schmiede des Lebens mußt
 Du wirken früh und spat,
Auf tönendem Ambos hämmern fest
 Eine jede feurige That!

Folgendes kleine Gedicht liest sich in der Spielhagen'schen Uebersetzung sicherlich wie ein Original:

Die Abendglocke.

Feierlich trauervoll,
 Wie Heidewind,
Die Abendglocke
 Zu klagen beginnt.

Löschet die Lichter,
 Aufs Feuer habt Acht!
Arbeit der Morgen bringt,
 Ruhe die Nacht.

Dunkel die Fenster,
 Das Feuer ist aus;
Still sind die Gassen,
 Stille das Haus.

Kein Laut in den Kammern,
 Kein Ton in der Hall' —
Schlaf und Vergessenheit
 Allüberall.

Der nach ihnen bekannteste nordamerikanische Lyriker, Edgar Allan Poe, nimmt in dieser Sammlung die dritte Stelle ein. Unter seinen Gedichten ist von Spielhagen besonders das schöne Lied „Annabel Lee" sehr fließend übertragen. Bedauern möchten wir, daß Spielhagen nicht das originellste Gedicht Poe's „The raven" übersetzt hat; je schwieriger die Aufgabe war, desto mehr, meinen wir, hätte sich Spielhagen versucht fühlen sollen, sie zu lösen. Hat doch selbst der obengenannte Schotte Macdonald den kühnen Versuch gemacht, dieses in der Form wie im Inhalt seltsamste aller Gedichte zu verdeutschen: ein Versuch, der ihm auch, trotz mancher Ungelenkigkeiten und Scoticismen, verhältnißmäßig besser gelungen ist, als man von einem Nichtdeutschen erwarten sollte. Auf Poe folgt W. G. Simms mit der energischen Schilderung einer Sumpflandschaft:

Es ist ein wilder, grausig-düstrer Ort.
Hier singt kein Vogel in den Bäumen je.
Die jungen Blätter selbst sind welk. Umher
Schießt üppig auf ein Unkraut, das die Hand,
Die es zu lüften wagt, im Nu bedeckt
Mit Beulen. Aus dem nassen, schleim'gen Grund
Wächst die Cypresse. In dem faulen Gras,
Verborgen halb, schläft lang dahingestreckt
Ein Kaiman, — solches Hauses würd'ger Gast.
Dicht bei dem grünen Schlamm, in dem er liegt,
Erhebt ein Kranich seinen dürren Leib,
Und flieht und warnt. Ein Sommerentenpaar,
In Angst gesetzt durch seinen heisern Schrei,
Bricht aus dem Sumpf, mit wunderbarer Hast
Dem Führer folgend.

Dieses düstre Landschaftsbild findet schließlich in folgenden Pinselstrichen seine Vervollständigung:

Bäume, wild, grotesk,
Wie Diebsgesindel — stinkendes Gesträuch,
Die Luft vergiftend — düstre Schatten rings,
Halb Wolken gleich und halb Gespenstern, an
Dem Rande lauernd — also droht und schreckt
Der Anblick. Der enttäuschte Schmetterling,
Die reichen Schwingen regend, schießt davon,
Und mahnt auch uns durch seine eil'ge Flucht,
Nach besserm Nachtquartier uns umzuschaun,
Als dieser grause Sumpfesrand gewährt.

Auf Simms folgen William Wallace („Hymnus an den Hudsonfluß") und Charles Fenno Hoffman, unter dessen Gedichten namentlich das erste „Wo ist Einsamkeit?" einen tiefen und echt lyrischen Gedanken behandelt. Der Dichter sucht die Einsamkeit, bald im Walde, bald in der Höhle, bald in der Wüste u. s. w., aber er findet sie nicht. Wo er sie findet, das sagt der Schluß des Gedichts:

Laß Forst und Stromeslauf,
 Wenn du willst einsam sein!
Geh! such die Menschen auf,
 Dann bist du bald allein!
Wer fragt nach deiner Lust?
 Wer fragt nach deinem Schmerz?
Wo eine Freundesbrust?
 Wo ein verwandtes Herz?
Natur mit treuem Arm
 Umfing dich allezeit;
Ach, nur im Menschenschwarm
 Ist wahre Einsamkeit!

Hierauf folgen Nathaniel P. Willis; Ephraim Peabody („Der Hinterwäldler"); Louis Legrand Noble, von dessen Gedichten das erste „Der lahme Knabe" sich durch rührende Behandlung eines rührenden Stoffs hervorthut; Park Benjamin, unter dessen Gedichten sich ein sehr schönes tiefempfundenes Sonett „An meine Schwester" mit dem Anfang: „Du trautes Schwesterlein! ich werde alt" befindet; Richard Henry Stoddard, der in dem Gedicht „Leonatus" einen kleinen Liebesroman von zierlicher und chevaleresker Behandlung liefert, der eher dem Boden der Provence als dem Nordamerikas anzugehören scheint; Bayard Taylor, William D. Gallacher, Ralph Hoyt und Ralph Waldo Emerson, der über die Räthsel von Natur und Geist originell, aber etwas dunkel orakelt und mirakelt. Am einfachsten ist das Gedicht „Apologie" mit dem hübschen Schluß:

War noch niemals ein Myster —
 Jede Blume konnt' es zeigen;
Und kein Räthsel war so schwer —
 Vögel sangen's in den Zweigen.

Ein Gedicht vom Weizenfeld
 Zog mir gestern heim der Stier;
Und das Land, das du bestellt,
 Gab den Stoff zum zweiten mir.

Diese nordamerikanischen Dichter verdienen in der That in Deutschland bekannter zu sein als sie sind. Ein Geist der Wahr-

eit, Simplicität und Männlichkeit zeichnet sie aus; der Aus-
ruck und die Auffassungsweise haben oft etwas Eigenartiges, Exo-
isch-Nordamerikanisches, was sich bei europäischen Dichtern
icht so findet, und wenn schon ihre Hauptstärke in der ener-
ischen Reflexion und Beschreibung besteht, so fehlt es ihnen
och auch nicht an Gefühl und tiefer rein menschlicher Empfin-
ung. Mögen die Stockmaterialisten unserer Zeit gegen alle
yrik als eine müßige Thätigkeit des menschlichen Geistes eifern
nd sich bestreben, die ganze Welt in eine einzige politische und
ationalökonomische Rechenstube und in ein bloßes Contogeschäft
s „Soll und Haben" zu verwandeln; wir für unser Theil
euen uns, daß auch jenseit des großen Wassers Lyriker auf-
then, welche das allgemein Menschliche im Menschen zum Aus-
ruck bringen, sich der großen europäischen Dichtergemeinde wür-
g anreihen und in der Wüste des Materialismus, die sich da-
üben über die Geister ausbreiten soll, jene freundlichen Oasen
bauen und pflegen, ohne die das menschliche Gemüth nothwen-
g verschmachten und in sich vertrocknen und verdorren müßte.

F. Ahn's Anthologie deutscher Gedichte mit dem Titel
The poetry of Germany" ist ursprünglich und vorzugsweise
r Ausländer und besonders für Engländer bestimmt, wie deut-
h genug aus dem englischen Titel und aus dem Umstande her-
rgeht, daß die Gedichte zwar nur im deutschen Originaltext
itgetheilt sind, die literarhistorische Einleitung aber englisch ge-
rieben ist. Da des Verfassers Lehrbücher zur Erlernung der
utschen Sprache infolge ihrer vortrefflichen praktischen Methode
ten so großen Anklang im Auslande und besonders bei Eng-
dern gefunden haben, daß sie bereits zahlreiche Auflagen
lebten, und er dadurch ohne Zweifel mit vielen Englän-
n persönlich oder schriftlich in Berührung gekommen ist,
läßt sich auch bei ihm sicherlich eine gründliche Bekannt-
aft mit dem poetischen Geschmack des englischen Publi-
ms voraussetzen und darauf die Hoffnung und Erwartung
ründen, daß seine diesem Geschmack angepaßte Anthologie
ter den Engländern und überhaupt im Auslande großen Bei-
l finden werde. Ahn hat demzufolge meist nur solche Gedichte
d Lieder ausgewählt, welche lehrreichen, rein sittlichen, gläubigen,
freichen oder gefühlvollen und elegischen Charakters und da-
in der Form gediegen sind. Die Ballade, die z. B. von
ry Anne Burt in ihren „Specimens" vorzugsweise begünstigt
rde, und die humoristische Gattung sind zwar berücksichtigt,
en aber gegen das didaktische oder rein lyrische Genre sehr zu-
l. Englische oder das Englisch verstehende Freunde deutscher
ik werden dem Verfasser für die Einleitung, die in 15 Para-
phen eine gedrängte, klare und verständige, mit kurzen Cha-
teristiken der betreffenden Dichter durchflochtene Uebersicht über
Entwickelung deutscher Lyrik seit Haller bis Redwitz gewährt,
nders dankbar sein. Wir erlauben uns nur einige Bemer-
gen, die bei einer künftigen Bearbeitung zu beachten oder
t zu beachten freilich dem Verfasser überlassen bleiben muß.
Hauptwerke Goethe's und Schiller's (von den nur seine
matischen Jugendwerke angeführt werden) hätten wol eine
vollständigere Aufzählung erfordert, und Lessing's Dramen
genannt zu werden verdient; von Bürger's Balladen wären,
r dem „Lied vom braven Mann", vor allen noch die „Le-
" und der „Wilde Jäger" als seine auch im Auslande be-
ntesten zu nennen gewesen; auch hat Bürger nicht eine Ueber-
ng der Iliade in Jamben und Hexametern, sondern unsers
sens nur eine in Jamben begonnen; unter den Romantikern
issen wir Fouqué, der die ritterliche Seite der Romantik
entschiedensten ausgeprägt hat und dessen „Undine" auch im
land und besonders in England bekannt ist; unter den schwä-
en Dichtern besonders Gustav Pfizer und Eduard Mörike;
r den politischen Dichtern Herwegh, der doch nicht wol zu
gehen war, unter den humoristischen Dichtern vorzüglich
by und Kopisch. Wir vermissen ferner die Namen Dingel-
Immermann, Lingg, Mosen, Leopold Schefer, Annette von
ste-Hülshoff u. s. w. Auch mit manchem Urtheil über
Neuere werden nicht alle einverstanden sein, so wenn der Verfasser Oskar von Redwitz' „Amaranth" die „most glorious poetical creation of our days" nennt, oder wenn es in §. 12 heißt: „Rückert and Platen (von welchem er in §. 9 doch gesagt hatte, er bringe seine Gedanken zu einem so lebendigen Ausdruck und zwar in einer Sprache so «soul-felt and musical», daß man zugeben müsse, er habe die «acme of perfection in poetry» erreicht) were surpassed by several more modern German poets both in novelty of matter and novelty and variety of form. Such are Freiligrath, Kinkel, Reinick and Simrock." Mehr wird man mit dem Urtheil über Heine einverstanden sein, von dem der Verfasser sagt: „Was Heine als Schildknappe des Jungen Deutschland, als vager Philosoph, als misvergnügter Kampfhahn (discontented controvertist) und als ironisirender Humorist geleistet, war solchen Charakters, daß jeder sittlich Reine, Dichter oder Leser, sich von ihm mit Abscheu wegwandte. Ganz anders verhält es sich mit seinen lyrischen Erzeugnissen, die der Mehrzahl nach so lange leben werden, als man überhaupt deutsche Lieder lesen, nachempfinden und singen wird" u. s. w. Im übrigen verdient diese Einleitung auch deutschen Lesern, welche englisch verstehen, zur Lectüre empfohlen zu werden; und überhaupt hat Ahn's Anthologie, obschon vorzugsweise für das Ausland bestimmt, Anspruch darauf, auch in Deutschland gelesen zu werden, namentlich von denjenigen, welchen es darum zu thun ist, von der Lyrik nur sittliche und erhebende Eindrücke zu gewinnen und an einer solchen Sammlung eine tröstende Begleiterin auf dem nicht immer mit Blumen bewachsenen Lebensweg zu haben. Auch fehlt es ihr nicht an Reichhaltigkeit; denn sie enthält Proben von im ganzen 65 Dichtern. **H. M.**

Notizen.

Goethe und Schiller über Alexander von Humboldt.

Auf Veranlassung des Ablebens Alexander von Humboldt's haben die Zeitungen auf das Urtheil Goethe's über ihn aufmerksam gemacht, wie es Eckermann in seinen „Gesprächen mit Goethe" aufbewahrt hat. Eckermann fand Goethe eines Tags in einer sehr heiter aufgeregten Stimmung, in die ein Besuch Alexander von Humboldt's ihn versetzt hatte. „Was ist das für ein Mann!", rief Goethe aus. „Ich kenne ihn so lange, und doch bin ich von neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seinesgleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt. Er wird einige Tage hierbleiben, und ich fühle schon, es wird mir sein, als hätte ich Jahre verlebt." Diese warme Anerkennung macht Goethe um so mehr Ehre, da ältere Personen (Goethe war gerade 20 Jahre älter als Humboldt) nicht immer sehr geneigt sind, in so unbedingter begeisterter Weise die Verdienste jüngerer Männer anzuerkennen, wie umgekehrt wieder die Jugend nur zu oft dazu aufgelegt ist, an den Verdiensten bejahrter Männer zu mäkeln.

Höchst eigenthümlich sticht gegen Goethe's Urtheil eine, wie es scheint viel weniger bekannte Aeußerung Schiller's über Alexander von Humboldt ab, die in einem Briefe Schiller's an den Appellationsrath Körner vom 6. August 1797 enthalten ist. Schiller schrieb: „Ueber Alexander von Humboldt habe ich noch kein rechtes Urtheil; ich fürchte aber, trotz aller seiner Talente und seiner rastlosen Thätigkeit wird er in seiner Wissenschaft nie etwas Großes leisten (!). Ich kann ihm keinen Funken eines reinen objectiven Interesses abmerken — und wie sonderbar es auch klingen mag, so finde ich in ihm, bei allem ungeheuern Reichthum des Stoffs, eine Dürftigkeit des Sinnes, die bei dem Gegenstande, den er behandelt, das schlimmste Uebel ist. Es ist der nackte schneidende Verstand, der die Natur, die immer unfaßlich und in allen

ihren Punkten ehrwürdig und unergründlich ist, schamlos ausgemessen haben will, und mit einer Frechheit, die ich nicht begreife, seine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe sind, zu ihrem Maßstabe macht. Kurz, mir scheint er für seinen Gegenstand ein viel zu grobes Organ und dabei ein viel zu beschränkter Verstandesmensch zu sein. Er hat keine Einbildungskraft; und so fehlt ihm nach meinem Urtheil das nothwendigste Vermögen zu seiner Wissenschaft, denn die Natur muß angeschaut und empfunden werden, in ihren einzelnsten Erscheinungen, wie in ihren höchsten Gesetzen. Alexander imponirt sehr vielen, und gewinnt in Vergleichung mit seinem Bruder meistens, weil er sich geltend machen kann. Aber ich kann sie, dem absoluten Werthe nach, gar nicht miteinander vergleichen; so viel achtungswürdiger ist mir Wilhelm." Körner erwiderte unterm 25. August: „Dein Urtheil über Alexander Humboldt scheint mir doch fast zu streng...... Gesetzt, daß es ihm auch an Einbildungskraft fehlt, um die Natur zu empfinden, so kann er doch, däucht mich, für die Wissenschaft vieles leisten. Sein Bestreben alles zu messen und zu anatomiren gehört zur scharfen Beobachtung, und ohne diese gibt es keine brauchbaren Materialien für den Naturforscher. Als Mathematiker ist es ihm auch nicht zu verdenken, daß er Maß und Zahl auf alles anwendet, was in seinem Wirkungskreise liegt. Indessen sucht er doch die zerstreuten Materialien zu einem Ganzen zu ordnen, achtet die Hypothesen, die seinen Blick erweitern, und wird dadurch zu neuen Fragen an die Natur veranlaßt" u. s. w. Wie viel richtiger faßte hier Körner den Begründer der kosmischen Naturforschung auf als Schiller, der in seinem fast unglaublich schroffen Urtheil über Humboldt im Grunde aller neuern Naturforschung und jedem wirklichen Fortschritt derselben den Krieg erklärte!

Zur Ehrenrettung Friedrich Taubmann's.

In Eisleben war im Jahre 1837 eine literarische Gesellschaft begründet worden, welche nach einigen Jahren, bei einer geregeltern Gestaltung, den Namen „Wissenschaftlicher Verein" erhielt, aber schon 1848 sich auflöste, wie denn in solchen Zeiten das literarische Interesse und das Bedürfniß geistigen Unterrichts leider meist nur zu sehr der politischen Kannegießerei weichen muß. Nach den Statuten des Vereins hatte der jedesmalige Secretär die Obliegenheit, alljährlich am Stiftungstage vor dem Festmahl eine Vorlesung zu halten, die zugleich so eingerichtet verlangt wurde, daß sie auch für die theilnehmenden Damen Interesse haben konnte. Die zum Stiftungsfeste 1839 von F. W. Genthe gehaltene ist jetzt, als ein Vorläufer einer Sammlung seiner kleinen Schriften, unter dem Titel „Friedrich Taubmann als Mensch und Gelehrter" im Gräbner'schen Verlage zu Leipzig erschienen und hat im allgemeinen den Zweck, „den wackern Taubmann von dem Verdachte eines Hofnarren zu befreien". Auf die auch viel Unbedeutendes und Unechtes enthaltende unkritische Sammlung von Scherzreden und witzigen Impromptus, die unter dem Titel „Taubmanniana" bekannt ist, habe, bemerkt Genthe, Gottsched vermöge seiner „strohernen Gemüthsart" seine „einfältige Aeußerung" gegründet, „Taubmann sei der Stammvater aller deutschen Pritschmeister", und auf dieselbe Autorität hin habe auch der gelehrte Flögel „den Biedermann unter die Lustigmacher" eingereiht, obschon die „Taubmanniana" doch selbst wieder den Beweis geben, daß sich Taubmann nicht als Lustigmacher gebrauchen ließ. Mit einem Gundling und Faßmann sei Taubmann nicht auf dieselbe Linie zu stellen, nie habe einer der sächsischen Regenten sich einen solchen Scherz erlaubt, wie Friedrich Wilhelm I. es an seinem Hofe mit den genannten Männern gethan; im Gegentheil habe Taubmann der größten Achtung genossen, er würde sonst auch nicht in den 18 Jahren seiner Amtsthätigkeit zu Wittenberg dreimal zum Dekan der philosophischen Facultät und einmal zum Rector Magnificus gewählt worden sein. Als Lehrer und Führer der Jugend habe er stets die strengste Sittlichkeit und einen hohen Ernst bewiesen, und wenn er auch gern ein Glas Wein getrunken, so sei ihm doch übermäßiges Trinken zuwider gewesen. Der damalige Kurfürst von Sachsen sei, wie fast alle sächsischen Fürsten dieser Zeit, Freund der Poesie gewesen und habe Taubmann sowol seines Frohsinns wegen als in seiner Eigenschaft als Hofpoet gern bei sich gesehen; aber die Behauptung Flögel's, daß der Titel Hofpoet an einigen Orten und namentlich in Frankreich mit dem eines Hofnarren gleichbedeutend gewesen, finde in Sachsen niemals Anwendung, denn dort habe es lange nach Taubmann Hofdichter gegeben, wie z. B. Johann Ulrich König diese Stelle im dritten Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts bekleidete, ohne daß je der Begriff des Lustigmachers damit verbunden gewesen wäre; auch auf Frankreich erleide diese Behauptung keine Anwendung, denn wenigstens Flögel bringe keine Beweise vor, und niemand sei es eingefallen, den französischen Hofdichter Isaak de Benserade, welcher kurz nach Taubmann lebte, für einen Hofnarren oder Hoflustigmacher zu halten. Jedenfalls wird man einen so witzigen, schlagfertigen Kopf wie Taubmann, der noch dazu seine Impromptus sofort häufig in die elegantesten lateinischen Disticha kleidete, unter unsern gegenwärtigen Professoren vergebens suchen, und was uns aus Genthe's Schriftchen zu erfahren besonders überraschte, war dies, daß Taubmann die deutschen Dichter des Mittelalters den besten Griechen und Römern an die Seite gesetzt, lange Stellen aus ihnen angeführt und ein fleißiges Studium derselben empfohlen hat. Wenn übrigens der Fluch des Lächerlichen, der auf Taubmann's Namen lastet, hauptsächlich von jener Behauptung Gottsched's herrührt, so muß man sagen, daß diesen die Nemesis dafür tüchtig bestraft hat, indem auch er eine Zielscheibe des Spottes und der Satire geworden und trotz aller Hinweisungen auf seine mancherlei literarischen Verdienste bis in letzter Zeit geblieben ist. Schließlich erwähnen wir noch, daß Genthe's Schriftchen durch eine reiche Auswahl witziger „Taubmanniana" für jedermann und nicht blos für Gelehrte eine anziehende Lectüre bildet.

Ein französisches Urtheil über die deutsche Kunst.

Man ist in Deutschland nur zu sehr geneigt, den französischen Schriftstellern und besonders Journalisten den Vorwurf der Oberflächlichkeit zu machen, zumal wenn der „Outre-Rhin" der Gegenstand ihrer Betrachtung ist. Wir haben jedoch in französischen Journalen Artikel über Deutschland gelesen, die theils wirklich gründlich waren, theils wenigstens das Streben nach Gründlichkeit bekundeten. Zu den Aufsätzen der letztern Gattung gehört unter anderm auch ein ausführlicher, an die münchener allgemeine Kunstausstellung anknüpfender Artikel von Ch. Perrier in der „Revue contemporaine" wenigstens insofern, als der Verfasser bemüht ist, die Entwickelung der deutschen Kritik, Alterthumsforschung, Poesie und Philosophie in Zusammenhang zu bringen und die Einwirkung dieser auf die Kunst nachzuweisen. Von den Namen unserer berühmten Kritiker, Philosophen und Dichter fehlt kaum einer. Da sich Perrier aber bis zu einem so beträchtlichen Grade mit der deutschen Literatur beschäftigt hat, so fallen einige Hauptverstöße um so mehr auf und man traut seinen Augen kaum, wenn man von ihm Lessing einen „partisan declare du theatre français" genannt findet. In Sachen der Kunst ist er gründlicher; er geht in seiner Skizze bis zu den ältesten Zeiten der deutschen Kunstgeschichte zurück und charakterisirt im Verlauf seines Artikels besonders Carstens, Schick, Wächter, Koch, Cornelius, Overbeck, Führich, Steinle, Heinrich Heß, Philipp Veit, Schnorr, Kaulbach, Genelli, Schwind, läßt auch einige Blicke auf die Koryphäen der Düsseldorfer Schule fallen, darunter auf den unglücklichen Alfred Rethel, „si tristement atteint aujourd'hui de la même maladie qui a emporté Gerard de Nerval". Er nennt Rethel einen großen Künstler, einen Zeichner, „dont la trempe vigoureuse faisait contraste avec la reste de l'école". Perrier's ästhetisches Urtheil wird freilich deutsche Kenner nicht immer befriedigen, oft sogar verletzen, so wenn er behauptet, daß Cornelius in seinen epochemachenden Fresken in der Glyptothek die Iliade „travestirt" habe.

ornelius' „Letztes Gericht" in der Ludwigskirche dagegen nennt dessen Meisterwerk und fügt hinzu „ce serait une oeuvre lmirable dans tous les pays du monde"; auch seine „Vier eiter aus der Apokalypse" für das projectirte Camposanto in rlin gelten ihm als „une des merveilles de l'art contemraine". Kaulbach stellt er sehr hoch; dieser sei „un créateur ns toute la force du terme", er rühmt ihm „abondance, ilité, noblesse, caractère, délicatesse" nach, nur habe er viel Leichtigkeit und Wissen, und daraus entsprangen seine hler. Dabei besitze Kaulbach die „ironie incisive, amère, pétrante" Heinrich Heine's; Kaulbach sei, nächst Voltaire, vielht das einzige Beispiel jener einander widersprechenden Eigenaften, vermöge welcher man mit der einen Hand einen Payrikus, mit der andern eine Satire auf die Menschheit zu reiben vermögend sei. Begreiflicherweise kommt Perrier auch Kaulbach's Fresken an der Neuen Pinakothek zu sprechen und et daran nur das auszusetzen, daß Kaulbach Caricaturen mehreren Mètres Höhe gefertigt habe, was ihm keine glück- Neuerung zu sein scheint. Wie viel man übrigens auch Recht von deutscher Seite an dem Artikel Perrier's auszun haben mag, so wird man doch nicht viele Deutsche nennen nn, die mit derselben Kenntniß über die französische Kunst schreiben vermöchten, mit der Perrier über die deutsche geieben hat. Einige allgemeine Bemerkungen über den deutn Geist, wie die, daß die Deutschen keinen „esprit attique" sen, einzelne ausgenommen, haben wir schon bei früherer egenheit angeführt. Zu diesen Ausnahmen gehört denn auch Goethe, von dem Ste.-Beuve in demselben Hefte der „Revue" iner „De la tradition en littérature" überschriebenen Abhandg bemerkt: „Möge es mir erlaubt sein, das Beispiel des ten aller Kritiker anzurufen, Goethe's, von dem man sagen , daß er nicht nur die Tradition, sondern die Vereinigung er Traditionen gewesen; welche von diesen Traditionen war es, ihn beherrschte? das classische Element! Bis zum Ufer von ris kann ich bei ihm den Tempel Griechenlands wahrnehmen." Goethe sich nie in die Wolken verliere, daß Heiterkeit das ndelement seines Wesens sei, das, meint Ste.-Beuve, rühre r, daß seine Vorliebe dem Olymp gegolten. Freilich mußte Olymp, der Sitz der heitern griechischen Götter, zu Zeiten the's Gunst mit dem Brocken, dem Sitze des nebelhaften ks und der unheimlichen Hexenzunft, wohl oder übel theilen.

H. M.

Bibliographie.

Max Büdinger und die Königinhofer Geschwister. , Tempsky. Gr. 8. 6 Ngr.

Dalichow, E., Frühlings Nachtfeier. Ein Gedicht. in, Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt. 16. 27 Ngr.

Cardinal und Fürstbischof Melchior von Diepenbrock, Lebensbild. Von seinem Nachfolger auf dem bischöflichen le. Breslau, Hirt. 8. 1 Thlr.

Diez, Katharina, Onkel Martin. Stuttgart, Gebr. tlin. 8. 22½ Ngr.

Feuillet, O., Ein verarmter Edelmann. Roman aus Weltleben. Nach dem Französischen. Potsdam, Schlesier. Thlr. 10 Ngr.

Feydeau, E., Fanny. Die Verirrungen des menschlichen ns. Nach der 10ten Auflage des französischen Originals itet. Berlin, Bieler u. Comp. 32. 7½ Ngr.

Gerstäcker, F., Hell und Dunkel. Gesammelte Erzäh- 1. Zwei Bände. Leipzig, Arnold. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Grimme, F. W., Balladen und Romanzen. Schaffhau- Hurter. 8. 24 Ngr.

Hagendorff, H., Borussia. Balladen und Legenden aus und West-Preußen. Berlin, Lindow. 8. 7½ Ngr.

Hersch, H., Die Anna-Lise. Schauspiel in fünf Akten. furt a. M., Sauerländer. 16. 16 Ngr.

Knapp, A., Herbstblüthen. Gedichte. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kopp, J. E., Dramatische Gedichte. 3tes Bändchen: Harald und Sigrith. Herzog Karl von Burgund. Mit dem Bildniß des Verfassers. Lucern, Bertschinger. 8. 27 Ngr.

Krahner, H., Eros und Psyche. Stolp, Kötting. Gr. 4. 10 Ngr.

Lang, L., Wolfram von Eschenbach. Historischer Roman. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Marcus, Harriet. Anclam, Krüger. Gr. 16. 15 Ngr.

Merle d'Aubigné, J. H., Der Protector und die englische Republik zur Zeit Cromwells. Aus dem Französischen übertragen von F. Merschmann. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 24 Ngr.

Rietzki, E., Lehrer Born oder: Des Schulmeisters Mission. Eine Dorfgeschichte. Mohrungen, Rautenberg. 12. 12 Ngr.

Rönnefahrt, J. G., Schiller und Goethe oder: der 13. Juni 1794 ein Segenstag der deutschen Nation. Worte der Aufmunterung zu allgemeiner Theilnahme an der Säcularfeier des Geburtstages unsers Schiller, 10. November 1859, allen deutschen Männern und Frauen, sowie der reifern deutschen Jugend gewidmet. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 15 Ngr.

Rußland bei der Thronbesteigung Paul's I. Sittliche und politische Stellung dieses Reiches zu Ende des 18. Jahrhunderts. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 20 Ngr.

Schenck, K., Gedichte. Stuttgart, Schaber. 1860. 16. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Vorberger, E. v., Ein Walpurgistraum. Fulda, Maier. 8. 1½ Ngr.

Deutschland und die Napoleoniden. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 Ngr.

Die deutsche Frage von A. B. Hamburg, Nestler u. Melle. Gr. 8. 5 Ngr.

Francke, H., Seid einig, einig, einig! Patriotische Gedichte. Halle, Lippert. Gr. 8. 3 Ngr.

Fritze, A. E., Die Ansprache Sr. Königl. Hoh. des Prinz-Regenten von Preußen über die kirchlichen und Unterrichts-Angelegenheiten erläutert und beleuchtet. Zugleich als ein Beitrag zur Ordnung dieser Angelegenheiten. Halle, Lippert. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Gymnasien Oesterreichs und die Jesuiten. Leipzig, Voß. Gr. 8. 12 Ngr.

Hengstenberg, Ueber die Entlassung des Prof. Dr. Baumgarten in Rostock. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die beiden Herzoge von Braunschweig und Louis Napoleon. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 15 Ngr.

Leue, F. G., Preußen und Oesterreich gegen Frankreich. Leipzig, C. H. Mayer. Gr. 8. 8 Ngr.

Oesterreich und Frankreich. Zum Verständniß der Situation. Leipzig, Geibel. 8. 5 Ngr.

El Principe de la Paz und die Micheline. Puppenspiel in drei Acten. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 16. 9 Ngr.

Ree, A., Ueber Gewissensfreiheit zur Verständigung über unser Streben. Ein Vortrag für das Comité zur Förderung der Gewissensfreiheit am 21. Februar 1859 in der Tonhalle zu Hamburg gehalten. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 3 Ngr.

Eine Stimme aus dem Volke. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 5 Ngr.

Sturmesklänge. Nr. 2. Oesterreichs Lerchenschlag. Eine Ostergabe an's deutsche Volk von E. v. Vorberger. Fulda, Maier. 4. 1 Ngr.

Ueber Ehescheidung. Mitau, Reyher. Gr. 8. 4 Ngr.

Wie der Krieg entstand. Geschichtliche Uebersicht der europäischen Verwickelungen seit dem Pariser Frieden. Leipzig, Lorck. Hoch. 4. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 16. Juni 1859.

Helmina von Chézy und ihre Denkwürdigkeiten.

Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Helmina von Chézy. Von ihr selbst erzählt. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1858. 12. 3 Thlr.

Das große und mannichfaltige Interesse, welches diese an Stoff und an pikanten Mittheilungen sowol aus Frankreich wie aus Deutschland und aus einer literarisch wie politisch bedeutsamen Periode ungewöhnlich reichen Memoiren gewähren, knüpft sich sicherlich mehr an ihren Inhalt als an die Dichterin, die sie niederschrieb. Aber wenn bei jedem andern Werke die echte Kritik nach dem Beispiel Lessing's und Schiller's, Schlegel's und Tieck's die Person des Verfassers nicht ohne dringende Noth in ihren Kreis ziehen und sich möglichst nur an die Sache und die Idee halten wird, so scheint es dagegen bei der Besprechung von Memoiren nicht blos gerechtfertigt, sondern selbst geboten, sich zuvörderst mit dem persönlichen Charakter des Autors und der Würdigung seiner Anrechte auf die Abfassung von Denkwürdigkeiten etwas eingehender zu beschäftigen. Gerechtfertigt, weil sich hier die Persönlichkeit des Verfassers in den Vordergrund stellt und es in der Natur der Sache liegt, daß mit demselben Maß, mit welchem er mißt, ihm auch wieder gemessen werde. Geboten, weil es sich darum handelt, zu untersuchen, inwieweit sein persönlicher Charakter und seine persönlichen Verhältnisse für die Wissenswürdigkeit wie für die Glaubwürdigkeit seiner Mittheilungen Garantie gewähren.

Helmina von Chézy hat das Glück gehabt, daß Karl Maria von Weber zu einem von ihr verfaßten, ziemlich unbedeutenden, confus-romantischen Operntext eine vortreffliche Musik schrieb, und so hat ihr Name als Verfasserin der „Euryanthe" bis heute einigen Klang behalten. Ihre „Gedichte", ihre „Herzenstöne auf Pilgerwegen", ihre Erzählungen, die sie unter den Titeln „Stundenblumen", „Aurikeln" u. s. w. sammelte, selbst ihr seinerzeit ziemlich beliebter Roman „Emma's Prüfungen" sind vergessen oder doch nur wenigen bekannt, obschon unter ihren Gedichten einige einen recht hübschen echt lyrischen Klang haben und namentlich ein paar legendenartige Gedichte wie „St.-Johannes und das Würmlein", „Jesus und das Moos" u. s. w. durch ihren einfach herzlichen Ton sehr ansprechend und auch hier und da noch in Anthologien anzutreffen sind. Sie gehört zu den zahlreichen Nebenläufern und Nebenläuferinnen der romantischen Schule, obschon sie häufig eine direct moralisirende Tendenz im Stil und Charakter besorgter Tanten oder Gouvernantinnen blicken läßt, wovon die eigentlichen Romantiker am wenigsten etwas wissen wollten. Auf dauerhaftern Werth haben ihre „Französischen Miscellen" (1803—6) und ihre zweibändige Schrift „Kunst und Leben in Paris unter Napoleon I." Anspruch zu machen; doch wird auch diese Schriften jetzt schwerlich jemand lesen wollen und zu lesen brauchen, zumal da das Interessanteste daraus, wie wir glauben, in die vorliegenden Memoiren übergegangen ist. Ihre literarischen Verdienste sind es also genau betrachtet nicht, durch welche ihre Memoiren Anspruch darauf haben könnten, Aufmerksamkeit zu erregen und zu verdienen. Auch hat sich ja Helmina von Chézy an der Entwickelung der Literatur als solcher und an ihren höhern Interessen und Zwecken nur sehr wenig betheiligt, da sie nach Art der bei weitem meisten weiblichen Autoren nur Herzensangelegenheiten und zufällige momentane Eindrücke zu verarbeiten pflegte. Sie wandelte nicht auf der großen Heerstraße der Literatur, sondern schlich und spazierte auf Seitenwegen und pflückte hier und da ein lyrisches Blümchen und plauderte mit einem oder dem andern, der ihr gerade entgegenkam. Gerieth sie aber zufällig dann und wann auf die große Heerstraße, welche die verschiedenen literarischen Gebiete verknüpft, so waren es mehr Personen als Ideen, welche sie interessirten; oder Ideen und Richtungen sprachen sie nur so weit an, als die Individuen, welche sie vertraten, ihre persönliche Theilnahme erregten. Damit soll aber keineswegs in Abrede gestellt werden, daß ein gewisser natürlicher und sehr lebhafter Instinct ihr oft ganz treffende Bemerkungen über einzelne Literatur- und Kunsterscheinungen und über politische und sociale Zustände eingab, wenn auch freilich nicht alle Urtheile ursprünglich ihr

angehören, sondern bedeutendern Männern und Frauen abgehorcht sein mögen.

Was aber diesen Memoiren ihr Hauptinteresse verleiht, das sind Helmina's ungemein zahlreiche Bekanntschaften mit hervorragenden Persönlichkeiten und ihre nicht gewöhnlichen Erlebnisse in Frankreich wie in Deutschland; denn Helmina hat in der That ein so bewegtes Leben geführt, wie nur wenige deutsche Frauen: das unstete Leben einer literarischen Zigeunerin, die nirgends Rast und Ruhe hatte und immer unbehaust blieb, weil sie sich an ein häusliches Leben nicht gewöhnen konnte. Erinnere ich mich recht, so beklagte sie sich einmal gegen mich in einer Unterredung über ihren Sohn Wilhelm, daß dieser selbst ihr einmal vorgeworfen habe, sie lebe und hantiere wie eine Zigeunermutter. Wilhelm von Chézy mochte sich dabei an die Zeit erinnern, in der sie mit ihm und mit Max immer huckepack, um so zu sagen, in den deutschen Landen umherzog, an jene abenteuerlichen Fahrten, die er selbst später in sehr interessanter, aber nicht gerade sehr discreter und pietätvoller Weise im „Morgenblatt" geschildert hat, in jenen bekannten Skizzen „Aus dem Leben einer Dichterin", die wie es im Vorwort zu diesen Memoiren mit Recht heißt, „bei der gesammten deutschen Lesewelt ebenso reges Interesse als schmerzliches Erstaunen erregten". Leider kann der Geist der seligen Chézy darüber nicht einmal zürnen, denn man erntet keine andern Früchte als man gesäet hat, man erntet keine Paradiesäpfel, wenn man Stechäpfel gepflanzt hat. Aber uninteressant und inhaltlos war dies Leben keineswegs, es hat der Dichterin, wie aus den vorliegenden Denkwürdigkeiten ja deutlich genug hervorgeht, eine reiche Ausbeute von Erinnerungen gewährt, und so einsam ihr Dasein in den letzten Jahren auch gewesen sein mag — denn das blühende Leben hat eine sündliche Antipathie gegen das hülflose Alter —, so war sie doch sicherlich nie allein: die Gestalten der vielen interessanten Personen, die sie kennen gelernt hatte, der Inhalt der geistreichen Gespräche, die sie geführt hatte, die Bilder der Städte und Gegenden, die sie durchwandert hatte, standen vor ihrem Geiste, trotz des erloschenen Augenlichts, und wir sind geneigt zu glauben, daß gerade während der Zeit, in welcher sie dem Tode entgegensiechte, ihr Leben durch diese sich in ihrem Bewußtsein concentrirenden Bilder und Erinnerungen inhaltreicher war, als je früher. Helmina von Chézy hatte auch sicherlich wie wenige das Talent, Bekanntschaften zu machen. Ihre Ungeduld gestattete ihr nicht, zu warten, bis man sie aufsuchte, sie führte sich bei Personen von Namen selbst ein und war dann, wie man im gewöhnlichen Leben treffend zu sagen pflegt, „wie das Fleckfieber". Sie mengte sich — und wir geben zu meist in der humansten und edelsten Absicht — namentlich früher in alles, selbst in Dinge, die sie gar nichts angingen, und sie bereitete sich dadurch mancherlei Unannehmlichkeiten. Leichtgläubig, wie sie war, ließ sie sich von Subalternen und geringen Leuten der Himmel weiß was aufschwatzen, und bestürmte dann die höchsten Behörden mit Vorstellungen, durch die sie nothwendig im Lichte einer zwar harmlosen, aber unbequemen Confusionsräthin erscheinen mußte. In ihrer Keckheit wagte sie sich an die allerhöchsten Personen, welche es zuletzt nicht ausschlugen, der romantischen, zudringlichen „Verfasserin der «Euryanthe»" Audienzen zu gewähren und sie mit süßen Worten abzuspeisen, die sie bis in den siebenten Himmel entzückten. Ueberhaupt liebte sie es, sich in die Kreise der Vornehmen einzuschleichen oder einzudrängen, ohne deshalb zu verschmähen, auch in die niedrigsten Volksschichten als Helferin und Retterin aus dem Feenlande hinabzusteigen. Sie war beides, Aristokratin durch Geburt und zwei übel gerathene Verehelichungen, und echte Plebejerin, in deren Adern, wie sie selbst zu sagen pflegte, noch das Blut des Hirtenmädchens Anna Luise Karschin, ihrer Großmutter, floß.

Als ich im Jahre 1847 nach Heidelberg gegangen war, um daselbst an der eben gegründeten „Deutschen Zeitung" mitzuarbeiten, machte ich auch die Bekanntschaft der Frau von Chézy, und zwar kam sie zuerst, um „das Handwerk zu begrüßen", während doch die Initiative hierzu von mir hätte ausgehen sollen. Helmina war schon damals eine Ruine, aber man muß sagen, gerade keine ehrwürdige. Es fehlte ihr das eigentlich Matronenhafte, was freilich bei der jetzigen windigen und überreizten Generation, in welcher der frivole Geist aus dem Zeitalter Ludwig's XIV., des Regenten und Ludwig's XV. vielleicht mehr Spuren hinterlassen hat als man gemeinhin glaubt, mehr und mehr eine Seltenheit wird. Daher kommt auch zum großen Theil der Mangel an Pietät gegen das Alter bei der Jugend, die dann ihrerseits wieder zu Greisen heranwächst, welche der nächsten jugendlichen Generation auch keine Ehrfurcht einzuflößen vermögen. Daher kommt es ferner, daß das Greisenalter in unsern Tagen sich so leicht selbst zur Last wird. Wenn im Theater zu Sparta sich die ganze Versammlung erhob, sobald ein hochbetagter Greis eintrat, wenn in Rom gerade das senatorische Alter der höchsten Ehrerbietung und Verehrung und des höchsten Vertrauens genoß, so sind dies Erscheinungen, welche die Strömung der heutigen frivolen Cultur ziemlich hinweggespült hat. Es gibt auch in der Gegenwart Fälle, daß Greise bis in ihr höchstes Alter die Bewunderung der Welt geblieben sind, doch das sind seltene Ausnahmen; im ganzen kann man aber sagen, daß ein Greis heutzutage fast mehr ein Gegenstand der Duldung und des Mitleids als der Ehrfurcht ist. In wie unsauberer Weise machte sich z. B. von verschiedenen Seiten die Spottlust Luft, als der jetzige König von Preußen einige verdiente Veteranen der Poesie in seine Nähe berief, um ihnen für ihre letzten Lebenstage bequeme Polster unterzuschieben. Schon von einem Manne, der kaum erst über das mittlere Lebensalter hinaus ist, erwartet in der Regel heutzutage die Welt nicht mehr viel; machte sich doch in einigen hirnverbrannten Köpfen während der ersten Französischen Revolution die Idee geltend, daß alle Männer über 40 Jahre, also in einem Alter, wo die Schwaben erst klug zu werden anfangen, auf dem kürzesten Wege, d. h. durch die Guil-

lotine, beseitigt werden müßten! Das erinnert an gewisse wilde Stämme, die ihre Invaliden in die Wildniß auszusetzen pflegen; es erinnert aber auch daran, daß die jetzigen Hauptträger der Cultur, die Gallier und Germanen, ursprünglich wilde Barbaren waren, und daß dieser Barbarismus die Tapete der Civilisation, wie das alte Heidenthum die des Christenthums, von Zeit zu Zeit immer wieder durchbricht. Und doch hat, wie jedes Lebensalter, auch das Greisenalter seine eigenthümlichen Vorzüge und Aufgaben, auch ungerechnet daß es an sich ein großes Resultat ist, ein Alter zu erreichen, in welchem sich der Mensch allmählich naturgemäß auslebt, zu welchem Zwecke ja auch die Schriften über „die Kunst, das Leben zu verlängern", geschrieben und eifrig studirt werden. Ueber welche Schätze von Erfahrungen gebietet nicht ein Greis! Wie segensreich kann er durch sie wirken und welchen Stolz sollte ihm nicht dieses Bewußtsein gegenüber der unreifen, gegen das Alter so oft impertinent auftretenden Jugend verleihen! Nur ist es die Aufgabe des hohen Alters, ruhig, gemessen und würdig zu erscheinen, und nicht eine Jugendlichkeit affectiren zu wollen, die mit seinem naturgemäßen Charakter in einem widrigen und unnatürlichen Contrast steht.

Dies ist nun der Hauptfehler, den man in unserer Zeit so vielen Greisen und Greisinnen machen muß, und er war auch der Fehler Helmina's. Sie affectirte als Zöglingin der romantischen Schule in ihren Gesprächen eine jugendliche Lebhaftigkeit, eine genialisirende sprudelnde Unruhe, die mit ihrem Alter sehr wenig harmonirten. Von jener religiösen Ergebung, die sie in ihren Denkwürdigkeiten zur Schau stellt und die ihr auch auf ihrem letzten Krankenlager zum Troste gereicht haben mag, ließ sich damals in ihren Gesprächen nichts spüren, viel eher trugen ihre oft ganz interessanten Mittheilungen und Bemerkungen einen bisweilen ziemlich frivolen Charakter. An einer Matrone wird eine gewisse reinliche Freundlichkeit allerdings ebenso wohl thun, als an einem Greise die stille gleichmäßige Heiterkeit, die das Ergebniß resignirter echter Lebensphilosophie ist; aber bei einem Greise oder einer Greisin würde man doch selbst dem melancholischen Ernste vor dieser Frivolität, dieser Koketterie mit blitzendem Esprit den Vorzug geben müssen. Helmina wollte auch noch als Greisin immer noch jene „Schelmina" spielen, wie, mit nicht sehr witziger Veränderung ihres Namens, ihre romantischen Freunde sie zu nennen pflegten, worauf sie sich nicht wenig zugute that. Allerdings mag dieses Schelmische ihr in ihrer Jugend ganz allerliebst gestanden haben, aber in ihrem Alter bildete es einen Mißton in ihrem Wesen. Ohne Zweifel besaß sie ein gutes Herz, sie gab sich neugewonnenen Freunden mit vieler Wärme und ohne Rückhalt hin, sie konnte ihren Freunden sogar Opfer bringen; aber sie verlangte dafür auch viel und wurde ihnen durch zu häufige und zu lang dauernde Besuche nur zu bald lästig. Sie liebte es unter anderm, in sehr später Abendstunde zu erscheinen oder ihren Besuch so lange auszudehnen, bis sie unter irgendeinem plausibeln Vorwand ihre Freunde bewegte, ihr Nachtherberge zu gewähren, was dann oft nicht wenig störend war. Dabei aber bestand ihre Freundschaft nicht die leichteste Probe, und nach kürzerer oder längerer Zeit folgte in der Regel ein Bruch, der bei ihrem heftigen Wesen auch meist ein unversöhnlicher war. Natürlich hielt sie sich nach Art solcher Charaktere stets für die allein Unschuldige, für diejenige, an der man Verrath geübt hatte. Ihre Denkwürdigkeiten sind reich an Beispielen, welche ebenso viele Beweise für diese unlöbliche Seite ihres Charakters sind. Wie die Poesie, so scheint übrigens auch diese Unverträglichkeit in ihrer Familie, wenigstens unter den weiblichen Mitgliedern, erblich gewesen zu sein. Ihre Großmutter wurde bekanntlich von zwei Gatten geschieden, ebenso ihre Mutter, Helmina selbst aber ließ sich ebenfalls von ihrem ersten Gatten scheiden und entlief ihrem zweiten. Gegen ihren Sohn Wilhelm nahm sie eine so feindselige Stellung ein, wie dies wol selten eine Mutter gethan hat. Ich besitze noch ein um die Zeit des Sonderbundskriegs geschriebenes Billet von ihr, dessen interessantesten Theil, weil er für sie bezeichnend ist, ich hier abdrucken lassen will, da ich nicht glaube, daß dadurch ihrem Sohne ein Herzeleid geschieht, eher annehmen darf, daß er darüber lächeln wird. Helmina schrieb mir:

In dem Artikel über die S. D. (Süddeutsche) Zeitung, deren Herausgeber nicht genannt ist, habe ich einmal wieder recht das Walten, das die Vorzeit die Nemesis hieß, erkannt. Seit der Unselige auf entgegengesetzte Bahnen von den meinen hinunterging und dort beharrte, das Mutterherz mit Füßen trat, und durch Scheinfrömmigkeit allem Heiligen und Guten Hohn sprach, ist er der öffentlichen Verachtung (!) verfallen, und ich muß nur zu sehr fürchten, daß er, der seinen Bruder auf dem Gewissen hat, und meine beste Lebenskraft zerstört, vor allem die geistige, auch durch die Umtriebe mit den Sonderbündlern Blut auf seine Seele geladen. Der Fluch dieser Thaten fällt jedoch auf Spindler's Seele! *)

Klingt das nicht fürchterlich? Ist das nicht aber auch eine höchst wichtige historische Mittheilung? Sind wir nicht alle bisher über die Haupturheber des Sonder-

*) Eine andere handschriftliche Reliquie von größerm Werth und gemüthvollerm Inhalt besitze ich noch von der Dichterin, ein Sonett, das ich hier mittheile, weil es meines Wissens noch nirgends sonst wo abgedruckt worden:

Der Rosenmond 1848.

O, Mond der Rosen, der bei lindem Kosen
Die Erde grüßt mit Duft und süßen Farben,
Hienieden kann nicht mehr dein Weh vernarben,
Tod ist dein Lächeln, Blut sind deine Rosen.

Ein Friedensmann trat kühn bei Sturmestosen
Zu Scharen hin, die um die Hölle warben,
Wo Tod die Sichel schwang durch blut'ge Garben,
Bot Mild' und Frieden den Empfindungslosen.

Weh! finstrer Mächte Hohn brüllt ihm entgegen
Er sinkt auf Leichen unter Mörderschlägen.
Doch seine bleichen Lippen flüstern Segen!

Gott des Erbarmens! Oel auf Sturmeswogen
Sei des Gerechten Herzblut, nachtumzogen
Ob Schutt und Trümmern strahl' der Friedensbogen.

Helmina gab mir dies Sonett, um es soviel ich mich erinnere in der „Deutschen Zeitung" unterzubringen, in der sich aber diese Rosenpoesie ohne Zweifel sehr sonderbar ausgenommen haben würde.

bundskriegs im Dunkeln gewesen?! Die eigentlichen Urheber waren keine andern als — Wilhelm von Chézy und Spindler; an ihren Händen klebt das Blut, das 1847 in der Schweiz vergossen wurde! Man mußte nur über diese Verwickelungen und die Art und Weise, wie die beiden Romanschriftsteller den Sonderbundskrieg anzettelten, Helmina sprechen hören. Gewiß, Helmina war ein würdiges Kind der Romantik, sie lebte in Phantasmagorien und Phantasieschöpfungen! Sie war aufs äußerste leichtgläubig; ihr von ihr innigst geliebter Sohn Max, mit dem sie freilich in kein Zerwürfniß mehr gerathen konnte, weil er im Grabe ruhte, gab ihr alle Augenblicke „Zeichen", sie glaubte an die Wirkung von Liebestränken, an Wahrsagungen, an die Chiromantie, in der sie selbst bewandert war, und an allerlei Geisterspuk, und ein gemeinsamer Freund von uns benutzte diese Geisterfurcht, um sie von ihren ihm lästig gewordenen Abendbesuchen dadurch zurückzuschrecken, daß er sich als Gespenst verkleidete, sich auf der zu seiner Wohnung führenden Treppe niederkauerte und als sie nun kam ein unheimliches Brummen vernehmen ließ, worauf sie die Flucht ergriff, da ihr Ruf: „Hebe dich weg, Scheusal!" keinen Erfolg gehabt. Das war zwar ein sehr schlechter Spaß, aber der Freund erreichte dadurch wenigstens seinen Zweck, und noch lange nachher sprach sie mit Schauder von dem „Scheusal", das sie so schrecklich „angegrunzt" habe. Allerdings schwankte sie in der Annahme, ob dies ein böser oder guter Dämon gewesen; ein guter vielleicht, den ihr ihr Sohn Max in so furchtbarer Gestalt gesandt, um sie zu warnen und vor irgendeinem Unglück zu wahren.

Leider gesellte sich zu dieser Leichtgläubigkeit auch ein mit dieser Eigenschaft zusammenhängendes äußerst argwöhnisches Gemüth. Es gab eine Zeit, wo sie in Heidelberg jeden Tag von denen, welche sie bedienten und bei ihr aus- und eingingen, bestohlen sein wollte, aber was mir auffiel war, daß sie davon nie bei der Polizei Anzeige machte. Den in öffentlichen Blättern noch vor ihrem Lebensende enthalten gewesenen Nachrichten, daß ihr in Genf ihre Dichtungen, Lieder (zu welchem Zweck?), 15 noch ungedruckte Novellen, die, wie ich Grund habe zu glauben, nur in ihrer Phantasie existirten, ihr eigenes Porträt (ein „entzückendes Jugendbild"), ihre Pretiosen u. s. w. entwendet worden, habe ich deshalb für mein Theil wenigstens keinen unbedingten Glauben schenken können. In ihren Denkwürdigkeiten geht sie in dieser Hinsicht übrigens sehr offen zu Werke. So beschuldigt sie einen pfälzer Flüchtling, der den falschen Namen Eitelmann geführt, daß er ihr Juwelen, Goldmünzen und andere werthvolle Gegenstände beinahe vor ihren Augen weggenommen, und daß er im Zusammenhange mit einer ganzen Rotte von Dieben gestanden; so beschuldigt sie einen ehemaligen b.... Postsecretär, den Dichter und Schriftsteller S., der „wegen unterschlagener 5000 (?) Fl. fünf Jahre im Zuchthause saß", daß er ihr sieben Kronenthaler aus ihrem „Sack" genommen; so beschuldigt sie den Verfasser des humoristischen Romans „Prinz Rosa Stramin", daß er ihr in Paris eine werthvolle, ihr von der Königin Therese zum Geschenk gemachte Uhr entwendet habe u. s. w. Wenn sie übrigens in Betreff des ehemaligen Postsecretärs und Dichters S.... versichert, daß sie dessen früheres Leben nicht gekannt, sie würde sonst ihren „Sack" mit aus dem Zimmer genommen haben, so ist dies nicht richtig; sie war in sein früheres Leben wie in alle be[illegible] dischen Mysterien sehr genau eingeweiht und erzählte [illegible] davon schon lange vor dem angeblichen Vorfall mit den sieben Kronenthalern; auch stand sie mit ihm, der sie zuerst auf meine Anwesenheit in Heidelberg aufmerksam machte, lange Zeit in einem sehr intimen fast täglichen Verkehr, der sich jedoch noch vor jenem Vorfall durch Mishellig-keiten und Reibungen von mancherlei Art in gegenseitige Abneigung verwandelte. Man darf übrigens nicht vergessen, daß Helmina infolge ihrer romantischen Zerstreut-heit bei ihren vielfachen Wanderungen bald da bald [illegible] etwas an öffentlichen Orten oder bei befreundeten Fa-milien liegen ließ, wie mir dies in Betreff einer ziemlich beträchtlichen Summe in Papiergeld bekannt ist, die [illegible] dann aber glücklicherweise wiederfand. Wir heben [illegible] hervor, damit man jenen so argen Beschuldigungen [illegible] unbedingten Glauben schenke, zumal da dadurch [illegible] ein Mensch compromittirt wird, der sich nicht mehr [illegible] theidigen kann, weil er schon seit Jahren im Grabe [illegible] und bereits todt war, als die religiöse Chézy sich [illegible] scheute, auf ihrem letzten Krankenlager diese schlim[illegible] Beschuldigungen auszusprechen und ihren Memoiren [illegible] zuverleiben. Die christliche Gesinnung, welche sie [illegible] Schau trug, hätte sie wol von der Mittheilung [illegible] bestimmte und leicht erkennbare Personen compromi[illegible] den Enthüllungen angesichts des Todes abhalten [illegible] besonders da wol in allen genannten Fällen nur [illegible] dachtsgründe, aber keine Beweise vorlagen. Helmina [illegible] überhaupt gegen Personen, welche nicht den höchsten St[illegible] den und der glänzendsten Schicht der Geistesaristokra[illegible] angehören — denn für diese hat sie meist nur [illegible] schwengliche Ausdrücke der Verehrung und Vergötterung — insofern sie mit ihnen irgendeinmal in Conflict ger[illegible] so stark und mit so leidenschaftlichen Beschuldigungen [illegible] daß wir ihr gegenüber von unserm Grundsatz, in [illegible] Mittheilungen rein persönlicher Art möglichst zu ver[illegible] den, abweichen zu müssen glaubten.

Ist nun die Glaubwürdigkeit einzelner solcher [illegible] hüllungen in diesem Werke, die sich übrigens durch [illegible] gereizten persönlichen Ton und durch starken Farben-trag sehr bald selbst verrathen, stark anzuzweifeln, [illegible] bleibt des interessanten Glaubwürdigen doch so viel [illegible] daß wir die Lectüre dieses Buchs, auch wenn wir [illegible] die Autorität Varnhagen von Ense's für uns hätten, [illegible] eine höchst anziehende und das Buch selbst als einen [illegible] aus nicht werthlosen Beitrag zur Zeitgeschichte em[illegible] können, besonders was den ganzen ersten Theil und [illegible] erste Hälfte des zweiten betrifft. Die Thatsachen [illegible] ihrer frühern Lebensperiode hatte sie theils bereit[illegible] Schriften, theils in ihrem Geiste, wo jene noch [illegible] gelassen hatten, gründlich verarbeitet; da stand alles [illegible] die Thatsachen ihres spätern Lebens suchte sie erst [illegible]

ihrem Sterbebette in einen memoirenartigen Zusammenhang zu bringen, und je mehr sie sich ihrem Ende näherte, desto mehr versagte ihr begreiflicherweise das Gedächtniß, desto mehr heftete es sich an diese oder jene Einzelheit, desto kürzer fertigte sie Bedeutenderes ab, desto ausführlicher ließ sie sich über Unbedeutenderes aus, immer aber doch eine Energie und Lebhaftigkeit des Geistes bekundend, die unter den Umständen, unter welchen sie ihre Erinnerungen zu sammeln suchte, in der That bewundernswerth sind. Ihr eiserner Wille, an dem es ihr nie gefehlt, besiegte, möchte man sagen, die Macht des Todes, dem sie seit lange verfallen war, und die Ohnmacht ihrer körperlichen Organe. Auf die Bemühungen ihres Sohnes Wilhelm von Chézy, diese Memoiren geradezu als verfälschte darzustellen, und das Recht der Herausgeberin zu deren Veröffentlichung in Zweifel zu ziehen, brauchen wir wol jetzt nicht mehr ausführlich einzugehen. Gerade die Eigenschaft des Werks, auf die wir oben hingedeutet haben, beweist, daß diese Denkwürdigkeiten zum Zwecke der Veröffentlichung wirklich der „lieben Muhme" Bertha Borngräber in die Feder dictirt sind. Wilhelm von Chézy selbst wird sich nach näherer Ansicht des Buchs von der unzweifelhaften Authenticität dieser Denkwürdigkeiten hinlänglich überzeugt und zugleich eingesehen haben, daß sie die weder moralisch noch juridisch zu bestreitende Schenkung der Verstorbenen an ihre Verwandte Bertha Borngräber sind, womit Helmina derjenigen, die sie in ihren letzten Tagen pflegte und ihr die Augen zudrückte, einen Ersatz für deren vielfache und große, ihre geringe Habe fast erschöpfende Opfer zuzuwenden gedachte. Bertha Borngräber, deren Großmutter Eleonore Borngräber die Schwester der Karschin war, erzählt in der Vorrede, wie sie zu Anfang des Jahres 1853 in den Zeitungen gelesen, daß Helmina von Chézy erkrankt, erblindet und verarmt in Genf läge. Von dieser Nachricht ergriffen schrieb Bertha Borngräber ihr einige tröstliche Worte, worauf sie von Frau von Chézy zwei „herrliche" Briefe erhielt, mit der Aufforderung, wenn es ihr irgend ihre Verhältnisse gestatteten, zu ihr zu kommen:

Rüste dich mit Nachsicht und Liebe, und komm zu mir. In deiner Umgebung werde ich neu aufleben, und der Trost dichterischer Freundschaft wird mich erheben und begeistern. Die Krisis meiner Schwäche ist überstanden, und ich fühle die Quellen des Lebens jetzt schon wieder hervorsprudeln. Wenn du mein Augenlicht sein wirst, wie bald mein Herz, so wollen wir um die Wette dichten und singen wie die Trutz-Nachtigallen. Du bist mir nothwendig und eine liebende Seele, die mich umgibt. Wir könnten Schönes zu Tage fördern, und ich hätte den Trost, dir zur Herausgabe meine zu hinterlassenden Schriften zu übergeben.... In der Poesie wollen wir fleißig sein, du sollst dir noch einen Namen machen.

Immer noch die alte Poetin und Romantikerin! In ihrem ersten Briefe hatte sie auch noch bemerkt: „Ich bin ausgeplündert und leide die bitterste Noth."

Bertha Borngräber reiste nach Empfang dieses Briefs, „fast mittellos" wie sie war, mit ihrer kleinen Ersparniß von Tirschtiegel bis Genf und fand hier die Aussage der Zeitungen über den hülflosen Zustand Helmina's nur allzu sehr bestätigt. Sie übernahm die Pflege der altersschwachen Dichterin, deren Uebel, namentlich heftige Unterleibskrämpfe, an denen sie schon 17 Jahre lang gelitten zu haben versicherte, sich täglich verschlimmerte. Oft wurde diese beim Dictiren unterbrochen und hielt dann die Hände ihrer Pflegerin vor Angst fest. Bertha Borngräber erzählt im Vorwort weiter:

Trotz ihrer großen Ungeduld, auch wol augenblicklichen Heftigkeit, deren Ausbruch zum großen Theil ihren schweren Leiden zuzuschreiben war, verlor sie nichts von ihrer fesselnden Anziehungskraft.... Meine Feder konnte oft dem schnellen Dictiren kaum folgen. Ihr Gedächtniß blieb ihr fast immer treu, und die Bilder aus ihrer eigenen bewegten, thatenreichen und ereignißvollen Vergangenheit bis in die Kindheit hinab standen klar vor ihrer Seele. Morgens 4 Uhr saß ich schon am Schreibtisch, ihrer Ermahnung folgend: „Schreibe schnell, nimm die Augenblicke wahr, du hast mich nicht mehr lange, ich gleiche einer Sterbenden!" Dann rief sie auch: „Schreibe fleißig, es ist für dich, ich werde ja den Druck nicht überleben!"

Mitte December 1853 war das Werk beendet. Seine Veröffentlichung erlebte Helmina nicht mehr (sie starb am 28. Januar 1856), aber wol noch die Freude, daß Varnhagen von Ense, welchem das Manuscript sofort zur Correctur zugesandt wurde, sich über den Inhalt dieser Memoiren in einem an Helmina gerichteten Briefe aufs anerkennendste aussprach. Er sagt in diesem Briefe unter anderm:

Das Werk ist mit so eigenthümlicher Natürlichkeit und Anmuth geschrieben, daß man ihm den größten Reiz nähme, wollte man darin etwas verändern; selbst wo die Nachlässigkeit etwas auszuarten scheint, im Fallenlassen des Fadens und Wiederaufnehmen desselben, im Vor- und Zurückgreifen, möchte ich zu keiner Abhülfe rathen, da die Eigenheit des Ganzen gerade darin besteht, ein Erzeugniß unmittelbarer Eingebung und freier Mittheilung zu sein. Denn so wie es ist, ist es sein bestes Lob. Sie haben einen überaus reichen, mannichfachen und wichtigen Lebensstoff mit leichter Hand anmuthig vorgeführt und entfaltet.... Die großen Ereignisse und Verhältnisse einer verhängnißvollen Zeit, die bedeutendsten Persönlichkeiten, welche dieser Zeit angehören, und die eigenen Schicksale, welche sich durch den großen Weltwirrwarr durchwinden, alles führt zu höhern Anschauungen, zu fruchtbaren Betrachtungen. Genug, das Buch macht Ihrem Geist und Ihrem Herzen die größte Ehre, und ich zweifle nicht, daß es bei der Lesewelt eine günstige Aufnahme finden wird u. s. w.

Bertha Borngräber versichert, daß die Dichterin bei Vorlesung dieses Briefs Freudenthränen geweint habe. Weiter möchten wir aus dem Vorwort für jetzt nur noch folgende gegen Wilhelm von Chézy gerichteten Worte der Herausgeberin anführen: „Es ist mir ein schmerzliches Gefühl, daß wieder Helmina's eigener Sohn, Herr Wilhelm von Chézy es ist, welcher abermals das Andenken der Todten beunruhigte, indem er ihren Namen mit seinen Anklagen und Schmähungen in Verbindung brachte." Wir haben oben zwar versprochen, Wilhelm von Chézy's Angriffe, die um so weniger taktvoll waren, da sie noch vor dem Erscheinen des Buchs unternommen wurden, hier nicht weiter zu erwähnen; aber wir können uns doch nicht versagen, einige gerade hierher passende Worte des Sohnes anzuführen, in denen er seine irrthümlichen, jedem Leser des Buchs durch dessen Ton und Inhalt sich von selbst widerlegenden Ansichten von der Unechtheit dieser Memoiren in ganz eigenthümlicher Weise zu begründen sucht. Er sagte nämlich im „Morgenblatt" vom 10. October:

Ein anderer Grund für die Vermuthung der Unechtheit liegt in der Art, wie Helmina zu arbeiten und von ihren Arbeiten zu reden pflegte. Wenn sie etwas schreiben wollte, meldete sie so vielen Freunden als möglich, es sei der Vollendung nahe. Stoßweise arbeitete sie dann mit dem Feuer eines Rennpferdes, wozu sie vorzugsweise jene Stunden auszusuchen liebte, in denen man sonst zu schlafen pflegt. Der Eifer erlahmte jedoch sehr bald wieder. Wären aber trotz allem Zögern die Denkwürdigkeiten dennoch bei Helmina's Lebzeiten auch nur halb und halb fertig geworden, so würde sie überall nach einem Verleger geschrien haben.

Welche Ausdrücke eines Sohnes, von seiner Mutter zu sagen: sie habe stoßweiße mit dem Feuer eines „Rennpferdes" gearbeitet und sie würde, falls ihre Denkwürdigkeiten bei ihren Lebzeiten nur halb und halb fertig geworden, überall nach einem Verleger „geschrien" haben! In letzterer Hinsicht ist übrigens zu bemerken, daß, wie die Herausgeberin im Vorwort erklärt, die zur Herausgabe erforderlichen Schritte durch eine Krankheit, welche sie nach ihrer Rückkehr in die Heimat als Folge der heftigen Gemüthsbewegungen an Helmina's Sterbelager heimgesucht, längere Zeit hinausgeschoben worden seien, sodaß sie erst viel später als sie gehofft, die Reise nach Leipzig antreten konnte, um, wie es ihr Varnhagen selbst gerathen, das Werk der Verlagshandlung F. A. Brockhaus anzubieten.

Wir gehen nun zu dem Inhalt der Denkwürdigkeiten selbst über, deren erster Abschnitt sich mit dem Entwickelungsgange und den Schicksalen der Naturdichterin Anna Luise Karschin, der Großmutter Helmina's, beschäftigt. Mit Recht bemerkte Varnhagen über dieses Kapitel in seinem obenerwähnten Briefe: „Von den frühen Kämpfen der Karschin bis zu ihrem eigenen späten Ringen ist eine Steigerung, der man mit eifrigem Antheil zu folgen gezwungen ist und die einen fast tragischen Eindruck macht." Wie interessant ist schon ihr frühestes kindliches Verhältniß mit jenem von der Natur körperlich verwahrlosten, aber mit Geist und Herz begabten Hirtenknaben (er unterschreibt sich in einem spätern Briefe an die Karschin „Johann Christoph Marg Graf", was wol Margraf oder Marggraff heißen soll), der beim Weiden der Rinder Knaben und Mädchen um sich zu versammeln und ihnen aus Volksbüchern und Volksschriften vorzulesen pflegte, und die kleine Anna Luise zuerst mit geistigem Nahrungsstoff versah, indem er überallher Bücher herbeizuschaffen wußte, welche die angehende junge Dichterin abends abholte, um sie unter ihrem Kopfkissen zu verbergen und vor Tagesanbruch, wenn noch alles im Hause schlief, darin zu lesen. Sie wurde später berühmt, verkehrte mit den höchsten Herrschaften und gefeierten Dichtern und Gelehrten und nahm in den vornehmsten Gesellschaften die überschwenglichsten Huldigungen entgegen, aber noch in ihrem spätern Alter gestand sie, daß jene drei Sommer, die sie vom dreizehnten bis zum funfzehnten Lebensjahre in Gesellschaft jenes Knaben zugebracht, die schönsten ihres Lebens gewesen. Diese Mittheilungen werden um so werthvoller, da Bertha Borngräber der Enkelin Anna Luisens vieles über letztere zu erzählen wußte, was, bisher ungedruckt, ihr von ihrem Vater überliefert worden ... und nun diesem Kapitel einverleibt ist. Die Karsch... war bekanntlich zweimal höchst unglücklich verheirathet ... wurde von beiden Männern geschieden, und es versteht sich von selbst, daß Helmina die Schuld davon ausschließlich und einseitig auf die Männer wirft, welche nicht fähig waren, den „Genius" und „das heilige Feuer" der Dichterin zu begreifen. Wenn sich ihr erster Mann ... Thätlichkeiten zu Schulden kommen ließ und ihr zweiter, Karsch, sich dem Dämon des Trunks ergab, so ist ... zwar sehr schlimm; aber es läßt sich doch fragen, ob Anna Luise an diesen Excessen ihrer Männer nicht mitschuldig war. Helmina selbst erzählt, daß die Karschin, und ... am Sonntage, ihre beiden ältesten Kinder in ganz zerrissenen Kleidern in der Stube umherlaufen ließ, ... während das dritte vor ihr, das vierte noch ganz ... auf ihrem Schose saß, brachte sie eine eben in der Kirche gehörte Predigt in Verse! Helmina erkennt darin ... lich einen Beweis ihres Genius, aber ein armer, ... facher Schneider heirathet eine Frau nicht um ihres „poetischen Genius" willen, sondern er heirathet sie, ... sie sein Hauswesen in Ordnung hält und, statt ... zu flicken, ihren Kindern die Kleider flickt, statt ... eine Lücke in der Literatur mit Reimen zu stopfen, ... Manne die Strümpfe stopft. Alle Achtung vor dem Genius, auch in der Person eines Frauenzimmers! ... der Genius beschäftigt sich nicht mit der höchst undankbaren Aufgabe, eben gehörte Predigten in Reime zu bringen. Alle Achtung vor der Mutter, die vielleicht ... Nächte zu literarischen Arbeiten verwendet, um mit ... Honorar den Ihrigen zu Hülfe zu kommen; aber ... Achtung können wir doch einer Frau nicht zollen, ... mit gänzlich zweck- und nutzlosen trivialen Reimen ... abquält, während die Kinder nach Brot schreien und ... zerrissenen Kleider gegen den Ordnungssinn der ... lautes Zeugniß ablegen. Freilich vertheidigt hier Helmina, wie wir später noch sehen werden, ihre eigene ... die Privilegien ihres eigenen „Genius". Um so ... kennenswerther ist es, daß die Verfasserin, bei aller Bewunderung des Talents ihrer Großmutter, doch ... daß sie später in der Poesie auf falsche Wege ge... sei; Ramler habe sie mit den Flittern der Mythologie umhangen, ihre Schwungkraft gelähmt und sie auf ... zen einherschreiten gemacht". Helmina fährt dann ... „Zum Glück trug sie sein Joch nicht lange, und ... nachher selbst wieder, doch niemals mehr so wie ... die Mythologie blieb ihr ankleben, ihr, der rein ... innig christlichen und wahrhaft volksthümlichen Dichterin." Nur hätten wir einige zu harte Ausfälle gegen R... dem sie sogar vorwirft, unbewußt der „Neider" der ... schin gewesen zu sein, und Phrasen wie folgende: ... (Ramler) saß auf einem Thronsessel von Pappe ... Gold ausgeschmückt, während sie, eine schmetternde ... hoch in Lüften schwebte", hinweggewünscht. Sicherlich ... die Karschin, die niedern Umstände, aus denen sie hervorging, und die Zeit, in der sie lebte, in Betracht gezogen, eine ganz ungewöhnliche Erscheinung, und es findet

ter ihren Gedichten einzelne, wenn auch nur wenige, lche durch Energie sowol des Ausdrucks als der Em= ndung noch heutzutage überraschen; aber wie fast bei en sogenannten Naturdichtern unter den modernen Völ= n (seltene Ausnahmen, z. B. Burns abgerechnet) zeigte bei ihr der Hang, sich in den herkömmlichen correcten rmen der Kunstdichtung zu bewegen und sich in künst= er Vornehmheit des Ausdrucks über ihren Stand zu eben, schon lange vor der Zeit, als Ramler sie in die hule nahm. Im übrigen enthält dieses Kapitel so nche Züge, die zur Kenntniß der damaligen Zeit, ihrer dung und Sitte von culturhistorischem Interesse sind, die Schilderung der letzten Lebenstage der Karschin zugleich rührend und ergreifend.

In diesem Abschnitt des Buchs wird auch der Tochter Karschin, der Mutter Helmina's, gedacht, auf die etwas von dem poetischen Talente der Karschin ver= e, und auch in diesen Mittheilungen verfolgt Helmina n Zweck, den poetischen Genius im Kampfe gegen saische Verhältnisse darzustellen. Schon im Pensionat de Karoline, wie Helmina versichert, „knechtisch zur eit angehalten", „despotisch behandelt". Mußten doch den Stichen „die Fäden gezählt werden", mußte sie „feine seidene Strümpfe" stricken! Sie wurde dann ihrem eigenen Oheim verheirathet, und wir wollen glauben, daß dies ein sehr unnatürliches Verhält= war; wir wollen es in diesem Fall gerechtfertigt n, wenn Helmina sagt, Karoline habe „mit bluten= Herzen das Opfer gebracht, das ihr tyrannisch ab= ngt wurde". Der Fluch der unglücklichen Heirathen t eben durch dieses poetische Geschlecht wie ein un= nbares Verhängniß zu gehen. Nach neunjähriger wurde Karoline von ihrem Oheim und Gatten ge= n, oder wie sich Helmina poetischer ausdrückt, es g ihr, „die Kette von sich zu wälzen, unter der sie s geschmachtet hatte". Vier Jahre darauf schloß sie eues Band „wider ihre eigene Ueberzeugung, die verkündete, sie würde nicht glücklich sein", nämlich em zweiundzwanzigjährigen von Klencke, Sohn der rin von Klencke, einer „adelstolzen, ehrgeizigen" , welche sich „der Tochter der Karschin zu Füßen fen und unter strömenden Thränen das Leben ihres s von ihr erfleht hatte; denn er versagte Arznei Nahrungsmittel und wollte sterben, wenn sie nicht einige würde". Das klingt so romantisch, daß wir lauben möchten, hier sei mehr Dichtung als Wahr= Auch diese Ehe wurde gelöst infolge der In= n der Majorin, welche in Gegenwart einer Freun= schworen, „ihr Haupt nicht sanft zu legen, bis dieses getrennt sei". Die Familienchronik oder die Fa= dichtung fügt dann weiter hinzu: „Mit ihr verbün= alf ihre ränkevolle Tochter und ein unwürdiges schö= Weib zu diesem Werke der Finsterniß." Indeß Hel= zieht „einen Schleier über diese Begebenheit", die m Mutterschos zur Waise machte"; aber sie theilt edicht mit, welches die greise Karschin an ihren gersohn richtete und welches mit den Worten beginnt:

> Wiederkehren willst du nun?
> Denkst der Tochter zu genießen
> Und in meinem Arm zu ruhn,
> Wenn du erst zu meinen Füßen
> Hundertmal gesunken wärst, und dich
> Einem Wurme gleich gekrümmt,
> Bis du endlich mich
> Hättest umgestimmt?
> O du Falscher, schäme dich! u. s. w.

Schätzbarer als diese Leistung war die Bereitwilligkeit, womit die Karschin von nun an „liebreich ihren kargen Bissen mit Tochter und Enkelkindern theilte". Eine große Freude gewährte der alten Dichterin das Wohlwollen, womit die Gedichtsammlung ihrer Tochter, der Freifrau von Klencke, begrüßt wurde. Helmina bemerkt:

> Diese Lieder, welche ein Reichardt, ein Rellstab und andere Componisten von geschätztem Talent mit ihren Tönen begabten, erlangten Liebe und Anerkennung und klangen unvergessen durch eine neuere Zeit, vor allen die sapphische Ode „An Myrtill"..... Unter den Lesern gab es viele, welche die Tochter nun über ihre Mutter stellten. Man könnte sagen, sie hatten recht, wenn nicht der Geist der Zeit bei jedem neuen Zeitabschnitt der Kunst eine neue Gestalt brächte und gewissermaßen die frühere Zeit zertrümmerte.

Man sieht, daß Helmina diesen Gegenstand mit einer ungemeinen Wichtigkeit behandelt, die er ohne Zweifel nicht verdient, denn an ursprünglicher Kraft standen die Gedichte der Freiin von Klencke sicherlich weit unter denen der Karschin. Doch über den Geniesegen (oder sagen wir besser „Genieflucht"?) ihres Geschlechts kann Helmina nicht begeisterte Worte genug finden. Auch ihre Urgroß= mutter, die Mutter der Karschin, war in ihrer Art ein Genie. Helmina schreibt von ihr, die eine Försterstoch= ter war:

> Ihr Wuchs und graziöse Haltung machten sich auf den ersten Blick bemerkbar. Ihre Gesichtsbildung war nicht regelmäßig schön, doch fein und angenehm. Ihr Auge war blau und sprechend, ihre Haut weiß und das Haar glänzend schwarz. Sie besaß zwei entzückende Talente, die man in dieser Gegend noch niemals in solchem Umfange gekannt. Sie tanzte unvergleichlich: sie hat wie der Vogel über dem Wasser gleichsam nur über dem Boden geschwebt.... Wenn sie bei Festlichkeiten tanzte, strömten Zuschauer aus dem ganzen Städtchen herbei, und standen dichtgedrängt an den Fenstern, um sie tanzen zu sehen. Noch entzückender war ihr Gesang, selbst noch in ihrem fünfundsechzigsten Jahre..... Sie konnte mit unglaublicher Leichtigkeit in lauter kleinen Ringelkreisen die Stimme bis zum höchsten Triller erheben, in lauter neuen unerhörten (!) Tönen schwebte sie allmählich wieder herab und schmolz in einen Seufzer zurück. Auch Dichterin war sie, obgleich sie ihre Lieder nicht aufschreiben konnte. Sie sang oft Lieder, zu welchen sie selbst Melodien schuf.

Von einem männlichen Mitgliede ihrer Familie lesen wir gelegentlich, er sei „ausgezeichnet in seiner Kunst als Buchbinder" und auch in ihm glühe „der dichterische Funke, der beinahe allen Familiengliedern der Karschin eigen ist".

In dem zweiten Kapitel des ersten Theils macht uns Helmina mit ihrer Jugendgeschichte und ihrer ersten Verheirathung bekannt, die wie alle Verehelichungen in diesem wunderlichen Geschlecht ein sehr klägliches Ende nahm und wie sich von selbst versteht ohne die geringste Schuld

Helmina's. Ungeregelte Romanlectüre scheint sie, wie so unendlich viele Frauenzimmer in unserer Zeit, schon in früher Jugend verdorben und mit der Welt, wie sie ist, auf einen gespannten Fuß gesetzt zu haben. Sie selbst sagt, daß ihr schon früh das Leben „nackt und dürr" erschienen sei, daß sie Menschen und Dinge ersehnt, wie sie in ihren Büchern standen. Leider produciren unsere Romanschriftsteller meist ganz andere Menschen als diese in Wirklichkeit sind; die Welt will einmal belogen sein, und so belügen sie die Welt, zuweilen weil sie selbst das Leben nicht kennen, öfter aber mit dem vollen Bewußtsein, daß sie lügen.

Doch ehe wir auf ihre erste Heirath etwas ausführlicher zu sprechen kommen, wollen wir noch eines Moments aus ihrer Jugendgeschichte gedenken. Da sie einiges Talent zum Blumenmalen zeigte, wurde sie zu dem berühmten Chodowiecki, über welchen schon in dem vorhergegangenen Kapitel sich einige interessante Bemerkungen fanden, in die Lehre gegeben, ließ sich aber öfter bei seinen Bücherbretern als beim Reißbret finden, und Chodowiecki störte sie in ihrer Leserei nicht, weil er bald einsah, daß aus ihr keine Malerin zu machen sei. Hier las sie die damals beliebtesten Romane wie „Karl von Karlsberg", aber auch Hippel's Roman „Lebensläufe in aufsteigender Linie", der, wie sie sagt, mächtig in ihr „gewirkt". Vieles in ihrem Leben erklärt sich aus der falschen Erziehung, die ihr zu Theil wurde. Sie gesteht selbst, daß ihre Mutter ihr zwar Kenntnisse beibrachte, aber alles versäumte,

> was dem häuslichen Treiben Schmuck und Zierde gibt und den weiblichen Fleiß durch anmuthige Zwecke spornt und erheitert. Auch vereinsamte sie sich und mich so sehr, daß ich nie Gelegenheit fand, glückliches, geordnetes, an löblicher Thätigkeit und sinnigen Genüssen reichhaltiges Familienleben gründlich zu beschauen und verständig zu würdigen.

Unglücklicherweise wurde sie, unreif wie sie war, schon in ihrem sechzehnten Lebensjahre an einen Baron Hastfer verheirathet, den sie nicht liebte, welche Entdeckung sie aber erst am Hochzeitstage gemacht zu haben scheint, nachdem Hastfer am Tage vorher betrunken nach Hause gekommen war. Sie versichert auch, daß sie, als der Prediger gekommen, sich in ein Nebenzimmer eingeschlossen und durch die Thüre erklärt habe, sie würde nicht heirathen; erst den eindringlichen Vorstellungen eines Lieutenants von Kahlenberg sei es gelungen, sie zu bewegen, daß sie sich trauen ließ. Die Ehe war eine sehr unglückliche: „Hastfer verschwendete unsinnig, Schulden wurden gemacht und blieben unbezahlt." Indeß gesteht sie, daß die Bälle und Pickenicks, zu denen Hastfer sie geführt, ihr gefallen hätten; in ihrem weißen Ballkleide, mit dem Kranz in den braunen Locken, sei sie sich wie eine blendende Schönheit vorgekommen, und ihre Gedichte, „die voller Fehler waren", hätten ihr infolge der Schmeicheleien, die man ihr darüber sagte, vortrefflich geschienen. Dieses lustige Leben endete, wie es gewöhnlich endet, mit gänzlichem Zerfall des häuslichen Glücks. Helmina flüchtete zur Mutter und reichte, als Hastfer den Versuch machte, ihren Bruder um ein Kapital von 4000 Thalern zu betrügen, die Scheidungsklage ein. Helmina erzählt nun eine romantische Geschichte, daß nämlich Hastfer vor ihren Augen ein Glas Gift getrunken, wozu sie „gelächelt" habe. Ob sie in dem Augenblick, wo er das Glas leerte, schon vollkommen davon überzeugt war, daß er nur Komödie spiele, geht aus der Darstellung nicht ganz klar hervor. Ueberhaupt läßt sie den ganzen Vorgang in etwas romanhaftem Dunkel, sodaß man davon denken kann, was man will. Ebenso dubiös ist die Bemerkung: „Viele Jahre nach diesem Vorfall sagte mir ein Freund, mein Bruder sei um das Geld gekommen. Doch ich hoffe, dieser Freund hat sich geirrt. Nie hat mein Bruder über diesen Gegenstand mit mir gesprochen." Der Leser weiß also nicht, ob Hastfer als ehrlicher Mann dafür gesorgt, ihrem Bruder die 4000 Thaler zurückzuerstatten oder ob er ihn darum betrogen habe. Helmina sicherlich wird es gewußt haben; denn das soll sie uns nicht einreden, daß sie über einen so wichtigen Gegenstand, um dessentwillen hauptsächlich sie sich von ihrem Gatten scheiden ließ, niemals mit ihrem Bruder verhandelt haben sollte. Freilich konnte sich bei dieser Stelle ihr Gewissen vielleicht hinter das Wort „gesprochen" flüchten; denn unsers Wissens befand sich dieser Bruder damals gar nicht in Berlin und auch später hat sie ihn wol nur sehr flüchtig gesehen, in Augenblicken, die man sich durch die Erinnerung an eine unangenehme, obschon wie wir glauben zur Zufriedenheit des Bruders erledigte und überhaupt völlig in den Hintergrund getretene Sache nicht trüben wollte.

Von großem Interesse sind ihre Erinnerungen an Jean Paul, dem sie als seine Verehrerin einen Brief geschrieben hatte, „dessen Anfang vortrefflich war, denn er stand wörtlich in Jean Paul's «Hesperus»". Jean Paul antwortete nicht, schrieb aber seinem Freunde Ahlefeldt, derselbe solle ihn zu Helmina führen, wenn er (Jean Paul) nach Berlin käme. Jean Paul kam und sprach auch bei Helmina vor. Sie schreibt:

> Jean Paul's Erscheinung hatte nichts Auffallendes; seine einfache Kleidung paßte zu seinem Gesicht und Wesen. Auf seiner Stirn thronte Licht, auf seinen Lippen Anmuth und Milde. Seine hellblauen Augen leuchteten in sanfter Glut. Seine Bewegungen waren im Einklang mit seiner Einfachheit und seinem natürlichen Anstand. Vielleicht würde seine Erscheinung einem Unkundigen nichts von seinem Genius verrathen haben u. s. w.

Nie habe sie ihn laut lachen hören, sagt sie weiter, „aber sein Lächeln mit dem Augenstrahl war Frühling". Die enthusiastische Wärme, mit welcher Helmina noch als Greisin über Jean Paul schrieb, macht ihr alle Ehre; aber Jean Paul war auch wol wie wenige Schriftsteller so geeignet, sich überall Liebe und Wohlwollen zu erwerben und sich der ihm gezollten Verehrung würdig zu zeigen. Sie schreibt:

> Gütiger und milder war nie eine Größe als er: Hingebung eines Kindes und kindliches Hinnehmen dessen, was von Herzen kam, hat kaum sonst wer auf Erden je in diesem Grade geübt. Er war dabei so hold und herzig, daß sich Gütigkeit, Milde und Nachsicht von Freunde über uns nicht unterscheiden ließ; denn alles sah er von der schönsten Seite, trug auf alle Erscheinungen die Reinheit und Echtheit und die Fülle innern Reichthums über. So oft ich ihn sah, und wie oft war das

amals und 22 Jahre später, kam nie ein unsanftes Wort ge= en Abwesende über seine Lippen.

Das letztere Lob paßt auf so wenige Menschen und amentlich auch auf Schriftsteller (diese „indiscreten Bursche", wie einmal Schiller sie nannte, obschon auch r in seinen Briefen gerade nicht immer sehr discret war), aß wir es eigentlich mit gesperrten Lettern hätten her= orheben sollen. Um so auffallender war bei der Milde ean Paul's die Härte, womit er über Schiller's Dich= ungen urtheilte. Helmina sprach einst gegen Jean Paul it Entzücken von „Don Carlos" und den „Idealen"; überraschte Jean Paul sie durch folgenden Ausspruch, r ihr wehe that: „Schiller ist kalt! Sie fühlen das zt nicht, Sie werden es noch fühlen! Schiller ist Eis, ist ein Gletscher, nie Sonnenstrahl mit göttlichem Pur= urspiel, warmen Purpurtönen; eilen Sie hin, Sie finden eder Glut noch Leben" u. s. w. Dieses Urtheil Jean aul's, der sonst, wie Helmina versichert, über Dichter nd Literatur zu sprechen vermied, ist um so auffallender, auch Jean Paul zu idealisiren liebte, obschon seine dealgestalten allerdings einem ganz andern Genre ange= ören als die Schiller'schen. Er selbst äußerte sich gegen elmina über diesen Punkt: „Man wirft mir vor, daß Ideale der Vollkommenheit in den Gestalten dargestellt, ich geschaffen. Nein, ich habe nur Mängel unberührt lassen, die ich nicht schildern wollte." Da entsteht nun ilich die Frage, ob und inwieweit es einem Roman= riftsteller, der das wirkliche Leben zu schildern vorgibt, aubt sei, an seinen Helden und Heldinnen nur die inzenden und edeln Seiten hervorzuheben, ihre Mängel er absichtlich unberührt zu lassen. Helmina selbst be= rkt einmal sehr richtig:

Man kann Jean Paul den Vorwurf nicht ersparen, daß er Frauen etwas verweichlicht, ihre Ansprüche an häusliches ück zu sehr in die Höhe geschraubt, daß er die blos häus= jen Frauen, die er die verfochten, vernähten, verwaschenen auen heißt, zu ungerecht behandelt und zu sehr für diejeni= r eingenommen ist, die seine Schriften lesen und für den chter glühen.

Dabei ist sie aber doch wieder der Ansicht, daß kein chter so klar wie Jean Paul die Frauen verstanden. , er verstand sie, besonders aber ihre Neigung und wöhnung, von den Männern nur Huldigungen und meicheleien in Empfang zu nehmen, selbst wenn die ere Stimme ihnen sagt, daß es auf Kosten der Wahr= t geschieht. Daher werden von den Schriftstellern bei deut= n Frauen meist nur solche wirkliches und dauerndes Glück chen, welche dieser Hauptleidenschaft des weiblichen Ge= chts genug zu thun wissen. Natürlich vermengen wir Jean ul nicht mit jenen gewöhnlichen frivolen Complimen= nachern, bei denen bloßes Mundwerk ist, was bei n Paul doch wirkliche Herzenssache war. Er war ubig bis zur Leichtgläubigkeit, und Glasperlen, wenn nur funkelten, galten ihm oft für echte Perlen. „Der ein", bemerkt Helmina, „konnte ihn vermöge seiner tmüthigkeit gewinnend täuschen, vorzüglich wo der Zau= der Jugend und blühender Reize der Täuschung zu Hülfe kam. Doch die Entlarvung entfremdete ihn bitter, und er blieb auf ewig abgewendet."

In allen Stellen, in denen sie über Jean Paul han= delt, erhebt sich Helmina zu einer Beredsamkeit, wie sonst nie wieder. Niemand, behauptet sie, habe vollkräftiger auf das deutsche Gemüth eingewirkt als Jean Paul; er stehe in seinen Dichtungen einsam auf seiner Höhe, er habe keine Vorgänger gehabt und werde keine Nach= folger haben; die Zeit werde seinen Werken noch erst recht entgegenreifen und die meisten seiner sogenannten Absprünge als durch innere Nothwendigkeit bedingte und zum Ganzen gehörige erkennen; innere volle Wahrheit sei ihm über alles gegangen; und was der Unverstand in seinen Dichtungen für Manier halte, sei Eigenthümlich= keit gewesen. Sie sagt weiter:

Kinder waren und blieben ihm das Liebste und Lieblichste auf Erden, und nichts war reizender als wenn er mit Kindern sprach. Innig weitfühlend wie mit einer Jesusseele schöpfte er aus dem Born des Lebens die Bitterkeit unvertilgbarer Schmer= zen, aber er war auch gleich mit dem Troste da. Alle seine Nachtstücke tragen am Rande ihres Horizonts den Schimmer des ewigen Morgens und der Hesperusstrahl dringt durch alle ihre Wolken, durch alle Schatten ihres Urwaldes. Er führt in die düstern Hütten des Jammers ein, doch er zeigt den Sonnen= strahl, der durch die kleine Fensteröffnung in die rauchgeschwärz= ten Räume fällt und die Wange küßt, die der Tod schon um= dämmert. Er reißt Welten in Trümmer, um einen Himmel zu bauen.

Sie sagt ein andermal:

Noch regieren Wahn und Irrthum die Welt, und dem Golde allein wird gehuldigt. Recht wie zum Hohn des Elends erschließt allerorten die Hölle die Schätze des Erdenschoses, nach welchen die Begier schmachtend langt, wie Tantalus am Quell, nach welchen die Armuth stöhnend seufzt und hungernd ringt. Bald wird man nur Millionen auf der einen Seite, Verschmachtende auf der andern und nichts mehr in der Mitte liegen sehen. Damals flößten weder Zeit noch Menschen so trübe Vorhersagungen ein, die Welt war genügsam, Genuß und Freude waren noch wohlfeil und leicht zu erlangen; jetzt werden sie er= jagt und nichts als sie hat Werth für die Massen. Das Ueber= bieten und Steigern aller Genüsse steigert auch die Forderungen der Gemüther. Ein großer Theil der männlichen Jugend gleicht wandelnden Leichen, vor der Zeit der Reife tritt die Erschöpfung ein. Derselbe Dünkel, der Gott vom Throne stoßen möchte und sich selbst für göttlich hält, weil er das Göttliche leugnet, schämt sich tugendhaft zu sein, verspottet jede edle Neigung in andern und drückt die eigene nieder. Wie selten wird dem Beobachter die Freude, rein menschliche Menschen zu sehen. O, es war einst anders, und unter den Bessern war Jean Paul einer der Besten. That und Lehre waren bei ihm unzertrennlich. Sein innerer Mensch war von vollendeter Schönheit; diese hatte er erstrebt, indem er nach Wahrheit rang.

In diesen und andern Stellen, obschon sie hier und da an zu starkem Auftrag und an Hyperbeln leiden, ver= räth sich, meinen wir, ein nicht unbedeutendes Schreib= talent, das sich zugleich lebendig und ungekünstelt aus= zudrücken wußte. Ueberhaupt fehlte es ihr nicht an An= lagen. Aber es ging ihr wie den meisten talentvollen Schriftstellerinnen: sie beschäftigte sich mehr mit den Per= sonen als mit den Sachen, und Ideen wurden ihr lieb oder verhaßt, je nachdem ihr die Personen, welche sie

aussprachen, lieb oder verhaßt waren; sie scheute jedes gründliche Studium; nur was im geselligen Verkehr ihr anflog, interessirte sie, nur was sie im Spazierengehen auf dem Wege fand, pflückte sie. Während der Zeit, in der ich sie kannte, las sie so gut wie gar nichts; höchstens daß sie einmal in einer Conditorei einen flüchtigen Blick in die Zeitungen warf. Um die neuern Literaturerscheinungen kümmerte sie sich sehr wenig; überhaupt war ihr die Literatur in ihrer Eigenschaft als geschlossener Organismus, als ein sich consequent fortentwickelnder geistiger Proceß ziemlich gleichgültig; nur was die Literatur an gesellschaftlichen und persönlichen Beziehungen, namentlich aber an directen Beziehungen auf das weibliche Geschlecht und dessen sociale Stellung bot, war ihr von Werth. Zu Hause sich ihren Erinnerungen hingeben, auch wol ein Liedchen dichten und mit der weiblichen Bedienung hadern, Bekannte besuchen, conversiren, spazieren gehen, zum Frühstück auswärts ein Schöppchen trinken, das war damals ihr Leben und wird es so ziemlich immer gewesen sein. Man erstaunt, daß aus einem so zerfahrenen, hin- und hernippenden Schmetterlingsdasein doch ein Resultat wie dieses „Unvergessenes" hervorgegangen ist. Aber ihr natürlicher Instinct, ihr beweglicher Geist, ihre ebenso rasche als scharfe Beobachtungsgabe, die Erfahrungen eines langen und interessanten Lebens und die Früchte, welche der Umgang mit so vielen ausgezeichneten Personen beiderlei Geschlechts ihrem empfänglichen Geiste abwarfen, deckten die vielen Mängel und Lücken in dem Tapetenwerk ihrer Bildung zu. Indeß verfügte sie doch über einen hübschen Vorrath zerstreuter Kenntnisse, die ihr auf ihrem Lebenswege angeflogen waren und mit denen sie im ganzen immer noch besser hauszuhalten wußte als mit ihren Finanzen. Hiermit verband sie eine Theilnahme für politische Angelegenheiten, wie sie bei deutschen Frauen sehr selten gefunden wird.

Nach einer langen Reihe von Jahren sah sie Jean Paul in Dresden wieder: „Ich hatte ihn seit 1800 nicht wiedergesehen", schreibt sie, „und hätte ihn nicht wiedergekannt. Ich suchte vergebens seine Züge mit meinen Erinnerungen in Einklang zu bringen; alles aufgelaufen, ausgedehnt, der Mann und sein Gesicht!" Eine gewisse Entfremdung findet bei einem Zusammentreffen mit alten Bekannten nach jahrelanger Unterbrechung in der Regel statt; eher lebt man sich in die Eigenthümlichkeiten eines neugewonnenen Freundes ein, als in die Eigenthümlichkeiten eines frühern, die, nach langer Trennung, für beide Theile fast etwas Gespenstisches haben. Erst nach einiger Gewöhnung erkannte sie, daß in dieser „aufgelaufenen" Gestalt doch noch der alte kindgute Jean Paul stecke, obschon er, wie wir glauben, nicht mehr die frühern Sympathien für Helmina hatte, da ihr jener „Zauber der Jugend", für den Jean Paul schwärmte, nicht mehr eigen war und das, was sie auf poetischem Gebiete inzwischen geleistet, schwerlich geeignet sein mochte, einem Jean Paul für diesen inzwischen eingetretenen Mangel an jugendlichem Zauber Ersatz zu leisten.

In diesen oft sehr pikanten berliner Mittheilungen, zu denen unter anderm auch die Erzählung von der wunderlichen Entführung des Fräuleins Elise von Bielefeld durch Leuchsenring oder vielmehr von der Entführung Leuchsenring's durch Fräulein von Bielefeld gehört, spielt nächstdem Frau von Genlis eine Hauptrolle. Frau von Genlis lebte damals als Exilirte in Berlin, und Helmina wurde durch ihre Blumenmalerei mit ihr bekannt, ja erlebte schon früh das Vergnügen, daß die Genlis an sie ein französisches Epigramm richtete. Helmina schreibt von ihr unter anderm:

> Sie besaß eine Kunst sich angenehm zu machen, wie man selten findet; sie sah aus wie Natur, und sie täuschte die meisten Menschen damit, aber sie scheute diese auch, weil sie selbst fühlen mochte, wie sehr ihre Maske ihr auf dem Gesicht brannte. Junge Personen sah sie am liebsten. Sie empfing mich mit aller Lieblichkeit, die sie ihrem Wesen zu geben vermochte, und erhob mich in meinen Augen auf eine schwindelnde Höhe. Was meine Mutter durch ihre Treuherzigkeit an mir verdorben hatte, war nichts dagegen. Das Gift der Genlis war viel feiner, viel wirksamer. Nicht um sie herabzuwürdigen sage ich dies alles; sie hatte alle die schönen und großen Eigenschaften, welche ich wol sonst in meinen Schriften gepriesen habe. Der Himmel hatte sie reichlich beschenkt, aber die Hölle hatte sie nicht vergessen.

Wenn sie übrigens versichert, die meisten französischen Emigranten, ihre Familien und deren Angehörige hätten die Genlis laut „die Stifterin der blutigen Greuel der Revolution und der ewig fluchwürdigen Ermordung der königlichen Familie Frankreichs" genannt, so vermögen wir dies schwer zu glauben; denn was hat Frau von Genlis wol gedacht, geschrieben oder gethan, wodurch sie sich einen solchen Verdacht und einen so welthistorischen Nimbus zugezogen hätte? Auf das Schicksal Helmina's hatte Frau von Genlis den größten Einfluß, da sie die Veranlassung wurde, daß letztere nach ihrer Scheidung auf den Einfall kam, in Paris ihr Glück zu versuchen und der Frau von Genlis dorthin zu folgen. „O ich hätte in Berlin bleiben, mich redlich bemühen und bestreben sollen, mit meiner Hände Arbeit meine Mutter zu erhalten!" ruft Helmina aus; aber sie sei, wie sie mit großer Offenheit gesteht, leer und oberflächlich gewesen, ohne einen richtigen Begriff vom Leben und den Verhältnissen und daher auch ohne Ahnung der Gefahr, in die sie ein solches Treiben zu stürzen drohte. Dabei habe sie, wahrscheinlich nicht zu ihrem Glücke, trotz aller Fehler und Albernheiten in ihrer Erscheinung und ihrem Wesen etwas Bestechendes gehabt, und so habe man eine Nachsicht gegen sie geübt, von der sie nicht wisse, „wo die Menschen sie alle herbekommen hätten". Kurz, Helmina ging, ohne eigentlich zu wissen, was sie da anfangen sollte, nach Paris und hiermit sind wir bei dem wol interessantesten und inhaltreichsten Abschnitt ihrer Denkwürdigkeiten angelangt. Personen und Zustände nehmen hier sofort großartigere Verhältnisse an; denn der Gegensatz zwischen Berlin und Paris war damals etwa derselbe wie zwischen Familiengeschichte und Weltgeschichte.

Hermann Marggraff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Religion und Poesie.

1. Parabeln aus dem Buche der sichtbaren Werke von Gotthilf Heinrich von Schubert. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1858. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.
2. Hausgärtchen für Kinder Gottes. Von A. Siegfried. Berlin, Schlawitz. 1858. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Das Hohelied. Ein Singspiel. Metrisch übersetzt und erläutert. Von Schuler. Würzburg, Goldstein. 1858. 8. 15 Ngr.
4. Die Braut der Kirche. Lyrisch-epische Dichtung von Karl Stelter. Breslau, E. Trewendt. 1858. 16. 12 Ngr.
5. Geistliche Lieder eines elsässischen Zimmermanns aus dem vorigen Jahrhundert. Mit einer Biographie des Verfassers herausgegeben von Ernst Stähelin. Mit einem einleitenden Vorworte begleitet von Wilhelm Wackernagel. Erlangen, Deichert. 1858. 16. 9 Ngr.

Wir haben an die Spitze unsers heutigen Artikels einen Altmeister auf dem Gebiete der religiösen Dichtung gestellt; zwar nicht in gebundener Rede, deren sich unsers Wissens Schubert niemals bedient hat, aber dem Geist und dem Wesen nach. Denn gerade das poetische Moment, was seine Wissenschaft und seinen Mysticismus durchdringt, hat vielleicht nicht das wenigste dazu beigetragen, um ihm die vielen Herzen zuzuführen, die er sich im Laufe einer langen und fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit gewonnen hat. Schubert gehört zu den ehrwürdigen Greisengestalten, welche dem Materialismus gegenüber ein lebendiger, anschauungs- und erfahrungsmäßiger Beweis dafür sind, daß bei der höhern Einheit, in welche das Geistige und Materielle des Menschen zusammenfällt, nicht dem Materiellen, sondern dem Geistigen die Priorität und Herrschaft zukommt. Die vor uns liegende Spätfrucht des bald neunundsiebzigjährigen Autors bezeugt es auf das glänzendste, daß hier ein gealterter Körper einen noch nicht gealterten Geist beherbergt. Denn wenn sich die sinnigen Gedanken, denen man fast in jeder Parabel begegnet, hier und da mehr als zu wünschen wäre in einen etwas ins Breite gehenden Pathos verhüllen, und wenn die geistreichen mystischen Anschauungen manchmal in eine Polemik übergehen, die mehr von einer mit dem geschriebenen Wort der Offenbarung die Wissenschaft bevormundenden Scholastik als von einer toleranten Gottinnigkeit an sich tragen, so schreiben wir das erstere eher der ganzen geistigen Anlage und das letztere eher der Zeitrichtung als den Jahren des Verfassers zu. Er sagt am Schluß des Werks: „Die großen Thaten Gottes durch das Wort vom Leben geschehen noch täglich vor unsern Augen; die Macht dieses Wortes wirkt noch ohne Aufhören unter uns fort. Und nur ein anregendes Wort des Lehrers, das aus solch fester Ueberzeugung von der Wahrheit dessen hervorging, was er verkündet, weckt in den Hörern die gleiche Ueberzeugung. Das Schattenspiel der vernünftigen Zweifel und ihre vernünftigen Widerlegungen treibe hinaus aus dem Tempel des Herrn, laß die Sonne selbst hereinscheinen, und alle Schatten werden sich zerstreuen." Ja wohl; alles an seinem Ort. Darum hätten wir die Polemik auch aus den Schubert'schen Parabeln hinweggewünscht, sie paßt nicht hinein: denn die Parabel wendet sich an das Gemüth, und aller Kampf ist ungemüthlich; die Polemik wendet sich an den Verstand (oder soll es doch, wenn sie nicht blos apodiktische Machtsprüche thun will), und tief eingehende verstandesmäßige Discussionen gehören in wissenschaftliche Schriften, nicht in Parabeln. Also alles an seinem Ort. Denn daß, um auf die vorhin citirte Stelle zurückzukommen, die „vernünftigen Zweifel" — eines Lessing zum Beispiel — oder mit andern Worten die gesammte Thätigkeit einer aufrichtig forschenden Wissenschaft ebenso gut dazu diene, das Reich Gottes auf Erden zu mehren und die täglich vor unsern Augen fortwirkende Macht Gottes zu verherrlichen, wie dies auf der andern Seite durch die warme Aussprache einer innigen Herzensüberzeugung geschieht, das wird ein Denker wie Schubert am allerwenigsten in Abrede stellen.

Sehen wir nun, was er in seinem neuesten Werke „Parabeln aus dem Buche der sichtbaren Werke" (Nr. 1) uns bietet. In einer ebenso originellen und tief eingehenden, wie ansprechenden und anregenden Weise gibt er Gleichnisse, in welchen unter geistreicher Auffassung interessanter und wichtiger Naturerscheinungen, bald in rein naturgeschichtlicher Darstellung, bald in biographischer oder geschichtlicher Einkleidung, die Natur auf Gott, das Materielle auf das Geistige zurückgeführt wird. „Das Wort Gottes und die sichtbare Welt, welche durch dieses Wort gemacht ist, stehen zusammen wie Seele und Leib. In der Natur, als in seinem Leibe, spricht sich das geoffenbarte und schaffende Wort in sichtbarer That und Geberde aus." Das ist die Grundidee, die überall hervorleuchtet, und mit deren Hülfe die ganze sichtbare Schöpfung durchgeistigt wird. Der Lauf der Gestirne ist wie ein Athmen Gottes; eine sympathetische Bewegung geht auch durch die anscheinend todte Natur, wie denn eine Kerze die andere anzündet, der Magnet seine Kraft fortpflanzt, die Erde selbst ein übermächtig großer Magnet ist und ihr magnetisches Fluidum, wir wissen nicht, aus welchem allgemeinen Quell der Bekräftigung im Weltgebäude erhält; der Instinct der Thiere ist fortwirkender Gottesgedanke, der über die Erhaltung der Geschlechter wacht; aber nicht das Thier, nur der Mensch, durch den ihm inwohnenden Geist aus Gott, hat für das Sein und Wesen des Gebers, nicht für seine Gaben allein, einen wahrnehmenden erkennenden Sinn. Das sind einzelne Gedanken, die wir aus verschiedenen Parabeln willkürlich herausgegriffen haben, und wir beklagen es, dem Leser nichts Ganzes zur Probe mittheilen zu können. Allein die Ausführung jedes einzelnen Themas ist zu gründlich und umfassend und in allen ihren Theilen zu innig und harmonisch verbunden, als daß kürzere Stellen, aus dem Zusammenhange herausgehoben, ein vollständiges Bild darzubieten vermöchten. Indeß mögen doch einige Sätze hier Platz finden, um zugleich zu zeigen, wie trefflich der Verfasser es versteht, fremdartige Kunstausdrücke in classischem Deutsch völlig klar und verständlich zu umschreiben. Wir knüpfen an den ersten der obigen Gedanken an und geben eine Schilderung der Centrifugal- und Centripetalkraft, zwei Worte, welche der Verfasser sehr schön zu vermeiden weiß.

„Das Fortschreiten des gehenden Menschen auf seinem Wege besteht durch einen beständigen Wechsel des Niedersinkens zum Boden und der Wiedererhebung. Die Macht der allgemeinen Schwere ist es, welche den ganzen Leib und insbesondere beim Gehen den aufgehobenen Fuß hinabzieht nach dem Planeten, der ihn trägt, die eigene Lebenskraft des Muskels erhebt ihn zum Weiterschreiten auf seinem Pfade. Die Schwingungen der Luftwellen, welche der Ton erzeugt, sind für unser sinnliches Forschen noch mit Sicherheit erkennbar. Ungleich weniger sind dies die Schwingungen der Wellen des Aethers, welche nach den Lehren der Physik der Lichtstrahl bei seiner prismatischen Zertheilung in die rothe oder violette Farbe hervorruft. Bei dem Lauf der Weltkörper auf ihren Bahnen durchdringen sich ohne Aufhören und in einem für unser Wahrnehmen nicht unterscheidbaren Wechsel der Drang zur Beugung nach der anziehenden, herrschenden Macht, welche, als Sonne, in der Mitte der Bahnen thront, und die Regung des Schwunges, durch welche das geschaffene Leben in eigener Kraft einhergeht. Beide kommen dem endlichen Wesen gleichzeitig aus demselben Quell: aus der Macht des Schöpfers, welche wie der Athem in eine lebende Brust, in die Creatur eingeht und aus ihr ausgeht. Denn der sie durchwirkende Zug der Schwere nach der herrschenden Mitte hin ist der eingehende, der Trieb zum Fortschwung ist der ausgehende Athemzug. Bei den lebenden Geschöpfen unserer Sichtbarkeit steigert sich oder sinkt mit der Vollkommenheit oder Kraft des Athmens zugleich auch die Vollkommenheit und Kraft des ganzen Wesens. So wächst auch bei den Weltkörpern das Maß der selbständigen Fortbewegung auf der eigenen Bahn mit der Anregung, welche als Zug der Schwere aus der herrschenden Macht der Mitte kommt. Je näher die Sonne, desto kräftiger und tiefer ist die Beugung der Wandelsterne nach dieser hin,

desto kräftiger und schneller aber auch der Fortschwung ihrer eigenen Bewegung auf dem Weg der Bahn."

Es folgt nun der Beweis durch astronomische Thatsachen, und daran knüpft sich die gleichnißweise Deutung, daß, wie in den Harmonien der bewegten sichtbaren Sphären das Gebet der anbetenden Cherubim uns vor Augen liege, so schon das Leben in der Zeit selig sei, wenn sein inneres, vor der Welt verborgenes Athmen ein beständiges Beugen der Demuth und zugleich ein Aufflug der kindlichen feurigen Liebe vor ihm und zu ihm ist, der das Leben gab.

Sehr sinnig sind die Betrachtungen, die sich an Bessel's Forschungen über die großen, unsichtbaren, planetarisch-dunkeln Körper, um welche der Syrius, der Procyon, die Spica und der Doppelstern α im Centaurus je ihren Kreislauf beschreiben, anlehnen, und der Uebergang, der vom materiell Unsichtbaren und doch Gewissen zu dem geistig Unsichtbaren noch Gewisserm genommen wird; ebenso die Bemerkungen über das Selbstgefühl und die parallelen Erscheinungen in der Thierwelt; der Vergleich der ruhenden und schwebenden Magnetnadel mit der Gebundenheit und Freiheit des Geistes; die Anwendung der Photographie und ihrer natürlichen Wunder auf Gottes Schöpferkraft und — noch schlagender — auf das Gewissen; endlich die Parallele zwischen der vom Stickstoff getrennten Lebensluft (wie der Verfasser stets statt Sauerstoff sagt) und der im Zustande der magnetischen Ekstase bis zu einem gewissen Grade der Entbindung von ihrem Leibe gelangten Seele. Der Verfasser bezeichnet diesen Zustand als einen ungewöhnlichen, meist krankhaften, bemerkt, daß die Seele dabei in jenen Gesichten und wunderbaren Offenbarungen, welche die bethörte Menge als göttliche zu preisen pflege, in eine geistige Lebensgefahr gerathe, und erklärt sich entschieden gegen die „Rasereien des hochmüthigen Fürwitzes, mit welchem die Schwarmgeister unserer Tage einen Verkehr mit der Geisterwelt, ja mit der Gottheit selbst durch ein kindisches Gaukelwerk ihrer Psychographen und ähnlicher Dinge zu erzwingen suchten". Ueber das Hellsehen selbst äußert er sich in der Parabel: „Das magnetische Mitgefühl." Er erinnert an den Kompaß. „Der Pol, nach welchem das Ende der freischwebenden Magnetnadel hingekehrt ist, liegt von ihr in einer, im Vergleich mit der Länge einer so kleinen Nadel gleichwie unermeßlichen Ferne ab, welche, wenn wir den Ausdruck von einer höhern Lebensstufe hernehmen wollen, für sie eine unsichtbare, unerreichbare ist. Der Kompaß ist in seiner Art und nach seinem Maße gleichsam mit einem Hellgesicht begabt worden, welches über die zunächst sichtbare in eine unsichtbare Welt hinüberschaut. Auch die Natur des Menschen, selbst des fleischlichen, kann die Gabe eines solchen Hellgesichts empfangen, welches mit einer Klarheit, als stände es vor Augen da, auch das sieht, was dem Blick durch dichte Scheidewände oder weite Entfernung entrückt ist. Ja selbst das, was noch nicht vorhanden und nicht geschehen, sondern ein Künftiges ist, steht vor diesem Hellgesicht wie ein schon Gegenwärtiges und Geschehenes da." Die Betrachtung geht sodann zu Analogien aus der Thierwelt über. Auch das Thier, wiewol unbewußt, könne aus dem engen Kreise seines besondern in die weitern eines allgemeinen entrückt werden; so die Henne beim Brüten, so jene Thiere, die nicht blos von der Ernährung und Pflege des eigenen Leibes hinweg, sondern die in den Tod geführt würden, damit aus ihnen, wie aus den aufgelösten Samenkörnern die Saat eines neuen Geschlechts hervorgehe.

Der Vergleich zwischen dem Ferngefühl des Kompasses und dem Fernsehen im Zustande der magnetischen Ekstase hat viel Blendendes und Gewinnendes. Der Mensch ist auf jedem Schritt und Tritt von so viel unerklärten Wundern der Schöpfung umgeben, daß wir dem Verfasser, ganz abgesehen von den sogenannten Thatsachen, die Möglichkeit einer gewissen Entbindung der Seele von ihren regelmäßigen Beziehungen zum Leibe gern zugeben wollen; rücksichtlich der Tragweite aber, mit welcher in diesem Zustande ihre Kräfte in den Kreis eines allgemeinern Lebens hinüberwirken, möchten wir die Grenzen so eng als möglich gezogen wissen, und ganz insbesondere werden wir uns von einem Hellgesicht für ein „Künftiges" niemals überzeugen können. Man denke nur an Klopstock's „Ursach wird die Freiheit von Handlungen, die der Allwissende selbst nicht vorher mit Gewißheit weiß"; und an Dante's ähnlichen Ausspruch:

La contingenza, che fuor del quaderno
Della vostra materia non si stende,
Tutta è dipinta nel cospetto eterno.
Necessità però quindi non prende,
Se non come dal viso, in che si specchia
Nave, che per corrente giù dissende. *)

Und über die Consequenz der Freiheit, mit welcher der Genius eines Klopstock und Dante selbst die Allwissenheit Gottes nicht zu vereinigen weiß, sollte eine kurzsichtige, krankhaft erregte Menschenseele hinwegkommen? Doch genug; wir schließen mit einer Stelle, in welcher der Verfasser einen Rückblick auf sein eigenes Leben und Streben zu geben scheint:

„Ein schriftgelehrter Geist liest im Buch der Werke den Inhalt des Wortes der Offenbarung. Und wenn man ihm seinen großen Hang zum Nachgehen und Aufsuchen des Wunderbaren zum Vorwurf macht, dann kann man darauf sagen, daß, wenn er so gern nach einer Welt des Unsichtbaren und Geistigen über und in der Welt des Sichtbaren und Vergänglichen forschte, so kindlich einfältig sich hing an den Glauben an eine solche unsichtbare Welt, wie an ihre Einwirkung in die sichtbare, es ihm ergehen konnte wie einem Kinde, das die Stimme des Vaters hört. Es läuft eilig dahin, findet aber den rechten Ort nicht, woher die Stimme kommt, sondern verirrt sich hinter einem andern Busche. Aber es hat die Worte der Stimme dennoch gehört und verstanden, die Worte: Groß und wundersam sind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott!"

Hiermit wollen wir uns von dem ehrwürdigen Veteran verabschieden. An zwei Stellen (S. 187 und 204) sind ein paar Rechnungsirrthümer, die jedoch der nachrechnende Leser leicht selbst entdecken und verbessern kann; und unklar ist es uns geblieben, weshalb S. 324 Gratian zum Sohne Theodosius des Großen gemacht wird. Im übrigen aber können wir wiederholt versichern, daß das Werk von ungeschwächter Kraft und Frische zeugt, von der wir wünschen, daß sie der Verfasser auch in das neunte Decennium seines Lebens mit hinübernehmen und fruchtbar machen möge.

Wir gehen nun von der ungebundenen zur gebundenen Rede über. Das „Hausgärtchen für Kinder Gottes" von Siegfried (Nr. 2) enthält Jehovahblumen, Lorberbaum, Oculus Christi, Schneeglöckchen (Neujahrslieder), Palmen, Passionsblumen, Sonnenblumen (Osterlieder), Trauerweiden (zum Bußtag), Cedern (Himmelfahrtslieder), Pfingstrosen, Kleeblatt, Rosen von Saron, Brennende Liebe, Kreuzblumen, Nachtviolen, Rittersporn (Lieder gegen Welt und Teufel), Veilchen, Hängebirken, Hauswurz, Noli me tangere (ein Lied auf Logos) und Cactus grandiflorus (zwei Psalmen nach Ps. 22, 2. 3). Die Phantasie des Dichters scheint sich mit der in dieser Nomenclatur liegenden Symbolisirung erschöpft zu haben; denn abgesehen von den beiden Psalmen, die nach Art der Luther'schen Psalmenübersetzung in Prosa geschrieben und von davidischem Geiste getragen sind, jedenfalls das Beste in der ganzen Sammlung, ist die Poesie nur spärlich in derselben vertreten. Es sind fromme Betrachtungen, aber keine echten Gedichte, was wir hier vor uns haben. Wir hätten gern die gesuchten und oft sonderbaren botanischen Titulaturen in den Kauf genommen, ohne das Richtscheit des

*) „Paradiso", 17. 37 fg.

Der Zufall, welcher über jene Schranken,
Die euer Stoff euch setzt, sich nicht verbreitet,
Liegt vorgemalt im ewigen Gedanken,
Doch so, daß er davon nicht Zwang erleidet,
Wie von dem Aug', in welchem es sich spiegelt,
Das Schiff nicht, das den Strom hinuntergleitet.

nten Geschmacks zu scharf anzulegen, wenn wir nur den theil-
weise hochtrabenden Benennungen zum Trotz das, was man im
jausgärtchen sucht, wirklich gefunden hätten, nämlich Lieder
leich den Blumen, den duft- und farbenreichen frischen Kindern
r Natur, von denen jedes, auch das einfachste Blümchen, sein
genes individuelles Leben und seine volle Lebensberechtigung
t, und zwar letztere durch seine selbständige Entfaltung, durch
e wunderbare Kraft, von der es bis zu den kleinsten Theilchen
rab geschwellt ist, und durch die Harmonie, mit der sich diese
heilchen zum schönen Ganzen zusammenfügen; eine Lebens-
rechtigung, die ihm in tausendfach höherm Grade zusteht, als
em Gedicht, dem diese Vorzüge fehlen. In einzelnen Gedich-
der Sammlung wie: „Die stille Macht", „Bitte um Bei-
nd", „Jesus mein Retter", und in den Nachtviolen, Ritter-
orn und Veilchen zeigt sich theils frischere Kraft, theils hier
, da ein poetischer Anhauch; aber ein Gedicht, welches durch
reinigung der angedeuteten Vorzüge die volle Weihe erhalten
tte, haben wir nicht auffinden können, wir müßten denn etwa
n Dichter zu Hülfe kommen und von dem Gedicht „Die stille
acht", das aus sechs Strophen besteht, die letzte als Lied für
hinstellen:

> Dein Tagewerk neigt sich zu Ende,
> Das letzte schwere Stündlein naht;
> Du faltest zitternd deine Hände
> Und bittest Gott um Trost und Rath.
> Mit Furcht blickst du zum Weltenrichter —
> Da wird's in deiner Seele lichter;
> Als reiche Ernte dürft'ger Saat
> Schaust du des ew'gen Lebens Pracht
> Nun durch der Gnade stille Macht.

Mit diesem könnten wir uns vollständig befreunden. An
äußern Vorzuge einer leichten Versification und fließenden
rache fehlt es der vorliegenden Sammlung nicht, wiewol sie
ge merkwürdige Trochäen aufweist, als: „Für mein klein-
hig Verzagen" und „Kleingläubiger ich bin hier", auch die
mmatik unter dem Reime leiden läßt:

> Damit er unberühret blieb
> Von dieser Erde Mängel.

Mängel reimt sich nämlich auf Engel, und so mußte die
ivform der Nominativ- und Accusativform weichen. Der
ter weiß, nach den bereits erwähnten zwei Psalmen zu ur-
len, mit Wärme zu schreiben. Wenn er sich in der Pro-
ion auf den Moment der Weihe und in der Composition auf
harmonische Entwickelung des einen im Moment der Weihe
mmenen Grundgedankens beschränken wollte, so würde er,
wir glauben, sein Hausgärtchen nicht ohne Erfolg bestellen
en, jedoch vielleicht besser in ungebundener als in gebun-
r Rede.

Schuler bringt uns eine neue Bearbeitung des „Hohe-
" (Nr. 3). Er widmet dasselbe der Jungfrau Maria, die
in der Sulamith allegorisch dargestellt erscheint, und be-
im Vorworte, „er hoffe eine nicht unwillkommene Gabe
jenen zu leisten, welche zwar Freunde der Dichtkunst, aber
die Erzeugnisse so vieler Profandichter abgeschreckt, sich
am Dufte der Poesie zu erfreuen, in neuester Zeit sich
wieder derselben zugewandt, seitdem neuere Poeten angefan-
dem Geschmack an sittlicher und heiliger Kunst eine mit
oder weniger Geschicklichkeit bereitete Nahrung wieder zu
." Der Dichter gedenkt sodann der Schwierigkeiten, die
er Arbeit zu überwinden gewesen, schließt mit einer cap-
benevolentiae, fügt aber dessenungeachtet, an „die In-
ion des begeisterten Originals" anknüpfend, hinzu, daß er
wunderbar von oben unterstützt worden sei". Bei der
zeugung von solcher Unterstützung hätte sich der Dichter die
tio benevolentiae ersparen können. Nach der mitgetheil-
Stelle aus dem Vorwort könnte man sich versucht fühlen,
ihn jener einseitigen ästhetisch-katholischen Richtung zuzuzählen,
gegen die wir uns in frühern Artikeln auszusprechen Gelegenheit
hatten. Dies ist aber nicht der Fall. Sein ästhetischer Ge-
sichtskreis ist ein weiter und vorurtheilsfreier. Die Dichter
neuerer Zeit, die er im Sinne hatte, sind diejenigen, „die ihre
Blicke dem Orient zuwandten und ihn aufschlossen, wodurch
neues Leben in die blutlosen Adern unsers Lebens gegossen ward".

Schuler legt der biblischen Poesie deshalb eine so besondere
Größe, Tiefe und Schönheit bei, weil keine Poesie gleich ihr so
materiell und ideell, so frei sinnlich und streng sittlich, so natür-
lich und übernatürlich zugleich sei. Er nennt den Hiob den
jüdischen Faust, durchweht von dem in der Geduld geprüften
Glauben des Gerechten; die Psalmen die halbe Lösung dieses
sphinxhaften Räthsels, darin die in der Geduld genährte Hoff-
nung des christlichen Gnadenlebens vorwalte; und das dritte,
bedeutendste Kunstwerk der heiligen Dichtung, das Hohelied,
eine Offenbarung von der Bedeutung des Menschenlebens, wo
zum Lohne der geprüften und ausharrenden Geduld Gott und
Menschheit sich gleichsam im Kusse der Liebe begegnen. In die-
ser Idee findet er den Vereinigungspunkt für die verschiedenen
Ansichten der kirchlichen Interpreten, welche unter der Sulamith
bald die Seele, bald die Kirche oder die Synagoge, bald Maria
verstehen; denn die Kirche sei ja der ideale und doch reale Com-
plex der Seelen, Maria aber die Personification der Kirche,
kurz es handle sich bei allen Auffassungen um das eine: „die
Liebe Gottes zur Menschheit".

Die Idee an sich ist trefflich. Es läßt sich kein herrlicheres
Bild denken, als den anthropomorphisirten Gott als Bräutigam
mit der idealisirten Menschheit als Braut zu vermählen. Wie
viel großartiger ist ein solcher Liebesbund der Seele mit Gott
als das indische Zurückfallen der Seele in Gott: statt Er-
drückung und Vernichtung des individuellen Wesens Erhebung des-
selben zur göttlichen Ebenbürtigkeit, statt Tod höchstes schöpfe-
risches Leben! Idee und Darstellung derselben sind aber zwei
sehr verschiedene Dinge. Die Poesie hat die Aufgabe, das
Geistige zu versinnlichen, aber im Gebrauche der sinnlichen Mit-
tel sind ihr bestimmte Grenzen gezogen. Nicht alles Sinnliche,
nicht alles echt Naturgemäße, nicht alles sittlich Gerechtfertigte,
ja selbst nicht alles durch die Weihe der Religion Geheiligte ist
poetisch oder plastisch aussprechbar. Wir erinnern an Montes-
quieu's goldenes Wort: „Telle est la sagesse de la nature,
que ce qui ne serait rien sans la loi de la pudeur devient
d'un prix infini depuis cette heureuse loi, qui fait le bon-
heur de l'univers." Die hiernach schon dem erotischen Liede
gezogenen ethischen Schranken müssen bei dem religiösen Liede
doppelt streng eingehalten werden. Wollte es unter dem Vor-
wande, daß die Tendenz die gebrauchten Mittel rechtfertige, sich
von dem allgemeinen Gesetze emancipiren, so würde es die Re-
gel, daß, je höher der Standpunkt, desto bindender das Gesetz,
weil desto gefährlicher die Uebertretung, gänzlich verkennen. Nun
würde ganz gewiß nur eine Stimme darüber sein, daß das
Hohelied die für die Darstellung des Sinnlichen gezogenen
Grenzen mitunter überschreite, wenn es nicht in den Kanon der
heiligen Schriften aufgenommen worden wäre. Die Inspirations-
theorie ist freilich um die Antwort nicht verlegen, obschon die
Synagoge ihren Angehörigen bis ins dreißigste Jahr untersagte,
das Gedicht zu lesen. Schuler bemerkt: „Die Kirche Christi
konnte dies Verbot unterlassen, theils weil sie ein viel reicheres
Gnaden- und Geistesleben hat, theils weil nur eine Wolke der
herrlichsten Auslegungen den Verstand des Liedes deutet." Wir
aber meinen, daß sich durch die Gegensätze jene Ausschreitung
erst recht schroff hervorhebe; und wenn wir auch zugeben wollen,
daß die ethischen Nachtheile durch „die Wolke der herrlichsten Aus-
legungen" vielleicht beseitigt oder doch gemildert werden können,
so ist dies im Hinblick auf die ästhetischen Gebrechen, die sich
aus den Contrasten in vollster Stärke entwickeln, gewiß nicht
der Fall. Schon von diesem Gesichtspunkte aus mußten wir auf
die ganze Frage näher eingehen, indem damit zugleich unser Urtheil
über das sonst recht tüchtige Werk Schuler's ausgesprochen wird.

Die Inscenirung ist nämlich mit großem Scharfsinn und so geschickt hergestellt, daß unter genauem Anschluß an den biblischen Text, ohne Verschiebung und Zusatz, und mit nur sehr wenigen unbedeutenden Abänderungen ein vollständiges Drama gewonnen wurde. Bis Kap. 4, 7 schließt sich diese Gestaltung ziemlich an die Ewald'sche (vgl. Nr. 22 d. Bl. f. 1853) an: Chor der Frauen, Sulamith, Dialog zwischen Salomo und Sulamith — das alles im Prunksal —; dann dieselben im Weinsaal; Sulamith neben Salomo, wo sie entschläft; Salomo 2, 7; Traum der Sulamith 2, 8 bis 3, 4; Salomo 3, 5; dann der feierliche Einzug in die Residenz; Salomo, Sulamith und Gäste im Prachtsaal 3, 5 bis 4, 7. Von nun aber weicht die Inscenirung von der Ewald'schen ab. Der Dialog zwischen Salomo und Sulamith und die Ansprache der erstern an die Gäste reicht bis 5, 1. Hiermit schließt der erste Act. Im zweiten ist Sulamith im Schlafgemach allein und im halben Traum bis 5, 7; Dialog mit dem Chor der Frauen bis 6, 1; Scene im Garten zwischen Sulamith und Salomo bis 6, 9, Abschnitt 1. Chor der Frauen, Abschnitt 2. Salomo hatte sich entfernt, und es tritt Aminadab, ein fremder Fürst, als Versucher, zu Sulamith; Dialog zwischen beiden bis zu Kap. 7, wo ihn Sulamith mit Vs. 10 und 11 schließt und an des wiedererscheinenden Salomo Brust flieht. Die letzte Scene zwischen Sulamith, Salomo und den Frauen schließt mit 8, 4. Der dritte Act, 8, 5 bis zum Schluß, spielt in Sulamith's Heimat, wohin ihr Salomo gefolgt ist. Im allegorischen Sinn umfaßt der zweite Act „die Tage nach dem Tode Christi bis zu seiner Himmelfahrt", der dritte „die Ehre Christi und seiner Kirche bis ans Weltende". Die allegorische Deutung ist dem Gedanken nach fast durchaus ansprechend; inwiefern aber rücksichtlich der dazu verwandten Mittel unser obiges Urtheil begründet gewesen sei oder nicht, möge der Leser nach einigen Beispielen selbst beurtheilen. Wir stellen dabei die Auslegung, die am Schlusse des Gedichts angefügt ist, unmittelbar neben die hervorgehobenen Abschnitte und lassen durchweg nur den Bearbeiter sprechen:

„O daß er, daß er mich küßte
Mit dem Kuß des Mundes fein!
Lieblicher sind seine Brüste
Als der angenehmste Wein.

„Der Kuß ist die höchste Liebeseinigung. Wie groß das Glück der Braut sei, heben schon damit ihre Genossinnen hervor. Sie wird beneidet um seinen Kuß.... Wer in die innigste Lebensgemeinschaft mit Gott treten will, kann es nicht aus sich, Gott muß mit seiner Gnade den Anfang machen. Merkwürdig ist auch, daß im Hebräischen «küssen» und «unterweisen» ein und dasselbe ist. Ohne Erkenntniß keine Liebe.... «Brüste» statt Minne, das Concrete fürs Abstracte, bedeutet die wärmste, nicht blos männlich starke, sondern auch mütterlich zartsinnige Liebe. Die Kirche liegt Christo an der Brust und saugt die Milch der Gottheit.

Sulamith im Prunksale des Frauenpalastes (Harem).

Eingeführt hat mich der König,
Hier in die Gemächer ein,
Ich frohlocke jubeltönig,
Freue mich an ihm allein.

„Sulamith erhebt nun ihre Stimme. Nicht sie, die arme Hirtin, hat sich eingedrängt; der König hat sie in sein Serail eingeführt. Die Kirche ist von Christus eingeführt.

Meinem Roßgespann am Wagen
Pharaos vergleich ich dich,
Turteltauben muß ich sagen,
Red' von deinen Wangen ich.

„Diese Bilder, obwol uns fremdklingend, sind doch schön. Das vorhin so schüchterne Bräutchen wird nun eine anmuthvolle, hohe, majestätische Königin. Sie ist stolz und feurig, stark wie Salomo's edle Rosse am Königswagen, den ihm der Pharao von Aegypten, sein Schwager, gesendet hatte. Aehnliches sagt Horaz von Lyde, «welche gleich dreijährigem Roß auf offenen Fluren gaukelnd spielt und Berührung scheut» (III, 1[illegible]). Aehnliches Theokrit von Helena: «Wie das thessalische Roß am Wagen prangt, so war auch die rosenwangige Helena» (Idyl. [illegible]). Ihre Wangen werden mit Turteltauben verglichen. Wie die Tauben rein und keusch sind und nach Verlust des Gatten keinem andern mehr sich vermählen, so die unbefleckte Kirche, die alleinige Braut Christi.

Du bist hold, und niemals welke
Ist von Blumen unser Bett.

„Der Altar der Kirche, das Lager des Bräutigams, ist nie welke, immer blühend und grün.

Wie ein Apfelbaum im Haine
Unter Waldesbäumen steht,
Also blühend auch der Meine
In der Männer Mitte geht.
Ich genieß', mich an ihn schmiegend,
Wie verlangend ich's gesucht,
Unter seinem Schatten liegend,
Die dem Gaumen süße Frucht.

„Um so viel zieht Sulamith ihren Bräutigam allen andern Männern vor, als ein blühender duftender, fruchtschwerer Apfelbaum den Vorzug hat vor unfruchtbaren Waldbäumen. [illegible] Anspielung auf das Kreuz Christi und auf den Apfel im [illegible] diese. Besonders unter Apfelbäume pflegen sich die Liebenden zu setzen; der Apfel ist eine Hieroglyphe der Ruhe. Schattenruhe, Erquickung. Die dem Gaumen süße Frucht ist die heilige Eucharistie, der Fronleichnam, der als Frucht am Baume des Kreuzes hing.

Seht des Königs Brautbett fertig
Aus der Cedernbäume Pracht!
Silbern sind die Fußgestelle,
Und die Lehne glänzt von Gold;
Purpurn ist der Polster Welle,
Mitten schmückt's die Liebe hold.

„Das Brautbett ist das Kreuz; es ist aus Cedern, [illegible] ewig. Silber ist das Bild der Reinheit. Hier wohnt die [illegible] Schwester- und Bruderliebe. Am Kreuze hat sich die Gottheit mit der Menschheit, Christus mit seiner Kirche vermählt. [illegible] hier aus geht die Vereinigung der Kirche vor sich, mit seinem Fleische und Blute, mit seiner Gott- und Menschheit. [illegible] das erste Sacrament der Ehe leiblich, geistig der heiligen Eucharistie. Und diese Minne, sie ist rein wie das Silber, [illegible] wie das Gold, das ein Bild Gottes ist. Der Polster [illegible] Purpur = sein Blut, das ihm vom Leibe rinnt. [illegible] Liebe, er selbst, die Liebe um der Töchter Jerusalems wi[illegible]

Mag man nun auch Stellen wie die hier ausgewählten [illegible] andere, noch sinnlichere, legt der Bearbeiter geschickt dem [illegible] sucher Aminadab in den Mund — im erotischen Liede pl[illegible] so gewinnt die Sache doch ein anderes Ansehen, wenn [illegible] tere zur Allegorie des Heiligen erhoben wird. Schon die [illegible] einanderstellung dieser nach allen Richtungen sich diametral [illegible] gegenstehenden Dinge, schon die bloße unmittelbare Ver[illegible] von profan und heilig, von höchstem göttlichen [illegible] schmerz und vollster, stark ausgeprägter Sinnlichkeit, [illegible] sie hier in den Purpurpolstern des Harems und dem [illegible] Gekreuzigten uns vor Augen gebracht sehen, widerst[illegible] gesunden Gefühl; und wenn nun vollends gar [illegible] Allegorie das eine zum Repräsentanten des andern gemacht, so steigert sich die Gefühlsverletzung bis zur Unerträglichkeit. Allein auch da, wo die Gegensätze minder schroff sind, [illegible] es uns, als ob damit noch immer viel zu stark gegen [illegible] verstoßen, und als ob durch eine derartige Versinnlichung [illegible] Geistigen das Sinnliche nicht, wie dies doch der Zweck ist, [illegible] Geistigen emporgezogen, sondern vielmehr das Geistige [illegible] Sinnlichen herabgedrückt werde.

Die lyrisch-epische Dichtung „Die Braut der Kirche", [illegible] K. Stelter (Nr. 4) gehört nur insofern in unsern [illegible]

als es sich darin um Bekämpfung eines religiösen Irrthums handelt. Die Braut der Kirche ist ein unglückliches Mädchen, das den Schleier nehmen muß, um ein Gelübde der Aeltern zu lösen. Hierdurch wird sie und ihr Geliebter dem Verderben preisgegeben. Der Dichter zeigt aber das Unselige eines derartigen Gelübdes nicht blos am Untergange der Opfer, sondern auch an der späten trostlosen Reue des Vaters, der das Gelübde gethan hatte. Die Absicht ist gut, von der Ausführung können wir nicht dasselbe sagen. Die Erfindung ist dürftig, die Darstellung läßt bei hier und da durschimmernden poetischen Lichtblicken doch vielfach das Talent zur Composition größerer zusammenhängender Dichtungen vermissen, und die Form, zwar im ganzen gewandt und fließend, leidet stellenweise (wie z. B. S. 31, 34, 43, 47, 53) an unverzeihlichen Flüchtigkeiten und Härten, ja selbst sinnstörenden Auslassungen und falschen Constructionen.

Wir schließen mit einem bisher unbekannten geistlichen Liederdichter des vorigen Jahrhunderts. Der elsässische Zimmermann, dessen Lieder (Nr. 5) von Stähelin und Wackernagel hier eingeführt werden, heißt Johann Michael Meckert; er lebte von 1727—1808, und Wackernagel zählt ihn zu den „auserwählten, begabten und begnadigten" Menschen. Nicht eine breite Strömung der Zeit, noch die befruchtende Atmosphäre eines ihn rings umgebenden christlichen Lebens, sondern ein plötzlicher Gnadenstrahl sei es gewesen, der dem Dichter über die Offenbarung durch die Natur hinaus den Weg zu der Offenbarung in Christo gewiesen und die selige Wiedergeburt in ihm eröffnet habe; und diese zwiefache Abgeschlossenheit von der Welt sei bei Beurtheilung seiner geistlichen Liederdichtung, die sich an Tersteegen und Paul Gerhardt anlehne und diese Dichter nicht sowol nach- als verwandtschaftlich wiederklinge, nicht außer Acht zu lassen, um ihr in ihren Vorzügen wie in ihren Mängeln gerecht zu werden.

Ueber die Entdeckung des Dichters und seinen schriftstellerischen Nachlaß gibt Stähelin folgende Auskunft. Ein elsässischer Geistlicher, ein Großsohn Meckert's, besitzt noch sechs Bände seiner Tagebücher, die in der Familie fort und fort in Ehren gehalten und gelesen werden. Um sie für weite Kreise fruchtbar zu machen, sandte sie derselbe an das Comité der Tractatgesellschaft zu Basel, und Stähelin erhielt sie, um nach Befinden einen Tractat daraus herzustellen. Dies schien ihm unthunlich, die geistlichen Lieder aber, die den größten Theil der Handschrift ausfüllten, erregten sein höchstes Staunen, und es schien ihm unrecht, sie in der Dunkelheit zu lassen. Stähelin schickt den Liedern auf Grund einer vom Enkel des Dichters ihm zugekommenen Lebensbeschreibung eine biographische Notiz voraus, welche sich jedoch hauptsächlich mit seinem innern Leben beschäftigt und das äußere, namentlich eine Reise nach Ostindien und einen siebenjährigen Aufenthalt in Ceylon, nur andeutet. Alles, was wir darüber hören, ist Folgendes. „Am 22. Januar 1749 landete er nach manchem Abenteuer und nach mancher Bereicherung seiner Erfahrung, die er in den Tagebüchern oft gar anmuthig schildert, auf der Insel Ceylon und trat dort in der Hauptstadt Colombo bei einem Meister seines Gewerbes in Arbeit. Sieben Jahre ist er dageblieben; nach seinem innern Leben, wie aus spätern Bekenntnissen hervorgeht, noch ohne wirkliche Erfahrung der sündenvergebenden Gnade und Liebe Christi, aber im übrigen ein was man nennt rechtschaffenes und ehrbares Leben führend und nichts weniger als gleichgültig gegen die göttlichen Dinge. „An jedem Orte, wohin ich auf meinen Reisen kam", sagt er selbst, „besuchte ich überall zuerst die Kirche." Auch die Natur erfreute ihn bereits am meisten, wenn er sie als die Schöpfung Gottes betrachtete. Seine Tagebücher sind voll von recht ansprechenden Beschreibungen des Merkwürdigen, das ihm auf diesem Gebiete in der fremden Zone vor Augen trat; mancherlei Abbildungen finden sich daneben, die kein unbedeutendes Talent verrathen, und hier und da steht schon ein geistlicher Liedervers dazwischen oder ein Aufsatz über die götzendienerischen Religionen, die er rings um sich her in Uebung sah."

Heimweh führte ihn in die Heimat zurück und ließ ihn das im fernen Lande gebotene äußere Glück verschmähen. Er wußte sein Handwerk zur Kunst zu erheben, stattete das Steinthal mit Uhren aus, versuchte sich als Orgelbauer, studirte naturgeschichtliche, geographische und astronomische Werke, blieb bis ins höchste Alter strebsam, mit ungeschwächtem Interesse für neue Erfindungen und Verbesserungen auf den menschlichen Arbeitsgebieten, und freute sich noch im achtzigsten Jahre darüber, daß „die Welt doch immer gescheidter werde". „Alle diese mannichfachen Anlagen, Thätigkeiten und Neigungen", bemerkt Stähelin, „erhielten nun aber erst ihren rechten Zusammenhang und ihre wirksame Bedeutung für das Leben unsers Freundes, als das Licht, «das alle Menschen erleuchtet», in voller Klarheit in seiner Seele aufging, und es ihm gegeben wurde, ein versöhntes und zu Gnaden angenommenes Kind seines himmlischen Vaters zu werden. Die trostlose Oede jener Zeit, in der das Wort der Wahrheit mehr als theuer, und die von dem Segen des Evangeliums kaum noch etwas wußte, mag die Schuld daran getragen haben, daß er trotz seines sittlichen Sinns und seiner vielfachen Empfänglichkeit für die Gabe Gottes, bis in sein vierzigstes Jahr dahinging, ohne doch das Beste bei ihm zu suchen und von ihm zu empfangen." Es wird nun erzählt, wie sich auf die Frage eines Fremden: „Habt Ihr Jesum lieb?" die große Umgestaltung seines Innern, das größte und heiligste aller Wunder, die Neugeburt durch Wasser und Geist, in ihm vollzogen habe, und hieran der Bericht über seine fernere geistige Entwickelung und die wichtigsten in seinen Dichtungen ausgesprochenen Momente geknüpft. Hiermit wäre der Dichter charakterisirt. Die Form, in der sein Biograph von ihm spricht, wird je nach dem religiösen Standpunkte des Lesers mehr oder minder anziehen. Stähelin spricht den Wunsch aus: „Möge der reiche Herr, dem es gleich ist, durch viel oder wenig zu helfen, auch auf die Zeugnisse dieses «Stillen im Lande» seinen Segen legen." Es fragt sich, ob es nicht besser wäre, wenn die „Stillen" die Consequenz ihres Namens nie vergäßen und ganz besonders über ihre innersten und geheimnißvollsten Herzenserfahrungen ein discretes Stillschweigen beobachteten, oder doch, wenn der Drang sie treibt, die göttlichen und christlichen Wohlthaten aus individuellen Bezeigungen zu verherrlichen, dazu eine Ausdrucksweise wählten, die sie von ihren übrigen Menschenbrüdern als minder scharf abgesondert erscheinen ließe — denn das Urtheil in solchen Dingen sollten wir alle billiger- und christlicherweise Gott überlassen —, allein wir sehen durch die Form auf den Kern und finden in dem Dichter einen guten Christen und wackern Menschen, der seinen Lebenslauf endlich erfüllt, seinen Nächsten liebt und sich durch einen fortdauernd theilnehmenden Verkehr mit der Welt, ganz besonders aber mit einer fröhlichen Kinderschar, die er um sich zu versammeln pflegt und die gern seinen Worten lauscht, auch im Alter noch jung und frisch erhält. Der Herausgeber hat mit richtigem Takt nur eine knapp bemessene Zahl von Liedern des Naturdichters der Oeffentlichkeit übergeben. Sie zeichnen sich durch Einfachheit, Kindlichkeit und innige Naivetät aus, klingen auch manchmal im Tone höherer Begeisterung wider. Nur selten zeigt sich jene Aeußerlichkeit, der man sonst in der Richtung, welcher der Dichter angehört, häufiger begegnet, z. B. S. 51:

> Ich bin's viel zu gewisse,
> Wie kostbar, mild und süße
> Schon hier mein Jesus schmeckt u. s. w. —

oder eine Wortspielerei, wie in der „Wunderbetrachtung" und in dem Gedicht: „Die Schönheit Christi", das sonst manches Schöne enthält.

Der Herausgeber hat, wie Wackernagel mit vollster Billigkeit bemerkt, das Dargebotene nicht allein aus der alterthümlich und ländlich fehlerhaften Schreibung in unsere Rechtschreibung übertragen, sondern auch im übrigen noch die Feile darangelegt; und es scheint uns am Platze, gegenüber der großen Vorliebe,

mit welcher man von manchen Seiten her das alte geistliche Lied auch zum praktischen Gebrauche in völlig unveränderter Form wiederhergestellt wissen will, auf eine so bedeutende Autorität wie Wackernagel, dem gewiß niemand eine Geringschätzung des Alten zur Last legen wird, hinzuweisen. Er erklärt sich auf das bestimmteste dagegen, daß es Pflicht des Sammlers sei, „alle störenden Härten, alle Sprachwidrigkeiten, alle Mis- und Unverständlichkeiten, alle die Mängel des Aeußern, die nur von menschlicher Unbeholfenheit oder von einem entarteten Geschmack der Zeit verschuldet sind, unangetastet stehen zu lassen" und begründet dies in folgender Weise:

„Die Gemeinde und die Kirche im Haus haben andere Bedürfnisse als der Sprach- und Literarhistoriker, und gerade der Literarhistoriker weiß, daß der Volksgesang (und der Gesang in der Kirche soll doch wol ein Volksgesang sein!) von jeher nur gelebt und weiter gelebt hat, indem er mit Geschlechtern wuchs und wechselte, und daß in solch lebendiger Weise schon der erste Anfang unsers evangelischen Kirchenliedes nur auf dem Grunde des Volksliedes fortgebaut, daß Luther selbst mehr als eins seiner Lieder mit Umänderung aus ältern, schon vor ihm gesungenen geschöpft hat. So war es dem Grundsatze nach, wenn auch nicht überall in der Ausführung, ein Verdienst des hannoverschen Liederbuchs von 1647, daß hier zuerst wieder mit Bewußtsein unternommen ward, das Kirchenlied den übrigen Fortschritten der deutschen Dichtkunst nachzubringen: jetzt aber, wo die belletristische Bildung noch viel allgemeiner, wo irgendwie auch der Niederste von ihr berührt ist, wäre es doppelt unrecht und ein Unrecht gegen die Kirche und das Kirchenlied selbst, eigensinnig hier an allem, auch dem Gleichgültigsten, auch dem Verkehrtesten der Ueberlieferung, nur weil es so überliefert ist, zu haften und damit diejenige Art der Dichtung, die allen andern voranleuchten sollte, dem Vorurtheil und der Geringschätzung preiszugeben, diesen Bach des Lebens abzudämmen gegen die übrige Literatur, deren Strömung er verklären könnte."

Otto Heubner. *)

Zur Shakspeare-Literatur.

Shakspeare's Romeo und Julia. Eine kritische Ausgabe des überlieferten Doppeltextes mit vollständiger Varia lectio bis auf Rowe. Nebst einer Einleitung über den Werth der Textquellen und den Versbau Shakspeare's. Von Tycho Mommsen. Oldenburg, Stalling. 1859. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Diese Schrift unsers gelehrtesten Kenners der ältern englischen Literatur und Sprache ist für die Originalwerke des großen Dichters, den Deutschland gleichsam adoptirt hat und unter die eigenen Söhne rechnet, von zu großer Wichtigkeit, als daß wir nicht den Versuch machen sollten, auch in weitern über die Gelehrtenzunft hinausgehenden Kreisen Interesse für sie zu erwecken. Sie bietet uns keineswegs eine neue Ausgabe von „Romeo und Julia"; sie liefert vielmehr nur den vollständigen kritischen Apparat zu einer solchen, und es handelt sich mithin um die Frage, ob und wie weit auch bei neuern Dichtern kritische Ausgaben ihrer Werke ein Bedürfniß sind und ob insbesondere zur Herstellung einer solchen Ausgabe Shakspeare's auch deutsche Gelehrte mitwirken dürfen und können. Eben weil es sich darum handelt, werden viele der Schrift unbesehens den Rücken kehren. Denn sie stößt nicht nur auf die allgemeine Gleichgültigkeit unserer Zeit für alle Dinge, an denen kein sogenanntes praktisches Interesse haftet, sondern auch auf ein hartköpfiges Vorurtheil, das um so schwerer zu bekämpfen ist, als es scheinbar, d. h. gegenüber dem Misbrauch und den Uebertreibungen der philologischen Kritik, recht hat. Dies Vorurtheil nimmt verschiedene Gestalten an, je nach der Bildungsstufe derer, die es hegen. Wir wünschen zwar, sagen die einen, Shakspeare nicht nur in der Ursprache zu lesen, sondern auch in einem klaren, gereinigten und geläuterten Text, womöglich wie er aus der Feder Shakspeare's selbst geflossen; aber verschont uns mit euern kritischen Einleitungen, euern philologischen Commentaren, euern endlosen Conjecturenkriege und jenem Heere von Noten und Bemerkungen, die, nachdem sie einmal Platz gegriffen, täglich anschwellen, bis sie den Text fast verdrängt haben; dieses gelehrte Strohdreschen hat uns schon in der Jugend den Geschmack an den alten Classikern verdorben, wir wollen uns dadurch nicht auch den Sinn für die lebensvolle Charakteristik, den sprudelnden Humor, das tragische Pathos Shakspeare's, das nicht am einzelnen Worte hängt, abstumpfen lassen! Die so sprechen, haben vollkommen recht, wenn sie mit ihren Vorwürfen die Silbenstecherei und Wortklauberei gewisser Philologen der classischen Literatur meinen, die ihrem Autor nicht eher genuggethan zu haben glauben, als bis sie jedes Komma, jeden Buchstaben diplomatisch belegt haben. Aber sie schütten das Kind mit dem Bade aus, wenn sie alle Noten, allen kritischen Apparat überhaupt verwerfen. Denn ein sicherer, kritisch gereinigter Text, der sich als solcher nicht auch ausweist, eine Verbesserung oder sogenannte Emendation, die ihre Nothwendigkeit nicht erhärtet, ist ein Gebäude ohne Fundament, ein Faß ohne Boden: im Gebiete der Kritik gibt es keinen Glauben auf Autorität.

Eben darum, rufen andere, fort mit der ganzen Kritik! Was kümmert es uns überhaupt, ob Shakspeare so oder anders geschrieben hat, ob dies und jenes Wort aus seiner oder einer andern Feder stammt; gebt uns einen Text, der womöglich in jeder Zeile echte Schönheit des Inhalts und der Form zeigt, so wollen wir ihn dankbar hinnehmen und freudig genießen, ohne die einzelnen Schönheiten nach ihrem Geburtsschein und ihren Taufzeugen zu fragen. Wahrhaft künstlerischer Sinn begeistert sich am Kunstwerke und für das Kunstwerk ohne Rücksicht, von wem es herrührt, und ob dieser Arm oder jener Fuß restaurirt ist, wenn er nur gut und schön restaurirt ist. Allerdings, so verfährt der wahrhaft künstlerische und poetische Sinn, und seine Gleichgültigkeit über den Ursprung des Werks oder einzelner Theile desselben ist vollkommen berechtigt. Aber diese Gleichgültigkeit hört nothwendig auf, wenn es sich fragt, ob dies oder jenes schön ist oder nicht (denn in diesem Falle ist es nicht gleichgültig, ob es von einem großen Künstler oder von einem Stümper herrührt); sie verliert sich von selbst, wenn, der menschlichen Natur gemäß, aus der Begeisterung für das Kunstwerk das Interesse für seinen Urheber hervorwächst, wenn die Mannichfaltigkeit der Werke desselben Dichters den Geist zwingt, sie unter einem charakteristischen Gesammttypus zusammenzufassen, der nur die [illegible] Persönlichkeit des Dichters sein kann. Endlich kann [illegible] und für sich schön sein und doch in den Stil und Charakter eines größern Ganzen so wenig hineinpassen, daß es an der bestimmten Stelle unschön wird. Welch buntscheckiges [illegible] würden wir erhalten, wenn es zufolge jener Gleichgültigkeit jedem Herausgeber Shakspeare's freistände, den Text beliebig zu ändern, um Schöneres an die Stelle zu setzen! Wer [illegible] Mühe nehmen will, einen Blick in die ältern Ausgaben von Hanmer, Warburton u. a. zu werfen, wird sich bald überzeugen, daß dies Verfahren nicht nur das historische [illegible] jeder Dichtung allgemach gänzlich verwischen und schließlich alle Literaturgeschichte unmöglich machen würde, sondern auch in ästhetischer Beziehung unvermeidlich zu Verunstaltungen führte, welche die Schönheit, auf die es allein jener hochästhetischen Gleichgültigkeit ankommt, mehr gefährden als alle [illegible] philologischer Kleinmeister mit ihrer götzendienerischen Ehrfurcht vor dem überlieferten Buchstaben.

Noch andere endlich werfen uns ein: Wozu sollen Deutsche um kritische Textausgaben des englischen Dichters [illegible]

---

*) Der huldreiche Act, durch welchen Heubner der Freiheit und den Seinen wiedergegeben wurde, gestattet uns, jetzt seinen Namen zu nennen, während seine bisherigen Beiträge zu d. Bl., deren Abfassung ihm während seiner Gefangenschaft in Waldheim gestattet war und um welche wir denselben um so lieber ersuchten, als er dadurch anderer Arbeiten überhoben wurde, den bestehenden Vorschriften gemäß nur ohne seinen Namen abgedruckt werden durften. D. Red.

bemühen? Ueberlassen wir dies Geschäft den englischen Gelehrten. Shakspeare ist ein deutscher Dichter geworden durch die trefflichen Uebersetzungen, die man uns von seinen Werken geliefert hat; auf Deutsche wirkt er in ihnen besser und stärker als im Originaltexte; man verbessere also diese Uebersetzungen, man mache sie mehr und mehr dem Volke zugänglich: das ist alles, was vom Standpunkte der Aesthetik wie der nationalen Bildung und der Literaturgeschichte gefordert werden kann. Auch dieser Meinung liegt eine gewisse Wahrheit zu Grunde. Wer Shakspeare's Dramen im englischen Text nicht lesen kann oder mag, bedarf allerdings keine kritische Ausgabe desselben; dem größten Theil des Volks, vielleicht auch der Gebildeten, werden immer nur Uebersetzungen zugänglich sein, und eine gute Uebersetzung genügt allerdings, um eine Dichtung im ganzen und großen oder vielmehr im groben kennen zu lernen. Aber daß eine Uebersetzung, und wäre sie noch so vortrefflich, besser und stärker als das Original wirke, und daß zur Förderung der nationalen Bildung eine größtmögliche Ausbreitung der Kenntniß des Englischen nicht sehr wünschenswerth wäre, werden uns die deutschen Patrioten — zu denen wir uns selbst rechnen zu dürfen glauben — schwerlich je beweisen können. Jedenfalls konnte ein H. Voß erst erstehen, nachdem ein F. A. Wolf und seine bedeutendsten Vorgänger den Text der Homerischen Dichtung kritisch gesäubert und philologisch verständlich gemacht hatten; und ebenso war ein A. W. Schlegel erst möglich, nachdem ein Malone, Steevens, Chalmers u. a. den Shakspeare'schen Text, wenigstens in seinen Grundzügen, kritisch hergestellt hatten. An einer solchen Herstellung der Meisterwerke des classischen Alterthums haben die besten Köpfe aller Nationen seit zwei bis drei Jahrhunderten gearbeitet. Shakspeare scheint uns einer gleichen Mühwaltung nicht unwürdig zu sein; jedenfalls hat er um die deutsche Literatur und die deutsche Bildung sich so verdient gemacht, daß es wie eine Pflicht der Dankbarkeit erscheint, wenn deutscher Fleiß und deutscher Scharfsinn das Ihrige beizutragen suchen, um die klare Schönheit des großen Meisters von den Verunstaltungen, die sie von Anfang an durch Nachlässigkeit und Roheit, Anmaßung und Unverstand erlitten, zu befreien.

Kritik aber, bemerkt Mommsen mit Recht, läßt sich, wenn sie ernsthaft gemeint ist, nicht für den Theetisch der Damen zurecht machen; bei jedem Versuch dieser Art müssen entweder die Kritik oder die Damen zu kurz kommen. Ernsthaft aber nennt er nur diejenige Kritik, die bei Shakspeare ganz nach denselben Grundsätzen verfährt, nach denen seit Jahrhunderten die großen Gelehrten des classischen Alterthums bei ihren Ausgaben der griechischen und römischen Autoren verfahren sind. Sie hat er sich zum Muster genommen, und jeder Kenner wird ihm das Zeugniß geben, daß er in Genauigkeit und Gründlichkeit bei Benutzung des Materials, in Schärfe und Gediegenheit des Urtheils hinter seinen Mustern nicht zurückgeblieben ist.

Demgemäß bildet den Kern seines Buchs der sorgfältige Wiederabdruck der beiden ältesten (Quart-) Ausgaben von „Romeo und Julia", von denen die erste im Jahre 1597, die zweite 1599 gedruckt wurde und die nur noch in wenigen Exemplaren in England vorhanden sind. Beide sind von ungleichem Werthe, die erstere ist offenbar eine sogenannte Raubausgabe (piratical edition), d. h. nur nach stenographischen Aufzeichnungen während der Aufführung des Stücks, ohne Wissen und Willen des Dichters, gedruckt. Die zweite dagegen ist für „Romeo und Julia" die wichtigste, entscheidende Autorität. Denn sie ist einerseits aller Wahrscheinlichkeit nach die einzige, an welcher Shakspeare selbst mittel- oder unmittelbar sich betheiligt hat; andererseits bildet sie augenfällig die Grundlage, auf welche direct oder indirect sowol die drei folgenden Quartausgaben des Stücks wie die vier bekannten Folioausgaben (der sämmtlichen Werke) sich stützen. Dies weist der Verfasser in der Einleitung mit ebenso viel Gelehrsamkeit als Scharfsinn nach, und charakterisirt dabei zugleich nicht nur die übrigen genannten Ausgaben, sondern auch den sogenannten Perkin-Shakspeare (d. h. ein von Collier aufgefundenes Exemplar der zweiten Folioausgabe mit vielen handschriftlichen Correcturen von der Hand eines Zeitgenossen). Danach kann es für jeden Unbefangenen keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der Werth der ersten Folioausgabe viel zu hoch angeschlagen wird, wenn man sie allen Quartausgaben der einzelnen Stücke vorzieht. In England vertritt diese Ansicht nur noch C. Knight, in Deutschland leider Delius, der seiner sonst so verdienstlichen Ausgabe dadurch beträchtlich geschadet hat. Die Einleitung des Verfassers gibt aber auch zugleich drei vortreffliche Abhandlungen über die Synkope einiger grammatischer Endungen, über den Versbau Shakspeare's und über den Reim, die jeder Lehrer der englischen Sprache mit großem Nutzen lesen wird und kaum ungelesen lassen darf.

Allein der Verfasser hat sich nicht begnügt, das Hauptmaterial für eine möglichst authentische Herstellung des Shakspeare'schen Textes von „Romeo und Julia" zusammenzustellen und kritisch zu sichten; er hat sich zugleich mit minutiöser Sorgfalt dem höchst mühevollen Geschäft unterzogen, alle übrigen in Betracht kommenden Ausgaben zu vergleichen und die abweichenden Lesarten, die sie darbieten, unter dem Text der beiden abgedruckten ältesten Quarteditionen zu vermerken. Damit ist jedem künftigen Herausgeber von „Romeo und Julia" die gesammte varia lectio in übersichtlichster Form vor Augen gestellt, und somit auch jedem deutschen Kritiker die Möglichkeit geboten, mit den englischen Herausgebern um den Preis der Genauigkeit der Textrestitution wie der Besonnenheit und Schärfe des Urtheils zu rivalisiren.

Mommsen beabsichtigt ähnliche Zusammenstellungen auch für die übrigen Dramen Shakspeare's, von denen Quartausgaben sich erhalten haben, nach und nach zu liefern. Fände sein Unternehmen bei dem Publikum die gebührende Anerkennung, so wäre damit dem deutschen Geiste die Möglichkeit eröffnet, auch an den Shakspeare'schen Dramen die Meisterschaft philologischer Gründlichkeit und wissenschaftlicher Kritik zu bewähren, die ihm längst im Gebiete der classischen Literatur wie des orientalischen Sprachenkreises von allen Nationen zugestanden ist, und damit jene Pflicht der Dankbarkeit gegen die Manen des größten dramatischen Dichters der Welt zu erfüllen.

Hermann Ulrici.

Literarische Notizen.

Der „Fuchsmundi".

Joseph Anton Stranitzky, der Begründer des deutschen Theaters in Wien zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, ist zugleich Verfasser des bekannten „Fuchsmundi", einer Sammlung dramatischer Scenen, die ganzen Generationen komischer Schauspieler als Fundgrube des Witzes gedient hat. Ich habe über dies Buch kürzlich in der „Zeitschrift für Culturgeschichte" ausführlicher gehandelt, sehe mich aber jetzt in der Lage, berichtigend hinzuzufügen, daß das Buch in einem merkwürdigen Verhältniß zu Gherardi's „Théâtre italien" steht. Von dem Magister Veltheim behauptet Gervinus (III, 451), daß er „die Entwürfe in dem «Théâtre italien» von Gherardi, die aus dem Stegreif aufgeführt wurden", benutzte. Diese Notiz ist insofern nicht ganz genau, als den Hauptinhalt von Gherardi's „Théâtre italien" nicht Entwürfe, sondern vollständige Lustspiele oder wenigstens ausgeführte Scenen bilden und Gherardi sagt selbst: die vorliegenden Stücke seien nicht „de ces pièces italiennes, dont j'ai prétendu parler — quand j'ai dit, qu'on ne les sçaurait imprimer, à cause qu'elles sont inseparables de l'action et que les Italiens jouent sans rien apprendre par coeur: mais ce sont de celles où la troupe était obligée (pour se conformer au goût et à l'intelligence de la plupart de ses auditeurs) de faire inserer plus de français qu'elle n'y mettait d'Italien et que Messieurs les auteurs appellaient Comédies françaises accomodées au théâtre italien".

Koberstein bezweifelt, daß Veltheim „die Entwürfe in dem «Théâtre italien»" von Gherardi benutzt habe, da er schon um die Mitte der neunziger Jahre starb, das „Théâtre italien" aber

erst 1694 zu erscheinen anfing. Wenn dieser Einwand wie es scheint vollständig begründet ist, so stellt sich dagegen zwischen dem obengenannten Handbuch deutscher Hanswürste, dem „Fuchsmundi“, und dem „Théâtre italien“ von Gherardi eine so enge, bisher meines Wissens nicht bemerkte Verwandtschaft heraus, daß wenn die Entstehung beider nicht auf ältere italienische Quellen zurückzuführen ist, Stranitzky von dem Vorwurf nicht freigesprochen werden kann, den Italiener in großartigem Maßstab geplündert zu haben.

Man vergleiche z. B. die Schilderung des Schlaraffenlandes bei Stranitzky und Gherardi, von der ich nur ein Stück zur Vergleichung mittheile:

Fuchsmundi.	Arlequin.
Der Kayserliche Pallast ist von eitel Berg-Crystall gebauet, die Säulen an den Thoren bestehen aus lauter großen Tobacks-Rollen, das Dach ist von dem feinsten Kammer-Tuch, und die Fenster sind aus den feinsten, zartesten Niederländischen Spitzen gemacht.	Le Palais de l'Empereur est fait de Cristal minéral, les Colonnes du Portail de Tabac en Corde, le toit d'un fort bon Bouracan de Flandres et les fenêtres d'un des plus fins Points de France qu'on ait jamais veu.
Doctor.	**Le Docteur.**
Das ist etwas unerhörtes, aber die Leute in selbigem Lande, essen sie auch wie hie?	C'est bien particulier. Et comment vit-on en ce Pays-là? Y mange-t-on de même qu'icy?
Fuchsmundi.	**Arlequin.**
Sie essen und essen auch nicht.	Ouy et non.
Doctor.	**Le Docteur.**
Wie soll ich dieses verstehen, daß sie essen und nicht essen?	Qu'est-ce à dire, ouy et non?
Fuchsmundi.	**Arlequin.**
Sie essen, wenn man reden will von den Speisen, deren sie sich bedienen und essen nicht zu verstehen, auf solche Manier wie hier zu Lande.	Ouy pour les vivres, on y mange de tout ce que l'on mange icy et non pour la manière de manger, qui est toute differente de la notre.
Doctor.	**Le Docteur.**
Das kann ich nicht begreiffen.	Comment donc?
Fuchsmundi.	**Arlequin.**
Der Herr höre mich nur.	Vous allez voir.

Und so weiter. Denn wozu weiter abschreiben; da auch das Folgende ziemlich wörtlich übereinstimmt, nur daß die Sache in „Fuchsmundi“ auf eine Scene beschränkt ist, während uns im „Empereur dans la Lune“ eine Reihe von Auftritten aus einem dreiactigen Lustspiel vorgeführt wird.

In einem der letzten Stücke des „Fuchsmundi“, in welchem neben Corneille, Racine und Molière auch Gherardi als solche erwähnt werden, die „Komödien gemacht haben“, findet sich jene hübsche Inhaltsangabe, die Fuchsmundi von einem Stück, genannt „Die Einäscherung von Troja“, gibt. Diesem entspricht wieder eine Scene in „Arlequin Protée“. Auch hiervon eine kleine Probe:

Jungfer.	Colombine.
Was vermeynt der Herr für eine Action zuerst zu präsentiren?	Mais quelle Pièce jouerez-vous d'abord?
Fuchsmundi.	**Arlequin.**
Ich habe Willens, die Einäscherung von Troja zuerst vorzunehmen.	Noi cominciaremo per l'Incendio di Troia.
Jungfer.	**Colombine.**
Gut! es gefällt mir nicht übel, es mag auch wohl von einem schönen Innhalt sein. Was will aber der Herr für einen Part machen?	Ah si si, mi piace, il soggetto è buono. E che personnagio farete?
Fuchsmundi.	**Arlequin.**
Nothwendig den fürnehmsten, denn ich werde das Trojanische Pferd agiren.	Il personagio principale. C'est moy qui feray le Cheval de Troye.
Jungfer.	**Colombine.**
Ich weiß aber nichts davon, und möchte überaus gerne Wissenschafft davon haben.	Ditemi per grazia l'historia [illegible] questo Incendio de Troia.
Fuchsmundi.	**Arlequin.**
Nun, es bestehet darinnen — es ist folgender Massen zugegangen. Ach! es ist gar zu weitläufftig zu erzehlen.	Volontieri. C'est — c'es[illegible] mais tout le monde sçait cela.
	Colombine.
	Io non la sò e vorrei ben saper[illegible]
	Arlequin.
	C'est — mais cela sera trop lo[illegible]
Jungfer.	**Colombine.**
Es ist nichts dran gelegen.	Non importa.
Fuchsmundi.	**Arlequin.**
So will ich es denn in kurtzen Worten erzehlen. Die Einäscherung bekam Händel mit der Stadt Troja und wollte sie einmals überfallen, aber eben da es geschehen sollte, kam ein überaus starker Regen der Stadt zu Hülffe und löschte die Einäscherung zu rechter Zeit aus, daß sie wieder abziehen muste. Das Ende der Historie laufft auf einen überaus großen und dicken Rauch hinaus u. s. w.	Voicy ce que c'est. L'Incen[illegible] eut quelque difference avec [illegible] et un jour il voulut l'attaquer: [illegible] dans le même temps il arriva [illegible] très grande pluiye qui vin[illegible] secours de Troye et qui [illegible] furieusement l'Incendie, lequel [illegible] ragé se retira et l'histoire [illegible] par une grande fumée etc.

Es scheint mir nicht wahrscheinlich, daß diese Uebereinstim[illegible]mung, die sich sehr weit erstreckt, auf einer dritten, von b[illegible] benutzten, italienischen Quelle beruhe. Ich will kein g[illegible] Gewicht darauf legen, daß Gherardi selbst die im „Th[illegible] italien“ mitgetheilten Scenen „l'ouvrage de plusieurs pers[illegible] nes d'esprit de mérite“ nennt und von ihnen sagt, [illegible] „comme enchassée dans nos sujets“ waren, d. h. [illegible] daß diese Scenen in Paris für die pariser Truppe, in [illegible] Stoffe und Stücke sie ganz eingepaßt waren, geschrieben [illegible] Aber abgesehen hiervon ist z. B. in den Stücken, die ich [illegible] habe abdrucken lassen, die Uebereinstimmung doch eine zu [illegible]liche, als daß an etwas anderes als an Uebersetzung der Ge[illegible]di'schen Stücke durch Stranitzky zu denken wäre. Wen[illegible] letztere für seine Aufführungen aus Italien mitgebrachte [illegible]würfe benutzte, warum sollte er nicht die im „Theâtre ita[illegible] so bequem gelegene Quelle auch in seine Gärten leiten? [illegible] ich glauben darf, die Quelle des „Fuchsmundi“ in Ghe[illegible] nachgewiesen zu haben.

Interessant ist es übrigens zu sehen, wie die Scenen Ghe[illegible]di's, die schon an sich von einer Derbheit sind, von der [illegible] schwer begreift, wie sie der Hof Ludwig's XIV. ertrug, [illegible] deutschen Bearbeitung an Roheit zugenommen haben, [illegible] einem deutschen und speciell einem wiener Publikum vom [illegible] des vorigen Jahrhunderts genießbar zu machen.

Wilhelm Hauff's Reiterlied.

Ich habe eine Parallele zu einigen Strophen von [illegible] Hauff's bekanntem Reiterlied „Morgenroth, leuchtest [illegible] frühem Tod“ aufgefunden, von der ich kaum weiß, wie [illegible] erklären soll. Für einen Zufall sind die Aehnlichkeiten [illegible] Gleichheiten zu stark und bei einer Nachahmung begreift [illegible] nicht recht, wie Hauff gerade auf dieses Gedicht als [illegible] verfallen. Die Strophen nämlich, mit denen einige Hau[illegible] so wunderbare Aehnlichkeit haben, finden sich in den Ged[illegible] Johann Christian Günther's, des bekannten verbummelten [illegible] (1695—1723), dessen Erzeugnisse, vermuthlich gehoben [illegible] Folie der jammervollen Wasserdichter Besser, Canitz und [illegible]sorten, beiläufig gesagt heutzutage von manchem Literar[illegible] überschätzt werden. Er ist keineswegs ohne Talent, aber [illegible] Talent erstickt in dem Wuste der damaligen Stoffe und [illegible]

Wenn dagegen Gervinus (III, 500) meint, er würde auch bei günstigern Umständen sich nicht viel höher geschwungen haben, so bin ich zwar im ganzen auch dieser Ansicht, die Worte der Vorrede aber, woraus Gervinus dieses schließt, können meines Erachtens nicht als Beweis angeführt werden. Denn wenn es dort heißt, daß er „bei heranwachsendem Alter die Thaten des allerglorwürdigsten österreichischen Heldenhauses mit unterthänigsten Lippen anstimmen und wol endlich mit der Gnade des Allerhöchsten versuchen werde — die Gesetze der Natur, Bewegung des Himmels und die Ordnung der Zeit denen Römern und Griechen auf deutscher Leier nachzuspielen", so darf man in diesen Worten wol keinen bestimmten Vorsatz und also auch nicht die Aussicht dargelegt finden, daß auch er sich nicht weiter versucht haben würde „als die Hof- und Naturdichter seiner Zeit, ein Pietsch oder Brockes". Vielmehr sollen diese Worte nur theils die leichtfertige Satire, theils die Unvollkommenheit seiner „noch in der Wiege liegenden" Poesie durch Hinweisung auf später zu Leistendes entschuldigen, wobei es ihm darauf ankommen muß, recht ehrenfeste Themata zu nennen.

Indessen revenons à nos moutons. Die zu parallelisirenden Strophen sind folgende:

Günther.	Wilhelm Hauff.
Abschied von seiner ungetreuen Liebsten. (Nachlese, S. 98.)	Reiters Morgenlied.
Strophe 1.	Strophe 2.
Wie gedacht, Vor geliebt, jetzt ausgelacht: Gestern an das Herz gerissen, Heute von der Brust geschmissen, Morgen in die Gruft gebracht. B. A. (d. h. wol: Da Capo.)	Kaum gedacht, Wird der Lust ein End' gemacht. Gestern noch auf stolzen Rossen, Heute durch die Brust geschossen, Morgen in das kühle Grab.
Strophe 8.	Strophe 3.
Und wie bald Mißt die Schönheit die Gestalt? Rühmst du gleich von deiner Farbe, Daß sie ihresgleichen darbe, Ach! die Rosen werden alt.	Doch wie bald, Welket Schönheit und Gestalt! Prahlst du gleich mit deinen Wangen, Die wie Milch und Purpur prangen, Ach! die Rosen welken all.

Die übrigen Strophen haben nichts Gemeinsames. Daß aber die mitgetheilten in Zusammenhang stehen, dürfte nicht zu verkennen sein, obwol man wie schon gesagt nicht recht begreift, wie Hauff gerade aus einem Lied so ganz heterogenen Inhalts einige Strophen in sein Gedicht zu versetzen veranlaßt wurde. Oder sollen wir annehmen, daß Günther und Hauff eine gemeinsame dritte Quelle gehabt hätten? *)

Alfred Meißner.

Alfred Meißner streitet in der Vorrede zur zweiten Auflage seines „Weib des Urias" gegen diejenigen Kritiker, welche seiner Auffassung Einseitigkeit vorgeworfen und verlangt haben, neben dem in Sünde und Schwachheit versunkenen König David auch den frommen Psalmensänger, der sich in Reue und Leid zu Gott wendet, dargestellt zu sehen. Alfred Meißner erwidert darauf, daß diese Vorstellung von dem „frommen König", dem „gottbegeisterten Sänger", nur als „eine Reminiscenz von ihrem Religionsunterrichte her" in der Phantasie der Recensenten lebe. David „gilt bei den Verständigen auch kaum mehr für den Verfasser der Psalmen".

Gestatten Sie mir, der ich seinerzeit jenen Vorwurf mit zuerst gegen Alfred Meißner's Drama in d. Bl. erhoben, nur wenige Worte dagegen.

Also erstens. Heinrich Ewald in Göttingen, gegenwärtig unbestritten die erste Autorität in alttestamentlichen Fragen, erkennt in David den Verfasser einer ganzen Reihe Psalmen und urtheilt: „Alles trieb ihn zum Dichten: aus den schlimmsten Schicksalen, ja aus seinen Irrthümern heraus konnte er sich wie kaum einer wieder zur Höhe, zu Gott erheben." Beruht dies Urtheil Ewald's vielleicht auch auf Schulreminiscenzen und gehört der berühmte Verfasser der „Geschichte des Volkes Israel" auch zu den Unverständigen?

Aber gesetzt es wäre so, wie Alfred Meißner fälschlich annimmt, so würde zweitens dadurch in dem Urtheil über sein Drama nicht das mindeste geändert und jenes Verlangen, daß der Dichter nicht blos den „Blutmenschen", sondern auch den frommen Sänger David uns vorführen mußte, bliebe vollkommen berechtigt. Denn bei historischen Gestalten, die, wie die David's, im frühesten Jugendalter durch den Unterricht und das Lesen der Bibel sich der Phantasie des Volks eingeprägt haben, ist es dem Dichter keineswegs gestattet, in subjectiver Willkür oder nach den Resultaten der Kritik die wohlbekannten Züge zu modeln. Diese Gestalten sind gegeben und wer sie gebrauchen will, hat sie zu nehmen wie sie sind. Dem historischen Inhalt des Volksbewußtseins durch die Dichtung widersprechen, ist immer tadelnswerth und wird sich stets rächen.

August Henneberger.

*) Eine Mittheilung in Nr. 21 d. Bl. mit der Ueberschrift „Wilhelm Hauff und Johann Christian Günther", die wir einer uns seit längerer Zeit vorgelegenen handschriftlichen Arbeit Emil Müller's (Müller-Sammswegen, unter anderm durch dramaturgische Aufsätze in den „Anregungen" bekannt) über den Dichter Günther verdanken, enthielt bereits dieselbe Entdeckung, welche den Gegenstand dieser Notiz bildet. Das Erscheinen jener Nummer und diese Einsendung Henneberger's, der bei Abfassung seiner Notiz von jener Nummer noch keine Kenntniß haben konnte, kreuzten sich. Gerade dieses merkwürdige Zusammentreffen, womit zwei Literaturforscher kurz hintereinander und unabhängig voneinander dieselbe Entdeckung machten und der in seiner Notiz von Henneberger entwickelte interessante literarhistorische Gesichtspunkt bestimmten uns, auch diese Mittheilung vollständig zum Abdruck zu bringen. Auch dürfte darin das Gegenüberstellen der betreffenden Parallelstellen aus dem Hauff'schen Liede denjenigen, welche sie nicht vollständig im Gedächtniß haben, sollten, nicht unwillkommen sein. D. Red.

Bibliographie.

Alvensleben, L. v., Die Grafen von Saint-Romain, oder: Der Kampf der Leidenschaften. Historischer Roman. Vier Bände. Leipzig, Colditz. 8. 3 Thlr.

Analecta Norroena. Auswahl aus der isländischen und norwegischen Literatur des Mittelalters. Herausgegeben von T. Möbius. I. Text. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 2 Thlr.

Bachmann, J. F., M. Michael Schirmer, Conrector am grauen Kloster zu Berlin, nach seinem Leben und Dichten. Nebst einem Anhange über die gleichzeitigen Berliner geistlichen Sänger: Nicol. Elerdus, Geo. Lilius, Joh. Crüger rc. Berlin, W. Schultze. 8. 26 Ngr.

Militärisch-politische Berichte aus Frankreich. Von einem norddeutschen Officier. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 1 Thlr.

Berlyn, G., Der Geburtstag. Festspiel in drei Acten. Mainz, Kirchheim. 16. 10 Ngr.

Hirsch, R., Mozart's Schauspieldirector. Musikalische Reminiscenzen. Leipzig, Matthes. 12. 12 Ngr.

Putlitz, G. zu, Das Testament des großen Kurfürsten. Schauspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Schlesinger. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Alte, weil. J. G., Erinnerungen aus den Befreiungs-Kriegen, von ihm selbst in schöne Reime gebracht und den Nachkommen erzählt. Breslau, Dülfer. 8. 3 Ngr.

Bande, J. J., Oesterreich und seine Militair-Macht in Italien. Aus dem Französischen von H. Föhring. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Der deutsche Kern der italienischen Frage. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs.

Recueil des traités et conventions

conclus par l'Autriche

avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours.

Par **Léopold Neumann,**

docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne,

Tome V. In-8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Theil I—III kosten jeder 3 Thlr., Theil IV 3 Thlr. 20 Ngr.

Zum ersten mal wird in diesem Werke eine Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs mit fremden Mächten da boten. Die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks ist bereits von den competentesten Seiten anerkannt worden, sonders auch in jüngster Zeit wegen der darin enthaltenen mittelitalienischen Verträge, von denen auch der Theil mehrere mittheilt. Ueberhaupt wird darin eine grosse Anzahl früher noch nie veröffentlichter Actenstücke g ben, da dem Verfasser, Professor des Völkerrechts an der wiener Universität, die freieste Benutzung der Archi diesem Zweck gestattet wurde. Mit dem bereits unter der Presse befindlichen sechsten Theile wird das vollständig sein.

In demselben Verlage erschienen folgende wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

—— **Règlements consulaires des principaux états maritimes** de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents offici observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

—— **Phases et Causes célèbres du droit maritime** des nations. 2 vol. In-8. 5 Thlr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires, d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et docu proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refo par l'auteur, avec la collaboration de *F. de Wegmann*. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

—— **Causes célèbres du droit des gens.** Deuxième édition. Revue, corrigée et augmentée par l'auteur. Tome I In-8. 7 Thlr. 20 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des co lats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque act Par le baron Charles de Martens et le baron Ferdinand de Cussy. 7 vol. In-8. 21 Thlr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Trois édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

—— **Éléments du droit international.** Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur Politik des Tages.

Von

Friedrich von Raumer.

Zweite Auflage.

8. Geh. 6 Ngr.

Diese soeben erschienene Schrift, von der gleich eine zweite Auflage nöthig geworden, enthält die Ansi berühmten Historikers über die Tagesfragen: über Oesterreichs Stellung, die Verhältnisse Italiens und Preußens

---

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 23. Juni 1859.

Helmina von Chézy und ihre Denkwürdigkeiten.

(Beschluß aus Nr. 25.)

Helmina begab sich nun auf ihre Reise nach Paris, zu welcher ihre Mutter das nöthige Reisegeld mühsam aufgetrieben hatte. Was sie sonst noch außer den unentbehrlichsten Kleidungsstücken und der Leibwäsche im „Köfferchen" mitnahm, bestand in einigen „schönen" Briefen von Gleim und in den „allerliebsten Morgenbillets" Jean Paul's. Letztere sind ihr leider infolge ihrer Sorglosigkeit später verloren gegangen oder, wie sie versichert, durch befreundete Personen, die etwas von Jean Paul's Hand zu besitzen wünschten, ihr abgeschmeichelt oder abgedrungen worden. Die Empfänger von Briefen berühmter Personen waren damals noch nicht so wie heutzutage darauf erpicht, solche Briefreliquien zusammenzuhalten, um sie später einmal in irgendeiner oder der andern Weise verwerthen zu können. Nur einige Anfänge und Stellen aus den Jean Paul'schen „Morgenbillets", die ihr noch so ziemlich im Gedächtniß geblieben waren, hat Helmina in diesen Memoiren gelegentlich wenigstens dem Sinne nach mitgetheilt.

In kurzen charakteristischen Zügen schildert sie sodann ihre Erlebnisse während der Reise, soweit sie noch im hohen Alter in ihrer Erinnerung hafteten. Nur einen dieser Züge wollen wir hier anführen. In Oppenheim rastete sie in einem Hause am Ufer: „Nichts war so interessant", erzählt sie, „als das Gespräch und die Haushaltung dieser jungen Eheleute von beiden Nationen. Die Frau sprach kein Französisch, der Mann kein Deutsch, und der junge Knabe verstand weder Vater noch Mutter. Ein wahres Bild vom Thurm zu Babel, wenn alle nicht in herzlicher Eintracht gelebt hätten." Sie nimmt hiervon Veranlassung zu folgender Bemerkung, die, wie es uns scheint, geistreich ist und zum weitern Nachdenken anregt: „Ach, die Menschen sind im Willen einiger als in Worten. Wenn keiner des andern Sprache verstände, würde er desto mehr sein Herz belauschen, und die Menschen könnten einander näher treten. Worte sind's, Worte allein, welche die Welt verwirren." Der Gegenstand wäre Stoff für eine hübsche Novelle: eine ganze Familie, in der kein Mitglied die Sprache eines andern versteht, und die doch in vollkommener Eintracht und Zufriedenheit dahinlebt, weil keine verwirrenden Worte dazwischentreten. Hiernach müßten übrigens die Ehen unter taubstummen Personen, die wieder taubstumme Kinder haben, die allerglücklichsten sein, wenn nur leider die Erfahrung nicht lehrte, daß auch Taubstumme in heftigen Zorn gerathen können, sobald ihnen ihr Wille nicht geschieht. Und es wird auch in jener oppenheimer Familie nicht immer so friedlich ausgesehen haben, als während der paar Augenblicke, die Helmina bei ihr zubrachte. Denn noch mehr als Worte verwirren die Sonderinteressen die Welt, deren Conflicte freilich viel seltener in Unversöhnlichkeit ausarten würden ohne das unpassend gewählte giftige Wort, dem ein noch unpassender gewähltes und noch giftigeres folgt. „Mit Worten läßt sich trefflich streiten", vielleicht aber auch mit bloßen Geberden und selbst mit Gedanken, auch wenn sie keine Worte finden.

Am 2. Juni 1801 kam Helmina in Paris an, und nun erst erfährt man die eigentlichen Motive, die sie dahin führten: „Es hatte mich gereizt, den Helden unserer Zeit von Angesicht zu Angesicht zu sehen und sein ruhmvolles Streben in der Nähe zu beobachten." Ueberhaupt zeigt sie sich als eine entschiedene Bonapartistin; sie sagt z. B.: „Wenn die Welt Napoleon verstanden hätte, wenn in dem Busen der Masse das heilige Feuer geglüht hätte, so würde er gesiegt haben; seinen Handlungen lag keine Persönlichkeit zum Grunde (!). Er blieb in dieser Hinsicht unverstanden; er opferte sich selbst, er glaubte dadurch Nacheifer zu wecken. Immer klarer wird sein Bild aus der Vergangenheit hervortreten" u. s. w. Diese Anschauung von der vollkommenen Uneigennützigkeit und moralischen Größe Bonaparte's hinderte sie jedoch nicht, 1813 und später die begeisterte deutsche Patriotin zu spielen. Indeß: „Der Mann fühlt denkend, das Weib denkt fühlend!" Sie fährt fort:

Mein Unwille über den Mord des Herzogs von Enghien erwuchs aus der allgemeinen Empörung, welche diese That erregte. Ich bereue meine Thorheiten, die von diesem Unglück

herrührten; sie werfen einen Schatten auf meinen Namen. Doch ich bin wol nicht die einzige in diesem Jahrhundert, die sich über Napoleon geirrt hat. Der Ostracismus, der Schmähungen, Jammer und Elend über ihn gehäuft, bis seine irdische Natur unterlag, ist dem Geiste nach derselbe, der je und je alle Größe angefeindet, alle Keime des Heils zertreten, auf breiten Schultern die Gemeinheit emporgehalten hat.

Um das Heil einer großen Zukunft (welcher?) zu begründen, habe Napoleon, behauptet sie, „rücksichtslos die Gegenwart opfern müssen". Indeß von allen andern Gründen abgesehen, ist für jede Gegenwart schon der Selbsterhaltungstrieb Grund genug, sich nicht rücksichtslos opfern und gleichsam wie der Prinz Enghien ohne Urtel und Recht füsiliren zu lassen. An einer andern Stelle erblickt sie darin, daß Napoleon kein Deutsch gekonnt, „eine Anomalie, durch welche vielleicht eine Säule seines Thrones Schaden litt. Hätte er (fährt sie fort) Deutschland und deutsch verstanden, er würde der größte Monarch aller Zeiten geworden sein; auch würde er Deutschland nie mit Krieg überzogen haben." Da nun Napoleon III. deutsch versteht, ja in Ham sogar Schiller's „Ideale" übersetzt hat, so läßt sich nicht wol einsehen, warum Deutschland gegen ihn rüsten will, denn ein Monarch, der deutsch versteht, kann ja nach Helminas Versicherung gar nicht daran denken, Deutschland mit Krieg zu überziehen.

Als die zweite Veranlassung zu ihrer Reise nach Paris gibt sie die Absicht an, im Umgange mit Frau von Genlis „sich zu bilden und zu einer neuen thätigen Lebensbahn vorzubereiten". Diese Absicht war nun freilich unklar und unbestimmt genug; und Frau von Genlis, welche die Einladung nach Paris wahrscheinlich nur so als Phrase hingeworfen hatte, empfing sie auch ziemlich kalt, als die kühne Enkelin der Karschin nun wirklich bei ihr in Paris erschien; denn was sollte sie mit ihr anfangen? Was sie thun konnte, that sie, sie gewährte ihr Gastfreundschaft im weitesten Sinne, führte sie in die große Welt von Paris ein und unterließ nichts, sie mit berühmten und einflußreichen Personen bekannt zu machen, über die uns Helmina denn auch manches Interessante in ihren Denkwürdigkeiten mittheilt. Zerwürfnisse konnten aber bei solch unklarem Verhältniß zwischen beiden natürlich nicht ausbleiben. Frau von Genlis sprengte aus, daß sie Helmina nur aus Mitleid aufgenommen, weil sie ohne Zufluchtsort in Paris umhergeirrt, daß sie sie aber nicht mehr behalten könne und daß Helmina nun selbst suchen müsse sich fortzuhelfen. Dies erfuhr Helmina vom preußischen Gesandten Lucchesini, worauf sie mit ihrer „gewöhnlichen Lebhaftigkeit" ausrief: „Das ist erlogen!" und ihm andern Tags die von Frau von Genlis erhaltenen Billets vorwies, nach deren Durchsicht sich Lucchesini „sehr erstaunt und entrüstet" zeigte und ihr in allem, was sie unternehmen würde, behülflich zu sein verhieß. Nachmittags, versichert Helmina, habe sie die Eingangsthür ihres Zimmers offen gefunden, Briefentwürfe, die auf dem Tische gelegen, seien zerstreut und entwendet, alles, was sie besessen, aus Schrank und Kommode heraus und durcheinander geworfen gewesen. Dies soll Frau von Genlis gethan haben, die ihr dann „nicht ohne sichtbare Beschämung" gestand, sie habe sich durch den Augenschein vergewissern wollen, ob sie den gegenseitigen Freunden und Bekannten keine Klagen über sie schreibe. Von dieser Handlung hatte übrigens Helmina schon am frühen Morgen ein „Vorzeichen" gehabt; sie hatte nämlich, als sie morgens im Bette lag, zu hören geglaubt, „daß jemand mit starken Schritten der Eingangsthür, welche verschlossen war, nahte und gewaltsam hineinwollte", was sich dann hintereinander mehrmals wiederholte. „Mehrere Vorgänge ähnlicher Art, die ich erlebte", bemerkt sie sodann, „haben mich beim Nachdenken davon überzeugt, daß Vorsätze, die ein Mensch in leidenschaftlicher Aufregung faßt, sich auf diese Weise dem Gegenstande solcher Gedanken und Plane kund geben." In dieses Kapitel gehört auch ihr Glauben an Liebestränke, in Betreff welcher sie sagt:

Ich glaube eine ernste Warnung nicht zurückhalten zu dürfen und einer Unthat erwähnen zu müssen, von der ich viele Opfer weiß, an deren Möglichkeit aber nur wenige glauben. Es ist die Bereitung eines Getränks, dessen Genuß die vortrefflichsten Menschen sich selbst entfremdet, die Sinne verwirrt und die heftigste Leidenschaft für die Vergifterin erzeugt, die es ihrem Opfer beigebracht hat. Möge niemand diese Warnung belächeln, sie ist auf Wahrheit begründet und so wichtig, daß ich es für Gewissenspflicht halte, noch öfters darauf zurückzukommen. Mögen verdienstvolle Aerzte sie beherzigen und als Menschenfreunde eine neue Spur zu Maßregeln entdecken für Wissenschaft und Sittlichkeit.

Auf diese Weise sei, wie sie versichert, ein junger Freund von ihr, Schweighäuser, in Paris „nach langen entsetzlichen Leiden früh in das Grab gestürzt".

In andern Dingen zollt sie übrigens der Frau von Genlis ihre volle Achtung. Helmina erzählt von ihr:

Musterhaft war ihr Fleiß; sie stand nachts um 2 Uhr auf und setzte sich an den Schreibtisch, ohne etwas zuvor genossen zu haben. Um 8 Uhr legte sie sich wieder zu Bett bis 10 Uhr, wo man sie mit ihrem Frühstück weckte, das allein aus Früchten bestand. Kein Wein, kein Kaffee kam über ihre Lippen, höchstens Orangenblütenthee mit Milch und Eidotter; sie bereitete sich einige stärkende Mittel. Solange man jung ist, glaubt man nie altern zu können, sonst würde ich mich wol um ihre Arznei gekümmert haben. Sie starb mit 89 Jahren im vollen Genuß ihrer Geisteskräfte, ohne vorhergehende Krankheit.

Frau von Genlis meinte es sicherlich gut mit Helmina, auch wenn sie zu ihr sagte: „Sie, Helmina, haben manche der Fehler der Staël, werden aber nie ihren Geist haben", oder wenn sie Warnungen vor zu früher Schriftstellerei wie folgende an sie richtete: „Schreiben wollen alle, vorzüglich die jungen Leute, keiner bedenkt, daß das gerade darum, weil es so leicht ist, seine Schwierigkeiten hat. Man muß doch erst nachdenken können, Erfahrungen gesammelt haben, sich über sich und andere Rechenschaft geben, unterrichtet sein. Von dem allen sehe ich nichts bei Ihnen." Als nun Helmina schluchzend gerufen: „Meine Mutter in Berlin hat nichts zu essen, ich muß ihr Brot verdienen!" habe die Genlis ihr gerührt die Backen geklopft und mit sanftem Ton gesagt: „Nun, so schreib denn, meine Taube; Gott wird deinen Fleiß segnen!"

Und Helmina fing an zu schriftstellern! Durch die

Vermittelung ihres jungen Freundes Schweighäuser, der an Cotta schrieb, wie nur ein „Liebender" schreiben kann, wurde sie, die, wie sie selbst gesteht, „kaum zehn Straßen in Paris kannte", Redactrice der bei Cotta erscheinenden „Französischen Miscellen", deren Herausgabe sie freilich nicht lange behielt. Aber welche Freude, als ihr nach einiger Zeit Cotta einen Creditbrief von 1000 Fr. zuschickte, den sie, „wie einen Pfeifenstiel" in ihren „Sack" steckte! Récamier setzte ihn sofort in Geld um. Sie erzählt:

In seinem Comptoir waren aller Augen mit Wohlgefallen auf mich gerichtet. Ich trug ein schwarzes Trauerkleid und schwarze Schleifen in meinem Haar. An einen Hut hatte ich nicht gedacht. Keine Bedenklichkeiten über Tracht und Zierlichkeit waren mir angekommen. Mein Haar von feinstem Golde, meine hellen blauen Augen, mein rosiger Mund mit sanft gerundeten Lippen, meine schneeweiße Haut, mein schlanker Wuchs waren für mich Schmucks genug.

Nichtsdestoweniger versichert sie, nicht eitel gewesen zu sein. Indeß läßt sie auch andern Frauen Gerechtigkeit widerfahren, und schöne Weiber schildert sie oft mit einer Phantasie, die an die glühende Einbildungskraft eines Liebhabers erinnert. So entwirft sie von Madame Taillien, geb. Gräfin Cabarrus, nachherige Prinzessin von Chimay, folgendes üppiges Bild:

Das blendende Angesicht war bestrahlt von großen schwarzen Augen, die zu den schönsten gehörten, welche mir je in die Seele geleuchtet. Schmelzend, glühend, feurig, sanft, ein ganzes Leben der Wonne und des Schmerzes war darin zu lesen. Der schwellende Mund schien noch von den Küssen zu träumen, die er eben empfangen; über die hohe Stirn rundeten sich schwarze Locken, welche sie mehr offenbarten als verhüllten und die herrliche Form des Nackens sichtbar ließen. Ein amarantfarbiges Kleid, nach damaliger Mode griechisch geheißen, ließ Hals und Busen frei, und entzog dem Blicke nicht die entzückenden Arme von blendender Weiße. Lange fesselten mich die zarten Hände, die mit dem elfenbeinernen chinesischen Fächer spielten u. s. w.

Solche üppige Porträts schöner Frauen finden sich in dem Buche noch manche. Die Verherrlichung ihrer selbst und des Weibes im allgemeinen spielt darin überhaupt eine große Rolle. Hierher gehört auch ihre Begegnung mit dem türkischen Gesandten Achmet Effendi, der, als er sie erblickt, seinem Begleiter auf arabisch zugerufen: „Diesem Gesicht gehört ein Turban!" worauf sie ihm sofort einige arabische Verse gesagt, die er mit arabischen Versen erwidert. Ein andermal habe er zu Chézy geäußert: „Ich wundere mich nicht, daß die Franken nichts nach Vielweiberei fragen; wer eine solche Schönheit besitzt, verlangt nach keinem Harem!" Dieser Türke hatte in ihren Augen die Göttlichkeit des Weibes sicher besser begriffen als wir andern europäischen Männer, gegen die sie unter anderm den Ausspruch richtet: „Eine denkende Frau schwingt sich immer zu einer geistigen Höhe hinauf, welche Männer erst erklimmen und zuweilen versäumen, sie zu besteigen. Dies gilt besonders bei Beurtheilungen des weiblichen Wesens, welches ein Mann nie in seiner ganzen Ausdehnung begreift." Und ein andermal sagt sie: „Ich glaube nicht, daß die Welt jemals über die Frauen ins Klare kommt!" womit sie übrigens sehr recht haben mag, solange noch so unklare Romantikerinnen wie Helmina uns über die Frauen ins Klare zu setzen suchen. Und sie fährt dann fort:

Die Begriffe von Weiblichkeit werden zu sehr mit denen vom Weibischen verwechselt. Es wird einem weibischen Wesen leichter zu entzücken und zu fesseln als einem weiblichen. Das weibische Wesen ist halb Thier halb Engel! Das weibliche Weib ist Engel, auf Erden nicht heimisch! Die Elemente seines Wesens sind Liebe, Treue, Zartheit. Es will zart berührt sein. Der Schmetterlingsstaub seiner Psychenschwingen ist leicht zu verletzen u. s. w.

Wir glauben nicht, daß solche Guirlanden blühender Phrasen sehr dazu beitragen können, dem Manne die allerdings nicht leichte Aufgabe zu erleichtern, das Weib in seiner „ganzen Ausdehnung" zu begreifen. Trotz dieser Hochstellung der Frauen will sie aber doch nicht, daß sie sich einfallen lassen sollten, „Knaben erziehen zu wollen", wahrscheinlich weil sie selbst in diesem Fache so wenig Lorbern geerntet, und gegen einzelne ihres Geschlechts kann sie oft sehr unartig sein, so gegen Talleyrand's Gattin, dessen ehemalige Haushälterin Mlle. Grand, die sie ein „respectables Stück Fleisch" und eine „Pfirsiche in Branntwein" nennt. Sie meint und versichert, Napoleon habe Talleyrand unter dem Vorwande der Moralität gezwungen, die Grand, die bis dahin nur die „honneurs de la maison du Ministre" gemacht, zu heirathen, und deswegen habe Talleyrand Rache gebrütet und Napoleon's Sturz vorbereitet. Wir wissen nicht, ob diese seltsame Hypothese die Ausgeburt der überwallenden Phantasie der Verfasserin ist oder auf einer damals in Paris umlaufenden Klatschgeschichte beruht; jedenfalls glauben wir darin ein abermaliges charakteristisches Zeichen jenes weiblichen Stolzes zu erkennen, der sich bestrebt, das Weib als die letzte directe oder indirecte Ursache aller weltgeschichtlichen Katastrophen, auch der gewaltigsten, darzustellen. Etwas Wahres ist freilich daran. Ohne die Lüsternheit unserer Urältermutter Eva würden wir alle noch im Paradiese und in paradiesischer Unschuld leben und die garstigen Schneiderrechnungen entbehren können.

Der weibliche Blick Helmina's ist nun allerdings geeignet, gewisse Erscheinungen zu markiren, die sich ein männlicher Autor würde haben entgehen lassen. Lange bevor die Crinolinen aufkamen, sah Helmina voraus, daß die Mode solchen Kleiderungethümen nothwendig entgegensteuere. Sie erzählt:

Mit Wonne kehrten die Franzosen wieder zum Franzosenthume zurück und die Französinnen zur Schnürbrust, die alle äußerlichen Mängel des Körperbaues beseitigte, kaum bemerkbar ihre Herrschaft wieder einnahm und zur Wespe umschuf, was erst Grazie gewesen. Josephinen stand die verlängerte Taille sehr schön, sie erlebte nicht mehr die Wespenmetamorphose und noch weniger die Nürnbergerspitzen-Taillen mit den Wespen und spitzen Schnippen hinten und vorn. Der Reifrock und die pariser Pochen werden nicht ausbleiben, wenn es so fortgeht.

Die Verfasserin fügt hinzu:

Die Modenveränderungen sind der fressende Krebs, der am Wohlstand und an der Bildung des Menschengeschlechts zehrt! Denn die Männer sind zu Modegecken geworden, wie die Frauen und Kinder auch. Besonders in Paris scheint die Eitelkeit der Kinder ein uraltes Erbtheil zu sein. Ich sah einmal zwei niedliche Mädchen durch den Tuileriengarten gehen; die eine faltete

den Rock ihres Kleides mit großer Sorgfalt zusammen und fragte dann das Schwesterchen: „Anna, ist auch mein Bein zu sehen?“

Recht anziehend sind Helmina's Bemerkungen über die Bewohnerinnen der verschiedenen Provinzen Frankreichs, die sie in Paris zu beobachten Gelegenheit hatte:

Die Naivetät und unbefangene Gutmüthigkeit junger Provinzialinnen gewährten ein sehr angenehmes Schauspiel. Blühend und heiter wie der Frühling, aufrichtig, fleißig, verschämt, sind sie, besonders in Paris, wo das Gute sich als Ausnahme befand, ein herzerfreuender Anblick. Wenige unter ihnen waren schön, allein der Glanz der frischen Jugend und ihr unschuldiger heller Blick machten sie reizend. Unter den Schönen zeichneten sich die Auvergnatinnen aus. Fast alle sind schlank, leicht und schön gebaut; ihre Carnation ist sehr frisch und blühend, ihr Haar schwarz wie die Nacht; ihre Augen sind groß, schwarz und funkelnd, und ihre Zähne blendend weiß. Die Normänninnen sind gewöhnlich blond. Unter ihnen gibt es ausgezeichnet schöne Gestalten und Züge, sie haben mit den Sachsinnen einige Aehnlichkeit. Die Frauenzimmer aus der Provence und Languedoc haben in der Mehrheit weniger schöne Gestalten; allein die Ausnahmen unter ihnen sind dafür auch desto köstlicher, da sie das schmachtende süße Feuer der südlichen Temperatur mit idealischen Zügen vereinigen. Die schönen Mädchen und Frauen aus der Provence, Languedoc sind Madonnengestalten. Das edle Oval ihres Gesichts, der Schnitt ihrer großen dunkeln Augen, die südliche Carnation ihrer Gesichtsfarbe, der Reichthum ihres wallenden Haars, die Feinheit und der antike Schnitt ihrer Züge und das zarte Ebenmaß ihres Wuchses machen sie unendlich reizend. Die Männer in diesen Provinzen, sowie in allen mittäglichen Ländern, sind in der Regel nicht groß. Die Burgunderinnen sind ziemlich klein und stark von Gliedern, die Champagnerinnen auch. Die Lothringerinnen sind gewöhnlich blond und kastanienbraun, wenige sind brünet. An ihnen habe ich bemerkt, daß sie sich noch immer zu den Deutschen rechneten und den Parisern, Normannen und andern den Namen Franzosen als Unterscheidungszeichen gaben. Sie sprachen zum Theil ein ziemlich verständliches Deutsch, welches sie in ihrem Lande standhaft beibehielten, und beobachteten in allem deutsche Sitten und Manieren.

Auch über die damaligen socialen wie geselligen Zustände von Paris und über den Charakter der Franzosen im allgemeinen enthält das Buch manche anziehende Bemerkungen. Sie nennt die Franzosen eine edle Nation, die nach Ruhm und Ehre dürste; nicht vom Volke sei alles das, was während der Revolution Fluchwürdiges geschehen, ausgegangen, sondern aus der Verderbniß der höhern Klassen. Sie fährt fort:

Doch was auch die Zukunft bringen möge, es muß zu einem entscheidenden Resultate führen. Dies große, feurige, beseelte Volk wird sich läutern und vergeistigen oder ganz zu Grunde gehen. Noch ist der Franzose zu entflammen, der Deutsche kaum noch mehr. Noch fühlt sich der Franzose als Volk. Nicht so der Deutsche; bei ihm steht das Ehrenvolle hoch und kräftig, aber einzeln da, emporragend, unerschütterlich; aber zwischen ihm und der Gemeinheit liegt nichts in der Mitte.

Und doch, es liegt noch etwas in der Mitte, und zwar das meist noch ziemlich ehrliche, aber kleinliche, beschränkte, krämerhafte, jedes höhern Aufschwungs fast unfähige und dabei doch nicht wenig dünkelhafte deutsche Spießbürgerthum, an dessen Trägheit und pfahlbürgerlicher Gesinnung so leicht die größten Ideen scheitern und das in Deutschland, und nicht blos in den mittlern Schichten, wahrscheinlich eine größere Ausdehnung hat als irgendwo sonst. Was man auch an der französischen Bourgeoisie aussetzen mag, so ist diese, wenn auch weniger unterrichtet und aufgeklärt, doch generöserer Aufwallungen fähig, urbaner und im Verkehr mit andern wie in der Beurtheilung anderer humaner. Daß außerdem ein nationaler Kern in ihr steckt, beweist die Geschichte, da die mächtigsten Erschütterungen im Innern und die gewaltigsten Stöße von außen nicht vermochten, den französischen Volks- und Staatskörper auseinander zu sprengen und in einzelne für sich fortvegetirende Stücke zu zerreißen, wie dies mit Deutschland infolge seines jetzt von manchen Seiten so gerühmten „Individualismus“ geschehen ist. Die Gefahr für Frankreich beruht freilich in seiner kriegerischen Ruhmsucht und in seiner schauspielerhaften nationalen Eitelkeit, für deren Befriedigung das französische Volk jedes Opfer bringt, und man kann doch immer nur ein Volk beklagen, welches schwer errungene constitutionelle Freiheiten im Innern nicht zu behaupten weiß, Moral, Kunst und Literatur der Verwilderung und die Wissenschaft der Erstarrung überliefert und sich von jedem glücklichen Militärdespoten und Friedensstörer, welcher der nationalen Eitelkeit zu schmeicheln versteht, für diesen Verlust durch die „gloire“ und durch glänzende rhetorische Phrasen wie die von der Verbreitung der „Civilisation“ abspeisen läßt. Als ob sich die „Civilisation“ wie Commißbrot auf den Spitzen der Bajonnete in die Nachbarländer tragen ließe! *)

Helmina von Chézy meint freilich, daß der kriegerische Hang der Franzosen, deren Ruf als einer militärischen Nation ja in der That in der ziemlich langen Periode von Ludwig's XIV. Tode bis zu den Revolutionskriegen völlig auf Null gesunken war und die in dieser Hinsicht damals zu den verachtetsten Völkern gehörten, wahrscheinlich kein angeborener, sondern nur ein künstlich hervorgebrachter sei. Und sicherlich scheint sich dieser martialische Geist mit dem bei den Franzosen so hervortretenden Hange zum Erwerbe, zum Luxus und Wohlleben, zur Bequemlichkeit und zur raffinirten Genußsucht sehr wenig zu vertragen. Aber die nationale Eitelkeit und die Begier, frühere Waffenschmach wieder gut zu machen und in welcher Weise es auch sei eine Rolle auf dem Welttheater zu spielen, scheint noch größer zu sein. Napoleon verstand es ohnedies, den martialischen Sinn der Franzosen systematisch auszubilden. Er führte seine Kriege im Auslande in einer Weise, daß sie nicht nur der nationalen Eitelkeit schmeichelten, sondern auch den einzelnen, den Generalen, Obersten, Präfecten, Lieferanten u. s. w. als Bereicherungsmittel dienten; er bekriegte nicht nur die Völker, er plünderte sie auch. Selbst der Gemeine hatte ja Aussicht, durch Tapferkeit und Verwegenheit in eine Stellung zu gelangen, in der er nicht nur vor den andern glänzen, sondern auch in großartigem Stile plündern und sich bereichern konnte. „Mit wenigen Ausnahmen waren alle militärischen Größen aus dem Schos des Volks hervor-

*) „Ihr seid der Kern der Nation!“ sagte Ludwig Napoleon in seinem Aufruf an das französische Heer vom 2. December 1851. Das Bürgerthum ließ sich diese beleidigende Erklärung, wodurch es gewissermaßen als gänzlich unfähig unter Curatel der Truppen gestellt wurde, ruhig gefallen und mußte es wol.

gegangen", sagt Helmina. „Jeder Conscribirte, der zum ersten mal die Muskete ergriff, fühlte schon auf seiner Brust nach einem künftigen Orden. Ja, der Krieg allein konnte diese thatendürstende Jugend auf die Höhe des Lebens hinschwingen." Helmina fährt fort:

Wenn der Krieger von der Zukunft träumte, so sah er nur das große Ehrenkreuz auf seiner benarbten Brust, oder er fühlte die brennenden Todeswunden, die auf dem Bette der Ehre bluteten, und fühlte das Wehen der Lorbern auf seiner Stirn; an einen dritten Fall dachte er nicht: an den des spurlosen Dahinsinkens auf dem Schlachtfelde unter dem feindlichen Kugelregen, oder des Verschmachtens auf der Landstraße bei stechenden Sonnenpfeilen, oder des langsamen Schmerzenstodes einsam auf dem Wahlplatze, wenn Maden in den Wunden seinen Körper zernagen und sein brennender Gaumen vergebens nach Wasser lechzt. Der ruhmsüchtigen kriegerischen Jugend wurden bald die Schranken breit geöffnet; wer nicht gutwillig hineinwollte, der mußte. Mit Zittern sahen die Mütter einen Knaben an ihrer Brust. Schon in seinen ersten Nahrungstrank fielen ihre Thränen und sie weinten bei seinem Aufblühen und Reifen. Nur zuchtvergessene Mädchen freuten sich, wenn sie eines Knaben genasen, denn sie empfingen wöchentlich Brot und Geld, das frische Fleisch für die Schlacht aufzufüttern. „Haben Sie vergessen", fragte Napoleon einen Wohlmeinenden, der wegen seiner Kriegszüge und des ungeheuern Verlustes von Soldaten Bedenklichkeiten äußerte, „daß ich alle Monate 10000 Mann daranzuwenden habe?"

Als freilich der weinenden Mütter, Schwestern, Töchter und Bräute zu viel wurden und die Thränen den Glanz der blutigen Lorbern auszulöschen drohten, als der mehr und mehr ernüchterte Bourgeois genauer nachzurechnen begann, was ihm diese „gloire" und die waghalsigen Unternehmungen Napoleon's kosteten und noch zu kosten drohten, da war auch der Thron Napoleon's moralisch untergraben und es bedurfte, um ihn wankend zu machen, nicht der angeblichen Intriguen Talleyrand's wegen der ihm aufgedrungenen Heirath mit Mlle. Grand.

Interessant sind die Mittheilungen der Verfasserin über die damals von geistreichen Männern und Frauen gebildete „Deutsche Colonie" in Paris und über die ab und zu daselbst eintreffenden Gäste aus Deutschland: Friedrich Schlegel und seine Dorothea, die sie in ihrer überschwenglichen Ausdrucksweise „freudig und stark, großartig und mild, duftend wie eine Blume, saftig wie eine Frucht, feurig wie ein Mann, zartfühlend wie ein Weib" nennt, Zacharias Werner, Oehlenschläger, Ferdinand von Olivier, Bilat u. s. w. Sie sah auch Metternich, der im Jahre 1808 noch „wirklich jung" war, während „mancher Staatsmann alt geboren wird". Sie erzählt von ihm:

Es war eine Lust, ihn mit seinen allerliebsten Kinderchen, den drei Flachsköpfchen, mit apfelrothen Wänglein in weißen Höschen zu sehen, wie sie ihn neckten und liebkosten, als wäre er ein älterer Bruder. Er schien nicht der Botschafter einer finstern Macht zu sein, sondern eine Himmelsbotschaft der Liebe und Freude zu bringen, gleichsam um die pariser Damenwelt zu trösten, daß Graf Kobenzl so manches Jahr dort gewesen. Fürst Metternich ist eine ursprünglich edle, wohlwollende Natur; er meinte es ehrlich mit der Welt und der Zeit; nicht ihn darf man ihres Wehes anklagen u. s. w.

Ferner lernte Helmina den Herzog Franz von Anhalt-Dessau kennen, der ihr über die neueste Jagd des Kaisers folgende interessante Mittheilung machte:

Da kein Wild aufzutreiben gewesen, hatte der Kaiser allerlei zahmes Wild zusammenbringen lassen und knallte nach Herzenslust hinein — die größte Ehre, die wol jemals Ochsen widerfahren. Zwei Jagdgehülfen hatten sich eines Versehens schuldig gemacht, Napoleon wollte sie auf der Stelle erschießen lassen; der Herzog von Dessau war der einzige, der Napoleon vorzustellen wagte, daß es Menschen seien. Sein Muth gefiel dem Kaiser, er gewährte seine Bitte.

Helmina nannte Napoleon einen Würgengel, worauf der Herzog lächelnd erwiderte: „Wenn ich nicht die Jagd so liebte und kein ausgelernter Weidmann wäre, so würde er mich mit den vielen andern mediatisirt haben." Madame Murat lernte sie ebenfalls kennen. Es handelte sich nämlich darum, für die kleine schöne Prinzessin Lätitia, Tochter Joachim Murat's, eine deutsche Gouvernante zu finden, und hierzu wurde Helmina in Vorschlag gebracht, indem man ihr zugleich anrieth, ihren Eifer für Moral und Religion und ihre Kunstkenntnisse (!) geltend zu machen. Madame Murat sagte zu ihr: „Es sollte mich freuen, wenn meine Wahl auf Sie fallen kann. Als Dichterin müssen Sie ein schönes Deutsch sprechen. Ich habe eine gute Meinung von den Deutschen; sie sind liebend und aufrichtig. Die Frauen und Mädchen sind sittlicher als die Französinnen." Indeß zerschlug sich die Sache. Helmina würde auch mit ihrem ganzen Wesen sehr wenig zu einer Gouvernante gepaßt und nicht fähig gewesen sein, sich den Zwangsgesetzen und enggezogenen Linien des Hoftons zu fügen. Gelegentlich finden wir auch eines Briefes Goethe's an die Karschin gedacht, worin die Bemerkung enthalten gewesen: „Mir ist alles lieb und werth, was stark und treu aus dem Herzen kommt, mag's übrigens aussehen wie ein Igel oder ein Amor"; ferner eines Briefs von Chamisso an Hitzig, worin derselbe über Helmina gesagt, sie sei „durchaus unwissend", sie sei „liederlich, keine Dichterin". Sie bemerkt hierauf: „Unsere Tondichter freuen sich noch heute, daß ich «liederlich» bin, und ich glaube kaum, daß sie mit Adelbert von Chamisso sagen würden, ich sei keine Dichterin; denn mein Lied ist echt." Ob ihr Lied immer echt gewesen, bleibe dahingestellt; aber „unwissend" konnte man die Chézy nicht nennen; sie hatte für ein Weib sogar ganz hübsche Kenntnisse, die sie freilich nicht gründlichem Studium, sondern der Empfänglichkeit ihres Geistes verdankte, womit sie aus den Gesprächen mit geistreichen und gelehrten Männern den Rahmen abschöpfte.

Mit ihrer Kenntniß der arabischen und persischen Literatur prunkt sie in ihrem Buche sogar etwas zu stark. Helmina verdankte sie ihrem zweiten Gatten, dem Orientalisten Chézy, den die junge Deutsche durch ihr damals ohne Zweifel pikantes Wesen anzuziehen gewußt hatte. Später trennte sie sich von ihm; erst ging sie mit ihren Kindern nach Montmorency, wo Chézy sie noch alle acht Tage besuchte, und dann für immer nach Deutschland, um ihren Gatten niemals wiederzusehen. Ueber die Veranlassung zu dieser Trennung verbreitet erst der Schluß ihrer Denkwürdigkeiten einiges Licht. Helmina stand schlecht mit ihrer Schwiegermutter. Diese, „eine kräftige Natur, eine eifrige Katholikin, eine Frau voll Geist und

Leben, konnte sich nicht mit dem Gedanken versöhnen, daß eine Ungläubige Gattin ihres Sohnes und Mutter ihrer Enkel sei. Sie und ihre Töchter (fährt Helmina fort), die alle die vortrefflichste Erziehung genossen hatten und von denen eine schön malte, waren Muster der Weiblichkeit und Häuslichkeit. Ich war nur für die Poesie erzogen worden, mein redlichster Wille konnte die Einübung in das häusliche Geschäft nicht ersetzen." Man sieht, Helmina ist offen genug, einzugestehen, daß sie eine schlechte Hausfrau und Haushälterin gewesen. Dazu kam ihre Schriftstellerei, welche der Schwiegermutter verhaßt war. Helmina entschuldigt diese Liebhaberei zwar mit der Absicht, bei der gestiegenen Theuerung „Brot für die Haushaltung verdienen zu helfen", sicherlich aber büßte die Haushaltung dabei mehr ein, als sie durch das von Helmina etwa erschriebene Honorar gewann. Mit Liedern und Balladen ist nicht viel zu verdienen, und auf andern literarischen Gebieten, selbst auf dem der Novellistik, war Helmina nicht gerade sehr productiv. Sie fing viel an, sogar eine „Napoleonide", brachte aber wenig fertig. Sehr mit Recht bemerkte ihr einmal ihre Schwiegermutter: „Geld verdienen solle einzig die Sorge des Mannes sein; die des Weibes sei auf ihre Häuslichkeit beschränkt"; und ein andermal schrieb sie ihr: „Glauben Sie mir, hören Sie mit Ihren Schreibereien auf, und flicken Sie Ihre Sachen!" Man wird dabei in überraschender Weise an Großmutter Karschin erinnert, die auch ihre Kinder in zerrissenen Kleidern in der Stube herumkrabbeln ließ, während sie Predigten in Verse brachte. Wohlthuend ist übrigens die Verehrung, welche Helmina für Chézy, den sie als einen sehr schönen und interessanten Mann schildert, durchweg an den Tag legt; nicht mit einem Stäubchen sucht sie sein Andenken zu beflecken. Chézy selbst war ein Verehrer der deutschen Poesie und Literatur, und diese Sympathie für Deutschland mag auch wol wesentlich dazu beigetragen haben, das Band zwischen beiden zu knüpfen. Helmina bemerkt: „Mein Mann war gern in deutschen Kreisen, er sprach sein gutes Deutsch zwar nicht ohne Schwierigkeit, doch er verstand alles; auch war er von mütterlicher Seite deutschen Blutes, aus Savern; die rüstige Achtzigerin betete Wilhelm noch das deutsche Vaterunser vor. «Ils sont bons, ces Allemands!» pflegte Chézy zu sagen; auch äußerte er zuweilen: «Je crois qu'on est mieux en Allemagne qu'ici!»" Nur schlimm, daß er gerade an eine deutsche Dichterin gerathen mußte.

Helmina verließ Paris und ging zuvörderst nach Heidelberg, obschon Koreff sie vor dieser Stadt als einem „Zugnest" und einem „Klatschnest" gewarnt hatte. Nun, weniger Zug als in Heidelberg mag man in andern deutschen Städten finden; aber welche deutschen Städte wird man wol nennen können, in denen es nicht mindestens ebenso viel Klatsch gäbe als in Heidelberg? Im Gegentheil möchte es manche selbst größere Städte in Deutschland geben, die der anmuthigen Neckarstadt in dieser Hinsicht den Rang ablaufen. Manches fand sie damals besser, manches schlimmer in Heidelberg als bei ihrem spätern Aufenthalt daselbst. Die Umgegend und namentlich der Schloßpark waren damals noch wilder u[nd] romantischer. Besonders klagt sie über die Ausrottun[g] des aus seltenen ausländischen Bäumen bestehen[den] kleinen Lustwaldes am Ausgange der Plöckstraße, [die] man beabsichtigte oder auch geschehen ließ, weil m[an] (nach der Angabe Helmina's) den Platz zu Gunsten [der] Bürger, denen die Pflanzung im Wege war, nivelli[ren] wollte. Der Utilitätssinn nimmt eben überall zu u[nd] damit im Zusammenhange steht die Abnahme des S[inns] für Baumschatten und Baumgrün. Auch anderw[ärts] wird planirt, nivellirt und gebaut, wo sonst Bäume [...] den oder Vertiefungen die Flächen angenehm unterbrach[en], obwol schon Claudius sang: „Wenn da der bloße B[oden] wär', wo jetzo Bäume stehn" u. s. w. Helmina [...] über diesen Punkt: „Die alten Völker hatten h[eilige] Waldungen, heilige Bäume; den neuern ist weniges [...] heilig. Mir aber geht ein Schmerz durch die Seele, [wenn] ich Bäume verstümmeln sehe." Dagegen fand [sie bei] ihrem spätern Aufenthalt das Leben und Treiben [der] Studenten minder wild und romantisch als im Jahre 18[..] und sie ist geneigt, dem Professor Zachariä einen [bedeu]tenden Antheil an dieser größern Gesittung Brude[r] [...]dios zuzuschreiben. Was diejenigen Corpsburschen [...] auch später noch die Roheiten des alten Burschen[...] aufrecht zu erhalten suchten, betrifft, so bemerkt sie: „[Es] würde merkwürdig sein, ihre Namen gewußt zu h[aben], um zu erfahren, was aus ihnen geworden ist."

Wir begegnen in diesem Kapitel über Heidelberg [...] einem gelegentlich eingeschobenen Raisonnement, das [...] interessant genug erscheint, um eine Stelle daraus zu citiren. Sie sagt:

> Ich glaube die göttliche Vorsehung läßt aus weisen A[bsichten] die Armuth Begleiterin des Dichterlebens sein.... Wen[n ich] sehe, daß ein Dichter, reich und vornehm geboren, [...] Lieder singt, so denke ich mir jedesmal, wie so strahlender [...] er noch sein, wenn er arm gewesen wäre. Viele der M[ächtigen] und Reichen auf Erden scheinen dieselbe Ansicht zu haben. [...] wenige von ihnen helfen dem Dichter auf, wenn er darbt. [...] Gold verhärtet die Gemüther, die Noth schärft die [...] Wäre unsere Zeit nicht die jammervollste und zugleich [...] die es jemals gab, würden die Massen nicht aufgestachelt [...] die Noth und zugleich durch die Begierde. Reichthüm[er] erwerben, um mitzugenießen, wo der Reiche schwelgt, so [...] der Mensch nicht so sinnreich sein, wie er's geworden i[st] [...] würde keine Dampfkraft, keine Eisenbahn geben u. s. w.

Helmina huldigt also auch dem schon von He[...]kündigten Dogma, daß die Noth die „zehnte Mu[se"] [...] Daran ist sicherlich etwas Wahres; nur darf die [...] weder zu drückend, noch zu dauernd sein. Die [...] kann wol einen lyrischen Schmerzensschrei, vielleicht [...] einen in dramatische Form gekleideten vulkanischen [Aus]bruch der Leidenschaft erpressen, aber zu umfangre[ichen,] in allen Theilen vollendet durchgearbeiteten und [...] harmonisch wirkenden poetischen Compositionen, zu [...]lichen Kunstwerken, welche Dauer haben und die [...] der Nachwelt und der Nationen sind, wird die Noth, [die] wirkliche Noth, wie wir dies auch wol schon früher [her]vorhoben, nie und nimmer begeistern, ja sie macht [...] Werke aus naheliegenden Gründen auch dem [...]

lent unmöglich. Oder man nenne uns ein Beispiel Gegentheils! Nur berufe man sich nicht auf Camoens, ja dieser das Manuscript seines Heldengedichts schon Indien nach Europa mitbrachte und der Bettel-nuth erst verfiel, als er seine große Dichtung bereits g hatte. Auf ihr eigenes Los hätte sich Helmina berufen sollen. Unter allen Umständen würde sie nals eine große Dichtung hervorgebracht haben; auch sie, wie wir behaupten, die eigentliche Noth nie ge-t. Sie lebte nicht in Hülle und Fülle, aber ihre erlaubte ihr stets, ihre Rechnungen zu bezahlen, und monatelang nichts zu thun, als spazieren zu n, dann und wann einen kleinen Ausflug oder selbst größere Reise zu machen und ihre Gaumenbedürf-in oft selbst leckerer Weise zu befriedigen. So gstens die bei weitem größte Zeit ihres Lebens über. trinkt nicht sein Schöppchen täglich, man besucht den Conditor, man genießt keine Gänseleberpasteten andere Leckerbissen, wenn man sich in wirklicher Noth det.*)

Von Heidelberg begab sich Helmina nach Aschaffen-, wo sie am Dalberg'schen Hofe freundliche Aufnahme bei welcher Gelegenheit wir unter anderm auch erfah-daß die junge Gräfin Bassenheim „die schönsten ltern am Hofe" hatte. Auch berichtet sie über meh-Prophetien, die sie damals in Betreff der politischen nft Europas verkündet, und sie bemerkt: „Seitdem ir noch oft die Gewißheit geworden, daß mich die prophetische Stimme nicht täuscht; sie erschallt, ich nicht woher, sie verhallt, ich weiß nicht wohin! Sie mir nicht wann, nicht wie, nicht warum? Aber rkündet treu, was im Schose der Zukunft liegt." ben begegnen wir folgender beachtenswerthen Be-ng: „Man findet jetzt selten Gesichtsbildungen oder ten, die an die Gebilde der herrlichsten alten Meister ns und Deutschlands erinnern. Menschlichkeit und sind fleischlicher geworden. Geist und Phantasie eltern bringen schöne Kinder hervor. Während der Kindheit sind beinahe alle (?) Kinder schön und es, bis das Leben sie verheert und verflacht. Nur Geist und Gemüth, nur die Schönheit des innern Men-schen kann die äußere aufrecht erhalten." In Aschaffen-burg erreichten sie auch die Nachrichten von dem furcht-baren Gericht, das über Napoleon's stolze Legionen auf den Schneefeldern Rußlands hereingebrochen war. Da zog sie der Fürst Primas, in dessen Blicken dabei „eine unermeßliche Trauer" lag, in eine Fensterbrüstung und sagte zu ihr in heftiger Bewegung:

Ruhig, Liebe! Napoleon muß fallen, man kann ihn nicht emporhalten, nicht retten; aber diese Nothwendigkeit ist entsetz-lich. Europa bedarf seiner mehr als je, und dennoch muß seine Gewalt vertilgt werden. Er wird unterliegen, aber wehe uns nicht minder, denn alles, was er Großes gewollt, wird mit ihm zu Grunde gehen, und alles, was er Unheilbringendes gesäet, wird in den Händen, die nach ihm die Zügel halten werden, wuchernd emporschießen.

Zur Zeit der Franzosenflucht nach der Schlacht von Leipzig befand sich Helmina gerade in Darmstadt, wo im Exercirhause Tausende von Gefangenen und Verwundeten der Napoleon'schen Armee, den verschiedensten Nationen angehörig, untergebracht waren: „In einer Lache, die weit vor dem Gefängnisse sich ausdehnte, belegt mit schwankenden Bretern, schwammen nackte Leichen. Mitten im Gebäude verbreitete der aufgethürmte Unrath der ein-geriegelten Gefangenen seine gräßlichen Ausdünstungen. Auf dem nackten Boden krümmten sich röchelnd die Ster-benden." Das ist etwas für die Kriegslustigen unserer Zeit, namentlich für diejenigen, die Krieg! Krieg! rufen, aber fein zu Hause bleiben werden. Als die gesunden Gefangenen weiter escortirt wurden, zeigte sich der fran-zösische Nationalcharakter in seiner ganzen Besonderheit. Die Franzosen zogen singend und jubelnd durch die Stra-ßen, einige riefen auch wol, „so stolz und jubelnd als ginge es in die Schlacht", ihr „Vive l'empereur!" Frei-lich zeigten sich andere auch aufs höchste niedergeschlagen; und als ein Vorübergehender einen derselben, der schweig-sam bebend und bleich daherging, mit der Frage anre-dete: „Êtes-vous Français?" antwortete der Franzose: „Oui, je suis de cette pauvre miserable nation!" Edle darmstädter Frauen ließen es übrigens an nichts fehlen, was dazu beitragen konnte, den Gefangenen ihr elendes Los zu erleichtern; und Helmina, rührig und mitleidig wie sie immer war, war unter ihnen die letzte nicht. Sie setzte sich sogar in einer Nacht hin, um dem Prinzen Christian von Hessen in einer eindringlichen Vorstellung den qualvollen Zustand der Gefangenen zu schildern.

Diese Theilnahme für Leidende, aber auch eine bei manchen Frauen hervortretende Neigung, sich in Dinge zu mischen, die sie eigentlich nichts angehen, sollte sie später in Unannehmlichkeiten verwickeln, die jede minder kräftig organisirte und minder dreiste Frau als Helmina von Chézy es war, gänzlich entmuthigt und gebrochen haben würden. Als im Jahre 1815 der Krieg von neuem los-gebrochen war, verwandte sie die für ihre auserlesenen Schriften eingegangenen Subscriptionsgelder mit rühm-licher Uneigennützigkeit für die Bereitung von Charpie, wobei ihr eine Menge junger Mädchen behülflich waren, von Socken, Hemden, wollenen Leibbinden u. s. w., und

*) Helmina klagt einmal an einer Stelle darüber, daß die Re-n von Journalen so selten Gedichte honorirten und zwar aus fachen Grunde, „weil sie eben Gedichte seien". Diesem Uebel-wäre sehr leicht abgeholfen, wenn die renommirtern und n Dichter, von denen Beiträge zu empfangen Redactionen sich rechnen müssen, sich selbst und untereinander das Wort gäben, en, Albums, Taschenbüchern, kurz allen periodischen Unterneh-, welche prosaische und artistische Beiträge zu honoriren gewohnt Stande sind, Gedichte nur unter der Bedingung zufließen zu daß man sie anständig honorirt. Die belletristischen Blätter aischten periodischen Sammelschriften würden dabei schließlich gewinnen, indem ihre Verleger und Herausgeber sich hüten mittelmäßige Gedichte, sogenannte Lückenbüßer gegen Honorar men, mithin mehr als jetzt nur wirklich gute Gedichte abdrucken Man vergesse nicht, daß, je wohlfeiler eine Waare ist, sie so schlechter oder doch misachteter zu sein pflegt. In Bezug auf tigkeitsalbums und alle eigentlichen sowol allgemeine als pro-Musenalmanache würde jedoch aus naheliegenden Gründen von egel eine Ausnahme zu machen sein.

trat dann, ausgerüstet mit einer Cabinetsordre des Königs von Preußen, ihre Reise nach den Lazarethen von Belgien und vom Niederrhein an, die sie bis nach Aachen und Lüttich führte. In Köln kam sie mit der Invalidenprüfungscommission in ärgerliche Conflicte, da sie ihr in einer an Gneisenau gerichteten Vorstellung „alten Schlendrian", „Elendigkeit" u. s. w. vorgeworfen hatte, worin die Mitglieder der Commission eine Beleidigung erblicken wollten. Die Sache kam so weit, daß sie bei dem kölner Zuchtpolizeigericht anhängig gemacht wurde. Nun eilte sie nach Berlin, wo sie das Bitterste dulden mußte. Ihr eigener Bruder wollte sie nicht über die Schwelle lassen, bis sie straffrei sei; eine frühere Freundin redete sie bei der ersten Begegnung mit den Worten an: „Unsere Wege sind getrennt, der Ihrige ist dunkel, es thut mir um das Andenken Ihrer herrlichen Mutter weh!" und Minister Kircheisen, von dem sie in ihrem Namen wie in dem ihres Mannes Gerechtigkeit verlangte, erglühte vor Zorn bei diesen Worten und fragte höhnisch: „Sie sind also nicht von Ihrem Manne verstoßen? Sie irren also nicht auf Gerathewohl in der Welt umher, verbreiten Lügen und stiften Unfrieden, klagen nicht die rechtschaffenen Männer an?" Aber sie hatte einen vortrefflichen Rathgeber, der kein anderer war als der Dichter Theodor Amadeus Hoffmann, und so kam es, daß sie schließlich vom Kammergericht, auf dem sie sich in Person vernehmen lassen mußte, straffrei gesprochen, die Kosten aber niedergeschlagen wurden. Diejenigen Leser, denen dieser immerhin eigenthümliche und charakteristische Rechtshandel von der Verfasserin zu ausführlich behandelt scheinen sollte, werden hinlänglichen Ersatz finden in den vielen sich durch diese Darstellung hindurchziehenden interessanten Mittheilungen über Volks- und Zeitzustände und über eine große Anzahl von Notabilitäten der Kunst und Literatur, mit denen sie ihr vielverschlungener Lebensweg am Rhein und in Berlin zusammenführte. Nur eine Bemerkung aus diesem Abschnitte des Werks wollen wir hier noch mittheilen und zwar folgende:

> Noch heute verschmähe und verkenne ich nicht das Schöne, was im deutschen Aufschwung gegen die Bedrückung des fremden Jochs waltete; aber es war ein Fieber, die Genesung davon war schlimmer als das Uebel. Nie war die männliche Jugend so ernst, so würdig, so großartig als zu jener Zeit. Es vergingen keine zwei Jahrzehnde, so erschien sie mir abgespannt und vernüchtert. Gewaltigen Zeiträumen folgt gewöhnlich Erschlaffung. Auch edle Naturen nehmen verkehrte Richtungen, um dem Bedürfniß nach Kämpfen Genüge zu leisten. Ruhe ermüdet sie. Bloße Tugend ohne Gewürz genügt den Verwöhnten nicht u. s. w.

Wir möchten hierbei bemerken, daß das deutsche Militär, welches mehrere Jahre in dem von den Alliirten besetzt gehaltenen Frankreich und namentlich in Paris garnisonirt hatte, und besonders der Offizierstand von dem Geist französischen Leichtsinns und französischer Frivolität und Genußsucht keineswegs unberührt geblieben war, und daß sich dieser Geist von hier aus auch auf die bürgerlichen Kreise, auf die Art der Vergnügungen, auf Literatur, Kunst und Theater fortpflanzte. An Lebensart, die sich aber der französischen Urbanität und dem französischen Umgangstone doch nur unvollkommen näher[te] und daher zwitterhaft blieb, hatte man ebenso viel gewonnen, als an deutschem soliden Kern und deutschem Gemüth verloren.

Helmina, unruhig wie sie war, begab sich von Berlin nach Dresden, wobei sie versichert: „Niemand hat im[merhin ehr]licher in Berlin gelebt als ich, und niemand ist entblöß[]ter von Mitteln als ich nach Dresden gekommen." De[rgleichen] Versicherungen darf man jedoch bei Helmina n[icht] mals allzu ängstlich und im strengen Wortsinn nehm[en]. Uebrigens gehört dieser das literarische und gesellschaft[liche] Treiben in Dresden betreffende und von ihrem Freu[nd] und Gönner Kraukling durchgesehene Abschnitt zu [den] interessantesten und lesenswürdigsten Partien des B[uchs]; doch müssen wir, um nicht allzu ausführlich zu wer[den], den Leser auf dieses selbst verweisen. Besonders beschäf[]tigt sich Helmina mit dem dresdener „Liederkreis", der alle Persönlichkeiten in sich schloß, die sich irgendwie in Dresden auf literarischem und künstlerischem Gebiete a[us]zeichneten und regten, unter denen sich freilich aber [auch] manche Mittelmäßigkeiten befanden. Helmina, die [] des Enthusiasmus für die Dresdener voll ist, gesteht []: „Selbst in Dresden, wo fast alle Poeten Hofräthe w[aren], wurde die Poesie durchaus nicht nach Würden ge[] und aus dem Umstande, daß die Poeten Hofräthe [] ging noch nicht hervor, daß die Hofräthe poetisch wa[ren]." Ihre Mishelligkeiten mit Fanny Tarnow wollen [wir] gern übergehen. Wie stimmt übrigens mit ihrer [] Versicherung, daß sie gänzlich mittellos nach Dresden [ge]kommen, die weitere Versicherung, daß Fanny Ta[rnow] 400 Thaler von ihr empfangen und daß sie jede [Aus]lage für dieselbe habe bestreiten müssen? Dem g[rößten] der dresdener Literatoren, Ludwig Tieck, hatte sie [schon] im frühern Kapitel eine längere Betrachtung ge[widmet] und darin unter anderm die gewagte Behauptung [auf]gestellt, daß das Lied Tieck mehr zu verdanken hab[e als] selbst Goethe und Uhland. Auch erwähnt sie dabei [eines] Gesprächs mit Friedrich Schlegel im Jahre 1802, [der] mit Bezugnahme auf die damalige Lage Tieck's gem[eint]: um des Dichters Schicksal kümmere sich kein Reicher, [kein] Mächtiger; verkümmere er, so sei alles gleichgültig; [] zeige er eine Schwäche, so packe die vornehme W[elt ihn] an und suche ihn herauszureißen, nur ein Mittelm[äßiger], nur ein *** gedeihe, die große Welt könne [] Größen nicht ertragen u. s. w. Man sieht [] daraus, wie oft sich diese Klagen in Deutschland w[ieder]holen. Uebrigens befand sich Schlegel später ganz [], freilich als Dienstmann des Katholicismus und []er der Poesie den Abschied gegeben.

Von Dresden ging Helmina nach Wien, theil[s um] ihren ältesten, an den Augen leidenden Sohn [] nach Baden zu bringen, theils um der bevorste[henden] Aufführung der „Euryanthe" beizuwohnen. Karl [Maria] von Weber misbilligte diesen Entschluß, indem er [be]sonders vor der Strenge der wiener Censur w[arnte]. „Gesetzt einmal", sagte er zu ihr, „Sie wollten

Gänse kaufen, und ließen es in die Zeitung setzen, da meint die Censur: Himmel, was will die Frau in ihrer kleinen Haushaltung mit drei Gänsen? Und sie streicht ihnen zwei!" Indeß von der Censur hatte die romantische Verfasserin der „Euryanthe" nichts zu fürchten, und sie ging nach Wien, wo es ihr ungemein gefiel. Sie sagt:

Die lieben Wiener waren so genussesfähig und so reich an Genüssen, so frischherzig, so empfänglich, so treu ihren Günstlingen, so stolz auf ihre Notabilitäten, wie es eine gute Mutter auf ihr herrliches Kind ist. Man konnte kein erfreulicheres Volk sehen, und von allem, was sie liebenswürdig machte, wurde wehmuthsvoll behauptet, daß es noch ganz anders gewesen sei. Möge Wien das nur geblieben sein, was es damals war, so werden noch immer diejenigen beneidenswerth sein, die es bewohnen. Möchte ihnen nur niemals die herrliche Eigenschaft verloren gehen, den Menschen gelten zu lassen, was er ist und wie er es ist! Man hörte wol einzelne Klagen über Zwang; nie aber habe ich eine freiere Gesellschaft gesehen als die in Wien.

Dann ging sie ins Salzkammergut, wo sie sich durch die Klagen armer Leute verleiten ließ, mit den Behörden, die nach ihrer Ansicht das Volk drückten und aussaugten, Händel anzufangen. Sie nützte dadurch niemand, sich selbst aber schadete sie. Sie versichert, es sei nach Wien berichtet worden, daß sie Volksversammlungen hielte, daß ihre Söhne das Volk aufzuwiegeln trachteten, daß nachts eine Tenne zu den Zusammenkünften bestellt und Maßregeln zu einer Revolution genommen worden, weshalb es nöthig werden würde, Militär in das Salzkammergut zu schicken. Der Kaiser habe sie nach Wien vorgeladen, versichert sie weiter, und sie habe ihn nicht warten lassen. Sie erhielt Audienz und erzählt über diese unter anderm:

Im reinsten Hochdeutsch sprach der Kaiser zuerst zu mir einige Worte des Danks, daß ich mich seiner Oberösterreicher so herzlich angenommen habe. „Aber", setzte er hinzu „die Sache hätte eine schlimme Wendung nehmen können! Wie wenn ich nun gezwungen gewesen wäre, Militär in das Salzkammergut zu schicken?"

Helmina nahm diese Worte ganz ernsthaft, aber Kaiser Franz, der, wie man weiß, nicht selten den Schalk spielte, hat diese Worte sicherlich nur schelmisch gemeint. Im Verlauf ihrer wiener Mittheilungen kommt sie auch auf Sophie Müller zu sprechen, die sie nebst Agnese Schebest zu den wenigen Priesterinnen zählt, welche allein der Kunst leben, und sie behauptet in Betreff der Schebest, daß die Empfindung, welche der Mann, „dem sie (Agnese Schebest) so überschwengliche Opfer gebracht", der Gattin gewidmet, nicht ihrer „unendlichen Liebe" werth gewesen; „denn wie selten versteht ein Mann wahre Liebe! wie selten lebt einer, der sie ertragen kann!" Das ist wieder das alte Kapitel von dem „unverstandenen Weibe". Nachdem sie noch ein recht hübsches Gedicht eigener Fabrikation mit dem Anfang „Hast du, Herz, kein Leid erfahren" eingeschichten, ergeht sie sich in einer Betrachtung über Frankreich, in der allerdings etwas Prophetisches ist. Sie behauptet, das Kaiserreich sei den Franzosen in Mark und Bein übergegangen und nur durch ein Zermalmen des ganzen Kerns auszurotten. „Frankreich", sagt sie, „hat noch eine unabsehbare Zukunft vor sich. Es wird noch der Welt Gesetze geben, oder es wird zertrümmert." Aber der französische Ehrgeiz sei (leider) nicht mehr auf die Freiheit gerichtet, sondern auf den nationalen Ruhm, „dieses Palladium, das den Enkeln anvertraut ist, und ewig über ihrem Namen flammt. Die Stunde wird schlagen, wo der Franzose mit wiederbelebter Begeisterung kämpft." In diese blutige neunapoleonische Aera scheint Europa jetzt in der That eingetreten zu sein.

Der letzte Abschnitt des Buchs betrifft ihren Aufenthalt in München und ihre Reise nach Paris, wohin die resolute und immer rasch entschlossene Frau nach dem Tode Chézy's ging, um sich bei der Regierung einen Witwengehalt auszuwirken. Auch in München sah sie sich, wie fast überall, in Unannehmlichkeiten und Händel verwickelt, ohne daß wir erfahren, welcher Art diese gewesen. Sie spricht von einem „mit größter Schlauheit entworfenen Bubenstück", dessen Urheber ihr lange verborgen geblieben, man habe sie „vernichten" wollen, und noch immer seien dieselben Hände thätig „bittere Tropfen in die Neige ihres Lebensbechers zu mischen" u. s. w. Die Hinterlassenen des Philosophen Krause scheint sie besonders bei dieser mysteriösen Geschichte in Verdacht zu haben. In Paris hatte sie dann wieder die angeblich von den Feinden und Neidern ihres verstorbenen Gatten angesponnenen Intriguen zu bekämpfen, doch setzte sie es durch, daß ihr von der Guizot'schen Regierung eine jährliche Pension von 1500 Francs unter dem Namen einer „Indemnität" bewilligt wurde. Da dieses Jahrgehalt, von dem eine einzelnstehende Frau zur Noth schon existiren kann, ihr unsers Wissens immer ausgezahlt worden ist und ihr zuletzt auch der großherzige König von Preußen — an den sie zum Dank ein unvollendet geschriebenes Sonett richtete, das als ihr letztes lyrisches Product in seiner fragmentarischen Gestalt in der Vorrede mitgetheilt ist — eine Pension von vierteljährlich 50 Thalern bewilligte, und ihr auch sonst Liebesgaben, z. B. von seiten der Tiedge-Stiftung, zuflossen, so wissen wir nicht recht, was wir von den ausgesprengten Gerüchten über ihre gänzliche Mittellosigkeit während ihrer letzten Lebensjahre halten sollen. Freilich war sie erblindet und konnte ihre Habe und ihr Einkommen nicht so beaufsichtigen, wie es bei sehenden Augen möglich gewesen wäre. Sie wurde, wie wir wissen, ihrer Angabe nach aufs abscheulichste geplündert und bestohlen, und wir finden auf S. 271 des zweiten Theils noch einen solchen Bösewicht genannt, der unter dem erborgten Namen J. Moore Mittel gefunden hatte, sie wahrscheinlich „durch Chloroform einzuschläfern und mit Hülfe ihrer damaligen Umgebung auszurauben". Ihre schönsten und liebsten Bücher in Prachtbänden, ihres Sohnes Max Skizzen und Oelbilder u. s. w. seien ihr, wie sie behauptet, von diesem Menschen, dem sie nur Gutes erzeigt, entwendet worden. Zu verwundern ist nur, daß sich so viel Gauner- und Diebsgesindel gerade an die arme Chézy gehängt, daß sie entweder bei der Polizei keine Anzeige gemacht oder daß diese sich in allen

diesen Fällen ohnmächtig gezeigt haben sollte, den Dieben auf die Spur zu kommen. Unter Max von Chézy's Oelgemälden, die übrigens von Talent zeugten, befanden sich einige von gar nicht unansehnlichem Umfang, und diese waren doch nicht eben leicht fortzubringen und zu verwerthen, ohne Verdacht zu erregen. Außerdem machte ihr das schon berührte Zerwürfniß mit ihrem ältesten noch lebenden Sohne Wilhelm fortdauernd vielen Kummer, und immer erscheint ihr Spindler als der Dämon, der ihn zu Grunde gerichtet und ihn ihr entfremdet. Spindler, „der im Ueberfluß schwamm", habe es sich im Hause ihres Sohnes wohl sein lassen, bis dessen Gattin sich seine Besuche verbeten, wofür sich dann Spindler gerächt habe. Sie sagt:

> Die Kette, welche ihn (Wilhelm) an den falschen Freund schloß, war in der Hölle geschmiedet, dennoch zerriß sie. In Freiburg trennten sich wenige Jahre nachher, als meines Sohnes Untergang (!) vollendet war, der falsche Freund und der, der mir das Herz zerriß.... An mir ist ein Mord geschehen, und an meinem ältesten Sohne auch.

Duller, sagt sie, habe sich noch zu rechter Zeit von Spindler zurückgezogen, aber den geistreichen und grundgelehrten Philologen Braun, der dann später an einer im Duell empfangenen Brustwunde starb, habe Spindler auch auf dem Gewissen. Braun habe sich einem aufreibenden Leben hingegeben und geäußert: „Wenn alles für mich aufhört, so finde ich wol noch einen, der mich zusammenschießt, oder ich ihn, es ist mir dann beides recht!" Helmina gibt zu verstehen, daß Braun ein Opfer der Verführungskünste Spindler's gewesen, der sich selbst gerühmt, daß sein Roman „Boa Constrictor" sein Bild und einen Theil seines Lebens enthalte.

Nachdem wir Helmina von Chézy durch die Labyrinthe ihres in der That viel- und reichbewegten Lebens bis hierher begleitet, wird der Leser vielleicht auch gern noch etwas über ihre letzten Lebenstage erfahren. Ueber diese schreibt die Herausgeberin, Bertha Borngräber, in der Vorrede:

> Nach Tische schlummerte sie eine Stunde, dann las ich ihr eine Stunde lang vor, oft die Bibel, das Evangelium Johannis, die Bergpredigt, wobei sie einmal mit Thränen in den Augen ausrief: „Was sind alle Schriften großer Geister — sie veralten! Aber dies Buch, wie ist es immer so neu!" Ausgefahren wurde selten, dazu fehlten Zeit und Mittel, und zum Ausgehen die Kräfte. Selbst wenn sie von zwei Personen geführt wurde, mußten auf einem kleinen Gange viele Ruheplätzchen gesucht werden.... Der 25. Januar (1856) war der Dichterin Geburtstag; wir feierten ihn zum letzten mal und unter Thränen. Drei Tage darauf erschien ihr Sterbetag, an welchem die Baronesse von Heldritt, ihre engelgleiche Freundin, wie sie dieselbe nannte und wie sie es auch war, sie noch besuchte, ihr eine Erfrischung zu bringen, welche die Sterbende schon sprachlos, doch noch eilig, mit sichtlicher Erquickung nahm. Kurz vor dem Scheiden umschlang sie mich mit offenen Armen, preßte mich an die Brust und küßte mich."

Ihre Ruhestätte befindet sich Nr. 4527, tombe 5, ligne 3, auf dem allgemeinen Kirchhofe in Plain-palais zu Genf. Dies denjenigen Landsleuten zur Nachricht, welche vielleicht wünschen sollten, bei einem Besuche Genfs unter den zahllosen Erdhügeln auf dem genfer Kirchhofe das Grab aufzusuchen, in welchem die deutsche Dichterin endlich die Ruhe fand, die sie im Leben nicht gefunden und vielleicht auch im Ernste kaum gesucht hat.

Hermann Marggraff.

Romanliteratur.

1. Abenteuer eines Emporkömmlings. Ein Roman. Drei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1859. 8. 3 Thlr.

An diesem Buche, merkwürdig und interessant genug, ist zuvörderst der Titel völlig vergriffen. Abenteuer oder was man gewöhnlich so nennt, enthält das Buch wenig oder gar nicht, vielmehr geschieht alles, was geschieht, aus strenger [...] licher und psychologischer Consequenz, und ein Emporkömmling kann der Held, der als Erbe einer Million geboren wird, [...] es nicht weiter als bis zum „Hofrath und Geheimsecretär" bringt, füglich doch auch nicht genannt werden. Auch als einen Roman können wir die Erzählung kaum betrachten, da sie [...] mehr offenbar den Charakter einer eigenthümlichen Mischung von Wahrheit und Dichtung, von Erlebtem und Gedachtem aus den Kreisen der Politik und der höhern Gesellschaft, [...] Theorie und Weltverkehr eines gewandten, erfahrenen und [...] Glück begünstigten Mannes an sich trägt und vor allen Dingen in wirklichen Verhältnissen wurzelt. Um so besser vielleicht: [...] in der That, die Erzählung dieser einen wirklichen Lebens[...] durch romantische Zuthat nur wenig überbietenden Geschichte liest sich anziehend und unterhaltend genug und empfiehlt sich [...] ein völlig consequentes Gedankenwerk so sehr, daß es des [...] fehlten Titels gar nicht erst bedarf, um unsere ganze Theilnahme für dasselbe zu erwecken. Eine etwas überflüssige Breite [...] politischen Discussion und die verbrauchten Duell- und Er[...] bankscenen abgerechnet, ist das Ganze vielmehr ein Werk [...] seitiger Lebensbeobachtung, namentlich aus den höchsten Gesellschaftskreisen, dem Hofleben, und ernster, tiefgehender Betrachtung unserer socialen Zustände, also jedenfalls mehr als [...] Roman. Alles dies aber theilt dem vorliegenden Werke [...] züge mit, die ihm eine längere Dauer versprechen und die [...] dann noch bestehen bleiben, wenn, wie wir anerkennen [...] Ereignisse und Charaktere etwas an dem Verschwommenen [...] Unsichern theilnehmen, das sich schon in dem „Titel" aus[...] und das ein klares Auseinanderhalten der vielfach verschlungenen Begebenheit hin und wieder erschwert.

Der Held und Selbstbiograph ist der Sohn eines [...] frankfurter Bankiers, eines echten Bankiers, von jüdischer [...] kunft, achtbar, pflichtgetreu und prosaisch, und einer Mutter, die sich als eine engelhafte Dulderin in Schicksalen, welche [...] volle Sympathie ansprechen, darstellt. Seine Erziehung [...] unter der Hand des letzten seiner Lehrer, Stromfeld, in dem etwas verfrüht der ganze Materialismus unserer Tage [...] pert, die entgegengesetzte Richtung zu hallosem Idealismus, zu welchem ihn der Widerspruch gegen des Erziehers fata[...] und pessimistische Weltauffassungen drängt. Er widerstrebt [...] her auch dem väterlichen Wunsch, der ihn zum Kaufmann [...] stimmt, und er erlangt es durch die Mutter, sich dem Gelehrtenstande, dem öffentlichen Dienst weihen zu dürfen. Ein [...] Grundbesitz, in Oesterreich erworben und in Voraussicht [...] Jahres 1848 klug verwaltet, bewirkt, daß unser Held [...] von Schwanhofen geadelt wird. Hier zeichnet er uns [...] Zustände der Gesellschaft, in welche er zwar geduldet [...] in der er aber seine Stellung erst erkämpfen muß. Kurz [...] Ereignissen von 1848 im Kaiserstaat. Die Revolution [...] aus, das frankfurter Parlament tritt in den Vorgrund. Strom[...] feld, jetzt als von Felderström, demokratischer Ultra, [...] Freunde, Ahlhorst und Walborn, theoretische und [...] Reactionäre, begegnen sich hier wieder. Der Erzähler [...] völlige Nichtigkeit dieser ganzen Bewegung sofort erkannt, [...] aber aus dem Gefühl von Pflicht, sich nützlich zu machen.

m Dienst eines befreundeten Ministers als Geheimsecretär. Die äuschung ist bald vorüber; allein da er inzwischen Hofrath geworden und mit Orden geschmückt ist, nimmt er die angetragene Stelle eines Cabinetssecretärs oder Raths bei einem kleinen deutschen Herzog an, ohne Sold und von der persönlichen Liebenswürdigkeit des Fürsten gefesselt, und wird dessen Vertrauter und Freund seines Bruders, des geistreichen und lustigen Prinzen Heinrich. Ehe dies geschieht, ist eine Reihe interessantester Charaktergemälde und Geschichten an uns vorübergegangen. Vor en nimmt die Geschichte der Mutter des Helden unsers Theilnahme in Anspruch. Von einem Grafen Hohenthal verführt und Mutter einer nun verschwundenen Tochter, versöhnt sie durch gleiche Milde und Duldung ihr herbes Geschick, indeß der wache Verführer, durch seine Familie von ihr getrennt, sie ner noch liebt und, obwol vermählt, seine Tochter vergeblich t. Unser Held duellirt sich nun mit dem Sohne des Grafen lernt in Paris seine Schwester als die unglückliche Gattin s Spielers, de Merville, kennen, rettet sie und entflammt für sie, als im letzten Augenblick noch rechtzeitig und glückihre gewaltsame Trennung erfolgt. In diesem Verhältniß, den Tod der Mutter zur Folge hat, tritt eine schöne Rotik ungesucht und ergreifend hervor. Eine Zeichnung ganz ner Art ist die des realistischen Vaters, eine Verkörperung Pflichttreue ohne ein Atom von Idealität, und die Darstelg der politischen und philosophischen Verirrungen Felder-n's, der weiterhin als Flüchtling und Bettler einen elenden findet. Die Theorie des „menschlichen Willens", welche erström verwirklicht, beruht auf dem Satze, daß unsere sitt- Entwickelung ganz aus zwei außer unserer Selbstbestimg liegenden Factoren hervorgeht, indem jede That als nothige Manifestation der Individualität, des physischen Affects eint und ebendarum geschehen muß, wenn unsere Idee vom stwerth sich auch gegen dies Anerkenntniß sträubt, und daß diesem Satz zugleich das ganze staatliche und kirchliche m der Gegenwart zusammenbricht, um einem andern System zu machen, dessen Grundzweck „Verschönerung des Da-" heißt. „Die Menschheit", sagt er, „befindet sich auf dem nach diesem Gelobten Lande, der durch ein Rothes Meer : aber jenseits werden die Nachkommen ihre Stiftshütte in en aufbauen." Man sieht, es ist die Emancipation des Flei-, die dieser Philosoph als Weisheit verkauft, und mit Recht ert ihm unser Held, daß er durch diese Lehre in dem Glaum ein Höheres, nicht zu Desinirendes in dem Bewußtsein er Selbstbestimmung nur noch entschiedener befestigt worden Was Felderström als das allein Bestimmende in unserm n bezeichnet, betrachtet er als die niedern Functionen un-Körperlichkeit, über welchen das „Wollen" steht und t so auf den großen Gedanken Dante's zurück, daß uns zwingen kann, eine That zu wollen, selbst indem wir sie Er schließt mit Goethe's Worten:

> In unsers Busens Reine wogt ein Streben
> Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
> Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
> Enträthselnd sich den ewig Ungenannten;
> Wir heißen's Frommsein! —

f der Philosoph entgegnet: „Ich will den Unterricht, ir mein ehemaliger Schüler jetzt ertheilt, als ein Zeichen Freundschaft ansehen", und wir haben schon gesagt, daß n später im tiefsten Elend und von Reue zernagt wie-n. Eine lange Reihe bedeutender Charaktere schließt sich Zeichnung an. Wir finden hier frivole und genußsüchtige männer, Leute von so interessanter Schwachheit wie Hohen-esperate Spieler wie Merville, Idealisten wie de' Ponti, olze Frauen wie Frau von Brissonville, die Pflegerin Schwester, Unglückliche wie Luise von Thelern, Tochter fürsten und Gattin Felderström's und viele andere, und Verfasser sich niemals auf Unbedeutendes einläßt, den n Salonparfüm und die ebenso beliebte Kleinmalerei aber ganz verschmäht, so kann man leicht erachten, daß er dem Geiste des Lesers vielerlei Stoff und mannichfache Unterhaltung zuführt.

Der zweite Band bewegt sich nun noch bedeutungsvoller ausschließlich in den Kreisen des Hofs, an welchem der Erzähler die Stelle des Cabinetsraths des trefflichen, etwas liberalisirenden Herzogs bekleidet. Wir können kaum zweifeln, daß wir hier dem größten Theile nach wirkliche und thatsächliche Verhältnisse vor uns haben, die darum nicht minder interessant erscheinen, weil das Incognito des Orts und der Personen gut gewahrt ist. Der Kampf der Intriguen, welche die Trennung des Herzogs von seiner trefflichen Gemahlin und seinem geistvollen aber etwas charakterlosen Vetter, dem Prinzen Heinrich, zum Ziele haben und die der Erzähler, dem Gelübde treu, daß kein Erdenlohn je die Reinheit seines Bewußtseins trüben solle, niederschlägt, bildet hier den Hauptgegenstand des Interesses. Die Familie der Grafen Rothenstein, welche dem Erzähler die Rückgabe eines Theils ihrer Güter verdankt, steht hier im Mittelpunkt der Intrigue, die den Herzog von seinen Vertrauten und Verwandten trennen und ihm Clara von Rothenstein, eine natürliche und liebliche Erscheinung, als Gattin zuführen und den Erzähler, der sie liebt, stürzen soll. Der Plan wird mit Hülfe des Prinzen vereitelt, Clara gerettet, der Erzähler zu glücklichen diplomatischen Verhandlungen über Bundesreform an zwei deutschen Höfen, von welchen der eine liberal, der andere reactionär gesinnt ist, verwendet, findet hierbei zu vielseitiger Beleuchtung der deutschen Verfassungsfragen reichen Stoff und soll endlich Cabinetsminister des Herzogs werden, was nicht überraschen kann, da er sich durch Luise von Thelern als eine Art von Verwandter des herzoglichen und somit aller Fürsten- und Königshäuser ausweist — als die Katastrophe eintritt. Am Hofe erscheint nämlich der französische Graf Senclair, der alle Welt entzückt und Clara von Rothenstein's Verlobter wird. Unser Held aber entdeckt an der Tafel des Prinzen in ihm den schändlichen Senanges, den Verräther und Mörder seiner wiener Freunde, den Verderber Felderström's und Eggdorff's, Dandinelli's und Luise von Thelern's, der nun die Hand seiner eigenen Geliebten erringen soll. Der Entlarvung folgt ein verzweifeltes Duell, indem unser Held die blutenden Schatten seiner Freunde rächt, den Buben tödtet, aber hiermit auch seine öffentliche Laufbahn beschließen muß. Im Schlußkapitel des Buchs erblicken wir ihn einsam, welt- und lebensmüde, auf seinen Gütern in Oesterreich, dennoch aber von dem Glauben an das Höhere, Bessere getragen, entschlossen möglichst viel Gutes zu vollbringen, und von dem Spruch erhoben: „Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm."

Der Verfasser hat mit seiner Anonymität der Lesewelt eine Art von Räthsel aufgegeben; man nennt einen Musiker als Autor; wir aber glauben nicht daran, sondern halten vielmehr eine am Mittelrhein früher vielgenannte Persönlichkeit für den Verfasser des jedenfalls bedeutenden Buchs, in welchem ein männlicher Geist und eine feine Beobachtung empfehlend hervortreten. Doch aus welcher Feder auch diese Blätter geflossen sein mögen, die ungewöhnliche politische Bildung, die umfassende Weltkenntniß, der zugleich praktische und philosophische Geist des Werks, die Kunst, mit der das Einzelne zu einem sich innerlich tragenden und abschließenden Ganzen verknüpft ist, sprechen zugleich für einen in Kunst, in Wissen und in Weltkenntniß erfahrenen Geist, dem ein seltener Blick in die geheimen Motive der menschlichen Handlungen zu Gebote steht. Wie neu und charakteristisch ist z. B. seine Zeichnung der Stellung eines kleinen Fürsten in deutschen Landen, seine Zergliederung der Parteien unter uns, die sich alle dahin vereinigen, dem Philister Sieg und Herrschaft zuzuwenden; ferner seine Zeichnung der pariser Gesellschaft, der Frauen mit dem erkältenden Salonton, seine ganz individuelle Charakteristik von Fürsten, Staatsmännern, grollenden Mediatisirten, Parteiführern, Spielern, Betrügern, in welcher vielfach das Ungewöhnliche geleistet ist. Alles dies zusammen bewirkt, daß man dies Buch wie ein spannendes Drama, wie das freie Selbstbekenntniß eines Mannes, der viel geirrt,

aber dem Gesetz der Ehre und der Moral unverbrüchlich treu geblieben ist, liest und ihm außer angenehmer Unterhaltung eine Fülle der eigenthümlichsten Lebensbetrachtungen verdankt, wie sie nur ein vielbewegtes Dasein geben kann. Und so schließen wir mit Wunsch und Hoffnung, dem Verfasser dieses Buchs, das von seiner geistigen Bedeutung volles Zeugniß gibt, bald wieder zu begegnen.

2. Verloren und gefunden. Roman von Theodor Mügge. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1859. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Verglichen mit dem vorangehenden, durch Ernst und männlichen Geist hervorstechenden Roman tritt Mügge's „Verloren und gefunden" sehr in Schatten. Mügge, von dem wir Bedeutenderes und Besseres zu lesen gewohnt sind und der namentlich durch seine charaktervollen nordischen Volks- und Sittengemälde so viele Leser erfreut, hat sich hier bemüht, den modernen Materialismus, den offenen wie den versteckten, den rohen wie den verfeinten, in das ihm gebührende Licht zu stellen. Die Aufgabe ist gut, allein sie ist nicht in der rechten Weise gelöst worden. In diesem Buche ist alles Geld und Geld ist alles. Geldstolz, Geldgier, Geldnoth, Heirath um des Geldes willen, Familienhaß des Geldes wegen: um diese Angeln dreht sich das Ganze so ausschließlich, daß wir die erkältende Empfindung, mit der uns bloße Geldinteressen doch anwehen, nicht los werden. Selbst die Herzensgeschichten Lorberg's und Hellmuth's werden davon so angekränkelt, daß sie einen reinen und wohlthuenden Eindruck, selbst auf dieser Folie, nicht mehr hervorbringen, unser Frösteln nicht mehr überwinden können. Kurz, es ist Winter in diesem Roman! Damit soll nicht gesagt sein, daß die Erzählung nicht geschickt gemacht und angenehm zu lesen sei, daß verschiedene Charaktere nicht Geist und einzelne Scenen gute Weltbeobachtung bekundeten; allein erwärmen können Leute wie Lorberg, Wolf, die Commerzienräthin, Feldheim und Hellmuth den Leser einmal nicht, und in den Seelen, deren innern Werth wir anerkennen sollen, fehlt die Energie der Empfindung doch allzu sehr, um das Gefühlsthermometer des Lesers über die gewöhnliche Stubenwärme erheben zu können. Der Roman ist daher ein reiflich ausgeklügeltes aber frostiges Kunstwerk geblieben, das an die Lieblingsheimat des Autors, den Norden, ein wenig zu sehr erinnert.

Die Geschichte ist kurz diese: Lorberg, ein junger, lebenslustiger aber armer Edelmann, wird durch einen nichtsnutzigen Verwandten, Seehausen, zu dem Entschluß gebracht, die Pflegetochter der steinreichen Commerzienräthin Wittenberg, Susette, ein wunderlich gezeichnetes, possenhaftes und unliebenswürdiges Fräulein, zu ehelichen, lernt jedoch in deren Gesellschaft Christine Streit, eine arme Lehrerin, kennen und liebt sie, während Susette selbst im stillen dem schüchternen, schattenhaften Hospitalarzt Hellmuth ihr Herz geschenkt hat. Hierauf beruht die Intrigue der Erzählung: die zwangvolle Fortsetzung der Brautschaft, die Machinationen Seehausen's, die Ehe zu seinem Vortheil zu fördern oder zu hintertreiben, die Anstrengungen der Commerzienräthin, sie trotz aller Theile zum Schluß zu bringen. Diese Frau ist der Hauptcharakter des Romans und als solcher, man muß gestehen, eine ziemlich originelle und frappante Zeichnung. Ihre Klugheit in Geldsachen, ihre Herrschsucht, ihr Geldstolz, die wunderliche Zärtlichkeit dieser kalten Zahlenseele für ein einziges Wesen, ihre Susette, sind vortrefflich gezeichnet. Von dem zweiten Hauptcharakter, dem Hauptmann Seehausen, allerdings ein Original von Lump und Schwelger, zu jeder Schlechtigkeit für sein Axiom: „Leben ist die Hauptsache", stets bereit und an diesem System zuletzt doch Schiffbruch leidend, ist nicht dasselbe zu sagen: es ist jedenfalls Ueberladung und Caricatur darin; sein „Engel" Flora dagegen wird allerdings nicht gerade selten angetroffen. Das Schlimmste aber ist, daß doch das Ganze auf einer unmöglichen, völlig undenkbaren Erfindung beruht, zugleich barock und keineswegs anmuthig. Lorberg ist nämlich durch den Vetter Feldheim um Erbe und Vermögen betrogen, dadurch, daß er eine ihm geborene Tochter für einen Sohn ausgibt, und diese Tochter ist eben jene arme Lehrerin Christine Streit, die Lorberg liebt. Wer glaubt in unserer Zeit an solche Dinge, zumal wenn der Erfinder auch nicht den geringsten Versuch macht, die Sache als möglich erscheinen zu lassen oder die Mittel dazu nachzuweisen. Damit ist es also geradehin nichts und diese Erfindung ist dem schärfsten Tad[el] hülflos ausgesetzt, ja, sie hätte von dem erfahrenen Verfasser als völlig unbrauchbar von vornherein verworfen werden sollen. Was nun den Helden selbst betrifft — es ist unbegreiflich, daß der Verfasser dies nicht selbst empfunden hat —, so verfällt er von vornherein unserer gerechtesten Misachtung. Den ganzen Roman hindurch vollführt er eine Lüge, ein Schelmenwerk, das uns innerlich empört: er heuchelt Liebe zu Susetten, die er verachtet, um ihrer reichen Erbschaft willen; die bessere Na[tur] kämpft in ihm zwei Bände hindurch, ohne zum Durchbruch zu kommen, und als dies zuletzt geschieht, geschieht es fast wider seinen Willen und durch Zufall. Ein solches Thema war unsers Erachtens sofort aufzugeben, wie es sich dem Geiste des Autors darbot; denn das Schicksal eines so gearteten Charakters kann uns eigentlich gar nicht sympathetisch stimmen; seine geistigen Leiden sind die Frucht seiner geistigen Ohnmacht. Der Be[trüger] Feldheim ferner ist eigentlich ein Object der Criminaljustiz, [der] ins Zuchthaus gehört. Christine Streit, sein vorgeblicher Sohn (!), außer Hellmuth die einzige Person, bei welcher von innerm Werth die Rede sein kann, ist zu matt und skizzenhaft behandelt, um für so viel Mängel schadlos zu halten. Sie [ist] bestimmt in ihren Grundsätzen und spricht gut, aber auch [ihr] fehlt die Wärme, die zur Energie der Handlung führt: sie [ist] eine blos negative Potenz, wir sehen nur ihren Schatten. Die Nebenfiguren, zum Theil gut, wie der kleine Agent B[...], zählen nicht wesentlich mit.

Es ist klar, daß aus solchen Elementen kein tüchtiger [Ro]man entstehen kann. An einzelnen feinen Wendungen, g[eistreichen] und gut ausgedrückten Beobachtungen fehlt es, wie in [jeder] Arbeit des Verfassers, auch hier nicht; allein er hat sich [die] Sache leicht gemacht. Was zunächst die Darstellung im ga[nzen] betrifft, so können wir den mehr und mehr in Mode kom[menden] lockern Zusammenhang, der Kapitel für Kapitel ein [...] selbständiges Tableau, ein Bildchen für sich darbietet, doch eig[ent]lich für keinen lobwürdigen Stil erklären. Dies Lokalisiren [und] Individualisiren der Darstellung erleichtert dem Erzähler allerdings die Arbeit, da er sie jeden Vormittag abschließen und davon [aus]ruhen kann; allein der folgerechte, kunstgemäße, zusammenhang[s]volle Vortrag, wie ihn ältere Meister festgestellt haben, [leidet] dabei doch völlig Schiffbruch. Aus der einen Geschichte w[erden] auf einmal zwanzig Geschichtchen; es ist kaum mehr eine [Er]zählung, die wir vor uns haben und der Geist des Le[sers ist] gezwungen von Gruppe zu Gruppe zu springen, ohne [...] und mit immer durchkreuzter und gestörter Empfindung. [Man] kann an und für sich schon zweifeln, ob eine Erzählung, [die] uns alle handelnden Charaktere nicht in ihrer ethischen [Ent]wickelung, sondern stets nur in einem einzelnen Moment [ihres] Daseins darstellt, den Namen eines Romans verdient, [und] ob sie nicht vielmehr mit der bescheidenen Benennung einer [No]velle zufrieden sein müsse; allein wenn diese Novelle sich noch wirklich in 20 Novelletten verflüchtigt und auflöst, [so] ist eine solche Arbeit mit dem Namen eines Romans [doch] zu hoch gewürdigt; denn unter einem solchen denken wir [doch] einmal die volle consequente Darstellung einer ethischen [Le]bensentwickelung von ihrem Anfang bis zum Abschluß, nicht die Skizze eines Moments, einer Situation. Dies ist [die] Novelle, wie sie uns die Italiener überliefert haben. In [Eng]land ist diese Distinction vermischt und Bulwer gibt uns [seine] neunbändigen „Caxtons" als eine Novelle. In Deutsch[land] aber haben wir allen Grund, die bestehende Begriffsverschieden[]heit solange als möglich aufrecht zu erhalten.

Doch wir müssen schließen. Der gewandte Erzähler des Verfassers besticht auch hier; seine feinen Bemerkungen [...]

[Au]genblicke und Streiflichter auf die Gesellschaft und den an ihr nagenden Wurm der Selbstsucht und des Eigennutzes, auf Adelstolz und Geldaristokratie fesseln und blenden den Leser; allein im ganzen und großen hat der Verfasser mit diesem Buche doch nur eine sehr mittelmäßige und wenig bedeutende Arbeit geliefert, die seinem Autorruhm nicht viel hinzufügen wird, und die im ganzen genommen des Verfassers von „Afraja“ und „Erich Randal“ nicht recht würdig ist. Solche markige und echte Charaktere, ein so männlicher und sicherer, seiner Sache gewisser Geist, wie sie in jenen Romanen uns erhoben und innig erfreuten, kommen hier nicht zum Vorschein: es ist eine sittenmalende, mäßig und leicht unterhaltende, aber ideenarme Erzählung, die uns hier geboten wird, und die zugleich an den beiden wesentlichen Mängeln leidet: daß der Verfasser sich die Möglichkeit des erzählten Hergangs selbst nicht klar gemacht und daß er uns für seine handelnden Personen kein höheres Interesse einzuflößen gewußt hat.

3. Sanct-Florian's Rache. Von Marino. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 18 Ngr.

Die Kritik d. Bl. ist geneigt gegen die talentvollen Anfänger Nachsicht zu üben. Eine solche Arbeit haben wir hier vor uns liegen. Zuvörderst sei bemerkt, daß der Autor Marino allem Vermuthen nach wol eine Marina ist, denn auf eine solche deutet alles in diesem zierlichen kleinen Roman hin: es ist nicht nur der Stil, es ist auch die Empfindungsweise einer Frau, der wir hier begegnen, die etwas unlogische und weltjunge Sentimentalität, die zwischen den Idealen und den Welterfahrungen wie der eiserne Sarg des Propheten Mohammed zwischen zwei gewaltigen Magneten frei in der Luft schwebt. Einen Plan, eine Intrigue besitzt dies kleine Buch eigentlich gar nicht. Florian von Geyern soll seine Verwandte, Recha, zum Weibe nehmen, ohne sie zu kennen; allein da dies ein ihm von Jugend auf bekannter Plan ist und er sein Herz nicht zu einem Geschäft dieser Art zwingen zu können glaubt, so widerstrebt er, sendet seinen Freund Arnold statt seiner zu dem Rendezvous nach Steinach, packt ein und geht auf Reisen. Auf der Isola bella trifft er unbekannt mit Recha zusammen, bringt sie in seiner Gondel ans Land und entzündet sich für sie, die inzwischen einem alten General ihre Hand gereicht hat. Nach einiger Zeit stirbt dieser und segnet das junge Paar zu jungem Glück: es ist Hochzeit und das ist die ganze Geschichte. Doch diese einfachste Begebenheit ist gut erzählt und enthält, wenn auch Neues und Ergreifendes dabei nicht hervortritt, doch viele Stellen von guter Zeichnung und geschmackvoller Ausführung. Das Talent der Combination ist gering und von Reflexion ist dabei nicht viel die Rede; allein über das Nächstliegende ergeht sich der Vortrag leicht und anmuthig und den Naturbildern sowol aus Italien als aus der uns nähern Grafschaft Glatz fehlt es nicht an ungesuchtem Reiz. „Sanct-Florian's Rache“ aber heißt die Erzählung, weil Recha, dem Feuerheiligen Sanct-Florian, von dem der Volksvers heißt:

> O heiliger Sanct-Florian,
> Behüt' mein Haus, zünd' andre an! —

ein neues Gewand votirt hat und der Heilige zur Rache dafür, mit allerdings etwas bedenklicher Naivetät, ihr eigenes Herz für seinen Namensvetter, Florian von Geyern, in Flammen setzt. Das mag genügen; wir haben dem Büchlein sein Recht widerfahren lassen, wenn wir es als einen nicht eben unglücklichen ersten Versuch in diesem Gebiete der Kunst bezeichnen, der jungen Leserinnen zu gefallen einen Anspruch hat und sich durch sittliche Reinheit und Ursprünglichkeit hervorthut. 4.

Zur Aesthetik der Sculptur.

Die Tempelsculpturen aus der Schule des Phidias im Britischen Museum. Dargestellt von Christian Semler. Hamburg, O. Meißner. 1858. 8. 18 Ngr.

Nach des Verfassers eigener Erklärung ist die vorliegende Schrift das Resultat eines dreimonatlichen Aufenthalts in London, der vorzugsweise das Studium der griechischen Sculpturen im Britischen Museum bezweckte. Sie gibt eine eingehende Beschreibung und Charakteristik aller derjenigen dort aufbewahrten Kunstschätze, welche als Reste der aus der Schule des Phidias stammenden Arbeiten angesehen werden müssen, und ist in der Absicht geschrieben, den Besuchern des Britischen Museums und der Gipsabgüsse aus demselben in unsern deutschen Antikensälen bei der Betrachtung und Auffassung dieser vollendetsten Schöpfungen der plastischen Kunst ein Führer zu sein.

Der Autor bezeichnet seinen Standpunkt als einen kunstphilosophischen und macht es sich insbesondere zur Aufgabe, „das Wesen der Sculptur und ihren Zusammenhang mit dem Homerischen Epos an jenen Werken nachzuweisen“. Eine specifisch archäologische oder kunsthistorische Monographie hat man also nicht in dieser Schrift zu suchen; auch ist sie nicht für das eigentlich gelehrte, sondern für das allgemein gebildete Publikum berechnet; sie läßt sich nicht in Untersuchungen ein, sondern begnügt sich, die bezeichneten Ueberreste der griechischen Plastik in möglichster Lebendigkeit und Anschaulichkeit dem geistigen Auge zu vergegenwärtigen und auf die Schönheit und Bedeutung derselben, sowie auf ihr Verhältniß theils untereinander, theils zu frühern und spätern Kunstwerken, theils zu den poetischen Darstellungen aufmerksam zu machen.

Im ganzen hat der Verfasser diese Aufgabe in einer dem populären und praktischen Zweck des Buchs angemessenen Weise gelöst. Entwickelt er auch keine wesentlich neuen oder tiefen Ansichten, so bekundet er doch durchweg einen klaren, gesunden Sinn, eine für die Auffassung antiker Ideen und Formen glückliche Naturanlage und Bildung, eine dem Gegenstand mit Wärme zugethane, jedoch nicht excentrische und kritiklose Begeisterung. Hat er auch vielleicht in der Darlegung des innern idealen Zusammenhangs der architektonisch vereinigten und zueinander in Beziehung stehenden Bilderwerke zu wenig gethan, so kann es doch andererseits nur gelobt werden, daß er sich vor gezwungenen Deuteleien und gesuchten Symbolisirungen mit richtigem Takte gehütet hat.

Der Verfasser sieht mit Recht den höchsten Zweck der Sculptur in der idealen Verklärung der menschlichen Gestalt. „In solchen Momenten“, sagt er mit Beziehung auf den Torso des Ilissus, „wurde es mir klar, wie Schelling, dem genial schauenden Jüngling, die Indifferenz der sinnlichen und geistigen Weltordnung an dem Kunstwerk des menschlichen Organismus aufgehen konnte. Aber vergessen wir dabei nicht Winckelmann's, der ihm den Weg bahnte und der zum ersten male gleich einem gottbegeisterten Seher dem plastischen Gewächs der menschlichen Gestalt jene enthusiastischen Hymnen anstimmte. Ja, es ist die Gestalt eine ewige Idee, sie ist keine Maschine, sondern Selbstzweck. Als das letzte und vollendetste Gebilde des bewußtlos (?) schaffenden Naturgeistes steht sie da: sie ist der höchste Zweck, die fleischgewordene Idee desselben.“ Demgemäß läßt es sich der Autor denn auch angelegen sein, in den von ihm beschriebenen Kunstwerken nicht blos auf die an und für sich weit leichter verständlichen und darum weit weniger einer Interpretation bedürftigen Schönheiten des Ausdrucks und der Bewegung, sondern auch auf die unmittelbar in den natürlichen Formen liegende Harmonie und Eurhythmie des menschlichen Körpers, auf die Gesetzmäßigkeit des anatomischen Baues, auf die ästhetische Bedeutung der Verhältnisse, auf den geheimen Zauber der Linien aufmerksam zu machen. Er zeigt hierbei, daß er sich mit der Gliederung und Muskulatur des menschlichen Organismus hinlänglich vertraut gemacht hat und außerdem durch ein natürliches Schönheitsgefühl mit Leichtigkeit herausfindet, auf welche Punkte

und Linien des Körpers sich vorzugsweise das Auge des Beschauers richten muß, wenn es die Proportionalität und Harmonie eines Gebildes fühlen und erkennen soll. Zuweilen gelingt ihm dies, ohne sich des Grundes bewußt zu sein. So hebt er z. B. mit Recht die ästhetische Wichtigkeit der scharfen Durchschnittslinie, die oberhalb des Nabels sich herumzieht und Brust und Rippen von den Weichen trennt, hervor, indem er sagt, diese Linie sei „bei der Betrachtung der männlichen und weiblichen Statuen wohl im Auge zu behalten, da sie eine bequeme Orientirung darbiete". Er thut dies, ohne zu wissen, daß diese Linie diejenige ist, welche nach dem die Gliederung des ganzen Körpers beherrschenden Proportionalgesetze des goldenen Schnittes die Totalhöhe in Oberkörper und Unterkörper theilt und je nach ihrer etwas höhern oder niedern Lage eins der wesentlichsten Merkmale für die charakteristischen Unterschiede der männlichen und weiblichen Gestalt ist; ohne zu wissen, daß man sich von dieser Linie aus allerdings in der bequemsten Weise in den Proportionen des menschlichen Körpers orientiren kann, indem man nur nach demselben Verhältnisse, nach welchem durch sie die ganze Höhe getheilt ist, den Oberkörper und den Unterkörper und die durch diese Theilung gewonnenen Theile mit dem Auge einzutheilen braucht, um zunächst in der Einziehung des Halses die Grenze zwischen der Kopf- und Rumpfpartie, in der Kniebucht die Grenze zwischen Ober- und Unterschenkel, und so nach und nach alle für die Gliederung des Körpers wichtigsten und wesentlichsten Höhepunkte zu finden und in dieser consequenten Festhaltung eines und desselben mathematischen Verhältnisses als Eintheilungsprincips den innersten Grund der im ganzen Körperbau sich ausdrückenden Einheit und Harmonie zu erkennen.

Unser Autor klagt darüber, daß durchschnittlich im Publikum so wenig Begabung für Auffassung plastischer Kunstwerke zu finden sei und sieht den Grund dieser Erscheinung darin, daß bei dem übertriebenen Cultus der Musik die Bildung des Auges und der zeichnenden Hand gar zu sehr vernachlässigt werde. Dem ist allerdings so; es gesellt sich hierzu aber noch ein anderer Grund, der nämlich, daß in unsern Schulen auch nicht einmal für eine theoretische Kenntniß des menschlichen Körpers gesorgt wird. Wenn daher der Verfasser der vorliegenden Schrift bei der Beschreibung des Theseus und anderer Statuen vom „Deltamuskel", vom „zweiköpfigen Armmuskel", vom „dreiköpfigen Vorderarmstrecker" u. s. w. spricht, so dürfte er unter den Lesern, die er zu belehren wünscht, nur wenige finden, die ihn verstehen; ja er darf vielleicht selbst von der plastischen Schönheit des „schwellenden Pfirsichs", der „elastisch geschwungenen Sitzmuskeln" der Nike vor schönen Zuhörerinnen reden, ohne ein völlig klares Verständniß befürchten zu müssen. Um seinen Zweck noch sicherer zu erreichen, hätte daher der Autor nicht übel gethan, seine Leser mit dem Bau des menschlichen Körpers entweder selbst in der Kürze bekannt zu machen oder ihnen wenigstens das Studium dahin schlagender Schriften als unerlaßliche Vorbedingung zu empfehlen. Ebenso wird es wahrscheinlich von manchen, die sein Buch zu benutzen wünschen, als ein Mangel empfunden werden, daß es sich gar nicht auf Mittheilung der allernothwendigsten kunsthistorischen Notizen einläßt. Das Publikum, welches einer Anleitung, wie die vorliegende ist, zum Verständniß von Kunstwerken bedarf, ist in der Regel mit der Archäologie nicht in dem Grade vertraut, daß ihm die oder die Kenntniß, welche ihm im besondern Falle nothwendig ist, in jedem Augenblicke zu Gebote stände; andererseits nimmt es sich auch nicht leicht die Mühe, die nöthigen Aufklärungen aus verschiedenen Werken zusammenzusuchen, und daher leistet ihm nur ein solches Buch den Dienst eines befriedigenden Führers, welches in jeder Beziehung die Lücken seiner Kenntnisse auszufüllen geeignet ist. Endlich ist noch zu beklagen, daß dem Text dieses Büchleins nicht veranschaulichende Zeichnungen beigefügt sind. In dem Augenblicke, wo man sich seiner als Führers bedient, bedarf man derselben allerdings nicht; aber sowol zur Vorbereitung wie zur Erinnerung würden dieselben um so mehr erwünscht sein, als selbst die lebendigsten Beschreibungen keine wirklichen Anschauungen gewähren und, wenn ihrer zu viel aufeinander folgen, eher ermüdend als belebend wirken.

Die erste und größte Abtheilung des Buchs beschäftigt sich mit den Sculpturen des Parthenon. Es werden darin nacheinander die Giebelfelder mit den Einzelfiguren des Theseus, des Ilissus, des Poseidon und der Athene, der Demeter, Persephone und Iris und der Gruppe der drei attischen Jungfrauen; ferner der Fries mit dem Panathenäenzuge der rossebändigenden Epheben, schreitenden Bürger und zuschauenden Götter, sodann die Metopen mit dem Kampf der Kentauren und Lapithen beschrieben. Vorübergehend wird auch der verloren gegangenen Athenestatue und der Pallas von Velletri, die man bekanntlich als eine Nachbildung derselben ansieht, gedacht. Die folgenden Abtheilungen schildern die Metopen und den Fries des Theseion, den Fries vom Tempel der Nike Apteros, das Erechtheum und den Fries des Phigalia-Tempels mit dem Kampf der Griechen und Amazonen einerseits und dem Kampf der Lapithen und Kentauren andererseits.

Zum Schluß bietet der Verfasser seinen Lesern noch eine kurze Vergleichung der durch Phidias repräsentirten Kunstperiode mit der Periode des Praxiteles und Skopas, wie er es im Vorangehenden auch nicht an Rückblicken auf die vorperikleische Kunstentwickelung, namentlich auf die Aegineter, hat fehlen lassen. Er sieht den Unterschied zwischen der Schule des Phidias und den spätern Künstlern hauptsächlich in zwei Differenzen. Einerseits wendeten sich die letztern immer mehr von den religiös-mythischen und heroischen den genreartigen Stoffen zu oder verliehen ihnen wenigstens eine mehr und mehr selbständige Bedeutung; andererseits bewegten sie sich mit besonderer Vorliebe, wie die Tragiker, in der Darstellung der dem Endlichen anhaftenden Vergänglichkeit, während bei Phidias die Idee vorherrsche, das Endliche in seiner glanzvollen Entfaltung zu zeigen. Der Autor erkennt hierin mit Recht einen Fortschritt von der überwiegend idealistischen zu einer mehr realistischen Richtung. Andererseits darf aber nicht vergessen werden, daß sich darin auch ein Bedürfniß zur Vertiefung und zur Verinnerlichung ausspricht, indem man das Göttliche nicht mehr allein in dem durch äußerliche Größe und Kraft Imponirenden, sondern auch in den feinern und geheimern Regungen und Bewegungen des individuellen Seelenlebens sucht.

Die Darstellung des Verfassers ist im ganzen eher einfach als überschwenglich. Nur zuweilen entfallen ihm geschraubte Ausdrücke und Bilder, z. B. wenn er mit Beziehung auf den dorischen Säulenknauf sagt, man werde beim Anblick der dem Abakus sich entgegenstemmenden Kraft des Echinus an den heldenmüthigen Widerstand des Leonidas in den Thermopylen gegen die massenhafte Wucht der heranstürmenden Perserscharen erinnert.

Adolf Zeising.

Notiz.

Wechselwirkungen zwischen der englischen und deutschen Literatur.

Eine die Einladungsschrift zur Prüfung in der öffentlichen Handelslehranstalt in Leipzig (1859) bildende Abhandlung: „On the study of modern languages in general, and of the English language and its treatment in the commercial school of Leipsic in particular", von David Asher, der, wie der selige Wurm, die Befähigung englisch und deutsch gleich gut zu schreiben in seltenem Grade besitzt, verdiente als besondere Schrift im Buchhandel zu erscheinen. Inzwischen wollen wir nicht verfehlen, Linguisten auf diese Abhandlung aufmerksam zu machen, wozu gerade wir uns um so mehr verpflichtet fühlen, da der Verfasser in §. 3 einen Gegenstand behandelt, dem auch wir in d. Bl. von jeher unsere besondere Beachtung schenkten, nämlich die Wechselwirkungen zwischen der deutschen und englischen Literatur. Vielleicht würden dem Verfasser noch manche brauchbare Fingerzeige und Details zugeführt worden sein, wenn er die betreffenden Partien in unserm wenigstens fleißig

sammengestellten Aufsatz „Deutsche Literatur, Kunst und Wis-
schaft im Auslande“ (Band 10 der „Gegenwart“) benutzt
tte, was nicht der Fall gewesen zu sein scheint, wie auch
r eine und die andere Lücke in dem citirten Aufsatz würden
ben ausfüllen können, wenn die Asher'sche Abhandlung uns
Abfassung unsers Aufsatzes schon vorgelegen hätte. Interessant
r uns ein von Asher citirter Ausspruch Craik's in seinen
ketches of the history of literature and learning in Eng-
nd“. Craik nimmt für die englische Literatur drei Haupt-
ioden an, und sagt dann: „It is also to be observed that
each of these three occasions the excitement appears
have come to us in part from a foreign literature which
l undergone a similar re-awakening or put forth a
w life and vigour, shortly before our own: in the
zabethan age the contagion or impulse was caught
n the literature of Italy; in the age of Queen Anne
n that of France; in the present period from that of
many.“ Craik hebt dann hervor, wie dieser deutsche Ein-
, diese „german inspiration“ namentlich auf Wordsworth
durch ihn auf die sogenannte „Lake school“ überhaupt
allergrößte und entschiedenste Wirkung geübt habe. Words-
th bereiste in Begleitung seines Freundes Coleridge, des ver-
dvollen Uebersetzers der Schiller'schen Tragödie „Wallenstein“,
8 selbst Deutschland, um eine gründliche Kenntniß der deut-
 Sprache, Literatur und Philosophie zu erlangen. Mit
t macht sodann Asher auf Carlyle aufmerksam, als auf
nigen, der, wie dies auch die Engländer selbst einräumen,
r als jeder andere dazu beigetragen habe, die Kenntniß der
schen Literatur und den Geschmack daran unter seinen Lands-
n zu verbreiten. Carlyle verdiente für diese erfolgreichen
ühungen von der deutschen Nation ein Ehrengeschenk als
en unserer Dankbarkeit zu erhalten, da er so wesentlich dazu
tragen hat, wenigstens unter den wirklich gebildeten Eng-
n so manche gegen Deutschland und deutsche Literatur früher
ndenen Vorurtheile hinwegzuräumen, was keineswegs ein
leichtes Werk war. Unter den lebenden Schriftstellern und
iftstellerinnen Englands, die mehr oder weniger unter deut-
 Einfluß ständen, nennt Asher vorzugsweise die Brownings,
yson, Disraeli (in seinem Roman „Sibyl“), Ch. Kingsley,
Norton; von den Frauen hätten aber in dieser Kategorie viel-
auch noch Mrs. Austin, Miß Jameson, Miß Burt, Katharina
kworth, Mary Howitt, Frau von Crespigny; unter den Män-
Bailey, Charles Boner und einige andere genannt werden
n, die das aus Deutschland herübergekommene metaphysische
a anbauen, nach dem Vorgange Shelley's in dieser Rich-
der auch einige Scenen aus Goethe's „Faust“ ganz vor-
h übersetzt hat. Besonders hebt Asher noch Lewes' Bio-
ie Goethe's hervor, „a work which may be said to cement
e part of the English the bonds of intellectual affi-
that unite the two nations and makes Goethe as much
ommon property of both as Shakspeare has long
ne so through the translations and commentaries of
ermans“. Auf das Kapitel über die englische Sprache,
n Asher's großer Belesenheit in diesem Gebiete zeugt, kön-
ir hier nur im allgemeinen hinweisen. Er erinnert darin
andern an eine von der berliner Akademie in den neun-
Jahren gekrönte Preisschrift des berliner Predigers Jenisch
osophisch-kritische Vergleichung und Würdigung von 14
und neuern Sprachen Europas“ u. s. w. (Berlin 1796),
der englischen Sprache, was Wortfülle, Kraft des Aus-
und Deutlichkeit betrifft, unter allen Sprachen der Preis
 wird. Interessant sind namentlich auch die Bemerkungen
as unermeßliche Uebergewicht des angelsächsischen Elements
englischen Sprache (30000 angelsächsische Wörter gegen
nglonormannische, 100 celtische, 50 skandinavische u. s. w.)
ne Tabelle Sharon Turner's, wonach z. B. bei Shakspeare
31 Worten sich 68 Worte angelsächsischen Ursprungs, da-
bei dem französirenden Pope unter 84 Worten sich nur
elsächsische befinden. **H. M.**

Bibliographie.

Briefe eines verstorbenen Geistlichen von dessen Sohn heraus-gegeben. Zürich. 8. 1 Thlr.

Derblich, W., Land und Leute der Moldau und Walachei. Prag, Kober u. Markgraf. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fabricius, C. G., Studien zur Geschichte der wendischen Ostseeländer. 2tes Heft: Die Herrschaft der Herzoge der Pommern zu Danzig und deren Ausgang. 1ste Abtheilung. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 1 Thlr.

Feydeau, E., Daniel. Roman in sechs Büchern. Aus dem Französischen. Berlin, Hasselberg. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Furtert, C., Poetische Studien. Gedichte. Berlin, Plahn. 16. 10 Ngr.

Rudhart, G. T. v., Erinnerungen an Johann Georg von Lori. Eine Rede vorgetragen in der öffentlichen Sitzung zur Feier des akademischen Säcularfestes am 29. März 1859. München. Gr. 4. 18¾ Ngr.

Schwerin, F., Der Altmärker. Eine Reihe Sprüchwörter, plattdeutsch auf altmärkische Manier ausgelegt; nebst einigen plattdeutschen Gedichten. Neuhaldensleben, Eyraud. 8. 20 Ngr.

Smidt, H., Marinebilder. Neue See-Geschichten. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Baude, J. J., Oestreich's adriatische Küste und Seemacht Calamota — Triest — Pola. Aus dem Französischen von H. Föhring. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Die Befreiung der Leibeigenen in Rußland. Berlin, F. Schneider. Ler.-8. 10 Ngr.

Callot, E. Freih. v., Zeit-Reime zur gegenwärtigen Weltlage. Nr. 1—3. Leipzig, Kollmann. 8. à 3 Ngr.

Hoffmann, Reden am Sarge und am Grabe Alexanders von Humboldt, gehalten am 10. und 11. Mai 1859. Berlin, Fr. Schulze. Gr. 8. 2½ Ngr.

Müller, M., Vorwärts! Ein protestantisches Tractätchen. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 5 Ngr.

Oesterreich keine Deutsche Großmacht! Auf Grund unumstößlicher Thatsachen erwiesen. Berlin, Riegel. 8. 5 Ngr.

Oesterreichs Politik in Italien und die wahren Garantien seiner Macht und Einheit. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Oesterreichs Sache ist Deutschlands Sache. Ein Beitrag zur Befestigung der öffentlichen Meinung in Deutschland. Ende April 1859. Frankfurt a. M., Auffarth. 8. 3 Ngr.

Oppenheim, H. L., Deutsche Begeisterung und Habsburgischer Kronbesitz. Berlin, Huber. 8. 10 Ngr.

Pfundheller, J., Der Preßproceß: „Presse contra Kirchenzeitung.“ Wien, Wendelin. Gr. 8. 4 Ngr.

Preußen und der deutsche Bund. Eine Mahnung. Leipzig, Kollmann. 8. 5 Ngr.

Raumer, F., Zur Politik des Tages. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 Ngr.

Sponneck, W. C. E. Graf, Die holsteinische Ständeversammlung und die Verfassungsfrage. Kopenhagen, Gyldendal. Gr. 8. 15 Ngr.

Streubel, W., Die militärische Schwäche Frankreichs Deutschland gegenüber. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 6 Ngr.

Thomasius, G., Rede am Grabe des Herrn Dr. Karl Friedrich von Nägelsbach, ordentlichen Professors der Philologie an der Universität Erlangen, gehalten am 24. April 1859. Erlangen, Bläsing. Ler.-8. 3 Ngr.

Vorwärts! Rückblick. Vom Neujahrsgruß bis Ostern. — In der zwölften Stunde! Göttingen, Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Zimmermann, A., Das heutige Italien. Kurze historische Skizze zum Verständniß der Zustände in den italienischen Staaten und zur Orientirung für Zeitungsleser. Berlin, C. Heymann. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

„Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!“

Die **Deutsche Allgemeine Zeitung** ist im Laufe der letzten Jahre unausgesetzt bemüht gewesen, den an ein größeres un- hängiges Blatt gestellten Anforderungen zu entsprechen. Gegenüber dem gesteigerten Interesse an der Politik wird sie in die- Streben nicht ermüden, sondern demselben vielmehr durch vermehrte Anstrengungen und fortgesetzte Vervollkommnungen entge- kommen. Ihre politische Richtung darf als bekannt vorausgesetzt werden und ebenso, daß sie in jeder Beziehung — durch Le- **artikel, Originalcorrespondenzen** und **telegraphische Depeschen**, sowie durch ein **Feuilleton** und die besonders sorgfä- gepflegte Rubrik: **Handel und Industrie** — die verschiedenen Ansprüche ihres fortwährend sich vergrößernden Leserkreise- befriedigen sucht. In Leipzig erscheinend, darf sie außerdem speciell für **Sachsen** und ganz **Mitteldeutschland** eine beson- Wichtigkeit beanspruchen.

Das am 1. Juli beginnende **neue Abonnement** auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt wie bisher **vierteljähr- nur 1½ Thlr.** und wird bei allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen. **Inserate** (Zeile 2 Ngr.) finden durch sie die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Annahme von Inseraten: In **Leipzig**: Expedition der Deutschen Allgemeinen Zeitung und Heinrich Hü- **Altona**: Haasenstein & Vogler; **Amsterdam**: Seyffardt'sche Buchhandlung; **Berlin**: A. Retemeyer; Ba- Henry & Cohen; **Bremen**: E. Schlotte; **Dresden**: C. Höckner und Redacteur Schanz; **Frankfurt a. M.**: Dr. Hartenfels und Jaeger'sche Buchhandlung; **Hamburg**: Jakob Türkheim; **Hannover**: J. B. N. Mehlt- **Paris**: Bureau central pour l'Allemagne, 29, Rue des Bons-Enfants.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Verlagshandlung von Carl Rümpler in Hannover.

Soeben ist erschienen:

Album einer Frau.

33 Bogen Octav. Eleg. geh. 1 Thlr. 20 Sgr. In eleg. Cartonbande 1 Thlr. 24 Sgr. In eleg. Einbande mit Goldschnitt 2 Thlr.

Als eine Mosaikarbeit, deren Steine aus dem Schatze großer Denker und Dichter der verschiedensten Zeiten und Nationen genommen sind, steht dieses **„Album einer Frau“** — Zeugniß eines außerordentlichen Fleißes, einer unermüdlichen Ausdauer — einzig in seiner Art da. Aufzeichnungen solcher Stellen, die die Verfasserin bei der vielseitigsten Lectüre als ausgerüstet mit einer **erziehenden Macht** für das weibliche Geschlecht gefunden, reihte sie nach und nach mühsam aneinander. So hat sich allmälig der Inhalt dieses Buches gesammelt. **Die Gedanken großer Männer über das Weib in allen Sphären des Lebens mit Beziehung auf geistiges und leibliches Wohl, aufgelesen mit feinem Takt und geordnet nach einem wohlorganisirten System:** das sind die Bestandtheile dieses Werks, das geschaffen erscheint **für die Jungfrau** zur Bildung, Veredlung, zur Erkennung und Nacheiferung ihrer einstigen Lebensaufgabe; — **für die Frau,** die ihre Lebensaufgabe im vollsten Sinne erfüllen möchte und beseelt ist von dem Wunsche, das Ziel ihren Kindern oder Pflegekindern erreichen zu helfen, das ihnen zum Glück auf Erden und zum Heile ihrer Seele dient; — **für den Mann** zur Erkennung seines Verhältnisses zum Weibe in und außer der Ehe; — **für Jeden** als ein Schatz treffender Bemerkungen, nutzbar zu den verschiedensten allgemeinen und pädagogischen Zwecken.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

The Poetry of Germany.

A selection from the most celebrated German p- of the two last centuries. Chronologically arra- and accompanied with an historical survey of German poetry from Haller to the present tim-

By **Dr. F. Ahn.**

8vo. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 8 Ngr.

Eine von **Ahn**, dem berühmten Verfasser zahlr- Sprachlehrbücher, veranstaltete, allen Engländern g- willkommene, aber auch für Deutsche werthvolle An- logie der neuern deutschen Poesie, mit einer - lisch geschriebenen Uebersicht über die deutsche P-

---

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Essai sur l'histoire de l'humani-

Par **Michael Antonides.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Entwurf und Grundzüge einer Geschichte der g- gen Entwickelung der Menschheit, die der Ve- ein angesehener, hier pseudonym auftretender Gelehrter - lands, als Frucht langjähriger Forschung der Oeffentl- vorlegt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1859.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1859.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1859.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 1. Juli 1859.

ie Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

ie deutschen Wörterbücher von den Gebrüdern Grimm, Wurm und Sanders.

Schon sehr früh begegnen wir Verzeichnissen einer ößern oder kleinern Reihe von deutschen Wörtern, die b zu diesem, bald zu jenem Zwecke angelegt worden ren; doch waren die ältesten mehr mit Rücksicht auf lateinische als auf die deutsche Sprache abgefaßt, in: das deutsche Wort stets zur Erklärung des lateinischen gefügt war. Wann man anfing ein umgekehrtes Ver= ren einzuschlagen, die Sammlung und Erklärung der tschen Wörter für die Hauptsache anzusehen und diese er voranzustellen, die lateinischen zur Erläuterung der= en beizugeben, ist unbekannt; doch geschah dies wahr= inlich erst nach Erfindung der Buchdruckerkunst. Als älteste Buch dieser Art ist bisjetzt Gert's van der üren „Teutonista oder Duitschlender" in niederrheinisch= escher Mundart bekannt. Das älteste, namhafte hochdeut= Wörterbuch hat einen aus der Schweiz stammenden Stras= ger, Petrus Dasypodius, zum Verfasser, und erschien 7 in dritter Auflage. Doch war auch bei diesem noch deutsch=lateinische Theil dem lateinisch=deutschen unter= dnet. Bald darauf verfaßte der Züricher, Johannes ius, ein lateinisch=deutsches Wörterbuch (1541), das einen großen Umfang hatte; so brauchbar es für lateinische Sprache war, so hatte es für die deutsche gen keinen Werth. Daher unternahm ein anderer cher, Josua Maaler, auf des großen Gesner Rath, lbe umzugießen und deutsch zu bearbeiten. Es ist t dieses Werk, welches unter dem Titel „Die teütsch h" im Jahre 1561 zu Zürich erschien, das erste tliche deutsche Wörterbuch. Daß die neuhochdeutsche che in dasselbe noch nicht eindrang, daß Maaler viel= seine schweizerische Sprache zu Grunde legte, ist o begreiflich, als daß der frühere Dasypodius die ische Mundart gebrauchte. Nun folgten in meist rn Zwischenräumen die Wörterbücher von Georg ch (erster und einziger Theil, Augsburg 1616), von Caspar von Stieler (Nürnberg 1691), von Christoph Ernst Steinbach (2 Bde., Breslau 1734), und Johann Leonhard Frisch (2 Bde., Berlin 1741), die sämmtlich mancherlei Vorzüge darbieten; namentlich zeugt das letztere von großem Fleiß, seltener Gelehrsamkeit und erfreulicher Besonnenheit, und wird auch noch jetzt oft mit Nutzen gebraucht werden können. Eine wahrhaft großartige Erscheinung war der „Versuch eines vollständigen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der oberdeutschen" von Johann Christoph Adelung (5 Thle., Leipzig 1774—86), der leider den Stoff allzu willkürlich beschränkte, indem er alle diejenigen Wörter ausmerzte, welche ihm kein rein hochdeutsches Gepräge zu haben schienen. Auch fehlte es ihm an der Kenntniß der ältern Sprache, was ihn zu vielen Irrthümern veranlaßte. Aber bei allen diesen Mängeln war sein Werk doch höchst bedeutend und zeichnete sich sowol durch musterhafte Anordnung eines reichen Stoffs als durch die umsichtige, durch wohlgewählte Beispiele unterstützte Entwickelung der Bedeutungen aus. Das Wörterbuch von Joachim Heinrich Campe (5 Bde., Braunschweig 1807—11) leidet an einem übertriebenen Purismus.

Seitdem sind manche ganz gute brauchbare Wörterbücher erschienen, doch war unter ihnen keine wahrhaft schöpferische Arbeit; auch mußte erst die deutsche Philologie einen lebenskräftigen Aufschwung erhalten, ehe ein wirklich neues Werk unternommen werden konnte. Es schien sich beinahe von selbst zu verstehen, daß ein solches von den Schöpfern der jungen Wissenschaft ausgehen mußte, und wenn wir nicht irren, wurde der Verfasser der „Deutschen Grammatik" öfters aufgefordert, ein deutsches Wörterbuch nachfolgen zu lassen. Die zahlreichen und großartigen Arbeiten, die er theils fortzuführen und zu beschließen, theils vorbereitet hatte, erlaubten ihm aber nicht, diesen Wünschen zu entsprechen, da er gleich gewiß schon selbst an die Abfassung eines Wörterbuchs gedacht und höchst bedeutende Vorarbeiten dazu gemacht hatte. Denn es ist eine der

großartigen Eigenthümlichkeiten Jakob Grimm's und ein unverkennbares Zeichen seiner Genialität, daß, wenn er zu irgendeinem ganz speciellen Zwecke Forschungen anstellt, ihm zugleich zehn andere Zwecke vorschweben, die er dann mit derselben Umsicht und Schärfe im Auge behält, als wenn er jeden einzelnen ausschließlich berücksichtigte; daß, wenn er, um nur unsere Meinung durch ein Beispiel zu erläutern, irgendein altes Gedicht zum Behuf grammatischer Untersuchungen liest, er aus demselben nicht blos alles gewinnt, was zu diesem Zwecke daraus geschöpft werden kann, sondern daß er aus demselben auch alles bis auf den letzten Tropfen sammelt, was es für Lexikographie, Mythologie, Rechtsalterthümer, für Geschichte der Sprache, des Märchens, der Sage, der Sitten und Gebräuche, des Aberglaubens, der Literatur und hundert andere bedeutende Verhältnisse gewähren kann, sodaß man beinahe behaupten möchte, er habe alle seine Werke zu gleicher Zeit abgefaßt. Daraus ist es auch allein zu erklären, wie diese in verhältnißmäßig so kurzen Zwischenräumen erscheinen konnten*), obgleich jedes einzelne langjährige Forschungen und Studien voraussetzt und mancher selbst bedeutende Gelehrte gern sein ganzes Leben daran gewendet haben würde.

Es mußte ein ganz besonderes Ereigniß eintreten, um Jakob Grimm zur Abfassung eines deutschen Wörterbuchs zu veranlassen, da dasselbe auch bei den großartigsten Vorarbeiten und den bedeutendsten Sammlungen des nothwendigen Stoffs immerhin noch außerordentliche Kraftanstrengung und Zeitaufwand verlangte. Jakob Grimm bemerkt über diese Veranlassung:

> Allgemein bekannt ist, daß im Jahre 1837 König Ernst August von Hannover die durch seinen Vorgänger gegebene, im Lande zu Recht beständige und beschworene Verfassung eigenmächtig umstürzte, und daß mit wenigen andern, die ihren Eid nicht wollten fahren lassen (denn wozu sind Eide, wenn sie unwahr sein und nicht gehalten werden sollen!), ich und mein Bruder unserer Aemter entsetzt wurden. In dieser zugleich drückenden und erhebenden Lage, da den Geächteten die öffentliche Meinung schützend zur Seite trat, geschah uns von der Weidmann'schen Buchhandlung der Antrag, unsere unfreiwillige Muße auszufüllen und ein neues großes Wörterbuch der deutschen Sprache abzufassen.**)

Und so haben wir diesem traurigen Umstande doch wenigstens eine glückliche Folge zu verdanken; wir meinen das im Fortschreiten begriffene berühmte Werk:

1. Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Leipzig, Hirzel. 1852—59. Hoch 4. Jede Lieferung 20 Ngr.

Das Werk wird also, wie der Titel besagt, von den beiden Brüdern bearbeitet, deren Namen wir schon öfters auf dem Titel bedeutender Schriften (der „Deutschen Sagen", der „Kinder- und Hausmärchen") vereinigt gefunden haben. Doch ist dies nicht so zu verstehen, als ob beide jeden einzelnen Artikel gemeinschaftlich bearbeitet hätten; vielmehr haben sie sich zur Förderung der Arbeit in dieselbe getheilt, sodaß z. B. Jakob die Buchstaben A—C, Wilhelm die zwei oder drei folgenden übernimmt. Daß dagegen der Plan in seinem ganzen Umfange von ihnen gemeinschaftlich berathen und festgestellt worden ist, bedarf natürlich keiner ausdrücklichen Versicherung.

In der Einleitung, welche Jakob Grimm verfaßt hat und die so vortrefflich und inhaltreich ist, wie alle seine Vorreden, entwickelt er in 24 Abschnitten die Verhältnisse, die bei der Redaction des großen Werks zu berücksichtigen waren, und macht uns mit dem Standpunkt bekannt, den er und sein Bruder bei ihrer Arbeit genommen haben. Wir heben die wichtigsten hervor, oder vielmehr diejenigen, die uns zu Bemerkungen veranlassen.

„Wörterbuch", heißt es im ersten Abschnitt, „ist die alphabetische Verzeichnung der Wörter einer Sprache", und bald darauf heißt es weiter, daß ins Wörterbuch alle Wörter gehörten und gleichberechtigt darin seien. Wir müssen gestehen, daß uns in dem Wort „Wörterbuch" der Begriff der alphabetischen Anordnung nicht zu liegen scheint; „Wörterbuch" ist genau betrachtet nur die Verzeichnung der Wörter einer Sprache; die besondere Art der Anordnung ist keineswegs darunter verstanden, wenn auch die gewöhnliche und althergebrachte eben die alphabetische ist. Es scheint daher ungeeignet, aus dieser willkürlichen Begriffsbestimmung die Nothwendigkeit der alphabetischen Anordnung beweisen zu wollen. Ob sie wirklich die wahrhaft zweckmäßigste sei, darauf wollen wir weiter unten näher eingehen. Vorher wollen wir die andern oben mitgetheilten Behauptungen näher betrachten, daß ins Wörterbuch alle Wörter gehörten und alle gleichberechtigt zur Aufnahme seien, weil sich daran sogleich einige andere Punkte knüpfen lassen, die in den nachfolgenden Abschnitten der Einleitung besprochen werden. Daß diese Selbständigkeit ihre Grenzen hat, versteht sich von selbst und namentlich unterliegt es wol keinem Zweifel,

*) Im Jahre 1819 erschien der erste Theil der „Deutschen Grammatik", 1822 die zweite umgearbeitete Ausgabe derselben, 1826 der zweite Theil, 1828 die „Deutschen Rechtsalterthümer", 1830 der dritte Theil der „Grammatik", 1834 der „Reinhart Fuchs", 1835 die „Deutsche Mythologie", 1837 der vierte Theil der „Grammatik", 1838 „Lateinische Gedichte des 11. Jahrhunderts" (mit Schmeller), 1840 „Andreas und Elena", 1848 „Geschichte der deutschen Sprache", die zahlreichen Abhandlungen ungerechnet, die in den Schriften der berliner Akademie und an andern Orten veröffentlicht wurden.

**) Wir haben Obiges mit den eigenen Worten Jakob Grimm's mitgetheilt, weil ein darin vorkommender Ausdruck uns an eine Anekdote erinnerte, die zu den schmerzlichsten Betrachtungen Anlaß gibt. Im Jahre 1826 oder 1827 wurde in Göttingen ein „Stiefelfuchs" ins Gefängniß gebracht, weil er angeklagt war, wie schon früher zu wiederholten malen, so auch damals bei Gelegenheit eines Studentenduells falsch geschworen zu haben. Als ihn der Richter mit Entsetzen darüber zur Rede stellte, antwortete er: „Wozu sind denn die falschen Eide, wenn man sie nicht schwören soll?" Es scheint, daß diese Ansicht nicht blos unter dem gemeinsten und verdorbensten Pöbel weit verbreitet sei, denn wie wir wissen und Jakob Grimm zudem wieder berichtet, waren außer ihm und seinem Bruder nur wenige, die so naiv waren zu glauben, daß die Eide da seien, um gehalten zu werden. Sagt doch der Dichter, das Volk bedürfe eines Mannes,

> . . . . welcher erzählt, wie schnell
> Zusagen wehn aus fürstlichem Mund, und ach!
> Gleich schnell verweht sind, wie man Schwüre
> Bricht in der Nähe des Pols und südwärts.

ß das Niederdeutsche ganz ausgeschlossen werden muß er nur insofern aufgenommen werden darf, als es in Schriftsprache übergegangen ist. Vielleicht hat das rterbuch darin doch zu wenig gethan, wie wir weiter ten berühren werden. Wenn das Niederdeutsche an sich s im allgemeinen ausgeschlossen werden mußte, so ist dagegen unerlaßlich, die oberdeutschen Mundarten in das reich des Wörterbuchs zu ziehen, theils weil sie die näch- Quellen des Hochdeutschen sind, aus denen dieses sich mer neue Nahrung holt, theils weil die oberdeutschen ndarten, insbesondere die schweizerische, sich niemals Rechts begeben haben, selbständig aufzutreten. Die weizerische Sprache ist mehr als ein bloßer Dialekt, es schon aus der Freiheit des Volks sich begreifen t. Von jeher sind aus der Schweiz wirksame Bücher vorgegangen, denen ein Theil ihres Reizes schwände, m die leisere oder stärkere Zuthat aus der heimischen rache fehlte. Auch der elsassischen, alemannischen oder wäbischen Volkssprache, wie vorzüglich Hebel dargethan, steht des Lieblichen und Wohlgefälligen noch viel zu bote. Von allen diesen Volksmundarten kann jedoch t unmittelbar, das heißt ohne Ausgleichung ihres Ab- des im Laut, mit dem oft ein Theil ihrer Anmuth geht, erborgt werden.

Es ist ferner ein ganz richtiger Grundsatz, daß das rterbuch die ganze Zeit des Neuhochdeutschen umfassen ß. Das Wörterbuch hat vor allem die Aufgabe, das ständniß der ganzen Sprache und der ganzen Literatur eröffnen, es muß daher auch solche Wörter aufnehmen, che im Laufe der Zeit außer Uebung und Gebrauch ommen sind. Solcher Wörter finden sich noch bei Wie- , um wie viel mehr bei den frühern Schriftstellern, den Schlesiern, bei Fischart, bei Luther! Wollte man sie aus dem bloßen Grunde ausscheiden, daß sie jetzt nicht r im Gebrauch sind, so würde das Wörterbuch seiner bezeichneten Aufgabe nicht entsprechen. Grimm geht igens nicht blos bis auf Luther zurück, sondern zieht , und zwar mit vollem Recht, diejenigen Schriftsteller, he vor ihm lebten, aber schon das Gepräge des Neu- deutschen tragen, in den Kreis seiner Untersuchungen; entlich führt er Steinhövel, Albrecht von Eib, Niklas Wile, Kaisersberg, Pauli, Sebastian Brant u. a. als e an, deren Werke benutzt worden sind.*) Es ist , wie ganz billig, das Mittelhochdeutsche nicht ganz geschlossen worden, ja selbst nicht einmal das Althoch- sche oder Gothische. Es mußte oft auf diese ältern nen der Sprache zurückgegangen werden, um der len und vollendetsten Gestalt eines Ausdrucks habhaft werden. Namentlich ist mittelhochdeutschen Beispielen n Lebendigkeit der Redensarten ein oft bedeutender m gegönnt worden. Die Einleitung meint, es könnte chem Leser dieser Beispiele allzu viel dünken. Wir

*) Obgleich in der Einleitung (S. XVIII) Niklas von Wile aus- ich mit genannt wird, so fehlt er merkwürdigerweise in dem nach- hen Verzeichniß der benutzten Quellen, und wir erinnern uns nicht, im Wörterbuch selbst eine einzige Stelle gefunden zu haben, lcher er erwähnt worden wäre.

sind im Gegentheil der Ansicht, es sei noch zu wenig gethan. Wenn das Wörterbuch auch auf das Neuhochdeutsche beschränkt ist und sein soll, und ebendeshalb keine Wörter aufnehmen darf, die in demselben nicht mehr vorkommen, so hat es ohne Zweifel doch die Aufgabe, die geschichtliche Entwickelung der einzelnen Wörter nachzuweisen, und zwar nicht blos in Bezug auf ihre Gestalt, sondern auch rücksichtlich ihrer Bedeutung. Es hätte unsers Bedünkens bei jedem Worte die Stelle angegeben werden sollen, in welcher es in einer bestimmten Bedeutung zuerst erscheint. Dies setzt freilich die Benutzung des gesammten Materials voraus, von den ersten Denkmalen der Sprache bis auf die neuesten Zeiten herab, und es ist begreiflich, daß dies von zwei, selbst den gelehrtesten Kennern der Sprache und Literatur mit Billigkeit auch dann nicht verlangt werden kann, wenn sie noch 50 oder 100 untergeordnete Mitarbeiter hätten. Aber daß die bezeichnete geschichtliche Entwickelung der Wörter nach Form und Bedeutung zu den wesentlichsten Erfordernissen eines Wörterbuchs gehört, wird wol niemand ableugnen. Es ist dies zum Beispiel wichtig, um ermessen zu können, ob eine besondere Bedeutung eines Worts ursprünglich deutsch ist oder nicht. So ist es, um ein Beispiel anzuführen, wol sicher, daß „Bett" schon früh in der Bedeutung von „Ehebett" vorkommt; aber wir möchten bezweifeln, daß die Redensarten „aus Einem Bette geboren" und „aus einem andern Bette", um Vollgeschwister und Halbgeschwister zu bezeichnen, ursprünglich deutsch seien. Wir erinnern uns nicht, das Wort in diesem Sinne jemals im Volke gehört zu haben, während die Ausdrücke le premier lit, le second lit, im Französischen, the second bed im Englischen gäng und gebe sind. Daß aber Goethe diesen Ausdruck in der „Iphigenia" gebraucht hat, ist noch kein Beweis, daß er wirklich deutsch ist, denn es ist bekannt, daß er öfters französische Wendungen gebrauchte; und wir müssen gestehen, daß die angeführten Redensarten immer einen fremdartigen Eindruck auf uns gemacht haben. Wir sind übrigens keineswegs der Meinung, daß diese Bedeutung des Worts im Wörterbuch nicht hätte angegeben werden sollen; sie mußte aufgenommen werden, selbst wenn es sich sonnenklar beweisen ließe, daß sie aus der Fremde herübergenommen sei, aus dem einfachen Grunde, weil sie bei Goethe vorkommt; aber ist sie wirklich fremd, so mußte es auch im Wörterbuch angegeben werden.

Was aber bei Goethe unerlaßlich ist, weil man verlangen muß, daß das Wörterbuch uns das Verständniß seiner Werke vollständig eröffne, das ist bei Schriftstellern untergeordnetern Ranges, namentlich der neuesten Zeit, weder nöthig noch erlaubt. Grimm hat dies sehr wohl gefühlt und daher diese auch ausgeschlossen. Dessenungeachtet hat er sehr viele Wörter aufgenommen, die uns der Aufnahme nicht würdig schienen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie fehlerhaft gebildet sind. Unsere Zeit ist an dergleichen fehlerhaften Wortbildungen bekanntlich sehr reich, und wer sich die Mühe geben wollte, könnte leicht ein langes Verzeichniß von solchen

zusammenstellen; man dürfte nur die Zeitungen und Zeitschriften, dann einige neue sogenannte geistreiche Schriftsteller lesen. Wäre ein solches Verzeichniß von Kakologien vielleicht recht angemessen, um die jüngern Schriftsteller zu warnen, so gehören sie dagegen auf keinen Fall in ein allgemeines Wörterbuch, oder sie müßten, wenn sie doch aufgenommen würden, unter kurzer Angabe des Grundes als fehlerhaft bezeichnet werden, selbst wenn sie sich bei guten, ja bei den besten Schriftstellern vorfinden. Denn dadurch, daß Goethe oder Schiller ein fehlerhaft gebildetes Wort gebrauchen, wird es noch nicht richtig. Grimm hat von dem Rechte des Tadels und der Verbesserung selbst hier und da Gebrauch gemacht, namentlich gegen Lessing, obgleich keineswegs immer mit Recht. Denn wir wagen es zu behaupten, er hat, genau betrachtet, kein sicheres Gefühl für Richtigkeit und ebenso wenig für Schönheit der Sprache. In seinen Schriften begegnen wir einer großen Umschau von entweder unrichtigen oder doch nicht schönen Wortformen. So liebt er namentlich Zusammensetzungen mit der Vorsilbe un und wir finden bei ihm die Wörter: ungut, unschön, unlustig, unschwer, unweise, unmerkwürdig, ungelungen, unfaul u. s. w. wie er denn freilich in der „Deutschen Grammatik (II, 779) ausdrücklich sagt, daß (wenigstens nach unserm heutigen Gefühl) theoretisch jedes Adjectiv durch ein vortretendes un seiner Bedeutung beraubt werden könne. Wollten wir dies auch zugeben, obgleich es gewiß nicht richtig ist, so träte doch der praktischen Anwendung dieses Satzes die Bemerkung entgegen, daß, wie die Sprache einerseits danach ringt, für jeden besondern Begriff sich einen besondern Ausdruck zu bilden, sie dagegen ebenso entschieden allen Ueberfluß abzuwerfen trachtet. Es ist dies eine Erscheinung, welche sie mit allen Organismen gemein hat. Wenn sie doch in einzelnen Fällen zwei Ausdrücke für denselben Begriff beibehält, z. B. bei Bett und Lager, Kopf und Haupt, Wald und Forst, Wiese und Aue u. s. w., so gibt sie denselben doch wenigstens verschiedene Anwendung, und weist den einen Ausdruck der Sprache der Poesie, den andern der Sprache der Prosa und des täglichen Lebens zu. Wo aber dies nicht der Fall ist, werden die überflüssigen Wörter von der Sprache ausgestoßen, und daher kommt es, daß viele Wörter im Laufe der Zeiten verschwunden sind, weil an ihre Stelle andere, vollkommen entsprechende getreten sind, und es drückt uns, daß man gegen den Entwickelungsgang der Sprache verfehle, wenn man sie wieder einführen will. Doch hat man wenigstens die Entschuldigung, daß sie einst wirklich im Gebrauch waren und regelmäßig sowie rhythmisch schön gebildet sind. Ganz anders verhält es sich aber mit dem Ueberfluß, den man der Sprache erst aufzwingen will; es verdienen solche Wörter um so weniger Entschuldigung, als sie meist auch gegen die Gesetze der Sprache gebildet sind, und wir sind überzeugt, daß Ausdrücke, wie die oben angegebenen mit un zusammengesetzten Wörter jedem, der ein richtiges Gefühl hat, fremd und ungenehm antönen. Und dann, was soll eigentlich „unfaul" heißen? Entweder bezeichnet die Vorsilbe un eine Verneinung, dann hat aber insgemein das Adjectiv den Ton (wie in: unglaublich, undenkbar, untröstlich) und wenn „unfaul" soviel heißen soll als nicht faul, so müßte es gelesen werden „unfaul", was aber gewiß niemand zu thun beifällt. Oder die Vorsilbe un, wenn sie den Ton hat, bezeichnet vorzüglich das Gegentheil des im Adjectiv ausgedrückten Begriffs, wie in ungerecht, unedel, undankbar u. s. w. Wenn aber schon Wörter vorhanden sind, welche diesen Gegensatz ausdrücken, wozu dann noch ein neues, weniger kräftiges bilden, das zudem nicht schön lautet? Wozu Wörter, wie: unschön, unschwer, unleicht, unfaul, da wir schon die guten häßlich, leicht, schwer, fleißig, besitzen? Allerdings wird die Vorsilbe un auch gebraucht, um den Begriff des Gegensatzes zu mildern, und man sagt aus diesem Grunde: unsanft, unklar, unwahr, obgleich die Sprache die Wörter: hart, dunkel, falsch darbietet. Allein dies kann eben nur geschehen, wenn der Begriff an sich eine solche Milderung zuläßt. Man kann wol den Begriff „faul" mildern, und daher „unfleißig" sagen, aber nicht den Begriff „fleißig", daher „unfaul" eine Wortbildung ist, die sich durch nichts rechtfertigen läßt.

Die deutsche Sprache hat durch die Leichtigkeit, neue Wortformen zu bilden, einen großen Vorzug vor den andern neuern Sprachen; allein dieser Vorzug gereicht ihr oft zum Verderben, weil er oft misbraucht wird, und jeder, der die Feder in die Hand nimmt, sich berufen glaubt, dieselbe mit eigenen Producten zu bereichern. Aber wenn man der Sache näher auf die Spur geht, so bemerkt man bald, daß diesen Wortbildungen gewöhnlich ganz etwas anderes zu Grunde liegt, nämlich die Unkenntniß der Sprache, die Unfähigkeit, bestimmte Begriffe durch die schon vorhandenen Wörter auszudrücken. Statt nun dem Worte nachzuspüren, das sich nicht sogleich darbietet, machen es sich die neumodischen Herren bequem und klecksen ein selbstfabricirtes hin, auf das sie gewöhnlich mit um so größerm Stolze schauen, je barocker es erscheint oder lautet. Neben der Unkenntniß des Sprachschatzes veranlaßt auch die Unklarheit des Denkens sehr häufig neue Wortbildungen. Weil die Begriffe dunkel und trüb sind, oder hin- und herschwanken, so können sich natürlich auch keine festen, scharf bezeichnenden Ausdrücke darbieten, und man nimmt daher seine Zuflucht zu neuen Bildungen, die ebenso dunkel, trüb, schwankend und schief sind. Jedes gute Wort muß auch dann verstanden werden können, wenn es allein ausgesprochen wird oder geschrieben steht, jedes gutgebildete und in den allgemeinen Sprachschatz aufgenommene Wort wird zu jeder Zeit einen festen, bestimmten Begriff erwecken, wenn man es auch außer allem Zusammenhang mit andern Wörtern hört oder liest, eine Wahrheit, die dadurch nicht aufgehoben wird, daß ein Wort verschiedene Bedeutungen haben kann, die meist erst aus dem Zusammenhang zu ermitteln sind. Die neugebildeten Wörter, von denen wir reden, sind dagegen gewöhnlich unverständlich. Wer versteht z. B. die Wörter: Vorerstigkeit, Beispielhaftigkeit, Urthümlichkeit, Unzukommlichkeit, Misnahme u. dgl. m.? Diese finden

ſich, andere häßliche und harte Wortbildungen ungerechnet, wie: Jetztſprache, fremdſprachig, Auseinanderentwickelung, Mundartlichkeiten, bei Wurm, der doch ſelbſt die Grimm wegen ihrer „unſchönen" Sprache tadelte. Er wird aber dieſe Wörter hoffentlich ebenſo wenig in ſein Wörterbuch aufnehmen, als Grimm ſein „Anderheit" aufgenommen hat. Aber wie dieſe, ſo müſſen entſchieden auch alle falſchen oder ſchielenden Wortbildungen ausgeſchieden werden, die ſich bei neuern Schriftſtellern vorfinden.

Wir gehen zu einem andern Punkte über. Es iſt ſchon oben angedeutet worden, daß Grimm aus ſeiner Definition des Begriffs „Wörterbuch" die Nothwendigkeit der alphabetiſchen Anordnung deſſelben folgerte; wir haben aber ebenfalls ſchon bemerkt, daß wir dieſe Folgerung nicht gutheißen können. Später fügt Grimm noch folgende tiefer eingehende Bemerkung hinzu (S. II):

> Verderblicher den Zwecken und Abſichten des Wörterbuchs entgegen wirkt aber keine unter allen Ordnungen, als die nach Wurzeln, denen unmittelbar das abgeleitete und zuſammengeſetzte Wort angeſchloſſen zu werden pflegt.... Der Etymologie auch im Wörterbuch nachzuhängen iſt natürlich und unvermeidlich; da ſie aber, in fortſchreitender Bewegung begriffen, die Kunde der Wurzeln allenthalben erweitert und ermäßigt, darf die Folge der Wörter nicht durch ſie getrübt werden; jeder etymologiſchen Auskunft auf dem Fuße hätten ſonſt Abänderungen einzutreten und in den Wörterbüchern wäre kein Wort mehr ſeines Platzes ſicher.

Die letzte Bemerkung ſcheint allerdings ſchlagend, aber ſie ſcheint auch nur ſo. Bei genauerer Betrachtung des Sachverhältniſſes ergibt ſich, daß die in den oben angeführten Zeilen ausgeſprochene Furcht nicht in dem Maße begründet iſt, als man erwarten ſollte. Bei einem etymologiſchen Wörterbuch kann es ſich nämlich nicht darum handeln, die einzelnen Wörter unter ihre Urwurzeln (wenn ich mich ſo ausdrücken darf) zuſammenzuſtellen, und z. B. Bau, Bauer, Baum, (ich) bin unter die nämliche Rubrik zuſammenzufaſſen, weil ſie offenbar einen und denſelben Urſprung haben, einen Urſprung, den man nur aus der Vergleichung mit andern ſtammverwandten Sprachen erkennen kann. Wollte man überall auf die Urwurzeln zurückgehen, ſo würde allerdings das Wörterbuch kaum für den Gelehrteſten brauchbar werden, weil dieſer im ganzen außerordentlich wenig ſind, und eine und dieſelbe Urwurzel mit einem ſolchen Ballaſt beſchwert würde, daß es nicht möglich wäre, denſelben zu bewältigen. Auch iſt die etymologiſche Kenntniß, inſofern ſie die Urwurzeln der Wörter betrifft, noch ſehr beſchränkt, wie man ſich aus dem „Deutſchen Wörterbuch" ſelbſt überzeugen kann, und jeder Tag bringt, wie Grimm mit Recht bemerkt, neues Licht, freilich aber oft auch neues Dunkel; es würde daher, wenn man ein Wörterbuch nach einem ſolchen Syſteme einrichten wollte, allerdings dazu kommen, daß kein Wort ſeines Platzes ſicher wäre. Allein ein ſolches Ungeheuer zu ſchaffen, wird wol nicht leicht jemand einfallen. Ein anderes iſt es aber, das Wörterbuch nach denjenigen Wörtern anzuordnen, die zwar nicht Urwurzeln ſind, aber doch als Wurzelwörter für eine Reihe anderer, die von ihnen abgeleitet worden ſind, betrachtet werden können. Allerdings werden auf dieſe Weiſe Wörter als ſelbſtändige Wurzeln erſcheinen, die alle ſelbſt von einer Urwurzel abſtammen; aber der Nachtheil, der daraus entſtehen möchte, iſt ſehr gering, da man über dieſe Urwurzel gewöhnlich ſehr im Dunkel iſt, und man gar manche halsbrechende Erklärungen vornehmen muß, um zu irgendeinem Reſultat zu gelangen, das am Ende doch nicht befriedigt, wie man ſich aus dem Grimm'ſchen Wörterbuch beinahe auf jeder Seite überzeugen kann. Auf dem angedeuteten Wege wird aber die befürchtete Ungewißheit nicht eintreten, und es wird kaum vorkommen, daß durch ſpätere Forſchungen ein Wort den ihm im Wörterbuch angewieſenen Platz verändern müßte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſprachvergleichende Etymologen nicht ausgeſchloſſen ſind, und es können dieſelben ebenſo gut, ja noch viel beſſer angebracht werden, als bei der alphabetiſchen Anordnung. Man verliert alſo auf dieſem Wege gar nichts, aber was man gewinnt, iſt ſehr bedeutend.

Grimm ſetzt ſchön auseinander, wie das Wörterbuch zum trefflichen und wirklich fördernden Leſe- und Hausbuch werden könne. Er ſagt:

> Warum ſollte ſich nicht der Vater ein paar Wörter ausheben und ſie abends mit den Knaben durchgehen, und zugleich ihre Sprachgabe prüfen und die eigene anfriſchen? Frauen, mit ihrem geſunden Mutterwitz und im Gedächtniß gute Sprüche bewahrend tragen oft wahre Begierde, ihr unverdorbenes Sprachgefühl zu üben, vor die Kiſten und Käſten zu treten, aus denen wie gefaltete Leinwand lautere Wörter ihnen entgegenquellen: ein Wort, ein Reim führt dann auf andere, und ſie kehren öfter zurück und heben den Deckel von neuem.

Ganz richtig und ſchön; aber, fragen wir, wird ein nach der Verwandtſchaft der Wörter geordnetes Wörterbuch in dieſer Beziehung nicht noch weit größere Dienſte leiſten, als ein alphabetiſches? Gerade dadurch, daß man dem Knaben zeigt, wie die Begriffe ſich auseinander entwickeln, wie die Sprache, den Begriffen folgend, dieſelben durch Ableitung oder Zuſammenſetzung auszudrücken ſucht und hierbei ſtets geſetzmäßig verfährt, gerade dadurch wird das Sprachgefühl am ſchärfſten und ſicherſten ausgebildet, und der Knabe zugleich auf leichte und natürliche Weiſe mit einer Menge von Begriffen und mit einem reichen Wörterſchatz bekannt gemacht, während man bei Gebrauch eines alphabetiſchen Wörterbuchs entweder bei einem Worte ſtehen bleibt oder es dem Zufall anheimgeben muß, welche andere Wörter herbeigezogen werden ſollen.

Man behauptet allerdings, daß bei der etymologiſchen Anordnung das Auffinden der Wörter mit Schwierigkeiten verbunden ſei, indem nicht jeder immer wiſſe, unter welcher Wurzel er ein beſonderes Wort aufzuſuchen habe. Allein dem iſt durch ein Regiſter am Ende des Werks oder noch beſſer dadurch abzuhelfen, daß jedes Wort an der ihm zukommenden Stelle in kleiner Schrift angeführt und von der nöthigen Verweiſung begleitet werde. Wenn auch dadurch vier bis ſechs Bogen mehr nöthig werden, ſo iſt dies ein kleiner Uebelſtand, der gar nicht in Anſchlag zu bringen iſt; und am Ende wird

nicht einmal mehr Raum erfordert, da bei der etymologischen Anordnung auf andere Weise vielleicht noch mehr Raum erspart werden kann.

Was Grimm in der Einleitung über die Aufnahme der Fremdwörter sagt, ist ganz richtig. Solche, die sich der Deutsche mundgerecht gemacht hat und die von männiglich verstanden werden, können unmöglich aus dem Wörterbuch wegfallen. Sie haben vollkommenes Bürgerrecht erworben. Alle Wörter, die nicht zu dieser Gattung gehören, sollten eigentlich vollkommen ausgeschlossen bleiben; allein es sind sehr viele fremde Wörter, für welche die deutsche Sprache keine entsprechenden Ausdrücke hat, und diese können nicht ausgeschlossen bleiben. Dagegen muß allen denen, die nicht unbedingt nothwendig sind, die Aufnahme entschieden verweigert werden, „das Wörterbuch soll der Ausländerei und Sprachmengung keinen Vorschub, sondern will ihr allen redlichen Abbruch thun". Es ist begreiflich, daß viele die Aufnahme sämmtlicher gebräuchlicher Fremdwörter wünschen, weil sie deren Verdolmetschung bedürfen; allein ein Wörterbuch, das sich die Entwickelung und Befestigung des Sprachgefühls zur Aufgabe macht — und jedes sollte diesen Zweck haben — würde sich selbst entgegenarbeiten, es würde, um unsern Gedanken noch entschiedener auszudrücken, sich selbst herabwürdigen, wenn es zugleich die Aufgabe eines sogenannten „Fremdwörterbuchs" übernehmen wollte.

Das Wörterbuch hat ferner die Eigennamen grundsätzlich ausgeschlossen; es könnten Zweifel obwalten, ob die von den Verfassern angegebenen Gründe durchgehends stichhaltig sind; doch würde uns die Besprechung dieses Gegenstandes zu weit führen, als daß wir uns in dieselbe einlassen könnten. Ein wesentlicher Vorzug des Werks ist es aber, daß die Sprache der Hirten, Jäger, Vogelsteller, Fischer u. s. w., überhaupt aller besondern Berufsarten mit Vorliebe behandelt worden ist, besonders derjenigen Stände, die in der freien Natur und mit ihr leben. Bei ihnen findet sich eine Fülle schöner, kräftiger und lebensvoller Ausdrücke, aus denen die Schriftsprache manche treffliche Ausbeute gewinnen kann. Mit der Sprache der Schiffer hat es jedoch eine eigene Bewandtniß. Da nämlich infolge der örtlichen Verhältnisse die Schiffahrt sich nur im Norden im höhern Maße entwickeln konnte, so folgt nothwendig daraus, daß fast alle Wörter, die sich auf dieselbe beziehen, niederdeutsch oder auch niederländisch sind. Nun ist aber das Niederdeutsche aus dem Wörterbuch ausgeschlossen, und so folgt daraus, daß auch die niederdeutschen Ausdrücke für Schiffer- und Seemannsverhältnisse wegfallen mußten. Diese bieten aber einen so reichen und unbekannten Schatz, daß man sich wol fragen darf, ob die Verfasser gut daran gethan haben, auch in diesem Fall auf ihrem Grundsatz zu beharren, und ob es nicht ein Mittel gegeben hätte, diesen Schatz herbeizuziehen, ohne den Rechten der hochdeutschen Sprache nahe zu treten. Es leuchtet von selbst ein, daß durch den Ausschluß der seemännischen Ausdrücke eine ganze und wichtige Seite des Volkslebens ihre Vertretung verliert, und daß die Sprache selbst eine beklagenswerthe Lücke darbietet, wenn sie diese Seite nicht darzustellen vermag. Man wird bei allem sonst wohlbegründeten Stolz auf dieselbe doch mit Beschämung gestehen müssen, daß sie in dieser Beziehung allen übrigen europäischen, ja selbst den Sprachen der schiffahrttreibenden Völker anderer Welttheile nachstehe. Und es ist diese Lücke um so trauriger, als die deutsche Sprache in ihrer Gesammtheit doch reichliche Mittel darbietet, diese Lücke auszufüllen. Nun ist es zwar sicher, daß niederdeutsche Formen im Wörterbuch keine Stelle finden können, und daß man dieselben, wenn sie auch aufgenommen wären, nicht gebrauchen dürfte, weil das Hochdeutsche durch Einmischung solcher Formen verunstaltet würde.*) Allein es läßt sich jeder niederdeutschen Form leicht eine hochdeutsche Gestaltung geben, und es fragt sich daher, ob der Verfasser eines Wörterbuchs nicht das Recht habe das zu thun, was z. B. Schiller mit schweizerischen Provinzialismen gethan hat. So sehr wir uns gegen unberufene Bildung neuer Wörter erklären müssen, so ist hier offenbar ein anderes Verhältniß. Die Uebertragung eines mundartlichen Ausdrucks in das Hochdeutsche ist in der That keine neue Wortbildung; das Wort ist schon vorhanden, ist vom Volke geschaffen und daher richtig und gut; bei der Uebertragung der Dialektform in die hochdeutsche befolgt man nur den Gang, der von jeher eingeschlagen wurde, um die Lücken der Schriftsprache auszufüllen. Aber bei alledem sind wir doch der Ansicht, daß der Verfasser eines Wörterbuchs seine Befugniß überschreiten würde, wenn er willkürlich mundartliche Ausdrücke auf diese Weise in das Hochdeutsche übertragen und in der von ihm gebildeten Form aufnehmen wollte. Dagegen glauben wir, daß sich ihm andere Mittel darbieten, den Zweck zu erreichen. Erstens möchten wir glauben, daß in den größern Seestädten manche seemännische Ausdrücke im Munde der Gebildeten schon hochdeutsche Formen angenommen haben, und es wäre jedenfalls der Nachforschung werth, ob sich in Hamburg, Bremen, Danzig, Königsberg u. s. w. nichts gewinnen ließe. Zweitens wären die hochdeutschen Werke niederdeutscher Schriftsteller in dieser Rücksicht genau zu untersuchen, namentlich solche, die nach ihrem Inhalte schon erwarten lassen, daß sich seemännische Ausdrücke darin finden. Und drittens endlich sollten die Uebersetzungen englischer und französischer Seeromane benutzt werden, die nothwendig eine reiche Ausbeute gewähren müssen, wobei freilich große Vorsicht zu gebrauchen wäre, da unsere deutschen Uebersetzer es im Durchschnitt mit der Sprache selten genau nehmen.

Von geringerm Nutzen und Ergiebigkeit als die Sprache der gewerbetreibenden Stände sind die Werke der Gelehrten. Was die Einleitung hierüber sagt, ist zu bedeutsam, als daß wir die Stelle nicht vollständig mittheilen sollten:

*) Es ist aber doch merkwürdig, daß sich kaum ein Schriftsteller erlauben würde, eine niederdeutsche Form zu gebrauchen, während er auf der andern Seite auch kaum einen Bedenken trägt, sich fremder Wörter bis zum Uebermaß zu bedienen, obgleich eine niederdeutsche Form dem Hochdeutschen immerhin angemessener ist, als eine französische.

In unsern gelehrten Ständen als solchen wohnt heute keine genthümliche Uebung und Ausbildung deutscher Sprache mehr. ie geistliche Beredsamkeit steht ganz unter dem Gesetz des llgemeinen Fortschritts der Sprache überhaupt und hat sich selbst Sprüchen und Gesängen ihrer alten Kraft meistens entäußert. och dauert unter Geistlichen der protestantischen wie katholischen irche eine löbliche Neigung, auf die Volkssprache zu achten d sie zu sammeln. Bei den Rechtsgelehrten sind fast alle puren einer noch bis ins 15. und 16. Jahrhundert lebendigen, etzt in den Formularen und Rhetoriken niedergelegten Ueber- ieferung der alten reichen Gerichtssprache getilgt; die gegen- ärtige Rechtssprache erscheint ungesund und saftlos, mit römi- er Terminologie hart überladen. Lange Zeit hindurch hatte n Stand dem Anbau der deutschen Sprache stärker angehangen, s die Aerzte, sei es, daß die heimische Benennung der Krank- iten oder der Heilmittel, voraus aller Kräuter und Thiere, dazu anregte. Angenehm fällt es auf, daß seit Erfindung r Druckerei hauptsächlich Aerzte der Verdeutschung fremder cher oblagen (man denke an Steinhövel, Wiesung u. a.), Konrad Gesner auf das Deutsche drang und Paracelsus des utschen mächtig war. Die Verfasser unserer ältesten Wörter- cher waren Aerzte oder Naturforscher: Dasypodius, Hanisch, inbach und Frisch. Ettner, ein augsburger Arzt, führt in nen beliebten Schriften mitten in die zwar steif und machtlos wordene, doch noch mancher alter Wörter mächtige Sprache 17. Jahrhunderts fast am getreuesten ein. Heute wie sonst nen Aerzte durch ihren regen Verkehr mit Menschen aller t, von denen sie die natürlichsten Dinge hören, den Umfang Sprache genau erkunden und an der einfachen Darstellung Hippokrates sich ein Muster nehmen, wie man Krankheiten die Kunst und zugleich für das Leben lehrreich erzählen müsse. ch weiß ich kein Beispiel eines Sprachforschers unter ihnen den letzten hundert Jahren.*) Nur die Chemie kauder- lscht in Latein und Deutsch, aber in Liebig's Munde wird sprachgewaltig. Den Philosophen, welche sich des innigen sammenhangs der Vorstellungen mit den Worten bewußt sind, t es nahe, in das Geheimniß der Sprache einzusenken; doch chst ihnen die Gewandtheit mehr von innen und haftet zu r in der Besonderheit ihrer eigenen Natur, als daß sie des gebrachten Sprachgebrauchs eingedenk blieben, von dem sie edenklich und oft wieder abweichen. Auf ihn unter allen scheint n die meiste Rücksicht zu nehmen, dessen lebendige Ausdrucks- se darum, insofern sie dem Gebiet der deutschen Sprache imfällt, das Wörterbuch aufzufassen nicht unterlassen hat.

Im Quellenverzeichniß sind nebst Kant auch Schelling d Fichte als benutzt angegeben und wirklich auch ziem- oft benutzt worden; dagegen fehlt Hegel in der Liste benutzten Schriftsteller, und es ist dies eine stillschwei- de Misbilligung der Sprache dieses Philosophen, die nicht überall Anklang finden wird, obgleich sie ge- berechtigt ist. Daß Krause nicht benutzt worden ist, hte schwer zu rechtfertigen sein, da sich in dessen Wer- bei vielen gewagten oder fehlerhaften und geschmack- n Wortbildungen auch manche gute finden.

In Bezug auf die Wahl der Quellen, aus denen sie zugsweise schöpften, haben die Verfasser den ganz tigen Grundsatz aufgefaßt, vorab die mächtigsten und altigsten Zeugen der Sprache zu benutzen, als welche Kaisersberg, Luther, Hans Sachs, Fischart und Goethe ichnen. Das der Einleitung beigefügte Verzeichniß benutzten Quellen ist sehr reichhaltig und nennt manche riften, die sonst wenig oder gar nicht bekannt sind, aber mit Beziehung auf die Sprache allerdings Berücksichtigung verdienten. Dagegen finden wir manche Namen nicht, die unsers Bedünkens nicht hätten übergangen werden sollen. Wir erwähnen nur folgende: Novalis-Hardenberg, der unter den Romantikern einen bedeutenden Rang behauptet, den alten Vater Jahn, dessen „Deutsches Volksthum" auch für die Sprache der Zeit wichtig ist und manche Ausbeute gewährt, Iffland und Raupach, die wol ebenso gut auch Berücksichtigung verdient hätten als Kotzebue, den Liederdichter Albertini, der für die in der Brüdergemeine herrschende Sprache nicht ohne Wichtigkeit ist. Auch noch andere hätten wol mehr oder weniger Berücksichtigung verdient, so unter den ältern J. Arnd, Albrecht Dürer, die Uebersetzungen von Mendeville's Reise, Breydenbach, Rist, Zesen, dann die Mystiker Knorr von Rosenroth und Quirinus Kuhlmann, die Dichter Geeslinger und Schwieger; aus dem vorigen Jahrhundert insbesondere Denis, Drollinger, die Prosaiker Iselin und die beiden Moser, die Liederdichter Tersteegen, Zinzendorf und Schmolke, der Philosoph Wolff, der Pädagog Basedow, die Geistlichen Spener, Spalding, Zollikofer, der Biograph Sturz u. a. Unter den Neuern die Dialektdichter Arnold und Grübel, der Grammatiker Bernhardi, die Liederdichter Chamisso, Hölderlin, Fouqué, Kerner, Schwab, E. Schulze, der Kanzelredner Reinhard, der Aesthetiker Solger, der Philosoph Reinhold u. s. w.

Die Definitionen, welche bei vielen Wörtern von großer Wichtigkeit, bei andern ohne allen Werth sind, weil ihre Bedeutung so klar ist, daß sie nicht erst erklärt zu werden braucht, sind in lateinischer Sprache beigefügt. Jakob Grimm, der die Einleitung geschrieben hat, fühlt selbst, daß diese Methode Bedenken erregen muß. Alle neuern Wörterbücher haben diesen früher allgemeinen Gebrauch verlassen, sagt er, nur der einzige Boiste hat ihn wieder eingeführt. Allein auf diesen kann man sich wol am wenigsten berufen, da in einem französischen Wörterbuch die Beifügung des lateinischen Ausdrucks eine ganz andere Bedeutung hat als bei einem deutschen. Dort hat das lateinische Wort weniger den Zweck, das französische zu erklären, als dessen Abstammung nachzuweisen, was bei einem deutschen Wörterbuch natürlich nicht der Fall ist. Wir wissen, daß die Verfasser vorab wünschen, es möchte ihr Werk ein Familien- und Hausbuch werden; es ist daher nicht blos für Gelehrte bestimmt. Was soll aber den Ungelehrten die lateinische Definition? Wenn sie aber für diesen rein nutzlos ist, so erscheint sie als ganz überflüssig für die Gelehrten, welche das Wort gewiß auch ohne den lateinischen Beisatz verstehen. Sollte man dies aber bestreiten, und behaupten wollen, daß selbst Gelehrte in häufigen Fällen das Wort ohne Erklärung nicht sicher verstehen, dann stellt sich der Gebrauch der lateinischen Sprache den Ungelehrten gegenüber als ganz ungeeignet dar, weil man ihnen etwas zumuthet, was man den Gelehrten nicht zuzumuthen wagt. Noch bedenklicher erscheint die Sache, wenn man die weitere Bemerkung liest, daß das Latein dem deutschen Wort nicht ganz entsprechen und dessen Erklärung nicht erschöpfen könne, was am besten

Der Grammatiker Karl Ferdinand Becker war ein Arzt, wenn nicht irren.

durch die nachfolgende deutsche Erklärung geschehe. Wozu also überhaupt das Lateinische? Die Einleitung sagt, daß wenn man zu dem Worte „Tisch" das lateinische mensa setze, vorläufig genug gethan sei, und daß die folgende (deutsche) Abhandlung geben müsse, was weiter zu sagen sei. Wir glauben einfach, es sei nicht blos genug, sondern zu viel gethan, weil die Beifügung des mensa ohne allen Werth und Nutzen ist. Wer nicht weiß, was ein Tisch ist, ohne daß das entsprechende lateinische Wort beigefügt werde, wird es auch mit diesem Zusatz nicht wissen. Es gibt Wörter, deren Bedeutung so ganz klar vorliegt, daß es beinahe lächerlich wird, sie erklären zu wollen. Grimm nennt Definitionen wie folgende: „Hand. Der äußerste Theil des Arms am menschlichen Leib von dem Ende des Elnbogenbeins bis zu den Fingerspitzen mit Einschluß derselben", mit Recht ein langweiliges Geschlepp, und fügt mit eben solchem Recht hinzu, daß sie wol in die besondern Wissenschaften, aber nicht in das Wörterbuch gehören. Lateinische Erklärungen würden höchstens bei obscönen Wörtern zu rechtfertigen sein, obgleich sie auch da keineswegs nöthig sind. Uebrigens sind, was wir beifügen müssen, die Definitionen des Wörterbuchs keineswegs immer lateinisch, sondern sie erscheinen oft in andern Sprachen, französisch, englisch und deutsch. Auch ist nicht jedes Wort von einer Definition begleitet, und hier fällt die Wahrnehmung auf, daß die Erklärung häufig gegeben ist, wo sie in keiner Weise als nöthig erscheint, öfters dagegen bei Wörtern fehlt, die ihrer gewiß bedürften. So ist das Wort „Beckenförmig" durch den Zusatz „wie ein Becken gestaltet", erklärt, wogegen das gleich darauffolgende „Beckenhöhle" jeder Erklärung entbehrt, ob es gleich einer solchen wol bedurft hätte. Wir könnten eine ziemlich große Reihe ähnlicher Beispiele anführen, doch genügt das angegebene, um die Sache selbst in ihr richtiges Licht zu stellen.

Einer der wichtigsten Punkte ist die Entwickelung der verschiedenen Bedeutungen, welche ein Wort haben kann. Es kann kein Zweifel sein, daß die sinnliche Bedeutung immer die ursprüngliche ist und daß die geistigen oder abgezogenen sich aus jener entwickelt haben. Die Verfasser haben sich daher mit vollkommenem Rechte bestrebt, die sinnlichen Bedeutungen anzugeben und voranzustellen. Freilich ließ sich dies nicht immer erreichen, da in manchen Wörtern, die wir als Wurzeln ansehen müssen, der sinnliche Gehalt nicht mehr deutlich vorliegt. Doch auch da, wo die sinnliche Bedeutung leichter erkannt wird, ist die Entwickelung der nachfolgenden Bedeutungen nicht ohne Schwierigkeit, und insbesondere ist es keine leichte Aufgabe den Stammbaum dieser Bedeutungen genau nachzuweisen. Es ist nicht genug, daß man erfahre, wie viel Bedeutungen ein Wort habe, es muß auch wo irgend möglich nachgewiesen werden, wie die eine in die andere übergegangen ist. Nur wenn das Wörterbuch dies klar und anschaulich zeigt, wird es zum wahren Verständniß der Sprache führen. In dieser Beziehung scheint uns das Wörterbuch am wenigsten zu leisten, und man darf nur das erste beste Wort aufschlagen, um sich davon zu überzeugen. Es ist selten möglich, sich ein Bild von d[er] allmählichen Entwickelung der Bedeutungen zu mach[en], da diese meistens ohne bestimmte Ordnung aneina[nder] gereiht sind. Oft ist diese Entwickelung allerdings ri[chtig] gegeben, aber sie tritt nicht genugsam hervor, sodaß [sie] nicht zum Bewußtsein des Lesers gelangt.

Der Abschnitt der Einleitung, welcher von der Wo[rt]forschung handelt, ist durchaus vortrefflich und lehrreich; doch ist er zu groß, als daß wir ihn mittheilen, [zu] inhaltvoll, als daß wir ihn in kurzen Zügen wiederge[ben] könnten, daher wir uns darauf beschränken müssen, un[sere] Leser auf denselben aufmerksam zu machen. Was [die] etymologischen Forschungen selbst betrifft, wie sie im Wö[r]terbuch vorliegen, so brauchen wir kaum zu erwähn[en], daß sie von ebenso großer Gelehrsamkeit als feinsinnig[em] Takt zeugen. Aber dabei können wir uns doch des E[in]drucks nicht erwehren, daß die vergleichende Etymolog[ie] so Großes auch schon geleistet worden ist, doch noch [viel] zu wünschen übrig läßt, um nur zu einer gewissen Si[cher]heit im ganzen und großen zu gelangen. Es herr[scht] in ihrer Behandlung offenbar noch zu viel Willkür. [Es] sind noch viele Gesetze nicht aufgefunden, die ohne Zw[eifel] der Abzweigung der Sprachen oder dem Uebergang [der] der einen in die andere zum Grunde liegen. Sola[nge] diese nicht aufgefunden sind, wird man oft im Dun[keln] tappen oder unvermeidliche Irrthümer begehen.

Es hat der Umstand, daß das Wörterbuch mit la[tei]nischen Lettern gedruckt ist und daß Grimm darin [...] seine eigenthümliche Orthographie beibehalten hat, [viel]fältig misfallen. Der Gegenstand ist an sich so wi[chtig], daß wir uns wol eine Zeit lang dabei aufhalten mü[ssen]. Wenn Grimm behauptet, daß erstens die lateinische Sc[hrift] viel schöner als die deutsche ist, und dann, daß die[se in] der That nur eine mönchische geschmacklose Verzerr[ung] der ersten ist, so hat er vollkommen recht. Ebenso [ist] er auch befugt, die Frage aufzustellen, warum man [nicht] zur ursprünglichen und schönern Schrift zurückkehren [soll], wenn dadurch zugleich viele äußere, die Leichtigkeit [und] Wohlfeilheit des Drucks befördernde Vortheile err[eicht] würden? Wir sind auch der Ueberzeugung, daß [die] lateinische Schrift in jeder Beziehung der deutschen [vor]zuziehen ist und daß sie mit der Zeit diese gewiß [ganz] verdrängen wird. Aber Grimm will nicht nur die la[tei]nische Schrift einführen, er will zugleich eine neue Or[tho]graphie begründen, die manches Willkürliche und [wir] möchten sagen Geschmacklose darbietet und der Oppo[sition] gegen die Schrift Kraft und Bedeutung gibt. Gr[imm] hat zwar vollkommen recht, wenn er behauptet, daß [die] Bezeichnung der Substantive durch große Buchstaben [in] nichts begründet sei; ja man könnte sogar behaupten, [daß], wenn man eine Wortart auf diese Weise auszeich[nen] wollte, dies nicht das Substantiv sein dürfte, sond[ern] das Verb, das in der Sprache eine bedeutsamere S[tel]lung hat als jenes. Allein es ist in der That ungerec[ht] irgendeine Wortart als solche durch die Schrift her[vor]heben zu wollen, da sie alle in der That ebenbürtig [sind] und nach Umständen bald diese bald jene in dem S[...]

wortlich. Dagegen verhält es sich mit einzelnen Wör-
n ganz anders; hier tritt wirklich das Bedürfniß sehr
ufig ein, sie auf irgendeine Weise auszuzeichnen, und
s kann allerdings am einfachsten dadurch geschehen, daß
m ihnen große Anfangsbuchstaben gibt. Diese sind in
: That auch auf diese Weise in Gebrauch gekommen.
den Druckwerken des 16. Jahrhunderts und auch früher
rden die bedeutsamsten Wörter eines Satzes auf diese
ise hervorgehoben, und zwar findet sich dies nicht blos
deutschen, sondern auch in französischen und englischen
rken. Die großen Anfangsbuchstaben zur ausschließ-
en Bezeichnung kamen erst später in Uebung, und zwar
olge eines zum Theil richtigen, zum Theil falschen
isonnements. Der Gebrauch der großen Buchstaben
te nämlich mit der Zeit immer mehr überhand genom-
, und es war darin eine wirklich nicht zu duldende
llkür eingetreten. Da kamen denn die Grammatiker
suchten diesem Misbrauch Schranken zu setzen. Diese
chstaben, sagten sie, sollen nur zur Hervorhebung der
eutendsten Wörter dienen, und da die Substantive die an-
n an Werth der Bedeutung übertreffen, so dürfen diese
ein mit großen Buchstaben geschrieben werden. Da
durch dem Misbrauch und der Willkür gesteuert und
festes, leicht zu behandelndes Gesetz aufgestellt wurde,
fand der Vorgang leicht Anklang, obgleich doch auch
zelne Schriftsteller lange widerstrebten. Entweder muß
a nun den einmal allgemein angenommenen Gebrauch
eine besondere Eigenthümlichkeit der deutschen Schrift
ahren, oder zu der ältern Weise zurückkehren. Die
ßen Anfangsbuchstaben ganz verbannen zu wollen, ist
t rathsam, weil man sich hierdurch eines leichten und
vollkommen genügenden Mittels beraubt, einzelne
rter hervorzuheben, eines Mittels, das auf jeden Fall
hmackvoller ist, als der Gebrauch der gesperrten, der
n oder der Cursivschrift, da diese einen ganz andern
rakter haben, als die gewöhnliche (deutsche oder latei-
he), und man diese zudem füglicher anwendet, um
rere zusammengehörende Wörter oder ganze Sätze
vorzuheben. Wie nothwendig aber die Auszeichnung
elner Wörter durch große Anfangsbuchstaben ist, erhellt
deutlich an einem Beispiele, das sich in dem „Deutschen
rterbuche“ findet, und schon von Wurm in der sogleich
esprechenden Schrift angeführt worden ist. Auf S. 337
t es nämlich:

der Sperling auf dem Dache sitzt
bei seiner trauten sie anitzt.

nbar wird man beim Lesen dieser Zeilen anstoßen,
wird sie nicht sogleich verstehen; man schreibe aber

der sperling auf dem dache sitzt
bei seiner trauten Sie anitzt, —

wird kein Zweifel über den Sinn obwalten können,
man wird sich überzeugen, daß die Schwierigkeit des
ständnisses nicht von dem Mangel der großen An-
sbuchstaben bei den Substantiven oder von der latei-
en Schrift, sondern nur davon herrührt, daß das
utsamste Wort durch die Schrift nicht hervorgehoben
Daß die Cursivschrift in solchen Fällen den Zweck
nicht erreicht, wird man bald erkennen, wenn man das
Wort „Sie“ in derselben geben wollte:

der Sperling auf dem Dache sitzt
bei seiner trauten *sie* anitzt.

Vielmehr würde der Gebrauch dieser Schrift unsers Be-
dünkens das Verständniß nur noch erschweren.

Ganz unverantwortlich scheint uns aber der Nicht-
gebrauch der großen Buchstaben am Anfange der Sätze;
der bloße, so leicht zu übersehende Punkt genügt lange
nicht, um die so nothwendige Trennung derselben zu be-
zeichnen. Alle civilisirten Völker, selbst diejenigen, welche
im Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben sehr mäßig
sind, gebrauchen sie in diesem Falle. Ganz natürlich:
das Auge will ein bestimmtes, scharf hervortretendes Zeichen
haben, an welchem es erkennt, daß ein Satz aufhört oder
ein neuer beginnt. Und worauf gründet sich das System
Grimm's? Es läßt sich offenbar kein anderer Grund
angeben, als daß die Mönche in ihren Abschriften der
alten Bücher, wie überhaupt keine Anfangsbuchstaben, so
auch keine nach einem Punkte machten, die nämlichen
Mönche, die er wegen ihrer geschnörkelten und geschmack-
losen Schrift so hart tadelt!

Was die Rechtschreibung insbesondere betrifft, so ist
bekannt, daß Grimm ein auf die Etymologie und die alte
Rechtschreibung gebautes System aufgestellt hat. Im
ganzen ist dieses System allerdings richtig, allein es ist
eine andere Frage, ob es sich mit Rücksicht auf die jetzige
Gestaltung der Sprache vollständig durchführen läßt. Die
Besprechung dieser Frage würde uns jedoch zu weit führen,
und wir müssen für diesmal darauf verzichten, auf die-
selbe einzugehen, vielleicht zeigt sich einmal eine gün-
stigere Gelegenheit, darauf zurückzukommen.

Wir haben gesehen, daß bei der großen Vortrefflich-
keit des „Deutschen Wörterbuch“ doch mancherlei Bedenken
gegen dessen Ausführung rege werden müssen. Es ist
daher begreiflich, daß das großartige Werk schon bei sei-
nem Beginn Anfechtungen erleiden mußte. Schon nach
Veröffentlichung der zwei oder drei ersten Lieferungen
erschienen zwei Schriften, welche dieselben einer scharfen
Beurtheilung unterwerfen:

2. Zur Beurtheilung des deutschen Wörterbuchs von Jakob und Wilhelm Grimm, zugleich ein Beitrag zur deutschen Lexikographie von Wurm. München, Franz. 1858. 4. 4 Ngr.

3. Das deutsche Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm, kritisch beleuchtet von Daniel Sanders. Zwei Hefte. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1852—53. 8. 1 Thlr.

Hieran schloß sich demnächst ein sogleich hier mitzu-
besprechendes

4. Programm eines neuen Wörterbuchs der deutschen Sprache von Daniel Sanders. Leipzig, Weber. 1854. Gr. 4. 24 Ngr.

in welchem der Verfasser nebst dem Plan zu einem neuen
deutschen Wörterbuche und Proben aus einem solchen auch
die Berechtigung zu einer neuen Arbeit dadurch zu be-
gründen suchte, daß er die Beleuchtung des Grimm'schen
Werks fortsetzte.

Ehe wir auf die hier genannten Schriften eingehen, müssen wir die Bemerkung vorausschicken, daß die Verfasser derselben, Wurm und Sanders, uns in ihren Beurtheilungen den richtigen Ton nicht getroffen zu haben scheinen. Niemand wird ihnen das Recht abstreiten wollen, ihre Bedenken oder sogar ihren Tadel gegen ein Werk auszusprechen, das in so hohem Grade alle berührt, das ja geradezu von den Verfassern selbst für ein Nationalwerk erklärt wird. Daß es von so bedeutenden Männern stammt, kann das Recht der Beurtheilung in keiner Weise beschränken. Aber diese Männer, deren Verdienste um unsere Sprache so lange Anerkennung finden werden, als man von ihr wissen wird, dürfen mit Recht auf achtungsvolle Behandlung selbst dann Anspruch machen, wenn man sich berufen fühlt, ihnen und ihren Werken tadelnd entgegenzutreten. Wer diese schuldige Rücksicht außer Acht läßt, schadet sich selbst und der Sache, für die er in die Schranken tritt. Nicht daß Wolfgang Menzel dies oder jenes an Goethe tadelte, hat ihm die allgemeine Misbilligung zugezogen, sondern der bis zur Ungezogenheit leidenschaftliche Ton, in welchem er seine Ansichten aussprach. Wir müssen daher im Interesse der Verfasser und ihrer Bestrebungen, die ohne Zweifel Anerkennung verdienen, sehr bedauern, daß sie in ihren Ausdrücken oft die achtungsvolle Mäßigung nicht zu bewahren gewußt haben, die ihnen als jüngern Männern (denn daß sie noch jung sind, geht aus ihren eigenen Andeutungen hervor) ältern und so hochverdienten Gelehrten gegenüber so wohl angestanden hätte. Doch müssen wir gestehen, daß wir die Stellen aus der Einleitung zum „Deutschen Wörterbuch" getilgt wissen möchten, in denen Jakob Grimm diese Angriffe bespricht. Wollte er sich herablassen, jenen Männern die wohlverdiente Zurechtweisung zu geben, so hätte es, nach unserm Gefühl, in anderer Weise geschehen sollen.

Es ist begreiflich, daß Wurm sowol als Sanders in ihren Schriften manche von den Punkten berühren, die wir oben erwähnt haben; es ist daher unnöthig auf dieselben zurückzukommen, wenn auch dieselben zum Theil auf andere Weise begründet werden. Wir führen vielmehr nur einige Bemerkungen an, die in der obigen Besprechung des Wörterbuchs nicht berührt worden sind.

Beide Gegner des Grimm'schen Wörterbuchs tadeln unter anderm, daß die Anordnung in den Worterklärungen sich nicht stets gleichbleibt, daß namentlich die Etymologie der Wörter zwar meist am Anfange, doch auch öfters am Ende, hier und da sogar halb am Anfang und halb am Ende stehe. Es ist diese Bemerkung zwar begründet, allein die Abweichungen von der Regel sind im ganzen so selten, und in einzelnen Fällen scheinen sie so ganz berechtigt zu sein, daß es kaum der Mühe werth war, die Sache zu erwähnen. Auch würden wir sie hier ganz unberührt gelassen haben, wenn nicht von den beiden Gegnern Grimm's die Behauptung aufgestellt würde, es sei überhaupt tadelnswerth, die Etymologie an die Spitze der Worterklärung zu stellen, sie gehöre unbedingt an das Ende und müsse als ein einfacher Zusatz zu der ganzen Entwickelung behandelt werden. Diese Behauptung scheint uns auf keine Weise gerechtfertigt werden zu können; vielmehr geht aus dem Begriffe des Wörterbuchs selbst hervor, daß die Erklärung eines Worts auf dessen Etymologie fußen müsse. Wir haben die Richtigkeit von Grimm's Grundsatz anerkannt und anerkennen müssen, daß die Worterklärung auf die sinnliche Bedeutung als die ursprüngliche zurückgehen müsse. Nun läßt sich diese sehr häufig eben nur dadurch finden, daß man auf die Wurzel des Worts zurückgeht, diese zu erkennen und festzustellen sucht. Es ist nicht genug, daß man behauptet, diese oder jene Bedeutung sei die ursprüngliche, aus der sich die andern entwickeln, man muß es auch beweisen, und dies kann nur durch die Etymologie geschehen.

Ein zweiter Vorwurf, welchen Sanders ausspricht, ist der, daß die zusammengesetzten Wörter in selbständigen Artikeln behandelt worden sind, statt sie bei dem Hauptworte der Zusammensetzung zu vereinigen, daß dadurch das getrennt erscheint, was nothwendig zusammengehört, und daß auf diesem Wege viel Ueberflüssiges habe aufgenommen und Nothwendiges ausgelassen werden müssen. Die Fähigkeit, Zusammensetzungen zu bilden, sei in der deutschen Sprache so groß, daß es geradezu unmöglich sei, alle möglichen Bildungen der Art anzugeben; man müsse sich daher eine Grenze stecken, dies könne man aber nicht mit Sicherheit und Gleichförmigkeit thun, wenn man die zusammengehörigen Zusammensetzungen nicht vereinige; würden sie, wie im Grimm'schen Wörterbuch, auseinander gerissen, so müsse die Aufnahme oder Auslassung ganz Sache des Zufalls werden. Nun läßt sich aber dieser Behauptung entgegensetzen, daß wenn die ganze Anlage des Wörterbuchs überhaupt nicht auf der etymologischen Anordnung beruhe, es ungeeignet sei, diese Anordnung in einem einzelnen Falle durchzuführen, indem dadurch die Einheit der Entwickelung gestört werde; ferner, daß die Frage, welche Zusammensetzungen aufzunehmen seien oder nicht, durch die Vereinigung der Composita nicht gelöst werden könne, indem die Bestimmung, ob ein Wort aufgenommen oder ausgelassen werden solle, nicht von der subjectiven Ansicht des Verfassers abhängen könne, sondern einzig und allein von dem Umstande, ob es wirklich in den allgemeinen Sprachschatz aufgenommen worden sei, ob es bei den Schriftstellern vorkomme. Nun berufen sich Wurm und Sander's bei den Wörtern, deren Auslassung sie dem „Deutschen Wörterbuch" zum Vorwurf machen, allerdings auf einzelne Schriftsteller, und zwar meist auf die neuesten, und sie tadeln zugleich an Grimm, daß derselbe diese nicht berücksichtigt habe. Wir werden auf diesen Punkt unten wieder zurückkommen, für jetzt machen wir nur die Bemerkung, daß es nach unserer Ansicht zunächst gar nicht darauf ankomme, ob ein Wort bei diesem oder jenem Schriftsteller zu finden, sondern ob es ein gutes, richtig gebildetes deutsches Wort sei. Ein schlecht gebildetes Wort hat, wie wir schon bemerkt haben, kein Anrecht auf Aufnahme, und das Wörterbuch darf sich nur bei den hervorragendsten Schriftstellern, namentlich bei Dichtern wie Goethe, Schiller und einige andere,

t dem auch schon angedeuteten Grunde Ausnahmen
uben, wobei es doch auch noch die Verpflichtung hat,
fehlerhafte Bildung nachzuweisen, wie Grimm es öfters,
h nicht oft genug gethan hat.

Ohne auf die weitern in den angegebenen Schriften
geführten Bemerkungen über das Grimm'sche Wörter-
h einzugehen — nur dies führen wir noch an, daß
rm und Sanders uns recht zu haben scheinen, wenn
bei den Worterklärungen eine größere Berücksichtigung
Flexion verlangen —, erwähnen wir sogleich, daß beide
nner sich berufen gefühlt haben, dem Grimm'schen
rterbuch andere entgegenzusetzen. Wir wollen sie
einander in schneller Uebersicht betrachten. Zuerst
hen das

Wörterbuch der deutschen Sprache von der Druckerfindung bis zum heutigen Tage von Christian Friedrich Ludwig Wurm. Freiburg im Breisgau, Herder. 1858. 8. Jede Lieferung 20 Ngr.

Der Verfasser schickt seinem Werke eine Einleitung
n, aus der wir erfahren, daß er sich schon lange
terialien zu einem Wörterbuch gesammelt hatte, ehe
Gedanke in ihm aufstieg, ein solches abzufassen. Erst
im Verlaufe seiner Studien „über dem Sprachabgrunde
inzelte Lichtpunkte aufzublühen begannen, meldete sich
er Ferne der Gedanke, das der Anwendung vorzüg-
förderliche Wörterbuch Adelung's durch Ergänzung
Erweiterung mit dem heutigen Standpunkte der
achwissenschaft möglichst in Einklang zu setzen". Auch
diese Versicherung hätten wir aus der Beurtheilung
Grimm'schen Wörterbuchs schließen können, daß Wurm
eitige und fruchtbare Studien gemacht und sich bedeu-
e und interessante Sammlungen angelegt haben müsse.
on das erste Heft beweist dies unwidersprechlich, denn
bedeutende Vorarbeiten hätte es nicht in so kurzer
hergestellt werden können. Wir erfahren aus der
leitung ferner, daß er in seinen Studien zunächst die
Literatur ins Auge gefaßt hatte, daß sich dieser
s unvermerkt erweitert habe und er von Stufe zu
e aufwärts bis zur Gothensprache geführt worden
ja daß im Verlaufe auch die Mundarten in den Kreis
Untersuchung gezogen worden seien. Als er schon
Gedanken gefaßt gehabt, berichtet Wurm weiter, den
ng auf die angegebene Weise zu bearbeiten, sei das
m'sche Wörterbuch erschienen, und er habe, trotzdem
ihm die äußere Einkleidung des Werks misfallen
, mit Unterdrückung seiner Abneigung seine Vor-
ten Jakob Grimm angeboten, „wohl fühlend,
dem jüngern Manne gegen den altehrwürdigen ge-
, und bereit, sich als dienendes Glied einem Ganzen
nterordnen". Ob ihm auf dieses Anerbieten eine
ort zu Theil geworden sei und welche, erfahren wir
der Verfasser fügt nur eine Art Entschuldigung
die Art und Weise bei, in welcher er sich „nach-
ds" (also doch wol in seiner Flugschrift) über Ein-
ng und Haltung des Wörterbuchs ausgesprochen habe.
Wie Grimm will Wurm den gesammten Sprachschatz
vom ersten Anbeginn des Neuhochdeutschen bis auf die
neuern Zeiten in seinem Wörterbuche darstellen. Daß er
diesen Anfang noch weiter zurücksetzt als Grimm und mit
der Erfindung der Buchdruckerkunst beginnt, kann wol nur
gebilligt werden, obgleich die Resultate nicht sehr bedeu-
tend sein mögen. Dagegen können wir dem Verfasser
nicht beistimmen, daß er auch die allerneueste Literatur
in den Kreis seiner Darstellung gezogen hat. Was er
zur Begründung hierüber sagt, hat allerdings den Schein
tiefer Wahrheit, indeß verschwindet dieser Schein bei näherer
Prüfung. Doch lassen wir ihn selbst sprechen:

> Andere mögen an den Novitäten Anstoß nehmen, womit dieses Wörterbuch bis auf diesen Tag herab reichlich ausgestattet ist. Ich ließ mich dabei von der Ansicht leiten, daß ein ausführliches Wörterbuch von dem Culturgange der eigenen Zeit Act zu nehmen habe, zumal in einer Periode, die einen bedeutenden socialen Umschwung auch in der Sprache ausprägte, daß es nicht ausschließlich zur Förderung der Mitlebenden, sondern auch zu einem Zeugniß für die nächsten Geschlechter bestimmt sei. Die aus der periodischen Literatur, aus Zeitschriften, Zeitungen u. s. w. entlehnten Belege sind mit Z. bezeichnet.

Das klingt großartig, wie die ganze Einleitung, die
in dem beliebten gespreizten und orakelmäßigen Stile der
„Jetztzeit" geschrieben ist; aber hinter diesen volltönenden
und tiefscheinenden Redensarten steckt gar oft nicht viel
Besonderes. Das Wörterbuch kann natürlich nur inso-
fern von dem Culturgang einer Zeit „Act nehmen" *)
als dieser „Culturgang" zur wirklichen Förderung der
Sprache und ihrer Entwickelung beiträgt; wo er aber die
Sprache verunstaltet, hat das Wörterbuch nicht nur auf
denselben keine Rücksicht zu nehmen, es muß ihm viel-
mehr entgegenstreben, was in den meisten Fällen am
füglichsten dadurch geschieht, daß man ihm keine Auf-
merksamkeit schenkt. Daß der „Culturgang" unserer Zeit
in Beziehung auf die Sprache wirklich verderblich ist,
daß namentlich durch Zeitungen und auch wol durch ein-
zelne Zeitschriften die heilloseste Barbarei gefördert wird,
ist allzu bekannt, als daß wir es näher zu begründen
hätten. Man darf nur das Wurm'sche Wörterbuch durch-
gehen, um jeden Augenblick auf Barbarismen zu stoßen.
Lächerlich aber erscheint es, wenn bei einzelnen sehr ge-
bräuchlichen Wörtern alle Belege aus Zeitungen entnommen
werden, wie bei „abklären". Uebrigens sind nicht blos die
Zeitungen als eine sehr unlautere Quelle zu bezeichnen,
sondern auch manche neuere Schriftsteller, unter denen
wir nur den Fürsten Pückler nennen wollen. In der
gegen Grimm herausgegebenen Flugschrift führt Wurm
eine Stelle desselben an, um den Plural des Wortes
„Ankunft" zu belegen. **) Allein die Form „Ankünfte"

---

*) Wir waren begierig zu sehen, wie der Verfasser diese rein französische Phrase in seinem Wörterbuch erklärt habe, allein es steht nicht einmal das Wort „Act" darin. Vielleicht soll es später unter „Akt" vorkommen, allein dann hätte es wol auch in der Vorrede so geschrieben werden sollen, um nicht den Vorwurf der Willkür in der Rechtschreibung, den er Grimm macht, auch sich zuzuziehen.

**) Bei dieser Gelegenheit machen wir die Bemerkung, daß im Grimm'schen Wörterbuch die Stelle aus Goethe's „Iphigenia" nicht fehlen sollte, wo „Ankunft" in der Bedeutung von „Abkunft" gebraucht wird. (Erste Ausgabe, dritter Auftritt.)

widerstrebt dem deutschen Sprachgefühl, da die deutsche Sprache im allgemeinen von den Abstracten ebenso wenig Plurale bildet, als von den Stoffnamen. Dieser Plural ist eine Eigenthümlichkeit der romanischen Sprachen, die sie von der lateinischen ererbt haben und die wegen ihres romanischen Zusatzes auch die englische theilt. Im Deutschen kann und darf der Plural solcher Wörter nur unter bestimmten Bedingungen gebildet werden, die hier nicht entwickelt werden können, die aber bei dem Worte „Ankunft" nicht eintreten. Daß auch Jean Paul „Ankünfte" sagt, ist noch kein Beweis für die Richtigkeit der Form; man weiß, daß Jean Paul bei aller seiner sonstigen Größe in Bezug auf Reinheit und Richtigkeit der Sprache nicht maßgebend sein kann.

Mit Recht hat Wurm in der Einleitung auf die Wichtigkeit der Mundarten aufmerksam gemacht; allein so dankenswerth es ist, daß er bei einzelnen Erklärungen die Dialekte herbeizieht, so erscheint es ganz unzulässig, daß er das Wörterbuch mit mundartlichen, namentlich bairischen Ausdrücken anfüllt, als deren Quelle er dann meist sein beliebtes Z. anführt, wie z. B.: „Das Abkrageln der Gänse und Enten wird nicht für gesundheitswidrig angesehen. Z." Ueberhaupt sind seine Quellen sehr beschränkt, wenigstens entspricht die Ausführung des Wörterbuchs in dieser Hinsicht den Erwartungen nicht, welche die Einleitung hervorrufen mußte, und es erscheint bedenklich, daß neben den Zeitungen ganz vorzugsweise der bairische Jurist Kreittmair als Hauptquelle dient.

Das zweite Werk, das wir noch zu besprechen haben, ist das

6. Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart. Von Daniel Sanders. Leipzig, O. Wigand. 1859. Gr. 4. Jede Lieferung 20 Ngr.

Sanders hat seinem Wörterbuch zwar noch keine Vorrede beigefügt; da er jedoch in dem angeführten „Programm" den „Plan eines neuen deutschen Wörterbuchs" gegeben hat, so können wir aus demselben die Grundsätze ersehen, welche ihn bei der Bearbeitung geleitet haben. Zuvörderst macht er einige kurze Bemerkungen über die befolgte Orthographie, welche allerdings nothwendig waren, um den Leser des Wörterbuchs in den Stand zu setzen, jedes Wort mit Sicherheit aufzusuchen. *) Sodann geht er zur Besprechung der hauptsächlichsten Punkte über, die er in seiner Arbeit berücksichtigte. Dieselben sind mit großer Präcision und Deutlichkeit entwickelt, und überhaupt steht Sanders in Bezug auf Klarheit, logisch richtiges Denken und praktischen Takt weit höher als Wurm.

Ganz richtig sagt er, „daß es bei der Ueberfülle des zu bewältigenden Stoffs vor allen Dingen auf planvolle Beschränkung ankomme." Als seine Norm nimmt er den heute allgemein geltenden Schrift- und Sprachgebrauch an, schließt daher alles rein Veraltete und Provinzielle aus, wovon er nur so viel anführt, als zur Erklärung des heutigen allgemeinen Gebrauchs oder mustergültiger Schriftsteller bis zurück ins 16. Jahrhundert nothwendig erscheint. Veraltete und idiomatische Wörter oder Formen sollen jedoch besonders bezeichnet werden. Daß wir mit dem Verfasser bezüglich der Beschränkung in der Aufnahme des rein Mundartlichen vollständig übereinstimmen, geht aus unsern frühern Bemerkungen hervor. Was die Beschränkung in Beziehung auf die Zeit betrifft, so läßt sich ebenfalls nichts dagegen einwenden, da er eben nur ein Wörterbuch der heute geltenden Sprache geben will. Was ferner die Anordnung betrifft, so weicht er von der gewöhnlichen ab, indem er alle durch Vorsilben oder durch Zusammensetzung gebildeten Wörter unter ihrem Grundwort zusammenfaßt. Somit nähert sich Sanders der Idee eines etymologischen Wörterbuchs. Warum er nicht auch die durch Endungen gebildeten Wörter unter ihren Stamm zusammenfaßt, vermögen wir nicht einzusehen, da sich mit Rücksicht auf die Wortbildung kein Unterschied zwischen Vorsilbe und Endung denken läßt. Mit Recht legt er Gewicht darauf, daß durch seine Anordnung das Zusammengehörige vereinigt erscheint, und daß man die Composita von „stellen" z. B. nicht durch alle möglichen Buchstaben des Alphabets zu suchen hat; aber wird dadurch, daß die durch Endungen gebildeten Wörter selbständig behandelt werden, nicht auch das Zusammengehörige getrennt? Und zwar geschieht dies auf eine oft ganz ungeeignete Weise, indem das abgeleitete Wort vor seinem Stammwort stehen muß, z. B. stellbar und (Ge)stalt vor stellen. Noch übler ist dies bei Wörtern, die durch innere Lautveränderung abgeleitet werden. „Reiten" und „Ritt" werden auf diese Weise durch: Reiz, Religion, Renken, rennen, Rente, Republik, retten, Rettich, Reue, Reuse, richten, riechen, Ried, Riegel, Riemen, Riese, rieseln, Rieß, Riff, Rind, Rinde, Ring, ringen, Rinne, Rippe, Riß und andere nebst deren zahllosen Zusammensetzungen getrennt. So stehen „singen" und „Sänger" nicht blos übermäßig weit auseinander, es muß auch das abgeleitete Wort vor seinem Stammwort besprochen werden. Daß Sanders die Endungen nicht gerade so behandelt, wie die Vorsilben, beruht auf Willkür, und Willkür erscheint immer tadelnswerth. Doch müssen wir gestehen, daß Sanders' Anordnung immer noch wesentliche Vorzüge vor der gewöhnlichen darbietet und er nur deshalb zu tadeln ist, daß er seinen richtigen Grundsatz nicht entschieden durchgeführt hat. Einer dieser Vorzüge besteht darin, daß das Wörterbuch auf diese Weise nicht nöthig hat, alle möglichen Zusammensetzungen aufzunehmen. Denn, wie Sanders vollkommen richtig bemerkt:

Wenn z. B. unter „Bruch" aufgeführt sind Composita wie „Steinbruch, Kalk-, Marmor-, Schiefer-, Erzbruch" u. s. f. wird kein denkender Leser es eine Unvollständigkeit nennen, wenn

---

*) Wir übergehen diese Bemerkungen, doch können wir nicht umhin, eine derselben zu berühren. Sanders stellt nämlich die bekannte Regel auf, daß nach gedehnten (langen) Vocalen ß, nach geschärften (kurzen) ss zu schreiben sei (vergaß, vergessen), und will diese Regel auch vollständig durchgeführt wissen, so zwar daß ss auch am Ende eines Worts erscheint, sobald der vorangehende Vocal geschärft ist (Fass). Das ß hat aber auch die Bedeutung eines Schlußbuchstaben erhalten, und mit Recht, weil das schließende ss ebenso widrig aussieht als das ſ am Schlusse eines Wortes (daſ); die deutsche Schrift ist an sich schon geschmacklos genug, daß man sie nicht noch geschmackloser machen darf.

z. B. „Alabasterbruch" fehlt, sobald er nur von dem Bestimmungswort „Alabaster" das Nöthige erfährt.

Viele Composita gehören ferner gar nicht in das Wörterbuch, weil sie nur für den Augenblick gebildet sind und nur in dem Zusammenhange, in welchem sie stehen, verstanden werden können, wie z. B. „Habermoral" (Möser), „Brombeermoral" (Otto Müller), „Erinnerungsbuckel" (Auerbach) und viele ähnliche mehr. Von dem angegebenen Grundsatz weicht der Verfasser in einigen Fällen ab; „Antlitz", „Antwort" sind nicht unter dem Wort Litz zu suchen, sondern unter dem Buchstaben A. Ob er daran recht gethan hat, möchten wir bezweifeln, weil es eben wieder eine Abweichung von dem Hauptgesetze ist, das er aufgestellt hat, doch wollen wir kein großes Gewicht darauf legen.

Als zweiten Hauptpunkt bespricht Sanders die Erklärungen, die den einzelnen Wörtern beizugeben sind. Sowenig er hierüber sagt, so genügt es doch vollkommen, und wir wünschen, daß es ihm immer gelingen möge, „eine genaue, erschöpfende Erklärung eines Wortes in seinen verschiedenen Bedeutungen zu geben, dieselben zu sondern und logisch zu ordnen". Es ist dies eine der schwierigsten Aufgaben des Lexikographen, und wir müssen gestehen, daß der Verfasser sich alle Mühe gegeben hat, diesem Theil seiner Arbeit die größtmöglichste Vollständigkeit zu geben.

Dankenswerth ist es, daß Sanders die grammatischen Verhältnisse und Veränderungen angegeben hat, und dabei die seltenern und ungewöhnlichen Formen nicht außer Acht läßt. Das Grimm'sche Wörterbuch hat diesen Punkt zu wenig berücksichtigt; Wurm gibt zwar diese Verhältnisse und Veränderungen an, doch zeigt er keine so große Vollständigkeit als Sanders.

Die Beispiele und Belege sind meist sorgfältig gewählt und zeugen von großer Belesenheit, namentlich in den neuern Schriftstellern. Doch scheint es uns, daß er dieselben zu stark berücksichtigt, wenn auch nicht in demselben Maße wie Wurm, und daß er insbesondere öfters sogar fehlerhafte Bildungen ohne weitere Bemerkung aufnimmt. So führt er bei der als Substantiv gebrauchten Interjection „ach" die Mehrzahl „Ach's" aus Gutzkow's „Rittern vom Geiste" (IX, 84) an; allein dies ist keine deutsche Form, da die deutsche Sprache keinen Plural auf s bildet; man kann daher nur „die Ach" mit Börne, oder „die Ache" mit Rückert sagen, und die Anführung des Gutzkow'schen Ach's (noch dazu mit einem Apostroph, der sich gar nicht erklären läßt) ist durchaus tadelnswerth, weil dadurch Leser des Wörterbuchs verleitet werden können, sich dieser fehlerhaften Form zu bedienen.

Soviel wir uns aus der ersten Lieferung haben überzeugen können, gewährt das Wörterbuch Sanders' die wünschenswerthe Vollständigkeit. Vielleicht möchte man hier und da manches ausgelassen wünschen. Wir halten es nämlich zwar für einen Vorzug des Buchs, daß es auch Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten anführt; aber als solche sind doch wol nur diejenigen zu bezeichnen, die wirklich gäng und gebe sind, nicht aber solche, die zwar die Form und den Schein allgemeiner Redensarten haben, die es aber nicht sind. Es ist daher vollkommen begründet, die Sätze: „In den Apfel bissen" aus Jeremias Gotthelf, und „In den sauern Apfel bissen" aus Börne u. s. w. anzuführen; dagegen erscheint es ungeeignet, die Wendung: „Zum sauern Apfel ein süßes Gesichtchen machen", aus Zschokke aufzunehmen. Es ist dieser Satz zwar eine recht hübsche Uebersetzung der französischen Redensart „faire bonne mine à mauvais jeu", ist aber doch eben keine allgemein gebräuchliche Redensart; sie ist nur für den Augenblick gebildet, und gehört daher ebenso wenig in das Wörterbuch als die „Habermoral".

Fassen wir unsere Betrachtungen über die drei neuen deutschen Wörterbücher zusammen, so ergibt sich, daß das Grimm'sche ohne Vergleich am höchsten steht und daß es, obschon in der Ausführung manches zu wünschen wäre, doch als die lebendige Hauptquelle unserer Sprache und Literatur zu begrüßen ist, von dem selbst sein Gegner Wurm in der Vorrede zu seinem Werke eingesteht, „daß es als der erste breite Untergrund einer neuen sicherständigen (so sagt Wurm statt «sichern») Sprachforschung, als ein Sprachschatz im vollen Sinne des Worts die höchste Anerkennung verdiene". Dagegen ist es ebenso gewiß, daß das Grimm'sche Buch nicht Allgemeingut werden kann: es wird der Umfang, der Preis und die gelehrte Bearbeitungsart einer größern Verbreitung stets hindernd entgegentreten. Die beiden andern Wörterbücher haben das gemein, daß sie ein größeres Publikum voraussetzen und den Bedürfnissen desselben zu entsprechen suchen. Wir haben gesehen, daß Sanders seinen Zweck in weit erfreulicherer Weise erreicht als Wurm, dessen Werk zu gelehrt für das große Publikum ist, und dem Gelehrten zu wenig darbietet, während Sanders seinen Standpunkt sicher einzuhalten weiß. 2.

Kohl's Reisen in Nordamerika.

Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten von J. G. Kohl. St.-Louis Mo., Witter. 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Die Meisterschaft Kohl's auf dem von ihm seit so langer Zeit bearbeiteten Gebiete der Literatur hat nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch außerhalb desselben allgemeine Anerkennung gefunden. Der Mann der Wissenschaft betrachtet seine Werke als eine zuverlässige Quelle bedeutsamer geographischer und ethnographischer Thatsachen; für die weitern Kreise des gebildeten Publikums enthalten dieselbe eine reiche Fundgrube unterhaltender und anregender Erlebnisse und Beobachtungen in gefälliger Form. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, Kohl sei gegenwärtig die eigentliche Koryphäe in der Touristenliteratur. Die Aufgabe des Touristen ist nicht die Entdeckung neuer genereller Thatsachen, welche die Wissenschaft in ihren Endergebnissen wesentlich umgestalten, diese überläßt er entweder den nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen geregelten Veranstaltungen des Staats oder dem opfermuthigen Forschungstriebe einzelner für diesen Zweck begeisterten und durch hervorragende intellectuelle und moralische Fähigkeiten ausgestatteten Männer. Es würde jedoch ein vergebliches Unternehmen sein, diese beiden Gebiete durch eine scharf gezogene Linie äußerlich abgrenzen zu wollen. Einen Barth oder Burton wird allerdings niemand als Touristen bezeichnen; wie aber verhält es sich z. B. mit Ida Pfeiffer

oder Gerstäcker? Obgleich wir nicht anstehen, dieselben der Klasse der Touristen beizuzählen, so wäre es doch ungerecht, ihnen das Anrecht auf den Namen eines Reisenden in dem letzterwähnten höhern Sinne absprechen zu wollen. Darüber entscheidet aber lediglich der wissenschaftliche Werth der erlangten Resultate, nicht die größere oder geringere Kunde von den besuchten Gegenden, auch nicht deren größere oder geringere Zugänglichkeit, und ebenso wenig die Mühseligkeiten und Gefahren der Reise. Bayard Taylor z. B., der selbst den so überaus fruchtbaren Kohl an Fruchtbarkeit zu übertreffen verspricht, ist und bleibt ein Tourist, trotzdem daß wir ihm bald am Rhein und bald in Japan, bald am Weißen Nil und bald in Lappland begegnen: er ist, um es kurz zu sagen, ein Tourist in amerikanischen Proportionen. Das eigentliche und in jedem Falle das dankbarste Feld des Touristen bleiben aber immer diejenigen Länder und Gegenden, deren allgemeine Grundzüge der großen Masse der Gebildeten bekannt sind, ohne sich doch in der Form einer durchaus klaren, concreten, lebensvollen Anschauung darzustellen. Diese Anschauung zu ermitteln ist der eigentliche Beruf des Touristen, und seine größere oder geringere Empfänglichkeit für das Charakteristische, für das wahrhaft Eigenartige, die Einbildungskraft Ansprechende und leicht im Gedächtniß Haftende der Hauptmaßstab für den Werth seiner Leistungen. Eine Schilderung, die vor diesem Maßstabe besteht, bedarf nur noch des entsprechenden Gewandes, nämlich des schönen Ausdrucks, um für eine wahre Bereicherung der Literatur, wir meinen der Literatur im engern Sinne des Worts, der schönen Literatur, zu gelten, wenn anders künstlerische Auswahl, Gruppirung und Darstellung des Stoffs diejenigen Merkmale sind, welche die schöne Literatur von der wissenschaftlichen unterscheiden. Wir halten es deshalb für einen großen Mangel, daß die Literarhistoriker — selbst die von entschieden realistischer Tendenz — dieser Gattung bisher so wenig Berücksichtigung geschenkt haben, zweifeln aber durchaus nicht, daß derselbe realistische Zug, welcher neuerdings zur Hereinziehung der Historiographie in die Literaturgeschichte gedrängt hat, auch der von uns näher bezeichneten Gattung der Reiseliteratur einen verhältnißmäßigen Raum und so ausgezeichneten Vertretern derselben wie Kohl die ihnen gebührende Stelle auswirken wird. Den leicht erklärlichen Besorgnissen gegenüber, daß dadurch nur der ohnehin im Uebermaße grassirenden realistischen Tendenz Vorschub geleistet werden würde, müssen wir uns hier mit der einfachen Bemerkung begnügen, daß in einem gesunden, ehrlichen Realismus gerade eins der wirksamsten Gegenmittel liegt gegen jenen Afterrealismus, der Namen und Sache in Miscredit gebracht hat, weil sich dahinter nur ein verzerrter Idealismus, ein grober Materialismus oder ein bedauerlicher sittlicher Indifferentismus versteckt.

Diejenigen Vorzüge, welche, Quantität und Qualität des von ihm Geleisteten gleichmäßig in Anschlag gebracht, Kohl eine so hervorragende Stellung unter den gegenwärtigen Touristen, und nicht blos den deutschen, sichern, treten in seinem jüngsten, uns jetzt zur Besprechung vorliegenden Werke deutlicher und glänzender als je hervor. Seine scharfe Beobachtungsgabe und sein feiner Sinn für das Charakteristische gehören allerdings zu denjenigen geistigen Eigenschaften, welche nicht gleich der rein poetischen Gestaltungskraft mit zunehmendem Alter ermatten, sondern im Gegentheil durch die Uebung kräftigen. Dasselbe gilt von der Eleganz, Kraft und Biegsamkeit der Darstellung. Was aber Kohl's neueste Reisebeschreibung von der Mehrzahl der ihr vorhergegangenen Werke vortheilhaft unterscheidet, ist eine größere Sicherheit, eine genauere und vielseitigere Vertrautheit mit den darin behandelten Materien, welche sogleich an die ähnlichen Vorzüge seiner ersten Reisewerke über Rußland erinnern. Hier wie dort nämlich kam ihm ein längerer Aufenthalt in dem von ihm geschilderten Lande und ein innigeres Verständniß der feinern Charakterzüge seiner Bewohner zugute. Kohl verweilt nunmehr schon seit einer Reihe von Jahren in den Vereinigten Staaten und hat sich dort so sehr eingebürgert, daß die Bundesregierung ihn mit wissenschaftlichen Arbeiten, wenn wir uns recht erinnern, im topographischen oder statistischen Bureau beschäftigt. Die hier einschlagenden Studien, welche Kohl während seines Aufenthalts in der Union mit regstem Eifer betrieben, verleihen natürlich auch seinem Reisewerke in mehrfacher Hinsicht einen nicht gering anzuschlagenden wissenschaftlichen Werth und die systematische Geographie wird demselben in ähnlicher Weise, wie den erwähnten Schilderungen russischer Gegenden und Zustände, eine Reihe bedeutsamer Züge entlehnen, um ihrer eigenen Darstellung Farbe und Lebensfülle zu verleihen. Die hervorstechendste Eigenthümlichkeit des Buchs bleibt aber jene Kraft der Veranschaulichung von Zuständen, von generellen Thatsachen und Wahrheiten, die wir schon innehaben oder doch innezuhaben wähnen, ohne unsers Besitzes recht sicher und recht froh zu sein, jene gestaltenschaffende oder mindestens gestaltenwählende Kraft also, welche literarischen Producten dieser Gattung ein zwar nicht rein künstlerisches, aber doch halbkünstlerisches, schönwissenschaftliches Gepräge aufdrückt. Dem entspricht auch die Wirkung des Buchs, die sich zunächst als eine ästhetisch unterhaltende und erst mittelbar — auch in den scheinbar rein expositiven Partien — als eine wissenschaftlich belehrende kund gibt. Das ganze Werk ist nicht blos anregend, nicht blos anziehend, sondern geradezu spannend. Und gehen wir von dieser Wirkung auf die Ursache zurück, so hinterläßt dasselbe den bei jedem wahrhaft tüchtigen geistigen Erzeugnisse unfehlbaren Eindruck, daß der Verfasser, weit entfernt sich durch die üppige Fülle des uns dargebotenen Stoffs auszugeben, vielmehr nur aus dem weit größern Reichthume des ihm zu Gebote stehenden Schatzes ausgewählt habe, und zwar ausgewählt nicht unter dem zwingenden Druckgesetze, welches den Mann der ernsten Wissenschaft gerade nur den Kern, die Quintessenz, das absolut Beste seines umfassenden Besitzes in sein literarisches Product zusammenzudrängen nöthigt, sondern im Bewußtsein jener Freiheit, womit der Dichter spielend und der Künstler überhaupt in souveräner Machtvollkommenheit aus vielem gleich Schönen und gleich Wirksamen gerade nur dieses herauszugreifen scheint. Bei Kohl ist es in der That keine bloße Redensart, wenn er an verschiedenen Stellen seines Buchs versichert, daß er viele interessante Einzelheiten übergehen, von dieser und jener Beobachtung schweigen müsse: wir sind fest überzeugt, daß er seinem reichhaltigen Werke mehr als den doppelten Umfang hätte geben können, ohne daß das Interesse des Lesers auch nur einen Augenblick lang erlahmt wäre.

Käme es uns nur darauf an, Kohl's Art und Eigenthümlichkeit überhaupt darzustellen, so könnten wir dies nicht zweckmäßiger thun, als indem wir irgendwelche drei bis vier Seiten des vorliegendes Werks herausgriffen, um daran die Vielseitigkeit seines Standpunktes, den Reichthum seines Inhalts, die glückliche Gruppirung desselben und die Anmuth seines Stils nachzuweisen. Allein dies hieße den Verfasser wie einen Anfänger behandeln, der auf dem Gebiete der Reiseliteratur erst seine Sporen verdienen will. Der Leser, bei dem Kohl's Weise im allgemeinen schon als bekannt vorauszusetzen ist, wünscht natürlich Aufschluß gerade über den Inhalt seines neuesten Werks, und so können wir es uns denn mit unserer Aufgabe als Berichterstatter nicht ganz so bequem machen. Indem wir dem Gange desselben von vornherein so weit folgen, als es der uns zugemessene Raum eben gestatten will, werden wir ohnehin Gelegenheit haben, die erwähnten Vorzüge wenigstens theilweise in das ihnen gebührende Licht zu stellen.

Der Verfasser trat im Mai 1855 von Pittsburgh aus seine Tour durch den „Großen Westen" an. Pittsburgh selbst, die erste Stadt dieses Westens, welche noch in der Jugendzeit eines Herrn, bei dem er den Abend verbrachte, ein einsames Fort gewesen war, neben welchem derselbe mit indianischen Buben gespielt hatte, jetzt aber bereits 80000 der betriebsamsten Einwohner zählte, hat sich dennoch bei weitem nicht mit der riesenhaften Schnelligkeit entwickelt, wie die jüngern Städte des Westens. Man versicherte dem Verfasser, daß die schottischen Presbyterianer, welche in der Hauptsache die Stadt gegründet haben und

deren Geist noch heutiges Tags darin tonangebend ist, in Bezug auf Städteblüte nicht „the right sort of men" seien. Ueberhaupt ist es „bei allen amerikanischen Städten immer sehr interessant zu wissen, von welcher Klasse von Menschen sie zuerst gegründet wurden, ob von Schotten, oder Engländern oder Deutschen, oder alten Franzosen, oder Virginiern oder Yankees. Der einer Pflanzstadt ursprünglich eingeblasene Geist ist, so groß sie auch später werden mag, nie ganz zu verkennen." Die „rechte Sorte von Leuten", von denen man namentlich im Westen viel sprechen hört, sind aber die Yankees, welche selbst da, wo sie nur eine bedeutende Beimischung bilden, wie in dem wesentlich von Pennsylvanien aus bevölkerten Cincinnati, sich bald der Leitung der Gemeindeangelegenheiten zu bemeistern wissen und dem Ganzen ihr eigenthümliches Gepräge aufdrücken. „Die Indianer vergleichen die Ansiedelungen, welche die Europäer in ihren Prairien machen, mit Fettflecken in ihren weißledernen Buffalokleidern. Je mehr man sie reibt, desto größer werden sie, und sind nicht zu vertilgen. Insbesondere müssen wol auch jene kleine Colonien, welche die Yankees diesen großen Städten des Westens einflößten, etwas von der Natur jener Fettflecken haben. Die Stadt mag wachsen wie sie will, ist der Yankee-Fettropfen einmal drin, so kommt er nicht wieder heraus, wird mit der Stadt breiter, und diese schwillt auf, wie ein Brot mit dem rechten Gährstoffe."

Aus den 1000 Mississippi-Gewässer-Dampfern, von denen auf den Quais von Pittsburgh nicht weniger als 30 lagen, wählte sich der Verfasser einen aus und schaukelte darauf den schönen Ohio stromab. Diese Fahrt gibt dem Verfasser Gelegenheit zu einer bunten Reihe der anziehendsten Schilderungen: wir lernen das echt amerikanische Thun und Treiben auf dem Schiffe, den Strom mit seinen von dem regelmäßigen Verlaufe der Wetterphänomene abhängigen Wasserverhältnissen, und mit den Pools, Snags, Planters und Sawyers in seinem Bette, seine eintönigen, aber überall lachenden, von zahlreichen Nebenflüssen, namentlich von dem Muskingum, Scioto und Miami, auf deren Bottoms sich die größte Zahl alter Monumente und Gräber einer vorchristlichen Cultur zusammendrängt, durchschnittenen Gestadelandschaften mit ihren frischen Laubkränzen von Eichen, Sykomoren, Knopfbäumen, Pappeln, Linden, Hickories, Walnußbäumen u. s. w. und mit ihren nordwärts zahlreichen und blühenden, südwärts seltenern und wenig einladenden Ansiedelungen und seinem von mehr als 400 Dampfern unterhaltenen regen Handelsverkehre kennen. Der Verfasser, welcher überall die rechten Leute für seine Zwecke herauszufinden versteht, hielt sich meistens bei den am besten unterrichteten Personen am Bord des Schiffs, nämlich den Piloten auf dem Orlandeck, auf und verdankt deren Belehrung manche auch wissenschaftlich werthvolle Beobachtungen. Eine ergötzliche Episode bildet die Geschichte der wheelinger Kettenbrücke mit den sich daranknüpfenden, in echt amerikanischem Stile durchgefochtenen Parteikämpfen zwischen dem Schiffahrts- und Ackerbauinteresse. Wir müssen uns mit dieser Andeutung begnügen. Auch auf die interessante Schilderung von Cincinnati und Umgegend, und auf die mit überzeugender Klarheit entwickelten Gründe für das riesenhafte Wachsthum dieser „Königin des Westens" können wir nicht näher eingehen. Doch sei es uns erlaubt, den Verfasser eins von den vielen großartigen Etablissements dieser Stadt wegen seines eigenthümlichen Charakters mit seinen eigenen Worten schildern zu lassen:

„Die genannten Hinkle und Comp. sind große Fenster-, Thür- und Häuserfabrikanten. In ihren merkwürdigen Etablissements werden für westliche Emigranten vollständige Häuser aus Holz fabricirt. Ich sah in ihren Magazinen nicht nur das Material zu einigen hundert Häusern aufgestapelt, sie hatten auch in ihrem Gehöfte mehrere Häuser zur Probe und Auswahl aufgestellt, wie man bei uns Tische und Stühle aufstellt. Häuser für einzelne Personen zu 100 Dollars, Häuser für Familien, mit so und soviel Zimmern, mit Küche, Salon und Schlafgemach für 200 oder 250 Dollars. Sie sollen in einem Jahre über 2000 Häuser verkauft haben. Ein Emigrant, der den Ohio hinabgeht, sucht sich nach seinen Bedürfnissen und Mitteln ein Haus aus. In wenigen Stunden wird es auseinander genommen und eingepackt, und kommt er früh Morgens in Kansas oder Nebraska am Missouri an, so ist er allerspätestens bis zum Abend unter Dach und Fach gebracht und hat seinen eigenen Herd. Das ganze Haus, wohl gepackt, wiegt 3—5000 Pfund, und manche Eisenbahnen befördern solche Häuser zu äußerst billigen Preisen, um den Anbau längs ihrer Linien zu begünstigen. Weil die Leute, welche in der letzten Zeit zahlreich nach den neuen Territorien am Missouri gingen, diese Häuser häufig mitnahmen, so nennt man sie Kansas and Nebraska portable Cottages. «Wenn ihr eine kleine Gesellschaft seid», hieß es in dem Preiscourant dieser Häuserfabrik, «so könnt ihr mit Hülfe unserer Häuser im Westen ganze Dörfer über Nacht wie durch Zauber pflanzen.» Auch kann ein Arzt oder ein Advocat, der in einer westlichen Gegend sein Glück versuchen will, nichts Besseres thun als ein solches Haus mitnehmen. Er kann gleich den nächsten Tag nach seiner Ankunft sein Geschäft eröffnen."

Auf dem Ausfluge in das Innere des Staats nach der Hauptstadt Columbus, wo der Verfasser das neue Ohiocapitol und die ausnahmsweise einmal hier vereinigten Landesanstalten, namentlich das Penitentiary, das Irrenhaus und die Blindenanstalt, besichtigte, begleiten wir ihn nicht; wir benutzen aber mit ihm diese Veranlassung, um dem Leser zu zeigen, auf welche Art mit einigen Variationen in den meisten amerikanischen Staaten die Hauptstadtwahl zu Stande kommt.

„Als der junge Staat Michigan sich eine bestimmte Haupt- und Gouvernementsstadt wählen wollte, da wünschten die Einwohner der großen Stadt Detroit diesen Vortheil für sich zu haben und setzten alles in Bewegung, um es bei der Gesetzgebung durchzubringen, daß man sich für ihre Stadt entscheide. Sie hatten aber die gesammten Farmer und Dorfbewohner des Landes gegen sich, die da glaubten, die reichen Kaufleute von Detroit gäben ihren Repräsentanten zu viele Dinners. Und mit den Landleuten stimmten gegen das große Detroit alle kleinen Städte. Sie waren allesammt einig über den ersten Punkt, daß Detroit es nicht haben sollte. Aber über den zweiten, welche Stadt denn nun an die Stelle treten müßte, darüber gab es so viele Ansichten wie Städte und Ortschaften. Die Patrioten von Ann Arbor glaubten, daß ihre Stadt am besten dazu geeignet sei. Dasselbe glaubten die Grandviller von ihrem Orte. Ja, als in dem Staatsparlamente endlich darüber abgestimmt wurde, da fand sich, daß jede der kleinen und kleinsten Städte des Landes für sich selbst gestimmt hatte. Man mußte die ganze Angelegenheit beiseite stellen und brachte sie dann im nächsten Jahre wieder vor. Die Verdienste der verschiedenen Lokalitäten wurden wieder des Langen und Breiten besprochen, aber eine abermalige Abstimmung zeigte, daß die kosmopolitischen oder patriotischen Sympathien der Abgeordneten noch nicht über die Weichbilder ihrer respectiven Städte hinausgewachsen waren. Sie ergab dasselbe Resultat, d. h. eine Stimme für jeden der 20 oder 30 Orte. Da mithin die Erzielung einer Majorität in Krähwinkel-Michigan unmöglich schien, so machte endlich einer der Deputirten auf eine Waldstelle in der Mitte des Landes aufmerksam, die bei den Nachbarn unter dem Namen „Lansing" bekannt war, wo aber noch niemand wohnte als in ein paar Shanties oder Blockhäusern ein paar einsame Waldleute, gegen die daher kein Anschein von Eifersucht herrschen konnte. Der Deputirte schlug zwar diese Wildniß zur Begründung der Hauptstadt mehr im Scherz vor. Aber zu seiner Verwunderung wurde es von den Vätern des Staats als Ernst aufgenommen, und als es wieder zur Abstimmung kam, so erwies es sich, daß fast alle für die Waldstelle Lansing gestimmt hatten. Denn da sie sich nun doch einmal, um die völlig stockende und verfahrene Angelegenheit aus der Stelle zu bringen, entschließen mußten, ihren Lokalpatriotismus zum Opfer zu bringen, so wollten sie immer noch lieber dem völlig unbekannten Lansing als einem ihrer städtischen

Rivalen den Vortheil gönnen. Und so bekamen denn die Michiganer in derselben Weise zur Hauptstadt einen Ort, an den zuvor niemand gedacht hatte, wie die Union selbst zuweilen zum Präsidenten einen Mann bekommen hat, der zuvor noch nie von Präsidentenstühlen, von «Weißen Häusern» u. dgl. geträumt hatte. Nach Lansing führte noch kein Fußpfad, geschweige denn eine Eisenbahn. Die Waldung mußte so schnell als möglich ausgerottet, eine Art Straße gebahnt, einige Holzhäuser zusammengenagelt werden, damit das erste Jahr die Archive und die Centralinstitute des Staats, die Senatoren und Repräsentanten, der Gouverneur und die andern Beamten dort in die neuereirte Hauptstadt einziehen konnten, wo sie denn natürlich in den ersten Jahren nicht viel besser residirten, oder vielmehr bivouakirten, als Krieger im Felde."

Die weitere Fahrt den Ohio hinab können wir trotz des vielen Interessanten, welches sie darbietet, nicht im einzelnen verfolgen. Von Louisville in Kentucky, das seinen Aufschwung lediglich seiner Lage oberhalb der großen Katarakten des Ohio verdankt, machte der Verfasser einen Abstecher landeinwärts nach der berühmten Mammuthhöhle. „Kommen Sie je in die Nähe dieser erstaunenswürdigen Höhle, so scheuen Sie nicht die Unbequemlichkeiten einer kentuckyschen Postkutsche, die felsen- und löcherreichen Chausseen, die heißen Tage und schwülen Nächte, die Heuschrecken, Klapperschlangen und schweinereichen Gehölze dieses Landes und seine brückenlosen Flüsse, bei deren Durchfurtung Sie sich auf den Bruch der Deichsel oder Wagenachse oder sonst auf ein kleines Abenteuer gefaßt machen müssen, sondern fahren Sie geradeswegs durch. Von Louisville aus ist es in 20 Stunden überwunden, und wenn Sie auf der Oberfläche geplagt wurden, die Unterwelt wird Sie belohnen. Es gibt nur ein Niagara auf Erden, nur einen Mississippi und keine zweite Mammuthhöhle." Mit den zu überstehenden Fährlichkeiten verhielt es sich nun zwar nicht ganz so schlimm, obwol die Beschreibung des Landes im wesentlichen zutraf; die Mammuthhöhle selbst aber, welche der Verfasser mit einem Begleiter unter der Führung eines Negers besuchte, übertraf mit ihrem unterirdischen Flusse, dem Echo-River, auf dem man ¾ englische Meilen weit dahinfährt, und dessen Verzweigungen, ihren langen und hohen Galerien, ihren zauberischen Klängen, ihrer seltsamen licht- und farblosen Fauna und Flora u. s. w. noch weit die erregten Erwartungen. Auch anderwärts in Kentucky, sowie nicht minder in Tennessee, Illinois und Missouri findet man ähnliche Höhlen und in noch größerer Anzahl sogenannte „Sinks" oder trichterförmige, zuweilen mit schönem Graswuchs bedeckte Bodenlöcher, in deren Spitzen, wie im Karst und Dalmatien, zuweilen die unterirdischen Flüsse aus ihren Höhlen hervortreten.

Die Mündung des Wabash gibt dem Verfasser Gelegenheit zu einer Erörterung der vergleichsweise ungünstigen Verhältnisse Indianas und insbesondere zur Darstellung der für amerikanische Zustände wieder so recht bezeichnenden Entstehungsgeschichte des Wabash- und Eriekanals. Die große Masse der sonstigen beziehungsreichen Beobachtungen müssen wir übergehen und uns überhaupt von nun an auf die Andeutung einzelner weniger Punkte beschränken. Von Kairo aus, dessen lange vergeblich erwarteter Aufschwung denn doch noch eintreten zu wollen scheint, reiste der Verfasser auf der Eisenbahn durch das halbtropische, metallreiche Südillinois nach St.-Louis. Von seinen Erlebnissen in dieser blühenden, jetzt bereits über 100000 Einwohner zählenden Stadt gedenken wir nur seines Sonntagsbesuchs in der vortrefflichen, von Jesuiten geleiteten „St.-Louis-Universität", d. h. dem dortigen katholischen Gymnasium, welches jedoch auch protestantische Schüler zählt. Der Verfasser rühmt die Intelligenz der Lehrer und die sorgfältige und umsichtige Ausstattung aller in der Union von Jesuiten geleiteten Institute mit reichhaltigem Schul- und Lehrmaterial, und bemerkt, daß in Deutschland nicht leicht ein Gymnasium so viel für das physikalische Wissen leiste, neben dem jedoch die classischen Studien durchaus nicht vernachlässigt würden. Am Abend wohnte er in der Jesuitenkirche dem Gottesdienste bei und hörte „hier eine wahre Kreuzpredigt, eine Buß- und Missionspredigt mitten unter Heiden", deren Kühnheit inmitten des sehr übelnehmerischen souveränen protestantischen Volks ihn in Erstaunen setzte. Obgleich seine Sympathien durchaus nicht katholisch sind, so verweilt er doch mit einer gewissen Vorliebe bei den hier einschlagenden Verhältnissen. „Viele Kenner Amerikas haben es schon als ihre Meinung ausgesprochen, daß sich im Mississippithal ein gewaltiger Kampf der katholischen und protestantischen Kirche vorbereitet." Daß das katholische Element in der Union immer mehr an Bedeutung gewinnt, ist nicht zu verkennen; daß es den mit dem angelsächsischen Charakter so tief verwobenen Protestantismus jemals ernstlich gefährden könne, erscheint uns nicht glaubhaft; hoffen aber wollen wir, daß es bei weiterer Ausbreitung einen ähnlichen, wenn auch der Richtung nach entgegengesetzten Einfluß auf den Geist des amerikanischen Volks ausüben möge, wie die Reformation ihn auf den Katholicismus ausgeübt hat und noch ausübt. Das äußerliche Autoritätsprincip der katholischen Kirche könnte sich alsdann im amerikanischen Charakter, wo jetzt das atomistische Element rücksichtsloser subjectiver Willkür auf eine bedenkliche Weise überwiegt, vielleicht zu einem echt social organisatorischen Princip umgestalten. Zu denken gibt auch die ganz richtige Bemerkung des Verfassers, daß der Katholicismus in dem halb katholischen Canada auf der einen und dem ganz katholischen Mexico auf der andern Seite weit leichtere Anknüpfungspunkte habe als der Protestantismus, und daher der Annexation dieser Länder wol nicht entgegen sein könne.

Von St.-Louis aus machte der Verfasser den Mississippi hinab bis St.-Geneviève und sodann landeinwärts durch die Wälder einen Abstecher nach dem Iron-Mountain, einem der berühmtesten Gipfel der unter dem Namen Ozarkgebirge bekannten Kette waldiger Hügel im südlichen Missouri. Das ganze Flußstück zwischen den Mündungen des Missouri und Ohio hat eine gewisse Classicität. „Außer dem genannten Orte liegen hier noch einige andere altfranzösische Plätze, die zum Theil schon in der frühesten Geschichte des Mississippi oft genannt werden. Ihre Bewohner waren unter Ludwig XIV. und XV. hierher versetzt und lebten hier noch im Anfange dieses Jahrhunderts ganz in derselben Weise, wie die Bürger einer französischen Provinzialstadt zur Zeit jener Könige. Ein Amerikaner, der es noch mit angesehen, beschrieb mir reizend genug die muntere und gemüthliche Geselligkeit dieser altmodigen Bourgeois am Mississippi, ihr patriarchalisches Familienleben, ihre bescheidenen Feste, ihre anmuthigen Tänze, ihre blühenden Schönen, die sie nach alter Gewohnheit zu Königinnen des Tanzabends erkoren. Seit 25 Jahren aber hat dies alles ein schnelles Ende genommen. Der amerikanische Kukuk hat in diese freundlichen Nester seine Eier gelegt. Speculanten haben den französischen Bürgern ihr stilles Besitzthum aus den Händen gerungen. Einige Familien haben sich nach St.-Louis übergesiedelt und sind dort reich geworden. Die andern sind zum Theil so arm geblieben, wie sie waren." Auf dem Eisenberge selbst und dessen Umgebungen „fliegen die Eisenerzstücke dem Bergmann sozusagen wie gebratene Tauben in den Mund. Und die gebratenen Tauben sind hier sogar noch tranchirt, was vom Schicksale zu verlangen Goethe bekanntlich als ganz unerhört betrachtete. Ja, von einem bescheidenen Deutschen. Aber der Amerikaner ist an so etwas gewöhnt. Die Natur hat hier nämlich auch noch die Mühe übernommen das sechzigprocentige Erz in bequeme kleine Blöcke zu zerstückeln und diese auf der Oberfläche umher zu zerstreuen. Wir spazierten in einem Walde, wo der Rasen eine englische Quadratmeile weit mit solchen Erzstufen, groß genug um des Bückens zu lohnen, und doch so klein und leicht, daß das Aufheben ohne viel Transspiration geschehen kann, übersäet war. Die Teamsters brauchen blos in den Wald zu fahren und aufzupacken. Auch unter dem Rasen ist noch alles von lockern Erzstufen voll wie von reifen Kartoffeln. Wir sahen umgefallene Bäume, die ganze Trauben schwarzer Eisenfrüchte zwischen ihren Wurzeln hatten."

Der Verfasser wäre gern den ganzen Mississippi hinaufgesegelt, wenn ihn nicht sein nächster Zweck nach Chicago gerufen hätte. Er konnte es sich jedoch nicht versagen, wenigstens die Missourimündung in Augenschein zu nehmen, was ihm zu einer lehrreichen Entwickelung der bei der Vereinigung beider Flüsse obwaltenden Verhältnisse Gelegenheit gibt. Von da führte die Eisenbahn unsern Touristen durch einige der interessantesten Partien von Illinois, mitten durch weite fruchtbare Prairien und die centralen Gegenden des Staats nach der Hauptstadt Springfield, in dessen Nähe er eine kleine Rundfahrt bei den dortigen reichen und intelligenten Farmern machte. In der Schilderung der Weiterreise drängt ein charakteristischer Zug den andern. Wir wollen nur zwei hervorheben.

„Die größte Merkwürdigkeit in unserm Wagen war ein ganz blutjunger Mensch, der sich sowol durch seine Eleganz als durch seine jugendliche Wichtigthuerei sehr bemerklich machte. Er hatte noch kaum einen Bart und ich schlug ihn höchstens auf 19 Jahre an. Dennoch aber mußte er schon große Reisen gemacht haben. Denn auf seinen Koffern und Nachtsäcken stand die Adresse: «Honolulu. S. I.» Das Wort Sandwich-Island hatte er schon in derselben Weise abgekürzt, wie die Amerikaner die ihnen bereits vollkommen angehörigen Staaten abzukürzen pflegen, z. B. N. J. (New-Jersey), R. I. (Rhode-Island). Durch ein elegantes Augenglas, das ihm auf der Brust baumelte, besah er sich die Prairien zur Rechten und Linken und sprach sein Entzücken über sie an alle Nachbarn aus. Mir erzählte er gelegentlich, er sei schon zweimal auf dem Mississippi, Missouri und andern Flüssen explodirt, dreimal bis auf des Wassers Rand niedergebrannt und ein halb Dutzend mal auf Snags gefahren und gesunken. Er fürchte sich aber vor dergleichen nie und wisse sich immer zu retten. Jetzt habe er die Absicht, hier in Illinois Land anzukaufen. Er fragte verschiedene Passagiere, die wie alte erfahrene Leute aussahen, wo ihrer Meinung nach die besten Ländereien zu kaufen seien, was die Vortheile und Nachtheile hier, was dort wären. Und wenn die Leute sich viel Mühe gaben ihm das zu expliciren, so dankte er ihnen hinterdrein kaum, sondern nahm es ungefähr so auf, wie ein Prinz den Bericht eines seiner Verwalter. Gelegentlich warf er die Bemerkung hin, er wisse noch nicht, wie viel er anlegen wolle und ob er mit dem Lande blos speculiren oder ob er nächsten Frühling darauf bauen werde.“

Beispiele einer solchen widerlichen Deferenz des Alters gegen die Jugend begegneten dem Verfasser mehrere; sie sind aber ganz in Uebereinstimmung mit dem amerikanischen Charakter, der auch in größern, objectivern Verhältnissen überall dem Neuen und Jungen den Vortritt vor dem Alten einzuräumen scheint. Daher auch der Mangel an allem historischen Sinn, welcher den Reisenden überall im Westen unangenehm berührte. Jetzt noch eine Beobachtung aus einem ganz andern Gebiete:

„Es gibt hier auch in Amerika ein Thier, das einen äußerst übeln und ungemein energischen Geruch verbreitet und das man deswegen oft bewundert hat. Ueber die Intensität des Geruchs dieses merkwürdigen Thiers, das die Amerikaner Polecat oder Skunk nennen, machten wir hier unterwegs eine Beobachtung, die, mich däucht, alles, was Naturforscher schon gesagt haben, übertrifft, und die ein amerikanischer Eisenbahnreisender in seinen Reiseberichten nicht verloren gehen lassen darf, weil nur er sie machen kann. Es verbreitete sich in unserm stets rasch fliegenden Wagen plötzlich ein äußerst unangenehmer und fast das Athmen beschwerender Geruch. Wir glaubten anfangs, er rühre von etwas Brennendem her, und untersuchten alle Winkel, aber fanden nichts. Endlich sagte ein Kenner, es sei der echte Skunkgeruch, und nach vielen Zweifeln wurde dies von den Bahnconducteuren bestätigt, die uns sagten, daß sie nicht selten ein solches Thier überfahren und dabei diesen Geruch, der in unserm Falle wenigstens über eine Viertelstunde anhielt, verspüren. Wir schleppten ihn demnach wenigstens acht Meilen mit uns fort. Es ist dies eine bemerkenswerthe Erfahrung, sowol über die Intensität des Geruchs als über die Unerschrockenheit des Thiers. Die indianischen Krieger schmücken sich am liebsten mit den Häuten des Skunk, weil sie es für das tapferste Wesen in Amerika halten. Es fühlt sich mit seiner jeder lebendigen Nase unerträglichen Waffe äußerst sicher, ist daher auch langsam in seinen Bewegungen und geht niemand aus dem Wege. Sogar, wie wir nun erfuhren, nicht einmal einer Locomotive.“

Unser bisheriges, ohnedies äußerst skizzenhaftes Referat, von dem wir noch dazu geflissentlich alles auf die Deutschen in Amerika Bezügliche ausgeschlossen haben, umfaßt nicht mehr als den vierten Theil des allerdings sehr umfänglichen Werks. Es liegt daher auf der Hand, daß wir nicht in denselben Proportionen fortfahren können, obgleich der eigentliche Gegenstand des Buchs, die Exploration des Far West, jetzt erst beginnt. Der Mittelpunkt dieses fernen Westen und das concentrirte Spiegelbild desselben, Chicago, von den Amerikanern die Garden-City genannt, wurde auch der Ausgangspunkt für die fernern Unternehmungen des Verfassers. Chicago, noch vor zwei Jahrzehnden ein kleines unbekanntes Dorf, von Büffeln und Prairiewölfen umschwärmt, ist jetzt eine Stadt von mehr als 100000 Einwohnern, zu denen in den letzten Jahren jährlich über 15000 hinzugekommen sind. Um sich diesen räthselhaften, selbst in Amerika unerhörten Aufschwung erklären zu können, muß man das ausführliche, farbenreiche Gemälde lesen, welches der Verfasser von dem rastlosen Leben und Treiben in derselben entwirft. Nur diese Kühnheit der Entwürfe, diese Freiheit und Beweglichkeit, diese Anwendung der Naturkräfte und Verwerthung der wissenschaftlichen Resultate im großartigsten Maßstabe, diese Verachtung aller Vorurtheile und diese ungeheuere Willensenergie konnten das Unglaubliche leisten. Wir gedachten oben der Häuserfabrikation in Cincinnati; hier oben nimmt man die Häuser nicht einmal auseinander, um sie zu transportiren, sondern man rollt sie einfach weiter und es gibt bereits eine eigene Klasse von Leuten, die daraus ein Gewerbe machen, die sogenannten House-movers. „Es sind wenige Holzhäuser in Chicago, die nicht einmal auf diese Weise gerollt und von ihrem Platze zuweilen meilenweit transportirt sind. Man kann kaum einen Tag ausgehen, ohne irgendwo einem solchen auf der Reise begriffenen Hause in den Straßen zu begegnen. Ich sah einmal eins, und zwar ein ziemlich großes, das wegen eingetretenen gar zu schlechten Wetters und unergründlicher Wege auf seinen Rollen in der Straße stehen geblieben war. Die Leute, die keine andere Wohnung hatten, hausten und wirthschafteten darin wie zuvor und erwarteten besseres Wetter, um ihre Reise später weiter fortzusetzen. Man braucht oft zu einem solchen Transporte eine Reihe von Tagen, da die Häuser zuweilen groß und die Wege weit sind, und man geht dann von Station zu Station. Man transportirt oft große zweistöckige und vielzimmerige Häuser und läßt zuweilen Möbel und Küchengeräthe und alles Uebrige darin. Sind die Bewohner Kaufleute oder Krämer, so setzen sie ihren Handel unterwegs in dem rollenden Schoppen wie zuvor fort. Es ist auch keineswegs selten vorgekommen, daß wohlhabende Familien ruhig in ihren fortrollenden Häusern wohnen blieben wie in einem Dampfschiffe und Wagen, und daß auch ihre Freunde zu ihnen auf Besuch kommen und ihre Visitenkarten abgeben.“ Dieser allgemeine Drang nach rascher Beweglichkeit hat aber noch viel wunderbarere Industriezweige ins Leben gerufen. So gibt es in Chicago sogenannte Expreßcompagnien, die sich mit der Beförderung „unmündiger Wesen“ abgeben. Wenn z. B. ein Großpapa in Wisconsin einmal seinen jüngstgeborenen Enkel sehen will, so gibt man ihn gerade so wie bei uns ein Packet „auf die Post“. Kein Wunder, wenn diese jungen Staatsbürger rerum novarum studiosi werden. Dazu lese man noch, was der Verfasser unter anderm über den projectirten ungeheuern Tunnelbau, über die Einrichtung der zur Aufnahme, Magazinirung, Abwägung, Durcharbeitung und Umladung des Getreides bestimmten Elevators und über die amerikanischen Common Schools berichtet. Welche Zukunft steht aber Chicago erst bevor, wenn das großartige Project, dem Michigansee, welcher jetzt blos an seinem Nord-

ende mit dem St.-Lorenzsystem zusammenhängt, bei seinem Südende einen Ausweg nach dem Mississippi zu verschaffen; und zu diesem Behuf den schmalen Isthmus zwischen dem See und den ersten schiffbaren Zweigen des Mississippisystems in einem breiten, tiefen Kanale zu durchstechen, das Wasser des Sees theilweise herauszulassen und es zur Fütterung und Kräftigung jener Zweige sowol als auch des Mississippi selbst zu benutzen, zur Ausführung gekommen ist. Der Verfasser sucht gegen das Ende seines Werks hin die Ausführbarkeit dieses Plans darzuthun und macht dabei auf den bedeutsamen Umstand aufmerksam, daß hier, ähnlich wie auf dem Isthmus von Suez, die Natur dem Menschen die Sache schon einmal vorgemacht und ihn, indem sie nicht alle Spuren ihrer Arbeit verwischte, zum Nachmachen gleichsam herausgefordert habe, was er sodann aus den Bodenverhältnissen ausführlicher nachweist. Hieran schließt er eine beredte Auseinandersetzung der entscheidenden Vorzüge, welche die St.-Lorenzlinie dadurch vor ihrer Hauptconcurrentin, der Ohiolinie, erhalten würde: ihre leichte Verbindung mit dem Atlantischen Meere durch den Hudson, die Möglichkeit, nach der leicht herzustellenden Vertiefung der St.-Clair-Flats zwischen Huron und Erie und der Kanäle zwischen Erie und Ontario neun Monate lang jährlich von den größten Seeschiffen befahren zu werden; der Umstand, daß sie auf beiden Seiten von freien und in vieler Beziehung den freiesten Staaten der Welt umgeben ist, der Gegensatz der betriebsamen und namentlich schifffahrtslustigen Bevölkerung ihrer östlichen Mündungsstaaten zu der Fruchtbarkeit des Westens bei gleichartigem physikalischen und politischen Klima; und endlich ihre Lage in der Nähe des 42. Breitengrades, der großen Auswandererstraße nach dem Westen, die sie mit ihren durch zahlreiche Eisenbahnen verbundenen und eingefaßten Südspitzen und Rändern berührt.

Von Chicago reiste der Verfasser nach Galena und Dubuque und fuhr sodann den obern Mississippi hinauf bis St.-Paul, von wo er die neun Meilen weiter nördlich gelegenen St.-Anthony-Fälle besuchte und hierauf einen Abstecher längs des St.-Petersflusses nach Minesota hineinmachte, bis dahin, wo er den letzten westlichen Deutschen und die letzte Honigbiene sah, „die überall der Civilisation ein wenig vorangeht, während das Rebhuhn ihr ein wenig nachflattert, wie man denn überhaupt alle mit der Civilisationsbrandung sich fortwälzenden Thiere in Vorläufer, Begleiter und Nachzügler theilen kann". Hiernächst pilgerte er in gleicher Richtung nach den Quellen des etwas südlicher gelegenen Kanonenflusses, hinauf in die zauberische Junipracht der Prairien, wo die anmuthig duftende bescheidene Prairierose mit ihren zartgefärbten Kelchen das Scepter an die glänzend dunkelfeuerrothe Distel mit ihren hohen pfauenschweifartigen Blütenblätterschöpfen abgetreten zu haben scheint und meilenbreite Haselnußoasen mit einer überschwenglichen Fülle von Früchten, deren Entstehen und Vergehen die Wissenschaft noch nicht erklärt hat, den Wanderer in Erstaunen versetzen. Anfang Juli finden wir unsern Touristen wieder in Dubuque, dem Mittelpunkt der Bleiminengegend, deren Exploration ihn während der nächsten Woche beschäftigte. Zwischenunter machte er auch noch andere Excursionen, von welchen wir hier nur die nach dem äußerst interessanten Trappistenkloster Neu-Meillerie im schönen Jowa, dem Lieblingsstaate der Yankees wie der Deutschen, erwähnen wollen. Die weitere Reise ging über Galena und Davenport nach Milwaukee, und von da in das Innere des Staates Wisconsin. Ein Dampfschiff brachte ihn den Michigansee hinauf nach der Straße von Michillimakinac und ein zweites Anfang August durch den Obern See, an dessen Küsten vor allem die berühmten Kupferminen seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, bis zu seiner westlichsten Spitze, dem Fond du Lac, wo bereits zwei Embryonen eines gehofften neuen Chicago, Superior City und Superior genannt, mit einander rivalisirten. Der Verfasser meint, daß trotz des Isthmus von „nur 1500 Meilen Breite" bis zum innern Winkel des Pugets-Sound, wo die dortigen speculirenden Sanguiniker „die natürlichste Linie für die große pacifische Eisenbahn" finden wollen, leicht die eine dieser Städte „a lithographic town" — auch eine außerhalb Amerikas völlig unbekannte Species — verbleiben könne, zweifelt jedoch nicht, daß mit der Zeit allmählich ein wichtiger Ort, etwa ein amerikanisches Archangel dort ins Leben treten werde. Anfang October wandte er sich wieder den „Lower Lakes" zu, wie die Amerikaner die ganze Kette der allerdings durch Charakter, Lage und Größe vom Obern See grundwesentlich verschiedenen Seen Michigan, Huron und Erie nennen, landete in Detroit, das er wegen der Aehnlichkeit der Wasser- und Landconfigurationen geistreich mit Konstantinopel vergleicht, durchwanderte von hier aus das Innere des Staats Michigan und kehrte abermals nach Chicago zurück. Nachdem er das Innere von Illinois mit seinen ungeheuern, jetzt das hundertfache Schauspiel herbstlicher Brände darbietenden Prairien durchforscht und den für die obenerwähnte projectirte Verbindung des St.-Lorenz- und Mississippisystems wichtigen obern Illinois oder sogenannte Rivière aux Plaines besichtigt hatte, fuhr er über den Eriesee nach Cleveland und kehrte von da nach Pittsburgh zurück, wo er im Anfang des November wieder eintraf.

Diese rasche und nackte Reiseskizze müssen wir jedoch füglich durch einige kurze Andeutungen über den Sachinhalt des Werks vervollständigen. Auf die große Vielseitigkeit der naturwissenschaftlichen Beobachtungen des Verfassers ist schon aus dem wenigen bisher Mitgetheilten ein Schluß gestattet, und es wäre uns ein Leichtes, dieselbe durch zahlreiche Auszüge zu beweisen. Seine eigentliche Stärke liegt jedoch in den geologischen Beobachtungen und den hierauf beruhenden Schilderungen der großen landschaftlichen Züge. Einige zum Theil höchst ausführliche Partien des Buchs, wie z. B. die Kapitel mit den Ueberschriften: „Auf dem obern Mississippi", „Die Bleiminengegend", „Der See Michigan", „Die Kupferminen", „Auf dem Huronensee", „Die Prairien im Herbst", können geradezu für ziemlich erschöpfende Monographien über ihren Gegenstand gelten. Man darf aber aus dieser Bemerkung nicht folgern, daß jene Partien die Eigenschaft von Excursen hätten; im Gegentheil, sie stehen durchaus mit dem Ganzen in künstlerischem Zusammenhange und der verbindende Faden ist, wie billig, die fortwährende Beziehung auf den Menschen. Der Mensch erscheint uns in der lebendigsten, bunten Mannichfaltigkeit seiner intellectuellen, sittlichen und socialen Zustände, und wenn wir die größern politischen Fragen und Verhältnisse gar nicht und die in Amerika nicht minder bedeutsamen religiösen nur gelegentlich in ihrer Beziehung auf den Katholicismus berührt finden, so können und werden wir uns darüber nicht beklagen, weil der Verfasser überall und selbst da, wo er generalisirt, lediglich Selbsterfahrenes gibt und während seiner hastigen Tour keine Zeit und Gelegenheit hatte, auf den beregten Gebieten charakteristische Beobachtungen zu sammeln. Da ferner Kunst und Wissenschaft im fernen Westen unter diesen Bedingungen selbstverständlich noch viel weniger in Frage kommen, und da außerdem dem Verfasser bei seiner Art zu reisen höchstens ein ganz vorübergehender Blick in das Familienleben gestattet war, so beschränkt sich allerdings der Kreis seiner Beobachtungen innerhalb des Bereichs menschlicher Anschauungsweise, Sitte und Thätigkeit um ein Wesentliches. Innerhalb dieser selbstgesteckten Grenzen aber hat sich derselbe kaum irgendeinen wesentlichen Charakterzug entgehen lassen. Landwirthschaft und Ackerbau, Bergbau, Industrie, Handel und Schifffahrt, diese beherrschenden Potenzen des westlichen Lebens, erscheinen uns in allen ihren Entwickelungsphasen vom unscheinbaren Keime an bis zu ihrer Ausdehnung zu kolossalen, alle europäischen Begriffe übersteigenden Dimensionen. Wir sehen vor unsern Augen Städte entstehen und die Civilisation mit Riesenschritten westwärts dringen. Wir gerathen in eine wahre Völkerwanderung: „Eine Prärien-Grove in einer Herbstnacht ohne ein mover-camp, das ist eine Unmöglichkeit." Sie wandern alle nach Westen, zuweilen einem bestimmten Ziele entgegeneilend, noch öfter einem unbestimmten Drange folgend. Mancher überwintert ein-, wol auch zweimal unterwegs, ehe er endlich in Jowa oder Minesota anlangt, um mit seiner Fa-

wie hier im „Squatterlande" auf dem noch der Union gehörigen Grund und Boden zu leben, zu graben und zu ackern oder ganze Städte mit allen ihren verwickelten Rechtsverhältnissen zu bauen. Wenn diese Ländereien endlich „in den Markt kommen", geht das von ihm provisorisch besessene eingefriedigte und bebaute Grundstück, welches oft einen Preis von mehreren tausend Dollars erreicht hat, gegen die Erlegung eines geringen Kaufpreises in sein volles Eigenthum über. Aber das durch eigene Anstrengung Erworbene wächst ihm gleichwol nie ans Herz; so etwas wie Affectionswerth scheint wenigstens der echte Amerikaner gar nicht zu kennen; wo er ein Geschäft machen kann, dessen Profit sich in Dollars berechnen läßt, da schlägt er das vielleicht mit allem Comfort eines traulichen Familienlebens ausgestattete Heimwesen los und zieht weiter gen Westen, unstet, wie der Indianer, den er gewaltsam vor sich her drängt.

Diesen immer mehr im Verschwinden begriffenen Indianern hat der Verfasser mit augenscheinlicher Vorliebe manche seiner Seiten gewidmet. Seinen Besuch im Lager der noch etwa 1000 Mann starken Winnebago an der Mündung des Mankato in den Minesota, sowie seinen spätern Verkehr mit einem kleinen Stamme von Sioux am Kanonenflusse begnügen wir uns einfach zu erwähnen, obgleich die Proben indianischer Poesie, welche er dort einem alten Dakota entlockte, wol der Mittheilung werth wären. Nicht unerwähnt lassen dürfen wir aber die Thatsache, daß die Hieroglyphen und Zeichnungen in der durch Schiller's „Todtenklage des Nadowessiers" auch zu unserer Literatur in Beziehung stehenden Carver's Cave (etwas abwärts von St.-Paul am Mississippi) mit den in Neumexico aufgefundenen Figuren, von denen ganz neuerdings Möllhausen wieder einige Proben mitgetheilt hat, eine außerordentliche Aehnlichkeit zeigten. Noch interessanter sind die in den Kupferminen am Ontonagon (dem größten Zufluß des Obern Sees von Süden) aufgefundenen Antiquitäten, eine kupferne Lanzenspitze und zwei meißelartige Werkzeuge von eigenthümlicher Form, und die vielen Spuren alter Grubenarbeiten. Eine dieser Gruben war 10—15 Fuß tief mit lauter dünnen vegetabilischen Erdschichten gefüllt, auf deren Oberfläche ein halb verfaulter Stumpf eines dicken alten Eichbaums wurzelte. Da der letzte außer den weggefaulten Partien 380 erkennbare Jahresringe zeigte, so mußten wenigstens 500 Jahre seit seiner Pflanzung verflossen sein; fügt man hierzu 300 Jahre als Minimum der zur schichtweisen Anfüllung einer solchen Grube mit vegetabilischer Erde nothwendigen Zeit, so erhält man mindestens 800 Jahre für das Datum der Dereliction jener Grube durch die alten Minenarbeiter, von denen ziemlich ausgemacht sein dürfte, daß sie nicht als Stammväter der jetzigen Indianer zu betrachten sind. Das Interesse für diese Studien findet sich in der Regel leider nur bei Ausländern, und so sind es denn namentlich katholische Geistliche, welche sich auch in dieser Beziehung vortheilhaft hervorthun. Unter andern lernte der Verfasser in Mackinac einen Missionar bei den dortigen Ottawa kennen, den Pater P. aus Belgien, der seit mehr als 15 Jahren unter allen indianischen Stämmen bis zu den Rocky Mountains gelebt hat und herumgereist ist. „Da er mehrere ihrer Sprachen versteht, da er fleißig gesammelt hat, was er über sie beobachtete und in Erfahrung brachte, und da er sich jetzt mit Ordnung und Verschmelzung dieser Beobachtungen beschäftigt, so können wir von ihm etwas Vortreffliches erwarten." Diese Versicherung beruht nicht auf einer bloßen Vermuthung des Verfassers, sondern auf wirklicher Einsichtnahme in die Arbeiten und Pläne des gelehrten Paters. Ein anderer in dieser Beziehung hochverdienter Geistlicher, dessen Bekanntschaft der Reisende in dem Dominicanerkloster zu Sinsinnawa machte, war der Pater Mazuchelli, welcher über die Urzustände und insbesondere Wisconsins, das sich bei seiner Ankunft vor 20 Jahren noch in den Händen der Indianer befand, 1844 zu Mailand unter dem Titel „Memorie historiche e religiose edificante d'un Missionario Apostolico" ein sehr interessantes Werk veröffentlicht hatte. Von diesem Werke existirt aber in den Vereinigten Staaten nur ein einziges Exemplar: so gering war bis vor kurzer Zeit noch der Geschmack für vaterländische Geschichte in Amerika.

Und doch, welche ungeahnten Schätze gibt es hier noch auszubeuten. Während seines mehrwöchentlichen Aufenthalts in der Umgebung von Dubuque fand der Verfasser Gelegenheit zur Einsichtname in die Correspondenz eines westlichen Bankierhauses mit wanderlustigen Farmern im Osten. Die letztern schilderten in ihren Briefen nicht nur ihre Familien, den Bestand ihres jetzigen Gewerbes und Hauswesens, sondern gaben auch die Ursachen an, warum sie ihren bisherigen Wohnort zu verlassen wünschten, und sprachen ihre Erwartungen von dem neuen Lande im Westen aus. Da nun der Bankier in seinen Antworten auf alle diese Punkte gewissenhaft eingegangen war, so ließ dies den Touristen manche Blicke, namentlich in das Herz der kleinen Hauswirthschaften des Ostens, in die Motive dieser Völkerwanderung und in den Charakter der — neben den Deutschen — bemerkenswerthesten aller Colonisten, der neuenglischen Farmer, thun. Der Verfasser fügt hinzu, er habe nicht übel Lust, wenn er es dürfe, seine umständlichen Auszüge aus jener Correspondenz, aus der mehr über Amerika zu lernen sei als durch allgemeine Länderschilderungen und Reisezwecke, in weitern Kreisen zu verbreiten. Zugleich macht er aber folgende wichtige Bemerkung: „Ueberhaupt ist der ganze Westen noch reich an ungedruckten Manuscripten anderer Art, die für Ethnographie, Länder- und Völkergeschichte vom größten Interesse sind. Fast an jedem Orte, wo ich mich eine Zeit lang aufhielt und nach solchen Dingen forschte, fand ich irgendetwas Interessantes. In Chicago war es eine ziemlich sorgfältige Geschichte und Schilderung der indianischen Nation der Sauks und Foxes, die dort als ein Erbstück in der Familie des Verfassers geblieben war. In St.-Paul theilte man mir ein sehr umfangreiches Manuscript mit, das ein vielerfahrener Reisender über die obern Mississippigegenden und über die indianische Nation der Chippewaes geschrieben hatte. In Dubuque hatte der dortige katholische Bischof mir eine zweibändige Grammatik der Algonquinsprache mitzutheilen. Sie war in zwei Bänden von einem französischen Missionar abgefaßt, in sehr philosophischem Geiste geschrieben und jedenfalls, obwol leider nicht ganz vollendet, das Beste, was ich über diese merkwürdige Sprache gelesen habe..... Auch hörte ich noch sonst von vielen andern Manuscripten, die ich selbst nicht alle zu sehen bekam. Manche hatte man beiseite geworfen. Manche hatten noch vor kurzem in der Familie existirt, waren aber jetzt verloren gegangen." Auch weist er mit Recht auf die noch lebenden alten französischen Ansiedler und katholischen Missionare als die lebendigen Documente für die Geschichte des Westens hin.

Neben den materiellen Interessen ist es namentlich das Schul- und Unterrichtswesen, welches überall als der nächstwichtige Factor des westlichen Lebens die Aufmerksamkeit des Verfassers beschäftigt. Beispielsweise sei hier nur seiner Schilderung der „Debating-Societies" erwähnt, literarischer Studentenverbindungen auf der angesehenen Universität Ann-Arbor in Michigan, die er mit Recht unsern Studirenden zur Nachahmung anempfiehlt. Und um mit einem echt charakteristischen Zuge zu schließen, finde hier endlich noch der Anfang einer Erzählung des Verfassers aus der Zeit seines Aufenthalts in Wisconsin Platz:

„In eine rein amerikanische Schule schlüpfte ich nachher noch von selbst und durch Zufall hinein, und es fügte sich, daß hier gerade die Geographie von Europa vorgenommen wurde. Die Antworten der kleinen Wisconsiner waren manchmal amüsant genug:

„Frage: What is Europe?

„Antwort: A part of the great Asiatic continent! (Ich dachte: Das ist schon ganz richtig, sollte aber den Kindern nicht so unbedingt und unerläutert hingegeben werden.)

„Frage: Von was für Leuten ist Europa bevölkert?

„Knabe: By foreigners! (Ich dachte bei mir: Bravo, echt amerikanisch oder vielmehr angelsächsisch; gerade so, wie einst auch ohne Zweifel die jungen Athenienser, wenn die Lehrer sie

nach der Bevölkerung des Restes der Welt befragten, antworteten: Skythen!)“

Die Beobachtungen, welche der Verfasser kurz zuvor in einer ebendaselbst neuerrichteten deutschen Schule gemacht hatte, leiten uns auf den absichtlich bisjetzt aufgesparten Theil unsers Referats über, nämlich auf die Verhältnisse der Deutschen in den westlichen Staaten der Union, welche jedoch hier kurz abgethan werden müssen, obgleich sie wol ein Achtel des Buchs ausschließlich in Anspruch nehmen. Kohl erzählt:

„Sie war kürzlich durch Subscription zu Stande gekommen und zählte bereits 200 Schüler, darunter auch einige Canadier und Amerikaner, die sich der schwierigen deutschen Sprache bemeistern wollten. Man hatte auch hier das amerikanische System der Vermischung beider Geschlechter adoptirt und fand, daß die Gegenwart der jungen Mädchen sehr vortheilhaft auf das Betragen und die Disciplin der Knaben einwirke. Ebenso mußten auch hier junge Mädchen als Erzieherinnen der Knaben aushelfen, wie überall in den Volksschulen Amerikas, wo es stets so sehr an männlichen Schullehrern mangelt. Im ganzen kann man wol sagen, war es eine deutsche Schule nach amerikanischem Zuschnitt. Viele der kleinen deutschen Burschen sprechen auch englisch untereinander, und als ich die Frage aufwarf, was sie lieber sprächen, englisch oder deutsch, da waren die Ansichten sehr verschieden und es bildeten sich zwei Parteien. Die, welche «englisch» antworteten, sprachen dies aber doch immer mit einem gewissen schüchternen Rückhalte leise und halb verschämt aus. Die Patrioten dagegen laut und vernehmlich und mit dem Eifer aller derer, die gegen eine vorherrschende Tendenz Opposition machen: «Deutsch! deutsch!»“

Wenn nun diese Tendenz schon in solchen Staaten herrscht, wo, wie im Westen überhaupt, und speciell in Wisconsin, das deutsche Element relativ vorwiegt, wieviel mehr muß sie sich nicht dort geltend machen, wo dasselbe relativ zurücktritt, wie z. B. in Ohio, obgleich dieser Staat die absolut größte Zahl in Deutschland Geborener (eine halbe Million) aufzuweisen hat! Der sonst gewiß sehr patriotische Verfasser vermag sich daher auch keineswegs für die Idee eines deutschen Staats in Amerika zu begeistern, wie manche unserer soi-disant Deutschgesinnten, deren Vaterlandsliebe und Nationalstolz sich in nichts Besserm kund zu geben weiß, als in unsinnigen und ungerechten Zumuthungen an einen großen und freien Staat, welcher der Mehrzahl der deutschen Einwanderer, denen das Vaterland meist nur bittere Erinnerung mit auf den Weg gibt, zum mindesten dasjenige bietet, was die meisten von ihnen bisher noch gar nicht gekannt haben, das Bewußtsein nämlich, einer großen und überall auf dem ganzen Erdball geachteten Nation anzugehören. Dieser Vortheil wird selbst durch den Verlust ihres edelsten Besitzthums, der deutschen Sprache und desjenigen geistigen Inhalts, dessen ausschließliche Trägerin diese Sprache ist, nicht zu theuer erkauft. Unter so gebieterischen Verhältnissen dem Einflusse einer Schwestersprache, der einzigen, welche sich an geistigem Gehalt vollkommen mit ihr messen kann, gewichen zu sein, kann der deutschen Sprache nimmermehr zur Schmach gereichen. Besser ein gutes Englisch als einer jener abscheulichen Bastarddialekte gleich dem pennsylvanischen Deutsch, von dem wir den Lesern d. Bl. bei einer andern Gelegenheit bereits eine Probe mitgetheilt haben. Auch der Verfasser hatte auf seiner Reise zu verschiedenen malen Veranlassung auszurufen: „Noch nicht das Englische gelernt und doch das Deutsche schon verderbt!“ Natürlich werden aber noch ganze Generationen vergehen, ehe das von so vielen gefürchtete, von uns eher gewünschte Resultat eingetroffen sein wird, und bis dahin wird selbstverständlich auch die deutsche Sprache das Vehikel nicht blos deutscher, sondern auch angelsächsischer Bildung bleiben, um inzwischen ihrer Nachfolgerin Gelegenheit zu geben sich mit deutschen Anschauungen, Denk- und Bildungsformen zu sättigen. *) In diesem Sinne stimmen wir daher auch von ganzem Herzen folgender, durch die in Milwaukie angestellten Beobachtungen veranlaßten Aeußerung des Verfassers bei: „Vermuthlich wird auch der Plan einer in den Vereinigten Staaten zu begründenden deutschen Universität durch den Nativismus etwas mehr zur Reife kommen. Für diesen Plan fand ich hier in Wisconsin viele Gemüther eifrig entflammt. Und er wird in deutsch-amerikanischen Blättern häufig besprochen und als etwas Ausführbares betrachtet. Eine tüchtige deutsche Universität auf amerikanischem Boden, ich gestehe, das sprach mich auch außerordentlich an. Ich glaube, so etwas würde selbst bei den Amerikanern hier und da Unterstützung finden. Deutsche Kunst und Wissenschaft, das wäre vorläufig wol die rechte Fahne, unter der sich das deutsche Leben in Amerika einigen könnte. Das wäre auch vorläufig das wahre und beste Organ zum einigen Weiterleben unserer deutschen Colonien mit dem alten Vaterlande.“

Ueberhaupt ist die moralische Wechselwirkung der Deutschen und Amerikaner aufeinander schon jetzt eine durchgreifende. „Was der eine nicht hat, hat der andere. Der Deutsche ist ein sinniger und tüchtiger Arbeiter, der Amerikaner ein geschickter politischer Organisateur und Speculant. Sie profitiren einer von dem andern und beuten sich gegenseitig aus. Sie marschiren zusammen wie leichte Cavalerie und schwere Infanterie. Natürlich gibt es Inconvenienzen bei so einem Marsche. Aber im ganzen glaube ich ist die Bemerkung richtig, die mir einmal ein werther Freund und Landsmann machte, wie es ihm auf einer Reise in Amerika geschienen habe, daß die Dinge da am meisten florirten, wo die Deutschen und Amerikaner vermischt nebeneinander wohnten, und wo weder die einen noch die andern für sich allein zu weitläufige Striche innehätten.“ Wie der Verfasser an einer andern Stelle bemerkt, die Amerikaner fragen bei Speculationen und Unternehmungen mehr danach, was zu gewinnen steht, die Deutschen blicken mehr auf die möglichen Verluste; jene kommen daher oft schneller zu großem Reichthum, diese gerathen seltener in Unglück. Wir finden deshalb auch unter den zahlreichen vom Verfasser uns vorgeführten Landsleuten, namentlich in der Klasse der Farmer, meist wohlhabende und glückliche Menschen, aber niemals einen eigentlich Reichen nach amerikanischem Maßstabe. In den großen Städten, wo sie meistens eine Vorstadt bewohnen, bilden die Deutschen in der Regel den eigentlichen Kern der Arbeiter in den großen Etablissements, während die Unternehmer, Dirigenten und Besitzer fast ohne Ausnahme Amerikaner sind. Entschiedene Lieblingsneigungen und vorwiegende Berufsgattungen, wie etwa bei den Franzosen oder Italienern, findet man bei den freilich auch weit zahlreichern Deutschen nicht, ausgenommen vielleicht den Weinbau und Weinhandel, durch dessen immer mehr wachsenden Betrieb sie hier im Westen denselben langsamen, aber nachhaltigen Einfluß auf den moralischen und geselligen Charakter der Amerikaner, welche ihre bisherigen

---

*) Daß dies kein leerer Wunsch sei, bestätigt unter anderm folgende vom Verfasser zu Peru im südlichen Illinois gemachte Beobachtung: „Auch hier fand ich wie überall unter den Schülern einige amerikanische Knaben, die auch des deutschen Unterrichts sich befleißigten. Der Lehrer zeigte mir eine ganze kleine Bibliothek von deutschen Grammatiken, Dictionnairen, Lehr- und Lesebüchern, die für Amerikaner geschrieben waren, und zwar alle erst in den letzten Jahren. Manche dieser Bücher sind in vielen tausend Exemplaren gekauft worden. Es ist wirklich ein recht bemerkenswerthes Phänomen, mit welchem Eifer die Amerikaner sich dem Studium unserer so schweren Sprache hingeben. Ich glaube, man kann sagen, daß jetzt keine andere der fremden lebenden Sprachen so viel dort studirt wird wie das Deutsche. Wir haben auch in Deutschland selbst etwas von dieser Bewegung vor unsern Augen gesehen, da sich unsere Universitäten in den letzten Jahren mehr als je zuvor mit jungen Amerikanern gefüllt sehen. Natürlich ist es nicht alles blos wegen Schiller und Goethe. Deutsch zu verstehen kann einem jungen amerikanischen Clerk oder Advocaten oder Beamten ein ganz einträgliches Kapital sein. Aber auch die Zahl der amerikanischen Damen, die Amerika nie verlassen haben und doch ein ganz vortreffliches, reines und zuweilen ein dem Ohr sehr angenehmes Deutsch reden, ist jetzt schon nicht mehr gering.“

Temperanzgesetze nicht mäßiger, sondern nur heuchlerischer gemacht haben, ausüben, wie durch die Fabrikation und Verbreitung des Biers im Osten. Der Verfasser schenkt daher auch, wie billig, der Weincultur seine ganz besondere Aufmerksamkeit. Sonst gibt es Deutsche in allen nur erdenklichen Stellungen mit einer einzigen, traurig genug bezeichnenden Ausnahme. „Unter den Beamten der Staaten und Städte", sagt der Verfasser, „fand ich ganz selten einmal einen Deutschen, selbst in solchen Staaten wie Wisconsin. Dann und wann hörte ich einmal davon, daß ein Deutscher Mayor einer Stadt gewesen sei. In Illinois ist jetzt ein Deutscher Vicegouverneur. Dergleichen ist aber rara avis. Die Politik haben die Amerikaner, so sehr sie auch manchmal um deutsche Stimmen werben, überall in den Händen." Diese Erscheinung wird für niemanden ein Räthsel sein: es ist eben mit den Deutschen da drüben noch ganz so bestellt wie mit den Deutschen im lieben Vaterlande. „Die Deutschen", wie ein sehr verständiger Farmer in Michigan unserm Reisenden sagte, „verstehen sich halt nicht aufs Allgemeine. Sie sind untereinander nicht einig. Und darum setzen sie auch bei Wahlen nichts durch. Wenn da einer auf die Wahlliste gesetzt wird, der, wenn sie ihn alle auf die Schultern nähmen, den deutschen Interessen ganz recht wäre, so gibt der eine ihm seine Stimme nicht, weil er ihn nicht mag — er hat sich von ihm vielleicht einmal im Geschäft übervortheilen lassen —, der andere sagt, der Mensch ist zu aristokratisch, der dritte sagt, er ist ein Pietist und Duckmäuser, dem vierten ist er nicht ganz antitemperenz genug. Der fünfte will nicht für ihn stimmen, weil Peter und Hans für ihn gestimmt haben. Und da so jeder was an ihm auszusetzen hat, so fällt er durch. Da versteht der Yankee das Ding besser. Denkt er, daß der Mann, der auf der Liste steht, der Allgemeinheit gut dienen wird oder doch seiner Partei, so stimmt er öffentlich ohne weiteres für ihn, wie wenig er ihn privatim auch leiden mag. Und wenn er sieht, daß einer schon beinahe oben auf dem Gipfel ist, weil bereits viele ihn auf den Schultern tragen, so setzt er schnell auch seine Schultern noch mit an, aus Furcht, die ganze Pyramide möchte noch wieder zusammenstürzen und der Partei der ganze Sieg verloren gehen, wie es bei unsern vielgesinnten, vielgestimmten Deutschen denn meistens so der Fall ist."

Das, was wir soeben in der Form allgemeiner Resultate mitgetheilt haben, und noch manches andere illustrirt der Verfasser nach seiner gewohnten Art durch eine Reihe prägnanter Beispiele. Wo er irgendeinem Landsmanne begegnet — und Deutschen begegnet man im Westen überall, selbst in dem Sklavenstaat Missouri —, da erkundigt er sich nach den Beweggründen, welche ihn zur Auswanderung veranlaßt haben und nach seinen bisherigen Schicksalen auf amerikanischem Boden; und wo ein solcher Lebenslauf irgendetwas Neues und Charakteristisches bietet, da theilt er uns denselben ausführlicher mit. Ganz im Gegensatz zum Osten, wenigstens zu den großen Städten des Ostens, sind die von den deutschen Einwanderern hier gemachten Erfahrungen durchweg erfreuliche und ermuthigende, wobei jedoch nicht verschwiegen werden darf, daß die hier in Frage kommenden Personen fast ausschließlich materiellen Berufskreisen angehören. Von diesen aber gilt es als Regel, daß sie nach Ueberwindung des ersten Gefühls der Verzagtheit und Enttäuschung sich bald in die amerikanischen Verhältnisse zu schicken wissen, ihr Glück machen und das ursprüngliche Heimweh bald gänzlich vergessen. Wo eine größere Anzahl Deutsche zusammenleben, da setzen sie auch ihr altgewohntes deutsch-gemüthliches Treiben fort, an dem doch wol etwas sein muß, da es sogar den Neid und die Nachahmungslust der Amerikaner erweckt. Allein nicht blos Individuen, sondern auch ganze deutsche Niederlassungen schildert der Verfasser in ihrer Entstehung, ihrem Wachsthum und ihrer noch jetzt fortdauernden Stammeseigenthümlichkeit. Wir verweisen in dieser Beziehung auf die Geschichte der schwäbischen Bauerncolonie bei Ann Arbor in Michigan und auf die der niedersächsischen Ansiedelung Dunkels-Grove bei Chicago, deren Vergleichung dem deutschen Leser manche anregende Gesichtspunkte eröffnen wird. Zu guter letzt entnehmen wir noch dem Verfasser die interessante Notiz, daß der Schönheits- oder wenigstens der Natursinn der deutschen Farmer den häßlichen amerikanischen Fenzen den Krieg zu erklären begonnen hat und der eintönigen Prairienlandschaft durch die Anlegung lebendiger Hecken einen bisher ungekannten Reiz zu verleihen verspricht.

So viel um dem Leser einen annähernden Begriff von der Reichhaltigkeit des vorliegenden Buchs beizubringen und ihn zur Selbstlectüre anzuregen. Wir bemerken nur noch, daß das Buch gleichzeitig in einer englischen Ausgabe erschienen ist und in Amerika sowie in England großen Anklang gefunden hat.

Moritz Kirbach. *)

Feydeau's „Fanny" und „Daniel".

1. Fanny. Episode aus dem Leben einer jungen Frau von E. Feydeau. Nach der vierzehnten Auflage des Französischen. Dritte Auflage. Berlin, Hasselberg. 1859. 16. 1 Thlr.
2. Daniel. Roman in sechs Büchern von E. Feydeau. Aus dem Französischen. Berlin, Hasselberg. 1859. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bei der enormen Fruchtbarkeit, welche auf dem Gebiete der einheimischen Romanfabrikation herrscht und es uns schwer macht, über ihre Erzeugnisse in einigermaßen vollständiger Weise Buch zu führen, können wir den ausländischen Romanfabrikaten nur ausnahmsweise einen Seitenblick gönnen. Zu dieser Ausnahme gehören die berüchtigten Romane von E. Feydeau, als Producte, die besonders geeignet erscheinen, um danach den Grad der Entartung bestimmen zu können, den die öffentliche Moral im kaiserlichen Frankreich erreicht hat. Denn daß diese Demoralisation in Frankreich bis zu einem gewissen Grade officiellen Charakters ist, daß ihr wenigstens aus einem oder dem andern Grunde von oben her freier Lauf gelassen wird, geht aus dem Umstande hervor, daß der oberste Staatswille in Frankreich auch der einzige ist. Mit demselben Rechte, wie diese höchste Vorsehung Frankreichs von sich sagen darf: „Ich bin der Staat", darf sie von sich sagen: „Ich bin die Moral!" Daß mitunter auch versucht wurde, Tugendpreise und Moralprämien auszuschreiben, darf darüber nicht täuschen. Solche heuchlerische Experimente, von denen man im voraus weiß, daß sie keinerlei Erfolg haben werden, dienen vielleicht nur als Deckmantel, um dahinter den Demoralisationsproceß desto sicherer und wirksamer zu betreiben. Es geschähe nicht zum ersten mal in der Weltgeschichte, daß die höchste Staatsweisheit dem perfiden Princip huldigte, ein moralisch verwüstetes, entnervtes Volk sei am besten zu Soldaten und willenlosen Werkzeugen der Gewalt abzurichten. Um schöne Phrasen war man in Frankreich nie verlegen. Man verkündigte die Republik, wenn man die Dictatur wollte, die Fraternité, wenn man die „Brüder" auszubeuten gedachte, die Befreiung der Völker, wenn man ihre Unterjochung im Sinne hatte. Gegenwärtig verkündigt man den andern Völkern, daß ihnen die französischen Krieger in ihren Tornistern die „Civilisation" zutrügen. Wahrscheinlich sind in ihren Tornistern Exemplare der „Fanny" und der Dumas'schen Loretten- und Maitressendramen verborgen.

Der vorliegenden deutschen Uebersetzung der übel berufenen „Fanny" ist die vierzehnte Auflage des französischen Originals zum Grunde gelegt, und wahrscheinlich hat das Original seitdem noch weitere Auflagen erlebt. Aber auch die oben genannte deutsche Uebersetzung hat es bereits zu einer dritten Auflage gebracht, und außer der vorliegenden ist uns noch eine andere bekannnt, die, nach der zehnten Auflage des Originals bearbeitet, bei Vieler

---

*) Wie in Bezug auf Otto Heubner (vgl. Nr. 25) sind wir auch in Bezug auf Kirbach, infolge seiner Begnadigung, in die erfreuliche Lage versetzt, von seinem Namen, den wir seinen frühern in Waldheim verfaßten Beiträgen zu d. Bl. beizufügen nicht berechtigt waren, fortan Gebrauch zu machen. D. Red.

und Comp. in Berlin erschienen ist. Beweis genug, daß auch unter unsern guten Landsleuten — und wir fürchten besonders unter unsern Landsmänninnen, da „Fanny" in der That Eigenschaften besitzt, durch die sie sich vorzüglich bei gewissen Frauen einschmeicheln mag — viele an diesem kleinen aber sicherlich gefährlichen Buche Geschmack finden. Neugier allein ist es nicht, welche zur Lectüre solcher Bücher treibt; wer begierig ist, die Sünde kennen zu lernen, ist meist schon selbst sündig. Da bringt man Vereine in Vorschlag zur Abwehrung französischer Weine, Stoffe und Luxuswaaren; aber dem literarischen Gift Frankreichs öffnet man bereitwillig Thür und Thor, und Theater und Buchhandel beeilen sich, es einzuführen und weiter zu verbreiten. Ohne Zweifel sind schon lascivere Bücher geschrieben worden als „Fanny"; obschon in Bezug auf üppige Darstellung das Möglichste darin geleistet ist. Nur sind diese Schilderungen mit einer gewissen raffinirten Delicatesse und Decenz behandelt; das leidenschaftliche Feuer, von welchem die Phantasie des Verfassers offenbar durchglüht ist, schmeichelt sich um so mehr ein, mit je größerer Kunst der Verfasser es in Zweifel zu lassen versteht, was daran geistiger oder blos sinnlicher Art ist; namentlich ist die ehebrecherische Fanny aufs abgefeimteste in ihrem äußern Benehmen fast keusch und züchtig gehalten, und so ist diese Liebes- und Ehebruchsgeschichte nur um so gefährlicher und perfider, da sie nirgends den Geschmack, sondern nur die Moral beleidigt.

Wir wollen nun in aller Kürze zeigen — denn viel Raum haben wir für solche Producte nicht übrig —, was das eigentlich Gefährliche an diesem Buche und durch welches seine verborgene Gift es geeignet ist, die Familienmoral zu vergiften und das Familienglück zu untergraben. Bisjetzt hat man wol von verheiratheten Männern gehört und gelesen, welche auf ihre unverheiratheten, von ihren Gattinnen begünstigten Nebenbuhler eifersüchtig wurden; aber das war für Feydeau nicht pikant und raffinirt genug. Er dreht das Verhältniß um, und schildert in dem Helden seines Romans einen Junggesellen, dessen Lebensglück dadurch vernichtet wird, daß die ihn liebende Frau ihm Anlaß gibt, auf ihren Ehemann eifersüchtig zu sein. Fanny, eine schöne Fünfunddreißigerin, also nach deutschen Begriffen nicht gerade mehr eine ganz „junge Frau", Mutter mehrerer Kinder, gibt sich einem vierundzwanzigjährigen jungen Manne, der bis zum Sterben in sie verliebt ist, gleich bei ihrem ersten Besuche hin, und zwar ist sie es, welche ohne weitere Gewissensscrupel und ohne Anstand den jungen Mann zuerst in seiner Wohnung, um so zu sagen das Raubthier in seiner Höhle aufsucht. Obschon sie nun aber dem jungen Manne seinen Sieg so unglaublich leicht macht, ist sie doch durchaus nicht wie eine Bacchantin, wie eine im rasenden Liebeswahnsinn Befangene geschildert, sondern eher wie eine keusche Nonne und mütterliche Freundin ihres Buhlers. Dieses ehebrecherische Leben wird nun von beiden ohne alle Gewissensbisse eine lange Zeit fortgesetzt; nur der Gedanke beunruhigt und quält den jungen Burschen, ob sie nicht auch ihrem Manne, der wie die Ehemänner in den meisten französischen Romanen als eine Art Tyrann geschildert wird, welcher natürlich auch eine Maitresse unterhält, dieselbe Gunst gewähre wie ihm. Sie betheuert ihm, daß dies nicht der Fall sei und auch nicht sein werde. Er will sich hierüber Gewißheit verschaffen, und richtig, in einer Nacht hat er Gelegenheit, eine Scene zwischen ihr und ihrem Gatten zu erblicken, die „all sein Blut nach dem Herzen treibt", sodaß er nahe daran war „zu ersticken": eine Scene, die bis in ihre kleinsten Details von dem Verfasser mit dem äußersten Raffinement ausgemalt wird. Fanny war ihm also untreu: das verheirathete Weib dem mit ihr verbündeten Ehebrecher! Er verläßt sie zu ihrer Verzweiflung für immer; statt sich aber einer nützlichen Thätigkeit zu widmen oder sich wie Werther einfach todt zu schießen, siedelt er sich in einer Strandwüste an und lebt hier wie ein mönchischer Einsiedler, um sich ganz in seinen Gram zu versenken und über den an ihm verübten Verrath nachzugrübeln. Wie gemüthlich hätten die beiden Liebenden miteinander fortleben und fortlieben können, wenn Fanny ihnen Schwur gehalten hätte! Die Moral des Buchs kann demnach keine andere sein als die: wenn eine verheirathete Frau einen Buhlen hat, so ist es ihre Pflicht, die Gunst, die sonst nur der Ehemann in Anspruch zu nehmen hat, einzig und allein diesem Buhlen zu gewähren.

Mit dem zweiten Roman: „Daniel", steht es weniger schlimm, obschon die Verlagshandlung der deutschen Uebersetzung, was auch ein „Zeichen der Zeit" ist, ihn dadurch besonders zu empfehlen glaubt, daß sie das Publikum auf die vielen darin enthaltenen „pikanten, sinnlich aufregenden" Scenen besonders aufmerksam macht. Freilich erwartet man dergleichen, wenn auf S. 105 der Held des Romans in die Worte ausbricht: „Aber bisweilen auch ballte ich im Dunkeln die Fäuste und biß mir die Lippen durch, so stark wurde meine Begierde. Zu denken, daß sie dalag, kaum in leichte Decken gehüllt und ohne Schutz, jung und schön zum Entzücken; daß ich, ohne daß sie es ahnte, auch da war, daß alles einen Versuch begünstigte: die Nacht, das schweigsame Haus, ihr Schlaf! O, was ich litt, ist nicht zu beschreiben, von Liebe wurde ich verzehrt, die Pulse an den Schläfen zuckten mir, und da stand ich stumm und unbeweglich wie eine Marmorstatue. Die Raserei des Fiebers ist nichts gegen diesen furchtbaren Zustand der Aufregung, krampfhaft zuckt das Herz, droht still zu stehen, ergießt stürmisch das Blut durch die Adern und zieht es wieder zurück; der Schädel möchte springen, das Gehirn ist in Feuer, und vor den Augen schwirren teuflische Gestalten und Visionen!" So schildern Franzosen das, was sie „Liebe" zu nennen wagen! Indeß zu so eclatanten Scenen wie in „Fanny" kommt es in diesem Roman nicht, und in dieser Hinsicht möchte mancher, der dergleichen darin sucht, eine Enttäuschung erleben. Aber in einen Abgrund von Demoralisation blickt man doch auch hier. Der Held des Romans ist diesmal verheirathet und liebt eine Unverheirathete, die aber die Braut eines andern ist. Er will sie diesem abkaufen u. s. w. Ebenso unedel als dieser Held sind die meisten übrigen Personen: der Graf mit seiner genußsüchtigen, rein materialistischen Lebensphilosophie, der über die spiritualistische Liebe à la Werther spottet (der Verfasser citirt gelegentlich den „Werther" und kennt ihn offenbar sehr genau, nur daß er widerwärtige Caricaturen seines berühmten Vorbildes liefert), der Bräutigam Luisens, Georget, des Romanhelden Frau und Schwiegermutter, die mit Hülfe eines Notars die gemeinsten Intriguen gegen Gatten und Schwiegersohn spinnen u. s. w. Luise stirbt, der Graf, ihr Oheim, war vorher im Zweikampf gefallen. Daniel, halb wahnsinnig, steigt in die Todtengruft, öffnet den Deckel am Sarge des Grafen: „In welchem Zustande werde ich Ihre werthe Person finden?" sagt er, „Ihr Herz war schon bei Lebzeiten verfault"; dann legt er sich zu der Leiche Luisens in deren Sarg, zieht die schwere Marmorplatte darüber, begräbt sich so neben ihrem Leichnam, und stößt sich ein Messer ins Herz, mit welcher widrigen Scene der Roman schließt.

Wenn namentlich die Visionen unserer deutschen Romantiker es waren, welche die im ganzen nüchterne Phantasie unserer Nachbarn — von denen jedoch der Spruch Schiller's zu gelten scheint, es könne der Beste nicht in Frieden bleiben, „wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt" — zu solchen wüsten Phantasien aufstachelten, so haben sie freilich eine große Schuld auf sich geladen; aber sie erscheinen keusch, rein, naiv- und unschuldig gegenüber diesen französischen Romantikern, bei denen nicht die Phantasie, sondern nur der Verstand und die künstlich erhitzte Sinnlichkeit auf diese Abwege geräth. Die Wirklichkeit mit ihren vielen egoistischen Motiven und erbärmlichen Intriguen kennen sie genauer als die deutschen Romantiker; darin sind sie zu Hause; aber der Glaube an alle höhern und reinern Motive scheint ihnen hierüber verloren gegangen zu sein; ihre Moral bleibt, bei aller Kenntniß und Enthüllung des Schlechten, in der Genußsucht befangen und daher selbstsüchtig und zweideutig, und ihre Phantasie, wo sie sich zu dieser in raffinirtester Weise echauffiren, bringt es nur zu künstlichen Abscessen, die nicht die Heilkraft

natürlichen haben. Mit Recht darf man die generösen Auf-
lungen der Franzosen, die meist jedoch nur flüchtiger Art
, und ihren Takt, ihre Humanität und Urbanität in allen
gen mehr gesellschaftlicher Art rühmen, obschon diese Urbanität
lge ihrer maßlosen nationalen Eitelkeit und Prahlsucht sich nur
ufig in das beleidigende Gegentheil verwandelt; aber der mo-
sche Kern der Nation scheint doch tief angefressen oder gründlich
ört zu sein, und ihre militärischen Excursionen ins Ausland,
nposant sie auch erscheinen und welchen Einfluß für eine
sse Zeit sie auch haben mögen, werden die Folgen dieser
erbniß nicht abwenden können, wenn die Nation nicht end-
aufrichtig in sich geht und in allen Schichten nach Bürger-
ib, statt nach bloßem Militärruhm zu trachten beginnt.
alte Rom gab mit fast wahnsinniger Hast den Völkern noch
imposantere Schauspiele in einer Zeit zum besten, als es
die Verderbniß seiner edelsten Organe schon längst dem
rgange verfallen war.*) Die vom militärischen Ehrgeiz
enen Franzosen scheinen fast zu vergessen, daß man auch
inem andern Felde als dem Schlachtfelde Lorbern ernten,
rkeit und Todesverachtung beweisen und mit andern Völ-
in einen ebenso ruhmreichen als praktischen Wettstreit treten
; sie scheinen zu vergessen, daß, während die Namen eines
klin, Clapperton, Richardson, Overbeck, Vogel, Leichardt,
Schlagintweit u. a., kurz aller jener, welche ihr Leben
Wissenschaft und dem Forschungstriebe zum Opfer brachten,
n Geschichtsannalen der Wissenschaft und im allgemeinen
chtniß der Menschen mit unverlöschlichen Zügen prangen
n, die Namen der vor Sewastopol und dem Malakow ge-
en Kriegsobersten schon jetzt fast verschollen sind. Möch-
ie Kriegslustigen unter den Franzosen doch bedenken, daß
noch so berühmter General Frankreich mehr Ruhm und
en Einfluß auf die Bildung Europas verschafft hat als
eiden Männer Voltaire und Rousseau, die keine Soldaten
m Ideen commandirten, ja zu einer Zeit lebten, wo Frank-
militärisches Ansehen aufs tiefste gesunken war. Frankreich
eine militärische Ehre später glänzend gerettet. Nun aber
es seine seit Jahren unterbrochene geistige Arbeit und
e Mission im ernsten Sinne wiederaufnehmen, statt sich
neuem in gefahrvolle und erschöpfende Kriege einzulassen
ie Welt mit Bajonneten und gleich verderblichen Romanen
Feydeau zu überziehen. **H. M.**

Notiz.

Jean Paul in England.

Während die Zahl der enthusiastischen Verehrer Jean Paul's
eutschland immer mehr abzunehmen scheint, macht dieser
dafür immer größere Eroberungen in England. Es ist
ktor, dem Carlyle in seinen „Miscellanies" einige seiner
beredtesten Gefühlsausbrüche widmete, von dem der verstorbene
Douglas Jerrold behauptete, daß ein einziger seiner Romane
— er bezog sich dabei namentlich auf die „Frucht-, Blumen-
und Dornenstücke", die er in englischer Uebersetzung gelesen —
alle Romane englischer Humoristen an tiefem Gedankeninhalt
aufwiege, in dessen Schriften A. Kenney, der einiges von ihm
übersetzte, den Trost und die Erhebung, die er in gedrückter
Stimmung bei allen übrigen Schriftstellern umsonst gesucht, in
reichem Maße gefunden zu haben versichert. Eine Lebensbeschrei-
bung Jean Paul's, mit dessen Bildniß in Stahlstich geschmückt,
welche unter dem Titel erschien: „The life of Jean Paul Friedrich
Richter. Compiled from various sources. Together with
his autobiography", hat es bereits zu einer zweiten Auflage
gebracht, und der „Examiner" bemerkt bei dieser Gelegenheit:
„Dieses Werk ist die empfehlenswerthe Charakteristik eines großen
und liebenswürdigen Mannes, der, im Besitz der innigsten Ge-
fühle und der glänzendsten Phantasie, den Humor, dessen großer
Ahnherr Rabelais war und zu dessen Vorfahren Sterne gehört,
zu den höchsten Zwecken verwandte, ihm den Gegensatz einer
Gefühlsexaltation und einer rhapsodischen Poesie gesellend, welche
ganz sein eigen sind. Wir wollen hoffen, daß diese Biographie
das von Carlyle begonnene Werk vollenden und Jean Paul zu
einem in unserm Lande vielgelesenen Autor machen wird." Fast
zu gleicher Zeit erschienen ferner: „Extracts from the works
of Jean Paul F. Richter. Selected and translated by *Georgiana, Lady Chatterton*" und „Sketches of and from Jean
Paul Richter". Die „Westminster Review" bemerkt auf
Anlaß dieser Schriften: „Wenn irgendein Mann zu einem christ-
lichen Prediger und Ausleger menschlicher und socialer Tugen-
den geboren war, so darf J. P. F. Richter darauf Anspruch
machen, ein solcher Mann zu sein", bemerkt dann, daß Jean
Paul zwar wie viele seiner Landsleute schwer zu lesen, aber
doch lesbar sei, und macht ferner auf den charakteristischen Um-
stand aufmerksam, daß Jean Paul wie fast alle hervorragenden
Männer Deutschlands, die mit ihm zu gleicher Zeit gelebt, der
Sohn armer Aeltern gewesen, Goethe fast allein ausgenom-
men. Der von Lady Chatterton veranstalteten Sammlung Jean
Paul'scher „Pensées" wirft übrigens der Berichterstatter vor,
daß sie mehr den Geschmack eines „somewhat spirituel wo-
man" als das Urtheil eines Kritikers verrathe. Die andere
kleine anonym erschienene Schrift, deren Verfasser sich als einen
aufrichtigen Bewunderer Jean Paul's zeige, sei reicher an De-
tail, sonst aber in Bezug auf Darstellungstalent und kritisches
Geschick keineswegs sehr zu loben. Auch Max Müller's in zwei
Bänden zu London erschienene Anthologie: „Early German
classics and modern German classics" enthält reichhaltige
Auszüge aus Jean Paul. **H. M.**

*) Man will in der Regel in der zu Rom herrschenden Ueppigkeit
Schwelgerei einen Hauptgrund seines Untergangs finden. Aber
bietet ähnliche Erscheinungen. Der vor einiger Zeit in Paris
ene Baron Delmar, dessen kolossales Vermögen, wie die Blät-
ichteten, ihm jährlich sechs Millionen Francs Rente abwarf,
gesehn des ebenfalls als Gastkünstler und Speisekenner berühm-
mirals Sidney Smith, gab z. B. Gastmähler, zu denen er
Monat vorher einzuladen pflegte, und bei denen es wahre Tafel-
gab. So soll er einmal Ende Februars für ein beträchtliches
frischer grüner Schoten eine Summe von 6000 Francs gezahlt
Die Kosten eines jener berühmten Gastmähler, welche Lucullus
rechnet man nach jetzigem Gelde auf 22000 Gulden; die Gast-
des Barons Delmar dürften hiernach nicht viel weniger gekostet
Das sind in der Regel Zeiten, wo das Soldatenthum und
ibgardewesen in Blüte stehen, weil eine schwelgerische, genuß-
oder durch den Genuß entnervte Nation solche Schutzwehren
benbei auch zur Unterhaltung und Aufregung militärische Schau-
und Blutseenen braucht.

Bibliographie.

Britz, K., Die dramatische Frage der Gegenwart. Mit Bezugnahme auf die Lewes'sche Kritik der Dramen Goethes. Potsdam, Riegel. Gr. 16. 7½ Ngr.

Büdinger, M., Die Königinhofer Handschrift und ihr neuester Vertheidiger. Eine Entgegnung. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 8 Ngr.

Corvinus, J., Halb Mähr, halb mehr! Erzählungen. Skizzen und Reime. Berlin, Schotte u. Comp. Gr. 16. 22½ Ngr.

Rast sen., F. Freih. v., Beleuchtung der begonnenen jetzt bestehenden Corruption der Gesellschaft und wodurch diese gesteigert worden ist. München, Franz. Gr. 8. 12 Ngr.

Sonnenstäubchen aus einer Schulstube. Von einem Schulmeister am Jura. Leipzig, Brandstetter. 8. 20 Ngr.

Zimmermann, W. F. A., Das Humboldt-Buch. Alexander von Humboldt. Eine Darstellung seines Lebens und wissenschaftlichen Wirkens sowie seiner persönlichen Beziehungen zu drei Menschenaltern. Dem Andenken des unsterblichen Großmeisters der Wissenschaft gewidmet. Berlin, Hempel. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 7. Juli 1859.

Das Militärwesen in seinen politischen und socialen Einflüssen.

1. Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft. Eine Untersuchung auf geschichtlicher und statistischer Grundlage über die finanziellen und volkswirthschaftlichen, die politischen und socialen Einflüsse des Heerwesens. Von Wilhelm Schulz-Bodmer. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Entwaffnung oder Krieg. Ein Nachtrag zu der Schrift: „Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft." Von Wilhelm Schulz-Bodmer. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 8 Ngr.

Wenn ein Werk bald nach seinem Erscheinen von der einen Seite auf das wärmste empfohlen und gerühmt, von der andern heftig angegriffen wird, so ist das gewiß ein Beweis, daß es ein Werk von Bedeutung sein muß. So ist es mit dem erstgenannten Werke Schulz-Bodmer's geschehen, und es verdient daher eine gründliche Beachtung. Dasselbe kämpft wiederum, wie des Verfassers früher erschienene „Militärpolitik" (Leipzig 1855; vgl. Nr. 22 d. Bl. f. 1856) für die Abschaffung stehender Heere. Es macht einen eigenthümlichen, man möchte sagen wehmüthigen Eindruck, in diesem Augenblicke, wo eine halbe Million Menschen gegeneinander in Waffen steht, um den großen Krieg mit mächtigen Schlägen zu führen, wo ganz Europa rüstet, von der Abschaffung stehender Heere zu lesen und dieselbe mit allen Gründen den Regierungen wie den Völkern, ja den Armeen selbst empfohlen zu sehen. Die kurz nach Erscheinen seines Werks hereinbrechende Katastrophe bewog den Verfasser, noch einen Nachtrag dazu folgen zu lassen, in welchem er, in gerechtem Zorne über den Friedensbrecher, der für Europa aus den nichtswürdigsten Motiven den Krieg heraufbeschworen, von irgendeiner Reform der Wehrverfassungen für den Augenblick absieht, sie aber als eine unverbrüchliche Verheißung den Armeen mit in den Kampf zu geben empfiehlt und noch im letzten Momente zur Entwaffnung räth. Dieser Moment ist längst vorüber. Es scheint uns aber doch dem Interesse an der weltbewegenden Tagesfrage gemäß, die kleinere Schrift, obschon es ein Nachtrag ist, zuerst zu besprechen, weil die Reform, die das Hauptwerk fordert, erst nach dem Kriege erwogen werden kann. Uns, die wir aus ebenso fester Ueberzeugung und gewissenhafter, vom Standesvorurtheil unberührter Erwägung auf einem ganz andern Standpunkte stehen als der Verfasser, thut es überhaupt wohl, dieser für den Moment so wichtigen kleinern Schrift in ihrer Anschauung des Bonapartismus von Herzen beistimmen zu können, und wo unsere Ansichten abweichen, werden wir es ehrlich und objectiv sagen, ohne darum die Vorzüge auch des größern Werks und den Zweck desselben, der auf das Glück der Menschheit gerichtet ist, zu verkennen. Die Principien von 1789 freilich müssen wir von uns abweisen.

Die Schrift: „Entwaffnung oder Krieg", mit dem Motto: „Herunter mit der Larve! Das Gaukelspiel ist zu Ende!" zerfällt in zwei Abschnitte: „Zum Frieden" und „Krieg und Sieg". In dem ersten beruft sich der Verfasser auf die sich mehrenden Stimmen, die den Militärdespotismus, wie er sich zum zweiten male im Bonapartismus verkörpert hat, der schweren Schuld anklagen, daß er es ist, der es bis zur Stunde unmöglich gemacht, die Völker von der Last der Steuern und der Conscription, unter der sie seufzen, erlösen zu können. Jetzt sei freilich nicht danach zu fragen, nach welchem Wehrsystem die Söhne Deutschlands zu den Waffen berufen werden, es solle nicht einmal von der wirklichen Einführung des preußischen Landwehrsystems jetzt schon die Rede sein, obgleich es von zahlreichen Stimmen in allen deutschen Staaten begehrt werde, zwar nicht als ein unbedingt Gutes, aber statt der französischen Conscription als ein vielfach Besseres und als das erste Unterpfand der großen Zukunft Deutschlands. Wohl aber könne es rathsam sein, den conscribirten deutschen Soldaten die Gewißheit zu geben, daß sie nach dem Kriege und Siege der überlangen Pflicht des soldatischen Zwangsdienstes ledig seien; daß sie in jedem Falle nicht länger als jetzt schon der preußische Wehrmann ihrem bürgerlichen Berufe entrissen bleiben dürften. Dann bespricht er die Gefahr, mit welcher der Bonapartismus die Welt bedroht. Er erinnert an den orientalischen Krieg, der den Völkern Europas — ob ihre Söhne mitbluten

mußten oder nicht — achtzehn Milliarden Francs gekostet, an die noch nicht ganz verwundene Handelskrise, an all das Elend, das ein neuer Krieg zehnfach verderblicher herbeiführen müsse. „Darum glüht jetzt der gerechte, vernichtende Zorn gegen den kriegsdurstigen Bonapartismus in allen Herzen auf; darum ruft es jetzt mit allen Stimmen nach Frankreich hinüber: Keinen Krieg!" Der Verfasser hofft auf England und Preußen, daß sie, ohne sich selbst kopfüber in den Krieg zu stürzen, Frieden gebieten können. Die Gewalt der Ereignisse ist aber stärker gewesen, als ihre angestrengten Bemühungen. Der Verfasser wendet sich an die Macht des Kapitals, an die Besitzenden, welche vor allen bedroht sind, auch von den dunkeln Massen des durch den Krieg brotlos werdenden Proletariats. Sie sollen sich rühren, in ihren Reihen soll der Gedanke lebendig werden: „Den Regierungen von England und Preußen für Erhaltung des Friedens den letzten Thaler, der friedenbrechenden Regierung keinen Centime!" Wohl! Aber ist denn der Mann des Kapitals für einen solchen Gedanken zu erwärmen? Lesen wir doch die neuesten Kundgebungen seiner Organe in dieser Frage! Die Verhältnisse in Frankreich werden uns dann mit unerbittlicher Wahrheit geschildert, welche den Krieg für den Imperator fast zur Nothwendigkeit machen. „Darum mögen alle, die es irgendwo und irgendwie vermögen, ihre Pflicht erfüllen, sie mögen die Soldaten, die Bürger, die Bauern Frankreichs aufmahnen, selbst erst Rechenschaft zu fordern, bevor die Regierungen, die Völker und Heere Europas gezwungen sind, ihnen die Rechnung zu machen." Es ist nur zu bezweifeln, ob dies Mittel, abgesehen von seiner revolutionären Idee, bei dem tapfern, kriegslustigen Heere, dem die Beute einer Welt vor Augen schwebt, bei der zaghaften Bourgeoisie und einer feilen, geknechteten Presse irgendeine Möglichkeit des Erfolgs böte. Auch die Geistlichkeit wird ermahnt, es von den Kanzeln als eine Todsünde darzustellen, mit der geringsten Aufmunterung, mit der kleinsten Gabe sich zu Mitschuldigen zu machen am blutigen Zerstörungswerke des Kriegs. Was aber predigen, wofür beten die Geistlichen Frankreichs jetzt? Die Franzosen sollen von dem Kaiser ihrer Wahl verlangen, daß er wenigstens für die nächste Zukunft auf den jährlichen Menschenraub der Conscription verzichte, die abermals die Söhne Frankreichs zur Schlachtbank liefern soll. Vergißt der Verfasser in seiner warmen Begeisterung die eiserne Hand, welche Frankreich niederhält? Die Thatsachen über neue Rekrutenforderungen haben seitdem gesprochen, die allgemeine, gleichzeitige und verhältnißmäßige Entwaffnung aller mit allseitigem Kriege sich bedrohenden Mächte, welche verlangt worden, ist nicht erfolgt, und der Verfasser sagt selbst, noch vor dem Ausbruche, daß es unter den obwaltenden Verhältnissen thöricht sei, jenen Mächten auch die Entlassung eines einzigen Soldaten zuzumuthen. Aber, sagt er, es gibt ein anderes Mittel, den Frieden zu erhalten: man verkündige, wie es in Rußland geschehen, daß in den nächsten zwei Jahren keine Conscription stattfinden soll, dann würde keine Armee, weil ihr der Ersatz fehlt, zum Angriff schreiten können. Gewiß! Wer aber wird diesen Schritt thun, wenn der Gegner gerüstet steht? Die französische Nation soll es thun, wenn der Kaiser nicht will! Wohlan, sie mag es versuchen, dem Manne ihrer Wahl Truppen zu verweigern!

„Krieg und Sieg" heißt der zweite Abschnitt der Schrift. Eine vortreffliche Charakteristik Ludwig Napoleon's, den der Verfasser den „Macbeth des 19. Jahrhunderts" nennt, leitet ihn ein, sie schildert sein Wirken und wie er die Völker und Regierungen wach gerufen, sodaß sie erkannt haben, daß „diese Säbelherrschaft, dieser über und über geharnischte Bonapartismus doch nichts weiter ist, als der Don Quixote, der die neue Zeit mit ihren Ideen, mit ihren auf die Eroberung der friedlichen Arbeit gerichteten Zwecken und Interessen noch einmal zum thörichten Kampfe herausfordert". Auf dem Irrwege, in den er hineingerathen, hat er sich selbst dazu verdammt, nur die Worte, die Meinungen und Vorurtheile des ersten Napoleon nachbeten zu können. Denn bis zum Jahre 1859 wollte ja der heutige Bonapartismus nichts anderes sein, als der gehorsame Vollstrecker des Testaments von St.-Helena, wozu im Jahre 1858 noch das Testament eines Orsini gekommen ist. Welches sind seine Intentionen? Er hat seine Armee, kann deren Rauflust bis zum Fanatismus entflammen und ihre Habsucht durch ungemessene Versprechungen auf fremdes Gut bis zur äußersten Spannung reizen! Aber der Friede sei noch zu erhalten, wenn die allgemeine Entwaffnung von England und Preußen, vielleicht auch Rußland, durchgesetzt würde. Mit einer „Lokalisirung des Kriegs" sei nichts gewonnen, auch die neutral bleibenden Völker würden in dem furchtbarsten Maße, wie es schon 1854—56 geschehen, mitzuleiden haben. Die Möglichkeit des Ausbruchs im Auge, entwickelt der Verfasser einen klaren Blick. Er zeigt, wie der militärische Vortheil auf Oesterreichs Seite sein würde, loszuschlagen, was man ihm ebenso wenig, als einst Friedrich dem Großen, verargen würde, aber dadurch würde England und Preußen die Frist geraubt, noch Frieden zu gebieten, eine französische Flotte würde bald im Adriatischen Meere erscheinen und dort sowol, als bei möglicher Verlegung des Kriegsschauplatzes an den Mincio die französische Macht bald ohne große Manövrirkunst der Oesterreicher gereizt werden, deutsches Bundesgebiet zu verletzen und somit der vorgeblich versuchten Neutralität Deutschlands ein Ende zu machen. Frankreich würde auch durch Benutzung der Eisenbahn durch neutralisirtes Gebiet von Savoyen die Schweiz verletzen, die freilich vorerst nur durch Wort Verwahrung einlegen könne, aber mit jenem Durchmarsch werfe es allen Mächten des Wiener Congresses den Handschuh vor die Füße.

So ist alles gekommen. Ob die Mächte den Handschuh aufheben werden? Von Preußen sagt der Verfasser mit Recht: niemand solle es tadeln, weil es im Vergleich mit der in andern deutschen Staaten herrschenden Aufregung zu zögern scheine, weil es sich nicht kurzweg in den Krieg stürzen wolle. Haben ihm aber die Gebote der Ehre und der gegen die gesammte deutsche Nation zu

üllenden Pflichten die Wahl leicht gemacht, so wird es
b vom preußischen Volke und Heer heißen: die letzten
rden die ersten sein. Für die Sicherung der Nord-
len hofft er mit Sicherheit auf England. Das ein-
ste Gebot der Ehre und Würde, die Macht und Klug-
t, wie das Interesse würden die britische Nation nicht
den lassen, daß eine französische Nordseeflotte der ruf-
en Ostseeflotte die Hand biete und der Absolutismus
ier Kaiser sich auch noch die Herrschaft über die Meere
maße. Mehr aber bedürfe die deutsche Nation von der
lischen nicht, denn die deutschen Heere seien den fran-
schen in der Führung wenigstens gleich, an Zahl und
vaffnung überlegen. Die Zweifel an der Einführung
gezogenen Geschütze noch während des Kriegs aus
nischen Gründen müssen wir aber in Bezug auf die
zösischen widerlegen: die bronzenen Röhre werden dort
n eingerichtet, aber nicht von hinten zu laden, was
dings die Sache erleichtert. Dagegen trösten wir uns,
Napoleon auch mit diesem zweiten Geschütz seiner
struction, wie mit dem ersten, das sich als unbrauch-
erwiesen, kein Glück machen wird; sie verschleimen
t, müssen nach 30 Schuß ausgewaschen werden, sind
t so haltbar, schießen zwar sehr weit aber unsicher.
französische Regierung hat bei Krupp in Essen, welcher
ausgezeichneten Geschütze von Gußstahl liefert, eine
utende Bestellung gemacht, der deutsche Ehrenmann
aber unter den jetzigen Verhältnissen nicht weiter ver-
lgt. Bestätigt sich das, so verdient er den höchsten
k der deutschen Nation. Ein bloßer Geschäftsmann
e anders gehandelt. Für Militärs wird die Notiz
Verfassers von Interesse sein, daß sich im Zeughause
Zürich eine kleine gezogene, von hinten zu ladende Ka-
aus dem Jahre 1611 befindet, mit der charakteristi-
Inschrift: „Ich bin eine Jungfrau wohlgestalt — Und
ich küß', der wird nicht alt." Die Ehre der Erfin-
g solcher neuern Geschütze für die heutige Kriegfüh-
g gebühre aber nicht den Engländern oder Fran-
, sondern dem frühern badischen Artilleriehaupt-
n Bodmer, der jetzt bei Wien lebe, und schon vor
Jahren Versuche mit gezogenen Kanonen gemacht habe.
gußstählernen Geschütze, welche ganz vortreffliche Re-
te geliefert haben, werden dem Auslande bald genug
überlegene deutsche Waffe zeigen. Ueber den Opera-
plan, falls Deutschland zum Kriege berufen würde,
t sich der Verfasser keine Sorge; das Kühnste: mit
ltigen Heeresmassen auf kürzestem Wege gegen Paris
ndringen, würde dann gewiß die beste Vertheidigung
Vaterlandes sein. Er schließt dann wieder mit der
nung, durch Aufhebung der Conscription die ein-
e, aber untrüglichste Zauberformel zu finden, um
Sieg an die deutschen Fahnen zu fesseln, und richtet
einen letzten Aufruf an Napoleon, sich den Dank
ganz Europa zu erwerben und nur die Hälfte von
zu thun, was der Kaiser von Rußland wirklich ge-
hat: nämlich im Moniteur drucken und in allen
einden Frankreichs anschlagen zu lassen: „In den
en 1859 und 1860 findet keine Conscription statt."
Wir wissen leider, was Ludwig Napoleon im Gegentheil
gethan hat.

Wenden wir uns nun zu dem Hauptwerke. Der Verfasser hat es sich gewissermaßen zur Lebensaufgabe gemacht, für die Abschaffung der stehenden Heere oder der Zwangssoldaten, wie er sagt, und für die allgemeine Einführung der auf das Princip der Freiwilligkeit gegründeten Wehrverfassung, also der Milizheere, zu kämpfen. In seinem frühern Werke „Militärpolitik" hat er diesen Gedanken ausführlich behandelt, das neuere wiederholt ihn, theilweise mit denselben Gründen, aber besonders gestützt auf nationalökonomische und statistische Ermittelungen. Das Werk ist dem Geheimrath Freiherrn von Bunsen gewidmet, welcher sich zu des Verfassers Ueberzeugung bekannt und demselben ein Gespräch mitgetheilt hat, das er einst mit Lord Palmerston geführt. Dieser hatte, bei Gelegenheit des französischen Staatsstreichs vom 2. December 1851 Herrn von Bunsen gefragt: „Was wird das Ende dieser europäischen Krise sein?" — „Eine allgemeine Entwaffnung!" hatte Herr von Bunsen geantwortet, und auf den Einwand des Lords, daß die stehenden Heere vielmehr verstärkt würden, erwidert: „Ebendeshalb!" Von demselben Gedanken, daß es allen Staaten unmöglich sei, die jetzigen stehenden Heere zu behalten, geht der Verfasser aus und sucht nachzuweisen, welchen schädlichen Einfluß sie im allgemeinen auf die menschliche Gesellschaft üben. Der Titel des Werks nennt es eine „Rettung" derselben, die unerlaßlich sei, und hat das Motto aus der Heiligen Schrift nach den Worten des Heilandes gewählt: „Des Himmels Gestalt könnt ihr beurtheilen, könnt ihr denn nicht auch die Zeichen dieser Zeit beurtheilen?"

In der Einleitung wird der Grundsatz der freien Arbeit: jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, erörtert. Was der Arbeiter an neuen Gütern und Werthen für die Gesellschaft geschaffen habe, das sei die Gesellschaft dem Arbeiter an Lohn schuldig geworden, und was er ihr werth geworden, habe sie ihm mit gleichem Werth zu vergelten. Darum dürfe der Arbeiter nicht verhindert werden, seinen Lohn zu erwerben, nicht gezwungen werden, zu fremdem Zwecke und gegen einen ihm aufgedrungenen Lohn seine Arbeitskraft hinzuopfern. Das aber sei bei dem auf Conscription und gewaltsame Aufhebung begründeten Heerwesen der Fall. Der Verfasser nennt dies eine Versündigung sowol gegen die Völker, denen eine Militärlast zur Erhaltung des Heers aufgebürdet wird, als auch gegen die conscribirten Soldaten selbst, die zum Frondienst genöthigt werden. Er schildert von diesem Standpunkte aus die Nachtheile und Gefahren der „militärischen Zwingherrschaft und Sklaverei" und sucht in der Umgestaltung des Heerwesens zugleich die Lösung der politischen wie der socialen Frage; dadurch erst würde das von Revolution und Reaction gepeitschte Europa endlich auf den geraden und sichern Weg gebracht werden. Zuerst sei der Maßstab für die ökonomischen Nachtheile zu finden, unter denen unmittelbar die Armen und mittelbar die Volksmassen leiden, welche Jahr um Jahr den Stoff zu unsern „Zwangsheeren"

liefern müssen. Damit hänge zugleich ein gerechtes und zweckmäßiges Belohnungssystem zusammen, dadurch werde jene lange militärische Dressur überflüssig, die das morsche Fundament unsers heutigen das Mark der Völker aufsaugenden Heerwesens bilde. Nach der Entdeckung jenes Maßstabes bleibe die Gesellschaft den höchsten Gefahren ausgesetzt, solange man noch die Aufrechthaltung der Ordnung den auch ökonomisch unaufhörlich mishandelten stehenden Armeen anzuvertrauen wage, denn alle die Millionen, welche in denselben dienen oder gedient haben, würden sich sehr bald selbst die Rechnung machen, um wie viel sie an ihrem Lohn verkürzt werden und verkürzt worden sind. Die Vertheidiger des jetzigen Heerwesens, heißt es weiter, suchen dasselbe nur noch mit schwachen, angeblich technisch-militärischen Gründen zu rechtfertigen. Zur Widerlegung derselben habe der Verfasser, das schweizerische Heerwesen zu Grunde legend, seine „Militärpolitik" geschrieben, die sich, um jenen Nimbus zu zerstreuen, zum großen Theil nur mit rein militärischen Gegenständen befaßt und die Einwirkungen des Heerwesens auf Staat und Gesellschaft nur kurz angedeutet habe. Diese nachzuweisen sei nun der allgemeine, wichtigere Theil des vorliegenden Werks. Es sei keine Rettung aus dem ewigen Strudel der Revolutionen und Gegenrevolutionen möglich, bis endlich die Idee der Neuzeit: die Forderung der vollen persönlichen Freiheit und das Recht der freien Arbeit, auch noch auf dem einen Gebiete verwirklicht sei, das man bis zur Stunde gegen die Strömungen der Geschichte in Leibeigenschaft abgesperrt gehalten, auf dem Gebiete des Heerwesens. Auf Preußen besonders, dessen Torso des Landwehrsystems doch die entschiedensten Vorzüge vor dem zu seiner vollen Misgestalt ausgewachsenen französischen Conscriptionssystem habe, seien jetzt die Blicke gerichtet, ob es sich entschließen könne, sich an die Spitze einer friedlichen und den Frieden Europas dauernd sichernden Bewegung zu stellen. Nach dem letzten Kriege, nach der Krise von 1857—58 bedürfe es einer großen That der Erlösung, und diese könne für Mittel- und Westeuropa keine andere sein, als die Abschaffung der letzten Fronen, als die endliche Aufhebung der militärischen Leibeigenschaft. In Rußland sei der erste Schritt gethan, indem nach dem Frieden für die nächsten vier Jahre keine Rekrutirung stattfinde: die gebildeten Nationen Europas würden doch nicht hinter dem geschmähten Rußland zurückbleiben wollen.

Wir haben die Gedanken der Einleitung in kurzem gegeben, ohne eine eigene Bemerkung hinzuzufügen. Unsern Standpunkt in Bezug auf die Frage haben wir bereits bei Gelegenheit des frühern Werks, der „Militärpolitik", offen ausgesprochen und seitdem keine Veranlassung gefunden, auch bei redlichster Erwägung aller Gegengründe die Ueberzeugung zu ändern, daß eine Milizverfassung, wie die schweizerische, für keinen größern und monarchischen Staat, am wenigsten für eine aus verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzte Monarchie wie Oesterreich passe, daß stehende Heere eine Nothwendigkeit sind, nicht allein aus technisch-materiellen Gründen, sondern aus höhern Motiven, die mit der politischen Existenz der Staaten zusammenhängen und auch des ethischen Element[s] ni[cht] entbehren, und daß der Soldatenberuf überhaupt ni[cht] allein aus dem ökonomischen Gesichtspunkte gemessen we[r]den darf, sondern daß es einen edlern gibt, aus welchem die Opfer an Geld und Gut in einem ganz andern Lic[ht] erscheinen. Diese verschiedene Ueberzeugung hindert un[s] aber nicht, das Werk des Verfassers in seiner vollen Be[-]deutung anzuerkennen und die gründliche und gewissen[-]hafte Erforschung von Thatsachen und Belegen für sein[e] Forderungen, die Wärme, mit welcher er dieselben [den] Regierungen und den Völkern an das Herz legt, [den] sittlichen Ernst, von dem er für das Wohl der Mensch[-]heit durchdrungen ist, zu rühmen. Wir folgen ihm [mit] unparteiischer Prüfung durch alle Abschnitte, in welche [er] die Früchte seines eifrigen Strebens geordnet hat.

Ein geschichtlicher Rückblick auf Entstehung und Wa[chs]thum der ständigen Bewaffnung in Europa stellt zuerst all[ge]meine Standpunkte zur Beurtheilung des Heerwesens [auf]. Diese gehen von der neuesten Volkswirthschaftslehre [aus], welche drei Perioden oder Systeme unterscheidet: Natural-, Geld- und Creditwirthschaft, und knü[pft] daran auch für die Entwickelungsgeschichte des Mi[litär]wesens eine Periodeneintheilung. Die erste geht bi[s zu] den Uebergängen des Werbsystems in das der Aushe[bung] zu ständigem Militärdienst, sie betrachtet zuerst den H[eer]bann und die Feudalmiliz. Wir möchten den rich[tigen] Bemerkungen noch die eines jüngst verstorbenen Histor[ikers] hinzufügen, daß Karl der Große der Wehrkraft [des] Volks weit mehr zugemuthet hat, als selbst Napo[leon], und mit welcher unerbittlichen Strenge er das ge[tan], beweisen seine Capitularien. Das Werbsystem wird [...] historisch richtig entwickelt. Gegen die Ableitung [des] Wortes Banda von der als Abzeichen getragenen [...] der Armagnacs möchten wir daran erinnern, daß es [...] mehr ein verdorbenes Wort des frühern Mittelalter[s] [...] das Fahne bedeutet und in den byzantinischen H[eeren] bereits vor den Kreuzzügen als taktische Einheit vork[ommt]. Die zweite Periode ist hier die neuere Zeit der [mili]tärischen Frondienste genannt. Beim britischen [Heer]wesen ist zu bemerken, daß unter den Freisassen für [den] Krieg auch eine Aushebung stattgefunden hat, d[ie der] Sheriff bewirkte. Sonst gibt die Darstellung ein [histo]risch treues Bild, wie sich das System des vorigen [Jahr]hunderts allmählich entwickelt hat. Die französische R[evo]lution erweiterte dasselbe durch die Conscription. [Der] Verfasser weist nach, daß in der Regierungszeit [Na]poleon's I. die Aushebung von 2,947665 Mann [...] worden ist. Von Frankreich verbreitete sich die [Con]scription auf die übrigen Staaten, sie dehnte die [...] gewaltsame Rekrutirung, welche damals fast nur die [...] hin fronpflichtigen Klassen traf, auf einen größern [Theil] der Bevölkerung aus und führte das Losen ein, d[as der] Verfasser die willkürlichste aller Befreiungen nennt.

Dazu kam Napoleon's Belohnungssystem, ein [...] berechnender Klugheit: er gründete eine soldatische [...] der Würden, der äußerlichen Auszeichnungen und des [...]gens, auf Kosten der Völker und seines eigenen Her[...]

machte aus seinen Kriegen eine Lotterie, in die alle ihr Leben und ihren Erwerb einsetzen mußten; er machte zugleich sich selbst zum Götzen des Glücks, der seine wenigen Gewinnste, wie seine zahlreichen Nieten nach Willkür vertheilte.

Nach dem Sturze Napoleon's dauerte das System der Conscription fort, aber der Verfasser sieht überall die Zeichen des Verfalls stehender Heere. Wir können diese nicht bemerken, am wenigsten in den Armeen selbst und sollten meinen, der gegenwärtige Moment bewiese erst recht die Gesundheit und Kraft derselben.

Der zweite Abschnitt enthält die Statistik des Heerwesens der Gegenwart. Er bietet Thatsachen, aus den besten Quellen, mit unermüdlichem, jahrelangem Fleiße zusammengestellt. Die Gesammtzahl der im bewaffneten Frieden Europas unterhaltenen Truppen beträgt in runder Summe nahe an 4 Millionen, wovon 200000 Mann für den Seedienst bestimmt sind. England ergänzt seine Truppen durch Werbung von Freiwilligen, die Continentalstaaten durch Aushebung. Bei letztern kommen dazu die freiwilligen Dienste der Offiziere und Unteroffiziere, der in einigen Staaten geworbenen Truppen, und in andern die Stellvertretung, im ganzen für das Festland etwa auf ein Fünftel der Masse anzuschlagen. Die einzelnen Wehrverfassungen sind eingehend betrachtet, Großbritannien und Rußland, als entgegengesetzte Pole, gleich nebeneinander gestellt. Die besondern Mißstände des englischen Systems, wie aller Werbung, hätten der Unparteilichkeit wegen wol eine größere Berücksichtigung verdient, besonders da sie jetzt von den englischen Blättern selbst eifrig, wiewol eben der Principien wegen noch immer vergebens gerügt werden. Das ist eben die böse Consequenz des Gedankens, den Kriegerstand nur auf den Lohn und Erwerb zu basiren, darum nehmen fast nur die schlechtern Elemente des britischen Volks Handgeld und desertiren dann, sobald es geht. Nach amtlichen Angaben hat die Zahl der Deserteure im vorigen Jahre in der englischen Armee 20000 Mann betragen: das sind die freiwilligen Soldaten! In den Angaben über das russische Heerwesen ist der Verfasser dem seinerzeit vortrefflichen Werke von Harthausen gefolgt. Daß ihm die neuern Verordnungen, z. B. die gänzliche Aufhebung der Cantonisten für den Kriegsdienst, fremd geblieben sind, daß er nur von Anfängen einer Reform der Militärcolonien spricht, da sie doch schon in Bezug auf militärische Verhältnisse practisch durchgeführt ist, hat uns gewundert. Auch die Angaben der Stärke stimmen nicht mehr zu den neuen Etats. Bei den andern Continentalstaaten mit Ausnahme Preußens und der Schweiz, findet der Verfasser in dem allgemeinen Militärzwang nur Norwegens Verhältnisse erwähnenswerth, weil dort der Storthing zu entscheiden hat, ob das Heer zu einem Angriffskriege verwendet werden darf. Dies führt ihn darauf, die Abgeordneten constitutioneller Staaten für berechtigt und verpflichtet zu halten, durch Verweigerung der Steuern zum stehenden Heere diesem die Art an die Wurzel zu legen und wenigstens zu versuchen, ob sie die Staaten, welche mit ihrem Militärzwang dem Untergange entgegengehen, noch zu retten vermögen. Wir enthalten uns zu diesem Vorschlage jeder Bemerkung, unsere Leser mögen ihn selbst beurtheilen! Die Stellvertretung findet weniger Anfechtung, sie hat auch manches für sich, wenn es nicht ein Geschäft wird und der Staat selbst die Ausführung regelt; aber sie bleibt doch immer eine auf das Geld begründete Einrichtung und entspricht der allgemeinen Pflicht zur Landesvertheidigung nicht, daher nächst der Schweiz auch Preußen sie von sich fern hält. Wenn gesagt wird, daß in Preußen auch die Reichen Mittel finden, andere für sich dienen zu lassen, indem sie sich der „vom Gesetz offen gelassenen Schlupflöcher" zu bedienen wissen und diese Behauptung dadurch unterstützt wird, daß mehr Land- als Stadtleute in der Armee dienen, so ist die erste Insinuation ruhig zurückzuweisen, die zweite sehr einfach dadurch zu erklären, daß es im Staate überhaupt mehr Landleute als Stadtleute gibt, und letztere außerdem noch eine viel größere Zahl von Dienstuntauglichen aufzuweisen haben, daher auch verhältnißmäßig die Erscheinung nicht auffallen kann. Die preußische Wehrverfassung ist sonst gut und gerecht dargestellt, und man wird damit einverstanden sein, daß die militärische Erziehung eigentlich schon in der Knabenzeit begonnen werden müßte; Anfänge sind schon gemacht, sie können erweitert werden. Die Uebel des stehenden Heerwesens, sagt der Verfasser, sind bereits in Preußen sehr bedeutend gemindert. Er beweist das durch die kürzere Dienstzeit, das Reserve- und Landwehrsystem. Den Milizen wird eine längere Betrachtung gewidmet und über die Kriegsmarine der Seestaaten viel Bedeutungsvolles, die neueste Entwickelung derselben betreffend, vorgetragen. Die Militärbudgets sind nach den Staatsrechnungen wiedergegeben; doch machen wir in Bezug auf Preußen auf eine kleine, kürzlich erschienene Schrift: „Der Militärstaat" (von Dr. Frantz), aufmerksam, welche darthut, daß hier das Militärbudget nicht allein bei weitem geringer geblieben als bei andern Mächten, sondern daß es auch mit den wachsenden Einnahmen Preußens nicht im richtigen Verhältniß gestiegen ist. Der Militäraufwand der Schweiz stellt sich natürlich außerordentlich gering im Verhältniß zu dem der übrigen Staaten, und wenn der Verfasser bemerkt, daß sämmtliche Staaten an ihrem jährlichen Aufwande für Landtruppen ganz wohl über 60 Millionen Pf. St. oder $1\frac{1}{2}$ Milliarden Francs ersparen könnten und dennoch im Fall der Nothwehr jeder über ein dreimal stärkeres Heer als jetzt zu verfügen hätte, wenn er nur eine Miliz besäße, so kann man das alles vollkommen richtig nennen. Aber es ist eben, wenn sich nicht alle Verhältnisse ändern, für große Monarchien nicht möglich, ein reines Milizwesen bei sich einzuführen; alle Grundbedingungen fehlen dafür. Was würde aus Oesterreich, aus Deutschland jetzt werden, wenn es nur über Milizen zu verfügen hätte!

Der dritte Abschnitt spricht über die Nachtheile der ständigen Bewaffnung, welche als volkswirthschaftliche, moralische und sociale und besondere Nachtheile beleuchtet werden. Der Verfasser hat als nationalökonomischer Schriftsteller einen großen Ruf, und die Berechnungen, welche

er über die Verluste an Einkommen durch die Militärbudgets, die verlorenen Arbeitstage der in die Armeen gebannten improductiven Kräfte und eine Menge versteckter Militärabgaben u. s. w. aufstellt, werden gewiß ihre Richtigkeit haben, entziehen sich aber unserer Beurtheilung. Man erschrickt, wenn man liest, daß der tägliche Verlust an Werthen infolge der durch stehende Heere erzwungenen Arbeitsversäumniß der Mannschaften sich auf $2^1/_2$ Mill. Fr. belaufe! Die mittelbaren Nachtheile, sagt der Verfasser, lassen sich weder in Zahlen, noch dem Namen nach alle angeben. Selbst die Industrie werde, behauptet er, auf unnatürliche Bahnen gelenkt, die Handelsfreiheit gestört, die in ihrer vollen Bedeutung zugleich die Freiheit des Handelns, also die Verwirklichung der Freiheit werde. Während so der Pauperismus von dem Verfasser als nothwendige Folge der ständigen Bewaffnung dargestellt wird, möchten wir vielmehr seine Ursachen in dem wachsenden Proletariat der Fabriken, also der freien Arbeit suchen; dort sind die weißen Sklaven zu finden, als welche der Verfasser uns Soldaten bezeichnet. Wir suchen sie ferner in der Entsittlichung, in der maßlosen Genußsucht, die sich aller Klassen, auch der ärmsten, bemächtigt hat, und in vielen andern Dingen noch, die mit dem Heerwesen wenig zu thun haben. Die moralischen und socialen Nachtheile desselben werden sich ebenso schwer in dem düstern Bilde, das der Verfasser entwirft, thatsächlich nachweisen lassen. Hat etwa die freie massenhafte Arbeit an den Eisenbahnen, der Wanderzug in fremde Landstriche zur Ernte, besonders das Schaffen in Fabriken, die Sittlichkeit gehoben oder nicht vielmehr in betrübendster Weise verschlechtert? Dort sind aber die Werkstätten, wo neue Werthe durch productive Kräfte geschaffen werden. Die militärische Dienstzeit ist allerdings nicht überall eine Schule wie sie sein soll, aber sie lehrt neben den kriegerischen Erfordernissen auch manche schöne bürgerliche Tugend: Ordnungsliebe, Pünktlichkeit im Beruf, Pflichttreue, Gehorsam gegen die Obrigkeit, Entsagung; frage man doch nach, wie gern die Landwirthe, die Industriellen und wer sonst Leute in seinen Geschäften braucht, ausgediente Soldaten annehmen! Es muß also doch mit ihrer Lasterhaftigkeit nicht so schlimm stehen. Die physische Abschwächung der europäischen Bevölkerung soll auch die Folge des soldatischen Zwangsdienstes sein und doch hat man gerade in der Schweiz, wo derselbe nicht stattfindet, zuerst Bedacht auf ein leichteres Gewehr genommen, weil das bisherige der jetzigen Generation nachgerade zu schwer wird. Auch diese überall hervortretende Erscheinung liegt in allgemeinern Ursachen. Zu den besondern Nachtheilen für die Truppen wird der aufgezwungene Beruf, die größere Sterblichkeit, die Zerrüttung der Gesundheit, die karge Besoldung gerechnet. Wir geben das Meiste davon zu, bis auf die Zerrüttung der Gesundheit, die, einzelne strafbare Fälle ausgenommen, nur im Kriege stattfinden kann, dann aber nicht blos stehende Heere trifft. Was den aufgezwungenen Beruf angeht, so glauben wir, daß es in der Welt überhaupt eine sehr große Zahl von Menschen gibt, die ihren Beruf ändern würden, wenn sie nur könnten. Die Verhältnisse zwingen selbst zur Arbeit.

Im vierten Abschnitt lesen wir von den Gefahren der ständigen Bewaffnung. Die finanziellen Gefahren beruhen in dem Kriegsschaden an Menschen, Pferden, Material, Landverwüstung, Vertheuerung aller Bedürfnisse, Contribution u. s. w. in den Angriffskriegen und werden bei Milizheeren unmöglich. „Der Verlust an Menschen oder weißen Sklaven wird am passendsten nach dem durchschnittlichen Marktpreise berechnet, der in Amerika für den männlichen und erwachsenen Sklaven bezahlt wird: mindestens 500 Dollars." Annäherungsweise werden die Verluste des Kriegs von 1854—56 bestimmt: an Kriegskosten 6200 Mill. Fr., an Menschen 750000 Mann, im Werthe berechnet auf 1600 Mill. Fr. Dazu kommen noch die mittelbaren Verluste, das Sinken der Werthpapiere u. s. w., sodaß der in Geld abgeschätzte Schaden des orientalischen Kriegs in runder Summe auf nahe 18 Milliarden Fr. oder 720 Millionen Pf. St., beinahe 5000 Millionen Thlr. sich beläuft. Mag sich danach Europa auf den neuen Krieg vorbereiten, der schon entbrannt ist. Nach den Kriegskosten, welche unmittelbar aufgebracht werden, lasten dann die Staatsschulden und Kriegsschulden auf den Völkern. Wir lesen über diesen Gegenstand eine sehr interessante Betrachtung, hier steht der Verfasser auf seinem festen Terrain und Staatsmänner mögen seine Behauptungen beherzigen. Auf das Gebiet der politischen und socialen Gefahren einer ständigen Bewaffnung folgen wir ihm nicht. Er glaubt, daß auf die Mannszucht, den Gehorsam, die hingebende Treue der Armeen nicht mehr zu rechnen sei; wir, die wir sie nicht von fern in der Abstraction betrachten, sondern mitten unter ihnen stehen und sie genau kennen, auch wahrlich nicht blind für die Zeichen der Zeit sind, denken anders von den braven Truppen. Dann spricht er von der Zwecklosigkeit der Tyrannei des Zwangsdienstes. Was über die veränderte neue Kriegführung infolge der Eisenbahnen, Telegraphen und verbesserten Feuerwaffen gesagt wird, bekundet den denkenden Militär. Daß letztere aber die Zukunft der Cavalerie in Frage stellen, kann nicht zugegeben werden. Die Reiterei wird nicht trotz, sondern wegen der neuen Feuerwaffen in der Schlacht unentbehrlich bleiben. Bei der Tragweite und Sicherheit des Treffens bleiben natürlich beide Theile, wenn es ein reines Schießgefecht ist, weiter als sonst auseinander, und wenn auch der eine endlich seine Stellung aufgibt, so kann nur die Cavalerie vernichtend ihn noch ereilen und den halben Sieg zu einer vollständigen Niederlage des Feindes machen. Dies nur beiläufig. Die jüngsten Ereignisse scheinen aber auch bei der Infanterie die schon als Antiquität belächelte blanke Waffe wieder in den Vordergrund zu bringen, schon wegen der mörderischen Feuerwirkung, welche die Truppe lieber gleich auf den Feind stürzen heißt, als sich lange seinen Kugeln auszusetzen. Ueber die Nothwendigkeit einer längern Dienstzeit gehen die Ansichten auseinander. Aeußerungen einzelner hochgestellter Militärs sind von dem Gegner eifrig aufgenommen und als Autoritäten oft falsch

verstanden worden. Zur nothdürftigen Ausbildung eines Infanteristen gehört freilich keine lange Zeit, auch gehören wir nicht zu denen, welche meinen, die wahre Disciplin müsse jahrelang durch Absperrung, Ausscheidung aller nichtsoldatischen Elemente und Strenge eingeschult werden — wir kennen viele edlere Hebel dazu! —, aber es gibt neben dem Nothdürftigen noch viele wesentliche Dinge, neben dem Garnisondienste noch den wichtigen Felddienst, der gelernt sein will, besonders jetzt, wo auch der einzelne Mann in zerstreuter Fechtart nach eigener Umsicht und Selbständigkeit zu handeln hat. Das fordert Uebung. Die edelsten Elemente — man denke an unsere freiwilligen Jäger — haben aus Mangel an taktischer Uebung weniger geleistet, als von ihnen gehofft wurde. Von der Cavalerie wollen wir dabei gar nicht reden; mit der Milizcavalerie mag man daheim zufrieden sein, aber man bringe sie nur vor den Feind! Was in dem Werke über Belohnungen ausgesprochen ist, deren sichere Aussicht die den Milizheeren immer fehlende Disciplin stärken wird, ehren wir vollkommen. Es ist zwar ein materielles Mittel, aber gewiß wirksam. In dem Punkte, daß der Soldat zu karg belohnt wird, muß wol jeder Militär mit dem Verfasser übereinstimmen. Aber wenn wir dann wieder den Aufruf zur Rebellion der Armeen lesen, so thut uns das leid, nach dem ganzen ehrenhaften Bilde, das wir uns gemacht haben!

Der fünfte Abschnitt weist die besondern Interessen der einzelnen Festlandsstaaten für Aufhebung des soldatischen Zwangsdienstes nach, erst bei den slawischen Staaten und den Staaten mit gemischter Bevölkerung, worunter Oesterreich, dann der romanischen und endlich der germanischen Staaten. Wir haben diese Auseinandersetzung mit dem größten Interesse gelesen, die politische Machtstellung und die internationalen Beziehungen der Staaten sind darin mit Klarheit entwickelt, und wäre es möglich, daß von allen zugleich ehrlich und ohne Hinterlist die betreffenden Maßregeln ausgeführt würden, so könnte eine Reform ähnlicher Art zur Befestigung des Friedens wesentlich beitragen. Aber wer kann den mächtigen Nachbar controliren? Frankreich hat nach seiner steten Versicherung nicht gerüstet und erschien doch im Nu mit 200000 Mann auf dem Kampfplatze! Welcher Staat möchte die Verantwortung übernehmen, Deutschland den ersten Schritt, der nothwendig eine Uebergangsperiode der Wehrlosigkeit herbeiführen muß, anzusinnen? Welches Milizheer kann überhaupt auf einem großen Kriegstheater, in Operationen und Schlachten des großen Kriegs, einem praktisch geübten, streng disciplinirten Soldatenheere, von Truppenführern geleitet, die mit bedeutenden Streitkräften manövriren gelernt haben, nachhaltig die Spitze bieten? Ohne den Kern des stehenden Heers und seiner Reserven würde auch die Landwehr von 1813 nicht ihre hohen Ehren gewonnen haben, obgleich ihr keine alte Armee gegenüberstand.

Im sechsten und letzten Abschnitt wird endlich die Reform des Heerwesens zur Bewahrung des innern und äußern Friedens näher festgestellt. Es sollen zunächst Vorkehrungen für Erhaltung des Friedens getroffen werden. Die Friedensvereine haben in ihrem löblichen Eifer theilweise mehr geschadet als genutzt, indem sie auch den Vertheidigungskrieg für verwerflich erklärten und von keinerlei Wehreinrichtung etwas wissen mochten; auch die internationalen Schiedsgerichte können zu keinem Erfolge führen, da sich unabhängige Staaten nie im voraus verpflichten werden, sich jedem Spruche folgsam zu unterwerfen. Frankreich, das die bons offices dritter Mächte zuerst lebhaft befürwortete, hat sich bei seinem schreienden Unrecht gegen Portugal derselben trotzig entschlagen, und konnte sich Oesterreich jetzt, im Gefühl seines unantastbaren Rechts, einem Congresse fügen, in welchem sogar Piemont über dies Recht mit urtheilen sollte? Wer würde die Execution eines Richterspruchs, fragt der Verfasser mit Recht, gegen England oder Nordamerika, gegen Frankreich oder Rußland oder auch gegen eine Verbindung mehrerer Staaten übernehmen? Ein Friedenstribunal könne nur zum Versuche der Ausgleichung internationaler Streitigkeiten seine gründlich motivirte rechtliche und politische Ueberzeugung verkünden und die Vollziehung seines Spruchs der öffentlichen Meinung überlassen. Der heilbringende Einfluß seiner Thätigkeit würde aber mit dem Geiste der christlichen Bruderliebe und dem zunehmenden Weltverkehr wachsen. Das ist eine schöne Idee; aber wenn sich ein Ludwig Napoleon in seiner Verhöhnung alles sittlichen Rechts mit dreister Stirn gleichfalls auf die öffentliche Meinung beruft und verblendete Völker ihm zujauchzen, welchen Erfolg würde der Spruch des Friedenstribunals haben?

Die Vermehrung der Vertheidigungskraft, die weiterhin empfohlen wird, ist allerdings das beste Mittel zur Erhaltung des Friedens. Der Angriffskrieg muß vertheuert und erschwert werden. Wie aber? Aus der Mitte der Armeen, will der Verfasser, soll sich der Ruf nach Befreiung erheben. Wiederum derselbe revolutionäre Gedanke, der uns nach so ernsten und sittlich gediegenen Betrachtungen überrascht! Dann sollen aber die Seemächte, deren ausgedehnter Welthandel ihnen das größte Interesse für den Weltfrieden gibt, zur Erhaltung desselben wirken und sie können es. Was thut indessen England jetzt, nachdem sein erster Staatsmann das edle Wort gesprochen, daß der Friedensbrecher zu Boden geschlagen werden müsse? Der Verfasser bespricht dann den Uebergang von den stehenden Heeren zum Milizsystem, das nicht überall und sofort einzuführen sei. Die stehenden Heere müßten allmählich verkleinert werden und in einer zahlreichen und tüchtigen Landwehr ihre Unterstützung finden. Das haben wir aber schon in Preußen: das stehende Heer im Frieden ist nur wenig stärker als das, mit welchem Friedrich II. den ersten Schlesischen Krieg begann, und der Staat hatte damals 2300 Quadratmeilen, während er jetzt über 5000 zählt. Die militärische Jugenderziehung wird nochmals empfohlen, aber auch der Führer und der ständigen Cadres gedacht. Versäume ein Staat, für eine genügende Zahl tüchtiger Führer zu sorgen, so mache er sich eines Verbrechens gegen sein

eigenes Volk, eines Todtschlags an seinen eigenen Truppen schuldig. Goldene Worte! Daß aber jeder Staat mit einer sehr kleinen Zahl ständig unterhaltener und militärisch gründlich gebildeter Offiziere und Unteroffiziere ausreichen werde, müssen wir bezweifeln und würden das Experiment damit schon für einen schweren Fehler halten. Wäre die heutige Kriegführung, der Verlauf der Gefechte noch so wie nur vor sechzig Jahren, so würde es möglich sein, jetzt aber würde diese Ersparniß jedem Staate schon in dem ersten Kriege theuer zu stehen kommen. Die Verhältnisse der Schweiz, deren Wehrverfassung wir gewiß anerkennen, sind ganz eigenthümlicher Art, sie können für die der größern, schon einen völlig verschiedenen Kriegsschauplatz bietenden Staaten nicht maßgebend sein. Das Milizsystem wird in unserm Werke noch näher betrachtet: nach den Ersparnissen, die es bewirkt, nach den militärischen Belohnungen, die es fordert, nach der Selbstdisciplinirung der Milizheere, welche durch den Verlust des Guthabens gefördert werden soll, wenn der Wehrmann durch Nachlässigkeit, Ungehorsam oder Feigheit wortbrüchig geworden ist. Es wird ferner als das wirksamste Mittel zur Sicherung des äußern Friedens geschildert wie auch des innern, zu dessen Aufrechthaltung die Miliz verpflichtet ist und die auch im eigensten Interesse des ganzen wehrkräftigen Theils der Nation liegt. England in seiner militärpolitischen Stellung sei nach Beendigung des indischen Aufstandes besonders berufen, bei allen Culturvölkern die Abschaffung des Militärzwangs zu bewirken, den dahin gerichteten Bestrebungen der Regierungen, Völker und Armeen überall Vorschub zu thun und sie anzuspornen zum rastlosen Streben nach diesem großen Ziele. Aber auch die Thätigkeit von einzelnen und Vereinen wird dafür aufgerufen.

Damit schließt das Werk, dessen Bedeutung wir vollkommen zu würdigen verstehen, dessen ernste Studien, dessen Wärme für einen Zweck der Humanität wir anerkennen, wenn wir auch von unserm Standpunkte aus nicht die Nachtseite des entworfenen Bildes als Wahrheit annehmen, ebenso wenig die allgemeine Wehrverpflichtung aller Staatsbürger, nicht blos in der Landwehr, sondern auch in dem noch so kleinen stehenden Heere zu dienen, aufgeben und am wenigsten den Aufruf an die Armeen zur Widersetzlichkeit, an die Volksvertreter zur Steuerverweigerung gutheißen können.

Ein Anhang von einzelnen Aufsätzen, zur weitern Erhärtung der vorgetragenen Anschauung, und elf gründlich zusammengetragenen Tabellen über Gegenstände der Militärstatistik sind angefügt; die letztern wie überhaupt den volkswirthschaftlichen Theil des Werks, werden die Männer vom Fach ihrer ernsten Prüfung nicht entgehen lassen.

Wir scheiden von dem Werke mit dem Wunsche, daß der Verfasser uns trotz abweichender Ansichten wenigstens zu der Klasse von Lesern rechnen möge, die er sich schon in seiner „Militärpolitik" gewünscht hat.

Karl Gustav von Berneck.

Die Herzogin von Orleans.

1. Erinnerungen aus dem Leben Ihrer königlichen Hoheit Helene Luise, Herzogin von Orleans, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. Nach ihren eigenen Briefen zusammengestellt von Gotthilf Heinrich von Schubert. Mit einem Porträt. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1859. Lex.-8. 1 Thlr. 18 Ngr.
2. Die Herzogin von Orleans, Helene von Mecklenburg-Schwerin. Ein Lebensbild von Mad. d'Harcourt, geb. Gräfin St.-Aulaire. Aus dem Französischen von Marie von F. Mit dem Porträt der Herzogin von Orleans. Berlin, F. Schneider. 1859. 8. 20 Ngr.
3. Helene, Herzogin von Orleans, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. (Von Marquise d'Harcourt.) Nach der siebenten Originalauflage aus dem Französischen von L. R. Lencer. Leipzig, Lehmann. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

Der ehrwürdige Verfasser der „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft" und der „Geschichte der Seele", Schubert, nun fast 80 Jahre alt, hat sich — vielleicht zu seiner Schlußarbeit — ein treffliches Thema gewählt, die Lebens- oder besser die Herzensgeschichte der verstorbenen Herzogin Helene von Orleans. „Ein Schiffer", sagt er, „dessen altes gebrechliches Boot mitten im stürmischen Meere seinem Untergang an der Felsenklippe sich naht, will noch, ehe er versinkt, eine kostbare Urkunde retten, die seiner Hand anvertraut war. Er legt die Rolle in ein versiegeltes Gefäß, welches er aus dem sinkenden Fahrzeug in die Woge wirft, die ihn begräbt. Das leichte Gefäß, so hofft er, wird aus dem Wellengrab emportauchen, wenn der Aufruhr der Elemente gestillt ist, und in die Hände derer geführt werden, denen die Gabe des Sterbenden zugedacht war." Mit diesen Eingangsworten läßt der Verfasser diese Blätter in den Sturm einer aufgeregten Zeit, in der der Wahnwitz politischen Ehrgeizes die friedliche Welt von neuem mit Zerstörung und Untergang bedroht, hinausflattern. Er aber lenkt unsern Blick getrost auf das Edelste, das dies Leben kennt, eine über Weltglück und Weltunglück erhabene Menschenseele und ist uns damit ein Tröster in so trostloser Zeit.

Das Lebensbild einer der seltensten fürstlichen Frauen, die mit vollem Fug neben ihre erhabene Landsmännin, die Königin Luise von Preußen, zu stellen ist, in Glück und Schmerz wie diese streng geprüft, unverwandt ihrem Gottvertrauen, ihrer Pflicht getreu, in Leid und Wonne getrost und demüthig: dies Lebensbild einer in jedem Betracht denkwürdigen Fürstin nimmt unter der Hand des ehrwürdigen Denkers Schubert einen Reiz und eine Bedeutung an, die es zu einer der trefflichsten Erscheinungen in der Literatur der Gegenwart erheben. Was im Menschen lebt, kann nur der eigene Geist des Menschen völlig zutreffend aussagen, und so läßt denn der Verfasser die seltene Fürstin sich zumeist selbst schildern, in den Briefen an ihre Mutter und den Briefen an ihn selbst. Denn in einem nicht gewöhnlichen Verlauf der Dinge hat es sich ergeben, daß die Herzogin und ihr Biograph, obwol der letztere sie seit ihrem neunten Lebensjahre nicht wiedersah, ihr ganzes Leben hindurch in einem engen, lebhaften, auf innerster Wahrheit und wärmstem Vertrauen beruhenden Briefwechsel verbunden blieben, dessen Stoff nicht die Entfaltung von Geist, sondern die Bildung des Herzens war; dergestalt, daß derselbe alle großen Wendepunkte im Leben der Fürstin hell beleuchtet, und daß selbst die letzte schriftliche Mittheilung, die ihr überhaupt gestattet war, an unsern Autor gerichtet ist. Das Licht aber, das in diesen Briefen leuchtet, kam von der Höhe und aus der Sonne, welche allen erschaffenen Seelen Leben und Freude entwickelt und welche Liebe und Gottvertrauen heißt. In dieser Hinsicht sind die Briefe an die Mutter mit dem Abendglanz auf Bergeshöhen zu vergleichen, welcher den eben verlebten Tag noch einmal verklärend beleuchtet, während die Briefe an den ehrwürdigen Freund ihrer Seele dem Morgenlicht gleichen, das einer nah

Zukunft ewigen Glücks vorangeht und sie mit ihren goldenen Strahlen in immer steigender Klarheit erhellt.

Im Sinne dieser Auffassung ist das ganze schöne Lebens-ild gezeichnet, freilich aber mit den Farben, wie sie eben nur em reinen Geiste, der hier die Feder führt, zu Gebote standen. Schubert leitete die Erziehung der ältern Geschwister der Herzogin, amentlich ihres Bruders, des Prinzen Albrecht, der wie der Herzog on Orleans merkwürdigerweise auch infolge eines Sturzes, eines ühen Todes starb. In dieser Stellung hatte er Einfluß auf die ersten rziehungskeime der jüngern Schwester, die aus dieser Saat her m lebenslang mit kindlicher Liebe zugethan blieb. Sie war un Jahre alt, als Schubert den Hof verließ und schon ihr ster Brief an den geliebten „Pro", so nannte sie am liebsten n theuern Lehrer, Professor Schubert, zeigt uns das unge-öhnlich begabte, ernst-heitere Kind, das sie bliebj und das, e der Verfasser sagt, stets, wo es einer Stütze bedurfte, nach rechten Hand griff. Die rechte Hand aber war eine unver-ichliche Stiefmutter; denn ihre leibliche Mutter hatte sie schon zweiten Lebensjahre verloren. Dieser geistigen Mutter ver-llte sie die „innere Zucht", die Furcht und die Liebe Gottes, die sichern Schranken ihres Lebens blieben. Muthig, geistig-endig, heiter-ernst in raschen Uebergängen, immer um Bil-g bemüht, rasch jede Trübung der Seele bekämpfend, wissens-stig und höchst dankbar für jede geistige Gabe, erwuchs sie h zu einem ungewöhnlichen Kinde. Der Glaube, sagt der fasser, kann niemals als etwas Natürliches, als eine Sache, sich von selbst versteht, betrachtet werden; allein wer ihn als ib empfängt, dem wird er etwas dem sehr Aehnliches! Dies der Fall bei Helene, deren Erziehung unter ihrer katholi-n Gouvernante, der Generalin von Both, die Pariserin, Fräu-Sinclair, und die Schweizerin, Fräulein Salomon, jetzt rstin Bontems, leiteten, sodaß alle christlichen Confessionen i vertreten waren, indeß der liebenswürdigste Familienkreis ihr Herz Sorge trug. Die Briefe aus ihrem zwölften Jahre en geliebten „Pro" zeigen uns den voll ausgebildeten Geist Jungfrau und im vierzehnten Jahre kommen schon kleine ten hinzu, von welchen eine diese Strophe enthält:

> Sei mir gegrüßt, du ruhiges Meer,
> Brandende Woge am einsamen Strand,
> Spiegel dem nächtlichen Sternenheer,
> Sei mir gegrüßt, mein Jugendland! u. s. w.

Ein „Schwanenlied", zu ihrer Confirmation verfaßt, zeugt dem ungewöhnlichen Flug dieser jungen Seele:

> Zieh dahin, wie Silberschwäne,
> Nach dem unbekannten „Dort",
> Selbst die stillvergossne Thräne
> Schwellt die Flut und hilft dir fort!

Im siebzehnten Jahre sind ernste Studien der Natur, der nomie u. s. w. ihre Lieblingsbeschäftigung und trefflich sind Gedanken, welche sie hierüber dem theuern „Pro" mittheilt, r seine Arbeiten vorlegt. So schreibt sie, als die kranke er genaß: „Der, welcher sich meiner gnädig annahm, te mir einen kindlichen Muth, dem die Blindheit eigen ist. jetzt lüftet sich der Schleier, den er selbst um meine Blicke ; erst jetzt lebt alles in mir und außer mir, meine Berge, lieben Berge singen mir zu" u. s. w. Im Jahre 1833 e sie in Teplitz die Bekanntschaft des Königs Friedrich lm III., der von der Anmuth und dem geistigen Reiz der njährigen Fürstin einen tiefen Eindruck empfing. Während bst in den trefflichen Familienkreis zu Eisenberg, Ludwigs-nd Friedensburg zurückkehrte, entschied sich ihr Lebens-k in Berlin. Die Herzoge von Orleans und Nemours hier eine väterlich wohlwollende Aufnahme gefunden; lbschied aber gab der König seinem jungen Freunde, dem von Orleans einen Wink, vielleicht einen Rath, der erloren ging. Die ersten Eröffnungen, welche Graf Bresson ofe zu Ludwigslust machte, erregten Zwiespalt in der fürst-Familie. Zwar gab der Großvater seine Zustimmung und ein Briefwechsel begann, der Helenens Herz für den Bräu-tigam entschied; indeß blieb der Stiefbruder, der nunmehrige Regent, der Sache abgeneigt und erst nachdem er seinen Rech-ten zu Gunsten der Stiefmutter entsagt, konnte die verhängniß-reiche Verbindung zu Stande kommen. Unter dem Eindruck dieses Zerwürfnisses erfolgte die Abreise der Braut und ihrer zwei-ten Mutter, langsam und traurig, in einer einzigen Kutsche, ohne Gefolge, bis der Empfang im neuen Vaterlande den lasten-den Druck von der Seele der Braut löste. Die Verlobten sahen sich zuerst in Châlons. Man hatte dem Herzoge die Ueberra-schung bereitet, daß er eine „reizende" Braut finde. Entzückt von dieser nicht geahnten Entdeckung, reiste er ihr nach Fon-tainebleau voraus, wo Helene in ihrer neuen Familie einen Kreis bester und liebenswürdigster Menschen, Aeltern, Schwä-ger und Schwägerinnen traf. Ihr Glück schien keiner Stei-gerung fähig und sein heller Jubel klingt aus dem Briefe wi-der, welchen der Verfasser bald darauf im Orient empfing, von wo er der Herzogin eine morgenländische Nachtigall (bülbül) als Hochzeitgabe gesendet hatte.

Man weiß, wie entsetzlich dies Glück nach nicht vollen sie-ben Jahren endete! Die Herzogin war Mutter zweier schöner Knaben geworden, die Liebe der Familie und ihres Gemahls waren im täglichen Wachsen geblieben; aber ihre Gesundheit litt, während Herz und Seele zu einer steigenden Klarheit em-porwuchsen. Der Herzog hatte sie nach Plombières ins Bad begleitet und einen kurzen Abschied von ihr genommen, beide nicht ohne eine bange Ahnung. Zwei Tage später war er todt! Helene war auf die Nachricht seiner Erkrankung abgereist — un-terwegs empfing sie die Todespost; wir werden weiter unten sehen, wie sie sie empfing. Ein Brief vom 12. September 1842 an den Autor aber zeigt uns schon die gefaßte, im Glauben erstarkte Seele der jungen Witwe. „Schreiben Sie mir, ich bitte", sagt sie, „keine Worte des Trostes, wohl aber Worte der Wahrheit, welche mir mit der Zeit zum Himmelstrost wer-den." Ihr Glaube ist fest, aber sie wünscht, daß ihr Blick in das ewige Vaterland jenseits noch fester werde. Aus dieser Zeit werden ihr folgende Verse zugeschrieben:

> In Thränen will mein Lebensmuth zerrinnen,
> Wo kann ich Kraft und Halt für ihn gewinnen?
> „Innen".
>
> Wie Staub im Wind ist meine Lust zerstoben,
> Wo find' ich Trost bei solcher Stürme Toben?
> „Oben".
>
> Wer hat ein Glück, wie meines war, beschrieben,
> Und was ist nun von allem mir geblieben?
> „Lieben"!

Die Autorschaft ist jedoch zweifelhaft.

Indeß kam auch wieder Licht in die Seele der Gebeugten. Die Liebe der Ihrigen, der Besuch ihrer Mutter, der Umgang mit geliebten Freundinnen (Frau von Avil, Fräulein Rantzau), die Bekanntschaft mit Frau von Staël, vor allem aber die blühende Jugend ihrer theuern Söhne brachte Trost. Zwar schreibt sie: „Die Menschen haben unrecht zu sagen, daß die Zeit die Wunden der Seele heile", aber doch preist sie, daß Gott unendlich viel Nachsicht mit ihr habe, und sagt: „An der Entwickelung der Kinder messe ich meine Zeit. . . . Paris (der kleine Graf von Paris) und Robertchen haben ihre kleinen Gespräche miteinander, in welchen ihr Wesen sich zu Tage legt. Der eine voll Vernunft und Tiefe, der andere voll Verstand und Lebendigkeit." So, unter den Pflichten mütterlicher Erziehung und ihrer Freuden verflossen fünf andere Jahre. Der kleine „Paris" fing an ein beliebter Prinz zu werden, der bei den Re-ceptionen und in Kammersitzungen sich höchst würdig und geschickt benahm und auf den die ganze Familie mit vertrauender Liebe blickte: da brach der gesammte Staatsbau Ludwig Philipp's in einer Nacht zusammen. Die Herzogin hatte ein Vorgefühl davon, sie war gegen das „Erkaufen der Parteien durch Nachgiebigkeiten", sie

fühlte, daß diese Parteien sich ihrer Natur nach so wenig friedlich begegnen konnten, wie „die Flamme der Kerze mit dem hineinsprudelnden Wasser“. Aber sie vertraute mächtig auf ihre Popularität und ihr Muth blieb ungebeugt. So fand sie denn auch der furchtbare 24. Februar in voller Geistesgegenwart, wie uns ein Augenzeuge weiterhin berichten wird.

Nachdem die gebeugte Fürstin durch Mornay und Frau von Montesquieu am 27. Februar aus Frankreich gerettet war, fand sie in Ems Zuflucht. Sie war auch damals nicht unglücklich, schreibt ihre Mutter, obwol ihr Haushalt dergestalt beengt war, daß selbst der abendliche Thee aus der Hausordnung gestrichen war. Ein Brief vom April 1848 an den Verfasser aber zeigt die hohe Frau ganz mit wohlwollendem Interesse für andere, für ihre Diener, erfüllt. Wie sie in Eisenach, in England bei ihrer geliebten Königin Amalie, in den Alpen, am ligurischen Gestade lebte, ist allen erinnerlich. Die Sorge um die Erziehung der Söhne unterbrach 1850 der herbe Schmerz über den Tod der Königin Luise von Belgien. „Er hat mich in einer Weise verarmt“, schreibt sie, „daß ich mich oft mit Gewalt von den herzzerreißenden Gedanken losringen muß.“ Ihre Gesundheit litt, aber die klare Heiterkeit ihrer Seele zeigen uns ihre reizenden Briefe aus dem Jahre 1853, denn „ihre Kinder leben“, schreibt sie, „glücklich ihren Jugendtraum und werden stark an Herz und Körper“. Die schwerstgeprüfteste der Frauen, wie Schelling sie nennt, ist zugleich die starkherzigste! Unter allen Schlägen des Schicksals hing ihr Herz treu an ihrem zweiten Vaterlande; der Krimkrieg betrübte sie schwer, aber „Paris“ hatte ein brillantes Examen gemacht und ihr Herz war wieder frei und heiter. Der Tod forderte seine Opfer unter ihren Lieben, ihr Schwager Georg starb, ihre junge, theuere Schwägerin, die Herzogin von Nemours, ward wie durch Blitzschlag ihr entrissen; aber der König von Sachsen hatte sie mit seinem Besuch beglückt und ihr Robert genaß von schwerer Krankheit. Doch so viel Stürme hatten auch dies starke Herz geknickt. Am Tage darauf, da ihr Sohn sich vom Krankenlager erhob (10. Mai), legte die Mutter sich nieder, am 27. Mai ging ihre Seele in sanftem Morgenschlaf in die bessere Welt hinüber, leise und unter der Hand des nichts ahnenden Arztes. Ihr Leib fand in der kleinen Kapelle von Weybridge seine Ruhestatt. Das schöne Seelenbild aber, das der ehrwürdige Freund ihres Lebens uns von dieser seltenen und auf seltene Weise geprüften Frau hinterläßt, wird die Erinnerung an sie so lange unter uns erhalten, als Kraft und Tugend noch ihren Werth unter uns haben.

War es in dieser Schilderung besonders die Aufgabe, die Geschichte der Seele dieser ausgezeichneten Frau durch ihre eigenen schriftlichen Mittheilungen an Verwandte und Freunde zu zeichnen, so hat die Lebensskizze der Frau von Harcourt (Nr. 2) die weitere Aufgabe erfüllt, zu zeigen, wie die Herzogin Helene andern erschien, wie ihr äußeres Leben sich im Besondern gestaltete und wie sie die schweren Schicksalstage, die ihr zufielen, ganz im Speciellen trug und bewältigte. Es fehlt zwar nicht, daß auch hier das Bild einer hohen Reinheit und einer seltenen, von der Liebe getragenen Geisteskraft sich in den Vordergrund drängt, daß ihre Anmuth und ihre natürliche Würde, ihre Klarheit und die unbesiegliche Heiterkeit ihrer gottergebenen Seele den verdienten Preis der Bewunderung empfangen; allein, wodurch diese Arbeit uns bedeutend und wichtig wird, ist doch vorzüglich das Detail ihres äußern Lebens, ihrer That und ihrer Haltung bei den großen Umschwüngen, an welchen dies Leben so besonders reich war und durch welche es die warmen Sympathien einer sonst ziemlich frivolen und leichtsinnigen Zeit erweckte. Wir werden daher aus dieser Schrift auch auf diese Einschnitte im Leben der Herzogin unsere Aufmerksamkeit richten und wiewol in diesen gut geschriebenen Blättern auch für die geistigen und seelischen Interessen manches Neue hervorzuheben wäre, uns doch darauf beschränken, von den gewaltigen Wendepunkten im Leben der Fürstin und ihrer Haltung, dem „Schicksal“ gegenüber, Einiges und Näheres anzuführen, wie eine Augenzeugin darüber berichtet. Das Buch der Frau von Harcourt ist durchweg im französisch-patriotischen Sinn geschrieben und läßt dem edeln Familienkreise, an dessen Spitze König Ludwig Philipp stand, volle Gerechtigkeit widerfahren. Der plötzliche Fall dieses Königs, der 17 Jahre lang so viel Geistesruhe, Besonnenheit, Würde und Muth bewährt hatte, ist ihr wie uns ein Räthsel, sein plötzlicher Verfall in höchste Entmuthigung, ein Schicksalsspruch, sein Ausruf: „Ich war immer ein friedliebender König, ich danke ab“, unerklärbar! Ueber die Jugend und die Erziehung der Fürstin bringt die Verfasserin nichts Unbekanntes bei; von ihrer äußern Erscheinung sagt sie: daß, wenn auch ihre Züge nicht gerade vollkommen schön waren, sie doch einen hohen Reiz der Anmuth, der Harmonie, des Adels offenbarten, während ihr Lächeln und ihr gerührter Ausdruck jedes Herz gewannen. Die Stimmungen der Seele spiegelten sich lebendig darin ab: nach den Tagen des Schmerzes jedoch bedeckte sie ein trüber Schleier, der auf alle wie eine „Bitte um Trost“ wirkte. Bei ihrer Abreise von Ludwigslust hatte sie in eine Fensterscheibe ihres Zimmers diese Verse eingeschrieben:

> So lebe wohl, du stilles Haus,
> Ich zieh' betrübt aus dir hinaus.
> Und blüht mir fern ein schönes Glück —
> Ich denke doch an dich zurück.

Bei dem Empfang in Fontainebleau überraschte die kleine deutsche Prinzessin jedermann durch ihre Anmuth und ihre Würde und entwaffnete für immer die gerüstete Spottsucht durch Natur und Grazie, als ihre edle Gestalt sich zärtlich über die Hand des Königs beugte und dann mit einer freien, hinreißenden Bewegung sich in die Arme der Königin warf: eine Scene, die alle Anwesenden tief ergriff. Lebhaft, natürlich und würdevoll, wie hier, blieb Helene bei jedem Anlaß und da ihr liebevolles Herz sich nie verleugnete, war es kein Wunder, daß sie bald der Liebling des Hofs, ja der Liebling des im ganzen so gemüthsarmen Volks von Paris wurde. Mit höchstem Geschick hielt sie die Parteien von sich fern; sie war der Ueberzeugung, daß ihnen nie nachzugeben sei; aber sie versagte sich jede Aeußerung, die zu einem Einfluß auf den Gang der Regierung ausgedeutet werden konnte. Der Vormittag wurde im Salon der Königin verbracht, wo jede Prinzessin ihren Arbeitstisch hatte. Kam der König, so wurden die Tagesblätter gelesen. Abends versammelte man sich wieder bei der Königin; wenn sie ging, zog sich das junge Paar zurück, um beisammen zu lesen. Nach der Geburt von „Paris“ lebte sie einsam; ihr Gemahl war in Afrika, Ehrgeiz hatte sie nur für ihn. Bei der gemeinsamen Abreise nach Plombières deutete der Herzog eine Todesahnung an. Helene erschrak heftig und der Abschied ergriff sie sehr. Sieben Tage später brachte General Baudrand die Nachricht vom Tode des Prinzen. Man täuschte Helene, indem man vom Präfecten eine Depesche mit der Nachricht von seiner Erkrankung schreiben ließ. Sie erkannte sofort ihre Falschheit. „Er ist todt“, rief sie und ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme. Nach wenigen Stunden abends reiste sie ab; zwischen Furcht und Hoffnung ging die Reise dahin. Um 1 Uhr nachts traf man auf den Wagen des Dr. Chomel, ihres Arztes; er glaubte sie unterrichtet und die traurige Nachricht schmetterte sie nieder. Eine Stunde lang hielt der Wagen auf offener Straße. „Er ist dahin“, schluchzte sie und die Reise begann von neuem, um nach zwei Jammernächten in Neuilly zu enden. „Meine geliebte Tochter, du mußt für deine Kinder leben“, sprach die Königin mit sanfter Autorität. Sie sah die Leiche, fand Kraft im Gebet und that, wie die Königin geboten, obwol sie die Witwentracht nie wieder ablegte. Das gebrochene Herz hielt der Glaube und ein mächtiges Pflichtgefühl aufrecht und so vergingen fünf Jahre in stiller Trauer und unter Leid und Freude an den Kindern, bis ihr Muth an einem neuen Schicksalsschlage sich neu bewähren sollte. Aus dieser Zeit sei hier nur der erschütternden Scene gedacht, wo bei Treport die ganze königliche Familie nahe daran war, das Schicksal des Herzogs von Orleans durch einen Sturz in

die Flutschleuse des Kanals zu erfahren, in die schon drei der vier Wagenpferde hinabgestürzt waren. Seltsam! Scheue Pferde waren es, die ihrem Bruder, ihrem Gemahl den Tod gebracht und nun auch sie und ihre ganze Familie mit diesem bedrohten.

Der verhängnißvolle 24. Februar 1848 war indeß herangekommen. Die Herzogin besorgte lange vorher das Schlimmste, das mahnend vor ihrem Geiste stand. „Wir hatten kaum noch die Kraft zu beten", sagt sie von dem Tage, der der Tag ihres Ruhms werden sollte. Der König steigt zu Pferde, die Herzogin steht mit ihren Kindern am Fenster. Der Ruf: „Es lebe der König!" wird von dem stärkern Geschrei: „Es lebe die Reform!" übertönt, und der König kehrt ruhig in sein Zimmer zurück. Eine Weile sitzt er sinnend, gebeugt; ein Offizier tritt ein, rufend: „Sire, geben Sie Befehle!" Der König springt auf: „Ich danke ab", ist seine Antwort. Die flehenden Bitten seiner Familie sind umsonst: ruhig tritt er in sein Cabinet, schreibt mit fester Hand seine Abdication zu Gunsten des Grafen von Paris und verläßt mit der Königin die Tuilerien. Die Herzogin erfaßt ihre Kinder, kniet mit ihnen vor dem Bildniß ihres Gatten nieder und ruft: „Hier wollen wir sterben." Dupin und Grammont dringen vor den Empörern ein, führen sie durch den Garten zur Brücke, zum Deputirtensaal. Die Menge schreit: „Es lebe der Graf von Paris!" In der Kammer tönt ihr der Ruf „Keine Prinzen!" entgegen. Sie nimmt neben der Tribüne Platz mit beiden Kindern. Dupin spricht für sie. Man fordert die Entfernung aller Fremden. Die Herzogin erhebt sich und sagt: „Dies ist eine königliche Sitzung!" Neues Geschrei. Odilon-Barrot ruft: „Die Julikrone ruht auf dem Haupte des Grafen von Paris!" Die Herzogin will sprechen. „Wir sind hierhergekommen, mein Sohn und ich..."; ihre Stimme wird übertönt, sie muß sich setzen. Feuerwaffen sind auf sie gerichtet; sie blieb ruhig sitzen. „Was rathen Sie mir?" fragte sie einen vor ihr sitzenden Deputirten. „Zur Präsidentschaft", sagte dieser und Lasteyrie bahnt ihr einen Weg durch die Menge. Getrennt von ihren Kindern findet die geängstete Mutter endlich im Invalidenhotel Schutz. Hier will sie bleiben; allein der Aufruhr wächst, um 6 Uhr abends ist alles verloren. „Ist noch jemand hier, der mir zu bleiben räth?" fragt die muthige Frau. Alles schweigt und Helene muß endlich fliehen, weigert sich jedoch, die Kleider zu wechseln, denn „als Fürstin will ich sterben", sagt sie. So gelangte sie nach Schloß Bligny. Hier aber müssen wir unsern Bericht aus dem gutgeschriebenen und anziehenden Buche der Frau von Harcourt schließen, das eine erhebende Lectüre bietet.

Nr. 3 ist nichts anderes als eine schlechtere Bearbeitung des oben angeführten Originals, durch Stilnachlässigkeiten und Irrthümer, die von großer Leichtgläubigkeit zeugen, verdorben. Um nur eins anzuführen, so wird hier aus der „Erbgroßherzogin" eine „Erzherzogin" von Mecklenburg gemacht. Zum Ersatz dafür hat der Bearbeiter jedoch als eine schätzbare Zugabe das Testament des Herzogs von Orleans vom Jahre 1840 beigefügt und damit immerhin unsern Dank verdient. 4.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

Findlinge. Zur Geschichte deutscher Sprache und Dichtung von Hoffmann von Fallersleben. Erstes Heft. Leipzig, Engelmann. 1859. Gr. 8. 24 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben hat, von seinen größern literarhistorischen Arbeiten abgesehen, schon manche dankenswerthe Beiträge zur deutschen Literatur- und Culturgeschichte geliefert, die nur Abfälle seiner ausgedehnten Lectüre, seiner Studien in alten und neuen Schriften, besonders aber seiner Forschungen in Bibliotheken und Archiven waren. In diese Kategorie gehört auch die vorliegende Schrift: „Findlinge", bei der es auf ein periodisches Erscheinen in unbestimmten Fristen abgesehen zu sein scheint. Wir können nur wünschen, daß das Unternehmen seinen Fortgang habe, denn neben manchem Unbedeutenden, was hier veröffentlicht wird, findet sich auch manches, was dem Literaturhistoriker und Literaturfreunde sicherlich von Werth und Interesse sein wird.

Zuvörderst stoßen wir auf eine Reihe „Briefe aus dem Erzschreine der Fruchtbringenden Gesellschaft". Sie sind den zwei zum „Erzschreine der Fruchtbringenden Gesellschaft" gehörigen Foliobänden entnommen, welche sich im großherzoglichen Haupt-Staatsarchiv zu Weimar befinden, und nach den Originalen mitgetheilt, deren Benutzung der jetzige Großherzog dem Herausgeber „gnädigst" gestattet hat. Bisjetzt war daraus nichts weiter veröffentlicht als einige Auszüge in Joh. Michael Heinze's Schulprogramm zur Geburtstagsfeier Karl August's 7. September 1781. Mathias Abele der Entscheidende, Johann Valentin Andreä der Mürbe, Sigmund von Bircken der Erwachsene, Andreas Gryphius der Unsterbliche, Georg Philipp Harsdörffer der Spielende, Georg Neumarck der Sprossende, Adam Olearius der Vielbemühete, Johann Rist der Rüstige, Justus Georg Schottelius der Suchende und Wilhelm Herzog von Sachsen-Weimar der Schmackhafte sind die Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft, von denen hier Briefe, unter welchen der von Johann Valentin Andreä lateinisch geschrieben ist, abgedruckt sind und zwar aus dem Decennium 1652—62. Es folgt ein Urtheil von dem obenerwähnten Johann Michael Heinze (von 1770—90 Director des Gymnasiums zu Weimar), der ganz richtig bemerkt, daß diese Gesellschaft „um den guten Geschmack in den schönen Künsten und Wissenschaften ganz und gar kein Verdienst gehabt"; nur daß Heinze, wie Hoffmann in einer Note hinzufügt, ein großes Verdienst, das sich diese Gesellschaft trotzdem erworben, unerwähnt läßt, nämlich die von ihr veranstaltete Sammlung älterer und neuerer deutscher Dichter, welche jetzt eine Zierde der leipziger Rathsbibliothek ist. Heinze bemerkt unter anderm über diese Gesellschaft: „Sie hat eine Nachahmung der italienischen Sprachgesellschaften werden sollen, wie der von Teutleben in seinem allerersten Vorschlage dazu gesagt hatte. Aber man hat nichts von jenen angenommen als den wunderlichen Geschmack von seltsamen Namen, Kräutern und Wörtern, ist auch auf nichts so sehr bedacht gewesen als auf viele hohe und vornehme Gesellschafter" u. s. w. Wenn man die hier abgedruckten und für das geistige Elend jener Zeit charakteristischen Briefe liest, da erstaunt man in der That über deren absolute Inhaltlosigkeit und Geschmacklosigkeit; je größer aber die in diesen Briefen herrschende Barbarei und Seichtigkeit ist, um so mehr muß man den geistigen Aufschwung bewundern, durch den sich die deutsche Nation nach dem Ablauf kaum eines Jahrhunderts plötzlich an die Spitze der ganzen modernen intellectuellen Bewegung gestellt sah, wie im 16. Jahrhundert an die Spitze der religiösen.*) Man vergleiche nur diese Briefe aus dem „Erzschrein der Fruchtbringenden Gesellschaft", in denen auch nicht ein einziger fruchtbarer und anregender Gedanke zu finden ist, mit dem Goethe-Schiller'schen oder dem Schiller-Körner'schen Briefwechsel, in denen man kaum eine Seite aufschlagen kann, ohne daß man auf einen Gedanken stößt, der uns zu denken gibt, unsern Geist befruchtet und uns über dieses oder jenes Problem Aufklärung verschafft. Und welch ein Stil, welche Orthographie in diesen Briefen aus dem 17. Jahrhundert! Hoffmann sagt hierüber in einer Vorbemerkung: „Schriftsteller, Setzer und Correctoren schrieben ganz willkürlich, und selbst, wenn sie Regeln kannten, so befolgten sie dieselben doch schlecht. Selbst angesehene Gelehrte,

*) Unbefangene Ausländer erkennen dies auch bereitwillig an, unter andern E. Seinguerlet, der im Juniheft der pariser Zeitschrift: „Le quart d'heure" in einem Artikel über Alexander von Humboldt bemerkt: „Avec lui a disparu le dernier des trois génies qui, à eux seules, eussent suffi à placer l'Allemagne à la tête du mouvement intellectuel moderne." Er versteht unter diesen drei Geistern Hegel, Goethe und Humboldt, „les auteurs de la *phénoménologie de l'esprit*, du *Faust* et du *Cosmos* — les trois plus illustres représentants de la spéculation, de la poésie et de la science allemandes".

die sich im Lateinischen gewiß keinen Fehler zu Schulden kommen ließen, schrieben das Deutsche ärger wie Hausknechte und Köchinnen." Nur in einer Eigenschaft und zwar in einer sehr unlöblichen, sind die Deutschen sich leider bisher immer gleich geblieben, und zwar in der Grobheit, die sich in Deutschland für Ehrlichkeit und Geradheit gibt, und in den gemeinsten Ausbrüchen persönlichen Klatsches, der sich in Deutschland für Gemüthlichkeit gibt, und es sieht nicht danach aus, als ob hierin bei uns Deutschen jemals viel Besserung zu erwarten sei. So schreibt z. B. Harsdörffer an Georg Neumarck über den nicht unverdienten Sprachreiniger Zesen: „Dieser Tage ist H. Zesen unbekannterweise bei mir gewesen, habe ihm auf Begehren, was ich von ihm hielte, rundheraus gesagt, daß er ein eitler und ruhmsüchtiger, wankelmüthiger Mensch sein müsse, weil er seinen eignen Namen zum öftern ohne Ursach verändert habe, setzte dazu die Worte Salom. Stultus ut luna mutatur. Habe aus seinem Gespräch nichts Sonderliches erlernen können, und ist seine Person und Geberdung von schlechtem Ansehen" u. s. w. Dieser Brief Harsdörffer's ist Nürnberg 2. April 1653 datirt. Noch schlimmer zieht Johann Rist über Zesen in einem Briefe vom 2. März 1655 an denselben Neumarck her. Rist nennt Zesen einen „leichtfertigen Landstreicher", einen „Ehrendieb, welcher, nachdem er allhier unterschiedliche redliche Leute (worunter auch mein hochgeehrter Herr und ich selber gewesen) mit schelmischen Pasquillen hart angegriffen, also daß es darauf stund, der Henker ihme sollte den Rücken salben, er heimlich davongelaufen, und dieweil er sich in Teutschland nicht dorfte sehen lassen, nach Liefland gezogen. Was er nun daselbst Schönes ausgerichtet, solches hat Er aus ingelegter Copia eines Schreibens aus Reval zu ersehen.*) Sonsten hat der leichtfertige Bube, wie er vergangenen Sommer allhier zu Hamburg gewesen, unterschiedliche lose Kerle zu Gesellschaftern auf- und angenommen, hat denselben aus selbst angemaßeter Macht und Gewalt Namen ertheilet, gestalt er denn einen den «Flüchtigen» genennet hat, welcher der ärgste Bärenhäuter ist, der auf zwei Beine mag treten, ja er hat rotzige Schulbuben mit ingenommen, wodurch er denn der hochlöblichen Fruchtbringenden recht fürstlichen Gesellschaft einen solchen Hohn und Schimpf erwiesen, daß viele Leute nunmehr fast nicht wissen, wie sie spöttlich davon reden sollen, vermeinen es sei lauter Kinderwerk damit, nachdemmalen nunmehr ein jedweder leichtfertiger Kerl und Vagant da könne hineinkommen, und sich ein solcher Lotterbube und Landläufer, als der Zesius ist, sich gleichsam für das andere Haupt dieser fürstlichen Gesellschaft darf ausgeben. Ich halte mich aber versichert, daß, wenn Ihre hochfürstl. Gnade und andere große Gesellschafter dieses recht erfahren, sie es dem verlogenen Zesio nicht schenken werden. Doch wer weiß ob ihn der Henker noch so lange leben lässet (!), denn ich noch gestern ein Schreiben erhalten, worinnen berichtet wird, daß er auf den Hals gefangen sitzet. Nun Gott bekehre ihn, damit er nur noch selig möge sterben!" Sicherlich recht christlich für einen Pfarrer und geistlichen Dichter! Es wäre sehr wünschenswerth, wenn sich einmal jemand fände, der mit Benutzung der deutschen Journale, Streitschriften, Satiren, polemischen Reimereien, Xenien, Briefsammlungen, Biographien, Denkwürdigkeiten u. s. w. eine Geschichte der deutschen Polemik oder vielmehr ihrer Ausartungen schriebe. Ein solches Werk würde, wie wir glauben, als Warnungsspiegel einen beträchtlichen Nutzen stiften können. Wir meinen diesen Vorschlag ganz ernstlich. Der Verfasser eines solchen Werks, wenn er es zu dem von uns angegebenen Zwecke schriebe, brauchte durchaus nicht auf literar-historische Vollständigkeit hinzuarbeiten, sondern nur die charakteristischsten Züge und schreiendsten Fälle hervorzuheben. Auch würde die Arbeit, ohne diese Beschränkung, mit unermeßlichen, fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden sein.

Unter den übrigen Mittheilungen in dieser Schrift nennen wir zuvörderst als von allgemeinerm Interesse, die über den „Landesvater", das bekannte Commerslied. Die älteste Spur davon findet sich in einem Lustspiel von Johann Michael Hofmann: „Der verführte und wieder gebesserte Student", welches 1770 ohne des Verfassers Namen erschien. Der sechste Auftritt des zweiten Aufzugs führt einen Commers vor, bei dem auch der „Landesvater" gesungen wird, welcher hier jedoch nur aus einer einzigen Strophe besteht und mit den Worten beginnt:

Landesvater,
Schutz und Rather,
Es leb' mein Landgraf Philipp hoch! u. s. w.

Seine jetzige Gestalt verdankt das Lied wesentlich dem kieler Professor der Philosophie, August Niemann (gest. 1832), der es zuerst in dem von ihm gesammelten und herausgegebenen Commersbuch „Akademisches Liederbuch" (erstes Bändchen, Dessau und Leipzig 1782) erscheinen ließ. Damals gab es noch einen deutschen Kaiser, und so wurde dieser von Niemann als Landesvater gefeiert:

Joseph's Söhne!
Laut ertöne
Unser Vaterlandsgesang!

Manches Komische ereignete sich mit dem Liede. So wurde 1799 versucht, es aus einem Studentenliede in ein Lied der hamburger Bürger umzuschaffen, wobei sich denn folgende spießbürgerliche Variante eingeschlichen hat:

Jeder unsrer Senatoren,
Oberalten, der geschworen,
Hamburgs Staate treu zu sein! u. s. w.

Wie sehr sich übrigens Bruder Studio in die Zeit zu schicken wußte, beweist der Umstand, daß die Studenten unter westfälischer Herrschaft Jérôme Napoleon als Landesvater leben ließen, wie aus der 1810 in Halle erschienenen „Auswahl froher Gesänge bei feierlichen Ereignissen" hervorgeht. Es ist dies das einzige Commersbuch aus den Zeiten der Franzosenherrschaft und auch dieses mußte sich unter einem sehr harmlosen Titel einzuschleichen suchen.

Die folgende Mittheilung betrifft den von Spontini componirten sogenannten preußischen „Volksgesang" mit dem Anfange: „Wo ist das Volk, das kühn zur That" u. s. w. Dieser schließen sich mehrere literarische Reliquien an: ein klug abgefaßter Brief Schiller's an Kotzebue bezüglich der Aufführung von des letztern „Kleinstädtern", von welchem T. O. Weigel in Leipzig das Original besitzt, ein Stammbuchvers von Theodor Körner, Johannes Falk's Grabschrift, zwei Gedichte von Adelbert Chamisso, ein sehr unbedeutender Reimspruch von F. A. Wolf, ein Brief Jeremias Gotthelf's an Josef Rank, worin er dem letztern für das ihm übersendete Exemplar der „Neuen Geschichten aus dem Böhmerwalde" seinen Dank sagt. Der Brief ist kurz vor Beginn des Jahres 1848 geschrieben, und spricht bange Ahnungen aus: „Es scheint ein Abfall von der Wahrheit durch die Völker zu gehen, der, wenn er wirklich ist, nur durch große Unglücke gesühnt werden kann." Es ist leider zu fürchten, daß die Reihe dieser „Unglücke" noch nicht zu Ende ist; denn man hat die letzten 10 Jahre, trotz der vorangegangenen empfindlichen Warnungen, doch im Grunde wie gewöhnlich nur vertändelt und verjubelt, um im Rausche des Hochmuths die Gefahren und Nöthe der Zeit zu vergessen; man hat nur vom Augenblick und für den Augenblick gelebt und nichts für die Dauer geschaffen; und kaum glaubte man vor dem Lindwurm der Revolution sicher zu sein, als auch sofort die gewöhn-

*) Es ist dies die Copie eines Schreibens von einem hamburger „Kaufgesellen" an seinen Vater aus Reval, worin ersterer den letztern bittet, „Herrn Ristio" zu sagen, daß der „leichtfertige Vogel, der Zesius" auf eines Rathsherrn Tochter, „Kord Vegesack seiner Schwester Tochter", ein Pasquill gemacht „und dieselbe so grob angegriffen, daß wenn nicht der Grafe (Graf von Thorn, bei dem sich Zesen aufhielt und auf dessen Betrieb, wie wir vermuthen, Zesen jenes Pasquill verfaßte) ihm das Lebend erbeten, würde der Rath von Revel einen andern Tanz mit ihm getanzet und ihm den Kopf haben wegschlagen lassen". (!)

lichen dynastischen Häkeleien und Eifersüchteleien, und die hergebrachten offenen Verkleinerungen und Befehdungen und die geheimen Minir- und Contreminirarbeiten wieder ihren Anfang nahmen; man begünstigte jede Speculation außer der philosophischen und suchte durch Allianzen mit dem Beichtstuhl und dem Papstthum, die sich nun so ohnmächtig erwiesen, möglichst viele Scheinheiligkeit, wie durch Allianzen mit der Geldbörse und des „römischen Reichs Kammerknechten" möglichst viel Geld zu machen; man stützte den Mann des 2. December, den gekrönten Carbonari, der jetzt seine eigentliche furchtbare Gestalt zeigt, und wünschte ihm Glück zu seinen Erfolgen, nicht weil er die Revolution gebändigt, was vor ihm schon Cavaignac gethan, sondern weil er die Autorität der Nationalversammlung verhöhnte und untergrub, die Preß- und Redefreiheit aufhob, unter allen Streichen den Staatsstreichen den Vorzug gab und dem allen militärisch-absolutistisch eingerichteten Monarchien bequemen Grundsatz huldigte, daß nicht das Bürgerthum, sondern das Soldatenthum der Kern einer Nation sei und daß die sogenannte Ordnung auf den Spitzen der Bajonnete und den Schlangenwindungen einer jesuitisch-machiavellistischen Politik am sichersten ruhe. Doch wir wollen in diesem Kapitel, zu welchem ja die Geschichte die vielleicht überraschende Schlußpointe liefern wird, nicht weiter fortfahren, sondern zu Jeremias Gotthelf's Ausspruch nur ergänzend noch bemerken, daß der „Abfall von der Wahrheit" schwerlich allein und einseitig den Völkern zum Vorwurf zu machen ist. Noch war uns folgende Aeußerung in dem Briefe des berner Dorfgeschichtenschreibers von Interesse: „Sehr wundert es mich, daß Sie in Wien leben und nicht (ich darf nicht sagen im Volke, denn in Wien ist auch ein Volk) auf dem Boden, auf dem Ihre Blumen erblühen. Ich bin von Geburt ein Städter, aber seit Jahren wohne ich auf dem Lande, und es wäre mir, als würde der lebendige Quell versiegen, wenn ich den Ort verlassen würde, wo seine Quellen begonnen. Es macht mir recht ordentlich Angst vor einer großen Stadt und Bern ist nur relativ für uns bedeutend, aber mich dünkt, wenn ich von dorther zurückkehre, ich hätte wieder ein tüchtig Stück Leben eingebüßt." Manche unserer Leser werden sich vielleicht erinnern, daß wir schon öfter unsere Verwunderung darüber ausgesprochen haben, wie man fortfahren könne, Dorfgeschichten zu schreiben, wenn man sich seit Decennien vom Heimatsboden losgerissen und in Haupt- und Residenzstädten sein Domicil aufgeschlagen hat. Uns werden die betreffenden Autoren sehr wahrscheinlich als bloße Caprice ausgelegt haben, was sie nun doch vielleicht einem Jeremias Gotthelf glauben müssen.

Eine den Dichter Kosegarten (den bei diesem Anlaß ein bekannter süddeutscher Kritiker in seiner gewohnten burschikosen Weise einen „elenden" Dichter nannte) betreffende Notiz war uns deshalb von Interesse, weil sie zeigt, wie ein zwar nicht „elender", aber doch auch keineswegs genialer Dichter die Raschheit des Empfangens und die Flüchtigkeit des Producirens sich selbst als ein Symptom der Genialität anrechnete. Kosegarten erzählte von sich, daß wenn er producirte, er weder zu schlafen noch zu essen vermochte: „Ich war abwesend in der Mitte der Meinigen und der uns etwa besuchenden Fremden. Ich fuhr fort zu dichten wachend und träumend, während der Mahlzeiten, während der gesellschaftlichen Unterhaltungen und während der kirchlichen Verrichtungen selber." (!) Kosegarten berichtet weiter: „Die fünf Eklogen der «Jucunde» sind in ebenso vielen Tagen entstanden; die sechs der «Inselfahrt» in nicht mehreren. «Ida von Plessen» ist innerhalb 15 Tagen geschrieben. Halb solange hat «Bianca del Giglio» mich beschäftigt, etwas länger «Adele Cameron». «Ida von Plessen» ist wie im Rausche gedichtet. «Bianca», heilige Begeisterung athmend" u. s. w. Schade nur, daß der Leser von dieser „heiligen Begeisterung" bei deren Lectüre nichts spürt.

Einige Curiositäten, die mehr für den Literarhistoriker als für das große Publikum von Interesse sind, übergehen wir, um uns noch mit einigen Worten zu einer Anzahl von dem Herausgeber neuentdeckter alter Commerslieder und Volkslieder zu wenden. Unter jenen stoßen wir auf einen Rundgesang mit dem Anfange:

> **Rapsa he, rapsa he, lustig mein Müthchen, nur immer Courage,**
> **Sa sa viva, pourre, pourre, hop he!**
> **Der Sperling ist ein Wunderthier,**
> **Er geht des Nachts cassaten,**
> **Er kommt der Magd vor die Kammerthür,**
> **Er macht ihr einen jungen Kroaten.**
> **Potz hadern potz u. s. w.**

Solche Zuchtlosigkeiten, die, wie wir glauben, ein trunkener Wilder verabscheuen würde, wurden auf unsern Universitäten, den Stätten der wissenschaftlichen Bildung von jungen Leuten gesungen, die vielleicht wenige Jahre später Justiz zu üben hatten oder von der Kanzel das Wort Gottes verkündeten! Unter den Volksliedern, die der Herausgeber namentlich in der Gegend von Neisse entdeckte und sammelte, finden sich einzelne recht hübsche, besonders unter den Liebesliedern, doch ist nicht jedes Lied schon deshalb schön, weil es das Volk gesungen hat oder noch singt, und unsere Gelehrten würden mit den Volksliedern schwerlich so große, oft doch zu weit gehende Abgötterei treiben, wenn sie wüßten und wissen könnten, von welcher moralischen Beschaffenheit der gewesen, der ein solches Lied zuerst gedichtet und gesungen. Die modernen Lyriker dichten sicherlich doch oft in viel zartern Weisen und tieferer Auffassung, während sie von denselben Gelehrten nicht beachtet oder gar verachtet werden. Beklagenswerth bleibt es immerhin, daß jetzt die Leute aus dem Volke so wenig dichten, entweder weil sie sich schämen zu dichten, da, wie sie fühlen, die Kunstdichtung die Volksdichtung, obschon zum Theil von dieser befruchtet, doch in der That sehr weit überflügelt hat, oder weil dem Volke, was noch mehr zu beklagen wäre, aller Sinn für Poesie und alle Productionsfähigkeit und Einbildungskraft abhanden gekommen sind.

H. M.

Zur Volksschriftenliteratur.

1. **Nikolaus Hermann. Der Cantor von Sanct-Joachimsthal. Lebensbild eines evangelischen Lehrers aus der Reformationszeit von Ernst Pfeifer. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1858. 8. 7½ Ngr.**
2. **Aus alter Zeit. Zwei Wartburgsgeschichten: „Die heilige Elisabeth" und: „Martin Luther." Von Heinrich Schwerdt. Leipzig, Schlicke. 1858. 8. 18 Ngr.**
3. **Aus neuer Zeit. Zwei Handwerkergeschichten von Heinrich Schwerdt. Leipzig, Schlicke. 1858. 8. 18 Ngr.**
4. **Daheim ist doch daheim. Nordamerikanische Bilder aus dem Munde deutscher Auswanderer. Ein Volksbuch von Heinrich Schwerdt. Leipzig, Schlicke. 1858. 8. 18 Ngr.**

Die zuerst genannte Schrift schildert ein anspruchsloses Stillleben, gewährt aber nicht ganz das, was man erwartet; denn abgesehen von der Einführung des deutschen Gesangs zu Sanct-Joachimsthal durch den Cantor und Liederdichter Hermann und von der Reise des Pfarrers Matthesius nach Wittenberg zu Luther, von der jedoch nur brieflich und kurz berichtet wird, fehlt es an aller Handlung, die an das Reformationszeitalter erinnern könnte. Mit Veränderung des Schauplatzes würde das Lebensbild, wie es vor uns liegt, so ziemlich in jede evangelische Zeitperiode verlegt werden können. Luther's Schrift an die Rathsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen, vom Jahre 1524, liest zwar der Cantor Hermann als vor kurzem erschienene Flugschrift, allein das darangeknüpfte Moment bleibt ein rein subjectives, und der geistige Sporn, den Hermann daraus entnimmt und der in dem Entschlusse besteht, nicht wie andere nach bessern Stellen trachten, sondern treu und genügsam in seinem bescheidenen Berufe ausharren zu wollen, ist zwar ganz vortrefflich und nicht genug zu beherzigen, hat aber nichts besonders für die Reformationszeit

Charakteristisches und paßt für jede andere Zeit ebenso gut wie für jene. Dasselbe ist der Fall bei den Klagen über die barbarischen Schulzustände vor der Reformation. Wir haben in denselben nur Reflexion, wie man sie zu allen Zeiten anstellen kann, nicht Action, die uns mitten in die betreffende Zeit hineinführte. Mit dieser Ausstellung wollen wir dem Werth des Büchleins nicht zu nahe treten; so einfach der Verlauf der Lebensgeschichte des alten Liederdichters ist, und trotzdem, daß nicht ein einziges spannendes Moment darin vorkommt, weiß doch der Biograph dem Leser für das schlichte Leben und Wirken seines Helden ein inniges Interesse abzugewinnen, welches letztere bei dem Stande der evangelischen Lehrer, denen das Lebensbild vorzugsweise gewidmet ist, ein nur gesteigertes sein kann. Zu bedauern aber ist es, daß der vortheilhafte Eindruck, den die Darstellung in ihren Grundzügen macht, durch den etwas zu salbungsvollen Stil und eine Bildersprache, die in der That manchmal an die Geschmacklosigkeit der zweiten schlesischen Schule erinnert, geschwächt wird. Phrasen wie: „Er hatte in Wittenberg noch fleißiger als Ruth auf Bethlehems Flur die Aehren theologischer Wissenschaft auf dem geistlichen Acker seiner geliebten Lehrer gelesen", oder: „Er war dessen gewiß geworden, daß die Quelle der heilsamen Lehre, welche durch das Thal der Schule fließt, von dem Regen der göttlichen Predigt in der Kirche müsse gespeist werden, wenn sie nicht mager werden solle. Und ist denn nicht des Lehrers Herz die Brunnenstube dieser Quelle?" — „Gleichwie die Thaler, die aus der neuen Münze der Grafen von Schlick in alle Welt ausliefen, von den Leuten begierig aufgenommen wurden, so geschah es auch mit den Liedern, in welchen das Silber des Evangeliums von den Reformatoren ausgeprägt wurde", und manche ähnliche, die wir noch anführen könnten, sind nirgends, am allerwenigsten aber in einer Volksschrift am Platze. In der mit eingeflochtenen Lebensskizze des Rectors und nachmaligen Pastors Mathesius zu Sanct-Joachimsthal, ist auf sechs Schulregeln, die dieser aus der Schule zu Mitweida davongetragen, Gewicht gelegt, nämlich: „Früh aufstehen, sich bald anziehen, die Hände waschen, beten und Gott anrufen, zur Schule eilen und fleißig studiren." Diese Regeln sind, bis auf die dritte, ganz gut. Diese aber hätten wir etwas erweitert gewünscht. Wir wollen nicht hoffen, daß Lehrer und Schüler sich verbotenus ans Händewaschen halten und damit für die Reinlichkeitspflege des Körpers genuggethan zu haben glauben; wie viele sich aber dabei beruhigen, wenn sie zu den Händen das Gesicht noch hinzunehmen, möchten wir nicht untersuchen und hätten es daher gern gesehen, wenn es bei jener dritten Regel anstatt „die Hände" gelautet hätte: „Von Kopf bis zu Fuß."

Unter den Schriften von Schwerdt spielt in „Aus alter Zeit" (Nr. 2) die eine der beiden „Wartburgsgeschichten" ebenfalls in der Reformationszeit. Sie führt den Titel: „Martin Luther." Dieser Titel ist das Verfehlteste an der kleinen Schrift, die sich sonst gut liest; denn er erweckt Erwartungen, welche durchaus nicht befriedigt werden. Wer in dieser Geschichte ein Gesammtbild von Luther's Leben und Wirken zu finden glaubte, würde sich gewaltig täuschen. Dies hat auch der Verfasser auf 50 Seiten wol kaum zu geben beabsichtigt. Luther, als Currendeschüler zu Eisenach, als Schutzbefohlener der Frau Cotta daselbst, als Junker Görg und als Kämpfer gegen die geistlichen und Klostergelübde durch Schrift und That: das sind die Lutherskizzen, die in dieser Geschichte Platz gefunden haben. Im übrigen knüpft sich das Hauptinteresse an ein Liebespaar, den Ritter Kurt von Brymmelberg, Freund Luther's von der Schule her, und die Nonne Gertrud Cotta, wobei man aber nicht an eine gewöhnliche Ritter- und Nonnengeschichte denken darf, indem sich von diesen die vorliegende dadurch unterscheidet, daß das spannende Moment nicht in äußere Umstände und Ueberwindung äußerer Schwierigkeiten, sondern in die Gewissensbedenken, die sich Gertrud Cotta im Hinblick auf das abgelegte Gelübde macht, die aber durch Luther's Lehre und Beispiel beseitigt werden, versetzt ist. Die Erzählung bildet im ganzen, wie gesagt, eine ansprechende Lectüre; an einzelnen Flüchtigkeiten fehlt es indeß nicht, wie z. B. daß Luther sein Vaterhaus in Eisleben sucht. Das Geburtshaus war dort, ja; aber Luther wurde geboren, während seine Aeltern in Eisleben zu Besuch waren, und diese lebten in Möra, später in Mansfeld. Dorthin also, nicht nach Eisleben, mußten des jungen Luther Gedanken gehen, wenn er sich nach seinen Aeltern sehnte.

Die andere Wartburgsgeschichte hat die „Heilige Elisabeth" zum Gegenstande. Wenn man diese „geschichtliche Erzählung aus dem Mittelalter", wie sie der Verfasser überschrieben, durchgelesen hat, weiß man nicht recht, was man damit anfangen soll. Nach der einleitenden Skizze, die in Curhaven, Hamburg und dem Rauhen Hause spielt und mit den Wartburgsgeschichten in einem sehr zweifelhaften Zusammenhang steht, muß man annehmen, daß der Verfasser beabsichtigt habe, an Elisabeth für gewisse excessive geistliche und religiöse Richtungen ein Schreckbild aufzustellen und eine Bemerkung, die er irgendwo in der Einleitung macht, zu illustriren, nämlich, wohin es führen könne, wenn die christliche Liebesthätigkeit zu den Ansichten und Formeln abgestorbener Jahrhunderte zurückgedrängt werde. Diese Tendenz ist anerkennenswerth; nur ist das Beispiel der Elisabeth, und namentlich in der Weise, wie sie uns hier dargestellt wird, unglücklich gewählt. Sie sinkt unter der moralischen Einwirkung ihres Beichtvaters, des Konrad von Marburg, zur völlig charakter- und willenlosen Sklavin herab, und die Züge sind so stark aufgetragen, daß der Nimbus, der sie, auch nach des Verfassers Charakteristik, dessenungeachtet umgeben soll, in der That und Wahrheit ganz und gar verloren geht. Manche bekannte Legenden von der heiligen Elisabeth enthalten Handlungen, die man vom heutigen nüchtern-vernünftigen Standpunkte aus betrachtet, für mehr noch als thöricht erklären müßte. Denn wenn sie z. B. mit der Verpflegung des Aussätzigen den Keim der verheerendsten Krankheit in das Ehebett und somit möglicherweise in die gegenwärtigen und künftigen Generationen verpflanzt, so handelt sie entweder verbrecherisch oder wahnsinnig; und wenn sie, um blindlings Geld unter die Leute auszuwerfen, ganze Gebiete der Landgrafschaft verkauft, so handelt sie, zum mindesten gesagt, unverständig, und der Landgraf ist völlig in seinem Rechte, wenn er ihr das Handwerk legt. Ganz anders nimmt sich aber das alles unter dem mystischen Schleier der Romantik und des Wunders aus; man träumt mit dem träumenden Volke, das solche Legenden ersonnen, wie sich's eben im Dunkel bequem träumen läßt, und man ist auf diesem phantastischen Gebiete vor allem Eindringen sanitätspolizeilicher und nationalökonomischer Rücksichten völlig gefeit. Daß aber dergleichen Illusionen nicht aufkommen können, dafür hat der Verfasser dadurch, daß er alle die Lieblingswunder der Legende auf natürlichem Wege erklärt, gründliche Sorge getragen; und indem er uns so in das Reich der Aufklärung versetzt, kommen wir zur ganzen Elisabeth-Sage in den peinlichsten Widerspruch, und die arme Elisabeth ist weiter nichts als die unglückliche Düpe des Konrad von Marburg, die aus Mitleid aber keine rechte Theilnahme einzuflößen im Stande ist und deren Heiligsprechung nach den Antecedentien gerade in das Gegentheil von einem harmonischen Abschluß umschlägt. Das Verfehlte liegt darin, daß an der Elisabeth der nachtheilige Einfluß eines alle individuelle Willensfreiheit aufhebenden geistlichen Despotismus nachgewiesen, daß aber dessenungeachtet dabei der Willensunfreien das Prädicat der Heiligkeit gewahrt bleiben soll, was ein Widerspruch in sich selbst ist.

„Aus neuer Zeit" (Nr. 3) enthält zwei Geschichten: „Die Wanderschaft im Morgenlande" und „Handwerk hat einen güldenen Boden". Ueber Konstantinopel, Palästina und Aegypten, die Hauptthemata der ersten Erzählung, besitzen wir an wissenschaftlichen und nicht wissenschaftlichen Werken — über Konstantinopel namentlich seit dem Krimkriege — ein so gerüttelt und geschüttelt Maß voll, daß man an jeden Zuwachs zu dieser Literatur doppelt hohe Ansprüche zu machen berechtigt ist. Der Verfasser hat die Wendung genommen, daß er jene viel betretenen

ch beschriebenen Länderstriche dem Leser unter einem nicht so
nz alltäglichen Gesichtspunkte, nämlich unter dem eines ge-
ldeten Handwerksgesellen, vorführt, was zwar nicht neu ist,
nn von Palästina und Aegypten haben wir bereits Reisebe-
reibungen auch dieser Art, was aber doch immer zu einer
iginell-individuellen Auffassung größern Anhalt geboten hätte.
lein die Wanderung im Orient zeigt uns den Wandernden
ht unmittelbar im Verkehr mit Land und Leuten, sondern wird
der Heimat nachträglich und zwar so erzählt, als ob man
erſten besten Touristen, gleichviel aus welchem Stand, hörte,
heißt, alles Individuell-Charakteristische, was man nach der
kleidung hätte erwarten können, fehlt. Die letztere ist auch
fern nicht ganz gelungen, als der Reisebericht in den ohne-
ziemlich einfachen Verlauf der eigentlichen Geschichte zu
it hineintritt; ein Uebelstand, den zwar der Verfasser dadurch
mindern gesucht hat, daß er die betreffenden Mittheilungen
dem einen Orte und vor dem einen Auditorio abbricht und an
m andern Orte und vor einem andern Auditorio fortsetzt,
urch jedoch wieder das Störende in die Anlage kommt, daß
fingirten Hörer immer nur Fragmente hören, wenn auch der
t so ziemlich im Zusammenhange bleibt. Zu den Flüchtig-
n dieser Erzählung gehört unter anderm die Bemerkung:
den heißen Ländern sind nun einmal die Neger nichts als
ven. Der Schulmeister bestätigte das." In der That eine
kurzgefaßte Statistik der Negersklaverei, mit welcher aber
enigen, der hier Belehrung sucht, übel gedient ist, und gegen
je, abgesehen von den Millionen freier Neger in Afrika,
dje, von S.-Domingo und Westindien und selbst die in
üdlichen Sklavenstaaten der Union energischen Protest ein-
würden. Oder sind das alles keine heißen Länder?
en Flüchtigkeiten gehört es ferner, wenn gesagt wird, daß
ie Stadt Suez durch ihre Kanal- und Eisenbahnverbindung
zu hoher Bedeutung erheben werde, denn mit dem Suez-
ist es noch in sehr weitem Felde und nichts problema-
als sein Zustandekommen; und noch weniger läßt es sich
n, wenn der Verfasser, um nicht sagen zu müssen, wie
er Sinai ist, seinen Erzähler und sich selbst durch eine
che Unterbrechung des erstern aus der Verlegenheit reißt
ie Antwort schuldig bleibt. Wußte er nichts von neuern
ngen zu berichten, so hätte er wenigstens die ältern von
l, Schubert und Russegger in jedem guten geographischen
uch finden können. Ueber die heiligen Stätten selbst spricht
rzähler mit einem wohlthuenden Gefühle inniger Religiosi-
Hierin freuen wir uns ihm Anerkennung zollen zu können,
auch dagegen, daß von einer Kritik über die Identität
Stätten abgesehen worden, nichts einzuwenden, da die
che die Lokalität voraussetzt, mithin das fromme Andenken
traditionellen Feststellungen bis zum unumstößlichen Be-
es Gegentheils immer gern anschließen wird; von Reliquien
ie z. B. vom Scherben der Wasserkrüge zu Kana, oder
andern, wie das sich jährlich wiederholende des Griechi-
euers am Ostertage, hätte nicht in einem Tone gesprochen
sollen, als ob zwischen diesen und den wirklich heiligen
kein Unterschied stattfände.
ie zweite Erzählung „Handwerk hat einen güldenen Bo-
icht ihrer Tendenz nach über die Andeutungen des Titels
indem sie nicht sowol die materiellen Vortheile des
rks ins Auge faßt, als darauf hinweist, daß der Stand
ndwerkers ebenso gut ein Ehrenstand sei, wie der des
n. Die kleine Skizze, die einen Handwerksmeister, den
hmuthsteufel plagt, endlich zur richtigen Ansicht der
gelangen läßt, ist mit Wärme geschrieben und enthält
anziehende Schilderung.

---

sselbe gilt von „Daheim ist doch daheim" (Nr. 4); doch
die Tendenz dieser Schrift in zu schroffer Weise kund.
ie Einkleidung läßt alles, was kommen soll, erwarten.
rfasser führt uns in eine Schiffsgesellschaft rückgekehrter
derer, die der Reihe nach ihre Schicksale erzählen. Sie
kommen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika; und was
nur an Schattenseiten, wie sie das dortige Leben charakterisiren, auf-
gerafft werden konnte, die Betrügereien der Rowdies, die Rechts-
unsicherheit, öffentliche Gewaltthaten, das Lynchsystem, politische
Skandale bei Wahlen und im Congresse, Unhöflichkeit und rohes
Betragen überhaupt, Pfuschereien, Journalunwesen, die Sucht
Geld zu machen, die Gleichgültigkeit gegen Menschenleben, na-
mentlich auf Eisenbahnen und Dampfschiffen, die Sklaverei, die
Unannehmlichkeiten des Klimas, Krankheiten, die Schrecken des
Urwaldes, Indianerangriffe, alles das und anderes ist summarisch,
aber leider nur zu summarisch, das heißt mit einer Oberfläch-
lichkeit zusammengehäuft, welche den äußerst wichtigen Fragen,
um die es sich hierbei handelt, auch bei den billigsten Anforde-
rungen, in nichts weniger als erschöpfender Weise gerecht wird.
Doch dies ist nicht der größte Vorwurf, den wir dem Verfasser
zu machen haben. Zu der Oberflächlichkeit gesellen sich auch
falsche Auffassungen und offenbare Unrichtigkeiten. Erscheint
doch selbst jenes höchst bedeutungsvolle culturgeschichtliche Mo-
ment, worin der Nordamerikaner es der gesammten civilisirten
Gesellschaft zuvorthut, wir meinen seine Ehrerbietung gegen die
Frauen, die er nicht mit schönen Redensarten oder oberflächlicher
Courtoisie, sondern in ernstlich gemeinter Weise und auf Grund
tiefgewurzelter Ueberzeugung bewährt, bei unserm Verfasser in
einer so carikirten Darstellung, daß, wer sich nach ihm ein Ur-
theil bilden wollte, die Amerikanerinnen in Bausch und Bogen
für emancipirte Frauen und die Amerikaner für charakterlose
und unterthänige Sklaven derselben ansehen müßte. Daß es in
Amerika, namentlich in den Luxusquartieren der großen Städte,
genug Frauen gibt, die diesen Charakterzug des stärkern Ge-
schlechts misbrauchen, ihre Männer für nichts weiter als ihre
Geldbörsen ansehen und sie durch Verschwendung zu Grunde
richten, das ist gewiß genug. Allein man darf von einzelnen
Extremen nicht eine allgemeine Regel abziehen. Das Generali-
siren ist überall eine höchst bedenkliche Sache, am gefährlichsten
aber ist es in Bezug auf amerikanische Verhältnisse, wo trotz
des allgemeinen Verbandes durch die Bundesverfassung sowol in
der Gesetzgebung der einzelnen Staaten als in Bildung, Sitte
und Cultur die größten, tiefgreifendsten Unterschiede stattfinden.
Wer immer nur im allgemeinen von Amerika spricht und keinen
Unterschied zwischen Nord und Süd, zwischen Ost und West, zwischen
Freistaaten und Sklavenstaaten, zwischen Staaten und Gebieten und
zwischen organisirten und unorganisirten Gebieten macht, von dem
kann man sich von vornherein keine sichere und wahrhaft belehrende
Auskunft versprechen. So lesen wir S. 8: „Ich will nicht davon
reden, daß in Amerika kein Corpus juris gilt und keine Pan-
dekten, kein Land- und Lehnrecht, kein Kirchen- und Pfandrecht,
keine Deposital- und Halsgerichtsordnung. Deshalb braucht
man die Amerikaner nicht gerade zu beklagen. Daß aber der
erste beste Schwätzer und Rabulist, daß jeder Schuhflicker, der
einige Monate in der Schreibstube eines Sachwalters zubringt,
als Rechtsvertheidiger oder als Rechtsverdreher auftritt — und
in den großen amerikanischen Städten, namentlich in Neuyork
gibt es so viele, daß einer den andern verschlingen möchte —,
dagegen empört sich nicht blos mein Gefühl, dagegen empört sich
auch der gesunde Begriff eines wohlgeordneten Staatshaushalts."
Dann werden eine Reihe unbestraft gebliebener Missethaten
aufgeführt und daran Bemerkungen über die totale Unsicherheit
des Rechtszustandes „in Amerika" geknüpft. Hier fragt es sich
vor allen Dingen: Wo? In unorganisirten oder erst neuorga-
nisirten Gebieten in Kansas, wo die blinde Leidenschaft der Skla-
venmänner zu offenem Bürgerkrieg geführt hat, wird niemand
einen geordneten Rechtszustand suchen. In den Sklavenstaaten, wo
der Pestschaden der Sklaverei das sittliche Mark auch der freien
Bevölkerung angefressen hat, und in denjenigen Districten der
westlichen Staaten, wo die Bevölkerung noch dünn, die Civili-
sation erst im Beginnen ist, wird man auch an die Gerichtshöfe
keine andern Ansprüche machen können, als solche, welche der
Culturstufe, auf der die Einwohner stehen, adäquat sind. Im
übrigen ist die Rechtspflege gut. Ein englischer Jurist, dessen

Werk von hohem sittlichen Ernst, unparteilscher Forschung und großer Wahrheitsliebe zeugt *), bemerkt: „In den nördlichen und östlichen Staaten findet eine ebenso regelmäßige Justizpflege statt wie in England, und Leben und Eigenthum sind unter dem Schutze des Gesetzes ebenso sicher, als sie es in irgendeinem civilisirten Lande sind. Die Gerichtshöfe sind zahlreich, ehrenwerth und überall nahe bei der Hand.“ Mit dem Corpus juris glaubte vielleicht der Verfasser, indem er ihm allen Rechtsboden in Amerika entzieht, ganz gewiß zu gehen; er hat sich aber, worüber wir nicht weiter mit ihm rechten wollen, doch geirrt, denn das Römische Recht hat im Staate Louisiana positive gesetzliche Geltung. In allen übrigen Staaten gilt das gemeine englische Recht, und es fehlt somit nicht an einer tüchtigen Grundlage für einen geordneten Rechtszustand. Das aber hätte dem Verfasser nicht unbekannt sein dürfen, daß der Advocatenstand in der ganzen Union unter allen Ständen der angesehenste ist, und wer dies weiß, der kann es sich schon a priori sagen, daß derselbe nicht aus Rabulisten und Schuhflickern bestehen werde. Man unterscheidet zwischen Attorney (Anwalt) und Counsellor (Consulent, in England Barrister); der letztere führt den Rechtsstreit vor dem Gerichtshofe, der erstere bereitet das Material vor und macht die schriftlichen Arbeiten. Es können beide in einer Person vereinigt sein, beide aber müssen sehr strenge Fähigkeitsprüfungen bestehen, ehe sie zugelassen werden. In andern Vorbedingungen halten es die verschiedenen Staaten verschieden. In Massachusetts z. B. fragt man nicht, woher er seine Kenntnisse erwarb, wenn er sie nur hat; in Neuyork verlangt man jahrelangen Besuch einer juristischen Expedition, der sich für Zulassung zur Praxis beim höchsten Gerichtshofe als Attorney bis auf sieben Jahre und als Counsellor auf eine weitere Praxis von zwei Jahren vor dem Gerichtshofe erstreckt. Universitätsbildung vermindert die siebenjährige Frist auf eine dreijährige. Für jeden einzelnen Staat muß besondere Zulassung zur juristischen Praxis erworben werden; ebenso beim Obergericht, wenn auch jemand zuvor die Advocatur in allen Einzelstaaten schon erlangt hätte. Auch über Religion und Schule in den Vereinigten Staaten sind die Bemerkungen des Verfassers ungenügend und theilweise unrichtig; und was die oft gerügte Herzlosigkeit, Grobheit und Ungeschliffenheit anlangt, durch die sich die Amerikaner charakterisiren sollen, so könnten wir mit einer Menge gewichtiger Stimmen für das Gegentheil aufkommen. Daß der leidige Mammonsdienst durch die ganze Union hindurch außerordentlich viel Unheil stiftet, ist gegründet. Ob er aber gerade dort am ärgsten und ärger als in Europa betrieben wird, das ist noch sehr die Frage; der Unterschied besteht vielleicht nur darin, daß man sich dort offen und ungenirt zu ihm bekennt, während man hin anderwärts anständig zu verschleiern weiß.

Wir hätten noch manches zu berühren, was wir übergehen wollen. Aber eine Behauptung, die der Verfasser in Bezug auf die Sklavenfrage aufstellt, ist zu merkwürdig, als daß wir sie ungerügt lassen könnten. „Die Abscheulichkeit der Negersklaverei“, sagt er, „ist vom Congreß der Vereinigten Staaten gesetzlich abgeschafft worden, und dennoch besteht sie in den südlichen Staaten gesetzlich fort.“ Nichts könnte die völlige Unbekanntschaft des Verfassers mit den wichtigsten amerikanischen Verhältnissen, wozu unbedingt die Sklavenfrage gehört, schlagender beweisen als diese wenigen Zeilen. Der Congreß kann und darf die Sklaverei in den Sklavenstaaten nicht aufheben, denn sie gehört nach der Verfassung zu den innern Angelegenheiten, rücksichtlich deren jeder einzelne Staat souverän ist; in Bezug auf die Sklaverei hat daher der Congreß den Einzelstaaten ebenso wenig zu befehlen, wie eine auswärtige Macht der andern, und wenn er dem entgegen ein Gesetz erlassen wollte, so würde es der Obergerichtshof auf Anrufen der betheiligten Staaten, ja selbst eines einzigen betheiligten Bürgers für nichtig erklären. Und hier erfahren wir, daß der Congreß die Negersklaverei gesetzlich abgeschafft habe! Eine solche Maßregel haben selbst die leidenschaftlichsten Abolitionisten dem Congreß noch nie angesonnen, geschweige denn, daß sie zur Ausführung gekommen wäre. Im Gegentheil haben die Sklavenstaaten, die nur halb soviel freie Einwohner zählen als die Freistaaten, und die, was Energie und Mittel anlangt, den Freistaaten um das drei- und vierfache nachstehen, es doch durch geschickte Benutzung verschiedener Interessen unter den einflußreichsten Schichten der nördlichen Bevölkerung dahin zu bringen gewußt, daß überall, wo die Verfassung nicht hindernd in den Weg trat, z. B. bei Organisation neuer Gebiete, der Congreß der Ausbreitung der Sklaverei den verderblichsten Vorschub that, und seine verfassungsmäßigen Befugnisse nicht gegen, sondern für die Sklaverei bis zur äußersten Grenze ausbeutete, wie z. B. im Flüchtlingsgesetz, wodurch das Eigenthum an den Sklaven, wie es allerdings die Bundesverfassung will, geschützt, aber in einer Weise geschützt wird, welche die Grenze des bundesrechtlich Zulässigen zum Vortheil der Sklavenhalter beinahe überschreitet. Hat doch der Congreß nicht einmal auf seinem eigenen kleinen Gebiete, dem District Columbia, von drei deutschen Quadratmeilen Umfang, wo er es thun könnte, die Sklaverei aufgehoben, läßt sie vielmehr Tag für Tag unter seinen Augen fortbestehen. Das einzige unbedeutende Zugeständniß, was der Congreß im Laufe langer Jahrzehnde der Sache der Humanität gemacht hat, war die Aufhebung der Sklavenmärkte, nicht des Sklavenhandels, noch weniger der Sklaverei, in diesem kleinen Bundesgebiete von drei Quadratmeilen, mittels des Compromisses von 1850; und dabei wurden dem Interesse der Sklavenhalter Huldigungen dargebracht, welche jenes Zugeständniß geradezu in nichts verschwinden ließen. Denn man hob in den neu zu organisirenden Gebieten Neumexico und Utah, auf einem Flächenraum von 19000 deutschen Quadratmeilen, das mexicanische Gesetz, welches die Sklaverei verbietet, auf, machte also diese weiten Räume der Sklaverei zugänglich, und man erließ das vorhin erwähnte Flüchtlingsgesetz, welches das Aufsuchen der entflohenen Neger in den freien Staaten gestattet, über jeden, der solchen Unglücklichen auch nur in der entferntesten Weise Vorschub leistet (ihm Obdach oder Nahrung gibt), empörend harte Strafen verhängt und sich unter anderm dadurch charakterisirt, daß der Regierungscommissar, der ohne Zuziehung von Geschworenen über den freien oder unfreien Zustand eines Negers entscheidet, 10 Dollars Gebühren erhält, wenn er den Neger zum Sklaven erklärt, und fünf, wenn er ihn freispricht; wie denn auch später noch der Congreß unter Aufhebung des Missouri-Compromisses von 1820, durch die Kansas- und Nebraskabill von 1854 die Möglichkeit der Einführung der Sklaverei in Kansas und Nebraska sanctionirte und damit zu den Greueln, die Kansas seitdem gesehen, den Grund legte. Und hier hören wir, daß der Congreß die Sklaverei gesetzlich abgeschafft habe! Es ist hier nicht der Ort, die Sklavenfrage des Weitern zu verhandeln; wir erklären die Sklaverei für den größten Makel in den amerikanischen Zuständen, wir sind überzeugt, daß sie, wenn die Sklavenhalter den ernsten guten Willen hätten und die Plantagenwirthschaft in die Farmwirthschaft umwandelten, in den südlichen Staaten ebenso gut ohne gefährliche Erschütterungen allmählich beseitigt werden könnte, wie sie im vorigen und zu Anfange dieses Jahrhunderts in den nördlichen Staaten, den gegenwärtigen Freistaaten, beseitigt worden ist, und wir beweisen, indem wir dies aussprechen, daß wir die amerikanischen Schattenseiten nichts weniger als beschönigen wollen; allein wir fordern von einem Volksbuch durchgängige Wahrheit und Gründlichkeit. Wenn man wirkliche Mängel mit so schwachen und nichtigen Waffen bekämpft, wie es in vorliegendem Buche bei der Sklaverei geschehen, dann thut man dem Uebel eher Vorschub als Abbruch.

Der Verfasser ist, wie sich aus sämmtlichen besprochenen Leistungen ergibt, nicht ohne Darstellungstalent; manche einzelne Schilderungen sind frisch, lebendig und anschaulich, manche Situationen gut angelegt und ausgeführt; aber es fehlt an Feile und umfassenden gediegenen Studien. Man sieht es auf den ersten Blick, daß die Arbeit zu leicht genommen ist. Non multa.

*) Alexander Mackay, „The Western World“, (vierte Ausgabe, 3 Bde., London 1850); deutsch bei Georg Wigand (Leipzig 1855).

sed multum. Eine gute Volksschrift ist eine der schwersten
und im Erfolge lohnendsten Aufgaben, die aber nicht ohne lange,
ernste und gewissenhafte Arbeit gelöst werden kann. Der Ver-
fasser mag immer in diesem Fache fortwirken; er wird bei tiefer
eingehendem Streben Gutes bringen; nur muß er sich zu einem
Buche so viel Jahre Zeit nehmen, so viel Bücher er jetzt in
einem Jahre zu Markte gebracht hat. **Otto Heubner.**

Notizen.

Zur deutschen Journalistik.

Der nordamerikanische Zweig der deutschen Journalistik hat
nen seiner Vertreter durch den Tod verloren, dem wir wol
n längeres Wirken gewünscht hätten; wir meinen den Heraus-
ber der „Atlantis", Chr. Esselen, welcher 34 Jahre alt in
r Nacht vom 14. auf den 15. Mai im Hospital auf Black-
ells-Island bei Neuyork an Gehirnerweichung verstorben ist.
n schriftstellerischer College, Fenner von Fenneberg, der in
nselben Hospital als Geisteskranker weilt, aber auf dem Wege
tschiedener Besserung sich befinden soll, drückte ihm die Augen
. Wie es sonach scheint, ist mit den deutschen Autoren, die
ch Nordamerika verschlagen werden, auch der bekannte „Dä-
n der deutschen Schriftsteller" als unzertrennlicher Begleiter
t ausgewandert. Freilich scheint Esselen an seinem frühen
tergange nicht ohne Mitschuld gewesen zu sein. Wenigstens
tet dies Karl Heinzen in Nr. 20 seines „Pionier" (in wel-
r Nummer er, beiläufig gesagt, gegen den „am preußisch-
el'schen Patriotismus leidenden" Arnold Ruge wegen dessen
„Deutschen Museum" veröffentlichten Aufsatzes: „Die Frei-
der Hauptvölker", in seiner Weise loszieht) mit den Worten
„Die Folgen einer Lebensart, die ihm das geistige Vermögen
ubt, hatten Esselen in jene Anstalt gebracht. Und jene
ensart war die Folge nicht blos einer persönlichen Schwäche,
ern auch der Enttäuschungen, welche die sowol an sich wie
Bezug auf die hiesigen Verhältnisse zu hoch gespannten An-
che des Verstorbenen erfahren mußten.... Wie übertrieben
auch seine Ansprüche in mancher Beziehung gewesen sein
en, immerhin ist sein Ende eine Schande für die amerikani-
Deutschen, da seine «Atlantis», deren Untergang ihm den
n Stoß gegeben zu haben scheint, wahrlich eher zu existiren
iente, als Hunderte jener erbärmlichen Wische, an denen sich
die Dummheit und Roheit erbaut." Heinzen erwähnt
r, daß sogar die „Neuyorker-Staatszeitung" bei der Kunde
Esselen's Tode den Wunsch ausgesprochen habe: „Möge
die Erde leicht werden!" Heinzen setzt in seiner bekannten
ischen Manier hinzu: „Den idiotischen Wunsch, daß einer Kiste
Knochen und Sehnen die Erde leicht werden möge, damit
cht von Asthma und Hühneraugen geplagt werden, hat auch
jeder Böotier für einen Begrabenen übrig. Männern von
t und humaner Richtung aber das Leben leicht zu machen,
ällt dem Pöbel nicht ein. Solange man die Erde unter
Füßen hat, wird sie einem möglichst schwer gemacht; hat
sie auf der Stirn liegen, dann soll sie einem leicht wer-
Sicherlich war die „Atlantis" unter den Erzeugnissen
eutschen periodischen Presse in Nordamerika eins der am
digsten, würdigsten und wissenschaftlichsten gehaltenen. Was
t seinen geringen pecuniären Kräften aus dem Blatte ma-
onnte, hat Esselen aus ihm gemacht. Er hat das Blatt
Jahre lang aufrecht erhalten und durch dessen Verlegung
Neuyork noch anfangs Juli 1858 den Versuch gemacht,
Blatte eine weitere Ausbreitung zu verschaffen, was ihm
nicht gelang. Die uns vorliegenden ersten Hefte dieser
Folge, das Juli- und Augustheft, enthielten manche in-
nte Aufsätze, die um so mehr Werth haben, da es darin
vie in so vielen deutsch-amerikanischen Blättern auf bloßes
les Raisonnement, sondern vorzugsweise auf Stofflichkeit
en ist; wir nennen z. B. die Aufsätze: „Das Klima der
igten Staaten" (von Dr. Meß), „Der Westen und die
„Die Harvard-Universität", „Emancipation in Missouri"
u. s. w. Außerdem brachte jedes Heft Mittheilungen über deut-
sches Leben und Treiben in Neuyork und kleine Recensionen,
unter andern über Heinzen's „Gedichte", von denen gesagt wird:
„Indessen gibt es der Plattituden mehr, wie der sinnigen Ge-
dichte.... Es sind Sachen da, die vollständig unschön und so-
gar unanständig sind, während andere Gedichte gar keine Poin-
ten haben." Trotzdem wird weiter bemerkt, daß die Tendenz
der Heinzen'schen Gedichte mit der „Noth- und Jammerpoesie"
in Deutschland in vortheilhaftem Gegensatz stünden u. s. w. —
Blicken wir auf die belletristische Journalistik des deutschen Cen-
trallandes, so haben wir da zwei mit dem 1. Juli eingetretene
Aenderungen zu erwähnen. Robert Giseke hat infolge seiner
Uebersiedelung nach Dresden und seiner Betheiligung an der
Redaction der „Sächsischen Constitutionellen Zeitung" die Re-
daction der in Leipzig erscheinenden „Novellenzeitung", in der
uns seine unparteiisch, geschmackvoll und geistreich geschriebenen,
oft mit feiner Ironie gewürzten Kritiken immer sehr willkom-
mene Erscheinungen waren, ganz aufgegeben. Gleicherweise
kündigt Fedor Wehl seinen Rücktritt von der Redaction der
„Jahreszeiten" an. Auch diese Aenderung bedauern wir. Wehl
verstand ein sehr reichhaltiges mannichfaltiges Feuilleton herzu-
stellen, war seinen anständigern Mitautoren ein guter College
und wußte für die Interessen der deutschen Schriftsteller, na-
mentlich der dramatischen, oft ein energisches Wort zu sprechen.

Die Schriften der Gräfin Dora d'Istria über den Orient.

Es ist in d. Bl. schon wiederholt von den Schriften der
Gräfin Dora d'Istria (Prinzessin Koltzoff-Massalsky, geborene
Helene Ghika) in anerkennender Weise die Rede gewesen. Und
sicherlich verdient sie unsere Aufmerksamkeit als eine Verehrerin
zwar nicht der deutschen Grazie, die bei uns eben nicht auf allen
Zäunen wächst, um so mehr aber des ebenso tiefen als uner-
schrockenen deutschen Denkens und Forschens, in dessen Resulta-
ten sie die festesten und einzigen Garantien für die weitere Fort-
entwickelung und Selbstbefreiung des menschlichen Geschlechts
erblickt. Die romanischen Völker mögen ihr zwar, wie aus
einigen Stellen ihres Werks über „Die deutsche Schweiz" hervor-
zugehen scheint, als die im ganzen adelichere und ritterlichere
Race gelten; aber als Reformatoren auf geistigem und religiö-
sem Gebiete weist sie den Deutschen den obersten Platz an.
Außerdem gehört sie zu den seltenen Schriftstellerinnen, die nicht
ihr Ich in den Vordergrund stellen, nicht auf Persönlichkei-
ten mehr Werth legen als auf Sachen und Ideen und sich nicht
damit begnügen, die flüchtigen und zufälligen Erfahrungen ihres
Lebens in Roman- oder Memoirenform zu verarbeiten; sie stürzt
sich vielmehr in die Vergangenheit und in die Minen der Ge-
schichte und macht zu ihrem Zwecke mit der Energie eines Man-
nes in alten und neuen theologischen, historischen und philoso-
phischen Schriften gründliche Studien. Eine besondere Auf-
merksamkeit widmet sie unter anderm auch den Zuständen der
orientalischen Kirche, über die selbst unsere Gelehrten noch meist
höchst mangelhaft unterrichtet sind. Sie hat dies in einigen
Kapiteln ihres genannten Werks über „Die deutsche Schweiz" und
sodann in einer besondern Schrift gethan, welche den Titel „La
vie monastique dans l'Église orientale" führt und jetzt in
zweiter verbesserter und vermehrter Auflage erschienen ist. Ueber
diese zweite Auflage der Schrift, welche auch im „Athenaeum",
in der „Bibliothèque universelle de Genève", in der „All-
gemeinen Zeitung", in der „Revue des deux mondes", im
mailänder „Crepusculo", im turiner „Diritto" u. s. w. nur
anerkennende Beurtheilungen erfahren hat, bemerkt unter anderm
der französische Gelehrte Émile Deschanel in einer längern, kürz-
lich in der „Indépendance belge" mitgetheilten Besprechung:
„Wir haben früher die «Suisse allemande» der Frau Dora
d'Istria analysirt: ein Werk, welches seitdem die Ehre gehabt hat,
in das Deutsche und Englische übersetzt zu werden und das so-
mit unsere Lobsprüche gerechtfertigt hat. Diese Frau von her-
vorragendem Geiste und kräftigem Herzen trat zuerst in der

literarischen und philosophischen Welt mit einem bis dahin entbehrten Buch „La vie monastique dans l'Église orientale“ auf, über das wir noch nicht gesprochen haben und von dem jetzt die zweite Auflage erschienen ist. Die Verfasserin hat ihr Werk derartig ergänzt, daß man sagen kann, sie habe es gänzlich umgestaltet. In der ersten Auflage hatte sie nur die russischen Klöster behandelt, in der letztern beschäftigt sie sich auch mit den Klöstern der Walachei, Moldau, Griechenlands, Maceboniens, Palästinas, Armeniens, Aegyptens“ u. s. w. Weiter bemerkt Deschanel, wenn Erasmus in seinem „Encomium moriae“ und Rabelais in seiner „Gargantua und Pentraguel“ die abendländischen Klöster zum Gegenstande ihrer Satire gemacht hätten, so gäbe Frau Dora d'Istria nur Thatsachen, die sie beobachtet, als sie „avec de longues fatigues“ den größten Theil der morgenländischen Klöster besucht habe, während sie bei der Schilderung derjenigen, die sie nicht besucht, ihre Zeugnisse und Autoren citire. Es wird hervorgehoben, daß, nach den Beobachtungen der Verfasserin, diese Klöster nur zu oft die Herbergen der Selbstsucht, des Nichtsthuns, der Unwissenheit, des Hochmuths, des Geizes und der Ausschweifungen seien und daß sie ohne die ihnen gewährten Geldunterstützungen längst nicht mehr bestehen würden. Deschanel schließt mit folgenden Worten, die wir französisch anführen: „En résumé, esprit et coeur vaillants, style aiguisé et grave tour à tour; des détails et des faits, plus éloquents que les plus belles phrases, voilà ce qu'on rencontre dans ces deux livres de Madame Dora d'Istria: *La vie monastique dans l'Église orientale*, et la *Suisse allemande ou l'ascension du Moench*, oeuvres viriles et franchement libérales, écrites par une jeune princesse.“ Vielleicht thun wir unsern Leser einen Gefallen, wenn wir ihnen zur Anzeige bringen, daß von dem neuen Werke der Verfasserin: „Les femmes en Orient“, der erste Band sich im Druck befindet und demnächst erscheinen wird. Dieser erste Band wird über die Rumäninnen, Bulgarinnen, Serbinnen, Albaneserinnen, Helleninnen und Türkinnen handeln.

George Sand und die beiden Musset.

In einem auch in d. Bl. besprochenen Aufsatz der „Anregungen“ waren einige der Gründe aufgezählt worden, die es veranlassen sollen, daß die Achtung für die Personen der Schriftsteller in so hohem Grade gesunken sei. Brendel suchte die Gründe hiervon erstlich in der geringen Achtung, welche die Schriftsteller einander selbst zollen und in dem oft alles Anstandes entbehrenden Tone ihrer Polemiken; sodann in der großen Zahl Unberufener, die sich — wir glauben jedoch in geringerer Zahl als in den dreißiger und vierziger Jahren — dem Schriftstellerstande anhängen; endlich in der precären ökonomischen Lage der Schriftsteller. Aus dem Junibändchen der französischen Zeitschrift „Le quart d'heure“ ersehen wir, daß dieselbe Klage sich auch in Frankreich vernehmen läßt. Einer der Redacteure, A. Louvet, beginnt einen geistreich geschriebenen Aufsatz: „Lettre à M. Paul de Musset sur le scandale et les spéculations de librairie“ mit den Worten: „Seit ziemlich langer Zeit zeigt sich eine Art Misachtung seitens der öffentlichen Meinung gegen die Schriftstellerei und die Schriftsteller. Man fragte sich nach der Ursache. Warum sollte die Ausübung der höchsten geistigen Fähigkeiten weniger edel und ehrenhaft sein als diese oder jene Berufszweige, denen wir nichts Böses nachsagen wollen, denn sie alle tragen zur socialen Wohlfahrt bei, die aber doch auf der Anwendung von Fähigkeiten geringerer Qualität beruhen? Warum sollte das Talent sich einer geringern Achtung erfreuen als die praktische Geschicklichkeit? Sollte dies einzig und allein der Schmähsucht einer auf jede geistige Superiorität neidischen Menge zugeschrieben werden müssen? Ist es nicht vielmehr die garstige und nothwendige Folge der geringen Achtung, welche die Schriftsteller für sich selbst und für ihre Genossen haben, jenes Mangels an Würde, wie er sich in Manövern der Art zeigt, von denen ich heute sprechen will, und die ein Journalist (Prosper Jourdan im «Causeur») sich nicht gescheut hat als «tripotages» zu bezeichnen?“ Louvet bezieht sich hiermit auf Paul de Musset's „Lui et Elle“, eine Art Parodie, Libell oder Gegenschrift gegen den in der „Revue des deux mondes“ veröffentlichten Roman von George Sand: „Elle et Lui.“ Paul de Musset läßt darin unter anderm renommirte Personen, mit denen George Sand einmal in Verbindung gestanden, unter den Namen Hans Flocken, worunter ein deutscher Pianist verstanden ist, Caliban, Diogène, Hercule u. s. w. auftreten. Es ist dies nämlich ein Contrecoup gegen die Art, mit der George Sand angeblich den verstorbenen Dichter Alfred de Musset, Bruder des Verfassers von „Lui et Elle“, in ihrem neuen Roman eingeführt hat. Wie weit an Paul de Musset's Gegenschrift bloße buchhändlerische Speculation (wie Louvet meint) oder der Unwille über George Sand's Verfahren gegen seinen verstorbenen Bruder Antheil hat, wollen wir hier nicht untersuchen; jedenfalls scheint uns aber George Sand von dem Privilegium eines Romanschriftstellers, individuelle Lebenserfahrungen und persönliche Bekanntschaften in seinen Romanen zu verarbeiten, einen etwas zu weit gehenden Gebrauch, eine Art Handwerk zu machen, so geistreich die Dame es auch betreiben mag. So weit sollte, trotz des von Goethe im „Werther“ gegebenen Beispiels, das er klüglich in dieser auffälligen Weise später nicht wiederholt hat — und Albert und Lotte waren damals wenigstens noch keine weltkundigen Persönlichkeiten —, die Verwendung bestimmter und bekannter Individuen in Romanen denn doch nicht gehen, daß jeder mit Fingern auf sie zeigen kann. Die Literatur ist überhaupt sowol in Frankreich wie in Deutschland viel zu persönlich und dadurch skandalös geworden, als daß es nicht als Pflicht erscheinen sollte, gegen diese Richtung, in wie feinen oder groben Formen sie sich auch darstellen mag, den entschiedensten und feierlichsten Protest zu erheben. Dieser aus der Frivolität und Skandalsucht der Zeit hervorgegangenen Richtung ist nichts heilig; sie entweiht die zartesten Verhältnisse, sie deckt Geheimnisse, die ewig in Nacht begraben sein sollten, mit unsauberm Finger auf, sie übt Rache, oft an dem eigenen Fleisch und Blut, sie compromittirt Personen, die eben erst ins Grab gestiegen oder gar noch am Leben sind. Man muß ernstlich fragen, wohin das zuletzt noch führen soll. Wir haben diesem Auflösungs- und Zersetzungsproceß der Familie und der Gesellschaft schon lange mit bangen Blicken zugesehen, und wir müssen leider bekennen, daß unsere schlimmsten Befürchtungen durch neuere Beispiele in Frankreich wie in Deutschland noch weit übertroffen worden sind.

H. M.

Bibliographie.

Attibert, F., Vier Jahre in Cayenne. Nach den Aufzeichnungen (des Verfassers). Herausgegeben vom Hauptredacteur des Bien-être Social. Aus dem Französischen von F. X. Lindenberg. Regensburg, Manz. 8. 9 Ngr.

Chemnitz, B. P. v., Königlichen Schwedischen in Teutschland geführten Kriegs (6ste Lieferung). 4ter Theil, worin dessen völliger rechter Verlauff unter den Feld Marschalln Leonhard Torstenssons 2c. Kriegs-Direction, von des Feld Marschalln Johann Baners 2c. tödtlichen hintritt, bis auf erstgemeldeten Feld Marschalln abreisen aus Teutschland, beschrieben wird. 5tes Buch. Stockholm. 1858. Fol. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Feydeau, E., Daniel. Berlin, Bieler u. Comp. 16. 10 Ngr.

Frauenbrevier für Haus und Welt. Eine Auswahl der besten Stellen aus namhaften Schriftstellern über Frauenleben und Frauenbildung. Zusammengestellt von H. B. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 2 Thlr.

Glaubrecht, O., Das Volk und seine Treiber. Erzählung. Herausgegeben von dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland. Eisleben. 12. 10 Ngr.

Deutsche Glossen zu einem Polnischen Texte. Posen, Merzbach. Gr. 8. 12½ Ngr.

Goerz, A., Regesten der Erzbischöfe zu Trier von Hetti bis Johann II. 814—1503. 1ste Abtheilung. Von Hetti bis Wernher 814—1418. Trier, Lintz. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Helene. Eine Warnungstafel vor der modernen Welt. Aus den Papieren eines Verstorbenen. Berlin, Plahn. 8. 22½ Ngr.

Herzen, A., Aus den Memoiren eines Russen. 4te Folge. Gedachtes und Erlebtes. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Hinze, F. H., Poetische Schriften. Mit einem biographischen Vorwort herausgegeben von F. Meyer von Waldeck. 1ster Theil. Gedichte. Mit dem Bildniß des Verfassers. Berlin, A. Duncker. 8. 24 Ngr.

Immer, A., Schleiermacher als religiöser Charakter. Ein Vortrag, vor einem gemischten Publikum gehalten in Bern, den 16. Februar 1859. Bern. Gr. 8. 6½ Ngr.

Kempen-Album. Mit Beiträgen von Ritter von Alpenburg, M. Bermann, L. Bowitsch ꝛc. Herausgegeben von J. Zajączkowski. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kerner, J., Winterblüthen. Stuttgart, Cotta. 16. 1 Thlr.

Kuenzel, H., Das Leben und der Briefwechsel des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, des Eroberers und Vertheidigers von Gibraltar. Ein Beitrag zur Geschichte des spanischen Successionskriegs, zur Memoirenliteratur des 17. und 18. Jahrhunderts, und zur hessischen Landesgeschichte. Nach den deutschen, englischen, französischen, spanischen ꝛc. Originalpapieren des brittischen Museums und der Archive zu London, des Großherzoglichen Haus- und Staatsarchivs zu Darmstadt, des k. k. Reichsarchivs zu Wien ꝛc. dargestellt. Mit dem Bildniß des Landgrafen Georg und der Admiralitätskarte von Gibraltar. Friedberg i. d. W., Scriba. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Leben und Wirken des Regierungs- und Schulraths Wilhelm von Türk, von ihm selbst niedergeschrieben als ein Vermächtniß an die von ihm gegründeten Waisenhäuser, und nach seinem Tode herausgegeben von Angehörigen des Verfassers. Potsdam, Riegel. Gr. 16. 10 Ngr.

Lehner, F. A., Ergötzliches in That und Wort vom Grafen und König Rudolph, in lustige Reime gebracht. Wien, Gerold's Sohn. 12. 1 Thlr.

Lobedanz, E., Ein neuer Glaube. Biographisch-culturhistorischer Roman. Drei Theile. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Lorenzen, F. N., Jerusalem. Beschreibung meiner Reise nach dem heiligen Lande im Jahre 1858. Mit einer Karte. Kiel, Schröder u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Meißner, A., Seltsame Geschichten. Prag, Kober u. Markgraf. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Metzdorf, E., Gedichte. Hirschberg, Rosenthal. 16. 12 Ngr.

Meyer, F., Richard Wagner und seine Stellung zur Vergangenheit und „Zukunft". Eine literär- und musik-historische Studie. Thorn, Lambeck. Gr. 8. 10 Ngr.

Noack, L., Schelling und die Philosophie der Romantik. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des deutschen Geistes. Erster Theil. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Oppermann, A., Aus dem Bregenzer Wald. Breslau, E. Trewendt. 8. 22½ Ngr.

Rau, G., Retscherhof und Königspfalz in Speier. Ein Beitrag zur geschichtlichen Topographie Speiers. Mit Abbildung der Retscherruine und Grundriß des Retscherhofes. Speier, Neidhard. Gr. 8. 16 Ngr.

Reise-Fragmente aus Nord und Süd gesammelt in Spanien, Portugal und Schweden durch L. v. H. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Robe, Zur Urgeschichte der Donauländer zwischen Raab und Theiß. Nebst zwei Karten. Breslau, Aderholz. 8. 15 Ngr.

Roth von Schreckenstein, K. H. Freih., Geschichte der ehemaligen freien Reichsritterschaft in Schwaben, Franken und am Rheinstrome, nach Quellen bearbeitet. 1ster Band. Die Entstehung der freien Reichsritterschaft bis zum Jahre 1437. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Weißenborn, G., Vorlesungen über Pantheismus und Theismus. Marburg, Elwert. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wetzel, J. F., Die Sprache Luthers in seiner Bibel-Uebersetzung dargestellt und erläutert. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 15 Ngr.

Wigand, F., Tassilo, Herzog von Bayern. Tragödie in fünf Aufzügen. Mannheim. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Berthold, G., Die großen Weltereignisse von 1859 und 1860. Ein geschichtliches Gedenkbuch für Alle. Mit Abbildungen. 1ste Lieferung. Dresden, Breyer. 4. 3⅓ Ngr.

Brennus-Zug und Moskoviterthum. Ein Mahnruf an das deutsche Volk von einem unabhängigen Liberalen. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Cäsar, J., Ein Beitrag zur Charakteristik Otfried Müller's als Mytholog. Sendschreiben an Herrn Prof. Welcker in Bonn. Marburg, Elwert. Gr. 8. 3 Ngr.

En tout cas ou de près et de loin. Nouvelles transalpines. Berlin, Falckenberg. 32. 5 Ngr.

Frisch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen! Schutz- und Trutzlieder für 1859. Deutschlands Söhnen gewidmet von H. K. 1stes Heft. Leipzig, Lehmann. 8. 3 Ngr.

Gottwald, H., Ein Breslauer Augenarzt und die neue Musikrichtung. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 7½ Ngr.

Häusser, L., Karl Freih. vom Stein. Eine Skizze. Mit dem Porträt Stein's. Leipzig, Weber. Gr. 8. 2⅔ Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Deutschland über Alles! Zeitgemäße Lieder. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 16. 5 Ngr.

Kirchhoff, F. C., Ueber die christliche Humanität. Rede gehalten in der Aula des Altonaer Gymnasiums bei seiner Introduction als fünfter Lehrer an demselben. Mit einer poetischen Beigabe. Altona, Wendeborn. Gr. 8. 3 Ngr.

Krause, C., Zur Lösung der Volksschullehrer-Frage am Landtage von 1857/58. Dresden. Gr. 8. 3 Ngr.

Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens. Eine Stimme aus der Demokratie. Berlin, Besser. Gr. 8. 10 Ngr.

Kriegsbilder. Nr. 1. Pietsch macht mobil! Ein civilisatorischer Versuch zur Erledigung der italienischen Frage von A. Hopf. Berlin, Falckenberg. 8. 2½ Ngr.

Das Kriegstheater in Oberitalien als Text zu jeder Kriegskarte. Leipzig, Lorck. Hoch 4. 5 Ngr.

Leben und merkwürdige Abenteuer Joseph Garibaldi's, kühnen Aufwieglers und tapferen Bandenchefs. Mit Portrait. Zürich, Ringk. 32. 2½ Ngr.

Liebner, T. A., Die innere Kriegsbereitschaft. Predigt vor der Eröffnung des außerordentlichen Landtages am 25. Mai 1859 in der evangelischen Hofkirche zu Dresden gehalten. Dresden, am Ende. Lex.-8. 3 Ngr.

Müller, M., Politischer Maitrank im Jahre 1859. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 2 Ngr.

Napoleon III. und die Kurhessische Leih- und Commerzbank. Göttingen, Wigand. Gr. 8. 1 Ngr.

Die Politik Preußens. Eine Stimme aus Süddeutschland. Berlin, Th. Enslin. Gr. 8. 3 Ngr.

Preußen und Kaiser Napoleon III. Vom Verfasser der Flugschrift: „Kaiser Napoleon III. und Preußen." Berlin, Hasselberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Einige Worte über die Bulle Pius IX. vom 21. October 1858, auch mit Berücksichtigung der katholischen Gemeinde auf Nordstrand. Flensburg, Herzbruch. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 14. Juli 1859.

Gott in der Geschichte.

Gott in der Geschichte oder der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung. Von Christian Karl Josias Bunsen. In sechs Büchern. Zweiter und dritter Theil. Drittes bis sechstes Buch. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 7 Thlr. *)

Es ist von hohem Interesse, die Werke eines reichen Geistes in ihrer allmählichen Entstehung zu verfolgen und in diesem allmählichen Entstehen sowol den Einfluß der Zeit, unter welchem ja alles Entstehende sich befindet, als auch ihren Einfluß auf die Zeit zu beobachten. Jenem, dem Einflusse der Zeit und ihres Geistes, kann sich nun einmal der Mensch nie ganz entziehen; stehen wir doch alle in ihrer Strömung, die auch uns mit sich fortreißt; selbst der, welcher gegen sie ankämpft, ist ebendarum zum mindesten in seiner Polemik und dem Kreise seines geistigen Schaffens und Wirkens von ihr abhängig, und der seiner Kraft sich bewußte Geist mag sich an der Bewegung oder Richtung genügen lassen, die er seiner Zeit gegeben oder zu geben mitgeholfen. Wenn aber die Flut der breiten Strömung alles mit sich fortreißt, und jener immerhin unleugbare Einfluß der Zeit zu einem Mit-dem-Stromeschwimmen wird, dann ziehen die kühnen Ruderer, die unverzagt gegen die Strömung anzukämpfen wagen, unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung doppelt auf sich, und zwar um so mehr, je seltener eine vorsichtige Klugheit solchen Muth aufkommen läßt, und je weniger äußerer Erfolg ihre Ausdauer zu lohnen scheint.

Ein solcher kühner Schwimmer ist Bunsen. Zu einer Zeit, da der starre Confessionalismus mit beengendem Drucke nach unumschränkter Herrschaft strebte und nach seiner ihm nun einmal lieben Terminologie desto mehr von seiner Bereitschaft zum Martyrium redete, je weniger Wahrscheinlichkeit ein solches Martyrium hatte, das er vielmehr seinen Gegnern bereitete, und dem einzelne seiner Anhänger in neuester Zeit recht geschickt zu entgehen gewußt haben; zu einer Zeit, da eine Stimme für Gewissensfreiheit nach der andern scheu verstummte und mancher, um mit den Worten eines scharfen Kritikers jener Zeit zu reden, sich aus der Sündflut der Union oder nur einer mildern Ansicht und Praxis in die Arche der Bekenntnißtreue rettete und hier sogar die Festigkeit seiner neuen Ueberzeugung durch scharfe Verurtheilung anderer bestätigen lernte, zu denen er früher gestanden; in solcher Zeit hat Bunsen den Muth gehabt, einzustehen für die Sache der Gewissensfreiheit und seine gewichtige, tönende Stimme zu erheben, unbekümmert um die lauten Schreier, die selbst in Sicherheit mit Anathemen drohten, unbekümmert auch um die kleinen Kläffer, die in der Größe der Fragen ihre eigene Kleinheit zu verstecken hofften und in dem scheinbar unzweifelhaften Kampfe zu wachsen wünschten. Mit den scharfen Waffen eines klaren Geistes hat er gekämpft, mit würdiger Ruhe und mit eiserner Beharrlichkeit ist er auf dem begonnenen Wege fortgeschritten, und die inhaltsschweren Werke, die von seinem Streben Zeugniß gaben — ein tüchtiges Heer, das manchen Sieg erfochten —, haben in rascher Aufeinanderfolge die Kluft mit auszufüllen geholfen, welche die Gegner schon befestigt zu haben wähnten als unüberwindliches Hinderniß allem Fortschritt. Eine ziemliche Reihe stehen sie vor uns, Zeugen seiner reichen geistigen Schöpferkraft, seiner Beharrlichkeit und seines umfänglichen Wissens, von den „Zeichen der Zeit" bis auf das großartige „Bibelwerk", und wenn auch die weitere Folge des letztern manche Bedenken zu überwinden und zu widerlegen haben wird, die von anderer Seite geltend gemacht wurden: die Werke in ihrer Gesammtheit tragen sämmtlich das Siegel der Gewissensfreiheit und der protestantischen Entwickelung, getragen durch sittlichen Ernst und den Adel einer würdigen Persönlichkeit.

Und setzen wir noch hinzu, Bunsen war es auch vergönnt, bis zu dem großen Wendepunkt zu gelangen, an welchem wir gegenwärtig uns befinden, da zwischen Altem und Neuem es zur Entscheidung kommen muß, und den Umschwung zu sehen, die wiedererwachte Regsamkeit der Gemeinde, für die er so lange gekämpft und die er mit vorbereitet. Je leidenschaftlicher sich seine Gegner geberdeten, desto mehr mögen wir uns freuen, daß er die

*) Vgl. den Bericht über den ersten Theil dieses Werks in Nr. 17 d. Bl. f. 1857. D. Red.

Keime seiner Saat schauen darf und wol auch, wenn nicht viele Zeichen trügen, ihre Blüte und ihre Frucht. Nicht die äußere Autorität eines polizeilichen Kirchenregiments, nicht Machtgebote oder Satzungen, wie sie die Sehnsucht einzelner aus mittelalterlicher Vergangenheit heraufbringen wollte, können für die Dauer die Gegenwart beherrschen. Sie sind unvermögend die dem Christenthum feindlichen Mächte zu besiegen, geschweige denn wahrhaft christliches Leben zur Entwickelung zu bringen, das sich frei entfalten muß und in den conventionellen Formen einer modischen Frömmelei so wenig gefunden werden kann, wie in den Treibpflanzen des Orthodoxismus, dessen Schößlinge ihre dogmatische Entwickelung und Reife schon auf die Universität mitbringen. Nur in freier und organischer Entwickelung kann ein religiös-sittliches Leben gedeihen in der protestantischen Wissenschaft wie in der Gemeinde, und das ist es, worauf Bunsen mit allem Nachdruck hingewiesen, was er in gefahrvoller Zeit verfochten, und dessen Anfang, wir hoffen es, wir mit ihm schauen. Möglich, daß das neue Leben auch noch andere Feinde zu überwinden haben wird als die selbstische Intoleranz hierarchischer Gelüste, ja daß in dem eigenen Schose der Gemeinde diesem Leben Feinde erstehen, die nach der andern Seite hin Gefahren bereiten; aber es wäre schlimm, wenn wir nicht hofften, die Kraft des Christenthums werde auch sie überwinden, und wenn in dem Entscheidungskampfe manches immerhin Theuere bedroht wird, gerade dann wird sich zeigen, was Form und was Inhalt ist. Der Geist wird bleiben und siegen, auch das Wort wird uns bleiben, und das ist genug, ja das ist alles, und in diesem Sonnenlichte wird eine schöne Saat emporwachsen. Zwar andere, äußere Stürme mögen ihr Reifen bedrohen und vielleicht auch hemmen, aber sie ganz zurückhalten und vernichten können sie nicht, ja die Leiden einer schweren Gegenwart müssen sich vielleicht mit den Erfahrungen der Vergangenheit verbinden, um die Sache der protestantischen Entwickelung vor der Gefahr eines schwächlichen Rationalismus zu sichern; das Fortschreiten dieser Entwickelung werden sie nicht aufhalten. Und auch die Theilnahme an dem tüchtigen Streite auf geistigem Gebiete werden sie nicht mindern. Es wäre schlimm, wenn die ganze Angelegenheit für eine nur theologische gehalten würde, und die Gemeinde den Vertheidiger ihrer Rechte und die Frage selbst, die sie so sehr angeht, über äußere Ereignisse zur Seite stellen wollte. Ja es ist das Eigenthümliche des Genie, daß seine Schöpfungen über den Kreis ihrer nächsten Bestimmung hinaus auch andere Gebiete treffen und für alle Zeiten und Verhältnisse Gültigkeit haben, daß das wahrhaft Speculative zugleich allemal auch wahrhaft praktisch ist, und es gilt dies namentlich von den Werken Bunsen's, die alle keineswegs etwa nur theologisch, ja nicht einmal nur abstract wissenschaftlich sind, sondern deren eigentlicher Charakter es ist, daß sie rein menschliche Interessen alle verfolgen und weder der Theologie noch der wissenschaftlichen Theorie, sondern der Menschheit, dem Leben angehören.

Es gilt das Gesagte auch von Bunsen's letztem Werke: „Gott in der Geschichte", das in dem dritten Theile nunmehr vor kurzem seinen Abschluß gefunden hat, und das weit entfernt, als eine rein theologische oder abstract wissenschaftliche Forschung nur für den Fachgelehrten von Interesse zu sein oder der drohenden Gegenwart fremd zu stehen, sich vielmehr gerade jetzt in seinem praktischen Werthe und seiner praktischen Bedeutung erweist. Es ist nothwendig, bei der Besprechung des zweiten und dritten Theils, denen diese Zeilen eigentlich nur gelten, auf die schon früher ausgesprochene Tendenz des gesammten Werks noch einmal zurückzukommen, theils zur Erneuerung seiner Schätzung, theils wegen jenes möglichen Irrthums, als sei die Gegenwart mit ihrer politisch trüben Färbung einer solchen Schöpfung minder günstig. Zwar inter arma silent leges und silent Musae, und ruhigere Zeiten mögen das Gewicht und die Wahrheit jenes Buchs besser würdigen; aber dennoch ist sein Inhalt fast wie für die Gegenwart geschrieben, fast spricht Bunsen in ihm wie ein trostreicher Prophet, denn er verweist von dem Drucke einer ungerechten Willkür auf den durch die sittliche Ordnung nothwendigen Sieg des Guten und des Rechts. Das gilt in religiöser und politischer Beziehung, und wenn das Werk zunächst auch nur die erste betrachtet, so berührt es doch auch ausdrücklich die zweite, wie es auch Propheten aus der Kunst, Poesie und Philosophie aufführt. Wie die religiösen Verhältnisse alle übrigen gestaltend durchdringen, so läßt auch das Buch von dem religiösen Mittelpunkt Licht auf jene fallen, indem es ihre Abhängigkeit und Bedingtheit von dem Gottesbewußtsein der Zeit nachweist.

Es ergibt sich von selbst die allseitige Bedeutung dieses Inhalts, und überall wo jener hoffnungsreiche Ton im Herzen anklingt und nachklingt, wird auch die Wahrheit dieses Buchs Anerkennung finden; überall wo die Hoffnung auf den endlichen Sieg des Rechts und des Guten begründet auf den Glauben an jene sittliche Ordnung wohnt, wird sein Inhalt diese Hoffnung zur frohen Gewißheit steigern, und wo Zweifel das Gemüth niederdrücken und mit Befürchtungen erfüllen für den Besitz eines Guts, dessen Werth die Gefahr doppelt groß erscheinen läßt, will es hinweisen auf die sittlichen Gesetze, nach welchem alles Leben geordnet ist, und deren ewige Geltung den endlichen Sieg des Rechts verbürgen. Diese Gesetze sollen nun eben aus der Betrachtung des fortschreitenden Glaubens an eine sittliche Weltordnung in der Geschichte der Menschheit entwickelt und nachgewiesen werden. Die Ursprünglichkeit des Bewußtseins Gottes in der Welt als der Instinct des Menschengeschlechts erscheint in seiner Einheit wirklich als die große Thatsache der sittlichen Weltordnung, und eine solche Einheit kann nicht nur eine subjective sein, sondern sie nöthigt uns zur Annahme einer gegenständlichen Wahrheit, einer die Welt beherrschenden Vernünftigkeit und Gutheit, nach welcher nur das Vernünftige und Gute sich erhält und also fortschreitet. Die Thatsache der Weltgeschichte beweist es, daß jener Glaube der Menschheit nichts anderes ist, als der

Instinct, der Lebenstrieb der Menschen, welcher der ewigen Wahrheit gemäß sein muß. Eine organische Entwickelung, welcher ein organischer Lebenstrieb in der Gattung entspricht, muß einen über alle Willkür und allen Irrthum des einzelnen erhabenen Grund haben, also im ewigen Begriff und Gedanken der Menschheit, in dem Wesen der Gottheit begründet, und unser Geist selbst nothwendig göttlich und unvergänglich sein.

Hierbei hat Bunsen nicht in der bei den Deutschen dieser Zeit üblichen Form eines neuen speculativen Systems zum Schlusse „die eigene Weisheit zu Markte bringen" wollen; es soll das Werk eben keine Theorie, sondern eine geschichtliche Darstellung sein, und in diese Untersuchung geht er ein mit Hoffnung und Glauben, mit einem Lebensgefühle, „das aller Grabespropheten spottet und von freudiger Zukunft überfließt". Ihm ist der Fortschritt jenes Glaubens an die sittliche Weltordnung, gipfelnd in dem Christenthum, unverkennbar; ihm ist jene Einheit des Gottesbewußtseins in dem Menschengeschlechte der zwingende Grund zur Annahme einer gegenständlichen Wahrheit und ihres Fortschritts in der Welt; er schaut in der Idee eines geistigen Kosmos, als eines Ganzen göttlicher Entwickelung nach erkennbaren und zum Theil schon erkannten Gesetzen, vorzugsweise die große That unsers Jahrhunderts und als ihr Ziel die Erkenntniß und Verwirklichung der objectiven Wahrheit jenes Bewußtseins: und daher jene Hoffnung, jener Glaube, jenes Lebensgefühl.

Verhehlen dürfen wir uns freilich nicht die Schwierigkeiten, welche dieser Ueberzeugung sich entgegenstellen. Sie ist nicht erst in der Gegenwart getrübt worden. Das Buch selbst erzählt auch von Zeiten, da selbst in großen und edeln Gemüthern ängstliche Zweifel, ja gänzliche Verzweiflung oder eine unbegreifliche hoffnungslose Dunkelheit in dieser Beziehung herrschten. Wir mögen an Augustinus denken, der in seinem Buche „De civitate Dei" für die Vorwürfe kleinmüthiger Zweifler in den Leiden seiner Zeit den einzigen Trost findet, daß es in dem Heidenthume nur noch schlimmer gewesen sei; an die allgemeine Verzweiflung, als Alarich Rom eingenommen, die sich in der Gewißheit äußerte, die Welt gehe unter. Die edelsten und tiefsten Geister zogen sich aus dem öffentlichen und Familienleben zurück, in dem Gefühl, daß die irdische Menschengesellschaft rettungslos verloren sei. In dem Gefühl der Auflösung und des Versinkens in immer schwerere Verwickelungen und schlimmere Zustände trafen die Christen mit den Heiden zusammen, und die Juden hatten bereits ihr Schlimmstes erfahren. Die Christen hatten nur noch eine Hoffnung für das Jenseits, für das Diesseits hofften sie nichts mehr; so blieb für alle mehr oder weniger der überwältigende Eindruck des Todes. Und diese Ueberzeugung von dem nahen Untergange der Welt lebte im ganzen Mittelalter bis zum 13. Jahrhundert, und neben ihr bestand die vollständige Verzweiflung an der göttlichen Weltordnung. Nach der Unterdrückung der Albigenser und Waldenser und nach Herabwürdigung der untern Volksklassen zu Leibeigenen und Hörigen bildete sich in Frankreich vom 13. bis zum 15. Jahrhundert eine Religion der Verzweiflung, ein wahrer Gottesdienst Satans in mitternächtigen Versammlungen von vielen Tausenden. Im 16. Jahrhundert hörten zwar diese Greuel auf, aber nach der Bartholomäusnacht begannen sie wieder. In Italien war im 10. Jahrhundert eine verzweiflungsvolle Dumpfheit eingetreten, von welcher die Jahrbücher jener düstern Zeit zeugen. Die schwärzesten Künste der Zauberei und wahrer Teufelsdienst wurden dort geübt, und die Spuren davon mögen noch heute in den romanischen Ländern gefunden werden. Auch die innersten Herzensergießungen der größten Männer jener Zeiten verrathen die furchtbare Verzweiflung an der Menschheit. Gregor VII., der größte Charakter seiner Zeit, ruft das Jahr 1095 bei seinem Tode im Gefängniß aus: „Ich habe geliebt die Gerechtigkeit und gehaßt das gottlose Wesen, darum sterbe ich in der Verbannung!" und es ist dies nichts als eine bittere Parodie des 45. Psalms, den der Papst als eine Weissagung von der Verherrlichung Gottes auf Erden durch den Messias gewiß oft genug gelesen und gesungen, wo dem Könige gesagt wird: „Du hast geliebt die Gerechtigkeit und gehaßt das gottlose Wesen, darum hat dich Gott, dein Gott, gesalbt mit Freudenöl mehr denn deine Gesellen!" In welcher verzweifelten Gemüthsstimmung zwei Jahrhunderte später der ebenfalls große Papst Bonifacius VIII. gestorben, ist allgemein bekannt. Aber zwischen beiden bekennt um 1200 der nachmalige Papst Innocenz III. als Cardinal diese Verzweiflung öffentlich in dem Buche: „Ueber die Verachtung der Welt oder von dem Elend des menschlichen Lebens." Nach einem schauderhaften Bilde von dem Elend jener Zeit sagt er in diesem Buche: „Glücklich sind diejenigen zu preisen, welche sterben, ehe sie das Tageslicht erblicken, welche den Tod schmecken, ehe sie das Leben empfinden."

Es ist das völlig gleich der bittern Verzweiflung der indischen Weisheit: „Das Beste ist der Tod", aber in dem Munde eines christlichen Kirchenfürsten, des nachmaligen Stellvertreters Gottes auf Erden klingen solche Worte ungleich trauriger und schrecklicher.

Also die zeitweilige Trübung des Glaubens an eine sittliche Weltordnung ist vollkommen constatirt, und sie darf wol kaum auf jene Zeiten beschränkt werden. Aber sie ist doch nur eine vorübergehende; der Fortschritt des Gottesbewußtseins ist durch sie kaum aufgehalten, geschweige vernichtet, und die Idee dieses Fortschritts ist schon in der Einleitung zu dem ganzen Werke ausgesprochen. Der Einzelne mag untergehen, ja Völker mögen sterben, aber aus ihrem Tode soll ein neues höheres Leben entstehen, und diese Gewißheit, als Theil zu dem Fortschritt und Siege des Ganzen mitgewirkt zu haben, muß dem Einzelnen Trost und Muth geben. Die freie Hingabe für die Idee in dem Glauben an die Menschheit und der Sieg der Idee, das bewußte Aufopfern der Persönlichkeit für die Gestaltung der Gemeinde und die Förderung des gesetzlichen Gesammtlebens als des Gottesreiches der Gerechtigkeit und Vernunft muß das Ziel des

Lebens sein und des persönlichen Glaubens, der solcher aufopfernden Liebe fähig ist. Es ist allerdings eine schwierige Aufgabe, sich zu dieser erhabenen Anschauung zu erheben, ja jene Gewißheit mag bei dem beschränkten Blicke des einzelnen, der nur einen Theil der Gesammtentwickelung zu überschauen vermag, oft genug erschüttert werden, aber sie allein läßt die Geschichte im wahren Lichte erscheinen, sie allein auch erfüllt in trüber Zeit das Gemüth mit tröstender Zuversicht und kann allein das Unterliegen als eine nicht vergebliche Opferthat, und nicht als eine zur Verzweiflung führende Vernichtung erscheinen lassen. Haben wir den Glauben an jene sittliche Weltordnung verloren, können wir in der Geschichte das Walten der göttlichen Vorsehung wirklich nicht mehr erkennen, so ist die Folge davon dem menschlichen Geiste wahrhaft unerträglich. Die Geschichte ist dann wirklich nur eine wirre Reihe trostloser Zufälligkeiten oder noch trostloserer Greuel, da der Marder das Huhn, und der Wolf den Marder auffrißt; der Einzelne und Schwache kann sich nicht einmal zur Resignation erheben, denn überhaupt aller sittlicher Halt ist verschwunden, sein Unterliegen unter der Gewalt und der Ungerechtigkeit ist ein werthloses und hoffnungsloses, und die Folge ein selbstischer Krieg aller gegen alle mit der schwindelnden Aussicht auf allgemeine Auflösung.

Dem gegenüber verweist nun Bunsen auf jene ewigen sittlichen Gesetze, auf die göttliche Gesetzmäßigkeit alles Geschehens, und indem er den Fortschritt des Glaubens an diese sittliche Weltordnung durch die Jahrtausende nachweisen will, will er beweisen, daß die Thatsachen der Geschichte den Glauben an die sittliche Weltordnung bewähren, daß die Erscheinungen dieses Gottesbewußtseins eine fortschreitende Entwickelung bilden, deren Höhepunkt das Christenthum ist, und damit hat er sich eine wahrhaft große Aufgabe gestellt, die ebenso sehr seiner würdig ist, wie sie von seinem Scharfblick zeugt für das, was der Gegenwart noth ist für ihren Entscheidungskampf in religiöser und — wer denkt nicht unwillkürlich mit daran? — auch in politischer Beziehung.

Zugleich ist aber diese Aufgabe auch von Bedeutung für die Wissenschaft. Indem Bunsen dem Fortschritt dieses Gottesbewußtseins in der Geschichte nachgeht, eröffnet er deren wahren Sinn und Inhalt, und hiermit ist zugleich die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie ausgesprochen, welche in einer Vereinigung des idealen und realen Standpunktes, d. h. in der Verbindung der Speculation und der philologisch-geschichtlichen Forschung die Gesetze jener geistigen Entwickelung in der Weltgeschichte zu finden und darzustellen hat. Getrennt können diese Factoren ihre Aufgabe nicht lösen. Die Speculation isolirt muß sich in der Construction abstracter Formeln erschöpfen, die philologisch-geschichtliche Forschung verliert sich in die atomistische Masse des empirischen Stoffs, aber aus der organischen Verbindung dieser zwei Factoren mag eine wahrhaft weltgeschichtliche Erkenntniß hervorgehen.

Das ist es, was Bunsen mit hellem Blicke erfaßt und ausgesprochen hat; indessen muß für die Ausführung nach dieser Seite hin auf die Einleitung der beiden ersten Bücher des betreffenden Werks und das seinerzeit hierüber gegebene Referat verwiesen werden, da diese Besprechung nur den folgenden Büchern gewidmet ist und jene Gedanken nur zur Orientirung und Erinnerung kurz angedeutet werden sollten. Freilich muß es auch für die Besprechung der folgenden Bücher gesagt werden, daß ein Referat den überaus reichen Inhalt dieses Werks kaum andeuten, geschweige denn ein entsprechendes Bild in erschöpfender Weise davon wird geben können. Es kann nur eine Uebersicht geboten werden; möge sie die enthaltenen Schätze wenigstens ahnen lassen!

Die beiden ersten Bücher hatten nach einer schwungvollen Widmung an „Fürsten und Völker" eine allgemeine Einleitung und Uebersicht, sowie die Schilderung des Gottesbewußtseins bei den Semiten gegeben, dem einen „der beiden bildenden Zweige der Menschheit", während sich die folgenden zwei Theile, das dritte bis sechste Buch enthaltend, in die Darstellung des vorchristlichen und nachchristlichen Gottesbewußtseins der Arier theilen. Diese Darstellung bewegt sich unter den Ariern Ostasiens, Kleinasiens und Europas, und das Eintreten des semitischen in das arische Gottesbewußtsein durch Christus und die Verkündigung seines Evangeliums in dem römischen Weltreiche bildet den Hauptabschnitt. Als Vorhalle zu den so geschiedenen zwei Theilen wird das ägyptische und das älteste Gottesbewußtsein des nichtarischen Ostasien einerseits, andererseits das Jesu bezeichnet. Mittelpunkt der arischen Entwickelung ist wissenschaftlich wie als erziehendes Bildungsmittel das hellenisch-römisch-classische Alterthum. Als Mittelpunkt der semitischen Bildung war in dem ersten Theile die biblische Forschung bezeichnet worden.

Die vorchristlichen Arier Ostasiens, der Gegenstand des dritten Buchs, erscheinen zuerst in Baktrien: von da ziehen sie in das Land des Indus, das älteste, eigentliche Indien, und zuletzt in das Gangesland, das neue Indien. Das Land des Indus bewahrt die im baktrischen Stammlande durch eine große Umwälzung zurückgedrängte Naturreligion. Das Land des Ganges gebiert den phantastischen aber tiefen Brahmanismus, und aus diesem Gegensatze geht hervor, als bekennerreichste Religion der Welt, der Buddhismus. In dieser wunderbaren Entwickelung begegnen wir zwei großen altgeschichtlichen Persönlichkeiten: Zoroaster, dem Stifter der neuen baktrischen Religion; Buddha, dem Gegner des Brahmanismus. Zoroaster ist der arische Abraham und Moses in Einer Person, und Shakhja der Einsiedler, genannt Buddha, der Erleuchtete, ist unter allen Religionsstiftern derjenige, welcher Jesu von Nazareth dem Christ am fernsten wie am nächsten steht. Am fernsten, denn er gibt die Wirklichkeit auf, welche Jesus zu göttlicher Lauterkeit erheben will; am nächsten aber an Freiheit und Menschlichkeit des Gottesbewußtseins und an Erfolg: auch ist er noch mehr geschmäht und misverstanden als Christus. Zwischen ihm und Zoroaster dem Baktrer liegt nun eine doppelte, große und dunkle Entwickelung in Indien, eine frühere und eine spätere. Die erste ist die noch nationale, volksthümliche, naturkräftige und naturwüchsige der baktrischen Arier im Lande der fünf Ströme, oder die Vedenzeit: ihre Wurzeln gehen noch über Zoroaster hinaus; die andere ist jener phantastische Auswuchs des arischen Wesens in Südindien, das Brahmanenthum: ein in den letzten Jahren mit großer Einseitigkeit und Uebertreibung gepriesenes Erzeugniß, theils der Selbstsucht der Priesterkaste und der Fürsten, theils der

flösenden Kraft der übergewaltigen Sinnlichkeit in jenem mmelsstriche.

Vorhalle hierzu sind die turanischen und chinesischen stände, und wieder vor diesen steht als Uebergang vom itischen das Gottesbewußtsein des alten Aegypten. ist nicht möglich, das einzelne hierüber ausführlicher verfolgen, wir müssen uns darauf beschränken das- ige anzuführen, was Bunsen selbst am Ende seiner rstellung als „die bleibende große Errungenschaft" der er Ostasiens angibt:

Sie haben, erstlich, Gott wirklich in das Weltall gesetzt, zwar als den bewußten Geist, der im besonnenen Geiste rstrahlt, und nicht allein im Gewissen empfunden, sondern von der Vernunft, wenngleich in den Schranken endlicher kformen, erkannt wird. Dadurch haben sie eine Einseitig- des sich mehr und mehr vereinzelnden jüdischen Gottes- ßtseins lebenskräftig, weltgeschichtlich ergänzt, und das Ver- niß des arthaft einzigen, persönlichen Gottesbewußtseins Jesu Nazareth, also das wahrhafte Christenthum möglich gemacht. Sie haben, zweitens, nicht den freien Staat gegründet, sie haben den frommen und freien häuslichen Herd auf- t, aller staatlichen Weihe und Freiheit Sinnbild, Anfang Bedingung. Dadurch ward erst die hellenisch-römisch-ger- sche Entwickelung möglich.

Das vierte Buch leitet nach Europa. Die Jonier asiens bilden den Grundstamm des hellenischen Got- wußtseins; ihm folgt das römische und germanische. e Theile reichen von Homer bis auf Tacitus, „den nias und Baruch der römischen Welt", dem als römischer Prophet Cicero vorangeht. Vor allen uns in den freien Städten Joniens das Epos ent- , dessen Idee, „das Erbtheil und die große poetische unsers Stammes", dort zuerst und sogleich muster- und vollendet erschien, denn die Kritik der Zeit- ng stellt das indische Epos jenem ebenso sehr an nach, wie es an Kunstwerth von ihm übertroffen Diese Epoche heißt auch die vorsolonische, denn in Person Solon's wird das hellenisch-arische Gottes- ßtsein in Europa weltgeschichtlich im Leben wie in nschaft und Kunst, bis zu ihrer Gipfelung in So- und Phidias.

uf dem Grabe der Freiheit endlich, welches Aristoteles in großer Zeitgenosse Demosthenes sich öffnen sahen, und lches sie beide hinabstiegen, hoffnungslos und doch nicht und ungläubig, stand noch Jahrhunderte die letzte Ver- des Gottesbewußtseins der Hellenen, die Kunst. Rom interdessen angefangen der arischen Welt in Hesperien den el des Rechts und der Macht aufzudrücken, und ging erst den Anfang unserer Zeitrechnung in Cäsarismus unter, iner sechsthalbhundertjährigen Reihe großer Persönlich- von Servius Tullius bis auf Marcus Tullius Cicero, nd Cäsar.

s Göttliche offenbart sich bei den Hellenen wie bei ömern zuerst als „volkliches Gemeindebewußtsein". der politische Kosmos, ein städtisches Leben, das den Griechen ausbreitet und verbindet, aber vom e an ist das Bewußtsein des politischen Kosmos den mit dem des religiösen, aus welchem es ent- und von welchem es die Weihe empfangen. Bei ömern geht sehr bald eine volle, aber auch nur Stadt begründete Freiheit hervor, und die Ent- wickelung der gesetzlichen Ordnung in der Freiheit, als des Rechts, ist der herrschende Grundzug. Diese beiden Entwickelungsreihen als Ganzes gefaßt übertreffen in einigen Zweigen alles, was die Geschichte an Herrlichkeit der Erscheinung des geistigen Gottesbewußtseins aufzu- weisen hat.

Dieses gilt zunächst von dem Gottesbewußtsein des öffent- lichen Lebens. Die Freiheit bildet hier die durchgehende Einheit. Und wo haben wir eine solche allgemeine Hoheit der Erscheinung, verbunden mit der Tüchtigkeit der politischen Gesinnung und Opferfähigkeit eines hochgebildeten Volks für das Gemeinwohl des geliebten freien Vaterlandes, als bei Griechen und Römern? Wo aber wäre eine so organische Entwickelung, Durchbildung und Stetigkeit der Kunst und der Poesie zu finden wie bei ihnen? Wo eine so vollendete Form der Geschichtschreibung und der Philosophie? Wie die hebräischen Semiten die Priester, so sind und bleiben die hellenisch-römischen Arier die Heroen des Men- schengeschlechts: musterhaft im wesentlichen für alle Zeiten, soweit Menschliches musterhaft heißen kann, nämlich dem Geiste nach. Und wie das öffentliche, so ist auch das gesellige Leben der Alten Welt viel mehr von der Weihe des Göttlichen durch- drungen als die Neue Welt: und niemand wird dieses von der Kunst und vom Schriftthume leugnen, wenn er die Herrlichkeit beider im classischen Alterthume aus erster Hand kennt und ver- steht. Das Hellenische aber überleuchtet in seinen weltgeschicht- lichen Wirkungen bei weitem das Römische. Gegen den Anfang unserer Zeitrechnung stehen wir auf den Trümmerhaufen der Städte von Hellas und sind verurtheilt, den letzten Zuckungen des hellenischen Lebens zuzusehen. Aber das, was man gewöhn- lich hellenische Gesittung nennt und was wir hellenisches Be- wußtsein des Göttlichen in der Menschheit nennen müssen, lebt noch drei Jahrhunderte fort, bis es im byzantinischen Christen- thum scheinbar eine Mumie wird, in der That aber nur sich selbst zur Chrysalis einspinnt für den Auferstehungsmorgen im germanisch-romanischen Europa, nach dem dumpfen Traumleben eines langen Jahrtausends.

Es muß nun dieser begeisterten Darstellung gegenüber allerdings auch ausgesprochen werden, daß Bunsen die Mängel und Gebrechen dieser Entwickelungsreihen keines- wegs verkennt und sie vielmehr einer strengen Beurthei- lung unterzieht, ebenso wie die des jüdischen Volks. Es geschieht dies namentlich dem Christenthume gegenüber. Bei dessen Eintritt

lagen die Leichen der drei großen Volksthümlichkeiten der Alten Welt gleichsam zur Todtenschau vor dem Betrachter, obwol nur das jüdische Staatsleben wirklich vernichtet war. Sie waren dem Verderben geweiht, jede durch eine eigene vorherrschende Sünde. Der Grieche wollte nur genießen und spiegelte sich wohlgefällig in seinem Ich, seiner Weisheit und Kunst: der Römer wollte alles beherrschen, um seiner kalten Selbstsucht mehr und mehr zu fröhnen: der Jude wollte sich feindselig ab- schließen als Volk Gottes, aber seine habsüchtigen Reichen un- terdrückten mehr und mehr ihre Armen. Allen dreien verkün- dete nun der Christ das Ende der Welt, wenn er vom Griechen Enthaltsamkeit und strenge Reinigkeit forderte, vom Römer die- nende Liebe und Demuth und vom Juden Aufgeben seiner ab- stoßenden Abgeschlossenheit um Aeußerlichkeiten willen und seines unmäßigen Strebens nach Gelderwerb.

Dieses Urtheil wird noch verschärft bei der Entwicke- lung des einzelnen und wird am stärksten verwerfend bei der Darstellung des Gottesbewußtseins der Römer: ein Abschnitt, der an geistvollem Inhalt den vorhergehen- den Kapiteln über das hellenische Bewußtsein sich würdig anreiht, während er diese an Präcision des Ausdrucks

noch übertrifft und dem Referenten in dieser Beziehung überhaupt am höchsten im ganzen Werke zu stehen scheint.

Die Schwierigkeit der Aufgabe dem reichen Material gegenüber ist einleuchtend und wird durch die eingehende und umfassende Behandlung noch gesteigert. Schon die Einleitung zu dem dritten und vierten Buche spricht es aus für das Ganze, daß das Maß der Vorstreckung „nicht ohne strenge Selbstentsagung" danach bestimmt werden mußte, ob das Vorzutragende bereits der gebildeten Lesewelt bekannt war oder nicht. Hauptgesichtspunkt in der Darstellung ist

das Thatsächliche, die schlagenden Stellen der hierher gehörigen Urkunden den Lesern vor Augen zu stellen, als den unmittelbaren Spiegel jenes Gottesbewußtseins, dessen Einheit ebenso wol als die Eigenthümlichkeit des einzelnen anschaulich gemacht werden soll.

Zu diesem Zwecke werden nicht nur die Quellen bei der Darstellung der Persönlichkeiten und Epochen citirt, sondern es sind dem Werke auch ziemlich umfängliche Beilagen beigegeben, die behufs einer weitern Ausführung den Nachweis geben, und so wird denn ein großartiges Gemälde von der geistigen Entwickelung der Hellenen entrollt, soweit es für die Aufgabe des Werks von Bedeutung ist. Von den ältesten Zeiten des hellenischen Schriftthums an wird das Gottesbewußtsein im Epos, in der Lyrik, im Drama, in der Weltgeschichte und in der Philosophie dargestellt. Dagegen sollen keineswegs etwa nur einzelne Aussprüche jener Dichter oder Philosophen gegeben werden, welche die vorzüglichsten Organe jenes Bewußtseins gewesen sind: es handelt sich um die weltgeschichtliche Bedeutung des Epos und Dramas an sich. Auch soll das Gottesbewußtsein der Hellenen nicht im allgemeinen gezeichnet werden, wie es sich im Gottesdienst und ihren Mythen, in den Werken ihrer Dichter oder Künstler oder auch in ihrem häuslichen und gemeinsamen Leben darstellt. Es handelt sich einzig darum, welches Bewußtsein die Griechen gehabt und urkundlich uns überliefert haben von dem Walten des Göttlichen, den Gesetzen dieses Waltens und seiner fortschreitenden Verwirklichung. Gegenüber den Forschungen hierüber sollen nicht diese, sondern nur die Ideen dargestellt werden, die sich bei der Forschung bewährt haben, und als letztes Ziel dieser Darstellung wird bezeichnet, sie solle nicht nur das umfassen, was im gewöhnlichen Sprachgebrauche „religiöses Leben" heißt, sondern

sie soll versuchen, eine Ahnung zu geben von jenem Anhauch göttlichen Bewußtseins, welcher das ganze hellenische Leben durchströmt, und von jener Anmuth, welche die Strenge der Betrachtung durch die vollendete Form mildert.

Von nicht geringerer Wichtigkeit ist die Schilderung des Gottesbewußtseins im hellenischen Gemeindeleben. Es ist leicht zu sehen, mit welcher Vorliebe der von dem Geiste des classischen Alterthums angewehte und befruchtete Geist des Verfassers diese Zeiten betrachtet, und wie bei aller Berücksichtigung ihrer Mängel doch ihre Vorzüge und ihre Herrlichkeit besonders hervorgehoben werden. Indessen wird jedem Kenner des Alterthums diese Betrachtung nur angenehm berühren; sie hat auch gegenüber

manchem aus Parteisucht oder Unwissenheit stammen
verwerfenden Urtheile der Gegenwart ihre volle Bere
tigung. Mit den

getauften oder ungetauften, civilisirten oder uncivilisirten Bar
baren, mit den Helden des dreißigjährigen Friedens und den
bösartigen Nachfolgern, unsern Götzendienern ohne Gotthei
Sklaven niedriger Selbstsucht und Eitelkeit oder des Ram
der ihnen der wahrhaft hülfreiche Gott und Erlöser ist,

will Bunsen in einer so ernsten Betrachtung gar n
streiten. Aber er möchte sich verständigen mit den „gu
Seelen", welche glauben, alle Flüche des Alten Bun
und des Gesetzes gegen die Abgötter und Zauberer
die Hellenen anwenden zu dürfen und zu müssen.
hält ihnen zunächst den falschen Monotheismus des is
litischen und christlichen Judenthums von Esra bis M
Mendelssohn entgegen, der es doch nur bis zu ein
„höchsten Wesen" bringt, das außerhalb der We
wenn es auch der allurchdringende Geist genannt w
durch eine unübersteigliche Kluft geschieden von der
und dem Menschengeiste, in welchem er doch wohnen
Ein solcher Gott kann nur einen äußerlichen, ritualis
Gottesdienst haben: das wahrhaft Ethische der Go
verehrung tritt durch die Aeußerlichkeit des Rituals
wie durch die Zersplitterung und Verweltlichung de
Gewissen als einig erkannten Gottes zurück; ja
falsche Monotheismus liegt gewissermaßen dem lebe
Glauben noch ferner, insofern er die Verkümmerung
höchsten Gottesbewußtseins vom Ewigen darstellt.
ist es aber noch ein anderes, was Bunsen einem ve
fenden Urtheil des hellenischen Alterthums gegenüb

Man ist gewöhnt, zum Theil gerade durch Schul
Lobredner eines eingebildeten Griechenthums, das Hellen
eine Abwesenheit ernster Gottesverehrung und überha
religiösen Lebens zu setzen. Von solchen Heiden ist den
ein Heldenthum ohne alle Weihe und ohne alles tiefere G
bewußtsein aufgebürdet: ein seliges Schwelgen, sei es in
lichkeit, sei es in Poesie, Kunst und philosophischer Sp
keit. Eine neuere Partei dagegen würde nichts Gutes an
nismus finden, als die nicht zu leugnende Unduldsam
Athener, wodurch sie Anaxagoras zur Flucht nöthigten,
Giftbecher zu entgehen, welchen Sokrates wirklich trinken
und jenen Inquisitionsproceß, welchem Aristoteles durch
Entfernung sich entzog, damit sie (wie er sagte) den geg
krates verübten Frevel nicht an ihm wiederholen möchten.

Um es also unmisverständlich auszusprechen, was
gleichen Geschwätzen angeblicher Philosophie oder Gelehr
zu halten sei, wollen wir sagen, daß umgekehrt das gan
des classischen Alterthums, insbesondere der Hellenen,
mehr sich von Gebet und religiösem Gefühl durchdrungen
als das der modernen christlichen Welt. Ein Gebet
Spende für die Götter zu Anfang des Mahls; Gebet be
öffnung aller öffentlichen Versammlungen und Berathungen
rückführen alles Guten und Glücklichen auf die Gottheit
gehendes Bewußtsein endlich der Nothwendigkeit des Maß
der freiwilligen Selbstbeschränkung: auf welcher Seite ist
Heidnische? Selbstüberhebung gilt den Hellenen nicht bl
lächerlich, sondern auch als unfromm und unsittlich;
etwas Gottloses? Dann aber, jene Bewährung dieser G
furcht, für welche man ganz besonders das athenische
war sie bei ihnen an die Beachtung besonderer heiligen Ge
und an Begehung mysteriöser Weihen geknüpft, und nic
mehr an die Ausübung der Tugend, voran der Beso
dann der Weisheit und Tapferkeit (gegenüber der sittliche
heit) und der alles zusammenfassenden Gerechtigkeit? Ge

begriff des Opfers, der Grundbegriff aller Religionen, gesetzt
die äußere Opferhandlung der Gemeinde, und nicht in die
rsönliche Hingabe an das Vaterland, zum Schutze des Gemein-
men, welches sie mit den Worten „das Heilige und das Ge-
ehte" bezeichneten, nämlich der Gottesverehrung und des
setzlichen Staats? Endlich jene angeblich gottlose und unsitt-
he Volksgemeinde, erwählte sie während vieler Jahrhunderte
ihren Gesetzgebern und zu ihren Propheten vorzugsweise die
ottlosen, oder die frömmsten und ernstesten Männer? Aeschylus
d Sophokles waren ihre Männer, nicht Agathon und Euri-
es. Wie Solon der größte und edelste Staatsmann der Zeit
Aufblühens war, so Demosthenes des Unterganges; beide waren
lksmänner.

Als ein umfassendes Bild des Edeln und menschlich
ophetischen in dem Leben und Charakter des athenischen
lks wird hierauf noch Niebuhr's vertheidigende Schil-
ung gegeben, welche in beredter Weise die Selbst-
errschung und Selbstüberwindung, den Muth und das
ige Beharren in dem Bewußtsein eines edeln Ent-
usses, dessen Ausgang unglücklich war, den opferfreu-
m Patriotismus und die gläubige Unterwerfung unter
Gottheit darstellt, wie diese Tugenden in dem Volke
Athener wohnten.

Die unglückliche Zersplitterung des Gottesbewußtseins
h die Mehrheit der Götter und seine Schwächung
h die überwiegende Richtung auf das Wissen und
h die Vergötterung des Schönen, also durch die Tren-
g beider vom Guten und Schönen, kann von niemand
r geleugnet werden. Aber diesen Tadel sollen nur
e aussprechen, die das „Göttliche der Schönheit und
Göttliche im Wissen" nicht verkennen, und nicht jene
gezeichneten Barbaren der Gegenwart. Was endlich
elbstsüchtige Gespaltenheit, die Unthaten des Bürger-
s, das Buhlen mit dem Auslande und den Verrath
fft, was alles in seiner Schwere nicht verkannt wird,
t das mindestens zum großen Theile die Schuld der
kratischen Führer gewesen. Namentlich im letzten
pfe gegen Philippus und Alexander ist aller Verrath
alle Schlechtigkeit auf der ungemeindlichen Seite, und
m wird es ausgesprochen:

Die Gesetzesgemeinde entwickelt sich mit dem Gottesbewußt-
sie ringt sich empor zur Freiheit, nicht wider die Götter,
n im festen opfermuthigen Glauben, daß die Gottheit mit
t, weil sie es mit dem Rechte hält und weil sie den
r straft.

ine andere Behandlung erfordert die Darstellung des
chen Bewußtseins von der Gegenwart Gottes in der
chte. Nach der Individualität dieses Volks ist sein
es Gottesbewußtsein auf einem andern Gebiete zu
. Der Gegensatz des weltgeschichtlichen Gedankens
er weltgeschichtlichen That, der Bewährung durch
Gedanken- und durch den Willen kommt hier zur
ng. Darum steht auch das gemeindliche Bewußtsein
Römer dem im Schriftthum voran. Der Grund-
des römischen Gottesbewußtseins in der politischen
nde ist das Recht und seine Verwaltung. Das
„die Prosa der Gerechtigkeit, der Leviticus des
s", ruht auf der Gerechtigkeit und auf der Ver-
überhaupt. Aber es fordert eine unbedingte Gel-
ür sich; es bezieht sich auf die Lebensverhältnisse
und hat das Gute zum Ziel, aber es regelt jene zwin-
gend und geräth mit diesem oft in Widerstreit. Das
Recht ist daher nicht allein der Ruhm, sondern auch die
Tragödie des politischen Gottesbewußtseins der Römer,
denn in dem Zwingenden liegt auch ein Keim des Todes.
„Höchstes Recht höchstes Unrecht" ist auch in dem Sinne
wahr, daß alle rechtlichen Bestimmungen eine Fessel und ein
Fluch werden, wenn sie geltend gemacht werden sollen, los-
getrennt vom Gewissensrecht und von der Anerkennung der gött-
lichen Oberherrlichkeit der im Gewissen der Gemeinde liegenden
Ergänzung und Fortbildung und der durch gesetzliche Freiheit
im Staate gehaltenen Lebensthätigkeit der ethischen Idee.

So wurde die Anwendung des Rechts Sklaven und
Schuldnern gegenüber zum Mord in den Augen der gött-
lichen Gerechtigkeit und machte das staatliche Recht ungöttlich
und gottlos. Aber freilich steht überhaupt alles Göttliche
und Gute den größten Misbräuchen offen, und wie römi-
sches Recht und römische Macht nicht aus sebstsüchtig
berechnender Klugheit hervorging, sondern auf wahrem,
also sittlichem Gottesbewußtsein beruhte, so ist das Ver-
derben des Systems erst die Folge der Abtrennung des
Rechts von seiner Wurzel, der sittlichen Freiheit und dem
Sittengesetze. Aehnlich stand es in der Religionsgemeinde
der Römer:

Alles mußte vermieden werden, was eine Störung hervor-
bringen, Anstoß geben, erworbene Rechte gefährden oder verletzen
konnte. Es fiel dem Senat sowenig ein als den alten Kö-
nigen, sich in die Theologie der Pontifices und der Augurn
und die Auslegung ihrer heiligen Bücher zu mischen.... Rom
hatte Anderes und Besseres zu thun als sich mit Theologie zu
beschäftigen; darin waren Fromme und Freidenker einig. Wer
wußte, wohin man gelangte, wenn man den festen Boden des
Bestehenden verließ und sich auf ein Feld begab, wo dieser Boden
verschwand? Das war eben das Feld des Gedankens und über-
haupt des Geistes; der Römer glaubte an den Geist, aber dieser
war ihm etwas außer ihm Befindliches, Fremdes; deshalb fürch-
tete er sich vor ihm, wie Kinder sich vor Geistern als Gespen-
stern fürchten; er suchte ihn zu bannen, nicht um ihn zu schauen,
sondern um ihn aus seiner Nähe entfernt zu halten.

Als nun der Einfluß des Hellenenthums „mit aller
Macht des Geistes und der Schönheit" auf das Rom des
7. Jahrhunderts eindrang, zeigte sich der Abgrund, in
welchen man gerathen. In den obern Kreisen glaubte
kein Mensch mehr an die überkommene Religion; findet
doch bezeichnend genug in den Büchern über die Natur
der Götter gerade der Pontifex als solcher den besondern
Beruf, den Glauben an die von den Göttern gesandten
Traumgesichte lächerlich zu machen. Die Zerrbilder der
griechischen Philosophie, Epikuräismus und Stoicismus,
wurden die herrschende Weltansicht.

Vergebens versuchten Cäsar und Augustus die alte Religion
eben wie die Ehegesetze wieder zur Geltung zu bringen; ihr Leben
und ihre Gesinnung sprechen einer solchen Richtung das Urtheil.
Es ist ja dieses die letzte Wirkung des Göttlichen, daß es sich
an denjenigen rächt, welche mit ihm leichtsinnig spielen, oder
es gar noch dazu für irgendwelche politische Rücksichten ausbeuten
wollen, die denn doch zu allen Zeiten, eben wie jetzt, polizeilicher
Natur sind. Diese zerstörende Wirkung des Göttlichen gehört
wesentlich zur Weltordnung; es ist die Nemesis einer im tiefsten
Grunde gottlosen Weltansicht, welche Frevel und Heuchelei bedingt
und dem Untergange verfällt nach göttlichem Rechte. Die Werk-
zeuge der göttlichen Rache sind oft keineswegs Heilige: das gehört
mit zur Strafe.

Da tritt nun der germanische Geist in die Weltgeschichte ein als bildungsfähiger, thatkräftiger, redlicher Barbar, wie der Blick des letzten römischen Propheten das Volk der Zukunft in den deutschen Wäldern erspäht hatte. Die einzelnen vertrauen hier einander und lassen sich durch nichts Aeußerliches in Furcht setzen oder irre machen, weil das Ganze auf der freien, sich selbst vertrauenden guten Persönlichkeit beruht. Im Gegensatz zu den Griechen halten sie am Kern und Wesen fest, mit einfacher Form, aber doch dem Schönen nicht abhold. Der Gegensatz zu den Römern ist das Fernhalten der äußern rechtlichen Form für das Innerliche, also des Buchstabenglaubens und der rechtlichen Spitzfindigkeit.

Das ist das Ende des arischen Gottesbewußtseins in der alten Welt, und durch seine Entwickelung ist die damalige gesittete Welt wunderbar umgestaltet:

Die Grenzen der Menschheit werden nicht allein erweitert, sondern es wird mehr Göttliches in alle Werke und Thaten der Völker aufgenommen. Die nachdenkende Vernunft wird sich ihres Berufs bewußter als je vorher, nachdem sie die menschliche Welt immer mehr und mehr mit Vernunft erfüllt sieht; an das Gute wird geglaubt, und also an die gute Gottheit und die Vorsehung, weil im großen und ganzen das Gute siegt und das Böse der gerechten Ahndung des Göttlichen verfällt. Unermeßlich ist daher der Fortschritt der europäischen, im Vergleich mit den asiatischen Ariern, unschätzbar der Gewinn, welcher durch sie der Menschheit aller Zeiten erwuchs. Die Zeit des eigentlichen Götzendienstes, des Suchens der wirklichen Gegenwart Gottes in „Werken der Hände", als den Bildern äußerer Naturkräfte, scheint für immer vorbei. In der Brust des Menschen wohnt der Gott; da ist Gottes höchste wirkliche Gegenwart; er ist Gottes Ebenbild, ganz wie die Schrift es offenbart. Danach ist ein freies, gesetzliches, fortschreitendes Gemeinwesen gegründet; Kunst und Wissenschaft haben ihre Stelle eingenommen und leuchten in größter Herrlichkeit.

Dann aber sehen wir allmählich dieses erhabene Bewußtsein von Gottes Wirklichkeit in der Geschichte sinken und untergehen; bei den Griechen durch die Selbstvergötterung ihres Genius, bei den Römern durch den Uebermuth ihrer widerstandlosen Macht und ihrer vollendeten Staatskunst. Der griechische Philosoph überlebt die Freiheit seines Vaterlandes, der letzte römische Prophet empfindet in sich bereits den ganzen Jammer des nahenden Verderbens, nachdem sein Vorgänger vergebens gesucht hatte, den Abgrund durch Täuschungen zu verdecken.

Jener „göttliche Instinct der Menschheit" scheint verloren. Den Anfängen der Religion des Geistes bei den Ariern Asiens gegenüber, die bei den Semiten gemeinsames Bewußtsein geworden war, bewies sich die römische „Nationalverstocktheit" als unüberwindliches Vorurtheil. „Wie konnte von den Barbaren Heil kommen?" sagte auch Tacitus, als das Christenthum ihm entgegentrat. So erwiesen sich die bisherigen Mächte als unvermögend, den Untergang aufzuhalten, selbst den eigenen. Ein neues Element mußte an die Stelle der bisherigen nationalen Entwickelung treten, ein allgemein „menschheitliches". Das Christenthum, die Macht der reinen Persönlichkeit, wie sie in Christus auftrat, „eine rein menschheitliche Macht und eine wahrhaft geistige innerliche", gegenüber der nur nationalen Entwickelung der Alten Welt konnte allein die Neue Welt hervorbringen. Ihre Entwickelung des Gottesbewußtseins ist daher unverständlich ohne die Persönlichkeit Jesu. Nur in der fortlaufenden Vergleichung jener vollendeten Persönlichkeit und des von ihm gesteckten Zi[...] finden wir einen Maßstab für die Beurtheilung der [...]lichen Vergangenheit, den Schlüssel für das Verständni[ß] unserer selbst und der Gegenwart und einen Leitfaden [für] unsere Ahnung der Zukunft. Dieses Gottesbewußt[sein] Jesu wird nun im fünften Buche in zwölf Sätzen [...] neutestamentlichen Stellen gegeben, und dem eben [...]gesprochenen gemäß werden dann die Entwickelungs[...] des Gottesbewußtseins der christlichen Arier nicht nach [Na]tionalitäten, sondern „nach den zwei höchsten geis[tigen] Gegensätzen" vorgeführt, der Gemeinde und den [...]lichen Leistungen. Drei Abtheilungen werden hier[...] gebildet: die verfolgte Gemeinde, die herrschende Ge[...]keitskirche und die Zeit seit der Reformation, denen [...] die jedesmaligen Propheten anschließen. Diese Ab[thei]lungen stellen dar, wie durch die Entartung und [...]setzung der Grundbegriffe der Kirche, des Gemeinde[...] in Priesterthum, des Gelöbnisses der Aufopferung [...] Selbst in sakramentalisches Symbol (Abendmahl, Tr[an]substantiation), des Wunders ins Mirakel (unbe[fleckte] Empfängniß der Maria), die neue Bildung des G[ottes]bewußtseins, ihre sittliche Kraft und also ihre weltge[schicht]liche Stellung mehr und mehr verlor, bis aus de[n] Elementen, dem christlichen und germanischen, ein [...]pelter Sproß neuen Lebens hervorwuchs: die religi[öse und] die bürgerliche Freiheit.

Dieser Sprosse setzte unmittelbar und organisch a[n das] Evangelium vom Heilande der Welt und an die germ[...] christliche Gemeinde an, das Uebrige nur als Baustoff [...] geschichtlichen Spiegel der Nacheiferung oder der [...] gebrauchend. Auf diese Weise ward, nach beiden [...]hin, dem religiösen und kirchlichen Leben und dem bürgerli[chen] staatlichen, von innen aus die Menschheit erneuert. [...] dieser Innerlichkeit ist jene gesetzliche, kirchlich-staatliche [...] geflossen, welche die Ahnung edler Geister wie in Ge[...]schaut und verkündet, die Sehnsucht der Völker lange Ja[hrhun]derte hindurch vergebens herbeigerufen und erfleht hatte, [...] welcher die Menschheit des Mittelalters im Begriff stand [...]zweifeln, aus Unglauben an Gottes Gegenwart in den [...] Dingen.

Die classische Entwickelung steht nun freilich vo[n An]fange herein der christlichen gegenüber in Nachtheil [...] Erhabenheit des von Christus für die Neue Welt [...]deten geistigern und freiern Standpunktes, die [...] als Musterbild der ganzen Menschheit gezeigte Vo[...] des großen Lebenswerks für einzelne und für [...] bedingen eine viel längere, weil menschlichere und [...] Entwickelung. Und dennoch fragt schon die Ein[...] ob wir denn wirklich in der Gesammtentwickelung [...] fortgeschritten sind als die Hellenen, ob das Ger[manen]thum bereits die ganze Fülle des Großen und He[...] entwickelt habe, welches in seinen Anlagen und [...] Zielen ruht, ja ob das, was unserer ganzen En[twicke]lung menschliche Form und Einheit gibt, das Ch[risten]thum, durch die bisherige achtzehnhundertjährige [...]tung erschöpft, oder der begonnene Läuterungsproce[ß] [seit] jenem Anstoß im 16. Jahrhundert vollendet sei? [...] verwahrt sich dagegen, daß solche Fragen „als [...]

nd weltstürmerisch oder schwärmerisch" beseitigt werden.
t will weder nur Verfall noch Altersschwäche in unserer
it erkennen und verweist dafür neben jenen unverkenn=
ten Fortschritten gesetzlicher Freiheit besonders auf die
ll tiefere, weil geistigere Bewegung, welche neben der=
den hergeht:

Wir meinen die durchaus ursprüngliche und neue Entwicke=
g des Gottesbewußtseins in der Wissenschaft des Geistes, als
rm des reinen Gedankens, und in der Forschung, als der
nde des Geistes in den Thatsachen der Weltgeschichte: zwei
twickelungen, welche ihre Einheit und ihr Ziel in dem Ge=
amtbewußtsein der Menschheit als der endlichen Verwirk=
ung Gottes auf der Erde haben, also in der wahren Religion.

Leibniz schon hatte es erkannt,

i dem Denker und Forscher jetzt der heilige Beruf des Hohe=
sterthums in der Neuen Welt zugefallen war, und daß es
auf ankam, diesen Beruf mitten in der Ermattung und innern
heit der Gegenwart geltend zu machen. Die Männer des
ttesbewußtseins sollten die Priester der Wissenschaft des Ge=
kens und der Thatsachen der Entwickelung des Geistes, die
rer der Menschheit werden, und der Glaube an die erkannte
hrheit sollte an die Stelle des Glaubens an die Geistlichkeit
ihre Ueberlieferung treten. So nur konnte der in der Ver=
ung des Mittelalters und in seiner Gottlosigkeit und Ver=
ilung tief erschütterte, ja vorzugsweise in den obern Schich=
zerrüttete Glaube der Menschen an eine allgemeine sittliche
ltordnung wieder belebt, die Menschheit vor Schwärmerei wie
Verzweiflung an Gott und Welt bewahrt werden.

Dieses Streben, die Selbständigkeit des persönlichen
stes und die Wirklichkeit der menschlichen Entwickelung
einer göttlichen, philosophisch zu begründen und zwar
h Speculation und Forschung zugleich war „europäisch
christlich". Es ergriff die ganze europäische Mensch=
, insbesondere die der evangelischen Völker, wo die
Wissenschaft eine Heimat gefunden, und wuchs na=
tlich naturgemäß hervor aus dem innersten Wesen
deutschen Geistes, wie der gegebene Anstoß tief in die
sche Bildung eingreift durch den befruchtenden Einfluß
speculativen Ideen. Indessen ist auch der anfangs
als verneinend zeigende französische und der „zuwar=
e" englische Geist in diesen Strom weltgeschichtlicher
achtung hineingerissen worden, ja Deutschland wird
neuen Anstrengung bedürfen, um mit dem, was
port vorbereitet, Schritt zu halten „in der allgemein
strebten positiven oder Realphilosophie des Geistes".
Diese Entwickelung des Gottesbewußtseins als Wissen=
der Weltgeschichte beurkundet nun auch einen ent=
enen Fortschritt der realen Entwickelung des Gött=
in der Welt selbst und offenbar so das Fortschreiten
ns Werden gesetzten göttlichen Geistes. Es liegt im
n des im Endlichen sich entwickelnden Göttlichen, daß
m Bewußtsein seiner Wahrheit durch den Begriff
selbst gelange. Aber auch die gelungenste rein dia=
he Entwickelung ist noch nicht das höchste Ziel.
ulation und Forschung sind die beiden nothwendigen
ufen zur weltgeschichtlichen Darstellung der Entwicke=
selbst, und zur Veranschaulichung der Gesetze der=
als der des göttlichen Kosmos des Geistes im End=
Beide, Historie und Philosophie müssen hierbei
menwirken, um in gemeinsamer Wirkung ihr Höchstes
zu leisten. Hierbei werden nun drei Sätze ausgesprochen,
welche schon vorher angedeutet, sich in der Entwickelung
des Ganzen bewährt haben.

Erstens, daß die speculative Begründung der Wissenschaft,
und bis zu einem gewissen Grade die weltgeschichtliche Darstel=
lung, jener sittlichen Weltordnung den gemeinsamen Mittelpunkt
der speculativen Systeme bilde. Zweitens, daß die Methode,
die Gesetze der Entwickelung der Menschheit aufzufinden, und
zwar vom Standpunkte des Gottesbewußtseins aus, insbesondere
der theils bewußte, theils unbewußte Zielpunkt der großen kri=
tischen Schule der Philosophie des Geistes gewesen. Drittens,
daß dieses Streben der Leibniz'schen und Kant'schen Schulen eine
organische Entwickelung darstelle, auf welcher fortzubauen sei,
mit Hinzuziehung einer philosophischen Behandlung des Ge=
schichtlichen.

Eine sichere speculative Grundlegung der positiven
Philosophie der Geschichte ist also nur durch die orga=
nische Verbindung dieser beiden Elemente möglich.

Nach dieser Seite hin betrachtet nun endlich das sechste
Buch die unmittelbaren allgemeinen Ergebnisse der in den
vorhergehenden Büchern gefundenen Thatsachen und zieht
dann daraus die Folgerungen für die gegenwärtigen Ver=
hältnisse. Die Ergebnisse führen zu fünf Sätzen, welche
den Hauptabschnitten voranstehen und welche folgende sind:

Die Entwickelung des Gottesbewußtseins in der Zeit geht
nach Menschenstämmen und Persönlichkeiten, und ruht, vermit=
telst der Sprache, auf einem geschichtlichen Zusammenhange. Das
Gottesbewußtsein ist der wirksame Grund aller Gesittung; es
zeigt sich dabei nicht ein geschichtlicher Einfluß früherer Stufen
und älterer Stämme, sondern die Einheit der in der Menschheit
wirkenden göttlichen fortschreitenden Kraft, und der Einfluß hoher
geistiger Persönlichkeiten. Religion ist Gottesbewußtsein. Die
Krisen des Gottesbewußtseins sind politische Krisen. Wahre
Gesittung ist Fleisch und Blut gewordenes Gottesbewußtsein
im Volke.

Allerdings können diese Formeln das vollständige Ver=
ständniß nicht bieten, indessen muß für ihre Ausführung
auf das Werk selbst verwiesen werden. Wir müssen uns
auf die Bemerkung beschränken, daß der geistvolle Inhalt
der Bedeutung des Gegenstandes vollkommen entspricht
und daß die Präcision des Ausdrucks die darin gebotenen
Wahrheiten zur völligen Würdigung gelangen läßt. Dies
gilt auch von den ausgesprochenen Folgerungen, in welchen
zuerst die Wissenschaft des Geistes und deren praktische
Anwendung, die Nationalerziehung und die höhere Bil=
dung, dann aber das Kirchliche, Staatliche und die so=
cialen Zustände betrachtet werden. Das Hauptsächlichste
wird in folgenden Formeln zusammengefaßt:

Die Aufgabe der Wissenschaft ist, die Methode der Philo=
sophie der Menschheitsgeschichte zu finden. Die Aufgabe der Er=
ziehung ist harmonische Entwickelung des Gottesbewußtseins. Die
Form der jetzigen kirchlichen Lehre und Gottesverehrung ent=
spricht nicht dem Gottesbewußtsein der Gegenwart. Nur die
Staaten der gesetzlichen Freiheit können die jetzige Krise über=
leben. Die geselligen Zustände und die Zukunft der Menschheit
befinden sich in einer Weltkrise.

In der ersten Abtheilung finden wir neben tiefen,
schon vorher vorbereiteten und angedeuteten philosophischen
Gedanken gewichtige Worte über Unterricht und Erziehung,
für welche Bunsen natürliche Vereinfachung, richtige Ver=
theilung und Ausdehnung fordert und auch hierin den
scharfen und gesunden Blick bethätigt, der ihn in seiner

Polemik, seiner gelehrten Forschung und Kritik kennzeichnet. In der kirchlichen Folgerung ist er dem alten Standpunkt treu geblieben, die Freiheit und die Rechte der Gemeinde zu vertheidigen, in der gewissen Erwartung, daß auf diese Weise die gegenwärtige unleugbare Krise der Christenheit zu einem gedeihlichen Auftringen zum Leben werde. Die politische und sociale Folgerung erkennt endlich die Nothwendigkeit der bürgerlichen Freiheit nach der göttlichen Weltordnung an, weil das Reich Gottes durch Völker und Staaten fortschreitet. Aber nur die gesetzliche Freiheit ist sittlich, ja sie ist „die Gewähr der Aufrichtigkeit des evangelischen Bekenntnisses“, nothwendig auch zur Bildung gesunder Gemeinden und zur Herstellung der Harmonie des Lebens. Jetzt thut sich allgemein ein Regen des religiösen Geistes kund als Nationalsache. Die politische Krise ist eine religiös-kirchliche geworden und die religiös-kirchliche eine politische: die Völker und Staaten bedürfen aber einer innern, sittlichen Erneuerung. Die Völker verlangen von den Regierungen größere Freiheit, die Regierungen größere Opfer von den Völkern, aber wenige ziehen daraus einen richtigen Schluß: ein innerer Widerspruch, welcher eine Weltkrise herbeiführen muß. Für die socialen Zustände muß der Gegensatz zwischen nationalem Schriftthum und der Gesittung überhaupt einerseits und Religion und Frömmigkeit andererseits ebensowol aufgehoben werden, als der Gegensatz von Wissenschaft und Forschung mit Religion und Theologie, oder als der zwischen Freiheit der bürgerlichen Gemeinde und Freiheit der kirchlichen. Den socialistischen Umwälzungstrieben kann nur durch die wahre sociale Gesinnung und die daraus hervorgehende Erneuerung der geselligen Zustände mit Erfolg entgegengearbeitet werden. Die bevorstehende europäische Weltkatastrophe wird wie alle vorhergehenden ein Weltgericht sein und nur eine größere und herrlichere Entfaltung des Gottesreichs zur Folge haben. Der Sieg des Guten auf der Erde ist das Ziel der Geschichte, aber die Entwickelung des menschlichen Geistes als eine Entwickelung des Ewigen, Unendlichen in der Zeit ist nicht nur eine fortschreitende, sondern sie muß als eine nach menschlichem Maßstabe unendliche angenommen werden, d. h. als ein Fortschritt, dessen Ende nicht bestimmt ist nach menschlichen Zeitverhältnissen. Diese Entwickelung ist aber nichts anderes als eine immer zunehmende Vereinigung von Erkenntniß und Sittlichkeit, eine immer innigere Durchdringung des Wahren und Guten, also die vollkommenste Schönheit. Beides, Sein und Erkennen, Wahres und Gutes, sind eins in Gott und in menschlicher Unvollkommenheit, auch in der Menschheit. Wir sehen sie bei richtiger Beobachtung in der Geschichte Hand in Hand gehen, „wenn auch in Knechtsgestalt und dem gewöhnlichen Auge verhüllt in den Lumpen der menschlichen Unvollkommenheit, außer wo sie in ihren Wirkungen sich unwiderstehlich in der Welt geltend machen“. Diejenigen, welche diese Vereinigung als die wahre Weisheit lehren, sind die wahren Jünger der Weltweisheit; diejenigen, welche durch ihr Leben und Wirken diese Weisheit bethätigen, die wahren Jünger Christi.

So ergibt sich denn in dem ganzen Werke ein [illegible] sittlicher Ernst und eine gründliche Tiefe, welche jed[em] unbefangenen Leser fühlbar werden und nicht ohne Ein[-] druck bleiben können. Der Geist, der in dem Bu[che] weht, ist der alte, den wir in allen Schriften Bunsen's finden. Es ist daher ein tüchtiger Baustein zu dem [ein-] heitlichen Werke, daran er arbeitet, und das nach sein[en] eigenen Worten in dem „Bibelwerke“ seinen Gipfel [...] Die Ausdrucksweise läßt allerdings einzelnen durch [...] Präcision ausgezeichneten Abschnitten gegenüber ein[...] Kürze nicht selten vermissen, die besonders wegen [...] Reichthums und Umfangs des gebotenen Stoffs den [...] und die Wirkung erhöhen müßte. Indessen liegen [...] Leser, der sich mit Bunsen's Ausdruck nur einigerma[ßen] bekannt und vertraut gemacht hat, gerade hier so [...] und reiche Schätze zu Tage, daß er ihm das Zugestän[dniß] seiner Eigenthümlichkeit gewiß machen wird.

Unter den kirchlichen Wirren der letzten Vergangen[heit] geschrieben, gilt des Buches Bedeutung auch für die [...] tischen Zustände der Gegenwart, und ohne politisiren [zu] wollen, dürfen wir es doch sagen, daß die darin [aus-] gesprochenen Ideen maßgebend sind für die Beurth[eilung] dieser Ereignisse im großen und ganzen. Möchte [...] in dieser Beziehung das hoffnungsreiche Lebensgefühl [...] der sichere Glaube des Verfassers klärend und [...] Segen bringen! [...]

Radetzky-Literatur.

Noch immer ruft das Gedächtniß des verewigten [...] welchem Habsburg's Kaiserthron seine Rettung verdankt, [...] Schriften hervor, die neben den früher erschienenen [...] Berechtigung in Anspruch nehmen können. Wir haben [...] über drei zu berichten, die wir als Ergänzungen und [...] zu den schon in Nr. 36 d. Bl. f. 1858 besprochenen [...] betrachten können, und indem wir dort die glorreiche [...] Radetzky's nach seiner von einem alten Freunde und Waffe[n-] [...]ten gegebenen Biographie verfolgt haben, können wir [...] um Wiederholungen zu vermeiden, auf Hervorhebung de[ssen be-] schränken, was uns diese neuern Schriften wirklich [...] enthalten scheinen.

1. Im Heere Radetzky's. Skizzen aus den Jahren 18[...] 1849 von Joseph Bruna. Prag, Credner. Gr. 8. [...]

Ein frisches, gesundes Soldatenbuch! Der Verfasser [...] dasselbe seinen Waffengefährten aus der italienischen Arm[ee] erzählt in lebendiger, ansprechender Weise, was er selbst [...] denkwürdigen beiden Kriegsjahren gesehen und mit durch[...] hat. Jetzt steht er wiederum in Italien. Aus einer [...] mittheilung wissen wir, daß er im Infanterieregiment K[...] Belgier dient, welches an der Spitze der Avantgarde [...] Armeecorps in Mailand einrückte, dessen schleunigste [...] von Wien nach der Lombardei durch den verhängnißvollen [Neu-] jahrsgruß nöthig wurde. In vier Tagen traf das Regiment [...] ein, während bei seinem ersten Marsche von Böhmen nach [...] land im Winter 1847 Bruna 49 Tage gebrauchte. Wir [...] dem Schlachtberichte von Magenta, daß das tapfere [...] König der Belgier mehrmals das von Leichenmassen [...] starrte Ponte di Magenta gestürmt habe; möchte der [...] Offizier, den wir aus seiner Schrift lieb gewonnen haben, [...] verschont geblieben sein!

Er schildert die Stimmung in Mailand, die ihm [...] Tage seiner Ankunft in Mailand, den 29. December 184[7] [...] fiel, mit manchem charakteristischen Zuge; sie wurde [...]

auf eine drastische Weise kund gethan, indem einem eleganten Dragonerofsizier, mit dem er in heiterer Stimmung durch die Straße Radegonda lustwandelte, plötzlich aus einem Hause — unsere Leser verzeihen! — „ein sonst sorgfältig verborgen gehaltenes Geräth“ auf den Kopf geworfen wurde, an seinem Helm zerschellte und mit seinem Inhalte den schönen, weißen Waffenrock gänzlich zu Grunde richtete. Die bekannten Vorgänge, welche den 18. März präludirten, übergehen wir, doch dient dies kleine Werk in seinen Einzelheiten vielfach den ernstern „Erinnerungen eines Veteranen“, welche vom höhern Standpunkte der Zeitgeschichte geschrieben sind, zur Illustration. Am 18. März hatte Bruna als Cadet mit 18 Mann die Wache an einem Criminalgebäude, als der Volksauflauf seinen Anfang nahm; um Mittag wurde er von einem alten Corporal abgelöst, der wenige Stunden darauf dort bei der Vertheidigung seines Postens fiel. Die Darstellung der persönlichen Theilnahme des Verfassers an dem nun folgenden fünftägigen Straßenkampfe wird unsere Leser interessiren; auch der Soldatenhumor fehlt nicht, so ist z. B. die Schilderung, wie in einen eleganten Putzladen der Zwölfpfünder gebracht wird, um das Thor des Broletto einzuschießen, höchst ergötzlich. Bruna war bei der Colonne, welche dies Gebäude erstürmte. Einem Soldaten wurde durch einen unhörbaren Schuß mit Schießbaumwolle der Tschako durchlöchert; der erste Gedanke des ehrlichen Böhmen war nicht die Todesgefahr, in der er geschwebt, sondern sein Hauptmann, der über das Loch ungehalten sein werde: „Hrome! co tomu řekne pan heytman!“ (Donnerwetter! Was wird der Herr Hauptmann sagen!) Im letzten Stockwerke und auf dem Dache fand man die Crême der damaligen Gesellschaft Mailands, die nun zu Gefangenen gemacht wurde, darunter auch Damen; Bruna nennt die ihm bekannte Gräfin Bellati, Gemahlin des Provinzialdelegaten, die mit ihrem Kinde auf dem Arm ihr Schicksal ergeben erwartete. Ein Offizier nahm sie natürlich in seinen Schutz, und Radetzky gab, wie bekannt, sämmtliche Gefangenen, als sie zu ihm in das Castell geführt wurden, frei. Die Gasse vor dem Broletto lag einen Fuß hoch mit Dachziegeln, Tischen, Stühlen, Kasten u. s. w. bedeckt, die man den Stürmenden auf den Kopf geworfen hatte, selbst ein zertrümmertes Piano fand sich vor. Ehre man die Disciplin der Truppen, welche den Gefangenen kein Haar krümmen ließ; das finden die Leute aber nicht des Rühmens werth, während sie die Opfer, welche die sogenannte Volkswuth schlachtet, ganz natürlich finden. Die Soldaten halfen sogar der Gräfin Bellati das Silberzeug, das sie nicht dem Pöbel, der nach der Räumung des Hauses sicher einbrach, überlassen wollte, in ihren Tornistern nach dem Castell retten, und es fehlte dort, wie die Gräfin selbst bezeugt hat, nicht ein Kaffeelöffel! Das sind die Oesterreicher, deren Benehmen in der Lomellina französische Zeitungen mit den niederträchtigsten Lügen verleumdet haben!

Nach der Räumung Mailands verstärkte das Regiment, welchem Bruna damals angehörte (Paumgarten), die Garnison von Mantua, wohnte also der Schlacht von Sta. Lucia nicht bei. Der Verfasser schildert zwar im allgemeinen nur das, was er unmittelbar gesehen und erlebt hat, aber er gibt doch auch des Zusammenhangs wegen die übrigen Kriegsvorfälle, und zwar in einer sehr klaren und ansprechenden Darstellung. Da letztere stets von der damaligen Situation ausgeht, in welcher die Nachrichten sich bei den nicht betheiligten Truppen verbreiteten und der Verfasser meist die Erzählungen von Augenzeugen wiederholt, auch den Eindruck wiedergibt, den sie gemacht haben, so gewinnt alles ein ungemein lebendiges und treues Colorit. Ende Mai schloß sich Bruna's Regiment nach Radetzky's Flankenmarsch auf Mantua wieder der Armee an und kämpfte bei Curtatone, Montanara und Goito. Wir lesen mit Antheil mehrere Scenen aus diesen Kämpfen. Dagegen machte das Regiment den Marsch auf Vicenza und die Schlacht, durch welche die Stadt fiel, nicht mit, und der Verfasser war nur Zeuge der Schlußscene dieses großartigen Dramas. Er führte nämlich einen Transport von Genesenen dem Heere nach und kam eben zurecht, um am Pfingstsonntag 1849 (wir schreiben dies an dem gleichen, zehn Jahre später) den Ausmarsch der auf Capitulation ausziehenden feindlichen Besatzung zu sehen. Diese Scene ist trefflich geschildert. Zuerst kamen die Schweizer in superber Ordnung, dann die Freischärler in den wunderlichsten Anzügen, hierauf eine Schar von Amazonen, unter denen die Soldaten manche alte Bekannte wiederfanden, hinter diesen das römische Linienmilitär und nun eine Masse von Wagen mit Soldatenweibern, Geliebten und revolutionären Frauen Vicenzas, die ihre Vaterstadt verließen, unter dem Schutz einer Arrièregarde von päpstlichen Dragonern in der glänzenden Ausrüstung einer Elitentruppe. Nach diesem wichtigen Erfolge von Vicenza kamen für Bruna die Schlachttage von Sommacampagna, Custozza und Volta. Dagegen konnte er dem sieghaften Einrücken in Mailand nicht beiwohnen, weil die Brigade Benedek (Paumgarten und Gyulai Infanterie) gegen Piacenza abrücken mußte. Was vor und in Mailand geschehen, erfuhr er durch einen Ordonnanzoffizier, der mit Depeschen aus dem Hauptquartier bei der Brigade eintraf. Während des Waffenstillstandes war sein Regiment zuerst in Piacenza, dann in Monza, welche Stadt die den österreichischen Offizieren gebrachte Katzenmusik mit 100000 Lire (Zwanzigern) bezahlen mußte, und dann im Winter in der Brianza, dem zwischen beiden Armen des Comersees gelegenen „Paradiese der Lombardei“, um hier das verdächtige Gesindel, das noch zahlreich ab- und zuging, zu vertreiben und abzufangen. Die Aufkündigung des Waffenstillstandes fand unsern jungen Offizier (eben ernannt) in Pavia in Garnison, von wo der Uebergang über den Gravellone, den Grenzbach, mit dem Glockenschlage der Mittagsstunde, die den Ablauf des Waffenstillstandes bezeichnete, stattfand, zum Theil durch das Wasser, weil die Truppen die Herstellung der Schiffbrücke nicht abwarten wollten. Nach Beendigung des kurzen siegreichen Feldzugs durch die Schlacht von Novara marschirte d'Aspre's Corps, zu welchem Bruna gehörte, nach den Herzogthümern Parma und Modena, später nach Toscana und ins römische Gebiet, um die Rechte der betreffenden Souveräne zu wahren. „Es erfüllte uns“, sagt er, „mit freudiger Genugthuung, als wir sahen, daß uns jetzt alle um Hülfe baten, die sich im vorigen Jahre, wenn auch zumeist unfreiwillig, dem gemeinsamen Kreuzzuge Italiens gegen Oesterreich angeschlossen hatten.“ In Parma fand d'Aspre keinen Widerstand, in Modena wurden die revolutionären Haufen mit leichter Mühe zurückgedrängt, hier glich der Marsch einem förmlichen Triumphzuge, Fahnen, Blumenguirlanden, grüne Reiser prangten an allen Häusern, Ehrenpforten erhoben sich sogar in einsamen Dörfern. Dann rückte das Corps in Toscana ein: auch hier derselbe Empfang. In Lucca weigerte sich zwar die Nationalgarde, den Oesterreichern die Wache zu übergeben, aber der zur Ablösung befehligte Hauptmann, ungeduldig über das lange Protestiren, commandirte mit verstelltem Ernst: „Fertig! An!“ worauf die Nationalgarde eiligst die Gewehre wegwarf und davonlief. Ueber Pisa ging dann der Marsch nach Livorno, das noch im vollen Aufstande war. Es wurde mit Sturm genommen, Bruna beschreibt den Straßenkampf, mit dem die Oesterreicher nun schon vertraut waren, in seiner Eigenthümlichkeit. Die Insurgenten flohen auf die Schiffe und wurden unter dem Schutze des englischen Bellerophon, obgleich dieser das österreichische Corps salutirt hatte, fortgebracht, sonst wären sie gefangen genommen und ihre spätere Landung an der Küste des Kirchenstaats verhindert worden, wo sie unter Garibaldi Rom gegen die Franzosen vertheidigen halfen. Auch auf dem Marsche von Livorno nach Florenz wurden die Oesterreicher vom Landvolke, das wie überall die conservativsten Elemente in sich trägt, als Befreier von der Revolution mit Enthusiasmus empfangen; die Straße von Montelupo bis Florenz war, wie an den höchsten Festtagen, mit Blumen bestreut, und Frauen und Mädchen eilten herbei, die Tschakos der Soldaten mit Rosen zu schmücken. So hielt der tapfre Aspre und mit ihm Erzherzog Albrecht, der Sohn des Siegers von Aspern, in Florenz seinen Einzug. Aber das

Werk war noch nicht beendigt. Nach der Einnahme Roms durch die Franzosen hatte Garibaldi, der schon 1848 gegen Oesterreich an den Seen, wo er auch heute wieder seine kühnen Parteigängerzüge gemacht, mit 3—4000 Insurgenten die französische Cernirungslinie durchbrochen und glaubte noch einmal eine allgemeine Erhebung Italiens bewirken zu können. Die österreichische Brigade Baumgarten erhielt Befehl, ihn zu vernichten und das Bataillon Bruna's wurde derselben als Verstärkung beigegeben. Der Zug, auf welchem dies Detachement Garibaldi verfolgte, ist sehr interessant erzählt; es gelang bekanntlich nicht, Garibaldi zu erreichen, seine Schar, gehetzt und aufs äußerste gebracht, zerstreute sich in der Republik San-Marino, er selbst entkam mit 200 Mann auf unwegsamen Gebirgspfaden und wollte sich auf zusammengebrachten Barken auf Venedig werfen. Oesterreichische Kriegsschiffe vereitelten das und nahmen die Mehrzahl gefangen; nur Garibaldi rettete sich, mit seiner Frau, einer Creolin, welche bald darauf den Anstrengungen erlag, und dem berüchtigten Bassi, indem sie ihr Boot auf den Strand trieben, ins Wasser sprangen und so das Land erreichten. Seitdem hat er im friedlichen Gewerbe als Kauffahrer gelebt, bis ihn die neueste kaiserlich französische Revolution wieder auf die Höhe der Flut gehoben hat. Wir wollen ihm als einem energischen und kühnen Charakter, wie als Truppenführer im kleinen Kriege, den er meisterhaft versteht, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, sind aber doch sehr gespannt auf sein Ende.

Mit einer Betrachtung über den „Traum eines starken, einigen Italien", geschrieben vor den neuesten praktischen Experimenten zur Verwirklichung dieses Traums schließt das anspruchslose, aber als eine höchst ansprechende Lectüre zu empfehlende Werk. „Kann man", schreibt der Verfasser, „in Piemont wirklich so kurzsichtig sein, zu glauben, daß sich das Ewige Rom, das prächtige Neapel, das schöne Florenz freiwillig jemals vor dem langweiligen Turin beugen werde, daß sich die stolzen Lombarden jemals herbeigelassen hätten, sardinische Provinzler zu werden? Aber — und dies haben vielfache Ereignisse seit dem Jahre 1848 dargethan — man ist in Italien kurzsichtig geblieben, hat nichts vergessen und nichts gelernt und fast hat es den Anschein, als ob die ewige Unruhe, die dort herrscht, nicht früher gebannt werden sollte, als bis irgendeine großartige Katastrophe allem eine neue Richtung, ein neues Leben geben wird."

Die Katastrophe ist da, die Strömung bewegt sich wie damals gegen Mantua und Verona, möchte bald wieder auch die glorreiche Rückflut kommen! Wenn unsere Leser diese Worte sehen, wird sich vielleicht vieles schon, im Guten oder im Bösen, neu gestaltet haben — wie Gott will!

2. Andenken an Marschall Radetzky. Zu der am 16. November 1858 stattfindenden Enthüllungsfeier des Radetzky-Monuments in Prag und als Supplement zur gesammten Radetzky-Literatur herausgegeben von Legis Glückselig. Mit der Abbildung des prager Radetzky-Denkmals und mehreren wichtigen Beigaben. Prag, Storch. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Die kleine Gelegenheitsschrift, welche eigentlich nur für den Enthüllungsact des Radetzky-Monuments der Erinnerung zu Hülfe kommen wollte, beansprucht in dem Vorworte des Verfassers und Verlegers einen selbständigen literarischen Werth, da sie vielerlei Originalnotizen enthält, welche in keinem andern Werke über Radetzky vorkommen und, soweit sie heraldischer und genealogischer Natur sind, auf Erforschung vaterländischer Archivquellen beruhen. Wir gestehen ihr besonders den letztern Vorzug gern zu. Sie erzählt zuerst die Entstehung des Denkmals, welches Böhmens Patrioten, unterstützt durch ein Gnadengeschenk des Kaisers von 100 Centnern Erz eroberter piemontesischer Kanonen, dem Helden auf dem Hauptplatze der Kleinseite von Prag gesetzt haben; sie nennt die Meister der plastischen Kunst, Erzgießerei und Steinmetzarbeit, welche die Ausführung bewirkt und theilt sowol die Widmungsurkunde, vom Professor Höfler verfaßt, als auch eine kurze Beschreibung des Monuments mit, dessen Abbildung dem Titelblatt beigefügt ist. Dann folgt eine Aufzählung der wichtigsten Gedenktage aus Radetzky's Leben, seine Abkunft und sein Stammbaum, ferner ein kurzer Rückblick auf Radetzky und seine Kriegsarmee in Italien 1848—49, und des Marschalls berühmtesten Documenten. Der werthvollste Aufsatz ist der aus ungedruckten Quellen geschöpfte über Radetzky's Geschlecht. Wir ersehen daraus, daß schon König Johann von Luxemburg im Jahre 1329 Johann von Radiz ein ritterliches Wappen verliehen, daß die ältesten sichergestellten Vorfahren Radetzky's vier Brüder zwischen 1350—1416 gewesen sind, unter denen Adalbert der eigentliche historische Ahnherr des Geschlechts mit nachweisbarer Descendenz ist. Der Verfasser hat den Stammbaum des Hauses nach fleißigen und gründlichen Forschungen zusammengestellt und über die Entstehung, Vermehrung und spätere Vereinfachung des Radetzky'schen Wappens, das sich wieder dem ältesten genähert hat, interessante Aufschlüsse gegeben. Die Stammburg Radetz auf einem Hügelrücken des jetzigen Dorfes [illegible] im königgrätzer Kreise ist längst verschwunden; Grüfte und Grabsteine der Radetzky'schen Familie finden sich aber in vielen Kirchen Böhmens. Eine Schilderung von Radetzky's letzten Tagen und seiner Ruhestätte in Wetzdorf schließt das Werkchen, welches seinem Zwecke nach als Supplement der Radetzky-Literatur in vaterländischen Bibliotheken wol eine Aufnahme finden wird.

3. Ehrentempel des 19. Jahrhunderts. In Biographien berühmter Zeitgenossen. Fünfter Band. — A. u. d. T.: Buch vom Feldmarschall Radetzky. Für Heer und Volk. Mit Benutzung eines hinterlassenen Manuscripts des Dr. [illegible] A. Schneidawind bearbeitet von Wilhelm Wägner. Mit 40 in den Text gedruckten Illustrationen, 8 Tonbildern nach Zeichnungen von H. Leutemann, G. Kühn, Reß[illegible]. Nebst dem Porträt Radetzky's von A. Weger, sowie Porträts von Zeitgenossen und Waffengefährten des H[illegible]. Leipzig, Spamer. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wir geben den Titel deshalb mit allen Ankündigungen der Ausstattung, damit die Leser gleich wissen, was ihnen hier außer dem eigentlichen Texte geboten wird. Der Verfasser gibt in der Vorrede Rechenschaft über das benutzte Schneidawind'sche Manuscript, das er zur Veröffentlichung ungeeignet gefunden, weil es in seiner ersten größern Hälfte eine ausführliche Schilderung der türkischen und französischen Kriege mit äußerst spärlichen, nur hier und da wieder auftauchenden Notizen über Radetzky, in seiner zweiten Hälfte aber etwas zu häufig vorkommende Wiederholungen aus den „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen" und aus Schneidawind's eigener früherer Zusammenstellung „Vater Radetzky" enthalte. Wir sind vollkommen davon überzeugt, es ist ganz die Manier, in welcher Schneidawind seine Bücher machte, über die wir uns bei Gelegenheit seines „Prinz Wilhelm von Preußen" (in Nr. 2 d. Bl. f. 1857) und „Prinz Eugen, der edle Ritter", d. h. nicht der große Eugen, sondern der von Schneidawind mit gleichem Beinamen versehene Eugen Beauharnais (in Nr. 22 d. Bl. f. 1858) hinlänglich ausgesprochen haben. Auf den Wunsch des Verlegers entschloß sich hierauf der Verfasser unsers vorliegenden Werks das denkwürdige Leben des ruhmvollen Feldmarschalls mit Benutzung des obigen Manuscripts ausführlich zu bearbeiten und zog dabei nicht blos mündliche Mittheilungen, die ihm, mit wenigen Ausnahmen unfreundlicher Abgeschlossenheit, auf Ersuchen gern gemacht wurden, sondern auch die bisjetzt erschienenen Werke über Radetzky, besonders die bei Cotta erschienene werthvolle Biographie des Helden (vgl. Nr. [illegible] d. Bl. f. 1858), zu Rath. Es war seine und des Verlegers Absicht dabei, dem Publikum ein Volksbuch im wahren Sinne des Worts vorzulegen, ein Buch, woran der größte Theil des Volks „seine Freude habe, woraus er Gewinn ziehe für Geist, Herz und Leben. Dazu gehören: Schilderung des Helden selbst, der hervorragenden Männer seiner Zeit, insbesondere seiner Freunde und Genossen, das Zusammenstellen und Gruppiren der Thatsachen zu lebenswarmen Bildern, die sich auf lebhaft colorirten Naturgemälden in Handlung [illegible]

[V]on diesem Gesichtspunkte aus ist also das Werk zu betrachten ...d, wir sprechen es hier gleich aus, dem deutschen Volke, be- ...nders unter der jetzigen Lage der Dinge zu empfehlen. Die ...tistischen Beigaben werden besonders willkommen sein.

Wir folgen der Heldenlaufbahn Radetzky's, wie bekannt sie ...s auch ist, in neuer Darstellung immer wieder mit Freuden. ...ier müssen wir uns aber, was dieselbe betrifft, auf unsere frü- ...re Besprechung in Nr. 36 d. Bl. f. 1858 beziehen, und uns ...gnügen, aus dem vorliegenden Werke nur einiges hervor- ...heben.

Der reiche Stoff ist in acht Kapitel getheilt. Das erste: ...Jugendzeit und Waffenprobe (1766—1797)" betitelt, bespricht ... Familie Radetzky's und erzählt dabei eine Sage, die noch ... der Gegend von Obora, wo einst Burg Radetz gestanden, ...t. Ein milder, gütiger Herzog, der aber das Kriegswesen ...nachlässigt, habe sich bei einem feindlichen Einfall mit einer ...nen Schar dorthin flüchten müssen, wo er durch unzugäng- ...e Wälder gedeckt, sicher zu sein geglaubt; ein Hauptmann habe ... aber Tag und Nacht angelegen, sich in wehrhafte Verfassung ...setzen und die Bauern mit eisernen Dreschflegeln bewaffnet, ... denen er dann die Feinde, die auf windschnellen Pferden, ...z von Gestalt, braun und gehörnt erschienen, zersprengt und ...gedroschen. Zum Lohne dafür sei ihm ein großes Stück ...d geschenkt worden, wo ihm der Herzog eine stattliche Burg — ...leicht Radetz — erbaut habe. Der Verfasser bezieht diese Sage ... Dreschflegel wegen auf die Hussitenzeit, wir möchten sie nach ... Schilderung der feindlichen Scharen eher auf die viel ältere ... beziehen, wo Kaiser Arnulf die Magyaren zuerst gegen das ...zmährische Reich herbeigerufen. Der Dreschflegel als czechische ...kswaffe ist schon vor Ziska gebraucht worden, der überhaupt ...e ganze musterhafte Kriegsordnung auf die altböhmische Kriegs- ...e gründete. Die Illustrationen stellen eine Scene aus den ...kenkriegen, Radetzky's Durchsetzen der Sambre 1793 und des ...cio 1796 dar, als er hier Beaulieu vor Gefangennehmung ...ttet. Das zweite Kapitel ist „Die hohe Schule des Krie- ... (1798—1809)" genannt; mit Recht! In den Bildern ... wir Bonaparte's Landung, von Aegypten heimkehrend, ...lebendige Brücke bei Marengo, von Radetzky's Pionnieren ...det, Napoleon 1805 recognoscirend und den Moment aus ... Schlacht von Wagram, wo Erzherzog Karl Radetzky zum ...ten Inhaber des vierten Kürassierregiments ernennt. Das ...e Kapitel: „Kriegerische Thätigkeit während der Befreiungs- ...e 1813—15", erzählt uns mehr von Radetzky's persön- ...m Eingreifen und seiner Bravour bei Kulm, Leipzig und ...-sur-Aube, als irgendein anderes Werk, weil dem Ver- ...r hier glaubwürdige mündliche Mittheilungen aushalfen. ... derselbe solche Angaben in der bei Cotta erschienenen ...raphie vermißt, hat seinen guten Grund in Radetzky's Be- ...enheit, denn zu jener Biographie hat er ja das Material ...fert und das Manuscript selbst durchgesehen. Illustrirt fin- ...wir die Schlacht von Kulm (Vandamme's Gefangennehmung), ...on Leipzig in drei Momenten, die von Bar-sur-Aube und ...s am Vorabend der Einnahme, außerdem Schwarzenberg's ...rät und eine Nachbildung von Delaroche's berühmtem Na- ...n. Im vierten Kapitel lesen wir „Thaten und Streben ...Frieden (1816—48)", mannichfach illustrirt, die Vor- ...n des Aufstandes sind gut dargestellt. Das fünfte Kapitel ... „Der Feldmarschall im Kampfe mit der Revolution", und ... den Lesern wegen der Wiederholung dieses Kampfes in ...n Tagen gewiß das interessanteste sein. Wir finden darin ...warme und lebendige Darstellung der Verhältnisse und That- ..., die sich gewiß überall Anerkennung gewinnen wird. Die ...äts stellen dar: Schönhals (Verfasser der „Erinnerungen eines ...reichischen Veteranen"), Wratislaw, Wohlgemuth, d'Aspre, ... (der jetzt unter dem Kaiser zur Leitung der Operationen ...alien berufen ist), Fürst Felix Schwarzenberg (zuletzt Pre- ...minister), Benedek (zu dessen Thatkraft die Armee wol heute ...höchste Vertrauen hat), Erzherzog Albrecht und Haynau; ...d, die Aehnlichkeit vorausgesetzt, über welche wir nicht bei allen urtheilen können, eine besonders dankenswerthe Gabe, wie auch die eingedruckten Illustrationen, theils Schlacht- und Kampfscenen, theils Ansichten, z. B. des Doms von Mailand, diesem und dem folgenden Kapitel: „Des alten Feldherrn Ehrentage" benannt, einen Reiz mehr für den Leser geben. Wir folgen mit neuem Antheil den Begebenheiten, in welche der Verfasser uns durch lebhafte Schilderung von Einzelheiten oft mitten hineinzuversetzen weiß, z. B. bei S.-Giustina, wo der Feldkaplan Czerkas im Kugelregen einem Sterbenden den Leib des Herrn reichte und die Krieger von beiden Seiten betend die Waffen senkten. Im siebenten Kapitel: „Die letzten Siege und ihr Gewinn", begleiten wir das kaiserliche Heer auf seinem kurzen Feldzuge nach Aufkündigung des Waffenstillstandes auf die Schlachtfelder von Mortara und Novara. Haben wir uns früher an den geistreichen entschlossenen Zügen des Freiherrn von Heß erfreut, dem ja Radetzky seinen vollen Antheil an dem Ruhm der Erfolge bezeugte, so gibt uns hier auch das kräftige Gesicht des Helden von Mortara, Benedek, eine feste Zuversicht für das Heil der Zukunft. Was Erzherzog Albrecht bei Novara in heldenmüthiger Ausdauer mit seiner Division geleistet, als die ganze sardinische Armee von dem einen Corps d'Aspre's angegriffen wurde, bedarf ja wol keiner Erwähnung; sein Bild ist an rechter Stelle eingefügt. Auch die Zusammenkunft des neuen Königs von Sardinien mit Radetzky, um welche der erstere nachgesucht hätte, bildet den Gegenstand eines Bildes, das wir unter dem Eindrucke der jüngsten Begebenheiten mit eigenen Gefühlen betrachten. Damals hielt England den Siegeslauf des Marschalls, der militärisch mit der vollständigen Eroberung von Piemont endigen mußte, durch seine diplomatische Intervention auf; derselbe Lord Palmerston, welcher damals wirkte, hat in diesem Augenblick wieder das Ruder des Staatsschiffs in Händen: wird er der Revolution treu bleiben bis an sein Ende oder den Abgrund derselben schließen? Das letzte Kapitel unsers Werks: „Ehren und Hingang des Helden", erzählt den Einzug in Mailand nach der Schlacht von Novara und die Operationen zur Unterwerfung der noch im Aufstande begriffenen Theile Italiens. Dem Verfasser bietet sich dabei Gelegenheit zu einer treffenden Parallele zwischen Radetzky und Haynau; er berichtet nach mündlicher Ueberlieferung noch eins von den vielen Beispielen der unendlichen Milde, die in Radetzky's Charakter lag. Einem frühern kaiserlichen Stabsoffizier, der zur Sache der Revolution übergetreten, mit den Waffen in der Hand ergriffen und zum Tode verurtheilt war, gab er durch Begnadigung seiner jungen Frau und seinem Kinde zurück. Die Ehren, welche dem Helden, der das Vaterland gerettet, von allen Seiten angethan wurden, werden dann noch geschildert; sodann seine folgenden Ruhetage, wie er 1855 sein funfzigjähriges Generalsjubiläum im Dienst erlebte, was wol außer ihm nur wenig Sterblichen geschehen, und wie er endlich heimgegangen. Eine Abbildung seines Denkmals und des Heldenbergs zu Wetzdorf finden wir auch hier. Möge das Werk, das seinem Zwecke so ganz entspricht, eine recht große Verbreitung unter den Gebildeten unsers deutschen Volks finden!

Karl Gustav von Berneck.

Aus dem Elsaß.

Unter dem Titel „Das Deutschthum im Elsaß" enthielt jüngst das „Magazin für die Literatur des Auslandes" einen Aufsatz von einem ungenannten Verfasser, dessen Vater, selbst ein geborener Strasburger, zu versichern pflegte, daß noch zur Zeit der ersten Französischen Revolution Sprache, Sitten und Gebräuche im Elsaß noch ganz deutsch gewesen und nur Familien von altfranzösischer Abkunft nach französischer Weise gelebt und gedacht hätten. Noch zu Goethe's Zeit sei Strasburg eine ganz deutsche Stadt und die strasburger Universität diejenige Hochschule gewesen, auf welcher der deutsche Patricierjüngling, der Reichsstädter ad summos honores promovirt zu werden sich am meisten zur Ehre geschätzt habe. Aber sei das auch im Elsaß stark vertretene katholische Element schon seit 1648 von der französischen

Regierung fort und fort stark begünstigt worden, so habe noch mehr die Nivellirungstendenz seit 1790 darauf hingewirkt, das Elsaß zu entdeutschen; seit 1848, seit der Proclamirung der „République française une et indivisible" sei nun auch der Primärunterricht in der Volksschule französisch und die deutsche Sprache in Elsaß wie in Lothringen als fremde Sprache und nur als Nebendisciplin behandelt. Die strasburger Hochschule sei keine deutsche mehr; alle Collegien, mit Ausnahme des einzigen, des Kirchenhistorikers Schmidt, würden französisch gelesen und gäbe es nicht das akademische Seminar für protestantische Theologen, welche als dereinstige Prediger deutsch kennen müßten, so hätte die deutsche Sprache an der alma mater Argentoratensis keinen Anhalt mehr. Der deutscheste Sinn herrsche noch unter den protestantischen Landleuten, sodann unter den wohlhabenden und unabhängigen, mit Deutschland in vielfachem Verkehr stehenden bürgerlichen Bewohnern der ehemaligen 11 deutschen Reichsstädte, auf der Kanzel, namentlich auf dem Lande, und was die Universität Strasburg betrifft, besonders in der „faculté de théologie protestante", unter den lutherischen Professoren und Studenten; vorzugsweise seien die Professoren Reuß und Schmidt Männer von deutscher Bildung. Dagegen seien Kaserne, Bureau, Comptoir, Schule, Salon, die ganze Proletarierarmee der „salariers", die Soldaten, Beamten, Fabrikarbeiter, Techniker u. s. w. wesentlich französirt; unter anderm werde seit der Revolution der elsassische Soldat französisch einexercirt und gerade meist im fernen Westen, in der Bretagne, stationirt, um in ihm alles Deutsche möglichst auszurotten. So steht es zur Zeit in dem wie es scheint der deutschen Art allmählich absterbenden Elsaß. Dennoch bleibt es immerhin ein erfreuliches Zeichen, daß der Elsasser, wenn er singen und dichten will, dies in deutscher Zunge thut. Das bezeugt neuerdings das

Pfeffel-Album. Gaben elsassischer Dichter gesammelt von Theodor Klein. Mit dem Porträt Pfeffel's. Colmar, Geng. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

dessen Reinertrag für das Pfeffeldenkmal in Colmar bestimmt ist. Nicht weniger als 33 lebende elsassische Dichter haben Beiträge dazu geliefert, darunter der greise Wilhelm August Lamey (1772 geboren), zwischen dessen hier mitgetheilten Sonetten „Der letzte Sieg" (1797) und „Die neue Stadt (Paris, im Juli 1858)" ein Zeitraum von nicht weniger als 61 Jahren liegt; Charlotte Engelhardt (geboren 1781), Tochter des berühmten Hellenisten Schweighäuser und Witwe des kürzlich verstorbenen Archäologen Chr. M. Engelhardt; August und Adolf Stöber, die beiden wackern Pfleger des Deutschthums im Elsaß; Karl Candidus, Friedrich Otte, Leonce Parmentier, der den Krimfeldzug mitmachte und gegenwärtig als Militärintendant in Meaux lebt; Theodor Parmentier, Gatte der berühmten Violinspielerin Therese Milanollo und während der Feldzüge im Baltischen Meer und in der Krim Aide-de-Camp des Generals Niel; Theodor Klein; die erblindete Dichterin Karoline Gaß, geb. Neßler, Schwester des Dichters Friedrich Neßler u. s. w. Ein Pseudonymus, Peregrinus, lieferte ein gefühlvolles Gedicht „Die Tante" mit dem Schluß:

> Nun bin ich alt und lebenssatt,
> Der Kopf ist schwach, die Hand ist matt;
> Das Herz ist welk und freudenleer
> Und seufzt nach seiner Ruhe schwer.
> Ich hab', eh' mich die Nacht umhüllt,
> Wol manche Lücke ausgefüllt —
> Und werde keine lassen!

Außerdem enthält das Album auch Reliquien von verstorbenen elsassischen Dichtern, z. B. von G. J. Schaller, Daniel Ehrenfried Stöber, Pfeffel selbst u. a. Auf eine eingehende Kritik verzichten wir, weil wir an ein Album, dessen Ertrag für einen öffentlichen löblichen Zweck bestimmt ist, nicht gern das kritische Secirmesser anlegen. Mit so großem Vergnügen wir übrigens dieses neue Lebenszeichen des Deutschthums im Elsaß begrüßen, so müssen wir doch sagen, daß wir von jenem männlichen Freimuth, wie wir ihm bei Pfeffel begegnen, in den hier vereinigten meist gemüthlich-sinnigen Gedichten kaum nur leise Spuren finden. Sind der Stolz, ein deutscher und zugleich ein freigesinnter Mann zu sein, und der Muth, diesen Stolz und diese freie Gesinnung zum Ausdruck zu bringen, wirklich im Elsaß nicht mehr dieselben wie zu Pfeffel's Zeit? Oder ist man nur vorübergehend durch den Druck der gegenwärtigen Verhältnisse eingeschüchtert?

H. M.

Notizen.

Die Aytoun-Martin'sche Uebersetzung der Goethe'schen Gedichte.

Wir kommen noch einmal auf die von den beiden Goethe-Kennern Edmondstoune Aytoun und Theodor Martin veranstaltete englische Uebertragung der Goethe'schen Balladen und Gedichte zurück, um ein früher von uns citirtes allzu abfälliges Urtheil des „Athenaeum" zu modificiren, was allerdings schon durch ein von uns angeführtes Urtheil der „Westminster Review" in Nr. 24 d. Bl. bis zu einem gewissen Grade geschehen ist. Eine weitere Modification des abfälligen Urtheils im „Athenaeum" gestattet uns jetzt ein eingehender Bericht (A. H. C. unterzeichnet) im Juniheft von „Fraser's magazine", welcher außerdem manche interessante Bemerkungen über die verschiedenen Methoden zu übersetzen und über Goethe als Lyriker enthält. Der Verfasser des Berichts, offenbar ein gründlicher Kenner Goethe'scher Poesie, bemerkt unter anderm, daß die in diesem Bande enthaltenen Uebersetzungen und Nachbildungen je nach den Principien, nach denen die beiden Uebersetzer gearbeitet, sich in zwei Klassen scheiden ließen, indem der eine sich durch Leichtigkeit hervorthue, der andere wegen seiner Treue Lob verdiene. Auch der Berichterstatter in „Fraser's magazine" findet die Bearbeitungen der beiden Balladen „Der Gott und die Bajadere" und „Die Braut von Korinth" (welche letztere ausnahmsweise auch der Kritiker des „Athenaeum" als treu und zugleich fließend hervorhob), besonders preiswürdig, und bemerkt dann: „Diese beiden Stücke sind höchst charakteristisch für Goethe und wol geeignet, dem englischen Leser einen Begriff zu geben von dem Standpunkt, von welchem der große deutsche Autor die Welt und die sichtbaren wie unsichtbaren, körperlichen wie unkörperlichen Weltdinge betrachtete." Er fährt dann fort: „Würden wir jedoch aufgefordert, diejenigen Compositionen zu nennen, welche uns mehr als alle andern den Menschen Goethe zur Anschauung bringen und uns mit seinem Verstande und Geist aufs innigste befreunden, so würden wir Gedichte von der Gattung nennen, wie „Prometheus", „Mahomed's Gesang", „Die Grenzen der Menschheit", „Der Gesang der Geister über den Wasser" und „Ganymed". Der Berichterstatter findet es sehr zu loben, daß die Uebersetzungen dieser Gedichte in einem dem Original sich nähernden reimlosen Rhythmus gehalten seien, und obschon keineswegs in der Diction und im Rhythmus so vollkommen wie im Deutschen, gäben sie doch nicht nur den Sinn, sondern auch im allgemeinen den wahren Ton und die Empfindung des Originals wieder. Hier nur eine ganz kurze Probe davon, wie sich das Englische in diesen Gedichten ausnimmt:

> The soul of man
> It is like water;
> From heaven it cometh,
> To heaven it mounteth
> And then again,
> Still interchanging
> Evermore, returns to earth.
> Aloft it shoots,
> A star in brighiness,
> From the beetling
> Wall of rock etc.

„Ganymed" dagegen, bemerkt der Berichterstatter, habe für das Ohr nicht den Reiz des Originals, doch sei dieses Gedicht vielleicht von allen am schwersten wiederzugeben. Auch die

Uebertragung des wie hingehauchten bekannten Liedchens „Ueber allen Gipfeln ist Ruh" genügt ihm nicht, ebenso wenig wie die frühere Longfellow'sche, und er versucht nun selbst eine Uebersetzung, die wir hier mittheilen:

Over every hill
All is still;
In no leaf of any tree
Can you see
The motion of a breath;
Every bird had ceased its song.
Wait; and thou too ere long
Shalt be quiet, in death.

Indeß fehlt hier das freilich im Englischen schwer wiederzugebende leichte Wechselspiel zwischen männlichen und weiblichen Reimen, wodurch das Original sich dem Ohre so süß einschmeichelt, und das hinzugefügte „in death" vergröbert das Gedicht, während das „Thou, to, shalt be at peace!" in der Aytoun-Martin'schen Uebersetzung wenigstens in dem lieblichen Zwielicht des Originals bleibt. Bis dahin mag der Versuch des Berichterstatters besser gerathen sein. Sehr gelungen scheint dem Berichterstatter die Wiedergabe des bekanntlich einem deutschen Volksliede nachgebildeten „Heideröslein", mit dem Refrain:

Rosebud, rosebud, rosebud red,
Rosebud brightly blowing!

Zum Schluß versichert er, daß die „German scholars" (das ist der gewöhnliche Ausdruck für diejenigen, welche in England sich mit deutscher Sprache und Literatur beschäftigen) das Buch mit Vergnügen und Interesse lesen würden, und daß es besonders den „*imperfect* German scholars" willkommen und nützlich sein werde. Auch scheint in der That dieser Uebersetzung der Goethe'schen Gedichte in England eine rege Theilnahme entgegenzukommen.

Deutsche Literatur in Italien.

Daß die Kenntniß der deutschen Literatur und Philosophie auch in Italien immer weitere Fortschritte macht, trotz so vieler in den politischen Verhältnissen liegender Umstände, die ihre Ausbreitung erschweren, beweist unter anderm das uns vorliegende, bei Detken in Neapel jüngst erschienene Buch: „La ragione della musica moderna, per *N. Marselli*." In dem Kapitel über die romantische Richtung in der Musik werden die Deutschen (wie von Bulwer) ein „popolo di pensatori" genannt, und in Bezug auf die deutsche Sprache wird bemerkt: „La loro lingua creata da Lutero e condotta a perfezione dal Goethe, rivela benissimo il genio scientifico degli Alamanni. Non v'ha aggettivo che non possa divenir sostantivo, il quale alla sua volta è capace di sostantivizzarsi ancora di più, tanto che da Ich (Io) si fa Ichheit che nella nostra favella suonerebbe Jità" u. s. w. Es wird darauf hingewiesen, daß die größten deutschen Dichter wie Lessing, Schiller, dessen „lyriche divine", und Goethe, dessen „Faust" besonders hervorgehoben werden, zugleich auch Denker und Kritiker gewesen; es werden ferner Schlegel, Tieck, Novalis, Arnim, Werner, Uhland u. s. w. genannt, besonders aber die Philosophen wie Kant, Schelling, Hegel, mit welchem letztern Marselli vorzugsweise bekannt zu sein scheint. Hegel's Schriften wie die „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften", „Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie" u. s. w. werden mehrfach in Noten citirt, es wird auch in der Einleitung eine ganze Stelle aus Hegel mit dem Anfange: „Ein Philosophiren ohne System kann nichts Wissenschaftliches sein", in deutscher Sprache als Motto abgedruckt; auch finden wir Hoffmann's „Phantasiestücke", Heine's „De l'Allemagne", die Uebersetzung von E. Duller's deutscher Geschichte, die unter dem Titel „Storia del popolo Tedesco dalle origini sino al 1848, voltata in Italiano da *G. Sanfrini*" erschien, u. s. w. citirt. Da die Musikfrage jetzt in Deutschland so sehr in den Vordergrund getreten ist, so verdient Marselli's interessante Schrift wol eine Uebersetzung oder doch eine ausführliche Besprechung in musikalischen Zeitschriften. Wir erwähnen ferner, daß Goethe's „Werther" neuerdings von Riccordo Coroni ins Italienische übersetzt worden ist und zwar nicht wie die frühern nach mittelmäßigen französischen Bearbeitungen, sondern unmittelbar aus dem deutschen Original. Auch verspricht der Bearbeiter unter günstigen Umständen einen Band literarhistorischer und kritischer Erläuterungen über Ursprung und Geschichte des „Werther" folgen zu lassen. Ferner hat der Graf Anselmo Guerrieri eine Uebersetzung des „Faust" in Aussicht gestellt, wovon der „Indicatore" Gutes verheißende Proben mitgetheilt hat, und der früher schon von dem bekannten Philosophen Terenzio Mamiani übersetzte Schelling'sche Dialog „Bruno" ist in einer neuen Uebertragung von der Marchese Florenza Waddington erschienen. Die „Jahreszeiten" machen ferner darauf aufmerksam, daß Strafferello in der officiellen „Gazetta Piemontese" einen Artikel „L'Italia nella poesia contemporanea dell' Alemagna" veröffentlichte, worin solche Bruchstücke aus deutschen Dichtern (z. B. Friedrich Halm, Paul Heyse u. a.) zusammengestellt sind, die der italienischen Nationalität günstig lauten.

H. M.

Bibliographie.

Aimard, G., Antinahuel der Aucashäuptling. Eine araukanische Erzählung. Aus dem Französischen übertragen. Sechs Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Breitschwert, A. v., Eisenbahn und Telegraph. Posse in zwei Akten. Canstatt. 8. 4 Ngr.

Clarus, L., Aus dem Leben einer Convertitin. Schaffhausen, Hurter. 8. 12 Ngr.

Frack und Crinoline. Lustspiel in zwei Aufzügen. Gmünd. Lex.-8. 4 Ngr.

Grant, J., Der schottische Cavalier. Ein historischer Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Helene, Herzogin von Orleans, geborene Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. (Von Marquise d'Harcourt.) Nach der 7ten Originalauflage aus dem Französischen von L. R. Lenzer. Einzige autorisirte Ausgabe. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Mayer, G. K., Die patriarchialischen Verheißungen und die messianischen Psalmen. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 Thlr.

Scherr, J., Schiller und seine Zeit. Leipzig, O. Wigand. 4. 10 Thlr.

Schlichtkrull, Aline v., Der Agitator von Irland. Vier Bände. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Schlözer, K. v., Friedrich der Große und Katharina die Zweite. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schmid aus Schwarzenberg, X., René Descartes und seine Reform der Philosophie. Aus den Quellen dargestellt und kritisch beleuchtet. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 Thlr.

Stuhlmann, C. W., Zwei Lustspiele. Kiel, Schwers. 4. 1 Thlr.

Wilbrands von Oldenburg Reise nach Palaestina und Kleinasien lateinisch und deutsch mit erklärenden Anmerkungen und einer Biographie des Verfassers herausgegeben von J. C. M. Laurent. Hamburg. Gr. 4. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Schulz, C., Die Russen und ihr Reich. Stargard. 8. 5 Ngr.

Stein, H., Gott schütze dich, mein Kaiser Franz! Patriotische Klänge. Leipzig, Stein. 8. 2 Ngr.

Stolz, A., Der Kreuzzug gegen den Welschen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Ngr.

Wangenmüller, M., Ich habe der katholischen Kirche Unrecht gethan! Bekenntnisse. Stuttgart. 8. 8 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 21. Juli 1859.

Deutsche Vaterlands- und Kriegspoesie.

Schiller schrieb am 13. October 1789 an seinen Freund Körner:

Wir Neuern haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich.

Diese Worte, in denen zugleich eine Verwerfung aller specifisch vaterländischen Poesie und Kriegslyrik ausgesprochen ist, bezeichnen den damaligen Standpunkt Schiller's, wie überhaupt den unserer großen Culturdichter: Goethe, Schiller und Wieland. Das Kleinliche, Gebrochene und Geknissene in den öffentlichen und staatlichen Zuständen Deutschlands und die von Schiller in seiner Jugendschöpfung „Kabale und Liebe" mit so großer Energie gebrandmarkten Erbärmlichkeiten, die sie an so vielen deutschen Höfen und an allem politischen Treiben überhaupt wahrnehmen mußten, widerten sie an und veranlaßten sie, sich aus dem damaligen deutschen „Reich" in das Reich der Schönheit, das ihnen zugleich als das Reich der Wahrheit und Sittlichkeit galt, hinüberzuflüchten und den Vaterlandszweck dem größern Zweck der geistigen Befreiung und harmonischen Ausbildung der Menschheit selbst zu opfern. Es ist sicher, daß dem Philosophen dieser Zweck stets als der höhere gelten wird und muß; nur daß dieser Proceß sich immer nur an einzelnen vollziehen wird, die dann eine geistige Aristokratie und Crême bilden, während vielleicht die von ihnen ignorirte oder gar verachtete Masse nur um so gewisser in ihrem geistigen Elend befangen bleibt, weil das künstliche Oberlicht gar nicht oder nur in schiefen und gebrochenen, keineswegs aufklärenden und leuchtenden Strahlen in seine Schichten dringt. Die Moral, die dem Volke von wirklichem Nutzen sein soll, muß es gewissermaßen als Rohstoff beziehen können, um es mit seinem praktischen Verstande zu verarbeiten; in feiner Kunstappretur, in ästhetischer „Verhüllung" kann es sie nicht brauchen; die Wahrheit, die ihm einleuchten soll, muß es direct beziehen können, nicht durch ästhetischen Zwischenhandel. Die Mittel, die man früher besaß, um auf das Volk erhebend zu wirken, sind eins nach dem andern abhanden gekommen; nun wollte man ihm noch das bischen Vaterlandsgefühl nehmen, mit dem es ohnehin in Deutschland schon schlimm genug bestellt war. Goethe, welcher sich freilich zu einer schwachen patriotischen Kundgebung, man möchte sagen auf Bestellung hergab, als die Befreiungskriege zu Ende waren, erklärte das, was er „Römerpatriotismus" nannte, bei modernen Völkern für närrischen Unsinn. „Götz von Berlichingen", ungefähr um dieselbe Zeit geschrieben, wo er diesen Ausspruch that, ist zwar von echt deutschem Kern und Gehalt und kann auch in gewissem Sinne für ein vaterländisches und patriotisches Stück gelten, doch unter mancherlei Beschränkungen, die sich aus Goethe's Natur ergaben und über die hier ausführlicher zu sprechen zu weit führen würde. Schiller, von Wieland gar nicht zu sprechen, hat wol nirgends in directer Weise das deutsche Volk zur Wahrung oder Hervorbringung deutscher Einheit, Macht und Größe aufgerufen. Sollte er wirklich — worüber jedoch unsers Wissens nirgends eine bestimmte Erklärung des Dichters vorliegt — mit der „Jungfrau von Orleans" eine kriegerische Mahnung für das deusche Volk beabsichtigt haben, so muß man gestehen, daß man dazu nur auf einem sehr weiten Umwege gelangen kann, und was „Wilhelm Tell" und „Wallenstein" betrifft, so mahnt der erste an einen höchst schmerzlichen Verlust, den das deutsche Volk infolge der habsburgischen Politik erlitten hat, und der zweite an eine der zerrissensten und traurigsten Zeiten deutscher Nation. Sehr wahrscheinlich würde Schiller durch die Katastrophe von 1806 und 1807 aufs tiefste, sicherlich tiefer als Goethe erschüttert worden sein, aber in den Schlägen, welche bis zu seinem Tode vorzugsweise die Oesterreicher getroffen hatten, erblickte er noch keine große Gefahr für deutsches Volksthum, für Geistes- und Gewissensfreiheit, welche letztere ihm höher standen als das Interesse für ein Reich, das nur noch den Namen eines solchen führte.

Schiller war ein entschiedener Gegner der habsburgischen Haus- und der wiener Jesuitenpolitik, obschon er nicht verschmähte, wenn ihm ein echt menschlicher Zug an einem Habsburger begegnete, diesen im Liede zu feiern, wie in der bekannten Ballade: „Der Graf von Habsburg.“ In Marquis Posa's so glänzend beredten Declamationen endlich handelt es sich um weltbürgerliche, nicht um vaterländische Fragen, und doch scheinen sie dem damaligen Publikum schon zu viel Politik enthalten zu haben, wie aus einem Briefe des Appellationsraths Körner vom 18. Februar 1789 hervorgeht. Körner hatte einer Aufführung des „Don Carlos“ in Dresden beigewohnt, und er schrieb auf Veranlassung derselben an Schiller:

> Mir ist gestern sehr anschaulich geworden, daß die Scene des Marquis mit dem König, wenn du den Inhalt nicht abänderst, auf keinem Theater Wirkung thun kann.... Wie wär's, wenn du die politische Philosophie des Marquis für das Theater ganz aus der Scene herauswürfst und eine andere machtest, wo der Marquis nur so viel sagte als nöthig ist, seinen Charakter zu zeigen und den König in seiner jetzigen Stimmung zur Vertraulichkeit zu veranlassen.

Ohne Zweifel hatten Goethe und Körner, welcher letztere übrigens in seinem Sohne Karl Theodor dem deutschen Vaterlande einen seiner tapfersten Kämpfer und patriotischsten Kriegsdichter großzog, auf Schiller, in dessen Jugendwerken doch ein sehr entschiedener Oppositionsgeist pulsirte, durch solche Vorstellungen einen mächtigen Einfluß. „Wir leben nicht in der politischen Welt und verlangen nichts als Ruhe“, schreibt Körner einmal von seinem damaligen Standpunkt, und ein andermal: „Alle Staatsverwandlung ist Geschäft eines Stümpers und Barbaren, sobald sie kein würdiges Ideal zum Ziele hat. Der Staat ist blos Mittel, Zweck ist allein die Menschheit“ u. s. w. Bei dieser Unterordnung alles Politischen und Staatlichen unter den allgemeinen Menschheitszweck findet sich in den Schiller'schen, Goethe'schen und Körner'schen sonst so überaus inhaltreichen Briefen nur äußerst selten eine flüchtige Anspielung auf die großen Geschicke, welche Europa damals bewegten und auch Deutschland schwer bedrohten. Es ist nicht zu leugnen, daß wir vieles Herrliche nicht besitzen würden, wenn sich diese Männer mehr um Politik bekümmert und die Geschicke des Vaterlandes sich tiefer zu Herzen genommen hätten. Aber dieser Indifferentismus in politischen Dingen ging bei ihnen doch etwas weit: Goethe und Wieland beugten sich, wie Johannes Müller, vor der persönlichen Erscheinung Napoleon's, und Schiller schrieb im Jahre 1790 an Körner: „Wenn die Franzosen mich um meine Hoffnung (in Mainz) bringen, so kann es mir einfallen, mir bei den Franzosen selbst bessere zu suchen.“ Soll man aus blinder Verehrung und misverstandener Pietät für diese Literaturheroen solche Thatsachen und Bekenntnisse unterdrücken und beschönigen? Sicherlich nicht; denn vor allem gebührt der Wahrheit die Ehre. Gemüth, Geist und Charakter dieser Männer waren ja ohnehin im Kern so echt deutsch, daß darüber nicht der geringste Zweifel bestehen kann. Vielleicht huldigten sie diesem Indifferentismus nur, um nicht undeutsch zu werden, denn bei den fortdauernd traurigen Verhältnissen Deutschlands war gewaltigen Geistern und Freidenkern wie sie die Versuchung hierzu nahe genug gelegt. Was Wieland betrifft, so erscheint dieser bei weitem undeutscher als Schiller und Goethe; doch behauptete der erstere auch von Wieland in einem Briefe an Körner vom 1. Mai 1797:

> Was einen aber so oft an ihm irre macht, im Guten und Bösen, das ist seine Deutschheit bei dieser französischen Appretur. Diese Deutschheit macht ihn zuweilen zum echten Dichter, und noch öfters zum alten Weibe und Philister.

Gerade jene von Körner verworfene Scene zwischen dem König Philipp und dem Marquis Posa ist es, welche heutzutage bei einer Aufführung des „Don Carlos“ den meisten Eindruck zu machen und den größten Beifall hervorzurufen pflegt. Dies deutet auf eine sehr veränderte Strömung der öffentlichen Meinung. Man ist in Deutschland in der That nicht blos vaterländischer, man ist auch politischer geworden, ja so politisch, daß viele über dem bloßen politischen Calcul das Vaterland vergessen. Trotz des von unsern größten Dichtern und vielen andern, die zu ihrer Fahne der Allgemeinmenschlichkeit und des Kunstinteresses schworen, gegebenen Beispiels, war, namentlich durch Klopstock, dem hierfür der größte Dank gebührt, inzwischen auch eine allgemeine deutsche vaterländische Gesinnung angebahnt worden, welche durch eine ganze Reihe von Dichtern fortgepflanzt wurde und namentlich in der Kriegspoesie zur Zeit der Befreiungskriege ihren Gipfelpunkt und den höchsten Grad ihres Einflusses erreichte. Unmittelbar an Klopstock schlossen sich Voß, die beiden Grafen Stolberg und Herder an. Letzterer sang schon im Jahre 1778:

> O Kaiser du! von neunundneunzig Fürsten
> Und Ständen, wie des Meeres Sand,
> Das Oberhaupt, gib uns, wonach wir dürsten,
> Ein deutsches Vaterland!

Die bedeutsamste unter Herder's vaterländischen Oden ist aber wol die mit der Ueberschrift „Germanien“ und dem Anfange „Deutschland, schlummerst du noch?“, die direct für unsere Zeit geschrieben zu sein scheint und aus der wir hier einige der bezeichnendsten Strophen mitzutheilen nicht unterlassen wollen. Herder erinnert die Deutschen an das Schicksal der Polen, die infolge ihrer innern Uneinigkeit zu Grunde gegangen seien. Er weist auf Rußland hin:

> Weiter schaue, du siehst, ferne im Osten steht
> Dir ein Riese; du selbst lehretest ihn, sein Schwert,
> Seine Keule zu schwingen....

Dann auf Frankreich:

> Schau gen Westen; es droht fertig in jedem Kampf,
> Vielgewandt und erglüht, trotzend auf Glück und Macht
> Dir ein anderer Kämpfer,
> Der dir schon eine Locke nahm.
>
> Und du säumetest noch, dich zu ermannen, dich
> Klug zu einen? Du säumst, kleinlich in Eigennutz,
> Statt des polnischen Reichstags,
> Dich zu ordnen, ein mächtig Volk?
>
> Soll dein Name verwehn? Willst du zertheilet auch
> Knien vor Fremden? Und ist keiner der Väter dir,
> Dir dein eigenes Herz nicht,
> Deine Sprache nicht alles werth?

Die Ode schließt mit den beachtenswerthen Strophen:

Wer sich selber nicht schützt, ist er der Freiheit werth?
Der gewähleten, die nur ihm gegönnet ward;
Ach, die Pfeile des Bündels!
Einzeln bricht sie der Knabe leicht.

Höfe schützen dich nicht; ihre Magnaten fliehn,
Wenn kaum nahet der Feind; Inful und Mitra nicht.
Wirf die lähmende Deutschheit
Weg und sei ein Germanien!

* * *

Träum' ich, oder ich seh welch einen Genius
Niederschweben? Er knüpft, ewig verknüpfet er
Zwei germanische Freundes-
Hände, Preußen und Oesterreich!

Die Stellungen sind noch oder wieder ganz dieselben; im Osten Rußland, „der Riese", im Westen Frankreich, „fertig in jedem Kampf, vielgewandt und erglüht, trotzend auf Glück und Macht", dazwischen das zerrissene uneinige Deutschland. Hierzu kommt aber gegenwärtig noch ein zu einheitlicher Macht aufstrebendes Italien, von dem wir uns nicht viel Liebes zu versehen haben, ein grollendes Dänemark und zweideutiges Skandinavien und ein Kranz von magyarischen und slawischen Völkerschaften, die den Nationalitätsruf von Frankreich her sicherlich nicht überhört haben werden.

Deutschland hat der Welt schon so manche Erfindung gegeben, die dann im Auslande zu besserer Ausbildung gebracht und wirksamer benutzt wurde als in der Heimat; ja es gibt kaum eine weltbewegende Idee in neuern Zeiten, die nicht ursprünglich in Deutschland ausgebrütet, dann aber nicht selten von schlauern Völkern gegen Deutschland selbst gerichtet worden ist. Dahin ist denn auch wol, wie einerseits die kosmopolitische Humanitätstendenz, andererseits auch der moderne Patriotismus und der Nationalitätsbegriff zu rechnen. Diese waren im 17. und 18. Jahrhundert fast überall vollkommen erloschen. Nach den Interessen der Völker wurde nicht gefragt; es gab nur dynastische Interessen, autokratische Gelüste und Cabinetskriege. Frankreich mochte aufs unverschämteste ganze deutsche Provinzen in die Tasche stecken: die öffentliche Meinung in Deutschland kümmerte sich darum nicht. Nur die Türkenkriege waren volksthümlich in Deutschland, und nach dieser Richtung hin hätte Oesterreich noch mehr unvergängliche Lorbern sich erwerben können. Erst mit den Kriegen Friedrich's des Großen, durch die, wie selbst Goethe gesteht, zuerst wieder ein größerer Gehalt in die deutsche Poesie kam, erwachte der Nationalsinn, zuvörderst der specifisch preußische, sodann im Anschluß an ihn der allgemein deutsche. Jenen vertrat besonders Gleim in seinen „Kriegsliedern eines preußischen Grenadiers", diesen, wie schon bemerkt, vor allen Klopstock, der in schwungvollsten Oden seinem deutschen Vaterlandsgefühl die kräftigsten Worte lieh und nicht blos den Varusbesieger Armin, dessen Andenken deutsche Dichter auch vor ihm von Zeit zu Zeit zu erneuern versucht hatten, in Oden und Tragödien feierte, sondern selbst die Heldengestalten der mächtigsten deutschen Kaiser wieder aus ihren Gräbern heraufbeschwor. Dies war mehr als ein literarischer Erfolg, es war eine vaterländische That, durch die allein schon Klopstock in der Erinnerung seiner Nation fortzuleben verdient. Diese von Klopstock angeregte patriotische Richtung war die nothwendige Gegenströmung gegen den in Weimar gepflegten Atticismus und ästhetischen Quietismus, der seinerseits wieder dazu beitrug, die barbarischen Elemente, womit sich diese stürmische Bewegung im Laufe der Zeit zu versetzen drohte und zu Zeiten wirklich versetzte, in Schranken zu halten. Sicherlich hat sich bei keinem modernen Volke das Vaterlandsgefühl in so energischer Weise literarisch ausgesprochen und so viele Herolde namentlich durch das Organ der Lyrik gefunden als bei den Deutschen von Klopstock an bis zu den Befreiungskriegen und zum Theil noch späterhin. Empfindung und Ausdruck steigerten sich zu einer um so größern Energie, je schmerzlicher gerade eine so zahlreiche und einst so mächtige Nation, die sich auf allen andern Gebieten durch so hervorragende Leistungen ausgezeichnet und der Welt mehrfach den Anstoß zu den wichtigsten Fortschritten gegeben hatte, ihre innere Zersplitterung und daherrührende politische Ohnmacht empfinden mußte. Diese Bewegung konnte im Auslande nicht unbemerkt und nicht ohne Rückwirkung namentlich auf diejenigen Völkerschaften bleiben, die dasselbe Bedürfniß für Vereinigung ihrer getrennten Glieder und für politische Großmachtsstellung, wenn auch vielleicht nicht denselben Anspruch darauf hatten, und es fragt sich, ob wir ohne das Beispiel des Pangermanismus von einem Panslawismus, Panhellenismus und Panskandinavismus, von einem Czechenthum, einem Magyarismus, von einer rumänischen „Nation", von „Italianissimis" u. s. w. so viel oder überhaupt etwas gehört haben würden. Vergessen wir nicht, daß Deutschland der Hauptsitz jener ethnographischen Studien ist, welche den unterdrückten und zerrissenen Völkerschaften Europas die Quelle geworden sind, aus denen sie vielleicht vorzugsweise das Bewußtsein ihrer Nationalität und ihrer nationalen Bedeutung und Bestimmung schöpfen. Die deutsche Wissenschaft hat schon mehr als einmal die Linien vorgezeichnet, in denen sich dann später die politischen und kirchlichen Begebenheiten bewegten. Freilich beschwört sie damit nicht selten uns selbst feindselige Geister herauf, die wir dann nicht loswerden können.

Die größte Bedeutung und den größten Einfluß gewannen, wie schon bemerkt, die politische Poesie und Kriegslyrik zur Zeit der Befreiungskriege, und wir freuen uns, folgende Sammlung zur Anzeige bringen zu können, in der sich eine Anzahl der charakteristischsten Lieder aus jener Zeit vereinigt finden:

1. Deutschlands Kriegs- und Siegesjahre 1809—15 im Liede deutscher Dichter. Herausgegeben von Hermann Kletke. Berlin, Springer. 1859. 8. 17½ Ngr.

Es sind gegen solche Anthologien („Sammelsurien", wie ihre Gegner sie zu nennen pflegen) in letzter Zeit manche Einwendungen erhoben worden. Wir wollen auf die Widerlegung dieser Einwendungen hier nicht gründlicher eingehen, sondern uns nur auf die Bemerkung beschränken, daß Sammlungen dieser Art in einer Zeit,

wo die Literatur der Lyrik einen kaum zu übersehenden Umfang erreicht hat, nur willkommen geheißen werden können, vorausgesetzt, daß ihre Veranstalter dabei ein bestimmtes Ziel und einen bestimmten Zweck vor Augen haben und mit praktischem Verstande und kritischem Urtheil zu wählen und anzuordnen wissen. Der Veranstalter der vorliegenden Sammlung, der schon mehrfach Proben seines Geschicks für die Zusammenstellung lyrischer Collectionen abgelegt hat, bemerkt im Vorwort:

Es ist wohlthuend und ermuthigend, in einer Zeit der Bewegung und Befürchtung auf eine große Vergangenheit zurückzublicken und zu sehen, um wie viel Muth, Entschlossenheit und großherzige Gesinnung höher stehen als die Kunst der diplomatischen Künste: eine Kunst, die von der Klugheit bis zur Weisheit einen weiten, vielleicht nie zu bewältigenden Schritt zu thun hat u. s. w.

Er schließt:

In solchem Sinne nun habe ich die nachfolgenden Gedichte aus der glorreichen Zeit der deutschen Freiheitskämpfe zusammengestellt und widme sie allen Sinnes- und Sangesgenossen.

Die Sammlung, chronologisch angeordnet und mit dankenswerthen, historischen und literarhistorischen Notizen und Erläuterungen zum Schluß begleitet, beginnt mit H. von Kleist's herrlichem Gedicht: „Germania an ihre Kinder", und den sich anschließenden Liedern auf Schill, deren sich hier nicht weniger als 10 befinden, und schließt mit der zweiten Einnahme von Paris und den sich an dieses Ereigniß knüpfenden Siegs-, Jubel- und Friedensliedern. Der Sammler hat auch sehr mit Recht die damals zahlreich erschienenen „fliegenden Blätter" und das eigentliche Soldatenlied vorzugsweise beachtet, welches letztere denn freilich einen ganz andern Ton und Charakter trägt als die pathetischen Kriegslieder unserer Kunstdichter, selbst wenn sie den populären Ton affectiren. Am besten noch hat wol Fouqué diesen populären Ton in seinem 1808 gedichteten Liede auf Schill getroffen, welches mit den Worten beginnt:

Ihr lieben Preußen insgemein,
Die gerne frisch und lustig seind u. s. w.

Dieses Lied wurde zunächst in etwa 100 Exemplaren für Freunde abgezogen; bald aber sah man an Schenkenthüren und in Bauern- und Tagelöhnerhäusern den colorirten Schill zu Roß in Holzschnitt prangen, an beiden Seiten die Liedeszeilen um ihn hergedruckt. So erlebte es drei echte Volksausgaben, während der Dichter selbst in seiner Lebensgeschichte nur Bruchstücke zu geben vermochte. Vollständig abgedruckt wurde es zuerst wieder von C. Fr. von Vechelde in der Sammlung: „Ferdinand von Schill in Liedern der Deutschen" (Braunschweig 1841). Originell und volksthümlicher Art ist auch das Lied: „Mit Mann und Roß und Wagen", welches Ferdinand August, der Dichter des Turnliedes: „Was gleichet uns Turnern, uns frohen", auf die aus Rußland flüchtenden Franzosen gedichtet hat. Früher galt Jahn als Verfasser dieses damals im Volk weitverbreiteten Spottliedes, und noch Pröhle in seinem Buche über Jahn behauptet dies. Aber dem Turnvater Jahn waren nur der Refrain und einige Reime wie „Trommelstock" und „Weiberrock" eingefallen und er richtete an August die Frage, ob er wol aus diesen Bruchstücken ein Spottlied zu fertigen im Stande sei. August machte sich an die Aufgabe und löste sie mit großem Geschick. Da das Gedicht der jetzigen Generation kaum bekannt ist, so setzen wir es vollständig hierher, die Bemerkung vorausschickend, daß der Text in verschiedenen Liederbüchern mannichfache Abweichungen und Zusätze erfahren, daß aber Kletke es in derjenigen Gestalt gegeben hat, in der es von dem Dichter selbst als die ursprüngliche anerkannt worden ist.

Mit Mann und Roß und Wagen.

Mit Mann und Roß und Wagen,
Hat sie der Herr geschlagen!

Es irrt durch Schnee und Wald umher
Das große mächt'ge Franzenheer.
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.

Jäger ohne Gewehr,
Kaiser ohne Heer,
Heer ohne Kaiser,
Wildniß ohne Weiser.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.

Trommler ohne Trommelstock
Kürassier im Weiberrock,
Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.

Fähnrich ohne Fahn',
Flinten ohne Hahn,
Büchsen ohne Schuß,
Fußvolk ohne Fuß!
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.

Feldherrn ohne Witz,
Stückleut' ohne Geschütz,
Flüchter ohne Schuh,
Nirgends Rast und Ruh'.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.

Speicher ohne Brot,
Allerorten Noth,
Wagen ohne Rad,
Alles müd' und matt,
Kranke ohne Wagen,
So hat sie Gott geschlagen.

Interessant war uns auch ein Soldatenlied auf die Schlacht von Waterloo, aus Soltau's „Historischen Volksliedern" abgedruckt. Die von Hoffmann von Fallersleben und Ernst Richter gesammelten „Schlesischen Volkslieder" (Leipzig 1841) enthalten nämlich ein preußisches Kriegslied aus dem Jahre 1814, das in mehreren Strophen dem erstern höchst ähnlich ist. Das Waterloolied beginnt:

Bei Waterloo war die erste Schlacht,
Die der Kaiser Napoleon mit England gemacht,
Mit Cavalerie.

Und da ward ja auf einmal das Feld so roth
Von lauter, ja lauter Franzosenblut,
Sie mußten sterben.

In dem Kriegslied aus dem Jahre 1814 lautet die zweite Strophe:

Bei Namur war die erste Schlacht,
Die Napoleon mit den Preußen gemacht,
Mit Infanteristen.
Auf einmal waren die Felder so roth
Von lauter lauter Franzosenblut,
Die mußten sterben.

In ähnlicher Weise variirt finden sich noch mehrere Strophen dieses Kriegsliedes im Waterlooliede. Das Volk und mithin auch der gemeine Soldat benutzen aus frühern Liedern gern solche Motive, die ihnen gefallen, um sie auf andere verwandte Fälle und Vorgänge mit nöthig scheinenden Variationen anzuwenden. Schließlich erlaube ich mir eine kleine Berichtigung. Kletke zählt unter den jungen Männern von Namen, welche im Lützow'schen Corps gedient, auch den Dichter Ernst Schulze auf. Dieser aber nahm erst im Frühjahr 1814 Kriegsdienste, und zwar als Freiwilliger im Grubenhagen'schen Jägerbataillon, welches sich unter dem Oberstlieutenant von Beaulieu-Marconnay in Göttingen bildete, das dann gegen das Davoust'sche Corps in Hamburg verwandt wurde und auch einige heftige Scharmützel zu bestehen hatte, z. B. bei Moorburg am 4. April. In Moorburg dichtete er auch das „Jägerlied" mit dem Anfange: „Was blitzt in den Büschen so hell", welches im dritten Bande seiner „Sämmtlichen Werke" enthalten ist.

Bezeichnend für die tyrtäischen Dichter jener Zeit ist eine häufig durchklingende gottvertrauende religiöse Stimmung, die unter anderm bei Fouqué, Theodor Körner, namentlich aber in tiefster sein ganzes Wesen durchdringender und verklärender Ausprägung bei Max von Schenkendorf hervortritt. Schon bei Klopstock, Herder und Friedrich von Stolberg zeigte sich die Vaterlandsliebe im Bunde mit der Religion; es ist die christlich-germanische Richtung im Gegensatz zu der allgemeinmenschlichen und zugleich (in gutem humanen Sinne) heidnischen oder vielmehr hellenisirenden, wenigstens nicht specifisch christlichen Richtung der Goethe-Schiller'schen Kunstweise. Dabei wollen wir aber, nebenbei bemerkt, keineswegs so weit gehen, wie Albert Knapp, der in seinem „Lied auf Goethe's Hingang" es Goethe zum Vorwurf machte, daß dieser Jesus nie besungen, daß er die Schönheit „an jedem Ort, nur nicht im Strahle seines Angesichts" gesucht habe. Es ist allerdings eine auffallende Erscheinung, daß die sogenannten „starken Geister" wol von Sokrates, Confucius und andern Weisen alter Zeit sprechen, aber eine merkwürdige Scheu tragen, den Namen Christi, der doch sicherlich eine ungeheuere weltgeschichtliche Mission erfüllt hat, auch nur auszusprechen; statt auf den Inhalt seiner Lehre und seines Lebens, selbst wo dies nöthig oder unerlaßlich wäre, tiefer einzugehen, lassen sie lieber in ihren geschichtsphilosophischen Betrachtungen eine empfindliche Lücke, nur eben um ihm, dem Stifter unserer Religion, nicht die ihm gebührende Ehre zu gönnen. Aber auf Goethe paßt Knapp's Vorwurf doch nicht so ganz. Wer denkt nicht an die herrliche Hymne „Christ ist erstanden" im „Faust"? Wer nicht an die tiefen Mahnungen, die das Geläut der Kirchenglocken in der Osternacht in Faust's Busen erregt? Wer nicht an die so wunderbar wirkende Verstärkung der Gewissensangst Gretchen's durch die erschütternden Klänge des „Dies irae, dies illa"? Wer nicht an so manches treffende Wort Goethe's über den vermenschlichenden Zweck der christlichen Religion? Wer nicht an die Anregungen, die er aus seinem Umgange mit Jung Stilling und dem Fräulein von Klettenberg schöpfte? Was Schiller betrifft, so hat dieser sogar in „Maria Stuart" und in der „Jungfrau von Orleans" an die katholische Mystik und den katholischen Kirchenpomp hier und da Zugeständnisse gemacht, die bei einem Kantianer nicht wenig befremdlich sind. Uebrigens vergesse man nicht, in welchem Luftkreise Goethe, Wieland und Schiller lebten und wirkten. Es gehörte an denjenigen deutschen Höfen, welche damals Sitze der philosophischen Aufklärung waren, nicht zum guten Ton, über Gegenstände der Religion anders als im despectirlichen Sinne zu sprechen, und es galt als ein Zeichen eines „esprit fort", Gott und was mit dem Gottesbegriff zusammenhängt, blasphemirend abzuleugnen, wozu ja doch im Grunde ebenso wenig Witz als Geistesstärke und Philosophie gehören.*)

Es sollte uns nicht schwer werden, aus der Geschichte an zahlreichen Beispielen nachzuweisen, daß die herrlichsten und freiwilligsten Offenbarungen und Thaten der Vaterlandsliebe in diejenigen Zeiten eines Volks fallen, wo es noch seinem nicht dogmatisch und pietistisch abgeschwächten gesunden alten Glauben treu war; und selbst noch die Scharen Gustav Adolf's und Friedrich's des Großen kämpften am tapfersten und siegreichsten, wenn sie sich vorher durch Gesang und Gebet aufgerichtet hatten, obwol auch bei ihnen schon die neuere militärische Disciplin das Meiste that. Mit der Vaterlandsliebe scheint es nun freilich gegenwärtig überhaupt ziemlich zweideutig bestellt, seit sie, durch Parteitendenzen in sich zerklüftet und durch die blos berechnende Interessenpolitik, die sie bald dahin bald dorthin und oft in die entgegengesetztesten Richtungen commandirt, um ihren moralischen Halt gekommen ist. Man sucht nicht blos das religiöse Element, sondern selbst das Element der einfachsten Ethik aus ihr zu entfernen, und mit einer erschreckenerregenden Apathie

*) Unter diesen „starken Geistern" in Weimar glänzte auch Knebel, der es liebte, seinen Atheismus öffentlich zur Schau zu stellen. Frau von Staël bemerkte, wie wir in den jüngst in den „Grenzboten" veröffentlichten Falk'schen Tagebuchblättern lasen, einmal nach einem solchen Gespräche: „Tout homme qui n'a pas de religion dans le coeur, est un monstre.... Toutes les grandes choses qui se sont faites dans le monde, se sont faites par des hommes qui avaient de la religion." Dieser „esprit fort", der vielmehr ein „esprit faible" sei, habe, fügte sie hinzu, alles Schlimme in Europa verursacht; er sei aber aus der guten Gesellschaft in Paris verbannt, denn diese sei durch die Revolution bekehrt worden. Freilich war diese Bekehrung weder eine sehr dauernde, noch eine sehr tiefe.

gegen alle Moral, aber in Uebereinstimmung mit dem egoistisch-materialistischen Charakter der Zeit, verkündet man offen den gefährlichen Grundsatz, daß ein Staat immer nur sein augenblickliches egoistisches Interesse zu Rathe zu ziehen habe, und sonst nichts, daß z. B. von einer Verpflichtung der Dankbarkeit für geleistete Dienste gar nicht die Rede sein dürfe. Und doch scheint es selbst das Eigeninteresse zu erheischen, dankbar oder wenigstens nicht undankbar zu sein; denn wer Dienste leistet, rechnet vorkommendenfalls auf Gegendienste, oder man wird es zu seinem leitenden Grundsatz machen, andern überhaupt keine Dienste zu leisten und es selbst, wenn man mitbedroht ist, eher aufs äußerste ankommen zu lassen, statt dem Nebenstaat oder dem Nebenmenschen helfend beizuspringen. Grundsätze wie den von uns bekämpften aufzustellen, ist deshalb gefährlich, weil eine Politik, die keine andere Consequenz kennt als die, welche ihr durch ein blos augenblickliches rein materialistisches Interesse auferlegt wird, sich zuletzt am Urheber selbst rächt und außerdem durch schlimmes Beispiel stets verderblich auf die private Moral der Völker zurückwirkt.

Bei dieser rein geschäftsmäßigen Interessenpolitik muß zuletzt jede Begeisterung unmöglich werden. Und in der That haben wir seit 1815 die tollsten Schwankungen und Widersprüche in der öffentlichen Meinung erlebt, die einen irre machen können an der Welt wie an sich selbst. Wer sich als Knabe für die Freiheitskriege begeisterte, mußte es später erleben, daß man ihm bewies, er habe sich für ein Nichts begeistert; es habe sich in jenen Kriegen eher um alles andere als um die Freiheit gehandelt, zu welchem glücklicherweise vorübergegangenen Umschlag der öffentlichen Meinung allerdings die Machinationen der Cabinetspolitik Anlaß genug gaben. Alsdann schwärmte die Jugend für die Helden des griechischen Befreiungskriegs; etwa 30 Jahre später, während des Krimkriegs, schilderten die ordreertheilenden Zeitungen dieselben Griechen als eine Horde von Räubern und Piraten, und es hätte nicht viel gefehlt, so würden wir die Türken, die uns Ungläubige ziemlich als Hunde betrachten und behandeln, als die eigentlichen Retter und Befreier der Civilisation haben preisen und feiern müssen. In ähnlicher Weise war man bestrebt, unsere Theilnahme an den Geschicken der Polen zu dämpfen, indem man an ihnen nur die allerschlechtesten Seiten herauszukehren suchte. Jubelnd begrüßte man das Bürgerkönigthum in Frankreich, dem man, als es zusammenbrach, höhnisch einen Tritt mit auf den Weg gab, obschon es wenigstens mit Europa Frieden gehalten, auf Professorenintelligenz und Bourgeoisieinteresse sich gestützt und Preß- und Redefreiheit und parlamentarische Debatte aufrecht erhalten hatte. Zur Zeit des Krimkriegs leistete man dem französischen Kaiser als dem „Vorkämpfer der Civilisation" allen möglichen moralischen Vorschub gegen die „Feinde der Civilisation", gegen die Russen, dieselben Russen, die man 1813 als unsere Retter und wackere Kriegskameraden mit offenen Armen empfangen und in Liedern gefeiert hatte; jetzt möchten viele in Deutschland diese verhaßten Russen wieder herbeirufen, falls sie nur kommen wollten, um uns gegen diesen „Vorkämpfer der Civilisation" behülflich zu sein und aus Kosackenlanzen einen Wall zum Schutze der gefährdeten deutschen Grenzen bilden zu helfen.

Diese Schwankungen und Widersprüche, die aus der bedauernswerthen innern Zersplitterung Deutschlands und seiner Rathlosigkeit hervorgehen, spiegeln sich auch in unserer politischen Lyrik seit 1815 wider. Die Lyrik während der Befreiungskriege hatte deshalb eine so große Wichtigkeit und einen so bedeutenden Einfluß, weil sie ein die ganze Nation beherrschendes einiges Gefühl ausdrückte und ein einziges bestimmtes und sicheres Object, die Vertreibung der Franzosen von deutschem Boden, vor sich hatte. Diese Stimmung war nur eine, der sich dann bei vielen freilich eine mehr oder minder unklare Vorstellung von einem künftigen deutschen Reiche gesellte. Mit dieser Einheit und Einhelligkeit in der politischen Stimmung war es nach 1815 sehr bald zu Ende; denn die Wünsche und Forderungen der deutschen Patrioten waren nach keiner Richtung befriedigt worden. Die burschenschaftlichen Dichter setzten noch einigermaßen eine Zeit lang die Poesie aus den Freiheitskriegen fort; aber sie verfielen zum Theil in einen burschikos barbarischen Ton und in eine Unklarheit, die es nicht wenig zweifelhaft ließ, was sie eigentlich wollten: ein deutsches Kaiserreich oder eine Republik. Ebenso unklar schwankte man nach 1830 zwischen Franzosenthümelei und Deutschthümelei, zwischen Constitutionalismus und Cäsarismus, und später zwischen rein politischen Tendenzen einerseits und social-communistischen Tendenzen andererseits. Großes, was besingenswerth gewesen wäre, geschah daheim nichts, um so mehr viel Kleinliches und Peinliches; da feierte man, wie Wilhelm Müller, die Thaten der griechischen Freiheitskämpfer, oder wie Platen und Mosen den Aufstand der Polen; oder in Ermangelung von etwas Besserm das „gute alte würtembergische Recht" wie Uhland. Das Beste und Bleibendste, was auf dem Gebiete der politischen Poesie zwischen 1830 und 1848 geleistet wurde, war ironischen, witzigen und humoristischen Charakters, und in der That sind es nur die politischen Spottlieder, wie Chamisso, Heine, Hoffmann von Fallersleben, Gaudy, Prutz, Dingelstedt, Herloßsohn deren dichteten, welche die Ehre der politischen Poesie in dieser Zeit retteten und zum Theil bleibenden Werth haben, wenigstens so lange haben werden, als die Zustände dauern, die darin gegeißelt werden. Dagegen wird man die politischen Gedichte pathetischen Charakters aus jener Zeit, so gut gemeint, virtuos gereimt und in schwungvolle Worte sie auch oft gekleidet waren, gegenwärtig fast sammt und sonders phrasenhaft und ziemlich ungenießbar finden, mit Ausnahme einiger ernsthaften Strafgedichte von Uhland, Herwegh, Anastasius Grün, Karl Beck, unter denen namentlich das bekannte von Uhland „Wenn heut' ein Geist herniederstiege" durch den präcisen Ausdruck präciser Gedanken noch heute seinen Werth behauptet. Auch einige urkräftige Lieder des schon einer frühern Periode angehörenden greisen Arndt sind hierher zu rechnen, namentlich diejenigen, in denen er die

ighheit der Zeit geißelt oder, wie im Jahre 1841, den
heingelüsten der Franzosen gegenübertritt. Ist uns
utschen ja doch der Rhein der heilige Strom, wie den
diern der Ganges oder den Russen die Wolga, ein
genstand der Poesie schon bei Klopstock, Friedrich von
olberg und Claudius. Ein Nationalinstinct sagt den
utschen, welchen unermeßlichen Werth für sie das Stück
s Rhein hat, das noch auf beiden Seiten deutsch ist.
raus läßt sich auch die große, sonst nicht sehr verdiente
rkung erklären, welche das Becker'sche Rheinlied übte.
: so kategorisch auftretende Refrain: „Sie sollen ihn
t haben!" mußte überall durchschlagen.
Wo sich die politische Poesie vom vaterländischen Bo-
auf das dornige Terrain der Parteitendenzen verlor,
wurde sie sofort ungenießbar, und von Gedichten die-
Art sagte man damals treffend, sie seien „gereimte
ungsartikel". Die übermäßig viele politische Zeitungs-
re gehört ja ohnehin wol zu den mancherlei moder-
Beschäftigungen, welche die Menschheit zu materiali-
, zu barbarisiren und gedankenlos zu machen drohen,
nun wurde dies barbarische Element auch in die
le eingeführt, mit deren Wesen und Zweck es im
iedensten Widerspruch und Gegensatz steht. Vater-
sche Gesinnung darf und muß von jedem Dichter
ngt werden, aber eine zu einseitige und ausschließ-
Betheiligung an den politischen Parteifragen hebt
Dichter in ihm auf und verwandelt ihn in einen
er, der leitende Artikel in Verse bringt. Für den
er gibt es nur zwei Parteien, die vaterländische und
ichtvaterländische. Mit der vaterländischen Tendenz
die allerdings höhere Aufgabe des Dichters, allge-
menschlichen Zwecken zu dienen, vollkommen in
ang, während der Dichter einer Partei vielfach in
age kommt, mit diesen Zwecken in feindlichen Con-
zu kommen. Es war der Grundsatz Goethe's, daß,
es besser werden solle, jeder sich damit zu begnügen
in seinem kleinern oder größern Kreise nach besten
en das Beste zu wirken; das soll auch der Dichter
nem Kreise; aber das Treiben einer Partei ist eben
immer das Beste, bald nicht dem Zwecke, bald nicht
Mitteln nach, die oft nur auf Geheimränke und In-
n hinauslaufen. Parteien sind despotisch und neh-
diejenigen, die zu ihnen halten so gut wie irgendein
at nicht als denkende freiwählende Wesen, son-
ls Maschinen in Beschlag, und jeder Parteiführer,
r Activität gelangt, hat so und so viel Menschen
m Gewissen, die er erbarmungslos seinen Zwecken
Ebenso oft als Despoten zu Revolutionären wer-
benso oft und noch öfter werden z. B. revolutio-
Parteihäupter zu Despoten. Ganz besonders muß
r Dichter darauf sehen, daß ihm die Freiheit des
s und Schaffens unverkümmert bleibe; das Vater-
ewährt ihm diese Freiheit, aber nimmermehr die
Lieder mit Parteitendenzen lassen sich nicht fin-
nd ein politisches Lied, das nicht gesungen werden
bleibt eben ein — „garstig Lied". Zwar sang
h: „Meinen Lorber flechte die Partei!" Nun seine
Partei hat ihm diese Lorbern seinerzeit reichlich geflochten,
aber was ist aus diesen Lorbern geworden? wie bald sind
sie verwelkt? Als echter Dichter sang dagegen Freiligrath:

> Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
> Als auf den Zinnen der Partei.

Leider wurde er im Jahre 1848 diesem Grundsatz
untreu; was er aber im Dienst seiner Partei dann dich-
tete, ist vergessen, während seine frühern Schöpfungen
fortfahren eine Zierde der modernen deutschen Lyrik zu
sein. Ueberhaupt bot die nur zu complicirte Bewegung
von 1848 und 1849 nur zwei Momente, welche dem
wirklichen Dichter Gegenstand poetischer Begeisterung wer-
den konnten; diese Momente waren das Trachten nach
deutscher Einheit und der Kampf um die Rechte Schles-
wig-Holsteins. Ließ ich doch durch den letztern mich selbst
zu der Herausgabe einer lyrischen Sammlung unter dem
etwas renommistischen Titel „Trutz Dänemark" und un-
ter anderm zu den Worten bewegen (s. meine „Gedichte",
S. 297):

> . . . . Gönnt dem Feinde
> Nicht so viel deutsches Land, als mit dem Spaten
> Der Landmann aus dem Vatererbe gräbt!
> Nicht so viel deutsches Volk, als einer Hütte,
> Als einer Bauernstube Raum umfaßt!
> Nicht so viel deutschen Laut, als ein Gebet,
> Ein einzig Vaterunser in sich schließt!

Ich führe diese Worte an, weil sie den Deutschen
jetzt vielleicht mehr als je zur Mahnung gereichen kön-
nen, obschon freilich mit solchen Mahnungen und frommen
Wünschen nicht viel gethan ist. Man weiß ja auch, in
welch trauriger Weise diejenigen, die am Po Deutschland
zu vertheidigen vorgeben, das deutsche Interesse an der
Schlei und Eider wahrgenommen haben, und daß infolge
davon im Schleswigschen mehr deutsche Laute verloren
gegangen sind, als „ein Vaterunser in sich schließt";
und was die deutsche Einheit betrifft, so wurde an dieser
von den Parteien, deren jede ihr eigenes Interesse dabei
verfolgte, wie von den einzelnen Regierungen in einer
Weise herumgearbeitet, daß den Dichtern sehr bald die
Lust vergehen mußte, sich für diesen so tief in den
Schlamm der politischen Intrigue hinabgezogenen und doch
an sich so hehren Stoff zu begeistern. Bemerkenswerth
bleibt übrigens jedenfalls der Umstand, daß von allen
politischen Gedichten und Vaterlandsliedern, die seit 1815
bisjetzt gedichtet wurden, sich meines Wissens kein ein-
ziges, außer vielleicht ein und das andere von Hoffmann
von Fallersleben, ins Volk eingesungen hat und bleiben-
des Eigenthum der Nation geworden ist. Das heißt, es
war alles in den Wind gedichtet!

Es ließ sich erwarten, daß auch das jetzige Kriegs-
feuer, welches am Ticino aufflammte und wir wissen
nicht wie weit um sich fressen wird, eine ganze Schar
lyrischer Erzeugnisse aus dem stets nur zu ergiebigen
Boden deutscher Lyrik hervorlocken werde. Soviel uns
deren vorliegen, wollen wir sie gleich hier numerirt an-
führen, damit der Leser diesen Reichthum sofort mit einem
Blicke übersehen und umfassen kann, zugleich auch, weil

sich ein und das andere darunter befindet, dem wol mit der bloßen Anführung des Titels genug Ehre widerfährt:

2. Patriotische Klänge von 1859. Ein Liederkranz gewunden dem deutschen Volke. Frankfurt a. M., Keller. 1859. Gr. 16. 16 Ngr.
3. Deutschland über alles! Zeitgemäße Lieder von Hoffmann von Fallersleben. Leipzig, Voigt und Günther. 1859. Gr. 16. 5 Ngr.
4. Deutsche Antwort auf die welsche Frage. Von Julius Rodenberg. Hannover, Rümpler. 1859. Gr. 8. 1½ Ngr.
5. Constanter ac sincere! Norddeutsche Frühlingsterzinen an das deutsche Volk von Hermann Grieben. Stettin, Müller. 1859. 16. 4 Ngr.
6. In Catilinam. Ein Kranz geharnischter Sonette. Von Eduard Mautner. Wien, Wallishauser. Gr. 16.
7. Geharnischte Sonette für 1859. Von Hermann Neumann. Neisse, Graveur. 1859. Gr. 16. 2½ Ngr.
8. Vorwärts! Lieder für das deutsche Volk von Hermann Francke. Querfurt, Schmid. 1859. 8. 2½ Ngr.
9. Seid einig, einig, einig!. Patriotische Gedichte von Hermann Francke. Halle, Lippert. 1859. Gr. 8. 3 Ngr.
10. Ein Walpurgistraum von Emil von Vorberger. Fulda, Maier. 1859. 8. 1½ Ngr.
11. Fünf Zeitgedichte von Emil Pirazzi. Frankfurt a. M., Auffarth. 1859. Gr. 8. 6 Ngr.
12. Oesterreichs Feind ist Deutschlands Feind. Vaterländische Gedichte von Karl Franz. Erstes Blatt. Hersfeld. 1859. 16. 2½ Ngr.
13. Deutsche Reime entgegen ausländischen Ungereimtheiten. Nr. 1—5. Leipzig, Kollmann. 1859. 8. 12 Ngr.
14. Frisch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen! Schutz- und Trutzlieder für 1859. Deutschlands Söhnen gewidmet von H. K. Erstes Heft. Leipzig, Lehmann. 1859. 8. 3 Ngr.
15. Vier deutsche Lieder. Ein fliegendes Blatt zur Antwort auf französische Broschüren. Von Michel Berend. Aachen, J. A. Mayer. 1859. 8. 2½ Ngr.
16. Zwei Lieder, Deutschlands Heeren gewidmet im Jahr 1859. Dresden, Ernst am Ende. 1859. 8.

Ernst am Ende heißt der Verleger des letztgenannten lyrischen Flugblatts! Ernst am Ende! Ominös genug! Bedeutet dieser Zufall, daß infolge des eben eingetretenen improvisirten und wie aus den Wolken gefallenen Waffenstillstandes, der Ernst am Ende ist und nun wieder der diplomatische Spaß seinen Anfang nehmen soll? Oder bedeutet es, daß für Deutschland der Ernst erst beginnen soll, wenn wir, vielleicht infolge desselben räthselhaften Waffenstillstandes, am Ende zu sein glauben? Jedenfalls ist es das Gerathenste, uns lieber auf etwas schweren „Ernst am Ende" gefaßt zu machen, als auf vielen Spaß. Die alten Griechen ließen zwar auf ihre tragischen Trilogien ein Satyrspiel folgen, und unsere Diplomaten haben blutigen weltgeschichtlichen Tragödien nicht selten auch ein Satyrspiel folgen lassen unter dem Titel von „Congressen" und „Conferenzen", indeß waren diese Satyrspiele nicht immer sehr gelungen und für die zuschauenden Völker sehr spaßhaft, und namentlich von dem jetzt bevorstehenden diplomatischen Satyrspiel dürfen wir, glaube ich, uns gerade keine sehr große Unterhaltung versprechen. *)

Wir können wol mit Recht annehmen, daß die meisten dieser Dichter, von denen uns hier politische und martialische Ergüsse vorliegen, aus wirklichen wohlmeinendem Interesse an der Sache und aus Patriotismus gedichtet haben; vielleicht gibt es aber unter ihnen doch einen und den andern, dem es darum zu thun war, seinen Namen wieder einmal oder zum ersten mal gedruckt zu sehen. Den erstern müssen wir freilich mit dem kühlen Bedenken kommen, daß die Welt sich gegenwärtig nicht in der Stimmung zu befinden scheint, um ihren patriotischen Ergüssen irgendeine große oder nachhaltige Wirkung in Aussicht zu stellen; und den andern müssen wir unser Bedauern aussprechen, wenn sie für ihre Namensnennung oder die etwa beabsichtigte Vermehrung ihres Namens, also für einen bloßen Wahn gar noch vielleicht Druckkosten aufgewendet haben sollten. Für patriotische Poesien pflegen in der Regel das patriotische und das poesieliebende Publikum gleich undankbar zu sein, jenes weil es eben poetische, dieses weil es patriotische Ergüsse sind. Wir ergreifen übrigens diese Gelegenheit, angehende Lyriker nochmals davor zu warnen, sich unnütze Kosten zu machen; denn sein gutes Geld auszugeben, um dafür vielleicht nur Ignorirung oder schmählichen Tadel seitens der Kritik in Empfang zu nehmen, das ist doch das traurigste Geschäft, das sich denken läßt. *)

Die Sammlung „Patriotische Klänge von 1859" (Nr. 2) besteht theils aus bisher ungedruckten dem Herausgeber oder den Herausgebern eingesandten Beiträgen, theils aus patriotischen Gedichten, welche schon in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht waren; doch scheinen jene die bei weitem größere Anzahl zu bilden. Wohlgemeint mögen

*) Die französische Politik liebt, wie das französische Drama und der französische Roman, effectvolle Ueberraschungen. Dem plötzlichen Effect des fünfwöchentlichen Waffenstillstandes ist, nachdem wir Obiges kaum geschrieben, ebenso plötzlich der noch schlagendere Effect der Kaiserzusammenkunft und der Unterzeichnung des Friedensinstruments gefolgt. Die Stipulationen des Vertrags, soweit sie bekannt, sind der Art, daß sie uns ebenfalls in nicht zu ferner Zeit eine Reihe der effectvollsten Ueberraschungen in Aussicht stellen.

*) Wir haben hiervon eben erst einen eclatanten Fall an einem Lyriker erlebt, der wenigstens den Vorzug hat, ein trefflicher Mensch zu sein und, wenn auch in zu kunstloser Form, aus der überströmenden Fülle seines Herzens herauszudichten. Wir hatten seiner Sammlung einige wohlwollende Worte, wie sie uns geeignet schienen, ihn theils zu ermuthigen und zu trösten, theils zu warnen, in d. Bl. mit auf den Weg gegeben. In Veranlassung davon erhielten wir von ihm einen originellen Klagebrief, worin es unter anderm heißt: „Wie edel und nachsichtig haben Sie, theurer Engel unter den bösen Menschen, mein Werkchen beurtheilt.... Ich bin von elenden, von teuflischen Kritikern auf eine Weise heimgesucht worden, über das harmlose bekannte Bändchen, daß mich ein Grauen vor der Lieblosigkeit der menschlichen schlechten Creatur überfällt. Bisjetzt habe ich weit über 100 Thaler Kosten. Schmähliche Angriffe, das sind meine Früchte.... Schließlich kann ich nur bemerken, daß ich einen wahren Haß gegen alle lieblosen Kritiker empfinde, da ich wenigstens von der Ueberzeugung durchdrungen bin, daß mir hier zu viel geschieht." Wir glauben, daß diese Klagen für fühlende Menschen sicherlich mehr etwas Rührendes als Lächerliches haben, und wir sind überzeugt, daß der Verfasser des Briefs es uns nicht verübeln wird, wenn wir diese Stellen aus seinem Schreiben zu veröffentlichen uns erlaubten. Wol alle debutirenden Lyriker wiegen sich in der schädlichen Illusion, jede neue Gedichtsammlung müsse unter dem „Volke von 40 Millionen" wenigstens so viel Absatz finden, um mindestens die Druckkosten zu decken, wenn nicht gar einen Ueberschuß einzutragen, hinreichend genug, für die Ausfälle „teuflischer Kritiker" Ersatz zu gewähren.

sie alle sein, auch befinden sich darunter einzelne von ganz kräftigem Klange, aber der Zahl nach überwiegend sind diejenigen, in denen allbekannte Phrasen in Reime gebracht sind, ohne daß deren Verfasser uns durch vollendete Form und kunstvolle Behandlung diese Trivialitäten etwas genießbarer zu machen verstanden hätten. Hier und da stoßen wir auf einen bramarbasirenden Ton, der in Gedichten, welche noch vor dem Ausbruche des Kampfes geschrieben sind, sehr übel angebracht ist. So singt einer dieser Poeten:

Waffenfroh
Wollen wir die Keckheit strafen;
Zittre, zittre, Sein' und Po!

Glaubt man damit dem Auslande zu imponiren und die feindlichen Legionen aus dem Felde zu schlagen, ehe sie noch im Felde erschienen sind? Im Gegentheil, durch solche Renommisterrien machen wir uns vor dem Auslande nur lächerlich, und die „Times" hat schon mehrfach ihren Spott über unsere „studentischen Lyriker" ergossen, welche Phrasen dieser Art zu Markte bringen. Ein männliches Volk macht nicht viel Worte und renommirt nicht, es handelt und besingt seine Heldenthaten erst dann, wenn es sie verrichtet und wirklich Seine und Po zittern gemacht hat.

Auf einem viel vernünftigern Standpunkt befindet sich der Verfasser des einleitenden Gedichts: „An das deutsche Reich", wenn er bemerkt:

Wir sind kein Volk, das Kämpfe sucht,
Dem Deutschen gilt der Friede mehr,
Des Hauses Glück, der Arbeit Frucht,
Sie schwellen uns den Busen hehr;
Doch muß es sein, so soll es sein!
Wir schützen kräftig unser Haus u. s. w.

„Doch muß es sein, so soll es sein!" Welcher Deutsche möchte nicht in diesen Ruf mit einstimmen? Dagegen hätten wir des die Fahne Oesterreichs hoch haltenden W. Hirschfeld historische Reminiscenz:

Soll ich das Lied von Barbarossa singen,
Wie er das Salz auf Mailands Erde streut? —

gern hinweggewünscht. Mit Vergnügen lasen wir dagegen folgendes satirische Gedicht von G. von Meyern, dem Dichter des historischen Schauspiels „Heinrich von Schwerin":

D e r F u ch s.

Von meinem Hof nicht ferne
Da liegt mein Hühnerpark;
Der Nachbar kauft' ihn gerne
Wol für viel tausend Mark!

Die schönen welschen Hähne
Gedeihen dort so fein —
Er lacht in seine Zähne,
Denkt er, sie wären sein!

Mir aber kann er warten —
Bin selbst den Hühnern hold,
Und grade dieser Garten
Ist mir nicht feil für Gold.

Da, horch, an einem Morgen
Tönt aus dem Park Geschrei,
Als ob ein Fuchs verborgen
Dort in der Nähe sei!

Und als ich schnell mit Bangen
Will schaun, was da geschehn,
Seh' ich mit Spieß und Stangen
Am Zaun den Nachbar stehn,

Und nehme meine Flinten
Und trete durch mein Thor;
Da schreit er laut von hinten:
„Heda, was hast du vor?

„Wozu so schlimme Waffen
In unsrer Morgenruh'?" —
„Bin hier, um Ruh' zu schaffen!
Allein was willst denn du?"

Drauf er: „Du quälst die Hühner,
Wir hörten das Geschrei!
Ich bin der Freiheit Diener,
Laß deine Hühner frei!" —

„Ei, Freund, sie fliegen alle
Im Garten hin und her —
In deinem Hühnerstalle
Thun sie das längst nicht mehr!

„Jetzt kannst du lange warten —
Nun weiß ich auf ein Haar,
Wo hier in meinem Garten
Der Fuchs verborgen war!"

In dieser Sammlung sind auch Arndt's „Verse aus dem Jahre 1840, als Thiers Welschland wieder zum Kriege aufrühren wollte", wieder abgedruckt nebst nachstehender Vorbemerkung Arndt's: „Bonn, den 24. Februar 1859. Folgendes möchte jetzt passen fürs liebe deutsche Vaterland gedruckt zu werden. Ja es paßt ganz." Wir erwähnen dies deshalb, weil der Abdruck dieses Gedichts an andern Orten zu einer öffentlichen Debatte Veranlassung wurde, indem die „Kölnische Zeitung" behauptete, es sei damit ein „unwürdiger Betrug" gespielt worden. Wer sich darüber unterrichten will, lese die Broschüre „Zur Vertheidigung über den Druck des Kriegsliedes gegen die Welschen von E. M. Arndt vom Jahre 1840, jetzt brauchbar. Von dem Herausgeber des Allgemeinen deutschen Commersbuchs" (Lahr, Schauenburg u. Comp.), in der auch ein Schreiben Arndt's vom 1. Mai an den Herausgeber dieses Commersbuchs mit abgedruckt ist. Der Verfasser der Broschüre und Herausgeber des genannten Commersbuchs gesteht am Schlusse, „daß er für seine Person einstweilen nicht nach Frankreich wolle", und fügt hinzu: „Der alte Arndt darf nicht einmal nach Zweibrücken." Das ist freilich bezeichnend für deutsche Zustände! Arndt will nach Frankreich hinein, aber er darf daran nicht denken, wenn seine Marschroute ihn über Zweibrücken führt.

In Betreff der Liedersammlung von Hoffmann von Fallersleben „Deutschland über alles!" (Nr. 3) machte Prutz im „Deutschen Museum" jüngst die Bemerkung, daß dieselbe die Zeiten in unser Gedächtniß zurückführe, wo Hoffmann seine „Unpolitischen Lieder" sang; aber diese Zeiten seien eben nicht mehr: „Eine tiefe Kluft liegt zwischen jener Epoche jugendlicher Sehnsucht, jugendlicher Träume, ja wenn man will auch jugendlicher Thorheit und Ungeduld und der ernüchterten begeisterungslosen Stimmung, in der wir uns heute befinden." Zu den schönsten Stücken

des Hefts gehören einige Vaterlandslieder, die schon von früher bekannt waren, wie das beliebte „Deutschland, Deutschland über alles“ u. s. w. Es ist wol nicht in Abrede zu stellen, daß unter allen in den letzten Decennien gedichteten Vaterlandsliedern die von Hoffmann noch den meisten Anspruch auf Dauer und Volksthümlichkeit haben; sie sind einfach, phrasenlos, ungekünstelt, sangbar, sie sprechen mit einem Worte zum Herzen des deutschen Volks. Aus einem Selbstbekenntniß des Dichters mögen hier die vier letzten Strophen angeführt sein:

Andern bleib' es überlassen,
Gunst und Ehre zu erbetteln;
Lieber hab' ich, daß mich hassen
Die Philister und die Betteln.

Mögen, die noch nie mich ehrten,
Dies und jenes von mir meinen;
Mögen auch die Schriftgelehrten
Mich nicht kennen und verneinen.

Was vom Herzen ist gedrungen,
Wird zum Herzen wieder dringen:
Darum hab' ich nur gesungen,
Darum will ich wieder singen.

Und aus jedem meiner Lieder
Soll die frohe Hoffnung tagen:
Für das Vaterland wird wieder
Bald der Freude Stunde schlagen!

Unter allen politischen Dichtern war wol Julius Rodenberg mit seiner „Deutschen Antwort auf die welsche Frage“ (Nr. 4) ziemlich zuerst auf dem Platze. Das Schriftchen enthält sechs Gedichte: „Deutscher Krieg und deutscher Friede“, „Der Hahn von Gallien hat gekräht“, „Schwert und Schild“, „Rhein und Donau“, „Was uns noth thut“ und „Wir sind bereit!“ Die Gesinnung ist wacker, der Ausdruck ebensowol klar als kräftig, zuweilen schwungvoll. Mahnungen, einig und für alles bereit zu sein, werden wir immer willkommen heißen, wenn sie wie hier sich nicht in knabenhafte Renommistereien verlieren, die immer vom Uebel sind und zu denen die Deutschen mehr aufgelegt zu sein scheinen, als sich für ein wahrhaft männliches Volk ziemen möchte. Julius Rodenberg singt unter anderm:

Wir stehn hier und bekennen,
Daß uns ein Band vereint,
Das keine List zertrennen
Und lösen soll kein Feind!
Wir stehn nicht, weil wir dürsten
Nach eitelm Siegesruhm:
Wir stehn mit unsern Fürsten
Für Deutschlands Heiligthum!

Als Wächter und als Hüter
Stehn wir auf diesem Platz,
Für unsre besten Güter,
Für unsern besten Schatz.
Freiwillig nicht — getrieben
Stehn wir mit nacktem Schwert:
Für alles, was wir lieben,
Für alles, was uns werth!

Hermann Grieben's „Frühlingsterzinen“ unter dem Titel: „Constanter ac sincere“ (Nr. 5), sind von sehr wohlgebildeter kräftiger Form und schließen mit den bekannten Mahnungen an das deutsche Volk, einig zu sein. In poetischer Weise erinnert der Dichter dabei an den Ocean:

Da steh' ich hier am Meer im stillen Sinnen:
Schön ist der Ocean in seiner Pracht,
Ein ewig Fluten, Wogen und Zerrinnen;
Wenn auch die Einzelwelle jäh zerstäubt:
Das ganze Meer muß doch im Streit gewinnen,
Das Ganze ist's ja, was unsterblich bleibt!

Ja leider, so sehr man auch gegenwärtig von gewissen Seiten her bemüht ist, den deutschen „Individualismus“, das Schaumspritzen der Einzelwelle, kurz die besondern Vorzüge des Kleinstaatenwesens zu rühmen, so fühlen wir doch bei jeder neuen Weltkatastrophe mit tiefster Beschämung, wie viel diejenigen Völker und Staaten vor uns voraushaben, die nicht an diesen eigenthümlichen Vorzügen des deutschen Individualismus leiden. So dient jede neue Katastrophe nur dazu, von neuem unsere innere Schwäche vor Europa bloßzulegen, und während andere Völker durch Schaden klug werden, kommen wir durch die kleinstaatliche Klugthuerei immer mehr zu Schaden, bis sich unsere Geschicke erfüllen werden. Die Einzelwelle kann bei stürmischem Aufruhr für einen Augenblick wol großes Geräusch machen, aber sie zerschlägt sich doch; was hat sie also davon, daß sie das Meer spielen will, da sie doch nur Welle ist?

Welchen Catilina der Oesterreicher Eduard Mautner in seinen „geharnischten Sonetten“ „In Catilinam“ (Nr. 6) vor Augen hat, ist nicht schwer zu errathen. Nun ist zwar Mautner im ganzen genommen gerade kein Cicero, aber seine Sonette schließen sich in Form und Inhalt doch in der That dem Besten an, was wir in der Gattung des politischen Sonetts besitzen. Dem „modernen Catilina“ und „gekrönten Spieler“ wird in der That darin übel genug mitgespielt. Schade nur, daß er bisjetzt in seinem gewagten Spiel, in dem er seine letzten Trümpfe sicherlich noch gar nicht ausgespielt hat, den Erfolg für sich hat. Die abenteuerlichen Einsätze in Strasburg und Boulogne waren zwar verloren, aber seitdem hat er mit ebenso viel Kühnheit als Sicherheit gespielt und wahrhaft erschreckenerregende Gewinne gemacht; denn Uebung macht den Meister, und an Uebung hat es ihm nicht gefehlt. Sittlicher wird darum freilich sein Spiel nicht, aber man weiß ja, wie sehr die Welt namentlich in politischen Dingen geneigt ist, sich dem Erfolg zu beugen. Davon abgesehen, sind Mautner's geharnischte Sonette von kunstvollem Gefüge, wovon als Probe das folgende, das zwölfte, dienen mag:

Wie sie sich sonnen in erloschnen Strahlen!
Wie sie sich brüsten in geschwätz'ger Breite,
Daß ihre Fahne stets die sieggefeite,
Wie sie mit Lodi und Marengo prahlen!

Sie sprechen nur von unsern Wundenmalen;
Doch wenn im Buche ausgekämpfter Streite
Wir rückwärts blättern wollten, Seit' für Seite,
Wir könnten sie mit gleicher Münze zahlen.

Drum lächeln wir und denken still im Innern:
Bekannt ist's, daß im Reden wie im Schreiben
Sie lückenhaft die Länderkunde treiben;

Wir könnten sie an Aspern sonst erinnern,
Und in der That, es ist doch wirklich eigen,
Daß sie von Waterloo und Leipzig schweigen.

Das elfte Sonett beginnt mit der Ansprache: „Mein
estreich! Deutsche Wache du im Osten!" Ja, wäre
esterreich, wie in den Türkenkriegen, nur immer die
eutsche Wache im Osten" geblieben, hätte es, während
Deutschland sich consolidiren und nach Westen und
orden erstarken ließ, dieselben Kräfte, die es ohne nach-
lligen Erfolg am Ticino und Po und im Dienste des
psithums vergeudete, gegen den Unterlauf der Donau
verwendet, welche Rolle hätte es spielen, wie den
ient germanisiren und Wien, das schon so viele Be-
gungen dazu hat, zur wirklichen Hauptstadt des „euro-
schen Mittelreichs" oder vielmehr des europäischen
reichs erheben können! Der unverdiente Haß, den
österreichische Herrschaft den „Tedeschi" in Italien
ezogen hat, und der um so unverdienter ist, da Nord-
ien in vieler Hinsicht sicherlich von der Verbindung
Oesterreich und Deutschland mehr Vortheile hat als
je Vortheile von seiner Verbindung mit Frankreich
en wird, wäre uns dann erspart geblieben. Mautner
freilich schon die Oesterreicher in Paris: „Nur in
is ist Friede!" Doch das ist eine jener Renom-
reien, die man schwerlich gutheißen kann, und es ist
uf schon anderwärts hingewiesen worden, daß der
nach Paris rückwärts über Mantua und Verona
ein ziemlich weiter Umweg sei.

Auch Hermann Neumann lieferte „Geharnischte
ette" (Nr. 7), die meist ganz gut gedacht, aber in der
nicht durchweg so gediegen sind wie die Maut-
hen. Der Standpunkt ist freilich ein anderer. Neu-
rechnet Oesterreich seine Sünden vor:

Du hast vereitelt unsre besten Pläne,
Hast uns gekränkt recht bis zum Herzensgrunde,
Fürwahr, es blutet noch die tiefe Wunde
In Schleswig-Holstein, wo uns höhnt der Däne.
Du hast verschuldet manche bittre Thräne,
Manch zu gerechten Fluch aus deutschem Munde u. s. w.

:

Dein Bundsgenosse sein in dem gerechten
Kampf wider dich, den jetzt der Welsche ringt,
Den deine Tyrannei so blutig zwingt?
Dein Bundsgenosse sein — um neu zu knechten
Uns selbst dereinst?

ndeß meint der Dichter, man dürfe Oesterreich jetzt
verlassen, da „trotz'ge Gallier und list'ge Scythen"
vernichten drohen, und er ruft aus:

Bei Gott, wir werden fechten
Für unser Recht, und nicht weil Oestreich winkt!

d weiter ruft er den uns aufsässigen Völkern zu:

Ihr alle haßt uns — und ihr mögt uns hassen!

ber den „Erwählten der französischen Nation" denkt
mann ziemlich wie Mautner:

Sich mit der Allmacht des Despoten brüsten,
Und mit der Weisheit dräunender Sibyllen,
Den Gold- und Blutdurst aller Welt zu stillen,
Für einen Dämon jung und alt zu rüsten,
Das ist die Laune dieses Fatalisten u. s. w.

rmann Francke gab gleich zwei Hefte: „Vor-
wärts!" und „Seid einig, einig, einig!" (Nr. 8 und 9)
heraus. Man kann wol mit ihm übereinstimmen, wenn
er einmal singt:

Viel lieber einen lust'gen Krieg,
Als einen faulen Frieden!

Oder wenn er ein andermal singt:

„Das Kaiserreich der Friede",
Das war ein vielverheißend Wort;
Das Kaiserreich der Friede,
Das war ein gleißend Wort.
Mit sechsmalhunderttausend Mann,
Geharnischt, rückt der „Friede" an.
Das Kaiserreich der Friede,
Das war ein gleißend Wort u. s. w.

Der Verfasser sucht auch dann und wann einen po-
pulären Ton anzuschlagen, wie in dem „Soldatenlied",
worin es unter anderm heißt:

Doch in der Schlacht zu sterben,
Das macht uns nur Plaisir.

Ob dies nur „Plaisir" macht, möge der Verfasser
doch am besten selbst versuchen.*)

Emil von Vorberger's „Walpurgistraum" (Nr. 10)
umfaßt nur einen Druckbogen, verräth aber Talent in der
Handhabung der Sprache. Der Verfasser hat einen Traum,
in welchem ihm die Germania erscheint, die dem jetzigen
Herrscher Frankreichs die Schauder- und Blutmomente
aus der französischen Geschichte in einem Zauberbilde vor-
führt, das sie zugleich in reimlosen Trochäen erklärt:

Blick' auf jene Spiegelwand dort,
Und du siehst viel bleiche Schatten,
Rings umleckt von Schwefelgluten,
Blut'ge Kronen auf den Häuptern!
Kennst du sie, die Fredegunden,
Dagoberte, Chilperiche,
Jene blutigen Neronen,
Die mit Gift und Dolch geherrscht nur,
Merowig's verfluchte Sprossen?

In dieser Weise fährt Germania fort, und zuletzt
kanzelt sie den französischen „Soulouque den Großen" ab.
Dieser habe gelobt, die Freiheit zu schützen; in welcher
Weise es aber geschah,

Ach, davon zeugen
Des Decembermords Kartätschen,
Davon zeugen Rom und Presse,
Davon zeugt Cayenne, Lambessa,
Davon zeugen Frankreichs Beste,
Die vom heim'schen Herd Verbannten u. s. w.

Pirazzi's „Fünf Zeitgedichte" (Nr. 11), nämlich: „Zum
18. October 1853", „Sylvesternacht. 1854", „Germania",
„Für Schleswig-Holstein" (1855 gedichtet), und „Helene
d'Orleans", sprechen würdige Gedanken in edler Form
aus; da sie jedoch in frühern Jahren entstanden sind und
auf die gegenwärtige Kriegszeit keinen directen Bezug

*) Inzwischen ging uns noch von demselben Verfasser ein lyrisches Heftchen zu mit dem Titel: „Preußenwort und Preußenschwert. Neue vaterländische Gedichte" (Halle, Fricke), dessen ganzer Ertrag zum Besten einberufener Wehrleute und Reserven bestimmt ist, und von einem Anonymus ein Bändchen „Deutsche Gedichte eines preußischen Landwehrmanns" (Berlin, Schotte), vom schwarzweißen Standpunkt gedichtet und voll der derbsten Ausfälle gegen Oesterreich und Baiern, wie namentlich in den Gedichten „An Oesterreich und die Seinen" und „Die Feldherrnhalle in München".

haben, so brauchen wir wol auf ihren Inhalt nicht näher einzugehen.

Der Verfasser des Liederhefts „Oesterreichs Feind ist Deutschlands Feind", Karl Franz (Nr. 12), der ein Kurhesse zu sein scheint, singt unter anderm:

Den schönsten Sieg hat Oestreich schon gewonnen,
Den schönsten Lorber, der es je geziert,
Den Siegeslauf hat Oestreich schon begonnen,
Wenn es auch Schlacht auf Schlachten noch verliert.

Chor. Wie auch entscheidet
Der Würfel des Kriegs,
Freue dich Oestreich
Des herrlichsten Siegs!

Diese sonderbare und einigermaßen lächerlich klingende Behauptung ist nicht ironisch gemeint; der Verfasser versteht unter dem Siege Oesterreichs den Sieg über „Deutschlands Herzen". Das würde gewiß ein sehr schöner Sieg sein, wenn er überhaupt ein vollständiger wäre und sein könnte; aber sicherlich würde Oesterreich für einen einzigen Sieg seiner Heere über die Alliirten am Mincio alle Siege über „Deutschlands Herzen" und besonders die Herzen deutscher Lyriker sehr gern dahingeben.

Die fünf Hefte „Deutsche Reime entgegen ausländischen Ungereimtheiten" (Nr. 13) sind jedes am Schlusse mit E. v. C. unterzeichnet. Wir vermuthen darunter den Verfasser der in demselben Verlage erschienenen Broschüre: „Strategische Skizze zu einem Operationsplane und den Marschdispositionen in einem Kriege gegen Frankreich und Piemont", Eduard Freiherr von Callot, der, wie aus einer Note zu dieser Broschüre hervorgeht, ein alter gedienter Kriegsmann ist, welcher im Jahre 1815 den österreichischen Feldzug gegen Murat mitmachte. Goethe war der Ansicht, daß man Kriegslieder eigentlich nur im Bivouak dichten solle, wie Theodor Körner. Hier haben wir einen alten Haudegen vor uns, der als solcher wenigstens einen natürlichern Beruf hat, Kriegsgesänge zu verfassen, als ein Stubenhocker, der niemals Pulver gerochen hat. Aber feindliche Patrouillen oder Verse abzufassen, sind zwei sehr verschiedene Dinge. Was sagt der Leser z. B. zu folgenden Strophen:

Bei der rasch gemachten Heirath
War Cavour der beste Beirath,
Hat verkuppelt eine Schöne —
That dabei sich trefflich bene, —
Machte Geld
Unser Held.

Neben jenem Ehcontracte
Machte er noch andre Pacte
Mit dem lieben Parteiprinzen,
Die der einging ohne Blinzen! u. s. w.

Oder zu dem „Haderlumpenlied":

Es ist ein Minister verloren gegangen —
Was soll ich für einen Minister verlangen?
Ich fand an der sardinischen Grenz' ihn im Mist,
Dort hat er versteckt sich, daß ihr es nur wißt!
Haderlump! Haderlump!

Verloren ist eine Freischar gegangen,
Sie trug nur nach Raube, nach Kampf nicht Verlangen;
Ich fand sie versteckt in Brennesseln am Zaun,
Jetzt könnt ihr sie wieder im Zuchthause schaun.

Es ist ein Gen'ral auch verloren gegangen,
Bekommt ihn erst Oestreich, so wird er gehangen;
Man nennt ihn Garbaldaus, ich hab' ihn erwischt,
Und unter dem Weiberrock 'raus ihn gefischt u. s. w.

„Bekommt ihn erst Oestreich, so wird er gehang[en]" Es gibt jedoch ein altes Reimsprüchlein, wonach die Nür[n]berger keinen hängen, „sie hätten ihn denn zuv[or]". Jedenfalls sollte man mit Ertheilung von ehrenrühri[gen] Titeln vorsichtig sein; denn bekanntlich wurden auch Sch[ill,] Andreas Hofer und der Herzog von Braunschweig-O[els] von Napoleon I. als „Banditenchefs" gebrandmarkt [und] in die Acht erklärt.

Aus den Schutz- und Trutzliedern: „Frisch auf, [mein] Volk, die Flammenzeichen rauchen", von H. K. (Nr. [...]) erwähnen wir als charakteristisch nur das Gedicht: „[...] thaten die Franzosen. Schwarze Erinnerungsblätter [aus] der deutsch-französischen Geschichte." Der Verfasser [...] am Rhein und Neckar; er erblickt die Trümmer des [Hei]delberger Schlosses, die ausgeplünderten Kaisergräber [in] Speier u. s. w. Er fragt überall, wer dies ge[than] habe, und stets wird ihm die Antwort: „Das th[aten] die Franzosen!" Da ruft er aus:

Mit deiner Tücke, deinen Qualen
Riß, Franke, endlich die Geduld.
Mein Deutschland auf! laß heim uns zahlen
All seine aufgehäufte Schuld!

Wir glauben die Lyriker hüben und drüben — [denn] auch die Franzosen haben es nicht an lyrischem Ge[schütz]feuer fehlen lassen — thäten am besten, auch Waffen[still]stand abzuschließen, ohne weitere Bedingungen als [...] die Zwischenzeit zu ihrer metrischen Ausbildung anw[enden] zu wollen. Für welche Seite sollen wir Norddeutsche [...] lyrisch schwärmen? Sicherlich gehören die Oesterreich[er zu] den liebenswürdigsten Stämmen Deutschlands, und [es ist] ganz natürlich, daß uns andern Deutschen das Herz [blutet,] wenn wir ihre männliche Blüte auf den lombar[dischen] Schlachtfeldern geknickt sehen. Aber weniger l[iebens]würdig war bisher Oesterreichs Politik, so viel Sch[meich]ler sie auch gefunden hat, namentlich im Hinblick a[uf die] 6—800000 Bajonnete, von denen man uns [...] vorphantasirte. Soll Deutschland für jeden pol[itischen] Fehler, den Oesterreich in Italien begeht, mitbluten [und] sich mitopfern? Sollen wir Oesterreich den Po [...] helfen, nachdem es Eider und Schlei preisgegeben? [Sol]len die freiern deutschen Stämme und besonders [die] protestantischen den bisherigen Absolutismus und [die] Concordatspolitik Oesterreichs stützen helfen? Sollen [wir] uns für die unbegreifliche Kriegführung der österreich[ischen] Generale begeistern, die, wo man glaubte sie w[ürden] defensiv verfahren, angriffen, und wo man erwarte[te sie] würden entschieden aggressiv vorgehen, sich passiv [verhiel]ten und einen Monat lang unnütze Züge machen. [...] im Kriege so verderblich sind wie die unnützen Züge [eines] stümperhaften Schachspielers einem Spieler gegenüber [der] keinen Zug thut, welcher nicht seinen Zweck hätte! [...] wir jetzt noch in einem zwischen Frankreich und Deut[schland] ausbrechenden Kriege auf Oesterreich bauen? Das ü[...]

ragen, die man in Norddeutschland hört und auf die sich er Verständige stillschweigend die passende Antwort gibt. af der andern Seite müssen wir es freilich aufs tiefste klagen und darüber erschrecken, daß Napoleon so unermeß- jes und ununterbrochenes Glück gehabt hat; war er doch Magenta, wo er seine Garden zu sehr aussetzte und da- rch einem bekannten Princip seines Oheims zuwider han- te, sicherlich verloren ohne einen besondern Glücksumstand. agenta war in allem sein Marengo, und seine hoch- genden Plane werden nun keine Schranke mehr aner- nen. Mag er für den Augenblick auch einen Schein von ißigung beweisen, so vergesse man nicht, daß auch sein eim diese Mäßigung im Anfange seiner Kriegslaufbahn chelte. Es handelt sich ja nicht um ein freies Italien — n wer weiß, ob selbst Piemont seine constitutionellen iheiten in dem vollen frühern Umfange zurückerhält —, dern fürs erste besonders um die Etablirung eines mächti- , norditalienischen Reichs, welches Oesterreich und dadurch h Deutschland feindlich ist, und dieses und die Schweiz Süden so umspannt, wie beide im Westen von Frank- h umspannt werden. *) Die weitern Folgen für Deutsch-) im Falle eines Conflicts mit Frankreich kann sich r selbst denken; man braucht dazu gar kein eingeschul- Politiker zu sein, im Gegentheil, diese geschulten Po- er übersehen oft gerade das Dringendste und Nächste. Italien, insofern dieses gehorsam bleibt, was freilich lich ist, wird sich Frankreich für seine Opfer schwerlich hädigen können; es wird sich also anderswo nach dloshaltung umsehen müssen, und wo könnte es diese r finden als am Rhein, besonders nachdem Deutsch- genug gethan hat, um sich Napoleon's tiefsten Haß ziehen? Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß Krieg um die Rheingrenze der allerpopulärste in nkreich sein würde. Ein in Frankreich lebender deut- Flüchtling, der durch seine Verbindungen in vor- nen pariser Häusern genauen Einblick in die Ver- nisse hat, schrieb uns schon im vorigen August: „Ver- dich darauf, daß Europa demnächst einen großen g haben wird; er wird in Italien seinen Anfang ien, aber sein eigentliches Object ist der Rhein." eben erst unterm 3. Juli, schrieb er uns: „Der Krieg Deutschland nicht geschenkt worden, deß kannst du versichert halten. Bricht er nicht jetzt bei Gelegen- des italienischen aus, so kommt er ein paar Jahre r. Ich habe darüber sehr gewichtige Stimmen ver- men." Unser auswärtiger Freund, ein echter deut- Patriot, ist der Ansicht, daß Deutschland viribus unitis diesen auf die Dauer doch unvermeidlichen Krieg gleich jetzt aufnehmen müsse. Er wäre also ein Krieg der Nothwendigkeit, der Selbsterhaltung. Mag sein! Jedenfalls sollte man aber nicht vorher sein Pulver unnütz verschießen; mit andern Worten: unsere Lyriker und Patrioten sollten ihren Enthusiasmus nicht vor Beginn des Kriegs verpuffen, am wenigsten aber sich durch burschikose Renommistereien und Aufschneidereien à la Falstaff lächerlich machen.

Inzwischen suchen uns Franzosen, von denen wir in der That voraussetzen dürfen, daß sie es aufrichtig gut mit uns meinen, zur vollkommenen Gleichgültigkeit zu bewegen und uns jede Befürchtung auszureden. Deutschland, bemerkt St.-René Taillandier in einem Artikel der „Revue des deux mondes" über Heinrich Kleist, solle sich nicht für Oesterreich aufopfern; man könne ein Buch über die Verlegenheiten schreiben, welche die italienischen Besitzungen Oesterreichs dem übrigen Deutschland bereitet hätten; und er fährt fort:

> Sollte das freisinnige Deutschland, das poetische und gelehrte Deutschland, welches von Goethe und Platen bis auf Niebuhr und Mommsen so viele schöne Arbeiten über Italien hervorgebracht hat, dulden können, daß seine Werke durch die Anwesenheit der Kroaten im Lande Paul Veronese's und Leonardo da Vinci's entehrt und entwürdigt werden?

Daher: „Soyez justes et restez Allemands!" was wol heißen soll: Bleibt die ruhigen gutmüthigen Deutschen, die ihr immer wart. So hofft auch Ch. de Mazade in einem Artikel derselben Revue: „La guerre et les intérêts européens", daß Englands Staatsmänner zur Befreiung Italiens beitragen würden, denn die britischen Dichter hätten öfter als einmal das Unglück der Halbinsel im Liede gefeiert. Nun, Thomas Moore hat auch die Leiden der irischen Nation in schönen Liedern besungen; aber es ist England nicht eingefallen, deshalb Irland von England unabhängig zu erklären.

Zum Schluß kommen wir noch mit einigen Worten auf einen Aufsatz in Nr. 23 der in Wien erscheinenden „Recensionen und Mittheilungen über Theater und Musik" zu sprechen, der den Titel trägt: „Unzeitgemäße Gedanken bei Gelegenheit der letzten Aufführung von «Nathan der Weise»." Wir kommen auf ihn zu sprechen, weil wir aus gewissen Gründen auf den Umstand, daß er gerade in diesem wiener Blatte erschien, einiges Gewicht legen; wir kommen ferner deshalb auf ihn zu sprechen, weil er dieselbe Frage betrifft, die wir in den einleitenden Worten zu unserer gegenwärtigen Betrachtung, wenn auch von etwas anderm Standpunkt, behandelt haben. An die Humanitätstendenz des „Nathan" anknüpfend bemerkt der Verfasser unter anderm:

> Wodurch kennzeichnet sich deutsche Art, deutsche Bildung, deutsches Fühlen und Denken? Etwa durch einen ausschließlich nationalen Charakter? Unserer Meinung nach keineswegs, sondern im Gegentheil durch das Fernhalten jeder Ausschließlichkeit, jeder Einseitigkeit, durch die Objectivität des Urtheils im Gegensatz zu der subjectiven Anschauungsweise anderer Nationen, durch das Verständniß des allgemein Menschlichen im Gegensatz zu dem einseitig Nationellen, durch den historischen Stand-

*) Wir wissen zwar nicht, was die beiden katholischen Kaiser und herren des päpstlichen Stuhls den protestantischen Mächten gegen- im geheimen verabredet haben, aber in Bezug auf diesen nord- ischen Staat wissen wir jetzt durch die Proclamation des fran- en Kaisers vom 14. Juli so viel, daß durch die Vereinigung der rdei mit Piemont den Franzosen ein „mächtiger Verbündeter" ffen sei, „der ihnen seine Unabhängigkeit verdankt". Dabei sind ie Eingangsthore und Zwingburgen der Lombardei, Peschiera und na, in Oesterreichs Händen geblieben! Ist das auch einer jener zen" Verträge, für welche die Völker ihr unheiliges Blut zu zen haben?

punkt, den der Menschengeist einzunehmen berufen ist, durch den Standpunkt der weltumfassenden Humanität.

Und ferner:

Diese Fähigkeit, Fremdes d. h. seinem Wesen nicht Verwandtes zu verstehen und nach Verdienst zu würdigen, entspringt wie uns dünkt, dem schönsten edelsten Triebe, der die Seele des einzelnen wie der Gesammtheit erfüllen kann, dem Triebe nach Gerechtigkeit..... Es ist wahrlich keine Schande für den Deutschen, daß der Franzose fast nur Sinn hat für das Französische, der Italiener für das Italienische, die slawischen Stämme für das ihnen Eigenthümliche; während sich der Deutsche Sinn und Verständniß für das Schöne und Gute jeder Nation bewahrt.

Der Verfasser drückt seine Freude aus über die Theilnahme, welche „Nathan" in Wien gefunden habe,

in einem Augenblick, wo der unselige Kampf der Nationalitäten wieder angefacht wird, frevelhaft angefacht durch den Ehrgeiz des westlichen Despoten, in einem Augenblick, wo dieser Kampf allenthalben benutzt wird, um alte Leidenschaften und Rivalitäten wieder zu erwecken, um Zwietracht zu säen zwischen Nationen, die sich nicht anzufeinden brauchten, da doch nur der Uebermuth der Gewalthaber gesündigt hat.

Auch wir unterschreiben diese schönen und für die Deutschen ehrenvollen Worte mit innigster Genugthuung, denn sie beruhen auf Wahrheit. Aber um im Stande zu sein, durch diese Charaktereigenschaft allen andern Völkern ein Vorbild zu sein und unsere hohe Mission zu erfüllen, müssen wir auch auf unsere unverkümmerte politische Existenz, soweit sie noch nicht verkümmert ist, mit Eifersucht halten und darauf sehen, daß, was vom deutschen Volke noch einigermaßen zusammen ist, fortan zusammenbleibe. Daher ist es dringend geboten, neben der allgemein menschlichen Richtung, durch die wir uns vor allen Völkern des Alterthums und der neuern Zeit auszeichnen, auch die vaterländische Gesinnung, in der uns andere Völker übertreffen, ernstlich in Pflege zu nehmen. Gerathen erst, was der Himmel verhüte, größere Stücke von Deutschland, Stücke, in denen jetzt doch sicherlich ein nationaleres Leben pulsirt als im Elsaß zur Zeit seiner ersten Besitznahme durch die Franzosen, unter ausländisches Joch, so könnte zuletzt doch die Raffenerbitterung, an der Europa bereits nur zu sehr leidet, auch unter den Deutschen überhandnehmen und ihnen die ehrenvolle Mission, die Fahne der Humanität und der geistigen Freiheit hoch zu halten, gründlich und für immer verleiden.

Hermann Marggraff.

Volksgeschichten und Märchen.

1. Volksgeschichten aus dem Schwarzbubenland von Franz von Sonnenfeld. Basel, Schweighauser. 1858. 8. 27 Ngr.
2. Märchen und Geschichten aus Osten und Westen. Erzählt von Moritz Hartmann. Braunschweig, Westermann. 1858. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Völker sind wie die Kinder in einem steten Zustande des Werdens begriffen. Wenn man einem Volke nicht geradezu das Vernichtungsurtheil fällt, wie dies manche gegen einzelne wilde Stämme unter dem Vorschreiten der Civilisation als unvermeidlich — ob mit Recht oder Unrecht, ist hier nicht der Ort zu untersuchen — auszusprechen pflegen, so kann man nicht sagen, daß ein Volk sich überlebt habe und für alle Weiterbildung erstorben sei; denn selbst dem abgelebtesten kann durch neue, verjüngende Elemente die Fähigkeit der Regeneration eingeimpft werden. Und eben dieser Zustand des Werdens ist es, der beim Volke wie beim Kinde stets neue Anziehungskraft auf uns ausübt und uns jede Forschung auf diesem Gebiete mit Vorliebe willkommen heißen läßt. Daher werden auch Volksgeschichten immer ihren Reiz behalten.

Der Schauplatz der hier zuerst vorliegenden „Volksgeschichten aus dem Schwarzbubenlande", von F. von Sonenfeld (Nr. 1), ist ein Theil des Cantons Solothurn. Abgesehen von fünf kleinern Skizzen und Charakterbildern enthält das Buch zwei größere Erzählungen, von denen die eine in die Zeiten des Sonderbundskriegs fällt, während die andere Einblicke in das äußere kirchliche Leben der katholischen Bevölkerung jener Gegend und in verschiedene klerikale Charaktere thun läßt. Das novellistische Talent des Verfassers ist ein bescheidenes; dagegen läßt sich von dem descriptiven ein günstiges Urtheil fällen, wenn auch im Stil manche Sonderbarkeiten mit unterlaufen, wie z. B.: „Drinnen saß der Wunderli, der Himmel weiß wie schon beim vielten Schoppen", oder: „Ein reicher Kranz von Obstbäumen umstand huldigend und opferverheißend die Gebäude." Sieht man aber von der Einkleidung ab, so bleiben viele ansprechende Schilderungen und interessante Charakterzüge übrig, die für die Culturgeschichte des „Schwarzbubenlandes" nicht ohne Werth sind. Manches läßt die dortigen Zustände noch sehr primitiv erscheinen, wie z. B., daß man einen Studenten, der nicht „auf geistlich" studirt, für einen „gefehlten" Studenten ansieht. In anderer Beziehung hat das gegenwärtige Jahrhundert doch seine Rechte geltend gemacht. Am Fronleichnamsfeste, bei welchem Altäre im Freien errichtet werden, große Processionen stattfinden, und alle Mädchen, vom kleinsten bis zur heirathsfähigen Jungfrau, Kränze von weißen und rothen Rosen auf dem Kopfe tragen, mußten noch im vorigen Jahrhundert gefallene Mädchen mit einem Strohkranze statt des Rosenkranzes erscheinen. Diese Schmach ist ihnen gegenwärtig erspart. Noch immer aber müssen sie sich bei der öffentlichen Procession, nunmehr ohne Kranz, einfinden. „Wehe derjenigen", lesen wir in Bezug auf diese Sitte, „die, des Kranzes unwürdig befunden, nicht an der Procession theilgenommen hätte! An Schimpf und Schande und Unbilden aller Art würde es ihr nicht gefehlt haben. Das sittenund splitterrichtende Volk will immer noch selber einen Antheil an der Strafjustiz haben; dem gefallenen Mädchen wollte es an diesem Tage wenigstens die öffentliche Beschämung nicht erlassen." Doch mildert sich die jetzige Form auch noch dadurch, daß die Gefallenen zuletzt in der Reihe der Mädchen gehen, an die sich die verheiratheten Frauen unmittelbar anschließen. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bestrafte das Sittengericht selbst rein polizeiliche Uebertretungen mit Kirchenstrafe. Ein Bauermädchen hatte sich einen Schatz im Nachbardorf ausgesucht; aus Haß gegen alles Fremde setzten ihr die jungen Burschen in der Nacht vor der Trauung einen mit Stroh umwundenen Leiterwagen aufs Hausdach. Dafür mußten sie nach dem Ausspruch des Sittengerichts den ganzen Sommer hindurch nach Verfluß des nachmittägigen Gottesdienstes noch zwei Stunden in der Kirche zubringen; dem Rädelsführer aber wurde die Strafe dahin verschärft, „daß er alle Sonntage während des Gottesdienstes unter der Ampel knien sollte". Das war den jungen Burschen doch zu viel. Er fügte sich zwar das erste mal, da das Urtheil in der Kirche publicirt wurde und die Vollziehung sich unmittelbar daran knüpfte, zog aber dann der fernern Verbüßung ausländischen Militärdienst vor und blieb auch nach seiner Heimkehr und als langjähriger erster Vorstand der Gemeinde der Kirche für immer entfremdet.

Die Erzählungen des Verfassers beruhen sichtlich auf wahren Thatsachen, sie sind lehrreich und von culturgeschichtlicher Bedeutung; doch würde es ihm anzurathen sein, bei seinen künftigen, jedenfalls berücksichtigenswerthen Arbeiten in diesem Fache von der novellistischen Einkleidung abzusehen.

Eine weit hervorragendere Stellung, sowol in formeller Hinsicht als beziehendlich des Umfangs der Sphäre, innerhalb

ren sie sich bewegen, nehmen die „Märchen und Geschichten
s Osten und Westen“, von Moritz Hartmann (Nr. 2), ein.
er Osten ist mit drei Nummern, der Westen mit dreizehn ver-
eten, wovon zwei auf Irland, sieben auf Frankreich, zwei auf Ruß-
nd, eine auf Böhmen (slawisch), und eine auf Deutschland kom-
n. Sie zeichnen sich durch einen Geist der Frische und Origina-
ät, der auch da, wo der Stoff an Bekanntes anstreift, ihm eine
ne, überraschende Seite abzugewinnen weiß, und durch eine
ßerst gewandte und lebendige Darstellung, die das Interesse kei-
n Augenblick erkalten läßt, aus, sind für die nationalen und loka-
Zustände, die sie zum Vorwurfe nehmen, charakteristisch und
en eine nicht zu verkennende, mit Bewußtsein in Plan und
twickelung durchgeführte Moral, die zwar nur in einem oder
andern der Märchen direct mit einem Worte angedeutet,
igens aber in den Thatsachen niedergelegt ist, und zwar
fig mit so viel Witz und Humor, daß man viele Stücke der
mmlung für gelungene Satiren im Gewande des Märchens
der Legende ansehen kann.

Von ganz köstlichem Humor und gleich ansprechend in der
ern Laune, wie in dem bittern Ernst, der neben ihr hergeht,
le baskische Sage: „Der Saludador“, von der wir unsern
rn eine kurze Skizze nicht vorenthalten wollen. Lassen wir
zunächst von dem Dichter selbst erzählen, was der Saluda-
ist.

„Eine Mutter, die sieben Söhne nacheinander in die Welt
“ (die kleine Unart, die in diesem Ausdruck liegt, haben
absichtlich nicht übergehen wollen, um den Dichter ganz so
eben, wie er ist), „ist überall siebenfach gesegnet, aber im
e Escualdunac, d. i. im Lande der Basken diesseit und jen-
der Berge, ist eine solche Mutter hundert- und tausend-
gesegnet. Denn einer von den sieben Söhnen hat unfehl-
am Gaumen oder auf der Zunge das Zeichen des Kreuzes,
der so Gezeichnete ist ein Saludador oder Ensalmador.
Saludador oder Ensalmador ist ein vor allen auserwählter
ch, ein von Gott besonders Gebenedeiter. Er ist bestimmt,
Menschen zu heilen, den Leidenden zu helfen; er ist ein Arzt
Aerzte, ein Helfer unter den Helfern, ein Obsieger des
, soweit der Mensch, der sterbliche, dem Tode obsiegen kann.
ibt nämlich zweierlei Tode, den nothwendigen Tod und den
üssigen Tod. Der nothwendige Tod ist der unabwendbare,
Gott seit Ewigkeit und Weltanfang vorherbestimmte; dem
nt keine Creatur, vor dem kann auch keine Creatur schützen
chirmen. Der überflüssige Tod ist derjenige, der aus Ver-
issigung, aus schlechter Behandlung, zumeist aus der Un-
heit der studirten Aerzte entspringt. Dieser überflüssige
ödtet die meisten Menschen, bevor sie das ihnen bestimmte
rreicht haben. Sie könnten sich noch viele, viele Jahre des
erfreuen und in voller Gesundheit, wenn nicht die Aerzte
. Gegen diesen überflüssigen Tod und gegen die Aerzte
Saludador ein Retter und Heiland. . . . Er wird geehrt,
ein ausgewählter Helfer verdient, und die Schätze der
fließen ihm zu in so großen Strömen, als er nur will.“
Dem armen Manne Celhabe Saetz, der in Malmaçon haus-
widerfuhr das Glück, daß ihm ein siebenter Sohn geboren
und es ergab sich, daß dieser, der jüngste, auch wirklich
aludador war. Ob nun schon die Heilkraft sich erst im
nten Lebensjahre zu zeigen pflegt, so ruhte doch in der
e Saetz alsbald alle Arbeit und man lebte vom Schulden-
. Je größer die Schulden wurden, desto mehr freute sich
ater Saetz, „denn sie waren ihm wie ein Kalender, der
ranrücken der Zeit ankündigte, da sein Sohn als Salu-
u prakticiren und Schätze zu sammeln anfangen sollte“.
eizehnte Geburtstag kam; Betiri, so hieß der Saludador,
te seine Heilkraft. Alles kam, um zu gratuliren. Der
berauschte sich, die Mutter weinte vor Freuden. Die
n Kranken brachten ihre Gaben in Säcken, Körben und
er Münze. Vater Saetz „öffnete beide Hände, um in
g zu nehmen, aber er öffnete auch den Mund und blieb
rnen Händen und offenem Munde sprachlos und erstarrt
stehen, als Betiri den Genesenen erklärte, sie möchten nur ihre Gaben wieder heimnehmen, denn er sei nicht gewillt, sich seine Kraft, die ihm Jinco ona, d. i. der Gott der Güte, geschenkt habe, von seinen leidenden Brüdern und Schwestern bezahlen zu lassen“. Der Vater beruhigt sich wieder, in der Hoffnung, daß Betiri nur so gehandelt haben werde, um seinen Ruf desto ausgebreiteter zu machen. Allein da der Knabe auf seiner Ansicht beharrt, hat er bald die Verachtung der ganzen Familie zu ertragen, er wird nicht mehr Betiri, sondern Esel genannt, darf nicht mit am Tische essen und muß allein an der Schwelle sitzen. Im Dorfe geht es ihm ebenso. Er macht zwar die herrlichsten Curen und ist weit und breit berühmt, aber die Leute sagen von ihm einfach: „Betiri ist gut und dumm.“ Endlich sah er selbst ein, daß er, da er nichts zum Haushalte beitrug, von seinen Aeltern auch nichts zu essen verlangen könne; daher packte er seine Habseligkeiten zusammen und wanderte auf den Berg in den Wald, um hoch über dem Dorfe eine verlassene Wächterhütte der Douaniers zu bewohnen. In den Stunden, die ihm die Kranken übrig ließen, schnitzte er Figürchen aus Holz; Maña, ein Mädchen, das er von einem bösen Uebel befreit hatte, verkaufte sie, und der Erlös reichte hin, ihn zu ernähren. Sie blieb ihm treu und anhänglich, obwol er im ganzen Dorfe der Esel hieß. Freilich machte sie ihm oft Vorstellungen und sagte: „Wenn du dir nur Haus und Hof erwerben wolltest, dann könntest du mich heirathen, und wir wären so glücklich.“ Betiri aber erwiderte: „Ich kann meine Seele nicht verkaufen, auch um dich nicht, du gute Maña.“ So lebte Betiri einsam, vom Dorfe fast vergessen. Da erscheint eines Tags ein langer glänzender Zug von Fußgängern und Reitern, in Gold, Sammt, Seide und Diamanten blitzend, der alte Celhabe Saetz als Führer an der Spitze, und das ganze Dorf in athemloser Hast voran. Es ist eine spanische Gesandtschaft. Der Grande, der sie führt, hält eine lange Anrede. Die Königin Isabelle ist seit einer Reihe von Jahren an einer Reihe ungenannter Uebel leidend; sämmtliche berühmte Aerzte Europas, Asiens und Afrikas haben an der Hebung derselben umsonst gearbeitet. Der König, im Kummer über das Leiden der Königin, die er mit erhabenem Herzen liebt, soweit es Sitte und Anstand einem König von Spanien erlauben, hat beschlossen, Betiri an das hohe Krankenbett kommen zu lassen, und es ergeht nun die Aufforderung an ihn, seine hohe Heilkraft, von der der Ruf bis in die Königreiche gedrungen, an der Königin zu bewähren, soweit es Sitte und Anstand erlauben. Betiri erklärt sich sofort bereit; der alte Saetz versichert mit Thränen in den Augen, daß er den geliebten Sohn nicht verlassen könne, und wird mitgenommen. Wie nun Betiri, der bei Todesstrafe die Königin nicht berühren soll, sich heimlich zu ihr schleicht, ergriffen, ins Gefängniß geworfen und endlich durch seine Ernennung zum Granden doch noch in die Lage versetzt wird, die Cur glücklich zu vollenden, ist sehr ergötzlich zu lesen. Dann kommen die königlichen Belohnungen. Betiri schlägt sie aus; Vater Saetz gibt dem beleidigten Granden, der sie überbringt, zu verstehen, daß etwas Folter und Gefängniß den Frevler wol auf andere Gedanken bringen würden. Man ist so mildherzig, es beim Gefängniß bewenden zu lassen. Der alte Saetz kauft zehn Frachtmaulthiere und macht sich mit den Schätzen auf und davon. Damit ist die Frage gelöst. Betiri wird aus dem Gefängnisse entlassen, heilt auf dem Rückwege Scharen von Hülfsbedürftigen und kommt nach vielen Monaten erst wieder heim, so arm, wie er gegangen. Er heißt nun wieder der Esel. Maña steht im Brautstaat am Fenster und sagt, sie sehe ein, daß sie recht gethan, einen solchen Esel nicht erwartet zu haben. Am Ende des Dorfs sprengen seine Brüder auf prächtigen Pferden und in Edelmannskleidern an ihm vorbei. Sie haben mit seinen Schätzen das Schloß gekauft und seine Titel angenommen, und der älteste wirft ihm ein Goldstück zu, wie einem Bettler. Betiri geht in seine Hütte hinauf und weint bitterlich. Er hatte in der ganzen Gegend alles gesund gemacht, was sollte er noch? Da kam ein Schiff mit der gelben Flagge, das Gelbe Fieber an Bord. Er heilte die Mann-

schaft in sieben Tagen und fuhr mit ihnen über Meer, von Land zu Land, wo zu helfen und zu heilen war, soweit die Menschen leiden. „Manchmal erzählte ein Baske, daß er ihn dort im Süden, und dann wieder ein anderer, daß er ihn dort im Norden oder im Westen oder im Osten gesehen. So zog er kreuz und quer über die Erdkugel und thut es gewiß noch, wenn er lebt. Dies ist die Geschichte eines Saludadors oder Ensalmadors."

In der ersten orientalischen Geschichte läßt der Dichter bei einem Mohammedaner den Glauben über die Liebe, bei einer Christin die Liebe über den Glauben triumphiren; in der zweiten, einer Variante zur classischen „Bürgschaft", wird der fortzeugende Segen der guten That, in der ersten irischen der Sieg vertrauender Liebe verherrlicht. Eine kräftige Persiflage selbstzufriedener Beschönigung enthält das Märchen aus der Auvergne: „Das Gewissen"; wie aber der Dichter den Ausfall gegen das schöne Geschlecht, den er sich darin zu Schulden kommen läßt, verantworten will, wissen wir nicht, und zwar um so weniger, als er sein Buch einer Dame gewidmet hat.

Wir übergehen die übrigen Nummern und erwähnen nur noch mit einem Worte das deutsche Märchen: „Der Ofen Barbarossa's." Er stand weiland im alten Kaiserpalaste zu Gelnhausen, und der Kaiser kam oft vom Kyffhäuser herüber, um sich in kalten Abenden daran zu wärmen. Wie nun das plötzlich ein Ende genommen, und wie der Ofen in Stücke gegangen, wollen wir hier nicht verrathen und verweisen den Leser auf das Buch selbst, in welchem er eine ebenso erheiternde als befruchtende Lectüre finden wird. **Otto Heubner.**

Mundt über Italien.

Italienische Zustände. Von Theodor Mundt. Erster Theil. — A. u. d. T.: Skizzen aus Piemont und Rom. Berlin, Janke. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Geschick des Verfassers, politisch-sociale Bilder so zu gruppiren, daß sie zugleich dem Gebiete des Staatsmanns und dem des Touristen anzugehören scheinen, bald wie Kundgebungen politischer Weisheit, bald wie eine frische Unterhaltung für eine müßige Stunde aussehen, ist bekannt, und dies Geschick muß auch unsererseits anerkannt werden; denn Mundt besitzt in der That die Gabe, aus einer leichten Mischung historischer Züge, kecker Personenbeschreibung und Skizzen des Volkslebens eine Arbeit zusammenzustellen, die fast jedem gebildeten Leser etwas bietet. Er ist durch und durch ein begabter Skizzist. Als solcher hat er Turin und Rom am Schluß des vorigen Jahres besucht, gerade zu der Zeit, wo die politische Grippe, an der jene Hauptstadt der sechsten „Großmacht im Embryo" schon seit Jahren leidet, in ihrer schönsten Blüte stand, und er schildert uns diesen Krankheitszustand als ein guter und richtiger Patholog. Was dabei an persönlichem Skandal, an kühnen Insinuationen, an gemachten Voraussetzungen abfällt, ist alles willkommen und hält gerade das rechte Maß, um anregend und doch nicht misfällig zu sein und um den unbefriedigt entlassenen Leser für künftige Arbeiten im voraus zu gewinnen; denn der Verfasser versteht es, einen Band seiner Skizzen aus dem andern zu entwickeln, immer noch Stoff übrig zu behalten und mit gewandter Feder so gleichsam einen magischen Kreis um seine Leser zu beschreiben, dem keiner so leicht entrinnt.

Der Verfasser hat übrigens, nachdem er den Puls des Kranken gefühlt, ganz richtig gesehen: er sagt im Herbst vorigen Jahres den nahen Fieberausbruch des Carlo-Alberto-Cultus und des idealen italienischen Königthums richtig voraus, unter dem die erschütterte Welt heute so gründlich laborirt; ja, er setzt uns in den Stand, der allmählichen Entwickelung dieser Krankheit selbst Schritt für Schritt zu folgen. Ist es nun auch nichts Neues, daß Meister Cavour der Apotheker und jemand anders an der Seine der Receptant dieses Leidens ist, so sind doch die Bilder, welche der Verfasser aus dem „rothen" Italien, von Mazzini und Garibaldi, von der dynastischen Allianz des Prinzen Plon-Plon mit der armen Clotilde, von den Verhandlungen in Plombières und dem französischen Damenkreis im Lustschloß Victor Emanuel's, von der schönen Tambourstochter Rosine und dem Cigarrenkampf, von dem französirten Patriotismus der Sardinier, die doch in Italien kaum für Italiener gelten, und anderes mehr, pikant und fesselnd genug, um bei der vorwiegenden Lust der Leser an Enthüllungen und an Skandal einige Stunden angenehm auszufüllen. Vorzüglich gut und wirksam ist der Carlo-Alberto-Cultus gemalt, ja, es ist ein Bild, dem selbst der Historiker von Fach seine Theilname nicht versagen kann: denn König Karl Albert war nicht blos ein wirklicher, ein historischer Charakter, er war auch eine im hohen Grade tragische Person, deren Untergang im Schmerz niemand ohne innige Theilnahme näher betrachten kann. Muthvoller Soldat und Krieger wie einer, für die Idee der italienischen Unabhängigkeit wahrhaft begeistert und für die lombardische Königskrone, wie er glaubte, geboren, auf dem Felde von Novara mehr noch innerlich vernichtet als durch Waffengewalt besiegt, beschließt dieser seltene Fürst, fast wie Codrus, sich selbst zum Opfer zu bringen. Still, ohne Lebewohl, verläßt er das Schlachtfeld, auf dem er erliegt, um im Exil zu verschwinden, zu verscheiden! Dies tragische Moment gewinnt in der Erzählung des Verfassers durch eine seltsame Episode noch an Seltsamkeit. Der fliehende König geräth unter die Geschütze des Feindes; er nannte sich Oberst Barge aus Turin und ward vor den commandirenden General, Grafen von Thurn, geführt, der ihn mit Thee bewirthet. Man spricht von der eben beendeten Schlacht und Graf Thurn bewundert den seltenen Geist seines Gastes. „Aber wie kommt's nur, Herr Oberst", sagt er, „daß ein Mann wie Sie keinen höhern Rang in der Armee erlangt hat?" — „Ich war niemals glücklich", sagt der König, „und darum habe ich auch meine Entlassung genommen." Erst nach seiner Abreise erfährt der Graf, daß sein Gast der König war. „Schaun's", sagt er, „das ist eine wunderbare Geschichte. Hätte unsere Batterie auf den fremden Offizier Feuer gegeben, so würde es geheißen haben, wir hätten den König Karl Albert im Hinterhalt ermordet." Wenige Monate später war Karl Albert eine Leiche in Oporto. „Er starb", sagt der Verfasser, „an der Einheit und Unabhängigkeit Italiens, an der jeder sterben muß, der dafür in die Schranken tritt." Ein frappantes Gemälde ist es, das der Autor von seinem Nachfolger entwirft. Von seinem Vater streng erzogen, muthvoll wie er, aber rücksichtsloser, verwegener und weniger grübelnd, ficht er in der Schlacht mit der Wildheit eines Indianerhäuptlings, auf Sieg, auf nichts als Sieg bedacht, den er bei Goito auch errang. Seine ganze Erscheinung, die stolze Haltung, der zurückgeworfene Kopf, der wildflatternde Schnauzbart drücken Stolz, Trotz und Hochmuth aus; so stand er besiegt selbst dem demüthigen Sieger Radetzky zu Vignale gegenüber und erschien als der Herr des Tags. Sein Wille, durch keine Rücksicht gehemmt, ist stärker als der seines schwärmerischen Vaters. Von Camillo Cavour, dem Sohn eines reichen Kornwucherers, sagt der Verfasser nichts Unbekanntes; er ist zu schlau, um wahrhaft begeistert zu sein und sein letztes Wort wird nicht die Freiheit Italiens, sondern seine Abhängigkeit von Frankreich sein.*) Daß Männer, wie Balbo, Azeglio und selbst Gioberti ihm vertrauten, beweist nur für seine Schlauheit, denn ihre Gedanken sind andere, da Cavour Italien weniger liebt, als er Oesterreich haßt.

Der Episode von Villafranca widmet Mundt ein ganzes Kapitel voll politischer Conjecturen, welche von den Absichten der Russen mehr verrathen, als der Verfasser verantworten kann. Viel lieber folgen wir ihm nach Genua, von dessen geringem und losem Zusammenhang mit dem sardinischen Regiment er ein lebhaftes Bild gibt. Die genuesische Aristokratie ist alles eher, als sardinisch: in Sprache, Sitte und Auffassung der Lage sind Genua und Turin volle Gegensätze, die auch in dem jetzigen Kampf ihre Versöhnung schwerlich finden werden.

---

*) Cavour's inzwischen erfolgter Rücktritt scheint diese Ansicht nicht zu bestätigen. D. Red.

Von hier wendet sich der Skizzist über Siena nach Rom, nicht
ne uns unterwegs zu überzeugen, daß er die liebenswürdigen
eiten, wie die Verirrungen des italienischen Volksgeistes wohl
fzufassen und darzustellen weiß. Daß die Ausbeutung des
emden vollständig zu einem italienischen Nationalbegriff ge-
rden ist, sagt er nicht blos, sondern belegt es auch. So ge-
gt er nach Rom. Mundt ist kein Schwärmer, auch nicht in
Kunst; er beobachtet vielmehr im ganzen mit nüchternem,
ischem Auge. Indeß hat es uns doch überrascht, daß er von Ra-
sagen kann: „Rafael steht auf der Höhe seiner Schöpferkraft,
n er sich die sinnliche Naivetät der Gestaltungen gestatten kann;
d aber auf rein kirchlichem Boden steif und schwerfällig. Seine
rei Cardinaltugenden» stellten uns dies in abschreckendster
ise vor Augen". Der Verfasser vergißt bei diesem Ur-
l offenbar den Einfluß, welchen Schule und Tradition auch
die größten Genien der Menschheit ausüben, in Anschlag
bringen.

Die Schilderung von der Persönlichkeit des Papstes ist auf
Weise pikant. Der schöne Papst, obgleich von kleiner, un-
zter Gestalt, rosigem Teint und graugemischtem Lockenhaar,
och jetzt der Abgott aller Frauen, welche vor 12 Jahren
bekannten Enthusiasmus für ihn schufen. Seine feinen lie-
würdigen Manieren entzücken noch heute alle, die ihm nahen,
bei seinem Vorüberfahren rufen die Wäscherinnen an der
ana noch jetzt: „Oh, il bel Papa!" Seine strenge Oeko-
e, bei großer Güte und Freigebigkeit, macht ihn in weiten
sen beliebt; seine sorgengefurchte Stirn gewinnt ihm andere
en und so ist der so schwergeprüfte, so gründlich enttäuschte
thalter Christi immer noch der Gegenstand der Liebe seiner
er, der sich in das Marianische Dogma der „unbefleckten
fängniß" flüchtete, ungefähr aus denselben Motiven, aus
en Karl Albert nach Oporto floh. Der Verfasser berichtet
ächst viel Lesenswerthes über den Sanct-Peter „zu allen
n", wie er das betreffende Kapitel überschreibt. Ueber die
regel der Verhüllung alles Nackten durch Blechhemden sagt
t: „Die nackte Gestalt hat bei uns den ruhigen und reinen
rfrieden verloren, den sie in der Antike besaß; sie erinnert
hristenthum an den verloren gegangenen Genuß der Erde; sie
abenziös geworden, ihre Verwendung in der Kirche ist daher
Mißgriff. Allein ist darum ein Stück Blech zu loben und
vieler russischer Censurschwärze bedarf es wol, um den
trunkenen Pinsel Correggio's oder Tizian's unschädlich zu
n, wenn man einmal anfängt, die Schönheit der Sculptur
Blech zu vernageln? Pius IX. hat dabei nichts gewonnen,
n Stichnamen des Hemdenmachers." Das Grabmal der
n Mathilde, der Egeria des Numa-Gregor, gibt dem Ver-
zu Betrachtungen über das theokratische Weltregiment Anlaß,
ir nachzulesen dem Leser überlassen müssen. „Gregor's
, sagt er, „war der umgekehrte Titanengedanke; jene woll-
n Himmel von der Erde aus erobern, Gregor die Erde
Himmel aus in seine Gewalt bringen und zwar durch die
telbare Gotteserscheinung in seiner Statthalterschaft. Es
t gelungen, der Geist zuerst und dann die Dampfmaschine
dagegen. Dennoch", sagt er, „hat das Papstthum eine
Zukunft: sein Weltzweck scheint noch nicht ganz erfüllt zu
ine lange Reihe von Grabmälern wartet noch in Sanct-
auf die Nachfolger Gregor's" u. s. w. Mundt drückt
Gedanken mit großer Zuversicht aus, und vielleicht hat
t.

as Tombolafest in Villa Borghese, eins der reizvollen
ste in Rom, verknüpft sich mit Reflexionen über die Stel-
r Aristokratie in Italien, die viel Beachtenswerthes und
eobachtetes enthalten. Der italienische Adel ist frei von
rclusivität; er mischt sich ungezwungen und auf die lie-
rdigste Art mit den Mittelständen, ja mit dem Volk.
verfuhr das Jahr 1848 ziemlich unbändig mit dem Adel,
ürst Canino und Mazzini hausten schlimm in dessen
sitzen; allein wenn dies auch zeigt, daß zwischen
tion und Adel kein dauernder Bund zu flechten ist, so
hat sich doch in zehn Jahren das alte Pietätsverhältniß so ziem-
lich wiederhergestellt, denn der römische Bürger ist für offene
Hand, für Wohlthätigkeit und gewährtes Vergnügen durchaus
nicht undankbar. Von dem Feste selbst entwirft der Verfasser
ein mit seiner bekannten Meisterschaft für Sachen dieser Art
gezeichnetes Bild, aus dem uns die liebenswürdige, feierlich-
heitere Haltung einer zu 30000 Köpfen versammelten Volks-
menge, wie diese nur in Italien so angetroffen wird, wieder recht
lebendig entgegentritt und deren Harmonie kein roher Laut stört.

Das letzte Kapitel der Skizzen ist dem allerdings merkwür-
digen Auftreten des bekannten amerikanischen Geisterbeschwörers
Hume gewidmet, des Cagliostro unserer Zeit, unerklärlicher
und geheimnißvoller als jener, vor allem aber auch glücklicher
als er, da seine Geschichte in einer Heirath mit einer reichen
und vornehmen Russin endet, bei welcher er wol vergessen haben
wird, daß Papst Pius ihn belehrt hat, es gebe nur ein des
Wissens würdiges Geheimniß und dies sei das der heiligen Mon-
stranz. Daß dieser merkwürdige junge Mann der Spiritus fami-
liaris der französisch-russischen Allianz gewesen, wie der Ver-
fasser andeutet, sind wir anzunehmen sehr geneigt; jene Allianz
aber ist allerdings der gefährlichste Klopfgeist unserer Tage und
ganz geeignet, die Welt, die dem wunderbaren Beschwörer so
unerhörte Duldung bewiesen, in ihren tiefsten Gründen zu er-
schüttern.

Der Verfasser hat mit diesen Skizzen unzweifelhaft ein sehr
lesenswerthes Buch geschrieben; seine Voraussagungen sind heute,
nach sechs Monaten, voll in Erfüllung gegangen, sie haben sei-
nen politischen Blick belegt. Hiernach haben wir alle Ursache,
nicht nur ihm unsere Anerkennung seiner Leistung zu bezeugen,
sondern auch seinen fernern Vorverkündigungen zu vertrauen,
nach welchen auch der nun entbrannte Kampf — wenigstens
soweit er die „nationale Einheit Italiens" zum Ziele hat — ein
klägliches Ende in französischer Abhängigkeit und territorialem
Raffenhaß nehmen werde, nehmen müsse. Bei dieser Ansicht
leiten uns noch andere Gründe, als die der Verfasser dafür
anführt, und unter diesen steht der bekannte Kirchthurmsneid
und die Stammesfeindschaft der Völkerschaften Italiens oben-
an, welche noch in ganz anderer Art wie die deutsche Klein-
staaterei eine nationale Einigung undenkbar machen und die es
sehr zweifelhaft erscheinen lassen, ob beispielsweise in Toscana,
Rom und Neapel der rohe und tückische Sarde nicht verhaßter
ist als der gutmüthige Oesterreicher! Daß aber vom Apennin
abwärts alle Sympathie für das Franzosenthum ein Ende hat,
glauben wir fast verbürgen zu können. 4.

Vier Erzählungen von Eduard Mörike. Stuttgart, Schweizerbart. 1856. 16. 18 Ngr.

Mörike gehört zu den sinnigsten und phantasiereichsten un-
serer Dichter; die Vorzüge, welche ihn auszeichnen, entsprechen
jedoch weniger dem realistischen Geschmack der jüngsten Gegen-
wart, als der vorherrschend innerlichen und idealistischen Rich-
tung der dreißiger Jahre, wo sich die Romantik, der Subjecti-
vismus des Gemüths, mehr und mehr in die Reflexions- und
Tendenzpoesie, den Subjectivismus der Erkenntniß und des Wil-
lens, umsetzte und in ihren Kämpfen mit der Speculation und
der Agitation schwere Niederlagen zu erleiden hatte, trotzdem
aber immer noch eine mit tüchtigen Kräften streitende Macht
bildete, für deren Principien noch in weitesten Kreisen lebhafte
Sympathie, oder wenn nicht diese, doch Verständniß oder Reiz-
barkeit herrschte. Ohne gerade ein Romantiker von Confession
oder im vollen Sinne des Worts zu sein, ist doch Mörike un-
bestreitbar eine den Ausläufern der Romantik geist- und gemüths-
verwandte Natur; ja in seinem „Maler Nolten" dürfte sich
eine mehr oder minder directe Einwirkung der Tieck'schen No-
vellistik auf die Art und Weise seiner Erfindung und Darstel-
lung kaum verkennen lassen.

Auch die vorliegenden vier Erzählungen bewegen sich ent-

schieden in den Kreisen dieser jetzt uns ziemlich fernliegenden Weltanschauung. Mit Ausnahme einer einzigen, „Lucie Gelmeroth“, sind sämmtliche von märchenartigem Charakter, und zwar haben sie in Anlage und Ausführung eine ungleich nähere Beziehung zu den mit modernem Humor und Feinsinn vorgetragenen Märchen Tieck's und Brentano's, als zu den in naivem, naturwüchsigem Ton gehaltenen Erneuerungen der alten Volksmärchen, wie sie von Grimm angeregt sind. Am meisten gilt dies von dem ersten derselben, welches zugleich nicht blos von seiten seines Umfangs, sondern auch vermöge seines ebenso gemüthvollen, wie launigen und phantastischen Grundtons das bedeutendste ist. Obschon in Anlage und Verlauf wesentlich anders, erinnert es doch in manchem Betracht an Eichendorff's „Aus dem Leben eines Taugenichts“; doch besitzt es bei weitem nicht dieselbe Einfachheit und Natürlichkeit und nähert sich in andern Partien der von Tieck in seiner „Vogelscheuche“ angewandten Constructionsweise, insbesondere auch darin, daß in ihm Märchenhaftes und Novellenartiges in zwar minder barocker, aber immer noch phantastischer Weise miteinander verschlungen sind, dergestalt, daß es wol auch eine „Märchennovelle“, nicht wie es geschehen eine „Novelle“ schlechthin hätte genannt werden sollen. Wer für diese Art der Poesie, wie wir unsererseits gern einräumen, noch Sinn und Empfänglichkeit besitzt, wird dem Dichter auf den Kreuz- und Querzügen seines gemüthlichen Humors gern und mit Behaglichkeit folgen und sich der mannichfachen Schönheiten seiner eigenthümlichen Composition, bei der vielleicht Lokalsagen benutzt sein mögen, mit kindlichem Sinne erfreuen. Am wenigsten dürfte das Ende befriedigen. Hier verläuft sich das Hochwasser der Phantasie in ziemlich flachen, prosaischen Regionen, und die Andeutungen, durch welche dem Leser Gelegenheit geboten wird, sich das scheinbar Wunderbare in natürlicher Weise zu erklären, erinnern fast an das Ende der Wagner'schen Gespenstergeschichten.

Unter den beiden kürzern Märchen ist „Der Bauer und sein Sohn“ entschieden das bessere. Der volksthümliche Ton ist hier mit glücklichem Erfolg angeschlagen, und daß der Poesie eine greifbare praktische Nutzanwendung einverwebt ist, thut der poetischen Wirkung keinen Eintrag. „Die Hand der Jegerta“ ist ein in Indien spielendes Märchen, nicht ohne eigenthümliche Färbung, aber ohne ein tiefer greifendes Interesse.

Die dem heutigen Zeitgeschmack zusagendste Gabe ist unstreitig die Novelle: „Lucie Gelmeroth.“ Sie behandelt einen zwar sehr einfach verlaufenden, aber in dieser Einfachheit doch sehr eigenthümlichen und spannenden Criminalfall. Von seiten ihrer Einkleidung und als Beispiel der Kunst, auf einen sehr kleinen Raum — sie umfaßt noch nicht ganz zwei Bogen — die Verwickelung und Lösung einer bedeutsamen Katastrophe zu concentriren, darf sie als ein Mustergebilde bezeichnet werden. Sie hält sich durchaus auf realem Gebiet; höchstens erinnert die eingelegte Episode aus der Jugendzeit Lucie's an die dem Dichter eigene Vorliebe für ungewöhnliche Combinationen.

11.

Notizen.

Das bremer Gedicht von 1786 auf Lavater und sein Verfasser.

In Nr. 15 d. Bl. hatten wir an ein gegen Lavater's Treiben in Bremen im Jahre 1786 gerichtetes satirisches Gedicht erinnert, und da wir dasselbe nur aus einer alten Abschrift kannten, den Wunsch ausgesprochen, zu erfahren, ob das Gedicht schon irgendwo gedruckt und von wem es verfaßt sei. Julius Merzdorf, großherzoglicher Bibliothekar in Oldenburg, hat diesem Wunsche bereitwillig entsprochen und uns mit nachstehender Zuschrift beehrt:

Lavater's Aufenthalt in Bremen 1786 und seine wunderthätigen Auslassungen daselbst, die in ihren Folgen sich zu einem Zwiespalt unter den Geistlichen sowol als unter den Aerzten der freien frommen Hansestadt Bremen gipfelten, und die noch im Jahre 1791 in dem „Taschenbuch für Aufklärer und Nichtaufklärer“ (Berlin, Unger) gegeiselt wurden, indem dasselbe ein Titelkupfer mit der Unterschrift: „Lavater's Apotheose im Nachlande“ (sic!), hat, auf welchem Lavater sich vor einer Burgfrau in Gegenwart vieler spanisch gekleideter Rathsherren von einer wohlfrisirten aufgeputzten Dame die Hand küssen läßt, hatten gleich anfangs Veranlassung gegeben zu den verschiedenartigsten Angriffen und Beleuchtungen. Zu der geschlossenen Phalanx, welche sich dem magnetischen Treiben widersetzte, gehörte ein 1787 in acht Stücken erschienenes „Magnetistisches Magazin für Niederteutschland“ (Bremen, Cramer), welches Auszüge aus andern Journalen gab, vorzüglich aber einige bremer Gutachten der Aerzte zum Vorwurf hatte. In diesem „Magazin“ (Heft ..., S. 58—64) findet sich das in Nr. 15 erwähnte satirische Gedicht vollständig mit einer Einleitung abgedruckt. Dasselbe ist aber schon früher erschienen als: „Freudenlied der Jünger Lavater's in Bremen“ (Bremen 1787), und hat, wie aus dem Abdrucke in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“, (Bd. ..., St. 2, S. 589—592) erhellt, Varianten; auch ebendaselbst (Bd. 78, St. 1, S. 9) war schon ein Vers aus Anlaß der Recension des „Magnetistischen Magazin“ mitgetheilt. ... über die Frage, ob dasselbe schon gedruckt oder sonst bekannt. Was nun den Verfasser betrifft, so war derselbe kein anderer als Johann Ludwig Ummius, Rector in Bremen. Derselbe war am 13. Juni 1736 zu Jever, wo sein Vater, Johann ..., Arzt war, geboren, besuchte die dortige Schule, ging 1755 nach Wittenberg, ward nach seiner Rückkehr 1758 Hauslehrer in Bremen und im Herzogthume Bremen, dann 1763 Lehrer der siebenten Klasse an der Schule zu Stade, darauf 1765 Granicus und 1768 Subconrector daselbst, endlich 1774 Subrector, dann 1778 Conrector und 1781 Rector an der Domschule zu Bremen, wo er am 9. Mai 1796 starb. Er war Mitarbeiter an Ruperti's und Schlichthorst's „Neuem Magazin für Schullehrer“ und des „Magnetistischen Magazin für Niederteutschland“. Er war ein heller, denkender Kopf, der ... äußerst schwer zum Schreiben zu bewegen war. Unter seinem Namen hat man nur Schul- und Einladungsschriften, unter denen sich auszeichnen die über das mare purpureum in Virg. Georg., IV, 373, eine freie Uebersetzung oder vielmehr ... aus Cic. de divinatione, lib. I (1787) u. s. w. Ohne Namen erschienen das genannte „Freudenlied der Jünger ...ters“, sowie verschiedene pseudonyme Aufsätze in diesem Magazin, die sich durch ihre Laune und beißenden Spott ...nen, endlich noch eine Probe einer neuen metrischen Uebersetzung des Sophokleischen Trauerspiels: „Oedipus der Herrscher“ im „Magazin für öffentliche Schulen“ (Bd. 2, St. 1). Einen ...zen Nekrolog des Ummius aus der Feder des Rectors Sch... in Verden findet man in der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek“ (Bd. 25, Intelligenzblatt, Nr. 26, S. 210 fg.). Das „Freudenlied“ rief eine Parodie hervor unter dem Titel: „Zurechtweisung für Lavater's Feinde und den Verfasser des bekanntes Liedes“, die in zwei Formen existirte, deren erste „für eine kritische Ausleerung einer Nähterin“, deren zweite „mit Notengeifer ...“ einen studirten Mann zum Verfasser haben soll. Aus ... für ein ehrsames Publikum und aus Schonung der ... tragen die Herausgeber des „Magnetistischen Magazin“ Bedenken, diese Producte zu veröffentlichen. Man wird ... deren Kenntnißnahme verzichten müssen, da wol schwerlich dieselben gedruckt erscheinen dürften, weil vorauszusetzen, daß sie noch viel derber als das „Freudenlied“.

Ludwig Häusser's „Deutsche Geschichte“ in zweiter Auflage.

Des Geschichtsprofessors Ludwig Häusser treffliche „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes“ hat sich schnell Bahn gebrochen. Von der rasch nöthig gewordenen zweiten veränderten und vermehrten Auflage (Berlin, Weidmann, 1859) sind bereits ... Bände in die Oeffentlichkeit getreten. Des Verfassers ...

?r es, in dieser zweiten Auflage, wie er im Vorwort bemerkt, ?urchweg eine wirklich verbesserte zu geben". Es sei an der ?rm gefeilt, hier und da auch stark gekürzt, überhaupt ein ?ößeres Ebenmaß zwischen den frühern und spätern Bänden ? Werks hergestellt, aber auch im Stoffe vieles ergänzt und ?ichtigt worden. Denn in den vier Jahren, die seit der ersten ?rausgabe verflossen, habe die Quellenliteratur dieses Zeitraums ? nicht unbedeutend vermehrt; es seien unter anderm außer ?en Monographien über einzelne Punkte seitdem Marmont's, ?ult's und Eugen's Memoiren, die Fortsetzung von Sybel's ?rk, Militin's „Geschichte des Kriegs Rußlands mit Frankreich ?9", Bernhardi's „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des kaiser- russischen Generals Grafen von Toll", Radetzky's Denkschriften ? Ledebur's und Reiche's Aufzeichnungen erschienen. Außer- ? erlebte der Verfasser die Freude, daß ihm ungesucht von ?er und jener Seite authentische Mittheilungen aus den Fa- ?ien betheiligter Personen und von mehreren ehrwürdigen Be- ?nen zu einzelnen Abschnitten, namentlich in den spätern Bän- schätzenswerthe Beiträge oder kritische Randglossen zugin- ? Es ist kaum zu zweifeln, daß dieser zweiten Auflage ein ?ches oder noch regeres Interesse entgegenkommen wird als ?ersten, da sich die Theilnahme für neuere deutsche Geschichte ?ischen sicherlich nicht verringert hat, während die politischen ?wickelungen und der Beginn der wir wissen nicht wie lange ?hinziehenden neunapoleonischen Kriegsära nur geeignet sind, ?en weitesten Kreisen einem Werke Aufmerksamkeit zuzuwen- welches sich durch Stoffülle wie durch Klarheit der Com- ?ion und des Stils in gleicher Weise auszeichnet, aus echt ?cher Gesinnung hervorgegangen ist und der Gegenwart den ?gel einer nicht weit hinter uns liegenden Vergangenheit ?altend Lehren und Warnungen genug enthält, welche sich ?eiter der Geschicke des deutschen Volks und dieses selbst zu ?en nehmen sollten. Ueber die einzelnen Bände der ersten ?age vergleiche man übrigens Nr. 27 d. Bl. f. 1855, Nr. 6 ?57 und Nr. 38 f. 1858. **H. M.**

Bibliographie.

Buchner, O., Die Feuermeteore, insbesondere die Me- ?en historisch und naturwissenschaftlich betrachtet. Gießen, ?r. Gr. 8. 20 Ngr.

Ehlert, L., Briefe über Musik an eine Freundin. Ber- Guttentag. 8. 27 Ngr.

Falch, O., Was sich die Schlesier vom alten Fritz erzäh- Original-Lebensbilder aus dem Munde des Volks. Bisher nie gedruckt. Brieg. 1860. 8. 15 Ngr.

?eisberg, H., Die Fehme. Eine Untersuchung über ?n und Wesen des Gerichts. Münster, Regensberg. 1858. ?. 15 Ngr.

?olovine, I., La Russie depuis Alexandre le bien- ?ionné. Leipzig, Hübner. 8. 1 Thlr.

?oncourt, E. und J. de, Geschichte der Maria Antoi- Autorisirte deutsche Ausgabe von Schmidt-Weißen- Mit dem Porträt der Marie Antoinette in Stahlstich. Kober u. Markgraf. Gr. 8. 2 Thlr.

?äger, A., Länze-Bäwi, die Lederstellerin. Eine Volks- ?hte aus dem Elsaß. Heidelberg, E. Mohr. 8. 8 Ngr.

?leist's, H. v., Gesammelte Schriften. Herausgegeben ?. Tieck, revidirt, ergänzt und mit einer biographischen ?tung versehen von J. Schmidt. 1ste Lieferung. Berlin, ?eimer. Gr. 16. 4 Ngr.

?östlin, J., Der Glaube, sein Wesen, Grund und Gegen- seine Bedeutung für Erkennen, Leben und Kirche. Gotha, Gr. 8. 2 Thlr.

?in Kranz auf einem Grabe. 24 kleine Gedichte; deutsch ?nglisch. — A garland on a grave. Berlin, Asher u. 16. 10 Ngr.

?arr, K., Zur Kritik der politischen Oekonomie. 1stes Berlin, Besser. Gr. 8. 1 Thlr.

Mundt, T., Italienische Zustände. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Rom und Pius IX. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Napoleoniden. Kurzer Lebensabriß der hervorragend- sten Mitglieder des Hauses Bonaparte, von Madame Lätitia an bis auf die Gegenwart und der Napoleoniden Einfluß auf die Geschicke Europas. Weimar, Voigt. Gr. 8. 1 Thlr.

Reinke, L., Die Schöpfung der Welt. Münster, Coppenrath. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Ruppius, O., Der Pedlar. Roman aus dem amerikanischen Leben. Berlin, Besser. Gr. 16. 12 Ngr.

Rutenberg, O. v., Geschichte der Ostseeprovinzen Liv-, Esth- und Kurland von der ältesten Zeit bis zum Untergange ihrer Selbständigkeit. 1ster Band. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Schmidt-Weißenfels, Geschichte der französischen Revolutions-Literatur. Prag, Kober u. Markgraf. Gr. 8. 3 Thlr.

Schweckendieck, W., Dr. Albert Hardenberg. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation. Emden. Gr. 8. 10 Ngr.

Stahl, F. J., Die lutherische Kirche und die Union. Eine wissenschaftliche Erörterung der Zeitfrage. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Sterne und die Erde, Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit. Aus dem Englischen übertragen von W. von Voigts-Rhetz. Leipzig, Costenoble. 8. 10 Ngr.

Tholuck, A., Lebenszeichen der lutherischen Kirche aus allen Ständen vor und während der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Tippelskirch, A. W. F. v., Ueber die alten Parlamente Frankreichs und deren Einfluß auf die Staatsformen der Gegenwart. Berlin, F. Schneider. Lex.-8. 10 Ngr.

Winzer, J., Die deutschen Bruderschaften des Mittelalters, insbesondere der Bund der deutschen Steinmetzen und dessen Umwandlung zum Freimaurerbund. Gießen, Ricker. Gr. 8. 1 Thlr.

Wirth, M., Die deutsche Nationaleinheit in ihrer volkswirthschaftlichen, geistigen und politischen Entwickelung an der Hand der Geschichte beleuchtet. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

An die Freunde der deutschen Einheit. Lübeck, Aschenfeldt. Gr. 8. 2 Ngr.

Beyschlag, W., Das Königswort des Auferstandenen an das deutsche Volk dieser Tage. Predigt über Evangelium Matth. 28, 16—20. gehalten am Sonntage Mis. dom. 1859. Karlsruhe, Gutsch. 8. 2 Ngr.

Dank vom Hause Oesterreich! Berlin, Schlingmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Katholik und Protestant. Ein Wort des Friedens von einem Laien für Laien. Frankfurt a. M., Völcker. Gr. 8. 4 Ngr.

Die preußische Politik und der Antrag Hannovers beim Bunde auf Aufstellung eines Observationscorps am Oberrhein. Hannover. Gr. 8. 5 Ngr.

Preußen und Deutschland 1859. München, Lentner. Gr. 8. 1 Ngr.

Rundt, C. L., Entwurf einer Denkschrift zur Beantwortung der Frage: Wie kann die bildende Kunst zeitgemäß und auf eine ihrer würdigen Weise in allen Kunstfächern gefördert und fruchtbar für die Nation und die Künstler gemacht werden? Berlin. Hoch 4. 3 Ngr.

Schaaff, F. W., Ein Wort über Preußens Politik. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. Gr. 8. 4 Ngr.

Strackaus, H., Offener Brief an Herrn Dr. Schwarz zu Gotha. Leipzig, Wredt. 8. 4 Ngr.

Uhlich, Vier Auferstehungen. Eine Osterpredigt vor der freien Gemeinde in Delitzsch. Delitzsch. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 28. Juli 1859.

Zur Geschichte des Aberglaubens.

Der Aberglaube des Mittelalters. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. Von Heinrich Bruno Schindler. Breslau, Korn. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Daß unser heutiges Volksleben alles Aberglaubens ledig sei, sollte man schier annehmen, da außer Kirche und Schule mannichfach sociale und mehrfach politische Bildungsmittel mit rectificirendem Eifer in dasselbe hineinarbeiten; auch behaupten in der That philosophische Literaten, höfische Theecirkel und großstädtische Industriellen, daß dem also wäre. Wenn unter anderm J. G. Th. Gräße in seinem „Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte" (IV, 560) schreibt:

Wir kommen jetzt zu der zweiten Nebenwissenschaft der Naturphilosophie, der Magie, die wenigstens im allgemeinen auch als eine abgethane Sache angesehen werden darf, da höchstens noch der Glaube an Ahnungen, Sympathie, magnetische Curen und Somnambulismus von der Schule eines Justinus Kerner und von G. H. von Schubert aufrecht erhalten wird. An Hexen und an Teufel, ja selbst an Gespenster und Erscheinungen glaubt man schon längst nicht mehr, und die Aufklärung, durch die französischen Philosophen und ihre Affen, die deutschen modernen Weltverbesserer, herbeigeführt, ist bald so weit gediehen, daß an Gottes Wort zu glauben selbst von vielen sogenannten Dienern des Herrn für eine Lächerlichkeit, wenn nicht gar für Schande gehalten wird, —

so ist damit mehr oder minder die Ansicht all derjenigen ausgesprochen, welche dem heimischen und heimlichen Weben des schlicht bürgerlichen Volks fern stehen. Indeß die Sache liegt gar nicht so, wie sie die Salons, Lehrstühle und Bureaux voraussetzen. Schon die Natur des Aberglaubens, der sich bekanntlich in Sprache, Sitte, Zeit und Oertlichkeit fest einhackt, und dann das Wesen seiner Träger, die mit ihren ererbten und eigenen Anschauungen, Ideen und Empfindungen nicht rasch umsatteln, vielmehr zähe und ständig sind, legt gerechte Zweifel in die Annahme oder Behauptung, daß der dämonische Glaube auf seinem sinnlichen und gemüthlichen Boden von der mehr scientifischen, artistischen und industriellen Bildung der modernen Zeit verdrückt und begraben sei. Und nun erst, was bezeugt denn die in das volksthümliche Haus tief eindringende Beobachtung? In Wahrheit die historische Thatsache, daß der Aberglaube noch zur Stunde eine Macht im Volke ist, welche sich zwar auf das enge heimische Thun und Sinnen der bürgerlichen Gesellschaft zurückgezogen und verdichtet hat, immer aber noch für größere Weiten sprungfähig und selbst unter Umständen und zu erregten Zeiten in das öffentliche Leben einzugreifen bereit und berufen ist. Erscheint darum schon dies Stück Volksseele bedeutsam, so wird es nicht minder bedeutsam in historischer Hinsicht und in Bezug auf seinen Inhalt. Denn wie zusammenhangslos auch die einzelnen Züge und Formen des heutigen Aberglaubens im ersten Augenblick uns entgegentreten, sie bilden doch bei näherer Einsichtnahme den Ausgangspunkt oder richtiger den fortgesponnenen Faden einer tausend- und mehrtausendjährigen volksthümlichen innern Entwickelung, in der das große Drama von Weltsünde und Welterlösung vollzogen oder in der der menschliche Zug und Drang von der Unfreiheit zur Freiheit offenbar geworden ist.

Das tiefe Bedürfniß, das dem Menschen der Gegenwart zur Lösung der großen Räthsel des Lebens und zur Bannung oder Dienstbarmachung der Naturkräfte treibt, ist ein uranfänglich menschlicher psychischer Proceß und erzeugte ebendeshalb allenthalben Gemeinsames oder Gleichartiges, sodaß die gleichen oder ähnlichen Züge der Mythe, des Glaubens und Aberglaubens in der Gleichheit der menschlichen Organisation, vor allem in der Uebereinstimmung der gemüthlichen Verfassung und in den gleichen Erscheinungen und Einflüssen der Natur, keineswegs zuerst und allein in dem Uebertragen der mythischen und religiösen Anschauungen von einem Volke zum andern ihren Grund und Ausgang haben. Auf diese Weise ordneten z. B. verschiedene Völker unabhängig voneinander und doch übereinstimmend ihre Erdenuhr nach der Sternenuhr, indem sie die himmlischen Hauptmomente in ihr terrestrisches Leben mit diviner Weihe, mit Feier und lokalen Bezügen hereinlegten. Solange nun bei einem Volke bestimmte Anschauungen und Ideen, gleichviel ob sie von ihm selbst gewonnen oder ihm von andern Völkern zugeführt wurden, sein Denken, Sinnen und Treiben befriedigen, bilden sie die herrschende Macht des Glaubens; sobald jedoch vollkommenere Anschauungen und begründetere und lebenskräftigere Ideen herantreten, werden

jene allmählich aus der seitherigen öffentlichen Anbetung und Zuversicht ausgestoßen und mehr oder minder in heimlichen Cult zurückgedrückt. Was Hochwald war, wird nun Niederholz; was als Glaube lebte, verwandelt sich vor der neuen siegreichen geistigen Strömung in Aberglauben oder in einen Glauben niederer Ordnung. Immerhin kann aber das Verdrückte unter Umständen nicht allein mit seinem mehr oder minder abgeblaßten Inhalt noch lange fortdauern, sondern auch ebenso sehr gegen den herrschenden Glauben biegsam als selbst triebkräftig und alte Formen neu belebend fortwuchern. Denn mit dem Verlust seiner imperialen Stellung ist seine Lebenskraft, die aus innerlichen Wahrnehmungen und aus Auffassungen der sichtbaren Welt erwuchs, nicht sofort gebrochen, vielmehr findet es oft naturgemäß noch Halt und Pflege sowol in denjenigen Gemüthern, welche den neuen Lebensproceß blos äußerlich und nicht mit innerer Aneignung vollziehen, als auch in denjenigen, welche die neuen Ideen mit den alten zu vermitteln suchen. Hat doch selbst die christliche Kirche, als sie in das germanische Heidenthum das Evangelium brachte, sich bequemen müssen, den heidnischen Glauben durch ähnliche Vorstellungen und Bilder zu vermitteln, um ihn zu zähmen und umzugestalten. Weil aber der uralte Stammglaube der Deutschen ein in Fest und Spiel, Klang und Sang, Sage und Sprache, Brauch und Gewöhnung, Sitte und Recht eingelebtes, fest beschirmtes Eigenthum war, so konnte sie nur nach einer vielhundertjährigen Arbeit die Gemüther zum christlichen Denken und Leben herüberziehen, und dessenungeachtet ist ihr dies weder im Mittelalter, noch in der Zeit der Reformation (Luther mußte von den Thüringern bekennen: plus timent offendere eos daemones quam deum et totum mundum), selbst nicht in der spätern Zeit vollständig gelungen. Neben aller Zähigkeit und Biegsamkeit hat der Aberglaube nothwendig auch seine Wandlungen, die ebenso wol im Auffrischen oder Fallenlassen alter Vorstellungen, als in der Bildung neuer Züge und Formen bestehen. Wo z. B. das Volk freche, alle Gerechtigkeit und Scheu mit Füßen tretende Bösewichter vom Arm der weltlichen Gerichte ungestraft sieht, dictirt es ihnen, um sein sittliches Gefühl zu versöhnen und sich zu trösten, ewige Strafen. Wie nach dem Volksglauben im Mittelalter die Seelen wilder Raubritter als Irrwische und die der Treubrüchigen als feurige Männer büßten, so verurtheilt noch heute der schlichte Bauer die Seelen seiner Peiniger zu ruhelosen Gespenstern und die der Marksteinversetzer zum ewigen Steintragen auf der Stätte ihres Frevels. Auf diese Weise ziehen sich dämonische Vorstellungen, Sitten und Gebräuche aus allen verschiedenen frühern Perioden als längere und kürzere Fäden oder als theils uralte, theils jüngere Gebilde des Glaubens in die spätern Zeiten des Entwickelungsgangs der Culturvölker, und reichen, je dauernder und je tiefer sie einst Gemüth und Phantasie erfaßt und belebt hatten, desto weiter, selbst in die Gegenwart herab.

Man kann nun die heutigen Ausgangspunkte oder die mehr nach der Mitte zu liegenden Punkte dieser Fäden, d. h. den Aberglauben der Gegenwart oder den irgendeiner frühern Zeit beleuchten wollen, so wird die Forschung, wenn anders sie zur wahrhaftigen Culturgeschichte werden soll, sich nothwendig über die ganze Länge der einzelnen Fäden des dämonischen Glaubens ausbreiten müssen, um durch die Continuität in das Verständniß der einzelnen und der sämmtlichen Züge desselben zu dringen und damit zugleich die Einflüsse offenbar zu machen, welche derselbe in verschiedenen Zeiten auf die Entwickelung des Völkerlebens ausgeübt hat.

Eine solche Aufgabe hat freilich ihre große Schwierigkeit, welche nicht allein in der Fadenlänge und in dem Halbdunkel der verschiedenen Züge des Aberglaubens, sondern auch in der großen stofflichen Mannichfaltigkeit desselben liegt; ihre Lösung indeß ist für die heutige Geschichte und Volkskunde, welche die Entwickelung und Charakteristik des gesammten Volkslebens verlangen, zur Nothwendigkeit geworden. Ohne diese Lösung würde man nimmer zu einer vollständigen und lebendigen Darstellung der Culturgeschichte kommen, welche als solche die fortbildende Bewegung des Volkslebens in den verschieden gearteten Kämpfen der Wahrheit mit dem Irrthum, der Freiheit mit dem Unfreien, des hellen Glaubens mit dem Schwelgen in dunkeln Gefühlen und des klaren Einblicks in die Natur mit phantastischen Naturanschauungen sucht und deshalb keinen der beiden ringenden Theile unbeleuchtet lassen kann. Erst dadurch, daß die Culturgeschichte jede Seite des Gegensatzes mit gleicher Gerechtigkeit und Gründlichkeit behandelt, zwingt sie uns, auch die Aeußerungen des Aberglaubens nicht für wild aufgeschossenen Unsinn und Schnickschnack zu halten, sondern mit Respect an sie als Pulsschläge historischer Thatsachen zu gehen. Wie eine Burgruine, als bloßes Steinwerk genommen, keine Bedeutung hat und keinen Zauber auf uns ausübt, wol aber, wenn wir ihr Verhältniß zur Geschichte und Natur erfassen, so wird jeder einzelne Zug des dämonischen Volksglaubens, gleichviel ob er über unfreie Gemüther noch gegenwärtig Gewalt besitzt oder keine, erst durch die Zurückführung auf seine Wurzeln und durch das Verständniß seines Fortspinnens zu einem Gegenstande, dem der volle historische Ernst gebührt und um so mehr gebührt, als meist hinter unserm Volksglauben der heidnische Glaube der alten Germanen ruht oder als der heutige Volksglaube zum guten Theil aus dem Gemüth, der Naturpersonification und den astralen und klimatischen Bestimmungen der heidnischen Germanen herausgewachsen ist. Wenn unter anderm den alten Germanen der Mond, wie Cäsar bezeugt, ein Gegenstand ihres Cultus war und wenn bei ihnen nach des Tacitus Bericht (Germ., c. 11) der Neumond und der Vollmond als der günstigste und glücklichste Tag im Jahre galt, so lebt dieser Glaube noch im 11. Jahrhundert in der Beichtfrage des wormser Bischofs Burchard: „Hast du auf den Neumond gewartet, um ein Haus zu bauen oder dich zu verheirathen?“ Er lebt im 16. Jahrhundert in der von Dinkelsbühl mitgetheilten Bitte: „bis gottwillkommen neuer mon, holder Herr, mach mir meines geldes mehr!“ und ebenso ist der Glaube an den „segnenden

hüter der Nacht" noch heute im deutschen Volke lebendig. Wie hier, so steht es in vielen andern Zügen unsers Volksglaubens, der ebendeshalb von der historischen Forschung volle und ernste Würdigung zu fordern hat.

Mit diesen Ansichten über den Aberglauben nahmen wir das obengenannte Werk in die Hand. Wir thaten dies mit um so größerer Freude, als mehrere Umstände in uns die Erwartung rege machten, daß wir in ihm eine wissenschaftliche Arbeit über den Aberglauben erhalten würden, welche uns bisjetzt in der deutschen Literatur trotz der zahlreich vorhandenen bezüglichen Schriften fehlt. Verheißt schon der Titel des Buchs eine culturhistorische Entwickelung des mittelalterlichen Aberglaubens, welche nothwendig als solche nicht ohne ein Zurückgreifen auf seine ursprünglichen Quellen und nicht ohne Bezugnahme auf sein Fortbilden bis zur Gegenwart gedacht werden kann, so stellt auch die Vorrede ein gleiches Ziel in Aussicht, indem hier der Verfasser erklärt, daß der Aberglaube weder eine absolute, noch eine einzelne, isolirte Größe sei, sondern daß er einerseits in der Consequenz und im Zusammenhang einer Zeitanschauung und andererseits bezüglich der allgemeinen Ursachen gefaßt werden müßte, welche entweder im Geiste des Menschen oder in äußern natürlichen Erscheinungen anzunehmen wären. Wie nun, bemerkt der Verfasser, jene Seite in seinem 1857 herausgegebenen „Magischen Geistesleben" behandelt habe, so wolle er auch diese in dem vorliegenden Werke wissenschaftlich erörtern. Dazu habe er den Aberglauben des Mittelalters gewählt, „ohne jedoch Alterthum noch Neuzeit unberücksichtigt zu lassen". Dazu kommt noch, daß der Verfasser sich mit diesem dunkeln Kapitel durch vieljährige literarische Studien und durch fleißige Beobachtung des Volkslebens vertraut und dadurch für eine wissenschaftliche Bearbeitung desselben geschickt gemacht hat. Inwieweit und wie er nun diese Aufgabe im vorliegenden Werke gelöst, haben wir darzuthun. Unser kritisches Referat muß beim Eingang in das Werk sogleich bei dessen Titel einen Augenblick halt machen. Die Aufschriften von Büchern haben, um nicht irre zu leiten, außer dem Inhalt auch dessen Verhältniß auf Raum und Zeit genau zu bestimmen. In dieser Beziehung ist der vorliegende Titel zugleich zu weit und zu eng, jenes in Bezug auf den Raum, dieses in Bezug auf die Zeit. Nach jener Seite hin mußte der Titel „Aberglaube des deutschen Mittelalters" heißen, weil der Verfasser vorherrschend nur den Aberglauben der Deutschen und nicht den der gesammten occidentalen Culturwelt und noch weniger den aller andern Völker zu seinem historischen Gegenstand genommen hat. Nach dieser Seite fallen gerade nicht allein diejenigen Formen des Aberglaubens, welche am stärksten „die Verfinsterung des Mittelalters" darthun sollen, sondern überhaupt alle diejenigen dämonischen Aeußerungen, welche am meisten und tiefsten in das öffentliche Leben hineingriffen, wie der Teufels- und Hexenglaube, mit ihrer glänzenden Culmination und Blüte weit über das Mittelalter hinaus, sodaß der Titel des Buchs, welches gerade diese Materie sehr ausführlich behandelt, in Wahrheit der Zeit nach zu eng gegriffen ist. Auf die Sache selbst kommen wir weiter unten zurück.

Daß der Verfasser seiner Arbeit eine chronologisch geordnete Uebersicht derjenigen Werke voranstellt, welche er als Quellen benutzt hat, können und müssen wir loben. Nur sähen wir gern, daß er dieser von 1498—1850 reichenden Schriftengalerie sogleich auch die in dem Kapitel über Alchemie befindliche kleine Büchergruppe und die einzelnen Werke, welche in verschiedenen andern Abschnitten als Quellenschriften genannt werden, eingereiht hätte. Nehmen wir alle vom Verfasser citirten Schriften zusammen, so erhalten wir deren über 200, sicherlich ein bedeutender literarischer Apparat, dessen Benutzung einen ausdauernden Fleiß voraussetzt, der alle Anerkennung verdient. Uebrigens ist mit diesem Apparat, der dem Verfasser zu seiner Arbeit diente, das corpus der über den Aberglauben vorhandenen Literatur nur zu einem Theil angegeben; noch vieles, das hier unberührt gelassen, liegt in mittelalterlichen Schriften prosaischen und poetischen Inhalts und in Schriften der neuern Zeit, unter denen außer den Fachschriften Chroniken, Kalender, Predigten und Beichtbücher reich an bezüglichem Material sind. Würden alle diese literarischen Productionen herangezogen, so ließe sich, von der bekannten Horst'schen „Zauberbibliothek" ganz abgesehen, die von Gräße 1843 herausgegebene „Bibliotheca magica" um das doppelte, der Quellenapparat unsers vorliegenden Werks sogar um das vielfache vermehren. Wenn es nun auch unbillig wäre, dem Verfasser die Zumuthung zu machen, dies umfangreiche Magazin von magischen Büchern zu beschaffen und zu bewältigen, so erachten wir doch die Forderung für gerecht, daß von dem Verfasser keine der wichtigsten Schriften, d. h. keine, welche auf die Belebung der Magie durch Vertheidigung oder Angriff Einfluß ausgeübt oder welche durch historische und wissenschaftliche Behandlung Wichtigkeit erlangt hat, übergangen werden durfte. In der That aber vermissen wir deren mehrere und zwar nicht allein allgemeine historische Werke, wie unter andern manche von Gräße in seinem „Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte" hervorgehobene Bücher und außerdem die 1796 zu Leipzig erschienene „Philosophische Geschichte des Aberglaubens", sondern auch specielle, namentlich solche Werke, welche gleichfalls das Gebiet des mittelalterlichen Aberglaubens erörtert haben, wie Ign. Pfaundlir's Schrift: „Ueber die Hexenprocesse des Mittelalters mit specieller Beziehung auf Tirol." Zwar glauben wir nicht, daß, wenn diese Schriften vom Verfasser bei seinen Studien benutzt worden wären, die Anordnung des Stoffs eine Veränderung erlitten, wol aber daß die Ausführung an Vollständigkeit und Gründlichkeit gewonnen hätte.

Was die Anordnung des Stoffs betrifft, so hat ihn der Verfasser in sieben größere Abschnitte von folgender Ordnung vertheilt: 1) „Die Weltanschauung des Mittelalters", 2) „Das Verhältniß der Geisterwelt zur Körperwelt", 3) „Die magischen Wissenschaften", 4) „Die Zauberei mit Hülfe Gottes und der himmlischen Heerscharen", 5) „Die

Naturmagie", 6) „Die Divination", 7) „Das magische Wirken mit Hülfe böser Geister". Können wir auch uns im allgemeinen mit dieser Anordnung einverstanden erklären, indem wir in den drei ersten Abschnitten den Aberglauben als Sache der Anschauung und Vorstellung, in den vier letzten dagegen als Thätigkeit behandelt sehen, so hätten wir doch gewünscht, daß erstlich der dritte Abschnitt als Einleitung für das Ganze benutzt, dann das Kapitel vom Wettermachen der zweiten statt der ersten Gruppe eingereiht und endlich der Eintheilungsgrund des vierten, fünften und siebenten Abschnitts auch zu dem des sechsten (also Mittel, nicht Erfolg) gemacht worden wäre. Warum wir diese Abänderung wünschen, liegt auf der logischen Seite der Sache und bedarf keines weitern Nachweises.

In Bezug auf die Behandlung und Ausführung des Gegenstandes hat uns der Verfasser dadurch, daß seine Arbeit ein Beitrag zur Culturgeschichte sein soll, den Maßstab selbst in die Hand gedrückt, dieselbe darauf hin zu messen. Eben vom culturhistorischen Gesichtspunkte aus war der Aberglaube des Mittelalters als eine geistige Strömung zu fassen und es war deshalb insbesondere zu untersuchen, in welcher Art und Stärke derselbe in das Mittelalter hereingetreten sei, wie er sich in dieser Periode im Ganzen und im Einzelnen gestaltet, ob kämpfend oder leidend, ob fortwuchernd oder verwelkend, und endlich wie ihn die folgende Periode überkommen und fortgeleitet habe. So sehr wir nun auch anerkennen müssen, daß der Verfasser in seinem Buch ein reiches Material zusammengebracht und daß er der Darstellung Frische und Anschaulichkeit zu geben gesucht hat, indem er soviel als möglich die Quellen reden läßt, so vermissen wir doch die der Culturgeschichte durchaus genügende Entwickelung der dämonischen Vorstellungen und Thätigkeiten. Was uns geboten wird, ist mehr ein Aneinanderreihen von Referaten aus verschiedenen Zeiten und Völkern, als ein einheitlicher sich fortbildender Lebensproceß. Zwar sind die Abschnitte in der Art gearbeitet, daß die je spätern je mehr die Atomistik in innern Zusammenhang verwandeln, im ganzen indeß ist die culturhistorische Forderung, wie wir sie oben bezeichnet haben, nicht erfüllt worden. Was übrigens den Fortschritt der Behandlung von einer atomistischen Zusammenstellung zu einer mehr organischen Verbindung betrifft, so kann selbstverständlich derselbe hier nicht in allen, sondern nur in einzelnen Zügen offenbar gemacht werden. Wie schon der Nachweis und Fluß des historischen Materials mit den spätern Abschnitten vollständiger wird, ebenso wächst in demselben Verhältniß das Bestreben, die einzelnen Aeußerungen des Aberglaubens auf ihre letzten Quellen zurückzuführen. Wenn der Verfasser deshalb anfänglich die Abstammung der superstitionellen Vorstellungen „dahingestellt sein läßt" oder darauf nicht eingehen zu müssen glaubt, weil „die Idee oder der natürliche Grund oder der Zusammenhang verloren gegangen, oder weil es schwer sei, Licht in dies Chaos zu schaffen"; so verwandelt sich diese Unlust gegen das Ende des Werks in die wissenschaftliche Lust, dem Ursprung des Aberglaubens entschieden nachzugehen. Am stärksten tritt dies in dem letzten Abschnitt hervor, der überhaupt nicht allein von allen der umfangreichste, vollständigste und innerlich zusammenhängendste ist, sondern der sich auch noch dadurch von den vorhergehenden Abschnitten unterscheidet, daß er sich zur Kritik der Quellen erhebt. In gleicher Weise steht es um die Beurtheilung des mittelalterlichen Aberglaubens, welche in der letztern Hälfte des Werks auf größerer Gerechtigkeit ruht als in der erstern. Hier nämlich werden nicht allein einzelne Züge des dämonischen Volksglaubens als „abgeschmackt, widrig, absurd, toll unsinnig, trivial" bezeichnet, sondern das Mittelalter wird überhaupt um seines Aberglaubens willen tief in den Schatten gedrückt. Der Verfasser sagt in dieser Beziehung unter anderm:

> Bei Brahmanen und den Priestern des Buddha, bei Persern, Assyrern, Aegyptern, Griechen und Römern, wie bei unsern Vorfahren, bei Druiden und weisen Frauen und im Volke beruht alles magische Wirken größtentheils auf der Incantation, auf dem Hersagen des Zauberspruchs. Während die Kabbala immer noch eine fromme Gesinnung und den Glauben an die Wirksamkeit des gesprochenen Worts fordert, schwand im Volke diese Ansicht immer mehr; man suchte die Wirksamkeit der Formeln in dem Worte selbst und so entstanden jene Bann- und Segenssprüche, welche die Profanirung des Heiligsten enthalten und deren allgemeine Verbreitung uns ein grauenhaftes Bild von der Bildung der Geistlichen und Laien und von der religiösen Entwickelung einer uns als fromm und gläubig gepriesenen Zeit gibt u. s. w.

Der Verfasser behauptet sogar:

> Steht man heute erschrocken vor dem Unglauben, so tröste man sich damit, daß der Unglaube nie so traurige Folgen gehabt hat, als jene hochgepriesene Gläubigkeit des Mittelalters, das auf jedem Blatte seiner Geschichte die traurigsten Belege für die Verderblichkeit und Entsittlichung seines Irrwahns liefert.

Gegen das Ende des Werks begegnen wir zu unserer Freude weder dem Reichthum solcher essigscharfen Ausdrücke, noch einer solchen sich wiederholenden maßlosen Verdammung des Mittelalters. Wir ehren den Eifer des Verfassers, für das Vernünftige und Verständige in die Schranken zu treten, aber weit höher als die Anerkennung dieses Eifers steht uns die sittliche Forderung, daß es dem Verfasser gelingen mußte, unser Urtheil und unsere Sympathie oder Antipathie über und für das Mittelalter durch nichts anderes als durch die Gewalt und Wucht der Umstände zu wecken und zu nähren. In der Geschichte soll der Darstellende nicht persönlich, sondern ganz allein durch die Thatsachen zum Publikum sprechen, damit nicht der Maßstab einer spätern, anders gearteten Zeit und die Anschauung eines individuellen Standpunktes über die schweren Thatsachen einer frühern Epoche, welche in ihren Tugenden und Verkehrtheiten ihre eigene Nothwendigkeit und Berechtigung hat, sich hoch zu Gericht setzen. Nur eine objective historische Forschung und Darstellung erzeugt mit dem wahren gerechten Verständniß auch den sittlichen Respect, den der Fluß der menschlichen Dinge auf Erden fordert.

Wie in unserm Buche die Sachen liegen, so thut der Verfasser dem Mittelalter nach zwei Seiten hin unrecht. Die eine Seite betrifft die Thatsache, daß er das Mittelalter aus Zorn über den in dieser Zeit wild aufgeschossenen

Aberglauben zu schwarz malt. Wodurch der Verfasser zu dieser Färbung gekommen, läßt sich recht gut erklären. Bei seinen mehrjährigen, auf die dunkeln Räume des Mittelalters gerichteten Studien hat er dessen viele hundert Schattenwürfe in den Vordergrund der Betrachtung gedrängt und in einem einzigen stark düstern Bilde concentrirt, sodaß dieses selbst die poetischen Herrlichkeiten derselben Zeit mit einem Flor überzieht und verdunkelt. Deshalb sagt der Verfasser in der Vorrede:

Das Gemälde, welches sich so vor unsern Blicken aufrollt, ist eben kein erfreuliches und das hochgepriesene Mittelalter mit seiner Naturunmittelbarkeit, mit seinen Tönen der Poesie durch das reiche bunte Leben, seiner Ritterlichkeit und Liebessehnsucht, seiner Verehrung der Frau, des Herzens wie der Kirche, seiner Glaubensstärke und seinem Stolze, der alles Erschaffene für sich erschaffen glaubt, bietet uns eine gar traurige Kehrseite, welche jene Lichtbilder mit sehr dunkeln Schatten überzieht.

Wenn wir nun auch kein historisches Bedenken trügen, alle diese mittelalterlichen Herrlichkeiten als nicht genugsam mächtig und lebenskräftig, das düstere dämonische Bild zu schwächen, dem Verfasser zu Liebe preiszugeben, so würden wir doch uns an dem Mittelalter schwer versündigen, sobald wir des Glaubens wären, daß es uns nichts weiter böte, als was der Verfasser zur Glorie desselben rechnet. Schon daß es ein Glied in der Entwickelung des occidentalen und somit auch des deutschen Volkslebens ist und dadurch die große Aufgabe erhalten hat, das Frühere zum Spätern, das Unvollkommene zum Vollkommenern umzubilden, gibt ihm seine welthistorische Bedeutung; aber näher zugesehen, so ist dasselbe in der That eine Zeit von gewaltiger Triebkraft, dies nicht blos im Schlimmen, sondern auch im Guten, und mehr im Guten als im Schlimmen. Denn gedenken wir hier nur des Bürgergeistes, den sie hervorgerufen, der Buchdruckerkunst, die sie erfunden, und all ihrer Vorarbeiten für die Reformation, so hat sie ebendadurch nicht allein diejenigen Kräfte aus sich erzeugt, welche den Wahn der Menschen in Staat und Kirche und alles Teufelswerk auf Erden oder mit andern Worten die Unfreiheit der Gemüther zu zerstören berufen und befähigt sind, sondern auch diejenigen, welche ausschließlich den der ganzen neuern Zeit eigenthümlichen gesegneten Geist bedingen. Wenn demnach das Mittelalter sich als die mächtige Wurzel des neuern, auf Intelligenz und Gesittung gestützten Volkslebens erweist, so fordert die Gerechtigkeit, seinen Schlagschatten nicht weiß, aber auch seine großartige sittliche Triebkraft nicht schwarz zu machen.

Und nun zum andern. Abgesehen von einzelnen Zügen des dämonischen Glaubens, die in ungeschwächter Macht weit über das Mittelalter hinausreichen, so ist gerade der Teufels- und Hexenglaube, dieser Hauptnerv der Magie, der mit seiner grauenhaften Blüte nicht in das Mittelalter, sondern in die Zeit von 1500—1720 fällt. Der Verfasser führt dies selbst auf breiter Basis der einen Hälfte seines Buchs aus und bekennt dies wiederholt in meist starken, oft sehr grellen Farben, wie unter anderm S. 74:

Die Geschichte lehrt uns, daß gerade in dieser Zeit (1500—1720) der Teufelsglaube eine noch nie dagewesene Tiefe und Verbreitung erlangte und zu ungeheuern Verirrungen führte, wie solche noch nie dagewesen.

S. 81:

Ganz Europa war eine große Hölle, in der der Teufel unumschränkte Herrschaft übte, alle Verstandeskräfte verdunkelte, jeden Fortschritt hemmte, und selten traten die verderbten Neigungen des Menschengeschlechts greller hervor als in dem 15. und 16. Jahrhundert.

S. 84:

Das endlich (1500—1720) ist die Zeit, wo das große Ungeheuer (der Hexenglaube) sich ausbilden und unsagliches Elend über die civilisirte Welt bringen konnte.

Trotz dieser Geständnisse legt der Verfasser, wie der Titel, das Vorwort und die weitere Ausführung des Buchs beweisen, unbegreiflich alles das, was den beiden Jahrhunderten nach der Reformation in Rechnung kommen sollte, dem Mittelalter allein zur Last. Die Geistesart der neuern Zeit verliert sicherlich nicht, wenn wir ihr die scharf ausgebildete dunkle Seite des menschlichen Gemüths belassen, da sie in dessen Bekämpfung und Ueberwindung ihre edlern Kräfte probte und erhöhte. Wozu darum, von der historischen Sünde abgesehen, den Krankheitsstoff der neuern Zeit in das Mittelalter zurücklegen und dessen Art verschlimmern? Uebrigens sucht der Verfasser die fieberhafte Belebung der Magie im 16. und 17. Jahrhundert in Ursachen, welche diese Erscheinung keineswegs ausländlich erklären. Große Volkserregungen beruhen bekanntlich nicht blos, wie unser Werk annimmt, auf doctrinären Einwirkungen, sondern auch und zumeist auf tief gemüthlichen und reizend sinnlichen Einflüssen. Dies war namentlich beim Uebergang des Mittelalters zur neuern Zeit der Fall. Mit den Wirkungen, welche von den humanistischen Studien, von den Lehren der Kabbala, von der neuen Kost der Buchdruckerkunst und von den ersten heftigen Berührungen und Kämpfen entgegengesetzter religiöser Ueberzeugungen ausgingen, traten andere wichtige Weltereignisse, vor allem die Entdeckungen neuer, für wundervoll gepriesener Länder zündend in die Phantasie der occidentalen Völker, erhitzten durch reiche Sagen von Gold und Abenteuern die bereits abergläubischen, zudem in Gährung versetzten Gemüther und drängten ihre aufgepeitschte Leidenschaft zum Brüten, zum Griff ins Dunkle, zum wilden Glauben an Uebermenschliches, um daheim auf der engen Scholle denselben Segen zu erjagen, der angeblich die nach den neuen Westländern strömenden Volkshaufen beglückte. Wenn nun einerseits die auf sinnlich rohem Grund aufgeschossene Gier nach Schätzen, Genüssen und nach Macht den alten Volksglauben fieberhaft belebte und bis zu der Glut trieb, daß er sich in Teufelsbündnissen Befriedigung zu erzwingen glaubte, so setzte sich diesem Volkswahn andererseits ein beschränkt gelehrter Wahn entgegen, der die Zauberei als Thatsache annahm, sich aber berufen und gelockt fühlte, sie zur Ehre seines Dogmas und zu seinem Segen zu vertilgen. Im Zusammenstoße mit dem abergläubischen stockigen Volke steigerte sich leicht erklärlich der doctrinäre und gewinnlustige Eifer der buchstabenstarren Theologen

und Juristen sehr bald bis zum Fanatismus, mit dem sie ihrem Wahn, ihrem Dogma und ihrem Eigennutz volle Genüge thun konnten. Nachdem einmal dies furchtbare Uebel sich tief in die gelehrten Köpfe und in die Seelen des Volks eingelegt hatte, vermochte natürlich der Lichtstrahl der menschlichen Vernunft nur langsam die einzelnen Länder Deutschlands zu durchschreiten und von ihren Nebeln zu reinigen. Am ersten wurden die protestantischen, am spätesten die katholischen Gebiete von ihm beleuchtet. Hat man in Baiern noch im Jahre 1769 „eine Malefixinquisitionsproceßordnung“ mit ausführlichen Kapiteln über die Schwarzkünstler, Zauberer und Hexen erneuert und sie den Landgerichten eingeschärft, ja hat man in eben diesem Lande noch 1791 den katholischen Pfarrer Geiger, weil er in einer Druckschrift das Dasein der Hexen und Druden geleugnet, zu Gefängniß und Bußübungen in München verurtheilt, so offenbart dies auch zum Theil, daß der magische Glaube schlingkrautartig in die Gegenwart hereinwachsen konnte.

Können wir nach dem Angedeuteten weder die Art gutheißen, wie der Verfasser die in der neuern Zeit wahnsinnig erregte und verfolgte Zauberei zu begründen sucht, noch wie er ihre Verwilderung und Schuld zum Agio des Mittelalters macht, so befinden wir uns ebenso mit ihm nicht in allen Punkten, welche das Wesen und den Namen der Hexerei betreffen, in vollem Einklang. Wir geben ihm recht, wenn er behauptet, daß die Idee des Teufels kein ursprünglich germanischer, sondern ein von der christlichen Kirche überkommener Dämon ist, daß die Grundzüge zur Hexerei, wie sich diese seit 1489 gleichsam in systematischer Schärfe ausgebildet hat, schon in den allerersten Zeiten des Christenthums vorhanden sind, daß Häresie und Zauberei wie nach dem alttestamentlichen, so nach dem römisch-kirchlichen Bewußtsein zusammenfallen und daher Hexenprocesse bereits im frühen Mittelalter getroffen werden. Dies alles ist freilich nicht neu, wol aber die Art, wie der Verfasser das Verhältniß der Hexerei zur altgermanischen Zauberei und zur Idee des Teufels auffaßt. In dieser Beziehung können wir dem Verfasser nicht beistimmen. Schon seine Nichtbeachtung des Nationalen bedingt unsere verschiedene Ansicht. Auch wenn wir nämlich zugeben, daß die Idee des Hexenwesens wie die des Teufels als eine römisch-kirchliche Anschauung in den deutschen Volksglauben eingebürgert worden sei, so durfte doch in diesem Fall keineswegs das übersehen und übergangen werden, daß sie erst bei den Germanen mit dem ganzen nordischen Ernst erfaßt wurde, wie sie kein anderer Volkscharakter zu ergreifen und fortzubilden vermochte. In der Geschichte und Entwickelung des Hexenwesens ist dieser Umstand von nicht geringer Bedeutung. Nun aber war den Germanen das Wesen der Zauberei ein gleich starkes ursprüngliches Bedürfniß ihrer unfreien Gesinnung als allen andern Völkern, und deshalb konnte die christliche Kirche ihren eigenen dämonischen Glauben leicht an entsprechende Züge der germanisch volksthümlichen Zauberei anknüpfen. Wenn sie nothwendig schon auf diese Weise das germanische Zauberwesen belebte und bereicherte, so verstärkte sie es überdies noch dadurch, [illegible] sie, wie der römische Bischof in seinem Schreiben an [illegible] deutschen Apostel Bonifacius bezeugt (a paganis [illegible] quitus quasi dii vocati sunt, in quibus dae[illegible] habitare noscuntur), die germanischen Götter zu [illegible] bolischen Wesen umgestaltete und folgerichtig jeden [illegible] lichen heidnischen Cult der christianisirten Deutsche[n] [illegible] eine Häresie oder als eine Verbindung der Mensche[n] [illegible] dem Teufel ansah und mit strengen Pönitentialge[setzen] verfolgte. Es war natürlich, daß, je zäher und hing[ebender] der die Deutschen ihren heimlichen Cult mit seinen [illegible] spitzen, Wäldern und Wildnißgründen und mit [illegible] nächtlichen Fahrten, Festen und Feuertänzen fort[illegible] desto mehr ein solcher teuflischer Bund in den Augen [der] siegreichen Kirche zur trunkenen, rasenden, wollü[stigen] Verbindung mit dem Bösen oder zur Hexerei [illegible] mußte. Was auf der einen Seite gesteigerte [illegible] merische Treue zu den alten Göttern war, galt a[uf der] andern für wilde verbrecherische ekelhafte Anbetung [des] Teufels. So entwickelte sich in der neuen Periode [des] deutschen Zauberwesens, welches mit der Einführung [des] Christenthums frische Triebkräfte empfängt, das [illegible] ristische, im Teufelsbund, in teuflischer Hurerei [illegible] heimlichen Maifahrten bestehende Gepräge organisch [aus] dem Conflict des Neuen und Alten. Wenn uns da[her] das Hexenwesen als deutsche Zauberei unter den [Ein]flüssen christlicher Dogmatik erscheint, so stützt sich [illegible] der Verfasser nicht auf die deutsche, sondern a[uf die] römische Zauberei, und behauptet mithin, daß die [illegible] die an die deutschen Völker übertragene römische Za[uberei] im Gewande christlicher Dogmatik sei. Als Gr[und für] diese Annahme gibt er an, daß das Hexenwesen [nicht] ohne Teufel gedacht werden könnte, und eben dieser [sei] kein ursprünglich germanischer Dämon. Deshalb [illegible] sich auch Grimm, der die Hexerei aus der germ[anischen] Zauberei ableite, auf das bündigste widerlegt, da [illegible] nen Teufel bei den Germanen finden könne. Der Verfasser hat wol nicht bedacht, daß er sich [illegible] eine volksthümliche Hexerei stützt, welche keinen T[eufel zu] ihrem Ausgangs- und Mittelpunkt hat. Es ist [illegible] die römische. Wie diese, so beweist auch die [illegible] Thessaliens, die ausgebildetste von allen Zaubere[ien des] Alterthums und außer der etrurischen die Haupt[illegible] römischen, daß das Hexenwesen auch ohne die [Idee des] Teufels entstehen und volksthümlich werden kann. [illegible] bleibt Grimm und auch unsere Ansicht über die [illegible] Zauberei noch in ihrem Recht. Uebrigens daß [illegible] die römische Kirche auf sie eingewirkt, hat die [illegible] geschichte nachzuweisen und ist zum guten Theil [vom Ver]fasser geschehen.

Nicht anders als mit dem Wesen der Hexerei [illegible] es mit dem Namen Hexe, dessen deutschen Ur[sprung der] Verfasser anzweifelt, um dadurch selbst jenes [illegible] ein ursprünglich deutsches zurückzuweisen. Wir [illegible] seits bauen keineswegs den Beweis der Hexerei [illegible] Namen Hexe, können deshalb auch nicht zugeben, [illegible] mit der Wegräumung des Worts zugleich das [illegible]

Hexerei aus der ursprünglichen Geschichte des deut-
n Volkslebens gestrichen werden müsse. Denn wie
ht nachweisbar ist, war der Name Hexe nicht der ein-
, mit dem man im deutschen Volke die Zauberin
ichnete. Neben diesem Ausdruck findet man Unholdin,
ude, Gabelfahrerin, Mantelfahrerin, Gabelreiterin,
enreiterin, Dehselrite, fahrendes Weib, böse Frau,
chdiebin, Molkenstehlerin, Thaustreicherin, alte Vettel,
ttermacherin, Rothäugige, Teufelshure, Bluthure, selbst
fach provinzielle Namen. Dazu kommt noch der alte
gobardische Ausdruck Maske, der später in dem Worte
nasge hervortritt und sich in „Musch“ (Hure, hurende
) und im französischen la masca (murénophis sor-
) erhalten hat. Wenn von all diesen Bezeichnungen
nwärtig vom Volke nur die Namen „Hexe, Drude,
Vettel“ gebraucht werden, so traten in den frühern
n andere mehr in den Vordergrund. Vorzüglich
das Wort Unholde (Unholdin) wie schon bei den
en, so im Mittelalter und selbst noch bis tief in die
e Zeit sehr gäng und gebe. Wir besitzen Predigten
den Jahren 1562 und 1663, welche gegen die
oldinnen“ fanatisch donnern, und ebenso finden wir
Ausdruck in den Malefiзacten des 17. und 18. Jahr-
rts. Noch im Jahre 1769 heißt es in der bai-
Malefizproceßordnung: „Siebentens. Sagae,
ae et Striges, die Unholden, Gabelfahrerinnen, Hexen
Hexenmeister, solche thun Ungewitter“ u. s. w. Jetzt
s Wort Unholde im Volke verschwunden, keines-
jedoch das Wesen der Unholden oder Hexen. Was
letztern Ausdruck betrifft, so behauptet der Ver-
zu unserer Verwunderung auf das bestimm-
daß derselbe weder in den Hexenacten vor dem
Jahrhundert noch in Druckschriften vor dem Jahre
, noch auch bei Shakspeare gefunden werde. Diese
ederige Behauptung muß indeß als ein dreifacher
m zurückgewiesen werden. Wenn anders der Raum
es gestattete, könnten wir mehrfache Hexenacten
m 16. Jahrhundert namhaft machen, in denen der
Hexe gangbar ist; wir beschränken daher unser
iges Citat nur auf die eßlinger Hexenacten aus
ahre 1562, in denen es unter anderm bei Gele-
der Freilassung einiger des Hexens Beschuldigter
„Ferner keinen Umgang mit fahrenden Frauen,
oder Unholdinnen zu haben“ (vgl. „Zeitschrift für
geschichte“, Jahrgang 1856, S. 266). Auch daß
zeichnung Hexe nicht erst 1516, sondern schon im
lter in Druckschriften vorkommt, konnte Ziemann's
hochdeutsches Wörterbuch“ darthun. Und endlich in
auf Shakspeare darf der Verfasser z. B. nur
eth“, Act 4, Scene 1, oder „Tempest“, Act 1, Scene 2
agen, um dort wight hags und filthy hags (Tauchnitz'
e, S. 46, 48) und hier hag und hagborn (S. 12)
en. Aber von dem allen ganz abgesehen, so be-
icht nur das in allen germanischen Sprachästen
undarten, im Englischen, Schwedischen, Dänischen,
ischen, im Schweizerischen und in allen deutschen
rten, selbst bei den Sachsen in Siebenbürgen aus-
gebreitete volksthümliche Vorkommen des Ausdrucks Hexe,
natürlich überall mit entsprechender dialektischer Formen-
bildung, sondern auch manche alte, aus der heidnischen
Zeit herausgewachsene Glaubensformel (wie unter andern
die im fränkischen Volke lebende: „häs häs langör, bistne
hex, bewär mich gott davör“), daß Hexe unbestreitbar
ein altgermanisches Wort ist. Wie übrigens der Ver-
fasser ebendies Wort weder nach seiner räumlichen und
zeitlichen Ausdehnung, noch nach seinem verschiedenen Ge-
brauch (geborene, hurerische, alte Hexe) erörtert hat, ebenso
sind von ihm die vielen übrigen Bezeichnungen gar nicht
in seine Untersuchung gezogen und nach ihrem historischen
und nationalen Werth beachtet worden, was wir um so
mehr bedauern, als dadurch der Abschnitt über das Hexen-
wesen reicher und gründlicher ausgebaut werden konnte.
Ganz besonders mußte das Wort Drud auf wichtige
historische Verhältnisse hinleiten, indem dasselbe vorzugs-
weise dem ganzen Süddeutschland (Elsaß, Schweiz, Ost-
franken, Baiern, Oesterreich, selbst Sachsen in Sieben-
bürgen) angehört und hier nicht allein heute und zur
Zeit des Hans Sachs, sondern schon vor mehr als tausend
Jahren volksthümlich war, wie die sehr zahlreichen uralten,
mit diesem Worte zusammengesetzten Ortsnamen in Süd-
deutschland beweisen.

Soviel über das Werk. Für den Leser d. Bl. wird, wie wir glauben, das hier Bemerkte ausreichen, sich über den Werth desselben ein sicheres Urtheil zu bilden.

G. Brückner.

Kober's Romanbibliothek.

Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Herausgegeben von J. L. Kober. Zwölfter Jahrgang. Vierundzwanzig Bände. Prag, Kober. 1857—58. 16. Jeder Band 10 Ngr.

Der vorliegende Jahrgang dieser munter fortschreitenden Romanbibliothek enthält im ganzen zwölf verschiedene Gaben von elf verschiedenen Schriftstellern. Eigentlich historische Romane befinden sich darunter drei: „Günther von Schwarzburg“, von Levin Schücking, „Johannes Kepler“, von Julie Burow und „Der Jesuit“, von Franz Isidor Proschko. Romane socialen Charakters, zum Theil mit historischem Hintergrunde, sind folgende fünf: „Noblesse oblige“, von Karl von Holtei, „Familie Schaller“, von Adolf Glaser, „Heimat und Ferne“, von Bernd von Guseck, „Der Geheimrath“, von Max Ring, und „Caritas“, von Ernst Fritze. Ihnen verwandt, jedoch mehr aus dem Gebiet des Volkslebens geschöpft sind: „Die Tochter des Wilddiebes“, von Elfried von Taura, „Handwerksburschen“, von Joseph Meßner und „Waldgeschichten“, von demselben. Endlich bringt die Sammlung auch einen komisch-phantastischen Roman: „Der König von Tauharawi“, von Ferdinand Stolle.

Ist unter diesen Gaben auch keine, die man zu den außerordentlichen, epochemachenden Erscheinungen rechnen müßte, sowie keine, die man geradezu schlecht nennen dürfte, so besteht doch zwischen ihnen rücksichtlich ihres ästhetischen Werthes ein sehr merklicher Unterschied. Mußten wir unter den Beiträgen des vorigen Jahrgangs den Holtei'schen Roman „Schwarzwaldau“ als den schwächsten und unerquicklichsten bezeichnen, so befinden wir uns dieses Jahr in der angenehmen Lage, der Arbeit desselben Schriftstellers in verschiedenem Betracht, besonders in Rücksicht auf die Gesammtwirkung, den ersten Platz einzuräumen. Außer ihr gehören zu den besonders hervorhebungswerthen Gaben der Sammlung die von Levin Schücking, Elfried von Taura, Julie Burow und Ernst Fritze. Auch Stolle's launiger

Roman ist im Gebiet der burlesken Komik eine beachtenswerthe Erscheinung. Unter den übrigen Mittheilungen reiht sich den obengenannten als eine der bessern zunächst Glaser's „Familie Schaller" an; entschieden schwächer sind die Beiträge von M. Ring, J. Meßner und Bernd von Guseck, und als der unerfreulichste und ungenießbarste von allen ist uns der von J. Proschko erschienen. Ihrem Grundcharakter nach gehören alle diese Arbeiten in das Gebiet der Unterhaltungsliteratur. Finden sich auch in einigen derselben Spuren, daß es ihren Verfassern darum zu thun gewesen ist, in der Wahl, Anlage und Behandlung ihrer Stoffe auch höhern Zwecken als dem des bloßen Zeitvertreibs zu genügen, so erhebt sich doch keiner derselben über das Niveau der Unterhaltungsliteratur insoweit, daß man in ihm das unmittelbare Erzeugniß eines rein durch sich selbst getriebenen poetischen Schöpfungsdranges oder auch nur für die strengern Geschmackanforderungen ausgearbeitetes Kunstwerk zu erkennen vermöchte. Selbstverständlich können wir daher auch durch die oben angedeutete Rangordnung nur den höhern oder niedern Grad haben bezeichnen wollen, in welchem diese Arbeiten dem von ihnen selbst verfolgten Hauptzweck genügen, d. h. inwiefern sie dem Leser ein mehr oder minder lebhaftes Interesse abzugewinnen, ihn mehr oder minder gut zu unterhalten vermögen. Es soll also damit keineswegs ausgesprochen sein, daß nicht ein von uns als minder gelungen bezeichneter Roman in irgendeiner einzelnen Beziehung einem ihm vorangestellten überlegen sein könnte, wie wir denn z. B. gern anerkennen, daß wir in den „Waldgeschichten" von Meßner einige wenige Partien gefunden haben, in denen eine so frische poetische Naturanschauung weht, wie man sie in all den übrigen vergeblich suchen würde. Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen sei es uns erlaubt, auch einiges zur Charakteristik der einzelnen Romane hinzuzufügen.

1. Günther von Schwarzburg. Historischer Roman von Levin Schücking. Zwei Bände.

Wie es von Schücking nicht anders zu erwarten, bietet dieser Roman im einzelnen viel Treffliches; insbesondere ist ihm die Zeichnung einzelner historischer Figuren, sowie die Schilderung culturgeschichtlicher Zustände den ihm in dieser Beziehung zu Gebote stehenden Kenntnissen gemäß wohl gelungen. Die Composition des Ganzen dagegen, die Verknüpfung der historischen und romantischen Interessen, die Verwickelung und Abwickelung des eigentlichen Romans leidet an gar manchen Fehlern und weiß dem Leser keine recht warme Theilnahme weder für das Geschick des Königs Günther, noch für die weibliche Heldin des Romans abzugewinnen. Beide sind edle, tüchtige Naturen, aber es fehlt ihnen etwas, wonach sie streben, wofür sie kämpfen und leiden: eine sie tragende und aneinanderknüpfende Idee. Freilich sucht der Verfasser gerade diese Seite Günther's mit als ein Motiv seines Untergangs zu benutzen; aber darin liegt eben das Misliche. Eine Motivirung durch etwas blos Negatives behält immer etwas Unzureichendes. Befriedigender in ihrer Art sind die Gestalten Karl's IV. und seines Kanzlers Dietrich Kagelwidt; ihre Beziehung zum Ganzen ist jedoch auch nur eine sehr lose. Daß es zwischen den beiden Gegenkaisern zu gar keinem ernstlichen, folgenreichen Kampfe kommt, lag freilich in dem geschichtlichen Stoff; aber ebendarum können wir die Wahl dieses Stoffs für keine sehr glückliche halten. Simson, welcher Günther aus Eifersucht und Rache vergiftet, ist zwar eine widerwärtige, jedoch psychologisch richtig durchgeführte Persönlichkeit. Dagegen scheint mir der Turnierfechter Echter von der Rhön sehr willkürlich und mit einer einem solchem Schuft kaum gebührenden Indulgenz behandelt zu sein, und daß diesem nichtsnutzigen Halunken, dem eigentlichen Anstifter von König Günther's Vergiftung, ein eigenes langes Schlußkapitel gewidmet und glückliche Unterkunft in einem Nonnenkloster gesichert wird, damit der Leser seinetwegen ja nicht in Sorgen bleibe, dürfte mit Recht nicht wenig Lesern als ein mit mehr Kühnheit als Takt angebrachter Humor erscheinen. Jedenfalls gehört dieser Roman zu Schücking's schwächern Producten, und bleibt ebenso sehr hinter seinem Beitrage zum vorjährigen Jahrgang zurück, wie es von seinem neuesten Erzeugniß: „Aus dem Leben der großen Kaiserin", übertroffen wird.

2. Caritas. Roman in drei Bänden. Von Ernst Fritze.

Der Verfasser dieses Romans hat sich in jüngster Zeit bei dem lesenden Publikum rasch beliebt gemacht, und es läßt sich nicht leugnen, daß er einen nicht geringen Grad von Erfindungs- und Combinationsgabe, von Lebens- und Weltkenntniß, von Geist und Darstellungstalent besitzt und hiermit Eigenschaften in sich vereinigt, durch die der Erzähler am sichersten Glück macht, auch wenn er bei seinem Schaffen nicht durch eine ursprüngliche Dichter- oder Künstlernatur, sondern nur durch Verstand und Bildung geleitet werden sollte. Nach den Gebieten zu urtheilen, in welchen sich der Autor vorzugsweise mit Geschick und Erfolg bewegt, gehört derselbe wahrscheinlich dem Stande der Juristen oder administrativen Beamten an; und eine unverkennbare bureaukratische Weltanschauung und eine Neigung zu exactem, officiösem Gedankenausdruck, die seine Arbeiten kennzeichnen, unterstützt diese Vermuthung. Auch der vorliegende Roman entspricht dieser Richtung. Zwar fehlt es ihm nicht an specifisch romantischen Elementen, und insbesondere fällt die eigentliche Heldin desselben, ein in der frühesten Kindheit ihren Aeltern verloren gegangenes und dadurch eigenthümlichen Schicksalen ausgesetztes junges Mädchen in diese Kategorie. Gleichwol ist das Hauptinteresse an äußere und innere Conflicte geknüpft, welche sich hauptsächlich in den Kreisen der Beamtenwelt entwickeln, und wenn auch der Verfasser in denselben die Rechte der Natur und des Herzens zuletzt über die Einsprüche des Ehrgeizes und die Tyrannei bureaukratischer Vorurtheile den Sieg davontragen läßt, so beweist er doch schon durch die Hartnäckigkeit des Kampfes, den er vor dem Siege für nothwendig hält, deutlich genug, daß ihm die Sphären, in welchen die Prosa herrscht, näher liegen als diejenigen, in denen die Poesie waltet. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß ihm in der schönen, vom Naturkinde zur Weltdame sich entwickelnden Caritas die Zeichnung einer von Anfang bis zu Ende poetischen, im Cultur- wie im Naturzustande gleich liebenswürdigen Figur gelungen ist. Minder befriedigend ist die Charakteristik ihrer Mutter ausgefallen. Daß eine Frau, in welcher Gefühl und Gemüth so vorherrschend sind, wie in ihr, solange mit sich kämpfen soll, ehe sie sich entschließt, die Tochter einer Jugendverirrung an ihr mütterliches Herz zu schließen, scheint uns mit der Gewalt der Mutterliebe kaum vereinbar. Ebenso will es uns vorkommen, als ob der Landrath und der Legationsrath in einer einseitigen Festhaltung am Point d'honneur weiter gingen, als es mit so ausgezeichneten Charakteren, wie sie doch beide sein sollen, verträglich ist. Abgesehen hiervon ist die Zeichnung dieser und der übrigen Figuren mit vielen lebenswahren und psychologisch interessanten Zügen ausgestattet. Der Oberförster ist zwar eine äußerst rohe und brutale, aber als Gegensatz zu den übrigen immerhin wirksame und trotz seiner Excentricität nicht unmögliche Figur. Nur nimmt er einerseits zu viel, andererseits zu wenig Interesse für sich in Anspruch. Während er bis in die Mitte des zweiten Bandes hinein fast als die Hauptperson erscheint, sinkt er, nachdem er sich einmal erschossen hat, in der zweiten Hälfte des Romans auch rücksichtlich seiner Vergangenheit zu einer Bedeutungslosigkeit herab, daß man nicht begreift, warum ihm anfangs ein solches Gewicht beigelegt ist. Ueberhaupt leidet die Erzählung daran, daß sie in zwei nur lose verknüpfte Hälften zerfällt. Während in der ersten Hälfte die Hauptspannung darauf gerichtet wird, ob Caritas von ihren Aeltern gefunden wird oder nicht, dreht sich die zweite, nachdem jene Frage vollständig gelöst ist, darum, ob sich der Legationsrath trotz seiner ehrgeizigen Plane auch zu einer Verbindung mit ihr entschließen oder seiner diplomatischen Carrière treu bleiben wird. Dies sind zwei so wesentlich verschiedene Interessen, daß die spätern Partien fast den Eindruck eines neuen Romans machen. Trotz dieser Mängel darf sich das Publikum eine

nnichfach anregende, Geist und Gemüth beschäftigende Unter-
tung von dieser Erzählung versprechen.

Heimat und Ferne. Historischer Roman in zwei Bänden. Von Bernd von Guseck.

Eine Liebesgeschichte von ziemlich gewöhnlichem Schlage, die in dem Fall für einen historischen Roman gelten kann, wenn ge ihr eingeflickte Schilderungen aus den Kriegswirren zwischen Ligue von Cambrai und der Heiligen Ligue dazu berechtigen. r sich über diese Zeiten zu unterrichten wünscht, thut natür- weit gescheidter, sich an das erste beste Geschichtswerk zu den. Was aber den Roman als solchen betrifft, so fehlt es m an Saft und Kraft. Die Personen und die Verwickelungen lben sind nichtssagend, die Darstellung ist viel zu breit und einem Gedanken, der das Ganze durchdränge, ist nicht Rede. Ein im Eingang der Erzählung mysteriös angedeu- Familiengeheimniß ist dazu bestimmt, den Leser neugierig nachen und in Spannung zu erhalten, ohne dies zu errei- . Der Verfasser, dem es bekanntlich nicht an Talent ge- t, kann viel Besseres leisten, wenn er sich ernstlich zusam- nimmt.

Handwerksburschen. Bilder aus dem Volksleben von Joseph Keßner.

Diese Erzählung zeugt entschieden von Originalität, aber n einem gewissen Grade auch von dem Mangel an schrift- ischer Routine. Der Autor besitzt eine poetische Anschauung Natur und eine nicht oberflächliche Beobachtungsgabe für das t, besonders in den untern Schichten der Gesellschaft. Aber iß nicht zu gestalten, eine glückliche Idee nicht durchzuführen, Spreu nicht von dem Weizen zu sondern, ja nicht einmal ch deutsch zu schreiben. Seine Sätze sind zuweilen von der daß man sich die Zunge daran zerbrechen könnte; und ist m einmal gelungen, in irgendeiner Stelle einen echt volks- ichen Ton anzuschlagen, so wird er sofort zu seinem eigenen ahmer und verfällt darüber in eine unausstehliche Manierirt- Die Geschichte macht uns mit den Fahrten und Schick- von vier in Tirol wandernden Handwerksburschen bekannt, ie in diesem Stande allerdings nicht selten vorkommen . Ihre Anlage ist nicht ohne einen Anflug psychologischen ulturgeschichtlichen Interesses; die Durchführung aber ist h planlos und willkürlich. Der Autor scheint dies dadurch ldigen zu wollen, daß er sein Buch nur als „Bilder" be- et. Diesem Titel entspricht aber das Ganze noch weniger, es besteht keineswegs aus einer bloßen Zusammenstellung inzelnen Schilderungen, sondern aus einer fortlaufenden lung, die zu viel Einheit besitzt, um nicht das daneben nde Zuwenig doppelt empfinden zu lassen.

r Jesuit. Historischer Roman aus dem Schwedenkriege. n Franz Isidor Proschko. Zwei Bände.

eber Proschko's Beitrag zum vorigen Jahrgang haben wir mehrfacher Beziehung günstig aussprechen können. Der ende Roman gestattet uns leider eine solche Beurtheilung Wir sind nicht im Stande gewesen, diese sich geschmack- teresselos hinschleppende Composition zu Ende lesen.

milie Schaller. Roman in zwei Bänden von Adolf aser.

er Stoff zu dieser in Mainz spielenden Erzählung ist aus irungen und Conflicten, welche unmittelbar vor, während ch dem Ausbruch der Februarrevolution alle Sphären sellschaft in Deutschland durchdrungen, wenn nicht ge- doch geschaffen. Gleichwol darf man darin keinen poli- Roman erwarten; vielmehr bewegt sich derselbe vorzugs- den Grenzen des Familienlebens und baut sein Interesse, meisten Romane, hauptsächlich auf erotische Verwicke- Die damaligen Zustände sind also nur insofern zu benutzt, als unter dem Fanatismus und Starrsinn, mit dem sich damals die politischen Parteien gegenseitig bekämpften, auch die Herzensbeziehungen vielfach zu leiden hatten. Die Wahl des Themas erscheint uns als eine glückliche; aber die Ausführung hat uns in mehrfacher Beziehung nicht zu befriedigen vermocht. Werden wir einmal in jene Zeiten versetzt, so verlangen wir doch eine engere Anlehnung an die damaligen Streitfragen, als wir sie hier finden. Stellt der Autor dieselben gar zu weit in den Hintergrund, so wird das Bild nothwendig in dem Grade blaß und farblos, daß es der Wahrheit und Wirklichkeit nicht mehr zu entsprechen scheint. Außerdem finden sich in diesem Roman einige romantische Zuthaten, die zu jener Zeit nicht recht passen wollen und deren es nicht bedurft haben würde, wenn der Verfasser auf die jenen Tagen eigenthümlichen Wirren selbst näher eingegangen wäre. Unter den einzelnen Persönlichkeiten sind einige, wenn nicht durch und durch, doch in manchen Scenen mit lebendigen Farben gezeichnet; so namentlich der alte Schaller, Luise, seine Tochter, die alte Baronin von Neuberg, Simon, der alte Goldheim u. a. Die Erzählung als solche ist nicht frei von gedehnten Partien; namentlich der Anfang schleppt sich ziemlich lange hin, ohne ein wärmeres Interesse zu erwecken. Im allgemeinen aber besitzt sie doch gar manche anregenden und anziehenden Elemente, es fehlt ihr nicht an spannenden Conflicten und Gegensätzen, noch an Theilnahme erweckenden psychologischen Entwickelungen, und die Darstellung entspricht, ohne sich durch irgendeine Eigenthümlichkeit auszuzeichnen, den Anforderungen eines gebildeten Geschmacks.

7. Der Geheimrath. Ein Lebensbild von Max Ring.

Schiller hatte gewiß nicht unbedingt recht, wenn er mit Bezug auf die Verwerthung von „Pfarrern, Commerzienräthen, Fähnrichen, Secretärs oder Husarenmajors" für poetische Zwecke die Frage aufwarf:

> Aber, ich bitte dich, Freund, was kann denn dieser Misère
> Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?

Aber wenn man diesen Max Ring'schen „Geheimrath" liest, kann man nicht umhin, recht aus vollstem Herzen in diese Frage einzustimmen, und die Antwort, die der Roman uns gibt, lautet auch ungefähr wie die Schiller'sche:

> Was? Sie machen Kabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
> Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr!

Nun wollen wir nicht leugnen, daß dergleichen für einen Roman ein passenderer Stoff ist, als für eine Tragödie. Wenn aber die alltägliche Misère des Lebens in so alltäglicher Weise, wie hier von Max Ring, aufgetischt wird, dann wird sie auch im Roman zu einer ungenießbaren Speise. Eine alte Geschichte wie diese bleibt nicht ewig neu, sondern sie muß vom Autor neu geschaffen, neu gestaltet werden. Mag auch dem, welchem sie passirt, das Herz entzwei brechen; dem, der sie lesen muß, bricht nicht das Herz, sondern höchstens die Geduld.

8. Noblesse oblige. Roman in drei Bänden von Karl von Holtei.

Im allgemeinen haben wir unsere Anerkennung dieses Romans schon oben ausgesprochen. Die einzelnen Vorzüge desselben sind im wesentlichen folgende. Er wird wirklich von einer einheitlichen, ihn von Anfang bis zu Ende durchdringenden Idee getragen und diese ist keine andere als die, welche die Titelworte andeuten. Fast jedes einzelne Kapitel kann man als eine Variation auf dieses Thema betrachten, und fast jede Variation behandelt dasselbe in einer neuen, eigenthümlichen Weise, indem es uns bald mit den Licht-, bald mit den Schattenseiten dieses von verschiedenen Personen verschieden durchgeführten Grundsatzes, bald mit den Opfern, die er kostet, bald mit den Vortheilen, die er gewährt, bekannt macht. Unter den Personen, welche die Träger der Geschichte bilden, ist kaum eine zu nennen, die nicht ein eigenthümliches, besonderes Interesse böte und, abgesehen von einzelnen Verzeichnungen, das Gepräge der Lebenswahrheit trüge. Ebenso sind die Entwickelungen, welche die

Hauptfiguren durchzumachen haben, zwar hier und da auf die Spitze getrieben, im ganzen aber ihrem Wesen und der Erfahrung entsprechend, dabei spannend und fesselnd und in vielem Betracht neu. In ihrem Verhältniß zueinander bilden sie wirksame, zum Theil pikante Gegensätze, die sich zu interessanten Conflicten und Verwickelungen entfalten, zuletzt aber doch eine befriedigende Lösung finden. Die Darstellung ist nach Umständen flott und frisch, vornehm und elegant, behäbig und gemüthlich; sie beweist, daß sich der Verfasser in allen Lebenssphären umhergetummelt und sich mit der Sprache und Denkweise der verschiedensten Klassen vertraut gemacht hat. Neben diesen Vorzügen finden sich freilich auch sehr bedeutende Mängel. Der Stil sinkt zuweilen bis zum Salopen und Trivialen herab. Die Motivirungen sind zum Theil nichts weniger als fein. An bizarren Voraussetzungen und unnatürlichen Wendungen fehlt es nicht. Ueberhaupt zeugt das Ganze mehr von Talent und Routine, als von künstlerischer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit. Am wenigsten hat uns der Schluß befriedigt. Daß der alte Graf, nachdem er durch sein Verhältniß zur Baronin Stjernholm glücklich von seiner spätherbstlichen Heirathslust curirt ist, alles Ernstes noch einmal das Gelüst bekommen soll, sich mit der Tochter der Baronin zu vermählen, heißt ihn doch allzu sehr zum alten Gecken herabsinken lassen, was weder dem früher von ihm entworfenen Bilde, noch den Empfindungen, mit welchen der Leser von den Hauptpersonen eines Romans zu scheiden wünscht, angemessen ist. Außerdem sind besonders die höchst gewaltsamen, nicht hinlänglich motivirten Metamorphosen, welche der junge Graf Hermann durchzumachen hat, von anstoßerregender Wirkung. Minder grelle Farbengegensätze würden hier nicht blos wohlthuender, sondern auch stärker gewirkt haben. Eine durchweg trefflich gehaltene Figur ist die alte Tante Barbara. Nur das Verhältniß des alten Wiesner zu ihr schmeckt nach einer etwas abgestandenen Sentimentalität.

9. Der König von Tauharawi. Launiger Roman in drei Bänden. Von Ferdinand Stolle.

Der Autor bezeichnet die in diesem Roman waltende Komik selbst als eine groteske. Dies ist sie in der That, und nur wer für eine solche ein Organ besitzt, wird sie ohne Kopfschütteln zu genießen vermögen. Wir unsererseits räumen diesem Genre unbedenklich seine ästhetische Berechtigung ein, und wenn wir auch nicht leugnen können, daß sich dieses Erzeugniß des Stolle'schen Humors auf den äußersten Grenzen eines Gebiets bewegt, welches im Reich des Schönen selbst nur ein Grenzgebiet und vom Reich des Häßlichen durch keine chinesische Mauer abgesperrt ist, ja, daß es wol auch hier und da diese Grenzen überschreitet, so müssen wir doch den hohen Grad zwerchfellerschütternder Kraft, den es unleugbar besitzt, um so bereitwilliger anerkennen, als das Talent für komische und humoristische Darstellung von Tag zu Tag seltener zu werden scheint. Daß der Verfasser den burlesken Partien des Romans auch ernste Abschnitte zugesellt hat, können wir nur billigen, weil man eine ununterbrochene Komik, zumal von so tollem, extremem Charakter, fast ebenso wenig auszuhalten vermag, als einen lange fortgesetzten Kitzel. Dagegen können wir dem Autor nicht beistimmen, wenn er es für zweckmäßig gehalten hat, Ernst und Scherz möglichst scharf voneinander zu scheiden. Wir meinen vielmehr, eine engere Verflechtung beider Elemente würde die Wirkung jedes einzelnen noch erhöht und dem Ganzen einen einheitlichern Charakter verliehen haben, während so die ernsten und spaßhaften Partien fast beziehungslos nebeneinander herlaufen.

10. Johannes Kepler. Historische Erzählung von Julie Burow. Drei Bände.

Kepler's Leben und Wirken zum Gegenstand eines historischen Romans zu machen, ist jedenfalls ein glücklicher Gedanke gewesen. Ob aber gerade eine weibliche Feder dazu berufen war, diesen Stoff in der ihm angemessensten Weise zu behandeln, müssen wir bezweifeln. Kein Mann wird im allgemeinen von den Frauen schwerer begriffen als der Mann der reinen Wissenschaft. Sie bringen es höchstens zu einer resignatorischen Bewunderung seiner Leistungen, aber ihm Schritt vor Schritt in seiner innern Entwickelung zu folgen, die geheimsten Momente seines Ringens und Strebens zu belauschen, verstehen sie nicht, ja selbst in der Art und Weise, wie er sich zur Außenwelt stellt, in den Motiven seiner Handlungen und den Regungen seiner Gefühle bleibt ihnen vieles unverständlich. Dies macht sich mehr oder minder auch in dem vorliegenden Roman fühlbar. Die Verfasserin hat unstreitig Kepler's Lebensverhältnisse und den Charakter seiner Zeit gründlicher, als sonst Frauen es für nöthig halten, studirt; aber dennoch merkt man, daß sie das innerste Wesen eines Mannes, wie Kepler war, nicht zu erfassen oder wenigstens nicht wiederzugeben vermocht hat. Der Mathematiker und Astronom ist unter ihren Händen gar oft zu einer empfindsam gen Himmel schauenden Dame geworden und macht trotz allem, wodurch die Verfasserin ihn zu heben sucht, nur einen schwächlichen Totaleindruck. Ueberhaupt leiden die Gestalten des Romans an einer gewissen Zerflossenheit und Weichlichkeit; auch dem Stil wäre mehr Frische und Körnigkeit zu wünschen. Nichtsdestoweniger bleibt diese Erzählung wegen des in ihr niedergelegten reichhaltigen Stoffs eine beachtenswerthe Erscheinung und bietet auch manche mit recht lebendigen Farben ausgeführte Partien.

11. Waldgeschichten. Von Joseph Meßner.

Unter den fünf einzelnen Erzählungen, die dies Bändchen enthält, ist „Greil unter den Stauden" entschieden die beste. Der Verfasser erhebt sich in derselben stellenweise zu einer echt poetischen und originellen Naturauffassung; insbesondere ist ihm der Abschnitt „Die Zeugen des Schwurs" trefflich gelungen. Auch in den übrigen fehlt es nicht an einzelnen poetischen Zügen und Schilderungen; im ganzen aber gilt von ihnen, was wir schon an Meßner's „Handwerksburschen" rügen mußten. Der Verfasser ahmt sich selbst nach und artet dadurch in eine Manier aus, die zuletzt kaum noch erträglich ist.

12. Die Tochter des Wilddiebes. Eine Erzählung nach Thatsachen. Von Elfried von Taura.

Diese Novelle gehört von seiten ihres Gehalts wie von seiten der Behandlung zu den besten Gaben des vorliegenden Jahrgangs. Zwar die Sphäre, in die sie uns einführt, ist keine erfreuliche, denn sie spielt in einer der trostlosesten Gegenden des sächsisch-böhmischen Erzgebirgs und noch dazu in einer Zeit, wo dieselbe zum größten Theil von sittlich verworfenem Diebs- und Raubgesindel bevölkert war. Trotzdem weiß uns der Autor für die traurigen Zustände, die er schildert, ein warmes Interesse abzugewinnen, und den düstern Eindruck dadurch zu mildern, daß er uns in einem jungen Geistlichen, den er dort in segensreichster Weise wirken läßt, ein Bild echter Christlichkeit und Humanität, und in einem jungen Mädchen, die durch ihn dem Elend entrissen wird, das Beispiel einer inmitten allgemeiner Verderbniß edeln und gesunden Natur vor Augen stellt. Der Verfasser will in dieser Erzählung unstreitig auf die Wege hindeuten, welche Staat und Kirche einzuschlagen haben, wenn sie in der Erziehung entarteter Volksklassen bessere Erfolge, als die bisher erreichten, erzielen wollen. Nicht unbarmherziges Maßregeln von oben herab, noch rigoroses Eifern von den Kanzeln könne hier helfen, sondern allein eine mit Muth und Einsicht gepaarte Menschenliebe, welche im Volke selbst die guten Keime aufzufinden und zur allmählichen Besserung und Veredlung der übrigen Elemente zu benutzen weiß. Durch diese Rücksichtnahme auf eine der wichtigsten socialen Fragen erhebt sich die Novelle über das Niveau der gewöhnlichen Unterhaltungslectüre; und kann sie bei dieser tendenziösen Richtung auch nicht die Unmittelbarkeit und Frische einer rein poetischen Schöpfung haben, so fehlt es ihr doch nicht an lebendigen Schilderungen, spannenden Verwickelungen und wirksamen Katastrophen, um derentwillen sie auch derjenige Leser, dem ihre höhere Tendenz gleichgültig sein sollte, mit Interesse verfolgen wird. 11.

Kolenati's Reise nach dem Kaukasus.

[...]iserinnerungen von F. A. Kolenati. Zweiter Theil. — [...] u. d. T.: Die Bereisung Circassiens. Mit 16 Holzschnitten. Dresden, Kuntze. 1859. Gr. 8. 25 Ngr. *)

Der Verfasser bleibt der schon im vorigen Theile befolgten [M]ethode, die Chronologie auf den Kopf zu stellen, mit einer [Con]sequenz treu, die einer bessern Sache würdig wäre. Nach[dem] er uns seinen spätern Aufenthalt in Transkaukasien beschrie[ben ha]t, erzählt er uns hier seine im Frühjahr und Sommer des [Jah]res 1843 unternommene Reise in Ciskaukasien, und wir müs[sen] noch herzlich froh sein, daß er wenigstens den Mai auf den [Ap]ril und den Juni auf den Mai folgen läßt, und nicht um[gek]ehrt, welches letztere Kunststück ihm freilich um so schwerer [gef]allen sein würde, je weniger erzählenden Stoff er uns über[hau]pt zu bieten hat. Wir sind indeß weit entfernt, dies zu bekla[gen], da die Geschmacklosigkeit des Verfassers als Erzähler alle [Beg]riffe übersteigt, wie aus folgenden ergötzlichen Pröbchen mehr [als] zur Genüge erhellen dürfte:

„Im Monat April kam ich von Petersburg dem Kau[kasu]s nahe und bereiste früher den Don an seiner Ausmündung [bei] Rostow in das Asowsche Meer. Wer in Rostow gut ver[sorg]t sein will, der kehre ein bei der Frau Awdotje Wassiljewna [(lebt] denn auch die gute Frau 1859 noch?); wer viel Mogilos [oder] Kurzane sehen will, der reise von Zmijewskai nach Rostow, [da] findet er 13—64 beisammen und am Horizonte oft 50 [—1]00. Auch gibt es in diesen Gegenden viele sogenannte [mon]golische Steingötzen, häßliche Weiber mit tief herabhängen[den] Brüsten, welche Kameni Babi (steinerne Weiber) genannt [werd]en..... Zu dieser Zeit war der Generaladjutant Fürst [Wor]onzow, Gouverneur von Bessarabien, daselbst anwesend und [ich] übergab ihm meine Empfehlungsschreiben. Interessant war [mir] die Bekanntschaft mit dem Gouverneur von Taggonrogg, mit [dem] Staatsrath u. s. w. (Aber wir, was gilt denn uns Hecuba?) [Die] Steppen am Don standen in der schönsten Frühlingsflora [und] ihre Fauna war besonders merkwürdig durch die vielen [Tr]ophagen, sowie durch die höchst eigenthümlichen Steppen[thie]r und das Steppenziesel (Spermophilus musicus [Méné[tries]]), den Bobac (Arctomys Bobac [Schreber])....(u. s. w. [eine] halbe Seite hindurch). Anfang Mai 1843 kam ich nach [Staw]ropol und stellte mich dem General Gurko II. vor, welcher [mich] für eine Militärexpedition engagirte. In Stawropol fand [ich e]in sehr schönes, zweckmäßig eingerichtetes Theater unter[halb] der Wohnung des Gouverneurs und oberhalb des Bazars. [In d]er Loge des Gouverneurs fand ich Asamat Gierei, einen [Mann] aus Circassien, und mit ihm drei wunderschöne tscher[kessisc]he Knaben von 12 Jahren, Elmurga...., welche als Gei[seln,] sogenannte Amanaten, gestellt waren. Den Anfang machte [die O]uverture aus der «Stummen von Portici». Es wurde von [einer r]eisenden Schauspielergesellschaft des Herrn Jezenko zum [ersten] male gegeben: «Dwa kupza i dewa otza» (zwei Kauf[leute] und zwei Väter), ein Vaudeville in einem Acte, übersetzt [aus d]em Französischen von Lenski. Die Idee des Stücks ist [folgen]de: Eine Frau Ducrois war nämlich...." Doch wir [versch]onen billig den Leser mit der „Idee des Stücks", von der [Frau] Ducrois ein Stück Idee war, sowie mit der nun folgen[den K]ritik der schauspielerischen Leistungen, es müßte ihn denn besonders interessiren, daß Frau Bräschenkowsky die Rolle [der N]aillette mit so natürlicher Natürlichkeit, doch nein Nai[vetät] gab, daß man ihr nicht anmerkte, sie sei eine verhei[rathet]e Dame. Unglaublich aber wahr! da steht es, schwarz auf [weiß.] Doch jam satis superque!

[M]an thut dem Verfasser kaum unrecht, wenn man behaup[tet, d]aß beinahe alle selbständigen Partien seines Buchs lang[weilig] und alle interessanten Partien entlehnt sind, womit jedoch [nicht] gesagt sein soll, daß nicht auch die entlehnten Partien oft [langw]eilig genug seien. Wenn er doch in Zukunft das gute alte Sprichwort: „Ne sutor ultra crepidam", etwas mehr beherzigen wollte. Seine Leisten sind die naturhistorischen Genera und Species, damit hantire er, aber nur in specialwissenschaftlichen Abhandlungen, nicht in Reisebeschreibungen oder sonst im Bereiche der allgemeinen Literatur. Insbesondere empfehlen wir ihm Vorsicht auf dem Gebiete der Linguistik, das er augenscheinlich mit ziemlicher Sicherheit zu beherrschen wähnt. Zwar erhalten wir in diesem Theile weder Grammatik noch Lesebuch der circassischen Sprache, wie im vorigen von der tatarischen, aber wir bemerken hier wie dort dasselbe unnütze Zurschautragen einer den Leser nur belästigenden Vocabelkenntniß, für deren Zuverlässigkeit wir unsererseits um so weniger bürgen möchten, je häufigere Verstöße gegen die Rechtschreibung russischer Wörter uns aufgefallen sind. Ein Mann, der sich so lange Zeit in Rußland aufgehalten hat wie der Verfasser, sollte wol wissen, daß z. B. das Adjectiv kamennij, steinern, mit zwei n geschrieben wird, daß das Gewehr auf russisch nicht rusche, sondern ruschje oder ruschjo (ружье) heißt, daß der charakteristische Endbuchstabe des russischen Infinitivs (ь) im Deutschen nicht durch y, sondern durch j wiedergegeben wird, er sollte nicht das russische з bald durch z bald durch ž, und das russische ы bald durch i, bald durch ui, bald durch y ausdrücken. Wie wenig er zur Generalisirung auf sprachlichem Gebiete befähigt ist, beweist unter anderm die Behauptung, daß sich in der circassischen Sprache ein Anstreben gegen jeden Zwang und jedes Joch zeige, wodurch sich der Charakter der Circassier ausdrücke, während die von ihm angeführten Beispiele eine große Regelmäßigkeit des Satzbaues und höchstens in der consequenten Nachstellung der Präpositionen eine übrigens anderwärts keineswegs unerhörte Eigenthümlichkeit zeigen. Den größten russischen Historiker, Karamsin, einen „Chronikschreiber" zu nennen, dünkt uns doch auch etwas wunderlich. Ganz besonders aber legen wir es dem Verfasser ans Herz, sich ja nicht auf mathematische Formeln und Ausdrucksweisen einzulassen; er strauchelt bei den einfachsten Problemen. Der alte Pythagoras würde sich im Grabe herumdrehen, wenn er von einem Dreiecke hörte, dessen Katheten 53 und 68, und dessen Hypotenuse 107 sein soll. Komisch ist das Recept des Verfassers, aus einem gegebenen muselmanischen Jahre $= p$, wenn das laufende christliche $= m$ und das laufende muselmanische $= n$ ist, das entsprechende christliche nach der Formel zu finden: $x = m - (n - p)$. 30 Gulden sind 20 Thaler, wieviel sind 20 Gulden? Antwort: 10 Thaler. Nach dieser Berechnungsweise fiele die Hedschra ins Jahr 584. Der Verfasser scheint noch nicht zu wissen, daß die Mohammedaner nach Mondjahren zählen.

Die Reise ging den Kuban hinauf bis Newinnominskai und von da im Gefolge einer Militärexpedition bis zu den Quellarmen des Selentschuk, wo der Verfasser in der Nähe des Berges Marukh zwischen Elbrus und Dschten einem Gefechte mit den Tscherkessen beiwohnte. Später erstieg er den Beschtau und kam durch die große Kaberdei nach Wladikawkas am Terek, dem bekannten russischen Fort zwischen Osseten und Tschetschenzen, von wo er den Kaukasus überstieg, um nach Tiflis zu gelangen. Von dieser ganzen Reise hat der Verfasser eigentlich außer dem erwähnten Treffen nichts zu erzählen; der ganze Charakter des Buchs ist ein schildernder, oft nur ein aufzählender. Das letztere gilt zunächst von der „oro-, hydro-, geo- und ethnographischen, statistischen und strategischen Darstellung" Circassiens und der angrenzenden Landschaften der Suaneti und der Nagaizen, die gar nicht aufs Lesen, sondern blos aufs Nachschlagen berechnet sein kann, da sie den Eindruck macht, als ob der Verfasser eine russische Generalstabskarte des Kaukasus hergenommen und seine Notizen davon abgeschrieben hätte.

Dagegen läßt sich seinen Schilderungen der circassischen Zustände, Sitten und Einrichtungen ein lebhaftes Interesse nicht absprechen. Er hat dieselben zum großen Theil einem geborenen Abadzen zu verdanken, der ein Mann von Bildung gewesen zu sein scheint; doch ist offenbar auch vieles schon vorhandenen schriftlichen Berichten entlehnt und alles mit Vorsicht aufzunehmen. Wir wollen es

*) Vgl. den Bericht über den ersten Theil dieses Werks in Nr. 12
D. Red.

gern dem gesunden Auge und Geschmacke des Verfassers glauben, wenn er uns versichert, „daß unsere Frauen in Deutschland und Oesterreich einen Vergleich mit den vielgepriesenen Circassierinnen nicht nur aushalten, sondern auch öfter unübertroffen von diesen dastehen würden“. Aber wenn er uns glauben machen will, daß Uredniki bei den Tscherkessen Barone oder Edle seien, so erlauben wir uns ihm zu bemerken, daß Uredniki ehrliche Unteroffiziere sind, und wenn er späterhin sagt, ein Seidi sei derjenige, welcher „eine entfernte Verwandtschaft mit Mohammed, Ali, Omar, Abubekr, Osman, Hassan, Hussein, Fatma (dessen Tochter) nachweisen“ könne, so beweist er nur, daß seine Begriffe über die Descendenz des Propheten sich in einer ziemlichen Verwirrung befinden. Ein Seidi ist ein Nachkomme Mohammed's und damit Punctum: Abubekr, Omar und Osman bleiben dabei ganz aus dem Spiel. Doch genug der Ausstellungen, der Leser wird nunmehr wissen, woran er ist.

Nationalcharakter und Sitte der Tscherkessen erinnern oft überraschend an die alten Germanen, denen sie ja auch stammverwandt sind. Sie bilden keinen einheitlichen Staat, sondern zersplittern sich in eine Menge selbständiger Herrschaften unter gemeinfreien Männern von größerer oder geringerer Macht. Obgleich sie Mohammedaner sind, entscheidet das geistliche Gericht, der Schariot, nur über Religionsangelegenheiten, Heirathen, Erbschaften und Eide nach dem Koran, während über alle übrigen streitigen Fälle der Maslagat erkennt, eine Versammlung alter hochgeachteter Männer unter dem Vorsitze des Gemeindeältesten, dessen auf Gewohnheitsrecht gegründeten Urtheile die Parteien sich vorher freiwillig unterwerfen. Das Verfahren findet in der Regel unter einem geheiligten Baume oder an einer historisch merkwürdigen Stelle statt und erinnert an das germanische Institut der Eideshelfer. Beschimpfungen werden gemeiniglich durch das Faustrecht oder durch die den Tscherkessen vor persönlicher Beleidigung mächtig schützende Kanla, d. i. Blutrache, ausgemacht, welche den Schuldigen nach strengem Wiedervergeltungsrecht bis in die entferntesten Verwandtschaften verfolgt. Doch ist auch hier der Maslagat nicht ausgeschlossen, selbst vorsätzlicher Todtschlag kann durch ein Wergeld gebüßt werden. Unbeabsichtigter Todtschlag bleibt, wenn Zeugen dafür vorhanden sind, ungestraft. Todtschlag im Zweikampf, in der Kanla, im Treffen, wird geachtet und letzterer sogar von den Verwandten des Erschlagenen verschmerzt, ja es gibt Fälle, bei denen der Thäter, wenn er zu den Verwandten geht und sich offen zu der That bekennt, von diesen gastfreundlich aufgenommen und als ein Familienglied betrachtet wird. Auch übt der Maslagat, namentlich bei rückständiger ehemännlicher Aussteuer, ein strenges Schuldrecht durch Auferlegung hoher Verzugszinsen, die oft den völligen Ruin des Schuldners herbeiführen. Leibeigene, die sich losgekauft haben, verfallen alsdann abermals der Leibeigenschaft und büßen die eingezahlte Summe ein. Das Gesetz erlaubt Leibeigene einer andern Nation oder eines andern Glaubens, wenn man sie mit Gewalt oder Geld an sich gebracht hat; nur der sofortige Uebertritt eines Geraubten zum Islam befreit ihn. Gewöhnlich raubt man Kinder der Linienkosacken und Nagaizen und erzieht sie zu Leibeigenen. Gegen schlechte Behandlung finden diese vor dem geistlichen oder weltlichen Gerichte Schutz, welches ihnen sowie den Unterthanen bei erwiesener Zahlungsfähigkeit auch eine dreijährige Erlassung der Abgaben erwirken kann. Der Herr kann seinen Leibeigenen freilassen, um seine Seele zu retten; doch kommt dies meist nur Alten und Kranken zugute.

Jeder Tscherkessenknabe ist Eigenthum der Nation (?), sobald er der Mutterbrust oder der Aufsicht der Amme entwachsen ist. Er kommt aus dem älterlichen Hause zum Atalik, welcher ihn bis zum kräftigen Jünglingsalter in allen kriegerischen Leibesübungen, sowie in der Kunst des Gesangs, der Poesie und der Beredsamkeit unterrichtet. Während dieser Zeit stehen die Aeltern in keiner Beziehung zu ihrem Kinde, und für Schande wird sogar der Wunsch gehalten, dasselbe nur einmal sehen zu wollen. Nach vollendeter Erziehung bringt der Atalik seinen Zögling im Triumph zu dessen Aeltern zurück, wo er mit großen Feierlichkeiten empfangen wird. Freien darf er aber nicht eher, als bis er durch Gefecht die Weihe des ritterlichen Kriegers erhalten hat. Sobald er sich eine Lebensgefährtin erkoren, so wird nach gegenseitiger Besprechung der Aeltern, wozu auch der Atalik herbeigezogen wird, die Verlobung angesagt und ein Theil des Kalims (Kaufgeldes) vom Bräutigam seinen Schwiegerältern in Vieh bezahlt, worauf er unter Aufsicht des Atalik und einer alten Verwandten der Braut diese besuchen kann. Gelingt es ihm seine Verlobte zu entführen, so braucht er die übrigen Termine des Kalims nicht zu bezahlen; andernfalls kann er sogar getödtet werden, was jedoch selten geschieht. Die Hochzeit wird mit Tänzen, Gelagen und Gesängen gefeiert und in der Brautnacht löst der Bräutigam durch einen Schnitt mit seinem Dolche das weißlederne Mieder, welches den Busen der tscherkessischen Jungfrauen von ihrem neunten Jahre an einschließt.

Hinsichtlich der Tänze, Hochzeitsgebräuche und Begräbnißfeierlichkeiten, sowie der Rechtsverhältnisse und der vom Verfasser als Arzt für höchst beachtenswerth erklärten Arzneikunde der Tscherkessen auf das Buch selbst verweisend, heben wir noch einen Zug hervor, der ebenfalls an das germanische Alterthum erinnert. Zu kühner That begeistern sich die Tscherkessen durch die Gesänge ihrer Barden, der Kikoakoas, deren einen vom berühmten Sänger Ali Chorsis der Verfasser in seinem ganzen Umfange mittheilt, ein herrliches Gedicht voll Adel der Gesinnung, glühendem Freiheits- und Racheburst, stolzem Schwunge und edler Form. Hingerissen von dem Kriegsgesange des Barden, toben die Anwesenden, mit den Fersen den Boden stampfend und mit den gezogenen Dolchen fechtend, wild durcheinander, indem sie sich gegenseitig Schwüre leisten, Flüche ausstoßen und das Gelübde ablegen, sich gegeneinander weder im Leben noch im Tode zu verlassen, die Leichen der Gefallenen dem Feinde abzukämpfen, Blutrache an ihm zu üben und sich nie zu unterwerfen. Zur Bekräftigung ihres Eides opfern sie oft ihre Lieblingswaffen, ritzen und schneiden sich in die weichen Theile des linken Arms und berauschen sich im Opferblute ihrer Verbündeten. Wenn sie das alles gethan haben, dann nennen sie sich Abreken. Hierauf ermahnt ein Mullah in begeisterter Wuth zur Treue, worauf die Versammlung erwidert:

Eher ruhe nicht mein Eisen
In dem feigen Bett der Scheide;
Eher falle nicht die Wimper
Schattend auf mein müdes Auge;
Eher nicht soll'n Mädchenlippen
Lust mir in die Seele hauchen;
Eher nicht soll mir das Antlitz
Freundlich Sonnenlächeln grüßen;
Eher nicht wohn' in der Hülle
Meiner Brust still ruh'nder Frieden;
Bis ich dies mein Schwert ins Herzblut
Vieler Russenknechte stoße!
Satt mag sich des Dolches Zunge
Erst in deren Adern trinken,
Mag bis in die tiefste Zelle
Ihres freveln Herzens tauchen
Und des Lebens letzten Funken,
Aus dem Hundeleibe wühlen!

Weggeworfen ist die Scheide!
Nur der Faust gehört das Schwert an;
Seine Zelle sei der Himmel
Und des Feindes Brust die Scheide!
Wird mein Wort zum Hauch der Lüge,
Bin ich eidvergessen jemals:
Uzdens, nehmt mein Schwert der Rache,
Bohrt mir's in den Frevelbusen,
Reißt den Leib in tausend Stücke,
Sä't ihn aus zum ekeln Abscheu,
Zur Bescheerung Wölf' und Geiern,
Auf das Feld als Aas, verfluchtes!

Nach fernerm Wechselgesange sprechen oder schreien alle
e aus einem Munde:

All' entsagen wir dem Leben,
Als Abreken, gottgefällig,
Sei uns Tod des Lebens Bruder!
Werd' uns Tag die Nacht der Rache!
Allah segne deine Seele!
Segne, segne unsern Bluteid!

Hierauf trinkt ein jeder von dem andern zur Bekräftigung
es Eides das Blut aus der Schnittwunde des linken Arms,
rend der Barde mit nochmaliger Aufforderung zur Treue
ießt. Eine Zeitlang herrscht schwüle Ruhe, dann berathen
den Angriff. Endlich reiten sie durch die Unahs, um den
lachtruf ertönen zu lassen.

Aber auch die Frauenschönheit und Minne versteht der cir-
sche Kikrakoa zu preisen, wie in dem Gedichte auf die Toch-
des alten Mullah:

Mild, ja mild wie Maiensonne
Ist des Baschlibejs Tochter,
Ausgeschmückt mit jeder Blüte
Keuscher Sitte, holder Anmuth.
Welche Lieblichkeit und Hoheit
Winket aus dem Augenaufschlag!
Gleich dem Stern, der durch die Dämm'rung
Dunkler Wolkensäume leuchtet,
In das Herz ein süßes Ahnen
Herrlicher Gefühle senkend,
Die im Busen träumend schlummern,
Bis sie weckt ein goldner Morgen.
Rosig blühen ihre Wangen,
Wie ein Beet von weißen Lilien,
Duftig überhaucht vom ersten
Strahlenkuß der Morgenröthe,
Und der Mund, dies blühnde Eden,
Lächelt drein, wie Kinder lächeln
An der Brust der Mutterliebe.
Dennoch u. s. w.

Dies wird genügen, um eine Vorstellung zu geben von
Schönsten, was das Buch enthält. Außerdem verdienen
noch das „Bild der ciskaukasischen Steppen", und die
tegelteiche Circassiens" eine vorübergehende Erwähnung.

7.

ère Enfantin für den allgemeinen Frieden.

Der Krieg erscheint in unsern Tagen den meisten wol mit
als eine Anomalie, die zu unsern ganzen Bildungszustän-
ehr wenig mehr paßt. Seltsamer Widerspruch! Man
t Prämien für Beförderung des Ackerbaus, der Industrie
w. aus, und vernichtet durch Kriege mit heuschreckenarti-
erstörungswuth Gewerbfleiß und Feldfrucht massenhaft!
legt Hospitäler, Waisenhäuser u. s. w. mit den größ-
kosten an, und macht durch einen einzigen Feldzug
ide und Zehntausende zu Verstümmelten, so und so viel
t zu Witwen, so und so viel Kinder zu Waisen!
nennt sich einen Vorkämpfer der Civilisation und grü-
dabei Tag und Nacht über Vervollkommnung jener
chlünde nach, die Verderben und Tod statt Civilisation
ten! Man läßt auf allen Kanzeln die Religion Christi,
Religion der Humanität verkündigen, und man ruft auf
Seiten den Namen des Herrn an, die inhumane Arbeit
riegs zu segnen, die darin besteht, dem Gegner möglichst
Verlust an Menschenleben zuzufügen! Stehende Heere,
h Hunderttausenden zählen, unterhalten trotz ihrer jetzigen
lin im Schose der Gesellschaft ein Element der Bar-
geben den brennenden Gefühlen militärischen Ehrgeizes
ernd Nahrung und erzeugen überall eine martialische Par-
sich namentlich in der Nähe der Throne festsetzt und oft
berlegter Weise auf blutige Entscheidung bringt, wo noch
friedliche Ausgleichung möglich war. Es gibt freilich Zustände
eines „faulen Friedens", denen ein „fröhlicher Krieg", wie
man ihn nennt, bei weitem vorzuziehen ist. Hat sich der
gemeine Egoismus zu tief in den Kern der Nationen ein-
gefressen und Bürgertugend und Volkskraft zu sehr geschwächt,
haben sich Trägheit und Ueppigkeit der Menschen zu sehr be-
mächtigt, so kommt der Krieg über sie wie eine Art Gottes-
gericht, oder er leitet wenigstens den innern gesellschaftlichen
Krieg nach außen ab. Mehr als ein Staat verdankte schon
einem Kriege, der seine innern Gebrechen und faulen Stellen
offen legte, seine geistige Erneuerung und politische Wiederge-
burt, und es ist zu hoffen, daß auch Oesterreich, wenn es nicht
ganz unverbesserlich ist, während des letzten italienischen Kriegs
seine innern Gebrechen und gefährlichen Allianzen erkannt haben
und an ihre Beseitigung Hand anlegen wird. Dann werden
ihm seine verlorenen Schlachten zu Siegen werden und die uner-
meßlichen Opfer, die der Krieg erforderte, nicht umsonst gebracht
sein. Außerdem erweckt der Krieg wieder den Glauben an
Mannesmuth und Opferbereitschaft, der in einem langen Frieden
nur zu leicht verloren geht. Freilich stört dabei der Gedanke,
daß das moderne Militärwesen eine permanente Annullirung
des freien menschlichen Willens ist und daß auch der größte
Muth des einzelnen unter diesen Massenbewegungen und gegen-
über diesen metallenen Feuerschlünden, die oft von denen kaum
gesehen werden, welche ihren Kugelwürfen erliegen, sehr wenig
bemerkt wird. Wer die fern- und sichertreffendsten Zerstörungs-
maschinen, nicht wer die tüchtigsten Leute hat, oder wer am
wenigsten Menschenleben schont, bleibt in der Regel in den
Schlachten der Gegenwart Sieger. So sehr verschwindet in
unsern Massen- und Kanonenschlachten das Individuum und die
Einzelthat, daß es selbst nur wenigen Feldherrn gelingt, ein tie-
feres und dauerndes Interesse an ihre Persönlichkeit zu fesseln.
Man las die Namen der französischen Marschälle, die vor dem
Malakow oder bei Magenta und Solferino siegreich waren, in
den Schlachtberichten, aber sicherlich ohne eine tiefere Erregung,
die sich an ihren menschlichen oder militärischen Charakter knüpfte;
einer ist ja wie der andere! Leugnen wird man endlich nicht
können, daß der Krieg die Menschen in weiten Kreisen vergrö-
bert, verwildert und entmenschlicht. Zwar ist der Soldat selbst
in den modernen Kriegen weniger von der Gefahr bedroht, in
Bestialität zu verfallen als früher; ja gerade bei ältern
Militärs, welche blutige Feldzüge mitgemacht, findet man oft
viel mehr Verträglichkeit, Milde und echt menschlichen Sinn
als bei manchem Gelehrten und Geschäftsmanne.*) Um so
mehr ist aber das große Publikum diesen barbarisirenden Ein-
flüssen ausgesetzt, indem das ewige Lesen von Metzeleien in
Masse und die bildliche Vorführung der widerwärtigsten
Blut- und Mordscenen in unsern illustrirten Zeitschriften zuletzt
den zartesten Sinn abzustumpfen und brutal zu machen im
Stande ist. Das französische Volk, menschlich und grausam in
einem Athem, innerlich wild bei äußerer Geleckthelt, hat von
jeher an Blut- und Mordscenen ein merkwürdiges Wohlgefallen
an den Tag gelegt, und so zeichnen sich auch die französischen
illustrirten Zeitschriften vorzugsweise durch solche Darstellungen
aus. Ein Bild der „Illustration", welches die Abwürgung
und Ertränkung der Oesterreicher durch die Zuaven bei Palestro
darstellte, war das Empörendste, was man in diesem Genre
sehen konnte. Vielleicht war die Zeichnung von demselben Gia-
comelli, von welchem Edmond Texier im „Siècle" schrieb:
„Der Anblick des Schlachtfeldes (von Magenta) hatte uns tief
erschüttert; ich wenigstens verspürte nach Ablauf von 10 Minuten
ein lebhaftes Verlangen, davonzugehen, und ich schloß die Augen,
um nicht mehr all diese bleichen, vom letzten Schmerz krampf-
haft verzerrten Gesichter zu sehen. Ruhig saß da aber ein Mann

*) Hierher gehört vielleicht auch eine Aeußerung des Appellations-
raths Körner, welcher einmal an Schiller schrieb: „In dem alten
Offizier eines geachteten Heers erscheint der deutsche Nationalcharakter
am unverkennbarsten. Junge Offiziere werden oft lästig."

im Käppi auf einem Feldstuhl und zeichnete im vollen Sonnenlicht diese Scene der Verwüstung ab. Ich näherte mich ihm und erkannte nun einen der unerschrockensten Zeichner der «Illustration», Herrn Giacomelli." Dieser Giacomelli, ein Mordkerl, aber kein Künstler, hat auch in der That diese Zeichnung an die „Illustration" eingeschickt; sie war aber so grausig, daß selbst die Redaction der „Illustration" es für gut fand, nur eine kleine Episode daraus in die Oeffentlichkeit zu bringen. Auf einem der pariser Theater wird jetzt die Schlacht von Magenta aufgeführt. Die Bajonnete und Lanzen sind aus Kautschuk verfertigt, sodaß es vollkommen so aussieht, als ob sie in das Fleisch führen und mitten den Leib durchbohrten. Das Volk jubelt dabei. Frau von Staël hatte doch recht, von der französischen Civilisation zu sagen: „La barbarie en bas de soie et en habits brodés — voilà notre culture."

Unter diesen Umständen heißen wir eine Friedensstimme willkommen, die aus Frankreich selbst zu uns herüberdringt; wir meinen das 1858 in Paris erschienene Werk „P. Enfantin, 1858. — H. Saint-Simon, 1813. Science de l'homme. Physiologie religieuse", das zwar begreiflicherweise sehr viel Verwunderliches enthält und in einem für unsern jetzigen Geschmack ziemlich ungenießbaren orakelhaft rhetorischen Stil geschrieben ist, aber doch auf einer tiefen Ueberzeugung von der bisherigen Misregierung der Welt und der Misgestaltung der socialen Verhältnisse wie auf den Grundsätzen der Humanität und allgemeinen Bruderliebe beruht. Das Werk besteht aus zwei großen Abtheilungen, einer Arbeit von Enfantin „Sur la physiologie" in Form eines Briefs an den Doctor Guépin in Nantes, und einer von Saint-Simon schon 1813 verfaßten Schrift „Sur la gravitation universelle". Den hier mit abgedruckten Brief an den Kaiser Napoleon I., worin Saint-Simon die Frage behandelt, wie man England zwingen könne, die Freiheit der Meere anzuerkennen, reichte Saint-Simon im December 1813 bei dem Senat, dem Staatsrath und den drei ersten Klassen des Instituts ein, natürlich ohne beachtet zu werden. Saint-Simon stellte allerdings die Vorbedingung, daß Napoleon auf das Protectorat des Rheinbundes verzichte, Italien räume, Holland freigebe u. s. w., kurz sich auf seine „limites naturelles" beschränke. Ebenso wenig Erfolg hatte auch sein Schüler, der greise Enfantin, mit seinem der Abhandlung über die Physiologie vorgedruckten Schreiben an Napoleon III. vom 15. August 1858, welchem als Antwort der italienische Krieg folgte. Doch gehörte immer einige Unerschrockenheit dazu, einem so kriegerischen regierenden Herrn die Verheißung: „Das Kaiserreich ist der Friede", in der durchsichtigen Umhüllung rhetorischer Phrasen wieder zu Gemüth zu führen. Zwar Gutzkow hält Napoleon III. nicht für kriegerisch; er bemerkt in seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" wol mit Recht, es stecke viel zu viel von der Tiberiusnatur der alten Cäsaren in ihm, als daß er wünschen könne, von seinen Generalen und dem Glanze anderer Namen neben ihm abhängig zu sein; und er fährt fort: „Auch die Gier des Eroberers scheint ihm zu fehlen; im Krimkriege hat er sich mit dem Erfolge begnügt, einen Thurm erobert zu haben. Seine Absicht ist: vorübergehende, zerstreuende Effecte für die Eitelkeit und die bei den Franzosen immer gefährliche Langeweile." Sehr wahrscheinlich; aber der Appetit kommt während des Essens, und die Franzosen werden sich sicherlich nicht immer mit der Eroberung eines zerschossenen Festungsthurms und dem Ruhm, ein oder zwei blutige Schlachten gewonnen zu haben, abspeisen lassen. Der Herrscher Frankreichs ist vielleicht bisher nur durch die nöthige Rücksicht auf ein kriegs- und ehrbegieriges Heer, von dessen gutem Willen seine Existenz abhängt, zum Kriege gedrängt worden, durch eine ähnliche Rücksicht wird er aber auch früher oder später zu Eroberungen gedrängt werden. Wie manche in ähnlicher Lage glaubt er zu schieben, aber er wird geschoben; er glaubt die Verhältnisse zu beherrschen, und die Verhältnisse beherrschen ihn. Da hilft es nichts, wenn Enfantin ihm zuruft, er solle das Princip: „Wenn du den Frieden haben willst, so bereite den Krieg", in den Grundsatz umwandeln: „Wenn du den Frieden haben willst, so [illegible] den Frieden!" wenn er ihn ferner mahnt, den Code [illegible] zu einem „Code des nations", einem „Code de l'huma[illegible] zu erweitern; wenn er weiter ausruft: „Welch ein [illegible] für alle christlichen Kirchen an jenem Tage, an welchem [illegible] Souveräne beweisen werden, daß sie endlich den [illegible] Golgatha durch den von St.-Helena begriffen haben, an [illegible]chem sie verkünden werden, daß sie Abscheu haben vor dem [illegible] ihrer Unterthanen, die ihre Brüder sind, vor dem Blut [illegible] ihrer Feinde, die auch ihre Brüder sind, vor dem [illegible] schwachen, unwissenden, barbarischen Völker, die [illegible] Brüder sind."

An sich können wir nur mit diesem Grundsatz übere[illegible]men, wie mit den fernern schönen Worten: „Die Völker [illegible] nicht mehr Heerden, die einem Hirten von dem andern [illegible] oder an ihn verschachert werden; sie sind, ich wiederhole [illegible] verschiedenen Organe eines lebendigen Wesens, der [illegible] Man muß sie einander associiren, keins von ihnen gehört [illegible] andern Gattung als die andern; jedes von ihnen hat seine [illegible] Verrichtungen, seine besondere Bestimmung in dem gemein[illegible] Leben dieses großen Geschlechts, welchem Gott den [illegible] Erde anvertraut und die Bewegung der Sterne offenbart [illegible] Es läßt sich auch nicht einsehen, warum nicht auch [illegible] Nationalitäten unter einer Regierung ruhig beieinander [illegible] sollten, vorausgesetzt, daß man ihnen die nöthige Freiheit [illegible] sich in ihrer nationalen Besonderheit zu entwickeln, was [illegible] bisher nicht in monarchischen Staaten, sondern nur in [illegible] Freistaaten sich als möglich gezeigt hat. Der französische [illegible] hat das Nationalitätsprincip aufgestellt, und doch [illegible] unter seinem Heere, welches bestimmt war, die national[illegible] abhängigkeit der Italiener herzustellen, Angehörige [illegible] Völkerschaften: Araber, Corsen, Elsasser und Lothringer [illegible] wenn es diesen sammt den Provenzalen und Bretonen, [illegible] Basken im Süden und den Vlämingen im Norden [illegible] fallen sollte, daß sie nicht eigentlich Franzosen seien? [illegible] Polen, Finnen, baltischen Deutschen, Esthen, Bessarabier, [illegible] Kirgisen, Georgier, Tataren, Tscherkessen, die verschiedenen [illegible] schaften Sibiriens das von Napoleon III. aufgestellte [illegible] Rußland, wie man sagt, in Bezug auf Italien [illegible] tionalitätsprincip für sich geltend machen und sagen [illegible] was den Italienern recht ist, ist uns billig? In [illegible] scheckige Gemengsel von Enclaven und Sprachinseln [illegible] ein großer Theil Ungarns und Siebenbürgens aufzulösen [illegible] wenn man diesen Grundsatz consequent durchführen [illegible] achten das Recht der Nationalitäten, aber auch die [illegible] Lage kommt dabei in Betracht. Die Norweger [illegible] Sprache und den nationalen Sympathien nach mehr [illegible] mark, aber die Lage des Landes weist sie darauf hin, [illegible] Schweden ein Ganzes zu bilden. Hätte die Lombardei [illegible] Frankreich und Oesterreich zu wählen, so würde sie, [illegible] ihren Vortheil verstände, in Anbetracht der Lage [illegible] für Oesterreich entscheiden müssen, als für Frankreich, [illegible] nationalen Antipathien gegen das erstere. Dagegen [illegible] Nordamerikaner trotz aller Blutsverwandtschaft von der [illegible] los, weil der Ocean sie trennte, und andere englische Colonien [illegible] sehr wahrscheinlich früher oder später dasselbe thun, wenn [illegible] genug fühlen werden, unabhängig von England [illegible] eigenem größerm Vortheil zu bestehen. Doch wie [illegible] auch verhalten und was die Zukunft auch bringen [illegible] glauben wir, daß die Zeit nahe sei, wo das oft [illegible] Recht der Nationalitäten aufhören werde, das Recht [illegible] heit zu beeinträchtigen. Und wir erlauben uns hier, [illegible] her gehörige Stelle aus einem Briefe mitzutheilen, [illegible] sowol social als literarisch hochgestellte, geistreiche [illegible] derin erst kürzlich an uns richtete. Sie lautet:

„Je crois en effet, que le temps est venu pour [illegible] tables penseurs de s'élever au-dessus des préjugés [illegible] la caste et de la nationalité, afin de rendre justice à [illegible] est grand, juste et beau! Le patriotisme le plus [illegible]

us sincère ne saurait empêcher de voir qu'aucune race st dépositaire exclusive des instincts qui font la gloire l'humanité. Toutes doivent donc s'entendre fraternel- nent pour travailler au monument dont parle Mme de ël dans son livre de l'Allemagne, monument «qui sera œuvre de tous et auquel nul ne donnera son nom.»" Und den letzten Krieg übergehend schreibt sie: „Je suis com- tement de votre avis sur la lutte dont l'Italie est le âtre. La dernière guerre d'Orient avait été causée par prétentions de personnalités également irritables. Au- rd'hui c'est une pure querelle d'autocrates qui se dis- ent le sceptre de Charlemagne et la domination de ccident. Les peuples n'ont rien à attendre de pareils flits, où leur sang coule par torrents pour des maî- fort indifférents à leurs destinées." Die neuesten Vor- ge in Italien scheinen diese Ansicht nur zu sehr zu bestätigen. Von dem Werke Enfantin's gehört eigentlich nur die oben hrte Partie in unsere Betrachtung. Doch wollen wir noch tig auf das Kapitel aufmerksam machen, in welchem En- n von dem körperlichen und geistigen Verfall der modernen er handelt. Er erblickt die Gründe davon namentlich in ssen schleichenden Krankheiten, welche allerdings das Alter- und die kräftigste Periode des Mittelalters nicht kannten. erst seit einigen Jahrhunderten bestehenden Krankheiten es, nach Enfantin, welche die Menschheit „si laide et si ûtante" gemacht haben. Gott aber habe sie mit verschwen- her Hand über den Erdkreis verbreitet, „pour le rappeler dignité, à la sagesse, à la sainteté de l'oeuvre gé- rice". Was solle aus einem Geschlecht werden, welches en Gelehrten selbst dazu angeleitet würde, „à considérer rganes de la génération comme des espèces d'instru- s serviles, appendices mécaniques, jouets esclaves maître suprême de l'intelligence, le cerveau?" Da he es denn, daß die Dichter dieser „race dégénérée" te fertigten wie „La syphilis" von Barthélemy, daß die täler sich füllten, daß — doch wir brechen hier ab, da die reibung von hier an ins Ekelhafte übergeht. Enfantin ann aus: „Puissant Phidias, générateur de la beauté, , divin Raphaël, père de toute pureté, enseignez- à donner saintement la vie, en réalisant cette ado- communion de l'esprit et des sens, par qui Dieu tout ce qui est!"

Schließlich müssen wir aber doch bemerken, daß uns En- s Friedensversicherungen und Humanitätsprincipien einiger- verdächtig sind, da er sie mit der beleidigenden National- t ausspricht, wie sie dem größten Theil der Franzosen ümlich ist. Im Grunde scheint er eine Zweitheilung der unter englischem und französischem Einfluß zu wollen, natürlich der überwiegende Einfluß Frankreichs als sich bst verstehend vorbehalten bleibt. Wahrscheinlich sollen England zur See und Frankreich zu Lande, die übrigen äne erst durch Waffengewalt zur Raison bringen, bis sie zu verstehen, den ewigen Frieden und den allgemeinen heitsbund herzustellen. Jedenfalls nimmt er für die Fran- ich unter dieser neuen Aera den Platz des „ersten Volks e" in Anspruch, „dessen Macht von allen gesegnet sein weil sie allen Vortheil bringt". Der von Gott der heit gegebene „appareil nervaux nouveau" hat nach i Pole, London und Paris, doch ist dieses das „cerveau", ur das „cervelet" der Welt, alle übrigen Völker, die en mit inbegriffen, obschon er gelegentlich Leibniz und erwähnt, scheint er mehr oder weniger zu den „peuples ignorants, barbares" zu rechnen. Dieses Reich des nen Friedens scheint also kein Reich der allgemeinen und Bescheidenheit werden zu wollen. Damit ist aber ieder Stoff genug zum Unfrieden, zur Auflehnung gegen z und Unbescheidenheit gegeben. Enfantin's Friedens- ungen werden uns dadurch um so verdächtiger, daß er in Napoleon III. bringt, Frankreich zu entwaffnen und eine allgemeine Entwaffnung der europäischen Staaten vorzubereiten und ins Werk zu richten; denn ohne eine Reducirung der gewaltigen stehenden Heere auf ein geringstes Quantum ist dieses tausendjährige Reich allgemeinen Friedens und allgemeiner Völkerverbrüderung von vornherein nicht denkbar, ganz abgesehen von dem so unermeßlich viele producirende Kräfte verzehrenden militärischen Geldconsum, über den Schulz-Bodmer so frappante statistische Nachweise beigebracht hat. H. M.

Notiz.

Materialistische Naturphilosophie in Nordamerika.

Es ist zu beklagen, daß man sich um die literarischen Bestrebungen der Deutschen Nordamerikas in Deutschland selbst so wenig zu bekümmern scheint und sich dadurch manche in ihrer Art charakteristische Erscheinungen entgehen läßt. So scheint man in Deutschland kaum zu wissen, daß auch in Nordamerika der Kampf zwischen Materialismus und Spiritualismus nicht blos in Journalen, sondern auch in selbständigen Schriften lebhaft geführt wird, wobei freilich numerisch der Materialismus das Uebergewicht hat. Unter anderm erschien, wie wir aus der „Atlantis" des verstorbenen Esellen ersehen, in St.-Louis ein Werkchen von 105 Seiten, „reinlich und correct gedruckt", unter dem Titel: „Der wahre Glaube als Folge denkender Naturbetrachtung", von G. Porsch. Es ist in wunderlich gemischter Form, nämlich theils in Jamben von sechs (manchmal auch fünf oder sieben) Füßen, theils in Gesprächform abgefaßt. Fr. Münch gibt in der „Atlantis" dem Verfasser zu, daß er nicht, wie es heute Brauch, an der Aufklärung genascht, auch sich nicht mit dem hastigen Niederreißen des Veralteten befriedigt, sondern mit vollster geistiger Anstrengung eine Lebensansicht für sich aufgebaut habe, „darin er den heitern und echten Frieden des Philosophen gefunden zu haben scheine". Nur findet es Münch befremdlich, daß Porsch, der sich als atheistisch-materialistischer Naturphilosoph erkläre, dennoch eine Lehre des Glaubens schreibe, und den frech auftretenden Ausspruch des Verfassers: „Gottlos muß man werden, um tugendhaft und weise zu sein", weist Münch mit Energie zurück. Doch hält Porsch im Widerspruch mit dem modernsten Materialismus an der Macht des freien Willens und am Gefühle „der hohen Würde und Seligkeit in der Gewißheit der freien Selbstbestimmung" fest, wiewol diese „freie Selbstbestimmung" doch sicherlich auch ihre sehr engen Grenzen und drückenden Zwangsgesetze hat. Auch hat er sich eine ziemlich neue Lehre künftiger Fortdauer gebildet, die freilich etwas stofflicher Art ist. Es kommen nämlich, wie Porsch annimmt, „nach den mathematischen Gesetzen der Mischung die den Geist constituirenden Atome im Verlaufe der Ewigkeiten wiederholt zu einer Verbindung, welche der frühern ähnlich ist" u. s. w. Im ganzen freilich trägt der deutsche Radicalismus in Nordamerika eine noch rohere Form als in Deutschland selbst; doch überheben wir uns deshalb nicht: diese Leute sprechen und schreiben so, wie auch sehr viele in Deutschland sprechen und schreiben würden, wenn sie so sprechen und schreiben wollten, wie sie leider denken. H. M.

Bibliographie.

Bulyovsky, Lila, Mein Reisetagebuch. Aus dem Ungarischen. Pest, Emich. 1858. 12. 20 Ngr.

Deutschlands Kriegs- und Siegesjahre 1809—1815 im Liede deutscher Dichter. Herausgegeben von H. Kletke. Berlin, Springer. 8. 17½ Ngr.

Esche, Louise, Aus der Frauen- und Mährchenwelt. Barmen, Langewiesche. 12. 18 Ngr.

Fechner, J., Die sittlich-religiöse Weltanschauung des Sophokles. Bromberg, Aronsohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Hoelemann, H. G., Bibelstudien. 1ste Abtheilung. Leipzig, Haynel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Krais, J., Christliche Gedichte. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 16. 1 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller-Galerie.

Charaktere aus Schiller's Werken.

Gezeichnet von **F. Pecht** und **A. von Ramberg.**

In Stahl gestochen von Fleischmann, Froer, Geyer, Goldberg, Gonzenbach, Jaquemot, Lämmel, Merz, Preisel, Rordorf, Schultheiss, Sichling u. a.

Mit erläuterndem Texte von **F. Pecht.**

50 Stahlstiche und 25 Bogen Text. Auf feinstem Kupferdruckpapier. In 10 Lieferungen.

4. Erste bis siebente Lieferung. Jede Lieferung 1 Thlr. 6 Ngr.

Soeben ist die siebente Lieferung dieses Prachtwerks erschienen, das gleich bei seinem Beginn von der mit der grössten Anerkennung begrüsst wurde und sich schon jetzt zahlreiche Freunde erworben hat. Die bede sten Charaktere aus Schiller's Werken werden in ausgezeichneten Stahlstichen nach Originalzeichnungen der rühmten münchener Maler Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg vorgeführt und durch einen geist Text Pecht's erläutert. Das Werk kann in jeder Weise als ein Prachtwerk ersten Ranges bezeichnet werden.

Um die Anschaffung der «Schiller-Galerie» zu erleichtern wird dieselbe in 10 monatlichen Liefer zu je 5 Blatt nebst dem dazu gehörigen Texte ausgegeben.

Die erste bis siebente Lieferung und ein Prospect sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

Inhalt der bisher erschienenen Lieferungen:

Hedwig, Geßler, Lady Milford, Max Piccolomini, Luise Miller; Maria Stuart, Wilhelm Tell, Ferdinand, Gräfin Terzky, Melchthal; Wallenstein, Agnes Sorel, Philipp II., Leonore, Octavio Piccolomini; Andreas Doria, Thekla, Burleigh, Gustel von Tell's Knabe; Friedrich Schiller, Charlotte von Lengefeld, Die Griechin, Bertha von Bruneck, Der Kapuziner; Elisabeth, Königin von land, Talbot, Königin Isabeau, Der Prinz, Julia Imperiali; Karl VII., Beatrice, Fiesco, Johanna, Mortimer.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Predigten aus der Gegenwart.

Von **D. Carl Schwarz,**

Oberhofprediger und Oberconsistorialrath in Gotha.

8. Geheftet 1 Thlr. 24 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

Zum ersten male tritt hier der seiner freisinnigen theologischen Richtung wegen ebenso gefeierte als vielfach angefeindete Schriftsteller, dessen Berufung in sein gegenwärtiges wichtiges Amt seinerzeit so viel Aufsehen erregte, als Kanzelredner mit einer Sammlung seiner Predigten vor das größere Publikum. Er will damit zeigen, daß und wie man von seinem Standpunkt aus in der Gegenwart predigen könne und zur Erbauung der weitesten Kreise, auch der dem kirchlichen Leben mehr oder weniger entfremdeten, predigen müsse. In einer den Predigten vorangehenden ausführlichen Ansprache an die Leser rechtfertigt und erläutert er seinen Standpunkt und legt darin gewissermaßen sein religiöses Glaubensbekenntniß nieder. Welchen Beifall seine Predigten in seiner Gemeinde und der ganzen Umgegend fanden, ist aus den öffentlichen Blättern bekannt.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Zur Geschichte der neuesten Theologie. Zweite Auflage. 8. 2 Thlr.

Die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage dieser Schrift wenige Monate nach ihrer ersten Veröffentlichung spricht am besten für ihre Bedeutung und Wirkung. Sie ist von größter Wichtigkeit für das gesammte theologische und philosophische Publikum, namentlich auch für jüngere Theologen, welche nach einer Orientirung in dem Gewirre der Tageskämpfe verlangen, wird aber ebenso einen größern Leserkreis vielfach inter Der Verfasser wurde bekanntlich bald nach dem Erschei Schrift zum Oberhofprediger in Gotha ernannt.

Unter den vielen interessanten Partien dieses Buch nur folgende speciell hervorgehoben: die ausführlichen stellung der Hengstenberg'schen Orthodoxie, der tübinge schen Schule, des katholisirenden Neulutherthums, fer eingehenden Charakteristiken Hegel's, Schleiermacher's, Ne Tholuck's, Leo's u. a.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fliegende Blätter der Gegenw

Eine Ergänzung zu allen Zeitungen.

Mit Abbildungen. Wöchentlich eine Nummer zu 2

☞ Jede Nummer in sich abgeschlossen und einzeln ve

Ein neues periodisches Unternehmen, das Zeitungsleser zu empfehlen ist. Es wird Schilderungen von Zeitereignissen; historische Vergleiche zwischen Gegenwart und Vergangenheit; phische, topographische und statistische Schilderungen der Länder und Städte Europas; Charakteristiken Heerführer und Staatsmänner; Specialkarten, und Städtepläne u. s. w.

Nr. 1—4 sind in allen Buchhandlungen vorräthig; lungen werden von allen Buchhandlungen und angenommen, von letztern nur auf mindestens ein

(Preis 26 Ngr.).

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 4. August 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Neuere Forschungen über Psychologie und Physiologie.

1. Psyche. Populär-wissenschaftliche Zeitschrift für die Kenntniß des menschlichen Seelen- und Geisteslebens. Herausgegeben von Ludwig Noack. Erster Band. Erstes Heft. Leipzig, O. Wigand. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Diese Zeitschrift theilt mit einer frühern ihrer Art, nämlich dem „Archiv für pragmatische Psychologie" von Eduard Beneke, aus den Jahren 1851—53, die Eigenschaft, daß sie von ihrem Herausgeber allein geschrieben wird, unterscheidet sich hingegen dadurch von jener, daß sie mehr eine allgemeine Anregung des Sinnes für psychologische Studien und eine Einführung in den gegenwärtigen Zustand der Psychologie, als die Ausbreitung irgendeiner speciellen Lehrmeinung innerhalb dieser Wissenschaft bezweckt. Zu solcher allgemeiner Anregung für diese Studien gibt es in der That keine bessere Form, als die hier gewählte ungezwungene eines Magazins oder interessanten Allerlei von mannichfachstem Inhalt, woraus sich jedermann leicht etwas ihn besonders Ansprechendes heraussuchen kann. Es begegnen uns beurtheilende Blicke auf die neuesten Arbeiten im psychologischen Felde, verbunden mit verschiedenen Aufsätzen und Skizzen, einem biographischen Porträt (Abälard), nebst Miscellen, Aphorismen und Glossen, wie sie ebenfalls nicht fehlen dürfen, wo das Gemüth wißbegieriger Leser ergötzt und ihre Aufmerksamkeit gespannt werden soll.

Wir theilen ganz die Ansicht des Herausgebers Ludwig Noack, daß sich die productiven Kräfte in der Philosophie mehr und mehr auf das psychologische Feld concentriren, mit dem klaren Bewußtsein, daß dieses in der nächsten Zeit der Wahlplatz sein werde, wo die höchsten Probleme des menschlichen Geisteslebens zu einer Entscheidung gelangen müssen, und daß namentlich auch die bedeutenden Erfolge, welche sich an die die Frage des Materialismus betreffenden Schriften geknüpft haben, den Beweis liefern, wie lebhaft in weitesten Kreisen das Interesse ist, was sich an die Lösung der psychologischen Probleme knüpft. Wir können daher auch der Tendenz der Zeitschrift, wonach sie nicht ein abgeschlossenes System vertreten, sondern ein treuer Spiegel der Zeit in ihrer fortschreitenden Erkenntniß innerhalb dieses Gebiets sein will, nur unsern vollen Beifall schenken. Sie setzt nämlich ihre Aufgabe darein, einerseits das Dunkel der Innenwelt des Menschen mit dem Lichte naturwissenschaftlicher Forschung und denkender Erkenntniß überhaupt zu erleuchten, andererseits „durch Eingehen in den Gegensatz der verschiedenen psychologischen Richtungen" die beziehungsweise Wahrheit einer jeden darzuthun und klar zu machen, worin eine jede irrt, worin sie auf rechtem Wege wandelt, dadurch eine Versöhnung des Streits herbeizuführen und eine Anschauung vom Wesen und Innenleben des Menschen zu begründen und zu verbreiten, worin die eine und ganze, lebendige und vernünftige Menschennatur zu ihrem vollen Rechte kommt.

Dagegen können wir unser Bedenken nicht verbergen gegen eine mit diesen freien Tendenzen nicht im besten Einklange stehende Voraussetzung des Herausgebers über das, was seiner Ansicht nach als bereits bewiesenes und sichergestelltes Eigenthum der Wissenschaft nicht weiter in die Discussion fallen darf, sondern bei allen Untersuchungen als zu Grunde liegender empirischer Boden gilt, welcher nur noch einer Erweiterung, nicht aber einer Veränderung fähig sein soll. Dieses erfahrungsmäßige Ergebniß, welches aus der glänzenden That des denkenden Geistes, womit Kant der Erfahrung vorausgeeilt war, vereinigt mit den Errungenschaften der Physiologie seit einigen Jahrzehnden, resultiren soll, besteht (zufolge S. 45) darin,

> daß fortan auf wissenschaftlichem Standpunkte von der Seele nur noch als von einer beweglichen und flüssigen Größe, als einem ganz und gar in Bewegung, Thätigkeit und Wechselwirkung aufgehenden Wesen die Rede sein kann, das an das Nervenleben des Leibes untrennbar gebunden ist.

Die Behauptung hat zwei höchst verschiedene Bestandtheile, erstlich die Flüssigkeit der Seele, zweitens ihre

untrennbare Gebundenheit an das Nervenleben des Leibes. Man kann die erste behaupten und dabei dennoch die letztere leugnen. Man kann die letzte behaupten und dabei dennoch die erstere leugnen.

Was die Flüssigkeit der Seele betrifft, daß sie durch und durch bestehe in lauter Thätigkeit, Bewegung, Wirksamkeit auf eigene und fremde Reize, Wechselwirkung in sich selbst und mit der Außenwelt, dieser Begriff ist insofern allerdings ein bedeutender Erwerb der Neuzeit zu nennen, als Gottlieb Fichte durch denselben der Wissenschaft ein früher entbehrtes Orientirungsmittel im Gebiete der Innenwelt an die Hand gegeben hat, dessen Gebrauch bereits von sehr wichtigen Folgen gewesen ist.

Aber die Auffassung der Seele als einer flüssigen Thätigkeit schützt nicht vor den gröbsten Irrthümern, sobald man nicht immer zugleich, und zwar ebenfalls mit Fichte, daran festhält, daß dieses flüssige Wesen ein selbständiges Wesen ist, d. h. ein Wesen, dessen Inhalt oder Bestand von ihm selbst abhängt, und welches seinen Inhalt nur dadurch hat, daß es ihn durch eigene Thätigkeit hervorbringt. Unselbständige Kräfte und Thätigkeiten sind auch flüssig und beweglich genug, aber sie erzeugen ihren Inhalt nicht aus eigener Tiefe und Freiheit, sondern entbinden ihn immer nur aus gegebenen Stoffen, worin er bereits latent vorhanden lag, wie z. B. eine Flamme aus immer neuem Material immer neue Wärme entbindet, oder ein Magnet in dem Eisen, welches er anzieht, ebenfalls den darin verborgen gewesenen Magnetismus zur Erscheinung bringt. Hierbei bleibt der innere Zustand der Wärme, sowie der magnetischen Kraft, immerfort derselbe, ungleich hierin der Seelenkraft, in welcher selbständige Umformungen und Neubildungen von innen heraus vor sich gehen. Diese innern Vorgänge der Seele, welche nur ihre Reize aber nicht ihre Ursachen in äußerlichen Vorgängen haben, welche folglich rein aus der Tiefe der Seelenthätigkeit selbst entspringen, machen die Seele zu einem selbständigen Wesen, welches zwar innerhalb der Materie ähnlich den unselbständigen Kräften umherfließt, indem es sich gegenüber gewissen Stoffen und unselbständigen Kräften abwechselnd an sie bindet und wieder von ihnen entbindet, welches aber, während es mit den Stoffen nur sein äußerliches Spiel treibt, mit der Tiefe seines Wesens in einem ganz entgegengesetzten Elemente wurzelt, nämlich im Elemente der allgemeinen Urseele oder des reinen Subjects, zwar auch hier nicht egoistisch isolirt, sondern in lebendiger Wechselwirkung, jedoch so, daß es seinen Inhalt nie von außen her als Geschenk empfangen kann, immer von innen her als seine eigene That selbständig erzeugen muß. Denn das Ich ist schlechthin nicht anders setzbar, als nur allein durch sich selbst.

Hiernach läßt sich dann auch zugleich beurtheilen, in welchem Sinne die zweite Behauptung, daß die Seele an das Nervenleben des Leibes untrennbar gebunden sei, verstanden werden muß, wenn sie eine Wahrheit enthalten soll. Eine Unzertrennlichkeit zwischen der Seele und dem Leben des Leibes findet insofern statt, als das Leben des Leibes in der Wirksamkeit der Seele auf die von ihr zeitweise angeeigneten Stoffe besteht, und daher die beiden Grundbedingungen im Kreislaufe dieser Stoffe, nämlich die organischen Formen, in denen sie kreisen, und der organische Rhythmus, nach dessen Takte sie kreisen, nicht den Stoffen, sondern der Wirksamkeit der Seele auf die Stoffe angehören. Also besitzt die Seele nothwendig das Leben des Leibes und folglich auch sein Nervenleben als einen von ihr unzertrennlichen Bestandtheil in sich selbst. Der Leichnam ist nicht der Leib, sondern nur ein vom Leben des Leibes, d. h. von der Seele, assimilirter Speiseklumpen, welcher, weil er assimilirt ist, auch vergänglich sein muß. Der lebendige Leib aber muß darum von der Seele als unzertrennlich angenommen werden, weil seine organischen Lebensformen und Lebensrhythmen zu dem eigensten von innen her erzeugten Inhalt der Seelenthätigkeit mit gehören. Der Psycholog kann daher den Unterschied zwischen Leib und Leichnam nicht stark genug urgiren. Der Leichnam ist todt, der Leib ist lebendig. Der Leichnam gehört der Erdrinde, der Leib gehört der Seele an. Der Leib besteht aus den psychischen Assimilations- und Secretionstrieben, welche sich chemische Stoffe als Nahrung aneignen und wieder ausscheiden. Der Leichnam ist die Summe des Stoffs, welche von jenen Trieben abwechselnd angeeignet und wieder ausgeschieden wird. Daher kann sich die Seele niemals vom Leibe trennen, wol aber kann sich der Leib vom Leichnam trennen, wie dieses nicht nur bei jeder Amputation eines Gliedes, sondern auch bei jedem gewöhnlichen organischen Secretionsproceß geschieht. Der Leichnam ist vergänglich. Denn wenn seine Theile außerhalb dem Bereiche des Leibes gesetzt werden, so verlieren sie allmählich die vom Leibe entliehene Form, und gehen in unorganische Gestalten zurück. Dagegen ist der Leib unvergänglich, weil seine Entelechie als eine durch productive Phantasiethätigkeit der Assimilations- und Secretionstriebe erzeugte organische Form ein unabtrennbarer Bestandtheil der Seele ist. Man darf den Leib sowenig verwechseln mit dem Leichnam, als man den Fluß mit den Eisschollen verwechselt, welche im Winter zwar zu ihm gehören, von denen er sich aber im Frühjahr befreit.

Es ist nöthig, daß der Psycholog sich diese Begriffsunterschiede aufs strengste gegenwärtig halte, wenn er nicht Gefahr laufen will, seinem eigenen Streben und dem Geiste seiner Wissenschaft zuwider aus der Bahn einer gesunden psychologischen Forschung unversehens und unvermerkt auf einen ganz fremdartigen Standpunkt auszugleiten, nämlich auf den Standpunkt, wo man die Seele nicht nur an das Nervenleben, sondern auch an den Nervenleichnam unzertrennlich gebunden glaubt, als eine in diesem Leichnam wohnende unselbständige Thätigkeit desselben, wo man daher alle psychische Thätigkeit nur als eine zufällige und gleichsam lästige Zugabe bei chemischen Stoffverbindungen mit in den Kauf nimmt, und wo die Gedankenprocesse des menschlichen Gehirns nur als die künstlich verschlungenen Kräuselungen der Dämpfe erscheinen, welche aus der chemischen Küche aufsteigen, in denen der lebendige Leib die Stoffe seines Leichnams assimilirt.

Daher sprechen wir es als dringenden Wunsch aus,
möge dem Herausgeber gefallen, inskünftige sich gegen
ne Leser deutlich darüber zu erklären, welches der eigent-
he Sinn ist, den er mit jenen Ausdrücken verbunden
inscht, welche auf zwiefache Weise verstanden werden
nnen, und, je nachdem man sie versteht, einen unendlich
schiedenen Sinn entwickeln.

Die Sinne des Menschen. Populär-wissenschaftlich dar-
gestellt von F. Dornblüth. Mit 84 Abbildungen. Leipzig,
O. Wigand. 1857. Gr. 8. 2 Thlr.

Die acht Sinne des Menschen nach ihren körperlichen und
geistigen Beziehungen, für denkende Leser jeder Art in Briefen
dargestellt von Duttenhofer. Nördlingen, Beck. 1858.
Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Goethe im Recht gegen Newton. Von F. Grävell. Mit
Tafeln. Berlin, Herbig. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ueber Goethe's Farbenlehre. Ein Vortrag gehalten in der
mathematischen Gesellschaft zu Jena. Nebst einem Anhang:
Grävell's Bemühungen zur Rechtfertigung Goethe's. Von
August Aderholdt. Weimar, Böhlau. 1858. Gr. 8.
10 Ngr.

Die Sinne des Menschen sind theils einer der interessan-
n, theils einer der leichtern Gegenstände aus der
chologie, und eignen sich daher ganz besonders gut zu
einfaßlichen Darstellungen, welche den Zweck haben,
as Studium der Menschennatur einzuführen. Der
fasser der ersten unter den genannten Schriften, welcher
eine recht gründliche und empfehlenswerthe Arbeit
fert hat, F. Dornblüth, ist mit vollem Recht der
ht, das Publikum sei gegenwärtig in populärwissen-
lichen Darstellungen bereits so mit „Kraft und Stoff"
füttert, daß es wol an der Zeit wäre, ein weniger
ndeltes und doch ebenso nahe liegendes Thema mit
en Kreis solcher Mittheilungen zu ziehen. Freilich
aran zu zweifeln, daß dieses Thema von einer viel
n Natur sich einen ebenso großen Leserkreis erwerben
, als das Thema von den Nahrungsmitteln, welches
kraft- und Stofflehre so sehr in Schwung gebracht
Denn das letztere Thema ist um ein Bedeutendes
handgreiflich und in den täglichen Nutzen einschla-
dabei auch viel leichter faßlich. Man läßt sich
len, welche Stoffe in diesem oder jenem Theile des
nismus gefunden werden, welche Mischungen aus
n Grundstoffen hervorgehen. Dabei ist keine An-
ung des Kopfes, man läßt sich das alles blos vor-
en, der Chemiker hat es so untersucht und gefun-
Und wenn aus diesem Gemenge dann auch noch
um Ueberfluß die menschliche Seele zugleich mit her-
ingt, wie gewisse amerikanische Geldlotterien einen
deutscher Classiker sowol bei Gewinnen als Nieten
n den Kauf geben, dann ist es desto besser. So
wird es nun dem dilettantischen Leser bei Studium
Sinne des Menschen, dieser unmittelbaren Träger
eele, nicht. Um die Construction des Auges, des
zu begreifen, gebraucht es trotz noch so anschau-
beigegebener Abbildungen immer schon viel Imagi-
und Nachdenken. Um so verdienstlicher ist es,
mit solcher schwerern Speise den Versuch beim
großen Publikum zu machen. Das Mindeste, was dabei
gewonnen wird, ist das Gefühl der Schwierigkeit und
Anstrengung, welche jede wissenschaftliche Beschäftigung
erfordert, wobei man nicht blos neugierig und ohne irgend-
etwas wirklich zu begreifen, den Zuschauer macht, son-
dern in welcher man genöthigt ist, selbst die Anstrengung
wissenschaftlicher Arbeit wenigstens zum Theil mit durch-
zumachen, wenn man überhaupt etwas verstehen will.
So ist es z. B. der Fall in der Optik. Das Studium
der Gesetze des leiblichen Auges gibt den besten Vorbegriff
von den complicirten Zurüstungen, welche das Studium
der Gesetze des geistigen Auges oder des Bewußtseins in
noch höherm Maße erfordert, und wovon dem größern
Publikum einen Begriff beizubringen höchst heilsam ist,
damit es erfahre, daß ohne Anspannung und Arbeit in
diesen Feldern der Erkenntniß der Hörer auch nicht einmal
im Stande ist irgendetwas aufzufassen, und hiernach den
Werth alles des trivialen Geschwätzes ermessen lerne,
welches ihm Seele und Schöpfung, Mensch und Natur
begreiflich zu machen prahlt ohne eine größere Mühe, als
daß er sich wissenschaftliche Märchen erzählen läßt, welche
im vorigen Jahre erfunden und im nächsten auch schon
wieder vergessen sind.

Während Dornblüth seine Leser getreu und gründlich
in die physiologische Seite der Sinnenthätigkeiten einzu-
führen bestrebt ist, sucht Duttenhofer in der zweiten
obiger Schriften den Horizont der Betrachtung bis in das
Herz des tiefsten Seelenlebens zu erweitern, indem er die
vom verstorbenen Friedrich Rohmer angenommene Grund-
idee einer systematischen Lehre von den acht Sinnen des
Menschen hier zu einem Lehrgebäude ausspinnt, welches
im Grunde eine ganze Seelenlehre umfaßt. Es ist die Idee
eines Parallelismus zwischen den äußern Sinnenthätig-
keiten und den innern Seelenthätigkeiten, um die es sich
hier handelt. Der Gedanke ist nicht neu, sondern in der
Schule der Naturphilosophie von Oken und andern bereits
auf vielfache Art ergriffen und gewendet worden. Aber
eben die große Mannichfaltigkeit der Wendungen, die sich
hier möglich zeigten, ließ bisher mehr den Eindruck von
oberflächlich geistreichen Gedankenspielen, als von einem
fruchtbaren Wege der Forschung zurück, welcher mit Hoff-
nung auf wirkliche Ausbeute weiter beschritten werden
könnte. Und auch bei diesem neuen Versuche kann man
nicht sagen, daß man sich im Ganzen weiter gefördert
sähe, so geistvoll auch im Einzelnen hier vieles aus-
gefallen ist.

Höchst geistvoll sind z. B. Bemerkungen, wie die auf
S. 138 über den psychischen Unterschied zwischen der
schwarzen und gelben Menschenrasse, wie er sich im ganzen
Leben derselben, insbesondere aber auch in ihren Sprachen
ausdrückt, indem der schwarze Mensch vorherrschend gafft
und phantasirt, der gelbe hingegen lauscht und rechnet;
geistvoll durchgeführt nicht minder auf S. 218 das alte und
treffende Gleichniß von der Herrschaft des schwachen aber
intelligenten Reiters über das starke aber nichtintelligente
Roß, als des Geistes über den Leib; richtig und treffend
die Bemerkungen S. 225 über die Natur des Schwin-

dels als einer blinden Muthlosigkeit, welche uns ergreift, wenn wir Räume vor uns sehen, welche für uns nicht durchmeßbar sind, besonders dann, wenn wir sie von andern Wesen wirklich durchlaufen oder durchflogen sehen. Und so wird der sinnige Leser hier im Einzelnen noch manche andere theils durch anschauliche Wahrheit treffende, theils durch Originalität der Auffassung anregende Bemerkungen finden. Dabei hat aber die Anlage des ganzen Systems auch wieder so viel Unverhältnißmäßiges, daß man bei aller Anziehung in Einzelheiten sich mit dem Ganzen unmöglich befreunden kann.

Wie unmotivirt ist es z. B., daß aus dem bewußten Individualgeiste, welcher mit der unbewußten Gattungsseele im Menschen zusammenwirkt, sogleich eine besondere Substanz dieser gegenüber und mit dieser nur äußerlich verbunden gemacht wird. Wie unmotivirt ist auf S. 305 die Charakteristik der theoretischen und praktischen Vermögen im Menschen auf folgende Art:

> Das höchste Ziel der Kräfte des Kopfes ist das logisch richtige Denken, wodurch die Wahrheit gefunden, und durch die Sprachkraft als Wort ausgesprochen wird. Das höchste Ziel der Kräfte des Rumpfes dagegen ist das charakterkräftige richtige Handeln, wodurch die Wahrheit bethätigt, und durch die Zeugungskraft als That ins Leben gerufen wird.

Wäre diesem so, so verhielten sich also die beiden Kant'schen Kritiken wie die Kritik des Kopfes zu der Kritik des Rumpfes, und der von Kant behauptete Primat der praktischen über die theoretische Vernunft wäre ein Primat des Rumpfes über den Kopf. Bei einem Schematismus, welcher zu solchen Consequenzen führt, müssen höchst wesentliche Verhältnisse außer Acht gelassen sein.

Das Schema des Ganzen beruht hier auf einem doppelten Parallelismus. Erstens auf dem Parallelismus der vier Kopfsinne mit den vier Rumpfsinnen, des Gesichts mit dem Hautsinn, des Gehörs mit dem Getast oder Gliedersinn, des Geruchs mit dem sympathischen Sinn und des Geschmacks mit dem Geschlechtssinn. Sodann zweitens auf dem Parallelismus zwischen diesen acht Sinnen und gewissen Seelen- und Charaktereigenschaften, zu denen die Disposition oder das Naturell mit den Graden der Entwickelung jener Sinne unzertrennlich verbunden gedacht wird. Dem Gesicht entspricht in der Seele die Anschauungskraft, dem Gehör die Vernehmungskraft und das Gedächtniß, dem Geruch die geistige Spürkraft, dem sympathischen Sinn die Ahnungskraft u. s. f.

Die Leibesorgane, in welchen sich diese Sinne ausdrücken, sind am Kopfe: Augen, Ohren, Nase und Mund mit dem Kehlkopfe; am Rumpfe: für den Hautsinn die Haut mit der besondern Concentration dieses Sinnes auf der äußern Brust nebst den Brustwarzen, wo unter der Haut keine Muskeln liegen, also das Tastvermögen zurücktritt, und die reine Hautempfindung bleibt; für den Tastsinn die Muskeln mit besonderer Concentration auf die dem Tasten dienenden Extremitäten; für den sympathischen Sinn Herzgrube und Nabel, in denen dieser Sinn sich vorzugsweise äußern soll. Sodaß der Parallelismus in vollständiger Darstellung ist:

Kopfsinne:		Rumpfsinne:	
Augen.	Anschauung.	Brüste.	Empfindung.
Ohren.	Gedächtniß.	Extremitäten.	Eindruckskraft.
Nase.	Spürkraft.	Herzgrube.	Ahnungskraft.
Mund.	Sprachkraft.	Geschlechtssinn.	Thatkraft.

Daß hier manche Zusammenhänge von höchst enger Natur sind, wie z. B. der zwischen Gesicht und anschauender Phantasie, welche den Sehraum projicirt, Gehör und Gedächtniß für Worte und Gedanken u. dgl. m., wer möchte das leugnen? Das Nachgehen solcher Spuren hat immer etwas Anregendes und zu neuen Gedanken Befruchtendes. Aber es bringt auch leicht die Gefahr mit sich, dort wo die unmittelbaren Zusammenhänge abreißen, das Fehlende ungeduldig durch voreilige schlechte Surrogate zu ersetzen, und an Orten die „phantasirende" Thätigkeit walten zu lassen, wo statt ihrer die „lauschende und rechnende" ihren Platz behaupten sollte. Auf alle Fälle würde es vorzuziehen sein, beim Versuche eines solchen Parallelismus zwischen innern und äußern Functionen lieber immer sogleich mit der Hauptsache, nämlich mit dem reinen Entwurf eines psychischen Schemas zu beginnen, und dasselbe dann hinterher mit den physiologischen Grundtypen unserer Organisation zu vergleichen, anstatt blos am oberflächlichen Leitfaden der äußern Sinnorgane fortzuschreiten, und nun alle Themata, welche irgendeinen Zusammenhang darbieten, ohne weiteres den Functionen jener Organe im weitern Sinne einzureihen. In diesem Falle wäre man wenigstens davor gesichert, daß nicht z. B., wie es hier geschieht, zu den Functionen und Eigenschaften des Nasensinns der gute Takt mitgerechnet würde, die Gesinnungen anderer zu errathen, oder auch die richtigen Mittel zu wählen, zu seinen Zielen zu gelangen; oder daß nicht, wie es hier ebenfalls vorkommt, bei Gelegenheit des Mundsinns neben den Zungenpapillen, welche den Geschmack erzeugen, in einem Athem fort die Bildung der Vocale und Consonanten mittels der Mundhöhle und der Zunge abgehandelt würde, als ob dieses wirklich Themata von gleichartiger Natur wären.

Grävell setzt in obiger Schrift den von Goethe begonnenen falschen Streit gegen die Physiker fort. Falsch ist der Streit, weil er unverständig ist, weil er in dieser Weise, wie er geführt wird, nicht geführt werden sollte. Denn Goethe's und Newton's Farbenlehren sind Theorien, welche sich nicht unmittelbar, sondern nur auf mittelbare Weise berühren. Daß Goethe zu wenig scharfer philosophischer Denker war, um dieses einzusehen, war seine Schwäche. Und daß die Physiker in der Regel zu wenig Physiologen sind, um einzusehen, daß das Thema der Farbenlehre mit der blos physikalischen Behandlung des Gegenstandes noch lange nicht erschöpft ist, ist ihre Schwäche. Es ist aber darum damit noch lange nicht erschöpft, weil es außer dem physikalischen oder objectiven auch noch physiologisches oder subjectives Licht gibt, weil nicht nur das physikalische Licht bestimmte Gesetze seiner Erzeugung hat, sondern das physiologische ebenfalls, und weil die Erzeugungsgesetze des physiologischen Lichts von denen des physikalischen verschieden sind. Dies eben ist zugleich der

Grund, weshalb Goethe's und Newton's Farbenlehren sich nur auf mittelbare Weise berühren, indem jeder von ihnen einen andern Gegenstand behandelt: Newton ganz allein das physikalische, Goethe ganz allein das physiologische Licht.

Die Funken, welche bei Fieberhitze oder einer Verletzung des Auges von mir gesehen werden, sind für den Newtonianer nicht mehr Licht, sondern subjective Phantasmen, welche denen, die das Licht im Auge hervorbringen kann, nur auf eine ganz zufällige und unerklärliche Weise gleichen. Für den Goethianer gehören eben sie mit zu den merkwürdigsten und wichtigsten Lichterscheinungen. Und umgekehrt sind die Lichtstrahlen, welche eine Landschaft photographiren, dem Goethianer ebenso wenig Licht, als die Flintenkugeln, welche eine hölzerne Scheibe durchbohren, und durch die entstehenden Löcher ein Lichtbild im Auge von den Oertern verursachen, in welche sie einschlagen. Der Newtonianer erblickt eben in dem photographirenden Agens das Licht in seiner reinsten und wirklichsten Gestalt. Beide Theile verstehen also unter Licht etwas himmelweit Verschiedenes. Und jeder gibt dabei auch die entschiedensten und bündigsten Erklärungen, sich mit dem Lichte des andern durchaus nicht befassen zu wollen. Sie streiten also viel weniger darüber, wie das Licht zu erklären sei, als darüber, was unter Licht verstanden werden solle.

Es geschah einst, daß über den berühmten Theologen Daub zwei seiner warmen Anhänger in einen vergeblichen und hitzigen Disput kamen, indem der eine in guter Meinung bemerkt hatte, derselbe sei ein ehrwürdiger „Veteran", was der andere ihm in keiner Weise hingehen lassen wollte, weil er eine boshafte Anspielung auf den raschen Wechsel, mit welchem der ehrwürdige Mann von der Philosophie Kant's durch die Schelling'sche zur Hegel'schen übergegangen war, darin zu erkennen glaubte. Der erste, welcher die erbosten Vertheidigungsreden seines Freundes sich vergebens zu enträthseln suchte, war schon daran, denselben von einer Monomanie ergriffen zu wähnen, als er plötzlich dahinterkam, daß diese Vertheidigungsreden sich nicht um einen „Veteran", sondern um einen „Wetterhahn" drehten. Der Streit der Goethianer mit den Newtonianern ist noch nicht bis zu diesem Grade des Verständnisses gediehen. Kommt es aber einmal über kurz oder lang dahin, so wird die Sache sich gewiß ähnlich zu gegenseitiger Zufriedenheit ausgleichen.

Wer sich genauer unterrichten will über die Gründe, welche es dem Physiker unmöglich machen, sich zur Erklärung des physikalischen Lichts nach dem Vorschlage Grävell's aufs neue der Goethe'schen Kategorien des Hellen, Dunkeln und Trüben zu bedienen, dem ist der Vortrag von Aberholdt über Goethe's Farbenlehre, nebst der gebührenden Abfertigung Grävell's im Anhange, zu empfehlen. Hier wird es in ein klares Licht gesetzt, daß die Kategorien der Goethe'schen Farbenlehre nicht vom physikalischen oder objectiven, sondern vom physiologischen oder subjectiven Licht, mit andern Worten von der Aesthetik der Lichterscheinung in der Seele, abstrahirt sind. Obgleich sie daher dem Physiker unbrauchbar sind, so bleibt ihnen doch ein großer Werth und eine fruchtbare Anwendbarkeit auf einem andern Gebiete unbestritten, welches dem Physiker unzugänglich ist. Es ist dieses das Gebiet der Physiologie und Psychologie, nämlich der Aesthetik des sehenden Augennerven, verbunden mit der angewandten Aesthetik in der schönen Kunst, insbesondere der Malerkunst, welche Goethe bei allen seinen Experimenten zuletzt allein im Auge hatte. Bei der Beurtheilung der schönen Farbeneindrücke läßt die physikalische Theorie uns völlig im Stich, während die Goethe'schen Kategorien dem Aesthetiker und Künstler die feinsten und willkommensten Handhaben bieten, um die Verworrenheit der durcheinanderlaufenden Phänomene zur Klarheit aufzulichten und den Seelenzauber, womit die Farbeneindrücke als Kinder der innersten Seelentiefe wirken, in seinen gesetzmäßigen Zusammenhängen zu verfolgen. Je mehr man lernt, von dieser Seite ihrer Wahrheit und Größe die Goethe'sche Theorie zu schätzen und zu gebrauchen, desto lieber wird man die misrathene und unzulängliche Polemik Goethe's gegen Newton vergessen, und es ihm nicht ferner nachtragen, daß er das glücklich entdeckte subjective Gesetz einer visionären Farbenerzeugung nicht anders glaubte zu Ansehen bringen zu können, als durch eine unrechtmäßige Umstempelung desselben zu einem Gesetze des objectiven Lichtäthers, was es keineswegs ist.

---

6. Der Mensch und sein Charakter. Ein psychologischer Umriß von W. Goldmann. Halle, Schmidt. 1857. Gr. 8. 12½ Ngr.
7. Die Schule des Willens. Ein Beitrag zur Erziehungslehre von Adolf Helfferich. Berlin, Springer. 1858. Gr. 8. 12 Ngr.
8. Der organische Unterricht. Von K. F. Schnell. Erstes Bändchen. Berlin, G. Reimer. 1856. Gr. 8. 22½ Ngr.

Diese drei Schriften drehen sich um den wichtigen Gegensatz von Intelligenz und Charakter. Immer aufs neue entzündet sich Streit darüber, ob Intelligenz, ob Charakter das Höhere im Menschen sei, ob der beste Charakter nur als Ausübung der vollkommensten Einsicht und Bildung eine entliehene Würde habe, oder ob der Werth der Intelligenz nur darin bestehe, als Mittel der Ausbildung des Charakters zu dienen. Kaum hatten Kant und Fichte den Willen zum Höchsten im Menschen erhoben, so kam auch schon Hegel wieder, um die Wissenschaft für die höchste Vollendung der Menschheit zu erklären, ähnlich wie im Alterthum Aristoteles die Theorie für das Vollendetste und Beste erklärt, und dadurch die Ausbildung des Charakters gegen jene herabgesetzt hatte. Daß unser gegenwärtiges Unterrichts- und Erziehungssystem sich mehr auf die Seite der Theoretiker, als der Moralisten neigt, daß im allgemeinen als der höchste Zweck des Unterrichts gilt, daß etwas Tüchtiges gelernt werde, leidet wol keinen Zweifel.

Hier haben wir nun gegen diese unbedingte Wissenschaftsverehrung unsers Jahrhunderts einige gegründete Einsprachen. Sie laufen, wenn man ihren Inhalt auf ein psychologisches Princip bringt, alle darauf hinaus,

daß, obgleich Vernunft das Höchste in allen Dingen ist, und daher der höchste geistige Zustand an sich selbst nur als ein Zustand der Erkenntniß gedacht werden kann, doch der psychologische Zustand unsers Erdenlebens so beschaffen ist, daß die Ueberspannung einer solchen Anforderung an den wirklichen Menschen leicht zu Hohlheit und Ueberhebung führt, gemäß jenem alten und wahren Worte, daß das Wissen den Menschen aufbläht. Die absolute Idee kann nicht in dem Grade dem Menschenleben immanent gemacht werden, daß beide einander völlig deckten, sondern es bleibt zwischen beiden immer noch eine höchst erhebliche Kluft, welche wir durch eine Arbeit auszufüllen haben, die sich nicht auf die Entzündung des wissenschaftlichen Lichts in unserm Verstande, sondern auf eine Veredlung und Läuterung der unvernünftigen Bestandtheile unserer Seele durch jenes Licht bezieht. Diese Bestandtheile vornehm ignoriren, heißt schon, ihnen einen übermäßigen Vorschub leisten. Worauf es daher als Ziel des Unterrichts und der Erziehung ankommt, ist die Läuterung und Befruchtung unserer animalen Natur durch die intelligente, nicht aber Pflege der Intelligenz um ihrer selbst willen. Nur daß das läuternde und befruchtende Licht den wirklichen Wissenschaftsquellen der lebendigen Gegenwart entströmen, nicht den verdüsterten Laternen verjährter Traditionen abgeborgt werden soll.

Hören wir Helfferich an (S. 3):

Daß es an der Zeit sei, unserer theoretischen Erziehung eine entschiedene Richtung auf das Praktische zu geben, darf, zunächst als frommer Wunsch, von der überwiegenden Mehrzahl derer vorausgesetzt werden, die des Lehramts warten. Ebenso wol die beschauliche, leicht ins Träumerische verfallende Natur der Deutschen, als einseitige Neigungen in der Wissenschaft wie im Leben, verschuldeten eine übertriebene Geistesbildung, bei deren künstlich geschraubter Pflege das Gemüth so gut als leer ausging; und man wird es schon dieses Uebelstandes wegen kaum weniger zu beklagen haben, daß manche sich einbilden konnten, alle Seelenthätigkeit gehe in der Vorstellung auf, als daß Neuere an der menschlichen Leiblichkeit die Wechselseitigkeit von organischer Empfindung und organischer Bewegung, von Sinn und Trieb tilgen zu müssen wähnten.

Helfferich hält daher dafür, daß das Princip, in welchem der bisherige Unterricht ein Höchstes erreicht zu haben glaubte, nämlich dem Zöglinge Lust zum Wissen um des Wissens selbst willen einzuflößen, und dabei alle Hebel des Ehrgeizes sowie der Furcht vor Beschämung und Strafe zu entfernen, wieder verlassen werden müsse. Vielmehr soll der Wille des Zöglings gebildet werden durch die geflissentliche Weckung des richtigen Ehrgeizes und der richtigen Scham. Und es leidet wol keinen Zweifel, daß besonders in allen den Fällen, wo man einem falschen Ehrgeiz und einer falschen Scham entgegenzuarbeiten hat, der zweite Weg sich um vieles praktischer erweisen wird als der erste.

Schnell sieht das Hauptgebrechen in der zu großen Menge und Mannichfaltigkeit der Unterrichtsgegenstände, und bemüht sich daher um eine Concentration oder organische Vereinfachung des Unterrichts, damit sowol Lehrer als Schüler nicht zu bloßen wissenschaftlichen Schreibemaschinen erniedrigt werden:

Wie dringend uns ein einfaches Lehr- und Uebungssystem, besonders auch für Elementar- und Mittelschulen noth thu, zeigt die alltägliche Praxis. Die meisten Lehrer sind danach nicht allein Stundengeber, sondern ihre Hauptarbeit besteht und muß nach den vorwaltenden Einrichtungen darin bestehen, häusliche Aufgaben zu prüfen und neue Aufgaben zu stellen. Das ist aber ein nichtswürdiges System. Man richte daher den Unterricht endlich so ein, daß der Schüler der Hauptsache nach in der Schule lernt, was er zu lernen hat, und quäle ihn und die Aeltern nicht mit unnöthigen Schularbeiten außer der Schulzeit. Insbesondere aber müssen wir von dem Zuviel des unfruchtbaren Wissens, beziehungsweise von dem todten, leeren Wortunterrichte loszukommen suchen.

Und an einer andern Stelle (S. 37):

Der Afterlehrer macht seine Lehrlinge zum Fußgestelle der vermeintlichen Ehrensäule, die er sich erbauen will oder zum Theater, auf welchem er sich der Welt in der Stelle eines großen Erziehers zeigen will. Sein Werk ist eine mit dem Kenntnißdünkel angesteckte Jugend. Und unser Jean Paul erinnert wiederholt daran, daß die Gewürzinsulaner den Geruch verlieren und daß die überfüllten Schüler bald Abgebrannte des Lebens werden, für die es keine neuen Freuden, keine neuen Wahrheiten mehr gibt, sondern nur eine vertrocknete Zukunft voll Hochmuth, Lebensekel, Unglaube und Widerspruch.

Am gründlichsten faßt Goldmann den Gegensatz von Geist und Charakter auf. Der Geist ist zwar das Höchste und Edelste im Menschen, aber der Mensch ist ebenso sehr fühlendes, begehrendes, wollendes Wesen. Diese Totalität versteht Goldmann unter dem Charakter. Und er stellt nun die Forderung, daß alles, was zur Befriedigung des ganzen Menschen vorhanden ist, wie Religion, Kunst, Politik, Moral, Erziehung und alle ähnlichen Lebensgüter, nicht gewaltsamer- und unnatürlicherweise intellectualisirt werden soll. So z. B. ist die Religionsphilosophie für das reine Denken; die Religion ist aber nicht für das reine Denken, sondern für den ganzen Menschen, Gefühle, Begehrungen und Triebe mit eingeschlossen. Daher darf die Religionswissenschaft, welche als Regulativ und Reinigungsmittel der Religion selbst mit zu dem Höchsten in ihr gehört, ja sogar gewissermaßen über ihr steht, dennoch niemals mit ihr vertauscht oder an ihre Stelle gesetzt werden. Die Wissenschaften sind für den Geist, die Realitäten, auf welche sich dieselben beziehen, für den Charakter zu berechnen. Daß Hegel durch Vernachlässigung dieses Unterschiedes zu schiefen Ansichten die Veranlassung gegeben habe, muß man dem Verfasser zugestehen. Es gehört eben hierher der bekannte zweideutige Satz, daß das Wirkliche immer vernünftig oder vernunftgemäß sei. Hegel wollte damit nicht ausdrücken, daß die Wirklichkeit immer den Zuständen der vollendeten Vernunft oder des Geistes gemäß sei, sondern nur dieses, daß sie immer den Zuständen der sich entwickelnden Vernunft als des gegenwärtigen Menschheitcharakters gemäß sei. Je mehr aber Hegel in diesem Falle das vollkommen Richtige meinte, ein desto härterer Tadel fällt auf seinen Ausdruck, welcher darauf berechnet war, den ungeheuern Unterschied zwischen Vernunft und Charakter zu verwischen. Es kann z. B. eine Staats- und Kirchenverfassung für den gegenwärtigen Charakter eines Volks vortrefflich und genügend sein, und nichtsdestoweniger, an den Postulaten des Geistes als der

inen Vernunftforderung gemessen, ihre großen Mängel iben. Dann ist jene Verfassung eine zweckmäßige, weil charaktergemäß, nicht aber weil sie vernünftig ist. enn ein Vernunftzustand, welcher dem vorhandenen jarakter unfaßbar und zu hoch ist, ist nicht der richtige d wird daher mit Recht verschmäht. Wer einem iblikum, das sich im Concert an Donizetti und Bellini jötzt, plötzlich mit Eigensinn lauter Händel und Bach u besten geben wollte, würde die Zuhörer, anstatt en Geschmack zu veredeln, nur aus dem Concertsäle iben. Daher ist das Wirkliche nicht immer das Vernftige, wol aber immer das Charaktergemäße. Wir len zwar niemals mit Hegel den Charakter für die rnunft ausgeben, wol aber dafür sorgen, daß unser arakter zu immer größerer Vernünftigkeit emporgebildet de, damit, wenn Lebensordnungen einer höhern Verftigkeit sich Bahn brechen wollen, dieselben nicht soch zerscheitern müssen aus Mangel an soliden Stützen den Charakteren, auf denen sie ruhen könnten. Denn ist kein Ruhm für ein Volk, wenn sein Charakter so haffen ist, daß dasjenige, was an sich besser wäre, er Gegenwart noch darum als unrechtmäßig und zertrisch gelten muß, weil zwar wol die Geistesbildung, t aber die Charakterbildung zur Ertragung des Bessern reicht.

Die prophetische Kraft der menschlichen Seele in Dichtern und Denkern, von Ernst von Lasaulx. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1858. Gr. 4. 12 Ngr.
Das Ferngefühl nach Zeit und Raum betrachtet, von A. Clemens. Frankfurt a. M., Hedler. 1857. 8. 14 Ngr.
Die Sinnestäuschungen. Eine psychologische Betrachtung von A. Clemens. Frankfurt a. M., Hedler. 1858. Br. 8. 7 Ngr.
Das magische Geistesleben. Ein Beitrag zur Psychologie von Heinrich Bruno Schindler. Breslau, Korn. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
Mittheilungen aus dem Leben Geistesgestörter. Von Bruno Schön. Wien, Hartleben. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.
Die Pflanzenwelt in ihren Beziehungen zur Sensitivität und zum Ode. Eine physiologische Skizze von Freiherrn von Reichenbach. Wien, Braumüller. 1858. Gr. 8. 16 Ngr.

er die Lasaulx'sche Schrift über die prophetische der menschlichen Seele in Dichtern und Denkern and nimmt, der vermuthet zuerst wahrscheinlich etwas es darin, als er findet. Er vermuthet weitgrei- Aufschlüsse über Seher und Propheten, und findet weit bescheidenern Inhalt, welcher sogar einem guten nach aus sorgfältig gesammelten und aneinander ten Stellen aus großen Dichtern besteht, worin hren zukünftigen Ruhm voraussagen, und daß ihre nicht untergehen werden. Und doch gereicht gerade innige Mäßigung, womit hier der Blick häufig auf eschaidenste und Alltäglichste gelenkt wird, der Schrift er größten Zierde und verleiht ihr einen unend- Reiz. Denn so sehr es sich auch nur ganz von zu verstehen scheint, daß ein guter Dichter die Un- hkeit seiner Werke lebhaft vorausempfindet (was einem schlechten natürlich niemals begegnen kann und auch niemals begegnet ist), so hinterlassen doch diese gesammelten Stellen, wenn man sich näher mit ihnen beschäftigt, einen bedeutenden Eindruck. So ist es namentlich der Fall mit den hierhergehörigen Sonetten von Shakspeare, welche auf S. 11—13 in einer trefflichen Uebersetzung von Friedrich Bodenstedt mitgetheilt werden. Der Eindruck ist um so größer, je natürlicher sich eine solche wirkliche Prophetie in alle übrigen Zustände unsers gewöhnlichen Lebens einreiht, und wir werden es hier lebhaft inne, daß nur dasjenige Erstaunenswerthe unsere Seele wahrhaft rührt, was sie als mit sich selbst verwandt empfindet. Ein ganz ähnlicher Fall tritt ein bei der auf S. 23 mitgetheilten vorahnenden oder weissagenden Stelle aus Plato's „Republik", deren Grundgedanke auf logischem Wege mit Folgerichtigkeit erschlossen zu sein scheint, und dennoch in seiner ausgeführten Gestalt eine eigenthümliche Wirkung auf das Gemüth nicht verfehlt. Plato sah nämlich das moralische Verderben, worin sein Zeitalter versunken war, für ein so großes an, daß ein vollkommen gerechter Mann, welcher es unternähme, ohne alle Accommodation durch sein eigenes Vorbild den Menschen den richtigen Weg zu weisen, nothwendig als ein Verbrecher an der allgemeinen Sitte erscheinen und folglich sich das Los eines Uebelthäters zuziehen müsse. Und so kam er dazu, in der „Republik" (II, 65, 66) das Ideal eines solchen aufzustellen als eines Mannes, welcher, ohne selbst irgendein Unrecht zu thun, den größten Schein der Ungerechtigkeit habe, damit er ganz in der Gerechtigkeit sich bewähre, und der dann gefesselt, gegeiselt, gefoltert, geblendet, und, nachdem er alle Leiden erduldet, zuletzt noch gekreuzigt werde. Diese Weissagung ist daher, wie Lasaulx mit Recht bemerkt, im innersten Wesen der Sokratisch-Platonischen Philosophie vollkommen motivirt, und das soeben vorausgegangene tragische Ende des Sokrates mag wesentlich mit zu ihrer Verkündigung die Veranlassung gegeben haben. Aber hört sie dadurch auf, eine wirkliche Weissagung zu sein? War nicht vielmehr des Sokrates Schicksal selbst eine Weissagung insofern, als sich in ihm dasselbe Weltgesetz bereits vollzog, durch dessen Aussprache Plato zum Propheten wurde? Auch hätte er durch seinen bloßen Verstand nicht zu dieser Aussprache gelangen können. Es gehörte vielmehr dazu ein Durchdrungensein von so tiefer moralischer Indignation und so kühner Kampflust gegen sein eigenes Zeitalter, als Plato hier und auch an sonstigen Stellen seiner Schriften an den Tag legt. Es lebt in dem Ausdruck eine moralische Erbitterung von so ungewöhnlicher Schärfe, wie nur bevorzugte Seelen ihrer fähig sind. Nicht blos sein Denkvermögen, sondern auch sein Wille war eingerückt, indem er dieses schrieb, in die geistige Region, wo diejenigen sich befinden, welche für ihre Gerechtigkeit die Geisel nicht scheuen, und indem er sich mit ihnen eins fühlte, schrieb er mit Entschlossenheit als ein Gesetz des eigenen Willens die typische Formel des großen Weltschicksals nieder, für kommende Zeiten, ja für alle Zeiten. Aehnlich ergriff auch Shakspeare seine Unsterblichkeit nicht

mit dem bloßen Verstande. Und ebenso wenig war sie ihm ein bloßer Wunsch, den er nur zaghaft hätte an die Zukunft richten können. Sondern er fühlte lebhaft, daß der, welcher da steht, wo er stand, nicht in der Zeit, sondern über der Zeit steht. Wie ein solches Gefühl näher beschaffen sei, das würde einem Shakspeare wol nur ein anderer Shakspeare wieder nachempfinden können. Wir Uebrigen müssen uns mit der Anerkennung der Thatsache begnügen.

Mit solchen Thatsachen verträgt sich nun freilich nicht eine Ansicht von der Seele, welche sie für ein ganz in der Zeit oder Gegenwart befangenes Wesen hält, für ein Wesen, welches keinen andern Zusammenhang mit der Ewigkeit hat, als denjenigen, welcher erst nach dem Tode anfängt. Sondern solche Thatsachen stimmen nur allein zu einer Art von Seelenforschung, deren Analyse fein und genau genug ist, um das Wesen der Seele als solches für ein überzeitliches oder zeitfreies zu erkennen. Ist die Seele ihrem Wesen nach zeitfrei, so ist sie dieses auch schon, wenngleich nur erst auf verdeckte oder latente Weise, in ihrem gegenwärtigen und mehrentheils streng an die Zeitbedingungen geknüpften Zustande. Ist dieses aber der Fall, so steht auch ihr diesseitiger Zustand mit ihrem jenseitigen nicht nur in einer moralischen, sondern auch zugleich in einer organischen oder physiologischen Verbindung. Der zweite ist die Frucht, welche auf dem ersten wächst. Der erste ist der Stamm, welcher die Frucht erzeugt, und daher schon latenterweise mit allen den Kräften, welche einst in der Frucht zu Tage treten werden, wirkt und schafft. Ein solches System allein wird den feinern und genauern Seelenbeobachtungen gerecht, während alle andern nur das Gröbste erklären, und, sobald die eigentlich zarten und empfindlichen Theile der psychischen Phänomene berührt werden, uns mit einer gewissen Roheit im Stiche lassen, ähnlich den Pfuschern in der Arzneikunst, welche auf grobe Symptome curiren, und, sobald etwas Unerwartetes dazwischenkommt, sogleich völlig aus dem Sattel geworfen sind. Ist aber die Seele den Schranken der Zeit nicht unbedingt unterworfen, so kann man auch Zusammenhänge von geistiger Natur unter den Seelen nicht umgehen, obgleich man sich von ihnen immer nur muthmaßliche und folglich mehr oder weniger mythische Bilder wird entwerfen können. Lasaulx skizzirt seine Gedanken hierüber in folgenden Worten:

> Nicht nur die Seele des Propheten ist in diesem zeitfreien und raumfreien Zustande, sondern die Seele jedes echten, innerlich großen Menschen, jedes schaffenden Künstlers, jedes wahren Dichters und Denkers fühlt sich im Momente der Erzeugung eines idealen Schönen, Wahren, Guten (welches alles ihr von Ewigkeit her inwohnt) über die Schranken der Zeit und des Raums erhoben, fühlt in sich ihren göttlichen Ursprung und sich selbst in lebendigem Zusammenhang mit der ganzen Vergangenheit und Zukunft, und athmet, empfindet, denkt, handelt in der ewigen Gegenwart Gottes. Jeder einzelne Mensch ferner ist ein Sohn des ersten universalen Menschen, und hat theil an dessen Urkraft; ist ein Glied seines Volks und in weiterer Beziehung der ganzen aus dem ersten Menschen hervorgegangenen Menschheit; seine individuelle Einzelseele ist ein Theil der größern Seele seines Volks und der Gesammtseele des ganzen menschlichen Geschlechts, und zwar ein Theil, der die Kräfte des Ganzen in sich hat. In der tiefsten Wurzel aber hängt sie mit der Weltseele, wie diese mit Gott zusammen. Wenn nun in der Seele jedes Menschen etwas von den Gesammtkräften der Seele seines Volks, der gesammten Menschheit, ja der Weltseele vorhanden ist, und wenn im Momente des Prophezeiens, wie in jedem ewigen Momente des menschlichen Lebens, die individuelle Seele in die Allseele, in den großen allgemeinen Sinn des Naturlebens und der Menschenwelt eingetaucht, und daraus mit verjüngter Kraft wiedergeboren wird, so ist es begreiflich, daß, da das Gegenwärtige ebenso substantiell mit dem Zukünftigen zusammenhängt, wie mit dem Vergangenen, jede Einzelseele nicht nur ihre eigene Zukunft voreempfinden könne, sondern auch die ihres Volks, ja der ganzen Menschheit.

Interessant ist zugleich die hieraus mit Recht gezogene Schlußfolgerung, daß eine solche zeitfreie Seele nicht erschaffen, sondern nur eingehaucht oder aus Gottes Wesen selbst mitgetheilt sein kann, oder daß, um mit einem Ausdrucke Franz von Baader's zu reden, der dem Menschen gegebene belebende Hauch nicht als eine Creation, sondern als eine Emanation gedacht werden muß. Es ist hiermit zugleich eine offengebliebene Stelle in der christlichen Dogmatik berührt, deren fernerweitige theologische Discussion an der Hand einer vorgeschrittenen Psychologie für die Zukunft wichtig und erfolgreich werden könnte.

Vorzüglich ist indessen bei diesem Gegenstande noch dieses mit im Auge zu behalten, daß man mit der einfachen Thatsache von der Zeitfreiheit der Seele die übrigen sich damit verknüpfenden Hülfsvorstellungen niemals so eng vermische, daß man alle Unterscheidung zwischen den erstern und den letztern darüber aus den Händen verliere. Denn jene Thatsache steht in ihrer Klarheit einfach da; die durch sie herbeigerufenen Hülfsvorstellungen dagegen sind von mannichfaltiger Art, und hängen in jedem Menschen an heimlichen und subjectiven Fäden, welche durch Erziehung, Bildungsverlauf, Weltstellung, Temperament und specielle Schicksale angesponnen werden und somit zu dem interessant Eigenleblichen gehören, was das Individuum zu diesem nur ein einziges mal in der Welt vorkommenden Gegenstande macht. Im Gegentheil hat jene Thatsache mit nichts Persönlichem weiter zu thun als mit der klaren Einsicht, daß unsere Seele nicht ein bloßes Vorstellungsspiel innerhalb der Zeit ist, sondern daß umgekehrt die Zeit eine apriorische Anschauung innerhalb der Seele ist: daß folglich der Zeitstrom, welcher die Begebenheiten trägt, nicht auch zugleich die Seelen trägt, sondern daß umgekehrt die Seelen die gemeinsamen Träger des Zeitstroms sind, welcher nur eine an ihnen vorgehende, aber sie selbst in ihrem Grunde nicht berührende Erscheinung ist.

Diesen Vortheil eben gewährt die kritische Philosophie, daß sie das, was feststeht als Vernunftbesitz, nämlich die Lehre von den apriorischen Anschauungen, von dem unterscheidet, was als ein Zusatz von mehr eigenthümlicher und persönlicher Natur hinzutritt, um diese Lehre in den einzelnen Seelen gemäß ihrem speciellen Bedürfniß lebendig und fruchtbar zu machen. Die Philosophie predigt keinen Glauben. Denn ihr wird unbedingt

jedem subjectiven Boden, ohne welchen der Glaube ebenso wenig wachsen kann, als der Baum ohne Erdreich. Aber sie leistet auf dem Gebiete des Glaubens eine Hülfe, welche auf jede specielle Form und Art desselben nur veredelnd und höher bildend wirken kann, nämlich zu vermitteln zwischen Glauben und Wissen, ein Verständniß anzubahnen zwischen Gegensätzen, die sich sonst ewig fliehen würden, durch kritische Feststellung dessen, was allem Glauben als fester Vernunftbesitz zur letzten Stütze dienen muß, wenn er nicht in ein bloßes subjectives Meinen ausarten will. Dieser Vernunftbesitz bietet außerdem den Vortheil, daß er ebenso wenig jemals zu einer bloßen Factionssache herabsinken kann, als der Pythagoräische Lehrsatz oder die Lehre von der Gravitation. Daher jede Glaubensart, soweit sie in sein Gebiet tritt — und das kann keine gänzlich vermeiden —, eben damit in allgemein menschliches Gebiet, in das neutrale Gebiet eines für alle sich öffnenden Zufluchtsorts der Ruhe und des Friedens eintritt, wo die Fesseln der Subjectivität sinken und die Brust freiern Aether athmet.

Auch bei Clemens und Schindler in ihren obigen Schriften finden wir die Zeitfreiheit der Seele in gerechter Anerkennung, und zwar mit dem Bestreben, dieselbe an einer großen Fülle von Material der Erfahrung und Überlieferung nachzuweisen und anschaulich zu machen. Freilich ist dieses Material mehr von der gewöhnlichen Art, magnetische Zustände, zweites Gesicht, Wahrträumen, Ferngefühl u. s. w. Unter dem bunten Allerlei solcher fahrlässig überlieferter und aus aller Welt Enden zusammengetragenen Fälle läßt sich leicht vieles herauslesen, was die Phantasie ungemein fesselt, indem es sie spannt und in Erstaunen setzt. Aber dieses Erstaunen ist einer wirklichen Anerkennung der Thatsachen eher ungünstig als günstig. Denn je mehr wir erstaunen, desto weniger begreifen wir, und ein wirkliches Zutrauen setzt der Mensch doch immer nur auf das, was er begreift. So wenig als das Geklapper mit allerlei Geräusch machenden Lärmwerkzeugen schon Musik genannt zu werden verdient, so wenig ist die bloße Anhäufung von allerlei unverstandenen und zum Theil auch unverstehbaren, weil roh und unrein überlieferten Thatsachen schon Wissenschaft zu nennen, und man kann bei solchen Versuchen in der Regel nichts weiter anerkennen, als das lobenswerthe Streben und den guten Willen, auch in diese dunkeln Partien der Psychologie mehr Licht zu bringen, womit aber freilich, wenn die Sache nicht zugleich mit von andern Seiten her angegriffen wird, noch nicht viel gethan ist.

Clemens spricht die Ueberzeugung aus, daß jede Vorstellung, die nicht offenbar durch Vermittelung unserer Sinne gewonnen wurde, ihre Zeugung in der übersinnlichen Welt unsers Geistes habe. Vor allem tritt dieses deutlich hervor in den Zuständen theils der Begeisterung, theils der Einsamkeit, wo der Geist freier, fesselloser, uneingeengter, selbständiger wirken kann. Vor allem ist der Einsamkeit die Macht gegeben, große und neue Gedanken zu erzeugen. Unter den Sorgen, Geschäften, Zerstreuungen des gewöhnlichen Lebens wird das Gefühl unterdrückt, abgestumpft. Es gedeiht nur in einem Zustande der Befreiung von irdischen Interessen, in einsamer Selbstbetrachtung. Alle Propheten traten aus der Einsamkeit an das Licht. Das Uebermaß der Schmerzen, wie das der Wonne, sucht die Einsamkeit. Alles, was von der Wirklichkeit isolirt, Unglück, Unschuld, Liebe, Schmerz und Wonne, entwickelt in fühlenden Herzen jene eigenthümliche prophetische Gabe des zweiten Gesichts, wie dann an Beispielen näher nachgewiesen wird, ohne daß jedoch zur Erklärung des Ferngefühls in dieser und ähnlichen Gestalten eine durchgreifende Grundansicht irgendwo zu Tage träte. Sondern die Thatsachen gelten dem Verfasser im ganzen für ebenso undurchdringlich, als unumstößlich. Er schreibt (S. 43):

> Wir wandeln alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr erzeugt, regt, wie viel Räthselhaftes in ihr auf unsern Körper (Contagien, Miasmen) wirkt, wie viel noch Geheimnißvolleres mit unserm Geiste in Verbindung steht. So viel ist gewiß, daß in besondern Zuständen die Fühlfäden unserer Seele über ihre täglichen Grenzen hinausreichen können, und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die nächste Zukunft gestattet ist. Die menschliche Seele umfaßt einen weit größern Reichthum an Kräften und Beziehungen, als in der Regel in ihrem Bewußtsein hervorzutreten vermag.

Dieses über das Bewußtsein hinausreichende Leben unserer Innenwelt nennt er das Instinctleben, weil es große Analogien biete mit dem Instinctleben der Thiere, mit ihren Wanderungen, ihren Witterungsverkündigungen, ihrem Winterschlafe, kurz ihrem ganzen Leben. Aber das Räthsel ist dadurch nicht gelöst, sondern nur auf einen andern Ausdruck gebracht, im Grunde sogar nur noch mehr verwickelt. Denn es entsteht nun die Frage, warum die Seele ihre Zeitfreiheit eher im thierischen und instincthaften, als im bewußten und freithätigen Zustande zur Geltung zu bringen vermöge? da man doch im Gegentheil von unvollkommenern Zuständen der Seele auch immer die unvollkommenern, von vollkommenern die vollkommenern Resultate erwarten sollte. Diese Wendung der Sache ist daher durchaus nicht geeignet sie näher aufzuklären.

Ebenso dunkel, obwol interessant ist, was Clemens beibringt über eine exaltirende Wirkung der Polarzone auf das Nervenleben, welche sich an beiden Polen zu entsprechen scheint. So fand Charles Wilkes auf seiner Entdeckungsreise in den Jahren 1838—42 bei den Feuerländern an der Südspitze Amerikas gewisse Eigenschaften, die man früher schon unter den Bewohnern des höchsten Nordens von Europa und Asien beobachtete, nämlich einen gewissen contagiösen Nachahmungstrieb, verbunden mit einer krankhaften Nervenreizbarkeit. Sie zeigten einen großen Nachahmungstrieb für Geberden, Töne und Worte der Fremden. Auch die Töne einer Violine ahmten sie mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit nach. Obgleich man sie selbst zuweilen laut schreien hörte, so konnten sie doch keinen Lärm ertragen. So oft die Trommel gerührt oder ein Gewehr abgefeuert wurde, steckten sie stets die Finger in die Ohren. Untereinander sprachen sie stets nur leise und flüsternd. Aehnliches beobachteten frühere Reisende

bei Lappländern und Samojeden. Wie von einem plötzlichen Zauber ergriffen, ahmten die in ihren Jurthen Ueberraschten alle Bewegungen, Mienen und Worte der Eintretenden nach, und zwar unwillkürlich, convulsivisch. Der Bewohner von St.-Kilda pflegte sich ein epidemischer Schnupfen zu bemächtigen, so oft diese Kinder der entlegensten unter den Hebriden einmal von einem Fremden besucht wurden.

Was die Sinnestäuschungen betrifft, so unterscheidet Clemens den Fall, wo Gegenstände durch die erkrankten Sinnesorgane blos entstellt werden, von dem Falle, wo nicht vorhandene Gegenstände als gegenwärtig irrthümlich vorgestellt werden. Der erste Fall ist nach Esquirol's und Leubuscher's Terminologie die Illusion, der zweite die Hallucination. Es wäre wünschenswerth diese Terminologie allgemein festzuhalten, weil durch einen gleichmäßigen Sprachgebrauch die wissenschaftliche Orientirung überall sehr erleichtert wird. Daß Clemens aber diesen beiden allgemein anerkannten Fällen noch einen dritten hinzufügt, nämlich den, wo vorhandene Objecte der Außenwelt gar nicht percipirt werden, hat nicht viel Einleuchtendes, zumal da hierbei sehr heterogene Dinge unter einen Hut gebracht werden. Er rechnet nämlich hierher alles Nichtbemerken der Außenwelt, entstehe es nun durch Unaufmerksamkeit und Zerstreutheit, oder durch habituellen Stumpfsinn, oder durch momentane Anästhesie. Dies alles ist keine Sinnestäuschung, sondern höchstens ein Sinnesmangel, häufig aber auch nicht einmal dies, sondern blos eine Zurückziehung der innern auffassenden Thätigkeit von den im Sinnorgan auf eine völlig normale Weise sich bildenden Eindrücken. Ferner hat es etwas nicht minder Auffallendes, hier die alte gedankenlose Lehre, daß die productive Einbildungskraft sich in allen Fällen auf die reproductive gründe, im Angesicht eines Themas beibehalten zu sehen, dessen genauer Anblick schon auf der Stelle zur Widerlegung derselben hinreicht. Wenn z. B. schon das erste mal, wo gesehen wird, die Illusion eintritt; wenn etwa anstatt der blauen Farbe des wirklichen Gegenstandes in einem krankhaft gestimmten Auge von Anfang an die grüne erscheint: ist dann der Eindruck ein der Wirklichkeit entsprechender oder ein Erzeugniß der productiven Phantasie? Doch wol hoffentlich das letztere, und zwar ein völlig originales Erzeugniß, nicht eine Copie von frühern ähnlichen Eindrücken, welche in diesem Falle darum nicht copirt werden konnten, weil sie noch gar nicht vorhanden waren. Kann aber die Einbildungskraft bei der Illusion unmittelbar auf geschehenden Eindruck originell von innen her produciren, so ist kein Grund vorhanden, warum sie nicht auch in andern Fällen, z. B. in der Hallucination, im Traume, in der Thätigkeit der Tondichtung sollte dasselbe thun können. Und welches sollten wol die Reminiscenzen reproductiver Phantasie sein, aus denen sich die Composition einer Beethoven'schen Symphonie zusammenthut? Etwa das Schlagen der Nachtigall, das Summen der Käfer, das Heulen des Windes, das Brausen des Wasserfalls? Eine genauere Untersuchung lehrt, daß hier keine solche Zusammensetzung willkürlicher Aeußerlichkeiten stattfindet, sondern daß es rein innerliche Gesetze der Association sind, wonach die producirende Einbildungskraft die Bewegungen der Gefühle und Stimmungen in entsprechende Tonbewegungen überträgt, ohne irgendeine nachahmende Reminiscenz, die wir in diesem Falle überall tadeln, wo wir sie antreffen.

Schindler gründet seine Beurtheilung des „magischen Geisteslebens" auf den Begriff einer Polarität des Geistes. Er stellt dem bewußten oder wachen Leben in Intellect, Empfindung und Wille das unbewußte oder Traumleben in Gefühlen und Trieben als einen „magischen Seelenpol" entgegen, und zwar so, daß in jedem der beiden Pole die ganze Seele thätig, und unsere ganze Person dadurch eine doppelte sei. Das ist zwar leicht gesagt, aber schwer zu denken. Daß neben unserer eigenen Person noch gewissermaßen eine oder mehrere unbekannte Personen in uns verborgen liegen; daß wir zuweilen im Traume ein anderer sind als im Wachen; daß (wie auf S. 50 erzählt wird) einst bei einer Somnambule drei voneinander durch die Erinnerung geschiedene Zustände vorkamen; daß (nach S. 51) die Somnambule häufig in ihrem Alltagsleben so handelt, wie sie es in der Clairvoyance tadelt, in dem einen Zustande dieselben Personen in Liebe umfängt, die sie in dem andern von sich zurückstößt, in dem einen Zustande begehrt, was sie in dem andern für verderblich und schädlich erkennt: das ist doch immer nur das Problem und noch nicht die Erklärung desselben. Es heißt S. 11:

> Wenn ich von einer Polarität des Geistes spreche, so ist nicht von mehreren Geistern im Menschen die Rede, nicht von den drei Seelen der Kabbalisten u. s. w. Nein, es ist von einem Geiste die Rede, der sich in jedem Momente nach zwei diametralen Richtungen hin bethätigt, wie die beiden Dioskuren, die ewig nach zwei Seiten hin ihre Pferde anspornen und ihre Lanzen einlegen und sich doch nie trennen. Wie in jedem Partikelchen des Magneten Nord- und Südpol liegen, so kann auch jeder Theil des Nervensystems der Ausdruck geistiger Thätigkeit werden.

Dieses alles sagt viel zu wenig. Denn aus einer Thätigkeit derselben Person nach entgegengesetzten Richtungen hin folgt doch noch lange nicht die Zerspaltung der einen Person in mehrere. Dieses Durcheinandermengen verschiedenartiger Begriffe verhüllt und verdunkelt nur das Problem, anstatt es zu lösen. Auch dienen die vielen Anekdoten und Curiosa gar nicht es in ein deutlicheres Licht zu stellen, da ein jeder lebhafte Traum uns das Räthsel, um das es sich hier handelt, so deutlich als möglich vor Augen stellt, indem wir uns in jedem lebhaften Traum in der innern Anschauung in so viele Personen zertheilen, als mit denen wir zu verkehren träumen. Wer in allen diesen Personen redet, denkt und handelt, sind doch immer nur allein wir selbst. Und eine solche phantastische Zertheilung unserer einzigen Person in mehrere Personen ist doch etwas ganz anderes, als eine Zertheilung unserer Person in eine bewußte und in eine unbewußte Thätigkeit. Nicht um einzelne Theilthätigkeiten unserer Person handelt es sich hier, sondern um das ganze Ich als Individuum gedacht. „Wir wissen

nicht, wie weit das principium individuationis in unserm Dasein hinaufreiche", sagt Schopenhauer, und faßt damit die Sache in ihrer Tiefe. Das ist das schauerliche Räthsel, und nicht der Gegensatz von bewußter und unbewußter Thätigkeit in der Seele, welcher weit leichter faßlich ist, aber dafür auch zur Lösung jenes Räthsels nichts beiträgt.

Ueberhaupt leidet das hier aufgestellte Raisonnement an vielfacher Unklarheit, indem auch das richtig Gedachte selten einfach und rein ausgesprochen, häufig durch eine Umwickelung mit nebensächlichen und unerheblichen Dingen in seinem Eindruck geschwächt und herabgesetzt wird. Nichts ist so widerstreitend, das sich hier nicht vertrüge. So z. B. finden wir trotz der Bereitwilligkeit, womit hier an spiritualistische Thatsachen geglaubt wird, doch das Gedächtniß auf eine völlig materialistische Weise erklärt, indem es (S. 154 in der Anm.) von ihm heißt:

> Auf dieser Reproduction der Gedanken durch Molecularveränderungen der Gehirnfasern, Schwingungen, beruht auch das Gedächtniß, und alle Eigenthümlichkeiten desselben werden dadurch leicht erklärbar, wenn wir annehmen, daß mit jeder Schwingung der Gehirnfasern auch der mit ihr verbundene Gedanke wiederkehrt, wie umgekehrt jeder Gedanke eine Molecularbewegung hervorruft. So wird es deutlich, wie die öftere Wiederholung eines Gedankens denselben dem Gedächtnisse einprägt, wie die Ideenassociation eine bestimmte Gedankenreihe wieder hervorruft.

Glaubt man nicht, wenn man dieses liest, man habe ine Stelle aus Czolbe's Erklärung des Selbstbewußteins vor sich? Wer aber in wissenschaftlicher Psychologie inigermaßen orientirt ist, dem kann das Unstatthafte olcher Vorstellungsweise keinen Augenblick verborgen sein. Denn kein irgend denkbarer räumlicher Schematismus, und folglich auch nicht das Schema irgendeiner Molecularewegung, reicht irgend hin, die ganz verschiedenartige Structur der uns wohlbekannten Anordnung der Vorstelungen und Begriffe in ihren eigenthümlichen und interessanten Gruppen- und Reihenverhältnissen darzustellen oder bzubilden. Es ist dieses nicht anders, als wenn jemand ine Kreisfigur aus geraden Linien oder eine Flüssigkeit us Sandkörnern zusammensetzen wollte. Nur wer mit en Gesetzen der Vorstellungswelt völlig unbekannt ist, ann an eine Erklärung des Gedächtnisses aus Molecularewegungen denken.

Was das Material der sogenannten Thatsachen antrifft, so ist dasselbe hier massenweise aufgeschichtet. Verbens. Die meisten dieser Thatsachen sind so gut wie ine. Sie würden erst zu solchen werden, wenn sich urch eine klare Vorstellung ihres innern Wesens ein eg zu ihrer möglichen Reinigung zeigte. Die Menge, che es hier offenbar machen soll, thut es doch nicht. egen eine einzige Thatsache, die man wirklich verstände, nnte man gern die Hunderte entbehren, welche ohne erständniß überliefert sind und daher in ihrer völligen er halben Entstellung nur zur Trübung und nicht zur ufklärung der Wissenschaft taugen. Hier aber finden r Echtes mit Unechtem, Beglaubigtes mit Unbeglaubign in bunter Mischung, und mit besonderer Vorliebe auch das Gebiet derjenigen Erscheinungen ausgebeutet, zu deren Wahrnehmung ein besonderer Sinn gehört, welchen nicht jedermann besitzt. Dahin gehört z. B. die Fernewirkung auf die Außenwelt durch den bloßen Willen, wovon der Verfasser schreibt (S. 323):

> Da kam das Tischrücken, und Tausende von Versuchen bestätigten die im Menschen liegende Kraft, auf die Außenwelt bewegend einzuwirken. Ich selbst bewegte ganz allein, ohne ihn anzufassen, einen Tisch, den ich nur mit einer Federpose, einer Glasröhre, einem Buche berührte, und viele derartige Versuche zeigten, wie die Tische willig folgten, wenn nur die Zipfel eines über sie gebreiteten Tuchs, oder wollene um sie gelegte Schnüre angefaßt wurden. Der vor die Flamme eines Lichts gehaltene Finger beugt die Flamme; der Ring am Magnetometer bewegt sich, ohne daß man den Faden unmittelbar berührt; sechs Menschen heben, wenn sich je zwei mit den Zeigefingern hinter dem Rücken eines liegenden Mannes berühren, denselben wie eine Feder; Zeidler hielt in der Sanduhr durch seinen Willen den herabrinnenden Sand auf, wie ein junger Mensch das Wasser in der umgekehrten Schale, und ich habe nach meinen bisherigen Versuchen Grund zu glauben, daß es durch Experimente gelingen werde, durch den bloßen Willen die Krystallform während der Krystallisation abzuändern.

Niemand wird dem, der solches schreibt, das Prädicat eines sehr gläubigen Spiritualisten verweigern. Und dennoch — sollte man es glauben? — erklärt sich derselbe gegen alle und jede Verbindung der lebenden Menschenseelen mit den Seelen Verstorbener, oder mit einem ins Menschendasein hineinragenden höhern Geisterreiche. Es gehört dieser Punkt mit zu den Seltsamkeiten des Buchs. Das dreiste Absprechen in diesem Punkte erscheint darum so räthselhaft und inconsequent, weil Schindler Fernewirkungen lebender Seelen aufeinander im vollsten Maße zugesteht. Er zweifelt nicht im mindesten daran, daß eine Ansteckung von visionären Zuständen unter lebenden Personen statthaben könne; daß die Exaltation „des magischen Seelenpols", die wir in allen Verhältnissen ansteckend wirken sehen, auch bei dem Sehen in dem verwandten Geiste durch consensuelle Schwingungen die gleiche Exaltation erregen könne. So stecke das zweite Gesicht an durch Berührung; so habe Rieser die Vision von einem Knaben auf den andern übergehen gesehen. Ist es aber nicht ein Widerspruch, bei der Annahme solcher Thatsachen eine unübersteigliche Barrière zwischen Himmel und Erde errichten zu wollen? Denn da die Fernewirkung verwandter Seelen aufeinander nur denkbar wird durch Annahme einer in den gewöhnlichen Bedingungen der Raumanschauung eintretenden Veränderung, durch welche die Seelen den sie voneinander trennenden Gewalten theilweise enthoben werden, so ist es sogar an sich selbst viel glaublicher, daß die Veranlassung zu solcher partieller Enthebung ausgehen könne von Seelen, die bereits fortwährend in dem freien und entfesselten Zustande sich befinden, als daß sie nur allein solle ausgehen können von solchen, welche noch in den gebundenen Verhältnissen stehen, und den Standpunkt einer partiellen Entfesselung selbst nur ausnahmsweise und auf Augenblicke durch eine krankhafte Anticipation mitgetheilt bekommen. Daher ist es zu vermuthen, daß es ein ganz äußerlicher Grund sein müsse, welcher diese sonst unbegreifliche

Inconsequenz veranlaßt hat. Dieser wird uns auch nicht verschwiegen. Er ist charakteristisch genug (S. 167):

Räumt man Einer Erscheinung Realität ein, so hat man keinen Grund, an der Realität der andern zu zweifeln; ist die Erscheinung der Verstorbenen eine objective Wahrheit, so ist die Lykanthropie und der Vampyrismus auch eine solche; und gilt das Zeugniß vieler als Beweis, so kann man auch dem Teufel und dem Herensabbat Realität nicht absprechen.

So redet aber doch nur die völlige wissenschaftliche Haltungslosigkeit. Wer zwischen einer Swedenborg'schen Vision verstorbener Seelen und der Lykanthropie den wesentlichen Unterschied zu entdecken keine kritischen Mittel in sich findet, bei dem muß der Apparat dieser Mittel sich in einem überaus bescheidenen Zustande befinden. Er würde jedenfalls noch viel vorsichtiger handeln, wenn er auch von allen übrigen Thatsachen, die wir bei Schindler fuderweise aufgeschichtet finden, sowenig als nur irgend möglich glaubte. Wer in Beziehung auf alles Uebrige der Leichtgläubigkeit ganz den Zügel schießen läßt, während er sich in Beziehung auf einen Punkt den Glauben schlechtweg verbietet, der thut am einen Ende zu viel, was er am andern zu wenig thut. Wenn irgendwo, so bewährt sich auch hier die alte Regel, daß Maß halten das Beste sei. Ebenso wol, als die unmotivirte Leichtgläubigkeit, trägt der unmotivirte Unglaube den Charakter des Maßlosen.

Wir wenden uns von hier zu den „Mittheilungen aus dem Leben Geistesgestörter", von Bruno Schön. Der Verfasser ist katholischer Seelsorger an einem großen Kranken- und Irrenhause einer ungenannten Stadt. Er gibt eine Fülle von Mittheilungen aus eigener, sowie auch aus fremder Erfahrung. Namentlich findet ein jeder, dem es um interessante Beispiele von Hallucination und Illusion zu thun ist, hier seine Befriedigung. Die Absicht des Verfassers ist hierbei, eine Brücke zu bauen von der Wissenschaft der Psychiatrie hinüber zum größern Publikum, damit auch der Laie daraus das Nothwendigste für seinen eigenen und den Nutzen anderer lernen und erfahren könne, um falsche Ansichten und Vorurtheile abzulegen, die als geheilt Entlassenen zweckmäßig zu behandeln, die Scheu vor den Irren zu verlieren u. s. w. Eine Theorie wird daher hier in keiner Weise vorgetragen, sondern der Leser frischweg, so gut dies durch ein Buch angeht, in den lebendigen Umgang mit Irren eingeführt. Dabei ist der Verfasser überall, wo er Selbsterlebtes schildert, genau und ausführlich im Erzählen, vertauscht aber die wirklichen Namen der von ihm aus eigener Erfahrung beschriebenen Personen mit fingirten, was ebenfalls nur zu loben ist.

Als ein besonders hervorstechender Zug an den Geistesgestörten wird von Schön ihr religiöses Gefühl hervorgehoben, das sie mit seltenen Ausnahmen (welche jedoch auch zuweilen vorkommen) kund geben. Es heißt darüber (S. 184):

Die Kapelle ist im ersten Stock, inmitten der Anstalt, und der Weg von da geht durch zwei Gänge, auf welchen die Patienten auf- und abwandeln. Sobald sie den Priester in Rochet und Stola sehen, fallen sie ehrfurchtsvoll auf die Knie und erwarten den Segen. Auch andere Confessionen ahmen dieses Beispiel nach. Einige begleiten wol auch den Priester, soweit sie dürfen, und erwarten ihn dann wieder bis zur Rückkehr, wo sie ihm bis zur Kapelle folgen. So machen es die frei Herumwandelnden, die Reconvalescenten. Tritt man in den Corridor, so werfen sich auch die Bewohner desselben, die Aermsten und schwerst Erkrankten, demüthig auf ihre Knie, machen das heilige Kreuz, wenn sie nicht gefesselt sind; die Gefesselten aber, die nicht können, beugen desto tiefer das Haupt, und bitten wol auch die Umstehenden, ihnen das Kreuz statt ihrer zu machen. Wer dies die ersten paar male sieht, wird tief — tief ergriffen.

In einen starken Contrast hierzu tritt die lebhafte Schilderung einer grauenvollen Scene von einem hartnäckigen Gotteslästerer, welcher sich standhaft der Sakramente weigert und in Blasphemien stirbt. Vorzüglich genau und ausführlich geschildert ist das Betragen eines Menschen, welcher mehrere male Bewohner der Irrenanstalt wurde, weil er, jedesmal als geheilt entlassen, sich stets aufs neue unmäßigem Trunk und Ausschweifungen ergab, und hierdurch zu immer erneuerten Selbstmordversuchen geführt wurde. Die von diesem Patienten seinem Seelsorger mitgetheilten Erlebnisse, wie er, aus der Irrenanstalt als geheilt entlassen, lange Zeit vergeblich nach Arbeit suchte, wie er mit Widerstreben und gleichsam tropfenweise anfing, im Branntwein aufs neue Beschwichtigung seiner peinvollen Lage zu suchen, wie er in einer Vorstadt Wiens in einer Bude bei Seiltänzern und Harfenistinnen seine letzten Pfennige verthat, und nun wieder aus der Mitte der tanzenden Paare hervor die wohlbekannte alte Schreckensgestalt des leibhaften Satans auf ihn zutrat, wie er sich darauf von einer Donaubrücke in den Strom stürzte, aber gerettet und aufs neue in die Anstalt zurückgebracht wurde, diese Erlebnisse aus der wirklichen Gegenwart können dem Barocksten aus Hoffmann's „Phantasiestücken" kühn an die Seite treten. Eine Zusammenhäufung interessanter Fälle war dem Verfasser besonders durch die Größe der Anstalt, an der er wirkt, möglich gemacht, indem in ihr, wie er sagt, ein jährlicher Wechsel von 15—1600 Geisteskranken vorkommt. Von hochpoetischer Art ist die Erscheinung einer unheilbaren Epileptischen, einer jugendlichen Schönheit, welche sehnsuchtsvoll ihren Tod erwartet, auf welchen häufige visionäre Besuche ihrer verstorbenen Mutter, sowie auch der heiligen Jungfrau sie vorbereiten. Sie bezaubert alles durch ihren lieblichen Gesang, den sie bald in italienischer, bald in deutscher und französischer Sprache erschallen läßt. Aehnliche Stimmen, wie die ihrer Mutter und der heiligen Jungfrau, vernimmt sie auch von ihrem Schutzengel, durchaus freudige, die ihr den Himmel versprechen, wenn sie fromm und in ihren Leiden geduldig bleibt, und in denen sich ihre reine, unschuldige Seele spiegelt. Ihren Schutzgeist bittet sie gewöhnlich, er möchte sie bei ihren Anfällen nicht verlassen, und nicht zugeben, daß diese oft kommen; er möge sie auch nicht auf die Erde fallen lassen, weil sie sich dabei sehr weh thue. Auch hörte sie oft Chöre singender Engel. Die Arme starb plötzlich nach einem heftigen, länger anhaltenden Anfall. Diese Auftritte, welche zu den interessantesten gehören, hat der Verfasser selbst erlebt. Vieles

andere hat er dazu gesammelt aus bekannten Quellen, wie Görres, Horst, Leubuscher u. a., und dadurch seiner Galerie eine größere Vollständigkeit gegeben.

Endlich erscheint denn auch das Od hier wieder in seiner muntern und unverdrossenen Weise, und meldet sich immer aufs neue an als etwas, das ebenfalls da ist. Freiherr von Reichenbach erzählt, daß, als die deutsche Naturforscherversammlung in Wien tagte, eines Morgens eine Gesellschaft von etwa 25 Mitgliedern und Frauen derselben zu ihm herauf nach Schloß Reisenberg kam. Nachdem er diese Gesellschaft in seine Dunkelkammer geführt, und sie so eine Viertel- bis halbe Stunde in absoluter Finsterniß zugebracht hatte, so fing einer aus ihrer Mitte an mit einiger Verwunderung kund zu geben, daß es ihm vorkomme, er sehe seine Hände. Man zweifelte anfangs, die Wahrnehmung wurde hin und her geprüft, aber in der That bestätigte es sich, daß er — und zwar war es noch obendrein ein Professor der Physik auf einem öffentlichen Katheder, ein gesunder und kräftiger Mann, ihm bisher als Gegner seiner Lehre vom Ode bekannt — seine eigenen Hände wahrnahm, und ihren Bewegungen mit dem Auge folgen konnte. Es dauerte nicht lange, als sich ein zweiter meldete, ebenfalls ein Lehrer der Naturwissenschaft; er sah nicht nur seine Hände, sondern er glaubte auch die Contouren der Köpfe in der Versammlung unterscheiden zu können. Bald fing ein dritter, endlich ein vierter an, Spuren von ähnlichen Lichterscheinungen zu gewahren. Und als nun später diese Herren sich einzeln in die Dunkelkammer führen ließen und vier bis fünf Stunden darin verweilten, so sahen sie auch zugleich Magneten und Krystalle in einer Art von dunkler Glut leuchten, die gegen die Pole hin zunahm und endlich von diesen in die Luft wie ein leuchtender Dunst ausströmte. Sie sahen, daß alles Lebendige Licht ausgebe; daß der Hauch, den sie ausathmeten und während des Redens ausstießen, feinleuchtende Rauchwolken bildete; daß alle Reibung, ja das bloße Rinnen des Wassers durch eine Glasröhre, die Friction der Luft in einer angeblasenen Syrene, licht werde. Sie sahen eine angeschlagene Glocke leuchtende Wolken ausgeben, so lange fort, als sie tönte u. s. w.

Nach der Meldung dieses allerdings wichtigen neuen Schritts zur größern Anerkennung der odischen Experimente unter den Physikern geht Freiherr von Reichenbach in seiner oben angeführten neuen Schrift „Ueber die Pflanzenwelt und ihre Beziehungen zur Sensitivität und zum Ode" zu Experimenten über, welche den Grundzügen nach zwar schon in seinem großen Werke vorkommen, indessen hier im Einzelnen doch noch manche Vervollständigungen erfahren. Schon in dem großen Werke war es nachgewiesen, daß jedes Pflanzenblatt drei odische Achsen hat, eine Längenachse, Breitenachse und Dickenachse. Bei der Längenachse bildet die Spitze, bei der Dickenachse die Unterseite den odnegativen Pol, während Stiel und Oberseite odpositiver sind. Denkt man sich nun die Spitze als Kopf, den Stiel als Fuß und die Unterseite als Rücken des Blatts, so fällt in der Breitenachse die rechte Seite negativ und die linke positiv aus. Das Blatt theilt also, in dieser Stellung gedacht, die odischen Pole mit dem menschlichen Leibe, an welchem ebenfalls oben, rechts und hinten odnegativer, unten, links und vorn odpositiver Natur sind. Daher kommt es nun, daß die Oberseite des Blatts, die odpositive, sich dem vorwaltend odnegativen Sonnenlichte zuwendet. Weil das rothe Licht odpositiv, und folglich dem Leben im allgemeinen hinderlich, das blaue Licht odnegativ, und folglich dem Leben im allgemeinen günstig und förderlich ist, so kann man Pflanzen auch am Tage dadurch willkürlich einschlafen und abwechselnd erwachen machen, daß man sie abwechselnd unter rothes und blaues Licht bringt (nach Versuchen von Julius Sachs in Prag). Auch daß fast alle Pflanzen, Gräser, Kräuter, Sträucher und Bäume nicht senkrecht auf ihrem Boden, sondern vertical auf der Kugelfläche der Erde stehen, erklärt sich durch die aus dem Erdball in senkrechter Richtung emporgehenden Odstrahlen. Mit den odischen Polen im Pflanzenkörper hängt ferner das im Bau der Pflanzen waltende Gesetz der Symmetrie zusammen, indem das Od es ist, welches in der Blattstellung, Blütenstellung, Fruchtstellung und Zweiganordnung eine richtende Kraft ausübt. Endlich wird durch das Od erklärlich, warum von den beiden an der Spitze der Phanerogamen gewöhnlich erscheinenden Terminalknospen nur immer die eine, und zwar die odnegative Knospe, den Vorzug der Entwickelung gewinnt, während die andere, von der Natur zunächst vernachlässigt, zur Seite geschoben und in die Blattaxille gedrängt wird (wie die Beobachtungen, welche hierüber von Schacht und Pringsheim angestellt worden sind, beweisen). Denn die odische Radiation, welche vom Erdball ausgeht, besonders auf unserer nördlichen Hemisphäre, ist beiweitem vorwaltend odpositiv und wirkt daher herabstimmend, drückend und unterdrückend auf die odpositive Knospe, hingegen fördernd auf die odnegative ein. Die Beurtheilung dieses neuen in die Botanik hiermit eingeführten Erklärungsmittels sind uns die Pflanzenkenner von Fach schuldig. **Karl Fortlage.**

Alexander Herzen.

1. Gesammelte Erzählungen von Alexander Herzen. Erster Theil: Unterbrochene Erzählungen. Aus dem Russischen übersetzt von Malvida von Meysenbug. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1858. 8. 1 Thlr.
2. Aus den Memoiren eines Russen. Von A. Herzen. Dritte und vierte Folge: Gedachtes und Erlebtes. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1859. 8. 1 Thlr.

Aus den vorliegenden Schriften lernen wir einen Autor näher kennen, von dem bisher wenig mehr bekannt war, als daß er, ein russischer Flüchtling und ein Hauptwidersacher des russischen Wesens, durch eine kühne und mächtige Feder die Augen aller Reformfreunde in dem großen Reiche auf sich gezogen hatte. Er hat erst jüngst durch die Herausgabe der „Memoiren der Kaiserin Katharina II." (welche in Nr. 16 d. Bl. besprochen wurden) kund gegeben, wie unverändert seine politischen Ansichten und wie einschneidend sein gedrucktes Wort ist. In den hier vorliegenden „Unterbrochenen Erzählungen" eröffnet er uns nun ein bisher verschlossenes social-politisches Gebiet, durch den Einblick in die gesellschaftlichen Zustände der mittlern Volksschichten

in dem weiten russischen Reich, an dessen Küsten wir zeither nur einzelne Entdeckungen gemacht haben, welche höchstens bis zur nähern Kenntniß der Höhenpunkte, des Hofs und der Aristokratie, der Gewalthaber und der Soldaten führten. Daß dieser Einblick uns in ganz tendenziöser Absicht gewährt werde, kann niemand verkennen und stand vorweg zu vermuthen: sie sollen uns mit Staunen und Abscheu erfüllen. Allein zugleich bewähren diese Erzählungen eine solche Tiefe der Auffassung, eine so volle Begeisterung und eine solche Kunst der Darstellung, daß wir auch diese — wollend oder nicht — anerkennen müssen.

Herzen ist der russische Balzac. Mit derselben Schärfe und Bitterkeit, wie jener, zerlegt er nicht blos die menschlichen Schwächen, die Wunden der Gesellschaft und straft sie; nein, er verhöhnt sie auch und geht darauf aus, nicht Mitleid, sondern Haß gegen sie bei dem Leser zu erwecken. Es ist ein eigener Stil, mit dem er dies vollbringt, nicht des Humors, nicht der Satire, nicht der Ironie, sondern des giftigen Spottes; es ist der grausamste Hohn, der seine Feder führt. Er thut nicht wohl, aber er klärt auf, gründlich, schonungslos, ohne Erbarmen; er zersetzt die Seele des Lesers, bis nichts übrig bleibt als Zorn, als Haß gegen die Zustände der Gesellschaft. Nur wer solche Empfindungen nicht scheut, darf diese „Unterbrochenen Erzählungen" lesen. Wir gehören nun zwar nicht zu den Bewunderern des Jean Paul'schen Optimismus oder der sentimentalen Verschwommenheit, die eine Zeit lang unsere Literatur beherrschen konnte; inzwischen gestehen wir, an der verbissenen Bitterkeit, mit der jedes Blatt Herzen's getränkt ist, doch auch nicht gerade viel Gefallen zu finden. Die Wahrheit liegt eben in der Mitte; aber eben das Gepräge innerer Wahrheit wird doch in diesen Erzählungen meistens vermißt, wenn auch die Gestalt der Dinge, welche hier vorgestellt werden, der Wirklichkeit — wie wir nicht zweifeln — oft entsprechen mag. Daß sich das gute Herz eines Autors verkünde, ist in unsern Augen immerhin auch etwas werth, und die moralischen Grundlagen der Welt darf uns niemand, wie Herzen nicht selten thut, ungestraft verdächtigen. In der ersten Erzählung „Pflicht über alles" verfolgt der Verfasser nun den Zweck, in Anatol Stoligin einen Mann vorzustellen, voll Kraft und Fähigkeiten, dessen Leben unter dem beständigen Widerspruch zwischen seinem Willen und seiner Pflicht leer, lügnerisch und fruchtlos verläuft, der seinen rebellischen Willen stets damit beschwichtigt, daß er der Pflicht gedenkt und damit sein Leben verzehrt, der Thaten der Selbstverleugnung und Hingebung vollbringt, aber dabei freudlos seine Kraft vergeudet, und alles dies in dem heimatlichen russischen „Sumpf", der alle Individualität hinwegschwemmt. Was soll dies nun? Soll es uns die Pflicht verdächtigen? Das mag der Autor verantworten und zwar ohne unsern Beistand. Dieser Plan, wie er ihn selbst darlegt, ist nur in der Einleitung, der Vorgeschichte Anatol's, ausgeführt worden, diese erhielt die Druckerlaubniß nicht und darum heißt die Erzählung nun ein „unterbrochene". Herzen ist unstreitig ein ungewöhnlicher Geist. So viel scharfe Beobachtung mit so viel wahrhafter Poesie und so viel Verbissenheit vereint, findet sich selten in einem Geist zusammen. Er hat mehr Gedanken als Worte und mehr Intention als Gedanken; fast jedes Wort seiner Geschichte ist ein Pfeilschuß und obenein ein giftiger, gegen das Herz der Welt, der Gesellschaft, wenigstens der russischen Gesellschaft, die er wie ein Sieb durchbohrt. Gleich im Eingang seiner Erzählung wird dies deutlich. Wir sehen den Hausknecht Efimka die Straße vor dem Palast Michael Stepanowitsch kehren. Er kehrt seit 52 Jahren. Ein Onkel von Michael hatte, als er einst seine Güter besuchte, ihn aus Simbirsk mitgebracht, nicht weil er den Knaben brauchte, sondern weil ihm das gute Aussehen Efimka's gefiel; er hatte beschlossen sein Glück zu machen und diesen Vorsatz, wie wir sehen, glänzend ausgeführt. Efimka fegte, als er ein Jüngling war, er fegte, als ihm der Bart sproß, er fegte, als dieser voll war und fegte noch immer, als er grau geworden war. Efimka fegte mit Leidenschaft u. s. w. Hierauf folgt die Schilderung des Hausstandes in derselben Weise. Mit Michael's Geburt hing es folgendermaßen zusammen. Stepan, sein Vater, kauft die hübsche Bauerdirne Akulina mit ihrer ganzen Familie für 3000 Rubel, denn ihr Herr sagt: ich bin ein Christ und will nicht scheiden, was Gott vereinigt hat. Die Dorf-Brunhilde taxirte ihren Werth nach dem bezahlten Preise und brachte ihren neuen Herrn zum vollständigsten Gehorsam; sie ward seine Frau und der Hochzeit wohnte der 10 Monate alte Michael bei. Stepan stirbt und Leff, sein Bruder, beschäftigt sich in den Tagen des Kummers damit, die Legitimität seines Neffen anzugreifen. Indeß war Michelchen zehn Jahre geworden. Seine Erziehung beschränkt sich auf die Entwickelung einer unbesieglichen Verdauung und in moralischer Hinsicht auf die wichtigen Grundsätze der Behandlung seiner Bauern und Dienstboten. Später dient er in den Garden, d. h. er verliert im Spiel, hat Wechsel für leidenschaftliche Liebe zu bezahlen, besiegt einen Nebenbuhler im Duell, fällt tödlich betrunken aus dem Schlitten und thut so alles, was man in jenen glücklichen Zeiten „in der Garde dienen" nannte. Dann geht er nach Paris und wohnt dem Sturm der Bastille bei. Hierauf kehrt er auf seine Güter zurück, legt das erpreßte Geld auf Wucher bei einem Trödler an, der einen Handel mit neuen Antiken und nasenlosen Adonissen treibt und wird so ein reicher Mann; dann schließt er eine seltsame Heirath und wird Vater Anatol's. Dieser, der Held unserer Erzählung, anfangs verzärtelt, von dem Augenblick an, wo er einen eigenen Willen zeigt, aber unterdrückt, flieht mit der Mutter, liebt, heirathet, hört auf zu lieben und ist unglücklich. Hier heißt es unter anderm: „Sich nur aus Dankbarkeit oder Mitleid nahe zu stehen, deshalb weil dieser Mensch mein Bruder ist und jener mich aus dem Wasser gezogen hat, ist eins der schwersten Kreuze, die einem Menschen auf die Schulter gelegt werden können!" (?) Dann heißt es weiter: „Unter Katharina bestand die russische Gesellschaft nicht aus Aristokraten, sondern aus Würdenträgern, stolz, aufgeblasen und nicht ganz zahm. Dem Volke waren die Namen derer, die die Knute führten, gleichgültig, der Rücken schmerzte ihm, gleichviel von wem er geschlagen ward. Am Ende ihrer Regierung bildete sich jener hoch im Dienst stehende Adel, halb roher Bojar, halb versailler Höfling, die Schlauheit des Diplomaten mit der Grausamkeit der Wilden vereinigend, gegen Ausländer höflich, gegen Russen hochmüthig und wild. Ihr Nachfolger Paul machte in 24 Stunden aus diesem prächtigen, männlichen Harem eine Kaserne, ein Gefängniß, ein Polizeihaus. Der verwilderte Herrscher rüttelte stark an dem alten Adel: er wollte im Takt herrschen: es war ein Wahnsinn, aber naiv und selbst in Rußland noch nicht dagewesen. Paul's Wildheit war nicht einmal mit der Nothwendigkeit verknüpft, sie war sinnlos, grausam, aber die Magnaten brachte er durch seinen Generalprocurator zur Ordnung. Sein Nachfolger Alexander umgab sich mit einer neuen Generation. Es ist kein Spaß, bei Austerlitz und Eylau gewesen zu sein, Paris in Moskau und Moskau in Paris gesehen zu haben. Kühn, gutmüthig, der Religion, der Disciplin streng ergeben, beherrschten die Gardeoffiziere Alexander's das russische Reich. Sie gaben furchtbar viel Geld aus und da sie kein eigenes hatten, nahmen sie das der kaiserlichen Kassen, denn Hunde, Bücher und Kronkassen zu stehlen, galt bei uns für keinen Diebstahl. Einer der letzten Typen der Art war tapfer, glänzend, sorglos..... Darauf starb der Kaiser und that wohl daran! Die prosaische, herbstliche Regierung seines Nachfolgers konnte solche Leute nicht brauchen; sie sprachen laut, urtheilten und antworteten auch wol gelegentlich; man brauchte Feldjäger, aber nicht Krieger; man nutzte ab, verbrauchte, verstümmelte; der Mühlstein der neuen Mühle zermalmte ganz Polen, ergriff die Deutschen, die Finnländer und mahlt noch immer, immer fort. Das Delirium des Vaters ging in ein langsames, chronisches Fieber über — man beeilt sich nicht mehr! Für diese Leute ist in den Ministerien und in den Bagnos Platz, nicht in Novellen." Soviel zur Probe von dem „blutigen" Stil des Verfassers. Wir kehren zu Anatol Stoligin zurück. Ein neuer Kampf der Pflichten ergreift ihn bei der polnischen

hebung. Nach allen Schrecken der „Beruhigung Warschaus" rt er nach Moskau zurück; allein das russische Leben macht ihn tarren. Er geht nach Europa, wie alle Welt, wird von einem den, in dessen Leben alles bestimmt und entschieden ist, zum tholicismus übergeführt, thut als Mönch seine Pflicht wie Automat, wird dann von Pater Roothaan nach Montevideo geickt, um eine Religion zu verkünden, an die er nicht glaubt, stirbt am Gelben Fieber. Hier schließt die machtvolle aber lose Erzählung, mit welcher sich Herzen als ein treuer üler Balzac's ausweist.

Der übrige Inhalt dieses Bandes ist minder bedeutend. dem Fragmente: „Im Vorüberfahren", zeigt uns der Verr in seiner ironischen Weise, welche Gefahren es für die igkeit habe, in irgendeiner strafbaren That mildernde Umde anzuerkennen, indem alsdann von der Strafbarkeit bald ts mehr übrig bleibe.

Die Erzählung: „Der Geisteskranke", harmonirt ganz mit Pessimismus des Verfassers; die Idee, daß der Planet selbst k sei, daß die Geschichte der Menschen zerstöre und daß bei gegenwärtigen Leben der Welt irgendwo ein schwerer Fehler en müsse, ist bei jemand, der weder an ein Moralgesetz, noch inen allweisen Lenker der Dinge glaubt, eben nicht verwunch und gibt natürlich zu tollen Gedanken überreichen Stoff, . zu dem, daß der menschliche Körper eigentlich unsterblich und nur deshalb verfalle, „weil ihm die richtige Nahrung ". Allein mitten unter diesen Tollheiten begegnet uns ein k so echter Poesie, daß wir es gern zweimal betrachten. ist dies ein herrliches Gemälde der Küste von S.-Remo er Riviera di Ponente. „Dem Unglücklichen", heißt es „ist ein schönes Land noch nöthiger, als gute Menschen. schade, daß ich keine Verse schreibe. Um von diesem Bilde den, hat man den Rhythmus nöthig, sowie ihn das Meer g hat, das mit seinen nie endenden Hexametern an die che Küste schlägt. Ich lag unter Oliven und sah zu, wie an Welle in langgeschwungenen Linien herankam, sich ies, mürrisch wurde, anfing zu lachen und sich zuletzt in um auflöste, indeß schon die folgende schlanken Ansehens ilte, um sich ebenso zu erzürnen, aufzukochen und sich langaufzulösen. Ach, alles Wirkliche ist so gering, daß wir von den ewigen Schwingungen der Natur unwillkürlich etwas erwarten, von der folgenden Welle irgendeinen Auf- — da — jetzt scheint es, daß es kommt — da — jetzt — die Welle löst sich wieder auf und murmelt dumpf und ändlich mit den Steinen des Ufers" u. s. w. Fürwahr, schön!

Die letzte Erzählung endlich: „Dr. Krupow", hat die Seekunde zum Gegenstand und auch hier begegnet uns eine Fülle geistiger Vorstellungen; z. B.: „Die Geschichte ist nichts Protokoll des thronisch-generischen Wahnsinns der Rasse ssen langsamer Heilung.... Früher legte man die Rasenden an die Kette, sondern erkannte sie an als Könige und riester.... Gegen den generischen Wahnwitz der Menschen blos zwei Medicamente, Champagner und Burgunder!" m.

o ist Herzen als Novellist. Er ist, wie jeder sieht, voller aber er hat einen großen Fehler: er ist blind für den schen Grundbau der Welt. Eins aber steht bei uns fest, tschluß nämlich, solange wir das kritische Amt bekleiden, ozu zu schweigen, daß jemand die sittlichen Grundlagen lt uns verdächtige, heiße er nun Balzac, Shelley, Heine erzen.

---

on den „Memoiren eines Russen" sind schon zwei Bände egangen, welche auch in Nr. 41 d. Bl. f. 1856 besprochen . In den vorliegenden zwei Bänden erzählt der Verfasser lich ungeordneter Folge zum Theil Dinge, die er auf andere on vorgetragen hat, und theilt diese in „Jugenderinne-" (dritte Folge), und „Gedachtes und Erlebtes" (vierte ab. Die „Jugenderinnerungen" bilden den interessantern Theil und empfangen ihre Bedeutung besonders von der Erzählung der Schicksale der Aeltern des Verfassers bei der Eroberung und dem Brande von Moskau: Ereignisse, die er selbst als einjähriges Kind erlebt hat. Seine Erziehungsgeschichte, in welcher uns zugleich das wunderliche Verhältniß der drei Brüder seines Vaters anzieht, schließt der Verfasser mit folgendem Satz: „Es gibt kein Land in der Welt, wo die Religion eine niedrigere Stelle in der Erziehung einnimmt als in Rußland und — das ist ein großes Glück. Denn die Zeit ist gekommen, es offen zu sagen, unser Zeitalter will Laie sein, gänzlich irdisch, d. h. gänzlich real!" Der Verfasser hat sicher keinen Satz geschrieben, der auf einmal und in aller Prägnanz zugleich das Grundübel Rußlands und seine eigenen Verirrungen so offenbar machte als dieser! Wir wissen nun vollständig, was wir von ihm zu erwarten haben und wir erwarten nichts mehr von ihm! Er ist uns nur noch ein pathologisches Phänomen.

Herzen's Mutter war aus Stuttgart; die eigentliche Stellung seines Vaters wird uns nicht deutlich gemacht, jedoch muß er ein Mann von Rang und Vermögen gewesen sein. Mortier führte ihn bei Napoleon ein und dieser schickte ihn mit einem eigenhändigen Schreiben an den Kaiser Alexander, der keine Antwort ertheilte, den Boten aber vier Wochen gefangen hielt, wie dies alles in einer interessanten Episode hier zu lesen ist. Der Verfasser grübelte früh über politische Dinge; man lebte in Jaroslaw, die Mutter verstand kein Wort russisch und war sehr unglücklich; die Leibeigenen waren damals noch abgöttische Verehrer ihrer Herren. Alexander starb und Nikolaus bestieg unter Blutvergießen den Thron. Die Aeußerung eines Husarenobersten, der von den Hingerichteten sagte: „Warum klagen die Menschen denn um diese Hunde, die man gehängt hat?" warf den Zündstoff in die Seele des vierzehnjährigen Knaben; von dem Augenblick an war er ein Revolutionär. So entscheidet oft ein Wort über unser Lebenslos. Er selbst sagt davon: „Ich habe es gesagt, daß ich ein Knabe, verloren in den Massen, vor diesem mit dem Blut der Opfer befleckten Altar schwor: die Märtyrer zu rächen und mich ganz dem Kampfe mit diesem Thron, diesem Altar, diesen Kanonen zu weihen. Ich habe noch nichts gethan: der Thron, der Altar, die Kanonen sind noch auf ihrem Platz — aber ich bin auch noch auf meinem Platze und halte die Fahne hoch, die ich nie verlasse." Hierauf ward Schiller sein Lieblingsdichter und eine Anstellung in der Kanzlei des Fürsten Jussupow der Lohn seiner Studien und seiner Verdienste. Diese Kanzlei wurde niemals besucht, Herzen wußte nicht einmal wo sie war, er studirte Physik und Mathematik, sieht Humboldt in Moskau, liest St.-Simon und wird Socialist und Verkünder der Emancipation des Fleisches. Kein Wunder daher, daß er uns in der vierten Folge von seinem Exil in Perm und Wiätka zu erzählen hat. Die Herzensgeschichten, welche hier mitgetheilt werden, fesseln uns zwar nicht sehr, jedoch muß erwähnt werden, daß er Natalie wider den Willen aller Welt heirathet und eine Familie gründet, die ihn, trotz aller Beschränkung, eine kurze Zeit beglückt. Sein Geist findet jedoch keine Ruhe, er war 30 Jahre alt. Rußland misfällt ihm im höchsten Grade, indeß findet der Westen doch auch keine Gnade vor seinen Augen. Er sagt: „Der westliche Mensch ist in keinem normalen Zustande, er mausert sich. Die mislungene Revolution hat sich nach innen gewendet, verwirrt hier das Verständniß und die historische Welle trägt in natürlicher Ordnung die schlammige Schicht der Bourgeoisie, welche die Aristokratie bedeckt und die Saat des Volks wegschwemmt, auf die Hauptbühne. Die Bourgeoisie ist unserm Charakter fremd, Gott sei Dank! Wir sind einerseits viel künstlerischer, andererseits viel einfacher als sie und jedenfalls vielseitiger." Was bleibt nun danach noch übrig? Weiß der Verfasser es selbst? Gewiß nicht! Neue Zerwürfnisse mit den Slawophilen und unter den eigenen Gesinnungsgenossen folgten; diese Fragen (des Socialismus) zu lösen ist so unmöglich, als es nach dem russischen Sprichwort unmöglich ist, bei dem vorbestimmten Bräutigam vorüberzureiten. Die Dinge entscheiden sich allein durch den Takt des Herzens; dafür gibt es keine Regeln. Wie diese Freunde

über Rußland dachten, davon gibt der folgende bitter launige Bericht Galachow's von seiner Rückkehr in das Vaterland eine Probe: „So kam ich also an die Grenze; Regen und Koth, ein Schlagbaum mit weiß und schwarzen Streifen bemalt; wir warten, er wird nicht aufgemacht. Ich sehe mich um, ein Kosack zu Pferde, die Lanze in der Hand, sprengt auf uns zu. «Erlauben Sie, den Paß!» Ich gebe ihn und sage: «Ich will mit dir auf die Wache gehen, Bruder! Hier ist es so naß.» — «Das geht nicht!» — «Wie so?» — «Belieben zu warten.» Ich wollte zu dem österreichischen Wachtposten zurück, da steht ein anderer Kosack, mit einem chinesischen Gesicht. «Das geht nicht!» — «Wie so?» — «Belieben zu warten!» Und der Regen goß und goß in Strömen. Plötzlich schrie ein Unteroffizier: «Macht auf!» und die Ketten rasselten und die gestreifte Guillotine erhob sich: wir fuhren darunter hin, die Ketten rasselten wieder: wir waren im Käfig! In der Wachtstube schrieb irgendein Cantonist etwas in den Paß. «Sind Sie's auch wirklich selbst?» Ich gab einen Zwanziger. «Alles in Ordnung! Belieben nach dem Zollamt!» Trott, trott, trott, ein Kosack mit der Lanze reitet neben mir. Im Zollamt sucht ein bebrillter Beamter in meinen Büchern. «Bemühen Sie sich nicht, lauter gelehrte Sachen!» Und ich gebe ihm einen Thaler. «Meinetwegen mag es sein, was es will. Macht den Koffer zu!» Ich natürlich gleich wieder einen Zwanziger. Wir sind fertig; die Troika schießt durch endlose Felder dahin. Da röthet sich der Himmel — eine Feuersbrunst. «Sieh doch», rufe ich dem Postillon zu, «das Unglück!» — «Oh, das ist nichts, es ist ein Bauernhaus! Hüh!» Wir fliegen weiter. Schon wieder ein flammender Himmel, aber ich frage schon nicht mehr" u. s. w. Alle diese Gesinnungsgenossen nennt Herzen mit ihrem vollen Namen. Es ist wunderbar; er muß doch an eine Gefahr für sie nicht so fest glauben, oder ist er blos zuchtlos und leichtsinnig? Indessen stirbt der Vater: der Erbstreit wirft dem Autor ein Gut im Gouvernement Kostrowo zu, das jetzt sequestrirt ist. Bald darauf erfolgt des Erzählers zweite Verbannung nach Nowgorod. Das „Warum" erfahren wir nicht und es scheint, daß der Autor dies neue Exil durch die Flucht ins Ausland brach, um für seine Ideen (?) Propaganda zu machen. Man fragte in Rußland nicht, ob er zurückkehren wolle und confiscirte einfach sein Vermögen.

Soweit die Memoiren. Wir glauben von dem Geiste und dem Wesen des Verfassers ein hinlänglich treues Bild gegeben zu haben, um uns hier jedes Zusatzes enthalten zu können. Unsere Leser werden selbst ihr Urtheil finden und wir zweifeln nicht, daß sie darin mit uns übereinstimmen werden, daß Alexander Herzen ein sehr geistreicher, aber auch ein ungemein befangener und im höchsten Grade für sich eingenommener Kopf ist, der an allen Gebrechen der russischen Erziehung, Religionslosigkeit und halbes Wissen, Eigenwillen und Gewaltliebe, leidet und nun die Sünden seiner Herkunft und seiner verfehlten Bildung trägt. Als Schriftsteller ist seine Feder gewaltig wie eine; allein seinen Gedanken fehlt Ordnung, Sammlung und die Weihe ernster Prüfung. 4.

Ein Bild aus Lessing's Knabenzeit.

Karl Lessing, der Biograph seines großen Bruders, erzählt aus Lessing's Kindheit folgenden, sehr bezeichnenden Zug: „Als ein Maler ihn im fünften Jahre mit einem Bauer, in welchem ein Vogel saß, malen wollte, hatte dieser Vorschlag seine ganze kindische Misbilligung. «Mit einem großen, großen Haufen Bücher», sagte er, «müssen Sie mich malen, oder ich mag lieber gar nicht gemalt sein.» Der Maler that es, und wer das Gemälde sah, erfuhr diese Anekdote. Es war eben der Maler, der ihn nachher im Zeichnen unterrichtete und ihm frühzeitig Geschmack an den bildenden Künsten beibrachte. Denn, wie Lessing oft erzählte, war er kein ganz schlechter Künstler und besaß sogar etwas Kunstgelehrsamkeit. Wie er sich aber nach Kamenz verirrt hatte, weiß Gott!"

Wol den wenigsten dürfte bekannt sein, daß dieses Bild bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat. Es befindet sich in dem sogenannten Lessing-Stift zu Kamenz.

Es ist aber nicht, wie man aus jenem Bericht des Biographen vermuthen könnte, ein einzelnes Porträt, sondern ein Bild mit einer porträthaften Knabengruppe. Rechts sitzt der junge Gotthold Ephraim Lessing, nicht im Alter von fünf, sondern etwa von sechs bis sieben Jahren, emsig in einem großen Buch blätternd, unter dem Stuhl und an der Seite desselben liegen ebenfalls Bücher; links sitzt ein jüngerer Bruder, an der Seite desselben steht ein kleines Lamm, dem der Knabe mit kindlichem Sinn Brot reicht. Gotthold Ephraim ist mit modischer Eleganz in rothen Rock, rothe Hosen und rothe Strümpfe gekleidet, der jüngere Bruder in ähnlicher Kleidung schwarz.

Lessing hatte völlig recht, wenn er den Maler dieses Bildes später einen in seiner Art nicht untüchtigen Künstler nannte. Die Gruppe ist geschickt angeordnet; in den Farben liegt, obgleich sie sehr nachgedunkelt sind, eine glückliche Stimmung; der Ausdruck der kindlichen Gesichter ist unbefangen und lebhaft. Es ist äußerst merkwürdig zu sehen, wie fest und bestimmt in den Gesichtszügen des Knaben die Gesichtszüge des Mannes bereits vorgezeichnet erscheinen. Hohe Stirn, weite, helle, offene Augen, die Nase breit und energisch vortretend, um den Mund ein freundliches Lächeln! Es ist kein schöner Knabe, aber ein Knabe voll kecker Lebhaftigkeit.

Es wäre sehr zu wünschen, daß dieses Bild durch Lithographie oder Holzschnitt vervielfältigt würde. Es gibt wol kein einziges Beispiel, daß wir von großen Männern eines so frühzeitigen Jugendbildes uns erfreuen.

In Kamenz hat man bei der Auffindung des Bildes leider auf das Bild selbst eine Inschrift geschrieben, welche den beigemalten jüngern Bruder als Karl Lessing bezeichnet. Dies ist entschieden unrichtig. Karl, der jüngste unter allen Geschwistern Lessing's, war zu jener Zeit gar noch nicht geboren. Jener Bruder ist vielmehr Theophilus Lessing, nur um zwei Jahre jünger als Gotthold Ephraim Lessing. Er war am 12. November 1732 geboren, studirte seit 1751 in Wittenberg, wurde 1760 Conrector in Pirna, 1778 Conrector in Chemnitz, 1805 Rector daselbst und starb am 6. October 1808. Er war ziemlich unbedeutend, aber sehr gewandt in der Kunst, lateinische Verse zu machen.

Sonst sind außer einigen Leichensteinen von Lessing's Vorfahren wenige Lessing'sche Reliquien in Kamenz zu finden; selbst nicht einmal ein Bildniß des Vaters, obgleich die schöne alte gothische Kirche, in welcher Lessing getauft ist und an welcher Lessing's Vater Prediger war, mit einer stattlichen Reihe alter Predigerbilder geschmückt ist. Das Predigerhaus, in welchem Lessing geboren und erzogen wurde, ist niedergerissen. Auch die Stadt selbst hat inzwischen eine durchaus veränderte Physiognomie erhalten; sie wurde in der Nacht vom 4. zum 5. August 1842 durch einen furchtbaren Brand mit Ausnahme einiger weniger Häuser völlig vernichtet und seitdem sind an die Stelle der alten Holz- und Schindelhäuser sehr freundliche Stein- und Ziegelhäuser getreten. Aber nichtsdestoweniger sollten die Verehrer des großen Mannes nicht verabsäumen, gelegentlich einmal eine Wallfahrt nach Lessing's Geburtsort zu unternehmen. Kamenz ist von Dresden aus in fünf Stunden erreichbar. Das freundliche gewerbfleißige Städtchen ist malerisch auf einem Hügel gelegen; ringsum fruchtbare Getreidefelder und waldige Anhöhen. Es ist eine träumerische nachdenkliche Stimmung, welche uns überkommt, wenn wir die schönen schattigen Baumgänge, von welchen die Stadt umkränzt ist, durchwandeln;

> Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
> Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
> Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Mit Rührung betrachtete ich den Kirchhof, welcher einst der Spielplatz des gewaltigen Knaben war; mit Rührung den Platz, auf welchem einst Lessing's Vaterhaus stand und welcher jetzt frei gelassen ist für eine aufzustellende Statue. Fast möchte man es nicht für bedeutungslos halten, daß die vorherrschende Steinart

ieser Gegend Granit ist. Die beiden mannhaftesten Charaktere
er deutschen Literatur, Lessing und Fichte, sind aus diesem
granitboden hervorgegangen.

Es ist ein seltsamer Zufall, daß der große Bildner des
essing-Statue, Ernst Rietschel, in der nächsten Nähe von Les-
ng's Geburtsort, in dem von Kamenz kaum zwei Stunden ent-
nten Städtchen Pulsnitz geboren ist. Wer von Dresden nach
amenz geht, betrete den dicht an der Straße liegenden Kirchhof
Pulsnitz. Sogleich am Eingang desselben, an der rechten
eite, findet er ein Grab, das die sterblichen Reste von Riet-
hel's Aeltern umschließt. Der Sohn hat in kindlicher Liebe
eses Grab mit deren Porträtreliefs geschmückt. Es sind ehr-
me, schlichte, tüchtige Bürgergesichter; der Vater, Bürger
d Küster in Pulsnitz, hat ganz und gar die Gesichtszüge sei-
s Sohnes, nur derber und herber. Hier vor diesen Relief-
dern, so durchaus in der bürgerlichen Innigkeit Dürer's und
lbein's gehalten und doch durchdrungen von dem feinsten,
ch die Antike geläuterten Schönheitsgefühl, wurde mir es
er als jemals, warum Rietschel gerade in der Verherrlichung
sing's sich seiner höchsten künstlerischen Kraft und Reife be-
st werden mußte. Beide, Lessing und Rietschel, sind in in-
ster Seele verwandte Naturen; beide haben sich schulen und
en lassen durch die großen Muster des Alterthums, und beide
en doch nie einen Augenblick vergessen, echt national, d. h.
deutsch zu sein. **Hermann Hettner.**

Friedrich's des Großen Briefwechsel.

R. Schwalb gab heraus: „Briefe und Dichtungen Friedrich's
Großen in biographisch geordneter Auswahl" (Essen, Bae-
r, 1859). Der Herausgeber und Anordner sagt in der
rede mit Recht, daß unter Friedrich's des Großen literarischen
ken seine Correspondenz eine der bedeutendsten Stellen ein-
ne, indem sich in ihr gründlich und allseitig sein ganzer
rakter und alle Schätze seines Geistes erschlossen und seine
en Erlebnisse und die Begebenheiten seiner Zeit, die Ge-
hte und der Geist des 18. Jahrhunderts überhaupt auf eine
nichfaltige, lebendige und interessante Weise abspiegelten.
Schwalb'schen Sammlung liegt die neue von der Akademie
Berlin besorgte Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen
Grunde, in der die französische Correspondenz des Königs
Briefe und Antworten in 12 Bänden umfaßt, während
eutsche Correspondenz nur einen Band bildet. Interessant
es zu erfahren, ob Friedrich im französischer Sprache nicht
vorzugsweise geschrieben, sondern auch gedacht habe; doch
ern wir uns nicht, daß hierüber eine Aeußerung des Königs
unden ist. Was den vorliegenden mit einer chronologischen
sicht über das Leben Friedrich's des Großen und mit dankens-
ten biographischen Notizen über seine Correspondenten ver-
en Auszug aus diesem Briefwechsel betrifft, so bemerkt der
usgeber, daß er bemüht gewesen, „mit Uebergehung alles
deutenden, Schwerverständlichen oder Bedenklichen eine Reihe
Briefen des großen Königs in chronologischer Folge so zu-
enzuordnen, daß sie ein möglichst zusammenhängendes Bild
vielbewegten, reichhaltigen Lebens und Geistes darstellen,
mit dem anmuthigen Reize der Frische und Natürlichkeit den
hümlichen Reiz einer unbewußten naiven Selbstbiographie
bdet". Er fügt dann hinzu: „Wer wird nicht gern die
alte Bekanntschaft auf eine so unmittelbare vertrauliche
erneuern? Den liebenswürdigen Menschen in dem that-
gen Fürsten, den vielgeprüften Dulder in dem siegreichen
, den Philosophen und Dichter in dem Feldherrn und
smann, den treuen innigen Freund in dem Herrn und Ge-
mit einem Wort den Menschen im König wiederzufinden?"
liebenswürdige humane Element ist es, das ihn zu seinem
eil wesentlich von Napoleon unterscheidet, der groß als
smann, aber eisig und unheimlich als Mensch war. Be-
swerth erscheint es, daß Friedrich die Oesterreicher (die
duren" ausgenommen) als Krieger ebenso achtete, wie
er die Franzosen verachtete. Er schreibt nach der Schlacht von
Zorndorf, daß unter seinen Feinden die Oesterreicher diejenigen
seien, „qui entendent le mieux la guerre"; über die Fran-
zosen dagegen schreibt er nach der Schlacht von Roßbach am 15.
November 1757 an den Marquis d'Argens: „Vos Français ont
commis des cruautés dignes des pandours; ce sont d'in-
dignes pillards. En vérité, l'acharnement qu'ils me mar-
quent est bien honteux; leurs procédés ne tendent qu'à
se faire un ennemi irréconciliable d'un ami qui leur a
attaché seize ans." Wie ritterlich, verglichen mit Napoleon's
rohem Benehmen gegen edle Frauen, ist das Geständniß, welches
Friedrich über Maria Theresia nach deren Tode ablegte: „Elle
a fait honneur au trône et à son sexe; je lui ai fait la
guerre, et je n'ai jamais été son ennemi" u. s. w. Gleich
achtungsvoll drückt er sich über Joseph, den Sohn dieser „grande
femme" aus. Die Ehre der Nation ist ihm alles: „A pré-
sent je descendrai en paix dans la tombe, depuis que la
réputation et l'honneur de ma nation est sauvé", schreibt
er nach der Schlacht von Roßbach. Er thut nur seine Pflicht;
die Ehre seiner Siege gibt er ausschließlich seinen Generalen,
seinen Soldaten und seinem Volke. Die Schrecken des Kriegs,
das Blutvergießen, das Hinsterben ihm werther Personen und
selbst geachteter Gegner und die Hinfälligkeit menschlicher Dinge
überhaupt erfüllten ihn immer mehr mit der tiefsten Melancholie,
stürzten ihn zuweilen in eine Verzweiflung, die ihn an ein tücki-
sches Schicksal, an „Se. Majestät" den Zufall als herrschende
Macht glauben und „mehr die Lebenden als die Todten" be-
klagen ließ. Kinkel sagt zwar einmal in seiner neuen Zeit-
schrift „Hermann": „Thatkräftig schaffend, wahrhaft organi-
sirend haben doch immer nur die heitern Naturen gewirkt",
nachdem er freilich anerkannt, daß auch die düstern Geister, die
in der Theorie dem Pessimismus huldigten, sehr nützlich seien,
weil ohne sie die Kämpfe der Geschichte „sich in das Wohlgefallen
eines Philisters auflösen würden". *) Indeß behauptete schon ein
griechischer Weiser, erinnern wir uns recht Aristoteles, daß alle
großen Männer melancholischen Gemüths seien; wenigstens waren
alle wirklich großen Staatsschöpfer, Religionsstifter, Gesetzgeber
und Denker sicherlich keine Sanguiniker, wenn sie auch, wie Fried-
rich der Große selbst, mitunter zu scherzen und dem Leben eine
heitere Seite abzugewinnen wußten. **H. M.**

Notizen.

Eugène Seinguerlet kein „Zängerle".

In Verfolgung unserer Aufgabe, in d. Bl. auch die Stimmen
des Auslandes über deutsche Literatur und deutsches Geistesleben
möglichst vollständig zu registriren und über die Wechselwirkun-
gen zwischen unserer und den fremden Literaturen Buch zu füh-
ren, geriethen wir wiederholt auf den jungen französischen
Gelehrten E. Seinguerlet, der von Heidelberg aus über deut-
sche Wissenschaft und Literatur für mehrere französische Zeitun-
gen berichtet. Irgendeinen Anonymus hat nun unsere Ver-
sicherung, daß Seinguerlet eine bei einem Franzosen nicht
gewöhnliche Kenntniß des deutschen Wesens und der deutschen
Literatur an den Tag lege, nicht ruhig schlafen lassen; er hat die

*) Kinkel hat jetzt die Redaction dieses Blattes wie sein Eigen-
thumsrecht daran in andere Hände übergehen lassen. Dies überrascht
uns nicht; das Blatt war wie alle früher in London und Paris ver-
suchten Unternehmungen dieser Art sehr unzweckmäßig eingerichtet.
Leitartikel im Sinne der Kinkel'schen Hauspolitik, radicale Ergüsse
von Magyaren, Slawen, Russen u. s. w., und daneben unendlich
lange Abhandlungen über altägyptische Kunst sucht in einem solchen
Blatte niemand. Man kann ein sehr achtungswerther Mensch, Ge-
lehrter und Lyriker und dabei doch ein ziemlich unpraktischer Politiker
und Zeitungsschreiber sein. In Betreff des Titels „Hermann" bemerkte
Karl Heinzen in seinem „Pionier", dieser Titel allein schon beweise,
daß Kinkel keinen Verstand habe. Zu einer solchen Schlußfolgerung
gehört freilich Karl Heinzen'sche Logik.

„Neue Preußische Zeitung" mit der Mittheilung behelligt, Seinguerlet sei gar kein Franzose, sondern ein „ehrlicher Schwabe", Namens Zängerle, „der seit einiger Zeit in Paris gelebt und die fremde Orthographie seines altwürtembergischen Patronymicums wol nur aus Mitleid für die französischen Zungen nöthig befunden hat"! Seinguerlet schickte sofort einen Brief an die Redaction der „Neuen Preußischen Zeitung", worin er gegen diese „mystification absurde" protestirte. Die Redaction der „Neuen Preußischen Zeitung" nahm von diesem Briefe so weit Notiz, daß sie ihr Bedauern aussprach, „eine irrige Nachricht verbreitet zu haben". Da die „Neue Preußische Zeitung" den Seinguerlet'schen Brief dem Publikum vorenthalten hat, so wollen wir ihn hier vollständig veröffentlichen, indem wir die Bemerkung vorausschicken, daß Seinguerlet ihn uns mitgetheilt hat, ehe die kurze Berichtigung im Feuilleton der „Neuen Preußischen Zeitung" erschienen war. Der Brief lautet:

A Monsieur le directeur de la «Neue Preussische Zeitung».

Monsieur, — nous avons été tous deux victimes, — vous, d'une mystification, — et moi, d'un indigne mensonge. Dans un des derniers numéros de votre Gazette je lis ces mots: «M. Seinguerlet est un honnête Souabe, du nom de Zaengerlé, qui vit depuis quelque temps à Paris, et qui, par pitié sans doute pour les langues françaises, a changé l'orthographe de son vieux nom wurtembergeois.» — Il est de mon devoir de protester contre une pareille imputation. Non monsieur; je n'ai jamais changé de nom; je ne suis pas un Souabe, mais un Français, et je le suis tellement que je suis exilé. Je n'habite pas Paris, mais Heidelberg. Depuis sept années, depuis le coup d'État, j'y ai consacré les loisirs que la politique m'a faits, à étudier la langue, les moeurs et la littérature de l'Allemagne.

J'espère que vous voudrez bien, Monsieur, accorder une place à cette rectification dans les colonnes de votre journal, — car sans être précisément très fier d'être Français, je n'en tiens pas moins à ne pas passer un Souabe travesti en Français.

Agréez, Monsieur, etc. *Eugène Seinguerlet.*

Seinguerlet hat sicherlich recht, die gegen ihn ausgesprochene Verdächtigung, er habe die Schreibung seines Schwabennamens aus Rücksicht auf die französischen Zungen (soll wol besser heißen auf die französischen Augen) französirt, in seinem Schreiben an uns eine „étrange attaque", einen „affreux canard" zu nennen. Ein „ehrlicher Schwabe" lernt nach einem selbst mehrjährigen Aufenthalt in Paris nicht so gewandt und correct französisch schreiben und auch trotz seiner Sympathien für Deutschland französisch denken oder seine Gedanken französisch construiren wie Seinguerlet. In solchen unprovocirten, ungehörigen und taktlosen Angriffen erblicken wir nur einen Ausfluß jener „Aufmutzerei", wie sie in Deutschland nur zu häufig angetroffen wird. Schließlich bemerken wir, daß Nr. 9 der „Illustration de Bade. Journal littéraire et artistique de la Forêt-Noire et de la vallée du Rhin" eine von dem Redacteur dieses Blattes, Ch. Lallemand, herrührende Notiz enthält, wonach Seinguerlet, dessen Vorfahren in Colmar gelebt, in Strasburg geboren ist, wo er auch seine Studien machte; er sei ein „Gaulois" von Charakter und Geburt, und wenn die „Neue Preußische Zeitung" dies nicht glauben wolle, so möchte sie sich nur an seine frühern Professoren wenden, und sie würden zur Antwort erhalten, „que le jeune Eugène était un fort mauvais garnement sur les bancs du collége". Seinguerlet ist also ein Elsasser und als solcher auch ein Franzose, und wenn wir hiermit constatiren, daß er dies und kein Schwabe ist, so wollen wir damit übrigens keineswegs sagen, daß es irgendwem zur Unehre gereichen könne, dem Stamm der Schwaben anzugehören, einem Völkchen, welches der Welt Geister wie Kepler, Schiller, Wieland, Hegel, Schelling, Uhland, David Strauß, Friedrich List u. s. w. gegeben hat.

Das Familienelement in Schiller's Tragödien.

Wir wissen nicht recht, ob schon von irgendwem und irgendwo die Art und Weise, wie Schiller in seinen dramatischen Dichtungen das Familienleben behandelt hat, einer speciellen Untersuchung gewürdigt worden ist. Dieser Punkt scheint uns aber einer besondern Aufmerksamkeit werth zu sein; denn sicherlich ist es eine merkwürdige und bedeutungsvolle Thatsache, daß wir in den meisten Tragödien Schiller's die Familie im Zustande innerer Zerrüttung und in den feindseligsten Conflicten dieser oder jener Mitglieder gegeneinander begriffen sehen. So stehen in den „Räubern" Franz Moor seinem Vater und zugleich seinem Bruder und dieser jenem, in „Kabale und Liebe" Ferdinand seinem Vater, dem Präsidenten, in „Don Carlos" der Infant seinem Vater, dem König, in der „Braut von Messina" zwei Brüder im feindseligsten Conflict einander gegenüber. In der „Jungfrau von Orleans" schleudert der Vater seinen Fluch gegen seine Tochter Jeanne. Geadelter und gemäßigter erscheinen diese Conflicte in der Stellung Max Piccolomini's zu Octavio oder in der Stellung der beiden Attinghausen in „Wilhelm Tell"; aber das Grundthema ist doch dasselbe. Zu dieser Bemerkung fanden wir uns jüngst durch eine Aufführung von „Kabale und Liebe" auf dem leipziger Stadttheater angeregt. So hervorragend auch das dramatische Genie ist, das sich in diesem Trauerspiel bekundet, so hinreißend oft die Sprache, so tief menschlich aufgefaßt und erschütternd auch viele Scenen sind, so hat doch das ganze Verhältniß zwischen Vater und Sohn etwas höchst Peinliches und die entwürdigende Demüthigung des erstern am Schlusse des Stücks etwas Furchtbares, gegen das sich alles bessere Gefühl sträubt. Gab es zu Schiller's Zeit wirklich mehr schurkische Väter und Brüder als heutzutage? Oder waren es individuelle Erfahrungen, welche ihn bestimmten, vorzugsweise gerade solche Conflicte zu wählen? Oder ist die Neigung dafür auf seine titanische, überhaupt gegen jeden Zwang, welcher die freie Selbstbestimmung seines Geistes einengte, also auch gegen den Familienzwang sich auflehnende Natur zurückzuführen? Oder machte er damit nur einem nicht sehr löblichen, in den damaligen bürgerlichen Schauspielen stark hervortretenden Zeitgeschmack ein Zugeständniß, das sich dann durch Gewohnheit befestigte? Oder huldigte er überhaupt der Ansicht, daß die moderne Tragödie, auch die historische, nur durch Verschmelzung mit Familienconflicten der angegebenen Art ihrer Wirkung auf ein modernes Publikum sicher sei? Bemerkenswerth ist es, daß Schiller in seinen Balladen und lyrischen Producten, in denen der Dichter am wenigsten mit dem Publikum zu kokettiren und sich selbst am getreuesten zu sein pflegt, unsers Wissens keinen einzigen Stoff dieser Art behandelt hat. Uebrigens möchten wir dieser Bemerkung doch die dringende Warnung hinzufügen, die Moralsätze, welche ein Genie, möge es Shakspeare oder Byron, Goethe oder Schiller heißen, für sich aufstellt und aufzustellen von seinem Standpunkt begründetes Recht hat, zur Allgemeingültigkeit zu erheben. Schiller sagt einmal:

Gemeine Naturen

Zahlen mit dem was sie thun, edle mit dem was sie sind.

Schiller konnte das von sich mit vollem Recht sagen, denn was er war, das war auch zugleich eine That für seine Nation und die Menschheit, und das zu werden, was er zuletzt war, hat er es sich wahrlich Opfer und Arbeit genug kosten lassen. Wenn dieser zweideutige Satz aber als ein allgemein gültiger anerkannt und befolgt werden sollte, so würde zuletzt gar nichts mehr gethan werden. Keiner glaubt, eine gemeine Natur zu sein, jeder wähnt doch etwas zu sein, und so könnte zuletzt jedermann seinen Egoismus aufs bequemste mit dem Schilde decken: ich brauche für die Menschheit und meine Nebenmenschen nichts zu thun, denn ich zahle ihnen mit dem, was ich bin! Und das wäre denn leider nur zu häufig soviel als — nichts.

H. M.

Bibliographie.

Barth's, H., Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849—1855. Im Auszuge bearbeitet nach dem in fünf Bänden erschienenen Tagebuche. 1ste Lieferung. Gotha, J. Perthes. Gr. 8. 7½ Ngr.

Batz, C. W., Gedichte. Leipzig, C. L. Fritzsche. Gr. 16. 15 Ngr.

Die Edda. Eine sammlung altnordischer götter- und heldenlieder. Urschrift mit erklärenden anmerkungen, glossar und einleitung, altnordischer mythologie und grammatik. Herausgegeben von H. Lüning. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 6 Thlr.

Kemény, Baron S., Rauhe Zeiten. Historischer Roman. Deutsch von D. Weber. 1ster Theil. Pest, Emich. 8. 20 Ngr.

Kranz, L., Deutsche Treue. Vaterländisches Schauspiel. Constanz, Meck. Gr. 8. 14 Ngr.

Lewald, Fanny, Neue Romane. Vier Bände. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Linck, F. J., Eginhard und Emma. Lebensbilder dem deutschen Volke erzählt. Darmstadt, Küchler. 16. 7½ Ngr.

Lohmann, P., Ein Sieg der Liebe. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Luppe. Ler.-8. 8 Ngr.

Manuel, E., Wilde und zahme Xenien. Berlin, Springer. Br. 8. 15 Ngr.

Nagler, Die sittlichen Begriffe oder das Wesen des deutschen Stammes. Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte. Speyer, Lang. Gr. 8. 24 Ngr.

Nitzsch, K. W., Vorarbeiten zur Geschichte der staufischen Periode. 1ster Band. — A. u. d. T.: Ministerialität und Bürgerthum im 11. und 12. Jahrhundert. Ein Beitrag zur deutschen Städtegeschichte. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ratjen, H., Beitrag zur Geschichte der Kieler Universität. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 12 Ngr.

Rückert, L. J., Der Rationalismus. Leipzig, Haynel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Scharff-Scharffenstein, H. v., Denkwürdigkeiten eines Royalisten. 1ster und 2ter Band. Berlin, Herbig. 8. 3 Thlr.

Schleiniger, N., Grundzüge der Beredsamkeit mit einer Auswahl von Musterstellen aus der classischen Literatur der ältern und neuern Zeit. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 26 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, Scharnhorst. Eine Biographie. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 1 Thlr.

Seetzen's, U. J., Reisen durch Syrien, Palästina, Phönicien, die Transjordan-Länder, Arabia Petraea und Unter-Aegypten. Herausgegeben und commentirt von F. Kruse in Verbindung mit Hinrichs, G. F. H. Müller, H. L. Fleischer und mehreren anderen Gelehrten. 4ter (Schluss-)Band. — A. u. d. T.: Commentare zu Ulr. Jasper Seetzen's Reisen durch Syrien etc. Ausgearbeitet von F. Kruse und H. L. Fleischer in Verbindung mit mehreren andern Gelehrten. Nebst sämmtlichen Original-Charten Seetzen's, von ihm selbst zu seiner Reise gezeichnet und auf seinen Wunsch vervollständigt durch Hinzufügung mehrerer Ortsnamen nach seinen Tagebüchern, so wie der alten Namen der zu bestimmenden Orte, von Kruse. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Stroh, W. F., Die Lehre des würtembergischen Theosophen Johann Michael Hahn, systematisch entwickelt und in Auszügen aus seinen Schriften dargestellt. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Venedey, J., Friedrich der Große und Voltaire. Leipzig, Hübner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verena, Sophie, Ein Sohn des Südens. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wachenhusen, H., Tagebuch vom Kriegsschauplatz. Aus dem Hauptquartier. 1ster Band. 1ste Lieferung. Berlin, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 6 Ngr.

Wendt, B., Zwei Bücher von der Kirche. Eine Apologie der Lehre Luthers von der Kirche. Ueberarbeitung einer gekrönten Preisschrift. Halle, Fricke. Gr. 8. 15 Ngr.

Wolf, F., Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationalliteratur. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Zur Erinnerung an Friedrich Wilhelm Herzog von Braunschweig und seinen Zug von den Gränzen Böhmens nach Elsfleth 1809. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Boscarolli, J., Die Finanzen Oesterreichs. Ein Vorschlag zur vollständigen Regelung derselben und zur dauernden Herstellung der Valuta. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Ngr.

Politischer Dialog zwischen einem Baiern und einem Preußen. Berlin, Rücker u. Püchler. 8. 5 Ngr.

Döderlein, L., Gedächtnißrede für Herrn Dr. Karl Friedrich von Nägelsbach, ordentlichem Professor der Philologie an der Universität Erlangen, gehalten am 21. Mai 1859 im Auftrag des königl. akademischen Senates. Erlangen. 4. 4 Ngr.

Fliegende Blätter der Gegenwart. Eine Ergänzung zu allen Zeitungen. In wöchentlichen Nummern zu 2 Ngr. Leipzig, Brockhaus. Gr. 4.

Franz, K., Oesterreichs Feind ist Deutschlands Feind. Vaterländische Gedichte. 1stes Blatt. Hersfeld. 16. 2½ Ngr.

Gerade heraus! Eine Stimme aus den Reihen der Monarchie. Berlin, Hempel. Ler.-8. 10 Ngr.

Grieben, H., Constanter ac sincere! Norddeutsche Frühlings-Terzinen an das deutsche Volk. Stettin, Müller. 16. 4 Ngr.

Harleß, C. G. A. v., Wie Geistliche sich in Kriegszeiten verhalten sollen. Eine Stimme Luthers an die Zeitgenossen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 4 Ngr.

Iserlohn, F. v., Die Hermannsschlacht. Eine Erinnerung an das deutsche Volk. Dresden, Meinhold u. Söhne. Gr. 8. 3 Ngr.

Neumann, H., Geharnischte Sonette für 1859. Neiße, Graveur. Gr. 16. 2½ Ngr.

Peez, A., Deutschland am Wendepunkt seiner Geschicke. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Posaune des Herrn. Ein Wort an unsere Zeit. Potschappel. Gr. 16. 1 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, Oesterreich und Napoleon III. im Streit um Italien. Mit 1 illuminirten Karte der Alpenländer (Schweiz, Tyrol und Ober-Italien). Prag, Kober u. Markgraf. Gr. 8. 10 Ngr.

Schweitzer, J. B. v., Widerlegung von Carl Vogt's Studien zur gegenwärtigen Lage Europa's. Frankfurt a. M., Auffarth. 8. 6 Ngr.

Sorg, F., Die zehn Gebote des neunzehnten Jahrhunderts. Sichere Grundlage zur praktischen Veredelung der Menschenfamilie. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 4 Ngr.

Venedey, J., Der italienische Krieg und die deutsche Volkspolitik. An Preußens Volk. Hannover. Gr. 8. 6 Ngr.

Wallhauß, Feldzeugmeister Giulay's Kriegsführung in der Lombardei vor dem Richterstuhle rationeller Kritik. Nebst Beantwortung der wichtigen Frage: „Wie ist jetzt Oesterreich vom doppelten Untergange zu retten?" Eine Schrift für Jedermann in deutschen Landen. Hersfeld, Wallhauß. Gr. 8. 5 Ngr.

Widmann, A., Deutschland eine Eidgenossenschaft. Jena, Doebereiner. Gr. 8. 6 Ngr.

Einige Worte über den Antrag der holsteinischen Ständeversammlung in Betreff der Gesammtstaatsverfassung. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 11. August 1859.

Inhalt: Romanliteratur. Von August Henneberger. — Zur Kunde des alten Aegypten. — Altwälsche Literatur und Geschichte. — Die sogenannte classische und die sogenannte Epigonenliteratur. — Notizen. (Eine Stimme aus England über Sternberg's „Erinnerungen"; Das Lebensalter der Dichter und Rechtsgelehrten; Der Mangel an ästhetischer Begabung bei den Schweizern.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Romanliteratur.

Paul Bronckhorst oder die neuen Herren. Roman von Levin Schücking. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 4 Thlr.

Der vorliegende Roman ist fast durchgängig erfreu- . Zuerst loben wir wie billig die Wahl eines vater- ländischen deutschen Stoffs. Die Geschichte, die uns Levin Schücking erzählt, hat zur Grundlage die Ereignisse nach Luneviller Frieden, insofern dieser die westfälischen Verhältnisse neu ordnete, indem Paderborn von den Preußen besetzt, eine ganze Reihe säcularisirter Land- gemente aber zur Entschädigung derjenigen Fürsten und Herren verwendet wurde, welche ihre Besitzungen auf dem linken Rheinufer hatten abtreten müssen. Es ist also vorzugsweise westfälisches Volksthum, westfälische Eigen- die uns vorgeführt wird. Und daß der Verfasser seine Heimat Westfalen kennt und naturgetreu ohne sen- timentale Dorfgeschichtenmanier plastisch darzustellen weiß, hat er in diesem Buche bewiesen, wobei es ihm zum andern Verdienst angerechnet werden muß, daß er die Vergleichung seiner Gestalten mit der classischen Figur des Immermann'schen Hofschulzen nicht gescheut hat, und wie der Erfolg beweist nicht zu scheuen gehabt hat. Eine besondere technische Feinheit finde ich in der Art, wie er der westfälischen Kernnatur die französische Ober- flächlichkeit eines der neuen Herren, des Herzogs von [illegible]ure und seiner Umgebung, als Folie gegenüberstellt, einen Gegensatz, durch welchen die Farben beider Bilder sich um so entschiedener abheben.

Einen zweiten Vorzug des Buchs finde ich in dem Humor, mit welchem es geschrieben ist. Die Ver- hältnisse, die uns geschildert werden, sind in ihrer klein- lichen Komik allerdings herausfordernd für die gute Laune, zumal wenn man dabei, wie wir heutzutage, in jenem Pharisäismus sich des seit jener Zeit gemachten Fortschritts erinnern darf. Aber obgleich wie gesagt das Thema selbst zur Heiterkeit auffordert, so sind wir doch durch die anspruchsvollen Tendenzromane neuer Zeiten so sehr daran gewöhnt worden, alles schwer und trübselig zu nehmen und mit Leichenbittermienen den Weltlauf zu betrachten, daß wir einem Schriftsteller, der an der Mensch- heit und auch an dem Theil der kaukasischen Rasse, der sich Deutschland nennen läßt, nicht verzweifelt, uns zu aufrichtigem Danke verbunden fühlen. Keine Spur von Pessimismus trübt die hoffnungsvolle Anschauung, die sich in diesem Roman ausspricht. Dabei bleibt der Ernst des Lebens keineswegs ausgeschlossen und wird noch weniger in französisch-frivoler Weise in Scherz verkehrt; aber über allem liegt der versöhnende Duft eines liebevollen Humors, der sich in Sprache und Darstellung auch äußerlich dar- stellt. Diese Heiterkeit des dichterischen Horizonts verträgt sich sehr wohl mit sittlicher Strenge, oder vielmehr sie ist das Resultat selbstbewußter sittlicher Principien, während jene pessimistische Himmelsstürmerei, die mit den Menschen und vorzüglich mit dem lieben Gott grollt, weil er die Welt so höchst unvollkommen eingerichtet, auf nichts an- derm als auf einer gänzlichen Verschrobenheit der sitt- lichen Begriffe beruht, an welcher besonders unsere lite- rarische Welt krankt.

Neben diesen Vorzügen finden sich natürlich auch ein- zelne Ausstellungen zu machen. Zuerst in Beziehung auf Erfindung und Charaktere will ich nur wenige Punkte hervorheben. Wie merkwürdig und romanhaft die Fü- gung ist, welche Reinhard gerade in dem Moment seinen Proceß gewinnen läßt, wo dies für den Gang der Hand- lung am nothwendigsten ist, hat der Verfasser selbst ge- fühlt. Aber seine Exclamation: „In der That, es war eine merkwürdige Fügung des Schicksals" macht diese etwas ungeschickte Erfindung nicht besser, erinnert vielmehr zu des Verfassers Nachtheil (übrigens sans comparaison) an die berühmte Redensart der „Eulalia" in „Menschenhaß und Reue": „Sie stoßen hier auf eine Unbegreiflichkeit in meiner Geschichte": eine Phrase, die den alten Satyr Tieck so überaus ergötzte. Aber auch andere Verstöße gegen eine gute Composition finden sich. Oder ist es wahrscheinlich, daß die Prinzessin Leonie ihrem Vetter in der Kirche das Rendezvous wird haben geben wollen, ohne sich vorher zu vergewissern, daß der Held des Ro- mans nicht ganz bequem aus einem an seine Wohnung anstoßenden Zimmer zuschauen könne? Kann man es

eine geschickte Exposition der Verhältnisse des Herzogs nennen, wenn (II, 44 fg.) zwei Unterredner sich dieselben vorerzählen, die sie beide schon kennen? Auch mit der Charakterzeichnung des Haupthelden kann man nicht immer ganz einverstanden sein. Er, der als ein vorzugsweiser energischer Geist geschildert wird, thut im Grunde ziemlich häufig nicht dasjenige, was man von einem solchen Charakter erwarten müßte.

Bei einem Schriftsteller wie Levin Schücking muß man auch an kleinen Misgriffen anstoßen. Wozu das ewige Kokettiren mit französischen Redensarten, die den Franzosen des Buchs in den Mund gelegt werden? Ich lasse mir das gefallen, wenn dadurch irgendein besonderer Zweck erreicht werden soll; aber ganz gleichgültige Phrasen in fremder Sprache einem deutschen Buche einzufügen, ist ein nicht zu statuirender wenn auch noch so modischer Unfug. Wenn der Vater seine Tochter fragt, ob sie, während er zu Fuß gehen will, geneigt ist sich über einen Morast wegtragen zu lassen und sie damit einverstanden ist, so wüßte ich nicht, was wir Wesentliches gewinnen, wenn dies französisch eingefügt wird: „Eh bien, estce que cela vous convient, ma fille?“ — „Ça m'est égal, s'il vous plaît de risquer le trajet à pied!“ Oder wäre dieser philosophische Gedanke wirklich nur französisch ausdrückbar? Auch den Panegyrikus auf Frankreich (II, 205) hätten wir dem Verfasser, der sonst so deutsch denkt, gern erlassen: „Frankreich hat immer dem Tapfern den Ritterschlag verliehen. In Deutschland beruht der Adel auf dem Blute, in England auf dem Besitze, in Frankreich auf der That.“ Wir enthalten uns alles Commentars, um nicht etwa auf das Haupt der unschuldigen „Blätter für literarische Unterhaltung“ eine Beschwerde irgendeines französischen Gesandten heraufzubeschwören; denn unser Commentar könnte nur humoristisch-satirisch die Worte Schücking's erläutern. Dagegen erlaube ich mir dem Verfasser gegenüber, der mit solcher Vorliebe französisch parliren läßt, noch die eine Bemerkung, daß der Roi d'Yvetôt im Jahre 1802 ein Anachronismus sein möchte. Oder ist die Figur des guten Königs älter als das Gedicht Béranger's, welches erst im Jahre 1813 gedichtet wurde?

Vor allem aber hätte ich gewünscht, daß der Verfasser das Historische seines Romans mehr in den Vordergrund und die Privathändel hätte zurücktreten lassen. Was er Geschichtliches uns vorführt ist so interessant, daß wir für die Ausmalung dieser Ereignisse und öffentlichen Zustände gern eine gute Partie der gewöhnlichen Romaningredienzien in den Kauf gegeben hätten. Aber auch wenn er seinen Roman nicht zu einem eigentlich historischen gestalten wollte, hätte eine etwas breitere historische Exposition gut gethan, während er jetzt bei seinen Lesern wol etwas zu viel Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse voraussetzt. In summa empfehlen wir den Roman als eine gesunde und erfreuliche Dichtung allen Liebhabern.

2. Die Gesellschafterin. Vom Verfasser der Neuen deutschen Zeitbilder. Leipzig, H. Schultze. 1858. 8. 1 Thlr.

Temme ist als Romanschriftsteller beliebt und verdient dies durch eine leichte und gewöhnlich spannende Erzählung. Auch die Geschichte, welche er jetzt uns darbietet, ist gut geschrieben, wenn freilich die Erfindung nicht eben sehr bedeutend genannt werden kann. Aber so gern wir das erfreuliche Talent des Verfassers anerkennen, um so weniger sagt uns die verbissene pessimistische Stimmung zu, in welcher einzelne Partien seiner Werke geschrieben sind. Auch ein Theil unsers Buchs leidet unter diesem Umstand. Da wird nicht nur in bester Form über liederlichen Adel, sich vollsaugende Rentmeister, orthodoxe Pfarrer raisonnirt in der Weise, wie es vormärzliche liberale Blätter zu allgemeiner Erbauung zu thun pflegten; es ist sogar ganz in der Manier Börne's seligen Andenkens in spöttischster Weise die Rede von den Freiheitskriegen gegen den Erzfeind Napoleon: ein Ausdruck, den der Verfasser mit Anführungsstrichen versieht, um die Ironie nicht verkennen zu lassen. Temme ist ein so hochgebildeter Mann, daß er wol wissen muß, daß diese Art Liberalismus, die in den Tag hineinraisonnirt und für die heroische Erhebung des Volks nur Spott hat, längst antiquirt und außer Curs ist. Der deutsche Liberalismus — und Temme wird uns erlauben uns auch dieser Partei zuzuzählen — hat gelernt, daß erst das Vaterland, dann die Freiheit kommt und daß es kindisch ist, wenn man um die deutschen Fürsten zu ärgern die Napoleonische Zeit erhebt und die Freiheitskriege als sogenannte verspottet. Doch Temme weiß wie gesagt alles das so gut als wir. Wenn er dennoch in seinen Büchern immer wieder seine pessimistische Stimmung zum Ausdruck bringt, so steht dieser Verbitterung ein alles aufhebender Entschuldigungsgrund zur Seite: Temme lebt in der Verbannung. Fern sei es daher von uns ihm Vorwürfe zu machen; schließen wir vielmehr mit dem Wunsch und der Hoffnung, daß ein Act der Amnestie, den alle Parteien bis auf jene unverbesserliche, die wunderlicherweise „vom Kreuze“ sich nennt, ersehnen, bald auch einem Manne wie Temme die Grenzen des Vaterlandes wieder öffnen und den schwarzen Schleier des Unmuths von ihm nehmen möge, der sein Gemüth und seine Augen verdüsternd überzieht.

3. Die Sabbathianer. Historischer Roman aus der Zeit der ersten Theilung Polens von Eduard Breier. Drei Theile. Pesth, Hartleben. 1858. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Sabbathai Zewi wurde 1625 in Smyrna als der Sohn eines armen jüdischen Krämers, geboren, studirte eifrig die Kabbala, führte ein heiliges Leben und erklärte sich selbst 1649 für den Messias, der gekommen sei die Juden zu erlösen. Eine Menge Volks fiel ihm zu, aber die türkische Regierung, welcher diese Bewegung nicht unbedenklich vorkam, zwang Sabbathai zum Islam überzutreten und brachte ihn in sichern Gewahrsam. Dessenungeachtet lebte seine Lehre fort und fand in Jakob Frank, einem Branntweinbrenner, der aber den theologischen Studien sich gewidmet, einen begeisterten Apostel, dem nah und fern Gemeinden sich anschlossen, die ihn als ihren heiligen Vater verehrten. Es ist dies derselbe Jakob Frank, dessen räthselhafte Persönlichkeit neuerdings mehrfache Besprechung

efunden hat, derselbe, welcher zuletzt in Offenbach
ne Art Hof hielt und am 10. December 1791 dort
lötzlich verstorben ist. Nach der Darstellung unsers Ro-
ans war nach Sabbathai's eigenem Testament ein Nach-
lger zu ernennen, die Wahl fiel auf Jakob Frank und
eser wurde denn von dem heimlich angesammelten Schatz,
n Sabbathai in den unterirdischen Gewölben einer tür-
chen Festungsruine hinterlassen, in seinem Wirken we-
ntlich unterstützt. Ganz à la Monte Christo. Wie
r Meister zum Islam, so trat Frank zum Christenthum
er; wie jener von der türkischen Regierung, so wurde
eser von den orthodoxen Rabbiniten dazu gedrängt.
ank verwarf den Talmud, an dessen Stelle er das Buch
ohar als Fundament seiner Dogmatik bezeichnete. Im
rigen drang er auf ein streng sittliches Leben seiner
hänger, wozu andererseits das Studium der Kabbala,
turwissenschaften und Leibesübungen als zweckmäßige
cidentien empfohlen wurden. Kann sich jemand aus
er Lehre einen klaren Begriff bilden? Gewiß so wenig
der Urheber der Lehre selbst, der, um die Sache noch
fuser zu machen als sie schon ist, auch nach seinem
ertritt zum Christenthum fortfährt sich als Sabba-
ner zu geriren, und von der Einführung eines Juden-
stenthums spricht, wie es der Apostel Jakobus in den
eiten des Christenthums gegründet. Kurz dieser ganze
bbathianismus ist weniger ein System, als ein Haufen
mystischer, halb grobrationalistischer Elemente, die
gré mal gré zusammengeschweißt sind. Und was
ressirt uns nun diese höchst unklare Doctrin sammt
m Autor? Wie können wir für das Buch Sohar
nüber dem Talmud Partei nehmen oder umgekehrt?
uns nicht beides so gleichgültig wie nur irgendetwas
er Welt? Denn auch die Personen, welche die Träger
r Doctrin sind, sowie ihre Gegner können unsere
ilnahme nicht gewinnen: als Repräsentanten jener
n nicht, weil uns diese Ideen selbst kalt lassen, und
Charaktere für sich nicht, weil sie nur in jener Eigen-
t Bedeutung haben. So scheint es um den Roman,
n er sich mit dem Sabbathianismus und den Sab-
ianern, von denen er den Titel führt, beschäftigt,
lich mislich zu stehen. Noch mislicher aber wird die
e durch das, was der Verfasser diesem jüdischen Re-
nsstreit zugefügt hat. Obgleich nämlich der gute
bathai seinen Namen hat hergeben müssen, nimmt doch
bei weitem größern Theil des Buchs die Geschichte
Konföderation von Bar und der ersten Theilung Po-
ein. Auch die Wahl dieses Stoffs können wir nicht
en. Wir sind in Deutschland glücklich über die Schwär-
für Polen hinaus; die Zeiten, wo man gutmüthig ge-
war, deutscherseits auf eine Herstellung Polens zu drin-
sind gründlich vorüber und auch der Untergang dieses
st an Selbstauflösung zu Grunde gegangenen Staats
nt uns keine sentimentale Theilnahme mehr ab. Wir
— und auch in dem Roman des Verfassers, obgleich er
eiläufig davon spricht, tritt es factisch zu Tage —, daß
h in dieser Nation immer nur um den Adel gehandelt,
s ein Volk in unserm Sinne in Polen nie gegeben
hat. Wenn nun der Verfasser das, was er sehr wohl
wußte, mehr hervorgehoben, wenn er die Ausschließlich-
keit und Verstocktheit dieser Aristokratie als die Verschul-
dung aufgefaßt hätte, durch welche sie untergeht, so wür-
den wir zwar nicht für Polen begeistert, aber tragisch
erschüttert werden. Aber diese Hauptsache wird nur hier
und da flüchtig berührt; im allgemeinen sollen wir uns
von dem Unglück der guten Polen, die von der bösen
Katharina unterdrückt werden, rühren lassen. Das thun
wir aber nicht, weil — wir seit Börne und selbst seit
1848 einige Fortschritte im politischen Urtheil gemacht
haben.

Aber noch bedenklicher als die Wahl beider Stoffe einzeln genommen ist nun endlich die Vereinigung beider in dem Rahmen eines Romans. Wir erhalten so zwei Handlungen, durch welche das Interesse gespalten wird und wenn der Verfasser zu seiner Rechtfertigung anführt, daß „einzelne Figuren nach beiden Seiten hin thätig sind“, so ist dies zwar begründet, die Verbindung beider Theile bleibt aber dennoch eine sehr äußerliche und zufällige.

Haben wir somit den vom Verfasser gewählten Vorwurf in stofflicher Beziehung nicht billigen können, so müssen wir an des Verfassers Darstellung eine stellenweise unerträgliche Breite rügen. Unendlich lange Expositionen in Gesprächen und Erzählungen, ja ganze Schriftstücke, wie die Anklage und Vertheidigung Jakob Frank's ermüden die Geduld des Lesers und doch glaubt der Verfasser von Zeit zu Zeit der Deutlichkeit halber noch Recapitulationen anstellen zu müssen. Was die Sprache betrifft, so ist sie nicht ganz frei von Austriacismen, aber doch recht lesbar, wenngleich manche starke Ausdrücke und Witze, die nicht zu den feinsten gehören, den Beweis liefern, daß man dem wiener Publikum, auf welches die ganze Sammlung Romane, von denen der unserige ein Theil ist, hauptsächlich berechnet scheint, ziemlich viel bieten darf.

Dagegen will ich nicht verschweigen, daß einzelne Figuren recht gut gezeichnet sind. Die beiden Barbiere z. B. sind Personnagen von der ergötzlichsten Frische, die nicht verfehlen werden auch den verdrießlichsten Leser zu erheitern.

4. Die Heimatlosen. Erzählung aus den Freiheitskriegen von O. Glaubrecht. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1858. 8. 1 Thlr.

Wenn ich das vorliegende Buch von rein ästhetischem Standpunkt aus beurtheilen sollte, so wären da manche Ausstellungen zu machen. Die Fabel ist nicht sehr reich und die Composition läßt manches zu wünschen übrig. Allein die Erzählung will vor allem Volksgeschichte, Volksbuch sein und wenn ich auch weit von deren Ansicht entfernt bin, die mit diesem Aushängeschild allen ästhetischen Forderungen glauben ein Schnippchen schlagen zu können, so kann man doch in Anbetracht anderweitiger Vorzüge einiges von der Strenge ästhetischer Forderungen nachlassen bei populären Schriften, ja man wird es hier und da thun müssen, will man über der stricten Aesthetik nicht den Effect einbüßen, auf den es hier ankommt. Und

diese Vorzüge sind bei O. Glaubrecht (soviel ich weiß Pseudonym für Pastor Oeser in Lindheim) allerdings vorhanden. Der Verfasser kennt zunächst das Volk und zwar — nicht aus Dorfgeschichten, sondern aus eigener Anschauung; er weiß, wie das Volk denkt und spricht und wie man denken und sprechen muß, wenn man von ihm verstanden sein will. Die Christlichkeit, die sein Buch durchweht, ist im ganzen eine gesunde, wenn ich auch bekenne, daß für mein Gefühl des frommen Redens etwas zu viel ist und daß ich der Ansicht bin, gerade die christlich gläubigste Gesinnung werde zwar in Thaten ihren Glauben zu bewähren streben, über denselben aber stets zu reflectiren und zu sprechen nicht eben geneigt sein; doch nehme ich wie gesagt nur an der Art Anstoß, wie sich das christliche Bewußtsein des Verfassers ausspricht, nicht an diesem selbst, welches sich vielmehr, abgesehen von jener Neigung zum Vielreden, als durchweg tüchtig und thatkräftig beweist. Vor allem aber haben wir die deutschnationale Gesinnung des Verfassers anzuerkennen, deren Ausdruck das ganze Buch ist. Ihm ist der Kosmopolitismus einer blasirten Jugend, wie er noch bei Börne und Heine und ihren Nachbetern gäng und gebe war, ein Greuel; er hat es begriffen, daß ein Volk erst ein Volk sein muß, ehe es irgendetwas anderes sein kann. Jede politische Partei, die heutzutage noch gerechnet sein will, wird diesen Sätzen zustimmen, und auch Referent drückt dem Verfasser für diese Ausführung in Gedanken die Hand, obgleich er sonst aus dem Buche eine bedeutende Divergenz zwischen des Verfassers politischen Idealen und den seinigen glaubt zwischen den Zeilen herausgelesen zu haben. Zwischen den Zeilen: denn im großen und ganzen ist das Buch einzig und allein dem Gedanken der Nationalität geweiht. Der Verfasser selbst spricht sich darüber so trefflich aus, daß ich mich nicht enthalte, eine Stelle der Vorrede hier abdrucken zu lassen, woraus man zugleich ersehen wolle, daß der Verfasser zu schreiben versteht:

Da ist denn allmählich die Zeit herangeschlichen, die wir die unserige nennen. Sie hat entweder nichts gehört von der Niederlage und der Erhebung der Väter, denn auch der Mund der Lehrer verstummte, oder man gab ihr einen magern Auszug von deutscher Geschichte, um sie nicht zu deutsch werden zu lassen; dafür aber hat sie die Stichwörter gelernt, die jetzt die Zeit regieren: „Universalismus", „Humanismus", „Völkerverbrüderung", „Materialismus" und das Teufelswort: „Freiheit und Gleichheit", zu deutsch: „Gelüste nach des Nächsten Gut und Leben."

Da hat man denn endlich angefangen, wieder zu bedenken, was es doch für ein köstlich Ding sei um ein deutsches Herz, was sich doch aus ihm machen lasse, wenn man es in den Morgenglanz stellt, der von dem Kreuz Christi darauf fällt, und dann aus ihm die Gottesblumen: deutsche Treue, deutsche Liebe und deutsches Lied hervorsprießen. Davon reden jetzt wieder die Prediger, wenn sie anders Volksthum und Christenthum nebeneinander dulden können, davon singen wieder die Dichter, und selbst die Politiker fangen an, etwas davon zu fühlen. Man erinnert wieder an Deutschlands Schmach und Erhebung und warnt vor dem Vergessen der Vergangenheit.

Und für die Kreise, in welchen man angefangen hat, der Vergessenheitssünden sich zu schämen, für die erwachsene Jugend vornehmlich sind „Die Heimatlosen" geschrieben. Sie soll sich wieder bewußt werden, was ihre Väter und Mütter gelitten, erhofft und erbetet haben; sie soll eine Ahnung davon bekommen, was über sie und ihre Zeit kommen kann, wenn nicht das Herz kräftig wird zu widerstehen dem drohenden Ungewitter. Sie soll Geographie, alte und neue, studiren, und fragen lernen, warum die Westgrenze Deutschlands nur theilweise bis dahin gehe, wo die welsche Zunge anfange; warum Deutschlands herrlichstes Münster auf französischem Boden stehe, und warum man, als es in Paris zum Einpacken der aus Deutschland geraubten Güter kam, den Edelstein zurückließ, der Elsaß heißt. Haben sie das verstanden, dann suchen sie selbst auf der Landkarte Deutschlands die wunden Stellen, z. B. dort, wo der Däne die Wälle von Rendsburg schleift und in dänischer Sprache will von Deutschen gebetet haben. Da bleibt denn in den Herzen der Jugend eine Stelle wund, die bei der leisesten Berührung schmerzt und das Zeugniß versteht, das der alte Arndt von Zeit zu Zeit wiederholt. Und daß solche Stellen wund bleiben, dafür sorgen unsere Nachbarn. „Das linke Rheinufer, wo der preußische Adler Wache hält, soll der großen Nation abgestohlen sein", das ist eine ständige Redensart bei unsern westlichen Nachbarn, und so ins Blut der Nation übergegangen, daß die Landkarten mit Frankreichs natürlichen Grenzen sogar in die Schulen gebracht werden. Und die Helenamedaille, was ist sie anders, als ein ziemlich plumpes Tasten, ob die deutsche Nation kitzlich sei oder nicht, ob sie ihre Schmach von ehemals vergessen habe und zu neuer sich willig finde.

Und wird dem Dänen für diese und jene Unbilde einmal eine Faust gemacht, dann geberdet er sich wie der Zaunkönig gegen den Adler, und droht mit diesem und jenem Vetter, den er zur Hülfe rufen werde.

Das muß schmerzen und das soll schmerzen, und muß den Patienten wach erhalten, damit ihm im Schlafe niemand den Harnisch nehme. Dazu will an seinem schwachen Theile auch dieses Büchlein beitragen.

Amen, es geschehe also.

5. Die Sperlinge des Herrn. Von W. F. Saarbrücken, Neumann. 1857. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Habent sua fata libelli. Ich wundere mich, daß dieses schon im Jahre 1857 erschienene Buch so wenig Aufmerksamkeit erregt zu haben scheint. Freilich wenn man blos unterhalten sein will oder auch wenn man den exacten Maßstab der Poetik aus der Hand zu legen sich nicht entschließen kann, so werden „Die Sperlinge des Herrn" keine Gnade finden können. Denn der epische Verlauf der an sich nicht uninteressanten Fabel wird durch so unverhältnißmäßig große didaktische Partien unterbrochen, daß von einer kunstgerechten Composition und Gliederung nicht wohl die Rede sein kann. Da finden sich förmliche Disputationen über Gegenstände des religiösen Glaubens und Briefe, sehr arm an factischen Mittheilungen, aber desto reicher an Reflexionen über alle möglichen Fragen des innern und äußern Lebens. Das ganze Buch gehört der streng christlichen Seite an, ohne doch, wie die modernen Vertreter dieser Richtung nur zu häufig thun zu müssen glauben, das Wesen der Christlichkeit in einer engherzigen Abschließung oder in Verdammung der Andersglaubenden zu finden. Die Charaktere, welche zu Trägern der verschiedenen sich entgegenstehenden Ideen gewählt sind, sind großentheils zweckmäßig erfunden und richtig gezeichnet. Aber die eigentliche Bedeutung des Buchs liegt wie gesagt nicht auf der poetischen Seite, sondern auf der doctrinären. Der Verfasser ist vor allen Dingen von christlichster

Anschauung und Gesinnung, nebenbei aber nicht nur gebildet, sondern von einer gewissen Originalität. Es sind nicht Allerweltsgedanken, die uns vorgetragen werden, und es lohnt sich schon darauf hinzuhören. Es ist etwas von Jean Paul'schem Geiste in dem Buche und auch die schiefen Bilder und Gleichnisse, die mit unterlaufen, können an Friedrich Richter erinnern. Und doch ist in dem Verfasser etwas Ursprüngliches, wie schon gesagt, und von Nachahmung keine Rede. Und die vorgetragenen Gedanken sind nicht nur theilweise originell, sie sind (was mehr ist) einer reichen innern und äußern Erfahrung abgelauscht, sie sind wahr und fruchtbar an Antrieben zum Denken und Wollen. Nur nach einer Seite hin hat der Verfasser sich in ein bestimmtes Vorurtheil verrannt. Kein Verständiger wird mit dem badischen Aufstand von 1849 sympathisiren; die Art aber, wie der Verfasser, die Demokratie im allgemeinen malt und aburtheilt, ist doch gar zu kurzsichtig und bequem. Und die Renommage seines Helden Robert, wie dieser sein eigenes Heldenthum gegenüber den Aufständischen ausmalt, würde nicht geeignet sein uns für die Sache der Ordnung einzunehmen, wenn wir nicht schon vorher auf dieser Seite ständen. Aber ich rechne diese Schwächen mit zur Composition, von der ich schon sagte, daß sie nicht das Beste an dem Buche ist; der Werth desselben liegt vielmehr in den psychologischen und moralischen Reflexionen, die der Verfasser freigebig — für einen Roman freilich zu freigebig — ausgesäet hat.

6. Die Hunyady. Ein historischer Roman von Wilhelmine Guischard. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1858. Gr. 12. 5 Thlr.

Die Verfasserin des vorliegenden historischen Romans übergibt in demselben ihr schriftstellerisches Erstlingswerk der Lesewelt und sie thut dies mit so bescheidenen Worten, daß schon dies ein günstiges Vorurtheil für sie erwecken muß, wenn man sich der jetzt gebräuchlichen theoretisirenden Vorreden erinnert, mit welchen unsere Belletristen vor das Publikum zu treten gewohnt sind, um ihm zu demonstriren, was es in seinem beschränkten Unterthanenverstand sonst allerdings meist gar nicht ahnen würde, welche großartigen „Intentionen" in dem neuesten Werke des Herrn X. oder Y. zur literarischen That geworden und oder, wie man zur Zeit des seligen Hegelthums sagte, sich manifestirt haben. Und dieses gute Vorurtheil wird denn auch nicht enttäuscht.

Freilich fehlen die Eigenschaften, welche ein Erstlingswerk und das einer Dame kennzeichnen, nicht. Ich will kein Gewicht darauf legen, daß Wilhelmine Guischard, wie es dem schönen Geschlechte eigen sein soll, hier und da sich Satzbildungen und Constructionen erlaubt, zu denen eine griesgrämliche Grammatik bedenklich das Haupt schütteln müßte. Denn diese souveräne Frauencaprice, die wie Kaiser Sigismund über der Grammatik steht, zeigt sich nur selten, es ist vielmehr das Buch im allgemeinen sehr fließend und leicht geschrieben. Aber zwei andere Ausstellungen kann ich der jungen Schriftstellerin nicht ersparen. Erstens nämlich ist die Erzählung zu weitläufig. Es ist ein schönes Ding um die epische Breite, aber nicht nur die Kleider- und Waffenschilderungen à la Walter Scott sind nicht mehr zeitgemäß (eigentlich hätten sie nach Lessing's Auseinandersetzungen über Homer's Art zu beschreiben niemals zeitgemäß werden sollen), sondern auch von der ganzen Erzählung gilt das Horazische: est modus in rebus, sunt certi denique finis. Der zweite Fehler des Romans besteht darin, daß besonders in den Reden einzelner Personen Zeit und Individualität nicht genug berücksichtigt sind. Die Geschichte spielt im 15. Jahrhundert; aber eine Menge Reden der auftretenden Personen bekunden Anschauungen viel neuerer Zeiten. Wenn Helene von ihrem Lehrer die Unmöglichkeit der Wunder darlegen hört, weil in dem einmal angelegten Weltplan nichts verschiebbar und kein äußeres Einschreiten mehr möglich sei; wenn der Zigeunerknabe von hoffnungsloser Liebe zu einem adelichen Fräulein gepeinigt in der Weise Karl Moor's sich an der Welt rächen will und sich einem andern Verzweifelten in die Arme wirft, der, wie er selbst sagt, „den Kampf mit der Gesellschaft aufgenommen und ihre tyrannischen Fesseln sprengen will": so sind das (und ich greife blos einzelne Beispiele heraus) nicht nur Worte, sondern auch Gedanken der Neuzeit.

Dagegen aber muß nicht nur die Wahl eines großen historischen Stoffs, sondern auch die Klarheit und Bestimmtheit gerühmt werden, mit der diese Verhältnisse, diese Ereignisse und Thaten geschildert werden. Das private Kleinleben, so liebevoll eingehend es geschildert ist, beeinträchtigt nirgends den Gang der großen Geschichte, deren Epochen und Zielpunkte mit sicherer Hand entworfen sind. Dabei stoßen wir nirgends auf Ueberschwenglichkeiten und Excentricitäten, sondern eine gesunde sittliche Anschauung und maßvolle Farbengebung und Beurtheilung macht durch das ganze Buch einen erfreulichen Eindruck. Die Erfindung ist reich, die Gestalten mannichfaltig, die Charakteristik sicher.

So scheiden wir von diesem Erstlingswerk mit Anerkennung. Möge die Verfasserin demnächst einen vaterländischen, deutschen Stoff aus näher gelegener Zeit sich auswählen und aus demselben ein wirkungsvolles und ergreifendes Gemälde gestalten. **August Henneberger.**

Zur Kunde des alten Aegypten.

Samuel Sharpe's Geschichte Aegyptens von der ältesten Zeit bis zur Eroberung durch die Araber 640 (641) n. Chr. Nach der dritten verbesserten Originalauflage deutsch bearbeitet von H. Jolowicz. Zwei Bände. Mit einer Karte und drei Plänen. Leipzig, Teubner. 1857—58. Gr. 8. 4 Thlr.

Jede in echt historischem Sinne aufgefaßte und behandelte geschichtliche Monographie stellt sich auf den universalhistorischen Standpunkt. Ihr Gegenstand erscheint als ein Moment in der weltgeschichtlichen Entwickelung. Da sie zugleich ein Kunstwerk sein will, so bildet dieses Moment ihren organischen Einheits- und Mittelpunkt. Sobald eine geschichtliche Monographie ihre leitende Idee einer andern Geistessphäre entlehnt, verliert sie den Charakter, zwar nicht des Kunstwerks überhaupt, aber doch des wahrhaft historischen Kunstwerks. Dies gilt von allen Gattungen der historischen Literatur. So wird z. B. bei der Biographie in der großen Mehrzahl der Fälle das psychologische

Interesse das weltgeschichtliche überwiegen, indem das letztere nur bei solchen Individuen als das beherrschende hervortritt, welche sich als Repräsentanten einer weltgeschichtlichen Entwickelungsphase, als Verkörperung einer weltgeschichtlichen Idee darstellen und deren Geschichte daher in größerm oder geringerm Umfange mit der Geschichte ihrer Zeit zusammenfällt. Bei Charakteren, wo diese Voraussetzung nicht eintritt, dennoch hartnäckig den universalhistorischen Standpunkt festhalten zu wollen, heißt von vornherein die wahrhaft organische Einheit, die psychologische, übersehen oder aufopfern und damit jede Möglichkeit einer künstlerischen Gestaltung des Gegenstandes nach seinem ganzen Umfange aufgeben. Wenn wir sagen: nach seinem ganzen Umfange, so ist dies natürlich nicht buchstäblich zu verstehen, weil auch das größte und geschichtlich bedeutsamste Individuum nur ein sehr unvollkommener Ausdruck der welthistorischen Idee und aus eben diesem Grund noch etwas anderes, für diese Idee Gleichgültiges ist; und wenn der Biograph dieses Gleichgültige nicht fallen läßt, wenn der Leser auch den gefeiertsten Helden gern in Schlafrock und Pantoffeln sieht, so liegt hierin allerdings eine Verletzung des echt historischen Stils, eine Beeinträchtigung des echt historischen Genusses, aber doch keine größere Verletzung und Beeinträchtigung als die, welche einem historischen Gemälde aus der etwas zu feinen und liebevollen Detailarbeit des Grundes oder vielleicht gar des Rahmens erwächst. Wie aber nicht alle biographisch interessanten Züge eines Sterns erster Größe am Firmament der Menschheitsgeschichte von welthistorischer Bedeutsamkeit erscheinen, so sind dieselben bei einem Stern geringerer Größe hinwiederum keineswegs alle welthistorisch gleichgültig; vielmehr tritt in einzelnen Gruppen von Erlebnissen und Handlungen oder in einer ganzen Reihe solcher Gruppen der innerliche und wesentliche Zusammenhang mit den treibenden Mächten der weltgeschichtlichen Entwickelung schlagend hervor. Eine einzelne derartige Partie, mit weiser Selbstbeschränkung aus dem gesammten Lebenslaufe eines Individuums herausgegriffen, bildet daher einen ganz vortrefflichen Vorwurf einer Monographie, die alle Bedingungen eines echt historischen Kunstwerks, wenn auch von beschränkterm Umfange, in sich trägt.

In ähnlicher Weise, wie wir die Gültigkeit des oben aufgestellten Satzes an dem Grundgesetz der biographischen Gattung der Geschichtschreibung nachzuweisen versucht haben, könnten wir denselben auf jedes andere Genre historischer Darstellung und insbesondere auf das inhaltreichste und mannichfaltigste, die Specialgeschichte, anwenden. Da uns dies indeß zu weit führen würde, so beschränken wir unsere Betrachtung auf diejenige Gattung, welcher das uns gegenwärtig zur Besprechung vorliegende Buch angehört, nämlich auf die Particulargeschichte, wobei wir uns durchweg auf das oben über die Biographie Gesagte beziehen können. Denn was ist in der That eine Particulargeschichte anderes, als die Biographie eines Landes oder eines Volks? Wie die Biographie eines Individuums, so hat auch sie einen wesentlichen Einheitspunkt, eine leitende Idee, von welcher aus sie sich zum organischen Kunstwerke gestalten läßt; aber diese Idee ist auch hier zunächst und an sich durchaus kein einheitliches welthistorisches, sondern nur ein geographisch-ethnologisches Moment. Dieser Punkt muß, namentlich bei der herrschenden Geistesrichtung unserer Zeit, mit der größten Schärfe hervorgehoben werden. Während man früherhin die in der natürlichen Beschaffenheit des menschlichen Wohnplatzes und des bestimmten Volkscharakters liegenden äußern Bedingungen der geschichtlichen Entwickelung völlig zu übersehen oder doch nicht hinreichend zu würdigen pflegte, neigt man sich neuerdings entschieden dem entgegengesetzten Extrem zu. Der durch Ritter in der wissenschaftlichen Anschauungs- und Behandlungsweise der Geographie herbeigeführte Umschwung hat auf Inhalt und Form der Geschichtschreibung den heilsamsten, jetzt noch gar nicht in allen seinen Folgen zu ermessenden Einfluß ausgeübt. Vorher übersehene Seitenpartien und Einzelheiten haben durch diese Methode erst ihr universalhistorisches Verständniß, viele geschichtliche Erscheinungen ihre einfache Erklärung und vor allem die Kunst historischer Darstellung mit einer neuen Grundlage größere plastische Gestaltungskraft und Sicherheit gewonnen. Allein hierin liegt nun auch für Geister von vorwiegend ästhetischer Richtung die Gefahr, den Einfluß jener äußern Bedingungen auf die geschichtlichen Thatsachen zu überschätzen und den Antheil der menschlichen Freiheit daran viel zu gering anzuschlagen; und am dringendsten erscheint diese Gefahr zu einer Zeit, wo man bewußt und unbewußt auf sittlichem Gebiete dem Materialismus, in der Wissenschaft und Kunst dem Realismus huldigt. Geistreiche Männer, wie Riehl, die bei unleugbaren Verdiensten diese Richtung bis zur Manier übertreiben und die moralische Freiheit und Wirksamkeit des Menschen soviel als nur möglich in den Banden der Natur fesseln möchten, arbeiten dadurch nicht nur dem geschichtlichen Fortschritte selbst, sondern auch, wie dem Fortschritte der Wissenschaft und Kunst überhaupt, so namentlich dem Fortschritte der historischen Wissenschaft und Kunst entgegen, da der von ihnen angefeindete Idealismus in jenem wie in diesem das eigentlich treibende Princip ist. Dem entgegen muß mit aller Entschiedenheit darauf hingewiesen werden, daß zwar auch das geographisch-ethnologische Moment einen ganz vortrefflichen Einheitspunkt für eine Monographie eines Landes oder Volks darbietet, daß aber dieser Einheitspunkt um deswillen noch lange kein universalhistorischer und ein mit Zuhülfenahme geschichtlicher Thatsachen darauf gegründetes Kunstwerk erzählender Gattung keine echt historische Particulargeschichte ist. Wenn dessenungeachtet die allgemein herrschende Ansicht, als ob jede Particulargeschichte, in richtigem Geiste behandelt, ohne weiteres einen integralen Bestandtheil der Weltgeschichte bilde, auf den ersten Blick vieles für sich zu haben scheint, so hat dies seinen Grund in dem für die gegenwärtige Betrachtung zufälligen Umstande, daß der größte Theil der welthistorisch bedeutsamsten Länder und Völker von einem verhältnißmäßig sehr jungen geschichtlichen Datum ist und über der frühern Existenz derselben ein unauflösbares Dunkel schwebt. So läßt sich denn allerdings sagen, daß eine richtig behandelte Particulargeschichte aller mittel- und nordeuropäischen sowie aller amerikanischen Länder und Völker in ihrem ganzen Verlaufe um einen einheitlichen, universalhistorischen Schwerpunkt gravitirt, und dasselbe gilt von den großen ostasiatischen Culturreichen China und Indien, bei diesen jedoch aus dem wesentlich verschiedenen Grunde, daß hier das geographisch-ethnologische und das weltgeschichtliche Moment einander so ziemlich decken. Dagegen liegt es aber auch auf der Hand, daß von einer Particulargeschichte des vorderasiatischen und der das Becken des Mittelländischen Meers umgebenden Länder und Völker in universalhistorischem Sinne nicht wohl die Rede sein kann. Eine Geschichte Italiens, oder Griechenlands, oder Kleinasiens, oder Syriens, oder Persiens vom Anfang historischer Kunde bis auf unsere Zeit ist entweder blos eine Spielerei des aus dem wesentlich Verschiedenartigen das scheinbar Gemeinsame herausklaubenden historischen Witzes, der seine Kraft nicht ohne Nutzen in unterhaltenden Zeitschriften oder Taschenbüchern versuchen mag, oder sie ist nur ein Name, der wesentlich und organisch selbständige Glieder des weltgeschichtlichen Ganzen äußerlich und lose zusammenfaßt. Mit welchem Glücke dagegen diese selbständigen, theilweise, wie die Geschichte Roms und Griechenlands, den Kern einer ganzen welthistorischen Entwickelungsphase in sich schließenden Glieder behandelt worden sind, davon legt die neuere und neueste Geschichtschreibung ein glänzendes Zeugniß ab.

Schon die Lage Aegyptens läßt vermuthen, daß eine zusammenhängende, den ganzen welthistorischen Verlauf in innerlich einheitlicher Darstellung umfassende Particulargeschichte dieses Landes nicht wohl denkbar ist, und der oberflächlichste Blick auf die Schicksale desselben reicht hin, um diese Vermuthung zu bestätigen. Die einschneidendste Epoche in der Geschichte des Landes bildet unstreitig die Eroberung desselben durch die Araber, und es mag für eine Anerkennung dieser Thatsache gelten, daß der Verfasser eine Darstellung mit dem erwähnten Zeitpunkte abschließt. Der ägyptische Volkscharakter, der, wie der Verfasser

:r und da anzudeuten nicht umhin kann, bis dahin allen fremd=
:igen Einflüssen siegreich widerstanden hatte, erlitt unter der
rrschaft des Islam, dessen mächtige religiös = nationale Umge=
ltungskraft man noch heutigen Tags im innern Afrika zu
oundern Gelegenheit hat, eine grundwesentliche Veränderung.
ire nun wirklich das ethnologische Moment das bestimmende
der Geschichte Aegyptens, so würde gegen die vom Verfasser
iebte Zusammenfassung aller historischen Thatsachen von der
:sten Zeit bis zum Jahre 640 n. Chr. wenig zu bemerken
:. Allein es ist nicht schwer zu erkennen, daß dieses allerdings
hohem Grade charakteristische und lebenskräftige Element nur
dem ältesten Theile jenes Zeitabschnitts activ wirksam in die
tgeschichtliche Entwickelung eingreift, während es späterhin
der Rolle passiver Reaction gegen die ihm von außen her
jedrungenen geschichtlich bestimmenden Kräfte herabgedrückt
)eint. Damit ist die wahre Stellung Aegyptens in der Welt=
jichte ausgesprochen. Eine vollkommen selbständige und
nthümliche ist dieselbe nur von der Urzeit herab bis auf die
berung durch Alexander den Großen. Sie hat ihren Höhe=
ft in der Herrschaft der großen thebanischen Könige, unter
n Miamen Ramessu II. (1392—26 nach Bunsen) seinem
he sogar eine vorübergehende Weltherrschaft errang. Die
ere geschichtliche Wechselbeziehung, in welche Aegypten unter
saitischen Königen durch Hereinziehung fremdartiger Potenzen
:inen Staatsorganismus mit Vorderasien, Palästina und
chenland trat, legte trotz des augenblicklichen Glanzes,
it das hochcivilisirte Reich im Lichte historischer Klarheit
lt, den Grund zur endlichen Vernichtung, zuerst seiner natio=
: Selbständigkeit durch die Perser und sodann seiner welt=
ischen Bedeutsamkeit durch die Macedonier. Die unter den
en Ptolemäern wiedererstandene politische Selbständigkeit
ochte dem Lande nicht mehr als eine untergeordnete Stellung
Staatensysteme jener Zeit zu sichern, nachdem das Volk den
Rest der zur Behauptung eines positiven geschichtlichen
afses nothwendigen nationalen Urkraft in den Empörungs=
:en gegen die persische Oberherrschaft verbraucht hatte.
t daher auch weniger der nationalen Energie oder Zähig=
legyptens unter den Ptolemäern, als vielmehr der geo=
ischen Lage desselben und andern zufälligen Umständen zuzu=
oen, daß es später als alle übrigen hellenistischen Staaten
em römischen Weltreiche verschlungen ward. Von diesem
inkte an sinkt die Geschichte Aegyptens zum Range einer
Provinzialgeschichte herab, über den es auch die wichtige,
inem Boden vor sich gehende geistig=religiöse Bewegung
zu erheben vermag.

Die Geschichte Aegyptens zerfällt also in drei vom welthisto=
Standpunkte aus völlig geschiedene Perioden, die eine
liche künstlerische Behandlung gar nicht zulassen, wenn
iicht das ethnologische Moment streng festhält, was ohne
jewaltsame Gruppirung der Thatsachen kaum geschehen
Der Verfasser ist viel zu unbefangen, als daß ihm ein
Versuch auch nur von fern beigekommen wäre. Das
niß einer innern organischen Einheit des Ganzen scheint
n gar nicht aufgedrängt zu haben; er begnügt sich ganz
mit der äußerlichen Einheit des Schauplatzes der von
:schilderten Begebenheiten. Wir wissen nicht, ob in der
1836 — 42 in drei Abtheilungen erschienenen Auflage
Buchs die drei Hauptperioden der vormohammedanischen
jte Aegyptens — Aegypten unter den Pheraonen, Aegypten
en Ptolomäern und Aegypten unter den Römern — auch
äußern Form eine getrennte Darstellung erfahren haben;
vorliegenden dritten Auflage ist dies nicht der Fall.
nun gleichwol jener Mangel an höherer Einheit sich
egs auf eine auffallende Weise fühlbar macht, so hat
nen Grund darin, daß der Verfasser überhaupt nicht den
einer wahrhaft künstlerischen Gestaltung seines Stoffs
chsten welthistorischen Standpunkte aus, wie deren die
n Perioden recht wohl fähig gewesen wären, verspürt zu
heint. Ein historisches Gemälde, dessen einzelne Haupt=
gruppen ohne die gebührende Rücksicht auf Perspective angelegt sind, läßt auch im ganzen die Perspective weniger vermissen. Das Buch trägt mit einem Worte den Charakter eines Compendiums an sich und hat, als solches beurtheilt, seine unleugbaren Verdienste. Es gehört zu jener Klasse von Geschichtswerken, welche sich lediglich die Aufgabe stellen das größere Publikum vorerst in zusammenhängender Darstellung mit einem verhältnißmäßig noch fremdartigen Stoffe bekannt zu machen, ohne der künstlerischen Gestaltung desselben schon ein besonderes Augenmerk zu schenken. Um diesen Zweck zu erreichen, genügt eine klare, einfache, pragmatische Zusammenfassung der von der bisherigen wissenschaftlichen Forschung festgestellten Resultate, und wem es lediglich um eine übersichtliche Ordnung der äußern Thatsachen zu thun ist, dem kann das Buch mit gutem Gewissen als ein brauchbares Handbuch empfohlen werden. Wenn dies theilweise schon von dem Originalwerke gilt, das in England binnen kurzer Zeit drei Auflagen erlebt hat, so gilt es erst unbedenklich von der vorliegenden Uebersetzung und Bearbeitung desselben.

Der Verfasser, Samuel Sharpe, dessen Namen wir häufig in den Berichten über die Verhandlungen der Syro=Aegyptischen Gesellschaft in London begegnen, ist, wie wir aus dem Vorworte des Uebersetzers ersehen, gleich seinem berühmten Landsmann Grote ein unabhängiger Bankier. Ob gerade diese Freiheit von jeder hemmenden Amtsfessel einen wesentlichen Einfluß auf die Unbefangenheit und Rücksichtslosigkeit seines Urtheils gehabt habe, müssen wir dahingestellt sein lassen. Es beruht allerdings vollkommen in Wahrheit, daß sich seine Auffassungsweise durch einen unter Engländern nicht sehr gewöhnlichen Grad von politischer und religiöser Freisinnigkeit und Humanität auszeichnet; aber wir sehen nicht recht ein, inwiefern ein englischer Staatsmann oder selbst ein Geistlicher der Hochkirche, abgesehen von der allgemeinen nationalen Beschränktheit, gerade durch seine Stellung an einem freimüthigen Urtheile über räumlich und zeitlich so weit entfernte Begebenheiten verhindert sein sollte. Was insbesondere die wundeste Stelle britischer Gelehrsamkeit anbetrifft, so ist bekannt, daß Sharpe in seinem 1849 erschienenen Werke: „The chronology and geography of ancient Egypt, illustrated by plates of the Kings' names and maps of the country", ohne weiteres die alttestamentliche Chronologie als endgültiges Correctiv der Manethonischen Königstafeln benutzt hat, und es ist leicht zu ersehen, daß auch in dem vorliegenden Werke die Zeitrechnung der ägyptischen Dynastien sich durchaus der erstern anbequemen muß. Wir würden bei der allgemeinen Unsicherheit der altägyptischen Chronologie auf diesen Umstand kein besonderes Gewicht legen, wenn der Verfasser nicht auch späterhin eine ziemlich parteiische Vorliebe für die Juden aus seiner Darstellung hervorblicken ließe und wenn er überhaupt verjährten wissenschaftlichen Ansichten gegenüber jene geistige Freiheit und Selbständigkeit beurkundete, welche den Ruhm der deutschen Wissenschaft, ganz besonders aber auch den Ruhm des mit Recht gefeierten Verfassers der „Geschichte Griechenlands" ausmacht. Uebrigens beschränkt sich die Vergleichung Sharpe's mit Grote so ziemlich auf das Bankiergeschäft, man müßte sie denn auf die kleinen grammatikalischen Böcke ausdehnen wollen, welche dieser in der ersten, jener noch in der letzten Ausgabe seines Werks bei Gelegenheit der Erklärung einiger griechischen Belegstellen geschossen hat. Indeß kann man sich hierüber wol mit der Erwägung trösten, daß wenn den beiden englischen Bankiers in ihrer Jugend Saft und Kraft der classischen Schriftsteller so lange vorenthalten worden wäre, bis sie allenfalls eine griechische Grammatik hätten schreiben können, sie vermuthlich nimmermehr dazu gekommen sein würden eine griechische oder ägyptische Geschichte zu schreiben. Vielleicht ist das auch ein Hauptgrund mit, weshalb unter unsern deutschen Bankiers kein Grote aufsteht. Von der großartigen Souveränetät des Urtheils, womit der letztere ohne Rücksicht auf verjährte Anschauungen Götzenbilder zertrümmert und verkannte Größen aus dem Staube emporhebt, von der auf ein urkräftiges individuelles Freiheitsbewußtsein gegründeten tief sittlichen Weltansicht und von der zwar nicht

glänzenden, aber doch bewunderungswürdigen Darstellungsgabe desselben ist bei Sharpe keine Spur. Und was vielleicht, soweit es auf die Beurtheilung des vorliegenden Werks ankommt, den wesentlichsten Unterschied zwischen ihnen begründet: während Grote, bekanntlich der Sohn eines Deutschen, mit der deutschen Sprache und Literatur so gut wie mit seiner eigenen vertraut ist und seine Geschichtsdarstellung zum bei weitem größten Theile auf die Resultate deutscher Forschungen stützt, geht dem Verfasser der „Geschichte Aegyptens", wie der Uebersetzer bemerkt, eine genaue, und für seinen wissenschaftlichen Zweck wol so gut wie jede, Kenntniß des Deutschen ab. Was dies sagen will, mag man nun auf die Menge oder mag man auf die Zuverlässigkeit der Ergebnisse sehen, das liegt auf der Hand. Daher die Lückenhaftigkeit und Ungenauigkeit, welche in allen Theilen des Werks und nicht am mindesten in demjenigen zu Tage tritt, wo man nach den speciellen wissenschaftlichen Forschungen des Verfassers gerade am allerersten etwas verhältnißmäßig Vollständiges und Sicheres zu erwarten berechtigt wäre. Uns scheint es unbegreiflich, wie man eine Darstellung der ältesten Geschichte Aegyptens unternehmen könne, ohne die von einem Bunsen, Lepsius und Brugsch gewonnenen Ergebnisse fortwährend im Auge zu behalten; und doch hat man allen Grund zu der Annahme, daß der Verfasser die von ihm vorgetragenen Ansichten fast ausschließlich aus seinen eigenen Studien und aus Wilkinson geschöpft hat! Daher kommt es denn wol auch, daß sich in diesem wie in den spätern Theilen des Werks das antiquarische Element ungebührlich hervordrängt, während gerade der für jeden Gebildeten wichtigste Punkt, die Religion der alten Aegypter, ganz oberflächlich behandelt und mit kurzen Worten abgethan wird.

Ob es nun unter diesen Umständen überhaupt gerathen war, das Werk ins Deutsche zu übertragen, darüber weiterhin ein Wort. Hielt man es einmal für zweckmäßig, das Werk in die Hände des gebildeten deutschen Publikums im allgemeinen zu bringen, so konnte dies nicht leicht mit größerer Sorgfalt veranstaltet werden, als von seiten der Verlagsbuchhandlung geschehen ist. Die Uebersetzung ist, soweit wir dies ohne Kenntniß des Originals beurtheilen können, bis auf einige Härten als fließend und gelungen zu bezeichnen. Allein der Uebersetzer hat sich weder auf eine nackte noch auf eine wörtliche Uebersetzung beschränkt; er hat, wie er im Vorworte bemerkt, den Mängeln des Originals nach Kräften abzuhelfen gesucht, indem er manches darin nur Angedeutete in etwas erweiterte, das Zuvielgesagte oder Oefterwiederholte, ohne der Deutlichkeit zu schaden, verkürzte oder wegließ, das Fehlerhafte verbesserte und noch mancherlei anderes in besondern Anmerkungen hinzufügte, sodaß das vorliegende Buch nicht in die Klasse der gewöhnlichen Uebersetzungen gehört, sondern vielmehr zu den deutsch bearbeiteten und berichtigten gezählt werden will. Wir unsererseits vermögen das vom Verfasser selbständig Hinzugethane natürlich nur nach den von ihm unterzeichneten Anmerkungen zu beurtheilen. Dieselben enthalten hauptsächlich erläuternde Beiträge aus den Gebieten der theologischen und orientalistischen Literatur und, was insbesondere den ersten Band betrifft, zahlreiche Verweise auf Brugsch und Champollion-Figeac. So sehr man indessen dem Uebersetzer für diese Beiträge zur Erläuterung und Vervollständigung des Textes zum Danke verpflichtet ist, so kann man doch nicht leugnen, daß auch der „berichtigte" Text noch gar manches zu wünschen übrig läßt und daß für eine zweite nachbessernde Hand noch Spielraum im vollauf blieb, wenn das verdeutschte Buch wirklich auf der Höhe der gegenwärtigen historischen und archäologischen Wissenschaft stehen sollte.

Das vorliegende Geschichtswerk vollständig auf dieses Niveau erhoben zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst Alfred von Gutschmid's, eines durch seine werthvollen Leistungen auf dem Gebiete der classischen Philologie rühmlichst bekannten Gelehrten, dem die Verlagshandlung wohlweislich eine genauere Revision auftrug. Und in der That hätte sie, schon was die ersten und wesentlichsten Erfordernisse zu einer glücklichen Erledigung dieser Aufgabe — große Belesenheit in den Quellen der ägyptischen Geschichte und in der classischen Literatur überhaupt, einen geübten kritischen Scharfblick, schnelles und sicheres Verständniß des einzelnen sowol wie richtige Einsicht in den Charakter und die historische Glaubwürdigkeit eines Schriftstellers überhaupt, und genaue Bekanntschaft mit den einschlägigen Resultaten der Geschichts- und Alterthumswissenschaft — anlangt, nicht leicht eine passendere Wahl treffen können. Gutschmid stellte sich die Aufgabe, die echten griechischen Formen der Eigennamen herzustellen, die ungenauen Citate aus den Lat... zu präcisiren, unhaltbare philologische Erklärungen zu rectificiren, historische Irrthümer zu berichtigen und in der altägyptischen Geschichte das chronologische System von Bunsen und die von diesem und Lepsius gegebenen Namensformen der Pharaonen zur Vergleichung herbeizuziehen. Er hat diese Aufgabe, die auf den ersten Blick vielleicht geringfügiger erscheint, als sie in der ... ist, nicht blos auf befriedigende, sondern auf glänzende ... gelöst. Die Zahl seiner nie über das Bedürfniß der Erläuterung und Berichtigung des Textes hinausgehenden Bemerkungen ist so groß und der Raum, den sie bei aller Gedrängtheit des Stils ausfüllen, so beträchtlich, daß sie fast den Charakter einer selbständigen Arbeit annehmen und mit Recht in einem besondern Register am Ende des Werks verzeichnet sind. ... die entschiedene aber sichere Kritik des Annotators gegenüber der arglosen und autoritätsgläubigen Hingabe des Verfassers an seine Gewährsmänner zu charakterisiren, wollen wir beispielsweise auf ihr Verhältniß zu Diodor und ihr Urtheil über ... hinweisen. Auch Sharpe kann sich der Einsicht in die verhältnißmäßige Werthlosigkeit der Berichte des Diodor, den wir ... für die ägyptische, sowenig wie für die alte Geschichte überhaupt vollständig entbehren können, nicht verschließen, aber ... wohl acceptirt er unbefangen die Mehrzahl seiner euhemeristischen Deutungen und leitet mit ihm die älteste griechische ... Weltansicht aus Aegypten her, und wo er sich wirklich ... zu dem Versuche einer entschiedenen Kritik aufrafft, da ... wieder Gefahr das Kind mit dem Bade auszuschütten. ... er z. B.:

„Diodor führt niemals den Manetho an, folgt ... dem Herodot darin, daß er einem großen Helden, den er ... oder Sesonchosis nennt, die Hauptthaten des Alterthums ... diesem schreibt er alle großen Werke und Bauten zu, ... heber ihm unbekannt waren, wie die Kanäle im Delta, ... säule Amenoph's III., die Obelisken Rameses' II., die ... fahrt unter Necho, die gegen assyrische und persische ... aufgeworfenen Wälle und gezogenen Gräben, und ... große Schiff des Ptolemäos Philopator; und nicht ... die Alexandriner manchmal das südliche Arabien und Aethiopien Indien genannt, berichtet er, dieser Heros ... Indien jenseit des Ganges erobert. Die fabelhafte ... der großen Schlange, der Feindin des Menschengeschlechts, ... auf dem Sarkophag Oimenephthah's abgebildet ist, ... als eine geschichtliche Thatsache, die sich unter Ptolemäos ...delphos zugetragen. Er erzählt ganz umständlich, ... ungeheuere, 45 Fuß lange Thier von den Bogenschützen ... derern und Reitern überwunden, lebendig in einem ... Alexandrien gebracht und in einem Käfig zum ... neugierigen Bürger zur Schau gestellt wurde."

Gutschmid, der den Diodor mit Recht für nicht ... als einen Lückenbüßer ansieht und ihn nie ohne das ... trauen als Quelle benutzt, ist doch in seiner Kritik ... sicher genug, um ihn gegen unbegründete ... Schutz zu nehmen. Seine beiden Anmerkungen ... beweisen, mit wie richtigem Takt er, auch dem ... fasser gegenüber, Anerkennung und Zurechtweisung ... weiß:

„Daß das von Diodor beschriebene Riesenschiff ... bares Seitenstück des von Philopator gezimmerten ... feine Bemerkung von völliger Evidenz: die Länge ... ist dieselbe, die nach Kallixenos, Fr. 1 (bei Müller ... Tessarakontere des Philopator hatte, und die Angabe ...

Schiff des Sesoosis aus Cedernholz und auswendig vergoldet gewesen sei, sind von der ναῦς θαλαμηγός desselben Philopater (Kallixenos, a. a. O., III, 56) übertragen. Wenn dagegen Diodor seinen Sesoosis eine Flotte von 400 Schiffen in das Erythräische Meer schicken und von ihr alle Inseln und Küsten bis nach Indien hin erobern läßt, so hat das mit der von Herodot (IV, 42) beschriebenen Seefahrt des Necho gar keine Aehnlichkeit; die Hauptsache, die Umschiffung Afrikas, fehlt. Dagegen wissen wir von Ptolemäos Euergetes I., daß er eine Flotte ins Erythräische Meer schickte und große Eroberungen in Aethiopien machte.... Daß Thaten des Euergetes I. und Philopator auf den Diodorischen Sesoosis übertragen worden sind, leidet hiernach keinen Zweifel. Wenn aber der Verfasser hierin ein Werk der Sage sieht, der Diodor gefolgt, so scheint mir diese Auffassung schief: wir haben sichtlich schriftstellerische Erfindung aus der Zeit des Philopator oder bald nachher vor uns. Der ägyptische Historiker, aus dem Diodor schöpft, hat, von dem Grundsatze ausgehend, daß alles schon einmal dagewesen, die Thaten der großen hellenistischen Könige zu überbieten gesucht, indem er sie mit obligaten Uebertreibungen dem ägyptischen Nationalhelden Sesoosis beilegte."

Bei der außerordentlichen Befähigung Gutschmid's zu constructiver Kritik, deren Ergebnisse wir übrigens im vorliegenden Falle keineswegs ohne weiteres anzunehmen geneigt sind, ist es um so anerkennenswerther, daß er die darin liegende Versuchung meist zu beherrschen gewußt und im Gegentheil die vielen voreiligen und allzu bestimmt gefaßten Schlußfolgerungen des Verfassers aus allgemeinen Behauptungen der Quellen ermäßigt und als unberechtigt nachgewiesen hat. Zur Geschichte der Schlange bemerkt er vortrefflich:

„Um den crassen Euhemerismus Diodor's zu belegen, wären hundert andere Beispiele passender gewesen als gerade dieses. Denn es ist aus der Beschreibung Aethiopiens entlehnt, die nachweislich ein wörtliches Excerpt aus dem sehr zuverlässigen Agatharchides ist: was ist Unwahrscheinliches daran, daß eine Riesenschlange für die königliche Menagerie eingefangen wurde? Die Erzählung von ihrer Ueberwältigung ist viel zu anschaulich, um erlogen zu sein; sollte ja einige Uebertreibung dabei sein, so ist das ein Fehler, an dem alle Jagdgeschichten leiden. An die ägyptische Midgardschlange ist ganz gewiß nicht zu denken."

Hinsichtlich der Glaubwürdigkeit des Josephos kann zwar auch der Verfasser nicht umhin zu bemerken, „daß, obschon seine Schreibart elegant, seine Erzählung einfach und sein Ton würdevoll ist, man doch seine Geschichte nicht ohne Mistrauen lesen darf. Er war ebenso treulos gegen sein Land und dessen religiöse Gebräuche, wie gegen seine eigene ausländische Frau; er gibt sich selbst viele Blößen dadurch, daß er bald den Charakter seines Volks in ein gutes Licht zu stellen, bald sein eigenes Benehmen zu entschuldigen bemüht ist"; aber nichtsdestoweniger folgt er in der Erzählung der oft blutigen Zerwürfnisse zwischen Griechen und Juden in Alexandrien fast ausschließlich der einseitigen Darstellung dieses Autors. Gutschmid, der überhaupt den alttestamentlichen Sympathien des englischen Verfassers und theologischen Uebersetzers gegenüber eine Art Idiosynkrasie gegen das Judenthum nicht verhehlen kann, nennt den Josephos geradezu einen notorisch anrüchigen Charakter und frechen Lügner, dessen Kunstkniffe und Verdrehungen er in den einzelnen Fällen mit Erfolg nachweist. Ueber seinen Streit mit Apion erklärt er in sehr kräftiger, aber keineswegs unangemessener Ausdrucksweise: „Der unbefangene Forscher hat diese Zänkereien zwischen den zwei unsaubern Gesellen mit den Augen zu betrachten, wie Ahmed III. einen Seekrieg zwischen zwei christlichen Mächten: es könne, meinte dieser, der Hohen Pforte gleichgültig sein, ob das Schwein den Hund trete oder der Hund das Schwein."

Gehalt und Ton der Beiträge Gutschmid's haben es uns bedauern lassen, daß er sich nicht zu einer selbständigen Bearbeitung der Geschichte Aegyptens entschlossen hat, wenn eine solche als Bedürfniß erschien. Er besitzt außer den schon erwähnten zweifelsohne auch alle übrigen einem guten Historiker wesentlichen Eigenschaften, vor allem einen großartigen, freien Blick über das gesammte Gebiet der Weltgeschichte, einen, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, feinen staatsmännischen Sinn, keine Spur von wissenschaftlichem Zopf und fast überall für seinen Gegenstand das schlagende Wort. Ueberhaupt gehört er nach seiner ganzen Auffassungs- und Darstellungsweise der neuesten deutschen historischen Schule an. Er weiß sich leicht über die Bedenklichkeiten der alltäglichen Moral hinwegzusetzen und zollt dagegen seine Achtung bereitwillig energischen, rücksichtslosen Charakteren mit festen politischen Zielpunkten. Der gäng und geben Anschauung gegenüber, in deren Kreisen sich der Verfasser bewegt, spricht er z. B. von dem weichlichen kunstliebenden Ptolemäos Philadelphos mit Geringschätzung, ergreift er statt für den schwachen aber gutherzigen Philometer Partei für den physisch wie moralisch abstoßenden, aber willenskräftigen Physkon, tritt er für die Ehrenrettung des Kaisers Tiberius ein u. dgl. m. Daß man seiner Geschichte nicht den Bücherstaub anriechen würde, dürfte aus folgender Bemerkung hervorgehen. Der Verfasser sagt gelegentlich der Einäscherung des alexandrinischen Museion: „Cäsar, der Geschichtschreiber seiner eigenen großen Thaten, hätte uns den Schmerz mittheilen sollen, den er empfunden, als die Flammen die trockenen Papyrusrollen verzehrten, und die Mühe, die er sich gegeben, das Feuer zu dämpfen; aber sein schuldbewußtes Schweigen läßt vermuthen, er habe das brennende Gebäude als eine nützliche Flanke für die Mauerlinie betrachtet, die sein geringes Truppencorps zu vertheidigen hatte, und man muß glauben, daß damals in ihm das Gefühl des Gelehrten in dem des Soldaten auf- und untergegangen ist." Gutschmid nimmt sich nicht erst die Mühe hierauf zu erwidern, daß Cäsar seine Thaten in Alexandrien gar nicht beschrieben hat, sondern bemerkt ganz trocken: „Cäsar war kein griechischer Schulmeister, sondern der Feldherr und Staatsmann, der wol wußte, daß es sich in jenem Augenblicke um die Geschicke der ganzen griechisch-römischen Welt handelte. Auch ist es fraglich, ob ein Schulmeister in einer Lage, in der er von allen Seiten von empörten Volksmassen umzingelt ist, Bedenken tragen würde eine Bibliothek anzuzünden, vorausgesetzt, daß er so viel militärischen Instinct besäße, um zu sehen, daß ihm dadurch eine Flanke gedeckt würde." Was wol die alten Perrüken zu einer solchen Ketzerei sagen werden? Mit der jungen historischen Schule theilt der junge Annotator auch jene einzelnen Züge muthwilligen Humors, die an der richtigen Stelle so drastisch wirken, sowie jene kecke Kunst der Veranschaulichung einzelner historischer Erscheinungen durch Heranziehung räumlich und zeitlich entlegener Analogien, die Niebuhr in seiner „Römischen Geschichte" mit ebenso viel Mäßigung wie Glück angewandt hat, der die Geschichtschreibung Macaulay's ihre glänzendsten Effecte verdankt und mit deren Benutzung Mommsen und Curtius ein wenig zu verschwenderisch umgegangen sind. Auch Gutschmid thäte wohl daran, sich in dieser Richtung etwas zu mäßigen. Die obige „Midgardschlange" kommt uns schon etwas bedenklich vor, zumal wenn wir kurz darauf lesen, wie die jährliche feierliche Nilprocession der Götterstatuen unmittelbar mit dem „uralten heidnisch-germanischen Weihnachtsfest" in Verbindung gebracht wird. Die Identification des Verhältnisses, in welchem die für den Anthropomorphismus fanatisirten ägyptischen Mönche zu dem Patriarchen Theophilos von Alexandrien (unter Arkadios) standen, mit dem Verhältniß der Bewohner von St.-Antoine und St.-Marcel zu Robespierre ist der eigenen Auseinandersetzung Gutschmid's jedenfalls noch viel weniger angemessen als der von ihm widerlegten Darstellung des Verfassers, und in jedem Falle viel zu weit hergeholt, um die beabsichtigte Wirkung zu äußern.

Der Charakter des Buchs in der uns vorliegenden Gestalt ist buntscheckig genug, um seine Lectüre zu erschweren. Zuerst hat man einen Text, von dem man nicht recht weiß, ob er Fisch oder Vogel ist, was dem Verfasser und was dem Uebersetzer gehört. Dazu kommen nun nicht nur die zahlreichen und theil-

weise umfänglichen Noten des Uebersetzers einerseits und des „Revisors" Gutschmid andererseits, sondern auch die Polemik der beiden Annotatoren untereinander, bei der es einem oft wie bei einem Civilproceß zu Muthe wird, wo Klage und Einlassung, Replik und Duplik regelmäßig aufeinander folgen. Gutschmid hat dabei den Vortheil „das Verfahren zu schließen" und er hat sich denselben auch nirgends entgehen lassen. Da diese Methode jedenfalls ebenso neu wie ergötzlich ist, so verlohnt es sich wol, wenigstens das kürzeste Beispiel als Probe, aber keineswegs als Muster anzuführen.

„Diodor wußte nicht, daß die Alexandriner manchmal das südliche Arabien und sogar Aethiopien Indien genannt haben."
Der Verfasser.

„Der Sprachgebrauch, welcher Aethiopien statt Indien sagt, ist sehr alt, dagegen läßt sich der umgekehrte nicht vor den Byzantinern nachweisen."
G.

„Das läßt sich wol; denn das Targum zu Jesaja 11, 11 übersetzt den Namen Kusch mit Indien."
D. Uebers.

„Er war also der Ansicht, daß Jesaja Aethiopien (Kusch) statt Indien gesagt habe, würde folglich, wenn überhaupt ein Schluß aus dem hebräischen Sprachgebrauch auf den griechischen zulässig wäre, nur das beweisen, was ich behaupte."
G.

Da das ganze Werk überhaupt nichts Neues bieten, sondern nur die bisherigen Resultate der Forschung compendiarisch zusammenfassen will, so könnte jeder Versuch den Inhalt desselben zu skizziren kaum so viel bieten, als man in der ersten besten erträglichen Weltgeschichte findet. Nur der dritte Theil hat als ein Stück römischer Provinzialgeschichte und als Zusammenstellung aller Thatsachen und Bestrebungen, wodurch sich Aegypten an der Entwickelung der spätern griechischen Philosophie sowie am Ausbau des christlichen Dogmas und der kirchlichen Verfassung betheiligt hat, trotz des größten Mangels an innerer Einheit ein eigenthümliches Interesse. Da indeß auch der gedrängteste Auszug immer noch weit mehr Raum in Anspruch nehmen würde, als wir zur Verfügung haben, so begnügen wir uns, ganz besonders auf dieses Interesse aufmerksam zu machen, und ziehen es vor, zur Charakterisirung des Urtheils, der Darstellungsweise und der Auffassung des Verfassers von dem specifisch ägyptischen Einflusse auf das Christenthum eine einzelne, in der Uebersetzung freilich nicht gerade sehr gelungene Stelle aus diesem Theile seines Werks in unverkürztem Zusammenhange mitzutheilen. Sie knüpft an die Verfolgung der Heiden Alexandriens unter Theodosius und insbesondere an die Plünderung des herrlichen Serapistempels an.

„Es würde ungerecht sein, nicht bei jeder Verfolgung, mag sie von Heiden oder Christen ausgegangen sein, die Superiorität des Werthes und des Charakters der Verfolgten über ihre Verfolger hervorzuheben. Als die Christen von den Heiden verfolgt wurden, waren es nur Männer von makellosem Lebenswandel und außergewöhnlicher Geistesstärke, welche an ihrer Religion in den Tagen der Anfechtung festhielten und die vom Gesetze verhängten Strafen erduldeten; die Schwachen, Unwissenden und Lasterhaften nahmen bereitwillig die abergläubischen Gebräuche an, welche man von ihnen verlangte, und bekannten sich zur Religion der stärkern Partei, um auf leichte Weise der Strafe zu entgehen. Dasselbe geschah nun auch, als die Heiden Alexandriens von dem Bischof Theophilos verfolgt wurden; die Hauptdulder waren die Gelehrten, die im Heidenthum einen reinen Deismus erkannten und nur Unwissenheit und Aberglauben auf seiten ihrer Unterdrücker sahen; sie betrachteten die Verehrung der Trinität als eine neue Form des Polytheismus, und erklärten spöttisch, sie wären nicht Mathematiker genug, um diese Form zu verstehen. Der damalige Serapispriester Olympos, der als solcher das Oberhaupt der Heiden Alexandriens war, war in jeder Hinsicht das Gegentheil von dem Bischof Theophilos. Er hatte ein freies, offenes Wesen und ein angenehmes Benehmen; konnte er auch vermöge seines Alters in der Mitte seiner Anhänger im befehlenden Tone sprechen, so zog er es doch vor, seine moralischen Lehren in der mildern Weise der Ueberredung eines Gleichstehenden vorzutragen, und wenige Herzen nur waren so verhärtet, daß sie sich nicht durch seine Ermahnungen auf den Weg der Pflicht führen ließen. Da nun die wüthenden Mönche, meint der aufgebrachte heidnische Schriftsteller Eunapios, nur in der äußern Gestalt Menschen, den Sitten nach aber Schweine waren, so erlangte jeder, welcher sich einen schwarzen Kittel anzog und sich nicht schämte in schmuziger Leinwand öffentlich zu erscheinen, eine Tyrannengewalt über den Pöbel, welcher an seine Heiligkeit glaubte, und diese Leute griffen zur Sühne ihrer eigenen vielen Sünden die Tempel der Götter an. In solcher Weise machten sich die Parteien und oft in ungerechter Weise Vorwürfe. So beschuldigte man die heidnischen Priester außer andern religiösen Betrügereien und vorgeblicher Wunder, daß sie eine eiserne Serapisstatue in einer Tempelkammer vermittelst eines an der obern Decke befestigten Magnets in der Luft hängen ließen; eine Beschuldigung, von der sie sich durch die natürlichen in der Sache liegenden Hindernisse reinigen konnten, was sie nicht so leicht hinsichtlich anderer ihnen aufgebürdeten zu thun vermochten. Nach diesem Angriff auf die Heiden wurde ihre Religion nicht mehr öffentlich in Alexandrien gelehrt. Einige der zelotischern Professoren siedelten von der Hauptstadt nach Kanopos über, wo die alte Priesterwissenschaft unbehelligt, weil unbeachtet, noch gelehrt wurde. Dort ward, unter dem Vorwande das Studium der Hieroglyphen zu treiben, eine Schule der Magie und anderer verbotenen abergläubischen Studien eröffnet, und die bekannten Kanopischen Krüge mit den Köpfen der vier kleinern Götter des Todes auf ihren Deckeln haben ihren Namen von dieser Stadt. Es wäre unvernünftig zu behaupten, daß die Aegypter nach der Annahme des Christenthums mit einem male alle ihre heidnischen Riten aufgegeben hätten. Zu den Gewohnheiten, welchen sie noch anhingen, gehörte das Einbalsamiren der Todten; der heilige Antonius hatte es versucht, die zum Christenthum Uebergetretenen von dieser Praxis abzubringen, nicht weil die Mumiensärge mit heidnischen Inschriften bedeckt waren, sondern weil, wie er kühn versicherte, nach der Bibel jede Art, den Leichnam außer im Grabe zu bewahren, als Sünde verboten sei. Der heilige Augustinus aber, der wol einsah, daß die Unsterblichkeit der Seele ohne die Erhaltung des Körpers von den Unwissenden wenig verstanden oder geachtet werden würde, pries im Gegentheil die Aegypter für diese ihre Praxis, und sagte, sie wären die einzigen Christen, welche wirklich an die Auferstehung vom Tode glaubten. Die Figuren der Jungfrau Maria in einer Mondscheibe, die man noch an den Fenstern einiger unserer Kathedralen gemalt findet, scheinen der Göttin Isis entlehnt, welche insgemein mit diesem Planeten verziert ward; und selbst die noch heute auf den römisch-katholischen Altären brennenden Wachskerzen sind von der ältesten Zeit her dazu benutzt worden, den Glanz der ägyptischen Altäre im Dunkel der Tempel zu erhellen, und sie brannten in noch größerer Zahl an dem jährlichen Lampenfeste. Die Trennung des Volks in Laien und Geistliche, welche den Griechen und Römern unbekannt war, wurde im 4. Jahrhundert von den Aegyptern ins Christenthum eingeführt. Während die Laien wollene Kleider trugen, nahm die Geistlichkeit allgemein die gewöhnliche ägyptische Leinengewandung als der Reinheit ihrer Sitten mehr entsprechend an, und ahmte gleichzeitig die ägyptischen Priester in der Annahme der Tonsur nach. Zweitausend Jahre bevor noch der Bischof von Rom Anspruch darauf machte, der Besitzer der Schlüssel zum Himmel und zur Hölle zu sein, gab es bereits in Theben einen ägyptischen Priester mit dem hochklingenden Titel, «bestallter Hüter der beiden Himmelspforten». Man könnte leicht noch andere gute und schlechte christliche Institutionen anführen, welche auf ägyptischem Boden erzeugt wurden; denn der Nilschlamm war, wie Homer bemerkt, ebenso fruchtreich an Gift, wie an Heilpflanzen. Auf diese Weise kam die sogenannte Verbreitung des Christenthums zu Stande, die vielmehr eine Vereinigung der beiden Religionen und ein Compromiß zwischen den beiden Parteien war. Weise und gute Männer haben es bezweifelt, ob dadurch

Religion, welche Jesus gelehrt, mehr Vorschub geleistet oder : Schaden gestiftet worden sei."

Man darf von einem Buche wie das besprochene, zumal den wunderlichen Manipulationen, denen es sich hat unter- n müssen, um der deutschen Wissenschaft gerecht und dem beten deutschen Publikum schmackhaft zu werden, sicherlich n eigentlich ästhetischen Genuß erwarten: dem widerstreben f und Form in gleichem Maße. Wol aber darf es in sei- gegenwärtigen Gestalt als ein inhaltreiches, belehrendes und gendes Hand- und Rathschlagebuch für die Geschichte Aegyp- empfohlen werden, und wen das fast ununterbrochene No- erk nicht im ruhigen Behagen der Lectüre stört, der wird auch an nicht wenigen Stellen angenehm unterhalten finden. man einmal ein so tolles mixtum compositum beliebt hat, nnen wir es nur billigen, daß die Anmerkungen wirklich stehen, wohin sie vernünftigerweise gehören, nämlich unter Texte. Die neuerdings häufig werdende Methode, dieselben r den Text zu verweisen, hat gerade so viel Sinn wie das nte geistreiche Verfahren des Straußes. Wir wollen damit ibe nicht der frühern Unsitte das Wort reden, welche das tigste und Interessanteste in die Anmerkungen stopfte und Text durch Noten förmlich überschwemmte. Da nun aber s Nebensächliche oder Erläuternde weder weggelassen noch viel größere Störung in den Context hineingearbeitet wer- kann, so sorge man auch dafür, daß man es an gehöriger le ohne Zeitverlust vor Augen und zu Händen hat. Wer s darauf gibt, dem steht es ohnehin frei, es nach Gutdünken berspringen. Für ganz kurze Noten, wie Jahreszahlen und gstellen, ist das in England häufige und auch im vorliegen- Buche zweckmäßig angewandte Verfahren, dieselben an den d der betreffenden Zeilen zu setzen, sehr zu empfehlen. Nur e Anmerkungen, welche mehr oder weniger den Charakter Excursen annehmen, verweise man ans Ende, aber in die- Falle nicht etwa an das Ende einzelner Abschnitte oder itel, wo sie nur mühsam aufzufinden sind, sondern gleich as Ende des ganzen Bandes. Der geneigte Leser wird uns lediglich die äußerlichste Form angehende Bemerkung hoffent- zugute halten, da wir oft genug in den Fall gekommen sind, unglückselige Neuerung zu verwünschen und die Angelegen- wirklich von allgemeinem literarischen Interesse ist. 7.

Altwälsche Literatur und Geschichte.

San-Marte, d. i. der preußische Regierungsrath A. ılz, der sich schon mancherlei Verdienste um die Sagen- ung erworben und besonders der auch für die deutsche Lite- wichtigen Sage von Artus oder Arthur und der Tafel- : nebst der vom heiligen Gral fortgesetzte Aufmerksamkeit met hat, hat sich neuerdings durch zwei Schriften ver- gemacht, die wir im Nachfolgenden unsern Lesern in kur- eberſicht vorführen wollen:

ie Sagen von Merlin. Mit altwälschen, bretagnischen, ottischen, italienischen und lateinischen Gedichten und Pro- zeiungen Merlin's, der Prophetia Merlini des Gottfried von onmouth, und der Vita Merlini, lateinischen Gedichts aus n 13. Jahrhundert. Herausgegeben und erläutert von an-Marte (A. Schulz). Halle, Buchhandlung des aisenhauses. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

er alte Zauberer Merlin ist bekannt genug; ist er doch von zwei neuern deutschen Dichtern, Uhland und Immer- besungen worden, aber soviel man auch von ihm zu wußte, so war doch bisjezt eine erschöpfende und be- nde Untersuchung über ihn noch nicht erschienen. Eine freilich nicht ohne Schwierigkeit, und der Verfasser der nden Schrift würde schon deshalb unsern Dank verdie- aß er sich durch dieselbe nicht hat abschrecken lassen, wenn sie uns nicht an sich schon durch ihre Trefflichkeit zum Dank verpflichtete.

Die ältern Zeugnisse über Merlin (wälsch Merddin), den Barden und Kämpfer, sind sehr spärlich; reicher sind die über Merlin den Propheten. Man hat über diesen eine historische begründete Tradition und die Zeugnisse darüber zeigen uns diese Person in einer steigenden Entwickelung. Nennius, der im 9. Jahrhundert lebte, erzählt schon ziemlich ausführlich über die Prophetengabe Merlin's und die Geburt desselben erscheint auch bei ihm schon in mystisches Dunkel gehüllt. Weiter und schon romantisch ausgesponnen erscheint er in der Geschichte der britischen Könige von Gottfried von Monmouth, die zwischen 1132 und 1135 verfaßt und jedenfalls schon 1138 veröffentlicht ward. Bei ihm ist der Vater Merlin's bereits nach der Lehre des heiligen Augustin (daß gewisse Dämonen die Neigung haben, sich mit weiblichen Menschenkindern zu vermischen) ein Incubus geworden, und seine Mutter zu der Tochter eines Königs von Digedd, die in der Kirche des heiligen Petrus in dieser Stadt mit den Nonnen lebte. Hier erscheint er auch schon als Zauberer, der durch übernatürliche Kraft des Stonehenge aus Irland nach Britannien in die Ebene von Salesbury schifft; auch tritt er als Prophet, Sterndeuter und Rather in den Schlachten auf, wie ihn später die Romane bis zum Ueberdruß verwenden; endlich benutzt er seine magische Kraft zur Begünstigung der verbotenen Liebe Uther Pandragon's zu Igerne, Gemahlin des Gerlios, welcher Artus seine Entstehung verdankt. Gottfried's „Prophezeiung" ist übrigens keineswegs von ihm erfunden. Es müssen vielmehr schon am Anfange des 12. Jahrhunderts in Wales allgemein verbreitete Prophezeiungen unter Merlin's Namen bekannt gewesen sein, denen, wie San-Marte bemerkt, Gottfried mit meisterhaft berechneter Kunst ein neues Gewand und gewiß mit äußerster Schalkheit viele Zusätze und einen unenträthselbaren Schluß lieh. Auch der etwas spätere Giraldus Cambrensis (um 1180), der sich lange in Wales aufhielt und das dortige Nationalleben genau beobachtete, enthält eine große Reihe von Traditionen über Merlin, am merkwürdigsten ist jedoch der Umstand, daß dieser Historiker zuerst einen zweiten Merlin erwähnt.

Den größten Antheil an dem europäischen Rufe, welchen Merlin seit dem 12. Jahrhundert erlangt und an 500 Jahre lang behauptete, hat ohne Zweifel die „Prophetia Merlini" des Gottfried von Monmouth, weshalb dessen vollständige Mittheilung sehr dankenswerth ist. Was A. Schulz über deren Entstehung, Quellen und Inhalt sagt, können wir hier nicht mittheilen; wir erwähnen nur die Bemerkung, daß die Theile der „Prophezeiung", welche sich auf Thatsachen beziehen, die schon vor Gottfried geschehen waren oder sich zu seiner Zeit ereigneten, sich aus den alten Chroniken leicht erklären lassen, daß aber „weiterhin die «Prophetia» immer mysteriöser und unbestimmter, und nun zu der harten Nuß wird, an der die Historiker jüngerer Zeiten ihre Auslegungskunst versuchten. Das vierte Kapitel endlich ist so mystisch gehalten, daß selbst den Historikern hier die Anwendungskunst ausgeht und fast gar keine Berufungen mehr auf sie vorkommen, obwol früher, je nach ihrer Parteistellung, sie bald mit Freude, bald mit Entsetzen die Ereignisse mit dem Ausruf erzählen: «ut impleretur Prophetia Merlini!» ähnlich, wie die Apostel sich auf die Propheten des Alten Testaments berufen." Denn der Glaube an die Unfehlbarkeit der Prophezeiungen Merlin's stand jahrhundertelang felsenfest, und zwar nicht blos in Wales, sondern auch in Bretagne; und Alanus bezeugt, daß, wer an ihrer Wahrscheinlichkeit und an Arthur's Wiederkehr fortzuzweifeln wagen sollte, vom Landvolk gesteinigt werden würde. Zwar eiferten manche Historiker und Geistliche, wie Wilhelm von Neuburg, Petrus Blasensis u. a. gegen den Wahnglauben an Merlin; dessenungeachtet wurde er nicht blos zu Aufreizungen des Volks von Wales gegen England benutzt, sondern er wurde auch Gegenstand ernster Betrachtungen unter den Fürsten, die ihre Entschlüsse nicht selten

auf dieselben bauten. Uebrigens beschränkte sich dieser Gebrauch, Merlin's Prophezeiungen auf historische Ereignisse anzuwenden, nicht allein auf Wales und England, sondern ging auch auf den Continent, besonders Frankreich über. Von den Zeugnissen, welche der Verfasser darüber mittheilt, führen wir nur die folgenden an:

„Wilhelm der Bretagner, Kaplan Philipp August's von Frankreich, schmeichelt seinem Herrn mit den glänzendsten Zusicherungen eines glücklichen Erfolgs bei einer beabsichtigten Eroberung Englands, indem er sich auf Merlin's Prophezeiungen beruft (in der «Philippis» des Guillelmus Brito Armericus); und die Gesandtschaft Eduard's III., Adam Orleton, Bischof von Worcester, und Roger Northborough, Bischof von Lichfield und Coventry, die 1329 die Regentschaft Frankreichs für ihren Herrn beanspruchten, begannen ihre Rede: «Ce fameux prophète Merlin, aux yeux duquel les plus mémorables événemens des choses humaines ont esté clairement presens, nous a distinctement marqué dans ses prédictions, qu'au temps où nous sommes, les Lys et les Leopards seroient unis dans un mesme champs, et que les nobles royaumes de France et d'Angleterre n'auroient plus qu'un mesme monarque.»" (Mézeray, „Histoire de France".)

„Selbst im Proceß der Jungfrau von Orleans spukt Merlin. Darin rief Jeanne d'Arc ihren Richtern ins Gedächtniß zurück, daß eine Prophezeiung durch das Land gegangen sei, Frankreich werde durch eine der Tochter der Marken an der Loire gerettet werden. Und merkwürdig ist, daß einer der Zeugen im revidirten Proceß, der bei dem ersten Proceß Beisitzer gewesen, aussagt, daß diese oder eine ihr sehr ähnliche Weissagung in einem Buche von Merlin zu lesen sei."

Der Verfasser theilt nun die in der bisherigen Besprechung angeführten Zeugnisse über Merlin mit, von Nennius bis zum französischen Chronisten Froissart herab. Daran schließen sich wälsche Gedichte über Merlin: „Der Apfelgarten"; „Die Horchenden"; „Gespräch Merddin's mit Ys-Colan"; „Gespräch Merddin's mit Taliessin"; „Prophezeiungen Merddin's aus seinem Grabe" und „Zusammenkunft Merddin's mit seiner Schwester Gwenddydd". Alle sind mit gründlichen und soweit möglich erschöpfenden Bemerkungen begleitet, und bei allen ist dem wälschen Text eine deutsche Uebersetzung beigegeben, mit Ausnahme jedoch des letzten Stücks, welches dem sichern Verständniß unüberwindliche Schwierigkeiten darbietet. Es gehören diese Gedichte zu den interessantesten Abschnitten des Buchs; doch sind sie nach San-Marte's wohlbegründeter Ansicht sämmtlich viel jünger, als Davies, S. Turner und Eckermann annehmen, die es für ein echtes Werk Merlin's aus dem 6. Jahrhundert halten. Sie beziehen sich offenbar auf viel spätere Ereignisse und sind daher politisch und nicht mythologisch. So großes Interesse sie darbieten, so müssen wir es doch unsern Lesern überlassen, sich selbst damit bekannt zu machen, da eine weitere Besprechung derselben hier allzu großen Raum in Anspruch nehmen würde. Nur über das erste, den „Apfelgarten" (wälsch „Avallenau"), das übrigens wol das bedeutendste ist, lassen wir einige Bemerkungen folgen. Es ist dasselbe schon deshalb wichtig, weil es die Tradition über die Existenz des zweiten caledonischen Merlin bestätigt. Während dieser aber bei Giraldus Cambrensis wegen eines ihm in der Schlacht erscheinenden Ungeheuers wahnsinnig in den caledonischen Wald flieht, beklagt er in dem „Apfelgarten" das Unglück, daß er im Kampf den Sohn seiner Zwillingsschwester Gwenddydd erschlagen und ebenso Sohn und Tochter des Fürsten Rhydderch, dessen Unterfeldherren ihm deshalb zürnen und ihn verfolgen. Funfzig Jahre habe er unter Geistern und Gespenstern gelebt; sein früherer Herr, Gwenddolau, der ihn mit Geschenken und Verleihung des Apfelgartens geehrt, modert im Wald von Calyddon, erschlagen in der Schlacht von Ardderydd, und glückliche Tage hat er vorher in Gesellschaft der schönen Gwenddydd verlebt in dem Apfelgarten, dessen Obhut einer Nymphe anvertraut ist, die erscheint und verschwindet, und ihm die Zukunft anvertraut.

„Das Elend Merddin's, die mit wenigen Pinselstrichen in ergreifendster Weise meisterhaft geschilderte Lage und Gemüthsstimmung des unglücklichen Propheten, und seine persönlichen Verhältnisse zu den genannten Personen bilden gewissermaßen den vulkanischen Grund und Boden, aus dessen berstenden Klüften die einzelnen Prophezeiungen, wie Feuerflammen der unterirdischen Glut, bald hier, bald dort, gewaltsam hervorbrechen, ohne Zusammenhang, ohne Klarheit — und dann fällt der Sänger wieder zurück in die Klage über sein persönliches Unglück."

Seine Betrachtungen über das Gedicht schließt der Verfasser mit folgenden Worten:

„Müssen auch manche Anspielungen und Ausdrücke bei der Ferne und dem Dunkel der Specialgeschichte und Tradition zwar noch unerklärt bleiben, so leuchtet doch die Idee im allgemeinen klar hervor: Merlin ist die patriotische Nationalstimme des nach Unabhängigkeit ringenden Volks; der mystische Apfelgarten ist das Vaterland; der traditionell nach Sachsen genannte Feind, der Wolf, der die Wurzel des Baums umscheidet, ist England unter seinen eroberungssüchtigen Königen; das ergreifende persönliche Elend Merlin's ist die verzweiflungsvolle Lage des Landes; die Nymphe des Hains ist die Hoffnung auf Rettung, ist der Schutzgeist des Volks, der es im Freiheitskampfe nicht ermatten läßt; das Ganze ein Ruf zu den Waffen zum bevorstehenden Kampfe, daher der Inhalt politisch, nicht mythologisch, und in eine Form gehüllt, welche durch vielfältige Anklänge an alte Erinnerungen und allbekannte Traditionen den alten ewigen Propheten, so leibhaftig nahe gerückt, zum eindringlichsten Redner bei der gläubigen, leicht entzündbaren, gegen England vom fanatischen Haß erfüllten Masse des Volks zu machen geeignet war."

Nach diesen altwälschen Gedichten theilt der Verfasser ein lateinisches Kriegslied und bretagnische Lieder von Merlin mit, und diese wiederum im Urtext und in deutscher Uebersetzung aus den Volksliedern aus der Bretagne von A. Keller und E. von Seckendorf. Sodann berichtet er über den caledonischen Merlin, und fügt diesem Abschnitt die schottischen, dem Merlin zugeschriebenen Prophezeiungen bei; dann verbreitet er sich über Merlin den Druiden und Mystagogen, sowie über den Ursprung der Merlin-Prophezeiungen, welchen Abschnitt er mit folgenden Bemerkungen schließt:

„Ob, wer und was Merlin in der realen Welt gewesen, bleibt, dem Prophetencharakter gemäß, in Dunkel gehüllt; das eigentliche Leben dieser Person bestand in Wahrheit nur in ihrer traditionellen Prophetie, und es verjüngte sich, wie wir gesehen, von Jahrhundert zu Jahrhundert aufs neue, ein Jahrtausend hindurch in stets andern und erweiterten Kreisen fortwirkend."

Als weitere Quellen theilt der Verfasser endlich italienische, dem Merlin beigelegte Prophezeiungen (in lateinischen leoninischen Versen) und die in Hexametern abgefaßte „Vita Merlini" mit, die, wie der Verfasser nachweist, irrthümlich dem Gottfried von Monmouth zugeschrieben wird. Im letzten Abschnitt macht uns endlich der Verfasser mit den Romanen bekannt, welche Merlin's Leben und Prophezeiungen behandeln.

2. Gottfried's von Monmouth Historia regum Britanniae, mit literarhistorischer Einleitung und ausführlichen Anmerkungen, und Brut Tysylio, altwälsche Chronik in deutscher Uebersetzung. Herausgegeben von San-Marte (A. Schulz). Halle, Anton. 1854. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Mit gewohnter Gründlichkeit behandelt San-Marte in der den beiden Werken vorgesetzten Einleitung alle diejenigen Verhältnisse, welche zum Verständniß derselben nothwendig sind. Im ersten Abschnitt behandelt er das Biographische. Zwar sind die Nachrichten über das Leben Gottfried's von Monmouth sehr dürftig, allein der Verfasser weiß aus anderweitigen Thatsachen hier und da Licht über das Dunkel zu verbreiten, in welches Gottfried's Leben und Thätigkeit eingehüllt ist und besonders gelingt es ihm, die Zeit zu bestimmen, in welcher er sein Werk abfaßte. Es ist wol jetzt nach San-Marte's Beweisführung keinem Zweifel unterworfen, daß die „Historia regum Bri-

nniae" zwischen 1132 und 1135 abgefaßt worden ist und
cht erst 1150, wie von mehreren behauptet wird. Noch von
ößerm Interesse ist der zweite Abschnitt, in welchem von
ottfried's Quellen gehandelt wird. Es ergibt sich aus den
gestellten Untersuchungen auf das Ueberzeugendste, daß Gott-
ed nicht Selbsterfundenes erzählt, sondern bereits Vorhandenes
einer Geschichte verwob; für diese Ansicht entscheidend ist das
che Material in den Legenden, in der mündlichen Tradition
d in der ältern Literatur von Wales überhaupt, welches der
rfasser zum Theil in den Anmerkungen nachweist. Die Be-
tsamkeit von Gottfried's Geschichte stellt der Verfasser am
fange des dritten Abschnitts: „Gottfried's Nachfolger", in
endig anschaulicher Weise dar:

„Unermeßlich war das Aufsehen, welches dieses als reine
hrhafte Historie hingegebene Werk machte. Die wälsche Nation
sich darin in einer nie geahnten vormaligen Glorie dargestellt,
: Geschichte war weit über Cäsar hinaus bis zur Zerstörung
ojas in detaillirter Erzählung zurückgerückt; was abgerissen
vereinzelt in Liedern und Sagen des Volks lebte, fand hier
orischen Zusammenhang; Märchenfiguren wurden plötzlich
hafte historische Personen; die blühende lateinische Sprache
dem Buche sofort weiteste Verbreitung außerhalb Wales
übrigen England und Frankreich; es ward eine Lieblings-
ire der Höfe beider Königreiche; es war eine romantische
schichte, die nur der Versform bedurfte, um als vollendetes
s aufzutreten."

Diese erhielt es auch sehr bald durch Wace, dessen „Roman
Brut" nichts als eine Umdichtung der Chronik Gottfried's
Wir übergehen die treffliche Charakteristik dieses Romans
die Vergleichung desselben mit seinem Vorbild, wozu in
Anmerkungen noch manche gehaltreiche Notiz gegeben wird.
nso wenig erwähnen wir die zahlreichen englischen und fran-
chen Reimchroniken und Prosaromane, oder die (noch unge-
kten) lateinischen Gedichte, die mittelbar oder unmittelbar
Gottfried schöpften; dessen Geschichte rief aber nicht blos
tungen hervor, sondern wirkte auch unmittelbar auf den
nisch gebildeten geistlichen Gelehrtenstand und die Historiker
Fach mit wunderbarer Gewalt. Alfred von Beverley,
thäus, Mönch der Westminsterabtei, Johannes Wellingsford,
nnes Ferdun, Albericus trium fontium, Vincenz von Beau-
u. a. haben ihn vielfältig benutzt oder geradezu abge-
ben. Zwar gab es auch Gelehrte, welche ihn der Lüge
aldigten, wie insbesondere Wilhelm von Neuburg; aber sie
ten seinen Ruf nicht erschüttern, und seine Berichte wurden
o ganz unzweifelhaft gehalten, daß sich selbst Eduard I. in
Briefe an den Papst Bonifacius VIII. auf ihn beruft. Bo-
ius versuchte nämlich damals Schottland, das von Eduard
worfen worden war, der englischen Botmäßigkeit zu ent-
. Um nun seine Ansprüche auf dieses Land und noch
andere zu beweisen, führt Eduard in dem erwähnten Schrei-
n, daß schon Belin, Brennus und Arthur Schottland und
d erobert hätten, und behauptet, daß die Abstammung der
n von Brutus ihn noch zu größerer Ausdehnung seiner
chaft berechtige. „In der That", fügt der Verfasser hinzu,
Ruf erfüllte den Erdkreis; soweit Arthur's Thaten die
ither erfüllten und die Hörer ergötzten, soweit ward auch
ie Ehre; seine Prophezeiungen Merlin's wurden das Vor-
nzähliger anderer, wurden übersetzt ins Französische, Ita-
he, Spanische, Englische, sogar Isländische, gedruckt und
gedruckt, commentirt, erweitert, und wurden in Verbin-
mit den in der «Historia» erzählten Geschichten von Merlin
rundlage der weitschichtigen Merlin-Romane, welche bis
nde des 16. Jahrhunderts ihr hohes allgemeines Interesse
oteten."

Nachdem der Verfasser im vierten Abschnitt der Einleitung
Handschriften, Ausgaben und sonstige Schriften Gottfried's
ausführlich als gründlich gesprochen, spricht er im fünf-
n seiner Ausgabe der „Historia". Er hat sich bei derselben
ufgabe gestellt, das Verhältniß Gottfried's zur beglaubigten
Geschichte einerseits und zur wälschen Dichtung andererseits
näher zu ermitteln. „Dabei wird sich oft finden, daß gerade
das, was der Historiker verwirft, einen schätzbaren Beitrag zur
Literatur- und Sittengeschichte bildet und umgekehrt, und ge-
wiß ist, daß Gottfried noch sehr viele Quellen benutzt hat, die
uns jetzt verloren sind." Wie der Verfasser zu Werke gegangen
ist, um seinen Zweck zu erreichen, können wir hier nicht erör-
tern; es mag die Versicherung genügen, daß er alles geleistet
hat, was bei der großen Schwierigkeit, ja oft bei vollständiger
Unmöglichkeit, sich die nöthigen Materialien zu verschaffen,
irgend möglich war, und so sind seine Anmerkungen, die er
seiner Ausgabe der „Historia" beifügt, durchaus schätzbar; sie
sind es selbst dann, wo er nur Vermuthungen oder Zweifel
ausspricht. Sie wollen nicht, wie der Verfasser selbst sagt, in
jedem einzelnen Falle Dichtung und Wahrheit, Dichtung und
Historie sondern, vielmehr nur hindeuten, wo anderwärts wei-
ter darüber Nachfrage zu halten wäre. Der sechste Abschnitt:
„Richtsteig zur Kritik Gottfried's", ist zu sehr mit dem Inhalt der
„Historia" verwachsen, als daß sich hierüber in kurzem berich-
ten ließe. Der siebente und letzte Abschnitt endlich handelt von
dem „Brut Tysylio", von welchem eine deutsche Uebersetzung
nach der englischen von Peter Roberts gegeben wird. Als haupt-
sächlichstes Ergebniß der in diesem Abschnitt niedergelegten Unter-
suchung führen wir an, daß der „Brut Tysylio" nicht, wie
von verschiedenen Seiten behauptet worden ist, aus Gottfried's
„Historia" hervorgegangen ist, sondern daß Gottfried vielmehr
jenen benutzt und mit Benutzung anderer schriftlichen und münd-
lichen Quellen vielfältig erweitert hat.

Um noch ein Wort von den beiden Werken zu sagen, welche
San-Marte in der vorliegenden Schrift herausgegeben hat, so
geht schon aus der bisherigen Mittheilung hervor, daß sie auf
historische Glaubwürdigkeit keinen Anspruch machen können.
Ganz werthlos sind die Anfänge derselben, in welchen die Ab-
stammung der Briten auf die trojanischen Flüchtlinge zurück-
geführt wird: es sind dies lächerliche, von Gelehrten ausge-
heckte Fabeln, die im Volke selbst unbekannt waren. Die nach-
folgenden Bücher enthalten zwar auch keine historisch-beglau-
bigten Thatsachen, allein was sie erzählen, beruht doch auf
echter Volkssage, wodurch sie eine culturhistorische Bedeutung
erhalten. 2.

Die sogenannte classische und die sogenannte Epigonenliteratur.

Schiller schrieb einmal an seinen Freund Körner: „Den
Deutschen gereichen selbst treffliche Werke zum Verderben, weil
sie gleich für heilig und ewig erklärt werden, und der strebende
Künstler immer darauf zurückgewiesen wird. An diese Werke
nicht religiös glauben, heißt Ketzerei; da doch die Kunst über
allen Werken ist. Es gibt freilich in der Kunst ein Maximum,
aber nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortschritt
ihr Heil finden kann." Diese vortrefflichen Worte möchten wir
denen zurufen, welche nicht müde werden, das Kreuzige! Kreu-
zige! über die nachclassische Poesie und im Zusammenhange
damit auch wol über alle neuere Musik zu rufen und sie in
Bausch und Bogen als eine miserable und nichtswürdige zu
verurtheilen, dagegen die Hervorbringungen unserer sogenannten
classischen Dichter, selbst diejenigen, an denen die Kritik und
zwar zum Theil dieser classischen Autoren selbst sehr erhebliche
Mängel nachgewiesen hat, gleich für „heilig und ewig" zu er-
klären. Man scheint zu glauben, daß man mit jenem Ver-
dammungsspruch nur den modernen Dichtern ein Armuths-
zeugniß ausstelle, und man stellt es doch eigentlich der ge-
sammten Generation aus. Wir sind — unsere Leser wissen
dies sicherlich — weit davon entfernt, die hervorragenden Vor-
züge und Schönheiten, die großen edeln Gedanken, das sprach-
lich Musterhafte in den Werken unserer classischen Autoren,
irgend zu verkennen; wir wissen, in wie vieler Hinsicht sie unsere

Vorbilder sein sollen, und daß sie schwer erreichbar, in vielen Stücken unerreichbar sind. Aber auch sie haben vielfach geirrt und gefehlt, was sie selbst am besten wußten; sie haben zwar eine Menge neuer und großer Ideen in Curs, aber auch manche sittliche oder vaterländische Ideen von höchstem Werth, wie wir ihnen z. B. noch bei Klopstock begegnen, außer Curs gesetzt; und wir möchten nicht, was an ihnen mangelhaft ist, für alle Zeiten sanctionirt und sich wie eine „ewige Krankheit“ forterben sehen. Wir wissen wol, wie viel Pfuscherarbeiten in neuern Zeiten zu Tage gefördert wurden und werden und wie viel Krankhaftes und Zweideutiges, was aber ungesunder Auswuchs der Zeit selbst ist, meist sogar den bessern Werken der neuern Zeit anhängt; aber so schlimm, wie es jene zum Theil blasirten zum Theil fanatischen kritischen Terroristen machen, steht es doch mit der neuern Production wahrlich nicht. Blicken wir z. B. nur auf die Lyrik, so müssen wir fast erstaunen, wie viel neue Wendungen und Stimmungen dem deutschen Gemüth, wie viel neue Töne dem so ausgiebigen Material der deutschen Sprache seit den Classikern abgerungen worden. Auch auf dem Gebiete des Romans und Dramas ist vieles Gute geleistet worden, und manches davon wird nur deshalb übersehen und misachtet, weil des gleich Guten zu viel vorhanden ist. Vielleicht würde sogar des wirklich Neuen noch mehr geleistet werden, wenn wir uns von den durch unsere classischen Autoren eingeführten Anschauungen und Formen mehr emancipiren könnten. Wir bestreiten einer noch lebenden Nation mit einer noch lebenden Sprache überhaupt das Recht, eine Anzahl von Autoren, die zum Theil erst in demselben Jahrhundert gestorben sind, als classische auszuscheiden; thut sie es dennoch in der Absicht, alles später Geschaffene als Epigonenliteratur höchst werthlos zu finden, so erklärt sie sich damit überhaupt als geistig todt, ihre Gedankenwelt, ihre sprachliche, literarische und gesellschaftliche Bildung für abgeschlossen, sich selbst weiterer Entwickelung für unfähig. Vergessen wir nicht, daß auch Opitz seinerzeit für classisch galt, daß dagegen Schiller's „Räuber“ und seine übrigen Jugenddramen bei ihrem Auftauchen von vielen, z. B. von dem großen Schauspieler Schröder, als ein verhängnißvoller Rückschritt zur Barbarei angesehen wurden, nicht zu gedenken der höchst wegwerfenden Urtheile Henriettens von Knebel, in denen sich zugleich die Stimmung eines Theils der vornehmen Gesellschaft Weimars ausdrückte, selbst über Schiller's vollendetste Tragödien. Zu dieser Betrachtung veranlaßte uns ein Aufsatz in Nr. 28 der „Recensionen und Mittheilungen über Theater und Musik“ unter dem Titel: „Die Rettung des classischen Repertoirs für das deutsche Theater“, dessen Verfasser Alfred von Wolzogen, es unter anderm als seine „innigste Ueberzeugung“ ausspricht, daß es im Interesse der Kunst weit besser wäre, „es würde heutzutage auf dem dramatischen Gebiete gar nichts geschaffen, und die Poeten beschäftigten sich lieber, wie andere ehrliche money maker unsers doch nun einmal vorzugsweise industriellen Jahrhunderts mit dem Suezkanal und dem atlantischen Kabel“, also mit Dingen, von denen ein Poet nun gerade gar nichts versteht! Die Redaction selbst hat sich veranlaßt gesehen, zu diesem Aufsatz eine beschränkende und berichtigende Note zu machen, worin unter anderm gesagt wird: „Wir sind, wir sagen es offen, jedem Rückschritt, jeder Reaction, auf welchem Gebiete es sei, viel zu abgeneigt, um den schroffen Ausfällen gegen die Production der Gegenwart, so schwach, so unfertig und unvermögend sich dieselbe auch zeigen mag, beizutreten. Wir fühlen uns als Söhne unserer Zeit und glauben auch ihren schwächern künstlerischen Regungen Theilnahme und Unterstützung nicht versagen zu dürfen.“ Den Vorschlag Wolzogen's, in den größern deutschen Städten Theater zu errichten, auf denen nur ältere classische Stücke aber in möglichst prächtiger Ausstattung aufgeführt werden sollen, denken wir ein andermal im Zusammenhange mit mehrern uns vorliegenden dramaturgischen Schriften zu beleuchten.

H. M.

Notizen.

Eine Stimme aus England über Sternberg's „Erinnerungen“.

Die „Westminster review“ enthielt in ihrer letzten Lieferung einen längern Artikel über Alexander von Sternberg's „Erinnerungen“, worin zuvörderst behauptet wird, daß nach der französischen Revolution der Salon aus Paris nach Berlin verpflanzt worden sei und daß sich an ihm die in Deutschland sogenannte Salonliteratur emporgerankt habe. „Dieser Literaturgattung“, fährt der Reviewer fort, „gehören auch des Barons Sternberg Werke an; aber während ihre Fehler bloße Cliquenfehler sind, sind ihre Vorzüge die ihres Verfassers. Besonders besitzen seine frühern Schriften unendliche Anmuth, Poesie und Schönheit, und wenn viele derselben gegenwärtig fast vergessen sind, so liegt dies darin, daß sie sich wenig zu thun machen mit den Alltagsfreuden und den Lebenssorgen, mit jenen Gefühlen und Gemüthsbewegungen, welche allen Klassen gemeinsam und allein vermögend sind, die bleibende und weitverbreitete Sympathie der Menschheit sich zu erobern. Dagegen haben ihm seine «Erinnerungen» eine beträchtliche und soviel wir zu urtheilen vermögen auch dauerhafte Popularität verschafft, denn sie bieten ein lebendiges und getreues Gemälde von dem Zustande der deutschen Gesellschaft in einer Epoche, die für den Politiker ebenso interessant ist als für den Literaten und den Literaturfreund; einer Epoche, die in den Jahrbüchern sowol der Geschichte als der Literatur von hoher Bedeutung ist.“ Der Reviewer entrollt nun eine interessante Galerie aller hervorragenden Männer und Frauen, welche Zierden oder Curiositäten der berliner Salons unter Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. waren oder außerhalb Berlins dem Freiherrn bekannt und von ihm porträtirt wurden. Es ist dies sicherlich eine sehr merkwürdige Galerie wunderbarer und wunderlicher Persönlichkeiten, wie sie in dieser Besonderheit gewiß kein anderes Land aufzuweisen hat, fast der Mehrzahl nach Personen, von denen man nicht weiß, ob man sie den Weisen oder den Narren, den von Lebensfülle Strotzenden oder den Fieberkranken, den an Blutmenge oder den an Blutleere Leidenden, den Hyperspiritualisten oder den rohen Materialisten, den Kraftmenschen oder den Schwächlingen beizählen soll. Der Reviewer flicht auch einzelne literarische Urtheile ein; er vertheidigt z. B. Tieck gegen Sternberg's Behauptung, daß Tieck's phantastische Dramen Misgeburten seien. Zwischen diesem Urtheil und der warmen Würdigung eines genialern Kritikers, Saint-Marc Girardin, liege die Wahrheit wie in der Regel in der Mitte. „In allem, was der Phantasiewelt angehört“, bemerkt der Reviewer, „hat Tieck nicht seinesgleichen. Er scheint in der That in die geheimen Wunder der Natur tiefer als andere Menschen eingedrungen zu sein. Wir fühlen uns durch ihn in eine bezauberte Region hinübergetragen. Aber leugnen kann man nicht, daß er mit seinen Versuchen, die Wirklichkeit zu reproduciren und zugleich bundig darzustellen, häufig scheiterte. . . . Tieck lebte in einer Welt, die er sich selbst geschaffen, und diese gänzliche Isolirung, welche ihn über alles, was dem Reich der Phantasie angehörte, zu einem mächtigen Herrscher machte, beraubte ihn der Fähigkeit, die Welt, wie sie ist, zu schildern.“ Von Uhland heißt es: „Uhland bildete die deutsche Sprache vielleicht zu der höchsten Vollkommenheit aus, deren sie bisjetzt fähig schien; Anmuth, Beweglichkeit, Kraft und Schönheit, das alles findet sich bei ihm. Goethe's Stil ist in seiner Weise vollkommen, ebenso rein aber auch ebenso kalt wie Marmor. Schiller ist in entgegengesetzter Richtung mangelhaft; er ist zu rhetorisch, zu wortreich; zwar sind Schiller und Goethe von einem weit umfassendern Genius als Uhland, aber in seiner besondern Stilart ist Uhland größer als Goethe und Schiller.“ Auch die Urtheile über Heinrich von Kleist, Nikolaus Lenau („one of the many victims to the flattery and the pleasures of the world“), die Gräfin Hahn-Hahn („she might have been a great author, had she been a wiser and less egoistical woman“ etc.), Justinus Kerner

hagen von Ense, Rahel u. a. sind in ihrer Weise anzie-
Auf einige interessante Bemerkungen über die beiden letztern
ten wir bei einer andern Gelegenheit zurück.

s Lebensalter der Dichter und der Rechtsgelehrten.

In einem Artikel der „Westminster review" mit der Ueber-
t „The influence of local causes on national character"
i wir auf folgende interessante Bemerkung:
„Von den letzten zehn Kanzlern von Lord Thurlow abwärts
r jüngste Lord Cranworth, gegen 70 Jahre alt. Ihr
schnittsalter ist gegenwärtig etwas über 76 Jahre; aber
Lords Lyndhurst, Brougham, St.-Leonards und Cran-
glücklicherweise noch leben, wird es wol noch höher hinauf-
n. Zum Vergleich wählen wir zehn unserer hervorragend-
Dichter, mit Spencer beginnend:

	Lebensalter.		Lebensalter.
Spencer	46	Lord Thurlow	76
Shakspeare	52	„ Loughborough	72
Milton	66	„ Erskine	73
Pope	56	„ Eldon	87
homson	48	„ Lyndhurst	87
ray	55	„ Brougham	81
eats	24	„ Cottenham	70
Wordsworth	80	„ Truro	78
oleridge	62	„ St.-Leonards	78
yron	36	„ Cranworth	70

Durchschnittsalter der Dichter ist 52, jeder von ihnen ist
ehr als 24 Jahre jünger als jeder der letzten zehn Kanz-
Der Grund hiervon ist leicht einzusehen. Dichter sind
hin Leute von sehr nervöser Complexion, und die Aus-
ihrer Kunst verlangt große zeitweilige Aufregung, der
tsprechende Abspannung folgt. Das ist der Gesundheit
o zuträglich als die länger dauernde aber weniger angrei-
Anstrengung, welche Rechtsgelehrte auf ihre Arbeit zu
den pflegen." Zu der kürzern Lebensdauer der Dichter
aber wol noch einige andere Motive bei, die der Revie-
versehen hat: bei dem einen das fortdauernde nagende
der Vereinsamung, des Unverstandenseins, ja der bürger-
Zurücksetzung in einer Welt, die zum größten Theil von
osaischen, allem Idealismus entschieden abgeneigten Leuten
t ist, wie ja auch Schiller einmal in einem Briefe vom
1787 klagt, er sei bisher „fast immer mit dem Fluche be-
worfen, den die Meinung der Welt über diese Libertinage
istes, die Dichtkunst, verhängt hat"; bei einem zweiten
Unregelmäßigkeiten oder gar Excesse, die zum Theil aus
irten Stellung hervorgehen; bei einem dritten das Zehrfie-
friedigten Ehrgeizes, oder drückende Nahrungssorgen und
de Notharbeiten, oder der Kummer über eine Reihe von
lgen und widrigen Angriffen.

Mangel an ästhetischer Begabung bei den Schweizern.

einer „Inaugural address delivered at Cambridge,
. 1858", die wir in einem englischen Blatte erwähnt fan-
ht Ruskin, der die Schweiz bereist und unsers Wissens
e auch beschrieben hat, folgende beachtenswerthe Bemer-
Es hatte für mich etwas Niederschlagendes, täglich mehr
en, daß dieses Volk, welches zuerst die Freiheiten Eu-
herte und zuerst die Idee der Rechtsgleichheit begriff,
Gemüthseigenschaften — soll ich sie die niedern oder
nennen? — entsetzlich Mangel litt; und nicht nur
schweizer Volk von den frühesten Zeiten bis jetzt
esie, ohne Kunst, ohne Musik, einen blos modu-
esang abgerechnet; sondern soweit ich nach den ro-
uchen seiner frühesten Denkmale urtheilen kann, würde
zur Zeit seiner größten nationalen Macht bei je-
er Erziehung unfähig gewesen sein, gute Werke der
r Dichtkunst hervorzubringen." Wir wollen hier nicht
untersuchen, inwieweit diese Vorwürfe und namentlich der,
daß die Schweiz ohne Kunst gewesen, vollkommen begründet
seien. Es fehlt der Schweiz nicht an schönen Domen und
mittelalterlichen Sculpturen; Hans Holbein malte seine schönsten
Bilder in Basel, das freilich stets mehr den Charakter einer
ehrlichen deutschen Reichsstadt bewahrt, als den einer eigentlich
schweizer Stadt angenommen hat; der vielleicht größte Landschafts-
maler der Gegenwart, Calame, ist ein Genfer, und auch der
Maler L. Robert war aus der Schweiz, freilich aus der fran-
zösischen, gebürtig. Jedenfalls aber erscheint der Sinn für
Naturschönheiten bei den eigentlichen Schweizern auffallend we-
nig entwickelt. Wir haben schon früher, in Nr. 8 d. Bl.,
das Selbstgeständniß des begabten Ulrich Bräker, des „armen
Mannes im Tockenburg", angeführt, wonach der Sinn für land-
schaftliche Schönheiten und speciell für die erhabene Scenerie,
in der er lebte, erst durch die Lectüre der Werke englischer
Dichter in ihm erweckt und erschlossen worden sei. Im übrigen
findet sich auch bei den deutschen Dichtern früherer Jahrhunderte
äußerst wenig ursprünglicher Sinn für landschaftliche Sce-
nerie und schöne Natur, außer etwa im verschnörkelten Zu-
stande und mythologischen Aufputz; auch bei uns Deutschen ist
dieser Sinn zumeist durch englische Vorbilder aus seinem Schlum-
mer geweckt worden. **H. M.**

Bibliographie.

Armand, An der Indianergrenze. Vier Bände. Hannover, Rümpler. 8. 6 Thlr.

Bellermann, C., Das Leben des Johannes Bugenhagen nebst einem vollständigen Abdruck seiner Braunschweigischen Kirchenordnung vom Jahre 1528. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Blätter zur Gegenwart. Von H. Teut. 1stes und 2tes Heft. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. à $3\frac{1}{4}$ Ngr.

Fiedler, F., Aus der Geschichte des clevischen Landes vor und nach dem 25. März 1609. Eine Denkschrift zur Erinnerung an die vor 250 Jahren erfolgte Besitznahme des Herzogthums Cleve durch Johann Sigismund, Kurfürsten von Brandenburg, und an die am 16. Juni 1609 geleistete Huldigung. Nebst einer Abbildung der dem Kurfürsten in Cleve zu errichtenden Statue. Wesel. Gr. 8. 5 Ngr.

Protestantische Freunde und freie Gemeinden in der Provinz Sachsen. Leipzig, Gräbner. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Thomas Hood. Von H. Harrys. Hannover, Rümpler. 12. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Antwort an die drei Gegner des in Nr. 41 der Hamburger Nachrichten abgedruckten Artikels, betreffend die nachgesuchte Gleichberechtigung der römisch-katholischen Kirche in Holstein. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. $4\frac{1}{2}$ Ngr.

Beseler, W., Das deutsche Interesse in der italienischen Frage. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Die Despoten als Revolutionäre. An das Deutsche Volk. Berlin, F. Schneider. 8. 1 Ngr.

Dieckhoff, Das chinesische Heidenthum. Ein Vortrag im Göttinger Frauenverein gehalten. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 6 Ngr.

Politische Eintagsfliegen aus Oesterreich. Salzburg, Mayr. 16. 4 Ngr.

Deutsche Gedichte eines Preußischen Landwehrmannes. Berlin, Schotte u. Comp. 16. 10 Ngr.

Gildemeister, J., Die Injurienklage der theologischen Facultät zu Marburg gegen den Consistorialrath Vilmar. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 7 Ngr.

Madvig, J. N., Der Verfassungsvorschlag der holsteinischen Stände und Graf Sponneck. Kopenhagen, Gyldendal. Gr. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 18. August 1859.

Livingstone's Reisen in Südafrika.

Missionsreisen und Forschungen in Südafrika während eines sechzehnjährigen Aufenthalts im Innern des Continents. Autorisirte, vollständige Ausgabe für Deutschland von David Livingstone. Aus dem Englischen von Hermann Lotze. Mit 23 Ansichten in Tondruck und zahlreichen eingedruckten Holzschnitten, zwei Karten und einem Porträt. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. Lex.-8. 1858. 5 Thlr. 10 Ngr.

Das in einer wohlgelungenen Uebersetzung uns zur Besprechung vorliegende Reisewerk Livingstone's gehört zu den epochemachenden literarischen Erscheinungen nicht blos unsers Jahrzehnds, sondern unsers Jahrhunderts. Die ihm vorausgehenden Erwartungen, rege gemacht durch die schon vor der Veröffentlichung des Buchs, ja theilweise schon vor Rückkehr Livingstone's nach Europa bekannt gewordenen und befriedigenden Resultate seiner großartigen Entdeckungsreisen, werden hier auf das glänzendste gerechtfertigt. In der That herrscht auch über den innern Werth dieses Reisewerks in der Kritik, der englischen sowol wie der deutschen, nur Eine Stimme. Dagegen hat sich dieser und jener Recensent gemüßigt gefunden, etwas an der Form zu bemängeln. Man glaubt in der Darstellungsweise einen gewissen Mangel an literarischem Geschick zu erkennen und bedauert, daß die Erzählung nicht ganz in demselben Grade unterhaltend wie belehrend sei. Dieses Urtheil scheint sich auf das eigene Geständniß des Verfassers stützen zu können, welcher in der Einleitung zu seinem Buche die Bemerkung macht, daß er lieber noch das ganze Festland Afrikas der Quere nach durchwandern, als es auf sich nehmen wolle, noch ein Buch zu schreiben; und wir glauben recht gern, daß dies keine affectirte Bescheidenheit ist, wenn wir am Schlusse seines Reiseberichts lesen, daß er mit Ausnahme seines kurzen Aufenthalts in Angola während der letzten vierthalb Jahre kein englisches Wort gesprochen und, da er vorher schon 13 Jahre lang nur selten in den Fall kam, seine Muttersprache zu gebrauchen, das Englische zur Zeit seiner Rückkehr gewissermaßen verlernt hatte. Wäre es nun eben die ungeschickte Handhabung der Sprache, was die englische Kritik an seinem Werke tadelt, so würden wir uns über diesen Punkt billig alles Urtheils enthalten, zumal da die Uebersetzung von einem derartigen Mangel nicht das Geringste verspüren läßt. So verhält es sich aber nicht; es handelt sich vielmehr lediglich um die alte Marotte des englischen Geschmacks, der auch von einem wissenschaftlichen Werke, insbesondere aber von einer Reiseschilderung in erster Linie „amusirt" werden will, an den geographischen Forscher dieselben Anforderungen wie an den simpeln Touristen stellt, und ganze Seiten voll der unschätzbarsten wissenschaftlichen Entdeckungen bereitwillig für eine erheiternde Anekdote oder für ein romanhaftes persönliches Abenteuer aufopfern würde. Mit dem englischen Geschmacke wollen wir hierüber nicht rechten; der grobe Realismus muß aber weit um sich gegriffen haben, wenn auch die deutsche Kritik einer solchen Anschauungsweise Platz gibt.

Wir gedenken bei einer andern Gelegenheit auf das Unvernünftige und Unbillige jener Ansprüche hinzuweisen; im gegenwärtigen Falle, wo wir bei der fast überwältigenden Masse des in den beiden vorliegenden Bänden gebotenen neuen Stoffs kaum wissen, wie wir auf dem uns zugemessenen Raume den seltenen Verdiensten des Verfassers einigermaßen gerecht werden sollen, begnügen wir uns mit der Erklärung, daß wir es unter allen Umständen mit der einem heroischen, opfermuthigen Bahnbrecher der Menschheitscultur wie Livingstone schuldigen Ehrfurcht für unvereinbar erachten würden, an Nebendingen und Aeußerlichkeiten herumzumäkeln; daß es aber bei der Beurtheilung dieses Buchs einer solchen Rücksichtnahme nicht einmal bedarf, weil wir fest überzeugt sind, daß jedermann, der die heiligsten Interessen der Menschheit und Menschlichkeit und den Ausbau der Wissenschaft höher stellt als das lose Spiel der Phantasie und die werthlose Erregung des Augenblicks, der Erzählung des Verfassers von der ersten bis zur letzten Seite seines Buchs mit derselben ungeschwächten Aufmerksamkeit, ja mit derselben athemlosen Spannung folgen wird wie wir. Man greife den ersten besten Absatz aus dem Buche heraus, und er wird einen inhaltreichen, interessanten, anregenden Aufsatz für ein Feuilleton geben. Das Werk

kann deshalb freilich auch nicht durchflogen, es muß studirt werden; wenige Leser werden auf sämmtlichen darin berührten Gebieten menschlicher Erkenntniß heimisch genug sein, um auch nur den größten Theil des darin Gebotenen geistig verarbeiten zu können, ohne von Zeit zu Zeit eines Ruhepunktes zu bedürfen. Wenn dies ein Mangel ist, so theilt das Livingstone'sche Reisewerk diesen Mangel mit allen ideenreichen Erzeugnissen der Wissenschaft oder Kunst, und die Schuld desselben trifft nicht die Darstellungsweise des Verfassers, sondern die Fassungskraft des Lesers.

Eine kurze Skizze von den Lebensschicksalen und dem Entwickelungsgange des Verfassers würde bei einem so außerordentlichen Charakter wie Livingstone unter allen Umständen am Platze sein; hier liegt sie sogar im Bereiche unserer unmittelbaren Aufgabe. Die Einleitung zu seinem Buche enthält eine solche Schilderung seiner Erlebnisse und Strebungen bis zu seiner Ankunft in Afrika, und wir theilen daraus das Wesentlichste mit. Livingstone wurde im Jahre 1813 zu Blantyre am Clyde oberhalb Glasgow von armen, aber frommen und rechtschaffenen Aeltern aus hochschottischem Stamme geboren. Schon in seinem zehnten Jahre ward er als Ansetzer in eine Fabrik gethan, wo er täglich von früh 6 bis abends 8 Uhr an die Arbeit gefesselt war. Mit einem Theile seines ersten Wochenlohns kaufte er sich Ruddiman's „Anfangsgründe der lateinischen Sprache" und setzte das Studium dieser Sprache viele Jahre lang in einer Feierabendschule fort, die von 8 bis 10 Uhr gehalten wurde. Zu Hause saß er noch bis Mitternacht oder länger über seinen Büchern, wenn nicht seine Mutter aufsprang und ihm dieselben aus der Hand riß. Auf diese Weise las er bis zu seinem sechzehnten Jahre nicht nur viele Schriftsteller des classischen Alterthums, sondern verschlang förmlich alle Bücher, die ihm in die Hände fielen, mit Ausnahme von Romanen. Wissenschaftliche Werke und Reisebeschreibungen bildeten seine Lieblingslectüre; gegen trockene dogmatische und überhaupt gegen religiöse Bücher verspürte er zum Leidwesen seines Vaters noch lange eine entschiedene Abneigung. Er erzählt:

Als mir aber die herrlichen Werke von Dr. Thomas Dick: „Die Philosophie der Religion" und „Die Philosophie eines künftigen Lebens", in die Hände fielen, war es mir höchst erfreulich zu finden, wie meine eigenen Ansichten, daß nämlich Religion und Wissenschaft nicht feindlich, sondern freundlich gegeneinander seien, hierdurch vollständig erwiesen und bestätigt wurden.

Um dieselbe Zeit begann er auch „die Nothwendigkeit und den Werth einer persönlichen Anwendung der Theorie von der Erlösung durch den Opfertod unsers Heilandes" auf seine eigene Lage zu fühlen, und „in der Liebesglut, welche das Christenthum einflößt", beschloß er bald, sein Leben der Linderung menschlichen Elends zu widmen. Ueberzeugt, „daß wenn er sich zu einem Vorläufer des Christenthums in China hergebe, dies zur materiellen Wohlfahrt einiger Theile jenes ungeheuern Reichs führen könne", faßte er den Entschluß, sich zu diesem Behufe eine medicinische Ausbildung zu verschaffen. Mit gewohnter Energie ging er sofort ans Werk. Er begann seine Studien mit einem alten Werke über die astrologische Medicin, und um die darin angeführten Pflanzen praktisch kennen zu lernen, benutzte er seine wenige freie Zeit zum Botanisiren in der Umgegend. In mehr als einer Hinsicht bezeichnend ist folgende Anekdote:

Auf einer dieser Forschungswanderungen betraten wir einmal einen Kalksteinbruch, noch lange bevor die Geognosie so populär war, wie sie es heutzutage ist. Es wäre nicht möglich, das Vergnügen und das Staunen zu schildern, womit ich die Muscheln zu sammeln begann, welche sich in dem in High Blantire und Cambuslang zu Tage stehenden kohlenführenden Kalkstein finden. Als einer der Steinbrecher mich kleinen Jungen damit beschäftigt sah, schaute er mich mit einem jener mitleidigen Blicke an, womit der Wohlwollende gewöhnlich den Wahnsinnigen zu messen pflegt. „Wie mögen doch nur diese Muscheln in das Gestein gekommen sein?" fragte ich ihn. „Als Gott diesen Felsen schuf, hat er die Muscheln in denselben gemacht", war seine niederschlagende Antwort. Wie viele Mühe hätten sich die Geologen ersparen können, wenn sie die türkenhafte Philosophie dieses Schotten angenommen hätten.

Um bei der Arbeit lesen zu können, legte er das Buch so auf die Baumwollenspinnmaschine, daß er Satz um Satz lesen konnte, während er seine Arbeit überwachte. Die letztere war ausnehmend streng, wurde aber gut bezahlt und setzte ihn in den Stand, während des Sommers so viel zu verdienen, daß er im Winter zu Glasgow Vorlesungen über Medicin, griechische Sprache und Theologie hören konnte. Als er die medicinische Licentiatenprüfung bestanden, gedachte er sein Vorhaben auszuführen. Da aber zu jener Zeit der Opiumkrieg wüthete, so ließ er sich durch die londoner Missionsgesellschaft, an die er sich bereits früher wegen ihres von aller Sektirerei freien Charakters angeschlossen hatte, und insbesondere durch seinen nachmaligen Schwiegervater, den Missionar Moffat, bestimmen, seine Gedanken auf Afrika zu lenken. Nachdem er in England seine theologische Ausbildung weiter vervollständigt hatte, schiffte er sich (1840) nach Afrika ein. In der Capstadt hielt er sich nur kurze Zeit auf, fuhr dann zur See nach der Algoabucht und begab sich landeinwärts nach Kuruman, der Station Moffat's, damals der nördlichsten in Südafrika. Er richtete jedoch seine Aufmerksamkeit alsbald weiter nordwärts. Um sich eine möglichst genaue Kenntniß der Landessprache zu verschaffen, schloß er sich ungefähr ein halbes Jahr von allem Umgange mit Europäern ab und verschaffte sich dadurch eine genaue Einsicht in die Lebens- und Denkweise jenes Theils der Betschuana, die man Bakuena nennt: Kenntnisse, die ihm in seinem Verkehre mit denselben von unberechenbarem Vortheile waren.

Er drang nach Norden zu den unter dem 22 und 23° südl. Br. wohnenden Bakaa, Bamangwato und Makalaka vor und siedelte nach seiner Rückkehr 1843 nach der Missionsstation Tschonuane im schönen Thal von Mabotsa über. Häuptling der Bakuena, welche damals in dem benachbarten Schokurna wohnten, war Setschele, ein Mann von ungewöhnlicher Intelligenz, mit dem ihn bald wechselseitige Zuneigung verband. Als Setschele noch ein Knabe war, wurde sein Vater von dem eigenen Volke ermordet, weil er sich die Weiber seiner reichen Unterhäupt-

ge angeeignet hatte. Von den Freunden der Kinder
ermordeten Häuptlings herbeigerufen, umzingelte Se-
uane, der Häuptling der Makololo, die Stadt der Ba-
na und zwang diese, Setschele als ihren Häuptling
nerkennen. Sobald der letztere Gelegenheit zum Ler-
hatte, machte er sich mit einem solchen Fleiße ans
n, daß er, der wegen seiner Vorliebe für die Jagd
or verhältnißmäßig hager gewesen war, jetzt aus Man-
an Leibesbewegung ganz corpulent wurde: ein Um-
d, der ihm zu um so größerer Ehre gereicht, als die
griffe der Betschuana von königlicher Würde denen der
ampo und anderer afrikanischen Völker, von denen
ersson berichtet, daß die Verehrung des Königs genau
Verhältniß zu dem körperlichen Umfange desselben
, schnurstracks zuwiderlaufen. Seine Lieblingslectüre
der Jesaias. Von der Wahrheit des Christenthums
hdrungen, hätte er gern auch seine Leute, da kein an-
s Mittel anschlug, durch Anwendung der Peitsche be-
t, wenn sich der Missionar nicht gegen dieses summari-
Verfahren erklärt hätte. Allein der Umstand, daß er
seinem Glauben unter seinem Volke allein stand, hielt
nicht ab, sich nach drei Jahren mit seinen Kindern
die Taufe zum Christenthume zu bekennen, frei-
g seine Weiber bis auf ein einziges zu entlassen und
durch diesen Schritt deren Verwandten zu Feinden zu
en. Wol der einzige Fall in Südafrika, wo die
hränktheit der Missionare mit dieser nach den dortigen
hältnissen fürs erste ungerechtfertigten Forderung durch-
ungen ist.

Eine anhaltende Trockenheit, welche in Afrika zuwei-
selbst die allerbegünstigtsten Oertlichkeiten heimsucht,
laßte Sedschele (1847) auf Livingstone's Rath sich
seinem Stamme nach dem etwas weiter nördlich ge-
en Flusse Kolobeng überzusiedeln, welcher der neuen
ionsstation, nunmehr der nördlichsten, den Namen
Allein schon im zweiten und dritten Jahre herrschte
dieselbe außerordentliche Dürre. Livingstone kam
rmaßen ins Gedränge, da die Bakuena, welche sich
ens durch ein auffallend gutes Betragen gegen ihn
ichneten, diese Hartnäckigkeit des Himmels mit der
senheit von „Gottes Wort“ unter ihnen in Zusam-
ang brachten. Der Wunsch, für seinen Freund und
Stamm weiter nördlich einen günstigern Wohnplatz
dig zu machen und dieselben dadurch zugleich vor
feindseligkeiten und räuberischen Einfällen der trans-
chen Boers, denen Setschele wegen seiner Verbin-
mit dem englischen Missionar ganz besonders ver-
war, sicher zu stellen, wurde für ihn der nächste Be-
und zu einer größern Entdeckungsreise, zu welcher
hnedies sein Eifer für die Ausbreitung des Evange-
und in noch weit höherm Grade der ihm angeborene
ungstrieb anspornten. Dieser war es denn wol auch
llem, der ihn bestimmte, den Ngamisee aufzusuchen,
genaue Lage seit mindestens einem halben Jahr-
rt von den Eingeborenen bestimmt, den aber auf
eradesten Wege durch die Kalaharwüste zu erreichen
isherigen Versuche von Europäern gescheitert waren.

Livingstone beschloß daher, die Wüste im Osten zu um-
gehen, und theilte seine Absicht dem bekannten afrikani-
schen Reisenden, Oberst Steele, damals in Madras, mit,
welcher zwei andere afrikanische Reisende, den Major Var-
don und Oswell, davon in Kenntniß setzte. Der letz-
tere, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, entsagte, wie
Livingstone glaubt, lediglich im Interesse der geographi-
schen Wissenschaft, seiner hohen Stellung im Dienste der
Ostindischen Compagnie und schloß sich in Gesellschaft eines
Mr. Murray der Expedition an, deren Kosten er zum
großen Theile aus eigenen Mitteln bestritt.

Die Reisegesellschaft brach am 1. Juni 1849 von
Kolobeng auf. Es ist nicht unsere Absicht, sie auf ihrem
Wege zu begleiten, da der uns zugemessene Raum bei
der noch zu überwältigenden Stoffmenge uns nicht gestat-
ten würde, viel genauer auf das einzelne einzugehen, als
dies bereits bei Gelegenheit unsers Berichts in Nr. 20 d. Bl.
f. 1858 über das Andersson'sche Reisewerk einleitungsweise
geschehen ist. Wir bemerken nur, daß sie nach vielen Müh-
seligkeiten am 4. Juli den Zouga, den nach Nordost strö-
menden Abfluß des Sees, und am 1. August das nord-
östliche Ende des Ngami selbst erreichte. Die Bekannt-
schaft der friedlichen Umwohner des Sees, der Bayeye,
und ihres Häuptlings aus dem herrschenden Mischlings-
stamme der Bamangwato, der Batauana, Namens Letschu-
latebe, haben wir ebenfalls bereits gemacht. Wie dieser
Häuptling später durch seine Intriguen Andersson am
weitern Vordringen längs des Teoughe hinderte, so ver-
weigerte er jetzt Livingstone und Oswell die nothwendi-
gen Führer zu Sebituane, dem mächtigen Häuptling der
Makololo im Norden, und zwang die Reisenden zur Rück-
kehr. Bei einem neuen Versuche im April 1850 erreichte
zwar Livingstone in Gesellschaft seiner Frau und Kinder
und Setschele's abermals den Ngami, wurde aber durch
das Sumpffieber und die Verheerungen der Tsetsefliege
zur Umkehr genöthigt.

Belangreicher waren die Ergebnisse der dritten Reise,
welche Livingstone zu Anfang des Jahres 1851, wiederum
in Begleitung seiner Familie und des von der Capstadt
zurückgekehrten Oswell, antrat. Nachdem sie über den
Zouga gesetzt, durchzogen sie in nördlicher Richtung eine
harte, vollkommen flache Gegend voll sogenannter „Salz-
pfannen“ mit Quellen salzigen, aber nicht untrinkbaren
Wassers, wandten sich dann nordwestlich durch eine wüste,
trostlose Landstrecke, wo sogar der eingeborene Führer sich
verirrte und die Kinder dem Verschmachten vor Durst
nahe waren, nach den Ufern eines Sumpfes, in den sich
der von Norden herabkommende Mababe verläuft, und
erreichten endlich den großen Fluß Tschobe und das Ge-
biet der Makololo, von deren Häuptling Sebituane sie
höchst ehrenvoll aufgenommen wurden. Die Lebensschick-
sale dieses hochbegabten tapfern Kriegers, wie er sie sei-
nen Gästen in früher Morgendämmerung am Wachtfeuer
erzählte, sind höchst abenteuerlich und über das Leben und
Treiben jener Völkerstämme belehrend. Sebituane gehörte
zu der ungeheuern Horde von Wilden, die im Jahre 1824
durch die Gripua von Kuruman aus dem fernen Süden

vertrieben wurden. Der etwa achtzehnjährige Jüngling flüchtete mit einer unbedeutenden Anzahl Leute und Vieh nach Norden, schlug die Bangwaketse und ihre Verbündeten, die sich ihnen in räuberischer Absicht entgegenstellten, aufs Haupt, und nahm sogleich von der Stadt und der ganzen Habe ihres Häuptlings Besitz. Hierauf ließ er sich in Lituberuba nieder, wo Setschele noch wohnt, und seine Leute erlitten schwere Verluste „in einem jener nicht durch die Geschichte verewigten Ueberfälle der Weißen, in welchen Metzeleien begangen und das Gewissen durch Frevel aller Art für den Tag künftiger Rechenschaft belastet wird". Nach mannichfachen Kämpfen mit den Matebele durchzog er die Wüste beinahe auf demselben Wege wie Livingstone und eroberte das ganze Land um den See Kumadau, wobei er von weißen Männern an der Westküste hörte. Der Wunsch, mit diesen in Verkehr zu treten — ein Wunsch, der ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete — trieb ihn weiter nach Südwesten in die neuerdings durch Galton und Andersson erschlossenen Gegenden. Wassermangel und der Verlust seines Viehes zwangen ihn zur Rückkehr. Er zog am Teoughe aufwärts, erreichte das tiefliegende Becken des Leeambye und verfolgte den Lauf dieses Flusses abwärts bis zu den Baschubia und Batoka, welche damals auf der Höhe ihres Ruhms standen, schlug ein gewaltiges Heer dieses räuberischen und grausamen Inselvolks, überzog die sämmtlichen Hochebenen bis zum Kafue und ließ sich in diesem vortrefflichen Weidelande nieder. Die Ueberfälle der Matebele, eines Kaffer- oder Zulustammes im Süden des Zambesi unter dem mächtigen und grausamen Eroberer Mosilikatse, der aus Moffat's Schilderungen bekannt ist, bewogen ihn, den Zambesi weiter hinabzugehen nach dem Lande der Weißen; aber ein Prophet gab ihm den weisen Rath, sein Gesicht wieder gen Westen zu kehren. Er folgte demselben, zog von Leeambye weiter nach Norden hinauf, wo er die Berotse seinem eigenen Volke einverleibte, brachte den Matebele, die ihn aufs neue angriffen, entscheidende Niederlagen bei, vertrieb die Batoka aus ihren Inselfesten und vernichtete dadurch das alte System, welches die Ausbreitung des Handelsverkehrs nach dem großen Centralthale hemmte. Zur Zeit, wo ihn Livingstone und Oswell besuchten, hatte er alle schwarzen Stämme auf einem ungeheuern Landstrich bezwungen, der so ziemlich von 19 bis über 15° südl. Br. und von 22 bis 29° östl. L. (von Greenwich) reicht, während sein Einfluß sich noch über viele andere Häuptlinge, wie Setschele, Sekomi (bei den Bamangwato) und Letschulatebe, erstreckte. Sebituane wußte alles, was im ganzen Lande vorging und verstand die Kunst, sich die Zuneigung seines eigenen Volks, unter dem der herrschende Betschuanenstamm der Makololo weitaus die Minderzahl bildete, sowie die der Fremden zu erwerben. Kaum aber hatte er seinen so lange gehegten heißen Wunsch in Erfüllung gehen sehen, als er an einer Lungenentzündung erkrankte und nach wenigen Tagen verschied. Dieser Unfall änderte jedoch nichts an den Aussichten der Reisenden. Sebituane's Tochter und Nachfolgerin ertheilte ihnen unbeschränkte Erlaubniß jeden beliebigen Theil des Landes zu besuchen. Oswell und Livingstone setzten ihre Reise von ihrem Haltepunkte unweit der Hauptstadt Linyanti am Tschobe, wo sie sich bisher aufgehalten hatten, 130 engl. Meilen weiter nordöstlich bis nach Sescheke fort und sahen sich Ende Juni 1851 durch die Entdeckung des Zambesi im Centrum des Continents belohnt. Obwol es jetzt am Ende der trockenen Jahreszeit war, so fanden sie doch einen tiefgehenden, 3—600 Ellen breiten Strom, der zur Zeit der jährlichen Ueberschwemmung volle 20 Fuß in senkrechter Höhe steigt und das umliegende Land 15—20 engl. Meilen weit überflutet. Der Missionar suchte nunmehr nach einer passenden Oertlichkeit zu einer Niederlassung; da aber alle geschützten Punkte des Landes sogar für das Leben und die Gesundheit der ursprünglichen Eingeborenen, der Basuto, verderblich gewesen waren, so beschloß er seine Familie nach England zu senden und allein zurückzukehren, um einen gesunden Bezirk aufzusuchen, „aus dem sich ein Mittelpunkt der Civilisation machen ließe, und das Innere mittels eines Wegs zu erschließen, der entweder an der Ost- oder an der Westküste mündete". Dieser Plan führte ihn im April 1852 nach dem Cap zurück, wo er die nöthigen Zurüstungen traf und mit Hülfe des dortigen königlichen Astronomen seine astronomischen Kenntnisse und Hülfsmittel vervollständigte.

Anfang Juni 1852 trat Livingstone seine letzte und größte Reise von der Capstadt aus an. In Kuruman, wo sein Schwiegervater Moffat nach einem fast vierzigjährigen Aufenthalte als Missionar in Afrika soeben in der Druckerei seiner Station die Bibel in der außerordentlich reichen Sprache der Betschuana, dem sogenannten Sitschuana, drucken ließ, durch das Zerbrechen eines Wagenrades ungefähr 14 Tage lang aufgehalten, entging der Reisende durch diese glückliche Fügung seinem Verderben. Die transvaalischen Boers hatten nämlich inzwischen Kolobeng angegriffen, die Stadt verbrannt, 60 Bakuena erschlagen, viele Weiber, Kinder und Männer gefangen mit fortgeführt, die übrigen zerstreut, alles Vieh und Besitzthum geraubt, Livingstone's Haus geplündert und ihm selbst beim Abzug tödliche Rache geschworen. Unter diesen Umständen konnte der Reisende Kuruman erst am 20. November mit drei ziemlich untauglichen Dienern verlassen. In Motito, 40 Meilen weiter, begegnete er Setschele, welcher „auf dem Wege zu der Königin von England" war. Vergebens suchten ihm Livingstone und andere sein Vorhaben auszureden. Erst als ihm am Cap seine Mittel ausgingen, entschloß er sich unverrichteter Sache zur Rückkehr in seine 1000 Meilen entfernte Heimat.

Nach seiner Rückkehr führte er eine Strafe ein, welche er in der Colonie gesehen hatte: er ließ nämlich Verbrecher an den öffentlichen Straßen arbeiten. Auch hat er seitdem bei seinem Volke die Stelle eines Missionars vertreten. Er ist groß, ziemlich corpulent und hat mehr von der Gesichtsbildung der Neger, als dies sonst bei diesem Volke der Fall ist, aber große Augen. Seine Hautfarbe ist sehr dunkel, und seine Leute schwören beim „schwarzen Setschele". Er hat viel Verstand, liest gut und ist

ein gewandter Redner. Viele Eingeborene, die früher unter den Boers wohnten, haben sich unter sein Scepter geflüchtet, und er ist jetzt mächtiger, als er vor dem Angriff auf Kolobeng war.

Weiterhin begegnete Livingstone auch dem Reisenden Macabe, welcher den Ngami glücklich erreicht hatte, indem er von einem etwas südlich von Kolobeng gelegenen Punkte aus quer durch die diesmal infolge eines starken Regenfalls an Wassermelonen reiche Wüste reiste. Er gelangte von Südosten her an den See, überschritt den Teoughe, umging den nördlichen Theil des Sees, und ist der einzige europäische Reisende, welcher denselben in seiner ganzen Ausdehnung gesehen hat, die er auf 90—100 engl. Meilen schätzt.

Am 15. Januar 1853 verabschiedete sich Livingstone zum letzten mal von seinen unglücklichen Freunden, den Bakuena zu Lituberuba (oder Kolobeng) und schlug eine etwas östlichere Richtung ein als auf der vorigen Reise. Diesmal galt es aber weit größere Schwierigkeiten zu überwinden. Die Flüsse waren ausgetreten und einmal erkrankten alle seine Begleiter bis auf einen Knaben. Endlich kamen sie an den Sanschureh, einen südlichen Arm des Tschobe, welcher ihrem weitern Vordringen eine unübersteigliche Schranke entgegenstellte. Da nahm er den stärksten seiner Reisegefährten und ging in einem vom Cap mitgebrachten Ponton über den Fluß, an dessen Ufer sie 20 Meilen weit vorwärts drangen, bis sie einen ungeheuern Rohrwall von 6—7 Fuß Höhe erreichten. Da sie sich am nächsten Morgen von einem der höchsten Bäume aus überzeugten, daß der Tschobe überall von demselben dichten Gürtel eingeschlossen war, so mußten sie sich entschließen, durch das Rohr, unter welches überdies eine Art sägeartig gezähntes Gras, das wie ein Rasirmesser die Hände verletzte, gemischt war und das von bindfadendicker Winde zusammengehalten wurde, sowie weiterhin durch große Massen auf gleiche Weise fest verschlungener Papyruspflanzen sich Bahn zu brechen. Sie erreichten mit zerrissenen Kleidern, blutend und erschöpft, das Ufer des Tschobe und ruderten mit ihrem Ponton von Mittag bis Sonnenuntergang flußaufwärts, bis sie endlich ein Dorf der Makololo erreichten, dessen Bewohner glaubten, daß sie aus den Wolken gefallen und auf einem Flußpferd zu ihnen geritten sein müßten, weil niemand ohne ihr Wissen über den Tschobe gelangen könne. Am 23. Mai 1853 erreichten sie Linyanti, die Hauptstadt der Makololo (18° 17′ 20″ südl. Br., 23° 50′ 9″ östl. L.).

Hier hatte inzwischen Sebituane's Tochter die Häuptlingswürde ihrem achtzehnjährigen Bruder Sekeletu abgetreten. Der Verfasser beschreibt ihn als von dunkelgelber Farbe wie Kaffee und Milch (auf welche Farbe die Makololo außerordentlich stolz sind, weil sie sich dadurch von den schwarzen Stämmen an den Flüssen deutlich unterscheiden), ungefähr 7 Fuß hoch, und nicht so gut von Aussehen, noch ebenso geschickt als sein Vater, aber den Engländern gleich freundlich gesinnt. Seine Zuneigung zu Livingstone stieg noch, als es diesem gelang, ihn zufällig vor der Hand eines Mörders zu retten. Die Bibel wollte er zwar anfangs nicht lesen lernen, weil er fürchtete, „es möchte sein Herz ändern und ihn dahin bringen, wie Setschele mit einer Frau zufrieden zu sein". Dagegen bot er ihm alles in und außerhalb seiner Stadt an, was er nur wünsche. Der Missionar beanspruchte nur einen Kahn, um den hier Leeambye genannten Zambesi in nördlicher Richtung stromaufwärts zu fahren, was er auch in Begleitung Sekeletu's von einem oberhalb Sescheke gelegenen Dorfe Sekhosis aus bewerkstelligte. Die Schiffahrt ist bei niederm Wasserstande durch eine Reihe von Stromschnellen und Wasserfällen unterbrochen, von denen namentlich die bei Gonye ein bedeutendes Hinderniß bilden. Die aus 33 Kähnen und 160 Mann bestehende Expedition ruderte an den Dörfern der armen, aber sehr fleißigen und geschickten Banyeti vorüber nach dem durch die jährliche Ueberschwemmung durch den Fluß reich befruchteten Thale der Berotse, in deren Hauptstadt Naliele Sekeletu zurückblieb, während Livingstone seine Explorationsreise bis an die Grenze des Berotsethals, d. h. bis zu dem Punkte fortsetzte, wo der von Norden herabkommende, hier 250 Ellen breite Leeba sich mit dem 300 Ellen breiten, in seinem obern westlichen und südwestlichen Laufe Kabompo und Luambesi genannten Leeambye vereinigt. Trotz der Schönheit und Fruchtbarkeit dieses inselreichen Flußthals mit seiner herrlichen Vegetation und seinem unglaublichen Reichthum an animalischem Leben hatte er nirgends einen zur Gründung einer Missionsstation unter den Makololo geeigneten Ort gefunden. Er beschloß daher nunmehr den zweiten Theil seines Plans auszuführen und kehrte deshalb nach Linyanti zurück.

Die Makololo gingen bereitwillig auf seinen Vorschlag ein; denn sie sehnten sich danach, mit den weißen Männern ungehinderten und gewinnreichen Handel zu treiben, wozu die Vermittelung der Membori, welche im Jahre 1850 kurz vor Livingstone's erster Ankunft zuerst die Makololo zum Verkauf von Sklaven verleitet hatten, nicht hinreichte, sondern die Herstellung einer directen Verbindung mit der Küste erforderlich war. Es wurden daher in einem Pitscho, d. h. in einer Versammlung, wo große Redefreiheit herrschte, 27 Mann auserwählt, die den Reisenden nicht als gedungene Diener, sondern im Auftrage ihres Häuptlings und Stammes begleiten sollten. Mit ziemlich leichtem Gepäck verließ die Reisegesellschaft am 11. November 1853 Linyanti und erreichte am 17. December Libonta, die letzte Stadt der Makololo, von denen die Expedition bisher aufs freigebigste mit allen Lebensbedürfnissen ausgestattet worden war. Man betrat jetzt fremdes Gebiet, das der Balonda, und befand sich den 27. December wieder am Zusammenflusse des Leeba und Leeambye (14° 10′ 52″ südl. Br., 23° 35′ 40″ östl. L.), von denen der erstere die bisherige nördlich-südliche Richtung des letztern fortsetzt.

Er schlängelt sich langsam durch die reizendsten Wiesen, welche reich an weichen Binsen sind und vielleicht von Bächlein durchschnitten werden oder in der Mitte einen großen Teich aufweisen. Die Bäume sind mit dem frischesten Laubwerk bedeckt und scheinen wie in den anmuthigsten Gruppen angelegt zu sein, sodaß die Kunst keinen größern Reiz herzustellen im Stande wäre.

Bisher war die Expedition auf Kähnen gereist, wäh-

rend die dazugehörigen Ochsen am Ufer hinzogen; bei dem Dorfe der Nyamoana aber, einer Häuptlingin der Balonda, nöthigte unsern Reisenden die Furcht seiner Begleiter vor den ihnen feindlichen Balobale am westlichen Flußufer, sowie ein vor ihm befindlicher Wasserfall, der dringenden Einladung der Nyamoana, sie zu ihrem Bruder Schinte zu begleiten, Folge zu geben und mit Zurücklassung der Boote von nun an den mühsamern Landweg zu verfolgen. Die Gegend bestand zu einem großen Theile aus Wald mit grasbewachsenen Lichtungen; die Bewohner selbst, die Balonda, echte Neger, fand der Reisende abergläubischer als alle andern Stämme, mit denen er zusammentraf. Hier sah er auch die ersten Anzeichen des Götzendienstes, von dem sich unter den südafrikanischen Stämmen kaum eine Spur entdecken läßt. Trotz des Mistrauens, womit die räuberischen Makololo von ihren Nachbarn betrachtet werden, wurde Livingstone dennoch nirgends unfreundlich aufgenommen und vom Häuptling Schinte sogar äußerst glänzend empfangen und mit Freundschaftsbeweisen entlassen. Unweit des 12. Breiten- und 23. Längengrades bewerkstelligte die Reisegesellschaft den Uebergang über den Leeba, der hier in seinem obern Laufe auf ähnliche Weise nach Osten ausbiegt wie der Leeambye, und verfolgte sodann einen Nebenfluß desselben, der sie in nördlicher Richtung bis nahe an die große Wasserscheide des Atlantischen und Indischen Oceans, den Dilolosee, brachte. Südwestlich von diesem liegt (unter 11° 37′ 49″ südl. Br., 22° 27′ östl. L.) die Stadt eines andern angesehenen Balondahäuptlings, Namens Katema, welcher den Fremden ebenfalls mit großer Aufmerksamkeit und Freundlichkeit behandelte.

Von hier aus schlugen die Reisenden eine gerade westliche Richtung ein, welche sie über den Kasai oder Loke führte, einen prächtigen, etwa 100 Ellen breiten Strom, von dem die Eingeborenen sagten: „Wenn ihr auch monatelang auf ihm fahrt, ihr werdet zurückkehren, ohne sein Ende gesehen zu haben", und den der Verfasser deshalb für den östlichsten großen Zufluß des Congo oder Zaire hält. Man befand sich jetzt unter Stämmen, welche der Verkehr mit den Sklavenhändlern corrumpirt hatte. Von einem gastfreundlichen Entgegenkommen war nunmehr bis an die Grenze der portugiesischen Besitzungen kaum mehr die Rede, und es bedurfte zuweilen aller Geschicklichkeit und Energie des Führers, um seiner Schar den Durchzug zu sichern, für den einzelne Häuptlinge Bezahlung verlangten und infolge der Verzagtheit seiner Begleiter theilweise auch erpreßten. Man verweigerte ihm die zum Flußübergange nothwendigen Kähne und er mußte sich solche entweder mit List verschaffen oder auch hindurchschwimmen. Seine Lebensmittel begannen knapp zu werden, die als Zahlungsmittel mitgebrachten Perlen fanden hier, wo man nach reellern Sachen wie Calicot und Schießpulver verlangte, wenig Liebhaber, und sein Jahre zuvor in einem (zu Anfange des Buchs geschilderten) Kampfe mit einem Löwen verletzter rechter Arm hinderte ihn an der Versorgung seiner Mannschaft durch Erlegung des hier ohnehin wenig zahlreichen Wildes. Fügt man hierzu noch die heftigen Fieberanfälle, welche ihn zuweilen tagelang niederwarfen, so erstaunt man billig über die ungeheuere Energie und die reichen Auskunftsmittel seines Geistes, wodurch er seinen unwissenden, rathlosen Begleitern ein so unbedingtes Vertrauen und eine so herzliche Zuneigung einzuflößen wußte. In Njambi, einer Ortschaft der Tschiboque, wurde Livingstone durch die Nachricht, daß er unter den Völkern weiter westlich (nach Bihe und Benguela zu) alle seine Begleiter als Preis für die Erlaubniß des Durchzugs einzubüßen Gefahr laufe, zur Wiedereinschlagung einer nördlichen Richtung bestimmt, die er bis zum Dorfe des Jonga Panza, des letzten Häuptlings der Tschiboque (10° 25′ südl. Br., 20° 15′ östl. L.), einhielt, um von hier durch das Gebiet der unverschämten und feindseligen Baschinje nach dem Guango (9° 53′ südl. Br., 18° 37′ östl. L.) vorzudringen, den man als die Grenze des portugiesischen Territoriums ansehen kann. Dieser etwa unter dem 12.° auf dem Mosambegebirge entspringende, und wie es scheint, fortwährend in gleichem Meridian bis zum 5.° fließende, alsdann aber unter dem Namen Congo südwestlich dem Meere zueilende Strom war an der Stelle, wo ihn Livingstone (am 4. April) passirte, 150 Ellen breit und sehr tief. Mit dem von einem Häuptling der Baschinje noch durch Drohung mit Gewaltthätigkeiten bestrittenen Uebergange über den Guango hörten, wenn auch nicht die Mühseligkeiten, so doch die Gefahren dieses Theils der Reise auf. Am 10. April erreichte die Reisegesellschaft Cassange im Lande der Bangola, die am weitesten landeinwärts gelegene portugiesische Station. Hier wie auf ihrem ganzen übrigen Wege bis an die Küste fand sie von seiten der portugiesischen Behörden und Einwohner die zuvorkommendste Aufnahme. Von der verhältnißmäßig unfruchtbaren Hochebene hinter Loanda aus erblickte die kleine muthige Schar zum erstenmal das Meer; Livingstone's Begleiter schauten mit Staunen auf den endlosen Ocean. Sie theilten ihm später ihre Gedanken mit: „Wir gingen mit unserm Vater, in dem Glauben, den schon die Alten hatten und den wir für richtig hielten, die Welt habe kein Ende; aber auf einmal sagte die Welt zu uns: nun bin ich zu Ende, hier höre ich auf." Sie hielten früher die Welt für eine einzige grenzenlose Ebene.

Als sie am 31. Mai nach der Stadt St.-Paul de Loanda hinunterstiegen, war Livingstone durch Krankheit auf das äußerste erschöpft und durch die Sorge um das Schicksal seiner treuen Begleiter niedergedrückt. Aber seine Besorgnisse erwiesen sich als ungegründet. Gabriel, der englische Bevollmächtigte zur Unterdrückung des Sklavenhandels, nahm ihn mit offenen Armen auf und der Bischof von Angola und die portugiesischen Behörden überhäuften ihn und seine Gefährten mit zahlreichen Beweisen ihrer Güte. Die Makololo zeichneten sich durch den Ernst und Anstand ihres Benehmens aus. Sie betrachteten die großen steinernen Häuser und die Kirche in der Nähe des Meers mit Staunen. Noch unbegreiflicher erschienen ihnen die beiden englischen Kriegsschiffe im Hafen. „Es ist nicht blos ein Kahn, es ist eine

adt", sagten sie. Der Commandant erlaubte ihnen
Kanone abzuschießen, und da sie übertriebene Vor-
ungen von der Kraft einer Kanone hatten, so freuten
sich, als Livingstone ihnen sagte: „Damit unterdrückt
den Sklavenhandel", und sahen von jetzt an mit
egrenzter Hochachtung zu ihm empor. Es dauerte
ze, ehe der Missionar sich von den furchtbaren Stra-
n seiner Reise erholte, und noch Anfang August
m er einen Rückfall, der ihn in ein wahres Skelet
vandelte. Während seine Heilung langsam, aber dies-
gründlich vorschritt, hatten seine Leute sich als Holz-
ler und Kohlenablader hübsches Geld verdient, wofür
Kleider, Perlen und andere Artikel kauften, die sie
in ihr Land zurücknehmen wollten.

Von der Regierung und den Kaufleuten in Loanda
nerkennung seiner Plane zur Eröffnung des Landes
reichen Geschenken aller Art für Sekeletu und seine
, sowie mit Empfehlungsbriefen an die portugiesi-
Regierungen Westafrikas ausgestattet, verließ Living-
, allen Verlockungen zur Heimkehr nach England
er vollständigen Erreichung seines Ziels widerstehend,
em er sich mit einem ziemlichen Vorrath an Baum-
nzeugen, frischer Munition und Perlen, und jeden
Leute mit einer Flinte versehen hatte, am 20. Sep-
r 1854 Loanda. Da er auf dem Rückwege im
dieselbe Reiseroute wieder einhielt, so unterlassen
, ihn abermals auf derselben zu begleiten, obgleich
überaus mannichfaltigen und überraschenden Beobach-
und Erfahrungen den Leser völlig vergessen lassen,
auf schon betretenem Grund und Boden wandelt.
ie zwei wichtigsten Abstecher mögen kurz erwähnt
. Den einen machte er südwärts nach dem Fort Pungo
go (9° 42′ südl. Br., 15° 30′ östl. L.) am Flusse Coanza,
her häufig mit dem Congo verwechselt worden ist
ssen Lauf erst Livingstone definitiv festgestellt hat:
entspringt etwa unter dem 13. Breitengrade, nahe
he, strömt sodann in nördlicher und nordwestlicher
ig bis zum Hecogebirge nördlich vom 10.° und
sich um dessen nördlichen Abhang herum west-
stlich dem Meere zu. Zum zweiten male wich
tone von der frühern Route ab, indem er jenseit
Losambagebirgs eine nordöstliche Richtung nach
o (9° 31′ südl. Br., 20° 31′ östl. L.) im Lande
ntlichen Balonda einschlug. Der Verfasser schreibt
ese Gegend:

s Land wurde dichter bevölkert, je weiter wir kamen,
könnte noch weit mehr Menschen ernähren. Lebensmittel
Menge vorhanden; ein Huhn und ein Korb Mehl von
Schwere wurden für 1½ Elle sehr mittelmäßiges
llenzeug verkauft, das nicht mehr als drei Pence werth
an kann sich einen Begriff von der Billigkeit der Lebens-
rans machen, daß Kapitän Neves 380 Pf. Taback
Bangala für etwa 2 Pf. St. kaufte. In Centrallonda
an für diese Summe 7500 Hühner bekommen oder
sonen einen Tag lang mit Hühnern und Mehl nähren,
er ein Huhn und 5 Pfd. Mehl erhalten würde. Wenn
für Salz oder Calicot Lebensmittel kauft, so können
onen für einen Penny Werth einen Tag lang sich an
d Pflanzenkost satt essen.

Nachdem Livingstone hier mit ziemlicher Sicherheit erfahren hatte, daß der Kasai wegen eines großen Wasserfalls zwischen dem 5. und 6. Breitengrade von der Küste her nicht weiter schiffbar sei und weiterhin bis zum Aequator kein großes Reich existire, hätte er gern Matiamvo, den Oberhäuptling aller Balonda, besucht, dessen Gebiet sich im Süden bis an die Grenze der Berotse erstreckt und von dessen Vasallen einer, Namens Cazembe, bis zum 29. Längengrade herrscht, und er hätte dies um so lieber gethan, als die Balonda und eingeborenen Händler ihm versicherten, daß ein beträchtlicher Arm des Leeambye im Westen seiner Stadt entspringe und nach Süden fließe. Weiter nordöstlich von seinem Reiche wohnen die Kanyoka, welche ein zahlreiches und freundlich gesinntes Volk sein sollen, aber Matiamvo läßt es durchaus nicht zu, daß ein Weißer sie besuche, da er den größten Theil seines Elfenbeins von ihnen bezieht. Livingstone war in großer Versuchung, jenen Arm des Leeambye bis zu den Berotse hinabzureisen. Aber die mitgenommenen Handelsartikel waren durch die abermaligen Erpressungen der Eingeborenen um so mehr zusammengeschmolzen, als er und seine Leute durch Fieber und Schwäche viel aufgehalten worden waren. Dieser Umstand gestattete ihm nicht einmal einen bloßen Besuch des Matiamvo, sondern nöthigte ihn, von Cabango in südöstlicher Richtung auf seine frühere Route wieder einzulenken. Er erreichte dieselbe unweit des Dilolosees und verfolgte sie bis Linyanti, wo er im September eintraf. Sekeletu empfing ihn mit Kundgebungen des höchsten Entzückens und die Makololo sahen mit Bewunderung zu ihren weitgereisten Landsleuten empor, denen es der Missionar überließ, die Wunder der Civilisation ihren staunenden Zuhörern zu schildern. Er selbst war der Gegenstand rührender Dankeserweisungen und einstimmigen Preises, und sein Plan einer Expedition nach der Ostküste fand so lebhaften Anklang, daß sich alsbald zahlreiche Freiwillige ihm zu Begleitern erboten. Er war anfangs unschlüssig, ob er den Weg längs des Zambesi oder den nach Zanzibar einschlagen sollte, entschied sich aber aus Rücksicht auf die Wasserstraße für den erstern, obwol derselbe theilweise durch feindliche Stämme führte.

Von mehr als 100 auserlesenen Freiwilligen begleitet, von Sekeletu auf das freigebigste mit den nothwendigen Reisebedürfnissen ausgerüstet und mit dem Auftrage zur Anschaffung einer Anzahl nützlicher Gegenstände für das ihm mitgegebene Elfenbein versehen, sagte Livingstone am 3. November seinen Freunden in Linyanti Lebewohl. Von Sescheke aus fließt der Leeambye noch in südwestlicher Richtung bis zu den Mosioatunya- oder den von Livingstone so genannten Victoriafällen, die sich eine Strecke unterhalb der Insel Kalai (17° 51′ 54″ südl. Br., 25° 41′ östl. L.) befinden. Der Verfasser machte von dieser Insel aus einen zweimaligen Ausflug nach den Wasserfällen, deren einzig in ihrer Art dastehende Großartigkeit und überwältigende Schönheit er in meisterhaften Zügen schildert. Der hier etwa 1000 Ellen breite Zambesi (wie der Fluß von nun an heißt) stürzt 100 Fuß tief hinunter und

wird plötzlich zwischen die Basaltmauern eines nicht mehr als 15—20 Ellen breiten Felsenspaltes eingeengt. Am Rande des Abgrundes liegt eine Insel, zu deren beiden Seiten fünf ungeheuere Dunstsäulen emporsteigen, welche dem Katarakte seinen einheimischen Namen („Hier tost Rauch") gegeben haben. Von hier aus wendet sich der Zambese unter dem 18. Breitengrad bis zum 27. Längengrade ostwärts und beschreibt sodann bis zu seiner Mündung einen gewaltigen Kreisbogen, dessen Sehne der genannte Breitengrad bildet und dessen Scheitel sich vier Längengrade hindurch zwischen dem 16. und 15.° südl. Br. hinzieht. Nachdem sich Livingstone am 20. November in Kalai von Sekeletu verabschiedet hatte, zog er, den südlichen Bogen des Zambesi abschneidend, dem ersten großen nördlichen Nebenflusse desselben, dem in ziemlich östlicher Richtung unter dem 17. Breitengrade strömenden Kafue zu und hatte, unterwegs nur ein einziges mal durch die drohende Haltung eines mit den Makololo auf Kriegsfuß stehenden Dorfs belästigt, die Freude, das Ziel seiner sehnsüchtigsten Wünsche endlich erreicht zu sehen. Er entdeckte nämlich zwischen den beiden Flüssen einen ausgedehnten Höhenzug, dessen fruchtbarer Boden und gesunde Lage die Anlegung einer Missionsstation gestattete. Als er das Gebiet der freien Batoka hinter sich zurückgelassen hatte, setzte er am 18. November beim Dorfe Semalembue's, eines angesehenen Häuptlings der Baschukolompo, über den hier mehr als 200 Ellen breiten Kafue und verfolgte sodann das von einer schönen Hügelreihe eingefaßte nördliche Ufer dieses Flusses bis zu seiner Vereinigung mit dem Zambesi, ohne jedoch diesen interessanten Punkt im Lande der Babimpe selbst in Augenschein nehmen zu können. Am 14. Januar 1856 erreichte er den Zusammenfluß des beträchtlichen Loangwa mit dem Zambesi, wo er die Ruinen einer Kirche (15° 37′ 22″ südl. Br., 30° 32′ östl. L.) und weiterhin die von 8—10 steinernen Häusern entdeckte, welche zu dem ehemaligen, für einen Handelsort ganz vortrefflich liegenden Zumbo gehörten. Dies war der westlichste Punkt, den die Portugiesen jemals von Osten her erreicht hatten. Je näher die Reisegesellschaft den gegenwärtigen Besitzungen der letztern kam, desto größer wurden die Schwierigkeiten; denn sie geriethen mitten in den Krieg hinein, welchen die Eingeborenen seit zwei Jahren mit den Bazunga, d. i. mit den Portugiesen, führten. Nur seiner Geistesgegenwart und dem Umstande, daß er die Eingeborenen zu überzeugen wußte, er gehöre „zu dem Stamme, der die Schwarzen lieb hat", verdankte es der Reisende, daß man ihn mit seinen Leuten unangefochten passiren ließ. Der mächtige Basengahäuptling Myende gab nicht nur seine feindseligen Absichten gegen ihn auf, sondern ließ ihn auch vorsorglich über den hier 1200 Ellen breiten und tiefen Strom setzen. Da aber infolge heftiger Regengüsse der Zambesi über seine Ufer getreten und auch seine zahlreichen Nebenflüsse überfüllt waren, so hielt er sich nur bis zu 32° 5′ am südlichen Ufer des Stroms und wandte sich sodann südöstlich durch das Land der Bambiri, eines Stammes der großen Nation der Banyai, welche den ganzen obenerwähnten Scheitel des vom Zambesi beschriebenen Bogens ein[…] und deren Regierungsform eine Art Lehnsrepubl[…] Einer von den Unterhäuptlingen dieser Nation ist [...] der berühmte „Kaiser Monomotapa". Die Entbehrun[gen] und Mühsale der Expedition stiegen jetzt aufs hö[…] sie mußte auf unwegsamen Pfaden die Dörfer umge[hen] und da die Ochsen den Stichen der Tsetse erlegen wa[ren], so mußten sich die Leute eine Zeit lang von [...] und Honig nähren und Livingstone selbst mußte in der glühendsten Hitze zu Fuße fortschleppen. Nur [...] acht engl. Meilen von Tete entfernt, vermochte er sich [...] einen Schritt weiter zu bewegen und blieb auf der E[rde] liegen, schickte aber seine Empfehlungsbriefe an den [Com]mandanten ab. Etwa um 2 Uhr morgens am 3. [...] wurde er von zwei Offizieren mit einer Compagnie [Sol]daten geweckt, welche mit dem nöthigen Material zu [...] „civilisirten" Frühstück gekommen waren. „Das [Ver]gnügen, welches mir das Frühstück gewährte", sagt [der] Verfasser, „ist nur mit dem Genusse zu vergleichen, [den] ich nach meiner Ankunft in Loanda in dem Bett [...] Gabriel empfand." Wunderbar gestärkt, hielt er [...] Stunden darauf in Tete (16° 9′ 3″ südl. Br., 33° 28′ [...] am Zambesi seinen Einzug. Da diese Jahreszeit im [...] des Zambesi außerordentlich ungesund ist, so blieb er, [der] freundlichen Einladung des unerschöpflich gütigen [Gou]verneurs Major Sicard folgend, bis zum Ende [...] in Tete, dessen Umgebungen er sorgfältig erforschte. [...] ließ er auch bei seiner Abreise am 22. April die Mehrzahl seiner treuen Reisegefährten unter der [...] wollenden Fürsorge des Gouverneurs in günstigen [Ver]hältnissen zurück, indem er ihnen im Laufe des [...] Jahres wiederzukehren und sie wieder in ihre Hei[mat zu] geleiten versprach: ein Versprechen, das er bei[...] gelöst hat.

Der Fluß, auf welchem Livingstone nach dem [...] hinabfuhr, ist mit zahlreichen Inseln übersäet, [...] ein hinreichendes Fahrwasser gestatten. Das gan[ze ...]liche Ufer war von den Kaffern verheert worden, [...] hier Landeens nennt, und die meisten der noch [...]gebliebenen Einwohner erkennen die Autorität einge[borener] Häuptlinge, nicht die der Portugiesen an. Ue[...] befinden sich die portugiesischen Besitzungen in ein[em Zu]stande gänzlichen Verfalls; die Portugiesen wer[den ...] einen unterjochten Stamm angesehen. Die Station [...] war ein noch viel erbärmlicheres Nest als Tete [...] Erpressungen der benachbarten Stämme ausgesetz[t ...] letzte größere Zufluß des Zambesi ist der aus den [...] herabkommende Schire, wo die Hügel, welche [...] bisher ununterbrochen begleitet hatten, ausgedehnte[n ...] Platz machten. Bei Mazaro (18° 3′ 37″ südl. Br. [...] östl. L.), wo der Zambesi ein großartiger, mehr als [...] Meile breiter, inselfreier Strom ist, beginnt das [...] ungeheuere, blos mit schlechtem Gras und Rohr [...] Fläche. Livingstone wollte eigentlich den Strom [bis zu] seiner Mündung verfolgen; als er aber hörte, [daß Ka]pitän Parker bis dahin stromaufwärts gefahren [...] der Beschaffenheit des Flusses sehr zufrieden ge[...]

so reiste er auf directem Wege nach der Hafenstadt Kilimane an dem gleichnamigen schiffbaren Flusse, der jedoch nur insofern für den nördlichsten Arm des Zambesi gelten kann, als sein Verbindungskanal mit diesem, der Mutu, welcher bei Mazaro nur 10—12 Ellen breit und dessen Bett 16 Fuß höher ist als das des Zambesi, bei hohem Wasserstande von dem letztern gespeist wird. Acht seiner Leute hatten ihn auf ihre Bitte nach Kilimane begleiten dürfen, wo er den 20. Mai eintraf. Sie würden gern noch weiter mitgekommen sein; da aber Livingstone noch nicht wußte, wie er selbst nach Hause kommen würde, so gab er ihnen den Rath, von Kilimane, wo Hungersnoth herrschte, zu ihren Gefährten nach Tete zurückzukehren. Nur den Angesehensten von ihnen nahm er mit, als er von den gastfreundlichen Portugiesen schied und auf einer englischen Brigg nach Mauritius fuhr. „Du wirst sterben, wenn du in ein so kaltes Land kommst", hatte der Missionar zu ihm gesagt. „Das thut nichts", antwortete er, „laß mich nur zu deinen Füßen sterben." Und er sollte sterben, nicht vom Klima, sondern von der Berührung mit der Civilisation. Sein tragisches Ende rechtfertigt es, wenn wir unsern Reisebericht mit den eigenen Worten des Verfassers schließen:

Wir verließen Kilimane am 12. Juli und erreichten Mauritius am 12. August 1856. Sekwebu lernte einiges Englisch und war der Liebling der Mannschaft und der Offiziere. Er schien etwas bestürzt, da ihm an Bord alles neu und seltsam war, aber er bemerkte mehrmals: „Dein Land ist recht angenehm", und „Was ist das für ein sonderbares Land, nichts als Wasser." Er sagte auch, jetzt verstände er, warum ich den Sertanten gebrauchte. Als wir Mauritius erreichten, kam der Dampfer heraus, um uns in den Hafen zu holen. Die beständigen neuen und gewaltigen Eindrücke erreichten jetzt bei Sekwebu ihren höchsten Grad, er wurde in der Nacht wahnsinnig. Anfangs dachte ich, er wäre vergiftet. Er war in ein Boot hinabgestiegen, und als ich ihm nachgehen und ihn ins Schiff heraufholen wollte, lief er nach dem Spiegel des Schiffs und schrie: „Nein, nein, es ist genug, wenn ich allein sterbe. Du sollst nicht mit zu Grunde gehen; wenn du herabkommst, stürze ich mich ins Wasser." Da ich nun seinen Zustand erkannte, so rief ich: „Sekwebu, jetzt gehen wir zu Ma Robert."*) Da wurde er aufmerksam und sagte: „Ach ja, wo ist sie? und wo ist Robert?" und er schien nachzudenken. Die Offiziere schlugen vor, ihm Ketten anzulegen, aber da er in seinem Lande ein vornehmer Mann war, so wollte ich dies nicht thun, da ich wußte, daß der Wahnsinnige oft eine Erinnerung an schlechte Behandlung behält, und ich mochte nicht, daß man in Sekeletu's Land sage, ich hätte einen seiner Vornehmen wie einen Sklaven in Ketten gelegt. Ich versuchte es, ihn ans Land zu schaffen, aber er wollte nicht. Am Abend bekam er einen neuen Anfall. Er wollte einen der Mannschaft mit dem Speere tödten und sprang dann über Bord. Wir sahen den Leichnam des armen Sekwebu nie wieder.

Am 12. December 1856 war Livingstone wieder in England.

Fragen wir uns nun zuvörderst, welches sind die praktischen Resultate der soeben in ihren nackten Grundzügen geschilderten Entdeckungsreisen Livingstone's in Afrika? so ist die Antwort darauf folgende: Vor allen Dingen hat er durch die Entdeckung des Zambesi einen Weg in das Innere des Continents gebahnt. Aus dem in seinem Buche angeführten Gutachten des Kapitäns Parker und des Lieutenants Hoskins geht hervor, daß der Zambesi von seiner eigentlichen, der südlichsten Mündung, der des Luabo oder Cuama aus, mindestens zur Zeit des hohen Wasserstandes, wahrscheinlich aber das ganze Jahr hindurch, 300 engl. Meilen weit bis nach Tete schiffbar ist. Zwanzig bis dreißig Meilen oberhalb dieses Punktes ist eine kleine Stromschnelle, die Livingstone allerdings nicht gesehen hat, weil er sie umgehen mußte. Oberhalb jener Stromschnelle ist eine andere Strecke von 300 Meilen, wo der Fluß alljährlich vier bis fünf Monate für große Fahrzeuge Wasser vollauf hat, aber auch bei niedrigem Wasserstande mit Leichtigkeit von Fahrzeugen wie die Themsedampfer befahren werden kann. Damit wäre das verhältnißmäßige gesunde Hochland von der Grenze des Centralbeckens erreicht, von wo aus Handels- und Missionsstationen durch weitere Benutzung des obern Zambesi einen ununterbrochenen Verkehr mit den innerafrikanischen Stämmen vermitteln würden. Livingstone hat ferner die den früher gäng und geben Ansichten widersprechende, obwol neuerdings geahnte Thatsache festgestellt, daß die Productivkraft des innern Afrika außerordentlich reich und entwickelungsfähig ist. Die Betriebsamkeit, zu welcher es weder den Betschuanen- noch den Negerstämmen an Anlage fehlt, bedarf zu einem blühenden Aufschwunge lediglich der Eröffnung von Absatzwegen. Es gibt auf der ganzen, von Livingstone durchmessenen Reiseroute nördlich vom Tschobe nur wenige Punkte, welche nicht in einem ausgezeichneten Grade zur Betreibung des Ackerbaus oder der Viehzucht geeignet wären. Abgesehen von den jetzigen Ausfuhrartikeln jener Gegenden, die erst alsdann gehörig zu Rathe gehalten und verwerthet werden würden, ließe sich mit Leichtigkeit der Anbau der Baumwolle im Westen und der des Reises und Zuckerrohrs im Innern einführen und dadurch nicht nur dem Sklavenhandel in Afrika, sondern auch der Sklaverei selbst in Amerika direct wie indirect die Axt an die Wurzel legen. Was Südafrika an mineralischen Schätzen bergen mag, läßt sich fürs erste nur ahnen. So besitzt das untere Zambesithal nicht allein Gold und Eisen von vorzüglicher Güte und in großer Menge, sondern auch zahlreiche ausgedehnte Kohlenlager. Livingstone hat Grund zu der Annahme, daß das ganze Land zwischen Zumbo und dem Lupatagebirge ein Kohlenfeld von mindestens $2\frac{1}{2}$ Breitengraden (also ungefähr 1500 geogr. Quadratmeilen) Ausdehnung ist.

Doch so wichtig diese Ergebnisse und so großartig diese Aussichten sind, die wissenschaftlichen Ergebnisse von Livingstone's Reise sind ungleich großartiger. Er hat der Geographie ein unermeßliches Gebiet erobert, dem Menschengeschlechte einen ungeahnten Einblick in bisher verschlossene Theile seines Wohnplatzes verschafft, neue Völkerstämme an das Licht der Weltgeschichte gezogen und dem Fortschritt der Cultur und Solidarität unter den Nationen des Erdballs neue Bahnen eröffnet, neue Aufgaben gestellt. Seine zahlreichen mathematischen Bestim-

*) D. i. Mrs. Livingstone, nach der Sitte der Betschuanen, welche die Mutter nach den Kindern benennen.

mungen (denen sich noch eine nicht unbeträchtliche Reihe annähernder Ortbestimmungen nach sorgfältig verglichenen ungeprüften Angaben der Eingeborenen anschließt) mögen hier und da einer nochmaligen Prüfung bedürfen, da er weder Astronom von Beruf noch mit allen nothwendigen Instrumenten ausgerüstet war. Sie würden gleichwol hinreichen, seinen Namen in der Geschichte der Wissenschaft zu verewigen. Und dennoch verschwinden sie gegen seine Leistungen auf dem Gebiete der physikalischen Geographie. Wir wüßten unter den neuern Reisewerken keins zu nennen, das bei einer solchen Stoffmasse so viel absolut neue Thatsachen beigebracht hätte. Livingstone besitzt eine wunderbare Beobachtungsgabe und ein feines, sinniges Verständniß für alle Erscheinungsformen der belebten Natur, die er nicht mit dilettantischer Oberflächlichkeit, sondern mit der Meisterhand des Kenners schildert. Neue und immer neue Bilder aus dem Reiche der Flora und noch mehr aus dem der Fauna erfüllen seine landschaftlichen Gemälde mit einem wunderbaren, schwellenden Lebensinhalte. Wir müssen darauf verzichten seine Verdienste nach dieser Seite näher zu charakterisiren, da der Raum uns nicht verstattet, einzelnes in extenso beizubringen und wir die Ergebnisse dieser naturwissenschaftlichen Beobachtungen ebenso wenig zu generalisiren wagen wie den reichen Schatz interessanter, beziehungsreicher Thatsachen in den Schilderungen der natürlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten, der häuslichen, öffentlichen und religiösen Sitten und des physischen und moralischen Zustandes der zahlreichen Volksstämme, mit denen er während seines langjährigen Aufenthalts in Afrika in nähere oder entferntere Berührung kam. Wir wollen aber nicht unterlassen hinzuzufügen, daß uns Livingstone selbst an verschiedenen Stellen seines Werks die Folgerungen aus den von ihm beobachteten Thatsachen, namentlich auf ethnographischem Gebiete, in allgemeiner und wir dürfen wol sagen in endgültiger Form vorlegt. Das wichtigste dieser Resultate wollen wir aber um so weniger ganz mit Stillschweigen übergehen, je höhern Werth der Verfasser, und mit vollem Rechte, auf seine Entdeckung legt. Wir meinen die geologische Configuration Centralafrikas.

Wir erwähnten bereits oben, daß der Dilolosee die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und dem Indischen Ocean bilde. Derselbe gibt nämlich einen Theil seines Wassers an zwei Flüsse ab, die beide den Namen Lotembre führen, von denen aber der eine nordwärts dem Kasai und mit diesem dem Congo, der andere dem Leeba und mit diesem dem Zambesi zuströmt. Gleichwol lag der See nur 4000 Fuß über der Meeresfläche und 1000 Fuß unter der höchsten Spitze des westlichen Bergrückens, und gleichwol sah der Reisende statt der hohen schneebedeckten Berge, die er erwartete, ausgedehnte Ebenen, über welche man einen Monat lang reisen kann, ohne etwas Höheres als einen Ameisenhügel oder einen Baum zu sehen. Diese merkwürdige Thatsache führte ihn zur Entdeckung der Muldenform Centralafrikas, für welche außerdem die von ihm gemachte Bemerkung sprach, daß die alten Schieferfelsen an den Seiten sich nach dem Centrum hinneigten und ihre Streichungslinie mit der größern Achse des Continents fast zusammenfiel, und daß die jüngern Eruptivtrappfelsen da, wo sie in Tafelform über das Centralplateau ausgebreitet waren, eckige Stücke älterer Felsen in sich schlossen, welche Algen der alten Schiefer enthalten, die den Boden des ursprünglichen Wasserbeckens gebildet haben müssen. Zugleich ergab sich ihm die Unstichhaltigkeit des bisher für das Vorhandensein hoher Schneeberge angeführten Grundes, nämlich der Nilüberschwemmungen. Solche periodische Ueberschwemmungen finden auch beim Zambesi statt. Der Regen scheint dem Lauf der Sonne zu folgen, denn er fällt im October und November, wenn die Sonne auf ihrer südlichen Bahn diese Zone berührt. Kehrt dieselbe nach Norden zurück, so hat man im Februar, März und April die großen jährlichen Regengüsse, und die Ebenen, welche im October und November gut befeuchtet waren und den Regen wie Schwämme aufsaugten, werden jetzt übersättigt und senden jene Fluten klaren Wassers aus, welche die Ufer des Zambesi überschwemmen. Auf ähnliche Weise sind wol auch die Nilüberschwemmungen zu erklären, da beide Flüsse in derselben Gegend entspringen; denn der Unterschied in der Flutperiode erklärt sich vielleicht aus der Lage beider Flüsse auf entgegengesetzten Seiten des Aequators. Livingstone erfuhr von Arabern aus Zanzibar, daß das Land östlich von den Theilen Londas, die er durchreist hatte, in seiner Bildung ihnen ähnlich ist. Sie sprachen von sumpfigen Steppen, von denen einige keine Bäume haben und wo die Leute Gras und Kornhalme als Feuerungsmaterial benutzen. Auch soll ein großer seichter See in jener Richtung liegen, Tanganyenka genannt, welchen auf Kähnen zu überfahren man drei Tage braucht. Er hängt mit einem andern, Kalagwe (Garague?), der weiter nördlich liegt, zusammen und ist vielleicht der Nyanja der Maravi. Aus diesem See kommt in vielen kleinen Armen der Loapula, der östliche Arm des Zambesi, der von Nordwest her bei der Stadt des Cazembe vorüberfließt, von wo noch zehn Tagereisen bis zum Südende des Sees sind. Wahrscheinlich ist dieser die Wasserscheide zwischen dem Zambesi und Nil, wie der Dilolo zwischen dem Leeba und Kasai. Hoffentlich werden die Untersuchungen des Kapitäns Burton auf seiner jetzigen Reise dieses große geographische Problem lösen. Es ist übrigens zu bemerken, daß Livingstone's Beobachtungen genau mit den Schlußfolgerungen übereinstimmen, zu denen Sir Roderick Murchison bereits drei Jahre vorher auf wissenschaftlichem Wege gelangt war.

Es ist interessant zu beobachten, wie die schon in der Jugendbildungsgeschichte Livingstone's mit seltener Entschiedenheit ausgesprochenen Charaktereigenschaften des Wissensdurstes, des Forscherdranges und der eisernsten Willenskraft und Beharrlichkeit dem gereiften Manne seine große Lebensaufgabe vorzeichnen und deren Lösung ermöglichen. Wir glauben aber in jener Bildungsgeschichte auch denjenigen Zug wiederzufinden, welcher den Resultaten seiner staunenswerthen Thätigkeit ihre letzte und höchste Weihe gibt — wir meinen seine echt humane Welten-

schauung. Theologische Studien haben ihn zu keiner Zeit ausschließlich oder auch nur vorwiegend in Anspruch genommen und seine innern religiösen Erfahrungen haben niemals seine Einsicht in die Bedingungen der ihn umgebenden Außenwelt getrübt. Livingstone erscheint auch in dem vorliegenden Werke durchweg als ein aufrichtig gläubiger und frommer Christ; aber er zeigt nicht die entfernteste Spur von jener englisch-pfäffischen Beschränktheit, wodurch sich z. B. sein Schwiegervater Moffat auf so anstößige Weise auszeichnet. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß ihm einzelne Vorurtheile ankleben; aber diese sind harmloser Natur und verschwinden vor der unbestechlichen Gewissenhaftigkeit des wissenschaftlichen Forschers und vor der tiefen glühenden Begeisterung für das Wohl seiner Mitmenschen. Der Aufenthalt unter den südafrikanischen Völkerstämmen ist ganz dazu angethan, die Nebel religiöser Befangenheit zu zerstreuen, und nur die einseitige, beschränkte Vorbildung, welche den meisten Missionaren zu Theil wird, macht es erklärlich, wenn alle ihre religiösen Bestrebungen fruchtlos bleiben und ihr geistiges Auge sich den tiefern und allgemeinern Gesetzen der Menschheitscultur verschließt. Livingstone berichtet über den Mangel an religiöser Empfänglichkeit für die positiven Satzungen des Christenthums unter den Kaffern und Betschuana genau ebendasselbe, was uns Andersson über die Namaqua und Damare mittheilt.

Selbst den gesunkensten dieser Stämme braucht man nicht vom Dasein eines Gottes oder von einem künftigen Leben zu reden, da dieses allgemein bei ihnen angenommen ist. Alles, was nicht auf natürlichem Wege erklärt werden kann, schreibt man der Gottheit zu, wie Schöpfung, plötzlicher Tod u. s. w. „Wie wunderbar hat Gott das gemacht!" ist eine sehr gewöhnliche Redensart; ebenso die folgende: „Er ist nicht an einer Krankheit gestorben, Gott hat ihn getödtet." Und wenn man von den Verstorbenen spricht, so sagen sie: „Er ist zu den Göttern gegangen." ... Wenn man die Verständigern unter den Bakuena über ihre frühere Kenntniß von gut und böse, Gott und zukünftigem Leben fragte, so spöttelten sie darüber, da sie nie eine hinreichend klare Vorstellung über diese Gegenstände gehabt haben. Was ihre Ansicht von recht und unrecht betrifft, so gestehen sie, daß sie nichts, was wir Sünde nennen, jemals anders aufgefaßt hätten, das Eine ausgenommen, daß es unrecht sei mehrere Weiber zu haben; und sie versichern, daß sie jederzeit, noch ehe sie etwas von den Weißen wußten, den Regenmachern gegenüber dieselbe Ansicht von directem Einflusse Gottes auf den Regen und von der Errettung in Zeiten der Gefahr gehabt hätten wie jetzt. Der Mangel an jeder Form des Gottesdienstes, oder an Götzenbildern, oder herkömmlichen Gebeten oder Opfern macht, daß man die Kaffern und Betschuanen zu den gottlosesten aller Menschenrassen rechnet.

Diese dem Religionsphilosophen jedenfalls willkommene Stelle scheint uns zu beweisen, daß sich den genannten Volksstämmen nur durch eine allmähliche und vorsichtige Erweiterung und religiöse Vertiefung ihrer rationalistischen Grundbegriffe über Gott und Pflicht beikommen läßt. Livingstone selbst bekennt sich zwar nicht direct zu dieser Ansicht, aber er hält doch die gleichzeitige Heranziehung aller übrigen Culturmomente und Hülfsmittel für unerlaßlich, wenn das Christenthum jemals Boden gewinnen soll. Vor allem will er auf die Förderung des Handels Bedacht genommen wissen, weil nur so das aus dem Heidenthume entspringende Gefühl der Vereinzelung beseitigt werden könne, und die Segnungen der Civilisation auf diesem Wege viel weiter verbreitet werden würden, als durch ausschließliche Bemühungen für geistliche und schulmäßige Erziehung. Die höchst interessante Schilderung seiner Lebensweise in Kolobeng zeigt, daß die Wirkungen von Axt, Grabscheit und Feuerrohr in seiner Hand eingreifender waren als die des geschriebenen Wortes, und daß sich für die Fibel ein größeres Verständniß kundgab als für die Bibel. Ja er hält es bei etwas veränderter Einrichtung der Missionen sogar für zweckmäßig, daß der Missionar zugleich Händler sei. Er zollt deshalb auch an mehr als einer Stelle der Verfahrungsweise und Wirksamkeit der jesuitischen Missionen seine aufrichtige Anerkennung. Sektengeist ist überhaupt dasjenige, was sich ihm am wenigsten vorwerfen läßt. Die Hochkirche läßt er allerdings unerwähnt — was wäre auch von dieser zu erwarten? Aber er will Afrika lieber katholisch als heidnisch, und Methodisten, Baptisten, Independenten, alle lebenskräftigen Bekenntnißgemeinschaften ruft er herbei zur Mitwirkung an dem großen Werke der Mission, wie er es versteht:

Ich verstehe darunter jede Anstrengung, die man zur Verbesserung des Menschengeschlechts macht, die Förderung aller der Mittel, durch welche die Vorsehung arbeitet, und alles, was den Menschen betrifft, zu einem glorreichen Ende führt. Jeder in seiner Sphäre, bewußt oder unbewußt, thut den Willen unsers Vaters im Himmel. Männer der Wissenschaften, welche verborgenen Wahrheiten nachgehen, die, wenn sie gefunden werden, gleich dem elektrischen Telegraphen, die Menschen näher aneinander schließen werden; Krieger, welche das Recht gegen Tyrannei verfechten; Seeleute, welche herzlosen Menschenräubern die Opfer der Unterdrückung entreißen; Kaufleute, welche die Nationen die Gesetze der gegenseitigen Abhängigkeit kennen lehren, und viele andere, ebenso gut wie die Missionare: alle arbeiten nach demselben Ziele, alle ihre Anstrengungen werden nach demselben glorreichen Ende geführt.

Mögen seinem Rufe zahlreiche Männer folgen, beseelt von denselben erhabenen Ideen, und von gleich großartigen Perspectiven in die Zukunft begeistert, Männer, denen, wie ihm, die Bibel die Magna-Charta aller Rechte und Privilegien der modernen Civilisation ist!

Die beiden umfangreichen Bände sind von der Verlagshandlung in der gewohnten Weise vortrefflich ausgestattet worden. Wir vermissen aber das dem Andersson'schen Reisewerke beigegebene Sachregister, das hier noch viel unentbehrlicher ist, und bedauern wiederholt auf den Uebelstand hinweisen zu müssen, daß die auf der Karte beobachtete Schreibart der Namen von der im Buche total abweicht. Für die Aehnlichkeit des beigegebenen Porträts möchten wir nicht unbedingt einstehen, da es von einem andern uns zu Gesicht gekommenen, von Mayall photographirten, ganz entschieden abweicht.

Moritz Kirbach.

Gegen den Materialismus der heutigen Naturwissenschaft.

Wie viel entdeckte bisjetzt die neuere Naturwissenschaft? Ein kritischer Versuch im Sinne des Fortschritts, besonders gegen Hrn. Dr. L. Büchner's „Kraft und Stoff" und „Natur und Geist", von Albert von Gloß. Braunschweig, Westermann. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Unter den vielen Stimmen, welche sich in unsern Tagen so entschieden gegen den neuern naturwissenschaftlichen Materialismus erheben, tönt auch hier einmal eine von Amerika herüber. Sie ist von einer ganz besondern niederschmetternden Gewalt, besitzt eine unbarmherzige kritische Schärfe und Bitterkeit und ist noch gröber als die Grobgesellen, denen sie sich kampflustig gegenüberstellt. Sie bewahrt einen ernsten Sinn, wo es sich um wirklichen Gewinn für den Fortschritt der Wissenschaft handelt, aber sie geht auch in ein satirisches Lachen über, so oft es sich um Punkte dreht, welche leichtfertig die Würde der Wissenschaft zu beeinträchtigen trachten. Dieser Spott über den Spott scheint uns geeignet, großes Aufsehen zu erregen; er ist mitunter fein gedacht, meist aber so höhnisch verletzend auf die Widersacher geschleudert, daß man glauben sollte, es würde damit alles Unsaubere niedergeschmettert und auf ewig zum Schweigen gebracht. Eine solche Schrift wird viel gelesen werden. Sie gießt allerdings Oel ins Feuer, indeß verlangt es die unheimlich glimmende Zeit, daß die Flamme Luft bekommt, damit sie nur an einem begrenzten Platze verheere und nicht das Ganze in Gefahr bringe. Die Absicht zu retten und zu schützen ist ehrlich und gut gemeint, obgleich die Mittel oft gar zu plump und rücksichtslos gewählt sind. Den unparteiischen Männern von Fach wird die Schrift willkommen sein, weil dieselbe kühn und energisch das thut, wozu sie aus Rücksicht auf die freie Entwickelung der Wissenschaft nicht gern die Hand bieten konnten. Dem unparteiischen gebildeten großen Publikum wird sie noch willkommener sein, weil sie ein offenes klares Licht in die düstern Winkel der Scheingelehrten wirft und die unsaubern Triebfedern erkennen läßt, womit das geistige Deutschland schon seit Jahren beunruhigt worden ist.

Der Verfasser ist ein Deutscher, der seit zehn Jahren unfreiwillig sein Vaterland meiden mußte. Das Buch macht hierauf aufmerksam, ohne näher in die Sache einzugehen. Von Politik ist überhaupt wenig die Rede, obgleich darin wol vorzugsweise die Ursache zu seiner gezwungenen Auswanderung liegen mag. Der Verfasser hat sein Vaterland unaussprechlich lieb, ist aber auch bezaubert von der segensreichen Natur Amerikas und beklagt es tief, daß seine Bewohner nicht so glücklich sind, wie die freie Verfassung und die freie Natur sie machen könnten. Und wenn er sich nach den Ursachen dieses Unglücks umsieht, so findet er in dem platten Materialismus, der schon seit der ersten Entdeckung unvertilgbar Wurzel geschlagen und seitdem immer üppiger und üppiger fortgewuchert hat, die beklagenswertheste, wichtigste Quelle. Er habe die lange gesuchte und vergebens erstrebte politische Freiheit hier wirklich gefunden, aber er habe auch gefunden, daß dieselbe zu einer gemeinen Magd des wucherischen Gelderwerbs erniedrigt worden sei. Die edle geistige Freiheit des Menschen, die das Gute und Schöne um seiner selbst willen liebt und erstrebt, kennt der Angloamerikaner, einzelne hervorragende Männer ausgenommen, fast gar nicht, ihn spornt nichts weiter, als die Kunst, schnell Geld zu machen. Dadurch ist hier ein Materialismus ausgebrochen, welcher das ganze Land und ihre Bewohner bis in die kleinsten Details krebsartig angefressen hat. Der Verfasser ist nun sehr in Sorge, daß dieser amerikanische Materialismus auch sein geliebtes Deutschland vergiften könnte, denn es schlügen nicht blos im Handel und Geschäftsleben überhaupt, sondern auch auf dem Felde der Wissenschaft einige niedrige Seelen einen Ton an, der gerade in diesem Punkte das Schlimmste befürchten lasse. Er gesteht, daß es ihm unmöglich gewesen sei, ein bloßer Zuschauer zu bleiben. Deutschlands ideale Höhe auf dem Felde der Literatur und Kunst müsse ihm bewahrt werden, es sei dies das einzige, womit dasselbe allen andern Nationen wahrhaft imponire, worin seine innere Glückseligkeit begründet sei.

Den rein wissenschaftlichen Forschungen der Männer wie Karl Vogt, Moleschott, Emil du Bois-Reymond läßt er volle Gerechtigkeit widerfahren, durch sie müßten die Faseleien des Freiherrn von Reichenbach über den sensitiven Menschen heim geleuchtet werden. Er greift diese Herren nur da an, wo sie die Grenzen ihres Gelehrtengebiets überschritten haben und sich in Folgerungen und Behauptungen ergehen, welche der gesunden Vernunft ein Ende zu machen drohen. Dagegen schlägt er unbarmherzig auf die Machwerke der Unberufenen los, welche zu pekuniären Zwecken ihre Feder in Bewegung gesetzt haben und die unwissenschaftlichen Auswüchse der Männer von Fach mundgerecht für den großen Haufen zu machen streben, um im Trüben fischen zu können. Darauf zielt sein ganzes Werk. Und damit er sich nicht zersplittere, so behält er Büchner's „Kraft und Stoff" und „Natur und Geist" durchweg scharf im Auge. Diese Bücher sind ihm ganz vorzugsweise widerwärtig, und er läßt auch nicht ein Haar Gutes an ihnen. Sein Eifer geht so weit, daß er es zuweilen nicht unterlassen kann, persönlich zu werden. Dies will manchem Leser nicht recht gut gefallen, aber man darf nur nicht vergessen, daß die Herren der Gegenpartei gerade durch niedrige persönliche Angriffe die meisten Lacher auf ihrer Seite gehabt haben, daß sie in der That nicht empfindlicher geschlagen werden können, als wenn sie verspottet und lächerlich gemacht werden. Es ist sehr gut, daß dies durch einen Deutschen geschieht, der die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in der Republik der Vereinigten Staaten Amerikas zehn Jahre lang vergebens gesucht hat; der es weiß, wohin der niedere Materialismus führt, wenn man ihm keinen Damm setzt oder ihn nicht in der Wurzel vertilgt.

Das Werk ist eine Zusammensetzung von zehn größern Abschnitten, welche dann alle wieder in mehrere kleinere Theile zerfallen. Den ersten Abschnitt bildet die Einleitung, im zweiten wird über den Wissensdrang des Menschen als die Quelle aller Erkenntniß gesprochen, der dritte faßt Büchner im allgemeinen ins Auge, der vierte gibt eine Kritik über „Kraft und Stoff", der fünfte spricht über die Naturgesetze, der sechste über das Weltall, der siebente über den Menschen, der achte über Religion, der neunte bringt ein Glaubens-Conto-Corrent, der zehnte bildet den Schluß des Ganzen, er zeigt den Ursprung des Werks und gibt eine beherzigenswerthe Schilderung amerikanischer Zustände.

Der Verfasser macht in der Einleitung darauf aufmerksam, daß die Wahrheit der Person und Partei nur so lange getreu bleiben, wie beide um jeden Preis an ihr hängen, und daß es ein schlechtes Beispiel für alle sei, an andern einen Fehler zu tadeln, den man selbst begeht. „Die Herren", sagt er, „haben philosophische und theologische Autoritäten für unerwiesene und übertriebene Behauptungen lächerlich gemacht — das war gut; sie wollen aber selbst Autoritäten sein für unerwiesenes andere — das ist schlecht. Und beharren sie darin, dann laßt uns über sie lachen, wie wir über jene gelacht haben. Unsere Erde wird noch manchmal ihren Kreislauf um die Sonne vollenden, ehe manches erwiesen wird, was Hr. Büchner schon jetzt keck behauptet. Solche Anticipation erlaubt sich die englische Regierung mit den Zollgefällen; für Wahrheit in der Wissenschaft ist dieselbe nicht zulässig. Und manches von Herrn Büchner Behauptete wird wahrscheinlich, manches unzweifelhaft sich niemals als richtig bewähren."

In den weitern Besprechungen bezeichnet der Verfasser Büchner's „Kraft und Stoff" kurz mit I und dessen „Natur und Geist" mit II. Es wird vermuthet, daß II zum Theil geschrieben ward, um die über I eingegangenen Kritiken zu widerlegen und um das Ganze noch einmal „maulrecht" zu machen für den großen Haufen. Die Form der Antikritik wurde sorgfältig vermieden, damit das kaufende Publikum nicht aufmerksam ward auf die Kritiken selbst. „In II fühlt sich überall heraus, daß der Verfasser daranging, ohne die Idee in I vermehrt, gereinigt, verstärkt zu haben; sogar eine gewisse geistige Erschlaffung für seinen Gegenstand ist bereits unverkennbar. Hr. Büchner hatte sein Wissen

r I nahezu verbraucht, und doch sollte noch ein Buch geschrie-
n werden, um u. s. w. Da konnte letzteres freilich nicht bes-
ausfallen, wäre es auch keine gewöhnliche Erscheinung, daß
: Geist solcher Herren schneller altert als ihr Körper. Der
ffendste Titel wäre: Natur ohne Geist."

Man würde nun aber sehr irren, wenn man nach dem soeben
itgetheilten schon einen Schluß auf das ganze Buch machen
llte, sodaß Büchner mit rücksichtsvollen Händen darin gewa-
en werde. Um diesen Irrthum gleich anfangs gründlich zu
eitigen, so geben wir vorerst eine einleitende kleine Probe.
ist bekannt, wie zuversichtlich Büchner über ein wirkliches Wissen
Betreff der Geschichte unserer Erde redet. Der Verfasser ist
Recht der Ansicht, daß wir ungeachtet der glänzenden Forschun-
doch immer nur von Vermuthungen über die Geschichte der
jöpfung reden dürfen. Dann geht er aber los und sagt:
ennt Hr. Büchner nicht einmal die Bedeutung des Wortes
ssen? Das gehört ja zum Anfang der Logik. Sieh, lieber
r, das sind deine Götter! — Nein, Hr. Büchner, von der
chichte der Erde weiß bisjetzt keiner etwas, und Sie wissen
nichts. Ist Ihr ganzes Wissen von ähnlicher Beschaffen-
wie dieses, dann sind Sie ein trauriger Doctor! — Man
it, man vermuthet manches über die frühern Perioden unsers
tkörpers, und einiges hat ausreichende Wahrscheinlichkeit,
es zu glauben; aber allermindestens so lange wir wegen der
ndstoffe nicht völlig im Klaren sind, werden Verständige
von wissen reden über diese Fragen. Für seinen geistigen
atbedarf mag Hr. Büchner überzeugt sein, drei und fünf
en zehn; das darf ihm niemand wehren, gegen den er nicht
eine Forderung derartig aufstellen will. Macht er aber
die Presse Propaganda für solches dummes Zeug, dann
der Unsinn desselben auf gleiche Weise gezeigt werden."

In I sagt Büchner noch, daß Atom nur ein Ausdruck für
nothwendige Vorstellung sei, welcher wir für gewisse Zwecke
fen, und macht darauf aufmerksam, daß uns von dem Dinge,
wir *Atom* nennen, noch der wirkliche Begriff abgehe. In
ht er die Atome für eine Entdeckung der Naturforscher an,
vergleicht dieselbe auch mit Leverrier's Vorausberechnung
leptun. Darauf sagt nun unser Verfasser: „Will Hr. Büch-
iese Windbeutelei nicht näher begründen? Und auf welche
bwürdigkeit können fortan Forscher für ihre wirklichen Ent-
igen rechnen, wenn sie diesen schönen Ausdruck derartig
auchen lassen von ihren Colporteuren? Welche Schwach-
keit muß Hr. Büchner seinen Lesern zutrauen! In II, 81
er nicht in einem Athem alle Gründe aufzählen, die zur
hme von Atomen berechtigen, und was er in der Kürze dar-
sagt, ist so beschaffen, daß die meisten es um so weniger
en werden, je mehr sie es lesen. Er hätte besser gethan,
öthige einfach abzuschreiben von Liebig. Eine Seite vorher
t er, das Atomsystem müsse so richtig sein, wie Leverrier
ingsten Planeten gefunden; zwei Seiten später wird man
e nur so lange beibehalten, bis man Besseres an dessen
setzen kann, und einen Bogen weiter ist dasselbe pure
Entdeckung der Naturforscher. Welcher Kohl! Und
enig Denken wäre nöthig, um richtig zu urtheilen über
elcher ihn erbaute und sich Doctor nennt!! Der gelehrte
m aber läßt sich von diesem kugelrunden Würfel ruhig
ihlen."

üchner sagt in II, daß die genauesten wissenschaftlichen Un-
ungen keinen Zweifel über die sogenannte Unsterblichkeit des
lassen; auch gesteht er, daß wir nicht im Stande wären,
nen auch nur entfernten Begriff von ewig oder unendlich
hen. Dies letztere stellt niemand in Abrede, um so mehr
iber unbegreiflich, wie Büchner in seinen vielgelesenen Bü-
o verschwenderisch um sich wirft mit der Ewigkeit und
ichkeit. „Muß Hr. Büchner seine lieben Leser nicht geradezu
fältig halten, wenn er diese Unbegreiflichkeit von Ewigkeit
aiver Weise zugesteht und ihnen gleichwol so oft sagt:
ewig, jenes ist ewig? Ist hierbei anderes möglich,
entweder er selbst auch außergewöhnlich beschränkt sei
oder daß er die Leser wissentlich hinters Licht führe? Es
wäre ja nicht sehr verschieden, statt dessen zu sagen: dies ist
nichts, jenes ist nichts; denn bei der völligen Unendlichkeit
des Begriffs geräth erst die Eigenschaft in den Nebel und mit
ihr zugleich das Ding, welchem dieselbe beigelegt wird. In dem
Lichtenberg'schen Raritätenverzeichnisse gibt es bekanntlich ein Mes-
ser ohne Klinge, an dem der Stiel fehlt. Wenn nun jemand
andeutete, die Gelehrsamkeit des Hrn. Dr. L. Büchner in Darm-
stadt sei wie jenes Messer, was würde das heißen? Trotz alledem be-
hauptet Hr. Büchner auch, wie bereits angeführt: «Die wissen-
schaftlichen Untersuchungen lassen über die Unsterblichkeit, d. i.
Ewigkeit des Stoffs nicht den leisesten Zweifel!» Sollte man
da nicht lediglich über die Leser von vier Auflagen lachen?"

Büchner's II ist ein Dialog zwischen August und Wilhelm.
Jenen nennt Gloß spottweise immer den Starken, diesen den
Eroberer. Auf S. 14 läßt Büchner seinen August sagen: „Die
Werke der menschlichen Hand haben einen Urheber, der sie mit
Plan und Absicht so oder so gebildet und geordnet hat; folgt
denn aber daraus, daß dies ebenso in Bezug auf die Erschei-
nungen aus der Natur oder des Alls sein müsse? Folgt denn
daraus, daß wir in unserm kleinen Dasein überall, wo wir
Wirkung erblicken, auch eine Ursache zu finden gewohnt sind, daß
dies auch so sein müsse in Bezug auf das gesammte Dasein, auf
die Welt? Du scheinst nicht zu wissen, daß sich beinahe zu allen
Zeiten die tüchtigsten Denker gegen Anwendung dieses sogenannten
Causalitätsgesetzes auf die Weltfrage erklärt haben." Auf diesen
Ausspruch läßt nun unser Verfasser Wilhelm den Eroberer so
antworten: „Lieber August, bist du wirklich so bornirt, um
ähnlich zu disputiren; oder geschieht dies nur, um mich übers
Ohr zu hauen? Bei deiner selbstgepriesenen Wahrheitsliebe wirst
du mir dieses Urtheil nicht übel nehmen, sofern ich dessen Richtig-
keit nachweise, und dazu erlaube mir Folgendes... Blos die
Werke der Menschenhand sind Wirkungen bestimmter Ursachen?
Und das sagst du, der Naturforscher sein will? Ich werde deine
Unwahrheit berichtigen. Wachsen Gras und Bäume ohne Ursache?
Ist der Mensch selbst nicht eine Wirkung von dergleichen? Kann
das Wasser bergauf fließen? Sind die sanftesten Winde, die brau-
sendsten Stürme ohne Ursache? Speien der Vesuv und Aetna
ihre Flammen ohne Grund? Hebt sich die Nordküste des Baltischen
Meers, versinken kleine Inseln aus Zufall? Kommen Ebbe und
Flut nicht vom Monde? Sind die Eisberge der Polarmeere,
ist die Siedehitze des Geisers auf Island ohne Ursache? In
unserer ganzen Natur ist nicht eine einzige Wirkung ohne Ursache!
Ueber dieses kleine Theilchen des Weltalls kommen nur die
Astronomen hinaus, und wo sich diese jenseit der Erde etwas
erklären können, da geschieht es lediglich durch das Causalitäts-
gesetz. Und S. 47, 48, 49, 50 deines Buchs behauptest du
mehr als erwiesen ist, um die Allgemeinheit der Naturgesetze
darzuthun. Beruhen aber alle diese auf etwas anderm wie
Causalität? Nur vermittelst ihrer konnten wir die bisjetzt bekann-
ten verstehen. Nachdem du dich förmlich abgequält hast, die
Causalität im ganzen Weltraume heimisch zu machen — ein
preußischer Feldwebel würde sagen: sie überall einzuquartieren —,
soll daraus plötzlich folgen, daß sie aufs Weltall nicht anzuwenden
sei? Ich bin specieller Landsmann von dir und kann dich also
nicht beleidigen mit dem Geständnisse, daß hierbei den ersten
Gedanken an Logik sogleich die Erinnerung an die alte Redens-
art begleitete: O, du blinder Hesse!" Der Verfasser redet so
noch einige Seiten fort im Namen des dialogischen Wilhelm und
kommt zu der unumstößlichen Wahrheit, daß niemand ein tüchtiger
Naturforscher sein könne, der irgendwo die Causalität leugnete.
Darum frage es sich, ob Karl Vogt und Moleschott wirklich
Naturforscher ersten Ranges seien, denn sie lehrten, daß beim
Weltall die Causalität wegfalle, und sie wüßten doch, daß da die
Grenze der Naturwissenschaft sei, wo das Erforschen der Ursache
nicht mehr möglich ist. „Und nun, lieber August, will ich wol
deine Antwort hierauf hören", ruft er am Schlusse; „fällt sie
aber so erbärmlich aus, wie in «Kraft und Stoff», in welchem
nur die Frische des Stils einigen Werth hat, dann breche ich

unsere Unterhaltung über den Gegenstand vorläufig ab und werde sie mit dir erst fortsetzen, wenn du dir etwas gesunden Menschenverstand angeschafft hast, — common sense im Englischen."

In dem Abschnitte über Naturgesetze steigert sich die Erbitterung unsers Verfassers noch viel höher, und er hat ein Recht dazu, denn Büchner geht in seiner Befangenheit so weit, daß er sogar von Ungereimtheiten der Natur spricht. Da wird nun die Vermuthung ausgesprochen, daß wahrscheinlich Büchner die Ungereimtheit zur zweiten Natur geworden sei. Dann spielt der Zufall eine gar mächtige Rolle, welche den Gedanken einer Zweckmäßigkeit in der Natur Büchner's gar nicht aufkommen läßt. „Wenn wir wissen", sagt derselbe, „daß die Bäume nicht bis in den Himmel wachsen, so haben wir doch noch kein Recht zu sagen, es ist zweckmäßig, daß die Bäume nicht bis in den Himmel wachsen; es könnte sogar sehr zweckmäßig sein, wenn sie dieses thun würden." Da ruft nun unser Verfasser aus: „Leset und staunet ihr Männer deutscher Zunge! Das ist Büchner'sche Zweckmäßigkeit. Und wie werden deine Kinderchen sich darüber freuen, lieber Leser! Wüßte ich es mir nur zu erklären, dann nähme ich gern an, Hr. Büchner sei in einer Gegend von Hessens geographischer Breite erzogen worden, wo die Bäume wirklich in den Himmel wachsen. Dadurch würde vollkommen deutlich, daß es so dunkel in seinem Kopfe ist." Büchner lächelt darüber, wenn man sagt, daß die Farben der Blumen da sind, um das menschliche Auge zu ergötzen; denn, sagt er, wie lange blühten Blumen, die nie ein menschliches Auge sah, und wie viel blühen noch heute, die nie ein Auge sieht, von einer prächtigen, in den herrlichsten Farben prangenden Fauna (?) auf dem Meeresboden, sowie von einer nicht minder prächtigen Thierwelt daselbst zu berichten. „Man wird mich nicht zu denen zählen", sagt unser Verfasser, „die einen Glaubensartikel daraus machen, die Blumen seien nur zur Ergötzung des menschlichen Auges da. Fragte man aber Hrn. Büchner, ob er erweisen könne, daß ihre Farbenpracht schon in der vormenschlichen Zeit den gegenwärtigen Grad erreichte? Dann ist der Herr Doctor sozusagen mit seinem Latein am Ende. Er sagt II, 148 selbst, die frühere Flora sei einförmig gewesen, weiß aber natürlich nicht, was daraus folgt für diese Frage. Ich wiederhole, daß ich jene Behauptung nicht mit unterschreibe; wird sie aber von einzelnen Theologen gemacht, so ist das lange nicht so einfältig, wie viele von Hrn. Büchner's Faseleien. Wozu Schönheit auf dem Grunde des Meers? Für die Bevölkerung desselben, wenn Hr. Büchner das nicht weiß. Als der junge Mensch das Kapitel über die Zweckmäßigkeit der Natur schrieb, wußte er scheinbar noch nicht, was er im Kapitel über die Thierseele von andern abschreiben würde. So ist es gekommen, daß er, der sich ein paarmal als Mensch exemplarisch bescheiden anstellte, hier einem Taucher gegenüber die ungezählten Millionen Bewohner des Oceans für nichts achtet, obgleich er sie alle dort umherschwimmen läßt mit einer Seele, die unserm Geiste qualitativ gleich sein soll. Welche Barbarei! Und es ist auch undankbar, denn viele von ihnen erhellen uns durch den Walrath die Dunkelheit des Abends; zieht jedoch Hr. Büchner dabei Schöpsentalg vor, dann nehme ich diesen Vorwurf natürlich zurück. Geringe Aufmerksamkeit auf den Satz stellt übrigens außer Zweifel, daß Hr. Büchner Fauna statt Flora selbst noch in der dritten Auflage gebraucht. Und machst du dich ein wenig vertraut damit, lieber Leser, wie oft derselbe etwas abschrieb von andern, ohne es ordentlich zu verstehen, dann wird dir auch wahrscheinlich werden, daß der Naturforscher Büchner 1856 wirklich noch nicht wußte, was das Wort Fauna bedeutete."

Wir machen nun gleich einen Sprung in der weitern Besprechung des Buchs und gehen zu dem Abschnitt über den Menschen über. Hier sprüht jedes Wort des entrüsteten Verfassers Feuer und Flamme. Man liest es mit dem gespanntesten Interesse und erstaunt über den sprudelnden Witz des Verfassers, so oft sich derselbe über eine sogenannte Faselei Büchner's lustig machen kann. Zuerst wird der Leser mit dem Körper des Menschen von dem Verfasser bekannt gemacht, wobei dieser nur gelegentlichst einen Hieb auf die Materialisten austheilt; so wird erwähnt, daß Büchner in I das Herz des Menschen mit einer Dampfmaschine vergleiche und dabei bemerkt, daß hieraus zu schließen sei, wie Büchner entweder kein Herz oder keine Dampfmaschine kenne. Später faßt er ganz vorzugsweise den bekannten Ausspruch Moleschott's: „Ohne Phosphor kein Gedanke!" scharf ins Auge. Es sei zu achten, meint der Verfasser, daß man den Phosphor als einen Bestandtheil des Gehirns gefunden habe; es sei aber sehr zu beklagen, daß man aus dieser Thatsache unendlich viel mehr gemacht habe, als es die Würde und Besonnenheit der Wissenschaft gutheißen könne. Hier komme lächerlich viel Lärm um nichts vor. Man könne aus dieser Entdeckung noch nicht den geringsten Vortheil für die Entwickelung und Erhöhung unserer Geistesfähigkeit ziehen. Und wenn man den Gehirnphosphor gar mit dem Wesen der Seele in Beziehung bringen wolle, so sei dies noch viel mehr unvernünftig als leichtfertig. Doch wir wollen dem Verfasser das Wort geben: „Nun möchtest du gern wissen, freundlicher Leser, wie es mit der Seele stehe? Glaube immerhin, daß es mir am meisten leid thut, dir darüber so wenig Bestimmtes sagen zu können, wie irgendein anderer Sterblicher. Zwar sprechen Hr. Büchner und seine Autoritäten davon, als hätten sie das Wesen unsers Geistes längst an den Schuhen abgelaufen; aber je zuversichtlicher viele von diesen Herren über etwas reden, desto unzuverlässiger ist oft, was sie darüber zu wissen vorgeben. Hast du nicht in den kleinen Auszügen aus I Proben gesehen, wie man mit «Beweis zur Evidenz», mit «wissenschaftlich außer allem Zweifel» und mit dergleichen mehr um sich wirft? Alles Windbeutelei. Und wenn man für bloße Faselei sich auf wirkliche Ergebnisse der Forschung beruft, — miserable Windbeutelei! Hier und da ist die Ursache nicht blos unbewußte Oberflächlichkeit. Diese aber läßt sich nicht besser schildern, als es von Schaller («Leib und Seele», zweite Auflage) geschehen ist, und deshalb wiederhole ich hier seine Worte: «Je weniger man über die geistige Thätigkeit nachdenkt, desto leichter wird, sie von einer Maschine vollbringen zu lassen.» Die wirklichen Forscher vernichten sicher ihren ganzen Ruf durch das absurde Pfuschen in dem, womit sie die Philosophie ersetzen wollen. Keinen «Köhlerglauben», aber andere «Wissenschaft als bisjetzt diejenige ist, wodurch man vernunftgemäße Gemeinvorstellungen zerstören will! Ich begreife noch heute nicht, warum niemand interventionsweise diese Afterwissenschaft nach Hause leuchtet, wie sie es verdient. Angriffspunkte bietet dieselbe in ausreichender Menge. Und leider ist es heutzutage eine wahrhafte Empfehlung für gediegenen Verstand, nicht auf dem sogenannten geistigen Höhepunkte der Zeit zu stehen, denn dieser liefert in mehreren Disciplinen theilweise completen Unsinn. Die ekelerregende Oberflächlichkeit Hrn. Büchner's ist keine isolirte Ausnahme, sondern eine bloße Consequenz in der Naturforschung, die nicht durch die praktischen Arbeiten, wol aber durch ihre literarischen Erzeugnisse schon jahrelang alle logischen Grenzen überschritten hat." Man behauptet, es gebe keine Seele; alle sogenannte Geistesthätigkeit vollbringe das Gehirn durch dieureigene Kraft des Stoffs. Dabei bemerkt der Verfasser: „Erklärt man aber nur einigermaßen, wie das Gehirn jene Thätigkeit hervorbringe? Bewahre! Wie wäre das auch möglich, da man, ich wiederhole es, nicht einmal alle materiellen Bestandtheile desselben kennt. Diese unreifen Schlüsse stützen sich auf die anorganische Chemie, und man behauptet, zwischen den Gesetzen für Steine und Menschen sei kein Unterschied. Allein (organisch) leblose Körper können noch nicht in ihre Bestandtheile zerlegt werden ohne kleine Verluste bei den Analysen, und es bleibt schlechterdings unerklärbar, wie zwei Stoffe einen dritten zu bilden vermögen, der manchmal gar keine von ihren Eigenschaften zeigt, sondern andere, die seine Theile niemals hatten. .... Man will neu und originell sein, vergißt jedoch, daß diese Originalität bald spurlos verschwinden wird, wie das Wässer kleiner Bäche im Sande. Daher schießen die Herren auch merkwürdige Böcke bei diesem Theile ihres Wissens." Das Aufzählen dieser Böcke möchte uns zu weit führen, ohnehin ist ja das ganze Werk kaum etwas anderes als eine Rüge dieser Böcke.

Der Verfasser meint, wenn von Rudolf Wagner's „Seelen-substanz" der vielleicht zu große Amtseifer abgestäubt wäre, daß dann in dessen „Köhlerglauben" weit mehr gesunder Menschen-verstand sei, als in Karl Vogt's „Wissenschaft". Denn läge darin wol Vernunft, zu behaupten, daß die Thierseele nicht qua-litativ, sondern nur quantitativ von der menschlichen verschieden sei? Und wenn nun Büchner blos nachschwatze und sogar sage, es sei noch gar nicht gewiß, ob nicht die Thiere eine den Menschen ähnliche Sprache hätten, so wird unser Verfasser bitter und haut drauf los. „Allerdings", sagt er, „scheinen die Thiere sich durch Laute zu verständigen; das kann man deutlich erkennen, wenn Hunde einander in die Ferne zubellen, wenn die Alten ihre Jungen rufen. Hätten aber doch Hr. Büchner und seinesglei-chen nicht mehr als solche Sprache, dann existirten I und II sammt andern Erzeugnissen dieser Art so wenig, wie die Natur-forschung heruntergekommen wäre.... Man urtheilt darüber nach dem Hirn der Thiere. Aber was ist die Basis der aufge-stellten Folgerung? Die menschliche Seele, die man noch nicht kennt!... Liegt nicht etwas unbeschreiblich Komisches darin, daß Gelehrte von Profession den Unterschied zweier Wesen festsetzen wollen, die beide jedermann unbekannt sind? Das ganze baby-lonische Gebäude dieser Seelenkunde besteht in auseinanderge-schichteten Unwissenheiten. Wahrlich es sieht traurig aus um inen Theil der heutigen Wissenschaft und ihrer vielwissenden Jünger! Nur eine Frage: ist irgendwelcher Fingerzeig vorhan-en, daß Thiere sich selbst beschauen können, oder zusammenhän-gender Gefühle von Sittlichkeit fähig seien? Kein einziger! Und och will man den qualitativen Unterschied zwischen Menschen-nd Thierseele bestreiten."

Der Kampf der Materialisten gegen den freien Willen es Menschen hat sich nur durch Heftigkeit und Plattheit erhalten önnen. An einen eigentlichen Sieg war nicht zu denken. Sie aben sich gerade hierdurch am meisten selbst geschadet. Sie nd der Meinung, daß die Volksbegriffe von recht und unrecht, on gut und böse noch sehr schwankend seien, und hierauf stütze ch doch der sogenannte freie Wille. „Unterließen nur diese oralischen Maulhelden deutscher Zunge", sagt unser Verfasser, was die Mehrheit in Deutschland längst für unrecht erkennt! ber was sie mit Mund und Feder an andern beschimpfen, das un sie leider selbst und wollen dafür gepriesen sein.... Dem kiste gehört die Welt. Ihr Millionen im deutschen Volke erkt es, euer Körper muß dafür büßen, wenn ihr selber auch icht mehr thut für euern Geist als bisher. Und bemüht ihr ch, mehr zu lernen, dann unterscheidet ihr leichter die Redlichen on denen, welche euch durch leere Verheißungen nur bevogten nd über den Löffel balbiren möchten."

In dem Abschnitte über Religion herrscht ein ganz anderer on wie im übrigen Buche. Mit Ernst und Würde wird hier wogen, was recht und unrecht ist. Haber, Zank und Streit aben aufgehört; Spott und Hohn schweigen und ein Hauch r duldsamen christlichen Liebe durchweht und beseelt das Ganze. an kennt den kampflustigen Verfasser kaum wieder. „Unsere een über Gott und über Fortdauer der Seele", sagt er, „wer-n durch die Religion fürs menschliche Leben nutzbar gemacht, s ist der Werth der letztern. Die Religion bringt unsere andlungen in Einklang mit einer überall sichtbaren höhern dnung in der Welt. Wer in dieser Beziehung keine gröbern erstöße macht, gewinnt innere Zufriedenheit und äußern Muth; ist überall ein achtungswerthes Glied der Gesellschaft, und an sagt von ihm, er sei fromm. Ich würde tief vor mir selbst röthen, wenn mir mit Recht vorgeworfen werden könnte, nicht ch solcher Frömmigkeit zu streben, denn darin besteht das un-migste Auflehnen gegen das Ganze... Wahre Religion macht n einzelnen gut, bessert den Staat, bringt die Menschheit rwärts."

Damit wollen wir die Besprechung des Buchs beschließen. sere Leser werden die Ueberzeugung gewonnen haben, daß in dem zen Werke ein redlicher guter Wille herrscht, unser Vaterland, sere Wissenschaft, unsere Familie und unsere Kirche vor den verderblichen Folgen des niedrigen Materialismus zu bewahren. Es sind schon viele Stimmen in ähnlicher Weise laut geworden, aber sie waren doch alle viel zu rücksichtsvoll und ohnmächtig gegen die groben und viel lautern Widersacher. Hier haben sie nun aber ihren Meister gefunden, der allerdings etwas spät kommt, aber hoffentlich doch noch nicht zu spät.

Heinrich Birnbaum.

Ein religiöser Künstlerroman.

Licht und Schatten in eines Malers Leben. Von dem Verfasser des „Waisenkindes". Halle, Mühlmann. 1858. 8. 1 Thlr.

Die starke Bewegung, die sich in neuerer Zeit auf dem Gebiete des religiösen Lebens geltend gemacht hat, mußte natür-lich auch dem Bekehrungseifer ein reiches Feld der Wirksamkeit eröffnen, und er zeigt sowol Nichtchristen als Christen anderer Confessionen und Ungläubigen im Schose der eigenen christlichen Gemeinschaft gegenüber eine außerordentliche Thätigkeit. Aber so verschieden die Mittel und Wege dieser Thätigkeit und so mannichfaltig ihre Formen, so verschieden sind ihre Wirkungen und Erfolge. Wir können ihr nachgehen vom zündenden Fun-ken, der die schlummernde Seele weckt, sie zur rettenden That anspornt, sie erleuchtet und erhebt und sie zum fortgesetzten Rin-gen nach Vollendung begeistert, durch alle minder glücklichen oder fehlgeschlagenen Bemühungen hindurch bis zu den positiven Nach-theilen, bis zum Kaufen und Verkaufen im Tempel, zur Beför-derung der Heuchelei, ja endlich bis zu jener düstern Macht, der ein gebrochenes Gemüth bei willenloser Hingabe unter den frem-den Einfluß in tödlicher Passivität erliegt. Wir sehen sie bald durch den geistigen und leiblichen Wohlstand eines mit Gott und mit sich einig gewordenen Charakters in ihrem ernsten Streben belohnt, bald durch die Frömmigkeit des Scheinheiligen in ihrer Kurzsichtigkeit betrogen, bald vielleicht auch durch die unfrucht-bare Ascese versteckter Furcht oder Selbstsucht in ihrem Wahne bestärkt.

Wie im Leben, so charakterisiren sich die verschiedenen Nuan-cen dieser Bestrebungen auch in der Presse. Der vorliegende Roman gehört zu den bessern Erscheinungen seiner Art. Er ist zugleich halb und halb Künstlerroman, wenigstens insofern, als er echte Künstlerweihe auf religiöse Motive zurückführt. Geschähe dies in exclusiver Weise, so würde dagegen ebenso Protest erho-ben werden müssen, wie gegen gleichartige Tendenzen auf dem Gebiete der Dichtung. Allein der Verfasser weiß das religiöse Moment mit dem idealen in eine solche Verbindung zu bringen, daß er dem Vorwurf der Einseitigkeit entgeht. Hierher gehören folgende Stellen: „Die Malerkunst ist auch ein Schauen des Reiches Gottes; das Auge des Künstlers muß über den natür-lichen Ausdruck hinaus die Dinge in einem höhern Lichte sehen, über die Verheerungen der Sünde hinweg den Menschen gleich-sam darstellen, wie er war, als er aus der Hand des Schöpfers hervorging und dereinst wieder erscheint, wenn das Alte neu werden wird." Und später: „An Luisens Sterbebette ward Georg erst zum wahren Künstler umgeschaffen. Hatte er auch die Künstlerbegabung seelisch, geistig, körperlich besessen, so hatte er doch noch keinen Begriff davon gehabt, daß der Künstler sich in die Tiefe des Seelenlebens senken muß, und dies nicht kann, ohne ein Leben mit Gott." Nehmen wir die Ideen mit Schopen-hauer im platonischen Sinne als „die unvergänglichen Gestal-ten, welche, durch Zeit und Raum vervielfältigt, in den unzäh-ligen individuellen vergänglichen Dingen unvollkommen sichtbar werden", und wenden wir den Begriff speciell auf den Menschen an, so sagt der Verfasser in dem angezogenen ersten Satze nichts anderes, als daß der Künstler das Ideal zu erfassen habe. Sein „Höheres" ist das Unvergängliche, sein „Natürliches, durch die Sünde Entstelltes" ist das Unvollkommene. Im Wesen steht er also völlig auf dem Standpunkte des reinen Idealisten, und der Unterschied liegt nur darin, daß dieser nach dem Grunde der Erscheinung nicht fragt und sie einfach als etwas Gegebe-

nes hinnimmt, während der Verfasser seine dogmatischen Anschauungen nach dem Grund in der Erbsünde sucht. Und wenn der Idealist zugleich Theist ist, so sieht er in den Ideen die reinen Gottesgedanken und stimmt dem Verfasser ebenfalls bei, wenn er als die Basis der Kunst ein Leben mit Gott hinstellt.

Die Fabel des Romans ist einfach. Die beiden Helden, der Bekehrte und die Bekehrte, finden sich als Witwer und Witwe. Ihre beiden frommen, ihnen früh verstorbenen Gatten werden von beiden, erst nachdem sie sie verloren, richtig erkannt. Auf die geistige Umwandelung Georg's, des Malers, wirkt der Tod seiner Gattin, auf die Witwe Carli die Liebe zum Maler mitbestimmend ein; doch müssen auch vielfache Krankheiten dabei eine Rolle übernehmen. Das letztere, überhaupt das zu starke Benutzen äußerer zufälliger Ereignisse als Motive innerer Umwandlungen beeinträchtigt die Wirkung des psychologischen Moments, auf welchem die Hauptstärke des Buchs beruht, und der sonst gut durchgeführten Entwickelung der Charaktere. Auch an manchem andern wäre Anstoß zu nehmen; so z. B. an der Berücksichtigung, die S. 299 dem Roman „Eritis sicut Deus" zu Theil geworden ist. Indeß finden sich auf der andern Seite positive und negative Vorzüge, welche das oben ausgesprochene Gesammturtheil rechtfertigen. Zu den erstern rechnen wir besonders den gehaltenen und gemessenen Ton, in welchem der Verfasser jede Controverse behandelt; die vorurtheilslose Auffassung der irdischen Dinge neben den himmlischen und die Anerkennung der erstern innerhalb der ihnen angewiesenen Grenzen; endlich die gewandte Methode, mit welcher der Verfasser für seine Ansicht auch dadurch zu gewinnen sucht, daß er die Andersdenkenden, mehr als man sonst zu thun pflegt, als ebenbürtige Gegner hinstellt, über ihren Charakter und ihre Grundsätze nicht blindlings den Stab bricht und ihnen auch edlere Seiten beilegt. Allerdings nicht ohne Unterschied; denn die eine Unbekehrte, die es bleibt, ist bei allem Edelmuthe, den sie in der Pflege eines kranken Vaters in aufopfernder Weise zeigt, doch auf der andern Seite sehr selbstsüchtig und unliebenswürdig (wennschon die Schlußscene auch in Bezug auf diesen Charakter versöhnend wirkt), während die Heldin in der außerordentlichen Liebenswürdigkeit, mit der sie auch im unbekehrten Zustande auftritt, ihre künftige Bekehrung schon ahnen läßt. Ein negativer Vorzug des Buchs besteht darin, daß es sich von unklarer Mystik und salbungsreichem Pathos gleich fern hält, wobei das dogmatische Moment zwar fest betont, aber nicht überwiegend in den Vordergrund gedrängt wird. Die Darstellung ist eine nüchtern verständige, jedoch so, daß es ihr, wo es darauf ankommt, nicht an Kraft fehlt, das Herz zu erwärmen.

In der Anlage verfehlt, in der Beurtheilung aber richtig aufgefaßt ist eine Situation, in der wir dem Helden und der Heldin gegen den Schluß hin begegnen. Der Maler Georg lebt bei seinem hochbejahrten Vater und einer ältern Schwester, der er viel zu verdanken hatte, in den einfachsten Verhältnissen. Er hat sich mit der reichen und feingebildeten Witwe Mathilde Carli heimlich verlobt und fängt an, im Hinblick auf die Zukunft sich Bedenken zu machen, ob die Pflichten gegen Vater und Schwester mit einer Verbindung, wie die beabsichtigte, zu vereinigen seien. Daß er die Seinen nicht verlassen könne, steht fest; ebenso gewiß befürchtet er aber auch, daß der Eintritt der Braut in seinen Familienkreis in alle bisherigen Beziehungen störend eingreifen werde. Vergebens erklärt Mathilde, daß Vater und Schwester an ihr eine neue Stütze finden würden; der Gedanke, daß er, um aller Frieden zu wahren, auf das heißersehnte Glück an Mathildens Seite verzichten müsse, erscheint ihm immer mehr als unabweisbare Pflicht, und er schreibt ihr endlich den Scheidebrief. Man begegnet in Romanen und Novellen häufig ähnlichen Situationen, und der oder die Resignirende wird mit einem Heiligennimbus umkleidet. Unser Verfasser erklärt das Verhalten des Malers für eine sündige Schwäche, die sich von den Verhältnissen beherrschen läßt, anstatt sie zu beherrschen; die sich davor scheut, das Familienleben künftig so zu ordnen, wie es die Treue gegen die Braut erfordert; die ihn diejenige verstoßen heißt, von welcher er erwartet, daß sie ihn am wenigsten mit ihrem Jammer incommodiren werde. Dies ist ganz richtig; nur hätte das Liebesverhältniß nicht bis zum Verlöbniß ausgesponnen werden sollen, weil nach einmal gegebenem Wort die Treue gegen die Geliebte als die höhere und dringendere Pflicht so wenig zweifelhaft erscheinen konnte, daß der Bruch mit dem sonstigen gewissenhaften Charakter des Malers geradezu unvereinbar ist. Wollte der Verfasser mit dieser Situation jener häufig vorkommenden verkehrten moralischen Anschauung mit voller Energie entgegentreten, so mußte er die Resignation noch vor einer bindenden Handlung oder Erklärung Platz ergreifen lassen, ohne deshalb sein Urtheil über diese Resignation zu modificiren. Die Schilderung des Seelenzustandes der Braut bei Empfang des Briefs in ihrer menschlich wahren Leidenschaftlichkeit und edeln Beruhigung gehört zu den gelungensten Partien des Buchs. Die Stelle ist aber in ihrem vollen Zusammenhang viel zu lang, als daß wir sie hier wiedergeben könnten. Daß es endlich noch zu einer glücklichen, wenn auch um Jahre verspäteten Vereinigung kommt, ist recht schön, nur müssen wir das Nervenfieber, welches schließlich dazu führt, als ein gar zu oft schon dagewesenes Auskunftsmittel rügen, was leicht zu vermeiden gewesen wäre, wenn der Verfasser eine rein psychologische Entwickelung vorgezogen hätte.

Jedenfalls verdient der Geist, in welchem das Buch geschrieben ist, besondere Anerkennung. Es wird auch von denjenigen, die des Verfassers religiöse Ansichten nicht theilen, mit Interesse und Nutzen gelesen werden, und den Eindruck nicht verfehlen, den jedes ruhige und besonnene Forschen nach Wahrheit hervorzurufen geeignet ist. 18.

Bowring's Uebersetzung sämmtlicher Gedichte Heinrich Heine's.

Während bei Heine's Lebzeiten und noch kurz nach seinem Tode der Orden der Heinianer von der stricten Observanz jeden, der nicht auf das Heine'sche Evangelium, auch auf dessen unsauberste Kapitel unbedingt schwor, als einen Ketzer, einen Neuhammel und Urphilister verfolgte, brandmarkte, an den Pranger stellte, scheint in dieser Hinsicht jetzt ein bemerkbarer Rückschlag eingetreten zu sein. Man kann jetzt vernünftig über Heine's Tugenden und Untugenden debattiren. Die Heinianissimi, um sie so zu nennen, sind gegenwärtig ziemlich verstummt; ja sie wagten nicht einmal, sehr lauten Protest zu erheben, als eine ganze Schule, die der sogenannte Junggermanen, in ihr Programm ausdrücklich die Bestimmung aufnahm, daß sie es für ihre Pflicht und Aufgabe halte, die Börne-Heine'sche Richtung als eine antinationale und schädliche zu bekämpfen. Auch wir halten es im ganzen für ein Glück, daß diese Wendung eingetreten ist und daß der Heine-Fanatismus nicht mehr zu den nothwendigen Erfordernissen gehört, um als ein auf der Höhe der Zeit stehender gebildeter und vorurtheilsloser Mensch zu gelten. Dies hindert uns natürlich nicht, seinen originellen und in originelle Form gekleideten Witz, seine ungemein lebhafte, wenn auch zuweilen barocke Phantasie, seine zu Zeiten tiefe und zarte, öfter freilich auch affectirte und süßliche oder mit sehr unreinen Elementen gemischte Empfindung, seine schneidend scharfe, von Geist überfließende Ironie und die Bedeutung, die er überhaupt für seine Zeit hatte, aufrichtig anzuerkennen. Was für seine Zeit charakteristisch war: romantisch-sentimentale Gefühlsschwelgerei im Bunde mit mephistophelischer, alles bespöttelnder und negirender Ironie; Koketterie mit dem Ich, das sich selbst vergötterte; Lust an persönlichem Skandal; rücksichtslose Impietät; schmuziger Cynismus bei äußerlich geleckter Form; Impertinenz, die andern nichts und sich alles gestattete; feile Gesinnung, welche politische und religiöse Grundsätze um literarischen Eclat oder so und so viel Silberlinge verschacherte: das alles hat Heine in sich vereinigt wie keiner; wenigstens hatte keiner den Muth oder die Verwogenheit, dies alles so offen ans Licht zu stellen wie Heine; keiner endlich die glänzenden Geistesgaben, die dazu gehören, um auch den richtigen, sich leicht und sicher einschmeichelnden

ten zu treffen. Daher trat auch bei Heine der in Deutschland vielleicht unerhörte Fall ein, daß er seinerzeit der wirkliche Abgott, der Dichter par excellence aller radicalen Commis und emancipationswüthigen Frauenzimmer, aller gefühlsverbummelten und burschikos witzelnden Studenten und zugleich auch der Gesellschaftscrême, der blasirten Salonwelt, der reactionären wie liberalen Aristokratie und besonders der den culinarischen Genüssen obliegenden Diplomaten war, welche hier die leichte, zugleich aber auch stark gebeizte poetische Kost fanden, die sie allein in ihren Verdauungsstunden und vor dem Einschlafen brauchen konnten. Niemals ist von allen Leckermäulern ein Dichter mit solchem Behagen genossen worden als Heine, dessen halb aristokratische und halb plebejische, halb tiefsinnige und halb triviale Witzverschen und Sottisen sich so leicht im Kopfe behalten und bei vorkommenden Alltagsvorfällen anwenden ließen. Die Radicalen merkten freilich meist nicht, wie viel reactionäres, und die Reactionäre nicht, wie viel auflösendes und anarchisches Element in Heine steckte. Um übrigens Heine gerecht zu beurtheilen, vergesse man nicht, daß ihm seinerzeit fast nirgends ein tieferes sittliches Bewußtsein, sondern höchstens die Grimasse der Sittlichkeit entgegentrat. Auf unserm jetzigen Standpunkt, wo sich wenigstens Ansätze zu einer größern Vertiefung des sittlichen Lebens offenbaren — von dem wir nur wünschen wollen, daß es sich nicht blos conventionell, sondern in einer humanen, freien und wirklich innerlichen Richtung fortentwickeln möge —, jetzt können wir Heine's bessere Producte, von denen namentlich manche lyrische bereits zu dem unveräußerlichen Melodienvorrath unserer Seele gehören, um so unbefangener und mit um so größerm Genuß lesen und würdigen, je mehr jeder von uns, wie wir hoffen, den Heine in sich überwunden hat. Denn man kann wirklich sagen, daß Heine die Verkörperung eines Princips war, welches seinerzeit fast in uns allen steckte und seine Macht übte.

Während nun Heine in Deutschland aufgehört hat, der Fetisch und Hausgötze zu sein, beginnt man ihm um so mehr Aufmerksamkeit in England und Nordamerika zu widmen. In Nordamerika erschienen während der letzten Jahre seine „Reisebilder" und sein „Buch der Lieder" in englischer Uebersetzung, letztere von Charles Leland, dem „nordamerikanischen Heine", und soeben kam bei Longman in London eine englische Uebersetzung sämmtlicher poetischen Producte Heine's unter dem Titel heraus: „The poems of Heine, complete; translated in the original metres. With a sketch of Heine's life. By *Edgar Alfred Bowring*", ein stattlicher Band von nicht weniger als 553 Seiten, der außer dem „Buch der Lieder", dem „Lyrischen Intermezzo" u. s. w. auch „Atta Troll", „Das Wintermärchen", „Romancero" und seine letzten in den Jahren 1853 — 54 verfaßten Gedichte enthält. Der Bearbeiter, der sich schon früher durch seine „Poems of Schiller" und „Poems of Goethe" als Uebersetzer aus dem Deutschen rühmlich bekannt gemacht hat, bemerkt im Vorwort, daß er hier, und wie er hoffe zum letzten male als Uebersetzer auftrete und zwar als der Uebersetzer eines großen Poeten, und er fährt dann fort: „Die günstige Aufnahme, welche meine frühern Uebersetzungen der Gedichte Schiller's und Goethe's beim Publikum gefunden haben, darf vielleicht für diesen neuen Versuch, dieses Publikum mit den Werken eines dritten großen deutschen Minstrels bekannt zu machen, zu einiger Entschuldigung dienen. In England verhältnißmäßig wenig bekannt und wenig gewürdigt, ist Heine's Name in Deutschland so verbreitet wie ein Alltagswort und während einerseits viele seiner reizenden kleinern Gedichte den Herzen Tausender und Zehntausender seiner Landsleute theuer geworden sind und zugleich in Palast und Hütte, in Stadt und Dorf gesungen werden, haben seine ernstern (?) Werke auf die politischen und religiösen Tendenzen der modernen deutschen Schule großen Einfluß geübt." Aehnlich wird in den einleitenden Worten zu der Lebensskizze bemerkt: „Obschon vielleicht kaum berechtigt, mit Schiller und Goethe in dem höchsten Gebiete der Poesie den gleichen Rang einzunehmen, wird der Name Heine's sicherlich unter den Dichtern nicht blos Deutschlands, sondern auch der Welt eine hervorragende Stelle behaupten." Auch wird versichert, Heine sei „highly popular" in Frankreich. In Betreff des „Buch der Lieder" bemerkt der Uebersetzer, hier auf das Wesen der Heine'schen Poesie etwas tiefer eingehend: „Die schlagende Ironie, die überschwellende Phantasie und vor allem die einzige Schönheit und das Feingefühl in der Versification, wodurch diese Gedichte sich fast alle auszeichnen, stehen in einem bis dahin unerhörten Contrast zu der intensiven und bittern Ironie, die sie durchdringt, einer Ironie, die niemand und nichts schont, indem selbst die heiligsten Gegenstände vor seiner Spottlust nicht sicher sind! Diese Eigenthümlichkeit Heine's nahm mit den Jahren nur zu. In seinen letzten Lebensjahren, die ein fortgesetzter Todeskampf waren, bieten seine körperlichen Leiden vielleicht einige Entschuldigung für das, was sonst in den Werken eines großen Dichters keine Entschuldigung finden könnte. Unzweifelhaft war in dem Mangel an allem religiösen und politischen Glauben, der in Heine's Werken so stark hervortritt, viel Affectation, und doch verrathen sie eine unverkennbare wirkliche Bitterkeit des Gefühls. Auf jeder Seite bemerkt man die bösartige Lust, die es ihm gewährte, die Sympathie und Bewunderung des Lesers aufs höchste zu steigern und dann mit wenigen Worten, zuweilen nur in der letzten Zeile oder der letzten Strophe, sie rauh zu verhöhnen und zu vernichten. Eine bessere Parodie auf dieses Lieblingsvergnügen Heine's können wir nicht geben, als wenn wir folgende zwei wohlbekannten Strophen des Dr. Johnson citiren:

Hermit old in mossy cell,
Wearing out life's evening gray,
Strike thy pensive breast, and tell
Where is bliss, and which the way.

Thus I spake, and frequent sigh'd,
Scarce repress'd the falling tear,
When the hoary sage replied:
«Come, my lad, and drink some beer.»"

Zur Entschuldigung Heine's, der ihm übrigens trotz aller seiner Unarten als der größte deutsche Dichter seit Goethe's Tode gilt, citirt Bowring weiterhin ein früher erschienenes Urtheil: „It may be said, that Heine bears within him all the misery of a mighty literature that has fallen from his ideal. Let this be his excuse" etc.

Wir lassen hier einige Proben der Bowring'schen Uebersetzungsweise folgen; zuvörderst die Bearbeitung der ironischen Ballade „Die Wasserleute", mit dem Anfange: „Wol unter den Linden erklingt die Musik":

The meeting.

The music under the linden-tree sounds,
The boys and the maidens dance lightly,
Amongst them two dance, whom nobody knows,
Of figures noble and sightly.

They flout about here, they flout about there,
In a way that strange habits expresses;
They smile at each other, they shake their heads,
The maiden the youth thus addresses:

„My hand some youth, upon thy hat
There nods a lily splendid,
That only grows in the depths of sea —
From Adam thou art not descended.

„The Kelpie art thou, who the fair village maids
Would'st allure with thy arts of seduction.
I knew thee at once, at the very first sight,
By thy teeth of fish-like construction."

They flout about here, they flout about there,
In a way that strange habits expresses;
They smile at each other, they shake their heads,
The youth the maid thus addresses:

„My handsome maiden, tell me why
  Thy hand so icy cold is?
And tell me why thy snow-white dress
  So moist in every fold is?

„I knew at once, at the very first sight,
  By thy bantering salutation;
Thou art no mortal child of man,
  But the water-nymph my relation.“

The fiddles are silent, and finish'd the dance,
  They part like sister and brother,
They know each other only too well,
  And shun now the sight of each other.

Das bekannte lustige Liedchen: „Mir träumt', ich wär' der liebe Gott“, beginnt im Englischen mit den Strophen:

I dreamt that I was Lord of all,
  And sat in heaven proudly;
The angels, ranged around my throne,
  All praised my verses loudly.

And cakes I ate, and comfits too,
  In value many a florin;
And Cardinal I drank the while,
  And had no need of scorin'.

Plagued by ennui, I long'd to be
  On earth with all his evil;
And were I not the Lord of all,
  I'd fain have been the devil.

Thou long legg'd Angel, Gabriel, go,
  And hasten downward thither,
And find my worthy friend Eugene
  And bring him to me hither.

Within the college seek him not,
  But o'er a glass of brandy;
Seek for him not in Hedwig's church,
  But at Miss Meyer's so handy etc.

Aus der Ballade „Donna Clara“ wählen wir hier nur die beiden letzten Strophen:

And the Knight, with radiant smiling,
Kiss'd the fingers of his Donna,
Kiss'd her lips and kiss'd her forehead,
And at last these words he uttered:

„I, Señora, I, your loved one,
Am the son of the much-honor'd
Great and learned scribe, the Rabbi
Israel of Saragossa.“

Auch schwierige Wortspiele sucht der Uebersetzer wiederzugeben, z. B. das bekannte: „Ein Thor ist immer willig, wenn eine Thörin will“, das er selbst in einer Anmerkung ein „wretched pun“ nennt, in folgender Weise:

A gate is ever found willing
To let a fool „gang her ain gait.“

Besser scheint uns die Wiedergabe dieses „wretched pun“ dem Nordamerikaner Charles Leland (vgl. Nr. 48 d. Bl. f. 1858) gelungen zu sein.

Man wird schon aus den paar hier mitgetheilten Proben erkennen, wie congenial das Englische dem Deutschen ist, wie vertraut sich Bowring mit Heine's Wesen gemacht, wie innig er sich selbst in seine Sonderbarkeiten hineingelebt hat. Vieles scheint uns in der That vorzüglich gelungen; ist dies nicht überall in gleichem Maße der Fall, so bedenke man, welche Riesenarbeit es war, fast 20000 Verse, und zwar Heine'sche zu übersetzen, zumal da Bowring gewissenhaft die Originalmetra beibehalten und unter anderm alle weiblichen Reime ebenfalls durch weibliche Reime wiedergegeben hat. Es ist dies überhaupt einer der Vortheile, den die neuern englischen Dichter von ihrer innigern Beschäftigung mit der deutschen Lyrik ziehen, daß sie jetzt ... in Originaldichtungen häufiger als früher weibliche Reime ... zuwenden wagen. Man muß nun abwarten, welchen ... die Heine'schen Gedichte in England finden werden. Ihre Ori- ginalität wird man sicherlich nicht verkennen und einen ... Theil derselben wird man mit Interesse und Vergnügen ... aber viele derselben, und namentlich die größern, ... Anspielungen auf deutsche Verhältnisse und Persönlichkeiten ... namentlich literarische Zustände und Häkeleien, die jetzt ... Theil selbst für uns Deutsche kaum noch irgendein ... haben. Und was für ein Gesicht werden die prüden Engländer ... derinnen zu manchen Heine'schen Ungezogenheiten machen!

...

Notiz.

Zur Schlacht von Solferino.

Die „Revue contemporaine“ vom 15. Juli enthält ... aus Pozzolengo vom 6. Juli datirten interessanten Bericht ... die Schlacht von Solferino, der von einem französischen ... herrührt. Nun gehören zwar Schlachtberichte nicht eigentlich ... den Kreis unserer Blätter, die es vorzugsweise mit ... berichten zu thun haben; aber der in Rede stehende Schlacht- bericht hat auch eine stilistische Seite, auf die wir hiermit ... merksam machen möchten. Er ist nämlich mit einer solchen ... heit und Bestimmtheit abgefaßt, er rundet und gruppirt ... Thatsachen in einer Weise und gibt von den Manövern, ... der Schlacht vorhergingen, wie von den einzelnen ... derselben ein so deutliches, auch dem Laien verständliches ... daß man ihn als musterhaft bezeichnen kann. Wie ... undurchsichtig, oder wie nachlässig und schlecht stilisirt ... dagegen deutsche Schlachtberichte zu sein! Wir müssen ... alte Klage wiederholen, daß wir in Deutschland, was die ... betrifft, noch gar keinen allgemeinen Stiltypus für ... rarische Gegenstände haben, daß die wenigsten sich bei ... geben, im verständigen geschmackvollen Stilgewande ... Publikum zu treten, und daß das Publikum, nachlässig ... selbst in dieser Hinsicht ist, dies auch gar nicht verlangt, ... ein großer Theil desselben sich vielmehr gerade an den ... Stilbrocken am gütlichsten thut und diese am besten ... Uebrigens ist die Schlacht von Solferino ein so wichtiges, ... uns Deutsche vielleicht näher als manche glauben ... Ereigniß, daß sie einer Erwähnung auch in unsern Blättern ... würdig ist. Als bemerkenswerth erwähnen wir des französischen ... Generals anerkennendes Urtheil über Gyulai, und wir ... es deshalb an, weil uns die gehässige, zum Theil in ... sönlichkeiten ausartende Weise, mit der österreichische ... deutschen Blättern über diesen nicht glücklichen, vielleicht ... durch höhere Anordnungen in seiner freien Bewegung ... ten und außerdem durch die Schlacht von Solferino ... fertigten und gerächten General abzusprechen sich herausnahm, ... uns gleich anfangs höchlichst misfiel. Der französische ... sagt: „Es würde im höchsten Grade ungerecht sein, ... dem General Gyulai ausgezeichnete militärische Eigenschaften, ... eine Entschlossenheit, eine Festigkeit des Charakters, ... den österreichischen Generalen eine Seltenheit sind, ... stellen wollte. In der Schlacht bei Magenta waren ... gungen der österreichischen Armee so gut combinirt, daß ... die französische Armee zu überraschen, und vielleicht ... einen großen Antheil an der Verantwortlichkeit für ... lage auf einige Corpschefs werfen, welche von dem ... von dem ich oben sprach, beherrscht, zu spät oder gar ... dem Schlachtfelde eintrafen. Endlich ist es im ... Augenblick vielleicht für niemand ein Geheimniß ... bei Palestro sowol als bei Magenta einige italienische ... garische Regimenter nicht vollkommen ihre Schuldigkeit ... haben und daß man den Mangel an Festigkeit in den ... Oesterreicher, welcher die natürliche Folge des ... dieser Truppen war, mit unter die Ursachen dieser ...

zählen muß." *) Man erfährt hier also und zwar aus einer wie wir denken glaubwürdigen Quelle, was man bisher nur muthmaßte oder für wahrscheinlich hielt, daß auch Verrath die Reihen der Oesterreicher gelockert habe. Ueber die österreichischen Dispositionen zur Schlacht von Solferino äußert der französische General, dieselben seien zwar gelehrt und kühn gewesen, aber nicht so geschickt combinirt, um das zu erreichen, was man beabsichtigt habe; sie hätten an dem Fehler aller österreichischen Plane gelitten, zu complicirt und auf gewisse in der Luft stehende Voraussetzungen basirt zu sein: ein Fehler, dessen gerade Gyulai sich nicht schuldig gemacht. Die Oesterreicher hätten sich in den Kopf gesetzt, die Alliirten zu überraschen, und sie hätten sie in voller Marschordnung und Schlachtbereitschaft getroffen; statt zu überraschen, wären sie überrascht worden, und ihr Angriffsplan sei, noch ehe ein Schuß gefallen, gänzlich über den Haufen gestürzt („tout bouleversé") gewesen. Der Franzose begreift überhaupt nicht, warum die Oesterreicher, statt anzugreifen, nicht lieber in der vortheilhaften Stellung am Mincio, mit Peschiera in der Nachbarschaft, die Alliirten festen Fußes erwartet hätten. Weiter tadelt er namentlich die Unentschlossenheit des Generals Wimpffen, vor allem aber die allgemeinen Anordnungen und endlich die gänzlich nutzlose Diversion der Corps Liechtenstein und Wernhardt, welche den General Canrobert, nachdem er erst wahrgenommen, daß man nichts Ernstliches gegen ihn im Schilde führe, nicht verhindert habe, seine Brigaden dem bedrängten vierten Armeecorps nach und nach zu Hülfe zu schicken. Hätte man, meint der Franzose, diese 60000 Mann als Reserve hinter Solferino aufgestellt, so würden die Franzosen vielleicht Solferino nicht haben nehmen können und der Ausgang ein wesentlich anderer gewesen sein. Hieraus erklärt sich auch die in den österreichischen Berichten immer wiederkehrende Behauptung, daß die Oesterreicher stets in der Minderzahl gewesen wären. Ganz richtig, wenn man eine Streitmasse von 60000 Mann aus der Ferne Gewehr im Arm den Schlachtvorgängen unthätig zusehen läßt! Im ganzen hatten die Oesterreicher, denen freilich manche Verhältnisse wenig günstig waren, sicherlich ein großes Plus an Mannschaft, und es ist nicht Preußens Schuld, daß man diese ungeheuere Streitmacht nicht richtig zu verwenden wußte und daß nicht einmal unter den österreichischen Generalen die gehörige Eintracht und Uebereinstimmung geherrscht zu haben scheint. Es wäre einfach lächerlich, wenn ein so gewaltiger Militärstaat wie Oesterreich, der noch dazu der thatsächlich angreifende Theil war, nun die Schuld für das Mislingen des Feldzugs auf die Unthätigkeit Preußens abladen wollte, zu welchem Zweck namentlich die ungeschickten Freunde Oesterreichs in Süddeutschland agitiren. Im übrigen läßt der französische General der Tapferkeit der Oesterreicher volle Gerechtigkeit widerfahren; er sagt: „Trotz dieser von den österreichischen Generalen begangenen Fehler würde es eine große Ungerechtigkeit sein, wenn man ihrer Bravour wie der Bravour ihrer Truppen nicht alle Ehre anthun wollte. Eine Armee, die einer französischen Armee von morgens 5 Uhr bis abends 8 Uhr Stand hält, kann nur eine tapfere sein." Unter den Generalen werden besonders Benedek und Stadion „un des généraux les plus énergiques de l'armée autrichienne" hervorgehoben; auch die Corps von Clam-Gallas und Zobel hätten „avec vigueur" den Angriffen des Herzogs von Magenta und den Grenadieren der Garde widerstanden; dies seien aber auch die alten Lieutenants Gyulai's, die Corps von Magenta gewesen! In einer Correspondenz der „Illustration" vom Kriegstheater erinnern wir uns gelesen zu haben, daß von den österreichischen Infanterieregimentern diejenigen, welche, und zwar bei Melegnano, zum ersten mal in diesem Kriege die Angriffe der Franzosen zur Verwunderung derselben mit dem blanken Bajonnet zu erwidern wagten, kräftige deutsche Regimenter waren; man habe bei dieser Gelegenheit das, was man von der Widerstandsfähigkeit der teutonischen Rasse sage, als richtig erkannt, fügte der Correspondent hinzu.

H. M.

*) Das höchst absprechende Urtheil, welches Wallhaus in seiner Schrift: „Feldzeugmeister Gyulai's Kriegführung in der Lombardei vor dem Richterstuhle rationeller Kritik" (Hersfeld, Wallhaus, 1859) über Gyulai, dem darin die stümperhaftesten Schnitzer vorgeworfen werden, gefällt hat, wird hiernach wol einige Berichtigungen erfahren müssen.

Bibliographie.

Kolster, W. H., Sophokleische Studien. Eine Zahl von Aufsätzen. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Br. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Lallemant, R. C. B. A., Am Mucuri. Eine Waldgeschichte aus Brasilien zur Erläuterung, Warnung und Strafe für Alle, die es angeht. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 12 Ngr.

Laube's, H., Dramatische Werke. 9ter Band. — A. u. d. T.: Montrose, der schwarze Markgraf. Trauerspiel in fünf Akten. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Lynker, W., und J. Braunhofer, Herkules oder Ambos und Actien. Zauberposse mit Gesang in drei Acten. Musik von Karl Graff. Cassel. Gr. 16. 10 Ngr.

Die Mädchen von Chaibar. Roman aus dem Leben Muhammed's von Orientalis. Stuttgart, Metzler. Gr. 16. 2 Thlr.

Magazin für Geschichte, Literatur und alle Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens. Im Verein mit mehrern Vaterlandsfreunden herausgegeben von E. von Trauschenfels. Neue Folge. 1ster Band. Vier Hefte. Kronstadt. Ler.-8. Jedes Heft 12 Ngr.

Manzoni, A., Die Verlobten. Eine Mailändische Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Nebst einem Anhange: Geschichte der Schandsäule, und einer literarhistorischer Einleitung über A. Manzoni von L. Clarus. Nach der 6ten Auflage aus dem Italienischen übersetzt. Zwei Bände. Schaffhausen, Hurter. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Mühlbach, L., Erzherzog Johann und seine Zeit. 1ste Abtheilung: Andreas Hofer. Drei Bände. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Sassenreuter, G. J., Paulus der Weltapostel. Ein Epos in neun Gesängen. Würzburg, Kellner. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Steffens, F., James II. und sein Fall. Historischer Roman. Drei Theile. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Deutsche Kriegs- und Vaterlands-Lieder. Berlin, Riegel. 32. 3 Ngr.

Illustrirte Kriegsgeschichte unserer Zeit in Wort und Bild. Mit Plänen, Karten und Portraits von Staatsmännern und Heerführern. 1ste Lieferung. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Moltke, M. Graf v., Nicht für Oesterreich aber gegen Frankreich! Geschrieben im Juni 1859. Breslau, E. Trewendt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Edgar Mortara der kleine Neophyt. Aus dem Italienischen der Civiltà cattolica. Würzburg, Kellner. Gr. 16. 3¾ Ngr.

Mühlfeld, J., Sechs deutsche Lieder. Dem deutschen Volke und Heere gewidmet. Anclam. 16. 1½ Ngr.

Napoleon III., das politische Project Heinrich's IV. gegen das Haus Oesterreich und der zukünftige europäische Areopag. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Die Politik der Zukunft für Oestreich. Von einem Alt-Oestreicher. Berlin, F. Schneider. Ler.-8. 5 Ngr.

Sechs Reden an Völker und Herrscher Europa's und ein Gebet. Dresden, Zeh. 8. 2 Ngr.

Sandrani, G., Deutschland und die italienische Frage. Eine Stimme aus Italien. Breslau, Kern. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Brockhaus'
REISE-BIBLIOTHEK
für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Die Thüringische Eisenbahn. (Leipzig-Eisenach). Von **Adolf Bock.**
Das hessische Land und Volk. (Eisenach-Frankfurt a. M.). **V. E. Müller.**
Von Frankfurt a. M. nach Basel. Von **Aurelio Buddeus.**
Der Rhein von Mainz bis Köln. Von **Nikolaus Hocker.**
Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Von **Nikolaus Hocker.**
Von Minden nach Köln. Von **Levin Schücking.**
Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von **Levin Schücking.**
Von Berlin nach Hamburg. Von **Ernst Willkomm.**
Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen. Von **Max Kurnik.**
Das Schlesische Gebirge. Von **Rudolf Gottschall.**
Prag. Böhmisch, Deutsch und Czechisch. Von **F. Gustav Kühne.**
Die Böhmischen Bäder. Von **Siegfried Kapper.**
Wien in alter und neuer Zeit. Von **F. Gustav Kühne.**
Die Donau von Ulm bis Wien. Von **Adolf Schmidl.**
Münchener Skizzenbuch. Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**
Brüssel. Von **J. E. Horn.**
Die Schlachten bei Leipzig. Von **Karl Gustav von Berneck.**
Schweizerfahrten. Von **Ernst Kossak.**
Harzbilder. Von **Heinrich Pröhle.**
Schillerhäuser. Von **Josef Rank.**
Briefe aus Südrussland. Von **Marie Förster.**
Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von **Josef Rank.**
Reise-Pitaval. Criminalgeschichten, erzählt von **Willibald Alexis.**
Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. V. F. Gerstäcker. Zweite Aufl.
Casanova's Flucht aus den Bleikammern in Venedig.

☞ Preis des Bändchens 10 Sgr ☜
In allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Taschen-Wörterbuch
der
italienischen und deutschen Sprache.
Von Dr. **Francesco Valentini.**

Dritte Original-Auflage, vom Verfasser durchgesehen, verbessert und vielfach vermehrt.

In zwei Theilen. Erster Theil: Italienisch-Deutsch. A. u. d. T.: Dizionario portatile italiano-tedesco. 8. Geh. 1 Thlr.

Dieses sich schon seit 30 Jahren des besten Rufs erfreuende Wörterbuch erscheint jetzt in einer dritten, gänzlich umgearbeiteten und vielfach vermehrten Auflage, und es ist nicht der geringste Vorzug des Werks, daß der Verfasser, ein geborener Römer, gründlicher Kenner seiner Muttersprache ist, weshalb sein Werk einen ganz selbständigen Standpunkt einnimmt. Valentini's italienisch-deutsches Wörterbuch darf somit in seiner neuen Bearbeitung unbedingt als das beste der vorhandenen bezeichnet werden. Ein sehr billiger Preis erleichtert die Anschaffung, namentlich auch in Schulen.

Der zweite Theil: Deutsch-Italienisch, ist unter der Presse und wird binnen kurzem erscheinen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Protestantismus
nach seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung. Von **Friedrich August Holzhausen.** Dritter Band. Die geschichtliche Fortbildung des Protestantismus. 8. Geh. 4 Thlr.

Der erste Band kostet 2 Thlr., der zweite 4 Thlr. 15 Ngr.

Dieses wichtige, nunmehr vollständig vorliegende Werk erzählt, theilweise unter Benutzung bisher ungedruckter Quellen, die Geschichte der Reformation in Deutschland und den benachbarten Ländern und weist in ihnen die Begründung des protestantischen Princips ausführlich nach. Das Werk ist von Zeitschriften der verschiedensten theologischen Richtung, von der „Kritischen Prediger-Bibliothek", von Zimmermann's „Theologischem Literaturblatt", von Rudelbach's und Guericke's „Zeitschrift für die gesammte lutherische Theologie und Kirche", sowol in Beziehung auf die Gründlichkeit der Forschung als auch auf die eigenthümliche Behandlung des Gegenstandes günstig beurtheilt worden.

Der soeben erschienene dritte und letzte Band, welcher einerseits mit der Reaction der römisch-katholischen Kirche wider die Reformation, andererseits mit der Feststellung und Fortbildung des Protestantismus dieser Reaction gegenüber beschäftigt, weist darauf hin, daß der kirchliche Parteiendrang den bildenden Trieb der christlichen Religion gelähmt und unterdrückt habe, und deshalb zu der Gewinnung einer Grundlage für die neue positive Gestaltung des religiösen Lebens der europäischen Völker vor allem eine endliche Ausgleichung der Glaubensspaltung anzubahnen sei.

Im Verlage der Dieterich'schen Universitäts-Buchhandlung (W. Fr. Kaestner) in Göttingen ist soeben erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Eines Dichters Liebe.
Roman in Versen.
Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vater und Tochter.
Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben von **Frederike Bremer.**

Zwei Theile. 12. Geheftet 20 Ngr. Gebunden [illegible]

Ein neuer Roman der beliebten schwedischen Schriftstellerin, der von ihr als „Neue Skizzen aus dem Alltagsleben" bezeichnet wird und in der Art ihrer ersten bekannten Romane gehalten ist. Er ist zugleich in besonderer Ausgabe als 34. Bandder billigen deutschen Gesammtausgabe von F. Bremer's Schriften (jeder Band 10 Ngr.) erschienen.

M. Solitaire's
sämmtliche Schriften, 16 Bändchen, überall gültig, sind in allen Buchhandlungen zu haben. Neu soeben von Solitaire: „Erzählungen bei [illegible]

Blätter

für

iterarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 25. August 1859.

alt: Varnhagen von Ense. Von **Hermann Marggraff**. — Ein neuer Roman Konrad von Bolanden's. — Für Wordsworth gegen n Schmidt. Von **Charles Boner**. — **Notizen**. (Max Müller's deutsches Lesebuch für Engländer; Französische Uebersetzung eines Hackländer'schen Romans.) — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Varnhagen von Ense.

würdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Achter Band. Leipzig, Brockhaus. 59. 12. 4 Thlr.

In einem jüngst von uns citirten Artikel der „Westter review" über A. von Sternberg's „Erinnerungser" war über Varnhagen von Ense bemerkt:

Er war ein Mann von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten. Schriften, obschon sie nicht Talente vom höchsten Range keln, sind beachtenswerth wegen der mannichfaltigen und en Kenntniß der Dinge und Menschen. Er schreibt einen n und anmuthigen Stil, er läßt die Aufmerksamkeit seiner *niemals* ermatten, er ist lehrreich ohne in Pedanterie, und altend ohne in Trivialität zu verfallen. Gelegentlich freiemerken wir an ihm jenen übertriebenen Respect für äußer-*Anstand*, jene Beschränktheit des geistigen Horizonts, welche m *Diplomaten*, besonders von der Schule, der er angefast unzertrennlich sind. Seine Schilderungen von Thatwie Individuen sind nicht selten unklar infolge nationalen persönlichen Vorurtheils; aber a b s i c h t l i c h entstellte er *s die Wahrheit*, und dabei besaß er den unschätzbaren Vordaß er mitten in den Begebenheiten stand, die er mit seider schildert. Aber nicht blos in seiner Eigenschaft als *steller* war er hervorragend. Selten ist es einem Schriftin diesem Grade gelungen wie ihm, Anerkennung in der schen Welt wie im Salon zu finden. Sein Witz war d, aber er war nicht bitter. Immer sagte er das Rechte ter Zeit, und sicherlich ist er einer der anmuthigsten Re*nten* einer Gesellschaft, die jetzt mit reißender Schnelim Verschwinden begriffen ist.

ir führen dieses Urtheil an, nicht weil es das eines iders ist, sondern weil es uns, wenn auch zu kurz doch im allgemeinen richtig zu sein scheint, richedenfalls als das in derselben Lieferung derselben einem andern deutschen Autor, Wolfgang Menzel, *ete Lob*, von dessen neuestem Werke: „Die deutsche g", gesagt wird, daß es sowol wegen seines Inhalts, *gen* seiner Kritiken „very useful" sei. Aber in der Menzel'schen Kritik ist es wol erlaubt, anderer zu sein, da sie vielfach nicht nur einseitig, vorvoll, burschikos absprechend und parteisüchtig ist, sonh nur zu häufig — und dies ist das Schlimmere — htsinniger und oberflächlicher Lectüre und sogar rdrehung und Entstellung beruht, was nicht nur in Bezug auf die neueste Literatur, sondern auch in Bezug auf die classischen Autoren, namentlich Goethe und Lessing, an nur zu zahlreichen Beispielen leicht nachzuweisen ist. Indeß ein blinder Kritiker findet natürlich auch seine blinden Verehrer.

Varnhagen ist nun gerade der entschiedenste Gegensatz des stuttgarter Kritikers im Inhalt wie in der Form. Menzel ist noch immer der studentische Bursche, der mit souveräner Verachtung und mit einer imponirenden Keckheit und dem Gefühl der Unfehlbarkeit auch über Personen und Dinge abspricht, die er nicht versteht und nicht ergründet hat, wenn man ihm auch zugeben muß, daß er den Muth seiner Meinung bewährt und nicht selten in seinem natürlichen Instinct das Richtige trifft. Aber er schadet wieder der heilsamen Wirkung, die er hierdurch ausüben könnte, durch Uebertreibungen. Er lobt fanatisch und er verurtheilt fanatisch, ohne als gerechter Richter das Für und Wider vom objectiven Standpunkt abzuwägen. Er beurtheilt die Personen und ihre Werke meist nur nach dem, wie sie ihm erscheinen, nicht nach dem, was sie sind. Dabei hält er überall einen Standpunkt religiöser Sittlichkeit fest, der ihm gerade bei den Engländern zu statten kommt, der aber seinen Werth verliert, weil ihm die Hauptstützen aller höhern Ethik, Humanität und Billigkeitsgefühl, fehlen, von dem hervortretenden Mangel an Urbanität in der Form ganz abgesehen. Varnhagen, der Diplomat, ist von alledem das Gegentheil. Jeder rohe Ausdruck ist ihm zuwider; Urbanität ist ihm das Höchste, er ist fein, correct, selbst geleckt in den Formen. Noch in seiner spätern Zeit, wo er sich der Demokratie zuwandte und in seinem im „Morgenblatt" veröffentlichten Briefen an Amely Bölte behauptete, daß sich die Demokratie mit jedem Tage veredle und stärke und der „bei weitem gesündeste Theil der Nation" sei, rügt er es an den deutschen Flüchtlingen, daß diese „so gern mit einer Roheit renommiren, die als Kraft gelten solle", es sei dies eine Untugend, die sehr tief liege und dem einzelnen weniger zur Schuld werde; die Franzosen seien ganz anders, wovon aber auch der einzelne weniger Schuld habe. Mit diesen Worten eifert Varnhagen gegen ein altes Erbübel

der Deutschen, welches auch dem Appellationsrath Körner Veranlassung wurde, einmal an Schiller zu schreiben: „Bei der Beurtheilung (in den «Horen») würde ich besonders auch auf Beobachtung der Urbanität im Tone des Vortrags achten. Diese Eigenschaft fehlt unsern besten Köpfen." Was nun diese Urbanität des Tons betrifft, kann uns Varnhagen zum Muster dienen, und wir können uns Glück wünschen, daß er uns dieses Muster gegeben hat. Ueberall hält er eifersüchtig auf die Glätte des Salontons. Aber allerdings diplomatisirt er zu viel, auch im Stil. Er scheut jede Energie, jede Originalität des Ausdrucks, jeden stärkern Wellenschlag; sein Stil ist ungemein graziös und durchsichtig, aber er entbehrt der sinnlichen Plastik; das Colorit ist von seltener Klarheit, aber etwas blaß, ohne kräftige Schattirungen, ohne eigentliches Incarnat. Um nicht zu viel zu sagen, sagt Varnhagen oft zu wenig, und wo man ein gerades Entgegenkommen erwartet, weicht er oft plötzlich zur Ueberraschung seiner Leser aufs vorsichtigste und diplomatischste aus. Man muß dann zwischen den Zeilen lesen, und selbst die Varnhagen'sche Klarheit wird in solchen Fällen zuweilen zur Unklarheit. Daher macht ihm Rahel einmal den Vorwurf, er habe an sie einen „Katzenbrief" geschrieben. Man kann daher nicht von ihm wie von Menzel sagen, daß er immer den Muth seiner Meinung bewähre. Dagegen ist die Objectivität der Auffassung und Darstellung stets sein höchstes Ziel. Bis zur Selbstverleugnung sucht er die Einmischung seiner Subjectivität zurückzudrängen, und die Personen und Dinge nicht so zu schildern, wie sie ihm erscheinen, sondern wie sie sind. Daß hierbei auch manche Selbsttäuschungen mit unterlaufen, daß trotzdem sein Urtheil nicht selten subjectiv, sogar zuweilen sehr subjectiv ist, mag richtig sein; aber beabsichtigt oder bewußt sind diese subjectiven Einmischungen bei Varnhagen nicht. Von der sittlichen Rigorosität Menzel's ist natürlich bei ihm nichts zu spüren. Seine Religion besteht in einer möglichst bis zu den äußersten Consequenzen ausgebildeten Humanität. Er tadelt es an Carlyle, daß dieser seinen Humor dazu hergebe, die „Härte" zu predigen, und er spricht dabei den schönen beherzigenswerthen Grundsatz aus: „Als ob man das nöthig hätte, als ob nicht immer das Gegentheil dringend nöthig wäre, um die Wildheit und Grausamkeit des Menschenthiers zu bändigen."

Diesen Grundsatz unterschreiben wir von ganzem Herzen. Nur scheint es uns so, als ob Varnhagen gerade auf die äußern humanen Formen, wobei dann doch diese Wildheit und Grausamkeit fortbestehen kann, zu viel Gewicht gelegt habe. Sicherlich ist keine Nation urbaner, geschmeidiger und liebenswürdiger in ihren äußern Formen als die französische, und keine doch so geneigt zu gewaltsamen Thaten und blutigen Handlungen, in denen man sie gar nicht wiedererkennt, während die englische, schroffer in den äußern Formen, auf ihrem jetzigen Bildungszustande dem Ideal reinen Menschenthums viel näher gekommen ist; denn mit dem einseitigen militärischen Geiste und der maßlosen martialischen Ruhmsucht der Franzosen lassen sich wahrhafte Bürgertugend und friedliche Entwickelung wahrhaft freier und humaner Einrichtungen, oder wenigstens Stetigkeit ihres Fortschreitens und ruhiger Bestand derselben nicht wol vereinbart denken. Varnhagen war dagegen der Ansicht, „daß für uns Deutsche die englischen Einflüsse sehr zweifelhafter Natur, die französischen im allgemeinen heilsamer seien". Wir wissen nun sehr wohl, daß wir von den Franzosen vieles Gute lernen können und sollen, unter anderm eine gewisse Generosität und Noblesse und die Kunst, einander im gewöhnlichen Verkehr das Leben so wenig schwer zu machen als möglich und es durch die taktvolle Beobachtung urbaner Formen soweit es geht zu verschönern und zu erheitern. Doch das ist immer nur ein Nebenerforderniß, so wünschenswerth und preiswürdig es auch sein mag. Dagegen liegt uns bei einer zu ängstlichen und geistlosen Copie französischer Lebensformen die Gefahr nahe, an unserm germanischen Kern viel einzubüßen, ohne uns doch der französischen Urbanität in einer Weise zu bemächtigen, daß sie unser ganzes Wesen und Sein durchdringt und, statt ein pedantisch beobachtetes, rein äußerliches Ceremoniell zu bleiben, uns vollkommen zur zweiten Natur wird. In der Hauptsache und in allen eigentlichen Lebensfragen werden wir Deutsche aber wol besser thun, uns mehr dem englischen als dem französischen Einfluß hinzugeben. Das französische Wesen hat zwar gerade für uns Deutsche viel Bestechendes und Verführerisches; aber die Geschichte unserer Literatur, Kunst und sittlichen wie geselligen Bildung beweist, daß wir stets auf die ärgerlichsten Abwege geriethen, verflachten und statt ungezwungen-graziös nur lächerlich-steif, statt liebenswürdig-frivol nur anwidernd-cynisch wurden, wenn wir die Franzosen zu buchstäblich und pedantisch copirten. Es wurde uns ebenso verderblich, als unsere deutschen Höfe den versailler Hof sich zum Vorbilde nahmen, als es uns stets verderblich werden muß, wenn wir das, was die Franzosen fälschlich Republikanismus nennen und was doch im Grunde nur despotisch-militärische und administrative Centralisation und bloße Gleichmacherei ist, zu unserm Vorbild nehmen wollten. Vergessen wir nicht, daß viele der edelsten germanischen Eigenschaften und Tugenden, und namentlich die altgermanischen Grundlagen bürgerlicher Freiheit nach England ausgewandert sind und hier in glücklicher insularischer Absperrung sich rein erhielten, was in dem allen Einflüssen und Mischungen von außen her ausgesetzten deutschen Centrallande bei weitem nicht in demselben Grade möglich war. Schöpfen wir bei den Engländern, so schöpfen wir wenigstens an germanischem Quell.

Ueberhaupt müssen wir den Argwohn aussprechen, daß Varnhagen, um auf diesen wieder zurückzukommen, auf die Beobachtung des rein äußerlichen Anstandes, auf die bloße Conduite einen zu großen, fast den ausschließlichen Werth gelegt habe. Wir glauben, daß man Varnhagen nur halb kennt, wenn man ihn blos aus seinen Schriften und durch einige ceremonielle Besuche kennen gelernt hat. Gegenüber dem Publikum, das ihn las, und gegenüber den Besuchern, die von Zeit zu Zeit mit

t ein halbes Stündchen conversirten, blieb er immer
rückhaltende Salonmensch, der feine Diplomat, der
bekannten Grundsatze aller Diplomaten huldigte, daß
Menschen die Sprache nur gegeben sei, um seine
anken zu verbergen. Innerlich war er, wie wir glau=
, eine viel heftigere, leidenschaftlicher bewegte, unzu=
enere und unter Umständen unversöhnlichere Natur,
seine Schriften und sein persönliches Benehmen bei
flüchtiger Bekanntschaft ahnen ließen. Wir glauben,
er, einige wenigen Favoriten ausgenommen, für die
uch maßlos schwärmen konnte, im geheimen über
Menschen mehr bitter als mild urtheilte oder daß doch
geringste Meinungsabweichung hinreichte, ihn innerlich
Menschen zu verfeinden, die bis dahin seine ganze
pathie besessen zu haben glaubten und gegen die er
n vielleicht nur noch die äußern Dehors beobachtete,
rend er gegen sie die heftigste Erbitterung im Herzen
Wir schließen dies ebenso wol aus einzelnen, hier
da in seinen Schriften, namentlich in seinen sonst
ieraus humanen Kritiken auftauchenden Aeußerungen,
ich der flüchtige Leser vielleicht entgehen läßt, wie
ntlich aus den im „Deutschen Museum" (Nr. 27 und
und im „Morgenblatt" veröffentlichten Briefen an
ich Koenig und Amely Bölte, die so scharfe, schroffe,
htende Urtheile und zuweilen sogar so undiplomatisch=
jedem Radicaldemokraten zur Zierde gereichende
tücke enthalten, daß es uns schwer fällt, dieses hef=
eidenschaftliche Wesen mit dem im ganzen leiden=
losen Charakter seiner Schriften zusammenzureimen,
wir nicht annehmen wollen, daß er mit großer
überwindung und erstaunlicher Kunst seine eigentlichen
eugungen in seinen Schriften vielfach geheim gehal=
abe. Diese Antipathien waren denn freilich meist
rsönlicher Art; denn der Menschheit im allgemeinen
r sicherlich in humanster Richtung zugewandt. An
später mehr hervorgetretenen Verbitterung scheinen
die Vereinsamung des Alters und die Einflüsse
ahres 1848, die den alten Diplomaten plötzlich in
radicalen Demokraten verwandelten oder gewisse
tionselemente, welche sich in seinem Innern all=
angesammelt hatten, nun zum Ausbruch förder=
r viel beigetragen zu haben. In seinen frühern
schrieb er „Katzenbriefe" und in seinem höhern
wo bei andern meist das Diplomatisiren erst an=
Briefe, die man im Gegensatz zu jenen Wolfs=
ennen könnte.
hmen wir aber ein Doppelwesen in ihm an —
meisten Menschen, wenn nicht alle, tragen ein
in sich —, nämlich ein diplomatisirend=aristokra=
nd ein rücksichtslos=demokratisches, so werden wir
mehr die Kunst und Selbstverleugnung bewundern
womit er in seinen Schriften fast ausschließlich
ere ans Licht treten ließ und seinen geläuterten
n von gesellschaftlichem und literarischem Anstande
er brachte, in ihnen nur seine edlere und reinere
walten zu lassen. Ein so lauteres und sauberes
r= und Schriftstellerleben wie das Varnhagen's

verdient unter allen Umständen ein bleibendes Gedächtniß,
wenn man auch von jener Ueberschätzung seiner schriftstelle=
rischen Talente und Hervorbringungen, der man sich zur
Zeit des Jungen Deutschland hingab, mit Recht zurück=
gekommen ist. Damals schien man nicht übel Lust zu
haben, ihm, dem nicht unglücklichen Nachahmer des
Goethe'schen Stils, gleich hinter Goethe seinen Platz an=
zuweisen, während doch seine besten Leistungen sich höch=
stens etwa mit Goethe's Selbstbiographie vergleichen lassen.
An eigentlich productiver Kraft, an Phantasie, Erfin=
dungsgabe und kräftiger Sinnlichkeit des Ausdrucks fehlte
es Varnhagen ziemlich ganz, weshalb auch seine lyrischen
Gedichte und Novellen nicht eben viel bedeuten wollen,
und in richtiger Selbsterkenntniß verstieg er sich auf dieses
ihm ziemlich fern liegende Gebiet nur selten und in spä=
tern Jahren gar nicht. Um so mehr eignete sich sein
receptives, vorzugsweise dem Persönlichen zuneigendes
Talent zu biographischen Schilderungen, auf welchem Felde
er eine große Zahl von Arbeiten lieferte, von denen viele
höchst schätzbar sind. „Die Geschichte lebte für ihn mehr
in ihren individuellen Verknüpfungen als in dem ideellen
Zusammenhang des Ganzen selbst, und er konnte darum
als Geschichtschreiber immer nur Biograph oder Verfasser
von Denkwürdigkeiten sein", bemerkt Mundt, der ihm in
frühern Jahren eine Zeit lang persönlich sehr nahe stand,
mit Recht in seiner „Geschichte der Literatur der Gegen=
wart", und ein andermal: „Sein Talent persönlicher Ver=
bindungen und Anknüpfungen, welches ihn fast mit allen
literarischen und geistigen Strömungen seit Ende des vori=
gen Jahrhunderts in Berührung brachte, wurde die
bestimmende Potenz für sein ganzes Wesen und alle seine
Leistungen." In diesem Kreise bewegt sich sein Talent am
glücklichsten, ja es ist in ihm im Grunde abgeschlossen.
Niemand hat das Persönliche und die „persönlichen Be=
züge" in der Literatur so in den Vordergrund gestellt
als Varnhagen, niemand in aller Weise so wie er das
Entstehen und Gedeihen der jetzt so unermeßlich ange=
wachsenen Literatur der persönlichen Enthüllungen, der
Denkwürdigkeiten, Biographien, Autobiographien, Re=
miniscenzen, Briefnachlassenschaften u. s. w. gefördert und
dazu aufgemuntert. Freilich gerieth er und seine Schule —
denn allerdings kann man in dieser Hinsicht von einer
Varnhagen'schen Schule sprechen — hierbei in ein Extrem,
das auch seine Nachtheile hatte. Man konnte kaum noch
ein Dichtwerk genießen, wenn es nicht gelang zu erfor=
schen, bei welchem Anlaß es entstanden, welche persön=
lichen Beziehungen ihm zu Grunde gelegt waren. Das
Ideelle trat gegen das Materielle, das Bleibende, Ewige
gegen das Zeitliche, Augenblickliche, Zufällige in den
Hintergrund. Der Cultus des Genius drohte in einen
bloßen Cultus der Persönlichkeit, der innern und äußern
auszuarten, und er artete auch vielfach dazu aus. Eine
Menge zum Theil ganz interessanter, aber zum Theil
auch sehr unbedeutender weiblicher Wesen, die irgendeinmal
eine Liaison mit einem Dichter gehabt und von ihm ein
paar Billets erhalten hatten, wurden von den Anhängern
dieser Richtung aus ihren Gräbern hervorgeholt und mit

einer größern Wichtigkeit behandelt als der Dichter selbst. Das Anekdotische gewann das Uebergewicht über das Historische im Leben eines Dichters oder sonst eines bedeutenden Mannes, und unter der Maske der Wiß- und Forschbegier hielt die Neugier reichliche Ernten. Varnhagen bemerkte einmal in einer Anzeige der Viehoff'schen Erläuterungen zu Goethe's Gedichten: „Vor allem drängt sich die Frage nach dem Urheber auf, der uns bald ebenso wichtig wird, als seine wunderbaren Gaben, ja wichtiger, denn höher als das Geschaffene steht uns mit Recht der Schöpfer." Hiernach müßten uns die Epopöen Homer's sehr wenig werth sein, weil wir von Homer sowenig wie nichts wissen. Wer bewundernd in den Anblick einer herrlichen Gegend versunken ist, würde sich diesen Genuß nicht wenig stören, wenn er dabei nur über ihre Entstehung und Genesis und über die Eigenschaften Gottes nachgrübeln wollte. Jeder Dichter und Künstler selbst wird, wenn er echter Künstler und Dichter ist, seinen Schöpfungen einen höhern Werth beilegen als sich selbst; er wird also auch vom Publikum verlangen, daß es seine Schöpfungen mehr ehre als ihn, daß es sie rein und voll genieße, ohne störende Nebengedanken an ihn und an die Verhältnisse, unter denen jene entstanden. Ein Liebesgedicht erhält ja nicht dadurch seinen Werth, daß es an eine Friederike oder Lotte oder Emma so und so gerichtet, sondern daß es an sich schön ist und Empfindungen ausspricht, die jeder überhaupt Empfindende schon gefühlt hat oder mitfühlen kann. Allerdings gibt es Gedichte so individueller Art, daß zu ihrem Verständniß und ihrer gerechten Würdigung eine genaue Kenntniß der Verhältnisse, denen sie ihre Entstehung verdanken, unerlaßlich ist; aber Gedichte dieser Art pflegen, wie z. B. Bürger's „Hohes Lied an die Einzige", als exceptionelle Selbstbekenntnisse doch nur einen relativen und sehr bedingten Werth zu haben. Will man aber auch zugeben, daß Varnhagen's Ausspruch, der Schöpfer müsse uns höher stehen als das, was er geschaffen, ein vollkommen richtiger sei, so wird man vielleicht doch sagen dürfen, daß die Sucht nach Auffindung persönlicher Motive den sogenannten Schöpfer oft gar sehr zu einer Schöpfung erniedrigt, zu einem Product seiner nähern und weitern männlichen und weiblichen Umgebungen, wobei sich denn nicht selten die bloße Mittelmäßigkeit zu einer einflußreichen Stellung erhoben sieht, von der sie selbst sich nichts träumen ließ.

Natürlich ist Varnhagen für die Ausartungen und Ausschreitungen dieser Richtung und Methode nur insofern mit verantwortlich zu machen, als er selbst nicht vor ihnen warnte, sondern einseitig nur die Vorzüge dieser Literaturgattung hervorhob und neben den wirklich werthvollen auch die indiscretesten oder unbedeutendsten Veröffentlichungen dieser Art willkommen hieß und empfahl. Er selbst wußte in seinen Schriften den Takt sehr wohl zu wahren, verschwiegen zu sein bei aller Offenheit und Mittheilsamkeit und sich meist nur auf Hervorhebung wirklich bedeutender und interessanter Züge zu beschränken. Er selbst würde sicherlich nicht so manches veröffentlicht haben, dessen Veröffentlichung doch seinen Beifall fand, weil sie von andern ausgegangen war, mithin die Verantwortung dafür auf die Herausgeber zurückfiel und in vielleicht noch höherm Grade auf diejenigen, welche Geheimschränke geöffnet, Privatsiegel gebrochen, Privatgeheimnisse ausgekramt und Privatklatschereien ausgeplaudert hatten, um jene mit den nöthigen Materialien zu versorgen. Zu einer Zeit, wo in dieser Hinsicht noch nicht so viel Misbrauch getrieben wurde als jetzt, rief einmal J. J. Engel, der „Philosoph für die Welt", entrüstet über solche Veröffentlichungen aus: „Es ist schändlich an den Thüren der Lebenden zu horchen, aber noch viel schändlicher, auf Rechnung der Todten, die sich nicht mehr vertheidigen können, die Klatschbase zu spielen." Wir Deutschen fahren noch immer fort, uns mit Vorliebe das gewissenhafteste aller Völker zu nennen, aber auf literarischem Gebiete kommen zahlreiche Erscheinungen vor — und wir rechnen dahin unter anderm auch die absichtliche und frivole Entstellung und Verhunzung der Geschichte und geschichtlichen Helden zu poetischen und namentlich dramatischen Zwecken —, welche uns in Bezug auf Leichtsinn, Gewissenlosigkeit und Frivolität einen Platz noch über den Franzosen anweisen.

Noch größern Werth als Varnhagen's Biographien verstorbener Personen haben seine Mittheilungen über das, was er selbst sah und erlebte, über Verhältnisse, in denen er sich beobachtend oder mithandelnd bewegte, über Gesellschaftskreise, in denen, und über hervorragende Personen, mit denen er verkehrte. Seine Biographien sind klar, objectiv, sachmäßig, aber auch etwas trocken, kalt und knapp. Ihm fehlte hier die persönliche Anschauung; einem beobachtenden Talente wie Varnhagen muß alles in die nächste persönliche Nähe gerückt sein; es muß mit den Gegenständen seines Interesses sprechen und plaudern, mindestens sie sehen und beobachten können, statt über sie zu lesen. Die Vergangenheit will studirt sein, und studiren war Varnhagen's Sache gerade nicht; er suchte überhaupt viel mehr von Personen als aus Büchern zu lernen, dem Grundsatz Rahel's huldigend: „Mit Menschen habe ich mich überhaupt lieber abgegeben als mit Büchern. Jene sind leichter und bequemer zu lesen." Das ist richtig; namentlich sind die Menschen in Duodez mit Goldschnitt und bronzirtem Deckel, welche die Salons besuchen, leicht und bequem zu lesen, während es freilich auch genug Menschen gibt, die schwerer zu lesen und zu verstehen sind als manche gelehrte Bücher. Die meisten Frauen huldigen übrigens dem Grundsatze der Rahel, und auch Varnhagen war eine ziemlich weiblich geartete Natur. Er sah die ganze Welt mit Rahel'schen Salonaugen an, und diese waren durch lange Uebung bei ihm außerordentlich scharf.

Der vorliegende achte Band von Varnhagen's „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften", welcher uns zunächst zu den obigen Bemerkungen veranlaßte, ist besonders reich an Mittheilungen der bezeichneten Art, in denen Varnhagen excellirte; er besteht, mit Ausnahme eines kritischen Intermezzo, ganz aus Denkwürdigkeiten, persönlichen Erinnerungen und biographischen Denkmalen.

s einer Vorbemerkung von Ludmilla Assing erfährt
n, daß dieser Band, bis auf einige Kritiken aus
erer Zeit, die Varnhagen später hinzufügte, seit einer
he von Jahren druckfertig war, daß er aber die Ver-
entlichung deshalb so lange hinausgeschoben habe, weil
sönliche Rücksichten auf Zeitgenossen ihn dazu bestimm-
. Es sei sein Wille gewesen, daß erst entweder nach
er Zeitgenossen oder nach seinem eigenen Tode diese
enkwürdigkeiten" ans Licht treten sollten. Nach seinem
hinscheiden sei es ihre, seiner Nichte, ehrenvolle und
leich wehmüthige Pflicht gewesen, seinem Auftrage
äß die Herausgabe zu übernehmen.

Der Verfasser versetzt uns im Beginn des Bandes in
Garnisonsleben in Ungarn nach der Schlacht von
gram. Mit gleich meisterhaftem Pinsel weiß uns
nhagen die eigenthümlich aufregenden bunten Er-
nungen eines solchen österreichischen Feldlagerlebens
seine Langweiligkeiten zur Anschauung zu bringen.
schildert z. B. den Aufenthalt in dem Dorfe Wagha
rend anhaltenden Regenwetters:

Man war buchstäblich auf die Stube beschränkt, draußen
e man im Koth, jeder Schritt war eine Anstrengung.
Exerciren wurde eingestellt, der Dienst nahm wenig in
ruch. Daheim gab es keine Unterhaltung als etwa Rauchen
Kartenspielen. Unser enges Gemach, schon an sich über-
t, nahm noch mehrere Gäste auf, Spielgenossen des Haupt-
s, welche den ganzen Tag nicht vom Platze wichen. Wir
en völlig ein; keine Nachricht, keine Zeitung drang mehr
s; niemand empfing Briefe; Bücher waren weder im Dorfe
im Regiment zu finden; mein kleiner Homer war in diesen
n ein Schatz, für den ich dem Himmel dankte, aber ihn
ießen war so leicht nicht.

Varnhagen hatte nicht gelernt zu trinken, zu rauchen
Karten zu spielen, und es bewies sich in diesem Falle,
s unter Umständen von Vortheil sein kann, auch in
Dingen einige Uebung zu haben. Er erzählt:

n der Verzweiflung fiel ich über die Früchte her, die der
reichlich brachte, und aß immerfort Aepfel und Nüsse,
enn es eine Cur gewesen wäre. Zuletzt warf ich mich
g auf mein Bett, in dessen Federn ich versank, und
mich einer völligen Unempfindlichkeit nach außen, um ganz
tern Bildern und Träumen zu leben, die ich leicht her-
, und die mich in ihrer Art beglückten. Allein dieses
mußte ich bald wieder aufgeben, denn der gewaltsamen
nung der Nerven folgte bald die Erschlaffung u. s. w.

ergleichen liest sich auf einer oder zwei Seiten amu-
als es sich in so und so viel Tagen durchleben
Man denke sich den zart organisirten, fein gebil-
an das berliner Salonleben gewöhnten Varnhagen
dieser österreichisch und ungarisch-slowakischen Sol-
— der einzige unter so und so viel Tausenden,
etwas von Literatur wußte und den Homer in
sprache zu lesen verstand! Im übrigen läßt er
maligen noch immer kampflustigen österreichischen
volle Gerechtigkeit widerfahren. Mit Alexander
rwitz, der ihn besuchte und mit dem er später in
nau'schen Quartiere einrückte, tauschte er öfters
etrachtungen darüber aus,

er und herzlich diese Oesterreicher im allgemeinen seien,
eradschaftlich sie zusammenlebten, in wie gutem Ton und
wechselseitiger Anerkennung, wobei denn doch schroffe Gegensätze
nicht ausgeschlossen waren und sich nicht selten hart berührten;
aber leicht (fährt Varnhagen fort) war alles geschlichtet, wenn auch
bisweilen erst durch die Waffen, und ausgesöhnt und vertragen ließ
der Zwist im arglosen Weiterleben keine Spur zurück. Wir ge-
standen uns, daß bei unsern norddeutschen Landsleuten dergleichen
Erscheinung seltener hervortrete, und daß sie hier mit dem ganzen
Zustande Oesterreichs tief zusammenhinge; das militärische Band
hatte hier Ungleichartiges zu verknüpfen und machte sich daher
um so stärker geltend.

Aus Ungarn führt uns Varnhagen nach Wien, wo
er nach dem Abschluß des Friedens eintraf und seinen
Aufenthalt nahm. Er schildert uns in anziehender Weise
die Stimmung der Wiener, die gesellschaftlichen Zusam-
menkünfte in den Häusern Arnstein, Pereira, Eskeles,
bei Bentheim, bei den Fürsten Moritz und Aloys von
Liechtenstein, bei dem Grafen Ferdinand von Palffy, in
dem Hause des venetianischen Grafen Jenizeo, wo mit
Leidenschaft dem Hazardspiel gefröhnt wurde und mithin
für Varnhagen kein Bleibens war, bei der Gräfin Eleonore
Fuchs, geborene Gräfin von Gallenberg, einer vortreff-
lichen, anmuthig muntern Dame, von denen, die sich ihr
angehörig bekannten, damals „die Königin" genannt, die
in ihren spätern Tagen fromm wurde, ohne eigentlich
bigot zu werden; er schildert sein Zusammentreffen mit
Friedrich Schlegel und Justinus Kerner, der damals ge-
rade in Wien auf Besuch war, namentlich auch die ver-
schiedenen Theater, deren jeden Abend fünf gefüllt waren.
Varnhagen bemerkt dazu:

Die große Menge, vornehm und gering, trachtete nur, alles
Ueberstandene zu vergessen und so schnell als möglich wieder in
alten Gewohnheiten und Genüssen zu leben. Kaum waren vier
Wochen vergangen, so gewährte Wien schon wieder den Anblick
einer belebten, volkreichen, üppigen Stadt; die bürgerliche Thä-
tigkeit, die Lustbarkeiten des Volks, die Gesellschaften der Vor-
nehmen, alles nahm einen neuen Schwung.

Und weiter:

Die Nachwehen des Kriegs suchte man zu verschmerzen, den
Verlusten, welche das Papiergeld verursachte, standen andererseits
ungeheuere Gewinste gegenüber; es war auch hier sichtbar, daß
öffentliches Unheil nicht alle Schultern belastet, daß mancher
einzelne nicht nur frei ausgeht, sondern auch unverhoffte Vor-
theile zieht; die Reichsten und Begütertsten des Landes wurden
persönlich ihre Einbußen oft kaum gewahr, die Größe ihrer
Mittel bot ihnen immer noch im Ueberfluß alle gewohnten An-
nehmlichkeiten des Lebens.

Von noch größerm Interesse für die Jetztlebenden
werden, wie wir glauben, Varnhagen's weitere Mitthei-
lungen über seinen Aufenthalt in Wien und Baden im
Jahre 1834 sein, besonders die über Metternich, der
damals auf dem Gipfel seiner Macht und seines Ein-
flusses stand, und über Gentz. Varnhagen sah und
sprach Metternich mehrmals, bei Tische wie beim trau-
lichen tête-à-tête. Metternich schüttete ihm, soweit dies
einem Diplomaten möglich ist, sein ganzes Herz aus,
soweit eben ein Diplomat ein solches hat und haben kann
oder darf. Er war so aufrichtig gegen Varnhagen,
sprach sich über seinen Charakter als Staatsmann, sein
Princip („ein Princip ist fest, unbeweglich, überall sich
gleich; eine Doctrin ist immer willkürlich und in ihrer

Folgerichtigkeit gewaltsam, für den Staatsmann ein schlechtes Werkzeug", bemerkte der Fürst), über seine Geschäftsführung, seine Art zu arbeiten u. s. w. so offen und eingehend aus, daß General Tettenborn vermuthete, Metternich beabsichtige Varnhagen für den österreichischen Staatsdienst zu gewinnen, und die Frage an diesen richtete, ob Metternich ihm keine Anträge gemacht habe. Vielleicht erwartete Metternich ein Entgegenkommen Varnhagen's zu diesem Zweck, worauf auch manche Geständnisse über seine Art, Kräfte und Talente in seinem Dienst zu verwenden, allerdings hinzuzielen schienen; vielleicht auch war es ihm hauptsächlich darum zu thun, die Feder eines Schriftstellers von Einfluß und zugleich diplomatischer Geschmeidigkeit zu gewinnen; denn er konnte wol mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß Varnhagen früher oder später Gelegenheit nehmen werde, diese Selbstrechtfertigung des Fürsten zur Oeffentlichkeit zu bringen, wie dies nun ja auch wirklich geschehen ist. Darum sprach er auch wol so bedächtig und im Docententone, damit Varnhagen keins seiner Worte verliere. Varnhagen bemerkt hierüber:

> Den Lehrton, den der Fürst sich angewöhnt hatte, erinnerte ich mich schon vor mehr als zwanzig Jahren in Prag bemerkt zu haben, doch nur in kleinen Anfängen; jetzt war er übermächtig geworden, und wurde im Verlaufe großer Erörterungen wirklich sehr ermüdend u. s. w.

Dabei sprach er jedoch „vortrefflich, fließend und gemessen, in gewähltem, oft überraschend bezeichnungsvollem Ausdruck". Varnhagen rühmt auch an dem Fürsten seine Theilnahme für wissenschaftliche Sachen, für Kunstfleiß und Geschicklichkeiten; „der höhere Kunstsinn dagegen", fährt Varnhagen fort, „und der Geschmack in schönen Künsten schienen ihm weniger zugetheilt, obwol er an der Spitze der Kunstakademie stand, und in dieser Eigenschaft viel gelten wollte." Dieser höhere Kunstsinn kann auch nicht wol ohne Tiefe des Gemüths und einen gewissen Ernst des Geschmacks bestehen, und diese Tiefe und diesen Ernst durfte man wol bei Metternich und seinesgleichen nicht suchen. Alle diese Diplomaten waren auch in Kunst und Literatur nur Gourmands; sie versenkten sich nicht gern in philosophische tiefernste Betrachtungen; sie lasen nicht gern Schriftsteller und Dichter von strengem, edelm, idealem Gepräge, aber um so mehr erlustigten sie sich an der leichten frivolen französischen Literatur; nicht Rousseau, Lessing, Herder oder Schiller waren ihre Lieblinge, sondern pikante und frivol witzige Schriftsteller wie Voltaire und Heine. Selbst in Betreff Goethe's, der doch durch seine leichten graziösen Formen diesen Leckermäulern schon mehr zusagen sollte, wiewol allerdings gerade seine tiefsten Sachen ihnen nicht wenig langweilig bedünken mögen, hatte Varnhagen, wie er gelegentlich bemerkt, früher in Prag mit Metternich manchen warmen Strauß zu bestehen gehabt. Als er diesen im Jahre 1834 hieran zu erinnern sich erlaubte, bemerkte jedoch Metternich im Tone ernster Verwahrung: „Geschätzt habe ich ihn doch immer, und persönlich fanden wir uns beide außerordentlich gut zusammen." Varnhagen's Mittheilungen über Metternich sind so interessant, daß es allerdings, um davon einen Begriff zu geben, das beste wäre, die 30—40 Seiten, die vorzugsweise über ihn handeln, vollständig abzudrucken; da dies aber nicht angeht, wollen wir wenigstens die Lectüre derselben angelegentlich anrathen. Bei künftigen Charakteristiken oder Biographien des merkwürdigen Staatsmannes, an dem sich aber doch schließlich der nothwendige geschichtliche Strafact vollzog, weil er das Bestehende nur gerade so wie es bestand aufrecht zu erhalten trachtete, mithin das Unmögliche wollte, werden die Mittheilungen Varnhagen's keinesfalls außer Acht zu lassen sein.

Auch die Mittheilungen über Gentz sind von besonderm Interesse. Sein Verhältniß zu Metternich war keineswegs immer friedlich, sondern oft gespannt, bisweilen stürmisch; namentlich seit der Julirevolution. Gentz, ein tieferer Denker und philosophischer gebildet als Metternich, kannte im Völker- und Staatsleben noch ein anderes Princip als das des bloßen Beharrens; er wußte, daß der Entwickelungs- und Fortschrittstrieb in der Menschheit zu mächtig ist, als daß man ihm auf die Dauer siegreich entgegenarbeiten könne. Der Freisinn der achtziger Jahre regt sich wieder in ihm. „So wie bisher geht es nicht mehr", pflegte er wol mit großer Lebhaftigkeit zu äußern, „man muß Schritte vorwärts thun, die Zeit verlangt ihre Rechte, sie muß anders behandelt werden." Metternich warf ihm dann wol in ganz herber Weise ein: „Das muß ich besser wissen, das verstehen Sie nicht; Sie sind zwar ein Publicist, aber ein Diplomat sind Sie nicht." Aber auch Gentz blieb ihm nichts schuldig. Tettenborn war einmal Zeuge eines solchen Auftritts und erzählte Varnhagen, daß Gentz den Fürsten „wie einen Schulknaben" abgekanzelt habe. „Was soll das heißen?" rief er, „muß ich Sie an alles erinnern? Das ist ja gar nichts, das ist abgedroschen und leer, das ist nicht werth, daß ich es widerlege" u. s. w. Metternich sei lange Zeit gelassen geblieben, habe aber zuletzt, wie in solchen Fällen öfters, ein „ganz überglastes Gesicht" bekommen und ihm mit sichtlicher Heftigkeit bedeutet, er möge ihn verlassen, worauf Gentz mit seinen Papieren gegangen sei. Tettenborn habe dann die Entzweiten wieder versöhnt, „was um so leichter zu vollbringen, als beide das Bedürfniß dazu in gleichem Grade empfanden und doch nicht voneinander lassen konnten".

Fabelhaftes wird uns auch hier über Liberalität und die Verschwendungssucht dieses Mannes berichtet, die um so phänomenartiger erscheint, da sie bei Leuten dieses Berufs in Deutschland und überhaupt in Deutschland selten, in diesem Grade wol ohne Beispiel ist. Varnhagen erzählt:

> Vor allem wollte er alle Menschen, die ihm nahe standen, oder mit denen er zu verkehren hatte, zufrieden und vergnügt sehen. Nach allen Seiten machte er die reichsten Geschenke. Seinem Kammerdiener gab er monatlich 200 Kaisergulden Silber, eine unerhörte Summe, deren man in solchem Verhältnisse kein zweites Beispiel wußte. Die Hausdienerschaft Metternich's, die von den Gesandten und Botschaftern zu Neujahr mit 12, 16, höchstens 20 Dukaten bedacht wurde, bekam von ihm jedesmal 100; dafür war denn auch alles zu seinem Dienste bereit, und er sah kein mürrisches Gesicht.

Niemals ist aber auch in Deutschland ein Talent so

gut bezahlt worden wie Gentz. Sein regelmäßiger Jahresgehalt im kaiserlichen Dienste betrug früher 9000, in den letzten Zeiten 12000 Kaisergulden. Als diplomatischer Agent der Hospodare der Moldau und Walachei bezog er jährlich 6000 Dukaten, ungerechnet die außerordentlichen Geschenke und Vergütungen, die Zugaben von Kaffeesendungen und von kostbaren Shawls, deren er immer eine große Menge zum Verschenken brauchte. Die Führung des Protokolls bei den häufigen Congressen brachte ihm jedesmal ungeheuere Summen. Alle deutschen Fürsten nahmen Gelegenheit, ihm bedeutende Geschenke zu machen; der Herzog von Nassau z. B. ließ ihm öfters 1000 Dukaten und darüber auszahlen. Summen von hohem Betrage hatte er früher aus England und Frankreich bezogen. Dabei verschmähte er auch kleinere Beihülfen nicht; so nahm er, wie Varnhagen erzählt, von Cotta unter dem Titel eines Mitarbeiters an der „Allgemeinen Zeitung", die jedoch nie etwas anderes von ihm erhielt, als was er schon in höherm Auftrage dorthin zu geben hatte, jährlich 4000 Gulden. Was er von Rothschild und andern großen Wechselhäusern gezogen, ist, wie Varnhagen versichert, kaum zu berechnen. Kein Geld, keine Schweizer! heißt ein Sprichwort; es sollte aber eigentlich heißen: kein Geld, kein Gentz! Virtus post nummos! Trotz dieser fabelhaften Einkünfte, die er bezog, gerieth er infolge seiner Freigebigkeit und seines sybaritischen Lebens alle Augenblicke in Geldverlegenheiten, besonders in seiner letzten Zeit, seit seiner Liaison mit Fanny Elßler. Durch außerordentliche Zulagen mußte der Kaiser diesem stets anwachsenden Geldbedürfnisse abhelfen, wobei es sich, wie Varnhagen erzählt, ereignete, „daß dieser dem Kassenbeamten, der eine solche Zahlung leisten sollte, vertraulich sagte: «Das brauch' ich für die Fanny Elßler!» und dann sehr lachte, als der misverstehende Diener erschrocken äußerte, das hätte er nie von seinem Kaiser gedacht!" Man entschuldigte das alles mit seinem Talent, mit seinem eisernen Fleiß u. s. w.; wenn aber ein Familienvater, der trotz „eisernen Fleißes" jährlich nicht den dreißigsten oder vierzigsten Theil von dem verdient, was Gentz einnahm, seine vielleicht zahlreiche Familie nicht durchbringen kann, ohne Schulden zu machen; wenn der Mitarbeiter an einem Theaterblättchen von einem gefeierten Gastspieler, der vielleicht an einem Abend so viel einnimmt, als jener im ganzen Jahre, ein Geschenk annimmt, dann schreit dieselbe Welt ach und weh und zeiht den einen der Unordentlichkeit und den andern der Käuflichkeit!

Auch eine Unterredung Varnhagen's mit dem Erzherzog Karl bietet manches Interessante. Varnhagen sagt über ihn:

Aus jedem Blick und Wort leuchtete Muth, Biederkeit und Menschenliebe, alles war so schlicht und ruhig, so klar und aufrichtig. Er wünschte keinen Krieg mehr zu erleben; er fand den Frieden höchst preiswürdig, und meinte, wenn der jetzige auch nur eine Frist wäre, die den Umständen täglich abgerungen würde, müßten wir ihn doch werth halten und dankbar genießen, denn nicht ohne Schauder könne man an die Verwirrung denken, die hereinbrechen müsse, wenn die großen Mächte feindlich zusammenstießen. „Da könnt' es kommen", sagte er, „daß dem besten Manne das Herz bräche, für eine Sache zu fechten, die ihm nicht anstände. Wir hatten es darin besser, wir hatten nur einen Feind, da war die Wahl nicht schwer; aber jetzt wollen die Völker ganz anderes und vielerlei, und ich kann nicht sagen, daß sie unrecht haben."

Als Varnhagen auf die Schlacht von Wagram zu sprechen kam, äußerte der Erzherzog mit Feuer:

Das war eine große Schlacht, eine ungeheuere Schlacht, die mit in erster Reihe stehen darf. Sie ging verloren, aber nicht durch meine Schuld und durch die der braven Truppen; die haben gerauft wie Helden! Und wenig Tage darauf wieder eine Schlacht, wo sie mit größter Ausdauer standen — mehr ist nicht möglich zu leisten! Aber Sie wissen wol, wie alles bei uns bestellt war!

Zuletzt wünschte er Varnhagen Glück, daß er die Freiheitskriege mit durchgemacht, so gut sei es ihm nicht geworden, und er fügte hinzu: „Aber das war wieder nicht meine Schuld; ich war bereit wie immer, wo es das Vaterland galt. Nun ich will zufrieden sein, es ist gut gegangen, und das ist die Hauptsache!"

Im übrigen gefiel es Varnhagen auch diesmal sehr wohl in Wien. Er sagt:

Das ganze Ansehen der Stadt und Umgegend hatte etwas Reiches, Vergnügliches, Sinnlich-Frohes; die Leute schienen gesunder und froher als anderwärts; die schlimmen Geister, welche den grübelnden Menschen begleiten, quälen, nicht loslassen, konnten in dieser Luft nur schwer athmen und hatten wol selten versucht, hier sich einzunisten. Solcher Anschein hat etwas ungemein Gefälliges, Hinnehmendes, übt auf jedes Gemüth und auf jede Stimmung eine stillberauschende Kraft und läßt die Empfindung entstehen, so sei es eigentlich mit allem Menschendasein gemeint, für jedes Leben sei ein solches Element das rechte, das natürliche. Und wenn es auch nur ein Anschein ist, auch dieser ist schon etwas werth! Wie die ehemalige französische Höflichkeit und gute Lebensart, so hat auch das österreichische Wohlbehagen das Verdienst, wenigstens eine schöne Andeutung dessen zu sein, was die Menschen einander bieten und gönnen sollten; denn sowenig jene Form alles Unartige und Gehässige aufhebt, im Gegentheil dasselbe wol gar mit neuer Schärfe versehen kann, sowenig vermag die heiter-sinnliche Richtung den geistigen Mismuth oder den Seelenschmerz abzuweisen, die in der menschlichen Natur gegründet sind.... Aber dennoch ist es ein wichtiger Unterschied, selbst für das einzelne Leiden, ob das Heitere und Frohe als Anfängliches gesetzt und nur gelegentlich durch Trübsal und Traurigkeit verdüstert wird, oder umgekehrt diese zur Grundlage für jenes dienen.

Das sind gewiß sehr richtige Bemerkungen, mit denen man nur übereinstimmen kann.

Der nächste Hauptabschnitt dieses Bandes trägt die Ueberschrift „Personen" und beschäftigt sich mit Voltaire und seinem Verhältniß zu Friedrich dem Großen, August Ferdinand Bernhardi (in einem Sendschreiben an dessen Sohn Wilhelm Bernhardi), Karl Müller, dessen energisches deutsch-patriotisches Wirken zur Zeit der Franzosenherrschaft und der Befreiungskriege wol verdient, durch eine solche Feder im Andenken aller Vaterlandsfreunde wieder erneuert zu werden, mit Karl Gustav von Brinckmann, Ludwig Tieck und dem Besuch Goethe's bei dem sogenannten „tollen Hagen". Wir wollen den Leser einfach auf diese sauber und gewissenhaft ausgeführten biographischen Skizzen und Genrebilder verweisen. Den größten historischen Werth hat infolge neuer Enthüllungen

und Untersuchungen der äußerst fleißig zusammengestellte und umfangreiche Aufsatz: „Voltaire in Frankfurt am Main. 1753.“ Ueber die Verhaftung Voltaire's in Frankfurt hatte man bisher nur einseitige Berichte, theils die von Voltaire selbst, theils die des Florentiners Collini, eines Augenzeugen, vom Jahre 1807. Varnhagen war es vergönnt, zu seinem Bericht die im königlichen geheimen Archiv zu Berlin aufbewahrten Acten, darunter mehrere bisjetzt noch nicht gedruckte Blätter von Voltaire und Madame Denis, insbesondere aber die aus dem königlichen Cabinet erlassenen Befehle und die hierauf erstatteten amtlichen Berichte des Residenten von Freytag zu benutzen. Voltaire erscheint hiernach nicht in dem vortheilhaften und Friedrich der Große nicht in dem unvortheilhaften Lichte, in welchem beide nach den bisher bekannt gewordenen Berichten vor der Welt dastanden. Varnhagen's Erzählung ist um so unverdächtiger, da er im übrigen ein Bewunderer Voltaire's war, von dem er versichert, er sei im großen und allgemeinen edel und wohlgesinnt und von reiner Glut für die Menschheit erfüllt gewesen, und er habe Talente besessen, wie sie in solcher staunenswerthen Fülle beinahe nie zusammengewesen seien. Dabei bleibt aber doch der ganze Streithandel ein beider Männer unwürdiger Skandal, der unter allen Umständen hätte vermieden werden können und sollen.

Diesem Abschnitt folgt eine Sammlung von Kritiken, deren früheste (über die Schrift „Einige entferntere Gründe für ständische Verfassung“) im Jahre 1816, deren späteste (über Palleske's „Schiller's Leben und Werke“) im Jahre 1858 geschrieben wurde. Wir freuen uns über die Zusammenstellung dieser Kritiken, unter denen sich einige wahrhafte kleine Meisterstücke befinden, während doch selbst die unbedeutendern meist irgendeine feine Hindeutung, eine sinnige Bemerkung enthalten. Es kann der Welt nicht gleichgültig sein zu erfahren, wie ein Mann von der Stellung und dem Einfluß Varnhagen's über Literatur und literarische Fragen gedacht hat und welche Bücher, welche Literaturgattung und welche Autoren ihn vorzugsweise beschäftigten und interessirten. Freilich lautete sein privates Urtheil oft ganz anders als das öffentliche, was er in diesem oder jenem Blatte abgab. Er schrieb z. B. 1843 an Heinrich Koenig:

> In der deutschen Literatur sieht es verworren und etwas kümmerlich aus. In unsern jungen Deutschländern ist zu viel persönlicher Zweck und dabei Wandelbarkeit und Unzuverlässigkeit; auch scheint es mir, daß die Talente stehen bleiben und nicht weiterschreiten,

und was speciell Berlin betrifft, so behauptet er in demselben Briefe, daß hier das „Abgestorbene, Wirkungslose“ in Kunst, Literatur und Kritik überall voranstehe. Hierher gehört namentlich auch, was er im März 1850 an Amely Bölte schrieb:

> Diese große Welt hat das bischen Maske abgelegt, unter der sie noch etwas Reiz hatte, und zeigt das scheußlichste Gesicht; die größte Roheit und Gemeinheit hat dort ihr offenes Lager aufgeschlagen und Gräfinnen und Ministerfrauen zeigen sich nicht edler und feiner als Marketenderinnen. Daß auf diesem schlechten Boden wieder etwas Gutes erwachse oder der Schein des Guten wieder bis zur Täuschung sich verdichte, kann ich nicht abwarten, und begehre es nicht. Von der Literatur habe ich auch keine Freude, nur Verdruß und Last, mehr als man denkt. Mich dürstet nach edeln neuen Büchern, nach Schriftstellern, die ich bewundern könnte; statt deren habe ich nur solche, denen ich forthelfen soll und die mir misfallen.

Varnhagen trieb nämlich das Persönlichkeitsprincip, welches ihn beherrschte, so weit, daß er gewiß äußerst selten ein Buch in die Hand nahm, welches nicht von einem ihm persönlich bekannten Autor geschrieben oder ihm dedicirt oder ihm in Begleitung eines verbindlichen Schreibens zugesandt oder ihm doch von einem Freunde oder einer Freundin empfohlen worden war. Nach seiner Protection war starke Nachfrage, und sie war nicht schwer zu erlangen, wenn man sich durch einen intimen Bekannten bei ihm einführen ließ, ihm etwas Verbindliches und Schmeichelhaftes, namentlich über Rahel und Rahel'sche Lebensauffassung zu sagen oder zu schreiben wußte, sich mit diplomatischem Anstand seinen Ansichten fügte und als Autor in den stilistischen, als Mensch in den Lebensformen ihm nicht gar zu antipathisch war. In diesem Verhältniß als Protector der Literatur und namentlich der jüngern Schriftstellergeneration, über die er sich doch in Briefen oft sehr abfällig auszusprechen liebte (natürlich immer mit Ausnahme desjenigen, an den der Brief gerichtet war), fühlte sich Varnhagen sehr geschmeichelt; auch hatte er seine Vortheile davon, indem sein Name durch dankbare Bücherdedicationen und Journalartikel hundertfach vervielfältigt wurde und wie ein Echo bald aus dieser bald aus jener Ecke der Journalistik heraustönte. Solche Vortheile überwogen im ganzen doch die Unbequemlichkeiten und Belästigungen, die ebenfalls mit diesem Protectorat verbunden waren. Wir glauben kaum, daß sich unter den in diesem Bande beurtheilten Schriften auch nur eine befindet, die ihm nicht überreicht oder übersandt oder von einem beiderseitigen Bekannten zugemittelt und empfohlen war. Natürlich konnte bei dieser rein persönlichen Stellung zum Schriftenthum seine Kenntniß der Literatur nur eine sehr unvollkommene und lückenhafte sein. Da meist nur persönliche Sympathien oder Antipathien, persönliche Empfehlungen oder Abmahnungen darüber entschieden, ob er ein Buch las oder nicht, so las er auch manches Mittelmäßige, für das er sich dann ein Interesse abnöthigte, während er Bedeutenderes sich entgehen ließ oder misachtete. Daher sind auch seine Recensionen nicht eigentlich Kritiken, sondern fein und sinnig stilisirte und taktvoll abgefaßte Bücherempfehlungen. Je mehr man nun die in diesen Kritiken waltende Humanität anzuerkennen hat, um so mehr fällt es auf, wenn Varnhagen plötzlich gegen Ansichten, die eben nur Ansichten sind, aber gegen eine seiner Lieblingsneigungen verstoßen, in wirklich inhumaner Weise ausfällt und mit Worten wie „literarischer Neid“, „Verkleinerungssucht“, „Gemeinheit“ u. s. w. um sich wirft. Dieses Mittel, seine Gegner durch persönliche Verdächtigungen zu entwaffnen, wendet Varnhagen glücklicherweise zwar äußerst selten, aber doch zuweilen an; und dieses Manöver macht

nn bei ihm, der stets wenigstens äußerlich Urbanität
d Anstand sich zum höchsten Gesetz machte, einen um
schneidendern Eindruck. Bei einem Kritiker, dem diese
rfahrungsweise zur andern Natur geworden ist, weiß
n, wie man solche Beschuldigungen zu nehmen, wie
l man davon abzuziehen hat; bei Varnhagen könnten
begründet scheinen, und sind es vielleicht doch nicht.

Der letzte Abschnitt des Bandes ist dem Rahel'schen
lon und dem Rahel-Cultus gewidmet, und besteht aus
schiedenen Aufsätzen, in denen theils das Leben und
iben im Rahel'schen Salon geschildert, theils das Wesen
merkwürdigen Frau von Freundeshand näher beleuch-
wird. Ein Kritiker der „Westminster review" drückte
gst in einer Betrachtung über die berliner Salons seine
wunderung darüber aus, daß Rahel, „whose virtue
never doubted", einen so anrüchigen Menschen wie
tz nicht blos in ihrem Cirkel zugelassen, sondern ihn
r ihrer intimen Freundschaft gewürdigt habe, und
dann hinzu: „Freilich ist es Thatsache, daß damals
tiefe und allgemeine Verderbniß die ganze deutsche
llschaft, wenigstens die höhere durchdrang." Diese
erkung schmeckt freilich ein wenig nach englischer Prü-
, aber es liegt ihr doch auch etwas Wahres zum
nde. Wollen wir ehrlich sein, so werden wir gestehen
en, daß, abgesehen von einzelnen Gelegenheitsbesuchern,
Stamm des Rahel'schen Salons nicht aus Männern
anerkannter Tugend, Lauterkeit und Rechtschaffenheit
d, sondern zumeist aus genialen Lebemännern, geist-
n Leuten von zweideutigem Charakter und sittlicher
hrenheit, besonders auch aus Mitgliedern der diplo-
hen und militärischen Aristokratie, die zum Theil
hig, zum Theil in jeder Hinsicht mittelmäßig oder
eutend, aber gewandt und angenehm in den äußern
sformen waren. Diese und die Gabe geistreich oder
d zu plaudern und in Rede und Gegenrede stets
ertig zu sein, blieben doch immer die Hauptsache.
Rahel'scher Salon konnte daher in Deutschland, weil
doch eigentlich jede sittliche Basis fehlte, zwar eine
nde, aber doch nur vorübergehende Erscheinung
scheint doch selbst in Paris diese feine Salongesellig-
nen Boden mehr zu finden, ohne freilich durch eine
und sittlichere ersetzt worden zu sein.

n so mehr muß man Rahel bewundern, die durch
Takt und ihren Geist diese zum Theil nur auf der
che glänzenden, zum Theil innerlich faulen und
ten Elemente der Geselligkeit zu organisiren, zu-
zuhalten und dem Ganzen einen Schein höherer
r Würde zu ertheilen wußte. Wie soll man sich
iese ihre geistige Gewalt erklären? Der schon
te Mitarbeiter der „Westminster review" ant-
auf diese Frage:

ht aus ihrer Schönheit, ihrem Rang, ihrem Reichthum,
s alles hatte sie nicht, sondern aus der wunderbaren
ihres Mitgefühls. Sie besaß die seltene unschätzbare
ich mit ihren Umgebungen durchaus zu identificiren, die
n Tiefen in ihren Herzen zu erforschen, zu leben in
eben, sich mit den Betrübten zu betrüben und mit den
sich zu freuen.

Unter anderm suchte sie jeden Scherz fern zu halten, „der, nicht immer ohne Absicht, auf Geschichten oder Verhältnisse anspielte, welche irgendeinen aus der Gesellschaft in Verlegenheit setzen mußten". Sie pflegte dann, wie sie sich selbst ausdrückte, ein „dummes Gesicht" zu machen und an den Scherzenden die Frage zu richten: „Wie meinen Sie das? ich verstehe Sie nicht!" wodurch dann die Verlegenheit oft glücklich genug auf den Witzling zurückgeworfen wurde. Das Vorzeigen von Caricaturen, das Vorlesen satirischer Gedichte u. s. w. war ihr daher als ein feindseliges Element aller wahrhaften Geselligkeit innerlich zuwider. Man kann sagen, sie habe sich für ihren Kreis geopfert, denn sie wußte, daß die meisten nur durch egoistische Motive in ihn gebannt waren. Sie rief einmal aus:

Wie steh' ich denn zu den Menschen allen? Persönliche Zufriedenheit hab' ich von keinem. Ihre Schmerzen, Kränkungen, Bekümmernisse und Sorgen bringen sie mir, ihr Bedürfniß nach Unterhaltung führt sie zu mir, und glauben sie einmal anderswo eine bessere zu haben, so lassen sie mich gleich.

Auch vollgültige Beweise von Ausländern liegen über Rahel vor. Die Staël sagte zu Brinckmann, nachdem ihr der Prinz Ludwig versichert, Rahel würde in jedem Lande unter den Höchstgebildeten Aufsehen und Eindruck machen, mit ihrer gewöhnlichen Impertinenz: „Que pensez-vous de cette prétension? Une petite Berlinoise qui ferait de l'effet dans les cercles de Paris!" Als sie aber einen Abend mit Rahel im Gespräch zugebracht, rief sie aus:

Elle est étonnante! Je ne saurais que répéter, ce que j'ai dit mille fois pendant ce voyage: que l'Allemagne est une mine de génie, dont on ne connait nulle part les richesses, ni la profondeur.

Zu diesen Zeugnissen gehört auch ein hier abgedrucktes, St.-Gratien den 2. November 1837 datirtes längeres Raisonnement A. de Custine's über Rahel, dessen interessantester Theil sich jedoch auf Goethe bezieht, den Custine in Frankfurt gesehen hatte und dem er, bei aller Anerkennung seines Genies, vorwirft, daß es ihm an Liebe, auch in seinem Gesichtsausdruck, und an Christenthum gefehlt habe, jedoch in einer Note hinzufügend:

Depuis ce temps Goethe s'est rapproché du christianisme, comme on peut s'en assurer dans l'intéressant ouvrage, publié en allemand par Eckermann, sous le titre de Conversations de Goethe.

Der Band schließt mit einer Reihe Rahel'scher interessanter Bemerkungen über das Theater und einzelne damals berühmte Schauspieler und Schauspielerinnen. Aus Karlsruhe schreibt sie am 31. December 1818 unter anderm an Stägemann:

Eine Stadt ohne Theater ist für mich wie ein Mensch mit zugedrückten Augen: ein Ort ohne Luftzug, ohne Curs. In unsern Zeiten und Städten ist ja dies das einzige Allgemeine, wo der Kreis der Freude, des Geistes, des Antheils und Zusammenkommens — auch nur — aller Klassen gezogen ist.

Ihre Theaterurtheile sind oft sehr pikant und richtig, aber in oft sehr sonderbare, confuse Worte gefaßt. Was man zunächst von einer Frau verlangen darf, Ordnungssinn und geschmackvolles Arrangement, vermißt man in

den Briefen der Frau von Varnhagen gänzlich. Unser schon erwähnter Brite, der Mitarbeiter der „Westminster review", sagt hierüber:

Rahel war eins von jenen glücklichen und außerordentlichen Wesen, welche, ohne irgendetwas Bemerkenswerthes in Literatur, Kunst und Wissenschaft hervorzubringen, doch dahin gelangen, nicht nur einen merkwürdigen Einfluß auf ihre Zeitgenossen auszuüben, sondern auch einen Ruf zu hinterlassen, der viel höher Begabten verweigert wird. Weder Rahel's Briefe noch ihre literarischen Reliquien rechtfertigen diese Berühmtheit. In beiden finden wir allerdings Funken des Genies und gelegentlich einen tiefen und originellen Gedanken; aber die Funken verdichten sich niemals zu einer Flamme; die Gedanken sind zersplittert, ohne Zusammenhang, verworren; der Stil ist affectirt hinkend und ermangelt zugleich der Kraft, Leichtigkeit und Klarheit.

Und dabei war Rahel eine Verehrerin, ja eine blinde Anbeterin und Götzendienerin Goethe's, der die Leichtigkeit, Klarheit und Anmuth selbst war!

Doch kommen wir noch mit einigen Worten auf Varnhagen zurück. Welche Erfahrungen in Betreff der allerdings nicht abzuleugnenden socialen Verderbniß mußte dieser feine Mann gemacht haben, ehe er, wie Mundt sich ausdrückt, die „diplomatische Witterung" verlor und die Demokratie als ein fait accompli anerkannte, er, der sich bisher und überall nur in den aristokratischsten Kreisen bewegt, der sich niemals in seinen Schriften mit den Angelegenheiten des eigentlichen Volks beschäftigt und niemals mit dem Plebejerthum gemein gemacht hatte! Welche Wandlungen mußte er erfahren haben, ehe er dahin kam, wie er dies in seinen Briefen an Amely Bölte that, zu behaupten:

Wissenschaft und Kunst, von denen wir so großes Wesen machten, liegen darnieder, die deutschen Gelehrten und Künstler haben sich in den letzten Zeiten — mit wenigen Ausnahmen — als eine tief verächtliche Klasse gezeigt; —

oder:

Die Geselligkeit ist hier ganz zerstört, besonders in den obern Klassen, denen bei der scharfen politischen Reibung der Firniß, den man als Bildung gelten ließ, schmählich abfällt und die nun in merkwürdiger Roheit dastehen, recht im Gegensatze des untern Volks, das mit Erfolg in Sitte und Ehrbarkeit emporstrebt!

Ehe er so undiplomatische und unzweideutige Worte wie „constitutionelles Knechtsvolk" und „kernlose Phrasenbälge" in den Mund nahm; ehe er die Correspondenz mit Heinrich Kōnig wegen dessen gemäßigter Grundsätze abbrach und an ihn schreiben konnte: „Dem Verleumder Bassermann verheiß' ich ein Schandmal in der Geschichte!" Trieb ihn nur der Schmerz um den Untergang der „Geselligkeit" zu so maßlosen Ausbrüchen? und glaubte er, daß diese Geselligkeit, das alte Salonleben durch die Demokraten, die sogenannten „Bassermann'schen Gestalten" wiederhergestellt werden könne und würde? Freilich steckte auch in Rahel eine kleine Republikanerin, d. h. eine nach französischem Muster, und Varnhagen war, was Rahel war. Sie hatte die Ueberzeugung, „daß die Franzosen vor allen andern Nationen zur Republik geeignet seien"; sie nannte sie unser „Vorvolk" und meinte, daß die Republik bei ihnen „unvermeidlich" sei, und unserm „Vorvolk" mußten wir Deutsche es ja wol nachthun. Die Götter wissen es, was für eine französische Republik aus der Koketterie mit den Grundsätzen der Socialdemokratie geworden ist und welchen Ausgang die Varnhagen-Rahel'sche Salonrepublik in Berlin genommen hat und nehmen mußte!

Hermann Marggraff.

Ein neuer Roman von Konrad von Bolanden.

Franz von Sickingen. Historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert von Konrad von Bolanden. Regensburg, Pustet. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist in der Kritik wie im Leben ein unerfreuliches Geschäft, dasselbe Werk zweimal zu thun. Des pseudonymen Verfassers früherer Roman „Eine Brautfahrt" hat, und zwar die erste Auflage in Nr. 3, die zweite oder vielmehr deren geharnischte Vorrede in Nr. 16 d. Bl. f. 1858 eine herbe aber verdiente Abfertigung erfahren, nachdem er in diesem Buche, einem „rasenden Roland" nicht unähnlich, gegen die große deutsche Reformation sich in blinder Leidenschaft Luft gemacht. Wir glauben ihn abgefunden. Jene Kritik hat, wie er selbst gesteht, bei ihm tief eingeschnitten, allein sie hat ihn nicht gebessert. Alles, was er zugibt, ist, daß er in der „Brautfahrt" etwas „Unganzes und Einseitiges" geliefert habe, und er beeilt sich nun das Mangelnde zu vervollständigen, zu ergänzen und abzuändern. Er hält nämlich dafür, daß die Geschichte auf falscher Bahn sei, wenn sie die große deutsche Reformation als einen Kampf gegen die theologischen Irrlehren allein ansehe und darstelle; die Wahrheit sei vielmehr, daß sie den social-politischen Aufruhr der Zeit wider das Reich, der humanistischen Empörung gegen das Christenthum darstelle, kurz, den Kampf des Heidenthums gegen die christliche Gestalt der Welt. Mit diesem ihren wahren Charakter zerfalle die Reformation in die zerstörende Dreieinigkeit gegen die Kirche, das Reich und das Christenthum. Er habe nun in der „Brautfahrt" einseitig den Sturm auf die Kirche dargestellt; die Vollendung seines Gesammtbildes erheische daher, daß er auch den Aufruhr gegen das Reich und die Empörung gegen das Christenthum selbst zur Erscheinung bringe. Diese Aufgabe löse der vorliegende Roman, in welchem Gerechtigkeit, strenge historische Gerechtigkeit geübt werde, gegen Franz von Sickingen und seinen Genossen in der Reichsrebellion, Ulrich von Hutten, sowie gegen die Repräsentanten des heidnischen Humanismus, Kaspar Aquila, Martin Bucer, Johann Oekolampadius, Schwebel, Mutianus (Konrad Muth), Crotus Rubianus (Joh. Jäger), Faust u. a. als Zerstörer des christlichen Weltbaus. Man sieht, es ist, wenn sonst nichts, doch Methode in diesem Wahn! Doch fahren wir fort. Der Verfasser geht ganz richtig davon aus: die Reformation sei das Erzeugniß des Geistes ihrer Zeit; die Geschichte aber habe dies völlig verkannt und wissentlich verfehlt, indem sie dieselbe als einen Kampf gegen die katholische Kirchenlehre aufgefaßt habe, und der gewöhnliche Leser sei nicht im Stande, diesen Irrthum, diese Fälschung zu erkennen. Nach ihm waren es Sickingen und Hutten, die in der That die Verbindung des Kirchenstreits mit dem socialen Aufruhr und dem Umsturz des Christenthums, jener durch Waffengewalt, dieser durch den heidnischen Humanismus vermittelten. Hutten besonders, „in seiner innern Fäulniß (so heißt es), im tiefsten Pfuhl der Lüste und ihrer Folgen, sich selbst ein Abscheu, in Hochmuth, großsprecherischer Freigeisterei und feiger Hinterlist unerreicht, er, der seinen Gegnern — man höre! — mit eigener Hand Ohren und Nasen abschnitt", sei in seiner äußern und innern Friedlosigkeit ein ganz unvergleichlicher Repräsentant der vom Christenthum abgewendeten Wissenschaftlichkeit und der eigentliche Hebel des empörten Zeitalters, während in Franz von Sickingen noch ein Rest alter Treue und Edelsinns zu erkennen sei. Dann führt der Autor fort: es sei ein landkundiges Geheimniß, daß die volksthümliche Ausbeutung dieses Gebiets der Geschichte zu einer dreihundertjährigen Geschichtslüge herangewachsen sei und daher nicht zu verwundern, daß man den Verfasser der „Brautfahrt", nachdem er geschichtstreu geschildert, was er wirklich im Buche

Dagewesenen gefunden habe, wie einen normännischen Wild-
auf den Rücken eines Hirsches gefesselt, mit Rüden gehetzt
zu Tode geschleift habe. „Wie der Spectakel der protestan-
en Kritiken sich lärmend fortwälzte", sagt er, „standen selbst
lische Zeugen händeringend an der Heerstraße, denn wie
ſte das wilde «Gejaide» hinter dem Verfasser her? Er
te ein diamantenes Herz haben, um nicht in sich zu gehen.
ist nicht in sich gegangen, denn er fordert jeden heraus,
zu zeigen, daß er etwas historisch Unrichtiges dargestellt habe."
So ist der Mensch! Einmal festgefahren im Irrthum, hält
r unmöglich, daß, was er zu sehen meint, nicht alle neben
sehen! Mit gutem Gewissen also antwortet der Verfasser den
uden, welche ihn vor diesem gefährlichen Jagdgebiet warn-
„Wenn ich es gewollt, hätte ich es nicht gedurft, und
gedurft, es nicht gewollt." Er scheint uns hiernach ein
zu sein, in einem Stücke wenigstens seinem großen Wi-
her, Martin Luther, ähnlich; nämlich in der Felsenfestigkeit
Ueberzeugungen und im Entschluß, sie männlich durch-
zen, und da er ein solcher ist, halten wir es für gerecht-
, daß wir sein geharnischtes Vorwort, wie soeben ge-
, im Auszuge wiedergeben und daß wir die anderweit
ndigte Widerlegung der Kritik d. Bl. nicht ohne Interesse
en. Denn dem unverfälschten, aufrichtig nach Wahrheit
den Geiste muß allerwege sein Recht gewahrt werden, ob
eidenschaft, leichtfertig gewonnene Ueberzeugung und Maß-
t allerdings kein Recht haben, sich geltend zu machen, und
h der Verfasser uns als eine warnende Probe davon gel-
ag, was man bei einmal befangenem Geiste aus dem,
ir Geschichte nennen, herauszulesen vermag!

Wir wenden uns nun zu dem Roman als solchem, oder als
erk, wenn man will. Hatten wir es bisher mit der
Frage zu thun: was ist Wahrheit? so tritt uns nun die
entgegen: Was ist guter Geschmack? Was erheischt die

ie Erzählung beginnt bei dem Punkte in Sickingen's Leben,
nach dem unglücklichen Fehdezuge gegen Mezières, den er
Kaisers Auftrag unternahm, nach einer seiner vielen
im Oberelsaß, verstimmt und auf den Kaiser, dem er
uld des Mislingens beimißt, erbittert, zurückkehrt. Bei
der Hetzer Ulrich von Hutten, der auf die Trennung von
rlichen Sache dringt. Die beiden Haupthelden des Ro-
eichnen sich hier in einem langen Gespräch selbst und
uns von dem Verfasser ihrer Erscheinung nach geschil-
: unterscheiden sich voneinander ungefähr wie Löwe und
e: Sickingen gewaltig und gewaltliebend, aber ehrlich;
dürftig, elend von Gestalt, aber listig, grausam, jeder
ollen That fähig. Doch gleich hier müssen wir den
or ein kritisches Schwurgericht stellen! Nachdem Ulrich
nterlistigen Ueberfall der päpstlichen Legaten Morini und
r erzählt und Sickingen diese That getadelt, sagt Hut-
atürlich, wir haben eben verschiedene Begriffe von dem,
e heißt im Leben. Du schreitest einher, wie ein löwen-
Würger mit deinen Fehdebriefen, ich schleiche unter
und Rosen, wie eine Schlange." Welch ein Schüler
l-B-C der Menschenkenntniß muß ein Autor sein, der
and so von sich selbst sprechen läßt? Und doch ist Men-
niß das erste und unerlaßlichste aller Erforderniſſe des Ro-
rs. Genug, die beiden Herren ziehen sich in die feste
rg" zurück, um mit ihren Reisigen zu zechen. Die Bur-
ngen's hießen damals die „Herbergen der Gerechtigkeit".
die Verschwörung gegen Kaiser und Reich nach unserm
uf Anstiften des wittenberger Rabbi, gesponnen wurde,
ln sich um den grimmigen Hutten nach und nach der ab-
Kaplan Aquila mit Weib und Kind, der schwankende
adius (Hausschein), der später zu Zwingli überging, der
rheirathete Priester Schwebel, der wegen Wollustver-
chtige Johann Faust aus Kreuznach, ein völliger Heide,
äische Konrad Muth, der zotenhafte Witzling Rubia-
er), und vor allen der schlaue und milde Bucer,

Kaplan der Ebernburg, welcher in diesem Roman eine Haupt-
rolle spielt, und den wir schon im Eingange dem Juden Levi
seinen Schatz von 20000 Fl. — etwas viel für die Zeit! — trotz
des Geleits des jungen Ritter Windstein, glücklich abschwindeln
sehen. Gegen solche Umstrickungen sträubt sich Sickingen's Ehr-
lichkeit denn auch umsonst und der Bruch mit dem Kaiser wird
durchgesetzt. Dieser Verderbniß gegenüber, deren Hauptför-
derer Ulrich von Hutten ist, wird uns in dem alten Freiherrn
von Fleckenstein und dem jungen Ritter von Windstein das
wahrhafte, kühne und fromme Ritterthum gezeichnet, wie es an
Kirche, Reich und Christenthum unwandelbar festhält, während
der romantische Faden der Erzählung von Margarethe, der Toch-
ter des Fleckensteiners, welche Hutten's Verlobte ist, und dem
jungen Windstein, den sie heimlich liebt, fortgesponnen wird.
Wie ungemein roh dies zum Theil geschieht, mag der Leser
daraus entnehmen, daß der alte Fleckenstein sich plötzlich und
ganz ohne äußern Anlaß erinnert, daß er seiner Tochter Hand
eigentlich dem Sohne seines alten Waffenbruders von Windstein
gelobt hat und daß es daher mit der Brautschaft Hutten's nichts
ist, gerade wie mit den neuen Satzungen.

Natürlich können wir auf das Herüber und Hinüber der
übrigens sehr breit und langweilig erzählten, in nur wenig Ein-
zelheiten hervortretenden Begebenheit nicht näher eingehen: genug
sei es, daß dem Verfasser stets dasselbe Ziel vorschwebt, die Be-
wegung der Zeit und die Person der Reformatoren in allem,
was geschieht, von den schlimmsten Motiven geleitet darzustellen,
sie in langen Discussionen womöglich in ihren eigenen Wort-
schlingen zu fangen, was sie denn stets albern genug sind voll-
kommen gelingen zu lassen; dagegen aber alles Licht der Ehre
und der Treue auf ihre Gegner zu reflectiren und diese als die
Heroen des Christenthums, d. h. der Kirche und der Klöster, in
Glanz zu hüllen, wobei denn von einer tiefern Charakteristik
oder von sonstigen rationellen oder künstlerischen Grundlagen
nirgends die Rede ist und selbst das sittengeschichtliche Verdienst
dieser Arbeit sehr zweifelhaft wird. Studien hat, wie wir nicht
verkennen, der Verfasser allerdings gemacht; allein auch auf
diesem Gebiet spielt ihm seine Voreingenommenheit oft die
schlimmsten Streiche. Es fehlt eben überall an Durchdringung
der wirklichen Menschennatur, an der Kunst annehmbarer und
plastischer Gestaltung der Charaktere; es ist eben überall die Buch-
gelehrsamkeit und nicht das wirkliche Leben, aus welcher der
Autor sein Wissen und seine Inspiration schöpft und es ist die
Denkform, die Sprache und die Ausdrucksweise eines Kloster-
genossen, nicht die eines durch den Contact der Menschen ge-
schulten Geistes, der sich hier verständlich und anschaulich macht.
Seine größte Stärke zeigt er noch, wenn er, wie im vierten
Kapitel, die Roheit verwilderter Landsknechte zum Gegenstand
seiner Darstellung macht oder sie ihre arge Lust zugleich an dem
Reformator Bucer und dem Juden Levi büßen läßt; er erreicht
dann in der That etwa die geistige Höhe der Romantiker Spieß
und Cramer, ohne sie jedoch zu übertreffen. Zu solchen Glanz-
stellen gehört probeweise die folgende: „Still Gesellen — rief
Christoph —, jetzt hört, wie's vor Worms weiter ging. Sechs
Wochen also lagen wir vor der Stadt und wußten nicht hinein-
zukommen. Darob gerieth mein Herr, der Franz, in argen
Zorn und schwur, den ganzen Magistrat lebendig zu fangen.
Keine leichte Sache war das; die Herren saßen hinter Mauern
und pfiffen uns aus. Der Franz aber wußte Rath. «Steffel»,
sprach er zu mir, «du mußt hinein nach Worms und was
stehlen, sei's was es wolle, wenn sie dich nur zum Galgen
verdammen.» Könnt denken, Gesellen, wie ich meinen Ritter
anschaute; er aber machte mir die Sache klar und schwur,
ehe sollten alle Patricier in Worms an den Galgen als
ich. Unsere Lanzen zogen davon und der Christoffel machte sich
auf den Weg. Kaum war ich als Bauer verkleidet durch das
Thor, da kam ein Jude mit zwei herrlichen Rappen daher.
Flugs fiel ich über die Pferde her, wobei mein Jude solch jäm-
merliches Geschrei erhob, daß mich die Stadtknechte gleich beim
Schopf hatten. Jetzt ging es vor den hohen Rath und da ich

ohne Umschweif den Handel gestand, sagte einer der hochweisen Herren: «Dir kann niemand helfen, armer Schelm, mußt an den Galgen!» Jetzt wurde mir's doch anders, Gesellen, als der Henker mit dem Strick kam und der Pfaff vom Vertrauen auf das Blut des Herrn schwätzte. Vergebens schweifte mein Auge nach dem Ritter; keine Lanzenspitze zu sehen. Der Henker legte mir den Strick um: aber Gesellen, nun ging's lustig her. Kaum auf der Leiter oben, da fiel er durchbohrt nieder und wie Wetter und Hagel stürmten unsere Lanzen aus dem nahen Wald heraus. Der hochlöbliche Magistrat mußte nach der Ebernburg wandern, wo er in Haft lag, bis die fette Auslösung kam; dem Pfaffen aber hielt ich mit dem Strick eine solche Predigt, daß er schwur, die Beichte sei ein heiliges Sakrament." Weiterhin treffen wir Hutten und Faust, grimmige Gegner, die ihren Haß verhüllen, in bissigem Gespräch. Hier heißt es: „Der Unbekannte war der berühmte Doctor und Schwarzkünstler Faust, der in der Volkssage und Dichtung eine so bedeutende Rolle spielt. Sickingen setzte großes Vertrauen auf ihn, denn der Doctor war scharfsinnig im Rath und ein gewandter Astrolog. Ehedem begleitete (soll heißen bekleidete) Faust eine Amtmannsstelle zu Kreuznach, die er verlassen mußte, um bei Sickingen Schutz gegen den Arm der Gerechtigkeit zu suchen. Er lebte nun zu Hohenburg, der Astrologie und andern geheimen Künsten ergeben. Nicht minder verlegte er sich auf das Studium der Philosophie und selbst der Theologie, und neben dem wildesten Menschenhasse, dem Grundzuge seines Charakters, fesselte ihn der Durst nach Wissen. Selten machte er jedoch von den errungenen Kenntnissen Gebrauch, wenn nicht zum Schaden jener, die seine Hülfe suchten. Man floh die Nähe des Schwarzkünstlers, von dem man sich Wunderdinge erzählte, ihn aber schmeichelte der Nimbus, denn Hochmuth" u. s. w. Unsere Leser werden erfreut sein, den Amtmann Faust mit dem Helden der größten deutschen Dichtung aus persönlicher Bekanntschaft vergleichen zu können; die Sache ist interessant! Die beiden Gegner also glätten ihre Mienen. „Was Neues, Meister Faust", sagt Hutten. — „Die vier Rittercantone haben sich für den Tag vor Landau entschieden, werdet's wol wissen", warf der Doctor gleichgültig hin. „Was", rief der Junker, „zu Deutschlands Größe der erste Schritt gethan?" — „Zu Deutschlands Untergang", schreit ihm der Doctor ins Ohr, worauf denn ein wilder Streit losbricht. „Will ich denn Luther's Weisheit verfechten?" ruft Hutten entsetzt. „Ich sage nur, sein Kauderwelsch mag beim Volk wenigstens den römischen Tand ersetzen. Kann Thorheit nicht über Weisheit siegen, wenn Thorheit zu Gericht sitzt?" Und beide werden darin einig, daß der „tolle Augustiner" nur als Mittel zu ihren Zwecken zu benutzen sei; indem Faust höhnisch schließt: „Bitte um Vergebung, Herr Poet! bin nicht gesonnen, Roms Gebrechen zu curiren; Naturen wie die unsrigen fühlen keine Lust zu heilen. Welch Götterfest, wenn Burgen, Klöster, Kirchen und Adel, Volk und Geistlichkeit in der Verheerung untergehen! Wär' mein Auge nur die Sonne und könnte all den Jammer zumal überschauen, der über dies stolze deutsche Reich hereinbricht! Könnte ich mich laben an allen Schmerzen und Qualen, die in die verbitterten Züge des einzelnen treten, wenn Luther's Knechte mit Feuer und Schwert die Päpstler würgen" u. s. w. Und Hutten antwortet: „Nehmt euch zusammen, ihr Courtisanen, Romanisten, verfluchte Priesterschaft und ihr Henker deutscher Freiheit, ihr aufgeschossenen Pilze, ihr Herzöge und Fürsten, ihr Land- und Pfalzgrafen, der Tag bricht an, das Morgenroth der Freiheit flammt über Deutschlands Marken!" u. s. w.

In ähnlicher Art stellt uns das sechste Kapitel die Reformatoren Aquila, Bucer, Oekolampadius und Schwebel im ärgsten Hader und mit teuflischer Bosheit ausgerüstet in einer Gruppe dar, bei der wir bedauern, nicht länger verweilen zu können. Ebenso müssen wir über die Kriegsscenen, die Auftritte in erstürmten oder aufgehobenen Nonnenklöstern u. dgl. m. einen Schleier werfen, den der Leser mit Hülfe der vorstehenden Proben jedoch leicht lüften wird, um noch im dritten Theil des Romans einen Blick auf den Schluß desselben zu werfen. Nach der landauer Tagfahrt, durch welche die offene Empörung gegen Kaiser und Reich verkündet wurde, eilt Sickingen, dessen ehrliche Zweifel endlich überwunden sind, mit starker Waffenmacht zum Sturz des Kurfürsten von Trier ins Feld. Der Fürst, nach Verlust seiner Städte und Burgen in seiner Residenz belagert und auch hier von Verrath umgeben, scheint verloren, als Windstein, den eine von Faust ersonnene List so lange fern hielt, herbeieilt und das schon eroberte Trier den Händen Sickingen's entreißt. Zu kurzer Ruhe gezwungen, nimmt dieser den Entscheidungskampf in der Pfalz von neuem auf, wird jedoch, von den Bündischen verlassen, besiegt und genöthigt, sich nach Landstuhl zu flüchten, wo ihn die Reichsexecutoren belagern. Von einem abgerissenen Balkensplitter tödlich verwundet, endet er hier in den Armen Furchheim's, nachdem er diesem ein reniges Sündenbekenntniß abgelegt, in Gegenwart der Fürsten Philipp von Hessen und Landgraf Ludwig's, wonach, in einer scheußlichen Scene, auch Faust unter Flüchen gegen die Kirche den Geist aufgibt und Hutten, als Flüchtling nach der Insel Uffnau verschlagen, hier an der Lustseuche stirbt. Nachdem so das Feld gesäubert ist, führt Windstein, wie billig, die Braut nach Hause, womit denn auf S. 576 die langathmige Erzählung schließt. Und wir danken dem Verfasser, daß er uns nach so viel Fluch und Greuel endlich aufzuathmen erlaubt, er hat uns die Arbeit sauer genug gemacht! Der Leser hat bemerkt, daß er seinen Widersacher Luther in dieser Erzählung nicht persönlich erscheinen läßt, er läßt ihn jedoch durch den Mund seiner Freunde und Kampfgenossen sprechen, natürlich stets in den stärksten und heftigsten Stellen seiner vielen Schriften, die der Verfasser genau kennt und die er so auszuwählen weiß, daß sie auf den freilich sehr verfeinerten und verweichlichten Geist der Gegenwart den herbsten Eindruck zu machen versprechen; denn Luther war in seiner Polemik allerdings ein leidenschaftlicher und heftiger Mann. Sein Hauptverbrechen in den Augen des Autors war und bleibt jedoch immer, daß er „den Papst entthront und die Klöster aufgehoben zu sehen verlangte" und die er denn in seinem Zorn allerdings oft mit schlimmen Titeln belegt.

Und nun zum Schluß. Der Verfasser unterscheidet sich von allen seinen Mitstreitern in einem Punkte wesentlich. In der Reformationsfrage gehen die streng katholischen Autoren in der Regel defensiv und widerlegend zu Werke. Damit begnügt sich unser Autor nicht. Er verfährt vielmehr nicht blos entschieden aggressiv, sondern er thut dies, wie ein wahrer Roland, indem er links und rechts, blind und ohne Ansehen seines Gegners ficht, haut und sticht. Und damit entschlüpft ihm denn aller seiner Studien spottend der Geist der Geschichte, die Wahrheit! Was bleibt da übrig, als ihn gewähren zu lassen, bis er müde ist. Er thut uns leid; aber Leids thut er uns nicht an, denn seine Waffen sind stumpf. So viel über ihn als Polemiker; als Kunstgenossen haben wir über ihn wenig mehr zu sagen, als daß er an dem größten aller Mängel eines Schriftstellers leidet, an Geschmacklosigkeit nämlich und an der Unkenntniß der Welt, der Menschen und des Lebens, wie unsere Auszüge sattsam erwiesen haben werden. 4.

Für Wordsworth gegen Julian Schmidt.

Wenn ein deutscher Kritiker sich die Aufgabe stellt, ein Urtheil über die literarischen Erzeugnisse eines andern Landes zu fällen, so darf man im voraus ziemlich sicher sein, daß er sich mit seinem Stoffe vertraut gemacht hat. Die herrlichen Früchte, welche durch deutschen Fleiß und deutsche Gelehrsamkeit auf dem Gebiete fremder Sprachen und Literaturen geerntet worden, geben hinreichenden Beweis einer nicht genug zu lobenden Gewissenhaftigkeit. Es war dies immer unsere Meinung, und sie zu behaupten, ließen wir es bei jeder Gelegenheit uns angelegen sein, sowol in Schrift als durch das gesprochene Wort.

Nicht wenig hat es uns deshalb befremdet zu sehen, wie ein so

anerkannter Kritiker wie Julian Schmidt mit einem von uns Engländern hochgefeierten Manne verfahren ist. Wir reden von William Wordsworth, mit Bezug auf die aus dem encyklopädischen Werke „Die Wissenschaft im 19. Jahrhundert" besonders abgedruckte Schrift von Julian Schmidt: „Uebersicht der englischen Literatur im 19. Jahrhundert", in welcher er als geringfügig erwähnt wird.

Julian Schmidt's wegwerfender Beurtheilung entgegnen wir hier, nicht weil wir — was unsere Geistesbildung betrifft — Wordsworth unendlich viel zu verdanken haben; nicht weil wir ihn persönlich kannten und ihn verehrten, auch nicht aus blos beleidigtem Gerechtigkeitsgefühl, sondern um zu verhindern, daß man in Deutschland, wegen dieses unbilligen und ungerechten Schmidt'schen Ausspruchs, von einer nähern Bekanntschaft mit Wordsworth sich abhalten lasse. Wären die Werke Wordsworth's wie jene Byron's in Deutschland verbreitet, so würde es weniger auf den Spruch des Richters ankommen und man könnte getrost auf das gesunde Naturgefühl eines jeden Lesers vertrauen. Seine Gedichte aber, mit Ausnahme einiger kleinern, sind in Deutschland wenig bekannt, obgleich die darin dargelegte Anschauungsweise den deutschen Geist besonders ansprechen würde. Sein Leben und Wirken war geräuschlos und fiel in eine Zeit, wo der Schall des Byron'schen Rufs alle leisern Töne überschmetterte; sein gewonnener Ruhm war langsam aber sicher erworben: „Produced too slowly ever to decay."

Ueber die Schöpfungen Wordsworth's, über die darin ausgedrückten wahrhaft großartigen und erhabenen Gedanken, über die wunderbare Lieblichkeit einiger Gedichte und die herrliche Sprache in andern, über seine Tiefe und sein in alle sich einsenkendes Gefühl der Gegenwart Gottes, über den unverkennbaren Einfluß, welchen er weit und breit ausgeübt hat, könnten wir, und mit Freude, sehr viel schreiben. Wir ziehen aber vor, die Aussprüche einiger in England anerkannten Männer zu geben, deren Namen jenem Julian Schmidt's gegenüber mehr Gewicht haben werden, als wir für den unsern in Anspruch nehmen können.

Moir nennt ihn „den Reformator, ja in vielen Punkten den Erneuerer (the regenerator) der nationalen Literatur. Sein Name ist aufgezeichnet unter den Unsterblichen. Es gibt keine schönern Sonette in der englischen Sprache als die seinigen, die von Milton und Shakspeare nicht ausgenommen. Er war der originellste Geist des Jahrhunderts."

Coleridge behauptet: „Wordsworth besitzt die Gabe der Phantasie in der höchsten Bedeutung des Worts. Was die Einbildungskraft betrifft, steht er Shakspeare und Milton näher als alle neuern Schriftsteller."

Wilson sagt: „Von allen Dichtern, die je gelebt, ist Wordsworth der idealste und zugleich der wahrheitgetreuste. Er ist der Hohepriester der Natur, und die Stimme des aufgewachten und erleuchteten Landes erklärt sein Genie als göttlichen Ursprungs: man erwähnt ihn nicht mit den Worten der Bewunderung, sondern der Ehrerbietung, mit den Worten der Liebe und Dankbarkeit, welche einem Wohlthäter der Menschheit gebühren, einem, der durch die erhabensten Gedanken und die edelsten Gesinnungen die Leidenschaft gereinigt hat."

Der geistreiche, schneidend scharf urtheilende Hazlitt, der noch dazu sein heftigster politischer Gegner war, muß doch, trotz aller Fehler, die er Wordsworth vorwirft, gestehen: „Er ist der originellste unter den lebenden Dichtern. Von vielen seiner «Lyrical ballads» ist es unmöglich mit zu hohem Lob zu sprechen. Sie decken feinere Empfindungen und tiefere Gedanken auf, als irgendein Dichter der neuern Zeit es gethan oder es zu thun versucht hat." *)

Shaw in seiner „English literature" nennt dieselben „absolutely unequalled". De Quincey, Leigh Hunt und funfzig andere sprechen in demselben Ton.

Von seinem Stil sagt Julian Schmidt: „Die frühern Dichter wußten bestimmt, was sie sagen wollten, und suchten dafür den entsprechenden Ausdruck, der zuweilen sehr prosaisch war, aber doch den Gegenstand deutlich machte. Wordsworth weiß es nicht, er überläßt sich kritiklos seiner Eingebung und wird dafür in der Regel breit und schwerfällig." Coleridge dagegen, gewiß in diesen Dingen der gediegenste Kritiker, den ganz England oder Deutschland aufweisen konnte, rühmt an Wordsworth „eine strenge Reinheit der Sprache, sowol grammatisch als logisch", kurz „eine vollkommene Anpassung der Worte an den Sinn". Und Leigh Hunt bemerkt: „Ihm fehlen nie die gerade passendsten Worte für die herrlichsten Gedanken."

So waren die Hervorbringungen dieses Mannes, für welche Julian Schmidt keine andere Bezeichnung finden kann als „lächerlich", eine Bezeichnung, die er sonderbarerweise auf drei Stücke anwendet, welche allgemein unter die schönern der Wordsworth'schen Dichtungen gerechnet werden.

In England hat es allerdings auch jahrelang Leute gegeben, welche, wie Julian Schmidt, für die Werke Wordsworth's keine bessere Benennung finden konnten. Im Jahre 1667 oder den nächstfolgenden Jahren sprach man auch in England von „einem langen und langweiligen Gedicht" von „einem alten blinden Manne, Namens Milton, geschrieben"; und obgleich in beiden Fällen der Irrthum in gewissen Kreisen ziemlich lang der herrschende blieb, erhielt zuletzt das Echte sein Recht und trug den Sieg davon.

Der Geschmack Julian Schmidt's braucht nicht mit dem unsern übereinzustimmen, und er kann, wie viele noch, in Wordsworth weniger zu bewundern finden als wir. Wir würden und dürften billigerweise nichts dagegen haben. Es handelt sich aber hier nicht um den individuellen Geschmack an einem Schriftsteller, sondern um seine Leistungen, um seinen Einfluß und um die Stellung, welche ihm von seinen Landsleuten, von seinem Vaterlande eingeräumt wird.

Sollte Julian Schmidt auf das Urtheil der Obenerwähnten wenig Gewicht legen, so wird vielleicht das Verfahren Byron's, Wordsworth gegenüber, mehr beweisen. Byron hat zwar Wordsworth mit Spott überschüttet, nichtsdestoweniger hat er ihn studirt und nachgeahmt. Nicht selten belohnen wir gerade jene mit dem größten Undank, denen wir am meisten zu verdanken haben. Weil wir uns unserer Schuld wohl bewußt sind, hassen wir diese doppelt. „Von «Childe Harold» ist canto III", sagt Wilson, „unglücklicherweise für Byron's Originalität mehr a cento als a canto, indem ihm Wordsworth in demselben als Muster dient. Und wohl bemerkt, die Nachahmung ist nicht gelegentlich blos oder stilistisch (verbal), sondern alle darin enthaltenen Schilderungen sind im Geiste Wordsworth's geschrieben, gefärbt und gestaltet durch denselben; von ihm erhalten sie ihr Leben und ihren Lebensodem, und dies so vollständig, daß, wären «The excursion» oder «Lyrical ballads» nie geschrieben, so wäre etwas, was nur im entferntesten mit dem dritten Gesang des «Childe Harold» Aehnlichkeit hätte, auch nie geschrieben worden."

Wir erwähnen dies alles, weil wir voraussetzen müssen, daß es Julian Schmidt unbekannt ist; so sehr es uns auch wundert, ein Abweichen von der unter deutschen Gelehrten sonst so üblichen gewissenhaften Forschung bei ihm zu finden. Dem Dichter Shelley widmet Julian Schmidt 24 Seiten, Wordsworth 2 Seiten, Keats 3½ Zeilen!

So schreibt man nicht Geschichte; mit solcher Leichtfertigkeit übernimmt man nicht das Richteramt. Ist es einem unmöglich eine weitverbreitete Ansicht zu theilen, so erwähnt man sie wenigstens und sagt, daß sie vorhanden ist; und sollte „das Lächerliche" sich zu einer wahren Macht erhoben haben, dann ist es wol der Mühe werth, zu untersuchen, wie ein solches Wunder geschehen, und zu hören, was die Zeitgenossen darüber berichten. Will man es nicht thun, und nur sein eigenes individuelles

*) Dagegen sagt Julian Schmidt: „Von seinen lyrischen Gedichten sind einige kleinere recht artig, obgleich sich kein einziges mit den bessern Liedern von Byron oder Moore vergleichen läßt."

Urtheil abgeben, so ist auch dies wol keinem zu wehren; nur darf ein solcher nicht verlangen, daß Einseitigkeit als Einsicht gelte, und nicht erwarten, daß man vor einer solchen parteiischen Beurtheilung dieselbe Achtung habe, wie vor der hehren Strenge des unbeugsamen Gesetzes. **Charles Boner.** *)

Notizen.

Max Müller's deutsches Lesebuch für Engländer.

Wir haben jüngst (Nr. 24 d. Bl.) der für Engländer bestimmten deutschen Anthologie von F. Ahn: „The poetry of Germany", Erwähnung gethan, wollen aber nicht unterlassen, hier auch mit einigen Worten einer schon früher erschienenen, ebenfalls für Engländer bestimmten Anthologie zu gedenken, welche den Titel führt: „The German classics from the fourth to the nineteenth century. A German reading book containing extracts arranged chronologically. With biographical notices, translations, and notes. By *Max Müller*" (London 1858). Der Verfasser, Sohn des unvergeßlichen Dichters Wilhelm Müller und rühmlichst bekannter Orientalist, lebt seit Jahren in Oxford, wo er Vorlesungen über europäische Sprachen und Literaturen hält. Beide Anthologien, die von F. Ahn und die von Max Müller, haben ganz verschiedene Zwecke. Die Sammlung von Ahn, ein bequemes Bändchen, welches man in der Tasche auf Reisen und Spaziergängen mitnehmen kann, umfaßt nur die beiden letzten Jahrhunderte und ist nur für den genießenden Liebhaber deutscher Poesie bestimmt; die Sammlung von Max Müller, ein Band von ziemlich 900 Seiten (außer der Einleitung), ist für diejenigen Engländer bestimmt, welche die deutsche Sprache und Literatur zu ihrem Studium machen wollen, geht nur bis zu dem „Siebengestirn der Dichter des 18. Jahrhunderts" (Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Schiller, Jean Paul), während die Ahn'sche Blütenlese auch Proben der bedeutendern nachclassischen und noch lebenden Dichter umfaßt, beginnt aber dafür mit den ältesten Zeiten und zwar mit Ulfilas, und beschränkt sich nicht wie die Ahn'sche allein auf Lyrik, sondern bringt mitunter auch Bruchstücke aus dramatischen Dichtungen und prosaischen Werken, obschon die lyrischen Proben bei weitem überwiegen. In der Einleitung setzt der Herausgeber die Leser davon in Kenntniß, daß er ursprünglich die hier vereinigten Auszüge aus deutschen Schriftstellern zu dem Zwecke gesammelt habe, um seinen von ihm in den Jahren 1853 und 1856 zu Oxford gehaltenen Vorträgen über die Geschichte der deutschen Sprache und Literatur zur Erläuterung zu dienen. Er weist dann darauf hin, daß in keinem Lande ein so großes Interesse an der deutschen Literatur genommen werde als in England und daß die englische Literatur nirgends so sehr gewürdigt werde als in Deutschland. Einige deutsche Classiker, sowol Dichter als Philosophen, würden von englischen Lesern mit demselben Eifer gelesen wie ihre eigenen; und die englischen Geschichtschreiber, Dichter und Novellenschreiber übten fortdauernd einen heilsamen Einfluß auf das deutsche Volk aus. Die beiden größten deutschen Classiker, Schiller und Goethe, hätten ihre erfolgreichsten Biographen in Carlyle und Lewes gefunden, und manche gelehrte deutsche Werke fänden auf den Collegien Englands eifrigere und gründlichere Leser als auf deutschen Universitäten. In den Prüfungen für Zulassung zu den Hauptzweigen des Civil- wie Militärdienstes sei neben andern neuern Sprachen auch dem Deutschen ein hervorragender Platz angewiesen. In der Hauptprüfung für den indischen Dienst sei die Kenntniß der deutschen und französischen Sprache, Geschichte und Literatur der Kenntniß des Griechischen gleichgeschätzt und die Candidaten für das Artillerie- und Geniewesen gewännen ebenso viele Auszeichnungen durch das Deutsche als durch das Griechische, Französische und Lateinische. Im Vertrauen darauf, daß es den Deutschstudirenden in England von Interesse und Nutzen sein werde, auch von den ältern Perioden der deutschen Sprache und Literatur einige Kenntniß und Uebersicht zu erhalten, habe er seine Sammlung herausgegeben. Als einen „indispensable key" zu dieser Anthologie empfiehlt Müller englischen Lesern die Metcalfe'sche Uebersetzung oder vielmehr Bearbeitung von Vilmar's deutscher Literaturgeschichte. Uebrigens dürfte eine von einem so tüchtigen Gelehrten veranstaltete Sammlung Anspruch haben, auch in Deutschland Theilnahme und Absatz zu finden, zumal da der Herausgeber bei der Auswahl der Proben nicht blos auf Schönheit, sondern auch darauf gesehen hat, daß sie ein Bild von dem jeweiligen politischen und geistigen Zustande Deutschlands geben. Den Proben der ältern Literatur sind Uebersetzungen im modernen Deutsch gegenübergedruckt; vom 15. Jahrhundert an sind wenigstens schwierige Ausdrücke erklärt.

Französische Uebersetzung eines Hackländer'schen Romans.

Ein dem Unterrichtswesen bestimmtes pariser Blatt, die „Revue de l'instruction publique", brachte vor einiger Zeit auch Berichte über die Uebersetzungen zweier ausländischer Romane, der „Mémoires de Barry Lindon", von Thackeray, übersetzt von Léon de Wailly, und des Romans „Boutique et comptoir", nach Hackländer's Roman „Handel und Wandel", bearbeitet von A. Manterne. Die Redaction eines deutschen Schulblattes würde es für eine Profanirung halten, wenn sie seinen Spalten hier und da auch einen Bericht über einen Roman einverleiben wollte. Die Franzosen stehen hierin, wie auch in manchen andern Punkten, auf einem viel freiern und weniger pedantischen Standpunkt. Sie wissen, welche Bedeutung die Romanlectüre für unsere Zeit hat; sie wissen, daß es einzelne Romane gibt, die wie die von Richardson und Lorenz Sterne, wie Rousseau's „Neue Heloise" oder Goethe's „Werther" der Zeitstimmung oder dem Sittenzustande eine neue Richtung gaben oder sie doch treuer abspiegelten, als dies irgendein Werk anderer Gattung zu thun vermocht hätte; sie wissen, wie segensreich oder wie verderblich der Einfluß der Romanproduction sein kann, und daß, wenn das Verderbliche dieses Einflusses das Segensreiche bisher überwog, dies zum Theil daran lag, daß sich der ernstere Theil der Presse zu wenig um den Roman kümmerte und ihn der Verwilderung und Entartung überließ. Die Romanlectüre ist ja ein so hervorragendes Mittel der Bildung wie der Verbildung der modernen Menschheit geworden, daß kaum selbst die Einflüsse der Schule an die Einflüsse der Producte dieser literarischen Gattung hinanreichen, und man kann es daher nur gutheißen, wenn Blätter wie die „Revue de l'instruction publique" sich damit befassen, ihr Publikum auf die bessern Hervorbringungen dieses Literaturzweigs aufmerksam zu machen. Was nun den Bericht über den Hackländer'schen Roman betrifft, so gesteht der Berichterstatter, A. Pierron, er habe die französische Bearbeitung Manterne's mit so großem Vergnügen gelesen, daß dadurch in ihm das Verlangen entstanden sei, den Roman auch im Original zu lesen, und er habe ihn gelesen von der ersten Zeile bis zur letzten, allerdings, wie er gestehen müsse, mit Benutzung der französischen Uebersetzung. Und er müsse bekennen, daß er die Stunden, die er darauf verwendet, nicht zu denen zu zählen brauche, die er unnütz verwandt. Hackländer's Stil leide nicht an den Fehlern, die man den deutschen Autoren gewöhnlich vorwerfe, er sei vielmehr fließend, klar, hinlänglich lebhaft und im allgemeinen den Anforderungen entsprechend, welche man in Frankreich an „précision" und „netteté" des Stils stelle. So fragt der Franzose immer zuerst nach der Klarheit, Bestimmtheit und Rundung

*) Charles Boner, ein seit Jahren in Regensburg lebender Engländer, ist Verfasser der in englischen Blättern warm empfohlenen Schrift: „Chamois hunting in the mountains of Bavaria", und der Dichtungen: „The new dance of death", „Cain" und „Verse", welche letztere Sammlung auch Uebersetzungen aus deutschen Dichtern enthält. Obiger von uns mit wenigen stilistischen Aenderungen abgedruckter Aufsatz ist uns in deutscher Sprache von ihm eingesandt worden und beweist, in wie seltenem Grade sich Charles Boner unsers Idioms bemächtigt hat. D. Red.

Stils, während der Deutsche gerade hierauf viel weniger
nicht zu legen pflegt als wünschenswerth ist. Kurz, der
zösische Berichterstatter erkennt in Hackländer einen „écri
original et agréable", einen „homme d'un vrai talent",
er meint, daß der Hackländer'sche Roman unter den Fran
ohne Zweifel sein Publikum finden werde. Mit der fran
chen Wiedergabe des Titels ist er übrigens nicht zufrieden;
„Boutique et comptoir" drücke nicht das aus, was der
tsche unter „Handel und Wandel" verstehe. Wie genau
französische Berichterstatter das Original mit der Ueber
g verglichen hat, geht aus folgender Bemerkung hervor:
länder schreibt an einer Stelle: „Ein Thaler vierundzwanzig
sechs macht zwei Thaler", was Manferne unrichtig über
hat: „Or, un thaler et vingt-six silbergroschen valent
thalers." H. M.

Bibliographie.

Bellona. Kriegs- Reise- und Badebibliothek. Berichte Besprechungen über alles Wissenswürdige unserer Tage. Band. Berlin, Nelte. 8. 10 Ngr.

Berghaus, H., Kritische Studien zur Weltlage 1859. Heft. Berlin, Riegel. 8. 8 Ngr.

Fichström, F., Liederquell. Dichtungen. Wien, Hölzl. 28 Ngr.

Faselius, A., Latium oder das alte Rom in seinen hwörtern. Eine Sammlung der beliebtesten lateinischen hwörter in alphabetischer Folge, mit Angabe der Quellen, zu finden sind, so wie mit Anführung der gleichlautenden ähnlichen deutschen Sprüchwörter. Weimar, Voigt. 8. r. 10 Ngr.

Neue Geschichtsbibliothek. 1ster Band. — A. u. d. T.: Sieger von Roßbach. Friedrich Wilhelm von Seydlitz. Heldenbild von C. H. Matthias. Leipzig, Bock. 8.

Plattdeutscher Hebel. Eine freie Uebersetzung der Hebel'- allemannischen Gedichte von J. Meyer. Hamburg, Hoff u. Campe. 8. 1 Thlr.

otz, Baronin Louise, Was ich erlebte! Was mir ! Erinnerungen vermischten Inhaltes. 1ste Abthei- Mit 7 Lithographien. Prag, Credner. Lex.-8. . 10 Ngr.

ebberhose, K. F., Wunderbare Lebensführungen des n Katholiken hart verfolgten Karl Dominik à Gasser, von Thurn aus Schwyz. Neu-Ruppin, Bergemann. Ngr.

artin, F., Gedichte. Altona, Mentzel. 16. 18 Ngr.

autner, C., In Catilinam. Ein Kranz geharnischter . Wien, Wallishausser. 16. 6 Ngr.

iemeyer, C., Heldenzug des Herzogs Friedrich Wilhelm aunschweig an der Spitze seiner Schwarzen von der Böhmens bis zum Gestade der Nordsee im Jahre 1809. Verfassers hinterlassenen Manuscripten mitgetheilt von meyer. 8. Halle, Schmidt. 8. 4 Ngr.

tersen, C., Der Delphische Festcyclus des Apol- d des Dionysos, oder wie sich aus der Vielheit scher Götter die Vorstellung einer göttlichen Ein- twickelt hat. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 15 Ngr.

öhle, H., Gedichte. Leipzig, Gräbner. 16. 22½ Ngr.

öhle, H. A., Schwert und Altar. Gedichte. Leipzig, . 16. 22½ Ngr.

nnefahrt, J. G., Blätter aus der Naturgeschichte ischheit. 1stes und 2tes Blatt. Leipzig, Dyk. Gr. 8.

nctis, L. de, Papstthum und Jesuitismus. Briefe . Aus dem Französischen übersetzt von P. W. Keller. egeben von dem Protestantischen Verein. Duisburg, 8. 15 Ngr.

Schaumburg, C. v., Die Begründung der Brandenburg-Preußischen Herrschaft am Niederrhein und in Westfalen oder der Jülich-Clevische Erbfolgestreit. Nebst einer geographischen und historischen Uebersicht der Herzogthümer Jülich, Cleve, Berg, der Grafschaften Mark und Ravensberg, der Herrschaft Ravenstein ꝛc. mit Karte und genealogischen Tabellen. Zur 250jährigen Denkfeier des Erbanfalles dieser Länder an Brandenburg-Preußen, nach älteren Quellen bearbeitet. Wesel, Bagel. Gr. 8. 1 Thlr.

Schiller-Feier. Eine Sammlung von Portraits und Ansichten zu Schillers Leben und Werken. Leipzig, Baumgärtner. Fol. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schirrmacher, F. W., Kaiser Friedrich der Zweite. 1ster Band. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Silberstein, A., Trutz-Nachtigal. Lieder aus dem deutschen Walde. Leipzig, Fries. 8. 6 Ngr.

Sodeur, J. G., Erlebnisse und Abenteuer eines Deutschen bei der französischen Fremdenlegion in Africa. (1856 bis 1858.) In humoristisch-pittoresken Bildern. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 20 Ngr.

Volckhausen, A., Irren und Finden. Ein Roman. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wigand's Telegraph. Mittheilungen für Literatur, Kunst und gesellschaftliches Leben. Jahrgang 1859. Juli—December. 26 Nummern. Göttingen, Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Alvensleben, L. v., Garibaldi, seine Jugend, sein Leben, seine Abenteuer und seine Kriegsthaten. Eine unparteiische Schilderung nach den besten Quellen. Mit Porträt. Weimar, Voigt. 8. 12½ Ngr.

Der deutsche Bund, die Verfassungskämpfe 1848 und 1849 und die Einigungsbestrebungen von 1859. Vom Verfasser der Schrift: Oesterreich keine „Deutsche" Großmacht! Berlin, Riegel. 8. 6 Ngr.

Dethloff, A., Offener Laienbrief an den evangelischen Oberkirchenrath Herrn Dr. Th. Kliefoth in Schwerin. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 5 Ngr.

Durch Krieg zum Frieden. Stuttgart, Sonnewald. 8. 10 Ngr.

Francke, H., Preußenwort und Preußenschwert! Neue vaterländische Gedichte. Halle, Fricke. Br. 8. 3 Ngr.

Der Kampf gegen den Bonapartismus jetzt und vor funfzig Jahren. Mit Rücksicht auf die Warnungen Friedrichs von Gentz beleuchtet. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Merkwürdige Prophezeiungen des blinden Theobald, gestorben den 25. Dezember 1858 in seinem 97sten Lebensjahre. München. 8. 2 Ngr.

Ringler, A., Der wiedererstandene Kapuziner aus Wallensteins Lager und Napoleon III. Eine ebenso klare als rare Standrede an das deutsche Volk über den Krieg in Europa. Kempten, Dannheimer. 8. 2 Ngr.

Sack, K. H., Kirche und Civil-Ehe. Ein Votum zur Mäßigung. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schultze und Müller in Teplitz. Eine abenteuerliche Badereise. Mit 40 Illustrationen von C. Reinhardt. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 10 Ngr.

Studentenruf. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Wunder des Somnambulismus oder merkwürdige Voraussagungen der Hellseherin Antonie Klein über die Zukunft Europas in den Jahren 1859—1865. Arnheim. 8. 2 Ngr.

Zimmermann, G. M., Vom Katholisiren. Ein Bekenntniß, eine Vertheidigung und ein Anlaß zur nochmaligen Prüfung ihres Urtheils für Alle, die es angeht. Döbeln, Schmidt. Gr. 8. 8 Ngr.

Zur Erinnerung an die Großherzogliche Bibliothek zu Weimar. Weimar, Kühn. 16. 1 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Boccaccio (Giovanni di), Das Dekameron. Aus dem Italienischen übersetzt von Karl Witte. Dritte verbesserte Auflage. Drei Theile. 12. Geh. 2 Thlr.

Eine neue wesentlich umgearbeitete und verbesserte Auflage der anerkannt besten Uebersetzung der berühmten Novellensammlung Boccaccio's von Karl Witte, dem vorzüglichsten Kenner und Förderer der italienischen Literatur in Deutschland.

In demselben Verlage erschien:

Dante, Die göttliche Komödie. Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt von **Karl Ludwig Kannegießer.** Vierte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß, dem Plane der Hölle und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien. 12. 1 Thlr.

Dante, Lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von **Karl Ludwig Kannegießer** und **Karl Witte.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 12. 20 Ngr.

Dante, Das neue Leben. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von **Karl Förster.** 12. 10 Ngr.

Dante, Prosaische Schriften mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von **Karl Ludwig Kannegießer.** Zwei Theile. 12. 20 Ngr.

Foscolo, Letzte Briefe des Jacopo Ortis. Aus dem Italienischen übersetzt von **Friedrich Lautsch.** Zweite Auflage. 12. 10 Ngr.

Machiavelli, Florentinische Geschichten. Uebersetzt von **Alfred Reumont.** Zwei Theile. 12. 20 Ngr.

Italienischer Novellenschatz. Ausgewählt und übersetzt von **Adelbert Keller.** Sechs Theile. 12. 2 Thlr.

Petrarca, Canzonen, Sonette, Ballaten und Triumphe. Aus dem Italienischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von **Karl Förster.** Dritte, verbesserte Auflage. Zwei Theile. 12. 20 Ngr.

Tasso, Das befreite Jerusalem. Aus dem Italienischen übersetzt von **Karl Streckfuß.** Vierte Auflage. Zwei Theile. 12. 20 Ngr.

Tasso, Auserlesene lyrische Gedichte. Aus dem Italienischen übersetzt von **Karl Förster.** Mit einer Einleitung: „Ueber Torquato Tasso als lyrischen Dichter". Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 12. 20 Ngr.

Tassoni, Der geraubte Eimer. Aus dem Italienischen übersetzt von **Paul Ludw. Kritz.** Mit einer die in dem Gedichte vorkommenden geographischen Oertlichkeiten darstellenden Karte. 12. 10 Ngr.

Diese Werke bilden als eine Bibliothek italienischer Classiker eine Sammlung der classischen Werke der italienischen Literatur in trefflichen deutschen Uebersetzungen (meistens mit biographisch-literarischen Einleitungen) zu einem **äußerst mäßigen Preise** (10 Ngr. für jeden Band). Es sind dies die theils in der „Ausgewählten Bibliothek der Classiker des Auslandes", theils sonst bereits in demselben Verlage, meist in zweiter, dritter und vierter Auflage erschienenen **anerkannt vorzüglichen Uebersetzungen** von der Hand berühmter deutscher Schriftsteller, wie **Witte, Kannegießer, Keller, Förster, Streckfuß, Reumont** u. a.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Künstliche Fischzucht.

Von **Carl Vogt.**

Mit 59 Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jetzt, wo man in gleicher Weise wie bisher bei [illegible] und Viehzucht, bei der Fischzucht die Production [illegible] liche Weise mit überraschendem Erfolge vermehrt, [illegible] großen Wichtigkeit des Gegenstandes das Erscheinen [illegible] Buchs mit lebhaftem Interesse begrüßt werden.

Vogt's „Künstliche Fischzucht" bietet nächst [illegible] Hinweisungen auf die große volkswirthschaftliche [illegible] einer gesteigerten Fischerzeugung eine gedrängte, [illegible] Richtung hin vortreffliche Darstellung der Naturgeschichte [illegible] fruchtung, Entwickelung und Zucht der Fische und [illegible] durch, sowie durch praktische Notizen und Anweisungen [illegible] entbehrliches und um so schätzenswerthes Handbuch für den [illegible] tischen Fischzüchter, als durch diese Arbeit eines [illegible] Mannes der Wissenschaft die Resultate einer auf strenger [illegible] schaftlichkeit basirten, gründlich erprobten Praxis [illegible] werden.

Die zahlreichen in den Text gedruckten naturgetreuen [illegible] bildungen in Holzschnitt, deren Ausführung [illegible] Genauigkeit mit möglichst vollendeter artistischer Technik [illegible] einigt, machen die Ausstattung des Werks zu einer [illegible] schaftlich werthvollen, als eleganten und praktisch [illegible]

Die Vogt'sche Schrift ist übrigens außer den [illegible] berechtigten und Fischzüchtern auch dem Publikum [illegible] gemeinen und insbesondere den gesetzgebenden [illegible] gemeinnützigen Corporationen zur Beachtung zu empfehlen [illegible] es sich hierbei um die Erhaltung und Pflege [illegible] nicht gebührend beachteten Quelle des schätzbarsten [illegible] stoffs und somit des Volkswohlstandes handelt.

Brockhaus' Reise-Atla[illegible]

Entworfen und gezeichnet von **Henry La[illegible]**

Plan von Leipzig (mit 10 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Leipzig nach Dresden. Zweite Auflage.
Plan von Dresden (mit 10 Abbildungen). Zweite Auflage.
Die Sächsische Schweiz (mit 9 Abbildungen). Dritte Auflage.
Eisenbahn von Prag nach Bodenbach (mit 3 Abbildungen). Zw[illegible]
Eisenbahn von Leipzig nach Hof (mit 2 Abbildungen). Zw[illegible]
Eisenbahn von Hof nach Nürnberg (mit 6 Abbildungen). Z[illegible]
Eisenbahn von Nürnberg nach Augsburg (mit 2 Abbild.). Z[illegible]
Eisenbahn von München nach Augsburg u. Ulm (mit 3 Abb. [illegible]
Plan von München und Eisenbahn von München nach [illegible]
Die Donau von Donauwörth nach Passau (mit 4 Abbildungen [illegible]
Die Donau von Passau bis Linz und Wien (mit 6 Abbild.). [illegible]
Eisenbahn von Karlsruhe nach Strasburg u. Lahr (m. Plan [illegible]
Eisenbahn von Strasburg nach Basel und Schaffhausen (mit [illegible]
Eisenbahn von Frankfurt a. M. nach Bamberg (mit 2 Abb[illegible]
Der Rhein von Mainz nach Koblenz (mit 4 Abbildungen).
Der Rhein von Koblenz nach Köln (m. 1 Abb. u. Karte [illegible]
Plan von Kassel.
Die Thüringer Eisenbahn und der Thüringer Wald (mit Plan [illegible] und Umgegend und einem Höhenprofil).
Plan von Hamburg.
Plan von Breslau.
Plan von Magdeburg.

Preis des Blattes 5 Sgr.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

iterarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 1. September 1859.

Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

r General Graf Toll und seine Denkwürdigkeiten.

kwürdigkeiten des kaiserlich russischen Generals von der Inuterie Karl Friedrich Grafen von Toll. Von heodor von Bernhardi. Erster bis vierter Band. ipzig, O. Wigand. 1856—59. Gr. 8. 11 Thlr. Ngr.

Wir haben es uns stets zur Pflicht gemacht, die herigenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Militärtur möglichst bald in den Kreis unserer Besprechung iehen. Um so mehr ist es vielleicht manchem unaufmerksamen Leser aufgefallen, daß wir bisjetzt einem so bedeutenden Werke, wie Toll's „Denkigkeiten" sind, noch keine Notiz genommen haben. eschah aber nicht, weil wir den hohen Werth der: verkannt hätten, sondern weil wir im Interesse Leser den Stoff nicht zersplittern, und wenigdie Vollendung eines gewissen Abschnitts abwarwollten, um das Werk im Zusammenhange zu ten. Dieser Zeitpunkt ist nun gekommen. Es vier Bände erschienen; der fünfte und sechste sollen in einiger Zeit nachfolgen. Vielleicht fraanche unserer Leser nach der Person des Herausund wie er zu den wichtigen Documenten gekomt, welche er in einer Darstellung, wie sie den Solvon Fach nur im höchsten Grade befriedigen kann, ntlicht; auch scheint sich allgemein die Ansicht verzu haben, daß auch nur ein Soldat von Fach das geschrieben haben könne. Herr von Bernhardi n nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zum Gra Toll, ist im Besitz seines reichen, handschriftlichen als und über die Verhältnisse, welche er in seinem selbständig bespricht, sehr gut unterrichtet; er hat iten Reisen die verschiedenen Kriegstheater und tfelder, auf denen sich die Begebenheiten zugetragen durch eigenen Augenschein kennen gelernt und vonenden Theilnehmern jener großen Zeiten, die er ht hat, „vom General bis zum Wachtmeister", Schatz von mündlichen Mittheilungen, über welche er gewissenhaft Buch geführt, erhalten. Soldat ist er nie gewesen; er wollte sich allerdings in seiner Jugend diesem Stande widmen und hatte sich gründlich dazu vorbereitet, aber die Verhältnisse gestalteten es anders; doch ist ihm der feste Grund militärischer Bildung geblieben, auf welchem er weiter gebaut hat, sodaß er nun im reifern Alter mit einer Anschauung des Kriegs und der Kriegführung vor das militärische Publikum tritt, um welche ihn mancher alte und hochgestellte Soldat Ursache hätte zu beneiden. Dies zur Aufklärung von Zweifeln, welche sich auch über die Authenticität der Toll'schen „Denkwürdigkeiten" erhoben haben. Der Verfasser hatte in einem nachahmungswürdig kurzen Vorwort die Absicht erklärt, in welcher das Werk geschrieben worden ist:

> Zuerst und vor allem, um dem Andenken eines bedeutenden Mannes gerecht zu werden, der als Mensch wie als Krieger gleich ausgezeichnet war. Dann auch um der Geschichte eine Reihe von Thatsachen zu sichern, die bisher wenig oder gar nicht bekannt waren.

Er hatte hinzugefügt, daß es in gegenwärtigem Falle nicht nöthig scheine, nachzuweisen, aus welchen Quellen der Bericht geschöpft sei. Dem zweiten Theile schickte er noch eine ergänzende Bemerkung voran, um dem Misverständniß vorzubeugen, welche der Titel „Denkwürdigkeiten" veranlassen könnte. Eine Lebensgeschichte, die sich darauf beschränkt, ein vorgefundenes Material zu ordnen, sei das Werk nicht. Der Verfasser erzähle vielmehr von seinem eigenen Standpunkte aus Toll's Leben und die geschichtlichen Ereignisse, an denen dieser ausgezeichnete Mann Antheil gehabt; wo die Meinungen und das Urtheil der handelnden Personen mitgetheilt werden, sei dies immer ausdrücklich angedeutet. Kritische Bemerkungen, Urtheile über Dinge, Menschen und Zustände, die nicht auf diese Weise eingeführt, sprächen die eigene Ansicht des Verfassers aus und seien in diesem Sinne zu verstehen. So wollen wir denn auch das Werk betrachten, das mehr als Biographie, das Kriegsgeschichte in umfassendster Bedeutung ist.

Im ersten Buche: „Kindheit und erste Jugend 1777

—1801" betitelt, erfahren wir, daß Toll's Familie ursprünglich in den Niederlanden heimisch gewesen und einer aus diesem altadelichen Geschlecht um 1560 mit dem dänischen Prinzen Magnus, der eine Zeit lang die Rolle eines Königs von Livland durchzuführen gesucht, in die Ostseeländer, bis dahin geistliches Ordensgebiet, gekommen ist. Seine Nachkommen verzweigten sich in Schweden und Esthland; Karl Friedrich von Toll gehörte einem verarmten Zweige dieses Geschlechts an und wurde am 8./19. April 1777 auf dem Rittergute Keskefer bei Harsal, das seinem mütterlichen Großvater, Herrn von Ruckteschel, gehörte, geboren. Da seine Aeltern ihm daheim keine angemessene Erziehung geben konnten, so brachte ihn ein Oheim schon in seinem fünften Jahre in das adeliche Landcadettencorps nach Petersburg, welches damals unter der Leitung des edeln Grafen von Anhalt, eines nahen Verwandten der Kaiserin Katharina II., einen seltenen Höhepunkt erreicht hatte. Da Zöglinge im zartesten Alter aufgenommen wurden, wie das der damalige Zustand der allgemeinen Bildung in Rußland gebot, so war der ganze Erziehungsplan auf 15 Jahre berechnet. In der jüngsten Klasse blieben die Knaben, ihrem Alter gemäß, weiblicher Obhut und Pflege anvertraut. Je 25 Zöglinge standen unter der Leitung einer Gouvernante. Die Einrichtungen des Cadettencorps waren im ganzen noch dieselben, die der Feldmarschall Münnich unter der Kaiserin Anna angeordnet hatte: Leser, die sich um ihrer Wichtigkeit willen dafür interessiren, werden sie hier kennen lernen. Der Graf von Anhalt starb im Jahre 1794; er hatte sich zuletzt einen unversöhnlichen Feind in dem allmächtigen Potemkin, dem Taurier, gemacht, als er auf Befehl der Kaiserin den Zustand des Heers im Süden untersucht und über die Leiden der darbenden und verkümmernden russischen Krieger redlichen Bericht abgestattet hatte. Gebessert wurde dadurch freilich wenig, der Graf von Anhalt aber fortan durch die Partei des Gefürchteten auf alle Weise verdächtigt. Man fand seine Anordnungen im Cadettenhause sentimental, sein gütiges Benehmen gegen die Zöglinge gefährlich, weil dadurch alle Bande der militärischen Zucht gelockert würden, ja man wußte auch die Kaiserin theilweise gegen ihn zu gewinnen, indem man glauben machte, daß er unter den Cadetten einen verderblichen Geist des Jakobinismus verbreite. Der Unbefangene begriff vielleicht nicht, wie gerade ein Graf von Anhalt darauf verfallen sein sollte oder was überhaupt ein Mensch, der seiner Sinne mächtig war, zu jener Zeit in Rußland von einem solchen Beginnen erwarten konnte. Aber das Gerede blieb doch nicht ohne Wirkung. Der Nachfolger des Grafen, General Kutusow, der sich schon als Kriegsmann und Diplomat einen Namen gemacht hatte, trat darum auch anfangs mit einer mistrauischen Zurückhaltung und den Formen der Strenge auf; da er sich aber bald von der Wahrheit überzeugte, fand sich nach und nach alles wieder in das frühere Gleis. In der letzten Altersklasse, welche noch einen dreijährigen Cursus umfaßte, gestalteten sich die Aussichten für die Cadetten bestimmter. Die sechs ausgezeichnetsten kamen nämlich als Hauptleute in die Armee, und die übrigen, nach ihren Fähigkeiten sich abstufend, als Lieutenants, Unterlieutenants und Fähnriche. Toll wurde von Kutusow, weil er zu klein von Wuchs, noch ein Jahr zurückgehalten, und als er bei dieser Ankündigung erbleichte, sagte ihm der General: „Höre Toll, der Unterricht folgt dir nicht aus dem Corps, der Dienst dagegen, der geht dir nicht verloren!" Worte, welche nicht ohne Eindruck auf ihn blieben.

Das Unglück, das er beklagt hatte, wurde für ihn von guten Folgen; es veranlaßte ihn zu einem gründlichen Studium mancher Zweige der Kriegswissenschaften und brachte ihn dem General Kutusow näher, der ihn als guten Zeichner mit zu seinen Vorträgen über höhere Taktik, an denen auch die Offiziere des Corps theilnahmen, und außerdem viel zu den glänzenden Abendgesellschaften seines Hauses zog, wo er öfter mit Kutusow's Töchtern auf dem eingerichteten Privattheater auftrat und zuletzt fast ganz als Mitglied der Familie behandelt wurde. Im Jahre [illegible] nach gut bestandenem Examen zum Hauptmann [illegible] schlagen, kam Toll durch den unerwarteten Tod der Kaiserin, welcher alle Verhältnisse änderte, doch [illegible] in die Armee, sondern durch Verwendung eines [illegible] Lehrers, der dem neuen Kaiser persönlich bekannt [illegible] als Lieutenant „in die Suite Seiner Majestät des Kaisers, vom Quartiermeisterwesen". Was das [illegible] sollte, davon hatte vor der Hand kein Mensch eine [illegible] Der scharf ausgeprägte Charakter der neuen Regierung war gleich in den ersten Tagen sehr entschieden hervorgetreten; mit durchgreifender Energie und übereilender [illegible] wurden alsbald mancherlei Misbräuche auch im [illegible] wesen abgestellt, dabei aber freilich auch viele [illegible] begangen. So war der Generalstab als überflüssig [illegible] geschafft worden. Die neue Benennung, welche [illegible] Schar der jungen, in die Suite des Kaisers be[illegible] Leute gegeben hatte, wußte niemand zu deuten, [illegible] ihnen anzugeben, worin eigentlich ihr Dienst [illegible] sollte, sie erhielten nur den Befehl, auf der Wachtparade zu erscheinen, die der Kaiser täglich in Person abhielt, die bei der unglaublichen Vermehrung der Formen [illegible] gen Dienstes von 9 Uhr bis Mittag dauerte. [illegible] derung einer solchen Parade, die auch im strengsten Winter stets im Freien stattfand, ohne Mäntel, da der [illegible] selbst keinen trug, ist höchst charakteristisch: beim [illegible] marsch, der den Schluß bildete, marschirten die [illegible] Großfürsten Alexander und Konstantin, so gut [illegible] vieler Anstrengung in sehr schweren Stulpstiefeln [illegible] Schnee gehen wollte, auf dem rechten Flügel der [illegible] ersten Züge. Stulpstiefeln, weiße Lederbeinkleider, [illegible] Locken, ellenlange Zöpfe und Rohrstöcke mit [illegible] knopf hatten die zweckmäßige nationale Soldatentracht, welche unter Katharina eingeführt worden war, [illegible] Paul I. wieder verdrängt. Freilich war bisher der [illegible] namentlich bei den Garderegimentern, unglaublich vernachlässigt worden; ganz in der Ordnung hatte man es gefunden, daß erst lange nachher, wenn die Bataillone unter Führung von Unteroffizieren ausgerückt, [illegible]

den, die vornehmen jungen Offiziere in vierspännigen Wagen ankamen und sich von den Feldwebeln ihre Plätze anweisen ließen. Wie peinlich mußte ihnen die verschärfte Strenge des Dienstes jetzt erscheinen!

Das neue Corps, in welchem auch Toll sich befand, war bestimmt, den Generalstab zu ersetzen. Die Unmöglichkeit leuchtete bald ein, und so wurde denn ein großer Theil der frühern Generalstabsoffiziere wieder zurückberufen, um in jenes Corps einzutreten. Unter ihrer Leitung begannen nun die Arbeiten, bei denen sich Toll auszeichnete und auch dem Kaiser öfters genannt wurde. Das Geschäftslokal wurde in den Winterpalast verlegt und im April 1797 der General Araktschejew zum Generalquartiermeister der Armee ernannt. Araktschejew ist bekannt als der spätere Schöpfer der Militärcolonien, und auch seine rücksichtslose Härte ist bekannt; das Charakterbild aber, das wir hier in den schärfsten Contouren von ihm empfangen, ist geeignet, Grauen und Entsetzen einzuflößen. Der Verfasser sagt:

Und wie das bei solchen Charakteren wol vorzukommen pflegt, beispiellos war auch seine Feigheit. Das weiß ganz Rußland. Es war so arg damit, daß an ein Verbergen gar nicht gedacht werden konnte. Mehr als einmal war er genöthigt, mit einer Art von erzwungener Unbefangenheit von dieser Eigenthümlichkeit seines Wesens zu sprechen und über ein unglücklich reizbares Nervensystem zu klagen. Obwol seine Laufbahn ihn zu den höchsten militärischen Ehren und Stellen führte, standen doch in seinen Dienstzeugnissen in der „Kriegsdienste" überschriebenen Rubrik bis an das Ende immer nur die einfachen Worte: „Ist nie im Feuer gewesen."

Der Verfasser bekundet hier zuerst den Freimuth, der sich durch keine Rücksicht abhalten läßt, ein noch so strenges Urtheil auszusprechen, eine Eigenschaft, welche sich in dem ganzen Werke offenbart und ihm den Vorwurf zugezogen hat, daß er allzu polemisch gegen einzelne Persönlichkeiten aufgetreten sei. Er läßt indessen Araktschejew auch Gerechtigkeit widerfahren:

Er war keineswegs ein Mensch ohne Verdienst, es fehlte ihm nicht an natürlichem Verstand, als Artillerist hatte er gute technische Kenntnisse erworben, für die Verwaltung hatte er wirklich Talent und seine durchgreifende Art wußte überall Ordnung zu erzwingen.

Wie hätte ihn auch sonst der milde Kaiser Alexander seines Vertrauens würdigen können, wenn er nicht auch gewisse gute Eigenschaften besessen hätte! Toll nennt die Lage der Offiziere des Quartiermeisterstabes unter Araktschejew eine verzweiflungsvolle. Nach zehn Monaten wurde er jedoch, infolge eines allzu öffentlichen Aergernisses bei einem Gardebataillon aus dem Dienst entlassen und wenn auch nach kaum zwei Monaten wiederangestellt, ja mit neuen Ehren und Gnaden überhäuft, doch nicht wieder zum Generalquartiermeister ernannt, welche Stelle Generallieutenant Hermann, schon bekannt durch seinen Sieg am Kuban, bekleidete. Unter ihm ging Toll mit nach der Krim, um Sewastopol und einige andere Küstenpunkte schleunig zu befestigen, weil Kaiser Paul den seltsamen Gedanken gefaßt hatte, die Expedition Bonaparte's 1798 könne wol dem Schwarzen Meere gelten. Als man darüber besser aufgeklärt war, mußte General Hermann am Dniestr ein Corps von 10000 Mann sammeln, für deren Dislocation eine Karte entworfen werden sollte; Toll empfahl sich dabei als ein vorzüglich brauchbarer Offizier.

Mit dem Jahre 1799 nimmt das Werk, das sich bisher mehr in persönlichen Interessen bewegt, jene allgemeinere Wichtigkeit in Anspruch, welche wir schon oben angedeutet haben. Das kleine Corps am Dniestr wurde nach Italien beordert, wo es zu Suworow's Armee stieß. Die Charakteristik dieses Feldherrn und seiner Kriegsweise heben wir als besonders gelungen hervor. Die einfache Taktik, die er seinen Truppen vorschrieb, kann man als eine Reaction gegen die eingerissene Formlosigkeit der meilenweiten und tagelangen entscheidungslosen Tirailleurgefechte ansehen. Suworow's entschlossene Angriffe, ohne alles Schießen, sind mehr als einmal mit Erfolg gekrönt worden. Der Verfasser knüpft daran Bemerkungen, welche beweisen, wie klar er diese Verhältnisse durchdacht hat. Ueber Suworow's Weise im ganzen, namentlich sein Auftreten in Italien, meint er, sei wol noch lange nicht das letzte Wort gesprochen. Die Russen hatten die Oesterreicher vielfach in ihrem Selbstgefühl verletzt, was nicht ohne Einfluß auf die Darstellung des Feldzugs geblieben.

Aber dieser, welche den Oberfeldherrn in dem fast lächerlichen Lichte eines wunderlichen alten Mannes, stets im Begriff, unverzeihliche Thorheiten zu begehen, erscheinen läßt, steht die einfache geschichtliche Thatsache gegenüber, daß Suworow mit seinem vielfach und formell oft begründet getadelten Verfahren seine Schlachten nach seinen Siegen zählte und Königreiche eroberte. Dasjenige, was man darin als Fehler bezeichnen möchte, wenn man diesen etwas philisterhaften Ausdruck beibehalten will, liegt so offen zu Tage, daß die Aufgabe, diese Fehler nachzuweisen, eigentlich die Kräfte eines jungen Mannes, der seine Studien in der Cadettenschule mit einigem Erfolg gemacht hat, nicht übersteigt. Aber man vergesse darüber nicht, wie in dem Geiste des siegreichen Greises immer etwas Großartiges, etwas Dämonisches und Gebietendes hervortrat, wenn es sich um große Conceptionen handelte oder um die Entschlossenheit, die der eilende, entscheidende Augenblick forderte. Man vergesse nicht die zauberhafte Gewalt, die er über Sinn und Gemüth des russischen Kriegers übte, für den er eigentlich geschaffen war.

Der Verfasser theilt einen bisjetzt noch ungedruckten Brief Suworow's mit, in welchem er sich über sein eigenes Wesen äußert, den wir mit besonderm Interesse lasen. Toll's erste Begegnung mit dem Oberfeldherrn, als er mit einer Meldung des Generals Rosenberg an ihn geschickt wurde, war ganz eigenthümlich. Er fand ihn, ohne Uniform, in bloßen Hemdärmeln, kurzen Beinkleidern von Sommerzeug mit Knieschnallen und kleinen Stiefeln, von Staub und Schmuz bedeckt, rasch aus einer Ecke in die andere gehend. Unglücklicherweise beantwortete Toll eine Frage mit: „Ich weiß nicht!" worauf der greise Feldherr, wie von einer Natter gestochen, drei Schritt zurücksprang und mit den heftigsten Geberden schrie: „Ach! Gott sei uns gnädig! Ein Nichtwisserchen! ein gefährlicher Mensch! umringt ihn!" Wie ein Verzweifelnder rannte er im Zimmer herum und der versteinerte Toll wurde von einem Adjutanten in großer Aufregung bedeutet, daß der Fürst die Worte: Ich weiß nicht, gar nicht hören könne. Erst nach zehn Minuten beruhigte sich Suworow

und fertigte Toll mit einem versiegelten Befehl ab, wobei er erst noch bemerkte: „Sie müssen alles wissen! Seien Sie künftig vorsichtiger." Seine zweite Begegnung mit dem Fürsten war um so glücklicher für ihn und brachte ihm die Beförderung zum Kapitän.

Ueber den Operationsplan, welcher Suworow nach der Schweiz ziehen ließ, spricht sich der Verfasser ausführlich aus. Es ist ein Hauptverdienst, daß derselbe nie auf der Oberfläche der Erscheinungen und Thatsachen stehen bleibt, sondern stets nach den Motiven der Kriegsunternehmungen forscht, durch welche sich manche, die sonst räthselhaft und unbegreiflich bleiben, allein erklären lassen. Diese Behandlung der Kriegsgeschichte ist nach unserer Ansicht die allein richtige, freilich auch die schwierigste. Sie stellt die Beweggründe, den Einfluß der leitenden Persönlichkeiten, der nicht hoch genug anzuschlagen ist, das geistige Princip und all jene Einwirkungen, welche die Kriegführung von der rücksichtslosen Energie des Urgedankens im Kriege: Vernichtung des Feindes, abschwächen, in den Vordergrund der Betrachtung und macht dadurch die Darstellung der Thatsachen licht und klar, ihr Verständniß leicht. Wir sprechen dies hier gleich von dem ganzen Werke aus. Je höher Toll's Stellung wurde, je eingeweihter er selbst in das Getriebe des Hauptquartiers wird, wo die Fäden zusammenlaufen und weiter gesponnen werden, desto zuverlässiger werden die Mittheilungen des Verfassers, desto überraschender und überzeugender die Aufschlüsse. So über den Feldzug von 1812, so über die deutschen Befreiungskriege, und welche interessante und wichtige Dinge haben wir noch über den polnischen und türkischen Krieg zu erwarten!

Die Leser d. Bl. in ihrer Mehrzahl würden es uns nicht danken, wenn wir uns in die strategischen und taktischen Details der folgenden vortrefflichen Darstellungen vertiefen wollten. Wir begnügen uns einiges hervorzuheben, was von allgemeinerm Interesse ist. Der Verfasser, wie schon erwähnt, hat die meisten Schlachtfelder jener Zeit besucht und schildert sie mit sicherer Hand; diejenigen, die wir selbst kennen, geben uns den Beweis dafür. Allerdings gewinnt dann die Erzählung der Gefechte manchmal einen von der herkömmlichen Darstellung abweichenden und diese berichtigenden Charakter. So das Gefecht an der Teufelsbrücke, wo keineswegs das erste herüberdringende Bataillon „aufgerieben" wurde, vielmehr die Vertheidigung, wie Toll berichtet, sehr schwach war. Wie hartnäckig und blutig wird das bisher geschildert, selbst in der verdienstvollen „Geschichte der Kriege in Europa seit 1792". Die Anstrengungen und Leiden der russischen Soldaten in dem berühmten Alpenfeldzuge lesen wir dagegen hier erst mit lebendigen Farben geschildert; es war aber nicht die Gebirgsnatur allein, sondern die schlechte Vorsorge, welche die verbündeten Behörden für sie getroffen, der Mangel an Verpflegung und Transportmitteln; die ewig neue Klage! Von den sieben Kosackenregimentern mußte jedes eine bestimmte Anzahl von Pferden stellen, die als Lastthiere benutzt wurden (ihre Reiter als leichte Infanterie); aber die Steppenpferde leisteten als Saumthiere schlechte Dienste, zerstießen sich an den scharfen Felsen die Hufe und blieben großentheils liegen. Toll verlor auf dem verhängnißvollen Zuge durch das Sernftthal seine beiden Pferde, wovon eins mit seinem ganzen Gepäck, das ein Kosack an der Hand führte, beim Sprunge über einen Felsspalt in den Abgrund stürzte. Er kam zu Fuß, so gut wie barfuß, in Ilanz an, wo Suworow seine Scharen, im traurigsten Zustande und für den Augenblick vollkommen gefechtsunfähig, wieder sammelte. Beim Weitermarsch nach Feldkirch mußte Toll zu Fuß, ein kleines Bündel mit seiner ganzen Habe, das heißt mit etwas Wäsche von geborgtem Gelde erkauft, unter dem Arme nebenher ziehen. Doch war ihm bei dem Gefecht im Muttenthale, wo sich der Erfolg eines Massenangriffs glänzend gezeigt hatte, das erste Ehrenzeichen, der St.-Annenorden dritter Klasse, zu Theil geworden. Suworow ging schon mit neuen Angriffsplanen um, aber die bekannte Aenderung der russischen Politik zog die Truppen vom Kriegsschauplatze zurück. Alle Bemühungen Oesterreichs waren vergebens, auch die gute Aufnahme in den kaiserlichen Erblanden, die Liebenswürdigkeit der schönen Damen des Hochadels, unter denen vor allen die Herzogin von Sagan-Kurland und ihre reizenden Töchter genannt werden, konnten die Erbitterung nicht beschwichtigen. Der Marsch ging weiter über Brzest-Litowski, in welcher Gegend Toll noch einigemal, wie zum Abschiede, den greisen Feldherrn sah. Nach einiger Zeit wurden alle Offiziere vom Quartiermeisterstabe nach Petersburg berufen, und hier viele von ihnen ohne allen Grund verabschiedet. Toll blieb, weil der Kaiser von ihm wegen seiner schönen Handschrift eine gute Meinung hatte und stieg schon 1800, nachdem er nur sechs Monate Kapitän gewesen, zum Major auf. Er half bei der Aufnahme der Umgegend der kaiserlichen Lustschlösser, wo der Kaiser größere Truppenübungen nach dem Muster der preußischen zu veranstalten gedachte. Dann auch bei einer detaillirten Aufnahme der Hauptstadt, welche sich bis auf die einzelnen Häuser und sogar deren Hoffaçaden erstrecken sollte. Da erfolgte plötzlich der Tod Paul's I. unter den bekannten Umständen. Der Verfasser läßt Toll selbst erzählen, was er am 24. März 1801 erlebt hat. Es wird hier noch die vielverbreitete Fabel widerlegt, daß der Kaiser dem Grafen Pahlen, vor dem er gewarnt worden, gesagt: man habe ihm von einer Verschwörung, bei welcher er betheiligt sei, gesprochen, und daß Pahlen mit seltener Geistesgegenwart geantwortet habe: „Allerdings! Wie sollte ich sonst das ganze Complot kennen lernen?" Das Wahre an der Sache ist, daß Pahlen tödlich erschrocken, zuerst sich nur fassungslos verneigt hat, und dann, ohne aufzublicken, keine bessere Antwort gefunden hat, als: „Wie könnte das sein, Eure Majestät? dafür haben wir ja das Ordonnanzhaus!" Das war die Oberbehörde der unbeschränkten geheimen Polizei, in welche der Kaiser unbedingtes Vertrauen setzte. Da die Warnung nicht von ihr gekommen war, die freilich unter Pahlen's Einfluß stand, so beruhigte sich der Kaiser zu seinem Verderben.

Das zweite Buch enthält die Zeit von 1801 — 11.
beginnt mit dem Regierungsantritt Kaiser Alexander's,
n redlicher Eifer um das Recht und das Heil der
schheit, dessen Streben in allen Zweigen des öffent=
ı Lebens, um einen neuen thätigen Geist zu wecken,
ommen gewürdigt werden. Sein feierliches Manifest,
r im Sinn und Geist seiner Großmutter zu herr=
gedenke, wurde aber durch den Gang der Welt=
chte in der Ausführung verhindert. Er verfolgte
durchaus verschiedene Bahn; wie der Verfasser zeigt;
ümmert um Konstantinopel und den Bosporus
e er, wie sein Vater, in den allgemeinen Gang der
äischen Politik eingreifen, sogar noch entschiedener,
so war seine nächste Aufgabe, den Uebergriffen Frank=
zu wehren. Dazu war eine vermehrte Sorgfalt
ie taktische Ausbildung des Heers nöthig. Bei den
n Manövern, welche 1803 nun wirklich ins Leben
, mußte Toll Generalquartiermeister der einen unter
nsky aufgestellten Armee werden, weil mehrere äl=
Offiziere sich der Sache nicht gewachsen fühlten. Der
sser bespricht diese Friedensübungen mit großer Ein=
Sie hatten, von zwei alten, wenn auch nicht glän=
begabten oder wissenschaftlich gebildeten, aber doch
erfahrenen Generalen geleitet, den Charakter ein=
Zweckmäßigkeit und Wahrheit, soweit letztere bei
ichen dramatisch dargestellten Gefechten zu erreichen
ber gerade deshalb gewannen sie sich nicht den Bei=
es jungen Kaisers und seiner unmittelbaren Um=
g. Es hatte sich seit dem Siebenjährigen Kriege,
ie gesammte militärische Literatur der Zeit bezeugt
Behrenhorst mit treffendem Spott berichtet, die selt=
Ansicht verbreitet, Friedrich der Große habe die
nden Erfolge seiner ruhmvollen Feldzüge durch so=
ite Manöver zu Wege gebracht. Künstlichkeit und
mengesetztheit war es, was man ausdrücklich von
ordnung verlangte und von den Truppen die voll=
nste Ausführung. Was bei Potsdam erreicht wurde,
man bei Petersburg nicht schlechter haben und so
enn für 1804 Fürst Wolkonsky „die militärische
laterne" anzünden. Toll mußte dazu die Dispo=
ausarbeiten, welche immer, weil die einzelnen
ıngen bis in das kleinlichste Detail vorgeschrieben
, viele Bogen füllten. Dergleichen kam sonst auch
ege vor, aber ein langer Frieden läßt den Ein=
r Exercirplätze ganz in den Vordergrund treten.
rfasser weist auf manche Verfügung im türkischen
von 1828, und auf die Dispositionen des pie=
chen Hauptquartiers 1848 hin. Für Toll hatten
ungen den Vortheil, daß er dem Kaiser persönlich
vielversprechender Offizier bekannt wurde und sich
em Studium widmete.
Feldzug in Mähren von 1805 mit der Schlacht
erlitz gibt dem Verfasser Gelegenheit, sein reiches
zu ganz neuen Aufklärungen zu benutzen. Er
ein durch eine Charakteristik Napoleon's, die wir
ender gelesen haben. Ueber den General Mack
Bemerkungen, die wol geeignet sind, das, selbst
von namhaften Geschichtschreibern ganz entstellte Bild
dieses unglücklichen Feldherrn in ein ganz anderes Licht
zu stellen. Der Raum d. Bl. erlaubt nicht, näher darauf
einzugehen. Wir heben nur die richtige Bemerkung her=
vor, daß sich ein Mann ohne Geburt und ohne einfluß=
reiche Verbindungen nicht leicht aus so untergeordneten Ver=
hältnissen, wie die Mack's waren, ohne bedeutendes Ver=
dienst zu Stellen erhebt, die im Staate entscheidenden
Einfluß gewähren. Der Verfasser erklärt aber, wie er
trotz seines ausgezeichneten Geistes dennoch wie eigens zum
Heerverderber geschaffen war. Die Schilderung der Ver=
hältnisse im Hauptquartier des Erzherzogs, gegen den
Mack keineswegs so unterwürfig gewesen, wie Schlosser's
auch in Thatsachen vielfach irrige Darstellung angibt, ist
höchst gelungen. Ueber den Erfolg von Ulm bemerkt der
Verfasser:

Dämonische Gewalten entscheiden sehr viel im Kriege, aber diese Mächte begünstigen mit einer gewissen Regelmäßigkeit den Starken, den besonnen Kühnen — nie den verwirrt und rathlos Zaudernden. Es ist der ernstesten Betrachtung werth, wie diese unberechenbaren Elemente des Erfolgs von 1776 — 1812 immer zu Napoleon's Gunsten in die Wagschale fallen, im Lauf der letzten Feldzüge dagegen gar oft gegen ihn. Es ist nicht minder der Betrachtung werth, daß solche plötzlich vernichtende Unglücksfälle, wie die von Ulm, eigentlich nie das Werk des Feindes sind, und wenn er ein Napoleon wäre, immer das der eigenen Thorheit und Schwäche.

Wir lesen nun die Verhältnisse im russischen Heere und gewinnen dadurch erst eine wahre Einsicht in den Zusammenhang der Begebenheiten von 1805. Der Schlüssel zum Verständniß liegt niemals in den Thatsachen selbst, sondern in deren Ursachen; die Quellen entspringen auf den Höhen, auch die der Kriegsströme. Darum muß eine wahre Kriegsgeschichte diese Quellen in den höhern Regionen der Cabinete und der Hauptquartiere suchen, in der Persönlichkeit und dem Charakter der Fürsten und Feldherren und den sich dort kreuzenden Interessen und Triebfedern, an denen auch wol untergeordnete Hände schaffen und weben. Ein solches Verdienst hat sich das vorliegende Werk erworben, darum ist es eben als ein höchst wichtiges für die Zeitgeschichte anerkannt worden. Eins nur wünschten wir gemildert: die allzu scharfe und schneidende Polemik gegen manche Persönlichkeiten. Der Wahrheit die Ehre! Aber sie läßt sich auch in mildere Form kleiden. Der Feldzug von 1805 und die Schlacht von Austerlitz erhält durch manches, was hier mitgetheilt wird, eine bessere Erklärung. Woher der Entschluß zur Schlacht kam, gegen welche sich Fürst Schwarzenberg und Kutusow bestimmt aussprachen, kann danach nicht zweifelhaft sein. Letzterer bediente sich dabei des Ausdrucks: „Napoleon sei ein Feind, dem man das Land, wie auf einem Schenkteller, anbieten müsse"; er war dafür, noch weiter zurückzugehen. „Aber die glänzenden jungen Generale und Flügeladjutanten, die kriegerisch gesinnten Kammerherren, von denen der Kaiser umgeben war, sahen die Sache anders an und überboten ihn selbst sogar an Siegeszuversicht." So wurde der Vormarsch in den bekannten fünf Colonnen befohlen und dabei, was kaum glaublich scheint, auf diesem mehrtägigen

Reisemärsche der Truppen, die in Zügen marschirten, befohlen, Schritt und genaue Distanzen zu halten. Die Stärke der Heere, welche sich bei Austerlitz bekämpften, ist bisher auf Treu und Glauben der französischen Berichte falsch berechnet worden; der Verfasser weist nach, daß wol selten zwei Heere so gleich an Zahl aufeinander gestoßen sind. Wir können der Darstellung der Schlacht nicht folgen; für den militärischen Leser wird sie wegen der taktischen Details sehr interessant sein. Dem Zaudern Kutusow's, die vierte Colonne von Pratzen antreten zu lassen, wird ein großer Theil des so verderblichen Ausgangs zugeschrieben. Ergreifend zu lesen ist, wie Toll nach der Schlacht den Kaiser, nur von seinem Leibarzt und einem Stallmeister begleitet, also eigentlich ganz allein, unter einem Baume auf der feuchten Erde sitzend gefunden, das Gesicht im tiefen Schmerz mit dem Tuche bedeckt. Der Krieg hätte wol fortgesetzt werden können, aber der furchtbare Schlag hatte alle Zuversicht gebrochen und noch am Tage der Schlacht, spät Abends, sendete Kaiser Franz seinen Friedensboten an Napoleon. Die russische Armee trat den Heimmarsch an. Der Verfasser sagt:

> Napoleon, dieser große Mann, der zu klein war um ein Gefühl für das heilige Wesen der Wahrheit zu haben, hat nicht nur in seinen seltsamen Bulletins, sondern auch, was für seinen Ruhm weit schlimmer ist, in den zu St.-Helena dictirten Denkwürdigkeiten gesagt und wiederholt, der Kaiser Alexander sei unvermeidlicher Gefangenschaft verfallen gewesen, er aber habe ihn aus rücksichtsvoller Großmuth entkommen lassen. Die Verfasser der „Geschichte der Kriege in Europa seit 1792" haben sich die Mühe gegeben schlagend nachzuweisen, daß dies eine der kühnsten — Erfindungen ist, durch die man je versucht hat, die Geschichte zu bereichern.

Kutusow wurde in Rußland, der öffentlichen Stimme nachgebend, vom Heere entfernt. Der greise General und Hofmann kannte seinen Vortheil zu gut, um nicht auch das schweigend hinzunehmen. Es folgten weitere Maßregeln. Auch von Verrath sprach man, der schmählicherweise schon die Disposition zur Schlacht Napoleon bekannt gemacht habe! Aber die Offiziere von Geist und Einsicht theilten diesen Wahn nicht. Unter ihnen war Toll. Er konnte freilich auf seinem damaligen Standpunkte den Schlüssel zum Verständniß jener Ereignisse nicht sogleich finden, aber sie führten ihn zum Nachdenken, zu weitern Studien für seine militärische Ausbildung. So wurde er ein eifriger Anhänger Jomini's und durch den eigenen gesunden Sinn, das angeborene Talent und die bereits erlangte Erfahrung vor einer geistlosen und beschränkten Auffassung des Jomini'schen Systems bewahrt. Er fand bald Gelegenheit diese Erfahrung zu bereichern, indem er, bei der gegen die Türkei verwendeten Armee angestellt, das Vertrauen der Oberbefehlshaber gewann und als Eingeweihter die Gründe ihres Thuns und Lassens erkennen lernte. So bildete er sich zu einer Tüchtigkeit heran, die seine Laufbahn sicher stellte, sowenig er auf äußere Unterstützung zu rechnen hatte und so entschieden ihn seine unbedingte Geradheit und Wahrheit hinderten, krumme Wege, auf denen sich andere forthelfen, einzuschlagen. Referent hat im Gespräch mit mehreren russischen Offizieren, die er kennen gelernt, die Charakteristik des Verfassers bestätigt gefunden; auf Zweifel, ... über die eine oder die andere Mittheilung in den „Denkwürdigkeiten" erhob, wurde ihm immer erwidert: „Was Toll sagt, ist unbedingt wahr."

Die Reorganisation der russischen Armee ... Operationen an der Donau haben durch den ... orientalischen Krieg an Interesse gewonnen. Toll, ... Oberstlieutenant befördert, wurde von Kutusow, als ... zum Gehülfen des alten Feldmarschalls Prosorowsky ernannt war, als sein ehemaliger Schüler aus dem ... dettencorps, der sich schon einen gewissen Ruf ... hatte, ausgezeichnet und zu seinem beständigen Gehülfen gemacht. So bildete sich ein bleibendes Verhältniß zwischen ihnen. Prosorowsky, der noch in den ... Ideen der Rumänzow'schen Kriegsmethode gegen die ... ken lebte, und dem Heere wieder die Schlachtordnung ... wenigen großen Vierecken gab, nannte Kutusow, der ... schon weit über die Sechzig hinaus war, seinen Schüler. Zwischen beiden bildete sich aber umgekehrt ein ... Verhältniß, Prosorowsky klagte, und vielleicht nicht ... Unrecht, über Intriguen Kutusow's und verfolgte ... welcher dessen Vertrauen besaß, sodaß dieser un... setzung aus dem Generalstabe zur Linie bat; der ... befehlshaber sorgte indessen dafür, daß er nicht ... Heere an der Donau blieb, von welchem er bekanntlich auch Kutusow zu verdrängen wußte. Toll wurde ... taillonscommandeur in einem Jägerregimente, ... Samogitien stand, von wo er jedoch bald ... topographischen Arbeiten nach Petersburg berufen ... hier 1811 zum Obersten befördert wurde.

Das dritte Buch beginnt mit dem Kriege von ... Es war schon 1850 geschrieben, ehe dem Verfasser ... „Leben" und Wolzogen's „Memoiren" zu ... gekommen, doch hat er aus Gründen, die wir ... nen, dasselbe nicht umgearbeitet, sondern die neu... Quellen nur zu Zusätzen benutzt. Die allgem... hältnisse und Vorbereitungen in Rußland zu ... scheidenden Kriege werden zuerst geschildert. Der ... schluß zum Kampfe war ein nothwendiger ... dem Kaiser Alexander sehr hoch anzurechnen. ... rung aller Handelsverhältnisse wurde zwar ... empfunden, aber es gab keine öffentliche Meinung, ... zum Kriege mit Frankreich gedrängt hätte, ... Mittelstand war ganz unbedeutend, der ... aus dem die Beamten und Offiziere hervorgingen, ... alles Verständniß für das, was außerhalb ... ging, und in den vornehmen Kreisen, welche ... vorherrschend zu einem Frieden und Bündniß ... land neigten, fehlte es nicht an Leuten, welche ... angemessenste Politik in einem Bunde mit Frankreich ... gemeinschaftlichen Beherrschung von Europa ... es etwa heute an solchen? So erklärte, ... fasser aus bester Quelle verbürgen kann, ... Graf Rumänzow ganz unumwunden, man ... Zwecke auf jede Forderung Napoleon's ein... sehe nicht ein, was es schaden könne, selbst ...

esatzungen und französische Zollwächter in die russischen
estädte aufzunehmen! Für die Sprache der edeln deut=
en Flüchtlinge, die sich um Stein sammelten, hatte nur
r Kaiser Alexander ein Verständniß. Der Verfasser
rachtet dann die Verhältnisse Preußens, das Napoleon
enichten wollte, aber erst nach dem Siege über Ruß=
ld; er hält es für ein Glück, daß der König der
imme der Männer, welche um jeden Preis zum Kampfe
t Frankreich drängten, kein Gehör lieh, weil dieser
mpf, wie die Lage der Dinge war, gewiß zu unab=
barem Elend geführt hätte. Von den Maßregeln Na=
eon's wird die unlautere der Verfertigung falscher ruf=
jer Banknoten bestätigt. Es wird beleuchtet, daß
poleon bei seinen Handelsvorschlägen von 1809 — also
o nach dem Congreß von Erfurt — wahrscheinlich schon
tegische Hintergedanken für einen künftigen Kriegszug
) Rußland gehabt habe. Es sollten nämlich auf den
emessensten Punkten des Landes, besonders da, wo
die Hauptstraßen vereinigen (also an den strategisch
tigen Punkten), große dépôts de roulage (Trans=
mittel, Pferde und Wagen, Futtervorräthe u. s. w.)
Erleichterung des Handelsverkehrs mit dem westlichen
opa und dadurch für dasselbe mit dem Orient auf=
llt werden. Dieser Plan scheiterte an der großen
andtheit, mit welcher der russische Militärcommissarius
Anrathen seines Chefs, des Prinzen Georg von
nburg, die Ausführung bis zum Bruche mit Frank=
zu verzögern wußte. Der Gesandte Lauriston, der
r Diplomat noch fein war, fuhr damit bei seiner
ise gegen ihn heraus, daß auch er wichtige Plane
kreuzt habe. Sablukow, so hieß der junge Mann,
erte, als russischer Offizier sehe er darin ein Com=
nt. Die Stärke der russischen Streitkräfte, welche
ster Linie dem Heere Napoleon's entgegengesetzt wer=
konnten, finden wir nach genauen Ermittelungen
chend von den zu hohen Angaben Buturlin's und
lewsky's berechnet. Der Verfasser beweist dann —
dies ist für die Wahrheit und die Beurtheilung des
s von 1812 höchst wichtig —, daß keinem, auch der
zeichnetsten Offiziere des Hauptquartiers zu Wilna
nur entfernt eingefallen sei, die ungeheuere Aus=
ng Rußlands zu Hülfe zu nehmen, was nachher
iufe der Ereignisse ganz von selbst und ohne daß
d es beabsichtigt hätte, zur entscheidenden Haupt=
wurde. Kein Leser, welcher mit Aufmerksamkeit den
ltnissen folgt, wie sie im Buche entwickelt werden,
sich der Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Be=
ing verschließen und die Kritik des Feldzugs wird
h wesentlich modificirt.

on besonderer Wichtigkeit erachten wir wieder das Ka=
in welchem das Hauptquartier mit seinen Persönlich=
ind schwankenden, unsichern Verhältnissen geschildert ist.
fflich ist unter andern Barclay's Charakteristik! Hier
em Verfasser das zuverlässigste Material zu Gebote,
Toll war im Hauptquartier als Director der zweiten
ung der Kanzlei des Generalquartiermeisters der er=
mee angestellt worden, und was wir über Barclay
und seinen Stab, Bagration, die Umgebung des Kaisers,
Wolkonsky, Wolzogen, Armfeldt, Bennigsen lesen, ist
auf Toll's Urtheil basirt. Nur über Phull werden Clause=
witz' treffende Worte wiederholt, und dann die Haupt=
punkte seines vielbesprochenen Operationsplans einer gründ=
lichen Kritik unterworfen. Der Verfasser theilt darüber
mehr mit, als bisher bekannt gewesen. Phull verkannte
Napoleon's Kriegsprincip, nach welchem er stets die Schlacht
suchte, er wollte ihn durch die Flankenstellung seines
Lagers von Drissa, wozu ihm das von Bunzelwitz als
Muster gegolten, aufhalten, zu einer Theilung zwingen,
dann nach Umständen angreifen. Wir erhalten in der
weitergehenden Erörterung Licht über die Befehle und
Verfügungen jener Periode, welche bisher vielfach mis=
verstanden worden sind, selbst von scharfsinnigen Schrift=
stellern. Auch Toll, als unbefangener, keiner Partei an=
gehöriger und anerkannt tüchtiger Offizier, wurde vom
Kaiser, als die Ansichten zu sehr auseinander gingen, zu
einem schriftlichen Gutachten über eine bei Wilna zu lie=
fernde Schlacht aufgefordert, das der Verfasser im Texte
mittheilt. Den folgenden Kapiteln, welche die Kriegs=
begebenheiten nach der Eröffnung des Feldzugs zum Ge=
genstande haben, können wir, so viel Neues in unserm
Sinne sie enthalten, keine eingehende Besprechung widmen.
Der Verfasser zeigt uns, daß der leitende Grundgedanke,
welchen eine irrthümliche Geschichtschreibung den russischen
Operationen als rothen Faden eingewebt, nirgends vor=
handen gewesen ist; es waltete im Gegentheil stets der=
selbe Irrthum über die Großartigkeit der Kriegführung,
die durch Napoleon's Heeresmacht bedingt war und keine
Ahnung von der räumlichen Ausdehnung, welche sie den
Operationen geben mußte. Er weist nach, wie endlich
infolge des rathlosen Hin= und Herredens im geraden
Widerspruch mit allen bisher verfolgten Planen die Ver=
einigung der beiden Armeen das Ziel aller Bewegungen
geworden sei, wie das Streben sich zu erreichen tief in
das Innere des Landes geführt und der Krieg von diesem
entscheidenden Wendepunkte an einen durchaus veränderten
Charakter gewonnen habe. Das ist der Sieg der Pragma=
tik über die bisherige Conjectur, die sich auf Phull's
verfehlten und Knesebeck's nur eben vom Kaiser angehör=
ten, nicht angenommenen Plan oder auf Wolzogen's Ideen
gestützt hat.

Für die nun folgende Periode des Feldzugs, die nicht
so absichtlich entstellt worden als die erste, deren wahrer
Zusammenhang aber doch nicht aus den Darstellungen
erhellt, weil Buturlin und Danilewsky ihn nicht gegeben,
Clausewitz und Hofmann nicht im Mittelpunkte der Er=
eignisse gestanden und dem Herzog Eugen von Würtem=
berg durch seine Stellung Zurückhaltung geboten worden,
hat der Verfasser, außer manchen andern Papieren, eine
an den Kaiser gerichtete Denkschrift des Generals Barclay,
zu der er sich um so mehr Glück wünschen kann, als
Barclay ein Ehrenmann war, dessen Wahrhaftigkeit nie
ein Mensch in Zweifel gezogen hat. Wir lesen nun, wie
dieser General, nachdem der Kaiser das Heer verlassen,
freie Hand erhalten, wie aber leider gar nichts verfügt

worden, wem die Leitung des ganzen Feldzugs anvertraut sei. Sie Bagration zu überlassen, davon konnte wol nie die Rede sein, gleichwol war er der Aeltere im Rang. Es schien den Herren überlassen zu sein, sich selbst zu helfen und zu verständigen, wie sie wüßten und könnten. Die schlimmen Folgen blieben natürlich nicht aus. Ueberdem gab es keinen über die Vereinigung der beiden Armeen hinausgehenden Operationsplan, der Rückzug hatte keinen andern Zweck, als diese zu erleichtern, von einem solchen als selbständige Maßregel wußte Barclay, wie seine Denkschrift belegt, gar nichts, „er mußte überall auf eigene Verantwortung handeln, wie er dem ihm befreundeten General Kutusow unzähligemal geklagt". Diese vom Herzog von Würtemberg angeführten Worte hebt der Verfasser hervor, weil die Geschichte der nächsten Operationen den Commentar dazu gibt. So werden die Ereignisse vor Witebsk aus der Denkschrift verständlich. Beim Zusammentreffen der beiden Heere ging Barclay mit der Schärpe in dienstlichster Form Bagration entgegen und überreichte ihm den Rapport; Bagration stellte sich dagegen freiwillig unter Barclay's Befehle, alle Misverständnisse schienen ausgeglichen — aber es war nur scheinbar. Der Verfasser läßt übrigens auch Bagration Gerechtigkeit widerfahren und findet in seinen vielfach getadelten Operationen nur die unvermeidlichen Folgen der Heerestheilung, die von Anfang angeordnet war. Ueber Barclay's schwierige Lage lesen wir die eigenen Worte des Generals, sie können nicht überzeugender sein. Sein weiteres Verfahren in der peinlichen Ungewißheit über den leitenden Gedanken, welche die erhaltenen Instructionen noch vermehrten, erklärt sich fortan nur zu leicht. „Ein richtiger Takt, wir möchten sagen ein glücklicher Instinct läßt ihn vor der blutigen Entscheidung zurückbeben." Aber er suchte die Gründe immer nur in der jedesmaligen Lage, nicht in den allgemeinen Verhältnissen, daß erst das Machtverhältniß zum Feinde sich günstiger gestaltet haben müsse, ehe man sich überhaupt schlagen dürfe. Und doch forderte alles von ihm Angriffsoperationen. „Ein so gänzliches, so weitverbreitetes und so lange andauerndes Verkennen der eigenen Lage und der obwaltenden Verhältnisse ist gewiß selten in der Geschichte der Kriege vorgekommen." Toll's Vorschläge, die vereinigte Macht schnell und entschlossen auf einer innern Operationslinie vorzuführen, wurden nicht gehört; Barclay wollte in anderer Richtung etwas unternehmen, aber weder dies, noch anderes, was im Kriegsrathe zur Sprache gekommen, geschah, und die Anordnungen des Feldherrn wurden bald von allen Seiten auf das bitterste getadelt, wozu der Großfürst Konstantin den Ton angab: man sprach schon von Verrath! Wolzogen besonders wurde verdächtigt. Barclay's Takt würde ihn gewiß sicher geführt haben, wenn ihn nur die Befehle des Kaisers, die Intriguen des Hauptquartiers und das Geschrei der Armee unbeirrt gelassen hätten. Der Verfasser berichtet von einem leidenschaftlichen Auftritt, dessen ihm mitgetheilte Einzelheiten er jedoch nicht wagt, als ausgemachte Geschichte wiederzuerzählen. Eine exaltirte Partei unter den Generalen hatte sich bei Smolensk in Masse zu Barclay begeben, um Widerruf eben erlassener Befehle zu erlangen; Barclay aber wußte seine Feldherrnstellung mit ruhiger Festigkeit und Würde geltend zu machen und zu wahren und die Generale in ihre Schranken zurückzuweisen. Seine Denkschrift rechtfertigt sein Verfahren in Bezug auf die Verlassung von Smolensk nicht ohne Bitterkeit. Der tief gekränkte, redlich gesinnte Ehrenmann spricht sich aber dann, als ihm Kutusow's Ernennung zum Oberbefehlshaber zukam, in einem Schreiben an den Kaiser in einer Weise aus, die seine volle Selbstverleugnung bekundet. Damit schließt der erste Band, welchem noch einige interessante Beilagen beigefügt sind.

Der zweite Band enthält in zwei Büchern den Feldzug von 1812 unter Kutusow's Oberbefehl und den Frühjahrsfeldzug von 1813. Bemerkenswerth ist gleich zuerst die Darstellung, in welcher Weise Kutusow's Ernennung erfolgte. Eine Commission wurde ernannt, um zu untersuchen, worin der unbefriedigende Gang der Operationen seinen Grund habe: sie fand, „wozu es freilich keiner Versammlung von Propheten bedurfte", daß Mangel an Einheit im Oberbefehl die Quelle alles Uebels sei, und schlug den General Kutusow dazu vor, der, einige Tage früher in den Fürstenstand erhoben, denn auch wirklich dazu ernannt wurde. Der Verfasser gibt nun eine Charakteristik dieses Feldherrn, die er mit der Frage einleitet: „Wer und was war denn nun eigentlich Kutusow?" Bei Danilewsky sei die Antwort nicht zu finden, der habe sein Buch als Gegenstück zu Xenophon's „Cyropädie" geschrieben, um das Muster eines Feldherrn vorzuführen. Auch Toll habe nie anders als rühmend von Kutusow gesprochen, theils weil er ihn wirklich überschätzt, theils weil er in seiner einfachen Redlichkeit manche Seite seines Charakters nie kennen gelernt habe, meist aber aus Dankbarkeit und Pietät. Er aber, der Verfasser, habe keine Pflicht der Pietät gegen Kutusow zu erfüllen und dürfe daher die Dinge so darstellen, wie sie waren. So stellt er denn den Feldherrn, der „in seiner Jugend ein tüchtiger Haudegen" gewesen, als einen in Intriguen ergrauten Hofmann dar, dessen Blick sich nie zur Lösung einer weltgeschichtlichen Aufgabe erweitert habe, der bei weitem mehr an Geist und Körper als an Jahren alt geworden, seine schlaue Klugheit vorzugsweise auf die Wahrung persönlicher Interessen wendete, Individuen, die er für Feinde oder Nebenbuhler hielt, zu beseitigen wußte, des Beistandes und der Leitung bedürftig, doch auch wieder in Momenten unbeugsam eigensinnig und doch bei alledem voll bewunderswerthen Taktes und Verstandes in der Auffassung dessen, was ihm der Augenblick bei der Uebernahme des Commandos gebot. Er, der nie ein kühner, unternehmender Feldherr gewesen, der Verschanzungen liebte und den Erfolg gern von einem zähen Ausharren, das auf den Vortheil lauert, erwartete und außerdem seit Austerlitz von lähmender Ehrfurcht gegen Napoleon durchdrungen war, begriff, was jetzt von ihm gefordert wurde und spielte die Rolle des heroischen Batallador, die ihm das Schicksal zugewiesen hatte, mit

vielem Anstande. Wir überlassen dem Leser, sich aus den Ereignissen selbst ein Urtheil über die Richtigkeit dieses scharf gezeichneten Bildes zu verschaffen. Als Kutusow sich dem Heere zeigte — in seinem bekannten Aufzuge nach Suworow's Weise, im Ueberrock ohne Epaulettes, mit der weißen, roth eingefaßten Kürassierfeldmütze ohne Schirm, mit dem Kantschu über der Schulter, auf dem nur mit der Trense gezäumten Kosackenschimmel —, wurde er mit jubelndem Hurrah empfangen. Ein mächtiger Adler soll hoch in Lüften über seinen Häupten geschwebt haben, was aber der Verfasser mit ironischem Hinblick auf ein späteres Ereigniß dieser Art als Sage erklärt. Zunächst wurde die Entscheidungsschlacht noch vertagt, weil die vortreffliche Stellung, welche Barclay dazu ausgewählt hatte, diesem einen Theil des zu erwartenden Ruhms verschafft haben würde. So erhielt das Heer unerwartet den Befehl, die Schanzarbeiten liegen zu lassen und auf Gshatsk zurückzugehen. Zugleich wurde die neue Einrichtung des Heerbefehls verfügt. Toll kam in das große Hauptquartier zur Dienstleistung bei der Person des Fürsten Kutusow und wurde nach und nach so ziemlich die Hauptperson darin.

Um so wichtiger sind uns von diesem Zeitpunkt an seine „Denkwürdigkeiten". Die Darstellung der Schlacht von Borodino, mit der vorangeschickten Terrainbeschreibung, ist bei weitem die beste und klarste, welche wir gelesen haben. Als ganz zuverlässig ist die Angabe der Stärke des russischen Heers zu betrachten, welche niemand besser wissen konnte, als Toll in seiner Stellung. Auch der beigefügte Plan befriedigt im hohen Grade; der Verfasser sagt uns, daß seltsamerweise bisher noch kein einziger richtiger Plan der Schlacht von Borodino bekannt geworden sei, selbst auf dem sonst das Terrain treu darstellenden Plane von Blesson seien alle Entfernungen falsch angegeben und auf allen die ursprüngliche Stellung der Russen nicht richtig eingetragen. Wer jemals veranlaßt worden ist, eine Schlacht mündlich oder schriftlich zu erzählen, wird die Schwierigkeiten ermessen, welche mit dieser Aufgabe verknüpft sind, und das Verdienst der vorliegenden klaren Schilderung nur um so höher anschlagen. Es bleiben allerdings noch immer manche Punkte unaufgeklärt, aber, wie der Verfasser bemerkt, sie sind auch nicht mehr aufzuklären. So die Frage, warum niemand daran gedacht, die Garden und Grenadiere, welche ganz in der Nähe standen, zur Verstärkung an den Bagration-Schanzen zu verwenden; wie Kutusow nichts von dem Abrücken des zweiten Infanteriecorps nach dem linken Flügel gewußt u. s. w. Welches Vertrauen Toll genoß, beweisen bei den stets erneuten Bitten um Unterstützung von dorther des Fürsten Worte: „Karl, was du sagst, das will ich thun!" wobei wir natürlich nur auf den Sinn Werth legen, nicht auf das vertrauliche „Karl" und „du", weil letzteres immer die russische Redeform ist und der Vorname dort wie in Italien zur Anrede gebraucht wird. Toll suchte nun durch die angestrengteste Thätigkeit zu ersetzen, was dem bejahrten Feldherrn fehlte, er ordnete vieles auf eigene Verantwortung an. Die Schlacht erstarb zuletzt allmählich an Folge gänzlicher Erschöpfung beider Theile, obgleich es in Napoleon's Macht gestanden hätte, die errungenen Vortheile durch seine Garden, 20000 Mann frische Truppen, bis zu einer gänzlichen Niederlage der Russen zu steigern. Einzelheiten über die Verluste, die uns mitgetheilt werden, sind furchtbar. „Was ist das für ein Regiment?" fragte Toll, der von Kutusow entsendet war, sich abends von der Verfassung der zweiten Armee zu überzeugen, seinen Führer, den Obersten Chomentowsky, indem er auf eine Truppenabtheilung zeigte. „Es ist die zweite Division!" lautete die Antwort. Es waren die Reste von zwölf Bataillonen, welche Toll für zwei gehalten hatte. Der ganze russische Verlust betrug 38506 Mann. Regimenter, welche gar nicht zum Gefecht kamen, wurden doch wegen der mangelnden Tiefe in der Aufstellung vom feindlichen Geschütz erreicht: so verloren die beiden Garderegimenter Preobashensk und Semenow über 600 Mann! Der Verfasser bezeichnet mit Recht die Schlacht von Borodino als diejenige, welche mit einer wirklich beispiellosen Intensität des Kampfes geschlagen worden sei: von 6 Uhr früh bis 3 Uhr nachmittags hatte das eine Heer ein Drittheil, das andere fast die Hälfte seiner Mannschaft verloren. Daß Napoleon seine Garden nicht zum entscheidenden Angriffe gehen ließ, ist viel besprochen worden; wir stimmen mit dem Verfasser vollständig überein, wenn er die dafür angeführten Gründe nicht gelten läßt. Die Folgen wären unberechenbar gewesen. Dem russischen Heere kam es zugute, es trug nicht wenig dazu bei, den absichtlich verbreiteten Wahn zu nähren, daß man die Schlacht eigentlich gewonnen habe und sich nur freiwillig zurückziehe, um sich größere Vortheile zu sichern. Dadurch wurde aber der Geist des Heers mächtig gehoben. Kutusow's Siegesbotschaft nach Petersburg verschaffte ihm den Feldmarschallsstab und ein Geschenk von 100000 Rubel; zugleich kam auch ein seltsames Actenstück in Umlauf, eine angebliche Proclamation Napoleon's, in welchem er seine Franzosen wegen der erlittenen Niederlage mit Schmach überhäuft. Gleichwol wurde der Rückzug fortgesetzt und Moskau aufgegeben. Der Brand von Moskau ist wol kein Räthsel mehr; der Verfasser führt Rostoptschin's Worte im Kriegsrath an, auch daß er bei der Räumung der Stadt die ihm zu Gebote stehenden Pferde keineswegs dazu angewendet habe, die 10000 Verwundeten zu retten, welche dann sämmtlich in den Flammen umkamen, ebenso wenig einen Theil der bedeutenden Waffenvorräthe, über 80000 Flinten, 60000 blanke Waffen, 8000 Ctr. Pulver, Bekleidungsgegenstände und Lebensmittel, im Betrage von mehr als $2^1/_2$ Million Rubel fortzuschaffen, sondern lediglich um damit die Feuerspritzen und Zubehör hinwegzubringen. Die Bemerkungen des Verfassers, wie im ganzen großen Reiche der Brand als eine natürliche Folge der Invasion angesehen worden, sind sehr treffend.

Die einzigen Kriege im Innern Rußlands, deren Andenken die Tradition unter dem Volke in großen allgemeinen Zügen erhalten hat, sind die Einfälle der Tataren und der Polen: Verwüstungskriege im buchstäblichen Sinne des Worts, zugleich von Fremdgläubigen

gegen die russische Nationalkirche und ihre Diener geführt. Das russische Volk hat keine andere Vorstellung vom Kriege; darum floh der Bürger und Bauer vor dem Feinde, wie seine Vorfahren vor den sengenden und mordenden Polen und Tataren, und brachte Weib und Kind, Vieh und Ernte in Sicherheit, darum hatte der Krieg seit Smolensk den Charakter eines Volkskriegs angenommen. So galt auch der Brand von Moskau für eine Unthat der Franzosen, erst nach deren Vertreibung wurde er als eine Großthat der russischen Nation dargestellt, während sie doch ein einzelner Mann ganz im geheimen vorbereitet und ohne die Zustimmung der Regierung stillschweigend ausgeführt hat. Der Verfasser kommt nach gründlicher Erwägung zu diesem Resultate: Kutusow wagte erst spät zu berichten, daß Moskau aufgegeben worden sei; die erste Nachricht davon gelangte durch einen Reisenden nach Petersburg, den die Polizei als einen Uebelgesinnten verhaften ließ, dann aber als sie officiell bestätigt wurde, erhob die Friedenspartei, selbst von Mitgliedern der kaiserlichen Familie unterstützt, wiederum ihr Haupt. Der Kaiser fand nur an Stein und Kotschubey eine Stütze und es gereicht zu seiner Ehre, daß er unerschüttert blieb. Im Lande aber blieb die Stimme für Kutusow und er der unangetastete Nationalheld.

Toll's Planen gemäß wurde nun aus der Flankenstellung, welche die Armee genommen, der Krieg in des Feindes Seite und Rücken begonnen, der sich zu immer steigender Bedeutung entwickelte. Aber seine Entwürfe fanden doch immer viel Hemmnisse und im Hauptquartier ereigneten sich die seltsamsten Scenen. Wie klar Toll schon damals die ganze Sachlage angesehen, daß Napoleon bald Moskau räumen werde, und daß es dann gelte, ihn auf die ganz verwüstete Straße über Moshaisk zurückzuwerfen und seinen Rückzug auf dieser zu erzwingen, wobei er alle Punkte, auf denen man ihm den Weg verlegen müsse, mit Kreide auf den Tisch in der Hütte von Letaschewka gezeichnet, haben Generalstabsoffiziere, die ihn ungläubig als visionär belächelt, dem Verfasser später selbst erzählt. Die Ereignisse rechtfertigten seine Einsicht bekanntlich auf das vollkommenste; wir folgen ihnen in der Darstellung, welche ihren Zusammenhang möglichst aufklärt, in dem weitern für Napoleon so verhängnißvollen Verlaufe. Auch dem Wetter, dem Froste, der an allem Unheil schuld gewesen sein soll, läßt der Verfasser gegen die Anklagen der Franzosen Gerechtigkeit widerfahren.

Einem ungewöhnlich langen und milden Herbste folgte 1812 ein Winter, der im ganzen zu den mildern gehörte. Oft ist in der Gegend von Moskau Ende October schon Schlittenbahn: diesmal war die Erde noch nicht gefroren und selbst die Nächte über blieb die Temperatur gelind.

Ueber die Saumseligkeit und Unentschlossenheit der Verfolgung erhalten wir manchen eigenthümlichen Aufschluß. Kutusow's Benehmen wurde auch von den höhern Offizieren entschieden gemisbilligt und rief allgemeines Misvergnügen hervor, niemand empfand wol tiefer und bitterer dabei, als Toll, dessen Plan oft im entscheidenden Augenblick der Ausführung verdorben wurde, so bei Tarutino, wie bei Wiäsma und Krasnoi. Es ist gefragt worden, was denn noch mehr zu erreichen gewesen, als die fast gänzliche Vernichtung des französischen Heers, die auch ohne Kampf erfolgt wäre, wenn es seinem eigenen Schicksal überlassen wurde? Der Verfasser antwortet darauf:

Sehr viel! Wie hätte ein vollständiger Sieg auf dem Schlachtfelde, Heer gegen Heer, wie hätten Siegeszeichen dem Feind im Kampf, in einer Hauptschlacht aus den Händen gewunden, dem thatsächlichen Erfolg für die Ehre der russischen Waffen den höchsten Glanz verliehen! Aber auch der weitere, materielle Erfolg, der zu erkämpfen war, ist nicht gering anzuschlagen. Es ist wahr, Napoleon verlor fast die gesammte Ausrüstung seines Heers und brachte von den 600000 Mann nur wenige Tausende zurück; aber diese wenigen Tausende bestanden fast ganz aus Offizieren und alten kriegserfahrenen tüchtigen Unteroffizieren. Diese geretteten Trümmer setzten Napoleon in den Stand, ein neues Heer zu bilden, das schon im Mai den vereinigten Russen und Preußen wieder mit Erfolg in den Weg treten konnte. Ohne diese Trümmer wäre das schwerlich möglich gewesen, sie gaben der unerfahrenen Masse Neulinge, die Napoleon zusammenbrachte, kriegerische Haltung und Tüchtigkeit.

Wir nennen diese Bemerkung vom militärischen Standpunkt eine ganz unwiderlegliche. Die Wichtigkeit des aus dem großen Schiffbruch geretteten Schatzes ist bei weitem nicht ausreichend gewürdigt worden, und es lag in Kutusow's Hand, Napoleon dessen ganz zu berauben. Wie ganz anders würde sich der nächste Feldzug trotz aller Anstrengungen Frankreichs gestaltet haben!

Zu den Ereignissen zurückkehrend, lesen wir eine auf die Thatsachen begründete Kritik des so berühmt gewordenen Rückzugs, durch welchen Ney seinen Heertheil gerettet haben soll. Der Verfasser zollt dem Entschluß und der That des tapfern Marschalls seine Bewunderung, aber er zeigt, daß nur etwa 8—900 Mann übrig geblieben sind, also etwa ein Zehntheil seiner Truppen, welche mithin so vollständig vernichtet waren, als es nur überhaupt durch ein Gefecht und dessen Folgen möglich ist. Ueber den letzten Theil des Feldzugs hat er wenig Neues mitzutheilen, doch ist Tschitschagow's Charakteristik von Interesse, weil dessen Führung, die ihm so viel Vorwürfe zugezogen hat, sich daraus erklärt. Dieser, als Seemann tüchtige, als Feldherr unklare, nur im kleinen Dienst und im Reglement bewanderte Admiral, der schon Napoleon's Signalement verbreitet, weil er ihn unter den Nachzüglern glaubte (!), ließ sich bei dreifacher Ueberlegenheit in Borissow überfallen und mußte mit seinen Truppen in größter Verwirrung über die Beresina fliehen, die er den Franzosen sperren sollte. Er hatte dort durch 15000 Mann Reservetruppen unter General Oertel verstärkt werden sollen, dieser General war jedoch nach seiner eigenen naiven Erklärung deshalb nicht gekommen, weil er wegen der Viehseuche in Litauen Bedenken getragen. Die Schuld aller Versäumniß an dem entscheidenden Punkte fiel freilich überall auf den „Admiral“.

Der Verfasser erzählt dann nach Mittheilungen von unmittelbar Betheiligten, in welche Lebensgefahr Napoleon, gleich nachdem er die Armee verlassen hatte, gerathen war; eine Gefahr, die er nie geahnt, nie auch später erfahren hat. Die Unzufriedenheit und Entrüstung über ihn, welche selbst in der Garde vernommen wurde und

ie von französischen Schriftstellern vergebens geleugnet
wird, bekommt dadurch einen neuen Beweis. In Osz-
ziana wurden, nachdem Napoleon angekommen, die sämmt-
lichen Grenadiercompagnien der im Orte stehenden deut-
schen Truppen (zehntes Bataillon Thüringer, Anhalter,
Frankfurter, welche mit sieben französischen und zwei nea-
politanischen Bataillonen die Division Loison ausmachten)
zu einer Ehrenwache zusammengezogen und vor dem Hause,
in welchem Napoleon abgestiegen war, aufgestellt. Da
trat der Major Lapie vom 113. französischen Regiment
zu den deutschen Offizieren und sagte: „Maintenant, Mes-
sieurs; ce serait le moment!" Wozu der Augenblick
gekommen sei, war allen sofort klar, obgleich nie vorher
die Rede von dergleichen gewesen. Es wurden im leisen
Hin- und Herreden beschlossen, der älteste Hauptmann
solle mit seiner Compagnie in das Haus eindringen, und
die Mamluken an der Thüre und jeden, der sich zur Wehr
setze, natürlich auch Napoleon, niederstoßen, dann wollten
die deutschen Regimenter mit fliegenden Fahnen und klin-
gendem Spiel zu den Russen übergehen und das 113. Re-
giment (Piemontesen) würde ihnen gern gefolgt sein.
Tschaplawin stand mit seinem Streifcorps ganz in der Nähe.
Der älteste Hauptmann war Hr. von S., in sachsen-
weimarischen Diensten; ein Mord vertrug sich mit der Ehre
des deutschen Edelmanns und Offiziers nicht. Er schob
die Ausführung der That dem Urheber des Anschlags Lapie
zu, und ehe es dann zu irgendeinem Entschluß kam, trat
Caulaincourt in die Thüre, schlug ungeduldig in die
Hände mit den Worten: „Pourquoi ne partons-nous
pas?" Die Wagen und Schlitten fuhren vor, Napoleon,
sorgfältig in Pelze gehüllt, setzte sich ein; der „moment"
war verloren.

Die Betrachtungen, welche der Verfasser an den Schluß
dieses ewig denkwürdigen Feldzugs knüpft, empfehlen wir beson-
ders unsern militärischen Lesern. Des Verfassers Anschau-
ungsweise, daß im Kriege der mechanische Apparat der Stra-
tegie nirgends ausreicht, sondern das geistige Element das
entscheidende ist; daß der Krieg es mit Menschen, nicht
mit mechanischen Dingen zu thun hat und die angeblich
streng militärische Betrachtungsweise eine willkürlich be-
schränkte und verfehlte ist; daß endlich, wo große, eben-
bürtige Staaten sich bekämpfen, ein abschließender, end-
licher, materiell wirklich vollständiger Sieg, der die Fort-
setzung des Kampfes absolut unmöglich machte, sehr schwer
zu erreichen, ja überhaupt nur unter besonders günstigen
Umständen möglich ist: diese Anschauungsweise ist auch,
seitdem der Verfasser sie geäußert hat, durch den orienta-
lischen Krieg wieder bestätigt worden.

Als Einleitung zu dem Frühjahrsfeldzuge 1813 hören
wir im fünften Buche die Ansichten, welche im Haupt-
quartier über Frieden oder Fortsetzung des Kriegs herrsch-
ten und die Anwesenheit des Kaisers sehr nöthig machten.
Toll wurde zum General befördert und als Generalquar-
tiermeister zu dem persönlichen Generalstab des Kaisers
versetzt, was er sich selbst, indem er immer entschiedener
die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, und
allerdings auch Kutusow's Empfehlung verdankte. Seine
neue Stellung erhöht die Wichtigkeit der Aufschlüsse, welche
wir über die Operationen durch ihn erhalten. Auch dem
Kaiser wollte es nicht gelingen, bei den unklaren, poli-
tischen Verhältnissen und dem geschwächten Zustande des
russischen Heers dasselbe in Bewegung zu setzen. Glück-
licherweise führte York's berühmte selbständige That zu
guter Stunde eine entscheidend günstige Wendung herbei.
Jetzt konnten die russischen Heerestheile entschiedener vor-
wärts gesendet werden, der Kaiser entwarf eigenhändig
leitende Grundsätze für die nun beginnenden Operationen,
wogegen Kutusow den Seinigen schrieb: „Fürchtet nichts!
Wir werden wol nicht sehr weit gehen; ich bin ja nicht
jünger geworden." Auch Toll's Denkschrift, zu der er
wol aufgefordert war, gibt den Widerhall der Abnei-
gung gegen einen Krieg für Interessen, die man als
fremde ansah. Erst am 12. Januar scheint die Richtung
des Marsches für die Hauptarmee festgesetzt worden zu
sein, da noch am 11. der Generalquartiermeister schrieb:
„Quand l'armée se rendra en Prusse ou dans le duché
de Varsovie." Doch folgten sich nun im Hauptquartier
Ereignisse, wohl geeignet, die Ansichten über das, was
nun geschehen müsse, zu berichtigen. Schon in Wilna,
kurz vor dem Aufbruche, war, von York gesendet, der
General von Kleist bei dem Kaiser erschienen, über dessen
Auftrag nicht viel bekannt geworden ist, am 13. traf
aber der Flügeladjutant des Königs von Preußen, Major
von Natzmer, ein, welcher von seinem Herrn ermächtigt
war, ein Schutz- und Trutzbündniß anzubieten, für den
Fall, daß Rußland entschlossen sei, den Krieg gegen Na-
poleon mit allen seinen Mitteln fortzusetzen und seine
Heeresmacht unverweilt über die Weichsel und Oder vor-
gehen zu lassen. Die Folgen dieser Sendung ließen zwar
unter dem Einflusse der politischen Verhältnisse noch etwas
auf sich warten, als aber die Antwort aus Paris auf
Preußens letzte Forderungen ausblieb und ein von Urlaub
zurückkehrender Offizier des litauischen Dragonerregiments,
Lieutenant Werner, einen ihm anvertrauten eigenhändigen
Brief des Kaisers an den König überbrachte, wurde Graf
Brandenburg in das russische Hauptquartier abgesendet,
wohin ihm später der Oberst von dem Knesebeck als
Bevollmächtigter zu bestimmten Unterhandlungen folgte.
Diese geriethen jedoch ins Stocken, als es sich um das
ehemalige preußische Land bis zum Narew und zur
Weichsel handelte, für welche man das Königreich Sachsen
als Entschädigung bot und die Armee wurde in Erho-
lungsquartiere bei Kalisch verlegt, um Preußens Bünd-
niß und Kriegserklärung abzuwarten. Kutusow hielt an
dem Grundsatz fest, daß auch bei den spätern Operationen
hauptsächlich auf das eigene Heer und dessen Verbindung
mit seinen Hülfsquellen Rücksicht zu nehmen und jedes
andere Verhältniß diesen Rücksichten unterzuordnen sei.
Dieser Grundsatz blieb noch lange nach seinem Tode viel-
fach maßgebend im Hauptquartier. Nach dem abgeschlos-
senen Bündniß mit Preußen suchte der Kaiser auch Oester-
reich zu gewinnen, er wünschte es leidenschaftlich und
zeigte es vielleicht zu sehr. Das merkwürdige Actenstück
über die disponiblen Streitkräfte, das in zu starken Far-

ben aufgetragen war, konnte die österreichischen Diplomaten, welche ohnehin die Bewegung in Preußen mistrauisch beobachteten, nicht täuschen. Oesterreich nahm eine abwartende Stellung an.

Als wichtig für die Geschichte der nächsten Operationen theilt der Verfasser einen Entwurf mit, der zu Kalisch für die Ergänzung und Verstärkung des russischen Heers ausgearbeitet worden ist. Wir ersehen daraus, daß die Reserven Anfang Mai höchstens 20000 Mann betrugen und erst gegen Mitte Juni auf 36000 Mann anwuchsen. Scharnhorst, der auch zu Kalisch erschien, mühte sich ebenso vergebens, Kutusow in Bewegung zu bringen, um nach seiner großartigen, gesunden Ansicht vom Kriege denselben so schnell als möglich weit nach Deutschland hineinzuverlegen. Großen Einfluß auf den Entschluß, nur Wittgenstein's Vortrab und Kosackenabtheilungen dem Feinde nachfolgen zu lassen, und die Hauptarmee einstweilen bei Kalisch als allgemeine Reserve zurückzuhalten, übten, nächst Kutusow's Persönlichkeit allerdings auch die Verhältnisse auf dem linken Flügel und die drohende Stimmung in Polen. Scharnhorst war zu Kalisch mit Toll in ein sehr gutes Einverständniß getreten, ihre Ansichten hatten sich vielfach begegnet. Toll glaubte den Hauptstoß des Feindes von Erfurt in der Richtung auf Altenburg und Dresden erwarten zu müssen, daher die Linie von Altenburg und Leipzig auf Dresden und Breslau die wichtigste für die Verbündeten und mit aller Macht zu vertheidigen sei; er übte ohne Zweifel in dem gehaltenen Kriegsrathe den größten Einfluß, den jedoch Kutusow sehr fühlbar paralysirte. Scharnhorst's in mancher Beziehung verwandter Operationsplan war kühner: er wollte nicht Vertheidigung, sondern Angriff, Zurückwerfen des Feindes über den Thüringerwald, Befreiung des ganzen nördlichen Deutschland. Am 2. April kam der König von Preußen nach Kalisch, wo er erstaunt war, die Truppen so schwach zu finden, aber doch bewirkte, daß ihm nun die 17000 Mann unter Kutusow wirklich folgten. Wir lesen wieder sehr wichtige Aufschlüsse über die strategischen Ansichten, welche Toll im Hauptquartier zu den herrschenden gemacht, mit seinen eigenen Worten. In Bunzlau, wo Kutusow erkrankte, blieb Toll auf Befehl des Kaisers noch einige Tage bei ihm zurück und trennte sich dann mit tiefer Bewegung von seinem alten Feldherrn, der ihn segnete und den er nicht wiedersehen sollte. Bei der Armee wurde er durch eigenthümliche Verhältnisse zu erhöhter Thätigkeit berufen. Er mußte zu Wittgenstein und Blücher reisen, denen er doch nicht ermächtigt war, seine Ansichten und Plane, die der Kaiser genehmigt hatte, in Form eines kaiserlichen Befehls vorzutragen. Er sollte überzeugen, nicht im Namen des Kaisers befehlen. Nach Dresden zurückgekehrt, fand er den Kaiser verreist, den Fürsten Wolkonsky krank, das Heer gewissermaßen ohne obere Leitung, er mußte also auf eigene Verantwortung als Oberfeldherr der verbündeten Heere handeln, was er auch ohne Schwanken und Säumen that. Unterdessen traf die Nachricht von Kutusow's Tode ein und Wittgenstein wurde gegen die Erwartung, daß der Kaiser sich selbst an die Spitze der Heere stellen werde, zum Oberbefehlshaber ernannt. Seine Stellung war eine schwierige, da er im Range wie den Jahren nach der jüngste General-en-Chef der verbündeten Heere war; er verdankte sie seinen etwas überschätzten Leistungen von 1812, und seine Ansichten zeigten sogleich einen grellen Widerspruch mit denen, welche Toll vertheidigte. Doch bemühte sich dieser nunmehr, da keine Zeit zu verlieren war, alles in zweckmäßigen Gang nach den erhaltenen Weisungen zu bringen. Aber schon bei dem allerersten Schritte Wittgenstein's zeigten die höhern Befehle, daß er keineswegs selbständiger Feldherr sei. Toll wurde unterdessen krank und mußte in Borna zurückbleiben, während das Heer zum Kampfe ging. Man hat bisher vorherrschend geglaubt, die allgemeine Idee zur Schlacht bei Großgörschen sei von Scharnhorst ausgegangen, nach einigen Worten dieses Generals, die uns Krauseneck aufbewahrt, nach seinem Benehmen in der Schlacht, das Reiche erzählt (vgl. Nr. 48 d. Bl. f. 1857) ist das nicht wol möglich. Die allgemeine leitende Idee, wie die eigentliche ins einzelne gehende Disposition, ist ohne Zweifel Eigenthum des General Diebitsch. Der Ausgang der Schlacht ist bekannt, ebenso der bei Bautzen. Hier gab Miloradowitsch unbegreiflicherweise am ersten Tage seine starke Stellung sehr schnell auf; nach der Meinung vieler, die ihn genau zu kennen glaubten, aus wunderlicher Laune und Aerger, da er sich mit seiner Unterordnung unter Wittgenstein's Befehl nicht aussöhnen konnte. Toll hatte die Schlacht bereits wieder zu Pferde im Gefolge der Monarchen mitmachen können und gibt Knesebeck die Ehre, welche ihm bekanntlich neuerdings durch Müffling streitig gemacht worden ist, daß er die Monarchen von der Nothwendigkeit des Rückzugs überzeugt habe. Wittgenstein legte bald nachher den Oberbefehl nieder und gelangte zu keiner selbständigen Stellung mehr, bis er in Frankreich das Heer mismuthig als Kranker verließ. Barclay trat an seine Stelle, „ein wirklicher Feldherr, nicht blos ein Name an der Spitze einer Armee". Er hielt jedoch Toll, in welchem er den persönlichen Freund und Zögling Kutusow's sah, von sich fern und wählte Diebitsch zu seinem Generalquartiermeister. Zwischen Toll und Diebitsch, deren militärische Ansichten nicht immer übereinstimmten, entstand hin und wieder eine gewisse Spannung; „daß sie später, als sie sich näher kennen lernten, aufrichtige Freunde wurden und das unbedingte Vertrauen zueinander hegten, macht beiden gewiß Ehre." Wir werden davon, hoffentlich bald, in den letzten Bänden dieses Werks lesen.

Barclay, dem Deutschland und seine Zustände vollkommen fremd waren, der keinen Maßstab hatte für den Geist und die Kraft, die sich in Preußen regte, hielt es für unerlaßlich, dies Reich einstweilen sich selbst zu überlassen und die russische Armee zu einer Reorganisation, deren sie bedürftig war, nach Polen zurückzuführen. Der Verfasser erklärt seine Ansicht aus den Thatsachen. Doch lenkte das Heer von dem Rückzugswege nach Breslau gegen das Gebirge ab und nahm hinter Schweidnitz an

1. Mai die von Natur sehr starke Stellung, die auch
›gleich verschanzt wurde. Die preußischen Generale waren
:r Meinung, hier eine Schlacht anzunehmen, welche von
n russischen jedoch nur Diebitsch theilte; unter diesen
mständen wurde ein Waffenstillstand doppelt wünschens-
erth, es ereigneten sich aber drohende Verwickelungen,
:rch das Vorrücken der französischen Truppen entstanden,
lche die Unterhandlungen als nur zum Schein gepflogen
rdächtigten. Der Rückzug zunächst nach Strehlen, dann
iter an die Oder und nach Polen wurde beschlossen,
ch sechs Wochen wollte Barclay von der Weichsel zu-
ckkehren, währenddessen die preußische Armee, wie der Ge-
nke sehr entschieden hervortrat, den Russen über die
er folgen, dann aber sich nach der Mark zur Ver-
igung mit Bülow wenden sollte. Glücklicherweise erfuhr
poleon nichts von dem Marsch der Verbündeten, der
4. Juni bis Strehlen fortgesetzt wurde, nichts davon,
unaufhaltsam die russischen Generale Polen zustrebten,
s von ihrem Standpunkte vollkommen gerechtfertigt
hien, und an demselben Tage wurde der Waffenstill-
:d geschlossen, der sein Schicksal entschied. Ein Aufsatz,
chen Toll am 16. August in französischer Sprache, zu
hem Zweck ist unbekannt, niederschrieb, erklärt diesen
ffenstillstand für den größten Fehler, den Napoleon
einer militärischen Laufbahn begangen hat, und unter-
t diese Behauptung mit Gründen. Einige sehr werth-
e Beilagen begleiten auch den zweiten Band, der mit
Abschluß des Waffenstillstandes endigt.

Karl Gustav von Berneck.

(Der Beschluß folgt in der nächstfolgenden Lieferung.)

Novellenliteratur.

ata-Morgana. Deutsch-amerikanische Preisnovelle von
ldolf Douai. Neuyork, Westermann u. Comp. 1858. 8.
Thlr. 5 Ngr.
ephtha und seine Tochter. Eine Novelle von C. Egli.
ürich, Orell, Füßli u. Comp. 1858. Gr. 8. 18 Ngr.
on Quixote und Falstaff. Novelle von Eduard Schül-
:r. Berlin, Nicolai. 1858. 8. 1 Thlr.
ine gemischte Ehe. Wirklichkeit und Wahrheit in einem
ebensbilde. Mitgetheilt von K. Gruenz. Berlin, Vereins-
chhandlung. 1859. 8. 1 Thlr.

Die Productivität der Dichter auf dem Gebiet der Novelle,
heutiger Zeit viel größer als in jeder andern Literatur-
e der Vergangenheit. Aber wol nur die kleinste Zahl die-
roducte wird in weitern Kreisen gelesen und äußerst wenige
n eine Art Berühmtheit. Es ist dies nicht nur die Folge
, daß alljährlich so viele geist- und poesielose Novellen
ntlicht werden, sondern daß in der Gegenwart die An-
: an diese Dichtung viel höher gesteigert sind als in jedem
i Zeitalter. Welcher verständige Mensch wird heutzutage
ostbare Zeit einem poetischen Producte widmen, das uns
nichts bietet als einige mehr oder weniger gut zusammen-
fte Verwickelungen und Intriguen! Gewährt doch die
äßigste Reisebeschreibung oft mehr Vergnügen und nebst
terhaltung auch zugleich mehr reelle Belehrung als man-
n der Cliquenkritik empfohlene Roman. Zwar sind die
gsgrade unserer Generation so millionenfach verschieden,
an wol sagen kann, was der eine gleichgültig weglegt,
r andere mit höchstem Interesse; jedes Buch findet zuletzt
ablikum, wenn es der Verleger in die ihm eigenthüm-
bensphäre zu bringen weiß. Dies ist wol richtig, aber der
Vorzug eines genialen Kunstwerks besteht eben darin, daß es allen
Menschen den größten Hochgenuß gewährt. Eine Ballade wie
Bürger's „Lenore" versetzt die Gelehrten, wie die ganz Unge-
bildeten, die kaum lesen gelernt haben, in eine erhöhte poetische
Geistesstimmung. Goethe's „Werther" und Lamartine's „Rafael"
wurden von allen Gesellschaftsklassen mit der innigsten, herzlichsten
Theilnahme gelesen; Mozart's Musik ertönt in Hütten und Pa-
lästen und erfreut die tiefsten Denker wie die einfachsten Men-
schen. Und solch geniale Kunstproducte haben nicht nur für das
Publikum ihrer Zeit und ihres Landes Interesse, sondern auch
die spätesten Generationen der Menschheit werden noch durch sie
in jene edle Begeisterung versetzt, die das Leben verschönert und
zu einer höhern Geistescultur emporführt. So soll auch eine
gute Novelle für alle Zeiten geschrieben sein, auf daß die kom-
mende Menschheit daran ein Bild von dem Culturleben der Zeit
erhält; gleichwie uns Homer's Iliade, Odyssee und die Dra-
men der griechischen Tragödiendichter das Gefühls- und Gedan-
kenleben der damaligen Griechen vorführen und uns das treueste
Spiegelbild ihrer Sitten, Religion und Weltanschauung geben;
so müssen auch die Kunstwerke der Gegenwart allen zukünftigen
Völkern berichten, wie wir empfunden, gedacht, in welchen Ideen-
kämpfen wir uns bewegt und was für eine Natur- und Welt-
ansicht wir durch die Wissenschaft errungen haben.

Daß nur wenige Dichtungen und nur die allerkleinste Zahl
der Novellen dieser Anforderung entsprechen, ist allgemein be-
kannt. Aber dennoch ist unsere Zeit nicht so ganz arm an poesie-
und gedankenreichen Producten, wie es einige ganz poesielose
Literaturhistoriker der Welt vorreden. Menschen, die ihr Ge-
fühls- und Gedankenleben niemals in die Sphäre der Begei-
sterung zu erheben vermögen, um auch nur das kleinste poetische
Werk erzeugen zu können, die sich also in ihrer ganzen Lebens-
zeit nur darauf beschränken müssen, die Dichtungen der Poeten
aller Völker zu kritisiren, verfallen sehr leicht in jene gehässige
Gallsucht, die alles neidisch gelb und schwarz erblickt und daher
die edelsten poetischen Schöpfungen oft wie Schülerarbeiten
herunterreißt. Diese Kritiker sind es, die stets von Erloschensein
der Productivität reden, alle Dichtungen unserer Zeit als Ver-
irrungen erklären, und ein neues Zeitalter der Dichtung erst
dann erwarten, wenn wir ganz andere sociale Zustände erhalten
haben. Es ist wirklich nöthig, daß man diesen kritischen Schul-
meistern zuruft: euer Mangel an Productionskraft bewegt euch
zu dieser gedankenlosen Ansicht! Wenn wir die Literaturgeschich-
te dieser Herren durchlesen, so erscheint uns ihr Beginnen wie
das eines Menschen, der sich an ein Blumengefild setzt und nun
ärgerlich raisonnirt, warum dies süßduftende Veilchen nicht die
schönen Blätter und die schlanke Gestalt der Lilie habe, und
warum diese herrlich blühende Rose mit den ganz unästhetischen
Dornen begabt sei! Und so geht er weiter und findet an jeder
Blume und jedem Blatte etwas zu kritisiren, daß man einen
Ekel an der ganzen Schöpfung empfinden möchte.

Allerdings sind auch wir mit allem, was jetzt auf den
Markt gebracht oder gar gefeiert wird, keineswegs einverstanden.
Die Novellendichter unserer Zeit haben sich vielfach versucht, um
etwas ganz Neues zu schaffen; aber eben diese Sucht, etwas ab-
solut Neues schaffen zu wollen, erzeugt oft Kunstwerke unvoll-
kommenster Art. Es wurden eine Masse Dorfgeschichten ge-
schrieben, ohne zu bedenken, daß doch das Leben der Landleute
so ganz alltäglich einfach ist, daß es in zwei oder drei Novellen
ziemlich erschöpft ist. Ihr Gefühls- und Gedankenleben be-
schränkt sich auf das kleinste Centrum und ihre täglichen Ver-
richtungen sind stets dieselben. Man darf sich überhaupt nicht
auf so enge Gesellschaftskreise beschränken, weil hierdurch nur
Monotonie entsteht; auch leben ja heuzutage die Menschen nicht
mehr in so engherzigen Kastenunterschieden voneinander getrennt,
sondern die Humanität, die allgemeine Bildung und das Her-
zensbedürfniß hat sie näher zusammengeführt; wir dürfen sie
also in der Poesie nicht trennen, da sie in der Wirklichkeit zu-
sammenleben. Außer diesen Dorfgeschichten sind in neuester Zeit
auch „culturhistorische Novellen" geschrieben; aber cultur-

historisch soll und muß ja jede Novelle sein, um der Gegenwart und der Nachwelt ein Bild des Culturlebens der Zeit zu geben, in der sie geschrieben wurde. Bloße Erzählungen von Thatsachen, ohne Schilderung der tiefsten Mysterien des Seelenlebens mit seiner Gedanken- und Ideenwelt, erregen kein Interesse. Warum haben die Producte von E. T. A. Hoffmann auch noch heute für alle Gesellschaftsklassen einen solch wunderbaren Reiz, trotzdem die Logik darin oft mit den Gespenstern davongeht? Sicherlich deshalb, weil in ihnen die geheimsten Regionen und Ahnungen der Seele in ihren dunkelsten Tiefen zur ergreifenden Darstellung gebracht sind.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen, die mir nöthig schienen, um meinen Standpunkt zu der Novellistik der Gegenwart zu bezeichnen, gehe ich zu der Besprechung der mir vorliegenden Novellen über.

Die deutsch-amerikanische Novelle: „Fata-Morgana", von A. Douai (Nr. 1), entstand infolge eines Preisausschreibens des Hrn. Börnstein in St.-Louis. Preisrichter waren Friedrich Münch, K. L. Bernays und Bertha Behrens; ihre Urtheile sind der Novelle vorgedruckt und stimmen wesentlich überein, denn sie behaupten nicht nur die Vortrefflichkeit der Arbeit — einige kleine Unwahrscheinlichkeiten abgerechnet —, sondern sie sagen auch einstimmig aus, daß sie uns ein treues Bild des amerikanischen Culturlebens gebe. Ich citire hier einige Aussprüche Bernays', weil sie auch nach meiner Ueberzeugung die Novelle am besten charakterisiren. Er sagt:

„Der Verfasser dieses schönen Buchs hat es versucht in gefälliger Form nicht nur alle Bestrebungen des deutschen Geistes auf amerikanischem Boden zu charakterisiren und eine spannende Theilnahme dafür sogar bei denen zu erregen, die ihrer ans Alltagsleben geketteten Denkungsweise wegen nicht durch eigenes Studium und Nachdenken auf seine Wege gerathen, sondern er hat auch zu gleicher Zeit jenen Bestrebungen ihr rechtes Maß angewiesen und sie aus den Himmeln überspannter Erwartungen auf die immer noch an Freuden und Farben reiche wirkliche Erde versetzt. An dem allerdings losen Faden einer in vielen Momenten unwahrscheinlichen Erzählung führt uns der Verfasser durch das Heer jener großen Forderungen, welche die ihrer Zeit weit vorangeeilten Männer an die zukünftige Gesellschaft stellen, und weist mit Recht dem deutschen Genius bei ihrer Erfüllung die erste Werkführerstelle an. Jedoch verschwindet die Poesie und die Großartigkeit der Conception, je näher man der praktischen Ausführung der Ideale entgegentritt; und die großen Männer, die ihrer fähig waren, sterben aus, sobald sich die Fata-Morgana unserer Wünsche zur Erde niedergelassen und ihres phantastischen Gewandes entkleidet ihre natürliche Stellung unter unsern Füßen und nicht mehr ihre von den Massen verkehrte Auffassung in den Köpfen der Menge eingenommen hat."

Die von den Preisrichtern erwähnten Unwahrscheinlichkeiten der Erzählung sind aber nicht so auffallend groß, wie wir sie täglich in französischen, englischen und sogar in deutschen Romanen und Novellen vorfinden; aber der kalte praktische Verstand der Amerikaner entdeckt sie leichter als der Europäer, der durch Eugène Sue und Consorten auch an das ganz Unwahrscheinliche gewöhnt wurde. Die Handlung ist spannend und erregt Interesse; ich will sie nicht darlegen, um den Lesern die Ueberraschung der Entwickelung vorzubehalten. Nur muß ich erwähnen, daß sie in der ersten Hälfte etwas zu langsam vorwärts schreitet; dies würde allenfalls zu ertragen sein, wenn uns nur für diesen Mangel durch wirklich anregende, geistreiche Gespräche oder Raisonnements über Wissenschaft, Kunst, Literatur u. s. w. genügender Ersatz geboten würde. Doch finden sich neben manchen trivialen Raisonnements auch einzelne ganz interessante Gespräche über Menschenrechte, Religion, Liebe, Ehe, Moral und Politik, die eine klare logische Denkungsart zeigen und uns in den Ideenkampf einführen, der die Amerikaner bewegt. Auch die Charakterzeichnung ist fast durchgehends gut gehalten, obschon sich die Preisrichterin Bertha Behrens vielleicht mit Unrecht eine leise [...] Bemerkung darüber erlaubt, daß der Dichter die Charaktere sich nicht vor den Augen des Lesers entwickeln lasse, sondern [...] fertig und abgeschlossen hinstelle.

Ein höchst merkwürdiger Charakter tritt uns in dieser Novelle in der Person Putzer's entgegen. Er ist von seiner Kindheit an zum Jesuiten erzogen worden, hat aber später den größten Abscheu gegen das verbrecherische Treiben dieses Ordens gefaßt. Er spricht es offen aus, daß der größte Theil der Jesuiten recht gut wüßten, daß ihr Zweck ein unheiliger sei, [...] sie erstrebten die absolute Herrschaft über die Menschen, um sie zu Sklaven ihrer lügenhaften Dogmen zu machen, die Entschuldigung, daß der Zweck die Mittel heilige, sei also in ihrem Munde eine perfide Lüge, denn ihr unmenschlicher Zweck [...] nur Demoralisation und Unglück der Menschen, niemals [...] ihre Glückseligkeit. Infolge dieser Einsicht hat er sich zur Aufgabe gestellt, den verbrecherischen Planen der Jesuiten [...] mit ihren eigenen Mitteln entgegenzuwirken. Er bleibt im [...] des Ordens und vollzieht anscheinend dessen Befehle, aber [...] dann, wenn sie eine gute That fördern sollen; im entgegengesetzten Fall sucht er sie durch echt jesuitische Mittel zu [...]. Soll z. B. ein Meuchelmord an einer Person, die der [...] beerben will, ausgeführt werden, so kommt er durch [...] Ränke dem Orden zuvor und entzieht ihm seine Beute; [...] sich dabei nicht, die Person, welche den Mord vollziehen [...] vor ihrer Ausführung selbst zu morden. Als ihm seine [...] über diese Anwendung böser Mittel zu einem allerdings [...] Vorwürfe machen, entschuldigt er sich damit, daß man [...] und alle wilden Bestien nicht durch eine Moralvorlesung [...] ihren Mordversuchen abbringen könne und daß man sie [...] wenig von Angesicht zu Angesicht zu bekämpfen vermöge, [...] müsse man sie hinterlistig morden, um dadurch ihre [...]ten unmöglich zu machen. Da aber die Jesuiten sehr [...] deckt haben, daß er allen ihren teuflischen Planen entgegen[...], so haben sie seinen Tod befohlen, der sodann auch durch [...]chelmord ausgeführt wird.

Ich will hier nicht weiter referiren und nur noch [...] des Verlegers aus der Vorrede citiren, denn sie sind [...] meinem Geiste geschrieben: „Möge das Buch weite [...] finden unter unsern deutschen Landsleuten in den [...] Staaten, und unsern Brüdern in der alten Heimat [...] gelten als Gruß und Bürgschaft, daß die Deutschen in [...] über dem Sturme und Drange der materiellen Interessen [...] Sprache, ihre Literatur und ihre Lebensanschauungen [...]gessen haben; sondern sie unverfälscht in der neuen [...] wahren und verbreiten."

Ein merkwürdiges Product übergibt uns C. Egli [...] Novelle „Jephtha und seine Tochter" (Nr. 2), er [...] weit zurück in die graue Vorzeit Jephtha's und in das [...] am Jordan. Es ist nicht das erste mal, daß sich Autoren [...]gabe machten, Scenen aus der antiken Welt in Novellen [...] bearbeiten, um so das Culturleben der alten Völker [...] kleinste Detail schildern zu können. Vorzugsweise waren [...] Griechen und Römer, deren Privatleben mit einer [...] Sorgfalt dargelegt wurde, sodaß wir hierdurch ein [...] erhielten, als durch manche bändereiche Cultur- und [...]geschichte. Dahin gehört Becker's „Gallus", ein [...] gelesenes Buch, das uns das häusliche und öffentliche [...] Römer zu Augustus' Zeit mit einer Detailmalerei [...] wirklich bewunderungswürdig ist. Ein ähnliches [...] des alten israelitischen Lebens erhalten wir durch Egli's [...] nur muß ich bemerken, daß hier die Aufgabe viel [...] als bei den Griechen und Römern, die uns eine [...] Literatur hinterlassen haben und die auch nicht [...] Raum und Zeit von uns getrennt sind, als die [...] Stammväter Israels mit ihren Nachbarn, den [...] Moabitern und andern Räuberstämmen. Aber [...] dem Verfasser gut gelungen, sich ganz in die [...]

ungsart, sowie in die Natur- und Weltanschauung jener
en Nomadenvölker zu versetzen, um sie durch seine Novelle
duciren zu können. Daß aber hierbei auch unsere moderne
rucksweise und Redeform mit einfließt, ließ sich gar nicht
eiden.

Jephtha ist schon von vielen Dichtern als Sujet zu Dra-
Opern und Oratorien gewählt worden; ob auch als No-
ist mir nicht bekannt. Die Bearbeitung zur Novelle von
kann man nur willkommen heißen; sie gibt uns ein treues
ngemälde jener heißblütigen Hirten- und Nomadenvölker
'edet ganz ihre bilderreiche Sprache, wie sie uns durch die
und andere alte semitische Schriften überliefert wurde.
em Jephtha, der uneheliche Sohn Gilead's, nach seines
s Tode von seinen Halbbrüdern ohne Erbtheil aus dem
gejagt wurde, ergab er sich einem Räuberleben, sammelte
ahlreiche Bande um sich und wurde bald im ganzen Lande
efürchtete Räuberanführer, der sowol die Heerden und
te der Israeliten wie die der Amalekiter, Ammoniter und
iter unbarmherzig plünderte und durch seine wilde blut-
je Tapferkeit die größten Heere schlug. In seines Vaters
entspann sich mit seiner Halbschwester Ada ein Liebes-
tniß. Als seine Brüder sie nach seiner Vertreibung an den
Scheich der Midianiter verkaufen, beschließt Jephtha, die
am Hochzeitsfeste zu rauben, was denn auch bei großem
fgewühl und Blutvergießen ausgeführt wird. Aber durch
ebe Ada's, aus der ihm eine Tochter geboren wird, kann
doch nicht zu einem ehrlichen Leben bekehren lassen und
t wie ein hartnäckig verstockter Bösewicht sein berüchtigtes
rleben fort, ohne den tiefen Gram seiner treu liebenden
zu berücksichtigen. Beim Lesen der verübten Schand-
will es uns oft ganz wundersam scheinen, wie aus die-
straßenräuber noch ein Erlöser seines Volks werden soll.
ie letzten entscheidenden Tage nahen heran, wo die Pro-
ing in Erfüllung geht. Die Kinder Israel werden seit
furchtbar gedrückt von den Edomitern, Ammonitern,
tern; ihre Felder, Viehheerden und Wohnungen werden
let und wer nicht dem Schwerte erliegt, verfällt dem Hun-
Da entschließt sich endlich der alte ehrwürdige Chakam
ead zu einem Gang, den bisher noch keiner gewagt; er
Jephtha und schildert des Landes Noth und des Volkes
gniß mit glühender Beredsamkeit; er spricht zu Jephtha
ner göttlichen Mission und wie Jehovah ihn selbst erkoren
um Heiland und Messias seines Volks; und er redet be-
von dem ewigen Fortbestand des israelitischen Volks und
nicht zu Grunde gehen werde und wenn zehntausend Völker
nmon wider dasselbe aufständen. Er habe blos zu wäh-
schen ewigem Ruhm und ewiger Schmach, zwischen dem
der Kinder und Kindeskinder und dem Fluche aller kom-
Geschlechter Israels. Da erweichen sich allmählich
ten Züge im wilden Antlitz des rauhen Kriegers und
lugen feuchten sich, die vertrocknet geschienen für im-
„Chakam! dich hat Gott gesendet!" ruft er aus; „Am-
etzte Stunde hat geschlagen. Sage den Brüdern meines
daß Jephtha sich an ihre Spitze stellen wird und Am-
och zerschmettern für immer!"

d so geschieht es; aber im Kampfgewühl der Schlacht
das Gelübde:

So wahr mir Gott in die Hand gibt dieses Stadtthor,
So wahr will ich ihm opfern,
Was zuerst mir entgegenkommt aus dem Hausthor!

ßt, was ihm aus seiner Wohnung nach dem Siege
itgegenkommt; leider tritt ihm seine einzige Tochter zuerst
belnd entgegen und so erfüllt sich hierdurch sein tragisches
Seine furchtbare Blutschuld muß er durch den Opfer-
er heißgeliebten Tochter sühnen, und auch seine Gattin
ch von der Strafe ereilt, daß sie einem Räuber ins
tt gefolgt ist. Mit hoher Seherstimme ruft sie aus:
arke, eifrige Gott hat gesprochen, der Gott, welcher der
Väter Sünden heimsucht an den Kindern bis ins dritte und
vierte Geschlecht. Blut will er und mit Blut müssen gesühnt
werden der Menschenkinder Frevel, bis ein Erlöser erscheint,
welcher die strafende Gerechtigkeit in Gnade verwandelt. Ach!
ich büße meine Sünden in dem reinen Blute meiner Tochter."
Am Schluß singt der Chor:

Unerforschlich ist Jehovah,
Seine Bahn nicht unsere Bahn;
Beuget euch vor seinem Willen,
Heilig, ist er unnahbar.

Nach der grauenhaft schmerzlichen Geistesstimmung, in die mich Jephtha und seine blutigen Thaten versetzt haben, greife ich zum „Don Quixote und Falstaff" (Nr. 3). Wie, werden die Leser ausrufen, sind diese längst begrabenen Narren wieder auferstanden? Ja wohl, ein Herr Eduard Schüller hat sich ins Elysium begeben, um uns ihre Schatten vorzuführen. Der Ritter von der traurigen Gestalt mit der ewigen Liebe im treuen Herzen beginnt in Begleitung seines Sancho einen Kreuzzug nach der Insel Taprobana, um den heidnischen Sultan Traballama dem Kreuze und somit dem Christenthum unterthänig zu machen. Der Schiffskapitän setzt den irrenden Ritter an der englischen Küste ans Land, dieser glaubt, es sei die Insel Taprobana, wo er den verhaßten heidnischen Sultan aufsuchen will. Er begegnet dem Jagdzuge des Prinzen von Wales, und dieser, bald merkend, weß Geistes Kind er vor sich hat, läßt ihn in seinem Wahnglauben und führt ihn in einige Abenteuer, wo er mit Sir John Falstaff zusammentrifft, den der Prinz für den Sultan ausgibt. Nachdem er mit diesem ein Duell ritterlich bestanden, wobei er den noch dicker gewordenen Sir John zu Boden wirft, erhält er einen Schlaftrunk, wird aufs Schiff gebracht und nach seiner romantischen Heimat Spanien geführt.

Der Verfasser des neuen „Don Quixote und Falstaff" führt uns allerdings einige interessante Scenen vor, die unser Lachen erregen, und deshalb sei auch ihm gedankt für seinen Beitrag zur humoristischen Literatur; aber die Situationen geben uns doch kein treues historisches Bild weder von der Zeit, in der die Novelle spielt, noch von der Gegenwart. Es sind zum Theil berliner Charaktere und berliner Witze, die wir lesen; dann auch etwas Unsinn, der auf alle Zeiten paßt. Wer aber zur guten Verdauung einigemal lachen will, der nehme das Buch zur Hand.

In der deutsch-amerikanischen Novelle hat A. Douai neben den edeln Bestrebungen der dortigen Deutschen auch zugleich das furchtbar schädliche Wirken der Jesuiten geschildert. Der Verfasser oder wie er sich nennt Herausgeber des Lebensbildes „Eine gemischte Ehe", K. Gruenz (Nr. 4), kämpft nicht so ganz speciell gegen die Jesuiten, sondern überhaupt gegen die finstern Mächte Roms, wie er noch am Schlusse ausdrücklich sagt. Und zu diesem Zweck hat er schon einen Roman: „Der Weltpriester und Försters Lieschen", veröffentlicht, in dem wichtige Umtriebe der Gegenwart enthüllt sind, wie der Verleger ankündigt.

Wenn dieser Kampf gegen „Roms finstere Mächte" ehrlich geführt wird, so gebührt den Streitern Hochschätzung und Dank. Werden aber hierbei auch die jesuitischen Waffen geführt, werden Lüge, Verleumdung, Spott und Ränke aller Art aufgeboten, um die Priester der katholischen Religion in den Augen der Gläubigen zu verdächtigen, herabzusetzen und dem Hasse und der Verachtung preiszugeben, so muß auch der eifrigste Protestant, und dieser zuerst, seine Misbilligung über solch ein unchristliches Treiben aussprechen. Wir dürfen die confessionellen Unterschiede durch Haß und Verachtung predigende Schriften nicht vergrößern und die Kluft dadurch unheilbar machen. Dies geschieht aber, wenn täglich Romane und Novellen geschrieben werden, worin die Verfasser keine andere Tendenz und gar keinen andern Zweck verfolgen, als sämmtliche katholische

Priester und Lehrer als intolerante, ränkevolle und Haß und Zwietracht säende Jesuiten zu verleumden. Ich habe in katholischen und evangelischen Städten viele Jahre gelebt, die katholischen Kirchen besucht und mit katholischen Familien und Priestern verkehrt, habe aber niemals solche Ränke und Schliche entdecken können, wie ich sie zu Tausenden in unsern Romanen gelesen. Jene Personen sahen, daß ich ihre Ceremonien nicht mitmachte, und dennoch gaben sie sich keine Mühe, mich zu ihrem Glauben zu bekehren. Ich kam dabei oft auf den Gedanken, daß wol diese Priesterumtriebe mehr in der Phantasie der Dichter vorhanden sind als in der Wirklichkeit.

Aber ich will meine Erfahrungen auf diesem Gebiet nicht zum allgemeinen Maßstab des Urtheils aufstellen; andere mögen vielleicht hierin mehr erlebt haben. Nur das muß ich noch bemerken, daß es sehr ungerecht ist, wenn zahlreiche Schriftsteller alle katholischen Priester und Lehrer mit den Beschuldigungen überhäufen, die nur die wirklichen Jesuiten treffen können. Es ist wahr, das Dogma von der „alleinseligmachenden Kirche" zwingt gleichsam die Katholiken zur Intoleranz gegen Andersgläubige; aber doch wenigstens in dem aufgeklärten Deutschland ist die gesunde Geistesstimmung und das liebende Menschenherz meist mächtiger als die kirchliche Satzung fanatischer Priester. Ueberhaupt sollte man mehr gegen die unvernünftigen Dogmen polemisiren, als gegen die Personen; mit logischen wissenschaftlichen Gründen, welche durch die Erfahrung gestützt werden, müssen ihre naturverhöhnenden Lehrsätze bekämpft und ihnen durch die Naturgesetze und Naturerscheinungen sonnenklar bewiesen werden, daß sie nicht die Sprache des gesunden Menschenverstandes reden, sondern ihre durch die Geistesträgheit erzeugten Wahnphantasien für beseligende Lehren der Wahrheit ausgeben. Mit solchen wissenschaftlichen Beweisen wird die Herrschaft dieser Leute eher gestürzt als durch die Erzählung einer Masse Schandthaten, die doch meist nur der dichterischen Phantasie entsprungen sind, wenn auch einige sich in der Wirklichkeit ereignet haben mögen.

Nach diesen Bemerkungen könnte wol jeder die Lust zum Lesen der „Gemischten Ehe" verloren haben; ich will dies nicht hoffen und zugleich bemerken, daß der Verfasser zwar unter jene Schriftsteller gehört, die mit Absicht alle Schattenseiten der römischen Kirche und ihres Priesterstandes aufsuchen und vergrößernd schildern; aber dabei bietet er uns doch mehrere interessante psychologische Situationen dar, die gelesen zu werden verdienen. Die Ereignisse werden in der Form eines Tagebuchs berichtet, das der Verfasser mittheilt. Dieser Kunstgriff, um der Dichtung mehr Wirklichkeit und Wahrheit zu geben, ist schon oft angewendet; ob er bei allen Lesern seinen Zweck erreicht, ist vielleicht fraglich. Der Inhalt der Schrift ist in aller Kürze folgender: Der Schulrector einer kleinen Stadt verliebt sich in die Tochter eines Gastwirths, der mit seiner Frau in einer gemischten Ehe lebt. Die Heiterkeit und der Friede des Hauses wird gestört, als ein katholischer Priester Eintritt erlangt. Dieser gibt dem jüngern Sohne des Gastwirths gefärbte Chocoladenbonbons, worauf er erkrankt und die Anwesenheit des Priesters täglich wünscht. Bei dieser Gelegenheit sucht er die katholische Mutter und Tochter durch Gebetbücher zu gewinnen und macht ihnen sodann begreiflich, daß es die größte Sünde sei, mit einem Protestanten in gemischter Ehe zu leben. Die von Liebe und Angst gefolterte Mutter thut das Gelübde, ihren Sohn katholisch werden zu lassen, wenn er wieder gesund wird und die Verlobung ihrer Tochter mit dem zur evangelischen Kirche übergegangenen Rector rückgängig zu machen. Der Knabe wird wieder gesund und das Gelübde soll ausgeführt werden; Conflicte des Herzens entstehen, welche den Selbstmord der Mutter und den Eintritt der Tochter ins Kloster zur Folge haben. Der Rector vermag den Schmerz über den Verlust seiner Braut nicht zu ertragen, er reist nach Afrika, um dort als Missionar zu wirken; das Schiff strandet an einer azorischen Insel, alle Passagiere werden gerettet und nur der liebekranke Rector wird von den Wellen verschlungen; aber zum großen Glück des Verfassers mit seinem Reisegepäck auch sein Tagebuch gerettet.

Das Schönste und Interessanteste sind die Schilderungen des häuslichen Lebens und das Beginnen der Liebe zwischen dem Rector und seiner nachherigen Braut. Sie sind sehr objectiv, naturwahr und mit psychologischer Treue gezeichnet. Aber ebenso fanatisch finster wie im Mittelalter sind die enthusiastischen Lobpreisungen des Glaubens mit der Geringschätzung des Wissens und der guten Werke. Der Verfasser unterscheidet sich hier zu seinem Nachtheil von den fanatischen Priestern der katholischen Kirche dadurch, daß er die guten Werke „als Wahnsinn der menschlichen Bosheit und Herrschsucht" darstellt. Dies ist aber die verderblichste Lehre für die Menschheit, die unzählbares Elend und Unglück zur Folge hat. Ja, wir kennen sie, diese fanatischen Gläubigen, die niemals die Kirche versäumen und mit Stolz und Verachtung auf die Ungläubigen und mit Geringschätzung auf die Männer der Wissenschaft blicken. Sie jagen den Armen, der sie um einen Bissen Brot bittet, von ihrer Thür hinweg und denken und sagen: hätte er den rechten Glauben, so würde er gewiß auch Brot haben. Christus, der Stifter unserer Religion, hat uns gelehrt, daß es die mildthätige Barmherzigkeit und die guten Thaten sind, welche dem Menschen den höhern sittlichen Werth verleihen, nicht aber das blinde Stolziren auf den Glauben mit Geringschätzung des Wissens und der guten Werke.

Da der Verfasser auch ein Verächter der Wissenschaft ist, so bietet er uns auch keine wissenschaftlichen Discurse dar, aber wol manches naive Raisonnement, wie folgendes:

„Wir müssen wieder zu Kindern werden, das heißt: uns durcharbeiten durch den Wust von Menschenklugheit und Thorheit, aufklimmen auf der Erkennungsleiter bis zur letzten Sprosse, um einsehen und verstehen zu lernen, daß dort oben Thorheit ist, was uns unten Weisheit dünkte, und daß nur einer weise ist, wir Menschen alle Kinder sind. Und mit dieser Erkenntniß kommt der Kinderglaube zurück und das Werk ist vollendet. Sind wir nun am Ziele auch nicht weiter, als wir am Anfange waren, so haben wir doch da auch die böse Lust des eiteln Forschens überwunden, und werden es gelernt haben zu schauen und zu genießen. Das ist Seligkeit!"

Und ich muß hierauf als Schlußwort erwidern: wer in der Wissenschaft noch nicht auf den Standpunkt des Geistes gekommen ist, um klar zu erkennen, daß eine logisch bewiesene Vernunftwahrheit auch auf allen Weltkörpern im ganzen Weltall eine ewige Wahrheit bleibt, und daß also die rechte Weisheit hier unten auch im gesammten Universum als die wahre Weisheit anerkannt werden muß, weil dies die logischen Gesetze und der Causalnexus des Weltalls bedingen: ich sage, wer dies noch nicht erkannt hat und es bezweifeln oder gar als Thorheit ausgeben will, der muß noch viel lernen und gründlichere Studien in der Philosophie und der Naturwissenschaft machen, bevor er berechtigt wird, über die höchsten und heiligsten Fragen und Probleme der Menschheit mitsprechen zu können. *)

38.

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß der Verfasser des Lebensbildes „Eine gemischte Ehe" kein anderer ist, als der frühere Rector der naumburger Bürgerschule, G. Künzer, der sich durch sein in den Zeitungen berichtetes Ende — er entleibte sich in einem Bahnwärterhäuschen durch einen Pistolenschuß — in trauriger Weise bekannt gemacht hat. Sein Autorname, K. Gruenz, ist das Anagramm aus seinem wirklichen Namen, G. Künzer. Derselbe war Convertit und soviel wir wissen früher katholischer Geistlicher; es hat ihm also in Betreff des von ihm in seiner Novelle behandelten Gegenstandes sicherlich nicht an Sachkenntniß und an Erfahrungen gefehlt. Die Verfolgungen, denen er sich von seiten einzelner seiner frühern Religions- und Standesgenossen ausgesetzt sah, sollen auch, wie man versichert, zu dem verzweifelten Entschlusse, der ihn zum Selbstmorde führte, wesentlich beigetragen haben. D. Red.

Zur Reinigung des Schiller'schen Textes.

Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes. Sendschreiben an Dr. Heinrich Viehoff, Director der höhern Bürgerschule zu Trier. Von Joachim Meyer. Nürnberg, Campe und Söhne. 1858.

Die ohne Zweifel sehr zahlreichen Vermehrungen der sogenannten Schiller-Literatur, welche die bevorstehende Säcularfeier des Dichters hervorrufen wird und bereits hervorzurufen begonnen hat, werden zur geeigneten Zeit von uns in einem besondern übersichtlichen Artikel besprochen werden; für heute nehmen wir die obengenannte Schrift vorweg, weil sie auch ohne die zu erwartende Säcularfeier ans Licht getreten sein würde, von ihr weder direct noch indirect veranlaßt ist und sich mit einem ganz andern Gegenstande beschäftigt als mit Schiller's Person, seiner geistigen Entwickelung oder der Kritik oder Erklärung seiner literarischen Schöpfungen. Es handelt sich darin einfach um die Reinigung des Textes der Schiller'schen Werke von den mancherlei oft fast unglaublichen Druckfehlern, welche frühere Ausgaben verunstalteten und manche Stellen ganz sinnlos machten, ohne daß das große Publikum daran Anstoß nahm. Denn es gibt nur zu viele Leser, welche der Ansicht sind, daß bei Worten, selbst wenn sie Druckfehler sein sollten, sich auch etwas denken lassen müsse. Die betreffende, durch einen garstigen Druckfehler verunstaltete Stelle enthält vielleicht eine vollkommene Sinnlosigkeit, aber sie findet sich in dem Werke eines großen Dichters, mithin muß sie ja Sinn enthalten, welchen? darüber denkt man weiter nicht nach. Daß aber Setzer oder Corrector oder irgendein boshafter Zufall diesen Unsinn eingeschmuggelt haben könnten, daran denken solche gedankenlose Leser nicht, die sich ja auch meist kaum die Mühe nehmen, in die Druckfehlerverzeichnisse zu blicken, falls solche einem Werke angehängt sein sollten.

Der Verfasser der vorliegenden, außerdem manche neue interessante Entdeckungen enthaltenden Schrift, der Gymnasialprofessor Joachim Meyer zu Nürnberg, hat an der Constituirung des Textes der neuen Ausgaben der Schiller'schen Werke einen hervorragenden Antheil genommen und dabei einen so unermüdlichen minutiösen Fleiß und einen vergleichenden Scharfblick bewiesen, wie sie nur in Deutschland möglich sind, ähnlich wie die salope Textverderbung, an der die frühern Schillerausgaben litten, ebenfalls nur in Deutschland möglich ist. Er darf mit Recht für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, daß er manche schadhaft gewordene Stelle in den Schiller'schen Werken zuerst und allein geheilt hat. Bereits 1840 hat er in einer Schrift über „Wilhelm Tell" eine Reihe von Fehlern besprochen, ohne in Betreff seiner Verbesserungen irgendeinen Widerspruch zu erfahren. Im Jahre 1844 wurde ihm die Correctur der damals in Angriff genommenen neuen Ausgabe der Schiller'schen Werke übertragen, und er nahm das Anerbieten an in der Hoffnung, „durch Benutzung der ersten Drucke etwas Besseres als bisher leisten zu können". Im folgenden Jahre 1845 besorgte er die neue Miniaturausgabe der Gedichte und begleitete diese mit einem Vorwort. In den nächsten Jahren leitete er den Druck der jetzigen Stereotypausgabe; allein eine lebensgefährliche Krankheit und Verhältnisse, „welche hier auseinanderzusetzen nicht am Platze wäre", hinderten ihn, das Ganze zu Ende zu führen; aber ein großer Theil der Gedichte, „Wallenstein", „Die Jungfrau von Orleans", „Maria Stuart", „Die Braut von Messina", „Wilhelm Tell", „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande", „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" u. s. w. wurden von ihm einer neuen, sehr sorgfältigen Revision unterworfen. Der Verfasser sagt dann weiter: „Für die Anordnung insbesondere der Gedichte, selbst für die Behandlung einzelner Stellen bin ich nicht verantwortlich zu machen, indem damals die Verlagshandlung noch theilweise an der Körner'schen Ueberlieferung festhalten zu müssen glaubte. Scheint es Grundsatz der Verlagshandlung zu sein, über die Behandlung des Textes vor der Hand keine Rechenschaft geben zu lassen, und vielleicht dieselbe für eine größere kritische Ausgabe aufgespart wissen zu wollen, so wird es aber auch niemand mir verargen, wenn ich auf meine Gefahr hin einige der von mir zurückgeführten Lesarten einer nähern Besprechung unterwerfe. Denn bei mehreren derselben möchte es auch einem Kenner der Schiller'schen Literatur nicht leicht werden, die Gründe für dieselben aufzufinden; ja es könnte selbst da ein Tadel erhoben werden, wo die gewichtigsten Zeugnisse der diplomatischen Kritik für die Aufnahme mancher bis zu meiner Recension ganz unbekannt gebliebenen Lesarten sprechen."

Hier nur einige der auffallendsten Druckfehler, die sich in die frühern Ausgaben der Schiller'schen Werke eingeschlichen hatten. In der „Jungfrau von Orleans" las man (zweiter Aufzug, erster Auftritt):

> Ihr stürztet euch in unser Lager, schreiend:
> Die Höll' ist los, der Satan kämpft für Frankreich!
> Und brachtet so die **Andern** in Verwirrung.

Und im achten Auftritt desselben Aufzugs:

> Schon vor des Eisens blanker **Scheide** schaudert mir.

Mit Hülfe der ersten Ausgabe (Berlin, Unger, 1802) stellte Meyer die richtigen Lesarten die **Unsern** (für die **Andern**) und **Schneide** (für **Scheide**) wieder her. In allen Ausgaben las man bis 1844 in der „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande", und noch in der Ausgabe von 1838, S. 148: „Hier erblickt er (Granville) eine Nation, die von keinem Schimmer bestochen, durch keine Furcht in **Schrecken** gehalten" u. s. w. Dieser häßliche Druckfehler **Schrecken** statt **Schranken** war aber schon 1788 als solcher angezeigt. Ebendaselbst las man S. 183: „Die üppige Gewalt des Adels zu brechen, war kein **Ausgang** natürlicher"; S. 55: „wurden die Schuldigen aus den Grenzen der **väterlichen Gerichtsbarkeit** geführt"; S. 56: „und der Name der **Inquisition** gegen die mildere Benennung geistliche Richter vertauscht". Meyer hat nach der Ausgabe von 1788 die richtigen Lesarten: **Ausweg** (für **Ausgang**), **vaterländische Gerichtsbarkeit** (für **väterliche Gerichtsbarkeit**) und **Inquisitoren** (für **Inquisition**) wiederhergestellt. Vollkommenen Unsinn brachte ein Druckfehler in das Räthsel Nr. 8:

> Und dieses Ungeheuer
> Hat zweimal **nur** gedroht,

wo es statt **nur** heißen muß **nie**. In dem Gedicht „Das Ideal und das Leben" hatten es schon Götzinger und Viehoff auffallend gefunden, daß Laokoon ein „Sohn Priam's" genannt werde (nämlich in der Stelle: „Wenn dort **Priam's Sohn** der Schlangen sich erwehrt mit namenlosem Schmerz"), da man doch nirgends erwähnt finde, daß Laokoon ein Sohn Priam's gewesen. In der Ausgabe der Gedichte vom Jahre 1845 ließ Meyer drucken: „Wenn **Laokoon** der Schlangen u. s. w.", und so lesen jetzt die Cotta'schen Ausgaben. Meyer verhehlte sich nicht, wie man es sehr auffallend finden könne, daß er, der bisher nicht nur an einzelnen Wörtern, sondern an Silben, ja selbst an Buchstaben der ersten Drucke festgehalten habe, hier so sehr von dem überlieferten Texte abweiche, und bemerkt dann: „Allein Schiller selbst hat bereits im Jahre 1795 also verbessert, denn dem zwölften Stück dieser Zeitschrift (den «Horen» von 1795) ist ein Blatt beigegeben mit der Ueberschrift «Druckfehler und Verbesserungen», und da heißt es: anstatt **dort Priam's Sohn** lies **Laokoon**." In diesem Druckfehlerverzeichniß finde sich auch, bemerkt Meyer weiter, die Angabe: „anstatt **Chronions** lies **Kronion**". Nichtsdestoweniger seien in den von Schiller veranstalteten Ausgaben seiner Gedichte die ursprünglichen Lesarten beibehalten worden. „Man sieht also aus dem Angeführten", fügt Meyer hinzu, „wie Schiller zuweilen bei spätern Bearbeitungen Verbesserungen entgangen sind, die er in frühern Jahren gemacht hatte."

Sicherlich haben schon manche norddeutsche Leser in der Stelle: „Und was ist wirklich Ihres Pinsels Beschäftigung?" („Fiesco", zweiter Aufzug, siebzehnter Auftritt) an dem Worte „wirklich" Anstoß genommen, weil sie sich nicht erklären konnten,

was dies „wirklich“ hier bedeuten solle. Aus vorliegender Schrift werden sie erfahren, daß „wirklich“ ein schwäbischer Provinzialismus für „gegenwärtig“ ist. Der Verfasser erzählt hierbei: „Will mich jemand während meiner Abwesenheit zu Hause aufsuchen, so sagt meine Frau, eine geborene Schwäbin: «Mein Mann ist wirklich nicht zu Hause.» Dieses «wirklich» ist kein Adverb der Versicherung, sondern soll heißen «gegenwärtig».“ Ueberhaupt ist für die Bedeutung mancher in Schiller's Producten, wenigstens in seinen frühern, vorkommender Wörter die Eigenthümlichkeit der schwäbischen Mundart zu beachten; auch manche bei Schiller vorkommende Wortformen, wie „Mauren“, „dauren“, „trauren“, entspringen aus dem schwäbischen Dialekt, in welchem die angeführten Worte lauten: „Maura“, „daura“, „traura“; ebenso ist „weißt“ für „weiß“ schwäbisch. In dem erst in neuerer Zeit wiederaufgefundenen Gedicht Schiller's: „Wunderseltsame Historia“ u. s. w. *), heißt es z. B.:

Ein großer Herre, wie man weißt,
Ist nicht, wie unsereiner —
Wenn unsre Seele weiter reis't,
Drob kümmert sich wol keiner.

Ein Bericht über eine Schrift wie diese kann natürlich kein zusammenhängender sein, und so gehen wir rasch zu einem andern Punkte über. Eine in der Ueberschrift der bekannten Schiller'schen Ballade „Die Bürgschaft“ von Meyer vorgenommene Aenderung hat, wie wir aus der Schrift ersehen, „heftigen Widerspruch“ erregt. Er hat die Ballade nämlich „Damon und Pynthias“ überschrieben, nicht „Damon und Pythias“, wie Schiller laut Manuscript später die Ballade genannt wissen wollte, weshalb auch Möros in der zweiten Verszeile von Schiller selbst in Damon verwandelt wurde. Nur sein Tod kam der Aufnahme dieser Aenderungen in den Weg. Die beiden Pythagoräer heißen nämlich bei dem griechischen Schriftsteller jederzeit Damon und Phintias; einige lateinische Schriftsteller, namentlich Valerius Maximus, haben zwar „Pythias“, was aber ohne Zweifel durch die Nachlässigkeit der Abschreiber in den Text gekommen ist, aber z. B. in der Kempf'schen Ausgabe des Valerius Maximus vom Jahre 1854 dem richtigen „Phintias“ den Platz hat räumen müssen. Meyer hält „Pythias“ schon deshalb für gänzlich unzulässig, weil es ja gar kein Manns-, sondern ein Frauenname sei. Schiller hatte zwar eine wunderbare Auffassungsgabe für den Sinn der griechischen Götter- und Heldensagen, aber seine Sachkenntniß war nur gering und griechisch verstand er so gut wie gar nicht. Daher sind auch in den spätern Ausgaben seiner Werke in den betreffenden Gedichten Thestias in Thestius, Diktys in Dikte u. s. w. verändert worden.

*) Der vollständige Titel lautet: „Wunderseltsame Historia des berühmten Feldzuges, als welchen Hugo Sanherib, König von Assyrien, ins Land Juda unternehmen wollte, aber mit langer Nase abziehen mußte. Aus einer alten Chronik gezogen und in schnackische Reimlein gebracht von Simon Krebsauge, Baccalaur.“ Es ist ein Spottgedicht auf die bei Herzogs Georg von Meiningen Erkrankung vom koburger Hofe getroffenen Anstalten zur militärischen Besitzergreifung Meiningens und vom Herzog Georg selbst bestellt oder doch veranlaßt. Das so echt deutsche, kleinstaatische Sujet war einer komischen Behandlung wol werth. In dem Ton und der Haltung des Spottgedichts verräth sich noch gar sehr der Einfluß des Bürger'schen und Blumauer'schen Geschmacks, welchen Schiller später gänzlich verwarf, von dem er aber doch in seinen Jugendgedichten nicht selten Gebrauch machte. Fand Schiller doch noch im Jahre 1787 Blumauer's „Ode an den Nachtstuhl“, wie er an Körner in Leipzig schreibt, „ganz charmant“, und zwar wurde das Blumauer'sche Scherzgedicht bei einem finanzräthlichen Diner in Dresden vorgelesen, was in unsern nicht mehr so ganz naiven Zeiten sicherlich nicht mehr geschehen würde. „Es ärgert mich“, fügt Schiller hinzu, „daß ich sie nicht abschrieb, um sie euch zu dem nämlichen Gebrauche zu schicken.“ Dem damals feiner gebildeten Körner würde Schiller mit Uebersendung der Blumauer'schen Nachtstuhl-Ode sicherlich keine große Freude gemacht haben.

Der Streit, ob das Gedicht „Die Sonnenpriesterinnen“ wirklich von Schiller herrühre, ist, wie Meyer in einem Postscriptum seiner Schrift bemerkt, durch einen Brief der Frau Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm bejahend entschieden worden. Es heißt in diesem Briefe unter anderm: „Das Gedicht «Die Sonnenpriesterinnen“ ist entschieden von Schiller. Ich besitze eine von meiner Mutter gefertigte Abschrift, welche ich Ihnen schon längst zugedacht habe. Es steht auch die Jahreszahl darunter.“ Hierdurch widerlegt sich die Bemerkung in H. Hartung's „Schiller-Bibliothek“ (welche, beiläufig bemerkt, von Meyer als die beste Schrift über Schiller-Literatur anerkannt wird), wonach dieses Gedicht nicht von Schiller sei. Bei dieser Gelegenheit theilt Meyer in einer Note noch Folgendes mit: „Ich kann nicht umhin, hier öffentlich gegen Herrn Hartung für einen mir im Juni 1848 erwiesenen Dienst meinen Dank auszusprechen. Es war nämlich in jenem Jahre ein beschriebenes Exemplar des «Fiesco» (Manheim 1783) zum Verkauf ausgeboten worden, und durch die Gleichgültigkeit meines Commissionärs in Leipzig in die Hände eines sich damals zufällig dort aufhaltenden Engländers (John Friend) gekommen. Den Bemühungen des Herrn Hartung und eines jüngern in Leipzig studirenden Freundes glückte es, dasselbe für mich zurückzukaufen. Es ist von Schiller eigenhändig durchcorrigirt und für die künftige Constituirung des Textes wichtiger als zwei Manuscripte, die mir seit jener Zeit auch noch mitgetheilt wurden.“

Meyer hat endlich auch einige poetische Reliquien Schiller's gerettet oder wieder aufgefunden, darunter ein sehr interessantes Gedicht mit der Ueberschrift: „Im October 1788.“ Er fand dasselbe, mit S. unterzeichnet, im elften Heft der „Thalia“. Körner's Bemerkung in seinem Briefe vom 24. December 1790: „Dein Gedicht im October freute mich um seiner selbst willen und als ein Beweis der heitern Stimmung, in der es erstanden ist“, gab dem Verfasser den ersten Anstoß zu Nachforschungen, und man muß den von dem Verfasser dabei aufgewandten Scharfsinn bewundern, da die Worte: „Dein Gedicht im October“ statt „Im October“ zunächst auf ein im October 1790 verfaßtes Gedicht schließen ließen, während Meyer doch mit Bestimmtheit wußte, daß man vom Jahre 1790 kein Gedicht Schiller's besitze, welches er in seine Sammlung aufgenommen hätte. Wir lassen das von Schiller später vergessene oder geringgeschätzte, jedenfalls aber werthvolle Gedicht hier folgen:

Im October 1788.

Daß du mein Auge wecktest zu diesem goldenen Lichte,
  Daß mich dein Aether umfließt;
Daß ich zu deinem Aether hinauf einen Menschenblick richte,
  Der ihn edler genießt;
Daß du einen unsterblichen Geist, der dich, Göttliche, denket,
  Und in die schlagende Brust,
Gütige, mir des Schmerzens wohlthätige Warnung geschenket
  Und die belohnende Lust;
Daß du des Geistes Gedanken, des Herzens Gefühle zu tönen
  Mir ein Saitenspiel gabst,
Kränze des Ruhms und das buhlende Glück deinen stolzeren Söhnen,
  Mir ein Saitenspiel gabst;
Daß dem trunkenen Sinn von hoher Begeistrung beflügelt,
  Schöner das Leben sich malt,
Schöner in der Dichtung Krystall die Wahrheit sich spiegelt,
  Heller die dämmernde strahlt:
Große Göttin, dafür soll, bis die Parzen mich fodern,
  Dieses Herzens Gefühl,
Zarter Kindlichkeit voll, in dankbarem Strahle dir lodern,
  Soll aus dem goldenen Spiel
Unerschöpflich dein Preis, erhabne Bildnerin, fließen,
  Soll dieser denkende Geist
An dein mütterlich Herz mit reiner Umarmung sich schließen,
  Bis der Tod sie zerreißt.

Meyer wird für die unsaglichen Mühen, die er auf seinen Gegenstand verwendet hat und für seinen in der Herbeischaffung

es kritischen Materials bewiesene aufopfernde Thätigkeit den
ohn in sich selbst und in der Anerkennung einiger weniger Ken-
r zu finden wissen; denn von seiten des großen Publikums ist
cht sehr auf die gebührende Anerkennung zu rechnen, die eine
mühselige Arbeit ohne Zweifel verdient. Wir für unsere
rson gestehen ihm gern zu, daß er als einzelner alles Mög-
e geleistet hat, und wir stimmen in sein brieflich gegen uns
gedrücktes Petitum ein: „Sehr wünschenswerth bleibt es im-
r, daß sich alle Kräfte zu einer vervollständigten kritischen
gabe Schiller's unter Einem Panier, dessen Inschrift suum
que! wäre, vereinigten." **H. M.**

Notiz.

Ummius und Lavater.

In Bezug auf das bremer Spottgedicht auf Lavater vom
re 1786 (vgl. Nr. 15 d. Bl.) und dessen Verfasser, den
tor Johann Ludwig Ummius, über welche, das Gedicht sowol
den Verfasser, uns Julius Merzdorf (vgl. Nr. 30 d. Bl.)
eres mittheilte, erhielten wir inzwischen von einem unserer
r in Bremen eine neue Einsendung, aus der wir, damit ihr
fasser sie nicht ganz umsonst geschrieben haben möge, hier
einiges mittheilen wollen. Das Gedicht, das sogenannte
denlied der Jünger Lavater's" erschien zuerst, wie auch schon
dorf angab, zu Bremen 1787, 8 Seiten Octav. Ein Drucker
cht angegeben. Außer in den von Merzdorf bezeichneten Ma-
ten und Journalen wurde es noch in folgendem satirischen
e: „Niedersachsen. Ein in der Lüneburger Heide aufge-
nes merkwürdiges Reisejournal, herausgegeben von Quin-
lemilius Publicola" (3 Bde., Rom, Ore-Chiaro, 1789), und
im zweiten Bande, S. 45—52, abgedruckt. Unser bremer
ährsmann schreibt uns über dieses Buch und seinen Ver-
: „Der Verfasser dieses Reisejournals, welches sehr pikante
eilungen über Lavater's Aufenthalt in Bremen enthält, ist
einer Notiz auf der hiesigen Stadtbibliothek der Freiherr
Benzel-Sternau." Was den Verfasser des „Freudenlied",
us betrifft, so theilt uns der Einsender folgende Bemer-
über ihn mit, welche in Rotermund's „Lexikon aller Ge-
n, welche seit der Reformation in Bremen gelebt haben",
ten ist: „Schade, daß dieser helle und denkende Kopf so
l schwer zum Schreiben zu bewegen war. Als Schrift-
würde er auf sein Publikum gewiß gewirkt haben. Allein
ieb nur einige Schul- und Einladungsschriften, die ihm
mt zuweilen abnöthigte." Merzdorf hat in seiner Notiz in
) die Titel einiger dieser Schulprogramme genannt. Daß
as anonym an dem „Neuen Magazin für Schullehrer"
dem „Magnetistischen Magazin für Niederdeutschland"
eitete, wissen die Leser d. Bl. aus der Merzdorf'schen
Ueber das „Freudenlied" selbst bemerkt Rotermund:
at sich dieses classische Lied durch ganz Deutschland ver-
und wurde ein Volkslied." Der Aufenthalt Lavater's in
hat übrigens eine Menge Federn in Bewegung gesetzt,
f der bremer Dombibliothek befindet sich, wie der Ein-
er hier benutzten Notiz versichert, eine reiche Sammlung
mphleten für und gegen Lavater. Diese Nachricht dürfte
en nicht unwichtig sein, die zu irgendeinem Zwecke jetzt
ftig Studien über Lavater machen und um Material in
dieser interessanten bremer Episode seines Lebens und
verlegen sein sollten. **H. M.**

Bibliographie.

noristisches Bilderbuch für große Kinder. Illustrirtes
egen Langeweile. 1stes Heft. Leipzig, Keil. Hoch 4.

harz, W., Das Jubiläum. Ein episches Gedicht.
, Bangel u. Schmitt. 8. 20 Ngr.

rus, L., Caupolican. Eine katholische Erzählung
aus der neuen Welt. Zwei Bände. Schaffhausen, Hurter. 8.
2 Thlr. 3 Ngr.

Esser, F., Zwei Monate in Italien. Reiseerinnerungen
eines Kunstfreunds. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 8.
1 Thlr. 6 Ngr.

Fabri, F., Die Entstehung des Heidenthums und die
Aufgabe der Heidenmission. Nebst zwei Beilagen: Ueber den
Ursprung der Sprache, und Ueber den christlichen Staat. Bar-
men, Langewiesche. Gr. 8. 26 Ngr.

Fichte's, J. G., Reden an die deutsche Nation. Von
Neuem herausgegeben und eingeleitet durch J. H. Fichte.
Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Glaßbrenner, A., Humoristische Table-d'hôte. Gesam-
melte Skizzen. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 10 Ngr.

Die Handschriften von Grünberg und Königinhof. Alt-
böhmische Poesien aus dem 9. bis 13. Jahrhundert. Von S.
Kapper. Prag, Bellmann. 16. 16 Ngr.

Helbig, F., Kunigunde von Orlamünde. Tragödie in
fünf Aufzügen und einem Nachspiele. Jena, Deistung. 8.
15 Ngr.

Horn, U., Bunte Kiesel. Erzählungen. Prag, Kober
u. Markgraf. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hornung, D., Die neuesten Manifestationen aus der
Geisterwelt. Mit lithographirten Tafeln. Berlin, Plahn. Gr. 8.
1 Thlr. 10 Ngr.

Kossak, E., Berliner Federzeichnungen. Berlin, Janke.
Gr. 16. 10 Ngr.

Mansfeld, A., Napoleon III. Mit 2 Stahlstichen und
36 Holzschnitten. 1ste Lieferung. Stuttgart, Scheible. Imp.-4.
1 Thlr. 6 Ngr.

Nesselmann, N., Glaubenslieder. Elbing, Neumann-
Hartmann. 16. 15 Ngr.

Niedermayer, A., Das Mönchthum in Bajuwarien in
den römischen, agilolfingischen und karolingischen Zeiten. Lands-
hut, Thomann. Gr. 8. 27 Ngr.

Oberkofler, A., Bilder aus dem Volksleben zu Beleh-
rung und Unterhaltung. Zwei Theile. Innsbruck, F. Rauch.
8. 18 Ngr.

Roßhirt, C. F., Das staatsrechtliche Verhältniß zur ka-
tholischen Kirche in Deutschland, seit dem westphälischen Frieden,
übersichtlich dargestellt. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr.

Rüstow, W., Der italienische Krieg 1859 politisch-
militärisch beschrieben. 1ste Abtheilung. Zürich, Schultheß.
Gr. 8. 26 Ngr.

Schiel, J., Reise durch die Felsengebirge und die Hum-
boldtgebirge nach dem stillen Ocean. Eine Skizze. Schaffhau-
sen, Brodtmann. Br. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Garibaldi. Eine biographische Darstellung nach bisher
unbekannten Documenten. Berlin, Hasselberg. 16. 5 Ngr.

Gauß, H., Neue Kriegslieder, mit und ohne Cayenne-
Pfeffer gewürzt. Den sämmtlichen deutschen Bundescontingen-
ten gewidmet. 1ste Lieferung. Weimar. 8. 1 Ngr.

Große, E., Goethe und Schwan in Töplitz 1813. Wei-
mar, Kühn. 8. 3 Ngr.

Louis Napoleon Bonaparte die Sphinx auf dem französi-
schen Kaiserthron. Hamburg, O. Meißner. 8. 15 Ngr.

Müller, M., Eine Rose der Freiheit! Gezogen und in
Ablegern mit einem Worte über Wildstämme allen rosigen Frei-
heitsfreunden gewidmet. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 5 Ngr.

Preußen und der Friede von Villafranca. Ein Beitrag
zur neuesten deutschen Geschichte. Berlin, G. Reimer. Gr. 8.
5 Ngr.

Stimme eines ehrlichen Deutschen aus dem Volke. Leipzig,
Friese. Gr. 8. 3 Ngr.

Zur Kritik Napoleons des Dritten. Ein bescheidener Ver-
such der Demokratie den Staar zu stechen. Berlin, Lassar.
8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs.

Recueil des traités et conventions

conclus par l'Autriche

avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours.

Par **Léopold Neumann,**

docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne.

Tome VI. In-8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

(Theil I—III kosten jeder 3 Thlr., Theil IV und V jeder 3 Thlr. 20 Ngr.)

Zum ersten mal wird in diesem jetzt vollständig vorliegenden Werke eine Sammlung der Staatsverträge Oester mit fremden Mächten dargeboten. Die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks ist bereits von den compete Seiten anerkannt worden. Namentlich wird darin eine grosse Anzahl früher noch nie veröffentlichter Actenstück geben, da dem Verfasser, Professor des Völkerrechts an der wiener Universitat, die freieste Benutzung der Ar zu diesem Zweck gestattet wurde. Ein am Schlusse des Werks befindliches dreifaches Register erhöht die Br barkeit desselben wesentlich.

In demselben Verlage erschienen folgende wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

—— **Réglements consulaires des principaux états maritimes** de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributio Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents offici observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatiqu Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

—— **Phases et Causes célèbres du droit maritime** des nations. 2 vol. In-8. 5 Thlr.

—— **Précis historique des événements politiques** les plus remarquables qui se sont passés depuis 1814 à 1859. 2 Thlr. 20 Ngr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et docu proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement re par l'auteur, avec la collaboration de *F. de Wegmann.* 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

—— **Causes célèbres du droit des gens.** Deuxième édition. Revue, corrigée et augmentée par l'auteur. Tome I In-8. 10 Thlr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des lats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les rélatio rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque a Par le baron Charles de Martens et le baron Ferdinand de Cussy. 7 vol. In-8. 21 Thlr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troi édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

—— **Éléments du droit international.** Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des

Reichsfreiherrlich von Wolzogen'schen Geschlechts.

Von K. A. A. Freiherrn von Wolzogen und Neuhaus.

Zwei Bände. Mit 10 Lithographien. 8. Geh. 4 Thlr.

Ein auf dem sorgfältigsten Quellenstudium beruhendes Werk, das für die politische und Culturgeschichte der vier letzten Jahrhunderte, in welche das altösterreichische und später weit verzweigte Wolzogen'sche Geschlecht eingegriffen hat, ein wichtiges Material bietet. Bekanntlich sind die Namen Wilhelm und Karoline von Wolzogen mit unserer classischen Literaturepoche eng verbunden, und der Verfasser hat [...] vorzugsweise auch diese Beziehungen in das rechte [...]

Die unter den 10 Lithographien des Werks [...] Porträts des k. preuß. Generals Ludwig von [...] und Karolinens von Wolzogen sind auch [...] chinesischem Papier) (jedes zu dem Preise von 10 [...] haben.

M. Solitaire's

sämmtliche Schriften, 16 Bändchen, überall g[...] sind in allen Buchhandlungen zu haben. [...] soeben von Solitaire: „Erzählungen bei [...]

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 8. September 1859.

Karl Gutzkow's „Zauberer von Rom".

Zweiter Artikel.*)

Dritter und vierter Band.

Ein Vierteljahr fieberhafter Spannung und Ungeduld, reich an jenen Ueberraschungen, welche die große welthistorische Regie in Paris liebt, ist jetzt vorübergegangen, und das deutsche Publikum wird wieder Muße finden, sich jenen still fortschreitenden Arbeiten schöpferischer Geister zuzuwenden, in denen dem Jahrhundert nicht nur der Spiegel vorgehalten wird, sondern in denen wir auch oft den tiefern Schlüssel zu den Zeitereignissen finden. In der That liegt auch der vorliegende Roman, dessen geistige Dimensionen von Band zu Band wachsen, keineswegs so außerhalb der brennenden Fragen der Zeit, wie es dem oberflächlichen Beobachter erscheinen mag. Denn der Kampf zwischen Frankreich und Oesterreich in Italien war eigentlich aus den Verwickelungen der römischen Verhältnisse hervorgegangen. Die Eifersucht zwischen beiden Staaten, die schon im Jahre 1849 die römische Expedition Oudinot's zur Folge hatte, beruht darauf, daß jeder von beiden sich zur Schutzmacht der katholischen Kirche berufen glaubt, und das Siegel ihrer friedlichen Versöhnung ist ja die Erhöhung des päpstlichen Stuhls über ganz Italien. Diese Bedeutung der katholischen Kirche, die sich auch noch in der Politik des Tags als eine unsichtbare, aber unumgängliche Großmacht erweist, wird einem Roman, der eine Darstellung dieser Kirche und des katholischen Geistes ist, dessen poetischer Stamm gleichsam aus ihren Trümmern heraus- und, wie jene merkwürdigen Bäume des Morgenlandes, durch ihre Mauern hindurchwächst, gewiß die allgemeine Aufmerksamkeit zuwenden. In der That ist ein Werk wie dieser „Zauberer von Rom" nur denkbar als die Frucht der umfassendsten Studien der Geschichte und des Wesens der katholischen Kirche, aller Formen und Formeln, die sie mit unerschöpflicher Triebkraft hervorgebracht, indem nur durch den Reichthum des Details eine lebensvolle poetische Darstellung ermöglicht wird; denn der Dichter, der den Dom der Kirche in seiner ganzen Hoheit und Kraft vor unsern Augen aufbauen will, darf keins seiner einzelnen Ornamente vernachlässigen, weder die kreisförmige Rose über dem Portal, noch die alle Spitzen krönende Kreuzblume. Liegt doch die Idee des Ganzen in der kleinsten einzelnen Zierde mit ausgeprägt! Das Studium, das zu diesem Roman gehört, hätte den Dichter gewiß befähigt, ein ebenso umfangreiches, wissenschaftliches Werk über den Katholicismus zu schreiben!

Das ist freilich für ein Kunstwerk, für ein Werk der frei schaffenden Phantasie nur ein geringes Lob. Es könnte dabei immer nur ein Herbarium voll welker Blumen sein. Indeß bürgt wol schon der Name des Verfassers dafür, daß wir nicht todte, äußerlich aneinander gereihte Bilder erhalten, sondern ein dichterisch gestaltetes und empfundenes Leben. Ueber die Berechtigung des einzelnen kann die Kritik freilich erst aus dem Ganzen ein Urtheil fällen, und vor der Vollendung des Werks würde es voreilig sein, die einzelnen Charaktere und die einzelnen, in die Zukunft hinausweisenden Fäden, welche die Knotenlinien der Handlung bilden, unter ein scharfes kritisches Mikroskop nehmen zu wollen. Wie kein Mensch vor seinem Ende selig zu preisen ist, so ist auch kein dichterischer Charakter vor dem Ende des Werks dem Preis oder Tadel der Kritik verfallen. Ein späterer Lichtblick kann viele bisjetzt dunkle Stellen plötzlich erleuchten oder viele Schatten als erforderlich für den richtigen Gesammtausdruck rechtfertigen, um so mehr, als das Recht des Epikers, vieles nachträglich zu motiviren und uns eine nach der Vergangenheit hingehende Spannung durch manches erst später zu lösende Räthsel zu bewahren, über vielen Verwickelungen ein absichtliches Dunkel walten läßt. Die Kritik muß sich daher bei einem so umfangreichen Werke im wesentlichen auf ein Referat beschränken, welches die Helden des Romans auf ihren Lebenswegen begleitet, die erkannten Intentionen des Verfassers nachweist, einzelnes, was fertig ist und ein unabhängiges Urtheil gestattet, uns in seinem Werth oder Unwerth vor Augen stellt, und die kühnern Schlußfolgerungen auf den Fortgang und die Bedeutung des Ganzen, welche ex ungue leonem erkennen wollen, nur mit den erforderlichen

*) Vgl. die Besprechung über den ersten und zweiten Band in Nr. 51 d. Bl. f. 1858. D. Red.

Einschränkungen und maßvoller Selbstbescheidung vorträgt. Um so auffallender sind die heftigen und uneingeschränkten Verdammungsurtheile, welche nach dem Erscheinen der ersten Bände bereits das ganze Werk als verfehlt hinstellen. Die Kritik der „Grenzboten" haben wir bereits früher erwähnt. Sie steht noch immer bei dem ersten Bande, aus welchem sie, zu ihrer Rechtfertigung in dem Berichtigungsstreite, ein ganzes Kapitel abdruckte. Diese Scene zwischen Klingsohr und Lucinde beweist nun sonnenklar, daß der ganze Roman nichts taugt.

Ein anderer Gegner aber, Alexander Alt*), spricht sich fast in gleicher Weise verdammend über das Werk aus, obgleich er weit davon entfernt ist, den Verfasser in eine Linie mit Kotzebue zu stellen, sondern Gutzkow's geistige Bedeutung bereitwillig anerkennt. Doch entspricht der Ton seiner Kritik keineswegs dieser Anerkennung, sondern der Autor wird in einer Weise heruntergekanzelt, als ob er sich mit dem „Zauberer von Rom" die ersten literarischen Sporen verdienen wollte. Eine tiefer in die Intentionen des Dichters eingehende Kritik wird ersetzt durch den Nachweis einzelner schiefer Bilder und Wendungen oder unklarer Perioden: Versehen, die theils nicht als solche zu betrachten, theils bei einem so umfangreichen Werke leicht zu entschuldigen sind. Jedenfalls nehmen wir aber auch bei diesem strengen Kritiker Act von der Erklärung, daß sich in diesem Roman ein socialer Hintergrund zeigt, der ihn lebensfähig machen „könnte" und citiren noch folgende Stelle der Kritik:

> Dagegen muß man Gutzkow zugestehen, daß die wenigen Stellen, die zur Tendenz des Werks in nächster Beziehung stehen und den confessionellen Charakter der handelnden Personen bezeichnen, sehr geistvoll gemacht sind und zu den Oasen in der Wüste dieser drei Bände gehören. So namentlich die Rede des Paters Sebastus im zweiten, die Audienz beim Kirchenfürsten im dritten Bande. Hier gelangt das publicistische Talent des Autors zur Geltung und zeigt, in welcher Sphäre er wirken könnte.

So eingeschränkt und kurz gefaßt das hier gespendete Lob ist, so wird doch dem Autor damit eingeräumt, daß diejenigen Theile seines Werks, auf denen der geistige Accent liegt, trefflich gearbeitet seien. Daß Gutzkow's Talent mit den geistigen Aufgaben und Perspectiven wächst und mit vollerm Lichte dort erscheint, wo ein Inhalt von größerer Bedeutsamkeit es verlangt, das ist kein geringes Lob und mag gegen den Tadel mistrauisch machen, den der Kritiker im übrigen so reichlich über das Werk ausgießt. Dieser Tadel läuft im wesentlichen darauf hinaus, daß es Hrn. Alexander Alt gelangweilt hat. Das ist aber ein sehr zweifelhafter Maßstab! Die Genußfähigkeit der Menschen ist sehr verschieden, ja sie wechselt bei demselben Leser. Dieselben Kapitel kommen uns sehr langweilig vor, wenn wir sie bei Zahnschmerz oder Migräne lesen, sehr unterhaltend, wenn wir sie in rosenfarbener Stimmung durchfliegen. Ein einziger Leser, welchen das Werk amusirt hat, schnellt eine kritische Wagschale dieser Art wieder ganz in die Höhe.

*) „Briefe über Gutzkow's «Zauberer von Rom»" (Prag, Bellmann, 1859).

Im dritten Bande tritt die Heldin der beiden ersten, Lucinde, mehr in den Hintergrund. Dagegen entfaltet sich das sociale Leben der guten Stadt Köln bis hinauf zu seiner Spitze, dem Kirchenfürsten, in seiner ganzen Breite vor unsern Augen. Die Bude des jüdischen Trödlers, der Salon des jüdischen Bankiers werden uns ebenso vorgeführt, wie das Leben in einem katholischen Mädchenpensionat und die Empfangsscenen in den Gemächern des Erzbischofs. Durch die Ermordung jener gespenstigen Alten, der Frau von Buschbeck, kommt ein neuer Incidenzfall in die Handlung, wird ein neuer Faden in ihr Gewebe geschlungen. Das Hauptinteresse des Bandes concentrirt sich aber um Bonaventura und Pater Sebastus, diesen zwei so scharf contrastirenden Vertretern des katholischen Priester- und Mönchthums. Bonaventura ist nach Köln zu einer Audienz bei dem Kirchenfürsten beschieden worden. Dieser ist unpäßlich und vertagt die Audienz. Inzwischen soll auf seinen Wunsch Bonaventura sich die kirchlichen Einrichtungen der Stadt in Begleitung des Paters Sebastus ansehen, der von seinem Provinzial die Erlaubniß hat, eine Zeit lang außer Clausur zu leben. Die Kunst des Verfassers Charakterköpfe zu entwerfen, zeigt sich hier im günstigsten Licht. Von Bonaventura heißt es:

> Er war keine zerflossene Natur von übermäßiger Milde; er konnte streng und in manchem vielleicht zu entschieden sein. Aber immer umgab ihn eine gewisse Vornehmheit, eine edle, ja adeliche Besonderheit. Der längliche Schnitt seines Antlitzes, die braunen Augen in dunkelschattigen Höhlen, die Feinheit derjenigen Organe, die die Kennzeichen einer höhern geistigen Natur tragen, Mund, Nase, weiße längliche Hände, alles das hob seine Erscheinung. Dazu kam der schlanke Wuchs, das schwarze Haar, dessen Tonsur nur wie die natürliche Folge der Anstrengung des Denkers aussah und vollkommen mit dem lichten Haarwuchse an den Schläfen und Stirnecken zusammenzugehören schien. Beseelt war all dies Aeußerliche von einer weichen, in der mittlern Tonlage sich haltenden und zur Höhe und Tiefe gleich klangvoll sich erhebenden und senkenden Stimme.

Der Pater Sebastus dagegen, jener Convertit Klingsohr, dessen romantische Antecedentien mit Lucinden den „Grenzboten" ein Stein des Anstoßes waren, wird uns in folgender Weise geschildert:

> Ein Franciscaner trat herein, blaß, lang, hager, bloßen Halses, nackt an den nur durch Sandalen geschützten Füßen, das Haupt geschoren, der Blick eine Weile scharf, dann sogleich unstet, wie auch das ganze Wesen erst eine kurze elastische Spannung bot, dann sogleich sich wie träumerisch nachlässig gleichsam gehen ließ. Der Kopf war scharf geschnitten und sah so zusagen eher chinesisch aus als germanisch. Beim Sprechen öffneten sich kaum die Lippen, die Worte kamen flüsternd zu Gehör, aber mit außerordentlicher Bestimmtheit und Sicherheit.

Sehr pikant ist die Schilderung des Kirchenfürsten selbst:

> Graf Truchseß war ein Angehöriger jenes Adels auf dem jenseitigen Ufer, den man einen Bauernadel nennen möchte. Wenn er nicht in pontificalibus sich zeigte, trug er grobe Stiefeln mit starken Absätzen, waschlederne Handschuhe, die ein halbes Jahr lang vorhalten mußten, eine hoch hinaufgehende grobe Tuchweste mit großen Knöpfen, einen Hut, der nur deshalb nicht zu sehr abgegriffen war, weil er beim Spazierengehen um die Alleen der Stadt und am Ufer des Stroms niemand mit ihm grüßte.

abern kurzweg nur nickte. Seine Wäsche war von Hausleinen d nicht besonders reinlich, denn er rauchte und schnupfte. Er nupfte nicht etwa wie ein Abbé mit zierlicher Fingerhaltung, schnupfte wie ein ungeduldiger Advocat, der seinen Eifer zu orte zu kommen durch ein häufiges Handhaben seiner goldenen se unterdrücken muß, nur daß der Graf eine gewöhnliche lzdose führte, ganz wie ein alter Waldhüter, der sich aus bstlichen duftenden Buchenblättern seinen eigenen Lotzbeck reitet. Des Grafen Mittagsmahl bestand aus Linsen, Bohnen, bsen, gelben Rüben; seine Erholung war das Billardspiel. ake man sich dazu seine starkknochigen Züge, diese hellblauen, liegenden Augen, dies jetzt noch gelblich rothe, bei 55 Jah- nirgends gebleichte Haar, diese markigen Schultern auf r ebenso lang hagern, wie wieder doch stämmigen Gestalt, es wuchtige Auftreten, diese kurze, befehlende Sprechweise einem an sich wohlgeformten Munde, dessen Lippen aber in unbedachter Ruhe, sondern immer wie ein Geheimniß ahrend fest zusammengepreßt lagen. Die Farbe des Antlitzes fast grau, konnte aber bei der geringsten Erregung sich en bis in die Zipfel des Ohrs. Das Geistliche am Grafen nur in dem schwarzen langen Oberrock, in der von einem amtkäppchen bedeckten Tonsur und in einem gewissen Etwas Unstetigkeit und allzu sichtlich beherrschter Reserve, diesem meinen katholischen Priestertypus mangelnder Ruhe und nlosigkeit, einem Typus, den auch Graf Truchseß, ein so Charakter er sonst war, nie ganz hatte überwinden können.

Ebenso geistreich wie die Schilderung dieser Persön- eiten ist die Art und Weise ihres Verkehrs dar- llt. Die Kirchenwanderung von Bonaventura und gsohr fesselt durch Anschaulichkeit und durch einen thum von Reflexionen, welche den Kern des Katho- mus und besonders seinen innigen Zusammenhang den Vorgängen des menschlichen Lebens treffen. So Bonaventura:

Sehen Sie denn aber nicht in einer dieser Kirchen die beiden n da am Altare? Ist das nicht so schön in unserer Kirche, Sie, wenn Sie in unsere Gotteshäuser treten, immer fin- werden, daß etwas in ihnen vorgeht? Ist es auch nur eine e Seele, die irgendwo in einem Stuhl kniet und gegen die t des Gebäudes, gegen die Macht der Wölbungen und en mit ihrem armen schwachen Aufseufzen wie ein Sand- am Meer verschwindet, doch belebt es einen ganzen Bau! brennen auch nur zwei kleine Kerzen an einem irgendwo kten Seitenaltar, immer sagt das, es ist da irgendein Ge- n Werke, eins das schon gehalten worden ist, oder eins rst gehalten werden soll; irgendeine Seele, die vielleicht in erne auf dem Krankenlager liegt, hat diese Lichter anzün- ssen und bald wird ein Priester nur mit einem einzigen n kommen und, ohne Rücksicht auf Zuhörer, unhörbar nd still hinmurmelnd die Messe lesen. Dann wieder findet an einem Tage, wo alles werkelthätig in der Stadt und Gemüthern hergeht, doch in der Kirche den Hochaltar ückt, Blumen liegen an seinen Stufen, das Wort des rs schallt fast wie ein einsames Selbstgespräch und kaum er die Brüstung des Chors hinaus; ein Erinnerungstag n einen Heiligen, irgendein Vorgang aus der Geschichte irche wird gefeiert, ohne Geräusch, ohne allgemein ver- hen Ausdruck; nur einzelne Seelen, die gerade diesen n zu ihrem Schutzpatron wählten, sind gleichsam mit in lle Geheimniß gezogen und geben dies einfach zu erkennen ihre Spenden, durch ihre Anwesenheit in den Kirchen- , durch das Nachlesen in ihren Brevieren.

Wir könnten aus dem dritten und vierten Bande reiche Blütenlese von solchen Bemerkungen zusam- llen, die sich nicht wie überflüssige Arabesken um ahmen des Gemäldes schlingen, sondern mit tiefsinnigen Zeichen in den Kern des ganzen Werks gegraben sind.

Den Mittelpunkt der „geistlichen" Scenen des dritten Bandes, wo die drei geschilderten Priestercharaktere in dramatische Berührung kommen, bildet die Audienz des Pater Bonaventura bei dem Kirchenfürsten. Wir betrachten mit ihm die Corridore, die Wohnzimmer, das Generalvicariat; wir harren mit ihm und sehen die Aus- und Eintretenden, den Regens des Seminars, die Professoren der Universität und den mit Orden bedeckten Präsidenten, der dem Kirchenfürsten ein königliches Schreiben überbringt. Endlich wird Bonaventura vorgelassen, ein an bedeutsamen Anregungen reiches Gespräch entspinnt sich zwischen den beiden, welches zuletzt in ein merkwürdiges Glaubensexercitium übergeht. Bonaventura muß hinter einen Vorhang treten, um der geistlichen Procedur ungesehen beizuwohnen, welche der Kirchenfürst mit dem zu ihm beschiedenen Pater Sebastus vornimmt. Diese Procedur besteht in einem tief in die Heiligthümer des Gewissens eingreifenden Inquisitionsverfahren, das in seiner Durchführung den Inquisiten mit schweren geistigen Folterqualen peinigt. Der Mönch muß nicht nur selbst ein Schreiben seines frühern Provinzials vorlesen, welches dieser dem Kirchenfürsten eingeschickt, und in welchem er als geistlicher Aufseher über den ganzen Charakter, das innere Wesen und Leben seines Schutzbefohlenen einen Bericht erstattet, der sich mit schmerzlicher Sonde in die geheimsten und verletzlichsten Stellen seines Gemüths hineinwühlt, er muß auch ein Verhör vor seinem geistlichen Obern bestehen, der ihn nach seinem neulichen, sorgfältig überwachten Ausgang, seiner Verkleidung im Trödelladen des Seligmann, seinem Besuch im Theater und im Hotel Zum goldenen Lamm befragt; er muß sich eine strenge Buße und Strafe auferlegen lassen und besonders verpflichten, im Umgange mit Bonaventura nie selbst das Wort zu ergreifen, in seiner Rede nie über ja und nein hinauszugehen. Der Bischof sagt:

Denn warum verhäng' ich gerade Ihnen diese Strafe? Weil Ihre größte Aufgabe die sein soll, den Drang zu tödten Ihrer geisthaschenden Mittheilung! Absterben muß Ihre Neigung, durch Ihre Vergangenheit Ihre Gegenwart Lügen strafen oder über Ihr Kleid hinaus sich noch immer verklären zu wollen. Durch Ihren Geist, Ihre Kenntnisse wollen Sie das Vorurtheil Ihres Standes widerlegen. Aber wenn Sie das Gelübde der Armuth ablegten, stand an der Spitze der Entbehrungen, die Sie sich vorzuschreiben hatten, die Armuth am Geiste! Diese bekennen Sie und dann wird Ihr Sinn sich läutern! Nichts hat die Verführung zum Laster mehr im Gefolge, als jene Gedanken, die schimmernde Ausdrücke suchen, jener Reiz, der Sie verführt, sich in der Vielseitigkeit Ihrer Auffassungen, in der Fülle von Gesichtspunkten, auf dem schwindelnden Wege der Contraste und Paradoxen zu ergehen.

Dann tritt, um die Scham des Mönchs und die Härte seiner Dressur zu erhöhen, der bisher unsichtbare Zeuge Bonaventura vor, der ebenfalls in den Ernst des geistlichen Lebens und in die wahre kirchliche Schule eingeführt und vor den Gefahren — des Geistes gewarnt werden soll. Es liegt in diesen Scenen etwas vom herben Beigeschmack des „Miserere" und der Selbstgeißelung,

die nur auf das Gebiet des Geistes übertragen ist. Doch auch die Macht einer Kirche, welche die ganze innere Welt des Menschen, sein Gemüth und Gewissen, alles, was eine terra incognita für das profanum vulgus ist, so ausspionirt, beherrscht und bändigt, tritt uns mit überzeugender Klarheit entgegen.

Wir finden in diesen Scenen den Kern des dritten Bandes, um welchen alles Uebrige in meist humoristischer Krystallisirung anschießt. Nur die Entführung der Armgart durch Benno aus dem klösterlichen Pensionat nimmt eine über das Genrebildliche hinausgehende Bedeutung in Anspruch. Man mag mit dem Dichter rechten, daß er uns auf einen etwas bunten Markt des Lebens führt und mit Vorliebe bei der Ausmalung des einzelnen verweilt; doch wir erinnern uns zur rechten Zeit der Jahrmärkte an den hohen Festtagen des Katholicismus mit ihren bunten Wachskerzen und Wachsbildern, ihren eßbaren Herzen und nachgemachten Reliquien, ihren Mordgeschichten, die von der bemalten Leinwand herab zu uns sprechen. Ein ähnlicher bunter Markt des Volkslebens stößt an die hohen Dome der katholischen Andacht: da fehlt nicht der Wachskerzenmann Schnuphase mit seinen Töchtern, nicht das fromme Treudchen Leu, welches der Madame Delring bei ihrer Hausandacht hilft, da schließt sich selbst das Passionsschauspiel eines modernen Komödiantenlebens, wie es Madame Serlo führt, nicht unpassend an, und der juristische Famulus Hammaker mit seinen Strangulirungsversuchen und der blutigen Mordthat blickt uns gespenstig an wie von dem wandernden Leinwandbilde! Eine grelle bunte Welt, über welcher die Glocken des hohen Doms ihre versöhnenden Klänge ertönen lassen. Bei dieser Genremalerei mag man zugeben, daß sie dem Autor nicht so leicht in humoristischen Fluß kommt, wie etwa bei Dickens, daß diese Gestalten nicht so elastisch dehnbar, nicht so graziös hin- und hergeschnellt sind; aber man bedenke, es ist ein schwereres Material, aus dem sie gearbeitet worden; sie haben alle ein größeres geistiges Gewicht. Auch wenn uns Gutzkow in die Trödelbude eines jüdischen Händlers führt, wo Dickens und seine Nachahmer sich begnügt haben würden, den bunten Trödel in humoristischen Zwiegesprächen zwischen Jacke und Hosen darzustellen, belebt er sie durch eine Gestalt, wie die „Spinozistin" Veilchen Seligmann! Ist das nicht auch Lebenswahrheit? Oder soll man die Menschen nur darstellen ohne den geistigen Horizont, den jeder mit sich herumträgt, ohne die „innere Laterne", die oft dort recht hell brennt, wo keine Spur des äußern Glanzes zu sehen? Nicht minder treffend sind die Salonbilder des Judenthums, in denen Gutzkow als jüdischer Wateau auftritt. In die Pracht der haute-finance, wie sie die Fuld'sche Villa zur Schau trägt, in den Rahmen dieser jüdischen Schöngeistigkeit paßt auch das Bild des Musikfreundes Löb Seligmann, wenn er auch hier nur below stairs heimisch ist. Dies Salonleben ist mit dem geistigen Arom durchdrungen, welches jenen Kreisen eigenthümlich ist, und gerade hierin zeigt sich bei Gutzkow eine Feinheit der Auffassung und Darstellung, wie sie bei den Nachahmern des Dickens'schen Humors, dessen Berechtigung nach einer andern Seite hin liegt, in den Tiefen des Gemüthslebens, nicht zu finden ist.

Dagegen können wir unsern Autor nicht ganz von einer Beschuldigung seiner Gegner freisprechen. Die ausnehmend weite Anlage des umfangreichen Romans bringt es mit sich, daß außer den Gestalten, welche über seine Schwelle getreten sind, noch eine große Zahl gleichsam über dieselbe blickt, deren Stunde noch nicht geschlagen hat. Dennoch sind bereits Zusammenhänge vorhanden, welche in die gegenwärtige Handlung eingreifen, Beziehungen, welche die künftige vorbereiten. Hierzu gehören die westfälischen Familienverhältnisse, auf welche allerdings fast alle Fäden zurückweisen, die aber unleugbar in confessioneller und juristischer Beziehung sehr verwickelt sind. So oft der Dichter nun in diese Welt der noch ungeborenen Geschicke hineingreift und uns ihre Voraussetzungen klar machen will, so weht uns ein etwas frostiger juristischer Hauch entgegen, und es bedarf einer Anstrengung, die außerhalb der ästhetischen Sphäre liegt, in den Schubläden unsers Gehirns das alles zurechtzulegen. Der Mangel an Interesse, den die Darstellungsweise des Autors mit sich bringt, bestraft sich aber damit, daß wir uns in die Actenfascikel dieser westfälischen Civil- und Criminalproceßsachen, bei denen auch Fragen des kanonischen Rechts vorkommen, durchaus nicht vertiefen und daß der Dichter immer wieder von vorn damit anfangen muß, wie der Docent in einem zum Examen einpaukenden Repetitorium. Man merkt es dem Dichter an, er ist selbst für diese Verhältnisse und Gestalten noch nicht warm geworden. Er zeigt uns diese Orgelpfeifen und Register; er berührt sie hier und dort, aber noch werden die Blasebälge nicht getreten, welche den töne- und lebenweckenden Hauch der Luft dem Rieseninstrumente zuführen.

Was nun die Scenen im Pensionat betrifft, so geht dabei viel echt idyllisch Anziehendes und malerisch Lebendiges Hand in Hand mit einer durch keinen Humor verklärten realistischen Breite. Wie von Rheinduft durchzogen, von Rheinduft durchweht gaukeln einzelne der Bilder an uns vorüber; die Liebesscenen zwischen Armgart und Benno sind zum Theil von echter Heiterkeit und Frische. Dann aber stört uns eine oder die andere forcirte Wendung, und die Erzählung der Entführung selbst hat etwas Hastiges und Bizarres, wenig Anmuthendes in den Einzelheiten. Durch die Art und Weise, wie sie der Autor ins Werk setzen läßt, verliert sie allen poetischen Hauch, an dessen Stelle eine Art von „Kneipenarom" tritt. Das Zuviel, die Ueberladung mit humoristisch sein sollenden Intermezzos schadet hier der einfachen Wirkung. Die anmuthige Rose von Nonnenwerth wird hier nicht mit nächtig erquickendem Liebesthau, sondern mit den brennenden Tropfen aus einer „Junggesellenbowle" besprengt. Mindestens hat diese abenteuerlich erregte Nachtfahrt auf uns einen solchen Eindruck hervorgebracht.

Auch die Glanzstellen des vierten Bandes, dessen ganze zweite Hälfte vortrefflich ist, sind wieder diejenigen, welche zur Grundidee des ganzen Werks in innigster Beziehung stehen und uns eine ganze Seite des Katholicismus, eine seiner am tiefsten gehenden Lebensadern vorführen. Es ist das Wesen der Beichte, das Verhältniß zwischen Beichtkind und Beichtiger, der unendliche Reichthum von Lebensbeziehungen, der sich an diese Handlung knüpft, von Gedanken und Empfindungen, welche sie in einem edeln geistlichen Vertreter weckt, ja von romanhaften Fäden, die sich in den Beichtstuhl hinein- und herausschlingen, welches uns hier mit großer Kraft der Schilderung und Reflexion, mit gewaltiger Lebenswahrheit und geistiger Vertiefung vorgeführt wird.

Bei dieser Veranlassung tritt uns wieder die ganze Bedeutung des Gutzkow'schen Werks vor Augen. Es ist eine poetische Darstellung des Katholicismus, wie sie nur der modernen Poesie möglich ist, welche sich auf der geistigen Höhe zu halten weiß, die selbst einem so gewaltigen Stoffe gegenüber noch objectiv bleibt und für alle seine dichterisch zu verwerthenden Goldadern die feinste Spürkraft besitzt. Wie viel katholisirende Poesie hat die romantische Schule zu Tage gefördert, aber wie weit entfernt davon ist diese von einer Poesie des Katholicismus, welche die ganze Macht und Fülle seines weltgeschichtlichen und socialen Geistes darstellt! Legendenhafte Phantasterei, welche aus den Blüten der alten kirchlichen Ueberlieferungen ihren süßlichen Honig sog, ein Anflug von Stimmungen, die sich aus hohen Domgewölben niederschlugen oder wie verirrte Nachtfalter um die Altarkerzen kirchlicher Feierlichkeiten flatterten, eine trunkene Mystik, welche alle erdenklichen Ueberschwenglichkeiten der Empfindung, die sie ausbrütete, auf das Conto der Kirche setzte, im besten Falle eine lyrische Hymnik im Stile Gottfried's von Strasburg: das waren die poetischen Früchte, welche die romantische Poesie vom Baume des Katholicismus schüttelte! Wir sprechen natürlich nicht von jener Zeit, in welcher der katholische Glaube die ganze Weltanschauung der christlichen Welt bestimmte, nicht von den Dramen eines Calderon und der gigantischen Schöpfung eines Dante; denn damals waren selbst Politik und Philosophie in die Formen der Kirche gebannt. Wir sprechen vom Katholicismus unserer Zeit, von dem sich eine ganze Welt des Glaubens und Denkens losgelöst und in den hinein sich so viele auflösende Elemente aus dem feindlichen Heerlager schleichen. Dieser ist bisher blos in lyrische und phantastische, in ästhetisirende und kunsthistorische Essenzen verflüchtigt worden. Gutzkow hat sich zum ersten male die große Aufgabe gestellt, ihn in seinem ganzen äußern Organismus, wie in seiner ganzen innern Ideenwelt, in seinen innern und äußern Kämpfen, in den tausend Schattirungen und Nuancen, die er durch die individuelle Beleuchtung des einzelnen Charakters erhält, in allen Stufen der Skepsis, welche die unvermeidliche Berührung mit dem modernen Geiste hervorbringt, in seiner Stellung zum Staate und in seinem Einfluß auf das gesellschaftliche Leben dichterisch darzustellen: eine Riesenaufgabe, welche weit über das Maß dessen hinausgeht, was bisher in Romanen geleistet worden, ohne deshalb den Genius des Romans zu verleugnen, den sie im Gegentheil in seinem tiefsten Wesen, in seiner vollsten culturhistorischen Bedeutung erfaßt; eine Aufgabe, welche zu ihrer vollständigen Lösung gleiche Meisterschaft in der Freskenmalerei welthistorischer Charaktere und Ideen, wie in der Genremalerei einzelner Erscheinungen des realen Lebens verlangt.

Einen gewichtigen Stein zum Aufbau des Ganzen hat Gutzkow nun in den Beichtscenen des vierten Bandes herbeigetragen. Ihr Held ist Bonaventura, der edle Priester, dessen katholische Ueberzeugung noch unerschüttert, dessen Glaube an die höchste Bedeutung der Beichte noch feststeht! Doch eine Reihe von Erfahrungen, die er im Beichtstuhle macht, beginnt diesen Grund der Ueberzeugung zu lockern, indem sich oft das reine menschliche Empfinden gegen die todte Form der Handlung, wie gegen die starre Satzung empört. In der Art und Weise, wie Gutzkow diese Bilder aus dem Beichtstuhle an uns vorüberführt, zeigt sich ebenso viel Reichthum der Erfindung, wie Feinheit der Dialektik.

Die erste Begegnung mit Lucinden, die sich schluchzend und von der Macht der Liebe bewältigt, aller Sünden zeiht und dann ohne Segen und Absolution von dannen geht, ist gleichsam eine Ouvertüre, deren leicht angekündigte Melodie erst im Finale der Beichtscenen zu voller Ausführung kommen wird.

Dann werden wir in das Gefängniß des Mörders Hammaker geführt und hören mit dem Priester seine Geständnisse. Geschickt sind in diese erregte Scene Fäden der Handlung verflochten, welche theils zurück, theils vorwärts in die Zukunft hinausreichen. Der mitcompromittirte Anwalt Nück, der Hammaker's Beichte belauscht, besucht den Pater dann selbst im Beichtstuhle und bekennt sich aller Leidenschaften, aller Laster der Erde schuldig.

Dann tritt die Frage der Ehescheidung mit ihren Glaubens- und Gewissensscrupeln in Gestalt der frühergrauten Monika von Ubbelohde, und die Frage der gemischten Ehen, vertreten durch die Frau Hendrika Delring an den Beichtiger heran. In der Art und Weise, wie die beiden Fälle dargestellt sind, ist eine Gewandtheit der Casuistik, welche beweist, wie Gutzkow sich in den feinsten Scholasticismus der kirchlichen Schriftsteller hineingelebt.

Dann erscheint als humoristisches Intermezzo Thiebold de Jonge, der in der letzten Zeit ein „completer Heide" geworden, mit wunderlich stilisirten „Gewissensscrupeln", indem es ihn treibt dem Domherrn ein Bekenntniß der gemeinsamen Liebe zu geben, die er und sein Freund Benno zu demselben Mädchen hegen, nebst den Unwahrheiten, deren er sich in Bezug auf dies Verhältniß schuldig gemacht. Dem durch die auferlegte Buße, die Wahrheit zu bekennen, angedonnerten Jüngling folgt eine Gelegenheitsmacherin, eine Art von kirchlicher Observatin, Frau Schummel, welche den Geistlichen in eine etwas derbe und unreine Lebenssphäre herabzieht; zuletzt ein Ver-

brecher', dessen Bekenntniß mit den persönlichsten Interessen des Beichtigers und mit dem Leichenraub in St.-Wolfgang im innigsten Zusammenhang steht.

Diese bunte Glasmalerei der Beichtscenen begleitet der Dichter stets mit dem Widerschein, den sie im Innern des Beichtigers hervorruft. Von der Reihe der Reflexionen, die der Dichter an diese Scenen und zwar meistens im Geiste seines Helden knüpft, theilen wir eine kleine Blumenlese mit (S. 108):

Gewiß wurde dieser Theil seiner Seelsorge für ihn der mühevollste, zehrend an seiner geistigen und physischen Kraft. Wie blickte er in die Tiefen der menschlichen Herzen! In Abgründe, vor denen ihn Schaudern ergriff! Wie nur allein die Frauen zu ihm redeten! Solche zumal, die sein in der Stola verborgenes Auge kaum sah, denen er aber schon am Rauschen ihrer Kleider anhörte, daß sie der vornehmen Welt angehörten! Der Duft, der ihrem Haar, ihren spitzenbesetzten Taschentüchern, die sie vor die Augen drückten, entströmte, verrieth ihren Stand. Manche dieser Frauen kannte er schon durch dieselbe Atmosphäre, dann denselben Ton des Vortrags, dieselben Vorwürfe, die sie sich machten, dieselben Allgemeinheiten, die er zurückzuweisen pflegte. Viele kamen nur um dagewesen zu sein. Wem er anhörte, daß sein Beichtbedürfniß nur eine phrasenhafte Aeußerlichkeit, ein Luxus der Gefühle war, den unterbrach er mit dem Worte der Schrift: „Die Lüge aber ist der Leute Verderben."

Das Schmerzlichste war freilich, das Uebel sehen und es doch trotz alles Vorbaus nicht im Keime ersticken zu können. Verbrechen hören und nicht anzeigen dürfen! Verbrecher hören und sie nicht einmal ansehen dürfen! Ihm war schon in St.-Wolfgang geschehen, daß ihm Bekenntnisse gemacht wurden von einem Knecht, der ihn selbst bestahl. Den Dieb durfte er nicht entlassen, weil jener daraus einen Misbrauch des Beichtgeheimnisses hätte entnehmen können.

Nach Hammaker's Geständnissen und seinem Schweigen in Bezug auf die wichtigste Frage heißt es (S. 132):

Bonaventura mußte tief seufzend nachgeben. Er betete um die Gnade Gottes und entfernte sich in einem Zustande, wie ihn die Märchen erzählen von Hirten, die in eine Felsenspalte sahen, die Geister belauschten und für immer verstummten.

Bei Gelegenheit der „zweiten Ehe" heißt es (S. 139):

Diese zartesten Fragen des Beichtstuhls hatte er erst in seiner jetzigen Wirksamkeit kennen gelernt. Sie kamen auf dem Lande nicht vor. Es gaukelten wol zu allen Zeiten vor seinen Augen die hundert Fälle, die die Vorsicht der römischen Casuistik über die Thatsachen des Ehelebens oft mit einer Nacktheit und Natürlichkeit aufgezählt und niedergeschrieben hat, die nur aus Herzen kommen konnte, die sich zum Cölibat verpflichten. In allen diesen spanischen und italienischen Vorwegnahmen der durch die Liebe heraufbeschworenen Gewissensleiden ist jener wahren Empfindung wenig Rechnung getragen, die aus den reinsten Tiefen des Herzens stammt. Bonaventura las im Sanchez, im Bellarmin, im Lambertini die hundert Fälle, wo in der dort gebrauchten Sprache Cajus die Rosa liebt, Rosa den Titius, Thatsachen der Liebe, die das Licht des Tages scheut, nicht jener, die nicht erwidern will ohne das offene Bekenntniß ihrer Neigung vor der Welt; nicht jener, die der innern Heiligung des Menschen zum Segen werden kann und die die Kirche zum Fluche macht; nicht jener, die mit Verachtung solche Licenzen zurückweist, wie sie die Toleranz der Gewissensräthe anräth und nur mit Gebeten und Almosen gebüßt wissen will; nicht jener, die nach Neigung wählen und in der Freiheit, frühere Irrthümer zu berichtigen, vor gläubigen Seelen sogar durch das Beispiel der Patriarchenzeit geheiligt ist; nicht jener, die uns deshalb nur allein wahrhaft frei macht, weil sie die ewigen und unwiderleglichen Gesetze der Natur zu Gesetzen der Sitte, der Vernunft und des göttlichen Willens erhoben hat.

S. 149:

Ein großer Triumph des Beichtstuhls ist das Herantreten selbst des Höhergebildeten zum Ohr des Priesters. Größer aber noch möchte man den Triumph nennen, wenn sich ihm die männliche Jugend in jenem Alter naht, wo die Knabenvorurtheile abgestreift sind und sich sonst der keimende Stolz des Mannes schämt, sich noch an den Gängelbändern der ersten Erziehung zu zeigen. Ein junges Roß zerreißt alle Stränge, bricht alle Schranken, aber so halbwüchsige Jugendkraft im Beichtstuhl zu erblicken, selbst da sich demüthigend, selbst da sich unterwerfend, das ist eine Glorie der Kirche und des Familienlebens. Alle Abbildungen, die man von dem knieenden heiligen Aloysius von Gonzaga, einem frommen, offen gestanden etwas blöde und geistlos blickenden Pagen am Hofe der bigoten Nachfolger Philipp's II. sieht, bezwecken es, die Liebenswürdigkeit einer ganz noch in Knabengewohnheit sich haltenden Kirchlichkeit auch dem reifsten Jünglingsalter einzuprägen.

Wir könnten diese Anthologie noch weiter fortsetzen; denn die Fülle geistvoller Reflexionen, die nicht immer klar zu Tage liegen, sondern sich oft wie köstliche Früchte unter den Ranken der Schilderung und des Dialogs verstecken, gehört mit zu den Vorzügen des Gutzkow'schen Romans.

Die letzte Beichtscene zwischen Lucinde und Bonaventura, in welcher die unerwiderte Liebe unserer Heldin eine ganze Scala von Tönen anschlägt, eine Scene von großer dramatischer Bewegtheit, vollendet eigentlich erst den Cyklus der Beichtbilder. Hier in der häuslichen Wohnung des Priesters entfaltet sich, nach der kirchlichen Handlung, die menschliche Leidenschaft zu vollster Blüte. Die Verzweiflung unglücklicher Liebe, der kecke Hohn, in den sie ausbricht, die Drohung, die sich auf den Besitz wichtigster Lebensgeheimnisse stützt, das Zusammenbrechen Lucindens vor innerm Kampf, ihr plötzliches Verschwinden: das ist alles sehr lebendig und erregend geschildert, und auch das Naturleben spielt in einer der Stimmung angemessenen Weise hinein, vom Epheu, den Lucindens Hand zerpflückt, bis zu den wehmüthigen Lichtern der Abendsonne! Schon früher hat Lucinde in einer Verkleidung den Pater Sebastus, den Mönch Klingsohr, im Profoshaus besucht, wohin ihn das Gebot des Kirchenfürsten berief. Der Autor gibt uns hier ein neues katholisches Lebensbild aus der Welt der Buße, und zugleich in den unterirdischen Gängen, durch welche die überraschte Lucinde unter Bickert's Schutz entflieht, einen neuen Faden für das Labyrinth der romanhaften Verwickelungen.

Ohne Zweifel wird man wieder an diesen Aeußerlichkeiten, an dieser Aufdringlichkeit Lucindens, diesem „unweiblichen Wesen" Anstoß nehmen. Man vergißt, daß der Dichter weit davon entfernt ist, ein Ideal von Weiblichkeit in Lucinden darzustellen, daß er im Gegentheil, soweit sich jetzt seine Intentionen erkennen lassen, eine Art Mephistophele, eine Tochter Lucifer's, schildert, welche in den Heiligthümern der Kirche hin- und herirrlichtelirt, bald hier bald dort als Versucherin erscheint, durch die große Leidenschaft aber, die sie selbst verzehrt, uns ein menschliches Interesse einflößt. Erst nach Abschluß des Romans wird sich zeigen, ob die Bedeutung, welche diese Gestalt in dem Zusammenhang des Ganzen einnimmt, das

Absonderliche und Verletzende ihres Auftretens rechtfertigt und besonders, ob ihr in andern Frauengestalten, welche das ewig Weibliche würdig vertreten, ein entsprechendes Gegengewicht gegeben wird. Bisjetzt erscheint die naive Armgart nicht bedeutend genug; die somnambule Paula nur in der Ferne und Monika, die kleine schöne Frau mit den silbernen Locken —

Sie ist die Heldin der ersten Kapitel des vierten Bandes, die uns wieder eine vielumfassende Vorgeschichte geben. Wir erfahren, daß ein Herr von Terschka Monika liebt, eine Beziehung, in welcher der Dichter eine neue Masche am Netze der katholischen Eheverhältnisse strickt und die Frage der Ehescheidung und der zweiten Ehe auf das Tapet bringt. Dann aber werden wir in die Verhältnisse des Grafen und der Gräfin von Salem-Camphausen eingeweiht, auf ihre Besitzungen im Piemontesischen, auf ihre Aussichten im Westfälischen hingewiesen: Stellen, die nicht ganz frei sind von jenem westfälischen Höhenrauch, den gerade die allzu große juristische Trockenheit und Klarheit hervorruft, deren sich Gutzkow bei diesen Auseinandersetzungen befleißigt. Im jungen Grafen Hugo, in Walter von Terschka, in dem schwarzbraunen Mädchen Angiolina, die Graf Hugo bei einer Kunstreitergesellschaft hatte kennen lernen und in Wien erziehen lassen, lauschen neue Gestalten gleichsam an den Pforten des Romans, um in spätern Kapiteln einzutreten. Doch vermissen wir zum Theil bei diesen Erzählungen das, was wir das richtige Tempo des Romans nennen möchten. Es ist nicht gleichgültig, an welcher Stelle uns der Romandichter dies oder jenes erzählt. Der Boden muß schon gelockert sein, ehe der Same ihm anvertraut wird. Wir müssen uns schon in einer gewissen Spannung auf die Geschicke befinden, die uns der Autor erzählt; dann nehmen wir sie begierig auf und prägen sie uns ein, selbst wo ihre Fäden verwickelt sind. Ist dies nicht der Fall, so bedarf der Romandichter eines doppelten Talents, um den Unwillen zu besiegen, den wir seiner Zumuthung, immer wieder von vorn anzufangen, immer wieder mit fremden Personen neue Bekanntschaften anzuknüpfen und ihr aufgehäuftes biographisches Material uns anzueignen, entgegenbringen. Gutzkow mag vielleicht das verschmähen, was er „kleinliche Kunstgriffe" nennt, und mag diese kleinern Strebepfeiler für den großartigen architektonischen Gedankenbau seines Werks entbehrlich finden. Doch gerade dadurch läuft der fruchtbare Boden seines Romans Gefahr, hier und dort episch zu versanden, und wenn auch Homer nicht schläft, der Leser glaubt doch, daß er schläft, der Leser, der nun einmal wie ein türkischer Sultan von seiner Scheherazade unterhalten sein will.

Sehr belustigend dagegen ist die Assemblée des Piter Kattendyk, der sich einmal das stolze Gefühl geben will, ein Fest zu veranstalten, von dem die Kunde von Mund zu Mund geht. Großartig sind die Vorbereitungen zum Feste; das Auge des Herrn weilt überall; aber dieser Repräsentant des katholischen „Soll und Haben" übernimmt sich bei dem Weinkosten, berauscht sich, schläft ein und verschläft die ganze Herrlichkeit! Wenn auch vielleicht nicht sorgsam genug motivirt, so ist das ganze komische Intermezzo doch mit großer Lebendigkeit dargestellt. Ueberhaupt ist diese geistsprühende Lebendigkeit der Grundcharakter der Darstellung, welche von Haus aus eine unruhigere und bewegtere Färbung hat, als dies in den „Rittern vom Geiste" der Fall war. Hin und wieder, wie in der Schilderung der Armgart'schen Entführung, nimmt diese Lebendigkeit wol einen krampfhaft verzwickten Charakter an, indem sie dort zur Manier wird, wo sie nicht aus frischer geistiger Bewegtheit quillt, sondern nur äußerlich festgehalten wird; hin und wieder wird sie wol vom trockenen Ton unterbrochen, dessen der Autor glücklicherweise bald wieder satt ist; hier und dort leidet der Stil durch Sprünge und Gewaltthätigkeiten, durch Gedankenhäufungen oder Gedankenabbreviaturen. Doch im ganzen ist es der Wellenschlag des bewegten Lebens und seines Gestaltenwechsels, der in dieser Darstellungsweise zum Ausdruck kommt, die sich als passende Einkleidung für ein großartig entworfenes Werk erweist, welches als bedeutendes Culturgemälde fast alle Lebenskreise umfaßt bis hinauf zu den Höhen des weltgeschichtlichen Gedankens.

Rudolf Gottschall.

Die Chemie, Physik und Geologie der Gegenwart.

Schoedler, Studer, Harting.

1. Die Chemie der Gegenwart in ihren Grundzügen und Beziehungen zu Wissenschaft und Kunst, Gewerbe und Ackerbau, Schule und Leben. Für Gebildete aller Stände dargestellt von Friedrich Schoedler. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. Dritte, umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1859. Gr. 8. 2 Thlr.

Dies Werk hat sich rasch einen großen Kreis von Anhängern und Verehrern erworben. Sein gediegener innerer Werth ist gleich bei seinem ersten Erscheinen richtig erkannt und gewürdigt worden. Es ist nicht immer das Schicksal guter Bücher, daß sie Glück in der Welt machen. Wenn nun das vorliegende eine allgemeine günstige Aufnahme gefunden hat, so können wir uns um so mehr darüber freuen, als dasselbe bei seinem Auftreten nur Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit an den Tag legte.

Für die Leser, welche das Buch noch nicht kennen sollten, sei ganz kurz bemerkt, daß dasselbe den gebildeten Nichtchemiker über die in unserer Zeit so einflußreich gewordene Chemie zu belehren strebt, daß es die Wissenschaft in ihren Grundzügen selbst gibt, dann aber auch die Geschichte ihrer Entwickelung und die praktischen Beziehungen zur Kunst und zum Gewerbsleben in ein klares Licht stellt. Es redet eine einfache, leicht verständliche Sprache, weiß überall das Interesse für die Sache zu erwecken und besonders die Punkte hervorzuheben, welche epochemachend sind für die Wissenschaft und für das Leben. Den angehenden Chemikern ist das Buch ein vortrefflicher, zuverlässiger Wegweiser, dem Oekonomen und Forstmann, dem Fabrikanten und Gewerbsmann ist es ein Rath, Einsicht und Bildung gebender Freund, und für alle, welche das Geschäftsleben des Volks zu überwachen und zu heben berufen sind, gibt es beherzigenswerthe Winke und Fingerzeige.

Diese neue Auflage stellt sich ihren Vorgängern würdig zur Seite. Sie ist ihrem ursprünglichen Plane durchaus getreu geblieben und hat nur zugefügt und erweitert, wo es der Fortschritt der Wissenschaft nothwendig gemacht hat. Der Verfasser hat mit Fleiß und treuer Liebe zur Sache Hand an die neue

Durcharbeitung gelegt. Ganz vorzugsweise ist dies aber rühmend anzuerkennen in der Abtheilung, welche der organischen Chemie gewidmet ist, und welche Auskunft darüber zu geben hat, was die Chemie der Landwirthschaft geworden ist, wieviel sie auf diesem Gebiete schon geleistet hat und zu leisten verspricht. Das Werk ist übrigens weit davon entfernt, mit neuen Theorien vorzutreten oder absprechend und einseitig Partei zu nehmen, im Gegentheil zielt des Verfassers ganzes Streben nur dahin, der Wissenschaft ihr Recht zu geben, wo sie auf dem vernünftigen Boden der Erfahrung ruht. Und in dieser Hinsicht zeichnet sich das Buch sehr vortheilhaft vor vielen seiner Strebgenossen aus. So plan, so klar und sicher, so friedlich still findet man diesen Gegenstand fast nirgends besprochen. Wir machen unsere Leser ganz vorzugsweise hierauf aufmerksam und können es uns nicht versagen, die Besprechung besonders auf diesen Punkt zu concentriren.

Bei der Umschau in der Anwendung der Chemie auf das praktische Leben kommt der Verfasser zu der Ueberzeugung, daß sich keine menschliche Beschäftigung so lange aller theoretischen Auffassung, aller wissenschaftlichen Unterstützung entzogen habe als die Landwirthschaft, und daß man es als einen hohen Triumph der Chemie der Gegenwart betrachten müsse, wenn dieselbe schon seit einigen Jahren einen bildenden Einfluß auf die Unbezähmte auszuüben gelernt habe. Die chemische Analyse, die Wage und das Mikroskop bezeichneten den Wendepunkt in der Agriculturgeschichte. Die Chemie mache sich Hoffnung, die wichtigsten Bedingungen des Pflanzenlebens aufzuklären; es sei ihr in diesem Streben schon vieles geglückt, indeß bliebe der Zukunft noch viel mehr zu leisten vorbehalten. Man wisse jetzt, daß die Pflanze keine Stoffe erzeugen, sondern dieselben nur umbilden könne, daß alle beim Verbrennen flüchtig werdenden Bestandtheile der Pflanzen aus der Luft und alle unverbrennlichen Bestandtheile aus dem Boden aufgenommen sein können. Das ist vorsichtig und der empirischen Induction genau entsprechend ausgedrückt.

Ueber das Wesen und die Bedeutung des Humus redet das Buch ebenso sorgfältig abwägend. „Der Humus", sagt dasselbe, „ist allerdings direct kein Nahrungsmittel der Pflanzen, indirect kann er jedoch höchst förderlich auf dieselben einwirken, indem hierbei nicht allein chemische, sondern auch physikalische Verhältnisse ins Spiel kommen, die für das Gedeihen der Pflanze von höchster Wichtigkeit sind. Er ist eine im hohen Grade hygroskopische Substanz, d. h. er zieht Wasser mit Begierde an und hält es zurück. In dieser wasserhaltenden Eigenschaft steht er dem Thon am nächsten und übertrifft dagegen alle übrigen Bodenarten. Hieraus läßt sich schon eine günstige Wirkung desselben erklären, da Feuchtigkeit ein für die Pflanzenentwickelung so wichtiges Moment ist. Allein gleich allen kohlenartigen Körpern hat er in hohem Grade auch das Vermögen, Gasarten, wie z. B. Kohlensäure und Ammoniak, aus der Atmosphäre aufzusaugen; und da der Humus in fortwährender Zersetzung begriffen ist, und Kohlensäure entwickelt, so befindet sich die in demselben verbreitete Wurzelfaser in einem Magazin, das ihr jederzeit im Ueberfluß nicht nur Wasser, sondern auch Kohlensäure und Ammoniak zu bieten vermag, jene Körper also, aus welchen die Pflanze ihre verbrennlichen Bestandtheile, den Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff hernimmt." Auf ähnliche Weise wird auch auf den Wärmeeinfluß des Humus hingewiesen, der aus der chemischen Zersetzung hervorgeht. Aus dem Ganzen ergibt sich, daß der Humus zum Wachsen und Gedeihen der Pflanze mit beitragen kann, aber doch nur eine untergeordnete Rolle spielt in Hinsicht der mineralischen Ernährung. Die Pflanze lebt von der Luft und von dem Boden, in welchem sie wurzelt; was sie in letztgenannter Beziehung in sich aufgenommen hat, weist der Rückstand ihrer Asche nach. „Es wurden mehrfach Versuche angestellt", sagt der Verfasser, „Pflanzen unter Umständen zu erziehen, wobei denselben keiner der genannten mineralischen Stoffe oder nur einer derselben geboten worden ist, indem man z. B. die Samen der leicht erziehbaren Kresse in reines Schwefelpulver oder reines Kohlenpulver säete. In diesem Falle entwickeln sich zwar die Pflanzen, allein sie sind unfähig, ihre vollkommene Ausbildung zu erreichen. Sie sterben ab, ohne Früchte anzusetzen, da ihnen die erforderlichen Stoffe abgehen. Aehnlich verhalten sich Pflanzen, die in reiner Kieselerde, Kalkerde u. s. w. aufgezogen werden. Sobald man jedoch von den obengenannten Bestandtheilen die erforderlichen hinzufügt, so erreicht die betreffende Pflanze ihre vollendete Vegetation."

Der Verfasser macht dann darauf aufmerksam, daß gerade in diesem Punkte die Agriculturchemie noch in den allerersten Anfängen gründlicher Erfahrung stehe, daß man hier noch nicht so weit vorgeschritten sei, als in der Thierchemie. Die Natur des Bodens sei an einigen Punkten der Erde unerschöpflich reich an Pflanzennahrung, hier wäre das Feld zum Einsammeln der Erfahrung weniger günstig als da, wo sich Behinderung der Fruchtbarkeit zeige. Es fehle nicht an Bejspielen, daß Landstriche, die Jahrhunderte hindurch die reichsten Ernten gegeben hätten, deren Boden unerschöpflich zu sein schien, fast plötzlich ihre Fruchtbarkeit verloren hätten. „Am auffallendsten hat sich dies in Virginien gezeigt. Durch ununterbrochen fortgesetzte Tabacksernten sind dort dem Boden große Massen mineralischer Pflanzenbestandtheile entzogen worden. Als Folge zeigt sich jetzt ein erschöpfter, keiner lohnenden Ernte mehr fähiger Boden. Man wird dies um so mehr begreifen, wenn wir hinzufügen, daß der Taback gerade zu denjenigen Pflanzen gehört, die am meisten Asche liefern, daß einem Grundstück von einer Hektare (etwa vier preußische Morgen) durch eine Tabacksernte nicht weniger als 514 Pfd. mineralischer Stoffe entzogen werden."

Durch diese Betrachtung kommt der Verfasser auf das interessanteste Kapitel der Landwirthe, auf den Dünger, worunter diejenigen Materialien verstanden werden, welche dem Ackerboden zuzuführen sind, um dessen Ertragsfähigkeit zu erhalten, zu steigern oder wiederherzustellen. „Kein Mensch denkt auch", sagt der Verfasser, „wenn von Dünger die Rede ist, an etwas der Asche Aehnliches, sondern an jenes unappetitliche, nur der Nase des echten Landbauers wohlduftende Gemenge, welches aus den verrotteten und verfaulten Abfällen aller Art der Haushaltung und des Stalls besteht, gleich widerlich durch Abkunft, Aussehen und Geruch, durchfeuchtet von dem Pfuhl jener schwarzen stinkenden Feuchtigkeit, die schon bildlich als der Inbegriff alles Abscheulichen erscheint. Alles dies ist aber organischer Abkunft, und indem wir damit düngen, scheinen es keineswegs mineralische Stoffe zu sein, welchen die unverkennbar nutzbringende Wirkung des festen und flüssigen Düngers, des Mistes und des Pfuhls zuzuschreiben ist. Eine kurze Betrachtung wird uns jedoch zeigen, daß im Dünger fast alle jene mineralischen Stoffe wieder angesammelt erscheinen, welche in den Ernten den Feldern entzogen worden sind. Die Weizenernte, welche wir von einem Felde hinwegführen, liefert uns zwei nutzbare Theile: das Stroh und die Weizenkörner. Das erstere, ausgezeichnet durch seinen Gehalt an Kieselerde, wird theils als Häckfel dem Vieh im Futter gereicht, theils als Streu verwendet. In dem Thierkörper wird aber von der im Stroh enthaltenen Kieselerde gar nichts aufgenommen und zurückbehalten, vielmehr wird sie wieder abgesondert in den Excrementen, die, mit Stroh vermischt, den Mist bilden, der also dem Acker den ganzen Kieselgehalt wieder zurückgibt. Das Weizenkorn besteht aus Stärkemehl, Pflanzeneiweiß und phosphorsaurem Kalk. Indem wir in Form von Brot oder andern Mehlspeisen dasselbe genießen, sind es hauptsächlich die erstgenannten organischen Bestandtheile des Weizens, die in Fleisch und Blut des Menschen übergehen und zur Ernährung verwendet werden. Der mineralische Bestandtheil des Weizens, das phosphorsaure Kochsalz, findet sich wieder in den festen und flüssigen Absonderungen und kann, dem Dünger zugetheilt, dem Culturboden zurückerstattet werden. Allerdings geht auf dem Wege durch den menschlichen Körper ein Theil des phosphorsauren Kalks, der in den Getreidekörnern enthalten ist, in jenen über und wird zur Bildung der Knochenmasse verwendet. Bedenken wir jedoch, daß der im Skelet des ausgewachsenen Menschen enthaltene phosphorsaure Kalk nur etwa sieben bis [illegible] Pfund wiegt, daß die vieljährige Periode des Wachsthums zur

mmlung dieser Masse verwendet wird, die später nicht mehr
mmt, so können wir mit Gewißheit annehmen, daß auch
hosphorsauren Salze in den Abgängen vollständig dem
n ersetzt werden können."

In dieser Weise führt der Verfasser seine Leser allmäh-
tiefer in die Chemie des Ackerbaus hinein, bespricht
das Wesen des künstlichen mineralischen Düngers und
t zuletzt zu dem Resultate, daß die Chemie wol beru-
t, große und segensreiche Wirkungen auch im Gebiete
gricultur hervorzurufen; aber sie wird dies nicht allein
ingen, sondern nur in inniger Verbindung mit der gleich-
fortgeschrittenen Wissenschaft der Pflanzenphysiologie, der
rologie und Physik, und angelehnt an eine nach deren
ipien geleitete, einsichtsvolle Praxis. Das ist eine sehr ver-
e auf Erfahrung und wissenschaftliche Einsicht gestützte
auung der Sache; und wenn der Verfasser der Meinung
ß die ganze Landwirthschaft durch den Einfluß der Chemie
oder gar nicht umgestaltet werden dürfte, daß „die Dung-
auch fernerhin die Goldgrube des Bauern" sein werde,
er auch hierin vollkommen recht. Es versteht sich aber
lbst, daß dennoch die Chemie in der Agricultur einen sehr
ten hohen Stand behalten wird, weil sie es ist, welche den
irth zum Denken veranlaßt, welche in sein ganzes Treiben
as geistige Licht hineinbringt, weil ohne sie nicht daran
ken ist, sich einsichtsvolle und gewissenhafte Rechenschaft über
ld-, Hof- und Hauswirthschaft abzulegen.

Wir haben uns nun von dieser einen neuen Seite des Buchs
gefesselt gefühlt, daß wir ganz aus dem Gesichte verlo-
iben, auch den übrigen Zusätzen und Erweiterungen der
Auflage einige Worte der Besprechung zu widmen. Es
uns aber viel zu weit führen, wenn wir in ähnlicher
hrlichkeit alle Verbesserungen des Buchs zur Sprache brin-
ollten. Darum bemerken wir nur, daß wir das ganze
mit großer Freude wieder gelesen und gefunden haben, daß
r viel interessanten neuen Stoff zum Denken darbringt.
vollen uns freuen, wenn wir durch unsere Bemerkungen
Selbstlesen des Werks angeregt haben sollten.

leitung in das Studium der Physik und Elemente
Mechanik von B. Studer. Bern, Stämpfli. 1859.
24 Ngr.

er Verfasser dieser Schrift ist schon lange rühmlich bekannt
hriftsteller der mechanischen Naturlehre, wir besitzen eine
eine physikalische Geographie von ihm, welche selbst von
rvorragendsten Männern von Fach mit großem Beifall
mmen worden sind. Er ist daher vollkommen dazu beru-
m gegenwärtigen Standpunkt der Physik der Gegenwart
gemeinen klaren Anschauung zu bringen.

as kleine Werk handelt von den Grundlagen der Natur-
haft im allgemeinen, von der Methode des Studiums der
von ihrer Beziehung zu den übrigen Wissenschaften und
ktischen Leben und von ihrer geschichtlichen Entwickelung.
l die Gegensätze von Speculation und Empirie, von
und Geist, von Stoff und Form auf zuverlässige Begriffe
hren, es will anregen, über die Vorstellungen von Zeit,
Causalität, Substanz u. s. w. vernünftig nachzudenken,
n vielfachen Verirrungen der Wissenschaft in unserer Zeit
h Einhalt gethan werden könne. Was W. Whewell in
History of the inductive sciences from the earliest
present times" und J. Herschel in seinem „On the
of natural philosophy" für die Gelehrten von Fach
n, gedenkt der Verfasser mit seiner „Einleitung" für das
große Publikum in Deutschland zu erreichen. In Hin-
erſten Begründung der Mechanik schließt er sich an
s „Éléments de statique".

as nun speciell den Inhalt des Buchs betrifft, so bespricht
die Grundlagen des Naturwissens, die Mathematik, die
te der Mathematik, die Mechanik, die Geschichte der
k, die speculative Stofflehre und ihre Geschichte, die
Erfahrung als Grundlage der Naturwissenschaften, die Maßein-
heit, die inductive und deductive Naturwissenschaft nebst ihrer
Geschichte, gibt dann auch noch eine Uebersicht der Physik und
die Elemente der Mechanik.

Wir wollen jetzt nur noch eine kurze Mittheilung aus dem
Buche machen, damit die Leser Gelegenheit bekommen, sich selbst
ein Urtheil über die Art der Behandlung des Stoffs bilden
zu können; wir wählen dazu eine Darstellung über Newton's
Leistung aus der Geschichte der inductiven Naturwissenschaft.
„Ein bis dahin und auch nachher unerreichbares Vorbild inducti-
ver Naturforschung gab Newton in seinen «Principien» und in der
«Optik». Die «Principien» entwickeln in den zwei ersten Büchern
die reine Mechanik, als die Grundlage jeder mechanischen Na-
turerklärung, das dritte Buch allein ist inductive und deductive
Naturlehre. Schon Halley hatte 1684 aus den von Kepler
aus Tycho's Beobachtungen abgeleiteten drei Gesetzen gefunden,
daß die Schwungkraft der Planeten sich umgekehrt verhalte, wie
die Quadrate ihrer Entfernung von der Sonne; er hatte ferner
die Bewegung des Mondes genauer bestimmt. Aus den Be-
obachtungen von Cassini hatte sich ergeben, daß die Satelliten
des Jupiter und Saturn sich um die Hauptplaneten nach dem-
selben Gesetze bewegen, wie die Hauptplaneten um die Sonne.
Aus diesen Thatsachen schloß Newton mit Hülfe der Sätze sei-
ner reinen Mechanik, daß die Planeten von der Sonne angezo-
gen werden im umgekehrten Verhältniß des Quadrats ihrer Ent-
fernung, daß nach demselben Gesetz die Erde den Mond, Jupiter
und Saturn ihre Satelliten anziehen, daß die Ungleichheiten in
den planetarischen Bewegungen aus der gegenseitigen Anziehung
der Planeten unter sich hervorgehen, und als erste Ursache dieser
einzelnen Anziehung, sowie auch der Schwere zur Erdoberfläche,
erkannte er eine allgemeine Anziehung aller Materie auf andere
Materie. Auf deductivem Wege erklärte er dann aus diesem
Princip die von Richer und Halley beobachtete Verminderung
der Schwere nach dem Aequator zu, die Abplattung der Erde
und die Ebbe und Flut. Denselben Weg geht er in der «Optik».
Aber die Thatsachen, auf die er sich stützt, hat er hier zum Theil
selbst gefunden, das Experiment und die Thatsachen schreiten mit-
einander vorwärts; bald ruft das Experiment die Theorie ins
Leben, bald diese jenes, und in der engen Verflechtung beider
beweist Newton noch mehr Scharfsinn, die inductive Methode
tritt noch mehr hervor, als selbst in den «Principien»."

Schließlich wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß den ein-
zelnen Abschnitten überall die wichtigsten biographischen Noti-
zen über die epochemachenden großen Männer zugefügt sind.
Das Werkchen ist mit großem Fleiß und den besten Absichten
verfaßt, und so wäre ihm wol eine ungetrübte und glückliche
Laufbahn zu wünschen.

3. Die vorweltlichen Schöpfungen, verglichen mit der gegen-
wärtigen. In Gemälden skizzirt von P. Harting. Aus
dem Holländischen übersetzt von J. E. A. Martin. Mit
einem Vorworte von M. J. Schleiden. Mit 19 Holz-
schnitten und vier lithographirten Tafeln, wovon drei in Far-
bendruck. Leipzig, Engelmann. 1859. Gr. 8. 2 Thlr.
7½ Ngr.

Wir freuen uns jedesmal, so oft Harting aufs neue die Feder
angesetzt hat, um sein gediegenes vielseitiges Wissen für das gebildete
große Publikum in seiner leicht faßlichen Methode nutzbar zu machen.
Er ist ein Mann von ebenso viel Geist und Gemüth als gründ-
licher Gelehrsamkeit, der immer den rechten Ton anschlägt, so
oft es gilt, populär zu schreiben. Mit richtigem Takt hütet er
sich vor zu ausführlicher Gründlichkeit und ist dabei doch auch
wieder ein entschiedener Feind der oberflächlichen Abfertigung.
Er redet daher nie von dem, was nur ganz speciell den Gelehr-
ten von Fach interessirt, alle seine Mittheilungen regen das
Nachdenken des gebildeten Menschen überhaupt an und haben
eine Frische, als wenn der Leser zum ersten male davon hörte:
darin ist Harting ein großer Meister. Und gerade das Thema
des vorliegenden Buchs, welches schon von den genialsten Federn

des In- und Auslandes in so ausgezeichneter Weise zur populären Darstellung gebracht worden ist, behandelt der Verfasser so geschickt, neu und ansprechend, daß man fast zu der Ansicht verleitet werden könnte, er überflügele alle seine großen Vorgänger. Zu unserer Vorliebe für Harting mag freilich seine Schreibweise, die es uns ganz besonders angethan hat, wesentlich beitragen.

An der vorliegenden Schrift gefällt zunächst die übersichtliche Kürze, das weise Maßhalten in Hinsicht des vorgeführten Stoffs. Dann sind die Beobachtungen und Schlußfolgen, wodurch die heutigen Geologen die Grundzüge zu einer Geschichte der Erdbildung allein nur haben gewinnen können, klar beleuchtet, leicht begreifbar vorgeführt und auf Beispiele gestützt, welche nahe liegen und den Kreis der Erfahrung und des Wissens eines jeden Gebildeten nicht überschreiten. Ganz vorzugsweise ist es aber lobend zu erwähnen, daß der Verfasser nicht versäumt hat, die gesammte Geschichte der gegenwärtigen Natur vorher erst in ein leicht verständliches, jedem Denker ansprechendes Rundgemälde zusammenzufassen, ehe er anfängt die Vergangenheit zu schildern und mit der Gegenwart in Vergleich zu bringen. Denn gerade dadurch, daß der Verfasser wenig voraussetzt und nirgends zu viel gibt, bringt er seine Leser zu einer wirklichen Einsicht in den Gang der geologischen Untersuchungen und macht es ihnen möglich, sich ein Urtheil darüber zu bilden, daß die Geologie auf sichern Grundlagen ruht, wenn sie sich auf Schilderungen der Zustände unserer Erde bezieht, die Millionen von Jahren vor unserer Zeitrechnung dagewesen sind. Daneben verhehlt der Verfasser seinen Lesern auch nicht, daß nicht alles, was die Geologie lehrt, auf unumstößlicher Annahme beruht, daß bald hier bald dort eine mit geringer Wahrscheinlichkeit unterstützte Hypothese einstweilen für eine Wahrheit genommen worden ist.

Das Buch zerfällt außer der Einleitung in drei Hauptstücke, wovon das erste die Geschichte der Bildung und Umbildung des Erdballs und seiner Rinde in sich schließt, während das zweite den Schöpfungsplan, wie er sich in den gegenwärtig lebenden Wesen zeigt, entwickelt und das dritte die Geschichte vorweltlicher Thiere und Pflanzen enthält. Als Zugabe zu dem Ganzen kommt dann noch ein Rückblick und eine Anzahl von Anmerkungen, welche theils eine wissenschaftliche Begründung der vorgetragenen Lehren in sich schließen, theils aber auch dazu Gelegenheit geben, das Studium der Geschichte der Erde selbständig weiter treiben zu können, weil sie auf die Quellen aufmerksam machen.

In dem ersten Hauptstück zeigt der Verfasser wie Wasser und Feuer auf die Bildung und Umbildung der Gesteine eingewirkt haben. Dadurch zerfallen die Gesteine in zwei Hauptklassen, in die neptunische und plutonische. Es versteht sich dann von selbst, daß wir nur in der ersten Klasse Pflanzen- und Thierüberreste antreffen können. „Zum richtigen Verständniß dessen jedoch", sagt der Verfasser, „was folgen wird, können wir die plutonischen Gesteine nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Sie bilden ja die eigentliche Grundlage, auf welcher alle neptunischen Schichten ruhen; sie sind gleichsam das Gerippe, an welches sich die übrigen weichern Theile der gegenwärtigen Erdrinde abgesetzt haben. Als Hauptrepräsentanten der plutonischen Gesteine kann man den Granit anführen. Schon dieser Name erweckt sogleich Vorstellungen von Härte, Festigkeit, Dauerhaftigkeit; aber in wie hohem Maße er diese Eigenschaft auch besitzt, gegen die zwar langsame, aber stets fortgehende vereinigte Wirkung von Luft und Wasser hält selbst der Granit nicht stand. Wo seine Oberfläche mit der feuchten Atmosphäre in Berührung kommt, da wird sie allmählich mürbe, die Theilchen verlieren den frühern Zusammenhang und fallen endlich zu Pulver auseinander. Fügt sich hierzu noch die Wirkung des Wassers, das in die Spalten dringt und dort zu Eis gerinnt, welches einen größern Raum einnehmend, den Stein immer weiter und weiter bersten macht, so wird man sich eine Idee bilden können von der zwar langsam, aber beständig fortgehenden Veränderung, welcher nicht allein Granit, sondern auch andere Gesteine unterworfen sind, und die man
nennt. Granit nun besteht aus drei Hauptbestandtheilen:
Feldspat und Glimmer. Wenn das Pulver des
Granits durch darüber hinströmendes Wasser mit
wird, dann werden die gröbern Quarztheilchen zuerst zu
sinken unter der Form von Gerölle und Sand, während
der viel weichere Feldspat und Glimmer zu einem
nern Pulver gebracht werden, das als Schlamm im
hängen bleibt, bis es endlich irgendwo zu Boden sich
dann Thon heißt." An diese einfache Darstellung des
von Sand- und Thonboden aus Granit knüpft der
dann die Bemerkung, daß durch das beständige
Gebirge jetzt weniger hoch und das Meer weniger
müßten als ehemals, wenn der Erhebungsproceß nicht
falls weiter fortgeschritten wäre und beweist, daß dies
in der That nie aufgehört habe. „Es ist sogar der
gelungen, mit ziemlich großer Sicherheit die relative Zeit
zuweisen, zu welcher, und die Reihenfolge, in welcher
nehmsten der jetzt bestehenden Gebirge emporgehoben sind,
aus zugleich hervorgegangen ist, daß im allgemeinen die
jüngsten emporgehobenen Gebirge sich jetzt am höchsten über
Meer erheben." Wie die Wissenschaft zu dieser relativen
bestimmung gelangt ist, weiß der Verfasser sehr anschaulich
machen durch folgendes Bild. „Stellen Sie sich vor",
seinen Leser an, „man entdeckte irgendwo die Ruinen
Städte übereinander, genugsam voneinander geschieden,
die Ueberreste menschlichen Kunstfleißes, Hausgeräthe,
gen, Münzen, Medaillen u. s. w. aus beiden besonders
meln. Stellen Sie sich ferner vor, man entdeckte an einer
Stelle ebenfalls Ruinen, in denen auch Ueberreste
werden, die mit denjenigen übereinstimmen, welche in einem
beiden soeben genannten Orte gefunden wurden,
man aus dieser gegenseitigen Vergleichung den Schluß
daß die letztgenannte Stadt gleichzeitig oder wenigstens
genug gleichzeitig mit derjenigen der beiden ersten bestanden,
in welcher gleichartige Gegenstände angetroffen werden.
ähnliche Weise nun verfährt man bei der Bestimmung des
tiven Alters der verschiedenen neptunischen Bildung.
früher sagte ich, daß die mineralogischen Bestandtheile
und neuern Schichten zu wenig Verschiedenheit darbieten,
Maßstab der Vergleichung benutzt zu werden, dagegen
besteht viele Verschiedenheit hinsichtlich der darin enthaltenen
reste organischer Wesen. Diese Ueberreste, gewöhnlich
Namen Versteinerungen oder Fossilien begriffen, sind
die Denkmünzen der Schöpfung genannt worden.
die uns den Faden in die Hand geben, um den Weg
in einem Labyrinthe, aus dem wir ohne sie nimmer
könnten." Wer möchte sich über eine so leicht faßliche
nicht freuen. Und so ist das ganze Buch geschrieben.
liest es, ohne auch nur auf eine einzige Schwierigkeit
die der allgemein gebildete Geist nicht sogleich durch
denken beseitigen könnte.

Das zweite Hauptstück enthält eine Naturgeschichte
und Pflanzen, welche jetzt die Oberfläche der Erde
Verfasser geht dabei auch einen eigenthümlichen Weg,
Lesern rasch ein ebenso übersichtliches als anschauliches
Gegenwart zu geben, welches ihm dann zur
kann, wenn er später damit die Vergangenheit in
bringen sucht. Wir enthalten uns jeder Mittheilung
Abschnitt des Buchs, um Raum zu behalten für die
des dritten und wichtigsten Hauptstücks des Buchs,
Leser über die vorweltlichen Thiere und Pflanzen
den einleitenden Bemerkungen wird zunächst der
theilung in Perioden vorgenommen. Darauf untersucht
fasser die beiden einander entgegenstehenden Ansichten
logen, ob jedesmal die ganze Erde diese Perioden ihrer
geschichte durch rasche revolutionäre Umwälzungen
oder ob alles so allmählich sich neu gestaltet habe,
Gegenwart noch überall die sprechendsten Fingerzeige

r Verfasser hält es mit der letztern Ansicht, daß nämlich seit r ersten Augenblick, wo das organische Leben seinen Anfang hm, es niemals einen Zeitpunkt gegeben hat, wo es wieder g vernichtet wurde, und daß, mögen auch bedeutende Umwälzungen vor sich gegangen sein, diese doch immer auf einen größern r kleinern Theil der Erdoberfläche beschränkt geblieben, aber mals völlig allgemein gewesen sind. Zu dieser Ansicht führen wissenschaftlichen Forschungen unserer Tage alle hin, sodaß die : nicht mehr fern zu sein scheint, wo die frühere Meinung noch historisch eine Bedeutung haben wird.

Die erste Periode der vorweltlichen organischen Schöpfung rht sich auf die Niederschläge der obersten azoischen Erdhten. Wir können natürlich in dieser Grabstätte untergezener Geschöpfe nur auf solche Ueberreste rechnen, welche fest ig waren, den gehörigen Widerstand zu leisten. Unser en kann daher hier nur Stückwerk sein; es geht ihm wie der Geschichte der ältesten Völker, von denen wir nur einige nmer ihrer Paläste, Tempel und Denkmale besitzen, welche und da schwer zu entziffernde Inschriften und Zeichen an tragen. Man muß hier mit Hypothesen und unsichern itasien sich begnügen. „Nicht anders", sagt der Verfasser, es mit den Ueberresten früherer Schöpfungen. Zwar steht Forscher hier auf einem festen Boden, weil die Natur nach feststehenden Gesetzen wirkt, und es dem Menschen verliehen chon einige dieser Gesetze zu erforschen, sodaß er diese gezenen Kenntnisse hier in Anwendung bringen kann, aber ch dürfen wir niemals ihre Geringfügigkeit aus dem Augen ren, wollen wir nicht Gefahr laufen, der Natur einen Entungsgang anzudichten, welcher eigentlich nur in unserer tasie nach gewissen vorgefaßten Meinungen besteht. Am isse unserer Betrachtung dessen, was die Nachforschung in ff der vorweltlichen organischen Wesen bereits gelehrt hat, n wir auf diesen Gegenstand zurückkommen. Jetzt aber te ich den Leser schon auf eine Klippe hinweisen zu müssen, r bereits mancher Gefahr gelaufen ist, zu scheitern. Sudiser Gefahr zu entgehen, indem wir soviel als mögzs thatsächlich Erkannte von dem, was möglicherweise ben haben kann, getrennt halten. Was unsere Gemälde h an Vollständigkeit verlieren, werden sie an Wahrheit ien." Das sind die Grundsätze eines vorsichtigen gewissen- Forschers, welche alle Leser gewinnen wird, denen es ernstrum zu thun ist, zu erfahren, wie weit die Gegenwart dem Erforschen der Urgeschichte unserer Erde wirklich gehat, die nicht verbildet und verwöhnt sind durch die jen gewissenlosen geologischen Romane, in denen mit t Redensarten die ganze Schöpfungsgeschichte so ausführrgeschwatzt wird, als wären ihre Herren Verfasser mit zewesen, als Gott die Welt schuf und daran änderte und . Schon um dieser Ehrlichkeit willen ist lebhaft zu en, daß dieses Werk recht eifrig und viel studirt werden Daß aber dieser Wunsch in Erfüllung gehen werde, wir kaum bezweifeln, da das Buch in einer überall anten schönen Form den gediegenen Inhalt klar vor Augen tnd da auch ihm, wie seinen Vorgängern, Schleiden ein mpfehlendes Vorwort mit auf den Weg gegeben hat.

Heinrich Birnbaum.

Geschichte deutscher Sprache und Dichtung.

Nr. 28 d. Bl. haben wir das erste Heft der literarischen nsammlung, welche Hoffmann von Fallersleben unter tel „Findlinge" bei W. Engelmann in Leipzig erschei-, zur Anzeige gebracht; heute haben wir bereits Geleuns mit dem zweiten Heft zu beschäftigen, das noch bei mannichfaltiger und reichhaltiger ist als das erste; denn dieses nur 23 Nummern enthielt, enthält das zweite 9. Nun können wir uns freilich durchaus nicht dazu tet fühlen, jedes einzelne Heft dieser Sammlung, die ihrer ach in alle Ewigkeit fortgesetzt, ebenso leicht aber auch in jedem Augenblicke abgebrochen und geschlossen werden kann, besonders zu besprechen; aber mit diesem zweiten Heft, das so manche interessante literarische Mittheilungen und Curiositäten enthält und besonders geeignet erscheint, das Unternehmen zu empfehlen, wollen wir jedenfalls noch eine Ausnahme machen.

Die erste Mittheilung betrifft das bekannte „Heil dir im Siegerkranz", diesen sogenannten „preußischen Volksgesang", der nur das Unglück hatte, ursprünglich für den „dänischen Unterthan" gedichtet zu sein. Es zeigt sich an diesem Factum so deutlich als möglich, wie bequem sich loyale Gefühle mit buchstäblicher Treue von einem Lande ins andere verpflanzen und auf einen andern Landesvater als den, auf den sie ursprünglich gemünzt waren, anwenden lassen. Das Lied erschien unter der Ueberschrift: „Lied für den dänischen Unterthan an seines Königs Geburtstag zu singen, in der Melodie des englischen Volksliedes: God save great George the King", zuerst im „Flensburgschen Wochenblatt für jedermann" und zwar in der Nummer vom 27. Januar 1790, und rührt von dessen Herausgeber, dem Candidaten Harries her, der das Lied mit *s unterzeichnete. Aus den acht Strophen dieses Liedes wählte Balthasar Gerhard Schumacher fünf Strophen, die er unter dem Titel „Berliner Volksgesang" in der „Spener'schen Zeitung", Nr. 151 vom 17. December 1793 erscheinen ließ und mit Sr. unterzeichnete. Der Aenderungen sind sehr wenige, doch ist gerade die erste Zeile: „Heil dir im Siegerkranz!" Schumacher'sches Fabrikat, die vierte Strophe ist aus der vierten und fünften Strophe des Originals zusammengeschmolzen, und wenn Schumacher die Phrase „Tugend und Wissenschaft" in „Handlung und Wissenschaft" verwandelt hat, so scheint dies zu beweisen, daß er entweder persönlich nicht viel mit Tugend zu schaffen haben wollte, oder daß er annahm, den Preußen sei „Handlung" lieber als die Tugend! Später erklärte er sich ganz offen als Verfasser, nannte sich „B. G. Schumacher, Dr. d. R., Senior der Vicarien im Hochw. Hochstifte der freien Reichsstadt Lübeck" und sagt in der Zueignung zu seiner 1801 erschienenen Schrift: „God save the King!" unter anderm: „Als ich vor sieben Jahren zuerst aus London nach Berlin kam, wagte ich einen Versuch in einer freien Uebersetzung dieses Volksliedes, das noch jetzt (1801) in den fünf Versen: Heil dir im Siegerkranz, Vater des Vaterlands u. s. w., in Berlin geschätzt wird." Die fünfte Auflage dieses preußischen Volksgesangs, „vom Verfasser selbst revidirt, nach der vom Hrn. Hurka in Berlin abgeänderten Londonner Musik" hat Hoffmann vorgelegen. Schumacher hat hier, um einigermaßen seine Verfasserschaft zu rechtfertigen, von den fünf Strophen, zu denen er das Harries'sche Lied ursprünglich verkürzt hatte, eine Strophe weggelassen und drei neue hinzugefügt, die jedoch nirgends Aufnahme fanden und in wohlverdienter Vergessenheit blieben. Unterdessen war Harries gestorben, und erst nach seinem Tode erschienen seine Gedichte, herausgegeben von Gerhard Holst. Im zweiten Theile derselben (Altona 1804) findet sich auch unser Lied mit der Anmerkung: „Dieses Lied ist nach Preußen gekommen und dort mit einigen Abänderungen auch öffentlich gesungen worden." Des ersten Drucks ist freilich nicht gedacht, ebenso wenig ist erwähnt worden, daß das Lied unter Harries' Namen in Holstein längst bekannt und verbreitet war und sich in dortigen Liederbüchern findet, z. B. im „Allgemeinen Liederbuch des deutschen Nationalgesangs" (Thl. 4., Altona, Pinkvoß, 1798).

Eine aus der Urkundensammlung des Licentiaten Schneider in Berlin mitgetheilte gereimte Bittschrift der Karschin mit dem Schluß:

> las (laß) großer Friederrich
> den Grund zu meinem Hause legen —

ist eine der vielen Bittschriften, welche die damalige deutsche „Sappho" an Friedrich richtete und die allerdings sehr wenig geeignet waren, sein Herz zu erweichen und ihm von der geistigen Begabung der Dichterin eine günstige Vorstellung beizubringen. Hierauf folgen vier Lieder von Klinger, mitgetheilt von Salomon Hirzel und zur Lectüre namentlich denen zu empfehlen,

welche sich in den Glauben verrannt haben, daß die Lyrik jener Zeit der modernen durchweg überlegen sei. Zur Strafe für diesen Wahn sollten sie verurtheilt werden, diese Lieder Klinger's zu lesen und auswendig zu lernen. Weiter folgen aus von Meusebach's Sammlung Jugendgedichte von Novalis, die von der oft so wunderbaren Tiefe in Novalis' spätern Gedichten noch gar nichts ahnen lassen und sehr mit Recht in der Tieck-Bülow'schen Ausgabe der Novalis'schen Schriften fehlen. Weiter treffen wir auf zwei Gedichte von Theodor Körner, von denen das eine „An den Frühling" mit dem Anfange: „Frühling! ich grüße dich!" sich in den Gesammtausgaben von Körner's Werken nur in ganz verstümmelter Gestalt findet, das andere, ein „Studentenlied", aus seinem handschriftlichen Nachlaß mitgetheilt ist. In dem letztern waltet der triviale Kneip- und Burschenton sehr entschieden vor:

> So lebt er fort in Saus und Braus,
> Und jubelt ohne Sorgen,
> Und bleiben auch die Gelder aus,
> So weiß er doch zu borgen.
> Die Tasch' ist leer, der Bursch braucht Geld,
> Und der Philister wird geprellt.

Doch finden sich auch Stellen, die des Dichters von „Leier und Schwert" würdiger sind:

> Die Freiheit ward ein leeres Wort,
> Und ging der Welt verloren;
> Nur in dem Burschen lebt sie fort —

oder:

> Für Lieb' und Freundschaft glüht die Brust
> Und fürs Gefühl der Ehre.

Unter den Stammbuchblättern, mitgetheilt aus dem „Autographen-Album" Richard Zeune's in Berlin, finden sich manche charakteristische; wir führen einige an;

> Des Schmerzes Quellen fluten allerwegen,
> Der Heilquell rieselt einsam, abgelegen.
>
> Anastasius Grün.

> Stets Prokrustes Künste übend ist gar thätig der Philister,
> Nach dem eig'nen winz'gen Maaßstab auch Titanenleiber mißt er.
> Ohne Tugend, ohne Laster, doktrinair und theoretisch,
> Ist er stets in bester Fassung, salbungsvoll und gravitetisch.
>
> Berlin d. 3. Juli 1852. Dr. P. v. Cornelius.

Uhland spielt den Schelm und schreibt, Berlin, 3. Juli 1853:

> Wann hört der Himmel auf zu strafen
> Mit Albums und mit Autographen.

Eine folgende Mittheilung betrifft das eigenthümliche Factum, daß bei Joachim Heinrich Campe immer nur sein Geburtsjahr, nicht sein Geburtstag genannt wird. Ein Freund verschaffte dem Herausgeber folgende Auskunft: „Im Kirchenbuche zu Deensen, einem Dorfe am Fuße des Solling unweit Stadtoldendorf steht wörtlich Folgendes: «Getauft den 2. Juli 1746, Sohn des Herrn Burchard Hilmer Campen.» (Folgen die Namen der Gevattern.) Leider wurde in damaliger Zeit im Kirchenbuche nicht der Geburts-, sondern nur der Tauftag bemerkt. Hoffmann meint nun, daß, da in jener Zeit die Taufe der Geburt äußerst rasch zu folgen pflegte, hiernach wenigstens als unzweifelhaft anzunehmen sei, daß Campe in den ersten Tagen des Juli 1746 geboren wurde. Der Herausgeber erzählt hierbei: „Campe's Geburtshaus ist in Deensen noch vorhanden, es wird Gastwirthschaft darin getrieben. Campe's Vater soll ein Krämer gewesen sein. Sein Bruder war notorisch Advocat und lebte als solcher in Deensen, auf dessen Kirchhof er auch begraben liegt. Dieser Advocat ist noch dort im Volke bekannt. Man erzählt sich unter anderm noch folgendes Wort von ihm, das er oft zu seinen Clienten gesprochen haben soll: «Kinders, segget mik awer de Wahrheit; dat Leigen wil ik schon daun.»" Also eine echt niederdeutsche Eulenspiegelnatur.

In Betreff der Briefe von Wieland, mitgetheilt aus dem Briefschatze des Freiherrn von Maltzahn, bemerken wir nur, daß der erste, an die Herzogin Amalie von Weimar, damals in Rom, gerichtet, etwas stark in höfischem Tone gehalten ist, ein anderer vom 24. Februar 1806 sich auf zwei Lustspiele seines Sohns Ludwig: „Die Ueberraschung" und „Der Bräutigam aus der Fremde", bezieht, die an Iffland gesendet, von diesem aber zurückgewiesen wurden, obschon mit dem leidigen Trost: „Die deutsche Bühne hat Mangel an guten Lustspielen, und diese beiden Stücke, wenngleich der Effect in der Darstellung zweifelhaft ist, bezeugen Ihr Talent und begründen die Hoffnung zu etwas Vortrefflichem in dieser Gattung." Nach dem Originale ist ein Brief Ewald Christian von Kleist's an den Baron von Brandt vom 3. Juli 1757 abgedruckt, worin Kleist seinen Freund Lessing zum Gouverneur beim jüngsten Prinzen von Preußen mit den Worten empfiehlt: „Herr Lessing hat so viel Philosophie und Mathematik als der ältere Herr Beguelin (der frühere Gouverneur) und weiß überhaupt so viel als man wissen kann. Er spricht gut französisch, kan italiänisch, englisch und die todten Sprachen, hat dabei einen sehr edeln Charakter und sehr gutes Ansehen, und natürlich gute Manieren." Ein sich im Besitze Wendelin's von Maltzahn befindender Brief Schiller's an Körner, Jena den 3. März 1791, von dem bisher nur der Schluß bekannt war (und zwar durch die Frau von Wolzogen, denn im Schiller-Körner'schen Briefwechsel findet er sich gar nicht, was dort auch bemerkt wird), wird hier vollständig mitgetheilt, und wir entnehmen ihm folgende Stelle: „In Weimar habe ich durch die Bürger'sche Recension viel Redens von mir gemacht; in allen Cirkeln las man sie vor, und es war guter Ton, sie vortrefflich zu finden, nachdem Goethe öffentlich erklärt hatte, er wünschte Verfasser davon zu sein. Das Komische dabei ist, daß von so viel Weisen keiner errieth, von wem sie war. Ich danke dir, daß du mich auf die Reisen des G. Benjowsky aufmerksam gemacht hast. So interessant als der erste Theil derselben ist, habe ich lange nichts gelesen. Unendlich mehr Vergnügen gewährte mir dieser B. als die so ausposaunten Reisen Thümmel's ins südliche Frankreich. Leichten Ton haben sie, aber sind übrigens flach, oft seicht, und verrathen nicht eben viel Geist. Ich habe etwas Besseres erwartet."

Eine der werthvollsten Nummern dieses Hefts ist Nr. 53, ein Schreiben Goethe's an Heinrich von Kleist vom 1. Februar 1808 aus von Meusebach's Sammlung. Nachdem Goethe darin für das übersendete Stück des „Phöbus" (erstes Stück, Januar 1808) gedankt und gesagt hat, daß ihm die prosaischen Aufsätze darin viel Vergnügen gemacht, fährt er fort: „Mit der «Penthesilea» kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide zu finden. Auch erlauben Sie mir zu sagen (denn wenn man nicht aufrichtig sein sollte, so wäre es besser man schwiege gar), daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll. Ein Jude, der auf den Messias, ein Christ, der aufs neue Jerusalem, und ein Portugiese, der auf den Don Sebastian wartet, machen mir kein größeres Misbehagen. Vor jedem Bretergerüst möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hic Rhodus, hic salta! Auf jedem Jahrmarkt getraue ich mir, auf Bohlen über Fässer geschichtet, mit Chalderon's Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen." Ist das nicht der ganze Goethe, wie er leibt und lebt? Auch ein anderer kleiner Brief Goethe's verdient Erwähnung. Der bekannte Verleger wienerischer Schau- und Singspiele und Possen, J. B. Wallishaußer, trieb nebenbei auch einen Handel mit Bühnenmanuscripten. In einem Briefe vom 18. März 1800, der die Aufschrift von Wallishaußer's Hand trägt: „de Wien. An Sr. WohlEdlgebohrnen Herrn N. N. Theater-Directeur in Jenna", hatte er auch der weimarer Bühne einige Manuscripte angeboten, und zwar Ziegler's „Fürstliches Familiengemälde" in vier Aufzügen, „Das große Geheimniß", und dann noch eins, worüber es in dem Briefe heißt: „Dann habe ich noch ein Manuscript an mich gekauft, welches auch vor Ende dieses

es nicht gedruckt wird, und im verflossenen Jahr mit gutem all auf hiesigem Hoftheater ist gegeben worden. Nämlich: Hausehre», ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Octa August Hannamann, Criminal-Justizrath in Wien. Dies Stück biete ich Ihnen an für drei Dukaten, und ich glaube, gewiß ästhetisch gut ist, und zu diesem wenig Personale daß Sie werden guten Gebrauch davon machen." Goethe darauf antworten: „Auf die unterm 18. und 24. März an Direction des hiesigen Theaters erlassene Zuschriften habe ich Ihre zu erwidern: daß, da man mit Manuscripten von Herrn Hofrath Schiller, dem Herrn Geh. Rath von Goethe, Herrn von Kotzebue und Herrn Iffland hier dergestalt versehen werde, daß zu deren Einstudirung die Zeit fehle, man von Anerbietungen vor der Hand Gebrauch zu machen nicht stande sei."

Von Goethe handeln auch einige Zeilen in einem Briefe r's an den Schul- und Consistorialrath Johannes Schulz 0. Juli 1816. Nachdem Riemer beklagt, daß jetzt in Weilles so ganz anders geworden, daß Weimar gegenwärtig für e ein sehr undankbarer Boden sei, und daß das Theater, lange in Asthenie und Atonie versunken, durch den Ab- Wolff'schen Ehepaars den Gnadenstoß erhalten habe, s weiter: „Die Sonne selbst wird alt, und so ist denn . um ein merkliches älter, kälter, unzugänglicher und umgänglich geworden. Der Tod seiner Frau hat auch häuslichen Verhältnisse verändert und ihn außer Lust und nheit gesetzt, Einheimische oder Fremde bei sich zu sehen." Zeiten hatten sich geändert, und sie änderten sich später noch Der gute humoristische Genius Weimars war mit Goethe vorden und sank mit ihm endlich ins Grab, wo er noch ht, wir fürchten nicht scheintodt, sondern wirklich und mer todt. Auch auf Eckermann war kein Funke des schen Humors übergegangen. Dies beweist unter anderm r von Hoffmann erzählter Vorfall: Bei der Illumination, die Stadt Weimar im Jahre 1849 den hundertjährigen tag Goethe's celebrirte, hatte der Eigenthümer des Hau- welchem Eckermann wohnte, der Tuchmacher Zinckel, tgemeinten Reimspruch verfaßt und in großen leuchten- chstaben über der Hausthür angebracht. Er lautete:

HIER WOHNT DER BIEDRE ECKERMANN
DEN GOETHE OFT UND GERN EMPFAHN
WIE ER MIT GOETHE'S GEIST VERMAEHLT
HAT IN GESPRAECHEN ER ERZAEHLT.

m erblickte Eckermann, von einem Rundgange durch die eimkehrend, diesen Spruch, als er sofort die Treppe te, in sein Zimmer stürzte, die Fenster aufriß und mit Krückstock so lange auf das Transparent loshieb, bis es niederhing.

h von Repräsentanten der romantischen Schule finden wir efe, die manches Interessante enthalten, so von A. W. legel an Goethe und Novalis, von Max von Schen- Freiherrn de la Chevallerie, datirt Karlsruhe, 22. März orin uns folgende Stelle auffiel: „Ohne Blut findet al keine Versöhnung statt, so im religiösen wie im Sinne. Blut versöhnt, Blut bindet, nur Blut be- Liebe" u. s. w.; ferner von Friedrich Schlegel an Hagen, dem er unter anderm am 19. März 1808 aus ibt: „Was die kleine Sammlung Volkslieder betrifft, so ir eigentlich leid, Sie als Mitherausgeber derselben ge- nden. Wenn über der allgemeinen Idee und der gegrün- liebe für diese der Unwerth des einzelnen so sehr über- , so kann dies nichts anderes zur Folge haben, als bei lter die Gattung selbst verdächtig zu machen und ein dagegen zu erregen. Sagen Sie selbst, was daraus l, wenn der Rest von Nationalgefühl, den die Deut- noch haben mögen, ihnen vollends lächerlich gemacht Jahn klagt und schmäht in einem Briefe vom 7. No- 318 über Steffens, der in seinem Beisein in einer jüngst gesagt habe: „Wenn ich glauben müßte, daß die Menge gut wäre (oder nur werden könnte), so schösse ich mich morgen todt." Grabbe bittet Tieck unterm 21. September 1822 nur um „zwei Worte" über sein ihm miteingesandtes Trauerspiel (ohne Zweifel doch „Der Herzog von Gothland") und schließt mit den sonderbaren hochfahrenden Worten: „Im Bewußtsein, daß ich wenigstens etwas Ausgezeichnetes, wenn auch nichts Gutes geleistet habe, fordere ich Sie auf, mich öffentlich für einen frechen und erbärmlichen Dichterling zu erklären, wenn Sie mein Trauerspiel den Producten der gewöhnlichen heutigen Dichter ähnlich finden." Platen schickt ebenfalls, Baireuth am 28. December 1823, an Tieck ein „kleines Drama" nebst Brief, worin er es seinem Ermessen anheimstellt, das Drama der dresdener Bühne zu übergeben und unter anderm bemerkt: „In frühester Kindheit mit dramatischen Versuchen beschäftigt, später aber davon abgeschreckt durch die Fülle kritischer Hindernisse bei einer Nation, die in der That nicht für den Genuß geschaffen scheint, kehrte dieser Trieb mit solcher Gewalt zurück, daß ich nicht eher Muse und Rast hatte, bis dies Drama, dessen Production durch einige Stunden Schlaf kaum unterbrochen wurde, vor mir lag. Einzelnes zu streichen ist leicht, aber Verbesserungen einzuschieben, wie mir hier Jean Paul einige vorgeschlagen, ist mir für den Augenblick nicht möglich" u. s. w. Platen unterzeichnet sich „Mit der tiefsten Verehrung, die man dem großen Dichter und dem Vertrauten Shakspeare's schuldig ist". Ein Brief Tieck's an Riemer vom 3. Juli 1842, durch welchen die ausgesprengte Gerüchte, daß Friedrich Schlegel's Tod infolge zu reichlichen Genusses von Leberpastete erfolgt sei, seine thatsächliche Widerlegung findet, ist bereits aus dem Jahrgang 1856 des eingegangenen „Weimarer Sonntagsblatt" bekannt. Auch die hier zuerst abgedruckten Briefe von Charlotte Schiller, Soltau, Voß, Michael Beer, Wilhelm Müller (an Meusebach), Heinrich Stieglitz (an Genelli), Max Waldau (an Josef Rank), die drei bisher ungedruckten Gedichte von J. von Eichendorff u. s. w. verdienen Beachtung; indeß möge das oben Mitgetheilte genügen, um auf die besondere Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit dieses Hefts aufmerksam zu machen. **H. M.**

Fichte's „Reden an die deutsche Nation".

Johann Gottlieb Fichte's Reden an die deutsche Nation. Von neuem herausgegeben und eingeleitet durch Immanuel Hermann Fichte. Tübingen, Laupp. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Das deutsche Volk ist infolge der in ihm geschehenen geistigen Entwickelungen seit dem Zeitraum eines Jahrhunderts in vielfacher Hinsicht Bildungscentrum für Europa geworden. Es liegt hierin die Verheißung für dasselbe eingeschlossen, auch in äußerlicher Beziehung diejenige centrale, friedliche und friedenbringende Machtstellung in Europa einzunehmen, welche jener geistigen Entwickelung entspricht, zufolge dem nie fehl gehenden Naturgesetze, daß die Organe sich zuletzt immer gemäß den Trieben entwickeln, von denen sie beseelt sind. Kein deutscher Volksstamm ist von dieser Bildungsentwickelung ausgenommen, und folglich hat jeder nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, der Theilnahme an dieser Organisation der Zukunft entgegenzustreben, also alle gesetzlichen Schritte zu thun, welche jenem Ziele näher zu führen versprechen, für den Fall aber, daß die Gegenwart diesem Näherkommen noch unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt, wenigstens die Idee des zu erreichenden Ziels sowol den Zeitgenossen als auch der Nachkommenschaft in Kind und Kindeskind lebendig und nachdrücklich, ja mit möglichster Begeisterungsglut einzuschärfen.

Dieses uns von der Vorsehung gesteckte Ziel eines ganz Deutschland umfassenden, das Interesse seiner Völker nachdrücklich und einheitlich vertretenden Staatswesens ist durch die jüngst vergangenen Kriegsereignisse aufs neue besonders lebhaft vor den Augen des deutschen Volks erschienen. Zwar haben die äußern Ereignisse sehr rasch eine solche Wendung genommen, daß dasselbe ebenso bald wieder in Vergessenheit gerathen

könnte. Und doch hat es nicht den Anschein, als ob dieses von nun an geschehen würde. Ist doch dieses uns so lebendig vor Augen getretene Ziel nicht ein bloßes Erzeugniß der vom Augenblicke getragenen und mit dem Augenblicke verrauchenden kriegerischen Aufregung. Liegen ihm doch Ideen zum Grunde, welche nicht im aufgeregten Affect der unruhigen Gegenwart, sondern in der ruhigsten Stille denkender Ueberzeugung gründen, nicht vom bloßen Kriegsbedürfniß der Wehrhaftigkeit gegen eroberungssüchtige Nachbarn, sondern vom klaren Bewußtsein der Weltbestimmung unsers Volks ausgehen.

Soll die Wahrscheinlichkeit culturzerstörender Völkerkämpfe in eine immer größere Ferne rücken, so müssen die Grundsätze der Philosophie und Humanität sich das Organ ihrer praktischen Ausübung in der Menschheit bilden in einem Krieg und Eroberung entschieden nicht wollenden, daher die hinterlistige und hinterhaltige Politik der Vergangenheit verabscheuenden und durch seine eigene Macht rings umher Frieden gebietenden centralen Friedensvolke, welches die Gesetze der Philosophie und Humanität ins Leben einführe, und dadurch von selbst und ohne allen Zwang den übrigen Völkern die freudige Gelegenheit biete, eine enge Verbrüderung zum Frieden untereinander und mit ihm einzugehen nach den von ihm vertretenen Grundsätzen der Moral, welche dann auch politische Gültigkeit gewinnen, nicht als geschriebene Verträge, sondern als Gesetze allgemeiner volksmäßiger Ueberzeugung von der Festigkeit der sich selbst verstehenden Vernunft und des guten Gewissens.

Für den, welcher den Glauben hat, daß es im Plane der göttlichen Vorsehung liegen müsse, ein solches centrales Völkerorgan des Friedens und der Gerechtigkeit zu bilden, entsteht durch diesen Glauben die Pflicht, an der Entwickelung dieses Organs nach Kräften mit zu arbeiten, und so wird der Zweck der Vorsehung in der Weltgeschichte zur Aufgabe der Mitwirkung für einen jeden Gebildeten im Volke. Es wird zur Aufgabe, diese Ueberzeugung zu verbreiten, dieselbe bei allen passenden Gelegenheiten kund zu geben, die ausübenden Diplomaten, welche demselben Ziele zustreben, durch solche Kundgebung des wahrhaft deutschen Volkswillens zu ermuthigen, dagegen den im Finstern schleichenden Urhebern einer hinterlistigen und hinterhaltigen Sonderpolitik der einzelnen Volksstämme durch unaufhörlich erneuerte Mistrauensvota heilsame Mahnungen zu geben, damit sie die Stimme der Gerechtigkeit, welche zu verstehen und zu lieben ihr Herz verhärtet ist, wenigstens insoweit zu beachten sich gewöhnen, daß sie dieselbe für gewisse Fälle fürchten lernen.

Um den Undeutschen des heutigen Tags solche heilsame Rücksichten nahe zu legen, ist ihnen in der That keine Lectüre besser aufs neue vor Augen zu rücken, als die berühmten „Reden an die deutsche Nation", welche uns hier zur rechten Zeit in neuer Ausgabe geboten werden. In ihnen erging sich ein deutsches Gemüth von echtester Art im gerechtesten Zorne gegen die Hinterlist und Achselträgerei seiner Zeit, in dem Momente, wo dieselbe das Vaterland an den Rand des Verderbens gebracht hatte. An ihnen können sich zu allen Zeiten deutsche Gemüther, sollten sie durch die Vereitelung ihrer Hoffnungen in der Gegenwart entmuthigt worden sein, neue Wärme und neue Zuversicht in die vom ewigen Weltgeiste vorgezeichnete Bestimmung des deutschen Volks schöpfen. An ihnen können aber auch alle die Undeutschen in Deutschland, alle die im Trüben fischenden Particularisten sich den besten Begriff schöpfen von der moralischen und heiligen Gewalt, welche nicht aus Menschensatzung, sondern aus Gott stammt, und welche auch selbst dann unserm Volke wird bewahrt und gesichert bleiben als ein integrirender Theil seiner ewigen Bestimmung, wenn es jenen Undeutschen und Unfreien gelingen sollte, alle Hoffnung auf eine wahrhafte Verbesserung der Zustände unsers Gesammtvolks bis auf den leisesten Schimmer aufs neue glücklich auszulöschen.

„Es könnte wol der Wunsch entstehen", so schreibt der Herausgeber in der vom 1. Juli datirten Vorrede, „daß gerade jetzt ein deutscher Schriftsteller sich fände, der mit Flammenzügen eindringender Beredsamkeit diesen großen Beruf Deutschlands Jungen und Alten, Hohen und Niedern vorzuhalten vermöchte, und dessen Name zugleich Gewicht genug hätte, um seinem Worte Beherzigung zu verschaffen. Und wie es Andachtsbücher gibt, welche die sittliche und fromme Stimmung in uns wach zu erhalten und zu reinigen bestimmt sind, ohne gerade besondere Vorschriften oder sittliche Rathschläge zu ertheilen; warum könnte man nicht auch ein politisches Andachtsbuch sich denken, welches gleichfalls nicht bestimmte politische Rathschläge enthält, wol aber vermöchte, die vaterländische Gesinnung zur Ausdauer zu stählen und aus den höchsten Quellen, welche es überhaupt nur für den Menschen gibt, aus der Einsicht in die sittlichen Gesetze der Weltregierung, gründlich zu nähren und immer von neuem zu reinigen.

„Für ein solches Buch müssen wir nun aufs eigentlichste die «Reden an die deutsche Nation» erkennen; und diese Ueberzeugung ließ es dem Herausgeber sogar als Pflicht erscheinen, bei dem Eintreten eines ganz analogen Zeitpunktes deutscher Geschichte, wie damals, als es erschien, es dem jetzt lebenden Geschlechte wieder zugänglich zu machen. Es redet strafend und warnend noch auf das lebendigste zur Gegenwart; denn die Stände und Gewalten, welche damals das Unglück unsers Vaterlandes verschuldeten, sind ihren Voraltern leider nur allzu ähnlich geblieben. Aber diesem Worte ist jetzt der Stachel alles Verletzenden abgestreift; es ist historisch geworden. Jeder auch jetzt noch Schuldige kann sich gesagt sein lassen, was damals ganz andern galt."

Wer schriebe heutzutage über die Bestimmung des deutschen Volks so warm, so jugendlich, wie damals im Jahre 1808 Johann Gottlieb Fichte? Niemand. Darum tauche dich in diese ewige Jugend, du deutsche Jugend, die du unterdessen älter geworden bist, älter weil abgekühlter, und mit der Kühlung nüchterner und politischer — aber auch deutscher? Die Tage werden erscheinen, die es offenbaren sollen. Möge dann der Geist Fichte's auf dem Volke ruhen, der Geist Fichte's, welcher ist der Geist Schiller's, der Geist Theodor Körner's, der Geist aller derer, welche nicht befangen waren in den dunkeln Interessen der politischen Eifersüchteleien und Sonderbestrebungen, sondern welche in der Idee vorausschauten das dereinst zur Enthüllung bestimmte Urbild ihres Volks in seiner Größe und Schönheit, wie es ebenfalls Johann Gottlieb Fichte in seiner Staatslehre entworfen hat:

„In den Deutschen soll das Reich ausgehen von der ausgebildeten persönlichen Freiheit, nicht umgekehrt: von der Persönlichkeit, gebildet für sich und vor allem Staate vorher; gebildet sodann in den einzelnen Staaten, in welche sie dermalen zerfallen, und welche als bloßes Mittel zum höhern Zwecke sodann wegfallen müssen. Und so wird von ihnen aus erst dargestellt werden ein wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung des Bürgers für Freiheit, die wir in der Alten Welt erblicken, ohne Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven, ohne welche die alten Staaten nicht bestehen konnten; für Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschenangesicht trägt. Nur von den Deutschen kann dies ausgehen, welche seit Jahrhunderten für diesen großen Zweck da sind und ihm langsam entgegenreifen; ein anderes Element ist für diese Entwickelung in der Menschheit nicht da."

Karl Fortlage

Notiz.

Literarische Freibeuterei.

Wir sind auf eine literarische Freibeuterei von so dreister Art aufmerksam gemacht worden, wie sie wol selten vorgekommen ist. Professor F. A. Kolenati theilt in seiner Schrift „Die Bereisung Circassiens" einen Cyklus von Kriegsgesängen mit, welche angeblich von den circassischen Barden, den Kikoakoas gesungen werden, und die er selbst in Circassien aus dem Munde Omar's, Dolmetscher des Generals Bezobrazow, gehört haben will. Unser Berichterstatter über das erwähnte Buch in Nr. 31 d. Bl.

nennt das eine dieser Gedichte das „Schönste, was das Buch enthält“, ein „herrliches Gedicht voll Adel der Gesinnung, glühendem Freiheits- und Rachedurst, stolzem Schwunge und edler Form“. Niemals aber sind diese Verse in Circassien gesungen und von einem Barden Ali Charsis (denn ein solcher hat nie existirt) gedichtet worden, sondern sie sind das Erzeugniß eines deutschen Dichters, Richard von Meerheim's (pseudonym Hugo vom Meer), und bis auf einige höchst willkürliche und unbedeutende Aenderungen wörtlich in dessen epischer Dichtung: „Gulat und Dschabra. Gemälde aus Tscherkessien in vier Gesängen von Hugo vom Meer“ (Leipzig, Brockhaus, 1848), enthalten. Sicherlich müßte dem deutschen Dichter diese Anerkennung, welche seinen bis dahin fast unbeachtet gebliebenen Tscherkessenliedern hierdurch zu Theil geworden, zur größten Genugthuung gereichen, mischte sich nicht hierzu das Gefühl gerechter Entrüstung über eine solche mehr als harmlos naive Aneignung und Benutzung literarischen Eigenthums, die sich nur daher erklärt, daß Kolenati wahrscheinlich glaubte, Hugo vom Meer, von dem er seit 1848 nichts mehr sah und las, ruhe längst im Grabe und seine Dichtung sei gänzlich verschollen. Kolenati hat, wie wir uns durch eigenen Vergleich überzeugt haben, nicht weniger als 294 Verszeilen aus „Gulat und Dschabra“ abgeschrieben, zerstückelt und versetzt. Die Stelle mit dem Anfange:

Mild, ja mild wie Maiensonne
War des Helden treues Liebchen u. s. w. —

in welcher vom deutschen Dichter ursprünglich Dschabra gefeiert wird, gilt bei Kolenati einer durch ihre Schönheit berühmten Circassierin, „von deren Schönheit sogar ein Lied von den circassischen Kikoakoas (Troubadours) gesungen wurde“. Ihr Bruder, ein Baschlibej, war, wie Kolenati versichert, in einem Kampfe mit den Russen gefallen, dem er selbst beigewohnt haben will. Durch diese Fiction wurde in der entlehnten Stelle natürlich eine kleine Aenderung nöthig und statt: „War des Helden treues Liebchen“, setzt Kolenati getrost: „Ist des Baschlibejs Tochter“. Das Lied will er abends nach dem Kampfe beim Schlafengehen von dem genannten Omar gehört haben; ja die schöne Circassierin, die er schnell aus Dschabra in Dschemet umtauft, wird uns sogar im Holzschnitt vorgeführt. Die schönen Stellen in der Dichtung von Hugo vom Meer, S. 33—38, findet man bei Kolenati auf S. 47—51 vollständig abgedruckt; nur fügt Kolenati als angeblicher Ohren- oder Augenzeuge die Beschreibung hinzu, wie die Anwesenden während des Gesangs wild durcheinander toben, mit den Fersen den Boden stampfen, mit den gezogenen Dolchen fechten, sich in die weichen Theile des linken Arms schneiden und sich im Opferblut ihrer Verbündeten berauschen u. s. w. Während dieser Aufregung nimmt einer „meist ein Mullah, in der fanatischen Wuth des Wort“ und spricht:

Brüder! so wahr als Tscherkessen,
Nie des Feindes Zwangsjoch duldet u. s. w.

Diese Stelle (S. 51—53 bei Kolenati) findet sich in „Gulat und Dschabra“ S. 65—68; doch hat Kolenati sich ein paar Auslassungen erlaubt, dagegen einige weitere Beschreibungen, welche die angeblichen Vorgänge und Ceremonien während des Singens und Trinkens betreffen, an den geeigneten Stellen eingefügt. Einmal hat er sogar den Namen Gulat beibehalten, und wagt in einer Note hinzuzufügen: „Man sieht, daß der Barde in dem Gesange seine Individualitäten zu sehr hervorhebt.“ Richard von Meerheim versichert uns, niemals in Circassien gewesen zu sein, sondern das Material zu seinem Gedichte, dem weder eine Sage noch ein Factum zum Grunde liege, einzig und allein durch fleißiges Studium der im Anhang angeführten Quellen gewonnen, die Handlung aber aus seiner Phantasie geschöpft zu haben; auch sei er erst 22 Jahre alt gewesen, als er das Gedicht verfaßte. Einigemal in seiner Schrift erwähnt übrigens Kolenati den Dichter von „Gulat und Dschabra“, denn er fragt auf S. 96, „ob Hugo vom Meere, Bodenstedt und einige andere mit Recht die Circassier als das freieste Volk über alle Völker erheben?“ und S. 19 nennt er ihn neben Bodenstedt einen „Reisenden“. Wie wird sich Kolenati herausreden? Vielleicht erzählt er uns, der Dolmetsch Omar sei des Deutschen vollkommen kundig, habe sich „Gulat und Dschabra“ aus Leipzig verschrieben und die betreffenden Stellen auswendig gelernt, um ehrliche Reisende hinters Licht zu führen. Doch auch damit ist es nichts. Denn Kolenati beschrieb seine Reise zwar erst 1859, machte sie aber angeblich schon 1848, und „Gulat und Dschabra“ erschien erst fünf Jahre später. **H. M.**

Bibliographie.

Aus Heimath und Fremde. Novellen von S. Chur, Hitz. 8. 16 Ngr.

Balde's, J., Krieg der Frösche und Mäuse. Ein Vorspiel des dreißigjährigen Krieges. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einem Vorwort versehen von M. J. Berchem. Münster, Coppenrath. Gr. 8. 12 Ngr.

Ein Blick auf den anonymen „Rückblick“ welcher für einen vertrauten Kreis, in verhältnissmässig wenigen Exemplaren im Monate October 1857, in Wien erschien. Von einem Ungarn. London. 8. 1 Thlr.

Caduff, J., Aus der Schweiz. Gedichte. Chur, Hitz. 16. 12 Ngr.

Eckardt, L., Friedrich Schiller und seine Stellung zu unserer Gegenwart und Zukunft in ästhetischer, politischer und religiöser Beziehung. Zur Säkularfeier des Dichters. Oeffentlicher akademischer Vortrag am 18. März 1859 zu Bern. Wenigen-Jena, Hochhausen. Gr. 8. 12 Ngr.

— — Dramatische Werke. II. — A. u. d. T.: Friedrich Schiller. Drama in fünf Aufzügen. Wenigen-Jena, Hochhausen. 8. 24 Ngr.

Fünfhundert Schnaderhüpfeln. G'sang'ln, österreichische und aus dem bayerischen Hochlande, dann Gesänge aus den Alpenscenen: S' letzte Fensterln, und Drei Jahrl'n nach'm letzten Fensterl'n. Lieder, die sich zu besondern Vorträgen eignen. Augsburg, Jaquet. 32. $4\frac{1}{2}$ Ngr.

Schoene, G., Die Repgauische Chronik das Buch der Koenige. Elberfeld, Friderichs. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schrader, A., Des Lebens Leid und Lust. Novellen. 1ster Band. Leipzig, Luppe. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Schuller, J. K., Georg Reicherstoffer und seine Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte von Siebenbürgen in den Jahren 1527—1536. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 7 Ngr.

Schwerdt, H., Der Wunderdoctor Johann Dicel in Seebach. Ein erbauliches Lebensbild. Leipzig, Schlicke. 1860. Gr. 8. 22 Ngr.

— — Zum Feierabend. Mancherlei Geschichten zur Lehr' und Kurzweil. 1ster Jahrgang. — A. u. d. T.: Aus alter und neuer Zeit. Fünf Erzählungen für Reich und Arm. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 1 Thlr.

Sondershausen, K., Der letzte aus Altweimar. Erinnerungen und Dichtungen. Drei Theile in einem Bande. Weimar. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vries, J. de, Schloß Eritdale oder die Kauffrau von Nieuwpoort. Roman. Deutsch von R. Lange. Zwei Theile. Leipzig, Luppe. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Fröbel, J., Deutschland und der Friede von Villafranca. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 7 Ngr.

Oesterreich und der deutsche Bund. Von dem Verfasser der Schrift „Frieden oder Krieg“. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 15 Ngr.

Blee, L., An die deutsche Nation. Aus dem Französischen. Berlin, Besser. Gr. 8. 5 Ngr.

Preußen der Bund und der Frieden. Von einem Nicht-Gothaner. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 5 Ngr.

Simon, H., Don Quixote der Legitimität oder Deutschlands Befreier? Zürich, Kießling. Lex.-8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 15. September 1859.

Inhalt: Der General Graf Toll und seine Denkwürdigkeiten. Von **Karl Gustav von Berneck.** (Beschluß.) — **Lila Bulyovsky.** — **Zur Geschichte der jenaischen Theologie.** — **Notizen.** (Der Prinz Peter Friedrich Georg von Oldenburg; Project zu einer Goethe-Gesellschaft.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Der General Graf Toll und seine Denkwürdigkeiten.

(Beschluß aus Nr. 36.)

Der dritte Band, welchen wir mit gesteigerten Erwartungen zur Hand nehmen, schildert in dem sechsten Buche den Herbstfeldzug von 1813. Sechs Kapitel sind bei der Anordnung des Stoffs entstanden. Das erste schildert die allgemeine Lage nach dem mislungenen Frühjahrsfeldzuge. Wie sich diese nun einmal infolge hemmender und lähmender Einflüsse gestaltet hatte, konnte ganz Deutschland nicht mehr zum Kampfe gegen Napoleon aufgerufen, es mußte erkämpft werden. Die Fürsten des Rheinbundes mußten jeden Augenblick darauf gefaßt sein, zu erfahren, daß sie „aufgehört hätten zu regieren", wenn sie nicht in Napoleon's Dienste das Aeußerste leisteten. Es war also jede Aussicht geschwunden, von dieser Seite das Bündniß erweitert zu sehen und selbst Scharnhorst, nachdem er das neue französische Heer bei Großgörschen gesehen, hatte erkannt, daß ohne Oesterreich kein Erfolg mehr zu hoffen sei, obgleich Preußens Rüstungen alles überstiegen, was man für möglich gehalten hatte und auch Rußland alles that, sein gelichtetes Heer zu ergänzen. Denn Napoleon's Streitkräfte wuchsen in einem viel höhern Maße und blieben zuletzt an der Elbe den Verbündeten um 50000 Mann überlegen, weil diese so viele Festungen zu umstellen hatten. Die Bemühungen, Oesterreich zu gewinnen, wurden daher mit gesteigertem Eifer fortgesetzt, es mußte mit seiner gesammten Macht in den Kampf eingreifen und seine gesammten Interessen dabei einsetzen; dafür mußte ein wirklicher und namhafter Gewinn in Aussicht stehen, und das alles ließ sich nur durch neue Verträge ordnen. Die Geschichte der Unterhandlungen Oesterreichs in dieser Zeit ist trotz der vielen Denkwürdigkeiten und Actenstücke der jüngsten Literatur noch immer nicht vollständig zu geben. Der Verfasser hebt mit Recht die Unsicherheit aller Quellen, besonders der französischen hervor. Zur Verdunkelung der Wahrheit haben vorzüglich später die Schriften, Tagebücher und Lamentationen von St.-Helena beigetragen, wo Napoleon seine Rolle keineswegs für unwiderbringlich ausgespielt erachtete, wo er sich als den grausam, unwürdig Verfolgten, und seine beispiellose, ja beinahe zu weit gehende Friedensliebe in das gehörige Licht zu stellen wußte. Jetzt begreift man freilich selbst in Frankreich (vgl. „Revue des deux mondes" von 1855: „Sir Hudson Lowe" u. s. w.), daß der englische Gouverneur als Opfer gehässiger Intriguen gefallen ist; aber die Vorstellung, daß Napoleon's Bemühungen, der Welt den Frieden zu schenken, nur durch Englands Gold, das alle Staatsmänner Europas in schnöder Corruption erkaufte, vereitelt worden sind, wird wol in der Nationalsage der Franzosen für immer haften und darum ist es, wie der Verfasser sagt, Pflicht der ernsten Forschung, das Unwahre wenigstens aus der Geschichte zu verbannen. Es ist zu bedauern, daß selbst achtungswerthe deutsche Geschichtschreiber die Schriften eines Mannes wie Fain als zuverlässige Quellen angesehen und benutzt haben. Der Verfasser trägt redlich das Seinige dazu bei, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen.

Hierauf führt uns der Verfasser in das Hauptquartier der Verbündeten nach Reichenbach und theilt uns den Operationsplan für den Herbstfeldzug mit, welchen Toll auf Befehl seines Kaisers ausarbeiten mußte. In diesem ersten Entwurf finden wir schon den leitenden Gedanken, der später in den bekannten, zu Trachenberg gefaßten Entschlüssen erscheint. Der Plan wurde bald auch Oesterreich auf den ausgesprochenen Wunsch des Fürsten Schwarzenberg mitgetheilt, seltsam genug, da diese Macht noch nicht mit Rußland und Preußen verbündet war und sich zu nichts verpflichtet hatte. Toll erhielt den Befehl, sich zu Gitschin dem Kaiser Franz und dem Grafen Metternich vorzustellen und dann nach Prag zu eilen, um vereint mit Scharnhorst, der dort verwundet lag, die künftigen Operationen mit Schwarzenberg und den leitenden Offizieren seines Hauptquartiers zu besprechen. Er erhielt für diesen „ebenso wichtigen, als zarten" Auftrag eine schriftliche Instruction, welche Graf Kapodistrias in Barclay de Tolly's Namen — nicht

eben in classischem Französisch — ausgearbeitet hatte, und entledigte sich der Sache mit Leichtigkeit, da sowol Schwarzenberg, als der Chef seines Generalstabes, der nun auch verewigte Radetzky, unbedingt auf seine Ideen eingingen. Das k. k. Hauptquartier war ebenfalls nach Gitschin verlegt, und dadurch Toll's Reise nach Prag unnöthig geworden, freilich auch Scharnhorst's Theilnahme an den Verhandlungen verhindert. Oesterreich verpflichtete sich dabei noch immer zu nichts, denn es war in Unterhandlungen mit Napoleon, deren Bedingungen zum Glück für Deutschland nicht angenommen wurden, was die österreichischen Staatsmänner allerdings vorausgesehen hatten. Danach wäre das Königreich Westfalen, das Großherzogthum Berg den Napoleoniden verblieben, der Rheinbund unter französischer Protection hätte fortbestanden! Der Verfasser beleuchtet dasjenige, was über diese Verhandlungen bekannt geworden, im Interesse der Wahrheit und weist die Darstellung Fain's von der Unterredung Metternich's mit Napoleon im Marcolini'schen Gartenpalais zu Dresden als ein durchaus unwahres Phantasiebild zurück, wofür es auch Metternich selbst erklärt hat. Nur daß die Scene sehr heftig geworden, Napoleon dabei den berühmten kleinen Hut fallen lassen und Metternich ihn nicht aufgehoben hat, steht fest. Daß der Grund des heftigen Zorns nicht in Oesterreichs Forderungen, sondern vielmehr darin lag, daß Napoleon um dessen Verhandlungen mit den Verbündeten wußte, ist durch ein kurzes Briefchen des österreichischen Generals Nugent an den Grafen Münster in London ziemlich klar, darin heißt es: „Gottlob! Bonaparte weiß alles, dürstet Rache und äußert sich höchst unbesonnen. Der Rückzug ist abgeschnitten.“ Oesterreich erhielt nun die gewünschte freie Stellung der vermittelnden Macht, der Congreß zu Prag sollte eröffnet werden, wurde aber verzögert, während zu Trachenberg die bekannten militärischen Conferenzen begannen, an denen außer dem Kronprinzen von Schweden nur dessen Chef des Generalstabes, Graf Löwenhjelm, Toll und Knesebeck theilnahmen, da sich die Monarchen, um der Erörterung freien Lauf zu lassen, zurückgezogen hatten. Der Verfasser nimmt für Toll das Verdienst in Anspruch, die von den bereits erwogenen Vorschlägen weit abweichenden Ideen des Kronprinzen bekämpft und widerlegt zu haben. Er widerspricht der Behauptung Henckel's in seinen „Erinnerungen“, daß Knesebeck einen ausgearbeiteten Operationsplan vorgelegt und den Kronprinzen nicht ohne Mühe dafür gewonnen habe, und daß derselbe schließlich angenommen worden sei. Ein schriftlicher Operationsplan ist überhaupt nicht vorgelegt worden, sondern die Berathungen begannen mit einem mündlichen Vortrage des Kronprinzen, welchem zuerst der lebhafte, ja leidenschaftliche Toll widersprach, der es nicht wie Knesebeck in der Art hatte, leise und schonend aufzutreten. Der Kronprinz bemerkte nämlich, daß er misbilligend und mit großer Ungeduld zuhörte und forderte ihn auf, seine Meinung frei zu sagen, worauf Toll seine Vorschläge, die schon längst den Monarchen bekannt, also nicht neu waren, vortrug und dabei von Knesebeck, der mit ihnen vollkommen einverstanden war und sie sich ganz zu eigen gemacht hatte, lebhaft unterstützt wurde. Abgeschwächt freilich und modificirt bildeten sie die Grundlage des Schlusses, zu dem man endlich kam. Die Monarchen wohnten der letzten Sitzung bei; der Kronprinz sagte zu Toll: „Sie haben mich überzeugt, General!“ und forderte ihn auf, das schriftlich aufzusetzen, worüber man sich verständigt hatte. Der Verfasser theilt uns Toll's Entwurf mit, der gegen den schließlich als Original unterschriebenen und mehrfach gedruckten nur unwesentliche Veränderungen zeigt. Die Reinschrift ist unzweifelhaft von Knesebeck angefertigt worden. Als das eigentlich Charakteristische des Plans, das in den Schriften über diesen Feldzug wenig beachtet worden ist, hebt der Verfasser hervor, daß er nicht geographische Punkte, wie die bisherige Kriegführung nur zu oft gethan, sondern Napoleon's Heer, auf dessen unzerrüttetem Dasein die französische Oberherrschaft in Deutschland beruhte, zum strategischen Object gemacht habe: eine sehr richtige Bemerkung. In den besondern Instructionen wurde freilich der ausgesprochene Gedanke: „Alle Heere ergreifen die Offensive und ihr Vereinigungspunkt ist das feindliche Lager“, kunstreich dahin ausgesponnen, daß die Armee, gegen welche Napoleon sich wendete, dem Kampfe ausweichen sollte, während die andern in seinem Rücken operirten, wobei man anfangs nur an das schlesische Heer gedacht, für das man nur höchstens 50000 Mann voraussetzte, dann aber die Vorschrift selbst auf die Hauptarmee ausgedehnt und dadurch dem Feinde die Initiative überlassen hatte. Der Verfasser sieht Knesebeck's Einfluß darin, der nicht wie Blücher, Gneisenau, Grolman eine kühne, im Wagniß wie in ihrem Element sich bewegende Natur war. Vielleicht hat aber auch Diebitsch die besondern Instruction für die schlesische Armee, welche Barclay unterschrieben, ausgearbeitet. Toll hatte keinen Antheil daran. Auffallend ist dabei, daß die Streitkräfte viel geringer angeschlagen wurden, als sie sich nachher wirklich ergaben. Die russischen Generale konnten sich an den Gedanken nicht gewöhnen, daß die Landwehr in den wenigen Wochen wirklich im Felde verwendbar und zuverlässig werden könne und zählten sie eigentlich nicht mit.

Die Betrachtungen, welche der Verfasser an die politischen Verhandlungen während des Waffenstillstandes knüpft, verfolgen wir nicht weiter, da es unsere oft ausgesprochene Ueberzeugung ist, die Eintracht, welche den deutschen Staaten niemals nothwendiger gewesen als heute, durch verstimmende Reminiscenzen nicht zu stören. Wir sollen uns nichts nachtragen, sondern fest und treu zusammenhalten.

Für die Uebersicht der Streitkräfte, welche das zweite Kapitel eröffnet, wird der militärische Leser dem Verfasser im hohen Grade dankbar sein; ihm standen darüber die genauesten Angaben zu Gebote, er berichtigt, wo selbst die neuesten Werke, z. B. das von Beitzke, darin irren, weil die wirkliche Stärke der russisch-preußischen Truppen bisher überhaupt nicht bekannt war und das Streben nach Unparteilichkeit die Verfasser verleitete, für Napo

's Armee den französischen Schriftstellern zu folgen,
he dieselbe im Verhältniß zu den Verbündeten so
ig als möglich angeben. Gleichwol sind wir über
n wirklichen Zustand schon seit 30 Jahren aus
ischen Quellen in sehr zuverlässiger Weise unterrichtet.
eral Pelet hat im „Spectateur militaire" den Inhalt
Berichte bekannt gemacht, welche Berthier nach den
rapporten vom 6. August dem Kaiser über die
itkräfte an der Elbe, in Sachsen, vom böhmischen
rge bis Hamburg abgestattet hat. Danach betrugen
30000 Mann Fußvolk, 72500 Reiter, 33500 Ar=
isten, 4000 Mann Genietruppen, im ganzen:
00 Mann mit 1200 Geschützen.

Daß diese gewaltige Heeresmacht so schnell wieder in sol=
Umfange geschaffen werden konnte, nach dem Untergange
nzösischen Veteranenheers in Rußland, beweist, was Frank=
Italien und der Rheinbund unter Napoleon's energischer
haft zu leisten vermochten!

uf die Ermittelungen, durch welche der Verfasser die
h schon keinem Zweifel unterliegende Richtigkeit dieser
llen Berichte beweist und ihnen gegenüber die wahre
e der verbündeten Heere gewinnt, gehen wir hier,
t weitern Leserkreis im Auge, nicht ein; er weist
em Schriftsteller den Mangel an Kritik und die
anntschaft mit zuverlässigern Quellen, als denen er
mit Gründen nach. Es ist freilich oft sehr schwie=
ich dieselben zu verschaffen. Russische Quellen, auch
verlässigsten, wenn sie nicht übersetzt sind, bleiben
eisten Schriftstellern ganz verschlossen. Der Ver=
berechnet die Streitkräfte der Verbündeten — und
nnen uns gegen seine Gründe nicht verschließen! —
4500 Mann Infanterie, 76000 Reiter, 30500 Mann
rie und Pionniere, 22000 Kosacken, zusammen
0 Mann mit 1388 Geschützen, zum Kampf im
Felde verfügbar. Es ist daher ganz ohne Grund,
e Verhältnisse bisher ziemlich allgemein und nicht
on französischen Schriftstellern so dargestellt worden
ls hätten die Verbündeten das Heer des fran=
t Kaisers schon durch die bloße Masse ihrer Trup=
rücken können. Eine solche Ueberlegenheit hatten
h nach Oesterreichs Beitritt nicht, die wirkliche
hl schwindet aber noch dadurch, daß auf die
Kosacken, wenigstens in einer Feldschlacht, wenig
en war und daß bei den Fortschritten der Ver=
t auch die französischen Besatzungen der Elbfestungen
ksamkeit treten mußten. Auch die gewöhnliche
e, daß die Heere der Verbündeten außer der
enheit der Zahl, noch große Vortheile in Be=
auf Kriegserfahrung und Ausrüstung besessen,
r mit bedeutenden Einschränkungen gelten. Der
rrthum liegt namentlich darin, daß man über=
ie gewaltig das russische Heer zusammengeschmol=
: und nur durch Rekruten sich hatte ergänzen
welche zuerst, während des Waffenstillstandes
ommen, den französischen jungen Leuten, welche
n den Frühjahrsfeldzug mitgemacht hatten, an
wohnheit nachstanden. Sie waren freilich nicht
so jung und schmächtig, wie diese, weil man hatte auf die ältern Leute zurückgehen müssen, und das hat eben auf den ersten Anschein getäuscht: die ältern Leute, die man in den Reihen wahrnahm, waren nicht alte Soldaten, sondern bejahrte Rekruten. Die Ausrüstung dagegen ließ wenig zu wünschen, die Reiterei war gut beritten, die Artillerie sogar vorzüglich bespannt. Wie „der Geist und Wille der preußischen Truppen über alle Beschreibung vortrefflich war", ist bekannt, aber ebenso, daß es einem großen Theile der Armee, nämlich der Landwehr, durchaus an Erfahrung fehlte, daß ganze Regimenter, ja das ganze Tauenzien'sche Armeecorps, noch keinen Feind gesehen hatten. Die Ausrüstung war, wie es nicht anders sein konnte. Letztere ließ auch in Oesterreich vieles zu wünschen übrig infolge von Verhältnissen, welche dort lähmend auf die Rüstungen wirkten und in vorliegendem Werke geschildert werden. Wir danken dem Verfasser für diese eingehende Darstellung, welche den Verbündeten den ihnen mit schreiendem Unrecht entrissenen Ruhm zurückgeben, selbst ohne Ueberlegenheit an Zahl und Kriegsgewohnheit den Kaiser der Franzosen, der den unermeßlichen Vortheil der Einheit des Willens und des Sinnes voraushatte, da er keine Bundesgenossen, nur Vasallen besaß, dennoch durch ihre heldenmäßigen Anstrengungen vollständig besiegt zu haben.

In wie verschiedener Weise die Verbündeten ihr Ziel verfolgten, lesen wir sehr anschaulich dargestellt, namentlich welche Ansichten über eine Wiederherstellung Preußens bei den andern Mächten herrschten. Vorzüglich war Graf Münster, welcher thatsächlich für Lord Castlereagh die continentale Politik Englands leitete, ein leidenschaftlicher Feind Preußens. Sein Streben war, zwischen Elbe und Schelde für das Haus der Welfen ein bedeutendes Reich zu gründen, mit beschränktem Königthum und streng aristokratischem Ständewesen; Preußen, wie er selbst an Stein geschrieben, „mochte zwischen Elbe und Weichsel als Macht zweiter oder dritter Größe aufstehen". Er brachte es dahin, daß Preußen nur halb so viel Subsidien erhielt, als Oesterreich und Rußland, und während diese dafür keine besondere Verpflichtung übernahmen, mußte Preußen seinen Antheil durch Verzichtleistung auf das unschätzbare Ostfriesland und seine Verbindung mit der Nordsee zu Gunsten des künftigen hannoverschen Reichs erkaufen!

Der Heeresbefehl kam nach der natürlichen Lage der Verhältnisse in die Hand eines österreichischen Feldherrn. Der Verfasser widerlegt es, daß Kaiser Alexander denselben gewünscht oder daß er ihn, da er ihm dringend angetragen worden, abgelehnt habe. Dem Charakter und der edeln Persönlichkeit des Fürsten Schwarzenberg läßt er volle Gerechtigkeit widerfahren, über seine Befähigung zu der großartigen, ihm gewordenen Aufgabe spricht er sich weniger günstig aus, und bedauert nur, daß Radetzky, der Chef des Generalstabes, nicht die ganze Leitung der Angelegenheiten in die Hand genommen, sondern sie dem General Langenau, welcher sich dazu gedrängt, überlassen

habe. Ueber diese Verhältnisse ist in der Biographie Radetzky's (vgl. Nr. 36 d. Bl. f. 1858) Näheres zu lesen. Daß der Oberfeldherr mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, ist einleuchtend; nicht allein sendete Kaiser Alexander vielfach Befehle an die russischen und selbst an die preußischen Truppen, ohne Schwarzenberg's Anordnungen zu berücksichtigen, auch die Generale, welche früher selbständig Heere befehligt hatten, hielten sich für befugt, in der Ausführung der erhaltenen Befehle nach eigenem Ermessen zu verfahren. Darum ist es sehr ungerecht, den Oberfeldherrn für alles, was verfehlt worden, verantwortlich zu machen, wie oft genug in der Presse geschehen ist.

Nach einer Beleuchtung der Plane beider Parteien und der Art, wie sie zu Stande gekommen — einer Arbeit, welche der Verfasser unternommen, weil auch dies, wie die vorher betrachteten Verhältnisse selbst in den neuesten Werken weder erschöpfend noch durchaus wahr abgehandelt sind — wendet sich das Werk zu den Thatsachen selbst. Bei der reichen Literatur über den Feldzug von 1813 liegt für eine neue Besprechung nur die Wahl vor, entweder aus dem ganzen Material kritisch gesichtet ein vollständiges, die Acten schließendes Werk, was an die Stelle der ganzen bisherigen Literatur träte, zu liefern oder nur das vorzutragen, was aus eigenen Erinnerungen oder Quellen an neuen, bisher unbekannten Thatsachen und Berichtigungen von Irrthümern sich geben läßt. Der Verfasser hält das erstere noch für unmöglich, weil in den Archiven und Tagebüchern lebender oder kürzlich verstorbener Zeugen noch viel hochwichtiges Material verborgen ruht. Er folgt daher den persönlichen Erlebnissen des Generals Toll und hält nur den Faden der Ereignisse in übersichtlicher Erzählung fest.

Welche Plane der Kronprinz von Schweden für sich selbst hegte, wenn Napoleon entthront sein würde, ist bekannt genug; weniger bekannt dürfte sein, daß er einen Preis von einer halben Million Rubel auf die Einfangung seines verhaßten Gegners gesetzt und in der Ueberzeugung, Napoleon werde den Angriff auf Berlin persönlich anführen, eine eigene Streifschar Kosacken unter dem Obersten Baron Löwenstern von Treuenbrietzen ausdrücklich auf diesen Fang ausgesendet hat. Bernadotte suchte stets den Krieg nicht gegen Frankreich, nur gegen Napoleon gerichtet darzustellen und eine Gefangennehmung des letztern konnte seinen Planen auf die Krone von Frankreich, welchem er dadurch alle Nachtheile eines Siegs der Verbündeten ersparte, nur förderlich sein. Dieselbe Idee, daß Europa nur mit Napoleon, nicht mit Frankreich im Kriege sei, hatte auch Moreau, der überhaupt in den seltsamsten Täuschungen befangen war. Wir lesen von ihm, wie er und bald nach ihm Jomini zu Prag bei dem Kaiser Alexander erschienen sind. Dieser hatte schon 1805 Schritte gethan, den damals überschätzten Moreau in seine Dienste zu ziehen, „jetzt kam er, seit zwölf Jahren des Befehls entwöhnt, unbekannt mit der Zeit, der Stimmung, den Bedürfnissen und dem Verlangen der Völker Europas". Er glaubte redlich, was Bernadotte nur vorgab zu glauben, sein Wunsch war, mit 40000 französischen Gefangenen an der Küste von Frankreich zu landen, weil, wie er sich einbildete, dann das französische Volk sich erheben werde; das sei das einzige Mittel, Napoleon zu stürzen, aber auch ein sicheres! Den Republikaner verleugnete er nicht, wie er auch im Gefolge Alexander's stets in bürgerlicher Kleidung, ohne Waffen erschien. „Hätte er länger gelebt, so mußte seine Anwesenheit große Verlegenheiten bereiten." Jomini hatte aus persönlichen Gründen das französische Heer verlassen, weil ihn Napoleon weder zum Generallieutenant befördern, noch ihm den Abschied bewilligen wollte. Er wurde vom Kaiser Alexander gleich als Generallieutenant angestellt und überall mit der hohen Achtung, die man vor ihm als strategischem Schriftsteller hatte, empfangen, obgleich man bald wahrnahm, daß er keinen praktischen militärischen Blick besaß. Er wußte feindliche Streitkräfte, die er sah, nie zu schätzen und besaß keine Orientirungsgabe im Terrain, gestand auch selbst später, daß er kein Taktiker sei. Als „Stratege" gilt er wol noch bis heute in der russischen Armee als höchste Autorität.

Toll wurde bestimmt, im Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg die Geschäfte eines Generalquartiermeisters, soweit sie die russischen Truppen beträfen, zu übernehmen. Wohlwollend sagte ihm der Kaiser dabei vieles über die wichtigen Dienste, die er leisten könne und warnte ihn: „Du wirst leicht heftig, da mußt du dich bewachen." — „Was denken Ew. Majestät von mir!" entgegnete Toll etwas hastig. „Nun, siehst du!" unterbrach ihn der Kaiser liebenswürdig und lächelnd, „du fährst schon auf! und gegen mich!" Toll blieb noch einige Tage in der Umgebung des Kaisers und wohnte dem Kriegsrathe zu Melnik nicht bei, in welchem der Operationsplan für die Hauptarmee beschlossen wurde: eine Offensive auf dem linken Ufer der Elbe in der Hauptrichtung gegen Leipzig. Napoleon hatte einen Moment die Idee, den Marsch auf Prag, den er nach Besiegung der schlesischen Armee beabsichtigte, gleich jetzt zu unternehmen, er gab ihn aber auf, weil ihn Blücher's energisches Vordringen an den Bober dazu nöthigte. Bei der Hauptarmee erregten die Streifereien der Franzosen nach Böhmen gleichwol Besorgniß, der Hauptschlag könne ihr gelten. Bei diesen Streifzügen plünderten und brandschatzten die Feinde nicht allein, sondern die Polen verlangten sogar Rekrutenstellung, so von dem Städtchen Reichenberg 600 Mann, was wol nur als ein schlechter Witz anzusehen ist. Dagegen ging der Oberst Baron Hammerstein mit zwei westfälischen Husarenregimentern zu den Verbündeten über. Der Marsch über das Gebirge war in der Unsicherheit über Napoleon's Absichten verschoben worden und als man ihn angetreten hatte, wurde die Bewegung auf Leipzig aufgegeben, weil aufgefangene Depeschen dieselbe als einen Stoß in das Leere erscheinen ließen. So kam es zum Beschlusse, auf dem kürzesten Wege gegen Dresden vorzugehen. Toll war dagegen, konnte aber mit seiner Ansicht, das Heer bei Dippoldiswalde concentrirt aufzustellen, nicht durchbringen.

Ueber die vielbesprochene Verzögerung des Angriffs

uf Dresden erfahren wir hier die Wahrheit. Der Kriegs- rath wurde zu Pferde auf freiem Felde abgehalten. Fürst Schwarzenberg war für den sofortigen Angriff, machte er in Gegenwart des Kaisers Alexander von seinem Recht, als Oberbefehlshaber zuletzt das entscheidende Wort sprechen, keinen Gebrauch, und als der Kaiser nach ngerm Schwanken sich gegen den Sturm — für den ohnehin zu spät geworden war — und überhaupt gegen Angriff auch für den folgenden Tag erklärte, fügte sich. Gleichwol sollte wenigstens ein „Versuch" ge- cht werden und nur mit 40000 Mann Infanterie. r Kaiser wurde am folgenden Tage durch diesen Vor- ag überrascht, aber er ließ sich dafür stimmen. Als aber am 26. August um Mittag auf den Höhen von knitz erschien, von wo die zahlreichen Zuzüge der nzosen zu bemerken waren, wurde die Thorheit, sden stürmend anzugreifen, immer anschaulicher. Moreau, l, selbst Jomini sprachen sich dagegen aus; Fürst warzenberg ritt hinweg, um Radetzky aufzusuchen, die Befehle zum Einstellen der Bewegungen ausfer- n sollte. Aber er kehrte nicht wieder, die Stunde g, die vier Signalschüsse von den vier Angriffscolonnen gten und der Sturm begann, nach russischen Tage- ern zur großen Ueberraschung des kaiserlichen Haupt- tiers. Der Ausgang ist bekannt. Bei Besprechung Rückzugs nach der Schlacht sucht der Verfasser die erbreitete Annahme, daß Barclay die Straße nach oldiswalde gegen Befehl auf einen geheimen Zettel Toll's Hand angetreten, zu entkräften; er hat Toll darum fragen können, weil sich diese Geschichte erst seinem Tode verbreitet hat, aber aus vielen Um- n und Mittheilungen, die er sich verschafft, hat er sinnig die Unhaltbarkeit derselben bewiesen. Barclay überhaupt nicht der Mann, sich bestimmen zu lassen, er denn auch hier aus eigenem Entschlusse gehandelt. tte sich, was von Bedeutung ist, schon am 26. August gert, von den Höhen bei Leubnitz hinabzusteigen, e Straße von Pirna wiederzugewinnen, obgleich es n Namen des Kaisers befohlen wurde, und was er that, war nur die folgerichtige Fortsetzung seines enen Verfahrens.

apoleon's verhängnißvolle Entschließungen nach iege bei Dresden, über welche die Wohldiene- ner Anhänger die Welt irre zu führen gesucht, genau in das Auge gefaßt. Zugestanden, daß on von der Lieblingsidee eines Siegs über die mee, der Eroberung Berlins und der Erweite- eines Kriegstheaters nach Norden befangen, das- was in anderer Richtung lag, nicht nach seinem Werth schätzte, und den Sieg bei Dresden nicht so o entschlossen benutzte, wie sonst seine Art war, agegen sehr natürlich, daß er nicht entfernt an fahr für Vandamme dachte. Er konnte sich nicht , daß der Rückzug der Verbündeten so unge- i, daß Misverständnisse aller Art und willkür- ordnungen den größten Theil ihrer Streitkräfte uf einen Punkt zusammenführen und daß das preußische Corps wegen der Schwierigkeit des Fortkom- mens von einem Paß auf dem Kamm des Gebirgs nach einem andern marschiren würde, Vandamme gerade in den Rücken. Alles dies zusammengefaßt, wird man Zu- sammenhang und Folgerichtigkeit in Napoleon's Maßnah- men nicht vermissen. Nur daß er zu seinem Unglück die Lage der Dinge nicht kannte. Darauf hin hat er allerdings Vandamme Befehl gegeben, in Böhmen einzudringen, hat ihm auf dessen erste günstige Meldung, was Pelet und andere geflissentlich ignoriren, neue Verhaltungs- befehle geschickt und somit sein Schicksal besiegelt.

Ueber die Schlacht von Kulm besitzen wir das treffliche Werk des Obersten Aster, es ist ergänzt worden durch neuere Mittheilungen des Obersten von Helldorff über vieles, das früher aus Rücksichten verschwiegen wurde, z. B. die räthselhafte Ernennung Ostermann's zum Befehlshaber. In unserm Werke erhalten wir noch viele werthvolle Bei- träge zur Geschichte der „Tage von Kulm". Unsere militärischen Leser werden sie mit höchstem Interesse em- pfangen. Mit welcher Einsicht und Energie der König von Preußen in den Gang der Ereignisse eingriff, wissen wir, auch wie bereitwillig ihm die österreichischen Dra- goner, welche er persönlich zur ersten Unterstützung führte, folgten. Yermolow ließ er auffordern, sich um jeden Preis zu halten, sonst sei eine Auflösung der ganzen Armee zu befürchten und selbst die Rückkehr des Kaisers Alexander, der sich noch im Gebirge befinde, gefährdet. Diese letzte Rücksicht wirkte vor allen. Der Kaiser, als er auf eine Höhe bei Graupen gelangte, übersah bald den Stand der Dinge und sandte nach eiliger Berathung mit Toll und Jomini letztern ab, um den ersten öster- reichischen General, den er an der Spitze des Heereszugs finden werde, aufzufordern, sich unverzüglich nach dem Schlachtfelde zu wenden. Toll mußte mit dem Kaiser nach Dux reiten, wo mit Schwarzenberg berathen werden sollte, was weiter zu thun sei. Jomini traf zuerst den General Colloredo an der Spitze seiner Division, dieser glaubte aber ohne Befehl des Fürsten Schwarzenberg nicht von der ihm gegebenen Marschrichtung auf Dux abweichen zu dürfen. So eilte Jomini nach Dux; dort hatte aber der Kaiser nicht den Oberfeldherrn, sondern den Grafen Metternich gefunden, der nun bewogen wurde, durch ein Billet an Colloredo in dem gewünschten Sinne, allerdings auf ungewöhnliche Weise, in den Heerbefehl einzugreifen. So rückte dieser General denn nach Teplitz ab, erreichte jedoch an dem Tage das Schlachtfeld nicht mehr, wo unterdessen zum Glück mehr und mehr Verstärkungen eingetroffen waren, zum Theil auf die Veranlassung ein- zelner, welche sich dazu berufen sahen, wie z. B. ein Lieutenant vom Generalstabe (der spätere preußische General- lieutenant von Diest) mehrere Kürassierregimenter dazu bewogen hatte. Fürst Schwarzenberg erschien um 6 Uhr, der Kaiser Alexander später auf dem Schlachtfelde, wo sie trotz des glorreichen Widerstandes dennoch dem folgen- den Tage mit Sorgen, keineswegs mit der Siegeszuver- sicht, wie die Schriftsteller sie geschildert, entgegensahen. Denn niemand konnte wissen, daß Napoleon Vandamme

nicht folgen werde. Sie kehrten dann nach Dux zurück, wo noch mancherlei in gedrückter Stimmung berathen wurde. Doch war der Kaiser der Ansicht, daß man zum Angriff auf Vandamme schreiten müsse und Toll wurde noch spät Abends wieder nach Teplitz geschickt, um ihn entschieden zu betreiben. Der König von Preußen war von Anfang an dafür gewesen. Dem General von Kleist im Gebirge war durch den Obersten von Schöler die Aufforderung geworden, wenn irgend möglich, dem Feinde in den Rücken zu gehen. Dies schien unmöglich in der Weise, wie man es sich gedacht hatte, Kleist faßte daher den bekannten Entschluß, über Nollendorf zu marschiren, trotz der großen Gefahr dieses gewagten Unternehmens. Ein Zettel, mit Bleistift geschrieben, meldete seinem König, daß er marschire, um sich mit dem Degen in der Faust die Wiedervereinigung mit dem Heere zu erkämpfen. Der Verfasser sagt dazu:

Wie unwahr sind alle Darstellungen, die den Plan zur Schlacht bei Kulm, auf den Höhen und im Thal, als ein zusammenhängendes Ganze, als das Geschöpf Eines Geistes in vollendeter Gestalt, und geharnischt wie Pallas Athene, in die Welt treten lassen!

Die Beschreibung der Schlacht, die er dann gibt, ist ausgezeichnet schön. Das trotzige Benehmen Vandamme's, nachdem er von seinem Pferde mit einem Kuß Abschied genommen und vor den Kaiser geführt worden, gefällt ihm immer noch besser, als die erbärmliche Geschmeidigkeit, in welche Leute seines Schlags im Unglück wol zu verfallen pflegen. Unter den fast gleichzeitig gewonnenen Schlachten, welche einen durchgreifenden und entscheidenden Umschwung der allgemeinen Sachlage bewirkten, wird die Schlacht von Kulm in gewissem Sinne als die wichtigste bezeichnet, weil sie die Hauptmacht und die Kriegsherren selbst betroffen und ihr Eindruck in den höchsten bestimmenden Kreisen mächtig gewirkt hat. Ihr folgte bald der Sieg von Dennewitz, wo ungefähr 46000 Preußen einem um 20000 Mann überlegenen Feinde die vollständigste Niederlage bereiteten, was im 19. Jahrhundert nur dies eine mal vorgekommen ist.

Die strategischen Manöver und wechselnden Plane beider Parteien, die wachsende Demoralisation und Desertion unter Napoleon's Heeren, und Bennigsen's Ankunft in Böhmen werden im vierten Kapitel geschildert. Napoleon hatte fortan gar keinen Operationsplan mehr; vollkommen durch die Verhältnisse und Ereignisse beherrscht, mußte er sich auf das beschränken, was er selbst treffend ein „va et vient" nennt. Der Verfasser nimmt den absichtlichen Entstellungen der Anhänger Napoleon's, welche seine Verblendung über die wahre Lage nicht zugeben wollen, allen Schein der Berechtigung, auch über den Zug nach Düben, den sie zu einem genialen, riesenhaften Plane zu stempeln versucht haben. Er beweist, daß in den gleichzeitigen Actenstücken nicht die geringste Spur einer solchen Absicht zu finden ist. Auch die dramatische Scene mit den Marschällen auf dem Schlosse zu Düben, welche die untergeschobenen Memoiren Caulaincourt's erdichtet, wird in ihr Nichts zurückgeführt: es hat kein einziger dort mit Napoleon verkehrt. Ebenso falsch der Zeit nach ist es, daß der Abfall Baierns Napoleon an der Ausführung seines Riesenplans verhindert habe. Die Kunde davon erhielt er erst auf dem Schlachtfelde von Wachau durch den gefangenen General Meerveldt. Statt dem wahrheitstreuen Gouvion St.-Cyr oder Rogniat zu folgen, haben sich die Schriftsteller lieber Fain und Pelet angeschlossen! Die Unternehmung hatte nur den Zweck gehabt, die Verbündeten über die Elbe zurückzumanövriren.

Auf die Nachrichten von Leipzig ging Napoleon dann der entscheidenden Schlacht entgegen. Diese ist in dem trefflichen Werke des Oberst Aster (vgl. Nr. 28 d. Bl. f. 1853) ausführlich geschildert, wir erfahren hier aber noch manche Ergänzung. Die Absicht des Oberfeldherrn bei seinen Operationen war, Napoleon ohne Schlacht zurückzumanövriren; es war gelungen, die Zustimmung des Kaisers Alexander dazu zu erlangen, Toll jedoch, dessen Verdienst es schon gewesen, die Streifcorps von Thielmann, Mensdorf, Platow auf die Verbindungen des Feindes zu werfen, wußte den Kaiser von der Nothwendigkeit der Entscheidungsschlacht zu überzeugen und in seinem Auftrage auch die leitenden österreichischen Generale. Das sechste Kapitel bespricht nun die Schlachten von Leipzig. Toll bekämpfte lebhaft die Idee in Langenau's erster Disposition, welche hier als weniger bekannt und weil sie infolge der selbständigen Verfügung des Kaisers über seine und die preußischen Truppen abgeändert worden ist, wörtlich mitgetheilt wird. Er wurde dann zu Klenau gesandt, um dort seinen Einfluß zu üben. Das Gefecht auf dem Kolmberge wird uns etwas weniger günstig, als man sonst gelesen, nach den Mittheilungen unmittelbarer Zeugen geschildert. Eine sonderbare Scene fiel hierauf vor. Toll in seiner Heftigkeit, als Klenau nach dem Verlust der Höhe nicht darauf eingehen wollte, Seifertshain als wichtig für den folgenden Tag zu besetzen und zu vertheidigen, fuhr mit den unvorsichtigen Worten heraus: „Damit wird aber der Kaiser Alexander nicht zufrieden sein!" worauf Klenau, mit Recht verletzt, erklärte, dann commandire er hier nicht mehr, fortritt und seine Offiziere an Toll's Befehle verwies. Dieser, statt einzulenken, nahm ihn beim Wort und gab durch seine fast sämmtlich deutsch sprechenden Offiziere die nöthigen Anordnungen. Klenau jedoch, sich besinnend, übernahm die Vertheidigung des Dorfs sofort und leitete sie in einem wechselvollen Kampfe persönlich, sodaß es glücklich behauptet wurde. Ueber Meerveldt's Unterredung mit Napoleon, welche auch von Aster und Beitzke nach Fain dargestellt worden ist, wird der einzige echte und zuverlässige Bericht gegeben, nämlich Meerveldt's eigener, der, bisher ganz unbeachtet geblieben, in der zweiten Auflage von Lord Burghersh's Werk zu lesen steht. Von jenen großmüthigen Friedensanträgen, von der Warnung vor dem „Halbnomadenvolke", das der Unabhängigkeit und der Gesittung Europas die größte Gefahr drohe, ist darin keine Rede. Napoleon deutete wohl manches an, zu dem er sich verstehen wolle, aber er strebte, sich sowenig als möglich zu binden, drang nur auf ganz unbestimmt gedachte Un-

handlungen, und ganz zuletzt trat hervor, was ihm nächst am Herzen lag: ein Waffenstillstand! Die Antwort blieb bekanntlich aus und der 18. October entschied. ll hatte an den Kämpfen dieses Tags weniger thäen Antheil genommen wegen einer schmerzhaften Contion, die ihn am schnellen Reiten hinderte. Napoleon's ordnungen für den Rückzug, welche vom militärischen ndpunkte vielfach getadelt worden sind, werden hier einem andern beleuchtet und erklärt. Wahr ist es, diejenigen Truppen, welche Leipzig noch 24 Stunden en sollten, nicht, wie es taktisch richtig, die nächsten, ern die entferntsten gewesen: Poniatowski, Macdo-, Reynier. Bei ihrem Abzuge mußte ihnen der d unmittelbar folgen und ihnen keine Zeit lassen sich Vertheidigung einzurichten. Aber die andern Corps, e Napoleon um jeden Preis retten wollte, daher abmarschiren ließ, waren Franzosen, die ihm bei Vertheidigung Frankreichs noch gute Dienste leisten ten, während Poniatowski's Polen, Macdonald's Reynier's Rheinbundstruppen für ihn doch bald ren waren. So gab er sie preis, um seinen Rückzug cken!

Noch vor Erstürmung der Stadt wurde Toll, nebst Flügeladjutanten des Königs von Preußen, Oberstnant von Natzmer, an den König von Sachsen abet, nachdem Oberst Ryssel für diesen Monarchen handlungen anzuknüpfen gewünscht. Die Erzählung Audienz gibt einen neuen Beweis, wenn es dessen bedürfte, wie schändlich der ehrwürdige König von hohen Alliirten selbst im letzten Moment betrogen nd wie er es verweigern mußte, seine Truppen aus Kampfe zurückzuziehen. Die weitern Vorgänge in tzten Theile des Feldzugs werden nur kurz berührt, Auszüge aus Toll's Briefen an den Fürsten Wol- beschließen den Band, welchem zwölf Beilagen fügt sind. Unter ihnen befindet sich außer Meererwähntem Bericht und mehreren Documenten über r Toll's Thätigkeit auch eine detaillirte Uebersicht enseitigen Streitkräfte nach den genauesten Ermit-, welche sehr willkommen sein wird.

fangreicher als die drei ersten ist der vierte Band, das siebente Buch, den Feldzug von 1814, ent- zählt über 54 Bogen und sein Inhalt wiegt Im Eingange werden die diplomatischen Verzen mit den Rheinbundfürsten geschildert, welche therbst 1813, während die verbündeten Heere in en am Rhein lagen, geführt wurden. Diese zu ordnen war vorzugsweise Oesterreichs Ge- Der Verfasser beleuchtet die Gründe, welche h bestimmten, die Reichskrone von Deutschland der annehmen zu wollen, ebenso wenig aber itliche Gestaltung Deutschlands mit einem andern n an der Spitze zu dulden; er schildert die g der süddeutschen Fürsten, die sich nur widervon Napoleon losgesagt, bereit bei der ersten ung wieder auf seine Seite überzutreten. Die ig der daraus entspringenden Verhältnisse ist nicht ohne Ironie und Bitterkeit geschrieben, die wir gerecht finden, aber angesichts unserer heutigen Lage, wo nur eins noth thut, hier nicht weiter verfolgen wollen. Wir empfehlen sie jedoch der allgemeinsten Beachtung! Es gewann nun den Anschein, als sollten die Ergebnisse der neuen Rüstungen die Prüfung auf den Schlachtfeldern gar nicht bestehen. Der Verfasser bemerkt:

> Sollte man nicht denken, daß so glänzende Erfolge, wie man sie eben erfochten hatte, in gehobener Stimmung und Zuversicht darauf führen mußten, das Höchste und Letzte, den vollständigsten Sieg zu erstreben? So war auch wol die Masse der Deutschen, so war namentlich das preußische Heer gesinnt, aber in den höhern Regionen, unter den Männern, denen die Schicksale der Völker vorzugsweise anvertraut waren, hatte sich das gerade Umgekehrte ergeben.

Zu dieser Friedenspartei gehörten Knesebeck, Hardenberg, gehörten alle russischen Generale und Staatsmänner, welche sogar die bald folgende Eroberung Hollands für eine Calamität ansahen, und auch die österreichische Regierung war für einen Stillstand, um der Ereignisse Herr zu werden. Dagegen betrieb Gneisenau vor allen die Fortsetzung des Kriegs, den Marsch auf Paris, ja die Entthronung Napoleon's, obgleich er mit diesen Gedanken noch nicht offen hervortrat. Daß Blücher dafür war, versteht sich von selbst. Der Plan, zuerst die Niederlande zu erobern, fand die lebhafteste Unterstützung durch die Vertreter des Hauses Oranien und die Militärbevollmächtigten Englands. In dem Kriegsrathe, der in Gegenwart des Kaisers Alexander gehalten wurde, ging es leidenschaftlich und stürmisch her. Schwarzenberg trat mit einem von Langenau verfaßten Operationsplane hervor, der mit einigen Modificationen die Billigung des Kaisers Alexander erhielt und im allgemeinen befolgt wurde, es sollte mehr eine „Winterbewegung“ sein (durch die Schweiz gegen das Plateau von Langres, während Blücher den Feind bei Mainz festhielt), als ein Winterfeldzug. Alexander richtete an Gneisenau einen eigenhändig geschriebenen kleinen Aufsatz über die künftigen Operationen, der uns hier mitgetheilt wird. Dem Kriegsrathe, der ohne bestimmtes Resultat geblieben war, folgte wieder Metternich's Thätigkeit, da „man thatsächlich bereits habe, was man haben wolle“, nämlich die Rheingrenze. Zum Glück wollte Napoleon einen Frieden nicht, der Frankreich seine (von Metternich anerkannte!) selbstgewählte „natürliche Grenze“ und seine ganze Präponderanz ließ, aber doch Opfer auferlegte; er wollte durch Unterhandlungen nur Zeit gewinnen und sein Zugeständniß, die Weichsel- und Oderfestungen auf freien Abzug zu räumen, war nicht schwer zu verstehen: er wollte seine alten Soldaten wiederhaben, um den jungen einen Halt zu geben. So wurden während der Conferenzen auch die Berathungen mit den Feldherren wieder aufgenommen, besonders da Stein in Frankfurt eingetroffen war, der mit aller Macht, mit dem ganzen Ungestüm seines Charakters auf Fortsetzung des Kriegs drang. Dagegen widerrieth der Kronprinz von Schweden den Zug über den Rhein auf das allerdringendste, weil ganz Frankreich wie Ein Mann sich erheben werde! Bernadotte hatte seine

eigenen Plane auf die französische Krone gerichtet, er sprach von seinen Verbindungen und seiner Popularität in Frankreich und war naiv genug, auf seine Kriegführung aufmerksam zu machen, welche diese Popularität sehr befördert haben werde. Um die Nationalehre Frankreichs zu schonen, müsse man nicht als Sieger zu ihm sprechen, sondern den Frieden von ihm erbitten!! Darum solle man jetzt am Rhein stehen bleiben, und wenn es nöthig werde, den bedenklichen Krieg wieder aufzunehmen, müsse man in seiner Proclamation Napoleon von Frankreich trennen und laut verkünden, daß man nicht gegen die französische Nation Krieg führe, sondern nur persönlich gegen Napoleon. Der Verfasser hat das merkwürdige Actenstück, in welchem sich der Kronprinz so vernehmen ließ, selbst in Händen gehabt und gelesen. Stein, Blücher, Gneisenau, Wilhelm von Humboldt durchschauten vollkommen die Hohlheit seiner gewagten Sätze, aber auf die Mehrzahl der in den Rath der verbündeten Monarchen Berufenen machten die Worte des Kronprinzen von Schweden einen tiefen und nachhaltigen Eindruck. Die Folgen lassen sich nachweisen. Gneisenau's kurzer Aufsatz, in welchem er auf seine Plane zurückkam, ist bisher nur in englischer Uebersetzung bekannt geworden, wir lesen ihn hier im wesentlichen; daß er recht hatte, bestätigt eine Aeußerung Ney's nach dem Frieden, daß, wenn jener Plan im November zur Ausführung gekommen wäre, die Alliirten ihre Märsche bis Paris vorauszählen und ihre Marschquartiere gleich hätten bestimmen können, wie auch Napoleon unterm 19. November an Marmont schrieb: „Wir sind in diesem Augenblicke noch zu nichts in der gehörigen Verfassung." Toll schloß sich im ganzen Gneisenau's Vorschlägen an, aber sie drangen nicht durch. Langenau's Plan, welchen der Kaiser Alexander zu dem seinigen gemacht hatte, blieb Hauptgegenstand der Berathung. Darin war schon wieder eine große, ja ängstliche Vorsicht des Verfahrens angekündigt, für die in dem Machtverhältniß der miteinander ringenden Parteien wahrlich kein Grund vorlag. Der Plan reichte nur bis auf das „Plateau von Langres, wo man, weil es die Ebenen Burgunds und der Champagne beherrscht, dem Feind den Frieden vorschreiben könne" — keinen Schritt weiter! Man machte, während die Verhandlungen durch Caulaincourt mit Napoleon geführt wurden, noch einen Versuch, den Kaiser Alexander, damit er dem Friedenscongreß nahe bleibe, in Frankfurt festzuhalten, wodurch die Leitung des Kriegs ganz und unbedingt in Oesterreichs Hand gekommen wäre. Man schilderte ihm sogar die persönlichen Gefahren, denen er in dem grimmigen Volkskriege entgegenginge, aber das eben verdarb alles: Alexander ging nicht in die Schlinge und erklärte fest, daß er sich dem Heere anschließen werde.

Nach diesen interessanten Erörterungen folgt eine Uebersicht der verbündeten Heeresmacht und die Einleitung zu dem Zuge nach der Schweiz, deren Neutralität nicht anerkannt wurde. Hier galt es aber zugleich — gegen die liberalen Ansichten des Kaisers Alexander — die alten Zustände wiederherzustellen. Dem Kaiser wurden daher die dort gepflogenen Unterhandlungen und Maßnahmen sorgfältig geheim gehalten, auch Toll wußte nichts davon. Selbst die eigenthümliche Disposition für den Marsch in sieben Colonnen (ohne die Russen), wobei ein seltsames Kreuzen auf dem linken Flügel vorkam, war auf jene Umwälzungsplane in der Schweiz berechnet: man wollte dem diplomatisch gewandten Bubna die Unternehmung auf Genf anvertrauen und jede Berührung mit Zürich, dem Sitze der Centralregierung, vermeiden. Kaiser Alexander traf unterdessen in Freiburg ein, sehr verstimmt, sowol wegen der Politik Oesterreichs in Bezug auf Sachsen und Polen, als auch wegen der Schweiz, wo Schwarzenberg sich in einem Aufruf mit politischen Verheißungen die Regierungen des Freistaats übergehend, in ziemlich revolutionärer Weise unmittelbar an die Einwohner des Landes gewendet hatte. So lehnte der Kaiser Metternich's Vorschlag, in Freiburg, dessen vortheilhafte Lage derselbe hervorhob, Caulaincourt zur Eröffnung der Unterhandlungen zu erwarten, bestimmt und nicht einmal so höflich, als sonst seine Art war, ab. Napoleon's Rüstungen und Plane, sein Verhältniß zu Frankreich, zu Murat und dem Vicekönig von Italien, und seine Versuche, die Gegner zu entzweien, werden im dritten Kapitel besprochen. Zweimal hatte er in der kurzen Zeit von achtzehn Monaten ein Heer von einer halben Million Krieger in das Feld geführt und zweimal war es fast vollständig vernichtet worden: zu einer dritten Schöpfung von gleicher Größe fehlten jetzt in dem erschöpften Frankreich der Muth, der Wille, die Mittel. Es fehlte an Material zur Ausrüstung der Truppen, an Geld, es fehlte an Waffen — und das war wol das Schlimmste. Wie die Stimmung in Frankreich war, haben Zeugnisse genug verkündet; Napoleon täuschte sich jedoch darüber. Der Verfasser widerlegt die oft geführte Behauptung, daß Napoleon mit Hingebung an das Volk von Frankreich durch eine liberale parlamentarische Verfassung eine allgemeine Begeisterung, einen Volkskrieg habe erwecken können. Diese willkürlichen Vorstellungen beruhen auf falschen Voraussetzungen von der Möglichkeit und dem Wesen eines Volkskriegs. Was der Verfasser, der nicht Soldat, nicht Absolutist, weder Beamter noch Börsenmann, sondern durchaus unabhängig ist — wir betonen das alles! — über Milizen und Nationalgarden und deren Verwendung, gleich andern, gleich „wirklichen Soldaten" sagt, ist uns ganz aus der Seele gesprochen.

Ehe wir nun zu den militärischen Operationen des Feldzugs übergehen, heben wir nur noch ein Pröbchen Napoleonischer Wahrheitsliebe selbst gegen diejenigen, die es doch besser wissen mußten, hervor. In einem an den Vicekönig von Italien, einen Feldherrn, gerichteten Schreiben sagt er: „Die österreichische Infanterie ist verächtlich, die einzige, die etwas taugt, ist die preußische Infanterie. Bei Leipzig waren ihrer 500000 Mann, und ich hatte nur 110000, ich habe sie zwei Tage hintereinander geschlagen!" Wie sich alles das, auch diese Idée napoléonienne, in unsern Tagen wiederholt hat!

Mit dem vierten Kapitel beginnen die Operationen

oll war in Schwarzenberg's Hauptquartier commandirt, sb charakterisirt in seinem Schreiben, deren Hauptinhalt r abgedruckt ist,

Besorgnisse, von denen man immerdar befangen war und bald zu concentrischen, bald zu excentrischen unnützen irschen und Contremärschen bestimmen ließ. Niemals ist ihm endeine von österreichischen Generalen ausgegangene Dispo-on vorgekommen, welche die Truppen auf dem kürzesten Wege den Feind geführt hätte.

Wir erhalten überhaupt durch diese Mittheilungen die en Aufschlüsse über die damaligen Plane im Haupt-rtier und die ganze Führung des Kriegs von 1814, he mit unerbittlicher Klarheit beleuchtet wird. In if, Neuenburg und Wallis waren die Verbündeten Jubel aufgenommen worden, weniger in der Schweiz. l schreibt:

Der Grund davon ist, daß Metternich die alte Verfassung er eingeführt hat, durch welche der Adel der Schweiz ge-t, die andere, weit zahlreichere Klasse aber verliert. Man tet sogar einen Bürgerkrieg!

Beim weitern Vorgehen sollten, womit Toll ganz ein-anden war, Parteigänger wirken; es wurde sogar sichtigt, durch einen solchen, Sseslawin, mit Wel-on, der aus Spanien eindrang, Verbindung zu n und Sseslawin brannte selbst vor Lust dazu, erbat auch schon zu seinen 250 Sumschen Husaren und Kosacken noch einige Hundert Tschernomorische cken. Diese, schwieriger zu leiten und in Ordnung alten als alle, sind dafür, im Kampf mit den Berg-n des Kaukasus gestählt, an List, Gewandtheit, auer und Tapferkeit überlegen. Ueber Sseslawin aber schon von Wittgenstein anders verfügt, einem n wollte man den Auftrag nicht geben und so unter-dieser Zug, der gewiß höchst interessant geworden Wir nehmen die großen Heerbewegungen, die nun t, als bekannt an und überlassen es den Lesern, Details in dem Werke selbst zu verfolgen. Sie t darin wichtige Ergänzungen und Berichtigungen Werken von Damitz und Thielen finden, von dem gewaltigen Luftstoße auf Colmar, wo die starken eriemassen, die man vermuthet hatte, in Wahrheit stirten, bis zu der Erreichung des vielbegehrten t von Langres. Daß man nicht weiter gehen solange Blücher nicht Verdun erreicht habe, ent-Toll aus den Reden Radetzky's und berichtete es Kaiser. Mit scharfer Kritik wendet sich der Ver-gen Thielen, welcher das unverzeihlich langsame en erklären und die Schuld von Schwarzenberg t will: seine Behauptungen werden hier völlig t. Ganz anders bei Blücher! Die schwächere Armee traut sich die Macht der Initiative wol hält sich vollkommen berechtigt, den Feind überall n aufzusuchen, während die sehr bedeutend stär-ptarmee dem Angriff Napoleon's auf der Hoch-n Langres nur standhalten zu können vermeint, lücher's Heer zur Unterstützung in der Nähe Die Scheinvertheidigung von Langres durch eine französische Besatzung hielt die Hauptarmee fünf ; 184 Mann mit 13 sechspfündigen Kanonen, denen man aber aus Versehen zwölfpfündige Kartuschen zurückgelassen hatte, waren es, welche Gyulai (der Vater des Commandirenden von 1859) statt der erwarteten bedeutenden feindlichen Streitmacht hier traf. Lese man ferner, wie der russischen Kürassierdivision Duca von demselben General Cantonnirungen angewiesen wurden außerhalb der Vorposten, in Orten, von denen man nicht wußte, daß sie der Feind noch besetzt hielt; wie Duca, nachdem das Nowgorod'sche Kürassierregiment, das er in seiner Erbitterung in einen Engpaß zum Angriff vorgeschickt, 40 Mann verloren hatte, den österreichischen General sarkastisch um Infanterie bat, um bis zu den ihm bestimmten Quartieren vordringen zu können, und wie man sich in der Umgebung Alexander's über die Unfähigkeit der österreichischen Generale geäußert! Der schlesischen Armee stand der bei weitem größte Theil der französischen Streitkräfte gegenüber, aber bei Napoleon's Abwesenheit fehlte der einheitliche Oberbefehl, da die Marschälle untereinander nie in gutem Vernehmen standen — wie heute noch! Den Truppen fehlte es an allem, es war nicht einmal Geld da, die Pferde beschlagen zu lassen. Victor erhob in Nancy eine gezwungene Anleihe, die anfangs leidenschaftlich verweigert wurde, bis Grouchy den Maire gefangen setzte. So wichen die Marschälle vor Blücher zurück. Napoleon war in den falschesten Vorstellungen der Lage befangen, wie seine Befehle beweisen, und deshalb sehr entrüstet. Was es mit dem vulkanischen Boden und dem angedrohten Volkskriege auf sich habe, hatten die Verbündeten schon erkannt. Vor Dijon erschienen 15 Husaren und forderten die Uebergabe, der Magistrat ließ den österreichischen Generalen erklären, eine Stadt von 30000 Einwohnern könne sich nicht gut vor 15 Husaren ergeben, wenn aber eine mehr Achtung gebietende Macht erschiene, sei man gern bereit, dieser die Schlüssel entgegenzutragen. Im Vogesendepartement waren die Einwohner auf das höchste empört über ihren Präfecten, weil er eine Volksbewaffnung in Gang bringen wollte. Sacken mußte befehlen, die Unterthanen sollten seinen Leuten nur das Nothwendige an Wein und Branntwein verabfolgen. Soweit die deutsche Zunge in das alte Frankreich hineinreichte, auch in Lothringen, blieb dieselbe Stimmung. Und man hat den Moment versäumt, diesen Raub deutscher Lande wieder zurückzunehmen! Je näher man aber dem Ziele rückte, desto entschiedener traten die politischen Parteien einander gegenüber. Der Verfasser sagt treffend:

So führte, wie nur allzu oft, eine doppelt und dreifach raffinirende diplomatische Feinheit zu einem innern Widerspruch zwischen dem wirklichen und dem angeblichen Wollen, zu der verkehrten schlauen Halbheit, durch die man so oft das schlimmste Unheil auf das eigene Haupt herabbeschwört.

Gneisenau, selbst Müffling, der sich den „Enragirten" des Blücher'schen Hauptquartiers gegenüber gern als der einzig Besonnene geltend machte, drangen umsonst auf ein Vorgehen gegen Paris, ihre mitgetheilten Briefe sind höchst merkwürdig; aber Knesebeck, dem der König von Preußen volles Vertrauen schenkte, war nicht dafür zu gewinnen, er hielt es für ein waghalsiges Abenteuer

und arbeitete so den österreichischen Diplomaten, welche, Rußland und Preußen abgeneigt, Zeit für Unterhandlungen gewinnen wollten, in die Hände. Wir lesen Langenau's, von Schwarzenberg unterzeichnete Denkschrift, in welcher weder eine bestimmte Ansicht über die zu ergreifenden Maßregeln, noch ein Vorschlag zu finden ist, sondern nur das Für und Wider abgewogen wird, die Entscheidung andern überlassend, von seiten eines Oberfeldherrn gewiß eigenthümlich. Die militärischen Bedenken standen also den politischen zur Seite. Aber der Kaiser Alexander ließ sie mit schlagender Schärfe durch eine andere Denkschrift widerlegen, deren Inhalt uns hier aus zuverlässiger Quelle mitgetheilt wird. Der Verfasser derselben ist nicht bekannt geworden, aber wahrscheinlich war es Pozzo di Borgo. Alexander erklärte, den Krieg nöthigenfalls allein und ohne fremde Hülfe fortzusetzen, und da auch der König von Preußen hierzu entschlossen war, so konnte Oesterreich, wenn es das Heft nicht völlig aus der Hand geben wollte, nicht zurückbleiben. Im Sinne der entschiedenen Offensive ließ Alexander durch Toll den Unternehmungen des Platow'schen Streifcorps ein weiteres Ziel stecken; es scheint, er habe durch dasselbe möglicherweise den Papst befreien wollen, der noch zu Fontainebleau verweilte. Es würde im ganzen katholischen Europa einen großen Eindruck gemacht haben und der Papst vielleicht ein sehr gutes Werkzeug gegen Napoleon geworden sein. Natürlich blieb es nur ein Plan. Die Kriegsereignisse, welche nun folgten, werden mit gewohnter Klarheit dargestellt: Blücher's Annäherung an die Hauptarmee, die er „gleichsam als Vorspann, als Locomotive", wie der Verfasser sagt, hinter sich herziehen wollte; Napoleon's gänzliches Verkennen der Lage Europas und seiner eigenen Stellung in Frankreich, der Zeit im allgemeinen, des Augenblicks im besondern, das wesentlich seinen Untergang herbeigeführt hat, seine Maßregeln und seine Streitkräfte, die im Detail berechnet sind.

Das fünfte Kapitel schildert seine ersten Unternehmungen, das Treffen bei Brienne und die Schlacht bei La Rothière nebst ihren Folgen bis zur Eröffnung des Congresses von Chatillon, und Napoleon's Offensive gegen die schlesische Armee an der Marne. Als der Kronprinz von Würtemberg am 28. Januar seine Vorposten beritt, wurde ihm gemeldet, daß Blücher vor ihm bei Brienne stehe; erstaunt ritt er hinüber, sich mit dem Feldherrn zu besprechen; im Hauptquartier zu Chaumont aber war man über Blücher's Annäherung verwundert, ja erschreckt! Man begriff gar nicht, was Blücher wolle, welche Absicht ihn nach Brienne führe, und Gneisenau's denkwürdiges Schreiben, als Antwort auf die Eröffnungen, die man Blücher gemacht, wurde als excentrisch und als exaltirt mit Achselzucken empfangen. Der Verfasser theilt dasselbe seiner Bedeutung wegen vollständig mit und hebt besonders die Worte hervor, welche später in Erfüllung gingen, wenn auch nicht ohne Schwertschlag: „Mit solchen Truppen kann der Feind eine Offensive auf unsere Communicationen nicht unternehmen und thäte er es dennoch, so kann uns nichts Erwünschteres begegnen, denn dann erhalten wir Paris ohne Schwertschlag!" Das Treffen von Brienne schien die Befürchtungen im Hauptquartier zu bestätigen, es galt jetzt nicht, Blücher aufzunehmen, sondern zu retten. Kaiser Alexander aber wünschte, in der nun zu liefernden Schlacht den Oberbefehl an Blücher zu übertragen und der Verfasser erkennt es ehrend an, mit welch edler Selbstverleugnung Schwarzenberg das gethan, ja daß er wirklich auch kein Gefühl der Bitterkeit gegen den Kaiser Alexander gehegt, obgleich er im Laufe des Feldzugs noch manche verletzende Berührung, wenn auch noch so gewählt in der Form, von ihm erfahren mußte. Die Trennung der beiden Heere nach dem Siege von La Rothière, vielfach getadelt und verhängnißvoll, war aber im österreichischen Hauptquartier schon vor der Schlacht beschlossen. Auch war es Blücher und Gneisenau ganz recht gewesen, aus beengenden Verhältnissen wieder auf ein Feld rascher, selbständiger Thätigkeit versetzt zu werden. Ueber die Schlacht und deren Benutzung geben Toll's Aufzeichnungen manchen neuen Aufschluß. Toll überzeugte den Kaiser, daß Blücher auf einem Parallelmarsch nicht weiter als zwei Meilen entfernt sein dürfe, um nöthigenfalls die gesammte Macht schnell vereinigen zu können, der Kaiser beauftragte ihn, mit Schwarzenberg darüber zu sprechen: „Sag' ihm, daß ich ganz damit einverstanden bin", aber Toll konnte — 11 Uhr abends — nur noch Radetzky sprechen, welcher die Unmöglichkeit der Verpflegung hervorhob; so blieb es dabei. Ein Schreiben Schwarzenberg's an Blücher, das hier ebenfalls vollständig mitgetheilt wird, drückt die Ansichten des Hauptquartiers deutlich aus. Der Verfasser beweist aus Marmont's Memoiren, die über Napoleon's Beweggründe von Troyes zurückzugehen endlich Licht verbreiten, was Schwarzenberg im Bewußtsein der Macht hätte vollbringen können, wenn schon Blücher's vorübergehendes Erscheinen bei La Fère-Champenoise solchen Eindruck auf Napoleon übte. Toll's Rapporte, welche in des Verfassers Händen sind, geben ihm weiteres Material. Sie sind früher nicht getreu veröffentlicht worden.

Nun kam der Congreß von Chatillon, für welchen Napoleon seinen Caulaincourt, der bestimmt wissen wollte, zu welchen Opfern er bereit sei, anfangs mit der kolossalen Lüge instruirte: Schwarzenberg's Bericht sei eine Narrheit, bei La Rothière sei gar keine Schlacht vorgefallen! dann aber, erschreckt durch Marmont's Meldung, daß bei La Fère-Champenoise schon eine bedeutende Heeresmacht stehe, bekanntlich unbeschränkte Vollmacht, jeden Frieden zu schließen, gab. Er selbst wandte sich nun gegen Blücher. Der Verfasser bemüht sich im folgenden Kapitel manche Räthsel zu lösen, welche über die Operationen dieser Epoche noch herrschen, sie betreffen auch die Anschauungen im Blücher'schen Hauptquartier. Die scharfsinnige Deutung stimmt merkwürdig mit dem, was der kürzlich verstorbene General von Höpfner (Verfasser des „Krieg von 1806 und 1807"), der mit der unermüdlichsten Forschung Materialien zu seinen kriegsgeschichtlichen Vorträgen gesammelt, gelegentlich einmal mündlich gegen den Referenten ausgesprochen hat. Nur

war im ganzen übermüthig, sicher geworden, man hatte es an klaren Befehlen mangeln lassen. Olsuwiew z. B. war ganz ohne Befehl gelassen, als Napoleon ihn angriff. Der erste Erfolg machte Napoleon so siegsgewiß, daß er sich im Gespräch an der Abendtafel in Champaubert schon wieder an der Weichsel sah! Eine ganze Woche konnte vergehen, ohne daß er in seinen Unternehmungen hier von der Hauptarmee gestört worden wäre, und obschon man die Kanonade von Champaubert trotz der weiten Entfernung gehört, zweifelte man trotzdem daran, daß Napoleon sich gegen die schlesische Armee gewendet und blieb bei der weit ausholenden Umgehung zur Linken, bis ihr vom Feinde halt geboten wurde, der nun auch die Hauptarmee, wie jene, zurückwarf. Zur Geschichte des Congresses von Chatillon lesen wir interessante Beiträge. Knesebeck's Denkschrift über die Nothwendigkeit des Friedens ist im Text dem Inhalte nach, in der Beilage vollständig wiedergegeben; sie ist vortrefflich abgefaßt, leider für eine falsche Ansicht. Die Thatsache, daß statt eines Waffenstillstandes, der wenigstens beide Theile festgehalten hätte, nur die Hauptarmee durch ein Rescript des Kaisers Franz an Schwarzenberg in ihrem Vorgehen gehemmt wurde, ist nicht allein durch Stein's und Gneisenau's Zeugniß, sondern durch eine vom Kaiser Alexander in einer spätern amtlichen Note ausgesprochene Anklage bewiesen, der gegenüber die österreichische Regierung geschwiegen hat. Der Verfasser sagt:

Durch diese verderbliche Maßregel wurde die eigene Thätigkeit gelähmt, während der Feind volle Freiheit behielt. Dem Fürsten Schwarzenberg war damit die sehr schwierige und sehr undankbare Aufgabe gestellt, sich auf engem Raume in einer Scheinthätigkeit ohne Zweck herumzudrehen, dies widersinnige Treiben durch unhaltbare Scheingründe und leere Vorwände zu rechtfertigen, sich den ungestüm dringenden Anforderungen des Kaisers Alexander und des Königs von Preußen zu entziehen und eine oft sehr wehthuende Kritik seiner Operationen mit einer nie sich verleugnenden Geduld zu ertragen, ohne das Wort des Räthsels zu verrathen. Es begann die schlimmste Periode eines dornenvollen Heerbefehls.

Wir geben diese Stelle, weil sie zugleich die Rechtfertigung des vielgetadelten Feldherrn enthält. Der ihm die Dornen in den Lorber geflochten (Fürst Metternich), ist erst im Juni d. J. vor einen höhern Richter berufen worden. Wie oft kam Schwarzenberg bleich und entstellt von einem Zwiegespräch mit dem König Friedrich Wilhelm, welche laut ausgesprochene Geringschätzung als Feldherr, welchen Spott hat er von der militärischen Umgebung Alexander's ertragen, und er hat alles mit edler Selbstverleugnung, als ein treuer Diener seines Herrn, über sich ergehen lassen!

Im siebenten Kapitel erzählt der Verfasser die Unternehmungen Napoleon's gegen die Hauptarmee: er hält es für einen der größten Misgriffe in seiner Feldherrnlaufbahn, daß er sich gegen diese wandte, statt Blücher's Armee ganz zu zertrümmern, da er von Schwarzenberg, bei seiner ängstlichen Sorge für Flanken-, Rücken- und Verbindungslinien nicht zu befürchten hatte, daß er auf Paris ging, auch wenn ihn das Machtgebot der Metternich'schen Politik nicht gefesselt hätte. Die Ursache lag wol darin, daß Napoleon die schlesische Armee schon zertrümmert wähnte; er schrieb an seinen Bruder Joseph: „Es gibt keine feindliche schlesische Armee mehr“, und darum ließ er nur wenige Truppen zurück zur Verfolgung, während er der Hauptarmee das gleiche Schicksal bereiten wollte. Damals trat der kühne Gedanke, den er später zu seinem Unglück auszuführen versuchte, zum ersten male hervor: den Krieg an den Rhein zu verlegen. Und wahrlich, damals oder nie konnte er eine glückliche Wendung des Kriegs herbeiführen! Er wandte sich aber gegen die Hauptarmee, und wie er nach seinen Erfolgen die Unterhandlungen von Chatillon abbrach, ist bekannt; wie er sich über seine Gegner verächtlich aussprach, ist in den Memoiren seines Bruders Joseph zu lesen. Der Verfasser hat diese, wie alle neueröffneten Quellen mit Einsicht benutzt. Blücher, den Marmont gänzlich aus den Augen verloren hatte, kam nun mit seinem wunderbar schnell wieder organisirten Heere heran, um vereint mit Schwarzenberg eine Hauptschlacht zu liefern, wie sie unter so günstigen Bedingungen selbst bei Leipzig nicht geschlagen worden war. Aber statt dessen erfolgte der Rückzug. Napoleon wollte nun auf die frankfurter Vorschläge großmüthig Frieden schließen, er wandte sich an Kaiser Franz und erinnerte ihn daran, daß in seinen Adern französisches Blut fließe. Lothringen-Vaudemont ist freilich das österreichische Kaiserhaus. Zum Glück fand er kein Gehör. Blücher hatte sich, diesmal auf Grolman's Idee, welcher dieselbe zuerst gegen Müffling's Adjutanten, den Lieutenant von Gerlach (jetzt Generaladjutant des Königs) ausgesprochen, wieder von der Hauptarmee getrennt, um nach der Marne zu marschiren; viele Werke behaupten, Napoleon habe diesen Marsch zu spät erfahren. Aus Joseph's Memoiren wird das aber widerlegt. Napoleon wurde in Troyes mehrere Tage durch allerwärts nöthige Thätigkeit festgehalten, ehe er sich zum zweiten male gegen Blücher wandte.

Die Darstellung dieser Wiederholung seiner vorigen Operationen, freilich mit sehr verschiedenem Erfolge, füllt das achte und neunte Kapitel. Nach dem Kriegsrathe zu Bar war die schlesische Armee im wesentlichen und der Bedeutung nach zur Hauptarmee erhoben worden. Das Schreiben des Königs an Blücher spricht das mit klaren Worten aus. Dadurch aber, wie der Verfasser aus Toll's Papieren beweist, fühlte sich Schwarzenberg, als Napoleon mit seiner Hauptmacht gegen Blücher zog, erst recht veranlaßt, abzuwarten, trotz der Erfolge von Bar-sur-Aube und Troyes, trotz des schwächern Feindes, den er zu bekämpfen hatte. Der Verfasser, welcher den angeblichen Plan Napoleon's, Blücher bei Soissons zu vernichten, aus seinen eigenen neuerdings bekannt gewordenen Briefen und Befehlen als später erfunden darstellt, sich überhaupt bemüht, „Märchen aus der Geschichte zu verbannen“, unterzieht auch Blücher's Kriegführung in dieser Periode einer genauen Kritik, besonders nach der Schlacht von Laon, wo Napoleon durch Maßregeln, auf welche Blücher's Erkrankung einwirkte, noch einmal gerettet wurde und zwar vor sicherm Verderben. Napoleon selbst führte dies nach der Schlacht

von Arcis herbei, indem er Paris preisgab und sich in den Rücken der Verbündeten warf. Er war, wie jetzt bewiesen ist, vielfach gewarnt worden; sein Bruder Joseph, der ihm stets die Stimmung von Paris als nur für den Frieden, der ihm diesen Frieden selbst im Fall des Siegs als unerlaßlich geschildert, er wie Napoleon's Vertraute hatten ihm zugerufen: die Besetzung von Paris durch die Verbündeten sei das Ende der bestehenden Ordnung der Dinge; aber Napoleon glaubte das nicht.

Ueber die Verhältnisse im großen Hauptquartier vor der Schlacht von Arcis, über das persönliche Eingreifen des Kaisers Alexander durch sein plötzliches Erscheinen bei Schwarzenberg und viele Scenen, welche nur eben Toll erzählen konnte, gibt der Verfasser aus dessen Aufzeichnungen und seiner Correspondenz mit dem Fürsten Wolkonsky, d. h. mit dem Kaiser, die interessantesten Aufschlüsse. Er widerlegt die Behauptung, daß man im Hauptquartier am 22. März nichts von Blücher gewußt und darum nicht mit der Schnelligkeit und Kraft habe manövriren können, welche Napoleon's Schicksal schon damals entschieden hätte, durch die Thatsache eines Schreibens von Toll, am 22. März früh 10 Uhr abgefertigt, in welchem er Tettenborn's Meldung über Blücher in Chalons dem General Oeslawin mittheilt. Er zweifelt auch daran, daß der Gedanke, als man Napoleon's Zug an die Marne durch einen aufgefangenen Brief an die Kaiserin erfahren, gerade auf Paris zu marschiren, von Schwarzenberg ausgegangen, weil dieser dem Kriegsrath, in welchem der Entschluß zur Reise kam, gar nicht beigewohnt hat. Ueber diesen Kriegsrath hat nur ein einziger etwas Schriftliches hinterlassen, nämlich Toll. Das wird uns hier vorgelegt. Barclay war dafür, Napoleon mit ganzer Macht zu folgen, Diebitsch wollte 40—50000 Mann gegen Paris schicken, mit den übrigen Streitkräften ebenfalls Napoleon folgen; Toll konnte sich nicht länger halten, sondern schlug vor, Napoleon nur 10000 Mann, meist Reiterei nachzusenden, mit den vereinigten Armeen Schwarzenberg's und Blücher's aber in Gewaltmärschen auf Paris zu eilen. Der Kaiser unterstützte Toll's Meinung und setzte sich, nachdem sie erörtert war, augenblicklich zu Pferde, um den König von Preußen und Schwarzenberg dieselbe mitzutheilen. Dies geschah auf freiem Felde, und der König wie der Fürst Schwarzenberg gaben dem Vorschlage des Kaisers mit Begeisterung ihre Zustimmung. Diese Erzählung wird auch durch einen ganz unparteiischen, durchaus zuverlässigen Zeugen, Lord Burghersh, jetzt Graf von Westmorland, bestätigt.

Im letzten Kapitel ist dann der Marsch nach Paris, das Treffen bei La Fère-Champenoise, die Schlacht von Paris, der Einzug und Napoleon's letzte Erlebnisse in St.-Dizier und St.-Cloud erzählt. Bei Gelegenheit des merkwürdigen Treffens bei La Fère wird auch des Obersten Löwenstern erwähnt (vgl. Nr. 24 d. Bl. f. 1859), der krank zurückgeblieben der Armee nacheilte und dessen Kosacken einen französischen Unteroffizier gefangen, durch welchen Pacthod's Marsch erst bekannt wurde. Hätten Marmont und Mortier Napoleon's Befehle pünktlich befolgt, so würden die Verbündeten Paris ganz wehrlos gefunden haben; der Verfasser hält diese Thatsache den bonapartistischen Schriftstellern vor. Die Fehler, welche bei der Schlacht von Paris auf beiden Seiten vorgefallen, beleuchtet er mit gründlicher Schärfe. Was wir zum Schlusse über die allgemeine Stimmung des Volks gegen Napoleon, von der Freude über seinen Sturz, die neuere Schriftsteller wieder zu leugnen versuchten, was wir vom Abfall der Marschälle und dem Benehmen der Bourbons lesen, als Alexander's ursprüngliche Abneigung, sie wiederherzustellen, überwunden war, ist so charakteristisch als wahr. Ludwig XVIII. that schon das Seinige, um sich die zu verfeinden, die ihn allein halten konnten! Es kamen bei seinem Streben, Vorrang und Vortritt vor den verbündeten Monarchen zu haben, die kleinlichsten Scenen vor. So rief er einem Officianten bei Tafel, der dem Kaiser Alexander zuerst serviren wollte, mit gebieterischer Handbewegung und drohender Stimme über den Tisch zu: „A moi, s'il vous plait!"

Achtundzwanzig Beilagen, zum Theil wichtige Schriftstücke enthaltend, schließen den vierten Band. Möchte der Verfasser den fünften und sechsten, mit welchem das Werk beendigt sein soll, so bald folgen lassen, als es sich mit der Gründlichkeit seiner Arbeit verträgt. Wir sehen Toll's Denkwürdigkeiten über den türkischen und polnischen Krieg mit Spannung entgegen. **Karl Gustav von Berneck.**

Lila Bulyovsky.

Mein Reisetagebuch. Aus dem Ungarischen der Frau Lila Bulyovsky. Pesth, Emich. 1859. 12. 20 Ngr.

Die Verfasserin dieses mit meist angenehmem Geplauder gefüllten Reisejournals, Lila Bulyovsky, die gefeiertste unter den ungarischen Schauspielerinnen, hat Anspruch darauf, gerade in Deutschland besondere Sympathie zu finden, da sie unsers Wissens nicht nur mehrere deutsche dramatische Producte ins Ungarische übersetzt und auf der pesther Bühne nationalisirt hat, sondern sogar die Absicht hegte oder noch hegt, die ungarische Bühne für immer zu verlassen und ihr Talent dem deutschen Theater zuzuwenden. Zu diesem Zweck hat sie, wir glauben namentlich in Berlin, deutsche Sprache, deutsche Pronunciation und deutsche Darstellungskunst studirt und ist dann auch öffentlich auf deutschen Bühnen mit ermunterndem Beifall aufgetreten. In der letztern Zeit haben wir nichts weiter von ihr gehört. Möglich daß sie sich selbst noch nicht ganz genügt und daß sie gedenkt, sich noch in der Fertigkeit deutschen Vortrags zu vervollkommnen, ehe sie sich entschließt, auf einem der großen deutschen Theater einen Versuch zu machen. Jedenfalls scheint es das einfachste Gebot der Höflichkeit und Dankbarkeit zu erfordern, den uns Deutschen schmeichelhaften Bestrebungen der ungarischen Künstlerin aufmunternd entgegenzukommen, statt, wie dies leider irgendwo geschehen ist, ihnen durch beleidigende Angriffe im voraus in den Weg zu treten. Hatte man so große Eile, die gute Meinung, welche Lila offenbar von dem Gemüth der Deutschen hegt, so grausam zu zerstören?

Viele in Deutschland halten den Zustand, in welchem sich das deutsche Theaterwesen im allgemeinen befindet, für sehr wenig beneidenswerth. Aber im Auslande ist es gegenwärtig fast überall mit dem Bühnenwesen noch schlechter bestellt, und so gibt es sowol in Frankreich wie in England Leute, welche uns, so unglaublich dies auch klingen mag, um unsere Theaterzustände, um die Vorzüglichkeit einzelner unserer Schauspieler und Schauspielerinnen, um unser Repertoire und den Geschmack unsers Publikums sogar noch beneiden. Begegneten wir doch

jüngst in einer französischen Revue der Behauptung, daß man Naturwahrheit des Spiels gegenwärtig nur noch auf guten deutschen Theatern finde! Diejenigen Vorzüge, um die uns Lila Bulyovsky beneidet, gibt sie uns in ihrem „Reisetagebuch" mit folgenden Worten an: „Ich schrieb bereits, um was ich die französischen Schauspielerinnen nicht beneide, und jetzt will ich schreiben, um was ich die deutschen beneide. Ich beneide sie vor allem um die vollen Häuser, die man in Deutschland fast immer (?) findet; ferner um die aufmerksame, beinahe andächtige Zuhörerschaft; um die Kritik, die ihre Aufmerksamkeit auf alles richtet und von tiefen Studien zeugt; endlich darum, daß sie nicht auf eine Bühne beschränkt sind." Also sogar um unsere Theaterkritik, die doch von vielen Deutschen selbst als ein Abgrund der Erbärmlichkeit angesehen und verabscheut zu werden pflegt, beneidet uns das treffliche Magyarenkind! Lila wirft dann einen Seitenblick auf ihre Heimat: „Aber ich bitte diesen Neid nicht so zu verstehen, als ob ich den Deutschen ihre Vortheile entziehen möchte; ich wünsche nur, daß es auch bei uns so sei, die wir auf unsere Nationalität so stolz sind, während den Deutschen von der ganzen Welt der Mangel an Nationalgefühl vorgeworfen wird. Und ist es bei uns so? Ein großer Theil des ungarischen Publikums ist dem wahren Drama entfremdet, der Geschmack ist schwankend, das Urtheil nicht maßgebend. Kurz die Umstände sind zu stiefmütterlich, als daß jetzt schon von einem Kunstinstitut bei uns die Rede sein könnte. Hoffen wir! Die Kritik? Schweigen wir von der Kritik!"

Ihr Weg führte sie von Wien auf der wunderbaren Semmeringstraße nach Triest, von Triest wieder nach Wien zurück, wo Saphir, „dessen Gemüth ewig jung bleibt", ihr ein Künstlerbanket zu geben verheißen hatte, und von Wien über Linz, Salzburg, München, Stuttgart, Karlsruhe u. s. w. nach Paris. In Salzburg erlebte sie den eigenthümlichen Fall, daß, als sie gerade im Genuß der herrlichen Gegend schwelgte, ein junger Mann aus dem Handwerkerstande sich in ihrer unmittelbaren Nähe von der Bastei in die Tiefe stürzte, was einen solchen Eindruck auf sie machte, daß sie darüber ernstlich unwohl wurde. Der Unglückliche gab sich den Tod, weil seine ehemalige Geliebte m Begriff war, einen andern zu heirathen. „Jetzt da er todt var", erzählt Lila, „wußte jedermann nur Schönes und Lobensverthes über ihn zu sagen, und viele hätten ihm nun gern geholfen; olange er aber lebte, verleumdete man ihn bei dem Vater des geebten Mädchens, und obwol er an zwanzig Thüren anklopfte, so onnte er sich doch nicht ein Anlehen verschaffen, mittels dessen r sein Gewerbe selbständig hätte ausüben können. Er hatte ieses Mädchen schon seit drei Jahren geliebt, und sie gab, obol sich Freier genug einfanden, jedem einen Korb. Aber endch brachte der Vater seine Tochter theils durch Ueberredung eils durch Drohungen dahin, daß sie den letzten Freier nicht hwies." Das ist wieder eine jener herzbrechenden Geschichten, e gerade nicht so oft vorkommen, um sie Alltagsgeschichten zu nnen, aber doch auch zu häufig, um sie zu den Seltenheiten d außergewöhnlichen Fällen zu rechnen, eine jener bürgerlichen agödien, in denen Menschenhärte und Starrsinn auf der einen, d Charakterschwäche und übereilte Selbstverzweiflung auf der dern eine Katastrophe herbeiführen, die das Glück ganzer Falien zerrüttet oder doch einen langen düstern Schatten selbst tten in ihr Glück hinbreitet. Wunderliches Menschenvolk! st, da er noch am Leben war, verleumdeten sie den jungen enschen, und nachdem er todt war, diejenigen, die zunächst seinem Tode schuld waren; sie würden ihm auch mit Vergügen zum Zweck seiner Etablirung ein Darlehn bewilligt ben, hätten sie nur genau gewußt, wie und was alles komn würde; sie sind ja zu jedem Opfer bereit — wenn es n zu spät ist.

Da begegnen wir noch einer andern Geschichte, wie sie leider h nur zu häufig vorkommt, der Geschichte Rosenegg's, welcher die ßartigen Anlagen, Grotten und Wasserwerke zu Hellbrunn schuf. senegg, erzählt die Verfasserin, habe sich bei dem damaligen Erzhof, Grafen Dietrichstein, für das Werk 350 Gulden ausbedungen, und fährt dann fort: „Er begann dasselbe mit Liebe und Geschick. Als er indeß die genannte Summe mit seinen zwei Gesellen, seiner Frau und zwei Kindern verbraucht hatte, und er noch vier Monate vor sich hatte, um das Werk zu beendigen, so bat er den Erzbischof, er möge ihm für die noch übrige Zeit wöchentlich mit zehn Gulden helfen. Aber Rosenegg war ein Genie, und so hatte er natürlich Feinde, welche bewirkten, daß ihm seine Bitte abgeschlagen wurde. Das Werk blieb daher eine Zeit lang unvollendet, und erst nach einem Jahre konnte er daran weiter arbeiten, nachdem er versprochen hatte, daß er es binnen sechs Wochen bei einer Bezahlung von wöchentlich vier Gulden vollenden werde. Damals stellte man ihm vom erzbischöflichen Militär einen Corporal zur Seite, dessen Aufgabe es war, ihn zum Fleiß anzutreiben. Das Schönste dabei war, daß der Künstler dem Corporal von seinem Wochengeld täglich sechs Kreuzer geben mußte. Endlich verlor er selbst diese Anstellung und starb im größten Elend. Gerade ein Jahrhundert war nöthig — während die Meisterhand längst vermoderte —, daß man dem sein ganzes Leben hindurch verfolgten Genie Gerechtigkeit widerfahren ließ; jetzt rühmt man seinen Namen, der an seinen Werken in goldenen Buchstaben zu lesen ist." Eine solche goldene Inschrift auf den, welchem man Gold im Leben versagte, wie alle zu prunkvollen Nachfeiern nach dem Tode eines Genies, das man darben ließ, sind doch bei Lichte betrachtet nur Pasquille und beißende Epigramme.

Die interessanteste Partie der Schrift betrifft Lila's Aufenthalt in Paris. Im allgemeinen bemerkt sie über dieses Stadtungeheuer, das oben verführerische göttliche Sirenenform und unten greulicher thierischer Fischleib ist: „Ich glaube, daß Paris die theuerste und zugleich wohlfeilste Stadt der Welt ist. Nirgends kann man leichter Millionen verschwenden, und kaum gibt es in Europa eine Stadt, wo man wohlfeiler leben kann. Der Fremde kann eine herrschaftliche Equipage miethen, für welche er 50 Francs täglich zahlt, und in einem Omnibus kann er die ganze Stadt um 10 Sous durchfahren. Man kann ein Diner um 100 Francs einnehmen, und sich für 1 Franc satt essen. Ein Theaterabend mit der dazugehörigen Toilette kann Tausende kosten, und denselben Genuß kann man sich für einige Francs verschaffen. Dabei ist der Conducteur des Omnibus oder der Comfortable-Kutscher ebenso höflich gegen den Fremden, wie der Eigenthümer der herrschaftlichen Equipage. Der Kellner wird für 2 Sous Trinkgeld in ebenso charmanter Manier danken wie für 5 Francs, und in der Italienischen Oper wird man mit eben solcher Zuvorkommenheit auf den bescheidenen Platz geführt, wie die strahlende Herzogin in ihre reich geschmückte Loge." Anfangs kam Lila sich in der „meergroßen" Stadt sehr verwaist vor; sie gesteht, daß ihr öfters Thränen in die Augen gekommen seien und daß sie damals erkannt habe, was Heimweh sei. Der Bekanntschaft mit Alexandre Dumas und mit der schönen Schauspielerin Eugenie Doche, welche sich ihr mit besonderer Sympathie anschloß, verdankt es Lila, daß sie bald anfing sich heimischer zu fühlen. Die Kunst, sich und andern das Leben angenehm zu machen, haben ja die Pariser und Pariserinnen bekanntlich bis zur Virtuosität ausgebildet. So auch der liebenswürdige Schwätzer A. Dumas, der ihr bei ihrem ersten Besuche mittheilte, daß er eben ein Werk aus Lila's Vaterlande zugesandt erhalten habe. Lila war neugierig, was das für ein Werk sein könne. „Ich will es sogleich herausbringen, ich habe es in meiner Bibliothek", sagte Dumas und kam nach einigen Augenblicken mit zwei Bänden zurück. Lila öffnete sie, sah den Titel an, lachte, und nun entspann sich folgendes Gespräch: „Kennen Sie das Werk, Madame?" — „Nicht im geringsten." — „Und dennoch — ?" — „Lache ich, wollen Sie sagen." — „Ist es vielleicht ein schlechtes Machwerk?" — „Das weiß ich nicht, es kann ein Meisterwerk sein; aber ich lache, weil Sie diese polnischen Bücher für ungarische halten." — „Tiens, ich dachte, sie seien ungarisch und wies ihnen in meiner Bibliothek einen vorzüglichen Platz an." Ein andermal dinirte sie in Gesellschaft der Schauspielerinnen Doche, Dejazet und Leoni bei Dumas, verfehlte aber beim

kommen die Thür, öffnete eine unrechte und gerieth in die Küche, wo der Koch eben mit vorgebundener Schürze und aufgestreiften Aermeln die Ingredienzien zu irgendeiner Speise zusammenrührte. Wie erstaunte sie, als sie in diesem Koch Dumas selbst erkannte, der es sich nicht nehmen läßt, immer eine Lieblingsspeise selbst zu bereiten, wenn er Gäste hat, die er auszeichnen will. Die Verfasserin versichert: „Dumas ist von aller Welt gekannt, und mit ihm steht jedermann, vom höchsten Staatsmann angefangen bis zum Miethkutscher und Zimmerkellner herab, gewissermaßen auf vertrautem Fuß, was ich daraus erkannte, daß in den Grüßen, die ihm auf der Gasse Schritt und Tritt von allen Seiten entgegenflogen, gewöhnlich sein Name genannt wurde; z. B. «Bon jour, M. Dumas!» «J'ai l'honneur, M. Dumas!» u. s. w. Jedermann nannte ihn beim Namen und selbst die Kinder zeigten sich ihn einander." Mit den Schauspielerinnen steht Dumas auf dem vertrautesten Fuß; er duzt sie alle, und sie nennen ihn Papa oder Oncle; auch Frau Bulyovsky wurde von ihm „mon enfant" genannt. Ueberhaupt betrachten, nach Lila's Versicherung, Schriftsteller und Künstler in Frankreich einander „als Mitglieder einer und derselben Familie", was in dem gemüthlichen, den „Cultus des Genius", d. h. des verstorbenen, systematisch betreibenden Deutschland keineswegs der Fall ist; sonst würde auch nicht Schiller in einem Brief an Körner die Schauspieler sammt und sonders „Lumpenpack" genannt haben. Das Reisetagebuch der Frau Bulyovsky ist reich an Beispielen, welche erkennen lassen, eine wie ganz andere Stellung der Schriftsteller und Journalist in Frankreich einnimmt als bei uns. Freilich halten die französischen Schriftsteller, wie Frau Bulyovsky ebenfalls versichert, auch viel mehr zusammen als die deutschen, nicht etwa aus Sympathie, sondern aus Gründen der Klugheit und des Anstandes. Es gibt natürlich auch Ausnahmen, in welcher Beziehung Lila selbst eine seltsame Erfahrung machte. Bei einer Soirée sagte Schriftsteller A. von seinem Collegen B.: „C'est un grand coquin!" und Schriftsteller B. sagte später bei einem Diner von seinem Collegen A.: „C'est le plus grand voleur qui existe." Der Unterschied ist hier nur der, daß die französischen Schriftsteller sich meist damit begnügen, dergleichen Beschuldigungen mündlich hinter dem Rücken des andern auszusprechen, während deutsche Schriftsteller sie am liebsten gleich drucken lassen und einen öffentlichen Skandal in Scene setzen.

Mit Vorliebe beschäftigt sich Frau Bulyovsky begreiflicherweise mit den pariser Theaterverhältnissen. Sie beschreibt uns z. B. die ebenso luxuriöse als elegante Wohnung der Eugenie Doche. Kein Wunder, daß sie mit solchem Luxus eingerichtet ist, denn sie trat dreihundertmal in der „Cameliendame" auf und ist zugleich, wie Lila hinzufügt, „die schönste und eleganteste französische Schauspielerin", obschon „auf ihrem sieggewohnten anmuthvollen Gesicht nicht mehr die Rosen der ersten Jugend blühen". Die Zeit über, als Frau Bulyovsky sich in Paris befand, trat Fräulein Doche nicht ein einziges mal auf, „weil man ihr noch keine Rolle nach ihrem Geschmack geschrieben hat". Sie ist überhaupt seit der Aufführung der „Cameliendame" nur in zwei neuen Rollen aufgetreten, da sie aber darin keinen Erfolg hatte, so ruht sie auf den Lorbern oder vielmehr den Goldstücken aus, welche die „Cameliendame" ihr einbrachte, und zieht es vor, statt sich für die Kunst abzuplagen, „in ihrer einem kleinen Feenpalast gleichenden Wohnung von Zeit zu Zeit prachtvolle Soiréen zu geben". Findet ihr nicht das Los einer solchen pariser Vaudevillistin höchst beneidenswerth? Aber die glänzende Medaille hat auch ihre schmuzige Kehrseite, und wennschon Frau Bulyovsky es nicht in Abrede stellen kann, daß die Stellung der französischen Schauspielerinnen eine sehr angenehme sei, so fügt sie doch hinzu: „Aber man muß dazu geboren und erzogen sein, und ich möchte sie trotz ihres äußern Glanzes nicht annehmen. Ich erblicke zwischen den Rosen, über welche meine französischen Berufsgenossinnen leicht dahinschreiten, so häßliches Gewürm, daß ich davor zusammenschauderte."

Ueberhaupt scheint der Verfasserin die Schauspielkunst in Paris gegenwärtig auf einer sehr niedrigen Stufe zu stehen. Durch die Tüchtigkeit der Regie wird zwar, namentlich im Théâtre français, immer noch ein gutes Ensemble erzielt und infolge des Geschicks, womit die Directionen die Reclame betreiben, wie der Vergnügungs- und Zerstreuungssucht des pariser Publikums füllen sich zwar die Theater, aber es fehlt gänzlich an irgend hervorragenden Talenten. Lila wollte es ihrem Collegen Feleki nicht glauben, als dieser nach seiner Rückkehr von Paris ihr sagte, die Aufführung von „Demi-monde" habe ihn durchaus nicht zufriedengestellt; sie habe aber bei ihrer Anwesenheit in Paris die Erfahrung selbst gemacht, „daß er sich noch glimpflich ausdrückte. Freilich", fährt sie fort, „hat er in der Rolle der «Baronne d'Ange» wenigstens die Rose Chérie, einen Liebling des Publikums gesehen, aber die, welche ich in dieser Rolle sah, war weder eine «rose» noch «chérie», sondern eine schrecklich affectirte, mittelmäßige Schauspielerin ohne alle Eleganz, jedoch mit um so mehr Manierirtheit." Im Odeon wohnte sie einer Darstellung von Schiller's „Kabale und Liebe" bei, und sie sagt davon: „Wenn man nur mittelmäßig gespielt hätte, so hätte ich mich ohne Zweifel geärgert; aber was ich da sah und hörte, war so schlecht, daß es in mir wie in jedem Kunstverständigen nur Heiterkeit verursachen konnte .... daß man es gewagt hat, Schiller, welchen die Franzosen «groß» nennen und den sie für den deutschen Shakspeare halten, durch eine solche Vorstellung gerade damals in seiner Grabesruhe zu stören, als man ihn in Weimar auf das Piedestal der Unsterblichkeit erhob, das könnte unter andern Umständen ein casus belli sein." Sie beschreibt die Darstellung sehr drollig: „Der arme Ferdinand war sowol in Betreff des Aussehens als auch des Spiels abschreckend; wahrscheinlich hielt er sich für einen heidelberger Burschen, und da sein Vater, der Präsident, ihm mit dem Ministerstock immer unter der Nase herumfuchtelte, so revanchirte er sich hierfür bei der Lady, der er Rippenstöße versetzte." Luise, der alte Musikus, der Secretär waren nicht besser, zum Theil noch schlechter, nur Tyron, der Darsteller Kalb's, spielte gut. „Eine ähnliche Vorstellung", fährt sie fort, „sah ich im Cirque impérial, wo man den «König Lear» des großen britischen Dichters kleinlich bis zur Zwerghaftigkeit aufführte. Wenn Shakspeare diese Vorstellung gesehen hätte, so hätte er sein Werk gewiß verleugnet." Sehr richtig bemerkt sie: „Ich glaube, die Dünkelhaftigkeit der Franzosen, der zufolge sie sich für die erste Nation der Welt halten, die von andern nichts zu lernen braucht, führt das Resultat herbei, daß jede französische Vorstellung eines nichtfranzösischen Stücks unter aller Kritik ist. Hingegen scheuen wir, sowie auch die Deutschen, keine Mühe, wir erschöpfen alle Studien, um uns in die Eigenthümlichkeit der Rolle, in den Geist des Stücks zu versetzen." Dagegen entzückte sie die dreiundsechzigjährige Dejazet im Theater des Variétés, namentlich durch ihren zum Herzen dringenden Gesang; doch müssen wir in Bezug auf ihre übrigen pariser Beobachtungen und Erlebnisse, worunter auch ein Zusammentreffen mit Jules Janin, ein Besuch am Krankenbette der Rachel u. s. w., den Leser auf die Schrift selbst verweisen.

Ihre Rückreise führte sie über Brüssel, Bonn, Köln u. s. w. zuvörderst nach Frankfurt, von dem sie sagt: „Mode und Lebensweise erinnern da viel mehr an Paris als an Deutschland; aber die vielen Gärten, Promenaden und Parks erlauben es wieder nicht zu vergessen, daß man in Deutschland ist. Selbst die kleinste deutsche Stadt erhält durch die überall auftauchenden Gärten und Baumpflanzungen ein liebliches Aussehen. Jede bedeutendere Stadt Ungarns sollte ihren Bürgermeister in Deutschland reisen lassen, und es würde gar nicht schaden, wenn Pesth hiermit den Anfang machte." Von Frankfurt reiste sie über Kassel nach Hannover, wo sie bei der Seebach abstieg, welcher sie bereits in Pesth das Versprechen gegeben hatte. Lila bemerkt: „Ich sah sie als Grille, die nicht ganz für sie paßt, und als Emilie Galotti, die für sie geschrieben scheint. Sie wurde nach der Vorstellung zwanzigmal (?) gerufen. Unendlich wohl that

mir nach den pariser und den bisher gesehenen deutschen Vorstellungen das Spiel einer wahren Künstlerin, und zwar meiner Freundin, gegen welche nicht der leiseste Schatten von Neid in meinem Herzen Platz hat." Dann begab sie sich nach Hamburg, über dessen Bevölkerung sie bemerkt: „Die Einwohner Hamburgs sind sehr herzlich und freundlich, nur die Fiaker sind grob." Das ist immer noch besser, als wenn sie umgekehrt hätte sagen müssen: „Die Fiaker Hamburgs sind sehr herzlich und freundlich, nur die Einwohner sind grob." So weit erstreckt sich die Cultur an vielen Orten Deutschlands noch nicht, daß auch die Kutscher höflich und zuvorkommend wären, wie nach der Versicherung der Verfasserin die Kutscher in Paris. Ueberhaupt gibt es wol leider bei den Deutschen die verhältnißmäßig größte Zahl von Individuen, welche wol artig sein könnten, aber grob sind aus Princip und sich wunderlicherweise auf ihre Grobheit so viel zugute thun, wie andere auf ihre Urbanität. Daß Lila übrigens vom Stintfang aus auch das Meer gesehen haben will, zeugt von einer ganz besondern Sehkraft. Sie besuchte weiter Berlin, wo sie Theodor Mundt, „den tiefen Kenner der Schauspielkunst", nicht traf, dafür aber mit Döring, von dem sie sagt: „Ganz Deutschland verehrt ihn, in ganz Europa kennt man ihn", und mit Frau Frieb-Blumauer persönlich bekannt wurde, von welcher letztern sie meint, daß sie außer der Bühne vielleicht noch liebenswürdiger sei als in ihren Rollen. In Leipzig, von dessen Persönlichkeiten sie nur H. Whistling als einen der „geistreichsten" Journalisten nennt, brachte sie nur einen halben Tag, in Weimar drei Tage zu, die sie zu ihren angenehmsten rechnet. Sie fand dort „viele gute Menschen, eine sehr gebildete Gesellschaft und Herzlichkeit und Freundlichkeit"; ihren „großen Landsmann" Liszt, den „Mittelpunkt des weimarer Kunstlebens", traf sie zuerst auf der Straße, in Begleitung seiner Tochter, einer „lieben anmuthigen Gestalt" und des Hrn. von Bülow, „dessen Name sich auch in Pesth Anerkennung errungen hat".

Die letzten Blätter des „Reisetagebuch" betreffen Dresden, wo sie unter andern Gustav Kühne, dessen „Demetrius" sie mitnahm, um ihn ins Ungarische zu übersetzen, und seine „liebenswürdige Hausfrau" kennen lernte, die, als sie eintrat, eben einen Roman von Jókai in Händen hatte, was ihr, „die schon so viel gelesen hat", bei der Magyarin zur besondern Empfehlung gereichte. Die Theatervorstellungen, denen sie beiwohnte, entsprachen nicht ihren Erwartungen, bis auf Dawison, der natürlich eine „glänzende Ausnahme" machte. Bei diesem „großen Künstler" und seiner Familie fand sie eine herzliche Aufnahme; dagegen traf sie Emil Devrient, „welchen das pesther Publikum noch besser kennt als Dawison", zu ihrem Bedauern nicht an, da er gerade in ...chen Gastrollen gab. Wir führen diese Personalien besonders ...shalb an, um die betreffenden Individuen auf das leicht aber ...genehm geschriebene Büchlein, wenn es durch einen Zufall ...rem Augenmerk entgangen sein sollte, aufmerksam zu machen: ...ch weil diese Personalien immer noch mehr interessiren dürften, ... die Beschreibungen von Kunstgegenständen und Merkwür...keiten, welche die Verfasserin ohnehin nur sehr flüchtig be...hrt. Im übrigen kommt sie auf Anlaß der dresdener Bühne ...ch einmal auf den Vorzug der größern deutschen Theater zu ...echen; sie erblickt ihn in „jenem Ernst, mit welchem die ar...ischen Leiter, die Schauspieler, die Schriftsteller und das ...blikum, wenn auch nicht immer ein Erfolg erzielt wird, doch ...s den entschiedenen ernsten Willen zeigen, der Kunst und ... literarischen Interesse zu dienen". Wenn man gerade aus ...ris kommt und mit eigenen Augen angesehen hat, in welche ...tzen auf den dortigen Theatern die Tragödien Schiller's und ...akspeare's verwandelt und daß selbst kaum noch die nationalen ...ücke aus der zweifelhaften Demi-Monde-Sphäre leidlich dar...ellt werden, wenn man überhaupt mit der Corruption der ...nzösischen Theaterzustände genauer bekannt zu werden Gelegen... hatte, dann mag diese uns schmeichelhafte Ansicht relativ gerechtfertigt erscheinen. **H. M.**

Zur Geschichte der jenaischen Theologie.

Die jenaische Theologie in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Eine Festgabe von Gustav Frank. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1858. Ler.-8. 20 Ngr.

Von den unvergessenen, wenn auch verklungenen Festtönen der jenaischen Jubelfeier haben eine Anzahl Schriften einen festlichen Nachklang bewahrt, den Mitfeiernden als eine liebe Erinnerung, als einen Ersatz den Abwesenden. Und wie die Festfeier selbst der Gegenwart eine bedeutungsvolle Mahnung wurde zur Vergleichung mit der Vergangenheit und zur gerechten Würdigung beider, so können auch alle jene Schriften, auf die von dem Feste her ein besonderes Licht fällt, wieder jene Bedeutung erneuen und auch ihrerseits dieselbe in das rechte Licht setzen. Nicht die erhöhte Stimmung der Festesstunde nur, die jede Disharmonie eines entgegengesetzten Standpunktes verstummen lassen mußte, nicht der begeisternde Eindruck der Feierlichkeit, deren würdiger Verlauf immerhin als ein beredtes Zeugniß angesehen werden mag, darf der Standpunkt für eine Beurtheilung sein, sondern die ruhige und besonnene Prüfung muß das Urtheil klären und fixiren, das dann, gleichweit entfernt von Misgunst und Parteileidenschaft, wie von dem berauschenden Einfluß der Festfreude, allein Anspruch hat ein gerechtes zu sein und Irthümer aufzuhellen.

So ist es daher gewiß ein glücklicher Griff gewesen, als Festgabe gerade die geschichtliche Entwickelung der jenaischen Theologie zu geben, die in ihrer unleugbaren Bedeutung mit Recht Gegenstand einer ununterbrochenen Aufmerksamkeit gewesen, aber auch so verschiedener Beurtheilung unterlegen ist, daß gerade jetzt eine solche Darstellung von doppeltem Interesse und von erhöhter Wichtigkeit sein mußte. Die Pflanzstätte freier wissenschaftlicher Forschung, auf deren gastlichem Boden und unter dem Einflusse erleuchteter Fürsten in der Gegenwart und der Vergangenheit geistige Größe in reicher Fülle gereift ist, hat nun an einem ihrer eigenen Söhne eine beredte Stimme gefunden, die uns mit jugendfrischem Geiste, der seiner Heimat Charakter unverkennbar trägt, die Geschichte der jenaischen Theologie erzählt, und wenn das Buch für seinen Gegenstand von unserer Zeit Aufmerksamkeit beanspruchen darf, so muß auch hinzugesetzt werden, daß die Liebe und Freudigkeit, welche in des Verfassers Brust für seine geistige Geburtsstätte warm glüht, den rechten Ton und Ausdruck zu solcher Schilderung getroffen hat. Wir finden in dem Buche, das diesen Gegenstand zum ersten male in seiner Gesammtheit betrachtet, neben der wissenschaftlichen Forschung vielfache Spuren eines frischen Lebens, das uns warm anweht und einen Geistesgruß aus dem gesegneten, reichen Thüringen bringt. Der Verfasser, der seitdem selbst in die Reihen der jenaischen Theologen getreten ist, hat es verstanden, nicht blos den Stoff rein geschichtlich aneinander zu reihen, sondern er läßt uns einen Blick thun in den Charakter der einzelnen Persönlichkeiten und gibt uns meist mit kurzen Worten ein ebenso getreues wie lebensvolles Bild. Durchgehends Entwickelung im strengsten Sinne zu erwarten, mahnt der Verfasser selbst ab. Dagegen bietet er im Gegensatz zu schon vorhandenen ältern Schriften über denselben Gegenstand, die neben einigen trefflichen Abhandlungen über einzelne Abschnitte in ihrer chronikenartigen Darstellung nur das Aeußerliche berücksichtigen und daher nur wenig Ausbente liefern, den Kern zur Schale, den innern Entwickelungsgang der jenaischen Theologie, soweit dies bei Betrachtung eines geistigen Lebens in örtlicher und von Zufälligkeiten mannichfach abhängiger Verknüpfung möglich war.

Natürlich mußte auch die Philosophie in den Kreis der Besprechung gezogen werden, deren Einfluß auf die gesammte Gegenwart sich auch die Theologie nicht entziehen konnte, und für deren Darstellung nicht das Interesse zu erregen, sondern das rechte Maß zu treffen nur Schwierigkeiten haben konnte. Indessen hat auch hierin der Verfasser glücklich die rechte Mitte getroffen, um nicht neben schon anderwärts Gebotenem zu wie-

derholen oder in Vergleich mit andern Perioden des eigenen Buchs allzu kurz zu werden.

Es wird nun die Geschichte der jenaischen Theologie in vier Perioden betrachtet. Gleich die erste versetzt uns in eine Zeit heißen Ringens. Die Jugendzeit der Universität ist von wilden Stürmen beherrscht und gefährdet, die stabilen und flüssigen Elemente in der lutherischen Kirche machen sich geltend, „die Geister Luther's und Melanchthon's streiten um den Besitz Jenas". Die damaligen Koryphäen, Flacius an der Spitze, erweisen sich als eifrige Zionswächter lutheranischer Rechtgläubigkeit gegenüber einer mildern Ansicht von Erbsünde und freiem Willen, wie sie namentlich Victorin Strigel vertrat. Nachdem Melanchthon aus Friedensliebe und Anhänglichkeit nach Wittenberg zurückgekehrt war, bewirkte die strenge Partei noch im Jahre 1558 ein Confutationsbuch als Verpflichtungsformel der Universität, welches mit seiner Verdammung von neun Irrlehren unter dem Namen der Adiaphoristen und Synergisten auch Melanchthon und die freiern Jenenser traf, und durch welches Flacius einen Idealstaat lutherischer Observanzorthodoxie zu begründen hoffte. Verfolgung und Martyrium waren die Folgen. Die Spaltung ergriff zuletzt sogar das Volksleben. Wie man jetzt politisirt, wurde damals dogmatisirt, ähnlich wie in Byzanz zur Zeit des Arianismus. Das Bauernthum spaltete sich in Substantianer und Accidentianer. Die Facultät ergänzte sich im Sinn des Flacius, bis die veränderte Ansicht des Hofs und das Ermannen der Universität gegen das Inquisitionstribunal der jenenser Zeloten eine Reaction herbeiführte, die auch den Orthodoxen die Härte der Verfolgung fühlen ließ. Indessen traten sie kühnlich auf gegen die fürstliche Anmaßung der Schlüsselgewalt.

„Sie drohten mit Gottes Zorn und stellten als dessen Vorboten hin: die Stadtgraben um Weimar hätten ja erst kürzlich Blut geschwitzt und die Störche wären aus der Stadt nach dem Galgen gezogen; auch hätte man an den Bienen türkische Bunde wahrgenommen, dies seien lauter traurige Zeichen, die ein großes bevorstehendes Unglück ankündigten, sowie die vielen Ottern und Schlangen, welche in diesem Jahre auf die Bäume gekrochen seien, ganz sichtbar die Schlangenbrut im Kirchenparadiese abbildeten, durch welche die Seelenspeise verdorben würde. Auch ward der Herzog gelegentlich an die vierzig Knaben von Bethel erinnert, welche wegen Verspottung Elisä von Bären zerrissen worden und an die drei Hauptleute mit ihrer Schar, auf welche Elias Feuer vom Himmel herabgebetet habe."

Doch umsonst! sie mußten weichen, Musäus, Wigand und Flacius, der Mann mit dem Geiste Gregor's und Innocenz', und mit ihnen gegen vierzig unzufriedene Prädicanten, ja ihrem Gegner Victorin Strigel weichen, der aber auch bald darauf Jena freiwillig verließ. Den Kampf erneute des frommen Johann Wilhelm Eifer, dem das Streben, in seines Vaters gottselige Fußtapfen zu treten und keine falsche Lehre zu dulden, unter Seufzern und Thränen schlaflose Nächte bereitete. Ein Colloquium zu Altenburg, unter Johann Wilhelm's als eines zweiten Konstantin Vorsitz, brachte nur Verbitterung, doch stellte eine Visitation die Orthodoxie im Lande überall wieder her. Der Philippismus fand wenig Märtyrer. Des Landesherrn Tod und Kurfürst August's Administration, dessen Einsicht weit hinter seinem Eifer zurückblieb, mehrte die Verwirrung. Durch die orthodoxe Masse der Philippisten getäuscht verjagte sein blinder Eifer bei einer neuen Visitation über hundert unglückliche Geistliche, bis er, seinen Irrthum etwas spät einsehend, seinen Zorn gegen die Kryptocalvinisten wendete, und Andreä die Bergische Formel zu Stande brachte, die bisher „als ein samaritanisch Interim" Freie und Strenge gleich eifrig hintertrieben hatten.

Die ganze Periode ist ein trauriges Bild verkehrten Eifers und der Vermischung von Politik und Religion, lehrreich übrigens, aber dennoch ohne Wirkung, da gleich erregte Zeiten die Lehre der Geschichte verschmähen. Das Traurigste ist, daß die persönliche Ansicht des jedesmaligen Landesherrn entscheidend ist und so die ärgerlichsten Händel bewirkt, doppelt ärgerlich durch die Leidenschaftlichkeit und Grobheit der theologischen Gegner.

Die zweite Periode 1573 — 1677 schildert Jena unter der Herrschaft der Orthodoxie. Die verwaiste Facultät wird neu constituirt. Die Concordienformel wird im herzoglichen Sachsen überall angenommen; ein einziger Schulmeister zu verweigert die Unterschrift. Indessen urtheilt das Buch nung über die Folgen:

„Nachdem durch die Eintrachtsformel alles abgestoßen, die Kämpfe und Krämpfe gestillt durch Verdammung der milden Melanchthon'schen Denkweise Ferment zu einer Weiterentwickelung vernichtet war, der lutherischen Kirche jene kalte Friedhofsruhe ein, unterbrochen durch das ekelhafte Gebeiße einer Polemik... An dieser allgemeinen Erstarrung participirt auch gutentheils Jena, nur daß gerade hier durch die unfruchtbare Wüste» lutherischer Scholastik mehr als der Weg durch grüne, saft- und kraftvolle Oasen führt dem ehernen Panzer der Orthodoxie der warme herzliche Frömmigkeit."

Es genügt hierfür der Erinnerung an einen Johann Gerhard. Im weitern Verlaufe werden zwischen innerkirchlicher Polemik und Entscheidungen über Theologen felhafter Rechtgläubigkeit Gutachten über rein Probleme angeführt, deren Entscheidung bei der Fragen dem Scharfsinn der Anwortenden alle Ehre im Dreißigjährigen Kriege erbittet sich Johann Ernst der ein politisches Gutachten über seine Stellung zum der theologischen Facultät, die unter Anführung einer stelle und von acht Gründen antwortet, ohne irgendwelche fel über ihre Competenz zu zeigen. Endlich vereinigt mit Leipzig und Wittenberg zu einer Paränese an die zu Rinteln und Marburg, welche mit Zurücksetzung scheidungslehren eine Conföderation angestrebt hatten, namentlich deren Einwilligung in die Unterlassung des Elenchus, d. h. einer namentlichen Widerlegung und der Reformirten, als eines unveräußerlichen Stücks des Amts, wozu der Verfasser bemerkt, die Rintelner hätten veranlaßt gefunden, auf diese heilsame Ermahnung eine Silbe zu antworten.

Indessen läßt sich bei allem Eifer für den orthodoxen staben, worein diese Zeit ihren ausschließlichen Ruhm mal setzte, ein milderes Element auch schon in dieser nicht verkennen, eine Vorbereitung auf die folgende 1677 — 1758, deren Färbung dem Synkretismus mus angehört.

„In Georg Calixt war der durch die erdrückte Geist Melanchthon's wieder aufgelebt, Sturm der Orthodoxie, der einst zweifelhaft fand, thon's Seele zum Teufel oder zu unserm Herrgott tobte gegen diesen Calvinomixtus und seine Verhältniß zum Synkretismus wurde zum Charakter licher Rechtgläubigkeit. Vor allen stieß der weibertheologe Abraham Calovius in die Lärmposaune berg und Leipzig waren die polemischen Helmstädt."

Die Jenenser hatten hierbei eine vorsichtige bewahrt, wurden aber eben darum bei der anrüchig, ja ein junger Magister schrieb „aus trieb" einen Tractat, worin er der jenaischen thümer verwarf, die später glücklich auf 103 daß die besorgten Väter einer Reichsstadt Studenten mahnten, „bei Verlust künftiger von hinnen und auf eine andere Universität zu Musäus, der edelste Vertreter Jenas in jener den jungen Recken mit geduldiger Genauigkeit, auf der Universität die Abschwörung des lich, ja Musäus mußte die große That der tenberger Theologen bekämpfen, welche, um von dem Stamm der Kirche abzuschneiden, aufgesetzt und darin, obgleich es nur eine

h der officiellen Sprache der kirchlichen Gesetzgebung bedienend, *it profitemur* und *damnamus* begonnen hatten. Dem gegen- ver machte das Herz seine Rechte geltend, und in Jena zeigte h bald genug der Rückschlag des Pietismus. Namentlich der *istoriker* Sagittarius hatte den Muth, sich für denselben zu kennen und ihn für das wahre Wesen des Christenthums zu lären. Die Facultät schwieg, und auch als Kursachsen rieth, iesen Menschen wegen seines verübten Frevels gebührend abzu- afen und bei namhafter Strafe ihm die Edirung solcher die ruhe der Kirchen einzig abzielenden Schriften zu legen", ge- ah ihm kein Leid. Indessen erst das Jahr 1705 brachte Jena Segnungen des Pietismus durch Berufung zweier ausgezeich- er Persönlichkeiten, nachdem eine Zeit gegenseitiger Prostitu- nen der Professoren das Bild eines Gelehrtenstaats in arger rzerrung gegeben und Jena zur „Canaillenuniversität" ge- *welt hätte*. Jene beiden Männer sind Michael Förtsch, en Antrittsrede gleich ein Friedensmanifest für die evangelische che war, und Johann Franz Buddeus, der alle Vorzüge, aber alle Mängel des Pietismus in sich vereinigte und sie na- tlich im Kampfe mit Wolff an den Tag legte. Dieser Kampf de von J. G. Walch fortgesetzt, der aber seinem streng or- oren Standpunkte gemäß sich auch gegen die „Herrnhutische te" Zinzendorf's wendete, dessen Absonderlichkeiten und „geist- *Priapismen*" ihm diesen als einen Rottengeist und Ver- er erscheinen ließen.

„Als gemeinsame Signatur dieses Zeitraums stellt sich us ein eklektisches Oscilliren zwischen dem Alten, das man aufgeben, und dem Neuen, das man nicht ohne weiteres *gen* will. Zwar kein Theologe hat ... von den Grund- n und Hauptsätzen des orthodoxen Lehrgebäudes sich los- t, aber die polemische Orthodoxie hatte sich in dem Kam- *nit dem* Synkretismus speculativ, in dem Kampfe mit dem smus praktisch und auch vor den Mindergebildeten ihr Ur- gesprochen."

Ein unendlich reiches Geistesleben drängt sich zusammen in ierte Periode 1758 — 1858, welche Jena als die Burg der wissenschaftlichen Theologie schildert, und mit Recht sagt der sser in Bezug auf die Giganten jener Zeit, „die den Ossa ten auf Pelion": „Wer es unternehmen wollte, die ganze *dieses* geistig gewaltigen Lebens zusammenzufassen in einem , es würde ihm gehen, wie dem Bildner des olympischen s, als er nicht finden konnte, Unendliches hineinzumeißeln *ndliche*."

Die erste That des neuen Zeitraums ist die Aussöhnung olff'schen Philosophie mit der jenaischen Theologie, worauf le sich auf dem Katheder gewaltig in die Brust wirft. Be- ist der Glanz des Dreigestirns Griesbach, Döderlein und *rn.* Seitdem aber die Theologie ihre Centralwissenschaft hilosophischer Basis zu erbauen unternahm, wurde ihre ntwickelung durch den Fortschritt der Philosophie wesent- *bingt*, die freilich, nachdem die Wolff'schen Grundsätze iz der Neuheit verloren, in dem „gesunden Menschenver- aufging und höchstens eine geschmackvolle Popularität . „Das subjective Ich stellte sich in den Mittelpunkt iversums, der Mensch ward wiederum das Maß aller und die Welt sah ein zweites Zeitalter der Sophistik", bis haos der Meinungen das ordnende Princip Kant's, „des störenden" trat. Zwar wurde er selbst durch anderweite *on Jena* ausgeschlossen, aber Reinhold hat seine Philoso- t eingeführt, und „indem Kant dem unsichern Streben er Ausgleichung mit dem Zeitbewußtsein eine feste Rich- s und an die Stelle der herabpotenzirten Offenbarung al als Fundament der Religion substituirte, ist er der nes wahrhaft wissenschaftlichen theologischen Rationalis- orden", von welchem Paulus den Uebergang zum vul- ationalismus bezeichnet.

Schlusse des Jahrhunderts ist Jena aus einem unfreien geworden, manchem ein allzu freies. So dem Super- Schneider in Eisenach, der „nach dem zweifelhaften Ruhme eines Wöllner strebend" im Jahre 1794 das Consistorium zu einem Schreiben an den Rector Karl August bewog, welches die Jenenser der Neologie beschuldigte und sie zu bedeuten beantragte, daß sie der reinen Lehre nach den Symbolischen Büchern getreu bleiben sollten. Zweimal innerhalb 14 Tagen ward die Sache in Erinnerung gebracht. Ein eisenachsches Gutachten bestätigte hierauf das Ueberhandnehmen der Gleichgültigkeit in Glaubenssachen und der Geringschätzung der christlichen Religion besonders zu Jena, und zwar sagte es: „Lehrer der Theologie, der morgenländischen Sprachen und der Philosophie suchen den Grund der christlichen Religion zu untergraben und die neutestamentliche Geschichte Jesu, obwol auf die unsinnigste Weise, lächerlich zu machen; die höchst unsichern Grundsätze der Kant'schen Philosophie, wodurch die studirenden jungen Leute zu Jena auf den Pantheismus und Atheismus geleitet und ihnen die Köpfe ganz verschoben werden, auf die Bibel und die daraus hergeleitete christliche Religion zu propfen; und, mit einem Worte, die christliche Religion abzuschaffen und dagegen die Träumereien einer Religion der Vernunft einzuführen."

Als Mittel gegen dieses furchtbare Uebel wurde eine nachdrückliche Verwarnung, resp. Drohung an die Betreffenden, „über deren Namen ja nur die jungen Candidaten eidlich zu vernehmen wären", die Einsetzung einer höhern Polizeianstalt und Berücksichtigung der Gesinnungstüchtigkeit bei der Berufung akademischer Lehrer empfohlen. Das weimarische, von Herder redigirte Gutachten suchte dagegen die Quelle der wachsenden Irreligion ganz wo anders, als in den Lehrmeinungen einiger Professoren, und bezeichnete darum „Strafpräcepte gegen die akademischen Lehrer wegen ihrer bekannten Behutsamkeit im Unterricht als unnöthig; weil heimlich ausgestreutes und mit kalter Besonnenheit verlarvtes Gift gefährlicher wirkt, als unzweckmäßig; endlich als öffentliche, die Horcherei und Verleumdung befördernde Mistrauensäußerungen für die Akademie als nachtheilig".

Karl August ließ die Sache ad acta legen, wo sie geblieben ist. Dagegen verfehlte man von der andern Seite nicht, einen Studentenkrawall im Jahre 1795 bei der Gedächtnißfeier der studentischen stürmischen Secessio nach Nohra der kritischen Philosophie schuld zu geben, „welche das Raisonniren über Gesetze und gesetzliches Verfahren lehre".

Die Namen Fichte, Schelling und Hegel, zu denen noch Fries kommt, verdrängen diese Erbärmlichkeiten. Die Theologen indessen schritten über Kant nicht hinaus, den sie speculativ nicht erreichten. Sie begnügten sich mit einem populären Denken der sana ratio, und Gabler trat auch mit dem Namen Rationalismus hervor, derselbe übrigens, der sich am Jubelfeste der Reformation im Namen seiner Facultät öffentlich zur Union mit den Reformirten bekannte. Der durch ihn begonnenen Reihe läuft eine supernaturale parallel, repräsentirt von Schott, während Baumgarten-Crusius „einen die geistige Gesammtindividualität befriedigenden, höhern («noblern»), inhaltsvollen, positiven und auferbauenden" Rationalismus vertritt.

Hieran schließt sich die Schilderung der jenaischen Theologie im Jubeljahre 1858, eingeführt mit Baumgarten-Crusius' Worten, die im Jahre 1826 gesprochen heute noch gelten: „Die Universität Jena, wiewol ursprünglich unter der Herrschaft des Buchstabens und für dieselbe gestiftet, hat sich dann allmählich immer mehr zum freien Leben der Wissenschaft erhoben und ist, begünstigt von erleuchteten Fürsten, von langen Zeiten her selbst eine gefeierte Stätte und Zuversicht für dasselbe und für jede würdige Entwickelung von ihm geblieben."

Daran schließt sich nach einigen Worten der Vertheidigung für Jena, „das Galiläa der Heiden" gegen den heiligen Zorn des Confessionalismus, eine gedrängte, kernige Charakteristik der jetzigen Jenenser, vor allen Hase's, und eine Hindeutung auf die künftige Aufgabe der jenaischen Theologie, wie sie Rückert in seinem ihr gewidmeten Buche ausgesprochen: „Sie soll ihrestheils evangelische Wissenschaft sein, d. h. kritischer Fortschritt, frei und furchtlos zur Vollendung führend das Werk des 16. Jahrhunderts."

macht nur einen günstigen Eindruck. Möge sie eine Bürgschaft sein für die Zukunft, daß auch in den jungen nachreifenden Kräften der alte Geist nicht sterbe! 33.

Notizen.

Der Prinz Peter Friedrich Georg von Oldenburg.

Eine interessante biographisch-literarische Mittheilung brachte das „Magazin für die Literatur des Auslandes" in Nr. 92—94 unter der Ueberschrift: „Prinz Peter Friedrich Georg von Oldenburg als Dichter." Sie ist um so beachtenswerther, als des Prinzen „Poetische Versuche" wol gedruckt (Moskau 1810), aber nicht ins Publikum gekommen, sondern blos einigen hochstehenden Personen und Freunden mitgetheilt worden sind. Der Prinz (geb. 9. Mai 1784) gehört zu jenen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland nicht wenig zahlreichen fürstlichen Personen, welche durch ihr treffliches Beispiel die Verstöße früherer Dynastengeschlechter wieder gut und ihrem Stande Ehre zu machen suchten, indem sie nach sittlicher und geistiger Bildung strebten und Gerechtigkeit, Sittlichkeit und Humanität zu fördern wie selbst zu üben bemüht waren. Nach seinen „Poetischen Versuchen" oder vielmehr den daraus in dem „Magazin für die Literatur des Auslandes" mitgetheilten Proben zu urtheilen, gehörte der Prinz seinem tiefsten Wesen nach mehr der vorclassischen Richtung an; denn er feiert in seinen Liedern Themata, die durch die Weimaraner allmählich und noch mehr durch die Romantiker und Modernen außer Curs gesetzt wurden. Dem eingerissenen Unglauben entgegen wagte der Prinz-Poet noch den Weltenschöpfer, den persönlichen Gott und seiner „Weisheit Wunderwerke" zu besingen; er feierte die Freundschaft, für die, weil sie Opfer und Thaten der Selbstverleugnung fordert, jetzt auch kein rechter Sinn mehr vorhanden ist; er rieth, nach Tugend zu streben: „O Tugend, thronend oft in Hütten, o throne du auch in Palästen!" Diese man möchte sagen antediluvianische Gemüthsrichtung hinderte ihn jedoch nicht, auch das Große und Erhabene in den Werken unserer classischen Dichter anzuerkennen; während er aber Schiller in zwei Gedichten: „Die Dichtergröße" und „Die Dichterwelt", feierte, reizte ihn doch dessen Epigramm auf den Weserstrom in den „Xenien" zu folgendem Gegenepigramm:

> Du wußtest nichts vom Weserstrand —
> Du kanntest nicht des Nordens Herrscherstamm,
> Der seine Wiege da einst fand,
> Und machtest so auf dich ein Epigramm.

Gegen die Verkleinerer und Verächter des Sängers der unsterblichen „Lenore" richtete er sein Gedicht: „An G. A. Bürger, den Verehrern desselben gewidmet gegen seine Verächter." Er schildert, wie er den verspotteten „biedern deutschen Barden" aus der Unterwelt holt, und sagt dann:

> Gekrönt führt dich mein Siegstriumph zurück,
> Dich grüßen hehr im Sternenlicht
> Urania, Apoll im Sonnenblick,
> Jahrhundert, grüßest du ihn nicht?
>
> Du schmückst den Lorberkranz, der dir geraubt,
> Und stehst im Sturm ein Biedermann,
> Dem Eichstamm gleich, den zwar der Herbst entlaubt,
> Doch kein Orkan entwurzeln kann u. s. w.

Zu den gelungensten Stücken der Sammlung scheinen folgende zwei Epigramme zu gehören:

Wer ist ein Dichter?

> Wer so wie Schiller denkt, wie Goethe dichtet,
> Wie Wieland spricht, wie Klopstock fühlt,
> Wie Hölty mit den Musen spielt,
> Wie Voß die Rotten zählt, die Glieder richtet.

> Ruh' sanft, o edler Greis, in deiner Gruft,
> Zu der die Dankbarkeit die Herzen ruft.
> Wer ist's, der nicht an deinem Grabe weint,
> Und denkt: Hier ruht auch meiner Kindheit Freun[d]

Von seinen Lebensmomenten führen wir nur an, [daß der] Prinz von 1803—5 in Leipzig studirte, wo er [juristische] Collegien bei Haubold, philosophische bei Platner, historische [bei] Wenck u. s. w. hörte, auch den von ihm verehrten We[iße, den] „Kinderfreund", noch in seinem hohen Alter kennen [lernte]. Im Jahre 1808 ging er nach dem befreundeten und [ver]wandten russischen Hofe und vermählte sich schon im folgenden Jahre mit der liebenswürdigen Schwester des Kaisers, [Katharina] Pawlowna. Bei dieser Heirath siegte er über Napoleon, [der] sich mit dem russischen Hofe zu verschwägern trachtete und [diese] Niederlage so tief empfand, daß sie vielleicht ein [Be]weggrund für ihn war, 1811 Oldenburg unmittelbar [für] Frankreich in Besitz zu nehmen und Rußland 1812 mit [Krieg] zu überziehen. Der Prinz wurde Gouverneur von Twer, [Now]gorod und Jaroslaw, und trug viel zu den Vertheidigungs[]maßregeln Rußlands bei, starb aber schon den 27. De[c.] 1812 am Lazarethfieber, das er sich durch die Aufsicht [und] Besuch der infolge des Kriegs überfüllten Hospitäler [zuge]zogen hatte. Wie das „Magazin" berichtet, ist gegenwärtig eine [] Hand mit der Darstellung seines Lebens beschäftigt.

Project zu einer Goethe-Gesellschaft.

Varnhagen von Ense erzählt in dem in Nr. [] besprochenen achten Bande seiner „Denkwürdigkeiten [und ver]mischten Schriften", daß während seiner merkwürdigen Ge[spräche] mit Metternich dieser auch die Absicht, eine Akademie der [Wissen]schaften für Oesterreich zu stiften, habe durchblicken lassen. [Varn]hagen bemerkte dagegen, diese Anstalten hätten sich über[lebt und] wären nur noch ein Hof- und Staatsluxus; wolle man [in] dieser Art etwas thun, das kräftig ins Leben griffe, [so müßte] es nicht nur für Deutschland gemeinsam, sondern auch [haupt]sächlich für die Jüngern berechnet sein, weniger das in [] ter Richtung und Wissenschaft Geleistete, als vielmehr die [] die strebenden und bedürftigen, umfassen; der Herzog Karl [August] von Weimar habe, ohne den Namen, eine solche um [sich ver]sammelt gehabt. Nachdem Metternich dagegen bemerkt: [] Jüngern! ja wo findet man deren, die nicht schon [] Wildheit verloren wären?" habe er dem Fürsten die [Idee] einer Goethe-Gesellschaft vorgelegt, die man in Weimar [] und über ganz Deutschland ausbreiten solle; da würde [] ter Nach- und Wetteifer entstehen, in einem Sinne, [] Gange der Geistesbildung in Deutschland förderlich [] ohne das Mistrauen der Regierungen zu erwecken; [] Gesellschaft ließe sich so einrichten, daß sie manchen [] fenden Kräften zum rettenden Sammelplatz dienen [] rend jetzt die besten Kräfte und schönsten Talente [] Augenblicke, wo sie den bessern Weg schon betreten, [] auf den schlechten zurückgestoßen würden. Diese [] fand im Jahre 1834 statt, sechs Jahre später erfolgte [] tung nicht eines Goethe-Vereins, sondern die des Schiller[vereins] in Leipzig, freilich auf etwas anderer Grundlage und [] Zwecken als die von Varnhagen beabsichtigten. Uebrigens [] man wol nichts dagegen haben, wenn neben den Schiller[] sich an den Orten, wo diese Männer geboren wurden oder [] Theil ihrer Lebenszeit wirkten, auch Klopstock-, Lessing-, [] Herder-, Tieck-, Jean Paul-Vereine u. s. w. bildeten [] setzt, daß dies nicht in einer den Schiller-Vereinen [] edeln, seit der Verbindung mit der Schiller-Stiftung [] wohlthätigen Zwecken feindlichen Absicht, sondern [] Zwecke geschähe, das Andenken auch dieser Männer [] lebendig zu erhalten und ihren Ideen Ausbreitung [] fen; denn es ist die Eigenthümlichkeit des vielge[] schen Geistes, daß er sich nicht in einem oder []

erschöpft. Viel des Herrlichen ist auch neben Schiller und Goethe geschaffen worden, und wenn man den Monotheismus statt des Polytheismus in der Literatur einführen und entweder nur Goethe oder nur Schiller oder gar nur Heine oder sonst einen dritten zum Gott Zebaoth dieser Literatur ausrufen wollte, so würde man, mit einer leichten Aenderung, hierauf die beiden Zeilen aus den „Göttern Griechenlands" anwenden können:

Einen zu bereichern unter allen
Mußte eine Dichterwelt vergehn!

H. M.

Bibliographie.

Albrecht, F., Melusina. Luxemburgische Sage aus dem 10. Jahrhundert. Ludwigslust, Hinstorff. Gr. 16. 15 Ngr.

Aphorismen über Katholizismus und Protestantismus. Von einem Laien. Frankfurt a. M. 1858. Gr. 8. 7½ Ngr.

Fechner, H., Udalrich II. von Aquileja und Otto von Reitenbuch. XII. Jahrhundert. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 7 Ngr.

Feodor oder Pflicht und Edelmuth. Aachen, Cremer. 12. 12½ Ngr.

Goltz, A. Freih. von der, Thomas Wizenmann, der Freund Friedrich Heinrich Jacobi's, in Mittheilungen aus seinem Briefwechsel und handschriftlichen Nachlasse, wie nach Zeugnissen von Zeitgenossen. Ein Beitrag zur Geschichte des innern Glaubenskampfes christlicher Gemüther in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. 1ster Band. Mit der Silhouette Wizenmann's. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Hesekiel, G., Französische Hof-Geschichten. Berlin, Wagner. 8. 20 Ngr.

Jähns, M., Reinhart. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

James, G. P. R., Lord Montagu's Page. Ein historischer Roman. Deutsch von E. Susemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 16. 1 Thlr.

Ilse, L. F., Geschichte der deutschen Bundesversammlung, insbesondere ihres Verhaltens zu den deutschen National-Interessen. 1ste Lieferung. Marburg, Elwert. 1860. Gr. 8. 1 Thlr.

Jörg, L., Fraunhofer und seine Verdienste um die Optik. Eine literarhistorische Abhandlung als Inaugural-Dissertation. München. Gr. 8. 6 Ngr.

Karajan, T. G. v., Maria Theresia und Graf Sylva-Tarouca. Ein Vortrag gehalten in der feierlichen Sitzung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften am 30. Mai 1859. Mit einem Anhang ungedruckter Briefe der Kaiserin und des Grafen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 14 Ngr.

Kittl, Maria Gabriella, Das Schiff im Archipelagus. Novelle. Leipzig, Hübner. Br. 8. 27 Ngr.

Luck, W. v., A. E. I. O. U. Austriae est imperare orbi universo. Alles Erdreich ist Oesterreich Unterthan. Berlin, Wagner. Gr. 8. 10 Ngr.

Mühlfeld, J., Aus dem Schülerleben. Bilder. Leipzig, Hübner. 16. 10 Ngr.

— — Wilde Veilchen. Ein Frühlingskranz. Leipzig, Hübner. 16. 10 Ngr.

Müller, P., Das Elend zu Paris und die christlichen Wohlthätigkeitsanstalten zur Bekämpfung desselben. Ein Beitrag zur Geschichte der socialen Zustände unserer Zeit. Nach den Veröffentlichungen des Caplan Abbé Mullois und eigenen Beobachtungen. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr.

Pfeffel-Album. Gaben elsässischer Dichter, gesammelt von Klein. Mit dem Portrait Pfeffel's. Colmar. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Quandt, J. G. v., Wissen und Seyn. Eine realistische Abhandlung zur Ausgleichung des Spiritualismus und Materialismus. Dresden, Burdach. Gr. 8. 15 Ngr.

Rode, A. v., Don Gonzalvo von Cordova. Epos in 25 Gesängen. Nach dem Französischen metrisch bearbeitet. Berlin, Peters. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Römer-Büchner, B. J., Die Vogteigerichte. Ein Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 12 Ngr.

Rosen, L., Werner Thormann. Ein Roman. Drei Bände. Breslau, E. Trewendt. 8. 4 Thlr.

Scharfenberg, J. H. A., Geschichte des Herzogthums Modena und des Herzogthums Ferrara. Bis zum Jahre 1815. Mainz, Kirchheim. 8. 26 Ngr.

Schmidt, A., Elsaß und Lothringen. Nachweis, wie diese Provinzen dem deutschen Reiche verloren gingen. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 16 Ngr.

Theokrit'sche Studien. 1. Theokrit's 15tes Idyll: „Die Syrakuserinnen" übersetzt von J. B. Hebel. 2. Ebendesselben 3tes Idyll: „Des Ziegenhirten Liebesklage" oder „Amaryllis", metrisch übertragen und Anmerkungen zu Idyll 15 beigegeben von F. Weissgerber. Freiburg im Br. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Sydow, Wilhelmine v., gen.: Isidore Groenau, Die Marketenderin. Eine Volkserzählung. Leipzig, Hübner. 8. 20 Ngr.

Taubert, O., Dichtungen. M.-Gladbach. 8. 6 Ngr.

Torgau und von Wolffersdorff. Eine Erinnerungsschrift zur Säkularfeier der ruhmvollen Vertheidigung Torgau's am 12. August 1759. Torgau, Wienbrack. Gr. 8. 5 Ngr.

Walter, F., Das alte Wales. Ein Beitrag zur Völker-, Rechts- und Kirchen-Geschichte. Bonn, Marcus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wild, F., Dichtungen. 1ster Band. Trier. Gr. 16. 20 Ngr.

Wild, F. K., Dr. Jacob Heilbrunner. Ein Held unter den Streitern Jesu Christi. Mit Heilbrunner's Bildniß. Leipzig u. Dresden, Naumann. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Baumgarten, M., Mein Preß-Prozeß nach den Acten. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Erörterung der Fragen über Verfassung und Reformen in Oesterreich. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Fälschung der guten Sache durch die Augsburger Allgemeine Zeitung. Sendschreiben an Herrn Baron von Cotta. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 7 Ngr.

Die Garantie-Frage. Von einem Unterthanen Oesterreichs. Kiel. 8. 3 Ngr.

Haubold, M., Die böse Noth der schweren Zeit. Ideen über die fortwährend erneuten Krisen der Gegenwart, deren wahre Ursachen und endliche Fernhaltung. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Kalb, L., Die Unentschiedenheit, ein Hauptgebrechen unseres Volks in dieser Zeit. Predigt, gehalten in der Weißfrauenkirche über Luc. 7, 18—35, am 26. Juni 1859. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 3 Ngr.

Kraft, J., Wie urtheilt der Glaube über den Krieg? Predigt, am fünften Sonntag nach Trinitatis gehalten. Berlin, Berendt. 8. 2½ Ngr.

Das Lied von der Wolle. Festgesang in Form der Schiller'schen Glocke auf Sachsens blühende Manufacturen. Leipzig, Wengler. 16. 2 Ngr.

Nach dem Frieden. Ein Gespräch. Berlin, Springer. Br. 8. 2½ Ngr.

Preußens Machtentfaltung und der Friede. Eine Denkschrift für das deutsche Volk. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Was hat Preußen gesagt — gethan? Preußens Politik gegenüber Oesterreich und Frankreich. Ein Beitrag zur jüngsten Geschichte. Leipzig, Kollmann. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 22. September 1859.

Zur Dramaturgie.

1. Iffland in seinen Schriften als Künstler, Lehrer und Director der berliner Bühne. Zum Gedächtniß seines hundertjährigen Geburtstags am 19. April 1859 zusammengestellt und herausgegeben von Karl Duncker. Berlin, Duncker und Humblot. 1859. 8. 1 Thlr.
2. Kritiken und dramaturgische Abhandlungen von H. Th. Rötscher. Leipzig, Engelmann. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Zur Auswahl. Skizzen und Artikel von Thaddäus Lau. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1859. 8. 1 Thlr.
4. Die dramatische Frage der Gegenwart. Mit Bezugnahme auf die Lewes'sche Kritik der Dramen Goethe's. Von Karl Bilz. Potsdam, Riegel. 1859. 8. 7½ Ngr.

Seitdem Lessing seine „Dramaturgie" geschrieben und behauptet hat, daß die Deutschen keine nationale Bühne haben könnten, ehe sie nicht eine Nation geworden, und seitdem Schiller die Forderung aufstellte, daß die Bühne als eine moralische Bildungsanstalt zu betrachten oder zu einer solchen zu erheben sei, seitdem ist wol in Deutschland über keinen Gegenstand so viel geschrieben worden als über das Theater, seinen Verfall und seine Reform. Die Frage der deutschen Einheit und eines deutschen Nationalparlaments hat nicht so viele Federn in Bewegung gesetzt, als die Frage, wie der gesunkenen deutschen Bühne aufzuhelfen sei. Die deutschen Regierungen dürfen sich dazu Glück wünschen, daß so viele unzufriedene und revolutionäre Köpfe in die ihnen vorgehaltene Bühnenfrage ihr Gift verbeißen können, wie die zum Tanzen abgerichteten Brillenschlangen in Baumwolle; denn wenn alle diese Catilinas, die sich jetzt, nicht immer ohne gewisse Hintergedanken, nur gegen die Bühne verschworen haben, sich auf die Politik werfen wollten, das Unglück und das Ende wären nicht abzusehen. Selbst der deutsche Bundestag würde sich in seiner bewundernswerthen stoischen Ruhe gegen alle Kritik schwerlich haben behaupten können, wenn die Theateropponenten seine Regie mit derselben Einstimmigkeit und mitleidlosen Schärfe bekämpfen wollten, mit der sie jetzt die Regien der verschiedenen Hof- und Stadtbühnen bekämpfen. Man bedenke nur, daß jedes Städtchen, welches ein Wochen- oder Tageblatt hat und ab und zu von einer reisenden Schauspielergesellschaft, einer sogenannten „Schmiere", besucht wird, auch seinen lokalen Lessing hat, der Recensionen und dramaturgische Abhandlungen ins Blättchen schreibt und, weil eben diese „Schmiere" nichts taugt, daraus den unumstößlichen Schluß zieht, daß das deutsche Bühnenwesen ins tiefste Elend versunken und unrettbar verloren sei, wenn man nicht seinen Vorschlägen aufs schnellste Gehör gebe.

Wir leugnen nun keineswegs, daß das deutsche Bühnenwesen und mit ihm die Theaterdichtung an Schäden und Gebrechen siechen, die leider schon die edelsten Theile des ganzen Organismus bedrohen oder bereits ergriffen haben. Thaddäus Lau hat sie in einem weiter unten noch näher zu erwähnenden Aufsatz mit energischem Pinsel gezeichnet, wenn er ihn auch hier und da in zu dunkle Farben getaucht hat. So groß ist die Corruption, die in der Theateratmosphäre waltet, daß sich ihr so leicht keiner ungestraft nähert. Die idealen Gebilde, die von Zeit zu Zeit auf der Bühne auftauchen, stehen mit der Frivolität, die drum- und dranhängt, in einem nur um so schneidendern Gegensatz, wie dies im Grunde leider auch im ganzen modernen Leben der Fall ist; denn auch hier bleibt die pathetische Phrase meist eben nur Phrase und das idealste Costüm dient oft dem lumpigsten Charakter zum Deckmantel, und wie sehr erstaunen wir, wenn bei einer unvorsichtigen Bewegung sich dieses ideale Costüm einmal lüftet und die niedrigsten Motive durchblicken läßt. Zu dieser in das Leben selbst eingreifenden Schauspielerei, zu dieser Schönthuerei mit edler Gesinnung, die in Wahrheit nicht vorhanden ist, zu dieser Neigung äußerlich zu scheinen, was man nicht ist, zu dieser Intriguen- und Verkleidungssucht, zu diesem Coulissen- und Hintergardinenspiel auf der Schaubühne des Lebens trägt das moderne Theater mit seinem hohlen Schaugepränge und seinen werthlosen Flittern vielleicht wesentlich bei. Die sogenannten Coulissenforderungen nöthigen den modernen Bühnendichter fast, dem Publikum gegenüber die Kokette zu spielen und unwahr zu sein gegen sich selbst. Die sittlichen Postulate werden verhöhnt, die geschichtliche Wahrheit verhunzt, garstige und widrige Leidenschaften beschönigt und oft sogar als die nothwendigen Erfordernisse eines

starken und heroischen Charakters verherrlicht. Kein Autoritäts- und Respectsverhältniß wird verschont; eheliche Treue wird verspottet, simple Gutmüthigkeit in ein lächerliches Licht gestellt, das Alter verhöhnt, die älterliche Autorität untergraben; in der Kunst, andere durch die abgefeimtesten Intriguen, Mystificationen und Düpirungen hinters Licht zu führen, wie überhaupt in der frivolen Auffassung aller Lebensverhältnisse wird förmlicher Unterricht ertheilt, und bereits sind wir so weit, daß, wie in Frankreich die Lorette, in Deutschland namentlich ungezogene, naseweise junge Mädchen, die sich gegen jedermann das Ungebührlichste herausnehmen, die Hauptträgerinnen des Lustspiels sind und den jungen Zuschauerinnen als bewunderte und nachahmungswürdige Vorbilder dienen. Wir für unsere Person sind sicherlich kein Pedant und eher gesonnen, dem dramatischen Dichter zu viele als zu wenige Privilegien einzuräumen; aber zwischen Freiheit und Zuchtlosigkeit ist sicherlich ein sehr großer Unterschied, und gerade die größten Dichter aller Nationen und Zeiten haben bewiesen, daß man das Höchste sowol in der Tragödie als im Lustspiel leisten könne, ohne frivol zu sein und die sittlichen Grundlagen, auf denen alle sociale Ordnung ruht, für nichts zu achten oder gar zu verhöhnen und zu untergraben. Nirgends findet man z. B. bei Shakspeare etwas, was die Heiligkeit der Sitte und namentlich des Familienlebens in Frage stellen könnte. Der Bruch mit der Sitte, der Eigenwille, der kein anderes Gesetz anerkennt als sich selbst, finden bei ihm überall ihre Strafe. Liebende, die wider den Willen ihrer Aeltern im geheimen einen Bund schließen, gehen an den Folgen desselben zu Grunde, während auch die Aeltern an den Leichen ihrer Kinder erkennen müssen, wie sträflich der Eigensinn war, mit dem sie dem natürlichen Verlangen ihrer Kinder in den Weg traten. Lear wird für seinen thörichten Eigensinn ebenso gut bestraft als Regan und Goneril für ihre Niederträchtigkeit u. s. w. Falstaff ist ein so genialer Spaßmacher, daß man die Behandlung, die ihm sein früherer Gönner und Kumpan, der Prinz, später zu Theil werden läßt, fast bedauern möchte, aber Falstaff ist nicht blos ein Spaßmacher, sondern auch ein Lump und Schuft, und er verdient seine Strafe, ebenso wie Malvolio sie verdient, nicht weil er blos albern ist, sondern weil sich mit seiner Albernheit auch dummer Hochmuth und eine gemeine schurkische Gesinnung verbinden. Bei keinem Dichter tritt die Lehre, daß jede sittliche Verirrung die Strafe in sich selbst trage, mit solchem Gewicht auf, bei keinem waltet die dramatische Nemesis mit solcher Sicherheit und Unparteilichkeit als bei Shakspeare; und darum machen auch seine dramatischen Schöpfungen einen so mächtigen und unzweideutigen Eindruck, während, wie man wol behaupten darf, auch an den vollendetsten Dramen der Neuern, selbst an denen, welchen man in dieser oder jener Hinsicht sogar gewisse Vorzüge vor den Shakspeare'schen einräumen darf, sich in kleinerer oder größerer Zahl Flecke befinden, die in sittlicher Hinsicht — die Sittlichkeit natürlich in weiterm Sinne gefaßt als im gewöhnlichen Wortverstande — zweideutiger oder zweifelhafter Natur sind, das Gemüth in Verwirrung setzen und als Ausfluß eines Zeitalters erscheinen, in dessen Schose sich neben den feinsten geistigen Säften auch viele verdorbene und ungesunde angesammelt haben.*)

Die schädlichen Einwirkungen dieser Frivolität, die durch die überall pilzartig aufschießenden Sommertheater neue Zuflüsse erhalten hat, sind bereits von manchen besorgten Freunden der Kunst sowol als der Sitte beobachtet und signalisirt worden. Man ist auf Abhülfe bedacht gewesen, und an Rathschlägen hat es nicht gefehlt. Die einen fordern eine strenge polizeiliche Beaufsichtigung des Theaterwesens, eine Beschränkung in der Ertheilung von Concessionen, vor allem natürlich eine möglichst scharfe Theatercensur. Was aber letztere betrifft, so reicht eine solche ohnehin ihrer Natur nach mannichfachen Schwankungen unterliegende und auf keine feste Norm zurückzuführende Präventivmaßregel niemals an den Sitz des Uebels, abgesehen von andern Misständen, die sie unbequem, verhaßt, verkehrsstörend und zuletzt unmöglich machen. Die feinern verborgenen Gifte kann eine solche Censur, wie streng sie auch sei, nicht abwehren. Eine alte Erfahrung lehrt, daß die Presse in censirtem Zustande bei weitem revolutionärer und aufreizender wirkt als in uncensirtem. Aehnlich verhält es sich mit dem censirten Theater im Verhältniß zum uncensirten. Wie bei so manchen körperlichen Schäden hilft auch bei moralischen das bloße Ausschneiden, die bloße Compression nichts: die Heilung muß von innen kommen und sich spontan dem ganzen Organismus mittheilen.

Andere dringen auf Christianisirung des Theaters, wie Paldamus, H. Alt (in seiner Schrift: „Das Verhältniß des Theaters zur Kirche") und noch jüngst August Lewald in einem durch mehrere Nummern des „Abendblatt zur Neuen münchener Zeitung" gehenden Aufsatz: „Theater und Schauspieler. Eine culturgeschichtliche Skizze." Nun ist es allerdings eine auffallende Thatsache, daß das Theater sich so gänzlich den Einflüssen der Kirche entwunden hat, während doch die ersten mimischen Darstellungen, die Mysterien und Miracles, im Dienste der Kirche standen. Ja, die bornirte Orthodoxie, statt daß sie hätte versuchen sollen, mit der Bühne ein Bündniß zu schließen, beging den von ihrem Standpunkt unverzeihlichen Irrthum, sich mit ihr in einen Kampf einzulassen, in welchem sie den Kürzern zog. Und zwar sehr zu ihrem Nachtheil; denn es ist unbestreitbar, daß das Theater in unsern Zeiten, namentlich in protestantischen Ländern, wo der Cultus allen theatralischen Pomp und fast jede Einwirkung auf die Sinne vermittelst der Kunst verschmäht, größere Macht über die Gemüther erlangt

*) Die bezeichneten Eigenschaften Shakspeare's machten es sogar möglich, daß der Pastor an der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth J. Disselhoff, im Laufe des letzten Winters einen öffentlichen Vortrag halten konnte, worin er nachzuweisen suchte, daß Shakspeare's Tragödien ein „Wegweiser zum Glauben" seien. Der Vortrag ist jetzt als Broschüre erschienen, über die wir in Verbindung mit andern Schriften und Werken über Shakspeare später berichten werden.

hat als die Kirche. Das Theater ist nun bereits dem Christenthum in einer Weise entfremdet, daß eigentlich christliche Stoffe und auch nur die Vorführung einzelner heiligen Handlungen von ihr ausgeschlossen sind, angeblich weil man darin eine Profanation erblickt — ein Motiv freilich, welches mehr als alles andere den verweltlichten Charakter des Theaters offen legt —, in Wirklichkeit aber, weil diejenigen, die der Kirche überhaupt aus dem Wege gehen, am wenigsten auf der Bühne an sie erinnert sein wollen. Lewald bemerkt in dem angeführten Aufsatz:

Die Malerei hat nicht nur das Recht, das Göttliche und Heilige bildlich darzustellen, sondern es ist ihr als Pflicht, als Culminationspunkt ihrer Wirksamkeit zugewiesen; die Baukunst kennt keine höhere Aufgabe, als den Bau der Gotteshäuser; die Bildhauer stellen unsern Herrn und Heiland, Apostel und Heilige dar; die Musik wirkt bei dem Gottesdienst; die Dichtkunst endlich pries zu allen Zeiten die Werke der ewigen Liebe; und nur der Schauspielkunst sollte es versagt sein über das Menschliche und Weltliche hinauszugreifen? u. s. w.

Er sagt an einer andern Stelle:

Nichts darf in einem Widerspruche mit dem positiv gegebenen Christenthume stehen; in diesem Sinne muß geradezu alles christlich sein. So ist denn auch der Begriff des Schönen und des Sittlichen nicht blos in philosophischem Sinne zu fassen, sondern in seiner Beziehung zum Christlichen zu erhalten und nur als eine Consequenz desselben anzusehen. Das Theater soll daher eine auf christlich-sittlichem Grunde ruhende Kunstanstalt sein.

Wir führen diese Ansichten an als die eines Mannes, den man vielleicht für sehr verweltlicht hielt, der aber als früherer langjähriger Theaterregisseur die Frivolität alles Theatertreibens so gründlich kennen gelernt hat, daß er aus Ueberdruß daran in seinen alten Tagen für die Bühne keine andere Rettung weiß als ihre Christianisirung, wobei er natürlich nicht an ihre Theologisirung, sondern nur an ihre Durchdringung mit christlichen Lebensanschauungen denkt. Wir haben freilich auch hierzu wenig Hoffnung, wenn es wahr sein sollte, was Reichensperger irgendwo behauptet, daß die sogenannte „Renaissance" nichts anderes gewesen, als „die Wiedergeburt des Heidenthums, oder richtiger gesprochen, des Antichristenthums im Schose der christlichen Gesellschaft", oder wenn es wahr sein sollte, was der auf einem ganz andern Standpunkt stehende Verfasser der Betrachtung „Die moderne Bildung und die Kirche" in Nr. 37 des „Deutschen Museum" behauptet, daß die moderne Bildung und die Kirche überhaupt zwei Kreise seien, „die, mathematisch gesprochen, keinen Punkt miteinander gemein haben". Schlimm genug, wenn, was jedoch noch zu beweisen wäre, die moderne Bildung und die Kirche auch nicht einen Punkt gemeinsam hätten! In Bezug auf unsern speciellen Gegenstand bemerken wir nur, daß ein dramatischer Dichter, der in seinen Schöpfungen die Grundsätze der Humanität und der Gerechtigkeit und das Walten der jedes Unrecht unerbittlich strafenden Nemesis zur Anschauung bringt, genügend das Seinige thut; denn diese Nemesis ist nicht heidnisch, nicht jüdisch, nicht mohammedanisch, nicht katholisch, calvinistisch oder lutherisch, überhaupt nicht dissidentisch, sondern oberstes göttliches Gesetz, das keine confessionellen Unterschiede macht.

Lewald spricht der deutschen Bühne doch nicht alle Zukunft ab; er verlangt nur, daß sie aus ihrem heidnischen Zustande heraustrete und sich taufen lasse. Ganz anders Alfred von Wolzogen, ein Dramaturg, der übrigens über das inländische wie über das ausländische Theaterwesen tüchtige Studien gemacht und in manchen seiner Aufsätze, z. B. in dem jüngst im „Deutschen Theaterarchiv" veröffentlichten über das englische Theater der Gegenwart ganz interessante Daten zusammengestellt hat. Dieser mehr als scharfe Kritiker hat durch seine Ausfälle gegen die sogenannte Zukunftsmusik in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" einiges Aufsehen erregt; er begnügt sich aber nicht damit, der Musik die „Zukunft" vorn abzuschneiden; auch an das Portal des recitirenden Dramas schreibt er die Dante'sche Inschrift: „Ihr, die ihr eintretet, laßt alle Hoffnung fahren!" oder wie er selbst sagt:

Wie oft regte sich nicht in uns der stille Wunsch, es möchte uns doch beschieden sein, inmitten all des tiefen Elends, in dem unsere entwürdigte Bühne schmachtet, den Tag noch zu erleben, da etwa eins unserer größern Hoftheater die Worte: „Rien de nouveau", versteht sich auf gut Deutsch, als Motto über sein Portal schriebe; da Deutschland zum mindesten ein Theater besäße, wo man mit Birch-Pfeiffer, Brachvogel, Kalisch und dem Lorettendrama einerseits und andererseits mit der hohlen pariser Decorationsoper, der plumpen Verdi'schen Skandalmusik und den künstlerischen Ungereimtheiten der an die Ohren der Zukunft appellirenden neudeutschen Schule verschont, wo ausschließlich der Cultus des Geistes statt dem der Sinne und des Unsinns geübt, wo die Kunst wieder eingesetzt würde in ihr uraltes Recht, die Menschheit zu erheben und für das Göttliche zu begeistern.

So äußert er sich in seinem Aufsatz „Die Rettung des classischen Repertoires für das deutsche Theater" in Nr. 28 der wiener „Recensionen", aus dem wir schon früher die Stelle mittheilten, wonach Wolzogen es für das Zweckmäßigste hält, daß heutzutage auf dem dramatischen Gebiete „gar nichts" geschaffen würde, und daß sich die Poeten lieber mit dem Suezkanal und dem atlantischen Kabel beschäftigen möchten. Es ist dies eine jener Negationen und Absprechereien, in denen sich der Deutsche überhaupt zu gefallen scheint, eine jener misgestimmten hypochondrischen Eingebungen des Augenblicks, die man aus dem Munde oder auf das Papier sprudelt, ohne sich über sie gewissenhaft Rechenschaft gegeben zu haben. Wenn man heutzutage zu behaupten liebt, Gedichte, wie sie gegenwärtig auf den Markt gebracht werden, könne jeder Gymnasiast ebenso gut machen, so kann man vielleicht mit demselben Recht behaupten, absprechende Raisonnements wie das obige könne jeder Gymnasiast ebenso gut ausstoßen, weil dazu keine tiefere Motivirung, sondern nur juvenile Schnellfertigkeit des Urtheils gehört. Sie sind auch vollkommen unnütz und zwecklos, denn da einmal so und so viele Bühnen in Deutschland da sind, welche gefüttert sein wollen, so werden sich natürlich auch immer Producenten finden, welche sie füttern. Ein Stillstand in der Production ist gar nicht denkbar, insofern nicht plötzlich alle Theater für immer oder auf eine gewisse Zeit geschlossen würden, und selbst dann würden Dramen gedichtet und wenn auch nicht aufgeführt, doch gedruckt.

werden. Mögen die dramatischen Producte unserer Zeit auch noch so viel zu wünschen übrig lassen, so sind sie doch eben Kinder unserer Zeit, die in ihren Gesichtszügen, ihren Eigenschaften und selbst ihren Gebrechen die Gesichtszüge, Eigenschaften und Gebrechen ihrer Mutter wiedererkennen lassen. Die pariser Maitressen- und Lorettendramen sind zwar an sich sehr verwerflich, aber sie gewinnen Bedeutung, wenn man sie als Schilderungen der pariser Sitten betrachtet; der künftige Aesthetiker wird sie ignoriren können, aber nicht der Culturhistoriker. Brachvogel's „Narciß" ist zwar, was die Composition und die Fabel des Stücks betrifft, ebenso raffinirt als absurd und außerdem das unsinnigste Attentat, was jemals gegen die Wahrheit der Geschichte begangen worden ist; aber der Held des Stücks selbst, dieser geistreiche Bummler und Pflastertreter Narciß Rameau, ist als Repräsentant einer jetzt weit verbreiteten, blasirt egoistischen, verzweifelten, kaustischen, cynisch-sentimentalen Gassenphilosophie doch keineswegs ohne Bedeutung; er gehört zu jener Gattung mit der Welt zerfallenen genialen Lumpe, deren man jetzt so viele hat, und zwar in den verschiedensten Abstufungen von denen an, welche die Gesellschaft ausgestoßen hat, bis zu denen hinauf, welche innerlich gleich zerlumpt und zerrissen sind und doch in der Gesellschaft eine Rolle spielen. Erzeugt das moderne Leben eine solche Species, so läßt sich nicht einsehen, warum nicht ein Exemplar derselben einem dramatischen Dichter Modell stehen soll. Die Sturm- und Drangperiode hatte auch ihre eigenen Menschenarten, die jetzt ausgestorben sind oder sich doch wesentlich verändert haben. Soll doch die Bühne, nach Shakspeare's herrlichen Worten, „dem Jahrhundert und dem Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zeigen", und ist Shakspeare nicht eine Autorität über alle Autoritäten? Wir erinnern hier übrigens nochmals an Schiller's treffliches Wort, wenn er den Deutschen vorwirft, daß ihnen selbst treffliche Werke zum Verderben gereichten, weil man sie gleich für heilig und ewig erkläre, daß es in der Kunst wol ein Maximum gäbe, aber nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortschritt ihr Heil finden könne. Wollen wir Deutsche denn abdiciren? Wollen wir uns und unsere Sprache für todt und weiterer Entwickelung für unfähig, unsere Organe für abgestorben, unsere natürliche Begabung und Productionskraft für erloschen erklären?

Wolzogen macht den Vorschlag, daß in den größern Städten wie Berlin, Wien, Dresden, München und Hamburg eine „ausschließlich dem classischen Repertoire gewidmete Kunstanstalt" errichtet werde. Immerhin versuche man es; nur fragt es sich, ob dieses classische Theater auch hinlänglich Zuspruch finden werde, um sich zu halten. Wir fürchten, daß es selbst Wolzogen zu viel werden würde, alle Jahre ein dutzendmal „Emilie Galotti", oder „Maria Stuart" oder „Torquato Tasso" zu sehen; und wenn selbst er nicht regelmäßig dieses Theater besuchen wollte, von wem wäre sonst dieses Opfer zu verlangen? Wolzogen meint zwar, daß die „Meisterwerke Shakspeare's, Lessing's, Goethe's, Schiller's, Kleist's, zusammengenommen mit einigen ausgewählten Arbeiten Calderon's, Moreto's, Molière's, Sheridan's und etwa noch Grillparzer's, ja selbst Iffland's und Kotzebue's" Abwechselung genug bieten würden. Also auch Iffland und Kotzebue! Natürlich, da das Lustspiel doch nicht gänzlich von dieser classischen Bühne auszuschließen ist, Lessing aber leider nur ein mustergültiges, Goethe und Schiller aber kein einziges hinterlassen haben, so muß man wol zu Kotzebue seine Zuflucht nehmen; denn die mitlebenden Lustspieldichter bleiben überhaupt ausgeschlossen, obschon sie doch denselben Anspruch haben, von unserer Zeit berücksichtigt zu werden, wie Kotzebue von der seinigen. Zwar meinen wir, daß Kotzebue's „Kleinstädter" für unsere Zeit immer noch interessanter sind als „Miß Sara Sampson" oder „Stella", aber eigen macht es sich doch, in Ermangelung eines deutschen Molière den Vielschreiber Kotzebue unsern classischen Autoren angereiht zu sehen. Im übrigen ist nicht alles, was unsere Classiker geschrieben haben, durchweg classisch; und wenn wir den Begriff der Classicität in seiner höchsten Reinheit fassen, so würde sich das deutsche classische Repertoire dieser Wolzogen'schen Bühne auf etwa ein halbes Dutzend Stücke beschränken müssen. Wolzogen fühlt selbst, daß zu diesem Repertoire noch ein äußeres Reiz- und Zugmittel hinzutreten müsse, und er dringt daher auf eine gute „Toilette", er verlangt, „daß man die Werke dieser Gattung quoad externa dem Comfort unserer Tage entsprechend, zwar nicht mit plunderhaftem Luxus, aber mit solider Pracht und mit Geschmack ausstatte, und dabei nur quoad interna das classische Ziel nicht aus den Augen verliere". Diese „solide Pracht" ließe sich z. B. bei der „Jungfrau von Orleans" oder „Wilhelm Tell" wol herstellen, aber von irgendwelcher „Pracht", die als Zugmittel dienen könnte, kann bei Stücken wie „Nathan der Weise", „Iphigenia", „Torquato Tasso", „Wallenstein's Tod" u. s. w. doch schwerlich die Rede sein.

Wolzogen eifert bei dieser Gelegenheit auch gegen die angebliche Geldsucht unserer dramatischen Poeten; er sagt:

> Es wird in allen Theaterzeitungen so lange nach mehr Tantièmen und Honorar geschrien werden, bis das Eldorado der dramatischen Dichter endlich wirklich auf Erden erscheint und sie sammt und sonders auf goldenen Lorbern ausruhen können. Dann werden alle jungen Leute, die wegen Ueberfüllung der Staatsämter sich von dergleichen trostlosen Carrièren zurückgescheucht fühlen, alle faulen Commis, die es nicht zu selbständigen Etablissements zu bringen vermögen, durchgefallene Abiturienten und Fähnriche sich auf das so sehr viel nutzbringendere Geschäft der dramatischen Dichtung werfen und ihre unerschöpfliche fünfactige Muse sie schließlich alle zu seelenvergnügten Couponabschneidern zu promoviren die Gnade haben. Es ist so herrlich wahr, was man jetzt tagtäglich zu lesen und zu hören bekommt, daß nur gutbezahlte Waare was taugen könne.

Wolzogen schadet der Sache, der er dienen will, hier wieder durch schwarzgallige Uebertreibungen. Er wird beißend und bitter statt witzig zu sein. Er macht uns unnöthig Angst. Möge immerhin ein „fauler Commis" oder ein verunglückter Fähnrich versuchen, ein Theater-

ck zu schreiben: stets wird es eben darauf ankommen,
ß er auch Talent besitzt, ein brauchbares Theaterstück
schreiben. Auch ein „fauler Commis" oder ein durch=
allener Fähnrich sollen uns willkommen sein, wenn
dieses Talent besitzen; denn es gehört dazu mehr, als
n gewöhnlich glaubt. Wir haben große Achtung vor
m solchen Talent, und wir nahen ihm mit unserm
el nur, wenn es auf Abwege geräth, durch die es
und sein Publikum verdirbt. Wir gönnen dem Ta=
auch von Herzen einen entsprechenden Lohn, wie wir
jeder ehrlichen Arbeit gönnen. Wir wollen nicht,
sich die Bühnen auf Kosten eines darbenden und sich um=
abquälenden Talents bereichern. Selbst Schiller lieferte
reifsten Arbeiten von dem Augenblick an, als Bühnen
Buchhändler ihn besser zu honoriren anfingen. Im
zen scheinen unsere dramatischen Dichter doch nicht
geldsüchtig oder der pecuniäre Ertrag dramatischer
iten kein sehr zufriedenstellender, das ganze „Geschäft",
aufmännisch zu sprechen, wenigstens ein sehr precäres
in. Schwerlich würden sonst Autoren wie Gutzkow,
vogel und Freytag, die sich doch bedeutender Büh=
folge rühmen können, der Bühne, die doch für den
r so viel Verlockendes hat, auch nur in einem
ent untreu werden; das thun sie aber, indem sie
uf die Abfassung drei= und mehrbändiger Romane
en.

Wunderbar, man weiß es sehr genau, daß unsere
mten Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger
Sängerinnen im Durchschnitt jetzt bei weitem mehr
as Kassengeschäft als für die Sache der Kunst
men; man weiß es, daß sie durch die rücksichts=
und übertriebensten Honorarforderungen die Büh=
theils in ihrer Existenz gefährden theils wirklich
n; man weiß es, daß sie bei ihren Gastreisen bei
weniger die Interessen der Kunst als die Interessen
Seckels im Auge haben, daß sie dabei den Di=
en gegenüber oft die unverschämtesten Ansprüche
, daß sie, und namentlich die überhaupt das
r führenden Künstlerinnen, welche meist sobald als
der „Kunst" Lebewohl sagen, um sich zur Ruhe
n oder sich reich und vornehm zu verheirathen,
ublikum in jeder Hinsicht ausbeuten und durch
rmliche Abhetzung ihrer Gastspiele und durch die
rung von alten abgelebten Stücken, in denen sie
araderolle haben, aufs unbarmherzigste tyranni=
nan weiß dies alles, aber man denkt deshalb nicht
ferntesten daran, ihr Talent, ihren Geist, ihre
lität, ihre Genialität anders als in dem gewöhn=
Superlativstile und als etwas in der Art noch nie
senes zu preisen; es ist ja ohnehin schon längst
nicht in dem Dichter, sondern in dem Schau=
en eigentlichen Schöpfer einer hervorragenden Rolle
ken und zu feiern. Wenn dagegen ein Schrift=
ein Dichter nur auf seinen kärglichen Lohn An=
nacht, nur um zu existiren und die Mittel zu
Schaffen zu gewinnen, dann schreien die Herren
und Klatschbrüder (denn auch diese gibt es so
gut wie Klatschschwestern) über schmachvolle, eines Poeten
unwürdige Erwerb= und Gewinnsucht, obschon doch schwer=
lich jemals ein deutscher Dichter und Schriftsteller aus=
schließlich von dem Ertrage seiner literarischen Arbeiten
Kapitalist geworden. Die von Wolzogen in seinem Auf=
satze berührte Tantièmenfrage wollen wir hier nicht weiter
erörtern. Wir leugnen nicht, daß die übrigens nur un=
vollständige Einführung der Tantième bisher weniger
der höhern Gattung des Dramas, als dem gewöhnlichen
Bühnenfutter zugute gekommen ist; aber der Zeitgeschmack
ist dem höhern Drama überhaupt wenig günstig. Im
Princip aber scheint uns die Tantième vollkommen rich=
tig, und hätte sie schon zu Schiller's Zeit bei den be=
deutendern Bühnen Deutschlands bestanden, so würden
die deutschen Hoftheater nicht nöthig gehabt haben, zum
Vortheil seiner Witwe und Kinder Todtenfeiern zu ver=
anstalten.

In den wiener „Recensionen" fanden wir einmal die
sicherlich richtige Bemerkung:

> Wir finden es begreiflich, daß man vom Verfall der Schau=
> spielkunst spricht. Es ist dies ein unerschöpfliches Thema. Auch
> fehlt es nie an guten Gründen, zu beweisen, um wie viel besser
> man ehemals „Komödie" gespielt habe als heutzutage. Bedenk=
> lich scheint dabei höchstens die nicht wegzuleugnende Thatsache,
> daß ähnliche Klagen über den Verfall der Schauspielkunst, sowie
> aller andern Künste auch zu jener Zeit laut wurden, auf die
> wir gegenwärtig mit theils aufrichtiger und begründeter, theils
> eingebildeter oder gar fingirter Sehnsucht zurückblicken.

Es hat sicherlich einmal bessere Zeiten für die Schau=
spielkunst in Deutschland gegeben, wir werden aber dazu
bis in die letzten Decennien des vorigen und in das erste
Decennium des jetzigen Jahrhunderts zurückgehen müssen,
wo die großartigen dramatischen Werke von Lessing,
Goethe, Schiller, Zacharias Werner, Heinrich von Kleist
u. s. w. in rascher Aufeinanderfolge entstanden. Diese
Dichtungen gingen mit dem ganzen geistigen Aufschwunge
der deutschen Nation Hand in Hand, mit einer wirklich
poetisch=idealen Stimmung der Gebildeten, die merkwür=
dig genug gleich nach den Befreiungskriegen eine furcht=
bare Depression erlitt und mehr und mehr einer frivolen
Zerstreuungssucht das Feld räumen mußte. Man hatte
für die Unabhängigkeit Deutschlands gekämpft; was aber
die Bühne betrifft, so gerieth diese immer mehr in eine
traurige Abhängigkeit von welschen Einflüssen, dank der
Förderung, welche gerade von oben herab dieser Richtung
zu Theil wurde. Natürlich hielten die edlern Elemente
noch längere Zeit vor. Doch wir wollen hier keine Ge=
schichte des deutschen Theaters im gegenwärtigen Jahr=
hundert schreiben, sondern nur einige Bemerkungen machen
über die jetzigen Bühnenzustände im Vergleich zu den=
jenigen vor 30 Jahren, denn ziemlich so lange ist es her,
daß wir als Theaterbesucher und zeitweiliger Journalist
Gelegenheit hatten, uns näher mit der Bühne zu be=
schäftigen.

Damals — ich spreche hier hauptsächlich von der ber=
liner Bühne, doch auch am Hofburgtheater, in Dresden, in
Leipzig unter Küstner u. s. w. wird dasselbe der Fall ge=
wesen sein — gab es ohne Zweifel gerundetere und in

sich vollendetere Darstellungen, ein besseres und feineres Zusammenspiel, mehr Noblesse, mehr ideale Haltung, größere Würde und Gemessenheit im Vortrage. Es war mehr Disciplin da; hierfür sorgten namentlich die Theaterleiter in Berlin, Wien, Dresden und Weimar. Heutzutage mag es vielleicht, wenigstens unter den Schauspielerinnen, ebenso große Talente und in ebenso großer Zahl geben als damals, aber sie drängen sich in zu arroganter Weise hervor, spielen nur sich selbst und stören und zerreißen das Zusammenspiel. Der Geschmack des Publikums war früher geläuterter; heutzutage will man nur eine einzelne Größe, einen Virtuosen bewundern; die Rundung des Ganzen kümmert sehr wenig, und die Scenen, in denen ein solcher Matador nicht beschäftigt ist, werden kaum noch beachtet. Was hilft uns aber ein Orchester, in welchem vielleicht der, der die erste Geige spielt, ein Meister ersten Ranges ist und seine Kunst weidlich geltend macht, während die Uebrigen nur mittelmäßige Künstler sind und in das Ganze schlecht eingreifen? Das anspruchsvolle Virtuosenthum, das ins Extrem ausgeartete Gastrollenunwesen, die stupide Neugier des Publikums, das auf der Bühne etwa dieselben Emotionen haben will, wie bei den Kraft- und Gliederverrenkungskünsten der Herren Rappo und Cottrely, haben diesen Zustand hervorgebracht. Allerdings lag der frühern Kunstweise die Gefahr eines zu übertrieben pathetischen, oft manierirten Vortrags nahe, man ist jetzt natürlicher, ungezwungener, realistischer, und trachtet mehr nach scharfer, oft überscharfer Charakteristik, als nach Schönheit und Anmuth; aber in Sachen der Kunst schadet der Idealismus, selbst wenn er zu sehr auf die Spitze getrieben wird, immer noch weniger als der Realismus, der, wenn ihm nicht Einhalt gethan wird, immer mehr in materialistische Barbarei und Roheit ausartet und früher oder später ins Verderben führt; denn zu hoch oben können Kunst und Poesie wol zu ätherisch und körperlos werden, aber zu tief unten werden sie grobstofflich, sie halten sich nicht mehr auf dem Niveau des wirklichen Lebens, sie fallen unter dasselbe. Wir sind bereits dahin gelangt, daß reine Naturalistinnen bei aller Roheit sich größerer Erfolge rühmen dürfen als wirkliche Künstlerinnen. Es ist gegründete Klage, daß unsere neuern Schauspieler Verse, zu denen Schwung, Declamation und sinnige Tonmalerei gehören, nicht mehr zu sprechen wissen, und es ist daher zu besorgen, daß wenn die letzten Repräsentanten der alten Declamationsschule, Frau Crelinger, Frau Rettich, Karl Grunert, Anschütz u. a., von der Stätte ihrer Wirksamkeit abgetreten sein werden, Darstellungen von Dramen wie „Nathan der Weise", „Wallenstein's Tod", „Iphigenia", „Torquato Tasso" u. s. w. zu den Unmöglichkeiten oder Unerträglichkeiten gehören werden.

Dagegen befinden sich unsere dramatischen Dichter in einer bessern Lage als in den zwanziger und dreißiger Jahren; damals war es für einen noch nicht accreditirten Dichter von Tragödien, historischen und socialen Dramen eine kaum zu überwindende Schwierigkeit, eins seiner Producte zur Aufführung zu bringen, und das Raupach'sche Monopol und die Schranken einer überängstlichen Censur zu durchbrechen, und die meisten Stücke von Gutzkow, Laube, Hebbel, Brachvogel, Freytag, O. von Meyern, Hersch u. a. würden in jenen Decennien nicht zur Aufführung gelangt sein. Nur leider sind sie gezwungen der Bühnentechnik zu viele Zugeständnisse zu machen, nach künstlichen Effecten zu haschen und Parforcerollen für unsere sogenannten „ersten" Künstler zu schreiben. Nationaler ist unsere Bühne, trotz des „Fechter von Ravenna", des „Heinrich von Schwerin" und so mancher Stücke von specifisch preußischer Tendenz nicht geworden; sie ist wesentlich kosmopolitischen Charakters geblieben. Doch verleiht ihr gerade dies einen besondern Werth, ein eigenthümliches Interesse und einen lehrreichen Charakter, und es gereicht uns Deutschen sicherlich nicht zur Unehre, daß wir — wie dies auch jüngst noch der Franzose Seinguerlet in einem Bericht über das Döring'sche Gastspiel in Manheim anerkannt hat — Shakspeare, aber außer diesem auch Calderon, Moreto, Molière, Racine u. a. in derselben Güte und mit derselben Gewissenhaftigkeit darzustellen wissen als Lessing, Goethe und Schiller.

Diese allgemeine Betrachtung über das deutsche Theater hat uns so viel Raum weggenommen, daß wir bedauern uns über die vorliegenden Schriften, deren Besprechung wir mit diesen Bemerkungen einzuleiten für zweckmäßig hielten, uns kürzer fassen zu müssen, als es uns im Grunde lieb ist. Wir werden uns darauf beschränken, den hauptsächlichen Inhalt einfach anzuzeigen und nur an diese oder jene Ansicht oder Mittheilung eine Bemerkung mehr flüchtiger Art anzuknüpfen. Die erste Schrift enthält Reliquien und Aufsätze von Iffland, die der Herausgeber, Karl Duncker, angesehener Chef einer durch ganz Deutschland renommirten berliner Buchhandlung, als Erinnerungsgabe an den hundertjährigen Geburtstag Iffland's (19. April 1859) zusammengestellt hat und die theils noch nicht gedruckt, theils in den Theateralmanachen von 1807—12 erschienen waren. Der Herausgeber, ein würdiger Veteran, einer der wenigen Ueberlebenden aus der merkwürdigsten Epoche der Entwickelung des deutschen Geistes, fühlte hierzu um so mehr Beruf, da er noch mit Iffland seit dem Jahre 1803 bis zu Iffland's Tode am 22. September 1814 im intimen Verkehr stand. Wir danken ihm für seine Schrift, denn Iffland nimmt in der Geschichte der deutschen Bühne als Schauspieler, Schauspieldichter, Schauspieldirector und Dramaturg eine der ersten Stellen ein. Bei allen Schwächen war er doch ein hervorragender Geist, würdig der Zeit, der er angehörte. Er wurde der Gründer und Gesetzgeber der modernen Schauspielkunst und des modernen Bühnenwesens in Deutschland, theils zu beider Nutzen, theils freilich auch zu ihrem Schaden. Denn das ist sicherlich nicht zu leugnen, daß sich in ihm bereits ein Abfall von der Idealistik der Schiller-Goethe'schen Periode bemerkbar macht, sowol in seinem Wirken als Schauspieler wie als Schauspieldichter, und Tieck wurde doch wol von einem richtigen Instinct geleitet, wenn er nicht müde wurde, den großen Fleck auf Kosten Iffland's hervorzuheben. Denn in diesem lag sicherlich etwas Realisti-

ſches, Kleinbürgerliches, das er in einer Weiſe förderte, als ob er damit ſagen wollte: ihr Deutſchen ſeid doch keine Helden und idealen Menſchen, ſondern geborene Realiſten und Spießbürger! Möglich; daß er, aber auch traurig, wenn er damit recht hatte. War aber wirklich der Goethe-Schiller'ſche Idealismus und der Wieland'ſche Atticismus eine Täuſchung, ſo mußte es auch jemand geben, der uns deſſen überführte, und dazu war gerade Iffland, ſoweit dabei die Bühne in Betracht kommt, der rechte Mann. Sicherlich war Iffland in ſeinem Genre ein großer, ein vollendeter Meiſter; das haben ſelbſt die gebildeten höhern Offiziere der franzöſiſchen Garniſon in Berlin anerkannt, die immer Iffland und die Bethmann ſehen wollten; aber das Heroiſche und Geniale lag ſeiner begeiſterungsloſen Natur fern, oder er zog es in ſeine bürgerliche Sphäre herab; allen Berichten nach ſcheint er ein außerordentlicher Verſtandeskünſtler geweſen zu ſein, der ſeine Rollen bis ins kleinſte Fältchen berechnet hatte und nach der größten Naturtreue trachtete; am beſten gelangen ihm wol Genrefiguren aus dem bürgerlichen Leben von der Art, wie ſie ſeine eigenen Stücke enthalten. Eine Menge blos ephemerer Producte wurde von ihm auf die Bühne gebracht und durch die Meiſterſchaft, womit er die betreffende Rolle gab, auf ihr erhalten; aber ſie lebten nur ſo lange als Iffland lebte oder im Stande war zu ſpielen. Seine Kunſt war ſomit an einen höchſt vergänglichen Stoff verſchwendet.

Mit allen dieſen Eigenſchaften bildet er den Uebergang zu der neuern realiſtiſchen Schule, der er auch durch ein Gaſtiren zum Vorbild diente; denn keiner vor ihm hat das Gaſtrollenreiſen ſo zur einträglichen Geſchäftsſache zu machen verſtanden als Iffland. Für die ſittliche Hebung des Schauſpielerſtandes oder vielmehr für die Hebung ſeiner Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft hat Iffland ſehr viel gethan; er ſelbſt wußte ſeinen Stand mit anſehnlicher Würde zu repräſentiren. Doch war hierbei vielleicht mehr Schein als Wahrheit. Auguſt Lewald bemerkt in dem bereits angeführten Aufſatz:

Iffland trug ſeine Kunſt in das Leben über. Er konnte auch hier, wie auf der Bühne, den vornehmen Mann vorſtellen; er war es nicht. Wir finden hierzu Belege in jenen Tagebüchern, von denen ich oben geſprochen habe, wie in handſchriftlichen Aeußerungen von ihm, die noch in vieler Händen ſind, und wie ich ſie auch eben erſt aus dem Nachlaſſe des Fräulein Beck kennen lernte, deren Stammbuch ich im Anfange erwähnte. Es waren deshalb nicht nur über ihn ſelbſt böſe Dinge verbreitet, die glücklicherweiſe von ſeinem Künſtlerruhme überdauert ſind, als auch über ſeine Schauſpieler, von denen, als ſie noch lebten, die ärgerlichſten Geſchichten im Schwunge waren.

In einer Hinſicht verdient aber Iffland jedenfalls unter ſeinen Berufsgenoſſen den höchſten Ehrenplatz, wir meinen als deutſcher Patriot und glühender Feind der fremden Gewaltherrſcher. Unverblendet durch den Beifall und die vielleicht wohlberechneten Schmeicheleien, welche ihm die Offiziere der franzöſiſchen Garniſonstruppen darbrachten, hat er von dieſem Patriotismus zahlreiche Beweiſe gegeben, die ihm mehr als ſeine Kunſt von ſeiten Preußens den Rothen Adlerorden, von ſeiten der franzöſiſchen Marſchälle und Gouverneure aber ernſtliche Verwarnungen eintrugen, die unbeachtet zu laſſen damals äußerſt gefährlich war, namentlich für einen Mann in ſeiner Stellung. Bei Schauſpielern, die ſich meiſt in alle immer nur möglichen Masken und Umkleidungen zu ſchicken wiſſen, wenn ſie darin nur Effect machen, und bei Schauſpieldirectoren, bei denen in der Regel die Rückſicht auf die Kaſſe jede andere verdrängt, iſt dieſe muthige vaterländiſche Geſinnung ſo ſelten anzutreffen, daß Iffland's Name ſchon deshalb verdient im Andenken einer dankbaren Nachwelt fortzuleben. So entſchieden war dieſe deutſche Geſinnung bei Iffland und ſo bekannt im Publikum und beſonders unter ſeinen nähern Freunden, daß Mahlmann in einem Gedicht, welches er zu Iffland's Geburtstage am 19. April 1809 verfaßte, gerade dieſe deutſche Geſinnung hervorheben zu müſſen glaubte. Dieſes Gedicht, welches die erſte Nummer dieſer Reliquienſammlung bildet und nach dem Originalmanuſcript von Duncker mitgetheilt iſt, beginnt mit den Worten:

Richte dich auf, du deutſches Herz
Und blicke voll Muth in die Ferne! —

und enthält unter anderm die bezeichnende Strophe:

Laß ſtürmen die Wogen im wilden Streit,
Der Sturm und die Woge verſchwindet,
Und ewig im Wandel der wechſelnden Zeit
Steht das Heilige feſt gegründet!
Soll Deutſchland fallen und untergehn,
Das Deutſche, es wird, es muß beſtehn.
Die Frucht von ſo viel Kraft und Mühen
Wird glücklichern Geſchlechtern blühen!

Dieſem Gedicht folgen, aus einer kleinen wiener Druckſchrift vom Jahre 1809, Aphorismen aus Iffland's Stammbuch von Goethe (vom 24. April 1796), Herder, Wieland, J. C. (Chriſtian Felix) Weiße, Klopſtock, Archenholz, Gall, Abbé Vogler, Tiedge, Schiller. Man muß geſtehen, daß die Sentenzen von Goethe, Wieland und Schiller gerade die allerunbedeutendſten ſind. Zwar wird uns die Schiller'ſche Sentenz: „Ars longa, vita brevis. Auf Deutſch: Die Kunſt lang, das Leben kurz. Zum Andenken von Fr. Schiller", durch das beigefügte Datum „Berlin, 1799" etwas verdächtig, denn Schiller beſuchte Berlin das erſte und einzige mal im Mai 1804; doch könnte die Jahreszahl 1799 auch ein Irrthum, Schreibfehler oder gar ein Zuſatz des Abſchreibers ſein, wie das J. C. ſtatt C. F. Weiße, oder gar das „Mailand, den 23. April 1796" unter der Wieland'ſchen Sentenz, wo es ſtatt Mailand ganz gewiß Weimar heißen ſoll, ohne Zweifel Schreib- oder Druckfehler ſind. Klopſtock ſchreibt ſehr kurz: „Ein feſter Mann kann alles, was er will." Etwas ſeltſam klingt Gall's Sentenz: „Große Menſchen erwarten ihren Lohn in der Unſterblichkeit. Mögen Sie, Lieber! den Ihrigen im Beſitz Ihres Meiſtertalents ſuchen, denn dieſes iſt ſeltener als Unſterblichkeit." Das größte Lob, welches einem Schauſpieler zugetheilt werden kann, wird Iffland vom Abbé Vogler in den Worten geſpendet:

Man darf Sie nur ſehen,
Man kann auch taub ſein,
Man wird Sie verſtehen.

Die nun folgenden Aufsätze: „Ueber den Hang, Schauspieler zu werden" und „Ueber die Bildung der Künstler zur Menschendarstellung auf der Bühne", empfehlen wir besonders solchen, welche nicht wissen, ob sie Schauspieler werden sollen oder nicht, oder welche es geworden sind; die letztern namentlich werden in dem zweitgenannten Aufsatz die praktischsten Fingerzeige, die brauchbarsten Instructionen, besonders in Bezug auf Declamation und Pronunciation finden. Da begegnen wir Bemerkungen wie folgenden:

Starke Stimmen gefallen sich in der Gewalt, die von ihnen ausgeht. Sie werden dann leicht überstark und dadurch widrig. Feine, dünne Stimmen glauben oft des Zarten und Zierlichen nicht genug thun zu können. Sie werden leicht tändelnd, singend und süßlich. In den Mitteltönen liegt überhaupt die Gewalt der Ueberredung, der Reiz der Beredsamkeit. Es ist leichter, einer starken Stimme Milderung zu geben, als einer dünnen Veredlung zu verschaffen.

In dem erstgenannten Aufsatz eifert Iffland unter anderm gegen das Wort „Schauspieler" und bemerkt z. B.: „Das französische Wort «acteur», obwol es auch den Hauptbegriff keineswegs erfüllt, lautet doch besser, als das buntlappige Wort «Schauspieler», das nun einmal unwillkürlich mehrere an den spitzen grünen Hut, das Schlaffseil und die Pritsche mahnt." Iffland schlug bekanntlich für „Schauspiel" und „Schauspieler" als stellvertretende Worte „Menschendarstellung" und „Menschendarsteller" vor. Freilich würde es sehr sonderbar klingen, wenn man von dem Besuch einer „Menschendarstellung" statt eines „Schauspiels" sprechen wollte.

Ueber den folgenden Aufsatz: „Die manheimer Bühne betreffend", theilt der Herausgeber Nachstehendes mit:

Die manheimer Bühne, welcher Iffland lange angehört und auch das Wirksamste zu ihrem damaligen Flor beigetragen, hatte durch die Ungunst der Verhältnisse, namentlich durch die Kriegszeiten mannichfach gelitten. Die glänzenden Erfolge, welche Iffland in kurzer Zeit als Director der berliner Bühne errungen, veranlaßten dort den Wunsch, seine Meinung über die Zustände der Bühne in Manheim und seine Vorschläge für deren Verbesserung zu hören. Er unterzog sich der an ihn ergangenen Aufforderung und schrieb theils selbst, theils dictirte er den folgenden Aufsatz: „Die manheimer Bühne betreffend."..... Der Herausgeber erhielt dies werthvolle Manuscript von demjenigen Beamten der berliner Bühne, dem Iffland dasselbe theilweise dictirt und der es nachher mundirt und nach Manheim zu senden hatte. Der bei weitem größere Theil des Manuscripts ist von Iffland's eigener Hand.

Ein sich anreihendes Circular, welches Iffland während der Anwesenheit einer französischen Besatzung in Berlin in Abschrift an sämmtliche damalige Mitglieder der berliner Bühne erließ, ist interessant durch die Energie und Schärfe, womit Iffland darin die Schauspieler abkanzelt, und verdient von allen Theaterdirectoren gelesen zu werden. Iffland erinnert die Bühnenmitglieder unter anderm daran, daß sie jetzt größtentheils vor einem fremden Publikum spielten, „welches bei sich zu Hause einer sehr sorgfältigen Bühne, der größten Pünktlichkeit der Darstellungen gewöhnt ist", und fährt dann fort:

Da dieses Publikum, ungeachtet es in der großen Mehrheit unserer Sprache nicht kundig ist, gleichwol die Rücksicht beweist, nicht ein Theater seiner Sprache hierherkommen zu lassen, und also dadurch unsere Erhaltung möglich macht: so ist es die erste Schuldigkeit, ihm in vernehmlicher Sprache und faßlich genauer Mimik verständlich zu werden.

Noch heben wir eine Reihe von Schriftstücken hervor, welche beweisen, wie schon Iffland in den Jahren 1808 und den nächstfolgenden auf die Anregung zur Schiller-Feier hinwirkte, was um so größere Anerkennung verdient, da bekanntlich Schiller über die Kotzebue-Iffland'sche Richtung wahrhaft vernichtende Urtheile abgegeben hatte. Am interessantesten darunter ist der Bericht Iffland's über die von ihm am 9. Mai 1806 veranstaltete Aufführung der „Braut von Messina" zum Vortheil der Schiller'schen Erben, welche diesen über 2700 Thaler einbrachte. Iffland gedenkt dabei der schönen manheimer Zeit, wo er mit Schiller vier Jahre lang „fast alle Abende" bei dem Schauspieler Beck zusammenkam und auch Beil manchmal sich einfand. „Schiller", bemerkt Iffland, „war damals von innig froher Laune." Wie stimmt aber diese „innig frohe Laune" zu Schiller's verzweifelten Ausbrüchen in seinen Briefen an Körner, wenn er an diesen schreibt:

Ich kann nicht mehr in Manheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängniß meines Herzens schreibe ich Ihnen, mein Bester! Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage hab' ich's in meinem Herzen herumgetragen wie den Entschluß aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens ausfüllte u. s. w.

Den Schluß des Buchs bildet „Iffland's Krankheitsgeschichte" von seinem Arzte Formey, die viele für den Menschen wie für den Künstler Iffland höchst charakteristische Züge enthält. Angenehm sind freilich solche detaillirte Krankheits- und Leidensgeschichten niemals zu lesen. Man erfährt daraus unter anderm, wie die berühmte „deutsche Gemüthlichkeit" auch gegen Iffland operirte, ihm das Leben zu verbittern. Nicht selten, wenn er auftreten wollte, erhielt er bald anonyme, bald unterzeichnete Briefe voller Vorwürfe und beißender Kritiken, „die keinen andern Zweck hatten als ihm wehe zu thun und durch erregte Galle sein Spiel zu verderben". Eine Mitveranlassung zu der ersten Veröffentlichung dieser Krankheitsgeschichte mögen wol die bösen und unzweifelhaft unbegründeten Gerüchte gewesen sein, welche über die Art seiner Krankheit und deren Veranlassung von seinen Widersachern in Umlauf gesetzt worden waren.

Theodor Rötscher hat seine in der „Spener'schen Zeitung", im „Deutschen Theaterarchiv" u. s. w. erschienenen Kritiken und „dramaturgischen Abhandlungen" (Nr. 2) gesammelt herausgegeben, wofür wir ihm im Interesse der Kunst und der wirklich wissenschaftlichen Theaterkritik nur dankbar sein können, obschon vielleicht zu wünschen gewesen wäre, daß der Verfasser die momentane Entstehungsart der Kritiken, insofern sie sich an einzelne berliner Theaterabende knüpfen, hier und da zu verwischen sich größere Mühe genommen hätte. Scheinbare Widersprüche, wie der zwischen der unbegrenzten Verehrung, die er der Rachel, und der fast unbedingten

Anerkennung, die er Frau von Bärndorff, also zwei höchst verschieden gearteten Künstlerinnen zollt, hätten, dünkt uns, durch motivirende Parallelen ausgeglichen werden sollen. Diese Kritiken, Zergliederungen und Charakteristiken der Hauptrollen der Rachel, Ristori, Marie Seebach, Auguste von Bärndorff, Ira Aldridge's, Bogumil Dawison's und des Richard III. Dessoir's, bilden, nebst kritischen Bemerkungen über einige neu einstudirte und inscenirte Shakspeare'sche Dramen, die erste Abtheilung vorliegender Schrift. Es sind dies im ganzen Analysen und Recensionen, wie man sie von einem Theaterkritiker zu fordern hat, wenn man ihm den nöthigen Zeitungsraum gewährt, sich ausführlich auszusprechen, und die nöthige Zeit, sich gründlich mit dem Gegenstande der Kritik abzufinden; sie sind voll Sachkenntniß, gewissenhaft, liebevoll, aber auch zum Theil scharf eingehend, psychologisch sowol als ästhetisch erörternd, instructiv für Schauspieler wie für Theaterkritiker und immer mit dem Texte der Dichtung Hand in Hand, diese durch das Spiel und das Spiel durch die Dichtung commentirend, was allerdings immer der Fall sein sollte.

Diese dem Verfasser gebührende Anerkennung schließt natürlich nicht aus, daß wir nicht auch im einzelnen abweichender Ansicht von ihm sein sollten. Wir hätten z. B. gewünscht, daß er die Rachel mehr als ein exceptionelles Wesen dargestellt hätte, als ein Phänomen im Gebiete der Kunst, welches man in seiner Außerordentlichkeit wie ein prachtvolles elementarisches Ereigniß mehr zu bewundern als zu loben und mehr anzustaunen als zu bewundern hat. Das Nordlicht leuchtet überaus herrlich, aber es lockt keine Vegetation hervor. So hat auch die Rachel keine Schülerinnen hinterlassen, fast keine Spur ihres Wirkens ist zurückgeblieben, und selbst das Théâtre français hat von ihr keinen Segen gehabt. Denn ein so exceptionelles Wesen wie die Rachel stört auf dem Gebiete der Kunst, dem es angehört, die Einheit und die Harmonie der Talente, die sich dann nicht so leicht wieder ins Gleichgewicht finden können. Im Gegentheil, solche eigenartige Leistungen wirken zuweilen sogar schädlich, wie wir an dieser oder jener deutschen Schauspielerin wahrnehmen können, die ihrer stillern und vielleicht auch poetischern Natur gewaltsam jene grellen Uebergänge, Sprünge und Contraste, jene unkünstlerischen, kreischenden Naturlaute abzwingt, die eben nur zu dem heftigen und selbst etwas harten Wesen einer Rachel, aber nicht in das weicher organisirte Gemüthsleben einer deutschen Schauspielerin passen. In der Charakteristik der Rachel verfällt der Verfasser auch nicht selten in Exclamationen, die immer nur Nothbehelfe und mit dem Wesen der Kritik wenig vereinbar sind, z. B.: „Das Auge von einer tiefen Trauer umschattet! und wie spiegeln sich in dem fleischlosen ganz durchgeistigten Antlitz die leisesten Zuckungen der Seele ab! .... Welche Scala von Affecten durchspielen diese Lippen" u. s. w. Phrasenhaft finden wir auch Stellen wie folgende: „Das Genie übertrifft in seinen Schöpfungen stets auch die kühnsten Erwartungen"; oder: „Nach unserm Empfinden müßten alle deutschen Schauspielerinnen die Kränze ihres Ruhms zu den Füßen ihrer großen Genossin niederlegen", und so noch manche andere. Das kleine Kapitel „Mademoiselle Rachel in Potsdam" beruht auf mündlichen Mittheilungen der Künstlerin selbst. Man erfährt daraus, daß der König zu ihr geäußert: „Je suis tout bouleversé!" daß nach einer Vorstellung auf der Pfaueninsel sich „ein Laut der Bewunderung von aller Lippen gedrängt" und daß der Kaiser von Rußland ihr gestanden: er fände sie noch größer als ihren Ruf. In Bezug hierauf bemerkten die wiener „Recensionen" sehr mit Recht: „Wir trauen der dahingeschiedenen berühmten Schauspielerin Verstand genug zu, um die Bewunderung eines Kritikers wie Rötscher der Anerkennung aller Monarchen vorgezogen zu haben, wenn ihr auch die «wahrhaft königlichen Geschenke» am Ende das Allerliebste waren." Daß sich Rötscher in andern Fällen dem banalen Tagesenthusiasmus nicht gefangen gibt, beweisen seine fein geschriebenen Analysen der Hauptleistungen Bogumil Dawison's und der Marie Seebach, indem er ihre großen Vorzüge zwar gebührend anerkennt, aber ihnen auch offen und gewissenhaft darlegt, wo sie ihm nach seiner kritischen Ueberzeugung auf falschem Wege zu sein scheinen.

Unter den dramaturgischen Aufsätzen heben wir als besonders zweck- und zeitgemäß den über das Virtuosenthum in der Schauspielkunst hervor; Rötscher beleuchtet darin besonders das System der Reclame und die raffinirten Kunststückchen, womit selbst berühmte Künstler und Künstlerinnen, „um nur neu zu sein und fortdauernd die erschlafften Nerven zu reizen", ihre Rollen ausstatten und wobei sie nicht selten der Vorschrift des Dichters direct zuwiderhandeln und die Dichtung selbst verfälschen. Hin und wieder will übrigens auch Rötscher ohne Noth etwas ganz Neues aufstellen oder er geht in seinen Forderungen zu weit. Er rügt es z. B. als „radicales Misverständniß der ganzen Situation" und als „Unsinn", daß sich alle bisherigen Darsteller des Shylock den Schein von Porzia zurückgeben lassen, um nachzusehen, ob er auch etwas von der Verpflichtung enthalte, einen Feldscher für Antonio holen zu lassen; Shylock kenne ja jedes Wort seines Scheins auswendig und wisse mit der absolutesten Sicherheit, daß von einer solchen Verpflichtung kein Wort darin enthalten sei. Indeß läßt sich auch der bisherige Usus wol rechtfertigen. Shylock thut nur so, als ob er doch eine solche im Schein vielleicht enthaltene Clausel übersehen haben könne; er läßt sich das Papier geben, sieht es natürlich nur zum Schein durch und sagt dann: „Ich kann's nicht finden!" Die den letztern Worten von Rötscher untergelegte Deutung, als wolle Shylock zu Porzia sagen: „Ich kann dies nicht zugeben, daß dies, wie Ihr behauptet, gut wäre", scheint uns doch zu weit hergeholt. Natürlich treibt Shylock mit diesem ganzen Manöver nur eine Gaukelei, die aber in dem lauernden vorsichtigen Charakter dieses Juden vollkommen begründet ist. Im übrigen läßt sich auch Phelps als Shylock den Schein von Porzia zurückgeben, um ihn durchzufliegen; und es ist doch wol mit Recht anzunehmen, daß sich von

den Traditionen der Shakspeare-Bühne manche in England erhalten haben und daß ein englischer Darsteller des Shylock, daß Phelps, der sein ganzes Studium und Handwerk auf Shakspeare geworfen hat, die Worte: „Ich kann's nicht finden!" richtig verstanden haben wird. Von dem Darsteller des Faust verlangt Rötscher, daß er in den Liebhaberscenen den „tiefen Denker" der ersten Acte durchblicken lasse. Ja, wenn der Dichter selbst nur dazu eine Handhabe geboten hätte! Aber ich weiß nicht, wie in den Worten „Mein schönes Fräulein, darf ich wagen" u. s. w. und in den folgenden Liebesscenen irgend philosophische Tiefe an den Tag gelegt werden könne. Geistige Ueberlegenheit zeigt Faust freilich auch da, und diese ist es, welche Gretchen so sehr imponirt; sonst aber ist er geschmeidiger Liebhaber und gewandter Cavalier, der höchstens in dem Monolog: „Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles", und in der Rhapsodie: „Wer darf ihn nennen?" deutlicher an den ehemaligen Philosophen und Magiker Faust erinnert. Als einen Gecken darf natürlich der Schauspieler den Liebhaber Faust nicht darstellen; ein Element der Unruhe und des Unbefriedigtseins, eine umwölkte Stimmung wird er immer durchblicken lassen müssen; wenn ihm dies aber gelingt, so hat er genug gethan; den „tiefen Denker" wird er aber in den Armen Gretchen's sicherlich zu Hause lassen müssen.

Auch Thaddäus Lau's Sammlung vermischter Aufsätze: „Zur Auswahl" (Nr. 3), die wol schon früher in Journalen erschienen sind, gehört hierher, da sich von den darin enthaltenen neun Abhandlungen nicht weniger als sechs auf Theater und dramatische Poesie beziehen; es sind die Aufsätze und Abhandlungen: „Gutzkow's Ella Rose", „Zacharias Werner als Dramatiker", „Die deutsche Schaubühne", „David Garrick", „Die Berufswahl des Schauspielers" und „Die Theaterkritik". Thaddäus Lau, ein innerlich sehr erregter Geist, ist, wir glauben behaupten zu dürfen, unabhängig von allem Partei- und Coteriewesen, und ist daher auch leicht den Verdächtigungen ausgesetzt, welchen ein auf seine vollkommene Selbständigkeit haltender Schriftsteller nicht wohl entgeht. Er sagt nach allen Seiten hin rücksichtslos die Wahrheit und sucht die Gebrechen und Krankheiten der Zeit bis zu ihrer Wurzel, der des Egoismus und schamlosen Materialismus, zu verfolgen. Die Waffe seiner Kritik ist kein zierlicher Galanteriedegen; wenn er aber auch zuweilen in seiner Erbitterung zu weit gehen und zu sehr ins Schwarze malen mag, so sieht man doch, daß es ihm dabei immer um Feststellung der Wahrheit zu thun ist. Einer der pikantesten und lesenswürdigsten unter den obengenannten Aufsätzen, der über die deutsche Schaubühne, hat uns schon früher gleich nach seinem Erscheinen in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" zu einigen Bemerkungen Anlaß gegeben, weshalb wir auf ihn hier nur verweisen wollen. Doch mögen wir uns nicht versagen, hier noch folgende Stelle aus demselben anzuführen:

Es mag wie ein Paradoxon klingen, aber es bleibt darum nicht minder wahr: was unsere Schauspieler gegen früher als Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft an Werth gewonnen, ebenso viel haben sie an Werth als Mitglieder der Bühne oder als Künstler verloren, oder formuliren wir, um nicht Misdeutungen ausgesetzt zu sein, den Satz dahin: die Schauspieler der frühern Generationen waren durchschnittlich schlechte Haushalter und schlechte Rechner, aber tüchtige Künstler, die modernen Schauspieler dagegen sind durchschnittlich tüchtige Haushalter und gute Rechner aber insgemein schlechte Künstler.

Hiermit würden wir uns einverstanden erklären, wenn Thaddäus Lau statt „durchschnittlich" und „insgemein" etwa gesagt hätte „größtentheils". Der Verfasser fährt fort:

Die Schauspieler von heute sind mehr oder minder commis voyageurs in Rollen, die sehr sorgsam Buch und Rechnung über jedes Engagement und jedes Gastspiel führen; Geld soll verdient werden, möglichst viel Geld in möglichst kurzer Frist, damit man sich rasch und schnell, die großen und glücklichen Speculanten in Villen und Landsitzen, die kleinern und weniger geschickten in bescheidenern Verhältnissen zur Ruhe setzen.

Ja, in der That, „zur Ruhe setzen", das ist der passendste Ausdruck. Wären unsere großen Schauspielerinnen und Sängerinnen wirklich von wahrem Kunstenthusiasmus beseelt, woher käme es denn, daß sie sobald als möglich eine Gelegenheit ergreifen, aus dem Künstlerverbande zu treten, und sich nach einer Heirath umsehen, die sie in einen höhern Stand erhebt oder ihnen doch ein bequemes Leben zu verschaffen verspricht?

In dem Aufsatz „Die Theaterkritik" geht es den Theaterrecensenten sehr schlecht, und so begründet zum Theil Lau's Beschuldigungen auch sind, so bleibt er doch auch hier seiner Gewohnheit treu, keine Ausnahme zuzulassen. Leider hat es immer in Deutschland Stände geben müssen, welche das Stichblatt der allgemeinen Spottlust waren, z. B. gewisse Handwerke, besonders Müller und Schneider, sodann Aerzte und Advocaten, auf die so viele Epigramme bestehen, daß man damit ein ganzes Bändchen füllen könnte, weiter Landjunker, Landschullehrer und Landpastoren, Magister und Gelehrte und überhaupt alle sogenannten „Federfuchser". Heutzutage sind es „Literaten" und Recensenten und namentlich Theaterrecensenten, welche zu diesem Zwecke herhalten müssen. Nun, vielleicht kommt auch für die Theaterrecensenten eine bessere Zeit, nur gehören dazu nicht bloße Klagen und Anklagen, sondern eine gesicherte pecuniäre Stellung, die ihnen erlaubt, sich in vollkommener Unabhängigkeit zu halten. Mögen dafür namentlich die vielen reichen Theaterfreunde sorgen, denn daß die Theaterrecensenten eine so unentbehrliche Menschenklasse sind wie jede andere, werden alle diejenigen zugeben, welche Einsicht in die Verhältnisse haben. Für jetzt ist das Los eines gewöhnlichen Theaterrecensenten, der täglich das Theater besuchen und täglich seinen Bericht abfassen muß, das traurigste und in jeder Hinsicht undankbarste von der Welt und verdient vielleicht im ganzen mehr Mitleid als Spott; zeugt es doch von einem ganz besondern Geschick, wenn ein Theaterrecensent während seiner Laufbahn ohne einen eclatanten öffentlichen Skandal davonkommt. Thaddäus Lau ist auch unparteiisch genug, die Uebelstände einzusehen, unter denen ein Theaterrecensent sein saueres Brot verdient. Die Bühnenvorstände wollen, wie Lau bemerkt, keine geistreichen Analysen, keine Rathschläge zur Läuterung des Ge-

schmacks, denn, sagen sie, „wir treiben Handel mit der geistigen Production"; sie wollen, daß der Recensent diesen Handel unterstütze, daß er alles, was sie thun und lassen, gut heiße und vor dem protestirenden Publikum vertheidige. „Wenn heute eine hamburger «Dramaturgie» geschrieben würde", sagt Lau, „für die Bühnenvorstände wäre sie nicht geschrieben." Und die Schauspieler? „Gerade der Recensent, welcher durch Bildung und Charakter befähigt ist, eine gesunde Kritik zu fällen, ist den Schauspielern der unbequemste." Und weiter:

Die Schauspieler verlangen kein Raisonnement über das Stück, in dem sie mitgewirkt; sie verlangen keine Belehrung und Berichtigung, es ist ihnen lediglich darum zu thun, daß ihrer und ihrer Rolle Erwähnung geschieht. Wo die letztere fehlt, werfen sie den Bericht, und wäre er auch noch so instructiv und geistreich, beiseite.

Nur zu wahr; man wird die Schauspieler in Deutschland zählen können, die hiervon eine Ausnahme machen. Sonst läßt es sich aber doch fragen, ob es auch in jeder andern Hinsicht wirklich so ganz elend mit unsern Bühnenzuständen steht, wie Lau und andere sie schildern. Wenigstens wenn wir sie mit den Bühnenzuständen des Auslandes vergleichen, haben wir noch immer kein Recht, gänzlich an ihnen zu verzweifeln, und erst in der vorigen Nummer haben wir ein Urtheil der ungarischen Schauspielerin Lila Bulyovsky angeführt, die uns um so manche Vorzüge unsers Theaterwesens sogar noch beneidet.

Besonders dankbar sind wir dem Verfasser für seinen Aufsatz über Zacharias Werner, der trotz allen spätern Verirrungen sicherlich zu unsern größten dramatischen Autoren gehört, hätte er auch nur den „Vierundzwanzigsten Februar" und seinen „Luther" geschrieben. Letztern nennt Lau mit Recht Werner's beste Arbeit, und wir müssen gestehen, daß dieses Drama bei seiner Aufführung auf dem leipziger Stadttheater im vergangenen Jahre einen Eindruck auf uns gemacht hat, wie nur irgendeine Schiller'sche Tragödie, d. h. bis zum Schlusse des vierten Acts, der den wormser Reichstag in echt historischer Auffassung vorführt. Der fünfte Act hängt freilich als ziemlich lahmer Fuß am Körper des Dramas. Auch wird uns Lau erlauben, nicht blos den episodisch auftretenden Theobald und seine Therese, sondern auch leider Katharina von Bora einen romantischen „Schemen" zu nennen.

Von den übrigen Skizzen des Buchs: „Ein Kampf um Dasein und Geltung", „Goethe's Eintritt in das Leben" und „Kant's Stellung zur Politik", sind namentlich der erstere, welcher Jean Paul's Nothstände in Leipzig und Hof behandelt und auf den wir wol noch gelegentlich zurückkommen, und der dritte von hervorragendem Interesse.

Karl Biltz knüpft in seiner kleinen Schrift: „Die dramatische Frage der Gegenwart" (Nr. 4), an das Lewes'sche Werk über Goethe an; aber obschon seine Prosa vielfach Spuren der besten Schule für den kritischen Stil, der Lessing'schen verräth, und obschon sein Schriftchen manche anregenden Gedanken und beherzigenswerthen Fingerzeige enthält, so kämen wir doch, offen gestanden, in einige Verlegenheit, wenn wir aufgefordert würden zu sagen, was denn der Verfasser eigentlich mit seinen Betrachtungen bezwecke? Der Titel läßt uns eine unmittelbar in die dramatische Frage der Gegenwart eingreifende dramaturgische Abhandlung erwarten; aber in dieser Erwartung sieht man sich getäuscht; man muß sich mit einem ziemlich lockern Gewebe von bunten Bemerkungen über Shakspeare und Goethe begnügen. Etwas geht jedoch durch die Schrift hindurch: eine unverhohlene Animosität gegen Gervinus' Werk über Shakspeare, dessen „einziges Verdienst" ihm in der weitern Ausführung der zuerst von Goethe gemachten Beobachtung zu liegen scheint, wonach sich die Stücke Shakspeare's „alle um einen einzigen Begriff oder Gedanken drehen, zu dem alle Charaktere in näherer oder entfernterer Beziehung stehen". Er nennt es sogar ein „unglückliches Buch", weil Gervinus dem deutschen Nationalgefühl Fußtritte versetze und uns zu verstehen gebe, daß Goethe und Schiller im Vergleich zu Shakspeare häufig weiter nichts als „bloße Versmacher" seien. Das hat Gervinus doch wol nicht sagen wollen, wenn er irgendwo in seinem Werke von der „niedern Redeweise des deutschen Dramas" spricht, die selbst bei Goethe und Schiller oft nur „versificirte Prosa" sei; denn ein Dichter, der einer überwiegend prosaischen Zeit angehört, kann wol mitunter „versificirte Prosa" schreiben, ohne deshalb doch im ganzen ein bloßer „Versmacher" zu sein. Auch ereifert sich der Verfasser gar sehr gegen Gervinus' Behauptung, wonach „der Bildungszustand und die Entwickelungsstufe unsers Volks heute ungefähr dieselbe ist wie Englands zu Shakspeare's Zeit"; Biltz erblickt hierin eine Art Beleidigung für die deutsche Nation. Nun, wie man es nimmt! Eine Zeit und eine Nation, aus deren Schose sich ein Genius wie Shakspeare entwickeln konnte, müssen doch nicht so ganz übel gewesen sein. Im übrigen scheint es auch uns so, als ob sich die Engländer der damaligen Zeit und die Deutschen der unsern gar nicht vergleichen lassen. An einer Stelle setzt der Verfasser Shakspeare darüber zurecht, daß er Petruchio sein Käthchen, die zu bezähmende und später gezähmte Widerspenstige, in eine so harte Schule nehmen läßt, statt ihn den Versuch machen zu lassen, sie zuvörderst durch freundliches Zureden zu bekehren. Versuche dies der Verfasser doch nur selbst solchen Koboldén gegenüber! Shakspeare war der Mann nicht, solchen ungezogenen weiblichen Geschöpfen, die auf der modernen Bühne als besonders pikant und reizend gelten, den Sieg behalten zu lassen; auch an ihnen vollzog er mit eiserner Strenge, tragisch oder komisch, das Strafamt, das er überall über den thörichten launenhaften Eigenwillen verhängt.

Ueber das, was der dramatische Dichter seinem Publikum sein und bieten soll, drückt sich der Verfasser gelegentlich schön und meist auch treffend in den Worten aus:

Das volle, frische, wirkliche Leben soll uns der Dichter vorführen, aber erhöht und verklärt nach den Gesetzen der Kunst und Schönheit, die nur ihm bekannt sind, die aus der Fülle der wirklichen Erscheinung die großen und ewigen Züge hervorheben, welche der menschlichen Natur zu allen Zeiten eigen gewesen sind. Zu Muthe soll uns sein, als ob wir vor Menschen unseresgleichen ständen, aber vor Menschen einer vornehmern Natur,

vornehmer in ihren Lastern oder Tugenden, deren Thun und Leiden uns mächtig ergreift, wie unser eigenes, und von denen uns doch eine unsichtbare Schranke trennt. Fühlen sollen wir: diesen guten oder bösen Gedanken hast du selbst schon bei dir gehegt, dies oder jenes ist dir aus der Seele gesprochen, aber dir selbst sind diese Gedanken nicht so klar geworden, du selbst hättest es so nicht ausdrücken können.

Mit dieser doch etwas Positives bietenden beredten Stelle hätte der Verfasser sein Buch zweckmäßiger geschlossen, als mit seinem nicht sehr feinen und noch weniger geistreichen Ausfall gegen Meister Gervinus.

Hermann Marggraff.

Der Kirchenliederdichter Philipp Nicolai.

Dr. Philipp Nicolai's Leben und Lieder, nach den Quellen. Von L. Curtze. Halle, Fricke. 1859. Gr. 8. 27 Ngr.

Nicolai ist der Dichter der Kirchenlieder: „Wie schön leuchtet der Morgenstern" und „Wachet auf, ruft uns die Stimme". Er wurde 1556 zu Mengeringhausen im Fürstenthum Waldeck, wo sein Vater Pfarrer war, geboren und wirkte selbst als Pfarrer, von 1583—86 zu Herdecke in der Grafschaft Mark, 1586—96 zu Nieder- und Altwildungen in Waldeck, von 1596—1601 zu Unna in Westfalen und endlich in Hamburg, wo er 1608 starb. Curtze hat sowol das äußere Leben Nicolai's, als die amtliche und schriftstellerische Thätigkeit desselben mit aller Genauigkeit, die ihm der Reichthum an Urkunden und Hülfsmitteln möglich machte, dargestellt und ist auch bei der Mittheilung der Belege nicht sparsam gewesen.

Das Leben der Pfarrer war gewiß in jenem Zeitalter sehr oft kein idyllisches Pastorale, namentlich da jeder strebsame Geistliche es seinem Vorbilde Luther gleichzuthun suchte, und wenn ihm die Reinheit der Lehre nur durch ein Stäubchen befleckt schien, sofort zum Schwerte griff, weil er mit einem friedlichen und nachgiebigen Zusehen die Schuld des Verraths an Gott und der Kirche auf sich zu laden glaubte. So führte denn auch Nicolai ein sehr bewegtes Leben und seine Geschichte enthält manchen wichtigen und anziehenden Beitrag zur Kunde des Geistes, der Sitten und der Zustände jenes seltsamen Zeitalters. Schon von außen bringen zerstörende Mächte ein und beeinträchtigen jahrelang eine geordnete und freudige Thätigkeit. Bald machen räuberische Soldaten das Land unsicher, man muß aus der Heimat flüchten; bald hat der Geistliche, selbst siech und mit Muthlosigkeit kämpfend, die Trostquellen der Religion bis auf den letzten Tropfen auszuschöpfen, denn seine Gemeinde wird von einer furchtbaren Pest heimgesucht. Die Kirche war keine Stätte des Friedens. Wird der Geistliche zu einer Stelle berufen, so regen sich sogleich Widersacher, die ihm den Einzug in seine Pfarre erschweren. Der Landesherr, der adeliche Patron, der Vorstand der Städte, der Kaufmann, der Bürger, sie alle sind mit den Stichwörtern der Religionsparteien bekannt. Man durchstöbert die Schriften des Ankömmlings nach ketzerischen Meinungen, aus seinem frühern Wohnorte folgen ihm verdächtigende Nachreden, man nöthigt ihn, ein unangreifbares Glaubensbekenntniß abzulegen oder mit Geistlichen von Ruf, deren Gutachten entscheiden soll, zu disputiren. Ist er endlich im Amte, so soll er seiner Gemeinde als ein eifriger Mann Gottes Ehre machen; er soll wie Luther seine Donnerstimme erheben bald gegen die Papisten, bald gegen die Calvinisten und Zwinglianer. Und hat er dies so gut gemacht, daß man sich von allen Seiten gegen ihn erhebt, nicht nur mit theologischen Thesen und Syllogismen, sondern auch mit Pasquillen und Verwünschungen, so heißt er wieder ein unruhiger Zänker und man möchte ihn gern los werden. An demselben Orte befehden sich die Amtsbrüder auf der Kanzel, denn jeder steht bei dem andern im Geruche der Sektirerei; die Obrigkeit selbst verbietet den ärgerlichen und unerbaulichen Haber, aber der Wahrheit auf einmal zum Siege verholfen und der eine Bruder abgesetzt werden. Es ist merkwürdig, wie man bei diesen Religionskämpfen durch die scharfe Fassung der Streitfragen aus jeder Meinungsverschiedenheit eine Ursache zum bittersten Hasse und zur fanatischen Verfolgung zu machen verstand. Den Reformirten wird z. B. nicht vorgehalten, daß Gott unmöglich, wie ihre Prädestinationslehre annimmt, die Mehrzahl der Menschen von vornherein zur Unseligkeit bestimmt und von der Gnade ausgeschlossen haben könne, sondern man sagt, ihr Gott sei ein „leichtfertiger, arglistiger, blutdürstiger Moloch"; sie selbst sind also Götzenanbeter, Baalsdiener, Ungeziefer, eine Rotte Korah, werth, daß sie der Abgrund verschlingt. Der Calvinist widerlegt seinerseits nicht eine Meinung seiner Gegner von Christus, sondern er nennt den Heiland selbst, welchen sie anbeten, „einen ohnmächtigen Hirngötzen, Wolf, Mörder, Baal" u. s. w. Nicolai hat sich, als ein eifriger Glaubenswächter und vielleicht durch das Beispiel seines Vaters angeregt, der für die Ausbreitung der Reformation sehr thätig gewesen war, an diesen Händeln mit aller Leidenschaftlichkeit betheiligt und stand deshalb noch nach 150 Jahren bei dem bekannten Pastor Götze zu Hamburg in gutem Ansehen. Nicht minder wie in der Feindschaft scheint der fromme Eifer zu jener Zeit in der Freundschaft alles Maß überschritten zu haben. Versetzen wir uns an Nicolai's Sterbebett. Der arme Mann litt an einem Geschwür im Kopfe, das linke Ohr wurde fast taub, ein hitziges Fieber warf ihn nieder und rieb ihn auf. Er fühlte die Annäherung der Todesstunde und gab den Seinigen den Scheidesegen. Jetzt treten Dedeken und andere Collegen und Freunde an sein Schmerzenslager, um die enteilende Seele recht für den Himmel reif zu machen. Dedeken befragt den Sterbenden mit Fleiß um sein Bekenntniß, „erinnert ihn länglich, was er bisher für die christliche Kirche gestritten" und bittet ihn zu erklären, ob er auf das, was er gelehrt, sein Leben beschließen wolle. Die Kräfte reichen nur noch hin zu einem Ja und zu einem Händedruck. Dedeken fährt gleichwol in seinen Mahnungen fort, und als er sich Amts halber auf eine Weile entfernt, tritt ein anderer für ihn ein und die ganze Verhandlung wiederholt sich. Nicolai verfällt zwei oder drei Stunden vor dem Tode, matt und betäubt, in einen Schlummer. Die eifrigen Freunde gönnen seinem kranken Haupte auch jetzt noch nicht die Ruhe. Dedeken erzählt, daß er selbst und seine Herren Collegen mit der Erinnerung göttlichen Worts nicht abgelassen, sondern „ihm mit Fleiß zum Ohren gerufen, darunter er im Herrn entschlafen und zwar gar sanft"!

Nicolai hat fünf geistliche Lieder gedichtet, eins von ihnen ist verloren, drei sind in die Gesangbücher aufgenommen. Curtze gibt uns namentlich über die beiden schon oben angeführten, welche mit Recht kirchliche Volkslieder genannt werden können, sehr dankenswerthe Nachrichten, indem er von ihrer Originalität (sie sind nicht aus weltlichen Volksliedern entstanden), von der Zeit der Abfassung, von dem Ursprunge der Melodien, von der Verbreitung durch die alten kirchlichen Gesangbücher, von den Veränderungen, Umarbeitungen, Nachahmungen u. dgl. handelt und endlich gewichtige Urtheile über den Werth und die Brauchbarkeit der Lieder für die neue Zeit zusammenstellt. Von dem Jesusliede: „Wie schön leuchtet der Morgenstern" u. s. w. finden sich ganz entgegengesetzte Meinungen. Bald zählt man es zu dem Besten und Erhebendsten, was noch heute dem Herzen dargeboten werden kann, bald empfiehlt man, es als ein veraltetes Kleinod zu reponiren; dem gebildeten Gläubigen, welcher sich in die Anschauungsweise der Vergangenheit zurückversetzen könne, möge es immerhin zur Erbauung bleiben, aber den Gemeinden müsse man seine Wunderlichkeiten nicht mehr aufdringen. Vieles traf zusammen, um diesem Liede in den vorigen Jahrhunderten eine außerordentliche Beliebtheit zu verschaffen. Es nahm mit der Vorstellung von Christus als dem Bräutigam der Seele die süße und innige Glut des weltlichen Minneliedes auf, es schmückte sich mit den mystischen Bildern der Bibel, namentlich des Hohenliedes, deren ahnungsvolle Dunkelheit das Gefühl desto lebhafter

:wegte, es verband, was in den Kirchenliedern so selten der :all ist, mit dem lyrischen Schwunge eine phantasievolle Anschau- :hkeit, es erhob die Seele über die Alltagsstimmung, es enthielt :oesie, und wenn nun weiter die herrliche Sangweise, von wel- :r Mozart sagte, er gäbe sein bestes Werk für sie, die Wir- :ng unterstützte, so begreift man, daß dieses Lied zu der Zahl :rjenigen gehören mußte, welche in alle Gesangbücher aufge- :mmen und in allen protestantischen Ländern gesungen wurden. :deffen veranlaßten die „amorosen, honigsüßen Rosenworte" des :des auch bald einen greulichen Misbrauch. Nicolai hatte die :mmlische Liebe mit den sinnlichen Farben der weltlichen ge- :lt und ein anfangs wol unbewußter Trieb verführte das :lk, jetzt auch die sinnliche Liebe an die Stelle der himmlischen :setzen: es wurde allgemeine Sitte, das Lied bei Hochzeiten zu :jen. Gewiß wollte man sich selten oder nie damit vermahnen, weltliche Ehe für das Abbild der geistigen Vereinigung Christus zu nehmen; die Klage der Geistlichen, daß die lü- :nen Weltkinder aus der schönen Blume Gift sogen, endlich Verbot (1702), dieses Lied bei Hochzeiten zu singen, weisen einen argen Muthwillen hin.

Das zweite Lied: „Wachet auf, ruft uns die Stimme", be- :ptet sich dagegen noch jetzt fast allgemein und man wünscht einige leichte sprachliche Veränderungen. Die endliche An- :t des Herrn in dem himmlischen Jerusalem, der Wächterruf Mitternacht, das Hosianna der Jungfrauen, die mit ihren :pen dem Bräutigam entgegengehen, das vollstimmige Gloria Einzug durch die Perlenpforte, die Scharen der Engel der Erlösten um den Thron, die Offenbarung des Geheim- :s, von dem kein sterbliches Auge und Ohr je etwas vernom- :: diese großartigen Bilder, welche mehr andeutend als aus- :nd, die Phantasie zu erhabenen Anschauungen erwecken und kurzen, markigen Worten beleuchtet, auf den letzten Tag der hinzeigen, dem an Bedeutung nichts gleichkommt als ihr Tag: das alles ist echte Poesie und tiefe Religion. Die :die soll von Nicolai selbst erfunden sein. Ebenso mächtig :gend, voll feierlicher Pracht und tiefer, heiliger Freude, :st sie sich in der That mit dem Liede als die Schöpfung :ben Inspiration.

Sind nun auch die polemischen Heldenthaten Nicolai's nicht interessant, vielmehr der Vergessenheit werth und bedürftig, :dient der Dichter dieser beiden Lieder immer eine Mono- :ie. Vielen Lesern möchte es vielleicht erwünschter sein, :der Verfasser mit mehr Freiheit das Ergebniß seiner sorg- :n Studien zu einer lebendigen Darstellung der Haupt- : benutzt hätte. Die Arbeit bleibt jetzt zu sehr in den :ialien stecken. Doch jeder Schriftsteller hat das Recht, :ein Publikum zu wählen und den Hymnologen von Fach :die Abhandlung vielleicht gerade wegen dieser philologischen, :cht zu sagen, mikrologischen Genauigkeit der Ausführung :egen diefer Vollständigkeit in den Nachweisungen am mei- :efallen.

Leo Cholevius.

Moderne Idyllen.

:as mir mein Klavier erzählt. Von Julia Behr. Ber- :, Behr. 1859. 16. 10 Ngr.

:ei Weihnachtsgeschichten. Von Ernst Koch, Wilhelm :nker und Karl Altmüller. Göttingen, Wigand. :59. 16. 7½ Ngr.

:ehmen wir statt der Hirtenflöte das Klavier, statt einer :rscene an der Rieselquelle unter dem grünen Blätterdache :uchen und Linden die einfachen reinen und natürlichen :ergießungen einer unschuldigen Frauenseele im Salon, :aken wir uns diese Herzensergießungen in kleine Gemälde, :x, eingerahmt, wie denn die Verfasserin von: „Was mir mein : erzählt" (Nr. 1), Julia Behr, auch selbst im Vorworte :annichfaltigen Bildern" spricht, welche ihr Instrument, „der :reund des Lebens", an traulichem Abend an ihrer Seele :geführt, so wird man die Ueberschrift, mit der wir die vorliegenden Skizzen bezeichnet haben, gerechtfertigt finden. Es gibt Lieder ohne Worte, hier haben wir eine Musik ohne Noten. Wie wir in den Liedern ohne Worte den Gedanken des Liedes in seiner Allgemeinheit durchklingen hören, so gibt uns das Büchlein „Was mir mein Klavier erzählt" eine Reihe von Phantasien in Begriffen wieder; und wenn wir von diesem Standpunkte aus zur Lectüre vorschreiten, so werden wir das Dargebotene nicht ohne große Befriedigung entgegennehmen. Die Ungebundenheit des Gefühls, mit der sich der Phantasirende seinen augenblicklichen Eingebungen überläßt, ist auch hier vorherrschend. Aber bei aller Willkürlichkeit des Gedankengangs, durch welche sich solchemnach die zwölf kurzen Skizzen, in denen die Verfasserin ihre Klavierphantasien sprachlich reproducirt, in eigenthümlicher Weise charakterisiren, fehlt es ihnen nicht an der Harmonie, welche die Grundbedingung der poetischen wie der musikalischen Composition ist. Wir folgen ihr daher gern in den Hörsaal des Meisters, in den Concertsaal, in die Ahnenburg, in das Boudoir der Sängerin, in das Atelier des Künstlers und in die Weltausstellung, oder lauschen mit ihr den Phantasien des Jünglings, den Offenbarungen des Tondichters, den Seufzern des Musiklehrers und den Herzensergüssen zwischen Mutter und Kind. Ja selbst der verstimmten Saite widmet sie eine Seite, aus der wir lernen, daß es wohlgerathen sei zu schweigen, wenn der einheitliche Klang in unserer Seele verstummt ist. Der Verfasserin fehlt er nicht, und darum gönnen wir ihr gern, auch für zukünftige Gaben, das Wort.

Auch die „Drei Weihnachtsgeschichten" (Nr. 2) gehören ihrem Tone und ihrer Haltung nach ganz unter unsere Rubrik. Die erste: „Eine Bescherung", von Karl Altmüller, ist eine niedliche dem Kaufmannsleben entnommene Idylle. Drei Brüder haben das Gelübde abgelegt, Hagestolzen zu bleiben, besinnen sich aber eines Bessern, gedenken des „anmuthigen Worts" des alten Johann Fischart: „Die Kinder sind der Aeltern schönste Wintermaien, Leidvergeß und Wendunmuth, in denen ihr Alter wieder blühsam wird", und bescheren sich zum Weihnachtsabend den gegenseitigen Dispens vom Gelübde, nachdem die drei Bräute, mit denen die drei Weihnachtsdinge, die Ehre, der Friede und das Wohlgefallen, ins gemeinsame Haus kommen sollen, gefunden und beziehendlich wiedergefunden worden waren. Die Erzählung entspricht durchweg allen Anforderungen, die man an eine gute Idylle zu machen berechtigt ist.

Die zweite Weihnachtsgeschichte: „Der einsame Mann", von Wilhelm Lynker, führt uns in das dunkle Gemach eines reichen Mannes, der 40 Jahre nur sich und seinem Erbe gelebt und mit dem Reichthum des Vaters auch dessen Beinamen „der Hartherzige" ererbt hat. Die laute und stille Weihnachtsfreude in den verschiedenen Stockwerken des Nachbarhauses drängt ihn zu der Frage: Wo finde ich das Glück? und gibt ihm die Antwort: „Außer mir! Im Vergnügen meiner Mitmenschen, meiner Freunde — in dem Antheil, welchen der einzelne am Leben aller, an der Menschheit, an der Geschichte nehmen kann — in der Erinnerung an eine schöne Vergangenheit und der Aufopferung für Verlassene, immer aber außerhalb, in der innigen herzlichen Vereinigung mit andern." Die eine Stunde hat ihn umgewandelt, und er fühlt nun, daß er, um Freude zu ernten, Freude säen, um das Glück zu finden, sich mit warm schlagendem Herzen unter die Menschen begeben müsse. Er weiß nun, daß ihm eins gefehlt: „ein wenig Liebe". Die Erzählung schließt sich in Ton und Darstellung würdig der ersten an.

Dasselbe gilt von der dritten Gabe des Büchleins: „Die Novelle", von Ernst Koch, von der wir es uns nicht versagen können, unsern Lesern die Introduction vollständig mitzutheilen:

„In einer engen Straße der Residenz wohnte der Dichter Leonard. — «Leonard? Wir kennen ihn nicht.» Möglich! er war arm, bekleidete keine öffentliche Stelle, war keiner gelehrten Gesellschaft Mitglied, schrieb oft unter angenommenem Namen, hatte vier kleine Kinder, und wohnte im vierten Stockwerk — und wer kann sich viel um solche Leute bekümmern? Seine Novellen und seine Lieder wurden mit Beifall gelesen, aber seine

Person kannte niemand; nach seinen Leiden und Freuden fragte kein Mensch. Diese hatten keine andern Zeugen, als die enge Wohnstube, seine schöne Ehefrau Johanna und seine vier lieben Buben: lauter zuverlässige Zeugen, weil sie den ganzen Tag um ihn waren, und die Knaben um ihn her tobten und sangen und Frau Johanna um ihn her fegte, während er auf seinem Autorthrone saß und für seine Leser arbeitete. Ich schäme mich fast, diesen Autorthron, nebst dem dichtenden Menschen, den er trägt, hier vor aller Welt bloßzustellen. Ein durchgesessener Strohstuhl ohne Lehne, aus welchem unten die Strohwickeln herausguckten, die er an jedem Samstage mit der Papierschere abschnitt, war der Sattel, auf dem er ins romantische Land ritt, der Bildhauerschemel, auf dem er glückliche Menschen meißelte, seine geistige Drehbank und der Webestuhl, auf dem er die Ereignisse des Lebens webte und klingende Reime um Reime schlang, während eine sorgenvolle Wirklichkeit auf zwei Füßen ihn hinten am Rocke zupfte und um ein Stück Butterbrot bat. Und dann der durchlöcherte Hausrock, in welchem der Vater oft mit den Kindern auf den Dielen gerutscht und Huschemännchen gespielt! Aber decken wir über alles dies die schönen Farben der Bildwerke und Altarblätter und Schleier, die der Dichter in seinem engen Leben schuf; lassen wir das ganze häusliche Elend und Kindergeschrei durch das melodische Geläute der Lieder übertönen, welches, wenn Leonard unten die Glockenseile zog, sich droben im reinern Aether hören ließ und die Leute weit und breit entzückte. Hätten die Jungen nicht so einen Löwenappetit gehabt, hätte Frau Johanna, das sanfte blonde Weib, sich eine Magd halten oder den Kleinsten einer Amme übergeben können, so hätte der Autor nicht bei den besten Stellen seine Feder abzusetzen brauchen, um ein Stück Brot zu spenden; ja hätte das treue Paar noch ein einziges Kämmerchen neben der lärmenden Stube gehabt, in welches Leonard sich hätte flüchten können mit seinem Strohstuhl und seinen Träumen, so wäre er unerreicht geblieben von den militärischen Commandos des kleinen Paul, oder von der süßen Bitte: Nimm mir einen Augenblick das Kind ab, Leonard! oder: Lieber Papa, mache mir von diesem Tuche und diesem Stocke eine Fahne."

Der Dichter sitzt also auf seinem Throne, Frau Johanna erinnert sanft an die Novelle, die er dem Buchhändler versprochen, denn der Dichter ist in glücklicher Stimmung. Sie sagt: „Du solltest sie heute, jetzt gleich beginnen. Ich gehe, um unten im Hause einen Arm voll Holz zu borgen, und die Kinder wollen ruhig sein, nicht wahr, ihr Buben?" Die größern schreien einstimmig: „Ja", ohne zu bedenken, wozu sie sich verbindlich machen; Hr. Leonard aber läßt die Arme hängen und sagt wehmüthig:

> „Kann ich Novellen aus der Erde stampfen?
> Wächst ein Roman mir auf der flachen Hand?
> Gewinn' ich Gold aus ordinären Schlacken
> Und ein Gedicht, eh' ich den Stoff erfaßt?
> Sprich, kannst du einen Pfannenkuchen backen,
> Wenn du kein Mehl und keine Eier hast?

Gib mir einen Stoff Johanna." Aber der Stoff ist schon da. Wir befinden uns mitten in der Novelle drin. Die Kinder halten nicht Wort und stören den Vater. Paul fragt: „Wann schreiben wir den Brief an das Christkind?" Der Vater findet, daß der Knabe recht hat. „Jetzt gleich, Männchen, denn es ist hohe Zeit!" So geht's an das Schreiben. Während der Arbeit wird die Frage debattirt, wie der Brief zu bestellen sei. Paul schlägt vor, ihn zum Dach hinauszuwerfen; der Brief ist inzwischen fertig geworden und schließt: „Also mein liebes Christkindchen, wir bitten dich, du wollest uns diese schönen Sachen morgen, am heiligen Abend in der Dämmerung, schön in unsers Vaters Stube, Kreuzstraße Nr. 157 vier Treppen hoch, hinbescheren. Dein treuer Paul Leonard, für sich und seine beiden Brüder." Der Vater setzt die Adresse darauf: „An unser liebes Christkind im Himmel, abzugeben auf dem Dache" und geht mit den Kindern auf den Boden, wo Paul das Papier in die Lüfte hinausflattern läßt; der Dichter aber steigt die Bodentreppe hinab und sagt: „Frauchen, leg' Holz ein, und ich denke nach über die Novelle." Daß nun die Winde das Blättchen glücklich an die rechte Stelle tragen, und daß sich für Christkindchen eine bereitwillige Geschäftsführerin findet, die als bescherende Fee am Weihnachtsabend mit den erbetenen Waffen und Pferden sammt allem, was sonst zur Erhellung des düstern Dichterstübchens gehört, in demselben erscheint, versteht sich von selbst. Die „Waffen und Pferde" führen aber auch zu einem Mißverständniß und unblutigen Rencontre zwischen zwei Anbetern der vermittelnden jungen Dame; und diese Episode hätte bei etwas sorgfältigerer Behandlung noch einen ergötzlichern Eindruck und dem Ganzen zu einer bessern Gesammtwirkung verhelfen können. Wir nehmen aber damit von unserm obigen günstigen Urtheile nichts zurück und wünschen vielmehr, daß die „Drei Weihnachtsgeschichten" auf vielen Weihnachtstischen ihren Platz finden und unmittelbar und mittelbar manche Weihnachtsfreude bereiten mögen.

18.

Notizen.

Hormayr und Varnhagen über ultramontane Geschichtschreibung.

Aus einem Briefe Varnhagen's von Ense vom 3. Februar 1832, der sich im Nachlaß eines jüngst verstorbenen Geschichtschreibers befindet, bringen wir hier eine Stelle zum Abdruck, worin Varnhagen ein Urtheil Hormayr's über Bucholtz' „Geschichte der Regierung Ferdinand's I." mittheilt und billigt. Das Urtheil zweier Katholiken über eine hervorragende Leistung ultramontaner Geschichtsfälschung verdient zumal heute Beachtung, besonders da der Brief auf einen oft besprochenen Wechsel in Hormayr's schriftstellerischer Thätigkeit ein scharfes Licht wirft. Hormayr's Ausspruch lautet:

„Bucholtz, von den hyperkatholischen Fanatikern in Münster ausgegangen, ein rechtschaffener Mann, aber bis zur ekelhaftesten Grimasse überspannt für die Einheit des gesammten Deutschland unter einem absolut monarchischen Kaiser, der Famulus jener Congregation, die 1826 durch Canning überwiesen wurde, für die Apostolischen in Frankreich und Spanien und vorzüglich für Dom Miguel in ganz Oesterreich und besonders in Ungarn große Geldsummen gesammelt zu haben, erhielt von seiner Partei den Auftrag, einen urkundlichen Donnerkeil gegen die Reformation zu schleudern, und zu diesem Ende im Staatsarchive Studien zu machen. Die Epoche Ferdinand's I. wurde gewählt, weil in selber die Reformation durch den Bauern- und Wiedertäuferkrieg und sonst noch in den beunruhigendsten Formen und Nebenumständen auftrat, und man also des (bisher immer vorgeschobenen) vitiosen Cirkels erledigt war, daß man die Reformation nicht wegen ihrer *religiösen*, sondern wegen ihrer *politischen* Tendenzen verfolgt habe, und ob die spätern unseligen Ausbrüche durch die Verfolgung veranlaßt worden seien, oder aber die Verfolgung durch die demagogische und durchaus auflösende Richtung der Reformation von Anbeginn als Nothwehr erzwungen hätten? Was der Congregation mißfiel, ist in diesem Werke sorgfältig verschwiegen, dagegen die Kehrseite des Protestantismus aufs gehässigste ausgemalt, das Ganze somit durchgängig eine Falschmünzerei, was ich am besten weiß, da ich über ein Jahrzehnd Director des geheimen Archivs war und es von 1807—11 von Grund aus reorganisirt habe. *Ich selbst war solange auf einem ganz falschen Wege, als ich mich blos an jene Quellen hielt, welche die Jesuiten übrig gelassen, die unendlich viel aus der Epoche von 1570—1650 vernichtet haben.* Was Intoleranz und Absolutismus unter Ferdinand II. gegen Constitution, Glauben, Sitte, Sprache, Nationalität und Nationalbildung in allen österreichischen und böhmischen Landen verübten, das geschah unter Leopold I. in Ungarn. *Wie ich einmal anfing, ungarische und böhmische Quellen zu studiren, ging mir freilich ein entsetzliches Licht auf. Der beste Beweis dessen ist der große Abstand der*

childerung beider Epochen im österreichischen Plu… rch und in der Geschichte Wiens, sogar unter dem … finnigen Joche der wiener Censur. So arg habe ich mir … choltzens Buch freilich nicht vorgestellt!"

So weit Hormayr; Varnhagen konnte „sich nicht versagen", … n Adressaten, welcher die kritische Anzeige von Bucholtz' … erk in einer der Literaturzeitungen jener Zeit übernommen, … nen so bedeutenden Zeugen vorzuführen, und konnte nur … nschen, obgleich er wie Hormayr nicht zu den Protestanten … echnet werde, daß von protestantischer Seite eine nachdrück… e Verwahrung gegen dergleichen Fälscherei eingelegt werde".

25.

Julius Rupp contra „Grenzboten".

Mit einigen Worten wollen wir einer kleinen Schrift Ju… Rupp's gedenken, welche unter dem Titel: „Die Grenzboten, … varitätische Staat und die freien Gemeinden", im Selbstver… des Verfassers (Königsberg 1859) erschienen ist. Die Schrift … et sich gegen einen Aufsatz der „Grenzboten" (Nr. 1): „Der … testantismus und das Laienthum", und ist der Specialabdruck … früher in der „Königsberger Sonntagspost" veröffentlich… Artikels. Julius Rupp behauptet, daß die Art, wie die … enzboten" Religion und Kirche, Christenthum und Protestan… us behandeln, als ein „wirres Durcheinander der sonder… en Widersprüche" erscheinen würde, wenn man sich nicht … hlösse, „mit ihnen davon auszugehen, daß der Glaube an … Macht das alleinseligmachende Dogma oder, um uns ih… eigenen Ausdrücke zu bedienen, das einzige, die sittlichen … dlagen des irdischen Lebens unerschütterlich feststellende Dogma … An einer andern Stelle gibt der Verfasser von den „Grenz… " folgende Charakteristik: „Ihre Geschichtsbetrachtung ist … und durch traditionell und schablonenartig. Der Schlüssel … m, was geschieht, ist für sie ausschließlich das Vergangene. … sind deshalb, wo es darauf ankommt, die geschichtliche Ent… ung der Gegenwart zu würdigen, gänzlich außer Stande, … rscheinungen unserer Zeit, die zu charakterisiren sind, fest … uge zu fassen, für sich selbst zu betrachten und nach dem … labe unsers Jahrhunderts zu beurtheilen. Auch da, wo … Erkennen davon abhängt, ob wir einen sichern Blick für … aben, was vor uns liegt, ist ihr Kopf sofort nach hinten … det, um sich bei der Vergangenheit Rath zu holen. Alle … und Begriffe, die sie haben, sind an die Erscheinungen … ergangenheit genagelt. Es kann jetzt nichts in einer an… Weise geschehen, als es vor Zeiten geschehen ist. Daß … die ganze Weisheit einer Kritik ist, die für das Auge … hlands angesehen sein will — und angesehen wird, ist frei… el genug für Deutschland, aber es ist so." Wir verspü… ine besondere Neigung, uns in den Streit zwischen der … gsberger Sonntagspost" und den „Grenzboten" einzumi… am wenigsten in der Stellung eines bewaffneten Vermitt… elche die undankbarste und exponirteste von allen zu sein … wir haben hiermit nur diejenigen, welche an den religiö… reitfragen der Zeit einen lebhaften Antheil nehmen, auf … ontroverse und auf das Dasein der vorliegenden Broschüre … ksam machen wollen. Lobend darf übrigens hervorgeho… rben, daß Rupp, der seine freigemeindlichen Ueberzeugun… t dem Geiste philosophischer Speculation durchdrungen … seiner Schrift, sowol wo er angriffs-, als wo er verthei… weise verfährt, immer bei der Sache bleibt und niemals … brutal-arroganten, ungeschliffenen und persönlichen Ton … den zu vermeiden den Deutschen bei solchen Controver… schwer gelingt.

H. M.

Bibliographie.

…ams, W., Des alten Mannes Heimath. Eine Erzäh… Aus dem Englischen übersetzt von S. M'G. Herausgege… D. Beneke. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 16.

Aeschylus, Die Eumeniden. Uebersetzt von H. Clemen. Lemgo. 8. 7½ Ngr.

Bouterwek, K. W., Swidbert, der Apostel des bergischen Landes. Eine Vorlesung, gehalten am 30. März 1857. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 5 Ngr.

Brinckman, J., Vagel Grip. En Doenkenbok. Güstrow, Opitz u. Comp. 8. 1 Thlr.

Bungener, Drei Predigten unter Ludwig XV. Ein drastisches Gemälde der Protestanten-Verfolgung in Frankreich und interessante Geschichten über die damaligen Zustände des französischen Hofes. Mit Erlaubniß des Verfassers aus dem Französischen übersetzt. Drei Bände. Leipzig, Wagner. 8. 4 Thlr.

Clericus, J. H., Heimchen am katholischen Herde. 1stes und 2tes Bändchen. — A. u. d. T.: Studentenleben. Ein Seelengemälde voll Dunkel und Licht. Zwei Abtheilungen. Köln u. Neuß, Schwann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ehmann, K. C. E., Friedrich Christoph Oetingers Leben und Briefe, als urkundlicher Commentar zu dessen Schriften. Mit Oetingers Bildniß. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 3 Thlr.

Galen, P., Der Strandvogt von Jasmund. Geschichtliches Lebensbild aus der Occupationszeit der Insel Rügen durch die Franzosen von 1807—1813. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Thlr.

Grün, A., Friedrike. Schauspiel. Mit einem Facsimile der Titelheldin. Straßburg, Treuttel u. Würtz. 8. 1 Thlr.

Hofmann, F. v., Helene. Eine Novelle aus den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Cassel, Bohné. 8. 24 Ngr.

Hurter, F. v., Französische Feindseligkeiten gegen das Haus Oesterreich zur Zeit Kaiser Ferdinand's des Zweiten. Wien, Braumüller. Gr. 8. 15 Ngr.

Keudell, R. v., Ein Glückskind. Roman. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

La-Roche, J., Die Erzählung des Phönix vom Meleagros (Il. I. 529—600), ein Beitrag zu den homerischen Studien. München. 4. 8 Ngr.

Longfellow, H. W., Miles Standish's Brautwerbung. Aus dem Englischen von F. E. Baumgarten. St. Louis, Mo., Witter. 16. 12½ Ngr.

Monod, A., Nathanael. Die großen Seelen. Zwei Predigten. Aus dem Französischen. Bremen, Strack. Gr. 8. 10 Ngr.

Musäos, Hero und Leander von F. Torney. Mitau, Lucas. 8. 20 Ngr.

Polenz, G. v., Geschichte des französischen Calvinismus bis zur Nationalversammlung im Jahre 1789. Zum Theil aus handschriftlichen Quellen. 2ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte des politischen französischen Calvinismus vom Aufstand von Amboise im Jahre 1560 bis zum Gnadenedict von Nimes im Jahre 1629. 1ster Theil, vom Aufstand von Amboise im Jahre 1560 bis zur Thronbesteigung Heinrichs III. im Jahre 1574. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 Thlr.

Wolzogen und Neuhaus, K. A. A. Freih. v., Geschichte des Reichsfreiherrlich von Wolzogenschen Geschlechts. Zwei Bände. Mit 10 Lithographien. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Beseler, W., Das deutsche Verfassungswerk nach dem Kriege. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 10 Ngr.

Briefe an den Vetter. Was es mit dem „tausendjährigen Reich" auf sich habe. Halle, Fricke. Gr. 8. 8 Ngr.

Juchhe nach Italia! 1. Im Mai. 2. Im Juli. 3. Der Waffenstillstand von Villafranka. 7. Juli 1859. Bern, Vogt. 8. 6 Ngr.

Mars, E., Das rheinische Frankreich bei dem gepredigten aber nicht aufgeführten Kreuzzuge gegen den Welschen. Straßburg. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1859.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Kunstpflege und Kunstgeschichte.

1. Grundbestimmungen für die Verwaltung der Kunstangelegenheiten im preußischen Staat. Entwurf. Aus dem Nachlasse von Franz Kugler. Berlin, Schroeder. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. Von Herman Grimm. Berlin, Hertz. 1859. Gr. 8. 8 Ngr.
3. Deutsche Kunstbriefe. Von Adolf Helfferich. I. Das Kunststichwort. Berlin, Springer. 1859. Lex.-8. 6 Ngr.
4. Geschichte der Baukunst in Spanien von Don José Caveda. Aus dem Spanischen übersetzt von Paul Heyse. Herausgegeben von Franz Kugler. Mit Illustrationen. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
5. Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi von J. D. Passavant. Dritter Theil. Mit fünf Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 1858. Gr. 8. 3 Thlr.
6. Die Tempel von Pästum. Eine Betrachtung über das Schöne. Vorgetragen zu Brünn am 1. März 1858 von Robert Zimmermann. Prag, Calve. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.
7. Die deutsche allgemeine und historische Kunstausstellung zu München im Jahre 1858. Studien zur Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts. Von Julius Große. München, Lentner. 1859. 8. 27 Ngr.

In Franz Kugler haben wir einen reichen und maßvollen Geist verloren; in bester Manneskraft, mitten im Schaffen ward er hinweggerissen; zwei größere wissenschaftliche Werke blieben unvollendet, und der Hauch eines neuen Lebens im Staate, der seiner praktischen Thätigkeit gedeihlich geworden wäre, weht über seinem Grabe. Kugler besaß eine gefährliche Vielseitigkeit der künstlerischen Begabung: eine klangvolle Singstimme, ein gefälliges Talent der Liedercomposition, ein scharfes Auge und eine sichere Hand zum Zeichnen, einen regen Trieb zu dichterischer Gestaltung in Erzählung, Lyrik und Drama: wie nahe lag da die Möglichkeit einer dilettantischen Verflüchtigung, des Sichhingebens an den Reiz geselliger Unterhaltung in einem Spiel dieser Kräfte! Aber Kugler besaß Energie und Ernst genug, seiner Thätigkeit einen Mittelpunkt zu finden, wo er die künstlerischen Anlagen im Dienst der Wissenschaft wirken ließ, er wandte sich zur Kunstgeschichte, und nachdem er ein Buch über die Malerei geschrieben, unternahm er es zuerst einmal das ganze Gebiet der bildenden Künste zu durchwandern. Die Einzelforschungen waren so weit gediehen, daß man einmal den Versuch wagen mußte, sie zum Ganzen zu ordnen; da ergab es sich am besten, wo noch Lücken auszufüllen waren, da war ein Rahmen gewonnen, dem dann das Neue sich einfügen konnte. Kugler hielt sich von Einseitigkeiten fern, er suchte jeder Zeit und jedem Stil gerecht zu werden, und wenn er zunächst auch eigentlich mehr eine Denkmälerkunde als eine Geschichte der Kunst im Zusammenhange mit der Culturentwickelung gab, so hat doch sein Werk in Verbindung mit dem Atlas wie kein anderes das Kunststudium in weitere Kreise verbreitet und erleichtert. Funfzehn Jahre waren seit seinem Erscheinen verflossen, die Entdeckungen in Ninive hatten ganz neue Anschauungen gewährt, in Aegypten und in Indien hatte man in verschiedene Jahrhunderte und Jahrtausende vertheilen gelernt, was man früher wie eine Masse zusammengestellt hatte; für das Mittelalter war viel geschehen und das ausgezeichnete und umfassende Buch Schnaase's wuchs in der christlichen Zeit zu immer staunenswerthern Dimensionen an, sodaß es für romanische und gothische Architektur selbst wieder Quelle wird: da übernahm es Kugler, das Ganze von neuem zu bearbeiten und zugleich eine ausführliche Geschichte der Baukunst ihm zur Seite zu stellen. Mehrere Bände liegen uns vor, und lassen bei der Genauigkeit, Sicherheit, Schärfe und Klarheit der Darstellung es bedauern, daß ihm nicht die Vollendung vergönnt war.

Aus Kugler's Nachlaß sind soeben die „Grundbestimmungen für die Verwaltung der Kunstangelegenheiten im preußischen Staat" (Nr. 1) als Entwurf erschienen; er hatte ihn im Auftrag des Ministers Ladenberg ausgearbeitet,

aber die darauf eintretende unfruchtbare Reaction legte ihn beiseite und die Kunstangelegenheiten standen in Berlin nicht besser als die wissenschaftlichen und religiösen Verhältnisse, wie das durch die allgemeine und historische deutsche Kunstausstellung in München zu Tage kam. An allen andern Orten organisirten sich die Künstler und wirkten die Akademien dahin, daß gute und charakteristische Werke des Jahrhunderts zusammenkamen, von Berlin aber sandten nur einzelne Künstler, die Akademie that nichts, es bedurfte erst eines Cabinetsbefehls von seiten des Prinz-Regenten, um nachträglich die preußische Kunst auf der Ausstellung vertreten zu lassen. Herman Grimm berichtet uns nun: „Es soll anders werden, dies ist der allgemeine Wunsch; man verlangt einen frischern Zug und bessere Resultate." Da erschienen denn Kugler's Vorschläge zu guter Stunde. Er sagt z. B. §. 3:

In Betracht des wohlthätigen Einflusses, welchen die Kunst auf die Läuterung der Sitte und auf die allgemeine Bildung auszuüben vermag, wird die Pflege der Kunst als ein öffentliches Bedürfniß anerkannt. Die Staatsbehörde hat daher die Pflicht a) die Beschaffung, Vorführung und Erhaltung von Kunstwerken, welchen eine solche Wirkung beiwohnt, zu vermitteln; b) die in solcher Richtung sich bewegende Thätigkeit der Meister der Kunst zu fördern, und c) in entsprechender Weise für einen gründlichen Kunstunterricht zu sorgen.

Die Verwaltung der Kunstangelegenheiten ist dem Cultusministerium übertragen. Hierher gehört die Ausführung volksthümlicher Denkmäler, die künstlerische Gestaltung und Ausschmückung der öffentlichen Bauten, die Erhaltung der Monumente, die Gründung einer Nationalgalerie für die Meister der Gegenwart; die Wirksamkeit der durch Staatsmittel unterstützten Musikinstitute; das Bühnenwesen, und dabei die zweckmäßige Förderung alles dessen, was durch Vereine, in Städten, Provinzen auf einem oder dem andern dieser Gebiete geschieht. Dem Minister soll dazu ein Kunstrath an der Seite stehen, gebildet durch 20 Mitglieder, in der Regel zwei Baumeister, zwei Bildhauer, drei Maler, ein Kupferstecher, ein Gartenkünstler, drei Musiker, drei Dichter, zwei Schauspieler, drei Kunsttheoretiker oder Kunstfreunde. Die Kunstakademie dagegen soll nach Kugler weder Lehranstalt noch Kunstbehörde sein, sondern eine Genossenschaft von Meistern der Kunst, für den genossenschaftlichen Zusammenhalt der Künstler und dadurch für die Festigkeit des künstlerischen Strebens zu wirken. So wird sie ein freies Organ für die allgemeinen künstlerischen Zwecke; der Staat soll sie fördern, sie soll in Bezug auf die Ernennung des Kunstraths ein Vorschlagsrecht haben. Ihr gesellt sich ein preußischer Denkmälerverein für die Erhaltung der bestehenden Monumente. Eine persönliche Förderung für Meister soll stattfinden durch Subscription auf herauszugebende Werke, und durch Aussetzung von Preisen. „Der Preis kann theils infolge ausdrücklich ausgeschriebener Concurrenz, theils ohne solche für die innerhalb eines bestimmten Zeitraums erschienenen gediegensten Werke der in Aussicht genommenen Gattungen ertheilt werden." Mit dem Concurrenzausschreiben, sobald nicht ein Werk für einen bestimmten Zweck ausgeführt werden, sondern im allgemeinen Trauer- oder Lustspiele, Historienbilder oder Oratorien hervorgerufen werden sollen, dürfte man endlich zu Ende kommen. Sie locken nur die Mittelmäßigkeit hervor, sie begünstigen nur eine schädliche berufslose Ueberproduction, während edle Männer, die auch außerdem einen Verleger oder eine Bühne finden, es vorziehen, an die öffentliche Stimme direct zu appelliren, statt sich erst von einem Preisgericht ein Zeugniß ausstellen zu lassen. Dagegen ist es am Orte, wenn ein Kunstrath diejenigen aus freiem Schöpfertrieb hervorgegangenen Werke bezeichnet, die bereits die Feuerprobe einiger Jahre bestanden und durch idealen Gehalt und reine Form Anerkennung verdienen. Jüngere Künstler will Kugler durch Uebertragung von Arbeiten und durch Reisestipendien unterstützt wissen; auch hier thut er wohl, daß er diese nicht allein und ausschließlich von der Preisertheilung einer Concurrenz abhängig macht, wie in Frankreich geschieht.

Neben dem Unterricht im Zeichnen und Gesang, der an allen Schulen stattfindet, will Kugler nun drei besondere Schulen für bildende Kunst, Musik und Theater, die zwar für sich getrennt bestehen, einzelne Vorträge aber gemeinsam haben können. Die Unterrichtsfächer der ersten seien: die Lehre der Perspective und Schattenconstruction, Anatomie, Zeichnen und Modelliren nach der Antike und nach der Natur, Malen nach gemalten Vorbildern und Modellen. Die weitere Ausbildung erfolgt dann dadurch, daß die Kunstjünger in Werkstätten eintreten, wo sie unter Leitung der ihrer Anlage und Richtung zusagenden Meister, als Maler, Bildhauer, Kupferstecher u. s. w. arbeiten. Außerdem finden Vorträge über Kunst- und Culturgeschichte statt. So kommt Kugler (und Herman Grimm) auf die Einrichtung, welche in München bereits besteht, wo das Lehr- und Lernbare den Schülern im Antikensaal und in der technischen Malklasse sowie in den wissenschaftlichen Vorträgen überliefert und eingeübt wird, dann aber der Eintritt bei einem der Meister erfolgt, den der angehende Künstler sich nach eigenem Sinn erwählt. Die Aufgabe der Verwaltung ist dabei, zu sorgen, daß unter diesen Meistern die ersten Künstler der Zeit seien, daß in der Akademie der edle Stil gepflegt werde, daß die weltliche wie die kirchliche Richtung vertreten sei. Wenn indeß Kugler die Bauschule von der Kunstschule trennt, so möchte ich an das Band der Künste erinnern, an den Halt, den die Architektur den andern verleiht, an die Nothwendigkeit, daß der Baumeister nicht blos kenntnißreicher Techniker, sondern Künstler sein muß, wenn in den Bauten, öffentlichen wie privaten, das ästhetische Gefühl befriedigt, der Schönheitssinn des Volks genährt werden soll.

Wenden wir uns zu Herman Grimm's „Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate" (Nr. 2), so wissen wir nicht, ob er mit einem selbstbereiteten Strohmann ficht, oder ob er wirkliche berliner Ansichten im Auge hat, wenn er sich darüber verbreitet, daß die Kunst als solche nicht lehr- und lernbar, sondern eine Gottesgabe sei. Er kann dann und will auch nicht leugnen, daß

Genius selbst sich die Herrschaft über Kunstmittel und e gewisse Summe von Kenntnissen aneignen muß, und hier das Lehren und Lernen seine Stelle hat. Er will e freie Schule, wo neben der Gymnasialbildung auch gründlicher Zeichenunterricht gegeben werde; wenn bei- sich wirklich genügend verbinden läßt, werden die mnasien leer stehen, und wird jeder in diese freie Schule len! Dann eine zweite Schule, wo das freie Hand- nen die Grundlage bildet, Vorlesungen für geistige Bildung sorgen. Danach soll der Kunstjünger bei m Meister in die Werkstatt treten. Grimm hat die nik des Malers und Bildhauers vergessen, die zuerst erlernt sein muß. Wiederum wissen wir nicht, ob Verfasser dem Strohmann oder wirklichen Meinun- begegnet, wenn er polemisirend behauptet, daß der at nicht verpflichtet sein könne, für die Künstler zu en, daß sie gleich dem Theaterdichter, Romanschreiber sich selbst gestellt sein müssen, daß sie es wie ein atdocent an der Universität auf eigene Gefahr wagen en, ob sie durchdringen. Sie geben sich eine Aus- nestellung von Anfang an, und wissen, daß der at für das Außerordentliche nur dann Geld hat, wenn Leistungen ungewöhnlich sind. Vortrefflich ist die Ende befindliche Ausführung:

Treten Künstler in einem Lande auf, ist die Kraft derselben afassend und so tief, daß ihre Schöpfungen zu einem Theile allgemeinen geistigen Reichthums werden, dann bietet die ung, welche solche Männer einnehmen, keinen Maßstab für Behandlung minder begabter Naturen. Weder ihr hoher (wenn er ihnen eingeräumt wird), noch ihre Verlassen- wenn ihnen diese zu Theil wird), gibt für andere ein iz ab. Solche Geister haben ihre eigenen unberechenbaren sale. Meistentheils ist es großen Dichtern und Künstlern genug ergangen. Daran ist jedoch weder die Bosheit der hen, noch die fehlerhafte Einrichtung des Staatsorganis- chuld gewesen. Der Grund liegt darin, daß solche Män- m praktischen Leben des Tags wirklich nichts bieten kön- sondern als allgemein wirkende große Mächte dastehen. nd sie an die Jahrhunderte denkend den Tag vergessen, ich der Tag und verweigert ihnen das, was er denen so gewährt, welche ohne Gedanken an nachher und vorher egenwart mit allen Kräften zu dienen bestrebt sind. Neh- Männer den Thron des Landes ein, welche die höhere hkeit dieser Geister empfinden und den Ruhm im voraus , den sie einst auf ihre Zeit ausgießen werden, so ziehen e Träger der höchsten Gedanken auch äußerlich zu der mpor, die ihnen zukommt. Treffen in solcher Weise Für- d Künstler zusammen, dann entstehen große Aufgaben, Werke, große Belohnungen.

ne leichte Kunstförderung ist es dann, können wir igen, fertige Renommeen zu berufen und zu besol- e schwerere und heilvollere aber, den frischen Kräf- rechten Aufgaben zu stellen, an denen sie ihre bewähren; so hat Perikles in Bezug auf Phidias, II. in Bezug auf Michel Angelo und Rafael, Ludwig in Bezug auf Cornelius gethan.

r Eindruck von Grimm's Büchlein ist ein gemischter. hat es mit einem wohlgebildeten und geistreichen zu thun, aber man spürt etwas von jenem lnden Triebe", über alles und jedes mitreden und ne Meinung haben oder sagen zu wollen; das Halbreife, was da mit unterläuft und weder aus dem Gedanken noch aus der Erfahrung sich rechtfertigen läßt, wird aber stets aufgewogen durch eine Fülle feinsinniger Bemerkungen, die einen lebhaften Eifer und ein gefühlvolles Verständniß der Kunst bezeugen. Dahin gehört seine Einsicht, daß eine innige Verbindung von Kunst und Handwerk noth thut, daß die großen Künstler den Trieb nach universeller Bildung hatten und nur dadurch die Gedanken ihres Jahrhunderts gestalten, die Besten der Mit- und Nachwelt befriedigen konnten. „Einem gebildeten Mann imponirt nichts als geistige Größe..... Nur das Werk kann entzücken und befriedigen, das den Meister selbst entzückte und befriedigte; die Arbeit des Werks muß den Meister beglückt und schön in sich selbst gemacht haben."

Auch Helfferich's „Deutsche Kunstbriefe" (Nr. 3) schließen sich an das von Kugler und Grimm Entwickelte, wenn sie den Schwerpunkt des Kunstunterrichts in die Werkstatt verlegt wissen wollen, sodaß die Schule nur eine Ergänzung und Erweiterung derselben bildet. Helfferich wird gewiß selbst nicht in Abrede stellen, daß für das Zeichnen nach der Antike und für die Maltechnik die Schule am Orte ist; dann aber erscheint es gewiß sehr verkehrt, wenn nun ein allgemeiner und abstracter Unterricht über Composition, über Gewandung u. s. w. ertheilt werden soll, denn dann gibt man Lehrsätze wie Recepte, und das Werk wird kein naturwüchsiger und individueller Organismus, wie jedes Kunstgebilde sein soll, sondern ein nach der Schablone zurecht gestellter und zusammengeleimter Mechanismus, ein akademisches Werk im schlimmen Sinne des Worts. Nein, der Kunstjünger sehe und höre nun vom Meister wie dieser seine besondere Aufgabe löst, er nehme nun einen selbstgefundenen Stoff, den er versteht, der ihm am Herzen liegt, und versuche seine Kraft daran, und da kann ihn der Lehrer auf das im Entwurf etwa Verfehlte aufmerksam machen, Fingerzeige für die Ausführung geben; so lernt der Schüler unter der Arbeit selbst, wie er seine Zwecke erreicht. So geschieht es längst in München. Auch das steht nach Helfferich für alle Zeiten fest: „Ohne eine wahrhafte Bildung des Geistes und Gemüths gibt es keinen hervorragenden, der Kunst eine nachhaltige Förderung verleihenden Künstler, was Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Rafael, Cornelius, Delaroche sattsam bekunden." So zeigt auch die Correspondenz von Rubens den Maler inmitten all der geistigen Bewegung seiner Zeit; in gleicher Weise meinte Melanchthon, daß die Malerkunst bei Dürer kaum das Größte gewesen, so habe sein Geist alle Dinge erfaßt und verarbeitet.

Helfferich spricht ein Wort zur rechten Zeit, wenn er seinen ersten Brief gegen die Kunststichwörter richtet. Die Gedankenlosigkeit führt sie im Munde, meint damit etwas abzuthun, und verhindert das liebevolle Eindringen in das eigenthümliche Wesen der Gegenstände. Hat man doch die Namen des Idealismus und Realismus schon so weit misbraucht und verwirrt, daß Rafael, Schiller, Cornelius von den Freunden des Realismus als Realisten bezeichnet werden, Künstler, die vom Gedanken ausgehen

oder einer idealen Formenschönheit zustreben! Der Idealist welcher Künstler ist gibt der Idee eine lebenswirkliche, naturwahre Gestalt, der Realist welcher Künstler ist gibt das Wirkliche nicht nach seiner momentanen Erscheinung, sondern nach seiner ewigen Bedeutung, macht es zum Ausdruck seiner innern Wahrheit; damit reichen sich beide die Hand, wenn sie von verschiedenen Ausgangspunkten auf dem Gipfel zusammenkommen. Goethe ist realistisch im Vergleich mit Schiller, weil er stets von der Erfahrung ausgeht und im Einzelnen das Allgemeine darstellt, aber „Hermann und Dorothea" ist idealistisch den Dorfgeschichten gegenüber, er erzählt uns nicht eine Viertelstunde lang, wie ein im Dreck stecken gebliebener Schiebkarren wieder herausgezogen wird, sondern er spiegelt uns in den Erlebnissen einer deutschen Familie das Schicksal des Jahrhunderts, der Weltgeschichte.

Helfferich erklärt sich nun auch dagegen, daß man an die künstlerischen Leistungen im einzelnen, an den Kunstgegenstand als solchen einen culturgeschichtlichen Maßstab anlege. Daran zweifelt natürlich niemand, daß die Kunst ein wichtiges Element im Culturleben der Völker ist, daß sie von der jeweiligen Bildung der Menschheit getragen wird und das gemeinsame Gepräge auch der religiösen oder wissenschaftlichen Bestrebungen einer Epoche trägt. Aber „vom Künstler verlangen, bei seinen Arbeiten ein beliebiges Culturinteresse vor Augen zu haben, heißt der Kunst Gewalt anthun, heißt ihr Rücksichten aufnöthigen, die mit der Idee und dem Wesen der Kunst nichts gemein haben und als bestimmende Motive nur schädlich wirken können". Soviel ich die zeitgenössische Literatur kenne, ist aber nirgends eine derartige Forderung aufgestellt worden. Der Künstler, welcher beabsichtigte, die Cultur seiner Zeit auszusprechen, würde freilich nicht viel erreichen oder der Tendenz verfallen, allein je tiefer er im Strome des geistigen Lebens steht, je inniger er von den Bildungsstoffen der Zeit erfüllt ist, desto mehr wird sein Werk solches ausdrücken oder abspiegeln. Helfferich fragt: „Wie soll der Landschafts- und Genremaler es angreifen, seinen Arbeiten den Stempel nationaler Bildung aufzudrücken?" Wir antworten: einfach dadurch, daß seine Gesinnung national, seine eigene Anschauung deutsch oder hellenisch ist. Oder hängt es nicht mit unserer ganzen Culturentwickelung zusammen, daß erst nach der Reformation das Weltwirkliche in seiner Freiheit und Selbständigkeit anerkannt ward, die Kunst das kirchliche Gepräge verlor und nun dem unmittelbaren Leben und der Natur sich mit voller Liebe zuwandte, sodaß nun Genre und Landschaft erst als für sich geltende Zweige der Malerei auftreten? Haben nicht schon Hegel und Schnaase nachgewiesen, wie die Bilder der Teniers und Terburg das liebenswürdige Erzeugniß des holländischen Volksgeistes, des Landes und seiner Geschichte sind?

Die Geschichte hört auf, die bloße Erzählung von Schlachten, Regierungswechseln und diplomatischen Schachzügen zu sein, sie wird erst zur Darstellung der Entwickelungsprocesse, durch welche die Menschheit ihre eigene Bestimmung verwirklicht, ihr eigenes Wesen entfaltet und zu ihrer eigenen That macht, wenn man das Werden und Wachsen der Kunst und Wissenschaft, des Rechts, der Sitte und der Religion heranzieht, wenn man die Ideen beachtet, die als gemeinsame Grundlage sich durch die Werke und Erscheinungen auf den genannten Gebieten hindurchziehen. Zur Würdigung der Kunstwerke gehört in gleicher Weise, daß man sie im Zusammenhange mit dem Geiste der Zeiten und Völker betrachtet, erst dadurch ist die Kunstgeschichte fruchtbar und wissenschaftlich geworden. Diese Errungenschaft des deutschen Geistes dringt nun auch bei den andern Völkern durch. Sie zeichnet z. B. das Werk Caveda's: „Geschichte der Baukunst in Spanien" (Nr. 4) aus. Seine Verpflanzung nach Deutschland verdanken wir Kugler, der das Buch, „welches in bestimmt abgeschlossenem Rahmen die reichste Wechselfülle der Erscheinungen vom classischen Alterthum bis auf die Gegenwart herab umfaßt und hiermit ein großartiges landschaftliches Gesammtbild gewährt in einer Weise, wie bis jetzt überhaupt kein zweites vorhanden ist", zur Uebersetzung empfahl, die Paul Heyse auf eine gelungene Weise dadurch vollbrachte, daß er zwischen Bearbeitung und wortgetreuer Wiedergabe die Mitte hielt und ohne am Inhalt und Sinn etwas zu ändern, die mehr rhetorische, declamatorische Form des Spaniers der knappern schlichtern Weise deutscher Wissenschaft gemäßer machte. Auf diese Art blieb die begeisterte Wärme des Verfassers für seinen Stoff erhalten, während keine uns übertrieben oder ungehörig klingenden Gefühlsergüsse, keine unnöthigen Phrasenblumen oder Blumenphrasen stören. Die Uebersetzung macht dem Deutschen den Eindruck, welchen der Spanier vom Original hat. Während in Spanien bald die Reste der altrömischen Baukunst, bald die maurischen Werke, bald die mittelalterlichen Dome, bald die Renaissance eine einseitige Bewunderung oder specielle Darstellung gefunden, unternimmt es Caveda zum ersten mal das Ganze zu überschauen und von der bloßen Kunstliebhaberei zum wirklichen Verständniß dadurch hinzuleiten, daß er jeder Periode gerecht wird, die eigenthümliche Bedeutung jedes Stils ergründet, die Bedingungen im religiösen wie im politischen Leben, die äußern Einflüsse wie die Gedanken bespricht, durch welche oder unter welchen die verschiedenartigen Werke entstanden sind, und dadurch den Zusammenhang der Architektur mit dem Ganzen der Cultur darthut, die großen Bauten als die Denkmale des Geistes ihrer Jahrhunderte schildert. Der Verfasser bezeichnet die künstlerischen Formen klar und scharf, er geht ins Besondere ein, um daraus dann allgemeine Resultate zu ziehen. Vielleicht nur dadurch, daß er dem Orientalisch-Byzantinischen zu viel zuschreibt und einräumt, als solches mancherlei bezeichnet, was das Erzeugniß des abendländisch-romanischen Sinnes ist, steht er hier und da nicht ganz im Einklang mit deutscher Forschung; dafür bereichert er dieselbe mit vielen eigenthümlichen Anschauungen, die ihm der Reichthum seiner Heimat an den mannichfaltigsten Werken geboten hat. Daß er uns Deutschen die Urheberschaft des gothischen Stils zuweist, dürfen wir nicht

·hr annehmen, seitdem urkundlich dargethan ist, wie der· be von der Gegend von Paris aus sich über Europa ·breitet hat. Nachdem Caveda die Trümmer der Rö· ·zeit beschrieben und der ernsten Würde des romani· ·n Stils gerecht geworden, findet er in Spanien als ·enden Contrast zu derselben die spielende Phantastik arabischen Bauten, und entwickelt aus diesem Zusam· ·nwirken sowol die Gothik als den spätern ornament· ·hen Stil der Renaissance, den man in Spanien den ·teresken nennt, und der sich hier bunter und glänzen· als anderwärts entwickelte. Die größten und wich· ·ten Bauten werden in besondern Abschnitten noch mono· ·phisch behandelt. Unsere Kunstliteratur hat durch ·eda's Buch eine dankenswerthe Bereicherung erhalten.

Das Werk von J. D. Passavant: „Rafael von ·ino" (Nr. 5), ist längst allen Kennern und Freunden ·s Malerfürsten werth und unentbehrlich geworden; es alle Nachrichten der frühern Zeit über ihn zusam· , zählt seine Werke mit möglichster Genauigkeit auf, ·kterisirt sie nach ihren historischen Beziehungen und ·digt sie nach ihrer künstlerischen Vollendung. In 20 Jahren, die seit dem Erscheinen des ersten und ·en Theils verflossen sind, hat niemand emsiger als Verfasser selbst danach gestrebt, die Verzeichnisse von ·el's Werken, auch den Zeichnungen und Studien den Nachbildungen oder Vervielfältigungen derselben ·r, vollständiger zu machen, festzuhalten, was sich ·d von seither verborgenen Notizen über die Persön· ·it des Meisters und seiner Schüler bot, oder was ·eschärftere Blick, das gereiftere Urtheil an dem Be· ·en und Ausgesprochenen berichtigen mochte. So ist ein dritter Theil von Nachträgen entstanden, frei· ·nehr ein Werk zum Nachschlagen und Studium, als ·ine genußreiche Lectüre, wie sie die ersten Theile ·, das Ganze sie bieten würde, wenn der Verfasser neuern Ergebnisse einer neuen Auflage hätte ein· ·en können, statt sie nun als Nachträge der Schrift ·ügen.

·u S. 12, wo Passavant einige Bilder bespricht, die ·ste Keime betrachtet werden können, aus welchen die ·dete Blüte der Rafael'schen Disputa erwuchs, ist ·och eins der Wandgemälde zu rechnen im Kapitel· ·er Kirche Sta.-Maria Novella zu Florenz, in der ·nnten Kapelle der Spanier. Es verherrlicht die ·eit der Kirche. Thomas von Aquino thront als Vertreter in der Mitte, auf dem Buch in seiner steht ein Spruch aus dem Buch der Weisheit, über ·hweben Engel, ihm zur Seite sitzen Propheten und ·l, zu seinen Füßen kauern als Ueberwundene Arius, ·ius, Averrhoes. Dann stehen als untere Hälfte des 14 weibliche Gestalten, Tugenden und Wissen· ·t darstellend, unter Baldachinen, zu Füßen jeder ·r Mann, der sich in ihrem Dienste ausgezeichnet. ·hier auf dem Bild aus Giotto's Schule noch ge· · ist, hat Rafael gelöst, was hier noch vereinzelt ·at er vereinigt, und statt eines Scholastikers den Herrn und Meister selbst, Christus, zum Mittelpunkt gemacht.

Wenn Passavant Rafael's Genie nicht blos in der Malerei, sondern auch in der Architektur des höchsten Ruhms würdig erachtet, wenn ihm dasselbe auch ebenso bewundernswürdig in der Plastik erscheint, so ist das wol mehr Redensart als wirkliches Urtheil. Rafael's Bauten erheben sich keineswegs über Bramante's Leistungen, und seine Jonasstatue kann Michel Angelo's Bildwerken nicht gleichgestellt werden; Rafael's Schönheitssinn und Formengefühl erstreckt sich auf alles, was er berührte, aber vollendend und gesetzgebend war sein originaler Genius nur in der Malerei, während in andern Künsten er im Anschluß an das von andern Geleistete talentvoll, aber nicht maßgebend und neuschöpferisch wirkte. Solche Arbeiten waren beiläufige Versuche, nicht Lebensaufgabe für ihn. Auf seinem eigenen Gebiet, in der Malerei, aber bewundern wir die sittliche Energie, die ihn nie auf den Lorbern ruhen, nie sich wiederholen läßt, sondern ihn befähigt jeden neuen Gegenstand mit frischer Kraft zu erfassen und die ganze Kraft an jedes neue Werk zu setzen.

Einige Umrisse sind eine sehr ansprechende Beigabe. Den Besitzern der ersten Theile, den Kennern Rafael's wird das Werk so erfreulich als unentbehrlich sein.

Robert Zimmermann („Die Tempel in Pästum", Nr. 6) führt uns in das griechische Alterthum. Er beschreibt uns die Natur Unteritaliens, eröffnet uns den Blick in die Geschichte der griechischen Colonien daselbst und schildert dann auf sehr anschauliche Weise die erhabenen Trümmer, welche von der einst wegen ihrer Rosen berühmten glänzenden Stadt Poseidon's nun in der sumpfigen fiebervollen Oede von Pästum noch übrig sind. Die Angabe der einzelnen Theile des dorischen Tempels, die Deutung ihrer Formen ruht auf den neuesten Forschungen und wird nur bei der Schilderung der Säule etwas spielend. Zimmermann sagt, daß sie keiner Basis bedürftig unmittelbar wie ein tragender Atlas auf dem Boden stehe. Dies ist nicht richtig. Ein Unterbau von drei Stufen erhebt sich über den Boden und trägt als gemeinsame Basis die Säulen. Nun führt Zimmermann den Vergleich mit dem stemmenden, tragenden Riesen aus: „Eine leise Ausrundung von unten nach oben bis ungefähr in die Hälfte des Durchmessers mahnt an die vom Tragen geschwellten Schenkel und Lendenmuskeln." Die Säule ist unten dicker als oben, so steht sie einmal fester, dann erscheint sie aber auch zum Tragen geschickter, indem sie selbst immer leichter wird, um der Last, die auf ihr ruhen soll, entgegenzustreben, während sie an der eigenen Last zu schleppen hätte, wenn sie oben dicker würde. Aber die Säule verjüngt sich nicht gleichmäßig, sondern in der Mitte schwillt sie etwas an, und dann wird sie wieder schlanker. Die Mitte ist der Ort, wo eine Stütze ausbiegt, wenn der Druck zu schwer wird, wie man das leicht erproben kann, wenn man sich auf einen Stock lehnt; eine Verstärkung der Mitte wirkt beruhigend dem entgegen und gibt dem Umriß der Säule eine elastisch-schwungvolle Gestalt: sie strebt der

Last freudig zu, aber der Druck wirkt ihr entgegen und schwellt in der Mitte sie ein wenig an. Ob aber jemand, der die Sache nicht weiß, dies aus der obigen Bezeichnung Zimmermann's erfahren hätte? Ich weiß wenigstens nicht, was „eine Ausrundung von unten nach oben bis in die Hälfte des Durchmessers“ eigentlich sagen will; vielleicht ist ein Druckfehler im Spiel. Sehr gesucht ist es aber jedenfalls, wenn die merkliche Zunahme des Durchmessers gegen die Basis hin dem Spreizen der Beine des mächtig sich stemmenden Riesen entsprechen soll. Vortrefflich dagegen schildert Zimmermann den überwältigenden und zugleich so befriedigenden Eindruck der Ruinen:

Trotz der ungeheuern Massen, aus denen das Werk aufgethürmt ist, erscheint es doch nirgends schwer, nirgends unbehülflich. Wie ein geschmeidiger Ringer, der seinen Körper nicht abtödtet, aber ihn beherrscht, zeigt das Bauwerk die Last, aber auch die Kraft sie zu stützen. Mit heiterer Freude erfüllt uns der Anblick der glücklich überwundenen Schwierigkeit, aber auch mit Bewunderung das Gewahrwerden dieser Schwierigkeit selbst. Zwar der Kampf verleugnet sich nicht, aber auch nicht der Sieg. Gleichgewicht fordern wir zwischen Kraft und Last, aber nicht Abwesenheit der letztern. Es ist das Kennzeichen der Schönheit, daß überall, wo sie erscheint, ein wohlgefälliges Gleichgewicht im Gemüthe des Beschauers sich einstellt und im Gegenstand sich findet.

Gewiß ist das ein Merkmal der Schönheit und der in ihr offenbaren Harmonie von Geist und Natur, aber der Begriff ist damit nicht erschöpft, wie Zimmermann zu glauben scheint, wenn er sogar die Wesenheit des Erhabenen, Komischen, Tragischen auf das Verhältniß von Kraft und Last zurückführt. Man kann in diesen Begriffen dieses Verhältniß auch finden, aber es macht ihr eigenthümliches Wesen nicht aus. Zimmermann verwickelt sich zunächst selbst in Widersprüche. „Im gothischen Dom hebt das Gefühl der Ueberkraft, das die Druck und Gegendruck einander wie Bälle zuwerfenden Pfeiler erwecken, die Wahrnehmung der Last bisweilen völlig auf; aber die Folge davon ist, daß auch die Bewunderung sich mindert.“ So heißt es S. 17; S. 18 dagegen weckt die überschüssige Kraft, wo sie im höhern Maß auftritt, Bewunderung. S. 21 soll aus dem Misverhältniß zwischen Kraft und Last bei großer Kraft das Erhabene, bei geringer Kraft das Komische hervorgehen. Das Erhabene und Komische sind aber gar keine Gegensätze, wie Jean Paul einmal behauptet, Vischer dann ausführt und die Gedankenlosigkeit ihm nachspricht. Bestände aber wirklich im Erhabenen und Komischen ein Misverhältniß zwischen Kraft und Last, während das Gleichgewicht von Kraft und Last die ästhetische Lust erweckt, so würden jene uns Misfallen erregen. Die Idee des Schönen ist zu reich, als daß ein Satz wie der vom Gleichgewicht sie erschöpfte. Es müssen aber auch die Eindrücke des Erhabenen, des Tragischen, Komischen zunächst für sich erfahrungsgemäß untersucht und dann nicht als Gegensätze zum Schönen, sondern als besondere Erscheinungsweisen desselben dargethan werden. Zimmermann verirrt sich S. 23 in seinem Schematisiren noch einmal so arg, daß ihm eine und dieselbe Säule zuerst „einen komischen Anstrich“ hat, dann sich als „triumphirende Kraft“ geltend macht. Da, wenn dieser Aufsatz gedruckt erscheint, auch wol meine „Aesthetik“ ausgegeben wird, erlaube ich mir auf die daselbst gewonnenen Begriffsbestimmungen zu verweisen.

Das bedeutendste Ereigniß für die deutsche Kunst war in neuerer Zeit die allgemeine und historische Kunstausstellung in München. Sie gab nicht blos das erhebende Bild von dem Werden und Wachsen unserer Malerei, sie brachte auch das deutsche Wesen in derselben zum Bewußtsein; sie war das glückliche Resultat künstlerisch genossenschaftlicher Thätigkeit. Die Künstler, welche begonnen hatten auf jährlichen Versammlungen sich zu organisiren, erhielten dadurch einen Zweck des Zusammenwirkens, und diese Aufgabe führt wieder zur genossenschaftlichen Verbindung der Kräfte. Und man erkannte den Gedanken als die Seele und den Charakter der deutschen Kunst; die Virtuosität des Machwerks, die naturalistische Technik trat in den Hintergrund, die Poesie der Auffassung, die Schönheit der Composition erschien als das Wesentliche. Dieser Sieg des Idealismus wird seine guten Früchte tragen.

Julius Große hat die Aufsätze, welche er während dieser Ausstellung in die „Neue Münchener Zeitung“ schrieb, zu einem Ganzen zusammengearbeitet, unter dem Titel: „Die deutsche allgemeine und historische Kunstausstellung zu München“ (Nr. 7), worin er uns die Hauptrichtungen, die Meister und Hauptwerke der Kunst unsers Jahrhunderts schildert und das somit den Büchern über neuere Kunstgeschichte sich anreiht. Große ist ein reicher Geist, der aber seinen Reichthum nicht immer zu Rathe hält und der Fülle von Einfällen oft zu viel Gehör gibt, daher seine Stärke vielleicht im humoristischen Roman oder Epos liegt. Wenn sein Urtheil nicht überall ganz gereift ist, so wirkt es doch stets anregend und trägt stets einen Wahrheitskern in sich. Der Kunstgeschichte von Springer, auf die es sich oftmals mit Beifall und Widerspruch bezieht, wird sein Buch zu guter Ergänzung dienen, zumal es gegenüber dem voreiligen Triumphgeschrei eines prosaischen Realismus den Sieg des Idealismus bestätigt.

Moritz Carriere.

Zur Geschichte der deutschen Poesie.

Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock's erstem Auftreten bis zu Goethe's Tode. Vorlesungen, gehalten zu Bonn im Winter 1854 vor einer Versammlung von Männern und Frauen. Mit ergänzenden Anmerkungen und Erörterungen zur einheimischen und ausländischen Literaturgeschichte. Von Johann Wilhelm Loebell. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. Erster und zweiter Band. 1856—58. 8. Jeder Band 1 Thlr. 15 Ngr.

Es wird den Lesern schwer werden, sich an die seltsame Form dieses Buchs zu gewöhnen. Der erste Band enthält drei Vorlesungen und gibt dann Anmerkungen zu denselben, welche einen drei- bis viermal so großen Umfang haben. Man findet in diesen Zusätzen bald eine Begründung oder eine Ausführung zu einer Bemerkung im Texte, bald sind die Meinungen und Urtheile der Zeitgenossen über literarische Erscheinungen, die sich in ihren

gen hervorthaten, zusammengestellt, bald werden Dinge, e mit dem Hauptgegenstande nur im mittelbaren Zu- mmenhange stehen, in einem weitläufigen Excurse be- rochen u. dgl. m. Der Verfasser hat die Zerstückelung ner Themen und die Aufnahme des Fremdartigen zu tschuldigen gesucht; vermuthlich veranlaßte ihn zu einer chen Darstellungsweise der Umstand, daß die Vorlesun- n, wie sie 1854 zu Bonn gehalten wurden, weder so l Detail, noch so viele neue Ansichten darboten, daß auch nur im entferntesten den Ernst, mit welchem die aterialien für das Werk gesammelt sind, vermuthen ien und so ward der gelehrte Theil der Arbeit in Nach- gen hinzugefügt. Indessen kann man sich mit dieser mlosigkeit immer nicht recht versöhnen. Die Haupt- en werden in Brocken mitgetheilt, die Einschaltung Fremdartigen zerstreut das Interesse, manches, was Verfasser wichtig genug schien, um eine Abschweifung rechtfertigen, ist es nicht auch dem Leser. Im allge- nen steht wol fest, daß eine Geschichte der deutschen ie den vaterländischen Dichtern immer mehr Rücksicht big ist als den fremden. Nun finden wir in dem he weitläufige Abhandlungen über Ossian und Milton, Dante und Cervantes u. s. w., aber die deutschen ter, z. B. die Anakreontiker und die Göttinger werden einigen gelegentlichen Bemerkungen abgefunden. Das e ist, natürlich der Vergleichung wegen, aus fremden aturen aufgenommen. Wenn der Verfasser sich mit ausländischen Dichtern, welche Vorläufer oder Vor- r der deutschen waren, genau bekannt machte, so zeugt allerdings von einer sehr schätzenswerthen Gründ- t, aber die Ergebnisse seiner Studien stehen hier ar nicht am rechten Orte. Ist z. B. von dem Ein- Ossian's auf Klopstock die Rede, warum gibt der ng sogleich einen ausführlichen Bericht von den ältern teuern Untersuchungen über die Echtheit der Ossian'- Gedichte? oder sollte es nicht möglich sein, zu einem nten Urtheile über Wieland's schlüpfrige Schilde- r zu gelangen, ohne daß uns ein 50 Seiten langer och nicht erschöpfender Excurs darüber belehrt, wie ch griechische und römische Dichter, Italiener und sen bei der Darstellung der sinnlichen Liebe erlaubt? ies setzt man sich bei solchen Vergleichungen der Ge- us, für die Auffassung und Beurtheilung der hei- Dichter den rechten Standpunkt zu verlieren. ie Zeit und die nationale Umgebung aus Homer, nte oder Milton machten, das wären sie als deutsche des 18. Jahrhunderts nimmermehr geworden. ie Kritik doch von diesen begünstigtern Epikern die e entlehnen, wenn sie sich über Klopstock's Wesen rden will; unbillig ist es jedoch, den letztern mit chätzung anzusehen, weil er nicht womöglich die jener drei Dichter in sich vereinigte.

zweiten Bande hat der Verfasser den Plan abge- Die Anmerkungen sind nun, bis auf eine Aus- wirkliche Ausführungen des Textes; freilich steht ides zueinander in einem noch ungünstigern Ver- denn dieser Band enthält eine einzige Vorlesung von 50 Seiten und die Zusätze betragen mehr als das Sechsfache. Bei der Fortsetzung des Werks will der Ver- fasser sich kürzer fassen; mit dem dritten Bande wird also der Plan des Buchs zum dritten male geändert. Unter diesen Umständen darf der Wunsch erlaubt sein, daß der Verfasser die ursprünglichen Vorlesungen, welche nach einem ganz andern Maßstabe angelegt waren, diesem Werke gar nicht zum Grunde gelegt haben möchte, oder daß ihm in der Kunst, die Massen zu gestalten, etwa ein Wettstreit mit Gervinus, den zu nennen er nirgends Anlaß gefunden, nicht zu gering erschienen wäre.

Gehen wir jetzt zu dem Sachlichen über. Mit mehr Bestimmtheit, als es seit geraumer Zeit zu geschehen pflegt, wird in der ersten Vorlesung die Regeneration der Dichtkunst auf den politischen Aufschwung der Völker zurückgeführt und auf den merkwürdigen Umstand hin- gewiesen, daß in Deutschland das Aufblühen der Poesie im 18. Jahrhundert für sich allein eintrat. Sie sei nicht aus der Volksentwickelung hervorgegangen, nicht von dem Nationalleben getragen worden; darum habe sie es nicht zu einer befriedigenden Vollkommenheit bringen können, wie denn selbst Goethe, so hoch wir ihn stellen mögen, gegen Shakspeare sinke. Ich kann nicht verbergen, daß der Hauptsatz, aus welchem hier solche bedeutende Fol- gerungen fließen, für mich manches Bedenkliche hat. Wie oft sind große Ereignisse im Leben der Völker an der Dichtkunst spurlos vorübergegangen. In andern Fällen beschränkt sich ihr Einfluß darauf, daß sie die dichterischen Kräfte anregen. So geht das griechische Drama, welches nach den Perserkriegen aufblühte, in Ideen und Stoffen seinen eigenen Gang und erinnert nur ausnahmsweise daran, daß die Nation eben einen so gefahrvollen Frei- heitskampf bestanden. Die Erwähnung Shakspeare's läßt uns den Satz wieder unter einer andern Modification erscheinen. Daß seine Poesie in der reifen Blüte der nationalen und gesellschaftlichen Zustände des Zeitalters ihre Wurzel hatte, ist zwar eine unbezweifelte Thatsache; kann man jedoch daraus den Schluß machen, daß auf die politische Glanzperiode für die Nation ein ebenso glän- zendes dichterisches Zeitalter gefolgt sei? Ein solches setzt eine allgemeine dichterische Zeitstimmung, eine Ansamm- lung dichterischer Empfindungen und Anschauungen im Bewußtsein der Nation voraus. Da kann es nicht feh- len, daß sich viele von den begabtesten Geistern der Poesie zuwenden und miteinander wetteifern, jene idealen Regun- gen zur Klarheit zu erheben und sie auf eine mannich- fache Weise in Wort und Bild auszudrücken. Nun stand Shakspeare beinahe allein da und man hatte in England für seine Dichtungen noch nach 100 Jahren zwar ein stoffliches Interesse, aber keineswegs ein tieferes Verständ- niß; die großen Ereignisse erweckten und befruchteten den Geist des einen Mannes, welchen die Natur mit den sel- tensten Gaben ausgestattet, aber sie gaben nicht dem Zeit- alter einen dichterischen Charakter. Bei dieser Beschränkt- heit des Einflusses der politischen Geschichte auf die Re- generation der Poesie wird es weniger auffallend sein, wenn die letztere einmal, wie es bei uns im vorigen

Jahrhundert der Fall war, ganz ohne eine solche äußere Ursache erfolgt. Sie war aber eine natürliche Wirkung innerer Ursachen; sie war ein Ausgangspunkt jener Cultur, welche sich hauptsächlich in dem protestantischen Deutschland von den Zeiten der Reformation her entwickelt hatte. Gehören die innern Erlebnisse einer Nation nicht zum Nationalleben? Gehört das, was der Geist eines Volks in sich entwickelt, nicht zur Volksentwickelung? Können die Antriebe, die in der Cultur selbst liegen, nicht bisweilen mächtiger wirken als äußere Motive? Es muß wol so sein, da unserer Nation durch die erstern allein ein wirklich dichterisches Zeitalter zu Theil wurde. Denn die Poesie und die Kunstphilosophie schwangen sich mit gleichem Glücke und einander fördernd zu einer ungewöhnlichen Höhe empor, und die gebildeten Klassen der Nation wurden von ihnen zu einer lebhaften Betheiligung begeistert. Endlich sollte die Kritik, wenn sie über die Unvollkommenheit unserer besten Dichter seufzt, sich daran erinnern, daß der genialen Naturdichtung ebenfalls erhebliche Mängel eigen sind und daß das 18. Jahrhundert unserm Volke statt des einen Heros einen glänzenden Chor von Dichtern und Kritikern gebracht hat, deren reiche Gedankenwelt doch selbst der blasirte Verächter der deutschen Heimat nicht ohne Bedenken für Shakspeare's Poesie hingeben möchte.

Die zweite Vorlesung erörtert den oppositionellen Charakter der Literatur, die um die Mitte des Jahrhunderts hervortrat. Die Religionsphilosophie griff das Dogma an oder wich ihm aus und ehrte nur die Moral, um zuletzt einen Eudämonismus von zweifelhaftem Werthe hinzustellen. Rousseau machte die Cultur verdächtig und forderte eine Umkehr zu naiven Zuständen. Der Kosmopolitismus suchte die Schranken einzureißen, welche Völker und Stände trennten, wobei er freilich den Nationalsinn untergrub u. s. w. Diese Einleitungen lassen eigentlich erwarten, daß der Verfasser die specielle Darstellung der Geschichte unserer Poesie nicht mit Klopstock beginnen oder daß er diesen auf eine andere Weise, als es nachher geschieht, einführen würde. Denn Klopstock war weder ein Skeptiker oder Materialist, noch hat er je eine eudämonistische Moral anerkannt, noch hat er das Vaterländische dem Kosmopolitismus geopfert, sondern er behauptete allen diesen Strömungen gegenüber eine feste Stellung und gab auch dem Naturevangelium nur insofern nach, als er nichts Erheucheltes, sondern das wahre und wirkliche Leben seines Herzens dichterisch darstellte und eine Zeit lang sich der Hoffnung überließ, eine völlig selbständige deutsche Naturdichtung erschaffen zu können.

In der dritten Vorlesung, die von Klopstock handelt, ist dieser nicht als der Dichter geschildert, welcher im Widerspruch mit der schwankenden Zeit die positiven Elemente schützte, worin ihm, vielleicht zum Schaden für die junge Schöpfung der Literatur, niemand mit gleicher Entschiedenheit folgte, sondern der Verfasser bemüht sich vielmehr, Klopstock selbst auf die negative Seite hinüberzudrängen. Er läßt ihn seine Ungunst im vollen Maße empfinden und dies war eigentlich vorauszusehen; denn erst hin und wieder befremdet es jemand, daß Klopstock als der Schöpfer unserer neuern Poesie betrachtet wird und daß man ihn dennoch durch die Einschränkung seiner Verdienste, durch die sorgsamste Ermittelung seiner Schwächen des Dichternamens zu berauben sucht. Es macht mir Freude, in der neuesten Geschichte unserer Poesie (Baldamus, „Deutsche Dichter und Prosaisten", 1858, zweite Abtheilung, I, 150) diese Verkehrtheit gerügt zu finden. Herder, Goethe und Schiller, die von Klopstock's Zeitgenossen für das wahrhaft Dichterische gewiß das feinste und sicherste Gefühl besaßen und die beinahe noch aus Erfahrung wußten, mit welchem süßen Staunen man nach der langen, öden Nacht den ersten Sonnenblick einer wahren Poesie begrüßt hatte, sie haben ebenfalls über manches in Klopstock's Dichtungen ein ungünstiges Urtheil ausgesprochen; aber man sieht, sie ehrten dabei stets das unermeßliche Verdienst, welches er sich um die deutsche Poesie erworben. Die Schlegel fanden es bereits nöthig, den Dichter gegen eine unbillige Verkennung in Schutz zu nehmen, und sie thaten es mit ebenso viel Eifer wie Einsicht. Meistens machte es sich die neuere Kritik jedoch zum Geschäft, allen Tadel, der jemals ausgesprochen worden, zu sammeln, und es liegt daher so viel Material der Art bereit, daß es äußerst leicht ist, Klopstock mit einer vielseitigen und doch höchst einseitigen Charakteristik zu erniedrigen. Die Zeitgenossen durften Klopstock tadeln, da sie sich seiner Vorzüge bewußt waren; für die Gegenwart sind die letztern nicht mehr so leicht erkennbar und es brächte der Kritik daher wol mehr Ehre, sich einmal mit diesen auf eine gründliche Weise zu beschäftigen. Das Herz des Dichters war stets dem Erhabenen und Edeln zugewendet; dies lehrte ihn ein höheres Leben von der phantasielosen und geistverlassenen Alltäglichkeit, welche bis dahin die Verse angefüllt hatte, unterscheiden, und so vermochte er es, der Kunst den Idealismus zurückzugeben, d. h. die Poesie zur Poesie zu machen. Er brachte diesen Idealismus mit den höchsten und theuersten Interessen des Menschen in Verbindung. Liebe und Freundschaft, Nationalität und Vaterland, Freiheit und Menschenwürde, der Abglanz des Unendlichen in Natur und Geschichte, der Aufschwung aus der Sinnlichkeit zu dem Bewußtsein unsers höhern Ursprungs und Ziels: dies alles machte Klopstock nicht blos zum Inhalt seiner Gesänge, sondern er hat seinem Volke wieder den Sinn dafür eingepflanzt, solche Anschauungen und Empfindungen geweckt, geläutert und in der Weise lebendig gemacht, daß nicht blos die folgenden Dichter eine reiche ideale Welt zum weitern Ausbau vorfanden, sondern daß für die Nation selbst eine neue Denkweise, eine bis in das französirte und herzlos gewordene Familienleben eindringende Veredlung des Sinnes begann.

Solche Wirkungen konnte niemand hervorbringen, der nicht selbst ein Dichter war; sie konnten nicht durch eine formlose und abstracte Darstellung vermittelt werden, sondern es war dazu wenigstens eine edle, bilderreiche, ergreifende Sprache nöthig und auch diese hat Klopstock aus dem Nichts geschaffen. Der Ver-

er bemerkt (I, 271), mein Princip habe es erfordert, ich in meiner „Geschichte der deutschen Poesie" von pstock so viel Gutes gesagt; ich dächte, solche Verste zu ehren, müßte das Princip aller Menschen sein. dell kann sich freilich darauf berufen, daß in seinem Buche pstock's Größe und Einfluß ebenfalls anerkannt sind; einmal oder zweimal hat diese Anerkennung den Schein r freudigen, sich hingebenden Ueberzeugung. In den ken Fällen werden jedoch von dem Lobe gleich so starke ige gemacht, daß fast nichts übrig bleibt und es ist nds ein Verdienst Klopstock's nach seiner Bedeutung inandergesetzt. Möchte uns doch gezeigt sein, was in Gedanken liegt, daß ein halbes Jahrtausend hin kein deutscher Dichter von dem Geiste, der in Klops Poesie waltet, eine Ahnung gehabt, daß die deutsche ie erst durch ihn wieder auf den Standpunkt der t erhoben wurde. Niemals ist bisher nachgewiesen en, welche Umwandelung die Dichtersprache des Gottschen Zeitalters durch Klopstock erfuhr; ein zierlicher ruch und ein Beispiel sind hier nicht ausreichend. gründliche Behandlung dieser Punkte würde der Litegeschichte gewiß zur Empfehlung gereichen. Wie verzichtete man dafür auf einen Excurs über fremde r oder auf die Reproduction unzähligemal abgedruckrtheile. Nicht für die Vorzüge, sondern für die Klopstock's nimmt der Verfasser das Interesse der elt in Anspruch und es ist schmerzlich zu sehen, ie Tadelsucht dabei ihre Vorwürfe bis zur Unverichkeit sublimirt. Mit welcher Spitzfindigkeit wer B. Klopstock's Religiosität und frommes Gefühl tigt. Es heißt (S. 113), seine christliche Ang richte sich immer auf eine gewisse unermeßliche enheit Gottes, die mehr imponirt als die Seele ringt, und auf Gebote der Tugend. Wie? wir es uns einreden lassen, daß ein Dichter, zu dessen em Wesen die lyrische Subjectivität gehörte, die nheit Gottes nur geschildert und nicht empfunden oder es soll seine Schuld sein, wenn uns die Ereit, welche er feiert, nur imponirt und nicht auch Seele dringt? Der Dichter lebte in dem Gedanken tt, seine Liebe, seine Freundschaft, die Dichtkunst varen ihm heilige Geschenke des Himmels und doch seine frommen Gesänge ein Christenthum enthallches sich, wie die kahle Predigt eines Moralisten, Gebote der Tugend bewegte? Ein andermal ist k dem Verfasser nicht gläubig genug. „Klopstock n den alten Ueberzeugungen abgefallen und steht Mitte einer halben Opposition" (S. 121). So diese Behauptung ist, so seltsam ist auch die Beweis; man mache den Versuch, ob man den subtilen n des Verfassers folgen könne. Die übernatüradenwirkung sei die tiefste Quelle des christlichen s. Diese gebe man auf, wenn man den Frei mit Beweisen aus dem reflectirenden Denken und nregung gläubiger Empfindungen entgegentrete. ter Christ wird sich also vielleicht darauf beschrän Freigeister zu Gebeten um jene Gnadenwirkung aufzufordern.) Nun habe Klopstock durch seine Poesie gläubige Empfindungen anregen wollen, folglich gehöre er zu denen, welche den Freigeistern und Atheisten schon ein großes Zugeständniß gemacht und er selbst stehe also zu dem Christenthum in einer halben Opposition! Ich muß annehmen, daß ich den Verfasser nicht verstanden habe; im andern Falle würde wol kaum die spanische Inquisition jemand die Rechtgläubigkeit aus solchen Gründen abgesprochen haben. Weiterhin erfahren wir: „Die ganze übernatürliche Ausrüstung, mit welcher das Christenthum in die Welt trat, erscheint bei Klopstock als ein erhebendes, aber keineswegs als ein schlechthin nothwendiges Moment." Dies bedeutet doch wol: das Wunderbare in der Geschichte Christi habe Klopstock als etwas Erbauliches und Lehrreiches dargestellt, aber nicht mit dem Glauben an seine Wahrheit oder mit dem Anspruch, daß es geglaubt werde. Ich gestehe, mir ist es unbegreiflich, wie man dem Dichter der Messiade und der Oden an den Erlöser solche Dinge nachsagen kann.

In dem Anhange wird der Proceß wieder aufgenommen: „Für Klopstock war der Glaube an das Uebernatürliche im Christenthum (der doch früher für ihn nicht ein schlechthin nothwendiges Moment war) ein nothwendiger, hauptsächlich als Schutzwehr gegen die materialistisch-sensualistische Richtung" u. s. w. Woher aber nur hauptsächlich als diese Schutzwehr nothwendig? Wieder, weil Klopstock mit einer schwunghaften und geschmackvollen Poesie für das Christenthum gekämpft habe. Woher aber weiß der Verfasser, daß es Klopstock nicht genug gewesen sei, in dem religiösen Theile seiner Poesie sein frommes Gefühl reden zu lassen, daß er es überhaupt beabsichtigt habe, die Freigeister zu bekämpfen? Zu solchen starken Behauptungen gehörte doch vor allem, daß uns die polemische Tendenz in der Messiade nachgewiesen oder daß uns ein Verzeichniß von Oden mit dieser polemischen Tendenz vorgelegt würde. Es ist an sich natürlich, daß jeder Dichter, der vorzugsweise Lyriker ist, die Bewegung seines Innern auf eine lyrische Weise darlegt; ebenso unzweifelhaft will jeder Dichter die Empfindungen (nicht blos die religiösen), welche in ihm selbst wach geworden, auch in andern erwecken, denn wozu fände sonst überhaupt eine Mittheilung statt? Wenn nun der fromme Sinn eines Lyrikers sich am liebsten mit dem innig tiefen oder mit dem erhabenen Pathos der Lyrik äußert, wenn der gotterfüllte Gesang nach dem Wunsche des Dichters in einer Zeit der Entzweiung auch andere die tiefe Beseligung und die erhabene Weihe des Glaubens empfinden lehrt, darf man daraus den Schluß ziehen, daß diese Lyrik eine polemische Tendenz habe und kann aus der lyrischen Darlegung des Interesses am Christenthum ein Mangel an echtem Christenthum oder gar eine Opposition gefolgert werden? Es ist gewiß sonderbar, daß man einen Dichter, welchem die jetzige Generation aus dem Wege geht, weil er ihr zu orthodox und zu fromm ist, gegen solche Vorwürfe vertheidigen muß.

Doch sehen wir weiter, wie der Verfasser mit Klopstock umgeht. Schiller's Abhandlung „Ueber naive und senti-

mentalische Dichtung" enthält einige ungünstige Urtheile über Klopstock, die von den Gegnern des letztern gern angeführt werden und zwar ohne die Bemerkung, daß derselbe Schiller an demselben Orte im ganzen von Klopstock's dichterischem Charakter mit der größten Auszeichnung spricht. Bekanntlich setzt Schiller dort auch das Eigenthümliche des musikalischen Stils der Darstellung auseinander; er findet es darin, daß der Dichter weniger die Gegenstände, welche auf sein Gemüth wirken, der Phantasie in einer bestimmten Gestaltung vorführt, als die Empfindungen selbst schildert und somit das Gemüth des Lesers, wie es auch in der Musik der Fall ist, nicht sowol durch die Vorstellung der Gegenstände als durch die Gefühlsschilderung in den seiner eigenen Stimmung entsprechenden Zustand versetzt. Schiller fügt hinzu, man thue Klopstock großes Unrecht, wenn man ihm den plastischen oder naiven Sinn ganz absprechen, seine Stärke liege aber allerdings in dem Musikalischen und als musikalischer Dichter habe er geleistet, was nur in dem Felde der Idealität zu erreichen sei. So viel Anerkennung kann der Verfasser wieder nicht gelten lassen. Er meint, die musikalische Schilderung verdiene erst dann diesen Namen, wenn sie das Herz in Regionen erhebe, welche für Begriff, Worte und Bilder nicht mehr zugänglich seien. Nun gehört wahrlich viel Kühnheit dazu, es zu vergessen, wie Klopstock, wenn schon nicht alle Leser, so doch sich selbst oft genug zu jenen Regionen erhebt, wie er es aufgibt, die höchsten innern Anschauungen seines erregten Geistes in Worte zu fassen, wie sein Herz sich gleichsam in sich selbst zurückzieht und auf eine Weile verstummt. Aber wohl ihm, er war ein zu verständiger Mann, als daß er geflissentlich die Verzücktheit zum Ziele und zum Stile seiner Darstellung hätte machen sollen.

Natürlich ist der Verfasser auch mit Klopstock's Patriotismus nicht zufrieden. Er meint, der vaterländische Sinn desselben sei ein ziemlich unbestimmter gewesen. Dies kann man höchstens von den dichterischen Symbolen sagen, in welche Klopstock seine vaterländische Gesinnung einkleidete; diese selbst hatte Bestimmtheit genug und war der erste energische Protest des ehrliebenden Nationalgefühls gegen die Ausländerei. Mit dieser Ungunst verfolgt der Verfasser Klopstock bis in den zweiten Band hinein, der für Wieland bestimmt ist. Mehrmals wird bei der Hinweisung auf einen Vorzug des letztern bemerkt, daß Klopstock denselben nicht besessen. Auf diese Weise pflegt man Lessing durch die Verkleinerung Herder's, Goethe auf Kosten Schiller's oder umgekehrt Schiller auf Kosten Goethe's zu erheben, sodaß der vergleichende Rückblick die Eigenthümlichkeit der großen Männer aus lauter Mängeln zusammensetzt und die Verdienste, welche man ihnen früher vielleicht zugesprochen, mehr und mehr verdunkelt werden. Wie unbillig ist ein solches Verfahren, wenn man nicht eine bloße Charakteristik, sondern ein Rangverhältniß im Auge hat. Bei der Schilderung Klopstock's ist es dem Verfasser, wenn ich nicht irre, nirgends eingefallen, ihn mit Wieland in Parallele zu stellen, und doch waren da Vorzüge genug zu nennen, die Wieland nicht besaß und deren Mangel denselben als einen Stümper hätte erscheinen lassen. Wie die Na… verschiedene Kräfte und Triebe erhalten haben, … das menschliche Wesen nach allen Seiten hin … so empfingen auch die Dichter verschiedene Gaben, … den idealen Lebensgehalt und den Formensinn, … der unendlich reichen und biegsamen Natur des … liegen, in den mannichfachsten Beziehungen zur … zu bringen, und wenn der Poesie Wieland's eine … tigung zugesprochen wird, so kann man dieselbe … Standpunkt Klopstock's gewiß nicht versagen. Wenn … seine Dichtungen nur eine kurze Zeit hindurch die … beherrscht, aber man hüte sich, daraus die Unzu… keit ihres idealen Gehalts zu folgern. Es liegt … immer an den Dichtern, daß sie bisweilen so … alten. So sehr die Romantiker verirrten, ihr … ging von dem richtigen Gedanken aus, daß die … Schiller's und Goethe's einerseits nicht der Tiefe … nigkeit des christlichen Glaubens genuggethan … dererseits das deutsche Heimatsgefühl und den … sinn zu wenig auf ihre alten historischen Gr… zurückgeführt. Seitdem ist von den Dichtern, … moderne Poesie erschaffen wollen, gar vieles … man hat sich selbst auf die Negationen gewor… Atheismus, die Libertinage, die zum Heroismus … pelte Brutalität, die tendenziöse Unpoesie haben i… gespielt. Sollten nicht unsere Dichter noch … der Reife kommen, es sei bei der Umgestaltung d… und der Kunst mit den positiven Elementen zu … für welche in unserer Poesie noch eine Lücke bl… die begabtesten Zeitgenossen Klopstock's von sei… keinen Gebrauch machten? Es ist damit nicht … daß sich die Dichtungsweise Klopstock's in alle… erneuern müßte, aber in seinem Standpunkt … Bedingung zu einer nochmaligen Erhebung. … gäbe es Höheres als eine Poesie, die den … sowol wie die anmuthige Heiterkeit des Leben… christlichen Verklärung anschaut, die ferner mit … der Cultur der gebildeten Zeiten entfalteten … zugleich das warme Gefühl für die Zustände, … schichte und die Interessen der Heimat und des … verbindet, die endlich bei der Darstellung in … lichkeit und Selbständigkeit ihren Stolz setzt, … Freiheit genug besitzt, um sich nach dem Kun… richten, welchen uns das begabteste Volk der … lassen hat. Doch die Hoffnung auf eine … zerfließt in einen Traum; ihre Erfüllung … weniger möglich als vor 100 Jahren, da … Verständniß des hohen, kühnen und energi… mit welchem Männer wie Klopstock und … Welt umzuschaffen gedachten, verloren gega…

Der zweite Band, welcher sich allein … beschäftigt, übertrifft den ersten in jeder … Vorlesung ist nicht so mitgetheilt, wie sie … den; der Verfasser konnte sich bei der Umar… bewegen, und diesem Umstande ist es … schreiben, daß die Charakteristik des Dich…

mtheit und Lebendigkeit hat. Auch die Anmerkungen, oben erwähnt, hier in Ausführungen verwandelt, nträchtigen insofern nicht die Einheit der Darstellung, sie bei dem eigentlichen Gegenstande bleiben. Der fasser hat in ihnen alle wichtigern Schriften Wieland's hronologischer Folge besprochen. Jeder Abschnitt zeugt dem gewissenhaften Fleiße, welcher überhaupt das e Werk auszeichnet, und enthält etwas Belehrendes. neuen Ermittelungen wird es die Leser am meisten raschen, daß Wieland in seinen politischen Romanen, Phantasiebilder mit Bezug auf die Französische Re- ion entworfen sind, hier als ein Mann erscheint, er den Geist und den Gang der letztern mit dem n Urtheile aufgefaßt, ja mit wahrem Seherblick hen Wendepunkt vorher erkannt und auch geschildert, erselbe noch eintrat. Im ganzen ist Wieland tref- gezeichnet. Ueber manches einzelne möchten andere r günstig urtheilen, doch ist in diesem Falle die ne, mit welcher eine Verirrung gerechtfertigt oder uldigt wird, wohlthuend. Es befremdet dabei, daß Verfasser das Mittel, durch welches Wieland am kräf- geschützt wird, nicht mit mehr Nachdruck in An- ng gebracht hat. Nach seiner Gewohnheit, die Seele enschen in ihrem Blute zu suchen, machte Wieland tlichen Idealismus verdächtig und verspottete die ungen einer strengen Lebensordnung. Für den stigsten Gebrauch des Lebens erklärte er den Genuß n. Ein solcher Grundsatz kann das Niedrigste gut- , darf aber die edelsten Momente nicht nothwendig ießen. Bei dieser laxen Moral blieb Wieland ein rechtschaffener, gutmüthiger, äußerst liebens- er Mann, in dessen Natur es lag, daß er nur er beständigen geistigen Anregung und Thätigkeit Lebens froh wurde. Er selbst stand in jeder Hin- eit höher als seine Grundsätze und seine Helden. nuß ihn gegen seine eigene Philosophie in Schutz und dazu ist eine Schilderung seines persönlichen ters am meisten geeignet. Denn in seinen Dich- entbehrt die Schwäche der Lebensauffassung nur dieses Correctivs einer würdigen Lebensführung. an es daher im allgemeinen nicht als einen Fort- r neuern Geschichtschreibung ansehen, daß sie beson- h dem verführerischen Beispiele der Schrift von Lewes ethe die Dichter nicht mehr hauptsächlich in ihren zu erkennen strebt, sondern sie, dem nach pikan- doten haschenden Dilettantismus zu Liebe, selbst Schlafkammer aufsucht und ihr Aussehen in der e beschreibt, so möchte bei Wieland eine Aus- tatthaft, ja geboten sein, damit ein strengeres ber den Dichter nicht zugleich den Menschen ver- so hätte sich der Verfasser nicht sollen die Ge- entgehen lassen, Wieland durch ein umfassendes seinem persönlichen Charakter einen guten Dienst

Leo Cholevius.

Ethnographisches und Culturgeschichtliches.

Vierter Artikel.*)

1. Die nordfriesischen Inseln vormals und jetzt. Eine Skizze des Landes und seiner Bewohner. Zunächst bestimmt für Badegäste in Wyk auf Föhr. Mit einer Karte der Insel Föhr und der nordfriesischen Inseln vormals und jetzt. Von G. Weigelt. Hamburg, O. Meißner. 1858. 8. 1 Thlr.
2. Jarolasch. Episoden aus dem Leben in Rußland von Richard Wendt. Erster und zweiter Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1858. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Mimosen. Novellen und Erzählungen aus dem bündtnerischen Natur- und Volksleben, von Johann Baldino, dem Rhätier, zu Solmons. Zweites Bändchen. Schaffhausen, Brodtmann. 1858. Gr. 16. 15 Ngr.
4. Zwischen Jura und Alpen. Erzählungen und Lebensbilder von Jakob Frey. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1858. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
5. Erzgebirgische Geschichten von Elfried von Taura. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1858. 8. 2 Thlr.
6. Erzählungen aus Niedersachsen von Günther Nicol. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1858. 8. 2 Thlr.
7. Der Eckmann. Eine Schwarzwaldsage von F. B. Tübingen, Riecker. 1858. 8. 5 Ngr.
8. Thüringer Sagenbuch von Ludwig Bechstein. Zwei Bände. Wien, Hartleben. 1858. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Unser diesmaliger Artikel enthält nur ein Werk, welches sich unmittelbar mit Land- und Volkskunde beschäftigt; wir haben es an die Spitze gestellt. Die übrigen behandeln denselben Stoff in Sage und Erzählung. Die Sage ist an sich culturgeschichtlich interessant; und wenn, was die Erzählungen anlangt, das Volksleben wahr, frisch, lebendig und unter kräftiger Charakterisirung der besondern Eigenthümlichkeiten der betreffenden Stämme und Landstriche aus dem Rahmen der Fiction heraustritt, so nehmen wir zu dem belehrenden Moment die künstlerische Form gern mit in den Kauf. Wenn aber freilich die letztere fehlt oder das erstere sich unter einer leeren Masse unbedeutender Zuthat verliert, dann kann die ethnographische Tendenz sie weder über das Niveau der gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur erheben, noch ihnen einen Werth, der nicht in ihnen liegt, ertheilen. Inwieweit einzelne der im folgenden zu besprechenden Werke zu dieser oder jener Kategorie gehören, wird sich aus der nachstehenden Beurtheilung von selbst ergeben.

Die große Vorliebe für ethnographische Schilderungen, welche eins von den charakteristischen Merkmalen der lesenden und denkenden Jetztwelt ist, findet ihre Erklärung wol hauptsächlich in dem echt menschlich-wissenschaftlichen Drange eines jeden für höhere Anregungen Zugänglichen, mit sich selbst immer mehr bekannt zu werden und die Tiefen der menschlichen Seele in dem treuen Spiegel der verschiedenartigsten menschlichen Individualitäten, den Ethnographie und Culturgeschichte uns vorhalten, zu ergründen. Wir glauben indeß, daß ihr auch durch ein anderes äußeres Moment bedeutender Vorschub gethan wird, nämlich durch die Häufigkeit und Allgemeinheit des Reisens, das heutzutage so sehr in fast jedermanns Bereich und Vermögen liegt, wie dies in gleichem oder nur annäherndem Umfange nie und nirgends zuvor der Fall gewesen ist. Wer aber mit Verstand reist, begnügt sich nicht mit den flüchtigen Eindrücken, welche die Schönheiten landschaftlicher Scenerie und die Schätze der Kunstsäle in ihm hervorrufen; er will wenigstens an allen Hauptpunkten, wohin die Reise ihn führt, halb und halb wie zu Hause sein; er will wissen, wie die Menschen da leben, fühlen, denken und handeln, und wie sie gelebt, gefühlt, gedacht und gehandelt haben; er will die Bilder alle, die im Laufe der Jahrhunderte in jenem großen Strome sich abspiegelten, oder die Geschlechter, die durch jenes alte Thor hindurch-

*) Vgl. den ersten, zweiten und dritten Artikel in Nr. 28 und 34 d. Bl. f. 1858 und in Nr 14 f. 1859. D. Red.

schritten, im Geiste an sich vorüberziehen sehen; und darum greift er so gern nach der Chronik der Stadt, in der er sich befindet, oder nach der Topographie und Specialgeschichte der Landschaft, die er durchwandert. Das reichste landschaftliche oder städtisch belebte Gemälde, wie es sich im Augenblicke darstellt, ist noch arm gegen die unendliche Mannichfaltigkeit von Anschauungen, die der geistige Blick aus Mit- und Vorzeit in dasselbe hereinziehen kann. So vervielfältigen wir uns das Vergnügen des Reisens, indem wir eine unsichtbare Welt neben der sichtbaren aufbauen, und heißen die literarischen Hülfsmittel willkommen, die uns auf die leichteste Weise dazu befähigen.

Zu den ethnographischen Schriften, die es sich zur besondern Aufgabe gemacht haben, dem Bedürfnisse der Fremden in dieser Hinsicht zu entsprechen, gehört Nr. 1 der oben aufgeführten Werke: „Die nordfriesischen Inseln vormals und jetzt", von G. **Weigelt**. Es ist für die Badegäste in Wyk auf der Insel Föhr bestimmt, verbreitet sich aber über die gesammten nordfriesischen Inseln, oder die Uthlande, dieselben, die wir in der Hansen'schen „Chronik" schon näher kennen gelernt haben, und will, wie der Verfasser in der Einleitung bemerkt, „mehr ins Weite als Tiefe gehend, das vorhandene Material anschaulich zu einem Bilde der vergangenen und gegenwärtigen Zeit zusammenfügen". Das Bild ist gut gelungen, und der wyker Badegast oder sonstige Reisende, der das interessante Stückchen Erde besucht, wird wohl daran thun, sich an der Hand dieses kundigen Führers dort geistig heimisch zu machen. Der erste Abschnitt: „Von Husum nach Föhr", gibt eine lebendige Schilderung der Halligen, die man auf dieser Fahrt berührt; der zweite und dritte handeln von Föhr, Amrum und Sylt; der vierte wirft einen Blick auf die ehemalige Gestaltung der Uthlande; der sechste schildert die Zertrümmerung derselben und der siebente gibt einen geschichtlichen Abriß und eine Charakteristik der Bewohner. Der fünfte, als Episode, stellt eine Theorie über Ebbe und Flut auf, die hier nicht unpassend ihren Platz findet, weil das Meer eine Hauptrolle in der nordfriesischen Geschichte spielt, und es daher ganz in der Ordnung ist, wenn wir den Helden des Stücks, den das Inselvolk ewig bekämpft, und den es doch so liebt, daß es trotz aller Unbilden, die es von ihm erdulden muß, nicht von ihm lassen kann, soviel wie möglich von allen Seiten doch kennen lernen. Der Verfasser opponirt mit seiner Theorie der Ansicht Kohl's, der in seinem Reisewerke über die Marschen und Inseln der Herzogthümer Holstein und Schleswig die Sache so darstellt: „Der Mond erfaßt mit seinen anziehenden Kräften das große Weltmeer an dem Punkte, über welchem er oben im Zenith steht. Er hebt es ein wenig, sehr wenig, vielleicht nur um einen oder anderthalb Fuß in die Höhe, wie man ein ausgebreitetes Tuch mit den Fingern in die Höhe hebt, und weiter schreitend läßt er es wieder fallen." Warum hält er es nicht fest? fragt der Verfasser und erklärt sich über die Erscheinung seinerseits dahin, daß der Mond das Wasser keineswegs unmittelbar hebe, sondern nur das in demselben herrschende Gleichgewicht der einzelnen Wassertheilchen störe, sodaß die Flut nur eine indirecte Folge seiner Einwirkung sei. Er sagt: „Die Wasser verlieren, wenn der Mond unmittelbar über ihnen steht, ein ganz Kleines von jenem Zuge, womit sie, wie alle irdischen Körper, beständig zum Mittelpunkte der Erde streben, sie werden leichter. Diese Wirkung des Mondes muß nach allen Seiten hin mehr und mehr abnehmen, bis sie, wo er im Horizonte steht, Null geworden ist. Hier also befindet sich verhältnißmäßig schwereres Wasser, und da in einem und demselben ungeheuern Bassin das Gleichgewicht der so leicht beweglichen Wassertheilchen gestört ist, da nun der Zug der Schwere nicht allein zum Centrum, sondern auch seitwärts geht, so muß das Element in Bewegung gerathen, und diese muß sich mit schwingender Schnelligkeit von den Regionen der größten Schwere aus weiter pflanzen." Er bemerkt noch, daß diese Theorie nach den Beobachtungen in der Nordsee und in dem Atlantischen Ocean anscheinend nicht erprobe, daß aber der Widerspruch sich hebe, wenn man annehme, daß die Hauptbewegung vom Stillen Meere ausgehe, welches im Vergleich zu den andern Meeren den kosmischen Einflüssen eine unverhältnißmäßig große Ausdehnung darbiete. Das Detail der Theorie, die Analyse der einzelnen Erscheinungen, die Mitwirkung der Sonne — die aber nie so groß ist, daß sie den Einfluß des Mondes ganz neutralisirte — alles dies weiter zu verfolgen, ist hier nicht der Platz; wir konnten jedoch, soweit wir es gethan, um so mehr bei der Episode verweilen, als wir in Mittheilung der interessantesten Züge aus dem Hauptwerke nur Wiederholungen dessen, was wir bereits bei Besprechung der Hansen'schen „Chronik" hervorgehoben haben, hätten geben können. Eine kleine Nachlese wollen wir indeß noch halten.

Werfen wir einen Blick auf die Halligen-Leute, die misera gens des Plinius; denn „auf Hügeln wohnend, die durch Menschenhände aufgeworfen sind, gleichen sie, wenn zweimal in 24 Stunden alles Land umher überschwemmt wird, Schiffenden; Schiffbrüchigen aber, wann die Wasser sich wieder verlaufen haben". Von Deichen ist daher hier keine Rede, Ackerbau unmöglich, aller Wirthschaftsbetrieb auf Viehzucht beschränkt; doch oft genug wird das Heu vom Wasser weggeführt, und nicht selten „klopft der blanke Hans ans Fenster". Dann flüchten sich Menschen und Vieh auf den Boden. Man harrt in tödlicher Spannung, ob die Schutzpfähle, auf denen das Dach neben der Mauer ruht, Widerstand leisten werden; denn die Mauer wird in der Regel weggespült, und Kähnen kann man sich wegen der zu starken Brandung nicht anvertrauen. Glückt es, und scheint die Sonne auf ein gerettetes Häuschen, so ist das Leben gewonnen, aber alle Behaglichkeit und Gehäbigkeit auf lange hinaus vernichtet. Alles, was das Haus barg, und Wiesen und Weiden sind verdorben; selbst das Trinkwasser fehlt, denn die Cisternen sind ersoffen. Rechnet man dazu die gänzliche Isolirung — es gibt Halligen, auf denen nur eine einzige Familie wohnt —, das Fernsein von aller menschlichen Hülfe — ärztliche muß oft Tagereisen weit gesucht werden —, die Schwierigkeit des Verkehrs und die stete Unsicherheit der Existenz, und sieht man zu diesen Wohnungen weitgereiste, wohlhabende Seeleute, welche die herrlichsten Gegenden der Erde kennen lernten, zurückkehren, um dort ihrer alten Tage zu pflegen, so lernt man die Anziehungskraft würdigen, die Heimat und Meer ausüben. Doch wird zuletzt trotz aller Ausdauer und Festigkeit der Halligen-Leute das Meer den Sieg über sie davontragen. Denn während sie 1769, obschon sie vorher den dritten Theil von Land und Leuten eingebüßt, noch 2000 Seelen zählten, sind sie gegenwärtig bis auf 700 herabgekommen. Abgesehen von den größern zerstörenden Fluten nimmt das Meer durchschnittlich jährlich die Breite eines Fahrwegs rund umher weg, und so bleibt nach und nach, wenn der tragbare Boden zu Meeresgrund geworden, ein Wurthügel um den andern mit seinen Gebäuden öde liegen. Für die Besuchenden, die stets mit der größten Gastfreundlichkeit empfangen werden, sind übrigens die Halligen, wenn man im Sonnenschein durchs blaue Meer zu ihnen heranfährt, eine ebenso originelle als freundliche Erscheinung. „Dicht aneinander gedrängt liegen auf den Wurthügeln die Wohnungen, zwischen denen und deren Gärtchen nur ganz schmale Fußsteige gelassen sind. Lagert man sich am Abhange eines solchen graswachsenen Hügels, so hat man einen Anblick einziger Art. Rundumher der saftige Wiesenteppich ausgebreitet, mit seinen schmalen, unregelmäßig gewundenen Meeresbuchten; aus dem Grün erheben sich in malerischer Unordnung die Wurten wie kleine Burgen, dazwischen weidende Kühe, und das Ganze eingefaßt vom blanken Rahmen des Meers." Ebenso freundlich ist das Innere der Wohnungen. Helle Fenster, Kachelwände, mit Arabesken oder biblischen Geschichten bemalt, auch mit guten und geschmackvoll gewählten Bildern behangen, eine kleine Büchersammlung, ein Glas- und Silberschrank, auf dem weißbedeckten Tische allerlei Backwerk, gutes Brot, Butter und Käse für den Gast, im blanken messingenen Kessel brodelndes Wasser, und über den Beiden frohe Gesichter. Die Leute besitzen Erfahrung, ungeschminkte Bildung, ungeheuchelte Frömmigkeit und eine freundliche, beschei-

dene Sicherheit in ihrem Benehmen. Die linkische Verlegenheit mancher Dorfbewohner des Festlandes ist ihnen fremd. Ihr Haupterwerbszweig ist der Seedienst; die Producte der Halligenwirthschaft sind Wolle, Milch, Butter, Garneelen (kleine Krebse ohne Scheren) und Vogeleier, von denen viel auf benachbarte Märkte gebracht wird und die sich in solcher Menge finden, daß sie zugleich ein Hauptnahrungsmittel der Bewohner bilden, ja sogar an die Schweine verfüttert werden.

Die Insel Föhr, die man zu den glücklichen zählen könnte, weil sich auf ihr überall bescheidener Wohlstand, nirgends Armuth zeigt, und das wyker Nordseebad, welches zwischen den milden Ostseebädern und den stark irritirenden Nordseebädern eine mittlere Stellung einnimmt, haben eine sehr eingehende und beziehendlich einladende Beschreibung gefunden, rücksichtlich deren wir auf das Buch selbst verweisen. Die Bevölkerung der kleinen Insel von nur 1½ Quadratmeilen und 6000 Einwohnern besteht aus drei Hauptelementen, den ursprünglichen föhrer Friesen, den von Nordstrand herübergekommenen Friesen, die sich noch jetzt durch Dialekt und Tracht unterscheiden, und eingewanderten Jüten; fast alle Einwohner aber verstehen sich auf fünf Sprachen und beziehendlich Dialekte: die beiden friesischen, Hoch- und Niederdeutsch und Dänisch. Bei dem Ausflug, oder der Ausflucht, wie der Verfasser sagt, nach Sylt und Amrum betrachten wir uns nur ein düsteres Bild, den Schiffbrüchigen-Thurm. Die Sandbänke und Untiefen bei Amrum sind so gefährlich, daß ein Leuchtthurm eher geschadet als genützt haben würde; man hat sich daher begnügt, auf einer Sandbank einen hölzernen Thurm zu erbauen, in dessen oberm Stockwerke die Schiffbrüchigen Brot und Wasser und ein dürftiges Lager finden. Die Zertrümmerung der Uthlande, „die nur eine großartige Ruine ohne den Anschein einer solchen sind“, brauchen wir in der Erinnerung des Lesers nicht aufzufrischen, gedenken aber einer dem Buche beigegebenen sehr schön ausgeführten Karte, die das Sonst und Jetzt auf das deutlichste veranschaulicht. Aus dem letzten Abschnitte, der die Geschichte und Charakteristik enthält, heben wir noch ein paar interessante Einzelheiten heraus.

Nordfriesland war früher in Harden (Gaue oder Bezirke) eingetheilt. Eine jede hatte ihre freigewählten Hauptleute und Fahnenträger, wie ihre eigene Fahne und ihr Siegel. Die Harden zerfielen in Viertel, später Kirchspiele genannt, und die Kirchspiele in einzelne Bauerschaften, zu deren jeder mehrere Bauergelage oder Bauerlagen gehörten. Die Harde erwählte sich jährlich als verwaltende und richtende Behörde einen Rath von 12 angesessenen Männern; den Kirchspielen standen Aeltermänner und den Bauerschaften Sechs- oder Achtmänner vor. Die Angesessenen nannten sich „Adeliike Boiim“ (adeliche Bauern), vor dem Rechte aber standen Knecht und Herr gleich. Hardenversammlungen wurden durch Feuerbaken (Feuer auf Thürmen oder erhöhten Orten), die der Kirchspiele durch Glockengeläute und die der Bauerschaften durch den „Buerstock“ einberufen. Der letztere war ein kleiner gedrechselter Stab, den der Vogt seinem Nachbar mit mündlichem Bescheid über den Zweck der Versammlung überreichte, und den jeder Nachbar, sowie er ihn bekam, ohne ihn aus den Händen legen zu dürfen, augenblicklich selbst weiter tragen mußte. Bei Rath und Gericht ging alles mündlich von statten, auch Recht und Gesetz waren ungeschrieben; man ernannte bei jedesmaliger Versammlung „Hörige“, welche die Verpflichtung hatten, von Urtheil und Beschluß später Zeugniß abzulegen. Die erste Aufzeichnung der Landrechte und Bestätigung durch den fürstlichen Oberherrn fand 1426 statt. So entstand „die eiderstedtische Krone der rechten Wahrheit“ und die „Siebenhardenbeliebung“, das Eiderstedter und Siebenharder Landrecht. Spuren von Blutrache und Wehrgeld finden sich noch im 16. Jahrhundert. „Als um diese Zeit der Sohn eines wohlhabenden Landmanns im Nordstrande eines Todtschlags wegen verfolgt ward, ward es dem Vater möglich, ihn nach geschehener Sühne wieder ins Land zu rufen. Und wie nun der beglückte Alte über die Mühen und Kosten klagt, die ihm der Sohn verursacht, durchbohrt dieser ihn mit seinem Dolche. Der Mann seiner Schwester nimmt auf der Stelle blutige Rache an dem unnatürlichen Sohne, und kein Gesetz, keine Obrigkeit verlangt deshalb Rechenschaft. Die sonst beim Sarge ausgerufene Rache war hier auf der Stelle vollzogen, und der Gerechtigkeit war nach uralter Auffassung Genüge geschehen. Ja noch 100 Jahre später ist der Chronist Heimreich mehrmals zugegen gewesen, wenn auf der Föhr über den Todtschläger am Grabe des Erschlagenen der Bann gesprochen ward.“ Gegenwärtig sind, wie die alte Verfassung, auch die alten Gebräuche meistens verschwunden. Der Verfasser gedenkt nur eines einzigen, bei Verlobungen, wo, wenn der eine Theil aus der Fremde ist, von jungen Leuten am Abend ein mit Fahnen und Laternen geziertes Boot auf einem Wagen durch die Straßen gezogen wird.

Das Christenthum wurde in Nordfriesland im 12. Jahrhundert eingeführt; doch zeigten die nüchtern-verständigen Insulaner, denen nach dem Verfasser die Logik angeboren ist, für „die sinnig-poetische Mystik des Katholicismus“ wenig Sympathien. „Auf den Schiffen und Watten, sowie in der Nacht dauerten die altreligiösen Opfer, Tänze und Mahlzeiten fort, dem Sprichwort gemäß: Die Nacht ist unser eigen.“ Auch von einem heidnischen Märtyrer lesen wir. Hans Kielholt, der Sohn des ersten christlichen Priesters zu Nordstrand, erzählt zu Anfang des 13. Jahrhunderts: „Als ich noch auf dem Lande bei meinem Vater war, und ein kunstreicher Maler in unserer Kirche die Geschichte der Apostel und anderer Märtyrer malte, damit man dieselben ehre und anbete, hat ein alter Mann, der ein Heide gewesen, dabeigestanden und dem zugesehen. Derselbe hat sein eigenes Messer herausgenommen und sich selbst über die Kehle geschnitten, weil er sich mit dem neuen Glauben nicht belasten wollte.“

Eine werthvolle Beigabe des Werks bilden die beiden Karten, von denen wir der einen bereits Erwähnung gethan haben, während die andere in gleich trefflicher Ausführung die Insel Föhr in ihrer gegenwärtigen Erscheinung darstellt.

Wenden wir uns von der Nord- zur Ostsee und zu dem weiten Ländergebiete, dessen nordwestliche Küsten sie mit ihren fernsten Gewässern bespült.

„Jarolasch. Episoden aus dem Leben in Rußland“ (Nr. 2), von R. Wendt, führt nach dem Vorwort des Verfassers in die Zeit unmittelbar vor des Kaisers Nikolaus Tod zurück. Wie er im allgemeinen von diesem Zeitpunkt und von den seitdem eingetretenen Veränderungen denkt, theilen wir nach seinen eigenen Worten mit: „Als am 18. Februar (2. März) 1855 die Kunde von dem Tode Nikolaus' I. Pawlowitsch durch Petersburg flog, da war nur eine Klage, nur ein Schrei des Schmerzes zu hören. Wäre der Kaiser in gewöhnlichen Zeiten gestorben, so hätte sein Tod schon den tiefsten Eindruck machen müssen. Denn 30 Jahre hatte er die Zügel der Herrschaft mit starker Hand geführt. Von dem Tage an, wo er vor dem Thurme der Admiralität zu dem Grafen Dornberg gesagt hatte, die Rebellion verblendeter Garderegimenter sei eine Familiensache, in welche Europa sich nicht zu mischen habe, von diesem Tage an hatte er die zarische Majestät in mächtiger, würdevoller Weise repräsentirt; man blickte mit ehrfurchtsvollem Staunen zu ihm empor, man fühlte in seinem Stolze sich stolz. Die Begeisterung für ihn war in den letzten Jahren seines Lebens neu belebt worden durch seine energische, dictatorische Haltung in den Wirren Europas. Nun starb jedoch der Kaiser in ungewöhnlicher Zeit, und sein Tod veranlaßte Schrecken und Entsetzen. Wer wird jetzt die Würde Rußlands aufrecht erhalten, so dachte man; jetzt, wo Feinde gegen sie ankämpfen! Wer wird jetzt den Opfereifer des Volks beleben, den Nikolaus durch seine ehrfurchtgebietende Festigkeit, seine Geradheit, seinen Ernst hervorgerufen, erhalten und geleitet hat! Er war der Gewaltige in Europa; solange er stand, wagten weder die anzugreifen, die er verpflichtet hatte, noch die gegen ihn aufzustehen, denen er als Herrscherideal erschienen war! ... Aber allerdings machten sich langsam und allmählich andere Gefühle geltend. Zuerst erweckten die Maß-

nahmen des jungen Monarchen Vertrauen; er versprach ja, Rußlands Integrität und Machtstellung bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Alsdann flößte seine weichere und sanftere Persönlichkeit Sympathie ein. Nikolaus war der Koloß gewesen, stark genug, um die schwerste Last zu tragen; Alexander konnte darunter erliegen und nahm sie doch pflichteifrig auf. Nun machte sich die Meinung geltend, die bis dahin in Rußland noch nicht aufgekommen war, daß Nikolaus den Krieg hervorgerufen habe, und daß es ein Unrecht wäre, von seinem Nachfolger die Verantwortung für eine That zu fordern, deren Urheber er nicht gewesen war. Man vergaß dabei die Solidarität der Monarchie, man übersah absichtlich, daß Alexander erklärt hatte, im Geiste des «Nievergessenen» fortzuregieren. Es dauerte nicht lange, so erweckten einzelne Veränderungen in der obersten Leitung der Angelegenheiten neue Hoffnungen und wirkten natürlich auf das Urtheil über Nikolaus, seine Zeit und sein System zurück."

Der Verfasser geht nun zu einzelnen Regierungsacten über und kommt zu den Reformen. „Der Ruf: Es muß anders werden! knüpfte sich an den ausgesprochenen Willen des jungen Kaisers, durch den Frieden wieder zu ersetzen, was man im Kriege verloren; durch Hebung der innern Kraft das gesunkene äußere Ansehen wieder zu sichern. Jetzt trieb man bewußt und unbewußt in die unabsehbare Gasse der Reform, und so eifrig that man plötzlich, daß man gern alles umgestürzt hätte — im Wahn, daß Aenderung Besserung sei —, wenn man nur gleich gewußt hätte, wo anfangen!" Die Reformen haben den Beifall des Verfassers nicht, und er scheint zu diesem Urtheil, wenn auch theilweise aus Zweifeln an der Zweckmäßigkeit der eingeschlagenen Mittel und Wege, doch hauptsächlich aus Anhänglichkeit an das System des Kaisers Nikolaus gekommen zu sein. Die Schlußworte, in denen er sein Résumé ausspricht, sind folgende: „Der Traum, daß man reformire, hat allmählich immer weiter um sich gegriffen, und im Traume hat man allerdings einzelne Gesetze gegeben, einzelne Verordnungen erlassen, die auf Reformen hinzielen: in Wahrheit ist direct nichts Wesentliches geschehen, wenn auch manches vorbereitet und in Angriff genommen ist. Indirect ist desto mehr erreicht. Die Phrase hat die Disciplin gelockert und die Apathie der Masse erschüttert." Hiermit ist der Standpunkt, von welchem aus der Verfasser die russischen Verhältnisse betrachtet, im allgemeinen charakterisirt; sehen wir nun, was seine „Episoden" uns bieten.

Der Name ist entsprechend gewählt; ja er besagt fast noch zu viel, denn auch in der Episode verlangt man Abschluß, der hier theils fehlt, theils nicht vollständig gegeben ist: es sind Fragmente, Skizzen, in einzelnen Situationen und Passagen oft sehr ergreifend und mit großer plastischer Kunst ausgeführt, im ganzen aber ohne Abrundung und einheitliche Durchführung. Darin aber ist der Titel sehr bezeichnend gewählt, daß man bei allen diesen Nebenhandlungen die Haupthandlung total vermißt. Der Verfasser führt uns eine Menge Bilder aus dem gesellschaftlichen und Familienleben der höhern und niedern Stände vor, verändert auch den Schauplatz, indem er ihn im ersten Theile nach Großrußland, im zweiten in die Ostseeprovinzen verlegt; allein seine Episoden sind lauter Nachtstücke, seine Bilder so voll Schatten ohne Licht, daß der Schluß von diesen Nebenhandlungen auf die Haupthandlung ein trostloser, das Gesammtgemälde, das man sich aus den Einzelbildern entwerfen müßte, ein grausenerregendes sein würde; man kann es nicht über sich gewinnen, aus dem hier dargebotenen Individuellen zu generalisiren, und deshalb vermißt man eben, wie wir wiederholen, die Haupthandlung. Von der Leibeigenschaft, von der Art und Weise, wie dieses Institut durch einen zum großen Theil verarmten Adel ausgebeutet wird, wollen wir schweigen, das gibt a priori zu denken genug, und daß dabei nichts Gutes herauskommen kann, versteht sich von selbst; wiewol wir nicht unbemerkt lassen dürfen, daß die Verstimmung des Lesers durch die Misliebigkeit, mit welcher der Verfasser auf die diesfalls eingeleiteten Reformen hinblickt, noch bedeutend gesteigert werden muß. Auch von den Erscheinungen im gesellschaftlichen Leben, von dem äußern Glanz ohne innern Wohlstand, der Spiel- und Trunksucht, dem hohlen blasirten Wesen, der Nonchalance, die en gros zur Anschauung gebracht wird, endlich von der Beamtencorruption wollen wir den Blick abwenden. Es mag auch sein, daß der häufig betrunkene Pope, der bei Ausübung der speciellen Seelsorge mehr auf die Erbauung seines Magens als auf die des Pfarrkindes Bedacht zu nehmen und der viel Aehnliches von jenen Patronatsgeistlichen vergangener Jahrhunderte, die wir bei englischen und deutschen Satirikern geschildert finden, zu haben scheint, und ebenso der Lehrer, der vom Geistlichen als Diener betrachtet wird, und mit dem die Gemeinde auch nicht umgeht, weil er sie an Bildung überragt, der also ganz isolirt steht: es mag sein, daß beide auch nicht viel Stoff zu freundlichen Bildern darbieten; aber irgendwo, denkt man, wird doch das abgehetzte Gefühl zur Ruhe kommen. Vielleicht in der Familie? Ja, wenn unter all den Familien der verschiedenen Stände, die der Verfasser uns vorführt, auch nur eine einzige wäre, in der wir, um nicht zu sagen ein glückliches, doch mindestens ein erträgliches Zusammenleben anträfen; aber nirgends eine Spur. Die Sünden wider das sechste Gebot, sammt was dem anhängig, sind das immer wiederkehrende Thema der Handlung und des Dialogs durch beide Theile des Buchs hindurch, von Anfang bis zu Ende, und wo sie die Grundlage des Familienlebens nicht untergraben, da müssen Standesvorurtheile, Gleichgültigkeit und andere Phasen der Selbstsucht zur Zerrüttung und Trennung führen. Der Gutsherr entehrt das leibeigene Mädchen und zwingt sie dem leibeigenen Burschen zur Gattin auf; selbst die Ehe schützt die Frauen nicht. Und wie solchergestalt das Familienmoment nach zwei Richtungen hin, beim Adel und der leibeigenen Bauernschaft auf das tiefste beeinträchtigt erscheint, so steht es nach andern Seiten hin nicht viel besser aus. Berghaus in seinem geographischen Handbuch (Breslau 1843) erklärte es für unzweifelhaft, daß in Rußland die Bande der Ehe unverletzter erhalten werden und in höherer Achtung stehen als in irgendeinem andern Lande Europas. Darum, fährt er fort, kommen Ehescheidungen auch in sehr unbedeutender Zahl vor. Im Jahre 1831 wurden in der griechischen Kirche, dem herrschenden Glaubensbekenntniß, überhaupt 217 Ehen getrennt, und unter jenen Trennungen befanden sich nur fünf wegen Ehebruchs, das ist ein Ehebruch auf 7,506000 Individuen. Wollte man nach den Episoden generalisiren, so könnte man bei der Zahl 7,506000 getrost die letzten fünf Ziffern weglassen und würde damit noch viel zu hoch greifen. Wo ist nun die Wahrheit? Daß es eine äußerst gewagte Schätzung ist, wenn der verdiente Geograph die Fälle der Scheidung wegen Ehebruchs zum Maßstabe des numerischen Vorkommens dieses letztern selbst nimmt, wird niemand bestreiten; aber immer geben doch jene statistischen Momente so viel an die Hand, daß man sich nicht ohne weiteres von einer so allgemeinen Sittenverderbniß überzeugen kann.

Geben die Skizzen aus dem Leben der herrschenden und dienenden Klasse so wenig erquickliche Ausbeute, so hofft wol der Leser in der Episode „Bürgerlich" auf wohlthuendere Scenen zu stoßen; indeß werden diese Hoffnungen gleich mit dem ersten Satze getäuscht. „Die russischen Ostseeprovinzen", heißt es dort, „rühmen sich allein unter den Provinzen des Reichs ein eigentliches bürgerliches Element zu besitzen. Der Russe hält seine Städte, Moskau nicht ausgenommen, für große Dörfer, und ihre Bewohner, die Meschtschanini, unterscheiden sich wenig von den Landbewohnern; während die sogenannten erblichen und persönlichen Ehrenbürger (beide heißen Graschdanini) gewissermaßen in die Rangklassen eingereiht sind." Hiernach reducirt sich das bürgerliche Element, wenn wir dem Verfasser folgen, räumlich auf ein Minimum; aber auch von diesem bekommen wir nichts zu sehen. Zwar wird die Scene nach Dorpat verlegt, aber die Hauptfigur in derselben spielt ein lebenslänglicher alter Student, der von den Almosen der Commilitonen lebt, mit

wichtigen Erfindungsplänen umgeht, das Geld zur Realisirung derselben von einem plötzlich auftauchenden Freunde vorgeschossen erhält, und nun am Ziele seiner Lebenshoffnungen das fast vollendete Werk in einem Anfalle von Wuth gegen einen Rivalen wieder zerstört; und neben ihm figurirt ein Professor der Astronomie, den sein Riesenthum in der Wissenschaft zum Zwerglein im Leben gemacht hat, zu einem Kinde, das von der Gattin wie von einer Mutter gegängelt wird. Beide sind originelle Charaktere; der alte Student namentlich, der seine Kinder nur noch auf dem Schulwege sehen kann, denn die Pflegeältern lassen ihn, weil er zu verkommen ist und zu viel hustet, nicht mehr ins Haus, ist eine scharf ausgeprägte Gestalt; aber einen Typus des bürgerlichen russischen Lebens bietet weder er noch der Professor dar, noch findet sich eine Schilderung desselben in irgendeiner andern Episode.

Wo übrigens der Hauptschaden aller russischen Verhältnisse liege, läßt der Verfasser häufig durchblicken. Er sucht ihn im Adel und macht dabei keinen Unterschied zwischen dem russischen und deutschen Adel, ja, in der Parallele, die er zur Charakteristik beider zieht, fällt das Facit mehr zu Ungunsten als zu Gunsten des letztern aus. Namentlich behauptet er auch, daß trotz des Ukases vom Jahre 1817, der die Leibeigenschaft in Livland aufhob, die Verhältnisse der dortigen Bauern in nichts gegen die der leibeigenen russischen Bauern gebessert, ja gegen früher in mancher Beziehung verschlimmert worden seien, und zwar lediglich durch Schuld des Adels, der die Bauern um so abhängiger von sich erhalten habe, als sie weder eigenes Land angewiesen bekommen, noch Befreiung von den Fronen erlangt hätten. Bezeichnend ist das Bild, das der Verfasser bei Besprechung dieser Verhältnisse einem Collegienrath zu Dorpat in den Mund legt: „Wissen Sie, lieber Herr, wie mir Rußland vorkommt? Wie ein ungeheuerer Eisenbahnzug, an dem vorn eine Locomotive zieht, das ist der Kaiser; und hinten eine andere von gleicher Kraft, die statt zu schieben in entgegengesetzter Richtung zieht, das ist der Adel. Die Schaffner, die Beamten, sehen mit dem Gesichte nach der vordern Locomotive, aber ihre Arme hängen an Drähten, die von der hintern kommt." Wir verfolgen die Ausführung dieses Bildes und die Eventualitäten, die als mögliche Phasen im Entwickelungsgange der russischen Zustände an demselben zur Anschauung gebracht werden, nicht weiter und wünschen, daß auch das Werk des Verfassers dazu beitragen möge, den eingeleiteten Reformen trotz des unliebsamen Auges, mit welchem er dieselben betrachtet, zu einem günstigen Erfolge zu verhelfen.*)

Den „Mimosen" (Nr. 3), von J. Baldino, stellten wir nach dem uns früher vorgelegenen ersten Bändchen ein gutes Prognostikon, müssen dasselbe jedoch gegenwärtig, nach der Lectüre des zweiten, bedeutend einschränken, denn die sämmtlichen drei Erzählungen dieses Bändchens lassen viel zu wünschen übrig. Es fehlt dem Verfasser nicht an Phantasie und Darstellungsgabe, manche Situation ist gut angelegt, und viele Schilderungen sind trefflich gelungen; aber es fehlt in diesen drei Erzählungen durchgehends an Urtheilskraft und Geschmack, und wenn der Verfasser beides besitzt, so hat er hier keinen Gebrauch davon gemacht. Man fällt im Weiterlesen von einer Ueberraschung in die andere und muß sich, wenn man an einer Stelle mit voller Befriedigung verweilt hatte, zehn Seiten später oft erst besinnen, ob man es noch mit demselben Manne zu thun hat. Dies gilt in gleichem Grade vom Inhalt wie von der Form. In der letztern ist der verständige Ton einer guten Schrift manchmal vollkommen getroffen; manchmal läßt er sich, als ob er einen intellectuell auf sehr niedriger Stufe stehenden Leserkreis vor sich habe, und erklärt z. B. in besondern Noten Worte wie Fama und Mammon; manchmal nimmt er die Ingredienzien aus einem gelehrten Potpourri, wirft mit classischen, oft weit hergeholten Anspielungen, mit lateinischen und französischen Phrasen um sich, alles ohne auch nur ein Wort der Erklärung; manchmal endlich spreizt er sich in einer Phraseologie, die sich an Ueberschwenglichkeit und Geschmacklosigkeit überbietet, wie z. B. wenn er einen Gemsjäger, der mit andern nach einem Verbrecher fahndet, sagen läßt: „Ergibt er sich nicht ohne Gegenwehr, und kannst du seiner sonst nicht habhaft werden, so erwecke die Kugel, die in deines Stutzes Rohr noch ruhig schläft, und schmettere ihn durch die Kraft des schwarzen Salzes der Mönchserfindung eine seiner Leibesstützen schnell entzwei"; oder wenn er uns den Schmerz eines armen braven Besenbinders über den Tod seines Kindes in folgender Weise schildert: „Seppe stand auf, kehrte sein Gesicht gegen die Thüre und wischte sich mit seiner flachen heißen Hand eine runde Thräne vom Auge, so groß wie der volle Leib einer Kreuzspinne ist." Dasselbe widerspruchsvolle Durcheinander verunstaltet den Inhalt. Wir wollen nicht dabei verweilen, daß in den beiden letzten Erzählungen die Erfindung in den Katastrophen durch unmotivirte Uebertreibung und beziehendlich durch unpassend gewählte Mittel zur Ausführung der That verfehlt ist, und beschränken uns darauf, eine kurze Analyse der ersten Erzählung zu geben, durch welche sich die Weise des Verfassers am besten charakterisiren wird.

Der „Bachtobel-Rudeli" ist eine Dorfgeschichte, die in Untervaz am Fuße des Kalanda spielt. Sie beginnt mit einer allgemeinen Schilderung der Zustände des zur Hälfte von Katholiken, zur Hälfte von Protestanten bewohnten Dorfs, und diese sind so beneidenswerther Art, daß man an ein Utopien denkt. „Friedlich, wie die Todten auf ihren beiderseitigen Kirchhöfen ruhen, wirken und streben die noch lebenden Protestanten und Katholiken unter- und nebeneinander. Ihre Seelenhirten geben ihnen das beste Beispiel. Einer empfängt den andern gastlich; das Buchstabenwerk ist bei ihnen todt und der Geist allein lebendig. Am Hochzeitsschmause und bei der Kindtaufe findet man den Protestanten neben dem Katholiken und den Katholiken neben dem Protestanten. Sie wohnen neben- und durcheinander und gar oft unter ein und demselben Dache und bilden eine Geschwisterfamilie, deren einer und wahrer Vater allein der Allmächtige über den Wolken der Sterblichkeit ist." Diesem Eingang entspricht auch der weitere Verlauf der Charakteristik. Kein Theil stört den Feiertag des andern durch „weiheloses Getriebe". Das Wirthshaus dient nur für Fremde und zu Ausbringung der Gastereien bei häuslichen und öffentlichen Festen, sonst steht es leer. Karten sind nur dem Namen nach bekannt, Sitten und Gesinnung noch echt patriarchalisch. Kurz, man macht sich auf eine Idylle im vollsten Sinn des Worts gefaßt und wird durch die ersten elf Abschnitte in seiner Erwartung nicht getäuscht. Wir verleben mit den Untervazern einen gemüthlichen Sonntag, werden dann in die reinliche, friedenvolle Wohnung des armen Seppe eingeführt, lernen einen ehrwürdigen Nachtwächter und einen vortrefflichen Arzt kennen, stehen mit ihm und mit getreuen Nachbarn am Todtenbette des kleinen Rudi Seppe, wohnen den katholischen Bestattungsfeierlichkeiten bei und hören eine für jene patriarchalischen Zustände fast zu erhabene Leichenpredigt, in der ausgeführt wird, daß „das ganze unermeßliche All, vor dessen Gedanken unsere sinnliche Seele bebt und in ihren Grundfesten erzittert, daß es nichts ist als in sterblichen Augen ein matter Abglanz unsers eigenen, in uns verschlossenen und in alle Ewigkeiten hinaus zu entwickelnden ewigen Daseins". Wir sehen dann noch einmal das Trauerhaus in seiner stillen Wehmuth und Vater Seppe vor einsamem Kreuze im Gebet. Er erhebt sich und findet einige Schritte weiterhin ein ausgesetztes neugeborenes Kind. Und nun kommt auf einmal ein Umschlag in die Erzählung, welcher Sitten und Charaktere ohne die mindeste Vermittelung plötzlich in einem ganz fremdartigen Lichte erscheinen läßt, und dem sich auch die Darstellungsweise anschließt, die vom Pathetischen und Reinen ins Frivole und Unreine übergeht. Das Kind ist nämlich das Kind des katholischen Pfarrers und seiner Köchin, und

---

*) Von dem hier besprochenen Werke ist seitdem noch ein dritter Band erschienen, welcher die Jahreszahl 1859 trägt. D. Red.

der Pfarrer hat es selbst ausgesetzt. Nach allem Vorangegangenen mußte man sich ihn als einen höchst würdigen Mann denken, und nun wird er mit einem Schlage, ohne einen Schatten von Aufklärung über diesen Wechsel der Dinge, zum Kapuziner umgestempelt, der, abgesehen von der Aussetzungsgeschichte, bei den Frauen des Dorfs in Bausch und Bogen eine Rolle spielt. Hiermit hat sich der Verfasser einen Verstoß zu Schulden kommen lassen, der nicht blos aus ästhetischen, sondern auch aus moralischen Gründen, und zwar mit um so größerm Ernste gerügt werden muß, als durch die erste Hälfte der Erzählung ein wirklich sittlicher und echt religiöser Geist hindurchgeht, der die frivolen Manifestationen der zweiten zwar im Auge keines vernünftigen Lesers zu sanctioniren vermag, durch dieselben aber um so mehr profanirt wird.

Von den Gebräuchen, deren in den „Mimosen“ Erwähnung geschieht, heben wir das Anschlagen der Sterbeglocke, unmittelbar nachdem jemand verstorben ist, hervor, was auch in England vorkommt; dann das Scheibenwerfen der jungen Leute zu Fastnacht — es sind dies kleine glühend gemachte Scheiben, die zu Ehren der Mädchen in die Luft geschleudert werden — und das Neujahrschießen der Burschen, was aus den Fenstern der Wohnstube ihrer Mädchen geschieht, und wobei sie von diesen bewirthet werden. Was das Sagengebiet anlangt, so wird viel von Bergmännchen erzählt, doch unter mannichfacher Ausschmückung und in dem merkwürdig gemischten Stile, der den Verfasser charakterisirt. Die alten Jungfrauen, denen, wie das Leben und wie selbst die Sprache (die sie durch den Gegensatz verspottet), auch die Sage hart und gehässig entgegentritt, denn diese weist ihnen häufig auch nach dem Tode einen einsamen traurigen Ort zum Aufenthalt an, werden hier in Graubündten auf das Giritzenmoos verbannt, ein ödes Moos, von einem Graben ohne Brücke umgeben, nie von der Sonne, nur vom Mond beschienen, und durch nichts belebt als durch Froschgequak und Unkenruf; hier schweben sie wie Nebelbilder tausend Jahre umher, bis die Stunde der Erlösung kommt.

Wir schließen mit einem Bilde aus der Neuzeit: es gehört zur Katastrophe der dritten Erzählung, in deren Beginn der Senne Kretli einen Fremden unter anderm auch deshalb durchprügelt, weil er auf Napoleon III. geschimpft hatte; es kann also über die Chronologie kein Zweifel sein.

Der Schelmenthurm.

Unter dem Dorfe Zigers steht unweit des rechten Ufers des Rheinstroms und der Brücke, die von Untervaz herüberführt, mit Graben und Wall umgeben, das uralte Schloß Fridau oder Fridnow. Es wird zu Hochgerichtsgefängnissen (die drei Bünde, Zehntgerichten-, Gotteshaus- und Grauerbund zerfallen in 26 Hochgerichte) verwendet. Das Volk nennt es nur den Schelmenthurm. Die Mauern sind schwarzgrau, das Dach ist mit Moos bewachsen, und durch die obern schmalen Oeffnungen saust und pfeift und heult der Wind. Innen aber ist es grauenhaft. Tief unter der Erde befinden sich die Gefängnisse. Kein Strahl des Lichts und kein erfrischender Athemzug des Windes kann in sie bringen. Die dunkelste Dunkelheit und der lebenzerstörende Modergeruch, entsetzlicher als im Schose der Grüfte, herrscht in ihnen. An Seilen werden die Gefangenen in die schaudervolle ewige Nacht hinabgelassen. Die, welche, um zum Verhör oder vor den Richter gebracht zu werden, hinaufgewunden werden müssen, werden nicht mehr abgeholt, wenn sie keine Antwort mehr geben, weil der Schwarze Tod mit seinem pestartigen Hauche ihr Leben vernichtet. Drunten mögen sie zum Entsetzen der Neuhinabgelassenen fortmodern, bis der Zahn der Zeit das alte Gemäuer zerfressen, und die letzten Reste ihrer Gebeine ans Tageslicht kommen. Von Zeit zu Zeit wird etwa ein Bund Stroh hinabgeschmissen, womit der Gefangene sich auf modernden Gerippen betten mag. Sein Wasser und Brot oder was sonst noch etwa mitunter zugelegt wird, läßt man ihm unter Zuruf, auf daß er es ablöse, an Stricken hinab u. s. w.

Wir wollen hier abbrechen; es kommt noch viel von Nattern, Kröten und Molchen, wobei der Verfasser in Anmerkungen naturgeschichtliche Beschreibungen gibt. Darum ist es uns hier nicht zu thun. Wir wollen auch den Lesern nicht zumuthen, das Gesagte in seiner ganzen Ausdehnung für wahr zu halten, denn wir können es selbst nicht so glauben. Wenn man aber bedenkt, daß ein Schweizer das Buch geschrieben, daß es in der Schweiz erschienen ist, daß es den Zusatz: „Aus dem bündtnerschen Natur- und Volksleben“, auf dem Titel trägt, und daß es die ausgesprochene Tendenz hat, eine Art Landeskunde darzubieten; und wenn man damit in Verbindung bringt, was Osenbrüggen von den zuger Gefängnissen im „Deutschen Museum“ mitgetheilt hat, so läßt sich doch der Argwohn nicht unterdrücken, daß wenigstens etwas Wahres daran ist, und dies würde genügen, um die allgemeine Aufmerksamkeit für den Gegenstand in Anspruch zu nehmen, welche letztere, wenn sie sich demselben zuwendete, zugleich die Abhülfe des Uebels in sich trüge, denn dergleichen Dinge müssen in unserer Zeit in civilisirten Ländern aufhören zu bestehen, sobald sie allgemein besprochen werden.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung.)

W. von Humboldt und F. G. Welcker.

Wilhelm von Humboldt's Briefe an F. G. Welcker. Herausgegeben von R. Haym. Berlin, Gaertner. 1859. Gr. 8. 28 Ngr.

Zu den schon früher veröffentlichten Briefen Wilhelm von Humboldt's an Schiller, F. A. Wolf und seine Freundin Charlotte Diede treten hier noch seine Briefe an den hochverdienten Philologen und Alterthumsforscher F. G. Welcker, und wir heißen sie aufrichtig willkommen, da sie gar sehr geeignet sind, das Bild des vorzüglichen Mannes seinen Verehrern noch näher zu bringen und durch gewisse feine Züge zu vervollständigen und zu verlebendigen. R. Haym, der als Verfasser eines tüchtigen biographischen Werks über W. von Humboldt vorzugsweise berufen war, diese Briefe herauszugeben und einzuleiten, hebt im Vorwort hervor, daß dieselben namentlich als eine neue „Selbstdarstellung Humboldt's“ wichtig seien. Am natürlichsten, meint er weiter, würde man sie als ein Seitenstück zu den Briefen an F. A. Wolf betrachten dürfen, nur daß man hier nicht einen lernbegierigen und verehrenden Schüler reden höre, der vor dem Meister auch da noch Respect habe, wo er gegen den Menschen Geduld und Schonung übe, sondern überall vielmehr den wohlwollenden und gütigen Freund, der mit gleicher Theilnahme den Lebensgang wie die wissenschaftliche Thätigkeit des andern begleite. In diesen Briefen findet der Herausgeber wieder bestätigt „jene ideale Höhe der sittlichen Anschauung, die über allen Gegensatz der Empfindungen hinaus zu sein scheint und aus welcher der wunderbare Mann für das Verhältniß zu andern die schöne Toleranz, Milde und Humanität, für sich selbst aber die Freiheit entnimmt, das Leben ästhetischer zu behandeln als es im ganzen erlaubt. Da begegnet uns wieder, in scheinbarem Contrast damit, jene umständliche Feinheit, jene bis zum Peinlichen gewissenhafte Sauberkeit, mit welcher praktische Verhältnisse fast wie theoretische Probleme entwirrt oder zurecht gerückt werden. Da drängt sich recht schlagend endlich die durchgehende Einheit des wissenschaftlichen und des sittlichen, des intellectuellen und des moralischen Charakters unsers Briefstellers auf.“

Doch ehe wir noch einiges von dem hervorheben, was uns von allgemeinem Interesse an diesen Briefen zu sein scheint, dürfte es zweckmäßig sein, einige Angaben über Humboldt's Verhältniß zu Welcker vorauszuschicken. Als ein junger Mann von 22 Jahren war Welcker im Herbst 1806 von Gießen, wo er am Gymnasium eine Lehrstelle bekleidete und überdies an der Universität alttestamentarische Vorlesungen gehalten hatte, nach Rom gekommen, um hier einen halbjährigen Aufenthalt zu nehmen. Infolge besonderer Umstände, die sich an den inzwischen

erfolgten Tod eines Bruders, welcher ihn am Gymnasium vertreten sollte, knüpfen, die aber hier zu erzählen zu weitläufig sein würde, erhielt er Zutritt in das Haus Humboldt's, damaligen preußischen Ministerresidenten in Rom und zugleich Geschäftsträgers für Darmstadt, wo er aufs freundlichste aufgenommen wurde und fortan ein gerngesehener Gast bei der abendlichen Theetischrunde war. Nach wenigen Monaten und nachdem der bisherige Hauslehrer, Sickler, plötzlich das Humboldt'sche Haus verlassen, wurde Welcker durch Zoega der Auftrag übertragen, auf vier Wochen zu Humboldt zu ziehen, um mit ihm den Unterricht der Kinder zu theilen. „Was nur als eine vorläufige Aushülfe gemeint war", erzählt Haym weiter, „wurde zu einem dauernden Arrangement. Humboldt selbst bat nach einiger Zeit die darmstädtische Regierung um Verlängerung des Urlaubs für Welcker; bereitwillig und auf unbestimmte Zeit wurde derselbe ertheilt, erst im Frühjahr 1808 kehrte letzterer, durch die inzwischen eingetretenen Verhältnisse am Gymnasium bewogen, nach Gießen zurück." Aber man blieb seitdem — obschon es auch nicht an gelegentlichem Wiedersehen fehlte — fortan in brieflichem Verkehr, der namentlich seit dem Jahre 1821 ein regelmäßiger und zwar besonders über wissenschaftliche Gegenstände wurde, und wie nahe Welcker dem Humboldt'schen Hause stand, läßt sich aus dem Umstande erkennen, daß, solange Humboldt in mannichfach wechselnden Lagen von Geschäften überhäuft war, vorzugsweise Frau von Humboldt den Freund fortwährend von dem Befinden und Geschick der Ihrigen wie von andern Angelegenheiten in Kenntniß erhielt und daß nach dem Tode beider Gatten die Tochter Karoline in treuer Anhänglichkeit das Verhältniß fortsetzte. Die Hochschätzung und Sympathie, deren sich Welcker bei der Humboldt'schen Familie erfreute und die Gründe dazu, enthüllen sich namentlich in einem Briefe Humboldt's aus Erfurt vom 23. December 1809, in welchem es unter anderm heißt: „Sie glauben nicht, liebster Welcker, wie recht eigentlich gut ich Ihnen bin. Ihr lebendiges Wesen in unserm Umgange hat für mich, wie ihre Briefe noch jetzt, immer etwas zugleich Erweckendes und Beruhigendes gehabt, und es ist mir eigentlich nie vorgekommen, daß jemand bei so viel unleugbarer Reizbarkeit und Tiefe des Gefühls so viel Leichtigkeit, Frohsinn und Empfänglichkeit für jede Idee und jede Beobachtung bewahrt. Dann haben Sie, wie ich nicht leugnen will, mein Herz sehr dadurch bestochen, daß Sie gleich am Anfang so rein und richtig erkannt haben, was eigentlich in meiner Frau von Geist und Gemüth liegt" u. s. w. Aehnliche Versicherungen wiederholt Humboldt im Jahre 1811 in einem Schreiben aus Wien: „Ihre Anhänglichkeit an uns hat sich in den Jahren unserer Trennung so schön erhalten, daß unser Vertrauen zu niemand gleich groß sein könnte." In demselben Briefe preist er Welcker's „für alles empfängliche, durchaus nicht einseitige und immer auf das Beste und Höchste im Menschen gerichtete Natur". Das sind Lobsprüche, die für denjenigen, der sie spendet, ebenso ehrenvoll sind als für denjenigen, dem sie gelten.

Der Herausgeber nimmt für sich kein anderes Verdienst in Anspruch, als dasjenige, zu der Veröffentlichung dieser Briefe den Anstoß gegeben zu haben. Welcker habe nicht daran gedacht bei Lebzeiten diesen Briefschatz in die Oeffentlichkeit zu bringen. Zuletzt habe er aber doch der Vorstellung Raum gegeben, „daß es eine Verpflichtung gegen die Manen des großen Staatsmanns und Forschers sei, der Nation nichts vorzuenthalten, was einen Beitrag zu dessen Charakteristik abgeben könne". Der in diesem Sinne an Welcker gerichteten Bitte sei die Gewährung auf dem Fuße gefolgt, und über die Grundsätze, die bei der Veröffentlichung zu befolgen seien, habe man sich leicht verständigt, da sich nichts gefunden, was aus persönlichen Rücksichten auszulassen gewesen wäre. Freilich sei zu bedauern, daß statt eines Briefwechsels nur Briefe hätten mitgetheilt werden können, allein nur von einem der Welcker'schen Briefe habe der Absender eine Abschrift zurückbehalten gehabt, und dieser eine (Bonn, den 3. Januar 1823 datirt, übrigens nahe 20 Seiten lang und mehr eine wissenschaftliche Abhandlung als ein Brief) sei auch an seiner Stelle eingereiht worden, was um so mehr geboten gewesen, „da erst dadurch eine besonders eingehende, gewisse letzte Grundsätze der Alterthumsforschung berührende wissenschaftliche Discussion in ihrem ganzen Zusammenhang nach ihrem Für und Wider übersehen werden konnte".

Wir unterscheiden zur größern Bequemlichkeit unserer Leser an diesen Briefen drei Bestandtheile: erstlich das rein Persönliche, was auf Humboldt's Leben, häusliche Verhältnisse und Bekanntschaften Bezug hat und wovon sich zwar verhältnißmäßig gerade nicht viel, aber doch einiges von hervorragendem Interesse vorfindet; sodann Humboldt's Selbstbekenntnisse über sein Wollen, Trachten, Meinen und Arbeiten, die für ihn immer ebenso ehrenvoll als zur Illustrirung seines Charakters wichtig sind; endlich drittens die rein wissenschaftlichen Discussionen, die bei weitem den überwiegendsten Bestandtheil dieser Briefe bilden, aber ihrer Natur nach mehr den Mann der strengen Wissenschaft, besonders den Linguisten und Alterthumsforscher als das große allgemein gebildete Publikum zu interessiren geeignet sind.

Unter den Mittheilungen rein persönlicher Art nehmen besonders die über seine Gattin, für die er durchgehends die zarteste Theilnahme, Aufmerksamkeit, ja Verehrung bekundet, und über seine Kinder, dann die über seine häuslichen Einrichtungen in der Villa zu Tegel den ersten Platz ein. Unterm 6. August 1808 schreibt er z. B. über seine Tochter Karoline aus Rom: „Karoline endigt eben die Odyssee. Sie liest den Homer mit viel Fertigkeit, und ich suche sie nun schneller zu führen, nachdem sie in den grammatikalischen Elementen ziemlich sicher ist. Ich unterrichte sie auch jetzt in der Geschichte, und suche dabei mehr allgemein, soviel es sie interessiren kann, zu raisonniren, als sie Namen und Jahrzahlen auswendig lernen zu lassen. Ich nehme eigentlich Weltgeschichte und lege kein Buch zu Grunde, weil ich keins habe, das mir recht wäre. Ich präparire mich aus mehreren und trage ihr dann frei vor" u. s. w. In dem nächsten Briefe, aus Ferrara auf der Rückreise nach Deutschland am 20. October 1808 geschrieben, fährt er in diesen Familienmittheilungen fort, und er drückt zugleich seinen Schmerz darüber aus, seine Gattin, wenn auch nur auf Monate, verlassen zu müssen: „Die heftige und rührende Anhänglichkeit der Kleinen, die sich nie so gezeigt hatte als in den letzten Monaten, und die Stille Karolinens haben mir das Weggehen sehr sauer gemacht, und nun dazu Rom und die Gegend, an die ich vieles in mir geknüpft und die vieles in mir entwickelt hatte. Mit jedem Tage meiner Reise ist der Schmerz und die Sehnsucht gewachsen, und doch ist mir noch oft, als wären beide noch gar nicht, was sie sein sollten, als würde noch einmal so das schreckliche Gefühl kommen, so die recht innige Einsicht, daß es nun nicht mehr möglich ist, die Kolosse zu sehen, nach dem Vatican zu gehen, den Aventin zu besuchen." Ein Brief aus Königsberg vom 25. April 1809 beginnt mit den Worten: „Es wird immer schlimmer mit mir, lieber Welcker! Ich bin nun gar in Königsberg, Theodor (aber bei einer sehr braven Familie) in Berlin und meine Frau und Töchter in Rom. Wenn sich jetzt die Familie Kälte und Wärme freundschaftlich mittheilt, könnte sie wirklich ein recht temperirtes Klima herausbringen." Hier haben wir einmal eine scherzhafte Wendung, während er sonst dem Scherze zu seinen brieflichen Mittheilungen fast niemals den Zutritt gestattet. Er fährt dann fort: „Meine Hoffnung zu baldiger Rückkehr nach Italien ist verschwunden. Ich bin hier gefesselt; aber trotz großer Thätigkeit vergesse ich nicht nur nicht, sondern empfinde nicht einmal mit weniger Sehnsucht, was ich verließ und wovon ich getrennt bin. Meine Frau muß jetzt bald in Wochen kommen. Wenige fühlten so wie Sie, was sie eigentlich ist und wie wir zusammen lebten. Sie ahnen daher auch, wie ich jetzt gestimmt sein muß." Randschriftlich findet sich bei diesem Briefe noch die Bemerkung: „Die Beschreibung von Rafael's Bildern im Januarstück 1809 der Litt. Zeit. ist von meiner Frau; es wäre mir lieb, wenn dies in irgendeiner Zeitung ohne andern Zusatz ge-

legentlich gesagt würde." Gern wird man auch lesen, was er am 12. März 1822 über sein Tegel schreibt: „Ich befinde mich hier auf einem kleinen Gute, auf dem mein Bruder geboren ist, und wo wir beide unsere Kindheit und einen großen Theil unserer Jugend zugebracht haben. Für Berlin ist die Gegend hübsch und ich habe den Ort lieb. Ich baue jetzt eben ein neues Haus hier, das vorzüglich den Zweck hat, unsere Marmor und Gipse zu stellen, doch nicht in einer Art Museum, wozu die Sammlung zu klein ist, sondern so, daß die Kunstsachen sich mit dem häuslichen Wesen verbinden. Schinkel und Rauch haben viel Güte für das Unternehmen, und so hoffe ich, soll es hüsch werden. Das Haus, das ursprünglich ein Jagdschloß des Großen Kurfürsten war, bekommt vier Thürme und jeder von diesen zu Basreliefs zwei der Wände aus Athen. Für ein Landhaus scheint mir die Verzierung passend, in den Flur stelle ich die antike Brunneneinfassung, in welchem der heilige Calixtus ertränkt sein soll, zu der Wolf eine Inschrift gemacht hat."

Ein Brief aus Berlin vom 3. December 1828 bezieht sich zum Theil auf seinen Aufenthalt in London: „Wir haben vorzüglich sehr viel Gemälde gesehen, von denen in London ein ungemeiner Reichthum ist. So angenehm uns dort das Leben bei unsern Kindern war, so schmerzlich ergriff aber meine Frau die Trennung. Die Entbehrung der Tochter und Enkelinnen macht natürlich auch, daß jedes körperliche Uebel sie mehr angreift, und die Genesung und Erholung davon langsamer und schwieriger ist. Es ist wirklich traurig, daß uns dies in diesen Jahren unsers Alters trifft, aber freilich auch ist es ein Schicksal, dem man, wenn man Töchter verheirathet, selten ganz entgeht. Mir ist die Reise in der mannichfaltigsten Rücksicht nützlich und angenehm gewesen. Ich war genau vier Wochen in Paris und acht in London, und habe mich in dieser Zeit in beständiger Thätigkeit erhalten. Ich habe eine Menge neuer Bekanntschaften gemacht und Verbindungen geknüpft, die mir für meine Forschungen dienlich sind. Vorzüglich aber hat es mich angezogen und ergötzt, wieder einmal und kurz (denn lange würde es keinen Werth für mich haben) in dem großen Gewühl dieser mit keiner andern zu vergleichenden Städte zu sein." Leider schon nach wenigen Monaten, am 29. März 1829, hat Humboldt seinen Freund von dem am 26. März erfolgten Ableben seiner Frau in Kenntniß zu setzen. Man wird den Brief, der von einer stoischen aber doch tief schmerzlichen Resignation erfüllt ist, nicht ohne Rührung lesen, ebenso den vom 29. Januar 1830, der namentlich von dem seiner Frau zu errichtenden Denkmal handelt, zugleich aber auch die seltene Willenskraft des Mannes zeigt, der sich nun mit erhöhtem Eifer in wissenschaftliche und namentlich sprachliche Studien versenkt, wie denn überhaupt diese Briefe über seine ungeheuere, wahrhaft Erstaunen erregende Thätigkeit auf diesem Gebiete die interessantesten Aufschlüsse enthalten. In dem letzten (dictirten) Briefe, Tegel 8. Mai 1830, klagt er, daß er mit dem einen Auge weder mehr lesen noch schreiben könne, während ihm das andere doch mit der Brille noch bei Lichte zu arbeiten erlaube, und schließt mit folgenden interessanten Worten über die bevorstehende Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller: „Ich habe ihn mit großer Sorgfalt revidirt und die Ueberflüssigkeiten weggeschnitten, über welche man in dem Goethe'schen und nicht mit Unrecht geklagt hatte. Ich bitte Sie besonders auf meine jetzt eben fertig gewordene Vorerinnerung zu dem Briefwechsel zu achten. Sie wird ein paar Bogen einnehmen, und ich suche darin die Eigenthümlichkeit der Geistesart Schiller's und seinen Entwickelungsgang zu schildern. Es ist wirklich unverzeihlich, wie Schiller gegenwärtig durchaus nicht nach Verdienst gewürdigt, ja beinahe übersehen wird." Seitdem ist Schiller in einer Weise rehabilitirt worden, wie dies damals niemand voraussehen konnte, und vielleicht hat auch W. von Humboldt's öffentliche Anerkennung Schiller's hierzu nicht wenig beigetragen.

Auch Goethe taucht in diesen Briefen mehrmals auf. In einem Schreiben aus Burgörner bei Eisleben, 27. Januar 1817, meldet Humboldt, daß er mit Goethe in Weimar zusammengetroffen sei: „Wir fanden ihn gesund, aber gar nicht gut gestimmt. Doch heiterte er sich auf. Er las uns dem Orientalischen nachgebildete Gedichte vor, die seinen besten frühern gleichkommen, wunderschön zum Theil." Ganz anders, gewissermaßen verjüngter, fand er Goethe im Jahre 1827. Er schreibt am 28. Januar aus Berlin: „Ich war zehn Tage in Weimar und täglich mehrere Stunden mit Goethe. Man kann ihn kaum in einer andern Periode seines Lebens heiterer und zufriedener, auch beschäftigter und thätiger gesehen haben. Seine Gesundheit ist ganz wiederhergestellt, und er ist das Bild eines schönen und rüstigen Greises. Die Herausgabe seiner Schriften setzt ihn in die erfreulichste Thätigkeit. Er zersplittert nicht seine Zeit dabei auf eine kleinliche Weise, sondern geht daran das Wichtige und Große, was noch der letzten Hand bedurfte, zu vollenden. Es wird sehr viel Neues in der neuen Ausgabe erscheinen. Eine zum «Faust» gehörige Episode, «Helena», in früherer Zeit angefangen, aber in der spätesten und zum Theil erst jetzt vollendet, gab er mir zu lesen. Es ist eine sonderbare Composition, wie es bei dem Sujet nicht anders sein kann, aber von Anfang bis zu Ende belebt durch die regste und höchste Poesie." Hieran knüpfen wir noch ein interessantes Urtheil über Goethe's „Wahlverwandtschaften", in einem Briefe aus Erfurt vom 23. December 1809 enthalten: „Was sagen Sie zu Goethe's «Wahlverwandtschaften»? So manches Treffliche auch darin ist, bin ich nicht ganz eins mit dem Werk. Einmal ist eine gewisse Trockenheit und Weitläufigkeit in Herzählung des äußern Lebens, der Parkanlagen u. s. w., in die Goethe manchmal, vielleicht selbst durch das Dictiren, verfällt. Dann kommen die großen Evenements, wie der Tod des Kindes, so plötzlich und unvorbereitet, daß sie mehr Zufall scheinen als Schicksal, was nie sonderlich ergreift. Endlich ist eine Tendenz im Ganzen, die zerreißt, ohne wieder durch Versetzen ins Unendliche zu beruhigen. Die Charaktere entfernen sich von der Bahn gewöhnlicher Pflichten und gehen doch nicht recht ins Idealische über. Es sollte mich nicht wundern, wenn mancher die «Wahlverwandtschaften» unmoralisch finden. Eine Sonderbarkeit ist noch das häufige Ins-Wasser-Fallen und die wiederholten Rettungsversuche. Dessenungeachtet liebe ich indeß das Ganze, man wird es immer mit Interesse lesen, es ist vorzüglich eine unglaublich wahre Naturschilderung darin."

Kommen wir nun zu Humboldt's Selbstbekenntnissen, zu denen wir auch seine moralischen und philosophischen Betrachtungen über den Endzweck der Menschheit rechnen; denn was er für deren höchste Aufgabe hielt, war auch zugleich das Ideal, dem er selbst nachstrebte. Die harmonische Ausbildung der Menschheit kann ja auch nur dadurch erreicht werden, daß jeder diesen Proceß erst an sich selbst vollzieht, was freilich bei den bisherigen unvollkommenen, halbwegs verwilderten und nur äußerlich disciplinirten allgemeinen Zuständen den wenigsten möglich ist und auch diesen meist nur nach einer langen Reihe von Jahren und nicht ohne Opfer, die den dadurch erreichten Gewinn wieder mannichfach schmälern, indem leicht ein gewisser, nicht ganz unselbstsüchtiger philosophischer oder ästhetischer Quietismus der energischen, thatkräftig in das Leben eingreifenden Charakterbildung Abbruch thut. Wilhelm von Humboldt mag von vielen in vielem übertroffen worden sein, aber soweit man auch blicken mag, von keinem an Humanität, Ernst des Strebens, Reinheit oder vielmehr Reinlichkeit der Gesinnung, Aufrichtigkeit gegen sich selbst und Gewissenhaftigkeit gegen andere. Dies alles zusammengenommen bildete in ihm die Tugend der Bescheidenheit zu einer Höhe aus, welche bei einem Manne von seinen geistigen Gaben und seiner gesellschaftlichen Stellung in neuerer Zeit vielleicht beispiellos ist. „Mir bleibt", schreibt er einmal, „immer für mich und andere die Demuth die erste Tugend. Ohne sie gibt es kein innerliches Leben, keine Liebe zur Einsamkeit, kein Band zwischen dem Gemüth und dem Himmel mehr." Welche Stimme in der Wüste einer Zeit, wo alles sich überschätzt und überhebt und das Ich sich selbst vergöttert! Er fordert eine „strenge unerbittliche Kritik", aber was seine eigene

betrifft, will er, daß man ihr nicht unbedingt folge, denn das, was er sage, sei „nicht dogmatisch“ zu verstehen, „nicht als wäre es wirklich so“, er spreche nur aus „wie es ihm erscheine“. Nur einen „heilsamen Stoß“ will er geben und Veranlassung werden, „daß man wiederholt prüft, daß man augenblicklich am einzelnen Beginnen irre wird, und nun entweder aus sich selbst seinem Wege eine etwas veränderte Richtung gibt, oder mit sicherer Ueberzeugung in demselben beharrt“. In demselben Sinne trieb er auch die Schriftstellerei: „Ich sehe das wenige, was ich drucken lasse, vorzüglich gern als Vorwürfe an, über die sich allgemeiner reden läßt, und mithin ist mir auch Tadel, wo er die Kenntniß des Gegenstandes erweitert, immer willkommen.“ Und ferner bemerkt er einmal, der Hauptzweck seines Lebens sei eigentlich „nie weder das Schreiben, noch das Thun gewesen, sondern der, durch Schreiben und Thun soviel als möglich, und durch so nahe kommende Anschauung als möglich, von den verschiedenen Arten des menschlichen Seins und der menschlichen Bemühungen in mich aufzunehmen“. Er, der nun so viel in sich aufgenommen und ein so unermeßliches Sprachgebiet als philosophischer Linguist beherrschte, schreibt doch im bescheidensten Tone an Welcker: „Sie sind in dem Fache, von dem die Rede ist, unendlich bewanderter als ich und ich möchte nicht blos sagen, daß Sie von Natur mehr Anlage haben, darin mit ausgezeichnetem Glück zu arbeiten, sondern ich gehe viel weiter und möchte mir diese Anlage fast ganz absprechen.“

Als Sprachphilosoph durchflicht er auch die scheinbar trockensten Untersuchungen und Reflexionen linguistischer Art mit den gehaltvollsten philosophischen Betrachtungen. Ihm ist, „wenn man alle Mittelzwecke vergißt und nur auf das Letzte und Wesentlichste geht, wahre Erweiterung und Erkenntniß nur wahre Erweiterung des Daseins, und diese ist auf historischem Wege nur durch Anschauen gewesenen Daseins möglich“. Er fährt dann ein paar Zeilen später fast wie ein Seher fort: „Insofern man immer eine stille Sehnsucht in der Seele nährt, die verschiedenen Arten, in welchen sich der menschliche Geist und das menschliche Gemüth groß zeigen, selbst angeschaut und gefühlt zu haben, so ist ein Theil dieser Sehnsucht gestillt und eine Beruhigung für das Hinaustreten erlangt. Denn wenn ich mir denke, wie man wol ohne ekle und mir sehr fremde Sattheit am Leben auf eine edle und würdige Art den Kreislauf hier so vollendet zu haben denken kann, daß man nicht voraussieht, daß leicht etwas hinzukommen könnte, so ist es nicht durch Vollendung einer Reihe von Thaten, noch einer Masse von Richtungen, nicht durch ein Erschöpfen eines Kreises des Wissens (denn das Thun und das Wissen sind nie aufhörende Reihen von Einzelheiten, durch die man doch nie zur Unendlichkeit gelangt), aber wol dadurch, daß jedes Vermögen, das man in sich spürt, einmal einen Gegenstand in sich gefunden hat, in dem es ganz aufgegangen ist, wo nun jede neue Beschäftigung gleichsam nur eine Wiederholung sein würde. Nur also, was im Stande ist, ein Geistes- oder Gemüthsvermögen so zu beschäftigen und zu bewegen, kann für den Menschen eine absolute Wichtigkeit haben, eine solche, bei der Leben und Tod in Betracht kommt; alles Uebrige fällt in den Kreis des Zufälligen und Außerwesentlichen und wird, wie man den ernsten Gedanken des Todes faßt, so bis zur Gleichgültigkeit entfärbt, wie Kohlen ihren Schimmer verlieren, wenn daneben eine Flamme auflodert.“

Eins der interessantesten rein persönlichen Bekenntnisse, das außerdem mit einer merkwürdigen Wahrnehmung oder Behauptung beginnt, ist wol folgendes in einem erfurter Briefe vom 23. December 1809: „Eine Heirath hat selten auf einen Mann einen günstigen Einfluß. Mich aber, kann ich wol sagen, hat die meinige gerettet. Ich habe eine ordentlich unselige Fähigkeit, mich jeder Lage anzupassen, und stand, als ich mich verlobte, eben auf dem Punkte, ganz und rettungslos in äußere Verhältnisse unter uninteressanten Menschen zu versinken, als mich meine Verbindung und der sich darauf nothwendig gründende Plan, selbständig und für mich zu leben, plötzlich, wie aus einem Schlummer herausriß.“ Er rühmt dann an seiner Frau als einen ihrer Hauptzüge, der aber vielleicht erst durch ihn an ihr ausgebildet wurde, namentlich ihre „Ehrfurcht für jede innere Freiheit“. Im übrigen legt dieses häufige Zurückkommen auf seine Frau und manche nur leise Andeutung fast die Vermuthung nahe, daß ihr Charakter und ihr Verhältniß zu ihrem Gatten in den Gesellschaftskreisen, denen beide angehörten, häufig verkannt oder verdächtigt worden sein müsse. Es that Wilhelm von Humboldt so wohl, an Welcker einen Freund zu besitzen, welcher die Vorzüge seiner Gattin richtig zu würdigen wußte.

Zu den Bekenntnissen, die uns über seine innerste Natur Aufschluß geben, gehören auch die Briefstellen, in denen er seine glühende Begeisterung für das alte Hellenenthum zuweilen selbst in überschwenglichen Worten ausspricht. „Was man auch sagen mag“, schreibt er, „außer dem kleinen hellenischen Kreise ist doch alles barbarisch.“ Ferner: „Was man auch von der Schönheit und Erhabenheit des Ramayana, Mahabharata, der Nibelungen sagen mag, um nur das zu nennen, was ich doch nun, so gut als ein anderer, in großen Stücken, in der Urschrift gelesen habe, so fehlt ihm immer gerade das eine, in dem der ganze Zauber des Griechischen liegt, was man mit keinem Worte ganz aussprechen kann, aber was man tief und unendlich fühlt, was machen würde, daß in jeder ernsthaftesten und heitersten, glücklichsten und wehmüthigsten Katastrophe des Lebens, ja im Momente des Todes, einige Verse des Homer und, ich möchte sagen, wenn sie aus dem Schiffscatalogus wären, mir mehr das Gefühl des Ueberschwankens der Menschheit in die Gottheit (was doch die Summe alles menschlichen Fühlens und alles irdischen Trostes ist) geben würden, als irgendetwas von einem andern Volke.“ Um die Stelle von dem „Schiffscatalogus“ nicht falsch zu verstehen oder gar lächerlich zu finden, muß man wissen, was diesem Manne die bloße Sprache eines Volks war, welche Vorstellungen und Gedankenreihen in ihm auch nur bloße Worte hervorriefen.

Dieser Hellenismus hinderte ihn jedoch nicht, deutsch zu denken und zu fühlen, denn von den modernen Barbaren hielt er doch wol die Deutschen, wenigstens die wirklich Gebildeten von ihnen, für die gesittetsten, humansten, der Gottheit am nächsten stehenden. Unter den Franzosen, und zwar in dem Glanz- und Mittelpunkt ihrer Bildung, in Paris selbst, hat er sich nach eigenem Geständniß immer unheimlich gefühlt. Mit dem Aufenthalt in London versöhnten ihn namentlich die vielen Gemälde, die er dort zu sehen das Glück hatte. Als er Rom verlassen, ergriff ihn zwar tiefe Sehnsucht nach Roms Ruinen, aber nicht nach seinen Bewohnern. Auch fügt er (Ferrara, 20. October 1808) hinzu: „Dabei gehe ich doch nicht ohne Interesse und nicht ohne Liebe nach Deutschland. Ich liebe Deutschland recht eigentlich in tiefer Seele, und es mischt sich in meine Liebe sogar ein Materialismus ein, der die Gefühle manchmal weniger rein und edel, aber darum nur stärker und kräftiger macht. Das Unglück der Zeit knüpft mich noch enger daran und da ich fest überzeugt bin, daß gerade dies Unglück Motiv werden sollte, für die einzelnen muthiger zu streben, für alle sich mehr zu fühlen, so möchte ich sehen, ob die gleiche Stimmung auch bei andern herrschend wäre, und dazu beitragen, sie zu verbreiten.“ Um ein vollkommener Hellene zu sein, war Humboldt doch zu deutsch-schwer und melancholisch; er grübelte zu viel, und das heiter sinnliche Temperament, welches den alten Hellenen auszeichnete, fehlte ihm als Naturanlage doch gänzlich, so sehr er daran seine Freude hatte, wenn es ihm in der Verkörperung eines Kunstgebildes oder auch des bloßen sprachlichen Ausdrucks entgegentrat.

Auf die eigentlich wissenschaftlichen Partien können wir hier, als mehr für den Gelehrten von Interesse, nicht tiefer und ausführlicher eingehen, obschon sie die sinnreichsten Gedanken über Alterthums- und Sprachforschung, dann über die Sprachen selbst als Geistes- und Charakteräußerungen der Völker, die lehrreichsten Parallelen zwischen Aeschylus und Sophokles, zwischen der Trilogie des erstern und Schiller's „Wallenstein“, über

die Zusammengehörigkeit von Religion, Kunst und Poesie bei den Griechen, endlich seine Bemerkungen über Voß („einer der Menschen, bei denen die Tugend immer zugleich eine Art der Tapferkeit ist, und die nur darum zu lieben verstehen, weil sie auch und im gleichen Grade hassen können"), über Schlegel, Creuzer u. a. enthalten. Seine Gewissenhaftigkeit, womit er als Schüler Kant's darauf dringt, daß in dem, was als Resultat aufgestellt werde, „die Grade der Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit bestimmt unterschieden werden", machte ihn auch vorsichtig gegen alles zu weit gehende Symbolisiren und Etymologisiren. Wenigstens will er, daß man die Etymologie als „Beweisquelle" ganz aufgebe und von keinem Namen eine Ableitung „geflissentlich" suche, sie aber auch nicht wegweise, wenn sie sich von selbst und ungezwungen darbiete. Ebenso sträubt sich sein ganzes Wesen dagegen, „daß jetzt die Menschen so gern eigene Theorien aufstellen, ohne die bisherigen zu prüfen und zu widerlegen", was er auch dem „jungen" Görres (im Jahre 1826) vorwirft.

Schließlich sei noch bemerkt, daß Welcker selbst solche persönliche oder Zeitbeziehungen, die einem größern Leserkreis sonst unverständlich gewesen sein würden, durch Anmerkungen erläutert hat. Die werthvollsten darunter sind wol diejenigen, in denen Welcker über die Fatalitäten, die er sich im Jahre 1816 in Gießen wegen seiner „deutschen Gesinnung" zuzog, und über die bei ihm in Bonn 1819 wegen Verdachts der Theilnahme an politischen Verbindungen angestellte Haussuchung berichtet. Bei ersterm Anlaß erfahren wir, daß Blücher vor dem Rheinübergange in Gießen an einer großen Tafel, die von der Galerie herab sehr viele Zuschauer hatte, den Toast ausbrachte: „Meine Herren, gut deutsch oder an Galgen!" Es läßt sich wol ein Preis darauf setzen, ob sich jemand über die deutsche Frage kürzer und kräftiger ausdrücken könne.

H. M.

Ein Altbaier in Palästina.

Erinnerungen aus Jerusalem und Palästina. Von Philipp Meyer. München, Fleischmann. 1859. 8. 27 Ngr.

Der Verfasser, ein guter Katholik und guter Altbaier, betheiligte sich an einer deutschen Pilgerfahrt in das Heilige Land, wozu der Severinusverein in Wien eine Einladung erlassen hatte. Die Reisegesellschaft bestand aus 18 Personen, gerade neun Priestern und neun Laien, unter denen sich mehrere vornehme Herren und der Professor Stolz aus Freiburg befanden; der Pfarrer Weichselbaum aus Unterösterreich, dessen in dem Buche häufig Erwähnung geschieht, scheint der Bruder Lustig dieser Pilgerschar gewesen zu sein. Der Verfasser brach am 3. März 1855 von seiner Heimat Rosenheim nach Triest auf, fuhr hier mit einem Lloyddampfer auf der gewöhnlichen Route über Korfu, Athen, Smyrna, Alexandrien nach Jaffa, ging von hier auf dem gewöhnlichen Wege nach Jerusalem, machte die gewöhnliche Tour durch das Heilige Land, südlich nicht weiter als bis Bethlehem, nördlich nicht weiter als bis Nazareth und östlich bis ans Rothe Meer, bestieg in Kaifa am Fuße des Karmel abermals einen Lloyddampfer, fuhr abermals nach Alexandrien, machte von da den obligaten Abstecher nach Kairo und kam nach zwölfwöchentlicher Abwesenheit mit heiler Haut wieder in seinem lieben Rosenheim an.

Wer nun solchergestalt in zwölf Wochen eine Reise nach und durch Palästina absolvirt, der kann zur höchsten Noth nur dann ein lesenswerthes Buch über diese Reise schreiben, wenn er entweder außerordentlich gelehrt oder außerordentlich geistreich ist, oder aber eine ganz specielle Mission zu erfüllen gehabt hat. Von allen diesen Voraussetzungen findet aber bei dem Verfasser das schnurgerade Gegentheil statt. Der Leser kann sich nun ungefähr selbst vorstellen, was das wol für eine Sorte von Reisebeschreibung sein mag, welche der Verfasser jetzt an das Licht gestellt hat, nachdem er mehr als drei Jahre damit schwanger gegangen ist. So oft uns ein Buch unter die Hände kommt, dem jede Berechtigung zur Existenz abgeht, so pflegen wir uns die Frage vorzulegen, welchen eigenthümlichen Entstehungsproceß wol ein solches Opus durchgemacht habe. Auf diese Frage ließe sich nun wol im vorliegenden Falle folgende unmaßgebliche Antwort geben. Der Herr Pater hat, wie es einem altbairischen Herrn Pater geziemt, seinen Beichtkindern auf der Schenke bei einigen Seideln Bier seine Reiseabenteuer mit erbaulichen Betrachtungen und praktischen Nutzanwendungen erzählt, sich dabei, was ihm augenscheinlich nicht schwer geworden ist, auf das gleiche geistige Niveau mit seinen staunenden Zuhörern gestellt, und seine auf diesem Wege geklärten und zum Ausdrucke hindurchgearbeiteten Gedanken zu Hause sorgfältig und gewissenhaft zu Papiere gebracht. Wir loben das, wir wünschen von Herzen, daß sich die altbairischen Bauern noch recht oft und lange einer so belehrenden Unterhaltung erfreuen mögen. Aber eine altbairische Bierwirthschaft ist kein literarisches Tribunal, das hätte der Verfasser bedenken sollen, und darauf wollen wir ihn hiermit in aller Güte und Freundschaft aufmerksam machen.

Wir hegen keinen Groll gegen ihn, so verzeihlich dies auch wäre, nachdem wir die 469 Seiten seines Products im Schweiße unsers Angesichts durchgeackert haben. Er ist ein gemüthlicher Mann und kein fanatischer Pfaffe, wenn er auch dem „dürren Protestantismus" und Liberalismus gelegentlich einen Seitenhieb versetzt und von Bischof Gobat's „dickem Wanste" spricht; der Protestantismus und Bischof Gobat werden diese Hiebe hoffentlich verschmerzen. Er, der Verfasser, ist ein Mann, der lebt und leben läßt und der sogar einer gewissen Begeisterung fähig ist, wenn er z. B. in Smyrna oder Alexandrien bairisches Bier findet. Er besitzt nicht Geist genug, um boshaft zu sein. Er ist mit einem Worte ein recht guter Mensch, aber auch ein recht schlechter Schriftsteller. Wir erinnern uns kaum je eine Reisebeschreibung gelesen zu haben, welche durchgängig und ausnahmslos so alltägliche, oberflächliche, uninteressante Beobachtungen, so nichtssagende, häufig sogar läppische und alberne Bemerkungen enthalten hätte. Nichts als leeres Stroh. Dazu eine Geschmacklosigkeit der Darstellung, die wenigstens zum Glück bisweilen eine unbeabsichtigte komische Wirkung hervorbringt, und eine Sprache, die sicherlich nicht deutsch, aber auch nicht einmal altbairisch, sondern geradezu roh und liederlich ist. Es wäre Papiervergeudung, dieses Urtheil noch mit Beispielen belegen zu wollen. Interessanter schien uns in letzterer Beziehung nur die bei dem Verfasser häufig wiederkehrende, sonderbare Umstellung der Conditionalpartikel, von der wir in der That wissen möchten, ob sie eine dialektische Eigenthümlichkeit oder etwa eine unbewußte Nachbildung des Lateinischen ist. „Das wenn unsere Humanisten hören", „und so innig wenn ich überall beten könnte", „auf diesem prachtvollen Platze wenn man wandelt", „dieses Ungeheuer wenn einmal aufstünde" u. dgl. m. Wir überlassen die Beantwortung dieser Frage dem Leser.

Um die Art, wie er aus interessanten Beobachtungen eine geistreiche Moral zieht, zu charakterisiren, nur ein Pröbchen. „Die türkischen Hunde", sagt er, „haben, wie es scheint, ihre besondern Reviere, und wenn einer in ein fremdes Revier hinüberkommt, fängt ein furchtbares Geheul und Raufen an, das sich in einer Nacht öfter wiederholt und dem Fremden eine wahre Höllenmusik wird. So kann auch ein einziger Peitschenhieb eines Vorübergehenden die ganze Stadt in einen Hundelärm versetzen, weil einer dem andern nachbellt. Diese türkischen Straßenhunde erschienen mir als ein echtes Bild unserer Communisten; frei und herrenlos leben sie, aber raufen selbst miteinander, wenn der eine oder der andere noch eine Rechtsidee merken läßt." (!) Die Kunstschätze von Athen veranlassen ihn zu folgender Bemerkung: „Ich beneide aber diejenigen nicht im geringsten, die ganze Tage an diesen Marmorglötzen (sic!) herumschnüffeln können und jede Gewandfalte zu studiren und jede Nase abzumessen Zeit haben. Es würde dort vielleicht mancher in Entzücken gerathen, aber ich habe mich nicht um ein Quentchen glücklicher gefühlt, da ja nur das trostlose Heidenthum vor mir lag, das merkwürdigerweise auch in aller Kunstvollkom-

wunderung erregen kann.“ Desto überschwenglicher ist seine „Entzückung“ auf dem Boden Palästinas, wo ihm niemals der geringste Zweifel an der Identität des angeblichen Ortes irgendeiner Begebenheit aus der heiligen Geschichte beigeht und wo er im Eifer heiliger Einfalt der zweifelsüchtigen Vernunft gegenüber einen Scharfsinn entwickelt, der eines orthodoxen protestantischen Theologen würdig wäre. So zeigt man ihm in Nazareth das Wohnhaus Maria's, das doch wunderbarerweise nach Dalmatien und dann nach Loretto in Italien versetzt worden ist. Wie geht das zu? Unser Mann weiß sich zu helfen. „Wenn“, so argumentirt er, „im heiligen Hause zu Loretto dieselben Worte stehen (verbum hic caro factum est) wie hier in Nazareth, so kann das der Heiligkeit beider Orte keinen Eintrag thun, denn sie gehören beide zu einem und demselben Hause, und bei Entfernung des Vorhauses mußte natürlich diese daranstoßende Felsenkammer zurückbleiben. Das Ereigniß der Menschwerdung Gottes muß aber natürlich dem ganzen Hause gelten, obwol es nur in einem einzelnen Gemach geschehen ist; wie man sagt: das ist das Geburtshaus dieses oder jenes Gelehrten oder berühmten Mannes, obwol er nur in einem Gemache desselben geboren wurde. Uebrigens aber ist es sehr wahrscheinlich, daß diese Verkündung in einer Betrachtungsstunde Mariens geschehen ist, sowie auch, daß sich die heilige Jungfrau zu ihren Gebeten und Betrachtungen aus ihrer gewöhnlichen Wohnstube in dieses Hinterkämmerlein zurückgezogen hat, das wahrscheinlich auch ihr Schlafgemach war, und so im eigentlichen Sinne die angeführten Worte nur hierher gehören, aber im weitern Sinne auch wol in das heilige Haus in Loretto geschrieben werden können.“

Doch es wird dem Leser ganz recht sein, wenn wir ihn mit jeder weitern Blumenlese verschonen. Wir wollen ihn deshalb auch nicht mit orthographischen Proben aus dem Buche weiter zur Last fallen.

7.

Notizen.

Der humoristische Kanzelredner Jobst Sackmann.

Die Bücher haben ihre Schicksale, und manche von ihnen nachen ein ungewöhnliches Glück, obschon doch die Kritik von hnen so gut wie gar nichts weiß, wie unter anderm „Jobst ackmann's weil. Pastors zu Limmer bei Hannover plattdeutsche redigten“, die soeben (Celle, Schulze, 1859) in sechster durchesehener Auflage erschienen sind. Früher stand der Humor uch im Dienste der Kirche, und es ist sehr die Frage, ob er ihr icht sehr treffliche Dienste geleistet; wenigstens schlief das Kirenpublikum bei diesen unterhaltenden, burlesken, praktische Vorhriften in ein scherzhaftes Gewand kleidenden und mit lehrreien Anekdoten aus der Geschichte und dem gewöhnlichen Leben wohl rsehenen Predigten sicherlich nicht ein. Dies volksthümliche lement ist jetzt von der Kanzel verschwunden, wie es auch mer mehr aus der Literatur und trotz aller sogenannten polär-wissenschaftlichen Schriften auch aus der Wissenschaft verwindet. Zu diesen humoristischen Kanzelrednern gehören unter dern der hamburger Pastor Balthasar Schuppius, der „Falhans“ genannt, Sebastian Sailer, der „Cicero suevicus“, r bekannte Abraham a Sancta Clara und unser Jobst Sackann, der sich, um seinen Pfarrkindern verständlicher zu sein, seinen Predigten meist der plattdeutschen Sprache bediente, ch nicht ohne Einmischung hochdeutscher Phrasen an ernstern tellen, wodurch seine Predigten ein wunderlich mosaikartiges epräge erhalten. Minder geist-, sinn- und bilderreich, aber ch minder gesucht und weniger mit künstlichen Antithesen spield als Abraham a Sancta Clara, steht er diesem gegenüber e der schalkhafte, plane, mit einfach gesundem Menschenvernd begabte niederdeutsche Eulenspiegel dem phantasiereichern üddeutschen und Katholiken. Hier eine kurze Probe von seiner olligen Manier aus einer seiner amusantesten Predigten, dem ichensermon auf den Küster und Schulmeister Wichmanns. Er erzählt darin von einer Ehefrau, die dem Befehl: Er soll dein Herr sein! zuwidergehandelt, und fährt dann fort: „Myne Fru wull dat im Anfange ook so maken: wenn dat nich alles na örem Koppe ging, so paue se my de Ohren so vull! se versoltede my de leive Goddesgave, oder lait se anbrennen! wenn ek öhr wat befohlen hadde, so däde se grade dat Gegendeil un wull my herna bereden, ek hedde et sülvest so hebben wult! sull se my den Kragen ümmaken, so bund se immer en paar Nackhaare mit henin, dat et my, wenn ek in Bewegung kam, en groot Knyppen veroorsake.“ Endlich habe er sein Recht gebraucht, „as et sek höret und geböret. Wanne! wat kunne se gude Woorde geben! Syd der Tyd es se smydyg wesen, dat ek se wol hedde üm een Finger winnen kunnt, un wat se my an den Oogen anseen kann, dat deit se. So ball ek des Morgens upstae, so es myn warm Beer parat; se fragt: Vader, wat will jy äten? sall ek ook wat ut der Stad bringen laten? un dat Hart lacht öhr im Lyve, wenn se süht, dat et mek smekkt. Ja, vor düssem kunn ek ook wol mynen Mann staan; unse Supperndent un Anmann hebbet sek mannigmal over my wunnert, wenn wy by Visitaschonen tosamen kämen, un to my seggt: Gott gebe es Ihm zu Gute, Herr Sackmann, wie kann Er essen!“ Von seinen „Brödern in Kristo“ sagt er ein paar Zeilen darauf: „In der Dad sünd et Schelme in folio!“ u. s. w. Vorangestellt ist eine Biographie Sackmann's, die zuerst im „Journal von und für Deutschland“ (1786, II, 241—243) erschien. Wir erfahren daraus, daß Sackmann am 13. Februar 1643 zu Hannover geboren wurde, sein Predigeramt in Limmer 1680 antrat und am 4. Juni 1718 daselbst gestorben ist. Die Originalität und Drolligkeit seiner Kanzelvorträge bewirkte, daß viele aus der Stadt Hannover Sonntags nach Limmer kamen, um Sackmann zu hören, was ihm zuletzt lästig wurde. Da ließ er einmal den Küster eine außerordentlich lange Predigt lesen, die längsten Gesänge singen und Gebete vorlesen, zugleich aber auch die Kirche verschließen, sodaß keiner vor Beendigung dieses langen Gottesdienstes die Kirche verlassen konnte. Seitdem und seit er den Advocaten Reddersen, der die andächtige Limmer'sche Gemeinde durch vieles Tabackschnupfen störte, und einen leichtfüßigen hannoverschen Friseur, der sich für den König von Schweden und seine Freunde für sein Hofgefolge ausgab, von der Kanzel herab in seiner drastischen Manier weidlich abgekanzelt hatte, blieb er von diesen lästigen Besuchen aus Hannover verschont. Auch mußte er einmal vor der verwitweten Herzogin in der hannoverschen Schloßkapelle predigen, und da sie gar nicht das Sonderbare an ihm fand, das man ihr über ihn hinterbracht hatte, fragte sie ihn nach dem Gottesdienst, ob er in seiner Kirche ebenso predige wie sie ihn gehört. Da antwortete Sackmann: „O nein, gnädigste Landesmutter! mit den Einfältigen muß ich einfältig reden, wofern ich ihnen nützen will.“ Den ihm gesandten Hofwagen benutzte er nicht, sondern ging zu Fuße, indem er bemerkte, es stände nicht geschrieben: „Fahret hin in alle Welt“, sondern: „Gehet in alle Welt und predigt das Evangelium aller Creatur!“

Foucher de Careil's Arbeiten über Leibniz.

Schon früher hat Graf Foucher de Careil mehrere von ihm in der königlichen Bibliothek zu Hannover entdeckte bisher nicht gedruckte Schriften von Leibniz in französischer Sprache herausgegeben unter den Titeln: „Réfutation inédite de Spinosa par Leibniz“, „Lettres et opuscules inédits de Leibniz“ und „Nouvelles lettres et opuscules de Leibniz“; auch hat er jede dieser Schriften mit einer Einleitung versehen. Gegenwärtig ist der Graf mit einer Gesammtausgabe der Werke des großen, in Frankreich noch immer im höchsten Ansehen stehenden Philosophen beschäftigt, wovon der erste Band soeben erschienen ist. Der „Répétiteur d'analyse“ an der Polytechnischen Schule, Prouhet — denn es gibt auch in Frankreich Gelehrte, welche die Verdienste ihrer Collegen zu schmälern suchen —, hatte in einer Augustnummer der „Revue de l'instruction publique“ ebenso wol die Nützlichkeit einer solchen Gesammtausgabe der

Leibniz'schen Werke als auch den Beruf des Grafen dazu in Zweifel zu ziehen gesucht und dem letztern einige in seinen frühern Publicationen über Leibniz angeblich vorkommende Versehen schuld gegeben. Hiergegen vertheidigt sich Graf Foucher de Careil in der genannten Revue und zwar in der Nummer vom 8. September in einem an die Redaction gerichteten, Hannover den 26. August datirten Schreiben. Auf die Details des Streits können wir hier nicht tiefer eingehen, wir wollen nur einige Punkte von allgemeinerm Interesse hervorheben. Der Graf erkennt seinem Gegner nicht das Recht zu, ihn der Ungenauigkeit zu zeihen, da man den Text von Manuscripten, die sich nur zu Hannover fänden, nicht in Paris revidiren könne; er weist darauf hin, daß er seit sieben Jahren Leibniz zu einem Gegenstand seiner unablässigen Studien gemacht und dabei Hindernisse überwältigt habe, „que d'autres, plus sages peut-être, avaient jugés insurmontables"; er sagt weiter: „Hr. Prouhet sucht zu beweisen, daß eine Ausgabe der Leibniz'schen Werke nicht so erforderlich sei als ein Humboldt glaubte, und daß Leibniz selbst nicht der große Mann sei, als wofür die ersten Mathematiker neuerer Zeit, von Bernoulli bis Lagrange, ihn hielten." Nachdem er sich noch über die „unerschöpfliche Gefälligkeit" Grotefend's, „si célèbre par ses connaissances en paléographie", aufs anerkennendste ausgesprochen, sagt er unter anderm: „Ich glaube es nicht sehr bereuen zu dürfen, daß ich Hannover noch einen Besuch mehr als ich gewollt abgestattet habe. Diese königliche Bibliothek gleicht in Wahrheit einer jener phantastischen Grotten, wie sie in Feenmärchen vorkommen: sie birgt Schätze in sich. Auch mein nochmaliger Besuch wird nicht fruchtlos gewesen sein: ich habe einige glückliche Entdeckungen gemacht und habe sofort auf meiner Reise einen Brief von Spinoza aufgefunden, worin er über Leibniz (1675) sich folgendermaßen äußert: «Leybnizium de quo scribis, me per literas novisse credo: sed qua de causa in Gallia profectus sit, nescio: visus est mihi homo ingenii liberalis et in omni scientia versatus.» Aber zu Hannover selbst habe ich handschriftliche Noten entdeckt, die von ganz anderer Wichtigkeit sind und die ich vielleicht später veröffentlichen werde zugleich mit Leibniz'schen Zeichnungen, welche sein Anrecht an der Entdeckung der Dampfkraft, seine Mitbetheiligung an Papin's Arbeiten, kurz den entschiedenen Antheil darthun, welcher ihm an einer der größten Erfindungen neuerer Zeit gebührt. Ich betrachte es als ein Glück, in dieser Weise dem Geist der Verkleinerung entgegentreten zu können, der seit einiger Zeit sich gegen Leibniz richtet, besonders unter den Mathematikern, und von dem mir Hrn. Prouhet's Artikel keineswegs frei zu sein scheint." Hiernach wäre also laut französischem Zeugniß auch an dieser wichtigen Erfindung einem Deutschen wenigstens ein beträchtlicher Antheil gesichert, wie ebenfalls laut dem Zeugniß eines Franzosen, des Mitarbeiters am „Moniteur" P. Mérimée (vgl. den „Moniteur universel" vom 1. August), bei Erfindung des Kupferstichs die Deutschen und nicht die Italiener die Priorität in Anspruch zu nehmen haben.

Götz von Berlichingen's Selbstbiographie in neuen Ausgaben.

Eine neue, ziemlich im Geschmack eines löschpapierenen Volksbuchs gedruckte Ausgabe der Selbstbiographie des Ritters mit der eisernen Hand erschien in Heilbronn bei Scheurlen unter dem Titel: „Leben, Fehden und Handlungen des Ritters Götz von Berlichingen zubenannt mit der eisernen Hand, durch ihn selbst beschrieben. Nach der ältern Handschrift, nebst einigen noch ungedruckten Briefen des Ritters herausgegeben von Ottmar F. H. Schönhuth, Pfarrer zu Edelfingen." Im Vorwort bemerkt der Herausgeber, daß die von Franz von Steigerwald im Jahre 1731 veranstaltete und im Jahre 1781 wörtlich wieder abgedruckte Ausgabe eine Seltenheit in der Literatur geworden und ohnehin keine urkundliche sei, die zu Berlin im Jahre 1813 erschienene, sowie die drei breslauer Ausgaben durch Büsching und von der Hagen seien längst vergriffen und auch die neueste 1847 zu Pforzheim herausgekommene sei nicht mehr im Buchhandel zu haben. Diese neueste Ausgabe sei somit ein Bedürfniß geworden und gebe die ihr zu Grunde gelegte Handschrift getreulich wieder. Es ist die Handschrift, welche sich in der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindet, aus 89 Folioblättern von starkem Papier und zwei vorangehenden Blättern mit roth geschriebener Inhaltsanzeige besteht und sich durch die schön geschriebenen Initialen wie durch hinzugefügte Kapitelüberschriften vor allen übrigen auszeichnet. Zwar nicht die älteste, dürfte sie doch wol eine der ältesten sein. Indeß leidet sie an gar vielen Fehlern, nicht nur Wort-, sondern sogar Satzentstellungen und selbst nicht unbedeutenden Auslassungen, worunter eine von zwei Seiten, was sich nur aus der größten Nachlässigkeit von seiten des Abschreibers erklären läßt. Zur Ergänzung dieser Auslassungen und zur nothwendigen Berichtigung der Wort- und Satzentstellungen hat daher der Herausgeber noch zwei Handschriften verglichen, von welchen diejenige die wichtigste war, welche ihm der Freiherr Friedrich von Berlichingen, k. k. österreichischer Rittmeister zu Manheim, in dessen Besitz sie sich befindet, freundlich zur Benutzung mittheilte. Sie ist wol noch aus dem Schlusse des 16., jedenfalls aber aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts und stimmt wörtlich mit der durch Franz von Steigerwald veranstalteten. Die vorliegende Ausgabe enthält noch als Anhang sieben bisher ungedruckte Briefe Götz von Berlichingen's aus den Originalen im fürstlich Löwenstein-Wertheim'schen Archiv, und ist außerdem mit Götzens Bildniß nebst Handschrift geschmückt. Um das stumpfnasige, kahlstirnige, gutmüthig-fleischige, kurzrunde, derb-ehrliche Gesicht des Ritters schön zu finden, muß man freilich die idealen Vorstellungen vergessen, an welche uns die Darsteller des Götz auf unsern Theatern gewöhnt haben, während sich der Goethe'sche Götz mit diesem Conterfei des wirklichen ganz gut verträgt. Der Herausgeber spricht die Hoffnung aus, daß diese urkundlich treue Ausgabe bis dahin dem Bedürfnisse genügen werde, wo die von dem obengenannten directen Nachkommen des biderben und ehrenfesten Ritters vorbereitete illustrirte Prachtausgabe dieser Selbstbiographie erschienen sein wird. Dieselbe wird auch viele interessante Beilagen, z. B. die vollständigen Acten des Processes mit Mainz, sämmtliche noch vorhandenen Briefe, Urkunden u. s. w. enthalten. Wie wir aus süddeutschen Blättern erfuhren, sind noch im Laufe des vorigen Jahres in Köln interessante Briefe des Ritters vom Jahre 1588 und im Archiv zu Rossach die durch ein Schreiber seines Enkels Philipp Ernst von Berlichingen vom Jahre 1577 beglaubigte älteste Handschrift seiner Selbstbiographie aufgefunden worden, nebst einem von Götz selbst verfaßten Verzeichniß aller Furten und Haltstätten bei Bamberg und Nürnberg, also gewissermaßen eine Anweisung für Wege und Stege, die ihm bei seinem sogenannten „Reiterstücklein" dienlich gewesen. Die zu erwartende illustrirte Ausgabe wird auch dieses merkwürdige Actenstück enthalten.

H. M.

Bibliographie.

Abel, S., Der Untergang des Langobardenreiches in Italien. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 20 Ngr.

Aus den Papieren einer Tochter Jung-Stilling's. Barmen, Langewiesche. 1860. 8. 22½ Ngr.

Beowulf. Das älteste deutsche Epos. Uebersetzt und erläutert von K. Simrock. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Carus, K. G., Erfahrungsresultate aus ärztlichen Studien und ärztlichen Wirken während eines halben Jahrhunderts. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dusenschön, H., De schoine Beerlannersch. Een plattdütsch Rymels to'n Vergnoigen un to'n Lachen. Altona, Verlagsbureau. 8. 2 Ngr.

Eckardt, L., Nationalität oder Freiheit? Centralisation oder Föderation? Eine Frage an die Völker Europa's in den Tagen einer neuen napoleonischen Zeit und neuer drohender

Weltkämpfe. (Eine Stimme aus der Schweiz.) Wenigenjena, Hochhausen. Gr. 8. 12 Ngr.

Finger, H., Altes und Neues aus der dreihundertjährigen Geschichte des Zweibrücker Gymnasiums. Ein Beitrag zur Cultur- und Leidensgeschichte des linksrheinischen Deutschlands. Landau, Kaußler. Gr. 8. 15 Ngr.

Gratry, A., Studien. 3te Folge. — A. u. d. T.: Ueber die Erkenntniß der Seele. Nach der zweiten Originalausgabe ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von K. J. Pfahler in Vereinigung mit J. Weizenhofer und M. Lefflad. Zwei Bände. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 27½ Ngr.

Graevell, F., Ueber Licht und Farben. Mit besonderer Beziehung auf die Farbenlehren Newton's und Goethe's. Mit Tafeln. Berlin, Hempel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die trockene Guillotine. Neufranzösische Gerechtigkeit — Cayenne, oder: Phrase und Wirklichkeit. Tagesgeschichtlicher Roman. Herausgegeben von F. Scherl. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Administration von Scherl's Lesekränzchen. Gr. 8. à 4 Ngr.

Hocker, N., Eine Eisenbahnfahrt von Köln nach Brüssel. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Illustrirtes israelitisches Jahrbuch für Ernst und Scherz auf das Jahr 5620 (1859—1860). Mit Beiträgen von: L. R. Bauer, B. Beck, W. Beck, W. Constant u. a. m. 1ster Jahrgang. Herausgegeben von S. Winter. Pest. Lex.-8. 22½ Ngr.

Ist kein Arzt da? oder Israel und dessen Propheten. Von NHJK. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 18 Ngr.

Leonhardi, G., Das Poschiavino-Thal. Bilder aus der Natur und dem Volksleben. Ein Beitrag zur Kenntniss der italienischen Schweiz. Mit einer Ansicht der Curanstalt alle Prese und einer Karte des Poschiavino-Thales. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Monarchie der Ichsuchtianer, dargestellt von Lucius Cornelius Europäus. Das ist: Humoristische Wanderungen durch das Ordensgebiet der Jesuiten, von M. Inchhofer. Wiederum zur Ehre des heiligen Ignatius Loyola und seiner Jünger an's Licht gestellt von J. Binder. Peine, Heuer. Gr. 8. 15 Ngr.

Norden, Marie, Agnes und Marie. Ein Roman aus dem englischen Leben. Drei Bände. Nordhausen, Büchting. 1860. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Orlich, L. v., Indien und seine Regierung. Nach den vorzüglichsten Quellen und nach Handschriften. 2ter Band. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Geschichte und Colonisation der Länder Sind und Peng'âb, Geschichte des Königreichs Oude und Schilderung der britisch-indischen Armee. Leipzig, G. Mayer. Lex.-8. 2 Thlr.

Reder, Caroline v., Aus dem Leben eines Hagestolzen. Ein Roman. Zwei Bände. Nordhausen, Büchting. 1860. 2 Thlr. 20 Ngr.

Richard, A. V., Der Kurfürstlich Sächsische Kanzler Dr. Nicolaus Krell. Ein Beitrag zur Sächsischen Geschichte des 16. Jahrhunderts nach den in dem Königl. Sächs. Hauptstaatsarchiv in Dresden, der Stadtbibliothek in Leipzig &c. befindlichen und noch nicht benutzten Originalurkunden bearbeitet. Zwei Bände. Dresden, Kuntze. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Robespierre. Trauerspiel in fünf Aufzügen von dem Verfasser des dramatischen Gedichts „Himmel und Erde". Cassel, Bohné. 16. 20 Ngr.

Rottels, J. T., Gottes Erziehung des menschlichen Geschlechtes in der Weltgeschichte durch Christus; oder: Auch eine Philosophie der Geschichte. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 20 Ngr.

Sammlung unterhaltender Schriften der neuern englischen Literatur für gebildete katholische Leser. 7ter Band: Scenen aus dem Leben in London. Von C. J. Mason. Köln, Bachem. 8. 27 Ngr.

Schenkel, D., Union, Confession und evangelisches Christenthum, mit besonderer Beziehung auf die neulich erschienene Schrift von Dr. Stahl, „Die lutherische Kirche und die Union." Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 12 Ngr.

Scherr, J., Schiller und seine Zeit. In drei Büchern. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Friedrich v. Schiller's Bibliothek. Mit einem Facsimile aus seinem eigenhändigen Bücherverzeichnisse. Berlin, Stargardt. 8. 5 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, Fürst Metternich. Geschichte seines Lebens und seiner Zeit. 1ste Lieferung. Prag, Kober u. Markgraf. 8. 9 Ngr.

Schmitt, R., Leben und Wirken von Friedrich Wilhelm von Steuben. Philadelphia. 1858. 12. 10 Ngr.

Schwerin, Franziska Gräfin, Der Stunden Gottesgruß. Eine Apotheose des Lebens. Den deutschen Müttern geweiht. Leipzig, Veit u. Comp. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Taunus-Bilder in Geschichten, Sagen und Liedern aus dem Munde älterer und neuerer Dichter. Herausgegeben von G. Schudt. Homburg, Frauntholz. 16. 15 Ngr.

Tittmann, F. W., Aphorismen zur Philosophie. Dresden, Höckner. Gr. 8. 1 Thlr.

Wachenhusen, H., Marcaroni. Lose Blätter. Berlin, Verlags-Comptoir. 16. 10 Ngr.

Waldau, A., Böhmische Nationaltänze. Culturstudie. Prag, Dominicus. 16. 12 Ngr.

Wiedemann, T., Johann Turmair, genannt Aventinus, Geschichtschreiber des bayerischen Volkes. Nach seinem Leben und seinen Schriften dargestellt. Freising, Datterer. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Wolfsohn's, W., dramatische Werke. 3ter Band: Die Osternacht. Schauspiel in fünf Akten. Dresden, Kunze. 8. 20 Ngr.

Zingerle, I. V., Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Deutsche Antwort auf preußische Phrasen. Ein offener Brief an den Verfasser der Schrift: „Preußen und der Friede von Villafranca." Leipzig, Hennings. Gr. 8. 7½ Ngr.

Costa della Torre, Graf J., Die Päpstlichen und die Sardinischen Staaten. Antwort auf das an den Verfasser gerichtete Sendschreiben des Ritters Marchese Gioacchino Napoleone Pepoli von Bologna. Aus dem Italienischen übersetzt von H. Rütjes. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 6 Ngr.

Die deutsche Frage und die deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Frieden von Villafranca und die österreichische Monarchie. Von einem Conservativen des Jahres 1848. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Geldmacht Deutschlands und die Mittelstaaten. Zur Einigung der Besitzenden und der Regierungen gegen die Einflüsse der Börsen. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 9 Ngr.

Hamlet in der Politik. Ein Memoire über das Ministerium Sigmaringen-Auerswald. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Israels Ziel. Licht aus der Vergangenheit. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 2 Ngr.

Lieder für Frankreich und Italien. Paris, Glaeser. 12. 4 Ngr.

Soldaten-Lieder. Den tapfern österreichischen und deutschen Kriegern aller Waffengattungen gewidmet. Wien, Wenedikt. 32. 4 Ngr.

Was ist zu thun? Ein Wort eines Kurhessen an seine Mitbürger. Auch als Beitrag zur neuesten deutschen Geschichte. Frankfurt a. M., Küchler. 1860. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 6. October 1859.

Lyrische Dichtungen.

Es ist wol zu bemerken, wie nach der Zeit der Aufregung allmählich auch eine Ermattung in der lyrischen Dichtung eingetreten ist; wie wir in dem Zeitraume von 1830—50 nicht leicht eine Gedichtsammlung fanden, die nicht auf jeder Seite von Freiheit und Vaterland, von religiösen, politischen oder philosophischen Streitfragen erzählte, so ist man jetzt dagegen auf die einfachsten poetischen Themata zurückgegangen und besingt Liebe, Frühling u. s. w. in unzähligen Variationen, als ob das Interesse für das vollständig verloren gegangen wäre, was früher Herz und Verstand beschäftigte. Wir wissen recht gut, daß eine Reaction auch hierin durchaus nothwendig war und ahnten es längst vorher, daß die politischen Fechtkünste im dichterischen Gewand bald sich abgenutzt haben würden; aber verkennen wir auch nicht, daß die Reaction zu gewaltsam war und daß sie mit dem „Zuviel" auch die wahrhaft edeln und großartigen Interessen aus unserer poetischen Literatur zurückgedrängt hat. Dadurch geschieht es nur zu leicht, daß die Gedichtsammlungen an Interesse bei den Männern verlieren, und doch ist gerade zu wünschen, daß die poetische Stimmung bei jenen gepflegt und erweitert werde. In unserer Zeit, in welcher der Materialismus täglich neue Fortschritte macht; wo das Ideal für unwahr und unberechtigt erklärt wird, weil nicht jeder Realist seine tiefere Bedeutung versteht; wo ohnehin die geistigen Interessen von der großen Menge als eine Chimäre verlacht werden, insoweit nicht aus ihnen Vortheile und Procente gewonnen werden können, thut es noth, daß die Fragen, die den tiefern Grund der Menschheit aufregen, auch poetisch behandelt werden. Wir wünschen damit nicht eine Tendenzpoesie heraufbeschworen, die ebenso schnell wie früher eine conventionelle Behandlung erfahren würde, wir wünschen nur, daß die Dichter ihre Begeisterung auch auf jene Gegenstände erstrecken möchten, die so sehr geeignet sind, der Poesie einen tiefern Gehalt und ein allgemeineres Interesse zu verleihen. Geschieht das nicht, hören und lesen wir in den Dichtungen nur von Lenz und Mai, von Herz und Sehnsucht, so laufen wir Gefahr, daß unsere Literatur immer mehr zurück- als fortschreitet. Wie sie jetzt schon anfängt unvolksthümlich zu werden, so wird sie nach und nach nicht mehr als ein Vorzug und ein theueres Gut unserer Nation, sondern als eine nichtssagende Spielerei und Tändelei angesehen werden, zu unwichtig und uninteressant, als daß ernste Männer sich damit beschäftigen könnten, kaum gut genug für halbreife Knaben und Mädchen. Nimmt diese Ansicht überhand, so werden unsere Dichter sich bald nur noch allein lesen und die poetische Stimmung wird nach und nach in der Nation untergehen.

Für unsere diesmalige Beurtheilung lyrischer Dichtungen liegen 15 verschiedene Sammlungen vor, in denen wir meistens so viel Gutes gefunden haben, daß wir, gegenüber den Erscheinungen, die wir bei frühern Gelegenheiten zu besprechen hatten, uns darüber nur freuen können. Wir nehmen die Arbeiten von drei Dichterinnen voraus und lassen die der Dichter dann ohne weitere Klassifikation folgen:

1. Königslieder von Luise Gräfin zu Stolberg-Stolberg. Berlin, A. Duncker. 1858. Gr. 8. 12½ Ngr.

Eine Dichterin aus der Familie, die uns Christian und Leopold Stolberg gegeben hat, ist an und für sich eine interessante Erscheinung; von dem letztern Dichter hat sie die Fülle der Begeisterung und die oft das Maß überschreitende Ausdrucksweise als Erbschaft erhalten. Die vorliegenden Gedichte feiern zum größten Theil die Geburtstage des Königs und der Königin von Preußen in einer Weise, in der sich die Liebe zu dem Königshause, verbunden mit einer tief religiösen Stimmung, bestimmt ausspricht; die mehrsten sind, unsers Wissens nach, schon früher in der „Neuen Preußischen Zeitung" gedruckt erschienen. Die Dichterin benutzt, um ihren Gegenstand zu besingen, Erzählungen des Alten Testaments und Sagen des Morgenlandes, deren tiefern Sinn sie in Beziehung zu den Gefeierten bringt. So wahr auch ihre Begeisterung erscheint, so hebt sie dieselbe doch oft zu einer Höhe, daß wir „ihre Bergeskronen", um uns eines Ausdrucks der Verfasserin zu bedienen, nur im angestammten Wolkenflor erblicken, d. h. der Nebel hochgehender Bezüge und Worte trübt die Klarheit unsers Urtheils und unsers Denkens bei dem ersten Lesen dieser Gedichte. Wenn man weiter auch nie der Dichterin den Vorwurf machen kann, daß sie der Form zu Liebe, die bei ihr besonders ausgebildet erscheint, Gedankenloses bietet, so begegnet es ihr doch, daß eben die Form mit ihrem Lichteffect den Blick so blendet, daß der unbefangene Leser

nicht gleich gewahren wird, wie der ausgesprochene Gedanke unklar und verschwimmend wurde; so kommt es denn wol auch, daß die schönsten und tiefsten Gedanken mehr angedeutet als ausgesprochen sind und unter dem Einfluß der Form verloren gehen. Wir haben es oft gesagt und wiederholen es hier im allgemeinen, um Misverständnissen zu begegnen, daß wir die Verschwisterung von Form und Gedanken für das erste Erforderniß eines guten Gedichts halten. Diese Uebereinstimmung beider läßt uns die älteste Volkspoesie in der Einfachheit der metrischen Form und der Darstellung so ansprechend erscheinen, und die gleichmäßige Entwickelung beider zeigt sich in der Entwickelung jeder Literatur überhaupt. Aber die Verschwisterung bleibt die hauptsächlichste Bedingung, beide müssen bei-, nicht sich untergeordnet sein. Das schwächste Gedicht der Sammlung ist unserer Ansicht nach das an den Kaiser Nikolaus; wir glauben, daß die Dichterin den Charakter desselben doch nicht „so verstanden hat" wie sie behauptet; das weibliche Urtheil hat seine Energie und Consequenz unberührt gelassen, während die Gräfin „Verzeihn und Liebe, die aus warmem Herzen hervorbrach" — wol nicht begründet — als charakteristische Züge des Kaisers angibt.

2. Dichterische Knospen von Malwine Peisker. Mit einem Vorwort des Herrn Consistorialraths Böhmer. Breslau, Leuckart. 1858. 16. 22½ Ngr.

Wenn wir auch in diesen Gedichten „die Fülle der Einbildungskraft", die das Vorwort ihnen nachrühmt, umsonst gesucht haben, können wir sie doch als niedlich und gemüthreich bestens empfehlen; sie sind der Ausdruck einer harmonisch gestimmten Seele, die auch trotz der allgemeinen ernsten Stimmung jugendlich zu empfinden versteht. Dabei hätten wir der Dichterin einen literarisch gebildeten Freund zur Seite gewünscht, der das weniger Gute der Sammlung ausgemerzt hätte; dadurch wäre manches nicht mit hineingekommen (z. B. „Gebrochene Freundschaft", das ganz dem Charakter der Dichterin entgegengesetzte Gedicht: „Nach H...."), was dem Eindruck des Ganzen schaden muß, Sprache und Ausdruck wären in einzelnen Fällen gebessert und gefeilt worden. Besonders angesprochen hat uns „Die Felsenrose", „Was sind die Sterne?" „Trost im Unglück", „Die Kirchhofsrose" (bis auf den etwas matten Schluß), „Mutterliebe"; das letztere Gedicht namentlich würde, nur etwas kürzer gefaßt, das beste der Sammlung sein. Die Sonette als Intermezzo sind, der Form und den Gedanken nach, unbedeutend. Noch müssen wir uns gegen die Art literarischer Einführung aussprechen, wie sie hier durch den Consistorialrath Böhmer geschieht; abgesehen davon, daß Böhmer in weitern Kreisen kaum bekannter sein dürfte als die Dichterin, kann eine Empfehlung nur schaden, die mit bewundernswerther Verleugnung aller Logik sagt: „Der ernste Sinn (der Gedichte) ist ein treffender Beweis, daß die Dichterin in ihren Geisteserzeugnissen sich gerade so darstellt, wie sie wirklich ist", und der einen „heitern, lebensfrohen Sinn" mit dem anakreontischen für gleichbedeutend, demnach aber in Widerspruch mit der Theologie hält.

3. Gedichte von Maria Clausnitzer. Leipzig, Hunger. 1858. Gr. 16. 20 Ngr.

Die Gedichte von Maria Clausnitzer können weder durch die Neuheit des Gegenstandes, den sie besingen, noch durch überraschende Gedanken besondern Anspruch auf Beachtung machen. Aber das Gegebene zeigt von lyrischer Empfindung in der Grenze der Weiblichkeit und von Verständniß und Fleiß in der Art, wie das Technische behandelt wurde. Die Gedanken sind anmuthig und frisch ausgesprochen, sie machen selbst den Eindruck des Ursprünglichen durch den engen, natürlichen Zusammenhang mit dem Gedichte. Einige, z. B. „Das Kind am Weihnachtsabend", „Das Arbeitskästchen der Großmutter" u. s. w. sind überaus duftig gehalten und geben schöne Beweise von der echt weiblichen Empfindung der Dichterin. Schon um dieser Vorzüge willen empfehlen wir gern diese Gedichte.

4. Aus der See. Gedichte von Heinrich von Littrow. Dritte unveränderte Auflage. Triest, Schimpff. 1858. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wir gehören nicht zu den Leuten, die dem Dichter den Vorwurf machen, daß er sich auf Dichtung verlegte; im Gegentheil begrüßen wir die frischen und theilweise originellen Lieder als eine erfreuliche Erscheinung. Der Dichter hat die Poesie und Wirklichkeit seines Berufs sich vollständig klar gemacht und er erzählt uns davon auf eine so anspruchslose und so ansprechende Weise, er bringt seine sonstigen Lebensverhältnisse so ungesucht in Beziehung zu seinem Stande, er nimmt endlich so passend die Bilder aus dem Seemannsleben, daß das Treiben, Denken und Fühlen jeden unwillkürlich interessiren muß. Manches freilich steht uns auch ferner, wie z. B. „Die Devisen für Kriegsschiffe", so treffend und gerechtfertigt sie auch sein mögen, in ihrem lokalen Charakter nur für die Eingeweihten verständlich sind; aber immerhin bietet das Buch auf seinen 354 Seiten so viel Frisches und Anregendes, daß es auch über die österreichische Marine hinaus Beachtung verdient und daß uns die dritte Auflage ganz gerechtfertigt erscheint. Von den Sinnsprüchen hier zwei zur Probe:

Die Liebe gleicht dem Winde,
Wenn plötzlich sie entsteht,
Wer weiß, woher sie kommet,
Wer weiß, wohin sie geht,
Wer weiß, wozu sie frommet,
Wer weiß, wie lang' sie weht?

Wenn dich die Stürme des Lebens bedräuen,
Sinke dir niemals der tröstende Muth,
Lache des Sturmes, es wiegen die Möven
Auch sich ergötzend auf zürnender Flut.

5. Gedichte von Hermann Barraud. (Zum Besten der Abgebrannten in Frankenstein und Bojanowo.) Posen, Merzbach. 1858. Gr. 16. 15 Ngr.

Barraud hätte jedenfalls mehr im Interesse der Abgebrannten gehandelt, wenn er die Summe, die der Druck seiner Gedichte erforderte, an sie ohne weiteres überschickte, ohne den mehr als zweifelhaften Erlös aus denselben abzuwarten. Wir haben die Gedichte oft zweimal lesen müssen, um sie nur zu verstehen; nicht als ob überraschende und blendende Gedanken unsere besondere Aufmerksamkeit erfordert hätten, nein, es ist allein die Unbehülflichkeit der Sprache, die Härte der Reime, die Anhäufung zum Theil ungeeigneter Adjectiva, die uns einigemal so in Erstaunen setzten, daß wir glaubten, mit unserer deutschen Sprache zu Ende zu sein; z. B.:

Die brausenden Nachtlüfte stürmen
In laublosen Wipfeln so hohl,
Und künden von eisigen Thürmen
Des scheidenden Jahres Lebwohl,
Und wecken in fühlenden Herzen
Des Abschieds ergreifende Schmerzen.

Auch nicht ganz ohne Prätension ist Barraud; so gibt er eine Uebersetzung der „Revue nocturne", doch wol nur in der Absicht um zu zeigen, daß er besser als Zedlitz in der „Nächtlichen Heerschau" den Stoff behandeln kann. Ob ihm dies gelungen, möge der Leser nach dem Schlusse beurtheilen:

Aus seinem Grab um Mitternacht
Der Tambour sich erhebt,
Besteigt das Roß, als ging's zur Schlacht,
Und trommelt, daß es bebt.

6. Gedichte von Rudolf Günther. Jena, Neuenhahn. 1858. 16. 10 Ngr.

So wenig correct und so unwahr auch das Distichon Günther's ist:

Jeglicher Literat schimpft heutzutage sich Doctor,
Die Patienten gibt das Lesepublikum ab, —

so acceptiren wir doch die zweite Strophe bestens zur Kritik der vorliegenden Gedichte. Gewiß, Günther muß sich das lesende Publikum geduldig leidend vorgestellt haben, als er es versuchte diese Reimereien mit dem Namen Gedichte zu beehren. Wir wählen, um zu zeigen, daß wir noch sehr milde urtheilen, eine Blüte aus dem Liederbouquet, die uns gerade in die Hand fällt:

Laß zu Füßen dir mich sinken,
Meine Blicke auf dir weilen,
Und bei deiner Augen Blinken
Mein verwundet Herze heilen!
Und ich will dir alles geben,
Alles, alles, was ich habe,
Meine Liebe und mein Leben.
Forderst du noch schönre Gaben?

7. Sprechende Pflanzen. Von F. E. Scherer. Preßburg, Wigand. 1857. Gr. 16. 26⅔ Ngr.

Die „Sprechenden Pflanzen" bieten in oft ansprechender Weise eine humoristische Blumensprache. Daß von ungefähr 180 redenden Blumen hier und da eine nicht den rechten Ton trifft und vielleicht, nach anderer Ansicht, sogar ihrem Charakter ungetreu wird, erscheint uns wol verzeihlich. Der Dichter sagt darüber selbst:

Daß sich mehr sagen läßt,
Dichter und Leser fühlt.

Allgemein interessant ist die Entschuldigung der Kartoffel ihrer Krankheit wegen:

Hundert Jahre halfen wir
Halb Europa nähren;
Sie vergötterten uns schier,
Suchten uns zu mehren.

Zwanzigfach vergalten wir
Ihnen ihre Mühe,
Bis wir sahn, daß man aus uns
Fuselbranntwein ziehe.

Statt gesunder Nahrung — Gift,
Blos des Mammons wegen?
Grund genug, daß wir für jetzt
Lieber faulen mögen.

8. Gedichte von Georg Scheuerlin. Zweite Sammlung. — A. u. d. T.: Heideblumen. Heidelberg, K. Winter. 1858. 16. 1 Thlr.

Was wir in dem Vorworte im allgemeinen sagten, läßt sich im besondern auf die „Heideblumen" von Georg Scheuerlin anwenden. Gerade eine befähigte Persönlichkeit, wie sie sich uns in den vorliegenden Gedichten zeigt, sollte ihr Talent nicht allein auf die Bearbeitung des Themas Liebe und Lenz verwenden. Die auch unbedeutenden Vorwürfe erscheinen hier übrigens in oft fesselnder Schönheit bearbeitet, durch männlich ernste Gedanken veredelt, die, in würdiger und poetischer Weise ausgesprochen, diese Gedichte weit über die moderne Lovelyliteratur erheben; sie sind wol der Beachtung werth und wir sind überzeugt, daß sie sich Freunde erwerben werden. Die Sprache in ihnen ist einfach und edel, oft voll rhythmischen Wohlklangs; die Reime sind vielfältig, rein und durch Natürlichkeit ansprechend; die Gedanken erscheinen, wie sie bestimmt und scharf gefaßt wurden, dem entsprechend rund und mit Geschmack ausgedrückt, und in den Formen ist ein angenehmer und angemessener Wechsel. Ueber allen Gedichten liegt eine Ruhe, durch die der Dichter auch selbst der Leidenschaft Maß und Schönheit zu erhalten versteht. Daß Scheuerlin auch fähig ist, Erfahrungen und Gedanken tiefern Gehalts und Inhalts poetisch zu behandeln, möge das nachfolgende Gedicht, eins der wenigen dieser Gattung in der vorliegenden Sammlung, nachweisen:

Unmuth.

Nicht, daß du mir so viel genommen,
Du kalt vernichtendes Geschick;
Nicht, daß kein Thun mir mochte frommen,
Kein Wurf um ein bescheidnes Glück;

Nicht solcher Trauer will ich klagen,
Daß ich dich bat: „Nur eines gib!"
Und daß dein Finger mir „Entsagen"
Auf jedes Blatt des Lebens schrieb.

Auch nicht, daß in der Brandung Schaume
Du mir zerschellt so Mast als Kiel,
Noch, daß von meinem Blütenbaume
Das letzte Blatt — die Hoffnung — fiel.

Nein, weil du mir noch mußtest rauben
Mein letztes, theuerstes Gebiet,
Weil mir dein schnöder Hohn den Glauben
Aus heil'ge Menschenrecht verrieth.

Deß zürn' ich deiner feilen Fahne
Und sende dir das trotz'ge Wort:
Mit meines Lebens schönem Wahne
Nimm auch den Traum des Lebens fort!

9. Heideblumen von Martin Weihe. Leipzig, Friese. 1858. 16. 15 Ngr.

Die „Heideblumen" von Weihe zeigen namentlich in den Gedichten bis S. 39 Erfindung und poetischen Geist. Die Verschiedenheit der Auffassung und der Wechsel in der Darstellung des Empfundenen geben Zeugniß, daß der Dichter die Stufenleiter vom Humor bis zur Leidenschaft zu behandeln versteht. Während wir also dem ersten Theile der Sammlung Frische und Originalität nicht absprechen können, haben uns die Gedichte des zweiten oft den Eindruck des Nachgeahmten gemacht, ohne daß der Dichter sich des Plagiats wol selbst bewußt ist; diese Gedankenübereinstimmung mit andern Dichtern finden wir z. B. hier in „Der Großmann" mit Chamisso, „Der kranken Mutter" mit Moritz Hartmann, „Der Knabe und die Elfe" mit Goethe; es liegt hier namentlich eine Aehnlichkeit der Stimmung vor, nur daß Weihe die zusammengedrängten, knapp gefaßten Gedanken nicht zum Vortheil des Ganzen ausarbeitete und erweiterte.

10. Flora. Legenden, Sagen und Schilderungen aus der Pflanzenwelt. Von C. Hentschel. Langensalza, Hentschel. 1857. Gr. 8. 10 Ngr.

Es ist etwas Wunderbares um eine deutsche Beständigkeit. Das arbeitet und schafft und dichtet, als Jüngling sieht es in goldenen Träumen eine lockende Zukunft, und älter wird es ruhiger; aber das Herz und die Phantasie bleiben jung und über alle Täuschungen hinweg hilft ein Träumen und Fühlen, das die Wirklichkeit idealisirt. Hat es nicht auch etwas Rührendes, dieses literarische Schaffen ohne Aussicht auf äußern Lohn, mit dem Bewußtsein einer geringen Anerkennung, mit der Furcht, eine unverständige Kritik werde mit bitterm Hohne den vielleicht schwachen, aber gutgemeinten Gefühlsausdruck profaniren? Auch der Dichter der „Flora" gehört zu jenen Dilettanten, die nicht äußern Lohn für ihr Schaffen zu erwarten haben, sondern die im Gegentheil die Befriedigung, sich gedruckt zu sehen, mit nicht unbedeutenden materiellen Opfern erkaufen müssen. Neben ihren Berufsgeschäften schaffen sie ihre poetischen Arbeiten mit Ernst und Liebe, darin oft den Literaten von Fach ein empfehlenswerthes Vorbild. Auch Hentschel hat schon im Jahre 1845 ein 215 Seiten starkes Epos: „Die Bekehrung der Preußen durch Hermann von Salza" (Sondershausen, Eupel) erscheinen lassen, das bei aufrichtiger Begeisterung für den Stoff tüchtige Studien und geschichtliche Forschungen des Dichters bekundet. In der vorliegenden „Flora" hat uns Hentschel eine eigenthümliche und ganz interessante Arbeit geliefert; er hat, wie das

Vorwort erzählt, die in ältern Werken zerstreut gefundenen und öfters und andeutungsweise gegebenen Legenden und Sagen gesammelt und in ein poetisches Gewand eingekleidet. Wir geben dem Verfasser des Vorworts (H. Kaiser) gern zu, daß es oft auf eine sinnige Weise geschieht und fügen noch hinzu, daß wir in den Gedichten, neben der genauen Kenntniß der Naturkräfte, warmes Gefühl und aufrichtige Begeisterung (z. B. in den Gedichten an Alexander von Humboldt), Interesse und Liebe für das Vaterland („Die Kaiserkrone" u. s. w.), hier und da auch einen gesunden Humor („Der Kaffeebaum") gefunden haben. So wird das Buch vielleicht seinen Leserkreis finden, der über die gerühmten Vorzüge Mangel in Vers und Form übersehen und bedenken wird, daß bei der Beurtheilung der Gesichtspunkt festgehalten werden muß, man habe die Arbeit eines Dilettanten vor sich.

11. Poetisches Alpha von A. G. von Thünen. Bremen, Schünemann. 1858.

Die wenigen Gedichte, die gleichsam in die Welt hineinhorchen sollen, ob eine Fortsetzung erwünscht wäre, sind so frisch und froh, daß wir ihnen eine freundliche Aufnahme gern gönnen möchten, damit das Alpha nicht zugleich das Omega sein und die Erfüllung des Versprechens in Aussicht stehen möge, daß bald ein zweiter Bogen in gleicher Form, gleichem Druck und mit anschließender Seitenzahl erscheine. Hoffen wir, daß die folgenden Buchstaben des Alphabets dem Alpha an Humor und Werth gleich sind. Wir heben aus der Sammlung besonders hervor: „Löscht den Brand", und das längere Gedicht: „Hafis im Tartarus", in welchem Pluto, gequält durch Proserpina, alle Qualen des Tartarus als Strafe für den Sänger des Lobes der Frauen zu gering achtet und sich die überteuflische erdenkt, er solle alle Liebesgedichte, die je von menschlicher Hand niedergeschrieben wurden, auswendig lernen. Für Hypochondristen hier noch ein Remedium:

Jüngst ging ich morgens übers Feld,
Ich war so bärenhaft gestellt
Und fluchte in den Bart:
Ich schmäht' dem Leben, grollte Gott,
Und war für Lebensfreuden todt,
Nach Hypochonder Art.

Mir kam ein Graben in die Quer;
Ich stöhnte tief und sprang, o Herr!
Bis an den Hals hinein.
Wie trieb mir das die Grillen aus;
Klatsch-pudelnaß schlich ich nach Haus,
Mit Schlamm und Schilf am Bein.

* * *

Solch niederschlagend Bad ist jedem zu empfehlen,
Den leberfücht'ge Grillen quälen.

12. Gedichte von Friedrich Marc. London, Thimm. 1858. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wir begrüßen mit Freuden diese Gedichte als eine hervorragende Erscheinung; hier finden wir, wie Platen es in einer Parabase von dem echten Dichter verlangt, das Schöne mit dem Kräftigen, das Neue mit dem Wahren gepaart und der Sprache Zierden abgelockt, die den Leser erfreuen. Wenn wir Platen's hier gedenken, so geschieht es, weil diese Gedichte durch Gewandtheit und geschickte Behandlung der Form uns unwillkürlich an jenen Dichter erinnerten. Zunächst gibt uns der Dichter „Minneblüten", in denen sich schüchternes keusches Verlangen, dann das Erreichen mit seinem Jubel und danach Täuschung und Verzweiflung aussprechen, bis auch diese, männlich überwunden, ruhiger erscheint. Sind diese „Minneblüten" bestimmt, Glück und Schmerz der Liebe zu besingen, so führen uns die folgenden Gedichte: „Ein Tag an der Meeresküste", die erhabenen Stimmungen des Dichters vor, der durchdrungen ist von der Urkraftahnung, gegenüber der Unendlichkeit und Unermeßlichkeit der Schöpfung; in dies erhöhte Fühlen und Denken hinein klingt feierlich und reich der Ausdruck des deutschen Gemüths. Am gelungensten erscheint uns der Liedercyklus „Deutsche Auswanderer"; ergreifend schön ist in ihnen die Doppelnatur der Deutschen mit ihrem romantischen Zuge nach der Fremde und mit ihrer Anhänglichkeit an die Scholle der Heimat poetisch erklärt; in ihnen ist alles anschaulich und lebendig, wir haben Figuren vor uns wie sie sind, wir gewahren Spuren jenes innern Lebens, das den Wanderer nach dem fernen Westen treibt. Wie einfach und ergreifend schildert der Dichter den Abschied:

Die letzten Pilger kamen
An Bord zu uns herauf
Und vieler Thränen nahmen
Den vollen, freien Lauf.
Die schluchzenden Begleiter
Die nahm der Nachen fort;
Die Tücher noch in weiter
Entfernung grüßten dort.

Das Ufer wich zurücke,
Und Haus und Baum verschwand,
Noch dämmern schmale Stücke
Von flachem Dünenstrand.
Wie wenn noch einmal schauten
Wir in des Freundes Gruft,
Macht jetzt in Seufzerlauten
Gepreßte Brust sich Luft.

Erst wenn sie uns verlassen,
Die uns so lieb gehabt,
Vermögen wir zu fassen,
Wie reich wir sonst begabt,
Da wir verwaist in armer,
In öder Welt uns sehn,
Um Trost den Welterbarmer
Gebrochnen Herzens flehn u. s. w.

Wir nehmen aus Rücksicht für den uns zugemessenen Raum hier Abschied von diesem Buche mit dem Urtheile, daß wir in jedem Gedichte vollendete Natur gefunden haben und daß kein unedler, gekünstelter Gedanke die vollständige, liebliche Harmonie der ganzen Sammlung stört.

13. Freud und Leid. Lieder und Bilder von C. Drärler-Manfred. Hannover, Rümpler. 1858. 16. 1 Thlr.

Der Ernst und die Würde, mit der ein Dichter seine Gaben bietet, sind stets die beste Empfehlung für dieselben. Wie Drärler-Manfred zu der Zeitrichtung steht, zeigen am Schluß die vier Parabasen, in denen sich männlich tüchtige Gesinnung und Haß gegen alle Unnatur und Lüge aussprechen. Dabei freilich geht der Dichter in der Unterschätzung der Jetztzeit vielleicht zu weit, wie denn überhaupt mit Klagen und Bedauern wenig genützt wird; mit gesundem Herzen und Sinn muß man ankämpfen gegen das Unwahre und der Lüge Wahrheit gegenüberstellen. Was der Dichter als solcher sein will, sagt er in dem Gedicht S. 24; aus dem Golde der Dichterzungen soll das Publikum Lebensmünzen gewinnen. Wie selten aber erhält der Leser Gold und wie oft erweist sich bei näherer Betrachtung ein Metall, das für echt ausgegeben wurde, als Composition. Aus Drärler's Gedichten dagegen wird der Dichter manches entnehmen können, was seinen Geist erweitert und sein Gemüth befriedigt; manches wird in seinem Herzen nachklingen und ihn anregen, der Deutung nachzusinnen; mit einem Wort, in den vorliegenden Gedichten ist viel Gold von reinem und schönem Gepräge; dahin rechnen wir auch den nachstehenden Lebensblick:

Recht, daß vor der Welt du schweigest,
Und ihr kalten Gleichmuth zeigest,
Gleichsam als ob deine Seele
Nichts Besonderes verhehle,

Was die Leute zwar erspähen,
Aber nur mit Neide sähen.

Manchmal doch an rechten Orten
Ueberrasche sie mit Worten,
Welche ihnen unerwartet:
Zeig', daß anders du geartet,
Daß es lohnte aufzupassen,
Wolltest du dich hören lassen.

Selbst den Himmel ja vergessen,
Die nur schwätzen und nur essen;
Aber wenn er einmal wettert,
Blitzt und donnert und zerschmettert,
Haben sie vor Angst bekommen
Neu vor ihm Respect bekommen.

Von der leichten und gewandten Manier, in der Draxlersfred seine Lieder dichtet, möge noch ein Liebesgedicht Zeugniß geben:

Du wunderholde Frau,
Die mich so ganz begeistert,
Daß mich, wenn ich dich schau,
Entzücken übermeistert:
Vernimm die süßen Töne,
Die dir zum Preis, o Schöne,
Voll Sehnsucht und voll Lust
Entströmen meiner Brust.

Du weißt es, was mein Blick,
Dir feuertrunken sagte,
Wenn ich zu dir, mein Glück,
Ihn aufzuschlagen wagte,
Du kennst, unausgesprochen,
Des Herzens stilles Pochen,
Darin als schönstes Gut
Dein liebes Bildniß ruht.

Du weißt, ob auch kein Wort
Zu dir um Liebe flehte,
Daß du mein Gnadenhort,
Den ich geheim anbete,
Daß du mir Schwung und Flügel,
Befriedigung und Zügel,
Daß du zu jeder Frist
Mein Ideal mir bist.

Sowie die Luft den Strauch,
Der Wind die Welle reget,
So ist's dein Zauberhauch,
Der mich zu tiefst beweget;
Mein Singen und mein Schweigen,
Dein Abglanz ist's und eigen,
Das schwärmend dein begehrt
Und stummberedt dich ehrt.

Geheimniß und Contrast,
Gesucht und doch gemieden,
Mit aller Glut umfaßt
Und niemals doch beschieden.
Wie soll das Räthsel enden?
O hilf, in deinen Händen
Ist Liebe, Glück und Ruh:
Mein Herz lauscht — winke du!

...n Schluß müssen wir übrigens noch hinzusetzen, daß der ... nicht immer glücklich in der Wahl seiner Bilder ist, wie ... z. B. den Thurm des strasburger Münsters ins Welt... hinabschauen läßt „still und traurig, wie ein Phönix ... Flammengrab"; in dem Gedicht „Die Heimkehr" spricht ...em „Tiger des Schmerzes, der funkelnden Auges und ...mherschleicht"; der Rhein erscheint ihm wie „eine Lava ...schen Liebe, aus Alpenvesuven niederschmelzend und ...nd Leben in Wogen wälzend" u. dgl. m.

14. Neuere Gedichte von W. Wilibald. Altona, Verlagsbureau. 1858. 16. 24 Ngr.

Die vorliegenden, dem Prinz-Regenten von Preußen in einem ziemlich geschraubten Sonett zugeeigneten Gedichte bilden den zweiten Theil der „Poetischen Schriften", von W. Wilibald. Correcte Sprache und Versbau und eine befriedigende, leichte Darstellung sind lobend zu erwähnen, während die Gefühle nicht ursprünglich und tief erscheinen; ebenso entbehren die Erfahrungen und Lebensverhältnisse, die Wilibald schildert, einer gewissen Frische und Originalität in der Auffassung. Zum Theil ist das verschuldet durch die Anwendung alter Bilder, die sich fast in jedem Gedicht nachweisen läßt, namentlich in den reflectirenden Gedichten; nur ein (für uns wenigstens), neues, aber dabei nicht schönes Bild gibt der Dichter S. 80, wo er Liebchens Herz mit einem Grabe vergleicht. Auch die kleinen „Ein- und Ausfälle" sind nicht gerade neu, während darin doch allein ihr Werth liegen würde, z. B.:

Vertrauen ist ein klar Krystallgetäfel,
Leicht trübt der Hauch der Täuschung seinen Glanz,
Und keine Kunst, was er zerbrach der Frevel,
Und kein Bemühn macht's jemals wieder ganz.

Es bleibt für heute noch übrig ein Bändchen Uebersetzungen zu besprechen und zwar:

15. Nordlandsharfe. Von P. J. Willatzen. Elberfeld, Bädeker. 1858. 8. 20 Ngr.

Es sind schwedische, finnländische und dänische Gedichte, dann zwei ältere Proben der Poesie des Nordens, die uns hier in wohlgelungener Uebersetzung vorliegen; auch die Form der übertragenen Gedichte ist, wie der Uebersetzer versichert, gewahrt. Nur bei dem Gunnarsliede von den Faröern, sowie bei dem Ribbaldsliede von Island ist Willatzen willkürlicher verfahren, so weit daß er hinsichtlich des letztern drei verschiedene Texte zusammenstellte und die verschiedenen Schönheiten der einzelnen zu einem Ganzen verarbeitete. Die erneute Hinweisung auf die wenig bekannten Poesien des Nordens, die uns nach Stoff und Gedanken so nahe stehen, ist zunächst ein Verdienst des Uebersetzers, wenn wir ihm auch nicht zugeben können, daß in Deutschland der hochpoetische Norden ganz unbeachtet gelassen ist. So behauptet Willatzen, daß wir erst „durch den fleißigen Simrock erinnert wären, daß eine Edda existire", was auf eine vollständige Unkenntniß der bedeutenden Arbeiten Hagen's und der Gebrüder Grimm nach dieser Richtung hin schließen läßt; auch scheint er, während er die vortreffliche Uebersetzung der besten Lustspiele Ludwig Holberg's durch Robert Prutz erwähnt, die Einleitung dazu mit ihrem schätzbaren Material ebenso wenig zu kennen, wie die allerdings schon 1816 erschienenen „Vorlesungen über die neuere dänische Literatur" von Fürst; ebenso ignorirt er vollständig die Bemühungen einzelner Journale („Magazin des Auslandes" u. s. w.) und einiger Verlagshandlungen (Brockhaus, Lorck u. a.) die Kenntniß der skandinavischen Literatur zu verallgemeinen; endlich aber ist es ungerecht, wenn er behauptet, daß die „spärlichen Uebertragungen aus den nordischen Sprachen ungenügend und ungenießbar wären". Wir selbst haben bereits vor einiger Zeit Gelegenheit genommen in d. Bl. auf die vortreffliche Uebertragung der Gedichte der Lenngren, sowie auf die vorzügliche Uebersetzung der Tragödie von A. Munch: „Lord William Russel", aufmerksam zu machen. Gerade bei dem Interesse, das für die Erscheinungen der nordischen Literatur in Deutschland besteht, erkennen wir mit Freuden den feinen Geschmack an, den Willatzen bei der Auswahl der vorgeführten Gedichte bekundete. Hat er zunächst Proben von den nordischen Dichtern gegeben, die in weitern Kreisen in Deutschland einen Namen haben, so hat er doch auch einige mit aufgenommen, die nicht so allgemein bekannt sein dürften (z. B. Johann Carsten Hauch, Emil Aarnstrup u. a.). Mit besonderer Vorliebe sind die dänischen Dichter behandelt, von denen Willatzen namentlich vortreffliche Bal-

laden übersetzt hat. Ueber die herangezogenen dänischen Dichter gibt er im Nachworte noch einige biographische Notizen, die, so schätzenswerth sie sind, doch ausführlicher hätten sein können; so wäre wol namentlich zu erwähnen gewesen, in welcher Gattung der Poesie die Dichter sich besonders auszeichneten, z. B. Ingemann als geistlicher und epischer, Heiberg als dramatischer Dichter. Jedenfalls aber müssen wir Willatzen dankbar sein für das Mitgetheilte, und die Kritik hat, indem sie die Befähigung des Uebersetzers lobend anerkannt, auch noch den Wunsch auszusprechen, daß er in gleicher Weise weitere Proben der skandinavischen Literatur den Deutschen zugänglich machen möge. Durch nichts wird die geistige Verbindung der Nationen mehr befördert, als durch immer neue Beweise, daß die Begriffe von dem Edeln und Schönen in allen Himmelsstrichen und bei allen gebildeten Völkern in gleichmäßig fortschreitender Entwickelung sind und hoffentlich bleiben werden. 3.

Die Restauration der classischen Studien.

Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Von Georg Voigt. Berlin, G. Reimer. 1859. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

An einer Stelle in seinen hübschen Küstenbildern aus Devonshire und den Scillyinseln, die wir von dem trefflichen Goethe-Biographen Lewes vor einiger Zeit erhalten haben, meint der englische Autor, das Wort des Dichters umbildend, ein gutes Buch sei des Menschen schönste That. Von dieser Höhe der Vollendung und der Trefflichkeit ist uns allerdings schon lange kein neues Buch zu Gesicht gekommen, aber in einer Epoche, welche Herman Grimm nicht unrichtig dahin charakterisirt, daß man in ihr aus einer Art Selbsterhaltungstrieb sich gegen Menschen und Bücher auf der äußersten Defensive halten müsse, wolle man anders Zeit und Stimmung und eigene Gedanken bewahren, dünkt uns, hat es schon sehr viel zu bedeuten, wenn ein Buch uns so reizt, daß wir, nachdem seine erste Bekanntschaft gemacht ist, ohne Zwang uns entschließen, es völlig durchzulesen.

Der warmen Anerkennung, welche wir der sehr fleißigen und sehr gründlichen Studie von Georg Voigt schulden, fehlt manches, um für ein so vollwichtiges Lob gelten zu können, als dem Buche gezollt wäre, wenn wir auf dasselbe das angeführte Wort von Lewes in seinem ganzen Umfange angewandt hätten. Das Citat hat in dem concreten Falle nur mit einer gewissen Einschränkung seine Berechtigung. Wir sind mit der lebhaftesten Genugthuung von der Lectüre des angezeigten Werks gekehrt, mit einer so vollen und satten Befriedigung, wie wir sie nicht oft bei unserer Lectüre zu Recensionszwecken empfunden haben; dennoch mahnt das kritische Gewissen zu dem Geständniß, daß die Trefflichkeit der Arbeit keine absolute und die Arbeit selbst eine nur relativ fertige ist.

Zunächst ist es der behandelte Stoff und das Interesse, welches sich an diese Materie knüpft, wodurch der Leser von vornherein für die Arbeit eingenommen wird. Die beiden mächtigen Bewegungen im Ausgange der mittelalterlichen Zeit, die Entdeckungsfahrten und der Humanismus, stehen sich gegenseitig an Bedeutung nicht nach. Beiden liegt die Tendenz der Ausdehnung und Erweiterung zu Grunde. Dort wird ein neuer Raum gesucht und gefunden, auf welchem die geschichtliche Menschheit ihre gesellschaftlichen und staatlichen Urformen wiederholt: hier wird die vergessene Tiefe einer Vorzeit heraufbeschworen und diese in ihren edelsten Schöpfungen noch einmal durchlebt. Den kühnen Seefahrern hat es an Theilnahme und Würdigung, ihrer Geschichte an Forschern nicht gefehlt. Dagegen gehört die Restauration der classischen Studien, wie Voigt durchaus wahr hervorhebt, zu jenen vertrockneten Begriffen, die sich seit hundert Jahren von einem Buche zum andern fortschleppen, ausgestattet mit einigen Notizen und Phrasen, die denn gleichfalls ihr originales Gepräge durch den vielfachen Umsatz längst eingebüßt haben. Einzelne Monographien über die Periode des Rinascimento sind seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Italien geliefert worden; an einer zusammenfassenden Darstellung des so wichtigen Culturprocesses gebrach es. Unter solchen Umständen muß es äußerst willkommen sein, daß Voigt die Lösung der Aufgabe über sich genommen. Leider versteht er sich nur zu einer theilweisen Lösung der Aufgabe; er schreibt nur ein wenngleich umfangreiches Fragment aus der Geschichte der Humanisten. Wie wir aus dem Vorwort ersehen, wurde die Arbeit in Königsberg begonnen, der Verfasser aber inzwischen nach München berufen. Diese Berufung legte ihm andere Arbeiten auf; aus ihr erklärt sich der fragmentarische Charakter des vorliegenden Werks.

In einer Einleitung, welche sich durch ihre gedrungene Kürze von der gewöhnlichen Redseligkeit der Professorenschriftstellerei wohlthuend unterscheidet, sucht und findet der Verfasser den Ausgangspunkt für seine Darstellung. Er spricht über die altgeschichtliche Aufgabe und Bedeutung Italiens. Kein Boden Europas ist von so verschiedenen Völkern getreten und zertreten worden, als der italienische, keiner war Zeuge so mannichfacher und tiefgreifender Wandelungen. Trotz aller Völkermischungen bewahrte Italien das Idiom am reinsten und treuesten, in welchem die alten Römer ihre Gedanken niederschrieben. Mehr als irgendwo sonst blieb die weltbürgerliche Sprache von Latium hier, im Brennpunkte des kirchlichen und gebildeten Lebens, die Sprache des Geschäftstreibens, der Gelehrsamkeit, der Gottesverehrung. Ferner weiß man, daß die letzte und neben der Völkerherrschaft die riesigste Schöpfung der alten Römer, ihr Recht und ihre Rechtswissenschaft, in Italien niemals außer Geltung kam. Dieses Römerrecht hat allmählich und unbeachtet, wie sich das Blut der Völker der Alten Welt mit dem der neu auftretenden Stämme vermischte, auch die Denkweise der letztern, den geselligen Verkehr und das politische Leben, bald leichter gefärbt, bald eindringlicher inficirt. Es vererbte sich auf die neue Bevölkerung eine Fülle von Erinnerungen an das Heldengeschlecht des Romulus, welches die Welt bezwungen. Oft ist nur noch das Monument vorhanden und steht als ein räthselhafter Spuk da, wie die mittelalterlichen Märchen von der Reiterstatue Marc Aurel's oder vom Bau des Pantheon bezeugen. Oft ist die Vorstellung dunkel und verworren, wie die vom Cäsarenthum, als es unter dem fränkischen Karl wiederhergestellt wurde, oder von der alten römischen Republik, als Arnold von Brescia den Senat, die Consuln und den populus Romanus wieder aufrichten wollte. Oft auch war eine Institution am Leben geblieben, ohne daß man sich ihres antiken Ursprungs bewußt wurde, wie z. B. die municipalen Einrichtungen des römischen Alterthums in einzelnen Städten, zumal in Rom und Florenz, niemals ganz erloschen. Vor allem aber hat Italien und insbesondere Rom nimmer vergessen können, daß von hier eine Welt unterworfen und gelenkt worden ist. Man wird weiter nicht leugnen können, daß Italien dem Geiste nach die Wiege nicht nur der Hierarchie, sondern auch die des germanischen Kaiserthums gewesen. Es hat ihr Aufwachsen, ihre mächtigen Kämpfe gegeneinander, dann ihren Niedergang gesehen. Beide aber, die Hierarchie und das römische Reich deutscher Nation, sind von altrömischen Ideen unmerklich durchdrungen worden, beide haben durch sie die weltbürgerliche und universalmonarchische Richtung erhalten. Desgleichen haben die Sprache Roms, das Recht Roms und die Kirche Roms den Boden für eine europäische Gesammtbildung geebnet und ein geistiges Band um die Völker geschlungen, dessen Handhabung Italien zur Hegemonie Europas machte. Zur Fortführung dieser ihrer großen Aufgabe wurde die Halbinsel seit dem 14. Jahrhundert und mehr noch im 15. durchaus unfähig. Wir glauben, wenn wir einen Blick auf die damaligen politischen Zustände Italiens werfen, nichts mehr als einen Tummelplatz zerreißender und zweckloser Leidenschaften wahrzunehmen. Von keiner mächtigen Kaiserhand mehr zusammengehalten, benutzen diese kleinen Staaten ihre Freiheit nur, um einander mit unruhiger Eifersucht zu quälen und zu schaden. Der unaufhörliche Wi-

ꝛſtreit der Dynaſten und Uſurpatoren gegen die Republiken
ꝛ in letztern der ewige Kampf zwiſchen Adel und Volks-
rtei, der Adelsgeſchlechter gegeneinander und demokratiſcher
ewalten gegeneinander, ein vielgeſtaltiger Bürgerkrieg hilft
: Zerrüttung und die Ohnmacht vollenden. Die Halbinſel
ſt der Fremdherrſchaft und doch nicht der eines einzigen
rrſchers entgegen. Die Entfernung der Curie aus Ita-
n und das kirchliche Schisma unterwühlen auch die religiöſe
ntracht der Gemüther, und die Vorboten der großen Kirchen-
nnung deuten bereits auf ein Auseinandergehen der Nationen
Glauben und Cultus. Geiſt und Gemüth verdumpfen überall
er dem Zwange eines kalten Formalismus. Die Hochſchulen
nur Gefängniſſe des Geiſtes, in denen jede Regſamkeit durch
eiſernen Bande der Scholaſtik gebrochen wird; dieſe aber, ob-
ſie einen gewiſſen Fond von Kenntniſſen und Anſchauungen im
ſatz erhielt, iſt eben keine Wiſſenſchaft, ſondern nur die disciplini-
e Methode aller Wiſſenſchaften, die in ihrem ſtrengen Banne
im Kloſter und unter der umſchränkenden Regel fortleben.

Da nun keimt plötzlich in Italien die Saat einer neuen
ungsvegetation, die ihre Blüten zunächſt auf dem lite-
ſchen und künſtleriſchen Gebiete treiben ſollte und eine
Einigung Italiens nicht nur, ſondern der gebildeten Welt
haupt unter dem Banner der Muſen zu vollbringen berufen
Der Johannes der Bewegung iſt Dante Alighieri, ihr
tlicher Meſſias Francesco Petrarca. Jenen können wir
eigentlichen Reſtauratoren des claſſiſchen Alterthums nicht
hlen. Seine Größe, meint Voigt, liege darin, wie er die
atiſche Scholaſtik und die provenzaliſche Romantik ſo wun-
m in ſich vereinigt. Seine Bildung beruht noch ganz auf
Disciplinen des Triviums und Quadriviums, ſeine Leitſterne
ie Bibel und der Philoſoph, in zweiter Reihe ſtehen ihm
hſelnd Auguſtinus und Thomas von Aquino, Boethius und
. Der Geiſt Dante's iſt ein ſchwerwandelnder; leichte,
thige Formen reizen ihn nicht; er ſucht in den Tiefen nach
Golde der Weisheit und bleibt unberührt von der heiter
en Pracht der Fläche. Vom leichten Blute der Hellenen
er helleniſirten römiſchen Dichter iſt kein Tropfen in ihm.
r Phantaſie hält die ſtrengſte Logik den Zügel, ein freies
eln gönnt er ſeinem Genius niemals. Und doch, wie die
ngen großer Geiſter unberechenbar ſind, ahnen wir ſchon
nte's Werken etwas von den geheimnißvollen Impulſen,
den Schätzen der claſſiſchen Römerzeit hinzutreiben ſchei-
Er las ihre beſten Dichter, Ovid, Virgil, Horaz und
l, und findet er gleich ihren Werth nur in ihren lebens-
Sentenzen und nicht auch, wie die ſpätern Humaniſten,
ohlklange ihrer Verſe und der Eleganz ihres poetiſchen
ſo war es doch ſchon bedeutſam, daß er Dichterworte neben
gebrachten Autoritäten zu ſtellen und zu ſeinen Kunſt-
zu verwenden wagte. Es iſt in ſeiner Poeſie ſehr be-
werth, wie er heidniſche und chriſtliche Materien, alte
e Geſchichte, helleniſchen Mythus und kirchliche Anſchauun-
gar wunderlich durcheinander miſcht.

t Petrarca iſt der eigentliche Anfang für die Darſtellung
gewonnen. Der Verfaſſer gliedert ſeinen ganzen Stoff
Bücher, von denen das erſte, „Francesco Petrarca,
ialität und ihre zündende Kraft" überſchrieben, ſich eben
m Manne beſchäftigt. Von dem Sänger Laura's, von
ajeſtätiſchen Canzonen und ſterbensſüßen Sonetten iſt
t nicht die Rede; er betrachtet ihn ausſchließlich als
heten und Entdecker der neuen Welt des Humanismus.
ius Petrarca's ruht in der von ihm erſchloſſenen Welt
anismus. „Nicht nur, daß er dem, in langen Winter-
üllten Alterthum das Erwachen zugerufen, daß er eine
Welt neu belebt, er hat ſie auch in den Kampf mit der
benden geführt und aus dieſem Kampf ahnungsvoll ein
italter emporſteigen geſehen. Hier wies er auf ein
vollen und unendlichen, aber reich lohnenden Strebens,
erten von Talenten ihre Richtung, und wurde er auch
gen Menſchenleben in mehr als einer Beziehung ſchon
überflügelt, ſo geſchah es nur in der Weiſe, wie der Entdecker des vierten Welttheils an Kenntniß deſſelben bald freilich einem Schulknaben hätte weichen müſſen. Nicht nur in der Literaturgeſchichte Italiens, ſondern in der der civiliſirten Welt, und nicht nur in dieſer, ſondern in der Geiſtesgeſchichte der Menſchheit überhaupt, ſo weit man dieſen Begriff auch faſſen mag, glänzt Petrarca's Name als ein Stern erſter Größe, und er würde nicht geringer erſcheinen, wenn er auch nie einen Vers in der Sprache von Si gedichtet." Daß Voigt auf die äußern Lebensſchickſale und Verhältniſſe Petrarca's eingeht, mochte unvermeidlich und der Anlage ſeines Werks gemäß ſein, vielleicht aber, daß ein wenig mehr Beſchränkung in dieſen Partien am Orte geweſen wäre. Damit ſoll der pietätvollen Gründlichkeit nicht zu nahe getreten ſein, mit welcher Voigt ſich in die biographiſchen Details des großen Italieners vertieft; im Gegentheil es hat an ſich die faſt ängſtliche Sorgfalt, die ſich nimmer genugthun kann und mit der Voigt das Untergeordnetſte und Entlegenſte in den Kreis ſeiner Betrachtung zieht, etwas Rührendes und verdient gewiß alle Achtung. Nur in künſtleriſcher Hinſicht, glauben wir, beeinträchtigt das Streben die Compoſition. Mit der Beurtheilung Petrarca's ſind wir durchweg einverſtanden; auch der Standpunkt, von dem aus Voigt über die Eitelkeit des Italieners ſpricht, iſt ein freier und würdiger Standpunkt, wie er dem Hiſtoriker ziemt. Nichts iſt lächerlicher als die moraliſche Pedanterie, welche an alle einzelnen Fälle denſelben Maßſtab legt, als das ſchaufelhütige und moroſe Puritanerthum, welches an hiſtoriſche Charaktere den Zollſtock des gewöhnlichen Moralkatechismus anlegt, als die beſchränkte Spießbürgerei, welche den ehrlichen Reitknecht höher ſtellt, als den ſiegreichen Helden, weil man dem Knecht weniger zur Laſt legen kann. Voigt bemerkt: „Petrarca's grenzenloſe, „untilgbare, gleichſam mit allen Faſern ſeines Geiſtes zuſammengewachſene Eitelkeit, ließe ſie noch einen Zweifel zu, wir könnten ſie durch eine Blütenleſe aus ſeinen Werken und ſeinen eigenen Geſtändniſſen bis zur ſchreiendſten Evidenz darthun. Doch was fangen wir mit dem gewonnenen Reſultat an? Sollen wir dieſe Eitelkeit entſchuldigen und beſchönigen, wie die Literatoren Italiens zu thun pflegen; ſollen wir ſie mit Stacheln und Keulenſchlägen verfolgen, wie einer der neueſten deutſchen Beurtheiler gethan hat; ſollen wir uns mit dem Gemeinſatz tröſten, daß große Männer auch ihre Schwächen haben? Uns dünkt, die geſchichtliche Wiſſenſchaft ſoll vom Richterſtuhl herabſteigen, ſie ſoll, den Gang eines Ganzen im Auge haltend, ſich dem alltäglichen und unſichern Maße der Moralität, der Abwägung von Tugenden und Laſtern begeben, ſie ſoll redlich nach dem Wie, dem Woher und Wohin der Erſcheinung forſchen. Dann tritt als der letzte Maßſtab, den wir an eine weltgeſchichtliche Perſönlichkeit zu legen haben, ihre Stellung zu einem Größern, ihre Auswirkung ins Ganze hervor. Und von dieſem Standpunkt erhebt ſich Petrarca auch vor unſern Augen zu der großartigen Hoheit, in welcher ſeine Zeitgenoſſen ihn ſahen. Seine Eitelkeit mit allen ihren lächerlichen Extravaganzen, was iſt ſie anders als eine krankhafte und verkümmerte Sehnſucht nach dem Ruhme? Dieſe Sehnſucht aber, vielleicht das edelſte und tiefſte Handlungsmotiv bei den Völkern des claſſiſchen Alterthums, der innerſte Pulsſchlag ihrer Geſchichte, auch ſie iſt durch Petrarca aus dem Grabe erweckt und als eine neue Triebfeder der modernen Welt zugeführt worden. Das aſcetiſche Chriſtenthum hatte ſie verdammen müſſen; denn führt ſie gleich den Geiſt des Individuums über Tod und Aſche hinaus, ſo bleibt ſie doch am Dieſſeits haften und findet ihr Ziel unter den Menſchen, unter den Geiſtern der vorgeahnten Generationen. Erſt der Sinn für eigentliche Geſchichte, erſt die Erfahrung, daß der längſt verwehte Staub Verſtorbener ſich vor unſerm innern Auge wieder zur wandelnden Geſtalt zuſammenfügen und von unſerm Geiſte aus neu belebt werden kann, erſt die Anerkennung, daß Geiſtesgröße und Verdienſt in ihren Wirkungen auf Erden nicht hinſterben, daß ein Geſchlecht vom andern zu lernen und ſeine hervorragenden Lehrer dafür mit dankbarem Andenken zu ehren hat, alſo

erst eine Ahnung von dem, was der Mensch als einzelnes Wesen für die unsterbliche Menschheit sein kann, konnte das Idol des Ruhms, der Unsterblichkeit des Namens wieder aufkommen lassen. Es trat Petrarca aus der Römerwelt, zumal aus Cicero, den Geschichtschreibern und den Dichtern entgegen" u. s. w.

Einen weitern Beleg von dem feinen historischen Sinn, der ihm innewohnt, gibt Voigt, wenn er darauf hinweist, wie Petrarca das Recht der freien Individualität gegenüber dem corporativen Geiste des Mittelalters als der erste zur Geltung bringt. Nichts durchdringt und bezeichnet das christliche Mittelalter so entschieden, als der corporative Zug. Nach dem Chaos der Völkerwanderung krystallisirte sich gleichsam die erneuerte Menschheit in Gruppen, Ordnungen, Systeme. Selbst das wissenschaftliche und künstlerische Leben, welches doch nur einen sehr kleinen Theil der Bevölkerung beschäftigte und sich minder leicht in eine gemeinsame Richtung drängen läßt, fügte sich doch dem allgemeinen Hange: es schoß wie gefrierendes Wasser nach gewissen Mittelpunkten zusammen und von diesen gingen dann die Strahlen wieder nach allen Seiten aus. Zu keiner Zeit haben solche Massen von Menschen so gleich gelebt und gehandelt, so gedacht und empfunden. Die Vorkämpfer der Menschheit sind nicht Individuen, welche die Masse geistig beherrschen, sondern Stände und Körperschaften, die dem Individuum nur wie einer Standarte folgen. Petrarca ist der gewaltige Mensch, der diesen Bau der Corporation durchbricht, der seiner Mitwelt nichts zu danken scheint, der im Umgange mit längst Verstorbenen und mit sich selbst alles geworden ist, was er ist, der sein Ich zum Spiegel der Welt zu erheben und für seine Individualität das Staunen der Mitwelt und den Ruhm der Nachwelt zu fordern wagt. In ihm treten die Individualität und ihr Recht zum ersten mal kühn und frei mit dem Anspruch auf hohe Bedeutung hervor, und in diesem Sinn ist Petrarca der Prophet der neuen Zeit, der Ahnherr der modernen Welt und des modernen Geistes.

Das zweite Buch unter der Aufschrift: „Die Gründer der florentinischen Musenrepublik. Die Wanderlehrer. Erweckung der classischen Autoren aus den Klostergräbern", macht uns mit den Mitstrebenden, den Jüngern und Schülern Petrarca's bekannt und handelt außerdem von den nächsten Folgen, welche für die Restauration der classischen Studien den Impulsen des Meisters zu danken waren. Der tuscische Stamm, oder vielmehr geradezu die Capitale desselben, Florenz, ist es, wo die Anregungen Petrarca's die erste und nachhaltigste Propaganda fanden. Dort sehen wir, wie die Arbeit, die jener auf sein alleiniges Haupt genommen, sofort getheilt wird, wie einzelne Persönlichkeiten diesen oder jenen Strahl seines Seelenlebens aufgefangen haben und in ihrer Weise darstellen, wie die Richtungen sich sondern und doch wieder in Gruppen zusammentreten, um einander zu unterstützen und zu ergänzen. Vornehmlich drei Männer sind es, deren Thätigkeit zu Florenz es bewirkte, daß Petrarca's Anregungen zu lebendig fortwirkenden Kräften wurden: Giovanni Boccaccio, Luigi Marsigli und Collacio Salutato. Der erste stellt die Freude des stillen Gelehrtenfleißes dar, Marsigli ist der Gründer des ersten freien Vereins, in welchem Wissenschaft und geistiges Streben außerhalb der Kirche und Hochschule gepflegt werden, Salutato endlich hat dem Humanismus im Staatsleben das Bürgerrecht erworben. Sie alle umschlingt ein gewisser republikanischer Geist, der Petrarca, dem Weltbürger, persönlich fremd gewesen und doch von seiner Lehre den Ursprung herführt. Nach seiner gründlichen und gediegenen Weise erörtert Voigt das Leben und die Wirksamkeit eines jeden dieser drei Männer auf das speciellste; als ein vorzüglich gelungenes Genrebild hebt sich der biographische Abriß des florentinischen Staatskanzlers Salutato ab. Den Einfluß dieser Männer verfolgend, kommt der Verfasser auf die sogenannten Wanderlehrer. Das Signal, welches Petrarca und seine Schüler gegeben, findet hundert- und tausendfachen Widerhall. Es beginnt mit dem 15. Jahrhundert in Italien ein so reges literarisches Leben, wie in unsern Tagen etwa auf dem industriellen Gebiete. In allen Winkeln stöbert man nach alten Codices, bald auch im Auslande, man vergleicht und verbessert, man copirt und verbreitet sie. Der stille Gelehrte arbeitet nicht mehr in einsamer Zelle, er tritt mit seinen Entdeckungen und Schöpfungen alsbald auf einen offenen literarischen Markt. Es werden Lehrstühle begründet, welche die Aufhellung des Alterthums und seiner beiden Sprachen als selbstständigen Zweck verfolgen. In den Freistaaten und an den Höfen steigen die Humanisten als angesehene Männer empor und finden aufmunternden Lohn. Sie sind die gefeierten Helden des Zeitalters. Sie leben unter sich in einer vielverzweigten Gesellschaft, Gelehrtenrepublik, in welche Talent und Fleiß den Zutritt eröffnen. Ein neuer Stand bildet sich, fern von aller kastenhaften Beschränkung, frei und unabhängig gestellt und dennoch geschätzt und gesucht von den Vornehmen der Welt. Im Alterthum wurzelt dieser Männer Dichten und Denken; seine Schriftwerke, seine Medaillen, Statuen und Gemmen werden gesammelt und wie heilig verehrt, seine Paläste, Tempel, Circus und Grabdenkmale fangen an zu reden und zu zeugen. An die lebhafte Schilderung dieser enthusiastischen Begeisterung für das Alterthum, seine Ueberlieferungen und Reste, reihen sich abermals die sorgfältigsten Untersuchungen über diejenigen Männer, welche ihren Eifer vorzugsweise durch literarische Entdeckungsreisen bethätigen. Poggio, Bartolommeo da Montepulciano und Ciriaco de' Pizzicolli sind es namentlich, die sich nach dieser Seite hin wesentliche Verdienste erworben haben und bei denen die Darstellung am eingehendsten verweilt.

Ungemein anziehend und frisch ist das dritte Buch: „Das erste mediceische Zeitalter. Der Humanismus in den Republiken Italiens", gehalten. Wir treten damit in die Zeit, wo sich die Talente mehr in Masse auf das neue Studium werfen, wo froh beweglich eins dem andern in die Hände arbeitet, wo eine große vielgliederige Gelehrtenrepublik sich aufthut, wo bald durch gebildete Freundschaften, bald im erbitterten Kampfe, bald durch aufopfernde Hingebung an das Studium, bald durch gehässige Reibungen elender Charaktere und gemeiner Laster doch vor allem ein Ziel erstrebt und auf verschiedenen Wegen zuletzt eine Culturepoche erreicht wird. „Es ist — damit leitet sich der Abschnitt ein — für die Wissenschaften oder Künste, wo sie sich eben erst erheben, gewiß sehr von Vortheil, wenn sie die festen Sitze noch fliehen und so mit einer verfrühten Stabilisirung auch mancher Einseitigkeit entgehen. Ist es doch mit der Ausbildung der Individuen nicht anders. Doch ebenso förderlich und nothwendig wird dann auch die Fixirung der Kräfte und Bestrebungen, das verbundene, planmäßige und gleichsam sich forterbende Zusammenwirken, die Concentration. So sehen wir die Wanderschulen allmählich in das geregelte Universitätsleben übergehen und den Humanismus Domicil suchen. Seine Jünger gruppiren sich in mannichfacher Weise, bald als privater Gelehrtenstand, bald um die republikanischen Aristokratien, bald an den Höfen der Dynasten." Die Centralstellen dieses literarischen Lebens und in ihr die Größen ersten oder doch zweiten Ranges werden in das Auge gefaßt. Zuerst führt uns Voigt nach der Musenrepublik von Florenz, die berufen zu sein schien, für Italien das zu werden, was Italien für die frühere mittelalterliche Welt gewesen war. Der größte Theil des Verdienstes gebührt dem dortigen Adel. Eine Nobilität wie die florentinische fand sich fast nirgends in Italien. Zu Venedig sonderte sich der Adel wie eine verschworene Faction vom Volke ab, welches vom Staat, dieser unsichtbar-unheimlichen moralischen Person, in den Banden der Ehrerbietung und Furcht gehalten wurde. In Genua gab es neben dem Kaufmannsadel auch einen Landadel, der räuberisch auf seinen Schlössern hauste. Die Neapolitaner setzten den Werth des Adels darin, daß man von seinen Besitzungen leben, vornehm stille sitzen und höchstens einmal spazieren reiten dürfe. Mit dem Landbau mochte sich hier der Edelmann nicht abgeben, jeder Geschäftsbetrieb war ihm verächtlich. Der Tochter eines Adelichen, der den Weinertrag seiner Güter zu verkaufen pflegte, half keine Mitgift zum Manne, denn ihr Vater galt als Krämer. Im Kirchenstaat gab es einen Landadel, der Ackerbau und Viehzucht trieb, aber auch in ver-

wirrten Zeiten zur Raubritterei und zu Parteischarmützeln in den Straßen Roms sehr geneigt war. Der Handel war auch hier verachtet. Florenz dagegen hatte einen Geburtsadel, der ohne Scheu dem Handel und jedem gewinnverheißenden Geschäft lebte. Dadurch stellte er sich selbst mit dem reichen Bürger auf eine Stufe, trat mit ihm in täglichen Verkehr und nicht selten in Familienbündnisse. Der florentinische Adel suchte seine Würde durch Eifer und Verdienst um das Gemeinwesen, durch höfische Sitte und vor allem durch eine umfassendere und feinere Weltbildung zu wahren. Sein Ideal war wirklich der Kalokagathie der Hellenen und der Staatstugend der Römer nicht unähnlich. Als sein lebhaftester Typus gilt Cosimo de' Medici, den die Literatur- und Kunstgeschichte mit einer Art von Heiligenschein umkleidet hat. Wir erhalten von ihm und seinem Bruder Lorenzo sehr ansprechende Porträts; außerdem machen wir die Bekanntschaft von andern Literatoren unter dem florentinischen Adel, von Roberto de' Rossi, Rinaldo degli Albizzi, Palla de' Strozzi, Piero de' Pazzi, Leonardo de' Datti, Lapo da Castiglionchio u. a. Eine große Masse der um Cosimo gruppirten Literaten wird uns vorgeführt: Niccolo de' Niccoli, Lionardo Bruni d' Arezzo, Carlo Marsuppini d' Arezzo, Ambrogio Traversari, Gianozzo Manetti, Poggio Bracciolini; ferner die als Lehrer nach Florenz berufenen Guarino, Aurispa, Filelfo, Georgias Trapezuntios, Joannes Argyropulos. Jedes einzelne dieser literarischen Charakterbilder ist mit sichtbarer Liebe ausgearbeitet, und wir haben auch hier abermalige Gelegenheit, ie gewissenhafte Treue und den emsigen Fleiß Voigt's zu rühmen. Wir bekommen die vollständigsten Einblicke in das damaige geistige Leben der Stadt. Manche der Porträts fesseln unwillkürlich durch die überaus lebhafte Frische ihres Colorits; bei er Schilderung Poggio's u. a. möchte man glauben, es hätte em Verfasser der heutige Redacteur eines deutschen Wochenournals vorgeschwebt, der auch als Literarhistoriker Debuts ersucht hat. „Poggio war", lesen wir S. 174, „sozusagen er literarische Gassenbube. Er hatte ein unverkennbares Taent für wüthendes Schimpfen und niederträchtiges Verleumden. Unter allen seinen Zeitgenossen war er ohne Frage der gewandteste Kopf, er schrieb geistreich und pikant wie kein anderer, sein Stil ist von hinreißender Lebhaftigkeit. Vor seinem Witz und einer wüthenden Bissigkeit herrschte eine wahrhafte Furcht" u. s. w. Mit aller Welt lag er in Zank und Fehde; die Maßlosigkeit der Polemik ist grenzenlos. Es gibt schlechterdings keine Rücksicht, ie der Feder eines Poggio — und seine Gegner Filelfo und Valla thaten es ihm ziemlich gleich — schonendes Schweigen eboten hätte. Vater, Mutter und Gattin werden in den Kreis er Schmähung und Verleumdung mit gezogen. Die Sittlichit des Angegriffenen wird durch die unglaublichsten Angriffe nd Verdächtigungen geschändet und die Anführung specieller älle und Namen muß ihnen Leben und Wahrscheinlichkeit geben. Die von Voigt mitgetheilten Proben sind meistens so stark, daß ie sich eben nur in der lateinischen Sprache mittheilen lassen. Ein ähnlicher, wenngleich kürzerer Ueberblick über den Humaismus in Siena, Venedig und Genua schließt das Kapitel. In Venedig sind es Carlo Zeno, Leonardo und Bernardo Giustiniani nd Francesco Barbaro; in Genua Jacopo Bracelli und Niccolo eba, welche eine besondere Beachtung beanspruchen dürfen.

Aus der Atmosphäre der Republiken treten wir im vierten Buche: „Der Humanismus an den Höfen Italiens", in die Psluft der Dynastien herüber, und auch dieser Theil des Werks ildet eine Partie, welche dem unmittelbar vorausgegangenen bschnitte durchaus ebenbürtig ist. Der Wechsel bezeichnet den ebenspfad der meisten Humanisten; es kann nicht befremden, an n Höfen manche Gestalt wiederzufinden, deren Bekanntschaft ir schon in den Republiken gemacht. Wer einige Jahre lang, urch gute Besoldungen angelockt, von einem Lehrstuhl zum andern herumgezogen war, sehnte sich natürlich nach einer ruhigern Lebensweise, nach einer sichern Stellung. Jeder Krieg, de Regung der Parteien wurde selbst in Florenz eine Lebensage auch für den Gelehrten. Er mußte sich mit den Macht-habern zu stellen wissen, die aber wechselten, und immer war mehr als einer. Behaglicher war es immerhin, an einem Hofe unterzukommen; man hatte nur einem zu dienen, einem zu schmeicheln, von eines Gunst und Gnade den Lohn zu erwarten. Die meisten Herren Italiens waren Tyrannen im antiken Sinne des Worts, sie hatten sich aus den Trümmern der Volksherrschaft erhoben, andere waren aus Statthaltern und Vasallen souveräne Fürsten geworden, in Neapel begründete die Eroberung das Recht. Keiner fühlte sich ganz sicher auf dem Thron: bald war das Freiheitsgefühl des Volks noch im stillen rege, bald der Anspruch des alten Lehnsherrn zu besorgen, bald vor Prätendenten und Kriegsheeren zu zittern. Auf die Condottieri war kein Verlaß; einem stehenden Heere, wären auch die Kosten erschwinglich gewesen, hätte man noch weniger getraut. So beruhten die Dynastien im Grunde auf der Zufriedenheit des Volks und dem Bedürfniß einer ruhigen, geordneten Verwaltung. Daher überall dasselbe Bestreben, den Adel an ein Hofleben zu gewöhnen, durch Beamte ein regelmäßiges Regiment zu üben, Geld in Bereitschaft zu halten, das Volk leutselig zu behandeln und ihm doch durch Glanz und Pracht zu imponiren. Diesem System mußten die Hofgelehrten und Hofdichter in ihrer Weise dienen. Sie waren nach damaligem Geschmack die ersten Prunkartikel, nicht viel anders als wie etwa ein deutscher Herzog durch ein zahlreiches, goldbesticktes Hofgesinde, durch eine Menge von Rossen, Hunden und Falken, durch glänzende Bankete und Turniere sich ein Ansehen unter seinesgleichen gab. Die Person des Fürsten und die Dynastie zu besingen, sie vor Mit- und Nachwelt im Lichte antiker Größe und Hoheit erscheinen zu lassen, ihre Geschichte zu schreiben, sie in epischen, elegischen und odischen Maßen zu feiern, Festreden vorzutragen, Prunkbriefe zu schreiben und Epitaphe zu dichten, aber auch mittelbar durch den Ruhm ihrer eigenen Gelehrsamkeit und den Glanz ihres Namens den Hof zu zieren, der sie ernährte: das war der Beruf dieser literarischen Höflinge. Die Koryphäen der Wissenschaft waren die Träger der öffentlichen Meinung; durch die Humanisten die letztere in ihrem Interesse auszubeuten waren die Regierungen im gegenseitigen Wetteifer beflissen. Es soll in dem Punkte heute und keineswegs blos in Italien nicht anders bestellt sein, höchstens daß sich zwischen dem Damals und Jetzt der Unterschied bemerkbar macht, daß nicht sowol die Männer der Wissenschaft, die strengen Fachgelehrten zu dem Dienste verwandt werden, sondern Publicisten und Dichterlinge. Auch wiederholte sich damals in Italien die nämliche unerfreuliche Erscheinung, die wir heute da zu bemerken Gelegenheit haben, wo inspirirende Auftraggeber von einer Centralpreßstelle aus auf die gens de lettres einwirken: der geschichtlichen Wahrheit wurde in das Gesicht geschlagen und ein literarisches Lakaienthum großgezogen, um nichts besser als die Parasiten der Alten. Es ist ein ehrendes Zeugniß, welches der münchener Professor der Unabhängigkeit seiner Gesinnung ausstellt, wenn er über dieses Verhältniß nicht mit zierlichen und diplomatischen Sonntags- und Fräuleinsworten hinweghüpft, sondern wenn er sehr offen und unumwunden auf den faulen Punkt eingeht. Mit Beziehung darauf lesen wir S. 216: „Es ist erstaunlich und für den Freund wahrhafter Geschichte demüthigend, wie leicht von den Posaunen des Dynastenruhms die Ohren nicht nur der Mitlebenden, sondern noch der Jahrhunderte nach ihnen betäubt werden konnten. Fast möchte man behaupten, die ganze Geschichte Italiens während der humanistischen Periode erscheine in dem Lichte eines künstlichen Feuerwerks. Nur schüchtern und in sparsamen Andeutungen verräth sich hin und wieder die Wahrheit; ihre matte und schlichte Stimme ist kaum zu hören durch den triumphirenden Lärm der Lobgesänge und Verherrlichungen. Seit jener Zeit und bis auf diesen Tag haben die italienischen Autoren eine Unart, die auch andere Nationen angesteckt hat: sie präconisiren die hervorragenden Männer ihres Vaterlandes mit allen Zeugnissen und Autoritäten, die irgend aufzutreiben sind. Sprechen sie von dem Leben und den Verdiensten eines Mannes, so fügen sie bald einen Katalog derer hinzu, die ihn gelobt haben. Aber

wie anders gestaltet sich oft das Urtheil, wenn man unter jenen Zeugen die bloßen Nachbeter aussondert und die Motive der übrigen prüft!"

Unter den Höfen Italiens, an denen der Humanismus in der Epoche, von der wir sprechen, vorzugsweise eine gastliche Stätte fand, glänzt vor allen der neapolitanische. Daneben bemühen sich die Visconti in Mailand, die berühmtesten Kräfte der Humanisten an sich zu ziehen und als Mäcene par excellence der Künste und Wissenschaften zu gelten.' Gleiches Streben, wenngleich bei den geringern Mitteln im kleinern Umfange, zeigen die Gonzaga zu Mantua, die Este zu Ferrara, die Carrara zu Padua, die Malatesta in Rimini und Cesena.

Die endliche Einbürgerung des humanistischen Elements in Rom selbst erzählt das fünfte Buch: „Der Humanismus an der päpstlichen Curie. Das Zeitalter Nikolaus' V. Die hellenischen Studien." Ein ähnliches selbstisches Motiv, das die Dynasten die Männer der Wissenschaft an ihre Höfe ziehen hieß, öffnete auch den Jüngern des neubelebten Alterthums den Eintritt in die Curie und in die Kirche. Es bedurfte in dem großen Schisma, welches auf den Glauben untergrabend einwirkte, der Kampfmittel, und die Päpste waren in der Wahl derselben nicht allzu gewissenhaft und peinlich. Im Streite gegen die weltliche Macht und noch gegen Ludwig den Baiern hatten sie sich ausschließlich kirchlicher Geister, gelehrter Bischöfe und Mönche bedient, um ihre Angriffs- und Vertheidigungsschriften abzufassen. In dem Schisma lagen die Dinge anders; unter den Kämpfenden trat das Bedürfniß hervor, energisch auf ein erweitertes Publikum einzuwirken, und das könnte nur durch faßliche, ans Herz greifende Parteischriften geschehen. Damals zeigte sich zuerst die Gewalt des studirten Stils über die Gemüther der Lesenden: er wußte ihnen zu schmeicheln und sie zu entzünden. Was war natürlicher, als daß die Päpste sich nach den Humanisten umsahen, die jene Künste den alten Rednern abgelernt, von denen viele brotlos und weil sie dem Alterthum ganz ergeben, gegen die Zeitinteressen gleichgültig waren, auch parteilos, sich ohne Mühe und Widerstreben in Sold und Dienst nehmen ließen. Den Humanisten an der Curie zu situiren, hatten die Päpste ein einfaches Mittel, sie gaben ihm ein Secretariat in der Kanzlei. So mancher Cardinal begann seine Laufbahn als bescheidener Scriptor in einer der apostolischen Curien. Seine goldenen Tage in Rom feierte der Humanismus unter Nikolaus V., der namentlich durch sein Interesse für die hellenistischen Studien für die Literaturgeschichte von Bedeutung ist.

Von dem sechsten Buche: „Propaganda des Humanismus jenseit der Alpen", finden wir, daß es weniger eingehend gehalten als diejenigen Kapitel, welche dem Humanismus in Italien gewidmet sind. Gegen die mitunter bis in das Peinliche getriebene Gründlichkeit der andern Abschnitte tritt die kürzere und knappere Darstellung dieser Partie um so bemerkbarer in die Erscheinung. Die Ausbreitung der humanistischen Bestrebungen in England, Ungarn und Polen wird ziemlich rasch abgethan, länger nur in Deutschland verweilt, wie sich allerdings von dem Biographen des Enea Silvio de' Piccolomini im voraus erwarten ließ.

Aeußerst ausführlich ist dagegen wiederum das Schlußkapitel: „Die Erscheinungsformen und Tendenzen des italienischen Humanismus im allgemeinen." Eine Fülle interessanter Einzelheiten wird geboten, welche nicht sowol zur Illustration der äußern Lebensschicksale einzelner hervorragender Humanisten und ihrer schriftstellerischen und gelehrten Thätigkeit dienen sollen, Voigt will vielmehr in dem Abschnitt das Wesen und den Geist des Humanismus analysiren. Obschon wir nicht verkennen, eine wie dankenswerthe Mühe auf das Zusammentragen der mannichfachen Züge, die hier erzählt werden, verwandt worden, so sind wir doch der Ansicht, daß dieses Schlußkapitel ein wesentlicher Compositionsfehler ist. Der gesammte Inhalt des siebenten Buchs mußte in den Inhalt der andern sechs Abschnitte hineingearbeitet werden; es macht dieses Schlußkapitel den nämlichen unbefriedigenden Eindruck, den wir empfinden, wenn ein ungeschickter Biograph zuerst den äußern Lebensgang seines Helden darstellt, und nachdem er damit fertig geworden, eine Schlußbilanz nachhinken läßt, in welcher er über Anlagen und Charakter des Mannes, dessen Leben er sich zum Vorwurf gewählt, über dessen Neigungen, Leidenschaften, Vergnügungen und Lieblingsbeschäftigungen, kurz von allen möglichen und noch einigen andern schönen Dingen spricht. Der Tadel trifft, wie man sieht, weniger die materielle Seite dessen, was der Abschnitt enthält; in dieser Hinsicht wird sich gegen die Mittheilungen kaum etwas einwenden lassen, ja viele von ihnen haben ihren ganz unleugbaren Werth. Wir rechnen in diese Kategorie unter anderm die Auslassungen über den nationalen Stolz der italienischen Humanisten, über ihre moderne Auffassung des Alterthums und die alterthümelnde der Gegenwart, über den gegenseitigen Freundschaftscultus und die Epistolographie, über ihre polemischen Kämpfe, ihr frivoles Spiel mit dem Heidenthum und ihre sittliche Frivolität. Ueber das letzte Thema heißt es unter anderm (S. 459): „Es wuchs unter dem humanistischen Treiben eine üppige Frivolität heran, das Gegenstück zu Petrarca's ernstem Tugendstreben. Sie zeigte sich in den Schriften, aber sie zeigte sich auch recht bedenklich im Lebenswandel und in der vornehmen Indifferenz, mit welcher den einfachen Geboten der Sittlichkeit Hohn gesprochen wurde. Die Priesterweihe war ein Punkt, um welchen jeder dieser Schöngeister in seiner Weise herumzukommen suchte. Meistens waren sie arm, hatten aber gute Freunde an der Curie und gute Protection bei den Großen der Kirche und der Welt. Die Kirche als Versorgungsanstalt zu benutzen, nach ihren Pfründen zu jagen, lag ihnen besonders nahe; dazu aber war die Uebernahme des geistlichen Charakters oft eine unerlaßliche Bedingung, der sich die meisten ohne Bedenken fügten. Die einen wurden Priester, wenn der Kelch der Lebensfreuden erschöpft war und sie sich ein behagliches Alter zu schaffen wünschten; andere nahmen die Weihe, kümmerten sich aber nicht um die Pflichten, welche sie auflegte, und wußten sie wieder von sich zu schaffen, wenn es ihnen gelegen war. Gerade den namhaftesten der Humanisten waren Weihe oder Ehe, Cölibat oder Concubinat durchaus gleich" u. s. w. Daher blüht auch die Zote als ein besonderer Literaturzweig in diesen Zeiten und in diesen Kreisen.

Wir sagten, es sei zunächst der Stoff selbst, der Voigt's Werk empfehle. Die Inhaltsrelation, soweit wir uns zu einer solchen verstanden, hat außerdem auf weitere Vorzüge hingewiesen, welche die Behandlung des Stoffs betreffen. Es ist vor allem der hochachtbare Geist eines ebenso unermüdlichen als gewissenhaften Sammler- und Forscherfleißes, der sich als rother Faden durch das Buch hindurchzieht, der demselben als charakteristisches Kriterium sein Gepräge verleiht; wir müssen das schon gebrauchte Wort wiederholen, der Geist des Ernstes und der Gediegenheit, mit dem Voigt seiner Aufgabe sich unterzieht, der Eifer und die Lust, die pietätvolle Hingabe, mit der er sich in die Personen und in die Zeit versenkt, die er schildert, haben etwas unendlich Erfreuliches und Rührendes. Man fühlt es jedem Satze an, der Autor war stets ganz bei seiner Sache mit seiner ganzen und besten Kraft. Und diese Kraft will nicht unterschätzt sein. Denn sie hat ihren Werth nicht allein in dem mustergültigen Fleiße; zu dem Fleiße tritt eine nicht unbeträchtliche natürliche Begabung für die Auffassung und Beurtheilung geschichtlicher Verhältnisse und geschichtlicher Charaktere. Eine freie aristokratische Bildung, ein geschärfter offener Blick, ein Zug von einem wirklich staats- und weltmännischen Denken und Empfinden sind die Eigenschaften, welche der Verfasser mitbringt und die sein Urtheil vor Einseitigkeiten und Härten bewahren; nicht spröde und zugeknöpft, aber auch nicht enthusiastisch im Anerkennen und Bewundern, langsam und vorsichtig im Tadel, tolerant im besten Sinne des Worts, durchaus unabhängig und frei in seiner Gesinnung, ohne je den Zeitsympathien zu schmeicheln oder den Zeitantipathien entgegenzukommen, ohne aber auch, wenn es gilt, mit der offenen und unumwundenen Sprache zurückzuhalten, bewegt sich der Verfasser durchweg auf der Höhe jener Objectivität, welche dem Historiker das erste und letzte Ziel bleiben muß.

Weniger beanlagt erscheint dagegen Voigt für die Dar-
llung. Nicht als ob seine Composition die nachlässige und
r *Stil* der schwerfällige jener antediluvianischen Professoren-
neration wäre, von der noch immer mitunter ein Epigone
m Schreck der Götter und Menschen wie ein Geisterspuk an
s Licht unserer Tage tritt, im Gegentheil, Voigt bemüht sich
enbar, auch den Anforderungen zu genügen, die man in ästhe-
her Hinsicht an ein historisches Kunstwerk zu stellen pflegt.
will möglichst gut, er will elegant schreiben. Von dem Ver-
igen geleitet, feilt und künstelt er oft so lange und so viel,
z der Leser die Feile und die Künstelei merkt, d. h. der Autor
ngt sich selbst um die beabsichtigte Wirkung. Auch entsteht
n dadurch eine gewisse Ungleichartigkeit des Stils, die man
it umhin kann als störend zu bezeichnen; während manche
rtien, namentlich einzelne Einleitungen der einzelnen Bücher,
erst lebhaft und schwungvoll gehalten sind, während manche
graphische Genrebilder sich auch in ihrer Form als vollendete
isterstücke abheben, welche an die besten Muster der Antike
nern, contrastirt mit dieser Wärme und Kunst der Farben
Töne um so auffälliger die monotone Haltung, welche an-
Stellen zeigen, und zwar keineswegs solche, in denen die
ödigkeit der Materie an sich auf die Sprödigkeit der Dar-
ung zurückwirkte. Wir haben endlich an der allerdings nicht
ig, immer aber doch hervortretenden Neigung des Verfassers
oß genommen, sein philosophisches Raisonnement mit ethi-
und moralischen Gemeinplätzen in der Weise zu durchflechten,
sie wol unter den Historikern des classischen Alterthums Plu-
liebt. Es scheint, solche Sätze erklären sich aus den Con-
nen Voigt's an rhetorische Effecte; sein Geschmack ist sonst
ein mehr geläuterter und das Moralisiren sonst doch ein
der Tropfen in seinem Blute.

Andere kleine Ausstellungen, welche bei der Inhaltsrelation
deutet wurden, sollen nicht noch einmal breitspurig und mit
salbungsvollen Ueberundüberladen eines abundanten Wort-
lls wiedergekäut werden, mit dem, wie sich vielleicht mein
er Universitätsfreund entsinnt, die akademische Robe ihre
isionen abzugeben pflegte, unter deren Auspicien wir unsere
nsamen Studien in einem historischen Seminar seinerzeit
en. Nur diejenigen beiden Momente seien schließlich her-
hoben, in deren Erwägung wir den ungetheilten Preis,
en Voigt's Arbeit sonst wol Anspruch haben dürfte, der-
nicht zuerkennen können. Eine ganze Geschichte des Hu-
smus wäre ein Werk und zugleich eine That gewesen; Voigt
ur ein Fragment dieser Geschichte, nur eine halbe That.
zweite Bedenken ist dieses. In seiner Betrachtung des so
tigen und nachhaltigen Culturprocesses, der durch die
gkeit und die Bestrebungen der Humanisten erzeugt worden,
oigt einen Gesichtspunkt übersehen, ist ihm eine Seite ent-
t, welche bei einer erschöpfenden geschichtlichen Würdigung
umanismus um so mehr und dringender in die Discussion
gezogen sein will, als sie mit einer gleich zu nennenden
hme *bisher* nicht zur Debatte gelangt ist. Ich meine die
ale Seite, den politischen Inhalt der Bewegung. Auf
unerörterten Punkt zuerst hingewiesen zu haben, ist das
ist, welches sich Strauß in dem biographischen Denkmal
en, das er dem unglücklichen Ulrich von Hutten gesetzt hat.
nen oder schmälern wir nicht die Verdienste der Huma-
m die Literatur und die Wissenschaften; die Verdienste
Männer nach dieser Seite hin sind unleugbar groß und
Allein mit dem Registriren dieser Verdienste hat die ge-
che Betrachtung der Humanisten sich nicht zu begnügen;
außerdem dem unheilvollen Einfluß nachzugehen, den die
isten in Italien und mehr noch in Deutschland auf die
Ertödtung des nationalen Bewußtseins und des politischen
im Volke ausgeübt haben. Der Hinweis auf Strauß
t uns weiterer Erörterungen. Von Voigt ist dieses wich-
rhältniß leider ignorirt worden. **Thaddäus Lau.**

Ethnographisches und Culturgeschichtliches.

Vierter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 40.)

Wir freuen uns, den „Erzählungen und Lebensbildern" (Nr. 4) von K. Frey ein ungetheiltes Lob zollen zu können. Es sind dies kleine Kunstwerke, die nach Form und Inhalt die vollste Anerkennung verdienen. Sie verbreiten sich über verschiedene Zeitabschnitte innerhalb der letzten 60 Jahre und gewähren neben den gelungensten landschaftlichen Schilderungen tiefe Einblicke in die öffentlichen und privaten Zustände der zwischen Jura und Alpen gelegenen Cantone, namentlich des Aargau und des Cantons Luzern. Sitte und Sage, Gesetz und Gebrauch, das religiöse und staatliche, das gesellschaftliche und Familienleben ziehen in wechselnden Bildern an uns vorüber; der gediegene Stoff wird durch gesunde Anschauungen und besonnene Urtheile getragen, und die descriptiven und culturhistorischen Momente sind so geschickt in den Gang der Erzählung verwoben, daß sie eher dazu beitragen, das Interesse und die Spannung zu erhöhen, als sie zu beeinträchtigen. Jener materielle Ballast, die vollen Backen und die vollen Tafeln, und was sonst dazu gehört, kurz die grobsinnlichen Dinge, die in andern Volkserzählungen hin und wieder ein so große Rolle spielen, treten bei unserm Verfasser fast ganz in den Hintergrund, während das ideale Moment, wie es sich in Ehre, Liebe, Sittlichkeit, Mannes- und Frauenwürde, Freiheits- und Vaterlandsliebe ausspricht, bei weitem vorherrscht, jedoch ohne Phrase und ohne den geringsten Schimmer von falschem Pathos oder gar von falscher Sentimentalität. Selbst die Reflexionen sind höchst sparsam, und die Eindrücke, die der Verfasser hervorrufen will, geben sich in Charakterzügen und Handlungen kund. Die Helden gewinnen die Theilnahme des Lesers meist schon auf den ersten Seiten; sie zeigen sich in natürlichen, kräftigen und schönen Situationen, handeln aus freier Selbstbestimmung in logischer Folge und sind den spannenden Conflicten, in die sie versetzt werden, gewachsen.

Das einzige, was wir an einzelnen Schilderungen und Lebensbildern auszusetzen haben, ist die etwas zu stark betonte Vorliebe für das Lauschen nach Kundgebungen aus dem Reiche des Unsichtbaren, die höchstens im Innersten des eigenen Herzens subjectiv erfaßt, niemals aber mit irgendeinem objectiven Scheine in das Reich des Sichtbaren herübergezogen werden sollten. Der Verfasser gefällt sich darin, manche Situationen durch Träume, Ahnungen, Visionen, Wahrsagungen schärfer zu charakterisiren. Doch müssen wir um ihm nicht Unrecht zu thun, sogleich hinzufügen, daß er diese Dinge keineswegs zu Motiven für die Handlungsweise seiner Helden oder zu Schürzung und Lösung des Knotens benutzt. Die Charaktere und der Gang der Erzählung bewegen sich vielmehr mit ganz geringen Ausnahmen unabhängig von jener mystischen Zuthat; und, was die Ausnahmen anlangt, so soll, wo das mystische Moment bestimmend einwirkt, daran die Verirrung, der der Held unterliegt, gezeigt werden. Denn offenbar ist der Geist, der sich durch das Werk im ganzen hindurchzieht, ein lichter, und der Verfasser tritt dem Aberglauben und dem Vorurtheil mit klarem Verstande und warmem Herzen entgegen. Um so überraschender ist es, hier und da den Consequenzen jener eigenthümlichen von uns gerügten Vorliebe zu begegnen. Allerdings ist es, wie wir uns selbst einwenden müssen, nicht blos zulässig, sondern nach Umständen selbst durch das Interesse der Sache geboten, ein zu bekämpfendes Uebel in seiner vollen Erscheinung und unter den einschmeichelndsten Formen zur Darstellung zu bringen, um ihm eben nach allen Seiten hin die Spitze zu bieten; allein theils meint es der Verfasser wenigstens mit den Ahnungen und Träumen zu gut, als daß er gegen den Misbrauch, der damit getrieben werden kann, eine allzu kräftige Lanze einlegen sollte, theils beziehen sich unsere Bemerkungen auf einzelne Gemälde, wo der Verfasser für diejenige Thesis, die er vertritt, die

Waffen minder glänzend führt, als für diejenige, die er bekämpft.

Dies gilt z. B. von der Erzählung „Der Lebensbaum", in welcher der alte Gebrauch, Kindern bei ihrer Geburt einen sogenannten Lebensbaum zu setzen, auf eine übrigens sehr ansprechende Weise in den Gang der Begebenheiten verflochten wird. Wie lieblich ist schon die erste Schilderung: „Um den Lebensbaum des Vaters, der über einem kräftigen Stamme eine herrliche, breitästige Krone wölbte, standen in dem parkähnlichen Garten im Kreise die vier Lebensbäume der Kinder, die prächtig wie die stattlichen Söhne und das zu hoher Schönheit sich entfaltende Töchterpaar emporschossen. «Unter den Bäumen», wie diese bevorzugte Stelle hieß, war denn auch so recht der trauliche Familientempel, in dem die Mußestunden verbracht und all die kleinen rührenden Feste und Ereignisse gefeiert wurden, welche Aeltern- und Kindesliebe ersinnt oder herbeiführt. Die Krone des väterlichen Baums wölbte sich weit über die Rasensitze, auf denen die Kinder ihre ersten Spiele spielten, auf denen sie, größer werdend, der älterlichen Lehre und Mahnung horchten und sich gegenseitig als untrennbare Glieder eines geheiligten Bundes lieben und achten lernten. So blieb es auch, als der ältere Sohn ferne Schulen bezog und die ältere Tochter sich ebenfalls in die Ferne verheirathete. Da, unter den Bäumen, wurden ihre Briefe gelesen, wurde ihrer in gegenseitiger Liebe gedacht und wurden allerlei Pläne und Hoffnungen auf einstige Heimkehr und zeitweilige Besuche aufgebaut. Es liegt um diese «Familienwinkel» ein unnennbarer Zauber, und wer nicht die Erinnerung an einen solchen im Herzen trägt, ist um ein schönstes Erbtheil des Kindesglücks gebracht." Mit dem Gedeihen oder Verkommen des Lebensbaums steigen und fallen bekanntlich nach der Volkssage die Hoffnungen für das Kind, für das er gepflanzt worden. In unserer Erzählung hatte der jüngste Sohn, nachdem er sich aus unbesonnener Hochherzigkeit in Geldverlegenheiten verwickelt gehabt, Handgeld nach Neapel genommen. Der Vater, im höchsten Zorne darüber, haut den Lebensbaum desselben mit eigener Hand um und stirbt später vor Gram, der Sohn aber endet trotz eines baldigen Abbruchs jenes Dienstverhältnisses und einer kurz darauf erlangten andern glänzenden Lebensstellung mit Selbstmord, wo der abgehauene Lebensbaum und „der tiefgeheime Zusammenhang zwischen dem Gegenstande und seinem Sinnbilde, der im innersten Wesen der Dinge begründet ist", eine Hauptrolle spielt. Der Verfasser macht die Ansichten des jungen Mannes, der so redet, zwar nicht zu den seinigen, aber wenn er später den besonnenen Freund desselben von den „theils sinnigen, theils den Verstand verwirrenden Worten und Bildern" des jungen Mannes sprechen läßt, so wüßten wir nicht, was wir zu den „sinnigen" rechnen sollten, wenn nicht die oben hervorgehobenen Worte, und damit ist den sympathetischen Kräften, namentlich in einem Werke, das sonst durchweg den Stempel der Aufklärung an sich trägt, viel zu viel Spielraum angewiesen. Aehnliches ließe sich von einzelnen Partien der ersten Erzählung, in der übrigens der leidige noch fortlebende Hexenglaube, der hier als Eheteufel die glücklichsten Familienbande zerreißt, recht ergreifend geschildert ist, sowie von der Wahrsagung im „Blondröschen" und von der Erscheinung des Sterbenden im „Breitenhaus" anführen; es treten aber diese kleinen Ausstellungen vor dem bei weitem überwiegenden hohen Werth des Uebrigen so weit zurück, daß man sie über dem wohlthuenden Eindruck des Ganzen leicht vergißt. Letzterer macht sich besonders auch insofern geltend, als neben Schuld und Irrthum ein edles, rein und wahrhaft menschliches Denken und Handeln in wichtigen und tief einschneidenden Conflicten siegreich durchbricht, wodurch bei der Mehrzahl der meist tragischen Erzählungen dennoch ein versöhnender und erhebender Abschluß gewonnen wird.

Nehmen wir z. B. die allereinfachste heraus: „Ein Opfertod." Man wird freilich dabei den großen Conflict für den ersten Anblick vermissen; aber wer tiefer schaut, wird mit uns den dauernden, täglich und stündlich aufreibenden, wenn auch äußerlich unscheinbaren, für den größten anerkennen. Das Opfer ist ein Knabe, der seinen bettelnden Aeltern entzogen und zu einem tüchtigen Weber herangebildet wird. Ins väterliche Haus zurückgekehrt, sorgt er für die Aeltern und eine kränkliche Schwester durch übermäßig angestrengte Tag- und Nachtarbeit und verfällt einem frühzeitigen Tode. „Als ich das erste mal nach dem Häuschen hinaufging", erzählt der Verfasser, „waren nur die Kinder daheim, ein zehnjähriges Mädchen und ein um drei Jahre älterer Knabe mit einem feinen Gesichte, aus dem zwei treuherzige und zugleich kluge Blauaugen schauten. Er gab mir verständigen Bescheid, erzählte aber ganz unbefangen, daß beide Aeltern schon am Morgen auf den «Heuschet» gegangen und vor Abend nicht heimkommen würden. Auf mein Befragen, ob er und sein Schwesterchen auch Hunger leiden müßten, schüttelte er den Kopf bedächtig und meinte, im Winter hätten manchmal der Vater oder die Mutter nichts gegessen, aber sie beide haben immer genug gehabt. Die Frage, ob ihnen die Aeltern denn auch recht lieb seien, beantwortete der Kleine: O ja, freilich, fast noch lieber als der Herrgott. Ich verließ die arme Hütte nicht ohne eine Hoffnung mitzunehmen. Wie sehr auch das kleine Hauswesen verkommen sein mochte, es lebte darin ja noch die Liebe." Die Hoffnung täuschte, die Aeltern ließen das Betteln nicht, und es wurde beschlossen, die Kinder von ihnen zu trennen. „Es war an einem kühlen Herbstabend, als ich selbst nach dem Waldhäuschen hinaufstieg, die Kleinen abzuholen, um sie zu ihren neuen Pflegeältern zu führen, die fast eine halbe Stunde am andern Ende des Dorfs entfernt wohnten. Die armen Leute, von der unvermeidlichen Trennung schon benachrichtigt, saßen um den kleinen runden Tisch herum, auf dem einige gesottene Erdäpfel nebst verschiedenartigen zusammengebettelten Stücklein Brot lagen; aber noch war kein Bissen von dem ärmlichen Abschiedsmahl berührt, und jedes saß in sich zusammengekauert, laut und bitterlich vor sich hinweinend." Hier versöhnt uns das unangerührte Bettelbrot mit der Noth der Bettler. Der Abschied wird der Familie durch die Versicherung erleichtert, daß eine Wiedervereinigung in der Hand der Aeltern selbst liege und von ihrem Betragen abhänge. Der Knabe faßte Muth. „Er hatte bald zu weinen aufgehört, und es stand auf seinem verständigen Gesichte deutlich zu lesen, daß in der jungen Seele ein ernster Vorsatz reife. Endlich erhob er sich, faßte sein Schwesterchen bei der Hand und sagte: «Komm du nur jetzt mit, Mariele; der Herr Pfarrer verspricht ja, wenn wir nur recht brav seien, werd's nicht lang dauern. Das glaub' ich, und ich will schon bald ein rechter Weberknecht werden. B'hüt Gott, Vater und Mutter, am Sontag komm' ich mit Mariele zu euch heim.»" Er hielt, was er versprochen, wurde ein tüchtiger Weberknecht, bekam von der Gemeinde einen Webstuhl, zog mit der Schwester, die ihm die Spulen machte, zu den Aeltern und stützte sich von nun an allein auf die eigene Kraft. Anfangs geht es vortrefflich, aber die Schwester wird krank, die Aeltern können nichts verdienen, er läßt es nicht zu, daß sie sich an die Gemeinde wenden, denn er hat ja Arbeit: und so arbeitet er länger und immer länger in die Nacht hinein und unterliegt dem zwanzigstündigen Schüttern des Webebaums gegen die noch zu junge Brust. Das ist ein kleines Heldenthum, oder ein großes, wie man es nimmt, aber trotz aller Tragik erhebend, eben weil es ein Heldenthum ist.

Eine einzige Erzählung unter den vierzehn, welche die beiden Bände enthalten, macht einen völlig niederschlagenden Eindruck: „Das verlassene Haus." Es ist ein Gemälde aus den innern Kämpfen der Schweiz, die in den vierziger Jahren entbrannten und deshalb so tief einschneidend und für viele Familien so bis in den innersten Kern hinein vergiftend wirkten, weil sie vorherrschend den Charakter eines Religionskriegs trugen. Das verlassene Haus war einst von einer glücklichen Familie katholischer Confession bewohnt. Nach des alten Vaters Tode heirathet Sepple, die Tochter, ihren heißgeliebten protestantischen Bräutigam Steffen und bildet mit ihrem Bruder Uli und den Dienstleuten, Hans und der alten Kathrin, den Haushalt. Ein

riester säet Zwietracht. Uli und Kathrin essen nicht mehr mit
en Uebrigen, um keine Gemeinschaft mit den Ketzern zu halten.
er Riß wird immer weiter, je mehr die Flamme des Wahns
schürt wird, und als der offene Kampf in den Cantonen aus-
icht, stehen sich Bruder und Schwager mit den Waffen in der
and gegenüber. Hier die letzte Scene: „Endlich klinkte es
der Hausthüre. «Sepple, machet auf, wenn Ihr daseid; ich
n es, Hans, Euer Knecht.» Die Gerufene schleppte sich schwe-
Schrittes hinaus. «Gottes Barmherzigkeit sei mit Euch,
eisterin, gebt mir eine Laterne.» Er trat still in die Stube
d suchte die Laterne am gewohnten Orte. Sepple folgte ihrem
heine mechanisch nach. Da lag auf dem Schnee, der hinter
n Schutze der Gartenmauer liegen geblieben, ein Todter, über
n sich Uli mit entsetzten Blicken niederbeugte. Ein breiter
atstreifen floß über die weiße Fläche. «Er war nicht todt —
habe ihn getödtet», stöhnte Uli. Sepple klammerte sich mit
en Händen an ein Bäumchen, auf die Leiche niederstarrend.
te Stimmen nahten sich vom Walde herauf. Ein zweiter
uß fiel und die Laterne erlosch. Als die Landstürmer zur
lle kamen, lag Uli, mit dem Gesichte zur Erde gekehrt, über
ffen's Leiche. Sepple stand noch regungslos an das Bäum-
geklammert. Hans war verschwunden. Wer den zweiten
uß abgedrückt, ob Verzweiflung und Gewissensbisse oder
Hand, die den Meister und Gesinnungsgenossen rächen
te, weiß nur Hans und einer, der alles sieht. Uli war
den Hals geschossen und sein Barthaar verbrannt. Die
n Läufe seiner Doppelflinte waren leer. Sepple, die am
nden Morgen von einem todten Knaben entbunden wurde,
gegenwärtig, wenigstens vor kurzer Zeit noch, in einem
er in Tirol: ein starkes Menschenherz vermag viel zu er-
n, bevor der Schmerz es bricht. Sie gab ihr Vermögen
geringem Zurückbehalt Steffen's Verwandten, unter der Be-
ng, daß Haus und Garten als langsam verzehrende Zeu-
ihres Unglücks dem Verfall preisgegeben werden sollten.
ist die Geschichte des verlassenen Hauses, das auf einem
en Vorsprunge des Lindenbergs steht."

Hier fehlt der versöhnende Abschluß. Wie wäre auch eine Ver-
ng möglich, solange eine Kirche das Extra ecclesiam nulla
! noch auf ihr Banner schreibt, vergessend der neunfachen Se-
isungen des Herrn in der Bergpredigt, mit denen jener Wahl-
nicht zu vereinbaren ist, und aus denen man lernen könnte,
egnungen des Christenthums von Geschlecht zu Geschlecht
zu pflanzen, ohne den Fluch forterben zu lassen, den die
hen hineingetragen. So erschütternd der Riß durchs
nthum in den großen Geschichtszügen, wo die Zahlen der
ungeheuere Dimensionen annehmen, auf uns einwirkt,
t uns doch das Elend in der Individualisirung näher.
nd jene immensen Zahlen mit der überstürzenden Massen-
eit des Wehs, das hinter ihnen verborgen liegt, unser
h betäuben, bricht sich das individualisirte aus der Masse
ans Licht gezogene Unglück bis zu unserm innersten Her-
ihn, denn es steht verkörpert, unmittelbar faßlich und
r vor uns. Und wenn beim geschichtlichen Ueberblicke
a erweiterten Horizonte langer Jahrhunderte trotz der
wieder umhüllenden Wolken doch hie und da eine lichtere
g und Klärung bemerkbar wird, so ist dies bei der Er-
des individuellen Falls, weil dieselbe an einem bestimm-
ebenen Zeitabschnitte ihre Grenze findet, nicht möglich,
vermag des Fesselnde des dunkeln Augenblicks der Gegen-
cht zu überwinden. Wir machen daher dem Verfasser
daß diese Geschichte ohne Versöhnung abschließt, keinen
f, und wenn sie das kleinste Scherflein dazu beiträgt,
mmung, die nicht in ihr zu finden ist, nach außen zu
so ist der Mangel reichlich ersetzt.

Frey'schen Erzählungen aus der Schweiz lassen sich
gebirgischen Geschichten" (Nr. 5), von Elfried von
als ebenbürtig zur Seite stellen. Der Verfasser hat sich
Gebiete der belletristischen Literatur schnell einen guten
Namen erworben und wird mit Recht zu den beliebtesten Er-
zählern der Gegenwart gerechnet. Auch die sieben Erzählungen,
welche die vorliegende Sammlung bilden, können nur dazu die-
nen, das eben ausgesprochene Urtheil zu bekräftigen. Sie sind,
wie seine frühern Schriften, von einer warmen, toleranten, in
thätiger Liebe sich ausprägenden Religiosität und von tief ein-
gehenden sittlichen Anschauungen getragen, bewähren in Erfin-
dung, Anlage und Ausführung des Verfassers Talent und erhe-
ben sich demnach in Form und Inhalt über das gewöhnliche
Niveau der bloßen Unterhaltungsliteratur. Ebenso werden sie
ihrem Titel und dem Gesichtspunkte, unter welchem wir sie
nach dem Zwecke des gegenwärtigen Artikels besonders aufzu-
fassen haben, völlig gerecht. Dem Gang der Erzählung folgend
befinden wir uns bald in einer abgeschiedenen Bretmühle und
einem stillen Thaldorfe des Gebirgs, bald in einem Grubenge-
bäude der öden Berghöhe oder in einem Forsthause am Rande
des Waldes, bald in der Hütte der Klöpplerin, bald in der
„weiß übertünchten, mit einer Guirlande von Phantasieblumen
durch die Hand des Scharwerksmaurers geschmückten und mit
Vogelbauern garnirten Wohnstube des Gimpelkönigs", d. h.
des Hauptvogelfängers im erzgebirgischen vogtländischen Vogel-
stellerdistricte; oder wir werden in eine kleine Provinzialstadt,
die sich ihrer lateinischen Schule als ihres höchsten Schatzes
und Stolzes erfreut, und dann wieder unter die Bewohner zweier
Grenzstädte geführt, die sich über die trennende Landesgrenze
und die trennenden Confessionen hinweg brüderlich die Hand
reichen. Das Leben in der Hütte wie in der Wohnung des
Bergmanns und Bürgers, Licht- und Schattenseiten sind leben-
dig und plastisch beschrieben, und oft wird in wenigen kräftigen
Zügen ein getreues Gemälde von den hervorstechendern erzgebir-
gischen Zuständen entworfen. Ganz trefflich ist z. B. in der
zweiten Erzählung: „Die Fundgrube Vater Abraham", die Schil-
derung einer Versuchsfahrt zu Wiedereröffnung eines alten
Schachtes, dessen schlagende Wetter bei mehreren frühern Ver-
suchen schon manches Opfer gefordert hatten; und ebenso gelun-
gen wie die ernsten sind die humoristischen Partien, wie z. B.
einige Scenen im „Gimpelkönig", die mit großem Geschick und
Glück gezeichnet sind. Der Verfasser begnügt sich nicht damit,
an den Außendingen hängen zu bleiben; er geht ins Tiefe, weiß
die Charaktere gut zu markiren und Conflicte spannend genug
anzulegen, um uns wie in seine versteckten Gebirgsschluchten,
so in die versteckteren Falten des Herzens klare Blicke thun zu
lassen. Die Menschen sind menschlich aufgefaßt, das Unedle
neben dem Edeln, Düsteres und Helles ziemlich gleichmäßig ver-
theilt, doch so, daß das Erhebende dem Niederschlagenden mei-
stens den Vorrang abgewinnt; und bei alledem ist den einzelnen
Charakteren der Typus der Gebirgsbewohner, die sie repräsen-
tiren, wohl gewahrt. Was die psychologischen Motive anlangt,
so scheinen Conflicte, die zu Verbrechen drängen, und crimina-
listische Verwickelungen zu den Lieblingsvorwürfen des Ver-
fassers zu gehören. Er läßt sich dabei selten die Gelegenheit
entgehen, die Härte, Kälte und Lieblosigkeit, mit welcher die
Menge den Gefallenen zu begegnen pflegt, in sprechenden Zügen
zu charakterisiren: ein Thema, das den Tausenden, die hierin
unter der Herrschaft eines tief eingewurzelten Vorurtheils stehen,
allerdings nicht eindringlich genug ans Herz gelegt werden kann.
Das Hauptübel besteht darin, daß man sich principiell abschließt
und von jenen Unglücklichen fern hält; könnte es der Liebe ge-
lingen, diese Scheidewand zu durchbrechen und eine sofortige
Wiederannäherung und hochherzige Wiederaufnahme als überall
geltende Regel einzuführen, so würden sich im Umgange mit den
Verstoßenen auch die ihnen verbliebenen guten Seiten offen-
baren; die allzu große Selbstüberschätzung der Unbescholtenen
auf der einen und die allzu große Unterschätzung der Bescholte-
nen auf der andern Seite würde sich mindern, und das Resul-
tat könnte nur ein für beide Theile sittlich erhebendes sein.

Doch kehren wir zu unsern Erzählungen zurück. Drei davon
gehören zu diesem criminalistischen Genre. Eine vierte, deren
Titel wir bereits nannten, beschäftigt sich mit der Vogelstellerei

und plaidirt für die Freiheit der gefiederten Sänger, dieser ebenso nützlichen als lieblichen Zierde der Wälder und Fluren. In der fünften: „Der Sohn", resignirt dieser aus Kindesliebe, um die Gefühle der alten Mutter nicht zu verletzen, auf den Sängerberuf, zu dem er die trefflichsten Anlagen und große Neigung besitzt, und tritt von einem glänzenden und soliden Engagement wieder zurück, nachdem er die Mutter, die ihre Einwilligung ohne Vorbehalt gegeben, in ihrem stillen Schmerze darüber belauscht hatte. Es ist dies ein edler Zug; dessenungeachtet scheint hier die Selbstbestimmung bei der Wahl des Berufs zu sehr beeinträchtigt. Bei dieser ist es jedenfalls die oberste Pflicht, der innern Stimme, insofern sie sich unter Erhebung des Gemüths zu Gott als eine echte bewährt, die Endentscheidung zu überlassen und äußern Motiven, so edel sie an sich sein mögen, keinen unbedingt maßgebenden Einfluß zu gestatten. Der Verfasser gehört keineswegs zu denjenigen, die über den Beruf des darstellenden Künstlers a priori den Stab brechen, im Gegentheil, er erkennt es mit ausdrücklichen Worten an, daß das Theater als Volksbildungsanstalt eine hohe Aufgabe zu lösen bestimmt ist; er läßt ferner das Leben seines Helden, der nunmehr Schullehrer auf dem Lande wird, zuletzt doch als ein verfehltes durchschimmern, und er hätte es daher nicht als so ganz zweifellos hinstellen sollen, daß der Sohn in jenem Collisionsfalle den rechten Weg eingeschlagen habe.

Weit weniger bedenklich ist der Verfasser in einem andern Falle. Es gehört zu seinen stehenden Forderungen, daß Sohn und Tochter bei der Wahl des Gatten sich durch das Verbot der Aeltern nicht abwendig machen sollen; und er erklärt es für einen Probirstein der echten Liebe, daß sie sich, selbst wenn die Aeltern unter den schroffsten Formen ihr Anathema aussprechen, nicht in Resignation ergebe, sondern durch Abschluß des Ehebundes bewähre. Und so sehr sich auch das kindliche Gefühl dagegen sträuben mag, so läßt sich doch, wenn man die Ehe als hohen und heiligen Beruf und wahre Liebe als die einzige Basis und unerlaßliche Bedingung derselben auffaßt, gegen die Richtigkeit dieser Ansicht, der auch in vielen Staaten das positive Gesetz zur Seite steht, etwas Gegründetes nicht einwenden. Was aber von dem einen Berufe gilt, das muß dann auch vom andern gelten. Wir finden dieses Thema unter andern in der sechsten Erzählung: „Pater Joseph", behandelt. Die Parteien versöhnen sich schließlich. Allein die Scene zwischen Rudolf und seinem künftigen Schwiegervater behält etwas Verletzendes; so weit durfte sich der erstere gegen den Vater seiner Geliebten auch in der heftigsten Leidenschaft nicht vergessen, wenn ihm die Theilnahme des Lesers ungetrübt bewahrt bleiben sollte, was doch nach der ganzen übrigen Anlage in der Intention des Verfassers lag. Was den Helden, den Pater Joseph, anlangt, so haben wir gegen die Charakteristik desselben das einzuwenden, daß der momentane Sieg, den die Leidenschaft über ihn gewinnt, wenigstens in der Schroffheit, mit der die letztere auftritt, gegenüber der Geistesstärke, die vorher und nachher seine ganze Handlungsweise leitet, nicht völlig gerechtfertigt erscheint.

Die letzte Erzählung endlich: „Forsthaus und Huthaus", führt in sehr ansprechender Weise das Thema durch, daß ohne echte Nächstenliebe auch alle Bedingungen zur echten Liebe zwischen Mann und Weib fehlen, und daß mithin diese ohne jene keine reale Existenz habe. Der Dämon, der hier bei der einen Heldin die edlern Gefühle erstickt, ist der Gott der Flitter, vor dessen hohlen Altären die Respectabilität ihren Weihrauch opfert. Möge der Verfasser fortfahren, in seinen Schriften die wahren Werthe und die Blendwerke des Lebens in getreuen Bildern gegeneinander abzuwägen.

Das dritte nach Inhalt und Richtung mit den beiden eben besprochenen in eine Parallele zu bringende Werk, die „Erzählungen aus Niedersachsen" (Nr. 6), von Günther Nicol, würde sich denselben in der befriedigendsten Weise anreihen, wenn es dem bekanntlich noch vor Veröffentlichung des vorliegenden Werks verstorbenen Verfasser geglückt wäre, seine tüchtigen Intentionen in gleich tüchtiger Weise zur formellen Gestaltung zu bringen, was aber allerdings nicht der Fall ist. Der Kern ist gut, aber Anlage und Darstellung sind zum großen Theile auffallend unbeholfen. Die sechs Geschichten, welche neben den „Rosmarinblüten", einer Kirchhofsphantasie, den Inhalt der beiden Bände bilden, sind ohne Ausnahme dem gerügten Mangel mehr oder weniger unterworfen, und es genügt die kurze Analyse einer einzigen, um unsere Behauptung zu begründen, die wir ebenso gut aus jeder andern rechtfertigen könnten. Wir wählen dazu die dritte Erzählung des ersten Bandes: „Der Meineidige. Aus den Erlebnissen eines Anwalts." Sie beginnt damit, daß der Anwalt von seinem glücklich überstandenen Examen berichtet. „Die Herren, welche mich geprüft hatten, waren sehr zufrieden mit mir, sie waren freundlich gegen mich und wünschten mir viel Glück in meinen künftigen Wirkungskreisen." Er verläßt den Prüfungssaal und kommt an einem Garten vorüber, wo ein liebliches Mädchen einen Kranz windet, und unter den Worten: „Jetzt will ich ihn bekränzen!" verschwindet. Von diesem Mädchen erwartet gewiß jeder zuversichtlich, daß sie eine Rolle in der Erzählung spielen werde; keineswegs. Man hört nichts weiter von ihr, und die himmlische Erscheinung läßt sonst keine Spur von sich zurück, als daß der Anwalt, ins Schauen versunken, die Blätter seiner Brieftasche beschreibt und an Liebesschmerzen zu leiden beginnt. „Ich las Verse, lyrische Ergüsse meines Herzens — Advocat, Advocat, nimm dich in Acht, du mußt künftig Processe führen. Verse, Verse, Processe, Processe! Es ergriff mich ein unendlicher Schmerz." Ein begegnender Freund glaubt, daß er im Examen durchgefallen sei. Der Anwalt beruhigt ihn. „Ich bin wohlbestallter Advocat." — „Und doch nicht froh, und doch nicht glücklich?" — „O doch, o doch, ich werde ja Processe führen, ich werde über Erbschaften und Servituten streiten, ich werde Forderungen einklagen, über verkaufte Schweine, Ochsen und Gäule vortreffliche Schriften liefern." Das Gespräch wird noch eine Weile fortgesetzt; dann erzählt der Anwalt, daß er sich auf dem Lande niedergelassen, und es folgt eine poetische Beschreibung der Gänge ins Amt, das mehrere Stunden von seinem Wohnort entfernt liegt. Am Wege blühen wilde Rosen. „Ich pflückte mir eine von ihnen und zierte meinen Hut mit ihr, wenn die blauen Kornblumen aus den prächtigen Fruchtfeldern hervorschauten, ich nahm eine und zierte ein Knopfloch des Rocks oder der Weste mit ihr. Sie war mein Orden! Aber ich nahm auch die Brieftasche zur Hand und schrieb emsig im Wandern. Und wenn ich dann stillstand und las, was ich geschrieben hatte, so waren es Verse, die mir von den weißen Papierblättern vor die Augen hintraten. Dann rief ich aus: lieber Gott, schon wieder Verse? Verse, Verse, Processe, Processe! Blumenstaub, Actenstaub, was wird aus mir werden? Doch genug, ich will jetzt schärfer auf unsere Geschichte losgehen. Ihr mußtet mich nur erst ein klein wenig kennen lernen, ihr mußtet erfahren, daß es auch Advocaten gibt, welche — Verse schreiben und ein poetisches Herz in der Brust tragen! Was sagt ihr dazu, bedauert ihr nicht einen solchen Mann? Ihr fragt, wird ein solcher Advocat denn viele Processe zu führen haben? wird er sich viele harte klingende Thaler verdienen? Nun, nun, das wollen wir hier nicht weiter untersuchen. Hört mir nur ferner aufmerksam zu. Wir sind gleich zur Stelle und der «Meineidige» wird euch bald vor die Augen treten."

Der Anwalt trifft nun bei einem Gange ins Amt auf der Brücke vor der Stadt eine alte Frau mit einem Säugling auf dem Schos und ein junges Mädchen daneben. Der Säugling ist das Kind, das sein unehelicher Vater abschwört. Da die Leute betrübt aussehen, will ihnen der Anwalt mit Rath und That beistehen, wird aber zurückgewiesen. Er setzt seinen Weg ins Amt fort, nachdem er den Entschluß gefaßt hat, „diese Gruppe durch eine dritte Person beobachten zu lassen". Dies wird ihm indeß erspart; denn die Leute erscheinen zum Schwörungstermin in der Amtsstube, und der Anwalt lernt bei dieser Gelegenheit ihr ganzes Schicksal kennen. Es folgt

n eine Beschreibung des Amthauses und der Leute, die auf der
eppe standen. Dann heißt es weiter: „Ich betrat die Diele,
d da das Wartezimmer zur linken Hand liegt, so begab ich
h zunächst in dasselbe, um meinen Stab in ihm hinzustellen
meinen Hut in ihm zu bergen." Wie aber, wenn es zur
ten gelegen hätte, wären uns dann die Scenen im Warte-
mer verloren gegangen? Doch wol nicht, denn im Warte-
mer *befindet* sich der künftige Meineidige, dem der „kleine
ndliche Gerichtsdiener" vorerst ernstlich ins Gewissen redet.
Begrüßung zwischen Anwalt und Amtsdiener, die Anmel-
g beim Herrn Amtmann u. s. w. werden weitläufig beschrie-
Der Anwalt behält Zeit den Meineidigen zu beobachten
zu fixiren. Endlich erscheint der Gerichtsdiener wieder und
: „Herr Advocat, Sie können Ihren Termin bei dem Herrn
mann abhalten, da Ihr Gegner erschienen ist." Nun lesen
eine weitläufige Beschreibung der Amtsstube, in welche der
alt „dem ihm voranschreitenden Gerichtsdiener" gefolgt war;
erfahren daraus, daß sich die Anwälte und Honoratioren
an den grünen Tisch des Richters setzen, während die Bauern
r der Barrière stehen bleiben müssen. Der Verfasser nimmt
billig für die Bauern das Recht zu sitzen ebenfalls in An-
h, beschreibt dabei die Bauerntrachten und fährt mit gewohn-
Gründlichkeit fort: „Wenn aber einmal, wie das wol
reignen kann, in einem Termin so viele Personen zugleich
enen sein sollten, daß sie nicht an dem Tische Platz finden
en, da es sich ganz von selbst versteht, daß der Richter und
kollführer hinreichenden Raum zu freier Bewegung behalten
n, so stelle man Stühle hinter der Barriere auf." Der
lt kommt nun zur Relation seines eigenen Processes. „Der
gebaute Amtmann saß an dem grünen Tische.... In
nen Ecke unfern des großen grünen Tisches erblickte man
einen Tisch des Hausvogts, an welchem dieser in der Re-
frig arbeitete und schrieb. Das Kritzeln seiner Feder durch-
das ganze Zimmer. Ich begrüßte den alten Amtmann
en jungen Auditor, und ebenso die Gegenpartei, welche
der Barrière stand und sich auf das Geländer derselben
t hatte. Von allen Seiten bot man mir wieder einen
ichen guten Morgen. Der Termin war eröffnet, der Au-
egann seine Feder in Bewegung zu setzen. «Kann die
nicht verglichen werden?» fragt der Amtmann, «es scheint
s Angemessenste zu sein.» — «Ich bin namens meiner
dazu bereit, wenn der Gegner nicht seine Saiten gar zu
annt.» Dieser sagte treuherzig: «Bin dazu bereit, in-
das Laufen zum Gericht nicht liebe. Sagen Sie, Herr
nn, wie wir die Sache erledigen wollen.» Man erörterte
ch *einmal*, und der Vergleich wurde geschlossen. Der
hatte das Protokoll beendet, er las es vor. Wir wa-
t seiner Auffassung einverstanden, und nachdem wir es
dig unterschrieben hatten, zahlten wir die Gerichtsgebühr,
n Gegner entfernte sich. Ich aber blieb an dem grünen
tzen, um die weitern gerichtlichen Verhandlungen anzu-
Meine Brieftasche lag neben mir, aber wahrlich nicht,
se in sie hineinzuschreiben, heute wollte ich mir an-
rechtliche Notizen sammeln. Verse, Verse, Processe,
!"

meinen, bei jedem Kleinkinderspiel: „Herr Amt-
h klage!" würden sich „anziehendere Notizen" sammeln
ls die vorstehenden. Es hat uns Mühe gekostet, die
durch diese Trivialitäten, die mit der Geschichte ganz
nichts zu schaffen haben, bis hierher fortzuführen, und
t zu sagen, daß die Erzählung eigentlich jetzt erst be-
ß der Meineidige sich schließlich erhängt, daß das arme
Mädchen vom Anwalt durch freundliche Zusprache getrö-
mit einer „funkelnden Pistole", die er als Honorar für
se bekommen (wobei die Gelegenheit ergriffen wird, das
und die Postsecretäre protokollarisch zu beschreiben),
wird, daß die Brieftasche noch zu verschiedenen malen
muß, und daß die Verführte nach Jahren einen red-
mmermann zum Freier erhält. Aber wenn man wie
hier so recht augenfällig wahrnimmt, bis zu welchen Verkehrtheiten die Manier der Detailmalerei und der Einmischung rein subjectiver Beziehungen es zu bringen im Stande ist, so muß man endlich einmal zu ernsten Maßregeln greifen und das Unwesen dadurch kasteien, daß man es in seiner ganzen Blöße hinstellt. Freilich verfahren Hunderte, die sich auf diese Manier legen, mit größerer Gewandtheit und besserm Geschick als unser Verfasser; aber ein wenig Takt und Geschmack genügen noch lange nicht, um aus der breiten Scenerie der alltäglichen und gewöhnlichen Realität ein Stück, das zum Kunstwerke taugt, herauszuschneiden und einzurahmen; bloße Copien thun es niemals, und die erste Stufe zur Meisterschaft ist bekanntlich die Beschränkung. Von dieser freilich ist in den vorliegenden Erzählungen nicht die Spur von einer Ahnung anzutreffen. Wenn der Arzt ein Recept schreiben will, fragt er erst nach Papier, Federn und Tinte, dann wird ein Stuhl gebracht, dann setzt er sich darauf, „und nachdem er die von ihm ergriffene Feder in das Tintenfaß getunkt hatte, sagt er: jetzt werde ich andere Arznei verschreiben".

Noch maßloser ist in Nr. 4 die Einleitung zur Geschichte vom Meerschaumkopfe. Das wichtige Geschäft des Feueranschlagens nimmt in der Beschreibung (II, 119) zehn volle Zeilen in Anspruch, und zwar nicht etwa humoristisch aufgefaßt, sondern in völlig ernsthafter pedantischer Umständlichkeit, wie z. B.: „Er hob den rechten Arm empor, zielte und schlug dann rasch mit dem Stahl an dem scharfen Stein hernieder" u. s. w. Die Beschreibungen von Häusern und Höfen nehmen sich ganz genau so aus, wie die den gerichtlichen und notariellen Kauf- und Pachtbriefen angehängten Inventarien, und in gleichem Stile sind die Charakteristiken entworfen; selbst die Reflexionen übersteigen häufig in ihrer excessiven Naivetät die Grenze des für möglich Gehaltenen, wie z. B. bei Erwähnung einer Wirthshausschlägerei die Frage: „Sollte man es glauben, daß ein Mädchen unter den Bauern solche Scenen hervorrufen könnte? Und warum sollte das nicht der Fall sein? Der Bauer trägt ein Herz in der Brust, welches wild aufbraust, wenn es verletzt wird oder sich auch nur verletzt glaubt." Man könnte sich zu der Annahme versucht fühlen, der Verfasser habe verwandte Erscheinungen persifliren wollen; allein dem widerspricht die Haltung des Ganzen, auch wäre in diesem Falle die Aufgabe auf eine nichts weniger als geistreiche Weise gelöst worden. Indeß schon der Gedanke an eine derartige Absicht bei dem Verfasser setzt wenigstens so viel voraus, daß ein größerer Fonds in ihm zu suchen ist, als nach dem bisher Mitgetheilten erwartet werden möchte. Und dies ist in der That der Fall. Abgesehen von dem bereits gerühmten guten Kern, der sich als echt sittlicher Geist und heller Sinn durch alle Erzählungen hindurchzieht, fehlt es auch nicht an schönen Schilderungen, ja selbst an einzelnen recht glücklich behandelten, durch warme frische Darstellung fesselnden Situationen, und das lyrische Talent des Verfassers zeigt sich in manchen dahin einschlagenden Stellen; nur daß man eben, wenn man sich dem wohlthuenden Eindruck des vorkommenden Guten hingegeben hat, oft auf den unmittelbar folgenden Seiten durch Expositionen wie die oben mitgetheilten auf das empfindlichste aus seinen Illusionen herausgerissen wird.

Für das culturgeschichtliche und ethnographische Moment mag als Ausbeute Folgendes dienen. Ein in wenig gewandter Weise mit allzu starker Betonung überall hervorgehobener Grundzug im niedersächsischen Charakter ist aufbrausende Heftigkeit, verbunden mit eisernem Starrsinn. Die Ehen nach bloßer Berechnung sind auch hier an der Tagesordnung. Der Verfasser hält es indeß mit dem lobenswerthen Wahlspruch: „Das Geld ist mächtig, die Liebe noch mächtiger!" und hat ihn als Hauptthema der Mehrzahl seiner Erzählungen zu Grunde gelegt. Hier und da ist ein interessantes Volkslied eingeschaltet. Unter den Gebräuchen ist uns der noch nirgends vorgekommen, daß die Burschen gegen zank- und hadersüchtige Mädchen dadurch eine Censur ausüben, daß sie ihnen anstatt der grünen Pfingst-

maien dürre Weiden- oder Zwetschenbäume vor die Thüre pflanzen. Aber auch im wohlmeinenden Scherze sind sie etwas ungalant. Wenn der Flachs „gerept" ist, wobei das junge Volk sich gegenseitig unterstützt, und die Bunde zur „Röte" gelangen, wird das auf dem Flachswagen sitzende Mädchen mit einem Eimer Wasser überschüttet, und diese etwas kalte Begrüßung erfolgt noch dazu vom Schatze; ein Fremder darf es nicht thun. Bei dem Heben von Gebäuden hat man Stock- und Kranzjungfern. Die erstern putzen den Stock heraus, den der „Bitter" trägt, die letztern den Kranz, der auf den Giebel des Dachs kommt, und an dem neben den allgemein üblichen Geschenken ein neues Hemde für den Zimmermeister hängt. Der Zimmerspruch heißt „Predigt", und auf dem „hölzernen Esel mit seltsamen Ohren und eigenthümlichem Schwanz" werden diejenigen gehänselt, die zu spät kommen oder etwas versehen haben. Unter den Sagen ist die von dem Kegeln der Geister mit goldenen Kegeln und Kugeln auf dem Lünigsberge benutzt, die sich bei Bechstein im „Deutschen Sagenbuche", Nr. 292, vorfindet, und auch anderwärts wiederkehrt. Sie dient als Relief zu der ersten Erzählung des zweiten Bandes, deren Vorzüge mit ihren Fehlern versöhnen.

(Der Beschluß folgt in der nächstfolgenden Lieferung.)

Zur Geschichte des preußischen Unterrichtswesens.

Friedrich der Große und sein Staatsminister Freiherr von Zedlitz. Eine Skizze aus dem preußischen Unterrichtswesen. Vortrag gehalten am 27. Januar 1859 in der königlichen Akademie der Wissenschaften von Adolf Trendelenburg. Berlin, Bethge. 1859. Gr. 8. 5 Ngr.

Wie uns dünkt, wird die Broschürenliteratur von unsern tonangebenden Blättern und auch sonst viel weniger beachtet als sie verdient; denn es werden in diesen kleinen, durch ihr Volumen allerdings nicht schwer ins Gewicht fallenden Flugschriften fortdauernd Fragen besprochen und Gegenstände behandelt, die nicht selten von größtem und allgemeinstem Interesse sind, besonders seitdem der Brauch, öffentliche Vorträge in gelehrten Körperschaften und in Vereinen, vor einem gemischten oder ungemischten, vor einem exclusiv oder allgemein gebildeten Publikum zu halten und sie in nicht langer Zeit darauf drucken zu lassen, so in Schwung gekommen, wie dies im Laufe der letzten Decennien geschehen ist und immer mehr geschieht und geschehen wird, je mehr Anlässe zur Stiftung von Vereinen und Festfeiern sich von selbst bieten oder sogar gesucht werden.

Auch die vorliegende Broschüre, ein zum Gedächtniß Friedrich's des Großen in der berliner Akademie der Wissenschaften von deren Secretär, Adolf Trendelenburg, gehaltener Vortrag, ist von einem Inhalt, welcher geeignet ist, das lebhafteste Interesse zu erregen. Denn es handelt sich darin nicht blos um die Verdienste, die sich Friedrich der Große und sein Staatsminister Zedlitz um das preußische Unterrichtswesen erworben haben, sondern zugleich um viele dahin einschlagende Culturmomente und literarische, religiöse und philosophische Gesichtspunkte, wie überhaupt um die Erweckung des Geistes und die Grundlagen, die es möglich machten und gerechtfertigt erscheinen lassen, daß vorzugsweise der preußische Staat als der „Staat der Intelligenz" und das ihm zu Grunde liegende Princip als das Princip vernunftgemäßer Entwickelung angesehen und bezeichnet werden.

Trendelenburg hebt zuvörderst hervor, wie rastlos und mit wahrhaft erstaunenerregendem Eifer Friedrich der Große nach dem Hubertusburger Frieden bemüht war, „nach allen Richtungen die Kraft des Landes und des Volkes menschlich auszubilden", und er bemerkt mit Recht, daß erst beide Seiten, die kriegerische und die friedliche Thätigkeit, zusammen „sein großes Bild vollenden". In unsern Augen steht Friedrich, trotz gewisser Einseitigkeiten seines Systems, als Gesetzgeber, Bildner und Erzieher seines Volks ebenso hoch und höher, wie er als Kriegsfürst stand. Friedrich versichert in seinen Briefen wiederholt, daß er seiner Natur nach den Dienst der Musen dem Dienst des ... den Ruhm eines menschenbeglückenden Schriftstellers ... dern Ruhm vorziehen würde; aber sein literarisches ... er mit vielleicht zu weit getriebener Bescheidenheit — ... seine Schriften und Briefe an lichtvollen und praktischen ... Ideen ungemein reich — und mit rühmlicher Offenheit ... lange hierzu nicht aus und die Verhältnisse hätten ... Kriegshandwerk aufgenöthigt. Wenn Friedrich irgendwo ... det hat, so war dies kein Fürst oder Feldherr, sondern ... der den Einfluß und das Ansehen der Feder in Europa ... einer bis dahin nicht erlebten Geltung brachte. Fast ... Geflissentlichkeit bemühte sich Friedrich, das Hauptverdienst ... seinen Siegen von sich abzulehnen und seinen Generalen und ... Truppen zuzuweisen. Napoleon wußte wol dem Ehrgeiz seiner ... rale und Soldaten zu schmeicheln, aber niemals auf Kosten ... eigenen Ruhms; wenn er einen Fehler beging, wenn er ... deutige und vielleicht unausführbare Instruction ertheilt ... so mußte für den verderblichen Ausgang irgendein ... General die Verantwortung auf sich nehmen. Er ... ein Halbgott verehrt sein. Als der französische Gesandte ... bonne sich nach der Schlacht bei Lützen 1813 Napoleon ... den vorstellte, fragte dieser ihn: „Nun, was sagt man zu ... Narbonne erwiderte: „Ach, Majestät, die einen sagen, ... ein Gott, die andern, Sie seien ein Teufel. Aber darin ... alle überein, daß Sie mehr als ein Mensch sind." Einem ... unverschämten Schmeichler würde Friedrich II. ohne Zweifel ... immer den Rücken gewandt und gesagt haben: Ihr seid ... Friedrich suchte Ideen, und zwar die freisinnigsten und ... testen unter seinem Volke zu verbreiten; Napoleon haßte ... folgte die Ideen und Ideenverbreiter oder die „Ideologen" ... aufs Blut, und bedauerte, zu einer so aufgeklärten Zeit ... zu sein, „wo jedes Fischweib ihn auspfeifen würde, wenn ... wie Alexander der Große den Völkern als Ammon's ... kündigen wollte". Napoleon hielt diesen Einfall Alexander's ... einen Ausfluß größter Staatsweisheit und würde ihn ... fel in seiner Weise nachgeahmt haben, wenn er ... rechnen können, Gläubige zu finden. Friedrich der Große ... Repräsentant des gesunden Menschenverstandes, ... verlachte solche Gaukeleien, die sich auf den Aberglauben ... Menge stützen; er bedauerte vielmehr, die Menschheit ... ders auch sein Volk auf einem so niedrigen Standpunkt ... Bildung zu finden, daß er gezwungen war, Vorurtheile ... verachtete, zu schonen, um bei der sancta simplicitas ... keinen Anstoß zu geben. Friedrich verwünschte ... letzten großen Kriegs in oft wahrhaft rührenden ... Härte des Schicksals und den Eigensinn seiner zahlreichen ... die ihn nöthigten, immer wieder Schlachten zu liefern ... Lande immer neue Wunden zu schlagen, statt an ... der alten Hand anlegen zu dürfen; Napoleon ... sich im Kriege wie in seinem eigensten Lebenselement ... im russischen Feldzuge zu dem abermals verwundeten ... ßerte: „Nun, Rapp, du bist wieder verwundet ... dem unglücklichen Arme", und Rapp, dem als ... Napoleon das Recht zugestanden hatte, freimüthiger ... seine andern Generale, dem Kaiser entgegnete: „... Sire! Immer Schlachten!" sagte der Kaiser: „... den, wenn wir 80 Jahre alt sind!" Friedrich regierte ... Siebenjährigen Kriege noch 23 Jahre in fast ... den; denn gerade die Art, wie er den sogenannten ... folgekrieg im Jahre 1778 führte, bewies, daß er ... Krieg mehr führen wollte, obschon er dem damals ... Oesterreich gegenüber ganz andere Aussichten ... Erfolge hatte als früher gegenüber dem verbündeten ...

Eine ganz andere Aufgabe war es, welche ... rend dieser langen und glorreichen Friedensperiode ... die Aufgabe, sein Volk geistig zu discipliniren, ... zu bilden, und willenlose stumpfe Creaturen in ... freihandelnde Menschen zu verwandeln. Er war es ... Sklaven zu herrschen", und als disciplinirbar ...

…ng hin hatte er sein Volk erkannt. Dieses große Werk sollte …stematisch durch eine gründliche Verbesserung des Schul- und …ziehungswesens ausgeführt werden. Mit gewohnter Energie …rf sich der König auf diesen Gegenstand, und im December 1769 …rfaßte er seinen Brief über die Erziehung, der 1770 unter …m Titel „Lettre sur l'éducation" gedruckt wurde, und sich … neunten Bande der letzten Ausgabe seiner Werke befindet. … den Gymnasten vermißt Friedrich, daß die Schüler nicht …wöhnt würden, selbst zu denken und ihr eigenes Urtheil zu üben. …n Universitäten wirft er vor, daß auf ihnen das Studium … griechischen und lateinischen Sprache nicht mehr so im …hwange sei wie vordem. Es will ihm scheinen, als ob diese …en Deutschen, der tiefen Gelehrsamkeit, welche sie ehemals …ssen, überdrüssig, gegenwärtig mit dem mindesten Auf…nde berühmt werden wollten; sie hätten das Beispiel einer …achbarten Nation, welche sich begnüge, liebenswürdig zu sein, … so würden sie immer oberflächlicher. Er rügt es, daß die …udirenden keine eigenen Aufsätze schrieben, vermißt die persön…e Unterweisung und tadelt diejenigen Professoren, die genug … thun glaubten, wenn sie ihre Collegien abläsen. Er klagt …er über die weichliche Erziehung im Adel, namentlich in dem …en Theile desselben; die Sprößlinge derer, welche einst bei …rbellin siegten, verkämen in Genuß und Trägheit. Die Grie… und Römer verdankten ihre großen Männer in jeder Gat… ihrer mannhaften Erziehung. Es dürfe in den Aemtern …Geburt nicht über das Verdienst siegen; denn wo das ge…e, würde die Regierung die traurigsten Folgen verspüren. …n das Vorurtheil, als ob Kunst und Wissenschaften die …en verweichlichten, erklärt er sich entschieden, indem er bemerkt: …es was den Geist erleuchtet, alles was den Kreis der Kennt… erweitert, erhebt die Seele statt sie herabzustimmen." Auch für … Stand der Offiziere fordert er gründlichere Bildung und … die Töchter der höhern Stände betrifft, so will er, daß diese … wie bisher blos dazu erzogen würden, daß sie gefallen. … allgemeinen ist er der Ueberzeugung, daß „man aus dem …chen machen kann, was man will". Doch erstrecken sich … Reformvorschläge nur auf die Erziehung in den höhern Stän… an dem Volksunterricht und dem christlichen Unterricht geht …weigend vorüber. In ähnlichem Sinne wie in der genann… Schrift spricht er sich in seinem berühmten Schreiben an …tatsminister Freiherrn von Zedlitz vom 3. September 1779 … worin sich unter anderm die Behauptung findet: „Wer …besten raisonniren kann, wird immer zum Weitesten kommen, … als der, der nur falsche Schlüsse zieht."

…edlitz, mit seinem vollständigen Namen Freiherr Karl …am von Zedlitz Leipe (geb. am 4. Januar 1731 zu …rzwalde bei Landshut in Schlesien, gest. am 18. März …, den er sich im Jahre 1770 zum Minister wählte, hul…anz denselben Grundsätzen und Tendenzen, indem auch er es …en Hauptmangel der bisherigen Erziehungsmethode betrach…ß die Zöglinge so wenig zum Selbstdenken angeleitet würden. …ehen hier", sagt Trendelenburg, „die didaktische Fortsetzung …strebungen, welche damals mit einem neuen und schönen … mit einem noch unvernutzten und unbefleckten Namen …rung» hießen, an welchen die kräftigsten Geister der Na…e an einer Angelegenheit der Menschheit theil nehmen." … Kant befürwortete und förderte diese Richtung, indem … in der „Berliner Monatschrift" die dort aufgeworfene … „Was ist Aufklärung?" dahin beantwortete: „Aufklärung … Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Un…eit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Ver… ohne Leitung eines andern zu bedienen" u. s. w. Es … begreiflich, daß Zedlitz dem Weisen von Königsberg …ondere Neigung schenkte und ihm dadurch einen weitern …skreis zu eröffnen suchte, daß er ihn nach dem Tode …essors Meier, eines damals berühmten Wolfianers, nach …rief; aber Kant lehnte ab. Noch einmal schrieb Zedlitz … und bat ihn zu erwägen, „daß die in Halle studiren…) — 1200 Studenten ein Recht haben, von Ihnen Unterweisung zu fordern, deren Unterlassung ich nicht verantworten möchte". Kant widerstand jedoch auch dieser Aufforderung und blieb seiner Vaterstadt treu; Zedlitz aber ehrte des Philosophen Beharrlichkeit und machte wiederholt die Universität Königsberg auf den Schatz aufmerksam, den sie in Kant und dessen Lehrthätigkeit besitze.

Noch viel Beachtenswerthes enthält diese kleine Schrift, z. B. über die Protection, welche der Minister dem bekannten Dr. Bahrdt angedeihen ließ, bis dieser sich ihrer immer unwürdiger zeigte und in Halle eine Weinwirthschaft für Studirende eröffnete; über des Königs sonderbaren Einfall, bei den Landesschulen Invaliden anzustellen, um diese, „die ihr Leben und Gesundheit für das Vaterland gewaget haben", unterzubringen und zu belohnen; über Zedlitz' Beziehungen zu Basedow's pädagogischem System; über die Einführung eines neuen Gesangbuchs, wobei des Rescripts vom Januar 1781 gedacht wird, in welchem der die „Aufklärung" etwas weit treibende König unter anderm bemerkte: „Ein jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angeht, so steht einem jeden frei zu singen: «Nun ruhen alle Wälder» und dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr!" Auch einer andern merkwürdigen Aeußerung Friedrich's wird gedacht. Als Sulzer dem Könige einmal versicherte: es fange an mit den Schulanstalten besser zu gehen, seitdem man auf dem (Basedow'schen) Grundsatz, daß der Mensch von Natur gut sei, fortgebaut habe, rief der König aus: „Ach, Ihr kennt nicht genug diese verwünschte Rasse, der wir angehören!" Aehnliche Aeußerungen über die Grundverderbtheit des menschlichen Geschlechts finden sich auch sonst in Friedrich's Schriften und Briefen, und es ist immerhin merkwürdig, Friedrich den Großen, der sonst immer mit der Theologie in Hader lag, doch in das theologische Dogma von der Erbsünde und von der Verderbniß des menschlichen Herzens mit einstimmen zu hören. Leider gehört vielleicht eine gewisse Menschenverachtung dazu, um solche große Dinge ausführen zu können wie Friedrich; indeß ist die Menschenverachtung von seiten eines großen Geistes nicht mit dem finstern Menschenhaß zu verwechseln; denn letzterer schließt ein und für allemal die Liebe aus; erstere aber kann sich wol mit einem gewissen Mitleid paaren, das wieder zur Liebe führt, ja ein Hauptbeweggrund jener duldenden Liebe sein kann, jener fast unbegrenzten Toleranz, die uns auch bei Friedrich mit seiner philosophischen Menschenverachtung aussöhnt.

Daß das in so einseitiger Richtung begonnene und durchgeführte Erziehungssystem Friedrich's und seines Ministers neben vielen segensreichen Folgen auch manche schlimme haben mußte, ist klar. Der Kopf wurde auf Kosten des Herzens, der Verstand auf Kosten des Gemüths, das kritische Vermögen auf Kosten des productiven ausgebildet. Die Köpfe wurden allerdings aufgeklärt, aber in einer Weise, daß nirgends ein Winkel für ein gemüthliches Helldunkel übrig blieb. Man wollte die Jugend „raisonniren", d. h. richtige Schlüsse ziehen lehren, und die Jugend wurde nun wirklich eine raisonnirende, die zwar nicht immer die richtigen Schlüsse zu ziehen wußte, der es aber niemals am richtigen Mundwerk fehlte. Zu dieser Raisonnirfertigkeit gesellte sich nun natürlich auch der entsprechende Dünkel, die Einbildung alles besser zu wissen als andere, die Unduldsamkeit gegen die entgegengesetzten Ansichten anderer. Vielleicht stammt aus diesem Erziehungs- und Schulsystem manches, was den übrigen Deutschen an dem Preußen und namentlich dem Berliner unangenehm auffällt, womit wir übrigens nicht sagen wollen, daß es unter den Preußen nicht auch sehr bescheidene und unter den andern Deutschen sehr anmaßende Leute gäbe; denn der Deutsche ist wol überhaupt von Natur etwas rechthaberisch, disputir- und raisonnirlustig, und es scheint daher kaum nöthig, ihm im „Raisonniren" noch besondere Anleitung zu geben.

Damals war aber der Unterricht vergleichsweise noch einfach; aber dasselbe System (das übrigens auch anderwärts mehr oder weniger sich in den Schulen einbürgerte und dessen man-

nichfache große Vorzüge keineswegs verkannt werden sollen) führte später zu der Einführung einer Vielheit von Lehrgegenständen, die, wenn dadurch auch der Umfang der Kenntnisse wesentlich erweitert wurde, in anderer Hinsicht ebenfalls schädlich wirkte, und zwar zumeist dadurch, daß zwar der Dünkel der jungen Vielwisser wesentlich, die Anwendbarkeit dieser theoretischen Kenntnisse auf das Leben aber fast gar nicht vermehrt wurde. Doch hören wir darüber eine Autorität, die keine andere ist als die Alexander von Humboldt's. Dieser äußerte sich im Jahre 1855 gegen einen Schulmann von außerhalb, der dieses Gespräch im Feuilleton der „Neuen Preußischen Zeitung" vom 16. Juli veröffentlicht hat, bei einem Zusammentreffen im königlichen Schlosse zu Potsdam unter anderm: „Sie sind Lehrer und theilen gewiß mit mir die Ansicht, daß die jetzt beliebte Richtung einer geistigen Ueberfütterung, bei der man das non multa, sed multum ganz aus dem Auge verliert, eine durchaus verwerfliche ist. Es liegt mir viel daran, daß einmal etwas Tüchtiges aus dem jungen Menschen wird. Bei unserer jetzigen Beschulungsweise aber ist das kaum möglich; die geistige Selbständigkeit und eine gediegene Ausprägung des Charakters wird fast unmöglich gemacht. Ich habe schon oft die Klage gehört, daß man unter unsern Beamten zwar viele tüchtige Arbeiter, aber sehr wenige durch Charaktertüchtigkeit imponirende Persönlichkeiten finde, wie sie zur Leitung der einzelnen Geschäftskreise unumgänglich nöthig sind..... Die alte Schulmethode mag auch ihre Fehler gehabt haben; aber sie war naturhafter, sie machte eine selbständige Entwickelung des Geistes möglich. Ich war 18 Jahre alt und konnte noch so gut wie gar nichts. Meine Lehrer glaubten auch nicht, daß es viel mit mir werden würde, und es hat ja doch noch so gut gethan. Wäre ich der jetzigen Schulbildung in die Hände gefallen, so wäre ich leiblich und geistig zu Grunde gegangen." Alexander von Humboldt fuhr dann im Verlaufe des Gesprächs oder seines Vortrags fort: „Jeder der Herren Lehrer hat sein bestimmtes Fach; in diesem jeden seiner Schüler zu einem Virtuosen heranzubilden, hält er für seine heiligste Pflicht. Er thut dabei, unbekümmert um die andern, ganz so, als ob der Schüler nur da sei, um in diesem Gegenstand Meister zu werden..... Es setzt sich blos Fett an, aber kein gutes gesundes Fleisch. An Wachsthum ist nicht zu denken. Eine mit sich abgeschlossene Selbstzufriedenheit, ein naseweises Aburtheilen über alles, das sind infolge davon Hauptzüge unserer Jugend. Alle geistige Frische, die zu einem erfolgreichen Universitätsstudium durchaus erforderlich ist, geht verloren. Die jugendlichen Geister sind jetzt die Knospen, die man im heißen Wasser abgebrüht hat, es fehlt ihnen alle Keim- und Triebkraft, die ihnen ja in dem brodelnden Herenkessel moderner Erziehungskunst verloren gegangen. Viele von meinen Freunden unter den akademischen Lehrern haben darüber, mir gegenüber, schon bittere Klagen erhoben. Ich habe infolge davon mehrfach Gelegenheit genommen, mit hochgestellten und einflußreichen Männern, die auf Abhülfe hätten hinwirken können, zu sprechen; alle waren mit mir einverstanden, aber doch ist zur Abhülfe noch nichts geschehen, und es bestätigt sich hier wieder, was ich einmal irgendwo gelesen zu haben mich erinnere: In Deutschland gehören netto zwei Jahrhunderte dazu, um eine Dummheit abzuschaffen; nämlich eins, um sie einzusehen, das andere aber, um sie zu beseitigen."

Wenn ein einfacher Schriftsteller oder Journalist solche Behauptungen aufstellt, so wendet man wol dagegen ein, daß ein „Literat" da nicht mitzureden habe; wenn aber ein Alexander von Humboldt in solche Klagen ausbricht, so wird man ihnen wohl oder übel einiges Gewicht beilegen müssen. Sie verdienen dies um so mehr, da er vielleicht nicht so blind war zu verkennen, daß der Einfluß seines vortrefflichen Bruders dazu beigetragen haben mag, den Unterricht im Griechischen auf den Gymnasien bis zu einer bedenklichen Höhe hinaufzuschrauben. Früher war man höchstens darauf bedacht, die Schüler im Lateinischen so weit zu bringen, daß sie im sogenannten ciceronianischen Latein disputiren und schreiben und im horazischen Stile Verse zusammensetzen konnten, obschon sie mit diesem Latein in dem alten Rom schwerlich viel besser fortgekommen sein würden, als ein Deutscher, der das Französische auf unsern Schulen gelernt hat, in Paris. Indeß solange das Lateinische die Gelehrtensprache, zum Theil auch die Sprache aller höher Gebildeten in Europa war und die meisten und besten Bücher lateinisch geschrieben wurden, hatte auch dies seinen Sinn, und als Uebungen in einer Sprache, deren Kenntniß auch dem Nichtgelehrten selbst heute noch von wesentlichem Nutzen sein kann, waren diese Versuche auch später nicht zu verachten. Nun aber sollten die Gymnasiasten im Laufe weniger Jahre und im zartesten Jünglingsalter dahin dressirt werden, einen griechischen Stil zu schreiben wie Demosthenes und griechische Verse zu machen wie Vater Homer, und nicht blos die leichtern Prosaisten und Dichter, sondern auch einige der schwierigsten Stücke von Plato und so dunkle und schwere Poeten wie Aeschylus und Pindar, die selbst dem tüchtigsten Hellenisten noch nach jahrelangem speciellen Studium stellenweise die größten Schwierigkeiten bieten, lesen und verstehen zu können. Der Zweck der Schule scheint aber doch zu gebieten, die große Mehrheit der Zöglinge im Auge zu haben und nicht blos eine Minorität von fünf oder sechs, die, mit besonderm linguistischen Talent begabt, sich zu wirklichen Sprachgelehrten ausbilden wollen, wozu ihnen später die Universität und das philologische Seminar im Zusammenhange mit fleißigem Privatstudium noch genug Gelegenheit bieten. Das Beispiel seines Freundes Schiller konnte Wilhelm von Humboldt ja beweisen, daß man vom Griechischen nicht einmal die Elemente innehaben und das Hellenenthum vermöge angeborenen und genialen Instincts doch besser begreifen und wiedergebären kann als irgendein philologisch dressirter Gelehrter. Wie nun der lateinische und der griechische Lehrer von ihren Zöglingen die höchsten Leistungen verlangten, so forderte der Geschichtslehrer von ihnen eine Last von Details und Jahreszahlen, das Aufzählen sämmtlicher ältester und neuester Dynasten nach Namen und Regierungsjahren, während der mathematische Lehrer seinerseits verlangte, daß seine Zöglinge die schwierigsten geometrischen und algebraischen Probleme mit derselben Leichtigkeit lösen sollten wie ein Bernouilli oder ein Euler. Außerdem forderte der Lehrer des Hebräischen binnen wenigen Jahren eine möglichst vollständige Beherrschung der schweren Sprache, in der die Psalmisten und Propheten dichteten, womöglich mit Einschluß des Chaldäischen und anderer orientalischen Mundarten u. s. w. So schlossen die Schüler, zum Schaden ihrer übermäßig in Anspruch genommenen geistigen und körperlichen Kräfte, wol mit vielen Wissenschaften oberflächliche und sehr bald für immer abgebrochene Bekanntschaften, aber nur selten mit einer derselben eine innige und dauernde Freundschaft. Dabei blieben aber doch das für einen Deutschen unserer Zeit so wichtige, ja fast unentbehrliche und leicht zu lernende Englisch, unsere eigene Muttersprache und der deutsche Stil und die jetzt mehr als je in das Leben eingreifenden Naturwissenschaften entweder ganz unberücksichtigt oder doch sehr vernachlässigt. Was letztere betrifft, so kann man sich von ihrem Studium für das jugendliche Gemüth freilich gegenwärtig nicht die gewünschten heilsamen Wirkungen versprechen, seit sie, die doch an sich die objectivsten und neutralsten Wissenschaften sind oder sein sollten, ganz offenbar zu Tendenz- und Parteizwecken misbraucht werden.

H. M.

Notiz.

Französische Urtheile über das deutsche Theater.

In den letzten Jahren sind wir in französischen Revuen und Blättern gar nicht selten längern Berichten und Abhandlungen über das deutsche Theater und Drama begegnet, was doch wol als ein Beweis gelten kann, daß beide nicht so uninteressant und geringfügig sind, als man in Deutschland selbst von vielen Seiten es darzustellen liebt. Solche Aufsätze über deutsche Theaterzustände fanden wir in der „Revue des deux mondes" (von Saint-René Taillandier), im „Mousquetaire" (von

wacht), in der „Revue contemporaine" u. s. w. Nun hat ch Seinguerlet im Juliheft der Zeitschrift „Le quart d'heure" ne Reihe von Artikeln über das deutsche Theater unter dem itel „De la situation du théâtre" begonnen, deren erster n der Tragödie handelt. Vielleicht kommen wir auf das anze zurück, wenn es geschlossen ist; für jetzt wollen wir aus m ersten Artikel nur hervorheben, daß, wie der Verfasser wahrnommen haben will, die erbärmlichen Eifersüchteleien der kleii deutschen Staaten untereinander abgenommen hätten und i ein „sentiment patriotique commun" angefangen habe, s große Volk der Deutschen zu beseligen und zu einigen. Er rt dann fort: „Dieser Patriotismus hat selbst im Theater Luft gemacht; er hat die Feuertaufe erhalten, die Feuertaufe Rampe. Erst kürzlich hat man ein sonst ziemlich armseliges, echt zusammengeflicktes und dramatisch uninteressantes Stück: as Testament des Großen Kurfürsten», von Putlitz, bis zum ermaß applaudirt, blos wegen einer Anspielung auf die Ein Deutschlands" u. s. w. Derselbe Franzose, der, wie er Augustheft des genannten Blattes versichert, im fünfundzwanen Lebensjahre nach Deutschland kam „sans savoir un d'allemand", besuchte von Heidelberg aus auch das manter Theater zur Zeit, als Doering aus Berlin daselbst gastirte, er stattet darüber in der „Illustration de Bade" Bericht Er sah Doering als Falstaff und Franz Moor. In der rn Rolle gefiel Doering ihm besonders: „J'ai vu rarement création plus vraie, plus saisissante", kurz, Doering nach des Franzosen Versicherung der „vollständigste, der digste Falstaff, den man sich vorstellen kann". Weniger er sich von seinem Franz Moor zufrieden gestellt; doch sei vielleicht mehr ein Fehler der Rolle als des Schauspielers. hiller's «Räuber»", sagt er, „haben, trotz bewunderns iger Eigenschaften, meiner Ansicht nach mehr historischen h als wahrhaft literarisches Verdienst. Sie sind das Erstwerk eines großen Genies und bezeichnen eine ruhmvolle e in der Entwickelung der deutschen dramatischen Poesie. es ist ein Jugendwerk, denn Schiller war damals erst 18 alt, die Uebertriebenheit der Form kann die Unwahrscheint des Inhalts nicht vergessen machen, und wenn es einem spieler gelingt, genügend das Stück zu interpretiren, so ich doch zweifeln, daß er zugleich auch natürlich sei." Auf der Aufführung des Shakspeare'schen „Heinrich IV." Seinguerlet die Bemerkung: „Leider konnte ich während arstellung einen Verdruß nicht verwinden, durch den mir ergnügen, welches sie mir verursachte, verbittert wurde. ls kann ich der Aufführung eines Shakspeare'schen Stücks utschland beiwohnen, ohne die Deutschen um den Vorzug, erke des großen englischen Tragikers auf ihrer Bühne irgert zu haben, zu beneiden und ohne bei dem Gedanken then, daß dies bei uns unmöglich ist, weil sich gewisse ge literarische Vorurtheile einiger gelehrten Perrüken demischen Pedanten dagegen auflehnen." H. M.

Bibliographie.

umgarten, M., Die Geschichte Jesu. Für das Verber Gegenwart in öffentlichen Vorträgen dargestellt. hweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

s Boot und die Karavane, eine Familien-Reise durch n, Palästina und Syrien. Nach der 5ten Auflage zur ig und Unterhaltung, aus dem Englischen übersetzt und erkungen versehen von C. A. W. Himly. Mit 5 Abbil- Leipzig, Schlicke. 1860. Gr. 8. 2 Thlr.

hn-Hahn, Ida Gräfin, Bilder aus der Geschichte der 3ter Band. — A. u. d. T.: Die Kirchenväter. 1ste Ab- Väter der orientalischen Kirche. Mainz, Kirchheim. 1 Thlr. 10 Ngr.

fert, R., Josef und seine Brüder. Ein Schauspiel in fzügen. Graz. 8. 5 Ngr.

eppen, C. F., Die Religion der Buddha. 2ter Band. — A. u. d. T.: Die lamaische Hierarchie und Kirche. Berlin, F. Schneider. Lex-8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Marx, K. F. H., Gottfried Wilhelm Leibniz in seinen Beziehungen zur Arzneiwissenschaft. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 12 Ngr.

Michelet, C. L., Die Geschichte der Menschheit in ihrem Entwickelungsgange seit dem Jahre 1775 bis auf die neuesten Zeiten. 1ster Theil. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 2 Thlr.

Pantschatantra: Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen. Aus dem Sanskrit übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen von T. Benfey. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 8 Thlr.

Reber, H., Gedichte. Memmingen, Besemfelder. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Soest, J. v., König Alfred. Berlin, W. Schultze. Gr. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Stieglitz, H., Briefe an seine Braut Charlotte. In einer Auswahl aus dem Nachlasse des Dichters herausgegeben von L. Curtze. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Storffrich, D. V., Psychologische Aufschlüsse über Shakspeare's Hamlet. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 24 Ngr.

Tietz, F., Heitere Eisenbahn- und Reise-Lectüre. Bunte Erinnerungen an frühere Persönlichkeiten, Begebenheiten und Theaterzustände aus Berlin und anders woher. Berlin, Lassar. 8. 10 Ngr.

Vogt, K., Altes und Neues aus Thier- und Menschenleben. Mit dem Porträt des Verfassers und einer zoologischen Abbildung. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Weißbrodt, J., Genovefa. Gedicht. Münster, Theissing. 16. 1 Thlr.

Wendt, H. H., Dr. Philipp Nicolai, Hauptpastor zu St. Catharinen in Hamburg. Vorlesungen gehalten auf Veranlassung des Vereins für hamburgische Geschichte. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 18 Ngr.

Wieser, J. C., Das Haus des Tiresias. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Brünn, Karafiat. Lex.-8. 20 Ngr.

Wildermuth, Ottilie, Die Heimath der Frau. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Blumroeder, A. v., Was hat Deutschland in der gegenwärtigen Situation zu hoffen oder zu fürchten? Eine Ergänzung meiner „Ansprache an das deutsche Volk und Mahnung zur Vorkehr gegen künftige Gefahren". Leipzig, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Die Deutsche Centralgewalt. Von einem Süddeutschen. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kapuziner-Predigt. Darinnen ehrlich, deutsch und wahr wird gehandelt von der Kriegsgefahr, auch vom Bonaparti und seinen Listen zur Lehr und zum Trost für alle Christen. München, Lentner. Gr. 8. 1 Ngr.

Monod, A., Gieb mir dein Herz oder: Gott verlangt des Menschen Herz. Aus dem Französischen. Potsdam, Schlesier. 1860. 12. 5 Ngr.

Prochnow, J. D., Achtzehn Jahre in Ostindien. Vortrag, gehalten auf Veranlassung des Evangelischen Vereins am 17. Januar 1859. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 3 Ngr.

Raasløff, H. J. A., Die Deutschen Forderungen und die Dänische Monarchie. Kopenhagen, Gyldendal. Gr. 8. 18 Ngr.

Die Reformbestrebungen unserer Zeit. Zerstreute Gedanken über die deutsche Einheit. Vom Verfasser von „Der Deutsche Bund" und „Was hat Preußen gesagt — gethan?" Leipzig, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Rupp, J., Das Sektenwesen und die freie Gemeinde. Königsberg, Theile. Lex.-8. 3¾ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BILDER-ATLAS
zum Conversations-Lexikon.

(500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden **Texte** von mehr als 100 Bogen und einem Namen- und Sachregister.)

24 Thlr.; cartonnirt 26 Thlr. 20 Ngr.;
gebunden in Leinwand 32 Thlr. 10 Ngr.

Dieses ganz selbständige, höchst lehrreiche und schöne Werk kann fortwährend auf einmal vollständig oder allmählich bezogen werden. Gegenwärtig erscheint davon eine

Neue fünfte Ausgabe in 80 Lieferungen zu 9 Ngr.

Jede der **zehn Abtheilungen** des Werks ist nebst dem betreffenden Texte unter besondern Haupttiteln **einzeln** zu nachstehenden Preisen zu beziehen:

I. **Mathematische u. Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Mappen zur Aufbewahrung der Tafeln werden zu 8 Ngr., **Leinwandbände** der Tafeln und des Textes mit 25 Ngr. für jede Abtheilung berechnet.

Eine Probelieferung und ausführliche Prospecte über das Werk sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Im Verlage von **Heinrich Schindler** in Berlin erschienen und sind in den meisten Buchhandlungen vorräthig:

Sämmtliche Tragödien des Euripides

in den Versmaßen der Originale übertragen

von **Franz Fritze.**

Band I und II. 8. Geh. à 2 Thlr.
(Der dritte Band ist im Druck.)

Das allgemeine Urtheil hat dies Werk längst an die Spitze ähnlicher Versuche gestellt, den poetischen Schatz zu heben, welchen uns das griechische Alterthum in den Werken seiner großen Tragiker hinterlassen hat. Die Arbeit vereint in einer bisher nirgends erreichten Vollkommenheit die größte philologische Treue und Correctheit mit den Vorzügen einer edeln deutschen Diction, welche dem Leser durchaus den Eindruck einer im hellenischen Geist geschriebenen Originaldichtung erzeugt. Die vorliegenden zwei Bände enthalten: Hecabe, Andromache, die Heracliden, Hippolyt, Orestes, Medea, Helena, Rhesos, Die Flehenden, Alcestis und Iphigenia in Aulis. Jede dieser Tragödien ist außerdem einzeln zu beziehen.

In der unterzeichneten Verlagshandlung erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Supplement- oder dritter Schluß-Band
zu
Wilhelm Heine's Expedition in die Seen
von

China, Japan und Ochotsk

und die

Erforschung des Amurgebietes

durch **P. Collins**
im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten,
unternommen in den Jahren 1853 bis 1857.

Mit 12 vom Verfasser nach der Natur gezeichneten Ansichten in Holzschnitt und Tondruck ausgeführt in der **F. A. Brockhaus'**schen **Geographisch-artistischen Anstalt,** nebst 3 Karten und 16 Tafeln. Lex.-8. Preis 3 1/4 Thlr.

Das wichtige, interessante und umfangreiche Material, das Hrn. **Wilhelm Heine** zu Diensten stand, konnte von demselben in zwei Bänden nicht bewältigt werden, ohne dem Werke und somit der Wissenschaft selbst Eintrag zu thun. Dieser Schluß-Band enthält außer den weitern Entdeckungen und Abenteuern der Expedition in **Kamschatka** und **Sibirien** noch die höchst wichtige noch **nie** veröffentlichte Erforschung des **Amurstroms** und seines **Flußgebietes** von Dr. **P. Collins.** Die prachtvolle Ausstattung schließt sich selbstverständlich den ersten beiden Bänden an.

Die Widmung dieses Prachtwerkes geruhten **Se. Königliche Hoheit Prinz Adalbert von Preußen** huldreichst anzunehmen.

Nachdem die königlich preußische Regierung ihre Expedition nach China und Japan im Interesse des deutschen Handels bereits im October dieses Jahres absegeln läßt, ist dies Werk von doppelter Wichtigkeit.

Leipzig, 1859.

Hermann Costenoble, Verlagsbuchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern von **Karl Gutzkow.**

In neun Bänden.

Erster bis fünfter Band. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 10 Ngr.

Soeben ist der fünfte Band dieses Werks erschienen, der ein Seitenstück zu den „Rittern vom Geiste", in gleicher Weise, wie diese das norddeutsche Element der Gegenwart schilderten, die süddeutschen und südeuropäischen Verhältnisse zur Grundlage hat und somit gleichfalls ein Zeitgemälde unserer Tage wird. Die Handlung spielt in Westfalen, am Rhein, in Wien und Norditalien und endigt in Rom, das der Verfasser zu diesem Zweck kürzlich besuchte.

Die folgenden Bände werden in möglichst kurzen Zwischenräumen erscheinen.

Von den drei ersten Bänden ist bereits eine zweite wesentlich unveränderte Auflage nöthig geworden, da die erste rasch vergriffen war.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 13. October 1859.

Die nordamerikanische Expedition nach dem Großen Ocean.

Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk unter Commando von Commodore Cadw. Ringgold und Commodore John Rodgers und die Erforschung des Amurgebiets durch Dr. P. Collins, im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten unternommen in den Jahren 1853—57, unter Zuziehung der officiellen Autoritäten und Quellen. Deutsche Originalausgabe von Wilhelm Heine. Mit 28 vom Verfasser nach der Natur gezeichneten Ansichten, Porträts, landwirthschaftlichen Maschinen u. s. w. in Holzschnitt und Tondruck, nebst 7 Karten und 16 Tafeln. Drei Bände. (Zugleich Fortsetzung der Reise um die Erde nach Japan.) Leipzig, Costenoble. 1858—59. Lex.-8. 9 Thlr. 22½ Ngr.

Gleichzeitig mit der Expedition nach Japan unter Commodore Perry organisirte die Regierung der Vereinigten Staaten ein zweites Geschwader unter den Befehlen des Commodore Cadwallader Ringgold, um die vorhandenen Karten des Großen Oceans nachzumessen und zu berichtigen, und nöthigenfalls mit Perry vereint in Japan zu operiren. Für den letztern Zweck kam nun zwar das Geschwader infolge von mancherlei Verzögerungen zu spät an; allein um so eifriger widmete es sich seiner Hauptaufgabe, der Erforschung der bisher nur unvollkommen bekannten Küsten des Großen Oceans. Die Resultate dieser verschiedenen Unternehmungen, soweit dieselben von allgemein wissenschaftlichem Interesse oder das größere Lesepublikum zu unterhalten geeignet sind, bilden den Gegenstand des angezeigten Werks, welches nicht ganz mit Unrecht als Fortsetzung der „Reise um die Erde nach Japan“ bezeichnet werden kann, insofern es in seiner erstern Hälfte die in dem frühern Reisewerke des Verfassers enthaltenen Mittheilungen vervollständigt und in der letztern die Ergebnisse einer Expedition schildert, welche nur im Zusammenhange und infolge der Eröffnung Japans unternommen worden ist.

Die Leser d. Bl. werden sich, wo nicht aus eigener Lectüre der „Reise um die Erde nach Japan“, so doch vielleicht aus unserer Besprechung dieses Werks in Nr. 23 d. Bl. f. 1857 erinnern, daß Wilhelm Heine der Expedition des Commodore Perry beigegeben war und mit dieser nach Amerika zurückkehrte. Er kann also die Ereignisse und Forschungen der gleichzeitigen Expedition unter Ringgold und Rodgers nicht aus eigener Anschauung schildern und läßt sich nur in sehr uneigentlichem Sinne als Verfasser der vorliegenden Reisebeschreibung bezeichnen. So herzliche Anerkennung seine Bemühungen auch diesmal verdienen, so sind sie doch mehr untergeordneter Art. Seine Verdienste beschränken sich auf die Herbeischaffung, Sichtung und Zusammenstellung der Berichte glaubwürdiger Augenzeugen und officieller Documente, deren Uebertragung ins Deutsche und eine im ganzen ziemlich lose Verknüpfung derselben. Es liegt auf der Hand, daß bei einem solchen Verfahren die von uns früher an Heine's Darstellungsweise gerühmten Vorzüge nicht in ihrer vollen Frische und Wirksamkeit hervortreten können, und vor allem vermißt man höchst ungern jenes liebenswürdige persönliche Element, welches einen wesentlichen künstlerischen Einheitspunkt seiner frühern Schilderungen aus dem Gebiete des Natur- und Völkerlebens bildete. Wir werden im einzelnen hierauf zurückkommen müssen. Bei alledem aber legt auch dieses Werk Zeugniß ab von dem rastlosen Fleiße, der gewissenhaften Sorgfalt, dem tadellosen Geschmacke und überhaupt der schriftstellerischen Befähigung des Verfassers. Es enthält einen reichen Schatz wissenschaftlich bedeutsamer Thatsachen und anregender Bemerkungen und wird sich voraussichtlich einen ausgedehnten Leserkreis gewinnen.

Der erste Band ist von mehr einleitendem Charakter. Die Expedition segelte am 21. Juni 1853 aus dem Hafen von Norfolk in Virginien und traf am 20. September am Cap der Guten Hoffnung ein. Von hier begab sich ein Theil des Geschwaders nach Sidney in Australien, während der andere direct nach dem nächsten Bestimmungsorte der Expedition, der Straße von Gaspar, abging. Jene Abtheilung, bei welcher sich der Commodore befand, stellte manche interessante Beobachtungen in Bezug auf die Tiefe und Beschaffenheit des Meeresgrundes und die Länge der Wellen an; doch sind deren Resultate und die sonstigen Erlebnisse nicht charakteristisch genug, um eine specielle Hervorhebung zu verdienen. Sie passirte

im Februar auf dem Rückwege die Straße von Vanicoro und zollte dem Andenken des hier untergangenen Lapeyrouse, dessen glorreicher Entdeckungsbahn im Norden der Südsee sie zu folgen bestimmt war, durch eine ergreifende militärische Feier ihre Ehrfurcht. Nach einer vorübergehenden Berührung mit den Eingeborenen einer australischen Insel erreichte man am 19. März den Hafen von Hongkong.

Inzwischen hatten die drei übrigen Fahrzeuge der Expedition ihre Reise nach Batavia fortgesetzt, wo sie sich länger als einen Monat aufhielten. Unter den Beobachtungen, welche sie hier zu machen Gelegenheit hatten, dürfte folgende manchem ziemlich neu sein.

Viele der Eingeborenen verbrauchen große Massen von Opium in verschirdenen Formen, und infolge davon werden im Laufe der Zeit ihre Gesichtszüge scharf, die Haut ist über die Knochen wie Pergament gespannt, und zu Zeiten, in Anfällen von Wahnsinn, werden sie blutdürstiger und grausamer als Tiger. Mit dem langen „Cris“ bewaffnet (ein scharfes Dolchmesser, dessen Schneide wellenförmig ist), stürzen sie wüthend aus ihren Häusern und laufen, so schnell ihre Füße sie tragen können, manchmal nackt, manchmal bekleidet, doch stets wahnsinnig und wüthend, durch die gedrängten Straßen, mit dem einzigen Gedanken, alles, was ihnen in den Weg kommt, zu ermorden. Sobald nun ein Mann in diesem Zustande gesehen wird, schreit alles: „Amoak! Amoak!“ Jedermann sucht die erste beste Waffe, die ihm in die Hände kommt, zu ergreifen und folgt dem gemeinsamen Feinde. Gewöhnlich zieht man lange Speere dem kürzern Cris vor, und mit diesen wird der Wahnsinnige endlich in eine Ecke getrieben und mit einer Jagdlust, als wäre er ein Tiger, getödtet.

Das Wort „Muck“, woher der Ausdruck „Mucklaufen“, ist eine Verstümmelung des javanischen „Amoak“ (tödte).

Man schritt jetzt zur Vermessung der Gasparstraße (zwischen den Inseln Bangka und Billiton im Südosten von Sumatra und im Südwesten von Borneo), deren gefährliche Riffe, Felsen und Strömungen bisher nur sehr unvollkommen angegeben waren, obgleich neun Zehntel des Welthandels mit China hindurchgehen. Während dieser viermonatlichen Arbeit, die mit dem 15. Mai beendet war, gab es mancherlei Abenteuer, und insbesondere ist eine Expedition in die dichten tiger- und schlangenreichen tropischen Waldungen der Insel Bangkok ebenso belehrend wie aufregend.

Nach der Wiedervereinigung des Geschwaders in Hongkong ging das Commando der jetzt noch übrigen seetüchtigen vier Schiffe auf den Kapitän John Hancock über, der im Verein mit Commodore Perry und dem englischen Admiral Sterling dem amerikanischen Commissar McLean und dem englischen John Bowring ein Geschwader von fünf Schiffen zur Verfügung stellte, das sie den Peiho hinauf nach Peking bringen sollte. Die beiden von seiner Flotte hierzu detachirten Schiffe „Hancock“ und „Cooper“ segelten nach Schanghae und besuchten unterwegs die große und volkreiche Stadt Futschaufu an den Ufern des Min, wobei sie mit dem chinesischen Leben und Treiben in mannichfache Berührung kamen. Wir machen insbesondere auf die ergötzliche Schilderung des Fischfangs mit Cormoranen aufmerksam. Man fuhr nun zwar ein Stück in den Peiho hinein; allein nach längerm Verzuge durch nutzlose Unterhandlungen mit den Chinesen wurden die Schiffe durch anhaltendes stürmisches Wetter aus dem Golf von Petschili wieder ins offene Gelbe Meer hinausgetrieben, wo man mit genauer Noth der Gefahr des Schiffbruchs entrann. Von Schanghae aus segelte die „Hancock“ nach Kilung, einem Hafen am nördlichen Ende der Insel Formosa, wo sich eine chinesische Strafcolonie befindet, vereinigte sich hier mit der „Cooper“ und traf am 13. Februar 1855 in Hongkong ein, wo sie das Flaggenschiff allein vor Anker fanden, da die Brigg „Porpoise“ im Sturme untergegangen war. Jenes, die „Vincennes“, hatte unterdessen die Boninïnseln besucht, sodann die unter Perry begonnene Vermessung der Lewchewgruppe fortgesetzt und einen großen Theil der südlichen und östlichen Küste des schönen Kiusiu, der südlichsten von den größern japanischen Inseln, aufgenommen.

Da wir den einzelnen Schiffen nicht überall auf ihren Explorationsfahrten zu folgen im Stande sind, sondern uns mit Herausgreifung einzelner Notizen begnügen müssen, so deuten wir jetzt den vom Commodore festgesetzten Plan an, wie derselbe wirklich zur Ausführung kam. Danach sollte die „Vincennes“ über die Boninseln nach Lewchew segeln, die „Cooper“ einige Inseln nördlich und östlich von Formosa und die „Hancock“ die südwestliche und östliche Küste dieser Insel selbst vermessen. Von da sollten sie auf verschiedenen Wegen nach Hakotade auf der Insel Jesso segeln, und zwar die „Cooper“ durch das Japanische Meer, die „Vincennes“ und „Hancock“ dagegen durch die lange Inselkette zwischen Lewchew und Japan fahren, in Simoda auf der Insel Nipon einsprechen und endlich in Hakotade wieder mit der „Cooper“ zusammentreffen. Von da sollte die „Vincennes“ längs der Ostküste von Kamtschatka und Asien durch die Behringsstraße in das arktische Meer gehen, die „Cooper“ die Kurilen, Fox- und Aleutischen Inseln vermessen und die „Hancock“ in dem ganzen Umkreis des Ochotskischen Meeres, dem großen Sammelplatz der amerikanischen Walfischfänger, dasselbe thun. Um die Mitte des October sollte sich das Geschwader wieder in San-Francisco vereinigen.

Von hohem Interesse ist der Besuch der „Hancock“ auf Formosa, obschon uns derselbe in dem, was wir bisher über diese räthselhafte Insel wußten, nicht sonderlich fördert. Man fand die Insel 205 (englische) Meilen lang und durchschnittlich 60 Meilen breit. Sie hat eine Bergkette längs der ganzen Küste und ist von zwei Rassen bewohnt, Chinesen und Rothhäuten. Jene nehmen die nördliche und westliche Seite der Insel, diese den Süden und Osten ein, und beide leben in unausgesetzter Feindschaft. Das Gebiet der chinesischen Bewohner ist niedrig und fruchtbar, das der Rothhäute unfruchtbar und gebirgig. An der Nord- und Westseite befinden sich mehrere Häfen, an der östlichen aber sind keine vorhanden. Der Zeichner der Expedition hatte Gelegenheit, mehrere von den Ureinwohnern in nächster Nähe zu betrachten. Er beschrieb sie als Leute von hohem Wuchs, schöner Körperbildung, Kupferfarbe, starken Backenknochen und Kinnladen, mit schlichtem schwarzen Haupthaar, das bis

die Schultern reichte, und mit Ausnahme eines Stücks
:mmwollenzeug über die Schultern gänzlich unbekleidet.
Chinesen sind in entsetzlicher Angst vor ihnen und
en sie für Menschenfresser. Wenigstens benutzen sie
gefangenen Chinesen als Gärtner und Maurer. Man
von der Ostküste aus kleine, doch anscheinend bequeme
erne Wohnhäuser und um diese gutgepflegte Gärten
Felder. Die Männer waren mit Bogen und Pfei-
zum Theil aber auch mit sehr kampfstüchtig aussehen-
Luntenflinten bewaffnet.

Ueber die Ergebnisse der Expedition in Japan werden
uns beim zweiten Bande aussprechen. Hier sei nur
ürze bemerkt, daß der erste Band mit der Schil-
g der Unterhandlungen schließt, welche die Ratifica-
es Vertrags von Kanagawa begleiteten. Eine etwas
hrlichere Erwähnung verdient das furchtbare Erd-
, das nicht lange vor Ankunft der amerikanischen
e die Insel Nipon erschüttert, Simoda und viele
Städte zerstört und die russische Fregatte „Diana"
afen von Simoda so arg beschädigt hatte, daß sie
sank. Ein russischer Offizier schilderte den Vorfall
dermaßen:

m 23. December 1854 war das Wetter schön, der Ther-
r 72°, der Barometer 30', als plötzlich ein gewaltiger
an Bord der Fregatte gefühlt ward, der das Schiff
schütterte. Derselbe dauerte volle fünf Minuten, und wäh-
r nächsten halben Stunde folgten ihm in verschiedenen
nräumen noch mehrere Stöße von gleicher Heftigkeit.
Uhr 30 Minuten brach plötzlich die See in einer unge-
30 Fuß hohen Welle mit furchtbarer Geschwindigkeit
Hafen herein. In einem Augenblick war das Städtchen
überflutet und vom Boden weggespült. Große Dschunken,
Hafen ankerten, wurden gegeneinander geschleudert, und
von mehrere Meilen das Thal hinaufgeschwemmt. Als
ser wieder zurückströmte, war es von Häusern, Dschunken,
rn aller Art und ertrinkenden Menschen in einer entsetz-
grauenerregenden Masse bedeckt.
s Anschwellen des Wassers fand fünfmal statt. Ein
ualm verbreitete sich über die Stadt und die umliegende
und die Luft war mit erstickenden Schwefeldämpfen
während noch fünf Stunden länger geringere Erschüt-
die Erde bewegten. An Bord der russischen Fregatte
ein Schauspiel dar, das die stärksten Herzen erbeben
Sie ward von einer Seite zur andern geworfen, und
Wasser zurücktrat, lag sie plötzlich auf der Seite mit
Fuß Wasser ringsumher. Plötzlich ward sie wieder
hereinstürzenden Wellen mit so entsetzlicher Geschwin-
tgerissen, daß es schien, als flöge das Schiff durch die
zählige Strudel bildeten sich auf allen Seiten, die das
so ungeheuerer Kraft im Kreise herumtrieben, daß
nd Matrosen schwindelig wurden. In dieser hülflosen
en sie, solange das Erdbeben fortdauerte.
Uhr 30 Minuten nach Mittag war alles vorüber,
hme einer gelegentlichen leichten Erschütterung; das
r ruhig und lächelte anscheinend über sein Werk der
So dicht lagen die Trümmer über die ganze Wasser-
reut, daß die Japanesen auf denselben über die Bai
n nach ihren Todten und dem verlorenen Eigenthum
Von den 1000 Häusern Simodas blieben nur 16
alle wurden mehr oder weniger beschädigt. Wäh-
er Fluten ward eine große Dschunke gegen die „Diana"
und brach in Stücke. Man warf der Mannschaft
m sie daran zu retten, allein in blindem Gehorsam
Gesetz, welches den Japanesen verbietet an Bord
fremder Schiffe zu gehen, verweigerten sie, sich dieses Rettungs-
mittels zu bedienen und gingen mit dem Fahrzeug zu Grunde.
Mehrere hundert Personen verloren ihr Leben, allein da der
größte Theil der etwa 7000 Seelen zählenden Bevölkerung beim
ersten Stoß sich nach den Hügeln flüchtete, ehe die Wasserflut
hereinbrach, so wurden mehr gerettet als sonst der Fall gewe-
sen wäre.

In Bezug auf die Wirkungen der ersten Berührung
zwischen Amerikanern und Japanesen ist es bezeichnend,
daß die letztern alle sehr begierig waren, Bücher über
medicinische und in der That über Gegenstände jeder Art
zu erhalten, nur nicht über Religion. Die von dem
frühern Kaplan unter ihnen zurückgelassenen Tractate
brachten sie alle zurück und baten, sie aus dem Lande
mitzunehmen. Sie erzählten, daß sie gelernt hätten die
dem Kaiser geschenkte Locomotive zu benutzen, der Tele-
graph aber zu schwierig für sie sei.

Dieser Band enthält zahlreiche Anhänge, die na-
mentlich über die Bodencultur der verschiedenen von der
frühern und gegenwärtigen Expedition besuchten Länder
und Inseln genauere Aufschlüsse ertheilen. Die wichtig-
sten derselben sind wol der Bericht Green's über den
Landbau von China und der Bericht West's über die
chinesischen Agriculturwerkzeuge, die auch nach den aus-
führlichern Werken von Meadows und Fortune ihren
Werth behalten und vieles Neue und Selbständige bei-
bringen. Aehnliche Resultate bieten für Japan die beiden
Berichte Green's über den Ackerbau von Japan und über
die medicinische Topographie dieses Landes nebst der Mit-
theilung Perry's über Schiffahrt und Schiffbau der Ja-
panesen. Es versteht sich, daß diese Berichte auch sonst
manche geographisch und ethnographisch wichtige Notizen
beibringen. Das letztere ist ganz besonders der Fall mit
den Berichten Green's über die medicinische Topographie
und den Landbau von Lewchew, Morrow's über den
Ackerbau daselbst, Balch's über die Bailyinseln (im Süden
der Boningruppe) und den verschiedenen Berichten über
die Bonininseln, unter denen sich Bayard Taylor's und
Fahs' Mittheilungen über die Peelinsel, wo die ameri-
kanischen Ansiedler sich bereits zu einer Colonie constituirt
haben, überdies durch die bei jenem Reisenden so vor-
theilhaft bekannte Lebendigkeit der Darstellung aus-
zeichnen.

Der bei weitem größte Theil des zweiten Bandes
handelt wieder von Japan; aber unsere durch die bis-
herigen Berichte über dieses Land und seine Bewohner
in mannichfacher Hinsicht mehr erregte als befriedigte Neu-
gierde sucht darin vergeblich nach den ersehnten Aufschlüs-
sen. In der That sind auch unter den gegenwärtigen
Umständen solche Aufschlüsse kaum zu erwarten. Die
Expedition des Commodore Perry trug theils ihr In-
teresse in sich selbst, theils förderte sie allerdings einige
neue Thatsachen zu Tage, theils endlich machte sie das
große Publikum wieder auf die schätzbaren Berichte älterer
Reisenden aufmerksam und bestätigte im wesentlichen deren
Forschungen und Schilderungen. Nautische Expeditionen
in ähnlichem Stile, wie die in vorliegendem Buche be-
schriebene, vermögen unsere Kenntniß nicht merklich zu

fördern. Ihre Ergebnisse sind wol für die strenge Wissenschaft und noch unmittelbarer für die Praxis des Handels und Seeverkehrs von Gewinn, für die große Masse der Leser aber, an welche sich doch Heine's neuestes Reisewerk wendet, sind sie nicht blos uninteressant, sondern theilweise sogar schwer verständlich, obgleich sie ihnen durch hinreichend specielle und vortrefflich ausgeführte Karten veranschaulicht werden. Was die Topographie und Statistik des eigentlichen innern Japan betrifft, so lassen sie uns ebenso sehr im Stich wie hinsichtlich aller ethnographischen, culturhistorischen und geschichtlichen Fragen, an deren Beantwortung sich das Hauptinteresse des lesenden Publikums knüpft. Nach den schon an sich beengenden und überdies von den japanischen Behörden in möglichst beschränkendem Sinne gedeuteten Bestimmungen des Vertrags von Kanagawa, unter dessen Schutze die Gewährsmänner des Verfassers Japan besuchten, fehlte es den Besuchern an dem zu eingehendern Forschungen nöthigen Spielraume. Das wird sich hoffentlich in nächster Zeit ändern, wenn infolge der neuerdings abgeschlossenen Verträge europäische und amerikanische Gesandte und Consuln ihren dauernden Aufenthalt in jenem merkwürdigen, sich langsam aber stetig dem Verkehre und der wissenschaftlichen Forschung erschließenden Inselreiche genommen haben werden.

Selbst das in Nr. 40 d. Bl. f. 1858 beurtheilte, an äußerm Umfange wie an Werth der Darstellung weit hinter Heine's Reisewerk zurückstehende Büchlein von Lühdorf, dessen Fahrzeug und Person übrigens hier mehrfache Erwähnung und dessen Angaben eine erfreuliche Bestätigung finden, enthielt mehr neue und charakteristische Thatsachen als die weit ausführlichere und elegantere Reisebeschreibung, welche uns gegenwärtig vorliegt. Nicht etwa, weil sich Lühdorf einer schärfern Beobachtungsgabe rühmen könnte — ganz im Gegentheil, sondern vielmehr aus dem einfachen Grunde, weil derselbe durch die Umstände zu einem mehrmonatlichen unfreiwilligen Aufenthalte bei Hakodade genöthigt wurde, und dadurch Gelegenheit erhielt, das alltägliche Thun und Treiben seiner japanischen Umgebung anhaltender und genauer zu beobachten, ohne selbst Gegenstand ungewöhnlicher Beobachtung und Berücksichtigung zu sein wie die Mitglieder der nautischen Expedition, denen gegenüber das Volk so gut wie die Behörden eine gewisse Attitude anzunehmen für nöthig hielten. Da der Verfasser und seine Gewährsmänner stets nur auf sehr kurze Zeit den einen oder andern Küstenpunkt anliefen, so kann es uns nicht wunder nehmen, wenn sein Buch für jeden mit der Literatur über Japan oder auch nur mit seinem eigenen frühern Reisewerke leidlich Bekannten in vieler Beziehung fast werthlos erscheint, obschon es immerhin eine angenehme Lectüre bleibt. Die Sache wird natürlich dadurch nicht besser, daß er abwechselnd drei verschiedenen Berichterstattern das Wort läßt, die im Grunde genommen sämmtlich dasselbe zu sagen haben; und zwar lediglich deshalb, weil es nicht ohne Interesse sei, „die von einem Reisenden gemachten Angaben von einem andern, der mit jenem nicht bekannt war, bestätigt zu sehen". Nun gewinnt es allerdings den Anschein, als wolle sich mit der Zeit eine Pseudoliteratur über Japan hervorwagen, die man nach ihrer Legitimation zu fragen allen Grund hat. Allein zu dieser Kategorie gehören doch ganz gewiß nicht Heine's Schriften, die alle innern und äußern Merkmale der strengsten Wahrhaftigkeit an sich tragen; bei ihnen ist jeder Beleg, der eben bloßer Beleg ist, vom Ueberfluß und mithin vom Uebel, wie alles unnöthige Geschreibe. Wir wollen zwar nicht behaupten, daß diesen verschiedenen Berichten aller eigenthümliche Werth abzusprechen sei: der des amerikanischen Lieutenants Habersham zeichnet sich durch eine ungemeine Frische der Darstellung aus; der des englischen Kapitäns Whittingham schildert einen Theil der Operationen des englischen Geschwaders zur Zeit des orientalischen Kriegs, sowie die in sehr unenglischem Geiste geführten Verhandlungen mit den Japanern in Nangasaki; der des Chinesen Loo aus Kanton endlich ist allerdings durch seine Form, auf die wir kurz zurückkommen werden, im höchsten Grade charakteristisch. Allein das alles entschädigt um so weniger für den Mangel an neuem Inhalt von dauernder Geltung, je mehr durch die Ineinanderschichtung dieser verschiedenen Berichte auch die Uebersichtlichkeit und künstlerische Einheit des Ganzen gelitten hat. Die Bewegungen des amerikanischen und englischen Geschwaders können uns in der Ausführlichkeit, wie sie hier dargestellt sind, heutzutage nicht mehr interessiren; jede erträgliche Zeitung gibt uns darüber genügenden Aufschluß. Da auch das persönliche Element der Erzählung nirgends sehr bedeutend hervortritt, so ist es in der That blos dem Talent und Geschmack des Verfassers zu verdanken, wenn dessenungeachtet dieser Theil des Werks als anziehend und unterhaltend empfohlen werden kann. Uebrigens versteht es sich wol von selbst, daß es für alle mit der anderweitigen Reiseliteratur über Japan Unbekannten zugleich einen reichen Schatz von wissenswerthen Thatsachen birgt.

Uns gibt dieser ganze Reichthum nur zu einer kurzen Bemerkung über den Zustand der öffentlichen Moralität in Japan Veranlassung. Der Verfasser gedachte schon in seinem vorigen Reisewerke der uns auffälligen Sitte, daß in Japan Leute jedes Geschlechts, Alters und Standes gleichzeitig die öffentlichen Bäder benutzen, ohne durch irgendwelches Schamgefühl beengt zu werden; daneben konnte er aber nicht umhin, die liebenswürdige Schüchternheit und Sittsamkeit der Frauen, und ganz besonders der Jungfrauen, anerkennend hervorzuheben. Hierin würde nun an und für sich keineswegs ein unauflösbarer Widerspruch liegen: das Beispiel anderer Volksstämme beweist, daß mit einer großen Freiheit der Sitte im geschlechtlichen Verhältniß ein Zustand gesunder Moralität recht wohl verträglich ist. Was insbesondere die rücksichtslose Entblößung des Körpers anbetrifft, so bedarf es hier gar keines Hinweises auf die Sitte jener von der Cultur wenig oder nicht berührten Völkerschaften, die überhaupt noch nicht vom Baume der Erkenntniß gekostet zu haben scheinen, man braucht sich nur der Erzählung des Vater Homer oder dessen zu erinnern, was Bayard Taylor und

andere Reisende über die finnische Sitte und namentlich über die finnischen Bäder berichten. Hierbei ist aber unerlaßliche Voraussetzung, daß das geschlechtliche Verhältniß als ein durchweg natürliches und unverfängliches stets in Wort und Handlung mit vollem Ernst und ohne alle Zweideutigkeit behandelt werde. Wenn wir nun früherhin gemeint hatten, daß diese Voraussetzung allerdings unter den Japanern eintreffe, so sind wir, offen gestanden, nach den vorliegenden Berichten in unserm Glauben etwas irre geworden. Der Verfasser bemerkt nämlich, daß in Simoda und der Bai von Yedo beinahe jeder Japaner obscöne Bilder und Bücher mit sich herumgetragen, sie bei jeder Gelegenheit verstohlen gezeigt und mit obscönen Commentaren begleitet habe. Er fügt zwar hinzu, daß der Einfluß der üppigen Hauptstadt die Sitten der Bewohner vielleicht nur in der nächsten Umgegend verderbt und der Rest des japanischen Volks weniger lascive Gewohnheiten haben möge, und bestätigt die vom Chinesen Loo gemachte Bemerkung, daß die Sitten der Einwohner von Hakotade gut zu sein schienen und obscöne Redensarten dort selten gehört würden. Wie aber eine Sitte, deren Zulässigkeit nur durch das Vorhandensein einer völlig arglosen Anschauung natürlicher Verhältnisse bedingt ist, ohne diese Voraussetzung auf die Dauer Bestand haben soll, ohne das Volk gründlich zu demoralisiren, läßt sich nicht wol absehen. Vielleicht ist der neueröffnete Verkehr mit den Völkern des Westens dazu bestimmt, den Anstoß zu einem Bruche mit dieser wie mit mancher andern überkommenen Sitte oder Unsitte zu geben. Im übrigen, bemerkt der Verfasser, sei das Verhältniß der Frauen zu den Fremden ein vollkommen reines, was von den Chinesen nicht gesagt werden könne, obschon bei diesen das gemeinsame Baden beider Geschlechter in öffentlichen Bädern nicht vorkomme. Der englische Kapitän sagt:

> Der Verkehr zwischen den Schönen Japans und den Europäern wird durch die Polizei entschieden verhindert und die Strafe einer solchen Unglücklichen wäre Enthauptung. Alle Galanterie unserer im Tempel einquartirten Alliirten soll daher, wie ich vernommen, erfolglos geblieben sein.

Unter den japanischen Schönen kann man freilich nur die unverheiratheten Frauen verstehen, als deren Reize der Engländer blühende, fast zu blühende Wangen, rothe Lippen und von Gesundheit strahlende Augen bei etwas zu mongolischen Gesichtszügen, hohe und volle Gestalten, weiße Haut, kleine Füße, üppiges Haar und weiße regelmäßige Zähne bezeichnet, während die verheiratheten Japanerinnen fast ohne Ausnahme entschieden häßlich sind. Die verunstaltende Unsitte, die Zähne nach der Verheirathung schwarz zu färben, erklärt derselbe aus der von ihm in Erfahrung gebrachten Thatsache, daß jeder Beamte, der ein hübsches Frauenzimmer mit einem seiner Untergebenen verheirathet sehe, sich dasselbe zum Nebenweibe nehmen könne. Wie es sich auch mit dieser angeblichen Thatsache verhalten möge, jedenfalls ist die versuchte Erklärung ebenso weit hergeholt wie abgeschmackt. Die Sitte, Nägel oder Zähne zu färben, ist bekanntlich nicht weniger verbreitet als das Streben, den jungfräulichen von dem Frauenstande äußerlich zu unterscheiden. Möglich übrigens, daß diese auffallende Häßlichkeit, welche außer der fernerweiten Unsitte des Ausrupfens der Augenbrauen und der barbarischen Behandlung der Kindbetterinnen auch die schwere Arbeit vieler Frauen verschulden mag, die japanischen Matronen wenigstens den Fremden gegenüber in dem Rufe ehelicher Treue schützen wird, worin sie „mit den Matronen Roms rivalisiren könnten". Vielleicht ist auf die Reinheit der geschlechtlichen Beziehungen die gänzliche Unbekanntschaft der Japaner mit dem Tanze von wesentlichem Einfluß gewesen. Dafür scheint sich das schöne Geschlecht nicht selten auf eine Weise zu entschädigen, die hinwiederum bei uns für völlig unweiblich gilt. So erzählt z. B. der Engländer, daß er einmal Zeuge eines zwischen einem jungen, anständig gekleideten, aber betrunkenen Frauenzimmers und ihren Dienern geführten Streits gewesen sei, ob sie, wie ihr Wunsch war, in einem Graben liegen bleiben, oder nach Hause gebracht werden solle. Ueberhaupt scheint das weibliche Geschlecht dem Trunke nicht minder ergeben zu sein als das männliche, und insbesondere mögen die Theegärten, der Tummelplatz der jungen Leute, wo natürlich auch Sacki geschenkt wird, die Schuld tragen, daß so viele derselben jenem Laster fröhnen.

Der letzte, kleinere Theil des Bandes, durchgängig aus der Feder des Lieutenants Habersham, enthält verhältnißmäßig eine größere Anzahl neuer Thatsachen. Nachdem das amerikanische Geschwader die Ostküste von Nipon und die Südküste von Jesso, sowie die beide Inseln trennende Meerenge von Zugar (gewöhnlich Sangar genannt) untersucht hatte, fuhr der Dampfer „Hancock" (1. Juli 1855) an der Westküste von Jesso hinauf. Die Hauptstadt Matsmai bietet einen außerordentlich lieblichen Anblick. An der Nordküste, wo in einer schlechten Bai dicht am Cap Soya die Stadt Tomari, eine japanische Fischereistation, liegt, machte der Berichterstatter die Bekanntschaft des merkwürdigen Volksstammes der Ainos oder Kurilen, welche den weitaus größten Theil der dortigen Bevölkerung bilden. Er fand sie im ganzen den Schilderungen Krusenstern's, Lapeyrouse's, Broughton's und Golownin's entsprechend, nur nicht von so übermäßigem Haarwuchs, wie sie gewöhnlich beschrieben werden, und von wesentlich anderm Charakter als die Kurilen auf Saghalin, welche ein englischer Offizier in Hakotade, der kürzlich auf jener Insel ziemlich in der Mitte ihrer Westküste gelandet war, als einen rohen Schlag Menschen von wildem Aussehen mit behaarter Haut geschildert hatte, die in eine Art von grobem Sack gekleidet waren und, weit entfernt aus ihren Gebüschen hervorzukommen, nur mit dem gedankenlosesten Ausdruck auf ihren Gesichtern, unvernünftigen Thieren gleich, die fremden Ankömmlinge anstierten. Das Haupthaar der Kurilen auf Jesso ist, wo sie es nicht wie auf dem Vorderkopfe hinwegrasiren, dicht und struppig aber schlicht, und von schwarzer, bisweilen bräunlicher Farbe; ebenso der Bart, der selten länger als fünf bis sechs Zoll wird. Der Be-

haarteste; den man untersuchte, hatte ausnahmsweise auf jedem Schulterblatt einen Haarbüschel von der Größe einer Hand, während sein Körper nicht mit üppigerm Haarwuchse gesegnet war als der vieler Matrosen. Der bis dicht unter die tiefliegenden Augen wachsende Bart, die buschigen Augenbrauen und der scheue, unstete Ausdruck des Gesichts geben diesen Leuten ein höchst wildes Aussehen, das sonderbar gegen ihr mildes, unterwürfiges Benehmen absticht. Ihre durchschnittliche Höhe beträgt nicht mehr als fünf Fuß und zwei oder drei Zoll, einzelne aber von ihnen würden in jedem Lande als große Leute bezeichnet werden können und jener Mangel wird reichlich durch einen kräftigen, muskulösen Bau ersetzt. Sie sind ein wohlgestalteter Menschenschlag, dessen Gesichtszüge dem kaukasischen Typus mehr als einem andern gleichen. Ihre moralischen Eigenschaften sind höchst lobenswerth: sie zeichnen sich durch Nächstenliebe, Anlage zur Großmuth, eine gewisse harmlose Heiterkeit und Gutmüthigkeit und im allgemeinen durch zuverlässigen Charakter aus, während ihnen der Ausdruck von verrätherischer List gänzlich abgeht, der in den Gesichtern ihrer Gebieter, der Japaner und nördlichen Chinesen, so deutlich ausgeprägt ist. Durch natürlichen Verstand sowol als Charaktermilde erscheinen sie vorzüglich geeignet, die Wahrheiten des Evangeliums zu empfangen. Die Missionare hätten freilich vor allem den großen Civilisator, die Seife, mitzubringen. Durch eine Unreinlichkeit ohnegleichen — man zweifelt, ob sich ein Aino jemals wäscht — durch Ungeziefer und Hautkrankheiten unterscheiden sie sich hinwiederum auf eine höchst unvortheilhafte Weise von den Japanern, welche nächst den Malaien unstreitig die reinlichste Nation des ganzen Orients sind.

Die „Hancock" passirte die Straße von Lapeyrouse, fuhr in das Ochotskische Meer und erblickte nach acht Tagen die flache Westküste von Kamtschatka, an der sie über ein großes unterseeisches Tafelland nördlich hinsegelte. Die Resultate der hier und später angestellten Beobachtungen erwiesen großentheils die besten Karten als unrichtig; so befand man sich z. B. eines Tags laut Angabe der Karte dicht an der Seite eines erloschenen Vulkans, der jedoch thatsächlich mehr als 60 Meilen von der See entfernt war. Die gesammelten Data werden daher nicht allein für die Wissenschaft, sondern namentlich auch für die Walfischjäger von hohem Werthe sein, vorausgesetzt, daß die letztern sie benutzen wollen; es ist aber nichts Seltenes, daß man unter diesen Kapitäne trifft, die einen ganzen Monat lang nicht nach dem Chronometer gesehen haben! Allmählich stieg die Küste steiler empor, ohne daß das Wasser, wie gewöhnlich, tiefer geworden wäre, und unter $161^1/_2{}^0$ östl. L. von Greenwich traf man auf einige beträchtliche Kohlenlager, wo man die interessante Bekanntschaft einer Jakutenfamilie, wenigstens des männlichen Theils derselben, machte. Nachdem man noch ein Stück in den Golf von Penschinsk hineingesegelt war, kehrte man zurück und fuhr nach Westen an der Küste Sibiriens entlang, wo man mit genauer Noth der Gefahr des Schiffbruchs entging. Die interessanteste Partie aus der Schilderung dieser Fahrt ist die Beschreibung des Dorfes Ola, wo „Hunde, Kinder und Fische die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung auszumachen schienen, obwol Rindvieh und erwachsene Leute gleichfalls nicht selten waren". Ola ist nur eine Sommerniederlassung, welche die Einwohner mit Eintritt des Frühjahrs beziehen, um Lachse zu fangen und aufzubewahren, die gewisse Stellen der Küste in zahllosen Zügen besuchen; sowie der Winter herannaht, suchen sie, mit getrockneten und geräucherten Fischen beladen, ihre besser geschützten Wohnungen im Innern wieder auf, wo die gesammelten Vorräthe Pferden, Rindern und Hunden so gut wie Menschen zur Nahrung dienen müssen. Die letztern waren unter mittlerer Größe und den Jakuten in der Nähe des Kohlenlagers sehr ähnlich. Ihre Farbe war ein dunkles Olivenbraun, ihr Körperbau leicht und sehnig, ihre Augen lebhaft und der leichte elastische Tritt ihrer mit Mocassins bekleideten Füße deutete ein wohlausgebildetes Muskelsystem an. Die keineswegs abschreckend häßlichen Weiber und Mädchen waren lustig und zutraulich, aber dabei anständig und bescheiden. Der Ort wird nicht selten von Walfischfahrern besucht, die hier Rindfleisch, Milch, Fische und etwas Gemüse eintauschen, nicht einkaufen; denn von dem Werthe des Geldes haben diese guten Leute, die doch selbst ein wenig Englisch radebrechen, durchaus keine Vorstellung. Die glänzendsten Geschäfte waren unter ihnen, wie unter den hochcivilisirten Japanern, mit Uniformknöpfen zu machen! Der Verkehr der Schiffsmannschaft mit diesem gemüthlichen Völkchen ist höchst lebhaft und anmuthig geschildert.

Der Anhang enthält zunächst verschiedene Actenstücke zur Vervollständigung des Berichts über die Expedition Commodore Perry's, die namentlich für die Kenntniß der außerordentlich kohlenreichen Insel Formosa von Wichtigkeit sind. Ein Aufsatz des verstorbenen Perry bespricht die Nothwendigkeit, dem amerikanischen Handel im Osten weitere Ermuthigung zu Theil werden zu lassen, und dringt auf Anlegung amerikanischer Handelsstationen auf den Sundainseln und ganz besonders auf dem von China so gut wie unabhängigen, productenreichen Formosa; ein zweiter Aufsatz desselben Verfassers handelt von den wahrscheinlichen künftigen Handelsverbindungen mit Japan und Lewchew, und ist in einem wohlthuend verständigen und maßvollen Geiste geschrieben. Die interessanteste Beilage ist aber das bereits oben erwähnte Tagebuch eines Chinesen während eines Besuchs in Japan, nicht sowol wegen der darin enthaltenen Notizen über Land und Leute, als vielmehr wegen des Einblicks, den es uns in die Bildungs-, Anschauungs-, Verkehrs- und Ausdrucksweise der chinesischen und japanischen gelehrten Welt eröffnet. Fast alle Artigkeiten werden in gelehrten Abhandlungen oder Versen ausgetauscht, von denen die einen so wenig Inhalt haben als die andern, obwol sie nicht selten eine große Formgewandtheit verrathen. Nach diesen moralisch-poetischen Ergießungen zu schließen, sind China und Japan das Gelobte Land der Albums und Stammbücher.

Im dritten Bande, der übrigens als Supplementband

bezeichnet wird, begleiten wir zunächst die „Hancock“ auf ihrer weitern westlichen Fahrt längs der ochotskischen Küste. Obgleich gerade diese Partie eine der interessantesten im ganzen Werke ist, so müssen wir es doch bei einigen kurzen Andeutungen bewenden lassen. An der ganzen Küstenlinie vom Cap Lopatka an der Südspitze Kamtschatkas bis in die Nähe des Amur hörten die Reisenden von nur sechs Niederlassungen. Ohne die westlichste derselben an der Nordküste, Ochotsk, zu besuchen, schlugen sie, bald nachdem sie Tarisk oder Teusk verlassen hatten, eine ziemlich südliche Richtung nach der Jonasinsel ein und wandten sich von da gerade westlich nach der russischen Niederlassung Ayan, unter der sie sich eine große blühende Stadt „mit prachtvollen Häusern und gasbeleuchteten Straßen“ vorgestellt hatten. Statt dessen fanden sie eine Ortschaft von 50—60, allerdings ziemlich massiv gebauten Blockhäusern, die mit einer einzigen Ausnahme blos ein sehr hohes Stockwerk enthielten, aber recht nett aussahen und zum Theil von bedeutendem Umfange waren. Aber auch die „schneebedeckten Berge Sibiriens“ vermochten sie nicht zu entdecken; vielmehr gewahrten sie auf diesen jetzt (31. August 1855) eine üppige Vegetation und hochstämmige Waldungen von Tannen und Birken, und aus der Ferne trug die ganze Landschaft einen fast tropischen Charakter, für den zum Ueberfluß noch Schwärme wandernder Mosquitos ein empfindliches Zeugniß ablegten. Zudem fanden sie bei dem Agenten der russisch-amerikanischen Pelzcompagnie, einem Deutschen Namens Freiburg, sowie später von seiten des russischen Gouverneurs, der sich infolge der Kriegsverhältnisse weiter ins Innere zurückgezogen hatte, eine überaus herzliche Aufnahme, deren Gastfreundlichkeit sie die Genüsse einer großen Stadt kaum vermissen ließ. Ueberhaupt tragen sämmtliche amerikanische Berichterstatter des Buchs ihre von der andern Seite augenscheinlich lebhaft gehegte und reichlich verdiente Vorliebe recht geflissentlich zur Schau. Der Hafen von Ayan wimmelte von amerikanischen Walfischfahrern, deren Anwesenheit ihren Landsleuten Gelegenheit bot, Zeugen einer interessanten Walfischjagd zu sein. Und da es eine gewisse Klasse von Lesern gibt, die eine Reisebeschreibung ohne einige aufregende Jagdabenteuer ziemlich schal findet, so wollen wir zu deren Beruhigung bei dieser Veranlassung zugleich erwähnen, daß sie wenige Kapitel zuvor eine Bärenjagd beschrieben finden, welche dem Buche den erwünschten Hautgout zu geben nicht ermangeln wird.

Am Tage nach der Abfahrt von Ayan bekam die „Hancock“ die Schantarinseln zu Gesicht und ankerte auf der Rhede von Feklzoff, dem bedeutendsten Hafen derselben. Diese Gruppe liegt in der südwestlichsten Einbuchtung des Ochotskischen Meers, unter 55° nördl. Br., und ist ihrer geologischen Bildung nach insofern bemerkenswerth, als sie durchaus keine Kennzeichen eines vulkanischen Ursprungs darbietet, wie sie denn in der That schon völlig außer dem Bereiche des großen östlichen Vulkangürtels liegt. Geringe Wassertiefe, Felsriffe und heftige Fluten machen die Schiffahrt sehr gefährlich. Die Inseln sind eher hügeligbergig zu nennen, mit dichten Tannen- und Birkenwäldern bedeckt und von zahlreichen klaren Strömen bewässert. Obschon der Boden außerordentlich fruchtbar und die Vegetation üppig ist, so scheint doch wenig thierisches Leben vorhanden zu sein; wenigstens war nicht ein einziger menschlicher Bewohner zu entdecken. Nach viertägigem Aufenthalte setzte die „Hancock“ ihren Weg nach dem Amur fort; aber ihre Hoffnung, zwischen der Insel Saghalin und dem Festland in den Tatarischen Golf segeln zu können, ging nicht in Erfüllung, da man, obwol mit russischen Karten versehen, keinen hinlänglich tiefen Wasserkanal zu finden vermochte.

Eine genauere Bekanntschaft mit den Küstenverhältnissen des Amurgebiets und dem Tatarischen Golf machen wir in den unmittelbar vorhergehenden Kapiteln aus der Feder des englischen Kapitäns Whittingham, welcher den Feldzug der Alliirten im Norden zu seinem Gegenstande hat. Obwol über diese Partie des orientalischen Kriegs sich allmählich ein größeres Licht verbreitet hat, so bleibt doch diese Erzählung ein nicht zu verachtender Beitrag zur Geschichte desselben. Der ungemischt komische Eindruck, den das Entkommen des russischen Geschwaders stets auf uns gemacht hat und der bei Haupt- und Staatsactionen wirklich eine Seltenheit ist, so humoristisch diese in der Regel auch zu sein pflegen, wird durch den Bericht des englischen Kapitäns durchaus nicht abgeschwächt. Wir gehen jedoch auf dieses interessante Stück Kriegsgeschichte nicht ein, um für eine andere Bemerkung Raum zu gewinnen. Die Engländer fanden nämlich auf der Insel Saghalin, deren nördlicher Theil zu Rußland wie der südliche zu Japan gehört, in unmittelbarer Nähe der menschlichen Wohnungen, mit jungen Fichtenbäumchen umpflanzte Einzäunungen, worin man Bären gefangen hielt, die man gut und reichlich mit getrockneten Fischen nährte. Auch sorgfältig gehegte Gräber gestorbener Bären fanden sich vor, und da die Eingeborenen deutlich zu verstehen gaben, daß ihr eigenes Wohlsein von dem Befinden des Bären abhänge, so scheint der Schluß nicht unberechtigt zu sein, daß die Ainos diesen Thieren göttliche Verehrung zollen.

Die „Vincennes“ besuchte auf ihrer Fahrt gen Norden das damals infolge des allerdings schmählich verunglückten Angriffs der Alliirten verlassene Petropawlowsk und errichtete sodann im Glasenapphafen am Eingange der Behringsstraße ein Zeltlager mit einem Observatorium, wo sie einen Theil ihrer Mannschaft zurückließ. Die Berichte über die Operationen der „Vincennes“, vom Naturforscher Stimpson, sind aber verhältnißmäßig ziemlich trocken, da er sich zu sehr innerhalb seiner Specialität bewegt und dem Leser allzu viel Aufmerksamkeit auf das Detail seiner Molluskenfischerei zumuthet. Wirklich amusant ist es, daß dieser Naturforscher in allem Ernst die berühmte „große Seeschlange“ entdeckt zu haben glaubte und den übrigen Mitgliedern der Station wirklich deren Existenz eingeredet haben würde, wenn man nicht von den Eingeborenen belehrt worden wäre, daß die Erschei-

nung ganz einfach von drei weißen Walfischen herrührte. Die Berührung mit den Eingeborenen, den Tschuktschen, schildert Lieutenant Brooke in einer ebenso interessanten als eingehenden Weise, die in der Hauptsache an den Charakter und die Lebensweise der Eskimos erinnert, obschon die erstern unzweifelhaft auf einer viel höhern Culturstufe stehen und für bildende Einflüsse von seiten civilisirterer Nationen eine überraschende Empfänglichkeit zu haben scheinen. Mittlerweile war die „Vincennes" bis 72° 5' nördl. Br., also höher als irgendein anderes Schiff, hinaufgesegelt, ohne auf das vom englischen Schiffe „Herald" angeblich entdeckte Land oder die Wrangelsinsel zu stoßen. Nach Vermessung der Gewässer in jenen hohen nördlichen Breiten kehrte sie in die Behringsstraße und von da nach San-Francisco zurück. Im Juli 1856 langte sie wieder in Neuyork an.

Noch vor wenigen Jahren würde man geneigt gewesen sein, den diesem Bande beigegebenen Bericht über die Reise des Dr. Collins zur Erforschung des Amurstroms für eine zwar werthvolle, aber immerhin äußerliche Zuthat anzusehen. Seit dem großartigen Erwachen der Südsee aber hat es durchaus nichts Ungereimtes mehr, selbst eine Reise durch Sibirien als „Fortsetzung der Expedition nach Japan" zu betrachten. Die Hauptbestimmung Japans für die Zukunft scheint die zu sein, gleich den Sandwichsinseln eine Mittelstation zwischen San-Francisco und der Mündung des Amur zu bilden und zwischen Petersburg und Washington einen commerziellen und politischen Verkehr anzubahnen, dessen Wirkungen sich in allen westeuropäischen Verhältnissen fühlbar machen und den Staatsmännern nicht nur der germanischen, sondern auch der romanischen Staaten ernstlich zu denken geben werden. Man kann getrost behaupten, daß in demselben Maße, wie die Cultur, die Bevölkerung und die Verkehrsmittel Sibiriens zunehmen, der Schwerpunkt der Weltpolitik sich verrücken wird. Mehr brauchen wir nicht zu sagen, um die Wichtigkeit der Beobachtungen hervorzuheben, die Collins auf seiner 1856 und 1857 im Auftrage der Unionsregierung unternommenen Reise angestellt hat. Er reiste unter dem Schutze des Gouverneurs von Ostsibirien, General Murawiew, von Moskau nach Irkutsk am Baikalsee, dem Sitze des Gouvernements, auf dem ganzen Wege seine Aufmerksamkeit vorzugsweise denjenigen Einrichtungen zuwendend, die ihm eine Uebertragung auf die analogen Verhältnisse des großen nordamerikanischen Westens zuzulassen schienen, wie namentlich die Organisation des russischen Postwesens. Die meisten seiner Beobachtungen sind scharfsinnig, treffend und nicht blos für Amerika beachtenswerth. Von Irkutsk aus besuchte er die russische Grenzstadt Kiachta und die nur einen Büchsenschuß weit davon gelegene chinesische Maimatschin, wo er als Gast des Gouverneurs unter anderm dem sogenannten Laternenfeste beiwohnte. Die Kaufleute von Kiachta, in deren Händen bekanntlich der ganze Handel zwischen Rußland und China liegt, nahmen ihn mit großer Gastfreundlichkeit auf, obgleich sie, von Vater auf Sohn an die bisherige Handelsweise mit ihren eigenthümlichen Kunstgriffen und Zunftgeheimnissen gewöhnt, für seine weit ausschauenden Plane wenig Verständniß und Empfänglichkeit kund gaben. Von hier setzte er über das Eis des Baikalsees nach Werchnij Udinsk über und erreichte, nach einem Ausfluge in die großen Eisenwerke der Strafanstalt Petrowsky am Fuße des Stanowoigebirgs, Chetah, die Hauptstadt des transbaikalischen Gouvernements, an dem gleichnamigen Flusse, welcher in den Ingoda fällt und somit bereits dem Amursystem angehört. Nachdem er von hier aus die reichen Silberminen von Großnertschinsk und die Goldminen des Onon, eines andern Nebenflusses des Ingoda, besucht hatte, schiffte er sich bald nach Aufbruch des Eises in Begleitung des Gouverneurs von Ayan und einer Gesellschaft von Kaufleuten und 100 Auswanderern nach den Niederlassungen am Stillen Ocean auf dem letztgenannten Flusse ein. Dieser ergießt sich in die Schilka, aus deren Vereinigung mit dem Argun (53° 30' nördl. Br., 121° 40' östl. L. von Greenwich) bekanntlich der Amur entsteht, welcher von hier aus in anfangs südöstlicher und sodann nordöstlicher Richtung 2000 englische Meilen durchmißt. Die chinesische Grenze beginnt bei dem Dorfe Gorbitza an der Schilka und die weitere Stromfahrt ging somit durch chinesisches Gebiet, wo die Reisenden von seiten der Behörden zwar mit Höflichkeit, aber auch mit äußerstem Mistrauen behandelt wurden, wie ihnen denn z. B. der Gouverneur von Igun den Eintritt in diese wol 15000 Einwohner zählende und durch ihre Lage (nicht weit unterhalb des beträchtlichen von Norden her einmündenden Zeastroms und an einer andern von Westen in den Amur sich ergießenden Flusse) bedeutende Stadt verweigerte. Am 10. Juli 1857 kamen sie nach einer zweiundfunfzigtägigen Wasserfahrt in Nikolajewsk an, das ungefähr 20 englische Meilen von der Mündung am linken Ufer des Flusses liegt und der Sitz des Gouvernements für die Provinz der sibirischen Ostküste ist. An dieser Stelle des Berichts vermissen wir ungern eine genauere Bestimmung der gegenwärtigen Grenze des russischen Gebiets an dem untern Theile des Stromlaufs.

Aus der reichen Fülle von Beobachtungen, die Collins auf dieser interessanten Reise machte, müssen wir uns begnügen einige allgemeine Ergebnisse hervorzuheben, ohne unsererseits die mit unterlaufenden Ueberschwenglichkeiten des Berichterstatters vertreten zu wollen. Das Thal des Amur oder Saghalin, wie ihn die Anwohner nennen, umfaßt 40 Längen- und 30 Breitengrade und verschlingt seine Hauptquellarme mit denen des Jenisei und der Lena, während seine großen südlichen Zuflüsse, der Sungari an der südlichsten Ausbiegung und weiterhin ostwärts der Ussuri und Hungari sich in verschiedenen Richtungen bis gegen Korea und Lootong erstrecken. Innerhalb dieses ungeheuern Landstrichs, der hinlänglich groß ist, um eins der ersten Weltreiche zu bilden, finden sich, was Klima, Boden, Producte, Minerale und Waldungen anbelangt, alle Erfordernisse zum Unterhalt einer Einwohnerzahl von 50 Millionen vor. Wildpret ist im Ueberfluß vorhanden, und in den Wäldern hausen Thiere, deren Pelz unter

die kostbarsten Sorten gerechnet werden kann; die Flüsse wimmeln von Fischen und Wasservögeln, während die Gebirge reiche Ausbeute an Gold, Silber, Kupfer, Eisen und Kohlen gewähren. Der Amur ist ein Fluß von großer Schönheit und kann fast majestätisch genannt werden. Er läßt sich 2600 Meilen weit mit Dampfschiffen befahren und Boote von geeigneter Bauart können auf dem Sungari bis zu einer Entfernung von wenigen Hundert Meilen gegen Peking vordringen. Er enthält hunderte von Inseln mit vielen Seen, Baien und kleinen Inselchen. Die geraden Flußstrecken sind oft großartig und ausgedehnt, während Berge mit schneebedeckten Häuptern, schroffe Sierras und rauchende Vulkane die Majestät der Landschaft vermehren. Das den Amur begrenzende Land läßt sich nach der Flora in drei Abschnitte theilen. Zunächst bis zum Flusse Zea durchströmt er ein gebirgiges Land, das sehr fruchtbares Erdreich mit vortrefflichem Graswuchs hat und gut, wenngleich nicht dicht, mit Birken, Pechtannen, Fichten und Lärchen, sowie minder guten Eichen und Linden bewaldet, in der Nähe des Zea auf ausgedehntern Flächen aber jedenfalls auch für Ackerbau und Viehzucht geeignet ist. Die zweite größte Abtheilung reicht bis zum Hungari, welcher nicht weit vom Tatarischen Meerbusen anfangs diesem parallel, später in westlicher Richtung dem Amur zuströmt. Diesem Landstrich, der im Süden eine weithin gedehnte Ebene bildet, die mit Birken, Eichen, Eschen, Ahorn, Korkeichen und Ulmen bewaldet ist, während die ferner liegenden Gebirge gutes Bauholz, wie Cedern, Fichten und Lärchen liefern, verleihen unzählige Blumen von glänzender Färbung, Weinstöcke und üppige Gräser ein vollkommen südliches Ansehen. Der schmälere Küstenstrich endlich ist meist mit dichten Waldungen bedeckt und steigt allmählich, von keinem einzigen Flusse durchbrochen, bis zur Tatarischen Meerenge, wo die Küste steil abfällt; diese ganze Gegend zeichnet sich durch ihre strengen Winter mit furchtbaren Schneestürmen aus und bietet nur wenig zum Anbau geeignete Plätze. Dieser Eintheilung entspricht im ganzen auch der geologische Charakter des Landes, aus dessen detaillirter Beschreibung wir hier nur die historisch interessante Notiz entnehmen wollen, daß die Mongolen gleich den Aegyptern den Syenit am Albasin zu großartigen Baudenkmälern verarbeiteten; wenigstens sah der Verfasser zu Tir etwa 150 Meilen oberhalb der Amurmündung zwei Syenitmonumente, deren Inschriften sich auf die Herrschaft Dschingis-Khans bezogen. Hinsichtlich der reichhaltigen Notizen über Bevölkerung, Handel und Verkehr des Amurlandes müssen wir auf das Buch selbst verweisen. Da der letztere zum großen Theil vermittelst der Kameele betrieben wird, so schlägt Collins vor, statt der bisher über Aegypten in die Vereinigten Staaten eingeführten solche vom Amur über den Großen Ocean nach Californien, Neumexico und Utah zu beziehen. Welche niedrige Temperatur diese Thiere auszuhalten vermögen, geht aus dem Umstande hervor, daß unser Berichterstatter sie im Februar zu Maimatschin bei 20° Kälte unter freiem Himmel gesattelt und mit Schnee und kleinen Eiszapfen bedeckt fand.

Der Anhang enthält zunächst die neueste durch den Generalconsul Townsend Harris erwirkte und abgeschlossene amerikanisch-japanische Convention, wodurch den Amerikanern auch der Hafen von Nangasaki eröffnet, die bleibende Niederlassung in Simoda und Hakotade gestattet, der Münzcurs ausgeglichen und die Amerikaner unter die Gerichtsbarkeit ihrer eigenen Consuln gestellt werden. Dies ist unstreitig ein bedeutender Fortschritt; solange aber die dem Generalconsul für seine Person und Familie ertheilte Erlaubniß, Einkäufe ohne Dazwischenkunft eines japanischen Beamten zu machen, nicht auf alle amerikanischen Handeltreibenden ausgedehnt wird, solange werden diese den Chicanen der japanischen Behörden ausgesetzt bleiben. Hierauf folgt ein ausführlicher Bericht über den „Kuro-Siwo" oder Golfstrom des nördlichen Stillen Meers von dem bekannten Hydrographen, Lieutenant Silas Bent, eine sehr gediegene Arbeit, worin die Vergleichung dieser Meeresströmung mit dem atlantischen Golfstrome auf eine überraschende Weise in die einzelnsten Erscheinungen hinein verfolgt wird. Hieran schließen sich endlich Beobachtungen über die Cyclone (kreisenden Orkane) der westlichen Südsee von dem inzwischen verstorbenen William Redfield, die jedoch ihrer Darstellung nach mehr für Meteorologen und physikalische Geographen von Fach berechnet zu sein scheinen.

Das Werk ist von der Verlagshandlung in der rühmlich bekannten Weise, wie die frühern Reisebeschreibungen von Heine, Andersson und Livingstone, elegant ausgestattet worden. Namentlich verdienen die beigegebenen Karten, eine Karte der Küste von China und Japan, nebst den Marianen und einem Theile der Philippinen von Maury und Bent in zwei großen Blättern, die sehr umfängliche Karte des nördlichen Großen Oceans, die Karte des Amurstroms von Collins und die beiden Wind- und Sturmkarten von Redfield, wegen der Genauigkeit und Eleganz ihrer Ausführung eine anerkennende Erwähnung. 7.

Das Geschlecht der Wolzogen.

Geschichte des Reichsfreiherrlich von Wolzogen'schen Geschlechts. Von Karl August Alfred Freiherrn von Wolzogen und Neuhaus. Zwei Bände. Mit 10 Lithographien. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 4 Thlr.

Man hat sehr oft für die historische Literatur und namentlich die Culturgeschichte in Deutschland den Mangel jener Quellenschriften beklagt, über welche die Franzosen in so großer Anzahl gebieten, und die man Memoiren nennt. Dieser Mangel ist allerdings von großer Erheblichkeit auch um deswillen schon, weil Werke von so großer Anziehungskraft und so großem psychologischen Reiz der Schilderung, wie z. B. die Denkwürdigkeiten eines Tallemand des Réaux, eines St.-Simon, einer Créquy u. s. w. viel beigetragen haben würden, den historischen Sinn und

die allgemeine geschichtliche Bildung zu befördern, für welche unsere frühern pragmatischen Historiker wenig genug geeignet waren Propaganda zu machen, und der erst in neuerer Zeit Geschichtschreiber wie Raumer, Giesebrecht, Ranke, Häusser und Sybel weckend und belebend entgegenkommen. Die Bedeutung der Memoiren für die Sittengeschichte wäre jedoch gewissermaßen zu ersetzen durch eine Gattung von Geschichtswerken, welche in neuester Zeit allerdings beginnt angebaut zu werden, leider aber bis jetzt noch mehr vom genealogischen (wir erinnern an die auf diesem Gebiete so verdienstvollen Arbeiten Fahne's über die Bocholtz, Hövel u. s. w.) als vom culturhistorischen Standpunkt aus. Wir meinen die Geschlechts- und Familiengeschichten, die uns einen so tiefen Einblick thun lassen können in das innerste und intimste Sittenleben vergangener Perioden, wenn sie mit der speciell historischen und zugleich allgemeinen Bildung, mit der wissenschaftlichen Objectivität geschrieben sind, wie das vorliegende Buch es ist. Und in dieser Beziehung möchten wir dies letztere eine Art Muster seiner unter uns noch ganz neuen Gattung nennen. Es behandelt ein Geschlecht, welches, wenn auch nicht eben uralt, doch drei bis vier Jahrhunderte hindurch nicht arm war an hervorragenden, in die Staatsverhältnisse der einzelnen deutschen Landestheile mit eingreifenden Männern, oder an Capacitäten, in denen sich die wissenschaftlichen Standpunkte ihrer Zeit spiegelten, welches ein so denkwürdiges ist, weil es mehrfach in unsere glorreichste Literaturperiode sich verflocht. Zugleich ist diese Wolzogen'sche Geschlechtshistorie mit der kritischen Haltung ausgearbeitet, welche uns von vornherein darüber beruhigt, daß wir hier keine, aus geschwelltem Adelsbewußtsein hervorgegangene, auf die Glorificirung des Stammes und Namens ausgehende Arbeit vor uns haben. Adelsbewußtsein lebt auch in dem Verfasser, freilich aber in einer Weise, der man sich sicherlich nicht entgegenzutreten versucht fühlen wird. Er spricht in dieser Beziehung II, 40 fg. Ansichten aus, die wir vollständig unterschreiben, und nur an einer Stelle dieser sonst trefflichen Lucubration möchten wir ein Fragezeichen machen, da nämlich, wo der Verfasser im Laufe der Deduction zu der Behauptung geführt wird, daß es namentlich dem preußischen Adel zur Ehre gereiche, es immer als eine Pflicht betrachtet zu haben, die jüngern Söhne, wenn nicht alle Söhne, der Armee oder dem Staatsdienste zu widmen. Sich durch den Staatsdienst versorgen zu lassen, darin scheint uns nicht viel Aufopferung und Selbstverleugnung zu liegen; der katholische Adel suchte in Präbenden, Stiftern und Ritterorden Versorgung für seine jüngern Söhne, der protestantische überließ es dem Staat, sie zu ernähren und zwar sehr oft zum Nachtheil intelligenterer Kräfte aus dem Bürgerstande, und das ist denn doch kein Verdienst zu nennen!

Im allgemeinen haben wir ferner an unserm Buche nur auszusetzen, daß sich der Verfasser zuweilen den unbedeutenden Sprossen seiner Familie gegenüber etwas zu viel in ein werthloses Detail einläßt.

Die Wolzogen stammen aus Oesterreich. Ihr Adel ist sicherlich, obwol der Verfasser sie für ein altadeliches Geschlecht halten möchte, ein (wie es scheint von Kaiser Rudolf II. am Ende des 16. Jahrhunderts) verliehener Briefadel. Der Aelteste, von welchem Kunde erhalten ist, saß auf einem den Sinzendorf zehntpflichtigen, ursprünglich Waasen'schen Afterlehen in einem Dörflein Dürrenbach bei Strengberg im Viertel ob dem Wiener Walde Unterösterreichs. Für seinen Adel spricht nichts, weder eine Tradition oder alte Urbariumstelle, daß sein Hof ein Edelsitz gewesen, noch irgendeine Hindeutung oder Spur, daß es je ein Ministerialengeschlecht Wolzogen gegeben. Es finden sich zwar an der Kirche zu Strengberg zwei Grabsteine, einer mit der Jahrzahl 1524 dem Lorenz Wolzogen, und der andere mit der Jahrzahl 1570 dem Christian Wolzogen gesetzt. Sie sprechen aber offenbar gegen die Ritterbürtigkeit der Familie. Denn erstens enthalten sie nicht das gerade auch in Oesterreich charakterisirende Beiwort „der gestreng und edle", oder „Erste", oder „der gestrenge und ehrbare", sondern nur das Epitheton „der Ehrbare"; dann sind sie so, daß, nach der Abbildung zu schließen, eine spätere Hand sie beide zu gleicher Zeit hat anfertigen und setzen lassen. Sie tragen beide ein ganz gleichförmiges Wappen mit einem bürgerlichen geschlossenen Stechhelm, keinem adelichen offenen Turnierhelm. (Wir urtheilen nach der beigegebenen Abbildung.) Und zugleich ist dies Wappen dasjenige, was nur bei einer spätern Nobilitirung verliehen sein kann, weil es ein Posthorn und ein auf einem breiten Wege galopirendes Pferd enthält, offenbar also durch den spätern Postdienst der Enkel erworben ist. Daraus geht offenbar hervor, daß Lorenz und Christian Wolzogen gar kein Wappen hatten, sonst hätte man ihnen das neue der Enkel nicht octroyirt. Zu allem dem kommt noch, daß Andreas Wolzogen in einer Eingabe vom 30. November 1598 ausdrücklich seiner Nobilitionsurkunde erwähnt, die ihm auf einer Fluchtreise zu Wasser versehrt und verdorben worden sei.

Wir haben der beiden ersten bekannt gewordenen Wolzogen erwähnt; Lorenz ist der Stammvater, der außer dem ältesten Sohne, Christian, noch einen zweiten, Paul, hatte. Christian stiftete die ältere, die missingdorfer Linie der Familie, Paul die jüngere, neuhauser Linie, von der die noch heute blühenden Wolzogen zu Kalbsrieth stammen, die sich jetzt noch etwas abusive Freiherren von Neuhaus nennen; die großartige österreichische Schloßburg Neuhaus ist nämlich seit 1628 nicht mehr in ihrem Besitz, und auch überhaupt nur 33 Jahre lang in demselben gewesen, sodaß man es durchaus nicht als Stammhaus oder Familiensitz betrachten kann.

Beschäftigen wir uns mit der missingdorfer Linie zuerst, so sehen wir hier den Sohn Christian's, Andreas Wolzogen in kaiserlichen Kriegsdiensten und als vertrauten Kurier sich verdient machen, wofür Kaiser Maximilian II. ihm das Postmeisteramt zu Kaschau in Ungarn verleiht. Geadelt, verheirathet mit einer wiener Geschlechtertochter, wird er 1599 in den niederösterreichischen Ritterstand aufgenommen. Andreas' nächste Nach-

kommen schon sehen wir aber der Religion wegen — sie sind Anhänger des protestantischen Bekenntnisses — Oesterreich verlassen. Von ihnen wird Matthias von Wolzogen Geheimrathspräsident des klugen Grafen Anton Günther von Oldenburg, Hans von Wolzogen aber Senator zu Amersfort in Holland.

Eine Generation weiter finden wir unter den Wolzogen-Missingdorf zwei Männer, die den Namen bedeutend illustriren. Der erste ist Christoph Andreas, kurpfälzischer Kammerherr und Kanzleidirector zu Heidelberg. Ein rastlos thätiger und ergebener Diener seines Herrn, des trefflichen Kurfürsten Karl Ludwig, wird er das Auge des Kurfürsten, oculus et pupilla Domini Electoris genannt. Er wurde später Amtmann zu Oppenheim und ward vom Kurfürsten mit der Burg zu Gronau belehnt.*)

Der zweite ist Ludwig von Wolzogen, des eben erwähnten Rathsherrn von Amersfort Sohn, Prediger und Professor zu Amsterdam, über den sehr ausführliche biographische Nachrichten beigebracht werden, da er durch seine theologische Gelehrsamkeit zu einem berühmten Namen kam, und die literarischen Quellen über ihn ziemlich reichlich fließen. Da er eine bedeutende Stellung unter den gelehrten calvinischen Kampfhähnen in den Zeiten der dortrechter Synode, der Arminianer, Gomaristen u. s. w. einnahm, gibt uns der Verfasser unsers Buchs ein eingehendes Résumé der Fragen, warum es sich damals handelte und des Verhältnisses Ludwig's von Wolzogen zu denselben. Auch ist des letztern Porträt beigegeben.

In der nächstfolgenden Generation erlischt dann die Linie der Wolzogen-Missingdorf, um das Jahr 1700 etwa.

Sehen wir uns nun nach der jüngern, welche sich die neuhauser nennt, um, so war ihr Stifter, wie schon bemerkt, Paul Wolzogen, geboren 1504, der, frühzeitig nach Wien gekommen, dort im kaiserlichen Postdienst angestellt wurde und darin noch unter Kaiser Maximilian I. diente, dann von Ferdinand I. zu Sendungen, namentlich mit Geldsummen an entfernte Truppencorps oder mit speciellen Aufträgen an fremde Potentaten benutzt wurde; es scheint fast, daß man in jener Zeit tüchtige Postbeamte zugleich als Cabinetskuriere und auch als Diplomaten gebrauchte. Einmal mit einer ansehnlichen Summe Geldes zur Bezahlung der Reiter und des Fußvolks, welche zur Bekämpfung der Türken vor Lippa und Essek lagen, abgefertigt, hat Paul Wolzogen das Unglück, in die Hände der Türken zu fallen, wobei es ihm jedoch gelungen ist, die kaiserliche Kriegskasse zu retten, während er selbst in schwere Gefangenschaft gerieth, bis er endlich durch kaiserliche Fürsorge ausgewechselt wird. Er muß sich jedenfalls dabei löblich benommen und durch seine Dienste empfohlen haben, denn 1534 verlieh ihm König Ferdinand das niederösterreichische Postmeisteramt zu Wien, d. h. er übertrug es gewissermaßen als eine Erbschaft auf ihn, da er die Tochter des vorigen Postmeisters zur Ehe genommen hatte und dieser letztere dienstuntauglich geworden war. Kaiser Maximilian II. machte ihn außerdem 1564 zum Hofpostmeister. Diese Würden, sowie ein ansehnliches erheirathetes und erworbenes Vermögen gingen auf seine Söhne Hans, Paul und Hans Christoph von Wolzogen über, von denen Hans Christoph die erste bedeutende Illustration des Familienzweigs wird. Für Hans, Hans Christoph und ihren Vetter Andreas stellte Kaiser Rudolf II. ein weitläufiges Privilegiendocument im Jahre 1588 aus, das ihr Wappen besserte und ihnen mehrere ansehnliche Ehren- und andere Vorrechte verlieh. Hans Christoph wurde als junger Mann der Gesandtschaft in Konstantinopel beigegeben, wo er mehrere Jahre zubrachte, wurde dann niederösterreichischer Postmeister zu Wien und zuletzt niederösterreichischer Hofkammerrath. Er führte eine geborene Freiin von Dietrichstein als Gemahlin heim. Zugleich sehen wir ihn im Besitz bedeutender Grundgüter, sodaß er sich 1607 in den Freiherrenstand erheben lassen kann. Er nennt sich Hans Christoph Wolzogen zu Neuhaus, Freiherr auf Arnstein und Neuhaus, Fahrenfeld, Guttenbrunn und St.-Ulrich. Außer andern Liegenschaften als den genannten hinterließ er 125700 Gulden Kapitalvermögen.

Hans Christoph's Sohn, Hans Paul, verließ um der Religion willen wie seine missingdorfer Vettern Oesterreich und wandte sich nach Sachsen, wo sein Verwandter, der berüchtigte Hoë von Hoenegg damals so einflußreich war. Trotzdem und trotz des väterlichen Reichthums kam er in der Fremde in bedrängte Umstände, bis es ihm gelang eine Rathsstelle beim Markgrafen von Brandenburg-Baireuth in Kulmbach zu erhalten. Von ihm, der als Landeshauptmann zu Hof 1658 starb, und dessen in guter Abbildung beigegebenes Porträt höchst anziehende Züge zeigt, gibt uns der Verfasser eine Charakteristik, die in hohem Grade unsere Theilnahme erregt. Mit ihm hatte ein jüngerer Bruder, Hans Ludwig, die Heimat verlassen und sich nach Polen gewendet, wo er 1661 als polnischer Kammerherr starb, nachdem er sich einen rühmlichen Namen als Theolog und als socinianischer Schriftsteller gemacht. Hans Paul's Enkel, Hans Christoph II., kaiserlicher Reichshofrath und sachsen-meiningenscher Premierminister stiftete die zwei Zweige der mühlfelder und der bauerbacher Wolzogen, von denen jener erloschen ist, dieser letztere noch fortblüht. Aus dieser stammen Wilhelm von Wolzogen, der Schwager Schiller's und dessen Bruder Ludwig, der königlich preußische General der

*) Bei der Besprechung dieses Vorfahren führt unser Autor ein höchst drastisches Beispiel an, wie gemüthlich in den guten alten Zeiten regiert wurde. Es ist in folgendem Cabinetsdecret Serenissimi enthalten: „Nachdem des Pfalzgrafen Churfürstliche Durchlaucht in gewisse Erfahrung kommen, daß des Wirths Frau zum Bock zu Weinheim unlängst sich gegen hohe Personen verlauten lassen, Churpfalz hinfüro eine Anzahl Gänse zu halten, damit man lieber mit Federn als im Feld Krieg führe: Als haben Ihre Churfürstliche Durchlaucht ihr Anerbieten in Gnaden angenohmen, und ist derg gnädigster Befehl, daß gedachte Wirthsfrau die Churpfälzische Kanzlei jährlich mit Schreibfedern genugsam versehen, solche alle Jahr auf Martini das erstemahl liefern, auch daß dieses also geschehn, Canzlei-Direktor von Wollzogen darob halten solle. Heidelberg den 20. August 1669.

Karl Ludwig.

Zur Verwaltung, um sich darnach zu richten."

Infanterie, der in jüngster Zeit namentlich wegen seiner inhaltreichen und bedeutsamen „Memoiren" wieder häufig genannt ist. Des Generals ältester Sohn ist der Verfasser des vorliegenden Buchs, wie er der Herausgeber jener „Memoiren" war.

Wir haben die letzten Generationen der Familie nicht im einzelnen verfolgt, weil uns dies zu weit führen würde. Wir bemerken nur im allgemeinen, daß die Mitglieder derselben fast alle inmitten von Verhältnissen stehen, welche dem Verfasser Anlaß gaben, eingehende Schilderungen von Persönlichkeiten und Zuständen zu entwerfen, die zum Theil als markante historische Sittenbilder sehr anziehend sind. Namentlich ist der Rahmen der meiningenschen Hofverhältnisse interessant, in welchem Hr. von Wolzogen uns die Gestalt seines Vorfahren Hans Christoph's II. zeichnet. Der Sohn dieses Hans Christoph, Ernst Ludwig, dem für einen ziemlich harmlosen Studentenstreich zu Jena der Herzog von Weimar eine Strafe von 2000 Thaler und dann die Anlieferung von 12 Stück veritabeln guten Müllerbüchsen an die herzogliche Gewehrkammer zudictirt, wird ebenfalls Veranlassung zu einem merkwürdigen Charakterbild aus der gemüthlichen alten Zeit. Mehr literarische Leser werden im höhern Grade die Streiflichter anziehen, welche unser Buch auf die Beziehungen Karolinens und Wilhelm's von Wolzogen zu Schiller, zum weimarischen Kreise u. s. w. wirft. Ein Bild Karolinens ist beigegeben, es zeigt viel mehr geistvolle als hübsche Züge. Nicht ohne Interesse sind auch die Schilderungen von batavischen und javanischen Zuständen, in welche uns der Autor führt, um dorthin seinem Oheim Karl von Wolzogen zu folgen, der als holländisch-ostindischer Oberst und Commandeur von Samarang im Jahre 1808 auf Java starb, wo noch seine Nachkommen leben.

Eine der Beilagen, das Verzeichniß Wolzogen'scher Druckschriften, enthält eine für ein altes Adelsgeschlecht auffallend große Menge von Büchern und Schriften, welche aus der Feder von Mitgliedern desselben geflossen sind. Auch das Verzeichniß des Grundbesitzes der Familie ist nicht gering; es hat 34 Nummern, nur wenige dieser Besitzungen sind jedoch (wie z. B. Bauerbach von 1697—1853) eine ansehnliche Reihe von Jahren hindurch festgehalten worden. Der Verfasser bemerkt in dieser Beziehung, daß das Geschlecht sich von Anbeginn an nicht als ein an feste Sitze gekettetes, sondern als ein wanderndes, unstetes, rastlos ringendes dargestellt, welches die Erhaltung materieller Güter den Bedürfnissen seiner geistigen Entwickelung zum Opfer zu bringen niemals angestanden habe. Es mag das ohne Zweifel so sein, doch ist es für ein Geschlecht im großen Ganzen ersprießlicher, wenn es sich einen festen Sitz und Mittelpunkt wahrt, als wenn es zu nachgiebig gegen die Anforderungen seiner „geistigen Entwickelung" ist.

Möchten wir bald ähnliche Erscheinungen anzukündigen haben, denen diese vorliegende zur Anregung geworden und den Weg gewiesen hat, und möchten so für unsere Geschichte neue, lebendige Quellen sprudeln, die jetzt vom Dunst und Staub der Familienarchive bedeckt sind! Gewiß ist nichts richtiger als Riehl's Wort: „Geschichtslosigkeit in der Familie erzeugt Geschichtslosigkeit in Staat und Gesellschaft." 39.

Zur Literatur der Micheliaden.

1. El Principe de la Paz und die Micheline. Puppenspiel in drei Acten. Sanctgallen, Scheitlin und Zollikofer. 1859. 16. 9 Ngr.
2. Die Micheliade. Ein Freimarktstraum. Gedicht in drei Büchern. Von Bernhard Kooke. Bremen, Geisler. 1858. 16. 20 Ngr.

Aus den deutschen Zuständen und aus dem Geiste, der sie theils erzeugt, theils von ihnen erzeugt wird, hat sich eine eigene Gattung satirischer Producte, die der Micheliaden herausgebildet, die in Bezug auf die Kleinstaaterei sind, was in Bezug auf die Kleinstädterei die Lalenbücher, die Krähwinkeliaden, die Schildbürgereien u. s. w. zu bedeuten haben. Beide, die Kleinstaaterei und Kleinstädterei, entspringen ja wol auch derselben Quelle. Diese Gattung satirischer Literatur hat bei uns einen sehr bedeutenden Umfang erreicht, und da sie schon seit einigen Jahrhunderten im Gange ist, muß sie wol auch ihre Berechtigung haben und der Complex von Zuständen, der darin behandelt ist, ein wirklich vorhandener sein und von selbst zur Satire auffordern. Der Kreis dieser Literatur hat sich auch im Laufe der Zeit immer mehr erweitert und mit neuen Typen bereichert; denn Michel als Personification der deutschen politischen Tölpelei, ist erst seit dem Augenblick auf die Bühne getreten, seitdem die Deutschen zum politischen Bewußtsein und zur Einsicht in ihre politischen Schwächen gelangt sind, seitdem sie klarer und immer klarer das Bedürfniß fühlen, sich ihrer politischen Ohnmacht und Zerstückelung zu entwinden und sich zu der Machtstellung emporzuarbeiten, die sie durch ihre Zahl wie durch ihre hervorragenden geistigen und sittlichen Eigenschaften einzunehmen berufen sind. Nun könnte man freilich sagen, daß ein Volk, welches eine so große Neigung zeigt, sich selbst lächerlich und zum Gegenstande des Spottes und der Satire zu machen, gerade hierdurch seine Kleinheit und Kleinlichkeit beweise, und vor lauter Selbstverspottung und Selbstironisirung die Kraft und das Selbstbewußtsein verliere, die zur Erreichung der bezeichneten nationalen Aufgabe erforderlich sind. Indeß beweist die Fähigkeit, sich selbst in satirischem Lichte zu betrachten und darzustellen, doch immer eine gewisse Erhebung über sich selbst, einen gewissen Grad der Selbsterkenntniß, eine gewisse Einsicht in die Schwächen und Gebrechen, an denen man leidet, und es wäre nicht schwer nachzuweisen, daß die Satire gerade den Deutschen vielfach sehr nützlich und förderlich gewesen ist. Leicht täuscht und trügt das Pathos, aber nicht die Satire, insofern sie bei der Wahrheit bleibt. Wer sich seiner Lächerlichkeiten zu schämen anfängt, ist auf dem besten Wege, sie abzulegen. Rabener's Satire, so zahm und beschränkt sie war, hat doch unter den einfältig rohen sittenlosen Dorfjunkern, den dienstergebensten Dorfpfarrern, den lakaienhaften Candidaten seiner Zeit bedeutend aufgeräumt, und das Geschlecht der sich lächerlich aufpustenden kleinstädtischen Bürgermeister, Kirchenvorsteher, Subalternbeamten u. s. w. hat seit Kotzebue's bekanntem Lustspiel sicherlich in nicht unerheblichem Grade abgenommen. Hoffen wir daher, daß der in die herbe Zucht der Satire genommene deutsche politische Michel anfangen wird, seiner Tölpeleien und, um mit Heine zu sprechen, seiner „Jugendeseleien" sich zu schämen und das Nachtcamisol und die bekannte baumwollene Nachtmütze von sich zu thun.

Es liegen uns hier zwei literarische Producte vor, in denen dieser Michel und seine Sippschaft eine hervortretende Rolle spielen. Die erste dieser Micheliaden, das Puppenspiel „El Principe de la Paz und die Micheline", vermuthlich von einem in der Schweiz sich aufhaltenden deutschen Flüchtling und zwar in einer sehr ungebundenen dramatischen Form oder Unform abgefaßt, führt die ganze michelsche Familie vor: die Mutter Mi-

line, eine studirte Frau, ihre emancipirten Töchter Frau Knödel, Großhändlerin „zur leeren Tasche“, und Frau Weißbier, Großhändlerin „zur freien Hand“, ihre Söhne Isarmichel, Neckarmichel, Rheinmichel, Mainmichel, Lahnmichel, Leinemichel, endlich Rothmichel, den jüngsten Sohn, „aus der Art geschlagen, das enfant terrible des Hauses“. Indeß ist keiner dieser kleinen und großen Michel die Hauptperson des Dramas, sondern der sogenannte Geheimnißvolle, später Friedensfürst, der gleich in den ersten Acten seine Streiche macht und zwar mit Hülfe der Donna Ekklesia, welche ihn jeder Gewissensscrupel hinsichtlich geschworener Eide entbindet. Madame Françoise ist anfangs sehr zufrieden, da sie den Geheimnißvollen zwar nicht für übertrieben ehrlich, aber auch nicht für sehr gefährlich hält. Aber seine „Retterbande“ fällt plötzlich über genannte Madame her, fesselt sie, entwaffnet den Citoyen Bonnet-Rouge, der den Degen ziehen will und dafür an einen Ort geschickt wird, „wo er und seinesgleichen über ihre Dummheit nachzudenken Muße haben“. Madame Françoise versucht zu protestiren; da erklärt der Geheimnißvolle, daß er an die Nation appellire, worauf unter Säbelgerassel und Trompetenschall die Messieurs Sabre und Suffrage-Universel auftreten, „gefolgt von der ersten Solotänzerin Demoiselle Agiotage und dem ganzen weiblichen Corps-de-Ballet, 86 Damen stark, welche Füllhörner tragen“. Es folgt nun „große Attitude und Tanz, währenddessen die 86 Damen aus ihren Füllhörnern sieben Milliarden kunstvoller Papierblumen über den Geheimnißvollen ausschütten“. Der Geheimnißvolle verwandelt sich nun in den „Principe de la Paz“, worauf ganz Europa in einen Freudentaumel ausbricht; die europäischen Prinzen begrüßen ihn als ihren „Herrn Bruder“, der das „große Luder“, die Revolution gebändigt, die Diplomaten nahen ihm, um ihm dankbarlichst „Hände und Füße zu lecken“ und von ihm die Weisung zu empfangen, fortan an der Börse zu spielen und sich ihren „erotischen Gefühlen“ zu überlassen, und das europäische Chor der Speculanten singt:

> Vollbracht — juchz! — ist der völlige Sturz
> Verrückter Principienreiter;
> Die Fragestellung ist praktisch und kurz:
> Auszubeutender? oder: Ausbeuter?
> — — — — — — — —
> Credit- und Rentenvereine, o Lust!
> O dickes Glückseligkeitsbündel!
> Laßt jubeln uns aus voller Brust:
> Hoch lebe und breit Sanct-Schwindel!

Eine Episode in diesem ersten Act spielt Jungfer Drehorgel, welche auftritt und eine Romanze mit folgendem Anfang singt:

> Nun höret Wunder sagen!
> Im Land Michelia
> Gerad' in diesen Tagen
> Ein tolles Jahr geschah —

worauf „Dahlmäuser“, „Schmereling“ und die andern gothaischen „Biedermeier“ und Professoren mit ihren „zehntausend ...llen Reden“ ihr Theil abbekommen.

Gleich kunterbunt geht es im sogenannten zweiten Act her, ... welchem man zuvörderst Frau Micheline erblickt, wie sie da...it beschäftigt ist, ihr schwarzrothgoldenes Galakleid, das sie ...3 Monate lang hatte tragen dürfen, in die „Truhe der Resig...ation“ zu legen und dazu zu weinen, während ihr jüngster ...ohn Rothmichel, „der etwas peccirt zu haben scheint, im Win...l auf dem Lasterbänkchen sitzt und zur Strafe Haller's «Re...uration der Staatswissenschaften», Stahl's «Rechtsphilosophie», ...anke's «Neun Bücher preußischer Geschichte» und Hebbel's ...edichte, Gesammtausgabe» liest“. Nachdem Rothmichel ehr...h gestanden: „Wir sind Sünder allzumalen. Wir alle haben ...dlich unsere Dummheiten gemacht“, treten Frau Knödel und ...rau Weißbier auf, gehen aber nach einigen Redensarten wieder ..., Frau Knödel, um „die Lausekerle von Brüdern, den Elb...ichel und Eidermichel“ zurechtzusetzen, Frau Weißbier aber ...it den Worten: „Wart', du sollst mich im Eifer für Ruhe und Ordnung nicht den Rang ablaufen. Dualismus muß sind!“ u. s. w., worauf Rothmichel bemerkt: „Ein herziges Paar von Schwestern, das muß man sagen!“ Dann plötzlich schwebt „ein Zug von Literaturheroen in Gestalt einer blauen Dunstmasse zum offenen Fenster herein, entwickelt sich und macht sich in der Stube breit“, darunter „Süßling der Große“, das „wilde Heer der Goldschnitter“, „die Kreuzspinne“, „Famulus Wagner“, der „wachstübliche Classiker“, der „nachsommerliche Tiftler“, das „Duett der Grenzer“ („Julianus“ und „Gustavus“), der „Kühne'sche Freimaurer“, der „Natur-Publizist“, das „Knäuel reisender Blaustrümpfe“, Amaranth, endlich auch der „Volksnaturhistoriker“, welcher sich dahin äußert:

> Mein Volk, wenn du mir irgend traust:
> Nie wirst du besser, stärker,
> Bevor du abermalen baust
> An jedes Haus sechs Erker.

Doch wir eilen zum Schluß, zum dritten und letzten Act. Der Friedensfürst hat zum Agenten der Firma Knödel gesagt: „Ich bin unzufrieden mit dem Stiefelgeschäft Ihrer Firma“, worauf Mercurius Curszettel sofort in Ohnmacht fällt und die Diplomaten und Speculanten außer sich gerathen. Der Friedensfürst verabschiedet diese Herren mit den Worten: „Messieurs, ich entlasse Sie, um mich einsamem Nachdenken hinzugeben. Die Stiefelfrage verlangt mein Studium.“ Monsieur Morbache tritt heran und spricht: „Eine erkleckliche Portion stärkender Gloire-Mixtur ist einer Constitution wie die unserige von Zeit zu Zeit sehr vonnöthen.“ Der Friedensfürst erklärt sich über seine Mission, „alle unterdrückten Nationalitäten zu befreien“, worauf Madame Françoise sehr artig und schüchtern fragt: „Also dürft' auch ich hoffen?“ für welche Verwegenheit sie jedoch vom Friedensfürsten mit einem „zweiten Avertissement“ bedroht wird. Bald darauf sind wir wieder in Michelinens Wohnung; Rothmichel sieht zum Fenster hinaus, und bemerkt, wie eben die Pferde gewaltsam durch ausländische Agenten vom Hofe getrieben werden. Der Isarmichel und die andern Michel wollen das nicht leiden und erheben ein großes Geschrei, aber Frau Weißbier ruft: „Um Jotteswillen nur nicht provociren, Vorsicht ist die Mutter der Tapferkeit!“ Frau Knödel, die „mit ihrem Wanzerich im Busen“ gekommen ist, bringt darauf, daß Micheline ihr Staatskleid anlegt und das Reichsschwert umgürtet, aber „Signor Concordato“ winkt zur Rückkehr, „Bartel Congreß“ mahnt zum Frieden, Frau Weißbier und Frau Knödel wittern plötzlich eine „fast revolutionäre Zugluft“, Micheline setzt sich wieder zum Schreibtisch, der Bundesregisseur kündigt an, daß demnächst die münchener Preistragikomödie „Der Raub der Burtehuderinnen oder die klebrigen Portefeuilles“ zur Aufführung kommen solle, und der Chor der Boursiers singt:

> Was links und rechts! was gut und schlecht!
> Merkt euch vor allen Dingen:
> Erfolg ist heutzutage Recht
> Und Unrecht das Mislingen.
>
> Laß fahren, o Mensch, laß fahren dahin
> Moralische Lappalien
> Und stelle einzig deinen Sinn
> Auf Mehrung der Cap'talien!
>
> Ueb' immer Treu und wenn du spielst,
> So spiel', daß sich's mag lohnen!
> Ueb' Redlichkeit, und wenn du stiehlst,
> So stiehl nur Millionen!

Man sieht schon aus den mitgetheilten kleinen Proben, daß es dem anonymen Verfasser nicht an Witz, noch weniger aber an Spott und bitterm Sarkasmus fehlt. Er macht die Gegenstände seiner Satire mehr verächtlich als lächerlich, und in jene ein behagliches Lächeln oder Schmunzeln hervorrufende Stimmung, welche das Product der gemüthvollern und edlern Art des Witzes ist, fühlt man sich während der Lectüre außer vielleicht an einigen der oben erwähnten Stellen doch nur selten versetzt. Vielleicht

lag dies auch gar nicht in der Absicht des Verfassers, der es hier mehr mit moralischen als mit intellectuellen Gebrechen zu thun hatte. Ueberall erblickt der Verfasser in seiner Desperation nichts als Schlechtigkeit; kein Lichtstrahl fällt in diese mit erstickenden Dünsten erfüllte Atmosphäre. Am meisten vertritt noch Rothmichel des Verfassers Ansichten, aber nicht seine Hoffnungen; auch Rothmichel hat seine „Dummheiten" begangen und sich dadurch in eine so üble Lage versetzt, daß wir auch für ihn am Schlusse dieser, wie gesagt, durchaus nicht geistlosen, aber gänzlich unorganisch gebliebenen satirischen Phantasmagorie keinerlei Hoffnung haben.

Mit Bernhard Rooke's „Micheliade" können wir uns kürzer fassen, da sie vorzugsweise nur ein specifisch bremisches Interesse und nicht eben einen allzu großen Ueberfluß an Humor und Witz hat, obschon sie in den bekannten Heine'schen Vierzeilern nicht übel gereimt ist und gerade einige der schwunghaftern Stellen gelungen genannt werden dürfen. Michel bewirbt sich um die Hand der schönen Brema; diese aber weist ihn ab, als sie auf seinem Rocke die St.-Helenamedaille erblickt und räth ihm, nach Frankreich zu gehen:

> Vielleicht mag ein Grisettchen dort
> Sich Eurer Noth erbarmen;
> Doch niemals hofft, als Euer Weib
> Die Brema zu umarmen —

worauf Vater Rhein begeistert in die Worte ausbricht:

> Frau Brema, dieses volle Glas
> Auf Euer Wohlergehen!
> Blühn sollt Ihr ewig jung und frisch,
> Solang noch Flaggen wehen!
>
> Dies Feueraug' soll nicht verglühn,
> Die Wange nicht erbleichen,
> Eh' nicht im deutschen Lande fiel
> Die letzte aller Eichen!
>
> Der Himmel lass' als Freier Euch
> Die edelsten erwerben
> Und schenk' Euch Söhne, stark und kühn,
> Bereit, fürs Recht zu sterben!

Zum Schluß tönt eine Stimme vom Himmel:

> O Michel, alter Sündenbock,
> Wo soll ich Worte finden,
> Mein Misvergnügen an deinem Thun
> Aufs neu' dir zu verkünden?

Für jetzt möge er jedoch zu seiner eigenen Schande noch fortleben:

> Ein Spott für Kluge, ein Abgott nur
> Der Narren im deutschen Lande.

Und der Michel?

> . . . . Es steht
> Der Michel an der Weser
> Mit offnem Mund und gähnt, und gähnt; —
> Folg' ihm nicht nach, o Leser!

Im Vorwort erzählt der Verfasser: „Veranlassung zu dem vorliegenden Gedicht gab mir ein Spaziergang, den ich im letztverflossenen Herbst mit einem schwedischen Offizier in den Straßen Bremens machte. Mein Begleiter hatte das «Nordische Bilderbuch» von Theodor Mügge gelesen und war infolge dessen natürlich sehr verdrießlich. Er behauptete, das Buch sei ein Gewebe von Uebertreibungen und völligen Unwahrheiten und dem Anscheine nach nur geschrieben, um Schweden in Deutschland lächerlich und verhaßt zu machen. Namentlich ein darin enthaltenes Urtheil über das schwedische Militär verdroß ihn. «So thöricht es ist», sagte er, «nach dem Benehmen eines einzelnen den Geist einer Nation messen zu wollen, so schwierig ist es oft, die Behauptung, es habe jemand dieses oder jenes gesagt, zu widerlegen; aber glücklicherweise bin ich im Stande, eine solche in dem Buche enthaltene Mittheilung als der Wahrheit schnurstracks zuwiderlaufend bezeichnen zu können. Als nämlich der französische General Canrobert in Schweden anwesend war, befand sich vor seinem Hotel in Linköping eine Ehrenwache vom Leibgrenadierregiment des Königs. Ich selbst war als Offizier bei derselben anwesend, als der General, ein kleiner Mann, die Fronte entlang ging und, zu den hohen Grenadieren emporschauend, ausrief: ‚Bravo! Charmant! Schöne Soldaten! Aber ich hoffe, daß sie, wenn es gilt, noch mehr tüchtig als schön sind!' Das Regiment wurde wegen dieses Compliments vielfach beglückwünscht. Nach dem ‚Nordischen Bilderbuch' hingegen soll der General gesagt haben, er hoffe, daß sie weit besser seien, als sie aussähen.»

„Ich mußte allerdings zugeben, daß dies zwei sehr verschiedene Lesarten seien und ohne Zweifel höchstens eine davon die richtige sein könne. Plötzlich blieb der Fremde vor einem Kaffeehause stehen und, durch das Fenster schauend, sagte er: «Jetzt bitte ich Sie, was halten Sie von dem Geschmack jener sogenannten Männer? Sechs an der Zahl sitzen sie da und essen Kuchen. Nein, so etwas könnte doch in Schweden nicht passiren. Ein junger Mann, dem es dort einfiele, in einer Conditorei Kuchen zu fordern, würde ein Gegenstand des Spottes werden, die Damen würden über ihn lachen; für diese ist dort der Kuchen, für die Männer der Wein, der Punsch.»"

Weiter machte sich derselbe Schwede noch über den Bürgerzopf, die Clubsucht, die bremer Abendgesellschaften, „in denen der gemarterte Gast drei bis vier Stunden lang an einen Stuhl gefesselt werde, während man in Schweden hierbei sich nach Belieben erhebe und plaudernd im Saale umhergehe", und andere Dinge lustig. Infolge dieser Unterredung sei, versichert der Verfasser, der Plan zu diesem Gedicht entstanden. Sodann richtet er an die „Mehlwürmer der Poesie, die Kritiker literarischer Cliquen", die freundliche Bitte, es ihm nicht übel zu nehmen, „daß sie im Nachfolgenden nicht nach Gebühr gewürdigt sind", und er schließt: „Ihr öffentliches Besprechen des Buchs soll mir ein Zeichen sein, daß sie mir deshalb zürnen, ihr Schweigen ein Beweis, daß sie verziehen haben." Man schickt den Kritikern das Büchlein, damit sie es besprechen; wenn sie es aber thun, so beweisen sie dem Verfasser dadurch, daß sie ihm zürnen! Wir müssen gestehen, daß unsere Fassungskraft nicht ausreicht, die Logik und die Pointe dieses Witzes aufzufinden.

H. M.

Notizen.

Das deutsche bürgerliche Schauspiel.

Mit Bezug auf eins unserer leipziger Theaterreferate im Feuilleton der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" machte Friedrich Adami in Nr. 38 des „Deutschen Theaterarchiv" darauf aufmerksam, daß nicht blos Heinrich Laube und Rudolf Gottschall das bürgerliche Drama als dasjenige anerkannt hätten, welches trotz Goethe und Schiller vorzugsweise populär in Deutschland sei, sondern daß selbst Arthur Schopenhauer in seinem Werke „Parerga und Paralipomena" behauptet: „Die allein echte deutsche Komödie, aus dem Wesen und Geiste der Nation hervorgegangen und ihn darstellend, ist neben der einzig dastehenden «Minna von Barnhelm» das Iffland'sche Schauspiel. Die Vorzüge dieser Stücke sind, eben wie die der Nation, die sie treu abbilden, mehr moralisch als intellectuell, wovon das Umgekehrte von der französischen und englischen behauptet werden könnte. Die Deutschen sind so selten originell, daß man nicht, sobald es einmal dazu gekommen ist, gleich mit Knütteln dreinschlagen sollte, wie dies Schiller und die Schlegel gethan haben, welche gegen Iffland ungerecht und selbst gegen Kotzebue zu weit gegangen sind." Friedrich Adami weist weiter darauf hin, daß schon vor Iffland die bürgerlichen Schauspiele von Großmann, Gemmingen u. s. w. populär gewesen, daß Rautenstrauch's „Jurist und Bauer" trotz seiner 86 Jahre sich noch heute auf der Bühne lebensfähig zeige, daß Dumas Iffland's „Jäger" zu einem zweibändigen Roman „Catherine Blum" verarbeitet habe.

.b daß, was jedenfalls nur in Deutschland vorkommen könne, ..erdings ein „wiener Stückgießer", mit möglichster Beibehal..g der französischen Schlacke, aus diesem Roman eine theatra..che Dorfgeschichte für eins der wiener Vorstadttheater fabricirt ..e. Er hätte vielleicht auch noch anführen können, daß unter .. auf dem Stadttheater zu Christiania im letzten Winter ge..enen Stücken kein einziges einen so großen, einen so „uner..ten" Erfolg erzielt hat als Iffland's „Jäger". Schiller's ..rität, wenn er fragt: was denn dieser Misère Großes be..nen könne? hilft zu nichts. Man citirt allerdings diesen ..spruch, aber man besucht aus wahrem Herzensinteresse doch ..ft nur Stücke wie „Die Grille", „Die Waise von Lowood", ..orf und Stadt", ja, selbst ein so derbes Fabrikat wie „Ber.. wie es weint und lacht" u. s. w., um sich an dieser „Mi.." zu ergötzen, und man denkt mit Schiller's eigener Jung..: „Kümmert mich das Los der Schlachten? mich der Zwist .. Könige?" Diese Frage ist unter den von der Jungfrau ..eworfenen Fragen, genau besehen, doch diejenige, welche dem ..chen Spießbürger und namentlich seiner weiblichen Ehehälfte .. den beiderseitigen Sprossen am meisten aus dem Herzen ..ochen ist. Auch unsern Schauspielern und Schauspielerin.. fehlt der eigentlich heroische Zug; man weiß z. B. wol die ..mentale Schäferin Jeanne d'Arc zur Anschauung zu bringen, .. nicht mehr die gottbegeisterte Heldin. Der Wallenstein ..ir's, den wir freilich nicht mehr in seiner vollen Jugend.. ..sahen, war im Grunde auch nur ein gemüthlicher Haus..; dagegen groß war er als Oberförster in den „Jägern", .. wir gestehen, daß wir, so viele Theatervorstellungen wir .. seitdem mit angesehen haben, niemals wieder diejenige ..chung erlebt haben, als die war, womit uns Eßlair ..ser Rolle, was er nur darstellte, wie ein Wirkliches mit..n ließ. Wenn übrigens Arthur Schopenhauer, um schließ..uf diesen noch einmal zurückzukommen, in seinem oben an..ten Ausspruch den moralischen Gehalt nicht blos der fran..en, sondern auch der englischen Schauspiele in Zweifel .. zu wollen scheint, so ist dagegen zu bemerken, daß das ..liche Drama ursprünglich von England den Weg zu uns ..rgenommen, in Deutschland freilich sich nach deutscher ..und Lebensart bequemt hat, und daß eine streng moralis..sche Tendenz gerade ein hervorstechender Zug der meisten ..jen Schauspiele dieser Gattung ist.

..e deutsche Literatur und die deutschen Höfe.

..ie „Westminster review" brachte vor einiger Zeit einen .. „Weimar and its celebrities", welchem Diezmann's ..e und die lustige Zeit in Weimar", Vehse's „Geschichte ..uses von Sachsen", Knebel's „Briefe an seine Schwe..riette" und Wachsmuth's „Der Musenhof von Weimar" ..unde gelegt waren. Der Berichterstatter bemerkt unter .. „Es gibt kein Land, welches dem Nationalgeschicht.. so viele Schwierigkeiten bietet, kein Land, welches des .. der Centralisation so lange und so vollständig entbehrte .. welchem es noch gegenwärtig in so unvollkommener ..rhanden ist als Deutschland." Dieser Behauptung wird .. niemand und am wenigsten ein geborener Deutscher ..sprechen wagen; es ist die Mahnung, welche die Sper..n allen Dächern zwitschern, die uns stündlich in die ..ingt, mit der wir zu Bette gehen, mit der wir auf..b von der wir in der Zwischenzeit namentlich — träumen. ..aufe des Aufsatzes, der zum größten Theil aus anekdo..n Mittheilungen von der Art besteht, wie sie jetzt so ..b, bemerkt der Reviewer weiter: Weimar sei in der .. ein winziger Punkt auf der Karte Europas, aber in ..ichte des großen Staatenbundes, zu welchem es gehöre, ..allen in der Geschichte des menschlichen Geistes behaupte ..weit hervorragendern Platz als die glänzenden Haupt..eußens und Oesterreichs. Die glänzende Ausnahme, ..eimarer Hof gemacht, wird weiter aufs nachdrücklichste hervorgehoben; denn im allgemeinen hätten, wie der Reviewer versichert, die deutschen Herrscher niemals große Neigung gezeigt, die Entwickelung des literarischen Genius in ihren Landen zu begünstigen, indem sie diesen Genius entweder als ihrer Aufmerksamkeit unwürdig verachtet oder ihn als ihrer Autorität feindlich gefürchtet hätten. Klopstock habe seine Jahrgehalte und all seine weltlichen Vortheile einem ausländischen Monarchen verdankt; Bürger, arm und vernachlässigt, habe sich in seinem Unglück vergebens an den größten deutschen König gewandt; Lessing sei keinem weltlichen Potentaten durch eine ihm erwiesene Wohlthat verpflichtet gewesen; Schubart habe auf den Befehl eines Despoten 10 Jahre im Kerker geschmachtet, ohne daß sich ein benachbarter Fürst seiner angenommen, und nur der Vermittelung eines englischen Prinzen habe er seine endliche Befreiung zu danken gehabt. Welcher englische Prinz soll dies gewesen sein? Unsers Wissens war es der preußische Minister von Herzberg, der sich im Auftrage seines Königs bei dem Herzog von Würtemberg für Schubart verwandte und dabei vom Prinzen Heinrich und der Prinzessin Friederike von Preußen persönlich aufs lebhafteste unterstützt wurde. **H. M.**

Bibliographie.

Anton, A., Erlebnisse eines deutschen Musikers in Arabien und Ostindien in den Jahren 1853—1859. 1ste Lieferung. Darmstadt, Küchler. Gr. 8. 2½ Ngr.

Breusing, H., Lebens- und Sittenbilder aus Westfalen. Bremen, Geisler. Gr. 8. 1 Thlr.

Franck, W., Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Oppenheim am Rhein. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Darmstadt. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Gottschall, R., Kaiser Napoleon III. Eine biographische Studie. Liegnitz, Kuhlmey. 16. 17½ Ngr.

Die Hohenstaufen. Ein Epos in sechs Gesängen. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Klug, Hie welsch, hie deutsch! Zeitbild mit Gesang in vier Aufzügen und einem Nachspiel: Friede auf Erden. Hamburg. Gr. 8. 5 Ngr.

Redwitz, O. v., Philippine Welser. Historisches Schauspiel in fünf Acten. Mainz, Kirchheim. 16. 26 Ngr.

Schick, M., Deutsche Mannhaftigkeit wider welsche Anmaßung oder: Hofer — Speckbacher — Haspinger. Drei Heldenbilder aus der nationalen Erhebung der Tyroler im Jahre 1809. Reutlingen, Enßlin u. Laiblin. 8. 6 Ngr.

Schilling, A., Romantisch-lyrische Dichtungen. Leipzig, Pönicke. 16. 26 Ngr.

Schmidt, K., Die Geschichte der Pädagogik in weltgeschichtlicher Entwicklung und im organischen Zusammenhange mit dem Culturleben der Völker dargestellt. 1ster Band. A. u. d. T.: Die Geschichte der Pädagogik in der vorchristlichen Zeit. Cöthen, Schettler. 1860. Gr. 8. 2 Thlr.

Deutsche Weihnachtslieder. Eine Festgabe von **K. Simrock.** Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Aurach, P. S. v. der, Das Heil kommt nicht von Oesterreich. Eine Stimme aus Bayern. Berlin, Riegel. 8. 15 Ngr.

Die deutsche Frage und die Allgemeine Zeitung. Leipzig, Hennings. Gr. 8. 5 Ngr.

Hugler, Der deutsche Bund der Zukunft. Keine Träumereien sondern practisch ausführbare Vorschläge. Leipzig, Kollmann. 8. 8 Ngr.

Die Kriegs-Posaune. Besprechung der politischen Tagesfragen in populärer Weise. 1stes Heft. Berlin, Lassar. 8. 1½ Ngr.

Müller, M., Ein Wort über bezahlte Federn und über die rechten Bundesgenossen. Leipzig, Hübner. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fliegende Blätter der Gegenwart.

Eine Ergänzung zu allen Zeitungen

Wöchentlich eine Nummer.

Soeben ist Nr. 14, die erste Nummer des zweiten Vierteljahrs, erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig (Preis 2 Ngr.). Die «Fliegenden Blätter der Gegenwart» werden fortfahren als eine unentbehrliche Ergänzung zu jeder politischen Zeitung die Tagesfragen in geschmackvoller Darstellung und zweckmäßiger Abwechselung zu behandeln.

Bestellungen, auch auf das erste Vierteljahr (Nr. 1 — 13), werden von allen Buchhandlungen und Postämtern zu dem Preise von 26 Ngr. für das Vierteljahr angenommen.

Inhalt von Nr. 14:

An die Leser. — Sir John Franklin und das Ende seiner Nordpolexpedition. — Die Territorialbildung des österreichischen Kaiserstaats. — Das chinesische Reich. — Die Franzosen in Belgien. — Die französischen Kriegsentschädigungs-Gelder vom Jahre 1815. — Kleinere Mittheilungen.

Zur Unterhaltungs-Literatur.

Soeben erschien im Verlage von **Eduard Trewendt** in Breslau und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Gustav vom See. Vor fünfzig Jahren.

Historischer Roman in drei Bänden.

Eleg. brosch. Preis 4 Thlr.

Gustav vom See, der beliebte Romanschriftsteller, der in seinen frühern Werken, besonders in seinen „Egoisten", ein anmuthiges Erzählertalent in so anerkannter Weise an den Tag gelegt, tritt jetzt mit einem neuen Roman vor das Publikum, der die Vorzüge der frühern in sich vereinigt und noch überdies durch die Darstellung einer Zeit, deren Bewegungen und Stimmungen der jetzigen verwandt sind, ein erhöhtes Interesse in Anspruch nimmt.

Kürzlich erschienen in demselben Verlage:

Ludwig Rosen. Werner Thormann. Roman. Drei Bände. 8. 4 Thlr.

Andreas Oppermann. Aus dem Bregenzer Wald. 8. $3/4$ Thlr.

Armand. Bis in die Wildniß. Vier Bände. 8. 5 Thlr.

Armand. Alte und neue Heimath. 8. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Armand. Scenen aus den Kämpfen der Mexikaner und Nord-Amerikaner. 8. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Otto Roquette. Heinrich Falk. Roman. Drei Bände. 8. 5 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Platon's sämmtliche Werke.

Uebersetzt von **H. Müller**, mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart**. Siebenter Band in zwei Abtheilungen. 8. Geh. 5 Thlr. Jede Abtheilung einzeln 2 Thlr. 15 Ngr. Der erste bis sechste Band (1850 — 57) kosten jeder 3 Thlr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Chr. Oeser's

Geschichte der deutschen Poesie

in Umrissen und Schilderungen.

Für gebildete Leser.

In zweiter Auflage größtentheils neu bearbeitet

von

J. W. Schaefer.

2 Theile. 50 Octavbogen, höchst elegant gedruckt.

Mit den Bildnissen Goethe's und Schiller's nach Rietschel,

Preis 3 Thlr. in Stahlgestochen von Th. Langer.

In dieser neuen Bearbeitung der Geschichte unserer vaterländischen Poesie glaubt der unterzeichnete Verleger dem großen Kreise aller Gebildeten ein Werk darzubieten, welches sich durch die bereits als trefflich bewährte Anlage, wie durch die dem jetzigen Standpunkte der Literaturwissenschaft entsprechende Ausführung der allgemeinsten Verbreitung empfiehlt.

Für eine klare, gründliche und anziehende Behandlung des Gegenstandes ist die beste Empfehlung der Name des Herrn Bearbeiters, welcher sich durch seine wissenschaftlichen Werke über die Geschichte der Literatur und sein „Leben Goethe's" ebenso sehr als Forscher wie als gewandter Darsteller einen ausgezeichneten Rang unter den deutschen Literarhistorikern erworben und sich als vorzüglich befähigt zur Lösung der vorliegenden Aufgabe gezeigt hat.

Gemäß der Bestimmung, als ein Lehr- und Bildungsmittel auch in die Hände des weiblichen Geschlechts zu gelangen und als ein

Festgeschenk für Frauen und Jungfrauen

zu dienen, ist auf die Ausstattung ganz besondere Eleganz verwendet worden. Portraits von Schiller und Goethe, nach Rietschel's Denkmal in Weimar mit dessen Genehmigung und unter dessen Mithülfe gezeichnet und gestochen, schmücken nebst einem in Stahl gestochenen Titelbilde das auf vorzüglichem Papiere schön gedruckte Werk.

Leipzig. **Friedrich Brandstetter.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fünfte Ausgabe des

Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.

(500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden Texte von mehr als 100 Bogen und einem Namen- und Sachregister.)

Die Verlagshandlung veranstaltet gegenwärtig von diesem ganz selbständigen, höchst lehrreichen Werke eine

Neue Ausgabe in 80 Lieferungen,

die vom September 1859 an in monatlich vier Lieferungen à 9 Ngr. ausgegeben und somit bis Anfang 1861 vollständig erschienen sein wird.

Das Werk kann übrigens jederzeit auch vollständig (Preis 24 Thlr.) bezogen werden; auch ist jede der zehn Abtheilungen des Werks einzeln zu haben.

Eine Probelieferung und ausführliche Prospecte über das Werk sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

iterarische Unterhaltung.

rscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 20. October 1859.

eueste Phasen der modernen deutschen Lyrik.

luf stillen Wegen. Dichtungen von Julius Hammer. eipzig, Brockhaus. 1859. 16. 24 Ngr.
fromme Gedanken eines weltlichen Mannes. Dichtungen von tarl Egon Ebert. Leipzig, Brockhaus. 1859. 16. 1 Thlr.
latur und Gottheit. Preisgesänge von Adolf Peters. leißen, Schmidt. 1859. 16. 25 Ngr.
der Stunden Gottesgruß. Eine Apotheose des Lebens. den deutschen Müttern geweiht von Franziska Gräfin chwerin. Leipzig, Veit u. Comp. 1859. 16. 1 Thlr.) Ngr.

Nan hat gegenwärtig für die Besprechungen gewisser turgattungen feststehende Einleitungen; hat man z. B. Reihe dramatischer Producte zu beurtheilen, so schickt meist einige herkömmliche Bemerkungen über den ll des Theaters und der dramatischen Poesie voraus, hat man humoristische und satirische Schriften zu chen, so stellt man in der Regel zuvörderst den Satz daß unsere Zeit zu ernst und zu gewichtig sei, um m Humoristen die nöthige launige Stimmung zu n und ihm einen hinlänglichen Vorrath von Stof- die sich humoristisch behandeln ließen, zuzuführen, chnet, daß das Publikum gegenwärtig für den Ge- amoristischer Erzeugnisse sehr wenig empfänglich sei Wichtigeres zu thun habe, als sich Spaß vormachen n. Wer aber über ein Rudel von neuern Lyri- urtheilen hat, kann sich meist nur schwer ent- das bekannte Klagelied über die auf lyrischem und lyrischem Gebiete herrschende übermäßige Vielschrei- zuzustimmen.

n leugnen wir keineswegs, daß auf diesem Gebiete die auf den meisten andern Gebieten literarischer Pro- zu viel hervorgebracht wird und daß schädliche Fol- n unvermeidlich sind; aber wir glauben, daß man rn in zu übertriebenem Lichte und mit einigem Un- allgemeinschädlich darstellt, da unter ihnen mehr cirenden Lyriker selbst, als das consumirende Publi- leiden haben. Schlechte Gedichte oder auch nur welche blosses Mittelgut sind, finden einfach keine e, und dem Buchhändler, der sie auf seine Kosten oder dem Dichter, der sie drucken ließ und in Commission gab, geschieht es dann ganz recht, wenn er neben seinem pecuniären Schaden auch noch den Spott tadelnder Recensionen mit in den Kauf nehmen muß. Ganz anders verhält es sich mit schlechten, vielleicht sogar geschmack- und sittenverderblichen Romanen, von denen doch immer eine Anzahl von Exemplaren in die Leih- bibliotheken gelangt und von einer Anzahl Abonnenten gelesen wird. Hier liegt der öffentliche Schaden, den solche Producte anrichten, auf der Hand. Nun mag allerdings die Ueberfülle, die sich auf dem Felde der lyri- schen Production bemerkbar macht, auch mitunter bessern Erzeugnissen den Weg versperren, indeß geschieht dies doch nicht so weit, daß wirklich Gutes gänzlich unbeachtet bliebe; der Absatz mag durch die allerdings leider allzu große Concurrenz und infolge der Uebersättigung des Publikums mit lyrischem Futter erschwert, gehemmt, ver- zögert und in nur zu bedauerlicher Weise verringert wer- den; aber in der Literatur wird das wirklich Gute und Eigenartige doch früher oder später seinen ihm gebühren- den Platz angewiesen erhalten. Von der papierenen und zum Theil löschpapierenen Unsterblichkeit, die sich in An- thologien, Literaturgeschichten u. s. w. fortpflanzt, kann ein Dichter freilich nicht satt werden, ja er kann dabei sogar in bester oder schlechtester Form verhungern und zu Grunde gehen; indeß an diesen Gedanken einer fort- dauernden Hungerkost, welche den Leib abmagert und dafür dem Geiste um so höhere Schwungkraft verleiht, ist der deutsche Dichter als ein nothwendiges Attribut und als eine besondere Zierde seines ganzen Daseins und Wir- kens schon seit alters her gewöhnt; das deutsche Publikum ist aus naheliegenden Gründen von diesem Gedanken wahrhaft erbaut, und wenn Schiller's „Theilung der Erde" bei irgendeiner öffentlichen Feier vorgetragen wird, so kann man darauf rechnen, daß die Schlußstelle unermeßlichen, so recht aus dem Herzen kommenden Beifall findet. Denn klopft ein darbender Dichter an irgendeines kunstliebenden deutschen Philisters Thür, so braucht dieser nur ganz ein- fach mit Berufung auf Schiller zu sagen: „Lieber, was willst du bei mir? was incommodirst du mich? Geh doch zum Zeus; du weißt ja, daß dessen Himmel dir offen

sein soll, so oft du kommen willst. Ach, wenn es unsereiner so gut hätte wie so ein deutscher Dichter, für den meine Behausung viel zu niedrig, mein Braten viel zu unschmackhaft, mein Wein viel zu sauer und mein Geld viel zu schmuzig ist!" Wie man hieraus sieht, kommt der spießbürgerlichen Selbstsucht und Trägheit das, was man in Deutschland Idealismus nennt, oft sehr gelegen.

Im übrigen will es uns bedünken, als ob in der letzten Zeit sich wirklich in der lyrischen und besonders der lyrisch-epischen Dichtung, welche letztere überhaupt wol nur eine künstlich gepflegte Mode- und Treibhauspflanze war, einige Abnahme wahrnehmen ließe. Indeß kann dies auch nur Folge bekannter Zeitverhältnisse sein, und es wäre demnach voreilig, hieraus den Schluß zu ziehen, daß jetzt überhaupt weniger gedichtet würde oder daß — was jedenfalls höchlichst zu wünschen wäre — die Dichter nicht mehr in so unbesonnener und übereilter Weise ihre Poesien drucken ließen als bisher, oder daß endlich Drucker und Verleger, durch manche Verluste gewarnt, difficiler geworden, was wir ihnen auch keineswegs verdenken möchten. Leider glauben wir also, daß jene ohnehin nicht sehr bedeutende Abnahme eine nur scheinbare und vorübergehende sein und daß auf diese doch immer nur unerhebliche Ebbe vielleicht eine nur um so stärkere Flut folgen werde.*)

Auf der andern Seite sollte es uns freilich auch fast wundern, wenn der überwiegend realistische, sogar vielfach in rohen Materialismus ausartende, genuß- und erwerbsüchtige Geist und Charakter der Zeit, diese Vorliebe für die praktischen Berufszweige, für das Maschinenwesen und für industrielle Unternehmungen, diese wachsende Theilnahme an socialen, confessionellen, politischen und nationalökonomischen Streitfragen und Häkeleien, diese Zunahme kühl und egoistisch berechnender Verständigkeit, kritischen, alles zersetzenden oder negirenden Geistes und mehr und mehr alles Ideale abweisender Illusions- und Glaubenslosigkeit, dabei wieder diese im Publikum sich aussprechende gedankenlose und häufig sich bis ins Unsinnige steigernde, mehr künstlich erhitzte als naiv gesunde, oft völlig lügenhafte Begeisterung für alles handwerklich Virtuosenhafte, für das Prickelnde, für alles blos äußerlich Glänzende, überhaupt für alles, was die Meinung des Tags, was die flüchtige Mode, was die schlauen Machinationen irgendeiner Coterie für den Augenblick auf den Thron gehoben haben: es sollte, wie gesagt, uns fast wundern, wenn alles dies und anderes den poetischen Trieb der Nation nicht allmählich abstumpfen, untergraben oder vernichten sollte. Manche scheinen die Zeit, wo dies eingetreten sein wird, gar nicht abwarten zu können; vielleicht wird sie aber früher da sein, als sie selbst erwarten und als es diesen Baissiers selbst lieb sein wird; denn ihre Bemühungen, diese allgemeine poetische Baisse wieder in eine Hausse zu verwandeln, dürften dann vergebens sein.

Es ist in der deutschen Lyrik mit Lenz und Liebe, Mondschein und Blumenduft allerdings viel Misbrauch getrieben worden, aber wie sehr das Ansehen dieser Gegenstände bereits gesunken ist, brauchen wir wol nicht erst zu sagen. Ein vereinsamter Nachtschwärmer mag davon wol noch singen, aber er findet kein Publikum mehr, und die Zukunft wird schwerlich noch solche Schwärmer hervorbringen. Die Vaterlandsliebe nimmt immer mehr einen nationalökonomischen Ausdruck an; die Freundschaft findet in diesem Interessengewühle keinen Boden mehr; das Gefühl für die Reize und Schönheiten der Natur stumpft sich immer mehr ab und wird sich immer mehr abstumpfen, je mehr die Zunahme der Eisenbahnen es gestatten wird, flüchtig in wenigen Stunden zu genießen, wozu man früher ebenso viele Tage brauchte; die Liebe selbst wird immer mehr zur Genuß- oder Finanzsache, und schon jetzt wissen die meisten lyrischen Dichter an ihr nur die sinnliche Seite, nicht ihren geistigen Gehalt hymnologisch zu feiern. Unsere Poeten der Zukunft werden den Rauch eines Dampfschlots, den schrill pfeifenden Laut einer Dampfmaschine, das betäubende Geklapper eines Bahnzugs vielleicht viel poetischer und besingenswerther finden als den Nebelrauch in einer Gebirgsschlucht, die aufmunternden Signaltöne eines Posthorns und das heimliche Geklapper einer romantisch gelegenen Wassermühle; die Düfte, welche Rosen und Lilien ausströmen, werden ihnen weniger angenehm dünken, als die gemischten Düfte in einer Herings-, Talg- und Thranniederlage, wovon wir schon Beispiele in der Literatur erlebt haben, und die unsichtbaren Räder und Schrauben an der großen „Weltenuhr", für die sich noch Schiller so lebhaft interessirte, werden sie weniger kümmern, als die sichtbaren Räder und Schrauben an einem Maschinenwerk. Die schon heutzutage sehr zweifelhafte Ehre, ein Dichter zu sein, in der bereits Schiller nur einen „Fluch" erblickte, „welchen die Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, verhängt", wird dann schwerlich noch für jemand etwas besonders Verlockendes haben; oder nur reichen Dichtern wird es gelingen, ihren poetischen Nimbus durch ihren finanziellen zu stützen und aufrecht zu erhalten. Nehmen wir doch schon jetzt wahr, wie förderlich der Besitz ansehnlicher finanzieller Mittel den Jüngern der Kunst und Dichtkunst ist, mit welchem Glück Angehörige des niedern und höhern

*) In Betreff dieser Ueberproduction fanden wir jüngst im „Abendblatt der Neuen Münchener Zeitung" die wie es uns scheint ziemlich zutreffende Bemerkung: „Man müßte unsere Zeit für eine sehr poetische, ganz von romantischem und idealistischem Schwunge gehobene halten, wollte man — besonders in Deutschland — aus der Masse der erscheinenden Poesien einen Schluß auf Stimmung und Richtung im allgemeinen ziehen. Es bedarf indessen nur eines Blicks auf das alltägliche Thun und Treiben der Mehrzahl der «Gebildeten», um nicht in eine solche Täuschung zu verfallen. Wir möchten noch weiter gehen und behaupten, daß gerade die poetische Ueberproduction ein Merkmal der Nüchternheit, des Mangels an wahrer Begeisterung und Tiefe der Empfindung ist, weil sie ja hauptsächlich aus dem Bestreben hervorgeht, diesen Mangel wenigstens mit dem Scheine des Gegentheils äußerlich zu überkleiden. An und für sich ist nun ein solches Bemühen nicht zu tadeln; man müßte es sogar beklagenswerth finden, wenn es nicht vorhanden wäre. Aber nothwendig scheint es uns, daß man sich klare Rechenschaft gebe, um den Werth des größern Theils der poetischen Hervorbringungen der Gegenwart auf sein richtiges Maß zurückzuführen."

Adels, des niedern und höhern Finanzstandes den ärmern Talenten Concurrenz machen. Im vorigen Jahrhundert, wo die Adelichen und die Wohlhabenden genossen und die Armen für sich arbeiten ließen, dafür aber auch deren Mäcene waren, war das Verhältniß bekanntlich ein ganz anderes. Dafür haben wir freilich auch das Vergnügen, in einem demokratischern Jahrhundert zu leben, d. h. in einem Jahrhundert, in welchem die Aermern den Reichern und Höherstehenden auch noch die letzten Vortheile und Vorrechte, die sie sich früher durch eisernen Fleiß und Charakterstärke erwerben konnten, mehr und mehr abtreten müssen.

Vielleicht tritt aber die Zeit, von der ich hier hypothetisch sprach, gar nicht ein, vielleicht erleben wir früher als wieder andere glauben einen Rückschlag gegen den fortschreitenden Materialismus der Zeit. Was wir bemerkten, wollten wir nur denen zu bedenken geben, welche von der jetzigen, wie wir gestehen allerdings übermäßigen Production auf poetischem und namentlich lyrischem Gebiete der Himmel weiß welche Gefahren für das gemeinsame Vaterland zu fürchten scheinen. Diese Wieseblümchen der Lyrik, laßt sie doch ein paar Tage blühen und sich wohlgefällig im Bache selbstbespiegeln, bis sie im Sonnenbrande, unbeschattet von der Gunst des Publikums und saft- und wurzellos wie sie vielleicht sind, verwelken oder unter dem schweren Fußtritt eines erbarmungslosen Kritikers zusammenbrechen! Man wird vielleicht später nicht mehr so viel dichten, aber man wird nicht weniger schreiben, und die literarische Betriebsamkeit und der literarische Ehrgeiz werden sich andere Bahnen suchen. Was wird man dabei gewinnen? In der That ist unsern Poeten von gewisser Seite her, um unsern classischen Dichtern ihr Monopol in alle Ewigkeit zu sichern, der Rath gegeben worden, doch lieber über den Kanal von Suez und den atlantischen Kabel zu schreiben, statt zu dichten. Das fehlte noch! Diese unpraktischen Leute sollen nun gar über industrielle und nationalökonomische Angelegenheiten ihr Urtheil abgeben! Als Lyriker sind sie doch wenigstens harmlos und unschädlich, aber als Politiker und handelsökonomische Schriftsteller könnten sie in der That gefährlich werden. Es fehlt uns schon jetzt durchaus nicht an gemeinschädlichen und wohlfahrtsgefährlichen Politikern und Nationalökonomen; will man diese Legion noch aus den Scharen unserer schwebelnden und nebelnden Lyriker vermehren? Die Politik hat schon in der Lyrik nicht immer eine sehr glänzende Rolle gespielt; welche Rolle wird aber die Lyrik in der Politik spielen?

Wie sich übrigens die Lyrik der Zukunft gestalten wird, läßt sich in keiner Weise voraussagen; denn es ist auch denkbar, daß sie gerade im Gegensatz zu dem materialistischen Treiben und dem lärmhaften Interessengeklapper der Zeit nur einen um so stillern, gemüthlichern, von diesem Lärm gänzlich abgewandten idyllischen Charakter annehmen oder als gepanzerte Jungfrau muthig und weltverachtend den Kampf mit dem Materialismus aufnehmen und gerade in dieser Richtung zu neuen Formen und Gestaltungen gelangen wird, von denen wir jetzt noch nichts ahnen. Hoffentlich wird es in Deutschland immer eine lyrische Gemeinde geben, die an Zahl und innerer Bedeutung vielleicht um so mehr zunimmt, je unlyrischer sich das Treiben der Welt gestaltet, je mehr der Gassenlärm die zartern Gemüther schreckt und beängstigt. Deutsche Dichter sind im Grunde nie wahrer, als wo sie lyrisch werden, auch im Epos, Roman und Drama. Das liegt so in unserer Natur, und darin ist auch der Grund zu suchen, daß die deutsche Lyrik im Auslande sicherlich mehr unbedingte Verehrer zählt als der deutsche Roman und das deutsche Drama.

Eine Zeit lang schien auch die deutsche Lyrik in Gefahr, sich in die bloße Negation und in geistreiche Ironie zu verlieren. Vor unserer classischen Periode war die deutsche Lyrik eine überwiegend christlich-moralische oder doch didaktische; die Weimaraner stellten den Grundsatz fest, daß die Moral in die Dichtkunst nicht mit dreinzureden habe; sie proclamirten die Selbstherrlichkeit des Kunstwerks, die Alleinherrschaft der Schönheit. Aber große freie humane Gesichtspunkte und zum Theil das erhabene Pathos des Kant'schen kategorischen Imperativs ließen bei ihnen die Abwesenheit eigentlich moralischer Motive nicht oder wenig empfinden. Der Mensch war der Gott der Welt, und kein höherer über ihm; er bedurfte daher auch keiner Anlehnung an einen Hülfsgott, keiner Tröstung, keines christlichen Beistandes. Manche Anhänger des neuen weimarer Evangeliums legten den Satz, daß jedes Kunstwerk nur seiner eigenen Schönheitsregel Rechenschaft geben dürfe und keiner andern Forderung unterworfen sei, dahin aus, daß man in einem Kunstwerk aller Moral und Ethik vor den Kopf stoßen dürfe oder müsse, weil man dadurch seine künstlerische Freiheit am besten darthue, ja daß ein Werk zur Hälfte schon dadurch ein Kunstwerk werde, wenn von Moral darin gar nicht oder nur in höhnischem und ironischem Sinne die Rede sei. Auch einige Koryphäen der Romantik betraten diesen Weg, der ihnen dann zum gefährlichen Irrweg wurde und sie in Regionen führte, die nicht blos von der Moral sondern auch von der Schönheit gänzlich fern lagen. Aber gerade waren es auch wieder einige Lyriker der romantischen Schule, welche, indem sie die menschliche Creatur als eine sehr gebrechliche und hülfsbedürftige erkannten, von neuem die Tiefe christlicher Anschauungen erschlossen; oder vielmehr sie fanden zu diesem Lebensbrunnen wieder den Zugang, nachdem er von den seichten Rationalisten des 18. Jahrhunderts fast gänzlich verschüttet worden. Man muß überhaupt bei den Romantikern zwischen denen unterscheiden, welche die altkirchliche Symbolik und Mystik nur als poetischen Aufputz verwertheten, und denen, deren ganzes Wesen von dem Aether dieses Christenthums durchdrungen und befruchtet war, sodaß diese Gesinnung mit ihrer Poesie, ihrer Vaterlandsliebe, ihrem ganzen Leben in eins verschmolz. Zu den letztern gehörten Novalis und Max von Schenkendorf, deren Gedichte eine so tiefe Innerlichkeit, eine so tröstende und zugleich so innerlich stärkende Heilkraft athmen, daß der Mensch von wahrer und tiefer Empfindung,

und nicht von blos moderner Appretur in gewissen Gemüthslagen lieber zu ihnen als zu den Gedichten unserer classischen Autoren seine Zuflucht nehmen wird, und in diesem Sinne sagten wir neulich, daß es nicht gut sei, auf Abschaffung des Polytheismus in der Literatur hinzuarbeiten. Sind die Stimmungen, denen z. B. Novalis Ausdruck gab, blos deshalb niedern Ranges und Werthes, weil sie einer andern Region des Empfindens und der Weltbetrachtung angehören als diejenigen, in denen sich unsere Classiker vorzugsweise bewegten? Sind sie von diesen ebenso an Gehalt wie in der Art verschieden? Gehört die christliche Anschauungsweise schon jetzt der Vergangenheit an und hat sie nicht einmal mehr so viel Recht, in der Poesie vertreten zu sein als die ferner liegende antike? Sollen uns Christus und seine Sendboten weniger werth sein als die Lehrer des Stoicismus und Epikuräismus? Man setzt sich zwar — in christlichen Zeiten und unter christlichen Völkern! — bei gewissen Leuten leicht Verdächtigungen aus, wenn man überhaupt nur das Wort Christenthum in den Mund nimmt, sobald man damit eine andere Absicht als die dagegen zu polemisiren verbindet. Aber es handelt sich ja hier nicht um das dogmatisch verunstaltete, zu weltlichen Zwecken misbrauchte und in Decrete gezwängte, unduldsame cardinalbischöfliche oder consistorialräthliche Christenthum, sondern um seine ursprüngliche erlösende, bildende und tröstende Kraft, um seine vom Princip der Liebe als dem Mittelpunkt ausstrahlende Ethik, um seine auch die Armen an Leib und Geist umfassende Allbarmherzigkeit. Es gibt Stunden, in denen die Creatur bange aufseufzt und sich wie von etwas Unnennbarem und Ungeheuerm beklemmt und angefochten fühlt, Stunden, in denen man sich nicht an den Klagen der Ceres über den Verlust ihrer Tochter oder an den Vorwürfen des Prometheus gegen den hartherzigen und harthörigen Zeus aufzurichten vermag; es gibt unerklärbare Stimmungen, die nicht immer blos dieses oder jenes Individuum, sondern oft selbst ganze Geschlechter und Völker erfassen, Stimmungen, welche Novalis so wahr und ergreifend in den Strophen schildert:

Es gibt so bange Zeiten,
Es gibt so trüben Muth,
Wo alles sich von weitem
Gespenstisch zeigen thut.

Es schleichen wilde Schrecken
So ängstlich leise her,
Und tiefe Nächte decken
Die Seele centnerschwer.

Die sichern Stützen schwanken,
Kein Halt der Zuversicht;
Der Wirbel der Gedanken
Gehorcht dem Willen nicht.

Der Wahnsinn zieht und locket
Unwiderstehlich hin;
Der Puls des Lebens stocket,
Und stumpf ist jeder Sinn u. s. w.

In diesen Strophen spricht sich nicht blos eine individuelle Empfindung, sondern eine tief geschichtliche Auffassung aus. Solche Stimmungen voll Wahnsinn, voll wilder gespenstischer Schrecken waren es, welche die Welt beherrschten, als über Nazareth der Stern der heilig[illegible] aufging. Und vielleicht leben wir in einer nicht ga[illegible] unähnlichen Zeit, wenn uns auch die Einflüsse des [illegible] Christenthums und die dadurch möglich gewordene Geis[illegible] und Herzensbildung vor einem gleichen Grade von Wa[illegible]sinn und Selbstverzweiflung schützen. Aber wer, d[illegible] überhaupt zu denken weiß und nicht ganz und gar [illegible] Frivolität versunken ist, hat nicht ähnliche Stimmungen an sich oder andern erlebt? Die antike Welt hatte [illegible] Juvenal und Lucian, und die neuere Zeit hatte ihren [illegible]taire und Heinrich Heine. Auch dieser, mehr [illegible] Spötter als moralischer Strafredner, fegte den [illegible] und moralischen Abfall unserer Cultur aus allen [illegible]keln hervor und breitete ihn auf öffentlichem [illegible] aus, zum großen Vergnügen seines Publikums. [illegible] darin sogar ein gewisses Verdienst, und wenn man [illegible] gerade in lustiger Gesellschaft befindet, in der ein [illegible] Wort oder auch nur ein blos sinniger Scherz über[illegible] übel angebracht wäre, mag auch der cynische Spötter [illegible] Platze sein; aber in Stunden der Einsamkeit und [illegible]lassenheit, wenn ein düsterer Himmel auf uns drückt, [illegible] wir uns nach einem andern Troste um; wir fühlen [illegible] nur zu tief, was es heißt, in einer entgötterten [illegible] leben, deren Sitlichkeit höchstens eben nur jene [illegible]standsmoral ist, welche von Heine und zwar nicht [illegible] Unrecht ihres Feigenblatts beraubt und in ihrer [illegible] gezeigt wurde. An den Vorkommnissen und Bew[illegible] der Zeit seit einem Decennium hat sich zum Erst[illegible] deutlich gezeigt, „wie viel unreiner und unedler [illegible] der Mensch heitvorhanden war, wie nahe unsere [illegible] Civilisation an die ausbündigste Barbarei grenzt, [illegible] schauspielerhaft hohl das Pathos war, mit der [illegible] Phrase spreizte. Der Rausch hatte seine gewöhn[illegible] bekannten Folgen, und man wachte mit Kopfsch[illegible] Schwere und Unbehaglichkeit in allen Gliedern und [illegible] Ekel an sich und den Dingen auf. Der Rausch [illegible] ein vorübergehendes Roth auf die Gesichter gemalt, [illegible] dessen Stelle nun die betrübte Leichenbittermiene [illegible] Selbst der erlaubte gemüthliche Scherz wurde von [illegible] Leichenbittern verdrießlich aufgenommen, von andern [illegible] genossen, weil er nicht so beißend war, wie der [illegible] Pfeffer, noch so aufgelöst und auflösend, wie der [illegible] des „Kladderadatsch". Mit dem Reich der Sch[illegible] sich war es zu Ende; es war, und selbst bei [illegible] seiner „Matratzengruft", zu Ende mit jener Sel[illegible]samkeit, womit sich die Eintagsfliege Mensch, [illegible] jeder Parvenu zum Mittelpunkte des unendlichen [illegible] aufblähte und zum Gott erhob, womit jeder [illegible] Candidat, wenn er aus seinem Hauslehrerposten [illegible] in eine Landpfarre einrückte, in bramarbasirender [illegible] prahlen durfte, daß er allein durch seines „Willens[illegible] Kraft" das Schicksal gebändigt und sich dienstbar [illegible] habe; die Zeit war zu Ende, wo der Spruch, [illegible] ein glücklicher Königl des Alterthums täglich [illegible] ließ, der Spruch: Gedenke, daß du ein Mensch bist, [illegible]lich und bei jedermann in Vergessenheit gerathen [illegible]schien.

In der Verzweiflung feierte man in Romanen die Arbeit, oder vielmehr deren pecuniären Ertrag, der ja auch keineswegs zu verachten ist; in culturhistorischen Novellen und novellistischen Culturschilderungen pries man als Universalmittel gegen die Uebel und Gefahren der Zeit die Wiedereinführung der ständischen Gliederungen von ehemals, des Zunftwesens, der alten Haus- und Familienordnung, deren vollkommene Restauration aber nicht denkbar ist ohne die Wiederherstellung der alten Gläubigkeit, der häuslichen Andacht; die Lyrik dagegen wurde didaktisch, moralisirend, idyllisch. Und es war dies gegen die einseitige Herrschaft der hochfahrenden Byron'schen Gott- und Menschenverachtung, der cynischen Grabbe'schen Weltanschauung und der Heine'schen Frivolität ein nothwendiger und im ganzen auch heilsamer Rückschlag; denn inneres Glück war auf diesem Wege nicht zu finden, und zuletzt überfällt auch die stärksten und gerade die edelsten Geister, die sich vielleicht doch sagen müssen, daß sie ihre reichen Gaben nicht in einer der Menschheit wahrhaft segenbringenden Richtung angewandt haben, jene Reue, die keineswegs immer eine Folge von Charakterschwäche ist, oder man müßte denn die unreumüthige Hartnäckigkeit großer und unverbesserlicher Verbrecher für ein Zeichen von Charakterstärke ansehen.

Nun ist zwar die erbauliche und beschauliche Lehrdichtung in Deutschland nie ganz verwaist gewesen, aber sie stand eine lange Zeit doch ziemlich einsam; Rückert war zwar tief und sinnreich, aber zu orientalisch und oft zu künstlich in Formen und Constructionen, um überall verstanden zu werden, und in Schefer's schönen und durch ihre Humanitätstendenz ausgezeichneten Lehrdichtungen begegnet man oft einem verwirrenden Gegen- und Durcheinander von antiken und modernen, von heidnischen und christlichen Anschauungen, von Polytheismus und Monotheismus, von Demuth und Selbstverherrlichung, von einseitigem Schönheitscultus und Vernachlässigung des Schönen u. s. w., als daß der daraus gewonnene Eindruck für den Denker ein völlig klarer und befriedigender sein könnte. Die Lehrdichtung ist seitdem zwar nicht tiefer und origineller, aber einfacher, praktischer, vor allen Dingen allgemein verständlicher geworden und in häufigern Gebrauch gekommen, und sie tritt nicht blos in selbständigen Dichtungen auf, sondern das Bedürfniß für sie kündigt sich überhaupt in dem Bestreben unserer Dichter an, Positives zu geben, statt jenen sittlichen Forderungen, auf denen bisher der Bestand jeder gesellschaftlichen Ordnung ruhte, höhnisch ins Gesicht zu schlagen. Man ist wenigstens froh, wenn auch nur eine Zeit lang etwas zur Ruhe zu kommen, sich zu sammeln und sich ein wenig zu erholen von jenen diabolischen Attentaten gegen die sittliche Ordnung, wie sie sich einzelne die Tagesmeinung beherrschende oder ihr entgegenkommende Dichter und Schriftsteller zu Schulden kommen ließen und an denen nur Personen, die bei der sittlichen Auflösung alles Bestehenden selbst interessirt sind, oder die ganz Boshaften oder die ganz Leichtsinnigen und Gedankenlosen ihre Freude haben können. Indeß können unsere Dichter, die überhaupt in neuesten Zeiten nur auf einen sehr kleinen Kreis Einfluß haben, nicht allein alles thun; es muß ihnen auch eine reinere Staatsmoral, eine gesundere Gesellschaftsmoral und eine mehr den Geist als das Dogma und das Ceremonialgesetz im Auge behaltende, humanere und weniger heuchlerische Religionspraxis zu Hülfe kommen. Frommthuende hohe Geistliche sollten nicht wagen, das Volk zur Entbehrung, Demuth und Zufriedenheit aufzufordern, wenn es bekannt ist, daß ihre Gattinnen oder Töchter Brillantschmuck tragen und daß ihre Wohnungen Stätten des Luxus sind; und es hilft wenig, Redlichkeit, Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit zwar höchst preiswürdig zu finden und diese und andere christliche Tugenden von den Kanzeln herab empfehlen zu lassen, solange die Verhältnisse nur zu oft und zu sehr der Art sind, daß uneigennützige, ehrliche- und redliche Männer weniger Einfluß gewinnen als schlaue, schmiegsame, intriguante, ihren Vortheil verstehende Individuen, hier und da bloße Parvenus und Finanzspeculanten, die nicht allzu zarten Gewissens und gerade dadurch als brauchbare Werkzeuge der Gewalt willkommen sind. Unsere Forderungen mögen freilich mehr nach Utopien als in die wirkliche Welt gehören; aber solange der Machiavellismus im Staatsleben und von da rückwirkend auch in der Gesellschaft seine Herrschaft behält, solange wird auch die Moral in der Literatur und überhaupt die öffentliche Moral fortdauernd gefährdet sein, solange wird der Geist Voltaire's und Heine's immer wieder eine neue Incarnation erleben, und man wird sie nicht blos erklärlich, sondern unter Umständen auch nothwendig und heilsam finden.

Zu den didaktischen Dichtern, welche in neuester Zeit das meiste Glück gemacht haben, gehört Julius Hammer, von dem uns hier eine neue Sammlung „Auf stillen Wegen" (Nr. 1) vorliegt. Die Charaktereigenschaften eines Dichters, dessen frühere Sammlungen ein so allgemeines Glück gemacht haben und dessen „Schau um dich und Schau in dich" bereits neun Auflagen erlebte, dürfen wir wol mit Recht als zu bekannt voraussetzen, als daß wir nöthig hätten, uns hier mit ihrer Darlegung ausführlicher zu beschäftigen. Wir wollen nur sagen, was die Freunde seiner Muse hier zu erwarten haben. Hammer liebt es, nicht zu viel auf einmal, nicht dicke Bouquets von Liedern zu geben, sondern kleine Blumensträuße, die sich leicht handhaben lassen, von angenehmem Farbenspiel und zierlicher geschmackvoller Anordnung. So tritt uns auch die vorliegende Sammlung in einem netten, wenig umfangreichen Bändchen entgegen, das sich besonders zu Festgeschenken eignet und auch als freundlicher Begleiter auf Reisen und Spaziergängen dienen kann. Die gegenwärtige Sammlung ist von gemischterm Charakter als seine frühern, und zur Gattung des Didaktischen gehört genau genommen nur die erste kleine Abtheilung: „Suchet, so werdet ihr finden." Hammer verbindet mit dem Lehrreichen fast immer einen lyrischen Grundton, etwas Sangbares, und diese Eigenschaft trägt wol besonders dazu bei, seine didaktischen Gedichte einem großen Leserkreis werth und theuer zu machen. Ueber-

haupt tritt das Lehrhafte bei ihm meist in Form eines sinnigen Gedankens, oft auch einer elegischen Empfindung auf, wie in folgendem Gedichtchen:

Schmal und klein.

Es ist ein Hügel schmal und klein,
Dein Arm schon, er umfängt ihn leicht,
Doch schließt ein weit Gebiet er ein,
Das bis zur Jenseitsgrenze reicht.

Es ist ein Hügel schmal und klein,
Den mit dem Haupt du überragst,
Und doch — in den du tief hinein,
Tief in den Himmel schauen magst.

Mehr als der Mund der Wissenschaft
Erschließt dir hier der Sterne Licht,
Wenn sich's mit süßer Tröstungskraft
In deines Auges Thränen bricht.

Wär' nirgends auf der Erde Raum
Dir einer Heimat heilig Gut —
Der Hügel wär's, das Stückchen Grund,
Darunter dir ein Liebstes ruht.

Von den Distichen führen wir nachstehendes an:

„Weniger schlecht sind die Menschen, als kleinlich und schwach.“
O gewiß, Freund!
Aber bei Kleinlich und Schwach macht sich das Schlechte von selbst.

Hierauf folgt ein Sonettencyklus: „Frühe Weihe“, Reminiscenzen aus des Dichters Kinder- und Jünglingsjahren mit Hervorhebung besonders derjenigen Momente, die den Dichtergeist in ihm weckten, und seinen Sinn unter anderm auch auf Hellas' Heldengesänge, noch mehr aber auf das deutsche Volkslied und auf Deutschlands glorreichste Kaiserzeit lenkten. Hammer handhabt die schwierige Form des Sonetts mit außerordentlicher, fast spielender Leichtigkeit, wie das nachstehende zeigen mag:

In der Kinderstube.

Da bist du, klein Gemach, du trautes schlichtes,
Du, das mit seiner Kinderspiele Segen,
Vom Prunk der hellen Zimmer fern gelegen,
Mich grüßt im Dufte süßen Dämmerlichtes.

Ein stummes Räthsel, — aber horch, jetzt bricht es
Sein eignes Schweigen durch ein leis Bewegen,
Wie sich im Schlaf geschlossne Lippen regen
Und Klänge flüstern eines Traumgedichtes.

Am Schaukelpferd im Winkel klirrt der Bügel,
Im niedern Fache hier die Bilderbogen,
Von selbst entfalten sie die bunten Flügel.

Und dort, noch ist vom moosgeschwellten Hügel
Mein ausgestopfter Falk nicht fortgeflogen,
Wie weit auch ich, wie lang' umhergezogen.

Zu den weitern Lebensbekenntnissen gehören auch die folgenden Abtheilungen: „Eine Jugendliebe“ und „Aus schweren Stunden“. An schweren Stunden fehlt es keinem, am wenigsten aber einem Dichter, der vermöge seiner nervösen Reizbarkeit und Empfänglichkeit sich so manches zum Herzen nimmt, was andern keineswegs eine schwere Stunde macht. Ohne diese Eigenschaft, die ihn zugleich beglückt und quält, würde er überhaupt nicht Dichter sein. Gröber besaitete Instrumente bringt selbst der Sturmwind eher zum Brechen als zum Tönen; aber das Gemüth eines Dichters ist wie die Aeolsharfe, die auch dem leisesten Lufthauch mit einem Klagelaut antwortet. Man erwarte jedoch trotz des düstern Titels in dieser Abtheilung der Sammlung keine zu herzbrechenden Geschichten. Der Dichter, seiner ganzen Natur nach mehr weich als herb, neigt sich mehr zu wehmüthiger Auffassung und Schilderung, als zu leidenschaftlicher Opposition gegen Welt und Schicksal, und auch seine schmerzlichsten Ergüsse weiß er in anmuthige Formen zu kleiden und in melodischen Klängen auszuhauchen, wie folgende Probe zeigen möge:

Es ist die alte Weise.

Ein trauriges Lied — ist's hier, ist's dort? —
Tönt aus der Tiefe, der feuchten;
Da fängt's am dunkelbebuschten Ort
Hellblinkend an zu leuchten.
Die Unken rufen: Weh, o weh!
Glühwürmchen fliegen leise —
O Herz, sei still, so war's von je,
Es ist die alte Weise.

Wo aus der Grotte der Bronnen quillt,
Beginnt sich's heimlich zu regen;
Der weißen Dryade Marmorbild
Streckt mir die Arm' entgegen.
Verstohlen weint der Quell Ade!
Ein Lüftchen schauert leise —
O Herz, sei still, so war's von je,
Es ist die alte Weise.

Nun steht der Sommer in vollster Pracht,
Doch schon in Erinn'rung versunken;
Ist darum so sternenleer die Nacht,
Als wär' sie von Schwermuth trunken?
Aus höchster Lust klingt tiefstes Weh
Und banges Fragen leise —
O Herz, sei still, so war's von je,
Es ist die alte Weise.

In solchen Gedichten muß man sich eben dem süßen Klange hingeben, wenn er auch im Grunde nur dämmerige Ahnungen statt bestimmter Vorstellungen in dem Gemüth des Lesers hervorruft.

Die folgende Abtheilung wird von einer Auswahl in Form und Inhalt meist gleich ansprechender Balladen gebildet, unter denen sich auch einige befinden, welche humoristische Volkssagen behandeln. Hier und da scheint uns die Ausführung der durch den Stoff erforderten Knappheit zu entbehren, wie in der Ballade „Die Schmiede am Bodensee“. Aloys Schreiber hat, wie uns dünkt, in seiner Ballade „Meister Oluf“, die freilich auch wol seine gelungenste ist, eine ähnliche Sage viel gedrängter und dadurch wirksamer und großartiger behandelt. Dagegen scheint uns das Unheimliche und Düstere des Stoffs in folgender Ballade recht charakteristisch ausgedrückt zu sein:

Im Jägerhaus.

Ein trübes Lämpchen im Jägerhaus
Lugt in die schwarze Nacht hinaus.
Großmutter, schläfst du?
Wie schrein die Käuzchen heut' so schrill.
Die Alte murmelt: „Wie Gott will!“
Und nickt ins Bibelbuch.

Das Mädchen, könnt' es versingen sich
Die Angst, die's plötzlich überschlich!
Großmutter, schläfst du?
Die Alte murmelt was von Fluch
Und senkt das Haupt aufs Bibelbuch, —
Im Hofe knurrt der Hund.

Wie röchelnd hebt die Wanduhr aus;
Ach, käm' der Vater nur nach Haus!
Großmutter, schläfst du?
Großmutter, sieh' mir ins Gesicht!
Die Alt' ist stumm und rührt sich nicht, —
Der Hund kratzt an der Thür.

Laternenschein kommt durch die Nacht,
Und eine Bahre still und sacht —
Großmutter, schläfst du?
Das Mädchen wird wie Schnee so weiß,
Ans Fenster klopft ein Finger leis,
Doch niemand hört's im Haus.

Diese Ballade beweist übrigens, wie sehr der bloße Klang und Ton, die geschickte Einfügung eines Refrains u. s. w. dazu beitragen können, einen wenn nicht unbedeutenden, doch höchst einfachen und in seinen Grundzügen schon öfters behandelten Stoff zu heben und ihm den Anstrich und Reiz des Neuen zu verleihen.

Die nächste Abtheilung: „Sommerklänge", enthält manches Hübsche, darunter:

Mein Asyl.

Verschone meine Rosen,
Du wilder Sommersturm;
Hast Raum, dich auszutosen,
Hoch über Stadt und Thurm.
Von dorten ruf' den Menschen zu:
„In Frieden lebt und haltet Ruh!"
Verschone meine Rosen,
Du wilder Sommersturm!

Plaudernd von heitern Losen
Des Thales Quelle rinnt;
Hier laß die Lüftchen kosen
Und spielen weich und lind.
Hier fühl' ich, tief in mir erhellt,
Versöhnt mich mit der ganzen Welt; —
O, schone meine Rosen
Und mein geliebtes Kind!

Sehr sinnig und freundlich sind auch die beiden Gedichte: „Der erste Gast im neuen Haus" und „Nach dem Einzug":

Es wohnt sich eigen gewohnheitstraut
Im Haus, das man sich selbst gebaut,
Du sahst es wie ein wachsend Leben
Aus seinem Grund zum Lichte streben,
Bis auf dem First des Daches oben
Sich der geschmückte Baum erhoben;
Denn alles, was dem Menschen glückt,
Wird mit Gewachs'nem gern geschmückt u. s. w.

Die beiden letzten Abtheilungen: „Gedenk- und Dankfeste" und „Aus geselligem und freundschaftlichem Verkehr" bestehen aus Fest- und Gelegenheitsgedichten, in denen der Dichter, seiner Natur gemäß, überall die gemüthlichen und sinnigen Beziehungen mit Glück hervorzuheben und seine Virtuosität in Behandlung von Sprache, Vers und Reim aufs beste geltend zu machen gewußt hat. Es befindet sich darunter ein Sonett: „An Gellert's Geburtsstadt Hainichen", worin es von Gellert heißt:

Er war so recht und ganz der schlichte Gute,
Daß er für alle Zeiten ließ erkennen,
Wie viel es sei, in Wahrheit gut zu heißen.

Außerdem heben wir noch den Prolog zu einem Concert für die Tiedge-Stiftung, die Sonette zur Enthüllung der Standbilder in Weimar, die Gedichte an den Geheimen Medicinalrath Carus, Berthold Auerbach, den verstorbenen Dichter und Legationsrath Wilhelm Gerhard, die Frau Majorin Friederike Serre als die theils durch allgemeine theils persönliche Beziehungen interessantesten hervor. Das Gedicht an Berthold Auerbach gibt uns über den Titel zu Julius Hammer's früherer Liedersammlung „Zu allen guten Stunden" folgenden Aufschluß:

Die Aufschrift, die dies Büchlein trägt,
Hast du, mein Freund, erfunden,
Und fragst du, welchen Wunsch sie hegt,
So sagt sie: „Stets neu aufgelegt
Zu allen guten Stunden!"

Karl Egon Ebert, der Verfasser der „Frommen Gedanken eines weltlichen Mannes" (Nr. 2), ist schon seit einer Reihe von Jahren als Ehrenmann und als ein geachteter Dichter und Schriftsteller genannt und bekannt; schade nur, daß der Ehrentitel eines „geachteten" Schriftstellers in Deutschland in der Regel nicht hinreicht, um seinen Erzeugnissen einen großen Kreis von Käufern und Lesern zu verschaffen; meist muß sich ein solcher „geachteter Schriftsteller" mit der sehr stillen Anerkennung weniger begnügen, und es kann kommen, daß er in manchen Augenblicken an der eigentlichen Bedeutung des Worts Achtung irre wird. Doch wir hoffen und wünschen, daß diesen „Frommen Gedanken" eine recht rege, allgemeine und dauernde Theilnahme entgegenkommen möge, denn sie verdienen diese Theilnahme zu finden. Egon Ebert besitzt nicht die Anmuth und den lyrischen Schmelz Julius Hammer's; er versteht um so zu sagen nicht so wie dieser Toilette zu machen; seine Gedichte sind nicht so sangbar und einschmeichelnd. Aber den Dichter der „Frommen Gedanken" charakterisirt eine gewisse Männlichkeit, Geradheit und Offenheit; er will lieber wahr sein als anmuthig und er wird daher zuweilen auch herb und bis zu einem gewissen Grade unschön. Die Erscheinungen und Gegenstände außer ihm sind ihm nicht Spiegelbruchstücke, die vorzugsweise dazu dienen sollen, sein Ich, seine eigenen Freuden und Leiden zu reflectiren; vielmehr empfindet er die Schmerzen und Leiden ihm ganz Fernstehender mit derselben Intensität, als wären es seine eigenen, während er diese in den Hintergrund treten läßt. Er ordnet im allgemeinen die Kunst der Wahrheit, nicht diese der Kunst unter. Es ist ihm nicht um ästhetische Verschönerung und Ueberfirnissung der Gesellschaft, sondern um Besserung und Heilung ihrer Gebrechen zu thun. Idealist in seinen Anschauungen und Tendenzen, ist er als Sittenschilderer Realist, und mit unerbittlicher Energie schildert er die moralische Schlechtigkeit, wo er sie findet und wie er sie findet, während er doch auch für das

ursprünglich Gute und Edle im Menschen einen hohen Grad von Empfänglichkeit bewahrt hat. Die Worte des verstorbenen Varnhagen über die vorliegenden Dichtungen, die ihm im Manuscript bekannt wurden, sind wol schon anderwärts gedruckt; doch wollen wir sie auch an dieser Stelle mittheilen, weil wir auch unsererseits ihnen nur zustimmen können. Varnhagen's kurz vor seinem Tode niedergeschriebenen Worte lauten:

Gleich die Hauptsache berührend, erkläre ich unumwunden, daß ich der Richtung und Tonart der „Frommen Gedanken" aufrichtigst beistimme. Es ist hier ein Dichtungsgebiet eröffnet, wo die Phantasie nicht in wilden Schweifungen, sondern, begleitet von Verstandesklarheit, in weisen Betrachtungen sich ergeht. Der Leser dieser Gedichte muß die innigste Hochachtung für den Dichter fühlen und in sich selber bald eine wohlthuende Einwirkung von ihnen wahrnehmen; dies kann ich wenigstens von mir rühmen, und ich denke, vielen andern wird es ebenso ergehen. Ein sittlicher Kern, wie hier überall zu Grunde liegt, vom Schmuck der Dichtung umgeben, in blühender und reicher Sprache, hat von jeher dem deutschen Gemüth entsprochen, Beifall und Zustimmung angeregt. Auch diese Gabe darf meines Erachtens mit Gewißheit auf dankbare Empfänger hoffen.

Wir brauchen wol nicht erst ausdrücklich hervorzuheben, daß Ebert's „Fromme Gedanken" keine aus der dumpfen Kelleratmosphäre des hoffähigen und sich auf weltliche Vortheile sehr wohl verstehenden modernen Pietismus, der von dem demüthigen Pietismus der Spener und Jung-Stilling wohl zu unterscheiden ist, hervorgegangene salbungsvolle Phrasen sind. Ebert selbst sagt:

Wahrhaft fromm nenn' ich
Solcherlei Gedanken,
Die an Edles sich
Stets und Würd'ges ranken;

Die der Wesen Grund
Innerlich betrachten,
Und auf seltnen Fund
In Gemüthern achten;

Die Gefühl' erspähn,
So in Herzenstiefen,
Kaum von uns gesehn,
Unerklärt noch schliefen;

Die, was Gott erschuf,
Uns bewundern lassen
Nützlichen Beruf
Jedes Dings erfassen u. s. w.

Fromme Gedanken sind ihm diejenigen, die zur Liebe mahnen; aber

. . . auch der Zorn
Ist nicht ausgeschlossen,
Wenn er aus dem Born
Reinen Sinns geflossen;

Denn nur der ist gut,
Der nur liebt das Rechte,
Dem nicht fehlt der Muth,
Anzugehn das Schlechte.

Jesus war voll Lieb'
Auch, da er im Eifer
Aus dem Tempel trieb
Käufer und Verkäufer;

Treiben möcht' auch ich
Aus der Erde Tempel,
Was nicht tief in sich
Trägt des Edeln Stempel.

Wenn er, sagt er weiter, mit seinen frommen Gedanken nur ein Herz durchdringe, so sei ihm schon viel gelungen:

O, ein Herz ist viel!
Würde stets genommen
Eins zum guten Ziel,
Allen wär's zum Frommen.

Aehnlich sagt er in dem Gedicht „Wohlthat", nachdem er darüber Klage geführt, daß, wer Barmherzigkeit geübt und Liebe gesäet, meist nur Undank ernte:

Schüttle den Ueberfluß aus den Händen!
Rettest du Hunderte nicht vom Falle,
Ist doch dein Ausstreun kein Verschwenden,
Einer gilt und lohnet für alle.

Der Dichter wendet sich mahnend und warnend an das jüngere Geschlecht:

Sprich mit den Alten auch; die grauen Haare
Verlästert jetzt Europas jung Geschlecht,
Indeß der Hottentott und Delaware
Den Greis beräth im Frieden, im Gefecht;
O glaube mir, nur der blickt recht ins Klare,
Der lang gesehn das Unrecht und das Recht,
Die Welt wird dann auf sicherm Weg nur wandeln,
Wenn Aeltre denken, und die Jungen handeln.

Drum richte dich nach der Erfahrnen Lehre,
Und an das Edle setze Gut und Blut,
Steh fest, ein Fels im aufgeregten Meere,
Sei muthig, aber flieh den Uebermuth;
Such' keinen Ruhm; des Mannes schönste Ehre
Ist seines Werthes unverletztes Gut.
Geläng's dir, höchsten Beifall zu ertrachten,
Was frommt er dir, kannst du dich selbst nicht achten?

Des Vortheils Lockung flieh! es treffe Schande
Den Selbstling, der sich an der Wirrung freut,
Der Beute sucht im allgemeinen Brande,
Der sich bedenkt in solcher Unglückszeit;
Sieh Jüngling, hin! an eines Abgrunds Rande
Steht eine Menschheit, bist du nicht bereit,
Ein zweiter Curtius, dich dem Tod zu weihen,
Wenn's gilt, vom Unheil viele zu befreien?

Aufs heftigste geißelt er, namentlich in dem Gedicht „Eine schöne Frau", jene geist-, herz- und seelenlosen Modefrauen, die, eine Plage und ein Hauptschaden unserer Zeit, mit den männlichen Stutzern jetzt selbst oft im Punkte geckenhafter Keckheit und Frechheit wetteifern, die „der erste Damenschneider und nicht der Allerzeuger schuf", deren natürlich Bild man „vor Spitzen, Schleiern, Federn, Bändern" nicht zu erkennen vermag. Er erinnert sie mit ergreifenden Worten an die Zeit, wenn alle diese Toilettenkünste nicht mehr hinreichen, die faltige Stirn zu glätten, den eingesunkenen Wangen Fülle und den erloschenen Augen Glanz zu verleihen:

Wenn dir dein Aeußres ward zur Plage,
Und dir von innen kommt kein Schein,
Wie qualvoll werden deine Tage,
Wie arm, wie elend wirst du sein!

Zu den schönsten Gedichten der Sammlung gehören wol folgende: „Ein altes Häuschen", „Lenzfreude" mit dem Schluß:

Von Schönem bin ich tief erfüllt,
Wie wird der Schlummer sein so mild,
So geh' ich, Gott, mit dir zur Ruh,
In allem Schönen bist ja du! —

sodann „Lerche und Seele“, eine trefflich durchgeführte Allegorie mit den Schlußstrophen:

Zwischen Himmel und Erde so
Bleibst du im steten Wandern,
Bist des einen selig froh,
Und erfreust dich der andern.

Einst fällt aller Ballast von dir,
Sonnenwärts wirst du schweben,
Aber hier genüge dir
Dieses Lerchenleben.

Ferner „Die Mannesthräne“, „Keim und Kind“ und „Die Sonnenfinsterniß“. In „Keim und Kind“ fragt der Dichter:

Das Kind, wenn Mann einst, wird es wirken
Fürs Heil der Menschheit ernst und kühn,
Wird's, wenn es Weib, in den Bezirken
Das engen Hauses freudig blühn?
Wird's nicht vielleicht die Welt erschüttern,
Vielleicht vergessen untergehn?
Wird man es lieben, vor ihm zittern,
Wird auch ein Herz sein Herz verstehn?

Er ruft die ewige Weisheit an:

Ist es bedroht von Unglücksblitzen,
Dann nimm es lieber wieder heim;
Doch winkt ihm Heil, so woll' ihn schützen,
Den kleinen großen Menschenkeim.

In dem Gedicht „Die Sonnenfinsterniß“ schildert er, wie er ins Feld hinausgegangen, um die Wirkungen der Sonnenverschattung zu beobachten, ihm zur Seite ein Freund,

Der nie sich wollt' erschüttert zeigen,
Der als ein Geist, der stets verneint,
Vor nichts sich wollt' in Demuth beugen;
Mit seiner Zunge, scharf und spitz,
Wußt' alles gleich er zu zersetzen,
An allem Zweifler, traf sein Witz
Das Höchste, das wir andern schätzen.

Dieser Freund sucht ihm unterwegs zu beweisen, daß ein solches rein mechanisch erfolgendes Naturschauspiel gar keine Bewunderung verdiene; nur vor dem Menschen Geist, der es dahin gebracht, ein solches Schauspiel Jahrhunderte vorauszuverkünden, müsse man sich beugen. Und der Dichter:

„Und wer“ — so rief ich — „wer erschuf
Des Menschen Geist?“ — ich sprach nicht weiter,
Getroffen hatte wol mein Ruf,
Denn ganz verstummt war mein Begleiter.

Die eigenthümlichen Wirkungen der Sonnenfinsterniß beginnen inzwischen sich zu zeigen:

Da — in der Luft mit einem mal
Erhob sich leises Wehn und Flüstern,
Das Licht erbleichte, wurde fahl
Und rings begann sich's zu verdüstern,
Und immer tiefer tauchten ein
Die Au'n und Matten, Thäler, Höhen
In einen bläulich grauen Schein,
Ein Zwielicht, seltsam anzusehen.

Wir blickten auf; — das Angesicht
Der Sonne war von kranker Bleiche,
Wie dessen, dem das Auge bricht,
Dann wie das Bild schon einer Leiche.

Ein dichter Flor war's, der es barg
Und immer weiter weiter rückte,
Bis kaum hervor noch aus dem Sarg
Das fahle Todtenantlitz blickte.

Seitdem kehrte sein Freund nie wieder zum Spott zurück:

Es hatte Gott zu ihm gesprochen,
Ein einz'ger großer Augenblick
Des Mannes geist'gen Stolz gebrochen.

Sinnreich ist das Gedicht „Ein schlechtes Buch“, eine Diatribe über ein vom Modegeschmack ausposauntes Buch, das er seinem Freunde wieder zurückschickte:

. . . . In hastiger Eile
Aus meinen Büchern schied ich's aus,
Mir war, solang' es hier, als weile
Ein böser Geist in meinem Haus.

Man hat Ebert's Poesie Reflexionspoesie genannt; wir möchten sie lieber Gesinnungspoesie nennen, die Poesie sittlicher Gesinnung und ernsten männlichen Wollens. Es ist die Poesie, welche an diejenigen Schäden und Wunden der Menschheit Hand anlegt, für die unsere classischen Dichter, die Mehrzahl der romantischen, die Anhänger Byron's und Heine's keinen Blick hatten. Ob man diese Poesie dichterisch finden will, ist dabei ziemlich gleichgültig; es kommt nur darauf an, ob sie auch heilsam und segensreich ist. Diejenigen freilich, welche das Princip aufstellen, daß ein moderner Dichter auf einem freien moralischen Standpunkt oder genauer ausgedrückt, auf gar keinem sittlichen Standpunkte stehen müsse, werden diese Poesie allerdings „zopfig“ finden. Gilt doch heutzutage manchen ein Buch schon deshalb für zopfig und unpoetisch, weil unschuldige junge Leute bei seiner Lectüre nicht zu erröthen brauchen, gerade als ob es ein Hauptvorzug der Poesie sei, Empfindungen zu erregen und Vorstellungen zu erwecken, die nur bei ganz hartgesottenen Menschen keine Schamröthe mehr hervorrufen. Damit soll übrigens nicht gesagt sein, daß die sittliche Tendenz allein schon einem literarischen Erzeugnisse poetischen Werth verleihe, oder daß ein Werk, welches in diesem oder jenem Punkte gegen die Sittlichkeit verstößt, dabei doch nicht auch ein Werk von hervortretender, ja überragender dichterischer Bedeutung und für Leser gereiftern Alters eine ebenso genußreiche als bildende Lectüre sein könne.

Zu Adolf Peters' „Preisgesängen“ oder „Natur und Geist“ (Nr. 3) übergehend, möchten wir fast bedauern, dieser Sammlung keinen besondern Artikel widmen zu können, da sich eben zu viele gleichartige oder doch richtungsverwandte Erscheinungen, von denen jede wieder ihre eigenen Vorzüge besitzt, auf unserm Büchertisch zusammengefunden haben. Es herrscht in Adolf Peters' Dichtungen ebenso wol hymnischer Schwung der Sprache als der Empfindung, eine Innigkeit und Inbrünstigkeit des Sichversenkens in Natur und Gottheit, in den Abgrund der ewigen Schöpferkraft und der göttlichen Liebe, wie wir sie bei modernen Dichtern selten gefunden haben. In der ersten Abtheilung „Natur“ sucht der Dichter Gott in der Natur, in den Himmelserscheinungen, besonders aber in der Pflanzen- und Blu-

menwelt auf, und wir finden darunter Gedichte von so erhabener Schönheit wie das folgende:

Himmel und Erde.

Erde.

Komm, Geliebter, mein Verlangen,
Mein Gebieter, mein Geleit,
Mich erlösend zu umfangen
Steig' herab im Sternenkleid!
Eile, der du mich erkoren,
Hole endlich deine Braut!
Manch Jahrtausend ist verloren,
Seit mein Auge dich geschaut.

Die Lebendigen, die Todten,
Alle sind dir zugethan,
Und die Wolken, meine Boten,
Suchen täglich deine Bahn.
Wälderwipfel, Frühlingsbeete
Drängt ein Liebeshauch hervor,
Und die Sterne wie Magnete
Ziehn die Geisterwelt empor.

Eile, eile mir zu geben,
Was dein Blick mir längst verhieß,
Komm mit deinem ew'gen Leben,
Deinem sel'gen Paradies!
Meine Sehnsucht, meine Klage,
Jede Noth, woran ich litt,
Schwindet mit dem Hochzeitstage
Und das Weltall feiert mit.

Himmel.

Die Jahrtausende laß fliehen,
Die Gestirne ewig hin
Liebehuldigend umziehen
Meine treue Wallerin.
Denn es hält die alte Schlange
Ihren Bräutigam umspannt,
Ach er ward vom Uranfange
An die Ewigkeit gebannt.

Aber dir um junge Glieder
Spielt der Zeit lebend'ge Flut,
Lust und Leid wogt hin und wieder
Und mein Blick ist deine Hut.
Meine Sonnenküsse brennen,
Ihre Glut verzehrte dich;
Ewig suchen, ewig trennen
Sollen Erd' und Himmel sich.

Laß im Hoffnungsquell genesen,
Die erkrankt in Liebesglut,
Wer im Glauben mich erlesen,
Dessen Los ist groß und gut.
Die du mütterlich umschmiegtest,
Mit der Liebe Milch genährt,
Alle Guten, die du wiegtest,
Ruhn in meinem Arm verklärt.

Die zweite Abtheilung unter dem Titel: „Gott", ist dem unmittelbaren Gottesdienst gewidmet, und man weiß, daß dieser Dienst in unsern Tagen ein sehr schwerer ist und wenig auf Anerkennung rechnen darf; denn der bekannte und wahrscheinlich von einem auf Frohn und Robot eifrig haltenden mächtigen Herrn erfundene Spruch, daß Herrendienst vor Gottesdienst gehe, hat jetzt eine so weite und unbeschränkte Ausdehnung erhalten, daß es fast keinen Herrn gibt, der sich nicht wieder für einen höhern und zuletzt den allerhöchsten Herrn dieser Welt, den Mammon, abarbeitete. Wer Gott dient, und zwar im Tempel seiner Brust und im Allerheiligsten seines Herzens, wird freilich auf jeden äußern Lohn verzichten müssen; ja es kann sogar leicht geschehen, daß er auch den Spott der Weltkinder und der Diener des Mammon auf sich nehmen muß. Freilich geht es diesen zuletzt sehr oft wie dem reichen Manne, der in Irrsinn verfiel und von dem unser Dichter erzählt:

Im Haus des Wahns sah ich ein Haupt,
'Nen Krösus, der sich Bettler glaubt;
Könnt' auf eine goldne Krone setzen,
Wand eine sich aus Stroh und Fetzen!
Er stierte in den Quell des Lichts
Und schwur und schrie: „Ein großes Nichts!"
Er ballte die Faust, als ich weiter ging,
Und brummt' in den Bart: „Nichts ist das Ding!"

Das Gedicht „Die Götter der Hellenen" ist gewissermaßen ein Gegenstück zu Schiller's Gedicht „Die Götter Griechenlands", indem der Verfasser schließt:

Erkenn' es, was menschlich hehr und groß,
Ist göttlich, doch ward es zum Gotte,
Dann theilt es der Menschen sterblich Los,
Verfällt, umfabelt, dem Spotte.

Die Glut erlischt, die den Busen geschwellt,
Das Heilige dient dem Gemeinen,
Hohnlachend schwelgt die entartete Welt
Und alle Genien weinen.

Drum preise den Höchsten und preise den Sohn,
Es sprang der Beseligung Funken
Aus Gluten, darin der olympische Thron
Mit allen Göttern versunken.

Es folgt eine Reihe von Psalmen, nach einem System wiedergegeben, über das sich der Dichter in den Anmerkungen ausführlicher ausläßt, eine Nachbildung des Kreuzliedes von Hartmann von der Aue, eine neue Uebersetzung des „Dies irae, dies illa" und eine Rhapsodie „Die ewigen Säulen", die zwar voll hymnologischen Schwungs, poetischen Feuers und stellenweise auch tiefer Anschauungen, dabei aber doch chaotischer, wortreicher und unklarer ist, als sich für ein Gedicht philosophisch-religiösen Inhalts ziemen möchte. Wie Gott selbst zugleich der erhabenste und einfachste Begriff ist, so ist auch überhaupt alles Erhabene einfach. Wer das Erhabene schildern will, muß eher wortkarg als wortreich sein. Etwas zur Unklarheit und Uebertriebenheit im Ausdruck neigt überhaupt unser Dichter seiner ganzen Natur nach, weshalb wir auch fürchten möchten, daß seine Dichtungen nicht die allgemeine Verbreitung finden werden, die sie sonst wegen ihres Inhalts verdienen. Ein Berichterstatter über die von Karl Simrock herausgegebenen „Deutschen Weihnachtslieder" wies jüngst in den Brendel-Pohl'schen „Anregungen" auf die „ergreifende Hoheit religiöser Anschauung", und die „innige Gemüthstiefe" hin, welche die ältern deutschen Kirchenlieder charakterisiren, hob unter den neuern, obschon in diesen nicht immer die gleiche Herzensgüte und religiöse Aufrichtigkeit zu finden sei, besonders die „Verkündigung" von J. Kerner, das „Du lieber, heil'ger frommer Christ" von E. M. Arndt und einige

Strophen von Eichendorff, Schenkendorff u. a. hervor, und schloß dann: „Möchte die deutsche Nation neben ihren «realistischen» Bemühungen einige Stunden auch fernerhin für die Botschaft des Ewigen finden; diese Zeit über hat sie wenig daran gedacht." Den in den „Anregungen" erwähnten Liedern, die man ausnahmsweise unter den neuern als Perlen geistlicher Lyrik betrachten darf, werden sich auch mehrere von Peters mit Recht anreihen lassen.

Die Dichtung: „Der Stunden Gottesgruß", von Franziska Gräfin Schwerin (Nr. 4), behandelt den idealen Lebenslauf eines sich zu immer größerer Vervollkommnung emporringenden Mannes von der Wiege bis zum Grabe, in 12 Abschnitten oder ebenso vielen Stundengrüßen, welche letztern dem Helden der Dichtung eine neue bedeutsame Phase oder Wandelung in seinem Leben ankündigen. Die Stunden erscheinen nämlich in dieser Dichtung wie in der prächtigen Goldvignette des Deckels als Engel oder Genien, welche von der Urmutter Zeit abgeschickt sind, um sein Leben zu überwachen und zu beobachten. In den einzelnen Abschnitten zeigt die Verfasserin, daß und wie sich Gott im Mutterherzen, im Menschenworte, in der Natur, in der Wissenschaft, in der Freude, in der Liebe, in der Kraft, in der Wahrheit, in der Freiheit („der Geist der Freiheit ist ein Gottesgeist!"), in der Treue, in der ewigen Jugend, endlich im Frieden offenbare. Hier nur einige Proben, die dem Werkchen bei Gleichgesinnten vielleicht mehr zur Empfehlung gereichen dürften als eine eingehende Kritik, die auch gern ihre feierliche Amtsmiene und Amtsrobe ablegt, wenn sie sich Dichtungen dieser Art gegenüber befindet. Der anonyme Held der Erzählung besucht die Hörsäle und versenkt sich in die classischen Studien, in die dichterischen Schachte der alten und neuen Literaturen:

> Wol scheint sie hin; wol scheint ins Grab gesunken
> Für ewig der Antike Herrscherzeit,
> Doch hat der Geist des Alterthums die Funken
> Des reinsten Lichtes in die Welt gestreut.
> Wohl dem, der sie erkannt und eingesammelt
> In seiner Seele tief geheimen Schrein,
> Der diesem Geiste Dankesgrüße stammelt,
> Und leise bittet: O tritt bei mir ein!
> Der in der Jugend heil'gen Götterstunden
> Dem Dienste dieses Geistes sich geweiht,
> Der andachtsvoll den stillen Weg gefunden
> Zu seinem Reich der Kraft und Herrlichkeit!
> Der Jüngling that's! Und wie ein heißes Sehnen,
> Wie tiefe, wahre Pietät ihn treibt,
> Zurückzuschauen zu dem classisch Schönen,
> Das ewig groß und ewig herrlich bleibt,
> So zieht's ihn auch, mit ernstem Forschungstriebe,
> Mit einem Geiste, rein und unentweiht,
> Mit einem Herzen voller Dank und Liebe,
> Hineinzuschaun in eine spätre Zeit.
> Und was einst Klopstock gab in dem Gedichte,
> Das durch die Welt den Siegeslauf gemacht,
> Was Leibniz und Spinoza, Kant und Fichte,
> Jacobi, Herder, Goethe, Gleim gedacht,
> Was kämpfend sie erstrebten und erreichten,
> Und was als einen Tempel sie erbaut,
> In dem der Menschengeist das heil'ge Leuchten
> Des Göttlichen und Großen fühlt und schaut,
> Das hält im tiefsten innersten Gemüthe
> Der Jüngling fest, und harret glaubensvoll,
> Daß diese heilige Erinn'rungsblüte
> Ihm eine Frucht fürs Leben bringen soll.

Aber die Versuchungen und Anfechtungen bleiben nicht aus; sein Idealismus wird aufs tiefste erschüttert:

> Er sah die heil'gen Träume seiner Jugend
> Als Wahn verlacht, verspottet und geschmäht,
> Er sah den Sieg der Schuld, den Fall der Tugend,
> Des Himmels Sturz, der Hölle Majestät!
> Er sah der Liebe unfruchtbares Ringen,
> Er sah der Selbstsucht kalten Herrscherblick,
> Er sah wie Stolz und Ehrsucht vorwärts dringen
> Und wie die Eitelkeit erringt das Glück!
> Da war's geschehn! da gab er still verloren
> Der Wahrheit großes, heil'ges Götterspiel,
> Verhüllte seines Geistes Aug' und Ohren,
> Und sprach: „Genuß nur ist des Lebens Ziel!
> Der Thor nur kämpft, der Schwächling nur entbehret,
> Der Dumme, Geistesarme nur entsagt,
> Doch der Verständige und Kluge höret
> Auf das, was ihm des Zeitgeists Stimme sagt.
> Du mußt dich schmiegen, flüstert sie ganz stille,
> Die Farbe tragen, die die Welt begehrt,
> Mußt handeln, wie des Mächt'gen mächt'ger Wille
> Es fordert, nicht wie dein Gefühl dich lehrt!
> Mußt heute dem, und morgen jenem dienen,
> Mit Lächeln hören, was dein Herz empört,
> Mußt lauschen auf die Worte, Blick' und Mienen
> Deß, den die Menge feiert, lobt und ehrt!
> Mußt gläubig das bejahen und bekennen,
> Für das ein tausendfältig lautes «Nein»
> In deiner tiefsten Brust du fühlest brennen!
> Mußt mit Bewußtsein falsch und treulos sein!
> Mußt schweigen, wo mit jubelndem Entzücken
> Du reden möchtest feurig, stolz und kühn!
> Mußt reden, wo mit tiefgesenkten Blicken
> Du still und wortlos möchtest heimwärts ziehn!
> Mußt strafen, wo ans Herz du möchtest schließen,
> Mußt loben, wo Verachtung in dir brennt!
> Mußt das als Segnung rufen und begrüßen,
> Was dein Gefühl als tiefste Schmach erkennt!
> Mußt dem Geehrten deine Ehre geben!
> Und dem Gedrückten deinen Druck! Mußt ihn,
> Den man gefeiert nennt, erhöhn und heben!
> Und den Verachteten zu Boden ziehn!"

Der Held zieht hieraus die Lehre, daß man, um in der Welt sein Glück zu machen, schlecht sein müsse wie sie; und bald fliegen ihm Aemter, Diplome, Orden zu; er schwelgt an fetter Tafel, er ruht nachts

> . . . . . . auf seidenweichem Pfühl;
> Doch fehlt dem Wachenden des Wachens Frische,
> Dem Schlafenden des Schlafes süß Gefühl.

Er fühlt, wie sein Ich nicht mehr sein Ich ist, wie er die Welt gewonnen, sich selbst aber verloren hat; er hat den in unsern Zeiten fast unerhörten Muth, zu entsagen, freiwillig von seiner Höhe herabzusteigen, in einem kleinen Amte sein und der Seinen Leben zu fristen und in seinen Mußestunden für die Oeffentlichkeit zu schreiben, nicht zu dem Zwecke pecuniären Gewinns, sondern nur um der Welt nützlich zu sein und zu ihrer Besserung beizutragen. So gewinnt er wieder den innern Frieden, den er der Weltlust geopfert hatte, und auch die Aner-

kennung der Edlern und Bessern bleibt nicht aus. Die Darstellung eines solchen idealen Musterlebens kann lehrreich sein, wenn man überhaupt noch fähig ist, Lehre anzunehmen. Die Dichtung ist offenbar aus einem bewegten und rein gestimmten Herzen hervorgegangen, sie ist stellenweise beredt, eindringlich und erhebend, in der Erkenntniß und Darstellung sittlicher Gebrechen oft tiefwahr, und so mag man sich wol einzelne sprachliche Nachlässigkeiten, einige harte Elisionen und eine gewisse Monotonie in der Form gefallen lassen. Die Verfasserin selbst wendet sich mit ihrer Dichtung vorzugsweise an die Mütter; sie sagt in der Widmung:

Den Gottesgeist zu suchen, zieht ihr aus
Und tretet ein in jedes Gotteshaus!
Und schaut zu Kanzel und Altar hinauf,
Und schlaget Bibel und Gesangbuch auf!
Und beuget unter Priesterhand das Haupt
Den Gott zu suchen, den die Seele glaubt!
Doch daß das Menschenherz hier auf der Erde
Des Gottesgeistes schönster Tempel werde,
Daß jede Stunde, die das Leben bringe,
Als Gottesgruß euch an die Seele dringe,
Daß euer irdisch Wollen, Sein und Handeln
In einen Gotteshauch sich mög' verwandeln,
Daß Gott in euch denkt wie er durch euch spricht,
Das, Menschen, glaubet und erstrebt ihr nicht!
O Mütter, euch vor allen ist gegeben
Das Evangelium von dem Gott im Leben,
Auf daß ihr's euern Kindern sollt erzählen
Und ihren Geist dem Gottesgeist vermählen,
Um nützend euer heilig schönes Recht,
Zu bilden ein Gott würdiges Geschlecht!
Drum euch, den Gründern einer neuen Zeit
Sei dieser Stunden Gottesgruß geweiht!

Folgende zwei Gedichtsammlungen gehören genau genommen nicht eigentlich in den Kreis der hier besprochenen Dichtungen, aber wir fügen sie hier an, weil eine mehr weiche, idyllisch-gemüthvolle, dem Taumel und Lärm der Welt abgewandte Stimmung beiden Dichtern eigen ist:

5. Gedichte von Richard Pohl. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1859. 16. 15 Ngr.
6. Gedichte von Karl Wilhelm Batz. Leipzig, C. L. Fritzsche. 1859. Gr. 16. 15 Ngr.

In den Gedichten Richard Pohl's, der sich durch manche werthvolle Beiträge zu den „Anregungen" als einen soliden Kritiker bekannt gemacht hat, löst sich die Reflexion ganz in Empfindung und die Empfindung in sprachliche Musik auf. Man darf seine Sammlung nach einer Bemerkung der „Neuen musikalischen Zeitung" geradezu „als einen von musikalischer Seite ausgehenden Versuch begrüßen, Dichtkunst und Tonkunst immer inniger zu verbinden". Der Versuch mußte ihm um so mehr gelingen, da er als Musikverständiger mit den hierzu erforderlichen Bedingungen hinlänglich vertraut ist. Die meisten dieser Gedichte sind ursprünglich für Musik bestimmt und einige von ihnen schon vorhandenen Compositionen angepaßt. Der Grundton der ganzen Schöpfung ist unserm Dichter Musik:

Musik durchwogt die ganze Welt,
Wenn du nur hören magst,
Und gläubig lauschend der Natur
Den Weltengeist befragst.

Musik ist's, wenn im Abendschein
Die Welt zur Ruhe geht,
Durch grüne Waldeseinsamkeit
Der Odem Gottes weht.

Musik ist's, wenn in Vollmondsnacht
Die Welle glänzt und rauscht,
Und mit dem Schilf am Ufer spielt
Und flüsternd Märchen tauscht.

Musik ist's, wenn der Nebel wallt
Beim ersten Morgengraun,
Der Alpen Gipfel still erglühn,
Eh' sie die Sonne schaun.

Musik ist's, wenn mit einem Blick
Zwei Seelen sich verstehn,
Zwei junge Herzen, selig stumm
Die Liebe sich gestehn.

Der Dichter bevorzugt die kurzen Rhythmen, weil sie die musikalischsten sind und am meisten sich zur Composition eignen. Viele derselben sind schon an sich Musik, z. B.:

Heimkehr.

Jetzt lenkt mich, ihr Füße,
  Zur Heimat, zur Heimat!
Was wankt ihr so sehr?
Auf, eilet ihr Grüße
  Von Echo zu Echo
Im Flug vor mir her!

Ihr lachenden Auen,
  Ich grüß' euch, ich grüß' euch!
Kennt ihr mich nicht mehr?
Ihr Augen sollt schauen
  Die Liebste, die Liebste!
Was trübt euch so sehr?

In andern findet man eine anmuthige Naturschilderung oder ein treffendes Bild oder Gleichniß, z. B. in folgendem Gedichtchen, in welchem die fast allen tiefern lyrischen Gemüthern eigene Unbefriedigung und ihre Sehnsucht nach einer fernen bessern Heimat in bezeichnender Weise ausgedrückt ist:

Die Möve.

Einsame Möve! Vom dürren Strand
Durch Sturm, durch Nebel vorwärts dringend,
Nach unbekanntem, nach fernem Land
Von Woge dich zu Woge schwingend.

Du bist des einsamen Sängers Bild,
Dem liebeleer sein Leben schwindet,
Nach einer Heimat mit Sehnen erfüllt,
Die er auf Erden nimmer findet.

Die Schwinge berührt das donnernde Meer,
Die Blicke sind nach oben gerichtet,
Die Welt umher ist öde und leer:
So hab' ich gerungen, so hab' ich gedichtet!

Der Dichter denkt von seinen Liedern übrigens sehr bescheiden; er sagt von ihnen:

Kleine Lieder, unverhofft
  Sollt den Blicken sagen,
Was ich liebte, was gehofft
  Und — was still zu tragen.

Schmückt ihr der Geliebten Bild,
Eh' die Blüten fallen:
Ist die Sendung treu erfüllt —
Möget dann verhallen!

Wir glauben diese der Prinzessin Marie von Sayn-Wittgenstein gewidmete Sammlung, die mit Reiseerinnerungen an den Rhein schließt und für die, wie gesagt, das musikalische Element und zugleich auch ein an die Goethe'sche Liederweise anklingender Ton charakteristisch ist, mit Recht allen Liedercomponisten als Textauswahl, aber zugleich auch allen Freunden einer zarten, gemüthvollen und einfachen Lyrik und besonders Liebeslyrik empfehlen zu können.

Der Verfasser der andern Sammlung, **Karl Wilhelm Batz**, hat uns um „geneigte Beachtung", aber auch um „strenge Kritik" ersucht, was wenigstens voraussetzen läßt, daß der Dichter nicht zu den unbescheidenen Talenten gehört; denn diesen ist es um „strenge Kritik" niemals zu thun. Handelt es sich um letztere, so werden wir freilich dem Dichter sagen müssen, daß er sich noch im Stadium großer Unreife befindet und noch viel an sich wird arbeiten müssen, um zugleich einen Vorrath gehaltvoller Gedanken und eine durchgebildetere Form, namentlich für die Ballade zu gewinnen. Indeß Unreife ist bei einem Anfänger kein unverbesserlicher Fehler, und wenn nur sonst Talent da ist, läßt sich unter den Einflüssen reicherer Lebenserfahrungen und fortgesetzten ernsten Strebens immer etwas erwarten. Hier und da finden sich jetzt schon hübsche Klänge, z. B.:

Sing' ich dir ein Liebesliedchen
So recht aus des Herzens Grund,
So laß es mich nicht enden,
O küsse den Schluß vom Mund!

Das sind die besten Lieder,
Die man mit Küssen singt,
Das sind die besten Küsse,
Zu denen ein Lied erklingt.

Folgendes Gedicht ist zwar etwas weinerlich, aber es hat doch einen angenehmen Ton:

Sie haben dich weit weggesandt
Gar fern von mir ins fremde Land,
Nun sitz' ich alleine
Und weine.

Ein Brieflein hast du geschrieben fein,
Das halt' ich in den Händen mein,
Und sitz' alleine
Und weine.

Es sehnt sich nach deinem mein Herz so sehr,
Doch du kommst wieder nimmermehr;
Drob sitz' ich alleine
Und weine.

Das berliner Neue Museum gibt ihm Anlaß zu folgenden Zeilen:

Wer darf im Angesichte dieser Schöpfung wagen,
Zu sprechen von der Armuth unsrer Zeit?
Ein Thor ist's, wer die Gegenwart bespöttelt,
Ein armer Mann, der Mitleid sich erbettelt.

Wir geben allerdings zu, daß das (Schinckel'sche) Neue Museum so ziemlich das edelste und grandioseste Bauwerk griechischen Stils ist, welches die neuere Zeit hervorgebracht hat; aber es ist doch immer nur eine geniale Copie griechischer Muster, und die Kunstschätze, die es enthält, gehören, wie der Dichter selbst bemerkt, „der Vergangenheit und grauem Alter" an. Gerade dieser Reichthum beweist also, unsers Dafürhaltens, doch nur die Armuth unserer Zeit. Das dürfte auch der griechische Doct. philosoph. Teagenes Livadas zu bemerken haben, dem der Verfasser seine Gedichtsammlung gewidmet hat.

Wir können übrigens nicht schließen, ohne die Befürchtung auszusprechen, daß unsere Lyrik auf dem Wege begriffen zu sein scheint, sich in einen Quietismus, in eine Selbstbeschaulichkeit zu verlieren, die ihr gefährlich werden könnten. Wir möchten doch auch gern wieder einmal die Darstellung großer Charaktere und mächtiger, wenn auch vorzugsweise edler Leidenschaften erleben. Wir müssen fürchten, daß dieser Frieden in der Lyrik zuletzt doch nur ein fauler Frieden ist, zumal da kaum noch ein Hauch kecken und gesunden Humors, der doch auch eine Gottesgabe und dabei echt germanischer Art ist, diese fast allzu dumpfe Atmosphäre lyrischer Selbstbeschaulichkeit und Erbaulichkeit erfrischend in Bewegung setzt. **Hermann Marggraff.**

Die Königinhofer Handschrift vor Gericht.

Ein Brief an den Herausgeber.

Prag, im September.

Sie werden sich noch des auch in d. Bl. mehrfach erwähnten Streites erinnern, der sich zu Anfang des laufenden Jahres zwischen den ultraczechischen Literaten und einer Anzahl tüchtiger deutscher Forscher wegen der angeblichen Echtheit der ältesten böhmischen Literaturdenkmale entsponnen. Namhafte Gelehrte haben an demselben theilgenommen, wir erinnern nur an Büdinger, Feifalik u. a., und der Streit führte zu dem Resultate, daß die Unechtheit mehrerer, von den Czechen mit gleicher Pietät wie die Königinhofer Handschrift als älteste Literaturschätze verehrten Denkmale bewiesen und auch von den größten Autoritäten der czechischen Literatur der Gegenwart, von Palacky und Šafařik nicht mehr bestritten worden, während die Echtheitsfrage der Königinhofer Handschrift selbst zwar gleichfalls für die deutschen Gelehrten sowol wie für jeden, der eben kein naiver Optimist ist, eine längst zu Ungunsten derselben entschiedene, von der czechischen Literatenwelt aber als eine noch offene betrachtet wird, obzwar sich die Wächter dieses „Schatzes" noch immer nicht zu dem einzigen, zu einem endgültigen Resultate führenden Beweise, zu einer chemischen Untersuchung von Pergament und Schrift entschließen wollen, angeblich weil durch eine solche Untersuchung dem Schatze ein Schaden zugefügt werden könnte. Der „Tagesbote aus Böhmen", das einzige selbständige politische Blatt Böhmens — die gleichfalls in Prag erscheinende „Bohemia" ist, obzwar sorgsam redigirt, doch mehr ein Unterhaltungsblatt, das nur nebenher politische Nachrichten bringt —, nebenbei gesagt ein Blatt, das trotz seiner streng österreichischen Richtung durch seine freimüthige Haltung sehr beliebt ist, war eins der ersten Organe, das der kritischen Untersuchung der erwähnten Literaturdenkmale seine Spalten öffnete und, zu wissenschaftlichen tiefern Erörterungen in andern gelehrten Zeitschriften des In- und Auslandes anregend, in der Discussion dieser Frage die Initiative ergriff. Ein tüchtiger Gelehrter auf dem Gebiete der literarischen

Forschung, dem es nicht um Personen, sondern rein um die Sache und zwar nicht um die nationale, zu der sie die Czechen machen wollten, sondern um die literarische Sache zu thun war, veröffentlichte nun im Feuilleton des „Tagesboten" unter dem Titel: „Handschriftliche Lügen und paläographische Wahrheiten", fünf die Echt- und Unechtheitsfrage der Literaturdenkmale kritisch behandelnde Artikel, die er, um eben alles Persönliche aus dem Spiele zu lassen, nicht mit seinem Namen unterzeichnete, und deren Verantwortung auch vor dem Gericht, vor welches später die Angelegenheit kam, der Redacteur des Blattes, Hr. Dr. Kuh, selbst übernommen.

In diesen Artikeln erblickte der Entdecker der Königinhofer Handschrift, Hr. Wenzel Hanka, Bibliothekar des Böhmischen Museums, einen Angriff auf seine Ehre, und machte gegen Dr. Kuh einen Proceß wegen Ehrenbeleidigung, begangen durch die Presse, anhängig.

Der Proceß selbst ist so reich an interessanten Details, hat zu so vielen Enthüllungen Veranlassung gegeben und wirft so scharfe Streiflichter auf die böhmische Literatur und Literaturverhältnisse wie auf die Zustände unserer Richtercollegien, daß ich glauben darf, ein gedrängter Bericht über seinen Verlauf werde, wenn es mir gelingt ihn durch eine kurze Charakteristik der in denselben verflochtenen bekannten Persönlichkeiten zu würzen, auch fernstehenden Kreisen eine willkommene Lectüre sein.

Die fünf erwähnten Artikel des „Tagesboten" behandeln in einer ruhigen, wissenschaftlichen, absichtlich jedem Hinüberspielen der Discussion auf das nationale Gebiet mit Delicatesse aus dem Wege gehenden Weise die in allen Ausgaben der Königinhofer Handschrift derselben — auch noch seitdem sie sich als unecht erwiesen — beigefügten „ältesten Literaturdenkmale" der Czechen: „Das Wischehrad- und Wenzelslied", „Libussa's Gericht", „Vaticinium Libussae" und endlich die „Königinhofer Chronik" selbst. In dem ersten Artikel wurde über Fälschungen überhaupt gesprochen und gelegentlich des Simonides gedacht. In den folgenden Artikeln wird auf die Denkmale selbst eingegangen. Das „Wischehrad- und Wenzelslied" werden, wie dies auch von seiten der Gelehrtenwelt geschehen, als unecht bezeichnet. In Betreff von „Libussa's Gericht" stimmt der Verfasser der Ansicht des czechischen Gelehrten Dobrowsky bei, daß es untergeschoben sei, und bemerkt in einer Randnote, „daß der Bibliothekar Hanka von seiten des Gelehrten Dobrowsky, angeblich aus Pietät für diesen seinen Lehrer, den Schimpf eines literarischen Betrügers gelassen ertragen habe, statt dem für seine Ehre so dringlichen Postulate einer paläographischen Manuscriptenprobe Raum zu geben". Die Note lautet im Zusammenhange wörtlich: „Seltsam, daß schon damals, als Dobrowsky und andere Gelehrte am leichtesten durch eine wissenschaftliche Untersuchung des Manuscripts widerlegt werden konnten, diese Widerlegungsweise nicht beliebt wurde, seltsam daß Hanka den Schimpf eines literarischen Betrügers, angeblich aus Pietät für seinen Lehrer Dobrowsky, lieber gelassen ertragen, als daß er dem für seine Ehre so dringenden Postulate der paläographischen Manuscriptenprobe Raum gegeben hätte. Seltsam, daß er auf Dobrowsky's Worte: «Schweigen Sie über die Sache (Libussa's Gericht), so werde ich auch schweigen!» mit einer Einschließung des Manuscripts antwortete, die so streng war, daß das Manuscript eine Zeit lang ganz verschollen schien."*). Endlich wird auf das von Hrn. Hanka im Jahre 1848 zum Vorschein gebrachte „Vaticinium Libussae", das bereits damals von den Gelehrten als unecht erklärt worden, aufmerksam gemacht, und was sich aus solchen Prämissen von selbst ergibt, die Königinhofer Handschrift selbst in Betracht gezogen, ohne daß diese als unecht bezeichnet wurde, sondern es wird lediglich auf eine chemische Prüfung angetragen. In diesen Artikeln erblickt Hr. Hanka eine Ehrenbeleidigung, die von seinem Anwalte, wie wir aus dem Verlauf der Verhandlung ersehen werden, da in den Artikeln keine factische Ehrenbeleidigung vorkommt, aus der Erwähnung des Simonides, aus der Anführung der constatirten Thatsache, daß böhmische Handschriften nach Rußland exportirt worden, und endlich aus der oben angeführten Randnote hergeleitet wird.

Da Hr. Hanka nicht persönlich im Gerichtssaal erscheint, sondern sich durch einen prager Advocaten, welcher der czechischen Partei angehört, wie dies auch, der Nationalität nach, bei dem Richtercollegium der Fall ist, vertreten läßt, so will ich die Leser mit der eben nicht den Mann der Wissenschaft verrathenden Persönlichkeit des Bibliothekars bekannt machen. Hanka, ein Mann der jetzt bereits in den Siebzigen steht, macht schon durch seine äußere Erscheinung den Eindruck des Slawen, dessen Hervorrufung er durch eine entsprechende Kleidung unterstützt. Der spitz auslaufende graue Hut mit breiter Krämpe, der mit Schnüren besetzte Rock, der weit übergeschlagene Hemdkragen, die große Busennadel, die ihr Abstammungsland, Rußland, auf den ersten Blick verräth: all das sind Abzeichen, durch welche sich der „Gelehrte" als Slawe manifestirt. Er kam erst im Mannesalter auf die Universität. Im Jahre 1817 ging er auf Handschriftenentdeckung aus und fand wirklich in Königinhof die Handschrift, in der er eins der ältesten Literaturdenkmale der Czechen erkannte. Er fand sie daselbst oder kehrte doch wenigstens mit ihr nach Prag zurück, schenkte sie dem Böhmischen Museum, wurde Bibliothekar dieses Instituts, gab die Handschrift vereint mit andern Denkmalen der czechischen Literatur —, unbekümmert darum, daß diese auch von den czechischen Gelehrten als entschieden neuern Datums und gefälscht oder als aus dem Deutschen übertragen erkannt worden — in verschiedenen Ausgaben heraus, und gründete sich durch diese den Ruf eines Forschers, eines Slawisten, eines Archäologen, in welchem Rufe er namentlich in Rußland steht, von wo aus er kaiserliche Geschenke, Orden und Jahresgehalte erhielt. Bei der czechischen Partei stand er lange Zeit hindurch in großem Ansehen als ein Mann, der eben das Palladium der czechischen Literatur gefunden. Seitdem aber die Kritik von diesem Schatze einen Edelstein nach dem andern als unechte Composition abgelöst, ist Hanka's Name bei den Czechen selbst, die nur seinen guten Willen, ihre Literatur mit „ältesten Denkmalen" zu beschenken, anzuerkennen im Stande sind, sehr in Miscredit gekommen. Seitdem aber Palacky selbst mit harten Worten gesagt, daß es für ihn ein unverdientes Compliment sei, wenn man ihm imputirte, die schönen Verse der Königinhofer Handschrift geschrieben zu haben, was er nimmer im Stande gewesen wäre, ist sein Stern völlig im Erlöschen. Den Todesstoß hat er durch einen Vandalismus seltener Art — so bezeichnet auch Palacky die That — sich selbst gegeben, als er eines Tages die Buchstaben der Königinhofer Handschrift eigenhändig mit Tinte aufzufrischen versuchte: eine Barbarei, die ihresgleichen suchen würde, wenn die Handschrift wirklich das älteste Literaturdenkmal der Czechen wäre, die aber der „Tagesbote aus Böhmen" gewissermaßen dadurch zu beschönigen sucht, daß er die Vermuthung ausspricht, Hanka habe wol gewußt, daß er nur „Frisches auffrische". Dieser Mann nun, der auch außer dem obenerwähnten Schimpfe, den ihm Dobrowsky angethan, es ertragen, daß der Gelehrte Linguist Miklosich die Fragen: Ist Hanka ein Slawist? Ist Hanka ein Mann von Ehre? entschieden mit „nein" beantwortet hat (vgl. Miklosich, „Slawische Denkmäler"); dieser Mann macht nun die erwähnten Artikel des „Tagesboten" zum Gegenstande einer Preßklage in der nicht auf Luftschlösser gebauten Hoffnung, daß, da sich in Königinhof gar keine Beweise vorfinden, daß dort die Handschrift gefunden worden sei, und die vom Museum beharrlich verweigerte chemische Untersuchung sofort die Unechtheit an den Tag bringen würde, dei, sage ich, die Verurtheilung des Angeklagten, der er von vornherein gewiß zu sein nicht nur schien, sondern gewiß war, die Echtheit der Königinhofer Handschrift am sichersten besiegeln werde

Vor dem Gericht erscheint der Angeklagte Dr. Kuh persönlich, begleitet von seinem Advocaten, an der Stelle des Klägers, dessen Anwalt. Dieser formulirt die Anklage, zeiht den

*) Bis es Hanka nach Dobrowsky's Tode wieder zum Vorschein brachte. Anm. des Verfassers.

Redacteur der Tendenz, Hrn. Hanka als Fälscher und Betrüger hinzustellen, wodurch das Vergehen der Ehrenverletzung begangen sei. Er legt das Gewicht auf die Königinhofer Handschrift, und führt in der Erwartung, daß Kuh den Beweis der Wahrheit, daß Hanka ein Fälscher sei, antreten werde, drei Zeugen aus Königinhof an: einen Rathsherrn, einen Sakristan und einen Nachtwächter aus Königinhof, die nun über den vor 42 Jahren stattgehabten Fund Zeugenschaft ablegen sollen, deren Aussagen aber, abgesehen davon, daß sie nichts bewiesen, einen komischen Eindruck gemacht haben würden, wenn die Thatsache überhaupt, eine Partei so weit herabgekommen zu sehen, daß sie zu solchen schwachen Behelfen greifen muß, um die Ehre eines nur angeblich echten Literaturdenkmals, auf welches sie ihre ganze Literatur basirt, zu retten, nicht an und für sich eine höchst traurige Erscheinung wäre.

Der erste Zeuge gibt an, er habe es zwar nicht selbst gesehen, aber von Augenzeugen gehört, daß Hr. Hanka die Handschrift in Königinhof gefunden. Der zweite Zeuge sagt (in böhmischer Sprache) aus: Hr. Hanka ist in den Thurm gekommen und hat vorgegeben, daß hier alte Manuscripte aufbewahrt seien. An einer Stelle, wo eine Truhe an der Wand steht, klopfte er und meinte, es sei hohl. Die Truhe wurde weggezogen, eine Thüre geöffnet und Hr. Hanka zog, nachdem er einige Pfeiler herausgenommen, mehrere Pergamentblätter hervor, diese enthalten die Handschrift. Der dritte Zeuge gibt an, daß blos die Truhe fortgeschoben worden, worauf Hr. Hanka hinter dieselbe gegriffen und die Handschrift in der Hand gehabt habe, die aussah wie ein „Gebetbuch".

Dr. Kuh geht indeß in seiner Vertheidigungsrede, wol aus Delicatesse gegen die nationale Partei, deren größerer Theil an der Unechtheit nicht mehr zu zweifeln scheint, auf die Echtheitsfrage gar nicht ein, sondern bleibt bei der ihm zur Last gelegten Schuld und bemerkt nur — wir citiren wörtlich nach einer stenographischen Vorlage, citiren aber eben nur wichtige, das Verfahren in das rechte Licht stellende Sätze —: „daß zum ersten mal jemand vor Gericht gestellt werde, weil er die Echtheit der von jemand herausgegebenen Schriften anficht. Und wie wäre dies auch möglich gewesen? Denn wenn man nicht einmal den Autor einer literarischen, namentlich einer poetischen Unterschiebung zur gerichtlichen Verantwortung ziehen kann, und ein solches Verfahren an und für sich nicht einmal die bürgerliche Ehre zu alteriren vermag, um wie viel weniger dürfte dieses mit Fug und Recht demjenigen begegnen, der poetische Producte nicht selbst unterschiebt, sondern die Unterschiebungen eines andern einfach als solche bezeichnet oder sie auf kritischem Wege vermuthet. Und wie konnte es, im entgegengesetzten Falle, überhaupt eine Kritik geben? Wer sollte sich sonst getrauen das Amt eines wissenschaftlichen Richters zu üben, wenn er sich dadurch der Gefahr preisgeben sollte, vor das Strafgericht citirt zu werden, ja selbst die Aussicht auf eine muthmaßliche Lossprechung wäre kein Ersatz für"... Hier unterbrach der Präsident den Sprecher mit der Bemerkung, er solle bei der Sache bleiben. Kuh erklärte, daß er bei der Sache zu sein glaube, brach jedoch ab und erzählte den Ursprung der incriminirten Artikel. Der „Tagesbote" vom 13. Juli v. J. brachte nämlich die Notiz, daß aus Anlaß der neuesten erwiesenen Unechtheit des Wenzelsliedes in der letzten Sitzung des Böhmischen Museums ein Antrag auf Prüfung der Königinhofer Handschrift gestellt, aber abgelehnt worden sei, „weil bisher niemand die Echtheit derselben in Zweifel gezogen habe" (?). Vierzehn Tage später erhielt die Redaction des „Tagesboten" vom Verwaltungsausschusse des Böhmischen Museums eine Zuschrift, worin die Notiz dahin berichtigt wird, daß die Ablehnung jenes Antrags nur darum beschlossen worden sei, weil bisher noch niemand gegründete Bedenken gegen die Echtheit der Königinhofer Handschrift vorgebracht habe. Drei Monate nach dieser Zuschrift, also einem Zeitraum, in welchem die nöthigen Vorstudien gemacht werden konnten, erschienen die incriminirten Artikel im Feuilleton des „Tagesboten", die aber nur die Untersuchung des sich jetzt vertheidigenden Angeklagten, nicht aber die der Handschrift zur Folge hatten. Hierauf läßt sich zwar Kuh auf den Beweis ein, daß Hanka in den Artikeln weder direct noch indirect als Verfasser der „Altböhmischen Denkmale" bezeichnet werde. Der „Tagesbote", sagt der Angeklagte, den Inhalt der Artikel skizzirend, bespreche beim Wenzels- und Wischehradliede die Beweise ihrer Unechtheit und zeige, daß das Wischehradlied, welches ein Palimpsest ist, ältere Schriftzeichen zur Schau trage, als der daruntergeschriebene verblaßte Text. Dies sei auch bei dem Wenzelsliede der Fall, das übrigens auch dadurch, daß es einen Druckfehler seines in der Minnesängerausgabe von Bodmer (1748 und 1758) enthaltenen deutschen Originals, in böhmischer Uebersetzung reproducirt, seinen modernen Ursprung verrathe. Was das Libussa-Gericht betrifft, so entwickelte der „Tagesbote" die Ansichten, die sich über dasselbe geltend gemacht haben, die sich leicht mit dem Schlagworte unecht — zwar ursprünglich echt, aber durch Aenderung der Charaktere mit dem Scheine eines höhern Alters ausgestattet — charakterisiren lassen. Die zweite Ansicht ist schon von dem böhmischen Gelehrten Dobrowsky verfochten und von dem „Tagesboten" adoptirt worden.

Die Königinhofer Handschrift erklärte der „Tagesbote" nicht außerhalb des Bereichs des Verdachtes und zwar auf Grundlage des folgenden Syllogismus: Wenn sich unter der Sammlung altböhmischer Gedichte einige entschieden untergeschobene vorfinden, so liegt die Muthmaßung nahe, daß auch die übrigen noch ungeprüften Stücke unecht seien. Diesen Wahrscheinlichkeitsschluß unterstützt das Beispiel eines Schatzkästleins, dessen Diamanten dadurch, daß einige desselben sich als unecht herausstellten, dem Verdachte anheimfallen, daß sie vielleicht sämmtlich in einer Glasfabrik das Licht der Welt erblickten. Ganz natürlich war daher der Antrag des „Tagesboten" auf eine wissenschaftliche Untersuchung der Handschrift. Hrn. Hanka führte der „Tagesbote" blos als den Finder der Handschrift an, für welchen er überall gelte. Der Angeklagte führt nun den Beweis, daß Hrn. Hanka's Ehre weder direct noch indirect in den Artikeln verletzt werde, und daß derselbe niemals als Falsator hingestellt werde. Aber selbst die directe Bezeichnung des Hrn. Hanka als des Autors der altböhmischen Dichtungen, fährt der Angeklagte fort, würde keine Injurie involviren, denn in dem vorliegenden Falle seien nicht Wechsel, nicht Banknoten, sondern Dichtungen das punctum quaestionis; eine Unterschiebung von Dichtungen habe aber mit der bürgerlichen Ehre nichts zu schaffen u. s. w. Zur Bekräftigung dieser gewiß von der gesammten gebildeten Welt getheilten Ansicht citirt der Angeklagte ein Urtheil des Gelehrten und Dichters Wilhelm Müller über den Dichter Chatterton, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, seine Werke für Dichtungen des 17. Jahrhunderts, namentlich des alten Rowley auszugeben. Hat nicht ein Cardinal an 40 seiner Fabeln für die des Phädrus ausgegeben? Hat es nicht einen spanischen Livius gegeben, von dem sich die größten Gelehrten täuschen ließen? Ist nicht Ossian ein untergeschobenes Schriftdenkmal? Ist nicht die „Bernsteinhexe" als antikritisches Opus und als ein Nachlaß vergangener Jahrhunderte in die Welt geschickt worden? Hat endlich nicht der Historiker Palacky selbst die übrigens nirgends ausgesprochene Vermuthung, Hr. Hanka sei der Verfasser der Königinhofer Handschrift, ein Compliment genannt, von dem er selbst nicht wisse, ob er sich darüber freuen oder ärgern solle? Und seit wann stelle man denn jemand vor Gericht, weil er jemand ein falsches Compliment gemacht? Daß es aber ein Compliment sei, ist so wahr, daß Hr. Hanka, der leider in einer Sache, die so viele Fremde interessirt und ihn so direct angeht, nicht zugegen ist, wenn er hier in dem Gerichtssaale als Verfasser der Königinhofer Handschrift erkannt würde, unter Jubel auf den Händen getragen werden möchte.

Der Präsident stellte hierauf an den Angeklagten nach wörtlicher Vorlesung der Artikel, die Frage: worauf er die den Herren Palacky und Safařik zugeschriebene Hypothese von der Existenz einer altböhmischen Schreibschule, ferner die, dem „Tages-

boten" zufolge erst im 19. Jahrhundert zwischen 1820—40 erfolgte Blüte derselben, und den angeblichen Export altböhmischer Manuscripte gründe. Auf diese Fragen antwortete der Angeklagte: „daß die altböhmische nationale Schreibschule an mehr als einer Stelle in den von Šafařik und Palacky herausgegebenen «Aeltesten Denkmalen der böhmischen Sprache» erwähnt werde. Die Blüte derselben beweise das untergeschobene Wischehrad- und Wenzelslied, ferner das auf der Rückseite desselben angebrachte Duplikat des «Jelen» aus der Königinhofer Handschrift und von dem «Gericht Libussa's», nicht zu gedenken des «Vaticinium Libussae» für dessen Unechtheit und ganz modernen Ursprung die Autorität Šafařik's selbst einsteht, der sich mit Beziehung auf dasselbe geäußert: «Hanka hat in neuester Zeit das Glück zu finden was er sucht.»" *)

In Betreff des Exports beruft sich der Angeklagte darauf, daß Jungmann's Nachlaß, worunter böhmische Manuscripte, nach Petersburg verkauft worden sei, wie auch eine Erklärung des petersburger Bibliothekars Korff beweise, ferner auf den Umstand, daß J. Zimmermann gleichzeitig mit dem gefälschten Wenzelsliede mehrere Partikeln derselben Handschrift auffand, „welche nach der Versicherung Šafařik's, als er sie unbedachtsamerweise im offenen Fenster trocknete, durch den Luftzug verloren gingen". **)

Es folgen nun mehrere Fragen und Antworten, die sich um die gewaltsam herausspeculirte Ehrenverletzung des Klägers drehen, worauf der Anwalt des letztern das Wort ergreift, und auf die Schuldigsprechung des Angeklagten anträgt. Zur Charakteristik des Standpunktes, auf welchem der Anwalt steht, führen wir die Worte, mit welchen er seine Rede eröffnete, wörtlich an: „Die Redaction des «Tagesboten aus Böhmen» brachte im vorigen Jahre eine Reihe von Artikeln unter der Ueberschrift «Handschriftliche Lügen und paläographische Wahrheiten», worin sie sich die Besprechung mehrerer alten böhmischen Schriftdenkmale erlaubte (sic). Wie kommt ein Journal, das politische, höchstens auch mercantile Interessen vertreten, dazu, solche Fragen zu erörtern; der Beruf hierzu kann höchstens der gelehrten Gesellschaft oder der Akademie der Wissenschaften zugeschrieben werden." In demselben Tone behandelte auch das Gericht die Angelegenheit.

Nichtsdestoweniger verlor der Angeklagte die Fassung nicht und ließ sich in dem männlichen Tone seiner Vertheidigung nicht irre machen. Er widerlegte die Anklagepunkte, verwahrte sich vor dieser begrenzten Auffassung der Journalistik mit den Worten: „Die Journalistik sucht alle interessanten Fragen in ihr Bereich zu ziehen", und wies darauf hin, daß an einem berliner Volksblatte Männer wie Gneist, Johannes Müller, Varnhagen von Ense arbeiteten und zum Theile noch arbeiten.

Darauf folgte die juristische Vertheidigung des Angeklagten von seiten seines Rechtsanwalts. Nachträglich bemerkte der Angeklagte, daß unter den Zeugenaussagen über die Auffindung der Königinhofer Handschrift, die verlesen worden, jene des intelligentesten Zeugen, des Pfarrers Vogel, gefehlt habe. Auf seinen Wunsch wird auch diese Zeugenaussage verlesen. Ihr zufolge war Vogel bei dem Funde der Handschrift nicht zugegen, sondern erfuhr erst durch Hanka, daß dieser in Königinhof gewesen, daselbst die Handschrift gefunden, daß das Pergament derselben Folioformat gehabt und in Octav zusammengelegt gewesen. Der Angeklagte macht auf das Schwankende der Zeugenaussagen aufmerksam, und weist darauf hin, daß man die Zeugen, von welchen der intelligenteste die jetzt in Duodez vorhandene Königinhofer Handschrift in Großfolio gesehen haben will, jetzt 42 Jahre nach dem Funde, die Handschrift nicht einmal agnosciren ließ. Endlich erzählt der Angeklagte folgendes Erlebniß. Es habe ein czechischer Schriftsteller und Professor vor wenigen Tagen im Eifer zu ihm gesagt: „Sie müssen verurtheilt werden, wenn es auch nur zu zwei Groschen wäre, ich habe erst unlängst Königinhof besucht; und es befindet sich dort nicht Ein Document zur Bestätigung der Auffindung der Königinhofer Handschrift." Zum Schlusse nahm Kuh das Recht der freien Kritik für diesen besondern Fall und im allgemeinen nochmals energisch in Anspruch und erklärte, „daß er, wenn er auch, was Gott verhüte, schuldig gesprochen werden sollte, fortfahren werde, das Recht der freien Kritik zu üben, bis diese gemaßregelt werde".

Das Gericht erkannte den Angeklagten schuldig und verurtheilte ihn zu zweimonatlichem Arrest, verschärft durch Fasten am ersten und dritten Freitage und zum Verfall der Caution bis zum Betrage von 100 Fl. Warum nicht auch zur Prügelstrafe? wird der Leser erstaunt fragen, der aus dem Berichte entnommen haben dürfte, daß mehr als etwas faul sei im Staate Dänemark. Warum nicht auch zu Stockprügeln? Nun denn wahrscheinlich, weil aller guten Dinge drei sind, Inculpat aber sonst für sein Vergehen, in seinem Blatt eine kritische Untersuchung aufgenommen zu haben, vier Strafen ertragen müßte. Daß das Strafausmaß selbst in jenen Kreisen, die Kuh eines Vergehens wirklich schuldig halten, Heiterkeit erregt, hat bereits kürzlich ein Berichterstatter der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" gemeldet; mit Recht bemerkt auch dieser Correspondent, daß das Urtheil dem ernsten Mann so manches über den Zustand der österreichischen Gerichte zu denken gebe, wenn man bedenkt, daß erst vor kurzem der Dr. Sebastian Brunner, Redacteur der „Wiener Kirchenzeitung", ein besonderer Freund d. Bl., geklagt von dem Redacteur der „Presse", den er der Prostitution geziehen, in erster Instanz freigesprochen worden. Wenn ähnliche Processe auch in Zukunft möglich werden sollten, so wären sie am besten geeignet, die freiere Bewegung der Presse, welche der neue Polizeiminister derselben gönnen zu wollen scheint, wieder gründlich zu paralysiren; denn sobald dem „Tendenzprocesse" Thür und Thor geöffnet, ist jeder Kritik das Wort abgeschnitten, und wenn man, wie dies bei dem in Rede stehenden Processe geschehen, auf die „Absicht" oder „Zweifellosigkeit" hin verurtheilt werden kann, so steht es auch jedem frei, als Kläger aufzutreten und aus einem derartigen Aufsatze eine solche Absicht herauszuspeculiren. Man hegt indeß allenthalben den Glauben, daß Kuh, der bereits die Berufung eingeleitet, in zweiter Instanz freigesprochen werden wird. *) Noch fester aber wurzelt die allgemeine Ueberzeugung, daß die hier mitgetheilte Verhandlung der Grabgesang der „ältesten böhmischen Sprachdenkmale" gewesen. Ihre Anhänger haben in dem Proceß gegen Kuh, dessen Verurtheilung sie von vornherein gewiß gewesen zu sein schienen, den letzten Versuch erblickt, der Königinhofer Handschrift den Nimbus eines Nationalschatzes zu erhalten. Er ist misglückt. Mit nur noch größerer Energie wirft man sich jetzt auf den Beweis der Unechtheit; die Frage, die sonst in einem Gelehrtenkreise verhandelt worden wäre, ist eine öffentliche geworden. Mehrere wiener Journale haben sich an verschiedene berühmte Forscher mit der Bitte gewendet, sie mögen ihnen kritische Artikel über die Handschrift einsenden. Es wird nun ein allgemeiner Kampf beginnen, man wird von verschiedenen Standpunkten und mit verschiedenen Waffen angreifen, bis das Böhmische Museum sich zur Capitulation, d. h. zu der bisher in sehr verdächtiger Weise verweigerten chemischen Untersuchung entschließt, durch welche sich die Czechen wenigstens einzig und allein überzeugen lassen wollen.

So eigenthümlich und seinesgleichen suchend nun auch das Verfahren gegen die Angreifer der Handschrift ist, so darf man sich

*) In diesem Ausspruche liegt eine directere und bitterere Ehrenverletzung, als sie Hanka in den Artikeln des „Tagesboten" gesucht.

Anm. des Verfassers.

**) Welche kindische Ueberschätzung der Naivetät der Leser, die solch einem Ammenmärchen Glauben schenken sollen!!

Anm. des Verfassers.

*) Diese Hoffnung ist nicht erfüllt, Kuh's Berufung vielmehr vom Oberlandesgericht verworfen und das frühere Urtheil, welches auch außerhalb Deutschlands Sensation erregt hat, bestätigt worden.

D. Red.

doch nicht darüber wundern, wenn sich das Böhmische Museum nur mit schwerem Herzen zu jener Feuerprobe entschließt. Denn wenn dieses prüfende Feuer den Nimbus, welcher bisjetzt die Handschrift umgeben, verzehrt, so steht weit mehr auf dem Spiele als die Handschrift selbst, ja das ganze Gebäude der modernen czechischen Literatur ist dann von der Flamme bedroht und läuft Gefahr zusammenzustürzen, denn die Königinhofer Handschrift ist seine Basis. Von der Auffindung derselben datirt sich der Aufschwung der czechischen Literatur und die Rückkehr des nationalen Bewußtseins. Wir Deutsche können uns in diese Situation der Czechen gar nicht hineindenken, wir können uns einen analogen Fall im Gebiete der deutschen Literatur gar nicht ausmalen, denn wenn sich heute auch einer unserer ältesten Literaturschätze als unecht erweisen möchte, so würde diese Entdeckung zwar eine schmerzliche sein, unser Literaturleben im ganzen und großen aber nicht alteriren. Anders bei den Czechen, wo die Auffindung der „Handschrift" geradezu der Ausgangspunkt der Literaturbewegung ist. Ist sie falsch, so hat man durch mehr als 40 Jahre einen Götzen verehrt, und wenn der Herzog fällt, muß ihm der Purpur nach. Was soll aus den diis minorum gentium werden? Was aus den Dante, Petrarca, Racine und Schiller der böhmischen Literatur, als welche die czechischen Literaten seit der Auffindung der Handschrift sich gegenseitig in ihren Zeitschriften verehrten, wenn man sich auch oft versucht gefühlt hatte, ihnen mit Bezug auf die Königinhofer Handschrift zuzurufen: quod licet Jovi non licet bovi. Was jetzt, wenn ihr Jupiter selbst als ein falscher Gott erkannt wird? Vor allem wird man aufhören müssen die Handschrift in den Schulen zu tradiren, an den Universitäten Vorlesungen über sie zu halten, sie im Museum unter Glas zu verwahren, und was die Nacht geboren, kehrt in die Nacht zurück.

Dem deutschen Publikum, das die Handschrift bisjetzt nur aus einer mittelmäßigen Uebersetzung von Swoboda kennen lernen konnte, ist nun durch den bekannten Vermittler slawischer Poesien, Siegfried Kapper, Gelegenheit geboten worden, dieselbe in einer sinn- und wortgetreuen, ja soweit sich ein Versmaß oder auch nur eine rhythmische Bewegung des Originals ermitteln ließ, im ursprünglichen Versmaße gehaltenen, nichtsdestoweniger aber ansprechenden Uebersetzung zu lesen. Kapper hat dieselbe aus Anlaß des Streits unter dem Titel: „Die Handschriften von Königinhof und Grünberg, altböhmische Poesien aus dem 9. bis 18. Jahrhundert", hier im Verlage von Karl Wellmann erscheinen lassen, woselbst auch eine große illustrirte Prachtausgabe der Handschrift erscheint. Wie schon aus dem Titel hervorgeht, und wie Kapper in der „Vorherbemerkung" angibt, hält der Uebersetzer, der in einem Nachworte zu dem Vorworte, obzwar er wenige Seiten vorher sich der Parteinahme in dem Streite enthalten zu wollen versichert, eine Lanze gegen war Büdinger bricht, die Handschrift nicht für unecht. Ohne diesen Glauben an die Echtheit hätte er wol auch schwerlich mit solcher Liebe an die Uebersetzung gehen können und ohne diese wäre sie ihm auch schwerlich in so vollem Maße gelungen. Sie zeichnet sich durch jene Präcision und jenes Festhalten des Volkstons aus, durch welche sich Kapper als Uebersetzer überhaupt von seinen Collegen so vortheilhaft unterscheidet. Wie in den „Gesängen der Serben", so verräth er sich auch hier als Künstler, der, wenn er auch Copien fertigt, doch auch im originalen Schaffen Bedeutendes zu leisten vermag. Außer dem epischen Theile der Königinhofer Handschrift enthält das Büchlein auch die kleinern Lieder derselben und die Grünberger Handschrift: „Das Gericht Libussa's". Zur Probe theilen wir von den erstern zwei mit:

Die Rose.

Ach die Rose, holde Rose,
Warum bist du früh erblüht,
Früh verblühnd vom Frost gestreift,
Frostgestreift, warum verwelkt,
Und verwelkt, warum entblättert?

Abends saß ich, lange saß ich,
Bis der Hahn im Morgenlicht
Sang, und ach, erharrt' es nicht
Und verbrannte allen Kienspan!

Da entschlief ich und im Traum
War es, ach, mir Unglücksel'gen,
Ob mir von dem Finger mein
Goldnes Ringlein niederglitt
Und das theure Steinchen mit.

Ach das Steinchen fand ich nicht,
Und der Liebste kam mir nicht.

Die Lerche.

Sätet wol ein Mädchen Hanf
Nah' dem Herrengarten;
Fragt es da ein Lerchlein klein:
„Ei warum so traurig?" —

„Wie denn könnt' ich fröhlich sein,
Lerchlein du viel kleines,
Da sie in die stein'ge Burg
Mir entführt den Liebsten?

„Hätt' ich einen Federkiel
Schrieb' ich ihm ein Briefchen,
Du dann kleines Lerchelein
Flögst damit zu ihm hin.

„Hab' nicht Kiel, nicht Pergament,
Kann kein Briefchen schreiben,
Grüß' den Liebsten mit Gesang,
Daß mich Gram hier tödte."

Die kurzen Anmerkungen, die der Uebersetzer beigefügt, zeigen von einer genauen Kenntniß slawischen Culturlebens und tragen zum Verständniß dieser „Poesien" bei, die wir allen, die sich mit ihnen bekannt machen wollen, in der Kapper'schen Uebersetzung zu lesen rathen können. 40.

Kâlidâsa's Wolkenbote, übersetzt und erläutert von C. Schütz. Nebst H. H. Wilson's englischer Uebersetzung. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1859. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Goethe's bekannter Ausspruch:

Willst du die Blüte des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst du was reizt und entzückt, willst du was sättigt und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen,
Nenn' ich, Sakontala, dich, und so ist alles gesagt —

hat der indischen Literatur und mit ihr der „Sakontala", welche zuerst in Deutschland bekannt wurde, den Eingang bei uns mehr erleichtert, als dies vielleicht Empfehlungen von anderer Seite vermocht hätten. Daß Kâlidâsa ein solches Urtheil und ein solches Lob im höchsten Grade verdient, daß die in seinen Werken auf den Leser so wohlthuend wirkende Innigkeit und Zartheit für ihn alle unsere Sympathien erweckt, darüber sind jetzt, nachdem von ihm sowol jenes dramatische Werk als auch der „Wolkenbote" im Originaltert wie in verschiedenen Uebersetzungen uns näher bekannt geworden sind, wol alle Stimmen einig. Kâlidâsa gilt überall als einer der Hauptrepräsentanten der indischen Dichtung. Von seinem Leben wissen wir wenig mehr, als daß er wahrscheinlich im 1. Jahrhundert vor Christus gelebt. Daß viele der ihm zugeschriebenen Werke ihm nicht angehören, scheint nach neuern Untersuchungen wol ziemlich sicher zu sein.

Der Inhalt des „Meghadûta" oder „Wolkenboten" ist im wesentlichen dieser: Ein Jakscha (d. i. ein Hüter der Schätze des Reichthums) ist, weil er sein Amt vernachlässigt hat, von seinem Herrn dazu verurtheilt, ein Jahr lang fern von seinem Sitze und von seiner Gattin im Büßerhain des Ramabergs zu verweilen. Nachdem er bereits mehrere Monate an diesem Ort der

Verbannung zugebracht und von Kummer und Sehnsucht nach seiner Geliebten abgezehrt war, erblickte er zu Anfang der Regenzeit eine Wolke, welche zu dem Ort seiner Sehnsucht, zu dem Wohnsitz seiner Gattin zu ziehen scheint. In der Hoffnung, daß dieselbe ihr seine Grüße bringen werde, opfert er ihr, ruft sie an, vertraut ihr sein Leid und bittet sie, nach Alakâ, dem Sitze jener Jakschas zu eilen, um dort der trauernden Gattin durch die Grüße von ihrem Geliebten Tröstung zu bringen. Der Weg, den die Wolke, ehe sie dorthin kommt, wandern muß, wird in umständlicher, hier und da wol ermüdender Weise (Vers 13—78) beschrieben. Indeß gewährt denn doch die eigenthümliche anthropomorphische Auffassung der Natur eigenthümlichen Reiz. Der Dichter betrachtet die Wolke als ein männliches Wesen, dessen Geliebten die ihm begegnenden Flüsse sind, die bald bewillkommnend und jauchzend voll Lust ihm entgegenhüpfen, bald schmachtend und über die lange Trennung betrübt und abgezehrt langsam einherfließen. Die Wolke, die jedes Jahr zur Regenzeit diese Straße zieht, läßt sich dann wie ein Geliebter auf die schmachtenden Fluten herab und vereinigt sich mit ihnen zum Liebesgenusse. Ueberall wird der Wanderer mit Freude empfangen, weil er überall als ein Ersehnter und Segenbringender erscheint. Dadurch, daß das Verhältniß der Natur zu ihm als ein Verhältniß der Geliebten zum Geliebten aufgefaßt und dargestellt wird, gewinnt es allerdings an poetischer Schönheit so, daß man das Ermüdende wol gern mit in den Kauf nimmt. Am anziehendsten ist jedenfalls die Schilderung der Geliebten des Jakscha und all der möglichen Situationen, in denen die Wolke sie wol antreffen könnte: vielleicht, daß sie bei Ankunft des Boten eben ein Lied zum Andenken des fernen Geliebten singt, aber vor Thränen nicht weiter zu singen vermag. Er bittet die Wolke, ihr bei Nacht, weil da der Schmerz heftiger ist, die tröstende Botschaft zu überbringen, ihr zu sagen, daß er ihrer in treuester Liebe gedenke und mit Sehnsucht der Stunde des Wiedersehens harre. Ein frommer Wunsch, daß den Wolkenboten nie ein gleiches Schicksal, wie das des Jakscha ist, treffen möge, schließt das Gedicht, welches an tief gefühlter Empfindung und an wahrhaft hoher Poesie so reich und auch für unsern Geschmack zum größten Theil so anziehend ist, daß wir uns freuen, diese Gelegenheit benutzen zu können, unsere Leser von neuem auf dasselbe aufmerksam zu machen.

Würden wir gefragt, welche Uebersetzung dem Leser am meisten zu empfehlen sein möchte, so würden wir unbedingt antworten: die von Max Müller (Königsberg 1847). Die vorliegende von C. Schütz ist zwar im ganzen genau und treu, doch verfehlen prosaische und wörtliche Uebersetzungen von Gedichten meist den Zweck, für dieselben Geschmack zu erwecken. Wir fürchten, daß es der Schütz'schen Verdeutschung schwer gelingen wird, diesen Zweck zu erreichen. Wollen wir ihr auch ein gewisses Verdienst, welches vorzüglich in der Benutzung der für die Textkritik und für sachliche Erläuterungen viel brauchbares Material enthaltenden Commentare liegt, nicht absprechen, so eignet sie sich doch unsers Erachtens mehr für solche, welche mit Hülfe einer wörtlichen Uebersetzung ein schnelleres und bequemeres Verständniß des Sanskrittextes zu erzielen wünschen, als für ein größeres Publikum, welches den poetischen Gehalt des Gedichts genießen und ein entsprechendes Bild desselben haben will.

Daß die jetzt immer seltener werdende, freilich sehr freie Uebersetzung H. H. Wilson's, welche zuerst 1813 in Kalkutta erschien, mit den wissenschaftlich höchst werthvollen, einen reichen Beitrag nützlichster Materialien für die Erklärung liefernden Anmerkungen desselben Gelehrten hier wieder abgedruckt ist, ist in keiner Weise zu tadeln. 41.

Hoppenstedt und die göttinger Universität.

Ueber den verdienten im Jahre 1857 verstorbenen Curator der Universität Göttingen, Hoppenstedt, erschien eine Schrift unter dem Titel:

Zur Erinnerung an G. E. F. Hoppenstedt, königlich hannoverschen Geheimen Cabinetsrath, und sein Verhältniß zur Universität Göttingen. Ein Beitrag zur Geschichte des hannoverschen Landes und des deutschen Universitätswesens. Göttingen, Dieterich. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Hoppenstedt hat sich schriftstellerisch nicht weiter ausgezeichnet, aber man kann es nur billigen, wenn auch das stille, sich wenigstens nicht an die Oeffentlichkeit drängende, mehr praktisch wirkende Verdienst der mit- oder nachlebenden Generation in Erinnerung gebracht wird. Georg Ernst Friedrich Hoppenstedt war am 8. Juli 1779 geboren und Sohn eines Pastors an der Gartenkirche in Hannover, unter neun Kindern das jüngste. Er verlor seinen Vater schon im achten Jahre und hatte frühzeitig mit Sorgen und Entbehrungen zu kämpfen, wie so viele, die eine ähnliche Carrière machten. Auf der Universität Göttingen, die er 1797 bezog, mußten ein kleines Stipendium, Unterricht und Repetitorien des Lebens Nothdurft decken. Eiserner Fleiß, der ihn durch sein ganzes Leben begleitete, zeichnete ihn schon damals aus. Zur Zeit der Franzosenherrschaft war er erster Adjunct des Maire der Stadt Hannover und verhütete in dieser Stellung durch seine Klugheit die von Paris wiederholt anbefohlene Abholzung des 8000 Morgen großen Stadtforstes, der Eilenriede, in welcher sich die schönen schattigen Spaziergänge in der Waldesluft, dicht vor den Thoren Hannovers befinden; auch gelang es ihm, durch eine schlaue Maßregel einen der Kaufmannschaft drohenden erheblichen Verlust, nämlich die zur Ausführung der Continentalsperre anbefohlene Verbrennung aller Waaren englischen Ursprungs beinahe gänzlich abzuwenden. Die Franzosen fanden bei der Confiscation nur die sogenannten Ladenhüter vor, und Hoppenstedt ließ nun, um dem Acte der Verbrennung doch einigen Umfang zu geben, alle in der Stadt aufzutreibenden Lumpen in Säcken auf dem Markte verbrennen.

Ueber seine übrigen Lebensumstände und seine um die Universität Göttingen erworbenen Verdienste möge man das Schriftchen selbst nachlesen. Man vergesse nicht, daß in seine Curatorzeit die für die Wohlfahrt der Universität nicht wenig bedrohlichen Katastrophen von 1830 und 1837 fallen, und daß, wie der Verfasser zugibt, das Geschlecht der deutschen Professoren (zum Theil vielleicht, weil sie meist ohne große dazwischenliegende Lebenserfahrungen fast unmittelbar von der Studentenbank auf das Katheder emporrücken) ein „häkeliges, reizbares und empfindliches" ist, sodaß es für einen Curator nicht immer leicht ist, „mit ihnen zu kramen". Als Beispiel zarter Rücksicht und Behandlung führt der Verfasser folgendes an: Als man in Hannover erfahren, daß Blumenbach die Rescripte des Curatoriums, die er bei seinen jüngern Collegen circuliren zu lassen hatte, in seinem Alter aus Stumpfheit, Nachlässigkeit oder Vergeßlichkeit in den Papierkorb zu werfen pflegte, habe man seitdem jedes Rescript doppelt anfertigen lassen, eins für Blumenbach, um es in den Papierkorb zu werfen, das andere, um es sofort circuliren zu lassen. Seltsam, wenn man einen so bescheidenen Act von Nach- und Rücksicht gegen einen alten Gelehrten, blos weil er aus der Routine schlägt, als etwas Besonderes hervorheben zu dürfen glaubt. Auch wird hier und da etwas Lustiges erzählt. So bestand früher in Göttingen die Polizeiverordnung, wonach im Theater jede laute Beifallsäußerung verboten war. Als nun einmal dennoch bei der Aufführung einer Oper ein solcher Ausbruch stattfand, wurde ein als musikalischer Dilettant und Enthusiast bekannter Professor als Anstifter desselben denuncirt und es kam nun zu einer höchst umständlichen Untersuchung, einer weitläufigen Acte mit umfänglichen Votis vieler Professoren, ja sogar zu einem Reinigungseide des Verklagten!

Entgegen einer öfters wiederholten Ansicht des Verfassers möchten wir behaupten, daß die Universitäten gar nicht in

›il sind oder sein können, als der Verfasser zu glauben
›int, daß sie allmählich doch etwas ganz anderes geworden
› als sie bei ihrem Ursprunge, ja noch vor 100 Jahren wa-
, daß sie im Laufe der Jahrhunderte noch sehr wesentliche
iderungen werden erleben müssen, kurz daß sie so wenig wie
andern menschlichen Einrichtungen sich den stets wechselnden
flüssen der Zeit ganz entziehen können; wir für unsere Ver-
wünschen und hoffen, daß sie im Laufe der Zeit noch viel
r als sie es jetzt sind Pflanzstätten der höhern echt humanen
ung und wahrer Bürgertugend werden möchten. Dann wird
auch nicht mehr über den Mangel an Pietät zu klagen ha-
die, wie der Verfasser behauptet, „aus dem wirklichen Leben
iner Weise zu verschwinden droht, so daß es bald nur mehr
en Wörterbüchern existiren wird". Warum verschwindet sie,
woran liegt dies? Denn sicherlich haben wir doch Bildungs-
lten niederer und höherer Art genug, auf welchen der Geist,
dem die Pietät hervorgeht, genährt und gepflegt werden
te. Ist die Wissenschaft etwa so starr, selbstsüchtig und herz-
geworden, daß sie darüber ihre menschlichen Gesichtspunkte
humanen Tendenzen verloren hat? Schlimm genug wenn
Universitäten und zahlreichen andern Bildungsanstalten die
abe, für die reine Humanität zu wirken, dem von dem Ver-
etwas über die Achsel angesehenen „Literatenthum" über-
wollten!

H. M.

Notizen.

Die drei großen deutschen Heiden.

Wir erhielten aus Süddeutschland eine Zusendung folgen-
inhalts: „In der von dem mainzer Stadtbibliothekar Dr.
übersetzten Schrift des Theatinermönchs Pater Joachim
ra: «Die christliche Politik, Conferenzen gehalten in der
ichen Kapelle der Tuilerien während der Fastenzeit des
s 1857» (Mainz 1858), findet sich in dem Aufsatze «Ueber
Geist des Christenthums verglichen mit dem des Heiden-
» S. 98 in der Anmerkung die Notiz, «daß in Deutschland
Gelehrte, verleitet durch das Beispiel Goethe's, welcher
Morgen zum Jupiter betete, heutzutage noch von
iederherstellung der heidnischen Religion träumen, als der
n, welche das artistische und literarische Schöne zu er-
und das Volk zu erhalten im Stande sei». Ohne uns
e Erörterung dieses Satzes, auf eine Vertheidigung oder
rtigung unsers Goethe hier einzulassen, notiren wir dies,
: Frage, woher der hochwürdige Herr Pater diese Bemer-
abe nehmen können, und wo sich speciell finden läßt, daß
den Jupiter angebetet habe?" Vielleicht hat der Pater
a nur einen Witz machen wollen, denn im Ernst läßt sich
etwas schwerlich behaupten. Man greift eben zu allen
en Mitteln, um die „großen Heiden" Deutschlands:
, Alexander von Humboldt und Schiller an den Galgen
gen; die unzähligen kleinen muß man freilich laufen las-
sentlich wird jetzt gegen den dritten dieser großen Hei-
gen Schiller, von katholischen wie protestantischen Kan-
d besonders auch in ultramontanen Blättern gepredigt;
ährend jüngst ein norddeutsches Journal wahrscheinlich
weise, daß auch eine ziemlich unheilige Zeit zuletzt nicht
iige Heiligen- und Reliquienverehrung auskommen könne,
geradezu den „deutschen Heiligen" nannte, bemerkte ein
rrespondent der „Augsburger Postzeitung" in einem
„Zum Schillerfest" (Nr. 87, Beilage): „Es fällt mir
entferntesten ein, die Verdienste Schiller's und seine
deutung in der deutschen Literatur herabsetzen zu wollen,
ir schon vor etwa 21 Jahren mein Lehrer der Aesthetik,
gewissen Kreisen berühmte Aesthetiker Vischer, bewiesen
Schiller eigentlich nur als Dramatiker groß, als Lyri-
ganz ungenießbar sei; aber dieser ekelhafte Menschen-
dert mich an, um so mehr, je ungeschmackter er ist."
sonders kümmert den Verfasser der viele Champagner,
voraussichtlich bei den Festivitäten verbrauchen werde;
denn mit dem, was derselbe kosten wird, würde man, behauptet
er, nicht nur das alte Haus in Marbach haben ankaufen, son-
dern noch drei Stockwerke haben hinzufügen können. Im übri-
gen möchten wir den Verfasser in literarhistorischem Interesse
doch ganz ernstlich ersuchen, einen Nachweis zu der Behauptung
zu liefern, daß Schiller's „Lied von der Glocke" „blos Nachah-
mung eines ältern, freilich etwas zopfigen Gedichts" sei.

H. M.

Eine Schrift Adolf Monod's.

Im Meyer'schen Verlage zu Hannover erschienen zwei Kan-
zelvorträge von Adolf Monod unter dem Titel: „Das Weib",
von Reinecke übersetzt. Ueber den Geist der Werke Monod's ist
schon so viel geschrieben — Referent selbst hat sich schon früher in
d. Bl. darüber ausgesprochen —, daß ich bei dieser Uebersetzung
des genannten Buchs nur Folgendes anmerken will. Es mag
ja nützlich sein, die Werke der Franzosen auch denjenigen nahe
zu bringen, welche der französischen Sprache nicht kundig sind;
aber jeder Unbefangene wird es richtig finden, wenn ich behaupte,
wir Deutschen sollten erst unsere deutschen Autoren kennen, ehe
wir fremde übersetzen. Was unsere großen deutschen Autoren,
ein Kant, ein Fichte, ein Schleiermacher, selbst Hengstenberg
und Tholuck über weibliche Erziehung gesagt und geschrieben
haben, das verdiente ohne Zweifel eher von uns gekannt zu
sein, als was selbst der talentreichste, wohlredendste französische
Pasteur sagt. Wenn nun gar jener französischen Autorität ge-
genüber der Uebersetzer dieses Buchs es für vortheilhaft hält —
für wen weiß ich freilich nicht —, die Phrasen einiger obscurer
Damenprediger mit Monod's Aussprüchen zu parallelisiren, so
zeugt das so wenig von verdientem Respect vor dem talentreichen
Monod, als von Kenntniß der deutschen Literatur; auch das ist
curios genug, daß zu Monod's Aussprüchen Parallelen aus
Jean Paul, und zu diesem wieder aus Lammenais und Lacor-
daire angeführt werden.

10.

Bibliographie.

Back, F., Die ältesten Kirchen im Lande zwischen Rhein, Mosel und Nahe. Einleitung in die Geschichte der evangelischen Kirche im Lande zwischen Rhein, Mosel und Nahe. 1ster Theil. Die Zeit vor der Reformation. Kreuznach, Voigtländer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Boden, A., Dr. Wolfgang Menzel's in seiner „Deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit" gegen die Größen unsrer klassischen Literatur erhobene Anklagen beleuchtet. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1860. Lex.-8. 15 Ngr.

Böttger, H., Die Einführung des Christenthums in Sachsen durch den Frankenkönig Karl von 775 bis 786, insbesondere zur Vertheidigung der Aechtheit der Urkunde desselben über Vergrößerung und Begrenzung der Diöcese Bremen vom 14. Juli 788. Hannover, Klindworth. Gr. 8. 20 Ngr.

Carriere, M., Aesthetik. Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung durch Natur, Geist und Kunst. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 6 Thlr.

Dittmer, G. W., Genealogische und biographische Nachrichten über Lübeckische Familien aus älterer Zeit. Lübeck, Dittmer. Lex.-8. 16 Ngr.

Grimm, H., Die Cartons von Peter von Cornelius in den Sälen der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin. Berlin, Hertz. 8. 5 Ngr.

Heß, J. E., Biographien und Autographen zu Schiller's Wallenstein. Nach geschichtlichen Quellen bearbeitet und mit Abbildung der Unterschriften versehen. Jena, Mauke. Hoch 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Modernes Leben. Sociale Capucinerpredigten über Ehe, Familie, Hagestolzenthum, Geselligkeit, Luxus, Mode von P. Domenico de St. Invention. Leipzig, Fries. 8. 22½ Ngr.

Mühlfeld, J., Cyanen. Neue Gedichte. Anclam, Dietze. 1860. 16. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 27. October 1859.

Das Christenthum im Lichte des fortgeschrittenen Protestantismus.

1. Ein Gang durch die christliche Welt. Studien über die Entwickelung des christlichen Geistes in Briefen an einen Laien von Heinrich Lang. Berlin, G. Reimer. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
2. Die Tübinger Schule und ihre Stellung zur Gegenwart von F. C. Baur. Tübingen, L. F. Fues. 1859. 8. 18 Ngr.

Der Protestantismus ist ein universelles geistiges Princip, in welchem der Keim des Fortschritts liegt. Der historische Protestantismus der Reformation ist selbst nur aus diesem Keim erwachsen. Insofern könnte es also als ein Pleonasmus erscheinen, von einem fortgeschrittenen Protestantismus zu reden; denn versteht sich der Fortschritt hier nicht von selbst? Gehören Protestantismus und Fortschritt nicht wesentlich zusammen? Doch was dem Wesen nach zusammengehört, ist nicht immer auch in der Wirklichkeit verbunden. Es ist ja nur allzu bekannt, daß es in jüngster Zeit einen Protestantismus gegeben, der statt des Fortschritts die „Umkehr", also den Rückschritt auf seine Fahne geschrieben. Gegenüber diesem nicht blos einfach umkehrenden, sondern sogar ausdrücklich und mit Bewußtsein die Umkehr zum Princip rhebenden Protestantismus dürfte es also wol kein Pleoasmus sein, von einem fortgeschrittenen Protestantismus u reden. Ja, der Protestantismus ist seinem Wesen emäß fortgeschritten, trotzdem ihn die Umkehrgeister wider ein Wesen zurückschrauben wollten. Wer sich davon berzeugen will, der braucht nur die beiden genannten Bücher in die Hand zu nehmen. Vergleicht man die nschauung dieser mit der der Reformatoren, so sieht an, welche Riesenfortschritte der Protestantismus über ine erste, noch unvollkommene Erscheinung im Zeitalter r Reformation hinausgemacht; man empfängt den Einuck eines Abstandes wie zwischen einem reifen Manne d einem unmündigen Knaben. Und doch wäre es gerecht und undankbar, das Verdienst der Reformaren herabzusetzen; denn wie der Mann nur aus dem naben, so konnte auch der gegenwärtig so weit vorgerittene Protestantismus, wie er in den beiden genann Büchern zum Ausdruck gekommen ist, nur aus dem Werke der Reformatoren erwachsen. Denn hätten diese den Geist nicht von dem Joche des geistlosen Objectivismus der römischen Kirche befreit und der freien Schriftforschung Bahn gebrochen, so wäre es unmöglich gewesen, zu dieser gegenwärtigen Erkenntniß des Christenthums zu gelangen.

Die Schrift von Lang ist weitern Umfangs als die von Baur. Jene umfaßt die ganze Entwickelung des christlichen Geistes, während letztere nur das Urchristenthum zum Gegenstande hat. Aber beide Schriften haben dies miteinander gemein, daß sie befreiend wirken, befreiend von jener Gebundenheit, die dem Protestantismus noch aus seiner ersten unfreien Form im Zeitalter der Reformation zurückgeblieben war.

Lang's „Gang durch die christliche Welt" (Nr. 1) ist eine Art Philosophie der Kirchengeschichte. Ausgehend von einer Betrachtung über das Wesen des Christenthums, welches er in der Versöhnung des Menschlichen mit dem Göttlichen, des Endlichen mit dem Unendlichen, des Zeitlichen mit dem Ewigen findet, und das er deshalb auch gegen die Anklage in Schutz nimmt, als bestände es nur in dem Dualismus zwischen Gott und Welt, in der Feindschaft zwischen Geist und Fleisch, führt uns Lang durch die successiven Entwickelungsstadien des christlichen Geistes hindurch. Das erste Stadium ist der Katholicismus. Die weltfeindliche Innerlichkeit des religiösen Gemüths treibt hier in das andere Extrem, die falsche Veräußerlichung der Religion hinein.

Wenn der Geist die Welt, die Natur sich gegenüber hat als das ihm feindselige entgegengesetzte Gebiet, so hat er an der Welt seine Schranke, die er nicht überwinden kann; dadurch verliert er seine Unendlichkeit, wird ein Ding neben andern Dingen, wird äußerlich, weltlich, sinnlich; anstatt die unendliche, alles Materielle durchdringende und vergeistigende Innerlichkeit zu sein, erstarrt er zur unlebendigen Formel, zum todten Gesetz, zum äußerlichen Mechanismus. Ist der Geist aber so dasjenige, wofür er im Christenthum erklärt worden ist, das allein Wahre, Reale, Alleinberechtigte, das die Macht hat über alles?

Das negative Verhalten des Katholicismus gegen die Welt, die Natur, konnte, wie Lang zeigt, nicht

verhindern, daß das Endliche, die Welt, durch alle Poren eindrang und sich dem weltverneinenden, unkräftigen Geist gegenüber als die durchaus berechtigte, wahrhaft lebenskräftige Macht erwies. Mit dieser Thatsache endet das Mittelalter und übergibt sie der neuen Zeit.

Die Reformation trat der Veräußerlichung des christlichen Geistes in der katholischen Kirche mit der Macht der freien, nur in Gott gebundenen sittlichen Persönlichkeit entgegen. Dies war auch der wahre Sinn des reformatorischen Schlagwortes: „Der Glaube rechtfertigt." Die falschen Vermittelungen, die sich im Katholicismus zwischen Gott und Mensch eingedrängt hatten, wurden hiermit beseitigt; der Mensch wurde in seine ursprüngliche, unmittelbare Beziehung zu Gott wieder eingesetzt. Lang sagt:

Man fürchtet bis auf den heutigen Tag von dieser Macht der freien Subjectivität, die keinen höhern Herrn gelten läßt, als den Gott, wie er sich im eigenen Gewissen offenbart, dieser Subjectivität, welche das Christenthum zum ersten mal aufgeschlossen und der Protestantismus wieder entdeckt hat, die größten Gefahren für Staat und Kirche, für die ganze Ordnung der menschlichen Gesellschaft. Mit Unrecht. Man hat sie nur zu fürchten, wo man sie mit falschen, ungeistigen Mitteln beschneidet und bindet. Man lasse die Geister aufeinander platzen, wie Luther sagt, man lasse den Geist frei walten, er corrigirt sich stets selber, die Wahrheit und das Gute ist stets siegreich über die Lüge und das Schlechte, sonst gäbe es keinen Gott. Nur das Christenthum und der Protestantismus vereinigen die beiden scheinbar größten Gegensätze: Freiheit und Ordnung.

Doch Lang verhehlt auch nicht die schwache Seite der Reformation: die Gebundenheit an das geoffenbarte Wort Gottes als an eine übernatürliche, inspirirte Offenbarung. Die Reformation, indem sie auf das Urchristenthum zurückging, hatte dieses nur in der Form der überlieferten biblischen Schriften. Diese Schriften waren den Reformatoren das Wort Gottes, die einzige und volle Wahrheit. Sie sind den Aposteln von Gott selbst dictirt worden, damit die christliche Religion rein und makellos auf die menschlichen Geschlechter fortgepflanzt würde; ja nicht blos die Bücher, welche die christliche Religion enthalten, sondern auch diejenigen, welche die Zeit der Verheißung und Vorbereitung auf dieselbe behandeln, sind von Gott selbst untrüglich eingegeben und dictirt; es ist ein Strom der Offenbarung, der durch das Alte und Neue Testament fließt; hier und sonst nirgends hat Gott der verfinsterten menschlichen Vernunft sich deutlich gemacht, hier allein ist der Weg bezeichnet, der zur Versöhnung und Seligkeit führt. Es ist also das erste und letzte Gebot dessen, der selig werden will, zu erforschen, was Gott in diesen Büchern spricht, und wenn es erforscht ist, dem sich mit seinem Denken und Wollen vollständig zu unterwerfen. Wer ein Jota davon nicht glaubte oder nicht recht glaubte, der fuhr zum Teufel, denn er war Gott selbst ungehorsam. Deswegen sagte Luther:

Rund und rein, ganz und alles geglaubt oder nichts geglaubt; der Heilige Geist läßt sich nicht trennen, daß er ein Stück sollte wahrhaftig und das andere falsch lehren und glauben lassen; wo die Glocke an einem Orte berstet, klingt sie nichts mehr und ist ganz untüchtig.

Von diesen Voraussetzungen ausgehend, betrachtete es die neue Kirche als ihr wichtigstes Geschäft, die reine Lehre festzusetzen und stellte demgemäß eine protestantische Dogmatik auf, die dann die protestantische Orthodoxie des 17. Jahrhunderts zur Fessel des Geistes machte. Diese verknöchernde Orthodoxie gerieth in Widerspruch mit dem die Subjectivität befreienden Princip, das ursprünglich im Protestantismus lag. Ein todter und tödtender Objectivismus trat an die Stelle des lebendig machenden ethischen Princips der „Rechtfertigung durch den Glauben". Die Kirche gerieth in eine neue Veräußerlichung. Lang schildert diese Entartung des Protestantismus durch die Orthodoxie sehr gut und sagt dann:

Wo war nun die freie christliche Persönlichkeit, die kein Ding, und wären es Engel vom Himmel, so groß achtet, um sich wider das Gewissen abtreiben zu lassen von dem, was sie als göttlich erkennt und achtet? Wo war nun die über jede äußere todte, dem Subjecte fremde Autorität erhabene Heiligkeit und Unantastbarkeit der selbstgewonnenen Ueberzeugung, wie sie auf dem Reichstage in Worms durch Luther's Auftreten in so epochemachender Weise sich ausgesprochen hat? Wo war jetzt die Subjectivität, die den Gott, wie er sich im eigenen Innern offenbart, für den höchsten Souverän ansieht? Mit Recht hat Lessing gesagt: „Luther, du hast uns vom Joche der Tradition befreit, wer befreit uns von dem viel schwerern Joche des Buchstabens?" ... Die Zumuthung, wider die innerste Ueberzeugung etwas glauben zu müssen, weil es nun einmal schwarz auf weiß in einem Buche steht, war die gründlichste Zerstörung der sittlichen Persönlichkeit und der gröbste Widerspruch gegen den protestantischen Sinn des Glaubens.

Gegen die kirchliche Orthodoxie des 17. Jahrhunderts lehnte sich das religiöse Gemüth im Spener'schen Pietismus auf. Doch auch der Pietismus war nur ein einseitiges Entwickelungsstadium des christlichen Geistes. Die pietistische Frömmigkeit hat, wie Lang treffend bemerkt, etwas Ungesundes, Saueres, Gedrücktes; man merkt ihr auf allen Schritten den Zwang und die Gewalt an, die sie sich angethan hat; die fortgesetzte unnatürliche Kasteiung der Vernunft gab dieser Richtung einen peinlichen, finstern, ängstlichen Anstrich, den wir bei allen Mönchen finden. Der Pietismus charakterisirt sich durch seine gereizte, verbitterte Stimmung gegen den „Zeitgeist" und durch seine Intriguen gegen die Träger der Wissenschaft.

Dieses unedle Geschäft, der Großinquisitor der protestantischen Kirche zu sein, hat der Pietismus sehr frühe übernommen, als — etwa 30 Jahre nach seinem ersten Auftreten — die Orthodoxie, die ihn anfangs verfolgt hatte, zu ihm übertrat und er nun aus einer verfolgten Sekte zur herrschenden Kirche geworden war; schon 1723 — Spener war noch nicht 20 Jahre todt — wurde auf Betrieb der Pietisten, wobei sehr viel Menschliches mit unterlief, der Philosoph Wolf aus Halle verjagt, und dessen Schüler Lorenz Schmid, Herausgeber der wertheimer Bibelübersetzung, auf die Anklage des Pietisten Lange ins Gefängniß geworfen, aus dem ihn erst nach mehreren Jahren die Flucht befreite.

Ein unbefangenes Verständniß der Schrift war dem Pietismus, soviel er auch für allgemeinere Verbreitung des Bibelstudiums gethan, unmöglich. Denn steht einmal die Voraussetzung fest, daß die Bibel in allen ihren Theilen untrügliches Gotteswort ist, von dessen unbedingter Annahme die Seligkeit abhängt, so kann man sie nicht unbefangen auffassen, man wird ihr immer

[…]walt anthun. Daher die unnatürlichen Harmonisirungs=[…]suche mit den unvereinbaren Berichten der vier Evan=[…]ien; daher die typologischen und allegorischen Mon=[…]ositäten, die man z. B. in das Buch Daniel, in das […]helied Salomons, in die Offenbarung Johannis hin=[…]legte. Das alles wegen der orthodoxen Voraus=[…]ung, die dem Pietismus zu Grunde liegt. Die Wie=[…]geburt und innere Erneuerung des Menschen ist die […]uptsache, aber sie ist gebunden an den Schriftinhalt. Der […]tismus sieht in jedem, in welchem sich das religiöse […]en nicht in den durch Schrift und Kirchenlehre bezeich=[…]en Formen äußert, einen Unwiedergeborenen und Un=[…]ubigen; in dem weltlichen Leben sieht er nur Sünde, […]ern nicht allem eine christliche Etikette aufgeklebt, ein […]giöser Zettel angehängt, alles in Beziehung zum Hei=[…] gebracht wird. Daher seine Coteriesprache. Lang […]dert dies alles vortrefflich und hat im Hinblick darauf […]t unrecht, wenn er den Pietismus dualistisch und […]lerant nennt. Wer einmal mit Pietisten Umgang […]bt hat — Schreiber dieses hatte einmal das Glück, […] Original dieser Art kennen zu lernen —, wird es […]tigt finden, was Lang sagt:

> Der Pietismus macht überall aut — aut, er scheidet schroff […]hen Finsterniß und Licht, zwischen Wahrheit und Lüge, […]hen Christus und Belial, zwischen Wiedergeborenen und […]iedergeborenen, zwischen Seligen und Verdammten.

Sich betrachten die Pietisten natürlich als die, in denen […] Gnade zum Durchbruch gekommen ist oder, wie Kant […]al treffend sagt, als die „Favoriten Gottes". Doch […]rhalb der christlich Erlösten sehen sie nur Finsterniß, […]de, Verdammniß, folglich nicht blos in den Heiden, […]ern auch in den nicht nach ihrem Sinne Wieder=[…]enen. „Der engherzigste, ausschließlichste Particu=[…]mus, der sich denken läßt!" ruft Lang aus. Man […] zwar nicht sagen, daß der Pietismus den Anders=[…]nden, d. h. Ungläubigen, gleich der katholischen Kirche […]lgen heiße; er beweint vielmehr den Irrenden als […] Verlorenen und sucht ihm nachzugehen, um ihn zu […] und zu bekehren; daher überall das auf Bekehrung […]hende, sich um das Seelenheil anderer abängstende […], das wir in pietistischen Kreisen finden. (Schreiber […] kann hier aus eigener Erfahrung mittheilen, daß […]st noch vor kurzem auf offener Straße pietistische […]tchen mit der einladenden Bemerkung: „Umsonst!" […]kt wurden.) Lang sagt richtig:

> […]er von Toleranz kann man gleichwol beim Pietis=[…]icht reden. Wahrhaft tolerant kann man nur sein, […] zu der Einsicht gelangt ist, daß das Heil des Men=[…]anz unabhängig von theoretischen Glaubensansichten, auf […]rn Stellung des Gemüths zu Gott, auf der frommen […]ng beruhe; tolerant kann nur sein, wer die Wahrheit […] Irrthum, das Licht auch in der Finsterniß, Gott auch […]ber sieht und anerkennt. Der Begriff der Toleranz ist […] echt christliches, aber außerkirchliches, modernes Ge=[…]und es ist gut, daß unsere Hochkirchlichen, Herr Stahl […]sorten, es offen bekennen: Christenthum und Religion […] Haus aus die Intoleranz.

[…] habe mich bei dieser Charakterisirung des Pietis=[…]twas länger verweilt, weil der Pietismus auch heutzutage noch in gewissen Kreisen grassirt, obwol frei=lich der heutige nur noch in seltenen Fällen ein naiver, aufrichtiger ist. Oder will man etwa den Pietismus der Hengstenberge, den Pietismus der Kreuzzeitung und den des „Volksblatt für Stadt und Land", wo in den Annoncen christliche Dienstmägde, christliche Köchinnen, christliche Schreiner u. s. w. gesucht werden oder sich anbieten, für einen naiven statt für einen heuchlerischen halten? So wenig als die Orthodoxie, ebenso wenig ist der Pietismus heutzutage noch eine natürliche, ehrliche Erscheinung. Denn was einmal in der Geschichte überwunden ist, kann nur noch künstlich und gewaltsam festgehalten werden.

Nach dem Pietismus beleuchtet Lang die Aufklärung und den Rationalismus. Er zeigt den Fortschritt, den der christliche Geist in beiden gemacht, aber auch ihre Schranke. Doch erfahren wir hierbei nichts wesentlich Neues. Lang wiederholt hier nur, was wir auch sonst schon aus der Literaturgeschichte und der Geschichte der Philosophie wissen, daß es das Verdienst des Rationalismus sei, aus den Verirrungen eines überspannten Dogmatismus, die den innersten Grund des sittlich religiösen Lebens unterwühlt hatten, zu dem rein Sittlichen und ewig Menschlichen des Christenthums zurückgeführt zu haben, daß aber seine Schwäche in dem gänzlichen Mangel an historischem und poetischem Sinn bestehe. Der Rationalismus wirkte befreiend durch seine starke Betonung der Autonomie des Willens und des Rechts der Vernunft, alles zu prüfen und vor ihren Richterstuhl zu ziehen. Aber in der Anwendung und Ausführung dieser beiden Principien, der Autonomie des sittlichen Willens und der des prüfenden Geistes, die als Principien für immer der christlichen Entwickelung gewonnen bleiben, legte der Rationalismus bedeutende Schwächen an den Tag, theils durch seine deistische, aller speculativen Tiefe entbehrende Weltanschauung, theils durch seine Unfähigkeit die Geschichte zu begreifen, folglich auch das Christenthum nach seiner Eigenartigkeit zu erfassen. Lang erinnert zum Belege hierfür, wie der rationalistischen Verstandesaufklärung nach die Vernunftreligion so alt sei als die Welt: Moses, Sokrates, Christus, Mohammed hatten sie; die übrigen, auf Gott, Tugend und Unsterblichkeit allein sich nicht beschränkenden Dogmen aber, wie die Dreieinigkeit, Gottmenschlichkeit u. s. w. nur aus Pfaffenbetrug und hierarchischen Gelüsten hergeleitet werden.

In dem darauffolgenden Abschnitt über den Aufschwung des christlichen Geistes am Ende des 18. Jahrhunderts: Hamann, Jacobi, Lavater, die Romantik, die moderne Weltanschauung der poetischen Literatur, Goethe und Schiller, ist am bemerkenswerthesten die Vertheidigung Goethe's und Schiller's gegen den Vorwurf der Unchristlichkeit. Lang polemisirt hier namentlich gegen Gelzer, der Goethe das Christenthum abspreche, weil er in einem Briefe an Lavater den bestimmten Zweifel aussprach, ob Christus, in welchem übrigens auch Goethe das Urbild des echten Menschen sieht, wirklich so historisch sei, wie ihn die Berichte schildern; Goethe stehe auf

Seite derer, die nicht in Christus, sondern in der Menschheit die volle Offenbarung des göttlichen Lebens verehren, deswegen sei er kein Christ, denn nur um diese Angel drehe sich die Benennung christlich oder unchristlich, ob man glaube, daß diese ungetrübte Erscheinung der Menschheit, wie wir sie in der Person des Erlösers verehren, einmal eine historische Wirklichkeit gewesen sei oder nicht. Lang erwidert hiergegen:

Also das Wesen des Christenthums, die entscheidende Frage, ob jemand ein Christ ist oder nicht, hängt von der Entscheidung einer historischen Frage oder von der Annahme einer dogmatischen Formel ab; also nicht das macht mich zum Christen, daß ich den Geist Christi habe, daß ich in meiner Gesinnung und in meinem Leben diejenigen Züge auspräge, in denen nach den eigenen Worten Christi (in der Bergpredigt) das Bild des Christen oder das Wesen des Christenthums besteht; nicht meine Theilnahme an dem Himmelreich, das Christus in Wort und Leben dargestellt hat, sondern der Glaube an ein geschichtliches Factum oder an eine dogmatische Theorie gibt mir das Anrecht auf den Christennamen! Erkenne das sittliche und religiöse Lebensprincip des Christenthums als wahr an und lebe als ein Christ, aber als Laie kannst du die Glaubwürdigkeit der evangelischen Berichte nicht so sorgfältig prüfen, daß du dich zweifellos davon überzeugen kannst, oder als Theologe von Fach siehst du mit deinen zwei Augen, daß das Charakterbild Christi bei Johannes ein anderes ist als bei den Synoptikern, daß in diesen Erzählungen sogar manche Widersprüche sich finden, daß die Authenticität dieser Schriften gar keine so ausgemachte Sache ist: so hilft dir das erste rein nichts, du bist eben ein Ungläubiger, kein Christ. So wenig begreift diese neuere Theologie, um was es sich in dem Kampfe handelte, den Lessing mit Götze geführt hat; so sehr hat sie alle Errungenschaften der Aufklärungszeit vergessen!

Nach Lang's Begriff vom Christenthum sind Goethe und Schiller „gute Christen und gute Protestanten" gewesen. Wer noch in dem dogmatischen Christenthum befangen sei, dessen Gesichtskreis sei viel zu eng und beschränkt, um unsere große Literaturperiode richtig zu würdigen.

Wenn nun schon aus dem Bisherigen zu ersehen ist, auf welchem hohen und freien Standpunkt Lang steht, so geht dies vollends aus den drei letzten Briefen seines Buchs hervor, deren einer die neuere Kritik der Bibel und die Bedeutung der Bibel für den heutigen Protestantismus, der zweite die Schleiermacher'sche Theologie, und der dritte und letzte die kirchliche Reaction der letzten 25 Jahre beleuchtet.

Was zuerst die neuere Bibelkritik betrifft, so läßt sich nicht leugnen, daß durch alles das, was die neuern Untersuchungen über den biblischen Kanon Alten und Neuen Testaments herausgestellt haben, das frühere Verhältniß der Kirche und der Theologie zur Heiligen Schrift von Grund aus erschüttert worden ist. Die supranaturalistischen Voraussetzungen, nach denen die Bibel ein göttlich inspirirtes Buch ist, sind geschwunden; der menschliche historische Ursprung der einzelnen biblischen Schriften ist erkannt. Aber hat die Kirche dadurch verloren? Ist ihr Bestand an jene veralteten Voraussetzungen geknüpft? Lang verneint dies mit Recht. Er zeigt, daß die Theologie durch die veränderte Stellung zur Bibel unendlich viel gewonnen, während die Kirche oder die religiöse Gemeinde jedenfalls nichts verloren hat. Allerdings bei einer nur oberflächlichen Betrachtung der großen Verheerungszüge, welche die kritische Geschichtsforschung durch das Gebiet des Alten und Neuen Testaments gemacht hat, könne es scheinen, als wäre der christlichen Kirche ihr bisheriger Boden unter den Füßen weggezogen, und der panische Schrecken, der viele einfache, religiöse Gemüther bei der Kunde von diesen Verheerungen ergriffen, sei ebenso begreiflich, als die hartnäckige Ableugnung der evidentesten Resultate von seiten mancher Theologen. „Aber es geht gewöhnlich so: wenn man nur gesund ums Herz ist und einer Gefahr mit hellen Augen ins Angesicht schaut, so hat sie geschwind das schreckhafte Ansehen verloren." Und nun geht Lang der angeblichen Gefahr auf den Leib, und alsbald erweist sie sich als ein Schreckgespenst. Was, fragt er, soll die Kirche denn eigentlich verloren haben? Daß mit dem Christenthum ein neues Lebensprincip in die Menschheit gekommen sei, das eine durchgängige Umwandelung des äußern und innern Lebens der Menschheit hervorgebracht, das sei geschichtliche Thatsache. Daß dieses neue Lebensprincip in dem Evangelium von Jesus Christus ausgesprochen sei, darin stimme die Kritik mit dem Glauben der christlichen Gemeinde überein. Mögen nun diese Reden und Aussprüche Christi, in welchen er so unnachahmlich das Wesen des Himmelreichs und den Weg zum Vater darstellt, alle wirklich von ihm herrühren oder nicht, mag er sie buchstäblich so gesprochen haben oder nicht, mag die Ueberlieferung ab- oder hinzugethan haben — was, frägt Lang, verschlägt dies für die Gemeinde? Werden darum diese Reden nicht mehr als Grundlage aller religiösen Erbauung benutzt werden? Mögen die einzelnen Thatsachen, die uns aus dem Leben Jesu erzählt werden, genau so sich ereignet haben oder nicht — was verschlägt das? Lang zeigt, daß wir auch trotzdem Weihnachten und Ostern noch werden als christliche Feste feiern können. Auch wenn man mit Volkmar die Evangelien als das Epos des Christenthums auffasse, erleide die Kirche dadurch keinen Verlust.

Das ist ja eben das Wesen des Glaubens im protestantischen Sinn, daß dasjenige, was als einmal äußerlich geschehen angeschaut wird, etwas dem Menschen Innerliches werde; nur der Christus in uns und für uns hat ja für die protestantische Religiosität eine Bedeutung. Wer noch behauptet: wenn nicht alle diese Erzählungen buchstäblich wahr seien, so sei die Heilige Schrift nur ein unbrauchbares Ammenmärchen, der hat zwar die Wahl sie so anzusehen, er muß sich aber auch gefallen lassen von Paulus zu den Juden gezählt zu werden, die nur immer Wunder und Zeichen sehen wollen.

Die Stellung, welche der Protestantismus nach dem ganzen gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Forschung zur Bibel einzunehmen hat, ist nach Lang die, daß er die Bibel nicht mehr als ein Lehrbuch der Theologie — geschweige der Astronomie, Erdkunde, Geschichte, wozu sie die Orthodoxie auch hat machen wollen —, sondern als ein religiöses Buch auffasse und benutze.

Sie ist keine Norm für unser Denken und Glauben, sondern was viel mehr ist, die unerschöpfliche Quelle des religiösen Lebens, der religiösen Erbauung und Erweckung, der sittlichen Neuverjüngung und Heiligung. Wie wir immer wieder zu der

Schriften und Kunstdenkmälern der alten Griechen zurückkehren, wenn wir unsern ästhetischen Sinn bilden und die Gesetze der Schönheit kennen lernen wollen, so kehren wir stets von neuem zur Bibel zurück, wenn wir im tiefsten Grund der Seele wollen religiös erweckt werden; aber sowenig wir glauben, wenn wir unsern Geschmack an jener unversiegbaren Quelle der Schönheit bilden, darum auch die Götterlehre und Mythologie der alten Griechen uns aneignen zu müssen, sowenig fällt uns ein, alle theologischen und naturhistorischen Vorstellungen der Bibel uns aufzwängen zu lassen und nach ihnen unser gesammtes Wissen von Natur und Welt und Menschheit, welches durch ein achtzehnhundertjähriges Ringen des Geistes unser Eigenthum geworden ist, umstoßen und ummodeln zu wollen.

Schließlich, nachdem Lang gezeigt hat, daß die Kirche durch die veränderte Stellung zur Bibel nichts verliere, macht er noch auf den Gewinn aufmerksam, der ihr daraus entspringen muß, daß sie nun die unselige Dogmenzänkerei fahren lassen und den Glauben pflegen wird, der in der Liebe thätig ist. Viele ihrer edelsten Glieder, die sie bisher ausgestoßen hat, weil sie sich nicht zu dem Grundsatz bekannten: „Ich glaube, weil es meiner Vernunft widerspricht", werden freudig in ihren Schos zurückkehren; der Gegensatz zwischen Köhlerglaube und Wissenschaft wird verschwinden, und die Heiligen Schriften werden aufhören, todte und kalte Hieroglyphen für uns zu sein.

Wir stimmen dem ganz bei. Die Kirche kann sich in der That nur dadurch verjüngen, daß sie den Muth hat, die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen in Bezug auf die Bibel anzuerkennen und demgemäß mit den alten supranaturalistischen Voraussetzungen zu brechen. Sie wird alsdann erst den wahren religiösen Werth der Bibel schätzen lernen.

In dem Briefe über die Schleiermacher'sche Theologie, welcher dem über die Kritik der Bibel folgt, weist Lang treffend nach, daß, obgleich die christliche Kirche und die theologische Wissenschaft Schleiermacher allseitige und tiefgehende Anregungen zu verdanken hätten, und obgleich er die Theologie aus ihrer Confusion herausgerissen habe, indem er ihre Gegensätze durch eine philosophische Neubegründung der religiösen Grundbegriffe überwand und die Religion aus dem Wesen des menschlichen Geistes auf natürliche, vernunftgemäße Weise abzuleiten und zu begründen suchte, doch andererseits seine Theologie noch vielfach die Spuren einer künstlichen Restauration des Alten an sich trägt und insofern schon die Keime der nachfolgenden Reaction enthält.

Mit der exclusiven, einzigartigen Stellung, die Schleiermacher seinem Christus anweist, und womit er der überlieferten Kirchenlehre die wichtigste Concession gemacht hat, verbindet sich sogleich der ganze Particularismus, der in der Kirche immer mit derselben verbunden gewesen ist.

Zwar zog Schleiermacher selbst nicht die Consequenzen seiner Christologie, in der er die Philosophie an die Theologie verrathen; aber „wer will das Rad aufhalten, das einmal im Rollen bergab begriffen ist?" Wir überlassen es dem Leser, in Lang's Buch selbst die nähern Beweise für die schwere Anklage, daß in Schleiermacher die Anfänge der nachfolgenden kirchlichen Reaction und Restauration lagen, nachzulesen, und wenden uns zu dem letzten Briefe, der diese Reaction und Restauration zum Gegenstande hat.

Wenn sich schon aus dem Bisherigen zur Genüge ergab, daß Lang ein Feind aller Halbheit ist und Entschiedenheit liebt, so wird man es besonders noch aus seinem in dem letzten Briefe ausgesprochenen Urtheil über die moderne charakterlose Scheintheologie ersehen. Die sogenannte „Vermittelungstheologie" kommt schlecht bei Lang weg. Sie wurzelt in Schleiermacher und verbreitet den Schein ebenso großer Wissenschaftlichkeit als Gläubigkeit;

aber es ist nur der Schein von beiden; anstatt der Wissenschaft so vielfach Willkür und subjective Liebhaberei, ein wunderliches Gemisch moderner Weltansichten und überlieferter Vorstellungen, bei welchem die Einheit der Anschauung und die Klarheit der Begriffe verloren geht; anstatt der Gläubigkeit ein ebenso willkürliches Spielen mit der Bibel, wobei man meint zu glauben wie sie, während man, genauer betrachtet, etwas ganz anderes untergeschoben hat.

Lang belegt dies aus den Schriften von Schenkel, Rothe und Martensen mit Beispielen. Alsdann beleuchtet er das Gebaren der Kirchentage, der Innern Mission, der Evangelischen Allianz u. s. w. Kurz, er verfolgt die kirchliche Reaction in allen ihren Formen und mit großer Energie, zeigt aber auch, wie wenig die protestantische Fortentwickelung von dieser Reaction zu fürchten habe, da dieselbe höchst unpopulär sei, im Volke durchaus keine Wurzeln schlage. „Das Volk schweigt zu allem, was die Herren in der Kirche experimentiren", der Protestantismus hat vielfach seinen Platz „außer der Kirche" genommen, und

was hilft es durch innere und äußere Mission dann und wann eine Seele für Christus zu gewinnen, wenn man durch ein falsches, engherziges Kirchenthum zwei Drittel der Bevölkerung aus den Kirchen vertreibt?

Hoffen wir, daß der in dem Geiste der deutschen Nation lebende Protestantismus die Reaction der Kirche vertreiben wird. Die Reaction wird alsdann auch ihrerseits, wenn auch wider Willen, einen Fortschritt herbeigeführt haben.

Die Schrift von Baur: „Die Tübinger Schule und ihre Stellung zur Gegenwart" (Nr. 2), ist zwar nicht von so allgemeinem Interesse als die Lang'sche — ihr Gegenstand ist eine Vertheidigung der Auffassung des Urchristenthums, welche die Tübinger Schule und namentlich Baur vertritt, gegen deren neueste Gegner —, aber dennoch sind auch in ihr der allgemeinen Gesichtspunkte so viele und so fruchtbare, daß wir sie hier, wo von der Fortschrittsrichtung in der protestantischen Theologie der Gegenwart die Rede ist, mit Recht anschließen können. Während die Gegner der Tübinger Schule alle mehr oder weniger noch in supranaturalistischen Voraussetzungen befangen sind und bei ihrer Erforschung des Ursprungs und Inhalts der urchristlichen, in den neutestamentlichen Schriften niedergelegten Anschauung und Lehre nicht ohne dogmatisches Interesse zu Werke gehen, so hat sich dagegen Baur auf den Standpunkt der reinen, unbefangenen, von dogmatischen Interessen und Voraussetzungen freien Schriftforschung gestellt und macht denselben siegreich gegen seine

Gegner geltend. Diese Baur'sche Bibelkritik wirkt ebenso befreiend, wie die Lang'sche Kritik der kirchlichen Erscheinungen, und wie überhaupt die Wahrheit stets wirkt. In die Einzelheiten der Baur'schen Schrift, in ihre Widerlegung der einzelnen Gegner, gegen die sie kämpft, können wir hier nicht eingehen. Wir heben nur die allgemeinen Gesichtspunkte hervor, namentlich die Baur'sche Geschichtsanschauung. Man hatte dieser vorgeworfen, daß sie in der Geschichte nur Allgemeines erblickte, einen rein ideellen Proceß, in welchem das Besondere, das Individuelle und Persönliche ohne alle Bedeutung wäre. Hiergegen erklärt sich nun Baur ausdrücklich und erkennt es vollkommen an, daß die Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Nationen und Individuen das concrete Leben der Geschichte ausmache, jedoch freilich nur mit der wesentlichen Bestimmung, daß das eine für sich so einseitig wäre als das andere, daß das Besondere ebenso wenig ohne das Allgemeine, als das Allgemeine ohne das Besondere sein kann, daß somit, weil über dem einen der beiden wesentlich zusammengehörenden Factoren nie der andere übersehen werden darf, immer auch das Mannichfaltige als ein zur Einheit Verbundenes und das Besondere in seiner Unterordnung unter das Allgemeine gedacht werden muß.

Denen gegenüber, die, sobald von einer in der Geschichte sich entwickelnden Idee die Rede ist, darüber erschrecken und alsbald den Boden ihrer empirischen Geschichtsanschauung zu verlieren glauben, sagt Baur:

> Wo gibt es denn eine Reihe geschichtlicher Erscheinungen, die nicht auch einen Zusammenhang hätte, und wo gibt es einen Zusammenhang, welchem nicht auch irgendeine das einzelne zur Einheit verknüpfende Idee zu Grunde läge?

Mit Recht betrachtet es Baur überall als dieselbe Aufgabe der geschichtlichen Betrachtung — und er hat sich in der Erforschung des Urchristenthums eben diese Aufgabe gestellt —, in dem Geschehenen nicht blos ein zufälliges Aggregat zeitlich und räumlich verbundener Ereignisse zu sehen, sondern auch in den innern Zusammenhang einzudringen und vor allem die Punkte ins Auge zu fassen, in welchen sich uns in dem äußerlich Geschehenden auch die innerlich bewegenden Mächte, das Allgemeine, das dem Besondern zu Grunde liegt, die das Ganze beherrschenden Ideen zu erkennen geben. Dies sei aber keineswegs nur eine rein abstracte Geschichtsanschauung, eine einseitige Hervorhebung des Allgemeinen, in welchem das Einzelne und Besondere, das Individuelle und Persönliche völlig bedeutungslos wird, es lasse sich der eine der beiden Factoren nie von dem andern trennen; wie das Einzelne und Besondere ohne ein Allgemeines, als eine beseelende Idee, ein Körper ohne Seele wäre, so erhalte auch das Allgemeine und Ideelle erst in dem Einzelnen und Besondern, in der Individualität der geschichtlichen Subjecte den Boden seiner realen Existenz, das concrete Leben des geschichtlichen Daseins. Was daher den geschichtlichen Subjecten ihre geschichtliche Bedeutung gibt, sei immer nur die Energie, mit welcher sie als die Repräsentanten ihrer Zeit, als der lebendige Ausdruck eines Zeitbewußtseins die ihre Zeit bewegenden Ideen ergreifen, in sich gestalten und ausbilden, und in ihrer realen Erscheinung in sich darstellen.

> Welche inhaltsleeren Namen wären alle irgendwie bedeutenden Personen der Geschichte, wenn sie ihr höchstes Interesse nicht erst dadurch für uns hätten, daß wir in ihnen den Reflex einer über ihnen stehenden, sie beseelenden Idee erblickten, in welcher sie selbst den festen Haltpunkt ihrer geschichtlichen Existenz haben? Sowenig sich freilich erklären läßt, warum gerade diese bestimmten Individuen mit dieser Energie ihrer Individualität über so viele andere hervorragen, sowenig ist es auf der andern Seite zufällig, sondern vielmehr durch den ganzen Charakter der Zeit, in welcher sie leben, bedingt, daß es gerade diese oder jene Idee ist, die in ihnen zu ihrer geschichtlichen Bedeutung kommt.

Von diesem Gesichtspunkt aus hält es Baur für gewiß, daß was ein Karl der Große, ein Gregor VII. nicht gethan hätte, ein anderer nur unter anderm Namen und in seiner Weise, nach Maßgabe seiner Individualität, im ganzen aber doch mit demselben Endresultat, gethan haben würde.

Man müßte sich in der That wundern, daß Baur sich genöthigt sieht, an diese so einfache, von der denkenden Geschichtsforschung unserer Zeit längst anerkannte Wahrheit zu erinnern, wenn man nicht wüßte, wie sehr dogmatische Unfreiheit die Mehrzahl der Theologen noch immer hindert, die biblische und die Kirchengeschichte in demselben Lichte zu erblicken wie die Profangeschichte, also auch in jener nur die Entwickelung allgemeiner Ideen zu erkennen, die in hervorragenden kirchenhistorischen Persönlichkeiten als Repräsentanten der gemeindlichen Entwickelung concreten Ausdruck gewannen, in ihnen gleichsam sich incarnirten und Mensch wurden. Dieser dogmatischen Unfreiheit gegenüber, welche die heilige und die Profangeschichte mit zwei verschiedenen Maßstäben mißt, in letzterer alles natürlich zugehen läßt, in jener hingegen übernatürliche Mächte zur Erklärung der Erscheinungen herbeizieht, ist es Baur's und der ganzen Tübinger Schule großes Verdienst, auf die biblische und die Kirchengeschichte dieselbe Methode der Geschichtsforschung angewendet und geltend gemacht zu haben, als in der Profangeschichte bei kritischen Geschichtsforschern üblich ist.

Baur fragt, seinen Gegnern gegenüber, was denn eigentlich in den Principien der tübinger Geschichtsanschauung so neu und unerhört, so tadelnswerth und verwerflich sein soll. Man werfe ihr vor, das Christenthum habe nach ihr keinen Anfang.

> Wo hätte ich aber je behauptet, das Christenthum habe nicht von Jesu von Nazareth seinen Anfang genommen, oder wo wäre ich je auf den Gedanken gekommen, Sokrates, die Alexandriner, die Essener seien die Urheber des Christenthums, oder auch nur, sein Anfang sei erst von Paulus oder dem Verfasser des vierten Evangeliums zu datiren? Und doch hätte es ja selbst in diesem Falle einen Anfang. Soll also die Behauptung einen vernünftigen Sinn haben, so kann sie nur so gemeint sein, ich setze den Anfang des Christenthums nicht schlechthin als Wunder. Dies thue ich nun freilich nicht, aber ebenso dies thut man ja auch sonst nicht. Selbst die entschiedensten Supranaturalisten lassen sich durch den Wunderanfang des Christenthums nicht abhalten, über denselben zurückzugehen. Das Christenthum ist einmal eine geschichtliche Erschei-

...ung, als solche muß es sich auch gefallen lassen, ...schichtlich betrachtet und untersucht zu werden.

... Baur macht mit aller Entschiedenheit das Recht gel...d, die neutestamentlichen Schriften unter den historien und kritischen Gesichtspunkt zu stellen, womit na...lich das Recht verbunden ist, die alte dogmatische ...nheit des Kanons aufzulösen, ihn auseinander zu legen, ... den lebendigen Fluß der Entwickelung zu bringen, ... bei jeder einzelnen Schrift nach ihrem Ursprung, ...m Verfasser und nach allem demjenigen zu fragen, ...nach ihr ihre bestimmte Stelle in der Entwickelungs...hichte des Christenthums anzuweisen ist.

Man hat es der Tübinger Schule zum Vorwurf ge...ht, daß sie von einem Tendenzcharakter der neutesta...tlichen Schriften gesprochen, daß sie dieselben aus der ...teistellung ihrer Verfasser erklärt, also ihrer Abfassung ...isse Motive untergelegt hat. Aber das war, wie ...r zeigt, nur die nothwendige Consequenz ihres kri...en Standpunktes. Denn habe die historische Kritik ...haupt die Aufgabe, bei den Schriften, deren Ursprung ... Charakter sie untersuchen soll, alles so genau als ...lich zu erforschen, so dürfe sie nicht blos bei ihrer ...rn Erscheinung stehen bleiben, sondern müsse auch in ... Inneres eindringen, sie habe nicht blos nach den ...hältnissen der Zeit überhaupt, sondern insbesondere ... nach der Stellung des Verfassers zu ihnen zu fra... nach den Interessen und Motiven, den leitenden ...nken seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Je größer ... Bedeutung eines schriftstellerischen Products ist, um ...ehr sei anzunehmen, daß ihm eine das Ganze be...hende Idee zu Grunde liegt, und das tiefere Be...ein der Zeit, welcher es angehört, in ihm sich ...ire. Die historische Kritik würde daher auch bei ...eutestamentlichen Schriften die Aufgabe, die sie hat, ... in ihrem ganzen Umfange erfüllen, wenn sie nicht ...en geistigen Charakter, welchen sie an sich tragen, ...nteressen der Zeit, unter deren Einfluß sie entstan...nd, die Richtung, die sie verfolgen, die Grund...uung, welcher das einzelne sich unterordnet, genauer ...orschen sich bestrebte, überhaupt den Versuch machte, ...möglich in ihr Inneres einzudringen und gleichsam ... schöpferische Conception der Gedanken, aus welcher ... der Seele ihres Verfassers hervorgegangen sind, ...ublicken. Auch die Tübinger Schule habe somit, ...e von einem Tendenzcharakter neutestamentlicher ...n sprach, nichts gethan, was nicht in der Auf...r Kritik von selbst begriffen ist.

...lich kann in der Ausführung dieser Aufgabe das ... verfehlt werden, und man mag daher mit der ...r Schule über die Resultate ihrer kritischen For... streiten; aber daß die Grundsätze derselben die ... seien, das können nur die in Abrede stellen, die ... supranaturalistischen Voraussetzungen befangen, ... Christenthum einen übergeschichtlichen, übernatür...inen Wunderanfang setzen, also die in der katho...Geschichtsanschauung Befangenen. Denn das ist in ...t der Unterschied der protestantischen von der ka...tholischen Geschichtsanschauung, daß letztere nicht ohne Wunder sein kann, während jene eine rein geistige Entwickelung, aus dem Innern des Subjects, und demgemäß einen Fortschritt anerkennt und zuläßt. Baur weist seinen Gegnern, welche das Wunder als absoluten Anfang der christlichen Geschichte setzen, nach, daß sie noch in der katholischen Geschichtsanschauung befangen seien.

Bei dem Wunder hört alles Erklären und Begreifen auf, und wo der Anfang nicht erklärt und begriffen ist, ist auch kein aus dem Anfang sich entwickelnder Fortgang, überhaupt keine Entwickelung und kein geschichtlicher Zusammenhang möglich. Die ganze Geschichte ist nur die Fortsetzung des als Anfang gesetzten Wunders, es wiederholt sich in ihr nur, was schon von Anfang war.

Daher mußten auch die dem Christenthum einen Wunderanfang Vindicirenden dem echt katholischen Kanon beistimmen, daß im Verlaufe nichts zum Vorschein kommen könne, was nicht zuvor schon vorhanden war, das Spätere könne nach ihnen nicht das Höhere sein als das Frühere, es könne kein anfänglicher Gegensatz, wie der zwischen Paulinismus und Judenchristenthum, der erst durch die weitere Entwickelung ausgeglichen werden müßte, somit überhaupt keine Entwickelung anerkannt werden, durch welche in der Folge erst etwas zum geschichtlichen Dasein gelangt, was zuvor noch nicht existirte.

Es ist dies nichts anderes, als die echt katholische, auf dem Traditionsdogma beruhende Geschichtsanschauung. . . . Es ist ja alles, was zum Wesen des Katholicismus gehört, unmittelbare Anordnung und Einsetzung Christi, das von ihm Gewollte und Anbefohlene, apostolische Tradition, urchristliche Lehre und Praxis, die Bischöfe aller Zeiten haben nicht anders gelehrt als die Apostel, und die Apostel nicht anders als Christus. Diesen Bau hat der Protestantismus durchbrochen, er vermochte ihn aber nicht sogleich in seinem ganzen Umfange zu durchbrechen, und die protestantische Geschichtsanschauung mußte sich erst allmählich entwickeln; je mehr dies geschah, um so mehr trat ihr Gegensatz zur katholischen hervor. Es ist daher ganz in der Ordnung, daß, sobald voller Ernst damit gemacht wird, das Urchristenthum aus dem Gesichtspunkte der protestantischen Geschichtsanschauung aufzufassen, diese Auffassung nicht bestritten werden kann, ohne daß alsbald auch die echt katholischen Principien zum Vorschein kommen, der absolute Wunderanfang und der Kanon einer jede wahre und wirkliche Entwickelung negirenden Tradition.

Gemäß dieser seiner echt protestantischen Geschichtsanschauung entwirft uns Baur ein lebendiges Bild von den im Urchristenthum miteinander kämpfenden Gegensätzen. Judaismus und Paulinismus, oder Particularismus und Universalismus sind nach ihm die allgemeinsten und wesentlichsten Gegensätze der Entwickelungsgeschichte des Christenthums. Der richtige Gesichtspunkt für die Geschichte der Entstehung der christlichen Kirche wird nach Baur verfehlt, wenn man von den dogmatischen Vorstellungen und Ansichten ausgeht, die sich bei den ersten christlichen Schriftstellern finden. Ehe von einer Entwickelung innerhalb der christlichen Kirche die Rede sein könne, müsse man vor allem wissen, wie es sich mit der Entstehung einer christlichen Kirche verhält und auf welchem Boden sie steht. So gewiß nun das Christenthum nicht particularistisch ist, so gewiß könne der Grundgedanke, aus welchem es ursprünglich hervorging, nur die rein sittliche Idee der allgemeinen Gleichheit der Men-

schen vor Gott oder der christliche Universalismus gewesen sein, worin von selbst enthalten sei, daß das bewegende Princip aller geschichtlichen Entwickelung nur in dem Gegensatz zu dem jüdischen Particularismus liegen konnte, mit welchem sich der christliche Universalismus erst auseinandersetzen und in irgendeiner Form zur Einheit zusammenschließen mußte.

Baur beruft sich für diesen Entwickelungsgang der ältesten christlichen Kirche auf die Analogie einer andern geschichtlichen Erscheinung, die auch zu dem Großartigsten gehört, was die Geschichte der Menschheit aufzuweisen hat, nämlich die Entwickelungsgeschichte des römischen Staats.

Wo etwas Großes zu Stande kommen soll, muß es auch einen Gegensatz geben, in welchem die einander gegenüberstehenden Mächte erst durch Kampf und Widerstreit zu einem gemeinsamen Resultat gelangen, das um so bedeutender ist, je mehr es erst durch Mühe und Anstrengung errungen werden kann.

Was in der christlichen Kirche der jüdische Particularismus gegenüber der aus allerlei Volk bestehenden heidenchristlichen Gemeinde war, das war, wie Baur zeigt, im römischen Staat die Aristokratie der Patricier in ihrem Unterschied von den in ihrer Ansicht tief unter ihnen stehenden Plebejern. Und wie in Rom diese beiden Elemente und Factoren des erst werdenden Staats bei allem, was sie voneinander unterschied und trennte, dennoch von dem Bewußtsein ihrer wesentlichen Zusammengehörigkeit so tief durchdrungen und so stetig beherrscht waren, daß sie nie zu weit auseinander gehen konnten, und unter allen Kämpfen und Parteistellungen nur um so ernster und kräftiger an ihrer gegenseitigen Vermittelung und Einigung arbeiteten, so nahm auch die Entstehungsgeschichte der christlichen Kirche denselben Verlauf. Hier wie dort mußte erst die Scheidewand einer auf nationale Vorrechte und Vorurtheile sich stützenden aristokratischen Partei durchbrochen werden, und der Punkt, von welchem die dagegen sich erhebende Opposition ausging, ist dasselbe allgemein menschliche Gleichheitsbewußtsein, das auf dem religiösen Gebiet so wenig als auf dem politischen eine solche Beschränkung ertragen kann und nicht eher zu seiner Ruhe kommt, als bis die allmähliche Gleichstellung der beiden Theile, hier also der Patricier und Plebejer, dort der judenchristlichen Petriner und der heidenchristlichen Pauliner soviel möglich erkämpft und die von Anfang an trennenden Unterschiede in dem gemeinsamen, die Gegensätze aufhebenden Gesammtbewußtsein verschwunden sind. Was aber das Ganze organisch zusammenhält und fortgehend die Grundlage bleibt, auf welcher das Streben nach Einigung fortschreitet und zu einem sich mehr und mehr erweiternden Einheitsstreben ausbildet, sind hier wie dort bestimmte, von Anfang an vorhandene, traditionelle Grundformen eines aristokratischen Organismus, welchem alles sich unterordnen muß, was in dieselbe Einheit des Ganzen aufgenommen werden soll. Baur glaubt an diese Parallele um so eher erinnern und an ihr den Gang veranschaulichen zu dürfen, welchen, wie er überhaupt der allgemein geschichtliche ist, so auch die christliche Kirche in ihrer Entwickelung genommen hat, als in der That die theokratische Kirche des Mittelalters die unmittelbarste Fortsetzung der alten römischen Weltmonarchie war, und beide dieselbe Idee eines auf alle Völker sich erstreckenden Universalismus zu realisiren suchten, nur die eine politisch, die andere religiös und kirchlich.

Dies ist der geschichtliche Standpunkt, von dem aus Baur die Gegner der Tübinger Schule mit Erfolg bekämpft, und von dem aus es ihm möglich wird, eine ungezwungene Erklärung der urchristlichen Entwickelung zu geben, während man in den Erklärungsversuchen der Gegner das Gezwungene, Gekünstelte merkt, das durch ihre dogmatische Befangenheit in die Untersuchung hineinkommt.

Die beiden Schriften von Lang und Baur haben dies miteinander gemein, daß sie das Christenthum frei von supranaturalistischen Voraussetzungen, daß sie es historisch auffassen, ohne in demselben das göttliche Princip zu verkennen, durch welches es eine wesentlich neue Reihe von geschichtlichen Erscheinungen begonnen hat. Sie haben beide dies miteinander gemein, daß sie mit der protestantischen Freiheit der Forschung Ernst machen und vor keinem wissenschaftlich begründeten Resultate zurückbeben, als könnte das Christenthum keine wissenschaftliche Untersuchung vertragen. Sie sind beide geschworene Gegner aller Halbheiten und falschen Vermittelungsversuche. Durch diese Unabhängigkeit von dogmatischen Voraussetzungen, diesen Muth der wissenschaftlichen Forschung, diese Geradheit und Offenheit wirken sie befreiend, und darum darf man sie zu den hervorragendsten, verdienstlichsten Erscheinungen in der gegenwärtigen protestantisch-theologischen Literatur rechnen.

Julius Frauenstädt.

Ethnographisches und Culturgeschichtliches.

Vierter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 41.)

Eine vereinzelte Sagenbearbeitung bietet „Der Eckmann“ (Nr. 7), von F. B. Das Büchlein enthält eine Geschichte, die im Dreißigjährigen Kriege spielt. Der Eckmann war Bürger eines würtembergischen Städtchens, an der Nagold, der nach einem Leben voll Unglück und Bosheit einen elenden Tod gefunden, und den die Sage auf dem unweit des Städtchens gelegenen Eckberge umgehen läßt, wo er seine vergrabenen Schätze hütet und auf Erlösung harrt. Sein und seiner Familie skizzenhaft beschriebenes Schicksal, sowie eine Episode aus dem Leben des Geistlichen Hans Reich, der, zum kaiserlichen Militär gepreßt, in der Nähe des Städtchens desertirt und dort barmherzig aufgenommen wird, und die an seine Verfolgung sich knüpfenden Scenen bilden den Gegenstand der nicht ohne Spannung geschriebenen Erzählung, die aber des Schrecklichen und Grausigen so viel und in so schwarzer, fast durch keine Gegensätze gemilderter Färbung enthält, daß der Totaleindruck nichts weniger als wohlthuend ist. Der Verfasser scheint dies selbst gefühlt zu haben, indem er am Schlusse dem Leser „zu bedenken gibt, daß die Abscheulichkeiten, die in der vorliegenden Erzählung vorkommen, auf Rechnung jener barbarischen Zeit, nicht der kannibalischen Phantasie des Erzählers zu schreiben seien“. Allein dies ist eine Entschuldigung, die vor dem Richterstuhle der Aesthetik keine Anerkennung findet. Am wenigsten aber hätte das entsetzliche Lynchverfahren (S. 68) durch die Worte: „Der Gerechtigkeit war ihr Opfer gefallen“, gewissermaßen eine objective Billigung erhalten

llen. Eines nähern Eingehens können wir uns um so mehr erheben, als das Moment der Sage mit den wenigen referirten llen abgethan ist, während in culturgeschichtlicher Beziehung geschilderten Zustände, selbst wenn ihnen historische Thatjen zu Grunde liegen sollten, doch zu lückenhaft und mit zu nig innerer Wahrscheinlichkeit dargestellt sind, als daß wir diesem Gesichtspunkte aus Gewicht auf sie legen könnten.

Wir schließen unsern Artikel mit einer vollständigen Sagenmlung, dem „Thüringer Sagenbuch" (Nr. 8) von L. Bechn. Der Verfasser ist als fleißiger Sagensammler bekannt und sich auf diesem Gebiete der Literatur nicht unerhebliche Verste erworben. Die Sagen sind im vorliegenden Werke wie im eutschen Sagenbuch" topographisch geordnet, eine Anordnung, je nach dem Zwecke, zu dem man das Buch in die Hand mt, Vortheile oder Nachtheile hat. Wer die Sammlung als erlage zu wissenschaftlichen Studien benutzen will, wird sich bei r Anordnung seine Arbeit erschwert sehen; wer es aber bei einer nderung durch Thüringen zum Reisebegleiter mitnehmen will, t hier, was er für jede Gegend gebraucht, nebeneinander und sich leicht von dem Charakter, den Mythe und Sage ihr heilen, eine Gesammtvorstellung entwerfen. Die Wanderung zunächst der Werra entlang, von den Quellen stromaufs bis an die preußische Grenze nördlich von Eisenach, et sich zum Hörsel- und Wartburgsgebiete zurück, folgt dem nzuge des Thüringer- und Frankenwaldes, berührt das tland, durchschreitet die obern und mittlern Thäler der r und Saale mit Abschweifen ins Orla- und Schwarzathal, et sich aus dem Saalthale von Halle ab in das Helmegesucht die Quellen der Unstrut auf, geht an diesem Flusse bis zur Mündung in die Saale, verfolgt dann aufwärts Lauf der Ilm bis zur Wasserscheide zwischen Ilm und Gera wendet sich dann durch das Gebiet der Drei Gleichen nach rt, wo sie ihr Endziel findet. Der Verfasser will diese thüche Sagensammlung nicht mit dem, was früher auf glei- Gebiete von ihm veröffentlicht worden, verwechselt wissen, eine durchweg neue und selbständige Arbeit, nicht nur ein ngisches Sagenbuch, sondern auch ein thüringisches Mythensei; und es ist gegründet, daß er dem mythischen Element aufmerksame Berücksichtigung gewidmet hat. Doch bescheisich selbst, daß hierin überall nur wichtige Fingerzeige ie künftige Forschung gegeben sein sollen. Zu den frühern nlungen des Verfassers gehört der „Sagenschatz und die Saise des Thüringerlandes" (4 Bde., Meiningen 1835—38) as „Deutsche Sagenbuch". (Leipzig 1853). Wie sich das dieser beiden Werke zu dem gegenwärtigen verhalte, verwir nicht anzugeben, da uns dasselbe nicht vorliegt. Deutsche Sagenbuch" haben wir sorgfältig verglichen; unter usend Sagen, die es enthält, fallen beinahe drittehalbhunr. 420—608 und 710—756, auf dasselbe Gebiet, welches rliegende „Thüringer Sagenbuch" beschreitet und davon sind vei Drittel in dieses letztere neuere Werk, jedoch nicht wörtdern unter mehrfachen Modificationen aufgenommen. Dasthält in beiden Bänden zusammengenommen 433 Sagen, also zur größern Hälfte aus neuem Material. Die Darist einfach, frisch und lebendig, und der für die Sage Ton ist im ganzen gut getroffen; doch begegnen wir er einem Fehler, den wir schon früher an dem Verfasser selben Gebiete wahrzunehmen Gelegenheit gehabt haben, dem, daß er in den einfachen Sagenbericht mitunter Witze päße, die keineswegs von einer besonders glücklichen huchen Ader zeugen, sowie ganz subjective reflectirende Bejen, anknüpfend an moderne Zustände, mit sichtbar hernder Tendenz, einfließen läßt. Gegen die humoristische oder Behandlung einzelner Sagen wird niemand etwas einzuhaben, vorausgesetzt, daß der Witz gut ist; was aber skramen der modernen Weisheit anlangt, so kann man m etwas Unpassenderes denken, als Tagesfragen in das stille Halbdunkel oder die magische Beleuchtung der Sagenwelt hereinzuziehen; alle Illusion hört im Augenblicke auf, und wir haben ein Gefühl, das demjenigen gleicht, mit welchem wir eine Bühne sammt dem dazugehörigen Apparat bei Tage betrachten. Der Verfasser scheint dies selbst zu fühlen; denn einzelnes, was in dieser Beziehung im „Deutschen Sagenbuch" besonders schroff hervortritt, findet sich in dem vorliegenden Werke nicht wieder; aber ganz ist ihm die Herrschaft über „das unruhige Uebel", das so schwer zu zähmen ist, wie wir's bei Jakobus am dritten lesen, doch nicht gelungen.

Wenden wir uns nun zum Inhalt. Mythische Anklänge finden sich gleich beim Beginn der Wanderung, an den Quellen der Werra. Die Stadt Eisfeld soll uralten Ursprungs sein. Im Volksmunde heißt sie Asfeld und nach alten Urkunden Asifeld, was an die Asen erinnert. Nur wenige Stunden von Eisfeld entfernt gibt es ein Gottesfeld (Gothes-, Godesfeld), auf dem einst eine große Stadt gestanden haben soll, und die Riesensage mit ihrem Hammerwerfen ist in der eisfelder Gegend völlig heimisch. Am Dreikönigstage verbrennt man zu Eisfeld die Frau Holle (Hulda, Berchta), worin der Abschluß des alten Julfestes zur Zeit der Wintersonnenwende erblickt werden mag. An denselben mythischen Cultus erinnert eine Christnachtfeier zu Schweina, wo die männliche Jugend in der heiligen Nacht mit brennenden Fackeln auf den nahen Töngelsberg zieht, dort ein hochloderndes Feuer entzündet und es unter Gesang und Musik umgeht, woran sich mitternachts Glockengeläute und Betstunde reihen. Einer andern mythischen Festfeier, zur Frühlings- oder Sommerwiederkehr, entspricht das Laubmännchenspiel zu Ruhla. Es kommt nach Bechstein in Thüringen nur sehr vereinzelt vor. Häufiger findet es sich anderswo, namentlich in der Pfalz. Man begeht das Fest dort am Sonntag Lätare oder dem „Sommertag". Die Knaben tragen an Stäben Brezeln, die sich durch Größe und Gestalt von den Fastenbrezeln unterscheiden, die Stäbe sind mit Bändern geschmückt, und zwei von der Schar sind als Sommer und Winter, der eine in Moos, der andere in Epheu gekleidet. Howitt, der dieser deutschen Sitte in einem interessanten Aufsatz über den Mothering- oder Mid-Lent-Sunday (Sonntag Lätare) in „People's Journal" (Bd. 1, 1846) gedenkt, bemerkt, daß dieselbe Sitte vor der Reformation auch in England stattgefunden habe. Im „Popish Kingdome" wird sie so besungen:

> Thus children also beare, with spears, their cracknells round about;
> And two they have whereof the one is called Sommer stout;
> Apparelde all in greene, and dressed in youthful fine arraye;
> The other, Winter, clad in mosse, with heare all hoar and graye.
> These two togither fight, of which the palm doth Sommer get.
> From hence to meat they go, and all with wine their whistly wet. *)

Bechstein beschreibt das Laubmannsspiel in Ruhla nicht näher. Einer schönen Sitte, deren Howitt im Hinblick auf den Sommertag Erwähnung thut, sei noch mit ein paar Worten gedacht. Man pflegte an diesem Tage die Mutterkirche, die der Heimat, zu besuchen und auf dem Hochalter seine Geschenke darzubringen. Das Gefühl der Anfrischung dieser Verbindung ging aus der Kirche ins häusliche Leben über, und Dienstboten und Lehrlinge erhielten die Erlaubniß, am Sonntag Lätare ihre Mütter zu besuchen, denen sie dann kleine Geschenke mitbrachten. Daher der Name Mothering-day, Muttertag. Howitt bemerkt, dieser Gebrauch habe sich bis ganz vor kurzem in England erhalten, bestehe vielleicht hier und da noch.

Doch kehren wir zur thüringer Sage zurück und hören wir, wie der Verfasser, dem hier auf ganz heimischem Gebiete

*) Die Kinder ziehen auf mit Brezeln, die tragen sie am Speer.
Zwei sind dabei, davon tritt einer als starker Sommer her,
Der stellt sich ganz von grünem Laube im Schmuck der Jugend dar;
Der andere, der Winter, gehet in Moos, mit weißem Haar;
Und schlagen müssen sich die beiden; doch siegt der Sommer baß;
Dann machen sie beim Schmaus mit Weine die Kehlen weidlich naß.

der Forschung ein competentes Urtheil zusteht, die berühmteste, die Sage vom Hörselberge, auffaßt. „Dieser Berg ist der hauptsächlichste Träger des Mythenthums im Thüringerlande. Durch seine eigenthümliche Form, die einem Sarge ähnelt, durch seine steile Wand, seinen langgedehnten Rücken, durch seine seltsame Höhle, die ganz sicher einer vorgeschichtlichen Zeit angehört, aber dennoch kein bloßes Werk der Natur ist, mag er schon dem Urvolke dieser Gegend oder, wenn man ein solches nicht annehmen will, der frühesten Bevölkerung merkwürdig und wichtig geworden sein. Die mythische Zeit erkor das Innere dieses Bergs zu einem der Wohnorte der mächtigen Holde, die, wenn sie die Nachtheile ihres Wesens herauskehrte, zugleich auch Unholde sein konnte, und stellte sie an Wuotan's Statt als Zugführerin an die Spitze seines Heers. Das frühe Mittelalter bildete aus der Frau Hulda eine Teufelin, wandelte das Innere des Bergs zur Fegfeuerstätte um, vernahm aus der Bergeskluft das Wimmern und Klaggeschrei der gepeinigten Seelen, gab davon dem Berge den Namen Hör-Seelen-Berg und nannte ihn lateinisch mons horrisanus. Das spätere Mittelalter legte seine poetische Anschauung an das alte heidnische Götterwesen, es bildete die Frau Hulda zur Frau Venus um, eine Heidengottheit mit germanischem Element und teuflischem Wesen. Hatte die frühe deutsche Heldensage der greisen Hulda einen greisen Begleiter gegeben, der zugleich ein Warneramt übte, den treuen Eckart, so gab die späte mittelalterliche Sage ihrer Frau Venus einen jungen Gesellen, den Ritter Tanhäuser, den sie sich zu ihrem Wunderberg gelockt, und dem es endlich vor ihr graute. Wie aber fast alle bedeutenden Sagen sich verjüngen, so hat die Frau Venus- und Tanhäusersage wiederum eine Verjüngung in jüngster Zeit erlitten, daß der Ritter Tanhäuser ein Minnesinger sein soll, und endlich brachte die allerneueste Zeit und Dichtung denselben mit dem Minnesingerkriege auf Wartburg in eine innige poetische Verbindung." Die Frau Hulda identificirt der Verfasser mit Jertha, Hertha, Nerdus. Sie erscheint als Erdmutter, als Mutter zahlloser Kinder, bald Wichtlein oder Heimchen, bald Moos- oder Holzweiblein, und überwacht daneben alles häusliche Leben, besonders das Frauenleben der Urzeit, die Flachs- und Linnenbereitung. Das wüthende Heer, dessen Führer im untern Werrathal Elbel, auch Ebel (= Abel, der Wilde Jäger in Dänemark und Schleswig,) heißt, ist Nachhall der frühesten Mythe, der Einheriarschar, der gefallenen Kampfhelden, die mit Odin nach Walhalla ziehen, also ein Kriegsheer, ein Heer der Starken unter männlicher Führung; daran schloß sich ein anderes Todtenheer, bestehend aus den Seelen ungetauft gestorbener Kinder, ein Heer der Schwachen unter weiblicher Führung. Spätere Sage verschmolz beide, und wol dann erst trat die dritte Beziehung, die einer Jagd, hinzu, als des Heeres letzte Verjüngung. Ein Heiligthum des Wodan soll in der Nähe von Ohrdruff gestanden haben. Zu Zeiten läßt sich eine weiße Jungfrau um die Mittagsstunde mit einem Schlüsselbunde am Gürtel sehen, wandelt den Schloßberg herab, badet sich im Hörlingsbrunnen und geht dann wieder hinauf. Der Verfasser bemerkt: „Solche Jungfrauenerscheinungen auf und an Schloß- und Burgbergen, zumal wenn die Sage mit ihnen das Baden in einem nahen Brunnen oder Weiher verbindet, deuten stets nach der frühern mythischen Zeit, wir aber vermögen sie kaum zu deuten." Er spricht sich nicht darüber aus, warum ihn gerade das Baden bestimme, die betreffenden Sagen auf mythische Momente zurückzuführen. Wir verweisen rücksichtlich der Jungfrauenerscheinungen auf die von uns im dritten Artikel mitgetheilte Hypothese Schönwerth's, die viel Ansprechendes hat. Man wird sich erinnern, daß er die Jungfrau für die verhüllte Erdenmutter (Nerthus, Hel oder Freya) hält, die, zur Ahnfrau geworden (Tuisco terra editus), in den Burgen umgehe, gleich ihren Nachkommen Erlösung durchs Christenthum suche und dafür ihre Schätze als Preis biete. Versteht man sich mit dieser Deutung ein, so liegt es sehr nahe, im Bade ein Symbol der von der Jungfrau ersehnten Taufe und eine Vorbedingung dazu zu finden. An Irmin, Tuisco's Sohn, Mannus' Enkel, erinnert die Kirche zu Crock bei Eisfeld, die früher die Irmenkirche hieß; der Berg, worauf sie steht, ist der Irmelsberg oder Hainberg. Auf jene grausame heidnische Sitte, deren wir bei den oberpfälzer Sagen im ersten Artikel gedacht haben, beziehen sich die Sagen von eingemauerten Kindern in den Burgen zu Liebenstein, Hallenberg, Henneberg, Krainberg (südlich von Eisenach) und Rahnis bei Pösneck. In der Nähe der letztgedachten beiden Städte gibt es einen „Herthhain", ein „Herthloch" und Heidengräber.

Die voigtländische Sage ist reich an mythischen Wesen, unter welchen der Wilde Jäger, die Holzweibel, Holzmännel und Moosleute große Aehnlichkeit mit denen in der Oberpfalz haben. Außerdem erzählt sie viel von Heimchen, einem zarten, schwachen Geschlecht, Seelchen ungetaufter Kinder, die niemals schreckhaft oder schadenfroh auftreten und sich unter dem Schutze der Frau Bertha oder Perchta (auch Prechta, Bildabertha, Hildabertha, in Tirol Prechtl genannt) und in ihrem Gefolge befinden. Die Bertha, die durchweg mit der Frau Holle oder Hulda identisch ist, tritt auch hier in doppelter Erscheinung auf, theils als Genossin des Wilden Jägers, theils als selbständige Herrscherin. Riesen und Zwerge kommen nur vereinzelt vor, letztere als Kobelde (unter der Erde), Baumännchen (über der Erde) und Gued, Hausgeister. Saale und Elster sind stark von Nixen bevölkert, doch sind die männlichen im Voigtlande häufiger als die weiblichen. Der Teufel erscheint meist als Drache; daß er oft als guter Drache vorkommt, der Gaben zuführt, zeugt für germanischen oder wendisch-slawischen Ursprung. In Hof und Schleiz treten Pestgeister auf, in Hof der Lange Mann, in Schleiz der Pestmann.

Sehr bedeutend ist die Anzahl der geschichtlichen Sagen in der vorliegenden Sammlung. In Thüringen drängt sich die Romantik gern der Geschichte zur Begleitung auf. Man darf nur an die Wartburg und den Kyffhäuser erinnern. Auf diesem Gebiete sind wir einigen Flüchtigkeiten begegnet. So stirbt Landgraf Ludwig der Milde in Otranto auf der Insel Cypern (Nr. 89), wobei übrigens eine Verwechselung mit Ludwig dem Heiligen stattfindet, der wie Nr. 97 richtig angegeben wird, in Otranto starb. Aber diese Unglücksstadt spielt dem Verfasser einen zweiten Streich; während er sie dort aus der Ferse Italiens nach der Insel Cypern versetzte, wird sie hier zur Insel erhoben. „Er erkrankte auf der Insel Otranto." Richtiger wol rücksichtlich Ludwig des Milden ist die Angabe in Nr. 145, daß er in Akkon (St.-Jean d'Acre) starb. Eine fernere Flüchtigkeit zeigt sich in den Sagen Nr. 185 und 186, wo erzählt wird, Karl der Große habe zuerst dem Voigtland einen deutschen Schirmvogt gegeben, Eckebrecht; dieser habe drei Söhne gehabt, davon einer, Heinrich der Fromme, abermals drei Söhne hinterlassen, von denen der mittlere den Beinamen der Reiche geführt. Bertha, die Gemahlin des letztern, eine nahe Verwandte Kaiser Heinrich's VI., habe von diesem im Jahre 1194 das Decret ausgewirkt, daß bis an der Welt Ende kein Herr des Voigtlandes einen andern Namen als Heinrich führen solle. Hier wird die zweite Generation nach Karl dem Großen ins Jahr 1194 versetzt, ein Sprung von drittehalbhundert Jahren, der denn doch auch für die historische Sage zu stark ist. Uebrigens hat Heinrich der Fromme, der allerdings der erste erbliche Vogt war, nicht wie hier angegeben in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts (erste Generation nach Karl dem Großen), sondern in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts gelebt. Damals bestanden fünf Vogteien: Gera, Weida, Greiz, Plauen (worunter nicht die Stadt, sondern das Elsterthal bis Adorf zu verstehen mit der Residenz Voigtsberg) und Hof. Heinrich besaß die Vogtei Weida, und sein Sohn Heinrich der Reiche vereinigte alle fünf in seiner Gewalt. Zur Zeit Karl's des Großen hatten die Sorbenwenden das Voigtland noch inne, erst unter Ludwig dem Deutschen verloren sie das Land zwischen Saale und Elster (869) und später (880) das Land zwischen Elster und Mulde. In den voigtländischen Sagen finden sich auch einzelne Irrthümer in den Ortsnamen, wie Wirschlitz statt Weischlitz, Thauma statt Theuma, Lossengrün statt Cossengrün

Baffig statt Poffig, die wir indeß, als leicht erklärlich, dem Verfasser keineswegs hoch anrechnen wollen. Einige mehr nur anekdotenartige Geschichtchen und Sage Nr. 57, die mit den Worten „Vor mehreren Jahren" beginnt, hätten füglich wegbleiben sollen; was vor mehreren Jahren erst sich zugetragen, kann unmöglich als Sage gelten. Ebenso gehört das Storchengericht (Nr. 68) mehr der Naturgeschichte als der Sage an. Zum Schlusse mögen einige der interessantesten und minder bekannten Sagen beziehendlich auszugsweise hier Platz finden.

Bei Themar ist ein Kreuzweg, unter dem ein Wässerlein hingeleitet ist, das man wie andere dergleichen bedeckte Wasser im Hennebergschen die „Dohle" nennt. Wer in der Neujahrsnacht um 12 Uhr schweigend an diesen Ort geht, dem erscheint die lichte Gestalt eines Engels, welcher eine Papierrolle in der Hand hält und sie vor den Augen des Sehers aufrollt. Dieser erblickt dann in goldener Schrift auf der Rolle die Zahl der Jahre, die er noch zu leben hat. — Zwischen Themar und den Dörfern Marisfeld und Oberstadt lag das verschwundene Dorf Gertles, in alten Urkunden von 914 Gartilar genannt. Wer in den zwölf Nächten auf dem verrufenen Felde dem Glockenschlag lauscht, wird glücklich. Ein Bauer aus Marisfeld hatte den Muth, jede Nacht in den Zwölften hinauszugehen. Er hörte nichts und sah nichts. Endlich in einer der Nächte schlug dicht in seiner Nähe ein furchtbar dröhnender Glockenschlag an sein Ohr. Ehe der vierte Schlag erfolgte, hatten ihn Schreck und Grausen zu Boden geworfen, und er blieb lange krank. Später aber glückte ihm alles; er wurde der reichste Mann im Dorfe, und es entstand das Sprichwort, wenn einer schnell reich wurde: „Der hat es in Gertles zwölf schlagen hören." In ähnlicher Weise soll der Ausdruck: „Er hat Späne!" infolge der häufig wiederkehrenden Sage, wonach die von mythischen Wesen geschenkten Späne sich in Gold verwandeln, entstanden sein. — Unweit Themar liegt ein Dorf, „Dörfles", zur Strafe für die Ruchlosigkeit der Bewohner unter den Trümmern eines Bergs begraben. Eine dunkle Kluft, das Eisloch geheißen, zieht sich in den Fels hinein, und der Schlund senkt sich in eine grauenvolle Tiefe. Das Eisloch nennt man wie ein ähnliches am großen Gleichberge bei Römhild die Kalte Hölle. Aus der Tiefe dieser schaurigen Kluft will man oft Seufzer und Geheul vernommen haben und behauptet, das rühre her von den Seelen der verdammten Bewohner des Dörfles. „Là dove i peccatori stanno freschi." („Wo die Verbrecher in der Kühle sitzen.") Dante'sche Gedanken in der schlichten thüringer Volkssage. — Versetzen wir uns mit einem Sprunge aus der Kalten Hölle in den irdischen Himmel, in den Brautstand. „Auf einem der Marktplätze in Eisenach liegt ein gewisser Stein im Pflaster; wenn nun eine Jungfrau zufällig diesen Stein betritt, so wird sie noch in selbem Jahre Braut; und wenn eine unversehens Braut wird, so heißt es: Die muß auf den Marktstein getreten haben! Aber niemand kennt den Stein, sonst wäre er längst abgetreten." — Am Falkenstein im dietharzer Grunde, wo sonst ein altes Raubschloß stand, und wo es viele Blutnelken gibt, die dem Blute der über die Klippen und Zacken herabgestürzten Gefangenen, die sich nicht loskaufen konnten, entsprosst sind, sammelte eine Mutter Heilkräuter. Sie hatte ein kleines Kind bei sich, das noch nicht laufen konnte, setzte es an eine sichere Stelle und gebot ihm, ruhig zu bleiben und mit Blumen und Steinchen zu spielen. Das Kind spielte auch eine Zeit lang, aber bald wurde es ihm langweilig, immer an einer Stelle zu sitzen; es rutschte fort und weiter und weiter vor bis zum jähen Felsenhang und noch weiter ..., und auf einmal hörte die Mutter ihr Kind einen durchdringenden Schrei ausstoßen. Entsetzt schaute sie auf, starrte nach der Stelle, wo sie das Kind hingesetzt hatte, fort war es; doch Spur genug im Grase vorhanden, wohin es sich bewegt hatte. Die Frau knickte in die Knie vor Schreck, dann kroch sie zitternd und bebend hinab und umlief den Fels in weitem Umweg, die kleine zerschmetterte Leiche heimzutragen. Und wie sie an die Stelle kam, wo diese liegen mußte, da saß ihr Kindlein ... und spielte mit drei rothen Nelken und stammelte freudig: „Mutter, mit Engel gefloge! Mit Engel gespielt! Engel Blumme gebe." — Eigenthümlich beschreibt die Sage den Untergang des versunkenen Dorfs im Ebertsgrunde. Die Stelle des Lot vertritt hier eine fromme Magd, die sich entfernt hatte, um im Heimatsdorfe das heilige Abendmahl zu genießen. „An diesem Tage ging etwas in tiefster Stille vor zu Ebersdorf. Es war so still, so gewitterschwül, aber es kam kein Gewitter. Es waren keine Wolken am Himmel, aber die Sonne schien nicht mehr. Und den Leuten war so seltsam, sie wußten nicht wie, und verwunderten sich nur, als auf einmal in aller Stille die untern Fensterbrüstungen mit dem Erdboden in einer Linie sich befanden, und daß es nach und nach dunkler wurde und immer dunkler und endlich ganz Nacht, aber in aller Stille. Nur die Hähne krähten noch. Wie die Magd zurückkam fand sie kein Ebersdorf mehr; nur einen großen Hügel erblickte sie, darauf ein goldenes Grabkreuz stand" — das Kreuz des Thurmknopfs. Am andern Morgen war auch dieses versunken.

Andere interessante Sagen sind die von der Weißen Frau zu Tenneberg, Anna von Cleve, geschiedene Gemahlin Heinrich's VIII. von England (Nr. 142); vom Wässermann, einem wohlthätigen Gespenst, mit silberner Haube statt des Kopfs, und silbernen Knöpfen und breiten Schößen am Rock, der die Waldwiesen wässert (Nr. 175); von der Verwünschung der reichmannsdorfer Goldgrube, durch eine Mutter, deren Sohn man unschuldig hingerichtet hatte: sie schüttet ein Gemäß mit Mohn hinab, und das Bergwerk soll so viel Jahre verflucht sein, so viel Körnlein in die Grube fallen (Nr. 176); vom Frontanz zu Langenberg, ein culturgeschichtliches Curiosum, indem viele Grundbesitzer aus den Dörfern der Umgegend bis in die neuere Zeit dort erscheinen mußten, um einen Tanz aufzuführen, zu dem sich die langenberger Bürgerschaft schwarzgekleidet einfand, ohne jedoch mitzutanzen (Nr. 238); von der armen Frau zu Gangloff zwischen Gera und Roda, welche die verwünschte Prinzessin zu Gevatter bittet (Nr. 240); von dem gestorbenen Kindlein zu Bodelwitz mit dem Thränenkrug in den Händen, ein Seitenstück zu dem Traume der walachischen Mutter, dessen wir im ersten Artikel gedachten (Nr. 309); endlich dem Kinderfreunde, dem milden Herrn Augustin zu Gotha (Nr. 427).

Es hat mit der Sage eine eigene Bewandtniß. Sie pflanzt sich ganz im stillen fort, häufig nur unter Eingeweihten, und Hunderte und Tausende, die am Orte oder in der Umgegend leben, wissen nichts davon. Bisweilen mag sich aber doch auch die Zahl der Wissenden auf eine Eins zurückführen lassen und ein verirrter jugendlicher Sprößling der modernen Lyra der schlummernden Frau Sage in den Schos fallen. Möglicherweise ist dies bei der folgenden der Fall. „Da wo jetzt Plauen steht, war ein heiliger Götterhain, in welchem die Wenden opferten. Ein Heidenbekehrer trat zu einem Götzenbild und sprach: «Unser Christengott ist dort oben!» und zeigte bei diesen Worten nach dem Himmel. Höhnend entgegnete ihm der Heide: «So will ich deinen Gott treffen!» und schoß einen Pfeil in die Höhe. Der Pfeil kam nicht wieder zurück, aber ein blaues Kreuz senkte sich aus den Wolken nieder und blieb auf der Erde sichtbar. Da sanken die Heiden auf ihre Knie nieder, und die Christenpriester legten den Grund zu einer Kirche. Vor dieser ältesten Kirche des Voigtlandes bezeichnet noch heute ein blaues Pflasterkreuz den Ort, wo das himmlische Kreuz sich herabsenkte. Häuser entstanden um die Kirche und erhielten von dem blauen Kreuze den Namen Plauen." Referent ist in drei Lebensstadien unzähligemal auf dem Kirchplatze zu Plauen umhergesprungen und gegangen; aber von dem blauen Kreuze hat er nie etwas gesehen, noch davon oder von der Sage gehört. Nun, um ganz gewiß zu gehen, hat er aus der Ferne specielle Erkundigung eingezogen. Von dem blauen Kreuze ist nichts zu sehen. Freilich ist der Platz erst im Jahre 1857 neu gepflastert worden; so gut aber der Pflasterer die Jahreszahl der frühern Pflasterung (1719) in bläulichen Steinen und eine schöne Rosette eigener Erfindung vor dem Hauptportale angebracht hat, so gewiß hätte er, wenn ein blaues Kreuz vorhanden gewesen wäre, auch dieses repro-

ducirt, denn die Pietät des Volks in dieser Beziehung ist groß und anerkennenswerth. Bechstein selbst führt mehrere Beispiele an (Nr. 41), wo Steinkreuze und selbst Rasenkreuze von alter Zeit her bis jetzt auf das sorgfältigste unterhalten worden sind. Dazu kommt, daß von jenem blauen Kreuze auch sonst niemand etwas weiß. Der Gewährsmann des Referenten, eine im Fache der Geschichts- und Sagenforschung Plauens ganz zuverlässige Autorität, versichert, daß in keinem der ältern wir neuern Chronisten und Historiographen Plauens etwas von dieser Sage zu finden sei. In Grässe's „Sagenschatz Sachsens" wird von einer blauen Wunderblume erzählt, die an der Stelle der jetzigen Kirche gestanden haben soll. Von dieser findet sich eine Spur in einem Werke des 16. Jahrhunderts, sie soll der Stadt den Namen gegeben haben. Aber dieser ist bekanntlich wendischen Ursprungs und vom slawischen plawil = überschwemmen, abzuleiten. Der Ort hieß: die Stadt an der Plawer, d. h. an einer Ueberschwemmungen leicht ausgesetzten Thalebene, wie noch jetzt, nach Kohl's Reisebeschreibungen, in Rußland ähnliche Gegenden Plawna (spr. Plauna) heißen. Das Hauptbedenken gegen die Richtigkeit der Bechstein'schen Sage ist aber das, daß der Kirchplatz zu Plauen in alter Zeit gar nicht gepflastert gewesen ist, und daß sich aus einer neuerdings im dresdener Archiv aufgefundenen Stiftungsurkunde klar nachweisen läßt, daß die Stadt Plauen bereits existirt hat, als die Kirche gegründet wurde. Doch genug; es kam nur darauf an, an einem speciellen Beispiel die Treue der Sagenforschung zu untersuchen. Und wenn es sich auch von selbst versteht, daß von einem so geringen Theile nicht auf das Ganze geschlossen werden kann, so fordert doch eine Erfahrung, wie sie hier der Sagensammler gemacht hat, zur strengsten Sorgfalt in der Prüfung auf; sonst wird die Sagenkunde mit einer Masse poetischer Productionen überschwemmt, die an sich recht schön sein können, denen aber das echte Schrot und Korn der Sage, die Approbation der Jahrhunderte und die Fortpflanzung im Munde des Volks von Geschlecht zu Geschlecht, fehlt.

18.

Die Gottscheer.

So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

E. M. Arndt.

Mit den großen Fortschritten dieses Jahrhunderts in der Länder- und Völkerkunde verbreitete sich auch ein stets wachsendes Interesse für die slawischen Stämme, welche im Jugendalter den Schauplatz der Weltgeschichte betreten, und, von den verschiedensten Seiten aufgefaßt, bald als halbcivilisirte Barbaren betrachtet und als die Unterdrücker aller Civilisation vorgeführt werden, bald auch durch idealistisches Auffassen und phantasiereiches Wiedergeben der Eigenthümlichkeiten in Sitten, Gebräuchen, Volksdichtungen u. s. w. Bewunderung erregten.

Unter den slawischen Völkern zogen in jüngster Zeit die Südslawen die Aufmerksamkeit Deutschlands auf sich, wozu vornehmlich die mehr oder minder gelungenen Uebersetzungen serbischer, slowenischer und anderer „Nationallieder" beigetragen haben mochten. Aus diesen, einen tief poetischen Hauch athmenden, für Freiheit und ritterlichen Heldenmuth begeisterten Gesängen, die ein lebensfrischer, kräftiger Widerhall des geistigen Lebens der Südslawen sind, schloß man häufig auf den allgemeinen Geist der südlichen Slawen.

Es ist nicht meine Absicht im vorliegenden Aufsatze ein Bild des südslawischen geistigen Lebens zu geben, ich will vielmehr ein deutsches Völkchen den Freunden des Germanenthums und insbesondere jenen der deutschen Sprachforschung vorführen; ein Ländchen, das einzig in seiner Art, eine für sich abgeschlossene Sprachinsel, umflutet von der sie rings umgebenden slawischen Bevölkerung des Herzogthums Krain, ganz geeignet ist, die Aufmerksamkeit seiner Stammverwandten auf sich zu lenken. Dieses Land bewahrt Eigenthümlichkeiten und so viele Vorzüge des Stammes, dem es angehört, daß Jahrhunderte nur sehr weniges an seinen Bewohnern geändert haben, obwol es von einer stamm- und sprachverschiedenen Bevölkerung eingeschlossen ist. Dieses Volk sind die Gottscheer in Krain.

In Bezug auf die Abstammung der Gottscheer suchten philologisirende Historiker in denselben Nachkommen der Gothen zu erweisen, indem sie ableiteten = Goti-Savii, Got-Savier, Got-schewer, Gottscheer, und als Gewährsmann galt der krainische Historiker des 17. Jahrhunderts Schönleben, welcher nachwies, daß die Ostgothen auch an der Save ihren Sitz hatten und sich bis nach Istrien und Liburnien ausdehnten, und im Dorfe Gotnavas (Gothendorf), bei Neustadtl in Unterkrain, soll einer Sage zufolge Theodorich Lager gehalten haben. Ich glaube jedoch, daß diese Abstammung kaum stichhaltig sich erweisen kann. Historisch richtig ist es, daß sie Eingewanderte einer viel spätern Zeit sind; sie selbst halten sich für eine fränkische Colonie. Der berühmte laibacher Bischof Thomas Chrön (am Ende des 16. Jahrhunderts) sagt, er habe im bischöflich freisingenschen Archive zu Lack*) in Krain eine Urkunde gelesen und eigenhändig copirt, welcher zufolge Kaiser Karl IV. dem Grafen von Ortenburg (im heutigen Gottschee) 300 Mann mit Weibern und Kindern, theils Franken, theils Thüringer, die wegen eines Aufstandes des Landes verwiesen wurden, als dienstbare Knechte überlassen hatte, von welchen nachher die waldigen Gegenden von Gottschee urbar gemacht und woselbst sie dann eingepfarrt wurden. Das steht nun fest, daß die Gottscheer deutscher Abkunft sind und sich seit Jahrhunderten in Sprache, Kleidertracht und Sitten von den slowenischen Nachbarn (Krainern) unterscheiden.

Zunächst ist es die Sprache, auf welche ich die deutschen Sprachforscher besonders aufmerksam machen möchte. In diesem Aufsatze will ich nur einiges anführen, doch bin ich bereits im Besitze einer allerdings beachtenswerthen Liedersammlung der Gottscheer, die ich nach und nach zur Kenntniß zu bringen gesonnen bin.

Die Sprache der Gottscheer ist ein veraltetes grobes Deutsch, hier und da — doch selten — mit slawischen Worten untermengt; doch sind sie den Deutschen vielfach unverständlich, was zweifelsohne in der gegenwärtigen Ausbildung der deutschen Sprache seinen Grund hat, während die Gottscheer ihren alten Dialekt ziemlich unverfälscht beibehalten haben mögen. Schon deshalb, weil ihre Sprache seit langen Zeiten unverändert geblieben ist und einen Blick in die fortschreitende Entwickelung der deutschen Sprache erleichtert, dürfte eine genaue Durchforschung dieser Sprache für den Forscher altdeutscher Idiome interessant und für die Culturgeschichte vielleicht nicht ohne Erfolg sein. Auch bin ich sehr bereit, mit meinen schwachen Kräften nach Möglichkeit beizutragen, falls sich jemand einer derartigen Arbeit unterziehen würde. Beispielsweise führe ich einige Kleinigkeiten an. Die Gottscheer sprechen in der dritten Person der Mehrzahl bei den Zeitwörtern das „ent" aus, als: „shi arbeitent", „shi hont" (sie haben); das a wird wie o a, aber verschmolzen ausgesprochen; das o v = au, als: vrov = Frau u. s. w. Bemerkenswerth sind die vielen sch und scht statt s und st, sowie die Endsilbe le, ferner die vielen ai, und die Vocale am Ende der Worte. Im übrigen klingt die Aussprache unangenehm, rauh, und hat einen eigenthümlichen Accent, sodaß man den Gottscheer sogleich erkennt, wenn er auch eine andere Sprache spricht. Das Erlernen der slawischen Sprache fällt ihm übrigens schwer. Sehr bezeichnend sind ferner einzelne Ausdrücke. So heißt der Wolf = Holzgangel, der Fuchs = Schleicher, der Hase = Springerle, das Eichhörnchen = Scherzer, der Sporn = Jageisen u. s. w.

---

*) Kaiser Otto II. schenkte laut Urkunde de dato Heiligenstadt 23. November 974 die Herrschaft Lack an Abraham, Bischof von Freisingen.

Als Beispiele ihres Dialekts führe ich an:

A Hairoth Lieble.*)

Ben i on Hairothe denke,
Kimet mier dier Grauschen ân
Sholl träte in dân Schtând
Esh shey gur schbärai Schohen
Die Ongsht und Kummer mochen
Bie es wiel werte giate.

Hairothe i a Raichai,
Sho bin ih's liebar hiate,
Sho thiânet shi shich aufftraicha
Bues i wer Gäld erhoult.

Du haisst es Tug und Nâcht:
„Hon dich zu Mon gemacht,
Du Lump und du Präler
Du hosht kuiain hälben Tular
Zue mier insh Haush gebrocht."

Ich enthalte mich einstweilen jeder Bemerkung, obwol es mir scheint, daß der sechste Vers der ersten Strophe zur zweiten gehört, und sich der Einsender sicherlich geirrt habe. Da ich keinerlei Veränderungen vornehmen will, werde ich auch für die Folge die Lieder genau so aufzeichnen, wie sie aus dem Munde des Volks kommen, und nur die allenfalls nothwendig erscheinenden Bemerkungen beifügen.

Das Vaterunser.

„Väter insher, der du bisht im Himbel; gehailiget isht dein Ruhmen; zue kume insh dain Raich; dain Billen geschahen bie in Himbel alsho auef Jerdan. Gib insh heint insher taiglaines Bruât, und värgieb insh inshere Schulden, ölsh auch bier vergäben inshern Schuldigiarn, und für insh ette in die Vershuhung, shonder erliashe insh von dan Uiblan. Amen."

In dieser Skizze möge vorliegender Fingerzeig genügen und nur als ein Wink für die deutschen Sprachforscher gelten, indem sich für ihre Forschungen und Untersuchungen hier ein noch gar nicht bebautes Feld darbietet.

Wie die Sprache ziemlich unverfälscht verblieb, ebenso wurde die Kleidertracht der Gottscheer von dem Wechsel der Mode nur wenig berührt und sie erinnert in so manchem an die deutsche Abkunft. Noch bei Beginn dieses Jahrhunderts fand man nicht selten die bekannte Halskrause, und im vorigen kamen Vollbärte häufig vor. Grobe Leinwand und weißes Tuch liefern den Hauptstoff zur Bekleidung. Das weiße Kopftuch nach Art der slawischen Frauen gebunden, unter welchem die langen Haarzöpfe mit eingeflochtenen farbigen Bändern frei über den Rücken herabhängen; das lange Hemd, um den Hals einen breiten, in kleine Falten gelegten Kragen, darüber ein Ueberrock und eine Schürze von einem Gürtel umschlossen, über welchen ein langer Rock aus weißem Tuche und ohne Aermel angezogen wird; Strümpfe und Schuhe ohne Schnallen: dies bildet die einfache Bekleidung er Gottscheerin. Die Männer tragen runde Filzhüte, Hals nd Brust sind frei, das lange Hemd hat einen langen zurückeschlagenen Kragen, das Oberkleid, ebenfalls ohne Aermel, ist us weißem Tuche und wird häufig mittels eines ledernen ürtels zusammengehalten; aus gleichem Tuche sind die weiten osen.

In Bezug auf Lebensart und Bildung zeigen sich bereits ehrfache Merkmale des Slawisirens, denn die Gottscheer nähern ch hierin nach und nach ihren slawischen Nachbarn, und es eht kaum zu bezweifeln, daß ein gutes Stück Germanenthums it der Zeit hier slawisirt wird, während man sich andererseits müht, die Slawen zu germanisiren. Wenn sie auch die Verengung durch Heirathen mit den nachbarlichen Slawen gern rmeiden, so nehmen sie doch viele Gebräuche der Slawen an, mit denen sie im fortwährenden Verkehr stehen. Unter den Hochzeitgebräuchen wurde ehemals besonders dieser hervorgehoben: Am Hochzeittage begab sich der Bräutigam an der Spitze eines zahlreichen Reiterzugs zu seiner Braut, die ihm einen mit Wein gefüllten Krug vorsetzte. Nachdem er und sie diesen geleert hatten, wurde der Krug zerbrochen, wonach sich der Zug nach der Kirche oder vorerst nach der Wohnung des Bräutigams in Bewegung setzte.

Die Erziehung der Kinder, die Haus- und Feldwirthschaft ist dem Weibe überlassen, indessen zieht der Mann in die weite Welt, und sorgt bei seinem Hausirhandel für das Auskommen des Hauses, da der steinige, unwirthliche Boden die Bevölkerung zu ernähren nicht im Stande ist. Der Gottscheer ist ein tüchtiger Handelsmann im Kleinen wie im Großen, der Vater nimmt nicht selten seine Jungen in die entferntesten Länder mit, so entsteht aus der Gewohnheit eine Neigung zum Handelsgeschäft, die durch das Lebensbedürfniß veranlaßt, und oft durch glückliches Gedeihen anlockend gemacht wird. Ihre Manufacte, die größtentheils in Holzgeräthschaften bestehen, geben ihnen nicht weniger Stoff dazu, als manche Eßwaaren und Südfrüchte, die sie aus Fiume holen, und dann ins Ausland tragen. Man kann annehmen, daß jährlich im Durchschnitt mindestens 40—50000 Thaler durch den Handelsbetrieb nach Gottschee kommen. Die Gottscheer sind endlich gutmüthige, aufrichtige, treue und mäßige Leute, fern von Trug und List, auch verräth die Jugend mitunter große Fähigkeiten.

Einen bemerkenswerthen Gegenstand des Handels bietet der aschgraue Balg des Billich (Myoxus glis nach Linné), welcher in Buchenwaldungen lebend und vorzüglich von Bucheckern sich nährend, im Herbste in großer Anzahl gefangen wird. Das Einfangen dieser Thierchen geschieht auf mehrere Arten, und die vielen Eigenthümlichkeiten derselben bieten reichhaltigen Stoff für die Gottscheer-Märchen. Der krainische Chronist Valvasor registrirt im frommen Aberglauben seiner Zeit manche derselben, und gab unter anderm sogar ein Kupfer als Erklärung oder vielmehr Versinnlichung bei, auf welchem ein scheußlicher Teufel mit einer Peitsche die fliehenden Thierchen vor sich hertreibt. Dabei erzählt er, daß ihm zwei Bauern, die diesen „nächtlichen Hirten" selbst gesehen (!), denselben beschrieben haben, und fügt bei: „Viel fürnehme Personen im Lande haben's nicht wollen glauben, bis die Selbsterfahrung ihnen allen Zweifel benommen." Eine Masse von Sagen und Märchen knüpft sich an den kleinen Billich!

Werfen wir am Schlusse noch einen historischen Blick auf dieses Ländchen. Das Gebiet des heutigen Herzogthums Gottschee gehörte im 11., 12. und 13. Jahrhundert den Patriarchen von Aglar (Aquileja), welche ausgedehnte Besitzungen in Krain hatten. Patriarch Berthold gab es dem Friedrich von Ortenburg, der zu Orteneck residirte, im Jahre 1247 zu Lehn. Nach dem Aussterben der Ortenburger, unter deren Regierung die Deutschen aus Franken und Thüringen eingewandert waren, kam Gottschee im Jahre 1420 an die Grafen von Cilly. Friedrich Graf von Cilly, der mit seinem Vater in Hader lebte, baute sich nahe bei der Stadt Gottschee das Schloß Friedrichstein, welches gegen Ende des 18. Jahrhunderts niedergerissen wurde. Die Cillyer starben aus und das Haus Oesterreich kam in den Besitz der Güter derselben. Während dieses Zeitraums wurde Gottschee ein Pfandschillingsgut und die Stadt landesfürstlich. Georg Graf von Thurn, der im Bauernaufstande im Jahre 1515 sein Leben verlor, hatte es pfandweise genossen; dann wurde es als Kammergut verwaltet, bis es im Jahre 1547 Franz Ursini Graf von Blagay pfandweise von der Hofkammer an sich brachte. Von seinen Nachkommen verkaufte es Niklas V. Ursini dem Freiherrn Johann Jakob Khisl zu Kaltenbrunn und Reifniz im Jahre 1619, welch letzterer im Jahre 1623 in den Grafenstand erhoben wurde. Diese Grafschaft wurde kraft des Kaufbriefs vom 9. Juli 1641 von Bartholomäus Grafen von Khisl dem Grafen Wolf Engelbrecht von Auersperg verkauft, welcher unverehelicht starb und seinen Bruder Johann Reichard zum Erben aller seiner Besitzungen einsetzte. Der Letztgenannte wurde am 17. Septem-

*) sh und nicht sch; das Zeichen über dem a ist wegen der Ausache = o͞a.

der 1653 in den Reichsfürstenstand erhoben und Gottschee sammt seinen angeerbten Besitzungen zu einem Fideicommiß gemacht, welches nunmehr unverrückbar bis in die Gegenwart bei diesem fürstlichen Hause, das den Titel „Herzog von Gottschee" führt, verblieb. **P. F. Klun.**

Julius Hübner's „Bilderbrevier".

Von dem Julius Hübner'schen „Bilderbrevier der dresdener Galerie", über dessen erstes Heft wir uns in Nr. 21 d. Bl. f. 1857 ausführlicher ausgesprochen haben, ist jetzt eine zweite Folge (Dresden, Kuntze) erschienen, mit Originalradirungen von H. Bürkner, F. Seiffert und C. Krüger. Die Gemälde, die hier in radirten Nachbildungen von sauberster Ausführung zur Anschauung gebracht und von Hübner poetisch erklärt werden, sind: St.-Cäcilia nach Rafael; Madonna mit Heiligen von Correggio, ein Gemälde, welches bei allen Schönheiten durch ein gewisses süßlich kokettes Wesen doch die religiöse Malerei im Stadium beginnender oder bereits weit vorgeschrittener Verweltlichung zeigt; Herodias, aus der Schule da Vinci's; das Opfer Abraham's von Andrea del Sarto; Lucrezia Borgia von Tizian; die Anbetung der Könige von Paolo Veronese; Madonna und Engelchor von Garofalo; Madonna mit Heiligen von dem ernsten und edeln, nicht genug geschätzten Bagnacavallo; Ecce Homo und Ninus und Semiramis von Guido Reni; Semiramis von Guercino; Herodias von Carlo Dolce; der heilige Sebastian von M. A. Caravaggio; Madonna von Murillo; der heilige Franciscus von Zurbaran; Maria mit Heiligen von van Eyck; Maria mit dem Kinde, altdeutsche Schule; das Bildniß des Goldschmieds Morrett von Hans Holbein d. J. (früher bekanntlich für ein Porträt des Herzogs Sforza und für ein Werk Leonardo da Vinci's gehalten); Rubens' Söhne und Dianas Heimkehr von Rubens; Genrebilder von Metzu, Honthorst und Mieris; Landschaften von Ruisdael und Claude Lorrain; den Schluß bildet der greise Tizian vor seiner Staffelei in den Todesschlaf gesunken und mit der Devise: Vita brevis, ars longa, nach einer Zeichnung Hübner's. Die Sonette sind auch in diesem Hefte wohlgeformt und sinnig empfunden, mag nun Hübner, der mit Recht auch unter den deutschen Dichtern einen Platz beanspruchen darf, eine transscendentale Heiligengeschichte oder eine häusliche Scene interpretiren, mag er ironisch das Sonett auf Caravaggio's heiligen Sebastian mit den Worten beginnen:

> Sebastian, du armer, frommer Mann,
> Wie oft bist du nicht todtgeschossen worden! —

und mit dem Recept schließen:

> Nimm tüchtig Fleisch und ja recht wenig Knochen,
> Ein Dutzend Pfeile und den Blick nach oben —
> Probatum est: das Werk wird selbst sich loben! —

oder mag er sich in die tiefe unvergleichliche Gemüthspoesie der altdeutschen Gemälde versenken und schildern, wie dem Christuskindlein

> Fürsorglich mit dem Wedel wehrt die Fliegen
> Ein Engelein, fast unsichtbar, so klein;
> Viel andre fegen Flur und Diele rein,
> Durchduften süß mit Weihrauch Stub' und Stiegen —

und dann klagend ausrufen:

> O fromme Einfalt, schlichter Kindersinn,
> Du Weihe jener Tage bist dahin!

Oder mag er endlich von van Eyck's Maria wahr und treffend sagen:

> Ein Wunderwerk darf dir dies Bild erscheinen,
> So klein im Raum und doch so groß im Kleinen!

Man könnte es freilich vielleicht für nicht ganz in der Ordnung finden, daß der Interpret in dem oder jenem Sonett, wie in dem obenerwähnten über den heiligen Sebastian der Polemik Raum gibt, da man doch in einem solchen Werke überhaupt ausschließlich nur solche Bilder erwarten sollte, von denen sich gar nichts Schlimmes sagen läßt. Hübner scheint dies auch selbst gefühlt zu haben, indem er in einer Anmerkung erklärt, er habe dadurch keineswegs die Verdienste des tüchtigen akademisch-naturalistischen Bildes beeinträchtigen, sondern sich nur gegen jene Richtung überhaupt wenden wollen, „welcher der geistige Inhalt des Gegenstandes nicht die Hauptsache ist". Es ist leider nur zu wahr und zeigt sich nur zu deutlich auch an der italienischen Malerei, daß, wenn Kunst und Poesie erst einmal eine gewisse Stufe von Realismus und Naturalismus erreicht haben, es vollkommen unmöglich ist, gänzliches Verder-derben und äußersten Verfall von ihnen abzuwenden. Freilich gehen diesem Materialismus und diesem Verfall in der Regel gewisse Ausschreitungen des Idealismus vorher, namentlich ein zu einseitiger und ausschließlicher stolzer Cultus des blos Schönen und Anmuthigen, dann des blos Zierlichen und weltlich Gefälligen auf Kosten des tief innern Gemüths, der demüthigen Einfalt und der ethischen Strenge.

Als Probe von der Gewandtheit wie von der sinnigen poetischen Auffassung, womit der Dichter, dem dabei sein malerischer Tastsinn begreiflicherweise sehr zu statten kommt, seine Themata behandelt, wählen wir folgendes Sonett gerade deshalb, weil das ihm zu Grunde liegende Gemälde das einfachste von der Welt ist: eine ziemlich öde Flachlandschaft mit einigen dieselbe durchschneidenden Feldwegen und dahinter ein schlichtes Dorf mit einer Windmühle:

Das Dorf.

(Von Jakob Ruisdael.)

> Durch dürren Sand, auf vielverschlungnen Wegen,
> Wie willig folgt das Auge deiner Spur,
> Du ländlich ungekünstelte Natur,
> Zum Kirchlein unter Bäumen still gelegen!
>
> Auf Feldern steht in Garben Erntesegen
> In dichten Reihn, es ruht die müde Flur;
> Der Wind, der herbstlich über Stoppeln fuhr,
> Treibt schwere Wolkenzüge uns entgegen.
>
> Und mit der Wolken luftig leichtem Lauf,
> Die unbegrenzt den Aetherraum durchirren,
> Steigt Sehnsucht aus dem tiefsten Herzen auf.
>
> Und schwebt mit ihnen über Lebenswirren.
> Den wir so heiß gesucht nach allen Winden,
> Den Frieden, werden wir ihn endlich finden?

Die vielleicht noch schwierigere Aufgabe, das Schauspiel einer Operation des Zahnausziehens in einem Sonett zu schildern, löste Julius Hübner nicht minder glücklich in dem Sonett „Der Zahnarzt" (nach Honthorst), zu dessen Schluß er übrigens die Maler mahnt, Situationen dieser Art lieber in kleinen Dimensionen wie Dou, statt in großen wie Honthorst darzustellen, wie sich ja auch mancher Stoff übel ausnimmt, wenn er statt z. B. in einer Ballade behandelt, zu einer längern lyrisch-epischen Dichtung ausgesponnen wird. Es ist sicherlich schwerer, solche Gegenstände wie Honthorst's Zahnarzt in Sonettenform poetisch zu behandeln, als Madonnen, Heiligengruppen und andere ideale und pathetische Stoffe. **H. M.**

Notizen.

Zur Kritik.

Thaddäus Lau hat jüngst in den gegenwärtig von Rudolf Mettler geschickt redigirten „Jahreszeiten" gegen die anonyme Kritik eine Lanze gebrochen und uns gewissermaßen persönlich dazu verpflichtet, auch von unserer Seite das Thema aufzunehmen, indem er bemerkt, daß wir ja wol für derartige Erörterungen in d. Bl. ein Plätzchen zu finden wüßten. Thaddäus Lau meint, daß die anonyme Kritik bei vielen deshalb beliebt sei, weil in ihr persönliche Animositäten und Parteiinteressen Befriedigung finden könnten, weil, „hinter dem Schilde der Anonymität gedeckt, die Gemeinheit der Gesinnung nach Belieben meucheln, die Niedertracht sich ihre Festgelage bereiten kann" u. s. w. Abgesehen von der etwas maßlosen Aus-

druckweise, deren sich Lau bedient, scheint er uns — und hierauf kommt es doch vor allem an — in der Sache vollkommen recht zu haben; wenigstens sind die Nachtheile, die sich mit der nicht anonymen Kritik in gewissen Fällen verbinden oder verbinden können (z. B. eine gewisse vielleicht zu weit getriebene Rücksichtnahme gegen dieses oder jenes Privat- oder Parteiinteresse, gegen diese oder jene befreundete Persönlichkeit u. s. w.), bei weitem nicht so schädlich als die von Lau bezeichneten schlimmen Folgen und moralischen Gebrechen, die nur zu oft Begleiterinnen der anonymen Kritik und hinlänglich bekannt sind. Auch nur die anonyme Kritik wird es einem Kritiker erlauben, jenem System eines gewissen Recensenten zu huldigen, wonach man kein Buch lesen dürfe, was man recensiren wolle; denn, sagte er schlau, ein Recensent darf keine vorgefaßte Meinung haben, und die bekommt er, wenn er ein Buch vorher liest. In England ist das Verhältniß freilich ein ganz anderes; hier ist das Leben ein möglichst öffentliches und die Kritik eine fast immer anonyme, und sie kann dies sein eben infolge der redlichen und offenen Gesinnung und des gegenseitigen Vertrauens, welche das Resultat dieser seit so vielen Jahren herrschenden Oeffentlichkeit des Gesammtlebens der Nation sind. In Deutschland dagegen krankt das Nationalleben noch immer an einer Menge Anonymitäten, und im Gegensatze dazu sollte die Kritik wie überhaupt alles, was nicht unmittelbar vom Staat ausgeht, namentlich aber alles Literarische die Anonymität möglichst zu vermeiden suchen. In England gibt es ferner doch im Grunde nur große politische Parteien, in Deutschland aber unzählige literarische Cliquen, zum Theil nur Lokalcliquen, die nur ihr engherziges Interesse im Auge haben, und auch dies macht einen großen Unterschied. Leider läßt sich das Princip der Nichtanonymität wol kaum in einem Blatte consequent durchführen, aus Gründen, die theils Geheimnisse der Redaction, theils und noch mehr Geheimnisse der Mitarbeiter sind und die hier aufzuzählen zu weit führen würde. Im übrigen wird der ehrliche Mann auch im Dunkel der Anonymität nichts von seiner Ehrlichkeit einbüßen und der unehrliche im Lichte der Oeffentlichkeit nichts an Ehrlichkeit gewinnen.

Die wegen ihrer bekannten ultramontanen Parteirichtung bekannte „Augsburger Postzeitung" brachte jüngst eine Antikritik gegen den in Nr. 35 d. Bl. enthaltenen Bericht über Konrad von Bolanden's Roman „Franz von Sickingen", auf die wir uns nicht weiter einlassen. Nur folgende Stelle schien uns, außer der Nachricht, daß „Franz von Sickingen" in Oesterreich nicht öffentlich ausliegen dürfe, von allgemeinem Interesse: „Es gibt gewiß viele unberufene Dichter! Doch die Zahl der unberufenen Kritiker ist Legion. Das liegt in der Natur der Sache, in dem Wesen des Schönen. Aber über Homer und Virgil das schon auf den Schulbänken erlernte Lob wiederkäuen, für Chriemhilde und Parcival schwärmen, von Shakspeare nie anders als mit einer Thräne im Auge reden, ist eine wohlfeil aus jeder Literaturgeschichte zu erkaufende kritische Begabung. Dagegen über ein Talent der Jetztzeit ein Urtheil abzugeben und ihm seinen Rang und Sitz auf dem Parnaß anzuweisen, dazu gehört mehr als Schiller's «Bürgschaft» einmal gelesen zu haben." Wir wissen wol, daß viele, die seit ihrer Gymnasialzeit kaum ein Werk eines unserer classischen Dichter zur Hand genommen haben, doch allezeit bereit sind, mit den Namen dieser Dichter die der Gegenwart zu erdrücken, und den Cultus des Genius Verstorbener in dem Sinne und in der Absicht begehen, um den Mitlebenden sagen zu können: ihr seid doch nichts als Lumpe und Taugenichtse! Indeß mag es doch sehr zweckmäßig sein, von Zeit zu Zeit, wenn auch nicht „mit einer Thräne im Auge", auf solche Säulen der Poesie hinzuweisen wie Homer und Shakspeare. Hätte Konrad von Bolanden von diesen beiden Meistern gelernt, was er hätte lernen sollen, so würden Luther und Franz von Sickingen in seinen Romanen nicht die unwürdigen Rollen spielen, in denen wir sie jetzt leider erblicken.

H. M.

Bibliographie.

Ainsworth, W. H., Mervyn Clitheroe. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Drugulin. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 1860. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Baumgärtner, H., Der letzte Hohenstaufen. Trauerspiel. Freiburg im Br., Wagner. 12. 14 Ngr.

Baumgärtner, K. H., Schöpfungsgedanken. Physiologische Studien für Gebildete. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Blicke in das All. Freiburg im Br., Wagner. Gr. 8. 18 Ngr.

Biedermann, K., Friedrich der Große und sein Verhältniß zur Entwickelung des deutschen Geisteslebens. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 12 Ngr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1860. 8. 4 Thlr. 27 Ngr.

Maßmann, H. F., Die Völker des Mittelmeeres und der Ostsee als Träger der menschheitlichen Bildung. Vortrag auf Veranlassung des Berliner Hülfs-Vereins für das Germanische Museum zu Nürnberg, gehalten am 23. März 1859. Berlin, Rauh. Gr. 8. 7½ Ngr.

Metzger, J. J., Johann Jakob Rüger, Chronist von Schaffhausen. Ein Beitrag zur schweizerischen Cultur- und Kirchengeschichte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. [Mit Rüger's Porträt (in Tondruck.)] Schaffhausen, Hurter. 8. 18 Ngr.

Oppel, K., Kemi. Aegyptens Bedeutung für die Kulturentwickelung der Menschheit und Altägyptische Glaubenslehre. Mit 2 erläuternden Tafeln. Frankfurt a. M., Auffarth. 8. 10 Ngr.

Ranke, L., Englische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. 1ster Band. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Rosenkranz, K., Wissenschaft der logischen Idee. 2ter Theil: Logik und Ideenlehre. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schrumpf, C., Süd-afrikanische Missions-Bilder für Jung und Alt. Nach eigener Anschauung dargestellt. Straßburg. 12. 6 Ngr.

Sloman, H., Leichte Blätter über die Pariser Kunstausstellung, über Klaus Groth's Roman und die neue französische Uebersetzung seiner Gedichte. Kiel, Schwers. 8. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Ist die Parthei-Forderung nach einer Suprematie Preußens in Deutschland berechtigt? Leipzig, Teubner. Gr. 8. 6 Ngr.

Noellner, F., Preußen als Großmacht und im deutschen Bunde gegenüber Oesterreich. Zur Erkenntniß des deutschen Zwiespalts älterer und neuerer Zeit. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 24 Ngr.

Ottermann, A., „Preußen, der Bund und der Frieden von einem Nicht-Gothaner", beleuchtet. Bromberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Prozeß gegen den Pfarrer Ritter in actenmäßiger Darstellung seiner Entwickelung durch die drei Instanzen des Verfahrens. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 5 Ngr.

Schaaff, F. W., Preußen und die Uebereinkunft von Villafranca. Ein zweites Wort über Preußens Politik. Heidelberg, J. Groos. Gr. 8. 4 Ngr.

Die kurhessische Verfassung vor der Bundes-Versammlung. Hamburg, O. Meißner. 8. 5 Ngr.

Volger, G. H. O., Das freie Deutsche Hochstift für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung zu Frankfurt a. M. Vorläufiger Entwurf eines freien Anregungs- und Lehrvereins zur Vertretung der gesammten Deutschen Bildung als einheitlicher Geistesmacht und zur Belebung des Selbstgefühls im Deutschen Volke. Allen vaterlandsliebenden Trägern und Pflegern geistigen Strebens in allen Ständen als Aufruf zum Beitritte vorgelegt. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 3. November 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Karl Schwarz.

Predigten aus der Gegenwart. Von Karl Schwarz. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!

Aus dem modernen Galiläa der Heiden, aus dem schönen grünen Thüringen ist ein geistliches Buch erschienen, dessen Charakter seinen Ursprung nicht verleugnet, und aus dem uns ein frischer und gesunder Geist anweht, wohlthuend und erfrischend, wie den Wanderer Bergluft und Waldesgruß trifft. Es sind die „Predigten aus der Gegenwart" von Karl Schwarz, gehalten in Gotha seit seiner Berufung als Oberhofprediger.

Je größeres Aufsehen diese Berufung seinerzeit machte — ein Aufsehen, welches kurz darauf das maßvolle und doch entschiedene Auftreten des Berufenen auf einem Kirchentage in der Frage über die Bußpraxis unserer Zeit noch steigerte —, desto aufmerksamer sind auch diese Predigten betrachtet worden, theils aus allgemeinem Interesse, welches die so oft gerühmte oder anathematisirte Milde seines Kirchenregiments hinlänglich motivirt, theils in polemischer Absicht, um in ihnen den Gegner und seine Kraft kennen zu lernen, theils wol auch um zu sehen, ob der Mann, dessen wissenschaftliche Leistungen auch die Gegner anerkennen mußten, gleiche Befähigung auf diesem praktischen Gebiete beweisen werde, nachdem er — rara avis! — nicht nur isolirt und im Kampfe, sondern auch in seiner hohen Stellung seinem freisinnigen Standpunkte treu geblieben war. Es ließe sich wol allein über dieses letzte Moment schon vieles sagen; wichtiger aber, weil nicht nur persönlicher Natur, ist der Punkt, daß diese Predigten das Princip vertreten und die Frage entscheiden helfen sollen über die Lebensfähigkeit des Systems und die Berechtigung dieses Standpunktes auf einer Kanzel der protestantischen Kirche in unsern Tagen: ein Gesichtspunkt, der wol für die Veröffentlichung dieser Predigten durch den Druck namentlich entscheidend gewesen ist.

Die rein wissenschaftlichen theologischen Fragen und Kämpfe sind billig dem großen Publikum minder bekannt geblieben und eine nur dilettantenmäßige Kenntniß derselben ist Sache des Geschmacks. Hier ist es aber eine Frage von allgemeiner Bedeutung, die nicht den Gebildeten, sondern den Menschen angeht, und die nicht ein persönliches oder zufälliges Interesse nur erregen mag, sondern die aller Theilnahme beansprucht und derselben sicher ist. Denn diese Theilnahme kann nächst der völligen Gleichgültigkeit gegen das religiöse Interesse, die freilich zuweilen unter strengem Confessionalismus und exclusiver Kirchlichkeit verborgen ist, nur der gegnerische oder vielmehr der feindliche Standpunkt leugnen, der unduldsam von Haus aus am liebsten jedem andern durch einen Bannstrahl das Wort abschnitt. Und daran hat es denn auch hier nicht gefehlt, nur daß alle Blitze den Verfemten nicht treffen konnten. Aber wenn auch die moderne Frömmigkeit eben als solche auch bei uns heimisch geworden oder gewesen ist, so wäre es doch schlimm, müßten wir annehmen, der Druck jener exclusiven Kirchlichkeit habe die Theilnahme am religiösen Leben im allgemeinen ertödten können oder erkalten lassen, und es kommt zunächst daher nur darauf an, das noch von dem vulgären Rationalismus her landläufige Gerede zu widerlegen, als ob alles, was mit dem weitschichtigen Ketzernamen Rationalismus belegt wird, todt und vergangen sei, als ob derselbe seinem Wesen nach keine erbauende, Gemeinde bildende und zusammenhaltende Macht habe. Dieses verwerfende Urtheil hat jenem völlig überwundenen Vulgärrationalismus gegenüber seine geschichtliche Berechtigung, und hiervon schreibt sich wol zum Theil der Horror namentlich der jüngern theologischen Generation her vor allem, was in der Theologie rationalistisch genannt werden kann, gerade so wie die Naturwissenschaften ihren Ruhm darein setzen, rational zu sein.

Es dürfte wol überhaupt die strenge Fassung des Begriffs Rationalismus große Schwierigkeiten haben, ja

sein Inhalt wechselt mit der Zeit und mit den Verhältnissen. Konnte doch ein Röhr den bekannten Hase in Jena noch vor 25 Jahren einen Mystiker nennen, ihn, den man gegenwärtig den an die „Milch der frommen Denkungsart" Gewöhnten als einen ausgemachten und entschiedenen Rationalisten zu bezeichnen pflegt, ohne daß er sich geändert, und wer weiß, wie er in abermals 25 Jahren genannt werden wird. Es sollte daher eben der Umstand, daß der Begriff Rationalismus mindestens zum guten Theil seine Bedeutung von der Periode empfängt, billig jeden Theologen von der Verwechselung des Schwarz'schen mit jenem Vulgärrationalismus a priori abhalten, da Schwarz schon als Mann der Wissenschaft der Anachronismus nicht zugemuthet werden darf, jenen Todten beschwören zu wollen. Sein Standpunkt mag mit größerm Rechte speculativer Rationalismus heißen, mit welchem Namen man mit Unrecht freilich nicht selten zugleich die Unfähigkeit desselben für das praktische Leben und für die praktische Theologie bezeichnen will. Eher zutreffend ist daher der Name historischer Rationalismus im Gegensatze zu dem unhistorischen Wesen des alten Rationalismus oder Gemüthsrationalismus, da er die Religion ins Gemüth verlegt und sich vorzugsweise an dieses wendet, oder endlich religiöser Rationalismus, „denn er will das zerrissene Band von Religion und Sittlichkeit von neuem und fester knüpfen und der dürren, endlichen, auf sich selbst stehenden Moral entgegentreten", ja am besten heißt er gar nicht Rationalismus, sondern Idealismus, nur daß es dann nöthig ist gleich hinzuzufügen, daß dieser Idealismus die ganze reale Welt mit den idealen Mächten des Christenthums durchdringen und geistig durchläutern will und kann, und dieser Unterschied ist groß und wichtig genug, um die Möglichkeit jener Verwechselung aufzuheben.

Dagegen ist jenes „von der Heerstraße der kirchlichen Reaction aufgelesene, aber eben darum sehr verbreitete", verworrene Gerede über den Rationalismus bei manchen andern erklärlich.

Der Gegensatz des Rationalismus trifft nach ihnen nicht die wechselnde kirchliche Richtung der Gegenwart, die als solche doch auch nicht das Gepräge der absoluten Vollkommenheit beanspruchen kann, sondern den Kern des Christenthums. Ihnen wird dadurch ihr Glaube bedroht, und insofern ist ihre Angst und ihr Sträuben berechtigt, ihm irgendwelche Concessionen zu machen. Schwach müssen freilich solche Seelen sein, welche selbst die Auseinandersetzung mit dem Gegner scheuen, die beiden doch nur heilsam sein kann; ja sehr schwach und ängstlich müssen sie sein, wenn sie es nicht einmal wagen, sich in einen Vertheidigungskampf für ihre Ueberzeugung einzulassen. Aber völlig unberechtigt sind die Gegner, welche unter einseitiger Betonung der geschichtlichen Wahrheit, daß Rationalismus im engern Sinne „eine durch tiefere Gemüths- und Geistesbildung überwundene Erscheinungsform" bezeichnet, es leugnen, daß er auf ein allgemeines, sich immer neu verjüngendes Princip zurückweist, das so uralt, so unzerstörbar und so ewig neu ist wie Vernunft, Gewissen und Wissenschaft selbst, — ein Princip, welches in der protestantischen Kirche seine Wurzeln geschlagen und sein Recht trotz aller Verkümmerungen immer von neuem und immer lauter fordert.

Dabei gerathen die Gegner in einen wunderlichen Widerspruch, wie Schwarz sagt:

indem sie bald die völlige Abgestorbenheit und Verkommenheit des Rationalismus verkündigen, dann wieder vor seinen drohenden Gefahren warnen, alle öffentlichen Gewalten alarmiren und das klägliche Eingeständniß machen, alle Kirchlichkeit und alle Bekenntnißtreue, aller Schutz und alle Privilegien seitens des Staats zu Gunsten der neuetablirten Rechtgläubigkeit seien ohne durchgreifenden Erfolg gewesen, nur eine dünne Decke über der durch und durch rationalen Denkart der Massen; nur ein Besitz des geistlichen Standes in seiner hoffnungsvollen jungen Generation, nicht aber die Gesinnung des Volks im ganzen, nicht die der Gebildeten in ihm.

Sollte denn die Macht des Bösen, entweder nun wirklich persönlich gedacht, oder als Sünde in unüberwindlicher und manichäischer Gestalt, nicht von der Macht des Evangeliums und Christi Persönlichkeit vernichtet werden? Gegenüber der alles überwindenden Macht der evangelischen Wahrheit und dieser Persönlichkeit wird jenes Geständniß unendlich bedenklich, ja fast zur Anklage wider diejenigen, welche es aussprechen.

Wir unsererseits können jenes Eingeständniß nur bestens annehmen, aber wir beklagen das Factum nicht, wir ziehen vielmehr den Schluß, daß alle Religionsmacherei neuerer Zeit, alles äußerliche Restauriren auf kirchlichem Gebiet, alles Bekennen längst vergangener Bekenntnisse, alles Sich-auf-den-Rechtsboden-stellen statt auf den Gewissensboden, alles Schmähen auf Vernunft und Wissenschaft innerlich unwahr, unberechtigt und wirkungslos sei, eine wurzellose Gläubigkeit, eine auf den Sand gebaute Kirche, die einem Kartenhause gleich zusammenstürzt, wenn die Stützen des Staats weichen, die bei jedem Regentenwechsel zittert und mitwechselt. Wir ziehen ferner den Schluß, daß es bei dem durch und durch rationalen Sinn unsers Volks, unserer gebildeten Stände, namentlich der Männer — einem überall auf die praktisch-sittlichen Aufgaben gerichteten Sinn, der seine Wurzeln hat in der Religion und, wenn auch unbewußt, von tiefern, aus dem frommen Gemüth stammenden Impulsen mitbewegt wird —, daß es bei diesen Voraussetzungen nur darauf ankommt, das rechte Wort zu treffen, die echte und einfache Empfindung auszusprechen, die dem Glauben zugängliche Stelle der Seele zu berühren, den wahren und tiefsten Bedürfnissen der Gegenwart nahe zu treten, um auch diejenigen, welche der Kirche völlig entfremdet waren, und die selbst nicht mehr in ihr zu stehen meinten, wiederzugewinnen; um die Religion, die den meisten nur in pfäffischer und dogmatischer Verzerrung entgegengetreten, aus Verachtung und Ohnmacht zu erheben, zu der das ganze Leben weihenden und in freier innerlicher Herrschaft bestimmenden idealen Macht.

Gerade in diesen letzten Worten, welche auf die große Verschuldung der exclusiven Kirchlichkeit hindeuten, liegt eine unleugbare Wahrheit. Neben dem frivolen Spott und der oberflächlichen Aufklärerei unreifer Philosophen — die indessen ungleich seltener geworden sind, und für deren Thorheit man nicht die Philosophie verantwortlich machen soll, die nichts davon weiß — hat auch die „innerlich unwahre, verstand- und geschmacklose Reaction der letzten 30 Jahre" manchen im stillen entfremdet, dessen Herz frommer Erhebung und Anregung gleich fähig wie bedürftig ist. Noch mehr, durch die Schuld jener Eiferer

ist eine Kluft eingetreten zwischen der Kirche mit ihrer Lehre und ihrem Cultus und jenen einfachen, klaren Männern, ja dem auf That und Wirklichkeit drängenden Zug der Zeit. Es ist damit nicht die große Zahl der Halbgebildeten gemeint, die eher zu jenen unreifen Philosophen zu rechnen sind, „freilich auch nicht das berliner Geheimraths=Christenthum der letzten Decennien"; nein es ist gerade der Kern unsers Volks, es sind die besten unserer Männer,

solche, die durch wissenschaftliches Studium, durch ernste, praktische Arbeit, durch reiche Lebenserfahrungen, durch mannichfache Welt= und Menschenkenntniß geistig gereift sind, deren Blick auch für das innere Leben geschärft und auf die höchsten Ziele gerichtet ist, und die wol oft das Bedürfniß empfinden, für die Verkündigung des Göttlichen im Gewissen, für die weichern und ernstern Stimmungen des Gemüths das rechte Wort zu vernehmen, die tröstliche Botschaft des Evangeliums zu hören.

Genug solcher, die dem Christenthum näher stehen als sie selbst glauben, in denen die Quelle der Religion noch immer sprudelt, wenn auch in den geheimsten Tiefen der Seele und wie verschüttet durch das harte Gestein theologischer Satzungen, haben das Unzureichende der exclusiven Kirchlichkeit schmerzlich empfunden; ihr Gefühl ist von der dogmatischen Härte und lieblosen Unduldsamkeit oder von der ungenießbaren Langweiligkeit und innern Unwahrheit, von dem engen Priestergeiste und dem schreienden Widerspruche gegen alle Seelenerfahrungen, wie sie den Predigern jener Richtung vielfach eigen ist, hart genug verletzt worden, und so hat diese Richtung genug verschuldet, soviel wie nur immer der geschmähte Rationalismus.

Wir leugnen es nicht, der Rationalismus in seiner verkommenen, dem vorigen Jahrhundert angehörigen Gestalt hat dadurch, daß er hinter den eigenen Forderungen und Verheißungen weit zurückblieb, daß er Vernunft nannte, was nur der nüchternste Verstand war, daß er an allem tiefern und unmittelbaren Geistesleben selbstgenügsam und lächelnd vorüberging, er hat der theologisch=kirchlichen Reaction die Bahn gebrochen und die Berechtigung gegeben. Fehlte es doch diesem Rationalismus an historischem Sinn, an jeder Fähigkeit sich in die Vergangenheit zu vertiefen, an poetischem, an speculativem, an religiösem Sinn; waren doch alle die höhern Kräfte des Gemüths, der Phantasie und des philosophischen Denkens unterdrückt oder als Schwärmerei geächtet von dem alleinherrschenden Verstande; hatte sich doch die Moral, die alles gut machen und für alles eintreten sollte, losgerissen von den Wurzeln der Religion und war damit zur dürrsten, selbstgerechtesten Tugendlehre hinabgesunken; war doch diese ganze sogenannte Vernunft in die dünne Spitze des auf sich selbst stehenden Subjects ausgelaufen, und hatte damit auch jede Erinnerung verloren an die Macht und Bedeutung der Gemeinschaft, unter deren bestimmendem Einfluß das Einzelleben steht. Und — trotz alledem — begreifen wir auch bei diesem ungeheuern Deficit von Geisteskräften den nothwendig eintretenden Bankrott und die ihn begleitende Restauration, wir können diese letztere doch für nichts anderes halten als ein einseitiges Reagens, das in seiner Mischung verschiedenartigster Elemente, in seiner innern Unklarheit, in seinem Widerspruch wider die ganze Bildung und Denkart der Gegenwart nur eine sich sich ablebende Uebergangsstufe bezeichnet.

Sie hat sich in der That schon abgelebt. Zwar ein innigeres Gemüthsleben, eine sinnige Vertiefung in die christliche Vergangenheit, „sogar einzelne speculative, der neuern Philosophie entlehnte Gedanken" gesteht billig auch Schwarz der neuern Kirchlichkeit und ihrer Theologie zu; aber er leugnet, daß sie alle Tiefen des Seelenlebens zu ergründen und den ganzen Menschen in seinem Verlangen nach Trost und Versöhnung zu befriedigen vermöge, wie die Religion es soll, weshalb sie sich auch nicht in das Gebiet des Uebernatürlichen und Uebermenschlichen verirren, nicht mit Vernunft und Gewissen in unlösbaren Widerspruch setzen dürfe. Und darum verwirft er wie jenen überstandenen Rationalismus auch den Supranaturalismus unserer Tage, welcher das Gebiet des Uebernatürlichen und Uebermenschlichen gerade als das Ausschließliche und ihm Eigenste mit besonderer Vorliebe betrachtet und seine Aufgabe findet in dem Häufen der Wunder, in der mechanischen Inspirationslehre und dem judaistischen Gottesbegriff eines Gottes der Willkür; er verwirft ihn als unmöglich, innerlich unwahr, unassimilirbar für ein in der Welt des 19. Jahrhunderts lebendes, in den Formen des 19. Jahrhunderts anschauendes und denkendes Wesen, und sowenig er sonst geneigt ist, die Erbschaft jenes alten Rationalismus mit allen Activis und Passivis anzutreten, so spricht es Schwarz doch ausdrücklich aus:

In dieser scharfen, bewußten und unerschütterlich gewissen Antithese gegen den von unserm ganzen Geistesleben ausgestoßenen Supranaturalismus stehe ich aufrichtig mit ein, in diesem negativen Satze halte ich den Rationalismus für unüberwindlich.

Also der Ketzer ist fertig, überführt und geständig: das ist ausgemacht. Mag er seinen Standpunkt historischen, speculativen oder religiösen Rationalismus nennen, er trägt den Ekelnamen Rationalist, und die Kühnheit dieses Geständnisses, Muth oder anders genannt, kann nicht verfehlen, heiligen aber nichtsdestoweniger sehr heißen Zorn oder Bewunderung zu erregen, die hier und da bei der Vergleichung mit der eigenen Umgebung wol auch ein gewisses neidisches Achselzucken begleitet. Rationalist ist er aber auf jeden Fall, und was brauchen wir weiter Zeugniß? rufen die Gegner. „Er hat sich selbst das Urtheil gesprochen." Das hat er allerdings, wenn auch in anderm Sinne, und den Fehdehandschuh zugleich mit hingeworfen zum Kampfe, der vorläufig mit scharfer Verurtheilung seinen Anfang nimmt. Aber er mag sich trösten, der Rationalist, damit, daß die Männer, welche er citirt, ein Lessing, Herder, Schleiermacher, Hegel, und die ihm darin vorgearbeitet haben, die Verurtheilung theilen, die jedenfalls über ihn ausgesprochen wird oder ist. Ja es ist ein tiefer und praktisch wichtiger Gedanke, den Schwarz selbst ausspricht und der doppelte Beachtung und Prüfung verdient, wenn er sagt, sein Standpunkt sei der der Gegenwart, der gegenwärtigen Bildung, des Lebens, der Wirklichkeit, bestimmt und befähigt, jenen oben ausgesprochenen Zwiespalt auszugleichen.

Es ist durch und durch unwahr und gehört zu den vielen, mit großer Dreistigkeit ausgestreuten Täuschungen der Reaction, nur die Gläubigkeit in ihrem Sinne vermöge die Gemüther zu ergreifen und das Leben dauernd zu beherrschen. Ist doch gerade das Gegentheil der Fall. Kommt es doch, wie schon gesagt, nur darauf an, nach dieser langen und herzlich langweiligen Episode der kirchlichen Reaction, das was theologisch längst vorgearbeitet ist — und wahrlich nicht widerlegt und geistig über-

wunden durch die schwächlichen Confusionen und Halbheiten unserer mediocren Geister —, das was aus den Schlacken herausgearbeitet, kritisch gesäubert und in die Idee erhoben ist durch unsere Heroen: Lessing, Herder, Schleiermacher und Hegel, wieder aufzunehmen, daran anzuknüpfen, das zusammenzufassen zu einfachen Gedanken, das praktisch fruchtbar zu machen für die Volksgemeinde. Nur auf diese zusammenfassende und in klarem Wort darstellende Kraft, auf diese Verbindung wissenschaftlicher Bildung mit praktisch-ethischer Begeisterung, auf diese Concentrirung aller idealen Impulse der Zeit zur Religion: darauf kommt es an, um die Gemüther tiefer zu ergreifen und nachhaltiger zu befestigen, als die exclusiv Gläubigen je vermocht.

Ist nun in dem Bisherigen das Verhältniß des neuen Rationalismus zu dem herrschenden Supranaturalismus geschildert, so geht der folgende Theil des Vorworts — dem die bisherigen Gedanken und angeführten Citate angehören — zu der Schilderung der gegenwärtigen Predigt, ihrer wirklichen Aufgabe und ihres ideellen Wesens über, welche Schilderung in gleich klarer und scharfer, vor allem aber in gleich zutreffender Weise erfolgt, wie denn Referent überhaupt gestehen muß, daß dieses Vorwort bei aller Schärfe seiner Sprache, die übrigens nicht mit übertreibender Aufregung verwechselt werden mag, in einer Weise den Nagel auf den Kopf trifft und die Wahrheit sagt, wie es in der neuern theologischen Literatur nur selten geschehen ist.

Es ist dies natürlich nicht ein schimpfender und polternder Eifer, dem man nicht selten auf anderer Seite begegnet, im Gegentheil ist die Sprache des Vorworts durchgängig die des Mannes der Wissenschaft; aber es ist die Kühnheit und Schärfe, womit Schwarz das, was er als Wahrheit erkannt hat, rückhaltslos ausspricht, die fast überraschend wirkt, da namentlich bei solchen Wahrnehmungen bisher höchstens nur eine schüchterne Sprache geführt wurde. Es kann diese Schärfe oder Derbheit nicht verfehlen ängstliche Gemüther zu erschrecken; ja wenn Schwarz bei Erwähnung der Gebildeten, die er der Predigt wiedergewinnen will, das spöttische Lächeln um den Mund der Heiligen unserer Tage sieht, „deren Mienen schon bei dem bloßen Worte Bildung krampfhaft zucken, und die mit ihrer kläglichen Candidatenbildung, ihrem engsten dogmatischen Horizont, ihrer völligen Unkenntniß aller zartern Seelenregungen auf das, was sonst Bildung genannt wird, verächtlich herabsehen", so hat Referent bei manchen Stellen im Geiste ihre Empörung geschaut und das Anathem gehört.

Es kann allerdings nach der Berechtigung dieser Sprache gefragt werden. Das Vorwort berührt zuweilen die äußerste Linie, indessen ohne sie zu überschreiten. Die Schärfe des Ausdrucks, dessen Ironie an einigen Stellen vernichtend wirkt und dessen Prägnanz jedem Worte eine treffende Kraft verleiht, ist nicht selten überraschend, das kann nicht geleugnet werden. Aber gerade diese Entschiedenheit ist ebenso angemessen, wie deren Muth neu ist. Die Terminologie der Gegner kennt unendlich viele und fabelhafte Nuancirungen. Bemänteln und verdammen, Lob und Tadel ist bei ihnen einer Steigerung und Milderung fähig, von der sich der nicht Eingeweihte kaum eine Vorstellung machen kann und die dem Unbefangenen oft geradezu widerlich wird. Die Sprache des Lebens und der Wirklichkeit verwandelt sich bei ihnen in ein Patois, das jedem andern unbegreiflich, wenn nicht gar unverständlich ist und bei welchem ihm nicht selten angst und bange wird. Diese Terminologie kann natürlich weder der Maßstab noch die Folie sein für die Beurtheilung dieses Vorworts. Aber wenn für jene Terminologie die Erklärung nur in einer zu beklagenden Geschmacksunbildung oder logischen Unklarheit gefunden werden mag, so ist die Berechtigung für diese Schärfe einfach die Ueberzeugung des Verfassers. Wenn die Sache wahr ist, so ist eben nur die Wahrheit scharf. Die Form, an deren Klarheit und Eleganz niemand etwas wird aussetzen können, ist Nebensache, und wenn sie dennoch tadelnd hervorgehoben wird, so darf man sich nicht wundern, daß jemand schreit, dem auf die Füße getreten wurde.

Ja es muß hinzugesetzt werden: Schwarz mußte so sprechen. Seine Antithese zu der herrschenden Exclusivität hebt er selbst hervor. Wer den Muth hat, das zu bekennen, dem würde eine mit Halbheiten gefärbte Sprache schlecht stehen. So aber ist das Vorwort schlagend, aber schlagend in jedem Sinn, und das ist ein unleugbarer Vorzug, bei einem Schwarz eine nothwendige Consequenz.

Die Citate werden übrigens das etwaige Misverständniß beseitigen, als bedürfe die Sprache einer solchen ausdrücklichen Apologie. Diese ist keineswegs nöthig. Daß Dinge berührt und genannt werden, die bisher niemand den Muth hatte auszusprechen, das ist es, was auffallen wird, und daß sie in einer Vorrede zu Predigten genannt und ausgesprochen werden, das soll erklärt werden. — wenn es sich nicht von selbst versteht, daß dieses Vorwort nicht eine Einleitung in Predigten im allgemeinen ist, sondern daß es hier galt, Fragen zu beantworten, Befürchtungen zu zerstreuen, Anklagen verstummen zu machen, Inquisitoren zum Schweigen zu bringen oder ihnen zu zeigen, wen sie richten wollten.

Quin huc inanes, si potes, vertis minas
Et me remorsurum petis! —

sagt ihnen schon das Vorwort. Wer weiß, ob sie nicht die Warnung befolgen!

Schwarz leugnet nun, daß die Predigt der Gegenwart ihrer Aufgabe entspreche; ja er sagt, daß sie zum großen Theile in eine traurige Verkümmerung gerathen, daß sie sehr häufig nur noch Zerrbild sei. Er muß viele solche Prediger gehört haben, die allerdings namentlich unter den jungen Theologen zahlreich vorhanden sind, die in der Predigt nicht, oder nicht nur ein Zeugniß von Christus, sondern vor allem ein Zeugniß von ihrer Dogmatik geben wollen, und diesem Irrthum oder dieser traurigen Verblendung, besser diesem schändlichen Misbrauch gegenüber ist das stark verwerfende Urtheil ganz gerechtfertigt, namentlich wo es den geistlosen Schülern gilt, die nach glücklicher Ablernung des Räusperns gewöhnlich den Meister übertreffen wollen. Hören wir Schwarz selbst:

Blicken wir auf den gegenwärtigen Zustand der Predigt und
re Bedeutung für das Leben, so erblicken wir darin nur eine
estätigung des oben Behaupteten. Denn das muß sogleich
gegeben werden, daß trotz aller künstlichen Anstrengungen und
eiferungen seitens der Staatsregierungen, der Kirchentage und
redigerconferenzen zur Hebung des Cultus, zur Einrichtung
urgischer Gottesdienste, zur Heiligung des Sonntags, zur Ver-
ehrung der pfarramtlichen Kräfte, zur Begünstigung extremster
läubigkeit so gut wie nichts erreicht ist, sodaß gerade aus der
litte dieser bis dahin mit aller äußern Macht ausgestatteten
irchlichkeit wiederholt die Frage aufgeworfen ist: Warum ist
e Kirche keine lebensvolle Macht mehr in der Gegenwart?
arum ist die Predigt so unwirksam? Daß dem so sei, darüber
niemand im Zweifel; denn sind auch die Kirchen hier und da
ch gefüllt, wo ein begabter Redner oder ein durch die Wahr-
it und Treue seines Charakters bewährter und hochverehrter
istlicher redet, oder auch wo ein fanatisirter Priester neuester
chtgläubigkeit wenigstens auf eine Zeit lang einen ungewöhn-
jen Nervenreiz ausübt: die Kirche im ganzen und großen
t ihrem Cultus ist verfallen, dem Bewußtsein der Gegenwart
frembet; das ganze reiche, thätige Leben und Fortschreiten
erer Zeit geht an ihr vorüber. Die Predigt ist ohnmächtig
langweilig, sich immer nur in einem eng geschlossenen Kreise
egend, höchstens noch stille und weiche Frauenseelen erbauend,
oft aus den Tiefen ihres frommen Gemüths mehr in sie
eintragen als sie selbst empfangen; sie ist unfähig die großen
ichen Aufgaben der Männer mit zu umfassen, das gärende
wogende Leben zu verklären, die Leidenschaften zu reinigen
auf hohe Ziele zu lenken; sie ist mit einem Worte keine
nsmacht. Ja! sagen wir es ganz unumwunden: sie ist als
enießbar und trivial verachtet. Ist doch das Wort „Pre-
" selbst zu einem verächtlichen geworden, zu einer Art Spott-
e, um den Inbegriff aller Langweiligkeit, Geschmacklosigkeit
Gedankenlosigkeit zu bezeichnen....

Der Zustand der Predigt ist wirklich ein beklagenswerther!
Langweiligkeit und Gedankenflucht, dort Gedanken, aber
der rohesten Dogmatik und in der geschmacklosesten Form.
Predigten, die weder Kraft noch Klarheit haben, weil sie
in einem gewissen unbestimmten und unbeschreibbaren, her-
mlichen, aller Gedankenschärfe wie aller tiefern Gemüths-
zung entbehrenden Kanzelphrasenthum jahraus jahrein bewe-
und mühselig an zusammengereihten Bibelstellen fortschlep-
die daher auch keinen andern Eindruck hervorbringen als
der Müdigkeit und stillen Resignation; dort schärfer zuge-
e Gedanken, aber zugespitzt in aller dogmatischen Härte und
nießbarkeit, die durch ihre innere Unwahrheit, ihren schreien-
Biderspruch gegen alle Seelenerfahrungen, ihren engen Prie-
ist, ihre lieblose Gefühlshärte und Unduldsamkeit sogleich
ien anstatt einzudringen, und die bei innerlichen und gei-
Naturen nur Unwillen wecken und Abwendung von solcher
en Unbildung. Und diese dogmatischen Predigten, wollen
aktisch werden, so können sie, weil sie eben dem geistigen
der Gegenwart entfrembet sind, ihre innern Kämpfe und
ckelungen, ihre Seelenkrankheiten, aber auch die in ihr
den idealen Kräfte, nicht verstehen; sie können dies nicht
als in der Form der Geschmacklosigkeit und des bur-
Scheltens, mit Hülfe von Hölle und Teufel, in der der
inaden, der Anekdoten, der Missionsgeschichten u. s. w.
die vulgäre Kanzelphrase, oder das harte Dogma, das
nnte Bekenntniß, oder die protestantischen Kapuzinaden
lem Aufputz der Erzählungskunst, mit allen Uebertreibun-
d Caricaturen des Heiligsten. Die letztern sind offenbar
iebtesten und, wenn man will, die wirksamsten; sie stehen
Stufe der Jesuitenmissionen und nehmen unter den Pre-
ungefähr dieselbe Stelle ein, wie die schlechten Rührstücke
elodramen unter den Werken der dramatischen Dichtung.

Zen trifft diese Anklage, die nicht schrecklicher sein
Nun wahrlich die treuen Seelen nicht, die freu-
dig und muthig aus der einfachen Macht des Evange-
liums predigen, das in ihrem Herzen Leben und Wahr-
heit geworden ist, und die dann auch den Weg zum
Herzen finden. Sie haben sich weder in „leere Worte"
noch in „harte Dogmen" je verloren; sie predigen über-
haupt mehr mit ihrem Leben als mit ihren Worten und
haben auch in der letzten Vergangenheit, da sie es mehr
als je bedurften, Muth und Freudigkeit sich erhalten.
Schwarz nimmt sie auch ausdrücklich aus. Aber solche
„Nathanaelsseelen", die es in den dunkelsten Jahrhun-
derten des Mittelalters wie heute gegeben, bezeichnen doch
nur die Ausnahmen; die Thatsache bleibt unwiderleglich:
„Die Predigt ist gegenwärtig im Zustande tiefsten Ver-
falls." Wer also trägt die Schuld?

Die Schuld trägt der Materialismus, aber neben dem
natürlichen vor allem der theologische und kirchliche Ma-
terialismus. Die Versunkenheit in Genuß und Arbeit,
die raffinirte Unnatur der sogenannten gebildeten Klassen,
mit einem Worte der moderne Weltsinn ist nicht allein
anzuklagen, denn seine Schuld hat der geistliche Stand
mit verschuldet, der zurückgeblieben hinter der Bildung
der Gegenwart, fern von dem Wege freier wissenschaft-
licher Erkenntniß die Religion als enges, unverständliches
und versteinertes Dogma predigt und nicht als innerlich-
stes, tiefstes und freiestes Geistesleben. Er ist anzuklagen,
das Hyperchristenthum unserer jungen theologischen Generation,
dies Lutherthum und Hyperlutherthum, dies Bekenntnißunwesen
bis zum Katholicismus zurück, diese Sakramentskirche, die alle
geistige Vermittelung ausschließt und nur magische Kräfte wirken
läßt, diese starre Objectivität der reinen Liebe, der gegenüber
das Subject rechtlos bleibt, die erkennende und weiterbildende
Vernunft zum Schweigen verurtheilt wird.

Alle diese Krankheitserscheinungen sind nur Ausflüsse
des kirchlichen und theologischen Materialismus, der nicht
ein Gegensatz, sondern eine Art des natürlichen ist. Daher
kommt auch die Macht des natürlichen Materialismus, den
in dem ungleichen Kampfe sein Gegner, der kirchliche Ma-
terialismus, nicht überwinden kann. Jener hat Natur
und Wirklichkeit auf seiner Seite und stützt sich auf Fleisch
und Blut; alle die Selbsttäuschungen und falschen An-
maßungen des andern vermögen nichts.

Wie mag nun die Predigt wieder eine geistige, ach-
tunggebietende und seelenerschütternde Macht werden, „von
der das vielthätige und vielgestaltige Werktagsleben zu-
sammengefaßt, durch die es erhoben und verklärt wird,
eine idealisirende, reinigende und versöhnende Macht für
alle Klassen der Gesellschaft"? Mit vollem Rechte sagt
Schwarz hierüber, der Prediger müsse vor allem selbst in
die Tiefen des Evangeliums eingedrungen und von seiner
beseligenden Macht ergriffen sein, aber er müsse es auch
zugleich im eigenen Geiste und im Geiste des gegenwär-
tigen Lebens wiedergeboren haben.

Auf die lebendige Durchdringung in der Wechselwirkung der
beiden Factoren, auf das wirkliche und völlige Eingehen des
Christenthums in die Tiefen der Subjectivität, in alle die Be-
dürfnisse, Fragen und Zweifel der Gegenwart, und das von
neuem Herausgeborenwerden aus ihnen — kommt alles an. Man
kann diesen Gedanken auch so ausdrücken: Auf die völlige und
wirkliche Menschwerdung Christi, auf die wirkliche und völlige

Humanisirung des Christenthums kommt es an. Damit ist denn zugleich das unendliche Recht der Subjectivität, das der Protestantismus zuerst so stark betont hat und das die Macht und Bedeutung der objectiven Wahrheit nicht aufhebt, aber sie immer von neuem, immer reicher, reiner und herrlicher aus den Tiefen des Menschengeistes hervorgehen läßt, anerkannt.

Es ist also die halbvergessene Fortentwickelung des Christenthums, für welche Schwarz zuerst nach langer Zeit wieder eintritt. Er selbst beruft sich auf einen Neander als seinen Vorgänger hierin, aber er hat auch vollkommen recht, wenn er sagt, sobald jene oben ausgesprochene Durchdringung nicht blos als ein äußerliches Hindurchgehen durch den Kanal der Individualität, sondern als ein organischer Lebensproceß gefaßt wird, sobald davon die Rede ist, daß eine Wechselwirkung zwischen dem Subject und der Wahrheit des Christenthums besteht; daß das Christenthum selbst bei diesem Durchgange durch die Millionen der Menschenherzen, durch die Verschiedenheit der Völkerseelen und die Jahrtausende der Geschichte sich reinigt, vergeistigt, vertieft; sobald mit einem Worte von einer Fortentwickelung des Christenthums geredet wird, da treten die Theologen erschrocken zur Seite, da heißt es: „Sehet, er hat Gott gelästert.“ Das war der Schreckensruf, der den geistesverwandten Bunsen empfing, als er das semitische Christenthum ins Japhetische, oder sagen wir lieber ins Deutsche übersetzen wollte, „in das Deutsch der Gegenwart, in die Innerlichkeit des deutschen Gemüths und in die einheitliche und zusammenhängende Weltanschauung der Gegenwart“! Denn diese Uebersetzung muß als ernstliche und gründliche zugleich eine geistige Umbildung sein, ein Wiedergeborenwerden, dadurch nicht blos die Form sich ändert, sondern auch der Inhalt ein geistigerer wird. Der reine und einfache Kern des Christenthums, wie er aus den Reden Christi am hellsten hervorleuchtet, soll hineingepflanzt werden mitten in unser Denken und Fühlen, in unser Streben und Kämpfen, hineingestellt mitten in die Gegensätze unserer Zeit, in die reiche und gegliederte Sittlichkeit der modernen Welt, in das verfeinerte und vergeistigte Empfindungsleben, wie wir es jetzt durchleben. Das Christenthum soll gleichsam herausgehoben werden aus den geschichtlichen Zusammenhängen seines Ursprungs, aus den der damaligen Zeit angehörigen Gegensätzen, abgelöst von dem, was nur historisch, das heißt, was vergangen ist; es soll zu einem vollkommen gegenwärtigen, lebensvollen, aus unserm Fleisch und Blut von neuem geborenen werden.

Es ist das ein Großes! Das ideale Princip des Christenthums dem jüdischen Wunderboden enthoben und hineingestellt in eine natürliche und sittliche Weltordnung, vom Orient nach dem Occident verpflanzt, aus der Weltabwendung und Entsagung zur Weltdurchdringung fortgebildet! Daß der Gegensatz von Welt und Reich Gottes damals, da die christliche Kirche auf dem Schuttboden der dem Untergange geweihten heidnischen Sitte und Sittlichkeit sich erhob, eine ganz andere Spannung hatte als heute, liegt auf der Hand; daß Familie, Gesellschaft, Recht, Staat kaum noch in ihren Grundlinien gezeichnet, kaum noch in ihrem positiven sittlichen Werthe anerkannt waren, ist unleugbar. Die neue Religion war ja nur noch ein idealer Keim, es fehlte die volle sittliche Ausgestaltung! Das aber ist der Charakter unserer Religiosität: einmal, daß sie sich in die innersten Seelentiefen bis zur Unsichtbarkeit zurückgezogen aus Dogma und Cultus, dann wieder, daß sie überall ihren Ausgang, ihre Bewährung und Erfüllung sucht in der Sittlichkeit. Daß Religion und Sittlichkeit gar nicht mehr zu trennen, daß jene nichts anderes ist als die ideale Gemüthserhebung, die Begeisterung für die sittlichen Aufgaben, wie sie gewonnen wird durch die Einkehr in Gott, durch seine Liebe, die sich zur Gegenliebe entzündet in den Herzen der Menschen. Das ist daher die Aufgabe unserer Predigt, überall in sich diese innerste und engste Verbindung von Religion und Sittlichkeit darzustellen, die Religion in ihrer Ursprünglichkeit, gleichsam in ihrem fließenden Leben, noch nicht zum todten Dogma erstarrt, zu erfassen, aus ihr als dem göttlichen Quellpunkt aller Sittlichkeit fort und fort zu schöpfen.

Es ist nun diese Fortentwickelung des Christenthums allerdings ein überaus schwieriger Punkt, der zugleich auch als das Schibbolet des Rationalismus mannichfachen Widerspruch erfahren wird. Zwar ist auch ein Ammon dafür eingetreten, der gewöhnlich dem Supranaturalismus zugezählt wird, aber als selbständiger und eigenthümlicher Geist keiner Schulrichtung völlig entspricht; indessen ist es immer nur eine formale Fortentwickelung gewesen, d. h. eine immer vollkommenere Darstellung im Leben und in der Wissenschaft, auf die man hingewiesen, und eine andere zu verlangen entspricht so wenig den Ideen nicht nur der gegenwärtigen Theologen, sondern den Ideen und dem Gefühl des Christen, daß Referent nicht umhin kann, näher auszusprechen, was ihm eigentlich als die Forderung Schwarz' erscheint. Es ist nämlich doch nur eine formale Fortentwickelung damit gemeint, nur daß Schwarz damit Ernst macht und deutlich sagt, was er darunter versteht. Ein Lessing wies darauf hin, daß die christliche Religion in sich selbst das Princip, d. i. die bestimmte Möglichkeit einer steten Fortbildung und Entwickelung habe. Schwarz fügt das Wie hierzu bei. Das Ausscheiden des einseitig oder mit besonderer Vorliebe betonten rein historischen Elements, d. h. nicht etwa des historischen Christus, sondern nur des geschichtlichen Fachwerks am Bau, die Revision des überkommenen „judaistischen“ Gottesbegriffs eines Gottes der Willkür, das Aufhören jenes Schmähens auf die Welt und alle menschliche Bildung, die nicht wie in den Anfängen des Christenthums diesem gegenüber- und entgegensteht, sondern von dem Christenthum durchdrungen ist oder immer mehr durchdrungen werden soll, anstatt daß man sich mit bloßer Verdammung und Schmähung genügen läßt: das ist es, was Schwarz fordert, und Referent vermag allerdings nichts als das Postulat einer nur formalen Weiterentwickelung hierin zu erkennen. Die Verwirklichung ist natürlich eine unendlich schwierige Aufgabe, die aber darum doch unmöglich abgewiesen werden darf, ja die Lösung mag von diesem Standpunkte gerade eher gehofft werden, der die religiöse Innerlichkeit und Gemüthstiefe des Supranaturalismus mit der wissenschaftlichen Kritik und dem Gebot einer praktischen Sittlichkeit verbindet.

Freilich darf hierbei die Gefahr nicht vergessen werden, die bei dem einmal Begonnenhaben die weitere Ausführung unleugbar bedroht. Ist mit dem Ausscheiden einmal der Anfang gemacht, so ist dem Fortgehen nur schwer ein Damm zu setzen, ja das Ende ist überhaupt

icht abzusehen, und wie jene Forderung das Kennzeichen es Rationalismus mit seiner Wahrheit, aber auch mit inen Schwächen und Mängeln ist, so ist auch die eben agedeutete Gefahr, die sich bei dem ersten Schritte zeigt, is ewige und ewig unüberwindliche Hinderniß des Ra= onalismus. Die Berechtigung des Subjects, welche der rotestantismus allerdings kennt und betont, wird leicht r Willkür des Subjectivismus, wenn die objective orm gelockert wird, und diese Wahrheit, die noch neuer= ngs eine Stimme aus der griechisch=orthodoxen Kirche Charakteristikum und nicht gut zu machenden Mangel Protestantismus im allgemeinen bezeichnete, ist für Wissenschaft der stete Zankapfel, aber für die praktische eologie und für das Leben wird sie zur höchst bedenk= en Frage. Referent kann nicht umhin für das weitere igehen auf eine Broschüre zu verweisen: „Quelques ts d'un chrétien orthodoxe sur les confessions oc- entales etc.“ (Leipzig, Brockhaus, 1855), welche sich r diesen Punkt verbreitet und neben manchem Irrthum geistvoll Anregendes und Wahres enthält. Für die urtheilung aber erinnert er zugleich an das von Bunsen Gelegenheit des „rationalistischen Bibelschlüssels“ in Einleitung seines Bibelwerks Gesagte. Bunsen findet lich die geschichtliche Berechtigung der rationalistischen elauslegung, „welche im gewöhnlichen europäischen achgebrauche die philosophische heißt“, zunächst in dem ensatze zur Tyrannei und Unkräftigkeit der scholastischen lauslegung, welche die einzelnen Bibelstellen aus n Zusammenhange reißt und in ihnen nur Halte= te für ihre fertigen dogmatischen Formeln sucht. So= aber im allgemeinen darin, daß sie vernünftig sein die Bibel vernünftig auslegen will. Aber die Schrift ir diesen Standpunkt ein von Menschen unter gege= Umständen, in gewissen Zeiten und Oertlichkeiten für gewisse Zwecke geschriebenes Buch, welches nach llgemeinen Regeln der Auslegungskunst erklärt wer= nuß als ein Buch jenes Volkes und Landes, wäh= der ewige Gehalt und die ewige Bedeutung für die che Gemeinde verloren geht.

ies alles ist dem gewöhnlichen Rationalismus gegen= unleugbar. Die Gefahr schwindet indessen dadurch, eben nicht der gewöhnliche überwundene Rationa= ist, welcher jene Forderung vollziehen will. Dieser hr nicht entgehen. Anders ist es hier bei diesem alismus, welcher die ideal=realen Mächte des Chri= ms kennt und anerkennt, der Speculation und Ge= gleichmäßig umfaßt und überhaupt frei ist von erwundenen und überstandenen Einseitigkeit jener ng.

s zeigt sich auch sofort bei den von Schwarz für digt aus jener Forderung gezogenen Consequenzen. st verwirft er und mit Recht die Unterscheidung seitig moralischen oder dogmatischen Predigten, die ben als einseitig gleich werthlos und verkehrt sind. ben beide sind es.

cht minder als die alten Rationalisten, die sich in die e und ordinärste Philistermoral verloren, sind die Be= kenntnißmänner neuester Art anzuklagen, die mit ihrem trost= losen Dogmatisiren alles wahrhaft fromme Leben in den Ge= meinden todt gepredigt haben. Die Predigten sollen religiös= sittliche sein, sodaß in ihnen keine Lehre auftritt, die für sich einen Werth in Anspruch nehme auch ohne die sittliche Anwend= barkeit, und daß wieder keine sittliche Aufgabe gestellt wird, die nicht ihre tiefere religiöse Begründung erhielte. Wie sehr sich diese auf religiöse Impulse zurückgehende ideale Sittlichkeit von der alten selbstgerechten und tugendstolzen Moral unterscheidet, wie namentlich erst auf diesem Standpunkt ein lebensvolles, organisirtes Reich der Sittlichkeit auftritt im Unterschied von der Einzelmoral der alten Zeit, das kann hier nur angedeutet werden. Und welch ein unerschöpflich reiches, psychologisches und ethisches Material wird durch die Gegenwart mit ihren vielen, wenn auch unentwickelten und zersetzten idealen Keimen, mit ihren fein gesponnenen Gefühlsfäden, mit ihren bis ins Innerste gehenden sittlichen Verirrungen und Verwickelungen der Predigt zugeführt!?

Schwarz nennt als Muster in dieser Beziehung nur den einen Dräseke, der indessen nur geistlose Nachahmer und Manieristen gebildet hat, „die artige, symmetrische Dispositionen mit pikanten Schlagwörtern schnitzten, aber von seiner alles, was er berührte, vergeistigenden und verinnerlichenden Kraft keine Ahnung hatten“. Auch wurden seine Wege damals von den tiefern wissenschaft= lichen Gängen Schleiermacher's und der speculativen Schule gekreuzt, von der indessen gerade für die Predigt nicht so viel gewonnen wurde, als man hätte erwarten sollen. Schleiermacher selbst hat noch so viel Theologie gepredigt, und seine Schüler haben wie immer unter einseitiger Fest= haltung des christologischen Kerns und der dialektisirenden Form sich von dem Meister weit entfernt, hinein in eine gewisse doctrinäre Monotonie. Ihre theoretisirende Steif= heit konnte die realen Lebensmächte nicht bewältigen, und diese leer gebliebene Stelle nahm die neu sich erhebende Orthodoxie ein, die unter dem Feldgeschrei des Realismus christliches Leben und Sitte neu zu gestalten und unter das harte Joch des alten Dogmas zu zwingen suchte. Der Versuch ist gescheitert, aber eben darum müssen jene realen Lebensmächte, d. i. nicht Aberglaube und Gewohnheits= christenthum, sondern „das, was wirklich noch lebt und mächtig ist in den Herzen und Sinnen der Menschen, das ganze reiche Innen= und Außenleben“, in die Predigt hineingezogen und unter das Licht des Evangeliums ge= stellt werden.

Das ist es also, was Schwarz unter dem Uebersetzen des Christenthums in die Gegenwart versteht und wozu freilich auch eine hohe Befähigung gehört. Er selbst for= dert dafür vor allem einen Blick für das, was noch an frommen Regungen und Bedürfnissen lebendig ist und innerlich wahr, ein liebevolles Anknüpfen an alle Keime des Göttlichen, an alle höhern und edeln Triebe, welchen Gebieten des Geistes sie auch entstammten, „eine Erhe= bung alles menschlich Schönen und Guten zur Religion“, aber auch ein stilles Hinwegräumen des Schuttes der Ver= gangenheit, ein behutsames Abstreifen und Beiseitelegen dessen, was äußerlich und nur noch verwirrend und beängstigend im Wege steht unserer innerlichen Fröm= migkeit.

Hierher gehört nun auch die Frage über die Berech=

tigung der Kritik auf der Kanzel. Sie ganz zu verbannen mit der einfachen Zurechtweisung, hier komme es nur auf Erbauung an, weist Schwarz als einseitig ab. Die Ruhe des Gemüths und der Seele kann ja ohnehin nicht ungestört bleiben bei den Fragen und Zweifeln, die jedem Denkenden im Innern aufsteigen und die von außen her in unserer reflexionsreichen Zeit durch Lectüre und Gesellschaft vielfach genährt werden. Auch Schwarz erkennt gerade die Aufgabe an, jene Zweifel zu überwinden, Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden, Gemüth und Verstand zu versöhnen. Es kommt hierbei nicht auf den ungestörten Besitz, auf die gewohnheitsmäßige Ruhe an, sondern auf die Wahrheit. Echte Frömmigkeit, die sich bewährt in den Prüfungen des Lebens, bedarf eines Glaubens, der vollstes und innerstes Eigenthum geworden, d. i. durch alle Kräfte unsers Geistes, auch die erkennenden hindurchgegangen ist, ja die Sicherheit und Kraft des Wollens wächst mit der Klarheit des Erkennens, und darum ist es gerade die Aufgabe des Geistlichen, der die ganze wissenschaftliche Arbeit für die Gemeinde hindurchgemacht haben soll, ihr die Früchte dieser Arbeit nicht vorzuenthalten. Er gerade soll so einfach, klar und kurz wie möglich ihr hinweghelfen über die Widersprüche und Schwierigkeiten, die sie nicht zu beseitigen vermag und die doch den Verstand immer von neuem beängstigen. Referent hat sich indessen hiervon nicht überzeugen können. Er verweist für seine Bedenken und Zweifel hierbei auf das, wovor unter anderm der berühmte göttinger Meyer in seinem „Commentar" warnt, daß nämlich der Prediger nicht in ein vornehm wissenschaftliches Gebaren verfalle und die Kanzel mit dem Katheder verwechsele. Mit um so größerm Nachdrucke sind daher die folgenden Worte Schwarz' zu betonen:

So unwidersprechlich wahr dies alles ist, so gewiß ist doch wieder, daß die Kritik auf der Kanzel nur mit der größten Vorsicht, mit wahrhafter christlicher Weisheit und Liebe geübt werden darf. Und soweit hier überhaupt allgemeine Regeln aufgestellt werden können, wird das als Grundsatz gelten müssen, daß die Kritik nie Selbstzweck, immer nur Mittel, daß sie nie herrschend, immer nur dienend sei. Damit hängt nothwendig zusammen, daß sie nie mit wissenschaftlicher Selbstgenügsamkeit und Ausführlichkeit auftreten darf, sondern in der einfachsten, kürzesten, anspruchslosesten Form, daß ferner die Negation immer nur den Uebergang bildet zu einer neuen Position, einer vollern und klarern Herausarbeitung echt christlicher Wahrheit. Das ist von jener Forderung der Erbaulichkeit das Wahre, daß der Eindruck jeder Predigt wesentlich ein positiv erhebender und versöhnender sei, daß jeder Misklang des Zweifels sich zur christlichen Harmonie auflösen müsse; und da, wo sittliches Zartgefühl waltet, wird sich auch von selbst das Bedürfniß geltend machen, je unumwundener die Kritik ausgesprochen, desto wärmer und begeisterter auch das Echte und Bleibende hervorzuheben.

Endlich soll die Predigt auch der Form nach eine gegenwärtige sein. Sie soll die Sprache der Gegenwart reden, nicht aber eine vergangene in geschmackloser Mischung des Biblischen und Kirchlichen, denn durch die gehäufte und ungewählte Anwendung verliert auch der biblische Ausdruck an Reiz und Kraft und wird zu einer geistlosen und ermüdenden Form, zu einem zusammenhangslosen Flickwerk, besonders wenn neben der Sprache der Gegenwart nicht nur die eherne der Bibel, sondern auch die nur hölzerne eines wenn auch großen entschwundenen Jahrhunderts geredet wird. Im Zusammenhang hiermit steht auch die Forderung für den innern Bau der Predigt, in welchem nicht der alte lästige Schematismus, die steife Umständlichkeit in der Eintheilung, die allzu viele abstracte Logik in der Unterscheidung von Grund und Folge, Wesen und Wirkung, überhaupt nicht schwerfällige Maschinerien herrschen sollen, sondern ein innerer Fortschritt, der den Geist der Gegenwart an sich trägt.

Jenem Tadel und diesen hohen Forderungen gegenüber liegt der Vorwurf eines anmaßenden Selbstgefühls nahe, der ja so gern gegen alle erhoben wird, die nicht in dem gewöhnlichen Niveau der Mittelmäßigkeit bleiben, und namentlich von solchen, die ohne die Möglichkeit einer andern Polemik diesen Vorwurf als den zunächstliegenden mit Freuden erheben und ausbeuten. Indessen Schwarz sagt es selbst, daß er nur so gesprochen, weil er vielleicht tiefer als mancher andere von der Ohnmacht und Verkommenheit der Predigt in unserer Zeit durchdrungen und von einer ganz andern Thätigkeit her später in das praktische Amt eintretend von der Schwierigkeit des Predigens einen vollern Eindruck erhalten habe und unbefangener darüber habe reden können als diejenigen, welche die praktische Laufbahn von früh an sich erwählten. So habe er, weil er das Ziel und den Weg der Besserung klar zu sehen glaube, den ersten Schritt gethan, auch um derer willen, die das Morgenwehen einer neuen Zeit an sich selbst fühlen, aber die sich durch das Wirrsal unserer Theologie nicht hindurchzufinden und die neue Zeit mit heraufzuführen vermögen.

In diesem Sinn und Geiste sind diese Predigten entstanden.

Eine eingehende Beurtheilung derselben, namentlich in homiletischer Beziehung zu geben, hält Referent nicht wol für seine Aufgabe an diesem Orte. Er weiß nichts Treffenderes darüber zu sagen, als daß sie eben im Sinne und Geiste des Vorworts geschrieben, die dort gestellte Aufgabe deutlich erkennen lassen und also als eine lösbare beweisen, wenn auch manches Neue in ihnen als ungewohnt vorerst noch überraschend wirkt. Es sind religiös-sittliche Predigten. Den Inhalt dieses kurzen Urtheils geben des Verfassers eigene Worte in der Vorrede, dessen Geist auch in ihnen weht. Reich an praktischen Gedanken verbinden sie, wie sich das bei einem Schwarz von selbst versteht, zugleich speculative Ideen, jedoch in dem Sinne, daß das am tiefsten Speculative zugleich am meisten praktisch ist, und ohne irgendwie einen gesuchten Geistreichthum zur Schau zu tragen, der auf der Kanzel am unangenehmsten auffällt. Der Inhalt bestätigt dabei gleichfalls, daß sich die Predigt wie die Religion vorzugsweise an das Gemüth wenden, aber zugleich den ganzen Menschen in seinem Verlangen nach Trost und Versöhnung befriedigen soll. Die polemische Tendenz der Einleitung ist wie billig den Predigten fern geblieben, wenn in ihnen auch hier und da ein Streiflicht auf Fragen und Streitpunkte der Gegenwart fällt. In Bezug

auf die Form hat sich Schwarz in der Vorrede mit der bahnbrechenden Opposition des Genies gegen alles nur Hergebrachte und gegen das sklavische Hangen an traditionellem Schematismus erklärt. In den Predigten ist die Form schlicht zu nennen, ein Beweis, daß die Sache, der Inhalt ihm die Hauptsache ist. Der Ausdruck ist einfach, klar und würdig, im Gegensatze zu dem anderer Prediger, die in der Vorrede mit der Terminologie des 16. Jahrhunderts davon reden, daß sie „ein Büchlein ausgehen lassen", und in den Predigten selbst ihre Vertrautheit mit moderner Phraseologie beweisen.

So ist denn zu hoffen, daß diese Predigten nicht nur für das polemische Interesse Theilnahme erregen oder dem Interesse an der Persönlichkeit genügen werden, sondern daß sie vielmehr wirken, wie die Predigt wirken soll, erleuchtend, läuternd, anregend, erbauend. Die Gefahr für sie ist freilich nicht zu leugnen, daß mancher sie lesen wird nicht als Predigten, sondern zunächst nur als Predigten von Schwarz, daß daher auch ihr Eindruck diesem Motiv entsprechend und von dem sonstigen Verhältnisse des Lesers zu dem Prediger abhängig sein wird. Indessen ist das wol bei allen Predigten der Fall; genug daher, wenn, wie es Referent von sich selbst gesteht, das Wort an sich ganz unabhängig von solchen Umständen den Weg zum Herzen findet. Die erste Bedeutung dieser Predigten ist ja auch vorerst die für das System, als Beweis für seine Lebensfähigkeit und praktische Geltung, ja für die Berechtigung dieses Standpunktes auf einer Kanzel der protestantischen Kirche. Dieser Beweis ist geliefert. Seiner überzeugenden Kraft Wirkung mag zunächst Vorurtheile und Zweifel zerstreuen. Aengstliche und Befangene werden sicher erschrocken die Köpfe schütteln, wenn sie des Vorworts unleugbar derbe Sprache hören. Mögen sie seine Aufgabe bedenken: es soll polemisch sein und will Bahn brechen, und im Entscheidungskampfe müssen starke Streiche fallen. Auf anderer Seite wird ja noch ganz anders polemisirt! Und an Entgegnungen kann es nicht fehlen, denn natürlich wer sich getroffen fühlt, wird nicht schweigen. Bei allem Gegensatz aber und Gegenspruch wird sich Schwarz nicht beirren lassen. Gerade er ist der Mann, seine Sache zu vertreten. Fühlt man doch auch aus seinen Worten die Siegeshoffnung der Ueberzeugung, und der Kampf muß daher entscheidend sein für die ganze Zukunft seiner Richtung.

Ein Dichter machte vor einiger Zeit den — verunglückten — Versuch, mit seiner Harfe den Grundstein zu legen zu einem mächtigen Bau, dessen Giebel bei so bedenklichem Unterbau noch niemand geschaut. Diese Predigten werden eine bessere Grundlage sein für den Ausbau einer zu erbauenden und aufzubauenden Gemeinde, und schon als anregend werden sie nicht verfehlen können, ein neues kirchliches Leben mit zu erwecken. Möchten aber diese Predigten namentlich auch jüngere Theologen lesen; das Vorwort sollen nur solche überschlagen, die in ihrer Demuth sich zu gut dünken, noch lernen zu können! Hält doch ein großer Theil von ihnen wirklich ihre Aufgabe für gelöst, wenn sie unverdaute dogmatische Formeln wiederkäuen, oder wollen sie ja textgemäß predigen, so gleicht dies mehr einem Fangballspielen mit dem Texte, bei welchem dem Zuhörer angst und bange wird. Schüler freilich werden in unserer schnellen Zeit bald genug sich beeifern, den Meister auch in der Antithese womöglich zu überholen, und ein Zuviel ist hier erst recht vom Uebel. Aber man soll Gespenster nicht vor der Zeit sehen, und dieser Furcht ist auch bei dem unleugbaren allgemeinen Zuge der Gegenwart zu dem Positiven nicht allzu viel Raum zu geben. In dieser Beziehung ist zu beklagen, daß Schwarz seiner akademischen Thätigkeit entzogen ist, wenn nicht in Jena oder anderswo jugendfrische Kräfte im Lehramte des neuen Geistes pflegen. Vorerst aber genüge dieser erste Axthieb, diese erste rettende oder schaffende That! Der künftige Ausbau kann unserer Sorge entbehren, wenn es die Wahrheit ist, der das Werk gilt.

Dieser Aufsatz war in der vorliegenden Gestalt beendet, als uns ein „Offener Brief" bekannt wurde, den jemand unter dem Namen des gothaischen Bauern Heinrich Strackaus an Schwarz in der Absicht zu schreiben sich veranlaßt gefunden hat, ihn zu widerlegen, ihm Widersprüche, ja das Unchristliche und Widerchristliche seines ganzen Strebens nachzuweisen, die evangelischen Geistlichen aber vor ihm zu warnen und zur Bekenntnißtreue zu ermuthigen:

Offener Brief an Hrn. Dr. Schwarz zu Gotha von Heinrich Strackaus. Leipzig, Bredt. 1859. 8. 4 Ngr.

Es ist diese Form nicht ungeschickt gewählt. Es hat zunächst etwas doppelt Wohlthuendes und Gewinnendes, wenn ein alter Mann in schlichter Weise für seine Ueberzeugung eintritt und zur Treue gegen den Glauben der Väter mahnt. Sodann wirkt die einfache aber kernig derbe Sprache auf das Gemüth wie die Mahnung einer entschwundenen Zeit ungleich mächtiger als gelehrte Discussionen. Indessen müssen wir doch hierfür auch eine entsprechende Persönlichkeit fordern, die dann gewiß auch alle jene Vorzüge zu voller Geltung bringen würde, wenn sie das Feld der gelehrten Discussion und Polemik meidend eben nur für die Ueberzeugung und mit der Macht der Ueberzeugung kämpfte. So aber bringt der Verfasser einen Bauer, der nicht nur Schwarz' wissenschaftliche Werke studirt hat, sondern ganz unbefangen seinen Cicero, Horaz, ja die Neuplatoniker und Lucian citirt, daß es eine Art hat, und auch mit der gesammten theologischen Literatur eine genaue Bekanntschaft beweist, sodaß der Verdacht nahe liegt, es sei die ganze Verkleidung nur gewählt, um unter der Firma natürlich gutmüthiger Derbheit mit einer echt bäurischen aber auch nur bäurischen Grobheit zu schreiben, was man sonst nicht wagen dürfte auszusprechen, das was nicht gleich widerlegt werden kann, als einem schlichten Verstande unzugänglich abzuweisen und überhaupt den Anspruch erschöpfender Gründlichkeit oder auch nur angemessener Form von vornherein abzulehnen. Darum muß es sich Schwarz gefallen lassen, als „junger Mann" — warum nicht lieber: „junger

Mensch"? — angeredet und zurecht gewiesen zu werden, darum wird die Erfahrung des alten Soldaten vorgeschoben, der schon viele hat sterben sehen und einst für König und Vaterland gefochten, und endlich wird auch von dem unleugbar wahren, aber nicht ganz neuen Argument etwas ausgedehnter Gebrauch gemacht, daß mit blos negativer Weisheit Sterbenden und Verzweifelnden nicht gedient ist, daß es da gilt, ganz andere Mächte in Bewegung zu setzen, ja es wird uns von einem „recht liederlichen, gebildeten Strolche" erzählt, der zeitlebens ein Säufer und Nichtsnutz die Religion, die Kirche und ihre Diener verachtete und verspottete, solange es ihm wohl ging, und der sich, von schrecklicher Krankheit plötzlich heimgesucht, doch noch bekehrte und dann ruhig starb. Daneben soll es der alte abgestandene Rationalismus sein, den Schwarz vertritt, seine Richtung wolle er an die Stelle des Christenthums setzen, seine Polemik gegen das ausschließliche oder vorzugsweise Betonen des Vergangenen und Veralteten, das keine Lebensmacht mehr ist, sei einfach die Feindschaft gegen den historischen Christus, und es ist nur zu verwundern, daß neben den andern etwas wohlfeilen Wortspielen nicht auch das durch den Namen gebotene angebracht wird. Von irgendwelcher Anerkennung auch nur einer von Schwarz' Forderungen, ja nur von der Anerkennung einer ehrlichen Gesinnung ist keine Rede; ja es sind sogar hämische Verdächtigungen, die zuletzt ausgesprochen werden. Um nämlich von anderm zu schweigen, kennt der gothaische Bauer den „Erzählungskünstler" ganz genau; er weiß vollkommen bestimmt, welche Persönlichkeit damit gemeint ist und findet in dieser Bezeichnung den Dank für die liebende Aufnahme Schwarz' von seiten seiner Amtsbrüder, die er also verunglimpfe und gegen welche er gemeine Stadtklatschereien vor christliche Predigten schreibe. Glaubt denn der gothaische Bauer wirklich, diese Vorrede, die er echt bäurisch „das Vorgewendte" nennt, sei nur für Gotha und gothaische Zustände geschrieben? Hält er sich für berechtigt, weil er auch sonst Schwarz' Worte verdreht, ihm eine so unedle Gesinnung anzudichten? Wir mögen dem Bauer den Irrthum zugute halten, wenn er nicht einsieht, daß die Rüge gegen Erzählungen, die Schwarz von der Kanzel verbannt wissen will, sich auf die Gesammtheit aller bezieht, die in diesen Fehler verfallen; aber die Persönlichkeit soll er nicht verdächtigen, und er, der so weise spricht, mag es hören, daß ein ehrlicher Landmann zu solchen Mitteln nicht greift, und daß es einem alten Mann, der einen andern mahnen will, nicht zu schimpfen, schlecht steht zu lügen. Hätte der Verfasser in ruhiger Sprache zur Besonnenheit gemahnt und vor Ueberstürzung gewarnt, wäre er eingetreten für seinen Seelsorger, den er von den von Schwarz Gescholtenen ausgenommen wissen will, oder hätte er einfach gesagt, die Erfahrung seines Herzens, die Ueberzeugung seines Alters sei ihm zu theuer, als daß er sie so schnell aufgeben möchte: sein Wort hätte ihn und seine Sache geehrt und das Wahre seiner Behauptungen zur Geltung gebracht. So wird seine Broschüre erfolglos bleiben, ja sie wird ihm den Leser entfremden, der gewiß auch nicht geneigt sein wird, die zuletzt angedeutete Meinung zu beherzigen, Schwarz verderbe das Volk, das Gott und die Obrigkeit nicht mehr ehren werde. Referent möchte nicht in denselben Fehler verfallen, aber es liegt in diesen hingeworfenen und fast unwillkürlich entfallenen Worten für einen inquirirenden Kritiker unendlich viel. Der Schafspelz des wohlmeinenden Bauern scheint sich hier zu verschieben und läßt ein anderes Kleid schauen.

Abgesehen davon mag indessen das Schriftchen als Curiosum seine Leser finden. Einen Eindruck, geschweige denn ein Gegengewicht wird es nicht gewähren. 33.

J. Michelet und G. H. Lewes als Naturforscher.

1. Das Insekt. Naturwissenschaftliche Beobachtungen und Reflexionen über das Wesen und Treiben der Insektenwelt. Von J. Michelet. Mit einem Vorwort von J. H. Blasius. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1858. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Naturstudien am Seestrande. Küstenbilder aus Devonshire, den Scilly-Inseln und Jersey. Von G. H. Lewes. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Julius Frese. Berlin, Besser. 1859. Gr. 8. 2 Thlr.

Das sind zwei geistreiche Schriften, die ihre Leser durch eine ganz eigenthümliche Auffassung ihres Themas und durch die Herz und Geist erfreuende edle Sprache fesseln. Solche Früchte auf unsern deutschen Grund und Boden zu verpflanzen ist ein Gewinn für unsere geistige Cultur und man kann sich freuen, daß dies sehr geschickt von berufenen Meistern geschehen ist. Die Bücher machen ganz den Eindruck, als wären sie ursprünglich deutsch gedacht und deutsch geschrieben. In ihnen athmet noch der ungetrübte Geist des europäischen Friedens der wissenschaftlichen Verbrüderung aller Nationen. Sie sind daher ganz dazu geeignet, das bekümmerte Gemüth zu beruhigen und still innerlich zu erheben. Wir leben in einer Zeit, die große Aehnlichkeit mit der hat, in welcher der große Alexander von Humboldt seine „Ansichten der Natur" zuerst herausgab und seinen besorgten Lesern zurief: „Ueberall habe ich auf den ewigen Einfluß hingewiesen, welchen die physische Natur auf die moralische Stimmung der Menschheit und auf ihre Schicksale ausübt. Bedrängten Gemüthern sind diese Blätter vorzugsweise gewidmet. Wer sich herausgerettet aus der stürmischen Lebenswelle, folgt mir gern in das Dickicht der Wälder, durch die unabsehbare Steppe und auf den hohen Rücken der Andeskette." Ein ähnlicher Zuruf paßt auch für die vorliegenden beiden Schriften, mit dem sie ihre Leser einladen könnten zu ihrer gemüthlichen Naturbetrachtung. Wir thun es hier in ihrem Namen.

Der Verfasser des unter Nr. 1 aufgeführten Werks: „Das Insekt", J. Michelet, hat sich auf dem Gebiete der Unterhaltungsnaturlehre in kurzer Zeit einen berühmten Namen erworben. Sein erster Versuch über die Vögel hat viel Glück gemacht und diesem zweiten über die Insekten läßt sich dieselbe günstige Aufnahme mit Bestimmtheit versprechen, da er jenem in keiner Hinsicht nachsteht, sondern ihn sogar noch übertrifft durch Reichhaltigkeit und speciellere Durchführung einzelner Thiergemälde. Er versteht es meisterhaft, seine denkenden Leser zu fesseln. Sein Weg ist ein ganz eigenthümlich sinniger. Die Natur wird hier in einen Kreis von Gedankengemälden eingerahmt, welche ebenso ausgezeichnet sind durch ihre Beziehungen zum Menschenleben wie durch ihre poetische Schönheit und Neuheit. Michelet ist viel mehr Naturmaler und Naturdichter als Naturforscher. Er war lange vorher ein berühmter Gelehrter der philosophischen Völkergeschichte. All sein Forschen

bewegte sich früher in den engen Kreisen der Bibliotheken, wo-urch er nach und nach zu einem specifisch einseitigen Stubenge-ehrten geworden war. In dieser unnatürlichen Lebensweise lief er Gefahr geistig und körperlich zu erschlaffen. Sein Gesundheits-ustand war bedenklich, er verlangte nach dem Umgange mit der latur. Er folgte dieser Aufforderung und fand hier eine erhe-ende Heimat seines Geistes. So ward er ein aufmerksamer Beobachter, ein geistreicher Forscher und ein warmer Freund der latur. Alles was er hier sah und hörte, was er dachte und as er empfand, war für ihn neu und interessant. Und was ihn nz vorzugsweise entzückte, war die überall klar und verständ-ch sprechende Grundlage zum Vergleichen mit der Weltgeschichte s Menschen. Er hatte viel erwartet von der so lange vernach-ssigten schönen Natur, aber er hatte noch unendlich viel mehr funden. Sein Glück war unbeschreiblich groß. Gute Schriften d die Fingerzeige befreundeter Naturforscher wurden seine Weg-eiser in den weiten Gefilden des neuen Wissens. Darin lag der rund, daß er aus diesem begeisterten Naturleben nicht blos u belebt und gestärkt wurde für seinen eigentlichen Beruf, son-n auch ein heißes Verlangen fühlte, der gebildeten großen Welt n Entzücken zu verkünden. Er konnte es nicht unterlassen, er ßte sich öffentlich aussprechen, er mußte seine Ansichten der Natur en theilnehmenden Denkern zum Bewußtsein bringen; er mußte ausrufen, daß in der schönen freien Natur die heilbringende Stu-stube für alle Gelehrten, die bedeutungsvollste Grundlage für alle ilisation sei. Bedenkt man nun, welche hohe Stufe geistiger dung der Verfasser vorher schon erstiegen hatte, ehe ihm diese e Quelle der Nahrung seines Geistes zum Bewußtsein kam, wird es klar, daß seine Naturbetrachtungen anregend und altsreich beredt ausfallen mußten. Einen so gehaltvollen begei-ten Lobredner der Natur haben wir lange nicht gehabt. Den ken Naturforschern von Fach mag er wol hier und da zu ntasiereich, zu teleologisch zu Werke gehen, das ist wahr, aber werden sich doch über den Mann freuen, der in so späten ren mit seiner ganzen Geisteskraft ein aufrichtiger Kenner Verehrer der Wissenschaft geworden ist, er wird ihnen unend-viel lieber sein, als das Heer von Dilettanten, die sich darin llen, buntgeschmückte Sträußchen und Kränzchen auf dem e der Naturwissenschaften zu pflücken, um damit Geld zu ver-n bei dem großen Publikum. Sie werden auch auf kleine öße gegen ihre Wissenschaft kein zu großes Gewicht legen, e wissen, daß Michelet kein Naturforscher von Fach ist und keiner sein will.

Aus der Einleitung des Werks erfährt man, daß der Ver- im Frühjahr 1856, als er eben mit der Beschreibung des baren 16. Jahrhunderts der Geschichte Frankreichs fertig den war und sein „Vogel" die Presse verlassen hatte, eine ungsreise nach der Schweiz gemacht habe und daß sein Auf-t zuerst in Genf, später in Luzern gewesen sei. Hier lag seine ung in der Nähe der Stadt, war das Sprechzimmer eines ligen Klosters und gewährte einen reizenden Blick auf die , auf den See und die Alpen. Vom Morgen bis zum blieb ihm die Sonne getreu und drehte sich um sein Mikro-as in der Mitte des Zimmer aufgestellt war. Die Haupt- zu den Objecten für seine Studien war ein hoch über dem elegener Fichtenwald. „Was dieser Fichtenwald", sagt nir zunächst unter seinen edeln, finstern Säulen bot, wel-n für die Säulen eines Tempels hätte halten können, war ld des Todes, aber eines Todes, der keineswegs Traurig-weckte, sondern eines geschmückten, verzierten und glän- Todes, wie ihn die Natur häufig der Pflanzenwelt ge- Bei jedem Schritte erschienen alte, abgeschlagene, doch ntwurzelte Bäume mit einem unvergleichlichen Teppich von Sammt bekleidet, einem Stoffe, der prachtvoll mit Moos durchwebt war, welches sich weich anfühlte und ge entzückte durch sein wechselreiches Aussehen, seinen den Schein, seine Farbe. Aber das thierische Leben, wo s? Mein Ohr gewöhnte sich daran, es zu erkennen, zu Ich spreche nicht von dem Pfeifen der Meisen, von dem eigenthümlichen Pochen des Spechts, dem sichtbaren Gebieter des Orts. Ich denke an ein anderes Volk, gegen welches die Vögel Krieg führen. Ein lautes Gesumme, stark genug, um das Gemurmel eines Bachs zu übertönen, sagte mir, daß die Wespen den Wald durchschwärmten. Schon hatte ich ihre Feste gesehen, von welcher aus mehr als eine mich begleitete, meine Schritte beargwöhnend und offenbar nicht sehr wohlwollend." So erfährt der Leser, wie der Verfasser Stoff sammelte zu seinem „Insekt". Der Winter zog ihn wieder nach Paris an den Arbeitstisch seiner historischen Forschungen, wobei doch auch die Gelegenheit nicht ungenutzt vorüberging, die Welt der Insekten aus den Werken großer Meister zu studiren. Den Sommer 1857 verlebte der Verfasser in Fontainebleau; hier vollendete er sein Werk.

Das Buch zerfällt außer der Einleitung noch in drei Abschnitte, wovon der erste die Metamorphose der Insekten bespricht, der zweite die Mission und die Künste dieser kleinen Geschöpfe zur Anschauung bringt, und der dritte von der gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtung dieses Thierlebens handelt. Der Verfasser bleibt im allgemeinen dem Thema des jedesmal betreffenden Abschnitts getreu, macht sich aber auch nichts daraus, bald hier bald dort einmal abzuspringen, um etwas einzuschalten, wofür er sich augenblicklich interessirt; so führt er in der Metamorphose der Insekten seine Leser plötzlich in das Reich der Infusorien und zeigt, daß sie die unbemerkbaren Erbauer des Erdballs sind. Solche Freiheiten erlauben sich geistreiche Schriftsteller oft und man hat es sogar gern, weil man darin das Zeichen eines originellen schaffenden Geistes erkennt.

Wir glauben unsern Lesern einen Gefallen zu thun, wenn wir sie etwas specieller mit dem Buche selbst bekannt machen, und wir wählen dazu Betrachtung des Verfassers über die Spinne. Er scheint die wunderbare Natur dieses Thiers mit großer Vorliebe studirt zu haben. Ihr Gewebe sieht er als einen erweiterten Bestandtheil ihres Körpers, ihres ganzen Daseins an. „Von kreisrunder Gestalt selbst", sagt er, „scheint die Spinne sich in diesem Kreise auszudehnen und die Fäden ihrer Nerven durch die glänzenden Fäden zu verlängern, die sie angelegt hat. Im Mittelpunkte ihres Gewebes besitzt sie ihre größte Kraft zum Angriff oder zur Vertheidigung. Außerhalb desselben ist sie schüchtern; vor einer Fliege würde sie sich zurückziehen. Dieses Netz ist für sie ein elektrischer Telegraph, welcher die leiseste Berührung fühlt, und ihr die Anwesenheit eines unbemerkbaren, kaum wägbaren Wildes anzeigt; und da es etwas klebrig ist, hält es ihr die Beute fest und verwickelt und hemmt sogar gefährliche Feinde.... Klugheit und Geduld bilden mehr als Muth den Charakter der Spinne. Sie hat zu viel Erfahrung, zu viel Unfälle und Misgeschicke erlebt, ist zu sehr an die Härte des Schicksals gewöhnt, um viel Kühnheit zu besitzen. Sie fürchtet sich selbst vor einer Ameise. Diese, oft ein Querkopf, eine unruhige und wilde Herumläuferin, die sich vor nichts fürchtet, durchforscht zuweilen hartnäckig das Netz, mit dem sie nichts anzufangen weiß. Dann macht die Spinne ihr Platz, sei es, daß sie die Berührung der Ameisensäure fürchtet, welche wie Scheidewasser brennt, sei es, daß sie als gute Arbeiterin berechnet, ein langer und hartnäckiger Kampf würde ihr mehr Zeit rauben, als erforderlich ist, ein neues Netz anzufangen. Ohne die mindeste Eigenliebe gestattet sie daher der Ameise, sich breit zu machen und richtet sich in geringer Entfernung neu ein..... Ich machte einst den Versuch, einer Spinne dreimal hintereinander ihr Netz zu nehmen. Dreimal in sechs Stunden machte sie es mit bewundernswürdiger Geduld neu, ohne zu verzweifeln. Das war ein grausamer Versuch, den ich mir sehr zum Vorwurf gemacht habe. Man findet nur zu viel der Unglücklichen, welche durch Unfälle zum Feiern gezwungen werden und nun zu erschöpft sind, um ihre Gewerbthätigkeit wieder zu beginnen. Man sieht sie als lebende Skelete vergeblich ein anderes Handwerk versuchen, das ihnen nicht gelingt und bei dem sie schmerzlich die langen Beine der Holzspinnen beneiden, die ihren Lebensunterhalt im Laufen gewinnen. Wenn man von der begierigen Gefräßigkeit der Spinne spricht,

vergißt man, daß sie das Doppelte fressen oder untergehen muß, fressen um ihren Körper zu erhalten, fressen um ihr Netz zu spinnen." Man sieht, der Verfasser versteht es meisterhaft, unterhaltend zu belehren und seine Leser für seinen Gegenstand zu interessiren.

Aus dem dritten Abschnitt, welcher die gesellschaftlichen und staatlichen Institutionen der Insektenwelt zum Gegenstand der Besprechung macht und sich auf die Termiten, Ameisen, Wespen und Biene bezieht, wollen wir zur Unterhaltung unserer Leser nur noch einige Punkte über das Hauswesen und die Hochzeit der Ameisen zur Mittheilung bringen. Der Verfasser bespricht zuerst die Ameise im allgemeinen und sodann speciell die kleinen braunen und schwarzen, welche er Zimmerameisen nennen möchte. „Sie sind gezwungen, die Kuppel ihres Gebäudes, die dem Einsturz unterworfen ist, beständig zu erhöhen und auszubessern. Unter die wenige Erde, welche sie verwenden, mischen sie Blätter, Fichtennadeln, Tannenäpfel. Ist ein Holzstückchen rund, gebogen, astig, so ist das ein Schatz, sie benutzen dasselbe als Gewölbe oder noch besser als Spitzbogen, denn dieser ist haltbarer. Die zahlreichen Zugänge, welche nach außen führen, laufen fächerförmig; sie gehen von einem concentrischen Punkte aus und breiten sich gegen den Umkreis auseinander. Niedrige, aber geräumige Säle theilen die Masse des Gebäudes ein. Der größte dieser Säle liegt im Mittelpunkte und unter der Kuppel. Dieser Saal ist auch höher und wie es scheint zu den öffentlichen Verhandlungen bestimmt. Man findet darin zu jeder Stunde geschäftige Bürger, welche sich durch die Berührung ihrer Fühlhörner (eine Art elektrischer Telegraphen) gegenseitig die Neuigkeiten mitzutheilen oder Rathschläge und Weisungen zu geben scheinen. Dieser Saal ist eine Art von Forum. Nichts ist merkwürdiger zu beobachten, wie die verschiedenen Bewegungen und Arbeiten dieses großen Volks. Während die Lieferantinnen sich damit beschäftigen, die Blattläuse zu melken, Insekten zu jagen oder Materialien herbeizuschaffen, überlassen sich andere, welche eine sitzende Lebensart führen, den Familienangelegenheiten, der Erziehung der Kinder. Diese gewähren eine ungeheuere, unablässige Beschäftigung, wenn man nach der fortwährenden Bewegung urtheilt, in welcher die Ammen um die Wiegen befinden. Fällt ein Regentropfen, scheint ein Sonnenstrahl, so gibt es einen allgemeinen Aufstand, eine Umbettung aller Kinder der Colonie, und das mit einem nie ermüdenden Eifer. Man sieht die Pflegerinnen zart die großen Kinder aufheben, welche ebenso viel wiegen wie sie selbst, und dieselben von Stockwerk zu Stockwerk bis zu dem erforderlichen Punkte tragen."

Nun die Hochzeit. Der Verfasser leitet seine Beschreibung mit der Bemerkung ein, daß die thörichtsten der Thorheiten die der Weisen seien, und macht sogleich davon eine Anwendung auf die Republik der Ameisen. Ihre Hochzeit dauert nur einen Tag im Jahre. Sie ist ein wunderbares Schauspiel, worüber der Verfasser in Zweifel ist, ob sich dasselbe auf Liebe oder auf Wuth bezieht. „Man weiß es nicht, aber jedenfalls ist es ein Schauspiel voll Taumel und, sagen wir es gerade heraus, voll Schrecken. Huber erblickt darin ein Volksfest. Welch ein Fest! Welche Scenen der Trunkenheit! Doch nein, nichts Menschliches gibt einen Begriff von diesem wirbelnden Aufbrausen. Ich beobachtete das an einem stürmischen Tage zwischen 6 und 7 Uhr abends. An diesem Tage hatten Regengüsse und warmes Sonnenlicht miteinander abgewechselt. Der Horizont war sehr bewölkt, die Luft aber dennoch ruhig. Es entstand in der Natur ein Halt vor dem Wiederanfang des heftigen Regens. Auf ein niedriges schräges Dach sah ich in einem Gusse eine ganze Sündflut geflügelter Insekten herabfallen, welche betäubt, erschreckt, außer sich zu sein schienen. Ihre Unruhe, ihren unregelmäßigen Lauf, ihre Stürze und Stöße, um schneller zum Ziele zu gelangen, zu beschreiben, wäre ganz unmöglich. Mehrere setzten sich fest und liebten. Die größere Menge drehte und drehte sich unaufhaltsam. Alle hatten solche Hast zu leben, daß eben dadurch ein Hinderniß entstand. Diese fieberische Begier flößte Furcht ein. Welch eine fürchterliche Idylle! Man konnte wahrlich nicht wissen, was sie wollten. Liebten sie sich? Verschlangen sie sich? Zwischen diesem Volke wilder Brautpaare, welche von nichts wußten, irrten andere ungeflügelte Ameisen umher und griffen besonders die an, welche sich am meisten verwickelt hatten, bissen sie, zerrten sie so stark, daß wir glaubten, sie würden die Liebenden zusammenbeißen. Doch keineswegs. Sie wollten sich nur Gehorsam bei ihnen verschaffen und sie zu sich selbst zurückrufen. Ihre lebhafte Pantomime war der thatsächliche Rath, verständig zu sein. Die ungeflügelten Ameisen waren die weisen und vorwurfsfreien Wärterinnen, welche selbst keine Kinder haben, die der andern erziehen und die ganze Last der Arbeit für die Stadt tragen. . . . Mehrere der Geflügelten gaben nach und ließen sich zu dem Vaterlande und der Tugend zurückführen. Aber viele rissen sich los und flogen davon, entschlossen, nur der Liebe und der Laune zu folgen. Am Morgen erinnerte nichts mehr an die Wuth des vorhergehenden Abends, ausgenommen einige Ueberbleibsel von ausgerissenen Flügeln, an denen man nicht die Spuren eines einzigen Abends der Liebe erkannt haben würde."

Lewes, der Verfasser der unter Nr. 2 aufgeführten „Naturstudien am Seestrande", hat sich schon in sehr vortheilhafter Weise eingebürgert in unserer deutschen schönen Literatur und zwar durch seine vielbesprochene und vielgelesene Lebensbeschreibung unsers großen Goethe. Er ist ein geistreicher Mann von einem umfangreichen gründlichen Wissen, er hat einen vorurtheilsfreien Maßstab an die Leistungen unsers genialen Dichters gelegt und ist zu Resultaten gelangt, die unser patriotisches Herz erheben und erfreuen. Hier lernen wir ihn nun von einer ganz neuen Seite kennen und hochschätzen. Er ist auch Naturforscher und zwar ein recht gewichtvoller Mann von Fach. Er kennt und würdigt die großen Verdienste der deutschen Naturforscher in einer so ehrenden Weise, daß wir ihm auch von dieser Seite unsere ganze Hochachtung und Liebe schenken müssen. Das vorliegende Werk hat, wie alles, was aus der Feder dieses begabten Gelehrten geflossen ist, einen liebenswürdigen poetischen Charakter, einen feinen Witz, einen treffenden Scharfsinn in der Beurtheilung seines Gegenstandes, sodaß es ungetheilte Gunst des gebildeten großen Publikums sich zu verschaffen nicht verfehlen wird. Der Inhalt des Buchs ist gediegen und die Darstellungsform elegant und anmuthig.

Der Verfasser ist bemüht, den Besucher der Seeküste durch einfache Anweisung in das Studium und den Genuß an den Wundern des oceanischen Thierlebens einzuführen und von den Thieren und ihrer staunenswerthen Organisation Schilderungen zu geben, wie sie auch den gebildeten Leser ohne unmittelbare Anschauung interessiren können. In ersterer Beziehung hat er, da er meistens sich selbst erst hat zurecht finden müssen, seine Erfahrungen für andere nutzbar zu machen gesucht, und im zweiten Punkte war es ihm darum zu thun, die Aufmerksamkeit auf eine Welt der Geschöpfe zu lenken, die es verdient viel mehr gekannt und beachtet zu werden, als dies bisjetzt der Fall war. Schon dadurch werden diese Studien sich einen sehr großen Kreis von Lesern verschaffen. Nimmt man aber zugleich noch Rücksicht auf die gedankenreiche klare Sprache, auf den geistreichen Reflex, womit das Werk das Denken, Können, Meinen und Wissen des Menschen überhaupt abspiegelt, so wird es zu einer Perle der Literatur, welche sich gerechte Hoffnung machen darf, den Bücherschrank aller Gebildeten zu zieren.

Die Schrift zerfällt in vier Bücher. Das erste enthält die Studien an den Küsten von Devonshire, Ilfracombe und Tenby. Das zweite lenkt speciell die Aufmerksamkeit auf die Seeanemonen. Das dritte bespricht das Forschen auf den Scilly-Inseln. Das vierte bezieht sich auf Studien der Insel Jersey.

Wir wollen dem Verfasser nun gleich selbst das Wort geben und wählen dazu eine Stelle aus dem zweiten Buche. „Außer ihrer Schönheit haben die Anemonen wenig zu ihrer Empfehlung aufzuweisen; geistige Regungen sind bei ihnen nur sehr dürftig angedeutet. Aber etwas haben sie, womit sie ihre Einförmigkeit

wieder gut machen: sie lassen sich essen. In Italien kocht man sie in Seewasser und verzehrt sie mit großem Behagen; so gekocht sehen sie ungefähr wie Gelee aus von Kalbsfüßen und riechen etwa wie warme Krebse oder Hummer. Man ißt sie mit Kräutersauce. Gosse erzählt, er habe sie, wenn ich mich recht rinnere, in Butter gebraten, und obgleich ihm der erste Mund-oll (wahrscheinlich vor zoologischen Gewissensbissen) nicht recht inunterwollte, so aß er doch, nachdem er das erste überwunden atte, mit leiblichem Behagen. Meine Leserinnen entsetzen sich ielleicht bei dem Gedanken, daß sie ihre Lieblinge speisen sollen, ber in einer Zeit, wo Pferdefleisch in Wien und andern deut-hen Städten öffentlich verkauft wird und Pferdefleischesser in rankreich öffentliche Zweckessen halten, werden auch wol die nemonen der Bratpfanne nicht lange mehr entgehen. Ich habe ngedeutet, daß die Anemone von mütterlicher Liebe nicht viel eiß. Wenn sie ihre Nachkommenschaft zur Welt gebracht hat, macht sie sich um die Kinder nicht eben viel Sorgen. Ich ge sie, ich könnte auch sagen er oder es, denn wie wir gleich sen werden, sind die Anemonen geschlechtslos, und wahrschein-h muß hierauf jener Mangel an Mutterliebe zurückgeführt erden; wie kann man auch Mutterliebe und zärtliche Sorgfalt warten, wo die Mutter selbst noch unentwickelt ist? Die Actinen ingen lebendige Junge zur Welt; ja ich vermuthe sogar, sie lanzen sich nur so fort und legen Eier überhaupt nicht. Rymer nes scheint diesen Punkt zu bezweifeln, fügt indeß hinzu, es rde von zahlreichen Forschern versichert, die Jungen kämen ht selten lebendig zur Welt. Ich meinerseits behaupte dies ht nur, sondern frage auch, ob irgendjemand schon das gentheil gesehen hat? Uebrigens verwunderte es mich selbst, ich beim Oeffnen einer Anemone zum ersten male ein Junges ausfallen und sofort seine Fühlfäden ausbreiten sah. Einige ge darauf sah ich bei einer reizenden Gammacee zuerst eins, n noch eins und so drei, vier, sieben Junge aus dem Munde mmen, die sich sofort auf dem Boden des Gefäßes häuslich verließen; sie waren von verschiedener Größe und ungleich wickelt. Seitdem habe ich diese Art der Geburt oft wahrge-nommen, unter andern auch bei einer Actinia bellis. Einige riftsteller meinen, die Jungen kämen durch Oeffnungen an Spitzen der Fühlfäden heraus, aber diese Annahme ist nicht glaublich. Die Wahrheit ist, daß auf dem Grunde des gens eine große Oeffnung — nicht, wie man es wol in hern dargestellt sieht, mehrere kleine Oeffnungen — sich bet, durch welche die Jungen aus der großen Leibeshöhle in Wasser treten, und dies scheint mir die einzige Pforte ins t zu sein." Daß die Eier auch ausgestoßen werden können ihre erste Entwickelung außerhalb des mütterlichen Leibes ich gehe, will der Verfasser auch nicht ganz entschieden in e stellen, er versichert aber, daß es ihm nie geglückt sei, außerhalb der Mutter gefunden zu haben. In einer später gefügten Note hebt aber der Verfasser diesen Zweifel wieder Auf Jersey hatte er einst eine Actinia parasitica, welche al eine große Menge Eier von heller Purpurfarbe legte, ven auf der Oberfläche des Wassers im Becken schwammen. e dieser Eier setzte er in ein besonderes Gefäß, um daran itere Entwickelung zu beobachten, die sich aber nicht zeigen . „Bald darauf fand ich bei der Section einer Parasitica en Eierstöcken diese hellen purpurnen Eier, welche meine rksamkeit erregt hatten. Dies sieht sehr wie ein Beweis aus, daß wenigstens die Parasitica, wenn auch sonst keine ier legt, und ferner spricht dafür auch die Thatsache, daß, t meine Erfahrung reicht — und an dieser Stelle ist sie nfassend —, die Parasitica keine lebendigen Jungen zur Welt " Der Verfasser macht dann seine Collegen darauf auf-m, daß hier noch ein weites Feld der Forschung durch elbare Beobachtung offen läge, welches zum Bebauen auf-. Es wäre noch unentschieden, ob nur einige Arten der monen lebendige Junge zur Welt brächten, während die sich durch Auswerfen von Eiern fortpflanzten, oder ob Arten beide Fortpflanzungsacte zukämen. Lewes ist geneigt sich der letztern Ansicht anzuschließen, welches nicht so sehr mehr befremden kann, seit uns Huxley durch seine ausgezeichneten Untersuchungen über die Blattläuse einen ganz ähnlichen Aufschluß über die Fortpflanzung gegeben hat.

Die Studien am Meeresstrande, besonders wenn sie so denkend sich in das einzelne vertiefen wie die vorliegenden, konnten das Leuchten des Meers nicht unbeachtet lassen. Der Verfasser ist der Meinung, daß dieses schöne Phänomen hauptsächlich von der Leuchtqualle herrühre. So oft er im Dunkeln an ein mit Seewasser gefülltes Glas stieß, zeigten sich von allen Seiten blitzende Funken; nach und nach sei dies Leuchten schwächer geworden und zuletzt ganz ausgeblieben, gerade wie die elektrische Kraft des Zitteraals nach wiederholten Entladungen verschwände. Er folgt also ganz der Ansicht Quatresages', welche überhaupt in unsern Tagen die geltende ist. „Man bemerkt im Meere zwei Arten von phosphorescirendem Leuchten. Die erste besteht in äußerst glänzenden, aber vereinzelten Funken und rührt hauptsächlich von Seesternen, Schalthieren und Anneliden her. Die zweite besteht in einem allgemeinen schimmernden Anfluge des Wassers, über den wieder einzelne Funken verstreut sind und geht von den Leuchtquallen aus. Diese Leuchtquallen haben kein besonderes Organ, das wie bei andern Thieren die Phosphorescenz hervorbringt, sondern das Licht entströmt der ganzen Masse ihres Körpers. Jeder Reiz, welcher Art er auch sein mag, ruft dieses Licht bei ihnen hervor. Die Erscheinung ist kein Verbrennungsproceß, wie bei einigen Insekten, sondern hängt aufs innigste mit der freiwilligen oder gewaltsamen Zusammenziehung des Geschöpfs zusammen. Sie ist unabhängig von jeder Secretion, und wahrscheinlich entstehen die Funken durch die plötzliche Zusammenziehung oder das Zerreißen ihrer sarkodischen Fasern, wogegen das stete Licht durch die dauernde Zusammenziehung dieser sarkodischen Substanzen erzeugt wird."

Bei der Gelegenheit, wo der Verfasser von den Cydippen spricht und erwähnt, daß man dieses Thier in Stücke schneiden könne und dann noch tagelang jeden Theil in unverminderter Regsamkeit fortleben sähe, berührt er ein eigenthümliches Kapitel der Moral, wofür sich jeder Gebildete lebhaft interessirt. Das Zerstückeln der Thiere, behauptet man, bleibe immer eine schwer zu verantwortende Qual, selbst wenn diese Operationen im ernsten Dienste der Wissenschaft geschähen. Der Verfasser versichert, auch er sei dieser Ansicht gewesen, später aber davon abgekommen, weil er durch reiferes Nachdenken die Ueberzeugung gewonnen habe, daß den Thieren der Schmerz in eben dem Maße weniger zum Bewußtsein komme, als sie eben auf einer tiefern Stufe des Seelenlebens ständen. Hierauf würde also unser schönes Sprichwort: „Quäle nie ein Thier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz", eine sehr zweifelhafte Moral in sich schließen. Darüber kann man sich aber trösten. Und man wird überhaupt sehr geneigt der Ansicht des Verfassers beizupflichten, wenn man den Satz zunächst nur einmal auf die Menschen anwendet. Wer wüßte nicht, daß der Mensch um so unempfindlicher gegen Schmerz wird, je tiefer der Stand seiner Bildung oder je schwächer das Bewußtsein seines Geistes ist. Man frage nur die Zahnärzte und Chirurgen, die Raufbolde und die im betrunkenen Zustande stark Verwundeten. Das Aethern und Chloroformiren spricht ganz vorzugsweise für die Behauptung. Der Verfasser bewahrheitet seinen Satz zuvörderst dadurch, daß er zeigt, wie das Zusammenfahren, Sträuben, Schreien u. s. w. durchaus kein sicheres Zeichen des Schmerzes ist, und bezieht sich dabei auf Erfahrungssätze aus Owen's „Lectures on comparative anatomy" und Unzer's „Grundzüge der Physiologie". „Ich zerschnitt einmal eine Messerscheide (Solen), die schon 48 Stunden todt war und anfing in Verwesung überzugehen; allein der Stahl hatte kaum die Muskelscheibe berührt, als dieselbe sich schreckhaft zusammenzog, wie sie es beim lebenden Thiere gethan hätte. War das Schmerz? Gewiß nicht. Es war die Reizbarkeit der Muskelfasern. Noch lehrreicher ist eine andere Beobachtung, die ich am Secirtische machte. Einer meiner Tritonen war schon eine ganze Weile todt und ich hatte ihn mit allen

vier Füßen an eine Korkscheibe gespießt. Ich hatte Herz und Lunge herausgenommen, ohne irgendeine Zusammenziehung zu bemerken, als ich bei einer zufälligen Berührung des Schwanzes mit dem Messer zu meinem Erstaunen denselben zucken sah. Ich wiederholte den Stich und sah mit immer größerm Erstaunen die sämmtlichen Hinterglieder zucken und zappeln, sodaß die Füße von den Nadeln losgerissen wurden, die sie an den Kork befestigten. Jeder Zuschauer hätte geglaubt, das Thier müsse Schmerzen empfinden; aber als ich in die vordern Theile, die Rippen, den Magen, den Kopf stach, zeigte sich keine Spur von Gefühl. Daß das Thier todt war, konnte nicht zweifelhaft sein. Es war schon einige Stunden todt, als ich das Herz herausnahm, und doch behielt offenbar der Schwanz das volle Gefühl. Bei genauerer Prüfung entdeckte ich, daß die Reizbarkeit vom Schwanze an immer mehr abnahm und in der Mitte des Leibes ganz verschwand." In dieser Weise sucht der Verfasser sein Thema gründlich zu entwickeln und verweist dann schließlich noch auf einen Aufsatz von Inman: „Ueber die Abwesenheit des Schmerzgefühls bei den niedern Thieren", worin eine Menge von merkwürdigen Thatsachen zusammengestellt sei.

Es war soeben von der Messerscheide die Rede, welche der Mehrzahl unserer Leser als eine Molluske bekannt sein wird; dagegen möchten sie wol weniger genau wissen, wie man diese merkwürdigen Seegeschöpfe fängt. Man glaubt einen Scherz zu hören, wenn man vernimmt, daß man ihnen Salz auf den Schwanz streuen müsse, um sie fangen zu können. Doch lassen wir den Verfasser reden. „Es ist ein stiller heißer Nachmittag, die Flutzeit vorüber, und eine weite Sandfläche liegt vor uns. Als Waffen haben wir eine Anzahl dünner Eisenstäbe bei uns, die alle an einem Ende mit Widerhaken versehen sind wie eine Harpune; dazu kommt das Papier mit Salz, der Korb und der Kübel. So schreiten wir über den einsinkenden Sand dahin, bis wir an die Grenze des niedrigen Wasserstandes gelangen, und nun fangen wir an, uns nach Spuren der Messerscheiden umzusehen. Diese Spur besteht lediglich in ein paar kleinen Höhlungen dicht nebeneinander, die zuweilen zu einer verbunden sind und so ziemlich wie das Schlüsselloch eines Schreibepultes aussehen. Ein geübtes Auge entdeckt die Spur mit einer Sicherheit, die den Laien in Erstaunen setzt, denn der Sand ist von Höhlungen aller Art durchlöchert; der angehende Jäger muß die Oeffnungen, die etwa wie Schlüssellöcher aussehen, erst untersuchen, bis er nach einigen Fehlgriffen die richtigen erkennen lernt. Hat man ein Eisenstäbchen, etwa von der Dicke eines Stahlfederhalters bei sich, so steckt man es mit der Spitze in die Höhle, und wenn diese einer Messerscheide gehört, so sinkt das Stäbchen durch sein eigenes Gewicht ein gutes Stück hinein. Bedarf es irgendeiner Anstrengung, um es durch den Sand zu bringen, so kann man sicher sein, daß man auf falscher Spur ist." Auf diese Art pflegen die Fischer den Fang auszuführen. Sie fühlen ihre Beute an dem Stäbchen, drehen dieses um, damit die Widerhaken in die Schale greifen und ziehen es mit dem Thiere heraus. Diese Fangart ist die üblichste und wird auch in den Büchern beschrieben.

Mehr Freude macht aber die Jagd mit Salz, welche allerdings etwas mehr Zeit erfordert und nicht so einträglich ist als die vorhin beschriebene, dafür aber auch eine viel reichere Belehrung gewährt und daher besonders den Naturforschern empfohlen werden kann. „Wir finden eine Messerscheidenhöhle", erzählt der Verfasser, „vielleicht nur einige Zoll, vielleicht auch mehrere Fuß tief. Die geringste Bewegung scheucht sie unwiederbringlich hinweg. Wir müssen sie also zu ködern suchen. Wir streuen eine Fingerspitze voll Salz auf die Oeffnung und warten ab, was erfolgt. Nach einer oder zwei Minuten beginnt das Wasser aufzuwallen — es geräth in Bewegung — der Sand hebt und hebt sich — wir halten den Athem an und die Hand bereit, um blitzschnell zuzufassen — noch eine Hebung und die Messerscheide zeigt langsam die Spitze ihrer Saugröhre; sie ist jedoch noch immer im Sand vergraben und wir müssen warten, bis sie sich wenigstens einige Zoll weit herausgearbeitet hat, oder sie geht uns wieder verloren. Vielleicht ändert sie, wenn sie so weit gekommen ist, plötzlich ihren Entschluß und tritt, statt weiter herauszugehen, einen eiligen Rückzug an. Aber wenn sie sich einmal einen Zoll weit aus der Höhle herausgehoben hat und wir schnell bei der Hand sind, so ist sie unser. Zuweilen hängt sie sich, wenn man sie packt, so fest an den Sand, daß man die Schale zerbricht oder abreißt und die Hälfte des verstümmelten Leibes zurückbleibt. Zuweilen erscheint sie auch gar nicht. Man hat die Oeffnung mit Salz bedeckt, die ersten Regungen darin bemerkt und findet sich doch getäuscht, denn sie zieht sich ganz in die Tiefe zurück und die Höhle fällt ein. Das Einsalzen des Schwanzes führt also keineswegs immer zum Fange, und diese Unsicherheit erhöht den Reiz zur Jagd. Oft erscheint das Thierchen nur an der Oeffnung, um zu sehen, was es gibt und sich mit nicht ganz ungerechtfertigter Neugier zu überzeugen, ob jemand widersinnig genug sein könne, ihr, der Bewohnerin des Salzwassers, Salz anzubieten; unser Aussehen hat aber so wenig Anziehendes für sie, daß sie mit einem Blicke genug hat und fort ist wie weggeblasen. Höchst auffallend betrugen sich zwei Thiere. Sie kamen bis an die Oeffnung, warfen uns trotzig ihre Köpfe vor die Füße und zogen sich eiligst zurück. Meinten sie etwa, wir würden mit solch einer Abfindung zufrieden sein?" So weiß der Verfasser seine Leser zu spannen, als machten sie die Jagd selbst mit.

Seine Studien am Seestrande hängen meistens mit der Beschreibung des Einfangens der Objecte zusammen und es liegt gerade hierin ein eigenthümlicher Reiz für den Leser. Zuweilen macht er sich sogar lustig über den Eifer, womit er nach den Objecten zu den Studien am Seestrande Jagd macht. „Es hat jedenfalls etwas Komisches, wenn gesetzte Männer wie Katzen vor einem Mauseloche mit angehaltenem Athem — in der einen Hand das Salz, die andere in Bereitschaft zum raschen Zugreifen, ihre Rockschöße im Wasser — sich über ein Loch bücken und die Bewegungen des Sandes verfolgen, und andererseits liegt etwas im hohen Grade Drolliges in dem seltsamen Aussehen der Messerscheide, wenn sie ihre Person so neugierig hervorstreckt, während man doch durchaus nicht absieht, warum sie sich eigentlich durch das Salz so ködern läßt. Daß sie es keineswegs liebt, ist klar genug, sonst würde sie sich nicht freiwillig enthaupten, wenn sie es berührt hat; um so weniger begreift man aber, warum sie danach hervorkommt." In dieser Art, die Natur mit dem Maßstabe des menschlichen Thuns, Empfindens und Denkens zu messen und zu vergleichen, ist der Verfasser zuweilen recht gemüthlich zu Hause, es bildet dies gerade die Grundlage zu der poetischen Naturanschauung. Er übersieht diese Schwäche nicht und weist sogar scherzend mit dem Finger darauf hin, indeß ist es ihm doch nicht möglich, sie ganz zu unterlassen. Wir beklagen dies aber auch gar nicht, denn es würde dem ganzen Werke die dichterische Anmuth fehlen, sowie ihm diese sinnige Seite der Darstellung genommen werden sollte. An eine Uebertreibung wird man ohnehin nicht im entferntesten erinnert. In Bezug auf die obige Stelle bemerkt der Verfasser auch noch selbst: „Genau genommen hat die Messerscheide überhaupt keinen Kopf. Was ich als Kopf bezeichnet habe, sind nur die Saugröhren; sie bestehen aus Muskelringen, die der Länge nach aneinander gereiht sind. Bei der Zerlegung des Thiers gingen die Ringe im Wasser von selbst auseinander."

Damit hoffen wir den Lesern d. Bl. Gelegenheit geboten zu haben, mit dem Buche vorläufig bekannt zu werden. Daß sich hieran der Wunsch nach einer noch nähern Bekanntschaft schließen werde, halten wir aus Liebe zum Buche für sehr wahrscheinlich.

Heinrich Birnbaum.

Aus Heubner's Kerkerleben.

:länge aus der Zelle in die Heimat. 1849—1859 von O. L. Heubner. Dresden, Kuntze. 1859. 8. 24 Ngr.

Kerkermemoiren sind schon viele geschrieben worden, und sie
nd namentlich dann von Interesse, wenn sie den Gefangenen
ı listigen, ebenso erfindungs- als siegreichen Kampfe mit dem
ämon der marternden Langeweile oder mit den Hindernissen
igen, die sich ihren Fluchtversuchen entgegenstellen. Durch Mit-
eilungen der erstern oder der letztern Art sind in den Memoiren
s Dichters Schubart, des Pandurenobersten Trenck und Casa-
va's gerade diejenigen Partien am interessantesten, welche
n ihrem Kerkerleben handeln. Es versteht sich von selbst, daß
se Gefangenen, um für ihre Mittheilungen nicht blos bei Cri-
nalisten, sondern auch in weitern Kreisen des Publikums ein
eres Interesse zu erwecken, keine gemeinen Verbrecher sein
:fen, daß sie vielmehr mehr oder weniger mit Geist oder
ergie begabte Menschen und dabei womöglich Opfer der Will-
sein müssen, wie Schubart und Casanova, mindestens aber
) Staatsverbrecher, wie der Freiherr von Trenck. Aus der
esten Zeit sind namentlich „Le mie prigione" von Silvio
lico berühmt geworden, die wir hier nur vorübergehend zu
ähnen brauchen. Eine Art deutscher nur ziemlich unpoetischer
vio Pellico ist der Badenser Hägele, der wegen seines An-
ls an der badischen Insurrection zum Zellengefängniß ver-
eilt, später aber begnadigt wurde und nun, bußfertig und
hrt, seine im Gefängniß gemachten Erfahrungen in seinen
chthausgeschichten" und andern Schriften beschrieb.

In der vorliegenden Schrift Otto Heubner's erwarte man
eigentlichen Kerkermemoiren, keine fortlaufende Erzählung,
weniger aber die Schilderung spannender Actionen und
würdiger Vorfälle irgendwelcher Art. Sie besteht zum
l aus flüchtigen Tagebuchblättern in Prosa, worin Heubner
Stimmungen bei diesem oder jenem Vorfall mehr gemüth-
ı Charakters, namentlich bei den ihm gewährten Zusammen-
en mit seiner Familie, darlegt, der Mehrzahl nach aber aus
hen Gedichten, die allerdings sämmtlich im Kerker verfaßt
sich aber nur zum geringsten Theil auf Kerkerzustände, viel-
meist auf festliche und andere Vorgänge im Heubner'schen
lien- und Freundeskreise beziehen oder allgemein erbaulich-
ulichen Charakters sind. Heubner's Gedichte sind fast ohne
ıhme das, was nach Goethe's Ansicht ein lyrisches Gedicht
sein sollte, nämlich wirkliche Gelegenheitsgedichte, d. h.
)te, zu denen er nicht den Stoff irgendwoher aus der Ferne,
ht gar aus Büchern suchte, oder zu denen er seine Phan-
ünstlich erhitzte, sondern solche, zu denen er durch irgend-
bensereigniß, inneres oder äußeres, welches auf sein Ge-
wirkte, unmittelbar angeregt wurde. Sie sind Entäuße-
: subjectiver Stimmungen, die in ihm hervorzurufen oft nur
zelner Lichtstrahl, eine kleine Blume, ein Fleckchen blauer
el, eine sich an einen Familienfesttag knüpfende liebe Er-
ng hinreicht, obschon der Dichter bei diesen subjectiven
ungen keineswegs stehen bleibt, sondern sehr häufig auch
flexionen mehr allgemeiner Art fortschreitet. Heubner
ch in gebundener wie in ungebundener Rede als ein echt
:r Gemüthsmensch voll wahren Christenglaubens, der nicht
e bei andern durch das einsame Kerkerleben in ihm her-
ıfen wurde, sondern den er schon mitbrachte und welchem
r, gerade weil er in ihm schon befestigt war, es vorzugs-
erdankte, daß er weder in Groll, Erbitterung und Ver-
ıg, noch in eine dumpf ascetische und düster mystische Rich-
rsank. Seine Gläubigkeit paart sich vielmehr mit einer
keit und Kraft des Gemüths, die ihn die Leiden und
tisse, welche mit einem langjährigen Kerkerleben unwider-
verbunden sind, mit außerordentlicher Festigkeit und Hei-
rtragen ließen und ihn für jede noch so kleine Freude
eichterung, die ihm im Gefängniß zu Theil wurde, em-
und dankbar machte. Wir wollen hier nicht das Räth-
sen suchen, wie es kam, daß ein Mann von solcher Rich-
tung und Gemüthsart in eine politische Bewegung, von deren
Häuptern und Führern kaum noch ein anderer derselben Art und
Richtung angehörte, hineingerissen werden konnte; der Versuch,
diese Frage zu beantworten, würde gegenwärtig vollkommen mü-
ßig sein.

Mit der Religiosität Heubner's ist seine Familienpietät, die
bei ihm fast in die Bedeutung eines religiösen Cultus tritt, eng
verwachsen. Die meisten der hier vereinigten Gedichte sind, wie
schon bemerkt, an Familienmitglieder gerichtet oder beziehen sich
auf Familienereignisse, Familienfeste, Confirmations-, Geburts-
tage u. s. w. Diese Lieder, die er den Seinigen aus der Ge-
fangenschaft zuschickte, „kamen vom Herzen und gingen zum
Herzen", wie er selbst sagt; „sie haben mich und die Meinen
erhoben". Auch die hier und da dazwischengeschobenen pro-
saischen Betrachtungen oder Tagebuchblätter (von ihm selbst
„Niederschriften" genannt) sind fast ausschließlich dem Familien-
cultus gewidmet und schildern in oft rührender Weise die aus-
nahmsweise gestatteten Besuche von Frau und Kindern. Eine
solche Zusammenkunft fand Sonntag den 8. Juli 1849 früh in
der dresdener Reiterkaserne statt. Da schreibt Heubner: „Es ist
seit langen Jahren selten vorgekommen, daß mir eine Thräne ins
Auge trat. Aber heute kann ich meine Rührung nicht bemei-
stern; immer und immer wieder sehe ich die liebe Gestalt im
Kasernenhofe, treu ausharrend, den Blick nach dem zurückgeblie-
benen Gatten emporrichtend — bis es mir trübe vor Augen
wird. Ja, es wird mir auch trübe im Herzen, wenn ich daran
denke, daß ich solche Liebe nicht verdiene, und verhindert bin,
sie künftig zu verdienen und zu vergelten. Es ist traurig,
daß die Liebe, die Quelle und Freude des Lebens, die ihm
allein Werth gibt, dennoch unterthan sein muß höhern Pflich-
ten, selbst wenn diese mit ehernem Fuße alle ihre Blüten
zertreten." Das mag wol wahr sein, nur täuschen sich leider
so viele über die „höhern" Pflichten, zu denen sie berufen
zu sein glauben, ohne es doch immer zu sein, und sie ver-
kennen darüber Pflichten, die gerade ihnen in ihren Verhält-
nissen und bei ihren Charaktereigenschaften recht eigentlich als
die „höhern" gelten sollten. Und zwar unterliegen dieser zu-
meist ihnen selbst nachtheiligen frommen Täuschung sehr oft gerade
die reinsten, gläubigsten und wohlwollendsten Menschen, die dann,
ohne es zu wissen, der Spielball anderer sind, welche sie misbrauchen.

An seinem Trauungstage, 3. April 1850, besucht ihn auf
dem Königstein die ganze Familie, auch die Kinder, die größern
und kleinern, und er schreibt über dieses Freudenfest: „Von ½ 9
Uhr an verwandte ich keinen Blick vom Fenster, und kurz nach
9 Uhr sah ich einen Wagen heranrollen. Ich wußte, daß Rülke
die Lieben fuhr, und hieß seine flüchtigen Schimmel, alte Be-
kannte, heute doppelt willkommen. Vor einem Stündchen von
jetzt ab durfte ich meine Lieben nicht erwarten. Sie kamen nach
10 Uhr; groß und klein, alle Hände voll, ein lebendiges Füll-
horn voll Blumen in Sträußen und Stöcken, sammt hundert
andern guten Dingen, mit denen liebe Freundinnen sie beladen.
Sie konnten unausgesetzt bis nachmittags 5 Uhr bleiben. Ich
habe geküßt, geplaudert und gespielt nach Herzenslust. Wie lang ist
oft eine Viertelstunde, und wie kurz waren diese sieben Stunden."
Die Veränderung, die zwischen seinem Gewahrsam in Dresden
und dem Gefängniß auf der Festung Königstein stattfand, konnte
Heubner übrigens in einem Briefe vom 29. August 1849 als
eine günstige bezeichnen; er schreibt darüber: „Mein Zimmer ist
vier mal so groß, als die Zelle in der Kaserne zu Dresden und noch
höher; der Kasten vor dem Fenster ist zwar auch hier, aber es
ist alles luftiger, und die Ausstattung des Zimmers hier und
dort läßt keinen Vergleich zu. Das Abgeschlossensein ist hier
und dort gleich, nur mit dem Unterschiede, daß dort das wirre
Summen, welches die zahlreiche Bewohnerschaft der Gefängnisse
und das Verkehren auf den Kasernenhöfen und Straßen verur-
sachte, einen Zustand der Halbheit herbeiführte, der mir nicht so
lieb sein konnte, als die tiefe Einsamkeit hier. Desto lauter
spricht die Natur durch ihre gewaltigen Eilboten, die Winde,
die hier eine äußerst frequente Station haben müssen, die sie von

allen Seiten durchkreuzen. Du weißt, daß eine solche Einsamkeit meiner Natur willkommen ist." Unter solchen Umständen und in der Ungewißheit, ob die nächste Zeit Tod oder lebenslängliches Gefängniß bringen werde, zufrieden zu sein, dazu gehört entweder eine tief christliche Gläubigkeit oder ein unerschütterlicher Stoicismus, den wir bei Heubner jedoch weniger annehmen können als die erstere. Vergleichsweise fühlte er sich sogar glücklich; er schreibt: „Wenn ich schärfer nachsinne, so ist es mir gewiß, Millionen sind viel unglücklicher als ich. Gott tröste sie! Wenn man mein Schicksal von außen her und oberflächlich betrachtet, so werden wenige sein, die mit mir tauschen möchten. Denn es kann wol kommen, daß ich die goldenen Tage der Freiheit nicht wieder erblicke. Aber Tausende sind ja mit gleich wenig Aussicht der Freiheit beraubt und entbehren im Kerker der überreichen Tröstungen, die mir die Liebe der Meinen, die Achtung vieler, eine reiche Lectüre und ein offener Sinn für Dichtung und Religion gewähren. Und wenn ich tauschen sollte, ich tauschte mit keinem Menschen auf der ganzen Welt — um ihretwillen." Das ist echt christlich oder vielmehr echt menschlich gedacht. Wir bedauern fast, daß diese Aufzeichnungen in Prosa, die, wie er versichert, hier ganz so wiedergegeben sind, wie sie ursprünglich geschrieben waren, mit der Periode seiner Gefangenschaft in Dresden und Königstein schließen, während alles, „was in den spätern Zeitraum (Waldheim) fällt, nur insofern Platz gefunden hat, als es im Liede Gestalt gewann". Denn es gibt Reflexionen und Vorfälle, die im Hausrocke schlichter Prosa sich besser ausnehmen, als im Staatsrock von Vers und Reim.

Indeß ist auch den zahlreichen Gedichten, unter denen sich auch einige gelungene Uebertragungen von Gedichten des Engländers Charles Boner, dessen freundliche Theilnahme dem Verfasser, wie dieser versichert, viele einsame Stunden erheitert hat, von Lamartine und Béranger befinden, sichtbar der Stempel innerer Wahrheit aufgedrückt, und mit Recht kann Heubner von ihnen sagen, daß „fruchtloses Wehklagen von ihnen fern gehalten wurde", und daß ihnen „durch die Lage, in der sie geschrieben wurden, ein eigenthümlicher Ton und ihr besonderer Charakter" gewahrt sei. Als Probe führen wir folgendes an:

Der Gast.

An Schwester Maria, nach Uebersendung eines Rosenstocks, den ich auf einen Tag in der Zelle behalten konnte.

Es war der erste liebliche Morgen,
Mit welchem der zögernde Frühling erschien;
Das Zwitschern der Vögel verscheuchte die Sorgen,
Ich ließ es durchs offene Fenster ziehn.
Die Lüfte brachten mir Grüße getragen
Von allwärts her, doch von Westen zumal.
Das Buch und die Karte war aufgeschlagen:
Ich las von dem herrlichen Genesee-Thal*).

Von seinen donnernden Katarakten,
Vom schwankenden Boot in des Kessels Schlund,
Vom einsamen Fährhaus unter den nackten
Zerklüfteten Felsen im tiefen Grund.
Und von den sonnigen warmen Geländen,
Von üppigem Laub um silbernen Born,
Von tausend rührigen, emsigen Händen,
Von grünenden Wiesen und goldenem Korn.

Und über dem Lauschen und über dem Lesen
Und über den Träumen und Schildereien,
Da kam auf einmal ein liebliches Wesen,
Ein seltener, seltener Gast herein.
Er grüßte mit stummem, doch herzlichem Gruße,
Der Kleine — zwei Spannen nur maß er, nicht mehr —
Doch frisch und fröhlich vom Kopf bis zum Fuße,
Als käm' er vom Hofstaat des Frühlings daher.

Am Busen trug er zwei blühende Röschen
Und um die Stirne zwei Knöspchen im Kranz;
Sein braunes Gewand, Wams, Röckchen und Höschen,
Verloren in grünen Gehängen sich ganz.
Nun fraget bei meinen Brüdern allen',
Ob einer so freundlichen Gast je sah?
Er ließ es sich lange bei mir gefallen,
Von Morgen zu Morgen blieb er da.

Wir sprachen gar viel und gar erbaulich;
Ich verstand sein wortlos Geflüster im Nu;
Er that wie zu Hause und nickte traulich
Den Bildern all meiner Lieben zu;
Es war, als ob sie ihn alle verstünden,
Und Schwester Marien hat er gegrüßt,
Wie man nach der Trennung beim Wiederfinden
Eine liebe alte Bekannte grüßt.

Von all seinen Reden und all seinen Kunden
War Liebe das erste und letzte Wort;
Er sagte: „Bin mit ihr vermählt und verbunden,
„Sie ist mein Ursprung und ist mein Hort.
„Drum werd' ich auch aller Orten und Enden
„Als Herold der Liebe gesandt und begrüßt,
„Und friste mein Leben aus ihren Händen." —
Nun sag', wer mein Gast gewesen ist?

*) Eine besonders schöne Gegend im Staate Neuyork.

Seine Gabe und Neigung, an irgendeinen unscheinbaren Gegenstand einen höhern und allgemeinern Gedanken zu knüpfen, beweist unter anderm das Gedicht „An Cäcilien. Bei Uebersendung einer Cineraria", aus dem wir die letzten vier Strophen hier noch mittheilen wollen:

Aus der Asche
Grauer Haare, die die Stirn umkränzen,
Kann doch noch ein helles Auge glänzen.

Aus der Asche
Eines Herzens, das sich müd' geschlagen,
Kann doch noch der Stern der Liebe tagen.

Aus der Asche
Glüht vielleicht dem Herd noch das versteckte
Fünkchen, wenn ein milder Hauch es weckte.

Aus der Asche
Sprosset eine blau und weiße Blüte:
Sieh, es lichtet! Treu ist Gottes Güte.

Wir haben geglaubt, uns mit der Anzeige gerade dieses Buchs etwas beeilen zu sollen, um die vielen, die an Heubner's Schicksal innigen Antheil nahmen und sich über seine Freilassung aufs herzlichste freuten, möglichst frühzeitig auf sein Erscheinen aufmerksam zu machen, und wir fügen noch die Schlußworte des „Mühltroff den 1. Juli 1859" unterzeichneten Vorworts hier an:

„Nunmehr, nachdem das Leid vorüber, gilt Romeo's Wort:

— — — Zu süßer Zwiesprach soll
In unsrer Zukunft dieses Leid uns dienen.

„Und solche Zwiesprach glaube ich mit den Freunden allen, deren warme herzliche Theilnahme mir die Freude des Wiedereintritts in die Freiheit in unaussprechlicher Weise erhöht und mir in dem einzigen Schmerze, der mir geblieben, in dem Schmerze über das Los derer, die mit mir litten und noch leiden, gleich viel Trost und Hoffnung gewährt hat, halten zu dürfen. Es sind mir von dieser Theilnahme schriftlich und mündlich, von nah und fern, in den weitesten Umkreisen, unzählige erhebende Beweise gegeben worden; ich möchte gern jedem, der meiner so freundlich gedacht hat, die Hand drücken; aber es ist unmöglich. Darum soll dieses Büchlein anstatt meiner hinausgehen und grüßen und danken."

H. M.

Zur Völkerpsychologie.

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Herausgegeben von M. Lazarus und H. Steinthal. Erster Band. Erstes Heft. Berlin, Dümmler. 1859. Gr. 8. Jedes Heft 15 Ngr.

Der Gedanke, für eine Wissenschaft wie die Völkerpsychologie, die als besondere Disciplin bisher noch nicht vorhanden war, eine eigene Zeitschrift zu gründen, mag als kühn und namentlich unter den gegenwärtigen, für rein wissenschaftliche Unternehmungen höchst ungünstigen Verhältnissen mehr als bedenklich erscheinen; gleichwol muß man den Männern, welche diesen Gedanken faßten und ausführten, Dank dafür wissen, denn so wenig die Zeit dem Unternehmen entgegenkommt, so sehr entspricht das Unternehmen der Zeit, und zwar nicht blos ihren wissenschaftlichen, sondern auch ihren praktischen Bedürfnissen. Die Hauptfrage, welche jetzt die gesammte cultivirte Welt beschäftigt, ist die der Nationalitäten. Die endliche Entscheidung derselben liegt in den Händen der Kriegskunst und Diplomatie, die sich als solche wenig um die Wissenschaft bekümmern und insbesondere von der Philosophie als einer Potenz, die hierbei mitzusprechen hätte, nichts wissen wollen. Trotzdem wird sich jeder, der die Sache tiefer anschaut, sagen müssen, daß die Resultate, welche durch die praktischen Leistungen der Waffen und Verhandlungen erzielt werden, nicht eher auf die Dauer zu befriedigen vermögen, ehe sie nicht wirklich der innersten und eigensten Natur der Völker und dem jemaligen Standpunkt ihrer nationalen, socialen und culturhistorischen Entwickelung entsprechen; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die Frage, worin denn nun eigentlich die innerste Natur eines Volks bestehe und in welchem Stadium seiner weltgeschichtlichen Entwickelung es sich gerade zur Zeit befinde, in gründlicher und zufriedenstellender Weise nur durch die Wissenschaft zu erledigen ist und daß sich dieselbe nicht blos mit einer empirischen Erforschung und Zusammentragung der äußern Thatsachen begnügen darf, sondern sich auch zu einer denkenden und vergleichenden Betrachtung derselben und zu einer Erkenntniß der den Thatsachen zum Grunde liegenden Bedingungen und Gesetze, kurz zu einer philosophischen Behandlung der Sache erheben muß.

Das Bedürfniß nach derartigen Untersuchungen ist seit lange empfunden und nach Umständen befriedigt worden. Gleichwol hat es an einer besondern Wissenschaft dafür gefehlt, und was in dieser Hinsicht geleistet, daran haben von verschiedenen Gesichtspunkten aus sehr verschiedene Wissenschaften gearbeitet: Geschichtschreibung, Culturgeschichte, Politik, Publicistik, Anthropologie, Ethnologie u. s. w. Diejenige Wissenschaft, welche diese verschiedenen Arbeiten bisher am vollkommensten in sich concentrirt und aus ihnen allgemeine Ergebnisse zu gewinnen versucht hat, ist die Philosophie der Geschichte. Trotzdem hat sie das, worauf es vor allem ankommt, noch nicht geleistet. Statt einer Entdeckung der Gesetze der Völkerentwickelung hat sie, wie von den Herausgebern dieser Zeitschrift in den „Einleitenden Gedanken" richtig hervorgehoben ist, meist nur eine übersichtliche und raisonnirende Darstellung des geistigen Inhalts, der Quintessenz der Geschichte gegeben, auch ist sie gewöhnlich nicht von einer erfahrungsmäßigen Ergründung der einzelnen Völker in ihrer Eigenthümlichkeit, sondern von einem allgemeinen Begriffe ausgegangen, welcher als die Idee und das Ziel der Menschheit von vornherein festgestellt ward, und auf diesem Wege in der Regel nur dazu gelangt, den Geist der einzelnen Völker summarisch zu schildern, um sodann die Fortschritte von einem zum andern ins Auge zu fassen und so ein concentrirtes Bild der gesammten Menschheit zu gewinnen. Im ganzen war also das Streben der Philosophie der Geschichte mehr auf die Darlegung des Entwickelungsprocesses des Allgemeinmenschlichen, nicht auf die scharfe Erfassung und Abgrenzung des specifischen Charakters der einzelnen Völker gerichtet, und gerade die Aufgabe, welche sich die Völkerpsychologie stellt, bleibt also von ihr ungelöst.

Und worin besteht nun diese Aufgabe? Die Herausgeber sehen sie selbst darin: „eine Erkenntniß des Volksgeistes zu bereiten, wie die bisherige Psychologie eine des individuellen Geistes erstrebte; oder: diejenigen Gesetze des menschlichen Geistes zu entdecken, welche zur Anwendung kommen, wo immer viele als eine Einheit zusammen leben und wirken". Von mancher Seite wird dieser Aufgabe die Frage entgegengestellt werden, ob sie denn zu lösen sei? Ob denn wirklich der Volksgeist mit dem Individualgeiste irgendwie vergleichbar, ob er namentlich wie dieser etwas selbständig für sich Bestehendes, etwas in seiner Totalität sich nach eigenen Gesetzen Entwickelndes, oder nicht vielmehr ein bloßes Abstractum, ein Collectivbegriff, ein Product der ihn bildenden Individuen, folglich nicht eine einheitliche und als solche einheitlich zu begreifende Seele, sondern nur ein durch die verschiedenartigsten Einwirkungen, großentheils durch den Zufall zusammengewürfeltes Aggregat von verschiedenen Seelen sei? und ob daher überhaupt von einer Psychologie des Volksgeistes in dem gedachten Sinne die Rede sein könne? Wer mehr oder weniger den materialistischen Ansichten unserer Zeit huldigt, wird geneigt sein, auf diese Frage in verneinendem Sinne zu antworten, weil dem Materialismus überhaupt alles Allgemeine und Höhere nur ein Aggregat der Einzeldinge und der Begriff desselben eine leere Abstraction ist, der in der Wirklichkeit nichts entsprechen soll. Die Herausgeber verkennen, was in dieser Ansicht Wahres liegt, nicht. Sie geben zu, daß von einer Psyche des Volks, ganz in demselben Sinne genommen, wie von einer Psyche des Individuums gesprochen werde, von einer gleich einheitlichen Substanz, welche als Träger der Thätigkeit gedacht werden müsse, nicht wol die Rede sein könne; sie wollen daher auch die Hauptaufgabe der Völkerpsychologie weniger auf die Erkenntniß einer solchen Substanz und deren Qualität, als vielmehr auf die Darstellung des psychischen Processes und Progresses, weniger auf die Ergründung der Seele als solcher, als auf die Erforschung der ihre Bethätigung durchdringenden Gesetze gerichtet und ihre Wissenschaft mehr als eine „Volksgeisteslehre", als eine eigentliche Seelenlehre im engern Sinne des Worts betrachtet wissen. Trotzdem aber sind sie weit entfernt, in der Gesammtheit eines Volks ein bloßes Aggregat zu sehen und dem einheitlich sich bethätigenden Volksgeist eine ihm zum Grunde liegende einheitliche Substanz, also eine gewisse Subjectivität und Persönlichkeit, geradezu abzusprechen. „Die bloße Summe aller individuellen Geister in einem Volke, sagen sie, kann den Begriff ihrer Einheit nicht ausmachen, denn dieser ist etwas anderes und bei weitem mehr als jene; ebenso wie der Begriff eines Organismus (einer organischen Einheit) bei weitem nicht durch die Summe der zu ihm gehörenden Theile erschöpft wird; vielmehr fehlt dieser Summe gerade noch das, was sie zum Organismus macht, das innere Band, das Princip, oder wie man es sonst nennen mag. So ist auch der Volksgeist gerade das, was die bloße Vielheit der Individuen erst zu einem Volke macht, er ist das Band, die Idee des Volks und bildet seine Einheit. Diese Einheit nun ist die des Inhalts und der Form oder Weise seiner Thätigkeit, in der gemeinschaftlichen Erzeugung und Erhaltung seines geistigen Lebens. Denn in dem geistigen Thun aller Individuen eines Volks herrscht eine Uebereinstimmung und Harmonie, welche sie zusammenschließt und zu einer organisch verbundenen Einheit macht. Das nun, was an dem verschiedenen geistigen Thun der einzelnen mit dem aller andern übereinstimmt und jene Harmonie bildet, zusammengenommen, ist die geistige Einheit des Volks, der Volksgeist. In der Form einer Definition wird die Völkerpsychologie den Volksgeist als das Subject, von welchem sie etwas prädiciren will, demnach etwa so bezeichnen: das, was an innerer Thätigkeit, nach Inhalt sowol wie nach Form, allen einzelnen des Volks gemeinsam ist; oder: das allen einzelnen Gemeinsame der innern Thätigkeit."

Wir können dieser Ansicht nur beistimmen und halten daher die Wissenschaft einer Völkerpsychologie in dem entwickelten Sinne nicht nur für möglich, sondern auch für geboten, wenn wir das Leben der Völker in ihrer Eigenthümlichkeit, sowie in ihren Gegensätzen und Wechselbeziehungen wirklich begreifen und zugleich

für die Einwirkung auf die Fortentwickelung derselben die richtigen und heilbringenden Gesichtspunkte gewinnen wollen. Es ist daher sehr zu wünschen, daß eine Zeitschrift, die sich die Ausbildung dieser Wissenschaft zum Zweck gesetzt hat, sowol von den hierzu berufenen Schriftstellern, wie von dem Publikum auf das entgegenkommendste unterstützt werde, zumal nicht nur die frühern Leistungen der beiden Herausgeber sowol auf dem Gebiete der Psychologie wie auf dem der Sprachwissenschaft, sondern auch die in diesem ersten Heft ausführlich dargelegten Principien keinen Zweifel darüber zulassen, daß die Leitung und Weiterführung dieses Unternehmens in den besten Händen ist. Wir können nicht umhin, allen Gebildeten den Inhalt dieses ersten Hefts zu eigener Kenntnißnahme zu empfehlen; um aber von dem, was man überhaupt in dieser Zeitschrift zu erwarten hat, einen wenigstens allgemeinen Begriff zu geben, lassen wir hier noch eine kurze übersichtliche Zusammenstellung der Erörterungen folgen, aus denen nach der Angabe der Herausgeber selbst der wesentliche Inhalt der Zeitschrift bestehen wird.

Der Völkerpsychologie sollen gewidmet sein: 1) Abhandlungen, welche die Erforschung und Aufstellung von völkerpsychologischen Gesetzen auf dem Grunde von gegebenen Thatsachen bezwecken, gleichviel ob das Gesetz die psychische Einheit einer Nation oder aber eines Staats oder einer andern geistigen Gemeinschaft und Einheit betrifft; 2) Darstellungen von historischen, ethnologischen, anthropologischen oder geographischen Thatsachen, dergestalt daß sie die Erkenntniß von allgemeinen psychologischen Gesetzen veranlassen oder unterstützen können; 3) Berichte und Urtheile über Werke, welche unmittelbar Gegenstände unserer Wissenschaft zum Inhalt haben, sowie auch über solche, welche zu den Hülfsquellen derselben gehören.

Der Sprachwissenschaft, welcher als der reichsten Quelle der Völkerpsychologie eine ganz besondere Berücksichtigung zu Theil werden soll, werden folgende Expositionen eingeräumt werden: 1) allgemeine sprachwissenschaftliche Aufsätze, in welchen durch Thatsachen aus den verschiedenen Sprachen psychologische Gesetze entweder gewonnen oder unterstützt werden; 2) übersichtliche Darstellungen eigenthümlicher Sprachbildungen, Charakteristiken der verschiedenen Sprachstämme oder einzelner Sprachen oder auch einzelner Gruppen von Formen, wie z. B. Verbalformen u. s. w.; 3) Besprechungen solcher Schriften, welche entweder auf dasselbe Ziel absichtlich hinsteuern oder zu demselben hinführen, indem sie durch bloße Darstellung sprachlicher Erscheinungen und Thatsachen die psychologische Erklärung derselben veranlassen.

Außerdem soll eine besondere Rubrik noch für kurze Bemerkungen, Beobachtungen, Skizzen und Fragen eingeräumt werden, sofern dieselben als Anfänge und Anlässe zu weitern Beobachtungen, durch Aufstellung von Problemen, Andeutungen und Versuchen zu ihrer Lösung oder kritische Notizen über Gegebenes, die Erforschung psychologischer Gesetze auf die Bahn bringen können.

Der Leser wird hieraus erkennen, daß die Zeitschrift trotz der bestimmten Grenzen, in denen sie sich bewegen will, ein ungemein weites, und nach allen Seiten hin interessantes Gebiet bestreift und daß er sich die vielseitigste Anregung und Belehrung von ihr versprechen darf. Möge sie Kraft und Ausdauer besitzen, sich gegen die Ungunst der Zeiten zu behaupten.

Adolf Zeising.

Notiz.

Die Pecht-Ramberg'sche „Schiller-Galerie".

Ein Prachtwerk, welches ebenso wol der deutschen Auffassungs- und Interpretationsgabe als dem deutschen Grabstichel zur hohen Ehre gereicht und wegen der beigefügten Erläuterungen auch literarischen Werth in Anspruch zu nehmen hat, ist soeben — kurz vor Schiller's hundertjährigem Geburtstage, zu dessen Verherrlichung es von der Verlagshandlung ins Leben gerufen wurde — mit der zehnten Lieferung vollendet worden; es ist das folgende:

Schiller-Galerie. Charaktere aus Schiller's Werken. Gezeichnet von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg. Funfzig Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht. Leipzig, Brockhaus. 1859. 4. 13 Thlr. 10 Ngr.

In dem erst jetzt am Schluß mit ausgegebenen Vorworte weist Pecht darauf hin, daß das Werk ursprünglich eine Art von Pendant zu den im Auslande veranstalteten, in deutschen Ausgaben in demselben Verlage wie die „Schiller-Galerie" erschienenen Illustrationswerken „Die Frauen der Bibel" und „Shakspeare-Galerie" werden sollte, und fährt dann fort: „Die Säcularfeier der Geburt unsers nationalen Dichters schien der geeignetste Zeitpunkt, ihm die eigene Verehrung zu bezeigen durch eine Production, wie sie merkwürdigerweise bisjetzt noch nicht versucht worden war, da wir zwar allerhand Bilder Schiller'scher Gestalten, aber noch keine zusammenhängende Illustration seiner Werke besitzen, die den heutigen Anforderungen irgend entsprechen könnte. Daß die Aehnlichkeit mit jenen vorerwähnten Werken indeß nur eine äußerliche sein dürfe, daß das Werk weder französisch noch englisch, sondern eben nur deutsch aussehen müsse, daß es ein viel genaueres Eingehen auf die Absicht des Dichters bedinge, als es dort zu finden, wenn es seiner irgendwie würdig sein, der Pietät entsprechen solle, welche wir alle gegen ihn empfinden, das verstand sich gewissermaßen von selbst." Die Aufgabe war um so schwieriger, da die Dramenfiguren Schiller's den Zeichner leicht zu einer conventionell theatralischen Auffassung verleiten können, wie dies bisher fast ohne Ausnahme der Fall war. Wir freuen uns aber sagen zu können, daß diese Klippe von den beiden Künstlern, sowol von Pecht als von Ramberg, glücklich vermieden ist, die Gestalten sind wahr, lebensvoll und charakteristisch, und wenn auch manche derselben bei dem ersten Anblick von der Vorstellung, die sich als Niederschlag der Lectüre oder der bühnlichen Aufführungen in uns gebildet hat, abweichend sein mögen, was der eigenthümlichen Auffassung der Zeichner übrigens nur Ehre macht, so werden wir bei längerm Anschauen sagen müssen, daß sie mit der Intention des Dichters und dem Charakter der dargestellten Personen fast immer im Einklang stehen, oft sogar überraschende Aufschlüsse gewähren und das Verständniß der Schiller'schen Dichtungen überhaupt erleichtern helfen. Ein größeres Lob als dieses kann ihnen, dünkt uns, nicht gespendet werden. Namentlich meisterhaft erscheinen uns alle diejenigen Charakterbilder, wo ein historischer Anhalt an ein vorhandenes Porträt oder an Personalschilderungen vorhanden war; aber auch da, wo die Zeichner allein auf ihre Phantasie und ihr Deutungsvermögen angewiesen waren, wird man immer eine eigenthümlich geistreiche Auffassung anerkennen müssen. Auf Einzelheiten können wir hier nicht weiter eingehen, wollen aber mit besonderm Dank noch die schönen und charakteristischen Bildnisse Schiller's selbst und seiner Gattin hervorheben.*)

Die Erläuterungen, die man der Feder Pecht's verdankt, sind reich an geistreichen, scharfsinnigen und eigenthümlichen Bemerkungen, die zu einer richtigern Auffassung der Schiller'schen Dichtungen und ihrer Hauptgestalten überhaupt dienen können und sich um so mehr durch eine gewisse naturalistische Frische auszeichnen, da Pecht, wie er selbst versichert, es immer vorgezogen hat, die Dichter selbst, statt ihre Kritiker und Glossatoren zu genießen, wiewol er gesteht, daß er Gervinus und besonders Julian Schmidt manche vortreffliche Winke verdanke. Wir erblicken in diesem Geständniß eine Anerkennung der Kritik überhaupt, obschon wir nicht recht einzusehen vermögen, wie die

*) Bei diesem Anlaß möge flüchtig erwähnt sein, daß nach einem wahrscheinlich von J. C. Reinhart gemalten und gegenwärtig sich im Besitz des Dichters Adolf Böttger befindlichen Oelbilde ein interessantes lithographirtes Porträt Schiller's erschienen ist, das um so mehr unsere Theilnahme erregt, weil aus der Zeit (Mitte der achtziger Jahre), wo Reinhart es malte, kein weiteres beglaubigtes Porträt von Schiller vorhanden ist.

Analysen eines Kritikers und Literarhistorikers der schaffenden Phantasie eines Künstlers sehr nachzuhelfen vermögen, ohne übrigens zu verkennen, daß die Kritik im allgemeinen dazu beitragen könne, den Künstler vor jener allzu idealistisch-conventionellen, pathetisch gespreizten Manier zu wahren, die sich sonst meistens in Illustrationen dieser Art bemerkbar macht. Von besonderm Interesse war uns noch im Vorwort die hingeworfene Aeußerung: „Deutschland besitzt noch keinen Maler, der dem Dichter Schiller ebenbürtig wäre", interessant darum, weil sie aus der Feder eines Künstlers herrührt, der freilich auch Denker ist. Uebrigens freuen wir uns, dem Publikum laut der Vorrede anzeigen zu können, daß Verlagshandlung und die beiden Künstler beabsichtigen, diesem bereits mit größtem Beifall aufgenommenen wahrhaften Nationalwerk ein Parallelwerk, nämlich eine „Goethe-Galerie" folgen zu lassen. **H. M.**

Bibliographie.

Arneth, A., Maria Theresia und der Hofrath von Greiner. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 10 Ngr.

Bareille, J., Emilia Paula. Historisches Zeit- und Sitten-Gemälde aus dem 1. Jahrhundert. Nach dem Französischen. Deutsch herausgegeben von J. Chowanetz. Zwei Bände. Schaffhausen, Hurter. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Berg, J., Die Geschichte der schwersten Prüfungszeit der evangelischen Kirche Schlesiens und der Oberlausitz, d. i. der Zeit von Einführung der Reformation bis zur Besitznahme Schlesiens durch König Friedrich den Großen. Ein Beitrag zur Erklärung der gegenwärtigen äußern Zustände derselben und zur Darlegung ihrer Rechte und Ansprüche in dieser Hinsicht, nach den bewährtesten Quellen und Urkunden bearbeitet und mit den erforderlichen Uebersichten, Nachweisungen und Beilagen versehen. Jauer. 1857. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Caballero, F., Ausgewählte Werke. Uebersetzt und eingeleitet von L. G. Lemcke. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die Möve. Ein spanisches Sittengemälde. 1ster Theil. Braunschweig, Westermann. 8. 24 Ngr.

Crafft, J., Julian und Aemilia. Drama in fünf Aufzügen. Königsberg. 8. 24 Ngr.

Deutschlands Lehrjahre. 1848—1860. Ein Gedenkbuch das deutsche Volk von einem Volksfreund. 1ste Lieferung. Berlin, Administration von Scherl's Lesekränzchen. Lex.-8. 4 Ngr.

Dichterperlen. Eine Auswahl des Guten und Schönen aus deutschen Dichtern seit Haller. Herausgegeben und mit Erläuterungen begleitet von H. Bone. Zwei Bände. Bonn, Henry und Cohen. 1860. 8. 2 Thlr.

Eichwald, K., Niederdeutsche Sprichwörter und Redensarten gesammelt und mit einem Glossar versehen. Leipzig, Hübner. 1860. 8. 15 Ngr.

Feifalik, J., Studien zur Geschichte der altböhmischen Literatur. 1. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 Ngr.

Gärtner, W., Aus der Wüste. Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. 16. 1 Thlr.

Golovine, I., Progrès en Russie, pour faire suite à la Russie, depuis Alexandre le Bien-Intentionné. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Gustav vom See, Vor fünfzig Jahren. Roman in Bänden. Breslau, E. Trewendt. 8. 4 Thlr.

Hahn, J. G. v., Mythologische Parallelen. Jena, Mauke. 8. 20 Ngr.

Hahn, L., Kurfürst Friedrich der Erste von Brandenburg, Burggraf zu Nürnberg, der Ahnherr des Preußischen Königshauses. Ein deutsches Fürstenbild. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hiemer, K., Die Einführung des Christenthums in den deutschen Landen. 5ter Theil. — A. u. d. T.: Die Einführung des Christenthums im mittelwestlichen und mittlern Deutschland, enthaltend: Das Leben und Wirken des heiligen Bonifacius. Schaffhausen, Hurter. 8. 27 Ngr.

Hochstetter, F., Schreiben an Alexander von Humboldt. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 Ngr.

Horn, H., Ferdinand von Schill, der unerschrockene Kämpfer für Deutschlands Ehre und Freiheit. Dem deutschen Volke zur Nachahmung vorgestellt. Tübingen, Riecker. 16. 4 Ngr.

Huber, J., Die Philosophie der Kirchenväter. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Humboldt's, A. v., Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents. In deutscher Bearbeitung von H. Hauff. Nach der Anordnung und unter Mitwirkung des Verfassers. 1ste Lieferung. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 15 Ngr.

Kessel, O. v., Reise- und Jagd-Abenteuer aller Länder und Völker. Mit 8 Abbildungen in Farbendruck von A. Haun. Berlin, Janke. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Koenig, R., Blüten aus dem Leben des Mädchens. Gedichtsammlung für junge Mädchen. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 20 Ngr.

Köpke, R., Deutsche Forschungen. Die Anfänge des Königsthums bei den Gothen. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kuhn, A., Die herabkunft des feuers und des göttertranks. Ein beitrag zur vergleichenden mythologie der Indogermanen. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lessing's, G. E., gesammelte Werke in zwei Bänden. Leipzig, Göschen. Lex.-8. 4 Thlr.

Neumann, G. F. W., Der Flüchtling. Episches Gedicht. Leipzig, Hübner. 16. 25 Ngr.

Ramshorn, C., Maria Theresia und ihre Zeit. 1ste Lieferung. Leipzig, Voigt u. Günther. Lex.-8. 10 Ngr.

Die Rettung der Wittenberger Universitäts-Bibliothek durch deren ersten Custos M. Gottlob Wilhelm Gerlach, jetzt ordentlichen Professor der Philosophie an der Universität Halle. Zur Geschichte des Jahres 1813. Halle, Fricke. Br. 8. 5 Ngr.

Roßmäßler, E. A., Der Mensch und das Weltmeer. Eine Skizze. Leipzig, Brandstetter. Lex.-8. 10 Ngr.

Runeberg, J. L., Des Fähnrichs Stohl Sagen. Eine Liedersammlung. In's Deutsche übersetzt durch A. Tk. Leipzig, Köhler. 16. 16 Ngr.

Schneider, K. F. R., Husarengeschichten aus der Geschichte des Blücher-Husaren-Regiments. Stolp, Stein. Gr. 8. 25 Ngr.

Seidler, L. P., Claudia Procula. Dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen. Frankfurt a. d. O., Trowitzsch u. Sohn. Gr. 16. 20 Ngr.

Vernaleken, T., Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich. Als Beitrag zur deutschen Mythologie, Volksdichtung und Sittenkunde. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr.

Zeitbilder. Nr. 1. Tübingen, Riecker. 12. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Meine Ansichten über die Congreß-Frage. Rhapsodien aus der Zelle eines politischen Anachoreten. Leipzig, Bredt. 8. 5 Ngr.

Honigmann, D., Die preußische Verfassung und der confessionelle Eid. Breslau, Hainauer. Gr. 8. 6 Ngr.

Richter, K. E., Die vereinigten Staaten von Europa. Andeutungen zur Herstellung eines dauernden Friedens unter den europäischen Staaten. Dresden. 8. 7½ Ngr.

Rönnefahrt, J. G., Johann Joachim Winckelmann. Kurze Lebensgeschichte, bei Gelegenheit der Aufstellung des Winckelmannsdenkmals allen Mitbewohnern der Stadt Stendal und der übrigen Altmark gewidmet. Stendal, Franzen u. Große. Gr. 8. 5 Ngr.

Schlatter, G. F., Staat, Kirche und Konkordat. Eine politisch-kirchliche Betrachtung. Ulm, Gebr. Nübling. 1860. Gr. 8. 12½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Ein literarisch-artistisches Denkmal zu Schiller's hundertjährigem Geburtstage.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller-Galerie.

Charaktere aus Schiller's Werken.

Gezeichnet von

Friedrich Pecht und **Arthur von Ramberg.**

Funfzig Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

4. In zehn Lieferungen. 13 Thlr. 10 Ngr.

Gebunden in Calico mit Goldprägung und Goldschnitt 15 Thlr. 10 Ngr.

Gebunden in Leder mit Goldprägung und Goldschnitt 16 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: Friedrich Schiller, Charlotte von Lengefeld; Karl Moor, Amalia, Franz Moor; Fiesco, Leonore, Andreas Doria, Julia Imperiali. Ferdinand, Luise Miller, Lady Milford; Philipp II., Elisabeth von Valois, Don Carlos, Marquis Posa, Prinzessin Eboli, Alba; Wallenstein, Gräfin Terzky, Octavio Piccolomini, Max Piccolomini, Thekla, Der Kapuziner, Gustel von Blasewitz; Elisabeth, Königin von England, Maria Stuart, Leicester, Mortimer, Burleigh; Johanna, Karl VII., Agnes Sorel, Talbot, Königin Isabeau; Donna Isabella, Don Manuel, Don Cesar, Beatrice; Wilhelm Tell, Hedwig, Tell's Knabe, Arnold vom Melchthal, Bertha von Bruneck, Geßler; Turandot, Kalaf; Demetrius; Der Prinz, Die Griechin.

Die «Schiller-Galerie», die in jeder Hinsicht als ein Prachtwerk ersten Ranges und ein Unternehmen, das der deutschen Kunst zur Ehre gereicht, bezeichnet werden kann, die erste zusammenhängende Illustration seiner Werke, liegt dem deutschen Publikum nunmehr vollständig vor. Sie ist von der Verlagshandlung als ein des Dichters würdiges literarisch-artistisches

Denkmal zu Schiller's hundertjährigem Geburtstage

ins Leben gerufen worden und mit Aufbietung aller Kräfte wurde es möglich, sie noch kurz vor diesem Tage, der in ganz Deutschland als ein Nationalfest gefeiert wird, zu vollenden. Als bleibende Erinnerung an diesen Tag kann den Verehrern Schiller's nicht leicht ein anderes Werk mit mehr Recht empfohlen werden, als die «Schiller-Galerie», die gleich bei ihrem Beginn von der Kritik mit der grössten Anerkennung begrüsst wurde und sich bereits zahlreiche Freunde erworben hat.

☞ **Die bereits bestellten gebundenen Exemplare der «Schiller-Galerie» werden in den ersten Tagen des November versandt werden und also noch vor dem 10. Nov. überall eintreffen. Wer bis dahin noch gebundene Exemplare zu haben wünscht, möge sofort einer Buchhandlung den Auftrag dazu ertheilen.**

Ausser der Prachtausgabe der «Schiller-Galerie» in Quart ist von derselben auch eine

Prachtausgabe in Imperial-Folio

veranstaltet worden. Die Stahlstiche sind auf chinesischem Papier, der erläuternde Text auf starkem Velinpapier mit geschmackvollen Initialen gedruckt.

Von den in der «Schiller-Galerie» enthaltenen, mit allgemeinster Anerkennung aufgenommenen

Porträts von Friedrich Schiller und Charlotte von Lengefeld

sind Separat-Abdrücke erschienen, in Imperial-Folio und in folgenden zwei Ausgaben:

auf feinstem Kupferdruckpapier: jedes Blatt 16 Ngr.;

Prachtausgabe auf chinesischem Papier: jedes Blatt 20 Ngr.

Viele Besitzer der «Schiller-Galerie», denen diese Porträts lieb und werth sind, werden dieselben, welche Pendants bilden und sich trefflich zum Zimmerschmuck eignen, gewiss gern nochmals anschaffen.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist neu erschienen:

Anthropologie der Naturvölker.

Erster Band.

Ueber die Einheit des Menschengeschlechtes und den Naturzustand des Menschen

von **Dr. Theodor Waitz.**

Professor in Marburg.

Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Der 2. Theil dieses Werkes erscheint Anfang 1860.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Essai sur l'histoire de l'humanité.

Par **Michael Antonides.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Entwurf und Grundzüge einer Geschichte der geistigen Entwickelung der Menschheit, die der Verfasser, ein angesehener, hier pseudonym auftretender Gelehrter Russlands, als Frucht langjähriger Forschung der Oeffentlichkeit vorlegt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 10. November 1859.

Die Schiller-Literatur bei Schiller's Jubelfeier.

Erster Artikel.

Eine ähnliche Erscheinung wie die gegenwärtige Säcularfeier Schiller's bot in Deutschland im Laufe dieses Jahrhunderts etwa nur die dreihundertjährige Jubelfeier der Reformation. Damals suchte und fand die lutherische Hälfte der deutschen Nation ihre Einheit in der Verherrlichung Luther's, dieses ebenfalls an einem 10. November geborenen geistigen Heros. Der Enthusiasmus, der sich damals für diesen „Mann Gottes" kund gab, war vielleicht noch intensiver und volksthümlicher, umfaßte dafür aber auch nur denjenigen Theil der deutschen Nation, welcher sich in kirchlicher Hinsicht nach Luther nennt; der Schiller-Cultus dagegen dringt zwar weniger in die untern Schichten, besonders der ländlichen Bevölkerung, ist aber dafür um so ausgedehnter, indem er den Gebildeten und Vorurtheilslosen aller Confessionen und Parteien als Ausdruck und Symbol ihrer geistigen Gemeinschaft und ideellen Verbrüderung dient, und zwar nicht in Deutschland allein, sondern überall und an den entferntesten Punkten des Erdkreises, wo sich als Vorposten deutscher Cultur und Sitte gebildete Deutsche in genügender Anzahl angesiedelt haben, um dieses brüderliche Fest mit einigem Nachdruck begehen zu können. Obschon dieser Cultus hier und da Formen annimmt, daß es scheinen könnte, als ob er ein blos persönlicher sei, so ist er im wesentlichen doch ein ideeller und nationaler, wiewol vielfach nuancirt und aus verschiedenen Elementen gemischt, wie dies in bewegten Zeiten wie die unserige immer der Fall ist und nicht anders sein kann. Der Gleichgültigen wie der Gedankenlosen, welche die Sache nur mitmachen, wie sie alles mitmachen, was die Mode des Tags erfordert, gibt es freilich auch eine große Zahl. Und auch an Gegenstimmen fehlt es nicht. Sie kommen zumeist aus dem Lager der Ultrakirchlichen, sowol der protestantischen als katholischen, aus Hamburg und Stuttgart ebenso gut wie aus Augsburg und Regensburg. Dies verstand sich von selbst. Merkwürdiger erscheint es dagegen, daß sogar ein Erzradicaler, Karl Heinzen, sich gegen den Schiller-Cultus aussprach und mit einer immerhin anerkennenswerthen Unerschrockenheit und Unbekümmertheit um die öffentliche Meinung und die Zustimmung seiner Gesinnungsgenossen in seinem „Pionier" behauptete, daß Goethe als der auf einem freiern Standpunkte sich befindende überlegenere und universellere Geist diesen Cultus viel mehr verdiene als Schiller.*) Indeß sollten diese Herren, was wenigstens die diesmalige Novemberfeier betrifft, doch bedenken, daß eine Säcularfeier eben nicht alle Tage wiederkehrt und daß keiner von denen, welche an der Schillerfeier des Jahres 1859 theilnehmen, die vom Jahre 1959 erleben wird.

Bei aller Anerkennung, die wir den dem Schiller-Cultus zu Grunde liegenden Tendenzen zollen, und bei allem Vorschub, den wir seinen Zwecken für unsere Person nach unsern schwachen Kräften zu leisten bemüht sind, müssen auch wir allerdings mit einer Aufrichtigkeit, die man uns sicherlich nicht verübeln wird, bekennen, daß, soweit unsere Kenntniß der Zustände reicht, der Schiller-Cultus

*) Der Abdruck der begeisterten Betrachtungen und Mittheilungen Adolf Stahr's über Goethe's Gartenhaus in Nr. 38 und 39 des „Pionier" kann wol als ein neues Zeugniß dieser Vorliebe Heinzen's für Goethe und seines Bestrebens, für ihn Propaganda zu machen, angesehen werden. Und in der That, wenn wir in Nr. 38 des „Pionier" unter der Ueberschrift „Höchste Leistungen in einer Modellrepublik" lesen: „Das Volk zu unterjochen durch «Volksherrschaft» ist die höchste Kunst. Wegen Veröffentlichung einer vollbrachten Schandthat auf 10000 Dollars Schadenersatz klagen, ist das höchste Recht. Das meiste Geld zu machen durch das schlechteste Mittel ist das höchste Ziel..... Nicht todtgeschlagen zu werden als ehrlicher Mann, ist das höchste Glück"; oder: „Werde beliebt beim Pöbel und du wirst unentbehrlich und geehrt bei allen «honetten Leuten»." „Sei klein genug, dich unter die Kleinsten zu erniedrigen, so wirst du ein großer Mann" u. s. w., — so nähert sich der Erzradicale Heinzen hierdurch einem ähnlichen Gesinnungsstandpunkt, von dem aus Goethe schrieb:

Mir ist das Volk zur Last,
Meint es doch dies und das;
Weil es die Fürsten haßt,
Denkt es, es wäre was.

Oder:

Ich habe gar nichts gegen die Menge,
Doch kommt sie einmal ins Gedränge,
So ruft sie, um den Teufel zu bannen,
Gewiß die Schelme, die Tyrannen.

die von seinen Pflegern erwarteten und beabsichtigten Früchte für das wirkliche Leben noch nicht getragen hat. Der Geschmack, statt sich zu veredeln und zu verfeinern, vergröbert sich, so scheint es, fast täglich mehr. Lorle und die Grille verdrängen Amalie und Thekla, und die berliner Maschinenbauer und noch viel derberes Gelichter machen Posa und Wallenstein eine Concurrenz, welche diese nicht bestehen können. Soll der Idealismus, als dessen Hauptrepräsentanten man nach der vulgären Ansicht Schiller betrachtet, nicht eine bloße Phrase sein, so darf man fordern, daß er alle Lebensverhältnisse so weit möglich — weit wird diese Möglichkeit unter allen Umständen nicht reichen — durchdringe und verkläre. Aber man suche doch das Volk bei seinen Geschäften, bei seinen öffentlichen Vergnügungen, in seinem Familienleben und seinem geselligen Verkehr auf, und sage dann, wie viel Idealismus in und hinter diesem Treiben steckt. Auch die Gebildeten — natürlich mit Ausnahmen, aber leider mit nur wenigen — sind von dem Vorwurf eines vorwiegend frivolen und materiellen Sinnes sicherlich nicht freizusprechen. Mit so manchen Idealisten scheint es sich genau so zu verhalten wie mit gewissen Kirchengängern, die sechs Tage lang der Welt und am siebenten ein Stündchen dem Himmel dienen, der freilich von ihnen keinerlei Gebrauch machen kann. Je mehr Gedanken durch einzelne in der Welt verbreitet werden, um so mehr scheint die Gedankenlosigkeit in der Masse zuzunehmen, weil jeder aus diesem großen Vorrath so viel Gedanken entnimmt, als ihm passend scheint und darüber das Selbstdenken verlernt. Auch haben wir noch nicht wahrnehmen können, daß die Verherrlichung des Schriftstellerthums in der Person Schiller's dazu beigetragen habe, den Schriftstellern, die freilich auch nicht immer ihren Stand sehr würdig repräsentiren und namentlich gerade nicht sehr collegialisch sind, zu einer geachtetern Stellung im bürgerlichen Leben und im allgemeinen Verkehr zu verhelfen. Die Schiller-Stiftung, der wir gewiß unsere innigste Sympathie widmen, ist nur für die dringendsten Nothfälle; indeß zeugt der Umstand, daß sie überhaupt zu Stande kommen konnte, doch immer für die Einsicht, daß man auf die Schriftsteller mehr Rücksicht zu nehmen habe als bisher und daß es nicht hinreiche, immer nur die großen Todten zu feiern, sondern daß es einer gebildeten und vorzugsweise literarisch gebildeten Nation würdig sei, auch der Lebenden zu gedenken. Bisher ist die deutsche Nation in der That auch gar zu wohlfeil zu den Genüssen gekommen, die ihr ihre Schriftsteller und Dichter bereitet haben. In allem dem liegt für die Förderer des Schiller-Cultus die Mahnung, ihre Bestrebungen mit noch größerm Eifer als bisher fortzusetzen und mitunter auch mehr beizende Lauge anzuwenden, um alte Schmutzflecken zu tilgen. Die Franzosen haben keinen öffentlichen Racine- oder Rousseau-Cultus, die lebenden Schriftsteller befinden sich aber dabei ganz wohl, und „der Lebende hat recht", wie Schiller sagt. Die Franzosen und Engländer sind eben Leute, die praktisch zu handeln und das Leben praktisch anzufassen wissen, während die Deutschen nur zu oft genug gethan zu haben glauben, wenn sie über eine Angelegenheit möglichst viel hin und wieder gesprochen und jeder seine Weisheit, seine scharfsinnigen Pro's und Contra's ausgekramt haben.

Es war vorauszusehen, daß die Säcularfeier Schiller's eine umfangreiche Literatur hervorrufen würde, was denn auch geschehen ist; denn bereits in diesem Augenblick liegt uns ein beträchtlicher Stoß „Schiller-Literatur" vor, und noch mehr davon steht in Aussicht. Ein nicht unbeträchtlicher Gewinn kommt dabei immer heraus, wenn auch Gutgemeintes und Manches, was blos der Speculation seine Entstehung verdankt, als Ballast mit dreingepackt ist, sich aber durch die Signatur als durchaus unentbehrliche und preiswürdige Waare empfehlen möchte. Einige dieser Schriften und Werke würden allerdings auch ohne diesen Anlaß früher oder später ins Leben getreten sein; indeß verzögerte oder beschleunigte man ihr Erscheinen, damit sie in dem gegenwärtigen günstigen Augenblick ans Licht treten könnten.

Natürlich wird man in diesen Säcularschriften ein vollkommen unbefangenes und unparteiisches Urtheil über Schiller meist nicht erwarten dürfen; im Gegentheil verdanken sie der Mehrzahl nach ihre Entstehung recht eigentlich der Absicht, nur Schiller's Verdienste und Lichtseiten hervorzuheben, die Ausstellungen, die man sich an seinen Werken zu machen erlaubte, theils auf unlautere Motive, theils auf Beschränktheit und Mangel an Empfänglichkeit und Verständniß zurückzuführen, und Schiller überhaupt als denjenigen Repräsentanten der deutschen Nation hinzustellen, in welchem sich die glänzendsten Eigenschaften ihres Geistes und Charakters vereinigt, ihre höchsten sittlichen Postulate ausgesprochen finden. Wer wollte auch in den Jubel der Säcularfeier mit einem schrillen Miston einfallen? Aber ein solcher schriller Miston und eine gerechte Kritik sind zweierlei Dinge, und es gibt schwerlich einen Dichter, dessen Manen mehr über bloße Liebedienerei und schmeichlerisches Lob erzürnt sein würden, als eben Schiller. Es versteht sich von selbst, daß in Festreden, Festgedichten, Prologen, Epilogen u. s. w. nur die erhabenen Seiten und die Verdienste des gefeierten Mannes hervorgehoben werden; aber Schriften, die irgend auf kritische und literarhistorische Geltung Anspruch machen und dem Geschilderten auf die Dauer nützen wollen, dürfen keine bloßen Enkomien und überschwengliche Festhymnen sein.

Man vergesse nicht, daß an Drang nach Wahrheit und Selbsterkenntniß sich mit Schiller unter seinen Zeitgenossen vielleicht nur noch Lessing vergleichen läßt. Schiller war allerdings ein von edelm Stolze erfüllter Mann, und er hatte hierzu ein Recht, wenn er sich mit den meisten Mitstrebenden seiner Zeit und seiner Nation verglich; aber er hatte sich auch die höchsten Ziele gestellt, und indem er seine Leistungen mit diesem Ideale maß, glaubte er immer noch zu fühlen, wie weit jene hinter diesem zurückständen, wie viel ihm noch zu thun übrig sei, um seinen Ansprüchen an sich selbst zu genügen. Daher gesellte sich seinem stolzen Bewußtsein auch wieder der entsprechende Grad von Demuth und Bescheidenheit,

und so streng er gegen andere war, ebenso streng war er gegen sich selbst. Er, der später gegen Körner gestand, daß er sich von seiner eigenen Tragödie „Don Carlos“ angeekelt fühle, der von seinem berühmten „Lied an die Freude“ bemerkte, dasselbe sei ein „schlechtes“ Gedicht, das gerade wegen der Zugeständnisse an den schlechten Geschmack der Zeit eine Art Volkslied geworden sei: dieser Friedrich Schiller, so empfindlich er auch gegen unbegründeten und unbescheiden ausgesprochenen Tadel war, fordert von seinen Kritikern, die ihn ehren wollen, strenge Gerechtigkeit und ein gänzlich unbestochenes Urtheil, vorausgesetzt, daß es gescheidt sei; denn nichts verachtete und haßte Schiller mehr als das Dumme, mithin auch den dummen Tadel ebenso gut wie das dumme Lob.

Es sind aber leider, man muß es sagen, über keinen Dichter der Welt so viele Phrasen gemacht worden als über Schiller. So kühl, verständig, vorsichtig und reservirt der Deutsche im allgemeinen ist, so überläßt er sich doch auch leicht einem gewissen Schwulst in der Betrachtungs= und Ausdrucksweise, der dann als Ausfluß der Begeisterung und Empfindung gelten soll, während sich die wahre Begeisterung, die nicht zugleich bloße Trunkenheit ist, immer nur maßvoll ausdrückt und der Schwulst mit dem Wesen wahrer Empfindung im vollkommenen Widerspruch steht. Zwar hat man Schiller selbst einen Hang zur Phrase vorgeworfen, was auch insofern nicht ganz unrichtig sein mag, als er sich in seinen Dramen öfter schwunghafterer Worte und rhetorischerer Wendungen bedient, als mit dem auszudrückenden Affect, dem Wesen der sprechenden Person und mit der Situation, in der sie sich befindet, vereinbar ist. Er verletzte dadurch vielfach jenes psychologische Gesetz, wonach gerade der höchste Affect sich immer nur mit wenigen kurz herausgestoßenen Worten begnügt, wie Macbeth nach seiner Blutthat oder Macduff bei der ihm hinterbrachten Trauerkunde, daß die Seinen auf Macbeth's Befehl hingeschlachtet worden; und vielleicht hat Schiller wesentlich dazu beigetragen, die Deutschen an die Vorstellung zu gewöhnen, daß wahres Gefühl nothwendig große oder viele Worte machen müsse und daß hinter einfachen Worten daher keine eigentliche Empfindung oder Leidenschaft verborgen sein könne. Es hat sich auch demzufolge eine gewisse typisch gewordene declamatorische Bühnensprache in Deutschland herausgebildet, welche leider kein Tragödiendichter verschmähen darf, wenn er auf unser Publikum nur einige Wirkung machen will, selbst wenn er von dem Unnatürlichen einer solchen Sprache vollkommen überzeugt ist. Aber Schiller's Phrasen oder sogenannte Kraftstellen sind, wenigstens in seinen spätern Dramen, niemals dunkel, unverständlich und räthselhaft; sie schlagen zwar um den Gedanken, der oft ganz simpel, zuweilen sogar etwas dürftig ist, ein vielleicht zu weitfaltiges schimmerndes Gewand, aber dieses ist vollkommen durchsichtig, sodaß man den Gedanken höchstens wie durch einen leichten, seine Umrisse verschönernden Schleier erblicken kann. Dagegen kann man Schiller in seinen spätern philosophischen, ästhetischen und kritischen Schriften, Aufsätzen und namentlich Briefen, nachdem er durch die Kant'sche Schule gegangen, schwerlich eine Stelle nachweisen, welche etwas Phrasenhaftes hätte. Hier ist sein Ausdruck niemals überschwenglich, sondern immer klar und präcis, die Entwickelung immer streng logisch; und die Kritiker und Lobredner Schiller's, die über ihn nur überschwengliche Phrasen zu Markte bringen, beweisen gerade dadurch, daß sie von ihm nichts oder nicht das Richtige gelernt haben.

Außerdem sollten sie bedenken, daß jede Maßlosigkeit und Uebertriebenheit früher oder später nothwendig eine Reaction hervorruft. Die blinden Verehrer und sklavischen Anbeter Goethe's haben diesem bei einem großen Theile der Nation mehr geschadet als alle noch so hämischen und kecken Gesellen, die seine sittliche Größe zu besudeln, seine dichterische Größe im allgemeinen und nicht blos in einzelnen, weniger bedeutenden Werken zu verkleinern und auf das Niveau eines blos virtuosenhaften Talents herabzudrücken suchten. Wenn es den modernen Bühnendichtern, welche im Drama mehr der französischen Richtung huldigten, während der beiden letzten Decennien in der That gelungen zu sein scheint, die Verehrung für Shakspeare in nicht unbeträchtlichem Grade abzuschwächen, so sind daran die Romantiker vielleicht nicht ganz ohne Schuld, indem diese sogar Shakspeare's Auswüchse und Fehler, die zugleich die Fehler und Auswüchse seiner Zeit waren, als nothwendige Bestandtheile, ja als besondere Schönheiten seiner Werke anerkannten und vertheidigten, und es bewirkten, daß sie mit diesen Auswüchsen auch zur Aufführung kamen und zwar vor einem zartnervigen modernen Publikum, welches begreiflicherweise nicht so viel vertragen kann als das fast ausschließlich aus Männern bestehende Publikum der Shakspeare=Bühne. Jeder noch so große Dichter hat, wie manche Festungen, gewisse schwache Außenwerke, die man am besten zur rechten Zeit aufgibt, um das Hauptwerk mit um so besserm Nachdruck und Erfolg vertheidigen und behaupten zu können. Im Eingange unsers Aufsatzes haben wir Luther genannt. Dieser wurde zur Zeit des großen Reformationsjubiläums vielfach ganz ernstlich als ein von Gott selbst inspirirter neuer Heiland ohne alle menschlichen Irrthümer gepriesen, während seitdem auch an ihn die historische Kritik Hand angelegt hat, um ihm gewisse Fehler und Inconsequenzen nachzuweisen, die er sich bei seinem großen weltgeschichtlichen Werke zu Schulden kommen ließ. Geht diese auf die Dauer fast nie ausbleibende Reaction gegen zu weit getriebene Verehrung und Vergötterung großer Menschen wirklich aus einer schlechten Seite der menschlichen Natur hervor? Schwerlich, obschon bei einzelnen allerdings der bloße Neid, die Unfähigkeit, menschliche Größe überhaupt zu bewundern, ins Spiel kommen mag; im ganzen aber möchten wir zur Ehre der Menschheit annehmen, daß der erwähnte, an ihr so hervortretende Charakterzug eher ein Ausfluß des Gerechtigkeits= und Billigkeitsgefühls sei und daß sich darin das Bedürfniß ausspreche, das gestörte Gleichgewicht in der Abschätzung der großen Geister und der Wohlthäter der Menschheit wiederherzustellen; denn der Verdienste und der schätzbaren Entwickelungsformen,

in denen sich der menschliche Geist offenbart, sind viele, und es ist keineswegs leicht, unter ihnen die Preise so zu vertheilen, daß dadurch keinem ein Unrecht geschieht. Wir haben Grund zu glauben, daß es schon jetzt manche in Deutschland gibt, welche in diesem Schiller-Cultus, falls er in gleichen Progressionen zunehmen sollte, eine unbillige Zurücksetzung Lessing's, Goethe's, Herder's u. s. w. und eine unerwünschte Minderung ihres Einflusses erblicken oder von ihm befürchten. Wir für unsere Person erblicken für jetzt in diesem Cultus, selbst in seinen Ausschreitungen, wenn er davon wirklich nicht freizusprechen sein sollte, eben nur einen Act ausgleichender Gerechtigkeit, da es allerdings eine Zeit in Deutschland gab, wo, besonders unter der Mitwirkung der Romantiker und anderer Zeiteinflüsse, Schiller gegen Goethe wie überhaupt zu sehr zurückgesetzt und absichtlich verkannt wurde. Hierüber klagte damals Wilhelm von Humboldt mit Recht und trug seinerseits durch die Veröffentlichung seines Briefwechsels mit Schiller und durch die vorausgeschickte Einleitung sicherlich viel zur Wiederkehr einer richtigern und unparteiischern Würdigung des großen Dichters bei. Es wird in solchen Zeiten immer Leute genug geben, welche mit dem Strom des Tagesgeschmacks schwimmen und die von der herrschenden Partei gegebene Parole zu der ihrigen machen, welche an dem wohlfeilen Grundsatz festhalten:

> Mußt dem Geehrten deine Ehre geben,
> Und dem Gedrückten deinen Druck! Mußt ihn,
> Den man gefeiert nennt, erhöhn und heben
> Und den Verachteten zu Boden ziehn!

Es würde hier zu weit führen und eine literarhistorische Abhandlung nöthig machen, wenn wir die Einflüsse zergliedern wollten, denen man es zuschreiben muß, daß Schiller längere Zeit so große Ungunst nicht seiten des Publikums, sondern der herrschenden literarischen Partei und der Gesellschaftscrême zu erdulden hatte. Diese Zurücksetzung erscheint uns jetzt um so seltsamer, da er, wie Wilhelm von Humboldt ihn gelegentlich nicht ganz mit Unrecht nennt, der „modernste aller Dichter war", sicherlich aber ein sehr moderner Charakter, das Moderne natürlich in seinem bessern und edlern Sinne, nicht im Sinne seiner spätern frivolen Ausartung verstanden. Goethe ist eigentlich viel zu naiv, natürlich und einfach, um sich bei der jetzigen echauffirten Generation eines allgemeinen tiefern Verständnisses und einer allgemeinen Sympathie erfreuen zu können, und wenn Seelenadel, sittliche Reinheit, Freiheits- und Vaterlandsgefühl allein hinreichten, um einen Dichter auf die Dauer populär zu machen, so müßte Klopstock ebenso volksthümlich sein wie Schiller, ja noch volksthümlicher, da er nicht wie Schiller einem abstracten, an kein Territorium gebundenen, sondern einem specifisch deutschen Patriotismus huldigte. Was ferner das Princip der Humanität und der religiösen Duldung betrifft, so findet sich dies bei Lessing, namentlich auch in seinem „Nathan", viel bestimmter formulirt als bei Schiller.

Es müssen also noch so manche wesentlich moderne Eigenschaften bei Schiller hinzugetreten sein, die es veranlaßten, daß man jetzt keinen Klopstock-Cultus, Lessing-Cultus oder Goethe-Cultus, sondern einen Schiller-Cultus begeht, und daß ein kleiner Anstoß diesem eine so weltweite Ausdehnung und einen so feierlichen, fast pompösen Glanz verleihen konnte. Es bleibt sicherlich eine bemerkenswerthe Thatsache, daß Goethe, obschon in seinem Kern rein deutsch (denn was wäre deutscher in Inhalt und Form als sein „Faust", sein „Götz von Berlichingen", sein „Werther", sein „Jahrmarkt von Plundersweilern" und ähnliche Fastnachts- und Jahrmarktsspiele, seine lieblichen Lieder und Romanzen, seine Gedichte im Hans Sachs'schen Geschmack?), größern Einfluß im Auslande erlangt hat als Schiller, und zwar namentlich durch seinen „Faust", von dem C. G. Wenzel's bibliographische Jubelfestgabe „Aus Weimars goldenen Tagen" mehr als ein Dutzend französische, über 30 englische und acht russische Uebersetzungen anführt; der Uebersetzungen in andere Sprachen nicht zu gedenken; daß dagegen Schiller, obschon im Auslande als pathetischer, lyrischer und dramatischer Dichter hoch geschätzt und bewundert, von den andern Nationen nicht im gleichen Grade als der eigentliche Repräsentant des deutschen Geistes und als Culturdichter angesehen wird wie Goethe, dafür aber von der überwiegenden Zahl des deutschen Volks selbst als der eigentliche nationale Dichter angesehen und gefeiert wird.*) Die Deutschen sehen so gern dem Flug eines königlichen Adlers in die Wolken nach, weil sie dann glauben, sie flögen mit, und nicht selten sind dies gerade diejenigen, die an der Scholle des niedrigsten Bedürfnisses kleben. Im übrigen werden wir noch Anlaß genug haben, bei der Besprechung der uns vorliegenden oder noch zu erwartenden Schriften und Werke über Schiller auf die Eigenschaften, die ihn der deutschen Nation so theuer machen, zurückzukommen, und zu ihnen dürfte dann auch eine Schrift, „Schiller, sein Leben und sein Sterben", gehören, deren Herausgeber, Adelbert Kühn, laut eines uns zugegangenen, manches Interessante verheißenden Prospects unter anderm (wie es scheint an der Hand tüchtiger Gewährsmänner) auch die Frage zu beantworten gedenkt: „Warum ist Goethe als Dichter größer als Schiller, Schiller dagegen populärer als Goethe?" Wir sehen freilich ein, daß jede Antwort, welche auf diese Frage zu ertheilen versucht wird, immer wieder eine neue Frage erzeugen wird, zumal in bewegter fraglicher Zeit wie die unserige, wie denn ja unsers Wissens Goethe selbst einmal bemerkte, daß in solchen Zeiten Schiller als die leidenschaftlichere Natur stets eine größere Wirkung ausüben werde als er.

---

*) Hierfür zeugt besonders auch die von Anfang zwar nicht gerade übermäßige, aber für Deutschland in verhältnißmäßig ungewöhnlichem Grade sich mehrende sehr dankenswerthe Betheiligung an der Aufgabe und den Zwecken der Schiller-Stiftung. Das deutsche Publikum hängt einmal viel mehr als irgendein anderes an Namen, und sicherlich hätte, um vulgär zu sprechen, kein Name so „gezogen" als der Name Schiller's. Aus dieser Theilnahme aller Gebildeten für Schiller auf eine wirkliche Massenpopularität des Dichters zu schließen, wäre jedoch voreilig; auch war es Schiller am wenigsten um diese Art Popularität zu thun.



Für heute wollen wir uns ausschließlich mit einem Werke beschäftigen, das, ein Product der unbedingtesten Verehrung und Pietät für Schiller, an äußerm Umfang und innerer Fülle alle übrigen uns vorliegenden übertrifft und auch ohne Anlaß der Säcularfeier ins Leben getreten sein würde, und dessen erster Band schon vor etwa Jahresfrist erschienen ist. Wir meinen:

Schiller's Leben und Werke. Von Emil Palleske. Zwei Bände. Berlin, Besser. 1859. Gr. 8. 4 Thlr.

Dieses bereits auch von Frauenhand ins Englische übersetzte und jetzt in zweiter Auflage angekündigte Werk scheint recht eigentlich als ein Seitenstück oder vielmehr als ein Gegenstück zu Lewes' Biographie Goethe's auf den Kampfplatz der Concurrenz zu treten. Der Umstand, daß ein Engländer Goethe's Leben beschrieb, schien zu beweisen, daß Goethe in England größerer Anerkennung sich zu erfreuen habe als Schiller, und deutscherseits hielt man sich aufgefordert, in einem ähnlichen Werke Schiller in sein Recht einzusetzen oder dem Auslande vielleicht gar darzuthun, daß Goethe diese Bevorzugung nicht verdiene. Um auch äußerlich die Parallele möglichst vollständig zu machen, ließ man das Werk in einem Format und überhaupt einer äußern Ausstattung erscheinen, derjenigen möglichst entsprechend, in welcher die Freese'sche Uebersetzung des Lewes'schen Werks erschien; auch in Betreff der ganzen Anordnung, des Plans und der Einrichtung des Textes, der Eintheilung und der Art der Kapitelüberschriften (welche letztere doch oft gar zu künstlich sind, z. B. „Gedämpftes Feuer", „Liebesmühe", „Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz", „Nektarische Blumen" u. s. w.) ist der Palleske'sche Schiller dem Lewes'schen Goethe möglichst genähert. Wir wissen nicht, ob es nöthig oder überhaupt nur gut gethan war; denn man merkt zu sehr die Absicht und fühlt sich außerdem zu Vergleichungen aufgefordert, die wenigstens nicht in allen Stücken für den Deutschen günstig ausfallen dürften.

Sicherlich wird man zwar die außerordentliche Liebe des Verfassers zu seinem Gegenstande, seinen Fleiß, den Umfang und den Ernst seiner Studien, wie im ganzen auch sein Talent und seinen Geist anerkennen müssen. Vor dem Schweiß und Fleiß, welcher an der Ausarbeitung eines Werks hängt von mehr als 50 enggedruckten Bogen in großem Octavformat, wird der einer solchen Arbeit Kundige unter allen Umständen Respect haben. Auch hat Palleske ohne Zweifel gründlichere Studien in deutscher Philosophie gemacht als Lewes und sucht mehr als dieser in seinen Kritiken in die Idee der betreffenden Dichtung einzudringen und die Dichtung von diesem Mittelpunkt ihrer Idee aus zu erklären. Aber seine kritischen Analysen, die im Grunde nur bloße Panegyriken sind, werden darüber oft abstrus und verlieren sich in ein trockenes Raisonnement, besonders wenn sich der Verfasser in historische oder literarhistorische Auseinandersetzungen einläßt, die im Grunde nicht zur Sache gehören. Lewes ist auch in solchen Partien, indem er nur das Nothwendigste gibt, viel ansprechender und lesbarer, wie er dies meist auch in der Erzählung ist. Außerdem hat Lewes seinen Stoff viel gleichmäßiger verarbeitet als Palleske den seinen. Manche Partien in des letztern Werke sind zu ausführlich, andere dafür zu dürftig behandelt. Das erstere gilt namentlich von Schiller's Liebschaften, die, auch selbst die unbedeutendsten, mit außerordentlicher historischer Gewissenhaftigkeit erzählt und entwickelt sind. Auf diese und manche andere Umstände, die im Leben Schiller's mehr nur eine episodische und vorübergehende Rolle spielen, ist so viel Raum verwandt, daß, um den Stoff in zwei Bände zusammenzudrängen, viel wichtigere Momente um so kürzer abgefertigt werden mußten. Je behaglicher sich der Verfasser in Betreff der frühern Lebensperioden Schiller's gehen läßt, um so mehr überstürzt er sich später, und zwar gerade in der Partie, welche von der reifsten Periode Schiller's handelt. Hier wird die verbindende Erzählung außerordentlich knapp gefaßt, nur um für die kritischen Analysen der Schiller'schen Dichtungen hinlänglich Raum übrig zu behalten, und es ist dadurch eine Ungleichmäßigkeit in das so verdienstliche Werk gekommen, die jedem urtheilsfähigen Leser auffallen muß. Vielleicht trug hierzu auch die Eile bei, die der Verfasser nöthig hatte, wenn der zweite Band noch an dem Säcularfest in die Oeffentlichkeit treten sollte, während sich Lewes gehörig Zeit ließ und lassen durfte.

Eine ähnliche Ungleichmäßigkeit finden wir im Stil, der bei Palleske noch zu keiner Festigkeit gelangt ist. Hier und da wirkt die Darstellungs- und Schreibart des Verfassers durch die vielen rasch aufeinander folgenden kurzen und gehackten Sätze fast unangenehm; wir führen nur folgende Proben an, die wir auf Gerathewohl aus dem Buche herausgreifen:

Er wollte die geliebte Freundin wiedersehen. Alle Wesen, die er an sich fesselte, hatten etwas gehabt, das ihnen theuerer war als er. Damit konnte sich sein Herz nicht behelfen. Charlotten, das wußte er, war er alles. Seine Ansichten waren freier geworden; er glaubte jetzt, ohne innere Kämpfe ihr nahen zu können. Vielleicht fürchtete er die Gefahren nicht, vielleicht hoffte er sie. Ja, wahrscheinlich sprach sich nur das glühendste Liebesbedürfniß in allen diesen Wünschen aus.

Oder:

Jetzt wurde alle Hoffnung plötzlich auf den Herzog von Weimar, auf ein kleines Gehalt gesetzt. Frau von Stein konnte dazu helfen. Sie hatte zugleich großen Einfluß auf die chère mere. Ihr vertraute Lotte das ganze Geheimniß. Aber Frau von Stein war durchaus gegen die Heirath. Sie stellte Lotten vor, sie werde an Schiller einen kranken Mann haben. Sie beschwor sie, sich nicht ins Unglück zu stürzen. Nur als Lotte sich unerschütterlich fest zeigte, versprach die Freundin gerührt ihre ganze thätige Theilnahme. Es galt vor allem den Herzog zu gewinnen.

Man lese diese Sätze, die allerdings die Ausarbeitung eines umfangreichen Werks wesentlich erleichtern müssen, laut vor sich hin und man wird zugeben, daß, wenn sie sich wie in dem Palleske'schen Werke häufig wiederholen, die Annehmlichkeit der Lectüre in ähnlicher Weise verringern wie die Stöße eines Wagens auf einem sehr holperigen Wege die Annehmlichkeiten einer Reise, wennschon diese durch höchst interessante Gegenden führt. Auch stößt man auf mancherlei Geschmacklosigkeiten, so

wenn in Bezug auf Aristoteles bemerkt wird, daß, wenn er dies oder das gesagt oder zu sagen beabsichtigt hätte, er ein „Confusionsrath" gewesen sein würde; oder wenn der Verfasser sagt: „Es war nur ein Schnitt mehr in dem langen Kerbholz seiner (Fr. Nicolai's) Sünden, welches er bei beiden Dichtern zu hängen hatte", oder wenn es an einer andern Stelle mit Bezug auf die „Xenien" heißt: „Im Januar ging noch ein gewaltiger Hecht (Reichardt) ins Garn." Das sind zwar scheinbar nur Kleinigkeiten, je mehr aber der in der modernen deutschen Literatur herrschende salope Ton überhaupt zu solchen Plattheiten neigt, um so mehr sollten sie überall, wo sie sich finden, unerbittlich aufgesucht und streng gerügt werden. Zu diesen Unarten oder Unbehülflichkeiten des modernen deutschen Stils gehören auch die jetzt überhaupt sehr in Gebrauch gekommenen Exclamationen, die, ungeschickt angewendet, den Eindruck meist nur schwächen, statt verstärken, z. B.: „Wenn er nur ein einziges hätte beginnen können! Ein Sujet gesellte sich zum andern! Wenn er nur für eins sich hätte entscheiden können! Erhabenes Zaudern einer großen Seele!" Wenn man ein Seitenstück zu Lewes schreibt, vielleicht in der Hoffnung, ihn zu übertreffen und ihm zu zeigen, daß nur ein Deutscher berufen sei, über einen großen deutschen Dichter zu schreiben, dann sollte man wenigstens zuvörderst danach trachten, mit ihm den Kampf in stilistischer Beziehung bestehen zu können, wenigstens nicht zu weit hinter ihm zurückzubleiben. Palleske hat die besten stilistischen Mittel, wie jeder Mann von Geist, aber es geht ihm wie einem Sänger, der mit den besten Stimmitteln begabt ist, dem es aber an Schule oder an strenger Aufmerksamkeit auf sich selbst fehlt.

Das Werk Palleske's, der es Schiller unter anderm mit einem bezeichnenden Ausdruck nachrühmt, die dramatische Dichtung und die Schauspielkunst aus der Stubencharakteristik „zum großen und freien Stil der Geschichte" zurückgeführt zu haben, scheint in seiner schönen Begeisterung wol geeignet, den Kreis der Verehrer Schiller's, wenn sich eine solche Erweiterung überhaupt noch als möglich denken läßt, noch mehr zu erweitern, einzelne unbillige oder schiefe Urtheile zu berichtigen, manches in Schiller's dramatischen Schöpfungen, was bisher die Kritik als Fehler anzusehen geneigt war, sogar als Schönheit erscheinen zu lassen und besonders auch seine Verdienste als philosophischer und ästhetischer Schriftsteller, ja als eines Vordermanns auf diesem Gebiete in ein klareres Licht zu stellen. Indeß haben wir schon oben den Charakter und den Stil des Werks als einen zu enkomiastischen bezeichnet, und aus diesem Grunde könnte es doch geschehen, daß dieses Werk, sobald die Stimmung für Schiller nicht mehr so leidenschaftlich erregt sein wird, wie gerade jetzt, auch Widersacher in größerer Zahl finden wird, als man jetzt wol vermuthet. Büchern lassen sich allerdings niemals ihre Schicksale mit Bestimmtheit voraussagen, aber so viel glauben wir doch vorauszusehen, daß das von der Zeitstimmung allzu stark gefärbte Palleske'sche Werk nicht die letzte Biographie Schiller's sein und namentlich die kritischen Acten über Schiller als Dichter nicht zum Abschluß bringen wird; vielmehr dürfte das Bestreben des Verfassers, jede Anklage gegen Schiller niederzuschlagen und fast jeden Tadel durch einen kritischen Machtspruch zu beseitigen, es in einiger Zeit nothwendig machen, eine Revision dieser kritischen Acten über Schiller vorzunehmen.

Unserm persönlichen Gefühl widerstrebt es namentlich, daß diese Erhebung Schiller's zu sehr auf Kosten und zum Schaden anderer vom Verfasser erzielt und erreicht wird. Wir bekennen ganz offen dieses Gefühl, obschon wir ziemlich sicher darauf rechnen, daß der Verfasser über dieses „Gefühl" eines neuern Kritikers in seiner Weise nur eine spöttische Bemerkung auf den Lippen haben wird. Indeß ein solches Unglück läßt sich wol überstehen, nachdem man schon ganz anderes überstanden hat, und ein und für allemal halten wir an dem Grundsatz fest: Jedem das Seine! Palleske thut dies aber schwerlich, wenn er z. B. den deutschen Parnaß zur Zeit der „Xenien" wie folgt schildert:

Bürger war 1794 gestorben, Klopstock kleinmeisterte die deutsche Sprache, der alte Grenadier war Invalide, Claudius nach Humboldt's Ausdruck eine Null, die Stolberg und der ganze Kreis an der Ostsee ein Kreuz für alle in ihrem Sinne nicht christliche Kunst. Von Wieland urtheilte Schiller, daß man ihn unter die Poeten kaum mit mehr Recht zählen könne, als Voltaire und Pope, wenn auch seine Deutschheit ihn zuweilen zum Dichter mache. Ueber die «Xenien» salbaderte der Freund des Aristophanes wie ein Philister. Ein anderes Schauspiel überlebter Kraft gab Herder. Wie bemüht waren die Freunde, ihn sich zu erhalten! Er ging neben der wahren Größe die freudelosen Wege des Grolls, der Nergelei. Er pries vor ihren Ohren alles Vermoderte und mäkelte an allem, was sie leisteten u. s. w.

Dafür mußte er noch im Tode gestraft werden; denn wie der Verfasser an einer andern Stelle sicherlich nicht ohne Absicht erzählt: „Er (Herder) schied schwer aus einem Leben, das ihm oft schwer zu ertragen war. Er umfaßte auf dem Sterbebette den Arzt flehend, derselbe möge ihn retten." Wenn es auf dem deutschen Parnaß wirklich so aussah, wie Palleske in der oben citirten Stelle schildert, so war es mit ihm freilich traurig genug bestellt. Herder's Kraft hatte sich „überlebt", Wieland „salbaderte wie ein Philister" (nicht vielleicht wie ein Gentleman, der an Fußtritten, selbst wenn sie von großen Geistern ertheilt werden, keine Freude hat?) und Klopstock „kleinmeisterte" die deutsche Sprache, er, der recht eigentlich das Sprachmaterial erst geschaffen hatte, welches Schiller und Goethe es möglich machte, so viel Herrliches vermittelst dieses Materials zu schaffen, ungerechnet daß Klopstock vorzüglich es war, welcher, wenn auch vorzugsweise auf psalmistischer und christlich-hymnologischer Grundlage der deutschen Poesie zuerst jene ideale Haltung verlieh, die ihr Schiller, wenn auch in anderer Richtung und in einschmeichelndern Formen, mit so großem Erfolg zu wahren wußte.*) Wir verweisen jedoch über Klopstock's

*) Zu Anfang des Werks übrigens, wo der Verfasser mehr als späterhin auch andere neben Schiller gelten läßt, zollt er Klopstock wenigstens als Odendichter warme Anerkennung, und nennt ihn in

Verdienste auf den Aufsatz „Zur Geschichte der deutschen Poesie“ in Nr. 40 d. Bl., dessen Verfasser, Leo Cholevius, es hiernach zu urtheilen mit sehr großem Recht beklagt, daß man jetzt gewohnt sei, Lessing durch die Verkleinerung Herder's, Goethe auf Kosten Schiller's oder umgekehrt Schiller auf Kosten Goethe's u. s. w. zu erheben. Wenn W. von Humboldt Claudius eine „Null“ nannte, so erlauben wir uns zu bemerken, daß Humboldt über einen Volksdichter und volksthümlichen Humoristen wie Claudius überhaupt kein Urtheil hatte.*) Während ferner um jene Zeit Jean Paul und die Stifter der doch auch ein in der deutschen Natur tief wurzelndes Element vertretenden und ausbauenden romantischen Schule im Aufstreben begriffen waren, lebte von den Aeltern noch der witzige Lichtenberg, der zwar kein Dichter im eigentlichen Sinne, aber einer der scharfsinnigsten Köpfe Deutschlands war, auf den jede andere Nation stolz sein würde; Lichtenberg, der freilich die Fülle seines Geistes nur in einzelnen Lichtfunken austheilte, dessen Schriften aber einen so großen Ueberfluß an treffenden und feinen und dabei unerschrockenen und in die allerpräciseste Form gefaßten Beobachtungen enthalten, daß dieselben so gut wie die unserer sogenannten Classiker immer wieder verlegt und gelesen zu werden! verdienen. Schlimm genug, wenn Lichtenberg neben unsern Classikern jetzt kaum noch genannt wird und es der jetzt unterdrückten „Revue de Paris“ überlassen blieb, in einem höchst anerkennenden Artikel die vorzüglichen, in gewissem Grade einzigen Eigenschaften dieses Mannes hervorzuheben.

Und hier ist vielleicht der Ort, das Bedauern auszusprechen, daß Lichtenberg, den die weimarischen Wildschützen mit ihren scharfen Xenienpfeilen allerdings auch nicht verschonten, nicht Ruhe und Muse genug gewann, den von ihm projectirten komischen Roman, in welchem er alle Lächerlichkeiten seiner Zeit nach allen Richtungen zu geiseln beabsichtigte, nicht ausgeführt hat; denn von allen deutschen Humoristen war Lichtenberg der einzige, dem es vielleicht hätte gelingen können, einen komischen Roman von bleibendem und typischem Werthe zu schaffen. Die dazu gehörende Gestaltungskraft, die ihm allerdings zu fehlen schien, sich aber doch aus seinen Erklärungen der Hogarth'schen Bilder herauswittern läßt, würde ihm schon gekommen sein, wenn er sich nur ernstlich an die Arbeit gemacht hätte; denn wer die Menschen zu beobachten und in ihr Innerstes sich zu vertiefen weiß, wird sie zuletzt auch darzustellen und in dramatische Handlung zu setzen wissen.

Wenn Palleske vom Standpunkt des idealen und historischen Dramas das Iffland'sche Familiendrama und die Kotzebue'sche Komödie verwirft, so ist das seine Sache, aber es ist auch eine Sache, über die sich streiten läßt. Gegen die Kotzebue'sche Lustspielgattung konnten seinerzeit leider nicht bloße Epigramme helfen, sondern Goethe und Schiller mußten durch die That beweisen, daß sie die Männer seien, echt deutsche mustergültige Lustspiele zu schaffen. Ebenso gut wie mittelmäßige Trauerspiele nur durch gute Trauerspiele verdrängt werden können, ebenso gut können mittelmäßige Lustspiele nur durch gute verdrängt werden. Von dem Iffland'schen Familiendrama sind wir für unsere Person kein Freund, obschon wir nicht so eigensinnig sind, gewisse besonders bühnliche Vorzüge an ihnen zu verkennen. Aber kein Einsichtiger wird leugnen wollen, daß bei Völkern, bei denen das Familienleben doch eigentlich den Kern und das Ziel aller individuellen Thätigkeit bildet, das Familiendrama seine vollste Berechtigung hat. Trotz allen noch so heftigen Einreden der Kritik zeigt sich dieser Instinct im deutschen Volke unvertilgbar, immer wieder wird die historische und ideale Tragödie von dem Familiendrama aus dem Felde geschlagen, und selbst die verachteten Iffland'schen Familiendramen werden von Zeit zu Zeit aus ihren Gräbern hervorgescharrt, um diesen unersättlichen Drang nach Familiengeschichten zu befriedigen. Kann der allumfassende Magen des deutschen Publikums einmal auf die Dauer nicht ohne diese Nahrung gesättigt werden, so wird man sie ihm nicht entziehen können, aber es wird nöthig sein, sie zu veredeln. Vielleicht war niemand so geeignet als Schiller selbst, das deutsche Theater mit einem Repertoire der wirksamsten und großartigsten Familiendramen und Familientragödien zu versehen. Dies beweisen, trotz aller Unwahrscheinlichkeiten der Intrigue und so mancher Verzeichnungen und Uebertreibungen, „Kabale und Liebe“ und die „Räuber“, die ja doch wesentlich auf Familienconflicten beruhen und außer diesen das ausgezeichnete dramatische Bruchstück „Der Menschenfeind“. Wir verdenken Palleske seine begeisterte Vorliebe für die ideale historische Tragödie durchaus nicht, aber jedenfalls geht er viel zu weit, wenn er von Iffland's Dramen, in welchen Arthur Schopenhauer sogar das einzige nationale Genre des deutschen Dramas erblickt, in den maßlosesten Ausdrücken behauptet: „Ehe wir nicht Iffland's Stücke und alles, was damit verwandt ist, als eine Schmach des deutschen Volks verabscheuen, eher ist an das Aufkommen von etwas Würdigem und Großem gar nicht zu denken.“

Was Kotzebue betrifft, so wissen wir recht gut, wie viel frivoles Gift dieser übrigens für Deutschland mit einem seltenen Lustspieltalent begabte Bühnendichter in seinen Stücken ausgestreut hat; aber dieser Vorwurf trifft doch nicht alle Kotzebue'schen Stücke; seine „Kleinstädter“ z. B. sind voller treffender und glücklicher satirischer Züge; und oft fühlt man sich versucht auszurufen: Ihr Gewürzkrämer! (und es gibt viel mehr Gewürzkrämer in Deutschland, als mit Gewürzen handeln) lest doch täglich Kotzebue's „Kleinstädter“, um zu erkennen, wie ihr aussebt und wirklich seid, statt euch in der Täuschung zu wiegen, daß auch in euch ein Marquis Posa stecke!

In den Analysen der Schiller'schen Dichtungen findet

---

dieser Gattung einen Meister, „wie ihn ein Jünger auch heutzutage noch gern studirt“.

*) Palleske sagt einmal in der apodiktischen souveränen Weise der Modernen: „Nur das Mittelmäßige ist unbedingt populär.“ Hiernach könnten sich wenigstens alle Schriftsteller, welche nicht populär sind, mit der Vorstellung trösten, ihre Unpopularitdt rühre daher, daß sie nichts Mittelmäßiges geschrieben hätten.

sich viel Schönes und Treffendes, aber auch viel überschwengliches Lob, in das Schiller selbst nicht immer einstimmen würde; denn dieser hielt, wie er es häufig genug gegen Körner aussprach, große Stücke auf die Kritik, und war bekanntlich selbst sein schärfster Kritiker, was ihm nur zur höchsten Ehre gereicht. Wenigstens hätte Palleske von den verwerfenden Urtheilen, die Schiller selbst zur Zeit seiner Reife über seine frühern Werke fällte und von denen wir die über „Don Carlos" und das „Lied an die Freude" bereits oben angeführt haben, Notiz nehmen sollen; sie schmeicheln zwar nicht dem jetzt noch herrschenden Geschmack, aber sie gereichen, wie gesagt, Schiller nur zur Ehre, wenn sie auch auf einer sicherlich zu weit getriebenen Verkennung der eigenthümlichen Vorzüge dieser Dichtungen beruhen. Die „Jungfrau von Orleans" gehört zu denjenigen Stücken, welche Palleske, wie es uns scheint, zu überschwenglich lobt. Sicherlich ist sie ein glänzendes Werk, wie es nur ein Genie schreiben konnte, und in gewisser Hinsicht ist sie vielleicht diejenige Dichtung, in welcher Schiller's lyrisch-dramatisches Talent im höchsten Brillantfeuer spielt. Aber auch in keiner andern Tragödie hat sich Schiller wol so weit von Natur und Wahrheit entfernt. Wir wollen dies hier nicht im einzelnen nachweisen, sondern nur zwei bisher vielleicht weniger berührte Punkte berühren. Der eine betrifft das Verhältniß des Dunois zur Jungfrau. Dunois spricht sich gegen Johanna dahin aus, daß er an ihre göttliche Sendung glaube, während alle andern daran zweifeln. Uns würde es poetischer erscheinen, wenn er ihr rundweg erklärte, er werde von ihr nicht lassen, selbst wenn sie der Hölle entstiegen wäre. Wirkliche Liebesmacht muß auch die Hölle nicht scheuen, muß mit der Verdammten die Verdammniß theilen wollen. Der andere Punkt ist der: Friedrich Schlegel's Untersuchungen in den pariser Archiven haben ergeben, daß die Jungfrau nie selbst das Schwert geführt, sich nie mit Blut befleckt habe, und schon Theodor Körner fragt in einem Briefe an seinen Vater, warum sich Schiller diesen zarten Zug, auf den er auch ohne archivalische Kenntniß von dem wahren Thatbestande kommen konnte, habe entgehen lassen? Genau besehen ist ja das Kriegshandwerk ein so hartes und gewaltthätiges, daß man selbst den Mann wenig beneiden darf, der in die Nothwendigkeit versetzt ist, es ausüben zu müssen, und die Hand und die Brust des Weibes sind von der Natur zu andern Functionen bestimmt als zu den, Schwert und Panzer zu tragen. Selbst eine Lady Macbeth, die doch zu allem fähig scheint, verleugnet ihre weibliche Natur nicht so weit, selbst den Dolchstoß gegen Duncan's Brust zu führen; sie überläßt dieses traurige Geschäft ihrem Gatten.

Palleske wittert aus derselben „Jungfrau von Orleans", ja sogar aus der „Braut von Messina" Beziehungen auf Deutschland heraus; er sagt z. B.: „Fürchtet die Zwietracht! predigt die Jungfrau und die Braut von Messina." Ein Festdichter kann sich wol die poetische Freiheit nehmen, eine solche Deutung in beide Stücke hineinzulegen oder herauszulesen, um dadurch auf die patriotische Gesinnung seines Publikums erregend zu wirken; aber ein Kritiker, der immer bei der Sache bleiben und immer Positives bieten muß, hat sich vor solchen Hineinlegungen und Ausklügelungen sehr zu hüten. Oder was hinderte uns dann, folgende Worte der Donna Isabella über ihre beiden Söhne direct auf Deutschland zu beziehen:

> Ihr habt sie unter euch in freud'ger Kraft
> Aufwachsen sehen, doch mit ihnen wuchs
> Aus unbekannt verhängnißvollem Samen
> Auch ein unsel'ger Bruderhaß empor,
> Der Kindheit frohe Einigkeit zerreißend,
> Und reifte furchtbar mit dem Ernst der Jahre.
> Nie hab' ich ihrer Eintracht mich erfreut;
> An diesen Brüsten nährt' ich beide gleich,
> Gleich unter sie vertheil' ich Lieb' und Sorge,
> Und beide weiß ich kindlich mir geneigt.
> In diesem einz'gen Triebe sind sie gleich,
> In allem andern trennt sie blut'ger Streit.

Was hindert uns, sagen wir, von dieser Stelle folgenden Gebrauch zu machen: Donna Isabella ist nur eine Allegorie, eine Personification der betrübten Mutter Germania; Don Manuel als der ältere Bruder ist Oesterreich und Don Cäsar als der jüngere ist Preußen; Beatrice ist der deutsche Bundestag, um den sich beide bewerben, und die Personen des Chors sind die sogenannten Mittelstaaten, die nicht ein noch aus wissen. Endlich sticht Cäsar, also Preußen, den Manuel, also Oesterreich, und zuletzt sich selbst todt, und die Mittelstaaten rufen im Chor:

> Erschüttert steh' ich, weiß nicht, ob ich ihn
> Bejammern oder preisen soll sein Los u. s. w.

Doch genug des Scherzes! Bemerkenswerth bleibt es, daß in den Briefen Schiller's an Körner und Körner's an Schiller, da, wo von der „Jungfrau von Orleans" die Rede ist, nirgends auch nur mit einer Silbe Deutschlands in der Art gedacht wird, als sei die Tragödie mit Beziehung auf Deutschland gedichtet oder könne auf dessen Schicksal bezogen werden. Schiller selbst hebt an dem Stoff nur das Poetische und Rührende hervor; und Körner, nachdem er das Stück im Manuscript gelesen, spricht zwar seine Bewunderung aus, kommt aber nirgends auf den so nahe liegenden Einfall, daß die kriegerische und patriotische Begeisterung, wovon die Dichtung erfüllt ist, den Deutschen zum guten Beispiel und der Tragödie zur Empfehlung gereichen könne.*) Ueberhaupt möchte es schwer fallen, in Schiller's Dichtungen solche Stellen zu finden, in denen ausdrücklich Deutschlands Macht, Freiheit und Einheit gefeiert würde. Nur im allgemeinen wird die Vaterlandsliebe empfohlen, eine abstracte ideale Vaterlandsliebe, die sich jedes Volk, ja jeder einzelne deutsche Stamm zu Nutze machen kann. Wir sagen dies nicht, um Schiller's Patriotismus irgend zu verdächtigen; aber es scheint uns so, als ob dieses Factum doch immer der Erwähnung und Beachtung werth und für die

*) Vgl. Schiller's Brief vom 23. Juli 1800 und Körner's Briefe vom 6. August 1800 und vom 9. Mai 1801.

alles verallgemeinernde Tendenz des weimarer Dichterkreises überhaupt charakteristisch sei.

Das Declamatorische, dessen hier und da wirklich vorhandenes oder angebliches Uebermaß Schiller so oft von der Kritik zum Vorwurf gemacht worden, gereicht ihm gerade bei Palleske zur Empfehlung und wird ihm von diesem als ein besonderer Vorzug angerechnet. Palleske bemerkt unter anderm:

Daß Schiller sich in seinen Balladen vom musikalischen Elemente entfernte, das wollen wir als einen Gewinn preisen, nicht als einen Verlust beklagen. Denn Schiller hat eben dem Worte seine Selbständigkeit für die Recitation erobert und bei dem entsetzlichen Mangel einer würdigen und gebildeten Recitation unserer herrlichen Sprache, einem Mangel, der sich in Kirchen und Schulen, in Theatern und auf der Tribüne in wahrhaft ohrenzerreißenden Beweisen kund gibt, ist es eine wiewol außerhalb des innern Kunstwerths liegende, aber nicht genug zu schätzende Gabe, welche er in diesen kleinern Ganzen der ästhetischen Sprachbildung geboten hat. Wer etwa den „Taucher" und die „Glocke" von einer Sophie Schröder hat lesen hören, der hat erst neu erfahren, welche „lebende Gestalten" diese Dichtungen enthalten. Manchem Leser sind Schiller's Balladen blos deshalb verleidet, weil er die Declamationskünste seiner ehemaligen Mitschüler von Tertia nicht vergessen kann.

Vielleicht war hier Gelegenheit, auch Bürger's Verdienste um die Ballade zu erwähnen, besonders da Palleske in seiner Weise bis zu den ersten Ursprüngen der Ballade hinaufgeht, dabei aber die, wie uns bedünken will, ganz irrthümliche Behauptung aufstellt: „Die Ballade ist italienischer Abkunft, aber erst England, der Norden gab dem verpflanzten Gewächs seine Kraft und seinen Charakter." Gerade die echte Ballade, die schottische und skandinavische, ist schwerlich aus dem Süden und am wenigsten aus Italien nach dem Norden importirt worden; reicht sie doch zum Theil in die grauen Zeiten des nordischen Heidenthums zurück. An dieser Quelle schöpfte auch Bürger, dessen „Lenore" nächst dem Schiller'schen „Lied von der Glocke" noch immer, trotz der zopfigen Schlußstrophe (denn Lenore verdient wegen ihrer ausdauernden, treuen und aufopfernden Liebe zu Wilhelm sicherlich eher Seligsprechung als Verurtheilung), als die grandioseste und dankbarste Aufgabe für Declamation angesehen werden muß. Im übrigen möchten wir hierbei doch im Vorübergehen hervorheben, daß Schiller stets auf eine große Partei rechnen kann, deren Gunst ihm jederzeit und selbst dann, wenn ihm die Kritik vorübergehend ihre Gunst entziehen sollte, ein gewisses Uebergewicht über Goethe und Shakspeare sichern wird: wir meinen die bei weitem überwiegende Mehrheit der Schauspieler, Declamatoren und Mitglieder von Liebhabertheatern, welche in Deutschland Legion sind.

Bei der Tendenz, die Palleske in seinem Werke vor Augen hat und durchweg verfolgt, läßt sich denken, daß er alle Hände voll zu thun hat, gegen die Kritiker und Recensenten Schiller's loszuziehen. Einmal ruft er den Kritikern, die zur Fahne des Realismus geschworen haben, zu:

Ihr Reellen, ihr Männer des sogenannten gesunden Menschenverstandes, die ihr der Faulheit und dem Dünkel so willkommen seid, denn jeder Narr kann mit Hülfe euerer Anweisung wie ihr selbst über unsere größten Geister raisonniren, seid vor allem consequent, leugnet die Würde der Kunst, legt sie zu den Genüssen euerer echten Havanna, und sprecht nicht mehr davon, daß sie irgendetwas mit dem Geiste zu thun habe.

Aber dieses durch sein ganzes Werk sich hindurchziehende ewige Gezänke mit der Kritik wirkt doch wie wir glauben zuletzt nicht ganz angenehm und schadet der Sache Schiller's eher als es ihr nutzt. Oft sieht es ganz danach aus, als ob der Verfasser der Ansicht huldige, daß Schiller als erklärter Lieblingsdichter der Nation der einzige unter allen Poeten sei, den die Kritik nicht antasten dürfe, wenigstens gibt er in dem etwas schwülstig und phrasenhaft geschriebenen Einleitungskapitel „Schiller's Bild im Volk" zu verstehen, wie unnöthig es sei, Schiller zu kritisiren, da das Publikum doch darauf nichts gebe. Als ob dies für die Kritik ein Motiv sein könnte, abzudanken und ihren Privilegien zu entsagen! Hier und da eifert er gegen das Herausreißen und Benutzen von einzelnen Briefstellen, obschon er doch selbst, und zwar mit großem Recht, oft genug eine einzelne Aeußerung Schiller's hervorhebt, um dadurch etwas zu seinen Gunsten zu beweisen. Und in der That, wenn die eigenen Aussprüche und Geständnisse eines Mannes keine Beweiskraft haben sollen, was gäbe es dann noch von einiger Beweiskraft. Im ersten überhaupt ansprechendern Bande wagt zwar Palleske selbst hier und da eine bescheidene Andeutung zu machen, daß Schiller doch auch ein Mensch und als solcher nicht ohne alle menschlichen Schwächen gewesen. So lesen wir auf S. 102:

Hermann Hettner hat in seiner „Geschichte der englischen Literatur" u. s. w. Shaftesbury's Eudämonismus wieder in seine Rechte eingesetzt. Wenn Hegel sagt, daß zu solcher Anschauungsweise schon ein hoher Grad von Bildung gehöre, so ist damit zugleich die Schranke bezeichnet, unter welcher Schiller's volkserziehende Bestrebungen immer zu leiden hatten.

Und S. 373 auf Anlaß der „Rheinischen Thalia":

Ich will die Versuchungen nicht aufzählen, welche von den Königen der Tribüne und des Buchhandels dem Journalisten drohen. Aber wer hier nur seinen Charakter rein erhält, muß schon eine ungewöhnliche Kraft besitzen, wer hier Dichter bleibt, ein Kopf ersten Ranges sein. Die Widersprüche, die Schwächen, welche in Schiller's Charakter liegen, werden vielleicht hier am meisten zu Tage kommen.

Im zweiten Bande begegnen wir solchen behutsamen Andeutungen kaum noch, obschon der Verfasser nicht die wunderliche Frage verschweigt, die Schiller einmal an den dresdener Galeriedirector Hartmann richtete: was denn an den alten Lumpen (den Meisterwerken der dresdener Gemäldegalerie) zu sehen sei? Der Verfasser hat sich, das Lessing'sche „Mit Zweifeln bewundernd gegen den Meister" schließlich vollkommen vergessend, immer mehr in den blos enkomiastischen Stil hineingeschrieben. Leugnen wir nun auch keineswegs, daß der Proceß fortschreitender sittlicher und dichterischer Vervollkommnung gerade bei Schiller ein ganz ungewöhnlicher war, werth, unsere ganze Bewunderung zu fesseln, so gibt es auch später in seinem Charakter wie in seinen Dichtungen immer noch Seiten, welche beweisen, daß Schiller bei allen hohen Eigenschaften immer doch Mensch war. Und ich meine, daß wir uns hierzu nur Glück wünschen können, denn sonst

wäre das Band und der contrat social zwischen ihm und der menschlichen Gattung vollkommen zerrissen, und es wäre für jedermann vergebens, ihm, wenn auch nicht gleichkommen, doch in dieser oder jener Hinsicht nacheifern zu wollen.

Zu den lehrreichsten und interessantesten Abschnitten des Werks gehören namentlich unsers Bedünkens die Kapitel „Schiller und die Revolution“ und „Schiller und die Philosophie“. Das letztere Kapitel beweist, wie vertraut sich Palleske mit Schiller's ästhetischen Ansichten gemacht hat, und wir können daher dem von Palleske in Aussicht gestellten Werke: „Schiller's Aesthetik“, nur mit Spannung entgegensehen. Auch über das deutsche Theater und dramaturgische Fragen finden sich zerstreut viele interessante und lehrreiche Bemerkungen und Aufschlüsse, und es ist klar, daß sich in einer so umfangreichen Lebensbeschreibung Schiller's auch ein gutes Stück deutsche Theatergeschichte abwickelt. Ueberhaupt ist Schiller der Aesthetiker und dramatische Dichter vorzugsweise der Gegenstand der Palleske'schen Betrachtungen und Untersuchungen, weniger der Lyriker und Geschichtschreiber. Dem Verhältniß Schiller's zum Christenthum hätten wir gern ein specielles Kapitel gewidmet gesehen, denn es liegen in Schiller verhüllte Keime christlicher Gesinnung genug, die es ihm wenigstens unmöglich gemacht haben würden, über die Tiroler so zu schreiben, wie Palleske an einer Stelle über sie auf Anlaß des „Wilhelm Tell“ schreibt: „Sollte diese Erhebung mit dem Charakter der Allgemeinwahrheit wirken, so mußte dieses Volk kein eigensinnig beschränktes, hündisch treues, pfaffenverdummtes tiroler Volk, keine kindische Idylle sein.“ Die religiöse Frage würde Schiller, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre, vielleicht mehr beschäftigt haben, als man jetzt glaubt, und in dieser Hinsicht ist folgende von Palleske aus einem Briefe Schiller's an Zelter citirte Stelle sicherlich sehr merkwürdig:

> Daß es hohe Zeit ist, für die Kunst etwas zu thun, fühlen wenige; daß es mit der Religion nicht so bleiben kann, läßt sich allen begreiflich machen. Berlin hat in den dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet, dies war damals ein Ruhm und ein Bedürfniß. Jetzt in Zeiten des Unglaubens ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüßen; es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Protestantismus, dessen Metropole es zu sein bestimmt ist.

Begreiflicherweise können die Studien und Forschungen, die ein so umfangreiches und detaillirtes Werk erforderte, nicht gemacht sein, ohne daß der Verfasser sich dadurch in die Lage versetzt sähe, für diese oder jene unsichere Angabe eine gewissere beizubringen. In der Vorrede zum zweiten Bande führt er, um ihnen Dank zu sagen, diejenigen Männer und Frauen an, welche ihn hierzu durch ihre Mittheilungen in Stand setzten: Oberhofmarschall Freiherr von Beaulieu-Marconnay in Weimar, Hofrath Becker in Gotha, Gymnasialdirector Schmidt in Halberstadt, Freiherr Wendelin von Maltzahn, Professor Joachim Meyer in Nürnberg, Dr. Pritzel in Berlin, Dr. Lorenz in Jena, Director Abeken in Osnabrück, Franz Dingelstedt, Bechstein, Paul Trömel (in Leipzig), der verstorbene Varnhagen, das Freifräulein Edda von Kalb, die Freifrau von Waltershausen u. s. w. Von unvergleichlichem Werthe war ihm aber, wie er sagt, ein Aufenthalt in dem gastlichen Schlosse des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, auf Greiffenstein in Franken, „wo des Dichters Tochter, Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, in angeerbter Seelenkraft wie in Gestalt und Zügen dem Vater ähnlich, der schönen Pflicht lebt, den Deutschen aus dem brieflichen Nachlaß goldener Tage das Würdigste auszulesen“. Wir verdanken dem Verfasser so manche Berichtigungen Schwab'scher und Hoffmeister'scher Angaben und Behauptungen, von Oemler's „Lügenbuch“ und dem Klatsch des Dekans Göritz gar nicht und um so weniger zu sprechen, da Boas und Diezmann dem Verfasser, wie dieser selbst wol am besten weiß, auf diesem Felde der Berichtigungen aufs tüchtigste vorgearbeitet haben. Den Nachweis, daß Schiller, der bekannten Angabe im marbacher Kirchenbuche zum Trotz, wirklich am 10. November geboren ist, stützt Palleske namentlich auf ein von Schiller's Vater eigenhändig geschriebenes Schriftstück wie auf den Umstand, daß Schiller's Geburtstag in der Familie selbst immer am 10. begangen worden sei, und er verweist hierüber auf das „Weimarische Jahrbuch“ Bd. 6, S. 221. Er erwähnt ferner, daß Schiller nach einer glaubwürdigen Mittheilung auch neben dem jetzigen Schillerhäuschen in Gohlis mit dem Kupferstecher Endner zusammen gewohnt habe u. s. w. Auf Anlaß des Aufenthalts Schiller's in Leipzig und dem benachbarten Gohlis unterläßt der Verfasser, beiläufig bemerkt, nicht, der guten Stadt Leipzig, wo schon damals nach Huber's Ausdruck „schwindsüchtige Kritiken“ geschrieben worden sein sollen und jetzt der Hauptsitz der von Palleske verabscheuten „Reellen“ und der „altbackenen Kritik“ ist, einen Hieb auszutheilen, indem er eine Bemerkung Körner's citirt über „das überkluge Wesen der leipziger guten Köpfe, die zu schlaff, selbst etwas zu wirken, alles was andere thäten, vor ihren Richterstuhl zögen“, und dann noch aus eigener Beobachtung die Versicherung hinzufügt, daß schon die Stammeigenheit der Sachsen mehr zur Pädagogik und Kritik als zur Poesie neige. Ob nicht manche von seinen Berichtigungen zukünftig wieder Berichtigungen erfahren werden, müssen wir abwarten, so wenn er „Eckermann's Goethe“ beschuldigt, in Sachen Schiller's die „gröbsten Gedächtnißfehler“ zu begehen. Namentlich von Werth sind einige beigegebene Actenstücke, darunter das Schiller's Berufung nach Jena betreffende Rescript vom 11. December 1788, aus dem großherzoglich sachsen-weimarschen geheimen Staatsarchiv mitgetheilt. Bei Stahr findet sich nämlich ein Schriftstück erwähnt, worin Schiller zur Professur empfohlen wird, weil man ihn „gratis“ haben könne. Dieses Actenstück soll laut Angabe Stahr's oder vielmehr des Kanzlers Müller, seines Gewährmannes, von Goethe herrühren. Goethe hat aber daran gar keinen Theil; es ist nur von Karl August, dem Freiherrn von Fritsch, von Schnauß und Schmidt unterzeichnet und enthält unter andern die Stelle: „Es ist aber das Subject, welches bei Denenselben

(den Herzogen von Gotha, Koburg und Meiningen) Wir abermalen uns in Vorschlag zu bringen die Ehre geben, der bereits ziemlich bekannte (!) Schriftsteller Friedrich Schiller" u. s. w. Ferner sind im Anhange zwei Billets an Zacharias Becker mitgetheilt, welche sich auf die von Schiller projectirte Vertheidigungsschrift für Ludwig XIV. beziehen, und ein drittes werthvolles Document ist Schiller's Brief an den Geheimrath Beyme, datirt Weimar 18. Juni 1804, worin er die Versetzung von Weimar nach Berlin von der Bedingung abhängig macht, daß es ihm vergönnt sei, einen Theil des Jahres in Weimar zuzubringen. „Ich würde", schreibt Schiller, „durch eine solche Abwechselung meines Aufenthalts die beiden Vortheile vereinigen, welche das rege Leben einer großen Stadt zur Bereicherung des Geistes und die stillen Verhältnisse einer kleinen zu einer ruhigen Sammlung darbietet; denn aus der größern Welt schöpft zwar der Dichter seinen Stoff, aber in der Abgezogenheit und Stille muß er ihn verarbeiten." Für diesen zeitweiligen Aufenthalt in Berlin verlangte Schiller 2000 Thaler jährlichen Gehalt, eine für damalige Lebensverhältnisse keineswegs geringfügige Summe, für die aber Berlin die Ehre, einen so hohen Gast auch nur auf Monate sein nennen zu können, immer noch wohlfeil genug gehabt hätte.

Ziemlich reichlich sind auch die neuen Eröffnungen über Charlotte von Kalb, die der Verfasser den persönlichen Mittheilungen des Freifräuleins Edda von Kalb verdankt, über Margaretha Schwan, über das Fräulein von Arnim, überhaupt über die Damenbekanntschaften Schiller's ausgefallen, die, wenn sie wirklich alle Liebschaften gewesen wären, allerdings den Dichter in seinen jüngern Jahren als eine Art Don Juan erscheinen lassen würden, der von sich ebenso gut sagen könnte, was Goethe in etwas leichtfertiger Weise von sich sagt: „Ich log und trog mich bei allen hübschen Gesichtern herum." Der Verfasser hat hierbei wahrscheinlich vorzugsweise an seine Leserinnen gedacht, denn diese fragen, nach dem Beispiele der Karoline von Wolzogen, meist zuvörderst danach, wie viele, wen und wie ein Poet geliebt hat. Leider sind die Aussagen von weiblichen Personen oft sehr zweifelhafter Natur, da ihnen die Phantasie zuweilen übel mitspielt. Charlotte von Kalb, von der später Schiller selbst an die Lengefelds schrieb, sie habe ihn mit List und Klugheit umstricken wollen, sie sei jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um ihm nur Achtung einzuflößen u. s. w., läßt den Dichter der „Räuber" nach einer Aufführung des „Lear" in Manheim in den hochtrabendsten und dabei ziemlich flachen Phrasen über Shakspeare sich ergehen, z. B.: „Des Geistes schaffender richtender Gedanke ist seiner Werke Inhalt", oder: „O Meister alles Schönen, Bewältiger des Entsetzens, du demüthigest und erhebest; denn aus dem reinen freien Gemüthe, aus der Phantasie leuchtendem Strom hast du geschöpft." Dagegen sagt Katharina Baumann, welche zuerst die Luise in „Kabale und Liebe" spielte, über Schiller aus, daß er ihr sein Miniaturbild geschenkt und daß er, als sie an ihn die Frage gerichtet: „Was soll ich damit?" auf gut Schwäbisch sehr verlegen geantworte thabe: „Ja sehet Sie, i bin a curioser Kauz, das kann i Ihne nit sage." Das Wahre ist, daß Schiller weder so gesprochen haben wird, wie Charlotte von Kalb, noch so, wie die Schauspielerin Baumann ihn sprechen läßt. Ebenso zweifelhaft erscheint es uns, daß Schiller der letztern zu ihrer großen Freude den Hof gemacht, daß sie aber, „durch seine saloppe Erscheinung abgeschreckt", seine Gefühle (!) nicht erwidert habe. Beneidenswerth sind übrigens im allgemeinen solche Geschöpfe nicht, welche von Dichtern zu vorübergehenden Liebesepisoden auserkoren werden. Magarethe Schwan z. B. hat es schwerlich um Schiller verdient, daß man ihre Fehltritte, die ohnehin vielleicht durch die bösen Nachreden skandalsüchtiger Zwischenträger vergrößert wurden, in die Oeffentlichkeit bringt und verewigt. Was ein Criminalrichter aus zarter Rücksicht auf vielleicht noch Lebende oder aus Mangel an hinreichenden Beweisen selbst in unserm indiscreten Zeitalter zur öffentlichen Kenntniß zu bringen sich scheuen würde, das rufen unsere Biographienschreiber ganz ungenirt und unter Begleitung pikanter Glossen oder Andeutungen auf allen Gassen aus.

Doch wir eilen zum Schluß. Man hat Goethe im Verhältniß zu Schiller den Glücklichen genannt. „Goethe", sagt Palleske, „war ein Wunderkind, geboren im Schose des Wohlstandes. Eine große Kluft trennt die Masse der Leser von ihm. Die Glücksgöttin nimmt ihn auf ihre Arme und trägt ihn lächelnd an die Stufen des Throns. Sie bindet ihn dort mit Blumenketten fest" u. s. w. Wir wissen ja wol alle, wie Schiller im Gegensatz zu Goethe mit seinem Schicksal Brust an Brust zu ringen hatte, „bis das Unglaubliche sich begab, bis der ungelenke Sohn des ehemaligen Feldschers neben Goethe stand und seine Muse die Goethe'schen Züge annahm". Dennoch sind wir sehr in Zweifel, wen wir von beiden für den Glücklichern halten sollen. Schiller hat die letzten Jahre seines Lebens doppelt und dreifach gelebt. Goethe, durch seine Stellung an der unbeschränkten Ausbeute seines unermeßlichen Genie gehindert, fing an hin und her zu experimentiren, während Schiller, der jetzt genau die Aufgabe und den Umfang seines Talents kannte, in gänzlicher Freiheit seinem Schöpferdrang volle Genüge thun konnte und jedes Jahr mit einem großen Werke hervortrat, das von der harrenden deutschen Nation sofort mit Jubel und Begeisterung aufgenommen und zum nationalen Eigenthum erklärt wurde. Der Geschmack des Publikums ist sonst treulos und wandelbar; aber die Theilnahme für Schiller wuchs mit jedem neuen Werke. Sein allzu früher Tod erschütterte daher auch die Herzen des deutschen Volks, wie vielleicht kaum jemals der Tod eines großen Menschen sie erschüttert hat, ihm aber ersparte dieser Tod wenigstens das Unglück, die Katastrophe von 1806 mitzuerleben, die für ihn und vielleicht selbst für seine Poesie ein empfindlicher Schlag gewesen wäre; denn mit der Monarchie Friedrich's des Großen, in der er die Schutzwehr des Protestantismus und der deutschen Bildung erblickte, würde auch sein Geist vielleicht auf Jahre gebrochen worden sein. Goethe durfte sich ruhig und naturgemäß ausleben, und

wenn das schon in einer Hinsicht ein großer Gewinn ist, so fühlte Goethe doch sicherlich am besten, daß viele ihm schmeichelten, wenige ihn verstanden, seine Existenz und sein Wirken aber der Masse von Lesern, welche in Schiller ihr Ideal verehrte, fremd und gleichgültig blieb. Und er fühlte, daß jene „große Kluft", welche ihn von dieser Masse trennte, mehr und mehr nur zunahm, je länger er lebte, oder daß wenigstens gerade seine reifsten Schöpfungen nur das Eigenthum weniger Hochgebildeten blieben. Dies und das Misgeschick, als ein Aristokrat gelten zu müssen, war ihm sicherlich um so schmerzlicher, je besser er es, wenn auch in seiner Weise, mit dem Volke meinte und je mehr er vielleicht zu einem wirklichen Volksmanne geboren war. Auf Schiller aber häufte ein großer Theil des deutschen Volks seine Liebe, weil es mit ihm schwärmen und träumen und sich über die Mängel der wirklichen Zustände trösten und täuschen konnte, und weil außerdem die vielen, die in Deutschland nach höhern Zielen streben und von Geburt auf mit der Ungunst der Umstände, mit Druck, Entbehrung und Verfolgung zu kämpfen haben, in ihm ihren Schicksalsgenossen, ihren Freund, ihr Vorbild erblicken durften. **Hermann Marggraff.**

Die Schweizerregimenter während der Französischen Revolution.

Die Schweizerregimenter in Frankreich 1789—92. Episoden aus der Revolutionsgeschichte Frankreichs und der Schweiz. Von Karl Morell. Sanctgallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1859. 8. 24 Ngr.

Vorliegendes Werk, eine Frucht mehrjähriger Studien auf dem Staatsarchive von Bern, bringt die Geschichte von drei Schweizerregimentern im französischen Dienst: Chateauvieux, von Ernst und Schweizergarden, während der Revolution; sie gibt zugleich ein kleines Spiegelbild von den Schicksalen einer Armee, die sich von den Strömungen der Politik fortreißen läßt, statt inmitten derselben wie ein Fels auf ihrer Treue und Disciplin unwandelbar zu stehen; nicht minder aber zeigt diese treffliche Darstellung, wohin die Schwäche und Rathlosigkeit von oben auch die besten Truppen, die sich verlassen sehen, führen kann. Endlich charakterisirt das Werk noch die innere und äußere Politik der schweizerischen Aristokratie und sucht mit vielen zum größten Theil bisher unbekannten Thatsachen einige der verborgenen Minengänge aufzudecken, von denen aus das Staatsgebäude jener Aristokratie gesprengt wurde.

Die politischen Hauptrichtungen der großen Staatsumwälzung kamen in scharfen Contrasten auch in den kapitulationsmäßig angeworbenen Schweizerregimentern in Frankreich zum Vorschein. Der Verfasser sagt darüber: „Neben Truppen, die in ihrer strengen Disciplin an die starre Gebundenheit des alten französischen Staatslebens erinnern, zeigen sich entfesselte Massen, die ihren particularen Willen rücksichtslos gegen alles gesetzliche Vorgehen zur Herrschaft zu bringen suchen. Und zwischen beiden treten Truppenkörper hervor, die, treu und fest an dem beschworenen Gesetze festhaltend, in der Vertheidigung desselben gegen den mächtigen Anprall der vollendeten Revolution ehrenvoll untergehen." Die weitere Darstellung läßt uns erkennen, wie die oben erwähnten drei Schweizerregimenter, jedes einzeln, hier klar und scharf bezeichnet sind.

Ein kurzer Blick auf den Zustand der französischen Armee und die Ursachen ihrer innern Auflösung eröffnet das Werk und ist höchst lehrreich auch für spätere Zeiten. Hinter der glänzenden Offiziersaristokratie stand in der traurigsten, an bittere Armuth grenzenden Lage ein Soldatenproletariat, das allen Veränderungen, von denen es Besserung seiner Zustände hoffte, günstig gestimmt war und den vielen Verlockungen und Verführungen nicht zu widerstehen vermochte. Die Nationalversammlung begriff bald, daß es höchste Zeit war, der immer mehr um sich greifenden Insubordination Schranken zu setzen; sie wollte es aber dadurch erreichen, daß sie das stehende Heer durch dessen Theilnahme an den Errungenschaften der Revolution für dieselbe gewann. Lameth's Forderung, die Gesetze für die Armee unmittelbar auf die unsterblichen Maximen der Menschenrechte zu begründen, fand gegen Mirabeau Beifall, und die neue Organisation, welche den Soldaten zum Bürger machte, veränderte auch seinen Eid. Er mußte fortan schwören, „der Nation, dem Gesetze und — hinterdrein! — dem König treu zu sein". Dazu kam die Erlaubniß, an den Clubs theilzunehmen. „In den Clubs wurden die Schienen gegossen, auf denen der rasch fortrollende Zug der Revolution freie Bahn fand." Schon bestanden in den meisten Regimentern Comités, in welchen die Tagesfragen in jakobinischem Sinne besprochen wurden; der revolutionäre Geist, die Demoralisation griff schon in der ersten Hälfte von 1790 dermaßen um sich, daß der Kriegsminister, Latour du Pin, eine Denkschrift an die Nationalversammlung richtete, in welchem er sich entschieden dagegen aussprach, die Armee zu einem berathenden Körper zu machen. Die Constituante antwortete durch eine Solderhöhung und die beschlossene Theilnahme der Truppen an dem großen Föderationsfeste, das die Revolutionirung der Armee vollendete.

Der erste Ausbruch geschah bekanntlich in Nancy. Wir verweisen darüber unter anderm auf die Darstellung von Carlyle. Dort standen drei Regimenter in Garnison, darunter das Schweizerregiment Lullin de Chateauvieux, 15 Compagnien stark, von denen 11 deutschen Cantonen angehörten. Zu der Geschichte dieses Regiments geht der Verfasser nun über. Es hatten sich bei demselben, im Unterschiede von dem berner Regimente von Ernst, wo die Regierung treffliche Maßregeln ergriffen hatte, bedeutende Misbräuche eingeschlichen. Daher fanden die Versuche der beiden andern Regimenter in Nancy, welche schon im April 1790 als völlig revolutionirt zu betrachten waren, und auch die Schweizersoldaten für ihre Plane zu gewinnen suchten, leichten Eingang. Die bekannte Lütticherin, Theroigne de Mericourt, welche nach Nancy gekommen war, hatte mit „sanften Blicken und glühenden Worten" die Revolution hier gefördert, sodaß schon die Soldaten des Regiments du Roi Thorfreiheit und Erlaß des Appells um 4 Uhr verlangt und nach schwachem Widerstande erhalten hatten. Zwar hatte noch einmal die Disciplin gesiegt, indem bei einem Auftritte 35 Soldaten desselben Regiments mit der infamirenden gelben Cartouche entlassen worden waren. Aber dies reizte nur noch mehr. Anfang August brach eine vollkommene Meuterei aus; die Soldaten vom Regiment du Roi, welche Kenntniß von dem Decrete der Nationalversammluug erhalten hatten, daß Inspectoren ernannt werden sollten, die Rechnungen der Regimenter seit sechs Jahren zu revidiren und die Klagen der Mannschaft anzuhören, bestürmten ihre Offiziere und ertrotzten von der Schuld, die sie beanspruchten, 150000 Livres. Da haben wir ja schon einen Vorgang zu dem Rathe, der in neuester Zeit den Fronsoldaten gegeben ist: Rechnung zu fordern! Das Geld wurde natürlich auf die nichtswürdigste Weise vergeudet. Die Wirkung auf das Schweizerregiment, für welches nicht die Decrete der französischen Nationalversammlung, sondern die Vorschriften des Schweizerkriegsrechts galten, blieb nicht aus. Eine Beschwerdeschrift, von einem Advocaten verfaßt, wurde von Soldaten, unter andern von dem Grenadier de l'Isle von Lausanne mehrfach abgeschrieben und sollte zur Unterzeichnung im Regiment verbreitet werden. Die Offiziere hatten aber Kenntniß erhalten, das Regiment wurde versammelt, formirte Quarré, de l'Isle und ein anderer Namens Emory, bei denen man jene Abschriften fand, wurden arretirt und vor ein Kriegsgericht gestellt, das sie verurtheilte, Spießruthen zu laufen und mit Schande vom Regiment fortgejagt zu werden. Das erste Urtheil wurde vollzogen, aber Soldaten aller Regimenter und Volk stürmten das Gefängniß

befreiten beide und nöthigten den Commandanten, sie nicht allein wieder in die Reihen des Regiments aufzunehmen, sondern ihnen auch einen Abschied in aller Form, nebst 100 Louisdor Entschädigung für jeden zu geben. Die beiden französischen Regimenter, wie die Nationalgarde, nahmen sie zu Ehrenmitgliedern auf. Nun traten die Soldaten mit ihren Forderungen ungescheut auf und die Offiziere sahen sich genöthigt, ihnen 27000 Livres auf Abschlag auszuzahlen, welche sie noch an demselben Abende bei einem großen Feste, das sie mit Bewilligung der Municipalität ihren Kameraden von den französischen Regimentern gaben, verjubelten. Ein Drittel der Mannschaft hatte sich nicht an dem Aufruhr betheiligt. Die Auflösung aller militärischen Zucht erreichte nun einen solchen Grad, daß der Marschall Bouillé von der Nationalversammlung beauftragt wurde, die Ordnung wiederherzustellen. Mit 3400 Mann zuverlässiger Truppen, worunter die Schweizerregimenter Castella und Vigier, rückte er von Metz gegen Nancy und unterdrückte den Widerstand mit Energie. Die Offiziere der beiden genannten Schweizerregimenter hielten über 143 Gefangene des Regiments Chateauvieux Kriegsgericht: einer wurde gerädert, 23 gehängt, 41 auf die Galeeren geschickt und die Uebrigen mit Gefangenschaft und andern Strafen belegt. In der Schweiz, wo man die Treue und Disciplin für einen Ehrenpunkt ansah, fand diese Strenge, selbst in den demokratischen Cantonen, nur Beifall. Ein Schreiben von Uri ist besonders merkwürdig. „Wann Wir den so schandlichen Aufstand der Soldaten den Regiments Chateauvieux mit unbeschreiblicher Aergernuß erfahren und gerechten Zornes verwunschen und verdammt haben, so war uns dem entgegen aber auch über allen Ausdruck lieb zu vernehmen, wie streitmächtig und tapfer die würdige Regimenter Castella und Vigier und unter Ersterem Unser fürgeliebter, heldenmüthigster Landeshauptmann Anton Maria Schmid mit seiner Geschlechtscompagnie die so böswichterische Aufrührer in der Stadt Nancy im vollen Sturm geworfen und darnieder gedonnert haben." Sämmtliche Cantone beschlossen, allen Soldaten, die an dem Aufstande theilgenommen, die Rückkehr in das Vaterland zu verbieten. Das Regiment wurde nach Bitsch verlegt, wo es bis zum August 1792 verblieb. Mit der Fortentwickelung der demokratischen Ideen nahm aber in Frankreich die Beurtheilung militärischer Meuterei eine andere Wendung; die Sträflinge des Schweizerregiments, obgleich die Cantone dagegen protestirten, wurden in die politische Amnestie eingeschlossen und hielten ihren feierlichen Einzug in Paris, wo sie von der Nationalversammlung empfangen und mit der Ehre einer Sitzung beglückt, demnächst aber nach dem Jakobinerclub geführt wurden, deren Präsident Vergniaud sie mit einer langen feurigen Anrede begrüßte. „Ihr Unglücklichen werdet der Nation immer theuer und heilig sein!" lautete der Anfang. Wenige Tage darauf fand ihnen zu Ehren ein großes Fest auf dem Marsfelde statt, wo ihre Ketten von weißgekleideten Jungfrauen getragen wurden. Doch nahm kein einziger Soldat der Schweizergarden an diesem Feste theil. Das Regiment Chateauvieux, auf etwa 500 Mann herabgesunken, erhielt Ende August Befehl zum Abmarsch nach Toul, marschirte jedoch durch Zweibrücken nach der Schweiz zurück, wozu es durch die Ereignisse des 10. August bewogen wurde. Der Graf Artois hatte vergebens versucht, dasselbe für sich zu gewinnen.

Eine ganz andere Geschichte hat das ehrenfeste Regiment von Ernst. In seinem Offiziercorps war zwar auch eine Opposition der sogenannten Unterthanenoffiziere (Waadtländer) gegen die Bevorzugung der Bern-Burgeroffiziere hervorgetreten, ihre Bittschriften wurden ungünstig aufgenommen und abgelehnt, und die Verwendung der waadtländischen Gemeinden fand zu Bern, wo Abgeordnete von Aubonne erschienen, eine ernste Censur, indem ihnen der regierende Amtsschultheiß das „hochoberkeitliche Mißfallen nachdrucksamst bezeugte". Aber die dadurch erregte Misstimmung hatte nicht den geringsten Einfluß auf den Dienst. Das Regiment hatte in Marseille die schwierigste Stellung. Der Verfasser schildert die dortigen Verhältnisse ausführlicher, als sie in den meisten Geschichtswerken über die Französische Revolution zu lesen, um die treffliche Haltung seiner Landsleute in das rechte Licht zu stellen. Unbeirrt von allem, was vorging, bewährte das wüthend von den Revolutionärs angefeindete Regiment seine Soldatentugend, und erst Ende October 1791 wurde es nach Aix verlegt. Die Volkswuth aber verfolgte dasselbe auch dorthin, bewaffnete marseiller Banden zogen nach Aix; Nationalgarde, Volkshaufen mit Geschütz belagerten das Regiment völlig, dasselbe wollte sich durchschlagen, aber die höhern Offiziere sahen die Unmöglichkeit ein und von dem Militärcommandanten der Provence, Barbantanne, in zweideutigster Weise verlassen, nahm der Regimentscommandant, Major von Wattenwyl, endlich, um seine Leute nicht nutzlos zu opfern, die schimpfliche Capitulation an, ohne Waffen abzumarschiren. In traurigem Zustande, auf Umwegen, gelangte dasselbe nach Romans, wo es halt machte, um den Erfolg der Unterhandlungen zwischen Bern und Frankreich abzuwarten. Ludwig XVI. hatte zwar dem Regiment seine Anerkennung für die bewiesene Treue aussprechen lassen und Befehl gegeben, dasselbe wieder zu bewaffnen; aber der große Rath in Bern beschloß in gerechter Entrüstung einstimmig, das Regiment sofort zurückzurufen und sprach in dem Schreiben an den König die Erbitterung über die erlittene Kränkung, nicht ohne Ironie über die Machtlosigkeit der Regierung offen aus. Dumouriez, der neue Minister, bemühte sich zwar noch, das Regiment für Frankreich zu behalten, indem er gegen Bern seinen Heroismus der Subordination, des Phlegmas (!!) und der Beständigkeit rühmte, aber der Geheime Rath blieb, „ohne in eine Zergliederung dieses Schreibens und seiner unbescheidenen Bemerkungen einzugehen", mit Würde bei seinem Entschlusse, und das Regiment, das in Romans wieder Waffen erhalten hatte, marschirte nach der Heimat ab, wo es mit großen Ehren empfangen wurde.

Das Schweizergardenregiment hatte sich leider von dem Geiste der Revolution, der die französischen Garden geschändet, anstecken lassen. Viele widerwärtige Auftritte fielen vor, aber die Ereignisse beim Regiment Chateauvieux brachten hier die Soldaten zur Besinnung, die Beziehungen des „Schweizerclubs" zu dem Regimente wurden gelöst und dasselbe versah fortan seinen Dienst mit der größten Gewissenhaftigkeit, ja es zog sich, trotz aller Versuche es zu gewinnen, trotz des Beispiels der französischen Truppen, immer mehr in die Schranken der strengsten Disciplin zurück. Welch ein Gegensatz zu dem Verbrüderungsvertrage des Regiments in Amiens mit dem Jacobinerclub, dessen Actenstück der Verfasser mittheilt! In der Schweiz konnte man zu keinem gemeinsamen Beschlusse über das Verhalten gegen Frankreich in Bezug auf die gestellten Truppen kommen, daher „zur Erzielung der so nöthigen Einmüthigkeit — jedem Canton überlassen wurde, von sich aus die nöthigen Maßregeln zu ergreifen". Trauriges Spiegelbild auch für andere, als den Schweizerbund! Die Gefahr, daß die Schweizerregimenter im Kriege gegen Oesterreich verwendet werden sollten, ging durch den Widerspruch der auf die Verträge und ihre Neutralität gestützten Cantone vorüber; charakteristisch ist das Schreiben des Obersten d'Affry, Commandanten des Schweizergardenregiments an den König, in welchem er sich auf das Vorrecht dieser seit 1616 errichteten Truppe, zum Schutz der Person des Monarchen und der königlichen Familie zu dienen, beruft. In diesem Dienst ist das treue Regiment ja auch beim Sturme der Tuilerien untergegangen. Schon am 26. Juli sollte dieser unternommen werden, scheiterte aber an der Lauheit der Vorstädte; dabei wurde die rothe Fahne, bisher ein Zeichen des Martialgesetzes, in ein Symbol der Revolution verwandelt, mit der bezeichnenden Inschrift: „Martialgesetz des souveränen Volks gegen die Rebellion der vollziehenden Gewalt." Zum Schutz des Königs war nur das Schweizergardenregiment da, welches die Tuilerien besetzte. Die Dispositionen waren gut, und Ludwig XVI. hätte bei dem geringsten energischen Auftreten die Hälfte der Nationalgarde für sich gewinnen können. Aber der König that den verhängnißvollen Schritt, sich in den Schutz der Nationalversammlung zu begeben, damit war er verloren und die 750 Schweizer, die sein Schloß

vertheidigten, bluteten vergebens. Der Verfasser schildert zuerst die Lokalität des Kampfes, sowie die Stellung der Parteien, dann setzt er seinen unglücklichen Landsleuten in der genauesten Darstellung ihrer heldenmüthigen Vertheidigung und ihres Untergangs ein schönes Denkmal. Sie waren siegreich, einem rothen Granitfelsen gleich, an dem die stürmische Flut des empörten Volks sich brach; da rief sie der Befehl des Königs, unter Einstellung des Feuers, nach der Nationalversammlung, wo sie die Waffen niederlegen mußten, nachdem ihre Erscheinung die Volksbeglücker in Entsetzen gejagt, sodaß mehrere schon die Flucht durch die Fenster nehmen wollten. Die Soldaten wurden in eine Kirche gesperrt, um später großentheils niedergemetzelt zu werden! Den Offizieren verschaffte ein Deputirter Civilkleider, um sich einzeln zu retten, was jedoch nur einzelnen gelang. Die wenigen, die noch das Schloß besetzt hielten, konnten nichts thun, als ihr Leben theuer verkaufen: so vertheidigten 80 Mann die große Treppe 20 Minuten lang und tödteten 400 Feinde, fielen dann aber bis auf den letzten. Ein Decret der Nationalversammlung vom 20. August sanctionirte die Resultate jenes Greueltags und entließ die noch im Dienste Frankreichs stehenden Schweizerregimenter, es waren noch neun, wobei den Cantonen ein Dank ausgesprochen wurde. Der Verfasser hat über die Schicksale dieser Regimenter wenig Angaben in seinen Quellen gefunden.

In dem Schlußabschnitt: „Diplomatische Verwickelungen und Lösung", wird nachgewiesen, welche Thatsachen ein feindliches Vorgehen der Schweiz, durch welche bei der Kunde vom 10. August der allgemeine Racheschrei: Zu den Waffen! schallte, bald genug hinderten. „So verlief die große Angelegenheit, welche eine Zeit lang die ganze Nation mächtig erschüttert und ihr Ehrgefühl aufs tiefste verletzt hatte, ohne das geringste Resultat in diplomatischen Sand, den die revolutionären Chefs den guten Eidgenossen nachträglich in die Augen streuten. Die Schweiz hat es zu gar nichts gebracht, als zu dem beschämenden Gefühl mangelnder Einigkeit und Thatkraft." Mit diesen treffenden Worten schließt der Verfasser den Abschnitt, der jedenfalls für die innere Geschichte seines Vaterlandes höchst lehrreich ist. Das ganze Werk aber wird von allgemeinstem Interesse sein. **Karl Gustav von Berneck.**

Charlotte von Kalb.

Das gegenwärtige Schiller-Fest bringt auch Personen, die in engerer Verbindung mit dem großen Dichter standen, in lebendigere Erinnerung. Zu ihnen gehörte Charlotte von Kalb, die verschiedenartig beurtheilte — man halte nur Palleske's und Julian Schmidt's Schilderungen gegeneinander*) —, aber, welcher Ausschreitungen oder Verirrungen man sie auch schuldig finden mag, in den Zeiten der Noth höchst ehrwürdige, immer sehr merkwürdige Frau. Besonders ist ihr Verhältniß zu Jean Paul ein betrübendes; um so mehr, da ihre Memoiren, dieses seltsam abgefaßte Buch, dessen Goldkörner andere, namentlich Palleske, in treffender Weise hervorgehoben haben, des Verhältnisses nicht gedenken, das soviel wir wissen nur durch Jean Paul's indiscret mitgetheilte Briefe in die Oeffentlichkeit gelangt ist. Varnhagen's in dem „Literarischen Nachlaß Karolinens von Wolzogen" (I, 146) abgedruckter Brief an Goethe, welcher sagt, daß Charlotte betheuere, „es sei nie dergleichen gesprochen, dergleichen gemeint, wie hin und wieder dort (in Jean Paul Richter's gedrucktem Briefwechsel) angegeben werde", hat die Sache mehr verwirrt als aufgeklärt.

Ich theile hier einen an mich gerichteten Brief der Frau von Kalb mit, theils, weil Briefe dieser merkwürdigen Frau, der Freundin Schiller's, an sich von Interesse sind, theils, weil er vielleicht Anlaß sein kann, daß der Brief an Jean Paul — wol der letzte, den sie ihm schrieb — aufgesucht und veröffentlicht werde. Der hier mitzutheilende wurde mir nach Rudolstadt geschickt, um ihn von da nach Baireuth zu senden.

*) Palleske in „Schiller's Leben und Werke", J. Schmidt in „Schiller und seine Zeitgenossen".

„Im Vertrauen auf Ihre Güte bitte ich Sie, diesen Brief zu befördern.

„Am Ende unserer Tage segnen wir gern noch unsere liebsten Bekannten; das ist der Inhalt meines Briefes an R. Und auch Sie grüße ich mit freundlicher Erinnerung. Die gewaltigen, sich immer noch steigernden Begebenheiten unserer Tage verbindeten gewiß oft gleichgesinnte Seelen zu Einem Gedanken.

„Scheint es nicht, als würde die Charte der Geisterwelt auch den Uneingeweihten sichtbar und begreiflich?

„Ich kann wenig mehr selbst lesen; aber mit dem höchsten Interesse vernehme ich von den jetzigen Zeitschriften und Blättern; und in allen beobachtet man doch, wie immer mehrere aus dem Schlummer erwachen.

„Sie werden es noch erleben, daß manche thätig erscheinen, die sich jetzt vorbereiten; wenn nicht heftigere Stürme ihre gute Absicht verdrängt.

„Sie haben auch wol die letzte Schrift von Fichte gelesen; sie wird seinen Jüngern ein Testament bleiben. Sein Sohn wird seiner würdig, und die Witwe immer mehr durch Dulden und Beharrlichkeit reif. Auch dieser letzte Feldzug hat viele seiner Jünger hingerafft.

„Ich muß schließen, bitte um Ihr Andenken nebst meiner Tochter, und verharre mit Hochachtung

Ihre Freundin

Berlin den 6. October 1815. C. Kalb."

(Der Brief ist von der fast Erblindeten, mit Ausnahme der letzten Zeilen „Ich muß schließen" u. s. w. dictirt.)

Ich füge Stellen aus andern Briefen — ich besitze deren nur wenige — hinzu:

1. September 1808 (nach Weimar geschrieben): „Das Schönste und Herzlichste meiner theuern Freundin Schiller. Sehen Sie Goethe, so bitte ich ihn meines verehrungsvollen Andenkens und Nachdenkens zu versichern. Ich lese meiner Tochter viel aus Schiller's und Goethe's Schriften vor. Als ich vor 23 Jahren zuerst den «Faust» las, war es mir ein unglaubliches Ungeheuer; jetzt ist es mir ein geistvolles Wort über die Welt." (Eigenhändig.)

9. September 1825: „Ich habe in der Vergangenheit manche Bedrängnisse erfahren, und nun, wo ich das Wohl der Meinigen pflegend mitgenießen wollte, ward plötzlich diese Aussicht wieder verdunkelt. Der Tod meines jüngsten Sohnes versenkt meine Seele in tiefen Ernst. So werden wir nach Graden von dem Leben abgelöst und sehnen uns dann allein nach dem ewigen Licht, nach der ewigen Erbarmung. Auch meine Tochter trägt diesen Schmerz mit inniger Wehmuth, diesen Schmerz, den nur der göttliche Friede lindern kann.

„Der Verewigte konnte hienieden kein Genügen finden, keine würdige Thätigkeit für seinen Geist; der Horizont der Geisterwelt blieb der kräftigen Seele verengt. Eigene Leiden sind zu verwinden, aber der Harm über die Leiden unserer Geliebten bleibt eine stets offene Wunde. Ich bin dadurch noch abgeschiedener von allem Aeußern. Lesen und selbst schreiben kann ich schon lange nicht mehr; doch diese schweigsame Verhüllung, diese Einsamkeit ist mir wohlthätiger als fremdartige Mittheilung und Zerstreuung, nach der wir nur die Wirklichkeit desto schärfer wiederfinden. Doch wohl thut mir der Gedanke an die Rückkehr meiner Tochter*), weil uns die Aehnlichkeit der Gefühle noch enger verbindet.

„Sie haben eine Lustreise in die Pfalz gemacht; ich habe mehrere Jahre in der Gegend gewohnt; doch blickt meine Seele nicht zurück; ich finde allein Trost in der holdseligen Stille und Frieden in der Einsamkeit." (Dictirt, bis auf die kaum leserliche Unterschrift.)

Charlotte starb am 12. Mai 1843, 82 Jahre alt.

Bernhard Rudolf Abeken.

*) Aus Schlesien, wohin sie als Hofdame der vortrefflichen Prinzeß Wilhelm folgen mußte, die der so tief gebeugten Familie als hülfreicher Engel erschien.



Notiz.

Ernst Renan's Essais.

Ernst Renan, nächst Littré unter den Franzosen vielleicht der gründlichste Kenner der deutschen philosophischen und theologischen Literatur, übrigens gemäßigter als der Straußianer Littré, ließ bei Michel Lévy in Paris eine Auswahl seiner seit etwa acht Jahren in periodischen Schriften, besonders in der „Revue des deux mondes" und im „Journal des débats" veröffentlichten Aufsätze und Abhandlungen erscheinen unter dem Titel: „Essais de morale et de critique." Im Vorwort, in welchem wir auch gelegentlich Heeren und Böckh erwähnt fanden, bekennt er sich angesichts der gegenwärtigen Zeitlage zu einer ziemlich pessimistischen Ansicht, und er selbst gesteht, daß er zwar die glücklichen, leicht zufrieden zu stellenden Naturen beneide, daß er aber doch auf seinen Pessimismus stolz sei. Nun wird zwar auch Renan nicht in Abrede stellen wollen, daß die Menschheit im ganzen und großen der Vervollkommnung und Humanisirung entgegenschreite, aber er weiß auch, daß kein Gewinn ohne Opfer erzielt wird, daß kein Zeitalter jemals alle Fähigkeiten und Tugenden des menschlichen Geschlechts in gleich harmonischer Ausbildung entwickelt hat oder je entwickeln wird, daß gerade dem blendendsten Licht der Cultur sich auch die tiefsten Schatten zuzugesellen pflegen, daß der Weg zur Vervollkommnung durch häufige Rückschritte unterbrochen wird, die in der Weltgeschichte nicht selten nach Jahrhunderten zählen, daß endlich in demselben Augenblick, wo das eine Volk mächtig im Aufstreben begriffen ist, das andere plötzlich, oder allmählich, aber unaufhaltsam von einer bereits erreichten Höhe herabsinkt. Fast scheint dies Renan von seinen Landsleuten anzunehmen, und selbst wenn er sich glücklicherweise täuschen sollte, macht ihm doch die Aufrichtigkeit, womit er seine Befürchtungen ausspricht, um so mehr Ehre, da sonst die Franzosen nur zu sehr geneigt sind, sich von dem Glanz äußerer Erfolge blenden und einschläfern zu lassen. Muthig tritt er dem Dünkel seiner Landsleute entgegen. Er gesteht, früher auch in gewissen Vorurtheilen befangen gewesen zu sein: „Je ne voyais pas encore le virus caché dans le système social créé par l'esprit français"; er habe nicht eingesehen, daß das französische Gesetzbuch auf einer „conception toute matérialiste de la propriété" gegründet gewesen, daß die Revolution einen Keim des Ruins in sich geschlossen habe, „der nur zu bald das Reich der Mittelmäßigkeit und der Schwäche, die Unmöglichkeit jeder großen Initiative herbeiführen mußte, freilich auch ein scheinbares Wohlsein, aber ein Wohlsein, dessen Bedingungen sich selbst zerstörten". Er fürchtet, daß die zu fanatische Anhänglichkeit an das Jahr 1789 die Entwickelung der Freiheit „par la régeneration de la conscience individuelle" nur hindern könne, und er ruft aus: „Si 89 est un obstacle pour cela, renonçons à 89"; denn nichts sei einer Nation schädlicher „als jener Fetischismus, womit sich ihr Eigendünkel an gewisse Worte hängt, durch die man sie im Geheimen bis zu den letzten Grenzen der Knechtschaft und Erniedrigung zu führen vermag". Wo man öffentliche Angelegenheiten nicht mehr kritisiren dürfe, da sei auch, bemerkt er ein andermal, der Böotismus oder die Frivolität nicht mehr fern. Unter den hier vereinigten Aufsätzen befindet sich auch einer unter dem Titel „Souvenirs d'un professeur allemand", dem Creuzer's 1848 erschienenes Buch: „Aus dem Leben eines alten Professors", zu Grunde gelegt ist. Renan schildert darin unter andern in beredten Worten das stille beglückte Leben eines Philologen, ja er weiß sogar dem deutschen Pedantismus eine poetische Seite abzugewinnen; nicht nur seien die Charakterzüge, die man dem Pedantismus vorwerfe, fast immer lobenswürdige und solide Eigenschaften, sondern sie ließen auch so viele anmuthige Züge durchschimmern, daß man sich versucht fühle, „d'envier à l'Allemagne le bonheur qu'elle a de posséder une variété infinie de types d'illustres pédants". Gelegentlich gesteht Renan auch, daß, mit wenigen berühmten Ausnahmen, die große Art, die Wissenschaft in ihren Zusammenhängen mit der Philosophie, der Aesthetik und Religion aufzufassen", den Franzosen nicht eigen sei. Daß Renan's Abhandlungen mit einer musterhaften Klarheit und Eleganz geschrieben sind, versteht sich bei einem französischen Autor von seinem Rufe natürlich von selbst; mit schlecht geschriebenen Büchern im bequemen Schlafrockstil, mögen sie auch sonst noch so gelehrt und inhaltreich sein, macht man sein Glück in Frankreich nicht. **H. M.**

Bibliographie.

Avé-Lallemant, R., Reise durch Süd-Brasilien im Jahre 1858. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Baumbach, R., Gedichte. Mitau, Reyher. 8. 1 Thlr.

Benedix, R., Auseinander. Skizzen. Leipzig, C. F. Fleischer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Blaß, Auguste, Blumen-Märchen für junge Damen. Mit colorirten Bildern. Stuttgart, Chelius. 1860. 16. 22½ Ngr.

Brugsch, H., Histoire d'Egypte dès les premiers temps de son existence jusqu'à nos jours. Accompagné de planches lithographiées et d'un atlas de vues pittoresques. 1re Partie. L'Egypte sous les rois indigènes. Leipzig, Hinrichs. Gr. 4. 8 Thlr.

Caballero's, F., sämmtliche Werke. Aus dem Spanischen übersetzt von A. Geyder. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Clementia. Ein Sitten-Roman. Breslau, Max u. Comp. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dreyer, H., Die Brennrose. Eine Dorfgeschichte aus der Gegenwart. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr.

Eberwein, J., Schiller in Bauerbach. Dramatisches Lebensbild in zwei Acten. Eine Festgabe aus Rudolstadt zum 11. November 1859. Rudolstadt. Gr. 16. 10 Ngr.

Förster, E., Leben und Werke des Fra Giovanni Angelico de Fiesole. Regensburg, Manz. Lex.-8. 24 Ngr.

Hermann, E., Robert Hammer. Eine Erzählung. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1860. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heubner, O. L., Klänge aus der Zelle in die Heimath. 1849—1859. Dresden, Kuntze. 8. 24 Ngr.

Johns, C. A., Eine Herbst-Wanderung. Aus dem Englischen. Mit 24 Abbildungen. Berlin, Decker. Gr. 16. 7½ Ngr.

Koch, L., Philipp Melanchthon's schola privata. Ein historischer Beitrag zum Ehrengedächtniß des Präceptor Germaniae. Gotha, F. A. Perthes. 12. 16 Ngr.

Lang, L., Ultramontane. Novelle. Mainz, Kirchheim. 8. 15 Ngr.

Schmidt, J., Schiller und seine Zeitgenossen. Eine Gabe für den 10. November 1859. Leipzig, Herbig. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schulmann, L., Norddütsche Stippstörken un Legendchen. Tweite Rege. Hildesheim, Gerstenberg. 12. 15 Ngr.

Toblers, T., dritte Wanderung nach Palästina im Jahre 1857. Ritt durch Philistäa, Fussreisen im Gebirge Judäas und Nachlese in Jerusalem. Mit 1 Karte. Gotha, J. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr.

Vielliebchen. Ein Taschenbuch für 1860. Neue Folge, 11ter Jahrgang. Von T. Mügge. Mit 6 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Witzleben, C. A. F. v., Curt von Staudenbach und Adelheid von Waldgau, oder: Das stille Thal. Ein romantisches Gemälde aus den Zeiten der heimlichen Gerichte. Zwei Bände. Leipzig, Hunger. 1860. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Hôtel Baur. Diplomatisches Heldenstück in vier gereimten Conferenzen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 7½ Ngr.

Weiß, S., An die deutsche Nation. Oesterreich, Deutschland und das Einheitsproject. Berlin, Stuhr. 1860. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Zu Schiller's Jubelfeier.

Die Deutsche Schillerstiftung an die Deutschen.

Am heutigen Tage hat sich die Deutsche Schillerstiftung constituirt zu dem in § I der Satzungen ausgesprochenen Zwecke:

„Deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche für die Nationalliteratur (mit Ausschluss der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, dass sie ihnen oder ihren nächstangehörigen Hinterlassenen in Fällen über sie verhängter schwerer Lebenssorge Hilfe und Beistand darbietet."

„Sollten es die Mittel erlauben, und Schriftsteller oder Schriftstellerinnen, auf welche obige Merkmale nicht sämmtlich zutreffen, zu Hilfe und Beistand empfohlen werden, so bleibt deren Berücksichtigung dem Ermessen des Verwaltungsrathes überlassen."

Die Constituirung dieser Stiftung fällt nahe zusammen mit dem hundertjährigen Geburtsfest des unsterblichen Dichters, zu dessen würdiger nationaler Feier, so weit die deutsche Zunge klingt, die grossartigsten Vorbereitungen getroffen werden.

Deutsche! Bei dem festlichen Klang jener Glocke, die in ewiger Höhe tönt, sammelt Euch, nicht blos um zu seinen Ehren ein begeistertes Gedächtnissfest zu begehen, sondern auch um ein bleibendes Denkmal werkthätiger Liebe für unsern volksthümlichsten Dichter auf alle Zeiten zu stiften.

Wie er selbst gesungen:

> **Göttern kann man nicht vergelten:**
> **Schön ist's ihnen gleich zu sein.**
> **Gram und Armuth soll sich melden,**
> **Mit den Frohen sich erfreu'n —**

so können wir auch ihm selbst nicht vergelten, wohl aber durch die mit seinem Namen geschmückte Stiftung den Dank seines Volkes dadurch abtragen, dass wir geistig Strebende, die von schwerer Lebenssorge heimgesucht sind, durch Beistand und Hilfe ehren.

Deutsche! Keinen Ort gibt es im Vaterlande, so abgeschieden von den grossen geistigen Besitzthümern unsers Daseins, dass nicht Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen darin lebten, in denen die Dankbarkeit glüht für das, was Schiller uns Allen geworden. In der Fremde lebt kein Deutscher, dem nicht der Name Schiller ein heiliger Heimathsruf ist, so dass in diesem Namen eine Weihestimmung einzig in ihrer Art, und ein Gesammtbewusstsein, auf so vielen Gebieten des öffentlichen Lebens schmerzlich vermisst, zur erhebenden Erscheinung kommt.

So tretet denn am 10. November zur Bildung von Schillerstiftungen überall zusammen; wo eine solche sich nicht gründen lässt, sammelt Beiträge; wo sich frohe Herzen zum Festmahle vereinigen, verkündet diese unsere Worte und lasst nach dem Festgruss für den Dichter durch die Hände Eurer Frauen und Jungfrauen Spenden der Liebe in Empfang nehmen. Wo Gesangvereine und Liedertafeln, wo Kapellen und Theater seinem Andenken huldigen, opfert ihm den Ertrag seines Ehrentages.

Und du, deutsche Jugend, in deren frische Herzen er die ersten Keime edler Begeisterung senkt, fehle auch du nicht in den Reihen der Opfernden. Die kleinste Gabe ist willkommen.

Auf, Deutsche! Lasset uns ein Beispiel geben zur Ehre für uns und unsere Nachkommen, dass der Freude schöner Götterfunken, der Begeisterung Flamme, nicht wirkungslos verlodere, sondern dass die hundertjährige Jubelfeier von Schiller's Geburt als der Geburtstag der in seinem Namen gegründeten Stiftung ein Lichtpunkt sei und bleibe, tröstlich hineinleuchtend in die Nacht der Sorge und der Noth.

Die bis jetzt bestehenden Schillerstiftungen befinden sich in: **Berlin, Breslau, Coburg, Darmstadt, Dresden, Frankfurt a. M., Gratz, Hamburg, Leipzig, München, Nienburg, Nürnberg, Offenbach, Stuttgart, Weimar** (als Vorort für die nächsten fünf Jahre gewählt), **Wien.**

An eine derselben wollen die Beiträge für die Stiftung eingesandt werden.

Dresden, den 10. October 1859.

Die constituirende Versammlung der Deutschen Schiller-Stiftung:

Dr. **Berthold Auerbach** aus Dresden. Dr. **Ludwig Blum** aus Stuttgart. Dr. **Ludwig Braunfels** aus Frankfurt a. M. **Heinrich Brockhaus** aus Leipzig. Geh. Medicinalrath Dr. **Karl Gustav Carus** aus Dresden. Generalintendant Dr. **Franz Dingelstedt** aus Weimar. Dr. **Johann Georg Fischer** aus Stuttgart. Dr. **Ernst Förster** aus München. Advocat **Adolar Gerhard** aus Leipzig. Dr. **Karl Gutzkow** aus Dresden. Professor Dr. **Friedrich Haase** aus Breslau. Dr. **Julius Hammer** aus Dresden. Dr. **Gustav Haubold** aus Leipzig. Graf **Stanislaus Kalckreuth** aus Weimar. Dr. **Moritz Lazarus** aus Berlin. Generalconsul **Ernst Merck** aus Hamburg. Hoftheaterregisseur **Ferdinand Pirscher** aus Darmstadt. **Karl Rick** aus Wien. Major **Serre** auf Maxen aus Dresden. **Karl Voigt** aus Weimar. Staatsminister a. D. Dr. **Ernst von Wietersheim** aus Dresden. Dr. **Friedrich Zabel** aus Berlin. Dr. **Georg Zimmermann** aus Darmstadt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 17. November 1859.

Zur Geschichte der neuesten Zeit.

1. Staatengeschichte der neuesten Zeit. Herausgegeben von K. **Biedermann.** Erster und zweiter Band. Geschichte Frankreichs vom Sturze Napoleon's bis zur Wiederherstellung des Kaiserthums. 1814—52. Von A. L. von **Rochau.** Zwei Theile. Leipzig, Hirzel. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 28 Ngr.
2. Zeitgenössische Geschichten von A. **Schmidt.** I. Frankreich von 1815—30. II. Oesterreich von 1830—48. Berlin, Duncker und Humblot. 1859. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Seit dem Zweikaiservertrage von Villafranca, welcher das vom frischen Blut noch triefende Schwert an schwachem Haare über Europa schweben läßt, haben sich so ziemlich alle denkenden Zeitgenossen überzeugt, daß es sich binnen kurzem entscheiden muß, ob der Kriegssturm — alle Leidenschaften aufwühlend und zerstörender als je zuvor — von neuem entfesselt, oder ob ein dauernder Friede auf der Grundlage einer allgemeinen Entwaffnung gewonnen werden soll, die von solchem Umfange und solcher Art ist, daß sie mit zwingender Nothwendigkeit jeder noch so ruhmbedürftigen Regierung die Störung des Weltfriedens fortan unmöglich macht. Den Deutschen insbesondere sagt es ein schwerlich trügerisches Gefühl, daß sich das Kriegsgewitter zunächst über ihren Häuptern entladen würde, und daß sie, trotz allen Warnungen der Vergangenheit, dann abermals nicht in der Verfassung wären, um sich den sie bedrohenden Gefahren gewachsen zu zeigen. Es ist das Gefühl des bösen politischen Gewissens, das Gefühl der selbstverschuldeten Ohnmacht und Zerrissenheit, das uns diese Ahnung eingibt. Je mehr wir uns der armseligen Rolle bewußt werden, die das zwieträchtige Deutschland in dem ein schicksalvolles Weltdrama einleitenden Vorspiele des italienischen Kriegs gespielt hat, um so mehr ist nun freilich wieder von den Mitteln der Einigung und Stärkung die Rede. Aber hierin allein und in der Art, wie dies geschieht, liegt nicht einmal dafür die geringste Bürgschaft, daß das kranke Deutschland unter den tausend Heilmitteln, die es sich in Zeitungen, Broschüren und Büchern tagtäglich verschreibt, das rechte nur erkennen werde, und von solcher Erkenntniß bis zum wirksamen Gebrauche ist ja gleichfalls noch ein himmelweiter und sehr zweifelhafter Schritt.

Gleichwol wäre es Thorheit und Sünde, am immerhin löblichen und doch möglicherweise erfolgreichen Streben keinen Theil nehmen, oder es mit solchen Dingen, die jetzt nicht in der Luft liegen, eigensinnig durchkreuzen zu wollen. Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch der historischen Kritik Richtung und Maß vorgeschrieben. Im Hinblick auf einen bald möglichen Kampf um Sein oder Nichtsein, zu dem wir uns mit allen geistigen und leiblichen Waffen auszurüsten haben, wäre es nur Zeitverderb, wollte man sich mit kleinlichen Ausstellungen, mit Berichtigung solcher Dinge befassen, von denen es für unsere Zukunft höchst gleichgültig ist, ob sie so oder anders aufgefaßt, gedeutet und gesagt worden sind. Die besten zeitgenössischen Geschichtswerke sind jetzt diejenigen, die uns unsere eigenen Sünden und Thorheiten, sammt ihren unvermeidlichen Folgen, in reichlichster Fülle und größter Anschaulichkeit vor Augen halten, die uns einleuchtende Fingerzeige geben und — wo es sein muß — tüchtige Ohrfeigen, um die noch nicht völlig tauben Ohren für gute Lehren empfänglich zu machen. Wir andern aber, die wir uns gerade mit der Besprechung solcher Schriften befassen, können nichts Besseres thun, als dem Schlagendsten von allem Schlagenden ein weiteres Echo zu schaffen.

Zu jenen besten zeitgenössischen Geschichtswerken sind die obengenannten zu zählen; wir wenden darum sogleich unsere Methode auf sie an, indem wir auszüglich berichten, was sie zur Erkenntniß und Bewältigung der uns zunächst bedrohenden Krisis besonders Wichtiges und Dienliches enthalten. Wir thun dies nicht, sowol auf die Gefahr hin, Eulen nach Athen, als Wasser ins Faß der Danaiden zu tragen. Denn so begreiflich es gewesen, daß wir unmittelbar nach unsern „Befreiungskriegen" noch hoffnungsvolle politische Kinder waren, die man billigerweise noch nicht für zurechnungsfähig halten durfte: so geben doch jene Schriften nur allzu viele Belege an die Hand, daß wir in der Schule von 1830 noch blutwenig für die von 1848 profitirt hatten; daß die thörichtsten unter allen Thoren diejenigen geblieben sind, die es zu keiner Zeit zugestehen wollen, daß sie es jemals gewesen seien; daß wir uns also mit Bescheidenheit die Frage vorzulegen haben, ob wir hoffen dürfen, zum

dritten und vielleicht zum letzten male gescheidter geworden zu sein?

Die in zwei Theilen erschienene „Geschichte Frankreichs" von Rochau (Nr. 1) ist der erste Band einer etwa auf zwanzig Bände angelegten „Staatengeschichte der neuesten Zeit", der man nach gutem Anfange einen guten Fortgang weissagen mag, falls nicht im kriegerischen Thatendurste die zornentflammte wirkliche Geschichte ihren tausend mal tausend Geschichtschreibern die Federn mit einem male aus den Händen schlägt. Auf verhältnißmäßig kleinem Raume ist viel Stoff zusammengedrängt, nichts Wesentliches ist übersehen, was überhaupt und zumal für die jetzige Zeit des peinlichen Hangens und Bangens von Bedeutung ist. Man wird nicht gerade mit jedem einzelnen Urtheile des Verfassers einverstanden sein. So äußert er z. B. eine allzu abschätzige Meinung über den Pamphletisten Cormenin, welcher doch nicht wenig dazu beitrug, um in mitunter etwas verzerrten, aber im ganzen treffenden Zügen die mesquine Krämerhaftigkeit des Spießbürgerkönigthums zur Anschauung zu bringen. Andererseits legt er auf die pecuniäre Begehrlichkeit Ludwig Philipp's, die für den Ausbruch der „Revolution der Verachtung" im Jahre 1848 von erheblichem Einflusse war, ein wol allzu geringes Gewicht, wenn auch vielleicht in der guten Absicht, um die noch weit großartigere Begehrlichkeit des kaiserlichen Nachfolgers ins hellste Licht zu setzen. Aber man braucht die Habsucht des Bürgerkönigthums nicht zu verkleinern und hat dann einen desto schlagendern Beleg zu der alten Erfahrung, daß oft, wie im Hause so im Staate, der Geiz die Verschwendung zur Erbin hat.

Die Mittheilung oder schärfere Betonung mancher wenig bekannten oder wieder verschollenen Einzelheiten, die aber durch die jüngsten Ereignisse eine neue Bedeutung erlangt haben, läßt überall gewahren, daß der Verfasser unter den von ihm geschilderten Personen und Verhältnissen längere Zeit selbst gelebt hat. Lag es in seiner Aufgabe, daß er der rein politischen Geschichte Frankreichs den größten Theil des ihm zugemessenen Raums widmen mußte, so ist doch auch der literarischen Bewegung, welche die Staatsgeschichte begleitet, erläutert und mitbestimmen hilft, in befriedigender Weise gedacht. Von einer einläßlich kritischen Darstellung der in Frankreich auftauchenden und bald wieder verschwindenden Lehrsysteme des Socialismus und Communismus konnte natürlich hier nicht die Rede sein; doch hätte wol jener wichtigen und nicht blos theoretisch interessanten Verhandlungen der constituirenden Versammlung, wodurch über das im ersten Verfassungsentwurfe anerkannte sogenannte „Recht auf Arbeit" der Stab gebrochen wurde, ausführlicher gedacht werden können. Von diesem „Recht auf Arbeit" war übrigens, wie auch Rochau bemerkt, bereits unter dem Bürgerkönigthum die Rede; nachdem zuvor schon, zuerst durch François Arago, das Schlagwort einer „Organisation der Arbeit" gebraucht worden war. Durch seine Schrift über diese letztere verschaffte sich dann bekanntlich Louis Blanc Namen, Ruf und Einfluß; nachdem er früher am „Bon sens" mitgearbeitet hatte, einem republikanisch-socialistischen Tageblatte, das merkwürdigerweise von einem belgischen Senator und Millionär mit großen Kosten unterhalten wurde.

Die in die allgemeine Staatsgeschichte zweckmäßig verflochtene und ausführlich genug behandelte Sondergeschichte der geheimen Gesellschaften und ihres Einflusses auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten, bestätigt die schon oft gemachte Bemerkung, daß solche Verbindungen nur die Symptome der krankhaften Zustände sind, an denen das Gemeinwesen leidet, daß sie ebendeshalb die Vorzeichen künftiger Ereignisse sind, daß sie aber selten oder nie die großen geschichtlichen Begebenheiten machen oder nur den Anstoß dazu geben. Die geheimen Verbindungen waren bereits gänzlich verfallen, als die Revolutionen von 1830 und 1848 hereinbrachen; ja, ihr vorgängiger Verfall war sogar eine Bedingung, um das plötzliche und die Gegner überraschende instinctive Handeln der Volksmassen, um eben dadurch das Gelingen der Bewegungen erst möglich zu machen. Bei der Behandlung dieses Gegenstandes hat es Rochau nicht vergessen, ein seltsames Stück dynastischen Ehrgeizes wieder in Erinnerung zu bringen. Nach den mit den französischen Verbannten in Brüssel getroffenen Verabredungen, hatte der Prinz von Oranien im Jahre 1819 dem pariser Comité d'action den Vorschlag gemacht, an der Spitze der von ihm befehligten niederländischen Truppen als Befreier von den Bourbonen in Frankreich einzurücken und diesem Belgien als Mitgift zuzubringen. Schon war Lafayette mit den Vorarbeiten zum Abschlusse einer förmlichen Uebereinkunft beauftragt, als der König von Holland den Umtrieben seines Sohnes auf die Spur kam und ihn aus dem Lande entfernte.

Auch die Deputirten, so sehr sie mit ihrer Thätigkeit vorbereitend für die Ereignisse von 1830 und 1848 gewirkt hatten, zeigten sich doch inmitten dieser Ereignisse gänzlich ohnmächtig. Die bodenlose Armseligkeit der Helden des Wortes in den Tagen der unaufschiebbaren That, offenbarte sich 1830 besonders damals, als die in den Julitagen gerade versammelten liberalen Abgeordneten endlich einen Protest beschlossen hatten, den sie aber nicht zu unterzeichnen wagten und den sie darum nur mit der Bemerkung: „Folgen die Unterschriften", zu veröffentlichen gedachten. Als nun der Redacteur des „Temps" das namenlose Actenstück nicht drucken lassen wollte, verfielen sie auf ein anderes Auskunftsmittel: sie ließen die Namen aller in Paris anwesenden liberalen Kammermitglieder drucken, auch derjenigen, die von der ganzen Sache nichts wußten; sie machten sich also einer eigentlichen Fälschung schuldig. Eine nicht minder betrübende Rolle spielten die Deputirten im Februar 1848, als Veranstalter und Abbesteller jenes verhängnißvollen Reformbankets, das wol nur dadurch, daß es nicht zu Stande kam, eine ganz Europa erschütternde Revolution zu Stande brachte. Die nahe Gefahr machte aus der rednernden Versammlung noch weniger einen „Dummkopf" als ein Hasenherz; und man erlebte es von neuem, wie

sich nicht blos in demselben Volke, sondern auch bei den gleichen Menschen der größte militärische Muth mit der höchsten bürgerlichen Feigheit paaren kann.

Eine rühmliche Ausnahme machte damals Lamartine. Was man auch von seinem spätern Benehmen halte, wodurch er sich nicht ohne eigene Schuld der Mittel beraubte, noch Großes und Gutes leisten zu können: in den sturmvollsten Tagen der höchsten Gefahr zeigte er, von warmer Begeisterung über sich selbst und seine Eitelkeiten hinausgehoben, eine die wilden Wogen des Aufruhrs mit seltener Geistesgegenwart beherrschende Beredsamkeit. Da er Leib und Leben für die unverzügliche Vollziehung seines Wortes einsetzte, so verwandelte er auch sein Wort in unmittelbare That, und der hohe Muth, den er bewährte, scheint stets — wie dies meist der Fall ist — ein heiterer Muth geblieben zu sein. Einen von Wein und Wuth trunkenen Haufen, der die Treppe des Stadthauses hinaufstürmte, rief er mit den Worten an: „Was wollt ihr?" — „Deinen Kopf!" war die Antwort. „Wollte Gott", erwiderte er, „daß ihr alle ihn auf den Schultern hättet; ihr würdet vernünftiger sein." Unter schallendem Gelächter und allgemeinem Bravo endigte die Emeute. Auf den Betrieb Lamartine's geschah es auch, daß noch in der Nacht vom 24/25. Februar die Errichtung jener 24 Bataillone Mobilgarde begonnen wurde, die zur sofortigen Herstellung der Ordnung, sowie später zur Bewältigung des Juniaufstandes jene wichtigen Dienste leistete, deren Werth freilich — je nach der Stellung der Parteien — sehr verschieden angeschlagen wird. Man begann die Werbungen unter den pariser Gassenjungen, unter denselben blutjungen Burschen von 14—15 Jahren, deren ganze Thätigkeit in der Betheiligung an Gassentumulten und Ruhestörungen aller Art aufzugehen schien. Aber das gewinnende Vertrauen, das man ihnen zeigte und die gute Belohnung der von ihnen geforderten Dienste machte diese berufsmäßigen Störer zu leidenschaftlichen Vertheidigern der Ordnung. Damit kam ein großer Gedanke zur Ausführung, der blos darum keine bleibenden Früchte trug, weil man mit dessen Vollzug auf halbem Wege stehen blieb. Im Staate und der Gesellschaft sind Freiheit und Ordnung dann erst gesichert, wenn alle Männer in Volk und Heer, in Nationalgarde, Landwehr oder Miliz die Wächter dieser Ordnung sein wollen; und sie wollen es nur sein, sobald die zu diesem Zwecke geforderten Dienste zugleich gerecht und zweckmäßig belohnt werden, sobald man ihnen also die Vertheidigung der Ordnung gegen innere und äußere Feinde nicht blos zu einer patriotischen Pflicht, sondern auch zur Sache eines gerechten persönlichen Interesses zu machen weiß. Ein solches gerechtes und zweckmäßiges Belohnungssystem ist im Frieden der beste Theil aller Staatskunst, und im Kriege weitaus der beste Theil aller Feldherrnkunst. Aber die in Civilisation vermummte Barbarei des modernen Polizei-, Beamten- und Soldatenwesens glaubt mit ihrem einseitigen Strafsystem gegen die Uebertreter ihrer Verbote immer noch auszulangen; während die Geschichte der Revolutionen seit nahe 70 Jahren aufs deutlichste gezeigt hat, daß sich endlich Regierungen und Völker unter den Auspicien einer solchen misgeschaffenen Politik gegenseitig todt peitschen müssen.

Blos nur die Revolution von 1848 wurde die der „Verachtung" genannt; aber man braucht nur die ersten Seiten unsers Buchs zu lesen, um sich zu erinnern, daß wir mit der Restauration zugleich in die Periode der Corruption getreten sind. Damit änderte sich indessen, im Vergleich mit der frühern Sturmperiode, einzig die Form der Ausbeutung der Schwachen durch die Mächtigen, der Armen durch die Reichen. Die Völker wurden jetzt weniger mit dem Schwerte in der Faust und vom Schlachtfelde aus des Ertrags ihrer Arbeit beraubt, als daß er ihnen mit der Feder in der Hand und vom Bureau aus abgeheuchelt und abgeschmeichelt wurde; dem Ehrgeize und der Eroberungssucht nahmen die Speculation und der Wucher die Fahne aus der Hand, um sie der neuen Zeit vorzutragen. Was nicht mehr erzwungen werden konnte, sollte jetzt erschlichen werden. Nur bedurfte es, nachdem man die Wege der Gewalt verlassen, wie zu allen Dingen auch dazu einiger Zeit, um sich auf den neueröffneten Schleichwegen zurecht zu finden. Unverkennbar hatte man es unter dem Bürgerkönigthum darin zu größerer Virtuosität gebracht, als unter den Bourbonen der ältern Linie. Dann kamen die Stürme der Februarrevolution und der Republik von 1848, welche die den Schmarotzerpflanzen gedeihliche dunstige Atmosphäre so wenig dauernd zu säubern vermochten, daß vielmehr erst unter Napoleon III. die Kunst, ohne Verdienst mächtig und ohne Arbeit reich zu werden, ihre höchste Vollendung erreichte. Dabei hatte es nicht einmal sein Bewenden. Die neufranzösischen Zustände sind vielmehr eine schlagende Offenbarung der Logik der Geschichte. Denn sie sind eine Vermittelung früherer Gegensätze, sie sind die Synthese der beiden Geiseln der Menschheit, der Gewaltthat und der Hinterlist, des räuberischen Kriegs und des beutesüchtigen Friedens, zu einer großen Doppelgeisel. Ob auch die französische Revolution noch ihre Synthesis haben und zu einer Revolution des Zorns und der Verachtung werden wird?

Mit alledem ist jedoch nicht gesagt, daß sich die Corruption, wozu vor allem die Selbstschändung des in Speculation verhüllten Wuchers jeder Art zu zählen ist, sowie der in wachsender Ausdehnung getriebene Welthandel mit moralischen Gütern gegen Geld und gute Worte, nur auf Frankreich beschränkt hätte. Sie ist eine ansteckende Weltkrankheit beider Hemisphären geworden und in den höchsten Kreisen der Gesellschaft schon zum Ausbruche gekommen, als man gerade daran war, Europa politisch zu restauriren. Nach der Unterzeichnung des pariser Vertrags vom 30. Mai 1814 ließ Talleyrand an jeden der Hauptunterhändler, an Metternich, Hardenberg, Castlereagh und Nesselrode, eine Million Francs aus dem französischen Staatsschatze auszahlen; die übrigen Bevollmächtigten erhielten je 5—600000 Fr. Diese Trinkgelder für einen für Frankreich möglichst günstigen, für die übrige Welt möglichst schlechten und schmählichen Frie-

den, wofür das Leben vieler Hunderttausende und der Wohlstand vieler Millionen geopfert worden, wurden nach diplomatischem Sprachgebrauche, wie lucus a non lucendo, als gebräuchliche Ehrengeschenke bezeichnet. So gab die hohe europäische Diplomatie schon 1814 ein seitdem wiederholt nachgeahmtes Beispiel, wie sich der Enthusiasmus der nach Freiheit und Unabhängigkeit lüsternen Völker im dynastischen Interesse capitalisiren und verzinslich anlegen läßt.

Ueber die im Jahre 1814 wiederum befreite französische Nation, die sich seitdem noch öfter und bis in den vollendetsten Despotismus hinein mußte befreien lassen, fiel zunächst der ausgehungerte Heuschreckenschwarm der noch an die altkönigliche Stallfütterung gewöhnten Emigranten her. Einen besonders naiven Beweis, wie sehr das Bewußtsein der echt dynastischen Gesinnung zugleich das Vollgefühl des eigenen Werthes schwillt, gab schon unter Ludwig XVIII. der sogar zu einem Minister des Hauses völlig unfähige Herzog von Blacas: als er seiner ministeriellen Sinecure entlassen werden mußte, bat er sich dafür die Kleinigkeit von sieben Millionen Fr. aus, die ihm auch sogleich aus dem mit den Früchten des Volksfleißes leicht wieder zu füllenden Füllhorn königlicher Gnaden gewährt wurden. Die Entschädigung der Emigranten (1825) beurtheilt der Verfasser richtiger, als dies von andern Historikern geschehen ist. Er erinnert daran, daß schon Napoleon I. den Heimgekehrten, die er mit einträglichen Ehren überhäufte, eine Art indirecter Entschädigung gewährt habe. In dieser Richtung fuhren die restaurirten Bourbonen mit so großem Eifer fort, daß sich 1825 die Gesammtsumme der Gehalte und Jahrgelder der frühern Ausgewanderten auf nicht weniger als 68 Millionen belief. Die Vertheidiger des Entschädigungsgesetzes hatten sich besonders auf die gesetzliche Abschaffung der Vermögensconfiscation berufen. Dagegen wird richtig bemerkt, daß viele von der Revolution eingezogene Besitzungen des Adels doch auch keinen andern Ursprung, als gerade die Confiscation gehabt, daß sich namentlich die Großen Ludwig's XIV. durch Hab und Gut der vertriebenen oder zur Galere verdammten Protestanten bereichert hätten. Wie dürfte man also, fragt der Verfasser, den Nachkommen jener Hunderttausende von Protestanten die Entschädigung verweigern? Oder wie den Staatsgläubigern, die zur Conventszeit zwei Drittheile ihrer Forderungen eingebüßt hatten, oder den durch das Maximum zu Grunde gerichteten Kaufleuten, oder den Inhabern käuflicher Stellen, welche dieselben ohne Ersatz verloren hatten? Und wie durfte man, so fragen wir weiter, eine Entschädigung jenen Hunderttausenden oder Millionen conscribirter Soldaten, ihren Familien und Nachkommen verweigern, die ihrem bürgerlichen Erwerbe entrissen wurden, ohne im kümmerlichen Staatssolde, den sie bezogen, auch nur annähernd eine Vergütung für die ökonomischen Opfer zu empfangen, wozu man sie vor ihren reichern Mitbürgern verdammt hatte? Die ganze Emigrantenentschädigung — ein neuer Beweis dafür, wie so oft ein scheinbar höchstes Recht ins höchste Unrecht umschlägt — konnte also nur dazu dienen, um das auf den ärmern Klassen der Bevölkerung lastende Unrecht sichtbarer zu machen.

Die Bewegung der Corruption ging nicht ohne einige vorübergehende Rückfälle zu ehrlichem Verfahren von statten. Dahin ist unter dem Ministerium Martignac die Auflösung jenes Schwarzen Cabinets zu zählen, das seit Ludwig XIV. bestanden und trotz aller verfassungsmäßigen Garantien des Briefgeheimnisses unter den folgenden Regierungen, namentlich unter Napoleon I., fortgedauert hatte. Zur Zeit der Aufhebung waren 30 Beamte, die eine Besoldung von 3—400000 Fr. bezogen, zur officiellen Verletzung des officiell gewährleisteten Briefgeheimnisses bestellt. „Das Briefgeheimniß", fügt der Verfasser bei, „blieb eine Wahrheit bis auf die neueste Periode, die mit dem 2. December 1851 beginnt." Wie hätte auch Napoleon III. den Ideen und Ueberlieferungen Napoleon's I. untreu werden dürfen!

Hatten sich ja von den Napoleonischen Ideen sogar die Bourbonen so viel angeeignet, um sich in der Gloire, die sie von der Eroberung Algiers erwarteten, einen Schild zur Deckung des innern Despotismus und zur Durchsetzung der berüchtigten Ordonnanzen zu suchen. Diese Expedition hatte besonders der Marschall Marmont lebhaft befürwortet; denn er begehrte den Oberbefehl um der Vortheile willen, „die er davon für sich und seine unzähligen Gläubiger hoffte". Da er aber einem andern Schuldbedeckten, dem Marschall Bourmont, den Befehl überlassen mußte, so ließ er sich für seine eventuellen Ansprüche auf den Schatz des Dei mit einer runden Summe aus der Kriegskasse abfinden. In der Geschichte des Bürgerkönigthums, das die Pariser trotz des Ruhms der afrikanischen Eroberung zum lachenden Erben der von der Heiligen Allianz garantirten Legitimität eingesetzt, wird an passender Stelle weiter berichtet, wie die nachtürkisch-französische Paschawirthschaft, die Barbarei zum Zwecke der Civilisation, das Talent der legalen Plünderung, der legalen und illegalen Corruption einen so geräumigen Tummelplatz in Algerien fanden, daß dieses in jeder Beziehung zu einer hohen Schule für Napoleonische Marschälle zweiter Auflage geworden ist. Denn das ist nur eine Kleinigkeit und wird blos beiläufig erwähnt, daß sich auch der Vertheidiger der Quasilegitimität, Marschall Bugeaud, für seinen mit Abd-el-Kader an der Tafna abgeschlossenen Vertrag mit einem Trinkgelde von 100000 Budschus, oder etwa ebenso viel Francs bezahlen ließ.

Wie sehr auch die Regierung Ludwig Philipp's bemüht war, der großen Nation allen Sand der afrikanischen Wüste in die Augen zu streuen und die forteiternden Wunden der Corruption mit dem Pflaster à la gloire zu überstreichen, davon wird ein bekanntes, aber so erbauliches Geschichtchen erzählt, daß es hier gleichfalls wiederholt sein mag. Nach der Erneuerung der Feindseligkeiten durch Abd-el-Kader im Jahre 1839 wurde der Welt verkündet, daß sich im Fort Masagran 100 Franzosen mehrere Tage lang gegen viele tausend Araber vertheidigt und die wüthendsten Stürme abgeschlagen hätten.

Leider ergab sich nach Jahr und Tag, daß die im Fort gelegene Fremdencompagnie von einem arabischen Reitergeschwader nur umschwärmt, aber niemals angegriffen worden war; daß sich der ruhmdurstige Commandant, Hauptmann Colièvre, nur ein Selbstzeugniß über die Thaten, die er vielleicht noch thun wollte, anticipando ausgestellt hatte. Dafür wurde er später in aller Stille pensionirt; aber trotzdem blieb Masagran in der Volksmeinung ein Glanzpunkt der französischen Kriegsgeschichte, und nach wie vor blieb eine neue Straße in Paris davon benannt. Alle officielle Schminke konnte jedoch nicht helfen gegen die von innen und oben her immer tiefer fressende Fäulniß, deren Zunahme auch durch Rochau mit zahlreichen Thatsachen belegt ist. Ebenso wenig half aber die gegen die Corruption gerichtete Revolution der Verachtung. Denn daß schon am 2. December 1851 ihrerseits wieder diese Corruption eine gelungene Gegenrevolution zu Stande gebracht, davon wird sich wenigstens der deutsche Leser leicht überzeugen, wenn er nähere Notiz nimmt von den Helden jenes Tags, wie sie zum Theil schon in „Unserer Zeit“ anschaulichst geschildert sind, oder wenn er sich etwa aus Proudhon's „Manuel du spéculateur de la bourse“ mit den Großthaten neuester Selbstbereicherung bekannt macht.

Es ist der Beachtung werth und wurde vom Verfasser gebührend hervorgehoben, daß sowol im Juli 1830 als Februar 1848 fast nirgends geplündert wurde; daß vielmehr das heldenmüthig kämpfende Volk an allen Dieben, deren es habhaft wurde, sogleich die strengste Justiz übte. Dennoch scheinen 1848 hier und da etwas laxere Grundsätze als 1830 zu Tage getreten zu sein: der Volkshaufe, der sich für einige Zeit der Tuilerien bemächtigt hatte, entschloß sich erst zum friedlichen Abzuge auf die Bedingung, daß die Taschen nicht untersucht würden. Freilich konnte dies so gut von zartem Ehrgefühl als bösem Gewissen eingegeben sein; aber wundern müßte man sich doch, wenn die von den Mächtigen und Reichen so beharrlich gegebenen Beispiele ohne alle Wirkung auf die untern Kreise geblieben wären. Und faßt man gar die Fortschritte ins Auge, welche die frivole Kunst der Bereicherung ohne Arbeit in den letzten Jahren gemacht hat, so wird es immer zweifelhafter, ob der sittlich gesund gebliebene Theil der Nation für eine gründliche Ausmistung des Augiasstalls noch Hercules genug geblieben ist.

Die „Zeitgenössischen Geschichten“, von A. Schmidt (Nr. 2), die in ihrem ersten Theile „Frankreich von 1815—30“ zum Gegenstande haben, sind keine vollständige Cultur- und Volksgeschichte, die den Gang und alle Zustände des öffentlichen Lebens mit gleichmäßig ausgegossenem Lichte zu beleuchten sucht. Sie haben einen ganz andern Zweck: sie wollen einzelne Partien der eigentlichen Staats- und Hofgeschichte, die bisher im Dämmerlichte lagen und wofür dem Verfasser noch unbenutzte und manches aufhellende Quellen zur Verfügung standen, zur deutlichen Anschauung bringen. Diese Quellen sind hauptsächlich die amtlichen Berichte, welche die beiden eidgenössischen Geschäftsträger, von Tschann in Paris und Effinger in Wien, an die jeweilige vorörtliche Behörde erstattet hatten. Um sich unbefangen aussprechen zu können und wol hauptsächlich, um der Controle des Schwarzen Cabinets zu entgehen, hatte Tschann einen Theil seiner Depeschen als „Privatschreiben“ und unter einer fingirten „Privatadresse“ dem Vororte zukommen lassen. Wahrscheinlich hatte auch Effinger ähnliche Vorsichtsmaßregeln getroffen, da dieselben in Wien kaum weniger geboten waren. Diese Berichte sind nicht blos von großem Interesse durch ihre thatsächlichen Mittheilungen, sondern es gereichen auch die oft scharfsinnigen Combinationen, die gesunden und nicht selten richtig weissagenden Urtheile den Berichterstattern so sehr zur Ehre, daß man der Eidgenossenschaft nur wünschen kann, sie möge auch jetzt so gut wie damals bedient sein; sie möge zumal an ihrem Bevollmächtigten in Paris, Dr. Kern, einen Mann gefunden haben, der mit ebenso unverblendetem Auge, wie früher von Tschann, sowol die Gefahren erkennt, die Frankreich in seinem Innern bedrohen, als auch besonders diejenigen, womit von Frankreich aus das Ausland bedroht wird. Immerhin beweisen jene Depeschen, daß sich die Schweiz mit verhältnißmäßig geringem Aufwande eine tüchtige diplomatische Vertretung zu verschaffen wußte, während in Deutschland die diplomatischen Leistungen noch immer im umgekehrten Verhältnisse mit der Zahl der Bevollmächtigten und mit dem für sie erforderlichen Aufwande stehen.

Um jene Quellen mit solcher Umsicht benutzen zu können wie der Verfasser, mußte er seinen Stoff von Grund aus durchdrungen haben und im weitesten Umfange beherrschen. Für jeden, der auch zwischen den Zeilen zu lesen vermag, geht dies aus hundert Stellen deutlich hervor. Das Werk ist um so belehrender, je weniger es die Absicht der Belehrung zur Schau trägt. Nach welcher Richtung aber die Fingerzeige hauptsächlich ertheilt sind, darüber ist bei einem Manne kein Zweifel, der soeben noch durch ein zeitgemäßes Schriftchen: „Elsaß und Lothringen. Nachweis wie diese Provinzen dem deutschen Reiche verloren gingen“ (Leipzig 1859), gezeigt hat, daß er sehr wol weiß, gegen wen wir zunächst und vor allem auf der Hut sein müssen. Diese indirecten Aufforderungen zur Wachsamkeit machen um so mehr Eindruck, als sie in einem fast durchweg klaren, einfachen und darum wohlthuenden Stile vorgetragen sind. Nur zuweilen wird dieser Stil durch den augenblicklich störenden Schnörkel eines in gar zu üppigen Farben aufgetragenen Gleichnisses durchbrochen. So z. B. S. 92, wo die Ueberschwenglichkeit der Loyalgesinnten nach der Geburt des Herzogs von Bordeaux, mit den wol gleichfalls etwas zu überschwenglichen Worten persiflirt wird: „Die Adressen schwammen keuchend in einem Meer schlammiger Seligkeit; die dichterischen Pegase drängten sich gapsend in der Stickluft einer classisch-romantischen Ekstase“ u. s. w.

Der ziemlich ausführliche Bericht über sämmtliche Kindereien, die mit jenem erbprinzlichen „Wunderkinde“

getrieben wurden, oder mit jenem „Kinde von Frankreich", oder jenem „Kinde aller Welt", das bis zur heutigen Stunde noch kein Mann geworden scheint, ist indessen interessant genug. Er erinnert daran, wie das Drama der Weltgeschichte besonders auch darin das Gepräge einer Shakspeare'schen Tragödie hat, daß es sich der Narr am allerwenigsten nehmen läßt, in jedem noch so tragischen Acte gleichfalls mitzuspielen. Nur darin findet zum Vortheile des britischen Dichters ein Unterschied statt, daß der universalhistorische Hanswurst weniger gute Witze als schlechte Späße macht, die er noch dazu in jedem neuen Acte bis zum Ueberdruß wiederholt. Denn erinnert man sich, außer der Geburt des Herzogs von Bordeaux und ihrer Nachwehen, auch der des Königs von Rom, sowie derjenigen des jüngsten Napoleonidchens, so gewahrt man zu langweiligstem Erstaunen, daß bis zur „Versammlung der Repräsentanten von ganz Europa um das erlauchte Kind, das eines Tags eins seiner schönsten Reiche beherrschen wird", sogar buchstäblich dieselben Phrasen und Ceremonien stets von neuem abgeleiert wurden; daß also, von dieser Seite betrachtet, der Humor der Weltgeschichte bei weitem nicht so reich als der des englischen Dramatikers ist. Aber dann erinnern wir uns auch, daß es bereits zwei dieser „erlauchten Kinder" nicht bis zum Beherrschen eins der schönsten Reiche gebracht haben; und von dem, was nicht geschehen ist, schließen wir unwillkürlich auf das, was nicht geschehen wird. Wir erinnern uns endlich, daß Napoleon I. und Karl X. die Geburt der „erlauchten Kinder" als die vom Geschicke ihnen verliehenen Unterpfänder betrachteten, die ihnen die dauernde Herrschaft ihrer Dynastien zu verbürgen schienen; daß sie aber mit durch dieses trügerische Geschenk in ihrem dynastischen Hochmuthe bis zum Bersten aufgebläht und auf der Bahn einer verhängnißvollen Politik, die sie zum Sturze führen sollte, wie mit unsichtbarer Gewalt fortgestoßen wurden. Darum gedenken wir der ewigen Wahrheit des Spruchs:

> Doch mit des Geschickes Mächten
> Ist kein ew'ger Bund zu flechten, —

eines Spruchs, der für die herrschenden Dynastien nicht sehr erfreulich, aber für die von ihnen beherrschten Völker um so erbaulicher ist.

Schon vor der Geburt des Herzogs von Bordeaux hatten jedoch die Bourbonen ganz den Schick dazu, um sich selbst wieder aus dem Curse zu bringen. Besonders erbaulich ist es, mit welchem ultraroyalistischen und bis zur völligen Bewußtlosigkeit gesteigerten Eifer schon der Herzog von Artois auf die Abschaffung Karl's X. losarbeitete, wie er nichts versäumte, um sich unmöglich zu machen, da er durch alles, was er als Thronerbe gegen die Regierung Ludwig's XVIII. that, die Revolution von 1830 schon im voraus zu allem herausforderte und ermächtigte, was sie gegen seine eigene Regierung gethan hat. Daß Karl X. durch die Brille seiner Creaturen und Beamten die Welt verkehrt sah; daß er sich alles Ernstes einbildete, der starke Mann zu sein, der sich nur auf den Kopf zu stellen brauche, um auf seinem harten königlichen Hirnschädel ganz Frankreich mit voller Sicherheit gegen jeden Umsturz balanciren zu können; daß er von der wahren und wirklichen Volksstimmung nicht die entfernteste Ahnung hatte: das alles ist viel zu königlich und monarchisch, als daß man es anders erwarten sollte. Ging es doch seinem viel klügern Nachfolger, sowie dem doctrinären Minister Ludwig Philipp's um kein Haar breit besser. „Das Volk", hatte Guizot gesagt, „ist wie der Ocean unbeweglich und fast regungslos in seinem Grunde, wie immer auch die Windstöße seine Oberfläche aufrütteln mögen." Eine schöne Redensart, die nicht aller Wahrheit entbehrt, und die sich Fürsten und Minister, statt sich angenehme Ruhe zu wünschen, jeden Abend vor Schlafengehen einander zurufen mögen. Nur hatten die staatsklugen Herren zu wenig daran gedacht, daß die „Windstöße" gerade ausreichen können, um ein noch so stolz bewimpeltes königliches Orlogschiff an der ersten besten Klippe zu zerschellen, um links oder rechts bald die eine bald die andere Dynastie auf den Sand zu setzen. Sprach man Karl X. von der Möglichkeit eines Widerstandes gegen seine Ordonnanzen, so schlug er jede Bedenklichkeit mit den ihm damals sehr geläufigen, imposanten Worten nieder: „Dann werde ich mich zu Pferde setzen!" Aber er glaubte an keinen ernstlichen Widerstand; denn sein Polizeipräfect Mangin hatte ihm über die Stimmung der Hauptstadt gesagt: „Was auch geschehen mag, ich stehe mit meinem Kopfe dafür, daß Paris nicht mucksen wird." Wie leicht sich der König die Sache vorstellte, geht auch aus seinem Gespräche mit Chabrol hervor. „Nun", sagte Karl X., „wenn ich die Dictatur ergreife, wird es ja nur auf 14 Tage sein." — „Sire", antwortete Chabrol, „wenn es schon schwer ist die Dictatur zu ergreifen, so ist es noch schwerer sie wieder niederzulegen." Napoleon III. ist es wenigstens gelungen, den ersten Theil dieser Aufgabe zu erfüllen; man muß nun abwarten, ob ihm die Ereignisse bald auch die Erfüllung des zweiten und schwierigern Theils derselben erleichtern werden.

Der zweite Theil der „Zeitgenössischen Geschichten": „Oesterreich von 1830—48" gibt dem deutschen Leser einen reichhaltigen Stoff zur Vergleichung der Krise von 1848—49 mit derjenigen, die 1859 begonnen hat. Groß waren die Veränderungen, die das Jahr 1848 gerade für Oesterreich im Guten wie im Schlimmen herbeigeführt hat. Man denke an die Aufhebung der Robote zur Gründung eines selbständigen Bauernstandes, an den Bau der Eisenbahnen und andere Maßregeln zur Förderung des Handels und der Industrie; aber auch an den jetzigen Finanzjammer, an die maßlose Vermehrung des Militärzwangs und Militäraufwandes, an die alles selbständige Volksleben tödtende Centralisation, an die Steigerung des geistlichen Despotismus bis zum Concordat von 1855. Von dem allen, was die reißenden Strömungen der Revolution oder Reaction bringen würden, hatten diejenigen, die am Steuer saßen, am wenigsten eine Ahnung. Um so größer sind die Aehnlichkeiten zwischen jetzt und den Anfängen der frühern Bewegung. Vor allem sieht es ganz danach aus, daß man, wie kurz vor dem Jahre

1848 so auch gegenwärtig wieder, mit allen Reformen, die man sich endlich vom schweren Druck der Zeiten tropfenweise abpressen läßt, viel zu spät kommen wird.

Da der Verfasser mit 1830 beginnt, so gibt es sich für den ersten Theil seiner Geschichte ganz von selbst — und gerade das ist kennzeichnend für die frühern Zustände —, daß er über selbstthätige Regungen der Völker Oesterreichs, mit Ausnahme der italienischen Bevölkerung, kaum noch zu berichten hat. Kaiser Franz I. und Fürst Metternich, das war Oesterreich: die ganze Geschichte der Monarchie drehte sich vorerst noch um das, was diese beiden thaten, noch mehr um das, was sie versäumten. Denn auch der Verfasser, in Uebereinstimmung mit andern, welche durch nähere Personen- und Sachkenntniß zu richtigem Urtheile befähigt sind, ist der Meinung, daß Metternich keineswegs der „allmächtige" Minister war, für den er ausgegeben wurde; daß vielmehr Kaiser Franz einen nicht geringen Theil der österreichischen Politik und ihrer später so offenbar gewordenen verderblichen Folgen zu verantworten hatte. Er schildert den letztern als einen zähen und hartgesottenen Reactionär, als einen Todfeind aller Neuerungen, der mit dem Absolutismus Hausgötzendienst trieb und seinem Götzen jedes noch so barbarische Opfer, das ihn selbst nichts kostete, zu jeder Stunde zu bringen bereit war; der seinen Kopf daraufsetzte, um die bewegte Welt auf der alten Stelle festzuhalten und der, wo dies nicht ging, lieber rückwärts als vorwärts Geschichte machen wollte; der mit der Habsucht eines geizigen Hausvaters, welcher sich selbst einredet, auf diese Weise für das Wohl der Kinder zu sorgen, am liebsten den ganzen Staat in die Taschen des Hauses Habsburg gesteckt hätte. Den Minister dagegen bezeichnet er als einen Conservativen, der einsichtig genug war, um die Nothwendigkeit solcher Reformen, deren Verweigerung den Bestand der Monarchie oder doch ihren Einfluß in Deutschland und Europa gefährdet hätte, nicht blos zu erkennen, sondern auch gelegentlich zu befürworten, der aber zugleich so charakterschwach war, um in der weichlichen Sorge für sein persönliches Wohlbehagen jede Anstrengung zur Durchsetzung solcher Reformen zu scheuen, und der also stets sogar von den Ereignissen überholt wurde, deren Eintritt er richtig vorausgesagt hatte.

Bei dieser Fügsamkeit des Ministers konnten indessen Franz und Metternich, trotz vieler Verschiedenheiten ihres Charakters und ihrer Anschauungsweise, Jahrzehnde lang Hand in Hand gehen. Auch waren sie wenigstens darin einig, daß es Oesterreichs Mission sei, den permanenten Krieg durch den permanenten Frieden zu ersetzen, und darum überall die Revolution, wo sie auftauche, niederzukämpfen. Dabei machte jedoch Metternich stets den stillschweigenden Vorbehalt, daß nicht im besondern Falle die Revolution stärker sei als Oesterreich und seine Verbündeten; denn er glaubte keineswegs, daß dieselbe dauernd bewältigt werden könne. Zum Beweise seiner Einsicht in die völlige Verrottung der europäischen Zustände gefiel er sich vielmehr darin, wie der Verfasser dafür Belege gibt, den unvermeidlichen Sieg der Revolution und den baldigen Umsturz der Monarchie zu weissagen. Bekanntlich war auch Ludwig Philipp der Meinung, der erste große Krieg werde auf den Sturz der Monarchie in ganz Europa hinauslaufen: „The world will be unkinged" war eine seiner beliebten und öfters wiederholten Redensarten. Eine merkwürdige Uebereinstimmung der Ansichten bei den einsichtigsten Vertheidigern der unumschränkten und der constitutionellen Monarchie; eine gute Lehre für die Freunde der Monarchie, daß sie endlich, um diese nicht untergehen zu lassen, in das Fahrwasser der großen Reformen einlenken und mit dem Strome segeln müssen. Aber freilich, sogar für einen Metternich und Ludwig Philipp sind die Lehren, die sie sich selbst gegeben hatten, vergeblich geblieben.

Als die Tage der Julirevolution heranrückten, war man gerade in Oesterreich mit den Ansprüchen Baierns auf die badische Pfalz und mit der Zügelung des unbändig gewordenen Herzogs Karl von Braunschweig angelegentlichst beschäftigt. Metternich hatte indessen, wie aus einer Aeußerung gegen den französischen Gesandten in Wien, von Rayneval, hervorging, die Lage der Dinge in Frankreich richtig beurtheilt. „Ich kenne", sagte er, „den öffentlichen Geist in Frankreich gut genug, um zu wissen, daß ein Staatsstreich die Dynastie vernichten würde." Auch darin irrte er nicht, daß er im Jahre 1830 noch keine Katastrophe für Oesterreich erwartete. Am wenigsten hegte man damals Besorgnisse für Ungarn; während man mit viel größerer Bedenklichkeit nach Tirol und Vorarlberg blickte. „Denn dieses Land", so berichtete Effinger im September 1830, „hat seit Einführung der Salzsteuer und der Tabacksgefälle, sowie der Conscription, obwol die Dienstzeit, statt vierzehn, wie in den andern Provinzen, nur sieben Jahre beträgt, viel von seiner Ergebenheit für das Kaiserhaus verloren." Effinger beruft sich dafür auf seine eigene Erfahrung, und auch der Schreiber dieses machte ganz die gleiche Beobachtung auf einer Reise durch Tirol im Jahre 1831, über die er damals in Rotteck's „Politischen Annalen" berichtet hatte. Wer die Vorgänge in Tirol während des Jahres 1859 ins Auge faßte, konnte sich leicht überzeugen, daß sich die gleiche Verstimmung wenn nicht erhalten, doch seitdem wieder erneuert hatte. Minder glücklich als in seiner Beurtheilung der Krisis von 1830 war jedoch Metternich in der von 1848. Von der Rückwirkung der „schweizerischen Angelegenheit", der Vertreibung der Jesuiten und der Auflösung des Sonderbundes, erwartete er nur den Sturz des Ministeriums Guizot; ahnte jedoch keinen gewaltsamen Zusammenbruch der Dinge in Paris und ebenso wenig eine unmittelbare oder mittelbare Gefahr für Oesterreich. Also wieder ein Beispiel jenes nicht gar seltenen „umfassenden, staatsmännischen Blicks": weitsichtig in die Ferne, blödsichtig in die Nähe.

Als die Julirevolution ausgeschwungen und der frankfurter Bundestag mittels der zu ihrer Bestattung bestellten Central-Untersuchungscommission, die aber mehr die noch Lebendigen als die Todten begraben mußte, für eine lange

Kirchhofsruhe gesorgt hatte, da schien doch endlich, in der Verzweiflung der politischen Langweile, der auf dem Grabe der deutschen Burschenschaft triumphirende Metternich zum Reformator zu werden. Er brachte zwar damit Oesterreich nicht aus dem alten Gleis heraus, und wollte es schwerlich herausbringen. Aber er hatte doch persönlich seine reformatorischen Einfälle, Grillen und Launen, besonders seit dem Tode Franz' I. und noch mehr seit der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. in Preußen. Es war der aus zähem Faden gesponnene, eine und leider fast einzige „staatsmännische Gedanke", den wir 1859 wieder an der Arbeit sehen, an dem sich auch damals die österreichische Politik, „hinschleichend die Gedankenbahn", in dem von ihr selbst so künstlich geschaffenen Dunkel fortzutasten suchte: Oesterreich wollte nicht dulden, daß ihm Preußen in seinem Einflusse auf Deutschland den Vorrang ablaufe. Den schon aus eigenstem Instinct überflüssig langsamen Fortschritten Preußens, soweit sie nicht von Oesterreich gänzlich gehemmt und durchkreuzt werden konnten, suchte also der Staatskanzler wenigstens so weit nachzukommen, um die zweite deutsche Großmacht immer noch an einem Zipfel festhalten zu können. Aber fast in allen Punkten kam er der reformatorischen Bewegung in Preußen, so sehr sie ihm gute Weile ließ, doch nur in Gedanken nach, kaum irgendwo in der Ausführung. Denn der Verfasser hat es bis ins Einzelne nachgewiesen, wie sogar die homöopathische Dosis einer Reform, auf die es der Staatskanzler abgesehen hatte, theils von der Staatsconferenz aus und besonders durch den Erzherzog Ludwig, theils von der jesuitischen Hofpartei aus und besonders durch den Einfluß der Erzherzogin Sophie, immer wieder beiseite geschoben wurde, um von neuem verdünnt zu werden, oder wie dem Patienten die Arznei, die ihn heilen sollte, höchstens an den Mund gehalten, aber der Löffel vorsichtig wieder zurückgezogen wurde, sobald er schlucken wollte.

In Preußen hatte man die Entlastung des bäuerlichen Grundbesitzes schon vor Jahrzehnden in die Hand genommen, und war nach manchen Zögerungen und nach Ueberwindung nicht geringer Schwierigkeiten zum Ziele gelangt. In Oesterreich, wo nur dann und wann die Rede davon war, brachte man es erst im December 1846 zu einem Robot-Ablösungspatent. Aber diese Ablösung der Zehnten und Robote bezog sich nur auf Böhmen und die deutschen Provinzen, es bedurfte erst des gewaltsamen Anstoßes von 1848, um die allgemeine Aufhebung der Fronen durchzusetzen und durch den Anfang der Gründung eines freien Bauernstandes das alte Oesterreich zu etwaiger Verjüngung in die Neuzeit hineinzurücken. Als durch den Vertrag Preußens mit Hessen-Darmstadt vom 14. Februar 1828 der Grund zu einem deutschen Zollverein gelegt wurde, erklärte noch Metternich sogar die blos commerzielle Einigung Deutschlands für eine Chimäre; und Oesterreich suchte der weitern Ausbreitung des Zollvereins möglichst viele Hindernisse in den Weg zu legen. Nach der Julirevolution bedurfte jedoch Metternich der Hülfe Preußens zur polizeilichen Maßregelung Deutschlands; und nun gestand er ihm zu, „daß die Regulirung der Handelsangelegenheiten nicht zur Competenz des Bundestags gezählt werden dürfe". Dem Zollverein gegenüber ging also die österreichische Politik in die Rolle der Toleranz und Neutralität über, sodaß sie von 1830 an den Bestrebungen des berliner Cabinets nicht mehr entgegentrat, obgleich man durch die gegen Erwarten fortschreitende Ausdehnung des preußischen zu einem deutschen Zollverein „unangenehm überrascht wurde". Endlich aber, als die volkswirthschaftlichen und finanziellen Vortheile der deutschen Zolleinigung neben dem finanziellen Siechthume Oesterreichs immer sichtbarer wurden, trat die österreichische Handelspolitik in das dritte Stadium des Gelüstens nach einer großen deutsch-österreichischen Handelseinigung, und es war besonders Metternich, später auch Kübeck, welche dieses Ziel ins Auge faßten. Ein Haupthinderniß für dessen Erreichung war die eigenthümliche Stellung Ungarns und dessen Absonderung von den übrigen Theilen der Monarchie durch eine eigene Zollschranke. Man brachte also in die dem ungarischen Reichstage gemachten Propositionen vom 11. November 1847, auch den als besonders dringlich bezeichneten Vorschlag der „Aufhebung der zwischen Ungarn und den österreichischen Staaten bestehenden Zollinie". Die Revolution von 1848 vertagte die Ausführung dieser vorbereitenden Maßregel; als aber Ungarn mit Hülfe von Rußland unterworfen war, schritt man wirklich durch Aufhebung der ungarischen Zwischenzollinie und durch „Einbeziehung" Istriens, der Quarnerischen Inseln und des Umkreises der Freihäfen zur Vereinigung der sämmtlichen Länder der Monarchie in ein Zollgebiet. Dann ging man an die „Beseitigung des Prohibitivsystems" und die Feststellung des am 25. November 1851 publicirten Schutzzolltarifs in der laut ausgesprochenen Absicht, hierdurch die künftige Handelseinigung mit Deutschland anzubahnen. Nach dem „wider alles Erwarten" erfolgten Eintritt Hannovers in den deutschen Zollverein brachte man es wirklich bis zum Handelsvertrag vom 19. Februar 1853 mit Preußen und dem Zollverein. Damit hatte man sich die commerziellen Reformpläne Metternich's, wie sie sich seit Ende 1841 in ihm ausgebildet hatten, angeeignet, und war dem Zielpunkte der „Schaffung eines mitteleuropäischen Zoll- und Handelsgebiets", das dem schon in der Paulskirche verkündeten politischen Gedanken der Schaffung eines „großen mitteleuropäischen Reichs" entsprach, einen Schritt näher gekommen. Allein ohne den Anstoß der Revolution von 1848 wäre auch dieser Schritt nicht gethan worden; und was damals gewonnen wurde, ging durch den Sieg der Reaction und die maßlose Ausnutzung dieses Siegs bald wieder verloren. Denn das ist nur allzu klar, daß mit durch die Schuld der österreichischen Reactionspolitik, wenn auch keineswegs ausschließlich durch diese Schuld, die Entfremdung zwischen Oesterreich und Preußen, sowie der Zwiespalt in Deutschland, also im Hauptlande des jetzt wieder besonders „zukünftig" gewordenen großen mitteleuropäischen Reichs, einen höhern Grad erreicht haben, als noch jemals seit dem Baseler Frieden von 1795.

Die Furcht vor der Möglichkeit eines preußischen Uebergewichts in Deutschland war es auch, welche die Fesseln, in welche die deutsche Presse geschlagen war, etwas zu lockern anfing; denn davon war noch lange keine Rede, daß man es um der Sache selbst, um des Wohls und der Rechte des Volks willen einer freien Presse gestatten wollte, zwischen allerhöchster Weisheit und Thorheit einigen Unterschied zu machen. Das wiener Cabinet, wie Effinger am 6. April 1847 berichtete, war unterrichtet, daß man sich „seit einiger Zeit in Berlin mit Entwerfung eines Preßgesetzes beschäftige, durch welches die Repression mit der bisher geltenden Prävention vertauscht werde". Da aber nach den Bundesbeschlüssen, besonders seit den wiener Ministerialconferenzen von 1834, ein die Censur aufhebendes Gesetz dem Bundestage vorgelegt werden mußte, und da man in Berlin wußte, daß „seinerseits der wiener Hof die Zurücknahme der Censuredicte in den Erbstaaten als unzulässig erachte": so beabsichtigte Preußen den Antrag am Bundestage, daß die Einführung von Preßgesetzen facultativ und dem Ermessen der einzelnen Bundesregierungen überlassen sein solle. Man zweifelte so wenig in Berlin als in Wien, daß dieser Antrag durchgehen und die „Popularität" Preußens in Deutschland steigern werde. Deshalb entschloß sich das wiener Cabinet sogleich, dem preußischen Antrage zuvorzukommen und ließ in Berlin erklären, daß es den von Preußen beabsichtigten Antrag „auf übliche Weise in Gestalt eines Präsidialantrags vor den Bundestag bringen wolle". Dabei war Oesterreich in seinem „vollen Recht"; und Preußen konnte sich nicht dem Erbieten entziehen, „obschon es nicht ganz den Wünschen des berliner Cabinets entsprechen mochte, dem dadurch die Popularität der Maßregel entging". Als ihm aber doch einmal die „Popularität der Maßregel" entgangen war, mochte nun Preußen um so weniger geneigt sein, mit voller Hand die Saat der Freiheit auszustreuen. Man beschränkte sich also dort auf die Bildung eines Obercensurgerichts, und zu dieser rettenden That konnte man sich sogar auch in Oesterreich entschließen, durch Errichtung einer „Censur-Oberdirection" und des eine zweite Instanz bildenden „Obersten Censurcollegiums". Aber auch dazu entschloß man sich erst am 1. Januar und 1. Februar 1848; also so kurz vor der Februarrevolution, daß man sich diesen Fortschritt ebenso gut ganz hätte ersparen können.

Zu nicht sehr erfreulichen Betrachtungen über die jetzige Lage der deutschen Dinge veranlaßt der hauptsächlich wieder auf die Depeschen Effinger's gegründete Bericht über die Behandlung und Mishandlung der Verfassungsfrage in Preußen und Oesterreich, sowie über die hemmenden oder schiebenden Einflüsse, die jeder der beiden deutschen Großstaaten so lange auf den andern äußerte, bis über den einen und den andern die Krisis hereinbrach. Gleich nach den ersten Versuchen zu einem ersten kleinen Schritte auf der constitutionellen Bahn warnte Metternich ganz besonders, gestützt auf seine langjährigen Erfahrungen an der Spitze der Geschäfte eines mächtigen Staats in wechselvollen Zeiten, den König vor den nachtheiligen Folgen für die Regierungsgewalt in Preußen und somit für das conservative Princip überhaupt, die aus zu rasch aufeinander folgenden, den politischen Ideen unsers Jahrhunderts gebrachten Concessionen hervorgehen könnten. Als nun dennoch im Jahre 1844 eine zu verleihende Verfassung „von dem König unter Beiziehung des Herrn von Bunsen ausgearbeitet" wurde, und schon in der Mitte dieses Jahres jene „königlichen Entwürfe" fertig waren, die im wesentlichen mit den spätern Entwürfen zur Institution des Vereinigten Landtags übereinstimmten, da regnete es von seiten der österreichischen Regierung in Verbindung mit dem petersburger Cabinet, „wohlmeinende Vorstellungen über die Schwierigkeit, auf der einmal betretenen Bahn sich nicht von den Umständen fortreißen zu lassen". Diese „wohlmeinenden Vorstellungen" wurden damals noch durch innere Hemmnisse unterstützt, wie man denn in Wien versicherte, daß sich der Prinz von Preußen, als präsumtiver Thronerbe, „aufs bestimmteste gegen die Ertheilung einer Constitution erklärt und gegen die Durchführung des königlichen Verfassungsentwurfs eine Protestation eingelegt habe". So gelang es wirklich, das Verfassungswerk ins Stocken zu bringen. Wiederholt berichtete der schweizerische Geschäftsträger in Wien von dem „Widerstand des Prinzen von Preußen gegen die beabsichtigte Zusammenberufung der von den Provinzialständen gewählten Ausschüsse"; und „wie gegenwärtig der Einfluß des Prinzen von Preußen überwiege, der von jeher den König vor Concessionen gewarnt habe, die die monarchische Gewalt zu schwächen geeignet wären". Auch „hänge unendlich viel von der augenblicklichen Stimmung des Königs ab". In Paris

fürchtete gleichfalls die Diplomatie, laut einer von dort eingelaufenen Depesche, unter so bedenklichen Umständen den unentschiedenen und mit einer zu thätigen Einbildungskraft verbundenen Charakter des Königs von Preußen, der seit seinem Regierungsantritt nur ein stetes Vor- und Rückwärtsgehen in den durch ihn erweckten Hoffnungen, und selbst in Rücksicht der von ihm gegebenen Versprechungen bewirkt habe.

Nach allen Zögerungen und Schwankungen, nach allen öffentlichen und geheimen Verhandlungen waren zwar endlich

in Preußen die Haupthindernisse, die sich der Lösung der Verfassungsfrage auf dem Grunde der Entwürfe des Königs vom Jahre 1844 entgegengestellt hatten, im April 1846 vollständig überwunden. Der Prinz von Preußen hatte jeden Widerstand aufgegeben und betheiligte sich auf das eifrigste an der Constituirung des neuen und definitiven Entwurfs.

Aber als nun endlich das Patent vom 3. Februar 1847 erschien, war dessen „Verkündung ein Act mehr der Ueberraschung als der Freude". Jede octroyirte Verfassung, womit eine Regierung die lang bewiesene Geduld des Volks belohnen und es zur weitern Vervollkommnung in dieser höchsten Orts allein geschätzten Bürgertugend aufmuntern will, ist ohnehin ein Geschenk von stets zweifelhaftem Werthe. In Preußen aber waren so viele Erwartungen gespannt und wieder abgespannt, so viele Hoffnungen geweckt und wieder eingeschläfert wor-

den, daß schon durch das lange Hinhalten und Nichtloslassen des Geschenks der Werth desselben beträchtlich verringert wurde. Gerade der lange und energische Widerstand des preußischen Thronerben gegen die Verfassung, dann aber seine nach allen Zeichen aufrichtige Bekehrung zum Constitutionalismus konnte zwar zu neuen Hoffnungen berechtigen, aber doch erst für jene künftige Zeit, da er selbst zur Regierung gelangen würde. Vorerst war man aber zu spät gekommen: das verfassungsmäßige Leben hatte nicht mehr Zeit, nur so tief in Preußen zu wurzeln, daß daran die deutsche Nation in den Stürmen von 1848 einen festen Halt hätte gewinnen können.

Als Metternich den in Preußen gethanen Schritt nicht mehr verhindern konnte, meinte er wieder, daß auch Oesterreich dazuthun müsse, um nicht hinter der andern deutschen Großmacht zurückzubleiben. Er erklärte in der Staatsconferenz im Februar 1847, daß man nun auch in der Verfassungsangelegenheit Preußen zu folgen habe, und legte zwei Pläne vor zur „Erweiterung der constitutionellen Rechte der Provinzen" und zur Anbahnung einer „allgemeinen Reichsverfassung". Genau nach dem ersten preußischen Muster sollten die „erweiterten Provinzialstände die Grundlage der allgemeinen Reichsverfassung" bilden; und ohne Zweifel sollte die Reichsvertretung aus einer Vereinigung ständischer Ausschüsse hervorgehen. Aber die Staatsconferenz wies diese Vorschläge von der Hand, und das umständliche Nichts, wozu man sich entschloß, war die Einsetzung eines eigenen Departements bei der vereinigten Hofkanzlei, um „das Verhältniß aller Provinzialstände zu der Regierung auf der Grundlage des Rechts und factischen Bestandes zu prüfen und die Regelung desselben anzubahnen". Die Verfassungsangelegenheit wurde also ad acta verschrieben, und man fuhr in der alten Weise fort, sich auf den in der Armee versammelten und zu unbedingtem Gehorsam dressirten Theil der Unterthanen zu stützen, sowie auf eine Polizei, die Effinger in einer Depesche vom 14. Juli 1846 mit den Worten kennzeichnet: „Durch Sammlung einzelner Notizen erdrückt und von der Wahrnehmung der großen Erscheinungen abgezogen, wußte sie sich nach unten nur durch kleinliche Plackereien, nach oben durch unverläßliche und gehaltlose Schilderungen fühlbar zu machen." Erst als die bedenklichen Zeichen einer europäischen Gärung immer unzweideutiger zum Vorschein kamen, konnte Effinger am 19. Februar 1848 berichten, daß endlich die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit „von Concessionen im Geiste der modernen Ideen auch einige dem Throne nahestehende Mitglieder des Kaiserhauses" ergriffen habe, und daß dadurch „hochgestellte Staatsbeamte, die stets dem Fortschritt in gewissem Maße huldigten" (Metternich und Kübeck), veranlaßt worden seien, vorhandene Plane zur Ausdehnung der Rechte der Ständeversammlungen und Congregationen (in Lombardei-Venedig) wieder zur Hand zu nehmen und zur Vorlage an die Staatsconferenz „neu zu bearbeiten". Im Weitern wird dann gesagt: „daß Preußen dabei zum Vorbild diene". So brachte man es endlich, etwa um die Mitte Februar 1848, zu dem Beschlusse der „theilweisen Erweiterung der ständischen Befugnisse", die aber zunächst nur den deutschen und böhmischen Ständen, dann erst der Centralcongregation des unruhigen Lombardisch-venetianischen Königreichs gewährt werden sollte, „damit die Gabe nicht als eine unfreiwillige erscheine". Um diese Zeit, und kurz vor der Kunde vom Ausbruche der französischen Revolution, wurde der Plan zur Berufung vereinigter Ausschüsse von Kübeck neu bearbeitet und „vom Kaiser der Maxime nach genehmigt". Das hieß soviel als: „sämmtliche Provinzialstände sollten Deputirte aus ihrer Mitte nach Wien senden, um mit den Behörden zu berathen".

Als es sich nun aber um die Einzelheiten der Ausführung handelte, da trat auch hier wieder das Zweifeln und Zaudern ein. Erzherzog Ludwig, den später Kossuth in seiner Rede am 3. März 1848 als den unübersteiglichen Stein für jeden Schritt zum Bessern bezeichnete, war allen Neuerungen schon im Princip entgegen; er gerieth bald auch mit Metternich, Kolowrat und Kübeck über das Zahlenverhältniß und die Competenz der zu vereinigenden Ausschüsse in Differenz. Mitten in diese Differenzen fiel am 29. Februar die Kunde von der Februarrevolution und der Proclamirung der französischen Republik, und gerade jetzt kam auch Metternich, weil nun „jede Gabe als eine unfreiwillige erscheinen müsse", was in seinen Augen das Allergefährlichste war, mit dem Erzherzog Ludwig in der Ansicht überein, „keine weitern Concessionen zu machen und die schon beschlossenen Reformen nicht zu beeilen (!)". Kolowrat und Kübeck dagegen, sowie besonders Erzherzog Johann, waren für Beschleunigung und weitere Ausdehnung der Gewährungen. Besonders aber behielt die absolutistisch-ultramontane Hofpartei in ihrem Schrecken über die pariser Vorgänge doch noch so viel Besonnenheit und Klugheit, um sich selbst nun unter die Fahne des Liberalismus und Radicalismus zu retten; sie trat in Verbindung mit den Führern der Opposition, und indem sie selbst in Revolution machte und die Katastrophe vom 13. März zu beschleunigen suchte, behielt sie zugleich für die spätere Reaction die Hand im Spiele. Dies geschah besonders unter dem Einflusse der Erzherzogin Sophie, und wenn auch ihr Gemahl dabei eine Rolle zu übernehmen hatte, so wußte man doch, wie Graf Hartig in der „Genesis der Revolution in Oesterreich" sagte, daß „Gedanken, die von dem präsumtiven Thronfolger ausgingen, eine Intervention seiner erlauchten Gemahlin vorauszusetzen berechtigten". Die Hofpartei, die schon vorher mit Metternich entzweit war, weil er sich der kirchlichen Reaction widersetzt hatte, zerfiel nun vollends mit ihm, da er ihrer plötzlichen Bekehrung zum politischen Liberalismus in den Weg trat. Aber unter solchen Umständen hielt es auch Metternich für gut, sich sehr überflüssigerweise gleichfalls noch politisch bekehren zu lassen: am 12. März, am Tage vor Eröffnung des niederösterreichischen Landtags, verkündeten „kaiserliche Handschreiben" die „schleunige Einberufung vereinigter ständischer Ausschüsse". Aber sogar jetzt noch, obwol mehr durch die Schuld des Erzherzogs Ludwig als des Staatskanzlers, wurden Zusam-

mensetzung und Befugnisse dieser Ausschüsse in so lächerlich kleinem Maße zugeschnitten, daß dadurch die Erbitterung im Volke nur gesteigert werden konnte. Und als am folgenden Tage die kaiserliche Hofburg, wo die Staatsconferenz in permanenter Sitzung beisammen war, von einer drohenden Volksmenge umlagert und von Deputationen bestürmt wurde, ließ sich Metternich eine ganze Reihe von Concessionen: Verfassungs- und Reformcomité, Volksbewaffnung, Preßfreiheit und schließlich seine eigene Abdankung abnöthigen; mit Verleugnung seiner vieljährigen Maxime, daß man „selbst den Schein der Unfreiheit zu meiden habe". Er ließ sich dazu zwingen, das seit 40 Jahren mühsam aufgebaute Kartenhaus seiner vielbewunderten Staatsklugheit in einem schwachen Augenblicke mit eigenem Athem umzublasen, und wenn er früher die preußische Regierung vor den „nachtheiligen Folgen der zu rasch aufeinander folgenden, den politischen Ideen des Jahrhunderts gemachten Concessionen" gewarnt hatte, so hinterließ er nun durch seinen Sturz der preußischen Regierung und allen andern deutschen Regierungen die Lehre, daß die Verzögerung solcher Concessionen doch noch ihre weit größern Gefahren hat. So sehr er aber am 13. März jeden Halt und jeden innern Anstand verloren hatte, wußte er doch mit dem äußern Anstand, den er hatte, von der Weltbühne abzutreten, um erst später wieder und nur noch vom Souffleurkasten aus einige Dienste zu thun.

Der Verlauf der Ereignisse in Oesterreich seit dem 13. März 1848 konnte und sollte vom Verfasser nur angedeutet werden: Sieg der Revolution, aber baldiger Umschwung zur entschieden triumphirenden Reaction; Beseitigung des Kaisers Ferdinand am 2. December 1848; octroyirte Verfassung des Gesammtstaats am 4. März 1849; Suspension dieser modernen Verfassung im August 1851 und Aufhebung derselben am 31. December 1851, also durch einen dem bonapartistischen Staatsstreiche vom 2. December unmittelbar folgenden, der aber freilich in Oesterreich thatsächlich schon gelungen war, der also mit dem alle politischen Sünden tilgenden und alle revolutionären Teufel austreibenden Weihwasser einer absolut willkürlichen Legitimität nur noch getauft werden sollte. Als Frucht dieser siegreichen Reactionspolitik sehen wir sodann die Wiederaufrichtung der mittelalterlichen Priesterherrschaft am 18. August 1855; den Verlust der schönsten Provinz Oesterreichs durch Krieg und Frieden von 1859; den erneuerten Zwiespalt zwischen den beiden deutschen Großmächten; die Zerklüftung der deutschen Nation in zwei Lager, die selbst gegen den gemeinschaftlichen äußern Feind nur schwer noch zu vereinigen sind. Dabei mag man jedoch anerkennen, daß diese Früchte nicht blos auf österreichischem Boden gereift wurden.

Das war der auch vom Verfasser richtig erkannte und bündig ausgesprochene leitende Gedanke, der während einer vierzigjährigen, staatsmännischen Laufbahn der Politik Metternich's zu Grunde lag: Die Regierung sollte mehr regieren und weniger ins Einzelne hineinadministriren; sie sollte stets die Initiative für diejenigen Reformen ergreifen, welche nothwendig seien, um die deutsche und europäische Stellung Oesterreichs zu wahren und zu stärken. Der Zweck seiner Reformanträge war also, daß er die Centralregierung aus der ihm verderblich scheinenden Position des Nichtregierens herausreißen wollte, und daß er alles that um der Macht und des Einflusses der Regierung willen, nichts aber um der Rechte und des Wohls der Völker willen. Handelt es sich um die Erhaltung einer bereits bestehenden gouvernementalen Unumschränktheit, oder wenigstens um die möglichste Verzögerung der Selbstregierung des Volks, so gibt es allerdings kein besseres Mittel, als daß die Regierung zur Beschwichtigung ungeduldiger, aber noch unbestimmter Volkswünsche immer selbst etwas Neues thut und selbst etwas Neues erwarten läßt; daß sie den culturgeschichtlich wohlbegründeten Volkswünschen zuvorzukommen sucht, ehe sie zu dringenden Forderungen geworden sind; daß sie also rechtzeitig immer diejenigen Concessionen freiwillig macht, zu denen sie im Falle der Verzögerung und Verweigerung zunächst gezwungen werden könnte. So läßt sich wol auch eine ganze, leicht bewegliche Nation durch die Thätigkeit ihres unumschränkten Gewalthabers in eigener politischer Unthätigkeit erhalten. Durch das, was die Regierung in klüglich bemessenen Pausen thut, bleibt das Volk in der Furcht und Hoffnung auf das, was sie noch thun wird; es bleibt also stets auch in gelinder Spannung und wird zu gut amusirt, als daß es aus seinem abwartenden Gehorsam herauskommen wollte und könnte. Auf diese Art der Politik hat sich Napoleon III. bis zur Stunde meisterlich verstanden. Ob er damit noch lange auszureichen vermag, ist freilich eine andere Frage.

Auch Metternich hatte die volle Einsicht in die Ersprießlichkeit einer solchen Politik, aber nicht Thatkraft genug, um sie durch die volle Benutzung seines allezeit großen Einflusses zur That werden zu lassen. Besonders merkwürdig bleibt aber die Politik Oesterreichs in Bezug auf Preußen, die bis zum Jahre 1848 fast ausschließlich unter der Leitung des Staatskanzlers stand. Möglichste Hemmung der in Preußen beabsichtigten Reformen von seiten Oesterreichs, sowie schwache und darum vergebliche Versuche in diesem letztern Staate, um den verspäteten preußischen Fortschritten gleichfalls nachzuhinken: eine solche Staatskünstelei mußte endlich zum gleich großen Nachtheile für Preußen ausfallen, das sich verspäten ließ, wie für Oesterreich, das gar nicht von der Stelle kam. Denn am Ende ist jede unzulängliche Reform, wodurch die Revolution nicht verhütet werden kann, um kein Haar breit besser als gar keine Reform. Darum war auch der Lohn, den die Politik in beiden deutschen Großstaaten einerntete, so ziemlich derselbe; und selbst die geschichtlichen Zahlungstage für diesen Lohn fielen nicht weit auseinander: es waren der 13. und der 18. März 1848. Bei alledem liegt in jener wiederkehrenden und geschichtlich erwiesenen Nothwendigkeit, daß der eine deutsche Großstaat den Fortschritten des andern nachzukommen suchen mußte, ein beachtenswerther Fingerzeig für die

Gegenwart, wo es sich, obgleich mehr zur Abwehr äußerer als innerer Gefahren, um eine Reform der überall als unzulänglich erkannten deutschen Bundesverfassung und deutschen Wehrverfassung handelt. Eine baldige und kräftige Initiative, wenn auch nur von der einen Seite, könnte und sollte Deutschland wenigstens diesmal vor dem „allzu spät“ bewahren.

„Es kann wol noch“, so sagten wir an anderm Orte, „gegen den jetzigen Kaiser der Franzosen Weltgeschichte gemacht werden, aber nicht mehr ohne ihn.“ Dahin hat man es kommen lassen, daß er im Kreise der von Legitimitäts wegen ihren Völkern angestammten Potentaten, diese sämmtlich um eine Kopfeslänge überragend, wie der Magister unter seinen Schülern steht, daß es diese letztern höchstens noch hinter seinem Rücken wagen, ihm einen mehr neckischen als gefährlichen Schabernack zu spielen. Den Lesern d. Bl. hätten wir darum eine viel zu dürftige Vorstellung dessen gegeben, was sie in den beiden Geschichtswerken erwarten dürfen, würde nicht ausdrückliche Beziehung auf das genommen, was die Verfasser über die Geschichte des Bonapartismus erforscht und berichtet haben. Wir fassen also in kurzem zusammen, was ins Gedächtniß der Zeitgenossen zurückgerufen zu werden verdient. Man muß den Gegner vor Augen behalten, um ihn überwinden zu können, und es ist ja wahrscheinlich genug, daß auch die jetzigen Deutschen, ob sie wollen oder nicht, den jetzigen Bonapartismus zum gefährlichen Gegner haben werden.

Kaum hatte die collective Staatsweisheit der europäischen Machthaber und Diplomaten die historisch ewig denkwürdige Thorheit zu Stande gebracht, den gewaltigen Kaiser und großen Feldherrn zum souveränen Fürsten der Insel Elba zu degradiren und ihm einige hundert Mann seiner alten Garde zum dynastisch gebräuchlichen Soldatenspiele zu überlassen: so begann auch schon die von den Sottisen der Restauration mächtig unterstützte Thätigkeit der Bonapartisten in Frankreich, um ihm den beiseite geschobenen Kaiserthron von neuem sitzgerecht zu machen. Die Seele der bonapartistischen Umtriebe war schon vor den Hundert Tagen die Herzogin von St.-Leu, die Mutter des jetzigen Kaisers der Franzosen, Hortensia Beauharnais, welcher die restaurirten Bourbonen, im unverdienten Gefühl ihrer Sicherheit, den Aufenthalt in Paris gestattet hatten. Daß die Mutter ihre Söhne auch nach den Hundert Tagen im Götzendienste des Napoleonismus erzogen hat; daß sie dieselben mit der dürftigen, aber reizenden Speise der „Napoleonischen Ideen“ großfüttern und in solchem Maße mit der Milch des Ehrgeizes tränken ließ, daß sie gegen menschliche Nebengefühle und Nebengedanken möglichst unzugänglich wurden: das alles war so natürlich, als es allbekannt ist. In denselben Hundert Tagen gab der erste Napoleon der Welt eine Probe von Schrot und Korn dieser Napoleonischen Ideen; sie war schlagend genug, aber bis zum 2. December 1851 lange wieder vergessen. Wenn je, so war 1815 für ihn die Zeit gekommen, da er sich durch freiheitliche Institutionen der thatkräftigen Unterstützung der ganzen Nation zu versichern hatte, statt sie mit dem zerbrechlichen und bald zerbrochenen Spielzeuge seiner constitutionellen Zusatzacte abzufinden. Aber er verachtete viel zu sehr das Volk, das ihn zum Kaiser gemacht und weil es ihn dazu gemacht hatte, als daß er zu solchem Entschlusse kommen konnte. Als er über 30—40000 etwas zerlumpte, aber kampflustige Proletarier besonders aus den Vorstädten St.-Antoine und St.-Marceau Revue gehalten hatte, sagte er nach seiner Rückkehr in die Tuilerien zum Grafen Molé: „Hätte ich gewußt, daß ich so tief herabsteigen müßte, ich wäre auf Elba geblieben.“ Auch machte er seinen Vertrauten kein Hehl, daß er nur auf einen oder zwei Siege warte, um die Nationalrepräsentanten erst zum Schweigen und Gehorsam zu bringen und dann nach Hause zu schicken. Freilich rief auch einmal der Volkskaiser im Unmuth über die Potentaten von Gottes Gnaden: „Wenn ich die rothe Mütze aufsetze, sind sie alle verloren!“ Aber er that es so wenig, daß er sich lieber selbst verloren gab. Bekanntlich hatte auch der Bürgerkönig dem Volkskaiser die gleiche Phrase abgelernt, um ebenso wenig von der Sache Gebrauch zu machen. Ueberhaupt ist es in Frankreich schon lange Mode, die rothe Mütze nicht mehr als Wünschhütchen auf dem Kopfe, sondern in der Hand zu tragen, um damit gelegentlich den Völkern des Auslandes, wie Italienern und Ungarn im Jahre 1859, mit freundlich verlockendem, aber flüchtigem Gruße zu winken.

Wilhelm Schulz-Bodmer.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Oesterlen's „Hygieinische Briefe“.

Der Mensch und seine physische Erhaltung. Hygieinische Briefe für weitere Leserkreise von Friedrich Oesterlen. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir haben hier die Freude, unsere Leser auf ein sehr gutes Buch aufmerksam machen zu können. Es bespricht die Ursachen der bösartigen Volkskrankheiten auf eine ebenso anziehende als leicht faßliche und belehrende Weise, und erwägt die Mittel und Wege zur Erreichung und Erhaltung der Gesundheit der beisammenlebenden Menschen. Was die Diätetik für den einzelnen Menschen bezweckt, sucht die Hygieine für ganze Gemeinden, ja für die Bewohner ganzer Staaten zu erreichen. Und es ist einleuchtend, daß dies ein Kapitel ist, wofür sich ein sehr großer Kreis denkender Leser lebhaft interessiren muß. Der Verfasser hat übrigens schon vor acht Jahren mit der Herausgabe seines „Handbuchs der Hygieine“ an den Tag gelegt, daß er durch sehr umfassende gründliche Forschungen auf dem Gebiete der Pflege der Volksgesundheit ein tüchtiger Sachverständiger sei. Es läßt sich von ihm nur reif Durchdachtes, nur das erwarten, was dem allgemeinen Wohle des Volks in Wahrheit nützlich werden kann. Und wenn er sich hier zu einer populären Darstellung seines hochwichtigen Gegenstandes verstanden hat, so kann man sich darüber nur freuen und es ihm Dank wissen.

Die Klage über den allgemeinen Rückschritt der Gesundheit des civilisirten Menschenschlags ist schon eine sehr alte. Sie wiederholt sich schon seit mehreren Jahrhunderten immer aufs neue, sodaß wir eigentlich jetzt ein durch und durch ungesundes, verkümmertes Volk sein müßten, wenn sie wirklich ebenso stark in Wahrheit begründet gewesen, wie sie laut und oft wiederholt worden ist. Oesterlen gibt mit Recht auf eine so unbestimmt und allgemein gehaltene Klage gar nichts. Hier werde gemessen ohne Maß, hier gelte die mit Phantasie ausgemalte Erinnerung an die Vergangenheit viel mehr, als die unmittelbar vor Augen

liegende Wirklichkeit. Aber dennoch sind wir der Meinung, daß diese Klage auch ihre guten Früchte getragen habe. Denn als sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich Bahn brach und die Veranlassung zu Rousseau's „Emile" abgab, da wurden Basedow, Campe, Pestalozzi für die Verbesserung des Erziehungswesens der Jugend begeistert, und es ist unverkennbar, daß diese Männer und ihre noch lebenden Schüler und Nachfolger vom philanthropischen Standpunkte aus Großes für die Gesundheit des Menschen gethan haben. Sie haben wenigstens das Verdienst, die Natur wieder in die Schule und das Haus gebracht zu haben. Und dies will unser Verfasser auch, aber er will nur noch etwas mehr, daß nämlich auch die großen Fortschritte der Naturlehre zum Gemeingut aller denkenden Menschen werden. Denn alle Krankheiten seien nichts anderes als Naturerscheinungen, von denen die Ursachen erforscht und soviel nur immer möglich abgeschnitten werden müßten. Je mehr nun die Männer der Regierungen, die Vorsteher der Städte, Dörfer, Schulen, die Ueberwacher der Kasernen, der Gefängnisse, der Kranken- und Armenhäuser einsichtsvolle Naturforscher wären, um so besser würde es um die Pflege der Volksgesundheit stehen.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts erweckte Adam Smith durch seine „Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations" noch von einer ganz andern Seite die Aufmerksamkeit der Staatsmänner; auch er wies auf Volkskrankheiten hin, und bezogen sich seine Untersuchungen auch mehr auf den verkümmerten Wohlstand des Besitzes, als auf den des leiblichen Körpers, so war doch wieder nicht in Abrede zu stellen, daß mit der Verbesserung des ersten auch der des zweiten folgen müsse. Schärfer wurde der Gegenstand schon ins Auge gefaßt, als Humphry Davy sein chemisches Wissen der Gesundheitspflege des Menschen zuwandte. Aber noch viel mehr geschah es durch Liebig, dessen Untersuchungen über die chemischen Lebensprocesse bei Menschen, Thieren und Pflanzen für die Beseitigung tausendfacher Uebelstände Wunder gethan haben; durch ihn ist der eigentlich erste Grundstein zur wissenschaftlichen Pflege der Volksgesundheit gelegt. Unser Verfasser spricht dies verhältnißmäßig nur wenig aus, indeß ist doch sein ganzes Werk eine schöne Frucht der weiter verarbeiteten Liebig'schen Ideen. Er erwähnt auch die großen Verdienste unserer heutigen Statistiker nicht, und hat doch ihrer so nöthig wie Papier und Feder, damit sein Buch hat zu Stande kommen können. Wir nehmen dies aber nicht von der Seite, als dächte er gering von den Leistungen eines Berghaus, von Reden, Roscher und vieler andern, sondern sehen es so an, als wolle er über das, was die ganze Welt für ausgemacht ansieht, kein Wort mehr verlieren. Aus eben dem Grunde schweigt er über Riehl's Bestrebungen in Begriff der naturwissenschaftlichen Volkscultur, über Schönlein's naturkundlichen Standpunkt in der Beurtheilung und Classificirung der Krankheiten des Volks. Die historische Seite der neuen Lehre ist ohnehin noch ganz untergeordneter Art. Der Verfasser nimmt nur das Verdienst in Anspruch, der Volksgesundheitslehre eine sichere wissenschaftliche Grundlage gegeben zu haben, damit sie sich frei und selbständig weiter entwickeln könne zum Wohle der ganzen Menschheit. Welche sehr beschwerlichen Mittel und Wege er zur Erreichung dieses edeln Zwecks eingeschlagen habe, läßt sich überall klar und deutlich herausfühlen, indeß hält er es nicht der Mühe werth, noch besonders davon zu reden. Das ist der Grundsatz aller großen Männer, welche Hand angelegt haben zur Verwirklichung irgendeiner dem Wohle der Menschheit dienenden Idee; sie dachten an sich und ihre Beschwerde gar nicht, sondern nur an den großen Zweck.

Das uns vorliegende Werk Oesterlen's besteht aus 26 Briefen, in denen zunächst das Wesen des Gegenstandes besprochen wird, woran sich dann eine Reihe von Betrachtungen schließt, welche den Einfluß der äußern Natur auf den Gesundheits- und Krankheitszustand des Menschen ins Licht stellen; hierauf kommen die Kapitel, die von der Nahrung, der Lüftung, Reinigung, Bekleidung, der Häuslichkeit handeln; dann wird von dem Einfluß der Städte und Dörfer auf ihre Bewohner gesprochen und zuletzt von den Volkskrankheiten speciell gehandelt, wobei die Werthlosigkeit der Quarantänen und Sperrmaßregeln, der Räucherungen und Präservativmittel nachgewiesen, aber auch zugleich auf wirkliche Hülfsmittel hingedeutet wird. Aus diesem nur oberflächlich gegebenen Inhaltsverzeichniß wird man schon zur Genüge erkennen, daß das Buch so recht eigentlich dazu bestimmt ist, ein wirkliches Volksbuch zu sein. Denn je klarer jeder einzelne die eigentlichen Ursachen zu den pestartigen Volkskrankheiten kennt, je genauer er weiß, was vernünftigerweise zu deren Verhütung und Beseitigung nothwendig ist, um so weniger kann das Uebel Wurzel fassen, um so leichter und gründlicher läßt sich auf seine Heilung hinarbeiten. Ganz vorzugsweise enthält das Buch aber köstliche Winke für die hochgestellten Männer im Staate und in den Gemeinden, die durch ihr Amt dazu verpflichtet sind, das Elend der Armen zu mildern und sie vor bösartigen Krankheiten zu bewahren. Diesen Männern ist das Buch ein vortrefflicher Wegweiser, ihnen werden die Mittel und Wege gezeigt, wie hier zu helfen ist. Der Verfasser ist aber gerade in diesem Punkte sehr rücksichtsvoll und vorsichtig zu Werke gegangen. Er weiß, daß es unmöglich ist, die Armen reich zu machen; aber er weiß auch, daß es möglich ist, für ihre Gesundheitspflege viel mehr zu leisten, als dies bisher geschehen ist. Er weiß, daß es unmöglich sein wird, alle Volkskrankheiten ganz zu vertilgen, aber er weiß auch, daß noch lange nicht so viel zu ihrer Verhütung geschehen ist, als der heutige Standpunkt der Wissenschaften, der Civilisation und Humanität es haben erwarten lassen.

Eine Hauptquelle zu Volkskrankheiten findet der Verfasser sehr richtig unter der ärmern Arbeiterklasse, unter dem wahren und eigentlichen Proletariat. Es ist ihm aber gar nicht lieb, daß diese Benennung, wofür man schlicht deutsch Lumpen sagen sollte, in unsern Tagen zu einem beliebten Modeworte geworden ist, sodaß man von einem Bauern-, Beamten-, Gelehrten-, Schriftstellerproletariat redet, und darin werden ihm viele beistimmen. Man kann den Begriff allerdings durch alle Stufen des Lebens zur Geltung bringen, aber es liegt doch immer etwas Gekünsteltes darin, und paßt höchstens nur zu interessanten Volksgemälden, zu amusirenden Genrebildern der Volkscultur. Dem Verfasser ist das Herz viel zu schwer und der Geist viel zu ernst gestimmt, als daß er sich bei dieser Nebensache lange aufhalten sollte. Das eigentliche Proletariat ist eine sehr betrübende Zugabe des gesteigerten Fabrikwesens. Und doch darf man dem hierdurch ausgeprägten Zeitcharakter aller Gewerbe um dieser und anderer übeln Folgen willen nicht feindlich entgegentreten wollen, da es überhaupt eine Unmöglichkeit ist, wider den Strom der Zeit zu schwimmen, und weil auch das Fabrikwesen von sehr vielen andern Seiten als eine außerordentlich hoch zu schätzende Wohlthat für die Menschen angesehen werden kann. Lassen wir daher diese Untersuchung auf sich beruhen und behalten wir die ärmere Arbeiterklasse im Auge, um uns klar zu werden, daß hierbei viele Umstände zusammenwirken, aus denen epidemische Volkskrankheiten entstehen können. Zunächst weist der Verfasser darauf hin, daß mit dieser kläglichen Nahrungsquelle gewöhnlich ein häufiger Wohnungswechsel verbunden ist; in größern Fabrikstädten wechseln oft Tausende Woche um Woche ihren Wohnort, denn sie müssen der Strömung des Marktes und der Arbeit bald hierhin bald dorthin folgen. Es gibt hierbei keine große Wahl, der kürzere Weg und die Billigkeit des Miethpreises entscheiden meistens schon allein. Ein solches unstetes Wohnen ist der Anfang zum unsteten Leben überhaupt. Man darf dies ja nicht gering anschlagen und es nicht für übertrieben halten, wenn der Verfasser behauptet, daß in großen Städten vielleicht noch mehr als der fünfte Theil der ganzen männlichen Bevölkerung zu dieser beständigen Wohnungsänderung gezwungen sei. Denn in Berlin sind 50000 seiner Bewohner nur Fabrikarbeiter und Gesellen. In Paris leben über 400000 Proletarier; in London zwei- bis dreimal soviel. In Manufacturstädten wie Manchester oder Lille, Rouen, Lyon bilden die Arbeiter mindestens ein Fünftel, oft ein Drittel aller erwachsenen Männer. „So gibt es jetzt wahre Armeen der Arbeit, des Proletariats", ruft der Verfasser aus. „Und bedenken wir, daß dieselben nachgerade etwas

nachdenklicher geworden über ihr Schicksal und regsamer, daß Tausende durch eine Stockung im Handel oder ein einzige schlechte Ernte dem bittersten Mangel preisgegeben sind, so begreift sich jene Aufmerksamkeit, welche ihnen auch von andern Seiten geworden. Ihre Armuth ist aber nicht blos Mangel und Darben, sondern auch die Quelle von Krankheit und Tod, ja die wichtigste Quelle ihres sittlichen Verderbens, und oft genug ihrer Bitterkeit, ihres Hasses gegen die ganze Gesellschaft. Mit innerer Nothwendigkeit werden sie, was sie sind." Der Verfasser zeigt dann, daß die Hauptursache aller Leiden dieser Menschenklasse in der unzureichenden Größe und ewig schwankenden und zweifelhaften Sicherheit ihres Verdienstes liege. Er weist nach, daß der Arbeitslohn selbst in sogenannten guten Zeiten noch nicht einmal ausreiche zur Bestreitung der dringendsten Lebensbedürfnisse. „Etwa zwei Drittheil desselben braucht der Proletarier meist nur für Genüsse des Augenblicks und für einigen Comfort, welchen freilich ein anderer kaum als solchen anerkennen möchte. Doch selbst mit diesem hängt er ganz und gar vom Markte ab, und ein Steigen des Brotpreises um einen Groschen, bei ihm bereits ein Zehntheil des Ganzen, heißt für ihn oft so viel als Darben und Erkranken. Gewöhnlich hat er aber keine Wahl, als sich allem zu fügen, und das fürchterlichste Gespenst für ihn ist die Zeit, wo er nicht einmal jenes Wenige sich zu erwerben vermag, sei es wegen Stockungen im Handel, in der Fabrikation oder wegen Krankheit und Alter. Sein Leben, sein Erkranken und Sterben ist so am Ende nur eine Frage des Geldes! Immer und überall sehen wir die Häufigkeit ihres Erkrankens, ihres Sterbens gleichen Schritt halten mit der Kleinheit und dem Sinken ihres Verdienstes."

Das ist ein Anfang von einem noch weiter ausgemalten grausenerregenden Bilde der Wirklichkeit. Man ziehe keinen bemäntelnden Schleier davor, sondern zeige es recht offen und klar denen, die hier helfen können, helfen müssen. Mehr Tagelohn! wäre der Ruf der Unglücklichen, und gesundere, nahrhaftere Kost und mehr Regelmäßigkeit, Gesundheit und Behaglichkeit im Leben, in der Wohnung und in der Familie! — ist der Wunsch des menschenfreundlichen Arztes, der Wunsch des verständigen Fabrikbesitzers und aller vernünftigen Behörden und Regierungen. Es ist hier schon vieles zur Verbesserung geschehen, aber noch lange nicht genug, und es darf auch nie aufhören, selbst da nicht, wo man für seinen guten Willen nur Undank geerntet hat, denn die Unvernunft ist die bösartigste Krankheit des Proletariers, sie ist schwer zu heilen, aber doch nicht unheilbar, man darf nur die Geduld nicht verlieren, und es nie belächeln, wenn man bei diesen Fabrikübeln auch fabrikmäßig zu helfen sucht.

Die neuern statistischen Forschungen haben schreckenerregende Resultate ergeben. In großen Spinnereien und Fabriken ähnlicher Art erkranken im Durchschnitt vier bis fünf Arbeiter von zehn, zuweilen alle auf einmal. An Skrofulose und Schwindsucht stirbt jährlich ein Drittheil derselben, und auf einen einzigen aus den wohlhabendern Klassen, welcher beim Nervenfieber, der Ruhr oder Cholera oder bei andern Epidemien erliegt, kommen 50, oft sogar 100 der Arbeiterproletarier. „Ja man weiß jetzt", sagt der Verfasser, „daß die arbeitende Klasse durch alle diese Krankheiten immer und überall noch unendlich mehr zu leiden hat, als selbst wirklich Arme in öffentlichen Anstalten oder als Sträflinge in Zuchthäusern!" Der Ausspruch klingt wie eine bittere Anklage, wie ein starker Vorwurf gegen unsern so oft und so viel gerühmten Wohlthätigkeitssinn. Und doch liegt darin auch nicht die geringste Uebertreibung. Die statistischen Register liefern nur zu schlagende Beweise dazu. Denn wenn die durchschnittliche Lebensdauer der wohlhabenden Stände gegen 50 und bei Geistlichen sogar 65 Jahre beträgt, so steigt sie bei den verarmten arbeitenden Klassen selten über etliche 30 Jahre, sinkt dagegen öfters auf 20 Jahre herab. „Ja von 100 derselben werden oft kaum zwei auch nur 40, kaum einer 50 Jahre alt! Und während bei den glücklichern Ständen unserer Gesellschaft jährlich einer von 50 — 60 stirbt, muß unter jenen Klassen einer von 30, bei eigentlichen Fabrikarbeitern, Gesellen u. dgl. aber meist einer von 10 — 20 sterben. Kurz wir finden ihre Lebensdauer, den Grad ihrer Sterblichkeit, oder die Zahl der jährlichen Todesfälle so ziemlich von derselben Art wie in den härtesten Gefängnissen oder Zuchthäusern unserer Zeit."

Der Verfasser kennt neben diesem Proletariat nur noch einen Stand, in welchem der Gesundheitszustand ebenso beklagenswerth ist. Er meint unsere regulären Truppen, das Militär. Mitten im Frieden zähle man hier ziemlich überall vier bis sechs Procent auf der Krankenliste. „Im Felde dagegen sind von je zehn Mann fast immer zwei oder drei krank, im Spital oder in Baracken und ebenso viele sterben etwa jährlich." Hierbei bemerkt der Verfasser, daß bei dem Krimkriege die Verluste der Franzosen 80000 Mann betrugen, wovon aber über vier Fünftheile den epidemischen Krankheiten erlagen und nur ein Fünftheil vom Feinde getödtet sei. Da lernen wir wieder ein neues Uebel von dem Uebel der stehenden Heere kennen. Die Sterblichkeit und die Häufigkeit bösartiger Krankheiten ist darunter ebenso groß als in den härtesten Strafanstalten unserer durch Civilisation so hoch gehobenen Zeit.

Lenken wir nun auch noch die Aufmerksamkeit unserer Leser auf den Gesundheitszustand der Kinder des Proletariats, so ist derselbe so trostlos im Buche geschildert, daß das Herz bittere Thränen darüber weinen muß. Von 100 Kindern findet man hier nach 10 Jahren kaum noch 30 am Leben, während bei den andern wohlhabendern Klassen doch 80 — 90 dieses Alter erreichen. „Ja in Fabrikstädten wie Lille, Manchester und andern sterben von 100 Neugeborenen meist 95 noch bevor sie fünf Jahre alt geworden sind. In Manchester waren sogar einmal bei einer Zählung von 21000 Kindern nach fünf Jahren nur noch 300 am Leben, und kaum eins von 25 Kindern pflegt hier überhaupt auch nur über das fünfte Lebensjahr hinauszugelangen." So hat eine statistische Untersuchung das Ergebniß wirklich noch schlimmer herausgestellt, als man es mit einiger Wahrscheinlichkeit von der beklagenswerthen Lage der Aeltern vermuthen konnte. Es werden hier viele in Noth und Kummer geborene Kinder kaum einige Wochen alt, die andern gelangen fast nur vermöge ihrer frühen Gewöhnung an Entbehrung, an Schädlichkeit aller Art zu einer allerdings verkümmerten Lebensfähigkeit und sind die beklagenswerthen Stammhalter des Proletariats. Hier fehlen die von Pestalozzi ins Leben gerufenen Erziehungsinstitute für die Kinder der Armen, denen alle Mittel und Zeit fehlen, Kinder zu ernähren und zu erziehen. Einige Fabrikbesitzer haben auch in dieser Hinsicht schon zu helfen gewußt und es fehlt uns nicht an hoffnungsvoller Zuversicht zum Besserwerden. Man hat hierbei nur gar zu oft sich mit einer bloßen Scheinhülfe zu begnügen gewußt. Das aber ist oft noch schlimmer wie gar nichts. Ueber alle diese und ähnliche Verbesserungspläne ist schon viel hin- und hergestritten und probirt, die Sache jedoch noch lange nicht so fertig, daß alle Parteien vollkommen zufrieden gestellt worden wären. Indeß ist schon immer etwas gewonnen, wenn die Sache nur wieder neu angerührt wird und deshalb freuen wir uns über das vorliegende Werk, welches nicht blos die Noth recht handgreiflich ausmalt, sondern auch Winke zur Abhülfe gibt, die zu beherzigen sind.

Am eifrigsten wird im Buche der Aberglaube, das Vorurtheil bei den Volkskrankheiten bekämpft. Es macht vor allem darauf aufmerksam, daß ohne Ausnahme noch alle Krankheiten Naturphänomene sind, die wir ihrem innern Wesen nach gar nicht kennen. Und selbst der geschickteste, einsichtsvollste Arzt wird gestehen müssen, daß er wol die äußern Erscheinungen an einem Kranken beurtheilen und auf Gesetze zurückführen kann, welche sich auf eine regelmäßige Wiederkehr beziehen, daß er auch diese oder jene Hypothese für die Ursache angeben und sehr viel Wahrscheinlichkeit für seine Ansicht haben kann, daß er es aber zu einem Verständniß des wirklichen Wesens einer Krankheit nicht zu bringen vermag. Er kann sich noch nicht einmal ganz vollgültig Rechenschaft von den Bedingungen des Entstehens eines Schnupfens, Katarrhs, eines Durchfalls ablegen. Alles was in der organischen Natur durch Organe wirkt, sperrt sich unsern

Forschungsbestrebungen geheimnißvoll ab, sodaß wir uns überall nur mit der Oberfläche begnügen müssen. Es bleibt hier sehr viel Unbegreifliches, und am allermeisten für den, der am beharrlichsten und verständigsten bemüht gewesen ist, die Räthsel zu lösen. Ueber Wahrscheinlichkeit und Vermuthen kommt man hier nicht hinaus. Das gleichzeitige Erkranken vieler Personen auf dieselbe Art macht es allerdings wahrscheinlich, daß auf alle das Wetter, die Speisen, Getränke, überhaupt unter gleichen Umständen dieselben Ursachen eingewirkt haben, aber doch noch lange nicht gewiß. Man nimmt es indeß dafür. So sucht man die Ursachen zur Krankheit in den äußern Veranlassungen und begleitenden Umständen, und man pflegt im allgemeinen um so befriedigter zu sein, je handgreiflicher diese sogenannten Scheinursachen sind. „Alle Welt", sagt der Verfasser, „liebt einmal fire, kategorische Aussprüche ungleich mehr als andere, weil sie die bequemsten sind, und keiner ist mit seinem Urtheil leichter fertig als der Unwissendste. Wie etwa der Spleen des Briten durch die Nebel und den trüben Himmel seiner Heimat, oder das passive Wesen des Orientalen, selbst des Holländers und Deutschen durch Rauchen von Taback entstehen sollten, hat man vorzem den Skorbut von Salzfleisch und See und Schiffluft, den Aussatz der Lombarden vom Genuß des Mais, denjenigen mancher Fischervölker von deren Fischen abgeleitet! Ebenso wenig haben andere Bedenken getragen, das Skrofulös- oder Blödsinnigwerden der Leute, ja schon der Kinder im Mutterleibe durch den Umstand zu erklären, daß solche in engen Thälern, auf Kalk- und Gipsboden wohnten, oder in ihrem Wasser, in ihrem Brote bald zu viel, bald zu wenig Kalk erhielten. Was man gerade das Erkranken begleiten oder ihm vorangehen sah, das sollte eben immer dasselbe auch veranlaßt haben, seien es nun Boden, Sumpf, Wasser, Atmosphäre und Witterung, besondere Dünste und Winde, oder Speisen, Getränke, Diätfehler, Erkältung" u. s. w. Dies trifft nun um so mehr zu, je allgemeiner verbreitet eine solche Krankheit auftritt und um so leichter dadurch der Tod herbeigeführt werden kann. Von dem bornirten Aberglauben, daß Gott mit den pestartigen Krankheiten die Menschen habe strafen und bessern wollen, hört man jetzt nur noch von denen reden, welche die Menschen zu Gott führen sollen und sich doch selbst vom Teufel nicht losmachen können. Dagegen ist die Ansicht noch gäng und gebe, daß die Epidemien von einem gewissen Krankheitsgift herrührten, welche die Luft, das Wasser und andere Nahrungsmittel enthielten, oder welches die Kranken, die Sterbenden, die Todten aushauchten. „In vergifteten Brunnen", sagt der Verfasser, „im vergifteten Brote oder in giftigen Dünsten und Nebeln des Himmels sieht das Volk jetzt die Ursache seines furchtbaren Erkrankens, und Tausende, vor allen Juden, Bäcker, Fleischer sind schon als Opfer seines tollen Aberglaubens gefallen. Gerade so erging es vordem den Todtengräbern in Zeiten der Pest. Denn man beschuldigte sie, die Einwohner aus Eigennutz mit dem Pulver getrockneter Pestbeulen vergiftet zu haben; und doch erlagen sie gewöhnlich selbst der Pest! Als sich einmal bei derselben Krankheit im alten Rom auf feuchtem Brote u. dgl. ein blutrother Schimmel, eine Art Pilz oder Alge bildete, wurden viele Matronen als Zauberinnen hingerichtet. Und als dasselbe wieder im 16. Jahrhundert auf Oblaten einer Sakristei geschah, hat man 70 Juden als Giftmischer verbrannt. Dieselbe abergläubische Bedeutung ist aber der Bildung dieser Algen noch im Jahre 1847 zur Zeit der Cholera selbst in unserm Deutschland geworden. Und doch konnten sie nichts weiter als die Feuchtigkeit der Atmosphäre, in Kellern u. s. w. beweisen!" Unter den Aerzten kommt freilich schon lange ein so plumper Aberglaube mehr vor, indeß ist er auch hier noch nicht ganz ausgerottet. Sie erklären sich das Entstehen epidemischer Krankheiten zuweilen auch noch aus Miasmen, oder aus Ansteckungsstoffen im Menschen. So wie man Blattern, Schafpocken, Lustseuche dem gesunden Menschen einimpfen könne, so thue es die Natur nur geheimnißvoller bei allen epidemischen Krankheiten. Die Cholera sollte z. B. durch die Ausdünstung der Excremente der Cholerakranken fortgepflanzt werden. Man gab aber diese verdächtigten Stoffe den Thieren zu fressen, oder spritzte davon in das Blut derselben, ohne die Krankheit zum Vorschein kommen zu sehen. Und wenn man wirklich zugestehen wollte, daß die Cholera sich durch Ansteckung fortpflanzen könne, so muß doch der erste Cholerafall ohne Ansteckung entstanden sein, und was ist denn die Ursache hierfür gewesen? Die Antwort ist nicht leicht, aber wenn sie befriedigend gegeben wäre, so stände der Möglichkeit doch nichts entgegen, jeden neuen Cholerafall wie den ersten ohne Ansteckung zu erklären. Wer einmal an die Ansteckung der Cholera glaubt, sollte folgerecht auch keinen Zweifel an ihrer Unendlichkeit haben.

Ganz dieselbe Bewandtniß hat es auch mit dem Begriff der Einschleppung einer Epidemie. Ansteckung und Einschleppung einer pestartigen Krankheit sind in unsern Tagen Lieblingsausdrücke des gebildeten Publikums, ja selbst der meisten Aerzte geworden, und dennoch schweben sie grundlos in der Luft wie jeder platte Aberglaube. Wir freuen uns herzlich, daß Oesterlen ganz entschieden dagegen spricht und zwar mit Gründen eines erfahrenen denkenden Naturforschers. Er folgt hier der Ansicht unsers großen Meisters, Alexander von Humboldt. In allen Zonen, sagt derselbe, denken die Menschen einen Trost aus der Vorstellung zu schöpfen, daß ihnen pestilenzielle Krankheiten von außen gebracht werden. Dieser Glaube schmeichelt dem Nationalstolze. In einem Lande zu wohnen, welches Epidemien erzeugt, könnte als erniedrigend gelten, und befriedigender ist es, dieselben für fremde Gäste zu halten oder für das Werk eines Zufalls. Das Volk nimmt diese Erklärung alsbald an, denn sie ist leicht genug zu begreifen. Aerzte, Behörden aber sind gleichfalls damit zufrieden, weil sie das Wort „eingeschleppt" von aller Verantwortlichkeit und Mühe erlöst, die wirklichen Ursachen aufzusuchen und zu beseitigen. So kommt es, daß Havaña, Veracruz wie die Seestädte der Vereinigten Staaten sich immer gegenseitig der Einschleppung des Gelben Fiebers beschuldigen; daß man die Pest in Aegypten griechischen Schiffen, und in Griechenland, in Konstantinopel den von Alexandrien oder Rosette kommenden Schiffen zur Last legt!

Aus dem Ebengesagten läßt sich schon abnehmen, daß der Verfasser auch die Quarantänen, Cordons und Sperrmaßregeln für nicht blos unnütze, sondern sogar für schädliche Abwehrungsmittel ansieht. Holland hat nie Quarantänen gehabt, und man kennt dort nicht ein einziges Beispiel von der sogenannten Einschleppung pestartiger Krankheiten. England und Oesterreich haben diese Absperrungsmaßregel längst wieder aufgegeben, weil man darin nur lästige Behinderungen des Verkehrs erkannte, welche der Gesundheitspflege schadeten.

Die Hauptaufgabe der Aerzte und Behörden bei allen bösartigen Krankheiten ist es, die Ursachen derselben so zu suchen, wie der Naturforscher sich Aufklärung über ein Naturphänomen zu geben bestrebt ist. Kennt man nun die wahren Ursachen, so muß man bemüht sein, sie wegzuschaffen, oder wenn dies nicht möglich sein sollte, ihnen Mittel entgegenzustellen, wodurch sie unwirksam gemacht werden. Der Verfasser sucht diese Regel mit einigen Beispielen anschaulich zu machen. Newcastle und Tynemouth waren im Jahre 1848 sehr schwer von der Cholera heimgesucht. „In der letztern", sagt der Verfasser, „machte man sich demzufolge an gründliche Verbesserungen der Stadt, ihrer Kanäle, Dohlen, Häuser u. s. w., während in Newcastle nichts dieser Art geschah. Hier erlagen auch bereits wieder im Jahre 1853 über 2000 Einwohner der Cholera, in Tynemouth dagegen nur 10!"

Vor allem muß man aber den Aberglauben bekämpfen und jung und alt aufzuklären suchen über die wahren Ursachen einer bösartigen Volkskrankheit. Mit dem Beseitigen des Aberglaubens ist schon ein großer Schritt vorwärts gethan in der Gesundheitspflege. Dies ist allerdings ein langsamer Weg, aber er führt am sichersten zum Ziele. „Tausendfache Umwege", ruft der Verfasser aus, „und Forschungen waren nöthig, um uns endlich auch in Krankheiten, in Epidemien nicht mehr die plötzliche Wirkung mystischer Einflüsse wie Miasmen oder Contagien erblicken zu lassen. Sobald sich indeß der Menschengeist zu jenem gründlichern

Forschen und Nachspüren entschlossen hatte, ist auch zum Lohne dafür die Einsicht geworden, daß jene Krankheiten sammt und sonders nichts anderes sind als gewisse nach einfachen Gesetzen entstandene Wirkungen. Kurz wir können jetzt darin nur einfache Nothwendigkeiten erblicken, die Folgen einer Verletzung der ersten Naturgesetze, und vor allen der Gesetze unsers eigenen Lebens. Mit dieser Einsicht in die wirklichen Ursachen jener Leiden wurde uns aber zugleich der Weg gezeigt, ihrer selbst Herr zu werden. Was uns vordem zu Grunde gerichtet, das können wir jetzt vernichten, wegräumen. Mehr und mehr durchbricht das freundliche Licht der Wissenschaft die Nebel des Aberglaubens wie das willkürliche Spiel der Phantasie, der Dialektik, und findet alsbald überall seine Anwendung auf die höchsten Interessen der Gesellschaft. Um indeß diese letztern auch in unserm Gebiete zu finden, müßte jenes Licht einmal wenigstens die Spitzen, die Gebildetsten eines Volks erleuchtet haben." Dahin wird es aber gewiß bald kommen, wenn nur solche Bestrebungen, wie sie bei dem vorliegenden Buche Grundlage und Zweck sind, in allen Kreisen des Volks Wurzel fassen. Und wir schließen daher unsere heutige Besprechung mit dem aufrichtigsten Wunsche, daß Oesterlen's Briefe recht viel gelesen und beherzigt werden möchten. Sie sind ganz dazu geschaffen, sich einen großen Anhang im gebildeten Volke und unter den Männern der Wissenschaft zu verschaffen. Den Regierungsmännern der Gemeinden und Staaten wird das Buch eine sehr willkommene Erscheinung sein, sobald sie ein wirkliches Herz für Volkswohl haben; wo dies aber nicht der Fall sein sollte, da wird hoffentlich das Buch auch als unwillkommener Gast heilsam für das Wohl des Volks wirken. **Heinrich Birnbaum.**

Otto Müller's „Klosterhof".

Der Klosterhof. Ein Familienroman. Von Otto Müller. Drei Bände. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1859. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Was Wilibald Alexis der Mark Brandenburg, Heinrich Koenig den hessischen Ländern geworden ist, scheint Otto Müller — freilich in wesentlich anderer Weise — den Freien Reichsstädten werden zu wollen. Nachdem er uns in seiner trefflichen „Charlotte Ackermann" einen hamburger, in seinem „Stadtschultheiß" einen frankfurter Roman geliefert hat, führt er uns in diesem seinem neuesten Werke ein Bild aus dem Leben und Weben Bremens vor. Er braucht also nur noch Lübeck zum Mittelpunkt einer Dichtung zu machen, um allen noch vorhandenen Resten unserer reichsstädtischen Herrlichkeit seinen Tribut gezollt zu haben. Abgesehen von dieser wahrscheinlich mehr zufälligen als beabsichtigten Verwandtschaft unterscheidet sich der vorliegende Roman von seinen ebengenannten Vorläufern in mehrfacher Beziehung, insbesondere darin, daß in ihm keine geschichtlichen Persönlichkeiten, wie in dem erstgenannten die durch Talent, Liebenswürdigkeit und Schicksal gleich interessante und berühmte Schauspielerin und in dem zweiten die nächsten Angehörigen unsers größten Dichters, sondern rein erfundene oder wenigstens aus unbekannten Kreisen geschöpfte Individuen zu Gegenständen des Interesses gemacht sind. Unser Roman bewegt sich daher entschieden mehr als jene Dichtungen in den Regionen des privaten und alltäglichen Lebens, und er ist wol vorzugsweise deshalb vom Autor selbst auf dem Titel als ein „Familienroman" bezeichnet worden. Gleichwol würde man irren, wenn man hieraus den Schluß ziehen wollte, daß es sich darin wirklich nur um rein häusliche Interessen, wie in den ältern Familienromanen, z. B. nur um Verliebungen und Verlobungen, um eheliche Zwiste und Versöhnungen, um „Kinder und Brot für sie" handelt. Allerdings ist auch diesen oder ähnlichen Verhältnissen nach Gebühr Rechnung getragen, namentlich ist den erotischen Beziehungen einerseits und den unter Verwandten hergebrachten Conflicten andererseits unverkürzt derjenige Raum gewidmet, den ein Familienroman beanspruchen kann. Daneben aber sind auch höhere und allgemeinere Interessen mit mehr oder minder eingehender Vorliebe in den Kreis der Darstellung gezogen und insbesondere haben die eigenthümlichen Zustände Bremens dem Autor Gelegenheit gegeben, auch religiöse und confessionelle Fragen zu berücksichtigen und die verschiedenen Nuancen der dort dominirenden Orthodoxie und Frömmigkeit zu Motiven für die Verwickelungen und Entwickelungen der Erzählung zu benutzen, ja er hat sich selbst eines, soviel ich weiß, bisjetzt von der Romanliteratur noch niemals benutzten Elements von fast rein wissenschaftlichem Interesse bemächtigt und dasselbe mit glücklichem Erfolg zum Gegenstand einer allgemeinen Theilnahme zu machen verstanden.

Daß es dem Verfasser gelungen wäre, die verschiedenen Stoffe und Momente, welche er für sein Werk benutzt, auch zu einem streng einheitlichen, organisch ineinander greifenden Ganzen zu verarbeiten, vermögen wir nicht zu sagen. Die Fäden sind mehr lose verschlungen, als eng ineinander gewirkt; die Persönlichkeiten, welche einerseits die allgemeinern, andererseits die privaten Interessen vertreten, stehen zwar zueinander in mannichfachen und nahen Wechselbeziehungen und bilden gegenseitig zueinander die Bedingungen ihrer Schicksale und Erlebnisse; aber nichtsdestoweniger fehlt es an einer befriedigenden Totalwirkung, es tritt keine unter den verschiedenen Personen so mächtig und bedeutend hervor, daß sie uns entschieden als Hauptfigur und Angelpunkt der Geschichte erschiene und uns zwänge, alle Charakterzüge und Handlungen, alle Entwickelungsprocesse und Erfahrungen der übrigen Personen nur von seiten ihrer fördernden oder störenden Einwirkung auf das Geschick der Hauptperson aufzufassen und auf diese Weise inmitten der Mannichfaltigkeit stets auch die Einheit herauszufühlen. Nach der äußern Anlage des Romans, namentlich nach dem, was den Anfang und Schluß desselben bildet, will der Autor selbst unstreitig Ludwig als die Hauptfigur, als den eigentlichen Helden der Geschichte betrachtet wissen. Gerade dieser Ludwig aber wird, wie es mit den Romanhelden so häufig der Fall ist, durch mehrere der übrigen Persönlichkeiten in den Hintergrund gedrängt, nicht nur von seiten seiner Bedeutung, sondern auch von seiten des an ihn sich knüpfenden Interesses. Es ist nicht zu leugnen, daß ihn die Mischung von gesellschaftlicher Genialität, jugendlichem Leichtsinn und schwäbischer Treuherzigkeit als eine ganz liebenswürdige Persönlichkeit erscheinen läßt, welche namentlich dem zerfallenen Konstantin gegenüber wohlthuend wirkt und mehr als dieser auf die endliche Erreichung eines soliden Lebensglücks Anspruch hat. Aber dennoch ist weder das was er thut, noch das was er zu leiden hat, bedeutend genug, daß er das Interesse, welches einerseits Konstantin, andererseits der alte Cyprian Franke für sich erweckt, aufzuwiegen und uns dafür zu entschädigen vermöchte, daß ihm diese beiden Personen nicht nur rücksichtlich des Geschicks, dem sie verfallen, sondern auch in der Art und Weise, wie der Autor ihre Entwickelung in der Darstellung verfolgt, geopfert werden.

Ebenso wie Ludwig selbst sind auch die ihm zunächst sich anschließenden Personen, insonderheit die Familie des Klosterhofs, für die Wichtigkeit, die ihnen eingeräumt wird, nicht schwerwiegend genug. Die Wunderlichkeit des alten Felix streift doch allzu sehr ans Barocke, als daß er eine tiefere Mitempfindung zu erwecken vermöchte; seine jüngsten Töchter, Lucinde und Helene, dagegen repräsentiren das junge Mädchenthum in gar zu natürlicher Weise, und selbst Elisabeth, die Geliebte Ludwig's, so trefflich sie in der Grundanlage ist und so lebhaft sie anfangs, wo sie noch als Nebenperson erscheint, das Interesse für sich in Anspruch nimmt, behauptet sich nicht durchweg in ihrer ursprünglichen Anmuth und Frische.

Weit tiefer angelegte und psychologisch interessantere Charaktere sind dagegen der bereits genannte Cyprian Franke, Chef eines reichen Handelshauses, und dessen Neffe, Konstantin Volkhausen, ein junger Gelehrter; auch die Schwester des letztern, Anna Volkhausen, ist durch ihre eigenthümliche Lebensstellung und von seiten der äußern und innern Conflicte, welche sie durchzumachen hat, eine trefflich erfundene und namentlich in den frühern Stadien ihrer Entwickelung sehr wahr und lebendig gezeichnete Figur. Diese Personen sind es denn auch, welche nicht wie jene nur die kleinen

Leiden, die der glücklichen Erreichung des Glückshafens vorauszugehen pflegen und mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit wurzeln, sondern ernstliche Gefahren, schwere Versuchungen und heiße Kämpfe durchzumachen, ja zuletzt für ihre Verirrungen mit dem Leben zu büßen haben, und sie sind es daher auch, deren Entwickelungsmomenten und Schicksalen der Leser vorzugsweise mit Theilnahme und Spannung folgt. Jedenfalls würde daher der Roman einen entschieden tiefern und nachhaltigern Eindruck machen, wenn sich der Verfasser entweder auf die Darstellung ihrer Erlebnisse beschränkt, oder wenigstens die minder gewichtigen Elemente in eine mehr untergeordnete Stellung gebracht hätte, um) mehr als der Verfasser für die Behandlung der ernsten Fragen nd Lebensverhältnisse eine entschieden höhere Begabung besitzt, ls für die Zeichnung harmloser und genreartiger Bilder.

Am unverkennbarsten hat der Autor dieses Talent diesmal : der Erfindung und Charakteristik Cyprians an den Tag gelegt. rotzdem daß die Tendenz des Romans entschieden dahin geht, is in Orthodoxie und Pietismus befangene, jeder freiern Lebens- tfaltung feindselige Treiben der alten Handelsstadt in seiner erderblichkeit und Verwerflichkeit zu schildern, hat es der Verfsser gewagt, in jenem reichen Handelsherrn einen Mann hinstellen, welcher trotzdem daß er mit seiner Familie ganz und r jener Richtung angehört und eine Hauptstütze derselben bildet, rch seine in Gesinnung und Handlung sich bewährende Bravit und Herzensgüte in dem Leser die unbedingteste Liebe und htung für sich erwecken muß. Selbstverständlich wird hierdurch s Interesse des Lesers in einen Conflict mit sich selbst hineinrissen, indem er geneigt ist, einerseits um des Princips willen ;en diese Persönlichkeit Partei zu nehmen, andererseits aber im nblick auf ihre sittlichen Vorzüge für sie und mit ihr zu emnden. Wie sehr dies im Leser die Spannung steigern, wie es virken muß, daß er die dargestellten Conflicte während der türe in sich selbst mit durchmacht, wird man schon aus die- Andeutung begreifen; die Darstellungskunst des Autors aber dafür gesorgt, daß die Wirkung dieser mit besonderm Geck behandelten Partien nicht blos einen aufregenden und beuhigenden, sondern auch einen wohlthuenden und versöhnenden druck machen.

Aehnlich verhält es sich mit der Charakteristik Anna's, welche ; der innigen Liebe und Dankbarkeit, mit der sie ihrem Onind Pflegevater Cyprian zugethan ist, und trotz ihres Wunsches, auf keine Weise zu kränken, dennoch ihres jugendlichen Trienach den Freuden des Lebens und infolge einer phantastischen jung zu einem Schauspieler mit den strengen Principien, die Hause ihres Oheims herrschen, in Conflict geräth und dadurch haupt die einander feindseligen Elemente des Pietismus und Weltlebens zur Gärung bringt. Die Verwickelungen und 'sionen, welche hieraus hervorgehen, sind von natürlicher An- und spannender Wirkung, und es ist nur zu beklagen, daß Verfasser auf die Entwickelung und Lösung dieser Wirren nicht se Sorgfalt gewendet, sondern sie zuletzt zu Gunsten weit minie Theilnahme in Anspruch nehmender Verhältnisse ziemlich ütterlich behandelt hat.

Eine ganz eigenthümliche, vom Autor wahrscheinlich zuerst e Romanliteratur eingeführte Figur ist Konstantin Volk-. Liegt rücksichtlich der übrigen Figuren, wenigstens einirselben, die Vermuthung nahe, daß sie entweder nach ihrer einen Anlage oder nach einzelnen Charakterzügen aus eben entlehnt sind, so läßt sich dies von Konstantin mit heit behaupten. Man wird sich erinnern, daß in den er Jahren ein junger bremer Gelehrter, Friedrich Wagen- die vollständige griechische Uebersetzung des phönizischen htschreibers Sanchuniathon im Manuscript aufgefunden wollte und dieselbe in einer Weise herausgab, daß sie s wirklich für echt gehalten, später aber als ein künst- Machwerk des Herausgebers erkannt wurde. Welchen ; dies auf die Lebensverhältnisse des bereits 1846 gestor- Philologen gehabt hat, wissen wir nicht, sind auch mit seinen persönlichen Eigenschaften völlig unbekannt. So viel aber scheint außer Zweifel, daß unser Autor jenen Zug im Leben desselben als Vorbild für die Zeichnung seines Konstantin Volkhausen benutzt hat, denn auch dieser macht sich, weil er in dem der Wissenschaft abgekehrten Bremen für seine philosophischen Leistungen keine Anerkennung findet und darüber mit der gesammten Gesellschaft, besonders aber mit seiner Familie und namentlich seinem orthodoxen Oheim Cyprian in Zerwürfniß geräth, um sich auf künstlichem Wege rasch einen berühmten Namen und Geltung zu verschaffen, einer ähnlichen Fälschung schuldig, indem er vorgibt, ein altes Manuscript der verloren geglaubten Briefe des Pythagoras aufgefunden zu haben und das dafür ausgegebene Falsum mit einem so bewundernswürdigen Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit herausgibt, daß es ihm gelingt, anfangs selbst die bedeutendsten Gelehrten damit zu täuschen, nach Vollendung seiner schwierigen Arbeit aber in Gewissensbissen wegen seines Betrugs mit sich selbst zerfällt, sodann auch die Entdeckung der Fälschung erleben muß und demzufolge in Reue und Schamgefühl sich selbst das Leben nimmt. Man sieht, seinen allgemeinsten Grundzügen nach gehört Konstantin in die Klasse derjenigen Charaktere, die man in den dem unserigen vorangegangenen Jahrzehnden als „Zerrissene" zu bezeichnen pflegte; aber man wird zugleich erkennen, daß er unter diesen eine ganz neue besondere Erscheinung bildet und daß demgemäß der Verlauf seiner psychologischen und ethischen Entwickelung dem Autor zur Zeichnung sehr specifischer Seelenzustände Gelegenheit geboten haben muß. Der Verfasser hat denn auch die diesem Charakter gewidmeten Partien seines Romans mit eingehender Sorgfalt und lebendigem Einleben in die zu schildernden Situationen behandelt, und sollten sie auch nicht im Stande sein, alle Leser in gleichem Maße für sich zu interessiren, so dürfen sie doch bei allen denen, die für derartige Dinge ein Verständniß haben, auf eine lebhafte Theilnahme rechnen.

Unter den Personen untergeordneten Charakters ragt als komisches Original besonders Ludwig's Bedienter Blasius, weiland Stiefelwichser der Universität Tübingen, hervor. Er gehört zu den burleskesten Gestalten, die mir vorgekommen sind, und nur wer in diesem Genre die stärksten Portionen verträgt, wird sich an ihm von Herzen zu ergötzen vermögen. Ob der etwas heikle, morose Geschmack unserer Tage damit zurecht kommt, lassen wir dahingestellt. Wir haben aus alter, lustigerer Zeit noch so viel harmlosen Humor behalten, um über ihn mehrmals recht ausbündig lachen zu können. Gleichwol finden wir, daß der Verfasser besser gethan haben würde, die Farben bei ihm etwas weniger dick aufzutragen. Gerade beim Komischen werden die bedeutendsten Erfolge am leichtesten unter Anwendung geringer Mittel erreicht.

Mit mehr oder weniger Berechtigung läßt sich von der Form und Einkleidung dieses Romans überhaupt sagen, daß der Verfasser in Aufwendung der Mittel nicht haushälterisch genug verfahren ist. Der Vorrath an Geist, Witz und Kenntnissen, der darin aufgespeichert ist, verdient an sich bewundert zu werden. An vielen Stellen aber, besonders in den Partien, welche Ludwig und die Familie von Felix Franke betreffen, steht er zu dem Zweck, wofür er verbraucht wird, in keinem Verhältniß. Der Autor scheint selbst hier und da die Unzulänglichkeit seines Stoffs gefühlt zu haben. Er hat diesen Mangel durch eine besonders reiche Einkleidung ersetzen zu müssen geglaubt. Nach unserm Gefühl ist jedoch diese Absicht nicht erreicht, wir glauben vielmehr, eine etwas leichtfertigere und dürftigere Behandlung würde gewissen Theilen seiner Erzählung angemessener gewesen sein.

Für die Zukunft möchten wir dem Autor rathen, sich wieder an historisch gegebene Stoffe zu machen und sich soviel als möglich auf die Behandlung ernster und gewichtvoller Lebensfragen zu beschränken, da er hierbei mit entschieden glücklicherm Erfolg arbeitet, als in der Darstellung des Leichten und Bedeutungslosen.

Adolf Zeising.

Das Lustspiel bei den Deutschen.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß wir Deutsche zwar eine Reihe von trefflichen Tragödien haben, wie sie sicherlich seit Calderon's und Shakspeare's Tagen kein anderes Volk besitzt, daß dagegen unsere Talente noch wenig Lust dazu zu verspüren scheinen, dem so empfindlichen Mangel an guten deutschen Lustspielen abzuhelfen. Wenn man uns ein classisches deutsches Lustspiel nennen will, so nennt man noch immer Lessing's „Minna von Barnhelm", und nur diese. Also im besten Falle ein einziges mustergültiges Lustspiel auf so und so viel treffliche Trauerspiele! Und dabei ist auch „Minna von Barnhelm" mehr Charakterstück und Sitten- und Zeitgemälde als Lustspiel. Kotzebue fehlte es nicht an Erfindungsgabe — hat er doch seinerzeit halb Europa mit Erfindungen versorgt —, auch besaß er Witz, treffende kleinbürgerliche Satire und große Gewandtheit im Sceniren und Dialogisiren. Dennoch schämen wir Deutsche uns seiner fast mehr, als daß wir uns auf ihn etwas zugute thäten, aus nur zu bekannten Gründen. Das Schlimmste ist nur, daß dieser Lustspiel- und Possendichter bisher noch nicht durch einen gleich talentvollen Nachfolger ersetzt worden ist; denn Roderich Benedix, Bauernfeld und andere haben zwar nicht seine Unarten, aber auch nicht seinen behenden Witz und seine erstaunliche Erfindungsgabe. Man hat zwar in den beiden letzten Decennien einzelne mit Beifall aufgenommene Versuche im socialen, politischen und literarischen Lustspiel gemacht, aber sie waren meist nach der Taille des modernen französischen (Scribe'schen) Intriguenstücks zugeschnitten und man wird sie in 20 Jahren wol schwerlich genießbarer finden als man heutzutage diejenigen findet, die vor 20 Jahren einen Augenblick an der Tagesordnung waren und uns jetzt selbst durch die pikante Komik einer Goßmann nicht genießbarer gemacht werden können. Ich glaube, unsere Talente wie das Publikum sind in der That der Meinung, daß eine Komödie blos deshalb, weil sie eben Komödie sei, als eine untergeordnete Gattung nur mit Verachtung angesehen werden müsse, und daß es daher eines wahren Talents nicht würdig sei, auf dem Gebiete des Lustspiels nach literarischen Ehren zu ringen. Vielleicht hat Schiller zu dieser Misachtung der Komödie wesentlich durch die Verse in seinem Prolog zur „Jungfrau von Orleans" beigetragen:

> Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen.
> — — — — — — — — — — —
> Den Wahn bekriegt er, und verletzt den Glauben.
> — — — — — — — — — — —
> Den lauten Markt mag Momus unterhalten;
> Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Obschon Schiller in diesen Verszeilen hauptsächlich den leichtfertigen und cynischen Witz des Verfassers der „Pucelle" im Auge hat, so erscheint es doch einigermaßen auffallend, hier in so apodiktischer Weise den Witz als den ewigen Todfeind des Schönen hingestellt zu sehen, der, indem er den Wahn bekriege, den Glauben verletze. Indeß dichterische Sentenzen sind nicht immer wörtlich zu nehmen. An andern Orten sprach sich Schiller über die Bedeutung der komischen Literatur in ganz anderm Sinne aus. Von der Komödie bemerkt er z. B., daß sie den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit in Lachen auflöse, ja er versichert sogar einmal in einem Briefe an W. von Humboldt, daß er die Komödie immer für das höchste poetische Werk gehalten habe. Hüten wir uns also, daß wir wegen einiger zufälligen Verszeilen in einem Prologe Schiller nicht falsch verstehen. Hat er doch später selbst in der That dem Momus ein Opfer gebracht, indem er zwei französische Lustspiele trefflich ins Deutsche übersetzte. Ja, er hat sogar auch ein wirkliches Originallustspiel verfaßt, das aber nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war; es besteht aus einer Reihe komischer Scenen, welche auf das Körner'sche Haus Bezug haben. Schon Gustav Schwab und Hoffmeister wußten von der Existenz desselben; aber erst Emil Palleske hat in seinem Werke über Schiller (II, 32) einiges über seinen Inhalt veröffentlicht. Nach einer Mittheilung Alfred von Wolzogens in Nr. 45 der wiener „Recensionen" befindet sich das Originalmanuscript in der höchst reichhaltigen Autographensammlung der HH. Wilhelm und Karl Künzel zu Heilbronn, die es nach Chr. G. Körner's Tode im Jahre 1831 von dessen Adoptivsohn käuflich erwarben, aber wie es heißt unter der ausdrücklichen Bedingung, das Lustspiel nicht zu veröffentlichen, „weil neben höchst komischen Scenen auch geradezu unschickliche Dinge darin vorkommen sollen". Bisjetzt sind die vielfachen Bemühungen der Cotta'schen Buchhandlung, diese Merkwürdigkeit zum Zweck der Veröffentlichung zu erhalten, erfolglos gewesen.

Körner, der namentlich in einigen Scenen in „Kabale und Liebe" Lustspieltalent erkannt haben wollte, forderte Schiller wiederholt auf, sich in einem Lustspiele zu versuchen, und zwar in einem solchen, in welchem die Anmuth der menschlichen Natur wie in der Tragödie die Würde derselben der eigentliche Stoff sei. Wem könnte es auch wol einfallen, Aristophanes weniger zu schätzen als Sophokles, und Shakspeare's Lustspiele weniger zu bewundern als seine Tragödien? Wer fühlte sich nicht durch Moreto's „Donna Diana" in ein poetisches Gebiet entrückt und zu dem Zugeständniß bewogen, daß das Trauerspiel niemals diesen Grad von Reiz und Anmuth erreichen könne? Man vergesse nicht, daß Corneille für unsern Geschmack veraltet ist, während Molière's Komödien noch mit lebhaftem Antheil gesehen werden, und daß Goldoni's Lustspiele für uns immer noch mehr Werth haben als irgendein italienisches Trauerspiel. Darum achte auch keiner die Verdienste und Lorbern gering, die gerade auf dem Gebiete des Lustspiels, und zwar des nationalen, in Deutschland noch zu erringen sind, sobald sich nur der gleiche Wetteifer der Talente so auf das Lustspiel werfen wird, wie bisher auf das Trauerspiel.

Es fehlt ja dem deutschen Volk von Haus aus durchaus nicht an der Neigung, sich über die Welt lustig zu machen und allerlei Schabernack und Kurzweil zu treiben, noch an der Fähigkeit, komisch zu erfinden und zu gestalten, so sehr auch gerade diese Seite unserer nationalen Entwickelung in unsern neuern Literaturgeschichten vernachlässigt zu werden pflegt. Was von den literarischen Erzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts für uns noch Werth und Interesse hat, ist fast nur komischen oder satirischen Charakters. Da erschienen zuerst „Reineke der Fuchs", dieses in seiner Art classische und unübertreffliche komische Epos, die Schwänke Eulenspiegel's, des Klaus Narr, die „Schiltbürger" und das „Lalenbuch", Sebastian Brant's „Narrenschiff", Thomas Murner's „Schelmenzunft", Rollenhagen's „Froschmeuseler", da verfaßte Erasmus von Rotterdam sein „Lob der Narrheit", da hielt Martin Luther seine Tischgespräche, geiselte Ulrich von Hutten die Dunkelmänner, lebten und schrieben der geniale Johann Fischart und Sebastian Franck, dichteten Burkard Waldis und Hans Sachs ihre ergötzlichen, ebenso sinn- als lehrreichen Schwänke, stand das Fastnachtsspiel in Nürnberg, Basel u. s. w. in Blüte. Und ein solches Volk sollte kein Lustspiel haben können oder haben wollen? Bei einem so gearteten Volke sollten es in neuern Zeiten die großen Geister ihrer unwürdig erachten, an der Hebung des Lustspiels mitzuarbeiten? Ist nicht der gravitätische Ernst, hinter dessen Maske sich so oft die Gewöhnlichkeit flüchtet, ist nicht das gestelzte Pathos, zu dem sich so oft die Mittelmäßigkeit aufbläht, ist nicht die Wichtigthuerei, womit man sehr geringfügige oder nichtige Dinge behandelt, ist nicht das bramarbasirende Heroenthum oft sehr spießbürgerlicher Gesellen schon an sich Lustspiel genug? Zwar antwortete Goethe auf Körner's auch an ihn erlassene Aufforderung, seine Kraft einmal in einem Lustspiel zu versuchen, weil Deutschland an dieser Gattung noch so arm sei, mit der Entschuldigung: die Deutschen hätten kein gesellschaftliches Leben und könnten daher auch kein Lustspiel haben. Aber derselbe Goethe that auch den Ausspruch: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben" u. s. w. Der gesellschaftliche Verkehr stand in Dänemark zur Zeit Holberg's sicherlich auf einer

sehr niedrigen Stufe, und doch war Holberg, der eben ins volle Menschenleben hineingriff, ein großer Lustspieldichter, auf den sich die Dänen mit Recht noch heutzutage etwas zugute thun, obschon Goethe in seinen Schriften Holberg's nirgends gedenkt und Schiller ihn schmähte. Das war die Strafe für die Keckheit, womit sich Holberg seinerzeit auch in Deutschland zu wahrhaft volksthümlichem Ansehen aufgeschwungen hatte, obschon er doch ein bloßer Lustspieldichter war. **H. M.**

Notiz.

Alfred de Musset.

In einer pariser Correspondenz des stuttgarter „Morgenblatt" war uns die Mittheilung von Interesse, daß der Dichter Alfred de Musset, der auch in der That ein ziemlich deutsch-romantisches Leben ins Blaue führte, ein begeisterter Verehrer deutscher Poesie und Musik gewesen. Namentlich habe er auf Goethe große Stücke gehalten, sein Bedauern ausgesprochen, daß er nicht deutsch verstehe und einmal geäußert: „Wann wird unsere Universität einsehen, daß die deutsche Sprache heutzutage ebenso nöthig ist wie das leidige Latein?" Auch heißt es irgendwo in seinen Dichtungen:

> Que n'eusse-je pas fait, pour savoir le patois
> Que le savetier Sachs mit en gloire autrefois.

Diese Vorliebe Musset's für Deutschland erstreckte sich sogar auf den deutschen Tanz, indem er den Walzer allen Tänzen der Welt vorzog:

> Belle nymphe allemande aux brodequins dorés,
> O muse de la Valse! O fleur de poésie!

und ein andermal:

> Je voudrais seulement qu'une duchesse de France
> Sut valser aussi bien qu'un ouvrier allemand.

An Alfred de Musset wurden wir auch jüngst durch die „Monthly series on French books" in Nr. 48 der „Literary Gazette" erinnert. Wir haben uns über den literarischen Skandal, den Frau Dudevant durch ihre persönlichen Enthüllungen über Alfred de Musset in ihrer Erzählung „Elle et lui" erregte, bereits in Nr. 28 d. Bl. ausgesprochen; aber auch die Bemerkungen der „Literary Gazette" wollen wir nicht unterlassen mitzutheilen, da sie unsern Ansichten zu Hülfe kommen und von allgemeinerer Bedeutung sind. Es heißt darin: „Verleumdung ist von allen Lastern die niederträchtigste; aber wenn sie gegen die Todten gerichtet, wenn sie gegen diejenigen geschwungen wird, die sich dagegen *nicht mehr* vertheidigen können, so erscheint sie doppelt verächtlich; dann tritt die Feigheit zur Niederträchtigkeit und es wird zur Pflicht, sie an das Licht der Oeffentlichkeit zu bringen. Diese Betrachtung drängte sich uns auf bei dem Durchlesen von George Sand's letzter Novelle «Elle et lui». Wer nur irgend mit der Geschichte der zeitgenössischen französischen Literatur bekannt war, erstaunte nicht wenig, als sie in der «Revue des deux mondes» das Leben Alfred de Musset's ans Tageslicht gezogen *sahen*, und zwar war seine Liaison mit der Verfasserin der «Lelia» in so durchsichtiger, in so unzweideutiger Weise enthüllt, daß niemand darüber in Zweifel sein konnte. Es ist nicht unsers Amts, über die beiderseitigen Fehltritte der Dudevant und Musset's abzuurtheilen, aber wäre der talentvolle Dichter auch zwanzigmal tadelnswerther gewesen als hier dargestellt ist, so können wir uns doch nicht mit der Idee versöhnen, seinen Charakter gerade von der Person angegriffen zu sehen, die doch, wie man denken sollte, das größte Interesse daran haben mußte, daß die Sache in tiefstem Dunkel bliebe." Was Paul de Musset's ärgerliche Gegenschrift „Lui et elle" betrifft, so bemerkt der Berichterstatter: „Wir brauchen nicht zu sagen, daß die Verfasserin der «Lelia» darin in der schonungslosesten Weise behandelt wird, müssen aber zugleich hinzufügen, daß, wenn wir die Wahrscheinlichkeit zugeben, es seien auf beiden Seiten Fehler begangen worden, die Behandlung, die ihr zu Theil wird, doch eine verdiente ist. Als Erzählung betrachtet steht «Lui et elle» tief unter «Elle et lui», aber als ein Kapitel aus dem wirklichen Leben, also als dasjenige betrachtet, was sie sein will, ist sie von hohem Interesse." **H. M.**

Bibliographie.

Keller, W., Geschichte der Freimaurerei in Deutschland. Gießen, Ricker. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lißnyai, K., Gedichte. Aus dem Ungarischen übersetzt von K. M. Kertbeny. München, Rieger. 16. 10 Ngr.

Louis Napoleon Bonaparte, Geheime Memoiren. 1ster Band. 1ste Lieferung. Berlin, Späth. 1860. 8. 5 Ngr.

Luchs, H., Romanische und gothische Stilproben aus Breslau und Trebnitz. Eine kurze Anleitung zur Kenntniß der bildenden Künste des Mittelalters, zunächst Schlesiens. Mit drei lithographirten Bildtafeln. Breslau, E. Trewendt. 4. 20 Ngr.

Lütolf, A., Die Schweizergarde in Rom, ihre Bedeutung und Wirkungen im 16. Jahrhundert. Nebst brieflichen Nachrichten zur Geschichte jenes Zeitalters von den Gardeofficieren. Aus den Quellen. Einsiedeln, Gebr. Benziger. Gr. 8. 16½ Ngr.

Maltitz, H. v., Lucas Cranach. Historischer Roman. Drei Bände. Berlin, Janke. 1860. 8. 4 Thlr.

Mayr, J., Die ehemalige Universität Salzburg. Salzburg, Mayr. Gr. 4. 8 Ngr.

Meyer, F. K., Bellona Orientalis. Zwölf politische Hymnen. Nebst einem Schluß-Hymnus Bellona Occidentalis. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Meyr, M., Neue Erzählungen aus dem Ries. Berlin, Springer. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Plattner, P., Aus den räthischen Alpen. Dichtungen. Einsiedeln, Gebr. Benziger. 16. 21 Ngr.

Schram, K., Gen Osten. Volksgeschichten und Sittenbilder aus Oesterreich. 1ste Lieferung. Berlin, Hollstein. 8. 5 Ngr.

Sophos, Fabeln. Syrisches Original der griechischen Fabeln des Syntipas in berichtigtem vocalisirtem Texte zum ersten Male vollständig mit einem Glossar herausgegeben, nebst literarischen Vorbemerkungen und einer einleitenden Untersuchung über das Vaterland der Fabel von J. Landsberger. Posen, Merzbach. 8. 2 Thlr.

Stein, P., Drei Christabende. Roman aus der Zeit der Befreiungskriege. Leipzig, Herbig. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tempeltey, E., Hie Welf — hie Waiblingen! Vaterländisches Drama. Leipzig, Herbig. 16. 27 Ngr.

Wietersheim, E. v., Die Bevölkerung des römischen Reichs. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Baumgarten, M., Ein Weg zum Frieden. Oeffentliche Ansprache an die christliche Gemeinde der Stadt Rostock. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Die provisorischen Gesetze in Kurhessen. Ein Beitrag zur Information des hohen Bundestages. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Kabalist, G. T. H., Harm upp de Kriegstribüne. Een woord to siener tied. Leer, Bock. Gr. 8. 3 Ngr.

Noch ein Nachwort zu der neuen Ausgabe von J. G. Fichte's Reden an die deutsche Nation, mit einem politischen Fragmente desselben. Frauenfeld, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 3 Ngr.

Oesterreich, Preußen und Herr von Schleinitz. Sendschreiben an die Allgemeine Zeitung. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Staatenbund, Bundesstaat und Einheitsstaat. Wodurch unterscheiden sie sich von einander und Was sind sonach der deutsche Bund, die nordamerikanische Union und die schweizerische Eidgenossenschaft und Wie muß die Verfassung des deutschen Bundes reformirt werden, wenn Deutschland nicht die Beute einer Großmacht werden soll? Leipzig, Weber. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Zur Schiller-Literatur.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller-Galerie. Charaktere aus Schiller's Werken. Gezeichnet von F. Pecht und A. von Ramberg. 50 Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Texte von F. Pecht. 4. Geheftet 13 Thlr. 10 Ngr.; gebunden in Calico 15 Thlr. 10 Ngr., in Leder 16 Thlr. 20 Ngr. Prachtausgabe 24 Thlr., gebunden in feinstem Leder 30 Thaler.

Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund. Herausgegeben von H. Düntzer. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr. 6 Ngr.

Grün (K.), Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter. Ein gedrängter Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken. Neue Ausgabe. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rank (J.), Schillerhäuser. 8. Geh. 10 Ngr.

Schaefer (J. W.), Schiller. Eine biographische Schilderung. 8. Geh. 5 Ngr.

Schmidt (H.), Erinnerungen eines weimarischen Veteranen aus dem geselligen, literarischen und Theaterleben. Nebst Originalmittheilungen über Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Fichte, Böttiger, Jean Paul, Johannes von Müller, Clemens Brentano, Zacharias Werner, Iffland, Haydn rc. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schwabe (J.), Schiller's Beerdigung und die Auffuchung und Beisetzung seiner Gebeine. (1805, 1826, 1827.) Nach Actenstücken und authentischen Mittheilungen aus dem Nachlasse des Hofraths und ehemaligen Bürgermeisters von Weimar K. L. Schwabe. 12. Geh. 24 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften.

Von K. A. Varnhagen von Ense.

Neunter Band. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Das deutsche Publikum wird ebenso überrascht als erfreut sein, außer dem unlängst erschienenen achten Band der „Denkwürdigkeiten" Varnhagen's (der besonders wegen der Mittheilungen über Metternich wichtig ist) noch einen neunten Band zu erhalten. Derselbe fand sich ebenfalls druckfertig in seinem Nachlasse vor und war von ihm absichtlich bis zu seinem Tode zurückgestellt worden. Er enthält höchst interessante Denkwürdigkeiten aus seinem Leben in folgenden vier Abschnitten: Karlsruhe. Baden. Mannheim. 1816. — Karlsruhe. Baden. Brüssel. Berlin. 1817. — Karlsruhe. Stuttgart. Baden. 1818. — Karlsruhe. Baden. 1819.

Von diesem neunten Band sind wie von den frühern zwei Ausgaben veranstaltet worden, wovon die eine, in Octav, an die erste Auflage des Werks (1837—42), die andere, in Duodez, an die zweite Auflage (1843) sich anschließt, was von den Besitzern derselben zu beachten ist.

Die frühern Bände sind zu folgenden Preisen zu beziehen:

I—III. (1843.)	Denkwürdigkeiten. Drei Theile. 6 Thlr.
IV—VI. (1843.)	Vermischte Schriften. Drei Theile. 6 Thlr.
VII. (1846.)	Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Erzählungen. Kritiken. 2 Thlr. 20 Ngr.
VIII. (1859.)	Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Personen. Kritiken. Rahel. 4 Thlr.

Bei **Veit & Comp.** in Leipzig sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schiller's Briefwechsel mit Körner.

Zweite wohlfeile Ausgabe.

4 Bände. 8. 100 Bogen. Eleg. brosch. Preis 2 [illegible]

Schiller's und Körner's Freundschaftsbund.

Von

Hermann Marggraff.

Zugleich als Einleitung zur zweiten wohlfeilen Ausgabe „Schiller's Briefwechsel mit Körner."

8. 6 Bogen. Eleg. brosch. Preis 15 Ngr.

In unserm Verlage ist erschienen:

Kleinigkeiten in bunter R[illegible]

Bemerkungen und Betrachtungen über Gegenstände der Natur und Kunst

Von

Joh. Friedr. Ludw. Hausmann.

Bändchen I. 8. Geh. 20 Ngr.
Bändchen II. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir empfehlen **Hausmanns Kleinigkeiten** als den Gebildeten ansprechende Lectüre. Dieselben haben eine günstige Aufnahme gefunden und spricht sich unter F. Rosenkranz in Königsberg darüber in folgender [illegible] „Die Abhandlungen sind vortrefflich und musterhaft [illegible] wahre Zierden unserer Nationalliteratur. Trefflicher [illegible] wärst Du doch ein Ausländer, wärst Du doch erst durch Uebersetzungen eingewandert! — ja dann würde man [illegible] schönen Abhandlungen wissen! —" Eine bessere Empfehlung [illegible] das Buch nicht erhalten!

Göttingen, im October 1859.

Dieterich'sche Buchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Platon's sämmtliche Werke.

Uebersetzt von **H. Müller**, mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart.** Sieben Bände. 8. 1850—59. Geh. [illegible]

Diese Uebersetzung der Werke Platon's von Hieronymus Müller ist von den competentesten Richtern für [illegible] erklärt worden. Ihr Werth wird durch die [illegible] Einleitungen von Karl Steinhart noch [illegible] Mit dem soeben erschienenen siebenten Bande [illegible] anderm „Die Gesetze" enthält) liegt das Werk [illegible]ständig vor.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 24. November 1859.

Zur Geschichte der neuesten Zeit.

(Beschluß aus Nr. 47.)

Der Schlag von Waterloo hatte die bonapartistische Partei nur betäubt. Sie erholte sich bald wieder, indem sie sich mit dem Anschein des Republikanismus um Lafayette scharte, aber unverwandt ihr Augenmerk auf den Herzog von Reichstadt, Napoleon II., richtete. Wie sich früher Benjamin Constant der Partei Napoleon's I. angeschlossen, so schloß sich später Manuel der Partei Napoleon's II. an und suchte sogar Guizot dafür zu gewinnen. Dieser wollte jedoch überhaupt von einem Wechsel der Dynastie nichts wissen und erklärte, daß „er in hohem Grade eine Gewalt fürchten würde, die, obwol die Ordnung aufrecht erhaltend, in Bezug auf Ursprung, dem Namen oder dem Scheine nach hinlänglich revolutionär wäre, um von der Anforderung, liberal zu sein, sich zu dispensiren". Auch Montbel, der ehemalige Minister Karl's X., der in der Stellung war, sich darüber nähere Kunde zu verschaffen, spricht von der besondern Rührigkeit der Bonapartisten, die unter allen Schattirungen der Opposition die zahlreichsten gewesen und darauf ausgegangen seien, die Gewalt zu ihrem Vortheile einem Fürsten ihrer Wahl, dem Herzoge von Reichstadt, anzuvertrauen. Dazu gehörten namentlich mehrere Generale und andere Offiziere, die sich der Wichtigkeit ihrer Stellung unter dem Kaiserreiche erinnerten. Sie thaten vergebliche Schritte, damit ihnen vom Kaiser von Oesterreich ihr Napoleon II. bewilligt werde. Hätte er diese Bewilligung ertheilt, so wäre wol dem Bürgerkönigthum der Weg zum Throne versperrt geblieben.

Kaum war aber die Julirevolution zu Ende, so begann wieder die „zähe, ameisenartige Betriebsamkeit der Familie Bonaparte", um sich zum Throne hinaufzuwühlen. Schon am 14. September 1830 erließ von Amerika aus Joseph Bonaparte, in der Form eines Schreibens an einen Offizier der „republikanischen und kaiserlichen Heere Frankreichs", eine Protestation gegen das Julikönigthum; er suchte den Franzosen begreiflich zu machen, daß sie sich schon unter Napoleon I. mit $3^1/_2$ Millionen Stimmen seiner Familie in alle Ewigkeit hinein verschrieben hätten. Er verwahrte Napoleon gegen den Vorwurf des Absolutismus: der Kaiser „habe nur die vollständige Freiheit der Nation verschoben bis zu dem allgemeinen Frieden, wo er die unermeßliche Dictatorialgewalt nicht mehr nöthig haben würde, um der gesammten Macht Europas die Spitze zu bieten". Das sind also buchstäblich die mit anerkennenswerther Beharrlichkeit wiederholten Redensarten, die wir in den spätern Schriften des jetzigen Kaisers wiederfinden, besonders in den „Idées Napoléoniennes" von 1839 (vgl. „Fliegende Blätter der Gegenwart", Nr. 7 f. 1859: „Ludwig Napoleon's Principien"). Joseph schloß mit den Worten: „Im Augenblicke seines Hinscheidens schärfte mir Napoleon durch die Briefe des Generals Bertrand ein, daß ich seinen Sohn dahin verpflichten solle: sich durch meinen Rath leiten zu lassen ... und Frankreich ebenso viel Freiheit zu geben als sein Vater ihm Gleichheit gegeben habe." Durch diese Verpflichtung Napoleon's II. scheint sich nicht auch Napoleon III. verpflichtet zu halten, seinen Franzosen die „Freiheit zu geben", vielleicht in der richtigen Ueberzeugung, daß die Freiheit, falls es sich um eine große Nation handelt, nicht gegeben, sondern nur genommen werden kann. Jenes Schreiben von Joseph Bonaparte wurde von der französischen Presse als „erfolglose Protestation" bezeichnet und als Curiosum belächelt. Sie gab zwar mit dem „Courrier français" zu, daß sich der Name Napoleon's an unzerstörbare Erinnerungen der Macht und des Ruhms knüpfe, erklärte jedoch die Huldigungen, die er empfange, nur als einen der Vergangenheit gewidmeten Cultus „ohne Aussicht oder Hoffnung für die Zukunft". Sie sah in der „von Frankreich verlangten, verstandenen und geliebten Freiheit" ein Präservativ gegen „alle Gefahren des Kaiserreichs, das ja seinerseits niemals und von allen Regierungen Frankreichs am wenigsten die Freiheit verstanden und geliebt habe". So wenig — der 2. December 1851 ist dessen ein Zeugniß — haben die Franzosen von jeher die Freiheit und sich selbst verstanden, ebenso wenig als die Napoleoniden die Freiheit verstanden haben und noch verstehen oder verstehen wollen.

Von ihrem selbst- und ränkesüchtigen Standpunkte der Herrschaft und Habsucht aus thaten also die Bonapartisten ganz klug, wenn sie sich durch solche Freiheitsphrasen, die ihnen gerade so geläufig wie den Egoisten der andern Parteien waren, in ihren weitverzweigten Umtrieben nicht irren ließen. Zunächst trachteten sie mit wachsender Keckheit danach, um sich dem Herzog von Reichstadt auf Schleichwegen zu nähern, ihn zu verlocken und zu entführen. Zu diesem Zwecke wagte sich besonders die Gräfin Napoleone Camerata hervor, eine Nichte des Kaisers Napoleon, eine Emancipirte ihres Geschlechts. Die österreichische Prinzenerziehung auf der einen, die bonapartistischen Verlockungen auf der andern Seite brachten es jedoch nur dahin, daß zwar kaiserliche Machtgelüste im Herzog geweckt wurden, daß er aber bei dem Entschlusse stehen blieb: „Ich kann nicht als Abenteurer nach Frankreich zurückkehren! Möge die Nation mich berufen, und ich werde Mittel finden dahin zu gelangen." Schon vor dem frühzeitigen Tode des Herzogs am 22. Juli 1832 hatte inzwischen der jetzige Kaiser der Franzosen durch seine Betheiligung im Jahre 1831 am Aufstande in der Romagna auch seinerseits wieder den Namen der Bonaparte in Erinnerung gebracht. Es galt ihm damals um irgendeine Krone in irgendeinem Lande, sei es in Italien, sei es in Polen. Denn kaum war sein älterer Bruder in Italien gestorben, kaum war er selbst den ihn bedrohenden Gefahren entronnen und im August 1831 nach Arenenberg im Thurgau gekommen, als er sogleich wieder — dem Rufe einer Partei folgend — von da forteilte, um sich an die Spitze der polnischen Revolution zu stellen. Er kam zu spät: in Sachsen traf ihn die Kunde von Warschaus Fall. Darum richtete der Erbe des Namens, Napoleon III., fortan sein ausschließliches Augenmerk auf Frankreich; er zeigte durch die Attentate von Strasburg und Boulogne, daß er anders dachte als der Herzog von Reichstadt, da er sich kein Gewissen daraus machte, als „Abenteurer" und bevor ihn „die Nation berufen hatte" nach Frankreich zurückzukehren.

Unmittelbar nach der Februarrevolution begab sich der ehemalige Gefangene von Ham von England aus nach Paris, von wo er sich aber auf einen Wink der Provisorischen Regierung bald wieder entfernte. Man scheint ihm indessen Zeit genug gelassen zu haben, um seine „Berufung durch die Nation" vorzubereiten. Schon in den letzten Wochen vor den in den ersten Tagen des Juni vorzunehmenden Ergänzungswahlen in die Nationalversammlung gab es allabendliche Tumulte auf den Boulevards mit dem Geschrei: „Vive Napoléon! Vive l'empereur!" und sehr wahrscheinlich hatten zur Hervorbringung dieser Tumulte schon damals Geldvertheilungen statt. In der That wurde Ludwig Napoleon in Paris und in drei Departements gewählt, gleichzeitig mit Thiers, Victor Hugo, Proudhon und Pierre Leroux. Einer der ersten Beschlüsse der constituirenden Versammlung war die Bestätigung der Verbannung der Bourbons, sowie die Ausdehnung des Beschlusses auf die Orleans. Am 12. Juni beantragte Lamartine auch die Bestätigung der Verbannungsbeschlüsse von 1816 und 1832 gegen die Bonaparte, und dieser Antrag wurde mit großer Mehrheit gegen eine Minorität von nur 8 — 10 Stimmen angenommen. Doch über Nacht ward die Versammlung andern Sinnes: der am 13. Juni erstattete Bericht über seine Wahl erklärte sich für deren Gültigkeit. Besonders eifrig sprach dafür Louis Blanc: es sei der Republik unwürdig, die Wahl als nichtig zu erklären; eine Herstellung der Monarchie sei unmöglich geworden. Bei der noch schwankenden Volksstimmung war jedoch Ludwig Napoleon klug genug, um in einem nachträglichen Schreiben anzukündigen, „daß er einstweilen nicht nach Frankreich kommen werde, um keinen Vorwand zu Aufregung und Ruhestörung zu geben". Gleichwol ist es nach vorliegenden Thatsachen höchst wahrscheinlich, daß bei dem durch die Nationalwerkstätten ausgebrüteten Juniaufstande, der zur blutigsten Straßenschlacht der Neuzeit führte, auch die bonapartistischen Aufhetzereien stark im Spiele waren. Die Zahl der Getödteten während dieser mörderischen Tage wurde auf 10000 geschätzt; aber Rochau bemerkt, daß sie vielleicht mehr als doppelt so hoch gewesen sei. Eine Vorstellung von dem Umfange und der in eine weite Zukunft hineinreichenden Bedeutung dieser Straßenschlacht kann man sich machen, wenn man sich erinnert, daß in den Julitagen von 1830 auf Seite des Volks nicht mehr als 780, auf Seite der Truppen 163 gefallen waren, daß gar in der Februarrevolution kaum 200 Männer des Volks geblieben sind.

Bei den neuen Wahlen im September wurde Ludwig Napoleon, nachdem er zuvor angekündigt, daß er nun kommen werde, abermals in Paris und in mehreren Departements gewählt. Sein erstes Auftreten in der Nationalversammlung am 26. September gab ihm Anlaß zu der Versicherung, „daß er an der Befestigung der Republik arbeiten werde". Bei den Verhandlungen über die republikanische Verfassung von 1848, die bekanntlich in die vom 28. Juni bis 20. December dauernde Regierungszeit des von der Nationalversammlung zum Haupt der vollziehenden Gewalt ernannten Generals Cavaignac fielen, galt es namentlich um die wichtige Entscheidung, ob der künftige Präsident von der Nationalversammlung oder unmittelbar vom Volke gewählt werden solle? Bei dieser Frage war es Felix Pyat, der mit richtigem staatsmännischen Blicke die Gefahren der unmittelbaren Volkswahl vorhersah. „Der Präsident", sagte er, „der verfassungsgemäß der Nationalversammlung verantwortlich sein soll, muß ebendeshalb von dieser Versammlung gewählt werden. Seine Verantwortlichkeit bleibt ein leeres Wort, wenn der Präsident den Mitgliedern der Nationalversammlung erklären kann: «Ich bin mehr als ihr alle! Ich bin die Nation, denn ich allein bin von ihr gewählt, während jeder von euch nur der Erwählte dieses oder jenes Departements ist.»" Dem Einwande, daß ja ohne Gefahr für die Republik auch der Präsident der Vereinigten Staaten von sämmtlichen Staatsbürgern der Union gewählt werde, begegnete er

mit der Hinweisung auf den großen Unterschied zwischen dem nordamerikanischen Föderativstaate und französischen Einheitsstaate. Er hätte hinzufügen können, daß der an die Spitze einer zahlreichen stehenden Armee, wenn auch nicht als unmittelbarer Befehlshaber, gestellte Präsident der französischen Republik mit einer bei weitem größern und viel gefährlichern Macht ausgerüstet sei, als der Präsident in Nordamerika. Pyat drang mit seiner Ansicht nicht durch; die große Mehrheit der Nationalversammlung, darunter namentlich Lamartine, stimmte für die nur scheinbar republikanische, unmittelbare Volkswahl. Diesem ersten Hauptfehler fügte man sogleich einen zweiten bei. Der Antrag auf allgemeine Abstimmung des Volks über Annahme oder Verwerfung der Constitution, wodurch der spätere Umsturz der Verfassung doch einigermaßen hätte erschwert werden können, wurde verworfen: man berief also das Volk zu einer politischen Thätigkeit, wozu es keinen Beruf hatte; man verweigerte ihm dagegen eine Theilnahme an der Gründung der Verfassung, die man ihm nicht verweigern durfte. Unter solchen Umständen konnte Artikel 68 der Constitution, der jede Maßregel, wodurch der Präsident die Nationalversammlung auflöst oder vertagt, als Hochverrath zu verfolgen gebot, nur noch eine papierene und leicht durchbrochene Schutzwehr sein.

Als Candidat für die Präsidentenwahl am 10. December trat Ludwig Napoleon mit einem geschickt abgefaßten Wahlmanifeste auf, als dessen Verfasser sein späterer Gegner, Thiers, galt. Unter andern gewinnenden Redensarten heißt es darin: „Die Republik soll großmüthig sein; daher rufe ich mit allen meinen Wünschen den Tag herbei, wo das Vaterland ohne Gefahr alle Landesverweisungen wird aufhören lassen." Man weiß, daß sich der spätere Kaiser erst dann „großmüthig zu sein" entschloß, nachdem er 20—30000 neue Landesverwiesene gemacht, und bis das Klima von Algier und Cayenne dafür gesorgt hatte, die Masse der Verbannten auf ein ihm unschädliches Häuflein zu vermindern. Von 7,300000 Stimmen zur Präsidentschaft erhielt indessen Ludwig Napoleon nicht weniger als 5,430000; sein Hauptgegner Cavaignac nur 1,448000. Die unbedeutende Zahl von 17000 Stimmen, die auf Lamartine fielen, war ein neuer Beleg zu der alten Wahrheit, wie sich in revolutionär bewegter Zeit die Popularitäten um so schneller abnutzen, je williger sich das Volk ihrem Einfluß hinzugeben schien. Das ist sehr erklärlich: die vielfach sich durchkreuzenden Begehren und Wünsche des Volks reichen doch stets nach allen Richtungen hin viel weiter als die Machtmittel, die es zur Erfüllung dieser Wünsche in die Hand seiner Günstlinge gelegt hat. Dagegen wird man aus der gleichfalls nicht sehr beträchtlichen Stimmenzahl von je 370000 und 37000 Stimmen für Ledru-Rollin und Raspail keine allzu sichern Schlüsse auf die Macht des Besitzes sogar in der Zeit der Aufregung ziehen können. Man darf nicht vergessen, daß die Straßenschlacht im Juni der Wahlschlacht vorausgegangen war und diese letztere schon mit entschieden hatte. Aus dem geringen Anhange eines Raspail läßt sich etwa nur das eine folgern, daß auch in Frankreich, wie überall, die Zahl jener doctrinären Anhänger des Socialismus eine äußerst geringe ist, die auf dem eifrig gespornten und mit irgendeinem neuen Princip gesattelten hohen Rosse ihrer Theorie mit wenigen Sprüngen in einer schier vollkommenen Welt anzulangen hoffte. Aber damit ist keineswegs gesagt, daß nicht die Mißstände in der Vertheilung des materiellen Besitzes und Erwerbs die allerdings sehr bewegliche Grundlage bilden, auf welcher in der neuzeitlichen Praxis des öffentlichen Lebens, sei es zum Zwecke der Vertheidigung oder des Angriffs, die wirklich maßgebenden und geschichtlich entscheidenden Parteien fußen. Daß dabei die geistigen und sogar die leider viel mächtigern geistlichen Rücksichten nicht schlechthin entscheiden, geht gerade aus den Decemberwahlen von 1848 hervor. Die französische Geistlichkeit, gewonnen durch die zu Gunsten des Papstes vorbereitete Unternehmung gegen Rom, neigte entschieden zu Cavaignac, der auch wirklich das Stimmenmehr in den besonders katholischen Departements der Bretagne und des Südens erhielt. Aber der Einfluß des Klerus vermochte keinen Ausschlag zu geben. Um so mehr mag auch in Deutschland die eben sich bildende nationale Partei die Hoffnung ihres Siegs festhalten, obgleich früher oder später ihre Bestrebungen von denen der Pius-Vereine durchkreuzt werden sollten. Auch das ist zu bemerken, daß die Armee, die den afrikanischen Generalen anhing, sowol im December 1848 als auch in der ersten Zeit der Präsidentschaft Ludwig Napoleon's, in welche die pariser Wahlen von Carnot, de Flotte und Eugène Sue fielen, noch keineswegs in ihrer Mehrheit bonapartistisch gestimmt war und gestimmt hatte.

Fragt man nun nach den Gründen jener großen Stimmenmehrheit, wodurch gleichwol der in sehr zweifelhaftem Lichte leuchtende Held von Strasburg und Boulogne auf den Schild gehoben wurde, so begegnet man einem Zusammenflusse verschiedener Ursachen. Die Gründung der Nationalwerkstätten hatte zu jener verhängnißvollen und von der Reaction klug benutzten Verkettung von Umständen geführt, wodurch schon in den Junitagen die Republik zum Versuche des Selbstmordes gezwungen wurde. Es kam Ludwig Napoleon nicht wenig zu statten, daß er — damals noch in England — an den Ereignissen jener Tage persönlich unbetheiligt war oder unbetheiligt schien; daß er nicht genöthigt wurde, entweder für oder wider Partei zu ergreifen und mit andern Parteien und Parteiführern auch sich selbst unmöglich zu machen. Sodann erinnere man sich an die Fortschritte, die während der unbeliebten Regierung der Bourbonen und Orleans der Napoleon-Cultus unter der Volksmasse gemacht hatte und die um so größer wurden, je mehr im Verlauf der Jahre die Opfer, welche die Gloire gekostet, in Vergessenheit geriethen. Die Priester und Verbreiter dieses Cultus waren die alten Soldaten der Kaiserzeit, die in jeder Dorfschenke die Thaten des Kaisers und ihre eigenen zum stets neu bewunderten Romane

ausspannen; die Bettelmusikanten und Bänkelsänger, die „Bertrand's Abschied" und ähnliche Lieder durch Millionen Ohren in die Köpfe und Herzen der Menge hineinleierten; die Bilderhändler auf allen Gassen und Märkten, welche den alten Kaiser und seine Marschälle — diese neuheiligen Crispine des Soldatenthums, die im Geiste unsers Jahrhunderts das Leder nur stahlen, um sich selbst Schuhe daraus zu machen — in so grellen Farben leuchten ließen, daß sie von den Wänden aller Bauernstuben herab den Leuten bis zur völlig unheilbaren Verblendung in die Augen stachen. Von der Macht dieses jahrzehndelang fortwuchernden Cultus hatte die Tagespresse und die ganze gebildete Welt kaum eine Ahnung, wie denn überhaupt der vornehme und reichere Theil unserer modernen Gesellschaft mit dem niedrigen und ärmern Theile, gleich den siamesischen Zwillingen, noch dermaßen zusammengewachsen ist, daß keine Hälfte weiß wie die andere aussieht. Bei solcher Stimmung in der Volksmasse geschah es um so eher, daß sie sich schon den lebenden Ludwig Napoleon zur Sage machte und ihn für den wahren Helden der speculirenden Neuzeit, für einen zweiten Midas erklärte, durch dessen Berührung sich alles in Gold verwandeln werde. Denn während Ludwig Napoleon selbst noch tief in Schulden stak, waren die französischen Bauern des guten Glaubens, daß er, der Erbe des Oheims, ein Vermögen von Milliarden besitze. Und weil schon in den ersten Tagen der Republik die neuen Gewalthaber die Thorheit begangen hatten, sich durch Erhöhung der directen Steuern um 45 % die bäuerliche Bevölkerung zu entfremden, so fand bei dieser das Gerücht um so leichter Glauben, daß Ludwig Napoleon, falls man ihn zum Präsidenten wähle, die auf die Grundsteuer geschlagenen 45 Centimen aus eigener Tasche zurückzahlen werde. Diesem Gerüchte suchten natürlich die Bonapartisten möglichste Verbreitung zu verschaffen, und das Mittel bewährte sich nach dem alten Erfahrungssatze, daß man es, um das Volk zu betrügen, ja nicht fein anfangen dürfe.

Am 20. December fand Ludwig Bonaparte's Beeidigung zur Treue an der „einen und untheilbaren demokratischen Republik" und zur Erfüllung aller von der Verfassung ihm auferlegten Pflichten statt. Einer der ersten Schritte des neuen Präsidenten war es, daß er die Auslieferung der Proceßacten über seine Attentate von Strasburg und Boulogne verlangte, die ihm aber von seinem Ministerium Odilon-Barrot verweigert wurde. Im spätern Besitze der unumschränkten Gewalt hat er sich ohne Zweifel auch in den Besitz jener Acten gesetzt, um rückwärts Geschichte zu machen und seiner eigenen Vergangenheit die ihm passend scheinende Appretur geben zu lassen. Unter den auswärtigen Angelegenheiten zog ihm besonders der sehr unrepublikanische Ausgang der Expedition gegen Rom wiederholte Vorwürfe zu. Zu seiner Entschuldigung schrieb er also, nach der Rückkehr des Papstes nach Rom, an seinen dort anwesenden Adjutanten, Oberst Ney, einen scheinbar vertraulichen, aber von Anfang an zur Veröffentlichung bestimmten Brief, dem die jüngsten Ereignisse in Italien und besonders im Kirchenstaate ein erneuertes Interesse verliehen. Darin kam folgende Hauptstelle vor:

Kurz, ich verstehe die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes nicht anders, als mit einer allgemeinen Begnadigung, einer Laienregierung, einer freisinnigen Verwaltung und der Einführung des Napoleonischen Gesetzbuchs.

Darauf erschien ein Motu proprio des Papstes, worin dieser sehr bestimmt — wenn auch im herkömmlichen Curialstil eines allezeit fertigen patriarchalischen Wohlwollens — die ihm angesonnenen Reformen von der Hand wies. Dabei hatte es trotz der zehnjährigen französischen Occupation bis auf die heutige Stunde sein Bewenden, zum klaren Beweise, daß es der Kaiser der Franzosen und der Papst mit ihren freisinnigen Reformen ungefähr gleich ernstlich meinen.

Inzwischen hatte man einen Adressensturm gegen die constituirende Versammlung hervorzurufen gewußt. Dies geschah zum Theil unter dem Einflusse von Thiers und Molé, die für die neu zu erwählende Versammlung eine Ueberzahl der Monarchischgesinnten erwarteten und zugleich der Hoffnung lebten, am neuen Präsidenten ein gefügiges Werkzeug ihrer Plane zu finden. Nur der erste Theil ihrer Hoffnungen ging in Erfüllung, obgleich sich Ludwig Bonaparte noch während längerer Zeit in offenbar unsicherer und schwankender Haltung befand. Der erste Act seiner persönlichen Politik war die Entlassung des Ministeriums Odilon-Barrot (1. November 1849). An seine Stelle wurden neue Männer berufen. Sie waren meist von unzweifelhafter Mittelmäßigkeit, etwa mit Ausnahme des neuen Finanzministers Fould, der sich als Privatbankier des „bereits von endlosen Geldverlegenheiten heimgesuchten Ludwig Bonaparte" eigenthümliche persönliche Verdienste erworben hatte. Erst nach langem Widerstreben soll der Präsident die Erklärung seines Ministeriums, mit der Mehrheit der Nationalvertretung Hand in Hand gehen zu wollen, genehmigt haben. Dies wurde ruchbar und schon damals wurde der zu erwartende Staatsstreich zum Tagsgespräche. Aber die öffentliche Meinung, die sich mit diesem Gedanken beschäftigte, ermüdete sich auch damit; sie wiederholte sich bis zur Abstumpfung so lange die Fabel vom Wolfe, daß sie es nicht gewahr wurde, als er wirklich über die Schafe herfiel. Zur vorläufigen Beschwichtigung des Argwohns erschien im „Moniteur" eine durch die Kühnheit ihrer Behauptungen frappirende Erklärung, denn sie strömte über „von sittlicher Entrüstung über die heimtückische Verleumdung der Absichten des Präsidenten, eines Mannes, der nie sein Wort gebrochen habe".

Aber die gut zu benutzenden Umstände, unter denen

Es ist so süß, sein Wort zu brechen,
Zu schwer die wohlerkannte Pflicht, —

traten um so eher ein, als man sie mit viel Geschicklichkeit herbeizuführen wußte. Die Nationalversammlung, welche der constitutionellen Monarchie zuflatterte, wie die Motte dem Lichte, hatte die Beschränkung des allgemeinen Stimmrechts vorgeschlagen. In diesem Sinne ließ nun die Regierung selbst durch den neuen Minister des

Innern, Baroche, beantragen, daß die Ausübung des Wahlrechts durch den mittels Steuerzettel zu führenden Nachweis eines dreijährigen Aufenthalts am Wahlorte bedingt werden solle. Dadurch wären drei Millionen der bisherigen Stimmberechtigten beseitigt worden. Auch zu weitern Concessionen im Sinne des monarchischen Princips zeigte sich die republikanische Regierung bereit: zu einem Verbot derjenigen vorbereitenden Wahlversammlungen, die man als bedrohlich für die Ordnung ausgeben wollte; zu einer Verwendung der Marquesasinseln als Deportationsort für hartnäckige Republikaner; zur Beschränkung der Presse. Zum billigen Danke für dieses freundliche Entgegenkommen auf dem Wege zu einer starken monarchischen Ordnung forderte der Präsident, unter dem vorherrschenden Eindrucke seines tiefen Schuldengefühls, eine Erhöhung seines Gehalts auf 2,400000 Fr. Schon die constituirende Versammlung hatte den ursprünglichen Gehalt des Präsidenten von 600000 Fr. auf 1,200000 erhöht. Gegen die neue Forderung, den ersten und noch schwachen Beweis Bonaparte'scher Begehrlichkeit, erhob zwar die Nationalversammlung einige Bedenken, sie bewilligte gleichwol ohne zu bedenken, daß sie damit selbst das Pulver bezahlen half, das zu ihrer Sprengung verwendet werden sollte. Als gleich darauf der Präsident gar noch die Zahlung der Rechnungen für Einrichtung des Regentschaftspalastes verlangte, erhob sich freilich in der Versammlung ein heftiger Sturm, allein auch dieser Sturm schlug nach parlamentarischem Brauche in einen der Regierung günstigen Wind um, der ihr aus den Taschen des Volks das geforderte Geld in die Hand wehte.

Noch in mancherlei Weise begünstigte das Glück, besonders das Glück der Thorheit seiner Gegner, die Plane des Bonapartismus. Am 26. August 1850 starb Ludwig Philipp. Jetzt begannen die Versuche zur „Fusion" der Häuptlinge der Bourbonen und Orleans. Aber der Herzog von Bordeaux war von so unheilbarem Legitimitätsschwindel befallen, daß er mehr als eines halben Jahrhunderts der Weltgeschichte gänzlich vergaß und in seinem Manifeste von Wiesbaden aus erklärte, daß „er die Berufung an das Volk unbedingt verdamme". Zwar ließ er sich später überreden, in einem Briefe an Berryer die Welt zu versichern, daß er die „großen Grundsätze von 1789 anerkenne, die Gleichheit vor dem Gesetz, die kirchliche Freiheit" u. s. w. Aber damit verwischte er nicht mehr die Eindrücke seiner wiesbadener Naivetät: der Bonapartismus war ihm zuvorgekommen und hatte schon alles vorbereitet, um die große Nation, gleichfalls im Namen „der großen Grundsätze von 1789" in die eigene Tasche zu stecken. Um die Nation zu diesem Zwecke geschmeidig zu machen, hatte Ludwig Bonaparte 1850 Rundreisen durch eine Reihe von Departements gemacht. Er fand jedoch in Lyon, in Strasburg und anderswo so wenig Aufmunterung zum Attentat gegen die von ihm beschworene Verfassung, daß er sich wieder einmal zu der Erklärung bemüßigt sah: „Der Titel, nach dem ich am meisten geize, ist der eines ehrlichen Mannes." Inzwischen brachte doch die bonapartistische Partei eine Revision der Verfassung zum Zwecke der Verlängerung der Präsidentschaft Ludwig Napoleon's mit so viel Erfolg in Anregung, daß sich bis zum Herbst 1850 — unter dem Einflusse der in die Livree aller beliebigen Regierungen leicht sich einpassenden Präfecten und Unterpräfecten — die Mehrzahl der Departementalräthe für Verfassungsrevision aussprach. Im Volke preßte dagegen der bureaukratische Diensteifer bis zur Mitte des Sommers von 1851 nicht über $1\frac{1}{2}$ Million Stimmen zu Adressen für diesen Zweck zusammen.

Der Präsident selbst war im Jahre 1850 von seiner Reise in die östlichen und südlichen Departements ziemlich kleinmüthig und niedergeschlagen zurückgekehrt. Er erholte sich jedoch bald wieder „von seiner schmerzlichen Resignation auf den Titel eines ehrlichen Mannes" durch eine Reise in die ihm geneigten Departements der Normandie, und unter dem Eindrucke seiner erhöhten attentatlichen Stimmung wurde nun auch mit wachsender Keckheit die Armee für die imperatorischen Zwecke in Angriff genommen. Bei den Musterungen von Satory und St.-Maure wurde den Truppen mit Speise und Trank zugleich das „Vive Napoléon! Vive l'empereur!" in den Mund gegeben. General Changarnier, als Befehlshaber im Seinedepartement, verbot die Wiederholung des aufrührerischen Rufs; gleichzeitig wurde der wirkungslose Beschluß einer Auflösung der bonapartistischen Gesellschaft vom 10. December gefaßt. Trotz der zweideutigen Rolle, die erst Changarnier gespielt, wurde er zwar durch die Macht der Umstände in einen entschiedenen Gegner des Bonapartismus verwandelt, der ihn aber durch seine Absetzung bald unschädlich machte. Bei der Wiedereröffnung der Nationalversammlung am 11. November 1851 war der baldige Kampf der Entscheidung fast zweifellos geworden. Aber der Bonapartismus hatte seine Rüstungen zur Gewaltthat noch nicht ganz vollendet, und um den gesunden Schlaf, den die ehrlichen Männer Frankreichs auf dem Pfühle ihres guten Gewissens schliefen, nicht vor der Zeit zu stören, sagte Ludwig Bonaparte in seiner Botschaft an die Versammlung:

> Ich habe oft erklärt, daß ich diejenigen für große Missethäter ansehe, welche darauf ausgehen, den durch die Verfassung geschaffenen Bestand der öffentlichen Dinge aus persönlichem Ehrgeize zu stören... Welche Lösung auch die Zukunft bringen mag, seien wir einverstanden darüber, daß es nicht die Leidenschaft, nicht ein Ueberfall, nicht eine Gewaltthat sein darf, welche über das Schicksal eines großen Volks entscheidet.

Dieser Botschaft folgte die neue Forderung eines Zuschusses von nahe zwei Millionen Francs. Die Nationalversammlung hatte zwar gegen das Ministerium mit 415 gegen 286 Stimmen ein Mistrauensvotum erlassen; sprach sich aber — allerdings aus sehr verschiedenen Gründen — mit 446 gegen 278 Stimmen für die Verfassungsrevision aus. Diese wurde damit gleichwol verworfen, weil die Gültigkeit eines solchen Beschlusses mindestens drei Viertel aller Stimmen erfordert hätte. Inzwischen hatte sich Ludwig Napoleon gegen die früher von seinem eigenen Ministerium beantragte Beschränkung des Wahlrechts erklärt. Mittels dieser Schwenkung gewann

er sich nicht blos neue Anhänger unter der von ihm erhobenen Fahne des allgemeinen Stimmrechts, sondern durch die Aussicht auf weitere parlamentarische Kämpfe über diese Frage schläferte er auch seine Gegner ein, während er bereits einen St.-Arnaud, neben andern geldlüsternen oder geldbedürftigen Gesellen, in die das Gelingen des „Ueberfalls" und der „Gewaltthat" sichernden Stellungen gebracht hatte. Noch kurz zuvor hatte Changarnier versichert, „daß nicht eine einzige Compagnie für die ehrgeizigen Absichten Ludwig Bonaparte's zu den Waffen greifen werde"; und am 2. December 1851 hatte ihm nicht eine einzige Compagnie gefehlt. Eine „Ansprache an die Nation", die sogleich nach dem Staatsstreich erlassen wurde, machte ihr begreiflich, daß der Zweck desselben kein anderer sei, als „die Aufrechthaltung der Republik"; die Ungläubigen wurden füsilirt, oder nach Cayenne oder Algerien deportirt. Unter dem bewältigenden Eindrucke der vollendeten Thatsache schwellte nun leicht mit günstigem Winde der Athem von achthalb Millionen Stimmen die stolz sich blähenden Segel des Kaiserschiffs; also daß es nach der Anstandsfrist eines Jahres im ersehnten Hafen glücklich anlangte, während ihm vom andern Ufer aus die kleine und thörichte Menge derjenigen, die gleichfalls „nach dem Titel eines ehrlichen Mannes geizte", verblüfft und verwundert nachgaffte.

Ludwig Napoleon hatte das verstanden, was die europäische Demokratie — die Anhänger einer constitutionellen Monarchie auf breiter Grundlage mit eingeschlossen — bis zur Stunde noch nicht gelernt hat. Er hatte begriffen, daß die organisirte bewaffnete Macht die einzige Macht im Staate ist, die in letzter Instanz die Entscheidung gibt; daß derjenige alles gewonnen, der die Armee für sich hat und die bäuerliche Bevölkerung, die den Hauptstoff zur Armee liefert. Die Mittel, die ihm seine Stellung zur Erreichung seiner Zwecke an die Hand gab, wußte er viel klüger zu benutzen als vor ihm alle rathschlagenden Nationalversammlungen und provisorischen Regierungen, welche die zunächst ihnen obliegende Pflicht, den noch vogelfrei in den Lüften schwebenden Volksrechten den Schirm und Schutz einer starken Volksmacht zu schaffen, kaum zu ahnen schienen. Glückliche Zufälle und einige besonders derbe Misgriffe seiner Gegner halfen ihm den Weg zum Throne ebnen. Als am Morgen des 25. Februar 1848 die pariser Bevölkerung zu ihrer eigensten Ueberraschung in einer Republik aufgewacht war und man sich nun fragte: was zunächst? hatten es in ganz Frankreich noch wenige eingesehen, daß mit einem massenhaften stehenden Heere unter nothwendig einheitlichem Commando keinerlei Freiheit möglich sei, so wenig oder noch weniger unter der neuen Republik, als früher unter der constitutionellen Monarchie. Statt einer Verminderung des Friedenstandes der Armee auf die Zahl derjenigen, die freiwillig weiter dienen wollten, wodurch man den allerhöchsten und allereinfachsten Grundsatz der Freiheit, daß keinem Staatsbürger ohne die dringendste Noth irgendein Beruf aufgezwungen werden darf, zur Anwendung gebracht hätte: ließ sich sogar der Mann des Friedens, Lamartine, beigehen, einen Beschluß zur Vermehrung des Heers von 360000 auf 600000 Mann zu veranlassen. Davon sollten 200000 Mann an der deutschen Grenze aufgestellt werden, „um Deutschland, auf den Ruf des deutschen Volks, gegen fremde Unterdrückung eine uneigennützige Hülfe zu leisten". Zugleich geschah manches, was die Armee mit den neuen Zuständen unzufrieden machen mußte. Schon zur Zeit der Februarrevolution, in der Nacht vom 24. auf den 25., hatte das Volk meist ohne Widerstand die Kasernen erbrochen und nicht blos die Soldaten entwaffnet, sondern oft auch ihrer Kleider beraubt, sie beschimpft und mishandelt. So „ging die siegreiche Revolution mit einer sinnlosen Feindseligkeit gegen das Heer zu Werke, das ihr damit vom ersten Tage an entfremdet wurde und das später die erste Gelegenheit Vergeltung zu üben willkommen hieß".

Diese Gelegenheit kam nur allzu bald in den Junitagen. Da auch in der Folge nichts geschah, um die Armee für die Republik zu gewinnen, so widerstand sie nicht lange den Verheißungen Ludwig Bonaparte's. Dieser hatte schon in seinem von Thiers verfaßten Wahlmanifeste unter anderm erklärt:

> Unter Beibehaltung der Grundgesetze, auf denen unsere Heerverfassung beruht, ist es nöthig, daß die Bürde der Dienstpflicht erleichtert, nicht erschwert werde. Es ist nöthig, für die Gegenwart und Zukunft nicht blos der Offiziere, sondern auch der Unteroffiziere und Soldaten zu sorgen, und den Männern, die lange unter den Fahnen gestanden, eine gesicherte Existenz zu bereiten.

Nach der Eröffnung solcher Aussichten thaten die kleinen Bestechungen, womit später die Truppen von Satory und St.-Maure bearbeitet wurden, eine desto größere Wirkung, als darin die Armee nur eine Abschlagszahlung auf die weit reichere Belohnung erblickte, die sie sich durch die dem Bonapartismus zu leistenden Dienste noch erwerben sollte. Sogleich nach gelungenem Staatsstreiche erließ denn auch Ludwig Napoleon eine Proclamation an das Heer mit den größten Schmeicheleien und Versprechungen. Er verordnete, daß den Truppen die im Bürgerkriege geleisteten Dienste wie Felddienste gegen den auswärtigen Feind angerechnet werden sollten. Er versprach den ehemaligen Soldaten des Kaiserreichs die Auszahlung von Jahrgeldern, welche die Nationalversammlung kurz vor ihrer gewaltsamen Auflösung verweigert hatte; das Budget der Ehrenlegion wurde um mehrere Millionen erhöht; eine Menge Beförderungen von Offizieren und zu Offizieren wurde vorgenommen; der Masse der Truppen wurde eine Erhöhung des Soldes in Aussicht gestellt.

Was nun freilich die spätere Erfüllung der Verheißungen anlangt, so theilten dieselben das Schicksal anderer Napoleonischer Verheißungen: die Dienstpflicht wurde nicht erleichtert, sondern erschwert; die spät bewilligte Soldzulage für Unteroffiziere und Soldaten ist völlig unbedeutend und steht außer allem Verhältniß mit der wachsenden Theuerung der Lebensbedürfnisse; die conscribirten Soldaten der französischen Armee blieben zusammengepreßte Kriegsknechte, die es nach wie vor dulden müssen, daß

sie um den von Rechts wegen ihnen gebührenden Lohn ihrer Dienste von Staats wegen gebracht werden. (Näheres in „Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft", Leipzig 1859.) Aber sie sind Knechte, die sich trotzdem für ihren Kriegsherrn, dem sie zum Kaiserthrone geholfen haben, ins Feuer hetzen lassen. Denn Ludwig Napoleon hat dafür gesorgt, daß seine Soldaten sobald nicht zum Bewußtsein der Rechte gelangen, die er ihnen vorenthält. Er weiß sie nach angemessenen Pausen, die ihre Geduld auf keine allzu lange Probe stellen, mit Pulverrauch zu berauschen, mit Geschützesdonner zu betäuben, mit den Flittern der Gloire zu blenden, und indem er, nach dem Vorbilde seines Oheims, mit Auszeichnung, Beförderung und Geldlohn, die er einigen gewährt, alle zu ködern versteht, verfügt er zu beliebigem Gebrauch und Misbrauch über ein zahlreiches Heer, das zugleich das kriegslustigste und kriegsgeübteste der Welt ist. Braucht er aber einen neuen Krieg, in dem er mit den alten Reizmitteln nicht mehr auszureichen glaubt, so wird er nicht lange säumen, um seinem ganzen Heere auf Kosten des zu besiegenden Feindes den reichlichsten Lohn zu verheißen, um neben der Triebfeder der Ehrsucht die der Habsucht im äußersten Maße anzuspannen. Und er wird bald genug eines neuen Kriegs bedürfen: die Armee, die er beherrscht, beherrscht auch ihn; und eine Armee, gleich der französischen, kann sich vom durchbohrenden Gefühle ihres Nichts im Frieden stets nur durch den Krieg befreien.

Die Worte unsers großen Dichters:

Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt —

werden in diesem Jahre seiner Säcularfeier öfter als je zuvor, von Millionen Deutschen gelesen, gesagt und gehört worden sein. So übersehe man nicht, daß diese Worte ihre Geltung auch für den Leser einer Geschichte neuester Zeit haben, falls er dieselbe gleichgültig wieder beiseite legen würde, ohne sich die ernste Frage zu beantworten: wo stehen wir jetzt? was haben wir für die nächste Zukunft zu erwarten und zu thun? Die Verfasser beider Geschichtswerke haben einen Stoff entfaltet, der scharf ins Auge gefaßt zu werden verdient: ihre thatsächlichen Mittheilungen aus kaum verflossenen Jahren bestätigen es, daß der in Deutschland jetzt so allgemein verbreitete Glaube an das Herannahen einer großen Gefahr ein nur allzu begründeter ist. Ueberall im deutschen Lande ruft sich das verderbenahnende Volksgefühl die Worte des sterbenden Attinghausen zu: „Seid einig! einig! einig!"; und von der Nordsee bis zur Adria, von Memel bis zu den Ardennen wiederholt sich mit tausendfachem Echo der fromme Wunsch:

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr!

Aber selbst dieser Wunsch und jener Ruf nach Einigung sind nur betrübende Zeichen eines unseligen Zwiespalts; davon hört man bei keiner Nation, die einig ist. Und leider ist es noch bis an die Sterne weit vom Wollen bis zum Können: vom Können aber ist es ebenso weit bis zur einheitlichen That der Hülfe und Rettung.

Indessen regt es sich doch unter den Deutschen, um wenigstens die Möglichkeit einer solchen That vorzubereiten. Ein gemeinschaftliches Organ des Volkswillens, eine deutsche Nationalvertretung ist wieder einmal das Losungswort vieler. Darüber hätte sich niemand mehr zu freuen, als der Verfasser dieses, der vielleicht der erste, gewiß doch einer der ersten war, welche „Deutschlands Einheit durch Nationalrepräsentation" (Stuttgart 1831) öffentlich, einläßlich und zu einer Zeit befürwortet hatten, da noch solcherlei Eingriffe des beschränkten Unterthanenverstandes in das Privilegium des hohen Bundestags, die Deutschen nach seiner Façon politisch todt und selig zu machen, als Hochverrathsversuche verfolgt wurden. Aber die Idee einer deutschen Nationalvertretung, eines zweiten Parlaments, während die Misgriffe und die mehr als blos erfolglosen Bemühungen des ersten Parlaments noch in aller Gedächtniß leben, verflattert in den Lüften, wenn sie — wie dies noch zur Zeit geschieht — nur in inhaltleerer Allgemeinheit ausgerufen wird. Um so viel Leib und Leben zu gewinnen, daß sie zur Hülfe in der Noth werden kann, muß sie Hand in Hand gehen mit dem Vorschlage einer großen, einfachen und aller Welt verständlichen Maßregel, die jetzt schon das deutsche Volk und das deutsche Heer mit der stolzen Zuversicht erfüllt, daß sie der noch so nahen und noch so großen Gefahr gewachsen sein werden.

Freilich fordern diejenigen, die ein nationales Organ des Gesammtwillens verlangen, daß sich in der Vollziehung die Willenseinheit nicht wieder zersplittern solle; sie fordern also zugleich eine kräftige und darum einheitliche Centralgewalt. Aber man braucht nur das bunte Mancherlei der Formen einer solchen Centralgewalt, über die gegenwärtig mit überflüssig großem Eifer verhandelt wird, vergleichend ins Auge zu fassen: so gewahrt man sogleich, daß die mehreren Wege, auf denen man von der Peripherie und den verschiedenen doctrinären Standpunkten aus das Centrum zu erreichen hofft, in der Art sich durchkreuzen, um niemals in einem Mittelpunkte zusammenzutreffen, daß die Deutschen auf diesen Wegen entweder nur feindselig gegeneinander oder immer weiter auseinander gehen können. Ohnehin läßt sich niemals ein zwiespältiges Volk in eine Einheit hineinreden und hineinschreiben, nur unter dem Hammerschlage der eisernen Noth können die Splitter in eins geschmiedet werden. Auch die Schweiz konnte nach vieljährigem mündlichen und schriftlichen Verhandeln doch erst unter dem Eindrucke der Noth den Uebergang vom Staatenbunde zum Bundesstaate bewerkstelligen; erst mußten sich die zwiespältigen Elemente im Felde miteinander messen, ehe sie sich im Rathssaale versöhnen ließen. Was 1847 in der Schweiz durch einen wenig blutigen innern Krieg geschah, hätte 1859 für Deutschland unter dem Einfluß eines schweren, aber nicht allzu schweren äußern Kriegs geschehen können. Dieser Moment ist vorüber; es wird früher oder später um so härtere Arbeit kosten und es ist

zweifelhaft genug, ob nicht der in der Stunde der Prüfung schwach befundene Michel unter einem Regen von Schicksalsschlägen eine lange Reihe politischer Lehrjahre nochmals durchmachen muß.

Inzwischen überstürzen sich die einen mit dem Project einer preußischen Hegemonie, unbekümmert darum, daß demselben zur Zeit in Volk und Regierungen die Antipathien von Millionen im Wege stehen. Gleichviel, ob man diese Antipathien als verderbliche Vorurtheile bezeichnet und bestreitet! Sie bleiben deshalb nicht minder eine Macht, die nur durch bewältigende Thatsachen überwunden werden kann; nicht durch langweilige Predigten, daß alles Heil von Preußen kommen werde, sondern nur dadurch, daß es wirklich von daher kommt. Bisjetzt aber wurde es Preußen durch den oft unbesonnenen Eifer seiner Freunde nur erschwert, selbst da eine maßgebende Iniative ergreifen zu können, wo es wirklich dazu berufen ist; wie namentlich zur Gründung volksthümlicher und wirksamer Wehreinrichtungen, zu denen Oesterreich, um seiner ganz eigenthümlichen Verhältnisse willen, der spätere Beitritt offen zu halten wäre. Warum nicht? Deutschland muß eine Stellung einnehmen, um sich auch ohne Oesterreich seiner Haut wehren zu können. Und war ja auch die Gründung eines deutschen Zollvereins ohne Oesterreich ein guter Schritt vorwärts, der endlich Oesterreich mit zugute gekommen ist. Andere haben es auf eine zwischen den beiden deutschen Großmächten alternirende Centralregierung abgesehen. Es ist ein an sich ganz richtiger Gedanke, daß man den thatsächlich einmal vorhandenen Dualismus zugleich als formell berechtigt anerkennen solle, da er durch das bloße Nichtanerkennen nicht beseitigt, sondern nur gefährlicher gemacht wird. Aber neben andern Schwierigkeiten der Ausführung ist bei jetzigen kritischen Zeitläufen zu besorgen, daß jede der beiden deutschen Großmächte eine unüberwindliche Neigung haben möchte, zuerst an die Spitze zu treten, in der nicht ganz unbegründeten Hoffnung, daß sie es dann um so leichter einrichten könne, auch künftig an der Spitze zu bleiben. Ein Drittes ist die Trias. Sie wird dadurch zu nichts Besserm, als zu einer dritten patriotischen Phantasie, daß Oesterreich, Preußen und der Complex der Mittel- und Kleinstaaten drei wirklich gesonderte Interessenkreise bilden; daß die Regierungen des dritten Kreises wenigstens das eine gemeinschaftliche Interesse haben, sich weder von Preußen noch von Oesterreich verschlucken zu lassen. Vor zehn Jahren durfte man wirklich, wie auch Verfasser dieses („Die österreichische Frage" u. s. w., Darmstadt 1849), an eine solche Dreiherrschaft denken. Damals hatten die Februar- und Märzstürme den souveränen Regierungen ihre Zustimmung zu einer deutschen Nationalvertretung bereits abgeschmeichelt. Der erste Biß in den sauersten Theil eines sauern Apfels war also schon gethan, und so konnte es sich wol darum handeln, nun auch den Rest durch Dreigliederung mundgerecht zu machen. Jetzt aber dürfte es seine allzu großen Schwierigkeiten haben, erst die Mittel- und Kleinstaaten unter einen Hut, und dann auch noch mit Oesterreich und Preußen unter einen Dreispitz zu bringen. Endlich gewahren wir eine vierte Gruppe, welche nur darum einige Flickereien am alten Zeuge in Antrag bringt, um den Schein einer Betheiligung an zeitgemäßen Reformen auch für sich selbst zu wahren, und welche die mit der Erhaltung des alten Duodlibet Unzufriedenen durch die glänzende Perspective auf ein großes mitteleuropäisches Reich, auf eine gewaltige, deutsch-österreichische Staatenconföderation zu gewinnen sucht. Gewiß ist eine solche Conföderation der Deutschen mit allen Völkern des Donaugebiets — gegenüber dem französischen Centralstaate, der mehr und mehr alle romanischen Völker seinem Einflusse zu unterwerfen sucht und gegenüber dem einheitlichen russischen Riesenreiche — nicht der thörichtste unter den frommen Wünschen der Deutschen. Aber um sich in einer jedenfalls noch fernen Zukunft an einem mitteleuropäischen Reiche zu betheiligen, muß sich bis dahin Deutschland selbst erhalten, es muß sich, wie die gegenwärtige Lage ist, auch ohne den Beistand Oesterreichs erhalten können. Von all diesen Projecten, mögen sie übrigens mit guten oder schlechten Gründen vertheidigt werden, taugte schon darum das eine so wenig wie das andere, weil keins die nächste und die gerade von Frankreich aus drohende Gefahr ins Auge faßt. Noch aus einem andern Grunde taugen sie nicht. Höchst wahrscheinlich lassen die Ereignisse den Deutschen überhaupt keine Zeit, auch nur eins ihrer weitschichtigen Projecte der Ausführung nahe zu bringen. Sollten ihnen aber die Ereignisse noch so viel Zeit lassen, sie werden immer noch etwas mehr Zeit brauchen, als sie ihnen lassen, und ob früher oder später die Krise hereinbricht, sie werden mit ihren Erwägungen über das Beste, was hätte geschehen sollen, doch nicht zu Ende sein und im einen wie im andern Falle zu spät kommen.

Sowenig sonst auch das Unbestimmte in der Politik zu loben ist, kann man es also unter den gegebenen Verhältnissen nur billigen, daß sich in Frankfurt die Gründer eines nationalen Vereins wenn auch nur darum über ein Programm vereinigt haben, das der Benutzung aller denkbaren Eventualitäten Raum läßt, weil sie sich über ein anderes Programm doch nicht hätten vereinigen können. Wenn jemals, so ist es angesichts des Knäuels der jetzigen Verwickelungen besonders wohlgethan, daß es in Bescheidenheit auch die Klügsten und die am klügsten sich Dünkenden mit dem genialen Dichter anerkennen:

> Doch unser Geist ist viel zu seicht,
> Der Folgezeiten Boden zu ergründen.

Die Männer des deutschen Nationalvereins waren alle verständig genug, um auch für sich selbst so viel „Politik der freien Hand" zu befolgen, daß sie gerade derjenigen Regierung das Schnupftuch zuwerfen können, die sich zur Stunde der Gefahr in der würdigsten und männlichsten Weise um die Gunst der Germania bewerben wird. Sie scheinen es begriffen zu haben, daß sich eine deutsche Centralgewalt nicht gut machen und dahin und dorthin vergeben läßt; daß überhaupt die Macht nicht gegeben, sondern genommen wird; daß auch laut den Erfahrungen von 1849 eine deutsche Nationalversammlung die deutsche

Centralgewalt nicht aus der Hand geben kann, bevor sie selbst dieselbe in die Hand genommen hat. Diese verständige Zurückhaltung der nationalen Partei, die bis auf weiteres erst den Preis der höchsten Gewalt will verdienen lassen, hat auch die Zeugnisse der Geschichte für sich. Wir haben aus den „Zeitgenössischen Geschichten" von Schmidt gesehen, wie Oesterreich politisch genöthigt war, den noch so schwachen Spuren eines preußischen Fortschritts mit noch so ärgerlicher Miene folgen zu müssen, nur daß schließlich der preußische und der österreichische Fortschritt allzu langsam waren, um die glimmenden Funken der Märzkatastrophen von 1848 im Vorwärtsgehen austreten zu können. Und warum sollte nicht umgekehrt sogar Oesterreich einmal an die Spitze der Bewegung treten können? Warum sollte nicht auch die Regierung eines viel kleinern Staats den rechten Weg finden können, worauf ihm die öffentliche Meinung der Nation mit maßgebendem Einflusse zur Seite gehen würde? Es ist wieder einmal zu löblichem Streben unter den deutschen Regierungen eine freie politische Concurrenz eröffnet, und im Gebiete der Politik tragen noch weit eher, als in der Industrie, die zwar materiell Schwachen, aber geistig und moralisch Starken die höchsten Preise davon.

Der als Heimatloser im deutschen Frankfurt geborene Deutsche Nationalverein steht zwar noch auf schwachen Füßen; erstarkt er aber, wie wir seit der Erwerbung seiner Heimatsberechtigung in Koburg hoffen, mehr und mehr, so wird er zwar keine Krone zu vertheilen, aber doch Nützliches zu thun haben. Er hat dem bewaffneten und unbewaffneten Theile der Nation das eine klar zu machen, was in der Zeit der Noth die Noth zu bewältigen vermag. Wahrscheinlich ist es die von Frankreich herkommende Kriegsnoth, die wir zunächst zu bestehen haben. Es wurde schon in öffentlichen Blättern darauf hingewiesen, daß auch wieder unter den namhaften Mitgliedern des Deutschen Nationalvereins, wie es begreiflich bei solchen bürgerlich-politischen Bestrebungen zu geschehen pflegt, die Zahl der juristischen Fachmänner stark überwiegt. Die Freunde fürchten, die Feinde hoffen also, daß es die Heroen des Zungen- und Federkriegs mit der Würde deutscher Wissenschaft kaum verträglich halten werden, ihr Augenmerk nebenbei auch auf die Erfordernisse eines gemeinen Kriegs zu richten, der gegen bestialische Turcos und tolldreiste Zuaven geführt werden müßte. Indessen hat man es ja schon erlebt, daß gute oder mittelmäßige Advocaten in kurzem zu tüchtigen Generalen geworden sind. Warum sollten nicht Männer der deutschen Wissenschaft, über ihre Bücher und Actenstöße hinweg, wenigstens einen staatsmännischen Blick auf die Mittel werfen können, die ihrem Volke zum Siege verhelfen würden? Dazu bedarf es keiner Studien von Strategie und Taktik, von Exercir- und Feldreglements. Es braucht dazu nur desjenigen Theils der Feldherrnkunst, den schon Napoleon I. ihren wichtigsten Theil genannt hat: eine Menschenkenntniß, die es weiß, welche Triebfedern man auf die zum Kriege verwendeten Menschen wirken lassen muß, um das Höchste von ihnen erwarten zu dürfen. Was jetzt Deutschland wieder noth thut, ist ein zweiter Scharnhorst, der von einem zweiten Tugendbunde, von einem offenen, möglichst formlosen, mehr und mehr wachsenden Vereine besonnener und warmer Vaterlandsfreunde kräftig unterstützt wird. Möchten die Männer des Nationalvereins diesen Scharnhorst des Jahres 1860 zu finden wissen, möchten sie ihn unter den deutschen Fürsten finden, sollte sich auch seine Herrschaft über kein größeres Gebiet erstrecken, als das eines Herzogs von Sachsen-Koburg ist.

Was ist also zu thun? Ludwig Napoleon hat in den schon angeführten Worten seines Wahlmanifestes auf diese Frage geantwortet, und wir sollen es nicht verschmähen, auch von unsern Feinden zu lernen. „Es ist nöthig", sagte er, „daß die Bürde der (militärischen) Dienstpflicht erleichtert, nicht erschwert werde; es ist nöthig, für die Gegenwart und Zukunft nicht blos der Offiziere, sondern auch der Unteroffiziere und Soldaten zu sorgen." Schon im Beginn des Kriegs für jeden deutschen Wehrmann, der seine Kriegspflicht im vollen Umfange erfüllen wird, die Aussicht auf Ehre und Auszeichnung; die Gewährung jenes vertragsmäßigen, gerechten und ganzen Lohns, den der geworbene oder der als Ersatzmann dienende Freiwillige bezieht, auch für den gezwungen dienenden Soldaten; die Verminderung der gezwungenen Dienstzeit im Frieden auf ein solches Maß, daß sie nicht mehr störend in die bürgerlichen Erwerbsverhältnisse eingreift. Wie auf solcher Grundlage ein militärisches Belohnungssystem zur Geltung kommen kann, das die äußersten Leistungen des Muthes und der Mannszucht verbürgt, hat der Schreiber dieses an andern Orten so einläßlich entwickelt, daß er hier davon Umgang nehmen darf. Wol aber mag daran erinnert sein, daß bei der Mobilisirung von Landwehr und Linie im Jahre 1859 abermals sehr bedenkliche und warnende Zeichen zum Vorschein gekommen sind. Kann man sich in einem neuen Kriege gegen Frankreich nicht rechtzeitig losreißen vom Schlendrian des alten soldatischen Zwangs- und Lohnsystems, so werden die Deutschen unfehlbar, bei etwas veränderten Decorationen, eine Wiederholung des kläglichen Schauspiels von 1806 erleben.

Und leider sieht es noch nicht danach aus, daß man sich davon losreißen wollte! Ein gerechtes und zweckmäßiges Belohnungssystem, das die deutschen Heere mit der freudigsten Siegeszuversicht erfüllen würde, läßt sich freilich noch in der zwölften Stunde der schon in die nächste Nähe gerückten Gefahr zur Anwendung bringen. „Aber der Wetterstrahl der Noth, der oft an einem großen Tage vollbringt, was nicht Jahrhunderten gelingt", wird ebenso oft die schwachen Köpfe und matten Herzen vollends betäuben und betäubt zu Boden werfen. Darauf müssen wir um so mehr gefaßt sein, als sich auch aus der hier besprochenen Geschichte der Bourbonen, der Orleans und der französischen Republikaner von 1848, sowie aus derjenigen der deutschen Staatsmänner aus der Schule eines

Metternich und eines Hardenberg doch nur das eine gründlich lernen läßt, daß von jeher die Völker und die Regierungen aus der Geschichte rein gar nichts gelernt haben. Wir können also blos mit dem scheuen und lammfrommen Wunsche schließen, daß endlich die Deutschen eine neue Weltgeschichte gerade dadurch beginnen möchten, daß sie zum ersten male die Lehren der Geschichte zu ihrem Gewinne zu verwenden wissen.

Wilhelm Schulz-Bodmer.

Biographische Romane.

1. Rachel. Eine biographische Novelle von der Verfasserin der „Zwei Schwestern". Berlin, Adolf u. Comp. 1859. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Cornelia. Aus dem Privatleben eines Arztes. Von Dorothea von Paschkowsky. Leipzig, Wiedemann. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Auguste. Ein Lebensbild. Von Ottilie Wildermuth. Stuttgart, Krabbe. 1858. Br. 8. 18 Ngr.
4. Bianca Candiano. Eine Erzählung von Adolf Glaser. Hannover, Rümpler. 1859. 8. 24 Ngr.

Biographien sollen die Wechselwirkung zwischen den geschilderten Charakteren und der sie umgebenden Welt, den Einfluß, den beide gegenseitig aufeinander ausüben, zur Anschauung bringen; bei öffentlichen und geschichtlichen ist es eine Welt im Großen, bei Privaten und Unbekannten eine Welt im Kleinen; beide aber können von Interesse sein, wenn sie befruchtend durch ihre Sphäre hindurchgegangen sind. Biographische Romane haben gegen reine Biographien den Nachtheil, daß sie insofern unbefriedigt lassen, als wir, namentlich bei Personen von Celebrität oder Berühmtheit, nur ungern die volle Wirklichkeit vermissen, vielmehr die Größen, um die es sich hier handelt, in ihrer treuen unverfälschten Gestalt durch sich selbst, nicht durch Erfindung eines dritten, gezeichnet und bis zu den feinern Nuancen und den zartern Zügen, die dem geschichtlichen Bilde erst die rechte Vollständigkeit und ausgeprägte Individualisation verleihen, vor unsern Augen entrollt zu sehen wünschen. Freilich aber fehlt es hierzu häufig entweder an Unterlagen überhaupt oder doch an solchen Unterlagen, aus welchen eine gewissenhafte Beurtheilung die reine Wahrheit festzustellen im Stande ist. Dann befindet sich der biographische Roman wieder insofern im Vortheile, als es ihm unbenommen ist, die geschichtlich fehlenden, zur Ergänzung des Charakterbildes erforderlichen Züge in das vorhandene Material einzuflechten, und wir lassen uns genügen, wenn die Ausschmückung geschickt und mit Beobachtung der Gesetze der innern Wahrheit erfolgt.

Zur Kategorie der letztern Werke gehört die biographische Novelle „Rachel" (Nr. 1). Nur ist zu bedauern, daß dieselbe da, wo der Charakter der berühmten Künstlerin zu seiner vollsten Entfaltung zu gelangen beginnt, nämlich mit dem Zeitpunkte ihrer ersten Triumphe im Théâtre français, schließt. Möglich, daß die Schatten, die von da an dem Bilde nicht fehlen durften, die Verfasserin davon abgeschreckt haben, dasselbe vollständig zu entwerfen. Sie sind gegen den Schluß hin, namentlich auf den beiden letzten Seiten, nur leicht angedeutet.

„Es gibt Stunden", sagt Rachel zu ihrem Vater, „in denen ich mich mit einer wahren Herzensangst frage: ob ich den Lorberkranz, der jetzt schon meine jugendliche Stirn ziert, immer mit Würde tragen werde: ob der Reichthum, mit dem ich jetzt Euch und so viele beglücken möchte, nicht einst mein Herz verhärten kann; ob der Umgang mit den liebenswürdigen und geistvollen Männern, in dem ich einen so hohen geistigen Genuß finde, nicht auch meinen Sinn bethören wird. ... Aus den Verlockungen, welche sich oft der Armuth und dem Elend nähern, bin ich rein hervorgegangen, werde ich auch denen widerstehen können, mit welchen der Glanz und das neue Leben mich umgibt?" Auf die Bemerkung des Vaters: „Gewiß, mein Kind, wenn du es willst", entgegnet sie: „Aber werde ich es stets wollen? Von dem Wege, den ich von nun an wandle, werde ich nur Gott und mir Rechenschaft geben", schwört aber „im Glauben ihrer Väter zu sterben". Hiermit scheint es, als ob die Verfasserin das künftige Leben der Künstlerin habe charakterisiren wollen, und es ist dies alles, womit wir für die letzten 20 Jahre unserer Heldin, die wir sonach im vorliegenden Werke nur bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahre kennen lernen, abgefunden werden. Wir wollen hierüber mit der Verfasserin nicht rechten; jedenfalls scheint aber der Titel, der die volle Biographie erwarten läßt, nicht ganz passend gewählt. Die Aufgabe, die sich die Verfasserin in dieser beschränkten Weise gestellt hat, war eine belohnende. Der Kampf des Genie mit den ihm entgegentretenden Hindernissen ist um so erhebender, je drückender dieselben auf ihm lasten, und je größerer Energie es bedurfte, sie zu besiegen. Wir freuen uns, versichern zu können, daß die dankbare Aufgabe glücklich gelöst ist. Das Material ist trefflich gruppirt und die Darstellung gewandt und lebendig. Daß über die bedrängten Verhältnisse, unter denen die Künstlerin ihre Jugend verlebte, namentlich aber über die Charaktere ihrer nächsten Umgebung, des Vaters, der Mutter und der ältesten Schwester Sara, ein idealer Anhauch ausgegossen worden ist; daß wir das mühselige Kämpfen der Aeltern um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse durch ihre strenge Religiosität und die Poesie der frommen Gebräuche, die bittere Nothwendigkeit, die Kinder zum Erwerbe zu verwenden, durch die entgegenkommende Liebe Rachel's verklärt finden, kann den vortheilhaften Eindruck, den der erfolgreiche Kampf hervorbringt, nur erhöhen; und selbst die tiefern Conflicte, an denen sich die Charakterfestigkeit und der Heldenmuth der begeisterten Kunstjüngerin bewährt, sind durch die Liebe ihres jugendlichen Genossen und Freundes Leo, die sie gern erwidern möchte, aber im Interesse der Kunst aufopfert, dargeboten.

Hiermit glauben wir das lobenswerthe Werkchen im allgemeinen genügend charakterisirt zu haben, und es bleibt uns nur noch übrig, auf einzelne besonders interessante Momente in der Kürze hinzuweisen. Hierzu gehört die Schilderung des Anlasses, infolge dessen ihr zuerst beim Ersteigen des steilen Pfades zum Ruhme die hülfreiche Hand geboten wird. Sie singt auf ihrem gewohnten Platze in einer der Straßen von Paris bei rauhem Winterwetter Victor Hugo's ergreifendes Gedicht: „Gott ist immer da", und ihr ausdrucksvoller, rührender Gesang führt ihr den trefflichen Professor Choron zu, der sie reichlich unterstützt, zu ihrer künstlerischen Ausbildung durch seinen Unterricht den ersten Grund legt, und ihr bis zu seinem Tode ein treuer, fürsorgender Freund bleibt. Weniger glücklich war sie beim Professor Prevost, Mitglied des Théâtre français, bei dem sie sich in der Dramatik fortzubilden suchte: „Ihre Blicke ruhen auf dem Professor, aber da er noch immer nicht zu ihr spricht, wagt sie es, sich ihm mit leisen und beflügelten Schritten zu nähern, und als er aufschaut, trägt sie ihm erst mit schüchterner, aber bald mit sicherer Stimme und glühenden Worten ihre Bitte vor. Der Professor, davon angezogen, erhebt sich; und da er ein wenig kurzsichtig ist, tritt er näher zu ihr hin. Kaum hat er die schwächliche Gestalt, die dürftigen Kleider und das braune, bleiche Gesicht des vierzehnjährigen Mädchens erblickt, als er ganz verwundert fragt: «Du willst Schauspielerin werden? Ich rathe dir, mein Kind, gehe lieber Blumen verkaufen!» Rachel ist vernichtet; ihre Augen füllen sich mit Thränen, aber ihr Stolz unterdrückt sie. Sie macht schweigend eine Verneigung und verläßt rasch das Zimmer."

Später finden wir, auf welche geistreiche Weise sie sich am Professor rächt. Es ist der Tag ihres ersten großen Triumphs, das Debut am Théâtre français, den 12. Juli 1838. Sie hat Hermione gewählt. In jeder neuen Scene entfaltet sich ihr Spiel mächtiger, es reißt mit Allgewalt die Zuschauer hin, die ihr in stürmischem Applaus den Tribut ihrer Bewunderung darbringen. Doctor Véron, der Bourgeois von Paris.

und Jules Janin, „der Fürst der Kritik", sind begeistert. Demoiselle Mars sagt mit inniger Befriedigung: „Sie geht gut", dann mit prahlender Freude: „Sie hört gut!" und ruft endlich „mit unendlicher Satisfaction" aus: „Ach, sie declamirt nicht, sie spricht!" Das Publikum wird nicht müde, sie immer aufs neue zu rufen. „Einige Enthusiasten sind im Zwischenact hinausgegangen, um die Vorräthe der Blumenverkäuferinnen zu plündern, und als Rachel am Schluß des vierten Acts erscheint, wird sie mit Blumen überhäuft. Sie sammelt sie, nachdem der Vorhang gefallen ist, in ihre griechische Tunika, und ihre Blicke überfliegen dabei die Reihen der umstehenden Herren, der Künstler und Kunstfreunde, die sich nach und nach eingestellt hatten, um sich ihr durch den Director Vedal oder den Professor Samson vorstellen zu lassen und ihre Glückwünsche und Huldigungen darzubringen. Sie empfängt sie mit einem Anstand und einer Sicherheit, als hätte sie immer nur in den vornehmsten Kreisen sich bewegt, doch scheint sie unter den Umstehenden nach einem zu spähen, den sie seit dem Beginn des Stücks bemerkt hatte. Endlich findet sie ihn. Es ist Herr Prevost, Mitglied des Théâtre français, der ihr einst statt seines Unterrichts einen so verletzenden Rath gegeben hatte. Er steht an eine Coulisse gelehnt und hat fast den ganzen Abend seine Stelle nicht verlassen; das Interesse, das Rachel ihm einflößt, ja vielleicht die Bewunderung für sie fesselt ihn. Sie nähert sich ihm und wirft sich mit einer bezaubernden Anmuth vor ihm auf die Knie. Indem sie ihm verschiedene Blumenbouquets überreicht, sagt sie mit einer graziösen Kofetterie: «Ich habe Ihren Rath, mein Herr, befolgt; ich verkaufe Blumen, wollen Sie einige haben?» Der Professor erhebt lächelnd, doch beschämt, die junge Künstlerin und bezeigt ihr seine Freude, sich so sehr geirrt zu haben."

Von nun an folgen Tage des ungetrübten Glanzes. Bisher hin wurde unter harten Entbehrungen der Armuth ihr künstlerisches Streben bald durch die ermuthigendsten Anerkennungen gehoben, bald durch die empfindlichsten Demüthigungen gekränkt, aber nie gebeugt.

„Aus dem königlichen Palast der Bühne, aus dem blendenden Licht der Foyers und dem glänzenden Kreis, dessen Mittelpunkt sie soeben noch gewesen war, tritt sie bald darauf in die dürftige mattbeleuchtete Stube der Aeltern, in der nicht einmal ein Divan die erschöpfte Künstlerin aufnehmen kann. Alle Zeichen der Entbehrung und Armuth betrachtet sie heute mit freudigen und stolzen Blicken. Sie beruhigt die Mutter, die es sich zum Vorwurf macht, nichts für ihren Empfang bereitet, nicht für ein Souper oder eine Erfrischung gesorgt zu haben. Sie umarmt den Vater, der sie weinend umschließt, und ruft triumphirend: «O nun ist alles Schwere überwunden! Nicht Entsagung, aber die Sorglosigkeit soll von nun an unter uns herrschen.»"

Unter denjenigen Männern, die früh ihre künftige Größe erkannt hatten, und einen wohlthätigen Einfluß auf ihre künstlerische Ausbildung ausübten, gehört Saint-Aulaire, der sich durch seinen unerschütterlichen Glauben an ihr Talent bewährte. In seiner Schule mußte sie einst vor „dem classischen Areopag des Conservatoire" mehrere Stellen recitiren. Man fand die Betonung der Verse nicht übel und urtheilte, daß, „wenn sich ihr Geschmack geläutert und ihr dramatisches Verständniß erschlossen würde, sie eines Tags die Vertrauten werde spielen können." Dagegen erklärten sie die Herren Professoren für unfähig zur Tragödie, und warfen ihr vor, daß sie die Verse mit zu viel Kühnheit und Freiheit recitire. Aber schon lange vorher hatte die Herzogin von Abrantes gesagt: „Wenn man wie diese Mademoiselle, spielt, ist man berufen, das Théâtre français zu retten." Und während sie im Jahre 1837, als sie um ein Engagement in diesem Theater nachsuchte, von Joustin Desmares mit der harten Antwort: „Du willst im Trauerspiel auftreten? Welche Dummheit! Hast du Organ, so komme ins Vaudeville" zurückgewiesen wurde, legt sie im Jahre 1838 in einem Comité von Schauspieldirectoren und Künstlern, in welchem Mademoiselle Mars dem Vorsitz führt, Probe ab und „wird von dieser durch einen Kuß zur Collegin auf der Bahn des Ruhms und zu ihrer Nachfolgerin in der Gunst des Publikums eingeweiht".

Die Prophezeiung der Herzogin von Abrantes erfüllte sich. Der berühmte Samson, unter dem sie ihre mit bewunderungswürdigem Eifer betriebenen unermüdlichen Studien fortsetzte, gab ihr die letzte Weihe, und das französische Publikum sah die classischen Größen wieder auf der Nationalbühne erscheinen, und ließ sich durch Rachel für sie begeistern. Der Zeitpunkt war insofern günstig, als mit dem Reiz der Neuheit der Zauber, der die romantische Schule umgab, zu schwinden begann; aber alles, was je der Genius schuf, lag nach Zeit und Umständen im Keime vorgebildet und wartete des Meisters, der es hervorrief. Daß Rachel die Classiker aufs neue verherrlichte, war ihre künstlerische Großthat, die ihr in der Kunstgeschichte für alle Zeiten einen bleibenden Namen sichert.

Das nun zu besprechende Werk: „Cornelia", von Dorothea von Paschkowsky (Nr. 2), gehört rein in das Gebiet der Erfindung, und der Stoff ist dem Privatleben entnommen. Es wird uns hier ein Frauenleben gezeigt, wie deren die Wirklichkeit genug darbietet, eine sonnige Jugend, ein Fallen und ein Auferstehen. Der Schluß aber mag seltener in der wirklichen Welt vorkommen; denn an die sittliche Erhebung und langes Leid knüpft sich in unserer Erzählung auch neue irdische Wohlfahrt und ein glückliches Ende. Wir haben gegen diesen Schluß nichts einzuwenden, und finden stets einen echt menschlichen Zug darin, wenn menschliche Tugend sich nicht zu stolz dünkt, menschlicher Schwäche die Hand zu reichen: einem Herzen, das den vollen Frieden in Gott wiedergefunden, gleichviel ob es in eines Mannes oder eines Weibes Brust schlägt, den vollen Frieden auch auf Erden wieder zu bieten und christliches Vergessen und Vergeben über den Wahnbegriff unwiderruflich verlorener Ehre den Sieg davontragen zu lassen.

Die Behandlung des Stoffs ist nicht durchgängig gleich, die spätern Partien sind anziehender geschrieben als die ersten Abschnitte des Buchs, bei denen die Anlage verfehlt ist. Hier ist alles, was die Spannung des Lesers unterhalten, sein Interesse im Laufe der Erzählung steigern könnte, in der Exposition der Fabel schon vorausgenommen. Das Tagebuch der Heldin (welches den größten Theil des Werks bildet) wiederholt nur in ausführlicher Schilderung das, was wir aus den Mittheilungen des Arztes bereits wissen. Soll bei einer derartigen Behandlung des Stoffs das Interesse ungeschwächt bleiben, dann bedarf es einer ganz vorzüglichen Charakteristik, einer ganz besondern Schärfe und Tiefe der Reflexion, einer ganz besonders gewandten und formell schönen Darstellung. Alle diese Vorzüge suchen wir in der „Cornelia" vergebens. Nicht als ob die Verfasserin geradezu in die entgegengesetzten Fehler verfallen wäre; sie erhebt sich hier und da selbst über das Niveau des Mittelmäßigen, aber die seltener vorkommenden tiefern Gedanken und geistreichen Bemerkungen verlieren sich in der Fülle und Breite des Flachen und Gewöhnlichen zu sehr, als daß sie für das Urtheil im ganzen bestimmend sein könnten. Auch bleibt trotz aller Breite manches unklar und verworren. Cornelia ist die Pflegeschwester zweier Brüder und wird von beiden geliebt. Die Heftigkeit der Leidenschaft führt zum Brudermord. Der Mörder erlangt die Hand Cornelia's, die erst nach Jahren durch Beobachtung des Gatten im somnambulen Zustande das Verbrechen entdeckt. In den Reflexionen, die dieser Entdeckung folgen, lesen wir: „Wer war's anders, als die Hand der Nemesis, die dieser kleinen Zufälligkeiten bedurfte, um ein großes, jahrelang verschwiegenes Geheimniß zu enthüllen, das sonst ewig verborgen geblieben wäre in Nacht und Vergessenheit? Wer anders, als ihre rächende Hand weckte die Gattin und hieß sie dem Gatten folgen auf seinem nächtlichen Gange und Zeugin einer Scene werden, die nur ihr verständlich sein konnte?" Und fünf Zeilen später heißt es: „Jetzt lernte ich auch den Vater verstehen, welcher mir so oft hart und ungerecht erschienen war, und im tiefsten Herzen bat ich ihm ab, was ich ihm vorgeworfen hatte aus Unwissenheit und Verblendung."

Also hatte der Vater das „sonst ewig verborgen gebliebene" Verbrechen auch gewußt. Wie aber diesem das Geheimniß, das uns gleich zuvor als bisher verhüllt dargestellt wird, doch schon lange zuvor offenbar wurde, darüber wird nirgends trotz der sonstigen Ausführlichkeit der Darstellung auch nur mit einem Worte berichtet.

Aehnliche Widersprüche finden sich in der Schilderung der Charaktere. Gegen das letzte Drittheil der Erzählung hintreten die Schattenseiten gegen die Lichtseiten in den Hintergrund, die Verfasserin weiß das Interesse dauernder zu fesseln und man legt das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand.

Bei größerer Feile würde sich das Talent der Verfasserin in vortheilhafterm Lichte gezeigt haben: dies gilt selbst für die äußere Form der Darstellung, rücksichtlich deren wir nur eins hervorheben wollen, nämlich den unpassenden Gebrauch, der häufig von den Fremdwörtern gemacht worden ist. Sie sind nicht ganz zu vermeiden; sie mögen in Fällen, wo die Erzählung ihren ruhigen Verlauf hat, wo ein historischer Faden abgesponnen, über Künste und Wissenschaften verhandelt wird, ihren Platz behaupten; aber bei gewissen Schilderungen sind sie unerträglich, namentlich überall da, wo einer starken, tief innerlichen Empfindung Ausdruck gegeben werden soll, wo die Leidenschaft, der Schmerz, irgendein gewaltig erregtes Gefühl das erschütterte Herz sprechen läßt. In solchen Fällen verlangen wir reine Natur, und das Fremdwort tritt wie ein schriller Misklang in die Seelenstimmung, in die wir versetzt werden sollen, herein. Solchen Störungen begegnen wir in „Cornelia" öfters: so z. B. in dem Schuldbekenntniß des Brudermörders; er schildert die Scene, die zu dem Morde Veranlassung gegeben, das Zusammentreffen des Bruders mit Cornelia: „Sie sucht Blumen — andere — mehr. Eine Rose schneidet sie ab, — so schön, wie der Herbst sie bietet — dann kehrt sie zu ihm zurück. Ich kann sie en face betrachten!" Fühlt die Verfasserin nicht, daß sie mit diesem en face die ganze Poesie der Leidenschaft zerstört, daß sie einen ernüchternden Scenenwechsel eintreten läßt und die abgerissenen Seufzer eines gebrochenen Herzens mit Salonphrase verbrämt? Ebenso störend ist das kurz darauf folgende: „Da, o da, in dem Moment hatte der Teufel eine Acquisition gemacht. Mein Leben war ihm verfallen."

An eine weibliche Feder erinnert der häufige Verkehr mit dem Spiegel. Dies und die wiederholte schmeichelhafte Personalbeschreibung nimmt sich an dem Lebensbilde des Arztes um so eigenthümlicher aus, als dieser in der ersten Person sprechend eingeführt und somit zum Lobredner seiner selbst gemacht wird. Kurz es scheint, als ob die Verfasserin sich etwas habe gehen lassen und als ob sie Tüchtiges und Werthvolles zu liefern im Stande wäre, wenn sie sich die Aufgabe höher stellte und an deren Lösung mit tieferm ästhetischen Ernste heranträte.

Das Lebensbild „Auguste" (Nr. 3), von Ottilie Wildermuth, fußt auf wirklichen Thatsachen. Die Verfasserin schildert uns hier das Leben einer Freundin, ein sehr einfaches Leben, wie sie selbst in der Vorrede sagt, dessen ganze Aufgabe es gewesen, zu lieben und zu leiden, daher die Schilderung mehr ein Seelenbild als ein Lebensbild sei. Damit ist der Charakter des Buchs im allgemeinen richtig bezeichnet; um aber denselben noch etwas genauer festzustellen, fügen wir hinzu, daß die Geschilderte als ein vernünftiges Weib, als eine Mutter und Gattin von praktischen, gesunden Anschauungen, und, in der Trübsal, als eine freudige Dulderin auftritt. Wir nannten die Verfasserin in einer frühern Besprechung die Missionarin der Zufriedenheit (vgl. Nr. 1 d. Bl. f. 1857); auch in dieser Lebensbeschreibung finden wir sie als solche wieder, und daß sie sich im gegenwärtigen Falle nicht auf dem Gebiet der Erfindung bewegt, sondern Wahres und Erlebtes berichtet, kann unsere Theilnahme nur erhöhen. Nach der schönen Tendenz, die sich die Verfasserin zu ihrer schriftstellerischen Aufgabe vorgezeichnet zu haben scheint, unter Anknüpfung an das Alltägliche und Gewöhnliche Geist und Gemüth auf ein höheres, inneres Seelenleben, wie sich dasselbe auch unter getreuester Beobachtung jener einfachen und geringen Pflichten entwickeln kann, hinzuführen, und alles Düstere und Schmerzliche durch die Freuden, die eine solche Lebensauffassung darbietet, zu verklären, finden wir es sehr natürlich, daß sie sich dem Seelenleben, das sie vor uns aufrollt, mit ganz besonderer Vorliebe zuwandte, und wissen es daher zu entschuldigen, wenn sie sich, durch diese Zuneigung verführt, oft etwas zu breit ergeht und hier und da Details mit eingeflochten hat, welche weder ein allgemeines Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet sind, noch als Züge zur Vervollständigung der Charakteristik dienen können. Hauptsächlich trifft dieser Vorwurf den ersten Theil des Buchs; wir könnten dafür manche Belege darbieten, unterlassen es aber, weil dergleichen einzelne und abgerissen hingestellte Beispiele leicht einen Eindruck hervorrufen könnten, den wir um so mehr vermieden zu sehen wünschen, je wohlthätiger und befruchtender die Lectüre auch dieses Werkchens der Verfasserin auf den Leser zu wirken geeignet ist. Wir sehen einen liebenswürdigen weiblichen Charakter in hellen und trüben Tagen an uns vorübergehen, wir sehen die Trägerin desselben namentlich stark in den Prüfungen, die der Verlust lieber Angehöriger, Krankheit und ein früher, lange vorauserkannter Tod ihr auferlegen, und freuen uns mit ihr des guten Grundes, auf dem sie fußte, eines fröhlichen Herzens und eines klar besonnenen, innigen und christlichen Gottvertrauens. Hören wir sie selbst in Aphorismen aus ihren trüben Tagen:

„Immer ist auch der Schmerz um Dahingeschiedene ein sehr selbstsüchtiges Gefühl. Härtere Schmerzen gibt es, ein Geliebtes leiden zu sehen. Das ist eine schwere Prüfung um die Nacht, die ich am Bette des Kindes verwache. Krampfleiden sind finstere, dämonische Sachen, ich habe an mir selbst hierin die größten Erfahrungen gemacht. Der Wille und anhaltendes Gebet sind die alleinige Gegenwehr." Und an einer andern Stelle: „Leiden ist ein großes Förderungsmittel des ehelichen Glücks; ich durfte das schon öfter erfahren und sage es mit voller Wahrheit, daß ich die glückseligsten Stunden in meinem Ehestand, die Harmonie der Seelen, am meisten in den tiefsten Leidensstunden genießen durfte. Da fühlt man wahrhaft, was man gegenseitig an sich hat. Heitere sorglose Tage bringen einen leicht auseinander, man wird sich fremd, ohne es zu wollen."

Ihr Trost ist: „Ich muß nicht leiden, ich will leiden!" In diesem einzigen kleinen Sätzchen liegt eine unendliche Wahrheit. Wir möchten es dreifach unterstrichen hervorheben, denn das Quidproquo, das will für das muß, ist ein Stein der Weisen für jeden Leidenden, den er zu seinem größten Vortheil nicht genug zu berücksichtigen vermag. In das Album ihrer Pflegetochter schrieb sie: „Das höchste Geschenk Gottes sind leichte, freundliche Wege, die er uns führt, und ein helles Auge, seine Wege zu sehen und sie mit dankbarem Herzen zu wandeln. Wenn du heiter und fröhlich diese Wege gehst, nimmt dir die Welt dies häufig übel und nennt es Leichtsinn. Gutes Kind, laß dich solches nicht anfechten! Ein Kind, welches murrt, wenn es der Vater mit Liebe zieht, kann ihm unmöglich gefallen. Darum wandle immerdar heiter deine Wege, und genieße in Unschuld die Blumen, die zur Seite blühen, vergiß aber darüber deine hohe Bestimmung nicht. Und wenn nach vielen lichten Tagen sich der Himmel umzieht, so sei auch am trüben Tage fröhlich und guter Dinge, und bedenke, daß unsere Schicksale unmittelbar aus der Hand Gottes kommen und uns in jeder Lage dem Ziel der Vollendung näher rücken sollen."

Ihre letzten Verfügungen vom Sterbebett aus sind ebenso einfach als beherzigenswerth: „Liebe Emilie", bat sie, „halte dir immer unter den Sorgen der Haushaltung ein Stück blauen Himmels frei, sieh nach oben! Ihr aber, meine Töchter, vergeßt nicht das Oel des Geistes in euern Lampen, denkt an die thörichten Jungfrauen! Ich weiß nicht wie es euch geht, aber denkt daran, daß man im redlichen Fleiß und Sorge für andere am besten innern Frieden bewahrt und in jeder Lage glücklich ist. Und du, lieber Mann, mache aus zu großer Sparsamkeit den Mädchen nicht ihr Werk schwer. Zeige ihnen Vertrauen; sieh nicht

zu genau nach, daß die Kinder nicht erschrecken, wenn sie deinen Tritt hören." Dem ältesten Sohne, dem Juristen, ruft sie zu: „Du hast einen schönen, ehrenvollen Beruf, führe ihn recht und ehrenhaft vor Gott und Menschen, nimm dich freiwillig der Unterdrückten an und erkenne auch im Verbrecher noch den Menschen." Dem zweiten Sohne, dem Kaufmann, gilt das Wort: „Du bist bloßer Haushalter über Gottes Güter, sorge vor allem für die unsterbliche Seele; was du erwirbst, soll dir und der Menschheit dienen, laß es nicht zum Herrn über dich werden."

Ihr Leiden war lang und schwer, die Furcht vor dem Tode war überwunden, er hatte eine willkommene Gestalt in ihrer Seele gewonnen; da zeigten sich noch einmal schwache Lebenshoffnungsschimmer. Aber sie mochte sich nicht mit ihnen befreunden. „Ach, nehmt mir's nicht übel", bat sie, „aber seht, es ist mir wie einem Kinde, das sich auf eine Reise freut, alles ist eingepackt, man hat sich angekleidet und wartet, und wartet vor der Thür, und der Wagen kommt immer noch nicht. Wenn es dann zuletzt hieße: ziehe dich wieder aus, du mußt dableiben; seht das ist doch traurig!" Sie zog sich nicht aus, behielt aber trotzdem für das Leben, mit dem sie abgeschlossen, für Gegenwärtiges und für heitere Momente aus der Vergangenheit ein gleich offenes Gemüth. „Wer oft unser herzliches Lachen gehört", sagt die Verfasserin, „hätte nicht geglaubt, daß es aus einem Sterbezimmer komme." Auch bildete sie sich nichts auf die besondern Prüfungen ein, die sie zu bestehen gehabt. „Ein Geistlicher las ihr das schöne Lied: «Endlich bricht der heiße Tiegel.» Bei dem Schlusse: «In des Himmels höchsten Freuden werden nur durch tiefe Leiden Gottes Lieblinge verklärt», schüttelte sie den Kopf: «Gefällt mir nicht.» — «Warum nicht?» — «Ich will kein besonderer Liebling Gottes sein, wir sind alle seine Kinder.»" Hier ist echte, gesunde Religiosität, im Leben bewährt, einfach und naturwahr dargestellt. Die Verfasserin sagt: „Wie viel sich dagegen einwenden läßt, welche Ueberwindung es kostet, solche uns ganz eigene und heilige Erinnerungen hinauszugeben in die Welt, das habe ich selbst vielleicht am tiefsten gefühlt. Aber ich glaubte nicht gegen den Sinn der Seligen zu handeln, die sich gefreut hätte, zu denken, daß da und dort eine gedrückte Seele sich aufrichte an der Kraft und dem Segen, die ihr Sterbelager erleichtert." Möge dem Buche der gehoffte Erfolg nicht fehlen.

Anhangsweise erwähnen wir einer uns bei den besprochenen biographischen Romanen mit vorliegenden Erzählung: „Bianca Candiano" (Nr. 4), von Adolf Glaser, weil sie ebenfalls mehr skizzirte Charakteristik der Heldin, als allseitig abgerundete Erzählung ist. Wir finden in Bianca Candiano eine Fürstin, welche nach verrathener Liebe eine edelmüthige Resignation an den Tag legt und, anstatt Vergeltung zu üben, auch auf den Thron verzichtet, um ihren Schmerz im Kloster zu Ruhe zu bringen. Der Stoff hätte, geschickt benutzt, zu einem interessanten psychologischen Gemälde verarbeitet werden können; allein theils stützt sich die Verwickelung auf eine völlig unhaltbare Situation, theils ist die Ausführung so wenig gelungen, daß wir nicht im Stande sind, etwas zur Empfehlung der Schrift zu sagen. Die Charakteristik ist durch mehrfache Taktlosigkeiten, von denen einige selbst auf Rechnung der sonst am glücklichsten gezeichneten Heldin kommen, beeinträchtigt, in den Reflexionen ist Richtiges und Unrichtiges durcheinander gemischt, der Dialog ist gedehnt, und den Persönlichkeiten, namentlich was die Feinheit, Gemessenheit, Gewandtheit und Sicherheit anlangt, die man bei den vorgeführten Charakteren vorauszusetzen hat, nicht entsprechend. Ein Beispiel genügt für viele. Die Hauptpersonen neben der Heldin, der regierenden Fürstin, sind die Stiefmutter derselben, die verwitwete Fürstin und deren Tochter, die Prinzessin. Es sind Unterhandlungen angeknüpft, die zur Vermählung des Prinzen Alfons mit der Prinzessin führen sollen. Der letztere entdeckt aber bei seinem persönlichen Erscheinen in der regierenden, noch unvermählten Fürstin eine frühere Geliebte, und die Pläne der verwitweten Fürstin werden hierdurch nothwendig durchkreuzt. In dieser Situation finden wir den Fürsten Alfons, die verwitwete Fürstin und die Prinzessin einander gegenüber. Und was ist der Stoff der Conversation? Der Fürst erzählt 20 Seiten hintereinander fort die Lebensgeschichte seines Hofmeisters, der weder vorher noch nachher in die mindeste Beziehung zur Fabel der Erzählung gebracht ist, schildert seinen Eintritt in ein Kartäuserkloster, nimmt davon Gelegenheit, sich über die Regeln dieses Ordens und die bald strenge, bald minder strenge Beobachtung derselben des Weitern zu verbreiten, wobei die Damen unter anderm erfahren, daß dem Novizen das wollene Oberkleid, der Strick von Pferdehaar und die wollenen Strümpfe anfangs unerträglich gewesen, daß der Novizenmeister ihm angerathen, sich durch Holzsägen in Schweiß zu bringen, daß er dies mit der größten Heftigkeit gethan und daß das Mittel angeschlagen habe, und schließt endlich mit der Bemerkung: „Ich vergaß, daß meine Geschichte zu lang ist, um unterhaltend sein zu können, ich muß daher um Entschuldigung bitten, wenn ich Ihre Geduld ermüdete. Gestatten Sie mir jetzt, mich zu entfernen."

Auch wir verabschieden uns in derselben kurz abgebrochenen Weise vom Verfasser, wir würden sonst ebenso wie er unsere Leser um Entschuldigung bitten müssen, und es bedarf nach der gegebenen Probe keiner weitern Belege, um das eben ausgesprochene Urtheil zu begründen. 18.

Zur Erinnerung an Jung-Stilling.

Aus den Papieren einer Tochter Jung-Stilling's. Barmen, Langewiesche. 1860. 8. 22½ Ngr.

Die Herausgeberin bemerkt im Vorwort: „Die hier mitgetheilten Erinnerungen an eine schöne Vergangenheit wurden nicht geschrieben, um dem Drucke übergeben zu werden; sie sollten bei festlichen Gelegenheiten eine geliebte Schwester erfreuen. Da dieselben nun in dem trauten Kreise, der sie umgab, Anklang gefunden, da manche Stillings-Freunde wol gern noch einen Rückblick in jene ihnen theuer gewordenen Räume und Zeiten thun, so gedachte ich sie am Abend meines Lebens als freundliche Abschiedsgrüße denselben zu übergeben." Die erste Abtheilung des Buchs besteht aus „Zwölf Bildern aus der Vergangenheit", darunter: „Das Vaterhaus", „Die Hausfreunde", „Der Geburtstag", „Das Institut", „Der Weihnachtsabend im Jung'schen Hause", „Die silberne Hochzeit", „Stilling's und Elisens letzte Stunden" u. s. w. Die Skizze „Das Vaterhaus" enthält einige anziehende Mittheilungen über Jung-Stilling's Gesinnung und Charakter, über sein Verhältniß zu Religion, Natur, Musik, wie zu seiner vortrefflichen Gattin Elise und zu seinen Kindern, darunter auch sein „Glaubensbekenntniß", wie er es in einem Briefe an einen seiner Freunde niedergelegt hat: „Meine theoretische Religion hat sich auch endlich rectificirt und simplificirt: Jesus Christus ist der Gott der Menschen, ihr Erlöser, anbetungswürdig, das höchste Ziel meiner Nachahmung, wozu mich der feste Glaube an ihn und die Liebe zu ihm fähig macht. Wer nicht so denkt, doch aber gut ist, den liebe ich; wer so denkt, nicht aber so thut, den meide ich; wer aber weder glaubt noch liebt, den dulde ich." Unter den Hausfreunden Jung-Stilling's erblicken wir auch einen Sturza; dieser, „eine kleine, unscheinbare Figur mit einer förmlich orientalischen Physiognomie, saß hier in scharlachrothem Courkleide, mit breiten goldenen Tressen besetzt. Mit tiefdenkender Miene sprach er sich in geistvoller Weise über die Dreieinigkeit aus, und verlieh diesem schwierigen Thema durch ausgezeichnete Klarheit ein doppeltes Interesse. Christine (die jüngste kränkliche Tochter Jung's) erinnert sich nur noch so viel, daß ihr oft das Strickzeug dabei in den Schos sank, und daß sie mit offenem Munde das kleine seltsame Wesen anstaunte." Auch Max von Schenkendorf brachte mit den Seinigen in Baden mit Jung-Stilling's Familie einen schönen Sommer im traulichsten Verkehre zu, und hierauf zunächst bezieht sich ein schönes Gedicht Schenkendorf's, welches unter dem Titel „Abschied an

Stilling" eine Zierde der zweiten Abtheilung „Gesammeltes" bildet. Es finden sich darin unter andern folgende Strophen:

> Fahr' wohl, o Haus der alten Treue,
> Fahr' wohl, du gastlich offnes Thor!
> Ihr Lieben, täglich schaut aufs neue
> Zu euern Bergen dort empor!
> Die Berge hab' ich oft durchzogen,
> Wenn ich zu spät am Abend kam;
> Dort ist so mancher Schmerz entflogen,
> Geheilt so mancher bittre Gram.
>
> Ich kann es nimmermehr vergessen,
> Wie alles hier so freundlich war,
> Wie ich an diesem Tisch gesessen
> So manchen Tag und manches Jahr;
> Wie Vater Stilling's Augen glänzten
> In fröhlich christlichem Gespräch u. s. w.

Außerdem enthält diese Abtheilung noch von Schenkendorf ein Gedicht zur Stilling'schen silbernen Hochzeit, 19. November 1815, „gedichtet und gedruckt zu Köln am Rhein", ein Gedicht von Fouqué an Schenkendorf, „Goldkörner" aus Jung-Stilling's Schriften, Auszüge aus einigen Briefen desselben an die Seinigen, eine Nachricht von einem Briefwechsel Jung-Stilling's mit einem Töchterlein Fouqué's (Marie von Fouqué), das Ehrenzeugniß Goethe's für Jung-Stilling, einige auf des letztern Autobiographie, als „die erste deutsche Dorfgeschichte" bezügliche Strophen aus einem Gedichte Freiligrath's u. s. w. Die dritte bis fünfte Abtheilung enthalten Gedichte, Aufsätze und Erzählungen von der Herausgeberin. Wir begnügen uns mit dieser Notiz, die ohnehin für bloße Weltkinder ziemlich überflüssig sein dürfte, aber hoffentlich hinreichen wird, um Geistesverwandte Jung-Stilling's auf die Schrift aufmerksam zu machen. **H. M.**

Notizen.

Eine angebliche Geschichte Würtembergs von Schiller.

Es liegt uns die erste Lieferung einer bei Schaber in Stuttgart erscheinenden „Geschichte von Würtemberg bis zum Jahre 1740 von Friedrich von Schiller" vor, deren Authenticität bereits von Robert Prutz im „Deutschen Museum" und zwar auf Grund der bloßen Ankündigung in Zweifel gezogen worden ist. Die Lectüre dieser ersten Lieferung dürfte eher geeignet sein, diese Zweifel zu verstärken als zu heben. Auf dem Titel ist bemerkt: „Zum ersten male im Druck herausgegeben und aus der Würtembergischen Volksbibliothek besonders abgedruckt zur hundertjährigen Geburtstagsfeier des Verfassers." Die Entstehung dieser Geschichte soll in das Jahr 1778 fallen, also, wie im Vorwort bemerkt ist, „in die letzte Zeit von Schiller's Aufenthalt in der hohen Karlsschule", wobei wir bemerken, daß es nicht „hohe Karlsschule", sondern „Militärakademie" heißen muß; denn „Karlsschüler" ist Schiller, buchstäblich genommen, nie gewesen, da unsers Wissens die Anstalt erst nach Schiller's Abgang den Namen der Karlsschule erhielt. Es wird weiter im Vorwort erwähnt, daß dieser Abriß der Geschichte Würtembergs von Schiller auf den Wunsch der Herzogin Franziska, der „hohen Protectorin" desselben geschrieben und von andern Zöglingen der Karlsakademie mit einem prachtvollen allegorischen Titelblatt verziert worden sei. Für diese Angabe wird keine andere Autorität angeführt, als Ottilie Wildermuth, welche in ihrer „Geschichte der Herzogin Franziska" („Würtembergische Volksbibliothek", Hft. 1) diese Behauptung aufstellte. Schon Prutz bemerkt hierüber: „Abgesehen davon, daß sich bisher nirgends die leiseste Spur einer solchen Jugendarbeit vorgefunden, ja daß selbst so fleißige und gewissenhafte Sammler wie Hoffmeister, Boas, Maltzahn u. a. nichts davon gewußt haben, so erscheint auch dies besonders auffallend, daß Schiller selbst dieser Arbeit niemals, auch nicht in seinen vertrautesten Briefen erwähnt." Selbst bei Palleske haben wir vergebens nach einer Erwähnung dieser angeblichen Jugendarbeit Schiller's gesucht. Der ungenannte Herausgeber versichert im Vorwort, dieses Manuscript von einem Freunde der „Würtembergischen Volksbibliothek", einem im deutschen Vaterlande als Künstler hochberühmten Manne erhalten zu haben. Dieser „als Künstler hochberühmte Mann" erhielt das Manuscript im Jahre 1830 von einem Bekannten des Herrn von Böhnen aus dessen Nachlaß, und Herr von Böhnen, Hof- und Reisemarschall der Herzogin, der nach dem am 1. Januar 1811 erfolgten Tode Franziska's von König Friedrich des Landes verwiesen wurde und dann zu Regensburg lebte und starb, erhielt es wieder von der Herzogin selbst; doch wird es unentschieden gelassen, ob er es sich nicht vielleicht mit andern wichtigen Papieren Franziska's angeeignet habe. Befremdend ist es, daß sich weder der Herausgeber genannt hat, noch daß er den „Bekannten des Herrn von Böhnen" noch den „als Künstler hochberühmten Mann" mit Namen nennt. Unser Verdacht, daß wir es hier mit einer Mystification zu thun haben und zwar mit einer, durch welche der Herausgeber vielleicht selbst mystificirt wurde, nahm bei der Durchsicht dieser ersten Lectüre nur zu. In diesem reinen und präcisen historischen Stil schrieb man damals nicht; z. B.: „Die Urtheilssprüche geschahen nach den alemannischen Gesetzen und vorzüglich nach der ... alten Gewohnheit einer jeden Grafschaft. Keine Grafschaft konnte in die andere wählen. Römische Rechte waren ... unter den Geistlichen, und nicht unter den Weltlichen ..., daß aber der Graf aus eigener landesherrlicher Macht ... vorschreiben oder Neuerungen hätte machen können, scheint der Analogie der übrigen Verfassung nicht gemäß zu sein." Dieser Stil ist Errungenschaft einer spätern Zeit. Auch halten wir den jugendlichen Schiller für gänzlich unfähig, eine ganze ... in diesem chronikartigen Stile zu schreiben; er würde bald des trockenen Tons satt geworden sein und seinem Temperament ... seiner damaligen Manier getreu seine Arbeit mit allerlei ... Floskeln und überschwenglichen philosophirenden oder ... den Betrachtungen durchflochten haben. Ebenso wenig ... wir ihm damals die genauen historischen Detailkenntnisse ..., sie hier zu finden sind: Kenntnisse, welche diesen Abriß ... zu einem an sich ganz brauchbaren Leitfaden machen. Ueb... scheint es auf eine ganze Reihe von Lieferungen abgesehen ... sein, da das Unternehmen ausdrücklich ein „Werk" genannt ... auch bereits ein „anderer rühmlich bekannter Historiker ...bergs" gewonnen ist, der diese Geschichte „in dem gleichen ... von 1740 bis jetzt fortsetzen soll. Ein (wievielter?) ... Ertrags ist für die Schiller-Stiftung und das ... Schiller-Haus und Schiller-Denkmal bestimmt.

Die Concurrenz auf dem Gebiete der Bühnenschriftstellerei.

In Braunschweig ist jüngst ein neuer „Robespierre" ... S. von Ising wie es scheint ohne besondern Erfolg ... worden, und ein braunschweiger Correspondent der wiener „Recensionen" bemerkt auf Anlaß dieser Aufführung: „Der Umstand, daß gerade hier, in der Vaterstadt und dem ... Griepenkerl's, des ersten deutschen Bearbeiters jenes ... Stoffs, der Versuch gemacht werden sollte, dem ... Bahn zu brechen, ließ etwas Besonderes erwarten. ... diese Notiz las, kam mir sofort der Gedanke, daß ... juristisch durchaus nichts dagegen einwenden lasse, ... doch nicht ganz wohlanständig sei, Stoffe für die Bühne ... arbeiten, die bereits von einem noch Mitlebenden vor ... gar langer Zeit bearbeitet worden sind. Begreiflicherweise ... ich in dieser Ansicht noch mehr bestärkt, als ich in der ... las, daß Mosenthal ein Trauerspiel, worin das Verhältniß der schönen Düveke zu Christian II. behandelt ist, bei der ... des Burgtheaters eingereicht habe, und daß es seinen ... nen" vielleicht gelingen werde, „die rührende Gestalt des ...chens von Amsterdam« auf die Breter zu bringen" ... dies seinen „Connexionen" gelungen ist, wird ... weitere Mittheilung des obengenannten wiener Blattes ...

Um kurz zu sein: ich selbst habe diesen Stoff vor beiläufig 20 Jahren in einem Trauerspiel: „Das Täubchen von Amsterdam“, behandelt, das im Druck erschienen und auch in Leipzig, Petersburg und andern Orten damals aufgeführt worden ist. Je mehr ch mich infolge jener Aufführungen und gereifterer Erfahrungen berhaupt von den bühnlichen Mängeln meiner Tragödie, aber uch von der Güte des Stoffs überzeugte, um so mehr wurde mir der Wunsch rege, das Stück mit specieller Berücksichgung der Bühne noch einmal gründlich um- und durchzuarbein und mit dieser Bearbeitung mein Glück von neuem bei der Bühne zu versuchen. Ich fühlte mich hierzu um so mehr ernthigt, da Heinrich Laube, der jetzt Mosenthal's Trauerspiel Das Düveke von Amsterdam“ angenommen hat, gerade im inblick auf mein „Täubchen von Amsterdam“ in der „Zeitung r die elegante Welt“ seinerzeit bemerkte, daß die Directionen ch mich „auf dem Gewissen hätten“. An diese beabsichtigte narbeitung zu gehen, hat es mir bisher an der erforderlichen uße gefehlt, aber aufgegeben hatte ich den Plan bis zuletzt ht, um so weniger, da ich von verschiedenen Seiten wiedert dazu aufgefordert oder ermuntert wurde. Es ist nun sehr ublich, daß Mosenthal ein bühnengerechteres Stück aus dem offe gemacht haben wird als ich, da ich zu der Zeit, als ich schrieb, noch nicht mit den Erfordernissen der Bühne hinläng- vertraut und in manchen Traditionen der romantischen Schule des „Shakspeare-Coder befangen war. Insofern aber sein ick sich auf den Bühnen einbürgern sollte, wäre mir dadurch Hoffnung, einer neuen Bearbeitung meines ältern Stücks n dem seinen auf den Bühnen Geltung zu verschaffen, und lt auch der Muth zu einer neuen Bearbeitung für immer mmen. Hierin liegt doch wol eine gewisse Beeinträchtigung es Eigenthums, so fest ich auch überzeugt bin, daß Mosen- s Bearbeitung mit der meinigen, von der er ja möglicherweise eicht nur den Titel kennt, nicht die entfernteste Aehnlichkeit haben . Ich ergreife in dieser Angelegenheit das Wort theils aus nlichen Gründen, da ich weiß, daß in solchen Fragen in schland jeder Benachtheiligte für sich selbst einstehen muß, aus allgemeinen, nachdem ich schon früher in manchen n, auch ohne dabei persönlich interessirt zu sein, in d. Bl. d hervorheben mußte, daß das Jagen nach Stoffen, auch sie von andern kurz vorher bearbeitet worden, daß die Aneig- und Ausbeutung fremder Ideen, daß die Lust, andern Concur- zu machen und sie zu überbieten, gerade bei unsern drama- : Dichtern einen sehr beträchtlichen Grad erreicht habe. s Wissens war es Franz Brendel, der einmal in seinen gungen“ versicherte, daß unter den Künstlern und namentter den Tonkünstlern doch immer noch mehr collegialischer eigennütziger Sinn und größeres Anstandsgefühl herrsche, ter den Schriftstellern und Dichtern. Nun, ein glänzen- eispiel von Entsagung zu Gunsten eines Collegen gab ndern der verstorbene Spohr, der, wie wir jüngst lasen, begonnen hatte, einen von Ihlée verfaßten Operntext in u setzen, dem die Freischütz-Sage zu Grunde lag, aber eine Arbeit beiseite legte und für immer liegen ließ, die Kunde wurde, daß Weber ebenfalls mit einem ütz“ beschäftigt sei. Mosenthal selbst hat sich schon , wie ihm nachgewiesen worden, fremder Ideen bemäch- B. im „Sonnwendhof“ und in seinem letzten phantasti- ama: „Das gefangene Bild.“ Mosenthal kann sich freilich Entschuldigung auf Charlotte Birch-Pfeiffer berufen, welrem Geschäft, die Ideen und Erfindungen anderer zu beehr ihren Geldbeutel als ihr Gewissen beschwert fühlt. unsere Person erblicken in diesem Treiben einen leidigen s Epigonenthums, eine betrübende Folge jener wenig chen Concurrenzmacherei, die dann eintritt, wenn den die Erfindungsgabe, aber nicht die Lust zu dichten ausbeginnt, wenn sie nicht durch ihren Genius, sondern ßere Motive dazu getrieben werden, Bühnenstücke zu d interessante Stoffe auszupressen und abzunutzen. Im übrigen ist es weniger bedenklich, Novellen in Dramen zu verwandeln, als neuern Dramen, die vielleicht noch nicht ihre vollständige Geschichte hinter sich haben, Dramen desselben Inhalts nachzudichten und zur Seite zu stellen. **H. M.**

Bibliographie.

Christianus, Das Evangelium des Reichs oder Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Reiches Gottes auf Erden. Nach den neuesten Forschungen zusammengestellt und frei bearbeitet. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Conze, A., Reise auf den Inseln des Thrakischen Meeres. Mit 21 lithographirten Tafeln. Hannover, Rümpler. 1860. Gr. 4. 3 Thlr. 10 Ngr.

Dreher, H., Hochzeit oder Festung? Original-Lustspiel in drei Acten. Wiesbaden, Limbarth. 8. 15 Ngr.

Dusenschön, H., Kooplüüd-Drievwark. En Rymels to'n Declameern in'n Comtohr un op de Börs. Altona, Verlags-Büreau. 8. 2 Ngr.

Herders Reise nach Italien. Herders Briefwechsel mit seiner Gattin, vom August 1788 bis Juni 1789. Herausgegeben von H. Düntzer und F. G. von Herder. Gießen, Ricker. 8. 2 Thlr.

Neigebaur, J. F., Eleonore d'Olbreuse, die Stammmutter der Königshäuser von England, Hannover und Preußen. Ermittlungen zur Geschichte ihrer Heirath mit dem Herzoge von Braunschweig-Celle und dermaliger Zeit, in besonderer Beziehung auf Ebenbürtigkeitsheirathen. Mit dem Bildniß der Herzogin Eleonore. Braunschweig, Leibrock. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Nordenflycht, Hedwig Charlotte von, Ausgewählte Dichtungen. Aus dem Schwedischen von F. O. Freih. von Nordenflycht. Berlin, Decker. Gr. 16. 24 Ngr.

Oelckers, T., Sieben Märchen. Leipzig, O. Wigand. 1860. Gr. 16. 24 Ngr.

Nütjes, H., Die letzten Dinge des Menschen. Fastenpredigten. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 11 Ngr.

Saltikow, Skizzen aus dem Russischen Provincialleben. Deutsch von A. Mecklenburg. Zwei Theile. Berlin, Springer. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Scherr, J., Geschichte der deutschen Frauen. In drei Büchern nach den Quellen. Leipzig, O. Wigand. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schwerdt, H., Schiller's Geburtstag. oder: „Ich habe gelebt und geliebet.“ Biographische Erzählung. Leipzig, Mendelssohn. 8. 22½ Ngr.

Stoeber, A., Chr. Fr. Pfeffel, der Historiker und Diplomat. Blätter zu dessen Erinnerung herausgegeben. Mülhausen. Gr. 8. 10 Ngr.

Tissot, C., Der Teufel in Paris. Bilder aus dem Pariser Gesellschaftsleben. Nach dem Französischen. Zwei Bände. Berlin, Nelte, Böltje u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Urkundenbuch zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg und ihrer Lande, gesammelt und herausgegeben von H. Sudendorf. 1ster Theil. Bis zum Jahre 1341. Hannover, Rümpler. Gr. 4. 4 Thlr.

Volksbelustigungen und Mummenschanz der alten ehemaligen Reichsstadt Nürnberg. Text von W. Körber. Illustrirt von O. Schäffer. Fürth, Löwensohn. Qu. Fol. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deutsches Volksbuch zu Belehrung und Unterhaltung. Herausgegeben von A. Mettler. 1ster Jahrgang. Mit dem Porträt A. von Humboldt's in Stahlstich und vielen Holzschnitten. Hamburg, Kittler. 1860. 8. 8 Ngr.

Weilen, J., Tristan. Romantische Tragödie in fünf Aufzügen. Breslau, Max u. Comp. 1860. 8. 1 Thlr.

Weizsäcker, J., Der Kampf gegen den Chorepiskopat des fränkischen Reichs im 9. Jahrhundert. Eine historische Untersuchung. Tübingen, Laupp. Lex.-8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — **Nr. 49.** — 1. December 1859.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Wolfgang Menzel als Literaturhistoriker.

Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit von Wolfgang Menzel. Drei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1859. Gr. 8. 5 Thlr.

Der besondere Standpunkt, von welchem der Verfasser die deutsche Literatur betrachtet, und die neue Art der Behandlung des Gegenstandes geben diesem Werke ein eigenthümliches Gepräge. Wir haben eine Klasse von Literarhistorikern, welche man die patriotischen Alterthümler nennen könnte. Das volksmäßig Deutsche und das Christliche sind für sie der Anfang und das Ziel aller Nationalbildung, daher nehmen sie das Maß, nach welchem der Werth aller Dichtungen und Dichter bestimmt wird. Die echte deutsche Poesie hört für sie eigentlich schon mit dem 12. Jahrhundert auf. Denn die stolze Erinnerung an die Zeit der Hoheit des Reichs und der Kirche in der Periode der Hohenstaufen erscheint ihnen bereits dadurch getrübt, daß das Ritterthum und die Ritterdichtung so viele fremde Elemente in sich aufnahmen, daß eine Absonderung des Herrenstandes von dem Volke eintrat u. s. w. Die Literaturgeschichte hat von da ab beständig zu schelten und zu klagen. Die Reformation muß den Vorwurf hinnehmen, daß sie den naiven Glauben vernichtet und das politische Zerwürfniß der Bruderstämme hervorgerufen. Ebenso habe die Befreundung der Humanisten mit der Wissenschaft und der Kunst des classischen Alterthums das Christenthum untergraben, dem Culturleben eine undeutsche Grundlage gegeben und endlich dem Vaterlande eine fremde Kunstdichtung aufgedrungen. Alles, was auf dieser Seite unserer Literatur liegt, wird angefeindet oder verworfen; dagegen sammelt und rühmt man mit Vorliebe die Nachklänge der alten Volksdichtung und verspricht sich eine bessere Zukunft von den patriotischen und christlich frommen Regungen, die mit der neuern Romantik, mit der Lyrik der Freiheitssänger hervorbrechen und gegenwärtig in vielen volksthümlichen und glaubensvollen Dichtungen walten. Dieses ist, im ganzen genommen, auch Menzel's Standpunkt. Mit welchem schrecklichen Fluche belastet er z. B. die Reformation (II, 109):

> Niemals, weder vor- noch nachher, fühlte, dachte, redete und schrieb der deutsche Mensch roher, ungeschliffener, unflätiger als im Zeitalter der Reformation und des ihr nachfolgenden Jahrhunderts. Wie zart waren die Dichtungen des 12. und 13. Jahrhunderts gegen die des 15. und 16. In die Atmosphäre der Reformation eingetaucht, vergröberten sich die Geister auf eine ganz merkwürdige Weise, man kann es fast eine Besessenheit nennen. Das Ueberhandnehmen der Teufelsgespenster, der Hexenprocesse, der magischen Künste u. s. w. hängt genau damit zusammen. Nie weder vor- noch nachher hatte der Teufel größere Macht in Deutschland, was selbst die zugeben müssen, welche das wirkliche Dasein des Teufels leugnen und ihn nur in der Einbildung existiren lassen. In die schauerlichen Nachtstücke dieses Zauber- und Gespensterwesens, dieser Scenen in Folterkammern und am Rabenstein pfiffen sodann die lustigen Piccoloflöten der Humanisten hinein, von denen jeder ein kleiner Lucian sein wollte und die alte wie die neue Kirche zugleich verhöhnte, lachende lustige Teufel neben den grimmig grinsenden, wie in den gleichzeitigen Gemälden von Callot und Höllenbreughel.

Wie mäßig war dagegen der erste katholisirende Angriff, welchen Friedrich Schlegel auf die Reformation machte, und dieser suchte seine Behauptungen doch wenigstens durch Gründe zu rechtfertigen, während sich hier unser Urtheil vor einer malerischen Schilderung beugen soll. Wird aber ein solches Zerrbild es uns aus der Erinnerung bringen, welche Verfinsterung und Knechtschaft des Geistes das protestantische Deutschland durch die Reformation von sich abschüttelte, welcher Fäulniß der Kirche und des kirchlichen Lebens der Gemeinden durch sie ein Ende gemacht wurde? Es ist ja ein festes Gesetz der Geschichte, daß alle Uebergänge von einer niederern zu einer höhern Culturstufe mit Barbarei bezeichnet sind, daß eine Idee, mag sie die Wissenschaft oder das Volks- und Staatsleben betreffen, oft nicht in hundert Jahren die Masse durchdringt und ihre Umbildung vollendet: darf man daher eine der großartigsten und wohlthätigsten Unternehmungen, welche die Welt gesehen, um der nächsten

Folgen willen und mit alleiniger Hinweisung auf ihre Mängel als das abscheulichste Teufelswerk brandmarken? Menzel scheint wirklich geneigt, in dem ganzen Protestantismus eine seichte, glaubensleere Vernünftelei zu sehen. Sein Judenhaß hat offenbar zugenommen. In dem ältern Werke: „Die deutsche Literatur" (zweite Auflage, Stuttgart 1836), ist z. B. Mendelssohn noch der edle Jude, einer der feinsten und weisesten Moralphilosophen und Erfahrungsseelenlehrer, würdig, das Vorbild zum Nathan gewesen zu sein, das Toleranzdrama Lessing's selbst heißt eine Dichtung der mildesten, süßesten Weisheit. Jetzt hören wir, daß Lessing in dem frevelhaften Stücke seinen Leibjuden Mendelssohn, dessen hämische Bosheit Hamann aufgedeckt, habe rächen wollen. Menzel reizt sich selbst zu unwürdigen Ausbrüchen der Erbitterung gegen die „Literaturjuden", indem er es sich z. B. bei Besprechung H. Heine's ausmalt, „wie der Judenjunge (als Kritikus) mit der Hand in den Hosen frech vor den italienischen Madonnenbildern steht".

Mit gleicher Ungunst wie die Reformation sind die Bestrebungen der Humanisten betrachtet. Darf man nur ihre Verirrungen geiseln und es vergessen, daß sie die Schöpfer der deutschen Wissenschaft sind? Die Feindseligkeit gegen die lateinisch gebildeten Gelehrten und Dichter äußert sich oft auf eine sonderbare Weise. Es wird z. B. über den ganzen Humanismus ein Anathema ausgesprochen, es wird eine Menge größtentheils vergessener neulateinischer Poeten citirt, um die Verurtheilung als gerecht erscheinen zu lassen; dann aber folgt ein Kapitel mit der Aufschrift „Volksthümliche Reaction innerhalb der lateinischen Dichtung" und mit dem ausführlichen Nachweis, daß Männer wie Reuchlin, Frischlin, Hayneccius gleich anfangs eine Vermittelung zwischen der gelehrten Bildung und dem nationalen Volkshumor erstrebt. Ebenso wird die antikisirende Poesie der ersten schlesischen Schule als die verderblichste Neuerung dargestellt, Opitz der eingebildetste, unvernünftigste Verführer gescholten, aber von Flemming, Dach, Gryphius, Logau, Zesen, die doch auch gelehrte Dichter waren, hat Menzel gleich wieder so viel Gutes zu berichten, daß sich jedermann fragen muß: wo kommen diese zahlreichen Ausnahmen her, wenn das Verderbliche wirklich in der Sache lag und nicht vielmehr blos in der Verkehrtheit einzelner? Wie ganz anders fiele das Urtheil über diese Entwickelungsstufe der deutschen Cultur und Dichtkunst aus, wenn man die Wahrheit voranstellte, daß der Bildungsstoff der Alten Welt unmöglich übersehen werden und unbenutzt bleiben konnte, daß die besten Männer auch sofort Versuche machten, das fremde Element zu germanisiren. Menzel widerlegt sich selbst durch eine einzige, fast naiv zu nennende Zeile, die ein hinreichendes Zeugniß von der unermeßlichen Wohlthat enthält, welche der deutschen Cultur mit dem Humanismus zu Theil wurde. Er sagt: „Das katholische Deutschland lag (noch im 18. Jahrhundert) in tiefem Geistesschlaf." Weshalb lag denn nicht auch das protestantische Deutschland die ganze Zeit hindurch in demselben tiefen Schlafe? Doch einzig, weil es die Erbschaft des Alterthums anzutreten wagte, weil es von den entwickelten Ideen, welche uns die geistreichsten Völker hinterlassen, Besitz ergriff und weil sich in dem vom Humanismus getränkten Boden alle Bildungskeime regten. Ja Menzel selbst hebt hervor, daß der Anschluß der neuern Romantik an die vaterländischen, volksthümlichen und religiösen Elemente der Poesie des Mittelalters von Protestanten ausging, und dennoch sollen wir diejenigen Bestrebungen verwünschen, welche die Welt aus der Abgestorbenheit der altkatholischen Bildungszustände herausrissen.

Sonst ist dem Verfasser noch eigenthümlich, daß er an die Werke der Poesie strengere sittliche Forderungen stellt. Er will nicht, daß man, wie die Kunstlehre es eine lange Zeit hindurch gemacht hat, die Bedingungen der Schönheit allein von der Form hernimmt. Hierin stimme ich ihm bei; ja ich bin sogar der Meinung, daß man damit durchaus nichts Fremdes in den Kunstbegriff hineinträgt. Es war eine Verkehrtheit, die einen unberechenbaren Schaden verursacht hat, daß man sonst in der Kunst allein die Darstellung an Gesetze band und das dargestellte Leben der Willkür preisgab. Die ästhetische Schönheit ist nämlich nur da vorhanden, wo durch die Kunst das schlechthin Vollkommene und Vernünftige in vollendeter Form für die Phantasie zur Erscheinung kommt; es kann also unmöglich da von ihr die Rede sein, wo man die Lüge und den Schein, das sittlich Schwächliche, ja das Verbrechen als etwas Vollkommenes und Vernünftiges darstellt. Der Dichter ist natürlich nicht gehalten, die Thorheit und die schlimme Leidenschaft von seinen Gebilden auszuschließen, aber er muß sie als solche bezeichnen, er muß sie nicht für etwas Besseres ausgeben als sie sind. Die Sittlichkeit ist daher in der Kunst kein bloßes Ingrediens, sie ist neben der Form ihr zweiter Factor, ohne welchen es keine Kunst und kein Kunstwerk gibt, denn sie ist zugleich mit der Wahrheit der Gedanken in dem Begriff der Idealität enthalten. Menzel schätzt und liebt vor allem einen verständigen, thatkräftigen Sinn und reine Sitten, die keine weichliche Genußsucht, kein gemüthliches Schönthun mit eigenen und fremden Schwächen entweiht, ferner eine anspruchlose Einfachheit und Natürlichkeit, die sich eher zur Derbheit als zu einem gezierten Wesen hinneigen könnte, ebenso ein lebhaftes Ehrgefühl sowol in Bezug auf die persönliche Unabhängigkeit und Mannes würde als auf die vaterländische und die bürgerliche Freiheit, endlich eine lautere, aus dem schlichten Bibelglauben der Väter entsprungene Frömmigkeit. Er macht den Siegfried des Nibelungenliedes und Goethe's Werther zu Symbolen für den größten Gegensatz in der Reihe der sittlichen Anschauungen und Grundsätze. Männer wie E. M. Arndt haben ihm die Gesinnung, welche einem wahren Dichter zukommt. Jedermann wird gern zugestehen, daß Menzel dies Charakterbild, nach welchem er die Ideale der Dichter beurtheilt, aus sehr achtungswerthen Eigenschaften zusammengesetzt hat, und es ist gewiß ein Fortschritt der Literaturgeschichte, daß man auch einen solchen Maßstab in Anwendung bringt, wie es der Poesie selbst

nur zum Nutzen gereichen kann, wenn die Dichter sich an den Gedanken gewöhnen, daß die Kritik berechtigt ist, an die Welt, welche sie uns in ihren Darstellungen vorführen, solche Ansprüche zu machen.

Nicht zu loben ist es jedoch, daß Menzel bei seinem Sittengericht mitunter eine große Härte beweist. Am schlechtesten ergeht es natürlich wieder Goethe. In vorliegendem Werke wird die ganze Reihe der schweren Anklagen, mit welchen der Verfasser von jeher Goethe angegriffen, aufrecht erhalten. Wie oft hat man dagegen erinnert, daß auch die sittliche Seite der Goethe'schen Dichtung so viel Großes und Schönes darbietet. Menzel achtet auf keinen Einwand, er verdoppelt nur seine Anstrengungen, um den Dichter zu erdrücken; doch bringt sich eine Kritik, die gern jeden Unterschied zwischen Goethe und Kotzebue wegdisputiren möchte, natürlich selbst um jede Wirkung. Welche Parteilichkeit liegt darin, daß Rost, Wieland, Thümmel mit einer Rüge fortkommen, während Goethe nicht nur für seine eigenen Sachen einstehen soll, sondern womöglich für all das liederliche Zeug, welches zu seiner Zeit und nach ihm geschrieben worden. Menzel sucht ihn mit recht pikanten Gegensätzen herabzuwürdigen. Wieder wird es uns zu Gemüth geführt, daß Goethe 1809, als die armen tiroler Bauern ihr Blut für die Ehre Deutschlands vergossen, seine „Wahlverwandtschaften" schrieb. Darf man ihm allein einen solchen Vorwurf machen? In demselben Jahre gab E. Wagner seinen „Wilibald" und anderes heraus, oder wenn Wagner zu denen gehört, die Goethe's Beispiel verdorben hat, verloren denn selbst die patriotischen Romantiker bei dem öffentlichen Unglück die Lust zu literarischen und dichterischen Arbeiten, oder waren die altfränkischen und ritterlichen Reminiscenzen in den letztern ein so kühner Angriff auf den Unterdrücker? In jener Zeit hatte der ältere Schlegel Sammlung genug, seine Vorlesungen über das Drama auszuarbeiten, Arnim gab seinen „Wintergarten" heraus, 1810 die „Gräfin Dolores", Fouqué 1808 den Roman „Alwin", H. von Kleist, der Dichter, welchem die Schmach des Vaterlandes das Herz brach, 1808—10 den „Amphitryon", die „Penthesilea", „Erzählungen" und „Käthchen von Heilbronn"; a Jean Paul verfaßte, wie Menzel selbst bemerkt, seine istigsten Sachen, den „Attila Schmelzle" und den „Katzenerger" gerade im Jahre 1809. Man kann dazu wol ur sagen: seid langsam zum Zorne, denn des Menschen erz ist ein wunderlich Ding. Die Bekenntnisse einer hönen Seele im „Wilhelm Meister" erklärt Menzel r eine „ironisch gemeinte Stilübung"; auf diese Weise nn man den ehrlichsten Mann an den Galgen bringen. ie ungleich fallen bei einer solchen Willkür die Urtheile s! Man erschrickt, wenn man von dem „König in hule" liest: „daß ein alter Säufer stirbt, hat an sich hts Rührendes"! Der „Fischer" dagegen wird gelobt. nnte nicht ebenfalls jemand fragen: ist es rührend, daß dummer Fischer sich einbildet, im Wasser eine schöne re zu sehen und daß er gar, um zu ersaufen, zu ihr abspringt? Menzel ist über den schändlichen Egoismus gehalten, daß sich das liebe Ich in der weltlichen und in der geistlichen Lyrik so vordrängt; aber „Des Knaben Berglied" von Uhland athmet ihm die ganze Frische deutscher Jugend, obgleich doch hier das ruhmredige Ich des Knaben (wenn auch nicht unmittelbar des Dichters) sich durch das ganze Lied hin breit macht und zum Ueberfluß noch besonders an jeden einzelnen Vers anhängt. Am meisten verletzt die starke Betonung des sittlichen Moments, wenn man skandalöse Personalien der Schriftsteller zu Hülfe nimmt, um den Ruf ihres öffentlichen Wirkens, das natürlich stets dem edlern Selbst, dem mehr gehobenen Geistesleben, den Stunden der Weihe entspringt, zu vergiften. Wie sauer hat es sich Hutten um die Ehre der deutschen Nation werden lassen! Mag man uns doch zeigen, daß er in der rathlosen Zeit selbst rathlos wurde, daß ihn bald die Kühnheit, bald die Verzagtheit zu Fehlgriffen mancher Art verleitete u. s. w. Soll das Andenken eines solchen Mannes vernichtet werden, so verdienen seine Bestrebungen doch eine gründliche Kritik. Menzel macht die Sache mit diesen Worten ab (II, 118):

> Hutten war von Jugend auf grundliederlich, aus dem Kloster entsprungen, sein ganzes Leben hindurch venerisch, von seiner eigenen Familie ausgestoßen. Nur bei den Humanisten, zuerst in Erfurt, fand er Schutz, indem er anstatt dem Dienste des Heilandes lediglich dem der Venus ergeben war.

Der Verfasser erklärt, „daß er es überall nur mit den Werken, nicht mit den Machern zu thun habe". Er findet aber bisweilen Anlaß zu Ausnahmen. Heine wird es nicht geschenkt, daß er, obgleich von schwachem Körper und ungewöhnlicher (?) Häßlichkeit, immer den Don Juan spielte, bis er die Rückenmarksdarre bekam u. s. w. Ernst Schulze wird eine ähnliche Enthüllung zu Theil. Von dem Freiherrn von Knigge erwartet man in einer objectiven Literaturgeschichte gewiß nicht die Notiz zu finden, daß er ein überaus langes Kinn gehabt!

Die Aufnahme des sittlichen Moments in das ästhetische Urtheil kann natürlich nicht die sorgsame Prüfung der Darstellungsformen entbehrlich machen. In diesem Punkte wird das Buch vielleicht viele nicht befriedigen. Nirgends ist eine Dichtung nach Plan und Ausführung mit den Gesetzen der Kunstphilosophie verglichen. Die wahre Kritik trat doch seit Lessing nur damit ins Leben, daß man nicht mehr nach subjectivem Belieben an den Kunstwerken bald dies, bald jenes lobte oder tadelte, sondern daß man von theoretischen Bestimmungen ausging, daß man den Werth eines Gedichts nach seinem Verhältniß zu den allgemeinen Gesetzen der Poesie und zu dem Begriff seiner besondern Gattung feststellte. Darf die Kritik diesen Standpunkt aufgeben und wieder in den alten Naturalismus zurückfallen? Menzel charakterisirt die Ausführung oft mit den bloßen Prädicaten: geistreich, witzig, schön, zart, abgeschmackt, nüchtern u. dgl.; doch mag heutzutage vielleicht der Mehrzahl der Leser alles Theoretische für ein müßiges Gerede gelten.

So viel über die eigenthümliche Art, wie der Verfasser die Literatur auffaßt; sehen wir jetzt, wie er die Geschichte derselben darstellt. Menzel unterscheidet in dem Vorworte zwei Klassen von Lehrbüchern; die einen gäben

nur Titel und Namen, die andern nur Raisonnements. Jene seien unnütz, diese unter Umständen sogar schädlich, wenn nicht Inhaltsauszüge den Leser in Stand setzen, sich von dem, wovon es sich handelt, einen Begriff zu machen. Mit solchen Inhaltsauszügen habe man bisher nur ausnahmsweise einzelne Abschnitte der Geschichte ausgestattet. Die Lehrbücher sollten aber überall Inhaltsauszüge geben und dies werde hier zum ersten male von ihm versucht. Ein solches Unternehmen hat in der That etwas Großartiges, denn Menzel hat sich keineswegs auf die berühmtesten Werke der Literatur beschränkt, und wie viele Jahre unermüdlichen Fleißes gehören dazu, so viele Hunderte von epischen Dichtungen, Romanen, Dramen u. s. w., die keineswegs immer unterhaltend sind, mit Aufmerksamkeit durchzulesen. Das Unternehmen ist aber auch sehr verdienstlich. Viele Leser kennen dem Titel nach den „Siegwart", „Sophiens Reise" und andere alte Romane, die zu ihrer Zeit eine bedeutende Rolle gespielt; sie haben jedoch nicht Lust, diese muffig riechenden Bücher in die Hand zu nehmen und daher wird ihnen eine Mittheilung über ihren Inhalt sehr willkommen sein. Ja selbst die Männer von Fach sind dem Verfasser den größten Dank schuldig, denn sie erhalten von vielen Büchern, die man sich nur in dem seltensten Falle verschaffen kann, einige Kenntniß. Wenn ich nun gleichwol an diesen Inhaltsauszügen manches aussetze, so geschieht es nur mit dem Wunsche, daß der Verfasser selbst in einer zweiten Auflage, die er sich und dem Publikum verspricht, eine Nachbesserung vornimmt; denn ein neues Werk dieser Art von einem andern wird schon wegen der Schwierigkeit, welche die Beschaffung des Materials mit sich bringt, nicht in 30 Jahren erscheinen.

Inhaltsangaben können sehr verschieden angelegt sein. Bisweilen sollen sie die Idee einer Dichtung feststellen und darthun, wie diese Idee durch die epische oder dramatische Construction der Handlung, durch das Zusammenspiel der Interessen, der Umstände und Charaktere entfaltet ist. Ich meine kritische Analysen, wie wir sie oft von „Hermann und Dorothea" oder von Schiller's Dramen erhalten haben. Andere Auszüge gleichen mehr einer dichterischen Reproduction. Mit dem Referate eine erläuternde Hinweisung verbindend, nehmen sie die bedeutungsvollsten Züge der Ausführung möglichst vollständig auf und bilden auch die Sprache der Dichtung nach, damit der Eindruck des Berichts dem des Werks selbst einigermaßen nahe kommt.' So hat Vilmar den Leser in das Epos des Mittelalters eingeführt. Endlich gibt es Auszüge, welche sich auf die bloße Angabe der Facta beschränken, solche trockene Summarien, wie sie sich in den Schulcompendien finden, welche das ergänzende und beleuchtende Wort des Lehrers voraussetzen. Man kann nicht sagen, daß die eine Art dieser Auszüge die beste ist, denn alles ist gut, was an seinem Platze ist. Der Geschichtschreiber, welcher durch die Einführung in den Inhalt dem Leser deutlich machen will, „wovon es sich handelt", wird jedoch offenbar bei jeder Dichtung sich fragen müssen, worauf er hauptsächlich hinzuweisen hat, und demgemäß mit der Form der Auszüge wechseln, meistens auch dieselben commentiren. Menzel hat nun weder kritische Analysen entworfen, noch eine dichterisch gehaltene Reproduction geben wollen, wir finden überall nur kürzere oder längere Summarien. Diese sind in den seltenen Fällen ausreichend, wo der Stoff schon für sich das Gedicht ausmacht, wenn es sich z. B. um ein anmuthig erfundenes Märchen, um eine widersinnige fatalistische Tragödie, um frivole Romane von Cramer und Spieß handelt. Aber in den größten Dichtungen ist der Stoff oder der Plan nur eine unscheinbare Blumenknospe, erst ihre Entfaltung macht es offenbar, welche Pracht der Form und Farbe in der grünen Hülle verborgen war. Niemand erhält z. B. eine Vorstellung von dem Nibelungenliede, dem es nicht zum Bewußtsein gebracht wird, welche ergreifenden Lebensbilder, welche mächtigen Charaktere hier aufgestellt sind. Was hat der Leser davon, wenn man ihm erzählt (I, 22):

> Chriemhild fordert von Hagen den Hort, Hagen aber sagt, er werde nicht verrathen, wo der Schatz sei, solange noch einer seiner Herren lebe. Darauf läßt Chriemhild ihrem Bruder Günther den Kopf abschlagen und bringt ihn selbst zu Hagen. Hagen aber ist froh und sagt: nun wisse kein Mensch auf Erden, wo der Hort sei als er, und er werde es nie sagen. Da schlägt ihm die grimmige Chriemhild mit Sifrit's Schwert den Kopf ab, wird aber dafür von dem alten Hildebrand, den diese unweibliche That in Zorn bringt, erschlagen. Der alte Etzel thut nichts als die Todten beklagen. Hier hat die Märe ein Ende, das ist der Nibelungen Noth.

Was denkt sich der Leser bei diesem vielen Kopfabschlagen, selbst wenn er den ganzen, in demselben trockenen Tone gehaltenen Auszug des Gedichts gelesen hat? Wie ganz anders macht sich die Analyse des Nibelungenliedes bei Vilmar oder Heinrich Kurz! Wie geschickt ist da immer mit der Erzählung die Hinweisung auf den großen Stil verbunden, in welchem alle diese Charaktere und Handlungen ausgeführt sind! Weiß jemand, welche Fülle der großartigsten und lieblichsten Poesie im Homer steckt, wenn er von der Ilias und Odyssee nichts weiter kennen lernt als die den einzelnen Rhapsodien vorgedruckten lateinischen Argumente? Menzel hat sich offenbar von seinen Inhaltsangaben zu viel versprochen. Die Entwickelung historischer Verhältnisse und ebenso die Charakteristik vieler Dichter hatte, wie es mir scheint, in dem ältern Werke des Verfassers weit mehr Gehalt und Bestimmtheit. Damals kümmerte sich Menzel am wenigsten um eine erschöpfende Mittheilung der stofflichen Elemente unserer Literatur. In jedem Kapitel wurden bedeutungsvolle Principien und Meinungen aufgestellt oder bekämpft, alles hatte Geist und Leben, und wenn viele Behauptungen unhaltbar waren, so lag doch in dem frischen Tone, in dem immer thätigen Umblick viel Anregendes. Auch dieses Buch enthält viel Schönes der Art; ich will nur auf die feinen und anziehenden Charakteristiken Hippel's und Jean Paul's hinweisen. Im ganzen gehören aber solche Abschnitte jetzt doch zu den Ausnahmen. Selbst Lessing, Herder, Schiller sind nicht mehr mit derselben Wärme und Gründlichkeit besprochen. Wie es mir vorkommt, hat sich der Verfasser, bei seiner vieljährigen Beschäftigung mit der Literatur, etwas müde gelesen und

geschrieben; es ist ihm zu lästig gewesen, den ganzen Reichthum von Kenntnissen und Ansichten, der ihm durch ein so langes Studium zugeflossen, in Anwendung zu bringen. Er wollte jetzt besonders durch seine Inhaltsauszüge belehren und so eilte er von Buch zu Buch, indem er über das, was andere Literarhistoriker hauptsächlich beschäftigt, nur das Nothwendigste hinzufügte. Welcher Leser sollte wol ahnen, daß Wolfram's „Parcival" zu den größten Schöpfungen der Poesie gehört, wenn man ihm wieder nur ein schulmäßiges Summarium mittheilt und über das dem Anscheine nach ganz wüste Gewebe von Abenteuern allein durch diese dürftige Bemerkung Aufschluß gibt (I, 250):

Das poetische Motiv in diesem schönen Gedichte ist ohne Zweifel der echt germanische gemüthliche Charakter des Helden, das Bewußtlose, die Hingebung an andere, die dennoch die tiefste und gediegenste Kraft verbirgt, im Gegensatz gegen das weltgewandte und stets bewußte Wesen der Romanen. Zugleich ist Parcival das Ideal eines Tempelherrn oder geistlichen Ritters, in dem das Heldenthum gänzlich dem Höhern und Göttlichen zugewendet sein soll.

So viel wird sich doch von selbst in dem Bewußtsein jedes Laien als Niederschlag einer oberflächlichen Lectüre absetzen. Dabei ist es erfreulich, daß mit einem Lessing'schen oder Schiller'schen Drama doch etwas mehr Umstände gemacht werden, als mit einem Stücke von Kotzebue. Am wenigsten zeigt der Auszug, wovon es sich eigentlich handelt, wenn der Hauptwerth einer Dichtung in den Episoden liegt. In „Sophiens Reise" von Hermes (1770—73) hat z. B. die Haupthandlung wenig Interesse. Sie dient besonders dazu, einige damals neue und beliebte Charaktere einzuführen. Es erscheint hier in Herrn Leff**, dem Ebenbilde Grandison's, das vornehmere Tugendideal, philosophisch und cavaliermäßig fein gebildet, mit Gold auf der Weste, andererseits in dem reichen Schiffer Cornelius Puff die bürgerliche Redlichkeit, das gute Herz, die überall helfende Menschenliebe eines Natursohnes, welchem ebenso viel Derbheit wie Zartgefühl eigen ist, welcher als Ungelehrter mit den Resten seines Schulwissens Scherz treibt, aber praktischen Verstand hat und die Lücken in seinen Kenntnissen mit einem muntern Mutterwitz ausfüllt. Noch anziehender sind die vielen Episoden, welche sich durch die Bekanntschaften, die Sophie auf ihrer Reise macht, an die Hauptfabel anschließen. Da lernen wir z. B. einen Pfarrer kennen, der eine adeliche Dame zur Frau hat. Die Misheirath führt zu einem Kampfe der resignirenden Weisheit mit dem zanksüchtigen Eigensinn der Standesvorurtheile, welcher mit Meisterhand gezeichnet ist. Da erzählt ferner ein Edelmann, wie er in seiner Jugend sich in das Kammermädchen der Mutter verliebte, wie sich die Liebe allmählich in die bloße Begierde verwandelte, wie er seine Absichten beschönigend sich nach und nach in die Lüge und zuletzt in die größte Niederträchtigkeit hineinphilosophirte: dies alles ist in einem so wahren und ergreifenden Seelengemälde, mit einer solchen Berechnung der Motive und der Umstände ausgeführt, daß noch heute nichts geschrieben werden kann, was uns in höherm Grade mit einem unheimlichen Erstaunen über die Irrwege der Leidenschaft erfüllte. Menzel hat auf den Werth dieser und ähnlicher Episoden nicht aufmerksam gemacht. Den Haupttheil der Geschichte Sophiens erzählt er so (III, 24):

Sophie wird mit vielen interessanten Charakteren bekannt, die sich freundlich und feindlich zu ihr verhalten. Sie verliebt sich in einen gewissen Herrn Lesse, mit dem sie zufällig in einem Bette zusammenkommt, jedoch in allen Ehren, und entsagt seinetwegen dem braven Seemann Cornelius Puff, der sie aus mehreren Gefahren errettet. Ein russischer General Tschernoi stellt ihr nach und entführt sie nach Danzig, Puff aber befreit sie wieder. Der obligate Bösewicht des Romans und ihr eigentlicher böser Dämon ist ein gewisser Schulze. Endlich da Lesse sie aufgibt, muß sie einen armen Schulmann heirathen, der sie anfangs plagt, mit dem sie zuletzt aber glücklich wird. Die Haupthandlung wird durch ungeheuer viele Nebenpersonen, Episoden und moralische Excurse fast ganz verschwinden gemacht.

Was haben wir nun von der Mittheilung, daß in dem Romane ein Herr Lesse und ein Herr Puff auftreten; was liegt darin Eigenthümliches, daß Sophie den einen liebte und den andern nicht mochte? Dergleichen Dinge kommen ja in tausend Romanen vor. Außerdem ist es räthselhaft, wie ein Mädchen zufällig und in allen Ehren mit einem Herrn in einem Bette zusammenkommen kann. In Wahrheit übernachteten sie, ohne voneinander zu wissen, nicht in demselben Bette, sondern nur in demselben Zimmer. Schulze ist auch nicht der böse Dämon Sophiens, sondern einer andern jungen Dame. Endlich erzählt der Roman auch nicht, daß Sophie anfangs von ihrem Manne geplagt wurde, nachher aber mit ihm ganz glücklich lebte; denn im letzten Kapitel meldet ja die junge Frau ihren Bekannten erst, daß sie in diesem Augenblick vom Altare komme.

Die Auszüge werden hoffentlich in den meisten Fällen wenigstens das Thatsächliche richtig angeben. Auf ein bestimmtes Urtheil über diesen Punkt muß ich verzichten. Die bloße Erinnerung reicht zu einer gründlichen Prüfung nicht aus, seltenere Bücher hat man nicht zur Hand, und ehrlich gestanden, es ist mir unmöglich gewesen, so viele hundert Auszüge hintereinander zu lesen. In manchen bekanntern Dichtungen finde ich jedoch auffallende Abweichungen, die kaum durch eine Verschiedenheit der Ausgaben zu erklären sind. Der Verfasser erzählt z. B. aus Wieland (II, 535):

Kephalus wird von der göttlichen Aurora geliebt und seine eifersüchtige Gattin Prokris dadurch beschämt, daß Kephalus sich unter der Maske des Seladon zu ihr schleicht, ihre höchste Gunst genießt und sich dann erst als ihr Mann zu erkennen gibt.

Der Plan des Gedichts ist vielmehr dieser: Kephalus macht sich über seine Untreue Vorwürfe und Aurora will ihn damit beruhigen, daß Frau Prokris ja auch der Versuchung erliegen möchte. Aus Eifersucht beschließt er, seine Gattin zu prüfen. In der Maske eines plumpen, aber reichen Seemanns wird er abgewiesen. Als schöner und zärtlicher Seladon hat er mehr Glück. Er verwirrt die Sinne seiner Frau, sie ist dem Falle nahe, da verwandelt sich ihr Liebhaber in ihren wüthenden Ehemann. Sie entflieht in die Wildniß. Jetzt sucht er sie voll Sehnsucht auf. Er findet sie endlich in einer lieblichen

Grotte schlafend, aber an ihrer Brust ruht der wahre Seladon, dessen Gestalt er vorhin angenommen. Da verwünscht er seine Eifersucht und stürzt sich in den See; doch Aurora ist schon da, um ihn zu retten und zu trösten.

Auch der Bericht über „Musarion" enthält eine Ungenauigkeit. „Eine schöne Dienerin bringt Speisen und Wein und sticht den Cynikern so in die Augen, daß sie den Anstand vergessen und endlich total betrunken hinfallen." Dies begegnet nur dem Stoiker Kleanth, der andere Philosoph, ein Pythagoräer, welcher die Seelen von allem Stofflichen rein haben wollte, kam in den Armen der Sklavin zur Selbsterkenntniß. Im „Kombabus" ist die Königin nicht „Potiphar's Weib", denn sie „klagt nicht ihren Begleiter an, daß er sie habe verführen wollen", sondern sie selbst wird mit Kombabus von den Höflingen der Untreue beschuldigt und ins Gefängniß geworfen. Im „Gandalin" soll ja die Naturgewalt der Liebe sich darin beweisen, daß der Ritter seine Treue gegen Sonnemon bewahrt und doch wieder sein Herz von der unbekannten Dame, eben weil sie die verschleierte Sonnemon ist, nicht losreißen kann; wenn nun Gandalin, wie der Auszug angibt, wirklich zuletzt der Unbekannten erklärte, daß er nicht sie, sondern nur Sonnemon liebe, so würde sich ja die Idee des Gedichts damit aufheben. Bei Wieland ruft aber der Ritter, nach so vielen Kämpfen verzweifelnd, noch zuletzt:

> Ich liebe Sonnemon und dich;
> Ihr beide herrscht in meiner Seelen,
> Als hätt' ich nur für euch allein
> Ein Herz, und zwischen euch zu wählen
> Wird ewig mir unmöglich sein!

Andere Ungenauigkeiten sind wahrscheinlich durch die Druckerei in das Buch gekommen. Wir stoßen oft auf falsche Namen und der Fehler ist nach Umständen mit Consequenz mehrmals wiederholt. Beim Lesen des ersten Bandes versäumte ich es, mir solche Versehen anzumerken und ich habe es auch nachher nicht immer gethan. Da jedoch die dem Werke angehängten Berichtigungen nicht alles verbessern, möge hier ein kleiner Nachtrag folgen. Die ersten deutschen Uebersetzer des Homer waren Schaidenreißer und Spreng, sie treten II, 266 als Schneidemeister und Sprenz auf. Der Humanist Celtes ist überall Celtis genannt; ich weiß nicht, ob mit Absicht. Zu Opitz gesellt sich S. 305 ein Freund Bochmer, es ist Buchner gemeint. Gryph's Dramen haben hier (S. 405) einen Golo für einen Geta, eine Selonissa für die Seleniffa, und Horribilicribrifax schreibt sich durchweg -scribrifax. Gottsched's Gönnerin, die Frau Neuber, heißt S. 460 und 462 Nauber, der Scythenkönig Thoas S. 513 (dreimal) Troas. Der Teufel in Voß' „Idyllen" III, 84 war diesmal nicht der alte Spötter Lucian, sondern ein Lurian. Uelzen, der Dichter des alten beliebten Liedes „Im Arm der Liebe ruht sich wohl" u. s. w., hat sich S. 105 und auch im Register in einen Keltzen verwandelt. S. 181 ist Barchidon und Milon für Ailon zu lesen, S. 263 Lenette (Gattin des Siebenkäs) für Linette. In „Otfried und Werner" von Gutzkow sind zwei Dramen zu einem geworden; S. 431 im „Uriel Acosta" hat der Erzengel Uriel dem kleinen Heiden Ariel Platz gemacht.

Bei der Besprechung dieses, mit einem so großen Fleiße ausgearbeiteten Werks habe ich mich nur deshalb über einige Mängel ausführlicher geäußert, weil ich meine Wünsche motiviren mußte. Zu diesen gehört vor allem, daß man sich der unbilligen Herabsetzung des Hellenismus enthält, welcher nach meiner Ueberzeugung nächst dem Christenthum die wichtigste Grundlage unserer Cultur ist und auch ferner den Beruf hat, der Barbarei zu wehren. Aber es wird auch denjenigen, welche sich ebenfalls nicht mit dem Verfasser auf demselben Standpunkte befinden, ganz interessant sein, unsere Poesie einmal von einer andern Seite anzusehen. Ueberdies sind bei dieser Auffassung diejenigen Partien, welche auf dem volksmäßigen Elemente ruhen, in ein helleres Licht gestellt und so findet man hier z. B. zum erstenmale einen Ueberblick über die gesammte deutsche Märchendichtung. Von den Auszügen habe ich gewünscht, daß sie instructiver wären und mehr in die Eigenthümlichkeit der Werke einführten, da sich aus der kurzen Darlegung des bloßen Stoffs zu wenig für das Urtheil ergibt.*) Es ist nun gleichwol die Frage, ob die Literaturgeschichte nicht auf etwas Unmögliches ausgeht, wenn sie dem Leser das eigene Studium der Literatur selbst ersparen will, und so hätte ich vielleicht mehr gefordert, als ein Buch und ein Mann zu leisten im Stande ist. Der Verfasser wäre gewiß mit seinem Werke noch in zehn Jahren nicht fertig geworden, wenn er statt der Auszüge wirkliche kritische Analysen und eingängliche Beurtheilungen hätte geben wollen. Dies ist aber dennoch eine Forderung, auf die man unmöglich verzichten kann. Ein Ausweg wäre der, daß jemand die Hälfte wegließe und das Uebrige gründlich durcharbeitete. Wie viel Zeit und Ueberwindung muß es Menzel gekostet haben, die ganze Reihe der schalen und schlüpfrigen Sachen von Cramer, Spieß, Kotzebue u. a. zu lesen; möchte doch die Mühe auf wichtigere Dinge verwendet sein! Ich wiederhole jedoch gern, daß das Werk, wie es ist, selbst belesenen Freunden der Literatur gute Dienste leisten wird, da es aus so vielen

*) Wir für unsern Theil wünschten, daß sie auch genauer und gewissenhafter wären und weniger Entstellungen und Verdrehungen enthielten; kurz, daß mindestens dieser Theil des Menzel'schen Werks, bei dem doch die größte Genauigkeit und Objectivität erste Pflicht waren, von den Einmischungen seiner persönlichen Antipathien und seines Parteistandpunktes frei geblieben wäre. Es gehört schon zu den eines gewissenhaften Kritikers unwürdigen Manövern, in einem literarhistorischen, also auf längere Dauer Anspruch machenden Werke einem Autor absichtlich dadurch Schaden zuzufügen, daß man aus einer längern Reihe literarischer Leistungen gerade diejenigen auswählt und bemäkelt, auf die der Autor selbst vielleicht den geringsten Werth legt, während man die vielleicht gehaltvollern unberücksichtigt läßt, daß man sogar Kapitelüberschriften in verstümmelter Gestalt citirt und glauben machen will, daß sie dem Texte der Erzählung selbst entnommen seien u. s. w. Ueber die durch Entstellungen, Verdrehungen und Verstümmelungen gegen Goethe, Voß, Klopstock und Lessing von Menzel begangenen Attentate hat August Boden vor kurzem eine auf gründlichen Forschungen beruhende Schrift „Dr. Wolfgang Menzel's gegen die Größen unserer classischen Literatur erhobene Anklagen" herausgegeben, auf die wir demnächst zurückzukommen gedenken. D. Red.

Büchern, die man nie zu Gesicht bekommt und über die sich bis in die neuern Schriften der Literarhistoriker, welche sie auch nicht gesehen haben, nur ein nichtssagendes, stereotypes Urtheil fortpflanzt, wenigstens eine stoffliche Mittheilung enthält. Leo Cholevius.

Kingsley's „Hypatia".

Hypatia, oder Neue Feinde mit altem Gesicht. Von Charles Kingsley. Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa. Mit einem Vorwort von Christian Karl Josias Bunsen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 4 Thlr.

Angesichts der unermüdlichen Geschäftigkeit, mit der man sich beeifert, dem lebhaften Interesse unsers Publikums an den Erzeugnissen der neuesten englischen Romanliteratur entgegenzukommen und beständig frische Nahrung zu bieten, kann es befremden, daß ein Schriftsteller wie Charles Kingsley, vor allem ein Werk wie seine „Hypatia", verhältnißmäßig so langsam den Weg zu allgemeinerer Beachtung in Deutschland gefunden hat. Wenn wir jedoch die in jenem Interesse vorherrschende Geschmacksrichtung zu dem Geiste dieses Werks, das mit einem ergreifenden Charakter edler Hoheit die Masse gleichzeitiger Productionen überragt, in Vergleich stellen, erklärt sich wol, daß in dem gewöhnlichen Zuge literarischen Wechselverkehrs die Würdigung desselben sich nicht Bahn brechen konnte. Das Echte, Gehaltvolle erlebt immer seinen Tag, und so wird uns jetzt die Freude, Kingsley's herrliches Buch in einer gelungenen deutschen Uebersetzung verbreitet, von dem angesehensten Fürsprecher mit begeisterungswarmem Geleitwort der deutschen Theilnahme empfohlen zu sehen.

Es ist freilich dafür gesorgt, daß selbst auf dem geebnetsten Boden „Hypatia" an Popularität mit den Erzeugnissen der englischen Romanliteratur, welche, gewiß nach Verdienst, gegenwärtig bei uns in aller Händen sind, nicht zu wetteifern vermag, ebenso sehr aber auch, daß die Wirkung des Buchs, wo sie Eingang findet, durch Tiefe und Nachhaltigkeit den Vortheil doppelt zurückgewinne. Das poetische Gemälde eines Zeitalters, in welchem der Kampf um die höchsten Fragen der Menschheit ausgefochten, durch ungeheuere Gärungen eine neue geistige Ordnung der Dinge zum Siege geführt wird, setzt, um mit vollem Verständniß genossen zu werden, eine reiche, dem Ernst jener großen Probleme befreundete Bildung voraus. Den erhöhten Gewinn, dessen ein solcher Standpunkt fähig macht, bietet dagegen auch Kingsley's historische Dichtung in erquickendster Fülle dar. Sie versetzt uns in den Beginn des 5. Jahrhunderts n. Chr., eine entlegene Zeitferne, welche an sich schon für den eigentlichen Romanleser etwas Abschreckendes hat. Gibt es aber für die sinnbegabten modernen Menschen irgendeinen Blick in die Geschichte vergangener Jahrhunderte, der fesselnder wäre als der auf das Schauspiel der gewaltigen Conflicte, in welchen das ersterbende Heidenthum die immer noch zähen Reste seiner gebrochenen Lebenskraft gegen die aufgehende Weltherrschaft des Evangeliums zu behaupten suchte? Der wissenschaftlichen Darstellung winkt hier ein Feld, dem wir recht bald einen Mommsen wünschen, für die poetische birgt es im besondern Sinne reiche Ernte. Es ist der verhängnißvolle Geist solcher Uebergangsepochen, der jene tragischen Persönlichkeiten auf die Schicksalsbühne ruft, welche immer die bevorzugten Lieblinge des tiefern Dichtergemüths sein werden. Daß wir weiblichen Gestalten selten unter ihnen begegnen, liegt in den Bedingungen dieser Charaktere, die naturgemäß sich nur ausnahmsweise in einer weiblichen Individualität erfüllen. Eine dem Untergang verfallene Lebensidee mit absoluter Hingebung des Gefühls, mit unerschrockener Energie des Willens zu umfassen und gegen die innere Vernunft der fortschreitenden Geschichte zu behaupten, dieses Heldenpathos des Irrthums in eine Mädchenseele gepflanzt, ist aber von jenen seltenen Erscheinungen fürwahr die seltenste. Hypatia, die jungfräuliche Lehrerin der platonischen Schule zu Alexandria, als fleckenloses Gestirn weiser Bildung in bewunderndem Gesange gepriesen, an Schönheit und Adel der Sitten über allen Vergleich erhoben, gewährt uns, lebend und sterbend für die verlorene Sache der alten Götter, an deren Wiederherstellung Julian der Apostat vergeblich seine kaiserliche Macht gesetzt hatte, dies wunderbare Schauspiel in ihrem durch aufgehetzte Wuth des christlichen Pöbels so schreckenvoll herbeigeführten Ende zugleich das merkwürdigste Gegenbild zu den Martyrien der zahlreichen Bekenner, die um Christi willen den grausamsten Tod in tausend Gestalten erlitten.

Auf den ersten Anschein tritt uns das Dramatische des Stoffs so einladend entgegen, daß man sich wundert, ihn noch nicht zur eigentlichen Tragödie verarbeitet zu sehen. Die Cultursphäre jedoch, in welcher die ganze Erscheinung Hypatia's wurzelt, enthält Elemente, die der Natur des Dramas widerstreben und wenn es gleich ohne Zweifel einer genialen Hand gelingen müßte, derselben Meister zu werden, so haben wir in Kingsley's Werk den überzeugendsten Beleg dafür, daß die vielfältig gemischten Zustände, welche den Hintergrund des Geschicks seiner Heldin bilden, jedenfalls nur durch das breit angelegte, mannichfach verschlungene Bauwesen des Romans zu erschöpfender Anschauung gebracht werden können. Indem der Dichter Hypatia für unser Interesse zum Mittelpunkt des letzten Kampfes zwischen der jungen Kirche und der alten Welt zu machen weiß, gelangt er auf richtigem künstlerischen Wege dahin, eine gewisse Spärlichkeit individueller Züge, welche in dem Geistescharakter dieser Hauptgestalt begründet ist, durch den Reichthum ihrer Beziehungen zu dem umgebenden Kreise zu ergänzen und zwar mit höchst geschickter Wendung so, daß unser Gefühl, anknüpfend an das vielseitiger bewegte, schärfer ausgeprägte Treiben der andern Charaktere, immer dorthin zurückgelenkt wird, wodurch die schließliche Wirkung der gesammelten Eindrücke größtentheils als von ihr ausgehend erscheint. Wenn uns jetzt im allzu blendend gleichförmigen Lichtglanz unnahbarer Tugend, jetzt im allzu dichten Nebelgewölk mythologischer Speculation das lebendige Men-

schenantlitz fast zu entschwinden droht, immer bleibt durch die kräftig dazwischentretende Theilnahme der übrigen Gestalten, die ihren Gegenstand nicht losläßt, die klare Zeichnung des Bildes gerettet. Daß eine gewisse überirdische Fremdheit selbst die Momente noch leise umschleiert, wo hervordringende Spuren einer vollern weiblichen Empfindung uns das hehre jungfräuliche Wesen unmittelbar näher rücken, darf dem Dichter keineswegs als Mangel plastischen Ausdrucks in Anrechnung kommen, vielmehr wird dieser ebenmäßig durchgeführte Abstand gegen das ganze übrige, gleichsam aus minder edelm Stoffe geformte Geschlecht als künstlerisches Verdienst in der Charakteristik Hypatia's zu erkennen sein. Welche Kraft, Wärme und Farbenfülle der Darstellung, welche eindringende Schärfe und markige Sicherheit der Linien unserm Dichter zu Gebote steht, davon ist jedes Blatt seines Buchs ein sprechendes Zeugniß. Ja, ganz abgesehen von der tiefern Ausbeute, die es dem Unterrichteten gleichzeitig mit dem poetischen Genusse zusichert, muß diese derb anfassende, rüstige Behandlungsweise, die das Ferne, Vergangene plötzlich wie zauberhaft in den vertrauten Bereich der einfachsten Anschauung heranzieht, auf jeden empfänglichen Sinn unwiderstehlichen Reiz üben. Die Vorzüge solch herzhaft-freien, aller Umschweife sich entschlagenden Verhältnisses zum Alterthum, denen die Ursache des großen Erfolgs der „Römischen Geschichte" von Theodor Mommsen durchaus verwandt ist, deuten bei Kingsley, durch die Gabe des schöpferischen Dichterworts gesteigert, auf kein geringeres Erbtheil, als das vom Landsmann Shakspeare, dessen auch Bunsen in seiner Vorrede mit gleicher Ansicht gedenkt, direct überkommene. Nicht so leichthin wird hier die Berufung auf den inhaltschweren Namen nachgesprochen. Derselbe altenglische Geist in der That, dessen höchsten Inbegriff uns die Erinnerung an Shakspeare vergegenwärtigt, hat zur Ausstattung der meisten Kingsley'schen Figuren seinen unverkürzten Segen gespendet. Aber nicht allein in diesem herzerfreuenden Krafthauche dauerhafter Vitalität, mit dem unser Dichter seine Menschen beseelt hat, offenbart sich der Geist, der uns solchen Vergleichs würdig dünkt. Der frische Humor, von welchem das Leben und Weben der einzelnen Gestalten durchdrungen ist, waltet als herrschende Stimmung über der ganzen Welt, die als Kampf- und Tummelplatz dieser Gestalten rein und hell beleuchtet in Kingsley's Buche sich vor unsern Blicken ausbreitet. Wie die Sonne, die da scheint über Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte, umfaßt er mit gleicher Gelassenheit frei überschauender Betrachtung, mit gleich vertheilter Wärme des künstlerischen Interesses alle Parteien. Im vollkommensten Widerspruch zu dem Worte, das Emil Montégut, der Kritiker der „Revue des deux mondes" — allerdings bei Gelegenheit eines der modern socialen Romane Kingsley's, welche für uns diesmal außer Betracht bleiben — aufstellt: „Il y a dans M. Kingsley deux personnes bien distinctes, un artiste et un clergyman", zeigt uns „Hypatia" durchweg eine bewunderungswürdige Verschmelzung gerade der persönlichen Beziehungen, die den Verfasser als Mann des Predigtamts und Theologen von Fach nach einer bestimmten Seite seines Stoffs hin präoccupiren konnten, in die gemeinsame heiter-ernste Anschauung des Kunstwerks. Ganz dem schönen Bilde entsprechend, welches Bunsen von der in glücklich vereintem geistlichem Beruf und regsam munterm Weltleben so echt menschlicher Wirksamkeit des Pfarrers von Eversley entwirft, finden wir in seinem Buche nirgends einen auch noch so versteckten Zug störsamer Scheidung zwischen den innern Ansprüchen der Composition und den Motiven des subjectiven Gedankenganges. „Neue Feinde mit altem Gesicht": durch diesen Nebentitel bekennt sich Kingsley freilich dazu, daß er die geschilderten Verirrungen im heidnischen wie im christlichen Lager, den Zeitgenossen als mahnenden Spiegel wünschte einleuchten zu sehen, jedoch thut der in ästhetischem Betracht ganz unverfängliche Wink an die Lesewelt, der am Schluß des Buchs noch einmal im kurzen Rückblick aufgenommen wird, der Reinheit der Darstellung keinen Eintrag. Merkwürdige Analogien solcher Art, wie David Strauß in seiner geistesscharfen Skizze Julian's, des „Romantikers auf dem Throne der Cäsaren", und Adolf Schmidt in seiner „Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im 1. Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums" sie dem modernen Beurtheiler direct zu Gemüthe führen, überläßt die künstlerische Schilderung, wie das Leben selbst, nach dem Maß der Einsicht und Auffassungsgabe eines jeden zu entnehmen und in weitern Verknüpfungen auszubilden.

Kingsley hat, im Innersten erfüllt von der Idee des siegreichen Christenthums, gemäß dem großartig unbefangenen Sinne, der ihn überall leitet, sich nichts weniger als gegen die Aufgabe gesperrt, neben dem wüsten Verfall des Weltcorruptionsherdes von Alexandria, soweit ihn jüdisch-heidnische Elemente vorzugsweise bezeichnen, das schlimme Unwesen der in wilder Herrschsucht und allen zügellosen Trieben entarteten Kirche ohne Schonung zu offenbaren, ja, seinem Gefühl nach, selbst tiefern Schatten auf dieser Seite des Bildes zu häufen, als im Grunde durch das objective Sachverhältniß gefordert wäre. Er sagt in seinem Vorwort:

> Ein Lebensgemälde des 5. Jahrhunderts muß nothwendig vieles enthalten, was jedem Leser peinlich ist, und wovon Jugend und Unschuld wohlthun das Auge gänzlich abzuwenden. Es stellt ein grauenvolles, aber dennoch großartiges Zeitalter, eine jener kritischen, jener Hauptepochen im Leben des Menschengeschlechts dar, wo Tugend und Laster dicht beieinander — ja oft in einem und demselben Individuum vereinigt — in überraschender Offenheit und Stärke sich zeigen. Wer ein solches Zeitalter beschreibt, hat einen lästigen Misstand zu bekämpfen. Er wagt nicht zu sagen, wie schlecht die Menschen waren, und er wird keinen Glauben finden, wenn er erzählt, wie viel Gutes sie besaßen. Im gegenwärtigen Fall ist jener Misstand ein doppelt großer; denn während die Sünden der Kirche, obgleich entsetzlich, sich doch in Worten ausdrücken lassen, ist es unmöglich, die Sünden der heidnischen Welt, die sie bekämpfte, zu beschreiben; der christliche Vertheidiger ist daher des Anstands wegen genöthigt, den Zustand der Kirche weit schwächer darzustellen, als die Thatsachen es verdienen.

Diese vorbeugende Bemerkung wird indessen, wie uns dünkt, durch das Buch selbst nicht ganz gerechtfertigt.

Einerseits ist Kingsley's Geschick, die depravirte, mit jedem schändlichsten Raffinement der Sinne vertraute Lebensart der glaubenslosen Bildungsaristokratie in seinen Andeutungen, treu und doch für das Gefühl des Lesers gemildert, auszusprechen, so groß, daß es ihn von vornherein überhebt, die nackte Verworfenheit beim Namen zu rufen, andererseits treten die bessern Elemente der Kirche, in denen das christliche Heil, unversehrt vom allgemeinen Verderben, seine fortwirkende Macht bewahrt, in bestimmten Charakteren klar genug ans Licht, um jeden Zweifel über das Endergebniß des auf- und abwogenden Streits unmöglich zu machen.

Als Hauptrepräsentant des rein erhaltenen Christenthums bewegt sich der junge Mönch Philammon im Vordergrund der geschilderten Begebenheiten. Aus der weltfremden Einöde der Laura treibt ihn die Sehnsucht nach den fernen unbekannten Dingen in das Gewühl der Riesenstadt Alexandria, das ihn fast bewußtlos von einer überraschenden Erfahrung zur andern fortreißt. Die Schilderung seines ersten staunenden Eintritts in das gewaltig ihn umwogende neue Leben, in die betäubende Fülle nie geahnter Eindrücke gehört zu den hochpoetischen Momenten unsers Buchs, in deren Empfindung sich die Seele wie trunken verliert. Eine Unendlichkeit künftiger Entwickelungen scheint sich hier den erwartungsvoll gespannten Blicken anzukündigen. Allein, wie bunt und massenhaft nun auch in dichtester Folge die Abenteuer sich hereindrängen, deren jedes gleichsam eine neue Verheißung mit sich führt, so täuscht der Dichter doch zuletzt in gewissem Sinne das aufgeregte Vorgefühl. Abgestoßen von der Misgestalt der Kirche, die seinem kindlichen Gemüthe die gehoffte Zuflucht nicht zu bieten vermag, wendet sich Philammon, friedesuchend und erkenntnißdürstend, an die Philosophie, welche ihm durch den Mund der göttlichen Hypatia Wunder der Erleuchtung verspricht. Dem im Vorhof Irrenden öffnet sich bedrohlich statt des Allerheiligsten, um dessen Eingang er zu werben glaubt, das Labyrinth der Leidenschaft. Hart und heiß streift die Lockung der sündigen Welt an ihm vorüber. Endlich das jäh und tief einschneidende Weh um die bittere Verkennung und den entsetzlichen Untergang der angebeteten Freundin, womit denn alle die schwebenden Fäden plötzlich zu Boden fallen und Philammon's ganze bisher bestandene Arbeit gewissermaßen rückgängig gemacht wird. Sein resignirtes Heimflüchten in die leblose Einsamkeit, die er verlassen, um seine thatenfähige Jugendkraft im Dienste des Evangeliums zu erproben, läßt manche Frage des natürlichen Antheils unbefriedigt. Das ist nicht zu leugnen und viele Leser werden es Kingsley im stillen als Mangel kunstgerechter Lösung vorwerfen, daß er zum Schlusse das Amt der Darstellung geradezu an die Legende abgibt. Auf keinen Fall aber dürfen wir eine unwillkürliche Schwäche des künstlerischen Vermögens erblicken, wo den Dichter offenbar ein wohlerwogener Plan geleitet hat. Es gehört mit zu der innern Wahrheit des Zeitbildes, welches er entrollt, daß edle, mit reinem Willen und frischem Muth begabte Naturen in einer solchen Welt verworren sich bekämpfender Richtungen, deren tolles Gaukelspiel Echtes und Falsches unerkennbar durcheinander mengt, keine rechte Stätte des Wirkens finden und, um den Glauben an die Idee zu retten, in frommer Beschaulichkeit thatenlos von der Welt sich abschließen.

Zugleich ist uns Kingsley die Charakteristik der Wege, auf denen werkthätige Liebe der Ungunst auch des feindlichsten Tags tapfer entgegen ihrem Ziele nachringt, nicht schuldig geblieben. Victoria, die Tochter des römischen Präfecten, und der durch sie aus tiefster Versunkenheit zur geistigen Wiedergeburt erhobene Raphael Eben-Ezra bilden in dieser Beziehung zu Philammon's Schicksal das trostvollere Seitenstück. Die Gestalt Raphael's mit ihren den ganzen Lebensinhalt der Epoche umfassenden Metamorphosen ist für sich eine psychologische Meisterschöpfung, deren Werth nicht leicht überschätzt werden kann. Unvergleichlich schildert der Dichter, wie unter der entstellenden Maske lasterhaften Genußlebens und skeptischer Blasirtheit nach und nach immer sichtbarer das adeliche Gepräge angeborener Idealität wieder hervorschimmert. Der vermeintlich auf gleichem Boden stehende Statthalter Orest wirkt von Anfang an nur als treffliche Folie für die bezaubernde Ueberlegenheit der Ironie, die Raphael neben ihm entfaltet, und der Eindruck höherer Bestimmung ist uns bei letzterm, wie sehr er sie wegzuspotten sich Mühe gibt, trotz aller Auswüchse einer bizarren Frivolität sofort entschieden. In seinem Verhältniß zur Philosophie, von der er sich wohl bewußt ist, daß sie ihre Rolle ausgespielt hat, fesselt uns bis dahin, wo sein hoffnungsloses Sichhindurchwinden durch die Irrgänge leerer Dialektik bei der Verzweiflung des faselnden Nihilismus ankommt, der nimmermüde Wahrheitsdrang. Und das rettende Gestirn, das dem schiffbrüchigen Geiste in dieser letzten Noth erstrahlt, bleibt der feste Punkt, an welchem nach allen Schwankungen und Kämpfen, nach den Schrecknissen der Todeskatastrophe Hypatia's unsere Gedanken beruhigt sich sammeln.

Wir gestatten uns nicht, dem Reize nachzugeben, der uns noch länger bei der Betrachtung eines Werks festhalten möchte, an dessen Vollendung männlicher Ernst des Geistes und zarte Wärme des liebevollsten Gemüths, tiefsinnige Religiosität und großartige Freiheit philosophischen Geschichtsblicks, schöpferische Kraft kühn gestaltender Phantasie und heiterer Uebermuth des immer schlagfertigen Witzes gleichen Theil gehabt haben.

Nur ein Wort noch zu dankbarem Gedächtniß der Uebersetzerin, die sich das Verdienst erworben hat, den Genuß dieses Werks in einer würdigen deutschen Ausgabe zugänglich zu machen. Zum Gedächtniß! Denn sie ist schon dahingeschieden, wenige Monate nachdem ihr die Freude vergönnt gewesen, ihre Arbeit, deren Veröffentlichung sie als eine Herzensangelegenheit betrieben hatte, unter so ehrenvollen Auspicien dem Publikum — sie durfte sich wol sagen: den Besten des Publikums — übergeben zu sehen. Sophie von Gilsa starb im September 1858 als Stifts- und Ordensdame zu Fulda nach jahrelangen Leiden, unter

deren Bedrückung ihr geistiges Leben sich so frisch und frei erhalten hatte, daß ein Erliegen in weite Ferne gerückt schien. Man sieht es der Verdeutschung unsers Kingsley wahrlich nicht an, daß sie zum größten Theil eine Frucht der schmerzlichen Muße des Krankenlagers ist. Voll und unverkümmert weht uns der Hauch blühender Gesundheit und freudigen Kraftgefühls daraus entgegen. Daß in einzelnen Bezeichnungen und Stilwendungen die mit elastischer Leichtigkeit überall handfeste Markfülle paarende Form des Originals sich nicht vollständig abgeprägt findet, thut dem Charakter der Gesammtwirkung keinen Schaden. Und diese kleinen Mängel — theilweise vielleicht auf Misverständnisse zurückzuführen, die sich unter der Presse eingeschlichen haben — sind von der Art, daß bei einer neuen Auflage, die, denken wir, nicht fehlen kann, eine sorgsame Durchsicht sie ohne tiefern Eingriff beseitigen wird. *)

Merkwürdig sind es gerade zwei weibliche Federn, die sich in Deutschland mit der Uebertragung dieses mannhaftesten Autors beschäftigt haben. Bunsen hat, indem er bemerkbar macht, daß wir von dem Erstlingswerke, mit welchem Kingsley im Jahre 1848 die Herausgabe seiner Dichtungen begann: „The saint's tragedy", eine solche nicht besäßen, sich entgehen lassen, daß dieselbe, gleichfalls die höchst gelungene Arbeit einer (ungenannten) Dame, bereits vor vier Jahren im Verlage von Joh. Aug. Koch zu Marburg erschienen ist unter dem Titel: „Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen oder das Trauerspiel der Heiligen. Dramatisches Gedicht von Charles Kingsley. Nach der zweiten Originalausgabe aus dem Englischen übersetzt." Allen Freunden unserer „Hypatia" sei dies bisher in unbegreiflicher Nichtbeachtung verbliebene Buch, die schönste poetische Verherrlichung jener rührend lieblichsten Gestalt unsers deutsch-mittelalterlichen Legendenschatzes, auf das wärmste empfohlen. Und möge das gute weibliche Beispiel recht bald in der Uebersetzung der übrigen Werke Kingsley's, seiner Romane: „Alton Locke, or tailor and poet", „Westward Ho", „Yeast", „Two years ago", welche neuerdings wenigstens in die Tauchnitz'sche Bibliothek englischer Autoren Aufnahme gefunden haben, vor allem aber seiner „Alexandrian lectures" und des „Phaëton", eine tüchtige männliche Nachfolge erleben.

Wilhelm Hemsen.

Zur Charakteristik der amerikanischen Indianer.

Kitschi-Gami oder Erzählungen vom Obern See. Ein Beitrag zur Charakteristik der amerikanischen Indianer von J. G. Kohl. Zwei Bände. Bremen, Schünemann. 1859. 8. 3 Thlr.

Dieses Werk ist eine Ergänzung des von uns in Nr. 27 d. Bl. besprochenen Reiseberichts desselben Verfassers über seine jüngste Tour durch die nordwestlichen Staaten der Union. Er stellte uns dieselbe bereits dort in Aussicht, und wir können uns nur Glück wünschen, daß er so bald Wort gehalten hat. Von einem Schriftsteller wie Kohl kann man jedes neue Werk unbesehen als ein dankenswerthes Geschenk hinnehmen; das Geschäft der Kritik ist hier ein leichtes und angenehmes, schwierig allenfalls da, wo es gilt dem Leser von dem überströmend reichen und mannichfaltigen Inhalt seiner eigentlichen Reisebeschreibungen ein leidlich vollständiges Bild zu geben. Reich und mannichfaltig genug ist zwar auch der Inhalt des vorliegenden Werks, aber er ist doch einheitlicher, er gruppirt sich um ein einziges, begrenztes Thema. Uebrigens haben wir uns bei Gelegenheit unsers Berichts über sein früheres Reisewerk so ausführlich über den Werth seiner Beobachtungen und die seltenen Verdienste seiner Darstellung ausgesprochen, daß uns jetzt nur die angenehme Pflicht übrig bleibt, dem Leser, soweit der beschränkte Raum es gestattet, einigermaßen einen Einblick in die uns neuerdings erschlossenen Schätze zu eröffnen. Diese Schätze sind fast ausnahmslos aus dem dunkeln Schose eines fernen und fremdartigen Volkslebens und Volksbewußtseins zu Tage gefördert. Alles ist hier neu und eigenthümlich; alles trägt das unverkennbarste Gepräge der Frische und Ursprünglichkeit.

„Kitschi-Gami", d. h. „Großes Wasser", betitelt der Verfasser sein Werk nach dem Namen, welchen die Odjibbewa-Indianer (von den Engländern und auch auf unsern Karten meistens „Chippeways" genannt) dem größten Süßwasser der Welt, dem canadischen Obern See (Lake Superior), geben. Die Gestade dieses Sees waren der Schauplatz seiner Beobachtungen über die Traditionen, Sagen, Sitten, Gewohnheiten und den Charakter jenes Indianerstammes und damit im Grunde genommen der Indianer überhaupt, deren verschiedene Stämme sich nicht nur in den Hauptzügen ihres psychischen wie moralischen Typus, sondern auch in den Details ihrer Gebräuche und in den Productionen ihrer Phantasie überraschend gleichen.

Der Verfasser theilt sein Buch in drei Abschnitte, von denen er den ersten „Die Insel" überschreibt. Er datirt die sämmtlichen Briefe, aus denen dieser Abschnitt besteht, aus La Pointe, einem kleinen zur Gruppe der Apostelinseln gehörigen Eilande am Westende des Sees, wo die französischen Missionare früher einen ihrer Hauptmissionsplätze und die großen Pelzcompagnien eine ihrer wichtigsten Stationen hatten. Noch jetzt ist es einer der Hauptpunkte am Obern See, und als der Verfasser im Sommer 1855 auf diesem See reiste, hatten die amerikanischen Behörden hierher die meisten Stämme der Odjibbewas, die rund um den See wohnen, zusammenberufen und auf der Insel La Pointe ihren Sitz aufgeschlagen, um mit diesen Stämmen allerlei Berathungen vorzunehmen und ihnen namentlich auch ihren jährlichen Tribut auszuzahlen oder ein sogenanntes Payment abzuhalten. Dieser glückliche Umstand bot natürlich dem Verfasser die beste Gelegenheit, jene merkwürdigen Urvölker sich etwas näher anzusehen und über ihre Sitten und Traditionen Erkundigung einzuziehen. Die erste Sorge des Verfassers ging also dahin, daß er sich mitten unter ihnen niederließ und sich in einer der benachbarten Häusergruppen oder Dörfer seinen eigenen indianischen Wigwam baute und sein eigenes Feuer anzündete. Der Verfasser schildert daher zunächst den indianischen Hüttenbau, der fast ausschließlich in den Händen der Frauen liegt, welche auch das Brennholz aus dem Walde schaffen und zerkleinern müssen. Beim Häuserbau verfahren dieselben folgendermaßen. Sie befestigen eine Anzahl schlanker junger Bäume in die Erde, sodaß dieselben ein Viereck bilden, verbinden sodann die beiden jedesmal gegenüberstehenden Stämme miteinander, indem sie ihre dünnen Enden verschlingen und hierauf noch mit dem zähen Bast der canadischen Ceder umwinden, und bilden auf diese Weise eine Art Laubengitter, um das ebenfalls junge Bäume oder Zweige in gleichen Abständen horizontal herumgelegt werden. Zuletzt wird das ganze Gerippe mit Birkenrinde bedeckt, welche die Indianer in 20 Fuß langen und drei Fuß breiten Rollen vorräthig haben, und über das Ganze lange, dicke Schnüre von Cedernbast geworfen, an deren Ende schwere Steine herabhängen.

---

*) Den feinen lebendigen Sinn und die poetische Begabung, wovon die Uebersetzung der „Hypatia" Zeugniß ablegt, bewährt nicht minder eine „Auswahl englischer Gedichte" (darunter die so unzähligemal bearbeiteten „Hebräischen Melodien" Lord Byron's), in deren Herausgabe Sophie von Gilsa der Tod abrief und die Anfang dieses Jahres (Fulda, Maier) erschienen ist.

Inwendig werden Wände und Fußboden mit geflochtenen, welhen, hübsch gemusterten Binsenmatten belegt und austapezirt. Während des Baues hatte der Verfasser vielfache Gelegenheit, ie Weise der indianischen Frauen und namentlich die höchst weckmäßige Behandlungsart der Säuglinge genau kennen zu ernen.

Kaum hatte sich der Verfasser wohnlich niedergelassen, als der ommissar für die indianischen Angelegenheiten ankam und die Inianer sich anschickten ihren „Großen Vater von Washington", wie e denselben im Gegensatz zu ihrem „Großen Vater in Washingn", den Präsidenten, nennen, mit einem feierlichen Aufzuge in ostüm, mit einem Kriegertanze und der Darreichung einer riedenspfeife zu bewillkommnen. Der Verfasser wanderte von elt zu Zelt und konnte hier und da der Toilette eines Kriers beiwohnen, deren durch die Tyrannei der feststehenden Sitte d der wechselnden Mode dictirte Gesetze er, was namentlich Bemalung des Gesichts anbetrifft, mit einer erschöpfenden nauigkeit entwickelt. Nachdem die Friedenspfeife von Zelt Zelt herumgegangen war, brachen die Häuptlinge auf; marirten unter Trommelschlag mit flatternder Federfahne und fliedden Otter-, Fuchs- und Skunkschwänzen durch das Dorf d zogen auf den freien Platz des ehemaligen Forts. Hier erhteten sie einen hölzernen Pfosten und daneben ihre Kriegsne, wonach die Tänze, die Reden und die Gesänge begannen. r Verfasser schildert diese Vorgänge sehr anschaulich und geht mentlich auf den Inhalt einzelner Reden mit ziemlicher Ausrlichkeit ein, um die charakteristischen Züge derselben, Eitel-, Ruhmredigkeit und Aufschneiderei, scharf hervortreten zu n. Die ganze Schaustellung verfehlte aber diesmal ihren eck, da der Große Vater aus Washington das Unerhörte , die Annahme der Friedenspfeife zu verweigern und den h Erzürnten am nächsten Tage eine moralische Lection über Barbarei und ihren Aberglauben zu halten.

Im vierten Briefe beschäftigt sich der Verfasser sehr eingehend dem Canoe und erklärt uns die Herkunft des Namens, wel von den westindischen Inseln stammt, sowie die verschiedenen nen und Materialien desselben, wobei er ganz besonders dem enrindencanoe als dem leichtesten, berühmtesten und verestten seine Aufmerksamkeit widmet und dessen Bestandtheile, truction, Gebrauch und Behandlung ausführlich beschreibt. gibt ihm zugleich Veranlassung die Scene der Ankunft einer n indianischen Familie auf einem Birkenrindencanoe zu ern und dabei der zahllosen Hundeschar zu gedenken, welche nkommenden Gäste theils begleitete, theils empfing. Die der Hunde ist nämlich unter den Indianern trotz der harja grausamen Behandlung, die sie im allgemeinen erleiden, ordentlich groß, da die Indianer nie einen jungen Hund , in einzelnen Fällen auch eine große Zuneigung zu einem mten Individuum dieses Geschlechts fassen, welches derreichlich wiedervergilt.

Der Verfasser hatte in La Pointe auch Gelegenheit, einem hümlichen religiösen Feste, der Aufnahme eines durch seiVater präsentirten Säuglings in den „Orden des Mides", ner Art Taufe, beizuwohnen und die ganzen vielstündigen onien zu beobachten, welche in einem ausdrücklich zu diewecke erbauten Laubtempel begangen wurden. Zu der dabei elten religiösen Beredsamkeit bildet ein passendes Gegenne der vielen politischen Reden, welche von den sprach- Rothhäuten in den jeden Tag während der Verhandlunt den amerikanischen Agenten unter freiem Himmel statten öffentlichen Rathsverhandlungen gehalten wurden und sich die Redner durch Witz und Humor für das Bewußter Machtlosigkeit den Weißen gegenüber schadlos zu halten. Der Verfasser beobachtete aber nicht blos alle Vorfe im öffentlichen Leben, er besuchte auch die einzelnen n und versammelte abends in seinem kleinen Wigwam zahl immer wechselnder Gäste, die, von Taback, Süßignd andern ihnen vorgesetzten Delicatessen verlockt, vollbereitwillig waren, ihm die gesehenen Dinge zu deuten.

Hierbei kam denn die Unterhaltung natürlich auch auf die Religion der Indianer, über die bisher noch ziemlich unklare und unrichtige Vorstellungen geherrscht haben. Ihr vielgerühmter Glaube an den „Großen Geist" ist zu nebelhaft, als daß man sie deshalb den reinen Monotheisten beizählen könnte; während der viel wirksamere Glaube an persönliche Schutzgeister sich auf eine seltsame, Fetischismus und Schamanismus vermischende Weise an die Vergötterung roher Naturkräfte und körperlicher Gegenstände knüpft und zugleich die Vorstellung von einem persönlichen Urgrunde des Bösen in dieses Chaos religiöser Anschauungen, denen keine Priesterkaste als Hüterin der Rechtgläubigkeit Regel und Schranke vorzeichnet, eine Art von Dualismus hineinträgt. An dem Obern See wird namentlich dem Bären und dem Kupfer eine abgöttische Verehrung gezollt. Die beiden gewöhnlichsten Opfer sind Hunde und Taback.

Im Gegensatze zu dieser Roheit und Unklarheit des religiösen Bewußtseins erzählt nun der Verfasser mehrere erhebende Beispiele indianischer Gastfreundschaft und Großmuth. Die Freigebigkeit der Indianer artet sogar in eine Art Communismus aus, der mehr als sonst etwas hinderlich auf den Fortschritt ihrer Civilisation einwirkt. Ein anderes großes Hemmniß ist ihre Neigung zum Spiele, sowol zu den reinen Glücksspielen als auch zu andern Spielen, bei denen Verstand und Leibeskraft geübt und die Zeit auf muntere Weise vertrieben wird. Von diesen fast zahllosen Spielen für jedes Alter, jedes Geschlecht und jede Jahreszeit, welche ohne Ausnahme sehr ingeniös und sehr unterhaltend sind, schildert der Verfasser namentlich das sogenannte Pageffan oder Schüsselspiel, das Ballspiel, das Schleuderspiel und verschiedene Kinderspiele. Ueberhaupt haben die Indianer im ganzen sehr viel Empfänglichkeit für gesellige Freuden und Unternehmungen. Ihre Tänze, ihre Gesänge, ihre Rauchabende versammeln oft Hunderte, wobei allerdings nicht außer Acht zu lassen ist, daß die meisten ihrer formellen Vereinigungen wol zugleich einen religiösen, politischen oder überhaupt ernsten Zweck haben. An besondern Veranlassungen zu kleinen Versammlungen und Familienfesten fehlt es nie. Am interessantesten sind aber wol ihre Vereine zum Vortrage von Geschichten und Märchen, für deren Erzählung sie fast allgemein ein großes Talent besitzen. Sie sprechen beim Erzählen sehr fließend, aber meist etwas leise und gleichförmig. Das eintönige Metrum, welches Longfellow für seinen „Hiawatha" gewählt hat, ahmt die cadenzlose Vortragsweise der Indianer sehr gut nach. Der Verfasser theilt sogleich als Probestück eine Geschichte: „Die gute und die böse Frau", mit, die ihm eine alte Indianerin, ihr Pfeifchen im Munde, auf seine Bitte eines Abends in seinem Wigwam erzählte. Diese Erzählung, welche den echten Märchenton anschlägt, kommt jedoch zu keinem runden Abschlusse, wie dies bei vielen indianischen Sagen der Fall ist. „Sie klingen eine Zeit lang wie die Aeolsharfe fort, und kommen dann plötzlich zum Schweigen."

Der Verfasser bringt nun in den nächsten beiden Briefen eine Reihe von „Vermischten Aufzeichnungen", die fast alle interessante Charakter- und Sittenzüge enthalten. So schildert er z. B. einen Auftritt am Sterbebette eines Kindes, spricht von der Vielweiberei der Indianer und von der Erd- und Sternkunde der Odjibbewas, und schenkt den indianischen Reisenden, den indianischen Läufern, dem Verkehr der Pelzhändler mit den Indianern und dem Muschelhandel besondere Kapitel. Der ganze erste Abschnitt schließt mit einem Gegenstande, der neuerdings viel Beachtung gefunden hat, mit der Zeichensprache und Bilderschrift der Indianer, von welchen der Verfasser hier und später vielfache Proben mittheilt. Die wohldurchdachte Entwickelung dieses für die Sprachphilosophie so wichtigen Themas hier wiederzugeben verbietet uns der Raum; aber vielleicht ist es nicht unangemessen, wenn wir einige Beispiele in den eigenen Worten des Verfassers anführen.

„Wenn sie von dem Zeitabschnitt eines Tags sprechen, so fahren sie mit dem Finger über das ganze Himmelsgewölbe langsam hin, fangen dabei am Osthorizonte an, streichen über

den Zenith weg und lassen die Hand wieder am Westhorizonte sinken. Dies ist das Zeichen oder der Gestus für «einen Tag».

„Fällt ein Schuß in der Erzählung, so stoßen sie gewöhnlich einmal mit dem Rücken der rechten Hand in die flache Linke, daß es ein wenig klatscht. Aber nicht sehr laut.

„Ist von einer Reise zu Pferde die Rede, so setzen sie wol die zwei Vorderfinger der rechten Hand reitend auf den Zeigefinger der linken und lassen beide die galopirenden Bewegungen des Pferdes machen. Ist es eine Reise zu Fuß, so spazieren dabei die besagten beiden Vorderfinger allein einigemal durch die Luft.....

„.... Aber die Zeichensprache entwickelte sich auch weiter. Sie ließ sich auch auf sichtbare Darstellung abstracter Begriffe ein. Und da mußte denn natürlich vieles conventionell werden. Wollte man z. B. den Begriff „schön" ausdrücken, so ließ sich das nicht nachahmen wie z. B. ein Flintenschuß mit dem Schlage der Hand. Man konnte aber über ein Zeichen für den Ausdruck dieses Begriffs sich verabreden. Wunderbarerweise sind die Indianervölker alle über die Annahme desselben Zeichens einig geworden. Wenn sie andeuten wollen, daß sie ein „schönes" Weib sehen, so fahren sie dabei einmal mit der flachen Hand sanft und leicht durch die Luft, als wollten sie die Wellenlinien nachahmen. Selbst das Geschlecht, ob Mann oder Weib, ließ sich gewiß ganz verschieden andeuten. Allein es ist allgemein, daß sie, wenn von einer Frau die Rede sein soll, sich mit den flachen Händen einmal über das Gesicht und den ganzen Körper hinabfahren, als wollten sie lange wallende Kleider, oder die schönen Contouren des weiblichen Körpers bezeichnen. Dieses Streichen übers Gesicht steht überall für ein «Mitglied des schönen Geschlechts»....

„Der Begriff von großer Zahl oder «viel» wird durch ein mehrmaliges Ausgreifen mit den Händen in die Luft angedeutet. Die Bewegung dabei ist ähnlich der Bewegung der Hände unserer Tänzerinnen, wenn sie die Castagnetten schlagen.

„«Wenig» oder «gar nichts» deuten sie dadurch an, daß sie die eine Hand über die andere wegstreichen lassen.

„Ganz sonderbar, aber ganz allgemein ist das Zeichen der Verwunderung bei den amerikanischen Indianern. Sie halten nämlich dabei die hohle Hand vor den Mund, den sie eine Zeit lang dahinter verbergen. Dies ist aber, vermuthe ich, nur ein Quidproquo, das eigentliche Zeichen, nämlich der vor Verwunderung aufgesperrte Mund steckt dahinter. Die Hand führen sie zum Munde und das Gesicht wird dahinter verborgen, weil es überhaupt unschicklich ist, Emotion oder Verwunderung zu zeigen."

Die Briefe des zweiten Abschnitts, welcher die Aufschrift „Die Bai" führt, sind „von der Anse" datirt. So heißt nämlich eine große spitze Bucht, welche die Halbinsel Keweena mit dem Festlande bildet und in deren innerstem Winkel sich die indianischen Missionen befinden. Da dieser versteckte Winkel kaum jährlich einmal von einem größern Schiffe besucht wird, so mußten sich der Verfasser und sein Begleiter, der dortige katholische Missionar, dessen er bereits in der Reisebeschreibung rühmend gedacht hat, entschließen, die Halbinsel à la voyageur zu durchreisen, d. h. theils zu Fuß, theils mit Benutzung einiger Flüsse und Seen per Rindencanoe. Sie nahmen den canadischen Voyageur du Roy, welcher das Reisegepäck nach Sitte dieser erstaunlich kräftigen Menschenklasse mit der Stirn und dem Nacken trug, als Dolmetscher mit, marschirten auf grundlosen Wegen durch den von buntgefiederten canadischen Rebhühnern wimmelnden Urwald; in dessen Lichtungen sie ein paar irländische Ansiedlerfamilien trafen, welche sie mit einem eigenthümlichen Urwäldlergetränk, dem sogenannten Fichtennadelbier, regalirten, und erreichten am Abend den 15 Meilen breiten Fackelsee, über den sie zur Nacht auf einem gemietheten Birkencanoe fuhren. Dieser See geht durch einen engen Fluß in den sogenannten Portage-Lake über, an dessen Ufer sie bei einem französischen Ansiedler übernachteten, der aber weder zu essen noch zu trinken, weder Betten noch Stroh, noch Heu hatte. Unter neuen Mühseligkeiten, die aber nicht entfernt an das heranreichten, was der katholische Missionar auf einer abenteuerlichen Winterreise durch diese Gegenden und über den See zu erdulden gehabt hatte, setzte man am andern Morgen die Fahrt auf den Seen und Flüssen zwischen den wilden Wiesen und Wäldern fort und erreichte endlich durch die sogenannte Portage-Entry die Anse, an der sich auf verschiedenen Seiten der Bucht eine katholische und eine protestantische Mission gegenüberliegen. Der Verfasser quartirte sich hier bei einem Halbindianer ein, machte von da aus täglich kleine Ausflüge und sammelte dabei eine Anzahl interessanter Sagen und Erzählungen, die er im Folgenden zugleich mit den Nebenumständen berichtet, unter denen sie ihm mitgetheilt wurden.

Die erste dieser Erzählungen: „Eine indianisch-christliche Legende", hat die Geschichte des ersten Menschenpaars zu ihrem Gegenstande und ist besonders durch die eigenthümliche Art und Weise interessant, wie die indianische Phantasie die biblische Mythe verarbeitet und weiter ausgeführt hat.. Von den drei nächsten Erzählungen, die sich als „Träume", d. h. als Producte einer erregten indianischen Einbildungskraft geben, schildert die erste einen Besuch bei der Sonne; die andere den Seelenweg in das himmlische Paradies, welches die Indianer in den fernen Westen verlegen; die dritte den „Lebenstraum" eines jungen Indianers bei Gelegenheit der feierlichen Fasten in der Einsamkeit, durch die sich der Knabe zum Eintritt in das erwachsene Alter zu befähigen und zu legitimiren hat; den verzückten Visionen, welche in diesem Zustande die geistige Aufregung im Verein mit der körperlichen Schwäche herbeiführt, pflegt der Indianer eine prophetische Vorbedeutung für sein ganzes Leben zuzuschreiben. „Menaboshu und die Sündflut" führt die interessanteste Gestalt der ganzen indianischen Mythologie ein, einen Halbgott, der bald als Prometheus, bald als Hercules, bald als Rübezahl oder Eulenspiegel auftritt und in dem der Indianer das Urbild seines eigenen Wesens anschaut und verehrt. Der Hauptinhalt dieser Sage von der Sündflut, wie sie der Verfasser aus dem Munde einer alten Indianerin vernahm, ist folgender:

Die Thiere waren von jeher die Verwandten und Vettern von Menaboshu. Als er einstmals schlechte Zeiten hatte, weil die Jagd unergiebig war, ging er zu den Wölfen hinaus, die ihm zu essen gaben und sie auf die Jagd zu begleiten erlaubten. So wirthschafteten sie zehn Tage miteinander. Da kamen sie an einen Kreuzweg und wurden über die einzuschlagende Richtung uneins. Menaboshu ging seinen eigenen Weg und nahm nur den jüngsten Wolf mit, den er sein Brüderchen nannte und der ebenfalls mit großer Liebe an ihm hing. Die beiden Freunde richteten ihr Jagdlager mitten im Walde auf. Eines Tags aber ging der kleine Wolf, seines Freundes Warnungen in den Wind schlagend, auf das Eis des benachbarten Sees, den der Schlangenkönig, Menaboshu's ärgster Feind, bewohnte, brach ein und ertrank. Menaboshu verlebte den ganzen Rest des traurigen Winters in Einsamkeit und Betrübniß. Er wußte, daß der Schlangenkönig sein Brüderchen getödtet hatte, mußte aber seine Rache verschieben, bis der See im Frühling aufgethaut war. Als er zum See hinkam und noch die Fußtapfen seines Bruders erkannte, brach er in laute Klage aus. Sowie der Schlangenkönig das hörte, tauchte er mit seinem gehörnten Haupte aus dem Wasser hervor. Menaboshu verwandelte sich schnell in einen Baumklotz am Rande des Wassers. Der Schlangenkönig befahl einem seiner Trabanten hinzugehen und die Sache, die ihm verdächtig vorkam, zu untersuchen. Und diese riesige Schlange wand sich mit ihrem 20 Ellen langen Körper um den Baumklotz und preßte und zwängte ihn, um zu sehen, ob es etwas Lebendiges, oder ob es bloßes Holz sei. Dem Menaboshu knackten die Glieder im Leibe. Aber er hielt aus, gab keinen Laut von sich, und so beruhigten sich die Schlangen und sprachen: „Nein, er ist es nicht! Wir können unbesorgt schlafen. Es ist nichts als Holz!" Da es ein sehr heißer Tag war, so legten sie sich daher auch alle auf den Sand des

Ufers hin und schliefen ein. Kaum hatte die letzte Schlange ihre Augen geschlossen, so schlüpfte Menaboshu aus seinem Baumklotze hervor, griff zu seinem Bogen und Pfeil und schoß den Schlangenkönig nieder. Auch drei seiner Söhne durchschoß er mit Pfeilen. Da wachten aber die übrigen auf und schrien, indem sie ins Wasser zurückschlüpften: „Wehe! Wehe! Menaboshu ist unter uns, Menaboshu tödtet uns!“ Sie machten einen entsetzlichen Lärm im ganzen See und peitschten das Wasser mit ihren langen Schwänzen. Die unter ihnen, welche am stärksten in der Zauberei waren, holten auch ihre Medicinsäcke hervor, banden sie los und streuten den ganzen Inhalt, alle ihre Zaubermittel, am Ufer und ringsumher im Walde und in der Luft aus. Da fing das Wasser in trüben Wirbeln an zu kreisen und zu schwellen. Der Himmel bedeckte sich mit Wolken und heftige Ströme von Regen schossen aus der Höhe herab. Die ganze Umgegend, die halbe Erde wurde überschwemmt, am Ende die ganze, weite Welt. Der arme Menaboshu war längst, bis in den Tod erschreckt, geflohen. Er hüpfte von einem Berge zum andern wie ein scheues Eichhörnchen und wußte sich nirgends zu lassen. Denn die schwellenden Fluten folgten ihm überall hin. Endlich entdeckte er einen sehr hohen Berg, auf den er sich rettete. Aber auch dieser Berg wurde bald überflutet. Auf seinem äußersten Gipfel stand ein 100 Ellen langer Tannenbaum, und an diesem stieg nun Menaboshu empor. Er kam bis in die letzte Spitze, das Wasser ihm immer nach. Es reichte ihm schon bis an den Gürtel, bis über die Schultern, bis an den Mund. Da plötzlich stand es still, entweder weil die Schlangen ihre Zaubermittel und Hülfsquellen erschöpft hatten, oder weil sie dachten, es sei nun genug und Menaboshu könne ihnen nirgends mehr entwischt sein. Allein Menaboshu, so ungemächlich auch seine Lage sein mochte, hielt aus und stand fünf Tage und fünf Nächte auf seiner Tanne, zerbrach sich aber vergebens den Kopf darüber, wie er sich forthelfen solle. Endlich am sechsten Tage sah er einen einsamen Vogel — es war ein Loon — auf dem Wasser schwimmen. Er rief ihn zu sich und sprach zu ihm: „Bruder Loon, du geschickter Taucher! Thue mir den Gefallen und tauche einmal in die Tiefe, und sieh nach, ob du die Erde, ohne die ich nicht leben kann, noch zu finden vermagst, oder ob sie gänzlich ersäuft ist.“ Der Loon that es. Er tauchte mehreremal hinab. Aber er konnte nicht tief genug hinabgelangen und kam immer wieder unverrichteter Dinge hervor, indem er die Trauerbotschaft brachte, die Erde sei nicht zu finden. Menaboshu wäre beinahe verzweifelt. Doch sah er am folgenden Tage den erstarrten Körper einer kleinen Moschusratze von den Wellen zu sich herangetrieben. Er haschte sie, nahm sie in die Hand, und indem er sie warm anblies, brachte er sie wieder zum Leben und sprach zu ihr: „Brüderchen Ratze, wir können beide ohne Erde nicht leben. Tauche hinab ins Wasser und bringe mir, wenn du kannst, etwas Erde herauf. Wenn es auch nur wenig ist, wenn es auch nur drei Sandkörner wären, ich werde dir und mir schon etwas daraus zu bereiten wissen.“ Das gefällige Thierchen tauchte sogleich hinab und kam nach langer Zeit wieder zum Vorschein. Aber es war todt und schwamm auf dem Wasser. Menaboshu fing den Körper ein und untersuchte die Pfötchen. In dem einen Vorderpfötchen entdeckte er ein paar Sand- oder Staubkörner. Er nahm sie heraus, trocknete sie in seiner Hand an der Sonne und blies sie dann weg übers Wasser, und wo sie hinfielen, da blieben sie schwimmen und wuchsen und vergrößerten sich infolge der Kraft des Erdreichs, die ihm entweder angeboren oder von Menaboshu's Zauberathem eingeblasen war. Es entstanden erst kleine Inselchen. Diese wuchsen schnell zu größern aneinander. Endlich konnte Menaboshu von seinem unbequemen Baumsitze aus auf eine dieser Inseln hinausspringen. Er schiffte auf ihr wie auf einem Floß umher, half den andern Inseln sich zu nähern und zusammenzuwachsen und es wurden am Ende große Länder und Continente daraus. Emsig und thätig marschirte er nun hin und her, um alles wieder einzurichten und die Natur in ihrer frühern Schönheit herzustellen. Er fand hier und da kleines Wurzelwerk und Pflänzchen, die das Wasser anspülte. Er pflanzte sie ein, und so kamen wieder Grasfelder und Gebüsche und Wälder. Auch wurden viele der erstarrten Körper von Thieren ans Ufer gespült. Menaboshu sammelte sie alle sorgfältig auf, blies sie an und machte sie lebendig. Er redete zu ihnen und sprach: „Geht nun jeder an seinen Platz.“ Und so ging ein jedes an seinen Platz. Die Vögel nisteten in den Bäumen, die Fische und die Biber wählten sich die kleinen Waldseen und Flüsse, und die Bären und andere Vierfüßer streiften auf dem Festlande. Menaboshu hatte eine große Meßschnur in der Hand, und er ging hin und lief auf der ganzen Erde herum und maß alles aus. Er bestimmte die Länge der Flüsse, die Tiefe der Seen, die Höhe der Berge und die Gestalt der Länder, damit alles in guter Proportion sei. Diese Erde war denn auch auf der Welt das erste Land, das die Indianer zu bewohnen kamen. Die frühere vom Wasser ersäufte Erde hatten blos Menaboshu und die Wölfe und der Schlangenkönig mit seinen Ungethümen bewohnt.

Was uns zu einer ausführlichen Mittheilung dieser Erzählung veranlaßte, ist das mythologische Interesse derselben. Aesthetisch befriedigender durch größere Abrundung wirkt die Fortsetzung der Sage in der nächsten Erzählung: „Menaboshu und sein Freund das Murmelthier“, die „Geschichte des Vogels Loon“, wo Menaboshu in der Rolle des Propheten Jonas erscheint, und die „Sage von der Entstehung der Bären“, in der jedoch ein anderer Menaboshu, ein Enkel des vorigen, handelnd auftritt. Von dem Gebiet der mythologischen in das der historischen Sage geht der Verfasser über in der „Sage von der Ankunft der Weißen“. Hieran schließen sich Bemerkungen über die Lieder der Objibbewas und der canadischen Voyageurs. Von den erstern ist wenig zu sagen. Sowie die Indianer sich in die eigentliche Sphäre metrischer und von taktgerechter Musik begleiteter Dichtung aufschwingen, werden sie äußerst lakonisch. Ihre Lieder bestehen fast immer nur aus einem Verse und einem oder zwei Gedanken, denen nur die Umstände, unter denen sie entstanden sind und die poetischen Lebenssituationen, in denen sie gebraucht werden, einen Schimmer von dichterischem Werthe verleihen. Auch von den Chansons der Voyageurs würden viele in einem gedruckten Buche keine Figur machen, sie sind aber um so wirksamer im Leben. Es lassen sich darunter zwei Klassen unterscheiden, alte vor 200 Jahren aus Frankreich mit herübergebrachte Chansons, die von hohem literargeschichtlichen Werthe sind, und auf amerikanischem Boden erwachsene Producte, mit denen sie alle ihre Verrichtungen, den Fischfang, die schwere Ruderarbeit, die geselligen Vereine am Feuer, begleiten und schmücken. Die Ruderlieder werden nach dem durch die Art des Ruderschlags bedingten Takt und Tempo der Melodie klassificirt und theilen sich in chansons à l'aviron, chansons à la rame, chansons de canot à lège u. dgl., je nachdem es mehr auf Gewandtheit oder Kraft oder Schnelligkeit ankommt. Eine andere Art Lieder, die mitunter eine tiefere Poesie enthalten, sind die sogenannten Complaintes, die Plants der alten Troubadours auf amerikanischen Boden übergetragen und hier anfangs wirklich als Klagelieder Verbannter ihren Namen rechtfertigend. Sie sind eine Art populärer und elegischer Romanzen, die noch immer meist tragische Ereignisse feiern, wie die berühmte auf den Hungertod Jean Cuyeur'.

Dieser Abschnitt schließt wiederum mit einer Reihe interessanter Miscellen, von denen wir nur die Geschichte von der Bestrafung eines indianischen Stammes wegen gottloser Verschwendung, die Mittheilungen über Obrigkeit und Strafe, über Asyle, Freundschaftsbündnisse, Namengebung und Kindererziehung, Geisterklopfen und Giftmischerei und den Traum eines Indianers vom Paradiese der Christen beispielsweise erwähnen, und mit zahlreichen Proben indianischer Bilder- und Notenschrift.

Der dritte Abschnitt führt die Aufschrift: „Die Katarakten.“ Die Briefe sind aus Rivière au Desert an den Stromschnellen des St.-Marienflusses datirt, welcher bekanntlich den Obernsee

mit dem Huronensee verbindet und über dessen Entstehung die vom Verfasser mitgetheilte Sage vom Felsen Biberkopf berichtet, in der abermals Menaboshu als Hauptacteur auftritt. Die Reise von der Anse war wieder reich an wichtigen Beobachtungen, z. B. über die indianische Küche, über den Fischfang bei Fackelschein und die abenteuerliche Lebensweise der Missionare. Der Aufenthalt in dem Zelte seines geistlichen Freundes in Rivière au Desert war für den Verfasser ebenfalls reich an interessanten Erfahrungen. Er zählt uns die Waldfrüchte jener Gegenden auf, beschreibt uns das Künstleratelier einer Familie, wo der Mann indianische Pfeifenköpfe schnitt, während die Frau sich mit Stickereien aus Stachelschweinsnadeln beschäftigte, gibt uns eine ausführliche Schilderung der Fischerei, die hauptsächlich mit Speeren betrieben wird, und weiht uns in die Geheimnisse der Construction und des Gebrauchs der Schneeschuhe und Schlitten ein.

In „Krieg und Frieden" gewinnen wir einen umfassenden Einblick in die Hauptpotenzen und Hauptvorgänge des indianischen Volkslebens sowie in das Verhältniß der verschiedenen Stämme untereinander. Ein besonderer Brief ist den Windigos gewidmet. Die Windigos sind Menschen, die durch Hunger und Noth so weit gebracht werden, ihresgleichen zu verzehren. Wer zu diesen scheußlichen Existenzmitteln hat greifen müssen, der wird von den Indianern mit Schrecken und Abscheu gemieden, durch diese feindselige Stellung zur Gesellschaft vielleicht nochmals in dieselbe Verlegenheit und Versuchung gedrängt, und auf diesen Verdacht hin als vogelfrei betrachtet und zu Tode gehetzt. Es ist nicht zu leugnen, daß, wie der Verfasser an mehreren Beispielen nachweist, derartige Fälle von Kannibalismus vorkommen, aber es mischt sich auch viel Aberglauben in die Sache und dann werden durch diesen Aberglauben Windigos auf dieselbe Weise geschaffen, wie bei uns im Mittelalter der Hexenglaube Hexen ins Dasein rief. Jedenfalls ist dieses Kapitel auch von hoher psychologischer Bedeutung.

„Die alten Zeiten" ist eine Vergleichung der Lage der Indianer im Zustand der Unabhängigkeit und unter den Franzosen, Engländern und Amerikanern, die sie als das goldene, silberne, eherne und eiserne Zeitalter ihres Volks zu bezeichnen vielleicht mehr Recht haben als alle übrigen Nationen, deren Unzufriedenheit mit ihrem gegenwärtigen Lose die Vergangenheit in einem zu rosigen Lichte erscheinen läßt.

Der zehnte Brief enthält die Lebensbeschreibung eines großen indianischen Häuptlings, Schinguakongse, dessen Grabmonument sich in Rivière au Desert befand. Er war der Sohn einer Indianerin und eines britischen Offiziers von schottischem Stamme, eine Mischung, die überhaupt eine besonders tüchtige Rasse abgeben soll. Die Mutter, welche ihm später einen harten Stiefvater gab, erzog ihn unter den Indianern und nach indianischer Weise. Das Kind „hatte von Jugend auf starke und gute Träume", oder mit andern Worten, es war ein geweckter und begabter Knabe, der sich schon frühzeitig durch Enthaltsamkeit auszeichnete. Er wurde sich bald seines höhern Berufs bewußt und erhielt, nachdem er die Verbindung mit seinem Vater wieder angeknüpft hatte, in dem Kriege der Engländer mit den Amerikanern Gelegenheit sich auszuzeichnen. Seinen geschickten „Träumen" verdankten die Briten die Eroberung des Forts Mackinaw, und der englische General ertheilte ihm zur Belohnung dafür eine „Cheferie", machte ihn zum officiellen Häuptling seines Stammes und verschaffte ihm zahlreiche Medaillen, die er jedoch stets an seine jungen Krieger und Freunde verschenkte. Er war in allen Angelegenheiten auf Seite der Briten und blieb diesen, seine alte Heimat, die an die Amerikaner abgetreten wurde, verlassend, bis an sein Ende treu. Außerdem war er beständig in die Händel seiner eigenen Stämme verflochten und führte mehr als eine Expedition ins Siouxland zum Mississippi hinüber. Natürlich war er auch ein gewaltiger Jäger und großer Medicinmann. Später wurde er Christ und entsagte dem Aberglauben, der ihm sein ganzes großes Vermögen gekostet hatte. Seine große heidnisch-indianische Bibliothek, welche der Verfasser lebhaft zu sehen wünschte, hat er jedoch vor seinem Tode selbst zerstört.

Der Rest des Buchs bietet wiederum eine Sammlung indianischer Schriftzeichen und eine Anzahl gemischter Aufsätze, unter denen namentlich die über die Wanderungen und Streiche des Bären und über die Kunst des Birkenrindenbeißers Beachtung verdienen.

Dies ist der wesentliche Inhalt des Buchs. Wir brauchen jedoch kaum hinzuzufügen, daß sein Hauptreiz in der gelungenen Darstellungsweise und überhaupt in der ungemein glücklichen Beherrschung der Form zu suchen ist. 7.

Der Karlistengeneral Gomez.

Miguel Gomez. Ein Lebenslichtbild. Von Wilhelm Baron von Rahden. — A. u. d. T.: Supplement zu: Wanderungen eines alten Soldaten. Dritter Theil. Aus Spaniens Bürgerkrieg. 1833—40. Mit einem Facsimile. Berlin, Decker. 1859. Lex.-8. 15 Ngr.

Wer hätte die „Wanderungen eines alten Soldaten" nicht mit lebhaftem Interesse verfolgt! Der vierte Theil läßt noch immer auf sich warten, das Manuscript dazu ist fertig, aber theils zufällige, theils nicht zu beseitigende Hindernisse verzögern dessen Herausgabe und der Verfasser läßt einstweilen das Lebenslichtbild „Miguel Gomez", welches eine Episode im vierten Theile bilden sollte, als Supplement zum dritten erscheinen. Dabei nimmt er die Gelegenheit wahr, um für den Fall, daß jener vierte Theil wider Erwarten als Memoires d'outre tombe, d. h. nach seinem Tode, ans Licht der Oeffentlichkeit treten sollte, im voraus gegen jede spätere Correctur oder beliebige Abänderung des Erzählten zu protestiren. Solch literarisches Attentat, das gegen seine Absicht „nur strenge Wahrheit zu berichten", geschehe, werde übrigens leicht herauszufinden sein, wenn man die Ausdrucksweise und Tendenz des Originals im Auge behalte. Aufmerksame Leser werden so willkürliche Verstümmelungen wol erkennen, aber schwer bleibt es immer, wenn sie geschickt angestellt sind. In Italien hält man den ganzen, im correcten Französisch geschriebenen Brief Orsini's für gefälscht und doch glaubt die Welt an seine Echtheit — ohne alle Vergleichung gesagt mit dem Werke eines deutschen Edelmanns, der für die legitime Sache gekämpft hat!

In dem spanischen Kriege hatte Zumalacarregui für die Sache seines Herrn den Kampf auf die baskischen Provinzen und Navarra beschränkt. Nach seinem Tode wurde das Princip geändert. Es begannen zahlreiche Expeditionen in das Innere Spaniens, deren unglückliches Endresultat allerdings nur die Richtigkeit von Zumalacarregui's Kriegsweise schlagend bewies. Don Miguel Gomez, 1790 in Andalusien geboren, früher schon Bataillonschef, später verabschiedet und dann im karlistischen Heere schnell zum General aufgestiegen, wurde mit fünf Bataillonen Infanterie, zwei Escadrons und zwei Berggeschützen, im ganzen mit 2890 Mann, abgeschickt, um in Asturien und Galicien das königliche Banner aufzupflanzen. Bekleidung, Bewaffnung und Fechtweise war durchaus den herrschenden Begriffen von leichten Gebirgssoldaten entsprechend: grau tuchener Capot, dergleichen oder leinene Pantalons (ganz so gegenwärtig Garibaldi's Freischaren), rothe Baskenmütze in der Deckelform eines Barets und wasserdicht, Hanfsandalen, bloßer Hals, ein grau leinener Sack (Moral) für Wäsche und Kleidung, in welchem auch ein Theil der Patronen fortgeschafft wurde, ein englisches Infanteriegewehr, dessen Bajonnet stets an der Seite getragen, Patrontasche vorn um den Leib geschnallt. Die Fechtweise ist fast immer in gänzlich aufgelösten Guerrillatrupps, ohne alle Schule, meistens sogar ohne Soutiens; dabei geschickte Terrainbenutzung weniger, als brutale Nichtbeachtung der Gefahr und hämische Verschlagenheit. So charakterisirt der Verfasser die Schar, mit welcher Gomez auszog. Seinen Helden schildert er, mit seiner andalusischen Abkunft im Widerspruch, als blond, blauäugig, von breiten, etwas gewöhnlichen Gesichtszügen, mit

spärlichem Bart und gutmüthigem Ausdruck, fleischigem Körperbau und anscheinender Wohlbehäbigkeit. Selbst in seinem Charakter habe etwas Weiches, fast Weibisches gelegen, das sonst den Spanier durchaus nicht kennzeichnet. Im Umgange von der liebenswürdigsten Leutseligkeit, sanft, stets verträglich und versöhnlich, sei er dagegen im Dienste pünktlich gehorsam, unverbrüchlich treu seiner eigenen Ehre gewesen und habe streng auf Disciplin und Subordination gehalten. Die Hauptursache, weshalb man ihm die Führung der Expedition anvertraut, sei wol das Gefecht von Guernica im Frühling 1836 gewesen, in welchem er, zum ersten mal selbständig befehligend, Espartero besiegt habe.

Aus seinem Exil zu Bordeaux, wo er, arm und alt, die ihm unter Bedingungen gebotene Amnestie verschmähend, noch lebt, hat Gomez dem Verfasser durch einen Freund des letztern, den neapolitanischen Generalconsul von Meyer, sein eigenhändiges Tagebuch über jenen denkwürdigen Zug als freundliches Andenken übersandt. Das in demselben enthaltene Marschitineraire ist der vorliegenden Darstellung als Grundlage gegeben, der Verfasser folgt ihm Tag für Tag und begleitet diese Details mit seinen eigenen Betrachtungen, wie auch mit andererseits entnommenen Erläuterungen, letztere besonders aus dem Werke des jetzigen Obersten von Goeben: „Vier Jahre in Spanien", und den „Mémoires sur la guerre en Navarre" des Obersten Molard. Militärs von Fach werden das Itineraire mit Hülfe einer guten Karte von Spanien gewiß mit Interesse verfolgen. Erregte der Zug des tapfern und kühnen Kriegers doch seinerzeit selbst den lebhaftesten Antheil des Kaisers Nikolaus von Rußland, dessen erste Frage beim Lever war: „Wo steht der brave Gomez?" Der diensthuende Generaladjutant mußte mit goldener Nadel die jedesmalige Stellung des karlistischen Feldherrn auf der Karte bezeichnen. Es galt dem Princip der Legitimität, das jener starke Geist überall sieghaft wünschte.

Wir können die Einzelheiten des interessanten Werks nicht in die Betrachtung d. Bl. ziehen. Ein allgemeiner Ueberblick wird genügen. Nachdem Gomez in Asturien wenig Anklang gefunden, wurde er in Galicien mit um so größerm Enthusiasmus empfangen. Trotz der gewaltigen Uebermacht seiner Gegner, die in mehreren Colonnen ihn verfolgten, wußte er sie stets durch unerwartete Märsche zu täuschen, drang im August in das Königreich Leon ein und versetzte nun den Krieg in das Innere der Halbinsel. In einem glänzenden Gefecht bei Matilla vernichtete er die Division des Generals Lopez, sodaß nur zwei Ulanen entkamen, welche die Schreckensnachricht nach Madrid brachten. Lopez, ein geborener Mulatte, früher ein gut renommirter Cavalerieführer, folgte seiner Division im bequemen Wagen und wurde in Civilkleidern gefangen. Es ist derselbe, der später als Abenteurer auf Cuba landete, um es für die Nordamerikaner zu erobern, wobei er aber gefangen und garotirt, d. h. mit glühenden (?) Halseisen erdrosselt wurde. Gomez setzte unaufhaltsam seinen Marsch nach Aragon fort, drang in das Königreich Valencia ein, wo er sich mit Cabrera vereinigte, und wandte sich dann, trotz einer Niederlage bei Villarobledo nach Andalusien. Siegreich durchzog er Sevilla, Cordova, Jaen und Granada, und gelangte bis an die Südspitze der Halbinsel; vor Gibraltar angelangt, fanden die fliehenden Christinos Schutz unter den englischen Kanonen, welche die Karlisten mit Kartätschen empfingen! Er hatte in zwölf glücklichen und sechs unglücklichen Gefechten tüchtig bestanden, sechs befestigte Hauptstädte mit unermeßlichem Kriegsmaterial genommen und sehr viel Geld als Contribution erhoben, über 20000 Gefangene gemacht, zehn Bataillone und drei Escadrons in den verschiedenen Provinzen organisirt und, die Hauptendenz seines Zugs, die Sympathien des Volks für den rechtmäßigen Herrscher überall theils geweckt, theils sorglich gepflegt. Gefangene freilich, die den Gewaltmärschen nicht folgen konnten, wurden auch hier zuweilen nach spanischem Kriegsrecht erschossen. Gomez schlug einmal seinem Gegner Alair Auswechselung vor, dieser erwiderte aber: die Gefangenen wären seiner Partei todt, möchten sie nur alle sterben!

Daß Gomez in seinem Tagebuche nie anerkennend über Cabrera spricht, der doch sicherlich der thätigste und entschiedenste Führer war, ist auffallend; wol hat er diesen jungen Liebling der Truppen etwas neidisch angesehen, aber es ist auch, wie der Verfasser bekundet, Thatsache, daß kein einziger von den karlistischen Generalen für Cabrera eingenommen gewesen, was doch etwas gegen ihn spricht. Cabrera trennte sich in Sevilla mit seiner Cavalerie wieder von Gomez, der jetzt nur noch 5000 Mann und 1000 Pferde zählte. Die feindlichen Generale unter denen nun zum ersten male Narvaez auftritt, hatten ihn mit 48000 Mann und 4000 Pferden umstellt und an das Meer gedrängt, Gomez schien verloren. Da krönte er sein wunderbares Werk durch einen echt xenophontischen Rückzug. Er schlug die eine feindliche Colonne, täuschte die andere durch forcirte Hin- und Hermärsche, und machte sie alle durch sein kühnes Wagstück stutzig: ein Unternehmen führte er aus, das niemand für möglich gehalten hatte. Der Rückzug begann am 25. November in Arcos de la Frontera unweit Algeziras und endigte am 19. December bei Orduña in Viscaya, nach 159 Leguas (etwa $\frac{9}{10}$ deutsche Meile die Legua) ununterbrochener Märsche und Kämpfe, ohne einen einzigen Ruhetag zu haben. Der Verfasser theilt das eigene Urtheil des Generals Gomez über seinen Rückzug aus dem erwähnten Tagebuche mit, im Original und einer Uebersetzung, wobei nur zu bemerken, daß er seinem Vorsatze, Wort für Wort zu übersetzen, nicht treu geblieben ist und dadurch „den einfachen und doch so grandiosen Charakter des Originals" durch viele zugesetzte Worte, von denen im Texte keine Spur ist, wesentlich verändert hat. Bei einem mündlichen Vortrage, wozu ursprünglich diese Blätter bestimmt gewesen, mag das vor Zuhörern, welche nicht spanisch verstehen, gestattet sein, beim Druck aber hätte wol eine Correctur stattfinden müssen. Wir verstehen, daß bei dem mündlichen Vortrage diese Zusätze zur Erläuterung gedient haben, aber — verba volant, scripta manent! Daß im Text des Werks stets Division expeditionario statt des richtigen Genus steht, ist natürlich ein Druckfehler.

Den Weg, welchen die Expedition im ganzen während fünf Monaten und 24 Tagen zurückgelegt hat, berechnet der Verfasser auf 829 Leguas, Ruhetage und Gefechte eingerechnet $5\frac{1}{2}$ Legua pro Tag und Marsch! Hören wir nun den Lohn des Heerführers. Nachdem ihn der König huldvoll empfangen und ihm für seine ruhmvolle Expedition gedankt, wurde er beim Heraustreten von der Audienz arretirt, seines Commandos enthoben, und in das Fort Urquiola gesperrt, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Man klagte ihn an, seinen ursprünglichen Auftrag überschritten, dann aber gegen Befehl das südliche Spanien verlassen und dadurch das Scheitern des Unternehmens auf Bilbao veranlaßt zu haben; dazu kamen noch Beschuldigungen über Misbrauch, Vergeudung und selbst Veruntreuung königlicher Gelder, doch ist ihm das nie bewiesen worden. Als Maroto seinen scheußlichen Verrath methodisch vorbereitete, öffnete er auch die Kerker der politischen Gefangenen, um sich Freunde zu gewinnen; Gomez wurde frei, verschmähte aber jede Anstellung unter Maroto, wies später, als dieser sich demaskirte, das ihm angetragene zweite Commando der Armee mit Verachtung zurück und schloß sich den wenigen treu gebliebenen navarresischen Bataillonen zum Schutze der Person seines königlichen Herrn an, als dieser nach Frankreich übertrat. Dort lebt Gomez, der Greis, noch jetzt in einem Mansardenstübchen vierten Stocks in Bordeaux in bitterer Armuth und Entsagung. Der Verfasser schildert sein und der andern verbannten Spanier Leben mit ergreifender Wahrheit. Bei der allgemeinen Amnestie in spätern Jahren bot man Gomez zugleich eine halbe Million Realen unter der Bedingung, seinen Heldennamen obenan in die christinoschen Armeelisten eintragen zu lassen. Mit Abscheu und Verachtung wies er das Anerbieten von sich und blieb allein und verlassen zurück, während alle seine Landsleute in die geliebte Heimat zogen. „Mit eisgrauem Scheitel, von unnennbarer Bürde des Lebens gebeugt, den

Knotenstock zur Krücke geformt in zitternder Rechten, so erklimmt er jetzt mühsam seine Mansarde im vierten Stock, wo er schon 20 Jahre einer gerechten Vergeltung entgegenharrt; dort erhebt sich der hoffende Blick aufwärts, denn oben überm Sternenzelt findet er gewiß und wahrhaftig den verdienten Lohn für seine ungebrochene Treue!" So schließt der Verfasser das Lebenslichtbild, wie er es mit Recht genannt. Ueber die Vorzüge seiner Darstellung und der ihnen eingefügten militärischen Betrachtungen dürfen wir nur auf seine frühern, allgemein anerkannten Werke verweisen, die reichen Früchte seines eigenen, vielbewegten Lebens.

Karl Gustav von Berneck.

Die Vinetasage.

Die Existenz Vinetas in historischer und geologischer Hinsicht. Von G. Becker. Programm der Saldern'schen Realschule zu Brandenburg. 1858.

Weit verbreitet ist im deutschen Lande die Sage von der großen Wendenstadt an der Ostsee, die, einst blühend durch Handel und Gewerbfleiß vor allen Städten Deutschlands, dann im Meere unterging, deren Ueberreste aber der Schiffer bei klarer See noch tief unten im Grunde erblickt, deren Glockengeläute in der Stille des Tags zu ihm heraufklingt. Dichter haben die Sage wunderbar ausgeschmückt; aber daß die Erzählung mehr sei als eine Sage, das hat lange nicht blos das Volk, sondern das haben auch Geschichtschreiber angenommen, und noch heute wird ernstlich vielfach von der in der See untergangenen Stadt geschrieben. Und wie, sagen die Anhänger dieser Meinung, soll von selbst die Sage sich gebildet haben, soll sie gar keinen historischen Grund haben? Die anziehende Frage ist kürzlich gründlich in der oben angeführten Gelegenheitsschrift untersucht und zum Abschluß gebracht.

Zuerst berichtet der Chronist Helmold in seiner slawischen Chronik (nach 1168) von der untergegangenen Stadt Vineta; die reiche Stadt, sagt er, lag an der Mündung der Oder, ein dänischer König zerstörte sie gänzlich. Man findet aber leicht, daß Helmold nur den Geschichtschreiber Adam von Bremen (gest. 1076) abgeschrieben und das von demselben über Julin Erzählte auf die ihm ganz unbekannte Stadt Vineta übertragen hat. Der Dänenkönig Harald Blaatand starb 980 zu Julinum, seinen Tod aber verlegt Helmold nach Vineta. Es ist deshalb schon früh angenommen, daß die Verwechselung sich herschreibe von einer unrichtigen Schreibart von Julins ursprünglich slawischem Namen Jumne, latinisirt Jumneta, dies verschrieben in Vineta, und daß die Berichte sämmtlicher Chroniken einerlei Ursprung haben in einem Fehler Helmold's. Dieser Fehler Helmold's aber wurde aufgenommen und die Erzählung von der Größe der Stadt weiter ausgeschmückt von Albert Krantz (gest. 1517), ohne aber des Untergangs durch die Meeresfluten Erwähnung zu thun; aber ganz dasselbe, was er von der Pracht Vinetas berichtet, erzählt er von Julin. Dagegen berichtet, ihm folgend, J. Micrelius nun schon von dem Untergang Vinetas durch das Meer, worauf erst Julin die größte Stadt Europas geworden sei. Der Schöpfer zweier verschiedener Städte Vineta und Julin ist also Krantz; von da an beginnt eine chaotische Verwirrung von Vineta und Julin, Wollin und Jomsburg. Weiter geben Thomas Kantzow in seiner pommerschen Chronik (1531—42) und Chyträus schon specielle Pläne der Stadt; Chyträus erhielt seine Beschreibung von J. Lubechius, Bürgermeister von Treptow, der zu dem Fischerdorfe Damerow 1564 hinausfuhr und sich von einem alten Fischer allerlei Wunder in der Tiefe gläubig zeigen ließ. Noch wunderlicher war die Mittheilung von Kessenbrinks im Jahre 1771. Danach scheiterten in jenem Jahre auf den Trümmern von Vineta zwei holländische Schiffe, und zwar auf drei Pfeilern von Marmor, von denen der eine durch den Stoß aus seiner senkrechten Richtung in eine schiefe gebracht wurde, ohne daß er umstürzte. Die Unmöglichkeit des Ereignisses leuchtet ein.

Auf solche sich widersprechende Berichte, auf die oberflächlichsten Untersuchungen hin bildete man die abenteuerlichsten Erzählungen. So weiß Gebhard in seiner Abhandlung über Veneta (1691) von der großen Bildung der Einwohner zu erzählen, von der dortigen Akademie, von den Unterrichtsgegenständen, von den Sitten, von der Feuer- und Wasserprobe, von der herrschenden Gastfreundschaft, und erblickt die Trümmer der Stadt, Straßen u. s. w. im Meere. Besonders aber hat die Beschreibung von Jonathan Fischer in seiner deutschen Handelsgeschichte (1791), der Vineta das Haupt aller Handelsplätze, Mittelpunkt des Handels zwischen Polen, Russen, Tataren, Griechen und der westlichen Welt nennt, zu den größten Irrthümern Veranlassung gegeben; eine Zeit lang habe sie Palnatoke besessen, sie habe manchmal von dessen Burg Jomsburg geheißen, die Gothländer hätten die zwei ungeheuern metallenen Thore des Palnatoke weggeholt. Und doch war die Jomsburg bei Julin und Magnus von Dänemark zerstörte 1043 die Befestigungswerke.

Dagegen leugnete Sell in seiner pommerschen Handelsgeschichte die Existenz Vinetas überhaupt und bewies die Geringfügigkeit der Cultur und des Handels der Wenden damaliger Zeit, wie auch schon vorher das Dasein Vinetas von andern bezweifelt war. Es fehlte somit jedes geschichtliche Zeugniß für das einstige Dasein jener sagenhaften Stadt, und neuere Untersuchungen an Ort und Stelle haben ergeben, daß auch die in der Phantasie im Meere erblickten geordneten Fundamente nicht vorhanden sind. Der erfahrene Seemann Joachim K... beck, auf einer Fahrt nach Swinemünde in die fabelhafte Gegend von Vineta an die Küsten der Insel Usedom ... fand nur eine Sandbank von 4—5 Fuß unter dem Meere ... lichen Steinblöcken. Dann wurden die vermeintlichen Trümmer von Stettin und Swinemünde aus von einer Gesellschaft ... untersucht und die Trümmer erschienen nur als große Steinblöcke. Endlich ist 1836 das Riff durchforscht, es hat ... ein Eiland ungefähr $1/8$ Meile weit vom festen Lande in die Ostsee belegen, aus Granitsteinen bestehend, ergeben. Solche Flötze finden sich, wie geologische Forschungen beweisen, überall an der Oder. Sie sind ein Erfolg verschiedener ... mender Fluten; das dazu erforderliche Wasser hat auf den Karpaten, Sudeten, böhmischen Gebirgen und dem Harz ... Aufenthalt gehabt. Ferner kann da, wo Vineta gelegen haben soll, keine Meeresüberflutung stattgefunden haben, denn der Boden ist nicht vulkanischer Art, noch kann die Ursache im Einsturze weit ausgebildeter Kalkschlotten gesucht werden.

Die Sagen der Vorzeit, sagt man mit Recht, dürfen nicht der Beachtung unwerth gehalten werden. Indeß es existirt keine Sage von Vineta, es beschränken sich alle Erzählungen des Volks darauf, Vineta sei untergegangen, weil die Bewohner zu gottlos gewesen seien. Wie kann man aus den Liedern auf historische Facta schließen? Wo sich große ... in bedeutender Anzahl finden, hat auch sonst die Sage von versunkenen Stadt gefabelt. Nicht jede Sage ist ehrwürdig, die Vinetasage durchaus nicht.

Zur Schiller-Stiftung.

Das „Bremer Sonntagsblatt" enthielt in Nr. ... der Ueberschrift „Zur Schillerfeier" eine Mahnung ... der Schiller-Stiftung, worin unter anderm hervorgehoben ... was in andern Ländern, sogar in dem kleinen Dänemark ... land nicht zu vergessen), schon seit einer langen Reihe von Jahren geschehen ist, um verdienten Schriftstellern in ... ten Nothlagen, z. B. bei Krankheiten, im höhern Alter ... oder ihren Hinterlassenen zu Hülfe zu kommen. Dieses Kapitel auch in d. Bl. wie anderwärts schon ... belt, als daß wir hier noch einmal ausführlich darauf kommen sollten. Vor allem erfreute uns die Nachricht ... von Dickens, Bulwer und dem verstorbenen Douglas ... projectirte „Guild of literature and art" nicht, ... die Vermuthung aussprachen, als gescheitert ...

darf, insofern es richtig ist, was der Verfasser des betreffenden Artikels sagt: „Charles Dickens und Bulwer haben in London noch ein zweites Asyl für das Alter und die Noth der Schriftsteller begründet, haben zu hohen Eintrittspreisen Komödie gespielt und dafür eine bedeutende Summe Geldes gewonnen, die jetzt jährlich durch neue Spenden der in solchen Dingen sich immer großartig bewährenden Engländer vermehrt wird." Man macht eben nie viel Lärm von solchen Dingen in England. Uebrigens soll zu den schon bestehenden oder im Werden begriffenen Stiftungen dieser Art, wie wir in einem englischen Blatte lasen, noch eine neue treten, für die bereits 100 Gentlemen Beiträge unterzeichnet haben sollen, etwa 20 davon jeder 100 Pf. St. Man hofft bald 10000 Pf. St. zusammenzuhaben und dann die Siftung in Activität treten zu lassen. Der Plan dazu ist von der Royal society ausgegangen und zwar in der Absicht, eine entschiedenere literarische Tendenz dabei zu verfolgen als der Royal literary fund, dem man vorwirft, zu sehr zum „workhouse level" herabgesunken zu sein.

Beachtenswerth erschienen uns in dem citirten Aufsatz des „Bremer Sonntagsblatt" auch folgende Bemerkungen über die gegenwärtige Stellung der deutschen Schriftsteller: „In Wien hat man allerdings immer einen freundlichen Sinn für das schriftstellerische Talent gehabt. Noch jetzt sind die dortigen Dichter Castelli, Grillparzer, Seidl, Bauernfeld, Halm, Mosenthal, Kompert u. s. w. mit Staatsanstellungen von größerer oder geringerer Einträglichkeit bedacht. Auch Würtemberg gab Hackländer eine gesicherte Lebensstellung; König Max in München berief eine Anzahl Namen, die von ihm sogar nur mit großen Schwierigkeiten den Ultramontanen und Altbaiern gegenüber in ihren Stellungen erhalten werden konnten. Im allgemeinen aber ist die Lage eines Schriftstellers in Deutschland die precärste. Die Gunst der Fürsten und Regierungen wird nur nach langen Bitten oder auf Empfehlung der gerade in Cabineten oder an Höfen genehmen Gesinnungen ertheilt; Herr von Redwitz war nicht in Verlegenheit, im bairisch-österreichischen Süden Gunst und Anerkennung zu finden; auch Scherenberg fand sie, aber doch nur durch eine so entschiedene Färbung seiner Arbeiten, wie sie eben nicht in jedes besonderer Neigung oder Ueberzeugung liegt. Wir könnten eine lange Reihe von Namen, sowol aus der schönwissenschaftlichen wie publicistischen Sphäre aufführen, die niemals Hoffnung haben dürften, selbst für den Fall, daß z. B. eine plötzliche Paralyse ihre Hand oder ihren Geiste lähmte, auch nur die Spitalkosten von einer jener Stellen her zu bekommen, wo es heißen würde, wie Friedrich II. von seinem Kämmerer sagte: «Dafür hat Buchholz kein Geld nicht!»"

Nun, wir haben jetzt die Schiller-Stiftung, und dem Himmel sei Dank, sie gedeiht und wächst, und es ist nur noch zu wünschen, daß die Schriftsteller der ihnen gezeigten Achtung sich dadurch würdiger machten und die Aufgabe der Stiftung dadurch erleichterten, daß sie den unter ihnen noch so häufig anzutreffenden uncollegialischen animus nocendi et injuriandi mehr und mehr abzulegen sich bemüht zeigten. Ich erinnere mich noch gar wohl, mit welchen zum Theil albernen, zum Theil gehässigen Einwendungen man meinen frühern Vorschlägen zu einer solchen Stiftung entgegentrat: sie seien ganz und gar unpraktisch, wenigstens unausführbar in Deutschland; das sei Bettelei; man dürfe die schwarze Wäsche des Schriftstellerstandes vor dem Publikum nicht auslegen; die Klagen seien gänzlich unbegründet; das Talent breche sich doch Bahn, und es sei ganz in der Ordnung, daß der minder Begabte, und habe er Weib und Kind, verkomme und verderbe u. s. w. Jetzt ist die Stiftung accreditirt, und seitdem sie accreditirt ist, gehören einzelne von meinen frühern entschiedensten Opponenten nun zu ihren eifrigsten Förderern. Der Mensch beurtheilt die Dinge gern nach dem Erfolge, und der Deutsche hängt sich gern an Namen. Es war ein glücklicher Einfall der dresdener Grundsteinleger und zunächst Julius Hammer's, die Stiftung auf den verehrtesten und populärsten Dichternamen, auf den Schiller's zu taufen. Man versuche es nur und fordere das Publikum auf zu Beiträgen für eine Stiftung zur Unterstützung hülfsbedürftiger Schriftsteller, und keine Hand wird sich rühren, man fordere es in einem Augenblick begeisterter Aufwallung auf zu Beiträgen für die Schiller-Stiftung, und es wird Beiträge regnen, ohne daß das Publikum weiter nach dem Zwecke der Stiftung fragen wird. In England, wo man sich immer nur durch die Sache und nicht durch Accidentielles bestimmen läßt, würde nicht ein Schilling mehr eingegangen sein, wenn sich der Royal literary fund etwa den Namen einer Shakspeare-Stiftung hätte beilegen wollen. Auch dies dünkt mich, gehöre zu den charakteristischen Unterscheidungszeichen zwischen den realistisch-constitutionellen Insel- und den idealistisch-monarchistischen Festlandsgermanen.

H. M.

Notizen.

Der Böse Geist in Goethe's „Faust".

Eine Neuerung, welche sich eine der hervorragendsten und genialsten Schauspielerinnen der Gegenwart, Frau Seebach-Niemann, herausgenommen, scheint bei dem Theaterpublikum, das als Masse überhaupt nicht zu denken gewohnt ist, Anklang gefunden zu haben, während die wissenschaftliche Kritik über die Zweck- und Rechtmäßigkeit derselben getheilter Ansicht ist. Die genannte Künstlerin spricht bekanntlich als Gretchen in Goethe's „Faust" die Worte des Bösen Geistes selbst und monologisch. Rötscher erklärt sich gegen diese Neuerung. Er sagt unter anderm: „Der Böse Geist ist der Geist des bösen Gewissens, der aus Gretchen's Innerm verwurfsvoll gegen die Schuldbewußte heraustönt. Der Böse Geist ist also einerseits Gretchen's Inneres, das Gefühl ihrer Zerknirschung und ihrer Schuld, andererseits das böse Gewissen, insofern dasselbe gegenständlich und von Gretchen unterschieden ist. Das erste Moment bedingt, daß nicht ein Mann, wie dies vor Jahren in Berlin der Fall war, den Bösen Geist sprechen dürfe, sondern nur ein Weib." Ein anderer Misgriff, bemerkt er dann weiter, ein Misgriff ganz entgegengesetzter Art sei neuerdings begangen worden. Eine Darstellerin Gretchen's habe den Bösen Geist und das zerknirschte Gretchen zugleich gesprochen. Das sei aber gerade so schief und unpoetisch, als wenn man die innere Verwandtschaft beider Geister vernichte: „Das Gretchen, welches sich die Einheit des Bösen Geistes mit sich selbst so ausgeklügelt, daß sie beide auf sich nimmt, kann es höchstens bis zur Illusion des Bauchredners bringen, der plötzlich eine Stimme ertönen läßt, man weiß nicht woher?" Rötscher hebt dann weiter hervor, wie Goethe ausdrücklich sage: „Böser Geist, nicht böses Gewissen", und wie er durch diese Bezeichnung, überhaupt auch durch jedes Wort in der ganzen Scene klar genug andeute, daß er eine von Gretchen unterschiedene Gestalt als Träger des Bösen Geistes wolle. Im ganzen stimmen wir mit Rötscher hierin überein; wir wollen nur eine kurze Bemerkung hinzufügen, die vielleicht dazu beitragen kann, die Tendenz, welche Goethe mit der Erscheinung und den Worten des sogenannten Bösen Geistes verband, klarer zu machen. Der Böse Geist ist allerdings zugleich auch Gretchen's böses Gewissen, ja; aber er ist außerdem auch der wirkliche, durch äußere Vorgänge und Eindrücke hervorgerufene Böse Geist, der auch im Gewissen, in der Reue walten kann. Er ist dasjenige böse Element im Gewissen, das fürs erste nicht sittliche Besserung bewirkt, sondern den Schuldbewußten aus Scham vor dem Urtheile der Welt zu weitern Unthaten treibt, um das frühere Vergehen zu verdecken; er ist der wirkliche böse Dämon, der die Gedanken verwirrt, das Herz verfinstert und verhärtet und namentlich bei Gretchen die mütterliche Liebe zu dem Wesen, das sie unter dem Herzen trägt, im voraus erstickt und ihr nicht eher Ruhe läßt, bis sie blos in der Absicht, ihre Schande vor der Welt zu verbergen, das junge Wesen, kaum nachdem es sich von ihr abgelöst, mit eigener Hand tödtet. Diese Art des Gewissens und der Reue säet nicht gute, sondern böse Saat und steigert die Schuld und Sündhaftigkeit, und darum hat Goethe diesen Seelenvorgang als einen von außen hinzutretenden, durch gewisse

äußerliche Eindrücke heraufbeschworenen, körperlich gestalteten Bösen Geist personificirt. Und weil er der Böse Geist ist, glauben wir auch nicht, daß er von einem Weibe gesprochen werden sollte; denn er ist der absolut Böse, ein Dämon, eine Art Teufel. Hat man es als einen Vorzug dieser von der Seebach beliebten Neuerung gerühmt, daß man nun die Worte des Bösen Geistes von einer vortrefflichen Schauspielerin sprechen höre, statt von der schnarrenden Stimme eines Veteranen oder der dünnen einer Anfängerin, so bemerken wir dagegen einfach, daß es eben Sache der Regie ist, den Bösen Geist durch einen ausgezeichneten, wirksamer Rede mächtigen Schauspieler zu besetzen. Sehr richtig ist Rötscher's Bemerkung: „Ist denn die Poesie, und namentlich die dramatische Poesie nicht gerade dadurch Poesie, daß sie das für die Phantasie existirende Bild auch als solches festhält und nicht in einer Abstraction verflüchtigt?" Außerdem fällt infolge dieser Neuerung das lebhaft Erregende, was dem Dialogischen mehr als dem Monologischen eigen ist, gänzlich weg, und endlich müssen wir dem Schauspieler überhaupt die Machtvollkommenheit, in dieser Weise von der Vorschrift des seiner Absicht sich sehr deutlich bewußten Dichters abzuweichen, ganz und gar bestreiten. Oder wohin sollen die Consequenzen dieser willkürlichen Aenderungssucht zuletzt führen?

Die Bühnen des skandinavischen Nordens.

Eine Mittheilung über das stockholmer Theater in Nr. 38 der wiener „Recensionen" war uns besonders deshalb interessant, weil daraus hervorgeht, daß die schwedische Bühne einen womöglich noch gemischtern und kosmopolitischern Charakter trägt als die deutsche, da zu dem nationalen Drama nicht nur wie bei uns das französische, spanische und englische, sondern noch das dänische und unser eigenes kommen. Wir finden darin unter anderm erwähnt, daß in der Saison vom September 1858 bis Juni 1859 im königlichen Theater zu Stockholm von deutschen Stücken unter andern Schiller's „Räuber" („Röfvarbundet" heißt der schwedische Titel), Laube's „Graf Esser", „Die Grille" („Syrsan"), „Fräulein Höckerchen" und „Nacht und Morgen" von Charlotte Birch-Pfeiffer; im sogenannten „Kleinern Theater" Laube's „Cato von Eisen", Brachvogel's „Mondecaus", Bauernfeld's „Bekenntnisse", Nestroy's „Einen Jux will er sich machen" („Nu skavi roa os!"); im Südertheater Kaiser's „Viehhändler" in lokalisirter Bearbeitung, Raupach's „Schleichhändler" und mehrere Lustspiele von Görner; im Ladugardsland-Theater Nestroy's „Talisman" und der Birch-Pfeiffer'sche „Gutenberg" zur Aufführung kamen. In eine frühere Zeit, in die Wintersaison von 1856/57 fällt die Aufführung von Gutzkow's „Ella Rose" unter dem Titel: „Ella Rose eller Hjertats Rättigheter", im königlichen Theater. Was werden diejenigen und namentlich A. von Wolzogen hierzu sagen, welche kurzweg fordern, daß wir Deutschen für die Bühne gar nichts mehr schreiben, sondern uns auf die Vorführung der Stücke unserer sogenannten classischen Autoren beschränken sollen, da sie nun erfahren, daß die stockholmer Bühnen nicht von unserm classischen Theater der Vergangenheit, sondern vorzugsweise von dem unclassischen der Gegenwart leben? Zum Theil liegt dies gerade daran, daß die schwedischen Dichter der Wolzogen'schen Forderung sehr nahe kommen, indem sie im Produciren neuer Stücke äußerst träge sind, was dann immer zur Entnationalisirung der Nationalbühne führen muß. Dabei haben die Schweden nicht einmal wie wir einen Grundstock von heimischen classischen Stücken; denn wenn man nicht bis auf Kellgren, den Dichter der von dem deutschen Componisten Naumann mit Musik ausgestatteten und in bisher noch unübertroffenen Versen abgefaßten Nationaloper „Gustav Wasa" zurückgehen will, so hat man fast nur den 1796 geborenen Dichter Bernhard von Beskow zu nennen, dessen Trauerspiele, worunter namentlich „Erik XIV.", auch ins Deutsche, „freilich nicht so gut als wünschenswerth", übersetzt worden sind. Dieser Mangel an dramatischen Producten liegt nun wieder daran, daß, wie der Verfasser des Aufsatzes behauptet, die Schweden mehr Talent für die Lyrik und das lyrische Epos als für das Drama besitzen. Hierzu kommt, daß das schwedische Theater sich von der seit Gustav III. eingebürgerten gespreizten französischen Manier bisher nicht vollkommen frei gemacht hat; nur in der Oper leistet es mehr als das in anderer Hinsicht eine wahre Musteranstalt zu nennende königliche Theater in Kopenhagen; denn die Schweden sind ein gesangbegabtes Volk. Interessant war uns ein Urtheil über Brachvogel's „Mondecaus", welcher durchfiel und von dessen Verfasser ein stockholmer Blatt sagte: „Herr Brachvogel gehört zu jenen poetischen Dilettanten, welche durch Zufall einmal einen glücklichen Wurf thun, allein zu sehr des innern Fonds ermangeln, um wahrhaft Werthvolles zu schaffen." Leider müssen wir auch bemerkt finden, daß unsere nordischen Stammverwandten (aber wie es scheint mit Ausnahme der Norweger) Deutschland in der letzten Zeit mit einiger Kälte betrachten; denn wie der stockholmer Correspondent sagt: „Preußens schwankende Politik hat Deutschland reelle Feinde geschaffen, ohne doch ihre Plane, Dänemark einen Theil seines Gebiets zu entreißen (?), ausführen zu können." „Feinde ringsum!" möchte man da mit Theodor Körner ausrufen. Aus einer wahrscheinlich von Edmund Lobedanz verfaßte kopenhagener Correspondenz desselben wiener Blattes brachten wir in Erfahrung, daß in Kopenhagen wiener Possen beliebt sind, während man es noch nie versucht habe, auf der kopenhagener Bühne eine berliner Lokalposse aufzuführen. Freilich lassen sich auf dem kopenhagener Theater die Dichtungen unserer Classiker Lessing, Goethe und Schiller ebenso wenig blicken als die berliner Posse, und von Shakspeare's Tragödien wurden im Laufe von mehr als 10 Jahren nur „Macbeth", „Lear" und „Hamlet" dann und wann gegeben. Christiania besitzt zwei Theater, das Stadttheater, welches sich fast ganz in den Händen dänischer Schauspieler befindet, und das norwegische Theater, dessen Acteurs blos eingeborene Norweger sind, auf welchem eine gewisse norwegische Richtung bis auf die norwegische Aussprache des gemeinsamen Culturdänisch und einzelne norwegische Volksausdrücke festgehalten wird. Scribe ist bei den ernsten Norwegern nicht so beliebt als in Kopenhagen; dagegen kamen auf beiden Theatern manche deutsche Possen von Angely, Nestroy, Schneider, Kaiser, Raimund, auf dem Stadttheater auch mehrere Dramen von Charlotte Birch-Pfeiffer, Friedrich Halm's „Fechter von Ravenna" und Mosenthal's „Deborah" und „Sonnwendhof" zur Aufführung. Den größten Erfolg jedoch errangen Iffland's „Jäger". Je seltener man aus dem Norden über dieses Thema etwas in deutschen Blättern liest, um so mehr muß man sich den wiener „Recensionen" für solche Mittheilungen zum Dank verpflichtet fühlen. H. M.

Bibliographie.

Asträa. Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1859—1860. Herausgegeben unter Mitwirkung der Brüder Ameling, Back, Bechstein, Graf Breßler u. A. von A. W. Müller. 21ster Jahrgang. Sondershausen, Eupel. Gr. 16. 1 Thlr.

Augustiny, J. N. F., Achtern Aben oder: plattdütsches Välksbok för Kinner und ole Lüd. Tohopstäkt un ut egen Fabrik. Flensburg, Herzbruch. 1857. 8. 12 Ngr.

Baader, B., Neugesammelte Volkssagen aus dem Lande Baden und den angrenzenden Gegenden. Zugleich als Nachtrag zu des Verfassers Werke: Volkssagen aus dem Lande Baden u. Karlsruhe, Geßner. 8. 10 Ngr.

Bechstein, L., Kunstfleiß und Gewerbfleiß. In einigen einfachen, wahrheittreuen Lebensbildern geschildert. Leipzig, O. Wigand. 1860. Gr. 8. 12 Ngr.

Birrcher, A., Das Frickthal in seinen historischen und sagenhaften Erinnerungen. Beitrag zu den Schweizersagen aus dem Aargau von E. L. Rochholz. Aarau, Christen. Gr. 8. 10 Ngr.

Butters, F., Emanuel Tremellius, erster Rector des Zweibrücker Gymnasiums. Eine Lebensskizze zur Feier des 300jährigen Jubiläums dieser Studienanstalt. Landau, Kaußler. Gr. 8. 7 Ngr.

Dante Alighieri's lyrische Gedichte und poetischer Briefwechsel. Text, Uebersetzung und Erklärung. Von C. Krafft. Regensburg, Montag u. Weiß. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Daumer, G. F., Meine Conversion. Ein Stück Seelen- und Zeitgeschichte. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 26 Ngr.

Das junge Dorfmädchen. Eine wahre Erzählung. Pest, Osterlamm. Gr. 16. 4 Ngr.

Droste-Hülshoff, Annete Freiin v., Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter. Hannover, Rümpler. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Düntzer, H., Schiller und Goethe. Uebersichten und Erläuterungen zum Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Dusenschön, H., Putzmamsellen-Drievwark. En Deklamatschon to'n Pläseer. Altona, Verlags-Büreau. 8. 2 Ngr.

Grube, A. W., Natur- und Kulturleben in vergleichenden Bildern. Für alte und junge Leser verfaßt. 1stes Bändchen. Wiesbaden, Kreidel u. Niedner. Gr. 8. 24 Ngr.

Haas, C., Geschichte der Päpste nach den Ergebnissen der bewährtesten Forschungen verfaßt. 1ste Lieferung. Tübingen. Laupp. Gr. 8. 15 Ngr.

Häckermann, A., Der vaticanische Apollo. Archäologischer Vortrag. Greifswald. Gr. 8. 10 Ngr.

Hahn, J. C., Ueber die Ursachen und Folgen der Kreuzzüge. Greifswald. 8. 15 Ngr.

Die Herren vom Kleeblatt. Roman in 28 Kapiteln. Vom Verfasser der Romane: „Die Ritter der Industrie" und „Die Leute der Amtsstube." Sechs Bände. Leipzig, Kollmann. 1860. Gr. 16. 6 Thlr.

Hesekiel, G., Von Jena nach Königsberg. Drei Theile. Berlin, Janke. 1860. 8. 4 Thlr.

Hetzlein, B., Berlin's kleine Tyrannen. Ein Volksgemälde aus der Gegenwart. 1ste Lieferung. Berlin, Genrich. Gr. 8. 3 Ngr.

Holzherr, Der Philosoph Lucius Annaeus Seneca. Ein Beitrag zur Kenntniß seines Werthes überhaupt und seiner Philosophie in ihrem Verhältniß zum Stoicismus und zum Christenthum. 1ster und 2ter Theil. Rastatt. 1858, 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Der politische Jahrmarkt. Ein Fastnachtsspiel von Schillero Rescidivo. Stuttgart, Fischhaber. 16. 12 Ngr.

Lange, J. P., Vermischte Schriften. Neue Folge. 1stes und 2tes Bändchen. Bielefeld, Belhagen u. Klasing. 1860. 8. 20 Ngr.

Luther, C., Ein Leben im Wort und Worte für's Leben. Lebens- und Charakterbild, nebst einer Sammlung von ihm gehaltenen amtlichen Gelegenheitsreden. Reval. Gr. 8. 1 Thlr.

Marggraff, H., Schiller's und Körner's Freundschaftsbund. Einleitung zur 2ten wohlfeilen Ausgabe von Schiller's Briefwechsel mit Körner. Leipzig, Veit u. Comp. 8. 15 Ngr.

Pocci, F., Lustiges Komödienbüchlein. München, Lentner. 16. 20 Ngr.

Pupikofer, J. A., Johann Jakob Hess als Bürger und Staatsmann des Standes Zürich und eidgenössischen Bundespräsident. Ein biographischer Beitrag zur Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft und des schweizerischen Gemeinsinns in der Restaurations- und Regenerationszeit. Nebst Bildniss und zahlreichen Beilagen von diplomatischen Correspondenzen und Berichten. Zürich. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Reber, P., Christnacht. Ein Gedicht. Aarau, Christen. 16. 10 Ngr.

Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen. Aus den Familien-Papieren mitgetheilt. Mit 4 Porträts. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Schönhuth, O. F. H., Die Burgen, Klöster, Kirchen, und Kapellen des Württemberger Landes mit ihren Geschichten, Sagen und Märchen. Unter Mitwirkung vaterländischer Schriftsteller dargestellt. 1ster Band. 1stes Heft. Stuttgart, Fischhaber. 16. 2 Ngr.

Schubert, G. H. v., Anhang zu des Verfassers Erinnerungen aus dem Leben Ihrer königlichen Hoheit der Herzogin von Orleans. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 4 Ngr.

Spieß, A., Schiller's Leben und Dichtungen. Mit dem Bildniß Schiller's. Wiesbaden, Kreidel u. Niedner. Gr. 8. 2 Thlr.

Steinheuer, H., Leben und Lieben. Gedichte. Hannover, Rümpler. 1860. 12. 1 Thlr.

Wachsmuth, W., Geschichte deutscher Nationalität. 1ster Theil. Die Gesammtheit der deutschen Nation. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Wenzel, C. G., Aus Weimars goldenen Tagen. Bibliographische Jubelfestgabe zur 100jährigen Geburtstagsfeier Friedrich von Schiller's. Dresden, Arnold. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wenzig, J. und J. Krejčí, Der Böhmerwald. Natur und Mensch. Mit einem Vorworte von Carl Ritter. Nebst 25 Holzschnitten nach Zeichnungen von C. Herold. 1ste Lieferung. Prag, Bellmann. 1860. Gr. 8. 20 Ngr.

Westphalen, C. H. P. Edler von., Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg. Nachgelassenes Manuscript. Herausgegeben von F. O. W. H. von Westphalen. Zwei Bände. Berlin, Decker. Lex.-8. 5 Thlr.

Wild, F. K., Die weiße Taube. Eine Erzählung. Nördlingen, Beck. 1860. Gr. 16. 10 Ngr.

Zehender, F., Der Leuenhof. Eine Erzählung für das Volk. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1860. Gr. 16. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Briefe eines Deutschen über die deutsche Bundesreform. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 8 Ngr.

Deutschland's Einigkeit und Macht muß sich gründen in Religion der Menschenliebe. Hamburg. 8. 15 Ngr.

Gildemeister, J., Das Gutachten der theologischen Facultät zu Marburg über die hessische Bekenntnißfrage und seine Bestreiter. Entgegnung. Frankfurt a. M., Brönner. Lex.-8. 10 Ngr.

Haaß, F., Das Recht der badischen Agende. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 5 Ngr.

Haun, C. W., Die eigenthümliche Mission des Preussen-Namens. Mühlhausen. 4. 5 Ngr.

Julin-Fabricius, Erinnerung an die Säcularfeier des Schillerfestes am 10. November 1859. Altona, Mentzel. Lex.-8. 5 Ngr.

Kleinschrod, C. F. G., Die preußische Politik und der italienische Krieg von 1859. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 15 Ngr.

Loebell, J. W., Der Geist, in welchem die Universität zu Berlin gestiftet und eröffnet wurde. Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich Wilhelm III. am 3. August 1859 gehalten. Bonn, Marcus. 8. 5 Ngr.

Die plattdeutsche Propaganda und ihre Apostel. Ein Wort zu seiner Zeit von Freimund. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1860. 8. 5 Ngr.

Schübler, C., Reform der deutschen Bundesacte. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 4 Ngr.

Ueber die eigentliche Bedeutung des deutschen Fürstenbundes von 1785. Berlin, Wagner. Gr. 8. 6 Ngr.

Wiebasch, W., Das Lied von der Glocke als ein Denkmal von Schiller's edler Geistesrichtung erläutert. Hannover, Rümpler. 8. 7½ Ngr.

Kirchliche Zustände in Oesterreich unter der Herrschaft des Concordates. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich Schiller.

Akademische Festrede zu Schiller's hundertjährigem Geburtstage am 10. November 1859 gehalten in der Collegienkirche zu Jena in Gegenwart Ihrer Königlichen Hoheiten des Großherzogs und der Frau Herzogin von Sachsen von

Kuno Fischer.

Als Anhang einige Schriftstücke von Schiller's Hand, mitgetheilt aus dem Universitätsarchiv. 8. Geh. 10 Ngr.

Kuno Fischer's Schiller-Rede in Jena fand daselbst die glänzendste Aufnahme und ist ein Meisterstück nach Inhalt und Form. Ihre Veröffentlichung wird deshalb gewiß allen Verehrern Schiller's willkommen sein. Seine zehnjährige Wirksamkeit in Jena vorzugsweise behandelnd, bietet sie zugleich ein Lebens- und Charakterbild des Dichters in engem Rahmen. In einem Anhange werden interessante Schriftstücke von Schiller aus dem jenaischen Universitätsarchiv zum ersten male mitgetheilt.

Als passende Festgeschenke empfehlen wir folgende elegant gebundene Miniatur-Ausgaben aus unserm Verlage:

- **E. M. Arndt,** Gedichte. 2 Thlr. 7½ Sgr.
- **Chamisso,** Gedichte. 3 Thlr.
- **Gellert,** Geistliche Oden und Lieder. 24 Sgr.
- **Goldsmith,** Landprediger. 1 Thlr. 15 Sgr.
- **Anastasius Grün,** Gedichte. 2 Thlr. 15 Sgr.
- —— Schutt. 1 Thlr. 12 Sgr.
- —— Der letzte Ritter. 2 Thlr. 7½ Sgr.
- —— Pfaff vom Kahlenberg. 2 Thlr. 7½ Sgr.
- —— Nibelungen im Frack. 1 Thlr.
- —— Spaziergänge. 1 Thlr.
- **A. W. von Schlegel,** Gedichte. 1 Thlr. 10 Sgr.
- **Tasso's** befreites Jerusalem. 1 Thlr. 15 Sgr.

Weidmann'sche Buchhandlung in Berlin.

Taschenbücher zu wohlfeilen Preisen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Urania. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. 1839—48. Mit Bildnissen. (18 Thlr. 20 Ngr.) **Ermässigter Preis 2 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge . . . . **8 Ngr.**

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von *F. v. Raumer.* Dreissig Jahrgänge. 1830—59.
(68 Thlr. 5 Ngr.) **Ermässigter Preis 25 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge . . . . **1 Thlr. 10 Ngr.**

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von *J. Franck.* Fünf Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern. (13 Thlr. 10 Ngr.) **Ermässigter Preis 1 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge . . . . **8 Ngr.**

Ein Prospect mit genauer Angabe des Inhalts ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heubner (Otto Leonhard), Herr Goldschmid und sein Probirstein. Bilder aus dem Familienleben. Zweite Auflage. A. u. d. T.: Volksbibliothek. Siebenter Band. 8. Geh. 16 Ngr.

——, **Kleine Geschichten für die Jugend.** Seinen Kindern in der Heimat erzählt. Zweite vermehrte Auflage. 8. Geh. 8 Ngr.

Diese beiden trefflichen Volks- und Jugendschriften wurden von Heubner während seiner Gefangenschaft geschrieben und durften deshalb damals nicht mit seinem Namen erscheinen. Sie werden jetzt, nach seiner Freilassung, in den vorliegenden neuen wohlfeilen Ausgaben, seinen zahlreichen Freunden innerhalb und außerhalb Sachsens gewiß willkommen sein.

Soeben erschien:

Lehrbuch der Dogmengeschichte

von **Dr. H. Schmid,**

Prof. der Theologie an der Universität Erlangen.

VI und 140 Seiten. 8. Brosch. 28 Ngr. oder 1 Fl. 36 Kr.

Der Name des Herrn Verfassers dürfte genügen, um das theologische Publikum auf die Bedeutung eines Werks aufmerksam zu machen, welches in seinem „Lehrbuche der Kirchengeschichte", wie in der von ihm herausgegebenen „Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche" so anerkannte Vorgänge hat.

C. H. Beck'sche Buchhandlung in Nördlingen.

In allen Buchhandlungen ist ein

Weihnachts-Katalog

von F. A. Brockhaus in Leipzig,

eine reiche Auswahl zu Festgeschenken geeigneter Werke aus diesem Verlage, gratis zu erhalten.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Sortimentsbuchhandlungen zu beziehen:

Die neuen Fatalisten

des

Materialismus,

eine Streitschrift wider sie und für die Freiheit

von

Eduard Baltzer.

Preis 15 Sgr.

Stollberg'sche Verlagsbuchhandlung in Gotha.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlr. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht, jedoch **nur noch bis Ende dieses Jahres. — Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 8. December 1859.

Zur Geschichte des Terrorismus in Frankreich.

Robespierre. Von Theodor Mundt. Drei Bände. Berlin, Janke. 1859. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Es geschieht nicht ohne Absicht, wenn wir auf die Besprechung der Kingsley'schen „Hypatia" in der vorigen Nummer die Besprechung des Mundt'schen „Robespierre" in der heutigen folgen lassen. Denn so verschieden auch die Charaktere und Interessen sind, um die sich die Conflicte in dem Kingsley'schen und dem Mundt'schen Buche drehen, so fällt dort wie hier doch die Handlung in eine Zeit der ungeheuersten Gärung. Ein neuer Geist zertrümmert mit mächtigem Schlage alte Formen und alte Einrichtungen, ja selbst die alten Götter; man sieht, daß das Alte unwiederbringlich und nothwendig verloren ist, und doch kann man dem Neuen, was sich an seine Stelle setzen will, nicht die rechte Sympathie entgegenbringen; denn mit dem Faulen und Schlechten rafft es auch manches Gute und Schöne dahin, und wie dort eine leider stark verunstaltete neue Religionslehre gegen die alte Philosophie sich vielfach versündigt, so versündigt sich hier eine eklektische und atheistische, auf das alte Heidenthum zurückweisende Philosophie vielfach gegen die alte Religion. Ganz besonders zeigt sich aber die Aehnlichkeit in dem Ausbruch dämonischer und bestialischer Leidenschaften, die als faulfieberartige Verderbnisse einer brandig gewordenen Hypercultur die Köpfe verwirren, die Herzen verhärten und zu Handlungen treiben, welche dort wie hier die Scene mit Blut und Schmuz füllen und die Menschheit auf dem Gipfelpunkt thierischer Entartung darstellen. Was Kingsley von seiner „Hypatia" im Vorwort bemerkt, daß er darin ein „grauenvolles aber dennoch großartiges Zeitalter" dargestellt habe, „eine jener kritischen, jener Hauptepochen im Leben des Menschengeschlechts, wo Tugend und Laster dicht nebeneinander, ja oft in einem und demselben Individuum vereinigt, in überraschender Offenheit und Stärke sich zeigen": das kann Theodor Mundt buchstäblich, ja vielleicht mit noch größerm Recht, auch von seinem „Robespierre" behaupten. Eine so edle, königliche, ein wirklich tragisches Interesse in Anspruch nehmende Gestalt wie die der Philosophin Hypatia selbst ragt freilich aus der Schmuz- und Blutlache der Französischen Revolution nicht hervor.

In dem neuen Buche Mundt's tritt das Novellistische noch mehr zurück als in seinem „Mirabeau" und beschränkt sich im Grunde nur auf das Liebesverhältniß Robespierre's zu Charlotte Duplay, das ohnehin nur eine untergeordnete Rolle spielt. Wir für unsere Person sind mit diesem Mangel an eigentlich novellistischen Elementen nur einverstanden; in diesem furchtbaren Geschichtsdrama war höchstens Platz für eine novellistische Episode, nicht für eine kunstmäßig durchgeführte novellistische Handlung; die politischen Intriguen spielen eine zu mächtige Rolle, als daß der Leser genug Gemüthsruhe übrig haben könnte, um eine kleinliche Liebesintrigue mit Spannung und wirklicher Antheilnahme zu verfolgen. Einen Roman kann man das Mundt'sche Buch nur insofern nennen, als die geschichtlichen Helden und Heldinnen selbstredend wie Personen eines Dramas vor uns stehen und ihre Beweggründe, Absichten und Ansichten in Zwiegesprächen oder in Ensemblescenen entwickeln. Ohne Zweifel hat sich der Verfasser zu diesem Zwecke auch manche dichterische Freiheiten genommen, aber er wird auch vielfach mit seinem dichterischen oder politischen Instinct das Richtige getroffen haben; es wird ihm gelungen sein, manche in ihren Beweggründen dunkle Handlung psychologisch zu motiviren oder sie als nothwendige Folge dieser oder jener Umstände, Verhältnisse oder persönlichen Beziehungen darzustellen. Ganz besonders scheint es seine Absicht gewesen zu sein, Robespierre historisch und psychologisch zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, oder wenigstens den unheimlichen Eindruck zu mildern, den seine Persönlichkeit selbst nur in der bloßen Geschichtserzählung auf die meisten hervorbringt. Bis zu einem gewissen Grade hat der Verfasser diese Absicht auch erreicht, er hat ihn uns in der That etwas menschlich näher gebracht. Aber für den wirklich Humangesinnten behält Robespierre auch in dieser Darstellung immer noch genug des Unliebenswürdigen und Abstoßenden, und noch immer wissen wir nicht genau, was an Robespierre wirkliche Ueberzeugung, was egoistische Berechnung oder bloßes theatralisches Pathos war.

Von diesem theatralischen Pathos sind freilich die

wenigsten Revolutionshäupter freizusprechen; sie erscheinen der Mehrzahl nach ebenso gemüthlos und innerlich ungesund als künstlich affectirt und schauspielerhaft. Die bei den Franzosen so hervortretende Sucht, zu glänzen und Effect zu machen, kann es infolge der sich ihr gesellenden persönlichen Liebenswürdigkeit auch zu Erscheinungen bringen, die ihr Bestechendes und Verführerisches haben, aber mit dieser Liebenswürdigkeit war es während der Revolution ziemlich zu Ende und zwar in einem Grade, daß auch die Galanterie gegen die Frauen aufhörte, die auch freilich dieser Galanterie sich zum großen Theil unwürdig gemacht hatten. Man ist in dem leichtgläubigen Deutschland nur zu sehr geneigt, alle Individuen, welche sich in der Revolution einen Namen gemacht haben, sofort für große talentvolle Männer, für gewaltige Politiker und heroische Charaktere zu halten; aber wie überhaupt ein so großer Reichthum an genialen Männern in so kurzer Spanne Zeit gar nicht denkbar ist, so wird man bei genauerm Ansehen finden, daß bei der Mehrzahl die schauspielerhafte Attitude und der affectirte Heroismus das Meiste thaten; daß zwar viele in frappanten geistreichen Maximen und Bonmots stark waren und überhaupt durch die allgemeine Bewegung getragen wurden, daß aber nur sehr wenige einen wirklich neuen und fruchtbaren, praktisch anwendbaren Gedanken aufstellten. Noch kleiner waren freilich die Kleinen, welche in Deutschland diesen Schauspielern ihre Rolle und ihre Gesten nachzuspielen suchten, obschon es richtig ist, daß ein Legendre, ein Santerre, ein Chaumette, ein Collot d'Herbois, ein Hébert, ein Marat, ein St.-Just, ein Desmoulins, ja selbst ein Robespierre und Danton eher nachzuahmen sind, als ein Washington oder Franklin in ihrer schlichten einfachen Bürgertugend. Schauspielern ist leichter nachzuspielen, als einen wirklichen Menschen nachzuahmen. Um aber dies alles an Beispielen darzuthun und überhaupt von dem in dem Mundt'schen Buche enthaltenen Reichthum an großartig und furchtbar wilden Scenen einen ungefähren Begriff zu geben, wollen wir etwas näher auf die interessantesten Partien des Buchs eingehen. Je weniger die Vorurtheile für oder gegen die Französische Revolution abgeklärt sind, um so ersprießlicher wird es sein, von Zeit zu Zeit dem Publikum jene oft barocken oft entsetzlichen Scenen ins Gedächtniß zurückzurufen.

Die Erzählung eröffnet sich sofort mit einer großartigen Scene, mit dem Feste auf dem Marsfelde am 17. Juli 1791, bei dem auf Danton's Antrag zur Unterzeichnung jener Erklärung geschritten wurde, wonach der König mit seiner Fluchtergreifung zugleich abgedankt habe und ein neuer constituirender Körper zusammenzuberufen sei, „der auf eine wahrhaft nationale Weise zur Verurtheilung der Schuldigen schreite und eine neue aus dem Volke stammende Executivgewalt an die Spitze Frankreichs berufe". Noch steht der Altar des Vaterlandes, der an dem großen Feste des Vaterlandsbundes und der Nationalverbrüderung zur Ableistung des feierlichen Eides gedient hatte. Wir lernen bei dieser Gelegenheit sofort eine beträchtliche Anzahl der hervorragendsten Revolutionshäupter kennen: Robespierre, Danton, Marat, Brissot, Camille Desmoulins, Pétion, Pierre Chaumette, Hébert, den wuthschnaubenden Redacteur des „Père Duchesne", Madame Roland, Luise von Kéralio, Mitredactrice des „Mercure national" u. s. w. Auch Lafayette erscheint „in einer ziemlich formlosen Stellung auf seinem bekannten weißen Pferde sitzend", an der Spitze eines Detachements von Nationalgarden, wird aber durch einen Pistolenschuß, der flüchtig seine Wange streift, daran erinnert, daß er hier nicht gern gesehen ist, und sprengt blitzschnell davon. Die nun folgende Scene schildert der Verfasser sehr gemüthlich, obschon wir in ihr bereits jenen Zug dämonischer, halb possenhafter, halb bestialischer Ausgelassenheit erblicken möchten, die später das Volk wie eine epidemische Krankheit ergriff und es vollkommen wirbelig machte. Der Verfasser erzählt:

> Während ein Theil des Volks fortfuhr, auf dem Altar zu unterzeichnen, begannen die Uebrigen sich plötzlich der heitersten Fröhlichkeit zu überlassen. Es bemächtigte sich auf einmal aller eine glückliche fast ausgelassene Stimmung, und die Sonne, welche in diesem Augenblicke mit ihrem strahlenvollsten Glanze oben den Horizont durchbrach und alles Regengewölk besiegte, flammte wieder wie ein Symbol dieser nah und fern aufgehenden Volksheiterkeit empor.... Heitere linde Sommerlüfte umfächelten kosend die tanzenden Paare der jungen Leute, die sich plötzlich bei der Hand ergriffen hatten und sich in der Runde herumschwangen, indem sie mit frohgestimmten Kehlen das „Ça ira" sangen.

Sie tanzten in den Tod hinein; denn plötzlich rücken Linientruppen und Nationalgarden heran, werden mit Steinwürfen empfangen, ein Pistolenschuß geht los und verwundet einen Dragoner, die Truppen feuern erst in die Luft, dann aber mitten „in das Fleisch der Volksmasse", und „blutend, schmerzvoll zusammenzuckend, wälzt sich jetzt der Knäuel des Volks ineinander. Viele sind gefallen, man ergreift in wildem Schrecken die Flucht und ein dumpfes Wehgeheul erfüllt die Lüfte". Mitten in diesem Tumult, mit einer merkwürdigen Ruhe an den Altar gelehnt, erblickte man die ernste Gestalt Robespierre's, der zu seinen Freunden Danton und Pétion äußert:

> Ist es nicht ein wunderbarer, fast berauschender Geruch, den dieses vergossene Blut des Volks ausströmt? Ich bitte euch, Freunde, riecht einmal mit recht tiefem inbrünstigen Athem dieses um uns her dampfende Blut in euere Lungen auf.

Damit ist Robespierre sicherlich bezeichnend und charakteristisch genug eingeführt. Indeß ist hier seines Bleibens nicht: von Legendre gewarnt, begibt er sich, Arm in Arm mit Pétion, in Dunkel der Nacht von der unheimlichen Blutstätte hinweg.

Hierauf sieht sich der Leser in das Jakobinerkloster versetzt, wo Robespierre's Gesinnungsgenossen versammelt waren, die sich von diesem Kloster die Jakobiner nannten. Auf der Damentribüne befanden sich besonders die Damen der Halle „in ihrer urkräftigen und mannhaften Körperfülle, darunter manches interessante Gesicht mit lebhaften dunkelblitzenden Augen", auch Gestalten aus der damaligen Demi-monde, hervorleuchtend unter ihnen Théroigne von Méricourt, die bekannte Abenteurerin, deren früher dissolute Sitten plötzlich „streng

ind untadelhaft" geworden, und die, besonders seitdem
le sich als Amazone kleidete, das „Musterbild aller re=
publikanischen Tugenden geworden zu sein schien", was
ian wol glauben muß, da Mundt für diese Versicherung
Beaulieu, den Verfasser der „Essais", anführt. Théroigne
at, wie alle närrisch gewordenen Persönlichkeiten Frank=
eichs, in einer wunderlichen Vergangenheit, die gar nicht
veit hinter uns liegt, in Deutschland ihre Nachahmerinnen
efunden, und man wird daher vielleicht nicht ungern
sen, wie Mundt ihr Aussehen und ihren theatralischen
ufputz schildert:

Sie trug ein kurzes blaues Tuchkleid, das eng anliegend
re nicht allzu schlanke, aber in den üppigsten Formen sich zei=
nde Gestalt umschloß. Auf ihrem Kopfe flatterte ein Federhut
la Henri IV., der ihrem ziemlich bedeutenden und anziehenden
sicht einen ungemein kühnen Ausdruck verlieh. An ihrer Seite
ingte ein Schwert mit blitzendem Handgriff, zwei Pistolen
gen in dem ihre Taille umfassenden Gürtel, in der Hand
wang sie eine Reitpeitsche, die bei ihr zugleich die heftigsten
nischen Gesticulationen begleitete.

Wir werden später sehen, wie burlesk tragisch ihr
de war. Damals spielte sie noch eine gewisse Rolle,
selbst Männer wie Robespierre und Pétion hielten
nicht unter ihrer Würde, sich mit ihr in ein Gespräch
zulassen. Der Leser des Mundt'schen Buchs wird sich
r gern von ihr wegwenden, um von der Tribüne Sieyès,
abot (das „Krokodil der Jacobiner"), Brissot, Con=
cet, Collot d'Herbois, mit seiner „entsetzlich schreien=
Stimme" und „fürchterlichen Geberdensprache", zu hören
auf den um die Gunst der Jakobiner buhlenden Her=
von Orleans und den jungen Herzog von Chartres,
maligen König der Franzosen, Ludwig Philipp, einen
k zu werfen. Denn so abstoßend zum großen Theil
Revolutionshäupter auch sind, so tragen sie doch
Pistolen im Gürtel und keine Reitpeitsche in der
d, sondern Worte von verhängnißvoller weltgeschicht=
r Bedeutung im Munde.

Aus dem Jakobinerkloster werden wir in eine Art Idylle,
as häusliche Leben Robespierre's versetzt, der eben
n zweiunddreißigsten Geburtstag feiert. Merkwürdig
t es immerhin, daß Robespierre es sich im Schose
Tischlerfamilie Duplay, bei der er wohnte, so wohl
ließ und vornehmern Gesellschaften aus dem Wege
Robespierre führte hier das einfachste Leben von
Welt. Gewöhnlich aß er mit am gemeinsamen Fa=
ntisch und nicht selten wurde er hier gesprächiger und
eilender, als sonst seine Art war. Freilich fesselte ihn
Liebenswürdigkeit der ältesten Tochter des Tischlers,
ore, welche diese Neigung mit gleicher Sympathie
mit der glühendsten Verehrung erwiderte und ihn
inem Geburtstage mit einem Strauß Rosen be=
e; denn Robespierre war, wunderlich genug, ein
iber von Blumen und bis zu einem gewissen Grade
ental; er war ein gemüthlicher Blutmensch. Diese
sätze finden sich nicht selten in einer und derselben
vereinigt, wenigstens in den Zeiten der Hyper=
Auch ein deutscher Revolutionsmann, ein Ver=
und soweit es deutsche Verhältnisse erlaubten, ein
Nachahmer Robespierre's ist uns bekannt, der äußerst
leicht zu Thränen zu bewegen war und nichts so sehr
liebte als sentimentale Lectüre. Bei Gelegenheit der ge=
müthlichen Geburtsfeier Robespierre's erhalten wir auch
eine sehr detaillirte Personalbeschreibung desselben, die
nicht weniger als vier Seiten einnimmt. Mundt bemerkt
dabei:

Es gab immer zuerst eine Scheu zu überwinden, wenn
man in der Nähe von Robespierre sich befand. Nur Eleonore
schien diesen wunderbar betroffen machenden Eindruck, welchen
man im ersten Augenblick von der Persönlichkeit Robespierre's
empfing, niemals empfunden zu haben.

In dem wirren blutigen Drama der Französischen Re=
volution können solche idyllische Episoden nur vorüber=
gehende Lichtblicke sein, und so sehen wir uns bald wie=
der in eine Scene aufregenderer Art versetzt. Der König
hat am 14. September in der Nationalversammlung die
aus den Händen der Abgeordneten hervorgegangene Con=
stitution feierlich beschworen, leider mit widerstrebendem
Herzen, mit Erbitterung, ohne den Willen, was er be=
schwor, auch zu halten. In diesem Doppelspiel mußte
er zu Grunde gehen. Man darf ihn vom menschlichen
Standpunkt bedauern, aber eigentlich beklagen kann man sein
Schicksal darum nicht, weil es eine Nothwendigkeit war,
die er in seiner Haltungslosigkeit selbst über sich verhängte.
Unredlich war man freilich auch gegen ihn; man suchte
sich gegenseitig zu betrügen, aber auf der andern Seite
war wenigstens entschiedenes Wollen und überwiegende
Kraft. Der König hatte keine Halbmenschen gegen sich,
mit denen sich spielen ließ, eher waren es halbe Unge=
heuer, entschlossen sein Blut zu trinken. Mundt erzählt:

Verzweiflungsvoll, mit zerstörten Zügen und schlotternden
Knien kehrte er in die Tuilerien zurück. Als die Königin ihn
erblickte, stieß sie einen lauten gellenden Schrei aus. „Ach",
rief der König, indem er sich in einen Sessel warf und sein
Taschentuch über die Augen deckte, „alles ist verloren. Und
Sie, Madame, mußten Sie darum nach Frankreich kommen,
um Zeuge zu werden, wie" — Ein heftiges Schluchzen unter=
brach hier die Stimme des Königs. Es entstand eine wunder=
bare erschütternde Pause von einigen Minuten. Plötzlich stürzte
sich Marie Antoinette zu den Füßen des Königs nieder und
faßte den in sich zusammenbrechenden Monarchen in ihre Arme,
indem sie ihn heftig und unaufhörlich an sich preßte.

Man würde das tiefste Mitleid mit dem unglück=
lichen Paare empfinden, wenn Mundt nicht weiter zu be=
richten hätte, daß der König sich unmittelbar darauf hin=
gesetzt habe, um auf den Rath der Königin an den Kai=
ser von Oesterreich zu schreiben und ihn aufzufordern,
nun endlich zu handeln.

Aus dem unglücklichen Königsschlosse werden wir dann
plötzlich wieder in den Gassenstrudel versetzt. Wir er=
blicken da

drei Menschen, fast nackt; was sie von einer kleiderähnlichen Hülle
noch an sich trugen, machte durch seine Zerrissenheit und seinen
Schmuz einen beinahe noch widerwärtigern Eindruck, als ihre
nackten braunrothen Glieder, die daraus hervorragten. Statt
der Beinkleider trugen sie nichts als einen entsetzlichen Lumpen,
der um ihre Lenden geschlungen war. Auch Strümpfe und
Schuhe waren an ihren Füßen nicht zu erblicken.

Bis zu dieser Schamlosigkeit war die berühmte fran=
zösische Politur damals herabgesunken, die Rousseau'sche

Naturmenschlichkeit war zur Nacktheit ausgeartet, und der Kannibalismus feierte auf offener Straße seine Orgien! Diese Sansculottes führten eine halb sehr lustige, halb sehr abscheuliche Pantomime auf, indem der eine den König, der andere die Königin, der dritte die bei beiden um Brot bettelnde Constitution darstellten. Freilich fehlte es damals in Paris nur zu oft an Brot, und zeitweise schwang wirkliche Hungersnoth ihre fürchterliche Geisel über die untern Klassen. Man fand nicht selten verhungerte Menschen auf der Straße und dieser Anblick reizte das Volk zur Wuth; nur ging es in seiner leidenschaftlichen Blindheit darin fehl, daß es diese Wuth gegen das unglückliche Königspaar kehrte, welches, wie die Demagogen es darstellten, an allem Unglück schuld sein sollte, während es damals doch in der That bereits so machtlos war, daß es weder Gutes noch Böses zu thun in der Lage war. Mundt erzählt, daß später einmal der Gemeinderath, um diesem Mangel abzuhelfen, Massen von Lebensmitteln und Getreide zu einem Preise verkaufte, der weit unter den Kosten stand, was der Commun Tag für Tag ein Geldopfer von 12000 Francs verursachte.

Volk und Königsfamilie waren damals gleich elend; das Unglück der letztern aber wurde dadurch noch gesteigert, daß sie den öffentlichen Festlichkeiten beiwohnen mußte, womit die Niederlagen des Königthums gefeiert wurden. Nachdem der König die Einführung der demokratischen Verfassung, die eigentlich seine gänzliche Annullirung enthielt, beschworen hatte, fand abends eine prächtige Illumination der Tuilerien und der Elyseischen Felder statt, welche zu besehen das Königspaar eine Spazierfahrt machte oder machen mußte — man kann sich denken in welcher Stimmung! Nur der Dauphin war glücklich; mit dem kindlich frohen Ausdruck: „Es lebe die Nation!“ schlug er unaufhörlich in seine kleinen Hände, und wenn einzelne gute Menschen, hiervon gerührt, ihm zuriefen: „Es lebe der Herr Dauphin!“ so wußte sich der kleine Prinz vor Entzücken kaum zu lassen. Am 30. September fand dann die Ceremonie statt, womit der König die frühere Nationalversammlung verließ, und jetzt erst befiel ihn plötzlich der Gedanke, „daß er mit dieser Versammlung den besten Freund, den er bisher noch gehabt, fortsandte“. Jetzt sah er sich bereits „Brust an Brust gegen das ihn umtobende Volk gedrängt“, dasselbe Volk, welches nach beendigter Ceremonie Robespierre und Pétion mit Eichenkränzen krönte und den Wagen, in welchen es sie hineincomplimentirte, mit eigenen Händen durch die Straßen zog. Eine Zeit lang wurden sie dabei durch einen sonderbaren Hochzeitszug aufgehalten. Abbé de Cournand, zugleich Professor am Collége de France und einer der ersten Geistlichen, welche den von ihnen geforderten Eid auf die Verfassung geleistet, feierte heute nämlich seine Trauung mit seiner Concubine, Demoiselle Dufresne, und die drei aus diesem Concubinat hervorgegangenen Kinder stellten sich in der Procession „als wohlgepflegte und bereits ziemlich herangewachsene Beweismittel dieses Verhältnisses“ dar.

Weiter machen wir die Bekanntschaft des jungen Lieutenants Bonaparte, der mit Danton einen Besuch bei Marat macht und diesem die bonapartistische Doctrin vorträgt, wonach die Armee die eigentliche Freiheitsanstalt der Nation sei und in der Armee das wahre Blut der Demokratie gewonnen werden müsse. „Und dann werden wir vielleicht eine Lüge mehr gewonnen haben zu den vielen, die schon an uns fressen!“ rief da Marat aus, „mit einer unbeschreiblichen Verzerrung seines weiten sich unheimlich hinschlängelnden Mundes“. Er und Robespierre schlagen es aus, mit Bonaparte bei Danton zu diniren: Marat, weil er nicht auf dem „Schlosse“, wie er Danton's luxuriös eingerichtete Wohnung nannte, erscheinen und nicht mit Robespierre zusammentreffen möge; Robespierre, weil er keine Zeit habe, die üppigen Gastmähler bei Danton mitzumachen. Nachdem uns Mundt noch mit Camille Desmoulins, der trotz seiner sentimentalen Gesinnungsart sich selbst den Titel eines „Generalprocurators der Laterne“ beigelegt, und seiner schönen Frau in ihrer Häuslichkeit bekannt gemacht, werden wir in den Salon der Madame Roland eingeführt, wo wir unter andern Dumouriez, Vergniaud, Barbaroux, der sogar mit einer Musterpike im Salon erscheint und das besondere Wohlgefallen der Herrin des Hauses erregt, Pétion in seiner neuen Würde als Maire von Paris, Chamfort u. s. w. näher kennen lernen. Selbst Robespierre erscheint zum ersten mal, und zwar auf die persönliche Einladung der Madame Roland, obschon er bereits früher seine Abneigung gegen die Girondisten ausgesprochen, gegen diese „Salonmänner der Republik, die sie zu veredeln glauben, indem sie ihr einen Anwurf ästhetischer und antiker Bildung ankleckfen“. Auch entfernt er sich sehr bald wieder heimlich mit Pétion, und er macht unterwegs gegen diesen seinen Unwillen in den Worten Luft:

Mein Freund, ich habe es hart gebüßt, daß ich von meinem Grundsatz, keine Gesellschaften zu besuchen, heute abgegangen bin. Sonst fühlte ich mich durch diese sogenannten Gesellschaften nur in meiner Menschenwürde gekränkt. Heut aber sind dadurch alle Teufel und Dämonen, die bisher in meinem Innern geschlummert haben mögen, aufgeweckt und zu ihrer eigentlichen Existenz in mir gekommen.... Wenn die Windhunde sich wie Löwen anstellen, so bleibt einem ehrlichen Manne nichts weiter übrig, als Gott zu danken, daß er die Teufel in sich austreiben kann, und daß er sich fortan als echter Teufel sein Brot verdienen mag. Mir brausen noch die Ohren von den hochtrabenden Redensarten dieser Freiheitsmänner, aber diese Redensarten sind nur der Ballast, durch den sie sich kurze Zeit über dem Wasser halten werden, diese Girondins, die ihr leckes Freiheitsschiff mit Citaten aus Rom und Hellas überladen haben.

Unterwegs stoßen beide Männer auf Guillotin, dem wie allen Menschen der Mund überquillt von dem, wovon sein Herz voll ist, nämlich von seiner Maschine, über die er bemerkt: „Meine Maschine wird den Sterbenden wie seinen letzten Freund bedienen. Ein sanfter Schnitt, und das letzte Asyl des Menschen, der Tod hat sich ihm eröffnet.“ — „Ein sanfter Schnitt!“ wiederholte Robespierre, und er fügte hinzu: „Nun, man soll niemand quälen.“ Die Franzosen haben wenig segensreiche Erfindungen gemacht, die wie die Buchdruckerkunst, die Eisenbahnen, die Dampfschiffahrt u. s. w. den Rundgang durch die Welt gemacht und eine Umwäl-

zung in der allgemeinen Cultur der Menschheit hervorgebracht hätten; aber sie dürfen sich wenigstens den Ruhm beimessen, diejenige Kopfabschneidemaschine erfunden zu haben, welche am schnellsten und genauesten arbeitet und daher bei allen Völkern, wo noch Köpfe abgeschnitten werden, sich immer mehr einbürgert.

Die Girondins bewarben sich um die Gunst Robespierre's, aber die Unversöhnlichkeit zwischen ihm und jenen zeigte sich immer unzweideutiger, besonders von jenem Tage an, als ihn der Girondist Guadet des Aberglaubens zieh, weil Robespierre von der Vorsehung gesprochen, die weit besser über die Menschen wache als die menschliche Weisheit. Darüber zur Rede gestellt, hatte Robespierre geradezu den Namen Gottes genannt und die merkwürdigen Worte gesprochen: „Allein mit meiner Seele (Seul avec mon âme), wie hätte ich bestehen sollen in den ungeheuern Kämpfen, wenn ich nicht meine Seele zu Gott erhoben hätte?" Er nannte die Girondisten die eigentlichen Schüler Voltaire's, „die nur das Hochzeitsfest der Revolution mit dem Atheismus feierten". Die Girondins waren gerade die allerschlechtesten Freunde des Königs; sie haßten das Königthum, obschon sie sich anstellten, als ob es ihnen um seine Erhaltung unter dem Schirme einer Verfassung zu thun sei, und bei Madame Roland, die durch ihre Schönheit und ihren Geist einen so großen Einfluß auf ihre Partei besaß, scheint dieser Haß sogar ein persönlicher gewesen zu sein, womit sich noch der Himmel weiß welche ehrgeizigen Plane verbinden mochten. Aber gleicherweise verachteten sie auch das Volk und betrachteten es so gut wie Voltaire als „Canaille, die der Aufklärung nicht werth sei".*) Aber als Mittel, um die Königsmacht zu schrecken, zu schwächen und zu brechen, schien ihnen das Volk sehr brauchbar; sie sahen ihm nicht nur alle skandalösen Excesse nach, obschon diese modernen Barbareien doch sehr wenig zu ihren antikisirenden Neigungen paßten, sie suchten auch durch ihre Agenten das Volk immer wieder von neuem zu bearbeiten und aufzuhetzen. So geschah dies namentlich im Juni 1792, wo sich am 22. nachts jene große Volksprocession bildete, die, unter Vortragung zahlreicher Banner und eines Bastillensteins mit den darin eingegrabenen Menschenrechten die königliche Familie in ihren Gemächern heimsuchte. Es befanden sich darunter die entsetzlichsten und wildesten Gestalten: ein zerlumpter häßlicher Kerl schwang eine Art von Galgen in der Luft mit einer Puppe, in Flittergold gekleidet und mit der Inschrift auf der Brust: Marie Antoinette am Galgen! Ein Bursche trug auf einer Pike das durch und durch gestochene frische blutende Herz eines Kalbes mit der Umschrift: Aristokratenherz! u. s. w. Glücklicherweise wurde nur der anständigere Theil des Volks in die Gemächer des von Pétion verrathenen Königs eingelassen; aber nicht weniger als vier Stunden blieb er den Blicken des Volks ausgesetzt, um von ihm wie ein Wunderthier angegafft zu werden; er mußte mit dem Volke trinken, Brüderschaft trinken um so zu sagen und die rothe phrygische Mütze, diese Narrenkappe des Revolutionscarnevals, aufs Haupt setzen; ja selbst die stolze Königin wurde genöthigt, sie dem kleinen Dauphin aufzusetzen, und verzweifelt rief sie nach Beendigung des ganzen auf die Demüthigung des Königspaars berechneten rohen Possenspiels aus: „Wir sind encanaillirt!"

Dennoch war es bei dieser Gelegenheit zu einer Art Versöhnung und Freundschaft zwischen König und Volk gekommen, indem der König sich vertrauensvoll, das Volk nicht über Gebühr unanständig und fast gemüthlich scherzend benommen hatte. Eine solche Annäherung lag aber nicht im Plane der Girondins, und es kam zur Tuilerienschlacht des 10. August, die bekanntlich dadurch eine Niederlage des Königs wurde, daß er in unbegreiflicher Schwäche seine treuen Schweizer opferte. Er selbst wurde in die Loge der Schnellschreiber der Nationalversammlung angeblich in Sicherheit, in der That aber in Gefangenschaft gebracht. Und in dieser Lage hatte der König noch die Stimmung, den in zerrissenen und blutbespritzten Kleidern hereintretenden Maler David zu fragen, ob er sein von ihm angefangenes Porträt bald fertig haben werde, worauf David roh und cynisch lachend erwiderte: „Ich werde künftig nie mehr das Porträt eines Tyrannen übernehmen, als wenn ich seinen Kopf schon in meinem Hute habe."

Ebenso unbegreiflich war das Benehmen der Königin und der Prinzessin Lamballe, als sie die ihnen in der Manége angewiesenen Zimmer bezogen; man sah sie allerhand Kurzweil treiben, schäkern, lachen, hintereinander in den Zimmern umherlaufen, dann zusammen ans Fenster treten und mit spöttischen Blicken die unten stehende und hinaufschauende Menge mustern. War das wirkliche Freude, durch den Wahn, gerettet zu sein und den Reiz der Neuheit hervorgebracht? oder verstellter Trotz und erheuchelte Lust? oder eine Art Bewußtlosigkeit und Delirium? Die Prinzessin Lamballe war keine Kassandra, sie ahnte nicht, daß sie schon im nächsten Monat als ein Opfer der Volkswuth fallen, daß man ihr schönes Haupt auf eine Pike stecken, ihren Leichnam zerfetzen, ja, daß Schamlosigkeit mit einzelnen Theilen ihr unzüchtiges Spiel treiben werde. Das geschah in den „die menschliche Natur schändenden" berüchtigten Septembertagen, als die Schweizer in den Kerkern und die Priester an heiliger Stätte niedergemetzelt wurden. Fünf Tage dauerte das Blutbad, und selbst Robespierre sagte zu Pétion: „Wäre es nicht deine Pflicht gewesen, dich den heut vorgehenden Abscheulichkeiten mit aller Kraft deines Amts zu widersetzen?"

Diese abscheuliche Bluttaufe empfing die junge französische Republik, die inzwischen auf den Antrag Chabot's erklärt worden war. Mit Recht äußerte sich Condorcet über diesen Act sehr bitter. Er sagte:

*) Friedrich der Große zeigte sich bekanntlich über diese Ansicht Voltaire's empört, und er schrieb ihm einmal in Bezug auf diese Maxime: „Während des Kriegs herrschte eine Seuche in Breslau und man begrub täglich 120 Menschen. Eine Gräfin sagte damals: «Gott sei Dank, der hohe Adel ist verschont, es sterben nur Leute vom Volke!» Sehen Sie, das ist das Bild der Leute, die da meinen, sie seien aus besserm Stoff geknetet."

Ein Schauspieler und ein Priester haben zuerst die Republik über Frankreich heraufgeführt. Und wie zum Dessert, wie zwischen Butter und Käse wurde die Republik heute geboren, denn, wie gesagt, sie stand gar nicht als Hauptsache auf unserer heutigen Tagesordnung. Und wenn es noch durch eine feierliche, wohlgezählte Abstimmung geschehen wäre! Aber durch Stehen und Sitzenbleiben wird über die große Frage zwischen Königthum und Republik entschieden.

Inzwischen ist Madame Roland stoisch oder frivol genug, ihren Salon fortzuhalten; nur richten sich ihre und ihrer Parteigenossen Intriguen jetzt gegen Robespierre, wie früher gegen das Königspaar; Robespierre und die Gironde haben in dieser Republik nebeneinander nicht Raum. Der witzige, aber sehr eingebildete Louvet, Verfasser des berüchtigten „Faublas", übernimmt die große Aufgabe, Robespierre durch eine sehr flach abgefaßte, wenn auch rednerisch gewandte Anklage von der Tribüne herab niederzuschmettern. Robespierre verspricht, auf die gegen ihn gerichteten fünf Anklagepunkte in acht Tagen zu antworten.

Der Tag seiner Vertheidigung erscheint und ruft eine neue Revolutionsheldin auf die Scene, die Schauspielerin Rose Lacombe. Kein Wunder, daß in der französischen Revolution Heroismus und Schauspielerei so schwer voneinander zu unterscheiden sind, da so viele Schauspieler und Schauspielerinnen in diesem schrecklichen Drama heroische Rollen übernahmen. Rose Lacombe bildet ein Seitenstück zu der Théroigne; sie trägt in der rothen Schärpe, welche ihren Leib umschließt, zwei Pistolen und den linken Arm kokett in einer „geschmackvoll arrangirten Binde", um dadurch an die sicherlich bereits geheilten kleinen Wunden oder Schmarren zu erinnern, die sie bei dem Sturm auf die Tuilerien und in den Septembertagen empfangen hatte. Sie will in die Manége und geräth dabei in einen heftigen Wortwechsel mit der gleich komödienhaften Théroigne, die ihr, mit dem Schwert an der Seite, in den Weg tritt. Es kommt zwischen beiden zu Anzüglichkeiten, die hier und da noch etwas derber sind als diejenigen, welche sich in „Maria Stuart" die beiden Königinnen an den Kopf schleudern, aber in den Mund dieser Revolutionsheroinen doch wol besser passen. Inzwischen aber hat Robespierre die gegen ihn gerichtete Anklage mit leichter Mühe in der Manége niedergeschlagen und wird vom Volke jubelnd begrüßt, während er an der Seite St.-Just's dahinschreitet. Auch dieser St.-Just, der als ein unreifer junger Mann von 23 Jahren besser gethan hätte zu studiren und Erfahrungen zu sammeln, statt Weltgeschichte zu machen, erscheint uns mit seinem forcirt fanatischen, unheimlichen, gespreizt geheimnißvollen, erkünstelt stoischen Wesen als eine jener innerlich ungesunden Naturen, wie sie jene Zeit in so reichlicher Zahl hervorbrachte. Sein Wahlspruch war: „L'empire est aux phlegmatiques!" und Mundt meint, daß Ludwig Napoleon den seinigen: „L'avenir est aux apathiques!" danach zurecht gemacht habe.

Bald erblicken wir Ludwig XVI. vor der Barre des Nationalconvents, um auf nicht weniger als 57 Anklagepunkte zu antworten: ein Verfahren, womit Robespierre keineswegs zufrieden war; denn dieser wollte überhaupt nichts von einem Proceß, sondern nur von einer Verurtheilung, einem „Act der Nationalprovidenz" wissen; St.-Just aber ist der Ansicht, daß es hier überhaupt nichts zu richten gebe, man könne hier nur richten, wie man Cäsar gerichtet habe, der „ohne andere Formalitäten als 22 Dolchstiche" hingeopfert worden. Ludwig XVI. oder Capet, wie man ihn damals nannte, hatte sich anfangs in schmerzvoller aber würdiger Haltung gezeigt, war aber bei der Beantwortung der Anklagen in eine „weniger für ihn sprechende Beweglichkeit und Geschmeidigkeit" übergegangen. Hätte er gewußt, wie wenig ihm diese Geschmeidigkeit helfen würde, so hätte er dem Nationalconvent sicherlich das Recht, ihn zur Verantwortung zu ziehen, abgesprochen und jede Rechtfertigung verweigert. Vielleicht hätte er gerade dadurch sein Schicksal zum Bessern gewendet, da der Muth stets den Franzosen imponirt, oder er wäre wenigstens mit größern Ehren untergegangen.

Kaum glaublich erscheint es, daß dieser so schwer gedemüthigte Mann nach dem widerwärtigen Verhöre von dem Generalprocurator Chaumette, genannt Anaxagoras, den er an einer Brotrinde essen sah, sich ein Stück Brot ausbat, das er denn auch in ziemlicher Gemüthsruhe verzehrte, und im Temple wieder angelangt eine Mahlzeit, bestehend in sechs Cotelettes, einem Stück Geflügel, mehreren Eiern und einigen Gläsern Wein, zu sich nahm, worauf er sich dem Schlafe überließ. König Ludwig war zwar bekanntlich ein starker Esser, aber aufregende und zugleich niederdrückende und peinigende Situationen wie die, in welcher er sich soeben befunden hatte, pflegen sonst eben nicht den Appetit zu schärfen. Mundt erzählt uns weiter des Königs Hinrichtung mit allen sie begleitenden traurigen Umständen und Brutalitäten; er erzählt uns unter anderm wie die Offiziere des marseiller Bataillons an dem Hinrichtungstage Briefcouverts, die in Blut getaucht waren, auf die Spitze ihrer Degen gesteckt hatten, wie hinter ihnen her aber ein einzelner Mann schritt „von fürchterlichem Aussehen, dessen nackte Arme ganz und gar mit Blut beschmiert waren und der, indem er aus seinen Fingern das triefende Blut von Zeit zu Zeit auf die umherstehende und ihm zujauchzende (!) Menge spritzte", mit krächzender Stimme schreckliche Verwünschungen ausstieß. Blut zu sehen, Blut zu riechen, Blut womöglich zu schmecken war eine epidemische Manie bei den Parisern geworden, wie bei der Bevölkerung Roms zur Zeit des Tiberius, Nero und Caligula. Andere freilich fühlten sich entsetzt; eine Frau stürzte sich in die Seine aus keinem andern Grunde, als weil sie die Schauder eines solchen Tags nicht überleben mochte, und selbst Charlotte, Robespierre's Schwester, die ihren Bruder ohnehin nur ungern in den Banden der Familie Duplay sah und es übel empfand, daß sich Eleonore Duplay, welche sich ihm in einer schönen Nacht vor der Büste Rousseau's zu eigen gegeben, „Bürgerin Robespierre" zu nennen pflegte, beschloß sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und warnte ihren Bruder mit den Worten: „Mir ist, als

wenn mit diesem Tage ein großer, unsaglicher Wendepunkt für euch alle und auch für dich eingetreten wäre."

Aber die Revolution frißt, nach einem bekannten Ausspruch Vergniaud's, wie Saturn ihre eigenen Kinder und ihre Kindeskinder, und wir sehen bald ein anderes schreckliches Schauspiel: 22 Köpfe der Girondins unter dem Fallbeil! Andere endeten durch Selbstmord und die meisten starben wenigstens mit Muth und Anstand; sie hatten nicht umsonst die Philosophie der Stoa getrieben, sie führten ihre Rolle des antiken Heroismus, die sie zu spielen übernommen hatten, wie gut routinirte Schauspieler zu Ende. Selbst Danton war entsetzt. „Oh, so viel Blut!" rief er aus, „so viel Tod! Nie hätte ich geglaubt, daß es so viel Tod in der Welt gäbe!" Mit Danton war überhaupt eine große Veränderung vorgegangen. Er hatte sich nach Arcis=sur=Aube zurückgezogen und war durch seine zweite Gattin Luise, eine fanatische Anhängerin der Kirche, von seinem Voltairianismus bekehrt und — so stellt es wenigstens Mundt dar — für den Gedanken gewonnen worden, den Atheismus zu bekämpfen. Zu diesem Zwecke ging er wieder nach Paris.

Hier hatte nämlich Hébert den alten Gott für abgesetzt erklärt, und da die Menschheit einmal wie es scheint nicht ohne allen Gottesdienst leben kann, den Cultus der Vernunft, aber einer wahnsinnig gewordenen Vernunft eingeführt, jener Vernunft, die, wie Mephistopheles bemerkt, der Mensch nur braucht, „um thierischer als jedes Thier zu sein". Mit ihm im Bunde standen Anaxagoras Chaumette und der preußische Baron Anacharsis Cloots. Chaumette leugnete, ein vollständiger Atheist zu sein, und das gestand ihm Hébert auch zu, nur mit der wegwerfenden Bemerkung, daß noch niemals ein Schustersohn ein guter Atheist gewesen. Auf einer höhern Stufe stand Cloots, den eigentlich nur die deutsche Philosophie närrisch gemacht hatte. Indem er für einen Cultus der Philosophie schwärmte, erkannte er doch wenigstens etwas Höheres an; er war nicht eigentlicher Atheist, sondern Pantheist, und er hatte es bewirkt, daß die Kirche Notredame eine Façade mit der Inschrift „Der Philosophie" gegeben und ihr Eingang mit den Büsten berühmter Philosophen geziert wurde. Indeß die verrückten Hébertisten wollten einmal einen officiellen Cult der Vernunft oder vielmehr der pariser Gassenvernunft und nicht einen der Philosophie, bei der sich doch immer noch zu viel denken ließ, und eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, Mademoiselle Armide Maillard, erste Sängerin der Académie nationale de Musique, wurde dazu ausersehen, sie darzustellen und zwar in der Hauptkirche Notredame, dem jetzigen „Tempel der Vernunft". Sie weigerte sich zwar anfangs, als ihr aber Cloots ein Paar neue Brillantohrringe versprach, ließ sie sich bereit finden, diese schmähliche Rolle zu übernehmen. Das Unsinnigste, was geschehen kann, geschah bei diesem officiellen Feste der Vernunft. Mundt erzählt:

Voraus ging eine Schar weißgekleideter Frauen, die mit dreifarbigen Bändern geschmückt waren, und Kränze von künstlichen Blumen, denn der November oder Brumaire gestattete nichts anderes, auf dem Haupte trugen. Dann folgten alle Mitglieder des Gemeinderaths, der Club der Jakobiner, obwol in nicht sehr bedeutender Anzahl, die verwandten Clubgesellschaften und die revolutionären Comités, denen zur Seite Tänzer und Tänzerinnen in den Sprüngen einer ernsthaften Sarabande einherschritten. Und nun auf einem Tragsessel, der mit Guirlanden von Eichenzweigen umflochten war, die phrygische Mütze auf dem schönen, von wundervollen Locken umwallten Haupte, den Kothurn an den Füßen, bekleidet mit einer weißen Tunica und einem himmelblauen, über die Schulter herabfließenden Mantel, erblickte man die neue Göttin der Vernunft, die schöne Armide. Unter dem Schall der sie umtönenden Instrumente wird sie im Triumph dahingeführt, um sich des Heiligthums der Jungfrau zu bemächtigen. Jetzt bietet ihr Anaxagoras Chaumette auf eine höchst galante Weise die Hand, um sie von ihrem Palanquin absteigen zu lassen. Er hat sich dazu ein Paar weiße Handschuhe angeschafft, die damals noch sehr wenig im Gebrauch waren und die zu dem tiefen Blau seiner Carmagnole und zu dem Scharlach seiner Mütze höchst malerisch abstachen. Die Priesterinnen, welche die Göttin der Vernunft am Altar umgeben, sind meist Figurantinnen der großen Oper. Alle haben sich, wie auch der größte Theil des Publikums, mit der rothen Mütze geschmückt. Die ganze Gemeinde wirft sich auf die Knie nieder. Chaumette fängt an, aus einem alten Weihrauchfaß Opferdünste auszustreuen, wodurch er die Göttin auf einen Augenblick in Wolken einhüllt u. s. w.

Zuletzt folgten Hymnen, deren eine Marie Joseph Chenier gedichtet hatte, und Tänze, darunter ein Contretanz, der besonders beifällig aufgenommen wurde, Lebehochrufe für die Vernunft und Pereats auf die heilige Jungfrau. Und nicht blos in Notredame, auch in andern Kirchen hatte man Frauenspersonen zu Göttinnen der Vernunft ausstaffirt. Leonard Ennen, der Geschichtschreiber Kölns, erzählt gelegentlich, daß in der Kirche Eustache das Chor durch Decorationen in eine Landschaft mit Buschwerk und ländlichen Hütten verwandelt und darin eine Tafel in Hufeisenform angebracht war, beschwert mit allerlei Speisen und Getränken zum Gebrauch der Gläubigen. Auch der Göttin der Vernunft, die in himmelblauem Mantel und rothwollener Mütze auf einem Altar thronte, wurde von Zeit zu Zeit von tabackrauchenden Kanonieren ein Gläschen oder ein Würstchen gereicht. In der Kirche St.=Gervais waren neben Würstchen und Pasteten Heringsfässer aufgefahren, zu deren Inhalt den Gläubigen Branntwein verabreicht wurde. Das paßt für das Land, wo früher die Geistlichen in den Kirchen die Narren= und Eselsfeste aufführten.

Gegen diesen Unsinn erhob sich Robespierre in der nächsten Versammlung der Jakobiner mit den Worten:

Der Atheismus ist aristokratisch! Das Volk ist niemals atheistisch! Die Idee eines höchsten Wesens, welches über der unterdrückten Unschuld wacht und das triumphirende Verbrechen bestraft, ist ganz volksthümlich, ist eine Idee des Volks. Und — fügte er hinzu — wenn Gott nicht existirte, so müsse man ihn erfinden!

Mit dieser Rede war auch das Schicksal der Hébertisten besiegelt; sie starben unter dem Fallbeil, Hébert selbst wie ein Feigling, weinend wie ein Kind, mehrmals von Ohnmachten befallen und vom Volke jetzt ebenso verhöhnt als früher gefeiert. Auch Vincent vergoß große Thränen; Ronsin benahm sich frech; Mormoro und Bazire starben ruhig, „als wenn sie ein Geschäft abmachten", am gefaßtesten Chaumette und Cloots. Dieser bat zwar

flehentlich, daß man ihn zuletzt hinrichten möchte, weil er zuerst noch einige Principien seiner Philosophie mit sich ins Reine zu bringen habe; aber als dies nicht sein konnte, war es der preußische Baron auch zufrieden. Eine andere Strafe ereilte die abenteuerliche Théroigne; sie war als eine von den Jakobinern Abgefallene von einer Bande fürchterlicher Weiber auf öffentlichem Platze ergriffen, auf die Erde geworfen und „auf dem der hellen Sonne ausgesetzten Körpertheil" mit Peitschenhieben aufs grausamste behandelt worden. Hierüber hatte sie den Verstand verloren und in ein Irrenhaus eingesperrt werden müssen.

Den Hébertisten wurden Danton und seine Freunde in den Tod nachgeschickt. Robespierre spielte mit Danton grausam und tückisch wie die Katze mit der Maus. Wie Egmont dachte Danton: „Er wird es nicht wagen!" aber Robespierre wagte es doch. Robespierre hatte ihn nur gebraucht, die atheistische Bande Hébert's unterdrücken zu helfen; nun mußte auch Danton beseitigt werden, der letzte von allen, den er fürchten zu müssen glaubte. Beide hatten noch eben eine Spazierfahrt in die Elyseischen Felder gemacht, kaum zu Hause angelangt, wurde Danton verhaftet. Das Uebrige ist bekannt. Die „grausenvolle Beredsamkeit", welche Danton brüllend und tobend, „wie ein schnaubender Orkan", vor dem Revolutionstribunal entwickelte, half ihm nichts. Er und seine Freunde ließen ihren Kopf da, wo ihn schon so viele vor ihnen gelassen hatten. Das noch neue Ungeheuer der Guillotine zeigte sich unersättlich. Als Danton mit seinen Schicksalsgenossen auf dem Richtplatz angelangt war, sagte Camille Desmoulins zu Danton: „O mein Freund, ist das die Republik, von der ich geträumt hatte, und nach der wir uns alle sehnten?" Die Klage kam nun zu spät. Wenige Tage später mußte sich auch die schöne Lucile Desmoulins in die fürchterlichen Hände Samson's geben; denn die Guillotine, geschlechtslos wie sie war, machte zwischen Mann und Weib keinen Unterschied.

Robespierre, der nach Danton's, seines mächtigsten Rivalen Sturz, seine Dictatur gesichert glauben durfte, dachte nun zuvörderst an die Einführung eines neuen Cultus, und eines schönen Morgens erblickte man an den Staatsgebäuden und Kirchen Tafeln mit der summarischen Verordnung: „Das französische Volk erkennt das höchste Wesen und die Unsterblichkeit der Seele an." Am 9. Mai fand das Einweihungsfest dieses neuen Cultus statt, bei dem er seine bekannte aber ziemlich phrasenhafte Rede hielt, in welcher unter andern die Worte vorkamen: „Heute wollen wir uns einer reinen (!) Freude hingeben; morgen werden wir wieder Tyrannen und Laster bekämpfen." Aber auch Robespierre verfiel hierbei in den Fehler des Schauspielerhaften, des theatralischen Pathos, über das der Franzose so schwer hinauskommt. Bekanntlich erschien er in einem neuen festlichen und eleganten Costüm und trug einen herrlichen Blumenstrauß von auffallender Größe, in welchem alle seine Lieblingsblumen vereinigt waren, in der blutbefleckten Hand. Das Tollste war aber sein Kampf mit dem Monstrum des Atheismus, einer von dem Maler David erfundenen fratzenhaften allegorischen Figur, die im großen Bassin des Tuileriengartens aufgestellt war, und um die ringsherum allerlei andere allegorische Figuren: der Ehrgeiz, die Zwietracht, die falsche Einfachheit u. s. w. aufgestellt waren. Auf dieses Ungeheuer schritt Robespierre mit einer Lanze los. Mundt erzählt weiter:

> Der Atheismus war nur ein gemalter Carton, und sobald ihn Robespierre jetzt mit der Lanze berührt, geht er in Flammen auf und stürzt mit einem fürchterlichen Geprassel von Raketen, Bomben, Schwärmern und bengalischem Feuer, welches das Ungeheuer alles in seinem Schose verbarg, zusammen. An ihm entzündeten sich auch die andern Lasterbilder und stürzten ebenfalls unter schrecklichem Knistern und Krachen ein. Man sah aber jetzt erst, daß unter dem Ungeheuer des Atheismus eine Bildsäule der Weisheit verborgen war u. s. w. Robespierre aber rief: „So ist es denn wieder in nichts versunken, dieses Ungeheuer des Atheismus, das von den Königen über Frankreich ausgespien worden, und mit ihm werden alle Verbrechen und alles Unglück der Welt verschwinden."

Robespierre war reif zum Sturze; seine Zeit war gekommen; schon während dieser Feier zeigte sich unter seinen Begleitern, den Mitgliedern des Convents, ein aufsässiger Geist; schon jetzt hatte man den Muth, ihn bittere Bemerkungen und bedrohliche Anzüglichkeiten hören zu lassen. Keiner ragte an ihn; aber die Meute hetzte ihn zu Tode. Man war des Blutvergießens endlich müde geworden. Das Revolutionstribunal hatte ihm in der letzten Zeit immer zu schlecht „gearbeitet"; in Paris habe man jetzt durchschnittlich in jeder Woche nur 20 Köpfe, bemerkte er, und das genüge dem Bedürfniß bei weitem nicht; in Strömen müsse man das Blut vergießen, wo man es nur irgend hernehmen könnte; das Blut der Menschen sei es ja, das verdorben sei. Wo war da ein Stillstand, eine Grenze abzusehen? Diese unsinnige Blutentziehungstheorie wandte sich nun gegen ihn und die Seinen; der Sophist verstrickte sich in seinen eigenen Netzen und kam darin um. Sein Ende, fast mehr greulich als tragisch großartig, ist bekannt; wem aber die es begleitenden schauervollen Umstände nicht im Gedächtniß gegenwärtig sein sollten, lese sie bei Mundt nach.

Der Abschnitt der Französischen Revolution, welchen Mundt in diesen drei Bänden behandelt hat, gehört zu den furchtbarsten und interessantesten Episoden der Weltgeschichte überhaupt. Nie haben edle und unedle Leidenschaften, Vernunft und Wahnsinn, egoistische Berechnung und begeisterte Aufopferungsfähigkeit einen solchen bizarr tragischen Carneval aufgeführt; nie haben sich in einer so kurzen Spanne Zeit so viele entsetzliche Begebenheiten zusammengedrängt; nie hat die geschichtliche Nemesis eine so prompte und summarische Justiz geübt; nie hat das Messer der Gerechtigkeit die Schuldigen so schnell und mit so logischer Consequenz getroffen. Das Königspaar büßte zwar mehr für die Vergehen der frühern Herrscher, welche das Volk als „Canaille" behandelt und nichts für seine Aufklärung gethan hatten; weshalb es auch nicht zu verwundern war, wenn sich im Moment der Entfesselung das Volk als Canaille aufführte. Aber auch für ihre Person waren der König und seine Gemahlin nicht ohne Schuld. Schwäche und Haltungslosigkeit schlagen in einer

Stellung wie die war, in welcher sich der König befand, halbwegs zu Verbrechen aus, wenigstens sind ihre Folgen die gleichen; bei aller Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit sind beide nicht von Wetterwendigkeit und hinterlistiger Handlungsweise und die Königin außerdem nicht von einer gewissen Leichtfertigkeit und herausfordernden Hoffärtigkeit freizusprechen. Was aber die Revolutionshäupter betrifft: Marat, die Girondins sammt Madame Roland, Philipp Egalité, Hébert und seine Anhänger, Danton und seine Freunde, Robespierre und die Seinigen, so wird man in ihrem Untergange nur die nothwendige Folge ihrer eigenen Handlungsweise und eine Bewahrheitung des alten Spruchs erblicken, daß dem Menschen mit dem Maß, mit dem er mißt, auch wieder gemessen werden soll. Daß auch minder Schuldige oder ganz Unschuldige in das Verderben mit hineingerissen wurden, ist von solchen gewaltigen Katastrophen leider unzertrennlich.

Der lebendig, mit politischem Scharfblick geschriebene und stilistisch reiner als der „Mirabeau" gehaltene Mundt'sche „Robespierre" verdient sicher gelesen zu werden. Die Form zwar ist eine sehr freie; sie schwankt zwischen dem Arrangement eines historischen Romans und dem geschlossenen Gange der historischen Erzählung. Hiermit sind aber auch wieder gewisse Vorzüge verbunden. Die Blicke werden nicht wie im historischen Roman zu sehr von der geschichtlichen Wahrheit auf bloßes genreartiges oder novellistisches Beiwerk und auf die dichterische Fiction abgezogen; auf der andern Seite erlaubte die einmal gewählte Form dem Verfasser mehr als dies in einem pragmatischen Geschichtswerk irgend möglich ist, neben den rein politischen auch die persönlichen Beziehungen der Revolutionshäupter darzustellen, auf die Gasse unter das Volk hinabzusteigen, die handelnden Personen in ihre Häuslichkeit oder in die Salons zu begleiten, den sicherlich bedeutenden Antheil, welchen weiblicher Haß und Ehrgeiz an den Handlungen der Männer hatten, ans Licht zu ziehen und die Antriebe des Herzens und die augenblicklichen Aufwallungen der Leidenschaft, oft nur die augenblicklichen Verstimmungen und Misverständnisse, wie überhaupt die psychologischen Motive zu belauschen und in den Vordergrund zu stellen. **Hermann Marggraff.**

Der historische und der sagenhafte Tanhäuser.

Seit Richard Wagner's großartiges musikalisches Drama über die deutschen Bühnen gegangen, ist der Tanhäuser aller Welt bekannt; es ist aber nicht allein dies das Verdienst dieses Werks, einen anziehenden Stoff der deutschen Vorwelt wieder dem deutschen Volke bekannt gemacht zu haben, sondern auch dies, durch das neuerwachte Interesse zu gründlicherer Durchforschung desselben Veranlassung gewesen zu sein. Durch das Werk Wagner's wurde Gräffe zu seiner Erläuterung der „Sage vom Ritter Tanhäuser" (Dresden 1846), wie er selbst in seiner Zueignungsschrift an den Componisten sagt, angeregt; durch dasselbe zunächst ist auch eine nicht in den Buchhandel gekommene Gelegenheitsschrift von F. Zander „Die Tanhäuser-Sage und der Minnesinger Tanhäuser" (Königsberg, 1858) ins Leben gerufen. Dieselbe prüft die merkwürdige Sage auf Grund sorgfältiger Durchforschung aller Quellen scharf und gründlich und gelangt zu wesentlich neuen interessanten Ergebnissen.

Der Tanhäuser bezeichnet zunächst zwei Persönlichkeiten, einmal den Tanhäuser der Sage, sodann den Minnesinger; beide sind von Wagner in Eine Person verschmolzen; der Componist hat aber auch noch außerdem zwei Sagenstoffe, die Sage vom Venusberge und vom Wartburgkriege, vereinigt; das ist aber nur Willkür des Künstlers gewesen; die alten Darstellungen des Wartburgkriegs erwähnen nicht des Tanhäuser als Mitstreiters. Wir haben uns zunächst an den Tanhäuser der Sage zu halten.

Als der Venusberg des Tanhäuser wird der Hörselberg zwischen Gotha und Eisenach genannt; indeß nicht in den alten Volksliedern, die von einer bestimmten Lokalität überhaupt nichts wissen, ja nicht einmal Venusberg als Eigennamen gebrauchen. Die Venus wird von dem einen als die antike heidnische Göttin, von andern als die germanische Göttin Hulda oder als Frau Holle, von andern wieder rein appellativisch gefaßt.

Nach den alten, bis ins 14. Jahrhundert hinaufreichenden, von Uhland vervollständigten Volksliedern war Tanhäuser ein guter Ritter, den die Lust nach Abenteuern in den Berg der Frau Venus führt. Reuig will er nach sieben Jahren fort. Venus sucht ihn vergebens durch die Hand einer ihrer Gespielinnen zu halten; er nennt sie eine Teufelin; den Vorwurf weist sie zurück, sie sei die Königstochter von Babalen. Doch verletzt entläßt sie ihn jetzt. Er pilgert nun nach Rom zu Papst Urban IV. Der Papst aber, einen dürren Stab in der Hand haltend, spricht: „Sowenig dieser Stab grünen wird, sowenig sind dir deine Sünden vergeben." Verzweifelnd glaubt sich Tanhäuser von Maria geschieden und kehrt in der Frau Venus Berg zurück, wo er mit Freuden empfangen wird. Am dritten Tage aber nach seiner Abreise hatte der dürre Stab zu grünen begonnen, doch die jetzt ausgesendeten Boten suchten ihn vergeblich.

So die eigentliche Tanhäuser-Sage. Es finden sich aber frühe Erweiterungen und Anknüpfungen an Verwandtes. Hermann von Sachsenheim in seiner „Mörin" (1453) läßt den Tanhäuser in dem durch den treuen Eckart gehüteten Venusberg einem Gericht von zwölf Rittern vorsitzen. Wolfgang Heider (1580) läßt den Tanhäuser dem Papste nicht seinen Aufenthalt im Venusberge, sondern seine Kriegsbübereien beichten. Endlich der bekannte bairische Geschichtschreiber Aventinus (1500) nennt Tanhäuser einen König, der die Deutschen und ihre Verwandten nach Asien in den Krieg geführt habe und zwar mit einer Königin kriegerischer Frauen, genannt Frau Schmirein, welcher Name für Semiramis erklärt wird. Aventinus beruft sich dabei auf alte Sagen.

Jakob Grimm nennt mit Recht die Sage eine der anziehendsten Sagen des Mittelalters, in welcher die Sehnsucht nach dem alten Heidenthume und die Härte der christlichen Geistlichkeit rührend geschildert wird. Der ganze Inhalt weist auf diese Tendenz hin, wie nicht minder verschiedene Partien in den Volksliedern, welche ihre Unzufriedenheit mit Geistlichkeit und Papst mit klaren Worten aussprechen; hat ja diese Sehnsucht rückwärts nach dem realistischen Alterthum ihre Vertreter im deutschen Volke bis in die neueste Zeit, bis auf Goethe und Schiller. Der Tanhäuser, kann man sagen, ausgeschlossen von der menschlichen, christlichen Gesellschaft, flüchtet sich in den Wald, in den Tan, der Tanhäuser ist der im Walde Hausende, also schon durch seinen Namen gleichsam als allegorische Person für den Dienst der heidnischen Venus bestimmt.

Aber also kann die Sage nicht in der Luft schweben; die Sage wurzelt in einem bestimmten Boden, die Tanhäuser-Sage muß aus deutschem Boden hervorgewachsen sein.

Wenden wir uns nun zu dem Minnesinger Tanhäuser, so lernen wir dessen Leben fast einzig aus seinen Liedern kennen. In der Manasse'schen Sammlung sind 16 Gedichte desselben, die jenaer Liederhandschrift enthält außerdem eins. Sie finden sich vereinigt in der großen Sammlung von F. H. von der Hagen, der aus ihnen und historischen Quellen des Dichters Leben zusammengestellt hat. Diese Gedichte gehören in die Mitte des 13. Jahrhunderts. Der Tanhûsære, wie der Dichter genannt

wird, ist der Herr von Tanhusen. Ein solches freiherrliches Geschlecht findet sich in Salzburg und Baiern, ein anderes in Franken und Schwaben. Die Umstände seines Lebens, selbst das ähnliche Wappen, welches der Manasse'sche Codex enthält, weisen darauf hin, daß der Dichter zu dem österreichisch-bairischen Geschlecht gehört habe. Nach seinen Gedichten scheint er als ein von Haus nicht begüterter Ritter umhergegangen zu sein, als Nachfolger Walther's von der Vogelweide besonders am österreichischen Hofe, mit Gütern ausgestattet von Herzog Friedrich dem Streitbaren (1230—46), dessen jähen Tod er innig beklagt. Nun wieder dem Mangel preisgegeben, klagte er, daß er nichts von dem von Welschland geschickten Golde miterhalten; er meint damit das von Papst Innocenz IV. zur Unterstützung der Wahl Heinrich Raspe's, des Gegenkönigs Friedrich's II., geschickte Geld, das er auch schon als ein entschiedener Anhänger der Hohenstaufen ausschlagen mußte; diese, Friedrich II. und seine Söhne Heinrich und Konrad preist er. Es erhellt ferner aus seinen Gedichten, daß er einen Kreuzzug mitgemacht hat, auf dem ihn der Weg durch Italien führte. Nach dem Tode Friedrich's des Streitbaren war er bei Otto II. von Baiern, der, ebenfalls treuer Anhänger der Hohenstaufen, Schwiegervater des Königs Konrad (IV.), nach des Babenbergers Tode zum Statthalter Oesterreichs eingesetzt war. Auch noch mit andern Fürsten war er bekannt: so rühmt er den jungen Fürsten Albrecht von Thüringen; das ist Albrecht der Unartige, der 1263 Thüringen von seinem Vater erhielt, wonach der Dichter ihn noch 1263 lobt, aber vor 1270 sicherlich, weil in diesem Jahr die Verstoßung seiner Gemahlin Margarethe, der Tochter Friedrich's II., durch Albrecht stattfand, nach welcher That er dem treuen Anhänger des großen Kaisers nicht mehr preiswürdig erscheinen konnte. Ueberhaupt weist keine Spur in seinem Nachlaß über das Jahr 1270 hinaus; um diese Zeit muß er geschieden sein.

Alle seine Lieder sind Minnelieder im engsten Sinne; sie zeigen aber alle eine leidenschaftliche, verstimmte Natur, die spätern Unzufriedenheit mit der ganzen Welt.

Nun fragt es sich, wie sich der Tanhäuser der Sage und der historische Dichter vereinigen lassen. Da ist zunächst auffallend, daß auch der Tanhäuser der Sage zu derselben Zeit scheidet, denn Papst Urban IV. regierte 1264—68. Beide Tanhäuser sind Ritter. Auch der Tanhäuser der Sage unternahm nach Aventinus einen Kreuzzug; Kriegsfrauen, die Aventin nennt, gab es damals viel; gerade solchen sich anzuschließen, war dem Charakter des Dichters nicht entgegen. Die Venus der Sage nennt sich Tochter des Königs von Babalen, damit ist offenbar Babylon gemeint, also wieder eine Hinweisung auf den Orient. Somit ist es sehr wohl denkbar, daß der historische Tanhäuser als Kreuzfahrer in einem Bergschlosse sich mit einer Mohammedanerin in vertrautem Umgange befunden und dadurch eine unverzeihliche Sünde auf sich geladen habe. Aus dieser geschichtlichen Thatsache konnte sich, wenn die Burg als Berg gefaßt wurde, leicht die Sage weiter bilden.

So sind die beiden Tanhäuser, der Dichter und der Sagenheld, also doch ursprünglich eins gewesen, und eine Uebereinstimmung, wenigstens in dem Hauptpunkte, der Schöpfung der divinatorischen Phantasie des modernen Künstlers mit der geschichtlichen Wahrheit ist von der Kritik nachgewiesen. 42.

Ausländische Stimmen über die Säcularfeier Schiller's.

Begreiflicherweise mußte eine Feier von solcher Ausdehnung und theilweisem Gepränge, wie die Säcularfeier Schiller's, auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich ziehen, und nicht blos die literarischen Blätter des Auslandes haben sich mit der Feier und dem Gefeierten eingehend beschäftigt, selbst politische Zeitungen widmeten dem Feste Berichte oder selbst leitende Artikel, in denen sich aber zuweilen
unter bestechenden Complimenten Rathschläge oder
ganz anderer Art verbargen. Auch im Auslande
sich nicht verhehlen, daß bei dieser Feier nicht bloße
Interessen, sondern auch nationale und wenn man will
ins Spiel kamen, entsprechend der Doppelrichtung des
ten Dichters, der zwar das ästhetische Interesse ganz
weise, das nationale sehr wenig betonte, aber doch als
Ziel ein durch die ästhetische Erziehung aller geläutertes
keine geographischen Grenzen gebundenes freies Staats
thum begehrte. Er verstand darunter zwar sicherlich etwas
deres als den modernen Constitutionalismus, auch nicht die
mokratie im Sinne der französischen Niveleurs und
oder gar die Socialdemokratie, und was die deutsche
frage betrifft, so hatte er sicherlich weder von einem
deutschland noch von einem Großdeutschland eine
Aber er predigte doch die staatsbürgerliche Freiheit,
die unbeschränkte Gewissensfreiheit und er feierte die
vaterländische That, die Vaterlandsliebe, die, wie er
eine von dem wahren Menschen und echten Bürger
liche Tugend ist. So finden sich bei Schiller Aussprüche
die wir Deutsche in unserer Lage uns zu Nutze machen
die es gerechtfertigt erscheinen lassen, wenn man ihn zum
bole nationaler Einheit erhoben hat. Aber an dieser
Deutschlands scheint dem Auslande sehr wenig gelegen
denn wol die meisten ausländischen Journale zeigten sich
ausschließlich die humane und ästhetische Bedeutung des
hervorzuheben und uns in bald offener bald versteckter
tadeln, daß wir uns einfallen lassen wollten, auch eine
politische Bedeutung hineinzulegen. Wenn wir Deutsche
ästhetischen und philosophischen Dingen einig sind, wenn
Festcomités auf einen Wink Tausende von Zweckessern
trägern zusammenbringen, so haben wir ja alles, was
wünschen und zu erreichen beanspruchen dürfen.

Einen ähnlichen Standpunkt scheint die „Morning
zunehmen, wenn sie in einem die Festfeier betreffenden
sagt: „Heute vor 100 Jahren ward einer der Könige des
geboren, der, solange als das deutsche Volk und die
Sprache leben, in den Herzen und Köpfen seiner
unbestritten herrschen wird, der ihnen gewaltigere
Reiche des Geistes erobert hat als eine Lombardei ist
Elsaß, ein Holstein oder Kurland, der eine großartigere
begründen half als in Frankfurt am Main vertreten
in Eisenach entworfen wurde, und dessen Genius schon
teratur aller civilisirten Staaten in der Alten und
seinen Stempel aufgeprägt hat. Auch uns haben die
und Gefühle, die erhabene Phantasie und die hohe
denz Schiller's zum Heile gereicht" u. s. w. Nun ja,
land wird sicherlich nichts dagegen haben, wenn wir
vinz nach der andern bis zur letzten verlieren und
„Reich des Geistes" behalten, das unsere Nachkommen
beim nächsten Säcularfeste Schiller's mit Erlaubniß
landes censurfrei in Toasten, Prologen, Tafelliedern
reden bis zum Exceß feiern können. In diesem idealen
werden uns Franzosen und Engländer, Russen und die
leicht zu einem Reiche vereinigten Italiener gewiß alle
denkbare Freiheit und Einheit aufs zuvorkommendste
Was würde man im Redactionsbureau der „Morning
für Augen machen, wenn man den Engländern
wollte, Irland oder Canada oder sonst eine englische
oder Colonie seien nicht so viel werth, als das „
Geistes", welches Shakspeare den Engländern erobert
einem höhern und allgemeinern Standpunkte mag
dings richtig sein, aber die englische Nation dürfte
nigsten geneigt und fähig sein, sich auf diesen
erheben, sobald sie sich nämlich dieses idealen
auch nur den geringsten Abzug an ihrem
Länderbesitz gefallen lassen sollte.

Das „Oxford Chronicle" — beiläufig
eine Provinzialzeitung, aber ziemlich im Format der

erscheinend — bespricht in der Nummer vom 12. November in einem „The Schiller festival in Germany" überschriebenen Aufsatz ebenfalls Schiller und seine Säcularfeier, in welchem uns namentlich der darin angestellte Vergleich zwischen der Säcularfeier des deutschen Dichters und derjenigen des Schotten Burns von Interesse war. Der Aufsatz des „Oxford Chronicle" ist von John Macray, einem Verehrer und gründlichen Kenner der deutschen Literatur, der schon im Jahre 1827 eine Anthologie: „Stray leaves and translations from the lyric poets of Germany", erscheinen ließ, welche auch Uebersetzungen Schiller'scher Gedichte enthält. Der Aufsatz beginnt: „Der Name Schiller's, der, wo immer nur deutsch gesprochen wird, einen so großen Enthusiasmus erweckt, ist der großen Masse der Engländer kaum bekannt, und doch hat er in seiner dreifachen Eigenschaft als Dichter, Geschichtschreiber und dramatischer Dichter auf die Herzen seiner Landsleute einen tiefern Eindruck gemacht, als irgendein anderer ihrer begabtesten Schriftsteller. Die hundertjährige Feier seines Geburtstags kann nicht verfehlen, in den Jahrbüchern des deutsch sprechenden Vaterlandes ein denkwürdiger Tag zu sein, ja in allen Ländern, wo die sittliche, gebildete und fleißige deutsche Rasse gefunden wird, in London, in Paris, in Manchester, in Glasgow, kurz in der ganzen civilisirten Welt. Unähnlich Burns, dessen Säcularfeier unter seinen poetisch fühlenden Landsleuten einen so großen Sturm von Begeisterung hervorrief, schrieb Schiller nur in der reinsten und classischsten Sprache, und seine Gedichte athmen durchgehends den Geist eines verfeinerten und eleganten Geschmacks. Burns war in der That ein Landmann, angefrischt durch die Erscheinungen und Töne der Natur, und mit einem Genius begabt, der fähig war, mit den höchsten und niedrigsten Themen sich zu befassen. Seine schönsten oder mindestens doch seine populärsten Ergüsse sind im Dialekt des schottischen Landvolks geschrieben, obschon allen Klassen verständlich und genießbar. Schiller's Gedichte erwecken vielleicht für ihren Verfasser unter den untersten Klassen seiner Landsleute kein so inniges Gefühl von Liebe als die Gesänge von Burns unter denselben Gesellschaftsschichten in Schottland, aber von schwunghafter und romantischer Empfindung erfüllt, mit der höchsten Schönheit der Sprache angethan, dienen sie doch, den Geschmack selbst der ärmsten Farmer, in deren Hütten sie überall eindringen, zu bilden und zu veredeln, weil sie frei sind von der Derbheit und der Unlauterkeit, welche zuweilen die Wirkung der Burns'schen Gedichte entstellen und schwächen. Schiller war in manchen Punkten des nationalen Interesses der Lehrer und Führer seiner Landsleute: er entzündete ihr Freiheitsgefühl; er nährte ihre Neigung für das Ideale und Schöne; er stimmte ihren Gehörsinn für die köstlichste Musik poetischer Sprache. Schiller's Balladen und Lieder sind, dank dem wachsenden Verkehr zwischen den Nationen und dem immer zunehmenden Studium der deutschen Sprache in allen Ländern zu Hausklängen und Hauserquickungen geworden.... Sein persönlicher Charakter war von erhabenstem und reinstem Gepräge und sein Leben ein fast ununterbrochener Kampf mit Widerwärtigkeiten und Krankheitszufällen. Diesem allen zum Trotz siegte das heroische Feuer seines Geistes, der nach einem höhern und edlern Zustande des Seins zu verlangen schien, über alle Hindernisse und setzte ihn in Stand, Werke zu vollenden, welche für immer in den dankbaren Herzen seiner Landsleute und der Menschheit leben werden." Freilich wird ihm schließlich vom englischen Standpunkt vorgeworfen, er habe keine rechte christliche Gesinnung gehabt, er sei, wie es scheine, nur eine Art von „imperfectly christianised heathen" gewesen; denn leider habe der Voltairianismus damals auf viele der leitenden Geister Deutschlands, auf Goethe (der aber dabei doch ein Freund Jung-Stilling's und des Fräuleins von Klettenberg war), Wieland u. s. w. großen Einfluß gehabt und sie mit „rationalistic views" erfüllt, ganz im Gegensatz zu dem christlichen Geiste, welcher die Schriften ihrer großen Zeitgenossen, eines Klopstock, Herder, Hamann und anderer berühmter Autoren und Denker beseelt habe. Macray theilt dann noch eine kleine Anzahl von ihm verfaßter Uebersetzungen einiger Schiller'scher Gedichte mit, von denen wir folgendes als Probe mittheilen:

The German Muse.

By Augustus unprotected,
By the Medici neglected,
So arose the German muse:
Fame was absent at her planting,
Yet her laurel, nothing daunting,
Bloom'd — though not in royal dews.

By her greatest Son unaided,
By her greatest Prince unshaded,
Sent away in want and shame:
Boastful may the German tell it,
While his pride he cannot quell it,
By herself she won her fame.

Then her branch ascended higher,
Then with bolder hand the lyre
German poets swept amain;
When to fountains of her feeding,
From her heart's own depths proceeding,
Proud she turned, from fashion's train.

Das „Athenaeum" bringt über die Schiller-Feier im Krystallpalast zwar einen Bericht, doch ohne tiefer auf die Bedeutung des Festes einzugehen. Der Berichterstatter sagt unter anderm, er wolle nicht genauer untersuchen, ob die Säcularfeier Schiller's ein Ausfluß poetischer Begeisterung oder politischer Agitation sei; nur so viel sei gewiß, daß dieses Fest einzig in England dastehe, so weit er auch zurückdenken möge. Deutschland habe sich da überall gezeigt, in den Gesichtern, im Gespräch, in der Haltung der Zuschauer, in den Insignien der Comitémitglieder, ja wie er ohne böse Nebenbedeutung hinzufügen wolle, auch in dem „unpractical bustle" und der „gentle confusion".

Mit am vorurtheilslosesten unter allen Ausländern hat wol E. Seinguerlet über die Säcularfeier Schiller's geschrieben, und zwar in der „Revue germanique" vom 31. October in Form einer Correspondenz aus Heidelberg. Er hebt nicht nur hervor, daß der Geist, aus welchem diese Feier hervorgegangen, der Ausfluß desselben Gedankens sei, der sich in dem Drange nach nationaler Einheit manifestire, er erkennt selbst die Berechtigung dieses nationalen Gedankens an. „Bei keinem Volke", sagt er unter anderm, „hat die Literatur einen so gewaltigen politischen Einfluß geübt als in Deutschland, nirgendwo hat sie so viel dazu beigetragen, den Patriotismus zu begründen, denn sie war national, ehe noch eine Nation da war. Und unter denen, welche durch ihre Schriften, durch die Thätigkeit ihres Genius am mächtigsten dazu mitgewirkt haben, dieses Gefühl zu erwecken, muß man Schiller einen ersten Platz anweisen. Der Dichter, welcher von den Alpen bis zur Ostsee über alle Herzen herrscht, dessen Lieder der Student in der „Kneipe", der Arbeiter in seiner Werkstatt, die Jungfrau am Piano singen, dessen Schöpfungen seit 60 Jahren in den deutschen Theatern mit Beifall begrüßt werden, verdiente es vor allen, zum Symbol der deutschen Einheit erhoben zu werden. Finden Sie nicht, daß diese Verehrung ebenso viel werth ist, als die für einen Heiligen oder für einen Eroberer? Vergessen Sie nicht, daß hier jedes Kind seine Sprache in den Schriften seiner Dichter stammeln lernt und daß die Literatur hier zu Lande nicht der Ausdruck des raffinirten Geschmacks einer hochgebildeten Aristokratie, sondern aus dem Schose des Volks selbst hervorgegangen; daß sie nicht auf den Knien vornehmer Damen, unter den Schmeicheleien von Schöngeistern und galanten Abbés, sondern unter schmerzlichen öffentlichen Prüfungen hervorgegangen ist." Anerkennender, bezeichnender und zugleich kürzer kann man sich über den volksthümlichen Charakter der deutschen Literatur nicht wohl aussprechen, als hier von einem Franzosen geschieht. Dagegen möchte

es vielleicht hier und da Widerspruch erregen, wenn der Verfasser versichert, daß Schiller, „avec une âme delicate, impressionable et très-encline à la rêverie", auf den „esprit sec, raisonneur et un peu sardonique" Norddeutschlands nicht denselben Einfluß geübt habe, wie auf seine dichterischen schwäbischen Landsleute und auf das mittlere und südliche Deutschland überhaupt. Der Schein spricht freilich gegen Norddeutschland, dessen trockenen, raisonnirlustigen und etwas sardonischen Geist wir keineswegs in Abrede stellen wollen. Aber wenn man den Absatz der Schiller'schen Werke in Norddeutschland mit ihrem Absatz in Süddeutschland (einige gebildete Theile von Deutsch-Oesterreich, namentlich Wien vielleicht ausgenommen) vergleichen wollte — worüber freilich nur in den Rechnungsbüchern der Cotta'schen Buchhandlung die richtigen Aufschlüsse zu finden sind —, so dürfte die Vergleichung, wie wir glauben, nicht gerade zu Ungunsten Norddeutschlands ausfallen. Und wie kam es, daß Schwaben seine hervorragendsten Geister, einen Wieland, Schiller, Hegel, Schelling u. s. w. nicht festzuhalten vermochte? In Bezug auf die Preußen macht übrigens Seinguerlet folgende Bemerkung, die wenigstens auf einen großen Theil des preußischen Volks paßt: „Der Preuße, der zuvörderst Preuße und dann erst Deutscher, vor allem aber Soldat ist, wird immer einem Deutschen und Dichter einen Preußen und Soldaten, den Alten Fritz z. B. oder selbst den Feldmarschall Vorwärts vorziehen."

Nachdem Seinguerlet die Festprogramme verschiedener deutscher Städte (darunter auch das der Stadt Leipzig, der „capitale de la librairie", wo das Fest einen „caractère plus littéraire" als anderwärts haben werde) ihrem Hauptinhalt nach besprochen und einzelne Bemerkungen daran geknüpft, sagt er weiterhin: „Auf Anlaß der Säcularfeier Karl August's, der Goethe's Freund und Schiller's Beschützer war, hat man die glückliche Idee gehabt, die Statuen dieser literarischen Dioskuren auf Einem Piedestal zu erheben. Vernünftigerweise widmet Deutschland dem Andenken dieser beiden großen Dichter denselben Cultus und in seiner Bewunderung trennt es nicht diejenigen, die während ihres Lebens so eng verbunden waren. Allerdings hatte die Säcularfeier Goethe's vor zehn Jahren nicht die gleichen Kundgebungen hervorgerufen, und ein ausschließlicher Bewunderer Schiller's könnte in diesem Abstand vielleicht einen Beweis dafür erblicken, daß sein Lieblingsdichter auf das Volk einen innigern und tiefern Einfluß geübt habe als Goethe. Ich für mein Theil glaube dies nicht, ich erblicke darin nur einen Nachtheil der Zeitumstände. Damals, im August 1849, litt Deutschland an den Folgen einer langen und schmerzlichen Krisis. Erschöpft durch die Anstrengungen, die es gemacht hatte, um zur Einheit zu gelangen, in seinen Hoffnungen getäuscht, war es in eine niedergedrückte apathische Stimmung verfallen. Heute dagegen richtet es sich aus seiner Lethargie auf; ein neuer Hauch belebt die Geister und erhebt die Herzen. An der Schwelle einer neuen Aera begrüßt Deutschland voll Begeisterung den Dichter, welcher sang: «Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an»" u. s. w.

Gelegentlich kommt Seinguerlet auch auf die Schiller-Stiftung zu sprechen, und er bemerkt dabei: „Rien de mieux que d'honorer les morts, mais à la condition de ne pas oublier les vivants." Es hätte auch wirklich gar keinen Sinn, wenn man die Zeitgenossen Schiller's fortdauernd aufs bitterste anklagen wollte, Schiller nicht so unterstützt zu haben, wie man ihn hätte unterstützen sollen, während man doch fortführe, sich gegen die Talente der Gegenwart der gleichen Unterlassungssünde und womöglich in noch erhöhtem Grade schuldig zu machen. Gibt es auch zur Zeit keinen Dichter von der Größe Schiller's — obschon man doch nicht genau weiß, was bei größerer Aufmunterung aus dem oder jenem hätte werden können —, so gibt es doch vielleicht manchen ehrlichen, fleißigen Arbeiter, welcher der Literatur und der Sache der Bildung und Humanität nicht unerhebliche Dienste geleistet, welcher, ohne dieselbe hohe Begabung wie Schiller zu besitzen, ihm doch vielleicht ehrlich nachgerungen, denselben eisernen Arbeitsfleiß bewiesen, dieselben Opfer in Betreff aller Dinge, die zum eigentlichen Lebenscomfort gehören, vielleicht selbst zur Benachtheiligung seiner Gesundheit gebracht und wegen seiner unabhängigen Gesinnung an demselben Fluch der Heimatlosigkeit gelitten hat oder noch leidet. Solche Männer für ihre Opfer nicht zu entschädigen — denn wer vermöchte das? — sondern nur ihrer drückendsten Sorgen, Demüthigungen und Hemmnisse zu entheben, das, sollten wir meinen, müßte doch eine literarisch gebildete Nation zu ihren Pflichten zählen, statt sich bei der Nachwelt und dem Auslande dem Vorwurf auszusetzen, daß sie wieder einmal einen verdienten Schriftsteller in Noth und Schmach habe verkommen lassen. Man darf nicht vergessen, daß der moderne Staat oft gerade diejenigen Talente am wenigsten brauchen und verwenden kann oder will, die sich im Dienste des Publikums am besten, nützlichsten und treuesten bewähren. Der Buchhandel kann nicht alles thun, obschon er allerdings mehr thun könnte, wenn er mehr als bisher darauf Bedacht nähme, wirkliche Talente und Männer von guter ehrlicher Gesinnung aufzumuntern und sie ihrer eigentlichen Capacität gemäß und ohne Behinderung ihrer freien Bewegung zu verwenden, statt ihnen wie so oft gesinnungslose Werkzeuge vorzuziehen. In allen Ländern sind ohnehin wol Buchhändler selten, die, wie der jüngst verstorbene pariser Verleger Charles Furne, gerade durch die gegen ihre Autoren bewiesene Liberalität sich ein Ehrengedächtniß stiften. Freilich dürfen wir niemand, weder Publikum, noch Staat, noch Buchhändler des Kaltsinns anklagen, denn wo herrscht mehr Kaltsinn, Brotneid und Intrigue als unter den Schriftstellern selbst? Welcher Autor von langjähriger Erfahrung weiß nicht, wie viel geheime Intriguen oftmals gesponnen, wie viel Klatsch und Verleumdungen aufgerührt werden, um nicht blos den guten Ruf, sondern selbst die Existenz eines Autors zu untergraben, ihn womöglich aus einer einflußreichen Stellung zu verdrängen und das Schoskind irgendeiner Coterie an seinen Platz zu bringen! Und kann irgendwer behaupten, es sei den aufstrebenden dramatischen Autoren von irgendwelchem Nutzen gewesen, daß jetzt mehr als früher Dichter und Schriftsteller die Verwaltungen von Theatern führen oder dramaturgische Stellen bekleiden? Sicherlich, ein Kapital wenigstens noch einmal so groß wie das bisher für die Schiller-Stiftung gesammelte, wäre als vorhanden zu betrachten, wenn unter den Schriftstellern selbst der Geist größerer Collegialität statt des bloßen Cliquengeistes herrschend würde.

Fast in Ausdrücken der Begeisterung spricht sich Forcade in der „Revue des deux mondes" über die Schiller-Feier aus, und überhaupt können wir den Franzosen die Anerkennung nicht versagen, daß sie dieses deutsche Nationalfest meist ohne alle nationale, confessionelle oder politische Einseitigkeit taktvoll und mit einer gewissen Ehrerbietung besprechen, es zum Theil auch als Anlaß benutzen, mehr oder weniger deutlich sich über den Druck, unter dem gegenwärtig die Literatur in Frankreich leidet, zu beschweren und in dieser Hinsicht die Deutschen als ein zu beneidendes Mustervolk aufzustellen. Forcade findet die Säcularfeier Schiller's um so bewunderswerther, da dieser Enthusiasmus einem Dichter gelte. Wer habe in einer Zeit, die der Dichtkunst so abgeneigt sei, in dieser Zeit der Eisenbahnen, der Hochöfen und Crédits mobiliers erwarten können, daß sich 40 Millionen Menschen an dem gleichen Tag, in dem gleichen Gedanken und zu dem gleichen Zweck vereinigen würden, und daß dieser Gedanke die Verherrlichung eines Dichterandenkens, der Zweck die Feier eines literarischen Jubiläums sein würde? Es handle sich hier nicht um eine akademische Feier, die ganze Seele eines Volks sei in Bewegung. Nie habe ein Fürst, ein Kaiser oder General, nie ein Mann von Geblüt, ein Mann der Doppelzüngigkeit und der Unterdrückung in Deutschland eine Huldigung empfangen, wie sie jetzt dem armen, ehrlichen, braven Schiller dargebracht werde, und selbst außerhalb Deutschlands könne man begreifen, daß Schiller würdig sei, der Gegenstand der Verehrung eines ganzen Volks zu werden. Nur daß Forcade Schiller zu den „großen Söhnen der Französischen Re-

lution" zählen möchte, dürfte einiges Bedenken erregen. Schiller war zwar in seinen frühern Jahren ein Verehrer Rousseau's und ein Anhänger seiner Grundsätze, aber sein Oppositionsgeist in seinen Jugendwerken war ein paar Tage älter als die Französische Revolution und ging entschieden aus den zum Theil elenden Zuständen des damaligen Deutschland hervor; ebenso entschieden hat er aber auch gegen die Französische Revolution protestirt und von ihr kein Heil weder für die deutsche Nation noch für die Menschheit erwartet. Forcade sagt an einer andern Stelle: „Es ist so süß glauben zu dürfen, daß es wenigstens noch ein Volk in Europa gibt, welches in allen seinen Schichten dem Cultus des ehrenhaften, reinen, geistigen, wahrhaft menschlichen Ruhms huldigt, welches sich den Triumphen des Gedankens, des Herzens, der Kunst hingibt! Es ist in der That bedauerlich zu sehen, daß die erbärmliche Mehrheit den Vertretern der rohen Gewalt eine stumpfsinnige Vergötterung widmet, und indem sie ihre Tyrannen vergöttlicht, selbst das Joch drückender macht." Wohin dieser Hieb zielt, ist unschwer zu erkennen. Forcade hebt dann weiter hervor, daß das Fest noch eine andere Bedeutung habe als die, den poetischen Genius zu verherrlichen. Diese Jubelfeier sei für Deutschland die Gelegenheit gewesen, für einen flüchtigen Augenblick seine moralische Einheit wieder zu finden und zum Ausdruck zu bringen. Es sei das Vorrecht und die Ehre der deutschen Wissenschaft und vor allem der deutschen Philosophie, den deutschen Stämmen zum Bewußtsein gebracht zu haben, „daß sie eine Nation bilden, und daß sie unter diesem Titel in die geistige und politische Gesellschaft Europas als Mitbewerber eintreten können und sollen, mit der Sendung, der Initiative, dem Rang und der Macht eines großen Volks".

Die „Illustration" brachte in Nr. 46 unter der Ueberschrift: „Le centième anniversaire de la naissance de Schiller", einen längern biographischen Artikel von Ph. Busoni über Schiller, der begreiflicherweise auch mit Illustrationen (der Hackländer'schen illustrirten Zeitung „Ueber Land und Meer" entnommen) geschmückt ist, theils kleinern, welche Figuren und Situationen aus den Schiller'schen Tragödien darstellen, theils größern, deren eine die Schiller-Statue in Stuttgart, abends am 10. November, eine andere das Städtchen Marbach und in der Einfassung die verschiedenen „Schiller-Häuser" zur Anschauung bringt. Der Verfasser führt seinen Aufsatz mit der Phrase der Frau von Staël ein: „Goethe est le génie allemand, Schiller est le génie humain", hebt dann weiter hervor, daß die Deutschen in Schiller nicht blos das poetische Genie verehrten, sondern daß er für sie auch der Typus der menschlichen Sittlichkeit selbst sei, und fährt fort: „Was Deutschland betrifft, so hat das Fest für dieses noch eine andere Bedeutung. Die in religiöser, staatlicher und mundartlicher Beziehung so getheilten Deutschen schaaren sich, um den genialen Mann zu feiern, welcher am vollständigsten die deutsche Nationalität repräsentirt. Wie zur Zeit der Unabhängigkeitskriege hat sich die Nation vereinigt, um ihren getreuesten Freund zu feiern. Eine solche gemeinsame Andacht an demselben Altar schien sich nicht sobald wiederholen zu können, und doch ist sie möglich. Dieses Fest beweist es, und Deutschland wird sich wie Ein Mann erheben, um denjenigen zu ehren, der in seinen Gedichten, seinen Dramen und seinen historischen und philosophischen Schriften in der Zukunft das große Bild der deutschen Einheit am glänzendsten zur Erscheinung bringen wird." Der Verfasser bedauert, daß in Frankreich, „où l'admiration pour le génie littéraire est toujours si vive", jetzt nicht mehr wie sonst die Poesie das Vorrecht habe, die Leute zu einem gemeinschaftlichen Cultus zu vereinigen, daß dieses Privilegium vielmehr an die industriellen Feste übergegangen sei. Man dürfe diesen ihren Nutzen und selbst ihre Größe allerdings nicht absprechen; aber niemand könne sie doch den Festen vergleichen, „dont le seul but est de glorifier le génie sans aucune arrière-pensée d'intérêt". Der Verfasser stellt hierbei folgende interessante Betrachtung an: „Eine heutzutage vielleicht miskannte Wahrheit, die aber wieder zur Geltung gebracht werden sollte, ist die, daß der vollständigste und getreueste Abdruck des socialen, sittlichen und intellectuellen Zustandes jedes gebildeten Volks in seiner Literatur zu finden ist. Sie drückt viel mehr aus als seine Geschichte, denn diese erzählt uns nur, was eine Nation war, sie erzählt uns nur, das Vergangene und Vollbrachte; während die Literatur — wohlverstanden in ihren höchsten Erzeugnissen — zugleich Wurzel und Frucht, uns nicht blos darüber belehrt, was eine Nation war, sondern zugleich darüber, was sie alles sein kann. Die Geschichte eines Volks ist im Grunde nur die Geschichte seines Egoismus, während seine Literatur die Geschichte menschlichen Lebens überhaupt ist. Nichts begrenzt sie, nichts hält sie auf, sie kennt weder geographische Marken noch vorschriftsmäßige Beschränkungen; daher gehorchen die Völker keinem reinern und erhabenern Civilisationstriebe, als wenn sie ihre großen Schriftsteller in Ehren zu halten wissen." Daß dies aber die Franzosen, selbst unter dem jetzigen militärischen Regiment, nicht verlernt haben, bezeugt dieselbe Nummer der „Illustration", indem darin die Begräbnißfeierlichkeiten, welche bei der Bestattung des kürzlich verstorbenen Begründers und Hauptredacteurs derselben „Illustration", Jean Baptiste Alexandre Paulin, stattgefunden, beschrieben werden. Die vornehmsten Notabilitäten von Paris: Thiers, Mignet, Rémusat, Cousin, Saint-Hilaire, Horace Vernet, Gavarni, Nisard, F. de Lesseps, Thierry, L. Reybeaud, Bastide, berühmte Buchhändler und Bankiers, kurz so viele Männer von Gewicht, daß ihre Namen zu nennen hier zu weit führen würde, geleiteten seine sterblichen Reste zur letzten Ruhestätte. Welch ein Contrast zu dem Begräbniß gerade unsers Schiller! Freilich sind auch Paris und Weimar Contraste; dafür war aber Paulin nicht einmal ein großer Schriftsteller, sondern nur Journalist. Wie gering dagegen ist das Ansehen, welches ein deutscher Journalist genießt, selbst in großen deutschen Städten, Wien vielleicht bis zu einem gewissen Grade ausgenommen! In Schottland und England haben selbst kleinere Städte bewährten Journalisten ihre Dankbarkeit dadurch bewiesen, daß sie ihnen öffentliche Denkmäler errichteten; wo käme dergleichen in Deutschland vor?

Wie Busoni klagt auch Laurent auf Anlaß der Schiller'schen Säcularfeier in der „Europe artiste" darüber, daß sich Frankreich so wenig um das Andenken seiner literarischen Größen, eines Voltaire, Rousseau, Corneille, Molière kümmere, und mit einem sehnsüchtigen Blick auf die Deutschen fragt er: „Was sollen wir mehr bewundern? Das Volk, das seine großen Männer also ehrt, oder den Dichter, der seinen Landsleuten solche Gefühle einflößt?" Indeß möge sich Laurent hierüber trösten, bei näherer Prüfung würden ihm wahrscheinlich manche Illusionen verschwinden. Interessant waren uns einige Bemerkungen Laurent's, so wenn er behauptet, daß der Franzose, wie sehr er auch von seiner Ueberlegenheit allen andern Ländern gegenüber überzeugt sei, dennoch sich mit dem deutschen Volke, „dem einzigen mit dem russischen (!), das uns Franzosen sympathisch ist", durch ein lebhaftes Mitgefühl verbunden fühle; wogegen er versichert: „Der Italiener stößt uns ab, sobald wir mit ihm in Berührung kommen; der Spanier versetzt uns in Wuth; der Engländer ist der einzige, der uns Haß einflößt." Sehr gerecht trifft uns Deutsche Laurent's Tadel: „Deutschland, welches sonst nicht das Unrecht begeht, sich auf eine oberflächliche Würdigung zu beschränken, läßt sich mehr als einen in Frankreich blos durch Geschicklichkeit usurpirten Ruf aufdringen." Laurent kennt überhaupt kein einziges französisches Buch, „welches eine Hoffnung ausdrückt"; Deutschland könne zwar ebenso wenig als Frankreich einen großen Namen anführen, aber es habe doch den Cultus der Vergangenheit und besonders den Glauben an die Zukunft. Fast unerhört ist das muthige Zugeständniß im Munde eines Franzosen: „In Bezug auf Intelligenz und Sittlichkeit stehen wir Franzosen auf einer niedern Stufe, und das aus Ursachen, welche in einem rein literarischen Blatte nicht näher beleuchtet werden dürfen"; und sehr treffend die Bemerkung: „Die gegenwärtige Generation fügt sich lustig darein und sieht lachend ihrer eigenen Leichenfeier zu. Sie

registrirt untergehende Größen, ohne eine einzige beginnende verzeichnen zu können." In der That kann man die Säcularfeier Schiller's als eine Art Leichenfeier betrachten, wodurch sich die gegenwärtige Generation selbst zu Grabe trägt; mit einem fast schauerlichen Ausdruck des Vergnügens auf ihrem mit Leichenfarbe überzogenen Antlitz wiederholt sie immer von neuem den Refrain von ihrer Unfähigkeit, geniale Männer hervorzubringen, obschon es unter denen, welche diese lustige Todtenklage anstimmen, manche geben mag, die sich als eine hervorragende Ausnahme betrachten und sich selbst unter der Lupe ihres Selbstbewußtseins in hundertfacher Vergrößerung erscheinen, während sie allen Uebrigen nur den Verkleinerungsspiegel vorhalten.

H. M.

Notiz.

Die dichterische Erfindung.

Der literarische Streit über den „Fechter von Ravenna" hat sich gelegt. Nichtsdestoweniger sind viele sich daran knüpfende Principienfragen unerledigt geblieben. Es fällt uns nicht bei, den alten Hader wieder aufzuwärmen und nach dem Ursprunge des dramatischen Gedichts zu forschen. Eine Eigenthümlichkeit der deutschen Natur, die nämlich: sich aus dem edelsten Gerechtigkeitstriebe zur Ungerechtigkeit gegen die feststehenden Realitäten fortreißen zu lassen, hat auch bei dem Streite mehr als einmal das Oberste zu unterst gekehrt. Wer der Erfinder der Idee zu jenem Trauerspiele gewesen, das geht uns hier gar nichts an. Es ist aber die Geringschätzung, mit der man die Erfindung einer dramatischen Handlung, die Erfindung eines dramatischen Conflicts der Ausführung glaubte nachsetzen zu müssen, welche wir hier betonen. Es ist und bleibt eine Cardinalfrage, ob bei der dramatischen Arbeit die Erfindung das Nebensächliche, ob nicht. Es kommt dem Dramatiker wol mit Recht ein Grausen bei, wenn er erwägt, daß seine mühsam geschaffene Grundlage des Stücks von einem andern ausgebeutet werden dürfe, nur weil dieser formell durchgebildeter ist oder bühnengemäßer zu schreiben versteht. Von sehr ehrenwerther Seite wurde damals darauf hingewiesen, daß man dem Maler, wenn er denselben Gegenstand, z. B. den Christuskopf, mit so vielen und nach so vielen andern Künstlern als Grundlage seines Gemäldes wähle, daraus keinen Vorwurf mache. Wie hier auf die Erfindung gar wenig, dagegen alles auf die Ausführung ankomme, so auch dort bei dem Dramatiker. Wir lassen hiergegen Lessing sprechen. „Bei dem Artisten", sagt er im „Laokoon", „dünkt uns die Ausführung schwerer als die Erfindung; bei dem Dichter hingegen ist es umgekehrt, und seine Ausführung dünkt uns gegen die Erfindung das Leichtere." Und weiter unten: „In der That hat der Dichter einen großen Schritt voraus, welcher eine bekannte Geschichte, bekannte Charaktere behandelt. Hundert frostige Kleinigkeiten, die sonst zum Verständnisse des Ganzen unentbehrlich sein würden, kann er übergehen; und je geschwinder er seinen Zuhörern verständlich wird, desto geschwinder kann er sie interessiren." Natürlich gelten diese Worte gleichmäßig von historischen Stoffen wie von den dramatischen Vorwürfen, die Romanen oder andern Dramen entlehnt sind. Lessing, der sich die Mühe genommen eine „Minna von Barnhelm" und „Emilia Galotti" zu erfinden, wußte allerdings die Bedeutung der hundert frostigen Kleinigkeiten zu würdigen. Bei einem „Esser", einer „Grille", einer „Anna-Liese" hat man freilich auf diese hundert frostigen Kleinigkeiten nicht Rücksicht zu nehmen, deshalb mag es auch gerathen sein, diese Kleinigkeiten als untergeordnet anzusehen. Eine dritte Stelle endlich behandelt die Erfindung in der Malerei. Da der Maler gesehen, sagt Lessing, daß die Erfindung seine glänzende Seite nie werden könne, so sei er gegen die Erfindung zu lau geworden und in dem engen Bezirke weniger, ihm und dem Publikum geläufig gewordener Vorwürfe geblieben. „Er ließ", fährt Lessing in diesem Tadel wörtlich fort, „seine ganze Erfindsamkeit auf die bloße Veränderung in dem Bekannten gehen, auf neue Zusammensetzungen alter Gegenstände. Das ist auch wirklich die Idee, welche die Lehrbücher der Malerei mit dem Worte Erfindung verbinden. Denn ob sie dieselbe schon sogar in malerische und dichterische eintheilen, so geht doch auch die dichterische nicht auf die Hervorbringung des Vorwurfs selbst, sondern lediglich auf die Anordnung oder den Ausdruck. Es ist Erfindung, aber nicht Erfindung des Ganzen, sondern einzelner Theile und ihrer Lage untereinander. Es ist Erfindung, aber von jener geringern Gattung, die Horaz seinem tragischen Dichter anrieth («Ad Pisones», v. 128—130):

. . . . Tuque
Rectius Iliarum carmen deducis in actus,
Quam si proferres ignota indictaque primus.

Anrieth, sage ich, aber nicht befahl. Anrieth, als für ihn leichter, bequemer, zuträglicher; aber nicht befahl, als besser und edler an sich selbst." So Lessing! Und wer es sich mit der Dramatik Ernst sein läßt, weiß auch, daß die Erfindung und Gliederung des dramatischen Conflicts an der ganzen dramatischen Arbeit das Schwerste. Ist in diesem Conflicte durch die Geschichte oder durch einen dritten, sei es im Drama, sei es im Romane, vorgearbeitet, so ist die dramatische Schöpfung nur halbe Arbeit.

Emil Müller-Samswegen.

Bibliographie.

Adelburg, A. Ritter v., Entgegnung auf die von Dr. Frz. Liszt in seinem Werke: „Des Bohémiens et de leur musique en Hongrie" (Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn) aufgestellte Behauptung: daß es keine ungarische Nationalmusik, sondern bloß eine Musik der Zigeuner gibt. Mit einem Vorwort von Alexander von Czeke. Pest, Lampel. Br. 8. 7½ Ngr.

Album zur Schiller-Feier. Von Studirenden der Wiener Universität. Wien, Manz u. Comp. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Andechs, Maria v., Pandora. Ein weltpoetisches Stammbuch. Leipzig, Arnold. 1860. 16. 20 Ngr.

Aus Weimar's Theater-Leben. Ein Bild der Erinnerung. Weimar, Kühn. 8. 5 Ngr.

Buisson, E., Der Mensch, die Familie und die Gesellschaft in ihren Verhältnissen zur sittlichen Entwickelung der Menschheit. Aus dem Französischen. Basel, Bahnmeier. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Amalie Sieveking in deren Auftrage von einer Freundin derselben verfaßt. Mit einem Vorwort von Wichern. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1860. Gr. 8. 1 Thlr.

Schiller'sche Dichtungen in lateinischer Uebersetzung. Ein Beitrag zur 100jährigen Geburtstagsfeier des Dichters. Von H. Lindemann. Leipzig, Engelmann. 8. 6 Ngr.

Enthüllungen aus England. Von einem Deutschen. Hannover, Rümpler. 1860. 8. 12 Ngr.

Fischer, J. M., Musikalische Rundschau über die letzten drei Jahrhunderte. Leipzig, Veit u. Co. Gr. 8. 20 Ngr.

Franke, H., Kyffhausen. Gedicht. Querfurth, Schmid. 16. 15 Ngr.

Freytag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 1ster Theil. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Friedrich, F., Kriegs-Bilder. Jena, Deistung. 1860. 8. 20 Ngr.

Grote, L., Bartholomäus Sastrow, ein merkwürdiger Lebenslauf des 16. Jahrhunders. Für Jung und Alt bearbeitet. Mit Vorwort von P. Nathusius. Halle, Fricke. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gubitz, F. W., Gedichte. Zwei Bände. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1860. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Heinrich, K., Proben von Gottes wunderbarer Hülfe. Erzählungen. Leipzig u. Dresden, Naumann. 8. 6 Ngr.

Hermann, E., Eine deutsche Revolution oder der Carne-

ral von 1848. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1860. Gr. 16. 1 Thlr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 39ster Jahrgang für 1860. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1860. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Keussen, H., Die Stadt und Herrlichkeit Crefeld, historisch-topographisch dargestellt. 1stes und 2tes Heft. Crefeld, Klein. Gr. 8. à 10 Ngr.

Kleinschneider, Die Fänsweibchen vom Mulkwitzberge oder Aberglaube und Glaube. Eine Sage aus der Zeit vor und zu Anfange des 30jährigen Krieges. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrer-Vereins. 1860. 8. 9 Ngr.

Krabbe, O., Das lutherische Bekenntniß und die in Sache des Prof. Dr. Baumgarten abgegebenen Gutachten der theologischen Facultäten zu Göttingen und zu Greifswald. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 1 Thlr.

Kühn, A., Schiller. Sein Leben und sein Sterben, sein Wirken und seine Werke. Zerstreutes als Bausteine zu einem Denkmal gesammelt. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Mit 5 Illustrationen. Weimar, Kühn. Gr. 8. 22½ Ngr.

Kuhn, A., Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen und einigen andern, besonders den angrenzenden Gegenden Norddeutschlands. 1ster Theil. Sagen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

La Salle, de, Die zwölf Tugenden eines guten Lehrers, erklärt durch den Bruder Agathon. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik des 18. Jahrhunderts. Aus dem Französischen. Augsburg, Kollmann. 8. 9 Ngr.

Lohrengel, W., Altes Gold. Deutsche Sprichwörter und Redensarten nebst einem Anhang. Clausthal, Grosse. 1860. Gr. 16. 7½ Ngr.

Löschin, G., Mittheilungen aus der Bildungsgeschichte Goethe's und Schiller's zur Beantwortung der Frage: Haus oder Schule? oder Haus und Schule? Danzig, Bertling. 8. 6 Ngr.

Monod, A., Die Aufgabe und das Leben des Weibes. Zwei Vorträge. Aus dem Französischen. Neu-Ruppin, Bergemann. 16. 7½ Ngr.

— — Maria Magdalena. Aus dem Französischen. Potsdam, Schlesier. 1860. 12. 5 Ngr.

Deutscher Musenalmanach. Herausgegeben von C. Schad. Mit dem Bildniß Jos. Freih. von Eichendorff's und einer Musikbeilage von Louis Spohr. 9ter Jahrgang. Würzburg, Stahel. 12. 1 Thlr. 12 Ngr.

Parthey, G., Zur Erdkunde des alten Aegyptens. Mit 16 Karten. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 2 Thlr.

Die Phantasie im Dintenfaß. Leipzig, Friese. Gr 4. 25 Ngr.

Prutz, R., Die deutsche Literatur der Gegenwart 1848 bis 1858. Zwei Bände. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Rodenberg, J., Alltagsleben in London. Ein Skizzenbuch. Berlin, Springer. 1860. Gr. 8. 24 Ngr.

Sand, G., Die Grille, oder: Die kleine Fadette. Französische Dorfgeschichte. Deutsch von A. Schrader. Mit 4 Bildern. Leipzig, Friedlein. 1860. Gr. 16. 10 Ngr.

Sandvoss, F., So spricht das Volk. Volksthümliche Redensarten. Berlin, Schotte u. Comp. 1860. Gr. 16. 12 Ngr.

Schädelin, J. J., Julia Alpinula. Trauerspiel in drei Akten. Bern. 8. 8 Ngr.

Schiller, F. v., Geschichte von Württemberg bis zum Jahre 1740. (Zum ersten Male im Druck herausgegeben und aus der „Württembergischen Volksbibliothek" abgedruckt zur 100jährigen Geburtstagsfeier des Verfassers.) 1ste Lieferung. Stuttgart, Schaber. Gr. 16. 6 Ngr.

Schiller-Kalender. Auf das Säcular-Jahr von Schiller's Geburt. Wien, Lechner. Gr. 16. 20 Ngr.

Schmeling, C., Der Krondiamant. Historisch-romantische Erzählung aus der Zeit der Kaiserin Catharina II. von Rußland. 1stes bis 4tes Heft. Berlin, Sacco. Gr. 8. à 4 Ngr.

Schöpf, J., Die heilige Elisabeth. Drama in fünf Akten. Innsbruck. 1856. Gr. 16. 8 Ngr.

Seibert, C. G., Ueber ein charakteristisches Element in der Lyrik Emanuel Geibels. Ein Vortrag. Marburg, Elwert. Gr. 12. 5 Ngr.

Spinnerkönig's Höllenfahrt. Ein Herbstnachtstraum. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1860. 16. 9 Ngr.

Stolz, A., Ueber die Vererbung sittlicher Anlagen. Freiburg im Br. Gr. 4. 12 Ngr.

Wachenhusen, H., Die Wüstenjäger. Bilder aus dem Kriegerleben der Saharastämme. Zwei Theile. Berlin, Wagner. 1860. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zöckler, O., Theologia naturalis. Entwurf einer systematischen Naturtheologie vom offenbarungsgläubigen Standpunkte aus. 1ster Band: Die Prolegomena und die specielle Theologie enthaltend. 1ste Hälfte. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1860. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Baumgarten, Mittheilungen aus der Rostocker Gemeinde an seine Hamburger Freunde zur Aufklärung und Rechtfertigung. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 5 Ngr.

Fröhlich, K., Schiller. Ein Gedenkblatt für das Volk zum 100jährigen Geburtstage seines großen Dichters den 10. November 1859. Berlin, Schroeder. Gr. 4. 1½ Ngr.

Gollhard, Die Ueberrumpelung der Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen, am 2. Januar 1759, und die Schlacht bei Bergen in Kurhessen zwischen den Franzosen und Alliirten, am 13. April 1759, nebst einer topographisch-historischen Schilderung des Marktfleckens. Vilbel. Gr. 8. 4 Ngr.

Helfferich, A., Schiller-Rede. Berlin, Springer. Lex.-8. 1½ Ngr.

Jähns, M., Zur Schillerfeier am 10. November 1859. Gedicht. Berlin, A. Duncker. Hoch 4. 2½ Ngr.

Mezger, G. C., Schiller als Dichter der Jugend. Rede zur Vorfeier des 100jährigen Geburtstags unsers grossen Dichters. Augsburg, Rieger. Gr. 4. 8 Ngr.

Mühlfeld, J., Die geistige Emancipation der Frauen. Eine Anregung. Anclam. Gr. 8. 2 Ngr.

Oesterreich der Konkordatenstaat. Wien, Braumüller. Lex.-8. 10 Ngr.

Preußens Aufgabe in Deutschland. Rechtsstaat wider Revolution. Vom Verfasser der „Despoten als Revolutionäre." Berlin, Haude u. Spener. Gr. 8. 16 Ngr.

Pyl, K. T., Schillers Bedeutung für unsere Zeit. Greifswald. Gr. 8. 5 Ngr.

Rasmus, G., Die Schillerfeier. Ein fliegendes Blatt für das gesammte Deutschland. Dessau, Neubürger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Revolution in Mittel-Italien. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Ngr.

Stier, R., Dr. Stahl's Buch: „Die lutherische Kirche und die Union." Ein kritisches Referat. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 4 Ngr.

Der Ueberfall der Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen am 2. Januar 1759 und die 4 ersten Monate der französischen Besetzung. Ein Beitrag zur Geschichte von Frankfurt, zur Geschichte des 7jährigen Krieges und zur Jugendgeschichte Goethes. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 4 Ngr.

Wolff, P. H., Die Weihe des Genius. Ein Festspiel den Manen Schiller's dargebracht zum 10. November 1859. Berlin, Hasselberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Wurmbrand, Graf W., Offener Brief an den Hrn. Verfasser der Flugschrift „Sustine et Abstine". Prag, Credner. Gr. 8. 5 Ngr.

Zur innern Reform Oesterreichs. Erlangen, Enke. Lex.-8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 15. December 1859.

Die Schiller-Literatur bei Schiller's Jubelfeier.

Zweiter Artikel.*)

Die Jubelfeier Schiller's, die so viele Literatur und zum Theil auch Maculatur hervorgerufen hat, war, wenn wir sie in ihrer Totalität überblicken, sicherlich ein schönes Fest, das übrigens von neuem bewiesen hat, wie erstaunlich viel der Deutsche im Toasten, Sprechen, Dichten, Singen und Zweckschmausen zu leisten vermag. Was selbst den Ausländern an diesem Fest vorzugsweise imponirte, war die Einstimmigkeit, womit es von allen gebildeten Deutschen auf dem ganzen weiten Erdenrund begangen wurde, eine Einstimmigkeit, welche man im Auslande von uns Deutschen, die sonst nur so klägliche Schauspiele von Zerrissenheit und Disharmonie zum besten zu geben pflegen, in dieser Weise nicht erwartet hatte. Man erstaunte über die Größe und Ausdehnung des deutschen Vaterlandes, das, wie man plötzlich zu seiner Verwunderung wahrnahm, nicht einmal auf die deutschen Bundesstaaten beschänkt ist, sondern in allen europäischen Ländern, in Nordamerika, ja unter allen Breitengraden und selbst unter barbarischen Völkerschaften seine Provinzen nebst dazugehörigen Central- und Hauptorten zählt. Es ist freilich fürs erste nur ein geistiges, ein ideales Vaterland, aber das Ausland mochte sich doch im stillen fragen: wie, wenn dieses so zahlreiche, über den ganzen Erdkreis verbreitete Volk, welches mit so großer Zähigkeit an seinen geistigen Gütern hängt und seiner Begeisterung für seinen Lieblingsdichter auch im Auslande einen so beredten, einen so selbstbewußten Ausdruck zu geben weiß, sich einmal auch in politischen Dingen zu demselben stolzen Bewußtsein und derselben Einmüthigkeit aufraffen sollte, die es jetzt nur in Sachen der Literatur, der Kunst, des Gedankens an den Tag legt? Würde nicht dieses Volk, das trotz seiner furchtbaren Zerrissenheit in Bezug auf Dynastien und Stämme, Politik und Religion, selbst Maße und Gewichte, doch bisher nicht todt zu machen war und nach Zeiten trostloser Zerrissenheit immer von neuem wieder irgendeine Hauptprobe seiner Zusammengehörigkeit und Unzerreißbarkeit ablegt und besteht, würde nicht dieses merkwürdige und in so vieler Hinsicht räthselhafte Volk bei gleicher Einmüthigkeit auf politischem und religiösem Gebiete wie jetzt nur auf literarischem die Farbenstriche auf der europäischen Landkarte bestimmen und die Welt unter sein Scepter beugen können?

Was man weiter an diesem Feste, bei dem, wie der Franzose Forcade bemerkt, „Fürsten, Minister, Generale sich freiwillig oder gezwungen vor der Herrschaft der einstimmigen öffentlichen Meinung beugten", besonders zu bewundern fand, war der Umstand, daß sie einem Dichter galt: einem Dichter in einer Zeit des Materialismus, des Industrialismus, des alles verschlingenden Geschäftstreibens, der hausbackenen Prosa, der Stockjobberei, der politischen Salbaderei und Zeitungsleserei und hochnasigen Krittelei; in einer Zeit, wo niemand mehr an die Poeten und die Poeten kaum noch an sich selbst glauben, und fast jeder Vater bis zum Tode erschrickt, wenn sich in seinem Sohne ein poetisches Talent oder eine schriftstellerische Anlage verräth; wo die meisten nur noch gewohnt sind, über einen jungen Dichter in spöttischem Tone zu sprechen; wo bei vielen ein sonst geschätzter Mann sofort bedeutend in der Achtung sinkt, wenn sie hören, daß er auch „Verse macht", vielleicht sogar schon mit einer Sammlung Gedichten debutirt hat, von der sie bisher nichts wußten! In einer solchen blasirt egoistischen Zeit, wo man schon Jünglinge, die halb noch Knaben sind, von Speculationen, Geldgeschäften, Actien und Renten sprechen hören kann, feiert man nicht etwa den verstorbenen Chef des Hauses Rothschild, sondern Schiller, den Dichter des Idealismus, als das Vorbild und den Heros der Zeit, selbst auf die Gefahr hin, daß durch diese Feier wieder so und so viel junge unerfahrene Menschen, die zufällig noch vom Geiste des Materialismus unberührt geblieben sind, verführt werden, diesem Vorbilde nachzustreben, nachzudichten und nachzuleiden, um zu spät zu erkennen, wie schön zwar, aber wie verderblich auch ihr Wahn gewesen. Nun wissen wir zwar sehr wohl, daß

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 46 d. Bl. D. Red.

jenes materielle Völkchen, „welches sich nicht anders freuen kann als bei Tisch"; daß die Legionen der blos Neugierigen, der Schau- und Hörlustigen die große Armee bei diesen Festivitäten bildeten; daß viele berufen, aber wenige ausgewählt waren; daß hier und da persönliche Eitelkeit oder die Sucht nach Popularität sich einmischte, welche letztere namentlich manchen bisherigen ausschließlichen Goethe-Verehrer plötzlich in einen ebenso ausschließlichen Schiller-Verehrer verwandelte; daß endlich noch ganz andere Motive: politische Parteiinteressen, vaterländische Tendenzen, Opposition gegen die Dunkelmänner unserer Zeit u. s. w., im ganzen mehr als ästhetische mitgewirkt haben, dem Jubelfest einen so unerhörten Glanz und eine so weite Ausdehnung zu verleihen. In der That sah man an vielen Orten gerade solche Personen die Festanordnungen am eifrigsten betreiben und für die Feier agitiren, die sonst allen ästhetischen Interessen sich abhold zeigen; ja man sah selbst einzelne Schriftsteller, deren Richtung von der Art ist, daß Schiller, lebte er noch, mit gründlicher Verachtung jede Gemeinschaft und Berührung mit ihnen ablehnen würde, plötzlich sich geberden, als seien sie die Erben seines Geistes und die eigentlichen Hüter seines Idealismus. Aber das Wunder, daß in unserer materialistischen Zeit gerade ein Dichter es war, dem ein solches Nationalfest, ein Fest aller Deutschen gefeiert wurde, bleibt damit doch unerklärt und zugleich unbemakelt. Es war eine der Poesie dargebrachte Huldigungsfeier, deren tiefe und eigentliche Bedeutung man anerkennen muß, selbst wenn man innerlich davon überzeugt sein sollte, daß, je mehr Ehren auf das Haupt eines verstorbenen Dichters summirt werden, um so mehr von der Ehre, auf welche die noch lebenden und noch wirkenden Dichter Anspruch machen und vielleicht auch machen dürfen, subtrahirt zu werden pflegt. In Bezug auf diese Bedeutung des Festes bemerkte jüngst Otto Banck in der „Novellenzeitung":

> Deutschland hat beim Schiller-Feste nicht allein persönlich seinem Liebling und einem seiner ersten Dichter gehuldigt, sondern es hat in dieser Huldigung der Literatur überhaupt seine Achtung dargebracht. Es ist sich darüber klar geworden, daß die unermeßliche Macht der Literatur die Hauptbahnbrecherin aller höchsten Cultur und alles Bildungsruhms ist. Was wären die Juden und Griechen, ja was wären wir, ihre Geisteserben, wenn man jenen Völkern all ihre Helden und Staatsmänner ließe und könnte ihnen aus der Geschichte ihre größten Schriftsteller wegstreichen? Es bliebe nur eine Glanzherrschaft geordneter Barbarei übrig.....

Banck führt dann weiter aus, wie alle übrigen Literaturzweige und selbst die Künste doch im Grunde nur Töchter und Enkeltöchter der Urmutter Poesie seien. Aehnlich äußerte der Richter C. P. Daly bei der neuyorker Schiller-Feier in seiner in englischer Sprache gehaltenen Rede: Wenn die Werke eines Mannes diejenigen eines Baumeisters zu überleben im Stande seien, so seien es die Werke eines Dichters. In Indien seien alle Zeugnisse der frühern Civilisation verloren gegangen mit Ausnahme der Literatur. Eine große poetische Schöpfung sei in sich selbst unzerstörbar, sie werde stets wieder durch die nie rastende Imagination aufgefrischt. Große Nationen, aus denen keine Nationalpoeten hervorgegangen, seien fast vergessen, ihr früheres Dasein sei uns nur durch ihre Eroberer überbracht worden. Deutschland könne daher stolz auf seinen Schiller sein u. s. w.

Man vergesse nicht, daß selbst das baumwollspinnende Schottland und mit ihm England dem Dichter Burns eine ähnliche nationale Huldigungsfeier widmeten und dadurch wie die Deutschen durch die Schiller-Feier, das Gervinus'sche Wort bezeugten, daß „das Licht und die Wärme der Poesie in alle Sphären der Menschheit eindringe, wohin Geschichte und Philosophie nicht gelangen". Aber leider wird man bei dem Namen beider Dichter, und wol bei weitem mehr bei dem Namen des Schotten Burns als bei dem Schiller's, an Karl Heinzen's sarkastischen Einfall erinnert: „Solange ein Dichter noch auf Erden weilt, suchen ihm die Menschen das Leben auf derselben möglichst schwer zu machen; sobald er aber unter ihr ruht, wünschen sie, daß sie ihm leicht werde." Der Lebenslauf dieser Dichter, die noch dazu in demselben Jahre geboren waren, und ihre pomphaften und geräuschvollen Säcularfeste bilden in der That einen schneidenden Contrast, der nur zu geeignet ist, ein fast peinliches Gefühl zu erwecken und bei dem Empfindenden das Vergnügen über so ruhmvolle Festivitäten beträchtlich zu dämpfen, besonders wenn man sich vorstellt, daß Fälle dieser Art im Laufe der Zeiten sich wol wiederholen möchten.

Man will freilich an solche Gegensätze nicht gern erinnert sein, und nur wenige Festredner hatten den Muth an sie zu erinnern. Zu ihnen gehörte Rudolf Gottschall, der in seiner zu Leipzig gehaltenen und in Nr. 48 der „Europa" abgedruckten Festrede, bei aller Anerkennung der Vorzüge unserer Zeit wie der edeln Tendenz, aus der die Schiller-Feier hervorging, doch auch des Gegensatzes gedachte, in welchem ihm das Jubelfest zu den unsere Zeit beherrschenden Grundmächten zu stehen schien. Er bemerkte:

> Schon setzt die Culturgeschichte ihren Griffel an, um diese Tage in ihren Büchern zu verzeichnen und dabei zu bemerken: Das Deutschland von 1859 ist ein Land, dem die Dichtung voransteht unter den höchsten Interessen des Lebens, und das die Gedenktage seiner Dichter zu den größten Feiertagen macht. Und doch würde Klio sich irren, wie sie oft sich geirrt, und indem sie die Thatsache deutet, nur eine halbe Wahrheit verkünden.

Der Festredner wies nun darauf hin, wie die großartige Entwickelung der materiellen Interessen in unserer Zeit eine gewisse Verödung des innern Lebens hervorgerufen habe, und er forderte auf sich auszumalen, „welcher Empfang dem Dichter Schiller von unserer Gegenwart bereitet werden würde, wenn sie, statt seinen verklärten Schatten zu feiern, zum ersten mal zu Gericht säße über seine Schöpfungen". Nach Gottschall's Ansicht würde der Realismus, „der heutzutage das große Weltall und die geheimnißvolle Werkstätte des Dichtergeistes in ein photographisches Atelier der Wirklichkeit zu verwandeln sucht", mit Schiller's dichterischer Erscheinung kurzen Proceß machen"; sie würde ja an Schiller's

die „nationalökonomischen Studien" vermissen, „welche die weit vorgeschrittene Dichtkunst unserer Tage mit alchemistischem Zauber in baares Gold der Poesie zu verwandeln weiß"; sie würde zu Schiller's Gedichten sagen: „Rhetorik, Gedankenlyrik, nicht ohne Schwung, doch ohne warme Sprache der Empfindung"; die Dalberge unserer Zeit würden zu seinen Stücken sagen: „Viel Talent, aber keine Technik, der Dichter müßte erst bei Frau Birch in die Schule gehen!" und wenn eine und die andere Bühne dieses oder jenes Schiller'sche Drama aufzuführen wirklich versuchen wollte, so würde das Stück an der mangelhaften Darstellung und am Geschmack der Menge scheitern. Der Staatsminister von Beust hat eine in ihren schwächern Punkten stark angefochtene Rede bei der dresdener Festtafel gehalten, die aber, was man auch sonst von ihr denken und sagen wolle, manches sicherlich ganz Richtiges enthält und in einigen Punkten mit Gottschall's Rede wunderbar übereinstimmt, obschon beide Redner gewiß nicht auf demselben Standpunkt stehen und sich noch weniger verabredet haben. Beust warf die Frage auf, ob unsere Zeit wol nach Schiller's Sinne wäre und ob Schiller, wäre er 1859 statt 1759 geboren worden, der große Dichter geworden sein würde, der er war, und er fuhr dann fort:

> Gewiß birgt unsere Zeit gleich dichterische Begabung, aber sie bringt sie nicht zur gleichen Vollendung und das ist wahrlich nicht die Schuld der Dichter unserer Tage; denn warum sollte der ewige Schöpfer die geistig Bevorzugten heute mit geringerm Maße gemessen haben? Die Schuld trägt die Mitwelt, deren Blicke nicht mehr nach den Sternen gerichtet sind.... Die Zeit der Ideale ist dahin, nicht wie manche optimistische Stimmen sagen, weil die Ideale erreicht, sondern weil sie entrückt sind.

Ich weiß nicht, wie man, wenn man unbefangen diese Worte liest, ihre Richtigkeit bezweifeln kann, mag man sonst mit der Beust'schen Politik einverstanden sein oder nicht: eine Frage, die mich hier weiter nichts angeht. Aber sicherlich wird man mit keinem noch so antiministeriellen, zugleich aber einem idealen Streben huldigenden Dichter der Gegenwart sprechen können, der sich nicht zu dieser ministeriellen Ansicht bekennte und darüber Klage führte, daß er sich mit seinem Idealismus sehr vereinsamt fühle und gerade sein Bestes und Tiefstes in sich verschließen müsse. Ueberhaupt wird man die meisten von denen, welche öffentlich nur die begeisterten Lobredner unserer Zeit sind, unter vier Augen ein ganz anderes Lied anstimmen hören. Das Gute liegt auf weiten Strecken der Geschichte vertheilt, und die bloßen Schmeichler der Gegenwart sind nicht immer ihre besten Freunde.

Hoffen wir, daß von den unzähligen Toasten, Festreden und Festgedichten, die der Säcularfeier Schiller's ihre Entstehung verdanken, eine nachhaltigere und befruchtendere Wirkung übrig bleiben werde, als von den Reden und Debatten in unserer frühern Nationalversammlung übrig blieb, obschon dessen doch mehr ist, als manche sich einbilden. Niemand liest mehr die massenhaften Protokolle, in denen sie aufbewahrt sind, aber daß der nationale Geist, der sie meist durchwehte, noch fortlebt und fortwirkt, das beweist eben die so nicht erwartete wirklich großartige Theilnahme, diese bewundernswerthe Einmüthigkeit, womit die Säcularfeier Schiller's begangen wurde. Wir glauben daher, daß ihre Nachwirkung, wenn sie überhaupt eine von Dauer sein sollte, mehr der national-politischen Bewegung als der ästhtischen Erhebung unserer Generation zugute kommen wird.

Und in der That, wenn der in unsern Tagen vielgenannte Idealismus nur etwa ein bloßer Aufputz sein soll, um dahinter die kleinlichsten Motive: Engherzigkeit, Inhumanität, Hochmuth, Neid, Selbstsucht, Intriguensucht u. s. w. zu verbergen, dann ist er um nichts besser als jene erschlichene und schleichende Frömmelei, die mit dem Himmel ein kokettes Augenspiel treibt, dabei aber die weltlichsten Zwecke verfolgt und die Nebenmenschen aufs inhumanste verurtheilt und verdammt. Wir unserstheils befürworten den Idealismus, aber nur unter der Bedingung, daß er eine Wahrheit werde und das wirkliche Leben als ein zu einer entsprechenden Handlungsweise anfeuerndes Princip durchdringt. Kann er dies nicht, beschränkt er sich nur auf tönende Phrasen und einstudirte schauspielerhafte Geberden und Attituden, dann, wir sagen es offen, würden wir sogar den rohesten Materialismus vorziehen, weil dieser wenigstens ein ehrlicher Freund oder Feind ist, mit dem sich Brust an Brust ringen oder doch zu gegenseitigem äußern Vortheil wenigstens ein Vertrag schließen läßt. Sehr recht geben wir dem Verfasser eines Leitartikels in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung", wenn derselbe bemerkt:

> Es ist freilich leichter, einen todten Dichter zu feiern und zu seinen Ehren Volksfeste zu gestatten oder zu veranstalten und Geld mit freigebiger Hand zu spenden, als im praktischen Leben nach seinem Geiste zu wirken und zu walten, und die höchsten Güter, deren leuchtende Bilder er in die Gemüther des Volks pflanzte, diesem Volke auch als thatsächliche Besitzthümer zu gewähren.

Und weiter:

> Es ist gewiß etwas Schönes um den Ruhm, einen der größten Dichter aller Zeiten den unsern nennen zu dürfen; aber es wäre doch auch recht schön, wenn wir nicht blos von diesem literarischen Ruhme unserer Vergangenheit zehren müßten, sondern mit gleichem Stolze auf das hinweisen könnten, was wir als Nation in der Gegenwart fertig gebracht und für die Zukunft vorgearbeitet hätten.

Der Verfasser spricht hier freilich mehr vom politischen Standpunkt; aber selbst diesen festhaltend, möchten wir doch wünschen, daß wir auch die Hauptaufgabe des Idealismus, ein verklärendes Princip des Lebens selbst zu sein, besser und praktischer als bisher zu lösen wüßten. Auch auf dem Gebiete der Politik und des Verfassungslebens werden wir nicht alles Idealismus entbehren können, wenn sie nicht zu einer Politik der blos materiellen Interessen und des bloßen Eigennutzes ausarten soll. Schiller selbst hielt alle politische Freiheit nur dann für gesichert und ersprießlich, wenn die Völker erst auf dem Wege der ästhetischen Durchbildung und Reinigung wirklich humanisirt und von allen Schlacken alter Barbarei befreit seien. Leider müssen wir Arnold Schloenbach recht geben, der einmal in den „Anregungen" schrieb:

Man kann eine gewisse Schwärmerei in sich tragen, man kann von den Idealen anderer großen Dichter sich gehoben fühlen — und doch ein Philister sein; ja es gibt eine Art der Schwärmerei und des Idealismus, der die Philisterei geradezu befördert.

Dieser Idealismus des Philisterthums ist es auch, der wie die falsche Frömmelei die Probe meist schlecht besteht, wenn es gilt, seiner Sache wirkliche Opfer zu bringen; und er handelt darin, wie die Frömmelei, eigentlich ganz consequent, da die Anweisungen, die er ausstellt, auf eine jenseitige Welt lauten. Es ist der Idealismus der, laut der Aufforderung des Dichters, in der Idee gleich Millionen umschlingt, in der Wirklichkeit aber nicht einen einzigen Nebenmenschen mit inniger Wärme und Hingebung umschlungen hält. Von keiner Stätte erschallen ideale Phrasen in größerer Menge als von den Bretern der Bühne, während die Wirthschaft hinter den Coulissen oft die gemeinste ist. Die prächtigen Costüme sind eben nur Flitter. Holtei erzählt in seinen „Vierzig Jahren", wie er es mit angehört habe, daß der Gatte einer berühmten Schauspielerin einmal zu dieser gesagt: „Eine große Künstlerin willst du sein? Eine S . . bist du!" Diese Schauspielerin war die Frau Hendel-Schütz, die immer nur ideale Frauengestalten zur Darstellung brachte, und ihr Mann ein Professor. Kotzebue, der Dichter der Trivialität, schwärmte, wie auch der spießbürgerliche Iffland, für keinen Dichter mehr als für Schiller, und die Dichter selbst, die in ihren Schöpfungen hauptsächlich den Idealismus vertraten, hielten in ihrem Verhalten gegen ihre Mitmenschen und namentlich gegen ihre Mitstrebenden keineswegs immer diesen idealen Standpunkt fest, wie sich an zahlreichen Beispielen nachweisen ließe. Sie erinnern an jenen Geistlichen, der mit anerkennenswerther Offenheit zu seinen Pfarrkindern sagte: „Handelt nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Thaten!" ein Thema, worüber übrigens schon der humoristische Abraham a Sancta Clara in seinem „Judas der Erzschelm" und zwar in der Humoreske „Die Wahrheit auf der Kanzel" die ergötzlichsten Glossen gemacht hat, derselbe Abraham a Sancta Clara, der in seiner „Fischpredigt des heiligen Antonius" hervorhebt, wie die Fische nach der Predigt „die Köpfe geneigt und sich bedankt der wunderschönen Lehr', nachmals wieder in das Wasser geschwummen; — aber Fisch verblieben wie zuvor". Solchen Fischen hat wol auch mancher heilige Antonius bei der Säcularfeier Schiller's gepredigt. Wer denkt hierbei nicht an die Excesse, welche den widrigen Schlußact der berliner Jubelfeier bildeten? Es war dies freilich nur der von Schiller so gut wie nichts wissende „süße Pöbel" einer Hauptstadt, die unter allen europäischen Metropolen vielleicht den moralisch schäbigsten Pöbel besitzt, dessen cynische Respects- und Zuchtlosigkeit zu der sonstigen hohen Geistes- und Verstandesbildung dieser Hauptstadt eines Volks von 18 Millionen einen zwar lehrreichen aber bitter warnenden und keineswegs sehr erfreulichen Gegensatz bildet.

Noch eine Bemerkung möchten wir hier an die Schiller-Feier anknüpfen. Man wird es ganz in der Ordnung finden, daß bei diesem Säcularfest der Name und die Bedeutung des Gefeierten ausschließlich in den Vordergrund gestellt wurde, obschon es andererseits gerechtfertigt erscheint, wenn man hier und da wenigstens der Verdienste seines Freundes Goethe neben denen Schiller's gedachte, denn ebenso unzertrennlich wie der Name Melanchthon's von dem Luther's ist der Name Goethe's von dem Schiller's. Sollen aber die in Zukunft etwa noch zu begehenden öffentlichen Schiller-Feste nicht an ihrer Monotonie und Einseitigkeit zu Grunde gehen, ja sollen sie zuletzt nicht mehr Schaden als wirklichen Nutzen stiften, sollen sie nicht immer mehr in einen blos persönlichen Cultus ausarten oder einem bloßen Parteizweck dienen, so dürfte es nöthig sein, ihnen ein mehr literarhistorisches Gepräge als bisher aufzudrücken, den Gefeierten als das ebenso wol verbindende wie eine Reihe von Entwickelungen abschließende hervorragende Glied eines großen organischen Ganzen darzustellen und dem bildungsbedürftigen Publikum die vielseitigen Formen und Gestaltungen, in denen sich der deutsche Geist manifestirte, zum deutlichen Bewußtsein zu bringen. Das wäre ein wirklicher Cultus des deutschen Genius in seiner Totalität, nicht in einer Einzelerscheinung. Schiller würde dabei sicherlich eher gewinnen als verlieren. Ein Berichterstatter des „Athenaeum" über die Palleske'sche Biographie Schiller's bemerkte zu unserer Genugthuung ganz in Uebereinstimmung mit den von uns in Nr. 46 d. Bl. ausgesprochenen Ansichten: es spiele in dem Palleske'schen Buche der Parteigeist eine größere Rolle als dem Biographen eines solchen Dichters gestattet sein sollte. Ueberhaupt reiße in Deutschland die böse Gewohnheit immer mehr ein, den einen nicht feiern zu können, ohne auf ein halb Dutzend andere loszuhacken. Das ist leider nur zu wahr und von uns bereits bei verschiedenen Anlässen gerügt worden. Alle Objectivität, wie sie von literargeschichtlichen Betrachtungen unzertrennlich sein sollte, wird dadurch mehr und mehr unmöglich gemacht, und statt Literaturgeschichten werden wir zuletzt nur noch ein ungeheueres Archiv von Anklage- und Vertheidigungsschriften, von Panegyriken und Libellen, von Enkomien und Pasquillen haben. Es freut uns, wie wir gestehen, ausnehmend, daß nun auch ein Ausländer, dessen ruhig beobachtendem Blicke dieses Treiben sicherlich höchst wunderlich vorkommen muß, eine solche Rüge ausgesprochen hat, denn was man uns nicht glaubt, glaubt man vielleicht doch einem Ausländer.

Die hier vorangeschickten Bemerkungen stehen mit dem in der Ueberschrift genannten Gegenstande unserer Betrachtung in genauem Zusammenhange; es sind Punkte, die wir im voraus erledigen zu müssen glaubten, um uns selbst und mit uns unsere Leser über die verschiedenen Fragen und Gegenfragen, zu welchen die Jubelfeier Schiller's wol Anlaß gibt, einigermaßen ins Klare zu setzen und uns die Kritik der Schriften, welche durch diese Säcularfeier direct oder indirect hervorgerufen wurden, zu erleichtern. Nach der Erledigung dieser Vorfragen können wir dieser Säcularliteratur um so ungetheilter unsere Aufmerksamkeit widmen. Wir bemerken im voraus, daß diese Li-

ratur, die nicht immer dem wirklichen Bedürfniß, sondern vielfach auch der buchhändlerischen Speculation und der deutschen Schreibwuth ihre Entstehung verdankt, so angewachsen ist und täglich noch anwächst, daß wir selbst noch keine vollständige Uebersicht über ihre Masse gewonnen haben und noch nicht einmal die Mannschaften dieser zahlreichen literarischen Armee genau zählen können. Glücklich der, welcher aus diesen literarischen Erzeugnissen diejenigen auswählen kann, die sein besonderes Interesse erregen. Nicht so beneidenswerth ist aber die Lage desjenigen, der, wie wir, gewissermaßen von Pflicht und Amts wegen genöthigt ist, Kenntniß von allen zu nehmen und was neunundneunzigmal und zum Theil schon besser gesagt oder erzählt worden ist, zum hundertsten male, wenn auch mit etwas andern Worten lesen zu müssen. Wir haben im ersten Artikel die beiden voluminösen Bände der Palleske'schen Biographie Schiller's besprochen, und wenden uns nun zuvörderst zu einer andern dankenswerthen Biographie (die neu angekündigte von A. Spieß liegt uns noch nicht vor).

1. Schiller und seine Zeit. Von Johannes Scherr. Leipzig, O. Wigand. 1859. 4. 10 Thlr. — Volksausgabe der Festschrift zur Säcularfeier seiner Geburt. Drei Bücher. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wie man sieht, sind von dieser Biographie zwei Ausgaben erschienen, eine Fest- und Prachtausgabe, die mit Illustrationen geschmückt ist und auf die wir Liebhaber von solchen Illustrationswerken hiermit nur aufmerksam gemacht haben wollen, und eine Volksausgabe ohne Illustrationen. Scherr ist zugleich Culturhistoriker, und er selbst bezeichnet in dem Vorwort den Standpunkt, von dem er ausging, als einen mehr culturgeschichtlichen als literarhistorischen. Sein Plan sei gewesen, ein Lebensbild Schiller's und seiner Zeit zu liefern, und er habe daher der kritischen Analyse von Schiller's Dichtungen nur so viel Raum gegeben, als sich mit seinem Plane vertrug. Diese culturhistorische Grundlage unterscheidet allerdings sein Werk wesentlich von allen andern Biographien Schiller's, obschon sie freilich zu Zeiten den Verfasser, wenn auch immer in instructiver und anziehender Weise, fast zu weit von seinem Gegenstande in ferne Zeiten und in ferne Richtungen abseits führt, während sie wieder an andern Stellen mehr verschwindet, als sich mit dieser culturhistorischen Anlage verträgt.

Wenn Palleske in seiner Biographie mehr Details und da ihm manche bisher unbenutzt gebliebene Schriftstücke zu Gebote standen, zum Theil auch neue gibt, was man von dem Scherr'schen so gut wie gar nicht sagen kann, so besitzt das letzte doch auch manche bedeutende Vorzüge vor dem erstern. Einmal läßt es doch auch nichts Wesentliches vermissen, und ist das Palleske'sche Werk besonders in Bezug auf die Frauenbekanntschaften Schiller's detaillirter, so ist das Scherr'sche dafür gedrängter und übersichtlicher; sodann ist es in der Kritik und Antikritik weniger anspruchsvoll und im Stil und in der Darstellung fließender und natürlicher. Man fühlt sich von der Scherr'schen Darstellung viel mehr getragen, zuweilen hingerissen, der Ton ist schwäbisch gemüthlicher und populärer, und wennschon der Verfasser für Schiller im ganzen und großen in einer Weise enthusiasmirt ist, wie man immer nur sein kann, so verfällt er doch nicht in einen mehr aus dem tendirenden Verstande als aus dem Herzen kommenden rein enkomiastischen Ton. Der Verfasser deckt vielmehr, was ihm seinem Gefühl nach im einzelnen an Schiller's Schöpfungen tadelnswerth erscheint, ohne Rückhalt auf, und er bewirkt dadurch, daß man seinem Lobe nur um so mehr Glauben schenkt. Man stellt uns Neuern immer Lessing als Vorbild aller Kritik auf. Nun, dieser Lessing hat auch unter anderm gesagt, man müsse gerade gegen Meister der Kunst mit „Bewunderung zweifelnd und mit Zweifeln bewundernd" zu Werke gehen. Diesen Grundsatz sollte man unter allen Umständen festhalten, besonders darum, weil gerade die Fehler, welche sich die Meister der Kunst zu Schulden kommen ließen, am verführerischsten und dadurch verderblichsten wirken, am bequemsten nachzuahmen sind und am leichtesten nachgeahmt werden, sodaß sie sich dann wie „eine ewige Krankheit" forterben. Ohnehin grenzt in der modernen Civilisation das Unnatürliche so nahe an das Natürliche, das Schiefe an das Gerade, das Unwahre oder Halbwahre an das Wahre, das blos Echauffirte an das Leidenschaftliche, die Empfindelei an die wahre Empfindung, das Schönthun an das Schönsein, und das Kranke an das Gesunde, daß selbst die größten Meister den verderblichen Einflüssen dieser Mischbildung sich nicht immer entziehen konnten und oft bei sehenden Augen fehl griffen. Es wäre unschwer nachzuweisen, daß die in den neuern dramatischen Producten hervortretenden Fehler zum Theil wenn auch nicht immer misverständliche Nachahmungen gerade des Falschen und blos Schimmernden in den Werken unserer classischen Autoren sind. Darum: „mit Bewunderung zweifelnd und mit Zweifeln bewundernd" gegen die Meister, sei es auch nur darum, um mit den Hieben, die man anscheinend gegen diese führt, hauptsächlich ihre Nachleierer zu treffen.

Der Verfasser schildert und charakterisirt in der Einleitung das in seiner zweiten Hälfte so überaus merkwürdige 18. Jahrhundert, das an großen und segensreich wirkenden Männern auf allen Gebieten, aber auch an den seltsamsten Gegensätzen reicher war als irgendein früheres Jahrhundert, das für die geistige Befreiung und wirkliche Humanisirung des Menschengeschlechts vielleicht mehr geleistet als die Reformation, und dessen liberale Bestrebungen zu einem glücklichern und festern Ziel geführt haben würden, wenn nicht die Bluttthaten der französischen Schreckensmänner die Bessern in Bestürzung gesetzt und irre gemacht, den liberalen Fürsten Deutschlands ihre Emancipationstendenzen verleidet und namentlich zwischen dem aufgeklärten Theile des Adels und den mächtig emporstrebenden, die Welt mit Ideen befruchtenden gebildeten Schichten des Bürgerstandes von neuem den Samen des Hasses und Mistrauens und überhaupt nach allen Richtungen hin die Keime garstiger Leidenschaften gesäet hätten.

Denn in der That sind der intelligente Theil des Adels und der intelligente des Bürgerstandes nie so innig Hand in Hand gegangen, wie in den Jahren vor der Französischen Revolution und noch zu Anfang der letztern, und man kann kaum die Biographie eines hervorragenden Dichters und Schriftstellers jener Tage aufschlagen, ohne auf zahlreiche Beweise zu stoßen, wie sehr der Adel, soweit er überhaupt nach Bildung trachtete, weniger selbst producirend als schützend, theilnehmend, mitgenießend und fördernd sich an dem Gedeihen der Literatur und an dem großen Werk der Humanisirung betheiligte. Wie weit man damals in der Humanisirungstheorie und in dem Werk der Verbrüderung aller Menschen vorgeschritten war, dafür gibt es wol keinen schlagendern Beweis als den bekannten, ihr edelherziges Anerbieten begleitenden Brief des Herzogs von Augustenburg und des Grafen Schimmelmann an Schiller, in welchem es unter anderm heißt:

Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, unser Geschenk abzulehnen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen des Weltalls umfassen. Sie haben nur Menschen, Ihre Brüder vor sich, Brüder, die, obwol Ihnen unbekannt, Sie verehren und lieben und sich bei Lesung Ihrer Werke gewöhnt haben, den Verfasser dieser Werke als ein Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen.

So schrieben damals deutsche Edelleute; jetzt würde man selbst in den Schichten der reichen Bourgeoisie wahrscheinlich vergebens nach jemand suchen, der liberal und hingebend genug wäre, sich offen einem Dichter gegenüber zu solchen Grundsätzen zu bekennen. Mit Recht schien sich damals jeder wirklich Aufgeklärte zu sagen, daß es für ihn keine höhere Aufgabe gebe als die Förderung der Humanität, der Humanität sans phrase, daß ohne sie die Theologie keine rechte Theologie, die Wissenschaft keine rechte Wissenschaft, die Poesie keine rechte Poesie, das Menschenleben kein rechtes Menschenleben sei.

Hierzu kam das immer brennender sich fühlbar machende Bedürfniß, die bis zum Lächerlichen verzwickten und verschrobenen Gesellschaftsformen zu vereinfachen und das Leben überhaupt auf einen natürlichern Zustand zurückzuführen, ein Bedürfniß, dem namentlich Rousseau einen beredten Ausdruck geliehen und dadurch auch auf deutsche Köpfe und besonders auch auf unsern Schiller ebenso befruchtend als in fast stürmischer und revolutionärer Weise aufregend gewirkt hatte. Von da an beginnt der schwerlich bereits ausgefochtene sociale Kampf, der seitdem alle Positionen unsicher gemacht hat. Begreiflicherweise konnte fürs erste nicht ein Zustand gesunder Natürlichkeit, sondern nur ein Zerrbild derselben erreicht werden. Ueberhaupt lag alles wirr durcheinander; es war ein Chaos von Gegensätzen, das Johannes Scherr sehr malerisch in folgenden Worten schildert:

Welche Fülle von Menschengeschick bestimmenden Gedanken auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Strebens! Welche unübersehbare Reihe von originellen Menschen, von edeln, großen, räthselhaften und schrecklichen Charakteren! Welches Gedränge von Helden, Dichtern, Denkern, Künstlern, von Originalen, Kraftgenies, Abenteurern und Courtisanen! Weichste Gefühlsamkeit und Thränenseligkeit wechselt mit prometheischem Trotz, und der titanischen Kühnheit des Wollens gesellt sich die genialste Kraft des Vollbringens. Wildeste Skepsis, das schneidende Hohnlachen noch auf den Lippen, springt jach in mystische Verzücktheit um oder umgekehrt schwärmerische Zerknirschung in blasphemischen Atheismus. Neben dem unbändigen Gezisch und Gehöhne eines souveränen Gottes, der, trunken von Zerstörungsluft, nichts Heiliges mehr anerkennt, jubeln die innigsten Herzenslaute erhabenster Begeisterung auf. Wunderbarstes wird gedacht, Unerwartetstes geschieht auf diesem Boden, welcher vulkanisch unter den Füßen der Menschen schwankt. An der Stelle, wo noch eben ein Held unsere Bewunderung, ein Gesetzgeber unsere Dankbarkeit, ein Poet unser Entzücken erntete, bläht sich im nächsten Augenblick ein frecher Charlatan. Eine schwüle Atmosphäre von Puder, Schminke, Frivolität, Mysticismus, Intriguengeist und stahlhartem Egoismus umgibt uns; aber in dieser Luft des Verderbens blühen mit einmal, himmlischen Wunderblumen gleich, hochherzige Ideen auf und reifen zu epochemachenden Thatsachen der Vernunft und Humanität.

Dies war die Zeit, welche mehr als eine schon abgeklärte geeignet war, einen Genius wie Schiller zu befruchten; sie war ein gärendes Gemenge der einander widerstrebendsten Empfindungen, Anschauungen und Bestrebungen, wie Schiller es anfangs selbst war. Es lagen viel rohe Elemente in ihr, aber auch Keime des Edelsten und Besten; sie gestattete ihren großen Geistern, einen möglichst weiten und freien Standpunkt einzunehmen. Aber außer dem Charakter der Zeit verdient auch der Charakter des Volksstammes, dem Schiller angehörte, Beachtung. Scherr schildert die Schwaben, die seine eigenen Landsleute sind, als

knorrige, bei der ersten Begegnung und besonders gegen Fremde zurückhaltende und verstockte, mitunter ganz viereckig sich anstellende, aber strebsame, ausdauernde, tief innerliche, auf das Ernste und Tüchtige gerichtete Menschen. Reich ausgestattet mit Phantasie und Abstractionskraft, sehr oft von einer starken Ader Humor durchzogen, zum Nachdenken wie zum Lebensgenuß geneigt, heute grüblerisch bis zur Hypochondrie, morgen lustig bis zum Excess, gemüthliche „Kneipbrüder“ und finstere „Stündler“, nicht selten dem kühnsten Idealismus zugewandt und doch auch wieder bedächtig zaudernd, hochfliegende Entwürfe mit unerbittlicher Kritik zersetzend — so sind die Schwaben.

Niemand wird verlangen, daß wir der Darstellung Scherr's Blatt für Blatt oder auch nur Kapitel für Kapitel folgen sollten, da die Thatsachen, wie gut sie auch vom Verfasser zusammengestellt und beleuchtet sein mögen, doch immer nur bekannte sind, wir beschränken uns auf die Anführung einiger uns interessant erscheinenden, zum Theil auch zu einer Gegenbemerkung auffordernden Bemerkungen. Der Verfasser ist unter anderm der gewöhnlichen und verzeihlichen, aber doch ziemlich äußerlichen Ansicht, „wie sehr Goethe seinem großen Freunde und Mitstrebenden gegenüber ein Glücklicher genannt werden müsse“. Allerdings hat sich Schiller in Bezug auf seine äußere Lage unvergleichlich mehr quälen müssen als Goethe. Er mußte seinem Regenten, der überdies in gewissem Grade sein Gönner und Wohlthäter war, aber die Unbesonnenheit beging, sich mit dem Genie in einen ungleichen Kampf einzulassen, die Unterthanentreue brechen, heimatsflüchtig werden, in fast anonym zu nennenden Ortschaften ein Versteck suchen (obschon bereits herzoglich weimarischer Rath!), sich falsche

amen und Titel beilegen u. s. w., und wenn wir die-
t Heimatslosen feiern, so feiern wir, und die Behör-
n mit uns, im Grunde auch gewisse Insubordinationsfehler
t, dadurch feierlichst und officiell anerkennend, daß dem
nie eben mehr erlaubt sei als einem wandernden Hand-
rksburschen. Staatsminister Beust hat unserer Zeit
t Vorwurf der „Heimatslosigkeit" gemacht, und wir
uen uns, diesen Vorwurf gerade aus solchem Munde
vernehmen, da wir mit Recht annehmen dürfen, daß
n Männer von seiner Stellung diese nur zu bittere
hrheit begreifen, in nächster Zeit auch alles geschehen
d, um dieser deutschen Heimatlosigkeit gründlich und
immer ein Ende zu machen. Man hat gegen diesen
rwurf allerdings mit einigem Schein von Recht geltend
acht, daß derselbe frühere Zeiten mit mehr Recht treffe
die unserige, und hat dabei gerade vorzugsweise auf
längere Zeit heimatlose Leben Schiller's hingewiesen.
Zustand des damals noch nicht so wie heute polizei-
regulirten Deutschland war aber zu Schiller's Zeit
esonderer Art, daß in den einzelnen Staaten zwar die
otischste Willkür, im allgemeinen aber wol mehr
zügigkeit herrschte als jetzt. Heutzutage würde ein
iftsteller, der ein Stück wie die „Räuber" geschrieben
und unter Umständen wie Schiller flüchtig geworden
, innerhalb der deutschen Bundesstaaten wegen man-
den Heimatscheins nirgends, auch nicht im entfernte-
Dorfe, auf ein nur vierwöchentliches Asyl rechnen
n, er müßte, und wenn er dreimal ein Schiller wäre,
der Schweiz oder nach Belgien oder nach Nordame-
auswandern, oder sich unter die Zuaven anwerben
, um bei Gelegenheit wieder mit diesen über den
n zurückzukehren. Schiller dagegen, dieser heimat-
ige „Dr. Ritter", durfte im Lande bleiben und sich
) von seinen Talenten nähren; ja er stieg vom wei-
chen Rath zum meiningenschen Hofrath, zum Profes-
um Reichsgeadelten und Hoffähigen, der ein adeliches
ein zum Weibe nahm, während sich der Minister
e mit einem sehr schlichten bürgerlichen Mädchen
gte und dafür von seiten der zurückgesetzten und
en weimarischen Hofdamen Schande und Spott, we-
is allerlei Klatsch und böswilliges Geschwätz auf
hmen mußte.

llerdings hat Schiller die triviale Ansicht, daß Goethe
lücklichere war, mit veranlaßt oder zu ihrer weitern
itung beigetragen, indem er einmal an seinen Freund
schreibt: „Wie leicht ward sein Genie vom Schick-
tragen und wie muß ich bis auf diese Minute
mpfen" — ein Ausspruch, welcher selbst Scherr zu
merkung veranlaßt: „Schmerzliche Worte, schmerz-
h insofern, als sie verrathen, daß selbst der Idea-
eines Schiller in Momenten der Schwäche unter
ucke der Wirklichkeit sich gebeugt hat." Aber war
darum, weil er nicht wie Schiller durch die Schule
th gegangen war, oder darum, weil er einen Mi-
ten bekleidete, wirklich glücklicher als Schiller? Das
ne sehr materialistische Ansicht. Gestand meines
ns Goethe doch selbst, daß er keine Stunde ganz
ungetrübter Freude genossen habe. Selbst daraus, daß Goethe's poetisches Genie von Haus aus ein freigebigeres war und daß ihm seine Schöpfungen (mit einigen Ausnahmen) meist nicht so viele Mühe kosteten, als Schiller an die seinigen wenden mußte, können wir kein größeres Glück für Goethe ableiten; denn gerade diese Leichtigkeit des Empfangens, Wiedergebens und Schaffens verführte ihn auch zu vielen leichten und selbst leichtfertigen Arbeiten von flüchtigster Pinselführung, die ihn selbst auf die Länge nicht befriedigen konnten und auch in dem eifrigsten Goethe-Verehrer neben dem gesteigerten Gefühl der Bewunderung für die Vielgestaltigkeit seines Genie das Bedauern erwecken, daß er mit seinem wunderbaren Genie nicht haushälterisch genug umgegangen sei. Zu derselben Zeit, wo die Productionskraft der Goethe'schen Muse auszusetzen anfing, trat Schiller, nun in seiner Vollreife und von dem begeisterten Beifall des besten Theils der deutschen Nation gehoben, nur mit großen mächtigen Compositionen auf, für die er seine Kräfte aufzusparen gewußt hatte, und es geht aus seinen Briefen hervor, daß er sich wenigstens, während er mit der Idee und den Vorarbeiten dazu beschäftigt war, wie während der Ausführung selbst vollkommen glücklich fühlte. Was aber die Unzufriedenheit betrifft, welche nach der Behauptung des geistreichen Medicinalraths A. Clemens einen Grundzug seines Charakters bildete, so gibt es eben Naturen, zu deren wirklichem Wohlsein diese Unzufriedenheit gehört, weil sie aus dem stolzen Gefühl ihrer Ueberlegenheit über die andern Menschen entspringt und das Misbehagen an der wirklichen Welt den Aufenthalt in der selbst erschaffenen idealen nur um so behaglicher macht.

Bei der Lectüre des Scherr'schen Buchs fielen mir gewisse wunderbare Verflechtungen in Schiller's Leben auf, in denen immer Goethe eine Rolle spielt. Bekanntlich besuchte der Herzog von Weimar einmal die Militärakademie, und ihm zur Seite wohnte auch Goethe, der bereits Deutschland mit dem Schall seines Namens erfüllt hatte, einer Preisvertheilung bei, bei welcher auch der damals zwanzigjährige Schiller einige Prämien erhielt. Zu der Zeit ahnten beide freilich noch nicht, daß es ihnen bestimmt war, im Gebiete der Literatur Rivalen und im Leben Freunde zu werden, aber auf Schiller mag die stolze Erscheinung Goethe's zur Seite seines herzoglichen Freundes, der dann auch später Schiller's Freund und Gönner werden sollte, einen aufregenden Eindruck hervorgebracht haben, und vielleicht hat sich schon damals dunkel die Vorstellung von dem hohen Berufe des Dichters, „mit dem König zu gehen", in ihm geregt. Indeß wer kann berechnen, welchen Eindruck die Erscheinung des berühmten Dichters zur Seite des Herzogs, wie früher der Besuch des Kaisers Joseph, in der Brust des genialen hochstrebenden Jünglings hervorgerufen haben mag, und wer die Reihe von Vorstellungen verfolgen, welche sich an diesen Eindruck knüpften? Ferner: Goethe hat in Leipzig auch die Familie des Kupferstechers Stock und seine beiden Töchter Minna und Dora kennen gelernt, und ihrer in seinen autobiographischen Mittheilungen aufs

freundlichste gedacht. Minna Stock wurde später die Braut und Gattin desselben Körner, der berufen war, später so mächtig und wohlthätig in die Geschicke und die Bildung Schiller's einzugreifen und in dessen Familienkreise der Dichter eine Reihe schöner Tage verlebte, die er zu den glücklichsten seines Lebens rechnen durfte. Und so wurde Körner durch Schiller auch Goethe's Freund. Ferner: Goethe war durch die Vermittelung Charlotte von Stein's schon in früher Zeit zu der Familie Lengefeld in freundliche Beziehungen getreten und hatte sie unter anderm bei ihrer Schweizerreise 1783 warm an Lavater empfohlen. Im Lengefeld'schen Hause fand auch die erste Begegnung Schiller's mit Goethe statt, die freilich wie bekannt zuvörderst keine Annäherung, sondern eher Entfremdung zur Folge hatte, aber doch die spätern innigen Beziehungen vorbereitete. Zu beachten ist endlich, daß die beiden Fräulein von Lengefeld aufs innigste mit Karoline von Dacheröden, der spätern Gattin Wilhelm von Humboldt's befreundet waren und zunächst die Bekanntschaft zwischen Schiller und Humboldt vermittelten. Man erkennt aus dem allen, daß das Glück unserm Schiller doch keineswegs so abhold war, als man wol annimmt, sondern ihn zur gelegensten Zeit in den Mittelpunkt der interessantesten und für ihn wichtig gewordenen persönlichen Verhältnisse versetzte. Zugleich zeigt sich an diesen Verflechtungen das Wehen und Weben eines wunderbaren Geistes der Gemeinsamkeit, der damals die Hochgebildeten durchdrang und zusammenführte, die geistig und künstlerisch Schaffenden fördernd und befruchtend in den Kreis Gleichfühlender bannte und sie zu Aposteln einer geschlossenen Gemeinde machte, von denen dann sich wieder weitere Kreise bildeten.

Scherr scheint die Versicherung Petersen's, daß Schiller auf der Akademie keine Zeitungen gelesen habe — übrigens mit Recht hinzufügend, daß diese „auch danach waren" —, in Zweifel ziehen zu wollen, aber auch später war Schiller kein Freund der Zeitungsleserei, wie aus einem Briefe Körner's an Schiller vom Jahre 1786 hervorgeht, in welchem der erstere diesem auch einige politische Neuigkeiten mittheilt, weil Schiller keine Zeitungen läse, und ein andermal schreibt er an ihn: „Du willst Politica von mir wissen, das ist ein neuer Zug von dir." Bekannt ist Schiller's Ausspruch vom Jahre 1793: „Ich kann seit 14 Tagen keine Zeitungen mehr lesen, so ekeln diese elenden Schinderknechte (die französischen Terroristen) mich an." Dagegen gibt Scherr zu, daß Schiller während einiger Zeit einen hervortretenden Hang zur Medisance gezeigt, der sich jedoch glücklicherweise, nachdem sich sein Charakter immer mehr gereinigt und sein Schicksal eine günstigere Gestalt gewonnen hatte, immer mehr aus seinem Wesen verlor. Gegen Titel scheint Schiller, wenn man aufrichtig sein will, nicht unempfindlich gewesen zu sein; doch entsprang diese Liebhaberei sicherlich aus der nur zu richtigen Ueberzeugung, daß ein titelloser Schriftsteller in Deutschland bei dem größten Ruhme, den er in der literarischen Welt genießen mag, doch in der bürgerlichen wenig oder nichts gilt, und wir müssen leider sagen, daß, obschon das frankfurter Nationalparlament unter Angabe so und so vieler Gründe die Abschaffung aller nicht zum Berufe gehörigen Titel decretirte, dieses Unwesen seitdem nur noch gestiegen ist, sodaß man wol annehmen darf, dieses Uebel sei unausrottbar in Deutschland. Der Verfasser einer noch näher zu erwähnenden Schrift: „Schiller und Goethe", J. G. Rönnefahrt, macht gelegentlich die leider nur zu richtige Bemerkung:

Der gepriesenste Dichter ist und bleibt dem Deutschen ein armer Literat, wenn er eben weiter nichts ist als ein Dichter, wenn nicht ein Amt ihn ernährt, oder wenn er nicht eigenen Reichthum besitzt, oder wenn er nicht mit seiner Dichtergabe sich persönlich dienstbar und liebes Kind zu machen sich willig zeigt —

oder, hätte er hinzufügen können, wenn er nicht einen in die Augen fallenden Titel besitzt. Der meiningensche Hofrathstitel ist für Schiller sicherlich von manchem Vortheil gewesen, obschon es uns Nachlebenden jetzt fast lächerlich erscheint, wenn wir in Recensionen der damaligen Zeit von einem Herrn Hofrath Schiller als dem Verfasser des „Don Carlos" u. s. w. lesen. Scherr findet in der Ertheilung des ersten Titels, des Titels eines weimarischen Raths, welchen Schiller erhielt, und zwar nach der Vorlesung des ersten Acts des „Don Carlos" am darmstädter Hofe, eine Art Ironie. „Wie doch das Leben wunderlich mit den Menschen spielt!" ruft er aus; „ein Gedicht, welches den idealen Sieg des rein Menschlichen über die Convenienz feiert, trug seinem Verfasser einen rein conventionellen Titel ein", doch fügt er auch hinzu: „Aber es war doch etwas und in Schiller's Lage gar nichts so Unbedeutendes..... Unser Dichter war jetzt immerhin nicht mehr der entwichene Regimentsmedicus; sondern der herzoglich weimarische Rath Schiller." Nun, Titel kosten den Verleihern nichts, bringen unter Umständen ihnen und dem Staate sogar etwas ein; im übrigen ist es, wie Scherr bemerkt, „von jeher deutsche Art gewesen, bei Männern von Genius und Charakter selbstverständlich ein doppeltes Maß von Geduld, Muth und Ausdauer vorauszusetzen und sie für ihre Leiden und Entbehrungen auf den Nachruhm zu verweisen". Das ist freilich eine spottwohlfeile transscendentale Abfütterung, mit der sich auch in christlichen Staaten die wahren christlichen Tugenden: Redlichkeit, Rechtschaffenheit, Nächstenliebe, Bescheidenheit, Demuth u. s. w. begnügen müssen, weshalb sie auch, trotz aller noch so verlockenden Anmahnungen in Predigten, Schulbüchern und Kinderschriften, leider selten genug anzutreffen sind.

Trotz des von Scherr überall kund gegebenen schönen Enthusiasmus für Schiller's Schöpfungen hat er doch seinen Grundsatz, der Kunstrichter habe das Recht und die Pflicht, die Mängel an Werken der Dichtung aufzudecken, sich nicht allzu sehr verkümmern lassen. Auf Einzelheiten können wir hier nicht viel eingehen. An der „Maria Stuart" tadelt er es z. B., daß das bloß Menschliche und Leidenschaftliche in der That in diesem Trauerspiel das Historische weit, zu weit überwiege; wenn er aber weiterhin versichert: „Das Gedicht gehört zu den furchtbarsten Streichen, die jemals gegen Rom geführt

wurden", so ist dies eine Behauptung, die manchem in hohem Grade räthselhaft erscheinen möchte. Wir selbst gestehen aufrichtig, daß wir in dieser Hinsicht bisher mit Blindheit geschlagen waren. Auch der Versuch Scherr's, Max und Thekla historisch gerechtfertigt erscheinen zu lassen und ihre Empfindungsweise als derjenigen, welche in der That während des Dreißigjährigen Kriegs bei Liebenden obgewaltet haben könnte, entsprechend darzustellen, erscheint uns vollkommen misrathen. Bei der Beurtheilung der „Braut von Messina" hätte doch auf die Besonderheit hingewiesen werden können, wie es kam, daß die Tragödiendichter des vorigen Jahrhunderts, z. B. Leisewitz, Klinger u. s. w. Bruderzwist und Brudermord so häufig in Anwendung brachten. Eteokles und Polynikes waren doch ganz andere Leute als Don Cäsar und Don Manuel. Der Brudermord, wenn er wegen einer Geliebten geschieht, hat auf der Bühne immer etwas Scheußliches und gehört mehr in die Criminalistik als in eine Tragödie. Die Sache wird dadurch, daß Beatrice die Schwester der beiden um sie buhlenden Brüder ist, um nichts besser, und es gehörte das gewaltige Genie Schiller's, der Schwung seiner Sprache, die Schwere seiner Gedanken, ja sagen wir auch eine gewisse glänzende Sophistik dazu, um trotzdem die Tragödie mit einem feierlichen Eindruck zum Abschluß zu bringen. Auf Anlaß der „Anthologie" bemerkt Scherr:

> Im ganzen stoßen wir hier doch auf ausreichende Beweise, daß in Schiller's Seele die rein lyrische Seite fehlte. Es ist eigen, daß der Dichter, welcher in seinen Dramen den vollen lyrischen Brustton so oft, vielleicht nur zu oft gefunden hat, kein eigentliches Lied hervorbrachte. Freilich, die Erklärung ist leicht: Schiller's Dichtung ist wesentlich Gedankenpoesie. Der Gedanke vermittelt bei ihm stets den Ausdruck der Empfindung" u. s. w.

Natürlich fehlte es Schiller nicht an Gefühl, er wäre sonst überhaupt kein Dichter, aber es war ein mehr energisches, titanisch stürmisches, früher Bilder auf Bilder und Gleichnisse auf Gleichnisse häufendes, später stark mit Reflexion vermischtes, als ein naives, zartes, gemüthlich weiches und inniges Gefühl, wie es auch in den bessern Erzeugnissen der deutschen Volkspoesie waltet. Nur wo ihn die wehmüthige Sehnsucht nach irgendeinem hier auf Erden nicht anzutreffenden Zustande der sittlich-ästhetischen Vollkommenheit heimsucht, da trifft auch Schiller, den überhaupt das Familienleben allmählich weicher stimmte, den ahnungsvollen, mehr an- als ausklingenden Ton der eigentlichen deutschen Lyrik. Es ist richtig, daß Schiller als scharfsinniger Zergliederer menschlicher Leidenschaften sich auch als Lyriker mehr über das Gefühl, als dieses unmittelbar selbst aussprach.

Wenn wir uns recht erinnern, so hat Schiller einmal den Charakter seines Freundes Körner als eine Mischung von Wärme und Kälte bezeichnet. Diese Bezeichnung paßt auch auf Schiller selbst, nur nach beiden Seiten hin in höherer Potenz. In seinen Dramen wird man nicht selten plötzlich vom höchsten Hitz- bis zum Gefrierpunkt hinabgeschleudert, und auf geweihte Stellen, die der Dichter oder Seher geschrieben hat, folgen oft solche, die der blos combinirende Verstand ausgeklügelt, an welchen bald der Sophist, der auch für die Ausbrüche fehlerhafter Leidenschaften Entschuldigungsgründe aufzufinden weiß, bald der kluge realistische Staatsmann mitgearbeitet hat. In der That besaß Schiller viele Eigenschaften, die ihn in Stand gesetzt haben würden, auch als Staatsmann groß zu werden, und eine gegen Streicher bei seinem Abschiede von diesem hingeworfene Aeußerung Schiller's scheint darauf hinzudeuten, daß ihm wirklich einmal so etwas als möglich vorschwebte. Gottschall hat mit besonderm Nachdruck die hervortretende Neigung Schiller's zu Antithesen, wenigstens in seinen Dramen, hervorgehoben; nun ist aber die Antithese niemals das Erzeugniß der Inspiration, sondern immer nur des Scharfsinns und des Verstandes. An solchen antithetischen Kunststücken der Rede ist der „Don Carlos" besonders reich, weniger Wallenstein, wieder mehr „Maria Stuart" und die „Braut von Messina", am wenigsten „Wilhelm Tell", der, mit dem Torso des „Demetrius" eine ganz neue Richtung bezeichnet, in welcher dem Dichter leider der unerbittliche Tod für immer halt gebot. Schiller, zu dessen vorzüglichsten Eigenschaften die Unerschrockenheit gehörte, womit er sich selbst prüfte und nach gewonnener Selbsterkenntniß seine Fehler abzulegen suchte, spricht sich selbst einmal darüber aus, daß er auf einem Wege der Unnatur und Künstelei begriffen gewesen, und daß er entschlossen sei, diesen Weg aufzugeben. So streng nahm sich Schiller selbst in die Beichte. Unbedingte, selbst seine Fehler beschönigende Lobredner, wie er sie jetzt so häufig findet, würde er einfach bemitleidet haben.

Zu diesen unbedingten Lobrednern Schiller's gehört Scherr nicht, obschon zu seinen Verehrern; auch gehört er nicht zu denen, welche absichtlich andere Größen verkleinern, um Schiller auf ihre Kosten riesenhaft wachsen zu machen. Mit Schiller theilt auch Goethe die Bewunderung des Verfassers, Lessing wird mit Ehrfurcht, Klopstock und Voß, selbst Gellert werden mit schuldigem Respect besprochen, und manche dieser literarischen Charakteristiken, wie auch die von Fichte, Jean Paul u. s. w. bilden sogar eine Zierde des Buchs. Ueber die jetzt eingerissene etwas armselige Gewohnheit, Herder deshalb abzukanzeln, weil er, in einer ganz andern Richtung sich bewegend, mit den Theater- und Xeniendichtern Goethe und Schiller zerfiel, woran er schwerlich allein schuld war, kann sich auch Scherr im wesentlichen nicht erheben. Ohne Zweifel wird auch dem jetzt so verkannten Herder früher oder später einmal ein Rächer erstehen. „Vater Gleim" wird gleichfalls, wie jetzt gebräuchlich, fast nur in spöttischer Weise erwähnt, obschon auch er, wie dies selbst Goethe anerkannte, namentlich durch seine Kriegslieder eine bedeutsame literarische Stellung einnahm und sein Leben durch eine Reihe rühmlicher Handlungen bezeichnete, die seine mittelmäßigen Gedichte mehr als aufwiegen. Wenn man ein fast ausschließlich dem Wohlthun und der Unterstützung talentvoller Jünglinge geweihtes Leben in unserer Zeit nicht mehr wie es verdient anzuerkennen vermag, so ist das schlimm für unsere Zeit. Dem Angriff auf Gleim

in den „Xenien" stehen übrigens die löblichen Worte gegenüber, welche Schiller selbst in einem Schreiben an Körner, nachdem er Gleim bei dessen Besuche in Weimar persönlich kennen gelernt, dem liebenswürdig anspruchslosen Charakter des Sängers der Grenadierlieder und seinem Wohlthätigkeitstriebe widmete. Auch gegen die romantische Schule ist Scherr vielfach ungerecht, obschon er, billiger als andere, doch dies und das an ihr anerkennt. Wir verkennen nicht die Ausartungen der Romantik und haben sie nie verkannt; dennoch glauben wir behaupten zu dürfen, daß sie dem deutschen Volke mehr im Blute liegt als aller Hellenismus. Wie sehr nicht dieser, sondern die Romantik uns angeboren ist, beweist unter andern Goethe, der in Rom, unter allen idealen Gebilden der Alten Welt, die fratzenhafte Hexenküchenscene im „Faust" dichtete; beweist Schwanthaler, der zwar zum Theil im antik-idealen Stile bildete, aber — das Trautmann'sche Buch über ihn weist es nach — im Grunde des Herzens ein nur in den Reminiscenzen und Traditionen des Mittelalters sich wohl befindender Romantiker war; beweist die deutsche Malerkunst; beweist endlich die deutsche Musik der Vergangenheit, der Gegenwart und sogar vor allem „der Zukunft". Wenn es gelingt, diesen romantischen Zug in uns gänzlich zu vernichten, so wird man auch das deutsche Gemüthsleben bis zur Wurzel zerstört haben. Diese Romantik steht zu der Philisterei, zu welcher der Deutsche ebenfalls neigt, in einem heilsamen Gegensatz, sie bildet die edlere Seite dieser Spießbürgerei, die mit all ihren engherzigen Anschauungen und ihren nur auf das gemeine Bedürfniß gerichteten Zwecken allein das Feld behaupten würde, sobald es gelingen sollte, sie ihrer romantischen Gemüthsseite vollkommen zu entkleiden. Stricte Anhänger des trockenen modernen Realismus haben von ihrem Standpunkte das vollkommene Recht, gegen den Idealismus und die Romantik zugleich Fronte zu machen, aber Anhänger des sogenannten Idealismus sollten wissen, daß dieser Idealismus, wie er sich wenigstens in Deutschland ausgebildet hat, mit der Romantik viel näher verwandt ist als man glaubt, daß er gewissermaßen selbst eine Ausgärung derselben ist und daß er mit allen seinen schönen Illusionen und poetischen Gestaltungen der Romantik ins Grab nachsinken wird, um dem illusionslosen, jeder romantischen Träumerei und idealen Schwärmerei baren modernen Realismus, der nur nach Nützlichkeitszwecken fragt, und zuletzt vielleicht dem rohen cynischen Materialismus das Feld zu räumen.

Eine Lücke glauben wir in allen bisherigen Biographien Schiller's wahrgenommen zu haben; wir vermissen nämlich in allen einen genauern Nachweis, wie sich Schiller's Muse aus ihren rohen und vielfach cynischen und schmuzigen Anfängen stufenweise zu immer reinerer und höherer Bildung geläutert hat. Dieser Proceß ist gerade der interessanteste und bewundernswertheste in Schiller's Leben, und es scheint uns so, als ob er bisher nicht die erschöpfende und eingehende Behandlung gefunden habe, die er zu finden verdient. Hierzu gehört freilich zuvörderst das unumwundene Eingeständniß, daß Schiller in seiner Jugend in einem Grade zum Cynismus neigte, wie überhaupt nur wenige Dichter; die Gedichte der „Anthologie" und einzelne Scenen und Ausbrüche in den „Räubern" und „Kabale und Liebe", namentlich in den ältern Ausgaben beweisen es. Der so merkwürdige Läuterungsproceß Schiller's begann zwar schon vor seiner Bekanntschaft mit Körner, aber dieser hatte doch einen sehr wesentlichen Antheil daran. Noch in Dresden fand Schiller großen Geschmack an Blumauer, dessen „Ode an den Nachtstuhl" bei einem Finanzrath über Tische (!) vorgelesen und von Schiller, dem spätern Idealisten, „ganz charmant" gefunden wurde. Schiller hatte in seiner frühern Periode in der That eine ziemlich stark hervortretende Anlage zum Humor, der zuweilen bei ihm sogar etwas grobe Züge annahm und sich vielleicht nirgends so urkräftig finden mag, als in den nicht für den Druck bestimmten komischen Scenen, die nur als Manuscript in der Autographensammlung der Herren Künzel zu Heilbronn vorhanden sind und deren Nichtveröffentlichung, wie wir schon früher mittheilten, bei dem Verkauf wegen der darin sich findenden geradezu anstößigen Scenen ausbedungen wurde. Dieser Humor zeigt sich, in veredelter und verfeinerter Weise, zum letzten mal in „Wallenstein's Lager" und schimmert auch noch durch die vortrefflichen Tafelscenen in den „Piccolomini" durch. In seinen spätern Originaltragödien, wie schon im „Don Carlos", findet sich davon keine Spur mehr. Doch zeigt sich dieser Humor noch in einzelnen Xenien, obschon hier mehr spitzig und polemisch, und in einigen wenigen Gedichten, besonders aber in seinen Bearbeitungen der Gozzi'schen „Turandot" und der beiden französischen Lustspiele. Im geselligen Verkehr blieb er immer ein Freund mäßigen Scherzes, und Napoleon's Charakter war ihm namentlich deshalb zuwider, weil man ja, wie er äußerte, von diesem Manne keine einzige heitere Aeußerung vernehme, und es scheint allerdings richtig zu sein, daß ein Mensch, der sich dem Scherze gänzlich unzugänglich zeigt, eben nur ein Halbmensch ist. Wenn dennoch Schiller von seinen spätern Tragödien jede humoristische und komische Nuance gänzlich fern hielt und sogar die charakteristischen Späße des Wächters im „Macbeth" durch ein paar feierliche Strophen ersetzte, so scheint dies weniger aus seiner eigensten Natur, als aus einer durch die Einwirkung des Hellenismus entstandenen, vielleicht etwas eigensinnigen Theorie hervorgegangen zu sein. Wir zweifeln kaum, daß sich derjenige ein Verdienst erwerben würde, der einmal diese von allen Biographen höchlichst vernachlässigte Seite Schiller's darstellen und sein Verhältniß zum Humor und zur Komik einer Specialuntersuchung unterwerfen wollte, wobei natürlich auch das, was er in seinen ästhetischen Schriften und Briefen über das Komische bemerkt, angezogen werden müßte.

Auch würde in einer solchen Darstellung der große Einfluß, den Bürger's Dichtweise auf die Jugendpoesie Schiller's ausübte, eingehender zur Sprache gebracht werden müssen. Dieser Einfluß war allerdings auf der einen Seite für Schiller nachtheilig, auf der andern aber auch sehr fördernd. Bürger's „Nachtfeier der

Venus“ z. B. — von der jüngst noch Schneemann in den „Heidelberger Jahrbüchern“ behauptete, daß er kein Gedicht in deutscher Sprache kenne, in welchem antiker Stoff und moderne Form in so harmonischer Vollendung verschmolzen seien, und daß er auch Bürger, wenn nichts weiter gedichtet, unsterblich zu sein verdiene — war für Schiller vielleicht die erste Anleitung zu der Meisterschaft, womit er später antike Stoffe in moderne Formen kleidete und mit modernen Ideen durchdrang. Warum will man den Einfluß, den der verkannte, von Schiller selbst nicht sehr glimpflich behandelte Bürger auf den erstern gehabt hat, nicht so hervorheben wie er hervorgehoben zu werden verdient? Aber in unserer, obschon mit Volksanliegenheiten kokettirenden Zeit nehmen unsere vornehmen gelehrten Literaturgeschichtschreiber vielleicht gerade daran Anstoß, daß Bürger seinen Stolz dareinsetzte, ein Volksdichter zu sein, und daß er dieses Ziel auch erreichte; denn wir hegen wirklich die Ueberzeugung, daß seine „Lenore“, sein „Schnurre, Rädchen, schnurre“ und andere seiner Balladen und Lieder in Kreise gedrungen sind (z. B. in die Spinnstuben, die doch von älterm Ursprung und für das deutsche Volksthum charakteristischer sind als alle ästhetischen Theekränzchen und Reunionen), wo noch nie ein Goethe'scher, oder Schiller'scher, oder Klopstock'scher Vers erscholl, und wir wissen auch nicht, ob in dieser vornehmen Geringschätzung alles Volksthümlichen ein besonderer Vorzug unserer Zeit zu suchen sei; denn sie bezeichnet nur zu deutlich die Kluft, die sich allmählich zwischen der höhern Bildung und dem Volksthum aufgethan hat. Wir müssen es ungescheut aussprechen, daß auch die Schiller-Feier, deren nationale Bedeutung wir ja oben anerkannt haben, nur von den Cirkeln der höhern Bildung ausgegangen ist; denn wir erinnern uns nicht, gehört und gelesen zu haben, daß die dörfliche Bevölkerung irgendwo sich daran betheiligt habe; was sich aber die untern Schichten in den Städten dabei gedacht haben mögen, das wollen wir hier nicht weiter untersuchen.

Hermann Marggraff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Dritte Folge. Zehnter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1859. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Seit nun beinahe einem Menschenalter leistet das „Historische Taschenbuch“ der Geschichtswissenschaft und deren Verbreitung in den Kreisen der wissenschaftlichen Jugend*) und des gereiftern Alters seine ebenso trefflichen als längst anerkannten Dienste: sowol die Biographie als die Staats- und Culturgeschichte sind ihm zu Dank verpflichtet. Gründliche Forscher und gewandte Federn sind ununterbrochen bei dem Werke thätig gewesen, und es hat immer neue und frische Kräfte zu gewinnen gewußt, wenn frühere den Dienst versagten oder sonst behindert waren. Und gewiß ist: das „Historische Taschenbuch“ ist eine Fundgrube für alle geworden, die in und aus der Geschichte lernen wollen. Und wir selbst stehen keinen Augenblick an zu bekennen — die Dankbarkeit steht doch wol unter keinem Verhältnisse übel an —, daß wir sowol bei unsern eigenen historischen Studien als im Berufe den Monographien des „Historischen Taschenbuch“ gar manches verdanken, was Früchte getragen hat. Auch der neueste Jahrgang reiht sich seinen Vorgängern aufs würdigste an, wofür zuvörderst die allgemeine Inhaltsangabe als Beweis dienen möge. Die sechs darin enthaltenen Monographien sind folgende:

*) Wir wissen aus eigener Berufserfahrung, welche Anziehungskraft das „Historische Taschenbuch“ für die lernbegierige Jugend besitzt und was für sie aus demselben gewonnen werden kann.

1. Don Carlos von Spanien. Von Adolf Helfferich.
2. Christoph Kaufmann, der Kraftapostel der Geniezeit. Von Heinrich Düntzer.
3. Zur neuern Geschichte Roms. 1848—50. Von Friedrich von Raumer.
4. Ueber den künstlerischen Bildungsgang Rafael's und seine vornehmsten Werke. Von Gustav Friedrich Waagen.
5. Die Entwickelung des Staatswesens in Deutschland, England und Frankreich. Von Karl Biedermann.
6. Das vierte Stadium oder das jüngste Jahrhundert und die Zukunft der orientalischen Frage. Von Johann Wilhelm Zinkeisen.

Schiller hat mit mehreren seiner schönsten Dramen Unglück gehabt, wenn man ihre Helden von dem heutigen Standpunkte der Geschichtsforschung aus betrachtet: den Wilhelm Tell hat die historische Kritik entweder ganz beiseite geschafft oder wenigstens jeder Heldenrolle entkleidet; Wallenstein ist zum wirklichen Verräther geworden, das Haupt der Maria Stuart trägt keine Märtyrerkrone mehr und Don Carlos gehört nicht mehr in die heiligen Hallen wahrhaft tragischer Charaktere. Und steht etwa die Jungfrau von Orleans so ganz sicher auf ihrem Kothurn? Hat nicht schon mehr als einmal dieselbe Kritik an demselben gerüttelt? Doch wenden wir uns jetzt zur vorliegenden Monographie Helfferich's über Don Carlos.

„Es geht ein böser Geist durch unser Haus“, darf man, wenn von irgendeinem Fürstenhause des 16. Jahrhunderts, so namentlich von den spanischen Habsburgern sagen: denn der düstere Fanatismus des arabischen Wesens, gepaart mit den Folgen der Gemüthskrankheit Johanna's, der Mutter Karl's V., genährt von Grundsätzen, wie sie der Inquisition zum Grunde lagen und aufgestachelt von der religiösen und politischen Opposition, welche allenthalben in den Völkern romanischen und germanischen Stammes an den Grundfesten des Bestehenden rüttelte, machen Naturen, Verhältnisse und Katastrophen erklärlich, wie die Geschichte sie uns in und durch Philipp II. und Don Carlos vor die Augen führt. Der Sohn war eine misrathene, aber von Ehrgeiz gepeinigte Natur, der Vater nicht im geringsten geeignet oder nur gewillt, den krankhaften Sohn irgendwie zu heilen; Don Carlos ging unter theils an den Folgen seines psychischen und physischen Gebarens, theils an der moralischen Folter, die der herzlose Vater über ihn verhängte. Die beabsichtigte Flucht des Sohnes nach den Niederlanden brachte die Katastrophe zum Ausbruch. Der Sohn ward in strengen Gewahrsam genommen. Während der ganzen Zeit seiner Gefangenschaft, die sechs Monate dauerte, hatte ihn der Vater nicht ein einziges mal besucht: eines Morgens kam er bis in das Zimmer des Ruy Gomez, von wo aus er seinen Sohn sehen und hören konnte. Das Herannahen des Todes mochte das eisige Gewissen des unnatürlichen Vaters ein wenig gerührt haben, zumal da Don Carlos, der sich in einer durchaus gesammelten Gemüthsbeschaffenheit befand, ihn vor seinem Tode noch einmal zu sehen wünschte. Die beiden Beichtväter, die auf des Prinzen eigenen Wunsch sich seines Seelenheils annahmen, riethen indeß dem Könige davon ab, um die ruhige und gesammelte Seelenverfassung des Sterbenden nicht zu stören. Er ließ sich gleichwol nicht abhalten, zu dem Bette des Kranken, als dieser eingeschlafen war, zu schleichen und segnend über ihn die Hand auszubreiten. Keinem Mitgliede der königlichen Familie wurde gestattet, den Fuß auf die Schwelle des Gefängnisses zu setzen, und voll

tiefster Bekümmerniß hörte man den im Sterben Liegenden seufzen: er sehne sich nach dem Tode. Nachdem er allen seinen Feinden vergeben und gehört, es sei die Vigilie des heiligen Jakob, ließ er sich von seinem Beichtvater die geweihte Kerze in die Hand geben und verschied: es war der 24. Juli des Jahres 1568. Unter seinen Papieren fand sich durchaus nichts vor, was auch nur den Schein hochverrätherischer Plane auf ihn zu werfen vermocht hätte. Aber gewiß ist, daß der Verdacht, seinen Sohn gewaltsam aus dem Leben geschafft zu haben, nach allem, was über die Haft des Thronfolgers verlautete, sich gegen Philipp erheben mußte: es ist dies das wohlverdiente Los, das den kalten und schleichenden Tyrannen auf allen seinen Schritten und Tritten verfolgte. Was half es, daß jeder Verständige sich sagen mußte, der Prinz sei eines natürlichen Todes gestorben, mochte man die Ursache in einer unheilbaren Unterleibsentzündung oder richtiger in der gänzlichen Zerrüttung seiner von Geburt an schwächlichen Leibesbeschaffenheit suchen. Zuerst am Hofe selbst und dann in immer weitern Kreisen fand der Glaube Eingang, der Leibarzt habe auf Befehl des Königs Gift in seine Arzneien gemischt. Und ganz unbefangen bemerkt Chyträus — gestorben als Professor der Theologie zu Rostock —: „Carolus cum disciplicere sibi crudelitatem, quae in Belgico per Albanum exercebatur ostendisset, jussu patris Philippi custoditus et in custodia exstinctus est."

Mit der Nachricht vom Tode des Prinzen muß aber, auch gleichzeitig das Gerücht von seiner Vergiftung nach Italien gelangt sein. Denn der florentinische Gesandte am Hofe zu Madrid hält es für nöthig, jenem Gerüchte mit folgenden Worten entgegenzutreten: „Non voglio restar d'aggiunger questo e quasi firmamente chi et detto principe non è morto da altro veneno che dalli gran disordini che facera, e dalla molta inquietudine del suo animo." Derselbe Gesandte hatte auch kurz nach der Verhaftung des Prinzen nach Hause berichtet, er habe bei dem Beichtvater des Königs Erkundigungen eingezogen und. im Vertrauen erfahren: schon über drei Jahre trage der König sich mit dem Gedanken, da die ganze Handlungs- und Sinnesweise des Prinzen ihn nicht daran zweifeln lasse, daß er keinen Thronerben habe. Deshalb habe er auch fortwährend gezögert, die Vermählung desselben mit der Tochter des Kaisers in Vollzug zu setzen, und außerdem manches unterlassen, was er sonst gethan haben würde. Viele Thorheiten ertrug er und merkte fortwährend auf, ob der Prinz sie einzustellen Miene mache. Er machte verschiedene Versuche, um zu sehen, ob die Ausschweifungen, die derselbe beging, von jugendlicher Leidenschaft und Herrschbegierde, oder ob sie von Mangel an Urtheilskraft herrührten; deshalb überließ er ihm den Vorsitz in den Rathssitzungen, gab ihm Gewalt, in allerlei Staatsangelegenheiten zu entscheiden, und stellte ihm bedeutende Summen Geldes zur Verfügung. Allein nur zu bald fehlte es nicht an handgreiflichen Belegen, daß der Prinz in den Sitzungen des Geheimen Rathes nur Verwirrung anrichtete und jede Beschlußnahme unmöglich machte; daß er die Autorität, die ihm an des Königs Statt anvertraut war, zu dessen Nachtheil misbrauchte, das Geld aber unnöthigerweise und unverständig vergeudete. Darum schien es dem Monarchen angemessen, in allen diesen Dingen seine Hand zurückzuziehen. Dadurch steigerte sich die Unzufriedenheit des Prinzen und die Verzweiflung fing an, sich seiner zu bemächtigen. Er griff einige Minister wiederholt bei der Ehre an und zeigte die schlimmste Gesinnung gegen sie, sodaß der König, um größeres Aergerniß zu vermeiden, sich zuletzt zu der bekannten Maßregel entschließen mußte.

Auch jetzt verleugnete Philipp II. weder seinen Grundcharakter, noch die Stimmung seiner Seele, die in ihm gegen den Sohn thätig war, als dieser noch lebte. Denn in der ruhigen Stattlichkeit seines vornehmen und herzlosen Wesens sah Philipp von einem offenen Fenster aus den Leichenzug im Schloßhofe sich ordnen, und als einige Rangstreitigkeiten sich zu erheben drohten, bestimmte er durch persönliches Eingreifen die Reihenfolge. So ging der Zug lautlos durch die Straßen von Madrid, wo das gemeine Volk seinem Schmerz freien Lauf ließ. Eine Leichenpredigt durfte nicht gehalten werden; vermuthlich befürchtete der König unangenehme Anspielungen. Selbst in Rom suchte er es durch seinen Gesandten zu hintertreiben, daß dem Prinzen eine Todtenfeier gehalten würde. Der Papst indessen dachte edel genug, den Wink nicht zu beachten. Bei Philipp waren ja selbst die Gefühlsäußerungen, die am Grabe geliebter Personen in der Brust eines jeden natürlich gearteten Menschen wach werden, die Maske kalter Berechnung. Erst nachdem der Prinz unschädlich in der Nische einer Klosterkirche stand, ward es seiner Stiefmutter und seiner Tante gestattet, über seinem Sarge zu weinen. Der Vater zog sich auf einige Zeit in dasselbe Hieronymitenkloster zurück, wo der Verstorbene die Befugniß, seinen Vater hassen zu dürfen — welch eine gräßliche Erscheinung — oder eine ungeweihte Hostie gefordert hatte. Wie weit aber Philipp's Verstellungskunst ging — sie vermag noch heute das Gemüth zu empören —, geht aus einem Briefe an den Herzog von Alba hervor. „Da es Gott gefallen hat, den Prinzen, meinen sehr geliebten Sohn, zu sich zu nehmen, so können Sie ermessen, in welchem Schmerz und in welcher Traurigkeit ich mich befinde. Er starb am 24. Juli auf christliche Weise, nachdem er noch drei Tage zuvor die heiligen Sakramente empfangen und Reue und Buße gezeigt hatte, welches alles mir in dieser Bekümmerniß zu Trost und Erleichterung gereicht. Denn ich hoffe, daß ihn Gott zu sich gerufen hat, damit er immerdar bei ihm sei und daß er mir seine Gnade und seinen Beistand gewähren wird, damit ich den Schmerz mit christlicher Gesinnung und in Geduld ertrage und überstehe." Nach fünf Jahren ließ Philipp die irdischen Ueberreste seines unglücklichen Sohnes in eine prächtige Grabkammer des düstern Escurial — es war das versteinerte Bild seiner Seele — versetzen, und den Grabstein desselben mit der Inschrift bezeichnen: „Memoriae aeternae: incomparabilis animi magnitudine, beneficientia et amore veritatis." Wir können dem Verfasser die Anerkennung nicht versagen, daß seine historische Aufgabe unter Anleitung der besten Hülfsmittel, zu denen namentlich auch Prescott gehört, sehr lobenswerth gelöst hat. Was aber Gachard bringen wird nach den Andeutungen, die wir bereits kennen, darauf darf man mit Recht gespannt sein.*) Ob es sich übrigens bewahrheiten wird, was der spanische Geschäftsträger Quiroga am Hofe der Niederlande 1842 in einer besondern Schrift erklärte, daß Philipp vielfach verleumdet worden sei und vieles in den Archiven der Niederlande vermodere, was den verleumdeten König zu rechtfertigen geeignet sei, das muß von der Geschichtschreibung, soweit sie bisjetzt zu sehen vermocht hat, gar sehr bezweifelt werden.

In der zweiten Monographie unsers Taschenbuchs führt uns Düntzer an den wunderlich verworrenen Sternenhimmel des Sturms und Drangs, der mit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts alle sich begabt fühlenden Geister ergriffen hatte. Der Schweizer Christoph Kaufmann, geboren zu Winterthur 1753, auf kurze Zeit an jenem Himmel als einer der glänzendsten Irrsterne leuchtend und von Lavater als sein „geweihter Apostel" betrachtet, war ein ganz leerer und flacher, einzig auf lügenhaften Schein gestellter Abenteurer. Und dennoch täuschte er überall, selbst viele der bedeutendsten Männer; er fand Eingang an deutschen Höfen, kurz in allen Kreisen, von deren Erleuchtung man hätte erwarten sollen, daß sie mächtig genug sei, die trügerische Hülle zu durchdringen. Allein gewaltig war das Aeußere seiner Erscheinung, hinreißend das Feuer seiner Persönlichkeit, die Gemüther bewältigend wie Cagliostro's Wunderbarkeit — wie war da Widerstand möglich, zumal in einer Zeit, welche von Sehnsucht nach geheimer Weisheit und nach Enthüllung übernatürlicher Kräfte erfüllt war? Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts fing an, die Reize der verborgenen Wahrheit lebhafter als irgendein Zeitalter zu fühlen und griff deshalb fast mit leidenschaftlicher Begierde selbst nach der von Blendwerk umgebenen Zauberruthe

*) „Anklage gegen Don Carlos" von Gachard (1858), kündigt der Verfasser als den Vorläufer eines größern Werks an.

des geschickten Betrügers. Das Leben Kaufmann's ist ein sehr sprechender Beitrag zu jener Zeiterscheinung: der Verfasser hat sich ein Verdienst durch eine gelungene Charakteristik jenes Abenteurers erworben: denn nicht blos Thatsachen, sondern auch Persönlichkeiten charakterisiren ein Zeitalter.

Indem wir die dritte Abhandlung des Taschenbuchs „Zur neuern Geschichte Roms" mit der kurzen Bemerkung den Lesern mpfehlen, daß man Raumer's Schriften nie ohne Belehrung liest, venden wir uns zur vierten Monographie: „Ueber den künstlerischen Bildungsgang Rafael's und seine vornehmsten Werke", von Waa- ;en. Es konnte dem auf diesem Felde ganz heimischen Verfasser icht einfallen, in einem so beschränkten Raume dem Kunsthistoriker on Fach Neues bieten zu wollen, aber das Verdienst darf er in Anspruch nehmen, dem Laien einen Ueberblick über die großartigen Leistungen eines Meisters auf dem Gebiete der Kunst gege- n zu haben, dem die Culturgeschichte der Menschheit einen r ersten Ehrenplätze schon längst angewiesen hat. Dem Schö- n aber in jedem Kreise der menschlichen Gesellschaft zu seinem echte und zu seiner Wirksamkeit zu verhelfen, ist allemal ein erdienst: denn den mystischen Zusammenhang zwischen dem nlich und dem sittlich Schönen, den schon die alten Griechen hlten, wird uns heutigen Tags niemand mehr bestreiten.

Unsere heutige Geschichtswissenschaft hat sich von der Ge- ichte der Fürsten unabhängig gemacht, sie fragt jetzt vor al- n nach den Völkern, nach ihren staatlichen Entwickelungen, h ihrer Cultur, ja selbst nach ihrem Gemeinde- und Fami- nleben: ein Historiker ohne die darauf sich beziehenden Kennt- se und Darstellungen ist bereits zum Exoteriker seiner Wis- schaft geworden. Und auch der wissenschaftlich gebildete Le- kreis fühlt sich zumeist angezogen durch historische Monogra- en, wie sie uns Biedermann in seiner „Entwickelung des aatswesens in Deutschland, England und Frankreich" darge- en hat. Nichts hat in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der litiker wie der Geschichtsforscher in so hohem Grade auf sich ogen, wie die frappanten Gegensätze und die zum Theil ebenso rraschenden Berührungspunkte, welche dem Beobachter der drei sten und wichtigsten Culturstaaten des modernen Europa, tschlands, Englands, Frankreichs, selbst der oberflächlichste blick auf das Staatsleben dieser drei Reiche zeigt. Diesseit jenseit des Rhein, diesseit wie jenseit des Kanals haben e Forscher und warme Patrioten sich damit beschäftigt, die tlichen Zustände ihres Vaterlandes mit denen der beiden ern genannten Länder zu vergleichen. Indeß abgesehen von oft allerdings scharfen Seitenblicken, welche die politischen esblätter Englands bei gegebener Gelegenheit auf die Män- und Schattenseiten des continentalen Staatslebens zu wer- leben, weist die neuere englische Literatur nur äußerst wenige uche einer geflissentlichen Vergleichung englischer und conti- ler Zustände auf: Macaulay's „History of England" die vortrefflichen „Notes of a traveller" von dem Schotten 3 sind fast die einzigen Arbeiten, die eine besondere Beach- verdienen. Um so zahlreicher sind und waren dagegen von , wie die Natur der Sache es mit sich bringt, die Versuche ösischer und deutscher Geschichtsforscher und Politiker, die schen Verfassungszustände in ihrer Eigenthümlichkeit zu er- en und direct oder indirect mit denen der eigenen Länder rgleichen. Zuerst hat Guizot, den ältern Spuren Montes- 's, Delolme's u. a. folgend, in fast allen seinen Geschichts- n den Blick gleichzeitig auf England und auf Frankreich tet und mit möglichster Schonung tiefgewurzelter nationaler theile seine Landsleute zu der Kenntniß, Bewunderung und hmung der mannichfachen Vorzüge des englischen Staats- s anzuleiten versucht. Seit ungefähr zehn Jahren hat sich n Frankreich eine förmliche englische Schule gebildet, welche wol von Guizot als auch von den englisch-constitutionellen kern der Restaurationszeit, wie Benjamin Constant, da- unterscheidet, daß sie den Hauptgegensatz des englischen anzösischen Staatswesens, und zwar zum Vortheil jenes , nicht blos in der consequenten Durchbildung und wirksamern Anwendung der parlamentarischen Formen in England, sondern mehr noch in dem alle Verhältnisse des dortigen Staatslebens durchdringenden Grundsatz der Selbstregierung, der individuellen und lokalen Freiheit, im Unterschiede von der in Frankreich aufs Aeußerste getriebenen Centralisation erblickt. An der Spitze dieser Schule finden wir Tocqueville, an den sich neuerdings Raudot und Gouraud reihen. In Deutschland war es hauptsächlich Dahlmann, nachdem bereits von Vincke in seinem von Niebuhr herausgegebenen Werke „Ueber die Verwaltung Großbritanniens" vorausgegangen war, der die Aufmerksamkeit und das Interesse der deutschen Constitutionellen von dem französischen Nachbilde, das seit dem Wiener Congreß in den Vordergrund getreten war, wiederum zu dem englischen Urbilde zurücklenkte. Seine „Politik" athmet den Geist der englischen Freiheit und Verfassungsmäßigkeit, und seine „Geschichte der englischen Revolution", nicht ohne absichtsvolle Seitenblicke auf die Zustände des eigenen Vaterlandes geschrieben, gab wenigstens Andeutungen darüber, worin denn eigentlich jene englische Freiheit, die wir beneiden, und jene Verfassung, die wir gern auf unsern heimischen Boden verpflanzen möchten, ihr Wesen und ihre Wurzel habe.

Fast gleichzeitig führten aber von anderer Seite her Werke wie J. Grimm's „Rechtsalterthümer", die Quellenforschungen von Pertz, Eichhorn's „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte", die „Deutsche Verfassungsgeschichte" von Waitz und anderes, was die Forschungen der Germanisten zu Tage gefördert haben, auf eine Vergleichung deutscher mit englischen Rechts- und Staatseinrichtungen hin, indem dadurch auf die gemeinsame Quelle hingewiesen wurde, aus welcher das deutsche, das englische, ja in gewisser Hinsicht auch das französische Staatsleben ursprünglich hervorgegangen ist, auf das altgermanische Volksleben. Diese wissenschaftlichen Einflüsse sowol als die Entwickelung der Dinge in Frankreich, wie sie dort nach 1848 vor sich ging, lenkten nicht blos die gebildete und dem Maßvollen zugethane öffentliche Meinung, sondern auch die radical Gesinnten von dem vermeintlichen staatlichen Eldorado Frankreichs ab, und so beschäftigte man sich immer lebhafter mit Vergleichungen zwischen dem englischen und französischen, oder im weitern Sinne zwischen dem germanischen und romanischen Staatswesen; man fing an sowol die Symptome als die geschichtlichen Voraussetzungen und Ursachen der auffälligen Abweichungen des einen von dem andern aufmerksamer zu studiren. Die Wissenschaft des vergleichenden Staatsrechts und der Geschichte ist ihren Antheil an dieser unstreitig sehr heilsamen Entwickelungsphase des politischen Bewußtseins unsers Volks nicht schuldig geblieben. Wenn sie sich dabei mit besonderer Vorliebe der Betrachtung des englischen Staatswesens zugewendet hat — wir erinnern an von Mohl's „Geschichte der Staatswissenschaften und deren Literatur" —, so kann dies nicht gerade wunder nehmen: die politischen Institutionen Frankreichs, ein planmäßig gegliederter und in allen seinen Theilen genau formulirter Schematismus sind an sich leicht erkennbar und begreiflich, überdies aber auch gerade uns Deutschen, da in unsere vaterländischen Zustände im Laufe der letzten Jahrhunderte leider nur zu viel davon übergegangen ist, von Haus aus nicht fremd; das englische Staatswesen dagegen erfordert ein tiefes und schwieriges Studium, zumal seitdem man zu der Einsicht gekommen ist, daß dessen eigentliche Kraft und Wesenheit nicht blos in dem parlamentarischen Mechanismus, sondern hauptsächlich in einem Zusammenwirken mannichfacher Factoren des politischen Lebens, und zwar nicht blos in dem, was gegenwärtig ist, sondern weit mehr noch in der Art und Weise, wie dies gekommen ist, zu suchen sei. So erklärt es sich, daß die deutsche Publicistik in jüngster Zeit vorzugsweise auf das Studium des englischen Staatswesens und seines geschichtlichen Gewordenseins sich verlegt hat. Und die Schriftwerke von Gneist: „Adel und Ritterschaft in England" und „Das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht", legen das sprechendste Zeugniß dafür ab, wie sie ja auch die allgemeinste und lebhafteste Anerkennung in allen denjenigen Kreisen des

deutschen Volks gefunden haben, die den Werth und die Bedeutung solcher Studien zu würdigen im Stande sind.

Wie nun unser Verfasser, der bekanntlich auf diesem Felde heimisch ist, seine Aufgabe gelöst hat, darüber mögen sich unsere Leser durch eigene Lectüre selbst zu überzeugen suchen. Wir bemerken nur Folgendes: Kenntniß und Beherrschung des interessanten Stoffs, Klarheit der Darstellung und eine überall hervortretende Bekanntschaft mit der betreffenden Literatur, wie die beigegebenen Anmerkungen bezeugen, sind Eigenschaften der vorliegenden Monographie. Das Ganze bildet einen belehrenden Beitrag zur vergleichenden Geschichte der in Rede stehenden drei Culturvölker. Uebrigens ist der Verfasser seinen bekannten politischen Ueberzeugungen auch hier treu geblieben.

Die letzte Abhandlung unsers Taschenbuchs, an Umfang die bedeutendste, bringt den Schluß von Zinkeisen's Betrachtungen über die orientalische Frage; sie steht an Interesse und geschichtlicher Kunst den vorausgegangenen drei Abtheilungen nicht nach und läßt den Wunsch um so mehr aufkommen, das Ganze in ungetrenntem Zusammenhange als besondere Monographie lesen zu können. Ist die orientalische Frage, die von den Donauländern bis in die Niederungen des Indus und Ganges ihren unheimlichen Schatten wirft, ihrer Lösung in den jüngsten Zeiten und durch die neuesten theils diplomatischen theils Waffenkämpfe wesentlich näher gerückt? Ist sie nicht noch immer ein noli me tangere der Großmächte und ihrer Diplomatie? Ja, ist sie nur in dem verhältnißmäßig engen Raum der europäischen Grenzen merklich der Entscheidung näher gekommen, die man schon so oft prophezeit hat? Noch ist der Großherr aus seinem Palast nicht nach dem Innern Asiens entflohen; sein Thron steht noch aufrecht im Serai am Bosporus; noch prangt der Halbmond auf den Kuppeln der Hagia-Sophia; noch hat Rußland seine Flotten nicht von Kertsch aus bis unter die Mauern von Konstantinopel geschickt, und noch haben sich seine Heerscharen nicht innerhalb derselben blicken lassen. Doch kann nicht in Abrede gestellt werden, der Zersetzungsproceß der türkischen Herrschaft in Europa macht unaufhaltsame und merkbare Fortschritte und wird raschern Schrittes gehen, wenn der Kampf zwischen dem Alt- und Neutürkenthum, der in den jüngsten Tagen bereits den Sultan und seinen Thron ernstlich bedrohte, zerstörend eingreift: die Zwietracht im eigenen Heerlager der Osmanen wird die Katastrophe mehr beschleunigen als alle Intriguen oder narkotischen Heilmittel der europäischen christlichen Diplomatie. Wie aber in Polen der letzte König der am wenigsten schuldbeladene war, wie in Frankreich Ludwig XVI. über eigene Schuld und Gebühr für die Frevel seiner Väter büßte, so scheint auch der gegenwärtige Sultan, der mehr Herz und edeln Sinn als Charakter besitzt, ausersehen zu sein, den Leidenskelch austrinken zu müssen, den das Schicksal Völkern und Fürsten nie erspart, die entweder in der Vergangenheit an der Menschheit frevelten, oder ihren Platz andern Würdigern zu überlassen bestimmt sind. Der Verfasser schließt seine Abhandlung mit folgender Bemerkung: „Das eine scheint uns als größter Gewinn des jüngsten blutigen Versuchs ihrer Lösung festzustehen: daß das Dasein, selbst die Integrität des Osmanischen Reichs als wesentliches Erforderniß der europäischen Ruhe auf lange Zeiten gesichert ist, zumal wenn die begonnene Wiedergeburt desselben den glücklichen (?) Fortgang haben sollte, welchen man im Interesse europäischer Civilisation und christlicher Gesittung nur aufrichtig wünschen und hoffen muß." Wir können diese Ansicht oder Hoffnung mit dem Verfasser durchaus nicht theilen. Die europäische Diplomatie wußte unsers Bedünkens recht gut, was sie that, als sie das türkische Reich seiner Isolirtheit ob der barbarisch-mohammedanischen Grundlage entzog und in den staatlichen Familienkreis aufnahm; sie machte ihm dadurch zur Pflicht, christliche Staatsgrundsätze in sich aufzunehmen; aber die Geschichte lehrt, daß es keine das Barbarenthum und das Fremde zersetzendere Kraft gebe als das Christenthum. Der „kranke Mann" ist auf diese Weise nicht dem heilenden Arzte sondern dem Priester übergeben worden, der den christlichen Segen über seinem Grabe sprechen soll. Und dieser Segen wird treffliche Früchte tragen, sobald nicht mehr türkische Rosse den fruchtbegabten Boden der Donauländer stampfen und das Symbol des Christenthums, das Kreuz, auf der Hagia-Sophia seine alte Stelle wieder einnimmt!

Karl Zimmer.

Zur Erzählungsliteratur.

1. Aus der Provence. Fünf Novellen von Friedrich Ludwig. Weimar, Kühn. 1858. 8. 1 Thlr.
2. Drei Erzählungen von Emil Kuh. Troppau, Trassler. 1857. 16. 18 Ngr.
3. Das alte Haus. Erzählung von Friedrich Gerstäcker. Leipzig, Costenoble. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Die Reise zum Oheim oder Irrthum auf allen Seiten. Novelle von Arthur Limbach. Nordhausen, Büchting. 1858. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
5. Rosa. Ein Lebensbild von Agathe Rutenberg. Leipzig. Hübner. 1857. 16. 20 Ngr.
6. Durch eigene Kraft. Novelle von Adele Heim. Leipzig, O. Wigand. 1857. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
7. Der Scheikh. Novelle von Maria Gabriella Kittl. Leipzig, Hübner. 1857. Br. 8. 1 Thlr.
8. Novellen von August Becker. Pesth, Heckenast. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
9. Meteore. Novellencyklus von Ernst Willkomm. Zwei Bände. Nordhausen, Büchting. 1858. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
10. Herzensgeschichten. Novellen von Feodor Wehl. Göttingen, Wigand. 1857. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
11. Novellen aus der Theaterwelt. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1857. Gr. 12. 18 Ngr.
12. Auf der Düne. Novelle von Friedrich Spielhagen. Hannover, Meyer. 1858. 12. 1 Thlr.

Einige dieser hier verzeichneten Werke könnten für erste Werke der Verfasser gelten. Gewöhnlich bemüht man sich an dem ersten Werke eines Autors allerlei Unzulänglichkeiten, allgemeine Mangelhaftigkeit, materielle und formelle Fehler aller Art aufzufinden. Aber nach meiner Ansicht haben alle ersten Werke — vorausgesetzt, daß der Verfasser ein entschiedenes Talent ist — ihre eigenthümlichen Vorzüge, Vorzüge, die übrigens keinem Werke welches auf Dauer Anspruch machen kann, fehlen dürfen. Ich rechne dazu eine gehobene Stimmung des Autors, welche zu einer den Leser hebenden wird; es ist das mehr oder weniger helle Bewußtsein, etwas Hohes, Festmäßiges zu thun, wenn man ein Buch schreibt; ich rechne ferner dahin eine scharfe Sicherheit und Energie, mit welcher der Autor zu seinem Ziele hinandrängt; ich rechne dazu einen Reichthum von Gedanken, Philosophemen, Bildern und Formen; oftmals fühlt man bei einem ersten Werke: dieser Autor mußte sein Werk schreiben, er würde nicht haben existiren können, wenn er dies Werk nicht hätte schreiben dürfen. Wie gesagt, von diesen schönen Eigenschaften finden sich in manchen der oben angezeigten Bücher nicht undeutliche Spuren; andere erheben sich nicht über das gewöhnliche Mittelmaß und erwecken das Bedauern, daß das Mittelmäßige überall dem Guten den Weg versperrt; das ganz Werthlose trägt seine totale Vernichtung in sich selbst. Wir wenden uns jetzt zu der Besprechung der einzelnen Werke und Werkchen.

Wir erfahren aus dem kurzen Vorwort von „Aus der Provence" (Nr. 1), daß der Verfasser, Friedrich Ludwig, die Provence aus eigener Anschauung kennt, und daß seine Reisebriefe aus der Provence vor einigen Jahren vom Publikum mit Freundlichkeit (wie er es nennt) aufgenommen wurden. Auf manches poetische Talent wirkte das Leben in der Provence erschlaffend oder gar einschläfernd; unser Dichter aber ist männlich und kräftig geblieben. Nur ein Deutscher kann so denken, fühlen und dichten, wie es in diesem Buche geschieht; was wir Tiefsinn nennen, nicht jenen krankhaften, sondern jenen gesunden männlichen Tief-

sinn, den findet man weder bei Franzosen noch bei Spaniern; den Idealismus der Liebe, welcher eine gesunde Sinnlichkeit nicht ausschließt, den kennt nur der Deutsche. Nur der Deutsche hat das Talent sich in fremde klimatische und Naturverhältnisse, in fremde Nationalitäten und die daraus hervorgehenden Tendenzen und Stimmungen, seien es politische, religiöse oder sentimentale hineinzudenken, zu dieser Behauptung liefert Friedrich Ludwig's Werk einen glänzenden Beleg. Das Poetisch-Schöne vermählt sich in diesen Dichtungen auf eine natürliche Art mit dem Philosophisch-Tiefen und beides erscheint in einer Fülle, die, ohne üppig zu sein, doch durch ihren Reichthum erfreut. Es ist eine harmonische Schönheit in diesen Dichtungen: Gedanke und Wort, poetische Wahrheit und reale Wirklichkeit, Natur und Menschenwelt, Idealität und Maß des Menschlichen, Begeisterung und Stetigkeit, Ruhe und Bewegung: das alles steht hier in reinstem Ebenmaß. In der That, solche Bücher sind selten in unserer Literatur. Man darf diese Dichtungen romantische nennen, wenn doch einmal alles rubricirt werden soll; aber bei unserm Autor ist alles concret, reell und frei von extravagant-phantastischer Zuthat. Um noch etwas einzelnes zu erwähnen, möchte ich sagen, daß die dialogische Form nicht oft, aber bisweilen gebraucht wird; der Dialog zweier Liebenden S. 227 und 234 darf zu den vollkommensten Schöpfungen der Poesie gezählt werden und darf sich stolz demjenigen an die Seite stellen, was unsere Classiker in diesem Genre geleistet haben. Noch müßte erwähnt werden, daß der Gestalten- und Farbenreichthum des Verfassers auch in die Nebenpartien seinen schönen Glanz bringt; ein wahrhaft reiches, kostbares Bild ist z. B. die Schilderung einer kurzen Seefahrt zur Nachtzeit. Unsers Autors Urtheile und Phantasmata über Musik und musikalische Stimmungen sind geistreich und treffend; und so ließe sich noch vieles im einzelnen loben; aber Referent hofft, daß jeder, der heute zum ersten male von diesem schönen Werke hört, sich bestimmen lassen wird, es kennen zu lernen; seine Lectüre gewährt in der That einen hohen Genuß.

Die „Drei Erzählungen" (Nr. 2) von Emil Kuh treten sehr anspruchslos auf und doch haben sie den gerechtesten Anspruch auf allgemeine Beachtung. Die erste Erzählung, betitelt „Die Glücksmünze", ist eins der reizendsten Idylle, die ich kenne; und dieses Idyll spielt in der modernen Welt von heute; noch mehr, es spielt in der modernen jüdischen Welt, ja eigentlich in der modernen jüdischen Handelswelt: es ist dies kleine Gedicht ein wahres Kunstwerk; man könnte sagen, ein Idyll auf diesem Gebiete wäre eine Aufgabe der schwersten Art; Kuh hat sie ausnehmend schön gelöst. Die zweite Erzählung, „Eine Pfingstnacht" betitelt, spielt an der kroatisch-ungarischen Grenze und ist in ihrer Art ein wahres Meisterwerk: Landschaft, Nationalität, historischer Hintergrund, persönliche Charaktere: alles naturgetreu und poetisch wahr geschildert und mit voller Farbe gemalt. Der Graf Ladislaus, umgeben von seinen verschwenderischen, genußsüchtigen Freunden, der alte Zigeuner, der Knecht Stephan, unter Kossuth Husar, der katholische Priester, der in die ungarische Revolution tief verwickelt war, die ungarisch-kroatischen Mädchen und Mägde, das kleine Zigeunermädel, der Sauhirt, der Jäger: das alles gibt ein Bild, so kunstreich, so wahr, so leicht ineinander gearbeitet, daß jede einzelne Person eigentlich nur als Glied des Ganzen und dabei doch in voller Selbständigkeit erscheint. Der Leser folgt dem Dichter mit Bewunderung und Freude; denn für den Freund der Dichtkunst ist ein solches Werk eine wahre Freude. Als mir ein Freund, welcher Meister im Vorlesen ist, diese Erzählung vorgelesen hatte, sagte ich: „Sie haben gesungen." — „Wen meinen Sie?" fragte der Vorleser. „Wen könnt' ich meinen, als den Dichter", entgegnete ich. Die dritte Erzählung spielt halb in der bürgerlichen halb in der Theaterwelt; ein angesehener Arzt liebt eine Schauspielerin und wird nicht wiedergeliebt: diese Erzählung ist zwar den bei den ersten im Werth nicht ganz gleichzustellen; aber die Zeichnung der Charaktere, die Knüpfung des Knotens ist, wie die Auflösung desselben, mit großem Geschick behandelt. Nur eins hätte ich zu bemerken. Was den Stil im engern Sinn des Worts betrifft, so scheint uns der Verfasser noch kein festes System des Stils zu haben: bald schreibt er in langen Perioden, Satzgebirge auf Satzgebirge häufend; bald in ganz kurzen Sätzen, ganz lapidarisch, ganz aphoristisch; je nachdem der Gedanke oder der Gegenstand den Autor forttreibt, oder je nachdem er ihn auf einem Punkte fesselnd zurückhält. So zeigt es sich, daß der Autor ganz unter der Macht des Gedankens und des Gegenstandes steht; es ist nichts Gemachtes, sondern etwas Geborenes, was er schreibt; und somit zeugt diese Unregelmäßigkeit des Stils wieder von reicher Geistesfülle, und diese Geistesfülle bewirkt die reine Objectivität in Kuh's Erzählungen. Nur ein erfahrungsreicher, beobachtungsscharfer, gemüthvoller, humoristischer, philosophirender Jüngling — denn Apollo und seine Jünger sind ewige Jünglinge — konnte so schreiben; und nirgends ist es des Dichters Persönlichkeit, seine Subjectivität, welche durchschimmert. Diese Erzählungen regen das Gemüth wohlthuend an: wenn sie Zeugniß geben von der Armseligkeit und Haltlosigkeit des modernen Lebens, von der Mangelhaftigkeit menschlicher Verhältnisse, von der Sterblichkeit der Gerechtigkeit, so sprechen sie in Wort und Andeutung und Bild und Symbol mächtig laut und überzeugend von der unvergänglichen Schönheit und von der unantastbaren Wahrheit des Ideals; sie weisen auf eine Macht des Gedankens, auf eine Kraft des Willens, auf eine Welt des Herzens hin, welche uns die ganze auf Unwahrheit gegründete Gegenwart verachten lehrt und unsern Blick kühn hinanruft zum Aufblick auf die großen in der Menschheit unsterblichen Heroen unsers Geschlechts.

Die Erzählung: „Das alte Haus" (Nr. 3), von Friedrich Gerstäcker, ist in Hoffmann's Geschmack geschrieben; aber der Verfasser handhabt diese Manier mit Leichtigkeit und Ungezwungenheit und hält sich frei von Uebertreibung. Die Darstellung ist einfach, der Ton dem Inhalt angemessen; die Geschichte liest sich angenehm und löst sich befriedigend. So ist „Das alte Haus" ein in vollem Sinne unterhaltendes Buch.

Der Verfasser der Novelle: „Die Reise zum Oheim, oder Irrthum auf allen Seiten" (Nr. 4), Arthur Limbach, zeigt ein beachtenswerthes Talent zur Lustspieldichtung. Sein Werkchen wird als Erzählung überall, bei Kennern und bei gewöhnlichen Lesern, Anerkennung finden; als Lustspiel bearbeitet würde es auf den Bretern gewiß Glück gemacht haben, um so mehr als wirklich deutsche Lustspiele so selten sind. Die Erfindung der Erzählung ist durchaus leicht; die Verwickelungen stellen sich als leicht mögliche, wo nicht als nothwendige dar; die Misverständnisse sind durchweg begreiflich, und was die Lösung betrifft, so wird dieselbe nicht zu früh verrathen, sondern so hübsch verschleiert, daß die Novelle durchweg spannend ist, und weil man nirgends die Absicht wahrnimmt zu spannen oder interessant zu sein, so wird man auf eine leichte und natürliche Art unterhalten. Werke und Werkchen ähnlicher Art, als Lustspiele bearbeitet, sollten wir Deutsche nur einige bekommen; dann würde den Uebersetzungen französischer Lustspiele und Nullitäten schon der Markt geschmälert werden.

Die blasse Alltäglichkeit, die Abwesenheit jedes Aufschwungs, jeder Begeisterung, überall Nützlichkeitsprincip, polizeimäßig geordnete Verhältnisse, hin und wieder etwas parfümirte Lüsternheit — das sind einige der Ingredienzien zum modernen Leben von heute, und einen Abklatsch davon liefert „Rosa" (Nr. 5), ein Lebensbild von Agathe Rutenberg. Die Verfasserin hat noch keine große Routine. Zum Beweis dieser Behauptung führe ich Folgendes an: Ein junger Liebhaber nimmt Abschied von Rosa und sagt wörtlich (S. 79): „«Ach Rosa, gib mir einen Theil deines Selbst, gib mir eine Locke deines Haares, daß ich in ihrer Betrachtung mich auch fern von dir in deiner Nähe wähnen kann!» Rosa trennte lächelnd eine ihrer seidenen Locken von ihrem Haupte und reichte sie ihrem Geliebten, der sie feurig an seine Lippen drückte." Ich vergaß zu erwähnen, daß diese Scene, wo ohne Schere eine Locke abgetrennt wird, vor dem Thore der Stadt unter einer einsam stehenden Linde im Mon-

denscheine vorfiel. Hoffen wir, daß die Verfasserin noch durch bessere Bücher diese „Rosa“ vergessen macht.

Adele Heim, die Verfasserin der Novelle „Durch eigene Kraft“ (Nr. 6), sagt in der Vorrede: „Diese Novelle verlangt für die Frauen keine von außen kommende Emancipation, weder im Gesetze noch in der Kleidertracht; sie will, daß diese Emancipation ein Proceß sei, der sich von innen nach außen vollziehe; sie glaubt, daß das Weib nicht weniger liebens- und begehrenswerth sei, nicht schlechtere Gattin und Mutter, wenn es zugleich Künstler, Handwerker, Literat ist.“ Das Weib, fügt die Verfasserin hinzu, ist nicht allein für Populationszwecke erschaffen; sie ist nicht blos Weib, sie ist Mensch; wir dürfen nicht annehmen, daß sie blos Weib ist; denn sie hört in den Tropen zwischen 30 und 40 Jahren auf, dies zu sein und lebt doch, gleich dem Manne, bis zu 70 oder 80 Jahren. Die Verfasserin sagt ferner, diese Novelle sei von spannendem Inhalt; allein ich vermisse an diesem Buche jene schöne Wärme, welche ein Autor ganz unwillkürlich seinem ersten Werke einhaucht; wenn diese Wärme einem Werke fehlt, so kann es auch nicht erwärmen, nicht hinreißen — also auch nicht spannen; es müßte denn jemand unter „spannen“ nur die ganz ordinäre Neugierde verstehen, die beim Anfang eines Buchs gleich nach dem Schlusse sieht, ob es auch gut ausgeht, wie die Leihbibliotheken-Abonnenten es nennen. Interessant ist in diesem Buche die Schilderung des Brigham Young und der Mormonencolonie am Salzsee; doch meinen wir, daß für die Tendenz des Romans die culturhistorische Bedeutung der Mormonen noch umfassender hätte benutzt werden können. Auch sind wir der Ansicht, daß die Verfasserin in jener Zeit, wo bekannte Autoren ihre Emancipationsnovellen geschrieben haben, ihrem Buche mehr Leser würde gewonnen haben, als jetzt geschehen mag.

Schicksale von Europäern und Orientalen sind in der Novelle „Der Scheikh“ (Nr. 7), von Maria Gabriella Kittl, kunstreich und doch leicht ineinander verflochten. Ohne Zweifel ist das europäische Leben in seiner Berührung mit dem orientalischen ein interessanter Vorwurf für eine Novelle sowol, als auch für einen Roman. Gabriella Kittl hat in ihrem Werkchen mehr Situationen als Charaktere gezeichnet; das Ganze ist mehr im Stil der Contemplation als der Action gehalten; das descriptive Element herrscht in dieser Novelle durchaus vor; aber alles ist concret, fest, scharf gesprochen und gezeichnet, nirgends findet sich unbestimmt oder nebelhaft Gehaltenes — und das ist in der That ein Vorzug, der nicht allen weiblichen Autoren nachgerühmt werden kann. Noch müssen wir an Gabriella Kittl rühmen, daß sie Ueberzeugungen hat und diese Ueberzeugungen mit Energie ausspricht; so führt sich die Verfasserin in ihrem Buche als katholische Christin ein; und wer auch dieser christlichen Kirche nicht angehört, der wird es zu ehren wissen, wenn jemand seine Ueberzeugung begründet und ausspricht. In wie vielen Büchern von Schriftstellerinnen würde man vergebens nach dem Vorhandensein irgendeiner Ueberzeugung suchen, es müßte denn die Ueberzeugung von der Größe des eigenen Talents und von der Ungerechtigkeit der Collegen wie des Publikums sein. Außerdem ist das Buch reich an hübschen Episoden, zu denen z. B. die Schilderung der Tempelruinen auf der Insel Philä im Nil, die ausführliche Beschreibung des Empfangs einer europäischen Prinzessin in dem Serail von Kairo u. s. w. gehören. So gewährt das Buch, als Ganzes wie in seinen einzelnen Theilen betrachtet, eine angenehme und belehrende Lectüre; obwol das Belehrende auf ganz natürliche Art in die Geschichte verflochten ist und gar nicht als Belehrung von dem Leser empfunden wird. Die Frau Herzogin von Brabant hat die Dedication des Buchs angenommen.

August Becker nennt seine „Novellen“ (Nr. 8) culturgeschichtliche Erzählungen und dazu sollte sich eigentlich jede gute Dorfgeschichte potenziren. In der Vorrede spricht der Verfasser sich sehr verständig über die Bedeutung der culturgeschichtlichen Erzählung aus; er sagt, es sei gewiß keine unwürdige Aufgabe der Novellistik, in freier künstlerischer Auffassung und Gestaltung auf dem großen historischen Grunde selbsterfundene oder aus der Specialgeschichte geholte Figuren hervorzuzaubern, welche im Gegensatz zu der verblaßten und verblasenen Romantik vergangener Tage ein wirkliches und doch poetisches Bild früherer Tage und Zeiten gäben, ein Bild, das uns nicht fremd anmuthe, sondern im Grundcharakter unsers Volks ruhend, nach bestimmten Analogien auch die Bedürfnisse und das Wollen unserer Zeit künstlerisch veranschauliche; das Gleichartige werde uns ansprechen um so mehr, wenn es im Contrast und im Kampf mit ungleichartigen Elementen gezeigt werde. Der Verfasser nimmt offenbar seine Aufgabe ernsthaft, und das gewinnt sehr für ihn; seine Leistungen sind nicht unbedeutend und geben das Recht, auf noch größere und vollkommenere zu hoffen.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß der Novellencyklus von Ernst Willkomm: „Meteore“ (Nr. 9), kein erstes Werk ist; aber es zeugen davon, daß selbst die ersten Werke des Verfassers Kennzeichen eines nachhaltigen Talents trugen. Willkomm's Muse ist eine ernste Muse; auch in diesem Novellencyklus schlägt das vor; Willkomm gibt niemals einem Gedanken eine schönere Form als die, in welcher er geboren wurde; es ist nichts Blendendes in seinen Dichtungen, nichts ist auf den Schein hin gesagt, alles ist gehaltreich. Die in diesem Novellencyklus gesammelten Novellen spielen theils in Gebirgsgegenden Mitteldeutschlands, theils in Schleswig, theils an der dänischen, schwedischen und italienischen Küste. Was die schöne Erzählung, die in Schleswig-Holstein spielt, betrifft, so ist es ein Verdienst, durch das Medium einer Fiction die Interessen Schleswig-Holsteins auch demjenigen Theile des Publikums näher gebracht zu haben, welches ohne diese anschauliche Darstellung nicht hätte in Bewegung gebracht werden können. Ernst Willkomm hat in dieser Sammlung von seinem Talente neue Proben abgelegt; das ernste wie das leichte Genre, die Detailmalerei wie das Malen mit breitem Pinsel, beides gelingt ihm gleich gut; in der leichten Manier erinnert er mich — um einen Vergleich aus der Musikwelt zu wählen — an die Scherzandos unsers Joseph Haydn. Ein in seiner Art vollkommenes Werkchen, ein wahres Cabinetstück ist die Erzählung: „Zwei Originale“, im zweiten Bande dieser Novellen; sie verdient, in einer Sammlung der classischen Werke der deutschen Humoristen eine Stelle zu finden. „Eine traurige Begebenheit“ ist die Erzählung betitelt, welche den größten Theil des ersten Bandes einnimmt; dieser Erzählung gebührt unter den ernsthaften Novellen dieser Sammlung unbedingt der Preis. Es ist nicht blos der Nationalcharakter von Volk und Land meisterhaft gezeichnet; das echt Menschliche ist, selbst in seinen Irrthümern, in reinster Wahrheit gedacht und geschildert; die Conflicte greifen naturgemäß ineinander; sie sind großartig, ohne großartig sein zu wollen, sie sind natürlich und darum erregen sie bald Furcht und Zittern, bald sanftes Mitgefühl, sie reinigen und erheben das Gemüth und wecken die Ahnung einer weniger getrübten Zukunft. Solche Leistungen, wie dieser Novellencyklus Willkomm's enthält, sind mehr als Meteore; sie leuchten nicht nur, sie wärmen auch.

Die Novellen Feodor Wehl's: „Herzensgeschichten“ (Nr. 10), welche wir hier vor uns haben, sind eigentlich ein Skizzenbuch. Sie enthalten Geschichten wie sie in Hamburg, Wien, München, Stuttgart und andern Groß- und Kleinstädten sich ereignen oder doch ereignet haben können; die hier mitgetheilten Geschichten sind Skizzen, wie die meisten Stadtgeschichten eigentlich nur Gerippe von Geschichten sind; der Ursprung ist meistens halb verhüllt, der Verlauf, der Culminationspunkt, das Ende, alles wird nur aphoristisch mitgetheilt; es ist der Künstler, welcher verbindet und vermittelt. Das Aphoristische, das Räthselhafte dieser Geschichten gibt Stoff zum Nachdenken, interessante Themata zur Unterhaltung, zum Discutiren und zum Disputiren, und ruft alle Verstandesthätigkeiten wach. Wehl handelt hier wie ein reicher Mann, welcher seine Goldbarren zeigt und sagt: „Seht, das alles könnte ich ausmünzen, prägen, gießen — wenn ich wollte!“ Vielleicht wollte der Verfasser auch

talentreichen Autoren Stoffe anbieten zur Verarbeitung; vielleicht geht er von dem großen Gedanken aus, daß auch das geistige Material Gemeingut aller sein soll; aus seinem Stück Lehm bildet Thorwaldsen seinen Apollo, aus seinem Stück Lehm bildet der gewöhnliche Töpfermeister einen gewöhnlichen Kochtopf. In den angedeuteten Beziehungen ist das Buch Wehl's ein interessantes und bedeutsames Werk, wenngleich der Autor der Form durchaus keinen Reiz hat geben wollen.

Ich glaube fest, daß jene Theaterwelt, in welcher der alte Ludwig Devrient, die Stich, Eßlair und Aehnliche lebten und agirten, eine unvergleichlich interessantere war, als die gegenwärtige, welche wimmelt von lauter sogenannten „großen Künstlern", die von nichts als hoher Gage, Urlaubsreisen, Gastvorstellungen, Cartelverträgen und neuerdings sogar von denjenigen Mitteln, wodurch sie sich den Doctortitel verschaffen möchten, den Kopf voll haben. Jener ältern bessern Zeit, wo die Kunst noch nicht so ganz zum Handwerk erniedrigt war, wo der Komödiant noch sein wollte was er war, Komödiant nämlich, gehören die hier mitgetheilten „Novellen aus der Theaterwelt" (Nr. 11) an; die jetzige Theaterwelt ist viel zu wenig lustig, witzig und interessant, als daß man aus ihr ergötzliche Geschichten entnehmen könnte. Die erste der hier mitgetheilten Novellen ist von Hermann Schiff; es ist eine Recensentengeschichte und der amusante Schiff hat die von einem Kunstrichter schwer gekränkte Komödiantin Julia Fettig (nicht Rettich) vortrefflich geschildert; was Referent von Schiff gelesen hat, war allezeit angenehm zu lesen, auch wenn es nur eine Kleinigkeit war. Ferner enthält dies Bändchen einen Schwank, betitelt „Der neue Hamlet", von A. Naumann. Ein Hr. A. H. W. Rasemann, ein Theaterenthusiast, hat nicht Ruhe, bis es ihm gelingt auf einem öffentlichen Theater den Hamlet darzustellen; es geschieht aber mit einer ganz neuen bisjetzt ungekannten Auffassung des Hamlet. Auch diese Novelle ist in hohem Grade ergötzlich. Ferner hat Adalbert vom Thale eine ganz hübsche Geschichte geliefert: „Der Freischütz." Ohne Zweifel macht diese Sammlung keinen Anspruch darauf der Literatur anzugehören; aber sie bietet eine höchst ergötzliche Lectüre.

Die Novelle: „Auf der Düne" (Nr. 12) von F. Spielhagen, macht den Eindruck wie ein früheres Werk eines begabten Autors; ich sage dies im anerkennendsten Sinne; Erstlingswerke sind oft voll von Keimen zukünftiger Werke, es ist häufig eine Fülle von Gedanken und Bildern darin, eine gewisse Kühnheit in Gedanken und Formen, eine schöne Begeisterung und eine anmuthige Leichtigkeit; Anklänge an Bekanntes werden darin meist überwogen von Neuem, nicht Gekanntem. In dem hier vorliegenden Buche sind interessante psychologische Probleme glücklich gelöst; ich meine nicht, es wären psychologische Experimente, Wunderlichkeiten oder Horribilitäten hervorgesucht, sondern es wird nur das Einfache uns angeboten, was im Leben jedes Hütten- wie jedes Palastbewohners vorkommt. Das nationale Element ist gut gewählt, bestimmt gezeichnet, interessant ausgeführt; der landschaftliche Hintergrund ist naturwahr, und der Autor hat demselben soviel Bedeutung gegeben, als nöthig war, mehr nicht; die geistige Unterlage des Werks ist das Leben des Menschenherzens, die Harmonie des Menschengemüths, die Bewegungskraft der Menschenseele. Der Verfasser hat es verstanden, aus diesen Elementen ein Werk zu schaffen, welches das Gefühl ebenso anspricht wie den Verstand, ein Werk, so concentrirt und abgerundet gedacht und ausgeführt, daß es über des Künstlers Kraft nicht hinauswuchs; zugleich ist dasselbe so echt deutsch, wie wir für deutsche Kunst und Poesie es wünschen müssen. Wir müssen noch hinzufügen, daß dies vortreffliche Werk in einer solchen Einfachheit gehalten ist, daß selbst der gewöhnliche Leser dies Buch ein ganz vorzüglich interessantes nennen wird.

Zum Schluß dieses Artikels hätte Referent noch eins zu sagen: Wenn viele Schriftsteller, die hohe Würde der Dichtkunst vergessend oder nicht kennend, der Unterhaltung, der Zerstreuung, der Alltäglichkeit, dem ordinären Bedürfniß und Gelüst dienen und dadurch mehr oder weniger die hohe Würde der Kunst verhöhnen, so ist es trostreich und erhebend, immer noch Autoren zu finden, welche die Kunst der Darstellung durch das Wort hoch halten als die erste, edelste und reichste unter allen Künsten.

10.

Die Oeser-Schaefer'sche „Geschichte der deutschen Poesie".

Neue Auflagen älterer Werke haben, wie unsere Leser wissen, in der Regel keinen Anspruch darauf, in d. Bl. angezeigt zu werden, es sei denn, daß sich eine spätere Auflage von den frühern sehr wesentlich unterscheidet. Dies ist nun der Fall mit Chr. Oeser's „Geschichte der deutschen Poesie", wovon jetzt eine mit Goethe's und Schiller's Bildnissen nach Rietschel geschmückte zweite Auflage, größtentheils neu bearbeitet von J. W. Schaefer, erschienen ist.*) Schaefer, durch sein „Leben Goethe's" rühmlichst bekannt, hat so wenig von dem alten Oeser'schen Text stehen lassen, daß er im Vorwort glaubt bemerken zu müssen: „Hin und wieder, wo der Oeser'sche Text stehen geblieben, mag einige Ungleichheit des Stils bemerkbar sein, doch bemühte ich mich, auch in solchen Partien durch eingefügte Aenderungen das gehörige Gleichmaß herzustellen. In den meisten Fällen zog ich vor, den Text ganz umzuschreiben." Schaefer hat ferner die „Geschichte der deutschen Dichtkunst" bis auf die letzten Tage weiter geführt, doch bemerkt er selbst im Vorwort, „daß spätere Bearbeitungen der Geschichte unserer Poesie mehrere der erwähnten Dichternamen der Vergessenheit übergeben werden". In der That hätten mit eben demselben Rechte, wie hier ein oder zwei Dutzend Namen mehr oder auch weniger als nöthig genannt sind, ebenso viele andere genannt oder die genannten weggelassen werden können. Sicherlich hat der literarische Werth des Oeser'schen Buchs durch die Schaefer'sche Umarbeitung beträchtlich gewonnen, wenn auch vielleicht ebenso sehr an seinem frühern mehr harmlosen Charakter eingebüßt. Da das Buch auch in dieser Schaefer'schen Umarbeitung besonders zu Festgeschenken für Frauen und Jungfrauen bestimmt ist, so wundert es uns, daß so viele Namen bekannter Frauen fehlen, selbst solcher, welche wie die Gräfin Hahn-Hahn eine ganze Richtung vertreten. Die humoristische Literatur ist natürlich auch in dieser Literaturgeschichte wie in allen modernen Literaturgeschichten schrecklich zurückgesetzt und vernachlässigt, infolge der etwas grämlichen Weise fast aller modernen Literaturgeschichtschreiber überhaupt und besonders derjenigen, die mit einer bekannten kritischen Schule in einer nähern geistigen oder auch andern Verwandtschaft stehen. Von den ältern Humoristen finden wir z. B. Moscherosch, Abraham a Sancta Clara, Liscow, Lichtenberg, die doch sicherlich so gut wie Rabener in einer Geschichte der Poesie genannt zu werden verdienen, ferner Knigge, Jünger, J. G. Müller, Verfasser des „Siegfried von Lindenberg", den noch Jördens einen Romanschreiber „ersten Ranges" nannte, Kortüm, Verfasser der „Jobsiade", und viele andere nicht genannt; von Gryphius wird gerade sein bestes Lustspiel „Die geliebte Dornrose", von Thümmel die „Wilhelmine" nicht erwähnt; und bei Claudius ist der humoristischen Seite des „Wandsbecker Boten" kaum mit einem Worte gedacht. Daß man nach den meisten neuern Humoristen und Satirikern, wie K. H. Ritter von Lang, Verfasser der „Hammelburger Reisen", Weisflog, Herloßsohn, Castelli, Glasbrenner, Saphir, Bogumil Goltz, Dr. Mises, Holtei, Kossak u. s. w. vergebens suchen wird, versteht sich hiernach von selbst. Ein neuer Flögel in verbesserter Auflage thäte uns wahrlich noth, um die Deutschen

*) Christian Oeser's Geschichte der deutschen Poesie in Umrissen und Schilderungen für gebildete Leser. In der zweiten Auflage größtentheils neu bearbeitet von J. W. Schaefer. Zwei Theile. Mit den Bildnissen Goethe's und Schiller's nach Rietschel's Denkmal. Leipzig, Brandstetter. 1859. Gr. 8. 2 Thlr.

endlich einmal wieder daran zu erinnern, daß sie auch eine humoristische Ader und — kaum glaublich! — sogar eine ziemlich reiche humoristische Literatur haben. Uns fällt dabei ein, wie irgendein Italiener, welcher die Geschichte der Literatur seines Volks schriebe, einen Boccaccio und andere dieser Art abkanzeln müßte, wenn er bei den modernen deutschen Sittenpredigern, welche die Kritik in eine Kanzel verwandeln, wie sie früher bereits die Kanzelberedsamkeit in Kritik verwandelt haben, in die Schule gegangen wäre. H. M.

Notizen.

Kosmopolitismus und Patriotismus im vorigen Jahrhundert.

Die „Protestantische Kirchenzeitung", ein übrigens freisinniges Blatt, sprach vor einiger Zeit von einem Grundübel der literarischen Bildung, und bezeichnete als solches den „abstracten Kosmopolitismus". Selbst unserm Schiller, an dem doch der Sinn für den Staat, für politische Ideen sich am meisten gehoben habe, sei es als ein „kleines und armseliges" Ideal erschienen, für eine Nation zu schreiben. Wol hätten wir Ursache zu unsern großen Dichtern mit Ehrfurcht emporzusehen, aber, fährt die „Protestantische Kirchenzeitung" fort, „dieses nur ästhetische und nur literarische Leben — und vor allem diese Goethe'sche «ruhige Bildung» — als das höchste Maß der Gesundheit zu preisen, ist eine arge Verwechselung der vollendeten Kunstform mit dem realen Lebensinhalt, den sie einfassen soll." Hierauf ist in Nr. 5 der „Unterhaltungen am häuslichen Herd" (in dem Aufsatz „Eine Anklage gegen Goethe und Schiller") zwar sehr richtig und fein bemerkt, daß Schiller allerdings wie jeder große Dichter für die Menschheit und nicht blos für eine Nation gedichtet, dabei aber doch durch seine Dichtungen mächtig auch auf den vaterländischen Sinn der Deutschen eingewirkt, diesen geweckt und belebt habe. Die Freiheitsbegeisterung Schiller's sei keine abstract kosmopolitische, aber freilich auch nicht eine so eingeschränkt politische, daß sie über den Bürger den Menschen übersehen hätte. Dies zugebend möchten wir doch etwas über oder gegen folgende Stelle in dem genannten Aufsatze des Gutzkow'schen Blattes bemerken: „Echte gothaer Tendenzkritik! Wie kann man vergangene Literaturzustände verantwortlich machen für Anschauungen, die nur unserer Zeit angehören! So hoch man auch den Einfluß der Literatur auf das Leben einer Nation anschlagen mag, zuerst wird die Literatur immer ihre Impulse aus dem Leben empfangen müssen, ehe sie wieder eine Rückwirkung üben mag. Wäre zur Zeit Schiller's und Goethe's die Nation in einer vaterländischen Bewegung gewesen wie gegenwärtig, so hätte wol auch die Poesie — soweit es überhaupt sich mit den Gesetzen der Poesie verträgt zu politisiren — dem Einflusse derselben sich nicht entziehen können." Man pflegt jetzt Goethe und Schiller zu sehr aus dem ganzen literarhistorischen Verbande herauszureißen und sich anzustellen, als ob neben den beiden niemand gewirkt habe, der überhaupt Beachtung verdiene. Aber neben der universell-kosmopolitischen Richtung der Weimarer ging auch eine sehr entschiedene politisch-patriotische Strömung, vertreten durch Klopstock, Voß, die beiden Stolberg, selbst Herder, um nur die hervorragendsten zu nennen. Von diesen Dichtern liegt eine ganz beträchtliche Anzahl patriotischer Oden vor, als ebenso viele unzweideutige Beweise, daß es diesen Männern, diesen „Gothaern" des vorigen Jahrhunderts, ganz entschieden um ein einig, einheitlich und dabei frei constituirtes Deutschland zu thun, daß ein großer Theil der deutschen Nation schon damals in der That in „vaterländischer Bewegung" war. Vergessen wir die vaterländischen Verdienste dieser Männer nicht, vergessen wir nicht, daß bereits sie den Ruf nach einem freien deutschen Rhein und die Klage um die Zersplitterung und die Unfreiheit Deutschlands erhoben haben. Man hat gesagt, Schiller eigentlich habe erst den Deutschen „jenes unbekannte Land, genannt Vaterland" entdeckt. Dieser Ruhm gebührt aber offenbar vor allen dem Sänger der Messiade, der schon im Jahre 1766 sang:

> Was that dir, Thor, dein Vaterland?
> Dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht
> Bei seines Namens Schall!

Ueber den mächtigen Einfluß, welchen Klopstock mit seinen vaterländischen Oden, mit seinen feurigen Anrufen an den deutschen Jüngling und das deutsche Mädchen auch in weitern Kreisen als innerhalb des Dichterclubs der Hainbündner geübt hat, sind unbefangene Kenner der deutschen Literatur- und Vaterlandsgeschichte vollkommen im Klaren. Diesen Ruhm wenigstens sollte man ihm lassen, nachdem man ihm Verdienst auf Verdienst zu entziehen bemüht gewesen ist. Freilich schadet ihm bei der jetzigen Generation gerade eine Eigenschaft, die ihm bei der seinigen zugute kam: seine christliche Gesinnung, die sich diesem Patriotismus gesellte, ohne sich jedoch ungehörigen Orts aufzudrängen.

Zum Säculargedächtniß Tilly's.

Die „Historisch-politischen Blätter" brachten in ihrem letzten Heft einen Aufsatz unter dem Titel: „Auch ein Säculargedächtniß (Tilly)", dessen Tendenz sich sofort aus den Einleitungsworten erkennen läßt: „In dem Augenblicke, da Schiller's Jubelfeier mit allen Glocken Deutschlands eingeläutet worden, dürfte es vielleicht nicht unbillig sein, an einen Mann zu erinnern, der, obwol aus einem frühern Jahrhundert, mit Schiller in gewisser Beziehung steht, und dessen dreihundertjähriger Geburtstag in eben dieses laufende Jahr gefallen. Schiller, der große Dichter und kleine Historiker (!), dem wir im übrigen gern den Tribut unserer Verehrung zollen, ist es vorzugsweise, dessen hinreißende Darstellungsweise jenes Bild von Tilly entworfen hat, wie es in den vulgären Geschichtshandbüchern traditionell geworden und noch jetzt vielfach durch die Welt läuft. Der Name des langverlästerten Feldherrn ist ein merkwürdiges Beispiel dafür, was die Gewalt des Stils über den Ruf eines Mannes und über die Anschauungen ganzer Generationen vermag." Nachdem der Verfasser auch einigen protestantischen Forschern wie C. A. Menzel, Gfrörer, Barthold, Bensen und Graf von der Decken, Verfasser der Schrift „Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg", dafür gedankt, daß sie unparteiisch genug gewesen, einer billigern Beurtheilung des ligistischen Heerführers Bahn zu brechen, theilt er mit, daß der Graf von Villermont die Veröffentlichung eines größern Werks: „Tilly et la guerre de Trente ans", vorbereite, und daß dasselbe eine fleißige und gewissenhafte Arbeit erwarten lasse, wennschon von einer erschöpfenden Darstellung Tilly's und seiner Zeit so lange nicht die Rede sein könne, bevor nicht das Urkundenmaterial der bedeutendern Archive ans Tageslicht gezogen worden. Wenn man erwäge, daß in dem Reichs- und Staatsarchive zu München allein 800 Folianten über diese Periode vorhanden seien, so habe man eine ungefähre Vorstellung davon, was hierin noch zu thun bleibe. Das Septemberheft der „Belgique" hat übrigens bereits einige Auszüge aus der zu erwartenden Schrift Villermont's mitgetheilt, darunter ein Schreiben Tilly's an die Infantin-Statthalterin Isabella, datirt „vom Lager vor Magdeburg, 22. Mai 1631". Die „Historisch-politischen Blätter" bringen dies Schreiben in möglichst wortgetreuer Uebersetzung, und es ist darin wol die Stelle die bedeutungsvollste, in welcher Tilly versichert, daß infolge des äußerst hartnäckigen Widerstandes und Kampfes von seiten der Belagerten, sowie durch die Furie der Soldaten, „da in einigen Häusern durch die Bürger selbst Feuer gelegt worden war", ein solcher Brand entstanden sei, daß außer dem Dom und etlichen wenigen Häusern alles in Asche aufging, „und war solches (heißt es weiter) ein ebenso beklagenswerthes als erschreckliches Schauspiel, eine so schöne und berühmte Stadt in Zeit weniger Stunden in äußerste Verwüstung gebracht zu sehen". In demselben Aufsatz wird auf eine Charakteristik Tilly's von O. Klopp in Westermann's „Illustrirten Deutschen Monatsheften" hingewiesen. Im Gegensatz zu dem Mansfelder lebt

Klopp an Tilly, daß er, soweit es in jener Zeit möglich, auf strenge Zucht und Ordnung gehalten, in den von ihm besetzten protestantischen Landestheilen, z. B. in Oldenburg und Ostfriesland, im ganzen schonendes Regiment geführt habe und daß die hier und da von der Soldateska begangenen Excesse nicht auf seine Rechnung kämen. H. M.

Bibliographie.

Andlaw, H. v., Gedanken meiner Muße über die Einflüsse der Kirche auf Familie, Gemeinde und Staat. Freiburg im Br. Gr. 8. 16 Ngr.

Argo. Album für Kunst und Dichtung herausgegeben von F. Eggers, Th. Hosemann, B. v. Lepel. 1860. Breslau, E. Trewendt. 1860. Gr. 4. 5 Thlr. 20 Ngr.

Bessell, W., Ueber das Leben des Ulfilas und die Bekehrung der Gothen zum Christenthum. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1860. Gr. 8. 15 Ngr.

Björnson, B., Synnöve Solbakken. Aus dem Norwegischen übersetzt von O. Lübbert. Mit einem Glossar. Bergen. Gr. 16. 20 Ngr.

Bippen, W. v., Eutiner Skizzen. Zur Cultur- und Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Blicke in die Familie von der Verfasserin der Mutterfreuden und Muttersorgen. 1stes Heft. Leipzig, O. Wigand. 1860. Gr. 8. 6 Ngr.

Blomberg, H. Freih. v., Bilder und Romanzen. Dichtungen. Breslau, E. Trewendt. 1860. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Brehm, E. A., Das Leben der Vögel. Dargestellt für Haus und Familie. 1ste Lieferung. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. Lex.-8. 15 Ngr.

Buch, J. H. L., Zwanzig Vorlesungen über die Geschichte der Reformation in Frankreich, gehalten in Bremen im Winter 1858—59. Bremen, Valett u. Comp. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Caballero's, F., sämmtliche Werke. Aus dem Spanischen übersetzt von A. Geyder. 2ter und 3ter Theil. — A. u. d. T.: Die Möve. Ein Sitten-Roman. Zwei Theile. Breslau, Max u. Comp. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1860. Herausgegeben von A. Henninger. 45ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Crusenstolpe, M. J. v., Der russische Hof von Peter I. bis auf Nikolaus I. Mit einer Einleitung: Rußland vor Peter dem Ersten. Fortgesetzt von E. Volckhausen. 9ter Band. — A. u. d. T.: Nikolaus I. Von der Intervention in Ungarn bis zum Tode des Zaren. Von E. Volckhausen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1860. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Dichtergrüße. Neuere deutsche Lyrik ausgewählt von Elise Polko. Mit Illustrationen. Leipzig, Amelang. 1860. 16. 2 Thlr.

Dühr, A., An Alexander von Humboldt, den Nestor und Fürsten der Naturforscher etc. Berlin, Nauck. 4. 7½ Ngr.

Des Ritters Arnold von Harff Pilgerfahrt von Cöln durch Italien, Syrien, Aegypten, Arabien etc. wie er sie in den Jahren 1496 bis 1499 vollendet, beschrieben und durch Zeichnungen erläutert hat. Nach den ältesten Handschriften und mit deren 47 Bildern in Holzschnitt herausgegeben von E. von Groote. Cöln, Heberle. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Jäde, H., Aus dem Morgenlande. Thier-Novellen nach Bidpai. Leipzig, Voigt u. Günther. Br. 8. 24 Ngr.

Keferstein, H., Pädagogische Briefe. Zur Reform der Volksschule. Leipzig, Bock. 1860. 8. 16 Ngr.

Knecht, H., Erinnerungen an meinen selig entschlafenen Freund und Mitarbeiter Bernhard Schlegel, Bote des Evangeliums auf der Sklavenküste in West-Afrika. Mit seinem Bildniß. Bremen, Valett u. Comp. 8. 5 Ngr.

Magyar, L., Reisen in Süd-Afrika in den Jahren 1849 bis 1857. Aus dem Ungarischen von J. Hunfalvy. 1ster Band. Mit 1 Landkarte und 8 Lithographien. Pest, Lauffer u. Stolp. Lex.-8. 3 Thlr.

Meyer, E., Widukind. Ein historisches Trauerspiel in fünf Acten. Detmold. 8. 20 Ngr.

Die Nibelungen. In Prosa übersetzt, eingeleitet und erläutert von J. Scherr. Mit 45 Bildern gezeichnet von E. Bendemann, J. Hübner, A. Rethel und K. Stilke. Leipzig, O. Wigand. 1860. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Otto, Louise, Die Erben von Schloß Ehrenfels. Roman in drei Bänden. Leipzig, Hübner. 1860. 8. 3 Thlr.

Pawlikowski, E. Ritter Cholewa v., Hundert Bogen aus mehr als fünfhundert alten und neuen Büchern über die Juden neben den Christen. Ein literar-historischer Beitrag zur Geschichte der Juden seit Christus. Zusammengestellt und mit den nöthigen Registern versehen. 1ste Abtheilung. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Pröhle, H., Feldgarben. Beiträge zur Kirchengeschichte, Literaturgeschichte und Culturgeschichte. Leipzig, Gräbner. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Retcliffe, Sir J., Villafranca oder die Kabinete und die Revolutionen. Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart. 1stes bis 3tes Heft. Berlin, Nöhring. 1860. Gr. 8. à 4 Ngr.

Storm, T., In der Sommer-Mondnacht. Novellen. Berlin, Schindler. 1860. 16. 15 Ngr.

Tempeltey, E., Mariengarn. Ein Liederkranz. Leipzig, Herbig. 1860. 16. 16 Ngr.

Thalhaus, F., Religion und Welt. Erzählungen nach Frau Tarbe des Sablons und andern katholischen Schriftstellern frei bearbeitet. Aachen, Cremer. Gr. 12. 25 Ngr.

Von dem Neuen Jerusalem und seiner himmlischen Lehre, nach Gehörtem aus dem Himmel. Welchem etwas voraus geschickt wird über den Neuen Himmel und die Neue Erde. (Von J. Swedenborg.) Aus der 1758 zu London gedruckten lateinischen Urschrift erstmahls übersetzt von J. F. J. Tafel. Tübingen, Verlags-Expedition. 1860. Gr. 8. 1 Thlr.

Wild, F. K., Der Fund an der Eisenbahn. Eine Erzählung für Reiche und Arme, für Glückliche und Unglückliche. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1860. 8. 7½ Ngr.

Wuttke, A., Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

August, E. F., Schiller. Ode. Berlin. 4. 1½ Ngr.

Bodenstedt, F., Festspiel zur Jubelfeier des hundertjährigen Geburtstages Friedrich Schiller's in München. Berlin, Decker. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Büchlein von Schiller und Goethe, oder Nachrichten von den Lebensumständen, dem Bildungsgange und den Werken dieser unsterblichen Dichter. Stuttgart, Fischhaber. 8. 6 Ngr.

Der deutsche Bund oder: ob Gotha, ob Bamberg? Ein national-politischer Versuch. Vom Verfasser des Europäischen Gleichgewichts der Zukunft. Berlin, Springer. 1860. Lex.-8. 20 Ngr.

Cartheuser, A., Offenes Schreiben an Herrn Dr. Baumgarten in Rostock. Itzehoe. Gr. 8. 1½ Ngr.

Elze, K., Festrede an Schillers hundertjährigem Geburtstage im Herzoglichen Hoftheater zu Dessau gehalten. Dessau, Aue. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Sydow, A., Worte bei der Grundsteinlegung zu Schiller's Denkmal in Berlin am 10. November 1859 gesprochen. Berlin, F. Schulze. Gr. 8. 1½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 22. December 1859.

Inhalt: Zur indischen Märchenliteratur. — Die Schiller-Literatur bei Schiller's Jubelfeier. Von Hermann Marggraff. Zweiter Artikel. Beschluß.) — Royalistische Memoiren. — Notizen. (Thaddäus Lau gegen Walesrode; Trewendt's „Argo".) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur indischen Märchenliteratur.

antschatantra: Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen. Aus dem Sanskrit übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen von Theodor Benfey. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 8 Thlr.

Die Untersuchungen Theodor Benfey's über die Wan-rzüge der Fabel- und Märchendichtungen, auf welche reits vor zwei Jahren in Nr. 47 d. Bl. f. 1857 bei elegenheit der Besprechung des „Tuti-Nâmeh" auf-rksam gemacht worden ist, sind endlich unter obenstehen-m Titel erschienen.

Das in Rede stehende Fabelbuch, welches der gelehrte anskritist dem deutschen Publikum zum ersten mal in er unmittelbar nach dem Sanskritterte abgefaßten, vor-fflichen Uebersetzung darbietet, das „Fünfbuch" betitelt, ein culturhistorisch sehr bedeutendes und spielte mehrere hrhunderte hindurch sogar schon in Europa eine höchst htige Rolle. Eine treffliche deutsche Uebersetzung, welche Befehl des für seine Zeit hochgebildeten Herzogs erhard I. von Würtemberg oder von diesem selbst im en Viertel des 15. Jahrhunderts nach einer hebräischen lateinischen abgefaßt ward, gehört zu den ersten Er-gnissen der deutschen Presse.

Die Geschichte seiner Entstehung wird in folgender se erzählt:

In einer Provinz des Südens liegt eine Stadt Mahilâ- mit Namen. Da war ein König Amarasakti (unsterb-Kraft besitzend) genannt, im Paradiesbaum aller Wissen-ten, dessen Füße von der Strahlenfülle der Kronjuwelen orzüglichsten Fürsten bedeckt waren und welcher Meister war llen Künsten. Dieser König hatte drei Söhne von der rößten Dummheit: Bahusakti (viele Kraft habend), Ugra-(furchtbare Kraft habend) und Anantasakti (unendliche habend) mit Namen. Da nun der König sah, daß diese Sinn für Wissenschaft hatten, rief er seine Räthe zusam-und sprach: „Es ist euch bekannt, daß diese meine Söhne Sinn für Wissenschaft haben und ohne Urtheilskraft sind. macht mir mein Königreich, obgleich frei von Dornen — jene ansehe —, keine Freude. Sagt man ja doch mit Recht: ein Sohn wird gar nicht geboren, oder stirbt, als daß rkt sei; kurz ist der Kummer jenes beides: der Thor be-fortang er lebt. Wozu kann eine Kuh nützen, die weder noch Kälber gibt? Wozu kann uns ein Sohn helfen, der weder klug noch tugendhaft? Lieber auf Erden den Tod eines Sohnes, als die Dummheit eines in der Familie geborenen, wegen deren sich ein Mensch in der Mitte der Weisen wie ein Bastard schämt. Gilt diejenige für eine Mutter, welche einen Sohn geboren hat, dem beim Beginn der Zählung der Schar der Tugendhaften nicht vor Entzücken der Stift aus den Hän-den sinkt, sprich, welch Weib ist dann noch unfruchtbar? Besser eine Fehlgeburt, besser Enthaltung von Liebesgenuß, besser eine unfruchtbare Gattin, besser sogar daß eine Tochter geboren wird, besser daß er kaum geboren stirbt, besser Verbleibung im Mut-terschos — nur keinen unverständigen Sohn, und wäre Schönheit und Reichthum auch sein Theil! Ein einziger Sohn von bra-vem Sinn, guten Thaten und reinem Stamm ist ein Schmuck des ganzen Hauses, wie eine Perle des Diadems. Deswegen muß jedes irgendmögliche Mittel angewendet werden, ihren Verstand zu erwecken."

Darauf sagten einige: „Majestät! schon die Grammatik allein erfordert ein Studium von 12 Jahren. Wenn diese einigermaßen erkannt ist, werden die Schriften über Recht, Erwerb, Genuß und Befreiung studirt und dann findet Erweckung des Geistes statt."

Da sprach unter ihnen ein Minister, Namens Sumati (großen Verstand haben): „Majestät! des Lebens Dauer ist nicht ewig. Die Erlernung der grammatischen Regeln nimmt eine lange Zeit weg. Drum ist für die Erweckung ihres Gei-stes ein abgekürztes Verfahren zu ersinnen. Man sagt auch: Unendlich traun ist der Grammatik Umfang, das Leben kurz, Störungen aber zahlreich, drum weg was unnöthig und nimm den Saft nur, gleichwie der Schwan Milch aus des Wassers Mitte.

„Nun gibt es, o König! einen Brahmane Namens Wischnu-sarman, der berühmt ist, als einer, der in vielen Wissenschaf-ten Vollkommenheit erreicht hat. Diesem übergib sie! Er wird sie sicherlich in kurzer Zeit aufgeweckt machen."

Der König aber, nachdem er dies gehört, ließ Wischnu-sarman rufen und sprach: „O Hochweiser! erweise mir die Ge-wogenheit und bewirke, daß diese meine Söhne in der Wissen-schaft des Nützlichen in kurzer Zeit alle andern übertreffen. Ich werde dich dafür mit hundert Präbenden belohnen."

Darauf sagte Wischnusarman zu dem König: „Majestät! höre mein wahrhaftiges Wort! Ich verkaufe Wissenschaft nicht, selbst nicht für hundert Präbenden. Wenn ich aber nicht bewirke, daß diese binnen sechs Monaten die Wissenschaft der Lebens-weisheit erkannt haben, dann will ich meinen Namen nicht mehr führen. Wozu vieler Worte?! Höre hier meinen Schlachtruf! Ich sage es nicht aus Begierde nach Schätzen — mir, der ich achtzig Jahre alt bin und allen sinnlichen Dingen entsagt habe, sind Reichthümer von gar keinem Nutzen — nur um deinen Wunsch zu erfüllen, werde ich der Sarasvati Spiel spielen.

Drum laß den heutigen Tag niederschreiben: wenn ich nicht binnen sechs Monaten bewirke, daß deine Söhne in der Lebensweisheit alle andern übertreffen, dann möge Gott mir die Götterstraße nicht zeigen."

Der König aber, nachdem er dies gehört, war höchst erfreut, übergab sie ihm mit Ehrfurcht und fühlte sich ganz beruhigt. Wischnusarman übernahm sie, ging mit ihnen nach Hause, schrieb ihrethalben die nachfolgenden fünf Bücher, nämlich: 1) Verfeindung von Freunden; 2) Erwerbung von Freunden; 3) Krähen- und Eulenkrieg; 4) Verlust von schon Besessenem; 5) Handeln ohne sorgfältige Prüfung, und ließ des Königs Söhne sie lesen. Diese aber, nachdem sie sie durchstudirt hatten, wurden in sechs Monaten so, wie ihm vorhergesagt war. Seit dieser Zeit dient dieses „Die fünf Bücher" genannte Lehrbuch der Lebensweisheit auf Erden zum Unterricht der Kinder. Mit einem Wort: „Wer unaufhörlich dies Werk der Lebensweisheit liest oder hört, der erleidet nie und nimmer, selbst durch Sakra, ein Misgeschick."

So berichtet die sanskritische und zwar jüngere Recension des Textes dieses Buchs, welches die verschiedensten Schicksale erlebt hat. In der ältern Recension finden wir nur die Angabe, daß Wischnusarman die Prinzen durch Erzählungen unterrichtet, nicht aber, daß er diese Erzählungen zu diesem Zwecke in ein Buch gebracht habe. Er wird demnach also nur als Lehrer, nicht aber als Schriftsteller bezeichnet. Wer diese Erzählungen aufgezeichnet, wurde, wie überhaupt bei vielen ältern indischen Werken, im Dunkeln gelassen. Benfey sagt:

Es braucht nicht erst darauf aufmerksam gemacht zu werden, wie unwahrscheinlich, wie übernaiv es wäre, wenn der Verfasser sich selbst als Lehrer — der Autor sich als Held — hier eingeführt und sich mit all den Lobsprüchen bedeckt hätte, mit welchen Wischnusarman in der Einleitung so verschwenderisch überhäuft wird. War aber Wischnusarman ursprünglich blos als Lehrer angeführt, so kann der Name entweder ein rein erfundener; oder irgendeine hervortretende indische Persönlichkeit zu dieser Rolle verwendet sein. Wir kennen bisjetzt keine der Art, welche exact diesen Namen führte, allein das Sanskrit hat die Eigenthümlichkeit, in Eigennamen Synonyme zu vertauschen; nun heißt Wischnusarman „durch Wischnu beglückt", und Wischnugupta „von Wischnu beschützt" (oder nach der speciell indischen Auslegung „den Wischnu beschützen möge"). Dies letztere ist aber der Name desjenigen Ministers, welcher den Indern für das Muster eines Staatsmanns galt, des Ministers von Tschandragupta, bekannter unter dem Namen Tschânakya (von canaka Kichererbse, cicer, also gewissermaßen Cicero); und ich bin daher der Ansicht, daß wenn Wischnusarman auch nicht für synonym mit Wischnugupta zu nehmen ist, doch der Name erfunden oder gewählt ist, um an den großen Meister der Politik zu erinnern.

Aehnliche Fälle wiederholen sich im Bereiche der ältern morgenländischen Literaturen öfter. Wir erinnern nur an den hebräischen Literaturkreis, in welchem Salomo als Prototyp der Weisheit und Dichtkunst angesehen und ihm die lyrischen Gesänge des Hoheliedes ebenso zugeschrieben werden wie die Sammlung der Sprichwörter und philosophischen Betrachtungen des Predigers, sowie an den arabischen, in welchem z. B. dem alten mythischen Lokmân die dürre Bearbeitung der Aesopischen Fabeln als literarisches Eigenthum angedichtet wird. Man liebte es im morgenländischen Alterthum, seine Werke unter der schützenden Obhut großer und allgemein bekannter Namen in die Welt zu senden, ein Umstand, der dem Literarhistoriker es oft so unendlich schwierig macht, genau begrenzte Epochen für einzelne Werke des Schriftthums zu bestimmen. Sind nun derartige Werke noch dazu Sammelwerke, wie das „Pantschatantra", so wird es geradezu zur Unmöglichkeit, die Frage sowol nach der Zeit seiner Abfassung, als dem Namen des ursprünglichen Verfassers in einer wissenschaftlich genügenden Weise zu beantworten. Wie viele und welche Theile des in Rede stehenden Werks von dem eigentlichen Zusammensteller dieser volksthümlichen, zum Theil wol im Volke selbst entstandenen Erzählungen, Märchen, Fabeln und Sprüche in das Buch aufgenommen worden sind, das zu bestimmen, liegt wol außerhalb des Bereichs der Möglichkeit. Doch muß es immerhin eine erste authentische Recension gegeben haben, welcher nach Benfey's in jeder Hinsicht wohlbegründeten Ansicht diejenige der Zeit nach am nächsten kommt, welche in der aus dem Pehlewiterte gemachten arabischen Uebersetzung, den „Fabeln Bidpai's" (herausgegeben von de Sacy, Paris 1816) noch wirklich vorliegt. Diese arabische Uebertragung nun beruht, wie schon gesagt, auf einer zur Zeit von Khosru Anuschirwan (531—579 n. Chr.) in die damalige Hofsprache Persiens, das Pehlewi, übertragenen Recension. Erwägt man nun, daß trotz der nicht unbeträchtlichen Anzahl bekannter Handschriften des „Pantschatantra" keine einzige mit der andern völlig übereinstimmt, so wird es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß, solange in Indien Sanskrit von allen Priestern und Gelehrten gekannt war und geschrieben wurde — also etwa bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts —, alle gelehrten Abschreiber nach Gutdünken abkürzten oder hinzufügten. Demnach ist allerdings anzunehmen, daß die arabische Bearbeitung sich der ältesten uns erreichbaren Recension des „Pantschatantra" und dessen Grundlage im allgemeinen wenigstens am meisten nähert. Freilich sinkt auch der relativ immerhin bedeutende Werth dieser arabischen Uebersetzung, wenn man die vielfachen und zum Theil großen Abweichungen des arabischen Textes in den Handschriften in Erwägung zieht und bedenkt, wie verschiedene Phasen derselbe durchlaufen hat, ehe er auf uns gekommen ist. Für die Kritik dieser Uebertragung sind nun die verschiedenen, unabhängig von einander entstandenen Uebersetzungen derselben vom höchsten Werthe: die griechische von Simeon Seth (1080), die im 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung von Nacr-Allâh bearbeitete persische, eine hebräische von Rabbi Joel (?) von 1250, die nach dieser letztern von einem getauften Juden Johann von Capua (zwischen 1262—78) gefertigte lateinische („Directorium vitae humanae") und nach dieser die bereits erwähnte deutsche („Das Buch der Byspel der alten Wisen von Geschlechtern in der Welt", Ulm 1483), der andern aus dieser lateinischen geflossenen Uebersetzungen nicht zu gedenken.

Läßt sich hiernach der Zeitpunkt, bis zu welchem die ursprüngliche Redaction des „Pantschatantra" abgeschlossen gewesen sein muß, dahin bestimmen, daß das Werk schon vor Khosru Anuschirvan, also etwa vor oder im Anfang des 6. Jahrhunderts nach Christus bestand, so ist der

wissenschaftlichen Lösung dieser chronologischen Frage doch schon nach einer Seite hin Genüge gethan, und wenn Benfey den terminus a quo für die Zeit der Composition des „Pantschatantra" mit gleicher Präcision zu bestimmen weiß, so ist hier das Mögliche geleistet. Er zieht nämlich den Umstand in Erwägung, daß eine verhältnißmäßig beträchtliche Anzahl der Fabeln, welche im „Pantschatantra" vorkommen — selbst ein wesentliches Moment des Rahmens des dritten Buchs —, aus Aesopischen stammen. Demgemäß mußte bereits vor Abfassung des ganzen Werks eine ziemlich umfassende Bekanntschaft mit griechischen Fabeln bestehen; diese läßt sich aber nicht vor der Zeit voraussetzen, in welcher die Indier in dauernde Berührung mit den Griechen geriethen, der der griechischen Königreiche neben und in Indien, etwa im 2. Jahrhundert vor Christus.

Als Grenzen der Entstehung des Werks, sagt Benfey, haben wir also etwa das 2. Jahrhundert vor Christus und das 6. nach Christus, eine Bestimmung, welche allerdings so weitschichtig ist, daß sie fast kaum noch für eine solche gelten kann. Eine genauere wird vielleicht möglich werden, wenn es gelingt, die Zeit derjenigen Schriften zu fixiren, aus denen man die Partien des „Pantschatantra" entlehnt hat, welche ins Chinesische übersetzt sind. Denn es sprechen bedeutende Gründe dafür, daß sie jünger sind als das Grundwerk, aus welchem das „Pantschatantra" stammt.

Läßt sich nach den von Benfey mit größter Sorgfalt hierüber angestellten Untersuchungen eine sichere Nachweisung über den Autor und die Zeit der Abfassung des Werks nicht geben, so wird diese Unsicherheit doch dadurch sehr aufgewogen, daß sich aus dessen Arbeit unzweifelhaft herausstellt, daß das Werk ursprünglich ein buddhistisches war. Benfey schließt dies aus der verhältnißmäßig höchst beträchtlichen Menge von Fabeln und Erzählungen desselben, welche sich auch in buddhistischen Schriften nachweisen lassen. Auf die weitern und ausführlichern Beweisgründe für diese wichtige Annahme hier näher einzugehen, verbietet der Raum, und verweisen wir die Leser auf die wichtigen Nachweisungen I, 304 fg. und 585 fg.

Das Wesen des Buddhismus charakterisirt Albrecht Weber in seinen „Vorlesungen über indische Literaturgeschichte" in gedrängter Kürze so:

Seine Lehre war, daß die Schicksale dieses Lebens durch Thaten des frühern bedingt und fest geregelt seien, daß keine böse That ohne Strafe, wie keine gute ohne Lohn bleibe. Diesem Fatum, das den Menschen innerhalb des Kreises der Seelenwanderung beherrsche, könne sich derselbe nur dadurch entziehen, daß er seinen Willen eben auf den einzigen Gedanken der Befreiung aus diesem Kreislaufe richtet, dieser Richtung treu bleibt und mit beharrlichem Eifer blos verdienstlichen Handlungen nachstrebt, wodurch er denn zuletzt nach Abwerfung aller Leidenschaften, welche als die stärksten Fesseln im Gefängnisse des Kreislaufes angesehen werden, das erwünschte Ziel der gänzlichen Befreiung von der Wiedergeburt erreicht.

Indem nun diese Lehre tugendhafte Gesinnung allein und tugendhaften Lebenswandel als die wahren und darum erfolgreichsten Mittel zur Erreichung der endlichen Befreiung von den Fesseln erklärte, und somit den Opferdienst als werthlos verwarf, so trat sie in entschiedene Opposition gegen den Brahmanismus. Dieser Gegensatz ist allerdings in der Moral des „Pantschatantra" unverkennbar, und wenn dennoch dann und wann Anklänge an brahmanische Anschauungsweise und Lehre wirklich bemerkbar sind, so erklärt sich dies lediglich daraus, daß dies oder jenes Märchen aus vorbuddhistischer Zeit stammen mag.

Dieser Beweis, daß das „Pantschatantra" aus dem buddhistischen Culturkreise hervorging, ist von wesentlicher Bedeutung sowol für die Geschichte des Werks selbst, als auch für die Charakteristik des Buddhismus. Die Abfassung desselben wird demnach in die Zeit der Blüte dieser neuen Religionsentwickelung — vom 3. Jahrhundert vor Christus bis zum 6. und 7. nach Christus — fallen.

Daß der ursprüngliche Zweck des Werks keineswegs, wie man vielleicht glauben möchte, blos der einer leichten angenehmen Unterhaltung sei, ergibt sich aus dem Inhalte des Werks selbst und ist dies auch in der Einleitung, welche die Veranlassung dazu angibt, deutlich angedeutet. Der Zweck ist im wesentlichen ein paränetischer und didaktischer. Unter der Hülle der Fabel wird eine Lehre der nîti, d. i. der Moral oder Lebensklugheit auseinandergesetzt. Daß man derlei Werke vorzüglich zum Gebrauche der Könige und Prinzen abfaßte, um sie über diejenigen Gegenstände, welche für Regierende vorzugsweise von Bedeutung sind, zu unterrichten, ist eine allgemein bekannte Thatsache, die sich nicht nur in dem indischen, sondern auch in andern abendländischen wie morgenländischen Literaturkreisen — wir erinnern nur an die „Fâkihat al-Khulafâ" von Ibn-'Arabshâh — zum öftern wiederholt.

Das Werk selbst, sowie es in der Sanskritrecension vorliegt, zerfällt in fünf Bücher. Der Rahmen des ersten Buchs, „Verfeindung von Freunden" betitelt, ist dieser: Vardhamânaka, der Sohn eines Kaufmanns begibt sich in Geschäften auf Reisen. Er hatte zwei gute Stiere, die in seinem Hause geboren waren, Nandaka (der Erfreuer) und Sandschiwaka (der Zusammenlebende) mit Namen, welche sich als Zugthiere an einer trefflichen Deichsel befanden. Von diesen glitt der eine, Sandschiwaka, am Ufer der Jamunâ in einem Sumpfe aus und brach das Bein, sodaß er niedersank. Als ihn nun Vardhamânaka in diesem Zustande sah, versank er in die tiefste Betrübniß und unterbrach aus Mitleid drei Nächte lang seine Reise. Seine Reisegefährten nöthigen ihn jedoch zur Weiterreise und infolge dessen befahl er einigen seiner Leute zurückzubleiben, um auf Sandschiwaka zu achten, indeß er weiter zog, um die übrige Karavane nicht der Gefahr auszusetzen, in dem von Löwen und Tigern angefüllten Walde länger zu bleiben. Die Wächter aber, welche wußten, wie gefährlich der Wald war, ließen Sandschiwaka im Stich, gingen der Karavane nach und sagten am folgenden Tage fälschlicherweise zu dem Kaufmann: „O Herr! Sandschiwaka ist gestorben und wir haben ihn im Feuer bestattet." Sandschiwaka aber erholte sich, gesundete und brachte Tag um

Tag damit zu, daß er brüllend mit seinen Hörnern die Gipfel der Erdhügel durchwühlte. Da hörte einst ein Löwe, Pingalaka (der Dunkelgelbe) mit Namen, welcher von Durst gequält, umgeben von sämmtlichem Wild, zum Ufer der Jamunâ herabstieg, um Wasser zu trinken, schon aus sehr weiter Ferne das Gebrüll des Sandschîwaka. Dieser Ton setzte sein Herz in große Angst, doch verbarg er seine Furcht und blieb unter einem Feigenbaume stehen, wo er sein Gefolge in vier Kreisen aufstellte. Dem Löwen aber folgten immer zwei Schakale nach, Karataka (Krähe) und Damanaka (Bändiger) mit Namen, Söhne von Ministern, welche aber ihr Amt verloren hatten. Diese bemerken die ihnen ungewohnte und auffallende Aengstlichkeit des Thierkönigs und berathen sich darüber. Damanaka sucht die Ursache derselben zu erforschen und beschließt, nachdem er sie erfahren, dem Löwen seine Furcht zu benehmen, ihn dann durch die Macht seines Verstandes zu unterwerfen, um so zu der ihm gebührenden Ministerstelle zu gelangen. Damanaka erfährt denn, daß der Löwe sich vor dem Gebrüll des Stiers, den er für ein Ungeheuer mit überirdischer Kraft hält, fürchtet. Er verspricht dem Pingalaka, ihm diesen Stier zu unterwerfen und bewirkt durch seine List, daß jener diesem sein Leben zusichert und beide Freundschaft schließen. Nachdem aber im Laufe der Zeit diese Freundschaft eine zu enge und Damanaka, weil der Löwe nur mit dem Stiere verkehrt, überflüssig geworden ist, bewirkt er durch allerlei Ränke, daß Pingalaka, bei dem er den Stier verleumdet, diesem das ihm gegebene Wort bricht und ihn tödtet. Daher der Titel: „Verfeindung von Freunden."

Die in dieser Fabel überlieferte Freundschaft ist benutzt, um ein politisches Verhältniß: die Stellung eines Königs und seines wider das Herkommen erworbenen Freundes, eines roturier gewissermaßen, gegenüber dem hergebrachten — nach indischer Sitte angeerbten — höchsten Beamten zur Anschauung zu bringen und zugleich daran zu erinnern, daß man den heimtückischen Verräther, der die Freundschaft um seines eigenen Vortheils willen zu trennen sucht, scheuen müsse.

Das zweite Buch, „Erwerbung von Freunden" betitelt, ist in folgenden Rahmen eingeschlossen: In der Nähe der Stadt Mahilâropja wohnt auf einem hohen, großen Feigenbaum ein Krähenmännchen, Namens Laghupatanaka. Als dieses einst, um Nahrung zu suchen, sich nach der Stadt auf den Weg machte und sich umsah, gewahrte es den Jäger. Um die mit ihm auf einem Baume wohnenden Vögel zu warnen, kehrt es zum Baum zurück und sagt zu diesen: „Hört! da kommt ein böser Jäger herbei, mit einem Netz und Körnern in den Händen. Darum dürft ihr ihm auf keine Weise trauen. Er wird, nachdem er das Netz ausgebreitet hat, Körner davor ausstreuen. Diese Körner müßt ihr alle zusammen ansehen, als ob sie Gift wären." Der Jäger kommt, wirft sein Netz aus, streut Körner darauf, aber die Genossen des Laghupatanaka, eingedenk der Warnung desselben, hüten sich vor der Verlockung. Mittlerweile erblickt der König der Tauben, Tschitragrîva, indem er von Tausenden umgeben nach Nahrung umherschweift, [...] Körner schon aus weiter Ferne. Trotzdem, daß [...] Laghupatanaka warnte, flog er von seiner Jung[...] herrscht hin, um zu essen und fiel sammt seinem Ge[...] in das große Netz. Der Jäger, dies sehend, [...] herbei, um die Beute zu ergreifen. Tschitragrîva [...] fordert die Gefangenen auf, daß alle zu gleicher Zeit [...] fliegen und das Netz mitnehmen. Dies geschieht, [...] nachdem sie glücklich entronnen, zernagt eine ihnen [...] freundete Maus, Namens Hiranjaka (die Goldene), [...] Netz und befreit sie auf diese Weise. Die Krähe, [...] alles mit angesehen, von dem Nutzen der Freunds[...] mit der Maus überzeugt, macht dieser Freundsch[...] vorschläge, welche von derselben, freilich nach vielem [...] denken, endlich angenommen werden. Die Krähe [...] Maus verlassen das infolge einer Hungersnoth un[...] bar gewordene Land und ziehen zusammen an einen [...] wo eine der Krähe befreundete Schildkröte, Namens [...] tharaka (der Langsame) lebte und führen im [...] mit dieser ein vergnügliches Leben. Als vierten [...] führt das Geschick ihnen eine Gazelle, Namens Tschitrâ[...] (gefleckten Leib habend), zu. Diese wird eines Tag[...] ihnen vermißt und die Krähe, auf Erkundigung [...] geschickt, kehrt mit der Nachricht zurück, daß Tschitrâ[...] am Ufer eines Sumpfes in einem Jagdnetz gefangen [...] Die Krähe nimmt nun die Maus auf ihren Rücken [...] bringt sie zu dem Ort, wo die Gazelle gefangen [...] damit sie diese durch Zernagen der Schlingen [...] Während dies geschieht, kommt auch die theilnahm[...] Schildkröte herbeigekrochen. Kaum ist sie aber ang[...] so erscheint auch schon der Jäger, der, da Krähe, [...] zelle und Maus rasch entfliehen, die auf der Erde [...] same Schildkröte als Beute ergreift und in ein T[...] wickelt mit fortnimmt. Mittlerweile kommen Tschitrâ[...] und Laghupatanaka laut jammernd zu dem Ort [...] wo Hiranjaka sich befand. Diese spricht:

Ach wozu unnützes Klagen?! solange unser M[...] noch nicht aus unserm Gesichtskreise entfernt ist, so [...] an ein Mittel denken, ihn zu befreien! Denn man sagt: [...] wenn er in ein Unglück fiel, aus Bethörung nur [...] der vermehrt nur sein Unglück, aber endet es [...] Das einzige Mittel für Unglück nach der Lebens[...] Spruch heißt: sehet zu wie ihr's wegschafft! und [...] Kummer nicht!" und ferner: „Wenn man beräth, [...] winn zu wahren und wie man sich neuen hinzuerwe[...] man sich frei mache, wenn man in Unglück gerieth, so [...] die beste Berathung."

Nachdem sie dies gehört, sagte die Krähe:

Hm, wenn du so meinst, so laß uns thun, was [...] werde. Hier Tschitrânga soll auf den Weg gehen, den [...] einschlägt, sich irgendeinem Sumpfe nähern und an [...] hinfallen, als ob er leblos wäre. Ich werde mich [...] seinen Kopf setzen und mit leisen Schnabelstößen [...] damit der böse Jäger ihn für todt hält und, im [...] meinen meine Waffe bildenden Schnabel, Mantharaka [...] Erde wirft und des Wildes wegen angelaufen kommt. [...] weile mußt du die gräsernen Gurte des Tuchs, in [...] tharaka eingewickelt ist, zerbeißen, damit Mantharaka [...] als möglich in den Sumpf kommen kann. Tschitrâ[...] Ach! diesen Rath hast du herrlich ausgedacht! Unser [...]

st wahrhaftig so gut, als wäre er schon frei. So wollen wir es denn so machen!

Nachdem nun so geschehen, kommt der Jäger auf seinem Wege in die Nähe des Sumpfes und sieht den Tschitrânga in der angegebenen Weise am Ufer desselben mit der Krähe auf dem Kopfe liegen. Nachdem er ihn erblickt, dachte er mit erfreutem Herzen bei sich: „Sicherlich ist das arme Wild, nachdem es mit dem bischen Leben, das ihm geblieben war, das Netz zerrissen und mit Mühe und Noth sich in das Innere des Waldes geflüchtet hat, durch den Schmerz, den ihm die Fessel der Schlinge verursacht hatte, dort gestorben. Diese Schildkröte kann mir nicht weglaufen, da sie festgebunden ist. Drum will ich doch auch jenes mitnehmen!" Nachdem er diese Betrachtung angestellt hatte, warf er die Schildkröte auf die Erde und lief nach der Gazelle. Mittlerweile zerbiß Hiranjaka mit den diamantgleichen Zähnen, welche seine Waffe sind, den Grasgürtel und Mantharaka machte sich mitten aus dem Grase heraus und kroch in den nahen Sumpf. Tschitrânga aber sprang in die Höhe, ehe jener ihn noch erreicht hatte, und machte sich mit sammt der Krähe auf die Flucht. Wie nun der Jäger erstaunt und voll Verdruß zurückkehrt, siehe da! so war währenddessen auch die Schildkröte auf- und davongegangen. Da klagte und jammerte er und ging, betrübt über die Tücke des Geschicks, nach Hause. Sobald dieser Jäger nun soweit als möglich entfernt war, kamen auch jene vier: die Krähe, Schildkröte, Maus, Gazelle, voll von der größten Freude, an demselben See zusammen, umarmten sich einander, hielten sich für zum zweiten male geboren und brachten ihre Zeit mit großem Vergnügen damit hin, daß sie sich in der geselligen Unterhaltung an schönen Reden ergötzten.

Dies beherzige der Weise, erwerbe sich Freunde und zeige sich gegen seine Freunde aufrichtig. Denn man sagt auch: „Wer auf Erden Freunde erwirbt und ohne Falschheit sich benimmt, der wird vereinigt mit diesen nie und nimmer zu Grunde gehen."

Das dritte Buch, betitelt: „Krieg der Krähen und Eulen", behandelt eigentlich die aufopfernde Treue eines Dieners. Der Rahmen, in welchen die verschiedenen Erzählungen und Sprüche eingefügt sind, ist dieser: In einer Gegend des Südens liegt eine Stadt, Mahilâropja mit Namen. In deren Nähe ist ein Feigenbaum, reich an Zweigen und beschattet von einem überaus starken Blätterdickicht. Dort wohnte der König der Krähen, Namens Meghavarna (der Wolkenfarbige) mit seinem Gefolge, welcher sich eine Burg daselbst gebaut hatte und darin mit seinen Unterthanen wohnte. Gleicherweise wohnte daselbst in einer eine Feste bildenden Berghöhle der Eulenkönig, Namens Arimardana (der Friedezermalmer), mit einem Gefolge von unzähligen Eulen. Dieser kam in jeder Nacht heraus und umschweifte den Feigenbaum von allen Seiten. Wenn die der Eulenkönig irgendeine Krähe zu packen bekam, schlachtete er sie, beherrscht von alter Feindschaft, und ging dann weg. Auf diese Weise wurde infolge des täglichen Angriffs die Burg dieses Feigenbaums durch ihn allmählich der Krähen beraubt. Das ist ja der Lauf der Welt, denn es heißt ja: „Wer voll Trägheit es abwartet, wie eine Krankheit und sein Feind ungestört sich ausbreiten, der wird ihr Opfer mit der Zeit."

Da rief der König eines Tags alle Krähenminister zusammen und sprach:

Hört! Unser heftiger und mächtiger Feind kommt, sowie die Nacht anbricht, stets hervor und vollführt, dem Todesgotte gleich, ein Morden unter den Unserigen. Wie können wir ihn nun abwehren? Wir sehen ja bei Nacht nicht und kennen auch die Burg nicht, wohin er sich bei Tag zurückzieht, um dahin zu gehen und ihn anzugreifen. Was ist also in dieser Lage angemessenerweise unter folgenden sechs Mitteln zu wählen: Friede, Krieg, Marsch, Abwarten, Schutzbündniß oder Doppelzüngigkeit?

Nachdem die übrigen Minister ihre Meinung mitgetheilt haben, gibt auch der langjährige Minister des frühern Königs, der hochbegabte tiefe Kenner aller Lehren der Lebensklugheit, Sthiradschîvin (kräftig, lang lebend) mit Namen, seinen Rath und spricht:

Kind! was alle diese Minister gesagt haben, ist in den Schriften über Lebensklugheit begründet; alles dieses ist in der That von Nutzen, wenn es zu seiner Zeit paßt. Allein dies ist die Zeit für einen doppelzüngigen Zustand. Drum wird es dir sicher gut ausgehen, wenn du einen Doppelzustand anwendest. Der Feind, von Habsucht beherrscht, wird dich nicht vernichten. Sowie du übrigens irgendeine Blöße an ihm siehst, so wirst du hingehen und ihn verderben.

Meghavarna sagte: „Vater! mir ist sein Aufenthaltsort unbekannt; wie werde ich nun eine Blöße an ihm erkennen können?" Sthiradschîvin sagte: „Kind! durch Kundschafter werde ich nicht blos seinen Wohnort, sondern auch seine Blöße offenbar machen." Sthiradschîvin macht ihm zur Erreichung seines Zwecks folgenden Vorschlag:

Kind! höre, welches Mittel von mir beschlossen ist! Behandle mich, als ob ich von dir abgefallen wäre, bedrohe mich mit harten Worten, dann bestreiche mich so mit zusammengeholtem Blute, daß die Spione des Feindes alles für Ernst halten, wirf mich nachher von diesem Feigenbaum herunter und begib dich alsdann zu dem Berg Rischjamuka; dort bleibe mit sammt deinem Gefolge so lange, bis ich sämmtlichen Eulen durch sehr liebevolles Benehmen Vertrauen eingeflößt, sie mir geneigt gemacht habe und, sobald ich meinen Zweck erreicht, die bei Tage der Blindheit verfallenden in der Mitte der mir bekannt gewordenen Burg vernichte. Ich habe sicher erkannt, daß wir auf andere Weise nichts erreichen. Denn diese Feste, welche keinen Ausweg hat, wird nur zu ihrer Ermordung dienen.

Die List gelingt, die Eulen werden in ihrer eigenen Höhle verbrannt und der weise Minister, der mit Gefahr des eigenen Lebens seinen Herrn gerettet, ruft am Schluß ihm mahnend zu:

So ruht denn gleichsam mein Herz aus, nachdem mein Unternehmen sein Ziel erreicht hat. So genieße denn jetzt lange Zeit diese deine von allen Gefahren befreite Herrschaft, einzig beschäftigt mit dem Schutz deiner Unterthanen und vererbe sie so auf Kind, Kindeskind und alle Nachkommen. Auch darfst du dich nicht durch den Rausch des Glücks, indem du denkst: „Ich bin im Besitz der Herrschaft", berücken lassen! denn schwankend ist die Macht der Könige; der Herrschaft Glück so schwer zu erklimmen wie ein Bambusbaum; geneigt zu plötzlichem Sturz; obgleich mit hundertfältiger Anstrengung gehalten, dennoch schwer zu halten; obgleich gepriesen und verehrt, am Ende

trügerisch. So herrsche denn du, nachdem du der Herrschaft Glück, unstet wie das Ohr eines wüthenden Elefanten, erlangt hast, einzig festhaltend am Rechte!

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Erzählung hier der bekannten Sage oder Erzählung von Zopyrus bei Herodot (III, 153) entspricht, welche bei arabischen und persischen Historikern in ähnlicher Weise erzählt wird.

Der Rahmen des vierten, „Verlust von schon Besessenem" betitelten Buchs ist dieser: An einem gewissen Ort auf dem Meere steht ein großer Dschambubaum, welcher beständig voll von Früchten ist, und da wohnte ein Affe, Namens Raktamukha (rothes Maul habend). Da stieg einmal ein Krokodil, Namens Vikarâlamukha (fürchterliches Maul habend), aus dem Wasser des Meeres und legte sich an den Rand des mit sehr weichem Sand versehenen Ufers unter diesem Baum nieder. Darauf sprach Raktamukha zu ihm: „Höre, du bist mir als Gast genaht! so iß denn die ambrosiagleichen Dschambufrüchte, welche ich dir gebe!" Nachdem er so gesprochen, gab er ihm Dschambufrüchte. Jenes aber, nachdem es diese gegessen und lange Zeit das Vergnügen seiner Unterhaltung genossen hatte, kehrte wieder nach seinem Hause zurück. So lebten diese beiden, im Schatten des Dschambubaums ruhend und sich die Zeit mit mancherlei schöner Unterhaltung vertreibend, stets vergnügt. Das Krokodil aber gab die von den gegessenen übriggebliebenen Dschambufrüchte, wenn es nach Haus gekommen war, seiner Frau. Eines Tags aber wurde es von dieser gefragt: „Herr! wo bekommst du immer derartige ambrosiagleiche Früchte?" Es antwortete: „Liebe! ich habe einen lieben Freund, einen Affen, Raktamukha mit Namen. Dieser gibt mir unter vorhergehenden Zeichen der Liebe diese Früchte." Da sagte sie denn: „Wer immer solche ambrosiagleiche Früchte genießt, dessen Herz muß ganz wie Ambrosia sein. Wenn ich dir also als Gattin lieb bin, so gib mir dessen Herz, damit ich, nachdem ich es gegessen, frei von Alter und Tod, mit dir Freuden genieße." Jener sagte: „Sprich doch so etwas nicht! Er ist ja unser Bruder geworden. Außerdem gibt er Früchte und darf deshalb nicht getödtet werden. Drum laß dies ungerechte Gelüste fahren." Drauf sagte das Krokodilweibchen: „Du hast noch nicht ein einziges mal meinen Worten entgegengehandelt. Drum wird das sicher ein Affenweibchen sein. Denn aus Liebe zu ihr verbringst du dort sogar den ganzen Tag. Nun kenn' ich dich durch und durch. Mit einem Wort: bekomme ich sein Herz nicht zu essen, dann beginne ich um deinetwillen ein großes Fasten und faste mich todt." Das Krokodil entschließt sich denn, um Ruhe zu haben, dem Befehle seines Weibchens zu folgen und beredet den Affen, unter dem Vorwand, daß er von diesem gastlich aufgenommen werden solle, seinen Rücken zu besteigen. Als sie mitten auf dem Wasser sind, vertraut er ihm sein wirkliches Vorhaben an. Da sprach der Affe, der das Herz auf dem rechten Flecke hatte: „Lieber, wenn dem so ist, warum hast du mir das nicht gleich dort gesagt? Denn mein Herz ist immer wohl verwahrt in einer Höhlung des Dschambubaums. Ich will es der Frau meines Bruders (d. i. dem Krokodilweibchen) einhändigen. Warum hast du mich nun, ohne daß ich mein Herz bei mir habe, hierher gebracht?" Nachdem das Krokodil das gehört, sagte es voller Freude: „Lieber, wenn dem so ist, so gib mir dein Herz, damit das böse Weib es ißt und aufhört mit Fasten. Ich will dich zum Dschambubaum bringen." Nachdem es dies gesagt, kehrte es um und ging zu dem Fuße des Dschambubaums zurück. Der Affe aber, nachdem er Hunderte von verschiedenartigen Gelübden zu den Göttern gemurmelt hatte, gelangte mit Ach und Weh zu dem Ufer des Meeres zurück. Darauf sprang er mit einem Sprung so weit und so rasch wie möglich auf den Dschambubaum. Darauf bat ihn das Krokodil, ihm sein Herz zu geben. Der Affe aber lachte spöttisch und erwiderte: „Pfui, Pfui! Du dummköpfiger Mörder unter der Maske der Freundschaft! Hat denn irgendjemand zwei Herzen? Geh nur schleunig unter dem Dschambubaum weg und komm mir niemals wieder hierher!" Darauf erwiderte das Krokodil: „Freund! Sie hat kein Verlangen nach deinem Herzen. Ich habe das nur aus Spaß gesagt, um deine Herzensmeinung zu erproben. Drum komm als Gast in unser Haus. Deines Bruders Gattin ist voll Sehnsucht nach dir." Doch der Affe, durch Erfahrung klug gemacht, blieb und das Krokodil kehrte beschämt über den Verlust seines treuesten Freundes in seine Wohnung zurück.

Das fünfte Buch, „Handeln ohne sorgfältige Prüfung" betitelt, scheint, wenn nicht alle Anzeigen trügen, in entschieden späterer Zeit die Gestalt erhalten zu haben, in welcher es jetzt in den sanskritischen Textrecensionen vorliegt. Die ursprüngliche Rahmenerzählung wird bald verlassen und an die erste reiht sich unmittelbar die zweite, welche scheinbar den Faden der Erzählung fortspinnt. Die Betrachtung, wie schädlich voreiliges Handeln ohne vorhergegangene sorgfältige Prüfung sei, bildet das Band, welches die ersten Erzählungen lose verbindet, während erst die dritte Erzählung den Rahmen für die folgenden bildet.

Diese dritte, „Die Schätze suchenden Brahmanen" überschriebene Erzählung ist im wesentlichen folgenden Inhalts: Vier arme Brahmanen berathen sich, wie sie dem traurigen Zustande ihrer Armuth ein Ende machen können. Sie begeben sich auf die Reise und begegnen auf ihrem Wege dem höchsten unter den Jogins, Bhairavânanda (Seligkeit des Indra besitzend) mit Namen, gehen mit diesem in sein Kloster und bitten ihn, ihnen den sichersten Weg zu den Freuden des Reichthums oder dem Tod anzugeben. Bhairavânanda aber, die Fähigkeiten dieser vier Schüler erkennend, macht vier Zauberknäule, gibt jedem von ihnen eins derselben und sagt: „Geht in die Gegend nördlich vom Himâlaya und wo irgend das Knäuel von einem hinfällt, da wird er unzweifelhaft einen Schatz finden." Der erste nun findet an dem Ort, wo sein Knäuel hinfällt, Kupfer. Damit zufrieden bleibt er. Der zweite findet Silber, bittet die andern mit ihm zu theilen und nicht weiter zu gehen. Während die andern damit nicht zufrieden sind, begnügt auch er sich und bleibt. Der

dritte findet Gold und bittet den vierten nicht weiter zu gehen, sondern mit ihm zu theilen. Dieser geht indeß doch allein weiter; umherirrend aber erblickt er auf einem Platze einen Mann, auf dessen Kopfe sich ein Rad herumdrehte und dessen Körper von Blut benetzt war. Aufs schleunigste geht er zu ihm und sagt: „Wer bist du? Warum stehst du so mit einem sich drehenden Rade auf dem Kopfe? Sag' mir ob irgendwo etwas zu trinken ist, denn ich werde vom Durst gepeinigt." Indem er so sprach, verließ das Rad augenblicklich den Kopf von jenem und stellte sich auf das Haupt des Brahmanen. Dieser sagte: „Was ist das?" Jener antwortete: „Auch mir ist es ganz auf dieselbe Weise auf den Kopf gekommen." Dieser sprach: „O sage mir dann, wann es wieder herabsteigen wird. Ich fühle großen Schmerz." Jener antwortete: „Wenn irgendeiner wie du, mit einem Zauberknäuel in der Hand, hierherkommen und dich anreden wird, dann wird es sich auf dessen Haupt stellen." Dieser fragte: „Wie lange Zeit ist es, daß du hier so gestanden hast?" Jener sprach: „Wer ist jetzt König auf Erden?" Der Brahmane antwortete: „Vînavotsa ist König." Der Mann sprach: „Als Râma König war, da kam ich, von Armuth geschlagen, wie du mit dem Zauberknäuel in der Hand hierher. Da wurde von mir ein anderer Mann mit einem Rade auf dem Kopf erblickt und befragt. Darauf sprang das Rad von dessen Kopf auch auf meinen, gerade wie jetzt, während du fragtest, auf den deinen. Weiter kann ich die Zeit nicht berechnen." Der Brahmane mit dem Rade fragte: „Lieber, wie erhieltest du denn zu essen und zu trinken, während du so dastandest?" Der Mann sagte: „Von dem Gott der Schätze ist aus Furcht, daß ihm seine Schätze geraubt werden, dies als Schutzmittel gegen die Zauberer aufgestellt, damit ja niemand hierherkomme. Wenn aber einer mit Mühe und Noth bis hierher gelangt, so hat er, frei von Hunger, Durst und Schlaf, weder alternd noch sterbend, nichts weiter zu genießen als eben diesen Schmerz. Jetzt aber laß mich nach Hause gehen. Ich bin durch dich von diesem langen Leid erlöst. Drum will ich nun nach meiner Heimat gehen." Nachdem er so gesprochen, ging er weg.

Bald darauf findet ihn der Goldzauberer, tadelt ihn wegen seiner unersättlichen Begierde und nachdem sie sich gegenseitig mit Erzählungen unterhalten, welche alle in mehr oder weniger Beziehung zu dem angeführten Thema stehen, endigt das Buch ohne eigentlichen Schluß.

Fragen wir nach dem wissenschaftlichen Werth des hier von dem Uebersetzer des interessanten Buchs Geleisteten, so müssen wir denselben sehr hoch anschlagen. Die den ersten Theil bildende Einleitung, welche die Wanderzüge der im „Pantschatantra" erzählten Märchen und Fabeln bis in ihre entlegensten Punkte mit Scharfsinn und weitester Belesenheit verfolgt, ist eine der bedeutendsten Arbeiten auf diesem Gebiete der Literaturgeschichte, welche nicht nur bereits Gegebenes in gewandter Form recapitulirt, sondern so viel des Neuen, bisher noch nicht Erforschten und Entdeckten enthält, daß man der deutschen Wissenschaft zu diesem den Gegenstand mit ruhiger Vorsicht, scharfsinniger Combination und in erschöpfender Weise behandelnden Werke aufrichtig Glück wünschen muß. **41.**

Die Schiller-Literatur bei Schiller's Jubelfeier.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 51.)

Schiller äußerte sich einmal ungefähr dahin, daß sich in der Geschichte seiner Bekanntschaften auch die Geschichte seiner geistigen Entwickelung darstellte. Man darf dieses Geständniß allerdings nicht wörtlich nehmen; Schiller war ein zu unabhängiger Geist, eine zu selbständige Kraft, eine zu ausgiebige Potenz, um sich Einflüssen von außerhalb in so unbedingter Weise hinzugeben, daß ihre Wirkung einer gewaltsamen Störung, statt einer gesetzmäßigen Regulirung seiner Bahn gleichgekommen wäre. Aber indem er fühlte, daß sein Genie nur zu sehr dazu neige, sich in excentrischen Richtungen zu bewegen, suchte er bei andern nach Maß, Regel und gesetzlicher Bestimmung. Er fühlte, was sein Genie zu leisten vermöge, aber er sah ein, daß es ihm noch an Kenntnissen, Geschmack und künstlerischen Principien fehle; denn hierfür viel zu thun, hatten ihm die stürmischen Tage in Stuttgart und Manheim nicht viel Zeit übrig gelassen. Das Geschick wollte ihm auch darin wohl, daß es ihn in die persönliche Nähe derjenigen Lehrherren führte, die als die geeignetsten für ihn in Deutschland überhaupt zu finden waren: auf Christian Gottfried Körner folgte später Goethe, ohne daß dadurch Schiller's Verbindung mit dem erstern eine Unterbrechung erlitt, und an Goethe reihte sich Wilhelm von Humboldt. Dies sind die drei Männer, welche auf Schiller's geistige Bildung und ästhetische Erziehung von größtem Einfluß gewesen sind, ohne daß er je in ein Abhängigkeitsverhältniß von ihnen gerieth; er nahm von ihnen nur an, was er brauchen konnte, um seinen Geschmack zu reguliren und sein Wissen über die Kunst zu vervollständigen. Im übrigen vertraute er seinem Genie und seinem Kant, der für Schiller's spätere Bildung eigentlich das wurde, was für ein Gebäude das Fundament. Hier war auch das Bollwerk, hinter welchem er sich mit den concentrirten Hülfsquellen seines Genie gegen alle zu weit gehenden Anforderungen seiner Freunde, denen er übrigens auf dem Wege des wechselseitigen Unterrichtes ebenso viel und zum Theil mehr gab als er von ihnen empfing, gesichert fühlen durfte. Die Rathschläge seiner Freunde hatten auf ihn nur so weit Einfluß, als sie gewisse allgemeine ästhetische Principien betrafen und brauchbare Fingerzeige für geschmackvolles harmonisches Formen und Gestalten boten; sein eigenstes Wesen, seine Gedanken- und Vorstellungswelt ließ er sich durch sie nicht beeinträchtigen; hier wies er jeden störenden Eingriff ab. Einen leisen Tadel Körner's, daß er in seinen Dramen zuweilen zu lyrisch werde, ließ er unbeachtet, und über die Wahl seiner Stoffe discutirte er mit seinen Freunden nicht. Er theilte seinem Freunde Körner wol mit, daß er diesen oder jenen Stoff vorzunehmen gedenke, aber fragte ihn nicht um seine Ansicht, was er zur Wahl dieses Stoffes meine. Zwar

[illegible] namentlich durch den Einfluß Goethe's und [illegible] denn Körner, eine mehr moderne Natur, [illegible] sich überhaupt schwerer mit den griechischen Tra= [illegible] —, eine Zeit lang fast zu sehr in den Hellenismus [illegible]drängen, wie besonders die „Braut von Messina" [illegible]; aber mit einer jener kühnen Wendungen, wie sie nur dem Genie eigen sind, schlug er plötzlich in „Wilhelm Tell" und in dem leider Torso gebliebenen „Demetrius" eine ganz neue Richtung ein, durch die er sich, übrigens in vollkommen origineller und unabhängi= ger Weise, dem großen freien Wurf in Shakspeare's hi= storischen Dramen näherte, in denen es ebenfalls weniger auf die Durchführung einer eigentlichen dramatischen In= trigue als auf historische Charakteristik und auf die Vor= führung bedeutsamer geschichtlicher Momente in großen Gruppen und Tableaux abgesehen ist. Schiller's inzwischen namentlich durch A. W. Schlegel's Kritik und Uebersetzer= kunst vermittelte nähere Bekanntschaft mit Shakspeare's historischen Dramen ist auf diese letzte Manier schwerlich ohne Einfluß gewesen; Schiller selbst schrieb nach der Aufführung einer Bearbeitung des Shakspearischen „Co= riolan" an Goethe: „Für meinen «Tell» ist mir das Stück von unschätzbarem Werth; mein Schifflein wird auch dadurch gehoben." Ein gewisser Einfluß der roman= tischen Schule und besonders Schlegel's, den er ja auch persönlich kannte, ohne, wie man weiß, ihn besonders zu lieben, verräth sich bei Schiller ja schon seit der „Jung= frau von Orleans" in einer gewissen Mischung romanti= scher und antik=classischer Elemente, und so dürfen wir auch hierin gewissermaßen eine Bestätigung der eigenen Aeußerung Schiller's erblicken, daß die Geschichte seiner Bekanntschaften auch die Geschichte seines Geistes sei. Aber diese Einflüsse dienten nur dazu, den Strom seines Geistes zu nähren und höchstens zu färben, aber nicht ihn zu trüben oder in eine seinem Wesen und Ursprung fremde Richtung zu drängen. Mit Recht bemerkt Kuno Fischer in seiner schönen Festrede, deren künftig noch näher gedacht werden soll: „Schiller's Freundschaften sind Lebens= epochen von den Jugendgesellen der Militärschule bis hin zu Humboldt und Goethe!"

Nachstehende Publicationen betreffen dasjenige Freund= schaftsverhältniß Schiller's, welches für die äußere Gestal= tung seines Daseins wie für seine geistige Entwickelung sicherlich das einflußreichste wurde:

2. Schiller's Briefwechsel mit Körner. Zweite wohlfeile Aus= gabe. Vier Bände. Leipzig, Veit u. Comp. 1859. 8. 2 Thlr.
3. Schiller's und Körner's Freundschaftsbund. Von Hermann Marggraff. Zugleich als Einleitung zur zweiten Ausgabe von Schiller's Briefwechsel mit Körner. Leipzig, Veit u. Comp. 1859. 8. 15 Ngr.

Die Bedeutung des Schiller=Körner'schen Briefwechsels, von welchem Scherr in seiner Biographie Schiller's be= merkt: „Das ist so ein Buch, an welchem ein deutsches Herz sich erfreuen und erfrischen kann", hob jüngst Ro= bert Prutz auf Anlaß dieser Wiederausgabe in Nr. 49 des „Deutschen Museum" mit folgenden schönen Wor= ten hervor:

Das Werk, bekanntlich erst 1847 erschienen, nimmt unter den Quellen zur Kenntniß von Schiller's innerm und äußern Leben eine der ersten, ja vielleicht schlechthin die erste Stelle ein; es ist nicht zu viel behauptet, daß erst seit dieser Briefwechsel Schiller's mit Körner vorliegt, ein wahrhaftes Verständniß un= sers großen Dichters und zwar gerade in den reifsten und wich= tigsten Perioden seines Wirkens, möglich geworden ist. Aber auch abgesehen von diesen nächstliterarischen Zwecken bietet die Lectüre dieses Buchs einen großen und dauernden Genuß; nirgends, auch nicht in den an Goethe gerichteten Briefen, in denen doch im= mer mehr der Dichter, der Kunstphilosoph sich äußert, tritt Schiller uns so unmittelbar, so von seiner echt menschlichen Seite entgegen, nirgends thun wir so tiefe und dabei so anre= gende und belehrende Einblicke in dieses starke, kühne, stolze Herz, in die Irrthümer, denen es unterworfen war, in die Triumphe, die es, erfüllt vom lebendigen Hauch der Schönheit, über sich selbst davongetragen, bis es endlich jene Reinheit und Hoheit, jene sitt= liche und ästhetische Verklärung erlangte, in welcher Schiller nun im Gedächtniß der Nachwelt fortlebt. Und dieser Körner mit seiner treu ausharrenden, durch nichts beirrten Freundschaft, diesem im= mer bereiten, liebevollen Verständniß, dieser innigen zärtlichen Zuneigung, die darum doch niemals ausartet in weichliches Ver= hätscheln des geliebten Freundes — welch schöner, welch inner= lichst befriedigender Anblick eines echt deutschen Charakters und einer wahrhaft männlichen Freundschaft!

Schwerlich konnte den Verehrern Schiller's, die es nicht blos zum Schein und zu Nebenzwecken, sondern in der That und der Wahrheit sind, auf Anlaß seiner Sä= cularfeier ein werthvolleres Geschenk gemacht werden, als mit dieser zweiten wohlfeilen Ausgabe des Schiller=Kör= ner'schen Briefwechsels, deren Preis im Verhältniß zu dem Umfange des Werks (100 Druckbogen) so niedrig gestellt ist, daß man mit Fug und Recht erwarten darf, sie in recht viele Hände übergehen und so weit möglich ein Gemeingut der Nation werden zu sehen. Mit Freu= den entsprach ich dem an mich gerichteten Wunsche, zu dieser neuen Ausgabe ein einleitendes Wort zu schreiben, das auch als selbständige Schrift im Buchhandel zu haben ist. Wenn es mir dadurch gelungen sein sollte, eine gerechtere Würdigung der seltenen Geistes= und Charaktereigenschaf= ten Körner's wie auch seiner Verdienste um die Litera= tur in weitern Kreisen als bisher anzubahnen, so wäre ein Hauptzweck meiner einleitenden Schrift erreicht. Da= durch daß Körner den Dichter aus bedrängtesten Umstän= den, ja vielleicht von materiellem und geistigem Untergange rettete, wie dadurch, daß er in seinem Sohne Karl Theo= dor der deutschen Nation einen seiner tapfersten Kämpfer und seiner begeistertsten Kriegs= und Vaterlandssänger groß= zog, hat Christian Gottfried Körner sich um das gesammte deutsche Vaterland wohl verdient gemacht; ein speciellere Verdienst hat er sich um Sachsen und besonders um die sächsische Hauptstadt erworben. Hier sah es gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in geistiger Hinsicht noch sehr öde und traurig aus; Körner sowol als Schiller klagen hier= über aufs bitterste, und letzterer schied aus Kursachsen mit der ungünstigsten Vorstellung von dessen Bewohnern, namentlich von den Dresdenern, deren Charakter er ein= mal „seicht, zusammengeschrumpft" u. s. w. nennt. Es war allerdings eine kleine literarische Gemeinde vorhanden, die aber sicherlich nur auf sehr wenige Köpfe beschränkt war, und außer dem engern Freundeskreise der Körner'schen

Familie wird es kaum jemand in Leipzig und Dresden gegeben haben, welcher Schiller's Genius zu würdigen gewußt oder sich um seine Person mit einiger Sympathie bekümmert hätte. Schiller wirft den damaligen Sachsen vor, daß es gefährlich sei, bei ihnen im Rufe zu stehen, man schätze etwas höher als sein Brotfach. Dies scheint allerdings nur zu sehr der Fall gewesen zu sein, denn Körner hielt, um seiner amtlichen Laufbahn nicht zu schaden, aufs ängstlichste auf Anonymität, obschon seine Schriften oder vielmehr Aufsätze der allerunverfänglichsten Art und ausschließlich ästhetischen und kunstphilosophischen Inhalts waren. In der Einleitungsschrift heißt es:

Man hatte nichts dagegen, daß ein Beamter seine Mußestunden im Wirthshause, im Theater, in Gesellschaft, beim Kartenspiel oder bei Musik verbrachte, aber sie in schriftstellerischer Thätigkeit zu verwenden und dadurch der Menschheit nützlich zu werden, das war ein Verbrechen, für welches keine Verzeihung zu finden war.

Körner that nun in Dresden redlich und mit bestem Erfolg das Seinige, um diesem geistlosen Pedantismus ein Ende zu machen, und es gelang ihm dies namentlich mittels der gesellschaftlich literarischen Reunionen in seinem Hause, zu denen alles, was in Dresden höhere Bildung besaß oder zu besitzen sich einbildete, oder doch den Schein davon zu behaupten wünschte, Zugang zu erhalten suchte; denn das Körner'sche Haus war ein Mittelpunkt aller Celebritäten und Männer von Geist und Namen geworden, welche Dresden auf längere oder kürzere Zeit oder nur auf der Durchreise besuchten. Was erst nur Mode war, wurde dann Bedürfniß, und es bildeten sich neben dem Körner'schen Cirkel und später noch andere Kreise dieser Art, von denen sich Geschmack an Kunst und Literatur weiter verbreitete. Wir für unsere Person sind sonst nicht gerade sehr geneigt, in den deutschen Salons ein sehr segensreiches oder besonders wirksames nationales Culturelement zu erblicken; aber der Körner'sche Cirkel hatte eine wirklich literarische Bedeutung, er war ebenso frei von prätentiösem Zwange und conventioneller Steifheit als von jener ungesunden Koketterie mit dem bloßen Esprit und schlagfertigem Witz, wodurch die blos äußerlich gebildete Salondame und der sonst jeder sittlichen und tiefern Grundlage entbehrende Weltmann so häufig den Mann von Genie und wirklich schöpferischem Geist übertreffen. Wer Körner's Schriften — von denen, wie man dem Publikum von Augsburg her Hoffnung gemacht, eine Gesammtausgabe vorbereitet wird — und namentlich seine Briefe mit Schiller und seinem Sohn Theodor gelesen hat, der wird davon überzeugt sein, daß in Körner's Nähe nichts Unreines und Unedles, nichts blos Schimmerndes aber Gehaltloses auf die Dauer eine bleibende Stätte finden konnte. Die feinste Bildung verlor für Körner um so mehr an Werth, je weniger sie auf rein menschlicher Grundlage beruhte.

Für die Kenntniß Schiller's, sowol des Dichters und Aesthetikers als des Menschen, ist dieser Briefwechsel von äußerster Wichtigkeit und in letzterer Beziehung, wie auch Robert Prutz hervorhebt, die Hauptquelle. Solchen Idealisten, welche sich Schiller nicht anders als immer in den höchsten Regionen schwebend und der Weltdinge und des weltlichen Vortheils gar nicht Acht habend vorstellen können, wird es überraschend sein, bei der Lectüre der Einleitungsschrift oder noch besser der Briefe selbst (falls sie dieselben mit erforderlicher Ruhe und Objectivität überhaupt zu lesen vermögen), aufs deutlichste wahrzunehmen, daß Schiller das Leben in den meisten Fällen sehr praktisch und energisch anzufassen, alles gut zu berechnen und seines Vortheils wahrzunehmen wußte. Dies versteht sich auch von einer so energischen Natur wie Schiller war eigentlich von selbst. Seine ökonomische Lage zu verbessern und sich bürgerlich solid einzurichten, war sein sehr bestimmtes Ziel, das er auch zu erreichen wußte. Er selbst spricht einmal davon, daß es für den Schriftsteller auch einen „ökonomischen Ruhm" gebe, und daß dieser ihm sehr nöthig sei, um auch in der bürgerlichen Welt etwas zu gelten; er sah ein, daß es nöthig ist, sich zuvörderst eine gesicherte Lebensstellung zu erringen, um große Compositionen ausführen zu können. Man kann der Welt nur dazu Glück wünschen, daß er diese Umsicht und Energie besaß, denn ohne sie würde er das Große, was er wirklich später vollbracht hat, nicht haben vollbringen können. Er hat zwar seine sorgenvollen Jahre gehabt, in denen er als echter Literat von buchhändlerischen Aufträgen lebte, aber es gelang ihm doch, sein Leben später ziemlich behaglich einzurichten, sodaß er schon zu Ende des Jahrhunderts sein jährliches Einkommen auf 2400 Reichsgulden anschlagen konnte, was zwar mit seinen Leistungen und seiner aufreibenden Arbeit immer noch in keinem Verhältniß stand, aber doch für die damaligen und namentlich jenaischen Lebensverhältnisse immerhin kein ganz unansehnliches Einkommen war. Die Verbindungen mit Hof und Adel, welche er seiner Frau verdankte, kamen ihm hierbei direct oder indirect zu statten. Ein Dichter, der, wie Schiller in seinen letzten Lebensjahren, nach Palleske's Angabe jährlich 160 Thaler an seinen Weinlieferanten zahlt, ungerechnet die feinen Weine, die ihm geschenkweise zuflossen, kann wol keineswegs zu den armen Poeten gezählt werden. Und selbst jene Nothjahre gereichten ihm nicht zum Schaden. Es waren die Jahre, in denen er sich auf das Studium der Geschichte, Philosophie und Aesthetik verlegte, das ihm dann für die Ausarbeitung einer Reihe der vortrefflichsten dramatischen und lyrischen Producte so sehr zu statten kam, übrigens Jahre, die ihm doch auch durch das Geldgeschenk des Grafen Schimmelmann und des Herzogs von Augustenburg sehr erleichtert wurden. Wir treffen gerade in diesen Jahren auf einen großen Zug im Charakter Schiller's. Die Popularität, welche ihm seine dramatischen Erstlingswerke verschafften, konnten ihn wol verführen, auf diesem Wege fortzufahren und ein Vielschreiber zu werden, und ein Dichter neuerer Zeit würde dieser Versuchung schwer widerstanden haben. Er aber, einem höhern Ziel als der bloßen sogenannten Popularität nachstrebend und heißgierig, für die Unsterblichkeit zu dichten, verschmähte den raschen Verdienst und die wohlfeile, leicht aber auch das größte Talent verflachende Popularität und ruhte jahrelang von

seinem dramatischen Schaffen aus, um dann plötzlich mit einem so reifen Product wie „Wallenstein", an dem er jahrelang in der Stille gedichtet und gearbeitet, vor die erstaunte Welt zu treten. Aber auch in diesen Jahren verlor er sein Ziel, sich eine gesicherte Stellung zu erringen, nicht aus den Augen, und Goethe behauptet sicherlich nicht mit Unrecht, daß Schiller viel mehr Lebensklugheit und Lebensart als er besessen habe. Scherr setzt zwar, indem er diese Stelle anführt, hinter das Wort „Lebensklugheit" ein Fragezeichen, aber Goethe, der im „Epilog" und sehr vielen andern Stellen das Hohe und Große an Schiller mit wahrer Selbstverleugnung gefeiert hat, wird wol gewußt haben, was er hier sagte, wie er auch sicherlich in gewissem Sinne nicht unrecht hatte, wenn er von Schiller versicherte, daß dieser eine aristokratischere Natur gewesen als er. Im übrigen bemerkt auch Scherr gelegentlich: „Es klingt seltsam und ist doch wahr, daß der große Prophet des Idealismus über die Bedingungen einer glücklichen Ehe eine durchaus verständige Ansicht und Ueberzeugung hatte." Und warum sollte er sie nicht gehabt haben?

In unserer praktisch-realistischen Zeit wird es der Verehrung für Schiller sicherlich keinen Abbruch thun, wenn man nachweist, daß er in allen Existenzfragen eine bei einem Dichter nur selten anzutreffende praktische Umsicht bewiesen. Rechnet man hierzu seinen namentlich in früherer Zeit hervortretenden Hang zur Medisance und zu absprechenden Urtheilen, aus dem dann auch die „Xenien" zum Theil hervorgingen, endlich seine stolze Unzufriedenheit, in welcher der Medicinalrath A. Clemens sogar einen pathologischen Grundzug seines Charakters erblicken will, so denke ich, wird man es gerechtfertigt finden, wenn Schiller früher einmal in d. Bl. als ein wesentlich moderner Charakter bezeichnet wurde. Schiller war in seinen Briefen außerordentlich freigebig mit wegwerfenden Aeußerungen und harten Urtheilen, wie „armselige Hunde" (Ramler und Engel), „Laffe" (Friedrich Schlegel), „jämmerlicher Hund", „ausdringlicher und impertinenter Bursche", „Allerweltsschwätzer und Sykophant", „Prahlhans und Windbeutel", „Lumpenpack" (worunter er die Schauspieler versteht) u. s. w., und nur zu leicht erscheinen ihm die Verhältnisse und Umgebungen, in denen andere leben, „elend". Die Härte, womit er sich über Alexander von Humboldt und anfangs selbst über Goethe aussprach, ist bekannt, ebenso Schiller's klatschhafte Mittheilungen über Herder und dessen Frau und sogar über die Herzogin Amalie. Diese Neigung zum Klatsch ist freilich ein Brauch, „von dem der Bruch mehr ehrt als die Befolgung", indeß ist er in unserm „gemüthlichen" Deutschland so beliebt, daß auch Schiller, indem er sich so hart äußert, bei den meisten eher auf Zustimmung als auf Tadel zu rechnen haben wird.

Im übrigen dürfen wir nicht verkennen, daß einem so eminenten Geiste wie Schiller die Menschen und alle menschlichen Verhältnisse mit Recht oft sehr niedrig vorkommen mußten. Auch hatte er während seiner Nothjahre die Menschen sicherlich von keiner sehr vortheilhaften Seite kennen lernen. Auch nur zehn Jahre voll Kampf, Entbehrung und Demüthigung können hinreichen, um für Lebensdauer nicht die Liebe zur Menschheit, aber die Liebe zu den einzelnen Menschen oder die Achtung für sie gründlich zu vernichten. Unter den Tausenden und Zehntausenden seiner Verehrer fanden sich etwa nur ein halb Dutzend, die, wie nachgewiesen werden kann, wirkliche Opfer für Schiller brachten, ohne eine Gegenleistung von ihm zu verlangen: Andreas Streicher, Frau von Wolzogen, Christian Gottfried Körner, der Herzog von Augustenburg, der Graf Schimmelmann, endlich Streicher's Hauswirth, der manheimer Baumeister Anton Hölzel, der, aus bloßer Verehrung für Schiller kein Opfer scheute, um die zur Deckung einer den Dichter furchtbar drückenden stuttgarter Schuld nöthige Summe herbeizuschaffen. Vergessen wir den einfachen Namen Hölzel's nicht neben den glänzenden einer Frau von Wolzogen, eines Grafen Schimmelmann und eines Herzogs von Augustenburg! Vielleicht, obschon wir es nicht bestimmt wissen, gab es noch drei oder vier anonym gebliebene Wohlthäter, welche sich die Verehrung für Schiller etwas mehr Geld, Zeit oder Gemüthsruhe kosten ließen als wohlfeile Ausdrücke der Bewunderung, zu denen wir auch im ganzen jene öffentlichen Ovationen für Schiller in Manheim, Weimar, Lauchstädt, Leipzig und Berlin rechnen dürfen; denn so löblich solche Ovationen für die Darbringenden und so erhebend und anfeuernd sie für den Gefeierten augenblicklich auch sind, so bringen sie doch keine reelle Hülfe; ja die vielleicht unmittelbar darauf sich offenbarenden finanziellen Nothstände und die persönlichen Demüthigungen vor „Gevatter Schneider und Handschuhmacher" wirken dann im Gegensatze dazu nur um so peinigender und erbitternder. Es heißt in der Einleitungsschrift zum Briefwechsel:

> Schiller war schon durch seine ersten lyrischen und dramatischen Producte der Lieblingsdichter der Nation; aber was that diese Nation für ihn? Man zahlte an der Theaterkasse seine paar Kreuzer, um der Aufführung eines Schiller'schen Stücks beizuwohnen, und man kaufte namentlich die an Druckfehlern reichen Nachdrücke seiner Dramen, weil sie die wohlfeilern waren. Seine Geburtstage sind sicherlich, solange er lebte, weniger solenn und geräuschvoll gefeiert worden als nach seinem Tode. Im übrigen wird man ihm gewiß keine jener Bedrückungen, Heimsuchungen und Demüthigungen erspart haben, die man überhaupt auch dem Genie nicht erspart, wenn und solange es in bedrängten Umständen lebt oder gar zahlungsunfähig ist.

Und wenn einmal unter den vielen Besitzern von Hunderttausenden sich ein paar finden, die dem Genie helfend beispringen, so macht dies eine Sensation, über die Körner auf Anlaß der Schimmelmann-Augustenburg'schen Schenkung einmal an Schiller schrieb:

> Eine traurige Empfindung mischt sich bei mir in die Freude über dein Glück: daß wir in einem Zeitalter und unter Menschen leben, wo eine solche Handlung angestaunt wird, die doch eigentlich so natürlich ist.

Niemand hatte ein gleiches Recht so zu urtheilen als Körner, der selbst Opfer gebracht, aber alles gethan hatte, um keine Kunde davon ins Publikum gelangen zu lassen. Freilich so ganz uneigennützige Menschen wie Körner gibt es — traurig zu sagen! — unter einer Million viel-

leicht nicht zehn, und Körner bedachte nicht, daß wenn von edelherzigen und wohlthätigen Handlungen gar keine Kunde in die Oeffentlichkeit gelangte, eben noch weniger geschehen würde. Man hört von so vielem Schlechten, warum soll man nicht auch das Gute erfahren, das in der Welt geschieht? Um einen Wetteifer auch in guten Handlungen zu veranlassen, ist, wie wir glauben, Publicität das beste Mittel, und es liegt sicherlich nichts Unnatürliches darin, wenn jemand für das, was er gut und recht gethan, Anerkennung zu finden wünscht, sei es auch nur, damit das von ihm gegebene gute Beispiel nicht verloren gehe und zur Nachahmung anfeuere.

Die Einleitungsschrift bemerkt unter anderm:

Der Schiller-Körner'sche Briefwechsel ist endlich, um parador zu sprechen, noch durch das interessant und charakteristisch, was er nicht enthält. Er enthält z. B. fast gar keine Beschreibungen irgendwelcher Art, keine Schilderungen von Städten, landschaftlichen Scenerien und Vorgängen aus dem Volksleben. In sich hineingekehrt, achtete Schiller sehr wenig auf dergleichen, und er gesteht einmal selbst, daß er kein Freund des Reisens sei, weil es ihn zerstreue. Der Briefwechsel enthält überhaupt nichts über jene Fragen der Gesellschaftswissenschaft und des Staatslebens, die uns jetzt so nahe gelegt sind, kaum eine Anspielung auf jene wichtigen Ereignisse, welche Deutschland bedrohten oder betrafen und seine Existenz erschütterten.

Um so größere Bewunderung verdient das Anschauungsvermögen des Dichters, der in seinen Dramen so viele politische und staatsmännische Weisheit niederlegte, in „Wallenstein's Lager", im „Tell" und im „Demetrius" die mannichfachsten Volks- und in manchen seiner Gedichte Landschaftsbilder mit so kräftigem Pinsel zu gestalten wußte. Als merkwürdig hätte noch hervorgehoben werden können, daß, so zahlreich und umfangreich in diesen Briefen die ästhetischen Erörterungen auch sind, davon doch auf Werke der bildenden Kunst kaum irgendwo Anwendung gemacht, kaum ein Gemälde oder ein Sculpturwerk auch nur erwähnt wird, obschon doch Schiller unter anderm die Meisterwerke in der dresdener Galerie gesehen hatte. Freilich nannte er diese gegen den Galeriedirector Hartmann „alte Lumpen"! Wer erklärt dieses Räthsel?

Wie in viele andere uns vorliegende Schriften hat sich auch in meine Einleitungsschrift der Irrthum eingeschlichen, daß das bekannte Rescript, worin Schiller für die Professur in Jena empfohlen wird, weil man ihn „gratis" haben könne, Goethe zugeschrieben wird. Dieser Irrthum ist aber erst durch Palleske aufgeklärt worden, der das Rescript wörtlich im Anhange zum zweiten Bande seiner Biographie Schiller's mittheilt. Meine an das Rescript geknüpften Bemerkungen bleiben jedoch, wie ich glaube, berechtigt, da auch der Herzog August so ziemlich dieselben Rücksichten zu nehmen hatte wie sein Minister.

Körner's Verdienste um Schiller sind unendlich groß. Außer seinem Familienleben und dem Gefühl einer gesicherten Lebensstellung verdankt es Schiller namentlich den Einflüssen seines Freundes Körner, wenn sein Gemüth allmählich weicher, zufriedener und rücksichtsvoller gestimmt wurde. Wir haben außerdem oben die Verdienste hervorgehoben, welche sich Körner um das geistige Leben Dresdens erworben hat. Dennoch wurde sein Name bei der Säcularfeier neben dem Schiller's kaum irgendwo genannt. Und doch verdient es Körner so sehr, daß man sein Andenken durch irgendein öffentliches Denkmal, z. B. die Aufstellung einer Büste an irgendeinem passenden Orte in Leipzig oder Dresden ehrt.

Wir schließen diesen Artikel mit einer Nachkost, dem Anführen folgender Schriftchen, welche der bloßen Collectaneen-, zum Theil selbst der Curiositätenliteratur angehören:

4. Schiller-Kalender. Auf das Säcularjahr von Schiller's Geburt. Wien, Lechner. 1859. Gr. 16. 20 Ngr.
5. Schiller-Anekdoten. Zusammengestellt von Paul Förster. Berlin, Schlingemann. 1860. 8. 5 Ngr.
6. Schiller. Ansichten des Dichters über Gott, Natur und Menschheit aus seinen Gedichten und Dramen zusammengestellt von F. d'Hargues. Berlin, Mohr u. Comp. 1859. 12. 6 Ngr.
7. Der politische Jahrmarkt. Ein Fastnachtsspiel von Schillero Rescidivo. Stuttgart, Fischhaber. 1859. 16. 12 Ngr.

Die Speculation im Kleinen, welche jedes Vortheilchen zu benutzen sucht, hat auch die Säcularfeier Schiller's zu ihren mehr lächerlichen als großartigen Operationen benutzt, und auch der Buchhandel hat sich daran betheiligt. Man hatte Schiller-Cigarren, Schiller-Wurst, Schiller-Portemonnaies, Schiller-Seife, Schiller-Champagner, selbst Schiller-Liqueur, Schiller-Punschertract und Schiller-Pfropfen, warum sollte man nicht auch Schiller-Kalender und Schiller-Anekdoten haben? Auch dergleichen gehört zu den „Zeichen der Zeit". Im übrigen wollen wir dem im ganzen umsichtig und nicht ohne Kritik zusammengestellten „Schiller-Kalender", diesem „Ergebniß eines vieljährigen Schiller-Cultus", einen gewissen Werth nicht absprechen, da das angehängte alphabetisch geordnete Sach- und Namenregister mit den Hinweisungen auf das betreffende Datum diejenigen, die sich seiner bedienen, in den Stand setzt, die merkwürdigsten Facta in Schiller's Leben rasch und bequem im Kalender selbst aufzusuchen. Dennoch ist der Kalender nicht so vollständig als er sein könnte und sollte, und wir vermissen die Namen mancher Notabilitäten, sogar die Namen eines W. von Humboldt und Fichte, deren Beziehungen zu Schiller derart waren, daß es an dem nöthigen Kalenderdatum sicherlich nicht fehlen konnte. Von Schiller's Stücken vermißten wir „Demetrius", obschon sich für diesen das Datum in Schiller's Notizenbuch findet, wo es am 10. März 1804 heißt: „Mich zum Demetrius entschlossen." Daß das hübsch ausgestattete Büchlein das Ergebniß eines „vieljährigen" Schiller-Cultus und gründlichen Studiums sei, möchten wir hiernach doch bezweifeln.

Ein mit aller Noth zusammengestoppeltes Büchlein sind die „Schiller-Anekdoten". Schiller liebte zwar, wie man erzählt, den Scherz in der Unterhaltung, aber er war kein eigentlicher Bonmotist und schlagfertiger Witzbold; man kann sich daher denken, was alles aufgetrieben werden mußte, um ein Bändchen mit Anekdoten aus Schiller's Leben zu füllen. Da lesen wir z. B. die Erzählung von der Aufführung der „Braut von Messina"

in Lauchstädt, wo bei den Worten: „Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen" (in unserm Büchlein falsch citirt: „Wenn Wolken sich thürmend den Himmel schwärzen") ein gewaltiges Gewitter losbrach, so stark, daß der Leser selbst versuchen möge, „sich einen Begriff zu machen von dem Entsetzen, das bei dem fortdauernden Gewittertosen durch alle Herzen zog, rings todtenbleiche Gesichter, jedem stockte der Athem, auch Schiller saß in seiner Loge wie versteint", wobei wir bemerken, daß die „todtenbleichen Gesichter" wenigstens auf keinen Heldenleibern gesessen zu haben scheinen. Wenn man dergleichen unter die Anekdoten rechnet, dann freilich könnte man mit Moses- und Christus-Anekdoten ganze Bände füllen, und jeder Heilige, namentlich aber der heilige Crispin, würde Stoff zu Anekdotensammlungen im Umfange von Foliobänden bieten.

Die Schrift „Schiller. Ansichten des Dichters" u. s. w. ist eine bloße Anthologie aus Schiller's Werken, und zwar nur aus seinen poetischen, was allerdings das Bequemste ist. Die Mehrzahl der Verehrer Schiller's kümmert sich freilich nicht um seine prosaischen Schriften und noch weniger um seine Briefe, die doch einen Schatz der trefflichsten Gedanken enthalten und deren Studium nothwendig ist, um sein Wesen und seinen Charakter vollkommen zu begreifen. Der Herausgeber theilt seine Sammlung in die Hauptrubriken „Gott", „Natur" und „Menschheit", und er bemerkt im Vorwort:

Die ersten beiden Rubriken „Gott", „Natur" sind im Vergleich zur Rubrik „Menschheit" unverhältnißmäßig schwach. Man wird hierüber nicht rechten können; denn es lag nicht in meiner Hand, ein schönes Gleichmaß in dem Stoffe der drei verschiedenen Rubriken herzustellen. Schiller ist vorzugsweise, wie sich hier schon äußerlich zeigt, ein Dichter, der die Tiefen des menschlichen Herzens in seinem Fühlen, Wollen und Handeln enträthselt.

Ein fast wunderliches Büchlein ist der „Politische Jahrmarkt", welches in der Buchhändleranzeige als „eine der originellsten Schriften, die jemals erschienen sind", bezeichnet wird. In einer Vorbemerkung sagt der Herausgeber, der sich „M. Reimlein, poeta laureatus" nennt:

Der günstige Leser wird bald wahrnehmen, daß wir folgende sinnreiche Aussprüche, gleichsam „sententiae poeticae in usum Delphini", nur aus den bereits censirten Werken des bekannten Friedrich Schiller und zwar aus der loyalst rectificirten kleinen Cotta'schen Gesammtausgabe, sorgfältig zusammengelesen haben, was wir uns submissest zu bemerken erlauben.

Es sind in dem Büchlein eine gute Anzahl politischer Sentenzen, oder solcher Sentenzen, die sich wenigstens auf politische Situationen und Personen anwenden lassen, so zusammengestellt, daß sie gewissermaßen als dramatische Personen eine ganze scenische Handlung durchführen, z. B.:

Germania.
Mich laß in tiefster Nacht
Mein Unglück, meine Schande, mein Entsetzen
Verbergen.

Johanna.
Eine weiße Taube
Wird fliegen und mit Adlerskühnheit diese Geier
Anfallen, die das Vaterland zerreißen.

Mathy.
Ergib dich! Du bist meine
Gefangene!

Haynau.
Weil ich deinen bösen Sinn erkannt,
Will ich dich führen lassen und verwahren,
Wo weder Mond noch Sonne dich bescheint.

Oberpostamtszeitung.
Die glauben, daß der Herr des Himmels sich
Durch eine schlichte Magd verkünden werde u. s. w.

Diese Probe wird hoffentlich genügen, um von dem wunderlichen Ganzen eine Vorstellung zu geben. Sicherlich gibt es unter dem deutschen Volke mehr als unter irgendeinem andern solche Leute, welche sich in capriciösen und wunderlichen Ideen gefallen und mit der den Deutschen eigenen Gewissenhaftigkeit auf sie einen Fleiß und einen Scharf- oder vielmehr Klaubsinn verwenden, die einer vernünftigern und dem Verfasser wie der Menschheit nützlichern Idee würdiger wären. Damit wollen wir übrigens nicht gesagt haben, daß dieses Büchlein gerade wegen seiner Wunderlichkeit von manchen, die das Wunderliche lieben, nicht mit Vergnügen gelesen werden sollte. Beiläufig bemerken wir noch, daß sich auch ein paar sehr bekannte Goethe'sche Aussprüche in diesen Carneval verirrt haben.

Es liegen uns noch so viele Säcularschriften vor — darunter einige werthvolle Beiträge zur Biographie Schiller's, wie namentlich das Werk „Schiller's Beziehungen zu Aeltern, Geschwistern und der Familie Wolzogen", größere und kleinere Schriften über seine Werke oder seinen Bildungsgang, oder seine persönlichen Beziehungen, Dichtungen, auch dramatische, in denen wie in Ludwig Eckardt's „Friedrich Schiller" und in Apel's „Dichter's Liebe und Heimat" Schiller selbst als Held auftritt, die biographische Erzählung von H. Schwerdt „Schiller's Geburtstag", allegorische Festspiele, Prologe, Festreden, z. B. von J. Grimm, Kuno Fischer, H. Masius, A. Sydow, A. Jung, M. Carriere, R. Gottschall (die breslauer Rede), J. Jakoby, W. A. Passow, P. Möbius, J. W. Schaefer u. a. — und es kommen uns noch allwöchentlich solcher Säcularschriften so viele zu, daß wir auf unsere Absicht, bis Ende dieses Jahres mit dieser gewaltigen Papiermasse aufzuräumen, nothwendig verzichten mußten; bei gelegener Zeit und sobald als möglich, gedenken wir im nächsten Jahre unsere Betrachtungen wieder aufzunehmen. Als wir uns in frühern Tagen wie alle Jünglingsherzen an Schiller's Dichtungen begeisterten, hätten wir nicht geglaubt, daß uns Schiller einmal so viel Noth und Mühe machen werde; denn die weltbekannte Schreib-, Sprech- und Druckseligkeit der Deutschen hat sich bei dieser Säcularfeier in einem Grade offenbart, der alles übertrifft, was man von ihr billigerweise erwarten konnte.

Hermann Marggraff.

Royalistische Memoiren.

Denkwürdigkeiten eines Royalisten. Von Hermann von Scharff-Scharffenstein. Erster und zweiter Band. Berlin, Herbig. 1859. 8. 3 Thlr.

Es ist ein eigenthümliches Buch, welches uns hier vorliegt. Man erwartet interessante Denkwürdigkeiten aus hocharistokratischer Feder, vielleicht mit etwas Dichtung vermischt, möglicherweise Aufschlüsse über unbekannte politische Begebenheiten; man vermuthet hier wieder eine Darstellung der neuesten Geschichte aus einem dem gewöhnlichen Menschen unnahbaren Standpunkte zu begegnen. Aber alle diese Vermuthungen gehen irre. Der Verfasser, um es kurz zu sagen, bietet uns historischen Stoff aus alter Zeit, in der Weise wie ihn der allbekannte „Rheinische Antiquarius" so unterhaltend auszubeuten weiß; aber er unterscheidet sich doch gar wesentlich von diesem, der ihm als Muster vorgeschwebt zu haben scheint. Was er gibt, nun, er mag es auf die Art, die er angibt, gesammelt haben, aber es fehlt ihm der Reiz der Neuheit, es sind zum bei weitem größten Theil allgemein bekannte Thatsachen der allgemeinen Geschichte, und die Anlage ist auch nicht eine sehr glückliche. Denn, das ist das Eigenthümliche der Anordnung, der Verfasser hat sich so seinen Stoff zurecht gelegt, daß er, der uns sein eigenes Leben darstellen zu wollen versichert, mit seinen Jugendjahren beginnend, in seiner frühesten Jugend zu einer alten Dame seiner Verwandtschaft nach Düsseldorf gekommen zu sein behauptet, die zunächst ihm die Erinnerungen ihrer Jugendzeit des Breitesten erzählt und nun immer weiter rückwärts gehend, wieder die Jugenderinnerungen einer alten Dame, welche sie kennen gelernt, auffrischt, unterstützt dann durch alte schriftliche Aufzeichnungen, die in noch weitere Vergangenheit zurückführen. So ist es denn möglich am Ende bis auf die Völkerwanderung zurückzukommen, und wenn in den vorliegenden Bänden der Verfasser auch noch nicht in diese Nebelzeit hineinblicken läßt, so möchten wir doch nicht wetten, daß dies in den folgenden nicht möglich sein möchte. Auf diese Weise aber Denkwürdigkeiten zu schreiben ist freilich eine neue Manier, aber ob sie irgendwie vor dem Richterstuhl der Kritik bestehen kann, ist eine wol nicht schwer zu entscheidende Frage. Warum nun gerade „Denkwürdigkeiten eines Royalisten" sich die Memoiren benennen, ist auch nicht leicht zu sagen; denn da die Person des Verfassers bis dahin noch keine bedeutende Rolle gespielt hat, wissen wir nicht, ob er irgendwo royalistische Verdienste sich erworben hat. Das merkt man freilich heraus, daß die Hofluft ihm ungemein behagt; denn abgesehen davon, daß er in die kleinlichen Verhältnisse des Hoflebens sich mit Lust und Liebe hineingelebt hat, daß alles vom Hofe Ausgehende in ihm einen beredten Vertheidiger findet, daß Tilly und Maria Stuart mit einer Ehrenrettung von ihm bedacht werden, so streut er, obgleich auch seiner bergischen Heimat nach dem preußischen Regentenhause mit Devotion zugethan, doch dem Hofe von München bei jeder Gelegenheit Palmen.

Damit wollen wir indeß gern zugestehen, daß er für diejenigen Leser, welche mit den Einzelheiten der Geschichte, namentlich mit dem genealogischen Theile weniger vertraut sind, manches Interessante darbietet; aber der gute Eindruck wird zu leicht geschwächt durch Ueberspringen auf die bekanntesten Ereignisse und die breiteste Schilderung derselben.

So führt uns nun das Buch alsbald in das Leben der unglücklichen Herzogin Jacobäa ein, die 1597 starb, knüpft daran die Darstellung des clevischen Erbfolgestreits, springt durch Verkettung der Zeitereignisse über auf Margarethe von Valois, Heinrich IV. von Frankreich und Maria von Medicis, wendet sich dann wieder zum Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm, erzählt ausführlich vom Kloster Altenberge und der heiligen Ursula. Nun aber schließt sich daran die Geschichte der Grafen von Berg und Altena, dann kommen wir in die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, hören nun von dessen Veranlassung, dem Winterkönig, plötzlich wieder von Gonsalvo von Cordova, dann von Isabella, der Tochter Philipp's II. So kommen wir nach Brüssel, damit zu Rubens und Anton van Dyck. Es ist nicht schwer nach dieser, man möchte sagen, uralt epischen Weise bei Maria Stuart anzugelangen und ihr eine Thräne des Mitleids nachzuweinen, und sie führt leicht auf Abälard und Heloise und Arnold von Brescia, von denen wir auch im reichsten Maße zu lesen bekommen. Der Demagog Arnold leitet über, freilich nicht zum Müller Arnold, aber doch zum heiligen Arnold, bis wir wieder bei dem Dreißigjährigen Kriege angekommen sind und von Johann von Werth hören, daß er nicht aus einer Bauernfamilie stammte. Darauf folgt die ausführliche Erzählung von Kaiser Adolf von Nassau und seinem Geschlechte; hat dieselbe uns aber vielleicht zu lange aufgehalten, so werden wir dafür entschädigt, daß nach der Bekanntschaft mit Oldenbarneveldt und Moritz von Oranien jetzt Tilly persönlich vor uns erscheint in seiner ganzen Liebenswürdigkeit und als schönstes Gegenstück gegen den echten Realisten der Ritter mit dem Schwan. Aber alsbald macht die Romantik der historischen Wirklichkeit Platz. Wir sind am Hofe Ludwig's XIII.; Richelieu, dann der Herzog von Luynes lebt und leibt vor uns. Doch der Schluß bringt uns nach Düsseldorf zurück; ausführlich wird der Tod der Herzogin Magdalena erzählt und eine Wallfahrt lehrt uns Altötting und seine Schätze durch und durch kennen.

Gewiß ein sehr buntes Allerlei; aber wo bleibt die künstlerische Einheit? Das Buch rührt von Einem Verfasser her, und es soll uns gar nicht wundern, wenn es von einem unserer Enkel als Argument gegen die Gültigkeit der von Lachmann mit so viel Scharfsinn auf die althellenischen und deutschen Epopöen angewandten Liedertheorie benutzt werden sollte. 42.

Notizen.

Thaddäus Lau gegen Walesrode.

In den dreißiger und vierziger Jahren waren persönliche Reibungen und Raufereien zwischen den Schriftstellern — natürlich nur auf dem Papier — sehr an der Tagesordnung, und diese literarischen Skandale besonders waren es, welche den Schriftstellerstand so tief in der öffentlichen Achtung sinken machten. Oeffentliche literarische Debatten wird es zwar immer geben, solange es verschiedene Standpunkte und Principien gibt, ja sie sind sogar heilsam und nothwendig, weil sonst die geistige Strömung leicht von Fäulniß und Stagnation oder doch mindestens ertödtender Monotonie bedroht wäre. Verwerflich erscheinen solche öffentliche Auseinandersetzungen nur dann, wenn sie einen rein persönlichen Charakter annehmen, wenn die Fehde in einem injuriösen Ton geführt wird, wenn das Publikum mit Aufschlüssen behelligt wird, die nicht vor die Oeffentlichkeit gehören, kurz, wenn man zu ehr- und brotabschneiderischen Beschuldigungen und Verdächtigungen seine Zuflucht nimmt, für welche die vollständigen Beweise fehlen und für die selbst der günstigste Entscheid der Gerichte, falls ein solcher bei unsern mangelhaften Preßgesetzen überhaupt zu erlangen sein sollte, keine ausreichende Genugthuung gewährt. Bei solchen Skandalen schadet in der Regel jeder sich selbst gerade ebenso viel als er dem andern schadet, und oft erleidet gerade der Theil die meiste Einbuße, der zuerst dazu provocirte. In der letzten Zeit war diese Art der Polemik allmählich seltener geworden, aber der alte böse Feind ruht nicht. Dies beweist noch der jüngst zwischen Cohen-Walesrode und Thaddäus Lau entstandene Streithandel. Da Thaddäus Lau zu den Mitarbeitern unsers Blattes gehört und es uns selbst nur erwünscht sein kann, wenn sich Lau von den gegen ihn erhobenen Verdächtigungen reinigt, wird man uns ausnahmsweise gestatten, von dieser Streitigkeit in aller Kürze Notiz zu nehmen. Walesrode hatte in seiner anonym herausgegebenen Broschüre: „Eine politische Todtenschau", Lau „einen eben von seinem Triennium absolvirten, mit einem nagelneuen Doctortitel bekleideten Studenten" genannt und ihn beschuldigt, ein Protégé des Generals Plehwe gewesen zu sein, dessen Wohlwollen er sich „als Mitarbeiter an der reactionären Presse Königsbergs durch einige gegen freisinnige Persönlichkeiten und

Tendenzen verfaßte Aufsätze" erworben, indem der General wahrscheinlich nicht gewußt, „mit welcher Elasticität" sein Protégé zu gleicher Zeit als Mitarbeiter an Blättern von entgegengesetzter Tendenz „den am Pregel von ihm verketzerten Menschen und Richtungen wieder das Wort redete". Außerdem hatte er eine Beschuldigung des „Literarischen Centralblatt" aufgewärmt, wonach Thaddäus Lau's Werk über die Magna-Charta nur ein an Friedrich Hurter begangenes Plagiat sein sollte. Thaddäus Lau hat nun eine Erklärung gegen diese Beschuldigungen in die „Berliner Revue" einrücken lassen, was ihm um so schwerer angekommen sein muß, da er noch in seiner Schrift „Zur Auswahl" sich zu dem Grundsatze bekannte, daß man auf gewisse böswillige und verleumderische Angriffe am besten thue zu schweigen, und sich auch noch im Eingange seiner Entgegnung gesteht, wie in eigener Angelegenheit vor die Oeffentlichkeit zu treten für jeden, der durch den Beruf der Oeffentlichkeit angehöre, sein Misliches habe. Es thut wehe, Lau genöthigt zu sehen, sich auf seine bestandenen Examina, auf seine Lehrerthätigkeit am kneiphöfischen Gymnasium zu Königsberg, auf das von Drumann seinen „vorzüglichen Anlagen" und seinem „regen wissenschaftlichen Streben" unterm 4. April 1856 ausgestellte Zeugniß u. s. w. zu berufen. Lau versichert aufs bestimmteste, daß in dem von E. Lindenberg redigirten „Freimüthigen", dessen „cynisches Treiben" er stets gemisbilligt, nie eine Zeile von ihm gestanden, daß seine Artikel in der „Hartung'schen Zeitung" und in der „Ostpreußischen Post" fast stets mit seinem Namen unterzeichnet gewesen, er fordert den Verfasser der „Todtenschau" öffentlich auf, ihm einen einzigen Artikel zu nennen, worin er den von ihm angeblich am Pregel verketzerten politischen Personen und Richtungen das Wort geredet, und die Behauptung in Betreff seiner Schrift über die „Magna-Charta" nennt er „eine der Lügen, in denen sich anonyme Meuchler gefallen". Auf die von Lau gegen Walesrode gerichteten persönlichen Beschuldigungen und den näher motivirten Vorwurf, daß demselben die Forderung einer Genugthuung, wie sie „unter Ehrenmännern üblich", nicht zugemuthet werden dürfe, gehen wir hier nicht weiter ein; wir erwähnen nur, daß beide in Königsberg persönlich bekannt gewesen, „in einem und demselben Café täglich Stuhl an Stuhl gesessen", und daß Lau Walesrode's Verfahren gegen ihn auf das unlautere Motiv persönlicher Rache zurückführt, worüber alles derjenige, dem daran liegt, die Lau'sche Replik nachlesen möge. Zum Schluß derselben heißt es: „Lebte ich als Schriftsteller in Frankreich oder England, ich hätte nicht erst nöthig, an die Redactionen der Zeitungen und Journale die besondere und ausdrückliche Bitte zu richten, dieser Erklärung ihre Spalten öffnen zu wollen."

Trewendt's „Argo".

Von den Albums für 1860 hat uns die bei Trewendt in Breslau erscheinende von Fr. Eggers, Th. Hosemann und B. von Lepel herausgegebene „Argo" zuerst ihre Aufwartung gemacht, und da sie so artig war, dies zu thun, wollen wir auch nicht zögern, sie möglichst rasch und kurz in d. Bl. zur Anzeige zu bringen. Wir können im allgemeinen nur sagen, daß der Jahrgang 1860 in keiner Hinsicht und namentlich nicht in artistischer hinter seinen Vorgängern zurücksteht. Unter den meist sehr ansprechenden Genrebildern nennen wir die von H. Kretschmar („Griechischer Maler"), Th. Hosemann, L. Löffler („Die Mutter der Debutantin"), K. Arnold, O. Weber, O. Wisniewski u. s. w.; Thierstücke lieferten J. Schmitson und C. Steffeck; die Landschaften, welche, wie auch schon im vorigen Jahre, eine besondere Zierde des Bandes bilden, sind von E. Biermann, M. Schmidt, Ch. Hoguet, A. Haun und W. Riefstahl, und unter ihnen namentlich die von letzterm „Das Pfarrhaus" durch idyllische Gemüthlichkeit und Heimlichkeit außerordentlich ansprechend. Die interessanten Bemerkungen zu den Bildern und ihren Künstlern rühren auch diesmal von Eggers her. Der literarische Theil bietet zwei Erzählungen oder Skizzen, die von Th. Storm: „Späte Rosen", mit Initialen von W. Riefstahl, und die andere: „Der Centaur", von P. Heyse, mit Initialen von L. Burger. In letzterer sind die Abenteuer eines wiedererwachten Centauren in Baiern im ganzen mit recht feinem und reizendem Humor geschildert, während Storm's sonst sehr handlungslose Novelle von einer weichen Empfindung durchweht ist. Die Gedichte sind von E. Geibel („Das Gewitter", Bruchstück aus einem erzählenden Gedicht); Th. Fontane, K. Heigel, J. Große, W. von Merckel, R. Gottschall, H. von Blomberg, B. von Lepel, F. von Köppen u. a. G. Hesekiel läßt in einem Gedichte drei Zecher in einer Laube beisammensitzen, deren jedem eine Mücke ins Glas fällt. Der erste begehrt sofort ein neues Glas, der zweite fischt seine Mücke heraus und wirft sie fort; und der dritte?

> Dem dritten thät's passiren,
> Der machte sich nichts daraus,
> Die Mücke ohne Zieren
> Trank mit dem Wein er aus.

Der erste Zecher war ein Brite, der zweite ein Franzose, der dritte ein Deutscher. Emil Rittershaus steuerte ein gefühlvolles rührendes Gedicht: „Am Grabe von Adolf Schults", bei, worin es unter anderm heißt:

> Ja, Blüten sind es, die an Düften reich,
> Nicht ist dein Lied der starken Eiche gleich,
> Kein wildes Sturmlied je dein Singen war,
> Dem Volkslied gleicht es, einfach, schlicht und klar:
> Wer hat verklärt im Lied so schön wie du,
> Am trauten Herd die süße Liebesruh. . . .
> — — — — — — — — — —
> Die Quälerin, die Krankheit, hielt umspannt
> Mit Eisenklammern des Poeten Hand.
> Sie hat zerpflückt ihm jeden Blumenstrauß;
> Tropfweise trank den Schierlingskelch er aus,
> Ja, Sorg' und Krankheit, beide eng im Bund,
> Die machten trüb ihm jede Lebensstund'.
> Ein Wort von dir klingt noch im Ohr mir heut';
> „Seit Jahren hab' ich mich nicht mehr gefreut!"
> Deß Lied so manche Herzen froh gemacht;
> Ihm hat das Glück seit Jahren nicht gelacht.
> Ihn hielt Fortuna nicht im weichen Schos:
> Poet, Poet! dir fiel ein traurig Los.
> „Gedenk' zu leben!" einst ein Goethe sprach,
> Sein Lebenstag, es war ein Sonnentag!
> Dir klang es anders, nicht als Wort der Lust,
> Dir klang's: „Bedenke, daß du leben mußt!"
> Dir klang es scharf wie eines Dolches Stich,
> Der Augenpaare sieben sahn auf dich!
> Für sie, für sie, da hast du treu geschafft,
> Zusammen deine ganze Kraft gerafft;
> Für deine Kinder und dein treues Weib
> Hast du gequält den lebensmüden Leib;
> Im Dienst des Handelsgottes spät und früh —
> Dein letztes Lied, es war für sie, für sie!

Man weiß kaum, ob die Dichterei mehr ein Kind des Unglücks, oder das Unglück mehr ein Kind der Dichterei ist.

H. M.

Bibliographie.

Ambros, A. W., Culturhistorische Bilder aus dem Musikleben der Gegenwart. Leipzig, Matthes. 1860. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Apelt, E. F., Religionsphilosophie. Mit einem Nachwort von G. Frank. Leipzig, Engelmann. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Auer, Adelheid v., Neue Novellen. Drei Bände. Göttingen, Wigand. 1860. 8. 3 Thlr.

Bögekamp, H., Karl Ritter. Eine kurze Charakteristik seines Wirkens. Berlin, Riegel. 1860. 8. 6 Ngr.

Brendel, F. W., Erzählungen aus dem Leben der Thiere. Mit 16 Abbildungen. Glogau, Flemming. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Brockhaus, H., Die Sage von Nala und Damayanti nach der Bearbeitung des Somadeva herausgegeben. Leipzig, Hirzel. 4. 16 Ngr.

Claudius, M., Kleine Erzählungen. Mit 3 Illustrationen. Glogau, Flemming. 16. 10 Ngr.

Esche, Luise, Margareth. Erzählung. Barmen, Langewiesche. 1860. 16. 16 Ngr.

Glaubrecht, O., Neue Erzählungen aus dem Hessenlande. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1860. 8. 10 Ngr.

— — Herbstblätter. 1ster Band. — A. u. d. T.: Der Wachtelkorb. Erzählung. Mit 4 Illustrationen. Glogau, Flemming. Br. 8. 22½ Ngr.

Der Grundsatz der Nationalität und das europäische Staatensystem. Berlin, Springer. 1860. Lex.-8. 12½ Ngr.

Gundling, J., Satan Gold. Familiengeschichten. Leipzig, Herbig. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hayd, H., Das Buch Job. In gereimtem Versmaaße übersetzt und mit den nöthigen Erklärungen versehen. München. 8. 1 Thlr.

Heine, H., Poetische Werke. 1ster und 2ter Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1859—60. 8. à 1 Thlr. 15 Ngr.

Heyse, P., Vier neue Novellen. Berlin, Hertz. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Hildenbrand, K., Geschichte und System der Rechts- und Staatsphilosophie. 1ster Band. Das klassische Alterthum. Leipzig, Engelmann. 1860. Lex.-8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Hurter, F. v., Bild einer christlichen Fürstin. Maria, Erzherzogin zu Oesterreich, Herzogin von Bayern. Mit 1 Stahlstich. Schaffhausen, Hurter. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Jürgens, K., Deutschland im französisch-sardinischen Kriege vom Pariser Congreß 1856 bis zum Frieden von Villafranca 1859. 1ste Hälfte. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 24 Ngr.

Kallmeyer, T., Die Begründung deutscher Herrschaft und christlichen Glaubens in Kurland während des 13. Jahrhunderts. Riga, Kymmel. Gr. 8. 20 Ngr.

König's, G., Psalmenbilder. Ps. I. II. VIII. XXII. Gotha, Besser. Qu. Imp.-Fol. 3 Thlr. 15 Ngr.

Krais, F., Luxus. Komödie in fünf Akten. Stuttgart, Krais u. Hoffmann. 8. 1 Thlr.

Neues Düsseldorfer Künstler-Album. 1ter Jahrgang. 1860. Unter literarischer Redaction von Ellen. Düsseldorf, Lithographische Kunst-Anstalt. Gr. 4. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Laurencin, F. P. Graf, Dr. Ed. Hanslick's Lehre vom Musikalisch-Schönen. Eine Abwehr. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 20 Ngr.

Lepsius, R., Ueber einige Berührungspunkte der ägyptischen, griechischen und römischen Chronologie. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 26 Ngr.

Longfellow, H. W., Die goldene Legende. Deutsch von K. Keck. Leipzig, Wagner. 1860. Gr. 12. 1 Thlr.

Der Rathschreiber. Eine rheinische Geschichte. Mit 5 Bildern. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 16. 7½ Ngr.

Schlüter, C. B., Aussprüche der philosophirenden Vernunft und des gläubigen Herzens aus den Schriften des heiligen Augustinus. In Sinnsprüchen. Münster, Coppenrath. 16. 15 Ngr.

Schrumpf, C., Süd-Afrikanische Reise-Bilder. Tagebuch meiner Rückreise aus dem Innern Süd-Afrika's nach der Capstadt, in den Monaten Oktober, November und Dezember 1857. Straßburg. 12. 7½ Ngr.

Telschow, W., Gedichte. Leipzig, Veit u. Comp. 8. 15 Ngr.

Vincke, G. Freih., Gedichte. Berlin, Riegel. 1860. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Vogel's geographische Bilder zur Länder- und Völker-Physiognomik. 1ste Lieferung: Polarländer, Brasilien, die Schweiz. Imp.-Fol. Mit 1 Heft Erläuterungen in Lex.-8. Carlsruhe, Veith. 4 Thlr.

Plattdütsche Volks-Kalenner för 1860. Herutgeben vun F. Dörr. 3ter Jahrganck. Mit 6 Holtsnedn. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 10 Ngr.

Willatzen, P. J., Gedichte. Halberstadt, Briem. 1860. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wolf, F., Beiträge zur spanischen Volkspoesie aus den Werken Fernan Caballero's. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 14 Ngr.

Zionsklänge. Berlin. 64. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Erinnerungs-Blätter an die Feier von Schiller's 100jährigen Geburtstag am 10. November 1859. 1stes Heft. Weimar, Kühn. Qu. 16. 5 Ngr.

Fischer, K., Friedrich Schiller. Akademische Festrede zu Schiller's 100jährigem Geburtstage gehalten in der Collegienkirche zu Jena. Als Anhang einige Schriftstücke von Schiller's Hand, mitgetheilt aus dem Universitätsarchiv. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1860. Gr. 8. 10 Ngr.

Genée, R., Die Geburt des Dichters. Ein Festspiel zur 100jährigen Geburtstagsfeier Friedrich Schiller's. Danzig, Bertling. 8. 3 Ngr.

Gerber, W., Festrede an Schiller's hundertjährigem Geburtstag gehalten. Altona, Schlüter. Gr. 8. 3 Ngr.

Grimm, J., Rede auf Schiller, gehalten in der feierlichen sitzung der königlichen akademie der wissenschaften am 10. november 1859. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 10 Ngr.

Herwegh, G., Die Schillerfeier in Zürich. Prolog für die Fest-Vorstellung im Theater am 10. November 1859 gedichtet und gesprochen. Zürich, Meyer u. Zeller. Lex.-8. 4 Ngr.

Jacoby, J., Schiller der Dichter und Mann des Volks. Schillerfestrede, im Königsberger Handwerkerverein gehalten. Königsberg, Theile. Gr. 8. 5 Ngr.

Nacht und Morgen der Deutschen. Ein Morgenlied am Schillertage. Teschen, Prochaska. Gr. 8. 4 Ngr.

Schöne, I. F., Rede zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Friedrich's von Schiller, gehalten beim Festact des Gymnasiums zum Heiligen Kreuz zu Dresden am 10. November 1859. Dresden. Gr. 8. 5 Ngr.

Staedler, G. L., und L. Rudolph, Zur Erinnerung an Schiller's hundertjährigen Geburtstag. Zwei Vorträge, gehalten in der Festversammlung des jüngeren Berlinischen Lehrervereins am 9. November 1859. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 10 Ngr.

Teichmann, J. V., Zur Erinnerung an Schiller. Ein Vortrag zur Feier seines 100jährigen Geburtsfestes in der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache, am 20. October 1859 gehalten. Berlin, Decker. Lex.-8. 10 Ngr.

Des deutschen Volkes Größe und Einigkeit in seinen geistigen Heroen Friedrich von Schiller und Alexander von Humboldt. Zwei vaterländische Gedichte zur Feier von Friedrich von Schillers 100jährigem Geburtstage am 10. November 1859. Darmstadt, Jernin. Gr. 8. 2 Ngr.

Wiebasch, W., Wodurch ist Schiller der Lieblingsdichter der deutschen Nation geworden? Festrede, gehalten am 10. November 1859 bei der Schulfeier des Lyceums. Hannover, Rümpler. Lex.-8. 3 Ngr.

Ein Zeugniß gegen die Vorrede des pädagogischen Jahrbuchs für 1859 von A. Diesterweg und gegen dessen am 9. Mai 1859 gehaltene Rede im Hause der Abgeordneten. Für Lehrer und Schulfreunde. Breslau, Dülfer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Zur Geschichte der kurhessischen Verfassungswirren. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



